VI. Jahrgang. 1. Heft.



Ausgegeben im Oktober 1869. X A v R Brend'amour.

Monatlich ein starkes Heft mit vielen Illustrationen. Preis des Heftes 6 Sgr., vierteljährlich 18 Sgr.

Inhalt des ersten Heftes.

VI. Jahrgang. 1870.



Herausgegeben von Dr. Robert König.

Inhalt.

1,00

Am Familientische.

Illustrationen.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

VI. Jahrgang. Ausgegeben am 2. October 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1869 bis dahin 1870. **1870 № 1.**

Kloster Roßdyk.

Novelle von Hans Tharau.

I.

Die Linden rauschen leise im Sommerwind, und unter den Kastanienbäumen liegt dunkler Schatten, tief und still. Der Duft der blühenden Haide erfüllt die Luft, und zarte weiße Sommerfäden glänzen im Sonnenschein.

Mit fröhlichem Gezwitscher umkreisen die Schwalben das hohe Schieferdach des alten Klosters Roßdyk, das seitabwärts von der Landstraße und von dem kleinen Dorfe gleichen Namens liegt, inmitten einer lieblich hügelichten Landschaft Westfalens.

Es ist ein stattliches, grauweißes Gebäude, ernst und schmucklos, im Styl des fünfzehnten Jahrhunderts und scheint in seiner Einsamkeit eine höchst geeignete Zufluchtsstätte für solche, die in klösterlicher Abgeschiedenheit der Welt und ihren Versuchungen sich entziehen wollen.

Doch sind es keine unwiderruflichen Gelübde, die dieses Hauses Bewohner an seine Mauern fesseln, und wenn die Abendglocke ruft, so sieht man nicht mehr, wie einst, schwarzbekleidete Frauengestalten mit Schleier und Rosenkranz über den stillen Klosterhof ziehen.

Aus den weitgeöffneten Fenstern eines geräumigen Zimmers im Erdgeschosse dringen zwar Frauenstimmen heraus, sie erheben sich aber über den vorschriftsmäßigen Ton streng klösterlicher Sitte, und wenn wir uns die Sprecherinnen näher betrachten, so werden wir bald erkennen, daß wir es hier mit keinem bindenden Schwesterorden zu thun haben.

Um den runden Tisch inmitten des Zimmers sind mehrere Damen versammelt, die dampfenden Kaffeetassen stehen vor ihnen, und sie sind größtentheils mit Handarbeiten beschäftigt.

„Ich werde den alten Werner doch recht vermissen,“ sagt eben nach einer Pause eine ältere Dame, „und es wird gewiß lange Zeit dauern, bis ich mich an den neuen Verwalter gewöhne.“

Die Redende, in einem bequemen Sessel sich zurücklehnend, nahm bei den Worten ihre Tasse in die Hand und rührte nachdenklich mit dem Löffel darin herum.

Sie war eine kleine, zarte Gestalt, mit feinen, etwas leidenden Zügen, doch lag viel Leben in den scharfen, blauen Augen und die schmalen Lippen hatten einen energisch festen Ausdruck. Eine schlichte Haube bedeckte das leicht ergraute Haar, und das dunkle seidene Kleid war von einfachem, wenn auch modernem Schnitt.

Neben ihr, eifrig strickend, saß eine kerzengrad aufrechte Gestalt, mager und bleich, in tadellos geordneter Toilette, aber alles an ihr so steif und ohne Grazie, daß man meinen könnte, ihr Körper diene nur als Kleiderstock. „Ja, ja!“ sagte sie, in Antwort auf die Bemerkung der ersten Sprecherin bedenklich den Kopf schüttelnd, „Sie sollen sehen, Frau Aebtissin, es wird mit dem jungen Menschen nicht gehen, das sage ich Ihnen im voraus! Ach, es ist gar zu fatal, daß sich niemand Passenderes fand! — Ueberhaupt wollte ich, Sie versuchten es, auf meinen Rath hin, mit einer tüchtigen Haushälterin statt eines Verwalters, das wäre viel mehr comme il faut, die Männer heutigen Tages — — —“

Ein wahres Allegro agitato von weiblichen Stimmen unterbrach hier die Sprecherin, bis endlich ein schrilles Solo sich mit den Worten Bahn brach: „Nein, liebes Fräulein von Lauch, das können wir nicht dulden, daß Sie immer und immer wieder Anklagen gegen das stärkere Geschlecht erheben, man bekommt ja wirklich Furcht, angesteckt zu werden von Ihrer Männerfeindschaft! und was mich betrifft, so gestehe ich offen, daß ich nicht weiß, was aus mir würde, wenn man mir jetzt schon meine Ideale zerstörte!“ Die Redende hatte die letzten Worte mit vielem Pathos gesprochen und warf einen schüchternen Blick im Kreise umher, ehe sie ihn wieder auf ihre Arbeit senkte.

Das Fräulein Adelgunde von Nordenstern war, wie man auf den ersten Blick erkennen konnte, mit einer einzigen Ausnahme, das jüngste Mitglied des hier versammelten Kreises, und so war es denn wohl verzeihlich, daß sie, wenngleich von den Vierzigen nicht weit entfernt, sich noch gerne auf den Benjamin spielte. Ihr treues Festhalten an der Göttin der Jugend hätte eigentlich diese bewegen sollen, etwas nachsichtiger mit dem wirklich nicht unschönen Gesicht ihrer Anbeterin umzugehen. Die Krähenfüße an den Augen und Mundwinkeln, die gar zu scharf zugespitzte Nase und der magere

Hals stimmten nicht ganz zu dem jugendlichen Ensemble, und die drei langen, an jeder Seite herabhängenden blonden Locken hatten im Lauf der Zeit nicht wenig von ihrer Fülle eingebüßt. Trotz alledem war Fräulein Adelgunde eine nicht üble Erscheinung und that wohl daran, Milch und Wasser statt des Kaffees zu trinken, um ihren zarten Teint zu schonen.

Die Erstgenannte, von den übrigen Damen als „Frau Aebtissin" Angeredete, nahm jetzt wieder das Wort. Ihre kleinen Augen blitzten munter, und ihren Mund umzog ein feines Lächeln, indem sie sich an die Männerfeindin wandte: „Ich glaube nicht, daß es ginge, liebe Sophie," sagte sie bestimmt, „wenn wir zu der Haushälterin, die wir für das Kloster selbst brauchen, noch eine zweite für die Oekonomie anstellten, es ist da eine männliche Hand durchaus nöthig; hoffen wir, daß die Wahl des Herrn Normann eine glückliche gewesen."

Die Frau Aebtissin — wir ziehen es vor, sie hier meistens bei ihrem gebräuchlichen Titel, lieber als bei ihrem Namen, Fräulein von Brunneck, zu nennen — schien es zu wünschen, die Sache fallen zu lassen, zumal Fräulein von Lauch durch die ihr widerfahrene Opposition etwas piquirt war und mit ihrem Schoßhündchen, dem dicken Philo, ein sehr ominöses flüsterndes Zwiegespräch hielt, wovon nur bisweilen das Wort „fatal!" die Ohren der Umgebung erreichte.

Eine glückliche Diversion bewirkte die mit einer wahren Stentorstimme über den Tisch gerufene Frage einer sehr corpulenten Dame: „Sagen Sie einmal, liebste Nobeltitz, wie war es denn auf der Hochzeit? ich habe Sie ja noch gar nicht gesprochen seit Ihrer Rückkehr; waren Sie recht vergnügt?" Fräulein von Kassel war etwas schwerhörig, und kam es wohl daher, daß sie alle andern Menschen anschrie, als theilten sie dasselbe Gebrechen. Daß sie selbst taub sei, gab sie nie zu, wohl aber äußerte sie oft ihren Aerger darüber, daß alle Welt so undeutlich spräche. Mit dieser alleinigen Ausnahme war sie das Wohlwollen und die Herzensgüte selbst. Sie konnte lachen, daß ihre ganze runde Persönlichkeit erschüttert wurde und gerieth dabei gewöhnlich in heftiges Husten.

Auch jetzt, wo Fräulein von Nobeltitz auf ihren Wunsch sich neben sie gesetzt und ihr von der Hochzeit ihres Bruders erzählte, ertönte das Lachen, das, wie gewöhnlich, in krampfhaften Husten überging, bis ihr die hellen Thränen in den Augen standen.

„Ei, ei, beste Nobeltitz!" rief sie, als sie etwas zu Athem gekommen, „die neue Schwägerin ist Ihnen also nicht gelehrt genug?"

„Das habe ich nicht gesagt," erwiderte die Angeredete in etwas beleidigtem Ton, „ich sagte nur, sie sei unbedeutend und ich könne nicht recht begreifen, wie mein Bruder an einem solchen Wesen Befriedigung finden kann. Doch, es ist ja gut," setzte sie hinzu, indem sie ihren leichten Kaschmirshawl höher um die Schultern zog, „es ist ja ein wahres Glück, wenn man nicht gar zu anspruchsvoll ist, man geht gewiß viel leichter durchs Leben; ich, zum Beispiel, mit meinem intensiven Bedürfnisse nach geistiger Anregung, nach innerem Verständniß, ich würde an Adolfs Stelle verkommen, verschmachten neben dieser hausbackenen Frau!" Der Shawl wurde noch höher heraufgezogen, und das Fräulein wickelte und wiegte sich förmlich darin ein.

Fräulein Philippine von Nobeltitz hielt viel auf animalische Wärme und trennte sich selbst im Hochsommer nie von ihrem Kaschmirshawl; im Winter verschwand dieser unter unzähligen Jacken und Mänteln, und war es alsdann keine kleine Aufgabe, das gelehrte Fräulein nach einem Gang ins Freie oder auch nur durch die langen Corridore des Klosters aus ihrer Verhüllung herauszuschälen.

„Na, na!" sagte Fräulein von Kassel mit bedeutungsvollem Kopfnicken, „wenn sie nur selbst das Backen und Brauen versteht, so wird es schon mit dem „Hausbacken" keine Noth haben! — — Bitte, Elisabethchen, noch eine Tasse Kaffee, ich hatte heute wieder einmal einen leichten Magenkrampf, dagegen ist eine Tasse Kaffee das beste Mittel. — Was sagst Du, Kind? lahm? nein lahm bin ich gar nicht mehr, ich habe meinen Rheumatismus lange nicht gehabt; ach so, Rahm, meinst Du, Du mußt nicht so undeutlich sprechen; nein, ich danke für Rahm; schwarzer Kaffee, sagte der selige Hofrath Berg immer, schwarzer Kaffee ist eine wahre Medicin!"

Ein junges Mädchen hatte sich von einem kleinen Nähtische am Fenster erhoben, wo sie bis jetzt ziemlich schweigsam gesessen, und machte die Honneurs von Kaffee und Kuchen; doch jetzt, [illegible] sie die Damen alle bedient hatten und diese von neuem sich in eifrige Gespräche einließen, nahm sie einen runden Strohhut von einem nahen Stuhle und schlüpfte unbeachtet durch die halbgeöffnete Glasthüre ins Freie. Einige Augenblicke horchte sie noch von dem Gärtchen aus nach dem offenen Fenster hin, da sie sich aber nicht gerufen hörte, öffnete sie das kleine Gitterthor und flog, wie ein Reh, das die Verfolger fürchtet, hinaus, erst quer durch den schattigen Klosterhof, dann über die gepflasterte Brücke, welche den „Dyk" oder Teich überspannend, das Kloster mit der Landstraße verband, und dann feldeinwärts, auf einen lieblich bewaldeten Hügel zu.

Betrachten wir uns die junge Wanderin. Mit leichtem und doch festem Schritt geht sie einher, als sei es ihr eine Lust, recht hinauszuschreiten in die weite, schöne Gotteswelt.

Sie mag wohl kaum über achtzehn Jahre sein, von schlankem Wuchs, und der Kopf — sie hat auf dem schattigen Wege den Hut noch in der Hand behalten — ist klein und schön geformt. Das dunkelbraune Haar, das wellig auf den Schläfen liegt, ist hinten kunstlos, aber mit richtigem Geschmack in einen starken griechischen Knoten verschlungen. Die feingebogene Nase mit den kleinen, starkgeschwungenen Nasenlöchern, harmonirt gut mit der intelligenten Stirne. Die Augen, groß und leuchtend, sind von der Farbe des Haares, und die langen, dunkeln Wimpern könnten mitsammt den schwarzen Brauen ihnen einen melancholischen Ausdruck geben, doch ist dies bei den rosigen Lippen und den schalkhaften Grübchen unmöglich, und das warme, brünette Colorit zeugt von Jugendfrische und Fröhlichkeit. Sie paßt so recht in die Landschaft hinein, die braune blühende Maid, mit dem sonnigen Lächeln, und wie sie jetzt ins Haideland hinausstritt und sich einen prächtigen Strauß duftender Eriken in den Gürtel steckt, ist sie in ihrem einfachen Sommerkleide gar lieblich anzuschauen.

Ihr selbst scheint es recht fröhlich zu Muthe zu sein. „Gott sei Dank!" ruft sie laut mit heller, jauchzender Stimme, „jetzt kann man doch wieder Athem schöpfen!" Mit schnellen Schritten geht es jetzt den hügelichten Pfad hinan, bis sie, oben angekommen, sich in die Haide niederwirft.

Auch Elisabeth hatte ihre Träume — welches junge Herz hätte sie nicht? — und in diese versunken, am Bergesabhang gelagert, achtete sie es nicht, wie die Zeit verstrich und die Sonne sich immer tiefer neigte, bis sie plötzlich gewahr wurde, daß deren Strahlen durch einen dunkeln Gegenstand unterbrochen wurden. Sie blickte auf und fuhr ein wenig zusammen, als sie den schönen Kopf eines großen Neufundländers dicht vor sich sah. Das Thier schien nicht weniger überrascht, als sie und blickte sie starr an. Gleich darauf theilte sich die Haide von der andern Seite, und ein ganz ähnlicher Kopf schaute sie eben so neugierig und verwundert an.

„Ei!" rief Elisabeth aufspringend, „wie viele Hunde gibt's denn hier?"

„Nur zwei!" antwortete eine Männerstimme hinter ihr.

Elisabeth wandte sich rasch um.

„Hierher! Kastor, Pollux!" rief die Stimme wieder, und augenblicklich standen die Hunde neben ihrem Gebieter, leckten ihm die Hände und sahen fragend zu ihm empor.

Es war ein junger Mann, wohl in den Zwanzigen, von mittlerer Größe, breit und kräftig gebaut. Reiches, blondes Haar und gleicher Bart umgaben ein Gesicht, das, ohne schön zu sein, höchst angenehm und anziehend genannt werden konnte. Die Züge waren nicht besonders regelmäßig und die Augen sprachen [illegible] viel durch Farbe und Schnitt, wie durch ihren Ausdruck [illegible] blickten so gradaus und offen in die Welt. Die Ge[illegible], wie es schien, mehr durch vielen Aufenthalt im Freien als [illegible] Natur gebräunt, denn als er jetzt den Strohhut lüftete, erblickte Elisabeth eine sehr weiße Stirne.

„Verzeihen Sie, wenn meine Hunde Sie erschreckt haben," sagte der Fremde höflich, „wir ahnten nicht — —"

„Sie haben mich gar nicht erschreckt," antwortete Elisabeth, wiewohl ihre Farbe etwas gestiegen war, „ich habe keine Nerven!"

Ein lachender Blick flog von dem Unbekannten zu ihr hinüber, doch sie bog etwas stolz den Kopf zurück und wollte vorübergehen.

„Darf ich das gnädige Fräulein bitten, mir den kürzesten Weg nach Kloster Roßdyk anzuweisen?" frug der Fremde

„Hier rechts, den ersten Pfad hinunter, dann immer grade aus!“

Er hob noch einmal dankend den Hut und verschwand auf dem angegebenen Pfade; der eine Hund dicht hinter ihm her. Der andere blieb noch einen Moment mit umgewendetem Kopfe stehen, Elisabeth nachdenklich betrachtend; plötzlich machte aber auch er sich auf und setzte mit großen Sprüngen seinem Herrn nach. „Also wirklich der neue Verwalter!“ dachte Elisabeth, „ist das ein Unterschied gegen den alten Werner! Doch Tante sagte ja, er sei von guter Familie und nur zu seinem Vergnügen Landwirth. Was wird Fräulein von Lauch sagen, wenn sie ihn sieht!“ und wieder lachte sie herzlich vor sich hin und sprang lustig einen anderen steileren Weg hinunter, der gleichfalls in die Ebene führte.

Den Unbekannten, den sie aber richtig errathen hatte, hielt sie in einiger Entfernung im Auge, und als sie sah, daß er nicht gleich auf das Kloster selbst zuging, sondern nach den Oekonomiegebäuden abbog, eilte sie durch das Gärtchen der Aebtissin auf deren Zimmer zu.

Als sie an der Glasthüre ankam, durch welche sie vorhin herausgetreten, entfernten sich gerade die letzten Damen nach beendigter Kaffeevisite, und Elisabeth beobachtete mit schalkhaftem Lächeln, wie Fräulein von Lauch und Fräulein von Nobeltitz sich an der Thüre, die auf den Corridor führte, becomplimentirten.

„Bitte, bitte, nicht vor Ihnen, liebe Lauch!“ sagte verbindlich Fräulein von Nobeltitz.

„Ich folge Ihnen!“ versicherte diese mit steifem Knix; schließlich mußte das gelehrte Fräulein mit dem Kaschmirshawl sich zum Vortritt entschließen; Fräulein von Lauch und Philo folgten ihr gravitätisch nach.

„Tante!“ rief Elisabeth lachend und sprang zu der einsamen Aebtissin hin, „der neue Verwalter ist da, und der Himmel ist dem frommen Kloster günstig; wir treten in das Zeichen Kastor und Pollux!“

II.

Der Tod des alten Verwalters und die Wahl eines neuen waren allerdings für die Bewohnerinnen des adligen Fräuleinstifts Roßdyk keine unbedeutenden Ereignisse gewesen.

Nicht ohne Bedenken hatte sich die Aebtissin dazu entschlossen, einem so jungen Manne, wie Normann es war, diesen Vertrauensposten zu übergeben. Doch die Jahreszeit, wo so viele Feld- und Gartenarbeiten der Aufsicht bedurften, machte es unmöglich, die Stelle lange unbesetzt zu lassen; — passendere Bewerber hatten sich nicht gemeldet, und Normann selbst war durch gemeinsame Bekannte als durchaus fähig und zuverläßig aufs wärmste empfohlen worden. Von achtbarer bürgerlicher Familie und mit der Aussicht auf ein ansehnliches Vermögen, trieb allerdings Normann insofern die Landwirthschaft „zum Vergnügen“ — wie Elisabeth es bezeichnet hatte —, daß er nicht so viel des Erwerbes halber, sondern zu seiner eigenen Ausbildung, eine dergleiche Stellung annahm, um sich auf die Zeit vorzubereiten, wo er voraussichtlich das in einer benachbarten Provinz gelegene Gut seines Vaters übernehmen würde.

Er war ein durchaus gebildeter junger Mann, und die Aebtissin erkannte sofort mit richtigem Verständnisse, daß der Umgang mit ihm auf einen ganz anderen Fuß gestellt werden müsse, als es mit dem vorhergehenden treuen, aber weniger gebildeten, alten Verwalter der Fall gewesen.

Ob und inwiefern die übrigen Damen diese neue Lage der Dinge anerkennen und wie sie sich darin finden würden, machte der [illegible]en Aebtissin nicht viel Kopfzerbrechen; sie war es gewohnt — die [illegible], energische Frau —, in den meisten Dingen ihren eigenen Weg [illegible]ehen, mochten die andern sich dann den ihren nach Gutdünken [illegible]wagen.

[illegible] erste Eindruck, den Normann auf sie machte, war ein durchaus befr[illegible]igender und bestätigte vollkommen die Empfehlungen, die ihm von zuverlässigster Seite vorangegangen waren. Ein längeres Gespräch mit ihm bekräftigte sie in ihrer Meinung — sie fühlte sich überzeugt, daß ihre Wahl eine glückliche gewesen.

Nur über einen Punkt schien die Aebtissin noch nicht ganz mit sich im Klaren zu sein, und dieser beschäftigt sie offenbar am Tage nach dem, an welchem wir sie zuerst gesehen, wo sie an einem ihrer sonnigen Fenster, wie gewöhnlich vormittags, nach Beendigung der dringendsten Geschäfte in ihrem bequemen Lehnstuhl vor Tisch eine Stunde ausruht. Ihr Blick ist auf den kleinen Garten gerichtet, welcher, wie wir schon wissen, grade vor ihren Fenstern nach dem Klosterhof zu liegt. Die Gärtchen der übrigen Damen — denn jede Einzelwohnung hat auch ihr besonderes Gärtchen — liegen hinter dem Klostergebäude.

Ihre Nichte Elisabeth ist dort mit dem Anbinden einiger Pflanzen beschäftigt, und der neue Verwalter, der so eben die Aebtissin verlassen und durch die Glasthüre hinausgetreten ist, scheint ihr dabei behilflich zu sein.

Wie würde wohl der Umgang zwischen Elisabeth und dem Verwalter sich gestalten? welche Folgen könnte er mit sich führen? Das waren die Fragen, die schon vor Normanns Ankunft — jetzt aber plötzlich mit neuer Lebendigkeit sich der Aebtissin aufdrangen.

Elisabeth von Brunneck war erst seit kurzem eine Mitbewohnerin des Klosters. Ihr Vater war ein jüngerer Bruder der Aebtissin, und Elisabeth die älteste von acht Kindern. Die eigene Mutter war früh gestorben, und eine Stiefmutter hatte dem eben erwachsenen Mädchen das Leben nicht allzu leicht gemacht, wenn sie auch deren frische, fröhliche Natur nicht hatte beeinträchtigen können. Die Verhältnisse waren klein; des Vaters Adelstolz hatte denselben keinen Weg sehen lassen, auf irgend eine Weise sein geringes Einkommen zu vergrößern, und so hatte das Anerbieten der Aebtissin, Elisabeth wenigstens auf eine Zeitlang zu sich zu nehmen, bei den Eltern sofort Zustimmung gefunden.

Elisabeth selbst hatte die Einladung auf das Kloster mit Freude begrüßt, hauptsächlich wohl aus jugendlicher Liebe zur Veränderung und weil sie aus den schon angedeuteten Gründen zu Hause sich nicht wohl fühlte, dann aber hatte sie von jeher einen neugierigen Blick in das Stiftsleben zu werfen gewünscht, von dessen Vorzügen die Tante bei ihren gelegentlichen Besuchen immer so viel zu erzählen wußte. Auch besaß sie, bei aller Frische und Lebenslust, einen starken Hang zur Romantik und hatte sich einen Aufenthalt in dem alten, vormaligen Nonnenkloster, inmitten der malerischen Umgegend, gar ideal und poetisch vorgestellt.

Die Wirklichkeit hatte — wie dies ja im Leben so oft der Fall — diese Illusionen zerstört. Ein paar Sommermonate hatten hingereicht, um Elisabeth manche Schattenseiten des Stiftlebens erkennen zu lassen. Die Einförmigkeit der Lebensweise, die Einseitigkeiten und Eigenthümlichkeiten, die sich in einem solchen, nur aus weiblichen Elementen geformten Kreise entwickelten, hatten die junge Phantastin ernüchtert. Doch war ihre Natur eine zu gesunde, ihr Gemüth ein noch zu kindlich unbefangenes, als daß sie diese Enttäuschungen mehr als vorübergehend schmerzlich berührt hätten. Ihr guter Humor half ihr über manches hinweg, was andere schwerer überwunden hätten, sie lachte über vieles, das ihr absonderlich und kleinlich vorkam, lieber, als daß sie sich darum grämte. Auch war es ja so schön um sie her draußen in Wald und Feld und auf ihren geliebten, haidebewachsenen Bergen, und die Tante hatte ihr volle Freiheit gelassen, herumzustreifen nach Herzens Lust.

Tante und Nichte standen überhaupt recht gut zu einander. Die Aebtissin hatte Freude an des Mädchens heiterem Temperamente, und Elisabeth verehrte und liebte ihre Tante von Herzen. Daß sie sich aber doch nicht sehr nahe kamen, rührte vielleicht daher, daß sie innerlich eine zu große Aehnlichkeit mit einander besaßen: in beider Charakter lag unter äußerer Lebendigkeit — ihnen selbst vielleicht halb unbewußt — eine große Verschlossenheit verborgen, und daher kam es denn auch wohl, daß diese beiden Naturen sich bei allem Liebhaben eigentlich fremd blieben.

Einen gleichaltigeren, jugendlichen Umgang vermißte deshalb die an einen großen Geschwisterkreis Gewöhnte täglich mehr und mehr, und die kluge Aebtissin erkannte es aus eben diesem Grunde wohl, warum das einzige jugendliche Wesen, mit welchem sie in Berührung kam, ihrer Nichte in gewisser Beziehung näher treten mußte, als es sonst bei Normanns Stellung der Fall gewesen wäre. Inwiefern die Voraussetzungen sich verwirklichen würden, oder nicht, konnte sich erst durch die Zeit entscheiden. Die Aebtissin baute viel auf den Adelsstolz, in welchem Elisabeth aufgewachsen war, und hoffte, daß schon dieser allein sie vor unpassendem Benehmen bewahren würde. Jedenfalls, so schloß Fräulein von Brunneck ihre Betrachtungen an ihrem Fenstersitz, jedenfalls wollte sie die Augen offen halten und scharf beobachten und das ihr anvertraute junge Herz möglichst vor Gefühls- oder anderen Verirrungen bewahren.



Hausmusik in

Nach dem Gemälde von O. Erdman



Rococozeit.

übertragen von L. Heitland.

Draußen, im Garten der Aebtissin, war indessen die Conversation eine recht lebhafte geworden; von Blumen war man auf andere Gegenstände gekommen.

„Aber wie kam es denn," sagte Elisabeth, „daß Sie, wie Sie sagen, gestern auf dem Berge gleich wußten, wer ich sei?"

Normann war eben beschäftigt, eine schöne, tiefgelbe Georgine an ihre Stange festzubinden. „Ich könnte, nach Ihrer Bemerkung von vorhin, an Sie dieselbe Frage stellen," antwortete er heiter, „doch will ich mittheilsamer sein, als Sie, gnädiges Fräulein. Ich erkannte Sie nach der Beschreibung, die meine Schwester mir von Ihnen gemacht hatte."

„Ihre Schwester?" frug Elisabeth erstaunt.

„Ja wohl," fuhr er fort, „meine Schwester war Pensionärin in der Anstalt in M., welche Sie als Externe besuchten; Sie erinnern sich ihrer wahrscheinlich nicht, allein Sie hatten in ihrem Gedächtnisse ein sehr lebhaftes Bild hinterlassen, und — — —"

„Ich erinnere mich sehr wohl eines jungen Mädchen Ihres Namens," unterbrach ihn Elisabeth, „allein ich war nicht darauf gekommen, sie mit Ihnen in Verbindung zu bringen, ich — —" Elisabeth war sichtlich verlegen geworden und erröthete lebhaft, indem sie ihre Augen, die sie erst weitgeöffnet mit erstauntem Blick auf Normann gerichtet, niederschlug.

„Das konnte ich auch nicht verlangen," sagte er, und in seinen Augen blitzte es schalkhaft auf; „wie konnten Sie erwarten, gnädiges Fräulein," fuhr er humoristisch fort, „daß der Verwalter Ihrer Tante so frei sein könnte, seine Schwester in derselben Pension mit Ihnen erziehen zu lassen?" Der feine Spott hätte, unter anderen Umständen, Elisabeth vielleicht beleidigt, doch war sie augenblicklich zu sehr verwirrt durch die Erinnerungen, die Normanns Worte hervorriefen, um auf ihren Sinn tiefer einzugehen.

Sie entsann sich dessen genau, wie sie und ihre gleichfalls adeligen Mitschülerinnen sich stets von den „Bürgerlichen" fern gehalten und jeglichen Umgang mit ihnen als nicht standesgemäß vermieden hatten.

„Ich — wir sind nicht in nähere Berührung gekommen," sagte sie, die letzte Bemerkung des Verwalters nur durch noch tieferes Erröthen beachtend, „ich besuchte nur kurze Zeit die Pension, und Pensionärinnen und Externe bleiben einander oft fremd; außerdem war Ihre Schwester, glaube ich, älter als ich?"

„Lina ist jetzt zwanzig Jahre alt," erwiderte Normann, „doch ich wollte nicht von ihr sprechen, sondern von Ihnen," fuhr er fort, es fast bereuend, daß er sich durch einen Scherz hatte verleiten lassen, Elisabeth in so peinliche Verlegenheit zu stürzen.

„Als ich meiner Schwester den Namen der Frau Aebtissin bei meiner Uebernahme dieser Stelle nannte, erinnerte sie sich sogleich, daß eine Ihrer Verwandten Stiftsdame sei, und daß davon in der Pension die Rede gewesen, daß Sie dieselbe besuchen würden; es war nicht schwer, beides zu combiniren, und sie machte mir eine ausführliche Beschreibung von Ihnen, falls das Glück mich hier mit Ihnen zusammenführen sollte."

Elisabeth hatte sich während der Zeit von ihrer Verwirrung erholt und ärgerte sich ihrerseits im Stillen, daß sie sich dieselbe hatte merken lassen. Der dumme Verwalter, der sich mit einer Sicherheit, als ob er ihres Gleichen sei, mit ihr unterhielt, konnte am Ende meinen, sie schäme sich hinterher, daß sie den Umgang mit seiner Schwester vermieden! Doch was war da zu machen? Das Schlimmste bei der ganzen Sache aber war, daß Elisabeth in ihrem innersten Herzen wirklich anfing, sich dessen zu schämen; Lina Normann war immer so freundlich entgegenkommend gegen sie gewesen und hätte eine weniger kalte Gegenhaltung verdient. Elisabeth konnte die treuherzigen Augen nicht vergessen, mit welchen sie sie angeblickt, und, nun sie darauf gebracht war, ja, es waren doch ganz des Bruders Augen, nur daß bei dem Verwalter ein paar schalkhafte Linien um die Winkel spielten, die der blonden Lina nicht angehörten.

Normann hatte unterdessen mehrere Ranken wilden Weines an der kleinen Laube befestigt, eine Arbeit, mit welcher er Elisabeth beschäftigt gefunden. „Aus dem kleinen Stückchen Garten hier ist alles Mögliche gemacht," sagte er nach einer Pause, „das ist wohl Ihrer Pflege zu verdanken, gnädiges Fräulein?"

„O nein," sagte Elisabeth, „im Gegentheil findet Tante, daß ich ihr meistens etwas verderbe, wenn sie mir im Garten eine Arbeit anweist; ich mache mir auch nichts aus der Gartenkunst, ich liebe nur Feldblumen und alles, was draußen auf den Bergen und in den Feldern frei für sich hinblüht, ob die Menschen es gar Unkraut nennen oder nicht. Aber die Tante ist eine große Floristin, und man kann ihr keinen größeren Gefallen thun, als wenn man sich ihrer Blumen annimmt. Die Gärtchen der anderen Damen sind auch nie halb so schön wie dieses."

„So hat jede Dame ihren kleinen Garten?" frug Normann, „und überhaupt ihre eigene Wohnung?"

„Gewiß!" antwortete Elisabeth, ihre erstaunten Augen zu ihm aufhebend, „das wissen Sie nicht?"

„Entschuldigen Sie meine Unwissenheit, gnädiges Fräulein," sagte der Verwalter, „und erbarmen Sie sich zugleich derselben, ich komme mir eigentlich seit gestern vor, wie ein verwunschener Prinz, der in ein verzaubertes Schloß kommt, worin noch alle Einwohner unter dem Einfluß eines Schlaftrunkes gefesselt liegen, denn als ich heute morgen mit der Frau Aebtissin die Runde durch alle Anlagen und Nebengebäulichkeiten machte, stießen wir, außer den Bediensteten, auf kein lebendes Wesen."

„Das glaube ich," erwiderte Elisabeth lachend, sie hatte ganz ihre gewohnte Natürlichkeit wieder gewonnen, „des Morgens bleiben die Damen meist auf ihren Zimmern, nur einige machen ganz früh einen Gang ins Freie, die anderen gehen erst um diese Zeit ungefähr aus, wenn sie schon Toilette zu Tisch gemacht haben."

„Und wie bringen die Damen wohl den Morgen zu?" frug Normann, neugierig.

„Nun, sie stehen meist früh auf, um sieben ist Andacht hier neben in der Klosterkirche, dann frühstückt jede für sich, dann wird gelesen, geschrieben, oder Paramentik getrieben, und dann, — —"

„Paramentik?" wiederholte Normann, „gnädiges Fräulein, wenn Sie fremdländische Worte gebrauchen, so muß ich Sie ersuchen, für einen armen Unwissenden zugleich die deutsche Uebersetzung hinzufügen!"

„Ach, Sie wissen nicht, was Paramentik heißt?" erwiderte Elisabeth lachend, „ja, was das Wort eigentlich bedeutet, weiß ich auch nicht, aber so viel weiß ich doch," setzte sie, sich zum Ernste zwingend, hinzu, „Paramentenarbeiten sind schöne Stickereien für Kirchen, Altardecken, Teppiche u. s. w., alle wundervoll in Gold und Seide gestickt."

„Ah! ich verstehe," sagte Normann mit ernsthaftestem Gesicht, und um die Augen zuckte es verrätherisch, „und Sie widmen sich auch dieser Beschäftigung?"

„Ich? O nein, ich bin dazu viel zu ungeschickt. Tante hat es früher viel gethan, als ihre Augen noch stark waren, und von meiner Großtante, der früheren Aebtissin, sind noch schöne Stickereien in der Kirche zu sehen."

„Ihre Großtante war ebenfalls Aebtissin?"

„Ja wohl. Roßdyk ist eine Stiftung unserer Familie, es muß also immer eine Dame unseres Namens Aebtissin sein."

„Wirklich?" erwiderte Normann mit Interesse und setzte dann mit seinem humoristischen Lächeln hinzu, „wer weiß, gnädiges Fräulein, ob Sie selbst sich nicht dereinst zu diesem hohen Amte erheben?"

„Nein, ich danke!" versetzte Elisabeth schnell, „ich fühle dazu gar keinen Beruf."

„Das freut mich," antwortete der Verwalter unwillkürlich, und Elisabeth ärgerte sich wieder in dem Bewußtsein, daß sie roth geworden; sie nahm schnell ihre Gartenscheere und was sie sonst bei sich geführt, zusammen und entfernte sich nach kurzem Gruß, mit der Bemerkung, daß ihre Tante sie erwarten würde.

Normann sah auf die Uhr, und sich einen Vorwurf machend, daß er sich erlaubt, so lange zu plaudern, eilte er aus dem Garten.

Elisabeth ging langsamen Schrittes bis zur Glasthüre. „Nun Tante," sagte sie eintretend, „unterhaltender als der alte Werner ist der neue Verwalter jedenfalls, und ganz gebildet."

„So lange sie ihn in einem Athem mit dem alten Werner nennt, kann ich außer Sorge sein!" sagte die Aebtissin zu sich selbst und legte sich erleichtert in den Sessel zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Rococco.

Von **Georg Hiltl.**

(Zu dem Bilde auf S. 4 und 5.)

Es ist noch vollkommen still in dem prächtigen alten Hause, welches auf die breite Straße der ehrwürdigen Reichsstadt mit seinen acht hohen Fenstern blickt. Die Treppen sind mit Binsen bestreut, und im großen, wohnlichen Flur des Hauses verbreitet die sechseckige Laterne, welche von der Decke herabhängt, einen behaglichen Schimmer. Zuweilen nur geht ein Diener, in einfache, aber saubere Livree gekleidet, durch diesen stillen Raum, eilt die Treppe hinauf und öffnet leise die an derselben liegende Thüre, worauf er in das Zimmer hinein verschwindet. Wenn man durch diese Thüre huscht und dadurch in das Vorzimmer gelangt, so sieht man einen trefflich gearbeiteten Kamin aus dem besten Steingut. Die beiden Seitenpfeiler desselben stellen Muschelwerk dar, das sich in den verschiedensten Windungen und Schnörkeln bis zur Kaminplatte hinaufreckt, wo es dann in ein Gewirr von Blättern, Ranken und Schnecken ausläuft. All diese Schnörkel sind zierlich mit Goldfäden durchzogen, und über dem Kamine ist ein prächtiger Spiegel in Quecksilberrahmen angebracht, vor demselben tickt eine reich verzierte Uhr.

Wenn man aus dem Vorzimmer in das nächstliegende Gemach tritt, so befindet man sich in einem kleinen Saale. Er ist ganz weiß in der Farbe gehalten. Aber die holzgetäfelten Wände zeigen hie und da Füllungen, welche mit zierlichem blauen Anstrich versehen sind und mit feinen geschnörkelten Leisten sich gegen die weißen Flächen absetzen. Inmitten des kleinen Saales steht eine gedeckte Tafel. Einige Schritte weiter, und der Lauscher tritt in ein drittes Zimmer. Der schachbrettartig getäfelte Fußboden glänzt in seiner schönen braunen Farbe so hell und sauber, daß die Lichter des Kronleuchters sich in den Holzwürfeln spiegeln. Die Wände dieses Gemaches sind wie die des Speisesaales in Felder getheilt, aber die Umrahmung dieser Felder ist reicher und doppelt so breit, als dort im Saale. An der Decke hängt der vielarmige Kronleuchter aus dem feinsten, im Feuer vergoldeten Messing geformt und mit Krystallbreloques versehen, die viele hundert farbiger Blitze schießen. Tische mit Marmorplatten, welche in Holz reich geschnitzte Füße tragen, ein Kamin aus dunklem Marmor, auf seiner Platte Porzellanfigürchen, dahinter wieder ein Spiegel, schwellende Lehnsessel und elegant geschweifte Fußbänke — bilden das reizende Ameublement dieses wohnlichen Zimmers.

Nicht weit von dem Kamine steht ein Klavier. Es ist freilich nicht eines jener ungeheuren Instrumente, die unsere Zeit erbaut — Instrumente, welche für sich allein ein Zimmer beanspruchen — nein, es ist eines jener zierlichen, kleinen Instrumente, die man nur noch in Sammlungen findet, welche dem Beschauer einen Totalüberblick der Erfindungen musikalischer Dinge geben sollen, oder auch zuweilen noch in den Schlössern der Fürsten, die das moderne Ge- t nur selten benutzt. Das kleine Klavier ist aufgeschlagen. Notenpult ist aufgesteckt, und ein Stuhl steht davor.

Die Uhren schlagen die achte Abendstunde. Jetzt wird es ig in den Zimmern. Es rauscht und raschelt und fegt über ußboden dahin, und man hört ein Lachen, ein heiteres Plaudern. eht die Thür des Musikzimmers, zwei Damen treten ein — chlanke, reizende Gestalten. Das ist Toilette, einfach und doch t zugleich. Die weiten Stoffkleider brechen sich in den schönsten ı, und als die Damen sich in die breiten Sessel werfen, schillern teider vom Lichtglanze bestrahlt in den herrlichsten Farben, nd der reiche Spitzenbesatz sich mit seinen Maschen und Bergen, seinen gekränselten und gerollten Abfällen gar prächtig von obe abhebt.

„Meine gnädige Frau Räthin, wir kommen noch zu früh," ie eine Dame, sich Luft mit dem stuesischen Fächer wedelnd.

„Der Herr Senator werden uns deswegen nicht zürnen," erlachend die zweite Dame.

„Reizend alles wieder in diesem Hause," sagt die Räthin. „Sehen Sie, ma bonne, diese allerliebsten Vasen auf dem Kamine." Die Dame mit dem Fächer lächelt. „Voyez donc — die kleine Porzellanfigur, welche das Körbchen trägt — hm — hm — hm."

Die Räthin blickt die Dame mit dem Fächer an. „Frau Syndicus," sagt sie halblaut, „scheinen mehr zu wissen, als Sie sagen wollen — wie?"

„Weiß gar nichts — will auch nichts wissen — nur kann ich Dero melden, daß in jenem Körbchen ein frischer Blumenstrauß steckte und daß jenes Figürchen vor drei Tagen noch nicht auf dem Kamine stand."

Frau Räthin lächelte nun auch. „Ach — die allerliebste Dorothea — unsres Herrn Senators Nichte hat dieses Figürchen sammt Blumenstrauß zum Präsent erhalten."

„Sie haben recht gerathen — und von wem?"

„Sie werden das auch wissen."

„Von dem jungen Anwalt beim Stadtgerichte, von Beermann."

„O, Frau Räthin sind bewunderungswürdig — als Räthin müssen Sie freilich alles rathen können — still, man kommt."

Die Thüren öffneten sich wiedee, und der Herr Senatoe Siegmund Mann trat ein. Die wohlbeleibte Gestalt, das freundliche Gesicht, der behagliche Ausdruck gaben seiner Erscheinung das Gepräge eines wahrhaft glücklichen Menschen. Er hatte sich die Perrücke heute besonders sorgfältig frisiren lassen — sie enthielt zwei Locken mehr als gewöhnlich. Dem Senator folgten sechs Herren. Die Damen wurden sogleich bewillkommt. Einer der Heeren war der Syndicus, der Gatte der schlanken, alles wissenden Dame, Herr Fuchs.

„Freue mich innig," sagte Mann, den Damen die Hände reichend, „Euro bei mir zu sehen — muß bitten, in altgewöhnter Amabilité mein Zögern pardonniren zu wollen — aber vor dem Plaisir noch ein kleines Consilium über Stadtangelegenheiten — Herrschaften kennen sich alle — hier unser junger Stadtanwalt, Monsieur Beermann."

Die Damen verneigten sich. Es waren außer Beermann noch der Syndicus, Herr Fuchs, der Oberrichter Claussen und der Stadtschöffe Wenzel den Damen bekannt. Die beiden anderen Herren waren Zirbel, der Musiklehrer und ein fein gebauter, junger Mensch, der sich ängstlich die Wand entlang zu drücken suchte und aus lauter Complimenten zusammengesetzt schien.

„Mes amis — meine Freunde," begann der Senatar, „ich habe schon oft die Freude gehabt, Sie alle in meinem Hause verehren zu dürfen. Heut ist mir ein besonders wichtiger Tag, und ich habe mir vorgenommen, ihn in einem kleinen Kreise zu celebriren."

Die Herren und Damen fuhren mit Fragen auf den Senator los. Mann stand in der Mitte des Zimmers, er wehrte die Zudringlichen sanft ab — seine Augen füllten sich mit Thränen.

„Heut, heut — meine Freunde," sagte er, „wäre ich fünfzig Jahre verheirathet — wenn Gott mir meine geliebte Luise gelassen hätte — feiern Sie den Tag meiner Hochzeit mit mir."

Die Freunde drückten dem alten Herrn stumm die Hand.

„Na — na — na —," rief der Senator, „nur nicht traurig mehr — Gott hat es gegeben — Gott hat es genommen, Sein Name sei gelobt — und wenn ich gleich traurig bin darüber, daß Luise nicht mehr an meiner Seite sitzen kann, so weiß ich doch: sie wird heut unsichtbar bei uns sein, sie wird uns umschweben — mich — Sie alle meine Freunde, und jenes liebe, gute Kind, unsre Nichte Dorothea, die ich wie mein eigen Kind liebe — die meine Gattin und ich aufzogen, als sie elternlose Waise geworden."

Gerade als der Senater diese Worte sprach, trat Dorothea in das Zimmer; das hübsche Mädchen ward von der Gesellschaft bewillkommt — sie erwiderte alle Grüße freundlich und nickte Beermann heiter-verstohlen zu, auf ein Notenbuch deutend, welches sie in der Hand hielt.

„Dorothea," sagte Mann, „Du wirst uns auf jenem Klavier etwas vorspielen. Meine Freunde müssen heute das Musiciren sich gefallen lassen — ich könnte leicht auf dem neuen Instrumente, das schon wohlklingender sein mag, spielen lassen — aber Sie müssen pardonniren. Ich will Ihnen in Kürze erzählen, weshalb das dort genommen wird — weil — weil" — der Senator stockte ein wenig, „weil —" fuhr er fort, „auf jenem alten Instrumente dort, Luise wenige Tage vor ihrem Ende noch spielte, während ich, hinter ihr

stehend, die Oboe blies. Seit jenem Tage habe ich das Klavier nicht wieder geöffnet — Zirbel hat Dorothea auf dem neuen unterrichtet — heut aber soll das alte wieder einmal klingen, heut am Tage unserer Goldhochzeit."

Er winkte mit der Hand. Die Freunde nahmen ihre Plätze ein. Die Damen nächst dem Seitentische, hinter ihnen Stadtrichter Claussen, Fuchs setzte sich dem Klaviere gegenüber. Beermann behielt den Platz an der Thür, neben ihm postirte sich Wenzel, der Schöffe. Für den Senator ward ein Stuhl in die Mitte gerückt, er nahm Platz darauf. Hinter ihn stellte sich mit wichtiger Miene Zirbel, der Musiklehrer. Jetzt erst ward die Anwesenheit des schmächtigen, jungen, schüchternen Mannes erklärlich. Auf einen Wink Zirbels zog der Schüchterne aus einem Futteral eine Oboe hervor, und nachdem er einige quäkende Töne darauf hervorgebracht hatte, erklärte er: sein Instrument sei gestimmt. „Also beginne man!" sagte der Senator. Dorothea ging mit freundlichem Lächeln zum Clavier und schlug das Notenbuch auf. Der Schüchterne nahm hinter ihr Stellung.

„Sie werden," sagte der Senator zur Gesellschaft, „eine Arie des berühmten Pergolese zu hören bekommen. Meine Luise spielte sie oft, während ich sie begleitete."

Dorothea begann die Tasten zu schlagen. Es war ein seltsamer Klang — ein leiser, singender, feiner Ton, der die Nerven der Hörer seltsam erregte, es war, als höre man die Töne doppelt — sie klangen bald aus dieser, bald aus jener Ecke des Zimmers hervor, das alte Instrument schien seine Kraft noch einmal ganz vor den Hörern zeigen zu wollen. Nachdem Dorothea präludirt hatte, begann sie zu spielen — auch die Oboe setzte ein. Da horchte der alte Senator hoch auf — seine Augen nahmen einen fragenden Ausdruck an — das war nicht eine Arie von Pergolese — nein, das war ein echt deutsches einfaches Lied, ein Lied, welches er dereinst gesungen in den herrlichen Tagen der Jugend, dessen Klänge ihm die ganze, glückliche Zeit zurückrief, denn jenes Lied hatte er einst gesungen, als er, ein Liebender am Arme der nun verklärten Luise durch die Felder und Fluren der Vaterstadt wandelte — er hatte es oft still vor sich hingesummt und dabei eine Thräne zerdrückt, aber er hatte nicht gewagt, es laut zu singen oder zu spielen; — jetzt klang es zu ihm herüber, gespielt von der Hand des schönen Mädchens, aus den Saiten, von den Tasten klang es, welche s i e einst geschlagen, die er so innig geliebt — die ihn nach dem unerforschlichen Willen der Vorsehung verlassen hatte. Mann ließ das Haupt leicht hintenüber sinken, seine Hände falteten sich — er lauschte den Tönen, welche Dorothea, erfüllt von der Bedeutung des kleinen Liedes, so ausdrucksvoll wiedergab, daß die Augen des alten Herrn sich mit Thränen füllten. Er war in seiner Jugend — er drückte wieder den Kuß auf Luisens Lippen — er sah sie heiter grüßend von ihm Abschied nehmen an der Thür des väterlichen Hauses, beschienen vom Strahle der Abendsonne — er lächelte glücklich in der Erinnerung durch seine Thränen hindurch und summte vor sich den Schlußvers des Liedes:

Und wenn wir zu großem Leiden
Müssen von einander scheiden,
Wenn eins in die Ferne zieht,
Sing' es dieses Abschiedslied.

Die Gesellschaft begriff sofort, daß eine besondere Ueberraschung stattgefunden habe. Alle saßen laut und athemlos — den Tönen lauschend und den Senator beobachtend. Nur der Schöffe Wenzel gähnte verstohlen — er hatte lediglich Sinn für das folgende Essen und war über die Zögerung ungehalten. Beermann zischte einige Male den im Speisesaale mit den Tellern klappernden Dienern Ruhe zu — Fuchs war ganz Ohr — die Damen schwelgten in dem Spiele Dorotheas, und Zirbel blickte wohlgefällig auf den Senator herab, ihn zuweilen mit den Fingern berührend. Es war ein Bild der guten alten Zeit. Alles fügte und paßte trefflich zusammen — die kleidsame Tracht, die altväterischen und doch so geschmackvollen Möbel, die Wände — die Gesichter mit ihren Frisuren. Als Dorothea geendet, stand der Senator auf, trat zum Klaviere und drückte die hübsche Nichte stumm an sein Herz.

„Das war eine herrliche Ueberraschung," sagte er, „eine treffliche Feier zum Hochzeitsfeste derjenigen, die Dich wie eine Mutter geliebt — aber sage mir — wie hast Du das Lied aufgefunden?"

Dorothea ward feuerroth. „Ich hörte, liebster Oheim," sagte sie leise, „wie Du oft das Lied so vor Dich hin sangest — Du hast nur einmal mir die Bedeutung erklärt — ich hatte es fast vergessen — da sang es mir eines Tages Herr — Herr Beermann so ganz ohne etwas zu denken vor — und da kam mir der Gedanke, heut Abend es zu spielen. Beermann setzte es selbst auf Noten, und so ließ es Meister Zirbel einstudiren."

Der Senator reichte dem jungen Anwalt die Hand — dieser verbeugte sich dankend — der Gesichtsausdruck des alten Herrn war sehr deutlich — sehr beredt, denn die Räthin sagte leise zur Frau Syndicus: „Heut übers Jahr — werden wir an dieser Stelle ein anderes Fest begehen. Ich kenne die Menschen."

Der Senator war heiter geworden. Er klatschte in die Hände und führte seine Gäste an den Tisch im Speisesaale. Die Gläser klangen zusammen — wie ein Echo tönte es aus dem Musikzimmer — und die Saiten des alten Instrumentes rauschten leise.

* * *

Die Räthin hat sich nicht getäuscht. Am Abende ihrer Hochzeit sang Dorothea wieder das Lied zu dem alten Instrumente.

Das jüngste Opfer Afrikas.

Von Dr. Richard Andree.

Der Telegraph hat vor kurzem die Nachricht von der Ermordung des Fräulein T i n n e, jener kühnen Afrikareisenden gebracht, die ihre Sehnsucht nach den noch unerschlossenen Geheimnissen des Wunderlandes der Pyramiden nur durch eigenes Sehen und Schauen stillen konnte. Dem Telegramm folgte eine kurze Notiz des englischen Consulats aus B e n g a z i in T r i p o l i s an G. R o h l f s in B r e m e n, die dahin lautet, daß Fräulein Tinne von jenem in der westlichen Sahara weit verbreiteten, wilden und kriegerischen Stamm der T u a r e g meuchlings ermordet worden sei und zwar in dem Augenblick, als sie mit dem Chef der Tuareg in der Zeltthür stehend, einem Streit der Kameeltreider zusah, den ihre beiden holländischen Diener zu schlichten suchten. Die Tuareg hatten geglaubt, Fräulein Tinne führe in ihren eisernen Wasserkästen werthvolle Schätze mit, und die Habsucht verleitete sie, die Reisende zu tödten. Ihre Diener, die ihr zu Hilfe eilen wollten, ereilte dasselbe Schicksal. — Aus ihrem Leben wollen wir in Nachfolgendem einiges erzählen.

Vor einigen Jahren lebten in einer schönen Villa Kairos mehrere Winter hindurch einige holländische Damen, über deren großartiges Vermögen die wunderbarsten Dinge berichtet wurden. Die Fama hatte recht; F r a u T i n n e, die nebst ihrer Schwester, Fräulein v a n C a p e l l e n, und ihrer Tochter A l e x i n e sich ein reizendes Daheim an den Ufern des Nil errichtet hatte, verfügte in der That über ein wahrhaft fürstliches Einkommen. Sie war die Wittwe des Engländers Tinne, stammte jedoch aus dem Haag, wo auch 1839 ihre Tochter Alexine, die berühmt gewordene Reisende, geboren wurde.

Durch den Besuch der altegyptischen Ruinenstätten durch
Fahrten über die Katarakten
Phantasie A l e x i n e T i n n [illegible]
und wenn sie auf die weite
dann wurde auch in ihr der
Laufe, nahe den damals noch [illegible] zu lernen. Das Abendland war ihr verbittert worden, Täuschungen, die ihr Herz tief verwundeten, machten ihr die Heimat verhaßt, und sie strebte fort von einem Lande, in dem sie die traurige Erfahrung gemacht hatte, ihre Liebe einem Unwürdigen geschenkt zu haben. Ihr Herz hing bald ganz am Morgenlande, und bereits im Sommer 1861, als sie zum letzten Male in ihrer niederländischen Heimat sich aufhielt, trug sie sich mit dem Plane einer größeren Nilreise, für welche sie auch die Mutter zu begeistern wußte.

Am 9. Januar 1862 bestiegen die Damen in B u l a k drei prachtvoll ausgerüstete Barken, um sich nach dem Sudan zu begeben. Was nur irgend nothwendig erschien, um eine so weite und nicht

ungefährliche Reise bequem zu gestalten, wurde mitgenommen. Proviant war für ein ganzes Jahr vorhanden; die Dienerschaft bildete ein kleines Heer, und da im Sudan kleines Geld zum Wechseln schwer zu bekommen ist, so wurden allein zehn Kamerllasten oder für 5300 Thaler Kupfergeld mitgeführt. Stolz schwammen die Barken nilaufwärts bis Korosko, wo der Fluß einen weiten Bogen macht, der die große nubische Wüste einfaßt. Nicht weniger als 102 Kameele waren nothwendig, um das Gepäck auf dem acht Tage dauernden Wüstenmarsche nach Abu Hamed zu schaffen, wo die Karavane wieder an den Nil gelangte, an dessen palmengeschmückten, aber dicht von der Wüste eingesäumten Ufern die Damen über Berber nach Chartum zogen, der Hauptstadt des Sudan, bei welcher der weiße und der blaue Nil ihre Fluten vereinigen.

Der Aufenthalt in dem ungesunden Chartum war nur ein kurzer. Die Damen wünschten die Regenzeit an einem gesünderen Orte zuzubringen, womöglich weit oben am weißen Nil, der damals gerade von den bedeutendsten Forschungsreisenden befahren wurde, denn Speke und Grant waren auf der Heimkehr von ihrer epochemachenden Expedition zur Auffindung der Quellen des sagenhaften Stromes begriffen. Diese erste Reise auf dem weißen Strom verlief glücklich, und erst später sandte der afrikanische Würgengel seine vernichtenden Pfeile in die lebensfrohe Gesellschaft.

Der egyptische Prinz Halim stellte in Chartum den Damen aus dem fernen Abendlande seinen Dampfer zur Verfügung und auf diesem brachen sie im Mai 1862 nach Gondokoro auf, dem fernsten Punkt, bis zu welchem Dampfschiffe auf dem Nil überhaupt gelangen und dem letzten Orte, wo wenigstens noch zeitweilig sich die egyptische Herrschaft fühlbar macht. Die letzten schwachen Ausläufer europäischer Cultur lagen, als die weißen Häuser Chartums verschwunden waren, hinter der Reisegesellschaft, und als mit den Araberstämmen, die an den Ufern des Nil südlich von Chartum wohnten, auch die letzten Vertreter des Glaubens an Einen Gott verschwunden waren, that sich das wilde heidnische Land der Schwarzen mit seiner trostlosen Barbarei vor den erstaunten Blicken der an all unsern Luxus und unsere Bequemlichkeit gewöhnten Damen auf. Welche Gegensätze! Hier schwarze, völlig unbekleidete Wilde, deren Frauen, wenn sie sich den Luxus eines Kleidungsstückes gönnen, ein handgroßes Stückchen Fell über die Schulter hängen; dort in der europäischen Aristokratie aufgewachsene Damen, die sich in Sammt und Seide kleideten. Gegenüber den von der Wüste begrenzten Ufern



Alexine Tinne, die Afrikareisende.
Nach einer Photographie.

des vereinigten Nil jenseit Chartum machte die großartige, wilde Natur des weißen Flusses einen tiefen Eindruck auf Alexine Tinne. Freilich die majestätische Umgebung eines Urwaldes fehlte auch hier, und nur die Mimosen und Tamarinden machten die vorzüglichste Belaubung aus.

Je weiter man nach Süden dampfte, desto wilder wurde die Natur, desto reicher das Thierleben. An den Mimosenbäumen weideten Dutzende von Giraffen; in geringer Entfernung davon setzten in zierlichen Sprüngen ganze Rudel von Antilopen durch das Gras, und auch der König der Wildniß, der Löwe, fehlte nicht.

Ueberall berührte die freundliche Zuvorkommenheit der Bewohner die Damen auf das angenehmste. Sahen diese doch bald, daß sie von den Reisenden, die mit vollen Händen kamen, nichts zu fürchten hatten. Und wenn Fräulein Tinne auf einem Zelter, den sie mitgebracht, durch die Dörfer der Schwarzen galoppirte, dann staunten alle, klatschten in die Hände und riefen: „Sie ist die Tochter des Sultans!“

Am 7. Juli wurde die Fahrt wieder stromaufwärts fortgesetzt. Die Bewohner jenes Theils der Nilufer waren damals gerade durch die Mißhandlungen und Raubzüge der Chartumer Händler auf das äußerste empört und drohten mehrere Male, die Gesellschaft zu überfallen. Doch auch hier half die den Damen vorausgegangene Sage. Als der Dampfer an einem Schillukdorfe anlegen mußte, um Holz einzunehmen und die Mannschaft aus Furcht vor den Schwarzen ans Land zu gehen sich weigerte, betrat Fräulein Alexine mit zehn Soldaten das Dorf und wurde als des „Sultans Tochter“ freundlich aufgenommen, selbst der Thron des Landes wurde ihr angeboten, wenn sie zur Vertreibung der Sklavenjäger hilfreiche Hand bieten wolle. Aber was konnte sie thun?

Man gelangte nun an die Mündung des Sobat, eines von Osten her in den Nil fallenden, noch mangelhaft bekannten Stromes, den man bis zur Grenze seiner Schiffbarkeit hinauffuhr, was einschließlich der Rückfahrt zehn Tage erforderte. Dann ging es an der Mündung des Giraffenflusses vorüber, und nun erst kam man in das eigentliche Sumpfland. So weit das Auge reichte, glich die Gegend einer ungeheuren Marsch, durch welche der Fluß sich mühsam seinen Weg bahnte; hier erlahmte der Forschungseifer der meisten Reisenden, hier gaben die schon von Nero ausgesandten Centurionen das mühevolle Werk auf, weiter vorzudringen, als sie

an die zahllosen Windungen und Schwierigkeiten dieses Wasserlabyrinthes gelangten. Nichts als Schilf zu beiden Seiten zeigt sich; das Gewässer war von einzelnen Fischerkähnen belebt, aber auch von riesigen Krokodilen. Und doch leben Menschen in diesen Sümpfen. Die Nuehr kamen oft zu dem Dampfer herangelaufen: Männer und Frauen ganz nackt, wie sie zur Welt gekommen, das Haar brandroth gefärbt und den Leib mit Asche eingerieben. Sie glichen leibhaftigen Teufeln, deren entsetzliche Waffe ein eisernes Armband mit zollangen Spitzen war, das sie wie Leopardenkrallen benutzen und ihren Feinden beim Streite in den Leib rennen.

Daß es bei dem Vordringen in diese Wildniß nicht an vielen Unbequemlichkeiten und Gefahren fehlte, läßt sich voraussetzen. Je weiter die Damen nach Süden kamen, desto niedriger gestaltete sich das Thermometer des gemächlichen Lebens. Wein, Brot, Zucker, Thee gingen allmählich aus, und „Schmalhans wurde Küchenmeister". An Ersatz war vor der Hand nicht zu denken, und doch kostete jedes Jahr dieser Reise auf dem Nil mindestens 40,000 Thaler. Jenseits des Nosees, der sich an dem Einfluß des Gazellenflusses in den weißen Nil bildet, wurden die Ufer wieder schöner. Das Auge ruhte auf prachtvollen Waldbäumen mit Schlingpflanzen, der zierliche Papyrus, das korkleichte Ambatschholz und die Kronleuchtereuphorbie entzückten die Reisenden. Mitten in dieser herrlichen Natur trafen die Damen am 4. September auf eine Stätte des Todes und enttäuschter Hoffnungen: auf die katholische Missionsstation Heiligenkreuz. Hier hatten schon vor Jahren mitten unter dem armseligen Volke der Kitsch sich österreichische Glaubensboten niedergelassen, um den Schwarzen das Evangelium zu predigen. Aber einer der opferfreudigen Männer nach dem andern war über seinem Werke in dem fürchterlichen Klima dahingestorben, und trotz Hunger und Elend, trotz der großartigsten Mittel, welche auf jene Missionsstation verwendet wurden, war sie gerade, als die Damen Tinne anlangten, dem gänzlichen Verfalle nahe und die letzten überlebenden Missionare bereiteten sich vor, nach Chartum zurückzukehren. Das klang wenig trostreich, aber noch entsetzlicher war das unglückliche Volk hier anzusehen. Sie umlagerten die Reisenden und bettelten um ein wenig Getreide, denn die entsetzlichste Hungersnoth ging durch das Land und forderte ihre Opfer. Sumpfluft, Marosen, Mosquitos, Elend und so weit das Auge reicht, ungeheure morastige Ebenen ohne Bäume, das waren die Genüsse, welche die Reisenden hier antrafen, und dazu gesellten sich die Klagen des guten Missionars Morlang über die Erfolglosigkeit seines Werkes. Alle andern europäischen Frauen würden unter solchen Umständen, mit einem solchen Lande vor Augen, schleunig den Rückweg angetreten haben. Nicht so Fräulein Tinne. Sie machte noch weite Ausflüge in die Umgebung und ertheilte dann den Befehl: „Weiter nach Süden!" fort den Quellen des Stromes entgegen, den damals noch verborgenen!

Noch war eine Pflicht der Pietät zu erfüllen, ehe die Damen sich wieder einschifften. Von Morlang geführt, gelangten sie an einen einfachen, durch Dornbüsche geschützten Grabhügel, auf dem keine Inschrift den Namen des hier Ruhenden anzeigte. Dort schlief fern von den Seinen ein deutscher Edelmann, **Wilhelm von Harnier**, den ein tragischer Tod im Jahre zuvor hier ereilte. Als Waidmann und im Dienste der Wissenschaft war er in diese Gegenden gekommen, wo er einsam der Jagd und seinen Sammlungen lebte, nachdem seine beiden deutschen Begleiter dem Fieber zuvor erlegen waren, denen er nur zu bald in edler Selbstaufopferung für einen Schwarzen folgte.

Am 15. September dampften die Damen weiter. Allmählich hörten die grenzenlosen Marschen auf, und am 30. September betraten sie bei Gondokoro festen Boden. Hier, unter dem fünften Grade nördlicher Breite, waren sie in gerader Linie 250 Meilen von Alexandria, 100 Meilen von Chartum entfernt, mitten in der schauderhaftesten afrikanischen Barbarei, in einem heißen, ungesunden Klima, das bald seine Wirkungen zu äußern begann. Fast die ganze Gesellschaft wurde vom Fieber befallen, und dennoch strebte Fräulein Tinne weiter. Sie verfolgte mit dem Dampfer den Fluß noch fünf Meilen über Gondokoro hinaus; aber hier hinderten Katarakte jedes weitere Vordringen, und da außerdem die durch die Sklavenjagden und Raubzüge der Europäer aufgebrachten Eingeborenen sich sehr feindlich zeigten, so wurde endlich die Umkehr beschlossen. Am 22. October verließen die Damen Gondokoro, und am 20. November leuchtete ihnen wieder die weiße Moschee von Chartum entgegen. Sie hatten, allen Aufenthalt abgerechnet, zur Thalfahrt nur 170, zur Bergfahrt dagegen 360 Stunden gebraucht.

Die Gefahren, welche Fräulein Tinne auf dieser Reise bestanden, die wilde Natur, die sich vor ihr aufgethan, reizten sie nur noch mehr. Sie verlangte nach weiteren Aufregungen und schreckte nicht vor den größten Mühseligkeiten zurück.

Damals gerade, gegen Schluß des Jahres 1862, waren Mitglieder der deutschen Expedition nach Innerafrika, die zur Aufsuchung Eduard Vogels abgeschickt war, in Chartum eingetroffen. **Theodor von Heuglin**, Dr. **Steudner** und der Gärtner **Schubert** hatten Abessinien bereist und beim Könige Theodoros gute Aufnahme gefunden. Aber ihre Mittel waren so ziemlich zu Ende gegangen, und als nun Fräulein Tinne sie aufforderte, Theil an der Expedition nach dem **Gazellenfluß** zu nehmen, waren sie schnell entschlossen, diesem Anerbieten Folge zu leisten. Den Damen war die Begleitung der erfahrenen Naturforscher äußerst willkommen, erhielt ihre Expedition dadurch doch einen wissenschaftlichen Charakter.

Baronesse van Capellen, Fräulein Tinnes Tante, blieb in Chartum zurück; dagegen schloß sich ein Verwandter, der niederländische Baron **Arkel d'Ablaing**, ihnen an, und am 2. Februar 1863 ging Fräulein Tinne selbst unter Segel, nachdem Heuglin und Steudner zur Recognoscirung des Terrains vorausgeeilt waren. Die Expedition, deren Ausrüstung fast ein Vierteljahr in Anspruch genommen hatte, bestand aus einem Dampfer nebst zwei bequem eingerichteten Dahabien (Nilbooten), zwei andern Segelbooten, etwa 200 Dienern und Soldaten, 30 Lasteseln, 4 Kameelen, einem Pferd für Fräulein Tinne, Munition und Provision für zehn Monate. Diese große Zahl der Diener und die Masse des Gepäcks, bei dem z. B. 30 Centner Glasperlen, 12,000 Kaurimuscheln u. s. w. sich befanden, trugen sehr wesentlich zu den späteren Verlegenheiten dieses an Unglücksfällen reichen Zuges bei, da es geradezu unmöglich wurde, den gewaltigen Train weiter zu befördern. Aber die starke militärische Bedeckung war nöthig, weil man ohne diese das von Sklavenjägern tyrannisirte Negerland nicht betreten konnte.

Ohne besondere Ereignisse verlief die Fahrt auf dem Nil. Man gelangte in den Nosee und dann in die Moräste des Gazellenflusses, an dessen Ufern die Jäger reichliche Beute fanden. Freilich, der Ausdruck Ufer ist ein wenig passender, da nur hier und da einige hohe Termitenhügel oder wenige Quadratklafter trocknen Bodens das trockne Land repräsentirten. Hunderte und aber hunderte von Elephanten trollten gemüthlich durch den Sumpf; dicht bei ihnen zogen die Nilpferde hin, weideten Antilopen und Büffelherden. Besenreisartig, mit gelben Schmetterlingsblüten bedeckt, erhob sich an einzelnen Stellen das Ambatschholz, aus dessen Stämmen, die so leicht wie Hollundermark sind, die hier gleich Sumpfvögeln hausenden Nuehr ihre Fischerkähne bauen. In einer solchen Landschaft liegt die Maschra el Rek, der Ankerplatz Rek, eine schmale Sumpflache, in der eine kleine Insel sich befindet. Dort lief am 10. März die Expedition ein, um sich von hier aus weiter zu Lande nach Westen zu begeben. Die Ankunft der Tinneschen Flotte mit der „Sultanin" an Bord, mußte in der Maschra el Rek unter den dort liegenden Handelsbarken der Sklavenjäger natürlich großes Aufsehen erregen. Alle hatten zu Ehren der Gäste geflaggt und empfingen sie mit einem Feuer aus mehreren hundert Musketen, das von den Ankommenden erwidert wurde.

Schnell wurden Zelte aufgeschlagen und Hütten errichtet, in denen die Damen einen längeren Aufenthalt nahmen, während Heuglin, Steudner, Schubert und Baron d'Ablaing abermals als Pfadfinder vorangingen. Der Dampfer und die Boote wurden nach Chartum zurückgesandt, um neue Vorräthe zu holen, deren man zur Landreise dringend bedurfte. Nun begannen die Schwierigkeiten, welche nur durch die großartige Energie Fräulein Tinnes besiegt werden konnten. Die Chartumer Händler waren empört darüber, wie Fremde es wagen konnten, „**ihr Land**" zu besuchen, in dem sie so schamlos wirthschafteten. Auch war die Umgegend mit den einzigen bisher gangbaren Handelsartikeln, Glasperlen und kupfernen Armbändern so überfüllt, daß diese Zahlungsmittel fast allen Werth verloren hatten. Die Träger und Soldaten begannen zu murren, und die Neger des Landes waren selbst für die höchsten Preise nicht zu bewegen, den Weitertransport des Gepäckes nach dem Innern zu übernehmen. Sie fürchteten, nach den Erfahrungen, die sie bisher

mit den Weißen gemacht hatten, schließlich statt Belohnung zu erhalten, in die Sklavengabel gespannt und verkauft zu werden. Denn das war die bisher übliche Manier, und zwischen den Räubern und den wissenschaftlichen Reisenden vermochten die armen Schwarzen keinerlei Unterschied zu machen. Die Lage der Damen war keine beneidenswerthe. Frau Tinne litt fortwährend am Fieber, die beiden Kammermädchen lagen gleichfalls danieder, und nur Fräulein Alexine hielt, allen Gefahren trotzend, den Kopf hoch. Sie kannte nur die Parole: „Weiter!“ und als am 30. April Heuglin, vom Fieber geschüttelt und kaum im Stande, sich aufrecht zu erhalten, mit der Nachricht vom Tode Dr. Steudners zurückkehrte, da vermochte auch diese erste Trauernachricht ihren Muth nicht zu brechen. Unter schattigen Bäumen, an einem vor Ueberschwemmungen sicheren Orte beim Dorfe Wau hatte Heuglin am 10. April seinen treuen Gefährten begraben, der abermals die lange Reihe afrikanischer Märtyrer der Wissenschaft vermehren sollte.

Endlich waren gegen 200 Träger beisammen, die mit dem Gepäcke beladen wurden und für die kurze Strecke von etwa 20 deutschen Meilen die hohe Summe von tausend Thalern als Lohn erhielten.

Der Fluß Kosanga, der aus dem Niam-Niamland nach Norden strömt, war das Reiseziel, das freilich auch nicht trockenen Fußes erreicht werden konnte. Man mußte abermals ein Labyrinth von Flüssen und Sümpfen durchziehen, wobei ein sehr praktisches Boot aus Kautschuk den Damen große Dienste leistete. Wenige Träger nahmen den ganzen Apparat auf die Schulter, der mit Blasebälgen schnell aufgeblasen wurde und dann etwa sechs Personen nebst einigem Gepäck tragen konnte. Am 8. Mai verließ die ganze Karavane die Maschra el Rek, wandte ihre Schritte nach Westen und gelangte unter strömendem Regen am 22. Juli nach der Seribah eines Italieners, Namens Biselli, der hier das gewöhnliche Räuberhandwerk im großartigen Maßstab betrieb. Ein großer Theil der Packthiere war auf dem Marsche zu Grunde gegangen und viele unentbehrliche Gegenstände waren unterwegs verdorben oder gestohlen worden. In der Ferne winkten die malerischen Kosangaberge, aber dorthin sollten die Reisenden nicht mehr gelangen, wenn sie auch die enorme Summe von 1600 Maria-Theresiathalern gezahlt hätten, welche der Italiener für den Transport des Gepäckes bis nach dem nur drei Tagereisen entfernten Gebirge verlangte. Die Waldregion, in welcher die Seribah — ein dornenumzäunter Pferch — Bisellis lag, war durch die kräftigen tropischen Regen in ein wundervolles Parkland verwandelt. Ein Frühlingsgrün hatte sich über die Bäume, die zahlreichen Schlingpflanzen und den dichten Rasenteppich verbreitet, aus dem prachtvolle Orchideen, Lilien und Amaryllisarten ihre Blütenkelche hervorstreckten. Die Saaten der Neger — Sesam, Taback, Bohnen, Hirse, Mais — standen voll und schön, waren aber noch fern von der Reife. Daher herrschte die größte Theuerung; es mangelte an Schlachtvieh, und binnen kurzem trat vollständige Noth ein. „Es ist,“ schrieb Heuglin damals an Ort und Stelle, „trotz der immensen Ausgaben so schlecht für alles gesorgt, daß wir in diesem ausgehungerten Lande nicht auf einen Monat Brot für die Soldaten besitzen und seit Wochen nicht ein Stückchen Fleisch. Ich selbst muß trotz meiner Krankheit oft saures, schweres Durrahbrot essen und kann mir nicht einmal etwas Bouillon verschaffen.“

Die Neger, welche hier wohnten, gehören dem Stamme der Dschur an; aus Furcht vor den Sklavenräubern hielten sie sich ziemlich fern. Doch lernten sie bald den Unterschied kennen und empfingen Fräulein Tinne in ihren Dörfern auf das freundlichste. Oft erschien dieselbe nur von einer schwarzen Dienerin begleitet mitten unter den Wilden, die dann nicht zögerten, ihre Leckerbissen anzubieten. Aber diese waren selbst für die an Entbehrungen gewöhnte Dame zu abschreckend, als daß sie in diesen Beziehungen sich den Sitten des Landes hätte anbequemen können.

Ohne Unterlaß strömte der Regen auf die Strohhütten herab, in denen die an europäischen Comfort gewöhnten Damen eng beisammen saßen und lagen. Denn einige unter ihnen konnten schon nicht mehr aufstehen. Ringsum verwandelten die Fluten des Himmels die Gegend in einen Sumpf; Träger waren nicht zu bekommen; der Rückweg war durch die angeschwollenen Ströme abgeschnitten. Die Noth stieg von Tag zu Tag, und wenn auch Heuglin daran verzweifelte, noch vor Ablauf der Regenzeit die Gesellschaft aus der traurigen Lage befreien zu können, so ließ er doch nichts unversucht. Er sandte den Gärtner Schubert nach dem Kosangebirge, um Vorbereitungen zur Aufnahme der Expedition dort zu treffen. Der brave Mann kehrte nicht wieder — er unterlag einer Dysenterie, und nur durch einen Boten erfuhr man sein Ende. Aber der Tod forderte weitere Opfer: Ende Juli begrub Fräulein Tinne ihre Mutter und bald darauf eine ihrer Kammerfrauen, während sie selbst im höchsten Grade leidend dem eigenen Ende entgegenschaute.

Eine Besserung in der Lage der hungerleidenden Gesellschaft trat erst im October ein, als die Regenzeit ihrem Ende nahte. Das Land lieferte nun vortreffliche Gemüse und Knollengewächse; Honig wurde in großer Menge gefunden; die Zugvögel trafen ein und lieferten Fleisch für die Küche, und damit besserte sich auch der Gesundheitszustand aller. Da aber fast sämmtliche Lastthiere zu Grunde gegangen waren, so gab man die Hoffnung, weiter zu kommen, auf; ja selbst, als ein Gesandter des fern im Süden wohnenden „Königs“ Mosio bei Fräulein Tinne erschien, ihr Geschenke überbrachte und sie nach der „Residenz“ seines Herrschers einlud, blieb der Wunsch, bald das traurige Land, das für so viele schon zum Grabe geworden, zu verlassen, überwiegend.

Erst mit Eintritt des neuen Jahres 1864 erhielt Fräulein Tinne die Nachricht, daß ihre fünf Schiffe von Chartum aus wieder in der Maschra el Rek angekommen seien. Sofort wurden Anstalten zur Rückreise getroffen, und alles jubelte der Befreiung entgegen. Leider starb zuvor noch die zweite Kammerfrau Fräulein Tinnes und bald darauf deren Dolmetscher Contarini, so daß sie nun nebst Heuglin und Baron d'Ablaing die einzigen überlebenden Europäer der großartigen, mit so gewaltigen Mitteln unterstützten Expedition waren. Am 10. Februar langte eine Reihe von Tragbahren an der Maschra an, und auf ihr lagen, vom Fieber geschüttelt, vor Hungerleiden abgezehrt die letzten der Gesellschaft; ihre Noth hatte ein Ende. Die Barken waren mit allen Vorräthen reichlich versehen, und am 14. wurde die Reise nach Chartum angetreten, das Ende März nach vierzehnmonatlicher Abwesenheit erreicht wurde. Noch aber war der Kelch der Leiden nicht gefüllt, denn am 19. Mai starb, gleichfalls am Fieber, Frl. Tinnes Tante, Baronesse v. Capellen.

Alexine Tinne stand jetzt ganz allein. Aber Afrika schien sie wie ein Dämon gepackt zu haben; sie konnte von dem „schwarzen Erdtheil“ nicht lassen, dessen Sitten und Gebräuche mehr und mehr bei ihr Annahme fanden und unmerklich, aber sicher, Europa bei ihr verdrängten. Unabhängig, im Besitze eines großartigen Vermögens, beschloß sie nun ganz ihr Leben auf Reisen in Afrika zuzubringen. Sie begab sich nach Kairo, wo sie, umgeben von den zahlreichen Schwarzen, die sie aus dem Innern mitgebracht hatte, nicht geringes Aufsehn erregte.

Am Nordrande Afrikas hinreisend, tauchte in ihr der Wunsch auf, von hier in das Innere des Erdtheils einzudringen, auf den Straßen, die einst Heinrich Barth und Gerhard Rohlfs vor ihr gewandert waren. Freilich, manchen kühnen Forscher deckte dort der heiße Wüstensand, dort lagen Richardson, Overweg, Vogel, v. Beurmann und andere begraben, indessen das schreckte sie nicht. War sie doch, während fast alle ihre Gefährten dem Klima unterlagen, wie durch ein Wunder allein dem Tode entgangen, und jetzt hätte sie ihr Stern verlassen sollen? Daran glaubte sie nicht. Ende Januar d. J. rüstete sie in Tripolis, dieser Eingangspforte Nordafrikas, von wo die großen Handelsstraßen nach dem Innern führen, abermals eine Karavane von fünfzig Personen und mehr als siebzig Kameelen aus.

Langsam rückte die Karavane vor, da es ungemein schwierig war, die vielen Kameele und Menschen mit allem Nöthigen zu versorgen. Ueber Sokna gelangte sie in die eigentliche Wüste, die in ihrer schrecklichsten Gestalt sich vor der Reisenden aufthat, welche hier den vollkommendsten Gegensatz zu den weiten Sumpflandschaften am Nil kennen lernte. „Die Durchglühte“, El Hammada, nennt der Araber diesen Wüstenstrich, den eine entsetzliche Nacktheit kennzeichnet. Keine Pflanze grünt dort, keinen Brunnen findet man in ihr. Ein ewig blauer Himmel, an welchem die glühende Sonne jedes feuchte Wölkchen verzehrt, liegt schwer auf der öden, todten Landschaft, in welche die müde, dahinziehende Karavane allein etwas Leben bringt. Aber auch diese Fessan umgebende Wüste hatte ein Ende: Mursuk, das nächste Reiseziel, erschien als lachende Oase. Hier hat der Mensch dem Sande Leben abgewonnen, in der Einöde seinen Zauberkreis gezogen, den Segen des allbelebenden Wassers zur Geltung gebracht. Dort ist die Erde mit einem frischen, grünen Kleide bedeckt, und im Schatten der Palmen und Mimosen ruht die

Gazelle. Dort wohnen die echten Kinder der Wüste, die Tuareg, neben ihnen Berber und Sudanesen, dort erschien gegenüber dem von der europäischen Cultur beleckten Nordrande Afrikas der „schwarze Erdtheil" unverfälscht, rein, und nach einem solchen Orte hatte Fräulein Tinne sich gesehnt. Sie beschloß einen längeren Aufenthalt in der Wüstenstadt zu nehmen, aber auf einem Ausfluge zu den Tuareg wurde — wie Eingangs berichtet — durch einen jähen Tod ihrem abenteuerlichen Streben ein unerwartet schnelles Ziel gesetzt.

Ein Capitel vom Hasen.

Ein Sprichwort in dem Lande, wo die Rosen und der Wein von Schiras blühen, sagt über das Häslein: „Wenn es schläft, ist's ihm ein schwer Geschäft, und wenn es wacht, ist es voll Sorgen und Verdacht." Nun, da hat der Hase es doch unter den Loden unserer nordischen Fichten besser, als unter den Rosen und Mandelbäumen Persiens. Jedenfalls wird nur der Unkundige in unserm Hasen noch ein Hasenherz, d. h. ein urfeiges, urfurchtsames, bei jedem Blätterrauschen in sich zusammenschreckendes Herz suchen. Er tanzt vor der pfeifenden, dämonisch dahinbrausenden Locomotive, die sogar das dressirte Pferd erschreckt, dahin, als würde ihm mit der Fiedel zum Tanze aufgespielt. Es fällt ihm in den meisten Fällen sogar nicht einmal ein, das Schienengeleise zu verlassen und dem pfauchenden Ungethüm, dem Dampfroß, auszuweichen. Er duckt nieder und läßt den Zug über sich dahin brausen; er weicht oft dann noch nicht, wenn der Locomotivführer den Schlemmhahn geöffnet hat, um ihn mit den beiden Dampfsäulen, die zischend den Cylindern entfahren, zu verscheuchen. Er duckt nieder, und wenn's schlimm kommt, zerdrückt ihm der Spurkranz der Locomotive den Schädel, und er verläßt schmerzlos das ihn als Sinnbild der Furcht hinstellende Diesseits.

Nicht der Waidmann, aber der viel ins Blaue paffende und puffende Sonntagsjäger weiß ein langes und breites über Hasenfurcht zu erzählen, besonders, wenn der Schuß statt des Hasen regelmäßig den nachbarlichen Baumstumpf trifft, oder einem Tannenzapfen den Garaus macht. Freilich, da zeigt Lampe stets die zu Sprung und Lauf gestreckten Hinterläufe, da senkt er die stets aufgerichtete Blume auch wohl nieder, da verlängert er die Löffel, obgleich er ihrer wahren Länge nicht einer Linie Breite zusetzen kann, da sprengt er ängstlich querfeldein. Und nach solchem Sonntagsjägerpuffen, da mag auch das Schlafen für Lampe ein „schwer Geschäft" sein, da mag er selbst wachend „voll Sorgen und Verdacht" sitzen.

Es ist nun nicht zu leugnen, daß Lampe im wahren Sommer ein anderer ist, als in der Zeit des Altenweibersommers, oder der neckenden Spinnenluftschifffahrt. Wenn der schon lichtere, in herbstlicher Färbung prangende Hain dem Sonnenstrahl freiere Bahn gewährt, so muß den Hauptgegenstand der niederen Jagd auch ein gewisses Gefühl der Unsicherheit beschleichen. Alles scheint sich zu vereinen, um das Opfer von Reineckes List in der Thierfabel der Schützensippe zugänglicher zu machen. Die nützlichsten Aehrengräser haben ihm längst ihr schützendes Obdach entzogen und präsentiren ihm nur noch Stoppeln. Bohnen, Erbsen, Linsen und Futterwicken haben es nicht besser gemacht, und ihre wenigen, hinterlassenen, dürftigen Ranken gewähren ihm nicht mehr Obdach, wie uns etliche vergessene Tonnenreifen. Die Schirmpflanzen, die so recht eigentlich zum Schirm da sind, da ihre Blütenstiele ähnlich den Stäben eines Regenschirms strahlenförmig von den Endpunkten des Stengels ausgehen, haben es satt, noch länger Regen und Sonnenschein von dem darunterkauernden Lampe abzuhalten und stellen ihre Dienste für das laufende Jahr und den Anfang des folgenden ein. Die sommergrünen Bäume und Sträucher schütteln ihr Laub ab, aber die Zeiten sind vorüber, wo das falbe Blätterwerk als Hasenasyl am Boden überwintern darf; es wird gesammelt und dem Hornvieh als Streu untergeworfen. Alles entblättert, entkleidet sich allmählich, um Lampe gleichsam in seiner Schutzbedürftigkeit zu zeigen, und selbst die Jagdpolizei hat den Lampeschen Schutzbrief zerrissen und den stamm- aber nicht charakterverwandten Collegen der Eichhörnchen, Hamster und Biber für vogelfrei erklärt. Plätze, die inmitten sommerlicher Ueppigkeit und Fülle nicht als Schlupfwinkel gewürdigt wurden, als Steinhaufen, Erdvertiefungen, Furchen, Gestrüpp, überhängendes, wenn auch kahles Gezweig, müssen jetzt als Schutz- und Deckmittel dienen. Nur zwei Dinge bleiben dem Lampe auch in den blätterfallenden Monaten treu: das Fichtengezweig und seine eigene Wolle. Jenes läßt nicht von den Nadeln, und diese spinnt sich immer dichter um den schrotbedrohten, lebensbedürftigen Körper. Ich weiß, gewisse Jäger würden als drittes, das dem Hasen selbst bis in die Winternacht hinein treu bleibt, noch den Kohlkopf nennen, wenn sie sich mit Nennung dieses dritten nicht eine Blöße gäben. Das Schrotfeuer, welches an mondhellen Spätherbstabenden in Kohlfeldern und um Kohlgärten aus den schlecht dirigirten Rohren erblüht, ist bekannt genug, und der Donner dieser Geschütze hat schon manch nervenschwaches Hasentrommelfell erschüttert. Nein, statt des Kohlkopfes sollten sie nur sich selber nennen, denn sie bleiben dem Hasen treu, treu bis in die Hegezeit hinein und bis über die Hegezeit hinaus. Sie folgen ihm mit ihren schwankenden Rohren über Berg und Thal und suchen ihn selbst da noch, wo der gerechte Jäger nur auf Rebhühner und Enten fahndet.

Nun, glücklicherweise ist der Hase nicht nur für die Sonntagsjäger da, denn wenn dieses der Fall wäre, würde er sich dergestalt vermehren, daß man schließlich Infanteriecolonnen gegen ihn aufbieten müßte. Lampe ist und bleibt auch das gesuchte Ziel für jeden Jagdfreund, der mit den Eigenthümlichkeiten des Wildes, das er jagt, vertraut ist, sein Gewehr richtig zu führen und gut zu erhalten versteht. Ein solcher Jagdfreund ist auch unser Schütze auf dem Bilde. Er weiß mit seinem Gewehr umzugehen, er weiß zu treffen, denn für das Leben des Hasen, auf den er eben anlegt, gibt ein Sachverständiger keinen Pfifferling mehr. Nur eins thut uns leid bei Betrachtung des Bildes, nämlich, daß Lampe inmitten der Waldlandschaft, die ihn umgibt, sich nicht noch viele, viele Jahre des Wohlseins erfreuen kann. Er hat sich ein prächtiges Waldrevier mit vielen lauschigen, anheimelnden Winkeln zu seinem Wohnort auserseheu, und wir wissen nicht, was wir mehr bewundern sollen, das Gezweig der stolzen Waldriesen hoch oben oder das zartere Reich der Gräser und Halme tief unten. Nur wenn wir den Blick länger auf Lampe selbst ruhen lassen und ihn von den Schnurrhaaren bis zu der Blume betrachten, so gönnen wir auch wieder den feisten, wohlgenährten Gesellen unserer Tafel, auf der lange kein Hasenbraten und Hasenpfeffer geduftet hat. Was nun seinen sich in wunderlicher Lage befindlichen, gleichsam hochtragisch zwischen Himmel und Erde schwebenden Collegen auf dem Bilde anbetrifft, so scheint der Künstler ihn zum Räthsel für die Sonntagsjäger gemacht zu haben, und diese mögen sich so lange an seinem Anblick erbauen, bis sie über ihn und den Pulverdampf, der gleich einer Nebelkappe zwischen den beiden Bäumen lagert, im Klaren sind. Wer sofort die richtige Aufklärung zu geben vermag, der verdient den Namen eines Waidmannes mit Fug und Recht. Der möge die schönen Herbsttage, wie sie eben die Landschaft verklären, zu einem Jagdausflug benutzen, und nicht nur gestärkt an Leib und Seele, sondern auch beutebeladen zu seiner Tagesarbeit zurückkehren.

An den Quellen des Schwechater Biers.

Die guten Wiener hatten mir die berühmten Kasematten (Lagerkeller) Anton Drehers in Kleinschwechat als so bombenfest und unzugänglich geschildert, daß ich mich mit dem gröbsten Geschütz schwersten Kalibers versah, um sie zu forciren. Statt des modernen Gußstahls wählte ich diesmal aber das alte erprobte Gußsilber und rasselte siegesgewiß mit meiner schweren Guldenbatterie, als ich den bunten Omnibus bestieg, der die bedeutungsvolle Aufschrift trug: „Schwechat-Wien". Meine Fahrgenossen waren, nach ihren



Auf der Hasenjagd.

Originalzeichnung von C. Kröner.

Physiognomien zu urtheilen, sämmtlich Brauer, die alle in die Braugeheimnisse Kleinschwechats eindringen wollten, um dem berühmten Braukönig Concurrenz zu machen.

Ich versuchte, mit dem einen und dem andern ein Gespräch anzuknüpfen, deutete auf das imposante k. k. Artilleriearsenal, daran wir links, und auf die Pulverthürme, daran wir rechts vorüberfuhren, aber sie blieben einsilbig und gestanden mit ihren nickenden Vollmondsgesichtern, daß sie in Wien und Umgegend unbekannt seien. Als ich aber über Malz, Braupfannen und Lagerkeller sprach, lösten sich ihre Zungen, und sie bestürmten mich mit Fragen über Kleinschwechat. Sie wollten vor allen Dingen wissen, ob es eine Thatsache, daß der Vicekönig von Egypten bei seinem letzten Besuche in

Wien sich vergebens bemüht, die Etablissements Drehers in Schwechat besichtigen zu dürfen, doch jetzt hielt i ch den Mund und ließ die Redseligen inmitten ihrer Neugier sitzen.

Nach einstündiger Fahrt über den gepflasterten Schwechater „Rennweg" tauchte das Dorf auf, dessen Bier die ganze Welt kennt und die halbe Welt trinkt. Weder hochragende Maschinenschornsteine, noch bedeutende, von Thürmen flankirte, zinnengekrönte Baulichkeiten machten im voraus darauf aufmerksam, daß man sich großartigen Etablissements nähere. Ich wußte es, Drehers Reich durfte nicht in den Lüften, sondeen mußte hauptsächlich in der Erde gesucht werden. Der Omnibus hielt, ich stieg aus und fragte den Kutscher rasch: „Welcher Weg führt zu Dreher?" Er zeigte, statt zu antworten, mit der Peitsche geradeaus, und ich verfolgte rasch und allein die angedeutete Richtung, um mir von dem sieben Mann starken Brauercorps, das mich begleitete, nicht den Vortritt nehmen oder gae das Terrain unsicher machen zu lassen. Nach etwa 60 Schritten gähnten zur Rechten geoße Gewölbebogen, ich sah in zwei, drei riesige Höfe, in welche Bahngeleise hineinführten. Waggons wurden durch Arbeitertrupps in Bewegung gesetzt, schneeweiße Stiere zogen faßbeladene Wagen von einem Hof in den andern, Hämmertakt ertönte, als wenn hundeete von Küfern die Fässer für ein Schweizerschützenfest bearbeiteten .... Schwechat!

Da stand auch schon der Cerberus, dee den Eingang in den Deeherschen Tartarus bewachte. Ich überrumpelte ihn mit dem Befehl: „Melden Sie sofort einen Herrn bei der Frau Wittwe Dreher!"

„Die ist so früh am Morgen noch nicht zu sprechen," antwortete er, dann deutete er stumm auf eine lange Tafel an der Wand der Gewölbemauer und nahm auf einer Bank Platz. Die Tafelinschrift befahl jedem stellesuchenden und abgewiesenen Brauee, sofort das Brauhaus zu meiden, verhieß aber auch jedem wandernden Braugenossen einen unentgeltlichen Schwechatschen Labetrunk, dee unter Vorzeigung von Schwechatmarken außerhalb der Dreherschen Anlagen in einem nachbaelichen Garten eingenommen werden konnte.

Schon wollte ich mit meiner schweren Guldenbatterie in der Tasche rasseln, da ging etwa zwanzig Schritte von mie ein Heer über den Hof, der zur Schwechater Braukanzlei gehören mußte; jedenfalls deutete dieses die Feder hinter dem Ohe an. Sofort ließ ich den wachehabenden Cerberus unbeachtet, forcirte das Gewölbe, näherte mich dem Herrn und bat ihn, mich zu dem Generaldirigenden der Brauerei zu führen. Er war sehe willfährig, und nach einigen Kreuz- und Querzügen stand ich mitten in der Kanzlei untee einer Anzahl Herren, denen mit Complimenten nicht gedient war, sondern die vor allen Dingen wissen wollten, ob ich Brauer sei, oder nicht.

„Und wenn ich es wirklich wäre, meine Herren," antwortete ich, „so würde ich Dreher doch nie nachzubrauen versuchen und mir duech fruchtloses Experimentiren den Genuß verbitteen, den ich bis dato an dem unvergleichlichen Schwechater Märzen gefunden."

Diese Worte halfen über jedes fernere Hinderniß hinweg, das dem Besuch der Dreherschen Anlagen noch etwa entgegenstand, und lächelnd wuede mir ein kundiger Führee durch Drehers Unterwelt angewiesen.

„Darf ich mich auf die Zahlen und statistischen Angaben dieses Mannes verlassen?" fragte ich noch, im Weggehen auf den Führee deutend.

Die Herren zuckten mit den Achseln und hatten weiter keine Antwort auf meine wichtige Frage.

„Es ist wahr, man muß sich auch in den schwierigsten Fällen selber zu helfen wissen," sagte ich und empfahl mich.

Der Führer, der sich mit Lichten versehen, wie sie in den Uranfängen aller Lichtziehkunst nicht mangelhafter gezogen worden waeen — sie ließen sich bequem um den Finger wickeln, woran die Tropenglut da draußen wohl mit Schuld war — schritt duech lange Tunnel voran zu der ersten Abtheilung des Tartarus, den Gährbottichhallen. Unabsehbar standen in Reihe und Glied die umfangreichen, je 40 bis 50 Eimer fassenden Bottiche. Da die Brauzeit bald heranrückte, wurden die invaliden Bottiche reparirt, und der Schlag der Hämmer auf das Holz dröhnte unheimlich in den ausgedehnten Hallen. Die Reise durch diese erste Abtheilung des halbdunklen Tartarus, dee nur duech bescheidene Maueröffnungen etwas Licht erhielt, dauerte lange und war zuweilen sogar mit Gefahr verbunden. In einigen Hallen führten provisorische, schmale, morsche Stege, daruntee die Finsterniß klaffte, die Bottichreihen entlang, und ich mußte tastend, mich rechts und links anklammernd, über Abgründe hinwegsetzend, neues Terrain zu gewinnen suchen. Im Winter freilich, wenn gebraut wurde, wanderte man zwischen den Bottichen wie auf einem Parket, doch hätte ich im Winter, wo der Bottichschwaden oder -brodem den Plafond und die Umgebung verhüllt, keinen Ueberblick über die Ausdehnung dieser imposanten Räumlichkeiten gewinnen können, sondern in einem Dunst- und Nebelmeer wandern müssen. Um nun auch meinen Führer auf den Zahn zu fühlen und seine statistische Zuechnungsfähigkeit zu prüfen, fragte ich nach der Anzahl der Bottiche. Er gab sie auf eintausendvierhundertundfünfzig an und ich wollte ihm keinen Glauben schenken. Da die Bottiche alle nummerirt und mit der Zahl der fassenden Eimer versehen sind, ersuchte ich ihn, mir zu beweisen, daß seine Angabe richtig sei. Jetzt begann das Durchkletteen und Durchwandern der Hallen von neuem; ich ruhte und rastete aber nicht eher, bis ich eine Zahl fand, die an 1450 hinanreichte. Da stand 1411, und ich war zufrieden.

Meine Aufmerksamkeit wurde noch in hohem Grade durch drei „Glasbottiche" oder vielmehe Betonbottiche mit inneren Glasgußwänden gefesselt, und die Dieection theilte mir später mit, daß sich diese theuren Apparate außerordentlich bewährt. Das allmählich in Fäulniß übergehende Bottichholz — und Deeher hat ganze Eichenwaldungen auf seinem Gewissen — theilt jedem Bier einen gewissen Beigeschmack mit, und dieser soll aus dem berühmten Dreherschen, so gering er ihm auch anhaftet, gänzlich entfernt werden. Es dürfte somit nach 15 bis 20 Jahren vielleicht kein einziger Holzbottich mehr in den Dreherschen Anlagen zu finden sein, da das Holz allmählich durch das kostspieligeee, aber haltbarere Glas ersetzt werden soll.

Nach der Wanderung durch die Bottichräume ging es ein gut Stück tiefer in die Erde hinein und zwae zu den Malztennen odee Gerstenkeimkammern. Jetzt begann das primitive schwankende Talglicht sein trügerisches Geflimmee, und nach der Wanderung durch drei, vier dieser mächtigen unterirdischen Gewölbe, darin sich der Uneingeweihte schwerer zurechtfindet, wie in der Dechenhöhle bei Iserlohn, ließ es den Kopf so stark hängen, daß es erlosch. Ich rief, denn ich war in dem Augenblick, als das Licht erlosch, meinem Führer weit voraus. Dumpfer Widerhall antwortete, aber ich verstand nichts. Unverständliche Fragen und noch unveeständlichere Antwoeten in der pechschwarzen Finsterniß machten die Grotten, darin sich das einmal wachgerufene Echo nicht wieder beruhigen wollte, plötzlich zu einem unheimlichen Aufenthalt. Ich eetastete mit meinem Stocke die nächste Gewölbemauer und ging dann die Mauee entlang nach der Richtung, in der mein Führee zurückgeblieben. Jetzt hatte dee eine Tunnel ein Ende, und ein zweiter gähnte mit seiner Mündung — so fühlte ich — entgegen. Der Führer mußte sich aber entfernt haben, denn ich erhielt auf meine Frage jetzt nicht einmal mehr eine unverständliche Antwort. Wenn nur nicht etwa der Vicekönig von Egypten angekommen war und der Führer, dee jedenfalls nach der Oberwelt hinaufgegangen, um Zündhölzchen und ein steiferes Licht zu holen, durch den festlichen Aufzug etwa vergaß, daß er einen Fremden in den Malztennen zuerückgelassen — dann war schon alles gut. Da flammte es in der Ferne blitzartig auf: ich sah in dem Hintergrunde des Tunnels, dessen Mündung ich mich eben genähert, eine Gasflamme beennen und meinen Führee darunter stehen. Jetzt hatte alle Besorgniß ein Ende, die Tunnel konnten sämmtlich durch Gas erleuchtet werden, und die Dieection hatte mir zu Ehren den Gashahn droben geöffnet. Bei der ferneren Wanderung zeigte es sich, daß einige der Malztennen auch idyllisch mit der Oberwelt coeeespondirten. Sonnenglanz und Laubgrün leuchtete hernieder, und ich wanderte in der That unter einem üppigen Garten dahin.

Nach der Malztennenwanderung sollte der bedenklichere Abstieg in die noch tieferen Lagerkeller, die sich bis Großschwechat vertheilen, unternommen werden.

Ich nenne den Abstieg bedenklich, denn deoben herrschte eine Tropenglut von 30 Grad, und drinnen in den Kellern lag Réaumur fast auf dem Nullpunkt. Bis zur eesten Gletscherwand, die die eeste Partie des aus 28 Abtheilungen bestehenden ersten großen Lagerkellees kühlte, wollte ich doch vordringen. Ich wickelte mich fest in meinen Plaid und folgte dem Talglicht, das ich auf eine Steicknadel hatte stecken lassen, in die Tiefe. Die Treppe, welche spiralförmig und lachter-

tief hinableitete, führte mich etwa von 4 zu 4 Stufen immer um einen Grad dem Gefrierpunkt näher. Der Keller selbst kannte weder Schloß noch Riegel, sondeen empfahl sich mit seiner Finsterniß, Kälte und Kohlensäure sofort jedem, der die Treppe überwunden. Der Talglichtschimmer sank unmittelbar nach dem Passiren der Kellermündung zum mattesten Irrlichtglanz herab, und kein Lichtkünstler hätte die Kerze bis zum Hintergrunde des Kohlensäurereviers brennend erhalten können. Grade wie die Gletscher in den Alpen trübe Gletscherbäche zu Thal senden, so schickt auch die Gletscherwand in den Lagerkellern Schwechats Rinnsale nieder, die sich dort, wo der Keller am tiefsten ist, zu morastartigen Teichen ansammeln, die am sichersten mit Stelzen passirt werden. Am Tage ist's in den Kellern Schwechats still wie im Grabe, aber um zehn Uhr nachts wird ein kleiner Theil der ausgedehnten Lagerräume aus seiner Ruhe aufgerüttelt. Von 10 Uhe bis um eine Stunde nach Mitternacht wird nämlich für das durstige Wien gezapft, das allein mehr als die Hälfte sämmtlichen Gerstensaftes consumirt, den Dreher in Kleinschwechat fabricirt. Um 4 Uhr morgens kommt dann das Dampfroß von Wien, um den langen Bierzug mit den eis- und strohumhüllten Fässern der Kaiserstadt zuzuführen. Auf dem Raaber Bahnhof Wiens halten schon die Gespanne, um den Nektar Drehers sofort nach Ankunft des Bierzuges durch Stadt und Vorstadt zu fahren, und um sieben Uhr morgens hat ganz Wien den frischesten Trank aus Schwechats kühlen, unerschöpflichen Kellern.

Als ich — umgekehrt wie in den Alpen — wieder von den Gletschern zu den Tropen empor gestiegen, besichtigte ich die Braupfannen und das Kühlschiff. Es war mir angenehm, daß in den Pfannen kein Biermeer wogte, sonst hätte ich nicht in ihre Tiefen hinabblicken können. Jetzt war es mir, als sähe ich in einen Krater hinab, in dessen Schlunde Vulkan mit seinen Gesellen arbeitete. Die schadhaften Stellen der Pfannenböden wurden nämlich vernietet, und die Schmiede schlugen beim Schein einer qualmenden Oellampe tief unten im Pfannendunkel mit schweren Hämmern im Dreitakt auf das Metall, daß mir von dem Dröhnen fast die Sinne vergingen. Das Schwechatsche kupferne Kühlschiff aber glich in seiner luftigen, ruhigen Höhe dem Deck eines Oceandampfers, doch hören hier sofort die Deckpassagierfreuden auf, sobald die zahlreichen Ventile gezogen werden, um das Kühlschiff zu füllen.

Am interessantesten war für mich die Wanderung über die Malzlagerböden und zwar nicht wegen dee enormen Vorräthe, die hier aufgespeichert lagen, sondern weil ich hier noch die alten Ueberreste des kleinen Bräuhauses sah, welches dem Vater des verstorbenen Anton Dreher angehörte. Mit sinniger Pietät ist das morsche Holzwerk in seiner ursprünglichen Anlage erhalten und dergestalt den Neubauten angereiht und einverleibt worden, daß es von letzteren getragen und beschützt wird. Das werdende Bier, welches bei dem Großvater Dreher nur etliche Lachter weit zu laufen hatte, legt jetzt einen Weg in Schwechat zurück, den ich auf fast eine halbe Meile schätze. Die Turbinen, welche von der Schwechat getrieben werden, sorgen aber im Verein mit den Dampfmaschinen dafür, daß das werdende Bier zum Passiren der unter- und überirdischen Rohrleitungen, die noch von Dampf- und Gasröhren begleitet werden, nicht viel mehr Zeit gebraucht, als zu Lebzeiten des Großvaters Dreher.

Leider sollte das statistische Wissen meines Führers mit der Angabe der Zahl der Gährbottiche seinen Höhepunkt und auch sein Ende erreicht haben. Zwar hatte er auf jede weitere Frage auch eine Antwort bei der Hand, aber ich merkte denn doch bald, daß er sich in einem höchst unsichern Fahrwasser bewegte und nur den Mund öffnete, um nicht für stumm zu gelten. Bald antwortete er vollends in den blauen Tag hinein, und erst, als ich ihm die verschiedensten Widersprüche nachwies, gestand er, daß er noch zu sehr Neuling in Schwechat sei, um alles wissen zu können. Jetzt hatte auch unsere Freundschaft ein Ende; ich zahlte ihm für die umsichtige Führung ein glänzendes Honorar, und er schied mit einer tiefen Verbeugung von „Ew. Gnaden."

Ich war eben im Begriff, das Directorium zum zweiten Male heimzusuchen, als ich die Frage hinter mir vernahm: „Nun, haben Sie sich gründlich umgesehen?"

Ich wendete mich um und stand einem Herrn gegenüber, den ich in der Canzlei bereits begrüßt und der — wie ich jetzt verrathen darf — in dem Hauptbuche Schwechats so bewandert ist, wie ich in meinem Notizbuch.

„Sie kommen mir mit Ihrer Frage sehr erwünscht," antwortete ich, „nach meiner Uhr wandere ich bereits drei Stunden umher, weiß aber nicht, ob diese Zeit hinreicht, um alles gründlich zu sehen."

„Nein, um die Dreherschen Anlagen ganz zu durchwandern und nur flüchtig zu besichtigen, dürfte kaum ein halber Tag genügen. Die Lagerkeller allein nehmen so viel Zeit in Anspruch, als Sie zu Ihrer ganzen Rundtour verwendet. Und wenn erst die beiden Filiale Drehers, das in Steinbruch bei Pesth und das Filial Micholup in Böhmen dazu kommen, so ...."

„Also in Klein- und Großschwechat hat das Dreherfche Reich noch kein Ende?" fiel ich dem Herrn ins Wort.

„Gewiß nicht, das Dreherfche Filial in Steinbruch bei Pesth, welches Ungarn, den Orient und die Donaufürstenthümer mit Gerstensaft versorgt, wird Klein-Schwechat bald überflügelt haben."

„Sie setzen mich in Erstaunen; wie viel Bier producirt denn das Pesther Filial jährlich?"

„Dreihundertsechszigtausend Eimer. Wir versenden keinen Tropfen von hier nach Ungarn und den Donaufürstenthümern."

„Und wie viel beträgt die Jahresproduction von Schwechat?

„Fünfhundertachtzigtausend Eimer, und davon consumirt Wien allein weit über die Hälfte."

„O diese durstigen Kehlen an der schönen, blauen Donau! Und das Filial in Böhmen?"

„Das ist das schwächste; es wird es bald auf hunderttausend Eimer gebracht haben, soll aber so vergrößert werden, daß von Böhmen aus ganz Norddeutschland mit Schwechater versorgt werden wird, während wir (Schwechat) das ganze übrige Oesterreich, Belgien, Holland, Frankreich, die Schweiz, Italien, England und Amerika beherrschen."

„In der That, und das alles wird im Winter producirt! Ich glaubte hier mitten im Sommer die Brauerei im vollen Gange zu finden, wenigstens erinnert die in ganz Norddeutschland bekannte Bezeichnung: Sommermärzen daran."

Der Herr lächelte, dann fuhr er fort:

„Das ominöse Wort: Sommermärzen hat Schwechat nicht erdacht. Wie wissen hier weder etwas von Winter-, noch Wiener-, noch Sommermärzen. Märzen heißt das berühmte Wort Anton Drehers, welches er schlicht und recht seinem Bier beilegte, weil er im März aufhörte zu brauen. Da sich aber sein zwölfgrädiges Bier nicht gut exportiren ließ, so braute er noch eine zwei Grad stärkere Gattung, nannte die zwölfgrädige Lager und die vierzehngrädige Märzen, und dabei blieb's. Wir kennen zwar noch zwei feinere Nüancirungen: Abzug und Bock, aber diese haben für die Welt keine weitere Bedeutung."

„Ich erinnere mich auch nicht, die Namen: Schwechater oder Märzen in Wien gehört zu haben."

„Wien kennt nur Lager, und alles exportirte Bier heißt Märzen."

„Wenn ich nicht irre, hat sich Anton Dreher seine Höhe im Fluge erobert. Vor der Pariser Weltausstellung waren mir die Namen: Dreher und Schwechat noch böhmische Dörfer."

„Freilich, als Anton Dreher Ende 1863 starb, war sein Bier noch nicht weltberühmt. Der „Flug auf die Höhe," wie Sie es zu nennen belieben, datirt seit der Pariser Weltausstellung. In Paris wurde zwar keine Seide gesponnen, aber die Bestellungen, die sofort nach Schluß der Pariser Ausstellung in Klein-Schwechat eingingen, nahmen in einer kurzen Spanne Zeit riesige Dimensionen an."

„Braugeheimnisse kennt wohl Schwechat nicht?

„Ganz und gar keine, nur die großen Mittel, mit denen wir agiren, und das treue Halten an dem Vorbilde Drehers — darin bestehen unsere Braugeheimnisse. Der verstorbene Dreher war ein arger Feind der schweren dunkeln Biere, die den Kopf wüst und das Blut dick machen. Ein leichtes, helles, kräftigendes, erheiterndes Bier, ein Bier, das dem Fürsten ebenso mundet wie dem Handwerker, ein Nationalgetränk, ein Bier aller Welt, das war, was er zu erzielen suchte. Dreher reiste durch Baiern, Belgien, England, Ungarn u.s.w., kostete jedes Bier mit nüchterner Zunge, notirte sich die Wirkungen, prüfte, verwarf, ahmte nach und rastete nicht eher, bis er einen Trank brauen konnte, den er Jedermann empfehlen durfte. So entstand das Schwechater. Und wer, wie wir, auf denselben Principien fußt, alles groß und praktisch anlegt, Millionen daran verwendet, um uns Concurrenz zu machen, der kann es."

Ich war sehr erfreut über diese Mittheilungen, schied mit einem

warmen Händedruck von meinem competenten Berichterstatter, und als ich noch von dem höchsten Punkt der Schwechater Etablissements einen Rundblick über die $13\frac{1}{2}$ österreichische Joch umfassenden Dreherschen Schöpfungen gethan, die Bahngeleise im Geiste verfolgt, die den echtesten Gerstentrank bis in alle Zonen verführen, ließ ich mich bei einem Glase kühlsten, aus dem Hauptkeller geschöpften Schwechater nieder und schrieb das Mitgetheilte in mein Wanderbuch. „O Trank voll süßer Labe!“ **Friedrich Bücker.**

Am Familientische.

Schifferfreuden nach der Suezcanaleröffnung.

Die meisten Ihrer Leser werden der Meinung sein, daß gleich nach dem Schluß der Eröffnungsfeierlichkeiten des Suezcanals, also vom 21. November an, das Passiren der Schiffe jeder Größe durch den Canal — selbstverständlich nach Erstattung der Durchgangsabgaben — flott erfolgen könne. Ich kann Ihnen nun aus zuverlässigster Quelle mittheilen, was alles ein Schiff vor dem Durchgang durch den Canal und während des Durchgangs streng zu beobachten hat, und wie flott es sich von Suez nach Port Saïd, oder umgekehrt, verfügen kann. Zuerst hat der Capitän des dampf- oder segelbeflügelten Ankömmlings, der vom mittelländischen nach dem rothen Meere durchdringen will, sich im Bureau de Transit einschreiben zu lassen und nachdem er genügende Auskunft über sich selbst, den Namen und die Nationalität seines Schiffes u. s. w. u. s. w. gegeben, die Canalabgaben zu zahlen. Diese bestehen in zehn Franken für jede Tonne Frachtgehalt und abermals in zehn Franken für jeden Passagier. Hat das Schiff vor dem Durchgange noch länger als 24 Stunden vor dem Suezdamm zu liegen, so sind per Tag und Tonne abermals fünf Centimes zu entrichten. Hat der Segler über 50 Tons Gehalt, so muß er sich durch den Canal schleppen lassen und per Tonne zwei Franken Schlepplohn zahlen. Trägt er aber über 100 Tons, — er mag Segler oder Dampfer sein — so kann er nur mit einem Lootsen der Canalgesellschaft passiren und hat in diesem Falle für jeden Decimeter Tiefgang (bis zu drei Meter) fünf Franken zu zahlen, bei größerem Tiefgange aber bedeutend mehr (z. B. bei 7 Meter 50 Centimeter Tiefgang 20 Franken per Decimeter) zu entrichten. Einen größeren Tiefgang als 7 Meter 50 Centimeter darf das Schiff überhaupt nicht haben, sonst wird es mit Bedauern von der Suezcanalfahrt ausgeschlossen. Nachdem nun die Canalgebühren, so wie event. Lootsenlohn, Schleppgeld und Liegegeld bezahlt und quittirt, erhält der Capitän seine Ordnungsnummer, und damit hat er sich an die ihm angewiesene Stelle in die Schiffsreihe zu verfügen. Wird nun vorn Luft gemacht und steht der Durchfahrt weiter kein Hinderniß mehr im Weg, so kann das nummerirte Schiff, nachdem es die Raaen getoppt und den Klüverbaum eingezogen, den Canal forciren, doch darf seine Schnelligkeit nicht über 10 Kilometer per Stunde betragen. Während der Fahrt darf nun selbstverständlich nicht geankert werden, und es darf auch nichts aus dem Schiffe in den Canal fallen. Geschieht letzteres, so darf der Capitän auf eigne Faust den versunkenen Schatz nicht wieder heben, sondern er muß die Agenten der Compagnie zur Hilfe heranziehen, wobei er selbst natürlich die Kosten zu bestreiten hat. Im Falle des Festgerathens des Schiffes aber können die Agenten zu jedem Mittel greifen — selbst zum Löschen der Fracht — um wieder flott zu machen.

Da nun während der Dauer der Eröffnungsfeierlichkeiten, also vom 17. bis zum 20. November, alle Schiffe (auch Frachtschiffe) von allen Durchgangsgebühren befreit sind, so wird es voraussichtlich in jenen Tagen zu einem Gedränge kommen, das weniger für die Schiffe selbst, aber wohl für den Canal, der ja doch noch manches mit einem rohen Ei gemein hat, gefährlich werden kann. Wie ich höre, haben Sie schon Mittel und Vorkehrungen getroffen, seiner Zeit über die Eröffnung des Suezcanals berichten zu können; vielleicht geben Sie auch mir Gelegenheit, etwas zur Vervollständigung des Bildes beizutragen.

Suez, 1 September. M. T.

Eine Wiener Redactionsglocke.

Wit! Ich traute meinen Augen nicht, putzte meine Brillengläser, las wieder und sah, daß da deutlich auf dem Papierbogen unter der Klingel stand:

„Der Gebrauch dieser Glocke ist Bettlern, Hausirern und Klostergeschichtenverfassern ausdrücklich untersagt!“

Ich zog lächelnd die Glocke und stand bald dem gestrengen Herrn Redacteur gegenüber, zu dessen Gemächern der Leitungsdraht der mit diesem merkwürdigen Avis versehenen Glocke führte.

Nachdem ich meine Angelegenheiten mit ihm geordnet, konnte ich nicht umhin, auf die eigenthümliche Inschrift an seiner Thür hinzudeuten. Er lächelte, dann aber legte sich sein Gesicht in ernstere Falten, und er sagte:

„Was haben Sie an meinem stummen Portier auszusetzen?“

„Daß er den Bettlern und Hausirern, diesem zahlreichen, irregulären Plagegeistercorps Wiens, den Gebrauch der Glocke verbietet, finde ich ganz natürlich. Doch weshalb sich die Klostergeschichtenverfasser den Bettlern und Hausirern anreihen — auf dem Plakat unter Ihrer Glocke nämlich — das bleibt mir denn doch noch ein Räthsel. Ich glaubte anfangs, irgend ein Spaßvogel hätte Ihnen den Streich gespielt und die Klostergeschichtenverfasser Ihrem stummen Portier nachträglich angehängt.“

„Nein, dieser Anhang stammt aus meiner höchsteigenen Feder, und ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß er von ausgezeichneter Wirkung gewesen. Während ich vorher von Klostergeschichtenverfassern geradezu sanitäts- und polizeiwidrig bedrängt wurde, habe ich jetzt Ruhe, Ruhe wie nach einem Gewitter, das sich ausgetobt. Ich sage Ihnen, wie Pilze nach dem Regen tauchten hier in Wien die Klostergeschichtenschreiber auf seit der Barbara Ubryk-Affaire. Ich habe mir die Augen krank gelesen an den zu Dutzenden eingehenden Klostergeschichten, bis ich endlich dahinter kam, daß alles nur an den Haaren herbeigezogenes Machwerk war. Sehen Sie, da liegt noch ein Stoß von wenigstens zwanzig Manuscripten — alles Klostergeschichten und wahrscheinlich alles Klostergeschichten mit jahrelangen Einmauerungen und endlichem Wiederanslichtziehen. Ich muß mich durch den Stoß noch durcharbeiten, denn vielleicht, ich sage vielleicht, ist doch noch eine brauchbare Arbeit dabei. Hier habe ich mir ein Register gemacht von den eingegangenen Klostermysterien und ihren Titeln ...“

Bei den Worten schlug der Redacteur ein Buch auf, deutete auf gewisse Spalten und fuhr fort:

„Es gingen unter anderen ein: fünf Klostergeschichten, die in der Lorettokapelle der Augustinerkirche spielten — in jeder wurde eingemauert —, drei Klostergeschichten aus dem Kamaldulenserkloster auf dem Kahlenberge, vier Geschichten aus dem Kloster der sogenannten Schwarzspanier in der Alservorstadt, drei Geschichten aus dem Carmeliternonnenkloster zu den „sieben Büchern“, drei Geschichten aus dem Paulanerkloster auf der Wieden — in allen wurde wiederum eingemauert. Nun sehen Sie hier diese Titel der folgenden Klostergeschichten: „Geheimnisse der Chorherren bei St. Dorothea in Klosterneuburg“. „Rache eines Mönches zu St. Jacob“. „Was in den Katakomben der Pfarrkirche zu den sieben Zufluchten im Altlerchenfeld passirte“. „Franziskanerrache bei den Carmelitern auf der Laimgrube“. „Mysterien des Margarethenklosters im Sonnenhof“. „Lebendige Einmauerung in der Josephstadt bei den Piaristen, ans Licht gezogen von ...“ Und so geht das spaltenlang fort, eine Geschichte ist haarsträubender wie die andere, aber sämmtlich sind sie erfunden ...“

„Woher wissen Sie das?“

„Weil ich die Verfasser gründlich auf den Zahn fühlte und sie um die Quellen befragte, aus denen sie geschöpft. Da stellte es sich denn regelmäßig heraus, daß ihre eigene Phantasie die Urkunde war. Viele hatten über Klöster geschrieben, von denen sie nicht einmal wußten, daß sie längst eingegangen, daß Zinswohnungen, Gärten, Leihhäuser, Stapelplätze für Kaufmannsgüter, Taback und Stempelgefälladministrationslokale daraus geworden. Als endlich durch das Auspacken der immer zahlreicher eingehenden, versiegelten Klostergeschichtenmanuscripte mein Büreau einer kaufmännischen Packkammer glich, da zwang mich die Nothwehr, meinen Portier zu verbessern und ihn also reden zu lassen: „Der Gebrauch dieser Glocke ist Bettlern, Hausirern und Klostergeschichtenverfassern ausdrücklich untersagt.“ Haben Sie nun noch etwas gegen meinen stummen Portier einzuwenden?“

„Durchaus nicht! Er verdient vielmehr Nachahmung in Norddeutschland, dahin sich die Flut der in Wien abgewiesenen Klostergeschichten vermuthlich wälzen wird.“*) F. B.

*) Aus eigener Erfahrung bestätigt. D. R.

Briefkasten.

Den **Abonnenten in Gronau i. [illegible]** diene zur Beruhigung die Mittheilung, daß es — trotz der wiederholten Aussagen im „Frankfurter Beobachter“ — in Ostpreußen „Mormonen, die sich der Militärpflicht vermöge ihres Glaubens zu entziehen wissen“, nicht giebt. Es ist dies augenscheinlich eine Verwechslung mit den Mennoniten, die übrigens auch in Zukunft nicht mehr militärfrei sein werden. — **Fr. v. S. in B.** Die zum Besten der Hinterlassenen der verunglückten Bergleute im Plauenschen Grunde herausgegebenen Humboldtperlen (Leipzig, H. Wartig) enthalten ein ganz geschickt aus Humboldts eigenen Worten compilirtes Lebensbild des großen Naturforschers en miniature, eine chronologische Uebersicht seines Lebens, ein Verzeichniß seiner Werke und ein Porträt nach dem von ihm selbst entworfenen Spiegelbilde aus dem J. 1814. — **F. R. in E.** Stellen als Lehrer in England rc. zu besorgen liegt glücklicherweise außerhalb der Redactionsgeschäfte. — **Gg. in C.** Wir können Ihnen das erbetene Bürgerrecht im Daheim nicht zugestehen, so billigen Kaufes kommt man nicht dazu. — **D. Sp. in U.** Von den geflügelten Worten, mit denen Sie uns zur Mitarbeiterschaft an Ihrem neuen Unternehmen auffordern: „Die Geistesarbeit tritt zum ersten Male in das Gebiet eines angebrachten Erwerbzweiges. Sie wird Waare, der Schriftsteller wird Producent und der Unterzeichnete Commissionär, der mit den Käufern, den Redactionen unterhandelt“, haben wir Notiz genommen, ziehen es aber doch vor, uns an diesem Waarengeschäft nicht zu betheiligen. — **Pf. H. in E. b. B.** und **A. M. in F. D.** Ungeeignet für uns. — **Dr. G. Sch. in B.** Dankend abgelehnt. — Den „**Freunden der Pflanzenkost**“ in **Stuttgart:** Wenn wir auch dem Vegetarianismus nicht das Wort reden können, so theilen wir Ihnen doch zu Ihrer eigenen Beruhigung mit, daß Julius Payer, der Begleiter der Nordpolfahrt, eben schreibt: „Unsere Nahrung besteht größtentheils aus Pflanzenkost und Thee ohne Milch und Rum, man wird dadurch sanften Gemüths zum Dulden herangebildet.“ — Den Liebhabern des Jahrgangs 1866 zur Nachricht, daß wir ihnen jetzt einige Exemplare nachweisen können.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16

Unter Verantwortlichkeit von **A. Klasing in Bielefeld**, herausgegeben von **Dr. Robert Koenig in Leipzig**

Verlag der **Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin.** Druck von **Fischer & Wittig in Leipzig.**

das Haus, dann tummelte er sich in den langen Corridoren herum, als hätte er ein Recht dazu, oder er setzte sich in einer Ecke fest und stöhnte so melancholisch vor sich hin, daß es einem ganz unheimlich wurde und man hätte meinen können, die alten Nonnen dort in der Krypta der Kirche, seien plötzlich erwacht und beteten ihre Pater noster her.

Doch drinnen im gemeinschaftlichen Salon, wo die jetzigen Bewohnerinnen des Klosters sich allabendlich vereinigten, sah es gemüthlich und heimlich genug aus, um den Stürmen des Winters und melancholischen Spukbildern Trotz zu bieten. Das Zimmer, ein längliches Viereck, war, wenn nicht gerade luxuriös, doch sehr behaglich eingerichtet, der Fußboden mit einem warmen Teppich bedeckt, die Fenster mit dichten rothen Vorhängen behangen, die zu den gleichfarbigen Möbeln paßten.

Der Thee war, wie gewöhnlich, gemeinschaftlich genossen worden und die Damen saßen in verschiedenen Gruppen um kleine Tische herum, welche theils durch Lampen, theils durch Kerzen erleuchtet waren. Es wurde gearbeitet, geplaudert, gelesen; — eine Gruppe, worunter wir Fräulein von Lauch erkennen, war in eine Partie Whist vertieft. Nicht weit von dem eine wohlthuende Wärme ausströmenden großen Porzellanofen bemerken wir Fräulein von Nobelitz; unter der dicken Tuchjacke sehen wir noch einen Zipfel des bekannten Kaschmirshawls herausschauen — ein dunkles, noch wärmeres Tuch hängt über die Rücklehne ihres Stuhles, um es immer, falls das Fräulein sich entfernen wollte, zur Hand zu haben. Fräulein von Nordenstern und noch zwei Damen sitzen um denselben Tisch, auf welchem mehrere Bücher liegen, und das gelehrte Fräulein hält ein Manuscript in der Hand, woraus sie mit halber Stimme vorliest, oft durch dir laute Bewunderung ihrer Zuhörerinnen unterbrochen.

Mehr in der Mitte des Zimmers, an einem großen runden Tisch, sitzt die Aebtissin im bequemen Lehnstuhl, ein Tintenfaß, verschiedenes Schreibmaterial und mehrere aufgeschlagene Contobücher liegen vor ihr, allein Fräulein von Brunneck lehnt behaglich in ihrem Sessel, das Strickzeug in der Hand, und vor der auf dem Tische stehenden Lampe ist ein großer grüner Schirm also befestigt, daß er die Augen der Aebtissin vor diesem, sowie jedem andern im Zimmer sich befindenden Lichte schützt.

Ihr gerade gegenüber, mit einer Häkelarbeit beschäftigt, sitzt Fräulein von Kassel. Die wohlwollende Dame macht es sich zur Lebensaufgabe, in jedem Winter die Bewohner des Klosters sowie dessen Umgegend (wir meinen hiermit ihre verschiedenen Pflegebefohlenen unter den Armen des nahen Dorfes) — mit selbst gehäkelten Umschlagstüchern, sogenannten „Pelerinen", zu versorgen; die Manschetten und Halsbinden gar nicht zu nennen, die unter ihren großen, stets geschäftigen Fingern entstanden.

Neben ihr sitzt Elisabeth, den schönen Kopf über eine feine Arbeit gebeugt. Noch eben so sonnig wie damals zur Sommerzeit, liegt das warme Colorit auf den gerundeten Wangen, die ganze Erscheinung ist so prächtig, lebensfrisch und wohlthuend; von dem reichen dunkeln Haare an, das sich über der schön gewölbten, intelligenten Stirne wellt, bis zu dem kleinen Fuße, der unter den weichen Falten ihres dunkeln Winterkleides hervorschaut, als habe weder innerlich noch äußerlich ein kalter Winterhauch sie je berührt.

Es mag wohl gegen acht Uhr sein, — da klopft es an die Thürr, und auf das „Herein!" der Aebtissin tritt der Verwalter ein. Auch ihn finden wir in den wenigen Monaten, seit wir ihn zuletzt gesehen, unverändert; nur daß seine Kleidung, ein mit Pelz besetzter, kurzer, anschließender Rock sich gar gut ausnimmt zu dem frischen Gesicht und den biedern, geradeaus blickenden Augen.

Normann verbeugt sich vor den Damen, unter welchen er sich jetzt schon nicht mehr als Fremder fühlt; auch wird er allgemein mit den freundlichsten Blicken empfangen, hier und da sogar mit einem ganz herzlichen Kopfnicken und „Guten Abend, Herr Normann!" nur Fräulein von Lauch würdigt den Eintretenden keines Blickes, und der ihr zu Füßen liegende Philo läßt ein leises Knurren vernehmen.

„Guten Abend, Herr Normann!" sagte ihrerseits die Aebtissin, als dieser auf sie zutrat, „es ist wohl sehr kalt heute Abend?"

„Ganz gehörig kalt, Frau Aebtissin," war die Antwort, „und es wird diese Nacht noch tüchtig frieren, der Teich steht schon so fest wie ein Brett!"

Normann sah bei den Worten zu Elisabeth hin, und diese ließ zum ersten Male einen leuchtenden Blick unter ihren langen Wimpern zu ihm aufgleiten, und um ihre Lippen spielte ein fröhliches Lächeln.

„Nun, zur Arbeit! ehe Sie anderweitig in Beschlag genommen werden," sagte die Aebtissin und rückte sich näher an den Tisch heran. Der Verwalter hatte heute Abend wenig zu berichten; es war dies in jeder Hinsicht, so auch in Bezug auf die Wirthschaft, eine stille Jahreszeit; doch gab es natürlich, wie allabendlich, Verschiedenes in die Bücher einzutragen, Berechnungen zu machen u. s. w.

„Na, nun sollen Sie wohl fertig sein!" rief Fräulein von Kassel, als das letzte dicke Contobuch zugeschlagen und bei Seite gelegt worden war, „jetzt setzen Sie sich einmal neben mich, bester Normann, ich habe Sie so lange nicht gesprochen — nein, nicht links — hier, rechts, Elisabethchen, Du machst wohl ein wenig Platz, so; ich bin recht erkältet, Herr Normann, und da ist mir der Katarrh so aufs linke Ohr geschlagen, daß ich fast meinen könnte, ich würde auf der Seite taub; es wird wohl vorüber gehen! — Na, erzählen Sie einmal, was treiben Sie denn, daß Sie sich so lange des Abends nicht haben blicken lassen?"

„Nur gestern Abend konnte ich nicht kommen," rief ihr Normann mit erhobener Stimme zu, „ich kam erst spät aus M. zurück, wohin mich Geschäfte gerufen hatten."

„So? mir kam es länger vor," war die Antwort.

„Das ist mir sehr schmeichelhaft, gnädiges Fräulein," erwiderte der Verwalter mit seinem humoristischernsten Gesichtsausdruck.

„Zweifelhaft ist es Ihnen?" sagte die alte Dame und sah ihn über ihre Brille groß an; „wenn ich Ihnen was sage, so braucht Ihnen das nicht zweifelhaft zu sein! Na, lassen Sie's gut sein!" fuhr sie gutmüthig fort, als sie merkte, daß er sie unterbrechen wollte „bringen Sie uns denn gar keine Neuigkeiten mit?"

„Ach, nichts Besonderes," antwortete er, „man bekommt nichts zu hören, es ist alles eingeschneit; nur der Schlitten nicht!," fuhr er leise fort, sich zu Elisabeth wendend; „ich habe ihn!" Sie unterdrückte mit Mühe einen freudigen Ausruf.

„Die Wolle haben Sie mir schön besorgt," fuhr Fräulein von Kassel wieder dazwischen, „das Märchen brachte sie mir heute in aller Frühe, dafür mache ich Ihnen auch ein paar Pulswärmer, Herr Normann."

„Verbindlichsten Dank, gnädiges Fräulein!" erwiderte dieser. „Morgen machen wir unsere erste Fahrt," setzte er, wieder an Elisabeth gewendet, hinzu.

„Ob die Tantr es erlauben wird?"

„Dafür lassen Sie mich sorgen!"

„In meiner Jugend gab es in dieser Jahreszeit immer die schönsten Schlittenpartieen," sagte plötzlich Fräulein von Kassel, und in Elisabeths Wangen stieg eine höhere Röthe, als müsse die alte Dame ihr geflüstertes Gespräch gehört oder errathen haben, — „das war überhaupt eine viel amüsantere Zeit als jetzt!" fuhr die Redende unschuldig fort, „wir jungen Mädchen studirten vielleicht nicht so viel, wie es heutzutage geschieht, dafür genossen wir aber auch unser Leben mehr; und die Männer," sie sah lachend auf Normann hin — „ja, — und die Männer! gnädiges Fräulein," sagte dieser und rieb sich die Hände, „machen Sie mich nicht gar zu sehr erröthen, indem Sie mir zeigen, wie sehr die jetzigr Generation degenerirt ist."

„Ach, Sie erzählen wieder so interessant aus Ihrer Jugend, liebe Fräulein von Kassel!" lispelte Fräulein von Nordenstern, die ihren Platz am anderen Tische verlassen und sich der Gruppe in der Mitte des Zimmers genaht hatte, „da darf ich wohl zuhören? — Nichts hören wir lieber, als solche Mittheilungen aus der Vergangenheit, nicht wahr, Elisabeth?"

Elisabeth nickte und wagte nur einen halben Blick auf Normann, der sich erhoben hatte und dem Fräulein seinen Stuhl anbot, halb seufzend vor sich hinsprechend:

„Glückliches Alter, das noch keine Vergangenheit kennt!"

„Bitte, behalten Sie Platz, Herr Normann," sagte Fräulein Adelgunde herablassend und sichtlich geschmeichelt, „ich setze mich hierher; — so, jetzt will ich nicht länger unterbrechen!"

„Ei, Adelgundchen, haben Sie sich's anders überlegt?" rief ihr Fräulein von Kassel zu, „Sie wollten ja vorhin sich durchaus nicht her setzen, die Lampe brenne Ihnen zu dunkel!"

„Ihre interessanten Erzählungen haben mich hergezogen, liebe

Fräulein von Kassel," erwiderte Fräulein Adelgunde liebenswürdig, „bitte, bitte, fahren Sie fort!"

„I was!" war die Antwort, „das ist für Sie ja alles nichts Neues, sonst müßte Ihr Gedächtniß sehr abgenommen haben; ich kann auch jetzt nicht weiter schwatzen, ich bin hier an der Schulter und muß zählen."

Fräulein von Nordenstern that, als höre oder verstehe sie wenigstens die Bemerkung nicht, und wandte sich mit irgend einer Redensart an die Aebtissin; indessen ertönten von dem Tische, welchen sie verlaßen, die Worte: „Darf ich bitten, Herr Normann, auf einen Augenblick!"

Normann begab sich eiligst zu der Rufenden. „Ich hoffe, die Bücher sind Ihnen bereits zugestellt worden, gnädiges Fräulein?" frug er artig; „der dritte Band des Romans „die Wahrsagerin" soll nachgeschickt werden, er war augenblicklich vergriffen."

„Das macht nichts," antwortete Fräulein von Nobeltitz befriedigt, „ich habe noch so viel Lektüre. Besonders gefällt mir Ihre Wahl dieses Bandes Gedichte: „Schwanengesang der Erinnerung" — da haben Sie grade meinen Geschmack getroffen — echt poetisch und zart empfunden! Diese Gesänge haben mich sogar wieder einmal angespornt, mich in Versen zu versuchen!"

„Dürfte man wohl einen Blick auf ein so schätzbares Manuscript werfen?" frug Normann zögernd, er wußte aus Erfahrung, was von ihm erwartet wurde.

„Nun," antwortete das Fräulein überlegend, „ich thue es sonst nicht, denn die Verse sind nur so eben hingeworfen, so ganz aus dem Aermel geschüttelt — Sie wissen ja?" — Normann machte eine stumme Verbeugung — „Doch möchte ich eigentlich gerne Ihr Urtheil wissen, drum lesen Sie nur!" sie reichte ihm ein dichtbeschriebenes Blatt.

„Sehr schön! gnädiges Fräulein, ganz ausgezeichnet!" sagte er, als er es ihr zurückgab, mit ernsthaftester Miene.

„So? finden Sie es gut?" frug das Fräulein, „der Vergleich mit der Rose erinnert doch nicht zu sehr an die Lilie in dem „Schwanengesang?" Es sollte keine Nachahmung sein, der Gedanke wurde nur dadurch angeregt — — —" —

„Ich gestehe, den Band Gedichte nur durchblättert zu haben," erwiderte Normann aufrichtig.

„Nun, so werde ich das Buch in Ihre Wohnung bringen lassen und Ihnen einige Stellen bezeichnen, die ich Ihnen zu lesen anempfehle. Sie können mir dann morgen Abend Ihre Meinung darüber sagen!"

Dem Verwalter wurde es ganz beklommen. „Ich fürchte — gnädiges Fräulein — bis morgen Abend — meine Geschäfte — — —" stotterte er — ein ziemlich heftiger Wortwechsel am benachbarten Whisttisch unterbrach ihn und lenkte aller Aufmerksamkeit dorthin.

„Sie scheinen meine Invite ganz und gar übersehen zu haben, Fräulein von Bergheim!" sagte eben Fräulein von Lauch mit erhobener Stimme.

„Ach, ich bitte tausend Mal um Entschuldigung!" erwiderte die Angeredete erschrocken, sie war ein kleines, sanftes Fräulein und hatte im Laufe des Abends schon manche scharfe Rüge von Fräulein Sophie erhalten, „ich bin jetzt wirklich so aus aller Uebung — würde vielleicht eine andere Dame gütigst meine Karten übernehmen? oder Sie, Herr Verwalter? Ach ja, Sie spielen gewiß gut, thun Sie mir den Gefallen — bitte sehr!" und ehe Normann recht wußte, wie ihm geschah, hatte das Fräulein ihm ihre Karten in die Hand gedrückt und ihn an ihren Platz gezogen.

„Ich muß gleichfalls die Damen bitten, mich zu entschuldigen," sagte hierauf plötzlich Fräulein von Lauch, sich erhebend und ihre Karten niederlegend, „es ist recht fatal, daß ich auf einmal Migräne bekommen habe — komm, Philo!" und steif und pomphaft wie immer, durchschritt das inseparable Paar den Salon.

„Mit dem Erblandmarschall und dem königlichen Oberstallmeister habe ich früher oft eine Partie gemacht, mit einem Wirthschaftsverwalter — n i e!" so äußerte sich Fräulein Sophie von Lauch, als sie am folgenden Tage in vertrautem Kreise das Ereigniß des vergangenen Abends besprach.

Fräulein von Kassel hatte indessen den Platz des beleidigten Fräuleins eingenommen, und eine neue Partie wurde arrangirt, die Normann ihr unter so vielen humoristischen Einfällen abgewann, daß die wohlbeleibte Dame sich in ihren gewohnten Krampfhusten hineinlachte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Sprechzimmer eines alten Sachwalters.

I. Eine Hetzjagd übers Meer.

Die alte Zeit für den Sachwalter ist vorüber. Die alte Schwerfälligkeit und Pedanterie seiner zünftigen Arbeit hat dem raschen Fluge sich anbequemen müssen, mit welchem in unsern Tagen das ganze moderne Leben dahineilt und kreist. Die alten „Advocaten" des heiligen römischen Reiches und der ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts sind ausgestorben; mit ihnen die unbeschreibliche Zähigkeit und Dehnbarkeit der Processe und die ellenlangen Liquidationen; freilich auch die alten Clienten, die niemals ohne Wildpret oder Schwarzfleisch, Geflügel und dergleichen aus dem Wartezimmer ins Sprechzimmer ihres Anwalts traten. Der heutige Sachwalter schätzt seine Zeit höher, als daß er sie um den Preis eines Rehrückens an eine stundenlange Erzählung von Urahne, Großmutter, Mutter und Kind hängen könnte. Alle Fortschritte und Erfindungen unserer Tage: Buchführer und Copirpressen, Arbeitstheilung, Telegraphen und Eisenbahnen, hat er in seine Dienste genommen, um nur das höchste ihm zu Gebot stehende Gut, die Zeit, möglichst zu schonen. Wir werden unseren freundlichen Lesern später auch Processe und interessante Rechtsfälle aus der alten Zeit mittheilen, von der wir reden. Einstweilen werden sie uns wohl nicht verübeln, wenn wir mit einem Fall der neuesten Vergangenheit beginnen.

Jeder praktische Sachwalter besitzt mindestens ein Exemplar von jener eigenthümlichen Species von Menschen, welche Expedienten heißen. Nur die frevelhafte Unkenntniß der Wichtigkeit ihres Berufes kann sie dem gemeinen Schreiber gleich stellen. Der ordinäre Schreiber kennt keinen andern Horizont, als den seiner zwölf Silben auf der Zeile und 24 Zeilen auf der Seite; den lieben, langen Tag bringt er nur die Gedanken anderer „ins Reine", natürlich, ohne sie sich anzueignen. Er erscheint und geht mit dem Schlag. Sein Interesse für seinen Principal drückt sich zart aus in dem Silberblick nach dem wöchentlichen Salär; weiter hat er keines. Der Expedient aber ist die edelste Pflanze der Expedition des Rechtsanwalts; dem Principal meist noch ungleich schätzbarer, als seine jüngeren, und namentlich seine anlernenden juristischen Mitarbeiter. Der Expedient greift nur ausnahmsweise zur Feder, wenn es gilt, vertraulichere oder die höchste Geistesgegenwart erfordernde Schriftstücke an Clienten und Behörden ins Reine zu schreiben. Im übrigen ist seine Aufgabe bei weitem schwieriger. Er übt die Aufsicht über die Thätigkeit, Ruhe, Ordnung und Reinlichkeit seiner schreibenden Untercollegen mit der ganzen Rücksichtslosigkeit eines in die Höhe geschossenen Büreaukraten. Alle Macht menschlicher Rede und Ueberzeugung ist ihm zu diesem Zwecke gegen die älteren Insaßen der Schreibstube mit derselben Discretion überlassen, als gegen die jüngsten bei besonders schweren Disciplinarvergehen die Anwendung schlagender Gründe. Er besorgt die erste Correctur der Reinschriften, und merzt namentlich alle harten Verstöße gegen die lateinischen Kunstausdrücke, (von denen er sich eine Privatsammlung angelegt hat) mit einem hohen Maß von Verachtung gegen die Barbarei seiner Untercollegen aus. Durch seine Hand gehen Einnahmen und Ausgaben mit strenger Controle. Besser als sein Principal kennt er das schwarze Namensverzeichniß der zahlungsunlustigen Clienten. Seine groben Mahnbriefe ziehen ihm eben so oft Verwarnungen von seinem Chef zu, als sie diesem nützlich und angenehm sind. Er hat an jedem Morgen bei Beginn der Expeditionszeit seinen Principal an die Termine und dringendsten Arbeiten oder Besuche des Tages zu erinnern. Zum Lohn für eine so werthvolle Thätigkeit wird ihm der obbemeldete stolze Titel: Expedient und eine sorgenfreie Existenz.

An einem Frühlingsmorgen des Jahres 1865 trat ein Exemplar dieser wichtigen Menschengattung in einer ansehnlichen Handelsstadt Norddeutschlands in das Arbeitszimmer seines Principals zur üblichen Meldung der Tagesordnung.



Der unterbrochene Erntezug.
Originalzeichnung von C. Schlesinger.

„Meßzahltag, muthmaßlich viel Proteste, glücklicherweise keine Termine,“ sagte er in gerader militärischer Haltung, die er sich noch von seiner Function beim Kriegsgericht zu B. her bewahrt hatte.

„'S ist gut,“ erwiderte der Chef, ruhig an einer dringenden Feistsache fortarbeitend.

Der Expedient machte Kehrt und verschwand. Er erschien aber gleich wieder, drei Wechsel in der Hand, und sagte, indem er sie dem Sachwalter einhändigte:

„Drei Wechsel vom Bankier F. zum Protest. Die Bezogenen sollen am Orte des Domicils nicht aufzufinden sein.“

Der Expedient entfernte sich abermals. Der Notar betrachtete die Papiere. Zwei lauteten auf je 5000 Thlr., eines auf 10,000 Thlr. Sie waren am nämlichen Tage, einen Monat zuvor, ausgestellt in einer kleinen Stadt am Oderbruch von einer Handelsfrau, die wir Sara Habichtshain nennen wollen, und die für die Firma Moses Habichtshain zeichnete. Alle drei Papiere waren zum Meßzahltag fällig, acceptirt von Gebrüder Gabelschmidt, domicilirt in der Meßstadt, in der Straße, wo der jüdische Kaufmann am liebsten verkehrt, Nr. 71. Die Frau Habichtshain hatte die Wechsel in blanco weiter girirt; sie waren dann von sehr achtbaren Firmen und Banken weiter begeben worden. „Arme Frau Sara!“ sagte der Rechtsanwalt, indem er sich anzog, um zum Protest auszugehen.

In diesem Augenblick erschien der Expedient wieder. „Draußen steht ein Herr, der Sie zu sprechen wünscht, Herr Doctor.“

„Sagen Sie ihm, ich sei jetzt im Begriff auszugehen, um Protest aufzunehmen. Er mag warten oder in einer Stunde wiederkommen.“

Der Mann ließ sich aber nicht abweisen. Ebensowenig vermochte der Expedient von ihm zu erforschen, was er hier wünsche. Er verlangte aufs dringendste, eingelassen zu werden. Der Rechtsanwalt hörte den Wortwechsel und ließ den Mann eintreten, mit der Bitte, kurz zu sein, da er Wechselproteste vorhabe.

Der Eingetretene war ein schöner Mann, kaum 30 Jahr alt, von unverkennbar israelitischem Typus, der aber nur die runden, vollen, nicht die spitzen, verdorbenen Gesichtslinien seines Stammes zeigte; dunkle Locken, ein jugendlicher, voller, dunkler Bart und feurige, braune Augen zierten diesen Kopf. Die Stirn zeugte von tüchtiger, fruchtbarer Arbeit. Die Kleidung war einfach, nicht jüdisch. Der lebhafte, geistige Ausdruck seines Gesichtes war sehr gesteigert durch eine tiefe, innere Erregung, die den Mann beherrschte; seine Augen glühten finster ins Leere, seine Lippen bebten, seine Hände zitterten und ballten sich dann, um wieder schlaff an der Seite herabzusinken. Die Aufforderung des Rechtsanwalts, Platz zu nehmen, hatte er überhört. Er stand nach wie vor zwei Schritte von der Eingangsthür, rechts vom Arbeitspult. Der Anwalt wiederholte seine Bitte vernehmlich, auf den Stuhl deutend, der vor dem jungen Manne stand. Jetzt war er im Begriff, sich zu setzen, als seine Blicke auf die drei Wechsel fielen, die nebeneinander auf der rechten Kante des Pultes lagen. Er beugte sich darüber, wie wenn er alte schreckliche Bekannte wiedererkenne, wurde leichenblaß, stieß einen tiefen Seufzer aus, fuhr sich mit dem seidenen Tuche über die Stirn, ließ sich erschöpft im Stuhl nieder und brachte nun folgendes vor:

„Mein Name ist Salomon Habichtshain. Ich bin der Schwager der Sara, die hier auf den Wechseln steht, die der Herr Rechtsanwalt so eben an sich nehmen.“ Der Herr Rechtsanwalt hatte in der That die drei Wechsel von der rechten nach der linken Ecke des Pultes gelegt. Man läßt zwanzigtausend Thaler in Wechseln nicht gern innerhalb des Handbereichs eines Unbekannten. Er hätte vor diesem Manne das Doppelte unverschlossen liegen lassen können; aber er konnte das nicht wissen. Der junge Mann fuhr fort: „Etwas vor einem halben Jahr starb mein Bruder Moses, mit Hinterlassung eines jungen blühenden Geschäfts und vier junger blühender Kinder, plötzlich am Typhus. Ich war auf einer weiten Reise, oder genauer, fern von Deutschland, in guter leitender Stellung, in einem Bankhause. Meine Schwägerin schrieb mir die unselige Nachricht; zugleich, daß der verstorbene Moses noch auf dem Todtenbett den Wunsch ausgesprochen, sie möge sein Geschäft fortführen, aber nur unter meinem Beirath, meiner Leitung. Wenn ich an die vier armen Waisen dachte, schien mir der Wunsch Gebot, und ich sagte auch zu; aber vor einem halben Jahre nach erfolgter Kündigung konnte ich mein Engagement nicht lösen, meinen Nachfolger in dem auswärtigen Bankhaus nicht einarbeiten. Ich gebot daher meiner Schwägerin, sofort alle eigenen Geschäftsoperationen einzustellen, das Geld sicher anzulegen und in allen verwickelten Fällen sich bei mir oder bei ihren Brüdern, die unter der Firma Gebrüder Gabelschmidt am Wohnort meiner Schwägerin Handel mit Wolle und Wollstoffen trieben, Raths zu erholen. Ich wußte, daß mein verstorbener Bruder auf seine Schwäger baute, daß er ihnen oft 20—30,000 Thlr. anvertraute. Ich selbst hatte sie als Ehrenmänner verlassen. Ich ahnte nicht, daß sie inzwischen Spitzbuben geworden waren.“

Der junge Mann athmete schwer auf und fuhr fort:

„Meine Schwägerin theilte mein Vertrauen nur zu vollständig. Beim Tode meines Bruders hatte er von Gebrüder Gabelschmidt für 25,000 Thlr. Wechselaccepte im Portefeuille, die ungefähr drei Monate nach seinem Tode fällig wurden. Diese Papiere wurden bei Verfall nicht eingelöst, aber für ein weiteres Vierteljahr, d. h. bis zum heutigen Zahltag von meiner Schwägerin gern prolongirt, als ihr am Verfalltag die Zinsen pünktlich vorausbezahlt wurden. Hier ist das Papier.“ Der junge Mann zog ein Accept der Gebrüder Gabelschmidt über 25,000 Thlr. aus der Brieftasche und überreichte es dem Rechtsanwalt.

„Vor einem Monat nun,“ sprach er weiter, sich den Schweiß von der Stirn wischend, „als es galt, sich für die hiesige Messe zu rüsten, zeigten die Gebrüder Gabelschmidt meiner Schwägerin ihr ganzes Lager von Wolle u. s. w., das sehr ansehnlich gewesen sein soll, zeigten ihr auch eine große Anzahl Briefe angeblicher Geschäftsfreunde, worin diese ganz ungewöhnliche Massen ihrer Artikel bei ihnen zu guten Preisen bestellten, theils andere Briefe, worin ihnen zu auffallend wohlfeilen Preisen ihre Artikel angeboten wurden, bedauerten zur Effectuirung beider Aufträge nicht Capital genug zu besitzen und forderten meine Schwägerin auf, sich mit 20,000 Thlr. an dem Geschäft zu betheiligen. Der Gewinn von fast hundert Procent innerhalb eines Monats war ihr zu lockend; sie stellte die drei Wechsel aus, die der Herr Rechtsanwalt da links von sich liegen haben und von denen mir Bankier F. sagte, Sie hätten sie zum Protest. Meine Schwägerin theilte mir von alledem nichts mit, weil sie vermuthlich selbst bangte und ihre Thorheit nicht eingestehen mochte.

„Als ich nun vor wenig Tagen ahnungslos in meine Heimat zurückkehrte, erfuhr ich alles. Mich ergriff ein schrecklicher Verdacht, die Angst beflügelte mich. Die vier lieben Kinder, die mich der Aehnlichkeit mit ihrem verstorbenen Vater halber Papa riefen, durften nicht zu Bettlern werden, wenn es noch zu vermeiden war. Das Weinen und die Ohnmachten meiner Schwägerin, der ich das Schlimmste weissagte, halfen dazu nichts. Ich reiste sofort ab, hierher. Ich kam gestern Abend an und fragte links und rechts, bei Christen und unsern Leuten: wie stehn die Gebrüder Gabelschmidt? habt Ihr sie gesehn auf der Messe? was haben sie gemacht? haben sie gekauft, haben sie verkauft? War aber ein Lob über Gebrüder Gabelschmidt, denn sie hatten verkauft ungeheuer billig alles, was sie hatten, wie geschenkt, wenn auch per comptant. Salomon Habichtshain aber weinte, als er das hörte, wie ein Kind!“

Der kräftige Mann hatte die letzten Sätze schnell und schneller und in fieberhafter Erregung und Glut gesprochen. Nun liefen ihm dicke Thränen des Zorns und Unglücks über die braunen Wangen. Er konnte sich nicht meistern.

„Mit dem Gelde der Wittwe und Waisen haben sie gekauft Waare, und zehnmal soviel, als sie baar bezahlt haben, haben sie erhalten auf Credit, und alles haben sie verschleudert hier auf der Messe, und mit dem Erlös sind sie auf und davon nach Amerika!“

„Wissen Sie das so ganz gewiß?“ unterbrach zum ersten Mal der Rechtsanwalt den Sprecher.

„Haben sie's doch selbst geschrieben an ihre Frauen zu Hause — hier lesen Sie das Telegramm der Frau Sara Habichtshain an mich — daß sie gingen übers Meer in die neue Welt, zu suchen ihr Glück — sich zu verbergen vor der Strafe für ihre hiesigen Frevel. Gott der Gerechte! In ihren Adern fließt von dem Blut, wie in den Adern der Kinder meines Bruders — aber es soll verdorren! Und wenn ich sie noch könnt' ereilen und wüßt', daß sie müßten hängen am Galgen, wenn ich sie zurückbrächte, ich thät's!“

„Lassen Sie uns ruhig überlegen,“ ergriff nun der Anwalt das Wort. „Mehr Thatsächliches haben Sie doch nicht vorzubringen?“ Salomon Habichtshain verneinte. „Beantworten Sie mir vor allem die Frage: wann sind die Gebrüder Gabelschmidt zuletzt hier gesehen worden?“

„Vorgestern Abend."

„Sie sind also wahrscheinlich vorgestern mit dem Nachtzug nach Bremen oder Hamburg gereist und dort gestern früh angekommen. Heute geht der transatlantische Dampfer von Hamburg. Ich glaube aber nicht, daß sie den benutzen. Sie wären durch ihre Passagierbillete dann von Hamburg bis Southampton und von da bis New-York an das eine Schiff gefesselt. Zudem müßten sie vor der Abreise sich genau über ihre Person legitimiren und wären daher der Verhaftung in England sicher, wenn ihr Verbrechen inzwischen entdeckt würde. Ich glaube daher annehmen zu dürfen, daß sie trachten werden, mit einem Segelboot die englische Küste zu erreichen, und daß sie erst dort von irgend einem englischen Hafen aus die Ueberfahrt nach Amerika per Dampf antreten. Sie fanden für die Passage nach England leichter in Hamburg, als in Bremen ein bereites Boot. Ja, ich möchte mir die Vermuthung erlauben, daß sie bereits von hier aus für diesen Punkt gesorgt haben; denn der Aufenthalt auf deutschem Boden ist ihnen der gefährlichste. Nicht minder gefährlich und verdachterregend aber wäre für sie gewesen, wenn sie in Hamburg planlos und in höchster Eile nach dem ersten besten Schiff nach Hull hätten suchen müssen. Ich glaube also, wir müssen den Agenten, der ihnen Billete nach England und vielleicht auch nach Amerika verschafft hat, hier suchen, möglicherweise auch in Berlin. Aber hier hatten sie's am bequemsten. Ich fasse mich dahin zusammen: die Betrüger sind wahrscheinlich über Hamburg, vermuthlich auch schon gestern oder doch heute zur See gegangen. Aber in jedem Fall haben wir noch die Möglichkeit des Nacheilens, zumal wenn sie die Passage über Bremen, Havre oder Holland oder auf einer der großen, transatlantischen Dampferlinien gewählt haben sollten. Das Eiligste, was wir thun möchten, ist das, von der Polizeibehörde einen Verhaftsbefehl in sämmtliche vier Häfen zu erwirken, damit wir beliebig die Hafenbehörden weiter nach England arbeiten lassen können. Billiger käme Ihnen freilich die Mitwirkung der Staatsanwaltschaft, aber sie wird die wirklich vorhandenen und nachweisbaren Verdachtsmomente für viel zu gering achten, um ohne polizeiliche Vorerörterungen einzuschreiten; und zudem scheinen mir nicht unsere Strafgerichte, sondern die Ihrer Heimat zuständig."

Die Züge des jungen Mannes waren bei der scharfen, klaren Entwickelung, welche der Rechtsanwalt von der Lage, den Aussichten, der Taktik entwarf, sichtlich ruhiger geworden. Jetzt schrieb der Anwalt in raschen Zügen einige Zeilen an den Polizeidirector der Stadt und übergab sie dem jungen Mann, indem er die Klingel auf seinem Schreibzeug berührte. Der Expedient erschien. „Begleiten Sie den Herrn zum Polizeidirector," sprach er, „und Sie," wandte er sich zu Salomon Habichtshain, „kommen wol sofort nachher mit meinem Expedienten wieder zu mir, um mir das Resultat mitzutheilen. Ob die Polizei auf die Sache eingeht, weiß ich freilich im voraus nicht zu sagen. Die Betrüger haben die Sache schon so fein angefangen, daß ihnen die Behörden nicht ohne weiteres in die Karten sehen können. Es wäre freilich viel hübscher, wenn die Papiere, die sie ihren Waarengläubigern ausgestellt haben, auch heute zum Protest kämen oder gar eine kleine Wechselfälschung sich ereignet hätte. Aber sehen Sie zu, was Sie ausrichten; ich muß jetzt meinen Protesten nachgehen."

Er nahm die vier Wechsel, die drei des Bankier P. über 20,000, den des Salomon Habichthain über 25,000 Thlr. und begab sich in deren Domicil. Die Gebrüder Gabelschmidt waren natürlich nicht anzutreffen. Andere Wechsel desselben waren, wie er zu seinem Bedauern erfuhr, heute noch nicht zum Protest gekommen. Er kehrte in sein Büreau zurück und fertigte die Proteste aus. Das war das Werk von wenig mehr als einer halben Stunde. Er hatte sie eben hinausgegeben, als sein Expedient seine und des Herrn Habichtshain Rückkehr anzeigte. Der junge Mann sah wieder höchst bestürzt und niedergeschlagen aus.

„Der Director der Polizei macht ungeheure Schwierigkeiten," rief er. „Er will den Verhaftsbefehl erlassen, aber erst nachdem die Verschleuderung der Gabelschmidtschen Waaren auf der hiesigen Messe durch Zeugen dargethan ist. Das sei vor morgen Mittag nicht möglich. Inzwischen erreichen die Spitzbuben vielleicht schon die englische Küste."

Die kurze Parallele, welche der Anwalt nun zwischen seiner Ortspolizei und einem gewissen geduldigen Hausthier zog, stimmte wenig zu jener Versicherung ausgezeichneter Hochachtung, die er unter seine Zeilen an den Director gesetzt hatte. Er war sofort aufgestanden, um seinen Clienten abermals zum Director zu begleiten, und diesem, wie er sagte, eine Vorlesung über die tugendhaften Absichten der Gebrüder Gabelschmidt zu halten und die vier Wechsel nebst Protesten in Natur vorzulegen. Aber sie waren noch nicht bis zur Thüre gelangt, als der Expedient mit einem verständigen Augenzwinkern meldete:

„Ein Protest vom Bankier F.; Domicil bei Gebrüder Gabelschmidt, über 15,000 Thlr."

„Habt Ihr Euch doch gefangen!" rief der Anwalt hocherfreut, seinem Expedienten das Papier aus der Hand nehmend, ohne es weiter zu beachten. „Sehen Sie, nun kommen die Meßwechsel der unbefriedigten Waarengläubiger an die Reihe; nun wird wohl auch die wohllöbliche Polizei an den Schwindel glauben. Sehen Sie hier, Herr Habichtshain," fügte er hinzu, ihm den Wechsel vor Augen haltend. „Aber um Gottes willen, was ist das?" rief er erschrocken. „Hat denn Ihre Schwägerin Sara noch mehr Wechsel ausgestellt? Sehen Sie hier, genau dieselbe Namenszeichnung der Ausstellerin, wie auf diesen vier andern Wechseln, die wir zuerst protestirten."

Salomon Habichtshain war anfangs leichenblaß geworden; er glaubte für eine Secunde an die Möglichkeit, der heilige Schwur, mit welcher ihm seine Schwägerin betheuert hatte, sie habe nicht mehr als für 20,000 Thlr. Wechsel an die Gebrüder Gabelschmidt ausgestellt, sei eine falsche Lüge gewesen. Er hatte daher hastig das Papier vors Auge gehalten. Jetzt kehrte seine Farbe zurück, er seufzte tief auf, wie um eine große Sorge leichter, und sagte dann ruhig und sicher:

„Die Namenszeichnung meiner Schwägerin ist gefälscht."

„Gefälscht, Mann!" rief der Rechtsanwalt freudig, den Wechsel an sich nehmend und ihn mit den übrigen Unterschriften der Sara Habichtshain vergleichend, „wie wollen Sie das beweisen?"

„Auf das sicherste. Erstens ist die Tinte, mit welcher meine Schwägerin ihren Namen zeichnet, eine amerikanische Patenttinte, die ich meinem verstorbenen Bruder kurz vor seinem Tode aus Amerika gesandt habe und welche der Fälscher nur mangelhaft nachahmen konnte. Zweitens aber: sehen Sie hier diese schwankenden Striche in den beiden h im Namen Habichtshain. Vergleichen Sie einmal damit die Zeichnung „Gebrüder Gabelschmidt". Finden Sie nicht eine unverkennbare Aehnlichkeit des dortigen b und des unteren Striches der zwei G mit diesem h?"

Der Rechtsanwalt nickte befriedigt.

„Ja, und wissen Sie, woher das kommt und warum Elias Gabelschmidt, der diese Fälschung begangen und alle diese für „Gebrüder Gabelschmidt" gezeichnet hat, die h und G gar nicht fester schreiben konnte? Weil er eine kranke Hand hat."

„Lieber Freund," warf lächelnd der Rechtsanwalt ein, „Sie sind zu scharfsinnig. Die beiden Gebrüder Gabelschmidt haben doch jedenfalls um die Fälschung gewußt. Da hätte doch der Bruder mit der kranken Hand lieber den Bruder mit der gesunden das Falsificat machen lassen?"

„Gewiß," gab der junge Mann lächelnd zurück — „aber Nathan Gabelschmidt kann gar nicht schreiben, nur Elias. Dieser also hat die Fälschung gemacht."

Das war vollkommen überzeugend. Eine halbe Stunde später sandte die Polizeidirection der guten Meßstadt vier gleichlautende Telegramme nach Hamburg, Bremen, Amsterdam und Havre, welche einen Verhaftsbefehl enthielten gegen die Gebrüder Gabelschmidt aus Neu—, wegen Betrugs und Fälschung, und die Bitte, sie ehebaldigst an die unterzeichnete Polizeidirection abzuliefern. Das beigegebene Signalement schilderte beide als klein, jüdischen Aussehens, dunkelbrünett, ungefähr 40 Jahre alt und gab als besondere Merkmale an: die kranke Hand des Elias, einen hinkenden Fuß bei Nathan. Auf Antrag des Rechtsanwalts war dem Telegramm an die Hamburger Polizeibehörde noch speciell die Bitte beigefügt, von allen wichtigen Schritten und Resultaten in der Sache den dortigen Advocaten Dr. Pf. zu verständigen.

An diesen Hamburger Collegen, einen alten Universitätsfreund, telegraphirte der Anwalt Salomon Habichtshains gleichzeitig, sich mit der dortigen Polizei ins Vernehmen zu setzen und vor allem zu ermitteln, ob die Flüchtlinge Hamburg berührt hätten, und mit

welchem Schiffe und wohin sie abgereist seien oder ob sie noch in Hamburg sich befänden. In einem längeren Briefe wurde dem Hamburger Collegen der ganze Hergang der Sache, Vermuthungen und Feldzugsplan außerdem dargestellt. Noch bevor der Mittag herangekommen war, warf der Expedient eigenhändig den Brief in die abgehende Eisenbahnfahrpost.

Als nachmittags der Anwalt wieder auf sein Büreau kam, fand er ein Telegramm aus Hamburg vor. Es war von seinem Geschäftsfreund Dr. Pf. und lautete: „Gebrüder Gabelschmidt sind gestern mit Packetsegelboot von hier nach Hull abgegangen, wo sie morgen Nacht oder übermorgen früh anlangen. Passagierkarten von hier nach Hull und mit nächstem Dampfer von Liverpool nach New-York haben sie in Deiner Stadt beim Agenten B. gelöst. Verhaftung unmöglich, wenn nicht sofort ein Detective von hier nach Hull abreist, dem die Identität der Flüchtlinge von Salomon Habichtshain in verantwortlicher Weise zugesichert wird. Antwort und Garantie für zweihundert Thaler für den Detective bis heute 6 Uhr abends. Brief unterwegs."

Das alles war wunderschön; aber wenn wirklich die saubern Brüder sich in Hamburg eingeschifft hatten, was bedurfte es erst noch des Beweises oder der Zusicherung der Identität? Diese Frage warf Salomon Habichtshain auf, als ihm der Rechtsanwalt die Depesche mittheilte. Der letztere belehrte ihn, daß die bisherigen Auslieferungsverträge mit England mangelhaft seien, daß bekanntlich nirgends leichter als in England ein Mann zwei Zeugen fände, die ihn für einen Sovereign stets für einen andern ausgäben, als der, welcher er nicht zu sein wünsche. Man habe infolge dessen in neuerer Zeit stets Detectives (geheime Polizei) aus Deutschland verfolgten Verbrechern nach England nachgesendet, die auf ihre Verantwortung die Flüchtlinge als die richtigen in England recognoscirten. Das könne aber der Detective natürlich nur, wenn er auch wirklich von der Identität in dem Maße überzeugt sei, daß er die Versicherung auf seinen Amtseid nehmen könne. Müsse man die Spitzbuben in England einmal an Land lassen, ohne sie mit Sicherheit als die Verfolgten bezeichnen zu können, und gebe ihnen Gelegenheit, sich Gesinnungsgenossen für die Wegleugnung ihrer Identität aufzusuchen, dann sei in diesem, wie in hundert früheren Fällen die Hoffnung auf ihre Festhaltung aufzugeben.

Während der Rechtsanwalt so seinem Clienten die Ueberzeugung dafür einzureden suchte, daß die Hamburger schon jetzt keinen Zweifel darüber empfänden, wirklich den Gebrüdern Gabelschmidt auf der Spur zu sein, konnte er doch selbst einen bangen Zweifel über diesen Punkt nicht unterdrücken. Erst der Auswanderungsagent, bei dem die Gebrüder Gabelschmidt die Ueberfahrtbillets gelöst hatten, konnte hierüber volle Klarheit geben -- wenn er wollte. Aber er hatte keine Wahl, wenn er nicht der Mitschuld verdächtig werden wollte. Der Rechtsanwalt schlug daher seinem Clienten eine sofortige Fahrt zu dem Mann vor. Während die Droschke bestellt wurde, blätterte er im Adreßbuch nach dem Auswanderungsagenten B., wie er in der Depesche genannt war. Er fand ihn nicht. Er sah unter den Agenten, im allgemeinen Namensverzeichniß der Stadt, überall nach, der Mann war nicht zu finden. Plötzlich fiel ihm ein, daß ein „verbummelter" Studiengenosse, dessen Namen ähnlich klang, und der nach mehrjähriger Domicillosigkeit im Auslande, am hiesigen Platze einen angeblichen Import von angeblich echten Havannacigarren und angeblichen Bordeauxweinen eröffnet hatte, sich jüngst auch als Exporteur von Menschen, d. h. als Auswanderungsagent empfohlen habe. Sie fuhren zu dem Manne.

Der Agent B. empfing seinen einstigen Studiengenossen mit der impertinenten Vertraulichkeit, die ihm schon früher den bezeichnenden Beinamen „der Bauer" oder „der Krasse" eingetragen hatten. Die Ankömmlinge schlugen sowohl die angebotene „Impertirte" als den angeblichen Lafitte aus, nahmen auch den angebotenen Sitz nicht an, den sie im Geschäftszimmer des „Krassen" der mitanwesenden Frau und den Kleinen hätten streitig machen müssen. Auf die endliche Frage, was die Herren herführe, erwiderte der Rechtsanwalt leise:

„Es ist dringender Verdacht vorhanden, daß Du zwei Betrügern und Fälschern nach England und Amerika fortgeholfen hast."

Der „Krasse" hatte in seinem Leben sicherlich schon manches zweifelhafte, aber wohl noch nie ein unehrliches Geschäft gemacht. Er fühlte sich sehr gekränkt. Die Musen hatten nie auf seinem Antlitz gethront, aber wenn er sich Mühe gab, neben der Beschränktheit auch noch die gekränkte Unschuld und Reellität in seinen Zügen leuchten zu lassen, so mußte man gerührt werden, wenn man nicht lachen mußte.

Der Rechtsanwalt fuhr lauter fort:

„Hier in diesem Bureau haben zwei gefährliche Schwindler, die Brüder Gabelschmidt, Passagebillets von Hamburg nach Hull, zu dem gestern abgegangenen Packetboot erhalten." Der Rechtsanwalt schilderte die beiden Individuen von Kopf bis zu Fuß und fügte hinzu, daß heute noch geheime Polizei mit einem Verhaftsbefehl von Hamburg nach Hull abreise, um sie dort in Empfang zu nehmen.

Der „Krasse" betheuerte seine Unschuld in rührender Weise. Er erklärte mit der glaubhaftesten Festigkeit, niemals zwei Männer wie die geschilderten gesehen zu haben. Die Frau des „Krassen" hatte das jüngste Kind von der Brust gelegt und weinte still vor sich hin. Die älteren Kinder weinten mit.

„Die Spur ist verloren," sagte Salomon Habichtshain leise und zitternd zu seinem Sachwalter, indem er der Thür zublickte.

„Noch nicht," erwiderte dieser gedämpft, und wandte sich wieder an den „Krassen": „Ich muß wissen, welche Personen Du in jüngster Zeit über Hamburg befördert hast. Sagst Du's nicht freiwillig, so muß ich sofort zur Polizei schicken. Ich halte Dich für einen redlichen Menschen, Bauer, ich geb' Dir mein Wort drauf; aber in diesem Fall bist Du der Betrogene! Also heraus mit den Namen!"

Der Agent zögerte. Er schien lieber noch der Polizei selbst das Verzeichniß anzuvertrauen, als einem Privatmann. Der Rechtsanwalt ergriff abermals das Wort.

„Höre, Bauer, mir kommt ein Gedanke. Beantworte mir die einzige Frage: Nicht wahr, Du hast Passagiere mit dem gestrigen Hamburger Packetboot befördert?"

„Ja, zwei," erwiderte der Agent unbefangen. „Das eine Billet nahm der Sohn einer hiesigen Hausbesitzerin auf der Friedrichsstraße, der drüben in New-York schon lange conditionirt und zurückwollte; das andere dessen Neffe, Karl W., Commis von hier, ein blutjunger Mensch, den sein Onkel drüben placiren wollte —"

„Und vermuthlich der Militärpflicht entziehen," fiel ihm der Rechtsanwalt ein. „Doch das geht mich nichts an. Nun nur noch den Namen der Hausbesitzerin."

Als dieser genannt war, verbeugte sich der Rechtsanwalt mit aufrichtigen Entschuldigungen vor der Dame des Hauses, winkte seinem Clienten zum Fortgehen und ließ den erstaunten Agenten stehen. Sie fuhren sofort auf die Friedrichsstraße zu der Hausbesitzerin, deren Sohn mit dem gestrigen Packetboot von Hamburg nach Hull abgefahren sein sollte. „Ich habe die Füchse!" sagte der Rechtsanwalt mehr als einmal zu seinem Begleiter unterwegs, während dieser ungläubiger und schmerzlicher als je den Kopf schüttelte. Sie fanden die Wittwe zu Hause, nicht wenig bestürzt über den fremden Besuch. Der Anwalt begann mit finsterer Amtsmiene:

„Gute Frau, ich bringe unangenehme Nachricht. Ihr Herr Sohn, der mit dem gestrigen Packetboot von Hamburg nach Hull gereist ist, wird durch die hiesige Polizei steckbrieflich verfolgt."

Die Frau stand auf und sagte schlicht und entschieden: „Mein Herr, das muß ein Irrthum sein; denn mein Sohn befindet sich nicht auf diesem Boot. Er hat sein Billet vortheilhaft verkauft, reist erst nächste Woche und ist bis morgen mit meinem Enkel, seinem Neffen, der ihn hinüber begleitet, bei dessen Eltern auf dem Lande."

„Ich bitte sehr um Entschuldigung, werthe Frau, und danke Ihnen für die Mittheilung. Aber der Verkauf des Billets war seitens Ihres Sohnes sehr unvorsichtig. Denn Sie wissen doch, daß diese Billete nur persönlich, nicht auf den jeweiligen Inhaber lauten. Und Ihr Sohn hat auf diese Weise einem Spitzbuben unter seinem Namen fortgeholfen."

Die Frau erbleichte und sprach: „Das hat mein braver Sohn in keiner Weise ahnen können. Er und mein Neffe haben die Billets, wie gesagt, mit 20—30 Thlr. Nutzen pro Billet an zwei meßfremde Juden verkauft, die diese Messe sehr bedeutende Geschäfte gemacht haben sollen und versicherten, daß sie sofort nach Hull und New-York müßten, um einen großen Theil ihres Vermögens vor Untergang zu retten."

„Die Spitzbuben!" murmelte Habichtshain.

„Haben Sie diese Kaufleute gesehen, werthe Frau?" fragte der Rechtsanwalt.

„Nein."

hauptsächlich für die anwesenden fürstlichen Herrschaften reservirt. Ein zweites daneben für die Mitglieder der verschiedenen Jockeyclubs aller Länder. Der dritte lange und hohe Bau, von dessen Dach die Klänge des Orchesters ertönen, ist die Tribüne für die 10 Francs Eintrittsgeld zahlenden Profanen. Auf seinen Dachsitzen wie auf den Stühlen des grünen Plans davor ein buntfarbiges Gewimmel, wie auf der Badenschen Promenade. Die prächtigsten Stoffe rauschen über den Rasen, die schönsten Augen und Diamanten funkeln, die Federn der kleinen Baretts und die langen Schulter- und Nackenlocken wehen. „Erlaubt" scheint, „was gefällt". Während hier das Rennen nur Anlaß und Vorwand ist, um mit dem eignen Selbst, mit der Eleganz, dem Geschmack oder dem Reichthum zu prunken, wird die Menge auf und vor der Clubtribüne von sehr ernstlichen und schwerwiegenden geschäftlichen Interessen und Verhandlungen erregt. Außer einigen der intimsten Freundinnen, bewegt sich im Gedränge dieser Sportsmen nun ein ganz zu ihnen gehöriges weibliches Wesen: die derbe, untersetzte Gestalt der Bouquetière vom Pariser Jockeyclub, Isabella, in einer Art fantastischer Uniformtracht, in den Farben des Siegers der letzten Rennen, Sträuße und Bouquets an ihre Beschützer und deren Damen vertheilend. Dort an der hintern Barriere zu diesem Tribünenplatz ist der sogenannte „Totalisateur" aufgestellt, ein Wagen, wie ein wandelndes Haus, von dessen Fenstern aus man die Nummern für alle auf Pferde Wettlustigen ausbietet, für welche dann später Gewinnst und Verlust hier gemeinsam regulirt werden. Zu beiden Seiten oder der Tribünenumhegung, weithin längs der Bahn und längs der bei der Steeplechase zu überspringenden Gräben zeigen sich die dichten Gruppen der entréesparenden Volksmenge, und eine solche bedeckt auch wie ein wimmelnder Ameisenhaufen dunkel den langen, entlegeneren Hügelrücken drüben hinter der Piste, der von einem Kapellchen gekrönt, parallel der Bahn läuft. Und weiter drüben, ihn hoch überragend, nach Nord und Süd zu fast im blauen und zartsilbernen Duft der Ferne verschwindend, dehnen sich die mächtigen Bergketten des Schwarzwaldes hin, das ganze Panorama abschließend.

Art und Verlauf der Wettspiele selbst unterscheidet sich in nichts von den überall sonst ausgeführten Rennen; Jockeys, Lauf und Ziel, es ist immer ziemlich dasselbe. Die Theilnahme der Zuschauer nur äußert sich viel lebhafter als z. B. bei den Berliner Rennen. Wenn die Pferde sich dem Ziel nähern, steigt, zumal von der Tribüne des Jockeyclubs, ein wahres Gebrüll auf. Freude, Aerger, Flüche, Ermunterungsgeschrei vermischen sich zum wilden Chorus. Wie überall erregt natürlich auch hier der Verlauf des Jagdrennens mit Hindernissen, das den letzten Tag schließt, die höchste Spannung, die mit jedem neu Besiegten, mit jedem Sturz oder gelungenem Satz steigt und wächst, und auch den in keiner Art mit seinem Gelde beim Ausfall Betheiligten mit hinreißen kann.

An allen vier Tagen stehen übrigens, abgesehen vom Betrag der sehr bedeutenden Wettsummen, reichliche Preise auf dem Spiel. Am dritten Tage z. B. ein Großherzoglicher Preis von 20,000 Francs und ein kostbares, silbernes Kunstwerk bei der Steeplechase, ohne die Einsätze, 500 Francs.

Im Moment, wo der Sieger des letzten Tagesrennens in die Barriere eingeritten ist, setzt sich urplötzlich die ganze compakte Menschenmasse und Wagenburg in Bewegung. Man begreift nicht, wie die einzelnen an einander vorüberzukommen vermögen. In einander gekeilt wälzt sich der lärmende Strom wieder durch die Dorfgassen der breiten Landstraße zu. Dort, wo man freieren Raum gewinnt, fängt ein tolles Jagen an. Im wildern Wirbel als auf dem Herweg, braust und rasselt der stundenlange Zug dahin. Und unter den Nußbäumen am Weg, in den Aeckern und an den Hüttenthüren und Fenstern der Dörfer, durch die er geht, stehen die Landleute und sehen verwundert der seltsamen Welt und ihrem Treiben zu, die hier wie ein fremdartiges, langschweifiges Meteor durch ihr stilles, armes Dasein haust.

Aber auch die Einwohner von Baden lassen es sich nicht nehmen, den Einfahrenden wie einem lustigen, bunten Schauspiel mit um so größerem Behagen zuzusehen, als es ihnen kein Geld kostet, sondern im Gegentheil recht anständige Einnahmen bringt.

Um 7 Uhr pflegt der letzte Peitschenklang und das letzte Schellengeklingel verhallt zu sein. Desto lebhafter aber erklingen zwei Stunden später und bis tief in die Nacht hinein die leicht gewonnenen Goldstücke an den Spieltischen, die funkelnden Gläser an den Tafeln des Weberschen Restaurants und des Stephanienbades, wo die Helden und Heldinnen von Iffezheim in gesteigertem Uebermuth ihren Tag beschließen.

Aber wie ein Meteor stiebt diese schimmernde Gesellschaft schnell, wie sie gekommen, wieder auseinander, wenn der Tag des letzten Rennens vorüber und das Feuerwerk am Abend des 8. September zur Vorfeier des Großherzoglichen Geburtstages die ganze Rennperiode geschlossen hat. Vom Tage danach ist die Physiognomie der Promenade wie umgewandelt. Der eigentlich blendende Glanz ist erloschen, die offenbare Frivolität gemäßigt, das Ueberschäumende etwas mehr in die Schranken äußerer bürgerlicher Sitte zurückgetreten. Eine ruhigere Hingabe an den Genuß der herrlichen Reize dieses Orts wird wieder möglich.

Das sind die berühmten „Courses de Bade-Bade". Auch sie als segensreiche Institute zur Hebung der Pferdezucht feiern zu wollen, hat noch kein Vertheidiger des edlen Sport übernommen.

Was und wer sich wirklich allein und mit Recht „gehoben" fühlen kann, das ist die „Administration" d. h. der Spielpächter. Aber der hat keine Veranlassung, so wenig sie wie seine andern Hebungen zu vertheidigen. Er bedarf der Worte nicht: Er kennt die Menschen. — und „lächelt und schweigt".

L. Pietsch.

Ein Weihnachtsjubiläum.

Die lange Reihe der Säcularjubeltage des Jahres 1869 gipfelt in seinem Weihnachtsfeste; denn am 26. December 1769 ward der Mann geboren, den man mit Recht den „Deutschesten der Deutschen" genannt: Ernst Moritz Arndt. Ein solches Geschenk hat wohl nie zuvor und nie seitdem unter dem Christbaum unseres Volkes gelegen; aber viele Jahrzehnte haben wir ihn als Gottesgabe an seinem Geburtstage begrüßen können bis in sein greisenfrisches neunzigstes Jahr, und an dem hundertjährigen Geburtstage können wir uns seiner mit erneutem Jubel freuen: denn ob auch seit bald zehn Jahren todt, lebt er doch noch unter uns und wird leben, so lange es ein deutsches Volk und eine deutsche Sprache gibt.

Unvergeßlich wird mir meine erste Begegnung mit „Vater Arndt" und das Semester in Bonn bleiben, während dessen auch ich mich seinen Schüler nennen durfte. Es war im Frühjahr 1850. Eben von Schottland zurückgekehrt, hatte ich die Universität Bonn bezogen und meldete mich bei ihm, um ein Colleg zu belegen. Ich mußte ihm viel von meinem Edinburger Aufenthalte und von den Hochlanden erzählen, und ich that es mit jugendlicher Begeisterung; auch ließ ich nicht unerwähnt, wie meine dortigen Lehrer — Sir William Hamilton und John Wilson vor allen — seine Werke wohl kannten und ihn hoch ehrten. Da unterbrach er mich mit einem Mal in meinem Redeeifer — und seine scharfen Augen bohrten sich durchdringend in die meinigen — mit der Frage: „Aber hast Du auch da drüben Dir ein deutsches Herz gewahrt?" und als ich es ihm freudig bejahen konnte, gab er mir einen herzhaften Kuß und sagte: „Das ist brav, mein Sohn, daran halte fest!" Wie berauscht von diesem Kusse und unendlich stolz auf das „Du", mit dem mich der herrliche Greis geehrt, verließ ich sein freundliches Haus am Ufer des Rheines.

Gar manches Mal bin ich noch eingekehrt unter sein gastliches Dach — noch öfter habe ich in früher Morgenstunde ihn, in seiner blauen Blouse im Garten arbeitend, begrüßt; und tiefer anregende, zu allem Edlen und Hohen gewaltiger begeisternde Vorträge habe ich in keinem meiner Collegien gehört, als aus dem Munde des jugendfeurig docirenden Alten, zu dessen Füßen ich mit vielen Commilitonen — unter anderen auch dem Kronprinzen von Preußen — in jenem Sommer saß.

Erst dreizehn Jahre später führte mich mein Lebensweg wiedee nach Bonn, und es war mir weh ums Herz, als ich am Fuße dee Eiche stand, die seine Hand einst gepflanzt und unter der er nun selbst neben seinem so früh ihm voeangegangenen Kinde, seinem trauten Willibald, seit den letzten Januartagen des Jahees 1860 ruhte. Später ist sein Andenken daselbst durch eine Erzstatue geehrt worden, die unsern Rhein bewacht und die die Gebetesworte von 1813 zu wiederholen scheint:

Gott behüte unsre Lande,
Unsre Seelen vor der Schande!
Gott erhalte Deutschland frei!

Unwillkürlich lenkt sich der Blick — beim Herannahen unseres Weihnachtsjubiläums — von seiner Grabesstätte zu seiner Wiege, von der zweiten Heimat seines Mannes- und Greisenalters zu seiner ersten, nie von ihm vergessenen Heimat zurück, von Deutschlands herrlichstem Strom zu Deutschlands größter Insel. Dort, wo die weißschimmernden Kreidefelsen in das blaue Meer hinausleuchten — auf dem sagenreichen, schönen Eiland Rügen, in Schoritz, ward Ernst Moritz Arndt geboren, dort verlebte er seine Jugend. Sein langes, reiches Leben ist oft beschrieben woeden, am besten seinen Hauptphasen nach von ihm selbst in den „Erinnerungen aus meinem äußeren Leben", die er in seinem siebzigsten Jahre veröffentlichte. Seine anderen Scheiften vervollständigen dieses Muster einee Autobiographie; alle, alle — von der „Germania und Europa" und dem „Geist der Zeit" an bis zu seinen „Wandeeungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich vom Stein" — sind sie heute noch lesens- und beherzigenswerth.

Wie reich und vielseitig sein Leben war, davon zeugen und werden fort und fort zeugen die Annalen unseres Volkes. Wir beschränken uns auf einige Andeutungen.

Keine Geschichte der deutschen Freiheitskriege darf ihn unerwähnt lassen. Sehr wahr sagt Ludwig Häusser: „Arndt vor allen war in Ton und Inhalt der rechte Ausdruck der edleren Stimmungen dieser Zeit; aus ihm sprach der Patriotismus zugleich verständig und gemüthvoll, fromm und ernst, wie die Zeit selber. Inmitten aller schwärmerischen Uebertreibungen bewahrte ee sich die heitere Gesundheit seines Wesens; feurig und begeistert, hatte er doch keine Ader wüsten, fanatischen Hasses in sich; voll Pietät für das Alte, verstand er zugleich die junge Zeit und ihee Bedürfnisse."

Die Geschichte unserer Literatur weist Arndt einen Ehrenplatz an. Seine patriotischen Lieder sind keine ephemere Gelegenheitspoesieen, es sind echte deutsche Volkslieder und sie werden es bis in die spätesten Jahrhunderte bleiben. Nur mangelhaft würden unsere Nachkommen die Zeit von 1806—1815 ohne sie verstehen. Und sollte selbst der Name ihres Verfassers einst in Vergessenheit gerathen, wie derjenige so vieler Dichter unserer herrlichsten Volksweisen, sie selbst werden nimmer vergessen und nimmer ausgesungen werden.

Aber auch die evangelische Kirche Deutschlands wird Arndt ein dankbares Andenken bewahren; seine geistlichen Lieder werden in ihr fortleben. In vielen Gesangbüchern unseres Vaterlandes haben sie sich bereits ein wohlverdientes Bürgerrecht erworben. Schon 1819 hatte er in seiner Schrift: „Vom Wort und vom Kirchenlied" sein tiefes Verständniß unseres Kirchenliederschatzes kund gegeben und dessen Verwässerung energisch bekämpft; in der Voeeede zu seinen 1855 herausgegebenen „Geistlichen Liedern" bekennt er, „in Martin Luthers Bibel und Liedern die rechten, starken und einfältigen Muster" genommen zu haben; und wenn auch seine eigenen Liedee nicht an die der Reformationszeit heranreichen, sind sie doch aus demselben Geist geboren und athmen alle eine seltene Klarheit, Freudigkeit und Sicherheit des Glaubens. Und doch sind sie nicht zu einer Zeit, sondern ganz allmählich, die meisten zwischen 1807 und 1843, entstanden. Mit Vorliebe hat er das Weihnachtsfest, das ja sein Geburtsfest wae, daein behandelt, von dem mehr kindlichen: „Du liebee, heilger, frommer Christ, der für uns Kinder kommen ist" — bis zu dem altkirchlichen: „Erklinge Lied und werde Schall!" Am charakteristischsten für den ganzen Mann ist aber das merkwürdig schöne Grablied, das er — mehr als vierzig Jahre vor seinem Tode — in seinen besten Mannesjahren gedichtet und das er in seinem neunzigsten Jahre noch einmal mit kräftiger Hand als Facsimile für die letzte Sammlung seiner Gedichte niedergeschrieben hat; jenes Lied, das auch an seinem Grabe von tiefbewegten Männerstimmen gesungen worden ist, das da anhebt:

Geht nun hin und grabt mein Grab,
Denn ich bin des Wanderns müde,
Von der Erde scheid' ich ab,
Denn mir ruft des Himmels Friede,
Denn mir ruft die süße Ruh
Von den Engeln droben zu!

und das so trostvoll schließt:

Weint nicht, mein Erlöser lebt;
Hoch vom finstern Erdenstaube
Hell empor die Hoffnung schwebt,
Und der Himmelsheld, der Glaube
Und die ewige Liebe spricht:
Kind des Vaters, zittre nicht!

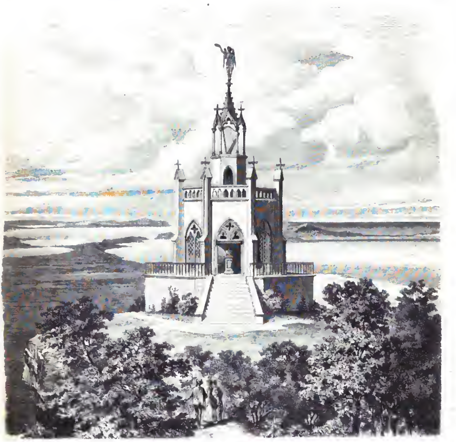
Ja, Ernst Moritz Arndt war ein ebenso aufrichtig frommer Mann, als er ein feuriger Patriot und ein echt deutscher Mann war, und nicht nur durch seine Lieder, auch durch thätige Arbeit hat er der christlichen Gemeinde gedient. Von 1817 an bis an sein Lebensende — mit einer ganz kurzen Unterbrechung — hat er im Presbyterium der Bonner Evangelischen Gemeinde als Aeltester und später als Repräsentant gesessen. Und immer war er dienstbereit in seinem Amte. Wenn man ihn fragte, zu welcher Zeit er in Gemeindesachen zu sprechen sei, lautete seine Antwort stets: „Zu jeder Stunde und an jedem Werktage!" Der letzten Veesammlung des Vorstandes der Gemeinde im Jahre 1859 wohnte er kurz vor seinem 90. Geburtstage bei; zum Schluß derselben sprach er über dieselbe, gleichsam wie einen Abschiedssegen, mit lauter Stimme: „Gott segne alles — alles!" — „Wer Gott sucht" — so hatte er schon viele Jahre vor seinem Tode gescheieben — „der wird Ihn finden. Wer das Licht sucht, dem wird es leuchten. Wer in dem Lichte oder Geiste oder Blute des Herrn mit sehnsüchtigem Sinne Trost und Versöhnung sucht, dem werden sie nie gebrechen."

Am wenigsten bekannt dürften seine pädagogischen Schriften sein, und doch wird man noch heute seine „Fragmente über Menschenbildung" mit Nutzen lesen; namentlich enthalten darunter seine „Briefe an Psychidion, oder Ueber weibliche Erziehung" die 1819 erschienen, gar vieles Treffliche und Lehrreiche füe Eltern und Erzieher, ja für alle, die die Frauenfrage unserer Zeit beschäftigt. Oder kann unsere Zeit ein Woet, wie das folgende, aufs Gerathewohl herausgegriffene, nicht mehr gebrauchen: „Man gebe unsern nordischen Frauen, die durch die Maßlosigkeit und Gestaltlosigkeit des Klimas und Zeitalters mehe als recht in das Ueppige und Zerfließende der Gefühle hineingelockt werden, andere Empfindungen, die uns gerade noth thun; man lehre sie, welche Kühnheit, welche Festigkeit und Freudigkeit dem Herzen und Leben eines Christen und einer Christin wohl stehen; man lehre sie, welche Würde darin ist, Mutter tapferer und männlicher Söhne zu sein und durch die erste Religion der Liebe, die an der Mutterbrust eingesogen wird, die jungen Herzen für das Unsterbliche und Göttliche zu entzünden; man lehre sie, daß sie auch Thaten thun können, zwar unsichtbare und ungehörte, die aber einst mit ihren Kindeen draußen in Herrlichkeit und Kraft auftreten werden."

Wie überall freilich, ist auch das Leben unseres Arndt die beste und wirksamste Pädagogik; wohl unserm Volke, wenn es an seinem hundertsten Gebuetstage sich dasselbe aufs neue zur Weihnachtsgabe schenken läßt und es nachlebt! Dann wird es auch gerne der Bitte, mit der wie diese Erinnerungswoete schließen, ein williges Ohr leihen.

Unmittelbar vor Rügens bedeutendster Stadt, Bergen, erhebt sich östlich der Rugard, das „Auge des Landes", von dem man einen weiten Blick auf Arndts schöne Heimatinsel hat, der bis nach Stralsund, Greifswald und weiterhin reicht. Dort nun gedenkt ein im Juli dieses Jahres in Bergen zusammengetretenes Committee dem Sänger von Rügen ein Denkmal zu setzen und den Grundstein dazu an seinem hundertjährigen Geburtstage zu legen. Der Fürst zu Putbus, als Besitzer dieser Höhe, hat dazu den Platz bereitwilligst hergegeben, der durch

seine romantische, die ganze Insel beherrschende Lage ganz geeignet ist, dem Jubilar im hohen Norden zum freien stolzen Blick über deutsches Meer mit deutscher Flotte und hinüber auf das geeinigte deutsche Vaterland ein würdiges Denkmal zu errichten. Unsere Illustration stellt das Project zu demselben dar, wie es sich einst dort erheben soll. Da in Bonn bereits eine Statue sich be-



Ernst Moritz Arndts Denkmal auf dem Rugard.

findet, hat man ein monumentales Bauwerk in Aussicht genommen, in dessen Halle eine Marmorbüste Arndts aufgestellt werden soll. Rechts im Hintergrunde unsrer Zeichnung gewahrt man die zwischen dem Festland Rügen und der Halbinsel Jasmund sich erstreckende Landenge — dahinter wogt die offene See; ganz links sieht man den Chausseedamm bei Lietzow zwischen Jasmund und Rügen.

In seiner besten Männer einem wird unser Volk sich selber ehren und seine Weihnachtsfreude erhöhen, wenn es dazu beiträgt, auf dem Rugard Ernst Moritz Arndt eine Ehrenhalle und ein Denkmal*) zu errichten. Wir zweifeln nicht, daß es willig sein wird, seinem Dankgefühle und seiner Ehrerbietung dadurch einen dauernden Ausdruck zu geben.

Robert Koenig.

*) Das Denkmal kostet ca. 6000 Thlr. Beiträge bittet das Committee an Herrn Bürgermeister Dr. Richter in Bergen auf Rügen einzusenden.

Die neue eiserne Verkehrsstraße nach Californien.

Von **Theodor Kirchhoff** in San Francisco.

Am 10. Mai des laufenden Jahres wurde die letzte Schiene auf der nordamerikanischen transcontinentalen Eisenbahn niedergelegt, das Verbindungsglied zwischen der östlichen (Unionpacific) und westlichen (Centralpacific) Abtheilung jener eisernen Fahrstraße der Nationen, und die Dampfrosse kommen jetzt direct von den atlantischen Staaten dieser großen Union hergedonnert nach den Gestaden des Stillen Oceans.

Seit San Francisco durch die Pacificeisenbahn gleichsam wie

mit einem Zauberschlage an die Thürschwelle der civilisirten Welt versetzt worden, bringt uns jeder Tag zahlreiche Gäste von den östlichen Unionsstaaten; und auch die Namen von Reisenden, direct von Europa, welche vor kaum drei Wochen die östliche Erdhälfte verlassen haben, sind täglich in den Hotelregistern dieser werdenden Weltstadt am Gestade des Stillen Oceans zu lesen. Die hervorragendsten Staatsmänner Amerikas, worunter der greise W. H. Seward; Colfax, der Vicepräsident der Union und eine lange Reihe glänzender Namen von den Führern der Nordstaaten im letzten Kriege, unter denen ich nur Farragut, den größten Seehelden unserer Zeit nennen will, befinden sich unter jenen Besuchern. Chicago hat uns nicht weniger als einhundert seiner ersten Kaufleute mit einem Extrazuge über den Continent hergesandt, welche sich mit eigenen Augen von den Hilfsquellen Californiens überzeugen und Handelsverbindungen anknüpfen wollten. Sogar die beiden auch in Europa bekannten Zwerge, der General Tom Thumb nebst Gemahlin und der Commodore Nutt, welche Barnum, der Fürst des Humbugs, einst in die große Welt einführte, sind vor kurzem hier eingetroffen. Unter unseren deutschen Landsleuten war der weitgereiste Professor Robert von Schlagintweit einer der ersten, welche das ferne Goldland vermittelst der Pacificeisenbahn besuchten.

Die Centralpacificeisenbahn ist das westliche Glied der riesigen eisernen Verkehrsstraße, welche jetzt die Gewässer der Atlanta mit denen des Stillen Oceans verbindet. Der Anschluß an die von der Stadt Omaho am Missouri ausgehende, 1084 englische Meilen lange Unionpacificeisenbahn ist bei Promontory Summit, am nördlichen Ufer des großen Salzsees, 690 englische Meilen östlich von der Stadt Sacramento in Californien. Die Verbindung zwischen Omaha und New-York ist über Chicago durch mehrere ältere Hauptbahnen bewerkstelligt. Die Gesammtlänge dieser Bahnen, welche einen ununterbrochenen Schienenweg zwischen dem Atlantischen und Stillen Ocean bilden, beträgt 3300 englische Meilen.

Mit dem Bau der Centralpacificeisenbahn hat sich das junge Californien ein Monument gesetzt, das diesem Staate zur höchsten Ehre gereicht und wohl den Neid manches alten Culturstaates erregen kann. Das Ueberschreiten des Gebirgszugs der Sierra Nevada ist eines der schwierigsten Unternehmungen im Eisenbahnbau gewesen, welche je in der Welt projectirt und glücklich zu Ende geführt worden sind; die von der Unionpacificeisenbahn in den Felsengebirgen überwältigten Hindernisse waren weit geringer. Die Hauptschwierigkeiten, mit denen die Unionpacific zu kämpfen hatte, lagen in der ungeheuren Entfernung ihrer Bahnlinie von ongesiedelten Landstrecken und in dem Mangel an Bauholz in den Wildnissen im Innern des Continents. Sonst bot das Ueberschreiten der auf ihrer Linie allmählich ansteigenden Felsengebirge verhältnißmäßig wenig technische Schwierigkeiten; nur in dem vielfach zerrissenen Hochland von Utah sind die Bauten an jener Bahn denen ähnlich, welche die Centralpacific in der Sierra Nevada vollbracht hat.

Der von Süd nach Nord im östlichen Californien sich hinziehende Gebirgszug der Sierra Nevada bildet dort, wo die Centralpacificeisenbahn denselben überschreitet, nicht einen Paß oder eine sattelähnliche Senkung, wie Evans- und Bridgerspaß in den Felsengebirgen, durch welche die Route der Unionpacificeisenbahn liegt. Solche Pässe sind überall in der Sierra Nevada nicht zu finden, weshalb man auch lange das Ueberschreiten dieses Gebirgszugs durch eine Eisenbahn für unmöglich hielt. In steilen, dicht bewaldeten und wild zerrissenen Ketten thürmt sich die Sierra Nevada der Centralpacificeisenbahn entgegen. Um mit der Bahn von einer Kette nach einer anderen, so zu sagen, hinüberzusetzen, mußte man dieselbe in zahllosen Krümmungen an den Bergabhängen herumbauen, oft in so kurz gebogenen Windungen, daß der mit zwei Locomotiven sich mühsam bergan arbeitende Bahnzug ein vollkommenes S bildet; dann wieder war man gezwungen, durch lange durch Granit zu sprengende Tunnels oder riesige Durchstiche einen sonst nicht zu bewältigenden Bergrücken zu durchbohren, mußte, auf der anderen Seite angelangt, vermittelst thurmhoher Brücken einen tiefen Thalgrund überspannen, um den jenseitigen Bergrücken zu erreichen und dort den mühsamen Bau mit Bewältigung ähnlicher Terrainschwierigkeiten wiederholen. An vielen Stellen steigt das Bahnbett 90 bis 100 Fuß in einer Strecke von einer englischen Meile, und einigemale erreicht dasselbe die enorme Steigung von 120 Fuß zur englischen Meile.

Ehe die Höhe des Gebirgs erreicht war, hatte man mehrere Thalgründe zu überspannen, wo die Kühnheit des Brückenbaues jeden Reisenden in Erstaunen setzt. Eine hölzerne in vielen Stockwerken über einander aufgebaute Trestlebrücke ist 960 Fuß long und 115 Fuß hoch; eine zweite ist 93 Fuß hoch. Ein Durchstich hat eine Tiefe von 125 Fuß, ist 680 Fuß lang und oben 176 Fuß weit; ein anderer hat eine Länge von nicht weniger als 15,000 Fuß. Oft führt die Bahn hart am Rande von tausende von Fuß tiefen Abhängen hin, und während an der einen Seite das Gebirge gleichsam überhängt, sieht das Auge an der anderen einen Fluß wie einen hellen Faden sich in schwindelnder Tiefe durch den Thalgrund hinschlängeln, wie z. B. im Westen der Sierra den Americanfluß bei dem wildromantischen Cap Horn oder den Truckee am Ostabhange des Gebirgs.

Unter den zahlreichen Tunnels ist der bedeutendste 1659 Fuß lang, 19 Fuß hoch und 16 Fuß weit, und mußte derselbe auf seiner ganzen Länge durch festen Granit gesprengt werden. Im ganzen wurden 15 Tunnels gebohrt, die eine Gesammtlänge von 6262 Fuß haben, mit einem Kostenaufwande von einer Million und 750,000 Dollars. Durch Anwendung von Nitroglycerin war man im Stande, diese Tunnels in weit kürzerer Zeit zu vollenden, als bei Benutzung von Schießpulver möglich gewesen wäre. Die Explosionen des Nitroglycerin werden von den in der Nachbarschaft, wo sie stattfanden, wohnenden Leuten als furchtbar geschildert, und oft zitterte die Erde davon, wie bei einem Erdbeben.

105 englische Meilen östlich von der Stadt Sacramento erreichte man endlich den höchsten Punkt im Gebirge, welchen die Centralpacificeisenbahn zu überschreiten hatte, 7043 Fuß über dem Meeresspiegel. Um das Geleise auf der Höhe des Gebirges im Winter von Schnee freizuhalten, der sich dort oft auf meilenlangen Strecken bis zu 40 Fuß tief compact anhäuft, und um Schutz gegen Lawinenfälle zu geben, wurde die Bahn in der Länge von 22 englischen Meilen überdacht, und liegt es im Plan, diese Ueberdachung bis auf vierzig englische Meilen auszudehnen. Das Ueberdachungsgebäude ist 16 Fuß weit und 16 Fuß hoch, ohne das Dach mitzurechnen; an solchen Stellen, wo ein Doppelgeleise zum Ausbiegen der Züge angebracht ist, ist das Gebäude bedeutend breiter. Do die Seiten durch Bretterwände geschlossen sind, so macht es auf den Reisenden, der hindurchfährt, den Eindruck eines riesigen Tunnels. Jede englische Meile dieser Ueberdachung erforderte 800,000 Fuß Bauholz; 28 Dampfsägemühlen waren unausgesetzt beschäftigt, dazu das nöthige Bauholz zu schneiden. So ungeheuer war der Bedarf von Bauholz, daß dort das dichtbewaldete Gebirge zu beiden Seiten der Bahnlinie weithin von allem Baumwuchs entblößt worden ist. Diese Schneedächer, welche dem Zwecke, wofür sie gebaut wurden, durchaus entsprechen, bedecken jetzt schon einen Flächenraum von einer Million und 800,000 Quadratfuß.

Als Eisenbahnarbeiter beschäftigte die Centralpacificeisenbahngesellschaft 10 — 15,000 Chinesen, welche direct zu dem Zwecke aus China hergebracht wurden; mit einer Ausdauer und einem Fleiße sind dieselben ihren anstrengenden Pflichten nachgekommen, die über alles Lob erhaben sind. Es waren die Söhne des ältesten Culturreiches der Erde aus dem fernen Ostasien, welche hier der Civilisation des Westens den Weg zu den Gestaden des Stillen Oceans gebahnt haben.

Da es manchen in Deutschland interessiren wird, zu erfahren, wie hoch sich die Reisekosten belaufen, um auf der Pacificbahn nach Californien zu gelangen, so will ich kurz erwähnen, daß ein Billet erster Classe von New-York nach San Francisco gegenwärtig 150 Dollars in Greenbacks (ungefähr ebensoviele preußische Thaler) kostet; solche zweiter Classe von Omaha nach San Francisco kosten 60 Dollars in Greenbacks (40 Dollars in Gold). Diese Preise sind eine bedeutende Ermäßigung der früheren; und man erwartet nächstens eine fernere Reducirung derselben. Auf jeder der verschiedenen Bahnen befinden sich Schlafwaggons, für deren Benutzung jede Nacht von einem bis zwei Dollars berechnet wird. Für die Strecke von Promontory bis nach Sacramento kostet ein Platz in einem Schlafwaggon fünf Dollars (zwei Nächte zusammen). Die Mahlzeiten werden an bestimmten Haltestationen

zu anderthalb Dollars das Couvert eingenommen; wer einen wohlgefüllten Eßkorb mitnimmt, kann manchen Dollar sparen.

Was die Sicherheit einer Reise auf der Pacificbahn anbelangt, so hat der Reisende auf ihr nicht mehr und nicht weniger zu riskiren, als auf irgend einer anderen amerikanischen Eisenbahn. Die schrecklichen Erzählungen von der grausigen Fahrt, worin sich einzelne nervenschwache Passagiere phantasiereich ergehen, sind eitles Geschwätz. Bis jetzt hat man auf der Pacificbahn noch von keinem der sonst in Amerika so gewöhnlichen „Accidents" etwas gehört, und wo die Bahn zuerst in der Eile des Baues nothwendigerweise etwas oberflächlich angelegt wurde, sind tausende von Arbeitern beschäftigt, um Bahnbett, Geleise und Brücken solider herzustellen. Im vorigen Winter ward die Communication der Unionpacific auf der großen Laramieebene und die der Centralpacific in der Sierra Nevada durch Schneefall längere Zeit unterbrochen, und die Passagiere mehrerer Züge waren bedeutenden Strapazen, namentlich durch Schneeschaufeln, ausgesetzt; doch ist keiner dadurch ums Leben gekommen. Dergleichen Fälle kommen aber auf vielen nördlichen amerikanischen Eisenbahnen dutzendweise in jedem Winter vor.

Durch eine Extraauslage von 26 Dollars (Gold) kann man die Reise über den Continent in einem von Pullmans Salonwaggons (Pullman's drawing room-cars) machen, die mit der Eleganz eines Parlors in einem Hotel erster Classe eingerichtet sind und an Bequemlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Weiche mit Sammet überzogene Ottomanen, Schaukelstühle und kosige Lehnstühle, Tische, um sich daran mit Schach, Domino, Kartenspiel ꝛc. die Zeit zu vertreiben, stehen im geräumigen Salonwagen, der mit kostbaren Teppichen ausgelegt ist und dessen getäfelte Wände mit großen Spiegeln und Gemälden geziert sind. Damit verbunden sind elegant eingerichtete Wasch- und Toilettencabinets und ein französisches Restaurant, wo à la carte gespeist wird. Nachts werden diese Waggons brillant erleuchtet.

Eine Reise von New-York nach San Francisco, die jetzt sechs bis sieben Tage dauert, ist in einem solchen Salonwaggon eine wahre Vergnügungsreise. Von Strapazen ist dabei gar keine Rede. Jede Nacht kann der Reisende in einem guten Bette schlafen und süß träumen, während das eiserne Roß nimmermüde hunderte von Meilen mit ihm weiter galoppirt. Mit der größten Gemüthsruhe kann er aus den Spiegelscheibenfenstern seines dahinfliegenden Prachtgemachs auf den endlosen Ebenen zwischen Omaha und Cheyenne mit seinem Fernrohr nach Indianern ausspähen oder einen Trupp Büffel oder eine Schar graziös hineilender Antilopen recognosciren, von Laramie aus das großartige Panorama der Schneegipfel der Felsengebirge betrachten, die romantischen Engpässe von Echo- und Webercañon in Utah bewundern, sich an den idyllischen Landschaftsbildern der Mormonenniederlassungen am großen Salzsee erfreuen und mit souveräner Verachtung die den Emigranten einst so schrecklichen Einöden in Dakota und Wyoming und die der großen amerikanischen Wüste in Nevada an sich vorüberkreisen lassen.

Und wenn dann mit doppeltem Vorspann des Dampfes die Eisenrosse an den bewaldeten Höhen der Sierra hinaufschnauben, welch ein Bild öffnet sich dort! Wunderbar großartig ist die Scenerie, welche den Reisenden auf der Eisenbahnfahrt über die Sierra Nevada begleitet. Ganz abgesehen von der Kühnheit des Eisenbahnbaues wird das Auge fortwährend durch die herrlichsten Panoramas entzückt. Bald sind es idyllische grüne Thäler, die in duftiger Ferne träumerisch am Fuße der Gebirge daliegen, dann klare Gebirgsseen, umkränzt von schneegekrönten Gipfeln, oder bewaldete Bergkuppen, die sich hoch in den blauen Aether emporthürmen; jetzt verfolgt das Auge wild herabbrausende Waldbäche, die thalwärts stürzen, dann wieder einen Fluß, der sich, einem Silberbande gleich, tausende von Fuß tief unten hinschlängelt, während ein Meer von grünen Tannenwipfeln zwischen der Bahn und dem tiefen Thalgrund den ganzen Abhang in breiter, welliger Fläche bedeckt.

Weniger idyllisch sind die Goldwäschereien, welche sich hier und da zeigen. Der unterst zu oberst gewühlte Boden und das chaotische Durcheinander von Rinnen, Gräben, Bergen von Schutt, umgestürzten Bäumen, zerfallenen Minerhütten ꝛc. inmitten der herrlichen Urnatur, machen auf den im Fluge an ihnen vorübereilenden Reisenden einen widerwärtigen Eindruck. Es ist, als ob ein böser Geist hier seine Fußtapfen in Gottes schöner Natur zurückgelassen hätte.

Wer nach Osten hin die Sierra ersteigt, dem öffnet sich, sobald der Bahnzug jenseits der Station Colfax (2448 Fuß über dem Meere und 54 englische Meilen östlich von Sacramento) beim Americanfluß um das schroff aufsteigende Cap Horn herumgefahren ist, das Hochgebirge in der ganzen, so eben geschilderten Pracht. Jenseits Cap Horn liegen zwei Farmen, wohl 3000 Fuß in der Tiefe, so zu sagen direct unter dem oben an den Felsen entlang eilenden Bahnzug. Seht! eine Frau, die vom Waggonfenster aus betrachtet, zwerghaft klein aussieht, tritt dort unten vor die Thür ihrer Wohnung, wie der Bahnzug oben am Abhang herumbraust, und winkt herauf mit weißflatterndem Tuche. Weiterhin in der Tiefe liegt ein altes Minenlager, mit hydraulischen Leitungen, Gräben und einer Anzahl von Minerhütten.

Wieder und wieder jagt das Eisenroß hin über thurmhohe, leicht aus Holz aufgebaute Trestlebrücken, und unwillkührlich schließt der Reisende mit kaltem Nervenschauer die Augen, wenn die Waggons schaukelnd über dem Abgrund schweben. Wo oft die Bahn hart am Rande eines Abhangs hinläuft und das Auge vom Waggonfenster direct in die schwindelnde Tiefe blickt, sehen unten die höchsten Fichten wie ganz kleine Tannenreiser aus; käme der Zug hier aus dem Geleise, so würde er einen Salto mortale von vollen 2000 Fuß machen, ehe er dort unten anlangte. Aber es ist keine Gefahr vorhanden; leicht gegen den Berg geneigt rollen die Waggons sicher auf dem Eisenpfade dahin an den schwindelnden Abhängen.

Bei der Station Gold Run, 3248 Fuß über dem Meere, liegt ein berühmtes altes Minenlager, und das wüste Durcheinander von Schutthaufen, umgewühltem Boden, tiefen Schluchten, Gräben, Goldwaschrinnen und windschiefen Minerhütten zeigt sich hier in nächster Nähe. Eine Wasserleitung, auf hohen Holzböcken ruhend, läuft, etwa 75 Fuß über dem Boden, quer über die Bahn. Drei englische Meilen weiter und 67 Meilen von Sacramento, passirt der Zug die Station Dutch Flat, 3425 Fuß über dem Meere, wo sich ein altes heruntergekommenes Minenlager befindet. Zahlreiche Dampfsägemühlen schnorren und lärmen seitwärts im Walde, und frischgeschnittene Balken, Dielen und Bretter liegen bergeweis in den Lichtungen.

Weiter hinan die Sierra! Dort das romantische Alta, 3625 Fuß über dem Meere, mit seinen prächtigen Tannenwäldern, wo sich ein Strom wie ein heller Faden tief, tief unten durch den Thalgrund schlängelt, und Blue Cañon, wo der Bahnzug in weitgeschweiftem Bogen oben am Abhange eines dichtbewaldeten Thalkessels herumbraust. Ab und zu passirt der Dampfzug bereits unter Schneedächern hin. 4500 Fuß über dem Meere donnert er durch den ersten 500 Fuß langen Tunnel. Von jetzt an drängen sich die Tunnels in schneller Reihefolge; bald rollen die Waggons dumpf durch die Tiefen des Gebirges, bald wieder in freier Luft, dahin an schneebedeckten Höhen, am Rande bewaldeter, tiefer Abhänge und zwischen gewaltigen Felsmauern. An vielen Stellen sind die Durchstiche überdacht, um ihnen Schutz gegen den Schneefall zu geben.

Auf der Höhe des Gebirges umgibt den Reisenden bis zu Anfang des Julimonds ein winterliches Bild. Gewaltige Schneefelder, welche erst im Hochsommer verschwinden, drängen sich zu beiden Seiten bis hart an die Bahn, der Baumwuchs wird zwerghaft, und eine wilde Oede zeigt, daß der Mensch hier bis in das Reich des Winters vorgedrungen ist.

Jetzt braust der Zug durch den Emigrant Gap dahin zwischen himmelhohen, grauen Granitwänden, dann wieder donnert er durch einen 300 Fuß langen, finsteren Tunnel, bis die Stadt Cisco, lange der Endpunkt der Bahn, 5911 Fuß über dem Meere und 92 englische Meilen von Sacramento, erreicht ist. Von jetzt an sind die Schneedächer ein geschlossenes riesiges Gebäude, das sich seltsam bald am Abhange des Gebirges, bald über die Höhen hinschlängelt, hier und da von Tunnels unterbrochen, und sich bis zur Paßhöhe der Bahn erstreckt. Die Waggons donnern dahin unter den dunklen Schneedächern und durch die finsteren Tunnels, und verschlossen ist die Aussicht auf die Sierra. Nur stellenweise, wo ein Raum von 100 oder etwas mehr Schritten im Ueberdachungsgebäude freigelassen ist, zeigt sich flüchtig ein wundervolles Bild des bewaldeten, zerrissenen Hochgebirgs, das, kaum gesehen, schon wieder von der Finsterniß verschlungen ist.

Siebentausendunddreiundvierzig Fuß über dem Meere; — der Bahnzug verschwindet in der Nacht des sechzehnhundertundneunundfünfzig Fuß langen Tunnels. Jenseits desselben öffnet sich ein herrliches Gebirgspanorama. Donnerlake mit seinem blauen Spiegel liegt 1000 Fuß tief unten,

umgeben von grünen Tannenwäldern, über denen die Schneegipfel der Sierra im Azurhimmel blinken, und weithin jenseits schlängelt sich das helle Band des Truckee das grüne Thal hinunter.

Doch, ich will Abschied nehmen von der romantischen Sierra, hier an der Ostgrenze von Californien, und dem Eisenrosse ein fröhliches Glück zurufen auf seinen Weg über den Continent, wie es hinuntereilt am Ostabhange der Sierra Nevada mit den menschenbeschwerten Waggons, entlang am Ufer des silberglänzenden Truckee, und die wilden, waldigen Gebirgshöhen widerhallen läßt von seinem eisernen Gestampfe.

Am Familientische.

Zwei Ernten.

(Zu dem Bilde auf S. 21.)

„Aber wie ist es möglich, eine so prosaische Unterschrift unter das schöne Bild Schlesingers zu setzen? Der unterbrochene Erntezug! Wie catalogartig das klingt!“

So ließ sich ein Daheimfreund aus, der zuweilen Gelegenheit hat, einen indiscreten Blick in die geheimen Redactionswerkstätten zu werfen — ein Vorrecht, um das ihn gewiß manche Leserin beneidet —, als er den zeitig umbrochenen ersten Bogen dieser Nummer zu Gesichte bekam.

„Und was würden Sie, weiser Mann, denn unter das Bild geschrieben haben?“ entgegnete ich.

„Nun etwa: zwei Ernten.“

„Zwei Ernten! Wie sonderbar! Wer kann das aus dem Bilde herauslesen?“

„Ist gar nicht so schwer! Man muß nur zwischen den Zeilen zu lesen verstehen. Das gilt ebenso vom Bilderlesen, wie vom Bücherlesen.“

„Nun, da wäre ich doch begierig. Bitte um Belehrung.“

„Wohl! Die eine Ernte auf dem Bilde geben Sie gewiß zu. Ist's doch, als ob Rückerts Erntelied uns da entgegenklingt:

Holet die Wagen, mit Garben beladen,
Aus dem Gefilde mit Sang und mit Klang.
Klang und Gesang
Kann ja nicht schaden —

Scheint freilich einem unter der jubelnden Gruppe doch geschadet zu haben, der selbst sein übermüthiges Schäkern nicht lassen kann, als der greise Mäher seine Hand mahnend und Stille gebietend gegen den daherkommenden Erntezug erhebt. Das ist die eine Ernte, die Ernte des arbeitsreichen, mit Erfolg gekrönten Lebens, die sich festlich mit Blumen und Kränzen geschmückt hat und Danklieder ertönen läßt!“

„Und die andere?“

„Sehen Sie die nicht auf der linken Seite des Bildes? Sehen Sie da nicht das schmerzgebeugte, in Thränen aufgelöste Weib zur Seite des Priesters, der wohl eben die Leiche eines ihr theuren Wesens nach der Weise seiner Kirche eingesegnet hat? Das ist die Ernte des Todes —

Es ist ein Schnitter, heißt der Tod,
Hat Gewalt vom höchsten Gott; —
Heut' wetzt er das Messer,
Es schneidt schon viel besser,
Bald wird er drein schneiden,
Wir müssen's nur leiden.
Hüte Dich, schön's Blümelein!

„Hier hat der Tod eine Ernte gehalten, und sie unterbricht dunkel und düster den Erntezug des Lebens; sie darf ihm freilich nicht bleiben, denn was er für Ernte hält, ist nur eine Saat:

Saat, von Gott gesät,
Dem Tage der Garben zu reifen —

aber auf Ihrem Bilde hält der graue Schnitter augenscheinlich eben so gut ein Erntefest, als die von dem Felde heimkehrenden Dörfler. Darum würde ich unter das Bild: Zwei Ernten schreiben.“

Gegen diese Deutung und Benennung wußte ich nichts einzuwenden, beschloß aber trotzdem die erste Unterschrift unter dem Bilde zu lassen. Die gütige Leserin möge nun entscheiden, unter welchem Namen sie hinfort das Bild in ihrer Erinnerung festhalten will. R. K.

Sonderbare Mitarbeiter am Journalistentage.

Ich traf im Café de l'Europe zu Wien mit einem Bekannten, dem Redacteur der ***, zusammen, und unser Gespräch kam auch auf die deutschen Journalisten, die jüngst ihre Sitzungen an der Donau geschlossen und sich wieder in alle vier Winde verstreut. Namentlich wurde über die von Berlin aus erlassene „Einladung zum vierten deutschen Journalistentag in Wien“ viel hin und her disputirt. Diese Einladung hat zu komischen Mißverständnissen geführt; das beweisen einige Briefe, die der Redacteur als Mittel gegen seine Hypochondrie mit nach Wien genommen und die er mir zur Durchsicht vorlegte. Ich citire drei davon, die zugleich darthun, welcher Schweif den Kern der Journalisten nach Wien zu begleiten gedachte.

I. Geehrter Herr Redacteur!

Hoffentlich werden Sie sich noch erinnern, daß ich Ihnen vor einigen Jahren einige Artikel geliefert habe, z. B. über den Unglücksfall in dem Raubthierzwinger der Kreuzbergschen Menagerie, die bei uns während des Jahrmarkts gastirte, über den Brand von Johanngeorgenstadt*, sowie über einen Vorschlag zu einem Doppeldrahtnetz für die Bergwerkssicherheitslampe von Davy zur Verhütung ferneren Explosionen u. s. w. Ich ersuche Sie nun, mir umgehend ein Attestat darüber auszustellen, daß ich Ihr Mitarbeiter bin — ich bin es nämlich trotz meines langen Schweigens noch, und habe nur in den letzten Jahren aus Mangel an Zeit und Stoff nichts liefern können —, denn nach § 4 der Statuten der deutschen Journalisten und nach der von Berlin aus erlassenen Einladung zur Betheiligung an dem vierten deutschen Journalistentag in Wien, die ich im Redactionsbüreau unseres Wochenblattes eingesehen, sind zur Theilnahme und zur freien Fahrt nach Wien „Mitarbeiter von Zeitschriften“ berechtigt. Ich würde Sie nun nicht incommodiren und mich sofort an die Redaction unseres Wochenblattes selbst wenden, für welches ich auch arbeite, weil ich fortwährend dazu gedrängt werde, doch dürfte es noch zweifelhaft sein, ob unser Wochenblatt, das nur eine Spalte Unterhaltung und sonst Inserate bringt, den Namen einer Zeitschrift auch in Berlin und Wien hat. Jedenfalls ist Ihr Journal berühmter, und die Ehre, Mitarbeiter Ihres Blattes zu sein, höher. Im voraus interessante Beiträge, namentlich über die Eröffnung des Suezcanals, Ihnen versprechend, wobei ich auch auf das Honorar verzichte, denn ich bin mehr Journalist aus innerem Drang, als aus Brotbedürfniß, sehe Ihrem Attest, das ich aber in jedem Falle mit dem Redactionssiegel zu versehen bitte, umgehend entgegen und zeichne mich als Ihren alten Mitarbeiter E. B.

II. Ew. Wohlgeboren!

Ich erlaube mir diesmal den Brief nicht mit „Geehrte Redaction“ anzufangen, denn Sie haben mich auf meine Bitte hin, mir ein Freibillet zum Journalistentage nach Wien zu verschaffen, ebenfalls nicht mit der schuldigen Achtung behandelt. Ich habe in meinem Ersuchen um ein Freibillet zur Reise nach Wien einfach darauf gepocht, daß ich die meisten Inserate durch Ihre Zeitung ergehen lasse, Ihnen also am meisten zu verdienen gebe und folglich auch ein Mitarbeiter an Ihrem Blatte bin. Was habe ich aber noch außerdem gethan? Ich habe unablässig Schnurren und Anekdoten unter meinen Bekannten gesammelt und Ihnen diese unentgeltlich für Ihr Blatt zur Verfügung gestellt. Daß Sie nun die meisten dieser Schnurren als nicht passend für Ihr Blatt verworfen, das ist eben meine Schuld nicht, das ist vielmehr Ihrem Blatte nachtheilig gewesen, denn hübsche neue Schnurren und Anekdoten gefallen immer. Ich muß Ihnen nur noch vermerken, daß, wenn ich keine Mitgliedskarte als Journalist und kein Freibillet nach Wien bekomme, was Sie beides leicht erwirken können, daß ich dann aber meine Inserate Ihnen entziehen muß und auch wohl ferner nicht mehr Lust verspüren werde, der Abonnent Ihres Blattes zu verbleiben.

Ergebenst L. U. Bierverleger.

III. Hochlöblicher Herr Redacteur!

Früher jahrelang an Ihrem Blatte Reporter und Redactionsbote möchte ich mit meinem Weibe gern Wien sehen. Sie werden mir deshalb wohl die Gnade erweisen, in Anbetracht der vielen treuen Dienste, die ich Ihnen geleistet, mich dem Ausschuß des deutschen Journalistentages, dem alle Bahnen, die nach Wien gehen, Freibillets geschickt, als Ihren langjährigen Mitarbeiter mit dem Ersuchen um eine Mitgliedskarte und mit bahnfreier Benutzung zu empfehlen. Daß ich den Journalistentag durch mein Auftreten nicht stören werde, können Sie sich wohl denken, denn ich gehe nicht in die Räumlichkeiten, wo er tagt, sondern will eben mit meinem Weibe nur Wien sehen.

Falls es durchaus nöthig ist, daß ich zur Erlangung der Mitgliedskarte erst wieder Reporter und Redactionsbote bei Ihnen werde, so will ich gern dieses Amt wieder ein paar Tage umsonst bei Ihnen ausfüllen.

Wenn Sie mir eine abschlägige Antwort schicken, muß ich sehen, daß ich bei unserm Kreisblättchen ankomme, lassen Sie mich darum unterthänigst nicht lange auf Antwort warten, denn ich möchte — wie gesagt — mit meinem Weibe einmal kostenfrei Wien sehen, und zu Geldausgaben für eine so theure Fahrt für mich und mein Weib habe ich eben nicht Geld genug.

Mit vorzüglicher Hochachtung
J. Z.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von **A. Klasing** in **Bielefeld**, herausgegeben von Dr. **Robert Koenig** in **Leipzig**.
Verlag der **Daheim-Expedition** von **Velhagen & Klasing** in **Bielefeld** und **Berlin**. — Druck von **Fischer & Wittig** in **Leipzig**.

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

VI. Jahrgang. Ausgegeben am 16. October 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1869 bis dahin 1870. **1870 № 3.**

Kloster Roßdyk.

Novelle von **Hans Tharau.**

(Fortsetzung.)

V.

Normann hatte es wirklich fertig gebracht, die Aebtissin zu überreden, ihm Elisabeth zu einer Schlittenfahrt anzuvertrauen.

Fräulein von Brunneck gönnte ja ihrer Nichte so gerne jede kleine Erheiterung in dem doch recht einförmigen Klosterleben; ihr einziges Bedenken war nur, ob es in den Augen der Welt ganz schicklich erscheinen würde, ein so junges Mädchen, wie Elisabeth, dem alleinigen Schutze eines jungen Mannes zu übergeben. Doch lächelte sie fast über ihre eigenen Bedenken; hier in dieser ländlichen Zurückgezogenheit wäre es doch albern, städtischen Rücksichten nachzugehen, und überhaupt konnte die schärfste Kritik schwerlich in der Begleitung eines Verwalters etwas Anstößiges finden. Die anderen Skrupel, die, wie wir wissen, im Sommer bei der Ankunft Normanns, der Aebtissin einiges Nachdenken verursacht hatten, waren im Lauf der Zeit bedeutend in den Hintergrund getreten, wenn nicht ganz gewichen. Sie hatte sich mehr und mehr überzeugt, daß für Elisabeth nach der Seite hin keine Gefahr vorhanden sei; das Mädchen blieb in ihrem Benehmen, dem Verwalter gegenüber, so ganz natürlich und gleichmäßig und wußte, ohne irgend welchen Hochmuth, doch stets so genau ihr Bewußtsein der Verschiedenheit ihrer Stellungen im Auge zu behalten, daß die Aebtissin in dieser Beziehung sich ganz und gar beruhigt fühlte.

Die jungen Leute sahen sich auch im Winter viel seltener, als in den langen Sommertagen, und ihre abendlichen Plaudereien im Salon waren, wie die Aebtissin selbst beobachten konnte, sehr harmloser Natur, zumal Normann, wie wir gesehen haben, von allen Damen mehr oder weniger in Anspruch genommen wurde.

Elisabeth selbst begann, das winterliche Stiftsleben recht herzlich langweilig zu finden, und mit großer Freude hatte sie die Idee Normanns ergriffen, eine Schlittenfahrt zu improvisiren. Nach einigen Nachforschungen war es diesem wirklich gelungen, im Dorfe für Geld und gute Worte einen alten Schlitten aufzutreiben; das Kloster selbst besaß ein tüchtiges Gespann, und waren es grade keine arabischen Vollbluthengste, so nahmen sich doch der Schimmel und der Braune recht wacker aus, als sie in scharfem Trabe mit ihrer leichten Bürde davonflogen.

Zahlreiche Augenpaare schauten hinter beeisten Scheiben dem Schlitten nach, und begleitete auch manches bedenkliche Kopfschütteln das noch nie Dagewesene, so hoffen wir doch, daß sich eine starke Majorität unter den Zuschauerinnen nachweisen ließe, die das Unternehmen begünstigte.

Wie dem auch sein mochte, Elisabeth kehrte sich wenig daran; von Kopf bis zu Fuß in Pelzen eingewickelt — Fräulein von Nobeltitz allein hatte zwei Pelzmäntel und einen Fußsack zu ihrer Ausstattung geliefert — sah man nur ihr strahlendes Gesicht unter der Kapuze hervorleuchten, nie sonniger, nie schöner anzusehen, als in der eigenthümlichen Vermummung.

Normann lenkte, von einem Sitze hinter ihr, die Pferde und fuhr mit großer Sicherheit und Gewandtheit.

Die Landstraße war durch den hartgefrorenen Schnee herrlich zu einer Schlittenfahrt geeignet, man brauchte sich also nicht an den Teich zu halten, und fort ging es ins Weite, Kastor und Pollux in gestrecktem Galopp hinterdrein.

„Wie gefällt es Ihnen?" frug Normann, als er nach einiger Zeit die Pferde etwas langsamer gehen ließ. — „Wundervoll!" rief Elisabeth, sich umwendend und ihm einen raschen, strahlenden Blick zuwerfend; „so möchte man immer zufahren, immer weiter in die Welt hinein!" — „Da wären wir dabei, nicht wahr, Pollux?" sagte Normann lachend. Der Angeredete antwortete durch lautes Bellen und machte die drolligsten Sprünge im Schnee; Kastor hingegen schüttelte sein weises Haupt ob solcher Ausgelassenheit und trabte an der anderen Seite des Schlittens ruhig weiter.

Auf Elisabeths Wunsch wurde bei der Rückfahrt ein kleiner Umweg gemacht, der sie am Fuße ihrer geliebten Berge vorüberführte.

„Dort ist alles fest zugeschneit," sagte Normann, als sie an der Stelle vorbeikamen, von wo aus der Pfad ablenken mußte, der in die Berge hineinführte, „keine blühende Haide mehr!"

„Nun, nicht bis im nächsten Jahre!“ antwortete Elisabeth.

„Ja — ob sie aber so schön blühen wird, wie das letzte Mal?“ frug er plötzlich in nachdenklicherem Tone, als dies sonst seine Gewohnheit war, und fuhr dann, wie zu sich selbst redend fort: „Man erlebt selten etwas wieder, genau wie das erste Mal!“

„Das schadet auch nichts,“ sagte Elisabeth leichthin, „man hat es dann doch einmal erlebt! Aber da fallen schon ein paar Schneeflocken, und wenn Sie nicht schneller fahren, Herr Normann, so kommen wir am Ende im Schneegestöber um; stellen Sie sich dann die Aufregung der Klosterbewohner vor!“

Normann ließ sich's nicht zweimal sagen, und der Schlitten flog wieder munter voran; ein kleiner Schneefall holte sie aber doch noch ein, der die gute Laune der Gesellschaft nur erhöhte; Normann nannte Elisabeth in ihrem beschneiten Anzuge nicht anders als „Ihre Majestät die Schneekönigin“, und sie schüttelte beim Aussteigen ihre Flocken über ihn aus, da sie behauptete, er sei zu gut davon gekommen.

Die Schlittenfahrten wurden im Laufe des Winters oft wiederholt, da sie Elisabeth so große Freude machten; dann kam der Frühling und mit ihm neue Interessen; Elisabeth konnte ihre Streifzüge in Feld und Wald wieder antreten, wobei Kastor und Pollux ihre steten Begleiter waren, zuweilen auch deren Herr, denn die Winterfahrten hatten es nicht mehr ungewöhnlich erscheinen lassen, daß Elisabeth mit dem Verwalter ins Feld hinausging, wohin seine Beschäftigung ihn rief.

Im Kloster hatte man längst aufgehört, sich darüber zu wundern; die einzigen, die sich überhaupt mißbilligend geäußert hatten, waren Fräulein von Lauch und Fräulein von Nordenstern gewesen. Erstere war aber längst verstummt, weil sie sich zu sehr beleidigt fühlte, daß die Aebtissin ihren Mahnungen kein Gehör geschenkt hatte, dann aber auch, weil sie es unter ihrer Würde fand, über einen jungen Mann, und noch dazu einen Wirthschaftsverwalter, auch nur ein Wort zu verlieren. Sie hielt es für das Angemessenste, die verhaßte Persönlichkeit einfach zu ignoriren; sie sah Luft, wenn Normann ihr in den Weg kam, und auch mit Elisabeth ließ sie sich so wenig ein, wie es nur eben möglich war.

Normann hatte natürlich den größten Spaß an dem Benehmen der alten Männerfeindin und spielte seinerseits den Zaghaften, indem er immer in einem weiten Bogen um sie herum ging und sie mit feierlicher Ergebenheit begrüßte.

Zwischen dem dicken Mops und den Neufundländern bestand seit jenem denkwürdigen Tage ihrer ersten Begegnung ungefähr dasselbe Verhältniß wie bei ihren respectiven Gebietern, nur daß es hier keine angenommene Furchtsamkeit war, die den asthmatischen Philo bewog, seine Gegner im Kreise zu umgehen, oder wenn er sie in der Ferne sah, unter dem Gewande seiner Herrin zu verschwinden, von dem Grundsatze ausgehend, daß ein ehrenvoller Rückzug in allen Fällen einer schimpflichen Niederlage vorzuziehen sei. Die großen Thiere schienen auch ganz und gar vergessen zu haben, daß ihnen ein solches Mopssubject je begegnet sei. Die gelbe Katze Minette verfolgten sie allerdings einmal durch den ganzen Klosterhof, als aber ihr Herr sie dabei erlappte und ihnen das Unpassende ihres Benehmens in strengen Worten vorhielt, da schien sich der ernste Kastor herzlich zu schämen, daß sogar er sich zu solchem Leichtsinn habe hinreißen lassen, und seinem Einflusse auf den Kameraden ist es wohl zu verdanken, daß hinfort die Jagd unterblieb und Minette ungefährdet ihrer Wege schleichen konnte.

Was Fräulein Adelgunde anbelangt, so hatte sie ihren ganzen Haß auf Elisabeth gerichtet, doch sprach sie nur unter vier Augen und mit ihren allerintimsten Freundinnen darüber. Normann war, ihrer Ansicht nach, „ein ganz vortrefflicher, gebildeter junger Mann“, der ihr (Fräulein Adelgunde) allerdings eine Verehrung bezeuge, die sie erschrecke; es wäre doch fürchterlich, wenn der nette Mensch sich Illusionen hingeben sollte! Fräulein Adelgunde wußte aus ihrem eigenen Herzen zu schließen, wie leicht sich die Jugend von einem schönen Traume hinreißen läßt! und sie wollte ihm gerne eine bittere Enttäuschung ersparen; allein, was konnte sie thun? es war doch unmöglich, noch zurückhaltender gegen ihn zu sein, ohne geradezu unfreundlich zu erscheinen! In Bezug auf Elisabeth konnte sie nicht genug sagen, wie „empörend“ sie das Benehmen des jungen Mädchens fände und wie tief die Blindheit der „armen, schwachen Brunneck“ zu beklagen sei. „Ich will nichts gesagt haben,“ schloß Fräulein Adelgunde ihre Mittheilungen, „allein, wenn ich wollte, so könnte ich Dinge erzählen, Dinge, die ich mit meinen eigenen Augen beobachtet habe! — — — Doch es ist besser, man spricht nicht darüber, und es freut mich, zu sehen, wie kühl der junge Mann den Demonstrationen des Mädchens gegenüber bleibt; wie oft er, mitten in einer kindischen Schäkerei mit ihr, verstummt und ein so gelangweilter Ausdruck über sein Gesicht zieht; wohingegen ich bemerkt habe, daß in der Conversation mit mir ihm der Humor nie ausgeht. Er betrachtet sie eben noch ganz als ein Kind, und ihr wird die Demüthigung recht heilsam sein, wenn sie eines Tages ihren Irrthum entdeckt, das alberne, coquette Ding!“ O, Fräulein Adelgunde von Nordenstern war eine kluge Menschenkennerin und besaß nicht umsonst Schmachtlocken und Herzenserfahrungen!

— — — — — — — — — — — — —

Indessen zog der Frühling mächtig ins Land hinein, und wenn Elisabeth durch die grünenden Felder ging und die mit reichen Blüten überschütteten Bäume betrachtete und die Lerche ihr fröhliches Morgenlied singen hörte, droben in der klaren Luft, dann wurde auch ihr es leicht und fröhlich ums Herz, als müsse sie einstimmen in den Lerchengesang; und sie vergaß die langen, dunkeln Wintertage, an welchen sie sich doch oft recht sehr gelangweilt hatte, trotz aller Schlittenfahrten und abendlichen Plaudereien; vergaß die scharfen Bemerkungen der Fräulein von Lauch und die noch schärferen Blicke der Fräulein Adelgunde und wußte nur, daß es Frühling sei, Frühling in ihr und um sie her, und daß dieses Bewußtsein an sich allein schon Seligkeit!

Was ihren Verkehr mit dem Verwalter anbelangt, so war er ihr täglich angenehmer, man könnte sagen, täglich selbstverständlicher geworden. Elisabeth hätte es gewiß als eine Entbehrung empfunden, wenn sie, ganz ohne gleichalterigen Umgang, wie sie ja sonst war, auch diesem hätte entsagen müssen; doch glauben wir mit aller Sicherheit behaupten zu können, daß die kluge Aebtissin richtig beobachtet hatte: Elisabeths Herz war nicht in Gefahr, sie liebte nicht — noch nicht; und doch war ihr Normann nicht mehr ganz gleichgültig, wie das auch kaum hätte möglich sein können; er besaß alles, was einen jungen Mann in den Augen eines Mädchens anziehend erscheinen läßt, sogar den Standesunterschied konnte man kaum mehr als Hinderniß gelten lassen; hatte doch der Umgang mit dem Verwalter Elisabeth von solchen Vorurtheilen fast gänzlich befreit, sie hatte mancherlei gelernt seit jener ersten Unterredung mit ihm im Garten der Aebtissin, und die Grüße, die sie von Zeit zu Zeit der einst so wenig beachteten Lina Normann bestellen ließ, waren nicht allein der Ausdruck geselliger Höflichkeitsregeln, sondern derjenige eines Charakters, der es mit der Sühne begangenen Unrechts ehrlich meinte.

Und Normann? war es möglich, daß Elisabeth seine Gefühle durchaus nicht errieth? — Den Eindruck, tief, unauslöschlich, unbeschreiblich, den sie schon damals bei ihrer ersten Begegnung auf ihn gemacht, wie sie da plötzlich vor ihm aufgegangen war wie ein strahlender Stern, wenn nur einer am Firmamente leuchtet, konnte sie allerdings nicht ahnen; vielleicht hatte Normann selbst es erst allmählich erkannt, was jener Eindruck für ihn zu bedeuten hatte.

Eine so frische, ursprüngliche Natur wie die seinige erfaßt zwar rasch, läßt sich aber doch nicht so leicht festhalten.

Er hatte damit angefangen, Elisabeth zu bewundern und ihr zu huldigen, im Vollgefühl eigener Sicherheit und eigenen Stolzes, und wer vermöchte abzuwiegen, ob dem Adelstolze oder dem Bürgerstolze die Palme gebühre?! — Doch Normann war besiegt; er liebte Elisabeth — liebte sie, wie man die erste Blütenknospe liebt, die sich der Frühlingssonne öffnet, oder vielmehr wie den ganzen Frühling selbst, frisch und jubelnd und Gott lobend, reich an Hoffnung, reich in der goldensten Zukunft. Sie mußte, sie sollte ja sein werden; und hatte er auch kein freiherrliches Wappen, so trug er doch einen hochgeachteten, ehrenwerthen Namen, einen Namen, dessen sie sogar sich nicht würde zu schämen brauchen; und alles, alles wollte er ihr zu Füßen legen und ihr Leben wie ein Blumenleben schmücken und pflegen! Zuweilen beschlich ihn wohl eine seinem Charakter fremde Zaghaftigkeit, ein Zweifel, ob er denn berechtigt sei zu solchem Hoffen? Das waren die Momente, wo mitten in einem Scherze die Worte ihm auf den Lippen erstarben, wo ein bisher nie gekannter Schatten ihn überfiel und er irre werden konnte an seiner eigenen Zuversichtlichkeit. Er hielt sich dann vor,

daß Elisabeth ihm ja nie den geringsten Anlaß gegeben, an die Erwiderung seiner Gefühle zu glauben, daß er sich einem eiteln Wahne hingegeben und gewiß der bittersten Enttäuschung entgegengehe; doch sein sanguinisches Temperament überließ ihn nicht lange so trüben Betrachtungen; ein freundlicher Blick von Elisabeth, ein fröhliches Geplauder mit ihr, und er baute seine Luftschlösser wieder auf, kühner und zuversichtlicher als zuvor.

Und konnte es möglich sein, fragen wir wieder, daß Elisabeth nichts ahnte von alledem? Daß sie unberührt blieb von den stürmenden Empfindungen, die ihr zur Seite und ihretwegen ein Menschenherz durchbebten? — —

Wohl zieht der Lenz mit ungeduldigem Brausen einher über Wald und Flur, die Knospen öffnen sich doch nicht dem ungestümen Drängen, sie warten, in stiller Eingeschlossenheit, bis der eigentliche warme Frühlingshauch sie weckt, dann erst treten sie hervor in nie geahnter Schöne.

Ein Mädchenherz aber ist ein Knospenleben. Drum, halte still, Elisabeth!

VI.

Es war ein wolkenloser Sommernachmittag, gegen Ende des Monats August; ein Gewitter, das in der Nacht stattgefunden, hatte die Fluren erquickt und an der Stelle der drückenden Hitze der vorhergegangenen Tage eine köstlich erfrischende Luft hinterlassen. Feld- und Gartenblumen hoben dankbar die Häupter zum Himmel empor, und an manchen Stellen fing die Haide an zu blühen.

Eine leichte Kalesche, von zwei Postpferden gezogen, rollte über die Landstraße daher, und die darin befindliche Reisegesellschaft, aus zwei Damen und zwei Herren bestehend, konnte von Glück sagen, zu ihrer Fahrt des lästigen Staubes enthoben zu sein; auch schienen sie alle sehr heiter und guter Dinge und bezeugten ein lebhaftes Interesse für alles Sehenswerthe, woran ihr Weg sie vorbeiführte.

Die beiden noch jungen Damen zeigten eine entschiedene Familienähnlichkeit mit einander; beide eher unter als über Mittelgröße, mit feingeschnittenen Zügen, nur daß bei der älteren das Gesicht gerundeter, überhaupt das ganze Aeußere, sowie ihr Benehmen, etwas Gesetzteres, Matronenartigeres hatte, als es bei der jüngeren der Fall. Diese schien von lebhafterem Temperamente, und ihre blauen Augen schauten innig und verständnißvoll, aber zugleich mit heiterem Blick aus dem zarten Gesicht. Beide Damen waren in einfacher aber geschmackvoller Reisetoilette, und auch die Herren waren in passendem Touristencostüm, welches vielleicht durch seine Einfachheit das aristokratisch Distinguirte ihrer Erscheinung um so mehr hervortreten ließ. Beide waren über die erste Jugend hinaus; der ältere, mit blondem, an das Röthliche streifendem Haar und heiter wohlwollendem Gesichtsausdruck, war von Mittelgröße und mochte wohl ein starker Vierziger sein. Der jüngere, eine hohe, imponirende Gestalt, war gewiß weit über die Dreißig hinaus, möglich auch, daß ein Ausdruck ernster Schwermuth auf den edeln Zügen ihn älter erscheinen ließ, als er es wirklich war. Die feingeschnittene, leichtgebogene Nase und ein unbezeichenbares Etwas in der Gesichtsbildung erinnerte an die ihm gegenübersitzenden Damen; auch hatte er die tiefliegenden, veilchenblauen Augen der älteren, nur daß bei ihm so lange, dunkle Wimpern sie umschatteten, so daß sie, wenn nicht gerade scharf beleuchtet, fast schwarz erscheinen konnten. Ebenfalls dunkel war sein Haar, sowie Backen- und Schnurrbart; die ganze Erscheinung keine gewöhnliche, deren Männlichkeit durch den träumerischen Blick der tiefen Augen keineswegs beeinträchtigt wurde.

„Sieh doch, Alfred," sagte eben die jüngere der beiden Damen, „da kommen wir ja an ein großes Gebäude, dort, rechts von der Landstraße, mit hohem Schieferdach, das muß Dein Kloster sein!"

„Richtig," antwortete der ältere Herr, „da haben wir's!" und sein Notizbuch öffnend, las er: „Kloster Roßdyk, jetzt adeliges Fräuleinstift, Kirche sehenswerth."

„Ja wohl, das ist sie auch," bemerkte der Kutscher, sich umdrehend, und setzte in starkem westfälischen Dialekte hinzu: „da die gnädige Herrschaft so auf Kirchen aus ist, müßte sie doch suchen, ob sie die könnte zu sehen bekommen."

„Gewiß, es wird doch keine Schwierigkeiten haben?" erwiderte derselbe Herr.

„Nun ich sollte doch nicht denken," antwortete der Kutscher in seiner weichen, gedehnten Sprache und sah dabei schmunzelnd auf die Herren. „Die Damen gewiß — — — —"

„Ah, ich sehe!" rief der Fremde lachend, „es wird wohl noch ein wenig klösterliche Sitte dort aufrecht erhalten, das macht die Sache aber erst recht pikant, nicht wahr, Emmy?"

„Natürlich!" nickte die jüngere Dame, „wir wollen nur hoffen, daß uns der Eintritt recht schwer gemacht wird, denn wo es Hindernisse zu überwinden gibt, sind wir ja in unserm Element! Ihr beiden," sie wandte sich zu dem andern Paare, „Ihr versteht es gar nicht, auf Abenteuer auszugehen — —!"

„Nun, Eugen, so vertheidige uns doch!" rief lächelnd die andere Dame und gab dem ihr gegenüber Sitzenden einen leichten Schlag mit ihrem Sonnenschirm.

„Das hat noch alle Zeit," entgegnete gleichfalls lächelnd der Angeredete, „erst wollen wir abwarten, ob es sich hier wirklich um ein Abenteuer handelt; ich wette, wir kommen ungefährdet in die Kirche und wieder heraus; da wirst Du schön blamirt sein, Emmy!"

„Warte nur, Du Ungläubiger!" rief letztere, mit dem Finger drohend, ihm scherzhaft zu, „ich gönnte Dir zur Strafe ein ganz gehöriges Abenteuer, damit Du Dich nicht mehr über mich lustig machen kannst, und ich habe so eine Ahnung, als würde mein Wunsch heute in Erfüllung gehen —"

Es war keine Zeit mehr zu einer Entgegnung, denn der Wagen hielt bereits vor der gepflasterten Brücke, die auf das Kloster zuführte.

„Soll ich hinüberfahren?" frug der Kutscher.

„Nein," antwortete der ältere Herr, „wir steigen hier aus; oder bleibt Ihr lieber noch sitzen?" fuhr er, zu den Damen gewendet, fort, „wir wollen erst ein wenig recognosciren."

Die Herren entfernten sich und gingen über die Brücke auf den Klosterhof zu, und die neugierig ihnen nachblickenden Damen sahen, wie eben zwei Frauengestalten durch einen kleinen Garten hindurchgehend ebenfalls von entgegengesetzter Seite in den Klosterhof traten. Der ältere Herr ging auf sie zu, der jüngere aber kam rasch an den Wagen zurückgeeilt: „Alfred läßt Euch sagen, doch gleich nachzukommen," sagte er, „es zeigen sich schon zwei der Klosterbewohnerinnen, und da wird wohl Eure Gegenwart von Nutzen sein, uns den Eintritt in die Kirche zu ermöglichen." Die Damen stiegen schnell aus und eilten auf die andere Gruppe zu.

„Sagt' ich Dir's nicht, Eugen," flüsterte die jüngere Dame, „Du wirst hier was erleben! Die Dame dort mit den Schmachtlocken wird Dir's anthun, und Du bauest Dir eine Hütte jener Gegend nah, wo das Kloster und so weiter!"

„Du närrische Ems! so sei doch still!" entgegnete der Angeredete kopfschüttelnd, aber lächelnd.

Sie waren nun dicht zu den andern herangekommen. „Hier kommen die Damen," sagte eben verbindlich der ältere Herr, „und überlasse ich es ihnen selbst, ihren Dank für Ihr überaus gütiges Anerbieten auszusprechen." Sich gegen die Hinzutretenden wendend fuhr er fort: „Das Glück hat uns der Frau Aebtissin selbst zugeführt, und hat dieselbe die Freundlichkeit, nicht nur uns die Besichtigung der Kirche zu gestatten, sondern uns persönlich zur Führerin dienen zu wollen."

„Ich versage nie Fremden den Eintritt in unsere kleine Kirche," antwortete die Aebtissin freundlich, nachdem die gegenseitigen Begrüßungen stattgefunden, „und wenn meine Zeit es mir, wie heute, erlaubt, so mache ich mir eine Freude daraus, sie selbst herumzuführen. Wir können unsern Spaziergang wohl noch ein wenig aufschieben, liebe Adelgunde," setzte sie hinzu, sich zu ihrer Begleiterin wendend; „es ist doch noch gar zu heiß: hätten Sie wohl die Güte, im Vorbeigehen mir Elisabeth zu rufen?"

„Mit Vergnügen!" antwortete Fräulein Adelgunde und mit einer graciösen Verbeugung gegen die Fremden trippelte sie von dannen. „Ein ganz merkwürdiges Zusammentreffen!" sagte sie zu sich selbst, als sie durch den Garten der Aebtissin ging, „welch ein süperber Mensch, der Große! — leider schon verheirathet! — zwei junge Ehepaare — doch halt! das ist ja noch nicht gesagt, und in dem Falle — wer weiß! — mein Leben ist immer des Romantischen so voll gewesen! — jedenfalls mache ich erst ein wenig Toilette und treffe dann wieder mit den Fremden zusammen, wenn sie aus der Kirche kommen — in diesem alten Hauskleid kann ich mich nicht sehen lassen. Wer hätte das aber auch ahnen sollen!"

Kurz nachdem Fräulein von Nordenstern durch die Glasthüre verschwunden war, trat Elisabeth zu derselben heraus, mit fliegenden Schritten durch das Gärtchen eilend, bis sie an dem Eingangs-



Charakterköpfe von A. Oberländer.
IV. Der Geiger.

pförtchen anlangte, wo ihre Tante im Gespräch mit den Fremden ihrer wartete.

Elisabeth hatte in der Eile ihren Hut vergessen und hielt nun, in das Sonnenlicht hervortretend, die eine Hand über die Augen, die überrascht und leuchtend unter derselben hervorsahen. Mit der andern Hand hatte sie die kleine Gitterthüre erfaßt, nur halb aus derselben hervortretend; sie schien durch den plötzlichen Anblick der Fremden etwas eingeschüchtert zu sein, und das Bewußtsein, daß so viele Augen auf sie gerichtet waren, trieb ihr, wohl mehr noch als die Sonnenhitze, eine immer höher steigende Röthe in die Wangen. Das reiche kastanienbraune Haar hob sich wunderbar schön von dem ganz einfachen, hoch bis an den Hals gehenden weißen Kleide ab. Ein unwillkürliches „Ach!“, von den Fremden ausgehend, lenkte die Aufmerksamkeit der Aebtissin auf das Mädchen, und sie



Charakterköpfe von A. Oberländer.
V. Der Flötenbläser.

gestand sich später selbst, daß ihr Elisabeth nie vorher und nie wieder so liebreizend, so ganz wie ein Sonnenstrahl vorgekommen. Es waren das alles natürlich nur die Eindrücke eines Augenblicks.

„Meine Nichte, Fräulein Elisabeth von Brunneck," sagte die Aebtissin, zu den Fremden gewendet, als das Mädchen an ihre Seite trat.

„Ich muß um Entschuldigung bitten, Frau Aebtissin, auch uns noch nicht vorgestellt zu haben," sagte hierauf der ältere Herr, „mein Name ist von Schwartzberg, hier meine Frau, dort mein Schwager, Eugen von Horst und seine Schwester Emmy."

„Von Schwartzberg?" sagte schnell die Aebtissin, „der Name kommt mir bekannt vor; standen Sie etwa früher bei den Garde-Cürassiren? und kannten Sie meinen geliebten verstorbenen Bruder Emil von Brunneck?"

„Gewiß kannte ich ihn!“ war die erfreute Antwort, „er war mein liebster Kamerad und Freund!“

„Dann seien Sie mir doppelt willkommen!“ sagte die Aebtissin herzlich und reichte Herrn von Schwartzberg die Hand; und nun ging man unter lebhaftestem Gespräche am Kloster entlang nach der Kirche hin.

Nur Elisabeth war auf demselben Wege, wie sie gekommen, ins Haus zurückgeeilt und trat nun, nach kurzem Verweilen an der Kirchthüre den andern entgegen, einen großen Schlüsselbund und eine Blendlaterne in der Hand. Sie hatte ihre Schüchternheit von vorhin überwunden, und als Eugen von Horst ihr die Laterne abnehmen wollte, antwortete sie fröhlich: „Nein, nein, die darf ich nicht hergeben, die Tante hat mir nun einmal das Amt übertragen, den Fremden, denen sie die Krypta zeigt, als Cicerone zu dienen, und da darf ich mich von meinen Insignien nicht trennen!“ Bei den Worten hob sie den Blick zu Eugen auf, und ihre Augen begegneten sich zum ersten Male; in die seinigen fiel grade ein Lichtstrahl, der ihre tiefblaue Farbe erkennen ließ. Einen Moment lang ruhten beide Augenpaare wie gebannt in einander, dann sanken des Mädchens dunkle Wimpern wieder; doch nie im Flug der Zeit, in Freud und Schmerz, in braunem noch in grauem Haare, hat Elisabeth von Brunneck jenen ersten Blick vergessen.

Die Aebtissin war indessen in das Portal der Kirche eingetreten und lenkte die Aufmerksamkeit der Fremden auf eine Gobelinstickerei, welche dort unter Glas und Rahmen geborgen hing. Sie war ziemlich verblichen, doch konnte man noch deutlich einen Wagen mit zwei wild daher sprengenden Rossen erkennen; in dem Wagen eine Frauengestalt, mit lang herabwallendem gelben Haar, die Hände auf der Brust gefaltet, das Gesicht gen Himmel erhoben, und im Hintergrunde ließ sich der alte Flügel des Klosters in schwachen Umrissen errathen.

„Dieses Bild ist der Legende entnommen, welche der Entstehung unseres Klosters zu Grunde liegt,“ sagte die Aebtissin.

„Eine Legende? — herrlich!“ rief Fräulein von Horst, „wenn Sie nur wüßten, Frau Aebtissin, wie wir auf dergleichen fahnden; Sie werden sie uns nicht vorenthalten; nicht wahr?“

„Gewiß nicht, wenn Sie sich dafür interessiren,“ antwortete die Aebtissin lächelnd, — „meine Nichte theilt Ihre Liebhaberei und wird Ihnen gewiß alle Einzelheiten erzählen; sie hat sich so in die Legende hineingelebt, daß man fast meinen sollte, sie sei dabei gewesen und den scheuen Pferden in den Zügel gefallen!“

„Gnädiges Fräulein, Sie werden uns zu großem Danke verpflichten!“ sagte Herr von Schwartzberg, „und da wir gewiß durch die Bekanntschaft mit der Legende ein größeres Verständniß für die Kirche selbst gewinnen werden, so möchte ich, mit Ihrer Genehmigung, Frau Aebtissin, vorschlagen, daß wir uns hier einen Augenblick aufhalten und den Worten der liebenswürdigen Erzählerin lauschen, ehe wir weiter gehen.“

„Ich bin ganz damit einverstanden,“ entgegnete die Aebtissin, „das heißt, wenn die Damen hier, auf dieser kleinen Bank, neben mir Platz finden können, den Herren wird das Stehen wohl nicht zu ermüdend sein!“

Die drei Damen hatten rasch Platz genommen, Herr von Schwartzberg stellte sich hinter sie, von wo aus er das Bild genau betrachten konnte. Elisabeth setzte sich auf die oberste der zum Portal führenden Stufen, den Kopf gegen die Zuhörer gewendet, den Blick zur Erde gesenkt. Eugen von Horst stand seitabwärts, gegen eine Säule gelehnt, die Arme auf der Brust gekreuzt, die Augen auf die Erzählerin gerichtet.

„Sie haben gewiß auf dem Wege hierher,“ hob Elisabeth an, „eine Ruine bemerkt, links von der Landstraße, auf einer kleinen Anhöhe gelegen?“ Sie schlug die Augen zu Fräulein von Horst auf.

„Ja wohl!“ antwortete diese, „uns schien es allerdings nur ein Steinhaufen, allein unser Kutscher versicherte uns, es seien die Ueberreste eines ehemaligen Ritterschlosses.“

„Allerdings ist wenig mehr von der einstigen Herrlichkeit zu errathen,“ erwiderte Elisabeth lächelnd, „doch stand dort einmal das stolze Schloß Grafenburg, und um das Jahr 1437 n. Chr. ungefähr soll dort ein stolzer, böser Markgraf gewohnt haben. Er wurde weit und breit verrufen und gefürchtet, und gar manches Menschenleben war bereits das Opfer seiner Rachgier geworden. Er hatte eine edle, fromme Gemahlin; sie war aus der Familie von Brunneck und hieß — — Elisabeth —“ das Mädchen stockte erröthend.

„Sie können sich denken,“ fiel die Aebtissin ihr lächelnd ins Wort, „daß meine Nichte so beharrlich an der Wahrheit dieser Behauptungen festhält, da gerade sie diesen in unserer Familie allerdings seit Jahrhunderten gebräuchlichen Namen trägt. Trotz alledem muß ich Ihnen bemerken, daß wir nicht ganz bestimmt wissen, ob wir die Markgräfin Elisabeth als unsere Stammmutter annehmen dürfen, wiewohl wir wissen, daß unsere Familie damals schon in der benachbarten Provinz ansässig war, und daß im fünfzehnten Jahrhundert wirklich eine Elisabeth van Brunneck dieses Kloster stiftete, Sie werden auch nachher ihr Grab sehen, wo aber auf ihrem Grabsteine (wie man sagt, auf ihren eigenen Wunsch) nur ihr Mädchenname steht; es wird behauptet, daß sie jede Erinnerung an ihre unglückliche Ehe zu verwischen wünschte. Es sind nun zwar keine Urkunden aufzufinden, die uns *unsere* Elisabeth als ein und dieselbe Persönlichkeit mit jener Markgräfin darstellen, doch sollen dieselben damals, als die Grafenburg ein Raub der Flammen wurde, verloren gegangen sein, und da wir auch keine schriftlichen Belege aufführen können, um das Gegentheil jener Behauptung zu beweisen, so hat der Volksglaube an jener Tradition festgehalten. Doch will ich nicht länger unterbrechen,“ setzte sie hinzu, ihrer Nichte freundlich zunickend, und die Fremden wandten sich wieder mit sichtlichem Interesse an die junge Sprecherin.

„Die Markgräfin Elisabeth,“ fuhr das Mädchen fort und senkte wieder sinnend den Blick, „hatte mit ihrer frommen Namensschwester, der heiligen Elisabeth, das gemein, daß auch sie ihr Leben in Wohlthun und Gebet verbrachte und daß auch sie deshalb von ihrem gottlosen Gemahl verachtet und gehaßt wurde. Er hatte sie nur darum zur Gemahlin genommen, weil sie als das schönste Mädchen im ganzen Lande berühmt war; als er aber fand, daß sie streng und ernst ihm seiner und seiner wilden Genossen Sünden vorhielt und bei ihren wüsten Gelagen gar nicht erscheinen wollte, da wandte sich sein ganzer Grimm gegen sie — und er sann, wie er sich ihrer entledigen konnte. Sie öffentlich vor aller Welt zu verstoßen, das wagte er nicht, weil ihre Familie viele Freunde und Anhänger in der Umgegend hatte und er deren Rache fürchtete, auch fühlte er, daß er nur durch ihren Tod ganz frei sein würde, und beschloß, diesen auf eine solche Weise herbeizuführen, daß die Schuld ihn nicht treffen könnte.

„Die Markgräfin besaß nämlich einen Wagen mit zwei sehr zahmen, frommen Pferden, die sie selbst lenken konnte, und sie fuhr gerne ganz allein auf dem Lande umher und suchte alle Armen und Nothleidenden auf, denen sie Unterstützungen zukommen ließ. Als sie eines Tages, nach ihrer Gewohnheit, wieder ihren Wagen besteigen wollte, fand sie ihn mit zwei ihr völlig fremden Pferden bespannt, die ihr Gemahl selbst am Zügel hielt. Er hatte alle Dienerschaft entfernt mit der Bemerkung, er selbst wolle heute mit seiner Gemahlin ausfahren. Der Markgräfin theilte er dasselbe Vorhaben mit und hieß sie zuerst einsteigen. Sie war nicht wenig über seine Worte erstaunt und fürchtete, daß er wohl wieder etwas Böses im Sinn habe, doch, sanft und ergeben, wie sie immer war, stieg sie auf sein Geheiß ein; da, anstatt ihr zu folgen, ließ ihr grausamer Eheherr die Zügel los und hetzte die scheuen, ungezähmten Pferde auf einen unfahrbaren Weg, der damals, ungefähr in derselben Richtung wie jetzt die Landstraße, durch ödes Haideland führte. Wie wüthend rannten sie mit der ungewohnten Last voran, — und die Markgräfin bereitete sich auf den sicheren Tod vor. Mit gefalteten Händen und den Blick zum Himmel gerichtet, wie dort auf dem Bilde, bat sie Gott, ihre Seele zu sich zu nehmen und ihrem Mörder zu verzeihen. Da — nach ungefähr einer viertelstündigen grausigen Fahrt sah sie den Teich vor sich, der hier vor dem Kloster liegt, und sie zweifelte nicht, daß die Pferde in ihrer wilden Hast hineinstürzen, und sie selbst dort ihr Grab finden würde. Da stieß plötzlich, dicht am Rande des Teiches, der Wagen an einen großen Stein, die Deichsel brach, die Pferde stürzten kopfüber ins Wasser und kamen um, der Wagen aber blieb zurück, und die Gräfin war gerettet und gelobte, zum Andenken an ihre wunderbare Erhaltung an dieser Stelle ein Nonnenkloster zu erbauen.

„Der Markgraf gab vor, daß ihm durch Zufall die Pferde die Zügel aus der Hand gerissen, daß er mithin an dem Unglück keine Schuld habe, und die Markgräfin, wenn auch des Gegentheils ver-

sichert, bewahrte in ihrem edeln Herzen das Geheimniß seines Verbrechens, wodurch er der gerechten Rache ihrer Anverwandten entging. Sie trennte sich aber auf immer von ihrem Gemahle und beschloß ihr Leben als Aebtissin dieses Klosters, das sie zur Erinnerung an den denkwürdigen Tag seiner Gründung „Roßdyk“ nannte.

„Sie erreichte ein hohes Alter unter Wohlthun und Gebet, und sie wird in dieser Gegend immer noch wie eine Heilige verehrt.

„Den grausamen Markgrafen aber erreichte die Strafe des Himmels. Nicht lange nach der Gründung des Klosters wurde die Grafenburg ein Raub der Flammen, und der Markgraf, der in trunkenem Zustande eingeschlafen war, kam elend in denselben um — Gott selbst hatte ihn gerichtet!“

Elisabeth schwieg. Sie hatte während des letzten Theils ihrer Erzählung den Blick auf Emmy von Horsts sympathisches Gesicht geheftet und sich gleichsam an diese gerichtet; nun erhob sich letztere schnell und drückte dem noch sitzenden Mädchen einen Kuß auf die schöne Stirn.

„Nur noch eine Frage!“ wandte sich Herr von Schwartzberg an die Aebtissin, „entschuldigen Sie den gründlichen Forscher — wie lange blieb Roßdyk Nonnenkloster?“

„Ich wollte eben der Erzählung meiner Nichte ein paar Worte hinzusetzen, die Ihre Frage beantworten,“ erwiderte die Aebtissin, „das Kloster blieb, wie Sie bereits wissen, Eigenthum unserer Familie, und als diese, zur Zeit der Reformation, zur protestantischen Lehre überging, verließen seine Bewohnerinnen das Kloster, das damals nur aus diesem einen an die Kirche stoßenden Flügel bestand, und Roßdyk blieb lange unbewohnt und verlassen, bis es, vor einigen Generationen, gleichfalls von unserer Familie zur Errichtung eines Fräuleinstifts benutzt wurde. Meine Vorgängerin ließ den neuen Flügel dort erbauen, und die einstmalige Gründerin würde in der neuen Gestaltung, beides nach außen wie nach innen, wohl schwerlich ihr Nonnenkloster erkennen. Doch lassen Sie uns jetzt, wenn es Ihnen recht ist, die letzte Ruhestätte der frommen Elisabeth besuchen!“

(Fortsetzung folgt.)

Blätter aus meinem Herbarium.

(Zu den Bildern auf Seite 36 und 37.)

IV. Musikalische Nachbarn.*)

Das englische Witzblatt „Punch“ brachte unlängst eine Reihe höchst ergötzlicher Bilder, welche die Leiden und die Selbsthilfe eines von musikalischer Nachbarschaft geplagten Gelehrten darstellten. An das Zimmer dieses Unglücklichen stieß das einer Pianistin und Sängerin. Man sah ihn aus seinen tiefen Studien aufgestört durch die ersten Klänge der sotto voce anhebenden Dame, sah ihn aufgeregt durch das kräftigere Anschwellen der Piano- und der Sangtöne, sah ihn endlich in heller Verzweiflung aufspringen und im Zimmer wild umherrennen, als die Stimmexercitien seiner Nachbarin sich in Wagnerischer Bravour zur höchsten Höhe — vulgo, zum K r e i s c h e n — erhoben. Da fällt des Gequälten Blick durch das Fenster auf die Straße — seine Augen strahlen voll Hoffnung und im Vorgefühl befriedigter Rache — er stürzt hinunter, verhandelt mit einem der zahllosen Orgeldreher, die Londons Straßen unerträglich machen, und kommt schleunigst, mit dem gemietheten Leierkasten selbst beladen, keuchend, aber innerlich jubelnd wieder in sein hochgelegenes Zimmer. Nun setzt er das Marterinstrument der Straße, das zum Ueberfluß noch mit Paukenschlag und Glockenschellen versehen, dos-à-dos gegen das durch eine dünne Wand getrennte Pianino und fängt an mit aller Kraft zu . . . d r e h e n; er dreht und dreht, daß ihm die Schweißtropfen übers Gesicht laufen, aber sein ganzes Gesicht leuchtet vor Freude. Gleichzeitig steht man auf der andern Seite die Künstlerin denselben Proceß durchmachen, wie vorhin ihren Nachbarn, bis sie — wie der Schluß vermuthen läßt — irgend einen Capitulationsversuch unternimmt, in Folge dessen der beleidigte Gelehrte sein Strafwerkzeug in Ruhe setzt.

Wer dem Helden dieses kleinen Erlebnisses mit einigermaßen theilnahmsvollem Gefühl gefolgt, der wird um so mehr meine Leiden nachfühlen, wenn ich ihm erzähle, daß es einmal mein Schicksal gewesen, zwischen den b e i d e n Tonkünstlern zu logiren, die der launige Griffel O b e r l ä n d e r s heute für das Daheim abconterfeit hat. Man denke sich ein ganz schmales, enges Dachstübchen, in dem man Sophokles und Horaz 2c. studiren soll, und links flötet es tanzlustig, während es rechts weltschmerzlich und herzerbarmend geigt. Wer dabei nicht Geduld lernt — angenommen, daß er nicht die Flucht ergreift — der lernt sie sein ganzes Leben lang nicht. Denn jenes englische Radicalmittel, wenn es sich ein armer deutscher Student auch verschaffen könnte, würde zwei solche Musiker noch lange nicht zum Schweigen bringen. Gesungen, ja gebrüllt habe ich oft, daß mir die Kehle heiser wurde, aber die sich an schriller Schärfe überbietenden Töne zur Linken und Rechten ließen sich keinen Augenblick stören und trugen den Sieg davon.

Eines Tages beschloß ich, die Bekanntschaft meiner musikalischen Nachbarn zu machen, und seitdem ich diesen Entschluß ausgeführt, ertrug ich den mir täglich bereiteten Ohrenschmaus mit viel größerer Resignation. Nur zu häufig birgt das Leben der untergeordneten Musiker etwas von dem, was ich die niedere Tragik des Daseins nennen möchte. Es galt das vornehmlich von meinem Nachbar zur Rechten. Durch den frühen Tod seiner Eltern aus dem Gymnasialcursus gerissen, hatte er eine Zeit lang Aussicht, durch die Unterstützung eines Gönners sich zum Künstler auszubilden, allein auch dieser starb, und gänzlich mittellos wie er war, mußte er seine freilich mangelhaft entwickelte Kunst nach Brot gehen lassen. Mit wirklichem Talent und einem höheren künstlerischen Streben ward es nun sein Loos, allabendlich in einem Café Chantant zur Begleitung eines arg verstimmten Klimperkastens und einer noch ärger verstimmten Bänkelsängerin zu geigen bis in die tiefe Nacht hinein, bis ihm die Augen vor Müdigkeit fast zufielen. Am Tage entschädigte er sich dann durch — klassische Musik, die er doch nicht meistern konnte oder eigene Phantasieen, die allerdings nicht „Krokodile tanzen machte und Pyramiden umwarf,“ wie Geibels „Musikante am Nil“, die aber mich noch immer in einen gelinden Zorn versetzten, selbst nachdem die Bekanntschaft mit seiner Lebensführung mich — wie gesagt — etwas geduldiger gemacht hatte.

Mein flötender Nachbar dagegen hatte eine viel normalere Lebensentwicklung gehabt; sein Vater war ein Musikus gewesen, und unter seiner Führung hatte er von Kind auf — ohne viele Kunst und Umschweife — das Flötenspiel erlernt und hatte sich allmählich aus der kleinen Geburtsstadt in die große Residenzstadt hineingeflötet, wo er — ein Genie dritten oder vierten Ranges — mit einer Musikbande allerletzten Ranges auf Tanzböden und in Concerträumen kräftig mitwirkte. In ihm war keine Spur von Weltschmerz und Unbefriedigtheit; er war ein lustiger und durstiger Musikant und alles, was er sich erflötete, ging schnellsten Marsches wieder flöten. Es wurde mir deshalb leicht, ihn durch ein gelegentliches Seidel Bier zu vermögen, seine Uebungen auf m i r passende Stunden zu verlegen, was ich meinem geigenden Nachbar um keinen Preis hätte zumuthen mögen, da ich ihn dadurch zu tief gekränkt haben würde. Wie konnte das Spiel seiner stillsten, weihevollsten Stunden anders, als Jedermann . . . entzücken!

Man hat den Menschen nicht ganz mit Unrecht als ein G e w o h n h e i t s t h i e r definirt; auch ich gewöhnte mich an meine musikalischen Nachbarn allmählich so sehr, daß, als ich endlich mein Dachstübchen verließ, mir das Scheiden fast schwer wurde und ich zu bleibender wehmüthiger Erinnerung den Porträts meiner langjährigen Freunde einen Ehrenplatz in meinem Herbarium anwies.

R. K.

*) Nr. I. Jahrgang IV. S. 431. Nr. II. Jahrgang V. S. 140. Nr. III. S. 239.

Im Esterhazykeller Wiens.

Vom *Graben*, diesem Centrum Wiens, das sich eben so sehr durch seine ausgezeichneten Kaufläden in Mode- und Galanteriewaaren, als durch seinen Pfauenschweif der lustwandelnden Beau Monde anszeichnet, hat man bis zum Esterhazykeller nur wenige Schritte, doch dieser kurze Weg gleicht einer Reise aus der Gegenwart in die Vergangenheit. Zuerst tritt man in die Naglergasse, die einst mit dem Graben die Breite des ältesten Wien gen Süden bildete, drückt sich an schmalen, hohen, mittelalterlich dunkeln Häusern vorbei und biegt links in den Haarhof, eine kurze, schmale, bergabführende Gasse ein. Hat es nun bereits elf Uhr auf dem St. Stephan geschlagen, so sieht man auch zur Linken in der Haarhofenge einen gewölbten Keller klaffen, den *Esterhazykeller*.

Ehe ich nun den Leser in den Keller selbst führe, habe ich ihm etwas über den Abstieg mitzutheilen. Ein untadelhafter Abstieg in den altfürstlichen Weinkeller ist zwar nicht *Bedingung* für denjenigen, der da unten mit Ungarnektar getränkt werden will, aber er ist doch schon für manchen, der ihn nur *einmal* besuchen konnte und sich darin *amüsiren* wollte, von Vortheil gewesen. Die Stammgäste drunten sehen es nämlich jedem an dem Abstieg an, ob er ein Bekannter des Kellers ist, oder nicht. Der Neuling nun bleibt in der Regel auf sich selber angewiesen, man beachtet ihn wenig oder gar nicht, während man mit einem wenn auch nur entfernten Freunde des „Heurigen“ d. h. des *neuen* Ungarweines gern ein Gespräch anknüpft und auch wohl zuweilen Brüderschaft mit ihm trinkt. In den Keller steigt sich's aber nicht so bequem, wie von einer Paradetreppe. Die Stufen sind abgenutzt, und außerdem liegt ein unsicheres Halbdunkel in der Tiefe, das ich am liebsten eine Finsterniß nennen möchte, gegen welche etliche primitive Lichter vergebens anzukämpfen trachten. Als ich vor vielen Jahren den Keller zum ersten Male besuchte, konnte ich mir leider nicht durch einen untadelhaften Abstieg das Ansehen geben, als sei ich ein eingeborener Wiener. Damals lief noch statt des Holzgeländers ein Strick in die Tiefe hinab. Ich faßte danach, um mich daran zu halten, aber der Strick hatte keine Spannkraft, gab nach, brachte mich auf der Treppe ins Schwanken, und ich gelangte — glücklicherweise ohne gebrochenes Schlüsselbein — mit einem Gepolter in den Keller, wie ein vom Hange rollender Fels in das Thal. Wer den Schaden hat, braucht für Spott nicht zu sorgen, und darum wurde ich auch von einem homerischen Gelächter empfangen, als ich mich drunten hart vor dem Würstelherd wieder emporraffte. Drinnen beging ich nun noch die Unvorsichtigkeit, *Tokayer* zu fordern, und verrieth dadurch, daß ich mit den wissenswürdigsten Eigenthümlichkeiten des österreichischen Kaiserthums und speciell der Familie Esterhazy auf gespanntem Fuße stand. So war ich nun vollends um die angenehme Stunde gebracht, die ich im Keller zu verleben gedachte, und am allerwenigsten konnte ich in die Geheimnisse des Kellers eingeweiht werden. Ich trank also mein Seidel „Rothen“ und arbeitete mich schleunigst wieder an die Oberfläche der Erde, um nach einigen Tagen so umgewandelt in den Keller zurückzukehren, als hätte ich schon auf jeden Faßreif drunten mein Glas gestellt.

Sobald also die verfängliche Treppe überwunden, kann man mit einer Stange von der Länge, wie sie die Bohnen brauchen, um mit ihren Ranken daran emporzuklettern, bequem die hintere Wand des Kellers erreichen. Just an dieser Wand gerade der Treppenmündung gegenüber hat die Würstelfrau ihr einige Quadratfuß großes Revier. Sie ist eifrig damit beschäftigt, ein Würstel nach dem andern in eine Röhre zu schieben, um es der Hitze des kochenden Wassers auszusetzen, das sich in einem viereckigen Blechkasten findet, in den die Röhre mündet. Die hagere Würstelfrau empfiehlt sich in ihren abgenutzten, schlotternden Kleidern nicht sehr, aber es ist doch eine ehrbare emsige Alte, die ein dampfendes Würstel nach dem andern mit groberem oder feinerem Brot umherreicht, um dafür nie einen Kreuzer zu viel zu fordern. Zur Rechten der Würstelfrau hat der Keller auch nur Bohnenstangentiefe, aber auf diesem kleinen Raume drängt sich manches Bemerkenswerthe zusammen. Auf den Bänken, die die Mauer entlang laufen, sitzen plaudernde Gruppen, die in Ermangelung eines Tisches ihr Glas mit dem Ungar in der Hand halten und von Zeit zu Zeit einen flacheren oder tieferen Zug daraus thun. Der Tyrolerhut mit der Spielhahnfeder, der Filz des Malers, der Strohhut des Touristen, der Seidenhut des Bühnenmitgliedes, die Kopfbedeckung eines akademischen und nichtakademischen Künstlers berühren hier einander und dazwischen taucht auch wohl — in der neuesten Zeit wenigstens — die rothe Mütze einer „Siegellackstange“ (Dienstmann) auf. Es werden Tagesneuigkeiten besprochen, Wanderstücklein erzählt, vergangene Zeiten wieder herbeigewünscht, Esterhazykellergeschichten zum Besten gegeben und die in den Keller Niedersteigenden gemustert. *Hier* stecken zwei unbedeutende Naturen die Köpfe zusammen und flüstern sich eine laut begonnene Geschichte zu Ende, und *dort* will einer — aber ein *Löwe* — ganz auf sich allein beruhen, bis derjenige in den Keller herniedersteigt, den er sehnlichst erwartet. So oft ein Neuling die Treppe herunterstolpert, zuckt es verächtlich um seine Mundwinkel, doch so oft sich ein Tritt nähert, der dem *seines* alten Weg- und Steggenossen ähnelt, sieht er dem Kommenden mit Spannung entgegen, wie Faust seinem Mephisto.

Doch wenden wir uns jetzt zu der interessantesten und geheimnißvollsten Seite des Kellers; es ist die, welche dem in das Weinreich Niedersteigenden zur *Linken* liegt. Hier wäre das Messen mit einer Bohnenstange fruchtlos, denn die Weintonnen Esterhazys brauchen viel Platz. Es ist aber dafür gesorgt, daß der Kellerbesucher nicht zu weit vordringen kann. Gleich hinter den ersten Fässern hat sich der Ausschank placirt. Vor einem Tische sitzt der Kellermeister mit einer Kladde und bucht jeden Posten Wein, der verabreicht wird. Am Rande des Tisches stehen die bereits gefüllten Seidel, und wenn der Vorrath zu Ende, so kommt neue Zufuhr aus dem Hintergrunde des Kellers. Hier vor dem Tische des Kellermeisters ist auch das Gedränge in der Regel sehr groß. Die Freunde des „Heurigen“, d. h. des neuen Weines, die Freunde des „Rothen“, die Freunde des „Ruster“, d. h. des besten Weines, drängen und reiben hier einander, rufen die Weinsorte laut auf, die sie einheimsen wollen, und werfen die wenigen Kreuzer dafür auf den Tisch. Es muß aber stets das Glas mitbezahlt werden, und selbst der Weintrunkene vergißt zum Schluß nicht, die zehn Kreuzer, die das Glas kostet, zurückzuverlangen. Viele gehen nun mit dem topasfunkelnden oder rothen Glase nicht weit, bleiben gleich in der Nähe des Kellermeisters, um leicht zu frischer Füllung zu kommen, drücken sich in eine Mauernische, lehnen an oder neben den Fässern, behalten das Glas in der Hand, oder stellen es auf einen Faßreif. Hier ist auch das Revier der schiefsitzenden Hüte, denn es ist sehr schwer, den in rosiger Weinlaune einmal verrückten Hut wieder in die alte nüchterne Sitzweise zu bringen. Der leichtgeschürzte Künstler rückt ihn zu weit nach rechts oder links, der Denker, auf dessen Stirn schwere Gedanken thronen, zieht ihn gern tief in die Augen und der Israelit schiebt ihn zu weit nach hinten. Von Zeit zu Zeit bricht sich auch ein Neuling zu dem Kellermeister Bahn und fordert *Tokayer*. Dann entspinnt sich zuweilen folgendes Gespräch:

Kellermeister: „Tokayer haben wir nicht.“
Fremder: „Warum haben Sie den nicht?“
Kellermeister: „Weil der Tokayer einem andern Herrn gehört.“
Fremder: „Nun, was hat denn der Esterhazy?“
Kellermeister: „Heurigen, Rothen und Ruster.“
Fremder: „Welches ist der beste?“
Kellermeister: „Ruster!“
Fremder: „Nun, dann geben Sie mir Ruster!“

Während nun die Gruppen rings plaudern, rauchen und trinken, ernst, heiter und ausgelassen sind, und der Fremde, der statt des verlangten Tokayers *Ruster* trinken muß, sich tödtlich langweilt und vergebens einen Sitzplatz sucht, will ich den Leser etwas tiefer in die Geheimnisse des Kellers einweihen. Ich meine damit nicht die sich weit verzweigenden Gänge, die theils durch Lattenthüren geschlossen sind. In ihnen sieht man eben nur Gewölbemauern und Fässer. Ich verstehe unter den Geheimnissen die Geschichte und das Wesen des Kellers, so wie das Wissenswertheste über die Familie, der dieses alte Weinlager gehört. Ich konnte auch lange nichts darüber erfahren, jedenfalls nichts, was von einem *Kenner* des Kellers herrührte.

Einmal hatte ich mich nun mit meinem Glase in eine Mauernische gedrückt, darin stets ein alter Stammgast seinen Posten hatte. Ich betrat dieses separate Reich der Finsterniß aber nicht eher, bis

ich mit meinen bebrillten (und dennoch kurzsichtigen) Augen gehörig den Hintergrund des Winkels inspicirt. Das bärtige Gesicht, das sonst in diesem Bereiche waltete, war nicht zu sehen. Ich hätte mich aber selbst nicht in die leere Ecke verfügt, wenn das akademische Viertel nicht schon längst geschlagen, denn ich habe selbst Respekt vor dem Platz eines alten Stammgastes, und namentlich des Esterhazykellers .... Ich stand aber noch nicht fünf Minuten an der gefeiten Stelle, als der Bärtige mit seinem Glase erschien. Ich machte ihm Platz. Er litt es nicht; er bat sogar dringend, die dunkle Enge mit ihm zu theilen. Bald unterhielten wir uns, wie ein paar Brüder des Heurigen sich zu unterhalten pflegen, und das Gespräch kam auch auf den Keller und seine alte Physiognomie.

„Das werden die Esterhazy nimmermehr thun!“ warf ich bestimmt ein.

„Die Esterhazy auch nicht, aber diejenigen, welche ihr Vermögen in Händen haben. Das ganze Esterhazyvermögen ist sequestrirt, und wie die Esterhazyloose standen, wissen Sie aus den Börsenberichten. Es ist wahr, in diesen Keller ist noch kein falscher Tropfen gekommen, während bereits hunderte von Tonnen, die unter dem Namen eines Tokayer, Mißkazer, Oedenburger, Ruster und anderer ungarischer Weine liefen, in „die Sperre“ genommen, in die Stadt auf den Graben geführt, und sammt den Pressen und andern zum Weinkochen gebrauchten Werkzeugen caput gemacht wurden. Die alten Herren, die Bischöfe von Erlau und die Fürsten



Park von Varzin im Mondschein.

Für das Buch vom Grafen Bismarck gezeichnet von W. Simmler.

„Wissen Sie, was an dem Keller noch echt ist?“ fragte er sarkastisch.

„Nun, ich bin gespannt.“

„Das Gewölbe und der Wein.“

„Die Kellerbrüder sind es also nicht mehr?“

„Ei bewahre! Was Sie hier sehen, ist alles neu, wie ein frisch geaichtes Seidel. Die Alten sind, trotzdem sie noch theilweise leben, dem Keller abgestorben. Mustern Sie nur die Gesellschaft. Sehen Sie einen charakteristisch ausgeprägten Kopf, einen Bart, der nicht gewaltsam durch Haarwuchstinktur groß gezogen worden wäre? Alte Weiber und junge Blumenverkäuferinnen, Dienstmänner und Fiakrelenker, Speculanten und verzweifelte Inhaber von ehemaligen Esterhazyloosen haben die Plätze der alten Stammgäste eingenommen. Die gemüthlichen Zeiten der Starhemberge und Liechtensteiner, der Schaumburger, Buchheimer und Maidburger sind vorüber, und auch die der Esterhazy sind dahin. Aber auch dieses Kellergewölbe und der Wein sind die längste Zeit echt gewesen. Man wird den Keller tünchen lassen und den Wein einer großartigen Taufe entgegenführen.

von Esterhazy sorgten aber selbst dafür, daß diese Pseudoweine in die Sperre kamen. Sie konnten hunderte von Hatschieren besolden, die den Weinverfälschern auf der Spur blieben. Jetzt haben die Esterhazy nicht einmal mehr einen Kellermeister in Brokat, den hinsichtlich des Honorars, das er empfing, ein kleinstaatlicher Minister beneiden konnte. Sind Sie in die Zeiten eingeweiht, wo Joseph Haydn noch Capellmeister des Fürsten Nicolaus Esterhazy war, der seine eigene Oper, seine eigene Kirchen- und Kammermusik hatte? Die Pracht der fürstlichen Theaterspiele und Réunions zu Schloß Esterhaz und zu Schloß Eisenstadt vermag kaum der glühendste Griffel farbenreich genug wiederzugeben. Was sind diese Ungarschlösser Esterhaz und Eisenstadt jetzt, und was waren sie früher! Die fürstlichen Marställe, die Raum für hunderte von Pferden hatten, die Piquethäuser und Reitschulen sind verfallen. Das im ionisch-attischen Style erbaute Belvedere zu Esterhaz, von welchem die Elite des ungarischen Adels über Park, See und Gegend schaute, die reichen Hallen mit den Kunstschätzen, die 162 mit Alabaster, Marmor, kostbaren Hölzern ausgelegten, brillant tapezirten

oder brillant gemalten Wohnzimmer, die Säle und Gesellschaftszimmer, das Schloßtheater, das eigene Opernhaus, das Marionettentheater, das Kaffeehaus, die Gemächer der Hausofficiere, die 16 Küchen mit der separaten Zuckerbäckerei, die Spielplätze, Orangerieen, Fasangärten, Gondelteiche, Jägerhäuser, Wasserfälle und Fontänen, sie sind zur Mythe geworden. Um nicht die mit königlicher Pracht decorirten Treppen zu Schloß Eisenstadt zu stark betreten zu lassen, förderte eine Auffahrtmaschine sieben bis acht Personen sofort in das dritte Stockwerk. Und dann der Park zu Eisenstadt, der sich terrassenförmig in das Leithagebiege emporzieht, der ferner einen Tempel mit Canovaschem Bildschmuck, Rosenallee und Dampfmaschinenbewässerung hatte — lassen Sie mich darüber schweigen. Wie ein Phönix aus der Asche werden aber die Esterhazy wieder erstehen, die fortgeführten Galerien und Kunstsammlungen werden wieder brilliren, der Hornstoß Oberons wird wieder durch die verwaisten Räume erklingen und die alte Pracht, wenn auch nicht mit dem alten Glanze, wieder wachrufen. Angepackt, decimirt kann der alte fürstliche Grund und Boden nicht werden, denn er ist, Gott sei's gedankt, Fideicommiß, und wenn die Werthe in Ungarn durch die sich dort ausbreitenden Bahnnetze und durch bessere volkswirthschaftliche Verhältnisse erst eine kaum zu ahnende Höhe erreicht und die Gläubiger der Esterhazy erst statt Papier Geld in Händen haben werden, dann sind die zahllosen Herrschaften des fürstlich Esterhazyschen Majorats nicht mit einem hundertfachen Nibelungenschatz „zu bezahlen". Glauben Sie mir, ich gönne den Esterhazy das alte „Loos" wieder; sie haben viel verschwendet, mit dem Golde wie mit Hafer gewirthschaftet, aber sie haben auch viel für Kunst und Wissenschaft gethan, und mancher Künstler hat ihnen seine glänzende Laufbahn zu verdanken. Kommen Sie, mein Glas ist leer und auch das Ihrige, wir wollen mit einem frischen Ruster auf diejenigen anstoßen, die diesen Keller alter Wiener Gemüthlichkeit geöffnet, und wenn auch nicht wieder Generale mit breiten Hosenstreifen hinabsteigen werden, er wird doch wieder eine gemüthlichere Physiognomie bekommen. Vielleicht wird ihn auch das Sequestrat vor einer Tünche bewahren und diese mosaikartigen Gebilde, die im Laufe der Zeit das alte Mauerwerk überzogen, schonen. Der Weintaufe aber werden wir nicht entgehen, doch von dem Tage an, wo hier in dem Seidel statt Ruster sich der erste Tropfen Rustermelange üppig macht, kann meine Ecke ein anderer einnehmen, bis das Interim überstanden und ich bei unverfälschtem Rebensaft mein altes Nest wieder suche."

Wir ließen uns unsere Gläser frisch füllen und stießen auf eine neue Esterhazyzukunft an. Dann flüsterte mir mein heiterer, bärtiger Freund ins Ohr, den Kellermeister durch die Neige seines Glases betrachtend:

„Nun betrachten Sie sich dieses federfuchsende Männlein, das den Kellermeister spielt und den Glimmstengel fast noch eifriger handhabt, wie den Federkiel. Sollte man nicht meinen, hier wäre eine Auction von Trödelwaaren im Schwange! Es ist gut, daß Fürst Nicolaus oder Fürst Paul Esterhazy diesen in Menschengestalt verkörperten Anachronismus ihres Kellers nie zu Gesichte bekommen. Wir wollen aber gehen und uns das Schauspiel des Kellerschlusses ersparen; es ist bald ein Uhr.*) Wenn sich erst dieser mitsequestrirte Kellermeister erhebt, die Kladde zuschlägt, die Lampen auslöscht und die Kellerinsassen wie eine gescheuchte Herde Schafe an das Tageslicht eilen, dann verliert auch der beste Ruster seinen „Nachgeschmack".

Als wir uns droben trennten, schlug es eins. Ich schlug mich durch die Naglergasse nach dem Graben und mein Cumpan ging das Bergl des Haarhofs hinunter.

Friedrich Bücker.

*) Der Esterhazykeller ist täglich vier Stunden, vormittags von 11 bis 1 und nachmittags von 5—7, geöffnet.

Aus Graf Bismarcks Meisterjahren.

Die langerwartete Schlußabtheilung des Buches vom Grafen Bismarck liegt — wiederum reich illustrirt, wie es die wenigen Proben dieser Nummer nur anzudeuten vermögen — vor uns. Sie schildert Bismarck als Ministerpräsidenten und Bundeskanzler, d. h. als den Meister, zu dem wir ihn in den ersten zwei Abtheilungen aus seiner hellen Jugend heraus und durch seine Lehr- und Wanderjahre hindurch haben heranreifen sehen.

Was bisher von diesem Werke Hesekiels erschienen, hat eine sehr verschiedene Auffassung erfahren. Manche haben es hoch erhoben und gepriesen, manche haben es tief in den Staub gezogen und geschmäht. Aber alle haben es ... gelesen. Französische, amerikanische, englische Zeitungen — vor allem die Times und die Saturday Review — haben es eingehend besprochen, und verschiedene Uebersetzungen in fremde Sprachen sind in Vorbereitung. Man hat behauptet, diesen Erfolg verdanke das Buch mehr seinem Helden, als seinem Autor, mehr den zahlreichen, in seinen Text verwebten authentischen, namentlich brieflichen Aeußerungen Bismarcks, als der sie zusammenfassenden Erzählung; und man hat Recht, es zu behaupten. Wer mehr erwartet hat, etwa ein vollständiges, abschließendes Lebensbild, eine abgerundete Biographie — der hat Unmögliches erwartet: in fünfzig Jahren wird ein solches Verlangen vielleicht befriedigt werden können.

Aber was der Verfasser versprochen, das hat er gehalten. Es ist ein ganzes und echtes Buch vom Grafen Bismarck: es führt uns in kräftigen, markigen Zügen, oft in kohleartigen Umrissen seinen Helden vor, es zeigt ihn uns im Feuer der politischen Debatte, wie im Pulverrauch des Schlachtgetümmels, im diplomatischen Verhandeln mit Deutschlands Gegnern, wie in Ausübung alles edlen mannhaften Sportes, im Drange überwältigender Arbeit, wie im Genusse des glücklichsten Familienlebens. Wir haben nie die Freude gehabt, den Grafen zu sehen; aber seitdem wir Hesekiels Buch gelesen, ist es uns, als ob das dürre Gerippe der Zeitungsnachrichten mit Fleisch umkleidet sei und als kennten wir ihn persönlich. Gar manchem unserer Leser wird es ähnlich ergangen sein. In einem Worte: Ein künftiger Ranke und ein künftiger Schiller oder Shakespeare werden allerdings erst den vollen Lorbeer der Unsterblichkeit um Bismarcks Haupt winden, soweit es Wissenschaft und Kunst hienieden vermögen: Hesekiel aber hat ihnen dazu eine treffliche Vorarbeit geliefert.

* * *

Vor nunmehr sieben Jahren legte König Wilhelm das Präsidium des Ministeriums Preußens in Otto von Bismarcks Hände; die Zeiten des Conflittes, des vierjährigen, sind noch in aller Erinnerung. Weniger bekannt dürfte es sein, daß der neue Ministerpräsident nicht nur die offene Opposition im Lager der Gegner zu bekämpfen hatte, sondern auch eine der Oeffentlichkeit sich meist entziehende im Lager der eigenen Gesinnungsgenossen, deren viele seine wahrhaft großdeutsche Politik nicht verstanden. Charakteristisch aber ist es für die jugendliche Schwungkraft des Ministerpräsidenten — nur Leichtfertigkeit könnte es Leichtsinn nennen —, wie er sich mit gutem Humor in die gewaltige Größe seiner Aufgabe zu finden wußte. Einem alten Bekannten, der ihn damals begegnete und ihn fragte: „Wie geht es Ihnen?" antwortete er: „Wie soll's mir gehen? Sie wissen, wie ich so gerne faul bin, und nun muß ich arbeiten!" Ein Ausspruch, der auch auf sein vielfach mißdeutetes gegenwärtiges Ausruhen in Barzin — wo ihn ein Berliner Witzblatt in Pantoffeln Hesekiels Buch studirend darstellt — ein beruhigendes Licht wirft.

In dem ordinären Wortsinn ist der Ehrgeiz dem Grafen Bismarck ganz und gar fremd. „Das Leben auf dem Präsentirteller" oder, wie er es ein anderes Mal nennt — „die Existenz auf der Schaubühne — ist etwas unbehaglich" lautet eines seiner brieflich vertraulichen Worte, die ihm aus voller Seele kommen. Seinem König und seinem Vaterlande zu dienen ist immer das innerste, das treibende Motiv seines Handelns gewesen. Darum hält er aus, wie

ein guter Soldat auf seinem Posten, wenn er sich auch die ganze Schwere der Situation niemals verbirgt. Mehrmals sagte er zu Freunden in jener Zeit: „Der Tod auf dem Schaffot ist unter Umständen ebenso ehrenvoll wie der auf dem Schlachtfelde!" oder: „Ich kann mir schlimmere Todesarten denken, als die Hinrichtung." Man weiß, wie oft er in Lebensgefahr gewesen und wie wunderbar ihn Gott vor der Hand des Mörders Blind geschützt!

Aber trotz dieser Gefahren, trotz der „Tretmühle" und „Quälerei" seines Amtes hielt er treu als der Mann am Steuer aus, und König Wilhelm konnte in Wahrheit von ihm sagen: „Voilà mon médecin!" Als ein trefflicher Arzt, nicht nur seines Königs, auch unsers deutschen Vaterlandes hat er sich in den verschiedenen Momenten der verflossenen Jahre, die zum Theil schon von uns rasch lebenden Menschen vergessen sind, erwiesen. Es ist ein Verdienst des Hesekielschen Buches, die großartigen Leistungen, die sich in einen so kurzen Zeitraum zusammendrängen, übersichtlich uns wieder ins Gedächtniß gerufen zu haben.

Einen Blick in die endlos ermüdende Arbeit, die ihn in alle Orte, welche der Zeitungsleser gewöhnlich für Erholungsorte ansieht, begleitet, gewähren die mitgetheilten Briefe. So schreibt er aus Baden, 28. August 1863:

„Ich wollte, irgend eine Intrigue setzte ein anderes Ministerium durch, daß ich mit Ehren diesem ununterbrochenen Tintenstrom den Rücken drehen und still auf dem Lande leben könnte; die Ruhelosigkeit der Existenz ist unerträglich, seit 10 Wochen im Wirthshause Schreiberdienste und in Berlin wieder; es ist kein Leben für einen rechtschaffenen Landedelmann, und ich sehe einen Wohlthäter in jedem, der mich zu stürzen sucht. Dabei brummen und kitzeln und stechen die Fliegen hier im Zimmer, daß ich dringend Aenderung meiner Lage wünsche, die mir allerdings in wenig Minuten mit dem Berliner Zuge ein Feldjäger mit 50 inhaltlosen Depeschen bringen wird."

An anderen Stellen sagt er scherzend: „Es ist ein Leben wie Leporello, keine Ruh bei Tag und Nacht, nichts was mir Vergnügen macht."

Und aus Carlsbad schreibt er am 12. Juli 1865 an seine Gemahlin:

„Ich schäme mich, daß ich Dir zu Deinem Geburtstage nicht geschrieben habe; aber es ist so viel Müssen in meinem Leben, daß ich selten zum Wollen komme. Das Tretrad geht Tag für Tag seinen Weg, und ich komme mir var wie der müde Gaul darauf, der es unter sich fortschiebt, ohne von der Stelle zu gelangen. Einen um den andern Tag kommt ein Feldjäger, einen um den andern geht einer, dazwischen zusätzliche von Wien, München, Rom; die Papierlast mehrt sich, die Minister sind versprengt und ich muß von diesem Centrum aus an jeden einzeln schreiben."

Dazwischen fehlt es freilich auch nicht an mancher erquicklicheren Zeit. Eine solche genoß er 1864 — wenn auch nur ganz kurz — am Strande von Biarritz! Von dort schreibt er am 12. October an seine Schwester:

„Ich bin sa glücklich unbeschäftigt, daß ich einige Zeilen in der Richtung meiner Gedanken entsenden kann. Es geht mir wohl, besonders seit ich gestern und heut endlich Nachricht von Johannas fortschreitender Besserung erhalten habe. Ich kam am 7. vormittags hier an, hatte in Paris noch geheizt, von Bordeaux ab angenehme Temperatur, und hier Hitze, so daß die Sommerkleidung Bedürfniß wurde. Seit gestern ist es Nordwind und kühler, aber immer noch wärmer, als ich es den Sommer über erlebt habe. Ein sehr leichter Sommerpaletot wurde mir bei abendlicher Strandpromenade zu heiß. Bisher habe ich sieben Bäder genommen, und fahre jetzt mit täglich zweien fort. Ich schreibe Dir bei offenem Fenster mit flackernden Lichtern und das mondbeglänzte Meer vor mir, dessen Rauschen von dem Schellengeklingel der Wagen auf der Bayonner Straße begleitet ist; der Leuchtthurm gerade vor mir wechselt mit rothem und weißem Licht, und ich sehe mit einigem Appetit nach der Uhr, ob die Essenszeit, 7, noch nicht voll ist. In so behaglichen Zuständen habe ich mich klimatisch und geschäftlich lange nicht befunden, und doch hat die üble Gewohnheit des Arbeitens schon so tiefe Wurzeln bei mir geschlagen, daß ich einige Gewissensunruhe über mein Nichtsthun fühle, fast Heimweh nach der Wilhelmsstraße, wenigstens wenn die Meinen dort wären. „Monsieur, le diner est servi" meldet man eben."

In guter Laune schreibt er auch aus Gastein am 28. Juli 1863:

„Wie dieser Tag var 16 Jahren Sonnenschein in mein wüstes Junggesellenleben brachte, so hat er heut auch dieses Thal damit erfreut, und ich habe es auf einem reizenden Morgenspaziergang zum ersten Mal in seiner ganzen Schönheit gesehen. Moritz würde sagen, daß es eine riesige Schüssel mit Grünkohl ist, schmal und tief, die Ränder mit weißen Falleiern rundum besetzt. Steile Wände, einige tausend Fuß hoch, mit Tannen- und Wiesengrün und eingestreuten Sennhütten bis an die Schneegrenze bedeckt, und das Ganze von einem Kranze weißer Spitzen und Bänder umzogen, die der Schnee während der 5 Regentage reichlich bepudert hat und deren untere Grenze die Sonne nun allmählich höher rückt. Dutzende von silbernen Fäden durchziehen das Grün von oben, Wasserbäche, die sich herabstürzen in eiliger Hast, als kämen sie zu spät zu dem großen Fall, den sie mit dee Ache zusammen dicht vor meinem Hause bilden. Die Ache ist ein Strom mit etwas mehr Wasser als die Stolpe bei Strellin und vollführt einen rasenden Walzer durch ganz Gastein, indem sie einige hundert Fuß in verschiedenen Absätzen zwischen Felsen herabspringt.

„Bei diesem Wetter läßt sich leben hier, nur möchte ich gar nichts zu thun haben, immer au den Höhen umherschlendern, mich auf sonnige Bänke setzen, rauchen und die zackigen Schneespitzen durch das Glas ansehen. Gesellschaft ist wenig hier, ich lebe nur mit der Umgebung des Königs im Verkehr, mit der mich Mittag und Thee täglich zusammenführen; die übrige Zeit reicht zum Arbeiten, Schlafen, Baden, Gehen kaum hin ꝛc."

Eine andere Erholung bereitete ihm in dieser Zeit, wie von jeher, die Jagd, und er suchte daran theilzunehmen, so oft es ihm nur möglich war; so im August 1864 in Schönbrunn, von wo aus er schreibt:

„Der König ist heut früh nach Salzburg, ich folge ihm morgen, habe heut 53 Hühner, 15 Hasen und 1 Karnickel geschossen und gestern 8 Hirsche und 2 Moufflons. Heute bin ich ganz lahm in Hand und Backe vom Schießen. Morgen Abend wird es sich entscheiden, ob ich mit nach Baden gehe, jetzt aber gehe ich zu Bett. Gute Nacht alle, ich bin sehr müde."

„Gute Nacht alle!" Ein charakteristisch häufig in Bismarcks Briefen wiederkehrendes Wort. Im heißesten Drange der Arbeit, im Strudel officieller Vergnügungen, in der berauschenden Lust der Jagd vergißt er keinen Tag und keinen Augenblick Weib und Kind, Haus und Herd; ja, ein ordentliches Heimweh danach spricht sich zu wiederholten Malen in seinen Briefen aus; so schreibt er aus Carlsbad, 7. Juli 1863:

„Es ist ganz schön hier und geht mir gut, aber ich habe oft rechtes Heimweh, mit Euch in Reinfeld zu sein, und die ganze Ministerwelt hintee mir zu lassen," oder am 28. August aus Baden: „Ich habe rechte Sehnsucht, einmal einen faulen Tag in Eurer Mitte zu verleben ꝛc."

Die Veröffentlichung so vieler intimer Briefe, wie sie auch diese Abtheilung wiederum enthält, ist vielfach mißverstanden worden. Wir glauben, aus einer Briefstelle selbst schließen zu dürfen, daß die Genehmigung dazu nicht ohne Widerstreben ertheilt worden ist. Aus Gastein (2. August 1863) schreibt der Graf an seine Gemahlin: „Wenn ich nicht über Berlin schreibe, so falle ich der hiesigen Post in die Hände; ich schreibe zwar keine Geheimnisse, aber es ist doch unbehaglich." Unbehaglich ist es ihm ganz sicher auch gewesen, seine Briefe so früh gedruckt zu sehen, aber er hat es einfach für seine Pflicht gehalten; davon sind wir überzeugt. Ein Mann von so hervorragender Stellung, dessen Gestalt und Charakter schon bei Lebzeiten von theils böswillig, theils harmlos dichtender Mythe oft bis zur Unkenntlichkeit umsponnen wird, ist es der Wahrheit schuldig, ein solches Opfer zu bringen. Man wird das noch begreiflicher finden, wenn man sich nur des einen boshaften Geklätsches erinnert, das im Sommer 1865 gegen Graf Bismarck in Verbindung mit der Sängerin Lucca gerichtet wurde. „In Gastein hatte nämlich," erzählt Hesekiel, „ein Photograph einen Zufall benutzt, um ein Bild anzufertigen, auf welchem Graf Bismarck, denn er war unter dem 15. September 1865 in den Grafenstand erhoben worden, und neben ihm die königliche Kammersängerin Pauline Lucca erschien. Au dieser Zusammenstellung, die sicherlich mit der boshaftesten Absicht massenhaft in Bildern verbreitet

wurde, nahmen viele Freunde Bismarcks Anstoß, und fast alle seine Verehrer und Anhänger ärgerten sich darüber; es kam allerlei wüstes Gerede auf, was denn endlich Bismarcks alten Freund, André von Roman, bewogen haben mag, ihn davon in Kenntniß zu setzen. Bismarck antwortete auf diesen Brief wie folgt:


Bismarck in seiner Familie.

Berlin, den 26. December 1865. Lieber André. Wenn auch meine Zeit knapp bemessen ist, so vermag ich doch nicht, mir die Beantwortung einer Interpellation zu versagen, die mir in Berufung auf Christi Namen aus ehrlichem Herzen gestellt wird. Es ist mir herzlich leid, wenn ich gläubigen Christen Aergerniß gebe, aber gewiß bin ich, daß das in meinem Beruf nicht ausbleiben kann; ich will nicht davon reden, daß es in den Lagern, welche mir mit Nothwendigkeit politisch gegenüberstehen, ohne Zweifel zahlreiche Christen gibt, die mir auf dem Weg des Heils weit voraus sind, und mit denen ich doch vermöge dessen, was beiderseits irdisch ist, im Kampf zu leben habe; ich will mich nur darauf berufen, daß Sie selbst sagen: „Verborgen bleibt vom Thun und Lassen in weiten Kreisen nichts." Wo ist der Mann, der in solcher Lage nicht Aergerniß geben sollte, gerechtes oder ungerechtes? Ich gebe Ihnen mehr zu, denn Ihre Aeußerung vom Verborgenbleiben ist nicht richtig. Wollte Gott, daß ich außer dem, was der Welt bekannt wird, nicht andere Sünden auf meiner Seele hätte, für die ich nur im Vertrauen auf Christi Blut Vergebnug hoffe! Als Staatsmann bin ich nicht einmal hinreichend rücksichtslos, meinem Gefühl nach, eher feig, und das, weil es nicht leicht ist in den Fragen, die an mich treten, immer die Klarheit zu gewinnen, auf deren Boden das Gottvertrauen wächst. Wer mich einen gewissenlosen Politiker schilt, thut mir Unrecht; er soll sein Gewissen auf diesem Kampfplatz erst selbst einmal versuchen. Was die Virchowsche Sache anbelangt, so bin ich über die Jahre hinaus, wo man in dergleichen von Fleisch und Blut Rath annimmt; wenn ich mein Leben an eine Sache setze, so thue ich es in demjenigen Glauben, den ich mir in langem und schwerem Kampfe, aber in ehrlichem und demüthigem Gebet vor Gott gestärkt habe, und den mir Menschenwort, auch das eines Freundes im Herrn und eines Dieners seiner Kirche, nicht umstößt. Was Kirchenbesuch anbelangt, so ist es unrichtig, daß ich niemals ein Gotteshaus besuche. Ich bin seit fast 7 Monaten entweder abwesend oder krank; wer also hat die Beobachtung gemacht? Ich gebe bereitwillig zu, daß es öfter geschehen könnte, aber es ist nicht so sehr aus Zeitmangel, als aus Rücksicht auf meine Gesundheit, daß es unterbleibt, namentlich im Winter, und denen, die sich in dieser Beziehung zum Richter an mir berufen fühlen, will ich gern genauer Auskunft darüber geben; Sie selbst werden es mir ohne medicinische Details glauben. Ueber die Luccaphotographie würden auch Sie vermuthlich weniger streng urtheilen, wenn Sie wüßten, welchen Zufälligkeiten sie ihre Entstehung verdankt hat. Außerdem ist die jetzige Frau von Rahden, wenn auch Sängerin, doch eine Dame, der man ebensowenig wie mir selbst, jemals unerlaubte Beziehungen nachgesagt hat. Dessenungeachtet würde ich, wenn ich in dem ruhigen Augenblick das Aergerniß erwogen hätte, welches viele und treue Freunde an diesem Scherz genommen haben, aus dem Bereich des auf uns gerichteten Glases zurückgetreten sein. Sie sehen aus der Umständlichkeit, mit der ich Ihnen Auskunft gebe, daß ich Ihr Schreiben als ein wohlgemeintes auffasse und mich in keiner Weise des Urtheils derer, die mit mir denselben Glauben bekennen, zu überheben strebe. Von Ihrer Freundschaft aber und von Ihrer eigenen christlichen Erkenntniß erwarte ich, daß Sie den Urtheilenden Vorsicht und Milde bei künftigen Gelegenheiten empfehlen; wir bedürfen deren alle. Wenn ich unter der Vollzahl der Sünder, die des Ruhmes an Gott mangeln, hoffe, daß Seine Gnade auch mir in den Gefahren und Zweifeln meines Berufs den Stab demüthigen Glaubens nicht nehmen werde, an dem ich meinen Weg zu finden suche, so soll mich dieses Vertrauen weder harthörig gegen tadelnde Freundesworte, noch zornig gegen liebloses und hoffärtiges Urtheil machen. In Eile Ihr v. Bismarck.

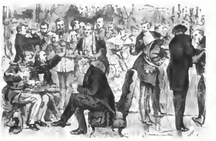

Auf der Jagd in Schönbrunn.

„Mag dieser Brief nun auch", fügt Hesekiel hinzu, „durch eine Indiscretion an die Oeffentlichkeit gelangt sein, die wir unter andern Umständen beklagt haben würden, hier, wir gestehen es offen, freuen wir uns der Frucht derselben."

Auch durch den letzten Abschnitt des Buches, der uns den Generalmajor und Bundeskanzler von Bismarck vorführt, geht wie ein rother Faden die fortwährende Rücksichtnahme auf seinen Familien- und Haussinn. In einem deutschen

Buche und in einem deutschen Leben kann das auch gar nicht anders sein, und Bismarck hätte nimmer der politische Reformator Deutschlands werden können, wenn er nicht auch nach dieser inneren Seite so ganz und gar ein echter deutscher Mann gewesen wäre. Das kleine Bildchen, das ihn im Schoße seiner Familie darstellt, ist deshalb noch viel charakteristischer für ihn, als die kleine Scene auf einem Balle in seinem Hause. Freilich tritt da sogar seine deutsche Natur hervor, wie er denn auch der erste gewesen, der das Bier bei solchen Gelegenheiten salonfähig gemacht hat.

„Beim Bier herrscht ungezwungene Unterhaltung;“ heißt es in der dahin gehörigen Schilderung unseres Buches, „ein Witzling hat verbreitet, das köstliche Naß sei von Schwechat gekommen und ein Geschenk des österreichischen Reichskanzlers an den Norddeutschen Bundeskanzler; das wird von einigen freundlich geglaubt, von anderen gefällig dahin vervollständigt, daß Bismarck bereits Neunaugen und Flundern aus Pommern als Gegengabe an den Collegen in Wien abgesendet habe, und warum soll das eigentlich nicht Glauben finden? Früher wenigstens haben ganz freundliche, gesellige Verhältnisse zwischen Bismarck und Beust stattgefunden.



Auf einem Balle Bismarcks.

„Ein alter Obrist z. D. murmelt etwas wie „Times Danos“, verschluckt aber die folgenden Worte, weil er die lateinischen Endungen in der Rumpelkammer seines Gedächtnisses nicht gleich zu finden vermag, läßt sich dafür aber noch einen Kelch von dem vermeintlichen Danaergeschenk reichen und sehr wohl schmecken. Er fährt aber fast erschrocken zusammen, als sein Nebenmann bemerkt, daß Beust ebensowohl wie Bismarck der Sprößling einer altmärkischen Familie sei; Büste, der alte Stammsitz der Beuste, liegt nur wenige Meilen von Burgstall, freilich sei die Familie dort schon lange nicht mehr heimisch. Unser Obrist z. D. beginnt eine bessere Meinung von dem österreichischen Reichskanzler zu hegen und trinkt behaglich aus, hier erzählt einer, daß Bismarck lachend gesagt habe: „Heute werde sich sein College, der Finanzminister, doch wohl überzeugen, daß diese Wohnung viel zu klein für den Ministerpräsidenten sei, und auf Abhilfe denken.“ — Und nun ist der Kreis glücklich auf die abschüssige Bahn der Anecdoten gerathen, aus deren reichlich mitgetheilter Fälle wir jedoch hier nichts mehr verrathen wollen.



Am Strande von Biarritz

Ein Blick zum Schluß auf Barzin vollendet das Bild des deutschen Mannes Bismarck. „Auf der Veranda seines dortigen Schlosses empfängt er,“ erzählt Hesekiel, „seine Gäste als schlichter Landedelmann im grünen Rock, weißer Weste und gelbem Halstuch und nimmt sie durch einen herzlichen Händedruck in die Gastfreundschaft seines Hauses auf. Dort steht die Gräfin mit ihrer Tochter und schaut mit leuchtenden Augen und glücklichem Gesicht den drei Reitern nach, die da so stattlich dahin ziehen und rückwärts grüßend ihr zuwinken. Und auch für andere, für jeden, muß es ein Vergnügen sein, die drei Reiter zu sehen, den Grafen Bismarck nämlich zwischen seinen beiden jugendlichen Söhnen. Und auf dieser Veranda findet auch der letzte Abschied statt, wenn die sorgliche Mutter, nach der ausgiebigsten Ferienpflege, ihre Söhne wieder nach Berlin zurücksendet, während Bismarck selbst den Postillon zur Eile mahnt, damit in Cöslin der Mittagszug nicht verpaßt werde.“

Unser Bild aber, das den Park von Barzin in heller Mondscheinnacht, wie er jenseits eines laut rauschenden kleinen Gewässers, über das eine zierliche Brücke führt, mit seinen schönen alten Bäumen, Eichen und Buchen, terrassenartig emporsteigt, macht uns mit einer Scenerie vertraut, wie sie Bismarck ganz besonders lieb hat. Es ist eine wahre Freude, ihn in Barzin zwischen seinen Bäumen zu sehen; nicht bei jenem rastlosen nächtlichen Umherwandern im Park, zu welchem ihn die krankhafte Schlaflosigkeit im letzten Sommer zwang, sondern wenn er behaglich seinen Gästen seine lieben Bäume zeigt. Er kennt jeden besonders schönen Baum in der nächsten Umgebung. „Ja, es steckt in dem eisernen Grafen,“ bemerkt Hesekiel mit Recht; „viel mehr von einem romantischen Dichter und einem sentimentalen Deutschen, als es auf den ersten Anblick scheinen mag. Er selbst wird sich dessen zuweilen lächelnd bewußt.“

Wohl uns, daß dieser ideale Zug das Wesen des thatkräftigsten Mannes unserer Zeit läuternd und weihend durchdringt; wehe uns, wenn derselbe jemals unserem Volke und unsern großen Männern verloren ginge! Denn nur wo dieser urdeutsche Grundzug vorhanden, nur da schlägt, was Uhland so warm besungen: „Für unser Volk ein Herz!“

Robert Koenig.

Klimatische Kurorte.

I. Ajaccio.

Der Herbstwind schüttelt die gelben Blätter von den Bäumen, die Sonne sinkt tiefer und tiefer am Horizonte, der nordische Winter steht vor der Thüre, und wir alle rüsten uns, ihn wehrhaft zu empfangen. Glücklich derjenige, welcher ihn daheim ohne Schaden für die Gesundheit zu überstehen vermag; er bleibt ruhig sitzen am häuslichen Herde, während viele Wiedergenesende, chronisch Kranke oder erschöpfte Naturen forteilen müssen, um die rauhe Jahreszeit in einem milderen Klima zu verleben, das ihnen das beste Heilmittel: frische, reine Luft, eine gleichmäßige Temperatur mit geringen

Schwankungen der Wärmegrade zwischen Tag und Nacht darbietet. Zahllos ist die Menge der Winterstationen im südlichen Europa, die jetzt den Kranken anempfohlen werden, fast jede von ihnen besitzt klimatische Eigenthümlichkeiten und Vorzüge, welche sie in dem einen oder andern Falle als besonders geeignet für den Winteraufenthalt erscheinen lassen, so Nizza, Monaco, Mentone, Cannes, Hyères, Pau, der Genfersee, Lugano, weiterhin Rom, Neapel — aber sie alle sind heute schon überfüllt mit Kranken, bieten keineswegs absolute Sicherheit dafür, daß man einen milden, frostlosen Winter treffe, während für das Frühjahr die Aussichten noch zweifelhafter werden und der Kranke vor der Ungunst der Witterung häufig fliehen muß. Dem gegenüber ist es unsere Absicht, hier auf einige entferntere klimatische Kurorte aufmerksam zu machen, die dem Leidenden im Winter wie im Frühjahr einen gleich angenehmen und zuträglichen Aufenthalt darbieten, die den allbekannten, von Berlepsch und Bädecker verzeichneten Stätten gegenüber den Reiz der Neuheit voraus haben und Dank der Fortschritte im modernen Verkehrswesen heute auch leicht zu erreichen sind. Als ärztlicher Rathgeber treten wir dabei jedoch nicht auf; wir wollen nur allgemein orientiren und den Kranken auf solche Schriften aufmerksam machen, in denen er eingehendere Belehrung findet. Wir schreiten vom Näheren zum Ferneren fort: Corsica, Algier, Kairo, Madeira sind die Stationen, die wir berücksichtigen, alle vier ausgezeichnet durch eine großartige Natur, durch geschichtliche Erinnerungen und als Kurorte empfohlen von den ersten Autoritäten, weil dort sich die vielen Einzelheiten zusammenfinden, die im Verein geeignet sind, auf den Zustand der Kranken einen wohlthuenden Einfluß auszuüben, ihn der Genesung entgegenzuführen.

Corsica ist eine Insel von bezaubernder Schönheit; sie bietet fern von dem Getriebe der vielbesuchten und von Touristen wie Geschäftsreisenden überschwemmten Gegenden einen herrlichen Ruhepunkt, an dem man sich der großen Natur erfreuen kann, ja die sogar dem Verbannten noch Genuß gewährt, wie vor achtzehn Jahrhunderten dieses Seneca erfuhr. Davon zeugen die Briefe, welche dieser Philosoph aus seiner langjährigen, von ihm schmerzlich beklagten corsischen Verbannung an seine Mutter Helvia schrieb, in denen er den Trost rühmt, welchen ihm die Naturbetrachtung gewährte. Und auch heute noch wird der Kranke die unveränderte, im wunderbaren Reichthum des Südens strahlende Natur des Eilandes, seine grotesken Felsgestaltungen, die überraschende Mannigfaltigkeit seiner Pflanzenwelt, das blaue, ringsum es einsäumende Meer, den lachenden Himmel mit den gleichen wohlthuenden Empfindungen beschauen. Ueberall auf Schritt und Tritt begegnet ihm, wenn er nach kurzer Fahrt seinen Fuß auf das granitische Gestade setzt, der Süden mit seiner Pracht. Die Fächerpalme wächst auf den Felsen am Meeresufer und die Dattelpalme wiegt ihre luftigen Wedel an geschützten Stellen der Küste. Große Kakteen und die amerikanische Agave, jetzt eingebürgert am Becken des Mittelmeers, gedeihen an warmen, steinigen Orten. Die Feige, die Granate, der Weinstock, die Mandel geben selbst ohne menschliche Pflege treffliche Ernte. Diese überaus herrliche Vegetation, der sich im Innern der Insel noch schöne Wälder zugesellen, wird begünstigt durch das, je nach der Bodenerhebung, in drei bestimmte Temperaturzonen abgestufte Klima. Die erste klimatische Zone steigt vom Spiegel des Meeres bis zur Höhe von 580 Meter auf; die zweite von da bis zur Höhe von 1950 Meter; die dritte bis zum Gipfel der den größten Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckten Berge. Diese letztere Zone ist kalt und stürmisch während voller acht Monate und sie kommt hier nicht in Betracht; wohl aber die beiden andern Zonen, deren Charakteristik wir dem genauen Kenner Corsicas, dem Florentiner Naturforscher Francesco Marmochi verdanken.

Die erste Zone, also überhaupt die Meeresküste, ist warm wie die parallelen Striche Italiens und Spaniens. Sie hat eigentlich nur zwei Jahreszeiten, den Frühling und den Sommer, selten fällt das Thermometer hier ein oder zwei Grad unter Null und nur für wenige Stunden. Auf allen Küsten ist die Sonne selbst im Januar warm, aber die Nächte und der Schatten sind kühl und das in allen Jahreszeiten. Der Himmel bewölkt sich nur für Pausen; der einzige Wind von Südost, der schwere Sirocco, bringt anhaltende Nebeldünste, welche der heftige Südwest, der Libecco, wieder vertreibt. Auf die gemäßigte Kälte des Januar folgt bald eine Hundstagshitze für acht Monate, und die Temperatur steigt von 8 Graden zu 18 und selbst zu 26 Graden im Schatten. Es ist ein Unglück für die Vegetation, wenn es nicht im März oder April regnet, und dieses Unglück ist häufig, doch haben die Bäume Corsicas allgemein harte und zähe Blätter, welche der Dürre widerstehen, wie der Oleander, die Myrthe, der wilde Oelbaum. Aber wehe demjenigen, welcher die sumpfigen Niederungen dieser Zone betritt! Diese feuchten und schattigen Gegenden sind pestanshauchend, und keiner wandelt dort ungestraft gegen Abend. Ein langes und schweres Fieber ist die sichere Folge, und Wassersucht und Tod treten ein, wenn der Erkrankte nicht schleunig ein anderes Klima aufsucht.

Die zweite klimatische Zone der Insel kommt dem Klima von Frankreich, namentlich jenem von Burgund gleich. Da dauert der Schnee, der sich im November zeigt, bisweilen zwanzig Tage; aber er thut merkwürdiger Weise dem Oelbaum nicht Schaden bis zur Höhe von 1160 Meter, sondern macht ihn noch fruchtbarer. Die Kastanie ist der eigentliche Baum dieser Zone, denn sie endigt in der Höhe von 1950 Meter und weicht dann den immergrünen Eichen, den Tannen, Buchen, Buchsbäumen und Wachholdern. In dieser Region wohnt auch der größere Theil der Corsen in zerstreuten Dörfern auf Berggehängen und in Thälern.

So viel mag über die Natur der Insel bemerkt werden.

Und welche geschichtlichen Momente treten beim Anblicke Corsicas an den Reisenden heran! Die Phönizier und Griechen kamen über das Mittelmeer hierher gefahren, die Flotten der Karthager liefen in seine Häfen ein; die Etrusker, die Römer, die Vandalen, die Mauren und die Spanier, die Pisaner und Genuesen — sie alle haben hier ihre Spuren hinterlassen. Aber noch eindringlicher mahnt das Felseneiland an den gewaltigsten Herrscher des Jahrhunderts, an Napoleon, durch den der Name seiner Heimatinsel bekannt wurde, diesseit und jenseit des Oceans. Freilich, wir in Deutschland wissen nur wenig von dieser Geschichte, die Gregorovius „Granit wie die Berge der Insel und wunderbar eins mit ihrer Natur“ nennt, wir erfahren kaum mehr, als daß der Titan dort geboren, daß der geniale Theodor von Neuhoff glänzend gleich einem Meteor als König über sie hinwegschritt, Pasquale Paoli dort heldenmüthig für die Freiheit kämpfte, daß die Corsen die Blutrache üben und die verwegensten Banditen sind. Aus Corsica sind viele gekrönte Häupter hervorgegangen: dort arbeitete ein gemeiner Soldat am Bau der Straße von Bastia nach San Fiorenzo, Bernadotte, der als Karl XIV Johann nachmals König von Schweden wurde; Papst Formosus, den im neunten Jahrhundert die dreifache Krone schmückte, stammte aus dem corsischen Dorfe Vivario; ein corsischer Renegat wurde im sechszehnten Jahrhundert Dey von Algier; eine Corsin war zur Zeit Napoleons erste Kaiserin von Marokko, und Napoleon ward Kaiser von Europa. Die armen Corsen haben Glück, wenn sie hinaustreten in die Welt. Auch noch an einen abenteuerlichen König wird die Erinnerung wach, wenn wir Corsica besuchen. In dem Dörfchen Vescovato fand der unglückliche Joachim Murat gastliche Aufnahme, als er auf der Flucht aus der Provence auf dieser Insel landete, und hier faßte er den Plan, sein schönes Reich Neapel durch einen ritterlichen Handstreich wieder zu erobern. In Ajaccio veröffentlichte er seine Proclamation an die Neapolitaner, von hier zog er aus zur letzten unheilvollen Fahrt — in den Tod.

Ein Jahrhundert lang sind, geringe Unterbrechungen abgerechnet, die Franzosen die Besitzer Corsicas, welches das neunundachtzigste Departement ihres Reiches bildet. Aber immer noch kann das Volk den Verlust seiner Freiheit nicht verschmerzen, zumal seine Herren wenig für das Land gethan, das sie im Gegentheil zu Gunsten Frankreichs drücken. „Der Corse,“ sagt Gregorovius, „wird es nie vergessen, auf welche schmähliche Weise Frankreich sein Vaterland sich zu eigen machte, und niemals lernt ein tapferes Volk seine Bezwinger lieben.“ Nur der Name Napoleon verknüpft beide Völker, die nach Sprache und Sitte so durchaus verschieden sind, wie der Russe und Pole. Der Corse ist Italiener, dabei ernst, schweigsam, keusch; hierin also das Gegentheil des Franzosen, der sich auf der schönen Insel fremd fühlt und sie, mag er als Beamter oder Soldat dorthin kommen, als trostlosen Verbannungsort betrachtet. Wer da sagt, daß der Corse im Grunde des Herzens französisch sei, der urtheilt nur nach den Städtern, nach den officiellen Empfangsworten, wie sie jetzt der Kaiserin Eugenie zu Theil wurden. Aber jene Städter, die allmählich durch französische Elemente zersetzt wurden, repräsentiren keineswegs das corsische Volk in seiner Ursprünglichkeit — wer

dieses kennen lernen will, der muß es da besuchen, wo es noch rein und unverfälscht, trotzig und fest lebt — in seinen Granitbergen.

Von verschiedenen Seiten ist Corsica heute leicht und bequem zu erreichen. Als der einfachste Weg ist jener über Marseille zu empfehlen, von wo mehrere Male in der Woche bequeme Postdampfer nach Ajaccio, der Hauptstadt der Insel, abgehen. Von Leipzig z. B. gelangt man mit der Eisenbahn bei ununterbrochener Fahrt in vierzig Stunden über Straßburg und Lyon nach Marseille, von dort in zwanzig Stunden zur See nach Ajaccio. Wer diese lange Meeresfahrt verabscheut, kann kürzere Seerouten wählen. Von Nizza fährt man in vierzehn Stunden nach Ajaccio, indessen da zwischen diesen Orten nur alle zwei Wochen Dampfverbindung stattfindet, so ist diese Tour weniger benutzt. Etwas anderes ist es mit dem Weg über Livorno, das durch die Brennerbahn uns jetzt bedeutend näher gerückt ist. Von diesem italienischen Hafen findet viermal wöchentliche Ueberfahrt nach Bastia an der Nordostküste statt, und die Tour, welche nur etwa acht Stunden in Anspruch nimmt, führt zwischen Elba und Capraja hindurch nach jener ersten Handelsstadt der Insel, die in so vielfacher Beziehung der Gegensatz von Ajaccio ist. Um nach diesem Orte zu gelangen, muß man Corsica seiner ganzen Quere nach passiren, man übersteigt die 1100 Meter hohe Foce, den Paß zwischen Monte Renosa und Monte d'Oro, kommt vorüber an herrlichen Wäldern, reißenden Bergströmen — doch die Fahrgelegenheiten entsprechen hier kaum mäßigen Anforderungen, und der Leidende, der nicht in einen überfüllten Geldbeutel zu greifen vermag, nicht ein theures Privatfuhrwerk zur Verfügung hat, thut wohl, auf diese interessante Route zu verzichten und den Weg über Marseille einzuschlagen.

Corsica bietet an seiner Westküste verschiedene Punkte, die, was das Klima betrifft, gleich gut zum Winter- und Frühlingsaufenthalt für Kranke geeignet erscheinen. Aber Verpflegung und Unterkunft findet der Leidende gegenwärtig blos in der Hauptstadt Ajaccio und für diese als eine höchst berücksichtigenswerthe neue Zufluchtsstätte für viele Kranke, wo sie den Gefahren und Unannehmlichkeiten des nordischen Winters sich entziehen und bis tief in das Frühjahr hinein mit dem größten Vortheil und mäßigem Aufwande der erquickenden, beruhigenden, belebenden und heilenden Einflüsse eines warmen, sonnigen Aufenthalts sich erfreuen können, tritt jetzt eine der ersten medicinischen Autoritäten, der berühmte Leipziger Patholog K. A. Wunderlich auf in seiner Schrift: „Ein Besuch in Ajaccio nebst Bemerkungen über verschiedene europäische Winter- und Frühlingsstationen“ (Leipzig 1869). Nach ihm unterliegt es kaum einem Zweifel, daß jeder an den Luftwegen Leidende, der überhaupt transportabel ist, in Ajaccio einen geeigneten Kurort findet, bestehe seine Krankheit nun in irgend einer Art von Bronchitis, chronischer Pneumonie, Schwindsucht, Emphysem oder Kehlkopfkrankheit. Ebenso bietet Ajaccio große Aussichten für stationär gewordene pleuritische Exsudate, während Wunderlich Herz-, Gicht- und Rheumatismusleidenden von einem Aufenthalte daselbst abräth.

Erst seit drei Jahren etwa dient Ajaccio als klimatischer Kurort, und demgemäß ist für die Verpflegung der Leidenden, wenigstens wenn diese in größerer Anzahl kommen, noch nicht in ganz genügender Weise gesorgt; allein die Gasthäuser bessern sich und bieten bereits, wenn auch noch nicht den Luxus unserer Hotels, so doch eine „ganz erträgliche Existenz“, und auch viele Privatwohnungen sind für Fremde leidlich hergerichtet. Alles aber, was der Fremde wünschen kann, findet er in der Pension des Dr. Biermann. „Mit bestem Gewissen,“ schreibt Dr. Wunderlich, „kann diese treffliche Pension allen Leidenden, welche den Winter in Ajaccio verbringen wollen, besonders auch einzelnen Damen oder Herren, welche ohne Begleitung dahin gehen, empfohlen werden.“

Ajaccio, die Hauptstadt Corsicas und der Sitz der Präfektur, zählt nach dem letzten Census 14,100 Einwohner. Sauber und freundlich bietet es im allgemeinen den Anblick eines kleinen Residenzstädtchens, dessen ganzes Aeußere den Charakter der Mittelmäßigkeit trägt. Nur vereinzelte Palais reicher Familien, Kasernen und schöne Regierungsgebäude, die meist von den Franzosen erbaut wurden, unterbrechen die Eintönigkeit. Die Stadt tritt bis hart an das Meer heran, über welches von Süden her eine erfrischende Brise weht, welche die Hitze des Nachmittags kühlt, während die gefürchteten West-, Ost- und Nordwinde den Ort nicht erreichen können, da ringsum hohe, herrlich gestaltete Berge, der Pozzo di Borgo, Cacatuccio und San Antonio sich wie ein schützender Wall um den begünstigten Ort lagern. Auch der Staub, der in Italien den Reisenden so lästig fällt, fehlt Dank dem festen granitischen Boden in Ajaccio fast gänzlich, und die Stechmücken, die in andern Kurorten am Mittelmeer eine Plage aller Gäste sind und ihnen den Aufenthalt im Freien verleiden, können in dem granitischen Gestein keine Brutstätte finden. Da Sümpfe hier gleichfalls, wie zumeist an der Ostküste Corsicas, mangeln, so hat man in Ajaccio die gefährlichen obenerwähnten Fieber nicht zu fürchten. Herrliche Spaziergänge am Gestade des Meeres den Corso entlang oder durch die hübschen Landhäuser des Cours Grandval und im Garten des Grafen Sebastiani bieten dem Fremden in der Nähe Erholung, während er zu Fuß und zu Wagen schnell in die Berge und nach benachbarten Mineralbädern gelangen kann, wo die immergrünen Eichen, die schönen Kastanienbäume, die Arbutus-, Myrthen- und Lorbeergesträuche ihm den vollen Genuß südlicher Vegetation gewähren.

Vorzugsweise sind es natürlich die bonapartistischen Erinnerungen, welchen der Fremde in Ajaccio die erste Aufmerksamkeit widmet. „Ici est né Napoléon I“ steht auf einfacher Tafel mit goldener Schrift über der Thür eines sehr nüchtern aussehenden Hauses am Lätitiaplatze — und dennoch ist dieses nicht das wirkliche Geburtshaus des Welteneroberers; das ursprüngliche Gebäude ging 1793 während des Aufstandes der Corsen gegen die Franzosen in Flammen auf, und erst später wurde durch Madame Lätitia, des Kaisers Mutter, an dessen Stelle das neue Haus, doch vollkommen in der Form des alten, wieder hergestellt. Aber noch immer zeigt man das einfenstrige Zimmer, in dem Napoleon das Licht der Welt erblickte, plötzlich und seiner Mutter unerwartet, die den künftigen Bezwinger Europas auf einem Teppich geboren haben soll, der mit Schlachtenscenen aus Homers Ilias geschmückt war. Während der heldenmüthigen Erhebung Pasquale Paolis hatten die Bonaparte sich den Franzosen angeschlossen, und Paoli suchte die in Ajaccio wohnenden Familienglieder in seine Gewalt zu bekommen; schon stand ihre Verhaftung bevor, als ein ihnen ergebener Coese aus den Bergen, Costa mit Namen, Lucian und dessen Mutter nächtlicher Weile in die Gebirge führte, von wo aus sie den Brand ihres Hauses mit ansehen mußten, das Paoli dem Erdboden gleich machte. So ist Napoleons Geburtshaus in Ajaccio, wie es heute gezeigt wird, eine Auffrischung, gleich dem berühmten, stets wieder verjüngten Lutherschen Tintenflecke auf der Wartburg. Erwähnen wir noch die Statue Napoleons I am Hafen, die schöne, aus dem sechszehnten Jahrhundert stammende Domkirche mit dem Marmorbecken, in dem Napoleon getauft wurde, und das Museum des in Ajaccio geborenen Cardinals Fesch, so haben wir die Merkwürdigkeiten der kleinen Stadt aufgezählt.

Speciell das Klima Ajaccios anlangend, das als Meeresstadt in der ersten Zone Corsicas liegt, ist die Hitze des Tages gemäßigt durch Seeluft, und die Abende sind auffallend mild und warm. Nur unmittelbar nach Sonnenuntergang ist die Luft kurze Zeit kühler, dann wird sie wieder wärmer und angenehm. Als die wonnigsten Monate gelten in Ajaccio December, Januar und Februar. Aber auch in dem ungewöhnlich kalten März des Jahres 1869 ist nach Prof. Wunderlich die Minimaltemperatur der Nacht niemals unter ein Grad Wärme gewesen. Niemals fiel Schnee, und nur an einem Tage regnete es. Weit schöner war dann der April, und doch waren der März und der April dieses Jahres die schlechtesten seit Menschengedenken in Ajaccio; aber es gab trotzdem keinen einzigen Tag, an welchem nicht der empfindlichste Kranke das Zimmer ohne Schaden hätte verlassen können.

Es sind viele Vortheile, die wir bei Ajaccio aufgezählt haben, welches, obgleich unter den klimatischen Kurorten noch ein Neuling, nach der mehrfach erwähnten Autorität unter den Winterstationen für Leidende einen angesehenen Rang erlangen wird, ohne darum andere Kurorte zu entvölkern. Wer, veranlaßt durch obige Zeilen, beabsichtigen sollte, dort Heilung zu suchen, den verweisen wir auf die oben angeführte Schrift; er versäume aber auch nicht, das klassische Werk von Gregorovius „Corsica“ mit hinüber zu nehmen nach der Granitinsel. Es wird den geistigen Genuß an der Natur des Eilandes, die Kenntniß seiner Geschichte, seiner eigenthümlichen Menschen ihm erst recht erschließen und hohes Interesse erwecken an einem Städtchen Europas, das uns in so vieler Beziehung noch fremd und sonderbar erscheint.

Dr. Richard Andree.

Am Familientische.

Der deutsche Erbauer der Niagarahängebrücke.

Das kühnste Werk des am 22. Juli dieses Jahres zu New-York verstorbenen Ingenieurs, J. A. Röbling, aus Thüringen gebürtig, wollen wir unsern Lesern kurz und plastisch schildern, zumal über dieses Meisterwerk im Eisenbahnbrückenbau noch so viele schwankende, unklare Ansichten umlaufen. Daß ein Deutscher unterhalb des wildtosenden Niagara eine Eisenbahnhängebrücke würde errichten können, das hätten sich die Amerikaner nicht träumen lassen. Nur mit unglaublicher Anstrengung hatten sie dort, wo der Niagara etwa zwei englische Meilen unterhalb des Falls in einem engen, tief eingeschnittenen Felsenbette dahinbraust, eine Drahthängebrücke für Fußgänger zu Stande gebracht, deren erstes Seil mittels eines Luftdrachens von Ufer zu Ufer befördert werden mußte, weil die Strömung unterhalb der Brückenstelle so reißend ist, daß selbst die behufs Peilung des Flußbettes an einem Draht in das Wasser herabgelassene Kanonenkugel von der Senkrechten abgelenkt wird. Diese erste Brücke ist oft mit Zittern und Zagen passirt worden, namentlich wenn der Sturm sie so mitnahm, daß sie ächzte und schwankte und nach jedem Schwanken noch lange fortzitterte, als fürchtete sie doch endlich dem Sturme zum Opfer zu fallen. Schon manche Hängebrücke war durch den Sturm zerrissen worden, und die erste Niagarabrücke drohte über kurz oder lang demselben Schicksal anheimzufallen. Eine so unsichere, mühsame, ängstliche Communication an der Stelle, wo bereits die durch die großen Seen getrennten, weitläufigen Eisenbahnsysteme Kanadas und der Vereinigten Staaten einander fast berührten, wo bereits auf jeder Seite eine Stadt, Niagara-City auf der amerikanischen und Elgin auf der englischen Seite, zu erblühen begann, duldete nun der Stolz Englands und Amerikas nicht länger. Die Gesellschaft der kanadischen großen westlichen Staatsbahn und die Gesellschaft der New-York-Centralbahn mußte Mittel und Wege schaffen, um zwischen den einander gegenüberliegenden Ausgangspunkten ihrer Bahnen, oder zwischen Elgin und Niagara-City eine feste, sichere Verbindung herzustellen. Aber wo war der englische oder amerikanische Ingenieur, der den Muth gehabt, den Niagara fest zu überbrücken? Nicht um den Reichthum der Goldminen Californiens hätte die Fundamentirung auch nur eines Pfeilers in den tosenden Wassern, deren Tiefe nicht einmal durch Peilung zu ermitteln, vor sich gehen können. Da wendete sich J. A. Röbling, der Architekt und Drahtseilfabrikant zu Newark in New-Jersey, an die Gesellschaft der kanadischen großen westlichen Staatsbahn und erbot sich, den Niagara doppelt, für Eisenbahn und Fuhrwerk, zu überbrücken und zwar mittels seines im Plane vorliegenden und näher erörterten Hängesystems. Was hatte nun Röbling bis dahin geleistet, daß er es wagen durfte, dort zu sprechen, wo englische und amerikanische Ingenieure schwiegen? Nun, er hatte bereits über den Alleghany und über den Monongahela bei Pittsburg u. s. w. Hängebrücken gebaut, die sich vortrefflich bewährt, aber der Charakter der Ufer und des Bettes der genannten Flüsse hatte Bogenbauten gestattet, und es war keine Spannung von 200 Fuß zu überwinden gewesen, doch hier beim Niagara handelte es sich um eine Spannweite von genau 822 Fuß und um eine Tragkraft von mindestens 386 Tons, denn einen so schweren Frachttrain konnte die Gesellschaft der kanadischen großen westlichen Staatsbahn zur Experimentalfahrt senden. Röbling aber vertraute dem Eisen, das ihn bis dahin noch nicht im Stich gelassen, nicht dem Eisen in schweren plumpen Stücken, sondern dem Eisen in seiner feinsten Dehnung, aber in dieser verhundertfacht, ja vertausendfacht.

Gern hätte Röbling Deutschland zum Felde seiner Thätigkeit behalten, gern hätte er seinem Vaterland das schönste, billigste, die Schifffahrt unbehinderndste Brückensystem der Welt, sein Hängesystem, vermacht, aber Deutschland, darin er nicht zu Ruhm gelangen konnte, hatte ihn ohne Bedauern auswandern lassen. Was nun Röbling in Deutschland zu wenig hatte — Arbeit nämlich — das hatte er bald in Amerika zu viel. Seine Drahtseile, die er mit Recht allen und jeden empfehlen durfte, die vorher dem Hanf zuviel zugetraut, verschafften sich immer größere Geltung. Oft konnte seine praktisch eingerichtete und mit Umsicht geleitete Drahtseilfabrik nicht genug Zugmaterial liefern, und weit und breit wurden die Hebe- und Fördermaschinen mit Röblingschen Drahtseilen versehen. Ein großer Liebling Röblings war nun jener feine, geschmeidige, durchweg gleichmäßig gezogene, zähe Eisendraht, den er schlechthin No. 9 nannte, weil er genau in die neunte Oeffnung seines Drahtmaßes hineinpaßte. Wenn er auch kaum die Stärke einer Linie hatte, so setzte Röbling doch die größten Hoffnungen auf ihn, und der Bau der Niagarabrücke sollte es auf das eclatanteste darthun, daß er ihm nicht zu viel zugetraut. Mit nur vier Drahttauen überspannte Röbling den Niagara, aber in jedem Drahttau lag der geschmeidige, knapp liniendicke Eisendraht 3569 fach. Welcher Druck, welches Gewicht hätte diese so concentrirte Kraft brechen mögen! Diese vier Drahttaue stützte er auf vier steinerne Thürme, deren Material den Niagarafelsen entnommen war und die Drahtkabelenden wurden mittels tief in den Felsen eingreifender Ankerketten versichert, während diese (die Ankerketten) wiederum durch schwere und starke Anker- oder richtiger Panzerplatten an einem Rückgange verhindert wurden. Und wie wurde es mit den Brückenbahnen selbst, von denen die untere für die Chaussee, die obere für das Eisenbahngleis dienen sollte? Diese Brückenbahnen wurden den Kabeln nur angehängt und nicht etwa, wie viele glauben, auch auf Widerlager gestützt. Die Verbindung der Brückenbahnen mit den vier Kabeln stellte Röbling durch 624 Drahthängeseile her, von denen jedes eine absolute Festigkeit, resp. Tragkraft von 30 Tons hatte, und als er diese Last durch Gurtungen und Kreuzverbindungen auf die ganze Länge der Spannweite zwischen dem Centrum der Thürme, also auf 822 Fuß, so sinnreich vertheilt hatte, daß das Gewicht von etwa 34 Tons immer einer Länge von 200 Fuß mitgetheilt wurde, harrte er siegesgewiß des Experimentalzuges, der die Brücke prüfen sollte. Und als am 18. März 1855 der aus zwanzig schwer beladenen Waggons bestehende Experimentalzug die erste Eisenbahnhängebrücke der Welt, die Röblingsche Niagarabrücke, passirt hatte und die kühne, 260 Fuß über dem Wasserspiegel schwebende Brücke nach einer Durchbiegung in der Mitte von nur 0,82 Fuß wieder geschmeidig in ihr altes Niveau zurücksprang, da erklang Röblings Ruhm durch alle Lande. Jetzt erst war die kanadische große westliche Bahn mit der New-York-Centralbahn innig verbunden, denn ehe Röbling sein Meisterwerk schuf, lag eine unüberwindliche Kluft dazwischen. Jetzt trotzten vierhundert englische Meilen Draht, den in einfacher Spannung der kühne Blondin nicht zu betreten gewagt, verschnürt und verbunden dem stärksten Druck und trugen die größten Lasten schnell und sicher über den Abgrund dahin. Viele kühne Drahthängebrücken, über den Ohio bei Cincinnati, und abermals über den Alleghany bei Pittsburg u. s. w. folgten diesem Meisterwerke Röblings, der Niagarabrücke, bis der Meister bei den vorbereitenden Arbeiten für die Ueberbrückung des East-River, der New-York von Brooklyn trennt, sich eine Verletzung zuzog, die die Ursache seines Todes wurde.

Möge der Ruhm Röblings auf seinen hoffnungsreichen Sohn übergehen und er die (nach Länge und Kühnheit der Bogenspannung) großartigste Hängebrücke der Welt, die East-Riverbrücke, nach dem hinterlassenen Plan des Vaters vollenden?

F. B.

Die Mont-Cenisbahn und der Mont-Cenistunnel nach chinesischen Berichten.

Es dürfte noch viel Wasser den Jantsekiang hinunterlaufen, bis die Chinesen über europäische Einrichtungen einigermaßen leidlich unterrichtet sein werden. Ja, man sollte, nach ihren Mittheilungen über gewisse Institutionen in Europa zu urtheilen, entschieden daran zweifeln, daß sie in der Erfindung des Compasses, der Gasbeleuchtung, des Schießpulvers, Papiers, Buchdrucks, der Schnellwagen, Feuerspritzen, Kettenbrücken, artesischen Brunnen und der Glocken den Europäern vorangegangen. Jedenfalls hat es ein chinesischer Berichterstatter jüngst läuten hören, ohne zu wissen, wo die Glocken hängen. Sein Bericht über die Mont-Cenisbahn und den Mont-Cenistunnel, der unlängst die Runde durch die chinesischen Zeitungen machte, beweist dieses hinlänglich. Die Mont-Cenisbahn, die bekanntlich nach dem System Fell erbaut werden, ist nach chinesischem Bericht eine Fellbahn, das heißt eine Lederbahn und keine Eisenbahn.

„Mit dem schweren Eisen," so sagt der Mont-Cenisbahn- und Mont-Cenistunnelbericht eines Berichterstatters des Reiches der Mitte, „war ein Uebergang über den steilen Mont-Cenis nicht zu bewerkstelligen. Es mußte ein anderes, ein leichteres Bahn- und Wagenmaterial ausgekundschaftet werden. Es mußte auch an ein anderes Zuginstrument gedacht werden, denn eine eiserne Dampfmaschine, die mehr wiegt, wie unsere schwersten Pagoden, kann nur in der Ebene gehen und nicht auf einen Berg hinauflaufen. Nun haben doch die Deutschen endlich ein Mittel gefunden, welches das Eisen bei dem steilen Mont-Cenis ersetzt, nämlich das Leder (Fell). Nicht nur die Schienen der Mont-Cenisbahn sind aus Leder gerollt, sondern auch die Wagen bestehen aus Fell. Diese letzteren, welche die Haare nach innen behalten haben, sind auch insofern von Vortheil, als sie die Reisenden warm halten, denn die Fahrt geht an Schneehängen vorbei und zwischen Schneewänden hindurch. Das Aufziehen des Zuges auf den Mont-Cenis besorgt ein Luftballon, der grade so angespannt wird, wie man eine eiserne Dampfmaschine anspannt. Bei der Abfahrt vom Mont-Cenis aber ist gar kein Ballon nöthig, da der leichte Zug von selbst in die Tiefe hinabgeht. Eisen würde alles in den Abgrund werfen, denn Eisen kann so steil bergab nicht gebremst werden.

„Da Güterzüge der Schwere wegen nie über den Mont-Cenis gehen können, — den Reisenden ist nur leichtes Handgepäck gestattet — so mußte auch ein Weg durch den Mont-Cenis gebrochen werden. Dieser Weg, daran tausende von Arbeitern thätig sind, wird nach der Vollendung den Güterzügen dienen, während die leichte Fellbahn über den Mont-Cenis den Reisenden verbleibt. Wenn wir einmal über die „Wohnung des Schnees" (Himalaya) eine Bahn bauen, müssen wir den Deutschen folgen. Durch den Berg müssen die schweren Güterzüge als Eisenbahn und über den Berg die leichten Passagierzüge als Fellbahn gehen."

L. in Chicago.

Briefkasten.

Die aus Baiern uns zugegangenen 7 Gulden für Burgk und für Finnland sind von uns weiter befördert worden. — E. v. D. in H. Ihre begeisterte Lobrede auf Jensens Karin von Schweden ist gewiß höchst schmeichelhaft für den Verfasser, eignet sich aber doch nicht zum Abdruck in unserm Blatt. — Prof. H. in B. Wir nehmen gern Notiz von Ihrer Berichtigung, daß K. Brauns Universitätslehrer, Prof. K. F. Hermann von Marburg nach Göttingen (und nicht nach Leipzig, wo der berühmte Gottfried Hermann wirkte) berufen wurde. — P. W. in Sch. Ihr Wunsch soll in Erwägung gezogen werden. — G. in W. Leider ganz unausführbar.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

VI. Jahrgang. Ausgegeben am 23. October 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1869 bis dahin 1870. **1870 № 4.**

Kloster Roßdyk.

Novelle von **Hans Tharau.**

(Fortsetzung.)

VII.

Das Innere der kleinen Kirche bot den Fremden durchaus nichts Ungewöhnliches zur Betrachtung dar. Die Einrichtung war eine ganz einfache: alte geschnitzte Eichenbänke und in der Mitte des Schiffes ein schöner kupferner Rococokronleuchter bildeten die ganze Ausstattung, mit Ausnahme einer reichgestickten Altardecke und dazu passendem Teppich. Nach kurzem Aufenthalt schritt die Aebtissin in Begleitung ihrer Gäste die wenigen Stufen hinab, die in die Krypta führten. Elisabeth ging mit der Blendlaterne voraus und schloß die schwere eiserne Thüre auf; die andern folgten ihr mit jener schweigenden Ehrfurcht, von welcher man unwillkürlich bei dem Betreten einer Stätte des Todes ergriffen wird.

Ein feuchter Modergeruch drang ihnen entgegen, und der plötzliche Uebergang von dem hellen Sonnenschein draußen zu dem durch eine kleine Fensterluke kaum schwach erhellten Raum ließ sie im ersten Augenblicke nichts von ihrer Umgebung erkennen; doch bald gewöhnten sich die Augen an das matte Zwielicht, und die Laterne half ihnen sich zurechtzufinden.

Langsam gingen sie auf dem feuchten, sandigen Boden zwischen den Reihen steinerner Särge hindurch. Fast auf jedem war das adelige Wappen der Inhaberin angebracht; auf einigen lagen Figuren hingestreckt im Nonnengewande, andere waren mit Knäufen verziert, wieder andere ganz schlicht und glatt.

„Das ist also die letzte Ruhestätte der ersten Bewohnerinnen von Kloster Roßdyk!“ sagte Frau von Schwartzberg leise.

„Und hier liegt die irdische Hülle der frommen Markgräfin,“ setzte die Aebtissin hinzu, auf die entferntere Seite der Krypta zugehend.

Die Fremden nahten sich gleichfalls dem Sarge, der sich auf keine Weise von den anderen auszeichnete, als dadurch, daß er von denselben etwas abgesondert allein am Oberende des kleinen Raumes stand und daß mehrere halbverwelkte Kränze auf ihm lagen. Auch hier zeigte sich das Ebenbild der einstmaligen Stifterin des Klosters in Stein gehauen auf dem Deckel im Nonnenkleide, die Hände wie im Gebet gefaltet und zu ihren Füßen das Wappen ihres Hauses: eine Quelle aus einem Felsen entspringend mit dem Motto: „Più sepolta, più viva!“ (Je tiefer begraben, je lebendiger!)

Die beiden Damen und Herr von Schwartzberg beugten sich über den Sarg, um die Figur und das Wappen genau zu betrachten, Eugen von Horst aber blickte, hinter ihnen stehend, von der todten zu der lebenden Elisabeth auf, die mit hoch erhobenem Arme das Licht der Laterne scharf auf die Gruppe herabfallen ließ; sie wußte es nicht, daß der Schein zugleich auf ihr eigenes Gesicht zurückfiel und ihre Augen wie Diamanten leuchten machte.

„Die blühende Rose auf den Gräbern!“ sagte der junge Mann vor sich hin; da merkte er, wie Elisabeth plötzlich zusammenfuhr, als ob ein Frost sie durchriesele, so daß die Laterne in ihrer Hand schwankte; nach einem Moment war es auch schon vorüber, aber Eugen war an ihrer Seite. „Es friert Sie hier, Sie haben sich erkältet!“ sagte er dringlich, „Emmy, bitte, Deinen Shawl!“ fuhr er fort, sich an seine Schwester wendend, die vorhin ihr leichtes Sommertuch abgelegt und über den Arm gehängt hatte. Fräulein von Horst half selbst ihrem Bruder, dem widerstrebenden Mädchen das Tuch um die Schultern legen.

„Es ist ja nichts!“ sagte Elisabeth mit ihrem sonnigen Lächeln, „ich bin es so gewohnt, hierher zu kommen, denn ich erneuere so oft die Kränze dort. Ich habe mich gar nicht erkältet! — — —“

Es half ihr aber nichts, sie mußte sich einhüllen lassen, und bald darauf verließ die Gesellschaft die Krypta. Elisabeth blieb am Eingange zurück, um abzuschließen, die schwere, knarrende Thüre schien aber diesmal ihr Widerstand leisten zu wollen, doch wieder stand Eugen an ihrer Seite, und indem er ihr die Thüre ins Schloß ziehen half, berührten sich einen Augenblick ihre Hände.

„Wir werden die erste, sowie die zweite Elisabeth nie vergessen!“ sagte Emmy von Horst in herzlichem Tone; — sie war ein paar Schritte voraus gegangen und sah sich freundlich nach Elisabeth um; diese aber hob wie in stummer Frage die Augen zu Eugen

empor, und wieder traf sie sein schwermüthiger, träumerischer Blick, indem er wiederholte: „Nie!“

Die Aebtissin hatte mit Herrn und Frau von Schwartzberg die Kirche verlassen, und Elisabeth folgte ihnen mit dem Geschwisterpaare nach dem Klosterhof, wo man sich auf den Bänken unter den Kastanienbäumen niederließ. Die Aebtissin hatte entdeckt, daß ihre Gäste ihr viel über gemeinschaftliche Freunde berichten konnten, daß sie überhaupt viele gleiche Interessen mit ihr theilten, und Fräulein von Horst und ihr Bruder hatten wieder Elisabeth in Beschlag genommen und ließen sich von ihr allerlei über das Klosterleben erzählen. Ab und zu mußte diese sie auch verlassen, um die von ihrer Tante bestellten Erfrischungen auf den Tischen zu ordnen und den Gästen anzubieten. Auch Fräulein Adelgunde war indessen in elegantester Toilette erschienen und hatte bei der gegenseitigen Vorstellung zu ihrer nicht geringen Befriedigung wahrgenommen, daß sie es hier doch nicht mit zwei jungen Ehepaaren zu thun habe.

Mit ihrer gewohnten Geschicklichkeit hatte sie sich Eugen von Horst grade gegenüber zu setzen gewußt und bombardirte ihn mit naiven Fragen und zarten Aufmerksamkeiten. Die ihm eigene Ritterlichkeit erlaubte ihm nicht, anders als höflich, wenn auch ernst und kurz, dem zuvorkommenden Fräulein zu entgegnen, bis seine Schwester, die ihn eine Zeitlang mit schelmischen Augen beobachtet hatte, sich doch seiner erbarmte und Antheil an der Conversation nahm.

Mit einem dankbaren Blick auf Emmy wandte sich der Bruder wieder an Elisabeth und erzählte dieser nun seinerseits von der Reise mit seinen Geschwistern, von den Eindrücken, die sie empfangen u. s. w., und wußte seine Zuhörerin so zu fesseln und zugleich sie auf eine so natürliche Weise in das Gespräch zu ziehen, daß beiden die Zeit wie im Fluge entschwand.

Plötzlich wurde ihre Unterredung durch Kastor und Pollux unterbrochen, die, in großen Sätzen über den Klosterhof eilend, grade auf Elisabeth losstürmten; Kastor warf sich zu ihren Füßen nieder und blickte wedelnd zu ihr auf, Pollux aber sprang an ihrem Stuhle in die Höhe und legte seinen großen Kopf auf ihre Schulter; ein reizendes Bild! und Bruder und Schwester tauschten einen raschen Blick der Bewunderung aus, der dem beobachtenden Fräulein von Nordenstern nicht entging. „Nun, da kommt natürlich auch Herr Normann!“ sagte sie spitz und fügte, zu Emmy von Horst sich wendend, in leiserem Tone hinzu: „Unser Verwalter — aber ein ganz gebildeter, vortrefflicher junger Mann!“ sie lächelte dabei vertraulich und warf einen vielsagenden Blick auf Elisabeth. Die Worte waren aber, ob mit oder ohne Absicht, nicht so leise gesprochen worden, daß Elisabeth sowohl wie Eugen sie nicht vernommen hätten, auch der sie begleitende Blick war beiden nicht entgangen, und über Eugens edle Züge, die sich im Gespräch mit Elisabeth wunderbar erheitert hatten, zog ein fast schmerzlicher Schatten.

Elisabeth aber war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um auf ihn zu achten. Wie mit Purpur übergossen saß sie da, die Augen, nach einem erschrockenen Blick auf Fräulein von Nordenstern auf die Erde gesenkt, die Hände wie abwehrend gegen Pollux und seine Liebkosungen gewendet. Der giftige Blick war ihr wie ein Dolchstoß durch die Seele gegangen, und mit Blitzesschnelle verstand sie seine Bedeutung. Wie ein Blindgewesener durch zu plötzliche Erlangung der Sehkraft von dem ungewohnten Lichtstrahl schmerzlich berührt wird, so zuckte Elisabeth innerlich zusammen vor den neuen allzu mächtigen Gefühlen, die auf sie einstürmten; sie mußte sich Gewalt anthun, ruhig an ihrem Platze zu bleiben, und es war ihr, als müßten die andern alle das Klopfen ihres Herzens vernehmen.

Nichts weniger als erwünscht war ihr das Erscheinen Normanns, wenn dasselbe auch insofern ihr eine Erleichterung brachte, daß, indem die Aebtissin mit ihrer gewohnten Freundlichkeit ihn mit ihren Gästen bekannt machte und die Herren sich mit ihm unterhielten, sie Zeit gewann, äußerlich wenigstens eine gewisse Fassung zu erreichen. Sie stand auf und suchte sich am Tische zu beschäftigen, indem sie die auf demselben befindlichen Gegenstände scheinbar ordnete; dabei aber beobachtete sie mit einem durch ihre Erregung gesteigerten Scharfsinne, was um sie her geschah. Sie bemerkte, wie Fräulein Adelgunde sich an Frau von Schwartzberg gewendet hatte, doch ohne die Herren aus den Augen zu verlieren, die sie mehrmals, wenn auch mit geringem Erfolge, in das Gespräch zu ziehen versuchte. Die Aebtissin unterhielt sich mit Emmy von Horst. Herr von Schwartzberg sprach lebhaft mit Normann, und auch Eugen stand ihnen nahe, obgleich er wenig Antheil an der Unterredung nahm. Welches junge Mädchen hätte sich in einem gleichen Falle nicht bewogen gefühlt, Vergleiche anzustellen? Daß Elisabeth es that, verstand sich unter den angegebenen Umständen von selbst; sie wagte es allerdings nur verstohlen und flüchtig aufzuschauen, doch war es ihr, als schlösse jeder Blick ihr eine neue Welt auf, eine Welt der Selbsterkenntniß und des Verständnisses anderer.

Sie hatte es bis heute kaum bemerkt, daß der Verwalter ein so angenehmes Aeußere habe, und wirklich brauchte das jugendfrische, leicht gebräunte Gesicht mit den treuherzigen Augen, die breite, kräftige Gestalt, keinen Vergleich zu scheuen, und doch, wie ganz anders pochte das Herz der jungen Beobachterin, als sie von ihm weg auf Eugen von Horst blickte. Den Vortheil der Jugendlichkeit besaß Normann allerdings, Eugen war, wie gesagt, über das Jünglingsalter hinaus; aber die edle Männlichkeit seiner Erscheinung, der leichte Anhauch von Schwermuth auf dem schönen Gesicht — alles zusammengenommen machte ihn zur Verkörperung jenes Ideals, welches Elisabeth wohl in manchem wachen Traume vorgeschwebt. Wäre ihr Shakespeare näher bekannt gewesen, so hätte sie vielleicht in dem so oft angeführten Worte des großen Dichters am besten ihre Empfindungen in Bezug auf Eugen ausgedrückt gefunden: „Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem, ich werde nimmer seines Gleichen sehn!“ — So aber wußte sie nur, daß eine ihr bis dahin ganz fremde Erregung sie ergriffen hatte, daß sie nicht mehr dieselbe war wie heute morgen. Doch nur wenige Augenblicke konnte sie den eigenen Gedanken nachgehen, wenn auch bei ihr, wie bei so manchem, ein einziger Moment genügte, um entscheidend in das ganze spätere Leben einzugreifen.

Normann trat, wie immer, mit seinem heiteren, offenen Blick zu ihr hin. „Ich habe Sie den ganzen Tag nicht gesehen, Fräulein Elisabeth,“ sagte er freundlich. Warum mußten die einfachen Worte Elisabeth so unangenehm berühren, wenn nicht in dem Bewußtsein, daß auch die Fremden sie gehört? und das „Fräulein Elisabeth“ klang heute so fremd und zudringlich, und hatte sie doch selbst vor mehreren Monaten dem Verwalter fröhlich beigestimmt, als er ihr erklärte, daß er sich durchaus diese Anrede erlauben müsse, um doch einen kleinen Unterschied zwischen ihr und allen den andern „gnädigen Fräulein“ zu machen! Doch wir sagten es ja, Elisabeth war nicht mehr dieselbe, und in einem derartigen Uebergangszustande, in einem Moment inneren Kampfes, kann auch das gleichmäßigste Temperament aus den Fugen gehen, ohne daß man darum ein Recht hätte, ein allzustrenges Urtheil zu fällen. Elisabeth war ja nur ein noch nichtzwanzigjähriges, unerfahrenes Mädchen, und wenn sie an diesem Wendepunkte ihres ganzen Seins, sich nicht wie eine classische Heldin benimmt, die ohne Zucken sich den Dolch ins Herz drückt, so wollen wir lieber mitleidsvoll als tadelnd auf sie blicken, das Leben bringt der Kämpfe viele, und nur das wiederholte Ringen stählt den Arm.

Elisabeth also warf den Kopf etwas stolz zurück, ähnlich wie damals bei ihrem ersten Zusammentreffen mit Normann auf dem Berge; wohl selten hatte der Verwalter seitdem die kleinen Nasenlöcher so weit geöffnet gesehen, und mit der kalten Bemerkung: „Ich bin heute nicht spazieren gegangen!“ ließ sie ihn stehen und ging an ihm vorüber, auf die Damen zu. Diese hatten, im Gespräch vertieft, an welchem auch Herr von Schwartzberg jetzt theilnahm, die kleine Scene nicht bemerkt; wohl aber Eugen, und wäre Elisabeth nicht zu verwirrt gewesen, hätte es ihr nicht entgehen können, wie die tiefen Augen freudig aufleuchteten; so hörte sie nur, wie er sagte:

„Meine Schwester mahnt mich, daß es leider bald Zeit zum Aufbruch sein wird, die Sonne wird bald untergehen, und wir haben noch eine ziemlich lange Fahrt vor uns.“

„Da müssen Sie doch erst unser Kloster in Augenschein nehmen,“ unterbrach ihn die Aebtissin, die seine Worte überhört hatte.

„Darum wollten wir gerade bitten“ sagte Emmy von Horst, sich erhebend.

„Begleiten Sie uns, Herr Normann?“ sagte die Aebtissin gütig, sich an diesen wendend, „Sie könnten dann zugleich unsern Gästen die Honneurs Ihres Regierungsbezirkes machen!“ setzte sie lächelnd hinzu.

Der Verwalter stand noch immer auf demselben Flecke, wo Eli-

fabeth ihn verlassen. Eine dunkle Röthe, die bei ihren Worten ihm bis an die Haarwurzeln gestiegen, war einer bei ihm ungewöhnlichen Blässe gewichen. Bei der Anrede der Aebtissin schien er wie aus tiefen Gedanken zu erwachen, und, sich Gewalt anthuend, erwiderte er etwas von „Unmöglichkeit" und „dringenden Geschäften" und empfahl sich mit kurzem Gruß. Die Aebtissin blickte ihm einen Moment erstaunt nach und führte dann die Fremden nach dem Kloster, Elisabeth aber athmete erleichtert auf, als sie ihn mit raschem Schritte durch den Klosterhof und über die Brücke hinausgehen sah, die Hunde hinter ihm her. Sie selbst wurde jetzt viel ruhiger und konnte wieder ohne Zerstreutheit an der Unterhaltung der Fremden theilnehmen; sie bemerkte nun auch, wie mancher Kopf sich an den Fenstern blicken ließ, um den ungewohnten Anblick der fremden Gesichter zu genießen, und sie beobachtete sogar mit schalkhaftem Lächeln, wie Fräulein Adelgunde, neben Eugen dahinschwebend, eine belebte Conversation mit ihm zu erhalten suchte und dabei von Zeit zu Zeit siegesgewisse Blicke zu den Zuschauerinnen an den Fenstern hinaufgleiten ließ.

Nachdem die inneren Räume des Klosters, insofern diese nicht Privatwohnungen waren, den Gästen gezeigt worden und sie in dem Zimmer der Aebtissin deren alte schöne Möbel bewundert, für welche diese eine besondere Vorliebe besaß, ging man noch ein paar Mal langsam im Gärtchen der Aebtissin auf und nieder; es schien allen schwer zu werden, sich zum Abschied zu entschließen; der Kutscher hatte längst wieder angespannt und knallte drüben, jenseits der Brücke, mit der Peitsche. Noch einmal war es Emmy von Horst gelungen, auf einen flehenden Blick ihres Bruders, ihn von Fräulein Adelgunde zu befreien, und er war einen Augenblick mit Elisabeth hinter den andern zurückgeblieben, und endlich bei der kleinen Laube wilden Weines, die wir bereits kennen, neben ihr stehen geblieben. Beide schwiegen; Elisabeth hatte die Augen niedergeschlagen und ihre wechselnde Farbe ließ es erkennen, wie sie die peinliche Stille zu unterbrechen wünsche, ohne es zu vermögen. Da fiel ihr Blick auf Eugens grauen Reisehut, den er abgenommen und in der Hand hielt und auf welchem ein kleines Bouquet frischer Eriken befestigt war.

„Das ist meine Lieblingsblume," sagte sie, „sie blüht sehr früh dieses Jahr," und dann wurde sie verlegen und stockte und wünschte, sie hätte es nicht gesagt.

„Dies ist auch ein sehr schönes Exemplar der Erika Montana," sagte Eugen, „ich fand sie an einer besonders geschützten Stelle, heute morgen, bei einer Bergpartie. Darf ich Ihnen eine der Blumen anbieten?" frug er, indem er dieselben vom Hute löste, „Sie sehen, es sind nur zwei vollständig erblüht, und die eine muß ich behalten, zur Erinnerung an den schönsten Tag meines Lebens!" Er reichte Elisabeth die Blume hin und ergriff dabei ihre Hand, sie an seine Lippen führend.

Da hörten sie eilende Schritte, und Herr von Schwartzberg kam auf sie zu. „Eugen, es ist die höchste Zeit!" rief er, „wir müssen fort! Sie machen uns den Abschied schwer, gnädiges Fräulein," setzte er hinzu, sich an Elisabeth wendend, „und erwarteten uns nicht unsere Verwandten heute Abend so bestimmt in M., wir hätten der freundlichen Aufforderung der Frau Aebtissin, hier zu übernachten, nicht widerstehen können, so aber geht es leider nicht."

Und noch vieles andere sagte der lebendige Herr, von den schönen Erinnerungen, die sie mit sich nähmen in die Ferne, von ihrem Wunsche, daß die Damen auch sie in freundlichem Andenken behalten möchten, Elisabeth ging mechanisch neben ihm her, auf den Wagen zu, wo die Damen eben herzlichen Abschied von der Aebtissin nahmen; sie fühlte nur die Gegenwart jener zweiten Gestalt, die an ihrer anderen Seite ging. Und nun schloß Emmy von Horst sie liebreich in die Arme, und Frau von Schwartzberg küßte sie mit freundlichem Abschiedswort, und Herr von Schwartzberg empfahl sich ihrer Tante und ihr und drängte die Damen und scherzte mit dem Kutscher und wollte seinen Schwager vor sich in den Wagen schieben, dieser aber schüttelte ihn ab und sagte, er würde sich auf den Bock setzen. Und wieder fühlte Elisabeth ihre Hand ergriffen, diesmal aber nicht geküßt, nur ein langer, fester Händedruck und die kaum vernehmbaren Worte: „Gott schütze meine Erika!" und fort rollte der Wagen, und Elisabeth schaute ihm nach, in den lauen Sommerabend hinein, bis die Stimmen ihrer Tante sie ins Leben zurückrief, daß sie zusammenfuhr und sich wunderte, wie die Mücken noch so fröhlich tanzen konnten und die Schwalben schwirrend das Klosterdach umkreisen, da es doch plötzlich so grau und farblos geworden um sie her.

VIII.

„Wie geht es ihr heute morgen?" frug mit besorgtem Blick der Verwalter, mehrere Wochen nach dem im vorigen Capitel berichteten Ereignisse. Er stand an der Schwelle der Wohnstube der Aebtissin und hielt die halbgeöffnete Glasthüre in der Hand. Die in gehobenem Tone gesprochenen Worte lenken aber unsere Aufmerksamkeit darauf, daß es nicht die Aebtissin, sondern Fräulein von Kassel ist, die er anredet. Diese wohlbeleibte Dame ist es auch, die ihm, gutmüthig nickend, gegenüber steht. „Na, Gott sei Dank!" sagte sie kräftig, „nun sind wir über den Berg! die Nacht ist sehr gut gewesen, und der Doctor, der eben hier war, sagt, der Zustand sei ganz befriedigend und wir könnten außer Sorge sein. Schwach ist sie noch immer sehr, das arme Elisabethchen, doch das wird sich schon machen; aber, bester Normann, Sie sehen ja selbst ganz miserabel aus! ich werde doch keinen zweiten Patienten bekommen? — was sagen Sie? Sie wären ganz gesund? Glaube ich Ihnen nicht! Ich weiß auch, was Ihnen fehlt; seien Sie ruhig, ich schicke Ihnen nachher von meinen Tropfen hinüber, davon sechs auf einen halben Löffel Wasser —"

Ueber Normanns Gesicht war, während sie sprach, ein Ausdruck unsäglicher Erleichterung gezogen, und er hatte hoch aufgeathmet, aber ein tiefer Ernst war trotzdem von den sonst so heitern Zügen nicht gewichen; jetzt aber spielte doch etwas von seinem alten Lächeln um seine Lippen: „Danke verbindlichst, gnädiges Fräulein," erwiderte er, „wenn Sie erlauben, so bitte ich ein anderes Mal um die schätzbare Arznei, es wäre doch schade, das Lebenselexir des seligen Hofrath Berg an einen Kerngesunden zu vergeuden; aber sagen Sie mir, bitte, noch —" — „I was! kerngesund — gehen Sie mir weg!" unterbrach ihn die alte Dame, „das verstehe ich besser," sie drohte ihm dabei mit dem Finger, „aber ich kann jetzt nicht mehr mit Ihnen schwätzen, ich muß hinauf und die Brunneck ablösen, die soll ein wenig ruhen, und — unter uns gesagt — das Kind hat mich immer am liebsten um sich. Soll ich sie vielleicht von Ihnen grüßen?" Eine dunkle Röthe überzog das Gesicht des Verwalters. „Nein — ja — nein — es ist doch besser nicht — es könnte sie aufregen," stotterte er endlich. — „Wie? — was? — nein?" rief Fräulein von Kassel dazwischen, „aufregen? sagen Sie? — Sie? — na, du liebe Zeit — soll mir doch einer sagen, was das bedeuten soll!" und als Normann sich eiligst empfahl, fuhr sie kopfschüttelnd fort: „Schlimmes Symptom! sehr schlimmes Symptom!" — Als sie aber, eine halbe Stunde später, an Elisabeths Bett saß, sagte sie plötzlich: „Na, der Normann hat sich auch oft nach Dir erkundigt und läßt Dich schön grüßen; das heißt eigentlich nicht, denn er meinte, es würde Dich zu sehr aufregen, das sehe ich aber nun doch nicht ein!" Doch als Elisabeth ihr keine Antwort gab, und eine jähe Röthe auch ihre bleichen Wangen färbte, wurde das sonst so wortreiche Fräulein ganz starr und stumm vor Entsetzen und murmelte nur leise in sich hinein; „Na, da haben wir die Bescheerung!" und den ganzen Tag über blieb sie ungewöhnlich schweigsam und in sich gekehrt.

Elisabeth war in der Nacht nach jenem Besuch der Fremden plötzlich, [illegible] an einem heftigen [illegible] erkrankt, deren [illegible] — darin [illegible] erhitzt [illegible] hatte, und die [illegible] machte sich die größten Vorwürfe, [illegible] dies zugr[illegible] und so [illegible] ganz [illegible] ihrer ge[illegible] Allein, [illegible] alle anderen Symptome [illegible] das Fieb[illegible] Mädchen [illegible] lich, nach [illegible] des Arztes, [illegible] getreten. [illegible] vorüber [illegible]

Schön Elsabeth

von

Wilhelm Jensen.

Schön Elsabeths Traum.

Was schaut aus dem grünen Gezweige so grau?
Das ist das Mühlendach tief an der Au.

Was blitzt aus dem grauen Gestänge so licht?
Das ist schön Elsabeths süßes Gesicht.

Es stehen die Berge im Frühsommerkranz,
Und drüber liegt schweigender Mittagsglanz.

Eichkätzchen im Moose, Nußhäher im Baum,
Sie stören nicht schön Elsabeths Traum.

Die Glocken, so ferne daher von der Stadt,
Sie klingen wie Singen aus Blume und Blatt.

Großäugig das Reh vom Waldessaum,
Geheimnißvoll schaut's in schön Elsabeths Traum.

Nur unter den Erlen im feuchten Grund,
Da murmeln die Wasser mit heimlichem Mund.

Sie schwimmen heran und sie klimmen herauf —
Doch das Rad ist heut müde vom nächtlichen Lauf.

Sie wallen herauf und sie fallen daher —
Doch das Rad will auch träumen, es dreht sich nicht mehr.



Und [illegible]
Die Wasser [illegible] Elsabeths Traum.

Sie können nicht träumen, [illegible] Ruh.
Sie rauschen in Sehnsucht dem [illegible] zu.

Schön Elsbeth, [illegible] noch so hell,
[illegible] aus [illegible]

Der Wanderbursch.

Wer wandert daher durch die Mittagsglut,
Staub über den Füßen und Staub auf dem Hut?

Nur die Augen, sie tragen nicht Staub auf dem Blau,
Sie schauen von weitem das Dach an der Au.

Nur Staub liegt nicht auf dem rothen Mund,
Ein Lächeln liegt drauf wie aus heimlichem Grund.

Gott grüß dich, schön Elsbeth, schön Elsbeth wach auf,
Das Rad an der Mühle vergißt seinen Lauf. —

Schön Elsabeth reibt sich die Augen wohl hell:
Ei grüße dich Gott, du Müllersgesell!



Meine Brüder sind fort, mit dem Vater zur Stadt,
Und weil ich allein bin, drum stocket das Rad.

Denn der junge König wird morgen alldort
Gekrönt, und zu schauen es, gingen sie fort. —

Und wolltest du denn nicht mit ihnen gehn,
Den jungen König nicht selber du sehn? —

Ei fremder Geselle, wie könnt' ich denn gehn!
Bis Mitternacht sollen die Räder sich drehn.

Meine Brüder sind fort und der Vater dazu,
Wer brächte, als ich, denn das Rad aus der Ruh? —

Und fürchtest du nicht um Mitternacht,
Schön Elsbeth, daß Kobold und Nix erwacht? —

Ich fürchte mich wohl vor dem Mittagsgesicht,
Um Mitternacht fürcht' ich die Kobolde nicht. —

Sag an, schön Elsabeth, ist es dir recht,
So will ich bis morgen dir dienen als Knecht. —

Ach feiner Gesell, deine Hand ist so zart,
Sie will mir nicht dünken nach Müllerart.

Deine Hand ist so fein, deine Wimper so rein,
Sie würde ja trüb, käm' Mehlstaub hinein.

Und wenn ich zum Knecht gedungen dich hätt',
Was zahlte zum Lohne dir Elsabeth? —

Einen Kuß, einen Kuß um Mitternacht!
Nur Einen, wenn ich meine Arbeit vollbracht.

Und werd' dann morgen zur Stadt ich gehn,
Ohne Neid werd' den König krönen ich sehn.

Um Mitternacht.

Was schaut aus dem dunklen Gezweige so hell?
Vom Monde beglänzt liegt das Mühlengestell.



Der fremde Geselle, er arbeitet gut,
Er schüttet das Korn und er dämmet die Flut.

Nun löst er das Rad, nun dreht sich der Stein,
Nun draußen mit Sausen die Wasser hinein.

Die silbernen Funken, sie sprühn durch die Nacht,
Im Moos und im Baum sind die Stimmen erwacht.

Kein Läuten mehr tönt, und ein Laut ist es kaum,
Nur ein Weben und Schweben am Waldessaum. —

Schön Elsbeth, die Elfen, sie tanzen ums Haus,
Du fürchtest ja nicht sie, so komm nun heraus!

Schön Elsbeth, vorüber ist Mitternacht schon,
Gethan ist die Arbeit, nun bring meinen Lohn. —

Willst warten du nicht, bis der Vater gekehrt?
Deine Arbeit ist besseren Lohnes wohl werth. —

Ich will, den bedungen ich habe den Lohn,
Und willst du nicht zahlen, so laß mich davon. —

Mein Herz klopft zu sehr — verweile doch noch —
Es fürchtet vor Nix und vor Kobold sich doch.

Ach, lieber Gesell, gib bis morgen mir Frist,
Bis wieder die Sonn' am Himmel ist! —

Ich geb' dir nicht Frist eine einzige Stund',
Oder falsch gilt dein Wort mir und treulos dein Mund. —

Schön Elsabeth steht im Mondenlicht,
Sie schaut in die Wasser und regt sich nicht.

Auf kreiset das Rad und niederwärts,
So kreist ihr in Angst und in Wonne das Herz.

Ich kann ihn nicht geben, so nimm dir den Lohn —
Umschlingen hatten die Arme sie schon.

Ach, lieber Geselle, du nimmst dir zu viel —
— Die Wasser, sie müssen ja fort bis ans Ziel —

Ach, lieber Geselle, was küssest doch du —
— Die Wasser, sie finden im Meere erst Ruh.

Schön Elsbeth, was pocht dein Gewand doch so sehr,
Als wollte mit ihnen dein Herz bis ans Meer?

Was pocht doch so laut es in Wonne und Schmerz,
Schön Elsbeth, als wäre das Meer mein Herz!

Das Mittagsgesicht.

Was flammen die Straßen in Purpur und Gold,
Darinnen wie Wasser es rinnet und rollt?



Hinauf und hinab, wie ein rastloses Rad,
Viel tausend Menschen durchwogen die Stadt.

Jungfräulein gar viele vom edelsten Blut,
Und die Sonne steht hoch in der Mittagsglut.

Doch unter dem Maien- und Blumennetz,
Da gaffen die Brüder schön Elsabeths.

Die Brüder, der Vater mit silbernem Bart,
Sie stehen und gaffen nach Müllerart.

Nun läuft's durch die Menge wie Windeshauch,
Nun dreht ihre Augen hinüber es auch.

Da taucht's aus den Köpfen wie Mittagsgesicht —
Sie gaffen und starren und glauben es nicht.

Auf weißem Zelter, in weißem Gewand —
Das süße Gesicht scheint den Brüdern bekannt.

Und über den Locken das goldene Band,
Und die weiße Hand in des Königs Hand — — —

Den Alten im Bart übergrauet's dabei —
Da bricht's aus der Menge mit jauchzendem Schrei,

Da jubeln die Glocken vom Thurm es laut:
Schön Elsabeth ist unseres Königs Braut!

Wie wogende Welle verklingt's und verhallt,
Sie tragen's wie Echo hinüber zum Wald.

Es zieht durch die Wipfel im Glockengeläut:
Schön Elsabeth wird unsre Königin heut!

Tief drunten im Thal noch, so fern von der Stadt,
Ein Klingen wie Singen aus Blume und Blatt:

Und ob auch verlassen die Mühle heut steht,
Mit goldenen Funken das Rad doch sich dreht.

Es wallen und fallen die Wasser hinein —
Schön Elsbeth vergaß es im Mondenschein.

Schön Elsabeth denket im Sonnenlicht:
Die Wasser, die Wasser, sie rasten ja nicht —

Sie müssen in Sehnsucht, sie haben nicht Ruh,
Dem Meere, dem Meere der Liebe zu.

Zur Charakteristik der merkwürdigsten Gifte.

Von **Dr. Dyrenfurth.**

Schon die graueste Vorzeit muß mit den Naturkörpern, welche das Menschenleben zu zerstören vermögen, nicht unbekannt gewesen sein. Nach der griechischen Götterlehre wirft Dejanira ihrem Gemahl Herkules in dem Wahn, sich dadurch seine Treue zu sichern, das vergiftete Nessusgewand um; alsbald ergreifen ihn wüthende Schmerzen, er fühlt es, wie Glut in den Eingeweiden, und fleht um den erlösenden Flammentod auf dem Berg Oeta. Im trojanischen Krieg tödtet Philoktet mit einem in das Blut der lernäischen Schlange getauchten Pfeil den Paris. Medea erlernt von ihrer Mutter Hekate die Bereitung höllischer Zaubertränke. Mit solchen hilft sie ihrem Geliebten Jason, den feuerschnaubenden Drachen, welcher das goldene Vließ bewacht, einschläfern und den Schatz erbeuten. Später von ihrem Gemahl verstoßen, sendet sie im Grimm ihrer Nebenbuhlerin Kreusa todbringende Geschenke: ein Gewand und ein Diadem, die sie mit Gift bestrichen.

Wir treten ins geschichtliche Zeitalter. In Athen ist der Schierlingsbecher eine Staatseinrichtung, er vertritt die Stelle unseres Richtbeils; Sokrates muß ihn leeren, weil er die Götter geleugnet. Hannibal tödtet sich, um nicht den Römern in die Hände zu fallen, durch Gift, das er zu dem Zwecke in einem Fingerring schon lange bei sich getragen. Mithridates der Große, König von Pontus, hatte die Giftlehre zu einem besondern Studium gemacht und auch ein Werk darüber geschrieben; er gewöhnte sich an die heftigsten Mittel durch immer steigende Gaben, um sein Leben gegen hinterlistige Anschläge zu schützen. Nur zu gut krönte der Erfolg sein Bemühen; denn als er, im Jahre 64 vor Chr. von Pompejus geschlagen, durch eingenommenes Gift der Gefangenschaft entgehen wollte, da versagte das letztere, und er mußte einen Soldaten bitten, ihn zu erstechen. Aus der römischen Kaiserzeit, wohl der entartetsten Epoche des Menschengeschlechts, tritt uns die furchtbare Gestalt der Locusta entgegen. Eine Meisterin in der Kunst des Giftmischens, spielt sie mit dem Leben ihrer Opfer und sendet sie nach dem Belieben ihres hohen Gönners, des Kaisers Nero, in raschen oder langsamen Tod.

Wie im Alterthum, so nimmt auch im Mittelalter bis in die Neuzeit hinein Italien den traurigen Ruhm für sich in Anspruch, den Giftmord als System betrieben zu haben. Der teuflischen Toffana hat man mehr als 600 Vergiftungen mit dem nach ihr benannten Wasser nachgerechnet. Die venetianische Republik schloß besondere Contracte mit soliden Giftmischern, um ihr mißliebige Persönlichkeiten auf dem kürzesten Wege unschädlich zu machen. Im Rathe der Zehn wurden die betreffenden Anträge gestellt und nach Stimmenmehrheit darüber entschieden. Für diese subtilen Angelegenheiten legte der Rath ein besonderes Buch: die Secreta secretissima (geheimste Geheimnisse) an, wobei die Randglosse: factum (gemacht) die Sache lakonisch als erledigt bezeichnet.

Doch nicht blos die Machthaber von Republiken haben dem Giftmord gefröhnt; er hat auch auf Königsthronen und auf Papststühlen sein scheußliches Scepter geschwungen. Die herrschsüchtige Königin Katharina von Medici, die Urheberin der Bartholomäusnacht, soll dem langen und tödtlichen Siechthum ihres Sohnes Karls IX nicht fern gestanden haben. Auch erzählt man, sie habe sich den Hochgenuß bereitet, Damen, denen sie aus irgend einem Grunde übelwollte, durch das Geschenk vergifteter Handschuhe überaus schnell bei Seite zu schaffen. Die Mitglieder der Familie Borgia — ihr Haupt saß als Alexander IV auf dem päpstlichen Thron — waren lauter Virtuosen des Giftes.

Der glanzvolle Despotismus des von seinen Schmeichlern der Große genannten Ludwig XIV von Frankreich verdeckte einen Sumpf von Sittenfäulniß, eine entsetzliche Auflösung der Gesellschaft in ihren höheren Klassen; heimlicher und offener Mord waren an der Tagesordnung; die nächsten Blutsverwandten trachteten einander nach dem Leben. Von allen diesen Ungeheuern hat sich die Marquise von Brinvilliers unstreitig am meisten hervorgethan. Auch die Voisin, die wahrsagende Giftmischerin, hatte sich eines großen Zudrangs zu erfreuen. Der Giftmord war förmlich zur Mode geworden.

Auch das neunzehnte Jahrhundert führt uns in eine lange düstere Galerie von Giftverbrechen. Bringt uns nicht jedes Jahr seinen großartigen spannenden Giftproceß, ja manches deren mehrere? Kaum haben sich die Kerkerpforten hinter Graf Chorinsky und Julie von Ebergenyi geschlossen, als schon die Kunde von den gattenmordenden Hyänen von Marseille zu uns gelangt. Frau Fanny Lambert, die sich zugleich mit Wahrsagen, Kräuterverkauf und Kurpfuschen abgibt, befreit — dies ist ihr Hauptmetier — Frauen von ihren Männern, wenn sie deren überdrüssig geworden sind. Preis: je nach Stand und Vermögen, 10 bis 4000 Francs. Genau zu gleicher Zeit, als Frau Lambert und ihre Mitschuldigen in Frankreich, stand in Genf die scheinheilige Mörderin Marie Jeanneret vor dem Schwurgericht; als Krankenpflegerin hatte sie sich durch unermüdliche Sorgfalt und Hingebung einen Ruf verschafft, und mehrere der ihr anvertrauten Kranken in den Jahren 1867 und 1868 mit Atropin, Morphium und Laudanum vergiftet; die Zahl der durch sie Hingeopferten wird auf 9 angegeben.

Ein noch entsetzlicheres Schauspiel bietet sich uns dar, wenn die Hüter der Gesundheit, wenn diejenigen, denen die Gesellschaft ihr Leben anvertraut, ihr hohes Amt zum Mörderhandwerk herabwürdigen! Haben doch innerhalb eines Zeitraums von noch nicht 10 Jahren die Geschwornen über drei Aerzte zu Gericht gesessen: den Engländer Palmer, der seinen Freund Cook mit Strychnin, den Franzosen Couty de la Pommerais, der seine Freundin — nachdem er ihr Leben in Versicherungsanstalten mit über 400,000 Franken eingekauft hatte — mit Digitalin vergiftete, und den Schweizer Demme, der sich mit der Ehefrau des Spediteurs Trümpy verband, um denselben durch Gift zu tödten!

Wozu aber reißen wir den Schleier von diesen Abgründen der menschlichen Seele? Geschieht es, um die Sinne zu kitzeln, die sich unter geheimem Schauder an allem Gräßlichen laben, an dem Laster und an dem strafenden Blutgerüst? Uns leitet nur der ernste Zweck der Belehrung und Warnung. Wissen ist

Macht, auch in Sachen der Gesundheit. Wissen schützt vor Gefahren, in welchen der Fuß des Unkundigen strauchelt. Wie oft lesen wir von Unglücksfällen, entstanden durch Einathmen von Kohlenoxyd, den Genuß von giftigen Pilzen, von Grünspan, Tollkirschenfrüchten, durch Verwechselung von Rattengift mit Zucker oder Mehl, durch arsenikhaltige Kleider und Tapeten; wir hören von Kindern, die gestorben sind, nachdem sie bittere Mandeln gegessen, oder von einer Mohnköpfeabkochung getrunken, die man ihnen zur Beruhigung verabreicht hatte! Jedermann sollte wenigstens die gäng und gäben Vergiftungen und die dabei erforderlichen ersten Maßregeln kennen. Wer die Wirkungsweise der verbreitetsten Gifte und die schleunigsten Gegenmittel nicht kennt, wird eintretenden Falles rathlos dastehen. Welche Rolle aber das Gift in unserer Zeit spielt, zeigt sich darin, daß z. B. in Großbrittannien allein in den Jahren 1837 und 1838 sich 544 Todesfälle durch Gift zugetragen haben, und daß in demselben Staat in jedem der Jahre 1848 bis 1853 zwischen 500 bis 600 Vergiftungen amtlich festgestellt worden sind; wie viele mögen sich aber der öffentlichen Kenntniß entzogen haben!

So däucht es uns denn keine undankbare Aufgabe, dem Leser die wichtigsten Gifte nach ihrer Eigenthümlichkeit und Wirkungsart vorzuführen.

I. Der Arsenik.

Der *Arsenik*, dieses große Heilmittel und furchtbare Gift, findet sich in der Natur nicht eben stark verbreitet vor. In *Deutschland* wird auf Arsenik gearbeitet im Harz, in Schlesien, im sächsischen und böhmischen Erzgebirge. Sein Betrieb ist aber so unerheblich, daß er im Jahre 1854 im ganzen preußischen Staat nur 27 Arbeiter beschäftigte, von welchen 1647 Centner Arsenikfabrikate im Werth von kaum 7000 Thalern ausgebeutet wurden. So dürftig seine bergmännische, so mannigfaltig ist noch seine gewerbliche Bedeutung, obwohl dieselbe doch glücklicherweise von Jahr zu Jahr herabgeht. Man bedient sich seiner bei der Schrotgießerei — 100 Pfund Schrot enthalten ein halbes Pfund Arsenik —, beim Kattundrucken zur sogenannten Opermentküpe und in den Glashütten zur Reinigung des Glases von Kohlen und Eisentheilen. Um Neusilber darzustellen, muß ein Hauptbestandtheil desselben, der Nickel, zuvor aus seiner Verbindung mit Arsen gelöst werden. Der Naturfreund braucht ihn zum Ausstopfen der Thierbälge, der Kammerjäger zum Vertilgen des Ungeziefers, er ist in unserm Fliegenpapiere anwesend — was nützen aber dessen warnende drei Kreuze, wenn es hernach achtlos allen Zufällen der Wirthschaftsabgänge preisgegeben wird? Auch der Feuerwerker benutzt ihn als rothen Schwefelarsen (Realgar) für seine weißleuchtenden Flammen.

Mit der Fabrication der heutzutage so allgemein verbreiteten *Anilinfarben* hat neuerdings auch der Arsenikbetrieb wieder einen lebhaften Aufschwung genommen, so daß jetzt z. B. in *Freiberg* den Bestellungen auf Arsenik kaum genügt werden kann. Das *Anilin* ist ein Stoff, der aus den leichter siedenden Theilen des Steinkohlentheers gewonnen und mit Hilfe von Arsenik- und Quecksilberverbindungen zur Darstellung einer Anzahl höchst lebhafter und dauernder rother, blauer, violetter und Purpurfarben verarbeitet wird. Allbekannt sind: das Fuchsin, das Magenta-, Solferino-, Lyoner Roth, das Violet de Parme, das Anilinblau, das Cyanin und Mühlhäuser Blau. Zwar färbt man jetzt auch Confitüren und Liqueure mit — häufig nur angeblichem! — „giftfreiem" Anilin, aber dies unterscheidet sich von dem gewöhnlich gangbaren in vielen Fällen nur durch den weit höheren Preis. Die Gefahren aber, welche die Fabrikation der Anilinfarben mit sich führt, äußern sich nach drei Richtungen hin. Einmal ist es schwer oder gar nicht zu umgehen, daß die zumeist arsenikfaures Kali enthaltenden Abgänge, weggegossen, sich ihre Bahn in bebautes Land, Brunnen oder Flüsse öffnen. Zweitens sind die in den Fabriken beschäftigten Arbeiter allen Zufällen der Arsenikvergiftung (Hautausschläge, Leiden des Darmcanals, Lähmung und Ameisenlaufen in den Armen und Beinen) unterworfen. Endlich erzeugen die mit Anilin gefärbten Gegenstände auf allen Körpertheilen, mit denen sie in Berührung kommen, Vergiftungserscheinungen, die theilweise auf Arseneinwirkung zurückgeführt werden müssen. Noch ganz in der jüngsten Zeit sind in den Blättern solche Vergiftungen durch Tragen anilinfarbiger Strümpfe vielfach mitgetheilt worden.

Unter zahllosen Benennungen (z. B. Scheelsches, Schweinfurter, Braunschweiger, Pariser, Wiener, Papageiengrün) kömmt ferner der hochgiftige, arsenige und Kupferverbindungen enthaltende *grüne* Farbestoff in den Handel und wird zur Verwendung beim Zimmeranstrich, auf Tapeten, Rouleaux, Kleiderstoffen, Kinderspielzeug, hie und da sogar auf Oblaten, Confect und Pfefferküchlerwaaren gemißbraucht. Aus einem Quadratfuß von einer solchen Tapete können 28 bis 70 Gran gezogen werden! Grüner Tarlatan ist ein reizender Stoff, allein die junge Balldame, die, von ihm umhüllt, ätherisch einherschwebt, muß auch wissen, daß sie in einer Wolke Arsenik athmet, und daß in einer Elle ihres Gewandes, gleich gefährlich für die arme Nätherin, wie für die Trägerin desselben, an 50 Gran Gift stecken. Und — sollte es möglich sein? — auch das unschuldige Säuglingsalter ist vor diesen mörderischen Angriffen der Gewinnsucht nicht sicher. Man verkauft zierliche, aus Draht geflochtene Wiegen mit hübschem Verdeck, alles verlockend grün gefärbt, und das arme Kind, dessen Lungen monatelang Arsenikluft athmen, muß die Gewissenlosigkeit des Fabrikanten, die Unachtsamkeit der Eltern mit langem Siechthum, ja oft mit seinem Leben bezahlen!

Der *gediegene Arsenik*, im Handel meist nicht ganz rein, als Fliegenstein oder Scherbenkobalt verkauft, gehört zu den *Metallen*, ist stahlgrau, glänzend, spröde, und verflüchtigt sich beim Erhitzen unter Entwicklung nach Knoblauch riechender Dämpfe.

Von seinen chemischen Verbindungen sind einige schon angeführt, andere noch zu erwähnen. Der *Arsenwasserstoff* ist ein farbloses, mit blauer Flamme brennendes und höchst ekelhaft riechendes und dem thierischen Organismus so feindseliges Gas, daß schon sein bloßer Geruch den Tod bewirken kann. Der eigene Entdecker desselben, der berühmte Chemiker *Gehlen*, starb auf diese Weise, wie Brandes berechnete, an ca. $^1/_{100}$ Gran des Gases. Der Chemiker, Professor *Brittan* starb durch Einathmen von Arsenwasserstoffgas, das er für reinen Wasserstoff gehalten hatte.

Die für die Annalen des Verbrechens wichtigste Arsenverbindung ist jedoch diejenige, welche aus einem Theil dieses Metalls und drei Theilen Sauerstoffs besteht, von der Wissenschaft *arsenige* (auch arsenichte) *Säure* benannt wird, vor dem gewöhnlichen Sprachgebrauch aber kurzweg den Namen *Arsenik* führt. Im großen wird sie durch Rösten der arsenhaltigen Erze im Flammenofen dargestellt, indem man die entstehenden Dämpfe durch große Kanäle und Kammern (Giftfänge) leitet. Erkaltet bilden diese Dämpfe ein weißes Pulver (Giftmehl), dessen Raffinirung durch nochmalige Erhitzung bewirkt wird. Man erhält hierbei eine glasige, emailartige Masse, das *Arsenikglas*, und aus diesem durch Pulvern die eigentliche arsenichte Säure, oder, wie man gewöhnlich sagt, den *weißen* Arsenik.

Die Wirkung dieses Giftes äußert sich, je nachdem es auf einmal, in stärkerer Gabe, oder in geringerer, eine längere Zeit hindurch, dem Körper beigebracht war, in sehr verschiedenen Erkrankungsformen. Wir nennen die eine die *acute*, die andere die *chronische* Arsenikvergiftung.

Zwei bis drei Gran genügen schon, um die gefährlichsten Zufälle hervorzurufen. Nach ungefähr einer halben bis ganzen Stunde zeigt sich ein anhaltendes Uebelsein, Würgen und Erbrechen, schneidender, brennender, bei der leisesten Berührung zunehmender Leibschmerz, schwärzliche, übelriechende Durchfälle, unlöschbarer Durst, Trockenheit und Brennen im Mund und Hals, ein Gefühl von Zusammengeschnürtsein des Schlundes. Auf diese örtlichen, von einer heftigen Entzündung des Magens und Darmcanals herrührenden Symptome folgen die Erscheinungen der allgemeinen Blut- und Nervenvergiftung: Ohnmacht, Schwindel, unerträgliche Angst, äußere eisige Kälte und kalter Schweiß bei innerer Glut, Kopf- und Gliederschmerzen, Taubsein und Ameisenlaufen in Händen und Füßen, schwacher unregelmäßiger Puls, Delirien, Krämpfe, allgemeine Lähmung.

Die Krankheitsdauer ist bei der hitzigen Form eine sehr ungleiche; manchmal spielt das entsetzliche Drama ungemein schnell, in wenigen Stunden, ein anderes Mal zieht es sich bis zu 14 Tagen und noch länger hin. Eine Dame, die sich Gesicht, Hals, Schulter und Arme mit einer stark arsenikhaltigen Salbe blendend weiß geschminkt hatte, starb nach 24 Stunden, eine andere, die Arsenikpulver statt Haarpuders gebraucht hatte, erlitt dreiwöchentliche Qualen, bevor der Tod eintrat.

Fast die Hälfte der Vergifteten geht zu Grunde, zum Theil

darum, weil die wichtigsten Gegenmittel nicht immer zur Hand waren, oder weil die Krankheit nicht erkannt und vielleicht mit anderen, in den Symptomen ähnlichen, z. B. der Cholera, verwechselt wurde.

Bis in die neuere Zeit hinein standen der Kunst gegen die acute Arsenvergiftung keine andern Mittel zu Gebote, als das Brechmittel und verdünnende Getränke, wie Milch, Oel, Seifen-, Zucker- und gewöhnliches Wasser. Im Jahre 1834 empfahlen aber die Chemiker Bunsen und Berthold auf Grund vieler Versuche das Eisenoxydhydrat, welches sich mit der arsenigen Säure zu einem unauflöslichen, auf die thierische Faser nicht einwirkenden, demnach ganz unschädlichen Salze verbindet, und schon in sehr vielen Fällen Hilfe und Rettung geschafft hat. Um aber die bis zur Ankunft des Arztes verstreichende kostbare Zeit nicht ungenützt zu lassen, rathen wir zu einem sehr wirksamen und leicht zu beschaffenden Hausmittel. Man löse einige Eßlöffel gebrannter Magnesia — diese ist in jeder Apotheke zu haben — in der 20fachen Menge Wassers auf und gebe davon dem Kranken $^{1}/_{4}$ stündlich 4 bis 6 Eßlöffel voll ein.

Ganz so bösartig, wie die der einmaligen, zeigen sich die Folgen der fortgesetzten Aufnahme des Arseniks in den Organismus, nur stellt sich uns das Bild der Erkrankung in andern Umrissen dar. Der Kranke magert außerordentlich ab, fühlt eine überhandnehmende Schwäche, Beschwerden beim Athemholen, häufige Kolikschmerzen, reißende Schmerzen mit Lähmung und Taubsein in den Gliedmaßen; er muß häufig erbrechen. Die Haut bedeckt sich mit Ausschlägen und schilfert sich ab, aus dem Mund fließt viel Speichel, der Appetit schwindet, die Haare fallen aus, das Gesicht wird blaß, Schlund und Augen röthen und entzünden sich; zuletzt erfolgt Auszehrung, Wassersucht und Tod.

So schrecklich ist die Wirkung des Arsens, gleichviel ob er schnell oder langsam, ob er durch die Haut, durch die Lunge, den Magen in die Säfte gelange, ob er aus den Wänden der Zimmer oder den Schmelzhütten der Bergwerke eingeathmet werde. Die arsenige Säure vor allen andern Giften dient dem feigen Morde, hauptsächlich ihrer fast vollständigen Geruch- und Geschmacklosigkeit willen, und weil sie, aufgelöst, eine farblose Flüssigkeit darstellt, und dem erkorenen Opfer wenig oder gar nicht auffällt, als Lieblingsmittel, so daß sie in der Statistik der Giftverbrechen aller Länder eine hervorragende Stelle einnimmt. In England waren unter 527 Fällen tödtlicher Vergiftung 185 durch Arsenik herbeigeführt; in Frankreich kamen von 1851 bis 1856 allein 171 Arsenvergiftungen vor die Gerichte. Als Beitrag zur Erkenntniß des Sittlichkeitszustandes der verschiedenen Nationen knüpfen wir die Bemerkung an, daß in Preußen von 1850—60 durchschnittlich 8, in Frankreich aber von 1826 bis 1845 im Durchschnitt 32 Giftmorde im Jahr vor den Geschworenen verhandelt worden sind.

Der Arsenik soll einen Hauptbestandtheil der furchtbaren und noch heute räthselhaften Aqua Toffana gebildet haben, welche am Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts in Italien, zumal bei Frauen, denen ihre Männer nicht mehr gefielen, allgemein im Schwange war. Dies Gift wurde von der Toffana, einer Sicilianerin, erfunden. Sie verkaufte es in Palermo, und später, als sie sich nicht mehr ganz sicher fühlte, unter dem Namen Manna di San Nicola de Bari theils im kleinen theils im großen an ihre zahlreichen Geschäftsfreundinnen. Blaue, würfelförmige Gläschen mit dem Bilde und den Anfangsbuchstaben S. N., jenes Heiligen, aus dessen Grabe ein wunderthätiges Oel fließen sollte, enthielten eine klare, farblose Flüssigkeit, welche von Zeit zu Zeit in wenigen Tropfen verabreicht, oder der Nahrung beigemischt, allmählich, aber unfehlbar, ohne Schmerz, ohne Entzündung, unter den Zufällen einer gänzlichen Entkräftigung den Tod brachte. An diesem Gift soll auch der edle Clemens XIV, der Aufheber des Jesuitenordens, gestorben sein. Die Toffana trieb ihr Mordwerk viele Jahre lang unter dem Schutze mächtiger Gönner, bis die Menge der verübten Unthaten den Zorn des Statthalters erregte. Dieser ließ die Giftmischerin (1709) einsperren und erdrosseln, während andere Nachrichten besagen, daß sie noch 1730 im Kerker gelebt habe. Die den Arsenik als den wesentlichsten Bestandtheil des Giftes vermuthen, führen an, die Verbrecherin habe auf der Folter ausgesagt, sie wolle ihr Geheimniß nur für zwei Personen, für den Papst und den deutschen Kaiser Carl VI offenbaren. Letzterer nun habe aus den Acten ersehen, daß das Gift aus Arsenik mit einem Beisatz von Herba Cymbalariae bestanden habe, und dies seinem Leibarzt Garelli mitgetheilt; von diesem war es weiter an den berühmten Arzt Friedr. Hoffmann berichtet worden. Vergleicht man aber die Wirkungsart des Toffanawassers nach den überlieferten Beschreibungen, und nach Entkleidung von fabelhaften Ausschmückungen, wie z. B. daß der Tod des Vergifteten habe auf den Tag vorausbestimmt werden können, mit der des Arsens so stimmen die Symptome doch nicht überein, weshalb einige in dem berüchtigten Gifte eine Bleizuckerauflösung, andere, und vielleicht mit mehr Wahrscheinlichkeit, eine organische Substanz, und zwar ein Destillat spanischer Fliegen zu finden geneigt sind.

Aus den höchsten Schichten der Gesellschaft sehen wir ein anderes menschliches Ungethüm hervorgegangen, das an Verworfenheit seines Gleichen kaum findet. Mit allen Vorzügen des Ranges, der Natur und des Geistes ausgerüstet, schreitet Maria Magdalene, Marquise von Brinvilliers durchs Leben, um den Tod rings um sich auszusäen. Von ihrem Buhlen, dem Ritter von Sainte Croix, in die Mysterien des Giftes eingeweiht, erprobt sie die Wirkung ihrer Mittel zuerst an Bettlern, an Kranken im Hospital, denen sie vergiftetes Gebäck verabreicht; sie weidet sich an den Zuckungen, an dem Todeskampfe der Unglücklichen. Ihren Diners versteht sie den Reiz des Pikanten durch vergiftete Torten und Taubenpasteten zu geben. Bei ihrem ausschweifenden und verschwenderischen Leben däucht ihr die Aufsicht ihrer Angehörigen allzulästig, deren Vermögen aber sehr wünschenswerth. Nach 10 fehlgeschlagenen Versuchen gelingt ihr endlich durch Gift, das sie in seine Brühe geschüttet, der Tod ihres Vaters. Zur Beseitigung ihrer beiden Brüder bedient sie sich mit demselben Erfolg des La Chaussée, eines von den Leuten des Sainte Croix. Nur an dem Argwohn ihrer allein übrig gebliebenen Schwester scheitern alle ihre Pläne. Ebenso widersteht ihr Gatte ihren wiederholten Mordversuchen, und zwar immer durch Gegengifte von ihrem eigenen Liebhaber schleunig gerettet, der sich sagen muß, daß ihm an der Seite einer solchen Lebensgefährtin nichts sicherer bevorstehe, als ein ähnlicher düsterer Tod.

Doch die Verbrecherin auf ihrer weiteren Schreckensbahn zu verfolgen, liegt nicht in unserer Absicht. Zuletzt durch die Aussagen ihres in den Schlingen seiner eigenen Habsucht gefangenen Mitschuldigen La Chaussee in hohem Grade verdächtigt, ergreift sie die Flucht, wird durch List der Polizei aus ihrem Versteck im Kloster zu Lüttich gelockt und (1676) zu Paris öffentlich hingerichtet. Ihr Helfershelfer Sainte Croix hatte schon vier Jahre vorher beim Brauen seiner gräßlichen Tränke sein Leben durch Einathmen giftiger Dünste eingebüßt, indem ihm die schützende Glasmaske vom Gesicht gefallen war. Unter seinen großartigen Giftvorräthen befand sich ein Packet mit blos 75 Pfund Sublimat!

Weiter und weiter fraß in der Hauptstadt Frankreichs das Krebsgeschwür des Giftmordes um sich. Der Arsenik als „Erbschaftspulver" (poudre de succession) oder „Wunderbares Wasser" (eau admirable) war bald in den Händen von ganz Paris. Eine weitverzweigte Bande von Giftmischern (unter den Männern auch eine Anzahl Priester und Aerzte) trieb offen und heimlich ihr Unwesen, bis die Chambre Ardente der geängsteten Gesellschaft Ruhe schaffte.

Auch Deutschland hat seine Brinvilliers. Erstarrt, wie vor einer grauenvollen Naturerscheinung stehen wir vor der Margarethe Gesche Gottfried geb. Timm. Ihre Eltern, einfache Bürgersleute zu Bremen, gaben ihr eine über ihren Stand feine Erziehung. Als junges Mädchen wußte sie durch ihre Schönheit und Bildung und durch sittsamen Anstand Jedermann für sich einzunehmen; noch als Matrone war sie liebenswürdig. Ihre würdevolle und doch herablassende Art, ihre Frömmigkeit und Wohlthätigkeit verbreiteten einen Heiligenschein um sie. Mit welcher Treue pflegte sie ihre Kranken, mit welcher rührenden Ergebung ertrug die Vielgeprüfte die schwersten Schicksalsschläge, die Todesfälle, die ihr alle Theuren raubten! Beide Eltern, zwei Männer, ihre drei Kinder, ihren Bruder mußte sie sterben sehen! — Das Ungeheuer! sie hatte sie alle aus Habsucht und Mordlust getödtet, lächelnd, mit kaltem Blute ihnen Arsenik gereicht! Ein Zufall brachte ihre Verbrechen an den Tag. Im Gefängniß bekannte sie, 32 Menschen durch Gift gemordet zu haben. Sie wurde im Jahre 1831 hingerichtet.

In kurzem sei hier noch des Processes Lafarge gedacht, weniger um des allgemeinen Aufsehens willen, das er seiner Zeit in der ganzen civilisirten Welt erregte, als wegen des Anstoßes, den er der Chemie gegeben, um den Nachweis einer Arsenikvergiftung mit wissenschaftlicher Vollendung zu führen.

Marie Cappelle, die Tochter eines vorzüglichen Artillerieobersten, verwaist, 23 Jahre alt, schön, geistreich, im Besitz eines Vermögens von 80,000 Francs, zu Paris wohnend, wurde am 12. August 1839 die Gattin des nur fünf Jahre älteren Hammerwerksbesitzers Lafarge, den sie kaum acht Tage vorher durch einen Heirathsvermittler kennen gelernt hatte. Gleich darauf reiste das junge Paar nach seinem Wohnort Glandier, im Departement der Corrèze. Die kurze Ehe, obwohl durch mancherlei häusliche Stürme getrübt, gehörte doch nicht zu den unglücklichen. Bereits am Tage ihrer Ankunft hatte



Der Golf von Algier.

Marie ihre neuen Angehörigen durch einen Ausbruch verzweifelter Reue über den gethanen Schritt erschreckt und die Scheidung verlangt, war aber am Morgen darauf gegen ihren Mann so heiter und zuvorkommend, ja zärtlich, als ob nichts geschehen wäre. Das Verhältniß wurde dann ein so liebevolles, daß sie, gerührt über die Aufmerksamkeit, die ihr Mann ihr bei einer kleinen Erkrankung erwiesen, ein Testament zu seinen Gunsten machte, was natürlich denselben Art von seiner Seite zur Folge hatte. Im November reist Lafarge nach Paris, wo er dringende Geschäfte zu betreiben hat; während der Trennung wechseln die Gatten herzliche, leidenschaftliche Briefe. Am Abend des 18. December erhält Lafarge von seiner Frau eine Kiste mit ihrem Bildniß und einem kleinen Kuchen, von welchem er ißt. In der Nacht erkrankt er unter dem heftigsten Leibschmerz und Erbrechen, und kann seitdem nicht mehr recht gesund werden. Erst am 3. Januar kommt er wieder zu Hause an, immer noch leidend; ja dort werden seine Schmerzen immer unerträglicher, das Erbrechen verläßt ihn nicht; trotz der Pflege seiner Gattin, die ihm seine Speisen, Getränke und Arzneien zubereitet, erliegt er seiner Krankheit am 14. Januar, nachdem er einen Tag vorher den Verdacht ausgesprochen hatte, von seiner Frau mit Arsenik vergiftet worden zu sein. In der That hatte dieselbe das Gift überaus häufig aus der Apotheke entnommen, angeblich zur Vertilgung der Ratten, die sich allerdings im ganzen Hause herumtummelten und namentlich im Krankenzimmer keck hin- und herliefen.

Es wird die Anklage wegen Gattenmordes gegen die Lafarge erhoben — mittelst eines Gerichtsverfahrens, wie es leichtfertiger und gewissenloser kaum gedacht werden kann. In diesem Processe bekunden die Zeugen sowohl wie der Staatsanwalt die ärgste Parteilichkeit gegen die Angeschuldigte. Mehrere Geschworne hatten vor der öffentlichen Verhandlung ihre Abneigung gegen die Lafarge, ihren festen Vorsatz, sie zu verurtheilen, auf offenem Markt und in Kaffeehäusern ausgesprochen. Die chemische Prüfung der Eingeweide des Verstorbenen war so nachläßig geführt worden, daß sie nochmals wiederholt und schließlich der damaligen höchsten Autorität in der Giftlehre, dem Prof. Orfila in Paris überwiesen werden mußte.

Und dieser fand in den Theilen die Anwesenheit von $^{1}/_{120}$ Gran Arsenik, also eine so geringe Menge, daß davon eine Vergiftung unmöglich anzunehmen war. Freilich war hier der Einwand erlaubt, daß eine größere Quantität ja bereits aus den Ausscheidungsorganen des Vergifteten entleert sein könnte. Aber bei einer so geringen Spur von Arsenik mußte der oberste Sachverständige doppelte Vorsicht beobachten und die Probe bis zu ihren letzten Stadien, wo jede Täuschung, jeder Zweifel ausgeschlossen war, fortsetzen. Dies ist jedoch nicht geschehen, und es muß noch heute als möglich zugegeben werden, daß jener 120. Theil eines Grans nicht Arsenik, sondern Spießglanz gewesen sei. Der Name Orfila aber blendete die ohnehin der Angeklagten nicht günstig gesinnten Geschwornen, und diese erkannten auf: „Schuldig mit mildernden Umständen", ein Spruch, der eine Verurtheilung zu lebenslänglicher Zwangsarbeit zur Folge hatte. Allmählich schlugen die Wogen der Zeit über dem merkwürdigen Proceß zusammen, bis das Gedächtniß der fast Verschollenen durch Louis Napoleon im Jahre 1852 wieder aufgefrischt wurde, welcher sie begnadigte. Doch starb sie, geistig und körperlich gebrochen, wenige Monate nach ihrer Freilassung.

Dem beklagenswerthen Fall ist wenigstens die gerichtliche Medicin, die viel aus ihm gelernt hat, namentlich, wie man chemische Untersuchungen **nicht** führen soll, zu großem Danke verpflichtet. Gerade die Ausstellungen, zu denen die dabei angewandten Methoden so gerechten Grund gaben, spornten die Wissenschaft an, die Frage der Arsenikprobe nach allen Seiten hin zu beleuchten und auch die geringfügigsten Umstände zu beseitigen, welche das Resultat der Prüfung trüben könnten. Mit den gegenwärtig üblichen Hilfsmitteln ist man im Stande, die unscheinbarsten Arsenikspuren noch bis zu einer zweimillionenfachen Verdünnung zu erkennen.

Arsenik, ein **Gift**, ein **Todfeind alles Lebens** — das war der Grundton unserer Abhandlung, und nun, dem Schlusse nahe, kommen wir auf Thatsachen, die den schreiendsten Gegensatz gegen diesen Ausspruch bilden. Arsenik ein **Belebungs- und Genußmittel!** Wir sehen von der Erscheinung ab, daß Schimmelvegetationen auf Fliegenpapier, auf Arseniktapeten, daß Infusorien in Arseniklösungen auftreten — das sind aber niedrigste Organismen, an denen ganz andere Lebensbedingungen haften. Ein Elephant verschluckt 20 Loth Arsenik auf einmal, ohne daß es ihn rührt — diese Riesen der Schöpfung besitzen ihre absonderliche Lebenszähigkeit. Daß es aber auch Menschen gibt, die den Arsenik mit Liebhaberei, ja mit Leidenschaft genießen, und ohne Nachtheil, ja anscheinend mit Nutzen für ihre Gesundheit — das klingt doch höchst befremdlich! Im nördlichen und nordwestlichen **Steiermark** herrscht weit verbreitet die Sitte des **Arsenikessens**. Die Leute treiben die Sache mit Methode. Sie fangen im Alter von etwa 18 Jahren, nach väterlichem Brauch, gewöhnlich mit einem Stückchen von der Größe eines Hirsekorns an, die Woche ein, zwei bis dreimal, steigen allmählich bis zu zwei bis drei und fünf Gran, und nehmen von Zeit zu Zeit etwas Aloe, ein kräftiges Abführmittel. Einer hat es bis auf 23 Gran, die er auf einmal essen konnte, gebracht. Für den Neumond macht man gewöhnlich Pause.

Die Wirkungen sind ganz eigenthümlicher Art. Der Arsenikesser spürt eine angenehme Wärme im Magen, fühlt sich leicht und froh, zum Ertragen von Strapazen, zum Durchfechten von Raufhändeln aufgelegt. Pascher, Gemsjäger, und wer sonst hohe Berge zu steigen hat, nimmt vorher eine Portion Arsenik, und mit entschiedenem Erfolg. Dabei keine Störung im Befinden; im Gegentheil: der Körper gewinnt an Fülle und Rundung, der Blick wird glänzend, die Wange roth; daher ist der Arsenik bei den dortigen jungen Burschen und Mädchen ein hochbeliebter Artikel. Nur ein schlimmer Umstand ist bei alledem vorhanden; der Arsenikesser muß es bleiben sein Leben lang. Wehe ihm, wenn er von seinem Genuß sich lossagen will; sofortiger Verfall, Fieberhitze, untilgbarer Durst, heisere, krächzende Stimme sind die Folgen, denen er nur entgehen kann, wenn er — dem Teufel sich von neuem verschreibt! Denn ein unheimlicher Dämon ist und bleibt der Arsenik. Viele, die ihn nicht vertragen, oder ihn tollkühn gebrauchen, sterben eines frühzeitigen Todes; auch muß in einem Lande, wo eine solche Unsitte regiert, für den Giftmord ein Beträchtliches abfallen.

Bekannt ist, daß auch das Pferd den Arsenik, in Zwischenräumen verabreicht, sehr gut verträgt, während des Gebrauchs von Muth und Kraft strotzt, feist wird und glänzendes Haar bekommt, daß aber auch das Thier sofort abmagert und elend wird, so wie man mit dem Mittel nachläßt. Die Wiener Fiaker sollen es verstehen, ihre Klepper auf solche Weise zu Vollblut aufzustutzen; die Freude hält aber nicht lange vor.

Woher diese Hieb- und Kugelfestigkeit gegen eins der gewaltigsten Gifte? Wir stehen hier vor einem noch nicht genügend enthüllten Geheimniß. Man hat zur Erklärung die Macht der Gewohnheit angeführt, welche den Körper gegen die schädlichsten Einflüsse abhärtet. Auch der Umstand, daß der Arsenikesser mit ganz kleinen Gaben anfängt, daß er gewöhnlich Pausen in dem Genuß des Mittels macht, daß er dasselbe in der minder schnell ins Blut dringenden festen Form nimmt und es dann durch Abführungen wieder aus dem Körper herausschafft, kann das Räthsel nicht völlig aufhellen, schon der Thatsache gegenüber, daß manche Liebhaber ihre Arsenikbröckchen täglich schlucken, wie denn **Tschudi** von einem Bergwerksdirector erzählt, der täglich seine 3 – 4 Gran sich schmecken ließ. **Conze** sucht diese Erscheinungen dadurch zu erläutern, daß der chronische Arsenikgebrauch die Oxydation verringert, mithin den Stoffwechsel verlangsamt und die Ausfuhr noch verwendbarer Stoffe hemmt. Auf diese Hinderung der Oxydation führt Conze auch den Umstand zurück, daß die Gegenwart von arseniger Säure in Leichen die Fäulniß aufhält, so daß man dieselben oft beim Ausgraben wie Mumien findet.

Dem Arsenik als **Heilmittel** hat in **Deutschland** vor allen der alte **Heim** das Wort geredet. Die neuere Medicin wendet ihn selten an, und fast nur bei chronischen Hautkrankheiten und hartnäckigen Wechselfiebern.

Klimatische Kurorte.

II. Algier.

Die Geschichte mit dem Fliegenwedel, welche den letzten unabhängigen Dei von Algier um Thron und Reich brachte, ist bekannt. Hatte Hussein auch nicht gerade ganz unrecht, den französischen Consul Deval in handgreiflicher Weise zu tractiren, so fand er doch dagegen Gelegenheit, das plötzliche Aufwallen seines Zornes später zu bereuen, als die ergrimmten Franzosen mit einer imposanten Armada über das Mittelmeer gezogen kamen und bald seine Hauptstadt, das berüchtigte Piratennest, eroberten. Der Schlag mit dem Fliegenwedel war nur der Anstoß, welcher das Maß der Ungebührnisse voll machte. Algier, dessen Corsaren seit mehreren Jahrhunderten an allen seefahrenden Nationen und besonders an den Staaten des Mittelmeers sich schwer versündigt hatten, mußte fallen, der Tribut, den die Räuber von allen Schiffern verlangten, aufhören. Im Interesse der Menschlichkeit war Frankreich der Sieg zu gönnen.

Seit bald vierzig Jahren sind die Franzosen nun im Besitze des Landes, das sie zu einem „afrikanischen Frankreich" umzugestalten trachteten. Ohne Rücksicht auf Menschen, Boden und Klima versuchte man in demselben Zustände zu schaffen, wie sie an der Seine herrschen; man wollte, dem ganzen Wesen der Eingeborenen zuwider, diesen französische Sitte octroyiren und betrat den Weg des militärischen Reglementirens, der den Verhältnissen gegenüber erlahmen mußte. Algerien mit seiner Hungersnoth, seinen fortdauernden Aufständen, welche die Unterhaltung einer zahlreichen Armee auf Kosten des Mutterlandes nothwendig machen, ist noch immer eine Lastpost für Frankreich, eine **Besitzung**, die ihm einzig Zuwachs an politischer Macht brachte; aber keine **Colonie**, die den Franzosen zum Nutzen gereicht. Und doch, welcher Fortschritt zeigt sich anderseits wieder, wenn wir die Städte betrachten, zumal die Hauptstadt, einst berüchtigt als schmutzigster der schmutzigen Orte des Orients! Wer sie heute betritt, der glaubt ein Stück des eben verlassenen Marseille wieder zu finden, so sehr ist die Parole französischer Architekten, welche **Alignement** heißt, zur Gel-

tung gekommen. Wie die Front eines Linienregimentes stehen in Reih und Glied die Häuser da, mit gleicher Façade, gleicher Stockwerkshöhe in schnurgraden, sich rechtwinklich kreuzenden Straßen, die an die Stelle des früheren bunten Chaos der phantastischen vielgewundenen Gäßchen getreten sind. Wer glaubt auch, daß er auf afrikanischem Boden stehe, wenn er die Bezeichnungen: Boulevard de l'Impératrice, Gouvernementsplatz, Rue de la Marine, Place d'Isly, Place Bresson, Malakoffplatz u. s. w. hört? Und nun gar ein erzbischöflicher Palast, christliche Kirchen, Theater, Museen, ein Lyceum, christliche Friedhöfe und Statuen aus Erz und Marmor in dem fanatischen Sitze des Islam, von dem aus mehr als einmal der Dschihad, Glaubenskampf, gegen die Franken gepredigt wurde! Gar mancher Bekenner des Propheten verhüllt darüber in Ingrimm sein Haupt und schleicht zornerfüllten Herzens in den maurischen Stadttheil, der ihn in seiner Ursprünglichkeit an die großen Tage Algiers erinnert, als es noch Königin auf dem Meere und ein Schrecken der Ungläubigen war.

Wer da meint, nur dem Morgenlande zu begegnen, wenn er in Algier zuerst seinen Fuß auf afrikanischen Boden setzt, der irrt. Selbst die äußere Erscheinung des bei weitem größten Theils der Bevölkerung erinnert den Reisenden an gewohnte europäische Bilder. Aber neben den im modernen Culturgewande dahinschreitenden Franzosen, Spaniern,. Maltesern und andern Abkömmlingen des Abendlandes, die heute die Mehrzahl der Stadtbevölkerung ausmachen, fällt das altheimische Volkselement auf, das zwar ganz vom Franzosenthum umflutet ist, mit diesem aber sich nicht mischt, so wenig wie Oel und Wasser sich vermischen. Die Mauren bilden in ihrem eignen Stadttheil eine muhamedanische Oase in der jetzt christlichen Stadt; hartnäckig und zäh bewahren sie den Islam gegenüber dem eindringenden fremden Elemente. „In Sprache, Sitte, Religion, Rechtsanschauung, in Kleidung und Ernährungsweise, in allem, nur nicht an politischer Bedeutung, an Größe, Reichthum und Gewicht," schreibt Freiherr von Maltzan, einer der gründlichsten Kenner Algeriens, „ist das maurische Algier noch heute dasselbe, was es vor vierzig Jahren war, und das „civilisirteste Volk der Erde", wie die Franzosen sich zu nennen belieben, hat in demselben noch äußerst wenig Ideentriumphe gefeiert." Gezwungen nur beugt der Eingeborene seinen Nacken unter das französische Joch, nie fällt es ihm ein, freiwillig etwas von den Fremden anzunehmen, und so hat sich denn der Maure verhältnißmäßig rein in dem von Franzosen beherrschten Lande erhalten. Ja, diese selbst wählten seine Zuaventracht zur Uniformirung eines Theils ihrer Armee, und als Zeichen höchster Toleranz beeilte sich das Haupt der katholischen Christenheit, seine Truppen gleichfalls in das Costüm der Ungläubigen zu kleiden. Die Zuaventracht ist heute vom Nimbus der Civilisation umgeben. Nicht wenig trägt zur Erhaltung des einheimischen Volksthums der Fanatismus des Islams bei, welcher den Mauren mit unerbittlicher Strenge an seine Religion bindet. Freilich muß sich der Moslem Algiers mancherlei gefallen lassen, was mit seinen religiösen Anschauungen im Widerspruche steht, so den Besuch seiner Moscheen von Seiten neugieriger Europäer, eine Kränkung seines Selbstgefühls, welche vor der Eroberung streng untersagt war. Fragen wie nach dem Charakter der Eingeborenen, so darf nicht das Urtheil flüchtiger Touristen als Maßstab gelten. Diese pflegen gewöhnlich nur durch den Lohnbedienten mit dem Abschaum der Bevölkerung zusammenzukommen. Auf allen Festen, zu denen sie geführt werden, sehen sie kaum jemals einen wirklichen Algierer; alle Tänze, Gesänge, Negerfeste, die Saturnalien der Aissaua, werden von eingewanderten arabischen oder kabylischen Landstreichern aufgeführt, denen sich die Lohnbedienten, Händler und Stiefelputzer als ebenbürtige immoralische Genossenschaft anschließen. Der echte Algierer aber ist ein Ehrenmann, in dessen Familienverhältnissen nicht nur nach moslemischen Begriffen, sondern auch nach strengen europäischen Begriffen eine musterhafte Sittenreinheit herrscht. In der That gilt bei ihm die Monogamie, und in Folge dessen besteht ein Familienverhältniß, in dem die eheliche und kindliche Pietät ungetrübt ihre wohlthuenden Strahlen verbreitet. Einen andern großen Vorzug der echten Algierer bildet ihre große Ehrlichkeit, welche im ganzen sittenlosen Orient wohlbekannt ist.

Sehen wir dem Eingeborenen gegenüber den Fremden an, so sinkt, was Moralität betrifft, die Schale zu Gunsten des ersteren. Viel Abschaum Europas sammelt sich in allen nordafrikanischen Küstenstädten; denn es sind Abenteurer, Händler, Kaufleute, die in Algier ihr Glück suchen; ferner Beamte und Soldaten, die dorthin versetzt wurden. Letztere vertreten das vornehme Europäerthum, das sich officiell breit macht und im vollen Strahlenglanze seines Dünkels auf Gassen und Plätzen, an den vielbesuchten Vergnügungsplätzen auftritt und mitleidig auf die Einheimischen herabschaut, im Gefühle seiner Macht, seiner höheren Cultur.

Aus unsern Andeutungen geht hervor, wie Morgenland und Abendland in Algier sich innig berühren. Hier paßt vollkommen das Goethesche Wort: „Orient und Occident sind nicht mehr zu trennen" und wer daher neben allen Bequemlichkeiten und Culturerrungenschaften Europas das Morgenland mit seinen Reizen und Wundern, mit seiner herrlichen Natur genießen will, der mag Algier zum Aufenthalt wählen. Daß es für den Zweck, welchen wie im Auge haben, einer der vorzüglichsten Plätze ist, dem nur wenige andere den Rang streitig machen, steht wohl fest. Algier, die Stadt, ist ein hervorragender klimatischer Kurort; das Land Algerien, als Ganzes genommen, jedoch ist noch immer ungesund, wenn auch die Kunst der Franzosen durch Austrocknung sumpfiger Stellen, Berieselung wüster Sandgegenden u. s. w. gar vieles schon zum Bessern wendete. An der Küste in der Umgebung Algiers und in der Stadt selbst schwankt die Wärme im Winter ungefähr zwischen 7 bis 17°, im Sommer zwischen 12 bis 24° R. Nach einer dreiundzwanzigjährigen Beobachtung stellte sich + 16° als das Mittel, + 32° als das Maximum und + 11° R. als das Minimum der Temperatur heraus. Auffällig und störend, wie fast überall im Süden, ist nur der Unterschied zwischen Sonnen- und Schattenlage, und danach auch haben Leidende, die in Algier Genesung suchen, die Wahl ihrer Wohnung einzurichten. Die schnellen und großen Revolutionen der Atmosphäre, welche andere sonst vorzügliche klimatische Kurorte mit einem Mangel behaften und die Kranken im Beginne des Frühjahrs oft verjagen, fehlen in Algier, dessen Wärmebeschaffenheit den Brustleidenden im Winter ebenso günstig ist, als im Frühjahr. Uebrigens gibt es auch dort, wie anderwärts, einzelne trübe Tage, aber im ganzen betrachtet sind wenig Klimate vorhanden, welche jenes von Algier übertreffen, und schwachen Personen, deren Zustand eine lebensstärkende Temperatur erheischt, Besseres böten. Auch in Beziehung auf die Winde, welche auf die Gesundheit des Klimas einen so wesentlichen Einfluß üben, erscheint die Stadt sehr begünstigt. Durch ihre geographische Lage ist sie von jenen Einwirkungen der Eiswinde des Nordens frei, welche den klimatischen Winterkurorten Südfrankreichs und Italiens einen Theil der Vorzüge ihrer Lage rauben. Selbst wenn Nord-, West und Nordwestwinde in Algier wehen, sind sie durch ihre lange Reise über das erwärmte Mittelmeer lau geworden und haben also ihre erkältende Eigenschaft verloren, ja diese Winde sind im Gegentheil die erste Ursache der Vortrefflichkeit des algierschen Klimas: Kälte und Wärme reichen sich die Hand, mildern den Winter und mäßigen den Sommer. Warm und feucht wehen die Winde während der kalten Jahreszeit und im Beginne des Frühlings, während sie im Sommer einen kühlenden Einfluß ausüben. Nur der Sirocco ist ein gefürchteter Gast. Hat er auch, während seiner Wanderung über den hohen Atlas, einen Theil seiner schädlichen Eigenschaften verloren, so äußert er doch unangenehme Wirkungen, erschwert das Athmen und erschlafft das Nervenleben. Zum Glück währt seine Herrschaft nur kurz, und nach drei Tagen im höchsten Falle erquickt wieder balsamische Luft die Lungen.

So ist das Klima Algiers beschaffen. Welchen Leidenden aber soll es zum Winteraufenthalte empfohlen werden? Wir antworten darauf wieder mit einer medicinischen Autorität. Nach Professor Richter in Dresden ist die Benutzung Algiers als klimatischer Kurort in dem ersten Stadium der Schwindsucht entschieden vortheilhaft, selbst im zweiten noch möglichst günstig; dagegen bei fortgeschrittenem Zustande dieser Krankheit entschieden zu widerrathen. Es passen ferner, abgesehen davon, daß die Individualisirung dem Arzte vorbehalten bleibt, hierher noch viele Fälle von chronischem Lungenkatarrh, namentlich älterer Leute: ferner wirkt das Klima von Algier günstig bei hartnäckigen Skropheln, Bleichsucht, Schleimflüssen mit Erschlaffung, atonischen Verdauungsstörungen, schmerzlosen Lähmungen, Gicht und Rheumatismus, auch erleichtert das Klima die Beschwerden des Alters. Entschieden zu widerrathen ist aber der Aufenthalt in Algier sehr reizbaren, vollblütigen und fiebernden

Kranken, bei Neuralgie und Gicht ähnlicher Art, bei nervösem Asthma und Lungenemphysem, ferner bei Herz-, Darm-, Leber-, und Hirnkrankheiten. Mit dem Anfange October beginnt die Saison und sie schließt meist mit der Mitte des Mai.

Mancher, dessen Verhältnisse es bedingen und erlauben, daß er einen Winter in Algier zubringe, schreckt wohl vor der Reise nach Afrika zurück, vor der Entfernung oder gar den vermeintlichen Gefahren, die ihm drohen könnten. Aber diesen diene zur Beruhigung, daß eine Fahrt nach Algier sich in nichts von einer andern Reise im civilisirten Europa unterscheidet, und daß am Orte der Bestimmung gleichfalls alle Bequemlichkeiten und Genüsse unsrer Hauptstädte ihm geboten sind. Nehmen wir Leipzig abermals als Ausgangspunkt der Reise an, so läßt von dort aus im günstigsten Falle die Fahrt sich in 80 Stunden zurücklegen, wovon die eine Hälfte auf die Tour zu Lande bis Marseille, die andre Hälfte auf die Meeresfahrt entfällt. Natürlich wird eine solche Parforcereise kein Leidender unternehmen, sondern er wird in Straßburg, Lyon, Marseille Station machen. In letzterer Hafenstadt, bis wohin ihn der Führer für „Südfrankreich und seine Curorte von Dr. Gsell-Fels und Berlepsch“ geleiten möge, schifft der Reisende sich auf einem der eleganten schwimmenden Hotels der südfranzösischen Dampfschifffahrtscompagnieen ein. Es bestehen zwei Concurrenzgesellschaften: die Messagerie Impériale und die Compagnie Navigation Mixte. Beide Unternehmungen bedienen sich nur vollständig seetüchtiger Schiffe, und ihre Leitung hat den Ruf vollkommener Verläßlichkeit. Nur bezüglich der Preise besteht zwischen ihnen ein Unterschied. Die Messagerie fordert für die Person in der ersten Kajüte 95 Francs, wofür sie vorzügliche Beköstigung gewährt; die Compagnie Navigation Mixte stellt den Preis dagegen nur auf 79 Francs. Die Reise in den Schiffen beider Gesellschaften ist in der Mitteldauer zu 48 Stunden angenommen; doch erlaubt ruhiges Meer oder günstige Windrichtung meist eine weit frühere Ankunft, und Fahrten zu 40 Stunden sind keine Seltenheit. Dagegen verlängern widrige Winde und sehr bewegtes Meer gar oft die Reise; diese Seetour ist aber auch das einzige Unbequeme an der ganzen Fahrt; sie kann jedoch unter günstigen und normalen Verhältnissen zu einer wahren Erquickung werden, und die kleinen Leiden sind schnell vergessen, wenn am zweiten Tage die afrikanische Küste am Horizonte sichtbar wird und, je näher der Dampfer kommt, immer deutlicher und deutlicher erscheint. Majestätisch steigen die schneegekrönten Gipfel des hohen Atlas empor, ihm zur Seite liegt das Sahelgebirge, und an diesem erkennt das Auge des Reisenden bald einen blendendweißen, zum Meer hinablaufenden Streifen — Algier.

Wohl noch niemand hat sich der märchen- und sagenhaften Stadt, dem ehemals gefürchteten Piratenhorst genähert, ohne in Bewunderung auszubrechen über den einzig fesselnden Anblick, der dem entzückten Beschauer sich darbietet. Jeder Reisende hat seine eigenthümlichen Vergleiche bei der Hand, und Fürst Pückler spricht gar von einem ungeheuren Marmorbruche, dessen Bild durch die plattdachige, terrassenförmig aufsteigenden, schneeweiß erglänzenden Häuser in ihm hervorgerufen wurde. Mild dringt die Luft vom Lande zum Schiffe herüber, beladen mit Wohlgerüchen, und lachender Sommer umgibt den Fremden, der vor wenigen Tagen noch herbstliche Nebel und fallende Blätter in der Heimat betrachtete. Statt dessen begrüßen ihn hier schlanke Palmen; die Myrthe, die Pistazie, die Orange und Agave grünen hier, und dringt er ein in diese südliche Vegetation, dann mag er den kleinen Schakal schon durch das Gebüsch schleichen sehen, ein träges Chamäleon oder eine Schildkröte entdecken, während giftige Schlangen und Skorpione ihren Winterschlaf halten, also um diese Zeit weniger zu fürchten sind. Der Löwe und der Panther, die einst bis vor die Thore der Stadt kamen, sie sind längst vor den Kugeln französischer Jäger weiter ins Innere zurückgewichen, und nur vereinzelt dehnt nächtlicherweile die feige Hyäne ihre Streifzüge bis in die gartenreiche Umgebung Algiers aus.

Am Kai, am Douanengebäude, wo das Lastträgergeschlecht der Biskri den Reisenden empfängt, fällt sein Blick überall auf echt afrikanische Bilder, und er steht verwirrt von den neuen Eindrücken, befangen von der neuen Welt, die sich vor ihm aufthut und überlegt: Wohin? Aber die Frage kann der Kurgast sich ersparen, und mit derselben Vorbereitung, wie er jetzt auf dem Bahnhofe in Wildbad oder Homburg absteigt, dessen Lokalverhältnisse, Droschkentaxen, Hotelnamen, Sehenswürdigkeiten und romantische Umgebungen sein rotheingebundener Reisegefährte ihm während der Eisenbahnfahrt schon verrathen hat, mag er auch in Algier landen. Wir besitzen jetzt ein vortreffliches und seinen Zweck vollkommen erfüllendes Werk, welches als der getreueste Rathgeber auf der Reise nach Algier geradezu unentbehrlich geworden ist. Die beste Lektüre auf der Eisenbahntour bis Marseille, auf der Meeresfahrt von dort nach dem Reiseziele ist das Buch von Otto Schneider: „Der klimatische Curort Algier. Schilderungen nach dreijähriger Beobachtung in Stadt und Provinz, zugleich ein Rathgeber für Reise und Aufenthalt.“ (Dresden 1869.) Die Reise und das Unterkommen in Algier, die deutschen Aerzte und Handwerker, bis zur deutschen Wäscherin herab, die Wahl einer Wohnung, die Hotels und Pensionen, die Consulate, das Essen und Trinken, die geselligen Vergnügungen, alles findet sich dort, nach eigener Anschauung auf das sorgfältigste beschrieben, und mit diesem Rathgeber versehen, wird der Fremde in der fernen afrikanischen Stadt sofort orientirt sein. Aber noch weit mehr bietet dieses Werk. Es gibt uns eine genaue Schilderung der Stadt und ihrer Sehenswürdigkeiten; es berichtet in lebensfrischen Bildern über deren Bewohner, deren Sitten und Gebräuche und führt uns schließlich in die Umgebung, mit der Eisenbahn nach Blidah, nach den Ueberresten der alten Römerbauten, bis in eine der am leichtesten zugängigen Oasen, Laghuat. Auch die zahlreichen Mineralbäder und selbstverständlich die klimatischen Verhältnisse finden eingehende Erörterung, so daß Schneiders Buch als ein wahrer Schlüssel zu Algier betrachtet werden kann. Wie so viele Kranke vor ihm, hat auch der Verfasser durch den wiederholten Aufenthalt in der zauberhaften Stadt am Nordrand Afrikas Heilung von seinen Leiden gefunden; er hat sie lieb gewonnen und tritt nun zum Nutzen und Frommen anderer als Berather auf. Was die Lebensdauer der Menschen betrifft, so ist nach ihm Algier ein wahrer Wunderort, und er versichert, nirgends mehr alten rüstigen Leuten begegnet zu sein, als gerade dort. Schon die Römer haben daselbst, nach alten Grabschriften zu urtheilen, ein außergewöhnlich hohes Alter erreicht, und noch heute sind hundertjährige Leute in Algier nicht die Seltenheit, wie an andern Orten. Dringend räth aber Schneider an, den Kranken nicht allein gehen zu lassen, sondern für eine vertraute Begleitung desselben zu sorgen. „Das Gefühl des Alleinseins,“ bemerkt er ganz richtig, „hebt nur zu oft einen Theil des Erfolges der Kur auf, und tritt gar eine neue Erkrankung ein, so verschlimmert es leicht deren Verlauf.“ Wenn auch mancher Leidende während seines Aufenthalts in Algier mit diesem oder jenem sich unzufrieden fühlt, er wird doch, wenn er Abschied nimmt von dem schönen und interessanten Gestade, wenigstens Linderung seiner Leiden spüren und die Sehnsucht nach einer Wiederkehr zu befriedigen suchen.

Dr. Richard Andree.

Die Schoßkinder unserer zoologischen Gärten.

Von **Dr. Franz Schlegel.**

Jeder Thiergarten hat sein Schoßkind, das zum Liebling des Publikums geworden, bei Jung und Alt bekannt ist, in aller Munde lebt. Nicht immer aber sind das gerade große Kostbarkeiten. Thiergärten freilich wie der Londoner begnügen sich nicht, wenigstens nicht auf lange, mit einem Herzblättchen nur. Es vergeht da kein Sommer, wo nicht ein Wunderthier anlangt, ein Ameisenigel Neuhollands, ein Kiwi Neuseelands, Paradiesvögel oder ein Rhinoceros, wie es Europa noch niemals lebend gesehen. Bewundert werden sie wohl und angestaunt, man macht viel Redens davon, bald aber langt eine andere Novität an, ein Zugstück, wie man in der Sprache der Schausteller sagt. An allen Straßenecken prangen dessen Ankündigungen, alle Zeitungen bemächtigen sich des neuen Stoffes, man drängt sich,



Die unterbrochene Kunstreise.

Nach seinem Gemälde auf Holz gezeichnet von H. Schaumann in München.

das Wunder zu schauen, aber mehr nicht. Wie sehr man sich auch, und das nicht ohne Stolz, bewußt ist, um eine Seltenheit reicher zu sein, etwas zu besitzen, was andere nicht haben, erwärmen kann man sich nicht dabei, mögen auch die Wogen der Begeisterung noch so hoch gehen. Ein Schoßkind des Publikum zu werden, dazu gehört schon mehr, und es verlohnt sich der Mühe, einmal zu untersuchen, worauf solche Gunst sich gründet. Gehen wir die Reihen jener Günstlinge durch, so zeigt sich, daß ein solches Thier mindestens so viel Intelligenz haben muß, um mit dem Besucher des Gartens in geistigen Verkehr, so viel Gemüthlichkeit, um seinem Herzen anregend und erwärmend nahe treten zu können. Auch bei weniger intelligenten Thieren gelingt wohl manchmal die Anbahnung solches Verkehrs, immer aber nur dann einigermaßen gedeihlich und leicht, wenn es uns vergönnt ist, mit dem Thiere, so lang es jung ist, in Berührung zu treten. Solche Jugendfreundschaften erkalten aber zumeist mit sich entwickelnder Brutalität der Thiere. Junge Thiere haben fast sämmtlich etwas Gutmüthiges und nicht selten Urkomisches, und darauf hin wird es dem Publikum möglich und wünschenswerth, sich mit ihnen zu befreunden. Denkt man sich z. B. Nilpferde als Schoßkinder, so klingt das fast komisch, und doch in London wie in Amsterdam hätschelte man vereinst seine Nilpferde, wenigstens so lange sie in den Kinderschuhen liefen. Als im Jahre 1852 das vom Vicekönig von Egypten dem Londoner Zoologischen Garten geschenkte Nilpferd, das erste, welches Europa seit der Römer Zeit lebend gesehen, Englands Küste sich näherte und in der Hauptstadt die elektrische Kunde von seiner Landung einlief, wurde der Hafen nicht nur, sondern der ganze Weg bis zum Regentspark von einer langen Kette Neugieriger belagert. Trotzdem der Schaulust auch nicht die geringste Nahrung sich darbot, weil Obaysch — so hieß das Nilpferd — wohlverwahrt in ringsum geschlossener Zelle seinen Weg machte, stürmte man an allen Stationen neugierig den Train. Doch nichts war zu sehen; dann und wann nur lugte der arabische Begleiter des nilgebornen Gastes hervor, theils wohl um Luft zu schöpfen, theils aus Verwunderung über die tobende Menschenmenge. Obaysch ward im zoologischen Garten aufgenommen. Der Andrang der schaulustigen Londone steigerte sich von Tag zu Tag; aus der Umgegend langten ganze Extrazüge an. Um allen gerecht zu werden, machte sich die Errichtung eines Amphitheaters rings um die Wasserwiege des Säuglings nothwendig. Bilder und Statuetten des Thieres wurden verbreitet, ja die verzückte Menge tanzte Quadrillen à la Nilpferd. Auch die Amsterdamer Hippopotamen haben ihre Geschichte in der Gunst des Publikums. Der Volkswitz nannte sie „Hermann und Dorothea"— nur daß sich die Holländer etwas schneller beruhigten.

Die Pariser elektrisirte vereinst die Giraffe des Pflanzengartens; Heines Witz nannte sie darum die hervorragendste Persönlichkeit der ganzen Bevölkerung. Massen von Menschen zogen aus Stadt und Umgegend in den Jardin des Plantes, eine ganz neue Industrie der Moden „à la Giraffe" vom Kopfputz der Damen bis auf die Form von Instrumenten, Stockknöpfen, Schreibzeugen und Gefäßen öffnete sich.

Hamburg verehrte vor wenig Jahren nur seine „Molli" als Halbmenschen und gestattete ihr, dem Schimpanse, seine Milch in der ausgewählten Gesellschaft der Restauration einzunehmen. Und wirklich nicht ohne Anstand soll er sich dabei gezeigt haben. Eigenthümlich; das Affenhaus ist der besuchteste Ort der zoologischen Gärten. Man lacht über die Possen der Insassen, kann sich kaum von ihnen trennen, befreunden aber wird man sich mit ihnen nicht, am wenigsten sie so lieb gewinnen, daß man ihnen den Ehrentitel von Schoßkindern beilegen möchte. Doch die beiden Menschenaffen, Orang-Utang und Schimpanse, sind ungleich manierlicher, als alle andern Mitglieder ihrer Sippschaft und zeigen soviel Intelligenz, nebenbei aber statt der fratzenhaften Komik anderer Affen, einen Ernst, ja man könnte sagen, Züge von Schwermuth, daß, man mag wollen oder nicht, die Vergleichung dieser Affen mit uns Menschen weit weniger Entehrendes zu haben scheint, als man gemeinsam darin zu finden gewohnt ist. Und darin liegt das Geheimniß, daß selbst ein Orang oder ein Schimpanse zum Schoßkind des Publikums werden kann. Gewiß Hamburgs Molli verdiente solche Gunst. Wir selbst haben uns wiederholt mit ihr unterhalten und sie auf ihren Spaziergängen begleitet. Das Thier verstand seinen Wärter aufs Wort. Wenn wir das von anderen unserer Thiere auch sehen, vom Hunde z. B., so ist nur zu bedenken, daß bei unseren Hausthieren solche Fähigkeit durch jahrtausend langen Umgang mit Menschen angebildet werden. Außerdem kam aber bei Molli weiter noch hinzu, daß des Thieres sämmtliche Verstandesäußerungen von einem Geberden- und Mienenspiel begleitet wurden, die unwillkürlich an das, was wir bei Menschen zu sehen gewohnt sind, lebhaft erinnerten.

Das Schoßkind des Antwerpener Thiergartens war vereinst ein wirkliches Kind, ein Menschenkind. Einer für den dortigen Garten bestimmten Thiersendung hatte man einen Negerknaben von acht Jahren etwa beigesellt. Damals war man in der „Affentheorie" noch nicht so weit gekommen, wie jetzt, sonst würde man vielleicht über dessen Unterbringung nicht zweifelhaft gewesen sein. Doch abgesehen davon, erschrecken unsere Affen merkwürdiger Weise beim Anblick eines schwarzen Menschen und wenn es ein Schornsteinfeger wäre, wie man das in jedem Affenhause erleben kann. Man postirte den kleinen Neger als Lockvogel am Entree. Die weißen Schönheiten Antwerpens nahmen sich der schwarzen Creatur menschenfreundlich an. Es wurde ihm etwas europäische Civilisation beigebracht und, um das Werk zu krönen, später eine Kaukasierin als Frau übermittelt. Heute fungirt er als wohlbestallter Portier am dortigen Garten.

In Wien war es ein Esel, den die ganze Bevölkerung als Liebling verehrte. Allerdings ein Esel, aber nicht einer jener verkommenen Plackthiere und Sackträger, wie man sie allerwegen bei uns zu sehen gewohnt ist, sondern ein Abkömmling aus den Gestüten des Vicekönigs von Egypten, dessen Gestalt und Streifung an den Beinen seinen Stammvater, den afrikanischen Wildesel, documentirten. Der Esel ist das einzige Thier fast in unsern Gärten, das sich sein bischen Brot selbst verdient, und wenn die Arbeit vollendet oder ruht, wie an Sonn- und Festtagen, ungezäumt seinen Park bezieht und als Schaustück figurirend es niemals an muthwilligen Sprüngen und allerlei Tollheiten zum Ergötzen des Publikums fehlen läßt. Ueberall wohl in unseren Thiergärten sind die Esel mit der Entstehungsgeschichte des Gartens eng verflochten; ihrer unermüdlichen Thätigkeit verdankt deren Boden ein gut Theil seiner Umgestaltung. Der Eselhengst des Wiener Thiergartens, das sagt man ihm rühmend nach, arbeitete nicht etwa blos auf dem prosaischen Gebiete der Teichgräberei, selbst im Gebiete der Kunst hat er sich einen Ruf erworben. Im Thiergarten gleichwie auf der Bühne war er des ungetheilten Beifalls des Publikums gewiß. Im Carltheater löste er die Aufgabe, den „Piccolino" über die Bühne zu tragen, zur allgemeinsten Zufriedenheit, und noch hatte der Mime seine Action nicht begonnen, sowie nur eines seiner langen Ohren hinter den Coulissen vorspitzte, da erhob sich ein stürmischer Applaus. Kaum daß unser Esel einige Male an der Hand seines Wärters in den Musentempel geleitet worden, wußte er fernerhin seinen Weg auch ohne Führer zu finden. Oeffnete sich der Stall zur bestimmten Stunde, da trabte „Delias Esel" zwischen Wagen und Menschen hindurch, Straße um Straße bis zum Schauplatze seiner Kunstleistung. Hier angelangt, klopfte er mit dem Hufe an, das Hinterpförtchen ward ihm aufgethan, und da stand er, seinem Piccolino zur Verfügung. Aber nicht nur das; er wußte seinem Auftreten einen stets wechselnden Zauber zu verleihen. Jedesmal saß das Publikum in spannender Erwartung. Heut trottete er langweilig und langsam, schwerfällig und gesenkten Kopfes, ein echter Plackesel über die Bühne, morgen jubilirte er übermüthig, wenn auch nicht eben melodisch; ein andermal geberdete er sich störrig; auf einen Schritt vorwärts setzte er zwei Schritte Krebsgang oder stellte wohl auch durch gewagte Capriolen das Gleichgewicht seines Reiters gar bedenklich in Frage. Sein Panegyriker hat uns sogar aus den Geheimnissen hinter den Coulissen verrathen, daß Meister Langohr von mancher Liebkosung, seine haarige Schnauze von manchem Kusse zu erzählen gewußt, um den ihn nicht wenige beneiden würden.

Dresden hat seinen Beo, einen indianischen Staarvogel, der jeden Besucher in richtigem sächsischen Dialekt fragend anspricht: „Wie heißt denn Du?" Und dünkt Dir das spaßhaft und lächerlich, da lacht auch der Beo mit. Du lachst laut auf, da wird der Vogel endlich ärgerlich und wirft Dir unversehens mit verletzter Miene ein „Du alter Bauer" entgegen.

Vor allen aber Papageien schwingen sich gar leicht zu Lieblingen des Publikums empor und zwar nicht allein durch ihre Intelligenz, sondern auch durch zutrauliches Wesen. Unser Schoßkind in Breslau ist ein Kakadu. „Wo ist der Papa?" ruft man ihn an, und „wo ist der Papa?" erwidert er den Gruß. Damit aber sind seine Künste noch keineswegs erschöpft, er pfeift und kräht, hustet und lacht,

gackert und bellt, und zum Schluß der Vorstellung gibt er wohl auch „a Küßl“; dann neigt er den Kopf, entfaltet die Haube, und nun, lieber Freund, jetzt ist die Reihe an Dir; er will gekraut sein. Hier findet ein offenbares Verständniß zwischen Mensch und Thier statt, wie wir es nur als Frucht vieltausendjährigen Umgangs bei unseren Hausgenossen aus der Thierwelt zu finden gewohnt sind. Und wirklich hört man Papageien gefiederte Affen nennen und, gleichwie diese, an der Spitze der Sänger in erste Reihe unter allen Vögeln stellen, so möchte man angesichts eines solchen Vogels jene Anordnung billigen, wenn überhaupt etwas darauf ankäme, ob in unserem gelehrten Fachwerke Papageien oder Raubvögel den Reigen eröffnen. Die Papageien sind liebenswürdig, schön, zutraulich, possirlich, intelligent und gelehrig. Was Wunder, daß sie des Menschen Lieblinge sind! Wir Europäer freuen uns ihrer Farbenpracht, ihrer Komik und ihrer Redegabe, die Colonisten ihrer Heimat freilich fluchen deren Scharen, gleichwie wandernden Heuschreckenzügen. Wehe der Pflanzung, die sie heimsuchen! Uebermüthig machen sie von ihrem Hakenschnabel Gebrauch wie von einer Kneipzange, und wo sie einfallen, bedeckt sich unter ihnen der Boden mit Blättern und Zweigen, Knospen und Früchten. Alexander der Große, der Indien für seine Herrschaft und die Papageien für Europa erobert, hat uns den ersten dieser Vögel zugeführt, ein Besitzthum dauernder als sein längst zerstobenes Weltreich. Noch heut führt ein Papagei den Namen des großen Macedoniers; er ist allbekannt, der Alexander-Parkit. Viel später erst lieferte uns Afrika Papageien. Damit entbrannte in Rom eine solche Liebhaberei dafür, daß der gestrenge Cato dem versammelten Rathe warnend zurief: „O, ihr Senatoren, o unglückliches Rom, schlimmes Zeichen für dich! Weiber hätscheln Hunde auf dem Schoße und Männer spielen mit Papageien!“

Die Entdeckung Amerikas machte uns mit den befiederten Affen der neuen Welt bekannt. Als der kühne Weltentdecker Columbus, begleitet von majestätischen Aras, in seiner Vaterstadt feierlichst Einzug hielt, staunten seine Zeitgenossen nicht wenig. Doch erst mit den australischen Papageien hat die Uebersiedlung dieser Vögel und die Liebhaberei dafür Bedeutung gewonnen. Sie sind es, die mit Leichtigkeit unserem Klima sich anbequemen. Schon viele von ihnen haben sich bei uns in Gefangenschaft so heimisch fühlen gelernt, daß sie sogar brüten. Am vollständigsten sind bis jetzt bekanntlich diese Zuchtversuche beim sogenannten Wellenpapagei oder Undulatus gelungen. In Belgien und in Frankreich wird er geschäftsmäßig und in Menge für den Handel gezüchtet, und ich selbst habe auf meinem Zimmer binnen wenigen Jahren nahezu anderthalbhundert Stück gezogen. Es liegen sogar einzelne Beobachtungen vor, denen zufolge Wellenpapageien aus der Gefangenschaft entkommen, den Winter glücklich überdauert zu haben scheinen, in Frankreich wenigstens und in Belgien. Sie associiren sich ohne Umstände unseren Sperlingen und scheinen auch mit ihnen wenigstens dem Klange nach eine und dieselbe Sprache zu reden. Und merkwürdig, während bekanntlich Spatze einen aus seinem Käfig entflohenen Canarienvogel unerbittlich verfolgen, scheint der Wellenpapagei geduldet nicht nur, sondern beliebt sogar.

Am Familientische.

Ein polizeiwidriger Aufzug.

(Zu dem Bild auf S. 61.)

Der Künstler, dessen Bild wir dem Leser hiermit vorführen, hat sich offenbar noch nicht unter dem Einfluß des Artikels der norddeutschen Gewerbeordnung befunden, der vom „Gewerbebetrieb im Umherziehen“ handelt und den Umherziehenden eine etwas freundlichere Behandlung sichert, als sie dem Helden dieses Bildes widerfährt. Er hat aber auch, mißtrauisch gegen die fortwährende Neuerungssucht der norddeutschen Gesetzgeber, sein Bild in eine süddeutsche Landschaft verlegt; darauf deutet der fränkische Bau der Dächer, die halbschwäbische Kopfbedeckung des Bauern zur Linken und vor allem die altbairische Gestalt und Bewaffnung der ländlichen Polizei zur Rechten.

Wer heißt Euch aber auch aus der sonnigen Gewerbefreiheit der Leipziger Messe, wo Ihr zum Entzücken der Kinderwelt Eure Bude aufgeschlagen hattet unter echten indianischen Rothhäuten, „lebendigen“ ausgestopften Wallfischen, dem „ersten ächten Gorilla aus Afrika“ (der in Wahrheit ein ausgestopfter Bär war mit einem Affengesicht) und Welttheatern, hierherzuwandern, und noch dazu stolz zu Fuße? Merkt Ihr denn nicht, daß jedes Mitglied Eurer Truppe schon für sich allein eine ganz ungewöhnlich polizeiwidrige Erscheinung ist?

Fürs erste nämlich. Wer gestattet sich heute überhaupt noch den Luxus, auf der Landstraße zu Fuß zu reisen?

Zum zweiten, was Eure Künstlergarderobe betrifft, so konntet Ihr die doch wenigstens noch dem armen Esel mit aufpacken, wie Eure übrigen sieben Sachen, und brauchtet sie nicht selbst zur Schau zu tragen, so daß der Blick der wachsamen Polizei durch Feld und Wald nach Euch magnetisch hingezogen wird. Oder wie? habt Ihr nichts anderes anzuziehen, als diese abgeschabte Studentenpikesche, die einst ein lustiger Musensohn am Ausgang seines Fuchssemester verkaufte, nachdem er und sechs seiner Verbindungsbrüder sich noch vorher auf dem großen Corpsbild darin hatten photographiren lassen.

Und wenn der Wechsel Eurer Garderobe — von Wäsche sieht man gar nichts — so schwer zu bewerkstelligen ist, wie soll man Euch da, zum dritten, zutrauen, daß Ihr die fünf, sechs, sieben Bestien, die Ihr mit Euch führt, und Euch obendarein selbst, redlich und vollständig ernähren könnt? Ist's nicht höchst verdächtig, daß Eure Gethiere männiglich so wohlgenährt, um nicht zu sagen — feist, aussieht, Ihr selbst aber mächtig elend? Gewiß laßt Ihr die Bestien im Dunkel der Nacht weiden und die Haushaltungen der Dörfer nach Speckseiten ausschauen, während jetzt die Leute allerwärts mit der Ernte beschäftigt sind. Nur der Affe scheint, außer im angebornen Triebe nach Reinlichkeit, auch aus Appetit sich nach den Schmarotzern seines hündischen Kunstcollegen so sachverständig umzusehen. Und nun vor allem das Kind! Wo will solche wandernde Affen- und Hundecomödie zu so einem netten Kindchen kommen? Gewiß irgendwo gestohlen, um es zum Kunstreiter auszubilden!

Solche und ähnliche Gedanken, nur etwas weniger gemüthlich, waren dem alten Dorfgensdarmen durch den Kopf gegangen, als er auf seiner Morgenroute von Ferne die bunte Truppe unsres Bildes vom Berg herab den unfehlbaren Weg nach dem von ihm zu beschützenden Dorfe einschlagen sah. Er ist rasch und fest entschlossen, dieses äußerste Unheil von der Gemarkung seiner Schützlinge abzuwehren. Rasch noch wirft er einen Blick auf die Schneide der treuen Wehr zu seiner Linken, putzt die Landesfarben an der Kokarde seiner Mütze, prüft die Festigkeit des Amtsstockes und geht nun der „Bagage“ bis zum ersten Hause des Dorfes entgegen.

Sie treffen hier gleichzeitig zusammen. Eine Ecke des Weges hat den zwei- und vierbeinigen Künstlern die Schreckensgestalt des ländlichen Schutzgeistes verborgen. Sie tritt ihnen mit einem Male in unverhüllter Klarheit entgegen. Die kräftige Dogge, die zwar auch — die einzige ihrer Art — einen leisen Anflug künstlerischer Ausbildung sich erworben, im übrigen aber zum Unterschied von den mehr sentimentalen Gliedern ihrer Gesellschaft die Verpflichtung hat, die Kritik reiner Vernunft in der auswärtigen Politik zu üben, hat sich rasch an die Seite des schlanken jugendlichen Führers der „Bande“ gestellt und dem Flurwächter mit dumpfem Knurren die ganze Reihe ihrer blendenden Zähne gewiesen. Aber ein Hieb mit der Gerte treibt sie schnell unter die Pferde, wo sie dem Gang der Ereignisse mit dem hämischen Zweifel am Erfolg und der boshaften Gelassenheit zusieht, welche stets den zurückgesetzten Diplomaten, die sogenannte „Diplomatie volante“ ausgezeichnet hat. Mit der ganzen muthwilligen Kindlichkeit seiner Race erträgt das kleine Pony den unangenehmen Stillstand, während das große, schöne Pferd, das Kleinod der thierischen Künstlergesellschaft wohl begreift, daß sich's in diesem Augenblick handelt um Sein oder Nichtsein, der schöne Pudel die Ruhe willkommen heißt, der Affe nun den Pinscher ruhiger und gründlicher absucht, und der Esel durchaus passiv still hält. Mit dem düstersten Zweifel an einen glücklichen Ausgang gequält ist der junge Mann in den Pumphosen. Er hat offenbar trotz seiner Jugend schon so manche Bekanntschaft mit deutschen Polizeiunholden gemacht. Glücklich ist dagegen noch die junge Mutter zu nennen, der nur die Hälfte der ländlichen Grobheit zu Ohren dringt; der Rest wird von dem hungrigen Weinen ihres Kindes verschlungen.

Der Mameluk des Dorfes donnert den Chef der „Bande“ mit der harten Frage an:

„Wohin soll's mit dem Aufzug?“

„Ihr seht, nach dem Dorfe.“

„Habt Ihr Papiere? Ohne Papiere müßt Ihr sofort umkehren.“

„Was für Papiere?“ fragt der Führer unbefangen.

„Das werdet Ihr wohl wissen, Herr Affendirector, Ihr seid doch auch nicht von gestern. Fürs erste Mal den Paß.“

„Hier, Herr Regierungsbezirks- oder Dorfgensdarm — ich bitte um Verzeihung, wenn ich Ihren wahren Charakter so wenig kennen sollte, wie Sie den meinen — unser Passagierschein.“

Damit hat er dem Cerberus dies stattliche Amtspapier überreicht, das wir in der Hand des letztern sehen.

Der Mameluk hat die letzten stachlichten Worte seines Opfers nicht ohne die sichere Hoffnung angehört, sie ihm sofort in grobem Courant wieder zu zahlen. Er buchstabiert den Passagierschein zusammen. Er zählt die Häupter der Menschen und Thiere, sie sind richtig alle angegeben, selbst der Säugling ist dem Amt als „ehelicher Sohn des sub 1. genannten wandernden Affen- und Hundetheaterbesitzers“ bekannt. Aber das Dorfgewissen ist noch nicht beruhigt.

„Was wollt Ihr hier im Dorf?“ fragt er barsch weiter.

„Fürs erste frühstücken,“ erwidert der wandernde Director munter.

„Und nachher?“ knirscht der Mameluk.

„Das wird sich finden,“ spricht der Künstler, sich mit der Gerte gelassen an das knappe Beinkleid klopfend.

„Meint Ihr?“ höhnt der Dorftyrann. „Hier wird sich gar nichts finden, für Ihn gar nicht. Denkt wahrscheinlich auf dem großen Platz vor der Schenke sein Hokuspokus und alle Affenschande zu treiben und seine und seiner Viecher saubre Sprünge loszulassen. Das ist Essig, sag' ich ihm. Da gehört höherer Consens dazu.“

„Hab' ich auch,“ sagt der Künstler gelassen, „wend' Er gefälligst um, Herr Bezirksgensdarm.“

In der That trägt das amtliche Zeugniß, wie der Leser sich überzeugen kann, auch auf der dem Dorfmamelukken bisher unbekannten Rückseite, einige Zeilen: die gütige Erlaubniß der hohen Obrigkeit, im „diesseitigen Amtskreise,“ das große und kleine Publikum mit den Schaustellungen des p. p. Hundetheaterbesitzers zu erfreuen.

Welches Gesicht nun der harte Sendling der Dorfordnung machen wird, ist uns unbekannt. Wir zweifeln sogar, daß er die Künstlerfamilie ohne seine argwöhnische Begleitung ins Dorf einziehen, und ohne eindringliche Warnung und geheimen Kriegsrath mit dem Ortsvorstand austreten lassen wird. Aber an dem Gelingen des Planes der armen Nomaden hegen wir keinen Zweifel. Denn bereits ist zur Linken die Aufmerksamkeit und Theilnahme der Kinderwelt in hohem Grad rege geworden, zur Rechten die Neugier der Dorfschönen, und die mächtige Allianz dieser beiden Mächte wird wohl mit Erfolg der Dorfpolizei die Spitze bieten, namentlich in den Tagen der Ernte, wo man sich so gern freut nach hartem segensreichen Tagewerk.

Die Zukunftsstudien des Mr.* in New-York.

Unsere Leser finden in der Regel unter den Bildern, die ihnen im Daheim vorliegen, die Worte: „Originalzeichnung von . . . . .“ oder „Für das Daheim aufgenommen von . . . . .“ oder „Nach seinem Gemälde auf Holz gezeichnet von . . . . .“ u. s. w. Diese Zusätze unter den Bildern deuten den Lesern einfach an, daß ihnen ein Abdruck von einem unmittelbar aus den Händen des Künstlers hervorgegangenen Holzschnitt vorliegt. Daß es nun nicht alle illustrirten Blätter der Welt mit Originalbildern, und namentlich nicht mit Originalbildern hervorragender Künstler halten können, versteht sich von selbst, denn den meisten bleiben die Originale schon des hohen Kostenpreises wegen unerschwinglich. Die illustrirten Zeitungen, die nun keine Originalbilder bringen können, müssen sich Galvanos zu verschaffen suchen. Diese Galvanos, oder Copieen, führen ihren Namen daher, weil sie in der Regel auf galvanoplastischem Wege hergestellt werden. Von dem Holzschnitt wird nämlich ein Guttaperchaabdruck gemacht, und auf die so entstandene, leitungsfähig gemachte Matrize durch den galvanischen Strom Kupfer abgelagert. Ein solches Galvano (oder Cliché, wie die Franzosen sagen) kann, nachdem es auf Holz genagelt worden, ohne weiteres in die Presse wandern, und es kann von ihm wie von dem Holzstock selbst gedruckt werden.

In vielen großen Städten, namentlich aber in Paris, London und New-York gibt es nun Galvanogeschäfte, d. h. Handlungen, welche Galvanos von ihren Originalstöcken allen und jeden illustrirten Zeitungen überlassen, die sich ihrer bedienen wollen. Das originellste dieser Geschäfte ist unzweifelhaft das von Mr.* in New York. Mr.* hat es nämlich wie kein anderer verstanden, den Wünschen illustrirter Blätter in jeder Beziehung entgegenzukommen. Gerade wie ein bekannter Mathematiker des Alterthums sagte: „Gib mir einen Stützpunkt im Weltraum an, und ich hebe die Erde aus ihren Angeln,“ so kann Mr.* sagen: „Nenne mir einen Text, der illustrirt werden soll, und ich gebe dir das Galvano dazu.“ Früher konnte Mr.* das freilich nicht sagen, doch von dem Augenblicke an, wo er dazu gedrängt wurde, das Unmögliche zu leisten, leistete er das Mögliche. Die Blüte des Galvanogeschäfts von Mr.* datirt seit jenen Tagen, wo in New York die Nachricht eintraf, daß ein Eisenbahnzug durch einen brennenden Urwald gefahren.

Selbigen Tages nämlich wurde stürmisch bei Mr.* Einlaß begehrt. Der Verleger der illustrirten *** Zeitung fand sich bei ihm ein.

„Haben Sie kein Cliché, das einen Eisenbahnzug darstellt, der durch einen brennenden Urwald fährt?“ so redete der Verleger aufgeregt Mr.* an.

„Dam, wie soll ich dazu kommen, so etwas ist noch nicht da gewesen!“ gab Mr.* lachend zurück.

„Ich würde Ihnen 500 Dollars dafür zahlen.“

„Und wenn Sie tausend zahlten! Ich habe keins, und es gibt auch keins. Noch nie fuhr ein Zug durch einen brennenden Urwald. Wem konnte es auch in den Sinn kommen, zukünftige Ereignisse vorher zu illustriren!“

„Es ist schlimm, sehr schlimm, daß noch keiner daran gedacht hat! Was soll ich nun machen?“

Mit diesen Worten maß der Verleger ärgerlich das Gemach von Mr.* mit hastigen Schritten.

„Ich lasse das Ereigniß auf Holz zeichnen und schneiden!“ sagte Mr.*

„Wie lange dauert das?“ fragte der Verleger gespannt.

„Acht Tage, wenn das Bild halbseitig nach dem Format Ihrer Zeitung, und 14 Tage, wenn es ganzseitig sein soll.“

„Ich muß es für meine nächste Nummer haben!“

„Wann wird dieselbe eingehoben?“

„Uebermorgen früh.“

„Bis dahin kann kaum die Zeichnung fertig werden.“

„Nun, ich will Ihnen einen Vorschlag machen, Mr.*. Schaffen Sie mir den halbseitigen Stock noch bis zur zweitnächsten Nummer, so sollen Sie immer noch die 500 Dollars haben. Liefern Sie ihn aber bis übermorgen früh für meine nächste Nummer, so zahle ich Ihnen 1000 Dollars.“

Der Verleger entfernte sich, ohne die Antwort von Mr.* abzuwarten, und dieser lachte hinter dem Verleger, der Unmögliches verlangte, herzhaft drein. Doch kaum wollte Mr.* den Auftrag ertheilen, einen brennenden Urwald mit einem Schienenstrange zu zeichnen, da fuhr es ihm wie ein Blitz durch den Kopf. Halt, einen brennenden Urwald hatte er als Cliché, und Clichés mit Schienensträngen waren sogar mehrere vorhanden. Wenn er nun aus dem Cliché mit dem brennenden Urwald ein Stück heraussägte und einen zugbeladenen Schienenstrang, den er aus einem anderen Cliché heraussägte, dergestalt in die Lücke des Urwalds fügte, daß er genau hineinpaßte, so war ja . . . . . der brennende Urwald, durch den ein Eisenbahnzug fährt, fertig. Mr.* begab sich nun in seine Werkstätte, darin sich die Clichés befanden, die damals noch aus einer Legirung von Wismuth, Zinn und Blei bestanden und erst später aus Kupfer hergestellt wurden. Der brennende Urwald war bald gefunden und die Clichés mit den Schienensträngen ebenfalls. Der eine Schienenstrang paßte nicht in das Urwaldcliché, denn er lief in einen Tunnel, der zweite paßte auch nicht hinein, denn der Zug, der auf ihm lief, stieß mit einem andern Zuge zusammen, aber der dritte Strang paßte. Zuerst wurde nun der Schienenstrang mit dem Zuge aus dem Cliché herausgesägt und zweckmäßig auf das Cliché gelegt, welches den brennenden Urwald darstellte. Aus dem Urwaldcliché wurde nun genau so viel herausgesägt, als der Schienenstrang mit dem Zuge Platz beanspruchte. In die Lücke des brennenden Urwalds wurde dann das Clichéstück mit dem Zuge geschoben und sorgfältig verlöthet.

Das neue Cliché war fertig, und was der brennende Urwald durch das Heraussägen eines Theils an Rauch verloren, das brachte die qualmende Locomotive des hineingefügten Zuges an Rauch wieder ein. Mr.* hatte mit wenig Arbeit tausend Dollars gewonnen, und der Verleger der illustrirten Zeitung, der zum ungeheuren Erstaunen seiner Leser bereits vier Tage nach dem Eintreffen der Nachricht von dem Zuge, der durch einen brennenden Urwald gefahren, das Ereigniß illustrirt brachte, gewann noch mehr an Abonnenten.

Nun aber sorgte Mr.* mit ganzer Kraft dafür, daß er nie wieder in Verlegenheit gerieth, wenn ein Cliché von ihm gefordert wurde. Ehe noch ein Photograph mit seinem Apparat, oder ein Maler mit Pinsel und Pinsel eine Reise mit der Pacificbahn machen konnte, waren bei ihm schon Clichés fertig, die Pacificbahnbilder darstellten. Ein Stück Steppe mit einem Schienenstrange und mit einem Güterzug darauf, oder ein Stück Urwald mit einem Schienenstrange und mit einer im Hintergrunde sichtbaren Locomotive, oder ein Tunnel inmitten wilder Steppenpartien, oder eine überbrückte Schlucht, darüber schwindelnd das Dampfroß fährt — alles waren Pacificbahnbilder, und nur ein Ignorant hätte an ihrer Echtheit zweifeln können, zumal da mit großen Lettern unter den Bildern stand: „Ansichten von der Stillenweltmeerbahn.“ Die Clichés von Mr.* wanderten sogar über den Ocean nach der alten Welt, und sein Geschäft florirte, wie kein anderes. Von dem Augenblicke an, wo er nach der Devise arbeitete, ja arbeiten mußte: „Das Bild muß früher fertig sein, als das Ereigniß“, da ging sein Geschäft mit hohen Wogen. Es kann nun kein Ereigniß genannt werden, das sich noch ereignen soll, und Mr.* hat es bereits als Galvano, oder liefert es doch in kürzester Frist. Noch ehe sich ein Luftballon in der verzweifelten Lage von der Welt befand, hatte ihn Mr.* in Schnitzerei oder auf einer galvanisch erzeugten Kupferplatte fixirt. Bei der Bestellung eines Galvanos von Mr.* hat man sich der einfachsten Schreibweise zu bedienen, z. B.: Ein Unglücksfall auf einer Kettenbrücke, Größe 100 Quadratcentimeter, — ein Prairiebrand mit einer fliehenden Büffelherde im Hintergrunde, Größe 200 Quadratcentimeter; — ein Luftballon, der in einen See fällt; — Indianer, die den Bau einer Eisenbahn stören; — Schatzgräber, die von einem Minengespenst erschreckt werden; — Zusammenstoß zweier Dampfer auf einem Strom bei Nebel; — Abfahrt eines Heizzuges aus einer Petroleumregion; — eine Scene aus dem Aufstande in Cuba; — eine Schluchtbrücke der Pacificbahn; — ein Schiff, verhindert durch das gelbe Fieber in den Hafen von New Orleans zu laufen u. s. w.

Sobald aber die Bestellungen etwas detaillirter, sind auch die Preise der Galvanos per Quadratcentimeter etwas theurer. Z. B.: Zusammenstoß der Locomotiven Ohio und Missouri auf einer dreibogigen Kettenbrücke. Ohio fällt rechts, Missouri links in den Strom; die Kettenbrücke bleibt unversehrt; oder: Miß Blockwell als Doctorin practicirend, womöglich Amputation; oder: Verzögerung des Schnellzuges zwischen St. Louis und Indianopolis durch Axenbruch der Maschine Carolina; u. s. w.

Mr.* führt alles aus, und bei einem etwaigen Aussägen von Galvanos geht ihm kein Stück verloren.

F. B.

Inhalt: Kloster Roßdyl. (Fortsetzung.) Novelle von Hans Tharau. — Schön Elsabeth. Gedicht von Wilhelm Jensen. Mit 4 Illustr. von W. Simmler. — Zur Charakteristik der merkwürdigsten Gifte. I. Arsenik. Von Dr. Dornblüth. — Klimatische Kurorte. II. Algier. Von Dr. Andree. Mit Ansicht des Golfes von Algier. — Die Schoßkinder unserer zoologischen Gärten. Von Dr. Franz Schlegel. — Am Familientische: Ein polizeiwidriger Aufzug. Zu dem Bilde: Die unterbrochene Kunstreise. Von Schaumann. — Die Zukunftsstudien des Mr.* in New-York.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

VI. Jahrgang. Ausgegeben am 30. October 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1869 bis dahin 1870. **1870 № 5.**

Kloster Roßdyk.

Novelle von Hans Tharau.

(Fortsetzung.)

Elisabeth hatte während ihrer Krankheit die liebevollste Pflege empfangen, ihre Tante hatte sie mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit umgeben, und auch die übrigen Damen hatten in Liebesdiensten mit einander gewetteifert. Fräulein von Nobeltitz hatte in ihrem weißen Kaschmirshawl manche Stunde an ihrem Bette zugebracht und sie durch das Vorlesen ihrer eigenen Gedichte in den Schlaf gewiegt; selbst Fräulein von Lauch war geräuschlos aus- und eingegangen und hatte der Kranken kopfschüttelnd ihr „Fatal!“ zugeflüstert. Nur die Gegenwart des Fräulein Adelgunde, denn auch sie hatte das Krankenzimmer mit ihrem Besuche beehrt, schien stets einen ungünstigen Eindruck auf Elisabeth zu machen, sie hatte sich jedesmal, wenn das Fräulein sich ihr nahte, unruhig herumgeworfen, und einmal sogar ziemlich heftig ausgerufen: „Sehen Sie mich doch nicht immer an!“, was man natürlich als Fieberphantasie ausgelegt hatte. Die liebste Gesellschafterin schien ihr augenscheinlich Fräulein von Kassel zu sein; ob es war, daß sie die besorgten, forschenden Blicke ihrer Tante scheute, ob es sie beruhigte, daß eine Conversation mit der tauben alten Dame nicht von ihr erwartet werden konnte, weil ihr in ihrem jetzigen Zustande die Anstrengung sich verständlich zu machen, eine reine Unmöglichkeit war, kurz, sie bewillkommte Fräulein von Kassel stets mit einem besonders dankbaren Blick und schien gerne den Bewegungen der runden Figur zu folgen, wie diese geschäftig sich im Zimmer zu thun machte.

Elisabeth fühlte sich überhaupt auch jetzt, wo es ihr besser ging, so todesmatt, von einer ihr bisher so ganz fremden Apathie überwältigt, daß sie meinte, sie möchte am liebsten immerfort so liegen bleiben, ohne Schmerzen, aber auch ohne Kraft, wie in halbem Schlafe, und die Menschen aus- und eingehen sehend, wie zu einem Schattenreich gehörend, zu welchem sie in keiner näheren Beziehung stand und an dessen Leben, Thun und Treiben sie keinen Antheil hatte. Grau und farblos, wie damals plötzlich am Vorabend ihrer Krankheit, so erschien ihr auch jetzt noch alles, was sie umgab, und sie nahm es dem Arzte beinahe übel, als er erklärte, sie sei wohl genug, um das Bett zu verlassen, und sie dürfe versuchen, sich mit etwas zu beschäftigen.

Die Aebtissin war tief bekümmert durch die so auffallende Veränderung in Elisabeths ganzem Wesen, hoffte aber, daß dieser Zustand nur ein vorübergehender, als nothwendige Folge einer schweren Krankheit zu betrachten sei. Mit dem ihr eigenen Tacte vermied sie alles, was die Kranke aufregen oder reizen konnte und gab daher auch, so schwer es ihr wurde, Elisabeths Bitten nach, sie viel allein zu lassen; das Märchen behauptete, es thue ihr so wohl, ungestört sich mit einem Buche oder mit ihren eigenen Gedanken zu unterhalten; ein freundlich beobachtender Blick sogar schien sie zu beunruhigen und zu quälen, so ließ ihr denn die Tante ihren Willen, wenn sie auch im Stillen den Kopf schüttelte und es unerklärlich fand, wie ein kurzes Kranksein das fröhliche, lebenslustige Märchen dermaßen umändern konnte.

Es mochte in den allerletzten Tagen Septembers sein, als Elisabeth zum ersten Mal wieder ins Freie trat; ein prächtiger, sonniger Vormittag. Mit matten Schritten schleppte sie sich am Arm der Aebtissin bis zu den Kastanienbäumen hin, wohin man einen bequemen Sessel gebracht hatte und wo auf ihre Bitte die Tante, nachdem sie ihr sorglich eine warme Decke über die Füße gebreitet, sie mit einem Buche allein ließ. Aber das Buch blieb ungeöffnet liegen, und mit geschlossenen Augen gab sich Elisabeth dem wohlthuenden Einflusse der freien Luft hin. Sie war zu sehr ein Kind der Natur, um sich durch diese nicht sofort erquickt und neu belebt zu fühlen. Der Tag war auch so einzig schön, daß es kaum möglich gewesen wäre, an einem solchen sich nicht seines Lebens zu freuen, Elisabeth that es unbewußt und vergaß es beinahe, daß sie in den letzten Wochen doch so lebensmüde gewesen, und wenn sie von Zeit zu Zeit die Augen aufthat und ihre geliebten Beege im buntesten Herbstschmucke, vom hellsten Gelb bis ins tiefste Braun hinab sich schattirend, sah, so konnte sie sich fast freuen in dem Gedanken, daß sie bald wieder würde hinaustreten können in Wald und Flur; sie schloß aber doch rasch die Augen wieder und hatte für heute genug an dem köstlichen Sonnenschein, der ihr bis ins tiefste Herz drang.

Sie hatte den Hut abgenommen und den Kopf auf das Kissen zurückgelegt; das reiche braune Haar hatte sie noch nicht seit ihrer Krankheit wie gewöhnlich geordnet, es hing vielmehr in zwei mächtigen Flechten ihr bis in den Schoß hinab. Elisabeth hatte sich während der kurzen, aber heftigen Krankheit auch äußerlich merklich verändert; das warme, rothbraune Colorit war einer krankhaften Blässe gewichen, und an den Schläfen konnte man die blauen Adern deutlich erkennen; schwarze Ränder umgaben die Augen, in welchen nun plötzlich jener tiefmelancholische Ausdruck erwacht zu sein schien, den man gleichsam immer in ihnen geahnt, den aber der strahlend übermüthige Blick verdeckt hatte.

Und doch sah Elisabeth heute besser aus und fühlte sich wohler, als dies seit ihrer Krankheit der Fall gewesen, und ihre ganze Erscheinung dort, in ihrer halbsitzenden Stellung, im Schatten des noch reichbelaubten Kastanienbaumes, in der stillen und doch nicht drückenden Mittagshitze, war ein Bild friedlichen Ausruhens.

Sie fürchtete auch nicht gestört zu werden, denn sie wußte wohl, daß die Tante ihr die übrigen Damen fern halten würde, und sie hatte ihren Sessel so zu rücken gewußt, daß der breite Baumstamm sie sogar vor etwa neugierig von den Fenstern auf sie gerichteten Blicken bewahren würde. Dazu hatte sie nicht ohne innere Befriedigung vernommen, daß der Verwalter am Morgen nach M. gefahren sei und erst gegen Abend wiederkehren würde, ja sie hatte sich durch diese Nachricht eigentlich erst bestimmen lassen, diesen Ausgang zu versuchen, da sie es scheute — sie wußte es selbst kaum, in wie hohem Grade — mit Normann zusammenzutreffen. Als sie so da lag und sich von der warmen Herbstluft anhauchen ließ, und dann und wann ein dürres Blatt ihr leise in den Schoß oder auf den Kopf fiel, wandten sich unwillkürlich ihre Gedanken ein Jahr rückwärts, wo sie auch an einem solchen sonnigen Tage auf die Berge hinausgestürmt und dort mit Normann zum ersten Mal zusammengetroffen war. Es war damals allerdings etwas früher in der Jahreszeit, denn die Haide war ja in voller Blüte, jetzt hatte sie wohl schon ausgeblüht, und sie hatte nichts davon gesehen, ach! und dabei mußte sie vergleichen, wie ganz anders es ihr damals zu Muthe war, als jetzt — da plötzlich unterbrach ihr Nachdenken ein lautes, freudiges Bellen, und ehe sie die Augen aufthat, fühlte sie schon, wie Pollux ihr die Hände über und über leckte; Kastor hatte sich, wie er es immer so gern that, vor sie hingesetzt, und als sie sich etwas aufrichtete, sah sie, wie er den Kopf ihr auf die Kniee gelegt, und sie mit seinen großen Augen wie besorgt und fragend anblickte. Es war etwas in dem treuen Blick, das sie tief bewegte, sie legte ihre schmale Hand auf seinen dunkeln Kopf und schluchzte leise. Da merkte sie, wie ein Schatten zwischen sie und die Sonne trat, und bestürzt aufblickend, sah sie Normann vor sich stehen. Beide sprachen kein Wort, Elisabeths Kopf sank auf das Kissen zurück und, wie von einer plötzlichen Schwäche übermannt, schloß sie die Augen.

Normann aber schaute, wie gebannt, auf sie hin, das unerwartete Zusammentreffen schien ihn eben so sehr wie sie ergriffen zu haben. Auch er hatte sich verändert; er hatte viel gelitten in jenen kurzen Wochen. Zuerst hatte ihn Elisabeths Benehmen gegen ihn, damals in Gegenwart der Fremden, aus seinem Frühlingstraum aufgeschreckt; er hatte sich bitter gekränkt gefühlt und sich ganz seinem Schmerze hingegeben. Dann aber, als sie erkrankte, und er ihr Leben in Gefahr wußte, war jenes Gefühl der Beleidigung vor der Angst und der Sorge gewichen, und jetzt, als er sie so verändert, so bleich und geknickt vor sich sah, da verschwand sogar die Erinnerung an jene Kränkung aus seinem Herzen, und er hätte sich selbst laut anklagen mögen, daß er ihr je habe grollen können, und vor sie hinsinkend, ihr bekennen, daß er sie liebe mit einer von ihm selbst bisher ungeahnten Glut.

Doch er nahm sich zusammen und sagte leise: „Es thut mir leid, Sie so leidend zu sehen, soll ich vielleicht jemand rufen?" — „Nein, nein! es ist nicht nöthig," antwortete Elisabeth, sich aufrichtend, „es war nur ein Schwindel, wie ich ihn jetzt zuweilen habe, er ist nun vorbei; ich glaube, ich bin noch ein wenig nervös," setzte sie hinzu mit etwas von ihrem alten Lächeln und hob dabei zum ersten Male die Augen flüchtig zu ihm auf. — „Davon wollten Sie vor einem Jahre nichts wissen," sagte er. — „Das wissen Sie noch? es war doch ein alberner Ausspruch!" erwiderte Elisabeth; es war ihr doch wieder so natürlich, sich mit dem Verwalter zu unterhalten, daß sich ihre anfängliche Verwirrung unwillkürlich verlor; aber schon seine nächsten Worte brachten sie wieder in die nur halb überwundene Erregung. „Wenn es mir möglich wäre, irgend einen Ausspruch, den Sie je gethan, zu vergessen," sagte er und sah sie fest an, „so wurde ich heute morgen daran erinnert; ich war unterwegs nach M.," fuhr er fort, als müsse er sich zwingen, ruhig und langsam zu sprechen, „da kam mir ein Bote entgegen, um mir zu sagen, daß meine Gegenwart erst morgen dort verlangt würde, ich schickte also den Wagen nach Hause und machte den Weg zu Fuß zurück, über die Berge. Es ist wohl nicht sehr zu verwundern, daß ich dort, auf Ihrem Lieblingspunkte, unserer ersten Begegnung dachte," fuhr er erregter fort, „zumal ich Ihnen gerne einen Strauß Haideblumen dort pflücken und Ihnen zuschicken wollte, doch es war zu spät, ich fand nur noch wenige Blüten, darf ich sie Ihnen anbieten?"

Er hielt ihr einen kleinen Strauß Eriken hin; Elisabeth aber war es, als höre sie eine ganz andere Stimme, tief und ernst, wie betend die Worte sprechen: „Gott schütze meine Erika!" sie ließ Normann die Blumen auf ihren Schoß legen und beugte den Kopf über sie, es war nur ein Augenblick, dann hob sie ihn wieder in die Höhe, sie war plötzlich stark und ruhig geworden, ihre Wangen färbten sich leicht, und ihre Stimme bebte nicht mehr, als sie sagte: „Ich danke Ihnen, Herr Normann, es war sehr freundlich von Ihnen, an mich zu denken."

„Freundlich?" entgegnete Normann leidenschaftlich, und die Hand zitterte, mit welcher er sich auf den kleinen Tisch stützte, der zwischen ihnen stand; „freundlich? reden Sie nicht so mit mir! ist es freundlich, an die Lebensluft zu denken, durch die allein wir sind und athmen; freundlich, die Sonne anzuerkennen, die uns erwärmt und belebt? Elisabeth!" und er sah flehend auf sie hin, „hören Sie mich an, wenden Sie sich nicht ab von mir, ich kann mich nicht länger verstellen, denn was Luft und Sonnenschein dem Menschen ist, das sind Sie mir geworden, ohne Sie kann ich nicht leben, nicht einen Augenblick glücklich sein."

Elisabeth hatte mehrmals versucht, ihn zu unterbrechen, die eigene Bestürzung ließ es ihr aber nicht gelingen, doch jetzt nahm sie ihre ganze Kraft zusammen: „Ich darf Sie nicht weiter reden lassen, Herr Normann," sagte sie mit fester Stimme, und es war etwas in dem ernsten Klang und in dem ruhigen Blick der dunkeln Augen, das Normann kalt durchs Herz fuhr, „ich bedaure tief, daß es so weit gekommen, vergessen Sie, was Sie gesagt haben, und lassen Sie uns Freunde bleiben!"

„Elisabeth, Sie weisen mich ab, noch ehe Sie mich gehört haben!" rief er, außer sich, „nehmen Sie Ihre grausamen Worte zurück, o lassen Sie mich sprechen! Ich weiß es ja, ich habe keine Adelskrone Ihnen anzubieten, aber wie ich Sie kenne, Elisabeth, so glaube ich, daß ein Herz, das Sie liebt, Sie allein, und auf das Sie bauen könnten, fürs Leben, in Freud und Leid, doch auch etwas werth sei in Ihren Augen, auch ohne solche äußeren Vorzüge —"

„Gewiß, gewiß!" antwortete Elisabeth bewegt, die treuen Augen ihr gegenüber blickten sie so dringend, so bedauernd an, sie konnte ihnen kaum mehr begegnen, doch sie zwang sich, weiter zu sprechen; „ich lege auch keinen Werth mehr auf solche Dinge, und wenn es Ihnen irgend wie zum Trost gereicht, so nehmen Sie meine Versicherung hin, daß keine äußeren Umstände meine Gefühle bestimmen."

„So ist Ihr Herz nicht mehr frei?" rief Normann mit bebender Stimme und lehnte sich an den Baumstamm zurück, aber seine Augen blieben starr auf Elisabeth gerichtet, als erwarte er sein Todesurtheil von ihren Lippen, sie aber brach bei den Worten zusammen und bedeckte das Gesicht mit ihren Händen, einen Augenblick schwiegen beide, man hätte können ihre Herzen klopfen hören. „Sie lieben — einen andern?" frug Normann wieder, gefoltert; und Elisabeth hob das bleiche Gesicht mit den thränenlosen Augen zu ihm auf, und leise, kaum vernehmbar kam die Antwort: „Ja!"

Jetzt war es Normann, der seine Fassung wieder gewann; „So muß ich um Vergebung bitten, daß ich Sie belästigt habe," sagte er mit veränderter Stimme und nahm seinen Hut, den er vorhin abgelegt, vom Tische wieder auf, „Gott schenke Ihnen das reiche Glück, das mir versagt worden ist, vergessen Sie mich und meinen thörichten Traum!" er wollte gehen —

„Nein, nicht so, nicht so dürfen wir Abschied nehmen," rief Elisabeth und hielt ihm die Hand entgegen, „ich bin es, die Sie um Vergebung bitten muß, daß ich Ihnen, wenn auch, Gott weiß es,

ohne mein Wollen, Kummer bereitet," er konnte nicht widerstehen, noch einmal zu ihr hinzutreten und die dargebotene Hand zu ergreifen.

„Sie haben sich nichts vorzuwerfen," sagte er schmerzlich, „es hat alles so kommen sollen, aber ich werde Ihr Andenken heilig halten und Sie segnen, so lange ich lebe; leben Sie wohl, Elisabeth!" er wandte sich rasch ab, und sie sah ihn schnell über den Klosterhof hinausgehen, ins Feld, die beiden Hunde folgten ihm, nur Kastor stand, wie damals, das erste Mal, droben auf dem Berge, einen Moment stille, mit umgewandtem Kopfe, Elisabeth mit den treuen Augen fragend anblickend — dann war auch er verschwunden.

Elisabeth aber sank in den Sessel zurück, und nun brachen die langverhaltenen Thränen hervor und fielen heiß auf die Blumen in ihrem Schoße, doch sie galten einer andern Blume, die drinnen im Hause, in des Mädchens Bibel verborgen lag.

IX.

Es war ein feuchter, kalter Tag, um die Mitte Decembers, als ein geschlossener Reisewagen, mit zwei Postpferden bespannt, über die Brücke in den Klosterhof einfuhr und an dem Haupteingange des Klosters stille hielt.

Es hatte den ganzen Morgen in Strömen geregnet, und auch jetzt schienen die dunkel zusammengerollten Wolken nur einen Moment inne halten zu wollen, ehe sie sich wieder herabsenkten auf die bereits durchnäßte Erde. Auf den Bergen sah man noch dünne Schneestreifen, allein die Ebene war durch das langanhaltende Regenwetter von der schützenden Decke schon ganz befreit, und obgleich die Mittagsstunde kaum vorüber war, so schien der kurze Tag sich fast schon der Dämmerung zuzuneigen.

Der Wagen hatte augenscheinlich eine lange Fahrt durch die von dem Regen gelockerten und fast unfahrbar gewordenen Wege gemacht, denn er war von unten bis oben hin mit Koth bespritzt, und das Wasser rieselte von Hut und Mantel des Postillons herab.

Der Wagenschlag wurde von innen hastig geöffnet, und eine hohe Männergestalt sprang rasch die wenigen Stufen hinauf und klingelte an der Hausthüre.

„Ich wünsche der Frau Aebtissin meinen Besuch zu machen," sagte der Fremde zu dem die Thüre öffnenden Dienstmädchen.

„Die Frau Aebtissin ist verreist," war die Antwort, indem das Mädchen bald den Herrn, bald den Wagen neugierig betrachtete.

„Verreist?" entgegnete der Fremde, und man merkte es der Stimme an, daß ihn diese Antwort unerwartet und unangenehm berühre, doch fügte er nach kurzem Ueberlegen hinzu: „So kann ich vielleicht eine der anderen Damen sprechen?"

„Ich werde zusehen," erwiderte das Mädchen und verschwand.

Der Fremde hatte wohl wärmere Umhüllungen im Wagen zurückgelassen, denn der dunkle Ueberrock konnte, trotzdem er bis oben hin zugeknöpft war, kein hinreichender Schutz gegen eine so eindringende Kälte sein; auch ging der Harrende, nachdem das Mädchen sich entfernt, mit hastigen Schritten im Vorplatz auf und nieder, vielleicht um sich die Füße nach der langen Fahrt zu erwärmen; vielleicht aber auch um seiner Ungeduld Ausdruck zu geben, denn man ließ ihn ziemlich lange warten.

Das Mädchen war nämlich in das uns bekannte Wohnzimmer der Aebtissin eingetreten, wo Fräulein von Lauch und Fräulein von Nordenstern bei der Arbeit saßen.

Fräulein von Lauch hatte es übernommen, in Abwesenheit der Aebtissin, das Geschäftliche von deren Amt zu verwalten und fand es daher geeigneter, sich größtentheils in dieser Stube aufzuhalten, und Fräulein Adelgunde leistete ihr an diesem gewissen Tage Gesellschaft.

Als das Mädchen ihre Meldung gemacht, erhoben sich beide Damen in größter Erregung. „Was! ein Wagen vorgefahren, mit zwei Pferden, und wir hätten ihn nicht gehört?" rief Fräulein von Nordenstern. — „Ein Herr, sagst Du? ein unbekannter Herr?" fuhr Fräulein von Lauch dazwischen.

„Ein großer, junger Herr, mit dunkelm Backenbart," antwortete das Mädchen. — „Ein großer, junger Herr, mit dunkelm Backenbart!" wiederholten die Damen, wenn auch mit sehr verschiedenem Ausdruck; die Stimme der Fräulein von Nordenstern zitterte vor Freude und Spannung, bei Fräulein von Lauch hörte man den Schreck und die Empörung durchklingen. „Und er nannte noch nicht einmal seinen Namen?" frug sie.

„Nein," erwiderte das Mädchen, „aber sehr vornehm sah er aus, wie ein Prinz."

„Prinz oder nicht, wir können in Abwesenheit der Aebtissin keinen Herrenbesuch annehmen," sagte Fräulein von Lauch bestimmt.

„Aber, liebste Sophie!" fiel ihr Fräulein von Nordenstern ins Wort, „Sie wollen doch den Herrn nicht abweisen, Sie können ja gar nicht ahnen, was Sie dadurch thun; wer weiß, welche wichtige Angelegenheit ihn hierher führt! es kann keine Kleinigkeit sein, noch dazu bei diesem Wetter, wir müssen ihn sprechen!"

„Was das betrifft," entgegnete Fräulein von Lauch beleidigt, „so kann mich niemand zwingen, gegen mein Gewissen zu handeln, Sie können thun, was Sie wollen!" und damit nahm sie ihre Arbeit zusammen und verließ durch eine Seitenthüre das Zimmer, ohne auf Fräulein Adelgundens klägliches „Aber Sophie!. Sie lassen mich doch nicht im Stich!" zu achten. — „Was fange ich nur an?" wandte sich nun Fräulein von Nordenstern an das Mädchen, „von Wegschicken kann keine Rede sein, und ich — allein einen jungen Herrn empfangen!" sie warf einen Seitenblick auf den Spiegel, „nein, das schickt sich nicht! — Doch halt! jetzt weiß ich's, springe schnell hier nebenan zu Fräulein von Kassel und sage ihr, ich ließe sie bitten, doch so rasch wie möglich auf einen Augenblick her zu kommen!" und so geschah es denn, daß Fräulein von Kassel durch die eine Thüre eintrat, als der Fremde durch die andere eingeführt wurde. Fräulein Adelgunde, die die Augenblicke zu einem geschickten Ordnen ihrer Toilette benutzt hatte, trat ihm mit jungfräulicher Schüchternheit ein paar Schritte entgegen, doch bald rief sie mit strahlendem Blicke:

„Ist es möglich! Herr von Horst! sehen wir uns wieder?! Nein, welche freudige Ueberraschung — ich traue meinen Augen kaum! Wie geht es Ihnen denn? und Ihren liebenswürdigen Schwestern? und Ihrem charmanten Herrn Schwager? — aber bitte, setzen Sie sich. Liebe Fräulein von Kassel, lassen Sie mich Ihnen Herrn Eugen von Horst vorstellen, Sie haben mich ja oft von ihm sprechen hören!"

Und das lebhafte Fräulein nöthigte Eugen auf einen Stuhl, Fräulein von Kassel auf das Sopha, und nahm, selbst dem Fenster den Rücken kehrend, zwischen beiden Platz.

Eugen, der im besten Falle nicht sehr redseliger Natur war, schien durch die lebhafte Ansprache des entgegenkommenden Fräuleins vollends den Gebrauch seiner Zunge verloren zu haben, denn er schwieg noch immer, auch nachdem er sich niedergesetzt hatte, und wartete, allem Anschein nach, auf eine Pause, die dann auch, nachdem Fräulein von Nordenstern einige Bemerkungen über das Wetter und den Wechsel der Jahreszeiten überhaupt angestellt, dadurch entstand, daß das Fräulein erwartungsvoll inne hielt und ihm durch einen Blick zu verstehen gab, daß sie nun irgend einer Erklärung seines Kommens seinerseits entgegensehe.

„Die Frau Aebtissin ist, wie ich zu meinem Bedauern höre, verreist," sagte er, den günstigen Moment benutzend.

„Was meinen Sie?" frug Fräulein von Kassel vom Sopha aus, auch sie wollte die Gelegenheit ergreifen, Theil an der Conversation zu nehmen. Eugen wiederholte seine Bemerkung.

„Ja wohl, die gute Brunneck ist abwesend," erwiderte die alte Dame, „und will das Weihnachtsfest bei ihrem Bruder und seiner Familie verbringen, sie kommt wohl erst nach Neujahr wieder."

„Wir vermissen sie recht sehr!" setzte Fräulein Adelgunde sentimental hinzu.

Eugen zögerte einen Augenblick, es schien ihm schwer zu werden, seine nächste Frage über die Lippen zu bringen, doch entschloß er sich endlich und sagte in möglichst gleichgültigem Tone: „Ist vielleicht die Nichte der Aebtissin, Fräulein Elisabeth von Brunneck noch hier?" Er hatte sich dabei an die ältere Dame gewendet, und seine Augen, in denen sich heute das tiefe Blau nicht erkennen ließ, richteten sich ernst und gespannt auf ihr Gesicht.

„Ach, das gute Elisabethchen — die ist längst fort!" antwortete Fräulein von Kassel, bedauernd mit dem Kopfe schüttelnd; „sie hatte im Herbst eine schwere Krankheit, und der Doctor rieth Luftveränderung, und so ging sie denn nach Hause, es soll ihr auch wieder ganz gut gehen."

„Nun eine angehende Braut darf nicht lange krank sein!" sagte Fräulein Adelgunde mit unschuldigem Lächeln.

„Fräulein Elisabeth — Braut?" frug Eugen, aber die Worte waren kaum verständlich.

„Was sagen Sie? was fragen Sie da?“ rief neugierig Fräulein von Kassel.

„Ach, Herr von Horst ist so überrascht über die Geschichte mit Elisabeth,“ wandte sich Fräulein Adelgunde lächelnd an die alte Dame, „Sie wissen ja — ich erzähle eben, daß Herr Normann —“

„Na, gegen den lass' ich nichts sagen,“ fiel ihr Fräulein von Kassel eifrig ins Wort, „das ist ein vortrefflicher junger Mensch, ein ganz vortrefflicher junger Mensch“ — sie wandte sich dabei an Eugen, dieser verbeugte sich — „und was man auch von Standesunterschied und dergleichen faselt,“ fuhr die Sprecherin kräftig fort, „das trifft bei ihm nicht zu, er hat ein so braves, edles Herz, wie nur einer, ist von sehr guter, wenn auch bürgerlicher Familie, hat ein schönes Vermögen dermaleinst zu erwarten, einziger Sohn — kurz und gut, ich werde meinen Segen dazu geben, und wenn Elisabethchen —“

„Liebes Fräulein von Kassel,“ unterbrach sie hier Fräulein Adelgunde liebenswürdig, „wir können es kaum erwarten, daß Herr von Horst einen so lebhaften Antheil an dem jungen Paare nehme, wie wir es thun!“

„I was, Adelgundchen,“ war die Antwort, „Sie wollen aber wohl lieber selber erzählen, na, man zu, ich muß ohnehin jetzt mindern,“ und die alte Dame versank in ihre Häkelarbeit, in welcher sie sich sogar durch einen Besuch nie stören ließ.

Eugen schien aufstehen zu wollen, doch zwang er sich noch sitzen zu bleiben. „Ist Herr Normann, ich glaube, so nannten Sie den Verwalter, noch hier?“ frug er seine Nachbarin.

„O nein, der ist auch längst weg“ entgegnete Fräulein Adelgunde und fixirte den Frager einen Moment scharf, wenn auch ihre kleinen Augen gleich wieder ihren früheren taubensanften Ausdruck annahmen, „Ende September kündigte er plötzlich, indem er vorgab, daß sein Vater seiner bedürfe; da aber auch Elisabeth uns um dieselbe Zeit verließ, erriethen wir bald den Zusammenhang, und, nun das Uebrige können Sie sich denken!“

Wieder machte Eugen eine Bewegung, als wolle er sich entfernen, doch er mußte Gewißheit haben, und wenn er den Kelch bis auf den letzten Tropfen leeren sollte.

„Also im September entschied sich — ich meine, erklärte sich —“

„Ganz richtig,“ fiel ihm Fräulein Adelgunde mit Bestimmtheit ins Wort, „im September geschah denn, was wir alle längst voraus gesehen, und Sie hätten, als Sie im August — es war doch im August? — ja — als Sie im August hier waren — hätten Sie nichts gemerkt?“ fuhr sie schalkhaft fort; „O, Herren sind doch gar zu unschuldig in solchen Dingen! Wir Damen sind darin viel weitsichtiger; ich hatte es schon lange kommen sehen; sie ist ein ganz gutes Kind, die Elisabeth, aber nachgesetzt hat sie dem Verwalter doch gar zu sehr, nun, ich will nichts gesagt haben, und ich hoffe, ja ich bezweifle nicht, sie wird *sehr* glücklich werden, sehr glücklich!“

Nun erhob sich Eugen wirklich, wie stand er hoch und stattlich vor ihr, fast drohend, oder kam es Fräulein Adelgunde nur so vor, denn sie schrak ein wenig zusammen.

„Sie wollen doch nicht gehen?“ rief Fräulein von Kassel, „nein, das können wir nicht zugeben; Sie müssen wenigstens erst eine Tasse Kaffee trinken, das stärkt Sie auf die kalte Fahrt! „eine Tasse Kaffee, sagte immer der selige Hofrath Berg —“

„Ich muß dennoch Ihr gütiges Anerbieten ausschlagen,“ antwortete Eugen, „ich muß sogleich wieder fort,“ er stand bereits an der Thüre. — „Na, wenn Sie durchaus nicht wollen,“ sagte Fräulein von Kassel, setzte aber mit einem Anfluge weiblicher Neugierde hinzu: „soll ich vielleicht der Aebtissin etwas von Ihnen bestellen?“

„Ich danke Ihnen,“ erwiderte er wie zerstreut, „nein, es wird nicht nöthig sein — sagen Sie — oder nein, sagen Sie lieber nichts; ich war zufällig hier in der Gegend und wollte mich nach — nach ihrem Befinden erkundigen,“ und damit empfahl er sich, und Fräulein Adelgunde wußte noch nicht einmal, ob er ihr inniges „Auf Wiedersehen!“ gehört oder nicht.

„Was sagte er?“ frug Fräulein von Kassel, sobald die Thüre sich hinter ihm geschlossen, „weshalb ist er denn eigentlich gekommen, bei solchem Heidenwetter?“

„Er sagte, er sei gekommen, um sich nach uns allen zu erkundigen!“ antwortete Fräulein von Nordeustern kurz und eilte an das Fenster, um dem Wagen nachzusehen.

„Na, das muß ich sagen, da soll doch einer wieder draus klug werden!“ sagte Fräulein von Kassel kopfschüttelnd und ging hinaus.

Fräulein Adelgunde aber schritt unruhig im Zimmer auf und nieder. „Haha! also so stand die Sache!“ sagte sie heftig vor sich hin, „die kleine Hexe! hat es auch ihm angethan! nun, da habe ich ihr doch einen Strich durch die Rechnung gemacht; das kokette Ding meint, es solle *ihr* alles zufallen; da hat sie sich diesmal denn doch geirrt; ich merkte es ihm an, daß er nichts mehr von ihr wissen will, und ich habe ihm doch nur die Wahrheit gesagt, die reine Wahrheit,“ redete sich Fräulein Adelgunde vor, denn auch Fräulein Adelgunde hatte ein Gewissen, wenngleich ein nicht sehr pflichttreues, etwas schwächliches, doch immerhin ein Gewissen; und jedes Mal, wenn sie die hohe Gestalt in Gedanken vor sich stehen sah, die ernsten Augen auf sie gerichtet, dann gab ihr dieses Gewissen einen kleinen, ganz kleinen Stich; darum mußte das Fräulein lebhafter und überzeugender werden: „Ja, es ist ganz so, wie ich ihm sagte; nehmen wird sie den Verwalter gewiß, das lasse ich mir nicht ausreden, auch durch die Aebtissin nicht, die mir's bis heute nicht zugeben will; die ist ja immer blind in Bezug auf Elisabeth, und so war es jedenfalls das Klügste, die Sache als abgemacht darzustellen; und die Kassel hat mir ja in allem Recht gegeben, ja die Kassel muß es ganz genau wissen!“ und damit war der letzte Gewissensstich beseitigt, und nun durfte Fräulein Adelgunde an sich selbst denken: „Wer weiß, wer weiß!“ sprach sie lächelnd und trat vor den Spiegel, „wer weiß, was noch daraus entstehen kann! daß ich einen gewissen Eindruck auf ihn gemacht habe, läßt sich nicht leugnen, er ahnt in mir ein sympathisches Gemüth, das las ich in seinem Blick, und wenn er wiederkehrte — wenn er sein verwundetes Herz zu mir brächte und mir sagte: „„Adelgunde! an jenem Tage haben wir uns verstanden; willst Du, kannst Du mich hinnehmen, so wie ich bin, mich trösten?““ was würde ich wohl sagen? was würde ich thun?! —“

Und um dieselbe Zeit rollte der Wagen weiter und immer weiter von Roßdyk weg, und der Regen fiel in Strömen herab und die Wagenfenster waren feucht umschleiert. Doch der bleiche Mann im Wagen innen, was kümmerte ihn das Unwetter? war es doch so dunkel in seinem Herzen, so hoffnungslos und winterlich. „Ich bin ja ein Träumer, wie Emmy immer sagt,“ sprach er vor sich hin, „und auf den Traum muß das Erwachen folgen! O welch ein bitteres Erwachen! Und Du hättest nur mit mir *gespielt*, Elisabeth? jener Blick, in dem ich so viel zu lesen glaubte, der Druck der kleinen Hand, das alles, während Du einen andern liebtest? Doch nein, ich Thor! in mir selbst lag die Täuschung, ich legte in meinem Wahne das alles anders aus, als es gemeint war; es war nur die ihr angeborene Güte und Freundlichkeit, sie that es unbewußt, und was die schwatzhafte alte Jungfer, die ihr ihr Glück nicht gönnt, von Nachsetzen und dergleichen sagte, werde ich nie glauben, nein, mit keinem Hauch der Anklage will ich Dir unrecht thun, meine Erika, meine einzige Blume, nach der ich gesucht mein Leben lang, und die ich nun auf ewig verloren!“

Und rauschend fiel der Regen nieder, als müßte der Himmel einbrechen, vor Erbarmen über so großem Weh; aber das kleine Menschenherz, es bricht nicht so leicht, und warum sollte es der Himmel thun, den es doch weiter gar nichts angeht! und wenn der längst wieder strahlt und leuchtet im Sonnenschein, dann muß das Herz doch immer weiter schlagen und immer weiter tragen sein stilles Weh.

(Fortsetzung folgt.)

Unter dem Schatten St. Petri in Salzburg.

Von allen christlichen Völkern hat es keines, wie das *deutsche* verstanden, seine Begräbnißstätten zu weihen und zu schmücken. Während der Puritanismus Englands dieselben meist kahl und schmucklos ließ und in Frankreich eine pomphafte Ueberladung — wie man sie auf dem berühmten Père Lachaise nicht leugnen kann — sich oft geltend machte, wurden sie bei uns zu freundlichen, schattenreichen und blumenduftenden Gärten, deren einfacher Kreuzesschmuck die Umherwandelnden oder an Gräbern Verweilenden freund-



Der St. Peterskirchhof zu Salzburg.
Originalzeichnung von R. Püttner.

lich tröstend begrüßt. Schon der Name, den unsere Väter ihnen gaben und der sich bis auf unsere Tage erhalten: „Gottesacker" ist ebenso charakteristisch für uns, als schön und tröstlich. In seinem Auferstehungsliede hat Klopstock die darin liegende Idee ausgeführt, wenn er sagt:

> Wieder aufzublühn werd' ich gesät;
> Der Herr der Ernte geht
> Und sammelt Garben,
> Uns ein, uns ein, die starben!
> Halleluja!

Auch der Name: „Friedhof" — wenn es die Grammatiker auch verschieden auslegen — kennzeichnet den letzten irdischen Ruheplatz unserer Lieben als eine Stätte des Friedens, während „Kirchhof" auf die jetzt aus Gesundheitsrücksichten mehr und mehr verschwindende Sitte hinweist, die Todten unter dem Schatten der Gotteshäuser zu beerdigen.

Ein echter und rechter Kirchhof aber ist's, auf den des Lesers Auge durch das vorstehende Bild gelenkt wird, und zwar ist es der schönsten und der ältesten einer in deutschen Landen: der altberühmte Salzburger Kirchhof nämlich, von dem Lenau gesungen:

> Der fremde Wanderer, kommend aus der Ferne,
> Dem hier kein Glück vermodert, weilt doch gerne
> Hier, wo die Schönheit Hüterin der Todten.

Und kein Fremder verläßt wohl das herrliche Salzburg, ohne auch diesen seltsamen Friedhof besucht zu haben, wo die Einsiedeleien alter Heiligen aus den Felsen auf frische Gräber schauen.

Die mannigfachen Schicksale, welche die Geburtsstadt Mozarts erlebt, seit den Tagen, da Odoakers Scharen gegen die „ecclesia Dei" in ihr wütheten, wie uns eine Inschrift über dem St. Petrikloster erzählt, bis zum vorigen Jahrhundert, wo diese selbst gegen die Protestanten wüthete und bis zu unserem, wo Oesterreich es einem neuen Odoaker, dem Kaiser Napoleon überließ — alle diese Schicksale scheinen sich in dem Peterskirchhofe verewigt zu haben, und nicht mit Unrecht hat man ihn „ein Stück Kirchengeschichte in Stein gehauen, mit dem Blut der Märtyrer an die Felsen geschrieben" genannt. Denn man zeigt dort die Felswohnungen der ersten Christen, wie die Stätte, wo sie überfallen und sammt ihrem Führer, dem heiligen Maximus auf Odoakers Befehl herabgestürzt wurden, obgleich merkwürdiger Weise der älteste Grabstein keine weiter zurückreichende Jahreszahl trägt, als 1424.

Unter dem Schatten des altehrwürdigen Benedictinerstiftes St. Peter, in dessen geräumigem Hofe die Statue des Apostels Petrus über dem prächtigen Brunnen aus weißem Marmor emporragt, liegt dieser Friedhof, an die Nagelfluewand des Mönchbergs angelehnt und überragt von den drohenden Mauern und Thürmen der alten Bergfeste Hohensalzburg. Die daran gehefteten Kapellen sollen aus der Zeit des Bischofs Ruprecht von Salzburg, dessen Grabmal man in der Kirche sieht, d. h. aus dem sechsten Jahrhundert stammen.

An drei Seiten des Friedhofs laufen gewölbeartige, durch Gitter abgeschlossene Bogengänge, in denen sich die Erbbegräbnisse vieler Salzburger Familien befinden. Liebhaber finden hier Denksteine aller Art und Inschriften aus fünf Jahrhunderten. Darunter zeichnet sich ein Denkmal der 1839 gestorbenen Gräfin Lanckoronska, ein Marmorwerk Schwanthalers durch künstlerischen Werth aus. Seitab an die Kirche angebaut steht die Katharinenkapelle, welche das Grab des heiligen Vitalis, des Nachfolgers Ruprechts, enthält. Gegenüber derselben liegt die Kreuzkapelle, die in die Felswand des Mönchsberges eingefügt ist. Man erzählt, daß hier das ursprüngliche, vom h. Ruprecht gegründete Kloster sich befunden habe. Etwas höher liegt die St. Aegydinskapelle, die derselbe Heilige als Betzelle benutzt haben soll. Von dieser aus führt endlich eine in den Stein gehauene Treppe in die Einsiedelei des h. Maximus, dessen Märtyrertod — ums Jahr 477 oder 478 — von der Sage dorthin verlegt wird.

In der Mitte des Kirchhofes steht die aus dem fünfzehnten Jahrhunderte stammende Margarethenkirche, welche man vor fünf Jahren ganz restaurirt hat. Leider sind damals auch die Grabsteine modern restaurirt und seltsamer Weise aus falsch verstandenem Verschönerungsdrange alle symmetrisch geordnet worden.

Der St. Peterskirchhof wird gewöhnlich als Haydns Begräbnißort bezeichnet. Es ruht auch eines der 19 Geschwister des großen Componisten in der letzten nördlichen Gruft der Arcaden, aber es ist nicht Joseph Haydn, der Componist der „Schöpfung", sondern sein Bruder Johann Michael Haydn, der als Musikdirector lange in Salzburg gewirkt, und daselbst 1806 gestorben ist, übrigens auch ein Componist mancher nicht unbedeutenden Symphonieen und Motetten, die häufig seinem großen Bruder zugeschrieben werden.

Während seines Lebens war der Kirchhof dem braven Musikdirektor ein beständiges Memento mori; denn die Fenster seiner Wohnung gingen auf denselben. Es wird ihm deshalb nachgesagt, daß er lieber in dem nach ihm benannten Haydnstübchen verweilte, das im ersten Stockwerke des Ausschankes der Stiftskellerei liegt, die hart an den Friedhof grenzt. Dort kann man sich auch heutigen Tages noch an gutem, von den Mönchen gebrautem Bier und an österreichischen und ungarischen Weinen erquicken, wenn man sich an den Merkwürdigkeiten von Kirche und Kirchhof müde und trocken gesehen hat. Und diese Klostergetränke sollen — nach der Aussage selbst der größten Klosterfeinde — vorzüglich sein. Wer nach Salzburg kommt, versäume es nicht, selbst die Probe zu machen!

R. M.

Klimatische Kurorte.

III. Madeira.

Mit der Entdeckung Madeiras ist eine „wahre" Robinsonade verknüpft. Die Erzählung beginnt ganz gewöhnlich und entwickelt sich dann wie die Geschichte Pauls und Virginiens. In der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts lebte zu Bristol eine schöne junge Dame, Anna d'Arset, deren Geliebter, Robert Macham, ihr an Rang und Vermögen nicht ebenbürtig war. Ihr stolzer alter Vater wollte von keiner Mißheirath wissen und ruhte nicht eher, bis er Anna einem anderen verlobt hatte. Nun folgte ganz natürlich eine Entführung. Im Hafen von Bristol lag ein Schiff, in dem Macham seine Anna nach Frankreich bringen wollte; glücklich gelangte sie auch an Bord, und die Fahrt wurde angetreten. Aber in der nächsten Nacht erhob sich ein Sturm, und als die aufgehende Sonne den Liebenden um sich zu blicken gestattete, schaukelten sie einsam und hilflos auf dem unendlichen Meere. Dreizehn Tage wurden sie von den Wogen umhergetrieben, immer weiter ab von den Küsten Europas, doch als der vierzehnte Morgen anbrach, sahen sie die dämmernden Umrisse eines Landes. Die Sonne stieg höher, und vor ihnen entfaltete sich ein Paradies, geschmückt mit Bäumen und Blumen, die ihnen, den Kindern des Nordens, völlig fremd waren. In einer lieblichen, waldumkränzten Bai setzten sie den Fuß auf das menschenleere fremde Eiland und bauten unter einer Riesenceder eine Hütte. Der Portugiese Francisco Alcoforado, welcher uns diese Geschichte — die nur halbbeglaubigt ist — erzählt, hätte wohl ein Vorläufer Daniels Defoes werden und sie so idyllisch verlaufen lassen können, wie Robinson Crusoes Leben. Indessen jener, ein Ritter im Dienste Heinrichs des Seefahrers, läßt die armen Verschlagenen das Glück der Vereinigung nicht lange genießen. Ein neuer Sturm erhebt sich; er reißt die Ankerkette des in der Bucht liegenden Schiffes und treibt dieses ins Meer hinaus. Annas zarter Körper erträgt den Schlag nicht; sie sieht sich auf dem unbekannten Eilande verlassen, stirbt und ihr treuer Macham folgt ihr bald darauf nach. Die Matrosen begruben das liebende Paar unter der Riesenceder und errichteten ein Kreuz auf ihrem Grabe.

Die Insel, auf welcher diese Geschichte spielte, ist Madeira, und noch heute erzählt sich die Bevölkerung von der schönen Braut von Bristol. An der lieblichen Bai, wo das unglückliche Paar gelandet war, liegt jetzt das Fischerdörfchen Machico, dessen Kirche von dem ersten Statthalter der Insel über Machams Grabe erbaut worden sein soll, und in der der Küster noch ein Stückchen Holz von der Riesenceder zeigt. Der Fremde, der Madeira besucht, wallfahrtet

nach Machico und schaut gläubig die Reliquie an, die wohl nicht mehr Werth als eine Rose vom Grabe Max Piccolominis hat, welche Touristen aus Böhmen mit heimbringen.

Die beglaubigte Entdeckungsgeschichte Madeiras lautet anders. Als die Portugiesen zur Zeit des Infanten Heinrich mit der Idee einer Umschiffung Afrikas unablässig beschäftigt waren, und von dem kühnen Prinzen, dem die Mitwelt den ehrenden Beinamen des „Schiffers“ verlieh, geführt, eine folgenschwere Entdeckung nach der andern machten, da gelangten auch zwei muthige Seefahrer Joã Gonsalvez, genannt Zarco (der Schielende), und Tristan Texeira auf einer nach Westen gerichteten Fahrt in Sicht einer unbekannten Insel, der sie aus Dankbarkeit für den Schutz, welchen sie ihnen gewährte, den Namen Porto Santo (heiliger Hafen) gaben. Mit der Nachricht von dieser Entdeckung segelten sie in ihre Heimat zurück und erhielten dort Befehl, Ansiedler nach Porto Santo zu führen. Wenn die neuen Colonisten von dort aus ihren Blick nach Südwesten richteten, sahen sie beständig eine dunkle Wolke, die über dem Meer in der Luft schwebte. Man gab der Erscheinung die verschiedensten Erklärungen, mit Ausnahme der natürlichen. Die meisten Stimmen vereinigten sich dahin, daß das Schwarze ein bodenloser Strudel sei, dazu bestimmt, den Vorwitzigen zu verschlingen, wenn er es versuchen wolle, in Regionen vorzudringen, die dem Menschen ewig unbekannt bleiben sollten. Aber Texeira und Zarco beschlossen, das Räthsel zu lösen. Am 3. Juli 1419 liefen sie mit einem kleinen Fahrzeuge von Porto Santo aus, und je ängstlicher ihre zur Heimkehr mahnenden Gefährten bei der Annäherung an die Wolke auch wurden, sie segelten weiter und erkannten plötzlich herrlich gestaltete Berggipfel aus der dunklen Masse in den blauen Himmel hineinragen. Nun war die Furcht verschwunden, neuer Muth schwellte ihnen die Adern, ein paradiesisches Land lag vor ihnen, die Insel Madeira.

Die Wolke freilich, die damals über dem Eilande lagerte, ist heute nicht mehr zu sehen; sie entstand ohne Zweifel durch die Feuchtigkeit der Luft auf dem Eilande, die eine natürliche Folge der dichten Wälder war; denn bewaldet war das vulkanische Gestein von den Spitzen der Berge bis herab an die Küste. Nach der Sage brannten die Entdecker den Urwald nieder und erzeugten eine Feuersbrunst, die sieben Jahre wüthete. Sie wollten dadurch die Fruchtbarkeit des Bodens erhöhen und pflanzten in die Asche Reben, welche die Welt vier Jahrhunderte lang mit ihrem edlen Blut erquickten, bis in unsern Tagen die tückische Traubenkrankheit den Madeirawein fast zu einem bloßen Namen machte. Jahre lang wurde schon auf den Anhöhen, die hinter Cama de Lobos aufsteigen, an der Stelle, wo sonst die herrliche Malvasiertraube reifte, Zuckerrohr gebaut, und erst seit 1864 beginnt man wieder Reben zu pflanzen, die schon kleine Ernten lieferten. Also alle Hoffnung ist noch nicht verloren, und die Tafel der Reichen wird statt des gefälschten Gewächses, das jetzt unter dem Namen Madeira in den Handel kommt, mit der Zeit wieder den echten Rebensaft aufweisen. Als die Weinproduction sich in voller Blüte befand, wurden auf der Insel gegen vierzig verschiedene Traubensorten gekeltert, und der durchschnittliche Jahresertrag belief sich auf 25,000 Pipen oder $12^1/_2$ Millionen Flaschen. Ein Drittel dieser Production ging nach England, wo namentlich der sogenannte „Dry Madeira“ ungemein beliebt war, während der Rest auf der Insel selbst getrunken wurde.

Schon die Thatsache, daß Madeira unter die klimatischen Kurorte aufgenommen ist, daß es ferner sehr stark besucht wird, genügt, um darzuthun, daß der Reisende heute schnell, sicher und bequem nach dieser afrikanischen Insel gelangen kann. Sowohl die englischen Postdampfer, welche von Southampton nach Rio de Janeiro fahren, als die nach der Kapstadt gehenden englischen Steamer, welche auf St. Helena anlaufen, machen Station auf Madeira. Außerdem findet eine Verbindung mit Lissabon statt. Wählt man die ersteren Schiffe, so gelangt man in sechs Tagen, mit den letzteren dagegen schon in drei Tagen nach Madeira. Wer daher eine lange Seereise vermeiden will, fährt am besten über Lissabon, bis wohin ihn die Eisenbahn aus dem Herzen Deutschlands in drei Tagen führt. In einer Woche gelangt man also bequem von Leipzig bis Madeira.

Madeira selbst ist als eine majestätische Gebirgsoase, als eine Blume des Oceans bezeichnet worden, und der Anblick der jäh aufsteigenden Felsenmassen, die im 6000 Fuß hohen Piko Ruivo gipfeln, ist in der That durch seine Großartigkeit überraschend. „Ich kenne keinen Ort der Erde,“ sagt der weitgereiste Capitän Marryat, „welcher bei der ersten Ankunft in solches Erstaunen und Entzücken versetzt, wie die Insel Madeira. Der Reisende schifft sich ein und liegt wahrscheinlich in seiner engen Kabine eingesperrt, gefoltert von der grausamen Seekrankheit. Vielleicht hat er England im traurigen Spätherbst verlassen, und in einer Woche erblickt er dies feste Land wieder. Welch ein plötzlicher Wechsel! Der Winter ist Sommer geworden, die Bäume, die er kahl und nackt verließ, sind mit dem üppigsten und mannigfachsten Blätterschmucke geziert. Schnee und Frost haben sich in Blütenpracht und Wärme verwandelt, die Armseligkeit der gemäßigten Zone in die verschwenderische Fülle der tropischen. Ein weiter blauer Himmel, eine glühende Sonne, Hügel mit Reben bedeckt, ein tiefes, blaues Meer, eine malerische, unmodische Tracht, alles ergötzt und entzückt das Auge, und das gerade zu einer Zeit, wo der Reisende an einer ganz unfruchtbaren Insel zu landen schon als einen Gewinn betrachtet haben würde. Die Freude für ihn ist eine doppelte, erstens Land zu erblicken, und zweitens, *solches* Land zu erblicken.“ Aber noch ist es dem nach festen Boden verlangenden Reisenden nicht gestattet, das ersehnte Ufer zu betreten. Zunächst erscheint eine Commission an Bord, welche das Schiff genau untersucht und, falls der Gesundheitszustand nicht befriedigend ist, eine Quarantäne anordnet. Ist diese überstanden, so beginnt das Landen in Booten, die von geübten Schiffern auf eine eigenthümliche Weise sehr geschickt durch die Brandung geführt werden.

Ehe wir aber einen Blick auf die Hauptstadt *Funchal* werfen, ist es wohl nöthig, uns im allgemeinen über die vulkanische Insel zu orientiren. Madeira umfaßt $15^3/_4$ Quadratmeilen mit 112,000 Bewohnern; es ist demnach so groß wie das Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen, hat aber genau doppelt so viel Einwohner. Ihrer äußeren Erscheinung nach, in der Configuration des Bodens ist die Insel, wie alle ihre zerstreut im atlantischen Ocean liegenden Geschwister, höchst wunderbar. Die Gesetze, nach welchen die Berge aufgebaut sind, scheinen stellenweise gänzlich unerforschbar, und die Kräfte, welche tiefe Thäler und Kessel aushöhlten, scheinen zu fehlen. Wilde Unordnung erblickt der oberflächliche Beschauer, nach Fremdartigem, Absonderlichem suchend, in den grotesken Felsen, die ihn mit Erstaunen erfüllen, während es dem Geologen durch mühsame Untersuchungen gelingt, die vollkommene Symmetrie, welche doch dem Ganzen innewohnt, zu erkennen. Madeira besteht, gleich den meisten übrigen Gliedern der benachbarten Inselgruppen, aus erloschenen Vulkanen, die sich bei gleichzeitiger Entstehung in ihrer regelmäßigen Ausbildung hemmten, oder bei allmählicher Thätigkeit gänzlich oder theilweise vernichteten. Noch jetzt sind zwei Haupteruptionscentra erhalten: das Hochplateau von Paul da Serra und der berühmte Curral. Da der letztere als das Wunder der ganzen Insel betrachtet und von vielen Fremden besucht wird, so wollen wir, von dem nur allgemein orientirenden Ueberblick abweichend, hier etwas specieller werden, wobei wir den plastischen Schilderungen des Amerikaners W. Thomas folgen, welcher 1861 zu New-York ein Werk über Westafrika veröffentlichte, in dem auch Madeira berücksichtigt ist.

Hinter Funchal wird die Landschaft immer steiler und hügeliger; der Weg läuft endlich in einen engen Pfad aus, welcher die Reisenden nöthigt, abzusteigen. 4000 Fuß über der Meeresfläche sich befindend, sieht er zurück auf den Ocean, der wie eine Masse geschmolzenen Goldes zu seinen Füßen in den Strahlen der Tropensonne schimmert. Ringsum herrscht Stille, und nur wenige verwilderte Ziegen und Raubvögel erscheinen als die einzigen lebenden Wesen in dieser Höhe. Wendet aber der Reisende seinen Blick nach dem Innern der Insel zu, so schaut er in den jähen Schlund des Curral, an dessen Seiten bis zu einer Höhe von 3000 Fuß die Berge aufsteigen. Wenige, welche diese fast ohne Gleichen dastehende Schlucht besuchen, werden der Versuchung widerstehen können, sie als den Centralkrater Madeiras zu betrachten. Die Phantasie füllt den Schlund mit glühender Lava aus, über der sich ungeheure Rauchwolken erheben, aus denen Donner und Blitze hervorbrechen; man denkt an die gewaltigen Eruptionen, die hier stattgefunden haben müssen, ehe diese 3000 Fuß hohen Bergkolosse dem salzigen Meereswasser entstiegen und, allmählich erstarrend, diese Felswälle von Trachyt und Basaltconglomeraten bildeten. Aber ein Krater ist der Curral dennoch nicht. Erdrevolutionen, Ausbrüche von Dämpfen und Gasen rissen die Bergmassen auseinander und bildeten die kraterähnliche Tiefe, deren Boden

von einer ungeheuren Masse von Felsblöcken überdeckt, überall von Rissen und Sprüngen durchzogen, an die großartige Thätigkeit gemahnt, die einst hier gewaltet. Ein steiler Pfad führt tausende von Fuß hinab in die Tiefe nach einem kleinen Weiler, dessen Kirchlein, Nossa Señora da Livramento (Unsere liebe Frau von der Befreiung), den Mittelpunkt der Insel bildet. Von Bananen und Zuckerrohrpflanzungen umgeben, bildet es eine liebliche Oase in der schwarzen vulkanischen Einöde des ringsum starrenden Curral.

Dieser vulkanische Boden der Insel, verbunden mit einer Atmosphäre von warmer und gleichmäßiger Temperatur und ziemlich großem Feuchtigkeitsgehalte, ist geeignet, den größten Theil der Pflanzen unserer Erde hervorzubringen. Aber der Mensch unterstützt die Natur nur wenig, und so ist nur eine beschränkte Anzahl fremder Gewächse auf Madeira jetzt angebaut. Die heimischen Wälder sind verschwunden, und die großartigen Fortschritte, die bei uns der Acker- und Gartenbau gemacht haben, gehen spurlos an den Bewohnern der Insel vorüber, die alles der Natur überlassen. Aber wie gütig waltet diese hier! Zwischen den weiten gelblich grünen Zuckerrohrfeldern, welche die Stelle der alten Rebenpflanzungen einnehmen, erblicken wir Rosen und Myrthen, Feigenbäume, Cypressen und Orangen. Die breiten saftigen Blätter des Pisang überschatten die Hütten der Eingeborenen, und ein Reichthum an köstlichen Früchten erscheint auf dem Markte, wie er nur noch in Java oder Mexiko gefunden wird. Ruft doch ein Engländer aus: „Darf Homers reizende Schilderung von der Insel der Phäaken, wo Früchte auf Früchte und Blumen auf Blumen unausgesetzt einander in endloser Verschiedenheit folgen, irgend einer modernen Insel angepaßt werden, so ist es Madeira.“ Neben unserm Obst, das nur schöner und saftiger dort gedeiht, neben Erdbeeren, Himbeeren, Stachelbeeren zieren Bananen, Anonen, Feigen, Mangos, Liebesäpfel, Kaktusbeeren und Granatäpfel die Tafel fast Jedermanns in Funchal. Steigt man auf in die Berge, wo allerdings nur selten Schatten den Wanderer erquickt, dann begegnen uns von 2000 Fuß ab Kastanien und Lorbeerbäume; riesenhafte Baumfarren, unter denen Veilchen und Thymian wuchern, gemahnen an die südlichen Breiten, unter denen wir uns befinden, während auf dem Hochplateau in 5000 bis 6000 Fuß Höhe baumartige Heidekräuter wieder ein nordisches Pflanzenbild uns gewähren.

Für dieselben Krankheiten, die wir in dem Artikel über Algier aufführten, wird auch das Klima von Madeira heilsam erachtet. Seit länger als hundert Jahren hat es von verschiedenen Seiten Beachtung gefunden, es ist geradezu als „Schwindsuchts-Eldorado“ bezeichnet und von Autoritäten unter den vielen concurrirenden Kurorten als der erste und beste empfohlen worden. Nicht wenig zu der Aufnahme, in welche Madeira als Kurort bei der feinen Welt gekommen ist, trug der Aufenthalt der gegenwärtigen Kaiserin von Oesterreich bei, welche bekanntlich im Winter 1860 auf 1861 dort weilte, Heilung suchte und auch fand. Eigentlich macht unter allen klimatischen Kurorten nur Algier Madeira den Rang streitig, da sowohl dort, wie in Funchal überhaupt, die bemerkenswertheste gleichmäßige Temperatur herrscht. Der Durchschnitt der Jahrestemperatur auf Madeira beträgt 19,5°; die mittlere Temperatur daselbst im December 16,5, im Januar 11,5, im Februar 14,0, im März 14,2°. Neben diesen Wärmegraden kommen nur noch Algier und Kairo in Betracht und es mag daher, um die Wahl eines Kurorts — wobei natürlich immer der Arzt ausschlaggebend ist — zu erleichtern, hier eine vergleichende Betrachtung dieser drei gestattet sein. Funchal, obgleich südlicher als Algier gelegen, hat doch jährlich einen Grad weniger Wärme als dieses, da der Jahresdurchschnitt in der Temperatur in Algier 20,6° ausmacht. Die mittlere Temperatur der Wärmemaxima beträgt etwas weniger auf Madeira und in Algier als in Kairo, obgleich die Höhe der Temperatur einzelner Tage zwischen Kairo und Algier fast übereinstimmend ist. Unter allen Kurorten aber findet auf Madeira die schwächste Abweichung zwischen der höchsten und niedrigsten Temperatur statt, daran reiht sich zunächst Algier; in Kairo ist unter den dreien der Unterschied am bedeutendsten. Diese bewunderungswürdige Gleichmäßigkeit des Klimas aber ist es, die Madeira unter allen klimatischen Kurorten am höchsten stellt. Nur zu bedauern bleibt, daß wegen der weiten Reise und der Kostspieligkeit des Aufenthaltes daselbst es nicht allen Leidenden, sondern nur den Begüterten unter ihnen zugängig ist. Bringt auch die Insel alles hervor, was zur directen Nahrung des Körpers erforderlich ist, so müssen doch alle Kulturbedürfnisse aus England herbeigeschafft werden, und dieses vertheuert natürlich das Leben ungemein. Der Handel ist in den Händen der Engländer, und diese sind durch ihren Reichthum, wie durch ihre Intelligenz überhaupt das dominirende Volk auf dieser portugiesischen Insel. Sie haben ihre Sitten und Gebräuche, ihre Sprache dorthin verpflanzt, besitzen die schönsten Landhäuser und haben in Funchal ihre eigene Kirche erbaut.

Funchal selbst, das leider keinen Hafen, sondern nur eine Rhede besitzt, liegt am Fuße ragender Felsmassen inmitten herrlicher grüner Bäume. Ringsum dehnen sich, von lieblicher Vegetation halb versteckt, weißleuchtende Villen an den Abhängen der Berge aus, der Landschaft den freundlichen Charakter verleihend, der dem Ankommenden schon vom Schiffe aus das Herz erhebt. Mit den Vorstädten zählt Funchal jetzt etwa 30,000 Einwohner, doch macht es, wenn man einmal durch die Straßen hinwandert, einen keineswegs sehr städtischen Eindruck; sieht man ab von dem halb maurischen Gouvernementshaus, einigen Kirchen und Hospitälern, so mangelt es an öffentlichen Gebäuden. Die Straßen, eng und unregelmäßig gebaut, laufen zum Theil steil bergan und sind ohne Trottoirs. Vier Bäche durchschneiden, dem Meere zueilend, die Stadt in verschiedene Theile, zwischen denen die Verbindung durch zahlreiche Brücken hergestellt ist. Diese Bäche sind für die Stadt wie die Insel von der höchsten Bedeutung; sie sind es, die im Sommer, wenn oft monatelang kein Tropfen Regen fällt, die Vegetation in den tiefer liegenden Gegenden erhalten. In den Bergen jedoch fällt fast immer reichlicher Regen, der die Bäche versorgt, ja oft zu reichlich versorgt, so daß dadurch gefährliche Ueberschwemmungen in Funchal veranlaßt werden. Im October 1803 schwollen die kleinen Bäche plötzlich so an, daß fast alle Brücken und viele Häuser der Stadt weggerissen wurden; ein Haus wurde förmlich ins Meer getragen und dort unversehrt mit Licht in den oberen Fenstern noch mehrere Minuten lang gesehen. Der Totalverlust an Menschenleben soll über vierhundert betragen haben. Die Straßen waren gänzlich gesperrt mit Ruinen und Haufen von todten Ochsen, Schafen und andern Hausthieren — die Kirchthüren aber verstopft mit Menschenleichen, die man dort niedergelegt hatte, um von den Angehörigen wieder erkannt zu werden. In den Jahren 1843 und 1856 haben die Ueberschwemmungen sich wiederholt, zum Glück nicht so gefährlich wie 1803. Sie sind aber nur eine natürliche Folge der Waldverwüstung und werden nicht eher wieder aufhören, als bis der Mensch wieder hergestellt, was er mit frevelnder Hand zerstörte.

Nach jedem dieser Elementarereignisse hat Funchal sich wesentlich verschönert, und für alle Ankömmlinge ist, was Bequemlichkeit, Fürsorge, Aerzte und Unterhaltung betrifft, hinlänglich gesorgt. Es fehlt nicht an Pensionen, Boarding-Houses und Hotels, und auch die unentbehrliche Droschke ist in Funchal zu finden — freilich in einer ganz spezifischen Form. Sie ist eigentlich ein Ochsenschlitten, dessen Kufen mit Eisen beschlagen sind und der langsam über das Pflaster sich fortbewegt. Größere Promenaden auf der Insel zu Fuß zu machen, ist wegen der steilen Wege für die Gesunden höchst beschwerlich, für kranke und schwächliche Menschen aber geradezu gefährlich. Es ist daher das Reiten so an der Tagesordnung, daß man selbst in die Kirche reitet, und wer dieses nicht vertragen kann, läßt sich in einer äußerst bequemen Hängematte tragen, die von zwei Männern fortbewegt wird.

Die Zeit ist jetzt gekommen, in welcher die betreffenden Kranken zur Reise nach Madeira sich rüsten müssen. Wir konnten hier nur allgemein orientiren, aber den getreuesten Rathgeber wollen wir zum Schlusse hier noch nennen. Es ist das Werk von Dr. Rudolf Schultze: Die Insel Madeira. Aufenthalt der Kranken und Heilung der Tuberculose daselbst (Stuttgart, 1864). Die Reise nach und der Aufenthalt auf der Insel, alle praktischen in Betracht kommenden Verhältnisse, nicht minder die Natur des herrlichen Eilandes und die beobachteten Kurerfolge finden sich dort eingehend dargestellt.

Dr. Richard Andree.

Ein literarisches Compagniegeschäft.

Ein Besuch bei Erckmann-Chatrian von **Dr. Eckstein** in Paris.

Den Liebhabern der neueren französischen Literatur wird der Name Erckmann-Chatrian und die durch ihn repräsentirte schriftstellerische Thätigkeit gewiß oft begegnet sein, und sie werden sich mit Vergnügen der in der Gesellschaft ihrer Bücher verlebten Stunden erinnern. Es wird ihnen deshalb willkommen sein, über die Träger dieses Namens — denn es sind ihrer zwei — etwas mehr zu erfahren, wie andererseits mancher unserer Leser, der sie noch nicht gekannt, sich durch die nachfolgenden Mittheilungen zu der Lektüre ihrer Werke angeregt fühlen wird.

In der französischen Literatur der Gegenwart nimmt Erckmann-Chatrian eine ganz exceptionelle Stellung ein. Während die modernen Romanschriftsteller sich fast ausschließlich in der Hauptstadt bewegen, hat Erckmann-Chatrian ein neues Genre geschaffen, das mit der deutschen Dorfgeschichte eine gewisse Verwandtschaft hat. Die Sitten des Elsaß, alter und neuer Zeit, bilden den hauptsächlichsten Vorwurf ihrer Dichtungen, sie führen in die entnervte französische Literatur ein gesundes germanisches Element ein, und hatten eben aus diesem Grunde anfangs mit einer fast unüberwindlichen Opposition zu kämpfen. Erckmann-Chatrian gehört indes keineswegs der neuromantischen Schule unter der Führung Victor Hugos an, sondern macht gewissermaßen selbst Schule. In seinen Märchen und Erzählungen waltet eine phantastische Naivetät vor; seine Romane sind nationaler Richtung. Außerdem hat er noch vereinzelte Werke mit philosophisch-moralischer Tendenz geschrieben. Wir nennen als die Hauptproducte der ersten Gattung: „Contes des bords du Rhin“, „Contes du la montagne“, „Contes fantastiques“ ꝛc.

Unter den größeren Arbeiten sind bemerkenswerth: „Daniel Rod“, der den Kampf der „guten alten Zeit“ gegen die anstürmenden modernen Ideen darstellt; „Histoire d'un Conscrit de 1813“, die in seinem ersten Theil das damalige Volksleben, insbesondere die allgemeine Unzufriedenheit mit den politischen Zuständen, im zweiten die Begebnisse des Krieges schildert; und die Fortsetzung davon: „Waterloo“, eine Darstellung der Restauration und ihrer Schwächen und Irrthümer, sowie der hierdurch erleichterten Wiederkehr Napoleons. Diese Kriegsbilder sind sämmtlich von den Thorheiten des Gloireschwindels frei. „Le fou Yegof“ schildert Elsaß im Jahr 1814.

Ueberdies existirt noch eine Reihe von Gespenster- und Schreckensgeschichten, unter denen „Die Uhr des Dekans“ und die „Drei Seelen“ die bedeutendsten sein mögen.

Vor einigen Wochen äußerte ich gegen einen hiesigen Freund den Wunsch, die beiden Verfasser der „Histoire d'un Conscrit de 1813“ kennen zu lernen, und fragte ihn, ob er in der Lage sei, mir zu diesem Zwecke ein Empfehlungsschreiben zu verschaffen.

„Wozu diese Umstände?“ erwiderte er; „ich weiß allerdings unter meinen nächsten Bekannten zwei oder drei, die mit Erckmann-Chatrian sehr liirt sind, aber in Paris führen derartige Formalitäten zu unabsehbaren Weiterungen. Ich will Ihnen einen Rath geben. Chatrian hat eine Stelle in der Verwaltung der Straßburger Eisenbahn; jeder Schaffner gibt Ihnen Auskunft, wo Sie ihn finden. Gehen Sie einfach nach dem Chemin de fer de l'Est, und stellen Sie sich selbst vor. Die beiden Schriftsteller haben so ungezwungene, patriarchalische Sitten, daß Sie auf diese Weise am sichersten und schnellsten zum Ziele kommen.“

Der Vorschlag leuchtete mir ein. Des andern Vormittags warf ich mich in eine Droschke, fuhr nach dem Bahnhof und drang durch ein wahres Labyrinth von Gängen, Vorzimmern, Sälen und Corridoren nach dem Cabinet vor, wo Alexander Chatrian gegen einen Gehalt von tausend Franken monatlich die Oberaufsicht über die Titres und Obligationen der Bahngesellschaft führt.

Der Vogel war ausgeflogen. „Herr Chatrian ist vor fünf Minuten zum Déjeuner gegangen,“ erklärte mir einer der Unterbeamten.

Ich dachte: um so besser! erkundigte mich nach dem Restaurant, wo Herr Chatrian zu speisen pflegte, und bat schließlich um eine kurze Personalbeschreibung . . .

„O, Sie brauchen nur seinen Namen zu nennen, — jedes Kind kennt ihn,“ erwiderte der Employé lächelnd; „Herr Chatrian gehört bereits zu den legendenhaften Figuren der Metropole.“

Ich wußte genug. Zehn Minuten später befand ich mich in dem Duvalschen „établissement de bouillon“ an der Ecke des Boulevard Sébastopol und der großen Boulevards du Centre.

Die „établissements de bouillon“ sind trefflich eingerichtete Garküchen, in denen eine sehr gesunde und schmackhafte Nahrung verabreicht wird, allein sie gelten bei der feinen Pariser Gesellschaft nicht für fashionable. Es erschien mir daher als ein nicht unwichtiger Zug zur Charakteristik des biedren Elsässers, daß er die Lockungen des Café Riche verschmähend, an dieser bescheidenen Stätte seinen Frühimbiß einzunehmen liebte.

Eine hübsche Kellnerin wies mich auf meine Frage an einen abgelegenen Seitentisch, wo ein kleiner Herr mit dunklem lockigen Haar und hoher Stirn damit beschäftigt war, eine Portion kaltes Huhn zu vertilgen. Seine starkausgeprägten Gesichtszüge, sein martialisch geschwungener Schnurrbart, sein tiefdunkles Auge mußten gleich auf den ersten Anblick frappiren. Er war fein, jedoch nachlässig gekleidet, und um den Hals trug er eine Binde à la Byron.

Ich weiß nicht mehr, mit welcher Redensart ich mich bei dem einsamen Frühstücker einführte; gewiß ist nur so viel, daß nach wenigen Minuten ein Gespräch im Gange war, dessen Verlauf mich im höchsten Grade interessirte. Ich sagte Herrn Chatrian geradezu, daß ich die unbescheidene Absicht hätte, mich direct an der Quelle über ein psychologisches Räthsel aufzuklären. „Unsere deutschen Kritiker,“ fuhr ich fort, „behaupten ein für alle mal, daß das gemeinschaftliche Produciren nie zu einer künstlerischen Einheit führen könne, und doch liegt eine solche in Ihren Werken vor . . . Es ist derselbe Stil, dieselbe Individualität, die uns aus jeder Zeile entgegentritt; nie und nirgends haben wir den Eindruck einer Mosaikarbeit . . . wie ist das möglich?“

Chatrian lächelte. „Das ist möglich,“ sagte er, „sobald zwischen den beiden Mitarbeitern eine vollständige Identität der moralischen, politischen, religiösen und künstlerischen Anschauungen besteht; das ist möglich, sobald einem jeden von beiden das Kunstwerk selbst mehr am Herzen liegt, als der individuelle Ruhm; das ist möglich, sobald sich einer dem andern in wahrer Selbstverleugnung unterordnet und nie aus persönlicher Eitelkeit auf einer Meinung besteht, wenn seine Einsicht ihm sagen muß, daß die Meinung seines Gefährten die richtigere ist.“

„Wir sind,“ fuhr er nach einer Pause fort, „in denselben Verhältnissen geboren und erzogen; dasselbe Licht hat unsere Augen gebadet, dieselbe Scenerie, dieselben Menschen haben auf uns ihren Einfluß ausgeübt; eine jetzt mehr als zwanzigjährige Freundschaft hat die obwaltenden Verschiedenheiten nach und nach geebnet, und was ja noch an Differenzen erübrigen sollte, das wird durch wahre Hingebung an die Sache vollständig unwirksam gemacht.“

Das war alles, was ich von Chatrian herauszubringen vermochte. Dies oder ähnliches hatte ich mir selbst gesagt, aber das Räthsel schien mir durch diese vagen Andeutungen in keiner Weise gelöst.

Chatrian war im übrigen auffallend zurückhaltend. Als ich ihm mein Erstaunen darüber aussprach, daß er ungeachtet seiner ausgedehnten schriftstellerischen Thätigkeit noch Zeit finde, seinen Functionen bei der Ostbahngesellschaft zu genügen, lächelte er wiederum sein feines, sarkastisches Lächeln und sagte: „Meine Arbeit bei der Ostbahn besteht darin, die andern arbeiten zu sehen. — Ich habe überdies mein Privatzimmer, in das ich mich jeden Augenblick zurückziehen kann.“

Das seltsame Benehmen Chatrians, dem es sichtlich nicht darum zu thun war, mich aufzuklären, reizte meine Neugierde. Ueber die Art und Weise ihrer gemeinschaftlichen Thätigkeit war ich trotz der mannigfachsten Anspielungen nicht im Stande, das Geringste zu ermitteln. Ich legte mit verschiedenen Hypothesen die Sonde an, in der Erwartung, er werde mir widersprechen. Umsonst! Geschickt wußte er jedem Griffe auszuweichen, und als er schließlich aufstand, seine Cigarre anzündete und mir einen vergnügten Nachmittag wünschte, war ich im Grunde so klug wie zuvor.

Ich mache mir keine Illusionen darüber, daß meine Methode der Selbsteinführung und die etwas indiscrete Art der Aeußerung meines Interesses Herrn Chatrian einigermaßen sonderbar vorkommen mußte; allein ich hatte eine Andeutung über meine Absicht fallen lassen, demnächst in einem deutschen Blatte die Resultate unsres Gespräches zu veröffentlichen, und so war ich in seinen Augen gewiß hinlänglich entschuldigt. Die Journalistik macht aus der zudringlichen Neugierde ja ein Geschäft. Herr Chatrian hatte also offenbar andre Motive, und ich war fest entschlossen, trotz aller Schwierigkeiten dahinter zu kommen.

Während Chatrian in Paris damit beschäftigt ist, „andre arbeiten zu sehen", sitzt Erckmann wie ein Eremit in dem gemeinschaftlichen Landhause zu Raincy und handhabt die Feder. Chatrian hatte mir seinen geistigen Zwillingsbruder als einen „Bären" geschildert, der nur in den seltensten Ausnahmefällen Besuch annehme: „Geben Sie Acht, die Bonne wird Ihnen sagen: Monsieur est sorti — und dann haben Sie's."

Ich ließ mich durch diese dunkle Warnung nicht abschrecken, sondern zahlte meine Zeche und schritt kühn dem Bahnhof zu. Eine halbe Stunde später saß ich im Coupé.

Raincy liegt einige Meilen östlich von Paris, an der Straßburger Linie. Der Name: Dorf würde für diese höchst eigenartige Niederlassung eben so wenig passen, als die Bezeichnung: Stadt, oder: Flecken. Raincy war ehedem ein großer, prächtiger Park und gehörte dem Könige Louis Philipp. Das zweite Kaiserreich confiscirte diese Besitzung und legte inmitten der romantischen Wildniß Boulevards an, die sich binnen kurzem mit zahlreichen zerstreuten Landhäusern und Villas bedeckten.

Ein Gang durch die Straßen von Raincy bietet dicht nebeneinander die überraschendsten Gegensätze. Undurchdringliches Waldgestrüpp wechselt mit anmuthigen Gärten und labyrinthischen Schlingwegen. Bald wandeln wir an großen Erdbeer- oder Kartoffelfeldern vorüber, bald an einer schwereichnen Hausthüre mit breiter Marmortreppe. Jetzt glauben wir uns in ein elegantes Vorstadtviertel von Paris, jetzt in einen lauschigen Winkel des Thüringer Waldes oder des Spessarts versetzt. Ueberall herrscht jedoch der tiefste Friede, die feierlichste Sabbatstille. Kein Omnibus, keine Droschke stört hier die Betrachtungen eines schlendernden Parkperipatetikers. Nur dann und wann ein sonnverbrannter Blousenarbeiter, eine Landschöne mit Eier- und Butterkörben, — und wenn es hoch kömmt, ein langsam dahin rollender Gemüsekarren, — das ist die Staffage der Raincyschen Straßenscenerie . . .

Das Landhaus der beiden „Unzertrennlichen", wie der Volksmund sie seit lange betitelt, liegt weit, weit vom Bahnhof, am Boulevard du Nord. Es ist eine kleine Reise, die bei einer brennenden Augustsonne ihre Strapazen hat. Anmuthig in der Umgebung von dichtbelaubten Kastanien und Buchen gelegen, bietet die zweistöckige Villa unsrer Elsässer das Bild der tiefsten Zurückgezogenheit, — ein Tusculum von durchaus deutschem Charakter, wie denn auch seine Bewohner ihrem Wesen nach mehr Deutsche als Franzosen sind.

Ich trat an die Gartenthüre und klingelte. Sofort ertönte ein lebhaftes Hundegebell, und als die „Bonne" mir öffnete, sprangen ein großer, schwarzer Neufundländer und ein muntrer Spitz schweifwedelnd auf mich zu und bewillkommten mich mit vieler Zuvorkommenheit. Dieser Empfang war nichts weniger als ungastlich, und so zog ich denn mit wachsendem Sicherheitsgefühl eine Karte hervor, und schrieb mit Bleistift auf die Rückseite:

„— désire voir Mr. Erckmann pour une minute et demie."

Die Wirthschafterin hatte nämlich die Anwesenheit ihres Gebieters keineswegs in Abrede gestellt, und nur hinzugefügt, Herr Erckmann sei außerordentlich beschäftigt.

Nach wenigen Augenblicken kam mir aus der Thüre des Landhauses ein Mann entgegen, der das leibhaftige Wohlwollen in Person zu sein schien. Eine kräftige, etwas beleibte Figur von mittlerer Größe, mit kurzem, blondem, in sich zurückgebogenem Schnurrbart, weitblinkender Glatze und einem breiten, rosigen Vollmondsgesicht, — so trat Emil Erckmann auf mich zu und reichte mir dem völlig Unbekannten, treuherzig und trotz alledem graziös und chevaleresk die biedre, rundliche, grübchenreiche Rechte. Aus seinen kleinen grauen Augen blitzte ein ungebändigtes jugendliches Feuer, eine Klarheit des Geistes, eine Frische der Thatkraft, deren Eindruck wiederzugeben mir unmöglich ist. Ueber der ganzen Erscheinung lagerte der Schimmer eines ewig heiteren, glücklichen, sonnigen Gemüths.

Ich bat ihn wegen meiner unbescheidenen Störung — die Feder hinter seinem Ohre bewies mir, daß ich ihn bei der Arbeit unterbrochen hatte — um Verzeihung und rückte unverblümt mit dem Zwecke meines Besuches heraus. Ich sagte ihm, ich bereite eine kleine Studie über „Erckmann-Chatrian" vor, d. h. nicht über ihre Werke, sondern über ihre Personen, und zu diesem Behufe hätte ich meine Helden von Angesicht zu Angesicht sehen müssen . . ; — bei Chatrian sei ich bereits gewesen, und wenn er nun liebenswürdig sein wolle, so würde er mir nicht grollen, sondern mich in seine Idylle am Boulevard du Nord einen theilnehmenden Blick werfen lassen.

Mit einer Artigkeit, die ich nicht genug rühmen kann, erwiderte mir der so seltsam überfallene Schriftsteller, es könne ihm nur schmeichelhaft sein, wenn man in Deutschland für seine Personalien so viel Interesse hege, und erbot sich, mir zu zeigen, was ich nur immer wünschte.

„Ich sprech' auch e bissel Deitsch," fügte er in seinem gemüthlichen Elsässer Dialekt hinzu, und in diesem Augenblicke kam er mir vor wie ein alter Bekannter.

Er führte mich nun zunächst in den Garten und zeigte mir seine Tauben, seinen Hühnerhof und die traulichen schattigen Plätzchen, an denen Raincy so reich ist.

„Arbeiten Sie zuweilen im Freien?" fragte ich.

Er verneinte. „Die Inspiration," sagte er, „kommt mir nur an meinem Schreibpult." — „Können Sie sich denken," fuhr er nach einer Pause fort, „daß es mir rein unmöglich ist, eine Scenerie zu beschreiben, so lange dieselbe mich umgibt? Scene von meiner Heimat, dem Elsaß, male ich ihn aus der Erinnerung. Wenn ich in einigen Jahren Raincy verlassen haben werde, so denke ich einen Roman hier an diesen romantischen Park-Boulevards spielen zu lassen . . ."

Diese Bemerkung führte das Gespräch auf seine schriftstellerische Vergangenheit.

Er schilderte mir die Begebnisse, in deren Folge er die Mitarbeiterschaft mit Chatrian begonnen, folgendermaßen:

„Ich bin am 20. Mai 1822 zu Pfalzburg im Niederelsaß geboren, und besuchte daselbst bis zu meinem 19. Jahre das Lyceum des Professors Perrot. Der vier Jahre jüngere Chatrian, der in Boldestenthal, nicht weit von Pfalzburg, das Licht erblickte, war bei meinem Abgang nach der Universität in demselben Lyceum Untersecundaner. Wir hatten von einander kaum Notiz genommen. Ich ging nach Paris, studirte Jura und machte meinen Doctor. Inzwischen war ich einmal wieder in Pfalzburg gewesen, und hatte auch begreiflicher Weise meinen alten Lehrer Perrot besucht, mit dem mich eine intime Freundschaft verband."

„Nun, was macht die Schule?" fragte ich ihn, nachdem die erste Freude des Wiedersehens vorüber war.

„Ach Gott," seufzte er, „seit Du weg bist, habe ich nur wenige Schüler, die für die Wissenschaft ein ernstes Interesse zeigen, oder eigentlich nur einen . . ."

„Ich mußte laut auflachen. Aber Perrot meinte es ganz ernstlich.

„Und der eine wäre?" fragte ich neugierig.

„I nun, der junge Bauernsohn aus Boldestenthal, der Chatrian . . . — Erckmann, den Burschen solltest Du näher kennen lernen, — ich glaube, Ihr paßt zu einander."

„Er lud uns beide zum Nachtessen ein, wir waren zusammen bis gegen Mitternacht, trennten uns in gehobener Stimmung, aber das war alles. Chatrian gefiel mir recht gut, ich lernte seine bedeutende Begabung würdigen, allein ein Gedanke an eine gemeinsame Thätigkeit kam uns beiden nicht in den Sinn. Ich reiste wieder ab und hatte die Geschichte bald vergessen. Chatrian absolvirte inzwischen sein Abiturientenexamen, und da ihn seine Eltern für den Kaufmannsstand bestimmten, so ging er nach Belgien in ein Glaswaarengeschäft.

„Abermals verflossen zwei Jahre, und abermals besuchte ich Pfalzburg und meinen alten Freund Perrot. Wen treffe ich da bei ihm auf seinem Zimmer? Niemand anders als Chatrian, der seinem Principal Knall und Fall aufgesagt und sich hoch und theuer verschworen hatte, lieber zu sterben, als in die Brüsseler Zwangsjacke zurückzukehren. Diese Selbständigkeit machte mir den jungen Mann interessant. Perrot zeigte mir gelegentlich eine Abhandlung über eine wichtige sociale Frage, zu deren Bearbeitung Chatrian inmitten seiner

täglichen Plackereien Muße gefunden hatte, und die Arbeit frappirte mich so, daß ich dem Verfasser meine Vorschläge machte. . . .

„Chatrian acceptirte. — Ich will Sie mit einer detaillirten Schilderung der Schwierigkeiten, welche wir zu überwinden hatten, ehe wir mit unsern Schriften durchdrangen, nicht ermüden. Unsere ersten Feuilletons erschienen im „Démocrate du Rhin,“ acht Tage später war das Blatt von Regierungswegen unterdrückt . . . Wir schrieben ein vieractiges Drama: „Der Elsaß im Jahre 1814,“ — einen Tag vor der Aufführung legte der Präfect sein Veto ein. Ein Jahr später gingen wir nach Paris. Mit Mühe hatten wir uns Eingang bei dem Feuilleton der „Revue de Paris“ verschafft, — vierzehn Tage später wurde die „Revue de Paris“ von dem Gouvernement suspendirt . . .

„Da offerirte uns der „Moniteur Universel“ gegen ein sehr anständiges Honorar sein Rez-de-Chaussée; d. h. Feuilleton. Wir brauchten damals Geld . . . und somit acceptirten wir . . .

„Unsere politische Ansicht erlaubte uns jedoch nicht, diese Mitarbeiterschaft fortzusetzen. Hätten wir nur Feuilletons im eigentlichen Sinne geliefert, so konnte uns die politische Färbung des Blattes, das sie abdruckte, gleichgültig sein. Allein wir producirten vorzugsweise Novellen und Erzählungen, deren Charakter eine Tendenz erheischte — und die Unterdrückung dieser Tendenz mit Rücksicht auf die Richtung des publicirenden Blattes schien uns mit unserm Gewissen und unserer Ueberzeugungstreue unvereinbar.

„Wir gaben also den „Moniteur“ auf, und waren nunmehr wieder auf dem alten Fleck. Unser Genre sagte den Franzosen nicht recht zu. Unsere Bildung war eine zu deutsche, um dem damaligen Pariser Publikum sympathisch zu sein . . .

„Zehn Jahre lang pochten wir vergeblich an die Pforten der Pariser Redactionen, bis endlich das „Journal des Débats“ unsere Specialität begriff und einen größeren Roman von uns veröffentlichte, der gründlich durchschlug. Gleichzeitig machte uns die „Revue des deux mondes“ glänzende Anträge — und unser literarisches Glück war gemacht.“

Erckmann hielt inne. Seine Augen leuchteten. Die Erinnerung an die bestandenen Kämpfe hatte ihn sichtlich ergriffen. Ich schwieg, denn ich fühlte, daß eine banale Bemerkung ihn verletzen würde.

Er zeigte mir nunmehr sämmtliche Räumlichkeiten des Hauses, Chatrian bewohnt den untern Stock, Erckmann den obern. Unten, gleich dem Eingang gegenüber, befindet sich der gemeinsame Speisesaal, ein etwas altfränkisch möblirtes, aber höchst gemüthliches Zimmer. Schwere Bänke aus Eichenholz stehen an den Wänden entlang. Das bekannte Bild „Rouget de Lisle, die Marseillaise vortragend,“ hängt über der Thüre, und rechts und links prangen zwei prächtige Nachbildungen der Venus von Milo und des Belvederischen Apollo. Die übrigen Zimmer sind moderner ausstaffirt, indes athmen auch sie eine wohlthuende Einfachheit. Im obern Stocke sind zwei gastliche Fremdenzimmer hergerichtet. Erckmanns Arbeitszimmer ist ein kleines blautapezirtes Quadrat ohne jeden äußeren Schmuck. Auf einem runden Tische aus Tannenholz ist eine kleine pultartige Einrichtung angebracht, und rings herum am Boden liegen Stöße von Büchern und Manuscripten. Nie sah ich eine regelmäßigere Schrift, als die Erckmanns: in den langen Zeilen seiner Quartbogen ist keine Ausweichung, keine Unebenheit zu bemerken: das Ganze sieht fast aus wie armenische Typographie. Die Bibliothek der beiden Freunde besteht fast ausschließlich aus historischen und philosophischen Werken: die belletristische Literatur der Gegenwart ist gar nicht, die classische nur sehr spärlich vertreten. Erckmann sagte mir später einmal, jedes Genießen fremder Schöpfungen sei für ihn mit dem eigenen Produciren unvereinbar.

In einem Nebengebäude befindet sich ein allerliebstes Billardzimmer, dessen Wände mit Alterthümern aller Art geschmückt sind. Dieser Platz ist das Rendezvous eines kleinen Kreises von Pariser Journalisten, Künstlern und Theaterdirectoren, die sich hier allwöchentlich einmal einfinden, Bier trinken, caramboliren, und Erckmann-Chatrians treffliche Cigarren rauchen. Erckmann selbst ist in die Geheimnisse des Billardspieles nicht eingeweiht, und oft sitzt er noch stundenlang oben in seinem „blauen Loch,“ wie seine Freunde zu sagen pflegen, während es unten schon toll genug hergeht. Er muß sich alsdann noch eine Scene von der Seele schreiben, — sonst ist er für den ganzen Abend unbrauchbar.

Im übrigen fehlt der allerliebsten Villa nichts, was zum Comfort gehört. Ein Badezimmer, ein hübscher Balkon und eine Veranda bedürfen kaum der Erwähnung, denn sie verstehen sich bei einem französischen Landhause von selbst.

Nachdem ich alle diese Einrichtungen ausgekundschaftet hatte, setzten wir uns an den Eichentisch im Speisesaal, die Bonne brachte in einem humpenartigen Steinkruge schäumendes Straßburger Bier, die Cigarren wurden angezündet, und nun erzählte mir mein gefälliger Wirth, was ich zu wissen brannte: nämlich, wie Erckmann-Chatrian arbeitet. Lassen wir den wackeren Pfalzburger selbst reden:

„Chatrian fährt jeden Morgen um neun Uhr nach Paris, und kehrt jeden Abend um 6 Uhr wieder hieher zurück. Ich bin dagegen Tag für Tag von früh bis spät zu Hause: den Schluß können Sie sich selbst ziehen. Sie werden die Thätigkeit Chatrians und seine Bedeutung für mich und unsere Arbeiten nicht unterschätzen, wenn ich Ihnen sage: Chatrian hat, seitdem wir mit einander zu thun haben, noch nicht die Feder angesetzt!“

Ich drückte mein Erstaunen aus. — „Ja, so ist es,“ fuhr er fort. „Da haben Sie das ganze Geheimniß der Stileinheit, welche selbst unsre Gegner in unseren Romanen nicht wegläugnen können: der Stil aller unsrer Schriften ist mein.“

Ich begriff jetzt, warum Chatrian sich geweigert hatte, mir reinen Wein einzuschenken. Offenbar fürchtete er, eine oberflächliche Beurtheilung werde aus der wahren Kenntniß der Thatsachen einen einseitigen Schluß ziehen. Daß das Verdienst Chatrians bei ihren gemeinsamen Leistungen indes kein Geringes ist, wird aus dem folgenden erhellen.

„Jeden Abend nach Tische,“ erzählte Erckmann weiter, „wenn die Bonne von neuem die Humpen gefüllt, beginnt unsre gemeinschaftliche Thätigkeit. Ich lese dann zunächst vor, was ich den Tag über geschrieben habe. Chatrian besitzt in hohem Grade, was man Compositionstalent nennt. Fast immer hat er in dieser Richtung etwas an meiner Arbeit auszusetzen. Ich, vorzugsweise Colorist, verfalle nur allzuleicht in den Fehler, die Perspective zu vergessen, und z. B. unwichtige Nebenpersonen mit einer gleichen Detailmalerei zu bedenken, wie die Hauptcharaktere. Hier legt denn Chatrian sein Veto ein. Er weist mir mit einem kritischen Scharfsinn, den ich nicht genug bewundern kann, die Irrthümer und Schwächen meiner Anordnung, meiner Entwicklung nach und streicht mit steinerner Hartherzigkeit alles Ueberflüssige und Unmotivirte. Auch in stilistischer Hinsicht besitzt er ein ungemein feines Gefühl; er hat ein Verständniß für die Nuancen der Rede, für die Abdämpfungen der Begriffe, wie kein zweiter. Demungeachtet würde er, seinem eignen Geständniß zufolge, nicht so wie ich, im Stande sein, die eigentliche Ausarbeitung zu übernehmen. Chatrian ist kein Prosaiker. Seine Verse sind dagegen allerliebst und erinnern mehr als alle übrigen französischen Poesien an die deutschen Lyriker. Ist nun der erste Theil unsrer Aufgabe, die Durchsicht des bereits Vollendeten, erledigt, so beginnt die Vorbereitung, Besprechung und Sichtung dessen, was ich etwa am folgenden Tage vorzunehmen gedenke. Der Plan des ganzen Werkes liegt uns selbstverständlicher Weise vor, ehe ich überhaupt die Feder ansetze: diese Präparation für den andern Tag bezieht sich immer nur auf die Einzelheiten unsres Entwurfes. Hier kommt denn das Talent Chatrians zu seiner vollen Geltung. Er ist Meister im Gruppiren; er hat einen tiefen Blick für die Verschlingungen der Intrigue; er versteht es, den Charakteren Relief zu geben. So sitzen wir oft bis Mitternacht und länger, den Bleistift in der einen, die Brieftasche in der andern Hand, — und tauschen, halblaut redend, unsre Gedanken aus. Um ein Uhr hat die Wirthschafterin Auftrag, uns an die Bürgerpflicht der Ruhe zu erinnern. Gehorchen wir alsdann ihrer Mahnung nicht, so löscht sie uns die Lampe aus. Es ist indes ein paar Mal vorgekommen, daß wir im Dunkeln bis gegen drei Uhr fortdebattirten. Seitdem haben wir die Bonne autorisirt, zu Zwangsmaßregeln zu schreiten: sie hat das Recht, nach ein Uhr ein Hackbrettconcert anzustimmen, das uns jede Conversation unmöglich machen würde.“

Ich mußte laut auflachen. Archimedes und seine Zirkel fielen mir ein, und die ganze Komik dieser nächtlichen Scene trat so lebhaft vor meine Seele, daß es mich Mühe kostete, meine Zwerchfellmuskeln wieder zur Ruhe zu bringen.

Auch Erckmann lachte herzlich mit.

„Ja,“ sagte er schließlich, „so ist's! Wie wir collaboriren, so können es alle, selbst die größten Poeten, ohne daß sie fürchten müssen,

die neun Himmlischen zu beleidigen! Sagen Sie das Ihren Landsleuten!"

Noch einmal goß er die Becher voll bis zum Rande, erhob das Glas und sprach mit warmer klangvoller Stimme:

„A votre santé!"

„A votre santé!" erwiderte ich, und nie war dieser Wunsch aufrichtiger über meine Lippen gekommen.

Zwei Minuten später saß er wieder oben, an dem vierten Bande seiner „Histoire d'un Paysan". Wenn diese Zeilen die Presse verlassen, ist das Buch vielleicht schon erschienen.

Ein Gang mit der Polizei durch das nächtliche Wien.

Ich saß mißgestimmt im Café National der Leopoldstadt. Ich hatte den Polizeidirector Hofrath v. Strobach um Ablassung eines gewiegten Criminalbeamten zum Zwecke einer Nachtwanderung durch Wien gebeten. Er machte Schwierigkeiten, wie es schien, denn ich hatte bis dahin noch keine entscheidende Zusage. Ich wollte mich eben erheben, um mich abermals nach dem Polizeidirectorium zu verfügen, als sich mir ein Herr gegenübersetzte und mich mit theilnehmenden Blicken betrachtete. Er mußte die Wolken auf meiner Stirn gesehen haben und sie zu verscheuchen trachten. Seine ganze Physiognomie sagte mir das. Zwar hatte er bei aller Gutmüthigkeit, die aus seinem Gesichte sprach, doch etwas Lauerndes in seinem Blick; er suchte es zu verbergen, aber er war nicht ganz Meister über seine Augen, die mehr das Lampen- als das Sonnenlicht geschaut haben mußten. Er begann sein Gespräch mit mir sehr unvorsichtig, denn seine erste Frage lautete:

„Sie sind wohl fremd hier in Wien?"

„Ja, leider, leider," antwortete ich mit einem tiefen Seufzer; „man amüsirt sich nur in Wien, wenn man darin gute Bekannte hat, oder aber, wenn man so glücklich ist, einen wienbewanderten Landsmann in der Nähe des St. Stephan vorzufinden."

Mein Gegenüber entpuppte sich jetzt sofort als Vagabend, denn seine Augen leuchteten wässerig in unruhiger Freude auf.

„Aus welchem Lande sind Sie?" fragte er dann.

„Ich bin aus Bückeburg."

„O, ich kenne hier sehr gut einen Landsmann von Ihnen," sagte er pfiffig. Dann fragte er ein langes und breites über den genannten Kleinstaat, oder vielmehr über seine Metropole, und ich schüttete bereitwillig mein ganzes Wissen über Bückeburg in seinen Schoß.

„Kommen Sie heute Abend um 10 Uhr in das Café Wurm in der Giselastraße; es ist nicht weit vom Opernring, da sollen Sie Ihren Landsmann finden. Gewiß wohnen Sie doch in der Stadt?"

„Ja wohl, ich habe bis zum Opernring nur wenige Schritte; ich werde mich pünktlich einfinden. Bitte, schreiben Sie mir aber das Café und die Straße selbst in meine Brieftasche. Ich bin eine sehr zerstreute Natur und könnte über dem vielen Guten und Schönen, das Wien bietet, das Beste vergessen."

Er notirte die Adresse in mein Buch, trank aus, stand auf, reichte mir die Hand und empfahl sich mit den Worten: „Ich habe die Ehre!" Kaum war er aber hinter der Glasthür des Café National verschwunden, als er schleunigst mit dem Bemerken zurückkehrte, daß er seinen Kaffee zu bezahlen vergessen. Er winkte dem Kellner und öffnete seine mit Glasperlen besetzte Baumwollbörse.

„Bitte, lassen Sie nur, ich bezahle den Kaffee schon für Sie. Sehen Sie, ich habe viel Geld. Hier sind Papiergulden, dort harte Gulden, hier ist kleines Silber, und hier in der Brieftasche sind noch Bückeburger Banknoten," sagte ich, die Rolle eines harmlosen Kleinstädters weiter spielend.

Ich öffnete bei diesen Worten mein Portemonnaie und ließ die einzelnen Fächer mit ihrem blinkenden und papiernen Inhalt die Revue passiren. Er bezahlte aber dennoch seinen Kaffee selbst und gab dem Kellner noch ein so hohes Trinkgeld, daß er dafür noch einen zweiten Kaffee hätte trinken können.

„Ich kann also ganz bestimmt auf Ihr Erscheinen rechnen? Ich habe viel Mühe, Ihren Landsmann zu finden, da er unten in Mariahilf wohnt ..."

„Ich komme so bestimmt, als Sie das Café National noch nicht verlassen haben."

„Ich habe die Ehre!"

„Ich habe sie doppelt!"

Er ging jetzt und kam nicht wieder. Ich wartete noch zehn Minuten, dann verfügte ich mich auf dem kürzesten Wege von der Leopoldstadt nach dem Stadtbezirk. Ich hielt es für unnütz, einen Fiaker zu nehmen, da das Gewühl und der Verkehr auf diesem Wege, namentlich auf der Rothenthurmstraße, diesem wichtigsten Verbindungsgliede zwischen der Stadt und der Leopoldstadt, so bedeutend ist, daß die Fuhrwerke nur mühsam einander Platz machen können. In etwa 20 Minuten hatte ich den Stephansplatz, oder vielmehr den benachbarten Petersplatz erreicht und stieg die Stufen zu dem Büreau des Polizeidirectors hinan. Meine Nachtwanderung mußte, falls ich die nöthige geheimpolizeiliche Hilfe erhielt, durchaus in der kommenden Nacht und zwar im „Wurm" der Giselastraße beginnen. Der Polizeidirector war abwesend; er hatte aber bereits angeordnet, daß ich den folgenden Tag die nöthige Begleitung erhalten sollte. Für die kommende Nacht mußte ich darauf verzichten. Ich begab mich aber dennoch um die bezeichnete Stunde allein nach der Giselastraße und öffnete mit dem Glockenschlage zehn das Café Wurm, dessen Laternen ich glühwurmartig durch die Nacht schimmern sah. Zu meinem nicht geringen Erstaunen war das Café leer. Schon griff ich wieder nach der Thür, um mich zurückzuziehen, als aus dem Hintergrunde des Gemaches jemand auf mich zuschritt und mich mit den Worten anredete:

„Sind Sie vielleicht der Herr aus dem Café National, der um zehn Uhr hierher bestellt wurde?"

„Der bin ich."

„Dann habe ich den Auftrag, Sie zu bitten, sich nach der Rothenthurmstraße zu bemühen und zwar in das Kaffeehaus: Zur Linzerin. Es führt diese Bezeichnung zwar nicht sichtbar, aber jeder Nachtwanderer in der Rothenthurmstraße wird Ihnen die Linzerin zeigen!"

Ich entfernte mich und überlegte, die Kärnthnerstraße entlang und dem Stephansplatze zuschreitend, was zu thun sei. Die Subjecte gingen mit aller Schlauheit und Umsicht zu Werke. Jedenfalls war die „Linzerin" eine gefährliche Spelunke, und ich mußte trotz meiner Wißbegierde auf der Hut sein. Da war ich auf dem Stephansplatz, von welchem die Rothenthurmstraße gassenartig ausläuft. Ich ging fast die ganze, trotz ihrer reichen Läden und Schaufenster übelberüchtigte Straße hinab und fragte hier und dort einen Nachtwanderer nach der „Linzerin". Niemand kannte sie, keiner hatte je von ihr gehört. Ich mußte also unverrichteter Sache wieder heimkehren, und der Leser wird bald erfahren, daß mir das Nichtfinden der „Linzerin" an jenem verhängnißvollen Abend zum Heile gereichte.

Es war Tags darauf, und zwar etwa um dieselbe Stunde, in der ich am Abend vorher vergebens nach der „Linzerin" geforscht, als ich in Begleitung des Criminalbeamten, den Herr von Strobach gesendet, abermals das nächtliche Wien heimsuchte.

Ein frostiger regnerischer Abend, der einem heißen staubreichen Tag gefolgt, schien unserm Unternehmen günstig zu sein, denn die Strolche, die etwa im Augarten, im Prater oder an den Gestaden des Kaiserwassers zu übernachten gedachten, waren jedenfalls bei diesem Wetterwechsel andern Sinnes geworden und hatten sich frühzeitig in die Schenken begeben. Mein Begleitsmann gab mir nun auch noch gleich anfangs zu verstehen, daß ich nicht auf einen Polizeibeamten untersten Ranges angewiesen, denn als wir durch die in der Nähe meines Absteigequartiers belegene Annagasse schritten, um die Kärnthnerstraße und den Stephansplatz zu gewinnen, deutete er auf eine dunkle Fensterreihe mit dem Bemerken, daß er dort hinter den Scheiben (der Annagasse nämlich) die ehemalige Stiftsdame Edergenvi verhaftet. Mir war jene unheimliche Criminalgeschichte jedoch so verhaßt, daß ich nicht weiter in den Beamten drang, mir die Details jener Verhaftung zu erzählen. Ich bat ihn vielmehr, mich im voraus mit den Lokalitäten bekannt zu machen, in welche wir treten würden.

„Zuerst gehen wir in die Linzerin, die gleich hinter dem Stephansplatz in der Rothenthurmstraße liegt," sagte er. „Sie steckt in der Regel voll Hehler und Spitzbuben."



Stillleben im Ententeiche.

Originalzeichnung von C. [illegible]

Ich erzählte jetzt dem Beamten, weshalb ich die „Linzerin" am Abend vorher allein aufsuchen wollte. Ich schilderte ihm den Mann aus dem Café National, der mich zuerst in den „Wurm" und dann in die „Linzerin" bestellt. Der Beamte hörte aufmerksam zu, wiegte bedächtig sein Haupt, als ich ihm mittheilte, daß ich dem Fremden im Café National das Innere meiner starkgespickten Börse gezeigt und sagte dann: „Der Mann, den Sie mir da schildern, ist einer unserer abgefeimtesten Lockvögel zu falschem Spiel. Ich kenne sein Revier, das er nur selten verläßt, ganz genau, und wir werden ihn jedenfalls nebst seinem falschen Genossen fassen."

Nach ungefähr fünf Minuten hielten wir in der Rothenthurmstraße vor einer Thür, darüber auf einem gaserleuchteten Transparent das Wort „Kaffeehaus" stand. Der Beamte drehte rasch den Griff der Thür um, und wir traten in eine lange, in drei Abtheilungen zerfallende Halle, in deren Hintergrunde Billard gespielt wurde. Der verfängliche „Wurm" in der Giselastraße war der „Linzerin" gegenüber, in die wie eben traten, elegant zu nennen. Hier war alles bis auf den Faden abgenutzt, und das galt nicht nur von der Toilette der wenigen Gäste, sondern auch von den Gesichtern und dem Mobiliar der „Linzerin". Eine drückende Schwüle lag auf den Gemüthern der Gäste in dem Vorderzimmer, während aus dem Billardraum ausgelassenes Gelächter herüberschallte. Das dumpfe Brüten im Vordergrunde berührte mich unangenehm; ich hatte die Wiener bisher immer lustig und vergnügt gesehen.

„Nicht wahr, Sie sehen den Mann, der Sie gestern hierher zum Stelldichein bestellte, heute nicht unter den Anwesenden?" fragte mich leise der Beamte, als wir die Halle einige Mal durchwandert hatten und wieder in dem Vordergrunde angekommen waren.

„Nein, er ist nicht darunter," gab ich ebenso leise zurück.

„Ich muß Sie jetzt einige Minuten allein lassen, denn ich habe mit der Schankwirthin einige Worte zu wechseln."

„[illegible], thun Sie, wie Ihnen beliebt."

Der Beamte entfernte sich, und ich konnte mit Muße die Anwesenden mustern. Jedenfalls waren die meisten unter ihnen bereits im Zuchthause mit Spinnen, Flachs- und Wollekrämpeln, Weben u. s. w. beschäftigt worden, denn die Spuren, die die Leidenschaft und das Verbrechen unverkennbar den Gesichtern eingräbt, waren deutlich genug wahrzunehmen. Nur das dumpfe Brüten der Gesellschaft blieb mir unerklärlich. Der Wiener ist immer lustig, und selbst der Strolch legt sein Gesicht nur dann in ernste Falten, wenn er einsam hinter den Gittern der Burg sitzt.

„Warum ist hier alles so still?" fragte ich den Kellner, der mir das Glas mit dem schwarzen Kaffee unter den Bart schob.

Der [illegible]dürre dienstbare Geist, der in seinem schlotternden Frack und seiner stark gebrauchten Wäsche einer Vogelscheuche glich, welcher der Wind den Hut davon geweht, theilte mir nun mit, daß es in der „Linzerin" vor einer Stunde zu einem Treffen gekommen, bei dem sogar das Messer eine Rolle gespielt. Die Strolche hatten bei der Rauferei etliche Candelaber zerschlagen, und es mußte die städtische Gasbedienung alarmirt werden. Der Gasbedienung war aber die Polizei auf dem Fuße gefolgt, und diese hatte einen guten Fang gemacht. Die bedauernswerthen Gäste an den Tischen waren also von ihren Stammgenossen getrennt worden, und darum ließen sie den Kopf hängen.

Da kam der Beamte in nicht zu verkennender Aufregung zurück und ersuchte mich, mit ihm die „Linzerin" so rasch als möglich zu verlassen. Ich ließ also mein Glas Kaffee im Stich und folgte dem Beamten, der mir draußen nun eine Mittheilung machte, die mich schließlich in nicht geringe Aufregung versetzen sollte.

„Was meinen Sie wohl, was die beiden Subjecte, oder viel mehr die drei, denn den beiden hatte sich noch ein dritter angeschlossen, gestern Abend mit Ihnen vorhatten?"

„Nun, das will ich Ihnen einfach sagen, sie wollten mich hier durch falsches Spiel um mein Geld bringen. Ich hätte ihnen auch gern einige Gulden zu verdienen gegeben, um nur ihr Spiel kennen zu lernen."

„Sie sind im Irrthum, es sollte gar nicht gespielt werden, sondern Sie sollten hier gleich nach Ihrem Eintreffen, oder vielmehr nach einigen Gläsern Rum, die Ihnen den Kopf warm gemacht, in einen bereitgehaltenen Fiaker hineinkomplimentirt und dem Prater zugeführt werden."

Ich mußte lachen.

„Lachen Sie nicht, die Sache ist ernst genug."

„Ich halte die Leute hier für so dumm nicht, daß sie denjenigen, den sie ausbeuten wollen, zu einer Praterfahrt während der Dunkelheit auffordern. Nur ein Blödsinniger würde ihnen da folgen können," sagte ich fast ärgerlich.

„Ich muß Ihnen dennoch widersprechen und Ihnen vielmehr sagen, daß nicht nur ein Harmloser in Weinlaune den Gaunern gefolgt wäre, sondern daß auch Sie in Ihrer Nüchternheit mit der Praterfahrt einverstanden gewesen wären. Gerade Ihre Wißbegierde, Ihre Sucht, die Schleichwege der Verbrecher kennen zu lernen, hätte Sie diesmal in die Falle geführt. Daß es sich nicht um eine Fahrt durch den Prater, sondern um eine Fahrt zu gewissen Vergnügungslokalen im Prater handelt, können Sie sich denken. Natürlich wären Sie nicht bis zu den Vergnügungslokalen gekommen, denn vorher hätte man mit Ihnen den Fiaker verlassen und Sie ....."

„Beraubt?" fragte ich gespannt.

„Vielleicht auch noch mehr," sagte der Beamte mit eisiger Ruhe. „Uebrigens," fuhr er fort, als ich mich von meinem Schreck erholt, „werden wir die Burschen erwischen. In der „Linzerin" stellen sie sich heute nicht ein, denn die Polizei hat für den Rest der Nacht das Lokal zu einem höchst unsichern Aufenthalt für Diebe und Diebesgenossen gemacht. Gehen wir jetzt in den Mirakelkeller, der hier ebenfalls in der Rothenthurmstraße, dort an jener der „Linzerin" entgegengesetzten Seite liegt."

„Warum heißt der Keller Mirakelkeller?"

„Nun, ein Bettler stieg einst auf Krücken in den Keller hinab. Unten trank er aber so viel des süßen Weines, daß er aus seiner erdichteten Krankenrolle fiel und sich zur ungeheuren Heiterkeit der Gäste mit Zurücklassung seiner Krücke kerngesund wieder auf die Straße begab. Der Wirth machte sich diesen Vorfall zu Nutze, verbreitete, daß sein Wein den Krüppel geheilt hätte, und der Zuspruch der Gäste blieb danach auch nicht aus. Das Volk nennt seit jener Zeit den Keller Mirakelkeller, und die Krücken werden Sie als Heiligthum oder richtiger als Lockzeug des Kellers noch vorfinden."

Trotz der lockenden Krücken war der Mirakelkeller leer. Jedenfalls hatte der Besuch, den die Polizei der „Linzerin" gemacht, auch auf die Gemüther der Gäste des nachbarlichen Mirakelkellers alpdrückend gewirkt, denn nach Aussage des Mirakelwirths war der Keller noch vor einer Stunde starkbesetzt gewesen. Wir wollten uns eben wieder aus dem Keller entfernen und uns dem Sperl zuwenden, als ein Hausirer mit seinen Seifen und Riechmitteln in das Liqueurreich herniederstieg.

„Hör, Zinke, bist Du dem Passer aus der Sonnenfelsgasse auf der Spur?" rief der Polizeibeamte dem Trödler nach, der eben den Keller wieder verlassen wollte, in dessen leere Winkel er einen flüchtigen Blick geworfen.

„Wenn ich ihm nicht auf der Spur wäre, würde ich mir Zeit nehmen, dem Herrn, der da in Ihrer Gesellschaft ist, meine Seifen anzubieten," gab der Trödler höflich zurück und verschwand.

„Das ist also ein verkappter Polizist?" fragte ich verwundert den Beamten.

„Weniger das, aber einer von unsern Helfershelfern, ein sogenannter Zinke. Wir müssen unsere Helfershelfer in allen Schichten der Bevölkerung haben, wenn wir dem Verbrechen mit Erfolg steuern wollen. Schon mancher spitzbübische Trödler ist durch einen Trödler von der Sorte, wie er eben den Mirakelkeller verließ, entlarvt worden. Sie können sich denken, daß in einer Stadt, wo die Hausirerei so im Schwange ist, wie hier in Wien, auch die meisten Spitzbuben unter den Hausirern stecken. Diese spitzbübischen Trödler theilen sich in zwei Klassen, in Passer und in Sasser. Während die einen mit dem Hausirkasten am Halse die Wohnungen und Lokalitäten auskundschaften, Wachsabdrücke von den Schlössern der Thüren und Secretäre nehmen und gelegentlich mit den nach den Wachsabdrücken gefertigten Nachschlüsseln den Diebstahl ausführen, suchen die andern das gestohlene Gut so lange zu verbergen, bis es mit einiger Sicherheit verschachert werden kann. Leider endet zuweilen der Beruf eines solchen Zinke, wie er eben den Keller verließ, im Gefängniß."

„Warum?"

„Weil er schließlich nicht selten selber zum Diebe wird und mit den Spitzbuben nicht scheinbar, sondern ernstlich gemeine Sache macht. Doch jetzt wollen wir den Keiler suchen, d. h. den Gauner, der die Fremden an die Spieltische lockt, um sie durch falsches Spiel auszu-

plündern. Ich kenne ihn jetzt genau und er verläßt hier dieses Revier nicht leicht."

Wir gingen jetzt die Rothenthurmstraße hinunter, ein Stück am Franz-Josephsquai hin, überschritten den Donaucanal mittels der Ferdinandsbrücke und lenkten in die Taborstraße ein. Nachdem wir einen Blick in den „Todtschinder", ein Café geworfen, dessen glänzendes Innere allerdings mit der Inschrift seines Schildes auf gespanntem Fuße steht, begaben wir uns in den „Sperl", dem vor Zeiten beliebtesten Tanzlokale Wiens.

„In der bunten Gesellschaft, in die Sie jetzt treten werden, bewegen sich viele Taschendiebe und Uhrenzwicker. Achten Sie immerhin etwas auf Ihre Uhr, Börse und Kette. Die Wiener Taschendiebe geben den Berlinern in der Fingerfertigkeit nichts nach, übertreffen aber die Langfinger an der Spree in der Liebenswürdigkeit und Artigkeit, mit welcher sie ihr Opfer berauben. Ein freches Entreißen der Uhr und feige Flucht hinterher, wie es wohl in Berlin üblich ist, findet hier in Wien so gut wie gar nicht statt. Worin sich aber die Wiener Taschendiebe vor den Berlinern hauptsächlich auszeichnen, ist, daß letztere ihr Opfer ins Gedränge zu bringen suchen, während die Wiener es dem Gedränge zu entreißen trachten."

„Aber in beiden Fällen kostet es die Uhr?"

„Freilich, der Preis ist genau derselbe."

Im Sperlsaal drehte sich eine sehr gemischte Gesellschaft in bunten Reihen, eine Gesellschaft, die nach dem Spruche lebte: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt." Im furchtbarsten Contrast zu diesem lebenslustigen Kreise stand aber eine Frau, die eben den Sperlsaal betrat, um ihre schwarzen Seidenshlipse und schottischbuntseidenen Halsschmetterlinge feilzubieten. Der Stempel des bittersten Elends war unverkennbar ihren Zügen eingeprägt, und wie sie so stumm mit ihren abgehärmten Wangen die Waare anbot und sich dann wieder aus dem bunten Reihen schlich, machte sie einen erschütternden Eindruck auf mich. Kaum aber war sie an der Thür angelangt, als eine Dame in bunter Seidenrobe ihr nacheilte und ihr durch die Thür nachrief: „Mutter, Du brauchst heute Nacht nicht auf mich zu warten." Mir schnitten diese Worte tief in die Seele, und als sich die unnatürliche Tochter wieder in dem lachenden Reihen verloren, wendete ich mich nach der andern Seite des Saales, um das eben Gesehene und Gehörte zu vergessen. Ich sollte auch nicht lange vergebens dagegen ankämpfen, eins der schwärzesten Bilder der menschlichen Gesellschaft, und speciell Wiens, das sich mir eben entschleiert, in meinem Gedächtniß zu verwischen, denn als ich nach meiner Uhr greifen wollte, um zu sehen, was die Glocke geschlagen, war sie nebst Kette gestohlen. Ich stand einen Augenblick vor Schreck unbeweglich, dann aber machte ich mich zum Polizeibeamten auf, der sich jenseits der lustigen Gruppen befand. Ich hatte jedoch, nachdem ich mich von meiner Bestürzung erholt, kaum einen Schritt vorwärts gethan, als mir ein Herr den Weg vertrat.

„Auf einen Augenblick, mein Herr, ich bitte nur um ein Wort, denn ich habe Ihnen Ihre Uhr wieder einzuhändigen," sagte er und drängte mich auch im selbigen Augenblick sanft in die nahe Fensternische. „Hier ist Ihre Uhr. Ich selbst habe sie Ihnen genommen. Bitte, ersuchen Sie den Polizeidiener, der Sie durch die Vergnügungslokale Wiens führt, daß er bei seinem Leisten bleibe und erst die Berliner kennen lerne, ehe er darüber so verschrobene Ansichten laut werden läßt. Bitten Sie ihn, Studien an Ihrer Weste zu machen, und er wird zugeben, daß keiner seiner kettenverderbenden, zwickenden Taschenkünstler eine Uhr nebst Kette so auf die Seite zu bringen versteht, wie ich, der ich mich rühmen darf, mit Spreewasser getauft zu sein. Ich hätte ihm, statt Ihnen, die Uhr genommen, aber sein Rappelkasten mit der Talmikette ist nicht werth, daß man einen Kunstgriff darnach thut. Ich habe die Ehre, mich Ihnen vielleicht auf Wiedersehen zu empfehlen."

Er war schnell wie Hamlets Geist verschwunden. Ich sah ihm nach, meine Augen fanden ihn aber nicht mehr. Der Vorfall war jedoch so urplötzlich über mich gekommen, daß ich meine Hand gegen die Stirn drückte, um zu erforschen, ob ich wachte oder träumte. Nein, hier hielt ich die Uhr nebst Kette in der Hand. Von einer Vision konnte keine Rede sein. Ich brachte nun die Uhr wieder an ihren alten Platz, doch das Einhaken der Kette in das Knopfloch ging nicht. Ich mußte erst die doppelte Versicherung öffnen, die den Haken schloß, doch jetzt fiel der freigegebene Haken beim Einhängen der Kette in das Knopfloch abermals herab. Was war das? Ich untersuchte das Knopfloch, und siehe da, es war mit einem scharfen Instrument eingeschnitten worden und hatte so die Uhr mit der Kette, nebst Haken, nebst doppelter Versicherung frei gegeben ....

Ungefähr eine Viertelstunde nach diesem Vorfall verließ ich den „Sperl" mit dem Beamten wieder. Er hatte geglaubt, den Pseudobückeburger, den er bekanntlich in der „Linzerin" durch die eingezogenen Erkundigungen von der Schankwirthin als ein vielfach bestraftes Subject recognoscirt, hier im Sperl zu fassen. Wir begaben uns nun in einige ungemein kleine, aber auch ungemein trübselige Lokale der Sperlgasse, darin Strolche aller Art verkehrten, Diebe, Hehler und Einbrecher. Der Beamte machte mich auf diese und jene Physiognomie aufmerksam, doch nur der Eingeweihte hätte erkennen können, daß hinter diesen lustigen Burschen schwere Sünder steckten.

„Nun gehen wir noch in den Dianasaal und in den Wurm. In einer von den beiden Lokalitäten ist er sicher. Ich kenne meine Keiler," sagte der Beamte und ging mit mir dem Dianasaal zu.

Im Dianasaal, welcher nicht weit vom Sperl und zwar hart am Donaucanal zwischen der Ferdinands- und Carlskettenbrücke mit seiner Laterne lockt, hielt ich es nicht lange aus. Es wurde darin geradezu rasend, bacchantisch getanzt, und die Hitze darin belästigte mich ungemein. Es wurde dort ein sogenanntes Tanzsportfest abgehalten und zwar mit Prämienlockung, einer goldenen Damenuhr. Ja, vom Dianasaal hatte ich schon genug gehört und gelesen. Er kündigte sich immer rechtzeitig mit den Zugworten an: „Ob schön, ob Regen, heute Dianasaal." Ja, nichts hätte diesen lustigen Kranz, der sich da im tollsten Reigen drehte, vom Besuch der Diana abhalten können. Er drehte sich kaleidoskopartig nach dem Tact der Musik dahin, als sollte kurz vor dem Weltuntergange noch der Kelch der Freude bis auf die Hefen geleert werden. „Ob auch die Welt aus ihren Fugen rückt, ob auch Mond, Sonne und Sterne zusammenstoßen und chaotisch auseinanderstieben, es ist dennoch Dianasaal", so klang es aus den Violinen und aus den Juchzern der Tanzenden.

Abgespannt und müde langten wir wieder mit dem nächtlichen Fiaker am Opernring an, stiegen aus und begaben uns nach dem nahen „Wurm" in der Giselastraße. Das Café war geschlossen, und seine Laternen brannten nicht mehr.

„Still!" sagte der Beamte und legte sein Ohr an die Fensterladen. Er mußte ein verdächtiges Geräusch vernommen haben, denn er begab sich, mich auf der dunkeln Wacht an der Thür zurücklassend, sofort zu der nächsten Polizeiwache und kehrte mit einigen handfesten Beamten und einem Nachtwächter zurück.

Nach energischer Aufforderung, im Namen des Gesetzes zu öffnen, klafften auch bald die Thore. Die Spielerbande, die vergebens eine Flucht durch die hintere Räumlichkeit zu bewerkstelligen suchte — denn die Wiener Polizei läßt Hinterthüren nirgends aufkommen — war bald in den Händen der Gerechtigkeit, und unter den Gefangenen befand sich auch der Geselle aus dem Café National, der auf ein solches Wiedersehen mit mir wohl nicht vorbereitet war.

„Nicht wahr, Sie hatten mich in den Wurm bestellt? Hier bin ich!" sagte ich zu ihm.

Er antwortete diesmal aber nicht: „Ich habe die Ehre!" sondern folgte schweigend der Polizei.

Friedrich Bücker.

Am Familientische.

Stillleben im Ententeiche.

(Zu dem Bilde auf Seite 77.)

Die Enten stehen in schlechtem Ruf. Sie „können nichts anderes als schnattern", sagt ihnen der Volksmund nach, und Klaus Groth variirt diesen Ausspruch nach der Melodie:

Aanten int Water,
Wat vern Gesnater!
Aanten in Dik (Teich),
Wat vern Musik!

Noch ausführlicher hat Andersen in zweien seiner Märchen die Schwatzhaftigkeit und Klatschsucht der übelbeleumundeten Vögel dargestellt.

Auch ist's ja nicht zu leugnen, daß die breitschnabligen Thiere gerne

schwatzen und plaudern. Nur vermag ihre vielgegliederte Sippe doch noch etwas mehr, als zu schnattern. Die Fuchsente zischt, wenn sie angegriffen wird, die Stimme der Pfeifente ist stark pfeifend, die der Knäkente ist quäkend, und während unser Hausenterich sich durch eine heisere Stimme auszeichnet, hat sein Weibchen ein laut gakendes Organ; die Kriekente schreit: krekkrek u. s. w. Was für eine Musik muß das erst sein, wenn alle diese Vettern und Basen zusammenkommen aus verschiedenen Ländern und Erdtheilen, wie das annähernd in Thiergärten bereits der Fall ist!

Und doch ist unsere Ueberschrift nicht ungenau, und das anmuthige, von Roth vortrefflich geschnittene Bild von C. Jutz, zu dem sie gehört, beruht auf einer selten treuen und scharfen Beobachtung. Der Naturfreund wie der Kunstfreund wird die Meisterschaft dieser Kleinmalerei bewundern. Wohl ist ein reichbelebtes historisches oder Genrebild effectvoller, wohl zieht eine Kampfesscene aus der großen Thierwelt die Blicke schneller auf sich, aber wer sich den Sinn am Einfachen erhalten, wird gerne und lange bei solchen der Natur abgelauschten Momenten verweilen, wie sie unser Stillleben darstellt. Und wer die Spuren unseres Künstlers in seiner bairischen Heimat verfolgt, wo an so manchem Ort sein Stift allerhand humoristische Züge aus dem Thierleben — wie die verschiedenen Stellungen der vom Biernippen trunken gewordenen Hähne und Hühner, und ähnliches — festgehalten, wer ihn dann in Düsseldorf besucht und inmitten zahlloser ausgestopfter und auch lebender Vögel in seinem Atelier beobachtet hat, wird sich doppelt seiner reizenden Bilder freuen und ihre künstlerische Bedeutung erkennen.

Wie manchem, der in Städten aufgewachsen, eröffnet ein solches Bild eine ganz neue Welt! In der Naturgeschichtsstunde hat er wohl allerhand von den Enten und ihren mannigfaltigen Gattungen gehört, oder in der Literaturstunde von Tidbeke, der Ente gelesen, die mit Albrit, der Gans als Klägerin gegen Reinecke Vos auftrat; — eine lebendige Ente hat er kaum je gesehen und kennt am besten nur ihr mehr oder minder schmackhaftes Fleisch, das er gebraten verspeist. Hier aber thut er einen Blick in ihr häusliches, in ihr Familienleben. Unter der Aufsicht der Erwachsenen, die — mit Ausnahme einer einzigen — alle den Schnabel halten, macht das junge, kaum flügge Volk seine ersten Schwimmversuche, insbesondere bewacht von dem Blicke der mit ihnen im Wasser weilenden Mutter. Ein tiefer Frieden lagert über dieser kleinen Scene, und man fühlt fast die laue Sommerluft, die die Pflanzen und Thiere erquickt und die kein leisester Windhauch stört. Nur langsam und ungern trennt man sich von diesem lebenstreuen Blick in den Haushalt der Thiere, mit dem sich besonders das deutsche Gemüth noch immer sympathisch verbunden fühlt.

Wem aber ein zoologischer Garten zugänglich, der unterlasse nicht, die dort etwa gehaltenen Verwandten der ihm in unserm Bilde vorgeführten zahmen Enten kennen zu lernen! So wenig graziös Schnabel und Füße der ganzen Sippe auch sind — sie besitzen doch meist, selbst die Hausenten, eine Schönheit, die freilich der Holzschnitt nur andeutend verrathen konnte: das ist der sogenannte Spiegel, den die Deckfedern ihrer Flügel bilden, und dessen Farben in der größten Mannigfaltigkeit von denen des übrigen Thieres sich abheben. So gibt es ganz weiße Hausenten mit blauem Spiegel, oder glänzend grünschwarze mit weißem Vorderhals und Kropf 2c. Viel reicher und prächtiger ist aber der Farbenschmuck der ausländischen, bei uns in Gefangenschaft lebenden Enten. In dem Dresdner Zoologischen Garten ist z. B. eine eigene Abtheilung für die aus Nordamerika stammenden Brautenten, deren metallgrüner Scheitel einen langen, herabwallenden goldgrünen Federbusch hat, deren Rücken glänzend braun, deren Spiegel schwarzblau und weißbegrenzt ist, deren Füße roth sind; da ist ferner die Bisamente, deren Heimat Brasilien und Paraguay, die in den verschiedensten Farben, gewöhnlich glänzend grün mit weißen Flecken, gefunden wird und die sich besonders durch schwarze und blutrothe Warzen auf den nackten Wangen auszeichnen. Da finden sich in dem Entenweiher ferner Brand- oder Fuchsenten mit hochrothem Schnabel, weißem Gefieder, schwarzem Hals und Schultern, grünem Kopf und Spiegel; Schnatterenten mit weißem Spiegel, orangefarbenen Beinen und schwarzgrauen Schwimmhäuten. Da ist die nordafrikanische Kasarkaente mit schön rostrothem Gefieder und vor allem die prachtvolle Mandarinente, mit seidenartigen, goldbraunen Federn an Kopf und Hals, die in ihrem Vaterland China dem Hochzeitszuge als Symbol ehelicher Treue vorangetragen wird, weil sie das einmal gewählte Weibchen nie wieder verlassen soll. Deshalb werden sie dort so in Ehren gehalten, daß es im J. 1850 äußerst schwierig war, für den Zoologischen Garten zu London ein Pärchen zu erwerben. Bei dem Entrich dieses schönsten Thieres seines Geschlechtes erhebt sich auf dem Flügel eine braunrothe, breite, nach oben gekrümmte Feder mit langem Bart.

Schließlich sei noch der am leichtesten aufzufindenden Ente Erwähnung gethan. Es ist freilich ein todtgeborenes Kind, schwimmt aber dennoch ein Weilchen ganz keck in der Welt umher und schnattert ganz unverschämt und fliegt von Mund zu Mund, bis sie, von muthiger Hand untergeduckt, ihr kurzes Dasein endet. Schon Dr. Luther kannte sie und gab ihr den Namen: blaue Ente; heutigen Tages cursirt sie unter dem Namen: Zeitungsente, und in besonders flauen Zeiten gehen manche Redacteure so sparsam mit ihr um, daß sie sie sogar als aufgewärmte Ente zum zweiten Male auftischen. Solche Enten können freilich garnichts anderes als schnattern, und sie sind die geschworenen Feinde alles Stilllebens. Da ziehe ich doch die Musik unserer Hausenten vor! R. K.

Unter dem rothen Kreuze.

In welcher Weise Dunant, der Samariter auf dem Schlachtfelde von Solferino, für das Friedenswerk im Kriege gewirkt, das ist den Lesern in Nr. 37 des zweiten Jahrgangs des Daheim geschildert worden. Aus Dunants stillem aufopfernden Wirken erblühte die Genfer Convention vom 22. August 1864, in der sich fast sämmtliche Staaten Europas dahin einigten, daß dem auf dem Schlachtfelde aufgepflanzten rothen Kreuz auf weißem Felde auch der Feind seine Ehrfurcht bezeugen, und daß der Platz, den es beschatte, ein geheiligter unantastbarer Raum, ein Friedensplatz mitten im Toben des Krieges sein solle. Nach der Genfer Convention sind die Feldlazarethe und Militärhospitäler, so lange sich Kranke und Verwundete darin befinden, neutraler Boden, und Freund und Feind, sobald er verwundet oder erkrankt, hat ein Anrecht an ihn, und genießt, so lange er auf ihm weilt, sammt denen, die ihn pflegen, des vollen Schutzes der kriegführenden Mächte. Welch ein Segen die Genfer Convention — das hat sich auf den Schlachtfeldern in Schleswig-Holstein und in Böhmen bereits gezeigt. Doch da zeigte sich auch zugleich, welcher Vollkommenheit dieses schöne Friedenswerk entgegengeführt werden könne, wenn erst gewisse Mängel und Lücken der Genfer Convention ausgefüllt wären. Um das zu thun, tagte 1867 eine Internationale Conferenz zu Paris, und wiederum 1868 ein zweiter Congreß von Regierungsvertretern zu Genf. Nach den Beschlüssen dieser Versammlungen hat u. a. das gesammte Pflegepersonal der Feldlazarethe seine Arbeiten auch nach der Besetzung durch den Feind fortzuführen, und es finden die Vorschriften der Convention fortan auch auf den Seekrieg ihre volle Anwendung. Um aber der freiwilligen Hilfe im Kriege wie im Frieden einen noch größeren Wirkungskreis zu eröffnen, fand vom 22. bis 27. April 1869 eine dritte Internationale Conferenz zu Berlin*) statt. Schon hatte sich ein großer Theil Europas mit einem Netze von Vereinen für die freiwillige Hilfe im Kriege umsponnen, und es kam jetzt darauf an, die Vereinsbildung in jedem Lande zu einer allgemeinen zu machen und eine feste organische Verbindung sämmtlicher Hilfsvereine eines Landes zu einem geschlossenen Ganzen zu gestalten. Es wurde somit in Bezug auf die Friedensthätigkeit der Hilfsvereine u. a. beschlossen, daß sämmtliche Hilfsvereine eines Landes (Lokalvereine) ihren Mittelpunkt in dem Landescentralcommittee finden, und daß sich die Landescentralcommittees der verschiedenen Länder wiederum zu bestimmten allgemeinen Hilfsleistungen vereinigen sollten. Die Hilfsvereine sollen nun im Frieden von allen Verbesserungen, Erfahrungen und Anregungen im Gebiete des Heilwesens und des Krankenverpflegungswesens im Kriege Kenntniß nehmen, leicht bewegliche Krankenzelte und Tragbahren zum Gebrauch im Kriege wie im Frieden beschaffen und namentlich eine lebenskräftige Hilfsleistung in den Nothständen des Friedens entwickeln.

Die deutschen Vereine vergaßen bei Gelegenheit der Conferenz nicht ihrer nähern Zusammengehörigkeit. Es wurde von ihren Vertretern schon am 20. April eine Gesammtorganisation der deutschen Vereine und die Leitung ihrer gemeinsamen Wirksamkeit durch ein deutsches Centralcommittee verabredet. Dieses Uebereinkommen, welches bereits die Genehmigung aller betreffenden Vereine erhalten hat, bietet eine volle Gewähr dafür dar, daß im Kriegsfalle die freiwillige Hilfe aus ganz Deutschland von Nord und Süd, wie von Ost und West, im engsten Anschlusse an die Heeresleitung einheitlich zusammenwirken wird.

Eine weitere Internationale Conferenz wird im Jahre 1871 in Wien stattfinden, und es sind schon wichtige Berathungsgegenstände für dieselbe in Aussicht genommen. Auch wird fortan das Genfer Internationale Committee eine internationale Zeitschrift als ein sämmtliche Vereine umschlingendes Band, ein allen dienendes Organ, herausgeben.

Eine von dem Preußischen Centralcommittee gestellte Preisaufgabe in Bezug auf die freiwillige Hilfe im Seekriege schließt das Protokoll der letzten Sitzung. Der Preis von 100 Stück Friedrichsd'or wird am nächstjährigen Geburtstag der Königin von Preußen (30. September 1870) der besten Schrift zuerkannt werden, und allen, die sich mit diesem Gegenstande beschäftigen wollen, ist das Büreau des Vereins (Linkstraße Nr. 4 in Berlin) alle näheren Mittheilungen in der Sache zu machen bereit.

Am Schlusse der Conferenz haben deren Mitglieder sich wechselseitig zugesagt, daß ein jedes derselben an seiner Stelle zur Verwirklichung der gefaßten Beschlüsse nach Kräften beitragen wolle.

Dieser Verabredung möchten wir gern eine noch weiter gehende Bedeutung beilegen, indem wir in derselben für alle, denen die Linderung von Kriegs- und Friedensnoth am Herzen liegt, zu welchen gewiß auch die Leser dieser Blätter gehören, die dringende Aufforderung sehen: zur Förderung der menschenfreundlichen Vereinsaufgabe in ihrem Bereiche mitzuwirken, also dem ihrem Wohnorte nächsten Vereine zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger unverweilt beizutreten und in demselben nach Kräften mitzuarbeiten.

*) Ihre vollständigen Verhandlungen sind bei A. Enslin in Berlin erschienen.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von **A. Klasing** in **Bielefeld**, herausgegeben von **Dr. Robert Koenig** in **Leipzig**.
Verlag der **Daheim-Expedition** von **Velhagen & Klasing** in **Bielefeld** und **Berlin**. Druck von **Fischer & Wittig** in **Leipzig**.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

VI. Jahrgang. Ausgegeben am 6. November 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1869 bis dahin 1870. **1870 № 6.**

Kloster Roßdyk.

Novelle von **Hans Tharau.**

(Fortsetzung.)

X.

Insofern hatte Fräulein Adelgunde die Wahrheit berichtet, daß Elisabeth wirklich damals, nach ihrer Unterredung mit Normann, sowohl auf ihren eigenen als auf den Wunsch des Arztes hin, nach Hause gereist war, und daß auch Normann der Aebtissin zu deren großem Bedauern mitgetheilt hatte, daß sein Vater durchaus auf seine Rückkehr bestehe, indem ein Schlaganfall ihn unfähig gemacht habe, seinen Angelegenheiten selbst vorzustehen, was auch die Aebtissin einsah, und Normann sogar, da sich unerwartet schnell ein Stellvertreter fand, noch vor dem bestimmten Termine gehen ließ, wofür er ihr von Herzen dankbar war, da es seinen Schmerz doch nur steigerte, täglich und stündlich, in der gewohnten Umgebung, an die Vergangenheit, an Elisabeth erinnert zu werden und sich immer von neuem blutend losreißen zu müssen von den Hoffnungen und Träumen, in denen er fast ein ganzes Jahr verbracht hatte.

Der Abschied zwischen Normann und der Aebtissin war ein sehr herzlicher gewesen. Hätte letztere gerade zu jener Zeit nicht die lange Krankenpflege und die damit verbundene Sorge, nebenbei aber auch manches Geschäftliche, das natürlich ein solcher Wechsel mit sich führt, besonders beschäftigt, so hätte der klugen Frau die Veränderung in Normanns ganzem Wesen doch nicht entgehen können; allein er nahm sich vor ihr zusammen, sie argwohnte nichts, und sie gingen auseinander, wie dies ja täglich auf der Welt geschieht, äußerlich im freundlichsten Einvernehmen, innerlich so fremd und fern, als hätten sich ihre Pfade nie durchkreuzt!

Auch von seinen beiden besonderen Gönnerinnen, Fräulein von Kassel und Fräulein von Nobelitz, hatte Normann den freundschaftlichsten Abschied genommen. Letztere beklagte sein Weggehen, indem er ihr für ihre literarischen Interessen recht sehr fehlen würde; ja in einem schwachen Momente hatte sie diesen Gefühlen in einem Sonnett Ausdruck gegeben, „dem scheidenden Freunde" gewidmet. Er seinerseits hatte versprochen, daß, wenn ihm in der Belletristik etwas begegne, das er nach ihrem Geschmack wisse, er nicht verfehlen würde, es ihr zuzusenden.

Fräulein von Kassel gegenüber war es ihm am schwersten geworden, seine Rolle durchzuführen, sie hatte ihm durch Anspielungen und Andeutungen den Stachel nur tiefer in die Seele gedrückt. „Na, wir sollen uns schon bald wieder sehen!" hatte sie lachend gesagt, „I was, schweigen Sie man nun ganz stille! ein bischen Hoffnungslosigkeit und Trübsalblasen gehört ja dazu, es wird sich aber schon alles machen, bester Normann, nur den Muth nicht sinken lassen!" und er hatte vor Herzweh und Verwirrung sie nicht einmal unterbrechen können und nur in schleunigster Flucht Rettung gefunden.

Fräulein Adelgunde hatte ihm ein sehr kurzes und kaltes Lebewohl gesagt; sie trug es ihm nach, daß er sie in letzter Zeit auffallend vernachlässigt hatte, und sie nahm es ihm sehr übel, daß er nun ginge, ohne ihr einen Antrag gemacht zu haben, obgleich ein solcher, von „einem Verwalter" sie eigentlich aufs tiefste beleidigt hätte. Jedenfalls hatte sein Bild, seitdem sie Eugen von Horst gesehen, merklich verloren, sie hätte ihn, wenn er als Bewerber vor sie getreten, mit Verachtung abgewiesen, zugleich aber konnte sie es nicht ertragen, daß eine andere, und diese andere gar „das eingebildete Geschöpf", die Elisabeth, ihn bekommen sollte. So war es denn gekommen, daß Fräulein Adelgunde sofort nach seiner Abreise sich erst mit vorsichtigen Andeutungen, dann, als diese nicht verstanden wurden, mit offenen Fragen an die Aebtissin wandte, um „der Sache auf den Grund zu gehen". Die Aebtissin aber, die durchaus keine innere Sympathie für Fräulein von Nordenstern besaß, hatte diese mit kurzen Worten abgefertigt; von einer Neigung zwischen ihrer Nichte und dem ehemaligen Verwalter könne keine Rede sein, und sie müsse ein für allemal bitten, ihr solches Geklatsche fern zu halten.

Daß Fräulein Adelgunde eine solche Zurechtweisung nicht ungerächt über sich ergehen lassen konnte, verstand sich von selbst, ebenso, daß sie sich vornahm, in allen Fällen, und sei es nur um die Aebtissin zu ärgern, ihrer einmal aufgestellten Behauptung treu zu bleiben, und es vor Jedermann zu betheuern, daß Elisabeth und Normann ein Paar werden würden. Nur vor der Aebtissin selbst schwieg sie natürlich darüber, da sie sich keiner wiederholten Rüge auszusetzen

wünschte, und die ganze Sache wurde somit zum öffentlichen Geheimniß der Klosterbewohnerinnen, von welchen, wie gewöhnlich, so auch in diesem Falle, nur die Aebtissin als diejenige, die es am meisten anging, nichts wußte. Fräulein von Kassel, die gewiß den Gegenstand längst zur Sprache gebracht, war fast gleichzeitig mit Normann, wie alljährlich, verreist, und erst nach der Abreise der Aebtissin wieder in Roßdyk eingetroffen; — woraus es leicht erklärlich ist, daß sie, durch eigene Beobachtung und die Versicherung anderer irregeleitet, auch ihrerseits dazu beitrug, Eugen falsch zu berichten.

Elisabeth hatte sich indessen in der Heimat, körperlich wenigstens, sehr rasch erholt, ja auch geistig gewann sie viel von ihrer alten Frische und Elasticität wieder; und mit der Gesundheit kehrte auch jene köstliche Eigenschaft der Jugend, die Hoffnungsfähigkeit, zurück.

Das Leben lag noch so sonnig und verheißungsvoll vor ihr, und sie schalt sich selbst ob ihrer Verzagtheit, daß sie unter den ersten Eindrücken einer plötzlich erwachten Neigung so muthlos geworden, als sei ihr Traum zu schön, um jemals in Erfüllung zu gehen. Warum sollte er es nicht? — so frug sie sich jetzt; — sie sah sich im Kreise ihrer Bekannten um und gewahrte, wie Schwierigkeiten überwunden, Hindernisse beseitigt wurden und Herzen sich verbanden, und warum mußte gerade *ihr* es anders ergehen? und je mehr sie an Eugen dachte, an seine Blicke, an seine Worte, je mehr sie ihn mit andern verglich und in ihm den „Einzigen" fand, dessen „Gleichen" sie „nimmer sehen" würde, um so gewisser wurde es ihr, daß sie berechtigt sei, der süßen Hoffnung Raum zu geben, die, erst leise und schüchtern, dann mit der ganzen Gewalt eines ersten Glückes ihr Herz durchzog: Eugen hatte sie nicht vergessen, er würde sie nie vergessen — das hatten ihr seine eigenen Lippen gesagt — und Elisabeth glaubte ihm. Es war dies nicht nur ein Glaube an seine Worte, wenn auch an diese mit einbegriffen, aber vor allem war es ein Glaube an *ihn selbst*, an ihn, als die Verkörperung alles dessen, woran ein Frauenherz glauben kann, der Ritterlichkeit, des Edelsinns, der Treue, in einem Wort: des ganzen Mannes, wie ihn Gott zu seinem Ebenbild geschaffen, des Ideals, wie man es sich nur *einmal* träumen kann.

Und mit diesem Glauben an ihn entstand jenes zweite köstliche Vertrauen, daß sie sich wiedersehen, daß sie sich dereinst ganz angehören sollten. Ob sie sich durch das, was die Menschen Zufall nennen, wiedertreffen, ob er schreiben oder selbst kommen würde, das wußte sie allerdings nicht, darum kümmerte sie sich aber auch nicht; sie war in jener ersten Zeit der Rückkehr zum erneuten körperlichen und geistigen Leben zu glücklich, zu hoffnungsreich, um sich durch dergleichen Fragen zu beunruhigen, ja sogar die Spannung des Wartens und Erwartens blieb ihr ferne, sie hatte genug an dem süßen Geheimnisse ihres Glücks und lebte damit ein zauberhaftes Traumleben vor sich hin, und hätte doch aufjauchzen können vor Wonne und Seligkeit.

So sieht man zuweilen, wenn der Himmel trüb und grau umher, ein einziges Plätzchen, das inmitten der Wolken, wie ein leuchtender blauer See, im reinsten Aether strahlt; wie in stillem Einverständnisse ziehen die Wasserschleier an ihm vorüber und lassen ihn unberührt und sonnig stehen. Ein solcher Ruhepunkt, von keiner Wolke getrübt, von keinem Sturme bewegt, war in diesen Wochen Elisabeths Leben; der vollste Sonnenschein des Glücks lag über sie ausgegossen, und eine unsichtbare Hand hielt jeden Zweifel, jedes Bangen ihrem Herzen fern. Später, als der blaue See zerflossen und Licht und Schatten, Wolken und Sonnenschein, über ihn gezogen, als mit andern Worten ihr Leben wieder zur Alltäglichkeit zurückgekehrt, in Freud und Leid, in trüben und frohen Erfahrungen, da hat sie oft zurückgeblickt auf jene Zeit, nicht mit vergeblichen Klagen und stillen Vorwürfen gegen den, der sie ihr gegeben und genommen — das lag nicht in Elisabeths Natur sondern mit Dank gegen Gott, daß er ihr so freundlich gewesen, mit dem abermaligen Bekenntnisse eines dankbaren Herzens, wie damals, als der Schnee das Haideland bedeckte. — „So hat man es doch *einmal* erlebt!"

Daß Elisabeth in jener Zeit nicht viel Muße hatte, an ihr Erlebniß mit Normann zurückzudenken, versteht sich von selbst; war doch der Gedanke an ihn zuerst ein recht schmerzlicher, den sie sich möglichst ferne zu halten suchte, dann machte die Zeit, wie in allem, so auch hierin ihren Einfluß geltend, der Stachel verlor allmählich seine Spitze, und wenn einmal die Erinnerung an das Vergangene auf irgend eine Weise wachgerufen wurde, so beruhigte sie sich in der Ueberzeugung, daß sie sich keine Vorwürfe zu machen brauche, und daß Normann auch ohne sie glücklich werden würde.

Nicht ganz leicht wurde es ihr freilich, sich wieder an das Familienleben zu gewöhnen. Vor ein paar Monaten noch hatte sie den Umgang mit den Geschwistern schmerzlich entbehrt und sich nach ihnen zurückgesehnt, jetzt, in ihrem neuen Leben, mit ihrem großen, seligen Geheimniß im Herzen, wovon jene keine Ahnung haben konnten, fühlte sie sich fremd und unverstanden in ihrer Mitte. Sie suchte das Gefühl zu überwinden und wie früher eine der Ihren zu sein — es gelang ihr nicht; eine unsichtbare Scheidewand schien sie von einander zu trennen, über die beide Theile nicht hinauskonnten.

Körperlich blühte Elisabeth in unbeschreiblicher Frische wieder auf nach der überwundenen Krankheit; es war, als ob der innere Sonnenschein sich immer deutlicher auch äußerlich erkennen ließ, nur daß es ein viel sanfteres, stilleres Leuchten war als früher, und die Augen blickten sinnender und tiefer zugleich. Kein Wunder, daß die holde Erscheinung in jenem Winter zahlreiche Huldigungen erfuhr, und unbegreiflich schien es Eltern und Freunden, daß diese so ganz ohne jeglichen Eindruck auf sie blieben; man erklärte sich ihr Benehmen durch ihre Jugend und Unbefangenheit, und die kluge Aebtissin, mit welcher Elisabeths Vater, bei ihrem Aufenthalte bei ihnen, sich über die Tochter ausgesprochen, rieth nach ihrer Einsicht in den Charakter des Mädchens, sie doch keineswegs zu einer Wahl zu drängen, sondern unbehindert ihren eigenen Weg gehen zu lassen, und Herr von Brunneck, der viel auf seine Schwester hielt, folgte ihrem Rath.

So kehrte denn die Aebtissin nach Roßdyk zurück, und für Elisabeth zogen die Wochen und Monate im elterlichen Hause vorüber und mit ihnen jene Zeit, die wir als einen stillen See des Glücks in ihrem Leben bezeichneten. Wir glauben, daß manches, wenn nicht jedes Leben einen solchen Ruhe- und Höhepunkt aufzuweisen hat, wenn auch nicht jeder vielleicht ihn erkennt, bis die flutenden Gewässer sich zurückgezogen haben, und er allein geblieben am öden, verlassenen Gestade.

Bei Elisabeth war es kein plötzliches Versiegen ihres Hoffnungsquells, das sie aus ihrem Traum aufscheuchte, sondern eine allmähliche, fast unmerkliche Ebbe. Sie fing an, nicht genug zu haben an ihrem Vertrauen, an ihrer stillen Zuversicht; sie verlangte, sie sehnte sich, immer heißer, immer dringender nach einer Erwiderung, nach irgend einer Antwort aus jener undurchschaubaren Zukunft, auf welche sie ihr Lebensglück aufgebaut. Sie wurde keinen Augenblick irre an Eugen, ihr Glaube an ihn verlor kein Atom seiner Kraft und Stärke, es wurde dieser Glaube, wenn es möglich wäre, immer mehr zu einem Theil ihres Selbst, zu dem Leitfaden ihres ganzen Daseins, aber er wurde weniger freudig, weniger sanguinisch; und wieder sah sie auf die Menschen um sie her, diesmal aber nicht mit ihren erfüllten Wünschen, sondern mit ihrem Kreuz und Leid verschiedenster Art, und wieder frug sie sich, warum denn gerade *sie* vor allen glücklich werden und ihres Herzens Wunsch erfüllt sehen solle?

Zugleich kam eine Unruhe über sie, sie sehnte sich nach dem Kloster zurück, nach dem einförmigen Leben, das ihr doch so manche Freiheit, so manches Angenehme bot, nach ihren Wanderungen über die haidebewachsenen Hügel; vor allem aber war es der Gedanke, daß Eugen vielleicht dorthin zurückkehren würde — *ihrethalben*; und je länger sie darüber nachsann, desto gewisser wurde es ihr, daß er kommen würde; und wenn sie nicht dort wäre? — wenn er enttäuscht wieder abreisen sollte? Das Herz stand ihr still bei dem Gedanken; — doch nein, er würde sie suchen, er würde ihr weiter folgen, und sollte es bis zum Ende der Erde sein; und doch, wäre sie nur wieder dort, hinter den stillen, alten Mauern, dort würde er gewiß am liebsten seine Erika wiederfinden!

Und so geschah es, daß mit den Schwalben auch Elisabeth nach Roßdyk wiederkehrte; die Eltern konnten keine Einwendungen machen, und die Aebtissin nahm sie mit offenen Armen auf.

„Na nu, ist das eine Freude, daß Du wieder hier bist!" rief Fräulein von Kassel, indem sie Elisabeth im Sturm der ersten Begrüßung an ihr Herz drückte: „nun soll's auch wieder lustig werden bei uns, denn seit Du weg bist, und der Normann auch, haben wir alle das Lachen verlernt — was gar nicht gesund ist, meinte der selige Hofrath Berg!"

XI.

Es sind mehrere Jahre verstrichen, seit wir uns von Elisabeth trennten; Jahre, von welchen nichts, was den Leser besonders span-

nen oder anziehen könnte, zu berichten wäre, und was zu berichten ist, sich in wenigen Worten sagen läßt.

Elisabeth ist noch immer eine der Bewohnerinnen des Klosters und scheint es, vor der Hand wenigstens, bleiben zu wollen.

Ihr Vater starb plötzlich, und ihre Geschwister waren der eignen Mutter, die ja nur Elisabeths Stiefmutter war (Elisabeth selbst war das einzige Kind aus ihres Vaters erster Ehe), nach einem anderen Aufenthaltsorte gefolgt.

Die Verhältnisse, eben so wie Elisabeths eigene Wahl, ließen ihr also Roßdyk als ihre natürlichste Heimat erscheinen. Sie hätte sich in der Zeit einige Mal verheirathen können; wir wollen nicht damit sagen, daß unsere junge Heldin zahlreiche Körbe ausgetheilt hätte, dazu bot sich ihr in dem zurückgezogenen Klosterleben keine Gelegenheit, wohl hatten sich aber, während ihres ab und zu stattfindenden Aufenthaltes im elterlichen Hause mehrere recht wünschenswerthe Bewerber gemeldet, die sie alle mit gleicher Bestimmtheit abgewiesen, zu dem nicht geringen Kummer ihres Vaters, der denn auch in ihren Armen verschied, ohne seinen Herzenswunsch, die Verheirathung dieser seiner Lieblingstochter, erfüllt zu sehen.

Die Aebtissin hatte, wie damals, wo Elisabeth nur besuchsweise nach Roßdyk kam, so auch jetzt, sie mit Freuden aufgenommen, wo sie das Kloster als ihren bleibenden Wohnort betrachten mußte, ja ein Recht dazu besaß, indem auch sie als Stiftsdame ihre Stelle darin einnahm. Doch auch die Aebtissin hoffte, daß sie die geliebte Nichte noch als glückliche Gattin aus diesen Mauern würde scheiden sehen. Elisabeth selbst dachte anders darüber; nicht daß sie alle Hoffnungskraft verloren hätte, das Menschenherz ist ja so zähe, was die Hoffnung anbelangt, und kann es nicht lassen, sich an diese anzuklammern, so lange noch ein schwacher Faden ihn an sie knüpft; aber Elisabeth hoffte nicht mehr wie damals in dem ersten Jahre ihrer Rückkehr nach Roßdyk, wo sie täglich mit dem e i n e n Gedanken erwachte, ob heute wohl der ersehnte Tag sei, an welchem Eugen unerwartet, und doch, ach, wie lang erwartet, zu ihr eintreten würde; — so, sagen wir, stand es nicht mehr mit ihr, sie gab sich wenigstens nicht zu, daß es so stand. Elisabeth, unsere braune, sonnige Maid, war, wir wissen es, keine schwache, weichliche Natur, darum konnte sie nicht untergehen im Sturm und Drang der Trübsal. So hielt sie denn tapfer aus während der langen, schmerzlichen Probe der Ungewißheit und gab sich nicht nach in vergeblichem Hoffen und Harren. Sollte es Gottes Wille sein, ihr den Traum ihrer Jugend zu schenken, sie wollte es still abwarten und mit Lob und Dank von seiner Hand annehmen, durfte es nicht sein, so wollte sie um Demuth bitten, um Ergebung und ein festes Herz.

Unterdessen suchte sie nach Kräften ihr Leben sich und andern zum Nutzen auszufüllen. Sie wurde immer mehr die Hilfe und Stütze der Aebtissin, deren Gesundheit von jeher zart gewesen, die aber jetzt, wo ihre Augen mehr und mehr abnahmen, täglich abhängiger wurde, und was das Geschäftliche ihres Amtes anbelangte, sich ganz auf Elisabeth verlassen mußte.

So blieb dem Mädchen, die außerdem ihre Mußestunden zur eigenen Weiterausbildung benutzte, wenig Zeit zum Nachsinnen oder zur Melancholie; wenn auch, mehr wie sie es ahnte oder sich selbst zugeben wollte, e i n Gedanke, ein leiser Hoffnungsklang in all ihrem Thun und Lassen sie begleitete.

Aeußerlich hatten die Jahre Elisabeth wenig verändert, sie war noch immer die holde, köstlich frische Erscheinung, an welcher das Auge des Beschauers mit Wohlgefallen haften bleiben mußte; man fühlte sich warm bis ins Herz hinein, wenn man in dieses Gesicht geblickt, und ihre dunklere Schönheit hatte das vor zarter colorirten Erscheinungen voraus, daß sie weniger vergänglich war, und Elisabeth jetzt — obgleich seit ihrem ersten Erblühen mehrere Jahre vergangen waren — doch noch eben so schön wie damals und jünger als die meisten ihrer Altersgenossinnen.

Wir sehen sie an einem Frühlingsnachmittage wieder, draußen scheint die Sonne verlockend auf das erste junge Grün, aber in den meisten Zimmern des Klosters wird noch geheizt; es ist lange kalt geblieben in diesem Jahre, und trotz allem Sonnenschein wollen die Nachtfröste noch immer nicht ganz nachlassen.

Elisabeth hätte an diesem Nachmittage große Lust, nach langer Zeit wieder einmal auf ihre lieben Berge zu steigen, aber es geht nicht: Fräulein von Nobeltitz ist krank und bedarf ihrer Pflege. Es ist allerdings nur eine leichte Grippe, an welcher das gelehrte Fräulein darnieder liegt, allein wir wissen, daß Fräulein Philippine, was Gesundheitsrücksichten anbelangt, keinen Spaß versteht; und sie behandelte sich in diesem Falle mit einer so unbarmherzigen Strenge, daß der Arzt selbst sie ersuchte, seine Vorschriften doch nicht selbstquälerisch zu übertreiben.

Allein von halben Maßregeln wollte die Kranke nichts wissen, und in wahrhaft beklagenswerthem Zustande fand sie Elisabeth, als diese an besagtem Nachmittage bei ihr eintrat. Ein hoher Schirm umgab das Bett, um jeden nur möglichen Luftzug ferne zu halten; der Ofen prasselte wie in der Mitte des Winters, und Thürme von Federdecken hatten das übrige gethan.

„Ach, liebe Elisabeth," rief die Patientin der Eintretenden kläglich entgegen, „so kommst Du denn endlich; wie mich das freut! aber bitte, tritt erst einen Augenblick an den Ofen, Du bringst gewiß viel Kälte mit; so, jetzt kannst Du schon näher kommen! Ich dachte nämlich, ob Du mir wohl ein wenig vorlesen wolltest, das wäre mir doch eine kleine, gewiß nicht schädliche Zerstreuung; nur ein Viertelstündchen, weißt Du, und sobald es mich aufregt oder mir Kopfschmerzen macht, kann ich Dich ja bitten, aufzuhören."

Elisabeth gab freundlichst ihre Zustimmung und frug, welche Lektüre die Kranke vorziehen würde. „Ach da habe ich von Herrn Normann wieder ein Buch geschickt bekommen," erwiderte Fräulein von Nobeltitz, „er schrieb mir ein paar Zeilen dazu, worin er sagt, daß er glaube, es würde uns alle sehr interessiren, ich habe das Buch aber noch nicht ansehen können; willst Du es einmal hervorsuchen, ich glaube, es muß dort auf meinem Schreibtisch links unter den Broschüren und Papieren liegen."

Fräulein Philippine von Nobeltitz gehörte nicht zu denen, welche die Ordnung als „Himmelstochter" betrachten, möglich auch, daß sie dieselbe von so himmlischer Natur achtete, daß sie deren Einführung in irdische Verhältnisse für unstatthaft hielt; kurz, man brauchte immer einige Zeit, um sich in dem Wirrwarr, welcher in dem Zimmer des gelehrten Fräuleins herrschte, zurechtzufinden. Auch Elisabeth mußte längere Nachforschungen anstellen, ehe sie das gewünschte Buch fand, und, indem sie suchte, zogen Gedanken der verschiedensten Art bunt durcheinander an ihr vorüber. Das Nennen von Normanns Namen brachte sie allerdings nicht mehr, wie dies vor einigen Jahren der Fall gewesen, in peinliche Verlegenheit; sie hatte damals die spitzigen Andeutungen der Fräulein Adelgunde und die scherzhaften Anspielungen der Fräulein von Kassel kaum ertragen können, jetzt waren erstere im Lauf der Zeit eines natürlichen Todes gestorben oder hatten doch ihre Macht, sie zu verwunden, verloren, und letztere hatte sie längst selbst unter glühendem Erröthen gebeten, die Sache fallen zu lassen, indem das Ganze jedenfalls auf einem Mißverständniß beruhen müsse, und Fräulein von Kassel war von jener Stunde an verstummt, da sie sah, wie sehr es dem Mädchen darum zu thun sei; innerlich trug sie sich aber immer noch mit der stillen Hoffnung, daß Normann eines Tages wieder auftauchen und Elisabeth heimführen würde; denn daß eine Neigung zwischen beiden bestand, das hätte Elisabeth selbst, auch wenn sie es gewollt, ihr kaum auszureden vermocht.

Wenn aber Elisabeth jetzt mit Ruhe an Normann denken konnte, so war es doch natürlich, daß ein gewisses Interesse für ihn nicht ganz erlöschen konnte, und daß sie, zumal sie in den letzten Jahren nur Weniges und Indirectes über ihn gehört, mit einer Empfindung, in welcher Freude und Neugierde verbunden waren, einem Buche, das er so warm empfohlen, entgegensah. Endlich fand sie es denn auch, noch in der halbgeöffneten Postverpackung, unter einem Berge von Kleidungsstücken und anderen Gegenständen, gerade im entgegengesetzten Winkel des Zimmers von demjenigen, welchen die Inhaberin bezeichnet hatte. Ein mäßig starkes, höchst einfach ausgestattetes Buch, in Octavformat sie konnte in dem durch die dichtverhangenen Fenster verursachten Dämmerlicht noch nicht einmal den Titel erkennen, und bat daher die Kranke, sich ans Fenster setzen und den Vorhang etwas aufziehen zu dürfen.

„Ja, es wird wohl nicht anders gehen!" seufzte bedauernd Fräulein von Nobeltitz und vertiefte sich noch mehr unter die schützenden Decken, „setze Dich nur dicht ans Fenster und ziehe den Vorhang so wenig wie möglich zurück, es dringt doch immer etwas Zug durch die Ritzen!" Elisabeth gehorchte mit mitleidigem Lächeln und schlug das Buch bei der ersten Seite auf: „Reiseskizzen — Wanderungen durch Deutschlands Gauen, von E. v. H.", lautete der Titel.

(Fortsetzung folgt.)

Eine deutsche Künstlerfamilie.

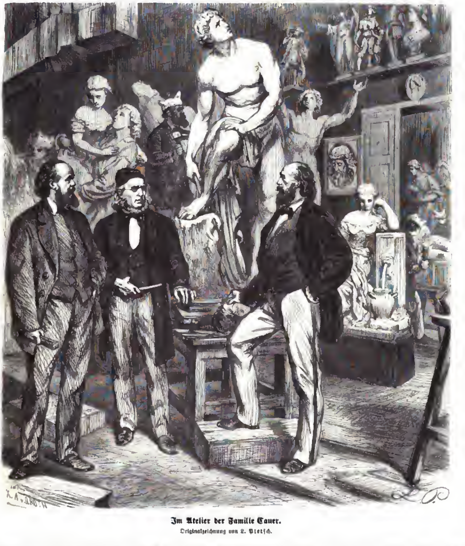
Kaum mehr als eine halbe Stunde von jener Stelle des Rheins entfernt, wo seine bis dahin meist ebenen oder hüglichten Ufer plötzlich in jene malerischen und romantischen Felsgestade übergehen, die ihm vorzugsweise seine landschaftliche Glorie verliehen haben, westlich von Bingen im linkscheinischen Lande liegt zwischen hohen, reich bestellten Weinbergen, welche die röthlichen Steinwände krönen, von Bäumen und Gebüsch prangender Gärten beschattet und freundlich umhegt, von der Nahe durchflossen, der Badeort Kreuznach. Von dem bestechenden Glanz der großen rheinischen und benachbarten Spielbäder wird der ihm eigene bescheidenere gewöhnlich etwas in Schatten gestellt. Es ergeht ihm, wie einer ehrenwerthen, herzigen und liebenswürdigen Hausfrau, deren solide Vorzüge oft von den prunkenden und blendenden Reizen einer Kokette überstrahlt werden. Die meisten der nach Kreuznach kommenden oder gesendeten Badegäste suchen aber wirklich Heilung und Gesundheit von seinen segensreichen Quellen und feinen Soolbädern. Aber die landschaftliche Natur des anmuthigen Nahethals, die hübsche Stadt, der gute Wein und die Nähe und leichte Erreichbarkeit großer, belebter Knotenpunkte und eine der Hauptstraßen des heutigen Weltverkehrs können den Ort als sommerlichen Aufenthalt auch dem Gesundesten werth und lieb machen. Die älteren Theile der Stadt sind in hohem Grade pittoresk. Die steinerne Pfeilerbrücke über den Fluß, welche noch heute, wie vor langen Jahren die London Bridge, zu beiden Seiten des Weges statt der Geländer, alte Giebelhäuser trägt, der ausge-



Hermann und Dorothea.

Gruppe von Robert Cauer.

dehnte baumreiche Park auf der großen langgestreckten Flußinsel, die vielgewundenen Gassen mit den alten Häuschen, über deren Dächer überall die grünen Weinberge wie hohe, schirmende Dämme hineinblicken, geben manches originelle anziehende Stadtbild. Aber erst nachdem man sich ziemlich lange durch diese Altstadt und ihre anscheinend willkürlich durch einander gewirrten Gäßchen seinen Weg gebahnt hat, gelangt man in den eigentlichen Badeort Kreuznach, dessen Physiognomie, grundverschieden von dem ihren, durch eine Menge eleganter, rings von Gärten umhegter Villen, durch schattige Promenaden und zierliche Anlagen in der Nachbarschaft eines hübschen Kurhauses und Bazars bestimmt wird. Durch eine dieser gar nicht mehr stadtähnlichen Straßen, welche unmittelbar ins freie Ackerfeld übergeht, dahin wandelnd, sehen wir uns von einem in solcher Umgebung am wenigsten zu erwartenden Anblick überrascht. Durch eine niedere Umzäunung vom Wege getrennt, zeigt sich inmitten eines weiten, gartenartigen Hofes ein Complex von Gebäuden, theils hübschen Wohnhäusern von Weinlaub überrankt, theils langen einstöckigen Werkstatthäusern mit hohen breiten Fenstern und Pforten;



Im Atelier der Familie Cauer.

Originalzeichnung von L. Pietsch.

zwischen ihnen liegen hier und da gewaltige Marmorblöcke, einige roh, wie sie aus dem carraresischen Bruch hierhergebracht worden, andere in verschiedenen Phasen der ersten Bearbeitung; durch die halboffnen Thore blickt man in Räume, von Statuen, Büsten, Statuetten, von Gipsmodellen, von Marmorfiguren ganz erfüllt, und hört den vollen Klang der Meißel auf dem edlen Gestein unausgesetzt ertönen. Hier auf der Grenze zwischen dem behaglich genießenden, gleichsam ausruhenden Leben des Badeorts und dem freien

Felde, das des Pflügers harte Arbeit beackert, auf eine derartige Stätte jener edelsten, schöpferischen Kunstthätigkeit zu treffen, welche wir gewohnt sind, sich nur an den großen Centralpunkten des geistigen Lebens, an den Sammelplätzen des von der Kunst der Vor- und Mitwelt Geschaffenen und uns als Erbe hinterlassenen fröhlich entfalten zu sehen, das macht einen eben so befremdenden als erfreuenden Eindruck.

Der erstere wird schwinden, der letztere sich nur immer steigern, wenn wir in den Bezirk eintreten. In seinem Innern entrollt sich vor uns das Bild eines Kunstschaffens und Künstlerdaseins so eigenthümlich großartig, reich und traulich anmuthend zugleich, wie es ähnlich an keiner zweiten Stelle anzutreffen sein mag. Diese Gebände sind die berühmten Werkstätten, Museen, Kunstbazare und Wohnung der Bildhauerfamilie Cauer.

Das „Künstlerkleeblatt“, wie man noch vor zwei Jahren diesen Stolz und Ruhm Kreuznachs zu nennen pflegte, und wie es unser Bild noch lebendig und ganz zeigt, ist heute freilich keine Wirklichkeit mehr. Emil Cauer, der Vater, ist seitdem aus dem schönen, glücklichen Kreise der Seinen, aus dem tüchtigen, schaffensrüstigen, edel erfüllten Leben abberufen. Die Früchte desselben aber, jene außerordentlich zahlreichen liebenswürdigen Kunstschöpfungen, welche seinen Namen aller Welt und dem deutschen Volk insbesondere so werth gemacht haben, erstehen immer wieder neu in ihrer frischen Jugend und heitern Gesundheit, um immer wieder Menschenseelen durch ihre schlichte treue geistige Wahrheit, ihre Anmuth und simple Kraft zu erfreuen und ihren Autor immer noch als Lebenden und Wirkenden erscheinen zu lassen. Und lebend und wirkend auch blieb sein Geist in den beiden Söhnen, die auch nach des Vaters Hingang eng verbunden in Haus und Werkstatt weiter schaffen aus der Fülle des Talents und der reichen künstlerischen Bildung und gleichsam auf des Vaters Schultern ruhend, Ziele erreichen, welche ihm das Leben und das Maß seines Könnens versagte.

Wie aber komme diese „Herberge der Kunst und Schönheit“ gerade nach Kreuznach, in dies Thal, in welches von stolzer Felshöhe Sickingens „Herberge der Gerechtigkeit“ noch in ihren Trümmern so stattlich und so einladend hereinblickt?

Die Beantwortung dieser, jedem Besucher Kreuznachs und der Cauerschen Werkstätten sich unmittelbar aufdrängenden Frage gibt die Lebensgeschichte des Vaters.

Emil Cauer ist der Sohn eines Arztes zu Dresden, im Jahr 1800 geboren, der jüngste von fünf Söhnen. Die Mutter war eine Französin. Der älteste Bruder gründete in Berlin eine Knabenerziehungsanstalt, in welche Emil mit vierzehn Jahren zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung eintrat. Mit dieser, zumal mit der in den klassischen Sprachen, wurde es dort gründlich und ernst genommen. Gerade das, was den meisten Bildhauern am meisten fehlt, wurde ihm am reichlichsten zu Theil: die hohe und edle Geisteskultur durch die Poesie und Literatur des Alterthums. Zur Wahl des künstlerischen Lebensberufs bestimmte er sich erst nach einigem Schwanken zwischen ihm und dem wissenschaftlichen in seinem zwanzigsten Lebensjahr. Und auch in der Kunst erging es ihm, wie später seinem Sohn Robert: die Malerei zog ihn kaum weniger an, als die Bildhauerei. Aber die Neigung für letztere siegte. Er trat in Rauchs Werkstatt und gleichzeitig in die Berliner Akademie ein. Es war damals in Berlin eine Zeit des glücklichen künstlerischen Aufschwungs in den ersten lang entbehrten und ruhmvoll erkämpften neuen Friedensjahren. Rauch und Schinkel waren die Mittelpunkte eines großen, freudigen, begeisterten Schaffens, dem Werke der Architektur und Monumentalbildnerei von hoher Vollendung erwuchsen. Unter diesen Anregungen im Kreise begabter Mitstrebenden entwickelte sich Cauers Talent schnell und schön. Ein größeres Relief „Orpheus und Eurydice“ wird als die erste bedeutendere, selbständige Arbeit von ihm genannt. Er erfreute sich der herzlichen Gunst seines Meisters und durfte hoffnungsvoll in eine bedeutende Zukunft blicken. Der nächste Weg zu solchen Zielen schien nothwendig über das Canaan der Künstler, über Rom, zu führen. Im Jahr 1824 trat er die Reise an, gleich mit der Absicht, unterwegs in München Station zu machen, wo eben unter König Ludwigs Protection alle Künste neue herrliche Blüten zu treiben schienen. Dort im Atelier des Bildhauers Haller arbeitend, blieb er ein Jahr lang, und, als wäre Rom ihm bereits wieder aus dem Sinn entrückt, oder als hielte ihn die Liebe der Heimat mit zu starken Banden, vertagte er noch einmal die Reise dorthin, um mit den Freunden Ernst Förster und Herrmann nach Bonn zu gehen, wo letzterer die bekannten Freskobilder der vier Facultäten in der Aula der Universität zu malen beauftragt war. Was Cauer nur als eine kurze Abschweifung von seinem eigentlichen Ziel Rom ansah, das er noch im Herbst desselben Jahres zu erreichen dachte, wurde einer der entscheidendsten, schicksalsvollsten Schritte seines Lebens. Er fand in Bonn eine Gattin — und blieb.

Das rege geistige Leben der Universitätsstadt, der intime Verkehr mit bedeutenden Männern, besonders mit den damaligen größten Autoritäten der Alterthumswissenschaft, hatte sicher kaum einen geringeren Antheil an dieser ihn fesselnden Kraft des Ortes. Er modellirte dort eine große Anzahl von Büsten und unterzog sich sogar den Pflichten eines Universitätszeichenlehrers. Aber dauernd duldete es ihn dennoch nicht da. Italien zwar schien zunächst gänzlich aufgegeben. Was ihm sein Leben bereicherte, sein Gemüthsglück vermehrte, die Geburt eines Sohnes (1825, es ist der ältere der beiden Bildhauer, Carl) entrückte ihm gleichzeitig Rom in immer weitere Ferne. Aber dafür „zog's ihn nach der Heimat fort“. Er übersiedelte mit Weib und Kind nach seiner Vaterstadt Dresden. Trotz aller anmuthigen Reize der Natur und aller unvergleichlichen Kunstschätze, welche Elbflorenz gemeinsam zieren, war das damalige Dresden freilich für eine frische, junge, rüstig vorstrebende Kraft der am wenigsten geeignete Aufenthaltsort in deutschen Landen. Stärker noch, als es ihn erst dorthin gezogen, trieb es ihn wieder fort. Als damals von Kreuznach aus eine Einladung an ihn gelangte, am dortigen Gymnasium und einer noch zu errichtenden Gewerbeschule das Amt des Zeichenlehrers zu übernehmen, folgte er um so bereitwilliger dem Ruf, als inzwischen sein väterliches Vermögen durch den Bankrott eines andern verloren gegangen und dafür seine Familie bis zum Reichthum von vier Kindern angewachsen war.

So wurde das erste Reis ins Nahethal verpflanzt, das dort zu einem so fruchtreichen, stattlichen, kräftigen Baum erwachsen sollte.

Cauer selbst hatte nicht die Absicht gehabt, hier Wurzel zu schlagen. Auch Kreuznach sollte nur Stationsort sein. Aber man weiß, wie schwer sich in gewissem Lebensalter das Haus abbricht, das man für eine bereits ziemlich zahlreiche Familie aufgeschlagen hat.

Seltsamer ist es, daß Cauer auch da noch, über die Mitte der dreißiger Jahre hinausgelangt, von Zweifeln über seinen Beruf berührt werden konnte. Mit Düsseldorf und dessen Künstlern in lebendiger Verbindung, erwachte durch deren Beispiel und Anregung die alte Lust zur Malerei mächtig in ihm. Einige seiner malerischen Versuche bestimmten sogar Schadow, ihm zur gänzlichen Hingabe an diese Kunst zu rathen. Glücklicherweise vergebens. Endlich sollte er wie durch einen Zufall seine rechte naturgemäße Bahn entdecken.

Die Schwanthalerschen Künstlerstatuetten, deren Bekanntschaft er zu Ende jenes Jahrzehnts machte, haben ihn auf dieselbe gewiesen. Er entwarf seine ersten Statuetten historischer Gestalten, unter ihnen als erste die jenes ritterlichen und geistigen Helden des deutschen Reformationszeitalters, an den die Trümmer der Ebernburg dort oben hoch über der Nahe den Bewohnern dieses Thals vor allen erinnern mußten: Franzens von Sickingen; dann die Gestalt der Hausfrau des tapfern Ritters, und die seines Freundes Ulrich von Hutten. Und immer neue folgten, aus der Welt der vaterländischen Geschichte, der kirchlichen, der literarischen und politischen, aus der Welt der Romantik, des Märchens, der Poesie. Es war kein Tasten und Suchen mehr; die seltene Geistesbildung traf hier mit dem durch lange Uebung gereiften technischen Geschick und der gründlichen Kenntniß der Statue zusammen, wie diese kleinen Gestalten ebenso scharf und richtig in ihrem Wesen charakterisirt, als plastisch tüchtig, lebensfähig erwachsen zu lassen. Die ungeheure Popularität, welche diese originellen Arbeiten schnell im Vaterlande und bald auch weit über dessen Grenzen hinaus fanden, ist bekannt. Diese Dichter- und Heldengestalten, diese Märchen- und Shakespearecharaktere sind überall hingedrungen, sind zu allverbreitetem Zimmer- und Kaminschmuck geworden, und haben wie eine wohlthätige Ueberschwemmung aus manchem deutschen Salon und Wohnraume jene nichtigen, häßlichen, unkünstlerischen Nippesfiguren hinweggedrängt, die sonst dort ihren Platz einnahmen. Der ungeahnte, jede anfängliche Berechnung überschreitende Erfolg dieser geist- und gemüthvollen, bald zierlichen, anmuthigen, bald trotz der Kleinheit des Maßstabs wahrhaft groß gedachten und groß wirkenden Gestalten und Gruppen zwang den

Meister, technische und gleichsam kaufmännische Einrichtungen zu treffen, um der Massenhaftigkeit der Nachfrage durch die gleiche Massenhaftigkeit der Production zu entsprechen. In jeder Beziehung, in der rein künstlerischen, wie in der der technischen Herstellung und des Vertriebes, hatte er glücklicherweise inzwischen bereits die tüchtigsten Helfer und Förderer gefunden in seinen beiden Söhnen Carl wie bereits angegeben in Dresden 1825, Robert einige Jahre später in Kreuznach geboren. In der künstlerischen Atmosphäre dieses Vaterhauses, gehegt von der zärtlichsten Mutterliebe, in der Anschauung eines reinen, hohen idealen Strebens und rüstigen Kunstfleißes aufgewachsen, fiel ihnen das glücklichste Loos. Daß sie den Spuren des Vaters folgten, verstand sich fast von selbst. Sie lernten die Bildhauerkunst, wie die Lehrlinge und Söhne der großen Meister der Renaissance in naiver praktischer Ausübung. Dafür, daß der Schatz der klassischen Bildung auch den Söhnen wie ihm selbst, zu Theil werde, ließ der Vater das Kreuznacher Gymnasium sorgen. Aber auch hier zeigte sich die Bildung keineswegs als die oft mehr als nöthig gefürchtete Feindin des technischen Geschicks, der handwerklichen Tüchtigkeit. Carls ganz besondere Begabung in dieser Richtung zeigte sich sehr früh: jene so wohlgefällige, unter dem Namen der Elfenbeinmasse bekannte und beliebte Gipsmischung, welche den Statuetten des Vaters für das kaufende Publikum noch einen besonderen Reiz der Eleganz, des warmen einschmeichelnden Farbentons gab, ist seine Erfindung.

Die Einrichtungen zur Formerei und Vervielfältigung der Modelle in Masse rührt von ihm her, und zwar wie jene noch aus seinen frühsten Jünglingsjahren, in welchen er auch bereits mit Erfolg durch Anknüpfung neuer Verbindungen durch Reisen ins Ausland für den vergrößerten Vertrieb und Absatz dieser Vervielfältigungen thätig gewesen war. Seine höheren Studien in der Skulptur machte er in Berlin in Albert Wolffs Atelier. Von dort wieder in die väterliche Werkstatt zurückgekehrt, bildete er einen Arminius als Geisel in Rom, einen heroischen Jäger und andere Arbeiten, welche deutlich genug seine ihm eigene von der des Vaters mehr abliegende Richtung in der plastischen Kunst bezeugten. Für ihn war das eine Nothwendigkeit, ein dringend und leidenschaftlich gefühltes Bedürfniß, worauf der Vater fast ohne Schmerz während seines ganzen Lebens verzichtet hatte: der Studienaufenthalt in Rom. Die Hoheit und reine Vollendung der antiken Formenwelt war ihm verwandter, als die Romantik der deutschen Sagengestalten, oder die charakteristische Bedingtheit der Helden der neuern Geschichte.

So fand sein großes Talent in Rom denn auch eine wahrhafte Befruchtung durch die Macht der ihm dort gewordenen Eindrücke. Gruppen wie jene, bei aller Formenstrenge und Größe doch von der edlen Innigkeit eines tiefen Gemüths beseelte des Hektor mit Astyanax und Andromache, wie die andern des Achill mit der Athene, Gestalten wie der herrliche Pelide, der sich müht, den tödtlichen Pfeil aus der Ferse zu ziehen, oder jener gekrönte olympische Sieger, der mit erhobenen Händen den Göttern Dank ruft (beide wird man auf unserm Holzschnitt erkennen), sind in Conception und Ausführung die ersten Früchte seines römischen Studienaufenthalts, der dort eingesogenen Anschauungen, der dort entzündeten Begeisterung. Wie des Vaters Schöpfungen sind auch diese Gebilde idealeren Stils, in verschiedenen Größen und verschiedenem Material von Carl wiederholt reproducirt worden, wie der steigende und weiter verbreitete Ruf auch das von ihm Gebildete immer höher schätzen und immer mehr begehren ließ.

Doch ist seine Begabung trotz der dominirenden Neigung für ideale Motive der Darstellung keineswegs einseitig auf deren Behandlung beschränkt. Ein herrlicher Eccehomokopf mit der Dornenkrone, den er in der tiefen Bewegung über den Tod der geliebten Mutter geschaffen, die Statue Schillers in Mannheim, zahlreiche Porträtstatuen, Statuetten und Büsten von frappantem, persönlich individuellem Leben, in erster Reihe darunter die überlebensgroße Marmorstatue, welche Kreuznach dem verdienten Dr. Prieger auf öffentlichem Platz errichtet hat, und die berühmte sitzende Porträtfigur des alten österreichischen Staatskanzlers Fürsten Metternich, Kaiser Franz Josephs 1859 in Rom in Marmor ausgeführte lebensgroße Gestalt bekunden zur Genüge die in mehr als einem Sattel feste künstlerische Tüchtigkeit und Sicherheit dieses Talentes.

Mehr als er aber scheint der jüngere Bruder Robert in der innersten Natur und Art desselben dem Vater ähnlich zu sein. Mit ihm theilte er den Hang zur Malerei, das tiefe Verständniß der Romantik, der Märchenpoesie, die Lust und die Fähigkeit der plastischen Wiedererzeugung der Geschöpfe der Dichter. Ein lebensgroßer jugendlicher Faun war seine Erstlingsarbeit und der schönste Erfolg lohnte bereits diese. Aber noch einschlagender war doch die Wirkung der ersten Gestalt, die er dem deutschen Sagenkreise entlehnte, des schlafenden Dornröschen, das er zuerst als kleine Statuette modellirt hatte, dann für den Großherzog von Mecklenburg lebensgroß in Marmor ausführte. Trotzdem war ihm so wenig wie dem Vater der Zweifel über seinen wahren Beruf erspart. Er gab die Skulptur entschlossen auf, widmete sich der Malerei auf der Düsseldorfer Akademie und brachte es wirklich bis zu einigen durchgeführten Bildern romantisch sagenhaften Genres. Aber, wir müssen sagen zum Glück, er kehrte zu seiner verlassenen ersten und rechten Liebe zurück. Ein malerisches, ein seelenvolles, tiefer gemüthliches Element, als es eigentlich zum Wesen der Plastik gehört, hat er von jener Abschweifung her mit zu ihr zurückgebracht. Von den Schöpfungen des Bruders sind die seinen scharf unterschieden. Mit denen des Vaters haben sie eine so starke innere Verwandtschaft, daß man im großen Publikum beide Meister und ihre Werke gewöhnlich völlig identificirt oder verwechselt. Daß er mit dem Bruder zugleich in Rom studiren durfte, hat darauf keinen wesentlich modificirenden oder gar innerlich ändernden Einfluß gehabt. Dort entstand unter andern Arbeiten eins seiner reizendsten Gebilde: Amor, die Tauben der Venus fütternd, und jene Gruppe der sich küssenden Kinder. Außer der Gestalt des Dornröschen (der sitzenden, vom Stich der Spindel in Zauberschlaf versenkten, holdselig kindlichen Mädchen- und Märchengestalt) zählen zu seinen am populärsten gewordenen Werken: der blumenstreuende Engel — als Grabdenkmal gedacht — die von so rührend unschuldvoller Grazie und Anmuth beseelte Gruppe von Paul und Virginia und die ihr ebenbürtige von Herrmann und Dorothea, von welcher unser zweiter Holzschnitt ein Bild gibt und viel tausend Wohnungen den verkleinerten Abguß enthalten. In Schöpfungen wie diese offenbart sich so recht jene Lauterkeit und innige Wärme des Gemüths, die reine, jugendliche Herzensfrische ihres glücklichen Autors. Die plastische Größe, das einfach Heroische und damit Homerische, was Goethe diesen seinen beiden herrlichen Kindern verlieh, das „trug mit Mannesgefühl die Heldengröße des Weibes" ist weniger in denen Cauers zum Ausdruck gebracht, aber desto vollkommner das in ihnen eben so lebendige Element der gesunden, von allem Theatralischen gänzlich freien und entfernten, natürlichen, herzgewinnenden Anmuth. Eine Menge von Arbeiten der mannigfachsten Art, Grabdenkmäler, Reliefs, Gruppen, Statuen und zahllose Büsten und Medaillonporträts wären noch von Robert Cauer zu citiren, so gut wie vom Bruder und Vater. Ihr Ruf hat längst in Ost und West die Grenzen des Vaterlandes überschritten. Aufträge, Bestellungen und die Auslieferung der danach ausgeführten Werke machen häufig wiederholte Reisen der Brüder nach England, Frankreich und Italien zur Nothwendigkeit, wie denn andrerseits ihre Werkstatträume, im Sommer zumal, auch selten leer werden von den nicht blos besichtigenden, sondern auch kaufenden und bestellenden Fremden aller Nationen.

Es ist eine außerordentlich interessante Wanderung, die durch diese weiten Säle, die der Ausstellung und die der Arbeit vorbehaltenen. Ich weiß ihre Zahl nicht mehr genau anzugeben. Aber die Fülle des Geschaffenen darin erscheint ohne Gleichen. Etwa dreißig Hilfsarbeiter, junge Schüler und Gesellen, der Mehrzahl nach aus Kreuznach selbst gebürtig, und von diesen Meistern zu allen Arten der bildhauerischen Technik und damit zur edlen Kunst selbst herangebildet, sind darin unausgesetzt thätig am Herausarbeiten der Statuen aus den rohen Blöcken, am Punktiren, am Formiren, Ausgießen, Repariren. In getrennten und doch noch an einander grenzenden Räumen arbeiteten ehedem die dreie, jetzt die zwei. Aber jeder war und ist jederzeit auch willig und gern der Mitarbeiter, der Rathgeber und Förderer der Werke des andern. Wie jede ihrer Werkstätten Schöpfungen von allen dreien beherbergt, so hat auch sicher jede derselben schon diese schöne Dreiheit zu gemeinsamer Thätigkeit in sich vereinigt gesehen, etwa wie es unser Holzschnitt zeigt. Wenn das, was er darstellt, mithin auch nicht als ein genau der Realität entsprechendes Bild des gewöhnlichen Hergangs im Cauerschen Atelier zu gelten beanspruchen kann und will, so ist sie darum doch

noch nicht eigentlich unwahr. Der Beschauer mag annehmen, daß Carl (der im dunkeln Sammetjaquette) eben am Modell seines pfeilausziehenden Achill arbeitet, Robert mit dem Hammer in der Faust vor seinem Marmor, der Vater, das schwarze Käppchen auf den weißen Locken und, wie immer, in sauberer und gesellschaftsfähiger Toilette, von seinen Modellen zu ihm in die Werkstatt getreten wären und sich ein Ateliergespräch zwischen ihnen entspänne, während tiefer im Raume die Hämmer der Arbeiter (mit den von allen hier getragenen weißen Papiermützen auf den Köpfen) weiter auf den Blöcken erklängen, aus denen es gilt, Carls olympischen Sieger und Roberts Paul und Virginia zu schälen. An der Thür zum Nebenzimmer steht des Vaters größere Statue, Mädchen am Brunnen, aufgestellt; im Nebenzimmer mag man das Modell des blumenwerfenden Engels von Robert erkennen, während das Brett über der Thüre eine Reihe von Büsten und Statuetten von allen dreien trägt.

Wem es vergönnt war, in das nicht jedem Fremden zugängliche intimere Innere dieses Künstlerdaheim zu blicken, der wird bedauern, daß es ihm versagt bleiben muß, neben das Bild der Werkstatt auch das des Hauses und der Familie zu stellen. Denn bei diesen Meistern geht das hohe Glück der befriedigten, ruhevollen künstlerischen Thätigkeit mit dem der Familie zusammen. Jene wäre nicht, was sie ist, und schüfe nicht, was sie ist und schüfe nicht, was sie hier schafft, ohne die natürliche schöne Grundlage für die erste gesegnete Arbeit des Mannes. Der edle Stifter dieses Hauses zwar ist seinem innigen Verbande nun entrückt, aber lebendig und reichlich circulirt dafür „ein neues, frisches Blut". Die Brüder (ihre eigene Schwester ist die Gattin des hochverdienten Directors der Kunstschule zu Weimar, des gefeierten Landschaftmalers Grafen v. Kalckreuth) haben, als ob es gälte, ihre Einheit noch fester und inniger zu schließen, zwei Schwestern aus dem Orte selbst geheirathet, der jüngere nicht lang nach dem älteren. Während die Gattin Carls dem sehr ausgedehnten Rechnungs- und Geschäftswesen der Werkstätten als tüchtige und geschickte Leiterin vorsteht, nahm die jüngere Schwester, eine frische, heitere herzige Natur, (über ihr ganzes Wesen ist eine gewisse warme „Südlichkeit" verbreitet) die rechte Frau eines Künstlers von Roberts Art, die Pflichten der Führung des stattlichen Hauswesens auf ihre rüstigen Schultern. Eine muntre Kinderschar, welcher wenige zum runden Dutzend fehlen mögen, tummelt sich mit lustigem Lärm zwischen den Marmorblöcken im Garten und auf der Landstraße vor dessen Umhegung. Es ist eine gesunde, menschlich schöne Existenz, in steter, unmittelbarer Berührung mit der unverbildeten, immer verjüngten Natur und doch zugleich nicht minder mit der besten Cultur und Bildung, in erquicklicher Arbeit und erquicklicher Ruhe im traulichen Haus bei Weib und Kindern. Gewiß fänden Meister, wie diese, in großen Kunststädten mehr äußerliche Ehren, Stellungen resp. Anstellungen und andre Vortheile. Wer aber in diesem Hause und diesen Werkstätten einmal geweilt, versteht sehr wohl, daß sie solchen Aufenthalt und Besitz nicht gegen jene tauschen mögen, und warum diese deutsche Künstlerfamilie dem lieben Boden treu bleibt, wo sich und ihr der Vater, Stifter und Meister eine so traute Heimat gründete.

L. Pietsch.

Das Kreuz im Walde.

Criminalskizze von **H. Engelcke.**

Wenn Du, verehrter Leser, ein fleißiger Besucher alter Forsten bist, so wird Dir ganz bestimmt, besonders in Gebirgswäldern, an irgend einer einsamen Stätte oft ein Kreuz aufgefallen sein, das entweder roh aus zwei Holzstücken gezimmert oder mitunter auch mit größerer Kunst zusammengefügt ist. Ein solches Kreuz hat allemal seine Geschichte. Sei es, daß an der betreffenden Stelle einstmals ein Unglücksfall sich ereignet, sei es, daß ein Förster von einem Wilddiebe oder ein Wilddieb von dem Förster erschossen, sei es endlich, daß ein Raubmord an dieser Stelle stattgefunden, etwas ist dort immer passirt, und die Förster halten auf diese Kreuze, bessern sie aus, wenn sie anfangen morsch zu werden, und erzählen dem Wanderer gern deren Geschichte.

In dem großen Forst, der südlich von der kleinen Stadt K. im nördlichen Thüringen beginnt und sich dann ost- und westwärts zwischen Saale und Unstrut erstreckt, liegt ein kleines Gasthaus an der großen Heerstraße, „Der Wachtmeister" genannt. Gegenüber steht das von Ephen dicht umwachsene Forsthaus, Jahrhunderte alt, erbaut von den Herzögen zu Sachsen-Weißenfels und in der Regel das Rendezvous der hohen Herrschaften auf der Jagd. Wenn man den schmalen Fußweg, der östlich vom Forsthause aus in den Hochwald führt und der noch in den dreißiger Jahren im Munde des Volkes den Namen „Mördersteig" führte, verfolgte, so kam man um jene Zeit an eine kleine, von Bäumen entblößte Stelle, auf der sich unter einer alten Eiche ein Doppelkreuz, roh aus Baumstämmen gezimmert, erhob.

Die Geschichte dieses Kreuzes will ich erzählen.

Um das Jahr 1817, kurz nachdem jener Forst unter preußische Herrschaft gekommen, wohnte im Gasthofe zum Wachtmeister ein junger Wirth, Namens Jänisch. Er war Wachtmeister in einem preußischen Ulanenregiment gewesen, hatte sich tapfer in den Freiheitskriegen geschlagen, zwei französische Standarten und am Schlachttage von Dennewitz eine sächsische Fahne erobert und sich das eiserne Kreuz erworben. Nach dem Feldzuge stand sein Regiment in D . . . Jänisch nahm hier seinen Abschied und erhielt von der neuen preußischen Regierung den besagten Gasthof in Erbpacht, der nun bald nach der militärischen Charge des Besitzers im Volke „Der Wachtmeister" genannt wurde und diesen Namen bis auf den heutigen Tag behalten hat. Als Jänisch in den Gasthof einzog, war das gegenüberliegende Forsthaus ohne Förster. Der bisherige Beamte hatte das Zeitliche gesegnet, seine Wittwe und seine Tochter aber hatten von der Regierung in Ansehung der treugeleisteten Dienste des Verstorbenen lebenslängliche freie Wohnung in dem Seitengebäude des Forsthauses erhalten. Bertha Wulst war eine gar reizende Försterstochter. Aufgewachsen in der balsamischen Luft des uralten Waldes, schlank wie die schönste Tanne im Forst, zählte sie damals 18 Jahre und war geistig und körperlich gleich bevorzugt. Da war es nun freilich nicht zu verwundern, daß der junge Wachtmeister von seiner Schenkstube her gar häufig sehnsüchtige Blicke nach dem Forsthause sendete und insbesondere eine dunkle Laube in das Auge faßte, welche Bertha in ihrem Hintergrunde barg. Kam dieselbe nun gar in seinen Krug, um für die Wirthschaft irgend etwas einzukaufen, so wurde dem jungen Wachtmeister siedendheiß. Er, der dem feindlichen Kugelregen fest in das Auge geschaut hatte, senkte das seinige verzagt zu Boden, wenn Bertha in sein Zimmer trat. Wenn sie dasselbe aber verlassen und in frohem Laufe zurück nach dem Forsthause eilte, dann blickten ihr die verzagten Augen sehnsüchtig nach. Indessen hörten Berthas Besuche bald auf. Mit dem Scharfblicke der Frauen hatte Frau Wulst die Gefühle des verliebten Wachtmeisters errathen, und wenn von nun ab in der Wirthschaft etwas gebraucht wurde, so ging sie selbst nach dem Kruge, um es zu holen. Frau Wulst hatte an dem Wachtmeister eigentlich nichts auszusetzen, indessen wollte sie mit ihrer Tochter höher hinaus, und ein Waldwirth, der den Holzbauern und Handwerksburschen Bier und Schnaps einschenken mußte, schien ihr für ihre Tochter nicht passend. Bertha dachte dagegen anders. Der stattliche Nachbar gefiel ihr gar wohl, und wenn er Sonntags mit dem eisernen Kreuze auf der Brust einen Spaziergang nach der Schöneiche machte, so bogen sich wohl mitunter die Blätter der Laube auseinander, und ein paar dunkle Augen schauten freundlich dem Wachtmeister nach.

Indessen kamen sich beide nicht näher. Unser Wachtmeister nahm zwar alle seine taktischen Kenntnisse, die er im Kriege gesammelt, zu Hilfe und unterhielt mit dem holden Gegenstande seines Angriffs kleine bedeutsame Plänkeleien, er legte des Nachts verstohlen auf Berthas Platz in der Laube die schönsten Blumensträuße, bestreute den Tisch und die Bank mit Rosenblättern, verehrte Berthas Liebling, dem alten Nimrod, die besten Knochen aus seiner Küche, die dieser dann seelenvergnügt nach Hause trug; und eingedenk des alten Sprichwortes, daß, wer die Tochter zur Frau haben will, es mit der Mutter halten muß, erzeigte er der letztern die zartesten Aufmerksamkeiten. Er sah aber bald, daß er hiermit nicht weiter kam. Die

Mutter blieb höflich, aber zurückhaltend, und Bertha ließ sich nicht merken, was in ihr vorging. Da faßte unser Wachtmeister in einer schlaflosen Nacht den Vorsatz, die Sache schnell zur Entscheidung zu bringen. Die beiden Frauen waren eben vom Kirchgange heimgekehrt, als der Wachtmeister nach dem Forsthause ging. Bertha, die ihn kommen sah und mit dem Scharfsinne des liebenden Mädchens errieth, um was es sich handle, ergriff schon durch die Hinterthür die Flucht nach dem Walde und überließ ihrer Mutter die ersten Verhandlungen. Unser Wachtmeister trat ein und brachte in kurzen, schlichten und ernsten Worten sein Anliegen vor. Er berief sich darauf, daß seine Wirthschaft im besten Gange sei, er ohne Bertha nicht mehr leben könne, und bat um den mütterlichen Segen. Er hatte sich aber verrechnet. Frau Wulst dankte dem Nachbar für die Ehre, die er ihr und ihrem Kinde anthue, erklärte ihm dann aber rund heraus, daß Bertha zum Heirathen zu jung sei, daß sie bei ihrem vorgerückten Alter dieselbe nicht missen könne, mit ihr in die Stadt ziehen werde und lehnte den Heirathsantrag ab. Unser Wachtmeister zog mit einem Korbe nach Hause. Es war die herbste Stunde in seinem Leben gewesen, und als er am Abende auf sein Lager sank und die Vergangenheit vor seinen Augen vorüberziehen ließ, wünschte er sich in das sächsische Carré zurück, dessen Fahne er erbeutet, und fragte sich, warum ihn damals denn nicht eine mitleidige Kugel getroffen.

Im Forsthause ging es nun auch eigenthümlich zu. Als Bertha aus dem Walde zurückkehrte und ihre Mutter ihr die Vorgänge erzählte, überzog eine Leichenblässe ihr Antlitz. Sie stürzte zu den Füßen der Mutter und gestand ihr, daß der Wachtmeister der einzige Mann ihres Herzens sei und beschwor die Mutter, das Geschehene wieder gut zu machen. Die Mutter aber blieb felsenhart, und alles Flehen war vergebens.

Jetzt gab es in den beiden Nachbarhäusern zwei gebrochene Herzen. Der Wachtmeister ging in seinem Hause wie träumend umher, sprach mit den einkehrenden Bauern kaum ein Wort und ging, wenn es seine Zeit irgend erlaubte, in den Wald, um den Bäumen sein Leid zu klagen. Mitunter war es ihm, als ob die hohen Eichen ihm zuflüsterten, daß er nicht verzagen solle, daß die Zeit kommen werde, in der sein Kummer sich in Freude verwandeln würde, dann aber war es ihm wieder, wenn der Sturm die Gipfel beugte, als solle er weg, weit weg ziehen aus dem Walde, der das Theuerste seines Herzens barg, das er nicht besitzen konnte.

Es war inzwischen Herbst geworden, als der Wachtmeister eines Tages unter der Schöneiche saß und allen Ernstes daran dachte, nach dem fernen Amerika auszuwandern. Da plötzlich hörte er, wie das dürre Laub neben ihm raschelte, und sich umdrehend gewahrte er Nimrod, der freudig an ihm emporsprang. Nimrod kam aber nicht allein, es folgte ihm seine junge Herrin. Plötzlich standen sich die Liebenden gegenüber. Da wurde kein Wort gesprochen, kein Laut ertönte von ihren Lippen, aber ihre Augen tauchten in einander, und mit dem ersten Kusse besiegelten sie den Bund ihrer Herzen.

Von dieser Stunde an gab es im Walde zwei fröhliche Menschen, der Wachtmeistee war wieder der alte, er erzählte nach wie vor den Bauern seine Kriegsthaten, und die Rosen auf Berthas Wangen blühten wieder empor. Wußten doch beide, woran sie jetzt waren, trösteten sie sich doch mit ihrer Liebe, mit der Hoffnung, daß das Herz der Mutter sich erweichen würde. Darin hatten sie sich nun freilich verrechnet. Frau Wulst blieb nach wie vor unerbittlich und bewachte ihr schönes Töchterchen strenger als je. Sie untersagte ihr die einsamen Spaziergänge nach dem Walde, und nur früh morgens, wenn sie noch im süßen Schlafe lag, war es Bertha möglich, auf ein paar Augenblicke den Geliebten zu sehen und ihn an ihr treues Herz zu drücken. Nimrod mußte bei diesen Zusammenkünften die Stelle des Wächters vertreten. Ein leises Knurren deutete oft den Liebenden an, daß irgend jemand sich nahe, und unser Wachtmeister ergriff dann, seinem Naturel ganz entgegen, die Flucht in den Wald. Einmal war aber Nimrod unaufmerksam. Zu den Füßen seiner Herrin liegend, hatte er den leichten Schritt der Mutter überhört, die früher als gewöhnlich aufgewacht, ihr Töchterchen und Nimrod vermißt hatte und in banger Ahnung, daß hinter ihrem Rücken süße Complotte geschmiedet würden, ausgegangen war, sie zu suchen. Sie hatte nicht weit zu gehen, um sich zu überzeugen, daß alle ihre Vorsichtsmaßregeln vergebens gewesen. Unter der alten Eiche fand sie das Pärchen, das an nichts weniger als an die mütterliche Störung dachte. Man kann die Scene, die jetzt folgte, sich denken. Die jungen Leute, anfangs vor Schrecken stumm, faßten sich bald, drangen nun mit vereinten Kräften und mit Aufbietung aller Ueberredungskünste in die Mutter, den heimlich geschlossenen Bund zu segnen. Frau Wulst aber blieb unerbittlich, sie würdigte den Wachtmeister keines Blickes, faßte ihre Tochter an den Arm und führte sie, ohne ein Wort zu sprechen, nach dem Forsthause. Nimrod ließ die Ohren hängen und schlich traurig hinterher.

Die Situation der beiden Liebesleute war nun schlimmer als je. Frau Wulst bewachte ihre Tochter jetzt mit Argusaugen und kündigte ihr eines Tages an, daß sie beschlossen, die freie Wohnung im Forsthause aufzugeben und in die Stadt zu ziehen. Bertha brach in lautes Weinen aus. Sie sollte das Vaterhaus, den alten heimischen Wald und denjenigen verlassen, an dem ihr ganzes Leben hing. Der Wachtmeister, durch einige Zeilen Berthas unterrichtet, welch neues Gewitter heraufziehen würde, biß sich in den Bart und fuhr sich dann mit der Hand über die Augen. Zu ändern war die Sache aber nicht, und man mußte sich in das Unvermeidliche schicken. Schon hatte Frau Wulst die ersten Vorbereitungen zum Umzuge getroffen, als die Sache plötzlich eine andere Wendung nahm. Eines Morgens fuhr ein Wagen vor das Forsthaus, und aus demselben stieg der Oberförster mit einem jungen Mann in Jägertracht.

„Guten Morgen, Frau Wulst," so begann der Oberförster freundlich, „ich bringe Ihnen hier einen Hausgenossen, den Forstanwärter Weinreich. Er ist commissarisch mit Verwaltung der Försterei beauftragt, er ist unverheirathet, sorgen Sie für seine Küche; ich denke, der Ernennung des jungen Mannes zum Förster wird nichts entgegenstehen."

Frau Wulst befand sich in einer unbeschreiblichen Verlegenheit. Sie hatte kurz zuvor sehr ernst an ihren Umzug gedacht, und nun erschien der alte wackre Herr Oberförster, der langjährige Gönner und sogar Freund ihres Hauses und trug ihr die leibliche Sorge für den neuen Förster auf. Im Augenblicke drängten sich auch andere Gedanken durch ihren Kopf. Nur durch das Liebesverhältniß ihrer Tochter mit dem Wachtmeister bewogen, hatte sie den Entschluß der Uebersiedelung nach der Stadt gefaßt. War jetzt nicht die Möglichkeit vorhanden, daß der neue Förster und Bertha ein Paar werden könnten, und konnte sie dann nicht lebenslänglich mit der geliebten Tochter zusammen im alten, ehrwürdigen Forsthause bleiben? Und als nun der neue Forstanwart artig und höflich auf sie zutrat und sie bat, sich seiner anzunehmen, da gab sie den Entschluß des Umzuges schnell auf und willigte in die Bitte des Oberförsters.

Weinreich wurde installirt. Der Oberförster durchging mit ihm das Revier, ertheilte ihm die nöthigen Anweisungen und kehrte in der Dämmerung mit ihm in das Forsthaus zurück, auf das herzlichste von Bertha empfangen, die es ja dem neuen Ankömmling zu danken hatte, daß sie im Forsthause und in der Nähe ihres geliebten Wachtmeisters bleiben konnte.

Weinreich war ein auffallend hübscher junger Mann von 26 Jahren. Auch er hatte, wie alle damaligen jungen Beamte, den Krieg mitgemacht, er war aus sächsischem Kriegsdienste übernommen, und ein tiefer Säbelhieb über der Stirn zeigte, daß er dem Feinde nicht den Rücken gekehrt hatte. Das eiserne Kreuz schmückte auch seine Brust, bei Waterloo hatte er es sich erworben.

Der Oberförster war abgefahren. Er hatte beim Abschiede der Frau Wulst und Bertha herzlich die Hand gedrückt und letzterer, bedeutungsvoll zulächelnd, empfohlen, mit dem neuen Hausgenossen gute Freundschaft zu halten. Bis zur Stirn erröthend hatte Bertha, den Sinn der Worte des Oberförsters ahnend, sich losgemacht und war auf ihr Kämmerchen gelaufen. Weinend warf sie sich dann hier vor ihrem Bette auf die Knie. Warum richtete sie ihre thränenden Augen auf das Crucifix über ihrem Lager, warum faltete sie ihre Hände zu heißem Gebet? Sie wußte es selbst nicht. Was war es, das ihre Seele durchzog?

Ahnungen, trübe Ahnungen bevorstehenden Unheils waren es, die das Herz ihr zusammenpreßten, die sie die Hände ringen ließen, als wollte sie das drohende Wetter abwenden von sich und dem geliebten Manne. Arme Bertha!

Bald war auch der Wachtmeister von dem neuen Stande der Dinge in der Försterei in Kenntniß gesetzt. Von seinem Fenster aus hatte er Beobachtungen angestellt und den neuen Nachbar mit Augen gesehen. Bald erfuhr er auch, daß die Familie Wulst im Forsthause

bleiben werde. Es ist ein sonderbares Ding um das arme Menschenherz. Neben der glühendsten Freude, die der Wachtmeister über das Verbleiben Berthas empfand, traf ihn gleichzeitig und urplötzlich der Stachel der Eifersucht. Er hatte den jungen Förster gesehen, er überlegte im Augenblick, daß dieser mit Bertha unter einem Dache wohnen, an einem Tische essen werde, daß der Förster eine höhere Lebensstellung einnehme, als er, und daß er gewiß der Frau Wulst ein annehmbarer Schwiegersohn sein würde. Vergebens sagte er sich, daß Bertha ihn treu liebe und mit ganzer Seele an ihm hänge, immer und immer wieder drängte sich des Försters Bild vor seine Augen, und wenn seine Nächte bisher unruhig gewesen waren, so war von jetzt ab an Schlaf fast nicht zu denken.

Inzwischen hatte sich Frau Wulst mit ihrem neuen Hausgenossen schon befreundet. Am Tage nach seiner Ankunft hatte sie Bertha mit einem durchfahrenden Bekannten nach der Stadt geschickt, um Einkäufe zu machen, und saß mit Weinreich am Fenster beim Kaffee. Mit der Geschwätzigkeit mancher Frauen brachte sie das Gespräch sehr bald auf den gegenüberliegenden Gasthof und dessen Besitzer. Ein Wort gab das andere, und nach einer halben Stunde wußte der Förster die ganze verunglückte Liebesgeschichte. Ein aufmerksamer Beobachter hätte dem Förster leicht ansehen können, wie scharf er den Worten seiner Wirthin lauschte, und als diese ihre lange Erzählung mit der Versicherung schloß, daß die Wünsche des Wachtmeisters nie in Erfüllung gehen würden, verbreitete sich ein ruhiger Ausdruck über sein Gesicht. „Leid thut er mir," schloß Frau Wulst, „er ist ein braver Mensch, aber für meine Tochter paßt er nicht. Sehen Sie ihn sich an, dort tritt er eben aus der Thür!"

„Der ist es, der!" rief der Förster.

Der Förster war bleich geworden, ein krampfhaftes Zucken spielte um seinen Mund, und starr blickte er der gewaltigen Gestalt des Wachtmeisters nach, der eben in sein Haus zurückkehrte. Frau Wulst, anfangs über die Heftigkeit des Försters erschreckt, deutete dieselbe sofort nach ihrem Sinne. Sie dachte gleich, daß ihr schönes Töchterchen bereits gewaltig Bresche in das Herz des Försters geschossen und daß dieser auf den mit allen körperlichen Vorzügen ausgestatteten Nachbar und bevorzugten Liebhaber eifersüchtig war. Berthas Zurückkunft unterbrach das Gespräch. Der Förster begab sich still und ruhig in sein Zimmer.

Wenn man in der Seele der beiden jungen Männer hätte lesen können, so würde man gefunden haben, daß der Haß in beiden, die noch nie ein Wort mit einander gewechselt, bereits Platz gegriffen hatte. Wenn man aber beide mit einander näher verglichen hätte, so würde man einen eigenthümlichen Unterschied in dem Ausdrucke des Hasses gefunden haben. Der Wachtmeister suchte offenbar die Leidenschaft, die ihn beseelte, und die in nichts anderem, als in grenzenloser Eifersucht bestand, niederzukämpfen, er erschien ernst und ruhig, und nur mitunter ballte sich seine Faust, als ob er kämpfen wolle mit dem Manne, den er für seinen Nebenbuhler hielt, auf Leben und Tod. In den Augen des Forstanwärters glühte dagegen eine andere unselige Flamme. Sein Gesicht gerieth, sobald er die Gestalt des Wachtmeisters sah, in krampfhaftes Zucken. Die Zähne fest auf einander gebissen, erhob er drohend die Faust, und ein unheimlicher, stechender Blick entstrahlte seinem Auge. Bei alledem konnten beide Männer den heimlichen Wunsch, mit einander zu reden und sich persönlich gegenüberzustehen, nicht unterdrücken, und da der Wachtmeister das Forsthaus nicht betreten durfte, so entschloß sich endlich der Förster, zuerst zu seinem Nebenbuhler zu gehen. Um zu imponiren, legte der Förster sein eisernes Kreuz an, rüstete sich sachmäßig aus und trat in der Dämmerung in den Krug. Der Wachtmeister hatte den neuen Gast kommen sehen und sich schnell gefaßt. Er beschloß, von seiner Eifersucht nichts merken zu lassen, sondern dem Förster offen und ehrlich und so freundlich wie möglich entgegenzutreten. Der Förster trat in die Krugstube, in der noch andere Gäste sich befanden. Der Wachtmeister kam ihm entgegen und bot ihm die Hand zum Willkommen, aber der Förster sah diese Hand nicht, machte sich mit seinem Gewehre, das er von der Schulter nahm, zu schaffen und setzte sich, einen Krug Bier bestellend, an den Tisch. Der Wachtmeister ging in die Nebenstube und brachte zwei Krüge. Zu Ehren seines Gastes hatte er aber inzwischen seinen Sonntagsrock angezogen. Der Förster war geschlagen. Auf der Brust des Wachtmeisters glänzte ebenfalls das eiserne Kreuz. Der Wachtmeister setzte sich zu seinem Gaste und begann ein Gespräch, das nicht in Gang kommen wollte. Der Förster war höflich, aber eisig und kalt und machte sich bald auf den Rückweg. Der Wachtmeister schaute ihm nach und hörte eine Stimme in seinem Innern, die da sprach: „Nimm dich vor Dem in Acht, einen größern Todfeind hast du nicht auf Erden!"

Der Winter kam und verging. Der Förster hatte nie wieder im Hause des Wachtmeisters verkehrt, desto mehr aber in der Wulstschen Familie. Es dauerte nicht lange, als Frau Wulst abermals einen Freiersmann für ihre Tochter vor sich sah. Es war der Förster. Frau Wulst machte dieses Mal ein freundlicheres Gesicht, denn wenn der Freier auch immer noch nicht definitiv angestellt war, so war doch an der Anstellung nicht zu zweifeln, und Frau Wulst gab ihre Einwilligung und überließ dem Förster, seine Werbung direct bei Bertha vorzubringen. Wie der Wachtmeister von der Mutter einen Korb bekommen, so erhielt jetzt der Förster einen solchen von Bertha. Sie sagte dem Freier geradezu ins Gesicht, daß ihr Herz längst verschenkt sei, daß sie nie von ihrem Entschlusse weichen und lieber niemals heirathen wolle, wenn sie den Mann ihrer Liebe nicht bekommen könne. Der Förster war auf den Korb offenbar vorbereitet. Er erwiderte ihr mit kurzen Worten, daß er die Einwilligung ihrer Mutter habe, daß er sie aber nicht drängen, sondern ihr Zeit zur Ueberlegung lassen wolle. Bertha gerieth außer sich, da sie von der Einwilligung ihrer Mutter nichts wußte, sie stürzte zu ihr hin, und bat weinend und jammernd, sie nicht an den fremden, kalten Mann zu verhandeln. Es half ihr aber nicht, Frau Wulst blieb bei ihrem Sinn, stellte der Tochter vor, welch gute Partie sie an dem Förster mache, und verlangte, daß Bertha den Wachtmeister sich aus dem Sinn schlage. Letzterer hatte indessen durch Vermittelung von Nimrod, der unter seinem breiten Halsbande den Briefwechsel der beiden Liebenden vermittelt hatte, den Stand der Angelegenheiten erfahren. Bald wußte auch die ganze Umgegend, um was es sich handele, man nahm für diesen und jenen Partei, und alles war gespannt, wie die Sache enden würde. Da schien sich der Sieg auf des Försters Seite zu lenken. Die Verwandten der Familie Wulst und auch der alte Herr Oberförster hatten sich ins Mittel gelegt und hatten Bertha gemeinsam bestürmt. Frau Wulst war inzwischen erheblich erkrankt, sie genas zwar wieder, blieb aber siech und elend, und die fortgesetzte Weigerung ihrer Tochter, den mütterlichen Willen zu erfüllen, drohte einen vollständigen Bruch zwischen beiden hervorzurufen. Und als endlich der Geistliche auch noch hinzutrat und an Bertha eine ernste Ermahnung über den Spruch: „Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser, der Mutter Fluch reißet sie nieder," richtete, da erschöpfte sich Berthas Kraft. Die Macht der Liebe des Kindes zur Mutter und die kindliche Pflicht trat in directen Gegensatz zu der Neigung ihres Herzens, so daß sie eines Tages ihr Jawort gab. Sie hatte zuvor an den Wachtmeister geschrieben — das Papier war mit ihren Thränen getränkt.

So stand die Sache im Mai 1818. Ich war zu jener Zeit junger Amtsassessor und verwaltete selbständig das Gerichtsamt in H...... Sämmtliche Personen waren mir gar wohl bekannt. Ich hielt jeden Monat am ersten Montag und Dienstag Termin in Holzrügesachen ab, zu welcher stets die Förster der Umgegend als Zeugen geladen waren.

So auch am 3. und 4. Mai 1818. Ich hatte eben die Termine des zweiten Tages beendet, die nur sehr kurze Zeit gedauert hatten und hatte schon gegen 9 Uhr morgens sämmtliche Förster, darunter auch Weinreich, entlassen. Ich war eben beschäftigt, meine Acten zu ordnen, als Gensdarm Leopold in mein Zimmer trat und mit erstickter Stimme mir zurief: „Herr Amtsassessor, Fräulein Bertha Wulst liegt an der Schöneiche erdrosselt." — „Um Gottes Willen," rief ich aus, „ist die Nachricht sicher?" — „Habe sie selbst gesehen, Herr Amtsassessor," erwiderte Leopold, „das arme Mädchen ist mit einem Strange erdrosselt, sie liegt noch im Walde, habe die königlichen Holzhauer im weiten Kreise um die Leiche postirt, so daß keine Spuren verwischt werden können." — „Weiß es denn Weinreich schon?" fragte ich weiter. — „Habe ihn nicht finden können, wahrscheinlich hat er vom Gerichte aus den Fußsteig durch das Holz eingeschlagen."

Nach einer Viertelstunde saß ich mit Leopold im Wagen. Das Forsthaus war gut zwei Meilen entfernt, aber der Weg war fest, die Pferde liefen rasch. Und doch nicht rasch genug für mich, der ich das arme Mädchen so gut gekannt. Wohl nicht einen jungen Mann gab es in der ganzen Umgegend, der nicht Weinreich um

diese Braut beneidet hätte. Ich sah ja voraus, was kommen mußte, ich sah das Messer der obducirenden Aerzte in dem Körper des Mädchens wühlen, ich hörte schon im Geiste den gräßlichen Ton der Säge, die bei der Eröffnung der Kopfhöhle ihre Schuldigkeit thun mußte. Um diesen entsetzlichen Gedanken los zu werden, wandte ich mich zu Leopold. „Haben Sie eine Ahnung, wer der Mörder sein kann?" — Leopold, ein noch junger Gensdarm, aber mit seltnem Scharfblick begabt, war für mich, der ich damals meine später langjährige Carriere als Criminalist eben erst begonnen, ein überaus schätzbarer Beamter. Leopold hatte bis zu meiner Frage starr auf die Bäume des Waldes geblickt, man sah es ihm an, welche Gedanken seinen Kopf durchkreuzt hatten. Ich sah ihn unschlüssig, mir zu antworten. „Man kann sich manches denken, Herr Assessor," erwiderte er, „wenn es nicht Wahnsinn wäre, es zu denken."

„Sprechen Sie deutlich, Leopold!"

Leopold nahm seinen Czako ab und fuhr sich mit der Hand durch sein Haar. „Als ich zu Ihnen ritt, Herr Amtsassessor," begann er zögernd, „hatte ich meine eigenen Gedanken. Ich überlegte mir, daß Bertha Wulst vor wenigen Tagen sich erst mit Weinreich verlobt hat, ich hatte gehört, daß das Verlobungsfest mehr einem Trauermahl geglichen haben soll, daß Bertha Wulst, als der Herr Oberförster die Gesundheit des Brautpaares getrunken, in lautes Weinen ausgebrochen war. Der Kerl, der Weinreich, gefällt mir nun einmal nicht; seit dem ersten Augenblicke, daß ich ihn gesehen, ist es mir immer vorgekommen, als ob ich mit ihm zusammentreffen müßte. Eifersucht, Herr Assessor, spielt eine Hauptrolle, und so dachte ich mir denn — — — aber wozu das? Ich habe mich geirrt, Weinreich hat die ganze Nacht zusammen mit dem Förster Franz im Eichhorn zu H. geschlafen, und um 8 Uhr ist er schon bei Ihnen auf dem Gerichte gewesen, es muß also ein anderer gewesen sein."

„Ja, Leopold, ein anderer. Wenn es ein anderer gewesen ist, dann haben wir freilich nicht weit zu suchen."

„Um Gottes Willen, Herr Assessor, ich weiß, auf wen Sie zielen. Aber wenn der es gewesen ist, dann muß alles trügen. Ich habe die ganze entsetzliche Geschichte erst heute früh beim Wachtmeister erfahren. Ich war dort auf der Patrouille abgestiegen und sprach mit dem Wachtmeister, der eben seine Pferde anschirrte, um auf das Feld zu fahren, als das furchtbare Geschrei der Frau Wulst zu uns herüber drang. „Meine Tochter ist todt, meine Tochter ist todt, er hat sie ermordet," so schrie und jammerte es vom Forsthause durch die Morgenluft. Bei dem ersten Schrei hatte sich der Wachtmeister bleich wie der Tod an sein Pferd gelehnt und als ich ihm zurief: „Kommen Sie schnell, Jänisch!" da stürzte er neben mir zum Forsthause, aber seine Füße schlotterten, seine Arme flogen durch die Luft. Und als wir an der nahen Schöneiche angekommen, da stürzte der Wachtmeister neben der Leiche nieder auf das Gras, da umfing er mit seinen Armen die Füße des Mädchens, und es drang aus seiner Brust ein so entsetzlicher Jammerton, wie ich ihn nie gehört. Ich habe Frauen jammern hören, Männer nur selten, aber so wie in diesem Tone habe ich nie etwas gehört. Mit Gewalt mußte ich ihn von der Leiche reißen, damit nichts in Unordnung käme. Der ist es nicht. Auf dem Rückwege nach dem Kruge fiel er mir abermals zu Boden und streckte seine Hände wehklagend zum Himmel. Der ist es nicht, Herr Assessor, beim allmächtigen Gott, der ist es nicht."

Ich hatte nichts zu erwidern, ich sah Leopold weinen, wie ein Kind im Andenken jener furchtbaren Stunde, seine Ueberzeugung stand eisenfest auf Grund der psychologischen Beobachtungen, welche er, vielleicht unbewußt, in jedem einzelnen Falle anzustellen pflegte.

„Vielleicht ist es auch Selbstmord!" begann ich nach einer Weile.

„Dahin ging auch mein erster Gedanke," erwiderte Leopold, „ich glaubte, sie könne sich an den untern Zweigen der Eiche erhängt haben, und der Strang könnte durch den Gewitterregen, der heute früh über die Gegend gezogen, vom Aste abgerutscht und der Körper so zu Boden gefallen sein, aber sie liegt zu weit vom Stamme entfernt, und die Sache ist nicht ohne Kampf abgegangen, denn die Haare sind zerzaust und die Kleider auf der Brust zerrissen. Mord ist es, grausamer Mord!"

Wir waren inzwischen an das Forsthaus gekommen. Vor demselben hielt der alte Oberförster zu Pferde. Er wankte im Sattel, als er mich gewahrte und bot mir stumm die Hand in den Wagen hinein. „Wo ist Frau Wulst, Herr Oberförster?" begann ich. „Im Hause, aber sprechen werden Sie sie schwerlich können, gehen Sie hinein." Der Anblick war ein entsetzlicher. In sich ganz zusammengekauert saß die Gestalt der alten, magern Frau in einem Winkel am Kamin. Ihre Lippen bewegten sich convulsivisch, als wollte sie enden, als wollte sie jammern, fluchen und beten in einem Athem, in ihren Augen sah man nur das Weiße, und nur mitunter rollte der Augapfel auf kurze Augenblicke unter den Lidern hervor. Ihre grauen Haare hingen aufgelöst und zerzaust vom Haupte herab, und ihre Hände griffen wirr durch die Luft, als wollten sie einen Gegenstand erfassen, festhalten und zerreißen. Dann schlugen tönend die Kiefern auf einander, und wollte man sich ihr nahen, so streckte sie abwehrend die mageren Hände entgegen, sie war für jeden unnahbar.

Es war der erste, der entsetzlichste, der namenlos heilige Schmerz der Mutter um das geliebte einzige Kind!

Ich ließ den Oberförster zu ihrer Sicherheit zurück und ging mit Leopold nach der Schöneiche.

Der alte Baum stand 200 Schritt vom Forsthause entfernt auf einer circa 20 Fuß im Quadrat haltenden freien Stelle, die mit kurzem Birken- und Buchenreisig umstanden war. Dicht hinter der Schöneiche begann der Hochwald, dessen äußerst vorgeschobener Baum die Eiche war.

Auf dem freien Platze lag der Leichnam des Mädchens, dessen Kleider vom Regen total durchnäßt waren. Das frische Gras dicht an der Eiche war niedergetreten; auf den Gräsern und Halmen saßen noch Regentropfen, ein schlagender Beweis, daß das Niedertreten vor dem Regen stattgefunden hatte. Am Halse des Mädchens zeigten sich rechts und links dunkle Flecke von einem Durchmesser von $^3/_4$ Zoll, um den Hals befand sich eine lose Schlinge, aus einem gewöhnlichen Pferdestrange gefertigt.

Offenbar von dieser herrührend, fanden sich leichte Hautabschilferungen am Kehlkopf und auf dem obersten Nackenwirbel, sowie unter dem linken Ohr und an der rechten Hand, eine Strangulationsrinne war aber nirgends sichtbar. Das Gesicht des Mädchens war todtenbleich, nicht aufgedunsen und blau, wie bei Erwürgten und bei Erdrosselten. Die Todtenstarre war eingetreten. Aus Mund und Nase floß ein blutiger Schaum bis auf das an der Brust total zerrissene Kattunkleid des Mädchens. Daß ein Kampf zwischen ihr und dem Mörder stattgefunden, war ganz unzweifelhaft, und von Selbstmord konnte keine Rede sein.

Ich mußte die Leiche aus dem Walde entfernen, die Holzschläger waren nicht mehr im Stande, die Leute der Umgegend, zu denen die Schreckenskunde gedrungen war, abzuhalten. Auf eine Holztrage wurde ein Bett gelegt, der Leichnam mit dichten, frischen Birkenzweigen bedeckt, und der Leichenzug ging dem Forsthause zu.

Arme Bertha! Die Birke war die bräutliche Myrthe, die Deine Stirn umschatten sollte, und die Trage war Dein Hochzeitsbett. Statt des fröhlichen Reigens folgte Dir eine Schar ernster, schweigender Männer und Frauen, und nur aus dem nahen Schlage ließ die Nachtigall ihr süßes Lied ertönen, und wenn sie anschlug in lang gehaltenen Zügen, so mischte sich damit manch unverhaltenes Schluchzen.

Wir kamen im Forsthause an und legten Bertha auf ihr Bett. Dasselbe war unberührt. Bertha hatte in der vergangenen Nacht nicht darin gelegen. Ich hatte inzwischen einen reitenden Boten nach dem nächsten, auf dem Lande wohnenden Arzte gesendet, weil ich die vorläufige vollständige Besichtigung nicht ohne solchen vornehmen wollte. Wir verschlossen und versiegelten das Todtenzimmer und gingen einstweilen nach unten. Mich trieb es immer wieder nach der Eiche, als sollte ich dort noch etwas suchen und finden. Mit Leopold ging ich hin. Der Platz war ganz leer, die Menschen waren alle am Forsthause geblieben. Ich untersuchte gerade die Eiche, ob an deren Aesten zu sehen, daß der Strang daran befestigt gewesen, als Leopold plötzlich kurz aufschrie:

„Um Gottes Willen, was ist das?"

Aus den niedergetretenen Gräsern zwischen den vorjährigen abgefallenen Eichenblättern blitzte etwas Weißes. Leopold hob es auf. Es war der Orden des eisernen Kreuzes! Sprachlos starrten wir beide uns an, als plötzlich Schritte hinter uns ertönten. Schnell barg ich das Kreuz in meiner Hand. Weinreich stand vor uns. Wie

ein Blitz fuhr es mir durch den Kopf, daß ich heute früh im Termine ebenso wie gestern das eiserne Kreuz in seinem Knopfloche gesehen hatte. Auch jetzt trug er es.

Ich ging auf ihn zu und reichte ihm die Hand. Die seinige war kalt wie Eis. Er war bleich wie der Tod, dicke Tropfen standen auf seiner Stirn, der Mund war krampfartig verzogen, unter dem schwarzen Schnurrbart blitzten die weißen Zähne hervor. Sein Blick war wie immer. Die schwarzen Augen schauten mich fest an, nur noch starrer als sonst. Keine Thräne war darin zu schauen. Der wahre Schmerz macht immer thränenarm.

„Wo haben Sie meine Braut?“ fragte er tonlos.

„Wissen Sie alles, Herr Weinreich?“ fragte ich ihn.

„Ja, ich weiß, sie ist todt.“

„Ja, todt, aber auch ermordet!“

„Man sagt es; wo haben Sie meine Braut?“

„Haben Sie eine Vermuthung, wer der Mörder ist?“

„Wie sollte ich, ich war die Nacht ja in H.“

„Von wem haben Sie die Nachricht erfahren?“

„Jetzt eben im Forsthause, als ich ankam.“

„Und Sie fragen, wo Ihre Braut ist? Man wird Ihnen ja doch gesagt haben, daß sie in ihrer Kammer liegt.“

„Man wies mich hierher zu Ihnen, wo sie ermordet sein soll. Ist das wahr?“

„Ja, unter dieser Eiche; sehen Sie sich den Platz an!“

Weinreich trat näher und betrachtete die Stelle. Sein Haupt war gebeugt, seine Augen blickten auf die Eiche, dann suchten sie den Boden.

„Ich sehe kein Blut,“ sagte er mit erstickter Stimme.

„Blut, wo soll Blut herkommen? Ihre Braut ist erwürgt oder erdrosselt.“

„Erdrosselt,“ sprach er mir tonlos nach.

„Wenn Sie Ihre Braut sehen wollen, so kommen Sie jetzt.“

Weinreich wandte sich rasch um, um mir zu folgen. Schweigend schritten wir nebeneinander hin, nach dem Forsthause zu. Leopold ging hinterher. Ich löste die Siegel der Thür und führte Weinreich an das Todtenlager. Er selbst hob das weiße Tuch, mit dem die Leiche bedeckt war, in die Höhe. Um ihn nicht zu stören, trat ich an das Fenster. Weinreich blieb tonlos vor dem Leichnam stehen, seine Hände hatten sich gefaltet wie zum Gebet. Starr und unbeweglich stand er einer Bildsäule gleich. Dann legte er das Tuch ruhig über das Mädchen und wendete sich zu mir.

„Ich habe Abschied von meiner Braut genommen, ich will jetzt gehen, haben Sie noch etwas zu befehlen?“

„Nein, gehen Sie, Herr Weinreich!“

Weinreich ging auf sein Zimmer. Eiskalt, wie er gekommen, ging er festen Trittes von der Leiche weg. Sein Gesicht, bis auf das krampfhafte Zucken, war unbeweglich wie aus Stein gehauen. Der Schmerz, wenn er die ganze Tiefe der Seele durchdringt, äußert sich je nach dem Charakter verschieden. Weinreich war einer von jenen Charakteren, die der Schmerz zu bewältigen nie im Stande ist. Oberhand hatte bei ihm immer der Verstand, und was er in seinem Innern dachte und fühlte, ließ er die Außenwelt nicht schauen.

Die Ankunft des Arztes unterbrach uns.

Seine Sorge erstreckte sich zunächst auf die alte Frau Wulst, die mit Mühe zu Bett gebracht und in demselben erhalten wurde. Dann begaben wir uns zur Besichtigung der Leiche. Außer dem Arzte und mir waren noch der Oberförster und Leopold in dem Todtenzimmer; der Arzt und der greise Oberförster begannen die Entkleidung.

Unverhofftes passirt dem Juristen und insbesondere dem Criminalisten gar oft. Er wiegt sich in der unumstößlichen Sicherheit, daß er das Rechte getroffen, wenn urplötzlich ein Umstand eintritt, eine Thatsache constatirt wird, die die geträumte Sicherheit über den Haufen wirft.

Der Oberförster hob den Kopf des Mädchens in die Höhe, der Arzt nestelte das Kleid auf, zog es von der Brust und stieß in demselben Augenblicke einen Schreckensschrei aus. „Hier,“ rief er, „sitzt die Todeswunde!“ Das Hemd und das Corset des Mädchens war mit dunklem Blut getränkt, und als ein rascher Messerschnitt das Corset getrennt hatte, da klaffte zu unser aller Entsetzen eine breite Wunde dicht unter der linken Brust. Die Ränder, platt und scharf, ließen keinen Zweifel, daß Dolch oder Messer angewendet waren. Die Sonde des Arztes that ihr übriges. Der Stich hatte das Herz durchbohrt und im Augenblicke den Tod herbeigeführt.

Doch damit war die Ueberraschung für uns noch immer nicht am Ende. Leopold untersuchte das Kattunkleid und holte aus der Tasche einen weißen, zusammengedrückten Zettel hervor. Der Zettel war, wie das Kleid, vom Regen durchnäßt, und doch las man deutlich die mit Tinte geschriebenen Worte:

„Montag Nacht 12 Uhr an der Schöneiche“

darunter stand mit Bleistift von einer andern Hand, fast total durch den Regen verwaschen:

„Ich komme.“

(Schluß folgt.)

Klimatische Kurorte.

(Schluß.)

IV. Kairo.

Unter den Gegenden, die Brustkranken als solche empfohlen werden, in denen sie schon durch längeres Verweilen Linderung und in allen Fällen, wo das Leiden nicht bereits zu weit vorgeschritten ist, Heilung ihres Uebels finden können, nimmt Aegypten nächst Madeira wohl die erste Stelle ein. Doch ist es nur der oberhalb des Nildeltas gelegene Theil des Landes der Pyramiden und Pharaonen, also nur Mittel- und Oberägypten, von dem hier die Rede sein kann; denn weiter stromabwärts zeigt das flache Land häufig Marschen und Moräste, und infolge dessen kommen hier gefährliche Fieber vor. Dagegen ist das langgestreckte und meist schmale Thal, in dem der Nil ungetheilt durch die Wüste Ostafrikas fließt, eine der gesündesten Gegenden der Erde. Die Pest ist seit mehreren Jahrzehnten und wohl für immer verloschen. Vor Dysenterien und Augenkrankheiten, die hier nicht selten sind und oft rasch einen verhängnißvollen Verlauf nehmen, kann man sich bei einiger Vorsicht leicht schützen. Die Sommer sind nicht viel heißer, als im südlichen Italien, die Winter mild wie ein schöner Frühling in Deutschland. Hohe Berge, aus deren Schluchten scharfe Winde wehen, fehlen gänzlich. Die Wüste, welche die Niloase zu beiden Seiten einschließt, spendet die reinste Luft, und dafür, daß es derselben nicht an Feuchtigkeit fehlt, sorgt der breite Strom mit seiner Ausdünstung. Nur vor den sehr kühlen Nächten, welche bei dem fast immer wolkenlosen Himmel auf warme Tage zu folgen pflegen, und vor dem Chamsin, der in den nächsten Wochen nach Ostern die Luft mit seinem gelben Sandnebel erfüllt, hat der Leidende sich in Acht zu nehmen.*)

Die Reise hierher, die am besten im November angetreten wird, ist weder beschwerlich, noch für einigermaßen Wohlhabende sehr kostspielig. Von Triest und Marseille führen bequem eingerichtete Dampfer den Reisenden in ungefähr fünf Tagen nach Alexandria, von wo ihn die Eisenbahn in etwa fünf Stunden nach Kairo bringt, falls er nicht vorzieht, den weniger angreifenden, aber längern Wasserweg auf dem Mahmudijecanal einzuschlagen. Von Kairo, wo ihn mitten im morgenländischen Leben europäischer Comfort, sehr gute Hotels, wohlfeile, für Kranke berechnete Pensionen und tüchtige deutsche und englische Aerzte erwarten, kann er in der Kajüte einer der zahllosen Nilbarken, die in Bulak für Miether bereitstehen, gut verproviantirt, allein mit einem Dragoman oder mit europäischen Bekanntschaften, die sich in den Gasthöfen immer finden, in behaglichster Weise weiter stromaufwärts gehen, um in der heilsamen Luft und der heitern Stille dieser Gegenden die eigentliche Kur zu be-

*) Genaueres über die Gesundheitsverhältnisse von Aegypten gibt A. Flora in seinen „Beiträgen zur Klimatologie von Kairo“, die so eben in Leipzig (bei F. A. Brockhaus) erschienen sind.

ginnen und, wenn die heißen Monate sich einstellen, in die hohen, kühlen Zimmer der Hotels in Kairo zurückzukehren.

Eine solche Stromfahrt bietet weder Strapazen, noch Entbehrungen, noch Gefahren, wohl aber mancherlei Genuß. Langsam gleitet unter den Gesängen der arabischen Matrosen das Fahrzeug auf dem Flußspiegel hin und an Dörfern in Palmenhainen, Feldern mit Getreide, Zuckerrohr und Baumwolle, an kleinen Städten, seltsam gestalteten Kalk- und Sandsteinfelsen und gelben Schlamminseln vorüber, auf denen Völker von beschaulichen Pelikanen meditiren, und von welchen sich bisweilen ein Schwarm von Flamingos wie eine rosenrothe Wolke erhebt. Den Tag über ist die Landschaft mit dem hellsten Licht übergossen. Der Abend kleidet den westlichen Himmel in tiefes Orangegold, die Berge in brennendes Violet. Die Nacht wölbt über den leis rauschenden Strom ein Firmament voll Sterne, die doppelt so rein und kräftig herniederstrahlen als die des Nordens. Alles ist hier Ruhe, wohlthuende Wärme, köstliches Licht. An den Ufern alttestamentliche Staffage: ein Moses mit der Herde am Brunnen, die Karavane der Söhne Jakobs, Beter unter freiem Himmel, wie in Abrahams Zeit. Am Horizont Fata Morgana, die in die blaue Luft ihre seltsamen Bildchen webt. Am Rande des Wassers hunderte und aber hunderte von Schöpfmaschinen zur Bewässerung der Felder, deren kreischende Räder in der Nähe das Ohr beleidigen, deren Zusammenklang aber sich auf der Mitte des Stromes wie ununterbrochenes träumerisches Glockengeläut anhört. Zuletzt die Region der Ruinen mit ihrem Mittelpunkt, dem Kessel von Theben, den riesigen Tempeln, Palästen und Obelisken von Karnak, Luxor und Medinet Habu, und den Königs- und Priestergrüften in den Felsthälern der Wüste im Westen. In der That, Gegenwart und Vergangenheit vereinigen sich, um dieser Fahrt einen Zauber ohne Gleichen zu verleihen, der auf die Seele wie auf den Körper gleich wohlthätig wirkt.



Ansicht von Kairo mit den Pyramiden.

Und wer des Träumens unter dem sonnigen Himmel, der Hingebung an die balsamische Natur, des Wandelns unter den Trümmern der altägyptischen Welt müde geworden ist, dem bieten die zahlreichen Barken mit Europäern, denen man fast täglich begegnet, und die in Theben und Assuan oft zu förmlichen Geschwadern zusammentreffen, genügende Gelegenheit zur Anknüpfung von Bekanntschaften, zu geselliger Unterhaltung und Zerstreuung. Aber wenige Reisende haben es hier eilig, in die Gesellschaft zurückzukommen. Es hat einen ganz eigenen Reiz, selbst für den Gesunden, in dieser traumhaften Ruhe sich den Einflüssen der Sonne und der köstlich reinen Luft auszusetzen, sich von ihnen durchdringen zu lassen und dadurch wenigstens körperlich ein anderer Mensch, klarer, reiner, gleichsam sonniger zu werden, und mehr als einmal habe ich Nilfahrern begegnet, die halbe, ja ganze Jahre damit verbracht hatten, die Reise zwischen Kairo und den ersten Stromschnellen bei Assuan oder der lieblichen Tempelinsel Philä an der Grenze Nubiens zu wiederholen.

Kehren wir aus dieser großen Heilanstalt in freier Natur endlich zurück, verlassen wir unsere Kajüte, um unter unmittelbarer Leitung eines Arztes in einer der Pensionen Kairos die Kur zu vollenden, so umgibt uns auch hier, außerhalb des Hauses, ein Leben voll eigenthümlicher Reize. Das alte Masr El Kahira ist nächst

Konstantinopel die größte und zugleich die schönste Stadt des Orients. Seine Lage zwischen dem Nil und den Mukattambergen, zwischen der östlichen Wüste und dem grünen Stromgebiet mit seinen Saatfeldern und Gärten, seinen Akazien- und Sykomorenalleen und seinen Palmenhainen ist ebenso großartig als anmuthig. Hunderte von Minarets erheben sich über seinen breithin gelagerten Quartieren. Stolz und zierlich zugleich schaut droben hinter den Bastionen der Citadelle Saladins der Prachtbau der Moschee Mehemed Alis über das Häusermeer der Stadt hinweg nach den drei großen Pyramiden hinüber, die jenseits des Palmenwaldes von Giseh wie bläuliche Riesenzelte an der westlichen Grenze des Gesichtskreises stehen.

Im Innern hat Kairo mehr wie irgend eine Großstadt des Orients, Damaskus ausgenommen, den morgenländischen Charakter bewahrt. Sehen wir von der Hauptstraße des Frankenviertels und einigen modernen Palästen ab, so können wir uns hier in die Zeit der Chalifen zurückversetzt glauben. Hohe Steinhäuser mit platten Dächern, mit kleinen Rundbogenthüren und schrankartigen Gittererkern statt der Fenster blicken auf enge Gassen und Gäßchen herab, die sich nach allen Richtungen durchkreuzen. Häufig begegnen wir in diesem Labyrinth schönen Resten altsarazenischer Architektur. Die Holzgitter der Erker zeigen anmuthige Muster, die Thürgewände einen erfinderischen Meißel. Das Innere der Häuser und ihrer Höfe gleicht an Planlosigkeit und Unsymmetrie der Vertheilung der Stadt selbst. Es hat aber eben so viele einzelne Schönheiten. System ist nicht darin, aber um so mehr Phantasie und Poesie, die sich allenthalben in niedlichen Thürmchen, Gittern, Säulen, Geländern, Nischen und Schränkchen, geschnitzten Decken und eingelegten Fußböden, Bassins und Springbrunnen kundgibt, und der sich gewöhnlich in einem kleinen Garten die Natur mit Palmen und Orangenbäumen, Schlingpflanzen und Blumen zu weiterer Verschönerung anschließt. Außerordentlich schön sind die meisten der alten Moscheen trotz ihrer Vernachlässigung durch die neuere Zeit, die mehrere von ihnen zu halben Ruinen werden ließ, zum Theil auch die großen Markthallen und Waarenspeicher, in denen sich der kaufmännische Verkehr Ostafrikas und Westasiens concentrirt. Seltsam bunt erscheinen die Handwerkerstraßen mit ihren offenen Werkstätten im Erdgeschoß, wo man in der einen nur langen Reihen von Schustern mit Vorräthen von rothen und gelben Schnabelschuhen, in der andern nur Tschibbukmachern, in der dritten, vierten und fünften nur Schneidern, Kupfer- oder Blechschmieden, Goldarbeitern, Sattlern oder Tischlern begegnet. Fast alle diese Arbeiter sind Leute mit den schwarzen Augen und dem dunkeln Bart des arabischen Volkes, nur wenige Türken oder Griechen, und die Muster ihrer Waaren reichen zum Theil in die ältesten Zeiten der Stadt, ja was Teppiche und Stickereien betrifft, vielleicht in die Tage zurück, wo Babylon mit seinem Geschmack im westlichen Asien den Ton angab.

Die älteste Moschee Kairos ist die nach dem Plan der Kaabah etwa neunzig Jahre vor der Gründung der Stadt selbst erbaute Tulunmoschee, das früheste Beispiel des Spitzbogengewölbes, ein großes oben in der Mitte offenes Viereck, welches mit Säulengängen umgeben ist, und auf welches ein Minaret herabsieht, das die Eigenthümlichkeit hat, daß die Treppe sich außen um dasselbe herumwindet. Daher der Name Kalat El Kebsch, „die Burg des Widders", den der Hügel führt, auf welchem der Bau sich erhebt, während die Sage ihn davon ableitet, daß Abraham hier den Widder geschlachtet habe, den Gott ihm gesendet, als er seinen Sohn zu opfern im Begriff war. Die schönste Moschee der Stadt ist die am Rumeilijehplatz unter der Citadelle gelegene, vom Sultan Hassan aus den Steinen einer Pyramide erbaute. Wir steigen von dem Reitesel, der uns statt einer Droschke bei unsrer Besichtigung der Merkwürdigkeiten dient, vor einer hohen Quadermauer ab, welche eine Anzahl flacher Nischen und in jeder acht bis neun Gitterfenster über einander hat. Eine kleine Freitreppe führt nach einer Portalnische, über der sich ein zierliches Tropfsteingewölbe zusammenzieht. Das Innere ist ebenfalls ein vierseitiger, oben offener und in der einen Ecke von einem Minaret überragter Hof, der aber nicht von Säulengängen umsäumt ist, sondern sich nach seinen vier Seiten zu riesenhaften Nischen in Spitzbogenform erweitert. Die eine derselben, größer als die übrigen, mißt siebzig Fuß in der Spannung und hat in ihrer Rückwand die kleine Nische, die in allen Moscheen den Betern die Richtung nach Mekka angibt, und daneben die Kanzel des Imam, welcher Freitags predigt. Hinter ihr liegt, von einer Kuppel überspannt, die Grabkapelle, in welcher der Gründer der Moschee ruht. In dem Hofe vor der Kanzel findet sich unter einem hölzernen Pavillon ein Brunnen, an dem die hier zum Gottesdienst sich Versammelnden die vorgeschriebenen Abwaschungen vornehmen. Die Uzhermoschee, sehr groß und mit prächtigen Colonnaden geschmückt, hat dadurch besonderes Interesse, daß sich in ihren Gängen die berühmteste Theologen- und Juristenschule des westlichen Morgenlandes befindet. Die Sitti-Seinabmoschee endlich, um nur die vornehmsten dieser Bauten zu nennen, zeichnet sich wieder durch viele schöne Säulen, die aus antiken Gebäuden stammen, und durch ein sehr zierliches Gitter aus, welches den Hauptraum in zwei Hälften theilt. In allen Moscheen hat jetzt der Fremde ungehinderten Zutritt, nur wird verlangt, daß er sich am Eingang der Fußbekleidung entledigt.

Die interessantesten Bazare von Kairo sind der Gorijeh, welcher das Grabmal des Sultans Gori umgibt, und in welchem vorzüglich Baumwollen- und Seidenstoffe, Tarbusche und Tuch verkauft werden, der Chan Chalil, wo viele Türken feilhalten, der Sug Es Salla oder Waffenmarkt, der Tarbijeh, wo man Wohlgerüche und Golddraht kauft, und der Hamsawi, wo christliche Kaufleute Seidenwaaren, Wollenstoffe und Krepp ausgelegt haben.

Bezaubernd ist ein Blick über die Stadt von den Mauern der Citadelle herab, namentlich bei morgendlicher Beleuchtung. Köstliche Reste alter Baukunst sind die halb vom Sande verwehten Gräber der Mamelukenkönige im Osten der Stadt, unter denen sich vorzüglich die der Sultane El Aschraf und El Barkuk durch schöne Formen auszeichnen. Einen eigenen Reiz hat es, im Winter in der Dämmerstunde in den Anlagen des Esbekijehplatzes vor einer der dortigen Kaffeebuden zu sitzen, und, nachdem die Rufer zum Gebet auf den benachbarten Minarets verstummt sind, den Nachtigallen zuzuhören, die in den Wipfeln und Büschen ringsum den aufgehenden Mond begrüßen.

Das Sehenswürdigste aber ist in Kairo das bunte, formenreiche Leben, welches durch die Stadt pulsirt. Dasselbe in seiner ganzen Fülle mit Muße zu betrachten, ist kaum ein Ort geeigneter, als der große Erker des Speisesaals im Hotel des Pyramides. Wie eine ungeheure Maskerade gehen hier im Laufe einiger Stunden alle Physiognomien und Trachten Westasiens und des muhammedanischen Afrika an uns vorüber, während ein Brausen von Tönen in allen Sprachen des Orients, namentlich aber Gesang und Geschrei in den Kehl- und Gurgellauten des arabischen Idioms, fast betäubend aus der farbigen Menschenflut an unser Ohr schlägt. Weiße, rothe und grüne Turbane, letztere die Nachkommen des Propheten bezeichnend, himmelblaue und zimmetbraune, rothe, schneeweiße und schwarze Kaftane, braun und weißgestreifte Mäntel, prächtig gestickte Jacken und Westen, feuerrothe und schwefelgelbe Schnabelschuhe drängen, schieben und stoßen sich in dem Gewimmel, dessen Gruppen sich gleich den Steinchen eines Kaleidoskops jeden Augenblick verändern, und in dem das fränkische Element sich fast ganz verliert. Bettelnde Derwische mit seltsamen Kegelmützen, struppigen Bärten und wirren Haaren, einen Knotenstock oder eine Partisane in der Hand, oft kaum mit einigen Fetzen noch bekleidet, erscheinen neben prächtig auf edlen Pferden daherkommenden Beis und Paschas. Auf einen Trupp Fellahin, die nur ihr blaues Baumwollenhemd tragen, folgen bis zur Unförmlichkeit verhüllte vornehme Frauen in rosenfarbenen oder gelben Seidenkleidern, über welchen sie einen schwarzseidenen Ueberwurf und einen dichten, weißen Schleier tragen, der nur die Augen sehen läßt. Haremssklaven mit Negerphysiognomien begleiten sie und halten sie in dem Gedränge auf ihren Reiteseln. Griechen, kokett die weiße, faltenreiche Fustanelle schwenkend, Arnauten, die im Gürtel ein ganzes Magazin von Jataganen und Pistolen tragen, Soldaten mit gelben Gesichtern und Jacken und Pumphosen von weißem Baumwollenstoff, die Füße strumpflos in rothen Schuhen, schwarzgekleidete Kopten, Mekkapilger aus der Türkei, aus Marokko oder aus dem Sudan, Beduinen der Wüste, katholische Mönche, russische Popen, Eselsbuben, Mollas in hohen Turbanen, Verkäufer von Brotfladen, von Pfeifenköpfen, von Scherbet, Wasserträger mit haarigen Schläuchen auf den Rücken treibt der Strom des Volks an uns vorüber. Reiter zu Pferd, Reiter zu Kameel suchen hindurchzukommen. Karossen, von orientalisch gekleideten Kutschern gefahren, theilen gelegentlich die Menge. Langsam schwankt, mit Waarenballen, Heu oder Mu[illegible]steinen beladen, bisweilen eine Karawane langhalsiger Kameele um die E[illegible]e und

die Straße hinauf. Dann wieder Gewimmel von Weiß und Schwarz, Blau und Roth, von Arm und Reich, Pracht und Lumpen.

Vor den Kutschen rennen Läufer her, die mit lautem „Guarda! Guarda!" zum Ausweichen auffordern. Dazwischen tönt unaufhörlich das „Riglak, ya Schech!" (Dein Fuß ist in Gefahr, o Herr!) der Reiter und das „Schemalak" und „Jeminak" (Deine Linke, Deine Rechte) der Eselsbuben, die flink mit ihren Thieren durch die Lücken im Gedränge hinhuschen. „Die Lupinen von Imbabi sind süßer wie Mandeln!" ruft ein Gemüsehändler. „Ich bin der Gast Gottes und des Propheten," hören wir unmittelbar nachher einen Bettler schreien. Dann ein Gemisch von Eselsstimmen, Ziegengemecker, Pferdegewieher, dumpfem Brüllen von Büffeln und Kameelen aus der Ferne, darauf von neuem Ausruferstimmen und das „Guarda! Guarda!" von Läufern, daneben über der murmelnden, singenden, zankenden Menge das rasselnde, klirrende Geräusch geschüttelter Münzen, mit welchem die an den Straßenecken sitzenden Geldwechsler auf ihre Existenz aufmerksam machen, bis der Mueddin von der Brüstung des Minarets unserm Standorte gegenüber eine der Gebetsstunden mit sonorem „Allahu akhbar!" verkündet und damit dem Lärmen auf eine Weile Ruhe gebietet.

Heitere, groteske und düstere Bilder wechseln in diesem Lebensstrom der Stadt ohne Unterlaß. Auf dem kleinen, dreieckigen Platze vor dem Hotel rasirt ein Straßenbarbier unbefangen die Bauernköpfe, die sich zu diesem Zweck seinem Schoße anvertrauen. Daneben producirt eine Tänzerin ihre Künste, bei denen sie ihre Bewegungen mit kleinen Cimbeln begleitet, während ein Musikant die Handtrommel dazu schlägt. Abgerichtete Esel oder Kälber, von Derwischen gezeigt, sammeln einen Ring Neugieriger um sich. Schlangenbändiger lassen ihr Gewürm nach ihrer Flöte sich winden. Nicht selten sehen wir Brautzüge verbunden mit Beschneidungsprocessionen armer Knaben auftreten, die sich schon von weitem durch das von den mitgehenden Frauen ausgestoßene gellende Freudengeschrei und das von Musikanten auf Trommeln und Hoboen ausgeführte wilde Concert ankündigen. Die Procession wird gewöhnlich von den letzteren eröffnet, neben denen Männer einhergehen, welche die Zuschauer mit wohlriechendem Wasser bespritzen. Bisweilen reitet dem Zuge auch ein seltsam angeputzter Spaßmacher voran. Dann kommt der Barbier mit dem verzierten Schränkchen, in dem sich die zur Beschneidung erforderlichen Werkzeuge befinden, und hierauf ein reich aufgezäumtes Pferd mit dem Knaben, an dem die Operation vollzogen werden soll. Alsdann folgen in langer Reihe die weiblichen Verwandten und Freundinnen der Braut, und zuletzt diese selbst in einem sie ganz einhüllenden rothen Schleier oder unter einem tragbaren Baldachin von gleicher Farbe. Mitunter geschieht es, daß fast unmittelbar auf diesen Zug eine Leichenprocession aus einer der Seitengassen in die Straße einschwenkt. Voran die Fahnen einer Moschee, dann die bunt überhangene Sargbahre, auf welcher der Turban des Verstorbenen, „die Krone des Islam", liegt, und die von Nachbarn getragen und von heulenden Klageweibern begleitet wird, geht der Zug raschen Schrittes hinaus aus dem lauten, hastig dahin strebenden, farben- und formenreichen Leben der Stadt nach dem stillen, einsamen Begräbnißplatz, wo nach dem Glauben der Muslime der Todte von Grabengeln in Empfang genommen wird.

Zu diesen Bildern des täglichen Lebens, die man ihres wechselvollen Charakters wegen wochenlang sehen kann, ohne ihrer überdrüssig zu werden, und in deren Ensemble man sich durch allerlei Ausflüge, nach den Pyramiden und der Sphinx z. B., nach Matarijeh und dem Marienbaum, wo der Sage nach die Eltern Jesu während ihrer Flucht mit dem göttlichen Kinde ruhten, nach dem Gartenschloß Schubra und nach der reizenden Nilinsel Roda, ohne viel Beschwerde weitere Abwechselung bringen kann, treten dann noch in den Volksfesten Kairos eine Anzahl außerordentlicher Sehenswürdigkeiten.

Dahin gehört zunächst der Abzug und die Rückkehr der großen Pilgerkaravane, die alle Jahre von hier nach den Heiligthümern von Mekka abgeht, und an der namentlich viele Afrikaner theilnehmen, dann das Mulid En Nebbi, das eine ganze Woche dauernde Geburtsfest des Propheten, bei dem die Derwische eine Hauptrolle spielen, indem sie auf der Esbekijeh, dem Platze vor der Wohnung ihres obersten Schech, theils religiöse Tänze aufführen, theils das Volk mit Gauklerkünsten unterhalten. Bei den Tänzen bilden sie weite Kreise, in denen sie sich durch stundenlanges Schaukeln und Verbeugen unter fortwährendem eintönigen Absingen des Glaubensbekenntnisses des Islam bis zu Convulsionen erhitzen. Einzelne gerathen dann wirklich in momentanen Wahnsinn, in dem sie Steine und Metallstücke, namentlich aber Schlangen und Skorpionen verschlingen. Andere thun Aehnliches nur scheinbar, füllen sich den Mund in der Weise unserer Taschenspieler mit glühenden Kohlen, essen Glasscherben, stechen sich Messer in die Augen und lassen sich mit scharfen Säbeln den Leib aufschneiden — alles zu größerer Ehre des Propheten. Aehnlich wird das Geburtsfest der Söhne Alis, der Patrone der Stadt, gefeiert, an dem die Grabmoschee dieser beiden Heiligen des Islam und die benachbarten Häuser des Nachts prachtvoll erleuchtet sind. Endlich sind die Abende während des Ramadan von großem Interesse. Alle Moscheen von Bedeutung, die Bazare und die Kaffeehäuser der Stadt strahlen dann von bunten Lampen und Laternen. Massen von Volk strömen durch die Straßen und sitzen vor den Thüren und Läden, um sich von dem grausamen Fasten zu erholen, das sie, so lange die Sonne scheint, zu beobachten haben, plaudern und hören den Märchenerzählern zu, die ihnen mit lebhaften Geberden die Geschichten von Tausend und Einer Nacht und die Thaten Antars, des altarabischen Nationalhelden, vortragen.

Zum Schluß noch einige Notizen über die Gasthöfe in Kairo. Dieselben waren während meiner Anwesenheit folgende: Shepherds Hotel am Esbekijehplatz, das Hotel d'Orient und das Indian Familyhotel, beide letztere an demselben schönen mit Bäumen und Büschen bepflanzten Platze, dann das Hotel des Pyramides, hart am Eingang der Muskih, welche die Hauptverkehrsader des Frankenviertels ist, das Hotel du Nile, nicht weit von da in einer engen Gasse gelegen, und das Hotel Ollivier, ebenfalls in einer engen Gasse nicht fern von der Muskih. Das letztere ist sehr wohlfeil, genügt aber nur den niedrigsten Ansprüchen. Besser wohnt und ißt man in dem an vorletzter Stelle genannten Gasthause, doch ist der Preis (pro Tag 14 Franken) hier beträchtlich höher als bei Ollivier. Im Hotel du Nile ist die Sprache von Wirth und Bedienung die deutsche, im Hotel Ollivier die französische. Ebenfalls recht gut ist die Einrichtung und die Tafel im Hotel des Pyramides, wo der Preis für den Tag 10 Franken beträgt und das Deutsche gleichfalls die Haussprache ist. Noch besser und in der That schon sehr hochgespannten Ansprüchen genügend ist das Hotel d'Orient, in welchem der Durchreisende 11 Shilling, der zu längerem Aufenthalt hier absteigende Fremde 11 Franken*) täglich bezahlt. Es wird hier englisch und französisch, von einigen Leuten der Bedienung auch deutsch gesprochen. Ein Muster stillen Comforts, in Einrichtung wie Beköstigung gleich solid, ist das, wie sein Name besagt, vorzüglich für Familien bestimmte Indian Familyhotel, wo der Preis für die Person per Tag 10 Shilling beträgt, und gleichfalls alles Lobes werth ist Shepherds Hotel mit seinen großen Räumen, seiner höchst bequemen Ausstattung und seiner prächtigen Table d'hote, wo man per Tag 20 Franken zahlt. Es ist hierbei zu bemerken, daß in allen diesen Etablissements das sogenannte Pensionssystem herrscht, bei welchem in den Preis Wohnung und Beköstigung eingeschlossen sind und nur Wein und andere geistige Getränke besonders bezahlt werden. Schließlich ist für Reisende, die sich der Gesundheit halber hier aufzuhalten gedenken, die in der Nähe von Altkairo gelegnen Pension Bellevue zu empfehlen, die mit ihrer reizenden Aussicht auf den Spiegel des Nil und die Garteninsel Roda ihren Namen in der That verdient, und in der man für Wohnung und recht gute Kost täglich 5 Shilling entrichtet.

Dr. Moritz Busch.

*) 1 Shilling = 10 Neugroschen; 1 Frank = 8 Neugroschen.

Am Familientische.

Reliquien von Martin Luther.

Vor einiger Zeit erregte die in den öffentlichen Blättern auftauchende Notiz Aufsehen, man habe in Schlesien den Verlobungsring Martin Luthers entdeckt. Dies erinnerte mich daran, daß im Museum zu Braunschweig ebenfalls zwei Lutherringe aufbewahrt werden, welche nachweislich echt und einer kurzen Beschreibung an dieser Stelle wohl werth sind.

Die Ringe sind Luthers Trauring und Luthers Doctorring, beide zweifellos einst in dem Besitz des großen Reformators gewesen.

Der **Doctorring** ist ein massiv goldener, schlichter, dicker Reif, mit ovalem Mittelschilde; für einen starken Finger (wenn nicht gar für den Daumen) bestimmt. In dem Mittelschilde befindet sich, querliegend unter einer Glasplatte, ein herzförmiger silberner Wappenschild mit drei in einander verschlungenen Ringen, eingefaßt von blauem und rothem Email. In die über dem Schilde liegende Glasplatte sind — oberhalb des Wappenschildes — in Gold zwei dreifach gefiederte Pfeile eingravirt, zu beiden Seiten befinden sich die Zahlen 15 — 12: 1512; in diesem Jahre promovirte Luther zum Doctor.

Der **Trauring** ist ein goldener Doppelreif, mit hohem, fast kegelförmigem Kasten. Dieser Kasten läßt sich, ebenso wie der Reif selbst, aus einander schieben, und enthält in der einen Hälfte einen Diamant, als Sinnbild der Treue und Kraft, in der andern einen Rubin, als Zeichen reiner Liebe. Der Kasten ist von buntfarbigem Email umgeben (blau, roth, weiß und schwarz). Der, wie bemerkt, auseinanderzuschiebende Doppelreif enthält inwendig die Anfangsbuchstaben der Namen der Verlobten: M. L. D. — C. v. B. (Martin Luther, Doctor; Catharina von Bora.) Ringsum steht der bekannte Spruch: „Was Gott zusammen fiegt — Sol kein Mensch scheiden.“ — Ist es erlaubt, aus dem Umfange des Ringes einen Schluß zu ziehen auf dessen Träger, so darf man muthmaßen, daß er Catharinens Hand geziert hat.

Dieser Trauring Luthers wurde, wie urkundlich nachzuweisen ist, im Jahre 1703 von **Friedrich August**, Kurfürst von Sachsen und König von Polen, dem Herzog **Rudolf August** von Braunschweig geschenkt, welcher ihn seinerseits wiederum an die Juliusuniversität zu **Helmstedt** abgab. Zu der nämlichen Zeit, wo der Trauring an das Braunschweigische Fürstenhaus kam, schenkte die Universität **Wittenberg** der Hochschule zu Helmstedt den Doctorring. In Helmstedt wurden nebst andern Lutherreliquien die beschriebenen aufbewahrt, bis 1810 zu westfälischer Zeit die Aufhebung der Julia Carolina erfolgte. Damals kamen die Ringe mit mehreren goldenen, auf den Reformator geprägten Denkmünzen, dem silbernen Eßlöffel Luthers mit dessen Namenszuge und der Jahreszahl 1537, sowie einem großen Trinkglase — Luthers Mundglas — nach Wolfenbüttel auf die dortige Bibliothek, von wo später jene beiden Ringe in das Braunschweiger Museum geschafft sind. Zu Wolfenbüttel befinden sich auch noch zwei, 1526 von **Lucas Kranach** auf buchförmige Holztafeln gemalte Bildnisse Luthers und seiner Frau, ähnlich, wie sie in der kleinen Bildergalerie der Aula zu Göttingen von demselben Meister gemalt hängen. In Braunschweig sind diese Reliquien insofern an der rechten Stätte, als sich die alten Erblande der Welfen immer als tapfere Vorkämpfer für das Werk der Reformation bewiesen haben.

Hermann Uhde.

Das umfangreichste Privathaus.

Es ist sehr fraglich, ob es in irgend einer der Metropolen Europas ein zweites Privathaus gibt, welches nur annähernd den Umfang hat, wie das sogenannte „**Freihaus**“ auf der Wieden in Wien. Ich hatte in dem Hause jemand aufzusuchen und irrte darin umher, wie in einer Stadt. Es dauerte, da die Kanzlei des Hauses geschlossen war und mir sonst niemand über den Adressaten Auskunft geben konnte, volle zwei Stunden, ehe ich meinen Mann fand. Das Haus hat 13 Höfe, 5 offene und 8 geschlossene, und einen großen Garten innerhalb seiner Mauern. Einige der offenen Höfe sind so groß, wie der Marktplatz einer mittelmäßigen Stadt. Der Garten mißt 900 Quadratklafter. Das Haus selbst bedeckt einen Flächenraum von 7411 Quadratklafter und enthält 335 Wohnungen, von denen viele fünf, sechs, sieben und mehr Piecen umfassen. Es ist kaum ein Handwerk oder ein Fach zu nennen, das in dem Hause nicht vertreten wäre. Es wohnen darin Gold- und Silberarbeiter, Galanteriewaarenhändler, Gastwirthe, Buchbinder, Anstreicher, Agenten, Drechsler, Hutmacher, Officiere, Schlosser, Tischler, Vermischtwaarenhändler, Lehrer, Gelehrte, Bureaubeamte, 3 Bäcker, 18 Schneider und 29 Schuhmacher. Das Haus hat 31 Stiegen und diese allein umfassen 235 Wohnungsnummern. Es macht Front gegen drei Straßen und einen Platz und zwar gegen die Margarethenstraße, die Mühlbachgasse, die Schleifmühlgasse und gegen den Naschmarkt. Ein Brief kann darin nur dann an die richtige Adresse gelangen, wenn darauf Vor- und Zuname, die Nummer des Hofes, die Nummer der Stiege und die Wohnungsnummer steht. Oft hat der Briefträger 200 bis 300 Briefe in diesem Hause abzugeben. Da ich darin stundenlang umherirren mußte, so wollte ich es auch nicht eher wieder verlassen, bis ich die Anzahl seiner Einwohner und den Zins, den es trägt, ermittelt. Es wohnen augenblicklich in dem Hause 1600 Personen und diese zahlen jährlich 82,000 Gulden Zins. Das Wiener Bürgerspital, welches nur 4352⁵/₁₀ Quadratklafter Flächenraum bedeckt, trägt zwar einen noch etwas höheren Zins, als das Freihaus, aber letzteres ist auch nur zweistöckig und harrt des Weiterausführens von noch zwei Stockwerken, um neue Legionen unter Dach und Fach zu nehmen und dann das Bürgerspital hinsichtlich des Zinses weit hinter sich zu lassen. Wenn aber das Freihaus seine starken, es mit fünf und sechs Stockwerken aufnehmenden Grundmauern, und seine umfangreichen Höfe, von denen einige, wie bereits erwähnt, so groß sind, wie der Marktplatz einer mittelmäßigen Stadt, gehörig ausnützen wollte, so könnte es mit Leichtigkeit seinen Zins verdreifachen. Das Freihaus ist nicht nur seines bedeutenden Umfanges, sondern auch noch anderer Dinge wegen merkwürdig. Mitten in dem erwähnten Garten steht die Mozarthütte, darin Mozart seine Zauberflöte componirte. In dem alten jetzt nicht mehr vorhandenen Theater des Freihauses wurde auch die Zauberflöte zum ersten Male gegeben. Das Theater lag inmitten des großen Hofes Nr. 6 gegen die Kirche zu — das Haus hat auch jetzt noch seine eigene Kirche — und wurde am 7. October 1786 eröffnet. Später übernahm die Direction der bekannte Schauspieler und Dichter Schikaneder, der Textverfasser der Zauberflöte, und er behielt sie, bis das Theater an der Wien fertig war, also bis zum Juni 1800, wo Schikaneder mit seiner Truppe in den neuen Musentempel „an der Wien“ übersiedelte.

Der Besitzer dieses merkwürdigen Hauses ist Fürst Starhemberg.

Die Goldfelder der Colonie Victoria in Australien.

Als im Jahre 1851 die jetzt weitberühmten Goldfelder Victorias entdeckt wurden, da meinte man, das flache Alluvium müsse in kürzester Zeit ausgebeutet sein und dagegen eine Gesellschaft dissoluter Personen einziehen, welche die Colonie sehr bald ruiniren würden. Als dann die reichen, goldhaltigen Quarzadern aufgefunden wurden, da hieß es wieder, die Bearbeitung derselben könne, über die Tiefe von 60 Fuß hinaus, sich nie und nimmer bezahlt machen. Als endlich die reichen Gänge tief unter dem Basaltlager am Ballarat bekannt wurden, da wollten wieder dieselben weisen Männer wissen, daß dies Auftreten nur ein rein lokales sei. Aber alle diese Prophezeiungen sind in ihr gerades Gegentheil umgeschlagen. Die Alluvialgoldfelder sind noch lange nicht erschöpft; und die Quarzdiggings werden bereits bis zu einer Tiefe von über 700 Fuß mit ausgezeichnetem Erfolge bearbeitet und breiten sich über eine so extensive Fläche aus, daß der Totalumfang noch gar nicht abzusehen ist.

Folgende Einzelheiten über diese berühmten Victoriadiggings, welche ich größtentheils aus den so eben in **Melbourne** publicirten officiellen **Minenstatistiken** entnommen habe, dürften auch für den Leserkreis des Daheim von Interesse sein.

Von Entdeckung der Goldfelder im Jahre 1851 bis zum 31. December 1868 erreichte der Werth des in der Colonie Victoria aufgefundenen Goldes die enorme Höhe von 147,342,767 Pfund Sterling oder, nach dem jetzigen Cours berechnet, 1,001,930,816 Thaler, also über

eintausend Millionen Thaler!!

Der Durchschnittsgewinn dieser ganzen Periode, welcher auf den einzelnen Goldgräber entfällt, beträgt pro Jahr 98 Pf. St. 10 Sh. 4 P. oder 669 Thlr. 25 Sgr. Am höchsten stellte sich der Durchschnitt im Jahre 1852 und ergab 262 Pf. St. 11 Sh. 6 P., d. i. 1785 Thlr. 23 Sgr. auf den Goldgräber: am niedrigsten hingegen im Jahre 1862 mit der Rate von nur 67 Pf. St. 14 Sh. 4 P. oder 460 Thlr. 13 Sgr. Von da ab aber fand eine Reaction statt, und der durchschnittliche Ertrag wuchs continuirlich, bis er sich im Jahre 1868 auf 104 Pf. St. 18 Sh. 8 P. oder 720 Thlr. 12½ Sgr. stellte.

Der Export an ungemünztem Golde aus der Colonie Victoria ergab im Jahre 1866 die Höhe von 1,480,597 Unzen oder, die Unze zu 3 Pf. St. 18 Sh. gerechnet, den Werth von 5,774,328 Pf. St., d. i. 39,265,431 Thlr.; im Jahre 1867 dagegen 1,413,613 Unzen, die sich auf 5,630,090 Pf. St. oder 38,281,612 Thlr. berechnen; und im letztverflossenen Jahre endlich 1,680,425 Unzen, gleich 6,553,657 Pf. St. oder 44,564,868 Thlr.

Im Jahre 1867 belief sich die Durchschnittszahl der an den verschiedenen Goldfeldern engagirten Diggers auf die Summe von 65,857, und befanden sich darunter nahezu 20,000 Chinesen; im Jahre 1868 war dieselbe auf 66,450 gestiegen. Davon arbeiteten über 14,000 am Ballarat, während die übrigen Goldfelder sich, ihrer Frequenz nach, in folgender Ordnung gruppiren: Castlemaine, Sandhurst, Maryborough, Beechworth, Ararat und Gippsland.

Außer Victoria besitzen noch andere australische Colonien ihre Goldfelder, die jedoch mit denen von Victoria nicht den entferntesten Vergleich aushalten. Die Diggings der Colonie Neusüdwales lieferten in den letzten drei Jahren 1866—68 resp. 241,488; 222,714 und 229,738 Unzen Gold, und auf ungefähr derselben Höhe stehen die der Colonie Queensland; während die von Südaustralien, wo freilich neuerdings ziemlich ergiebige Goldfelder entdeckt wurden, bisher einen verhältnißmäßig geringen Ertrag lieferten.

Wollte man aus diesen Goldsummen, welche ich so eben angeführt habe, folgern: „Dort muß es gut zu leben sein, da muß ich hin“, so würde man im allgemeinen einen sehr falschen Schluß gemacht haben. Das Goldfinden ist reine Glückssache und bleibt eine sehr unsichere Beschäftigung; und die vielen, sehr vielen, welche nichts finden, stehen immer unbeachtet außerhalb der Rechnung. Ich selbst habe die Sandhurst- und Castlemainediggings, mit einer ziemlichen Summe in der Tasche, besucht und, in Compagnie mit fünf Deutschen, wochenlang sehr fleißig auf Gold gearbeitet, aber ich war nie in meinem Leben ärmer, als zur Zeit, wo ich, diese Goldminen verlassend, nach Melbourne zurückkehrte. Mein ganzes baares Vermögen bestand in 3 P. oder 2½ Sgr., nachdem ich Uhr und alles, was sich nur verwerthen ließ, schon verkauft. Ich habe mir allerdings hernach ein hübsches Vermögen in Australien erworben, aber den Diggings habe ich für immer den Rücken zugekehrt!

Als ich, zwölf Jahre später, eine Vergnügungsreise nach Ballarat machte, da fiel mir, gleich als ich aus dem Eisenbahncoupé stieg, ein elegantes Gebäude von sehr großer Dimension in die Augen. „Was ist denn das für ein Prachtschloß?“ fragte ich einen alten Digger zu meiner Seite. „Why, Sir,“ entgegnete derselbe, „that is our poorhouse!! — unser Armenhaus!!“ Nie fand ich die Redeweise: „Es ist nicht alles Gold, was glänzt!“ mehr am Platze, als in dem Augenblicke, wo ich am Ballarat diese Antwort empfing.

Der alte australische Colonist.

Inhalt: Kloster Roßdyk. (Fortsetzung.) Novelle von Hans Tharau. — Eine deutsche Künstlerfamilie. Von L. Pietsch. Mit zwei Illustrationen. — Das Kreuz im Walde. Criminalskizze von A. Engelcke. — Klimatische Kurorte. (Schluß.) IV. Kairo. Mit Illustration. Von Dr. Moritz Busch. — Am Familientische.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von **A. Klasing in Bielefeld**, herausgegeben von **Dr. Robert Koenig in Leipzig**.
Verlag der **Daheim-Expedition** von **Velhagen & Klasing in Bielefeld** und **Berlin**. Druck von **Fischer & Wittig in Leipzig**.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

VI. Jahrgang. Ausgegeben am 13. November 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1869 bis dahin 1870. **1870 № 7.**

Kloster Roßdyk.

Novelle von **Hans Tharau.**

(Schluß.)

Warum erbleichte Elisabeth? und warum griff sie so krampfhaft nach dem Fensterbrett, als sei sie von einem plötzlichen Schwindel befallen? Sie wußte es selbst kaum, aber es flimmerte ihr vor den Augen, und die Buchstaben schienen sich hin und her zu bewegen auf dem Blatte, und das „E. v. H.“ dehnte sich aus und wurde immer größer und breiter, bis es zu „Eugen von Horst“ wurde, und dann zerfloß es wieder, und sie konnte hinstarren, wie sie wollte, es war immer nur „E. v. H.“ — „Warum fängst Du denn gar nicht an, Elisabeth?“ tönte es ungeduldig aus den Kissen hervor. „Gleich!“ antwortete Elisabeth, „ich suchte nur — ich wollte — ja, hier ist ein Zeichen, mitten im Buche, soll ich —“ — „So sage mir doch vor allem, wie es heißt!“ rief die Kranke gereizt, „ich weiß ja noch gar nicht, was es ist!“ — und Elisabeth las den Titel laut vor, so laut, daß es ihr vorkam, als schrie sie sich es in die Ohren, und sie hatte doch ihre Stimme nicht mehr wie gewöhnlich erhoben, und als sie an das „E. v. H.“ kam, hätte sie beinahe „Eugen von Horst“ gesagt, hielt sich aber doch noch zur rechten Zeit zurück.

„E. v. H.,“ wiederholte Fräulein von Robeltitz, „wer mag das sein? — ich weiß von gar keinem bedeutenden Schriftsteller, dessen Namen mit H. anfängt, das wird gewiß nichts Besonderes sein, und man wird den armen Normann angeführt haben; — ich kann ohnehin anonyme Schriftsteller nicht recht leiden — wer seinen Namen nicht nennen will, hinter dem steckt auch nicht viel, und dann ist es so unangenehm, daß man gar nicht über ein solches anonymes Buch sprechen kann mit andern Leuten, — ich meine mit gelehrten Leuten,“ setzte das Fräulein belehrend hinzu, „denn da könnte man sich ja sehr blamiren, wenn man etwas bewunderte, das von irgend einer ganz obscuren Feder stammt. Da wir aber das Buch nun einmal haben, so fange nur an, Elisabeth — aber am Anfang, das ist Princip bei mir; gibt es eine Vorrede?“

„Nein!“ sagte Elisabeth, und fing, wie ihr befohlen ward, an der ersten Seite zu lesen an. Sie hatte, während Fräulein von Robeltitz sprach, Zeit gehabt sich zu sammeln; sie hatte sich vorgehalten, daß sie eine Phantastin sei, daß es gewiß unzählige E. v. H. auf der Welt gäbe, und daß sie sich von ihrer Einbildungskraft nicht dürfe irre leiten lassen; und doch, und doch, indem sie las, konnte sie den ersten Eindruck nicht abschütteln, nein, jedes Wort bestärkte sie in demselben, sie mochte dagegen ankämpfen, wie sie wollte.

Es waren, wie der Titel es verhieß, nur einfache Reiseskizzen, flüchtig hingeworfene Bilder, Wanderungen hierhin und dorthin, im weiten deutschen Vaterlande. Keine renommistischen Erlebnisse, keine pikanten Abenteuer, sondern Aufzeichnungen aus dem Leben selbst, die den Stempel der Wahrheit an sich trugen, und aus denen ein warmer Schönheitssinn und Liebe zu allem Guten und Edeln — ob in dem Menschen, ob in der Natur oder der Kunst — hervorleuchtete. Wo es anging, war den Naturschilderungen und der Beschreibung der verschiedenen Gegenden irgend eine kurze geschichtliche Andeutung beigegeben, oder auch die ihnen eigenthümlichen Legenden und Sagen, an welchen das deutsche Volk einen so reichen Schatz besitzt. Die Sprache ungesucht und natürlich wie sie es war, hatte bei aller Kraft und Männlichkeit einen poetischen Anhauch, und ein Zug der Schwermuth, der durch das Ganze ging, zumal wenn der Verfasser sich irgend einer kleinen Reflexion hingab, erhöhte den Reiz des Ganzen.

Und indem Elisabeth weiter las und eine Seite nach der andern umdrehte, vergaß sie immer mehr ihre Vernunftgründe von vorhin, mit welchen sie dem ersten Impulse ihres Herzens zu widerstehen gesucht hatte. War es ihr doch, als sei es Eugen selbst, dessen Stimme sie höre, ja an manchen Stellen meinte sie sogar dieselben Ausdrücke zu erkennen, welche er gebraucht hatte, als er ihr damals unter den Kastanienbäumen von seinen Reisen erzählt.

Ihre Erregung begann ihr das Vorlesen unmöglich zu machen, und als sie nun endlich bemerkte, daß ihre Zuhörerin durch nicht eben melodische Klänge bewies, daß Gott Morpheus sie in Beschlag genommen, da erhob sich Elisabeth leise und schlüpfte, das Buch in der Hand, auf ihr Zimmer.

Sie schloß die Thüre hinter sich ab, mit etwas von dem Gefühl von einem, der einen Schatz entdeckt hat, den er vor allen müßigen

Beschauern verstecken möchte, um ihn ganz allein auszubeuten und zu genießen.

Elisabeths Zimmer war eine rechte Mädchenstube, einfach und doch sinnig und mit gutem Geschmack eingerichtet. Das Bett, mit blendend weißen Vorhängen, stand in einem tiefen Alkoven, einstmals eine Zelle der ehemaligen Nonnen, die man durch Hinwegnahme eines Theils der Wand mit dem größeren Zimmer verbunden hatte; in diesem stand, außer dem Ofen, ein bequemes Sopha und vor demselben ein Tisch mit Elisabeths Schreibmappe, einer Vase mit den ersten Feldblumen des Jahres und verschiedenen Kleinigkeiten. Die Wände waren durch eine wohlgefüllte Bücheretagère und mehrere Bilder von Elisabeths Verwandten geschmückt. In der breiten Fensternische aber stand auf erhöhtem Tritt ein zierlicher Nähtisch, und hier war der Lieblingsplatz des Mädchens, denn hier bot sich ihr die schönste Aussicht auf ihre Berge, auf das weite Haideland, und auch auf den Klosterhof selbst, obgleich sie gewöhnlich ihre Augen über diesen hinausschweifen ließ.

Auch heute eilte sie auf diesen Platz, doch nicht um ihre gewohnte Stellung einzunehmen, sie ließ sich vielmehr auf den Tritt selbst nieder, und, das Buch auf die Kniee gelegt, fielen die letzten Strahlen der untergehenden Sonne auf das Blatt vor ihr und auf ihr gebeugtes Haupt. Sie fühlte sich beruhigt in dem Gedanken, daß ihre Tante sie bei der Kranken glaubte, und sie deshalb wohl ungestört bleiben würde.

Aber ehe sie an der Stelle, wo sie stehen geblieben, weiter las, fiel ihr ein, das Buch, dort wo das Zeichen eingelegt war, aufzuschlagen; sie that es mit zitternden Fingern. Da stand denn: — „Kloster Roßdyk" und die Beschreibung eines Besuches daselbst. Der Verfasser nannte weder seinen Namen noch den seiner Reisegesellschaft, weder die Art seines Kommens, noch die Dauer seines Aufenthalts, auch die Namen der Klosterbewohnerinnen und ihre nähere Bezeichnung fehlten natürlich, wiewohl der Gastfreiheit und des freundlichen Entgegenkommens der Aebtissin Erwähnung geschah. Doch die Leserin konnte jede Lücke ausfüllen, jede Andeutung verstehen, es war ja Eugen, der vor ihr stand, es waren ja seine Worte, die ihr den letzten Zweifel nahmen.

Und mit glühenden Wangen, mit hochklopfendem Herzen, mit Augen, die nicht schnell genug die Seiten verschlingen konnten, las Elisabeth weiter. Ob er ihrer wohl gedenken, ob er durch irgend eine Sylbe, durch ein zwischen den Zeilen zu verstehendes Wort zeigen würde, daß er sie nicht vergessen, daß er ihr treu geblieben? Sie konnte nichts davon entdecken, und immer hastiger flogen ihre Blicke weiter; immer rascher wendete sie die Blätter; die Naturschilderung war treffend, sogar der Kastanien und Lindenbäume ward gedacht; die Beschreibung des Klosters und der Kirche war wahrheitsgetreu und ausführlich, ausführlich auch die Schilderung der Krypta, und an diese schloß sich die Erzählung der Legende an, so genau mit Elisabeths eigenen Worten, daß sie fast meinte, sie höre sich selbst sprechen; und dann zuletzt, ganz am Schlusse, als nur noch wenige Zeilen bis zum Ende des Aufsatzes fehlten, als es bereits so dunkel wurde, daß sie aufstehen und mit dem Buche dicht ans Fenster treten mußte, kamen die Worte:

„Doch nicht nur um die eben mitgetheilte höchst anziehende, und mir bis dahin unbekannte Legende, glaubte ich mich bei meinem Scheiden aus jener Gegend bereichert, ich wähnte auch eine Blume, eine Erika Montana der seltensten Art entdeckt zu haben, wie sie bisher noch keine Flora aufzuweisen hatte; doch ich hatte mich getäuscht, wenigstens sollte mir das Glück, die einzig schöne Blume in meinen Garten zu verpflanzen, nicht zufallen; denn als ich wiederkehrte, um sie aufzusuchen, hatte sie sich von einer glücklicheren Hand pflücken lassen, und der Wintersturm flog über die Haide und hieß den Wanderer weiter ziehen. Mit dir aber sei der Sonnenschein, wo du auch sein magst, seltene, liebliche Blume!" — —

Das Buch entfiel Elisabeths Händen, und sie sank auf einen Stuhl zurück; war das das Ende ihres Traumes? das die Erfüllung ihres Wunsches, daß auch ihrer von dem Verfasser gedacht würde? Ja, wir Menschen wissen nicht, was wir bitten und wünschen, sonst müßten wir erschrecken vor dem bloßen Gedanken an Erhörung und Erfüllung!

Daß sie selbst in den letzten Zeilen gemeint sei, daran konnte Elisabeth natürlich nicht den leisesten Schatten eines Zweifels empfinden, sie sah sich vielmehr in so klaren und deutlichen Worten angeredet, daß es ihr war, als müßte jeder andere Leser mit dem Finger auf sie weisen können, und ihr erster Impuls war der, das Buch lieber zu verbrennen oder zu vergraben, als es in andere Hände kommen zu lassen; doch es gehörte ihr ja nicht, und selbst in dem Falle, wie hätte sie sich davon trennen können?

Dann aber trat ihr das Unverständliche jener letzten Worte so schroff entgegen, daß sie meinte, sie müsse sich geirrt haben, und ein Licht anzündete und die Stelle wieder und immer wieder durchlas, bis ihr der Kopf brannte, aber das Räthsel konnte sie doch nicht entwirren, und mit einem todesmatten Gefühl, wie sie es seit ihrer großen Krankheit, damals vor Jahren, nicht gekannt, legte sie sich nieder und ließ sich bei ihrer Tante wegen Kopfschmerzen entschuldigen.

XII.

In jener Nacht fürchtete Elisabeth wirklich die Rückkehr ihrer Krankheit, doch Gott fügte es anders; sie schlief gegen Morgen mehrere Stunden, und als sie erwachte, war sie körperlich gesund, wenn es auch in ihrem Herzen zuckte und bebte in altem und neuem Schmerz.

Sie hoffte, daß Fräulein von Nobeltitz das Buch vergessen haben würde, allein sobald sie deren Zimmer betrat, rief ihr die Kranke entgegen, ihr doch das Buch von gestern zu bringen: „Ich fand es allerdings langweilig und recht unbedeutend," sagte das gelehrte Fräulein, „doch bin ich ja leider in solchen Dingen verwöhnt und anspruchsvoll, und da ich es in meinem augenblicklichen angegriffenen Zustande für besser halte, meinem Geiste keine zu anregende Lektüre zu bieten, will ich das Buch auslesen."

Elisabeth erwiderte, daß sie heute morgen für ihre Tante dringend zu schreiben habe.

„Das weiß ich," antwortete die Kranke, „und habe ich daher Adelgundens Anerbieten, mir vorzulesen, angenommen." Elisabeth athmete etwas erleichtert auf, und doch kam es ihr wie eine Entweihung vor, das Buch in die Hände des Fräulein von Nordenstern zu überliefern.

Wie schwer wurden dem Mädchen an diesem Vormittage die gewohnten Beschäftigungen! Sie hatte vollauf zu thun; ihre Tante dictirte ihr mehrere Briefe, und in die Wirthschaftsbücher mußte im Beisein des Verwalters, eines älteren Mannes in der Art des alten Werners, Verschiedenes eingetragen werden. Elisabeth hatte zuweilen ihre ganze Selbstbeherrschung nöthig, um bei der Sache zu bleiben und immer hörte sie in Gedanken Fräulein Adelgundens Stimme vorlesen, und es kam ihr vor, als müsse sie bei jener Stelle aufstehen und zu ihr hingehen und sie bitten, innezuhalten und das Buch zuzuschlagen.

Am Nachmittage waren mehrere der Damen bei Fräulein von Kassel zum Kaffee versammelt. Elisabeth war gewöhnlich von diesen Kaffeegesellschaften dispensirt, heute kam noch der Grund hinzu, daß sie Fräulein von Nobeltitz Gesellschaft leisten wollte, doch trat sie auf einen Augenblick in den Kreis, um ihre Tante zu entschuldigen. Die Aebtissin fühlte sich heute zu schwach, um der Einladung der Fräulein von Kassel Folge leisten zu können.

Die gutmüthige alte Dame war mit den Jahren entschieden schwerhöriger geworden. „Nun, so nimm doch einen Schluck Kaffee, ehe Du wieder gehst!" rief sie Elisabeth zu, nachdem diese ihr die Bestellung ihrer Tante verständlich gemacht; „solche Eile hat es doch nicht mit der Nobeltitz! Du siehst heute ohnehin ein wenig blaß aus, Elisabethchen, und da weiß ich schon, was der selige Hofrath Berg verordnet hätte!" sie klopfte dabei dem Mädchen freundlich auf die Backen und nöthigte ihr eine Tasse Kaffee auf. Elisabeth setzte sich still in eine Ecke und schlürfte, so schnell wie sie konnte, das heiße Getränk hinunter; einmal, weil sie wußte, daß sie der alten Dame dadurch eine Freude machte, dann aber auch, weil sie so bald wie möglich zu entkommen wünschte.

Doch bald wurde ihre Aufmerksamkeit auf das Gespräch am Kaffeetische gelenkt, und die halbgeleerte Tasse vor sich hinsetzend, horchte sie gespannt auf.

„Ja, ja, Sie haben mir's nicht glauben wollen," sagte eben Fräulein von Nordenstern, sich an Fräulein von Lanch wendend, „Sie haben mir's nicht glauben wollen, als ich Ihnen sagte, es sei jemand Besonderes! Nun haben wir den Beweis in Händen; ein Dichter, ein Schriftsteller war er, und unser Kloster und uns alle

hat er beschrieben, ich habe es heute morgen selbst der Nobeltitz vorgelesen!" Fräulein Adelgunde blickte um sich mit dem Ausdruck von jemand, der einen Trumpf ausspielt.

„Unser Kloster! uns alle!" tönte es mehrstimmig zurück. „Der Mensch hat sich erkühnt, uns alle mit Namen zu nennen?!" rief Fräulein von Lauch in höchster Entrüstung, und Philo, der wie gewöhnlich unter ihrem Stuhle lag, und der mit den Jahren nicht eben liebenswürdiger geworden, knurrte im Schlafe.

„Nein, das nicht, meine gute Sophie," entgegnete Fräulein Adelgunde mit mitleidigem Lächeln, „das wäre ein gar zu plumpes Verfahren! nein, er begnügt sich mit Andeutungen, er faßt die Sache, so zu sagen, allegorisch auf."

„Was erzählt die Adelgunde da wieder für eine Mordgeschichte?" wandte sich hier Fräulein von Kassel an ihre Nachbarin, das kleine, schüchterne Fräulein von Bergheim von damals bei der Whistpartie. „Ich bedaure wirklich, ich bin nicht ganz gewiß — —" hob diese zaghaft an.

„Ei, liebe Kassel," rief Fräulein von Nordenstern über den Tisch herüber; sie war heute in einer ziemlich aufgeregten Stimmung und ergriff gern einen passenden Anlaß, um dieser Luft zu machen; „Sie erinnern sich ja so gut, wie ich, des Herrn von Horst, Herrn Eugen von Horst, der mich damals besuchte!" aber hier stockte Fräulein Adelgunde, denn sie hatte in ihrem Eifer mehr gesagt, als sie gewollt, und vor ihr hoch aufgerichtet und bleich stand Elisabeth, die Augen fest und ernst auf sie geheftet, fast wie damals Eugen, und unwillkürlich kroch das Fräulein, wie damals auch, ein wenig in sich zusammen.

„Ist Herr von Horst hier gewesen?" frug Elisabeth, und sie wunderte sich selbst darüber, daß ihre Stimme so ruhig, so gleichgültig klang. Fräulein Adelgunde hatte sich rasch erholt. „Interessirt es Dich?" frug sie schnippisch, sie konnte dabei Elisabeth aber doch nicht in die Augen sehen; „ja, es sind schon mehrere Jahre her, da besuchte er mich; wir hatten uns, als er das erste Mal hier war, viel zusammen unterhalten," fuhr sie erläuternd fort, sich an die übrigen Damen wendend. „Aber wie kommen Sie denn darauf, daß gerade dieser Herr von Horst der Verfasser des fraglichen Buches sei?" wandte eine der Angeredeten ein. „Nun, eben aus der Beschreibung des Klosters," entgegnete Fräulein Adelgunde, „und dann das E. v. H., es kann kein anderer sein," und sie kehrte Elisabeth den Rücken und kicherte heimlich mit ihrer Nachbarin.

„Horst? von Horst?" rief indessen Fräulein von Kassel. „Ja wohl, so hieß ja Adelgundens Freund, der in dem Regenwetter angefahren kam, hatte ich ihn doch ganz vergessen! Nun, was ist denn mit dem? Du warst damals gar nicht hier, Kind," fuhr sie zu Elisabeth fort, die sich zu ihr gewendet und mit einer Kraft und Ruhe, die sie später selbst nicht begreifen konnte, neben Fräulein von Kassel stehen blieb; „es war in dem Jahr, wie lange mag es wohl her sein? als Du nach Deiner schweren Krankheit nach Hause gereist warst, gegen Weihnachten muß es gewesen sein, denn die Brunneck war auch fort, da kam ein Herr von Horst einmal hier an, bei scheußlichem Regenwetter; ist es denn der Aebtissin nicht bestellt worden? Du liebe Zeit, mir ist es bis heute nicht wieder eingefallen! er blieb auch so kurz; ich meine aber, er hätte sich auch nach Dir erkundigt, Elisabethchen, Du mußt aber Adelgunde fragen, mit der hat er sich am meisten unterhalten."

„Es wird natürlich der Aebtissin seiner Zeit ausgerichtet worden sein," antwortete Fräulein von Nordenstern kurz, „es wird ihr aber kaum wichtig genug gewesen sein, als daß sie sich nach Jahren dessen erinnern sollte!" und damit ließ sie die Sache fallen, und Elisabeth nickte Fräulein von Kassel freundlich zu und ging hinaus, und nur Fräulein Adelgunde hatte bemerkt, daß die Lippen, die sie zu einem Lächeln zwang, schmerzlich zuckten.

Kaum aber hatte das Mädchen das Zimmer verlassen, als Fräulein Adelgunde sich in eine aus Wahrheit und Dichtung geschickt verflochtene Beschreibung Eugens und seines Besuches einließ, und als die Damen sich trennten, trugen die Leichtgläubigsten und Uneingeweihten den Eindruck hinweg, daß Fräulein von Nordenstern doch eine Art von Romanheldin sei, und allem Anschein nach einem großen Glück freiwillig entsagt habe; nur das Warum? konnte niemandem recht klar werden. Fräulein von Kassel aber und Fräulein von Lauch hatten sich unter sich über andere Gegenstände unterhalten und so Adelgunden freies Feld gelassen.

Elisabeth war indessen in die Krankenstube eingetreten; sie hatte keine Zeit sich gehen zu lassen, und es war ihr auch, als sei innerlich etwas in ihr erstarrt und als koste es sie gar keine Mühe, auch äußerlich kalt und ruhig zu bleiben.

Auch hier mußte ihr natürlich sogleich der eine unvermeidliche Gegenstand des Gespräches entgegentreten. „Nun, hast Du gehört, Elisabeth, daß der Verfasser der „Reiseskizzen" ein Freund von Adelgunde sein soll?" waren die ersten Worte der Kranken, der es heute merklich besser ging. Auch in diesem Momente bittersten Wehs fühlte Elisabeth sich in Eugens Seele gekränkt, seinen Namen mit dem Adelgundens verbunden zu hören. „Sie hat ihn doch kaum gekannt," sagte sie kurz. — „Ach, davon weißt Du nichts!" entgegnete die Patientin verstimmt, „er ist ja eigens hergekommen, um sie zu besuchen! Aber ich bleibe dabei, seine Reiseskizzen sind doch nicht viel werth, sogar die Beschreibung unseres Klosters ist schwach, da kann Adelgunde sagen, was sie will, und der Schluß ist reiner Blödsinn; er will da eine Pflanze hier in der Gegend entdeckt haben, eine Art Haidekraut, ein ganz gewöhnliches Ding, und als er wiederkommt, mitten im Winter, wie Adelgunde sagt, ist er sehr enttäuscht, daß sie nicht mehr zu finden ist, als ob hier zu Weihnachten die Haide blühte! Adelgunde behauptet, es sei eine Allegorie, und er meine die Blume des Glücks, die er sich hatte pflücken wollen, ich sage aber, es ist Blödsinn, und diese anonymen Schriftsteller, nun, wir wollen nicht weiter darüber reden, ich könnte mich zu sehr echauffiren; Du brauchst mir aber aus dem Buche nichts mehr vorzulesen, und ich bleibe dabei, der Normann ist damit angeführt worden."

Als spät am Abend die Damen sich auf ihre Zimmer zurückgezogen hatten, schlich Elisabeth leise nach der Schlafstube der Fräulein von Kassel und wußte die alte Dame durch Bitten und Liebkosungen zu bewegen, ihr alles zu erzählen, dessen sie sich von dem Gespräche während Eugen von Horsts kurzem winterlichen Besuche erinnerte; und so erfuhr sie denn allmählich, und mit großer Geduld die Unterbrechungen und Abschweifungen des gesprächigen, alten Fräuleins ertragend, ungefähr, wenn auch nicht wörtlich, was damals besprochen wurde.

Fräulein von Kassel gestand aufrichtig, daß sie selbst unter dem Eindruck gewesen, daß zwischen Elisabeth und Normann eine gegenseitige Neigung bestehe, und daß sie, so viel sie sich erinnere, auf Eugens Fragen in dem Sinne geantwortet habe, verwies Elisabeth aber immer wieder auf Adelgunde als diejenige, welche die Conversation hauptsächlich geführt habe.

Als Elisabeth sich endlich zum Gutenachtkuß erhob, sah die alte Dame zweifelnd zu ihr empor, als schwebe ihr eine Frage auf den Lippen; aber ein gewisses Etwas in Elisabeths Wesen ließ sie verstummen, und wie gesprächig das mittheilsame Fräulein auch über andere Gegenstände sein konnte, über diese nächtliche Unterredung mit ihrem Lieblinge bewahrte sie von Stund an ein ungebrochenes Schweigen. Vielleicht war sie zu der Einsicht gekommen, daß sie doch in Bezug auf Normann einen großen Schnitzer begangen, und wollte sich keinem zweiten aussetzen.

— — — — — — — — — — —

Wir entsagen einer eingehenden Schilderung von Elisabeths innerem Leben, in der auf dieses Ereigniß folgenden Zeit. Es gibt „Tiefen und Schatten des Todes", durch welche die Menschenseele allein gehen muß, es kann da kein menschlicher Trost helfen, es darf kein fremdes Auge folgen. Wohl dem, der dann bereits auf eine höhere Hand sich stützen lernte und sich von ihr durch das Labyrinth der Verzweiflung leiten läßt, — durch Nacht zum Licht!

So vermögen auch wir es nicht, Elisabeth nachzugehen in die Dunkelheit der Kämpfe und Versuchungen, durch welche sie hindurch mußte, wir könnten ja auch nur je nach unserer Individualität einen Begriff derselben erlangen; aber wir sehen sie heraustreten in das Licht, ärmer wohl an Hoffnung und Lebensglück, reicher an geistigem Gut und an dem Frieden, den sie sich von Gott errungen.

Elisabeth ist nicht unglücklich geworden, ihr Dasein wurde vielmehr, wenn auch nicht sofort, nicht plötzlich, ein so harmonisch glückliches, daß manche mit Neid auf ein solches blicken könnten.

Ueber ihren Jugendtraum hat sie nie geredet. Es gibt Naturen, denen das Aussprechen eine Nothwendigkeit, eine Wohlthat ist;

anderen, und zu diesen gehörte Elisabeth, würde es eine Entweihung sein, wenn sie ihr Heiligstes auch dem liebevollsten Blick erschließen sollten, und ein Gefühl, das man, ob mit oder ohne Recht, einen falschen Stolz zu nennen pflegt, würde ihnen die freundlichste Theilnahme zu unerträglicher Qual machen; haben wir Nachsicht auch mit dieser Schwäche der armen menschlichen Natur!

An Eugen dachte Elisabeth, nachdem der erste Sturm des Schmerzes vorüber, wie man an einen Todten gedenkt; mit wehmüthiger Freude, mit unerschütterlicher Treue, mit gewisser Zuversicht einer einstigen Wiedervereinigung, und sein Buch, von dem sie sich ein Exemplar zu verschaffen gewußt, ein Abschiedsgruß an seine Erika blieb ihr ein theures Vermächtniß.

Sie wußte es wohl, obgleich sie Fräulein Adelgunde nie darüber befragt hatte, daß diese Eugen durch ihre Behauptungen irregeleitet, und mit der Zeit lernte sie ihr verzeihen, wenn es ihr auch nicht leicht wurde.

Natürlich konnte sie sich eine Zeit lang nie ganz des Gedankens entwehren, daß Eugen auf irgend eine Weise seinen Irrthum erfahren würde, doch die Jahre bewiesen ihr die Unzulänglichkeit auch dieser Hoffnung, die ja kaum mehr eine Hoffnung gewesen. Und Elisabeths Leben wurde voll und reich; reich an Arbeit und an Segen. Das Wohlthuende und Erwärmende eines Sonnenstrahls, mit welchem man sie in ihrer Jugend so oft verglichen hatte, blieb ihr besonderes Kennzeichen. „Warm bis ins Herz hinein“, so fühlte sich mancher durch ihren sonnigen Blick, der um so leuchtender, um so anziehender zu werden schien, je mehr der Lauf der Jahre die Wangen bleichte und die Züge alterte.

Wie einst ihre fromme Ahnfrau, die Markgräfin Elisabeth, wenn auch in weniger primitiven Verhältnissen, wurde Elisabeth von Brunneck die Wohlthäterin, der gute Geist des Klosters und der Umgegend. Wo immer es Noth zu lindern, bekümmerte Herzen zu trösten gab, da war sie bei der Hand und brachte Hilfe und Trost. Aber auch an anderen Interessen war ihr Leben reich; der Segen, den sie anderen spendete, kehrte in verdoppeltem Maße auf sie selbst zurück. Die Freundschaft bot ihr manchen Ersatz für das, was ihr in der Liebe versagt ward. Sie wurde durch ihr seelenvolles Eingehen in die Interessen anderer, mehr noch als durch eigene Productivität, zum Vereinigungspunkte für die vielseitigsten Bestrebungen. Ihre Freunde und Bewunderer hätten schwerlich die Frage aufgeworfen, ob sie geistreich oder bedeutend sei, es war das Sympathische und Verständnißvolle in ihrer Natur, das ihr alle Herzen gewann und sie auf immer an sie fesselte.

Und wenn Elisabeth ihr Loos mit dem ihrer Nebenmenschen verglich — wir kennen ja diese Gewohnheit an ihr, — so sah sie ein, daß es kein ausnehmend hartes Schicksal, welches sie betroffen, daß sie keine Kreuzträgerin vor andern sei; ihr Pfad war, im Gegentheil, auf mancherlei Weise geebnet und verschönert worden, und hatte Gott ihr den Traum ihrer Jugend versagt, so hatte Er ihr doch die andere Bitte gewährt und ihr ein festes Herz geschenkt.

XIII.

Noch einmal betreten wir das wohlbekannte freundliche Zimmer im Erdgeschosse des Klosters Roßdyk. Es ist Spätsommer, und auch heute dringt der Sonnenschein durch das geöffnete Fenster, und tief und kühl liegt der Schatten der Kastanienbäume auf dem stillen Klosterhof. Im Lehnstuhl, am Fenster sitzt eine Frauengestalt, in einfach schwarzem Kleide, und eben kommen Männertritte durch den kleinen Garten, und durch die halbgeöffnete Glasthüre klingen die Worte: „Dürfen wir hereinkommen, Frau Aebtissin?“ und die Antwort geht von der Gestalt am Fenster aus: „Gewiß! Willkommen, lieber Normann!“

Glaubt sich aber der Leser durch irgend ein Mißverständniß oder einen Druckfehler wieder an den Anfang unserer Geschichte zurückversetzt, so täuscht er sich. Die damalige Aebtissin ist schon seit Jahren zur ewigen Ruhe eingegangen, und Elisabeth, unsere Elisabeth trägt jetzt diesen Titel.

Das Kloster ist ja, wie wir wissen, Stiftung der Brunneckschen Familie, und da nach dem Tode der uns bekannten Aebtissin, kein anderes Mitglied Ansprüche erhob, fiel Elisabeth das Amt zu, das sie mit Tact und Würde — sagen wir lieber, mit jener Weisheit, die aus der Liebe entsprießt und mit dieser verbunden ist — zu verwalten versteht.

Es sind sechsunddreißig Jahre vergangen seit jenem ersten Tage unserer Bekanntschaft mit Elisabeth, und da ist allerdings kaum zu erwarten, daß die vierundfünfzigjährige Frau noch viele Aehnlichkeit mit dem achtzehnjährigen Mädchen aufzuweisen hätte.

Es kommt noch dazu, daß Elisabeth älter aussteht, als sie es ist, wenn auch in dem noch immer schönen, braunen Haare, so weit man es unter dem einfachen, schwarzen Spitzentuche erkennen kann, nur wenige weiße Fäden zu sehen sind. Allein das Gesicht ist schmäler und die Züge sind schärfer geworden, nur die Augen sind noch wunderbar jung und die langen Wimpern sind ihnen erhalten geblieben.

Es sind nun schon viele Jahre her, daß Elisabeth zufällig die Zeitung durchblätternd auf einen Artikel stieß, der einem aus einer entfernten Provinz stammenden Blatte entnommen war. Die Mittheilung betraf den nach kurzem Leiden erfolgten Tod „des genialen Dichters, Eugen von Horst,“ und es wurde ihm in warmen Ausdrücken ein kurzer Nachruf gewidmet. Der Verstorbene sei, wenn auch in weiteren Kreisen als Schriftsteller nicht viel bekannt — woran hauptsächlich seine eigene Bescheidenheit und Scheu vor der Oeffentlichkeit Schuld gewesen — von allen, die ihm nahe getreten, seiner reichen Geistesgaben und seines edeln Sinnes wegen hochgeschätzt und verehrt worden, und seinem Namen könne mit Recht eine Stelle unter den begabtesten von Deutschlands Söhnen angewiesen werden. „Von Horst“ so hieß es zum Schlusse, „ist nie verheirathet gewesen, doch hat eine ihm geistesverwandte, gleichfalls unverheirathete Schwester und ein Kreis treuer Freunde sein Dasein verschönert.“

Die Gefühle, mit welchen Elisabeth diese Anzeige gelesen, dürfte man kaum als schmerzliche bezeichnen, und wenn sie auch von jenem Tage an sich nie anders als in Schwarz kleidete, so war es doch, als sei ihr Herz an Trost und Hoffnung unsäglich reicher geworden. War ihr doch Eugen jetzt so viel näher, da er der Bewohner jener unbekannten und doch so heimatlichen Geisterwelt, als damals, wo ein kleines Stück deutscher Erde zwischen ihnen lag.

Und da Elisabeth auf diese Weise deren Wohnort erfahren, hatte sie an Emmy von Horst geschrieben und dadurch den Anfang einer Correspondenz gemacht, die fortan zum größten Glücke ihres Lebens wurde. Sie lernte im Alter durch die Schwester den Bruder lieben und verstehen, wie sie ihn in ihrer Jugend vielleicht kaum hätte lieben oder verstehen können, und sie wußte nun, daß er ihr treu geblieben bis in den Tod.

Erst auf dem Sterbebette hatte Eugen erfahren, daß Elisabeth unverheirathet geblieben, und die ernste Weihe jener Stunde, angesichts der Ewigkeit, hatte dieser Nachricht den Stachel geraubt, den sie wohl sonst für ihn enthalten hätte, wenn sie ihn noch in gesunden Tagen erreicht; so konnte auch er nur empfinden, daß der Tod die Scheidewand entferne, die das Leben zwischen ihnen aufgerichtet, und daß das geistige Band, das ihn an Elisabeth knüpfte, auch ein ewiges bleiben würde; und er hatte ihr seinen letzten Gruß gesandt und war mit ihrem Namen auf den Lippen entschlafen.

Doch kehren wir zu dem traulichen Wohnzimmer zurück, wo noch ein alter Bekannter unser wartet. Ist es möglich, daß die breite, stattliche Gestalt die des ehemaligen Verwalters von Roßdyk ist?

Gewiß! und sehen wir ihm in das offene, heitere Gesicht, so werden wir bald zugeben, daß es kein anderer sein kann.

Die Züge haben sich wenig verändert, nur etwas voller sind sie geworden, die Gesichtsfarbe etwas tiefer gebräunt und frischer geröthet zugleich; die Augen treuherzig und ein wenig schalkhaft, wie früher auch.

„Ein rüstiger, schöner alter Herr!“ sagen die Leute, wenn sie die etwas volle, aufrechte Gestalt übers Feld schreiten sehen, „aber daß er schon sechzig Jahre alt sein soll, sieht man ihm nicht an!“ — Es ist wahr, Normann sieht, im Gegensatz zu Elisabeth, viel jünger aus, als er ist; sogar sein stark mit weiß vermischtes Haar erhöht dadurch, daß die Grundfarbe blond ist, die Jugendlichkeit seiner Erscheinung. Normann selbst prahlt gerne mit seinem Alter und neckt oft seine Frau damit, daß sie einen so alten Mann habe nehmen mögen. Denn Normann ist glücklicher Gatte und Vater, und die sanfte, kleine Frau, mit den hellen blauen Augen, die neben ihm an der Glasthüre steht und Einlaß begehrt — ist Frau Normann.



Nach der Natur. Originalzeichnung von E. Bosch.

Fünfzehn Jahre lang hatte Normann seinem Jugendtraume nachgetrauert, doch die Zeit hatte auch seinen Schmerz gelindert, und als er in seinem vierzigsten Lebensjahre die um vierzehn Jahre jüngere blauäugige Therese kennen lernte und zu seiner Lebensgefährtin erwählte, da ging ein neues Leben für ihn an, und sein einziger Kummer blieb der, daß ihre Pfade sich nicht früher begegnet waren. Daß er ihr noch vor ihrer Verheirathung seine ganze Geschichte erzählte, versteht sich bei der ehrlichen Offenherzigkeit seines Charakters von selbst, und die demüthige Therese hatte sich gar nicht entsetzt ob dieser Enthüllung, sondern hatte sich nur im Stillen gewundert, wie ein Mann, der eine Elisabeth geliebt, an ihr, der kleinen, unscheinbaren Therese, Wohlgefallen finden konnte. Sie besaß nun einmal gar kein Selbstbewußtsein, die kleine, sanfte Frau, und hatte vielleicht eine allzugeringe Meinung von sich selbst, was nicht immer gut sein soll — denn ein Herz, das sich der Kraft eigener Liebesfähigkeit bewußt ist, hat auch ein Recht zu fordern, wo es sich hingibt, und eine solche Selbstkenntniß braucht darum keine Selbstüberhebung zur Folge zu haben; — wie dem auch sei, Frau Normann hat ihrem Manne nie eine trübe Stunde bereitet, und seiner Ansicht nach war er der beneidenswertheste Mensch auf der weiten Gotteserde.

Nach der Geburt ihres ersten Kindes war Theresens erste Bitte an ihren Mann die gewesen, daß sie dem kleinen Mädchen den Namen Elisabeth geben sollten, und Normann hatte, gerührt und glücklich, die Bitte gewährt und hatte an Elisabeth von Brunneck geschrieben und sie gebeten, Pathenstelle anzunehmen, was sie mit Freuden that.

Auch hier war mit diesem Briefe der Anfang gemacht worden zu neuem Anknüpfen an die alte Freundschaft; Normann brachte seine Frau zum Besuch nach Roßdyk, und sie hatte, nachdem sie Elisabeth zum ersten Mal in die Augen gesehen, zu ihrem Manne gesagt: „Wie hast Du mich nur nehmen können, Fritz?“ worauf er sie ausgelacht und gesagt, er wolle ihr einmal in einer Mußestunde seine triftigsten Gründe auseinandersetzen.

Mit der Zeit wurde die Freundschaft zwischen den beiden so verschiedenen und doch seelenverwandten Frauen eine immer innigere, festere, und als zehn Jahre vor dem Punkte, an welchem wir in unserer Erzählung stehen, ein größeres, dicht neben Roßdyk gelegenes Gut zum Verkaufe kam, kaufte es Normann an, verpachtete es zwar wieder, behielt sich aber das Wohnhaus frei, wohin er fast alljährlich mit seiner Frau und seinen sechs Kindern auf die Sommermonate übersiedelte. Das war denn ein lebhafter und fröhlicher Verkehr zwischen dem Kloster und dem Hofe, und „Tante Elisabeth“ — der auserwählte Mittelpunkt der frohen Kinderschar — fühlte sich wieder jung werden in den Freuden und Interessen des Familienlebens; und der jedesmalige Abschied wurde allen immer schwerer. — Wir dürfen aber den Gang der Erzählung nicht mehr aufhalten und Normann und seine Frau nicht länger verhindern, der Aufforderung der Aebtissin Folge zu leisten.

Nachdem die ersten Begrüßungen stattgefunden und Therese neben Elisabeth am offenen Fenster Platz genommen, stellte Normann sich neben beide Frauen und sagte, zu Elisabeth gewendet, indem er die Hand auf die Schulter seiner Frau legte: „Wir kommen heute, um Ihnen eine Mittheilung zu machen, liebe Freundin, die für uns eine große Freude enthält, und, so schmeicheln wir uns, auch Sie ein wenig angeht.“ Elisabeth sah lächelnd zu ihm auf: „Nun, wenn es für Sie beide kein Kummer ist, so kann es auch schwerlich für mich einer sein!“

„Die Sache ist also die,“ fuhr Normann fort, „wir haben es uns überlegt, Therese und ich, daß ich — nein, ich meine, daß wir,“ verbesserte er, auf einen vorwurfsvollen Blick seiner Frau, „daß wir anfangen, recht alt zu werden“ — die Frauen sahen einander lächelnd an, und blickten dann auf die stattliche Gestalt vor ihnen — „Ja, ja,“ fuhr er fort, „das lasse ich mir nicht ausreden, daß ich ein alter Mann bin, und da wird es mit dem Herumziehen nicht lange mehr gehen; kurz und gut, wir möchten gerne unsre alten Tage hier in Ihrer Nähe beschließen, meine Therese und ich, und da die Pacht hier diesen Herbst zu Ende geht, wollen wir noch vor dem Winter unsern Umzug halten, und dort in der Heimat unser altes Gut verpachten, bis Otto so weit ist, daß er es selbst übernehmen kann, was sagen Sie dazu, liebe Aebtissin?“

„Daß ich nicht genug meine Freude auszudrücken weiß!“ erwiderte Elisabeth mit leuchtendem Blick, Theresens Hand ergreifend, „aber das erfahre ich jetzt erst als abgemachte Sache!“ fuhr sie fort, kopfschüttelnd auf Normann hinsehend. „Ich habe es auch erst vor einer Stunde mitgetheilt bekommen!“ sagte Therese lachend.

„Das ist nun der Dank, wenn man Ueberraschungen vorbereitet!“ rief Normann, sich vergnügt die Hände reibend; „ich wollte erst alles heimlich anbahnen, damit es keine Enttäuschungen gäbe, und als ich vorhin bei meiner Frau mich vorsichtig erkundigen will, ob der Plan auch ihren allerhöchsten Beifall habe, da theilt sie mir mit, ich erfülle ihr nur einen Wunsch, den sie seit Jahren im Herzen trägt — warum hast Du ihn denn nie ausgesprochen, Therese?“ frug er plötzlich. — „Weil mir immer alles am besten gefällt, wenn es von Dir ausgeht, Fritz,“ antwortete sie einfach. — „Unverbesserlich!“ rief er und ging lachend im Zimmer auf und nieder.

„Ich denke manchmal, was hätte unsere Freundin, Fräulein von Robeltitz, zu meiner Therese gesagt!“ sagte er, zu Elisabeth gewendet. „Sie erinnern sich doch, wie viel sie darauf hielt, daß die Frauen keine untergeordnete Stellung einnehmen sollten?“ Elisabeth nickte lächelnd. „Oder gar Fräulein von Lauch!“ setzte sie hinzu.

„Die hätte vollends über Dich den Stab gebrochen, Therese!“ sagte Normann schalkhaft, „daß Du Dein Herz an solch ein Ungeheuer, wie ich es bin, vergeudest!“

„Ach ja, das war ja die Männerfeindin!“ sagte Therese, „ich kenne sie ja alle so genau, nach Deiner Beschreibung, die alten Damen!“

„Ja, die alten Damen!“ sagte Normann, plötzlich ernster werdend, „und trotz aller ihrer Schwächen habe ich ihnen doch größtentheils ein sehr freundliches Andenken bewahrt, nun sie nicht mehr sind. Die jetzigen Damen sind gewiß sehr liebenswürdig und doch, ich weiß kaum warum, ich bleibe der alten Generation treu.“ Er ging wieder nachdenklich im Zimmer auf und nieder.

„Das begreife ich wohl,“ sagte Elisabeth, „geht es mir doch eben so, und es ist mir eine liebe Erinnerung, daß ich die gute Fräulein von Kassel bis zu ihrem Ende pflegen konnte, sie war immer so gut gegen mich, ich weiß gar nicht, was ich ohne sie angefangen hätte!“ und auch Elisabeth wurde nachdenklich.

„Was ist eigentlich aus Fräulein Adelgunde geworden?“ frug Normann nach einer Weile.

„Es wurde ihr mit der Zeit doch gar zu langweilig bei uns,“ antwortete Elisabeth „und sie zog es vor, auf ihre Stelle als Stiftsdame zu verzichten, um ganz zu ihrem in Berlin wohnenden Bruder ziehen zu können, sie ist mir dann ganz aus den Augen entschwunden, ich kann mir kaum denken, daß sie noch lebt.“

„Wenigstens nicht mehr als ganz jugendliche Schönheit!“ setzte Normann hinzu.

In diesem Augenblicke drangen fröhliche Stimmen durch das Fenster, und leichte Schritte ließen sich auf dem Kiesweg vernehmen. Ein schlankes, blondes Mädchen, die neunzehnjährige Elisabeth Normann ging voraus, ihr folgten die beiden Brüder und die drei jüngeren Schwestern.

„Bitte, warte auf uns, Else! — Warte, Elsbeth!“ hörte man sie rufen.

Nur Normann selbst hielt streng darauf, dem Namen seiner Tochter seine ganze Länge zu lassen, denn ihm war er noch immer der schönste der Welt!

Die Aebtissin war aufgestanden und neigte sich aus dem Fenster zu der lieblichen Gruppe.

„Tante Elisabeth,“ sagte das blonde Mädchen und hielt ihr einen mächtigen Strauß blühender Haide entgegen, und die fünf Augenpaare hinter ihr richteten sich gleichfalls auf das Gesicht der Empfängerin, um zu zeigen, daß auch sie Antheil an der Gabe hatten.

„Tante Elisabeth, wir sind droben auf den Bergen gewesen und haben Dir Deine Lieblingsblumen gepflückt, sie dufteten so herrlich!“

Sie hob den Strauß zu ihr empor, und die Aebtissin beugte den Kopf tief auf die rothen Blüten hinab, und als sie ihn wieder erhob, schimmerten ihre Augen feucht und auf ihrem Gesicht lag es wie Jugendverklärung.

Das Kreuz im Walde.

Criminalskizze von H. Engelcke.

(Schluß.)

So hatten wir denn schon beim Beginne der Untersuchung ein gewaltiges Material. Die Obduction wurde auf den zweitfolgenden Tag angesetzt, inzwischen mußten aber die weiteren nothwendigsten Recherchen vorgenommen werden. Nachdem das Zimmer wieder versiegelt und Wachen für zwei Tage beordert waren, kündigte ich Leopold an, daß wir noch, so spät es auch geworden war, zu dem Wachtmeister gehen und dessen vorläufige Vernehmung bewirken müßten. Leopold seufzte tief, als er diesen Entschluß vernahm, gehorchte aber willig. Wir traten in die Schenkstube, die voller Menschen war. Die Magd bediente, der Wachtmeister hatte sich in seiner Hinterstube eingeschlossen.

Ich klopfte; anfangs keine Antwort. Erst als ich im Namen des Gesetzes zu öffnen befahl, hörte ich im Zimmer einen langsamen und schweren Schritt, der sich nach der Thür bewegte. Der Wachtmeister stand vor uns. Was war aus dem blühenden Mann geworden! Geisterbleich, ein Licht in der Hand haltend, den anderen Arm schlaff niederhängend, den gewaltigen Nacken gebeugt und einen unbeschreiblichen Ausdruck des Schmerzes und der Wehmuth im Antlitze, stand er da.

„Ich muß Sie fragen, Herr Jänisch, wo Sie die vergangene Nacht zugebracht haben, und was Ihnen von dem Morde an Bertha Wulst etwa bekannt geworden. Setzen Sie sich.“

Wir hatten alle drei an einem Tische Platz genommen.

„Herr Assessor,“ begann der Wachtmeister, „ich habe die Nacht über in meinem Bette geschlafen, ich bin nur um 12½ Uhr früh aufgestanden, als das Gewitter heraufzog, und habe die Pferde und Kühe losgemacht. Um 6 Uhr kam Gensdarm Leopold, mit dem ich eine halbe Stunde verplaudert, als das Jammergeschrei vom Forsthause herüberdrang. Herr Assessor, Bertha war mit mir versprochen, allerdings gegen den Willen der Mutter. Aber vor Gott war sie doch meine Braut, ich hatte mehr Anrechte auf sie, als jener Fremde da drüben, wir hatten uns beide Treue gelobt bis in den Tod. Sie hatte freilich ihr Wort gebrochen, aber es geschah um ihrer Mutter willen, daß sie es that. Meine Braut blieb sie im Geiste doch. Gott hat recht gethan, ich sollte sie nicht haben, er aber auch nicht. Wir sind quitt.“

„Und was meinen Sie denn, wo der Mörder zu suchen?“

„Ich glaube, Herr Assessor, daß Bertha,“ weil ich auf ihren letzten Absagebrief, den ich vorige Woche erhielt, ihr nicht geantwortet habe, weil ich ihr ihr Wort nicht zurückgeben wollte, selbst Hand an sich gelegt und sich an der Eiche — — —“

„Sie sind im Irrthum, in starkem Irrthum!“ unterbrach ich ihn, „Bertha Wulst ist nicht erhängt, nicht erdrosselt, sie ist erstochen mit Dolch oder Messer.“

Der Wachtmeister sprang vom Stuhle auf, wie vom elektrischen Schlage getroffen. Seine Augen traten hervor und seine Arme reckten sich gegen mich aus, als wolle er mich beschwören, das Wort zurückzunehmen.

„Erstochen! um Jesu Christi willen, erstochen?!“

„Ja, ja,“ erwiderte ich, „und zwar ganz augenscheinlich, nachdem der Mörder zuerst mit ihr gerungen und versucht hat, sie zu erwürgen und dann zu erdrosseln, was ihm nicht gelang, da das Mädchen sich offenbar heftig gewehrt hat.“

Der Wachtmeister war wieder auf den Stuhl gesunken und starrte mit glanzlosen Augen vor sich hin. „Ja, ja,“ murmelte er, „gewehrt hat sie sich sicher, o, sie war stark wie ein Mann.“

„Wann haben Sie den letzten Brief von Bertha erhalten?“

„O, heute vor acht Tagen, es war ihr Absagebrief, am Donnerstag war ja die Verlobung.“

„Haben Sie seitdem keinen Brief oder auch keinen Zettel von ihr erhalten, besinnen Sie sich wohl!“

„Nein, nein, keine Zeile.“

„Besinnen Sie sich, vorgestern oder gestern am Montag?“

„Nein, nein, gewiß nicht, Herr Assessor!“

„Kennen Sie die Handschrift auf diesem Zettel?“

Ich reichte ihm den in Berthas Tasche gefundenen Zettel.

„Ja, ja, das ist Berthas Hand, das hat sie geschrieben, o, daran ist kein Zweifel.“

„Und die Worte darunter mit Bleistift?“

Der Wachtmeister führte das Blatt näher zum Lichte, um die verwaschenen Züge zu betrachten.

„Mein Gott, ich weiß es nicht!“

„So geben Sie wieder her!“

Der Wachtmeister reichte mir den Zettel zurück. Er sah mich starr an, als wollte er in meiner Seele lesen, woher ich den Zettel habe. Ich beschloß im Augenblicke, mit allen Mitteln den Wachtmeister anzugreifen.

„Kennen Sie dieses Kreuz? Es lag neben Berthas Leiche!“

Der Wachtmeister sah mich wiederum starr an, dann sagte er: „Ich kenne es nicht, es sieht eins wie das andere aus!“

„Sie tragen selbst das Kreuz, nicht wahr?“

„Ja wohl!“

„Holen Sie es.“

Der Wachtmeister stand auf und ging nach dem Fenster, neben welchem unter einer Gardine Kleider hingen. Auf das höchste gespannt, sahen Leopold und ich uns an. Da ertönte im Zimmer ein lauter Schlag. Erschrocken wandten wir uns um. Der Wachtmeister lag am Boden. Er war hintenübergestürzt und mit dem Kopfe auf den Estrich der Stube geschlagen. Mit dem Lichte sprangen wir zu. In dem Augenblicke, als ich mich über den Wachtmeister beugte, rief Leopold:

„Abgerissen, abgerissen vom Rock, hier hängen ja die Fetzen!“

Und so war es auch. Das Kreuz war vom Bande gerissen und das Tuch des Rockes da entzwei, wo das Band angenäht gewesen.

„Also doch!“

Was war zu thun? Der Wachtmeister lag regungslos am Boden und athmete nur schwach. Als wir ihn aufheben wollten, sank sein Kopf wie der eines Sterbenden hintenüber. Unsere Kraft reichte nicht aus, den gewaltigen Mann zu tragen, und wir holten uns Hilfe. Vergebens rüttelten wir ihn, er kam nicht zur Besinnung. Wir sendeten zum Arzte, der noch bei Frau Wulst war. Der Arzt erklärte, zumal im Augenblicke seiner Ankunft sich heftiges Erbrechen einstellte, daß der Wachtmeister eine schwere Gehirnerschütterung erlitten. Wir überließen ihn der Pflege seiner alten Magd und begaben uns auf die Rückreise. Die Untersuchung begann. Die Section am zweiten Tage ergab nichts Neues. Sie constatirte das vorläufige Gutachten der Aerzte. Der Wachtmeister war noch immer ohne Besinnung und lag im heftigsten Fieber. Kein Wort war bis dahin über seine Lippen gedrungen.

Alles vereinigte sich gegen den Wachtmeister. Die Sachverständigen erklärten die Handschrift auf dem Zettel nach sorgfältiger Vergleichung mit den bei dem Wachtmeister in Beschlag genommenen Briefen ganz unzweifelhaft als Berthas Hand. Unter den Briefen fanden sich mehrere ganz gleiche Zettel, augenscheinlich aus verschiedenen Zeiten herrührend, sie enthielten alle in gleicher Weise die Bestimmung eines Rendezvous. Die Unterschrift unter dem Zettel: „Ich komme“ war zu sehr verwaschen, als daß die Sachverständigen ein bestimmtes Gutachten hätten abgeben können. Indessen sprachen sie in Folge der Vergleichung mit der authentischen Handschrift des Wachtmeisters die Vermuthung aus, daß die Schrift wohl von seiner Hand herrühren könne.

Die Druckflecke am Halse des Mädchens waren breit, so breit, daß nur Finger von außergewöhnlicher Stärke sie hervorgebracht haben konnten. Des Wachtmeisters Hand war breit und schwer. Der Strang, mit welchem die Erdrosselung versucht war, wurde später auch recognoscirt. Es meldete sich ein Bauer, dem der Strang gehörte, der ihn tagtäglich benutzt und dem er kurze Zeit vor dem Tode des Mädchens — genauer ließ sich die Zeit nicht bestimmen — vom Wagen abhanden gekommen war, als dieser eines Abends auf dem Hofe des Kruges gehalten.

Die Botenfrau, welche 9 Uhr abends von H. weg nach N. zu gehen pflegte, um die Kühle der Nacht zu benutzen, war nach ihrer Meinung kurz nach 12 Uhr die große Landstraße beim Wachtmeister

vorbei passirt. Ungefähr 100 Schritt hinter dem Kruge hatte sie plötzlich einen lauten unartikulirten Schrei vernommen und zwar aus der Gegend der Schöneiche her. Entsetzt war sie einen Augenblick stehen geblieben und hatte sich dann, da die schwere Bürde auf ihrem Rücken ihr nicht zu fliehen erlaubte, in Todesangst in den Graben der Landstraße geflüchtet. Noch hatte sie sich überreden wollen, daß sie den Schrei einer Eule gehört, als sie in einiger Entfernung vor sich das Gebüsch und namentlich das noch feste alte Laub der Buchenbüsche knistern hörte und eine große Gestalt in der Entfernung von 50 Schritt aus dem Walde heraus über den Berg gespensterhaft im Scheine der Blitze über die Landstraße fliehen sah. Die Gestalt floh nach der Seite des Waldes zu, wo der Krug lag und verschwand im Gebüsch. Deutlich aber hörte sie nach einer kurzen Zeit, daß durch den Wald ein Ton drang, als werde eine Thür zugemacht. Ein Erkennen jener Gestalt war selbstverständlich unmöglich gewesen, und die Todesfurcht hatte die Frau abgehalten, zum Kruge zu gehen und nachzuforschen.

Im Gesangbuche des Wachtmeisters fand man eine Art Tagebuch, das fast nur Bezugnahme auf sein Verhältniß mit Bertha hatte. Der erste Theil athmete die unendlichste Liebe zu dem Mädchen, auf den spätern Blättern aber mischte sich ein tödtlicher Haß gegen seinen Nebenbuhler hinein. Auf einem Blatte hieß es: „Es ist alles aus, sie hat mich verrathen, sie hat die Treue gebrochen, lieber Gott, verzeihe mir die Sünde!“ Auf einem andern Blatte las man: „Die kurze Frist, die ich noch habe, läuft ab; mein Gott, mein Gott, schon morgen, Nimrod brachte heute den Zettel.“

Um die Beweise gegen den Wachtmeister zu häufen, mußte selbstverständlich das Alibi Weinreichs näher constatirt werden. Der Förster Franz bekundete eidlich, daß er am Montag abends bis 9 Uhr mit Weinreich zusammen in der Schenkstube des Eichhorns zu H. gesessen und dann mit ihm schlafen gegangen sei. Ihre Betten hätten neben einander gestanden. er habe in der Nacht sehr schlecht geschlafen und habe bis 10 Uhr gewacht. Er hätte es doch hören müssen, wenn Weinreich aufgestanden wäre. Er habe aber nichts gehört. Früh 3 Uhr habe er Weinreich im Bette gesehen. Er wisse dies genau, da der Morgen gedämmert und die nahe Thurmuhr geschlagen habe.

Aber unsere Untersuchung sollte vergebens gewesen sein. Der Wachtmeister hatte zwar die schwere Kopfverletzung überstanden, sein riesiger Körper hatte vorläufig gesiegt, aber die Nacht des Wahnsinns hatte sich über seinen Geist gelegt, und die Aerzte gaben ihr Gutachten übereinstimmend dahin ab, daß der Wahnsinn unheilbar, gleichzeitig aber auch, daß der Wachtmeister nicht mehr lange leben könne.

Das Justizdepartement in N. befahl die vorläufige Einstellung des Verfahrens und die Entlassung des Wachtmeisters, der inzwischen verhaftet worden war.

Die Aerzte hatten recht. Als der Herbstwind die Blätter der Schöneiche zu tausenden zu Paaren trieb, die in ihrem jungen, saftigen Grün Zeugen des grausamen Mordes gewesen, da fanden Holzschläger eines Tages den Wachtmeister unter der Eiche, mit dem Gesichte auf dem Grase liegend, als habe er jene Stelle küssen wollen.

Sie hoben ihn auf, der Wachtmeister war . . . todt!

Inzwischen hatte sich auch das Leben im Forsthause vollständig geändert. Frau Wulst war mit Nimrod in die Stadt gezogen, auf deren Friedhofe ihre Tochter bestattet lag. Weinreich war entlassen. Die Förster des Reviers hatten einstimmig bei dem Oberförster um seine Versetzung gebeten. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, er sei nicht ehrlich in seinem Amte, treibe mit Wildhändlern versteckten Handel und sei mit einigen Müllern, die als Holzdiebe berüchtigt waren, befreundet. Unter den ehrenwerthen Förstern gab es außerdem viele, die da fest behaupteten, daß der Förster Franz in jener Nacht im Eichhorn möglicherweise sehr fest geschlafen haben könne, daß das Gericht auf einer ganz falschen Fährte und der Mörder wo anders zu suchen sei, als in der Person des armen, wahnsinnigen Wachtmeisters. Weinreich kam den Wünschen der Förster zuvor. Er schrieb eines Tages an den Oberförster, daß die Ereignisse seiner Probezeit ihm den Forstdienst vollständig verleidet hätten und er um seine Entlassung bitte. Sie wurde ihm augenblicklich gewährt. Weinreich verschwand aus der Gegend, ohne von jemand Abschied zu nehmen.

Das Gras war hoch gewachsen über den beiden Gräbern. Die Acten waren mit dem Bemerken deponirt, daß Inculpat verstorben sei. Ein Jahr war vergangen; von Weinreich hatte kein Mensch etwas gehört, es hieß, er sei nach Amerika ausgewandert. Da hatte ich eines Tages Gelegenheit, mit dem Förster Franz zu conferiren. Franz war grundehrlich, aber geistig etwas beschränkt. Bald kam auch unser Gespräch auf den Mord von Bertha Wulst.

„Sie sind ein Hauptzeuge in der Untersuchung gewesen, Herr Förster. Wenn Ihr Zeugniß nicht das Alibi so fest constatirt hätte, würde auch der Verdacht des Gerichts sich möglicherweise mehr auf Weinreich gelenkt haben.“

„Ich kann doch nichts anderes aussagen, als ich weiß,“ erwiderte der Förster „und ich weiß ganz genau, daß Weinreich um 10 Uhr in seinem Bette lag, als ich einschlief und daß er um 3 Uhr, als ich aufstand, noch schnarchte. Ich weiß es deshalb so genau, weil ich noch in der Dämmerung seinen Rock mit dem meinigen verwechselte und meinen Irrthum erst gewahrte, als ich fühlte, daß sein Rock durch und durch — —“

„Was, was, durch und durch?“ schrie ich auf.

„Durch und durch naß war.“

„Naß, und das sagen Sie heute erst, sehen Sie denn nicht, welch bedeutendes Indicium dies ist. Es hatte ja in der Nacht nach Berthas Tode so stark geregnet. Woher dachten Sie denn, daß der Rock naß sei?“

„Ich habe mir garnichts dabei gedacht.“

Ich ließ Leopold kommen und theilte ihm diese Thatsache mit. Ueber sein Gesicht flog ein Strahl der Freude, dann sprach er ärgerlich: „Warum habe ich den Kerl, als er zu uns nach der Eiche kam, nicht an den Arm gefaßt, der Rock mußte noch naß sein, und dann wäre alles anders geworden.“

Wir constatirten aus den Witterungsberichten, die der Oberförster führte, daß es in jener ganzen Woche nur am 4. Mai früh 2 Uhr geregnet hatte. Ich nahm die Untersuchung wieder auf. Weinreich ließ ich steckbrieflich verfolgen. Ich vernahm Zeugen über Zeugen, ich ließ auch Frau Wulst kommen und theilte ihr den neuen Verdachtsgrund mit. Sie schüttelte ungläubig den Kopf. Die arme Frau hatte gar keine Meinung, sie hatte die ganze Nacht geschlafen bis zum Morgen, als sie ihre Tochter vermißt.

Etwas ermittelte aber Leopold doch: einen Knaben, freilich nur im Alter von 10 Jahren, der kurz nach dem Regen von H. aus in den Wald, um Holz zu suchen, gegangen war, und der behauptete, daß ihm an der Windmühle vor der Stadt in der Dämmerung ein Förster, der es sehr eilig gehabt, begegnet sei. Der Förster sei groß gewesen und habe einen schwarzen Bart gehabt.

Die Steckbriefe hinter Weinreich blieben fruchtlos, ich ließ sie durch zwei Jahre immer wieder erneuern, bis endlich im Frühjahr 1821 vom Großherzogthum Posen her die Nachricht einlief, daß dort ein Individuum wegen Landstreichens eingefangen sei, auf welches das Signalement und besonders die tiefe Säbelnarbe auf der Stirne passe. Leopold mußte die weite Reise machen, um die Recognition vorzunehmen, und bald erhielt ich ein Schreiben, daß Weinreich der Gefangene sei und daß er sich mit demselben auf dem Transporte nach H. befinde. Nach fünf Wochen kamen sie an. Vagabond im höchsten Sinne des Wortes, abgerissen wie ein Bettler, das Laster der höchsten Trunksucht auf dem Gesichte stand Weinreich vor mir. „Fragen Sie Herrn Leopold,“ so redete mich Weinreich an, „er weiß alles.“

Und so war es auch. Leopold, der während des langen Transportes nicht einen Augenblick von der Seite des Arrestanten gewichen war, hatte die Rolle des Inquirenten übernommen. Der Mörder war geständig, mir blieb nichts übrig, als sein Geständniß zu Protokoll zu nehmen.

Actum den 4. Mai 1821 auf dem Königlichen Gerichtsamte zu H.

Inculpat aus dem Gefängnisse vorgeführt, erklärt nach Ablegung der Fesseln:

Ad Personalia.

„Ich heiße Carl Theodor Weinreich, bin am 1. April 1792 zu S. in der Altmark geboren. Ich habe meinen Vater nicht mehr gekannt, er war Lehrer in S. gewesen. Meinen ersten Unterricht erhielt ich in der Dorfschule, dann nahm sich meiner der Ortspfarrer an, der mich mit seinen eigenen Söhnen unterrichtete und mich mit denselben auf das Gymnasium zu W. schickte. Meine Mutter wendete ihr kleines Vermögen auf, um mich auf der Schule zu erhalten. Als ich in Secunda saß, starb sie, meine Subsistenzmittel waren am Ende,

ich mußte die Schule verlassen. Ich war damals siebzehn Jahre alt. Ich wurde Schreiber bei einem Justizcommissarius. Das Leben gefiel mir nicht, die sitzende Lebensweise war mir zuwider, nach zwei Jahren verließ ich diesen Dienst. Ich nahm Handgeld bei den Sachsen und trat in ein Schützenbataillon. Ich habe den Feldzug nach Rußland mit durchgemacht, ebenso die Feldzüge von 1813. Bei Dennewitz wurde ich verwundet. Nachdem die Sachsen bei Leipzig zu den Verbündeten übergegangen, trat ich in die Kriegsdienste meines Vaterlandes und habe bei Waterloo das eiserne Kreuz erhalten. Nach dem Feldzuge wurde ich entlassen. Ich hatte mir in den Feldzügen so viel von meinem Gehalte als Sergeant erspart, daß ich vorläufig leben konnte. Ich trat bei dem Oberförster N. in die Lehre. Meine Kenntnisse kamen mir zu Hilfe, und schon nach Jahresfrist war ich soweit, um mich zum Probedienst melden zu können. Ich war zur Civilversorgung notirt und wurde bald zur Vertretung des verstorbenen Försters Wulst einberufen. Im Sommer 1818 kündigte ich diesen Dienst und begab mich nach Westpreußen, um dort einen Privatdienst als Förster zu suchen. Ich fand ihn auch, aber das Unglück verfolgte mich. In den langen Feldzügen, die ich durchgemacht, hatte ich mir den Branntwein angewöhnt, die Neigung hierzu nahm bei mir überhand. Man schickte mich fort. Ich war ganz ohne Mittel, ernährte mich eine Zeit lang von Wilddieberei und Schmuggel an der polnischen Grenze, ich bin mehrmals derwegen bestraft. Bettelnd bin ich dann im Großherzogthum umhergezogen, niemand nahm mich zur Arbeit, ich war ja eben ein Bettler, den jeder von sich stieß. In G. wurde ich zuletzt verhaftet."

Ad cunsam.

„Ich will ein offenes und reumüthiges Geständniß ablegen. Ich bekenne mich für schuldig, Bertha Wulst am Morgen des 4. Mai 1818, heute vor drei Jahren ermordet zu haben. Seit jenem Tage ist keine Ruhe in mein Gewissen zurückgekehrt. Von wahren Furien getrieben, bin ich umhergezogen von Ort zu Ort, von Land zu Land, immer und ewig hat das Bild der Ermordeten vor meinen Augen gestanden, immer hat die Todsünde schwer auf mir gelastet, und Ruhe habe ich nirgends gefunden. Mehr als einmal bin ich auf dem Punkte gewesen, mich den Behörden zu stellen, und nur der Branntwein brachte mich von meinem Entschlusse ab. Zum Geständniß bin ich gekommen, als ich vom Gensdarmen Leopold erfuhr, daß der Wachtmeister Jänisch im Wahnsinn verstorben sei.

„Meine Rache war zu Ende.

„Wir standen am Schlachttage von Dennewitz im Carré, umschwärmt von preußischer Reiterei. Ich trug an diesem Tage die Fahne und stand in der Mitte. Da plötzlich brach über eine Anhöhe ein preußisches Ulanenregiment hervor. Der Angriff war ein gewaltiger, das Carré wankte, und urplötzlich saßen die feindlichen Reiter darin. Ich hielt selbst waffenlos mit beiden Händen meine Fahne, stolperte aber über den Leichnam eines Kameraden und stürzte zur Erde. In demselben Augenblick sah ich einen riesigen Reiter mit hoch erhobenem Säbel über mir. Sein schwerer Hieb traf meine Stirn. Zur Abwehr streckte ich unwillkürlich meine Fahne entgegen. Der Reiter ergriff sie und setzte seinem Pferde die Sporen in die Seiten. Ich hielt fest, ich wurde von dem Pferde durch das Carré geschleift und verlor die Besinnung. Aber das Gesicht dessen, der mir die Fahne raubte, der mich zum Tode verwundete und mich von den Hufen seines Pferdes treten ließ, hatte ich mir gemerkt. Ich lag blutend auf dem Schlachtfelde, und mein erster Gedanke war Rache an dem Räuber meiner Fahne. Ich beschloß damals, ihn zu suchen, hätte ich auch ans Ende der Welt wandern müssen. Auf jedem späteren Marsche, in jedem Dorfe, in jedem Gefechte habe ich ihn gesucht. Ich hoffte ihn zu finden, zumal ich ja nun selbst in ein und demselben Heere mit ihm diente. Ich fand ihn nicht. Gleich am zweiten Tage nach meiner Ankunft im Forsthause saß ich mit Frau Wulst am Fenster. Sie hatte mir das Verhältniß ihrer Tochter zu dem Wachtmeister erzählt, als dieser gerade aus seiner Thür trat. Da drängte sich das Blut nach meinem Herzen zusammen, da überkam mich die alte furchtbare Rache, die ich in meinem Herzen auf dem Schlachtfelde geschworen. Ich hätte ihn ja aus tausenden herausgekannt, er war es, der mir meine Fahne genommen.

„Schon am Morgen dieses Tages war es bei mir fest beschlossene Sache gewesen, mich um Bertha Wulst zu bewerben. Mit dem ersten Augenblicke, als ich sie sah, liebte ich sie. Ich überlegte, daß eine Verlobung mit ihr, die in hoher Gunst bei dem Herrn Oberförster stand, dazu beitragen mußte, die Stelle zu erhalten. Ich wußte, daß Bertha Wulst ein wohlhabendes Mädchen war, und ich wiegte mich in dem Traume einer schönen Zukunft. Da sah ich ihn und erfuhr sein Verhältniß zu Bertha. Er, der mir meine Fahne genommen, wollte mir auch das geträumte Glück meines ganzen künftigen Lebens entreißen. Ich mußte mich rächen, mich doppelt rächen. Ich wußte nicht, wie ich es anfangen sollte.

„Verschiedene Male hatte ich schon den Entschluß gefaßt, ihn bei einer Begegnung im Walde zu tödten, und ich würde den Entschluß wohl auch ausgeführt haben, wenn nicht die Liebe zu Bertha Wulst sich von Tage zu Tage in mir gesteigert hätte. Ich mußte das Mädchen besitzen, und ein Mord auf dem Gewissen hätte mir ihren Besitz verkümmert. Jene heiße Zuneigung zu Bertha Wulst ließ in einsamen Stunden, wenn ich allein in meinem Zimmer oder im Walde war, mich auf eine mildere Rache denken. Wie er mir das Theuerste, was ich als Soldat besaß, genommen, so dachte ich ihm das Liebste, was er auf Erden hatte, zu nehmen, dann sollten wir quitt sein. Als ich nun um Bertha anhielt, wußte ich, daß ich abgewiesen werden würde, ich hoffte aber von der Zukunft und dachte, daß in der Ehe sich alles schon finden werde. Ich wandte mich an den Herrn Oberförster und bat um seine Vermittelung. Und als mir das Mädchen eines Morgens ihr Jawort gab, mir ihre Hand reichte und mir mit thränenden Augen versprach, mir ein treues Weib zu sein, da hatte ich eigentlich dem Wachtmeister vergeben. Eine Centnerlast fiel mir vom Herzen. Durch die Liebe zu meiner Braut, die zwar ernst aber freundlich zu mir war, kam ich zu ruhiger Ueberlegung. Ich bedachte, daß der Wachtmeister eigentlich nur seine Pflicht als Soldat gethan habe. Ich glaube, wir hätten können Freunde werden. Da trat ein Zufall ein, ein so furchtbarer Zufall, der alle bessre Gedanken über den Haufen stieß, der den alten Zorn, die alte Rache im furchtbarsten Maße wieder wach rief. Es kam der unselige Nachmittag des 2. Mai 1818. Ich hatte von meiner Braut schon Abschied genommen, um für die folgenden Tage nach hier zu den Terminen zu gehen. Zunächst ging ich nach einem Schlage, und da ich etwas vergessen, kehrte ich auf einen Augenblick nach dem Forsthause zurück. Vor dem Hause traf ich den Hund, der auf dem Wege war, nach dem Kruge zu laufen. Er sprang an mir in die Höhe, unter seinem breiten Halsbande schimmerte es weiß. Es war ein Stück Papier mit der Bestimmung eines Stelldichein für Montag Nacht an der Schöneiche. Ich sah, daß ich furchtbar verrathen war. Ich hatte nicht an die Liebe, aber an die Treue meiner verlobten Braut geglaubt und sah, daß ich hintergangen wurde. Es war ihre mir nur zu wohl bekannte Handschrift. Kaum meiner mächtig, mit wirren Gedanken im Kopfe drängte es mich zu einem furchtbaren Entschluß. Nicht er sollte zuerst sterben, sondern sie, das war erst für mich die wahre Rache. Ich entschloß mich kurz, sie mußte zum Stelldichein kommen, dort, beschloß ich, sollte sie sterben. Dann er. Ich schrieb mit verstellter Hand unter den Zettel: „Ich komme," und verbarg das Billet unter dem Halsbande. Nach zehn Minuten ließ ich den Hund ungesehen in den Hof und entfernte mich schnell in den Wald. Ich hatte noch über 24 Stunden Zeit zum Ueberlegen. Aber die Stunden verflossen mir bald wie die Secunden, bald dünkten sie mir Jahre lang. Mein Entschluß stand fest, unwiderruflich fest. In der Nacht vom Montag zum Dienstag machte ich mich auf. Mein Schlafgenosse schlief fest. Ich lief über Stock und Stein quer durch den Wald, um zu rechter Zeit da zu sein. Ich kam noch zu früh. Vom Wachtmeister her schimmerte ein mattes Licht. Ich schlich mich über den Hof und sah zum Fenster hinein. Der Wachtmeister schlief bei einer kleinen Lampe in seinem Bette. Er schlief so ruhig. Das Fenster stand offen, und offenbar mir zum Hohne glänzte im Scheine der Lampe sein eisernes Kreuz mir entgegen. Der Rock hing dicht am Fenster. Die Wuth überkam mich, mit einem Rucke riß ich es ab und steckte es zu mir. Die Nacht war sternenhell, jenseit des Waldes ertönte ein dumpfer Donner. Da hörte ich es Mitternacht schlagen. Es war Zeit. Ich stolperte über etwas, es war ein Strang. Er war mir willkommen, vielleicht dachte ich in meinem wirren Geiste: vielleicht kannst du ihn brauchen.

„Ich schlich zur Schöneiche. Sie war schon da. Sie trat weinend mit den Worten: „Vergib mir!" auf mich zu. Da prallte sie entsetzt zurück. Sie hatte mich für ihn gehalten. Mich aber faßte der Teufel der Wuth. Meine Hände krallten sich um ihren Hals, und

ich drückte ihr die Kehle zu. Aber sie war stark, es kam zum Kampfe zwischen uns beiden. Das Gewitter war nahe gekommen, ihr Hilfegeschrei erstickte in dem Rollen des Donners. Da dachte ich des Stranges und warf ihn blitzschnell dem Mädchen um den Hals. Auch das half mir aber nicht, sie griff mit den Händen in den Strang. Vor Wuth meiner nicht mehr mächtig, griff ich nach meinem Jagdmesser und führte einen Stoß nach ihr. Mit einem einzigen kurzen Aufschrei stürzte sie zu Boden. Mich aber ergriff eine furchtbare Angst; ich floh den Weg zurück, den ich gekommen. Ueber mir stand der Himmel in Flammen, er leuchtete dem Mörder auf seinem Wege. Ich floh, floh über den Wald und über die Haide, gepeitscht von den Furien des Mordes. Da traf ein eiskalter Regen mein Gesicht und meine glühende Stirn. Ich war kaum eine und eine halbe Stunde gelaufen, da befand ich mich wieder in der Nähe von H. Wenn man mich im Eichhorn gesehen hätte, ich wäre verloren gewesen, der Mord mußte ja auf meinem Gesichte stehen. Ich faßte mich jetzt und war auf meiner Hut. Das Gewitter war längst vorüber, im Gasthofe schlief alles, ich schlich mich auf mein Zimmer und zu Bett. Ich habe die volle und reine Wahrheit gesagt, ich habe nichts verschwiegen und erwarte den Urtelspruch meiner Richter."

Geschehen wie oben.

Weinreich entzog sich selbst der irdischen Gerechtigkeit. Der nächste Morgen fand ihn todt in seiner Zelle.

* * *

Das ist die Geschichte des Doppelkreuzes im Walde, das der greise Herr Oberförster errichten ließ aus den Aesten der Schöneiche. Und wenn Du, freundlicher Leser, eines Tages an dem Kreuze vorbeigehst, so gedenke in Deinem Herzen des armen Wachtmeisters und seiner Bertha.

Das Wunder der Zahl.

Von **Dr. Wilhelm Hamm.**

Gar häufig vernimmt man das stolze Wort: „Dem menschlichen Geist ist nichts mehr verschlossen, er durchdringt, erforscht, zergliedert alles, vor ihm hat die Natur keine Geheimnisse, die Schöpfung keine Wunder mehr." Man hört es sehr oft aussprechen von solchen, welche nur den Schaum von der Oberfläche abgeschöpft haben, sie spötteln über Hallers ewigen Ausspruch: „Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist", und doch, sobald sie es nur wagen wollten, die einfachsten Begriffe zu entwickeln, so würden sie bald zu den sieben Siegeln des Buches gelangen, die noch kein Mensch geöffnet hat, keiner lösen wird. Auch dem menschlichen Gedanken, dem geflügelten Diener des Geistes ist eine Schranke gesetzt, deren Inschrift gebietet: „Bis hierher und nicht weiter!" Es gibt gewisse Begriffe und Abstractionen, welche ihm geradezu unfaßbar sind und es bleiben werden für alle Zeiten; es sind jene, von welchen erzählt wird, daß Denker im Bestreben ihrer Ergründung den Verstand verloren hätten, gleich den indischen Weltweisen, die in der Durchdringung des Weltworts Om ihr Leben vergessen. Wen hat nicht Schwindel erfaßt und tiefe Demüthigung, wenn er versuchen wollte, den Raum zu messen, oder zu ergründen, was Zeit und Ewigkeit ist? Das sind Wunder, welche die schärfste Geistesleuchte nicht erhellt. Ein solches ist auch die Zahl, die unscheinbare aber sichere Helferin des Menschengeschlechts, deren Reihen unzweifelhaft die Treppe bilden zur Höhe der Civilisation. Schon das Wesen ihres Begriffs ist gar nicht so leicht zu erfassen. Was ist denn die Zahl? Zwar lautet die Antwort ziemlich sicher: „Eine Größe als Bestimmung des Wie viel, allein damit ist die Definition bei weitem nicht erschöpft. Wollten wir sie weiter verfolgen, so würden wir bei diesem Suchen auf die schwindelnden Höhen der Metaphysik gelangen. Zunächst träte uns der innige Zusammenhang von Zahl und Materie entgegen; schon die Aristoteliker lehrten, daß, weil ohne Quantität keine Theilung möglich, die Materie aber die erste Quantität ist, die Zahl nur aus der Theilung der Materie entspringen kann. Indem aber letztere als einzelnes gar nicht gedacht werden kann, so ist die Zahl „so wenig etwas Abstractes, daß wir nur ihr unser Dasein verdanken, daß wir nicht wären, wenn sie nicht wäre. Nicht der denkende Verstand als solcher, sondern der in die Zahl sich entäußernde ist der Vater, wenigstens die nächste Ursache der Dinge und Wesen. Der reine Gedanke gibt nicht Vielheit, aber die Zahl. Sie ist die erste — nicht einzige — Einheit zwischen Denken und Sein, der erste, nächste Uebergangs- und Verknüpfungspunkt des Unendlichen und Endlichen." So versuchen die Philosophen den Begriff zu zergliedern, wir dürfen hier ihren verschlungenen Pfaden nicht folgen. Wohl aber sind wir berechtigt hervorzuheben, daß im Alterthum Zahl und Rede gleichbedeutend waren; das althochdeutsche Zala klingt noch heut in unserem „Erzählen" nach, wie die gleiche Verwandtschaft auch in romanischen Sprachen auftritt, z. B. im Französischen compter und conter, im Italienischen Contare. Der gleichen Wurzel entsprang auch das Wort „Ziel". Mit Recht kann man daher sagen: Im Anfang war die Zahl — denn in ihrem Begriff einigt sich der des Geschaffenen, das Wesen der Substanz und der Individualität. Schon den Alten war daher die Zahl ein Mysterium, ein geheimnißvoller Schacht, in den ihr Denken sich gern versenkte; der berühmte Weltweise Pythagoras erbaute auf ihr seine ganze Philosophie; ihm war die Zahl der Urgrund aller Dinge, der greifbaren und unbegreiflichen, der Götter und der Welt, sie ist Nomos und Logos zugleich. Daher hat sich auch von jeher an die Zahl der Aberglaube oder die Uebersinnlichkeit geknüpft; Jedermann weiß, daß es heilige Zahlen gibt, vor allen die 3, dann die 7, weniger die 9; die ganze Kabbala, ein gutes Theil der Astrologie, der Nekromantik und ihrer Verwandten, war ein Spiel mit Zahlen nach gewissen geheimnißreichen Regeln. Aber in diesen dunkeln Regionen wollen wir das Wunder der Zahl nicht aufsuchen, vielmehr soll es uns entgegentreten im vollen Lichte des Tages der heutigen Stufe der Naturwissenschaften; wir wollen versuchen, an einzelnen Beispielen die Unfaßbarkeit und Unendlichkeit der Zahl darzulegen, nachzuweisen, wie der forschende Menschengeist sie benutzt hat zur Messung der Größen, ohne aber damit von diesen eine andere Vorstellung erobern zu können, als die Zahl selber sie ihm bietet, deren Unbegrenztheit ihm doch ewig ein versiegeltes Mysterium bleiben wird und muß.

Mit gleichgültiger Unbefangenheit sprechen die meisten Menschen von Millionen, ohne sich jemals Rechenschaft darüber gegeben zu haben, was eigentlich eine Million ist. Wenn ein geübter Zähler in der Stunde 3000 Thalerstücke abzuzählen vermag und täglich zehn Stunden diesem in eigener Regie nicht unangenehmen Geschäfte widmet, so braucht er $33\frac{1}{3}$ Tag, um die Million fertig zu bringen, und werden die Thalerstücke in einer Linie aneinander gelegt, so bilden sie eine solche von 5 geographischen Meilen Länge; könnte man die Summe aber in einthälerigen Cassenscheinen auf einander stapeln, so würden diese eine Säule von 840 Fuß Höhe, also der doppelten des Straßburger Münsterthurmes bilden. Vermag man sich nach dieser sinnlichen Vorstellung ungefähr den Begriff von einer Million zu machen, so läßt uns doch die menschliche Phantasie gänzlich im Stich, wenn wir es versuchen wollen, sie als multum in minimo zu erfassen. Der Kieselguhr, eine vielverbreitete Erdart, besteht nach den vertrauenswürdigen Untersuchungen der Mikroskopie gänzlich aus den Leibern oder Schalen von kleinsten Infusorien, von welchen 2000 Stück nur den Längenraum einer Linie bilden, 100 Millionen erst einen Gran wiegen; nach Ehrenberg enthält ein einziger Kubikzoll Polierschiefer 1000 Millionen Kieselinfusorien, lebende Einzelwesen, jedes mit einem Kieselpanzer umgürtet; ein Centner des Materials würde demnach die Zahl von 58 Billionen repräsentiren. Man braucht aber nicht einmal bis zu diesen unsichtbaren Geschöpfen hinabzusteigen, um ähnliche Zahlen zu bekommen. Die grünliche Färbung der arktischen Meere rührt nach dem alten Walfischjäger Scoresby her von einer kleinen, kaum zollangen Molluskenart, Clio borealis, dem sogenannten Walfischaas, der Hauptnahrung der Walthiere. Nach seinen Messungen und Berechnungen würden auf zwei englische Quadratmeilen Meeresfläche 23,888 Billionen solcher Thiere entfallen, und weil diese Ziffer eine gänzlich unfaßbare ist, so fügt er gleich erläuternd bei, daß, um sie zu zählen, achtzigtausend Menschen seit Erschaffung der Welt, also sechstausend Jahre hindurch, ununterbrochen hätten fortzählen müssen. Im Jahre 1867

haben allein neun deutsche Gemeinden in Südrußland binnen 14 Tagen nach genauer Messung über 5000 Millionen Heuschrecken vertilgt, Billionen jedoch blieben übrig und verheerten das Land.

Wie viel aber ist eine Billion? Bernstein gibt in seinen Volksbüchern darauf die Antwort: „Eine Billion ist eine Million mal Million, und sieht in Zahlen geschrieben aus: 1,000,000,000,000. Allein Zahlenreihen geben nicht die mindeste Vorstellung von der Menge, welche sie ausdrücken. Eine Billion ist soviel, daß ein Mensch, der im Stande ist, in jeder Secunde drei zu zählen, an zehntausend Jahre Tag und Nacht zählen müßte, um eine Billion auszählen zu können. Der Inhalt der Sonne beträgt 3700 Billionen Kubikmeilen. Wenn irgend eine Kraft es vermöchte, in jeder Secunde drei solcher Kubikmeilen von der Sonne loszureißen und fortzuschleudern, so bedürfte sie volle 37 Millionen Jahre, um die ganze Sonne zu vernichten. Stellen wir uns vor, daß bei der Entstehung der Sonne sich in jeder Secunde eine Kubikmeile ihrer Masse verdichtete, so müßte es 111 Millionen Jahre gedauert haben, bevor die Sonne fertig wurde!"

Zur Messung der Entfernungen im Weltenraum bedienen wir uns der erforschten Geschwindigkeit von Bewegungen. Wir wissen, daß der Schall in der Secunde 1030 Fuß zurücklegt und daß der Mond ungefähr 52,000 (51,783) geographische Meilen von unserer Erde entfernt ist. Während eine Locomotive, welche stündlich 6 Meilen durcheilt, 361 Tage oder nahezu ein Jahr brauchen würde, um solche Strecke zu vollenden, würde ein Schall von der Erde nach etwa 14 Tagen im Monde zu vernehmen sein. Die Schnelligkeit des Lichtes ist aber 930,000 mal größer, als diejenige des Schalls; ein gegen den Mond aufgestellter Spiegel würde den Strahl des ersteren schon nach 2 Secunden an seinen Ausgang zurückgeworfen haben. Die Entfernung der Sonne von der Erde beträgt 20,682,330 geographische Meilen oder ca. 400 mal mehr, als diejenige des Mondes. Ihr Licht gelangt, nach Römer, zu uns in 8 Minuten 13 Sekunden; eine Schallwelle würde 15 Jahre, eine Locomotive beinahe 400 zu dem gleichen Wege nöthig haben. In einer Secunde durchläuft das Licht eine Strecke von 40,367 geographischen Meilen. Gemessen wurde seine Geschwindigkeit von den berühmten Physikern Arago, Römer, Fizeau, Foucault und Wheatstone; der letztere hat im Jahre 1825 einen Apparat dazu erfunden, welcher den millionensten Theil einer Secunde mißt! Diesem ebenso einfachen als wunderbaren Drehspiegel verdanken wir auch das Wissen, daß die Electricität noch schneller als das Licht ist und in der Secunde 60,000 Meilen zurücklegt. Der letzte der bekannten Planeten unseres Sonnensystems, der Neptun, ist 30 mal weiter von uns entfernt, als die Sonne, seine Entfernung von dieser beträgt nämlich 593,882,000 Meilen, seine Umlaufszeit 216 Tage, und es bedarf sein Licht 4 Stunden 9 Minuten Zeit, um auf die Erde zu gelangen. Der Komet von 1811 war im mittleren Abstand 214, im größten 427 Sonnenfernen oder 8800 Millionen Meilen von der Erde entfernt. Ein bekannter Astronom reiht daran folgende interessante, bis in die schwindelndste Vorstellungslosigkeit sich erstreckenden Zahlenverhältnisse: Der Mauvaissche Komet von 1844, welcher 102,050 Jahre Umlaufzeit hat, ist im mittleren Abstand 2184, im größten aber 4367 Sonnenweiten oder 90,000 Millionen geographische Meilen von der Erde entfernt. Der nächste Fixstern, X im Centauren, steht aber noch 50 mal weiter ab, als der Mauvaissche Komet in seiner größten Sonnenferne. Auf ein Jahr Lichtzeit entfallen 63,280 mittlere Sonnenfernen oder ca. 1,33 Millionen Meilen und eine Million Sonnenweiten entspricht 15,8 Jahren Lichtzeit. Demnach ist der nächste Fixstern X des Centauren 4 Jahre 38 Tage Lichtzeit von uns entfernt, d. h. so lange hat es gedauert, bis sein Licht die Entfernung im Weltenraum durchlaufen hat, die ihn von der Erde trennt. Man rechnet, daß auf letzterer jährlich etwa 15 Millionen Centner Baumwolle producirt werden; in feinster Nummer versponnen liefert das Loth Baumwolle einen Faden von der Länge einer Meile. Verspinnt man so die gesammte Baumwollenernte eines vollen Jahrhunderts, dann erst wird gerade der Faden an den Fixstern reichen. Dies ist aber, wohlgemerkt der nächste, während die entferntesten eine Lichtzeit von 1000 Jahren besitzen, was einer Strecke von 1270 Billionen geographischen Meilen entspricht. Das Licht, das also heute von diesen Sternen zu uns kommt, ist in den Tagen des Vertrags zu Verdun von ihnen ausgegangen. Die Entfernung der Milchstraße beträgt gegen 5000 Jahre Lichtzeit; der Schein, den wir jetzt von ihr mit unbewaffneten Augen erblicken, ist also 1000 Jahre vor Abrahams Zeit von ihr entsendet worden; da aber schon die alten Griechen sie kannten, so muß ihr Dasein in die entlegenste Ferne reichen. Das ist aber noch nichts gegen die unermeßliche Entfernung der Nebelflecken, deren nächster 4,5 Millionen Jahre Lichtzeit aufweist, während die am weitesten beobachteten gar über 20 Millionen haben, was so viel sagen will, daß sie 540 Trillionen Meilen von der Erde entfernt sind!

Eine Trillion ist bekanntlich Billion mal Billion, mehr läßt sich zur Verdeutlichung des Begriffs dieser Zahl gar nicht sagen. Und doch kommen wir noch weit, weit über sie hinaus, wenn wir mit ganz geringen Größen oder Zahlen eine Rechnungsart ausführen, welche potenziren oder in die Potenz erheben heißt, und bekanntlich in der fortdauernden Multiplication mit dem nämlichen Multiplicator besteht. Altbekannte Anekdoten erinnern daran, wie sehr von jeher die Menschheit über die wunderbare Zahlenanhäufung gestaunt hat, welche auf diese Weise rasch gewonnen wird. Jedermann kennt die Geschichte von dem sächsischen Schmied, der dem Kurfürsten für den ersten Hufnagel, den er seinem Pferde aufgeschlagen, 1 Dreier, für den zweiten 2 Dreier und so fort abverlangte, so daß der Herr, der wahrscheinlich in Mathematicis nicht sonderlich beschlagen war, zu seinem höchlichen Erstaunen erfuhr, daß er für 11 Nägel 546 Thaler zu bezahlen habe. Oft erzählt ist auch die hübsch ersonnene Fabel von dem Preis, den der Erfinder des Schachspiels sich ausbedungen hatte. Er verlangte von dem indischen Mogul, der sich daran erfreute, für das erste Feld seines Bretts ein Weizenkörnlein, für das andere deren zwei, und so immer das Doppelte. Der Herrscher glaubte leichten Kaufs davon zu kommen, als er sofort diesen Lohn bewilligte, allein er rief Wunder über Wunder, als sich ergab, daß auf das 64. Feld über 9 Trillionen Weizenkörner entfielen, was etwa der Kleinigkeit von 12 Billionen preußischer Scheffel entsprechen würde, einer Quantität, welche von Anbeginn der Welt bis heute bei weitem nicht erbaut worden ist.

Was eine Quadratmeile ist, weiß Jedermann; weiß man aber auch, was eine Kubikmeile ist, deren, wie wir schon erwähnten, der Sonnenkörper die ganz unfaßbare Zahl von 3700 Billionen einnimmt? Schwerlich weiß er es. Denn eine Kubikmeile, das ist ein Würfel von der Länge und der Höhe einer Meile, ist schon etwas ganz Ungeheures. Es ist nachweislich ausgerechnet worden, daß man in den Raum einer solchen alles auf der Erde, was Menschenwerk ist, dann die gesammte Menschheit selbst, endlich alles Gethier aller Welttheile packen könnte, ohne ihn mehr als etwas über die Hälfte zu füllen. Noch drastischer aber ist das nachfolgende Gleichniß: Gesetzt, es gäbe eine Ziegelmaschine, welche bei ununterbrochener Arbeit Tag und Nacht in jeder Secunde einen Ziegelstein von Würfelform genau in der Größe eines Kubikfußes liefert, so würde dieselbe täglich 86,400, und im Jahre 31,536,000 solcher Ziegelsteine fertigen. Da eine geographische Meile 24,000 Fuß mißt, so würde man zur Bedeckung blos einer Quadratmeile 567 Millionen Steine bedürfen, daran hätte aber die Maschine allein über 18 Jahre zu thun. Allein die Kubikmeile ist auch 24,000 Fuß hoch, es bedarf also zu ihrer Ausfüllung ebenso viel Schichten und Jahre. Daher wird die Maschine Tag und Nacht, Jahr aus, Jahr ein, ohne Unterbrechung volle 438,363 Jahre arbeiten müssen, um den Raum einer Kubikmeile auszufüllen. Da aber der Erdball 2650 solcher Würfel enthält „so müssen wir bei allem Respect vor einem einzigen solcher Würfel einen ganz besonderen Respect vor der Erdkugel bekommen" — wenn er auch lange noch nicht an denjenigen hinanreicht, welchen uns die solide Sonnenmasse einflößt. Uebrigens ist auch unser Erdkörper in keiner Hinsicht zu verachten. So wissen wir mit ziemlicher Bestimmtheit, wie viele Pfunde sie wiegt, nämlich 11 Quadrillionen, eine Zahl, welche folgendermaßen in Ziffern geschrieben wird:

14,,,,000,000,,,000,000,,000,000,000,000.

Auf welche sinnreiche Weise es der Wissenschaft gelungen ist, diese jeder Versinnlichung spottende Summe mit überraschender Sicherheit, bei der es freilich auf ein paar Trillionen Pfund nicht ankommen kann, festzustellen, das hier zu erzählen, würde zu weit führen; genug, daß der deutsche Naturforscher Reich in Freiberg, die Briten Cavendish und Bailey in den Resultaten ihrer selbständig angestellten idealen Wägungen hinreichend genau übereinstimmen. Was sind gegen jene die größten Zahlen der irdischen Geographie und

Statistik? Die Erdbevölkerung mit 1300 Millionen Menschen, der höchste Berggipfel mit 27,000 Fuß — nur etwas über eine Meile senkrecht — die größte erreichte Tiefe im Erdinnern mit 3000 Fuß bei artesischer Brunnenbohrung oder gar die bewunderten Maße des höchst emporragenden Menschenwerks, der Cheopspyramide, mit 450 Fuß! Wie klein erscheint der Mensch der Schöpfung gegenüber!

Ein bekanntes, wenn auch nicht immer richtig berechnetes, Beispiel von der unerklärlichen Macht der Zahl liefert die sogenannte Zinseszinsenrechnung. Aus ihr weiß man, daß Zins auf Zinsen in 14 Jahren und ungefähr 18 Stunden, das Jahr zu 365 Tagen gerechnet, die Höhe des Capitals erreichen. Da aber alle 4 Jahre 1 und alle 400 Jahre 2 Schalttage vorkommen, so dürfen auch diese nicht übergangen werden, wie gewöhnlich geschieht, wenn man ermitteln will, zu welchem Capital Ein Pfennig, der zu Christi Geburt auf Zins und Zinseszins von 5 Procent angelegt worden ist, bis zum Jahre 1862 (das wir der Bequemlichkeit halber wählen) angewachsen ist. Wir finden, daß nach 14 Jahren der Pfennig sich verdoppelt hat, in 28 Jahren sind daraus 4 Pfennige, in 42 Jahren 8 Pfennige und so fort. Der Verdoppelungszeitraum ist aber in der genannten Jahreszahl 133 mal enthalten, und außerdem ist noch ein Jahr und 104 Tage für die Schalttage hinzuzurechnen. Unterziehen wir uns der Mühe dieser Potenzerhebung, so finden wir, daß sich der Pfennig in 1862 Jahren erhoben hat zu einem Capital von 38 Sextillion, 132,508 Quintillion, 177,389 Quatrillion, 23,035 Trillion, 518,722 Billion, 35,663 Million, 441 tausend 348 Thlrn. 19 Ngr. 4 Pf., welches mit Ziffern geschrieben so aussieht:

38,,,,,132,508,,,,177,389,,,023,035,,,518,722,,035,663,441,348 Thlr. 19 Ngr. 4 Pf.

Um nur einen, freilich ebenfalls unfaßbaren, Begriff von der Ungeheuerlichkeit dieser Zahl zu geben, sei das folgende Exempel gewählt. Wir wollen diese ganze Summe in Kassenscheinen von 1000 Thalern umwechseln, erhalten demnach — für Agio und Wechselgebühren die Bagatelle von einer halben Million Quatrillion abgerechnet — den hübschen Betrag von 38,132 Quintillionen Stück Tausendthalerscheinen. Von diesen bedecken 150 Stück die Fläche einer Quadratruthe, 500 Stück übereinandergelegt sollen scharf gepreßt die Höhe eines Zolls einnehmen. Darnach würden 10,800,000 Stück den Raum einer Kubikruthe ausfüllen; nehmen wir in runder Summe, des unermeßlichen Drucks der Masse gedenkend, 11 Millionen an, so würden 88,000 Billionen gerade eine Kubikmeile — deren räumliche Ausdehnung wir ja schon kennen gelernt haben, bilden. Das gesammte Capital aber würde folglich einen Raum von etwa 433,000 Billionen Kubikmeilen einnehmen, also 162,800,000 mal den kubischen Gehalt des Erdballs, welcher 2660 Kubikmeilen beträgt, und würde die Masse dieser Tausendthalerscheine noch 117 mal größer sein, als diejenige der Sonne!

Und dagegen versinnliche man sich einmal die Theilbarkeit der Zahl nach abwärts, wenn man so sagen darf. Denn 1 ist nicht die kleinste Ziffer, sie ist nur willkürlich als Markstein angenommen worden und kann wieder in kleinere Werthe zerlegt werden, ebenso wie die Sextillion. Wie die Welt der Zeit nach niemals einen Anfang gehabt hat, noch jemals ein Ende haben kann, so wenig wir uns dies auch vorzustellen vermögen, so läßt sich auch die Zahl immer und immer wieder in stets kleinere Theile zerlegen, ohne daß sie jemals untheilbar würde. Und darum steht auch das Wunder der Zahl neben demjenigen der Ewigkeit, welcher Haller die Strophe widmete:

Ich häufe ungeheure Zahlen,
Gebirge von Millionen auf,
Ich setze Zeit auf Zeit
Und Welt auf Welt zu Hauf,
Doch wenn ich von der grausen Höhe
Mit Schwindel wieder nach Dir sehe,
Ist alle Macht der Zahl
Vermehrt zu tausendmal
Doch nur ein kleinster Theil von Dir!

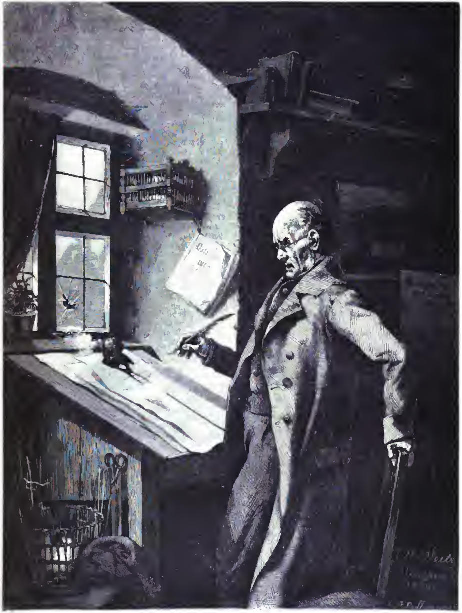
Aus dem Leben eines Dorfschulmeisters.

„Der erste Schnee!“ war's dem würdigen Dorfschulmeister durch den Kopf gegangen, als die wilden, dichtern Wolken sich lösten, die den heutigen Nachmittag fast zur Nacht gemacht, und dann auf einmal ringsum niedergesandt hatten ein weißes Meer eisiger Flocken, dessen strahlendem Glanze sich der schwärzeste Dachfirst der Nachbarschaft beugen mußte. Eine fürnehme Helle war in das alte, verrauchte Schulzimmer gedrungen, als mit einem Mal die Sonne auf die weiße Landschaft draußen strahlte. Sie brachte alles an den Tag, was der mildere Schimmer der Herbsttage einem fremden, selbst forschenden Auge allenfalls verborgen hätte: daß die Spinnen ein üppiges Treiben geführt hatten den Sommer über und ihre Netze angeknüpft an die ehrwürdigen Schmöker auf dem Bret und über dem Vogelbauer, daß der letztere gar nicht bewohnt sei und offenbar harre auf ein hungrig Rothkehlchen, ihm Winterquartier zu bieten, und daß der alte Globus da oben, der sich niemals um die Erforschung der Nilquellen und der Nordpolregion gekümmert hat, aus Verdruß über die ihm widerfahrene Vernachlässigung fest zusammengewachsen sei mit dem Rost seines Gürtels.

Ja, ja, die Frau Dorfschulmeisterin hat recht: es wäre der alten Stube wohl gut, wenn sie da so oft Scheuerfest halten dürfte, als sie möchte. Aber das ist der einzige Fleck, wo ihr Gebieter wirklich gebietet, der Besen und die Kehreule nur zu ganz profanen Zeiten, die der gemeine Sterbliche Ferien nennt, hindringen dürfen. So ward es einst im Ehecontract bedungen.

Nicht die Gebrechen des alten Schulzimmers, auch nicht die wehmüthige Mahnung an den Niedergang der frohmüthigeren Jahreszeiten, welche der Anblick des ersten Schnees aufdrängt, waren es, die dem alten Schulmeister diesmal mit besonderem Ernst wieder und wieder den Gedanken schwer machten: „Der erste Schnee!“ Nein, der Ernst des Amtes und der Pflicht kam über ihn bei dem Anblick. Vor ihm einige Bänke größerer Knaben und Mädchen, die er geleitet hatte von Kindheit an, soweit das in seiner Macht stand, und mit der überwiegend landwirthschaftlichen Bestimmung und Beschäftigung derselben während des Sommers vereinbar war. Noch wenige Wochen, bis zur frohen Weihnacht, dann waren sie ihm entwachsen, dann nahm sie vollständig der geistliche Unterricht in Anspruch, der sie zu Ostern zum ersten Mal hin zum Tische des Herrn führen sollte. Und der gute Mann hatte ihnen noch so viel fürs Leben mitzugeben an Rathschlägen und Warnungen und an positivem Wissen außer den vier Spezies und dem Bischen Lesen und Schreiben, daß „seine Kinder“ alle nicht blos ein Bischen können sollten. Und dann die Massenarbeit, die ihm für die Freistunden noch übrig blieb. Einem jeden „seiner Kinder“ mußte zur Weihnacht ein gerechtes Schulzeugniß ausgefertigt sein, in dem Gaben und Fehler, Bravheit und Unthat getreulich verzeichnet stünde in dem saubern, steifen Canzleiductus „seiner Zeit“, d. h. da er jung gewesen, und die Feder führen gelernt. Und jedes Kind mußte außerdem von ihm einen frommen Spruch über dem Zeugniß haben, der gerade die Eigenthümlichkeit dieses Wesens treffen sollte, und wenn er auch manchmal jedem der Kleinen tief ins kleine Herz geschaut hatte, so war's doch nicht leicht für jedes das Passende zu finden.

Zu ganz andrer Stimmung hatte der erste Schnee die kleine Zuhörerschaft begeistert. Als draußen in einer Stunde alles weiß wurde, und, was noch weit mehr werth war, der Schnee offenbar liegen blieb, da war in der Dorfschule die Andacht für die Weltgeschichte aus. Columbus hätte seiner Lebtag die neue Welt nicht entdeckt, wenn der Lehrer nicht nachgeholfen hätte, denn draußen schneite es. Montezuma säße noch heute auf dem Thron von Mexico, und die armen Sonnenkinder von Peru, die Inkas, wären niemals dem rauhen Pizarro geopfert worden, wenn dieser schulmeisterliche Geist die Kinder ruhig in die Flockenweltgeschichte hätte blicken lassen, und nicht mit seinen Siebenmeilenstiefeln über historische Thatsachen geschritten wäre. Der kleine Karl, oder der „schlimme“ Karl, wie ihn seine Feinde nannten, hatte schon lange unter der Bank eine reibende Bewegung seiner Hände inaugurirt, die der Lehrer mit heimlicher Freude als ein Symptom begrüßte, daß dem Jungen ein Licht aufgehe über das Behagen, welches die greifbare Nemesis in der Weltgeschichte verursache. Freudig fragte er ihn: „Nun, Karl, Du freust Dich wohl über das traurige Ende von Cortez und Pizarro?“ — „O nein, Herr Lehrer, 's schneit aber!“ Und Karls Mitschüler, die im übrigen im Augenblicke seine Geringschätzung über die Entdeckung der westlichen Erdhälfte theilten, führten das vergnügte Reiben seiner Hände weniger auf seinen Instinct für die Nemesis in der Geschichte zurück, als auf die stille Vorbereitung zur kommenden Schneeschlacht. Namentlich blickte der weibliche Theil der Gesellschaft sehr düster auf dieses Blatt künftiger deutscher Geschichte, wo sie wieder einmal wider



Der heimtückische Schneeball.
Originalzeichnung von O. Gerlt.

Willen zu Amazonentapferkeit gezwungen werden würden. Mit noch ernsterer Stirn aber hatte der Lehrer die Antwort des „schlimmen" Karl vernommen. „Schämst Du Dich nicht, noch so ein Kindskopf zu sein? und sollst zu Ostern confirmirt werden." — „Ebendeshalb freu' ich mich so über den Schnee," hätte der Schlimme widerreden mögen, „der letzte Winter, wo man sich mit Anstand balgen kann im Schneekampf." Aber da brummte es 4 Uhr vom Dorfthurm, und sofort entstand ein so begründeter Abschnitt in der Weltgeschichte, ein so unbestreitbarer Stillstand in der Wissenschaft, daß kein Ereigniß und kein Forscher der Welt ähnlich sichere Abschnitte begründet hätte.

Noch nicht eine Minute war verstrichen nach dem ersten Schlag der Thurmuhr, so sah sich der Schulmeister allein; die wilde Jagd hatte mit verwegener Eile sich der Mützen und Hüte bemächtigt, und über den kurzen Gang und die wenigen Stufen das Freie gewonnen. Der Schulmeister begab sich sofort in seinen Arbeitswinkel, schnitt sich sauber die Feder — gegen Stahlfedern hegte er einen ungewöhnlichen Grad von Verachtung — und beugte sich über seine Zeugnisse. Sonderbar, gerade das des schlimmen Karlchen lag im „Rubrum" angefangen vor ihm. Drunten tobte die Männer- und Amazonenschlacht. Die weißen Bomben beschrieben hin und her ihre Kurven vor seinen Augen, bald ferner, bald näher, während er in der Erinnerung allen Windungen des Charakters und Schullebens seines „schlimmen" Zöglings und einem auf ihn passenden Bibelspruch nachspürte. Der Lehrer sann lange nach, Spreu vom Weizen sondernd; die Schneeschlacht drunten zog sich immer näher. Jetzt war seine Ueberlegung zu Ende, auch der Spruch für Karlchen gefunden: „So Jemand mit Dir rechten will und Deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel." Er hat angesetzt. Herrlich, wie in den alten Mönchshandschriften im nächsten Domstift, reiht sich Buchstabe an Buchstabe. Er vertieft sich immer mehr in die Formenschöne seiner Schriftzeichen; er hat nicht geachtet, daß die Amazonen drunten die Schlacht verloren haben und geflüchtet sind hinter die Klafterschichten seines Holzes vor seinem Fenster. Seit außerordentlichen Zeiten war das Lehrerholz befriedet wie weiland die Orte des heiligen römischen Reichs, die in Königs Bann standen. Das kleine hübsche Gretchen dachte auch so, als sie ihr Köpfchen über der Klafterschicht dem wilden Buben zeigte. Aber das schlimme Karlchen kümmert sich nichts um den Königsbann. Der Schulmeister hat eben geschrieben: „So Jemand mit Dir rechten will und" — klirr klirr, drunten ein lautes Kinderhalloh, dann rasch entfernte Tritte, dann Todtenstille ringsum. Aber im Zimmer! Das Fenster von einem Schneeball zertrümmert, das Tintenfaß umgeworfen, der Inhalt in grausem Gemisch mit dem eingedrungenen Schnee ergossen über die prachtvollen Buchstaben. Und noch droht anderes Unheil; in der nächsten Secunde wird das Tintengehäuse dem unerbittlichen Gesetz der Schwere folgen und dann wehe deiner bescheidenen Kleidung, alter Scholarch! In dieser Gefahr und Stimmung hat ihn der Künstler, keck beleuchtet, vor den Beschauer gestellt. Noch hat der Meister keine Zeit gehabt, sich zu erboßen. Werden diese milden, treuen Züge überhaupt aufflammen in Zorn? Wir bezweifeln es. Der schöne Bogen allerdings ist dahin für immer, und die schöne freie Stunde gleichfalls. Aber unvergänglich die Wahrheit der Worte, die er darauf eintragen wollte, die Lehre versöhnlicher Liebe. Sie wird ihm, wenn der Schmerz um die Zerstörung verflogen und die Tinte von der Gewandung und dem Boden getilgt ist, mitten in seiner künftigen Strafpredigt an die versammelte Dorfjugend die Frage vorführen: „Waren wir anders, als wir jung waren?"

H. B.

Die Lebensversicherungsgesellschaft „Albert" in London.*)

Es ist eine eigenthümliche Erfahrung, daß die Menschen immer mehr auf den Zufall hoffen als auf den nothwendigen Gang der Ereignisse — ein Grund, weshalb die Lotterien so schwer zu beseitigen sind — aber auch umgekehrt vor dem Zufälligen sich mehr fürchten als vor dem Nothwendigen, sich gegen ersteres mehr und sorgsamer zu schützen suchen. So versichern sich z. B. fast alle Menschen gegen Feuer, verhältnißmäßig wenige aber gegen den Tod, und doch steht letzterer allen Menschen mit absoluter Gewißheit bevor, ersteres trifft nur wenige. Ja, wenn die Versicherung wirklich Schutz dann gewährt, würden wohl alle Menschen solche suchen, aber ebensowenig wie das Feuer dadurch verhütet wird, ebensowenig wird es der Tod. Nur das Dahinterliegende ist es, was gemildert werden soll, der Schaden, den ein Feuer angerichtet oder die hilflose Lage, in welcher bei einem Todesfall die Hinterbliebenen sich oft befinden. Darum auch haben die Lebensversicherungsgesellschaften einen weit schwierigeren Geschäftsbetrieb als die anderen, und es hält nicht leicht, bis eine solche soviel Vertrauen erworben oder soviel Verlockendes versprochen hat, bis sich genügend Theilnehmer und Anhänger finden. Hat sie dies aber erst, so pflegen ihr die Clienten treu zu bleiben, schon weil mit jedem Jahre die Versicherungen bei anderen Gesellschaften schwieriger und theurer werden, während die Prämien der Feuerassecuranzen sich im ganzem gleich bleiben, mag ich eine junge oder alte Wirthschaft versichern; mit einem jungen oder alten Leben ist dies anders.

Darum hat auch jede Gesellschaft ihren festen Stamm von Versicherten, die nun ihrerseits ihre ganze Hoffnung auf diese setzen, sich nicht leicht irre machen lassen und zähe an ihr festhalten, eben weil ein Wechsel zu schwierig ist und zu theuer wird. Nun aber haben sie, wie sie meinen, die Zukunft der Ihren fest und sicher gestellt, nun können sie ruhig die Augen schließen, Weib und Kinder sind vor Sorgen und Elend geschützt!

Solch eine Gesellschaft war die in London heimische, die den Namen Albert führt; der Thätigkeit und Geschicklichkeit ihres Berliner Generalagenten hatte sie ihre große Ausbreitung in Preußen zu danken, wie auch andere deutsche Länder zur Zahl der dort Versicherten ein großes Contingent gestellt haben. Und alle hofften auf diese Gesellschaft und glaubten an ihre Solidität; ja als vor einigen Jahren sich unbestimmte Gerüchte erhoben, es stehe nicht gut mit ihr, da kam ihr Director, Mr. Kirby, selbst nach Berlin, und in Privatunterredungen mit einzelnen Policeninhabern wie durch öffentliche Darlegungen wußte er alle Zweifel, die sich erhoben, glücklich zu beseitigen. Mr. Kirby war ein so reicher, stattlicher, würdiger Mann, ein so ruhiger, kühler Engländer, ein echter John Bull! Alles war wieder gut.

Da plötzlich fuhr im August d. J., die Nachricht durch die Welt: der „Albert" sei bankerott, muß liquidiren, alles sei verloren!

Man kann sich den Schreck der Tausende denken, die daran betheiligt waren, die nun mit einem Schlage die Hoffnung ihrer letzten Stunde vernichtet sahen, und die zugleich die schweren Opfer, die sie gebracht, als ganz verloren ansehen mußten. Vielleicht gelingt es mir, in folgender kurzer Darlegung des Sachverhältnisses die Sorgen, wenigstens nach dieser letzten Seite hin, etwas zu zerstreuen.

Als die Generalversammlung der Actionäre dieser Gesellschaft den Beschluß faßten, den Geschäftsbetrieb einstweilen zu suspendiren, gab man als Motiv die bedeutenden Verluste an, welche der „Albert" in Indien wie in Deutschland erlitten hatte; bis dahin war namentlich Indien die Hauptgewinnquelle gewesen, aber durch mehrfache Aufnahme ganzer Gesellschaften wird die Totalität des Risikos verschlechtert worden sein. Ferner wurde durch diese Ankäufe, welche bedeutende Entschädigungen an die bisherigen Beamten der übernommenen Gesellschaften beanspruchten, der Reservefonds so stark angegriffen, daß er in keinem Verhältniß mehr zu dem Risiko stand; man erfuhr aber nichts Näheres darüber, da die Gesellschaft über diese Ankäufe nichts veröffentlichte. Nur befremdete es, daß die Dividendenzahlungen ausblieben oder sehr gering ausfielen, obwohl die Bilanzen der letzten Jahre keine Verluste aufwiesen; man kann nur annehmen, daß Mr. Kirby aus dem Gewinn die Unkosten gedeckt und die Reserven dadurch verbessert hat. Als nun aber, namentlich aus den neu übernommenen Gesellschaften, große Verluste eintraten, da drängte sich den Actionären, die für längere Zeit keine Aussicht

*) Den von vielen Seiten an uns gerichteten Anfragen und Bitten um Aufklärung über die Verhältnisse der bankerotten Gesellschaft „Albert" und die in dieser Sache zu ergreifenden Maßregeln glaubten wir nicht besser entsprechen zu können, als durch Veröffentlichung eines orientirenden und die Sachlage klar entwickelnden Artikels. Wir freuen uns, einem solchen aus competentester Feder und in allgemein interessanter, lichtvoller Darstellung heute unsern Lesern bieten zu können. D. R.

auf Dividende sahen, der Gedanke auf, daß eine Geschäftseinstellung zunächst, dann eine Reconstruction oder Verschmelzung mit einer anderen Gesellschaft das zweckmäßigste wäre, zumal der „Albert" nach dem neuesten Prospekt vom 1. November 1868 ein volleingezahltes Grundcapital von 3,500,000 Thlrn. hatte. Wie aber war nun das alles gekommen? Einige Verluste allein konnten doch unmöglich den Sturz herbeigeführt haben.

Im Jahre 1850 hatte die Freemasons and General Life Loan Annuity und Reversionary Interest Company den Namen Albert Life Assurance Company angenommen. Im Jahre 1863 veröffentlichte die Gesellschaft den Rechnungsabschluß für 1861; danach hatten die Versicherungssummen die Höhe von 43½ Millionen Thlr. erreicht, während die Reserven nur 973,574 Thlr., also für 100 Thaler Versicherungssumme nur etwa 2 Gr. 10½ Pf. betrugen; hiernach konnte die Gesellschaft bei einer Geschäftseinstellung ihren Verbindlichkeiten unmöglich nachkommen. Das deutsche Publikum wurde ängstlich, die Behörden konnten aber nichts thun. Hätten sie die Concession entzogen, wären die Sachen noch schlimmer geworden. Die Regierung gab sogar die von der Gesellschaft deponirte Caution von 50,000 Thlrn. zurück, wie sie es mit allen fremden Gesellschaften that; und sie hatte Recht, weil diese Caution doch zu keiner wirklichen Entschädigung ausreichte und den falschen Schein erweckte, als ob die Versicherten an ihr irgend eine Garantie besäßen. Der Fehler der Regierung bestand aber darin, daß sie diese Rückzahlung nicht öffentlich bekannt machte, nicht einmal durch ihre Amtsblätter. Hatte doch eine preußische Versicherungsgesellschaft, welche in Folge der allgemeinen Verbesserung des Zinsfußes statt des bisher bei ihr üblichen 3½procentigen, den 3procentigen Zinsfuß hatte einführen wollen, dazu vorher den Consens aller Versicherten beibringen müssen, was ihr 10,000 Thlr. Unkosten verursachte. Die Cautionen aber wurden ohne alle Anzeige zurückgezahlt!

Der „Albert" wäre nun eine ganz gute Gesellschaft gewesen, hätte sie nicht, mit großen Entschädigungskosten und mit sehr gefährdetem Risiko, da nur das Alter, nicht die Qualität der Versicherten bekannt war, immer neue Gesellschaften, theils nach dem System des „Transfer of Business" theils nach dem der „Amalgamation" in sich aufgenommen. Es waren dies: Falcon, Times, Anchor, Bank of London, National Provincial, National Guardian, Merchants and Tradesmen, Medical Invalid and General, Family Endowment and Annuity Life, Kent Mutual Life Assurance und endlich die Western. So hatte der „Albert" sich in das allergefährlichste System eingelassen, wo Mortalitätserfahrungen aufhören und an die Stelle der Wahrscheinlichkeitsberechnungen das Hazardspiel tritt. Schon als die Verschmelzung mit der insolvent gewordenen Times geschehen war, erhob sich Unzufriedenheit und Besorgniß der Versicherten; aber man gab ihnen eine Abschlagsdividende, die ihnen freilich später abgerechnet wurde, was neue Unzufriedenheit erregte. Denn man erkannte die Schwindelmanier „Loch auf, Loch zu", man verlangte, namentlich von Berlin, Bremen und Hamburg aus, eine klare Rechnungslegung, aber man konnte nichts erlangen; dumpfe Scheu vor der Albertgesellschaft erhob sich, seit dem Jahre 1863 stagnirte das Geschäft in Preußen, zahlreiche Rückkäufe zeigten, daß dem Publikum die Lage des „Albert" nicht fremd war. Im Februar 1868 wurde die Bilanz für 1866 veröffentlicht; nach dreivierteljähriger Thätigkeit der Gesellschaft, 1861, hatte die Versicherungssumme in Preußen 3,416,309 Thlr. betragen, 1866 betrug sie 3,757,004 Thlr. war also nur wenig gestiegen, die Prämieneinnahme aber war in diesem Zeitraum von 132,137 Thlr. auf 128,736 Thlr. zurückgegangen.

Bei solchem Geschäftsgang konnte sich die Gesellschaft nicht behaupten, die Katastrophe ist jetzt hereingebrochen.

Hier ist nun die wichtigste Frage: Wie weit sind die Actionäre haftbar? Die zweite Frage dann: Was haben die Versicherten zu thun?

Vor allen Dingen liegt letzteren die Pflicht ob, ihre Prämien weiter zu zahlen, und zwar nimmt das Norddeutsche Generalconsulat in London dieselben für Deutschland entgegen und in Depot (das Berliner Bankhaus Meyer Cohn, unter den Linden 11 hat die Uebermittelung übernommen), denn es gilt der alte Rechtsgrundsatz: „Wer von einem anderen die Erfüllung eines Vertrages beansprucht, muß vor allem nachweisen, daß er selbst seinen Verpflichtungen nachgekommen." Die Frage aber, welche für die ganze Angelegenheit von größter Wichtigkeit ist, ist die nach der Haftbarkeit der Actionäre. Nach den Auseinandersetzungen eines Mannes, der in dieser Sache als Autorität gilt, des Dr. Elsner, Herausgebers der „Deutschen Versicherungszeitung", ist dieselbe vorhanden und zwar nicht nur in Höhe des gezeichneten Actiencapitals, sondern des ganzen Vermögens des Actienzeichners. Das war die Bestimmung des Common Law zur Zeit der Gründung des „Albert". Die „Limited Liability Act" von 1855 räumt zwar den Actionären das Recht ein, die Haftbarkeit auf Höhe des gezeichneten Actiencapitals zu beschränken, die Actionäre haben aber von dieser Acte keinen Gebrauch gemacht, mithin in ihren Verpflichtungen, welche aus der unbeschränkten Haftbarkeit entspringen, in keiner Weise etwas geändert. Das Gesetz, oder wie dasselbe in dem Verkehr genannt werden soll: „The Companies Act 1862" stellt es nicht mehr in das freie Belieben der Gesellschaften, sich dem Gesetz zu unterwerfen oder nicht, vielmehr werden alle Gesellschaften, sofern sie nicht für bestimmte Angelegenheiten mit besonderen Privilegien in irgend eine Form ausgestaltet sind, lediglich nach dem Gesetz beurtheilt und behandelt. Wer die beschränkte Haftbarkeit annahm, hatte dies seiner Firma zuzufügen. Das aber hat der „Albert" nicht gethan. Nur hatt die Gesellschaft in vielen Fällen die unbeschränkte Haftbarkeit der Aktionäre durch Policeclausel wieder illusorisch gemacht, aber mehr den englischen und indischen Versicherten gegenüber als den deutschen, die dadurch in Vortheil sind; denn je geringer die Ansprüche jener, desto mehr Aussicht haben diese, befriedigt zu werden. Die Liquidatoren haben also dahin zu wirken, daß die Fonds und das Aktiencapital pro rata auf die Versicherungssummen vertheilt werden; reichen jene nicht aus, müssen die Aktionäre für den Rest der an den deutschen Versicherungssummen fehlenden Reserven mit ihrem Privatvermögen eintreten. Und unter diesen sind mehrere, die allein schon im Stande sind, den ganzen Verlust zu decken. Aber freilich, solche Liquidation dauert lange in England; die der ersten Gesellschaft, welche liquidiren mußte, spielt nun schon einige 20 Jahre und ist noch nicht beendet! Freilich sind auch viele Policen der deutschen Versicherten, namentlich die, welche der „Albert" gegen die von der früheren „Medical ꝛc." Gesellschaft ausgestellten umgetauscht hat, mit der beschränkten Haftbarkeit versehen, und stellen sich danach die Ansprüche der Versicherten verschieden. In Deutschland haben wir es nun vielfach mit den Timespoliceinhabern zu thun; die Timesgesellschaft arbeitete hier, nicht concessionirt, wurde insolvent, ging an den gleichfalls noch nicht concessionirten Albert über, der eine Zeit lang, bis er concessionirt wurde, darum „Albert and Times Company" hieß, und auch diese Timespolicen kennen nur die unbeschränkte Haftbarkeit. Nach dem Plane dieser letzten Gesellschaft, der Times, können aber die vor 1864 Versicherten, und das ist die Mehrzahl, verlangen, daß ihre Prämien zu $^1/_1$ des gezahlten Betrages zurückgekauft werden, womit sich meist bei deutschen Gesellschaften noch immer etwas anfangen läßt. Denn die Hoffnung, die Versicherungssumme zu erhalten, muß man leider wohl aufgeben, es kommt nur darauf an, möglichst viel von der Prämie zu retten. Und hier gilt es fest sein und auf dem Recht bestehen, alle Vorschläge der Liquidatoren, alle Beschlüsse der Actionäre, welche einseitig das Vertragsverhältniß berühren, sind wirkungslos und rechtlich ungültig. Eine Reconstruktion der Gesellschaft, die so unsolide verwaltet worden und so abnorm gefährliche Elemente besitzt, liegt also keinesfalls im Interesse der Actionäre. Eine Verschmelzung mit einer anderen Gesellschaft ist gefährlich, weil alle die Momente, welche den „Albert" ins Verderben geführt, mit übergenommen werden, nachdem erst noch bedeutende Entschädigungssummen an die Beamten des Albert gezahlt werden. Das Günstigste ist, möglichst viel von den Prämien zu retten, um wo es noch irgend angeht, in eine andre deutsche Gesellschaft einzutreten.

Nun ist die Angelegenheit aber um einen bedeutenden Schritt gefördert und zwar hauptsächlich durch die Bemühungen des Berliner Committeemitgliedes Herr Menshausen, der in der Sache nach London gereist war, und nun als Resultat seiner Reise folgendes ausgewirkt hat. Durch Beschluß des Canzleigerichtshofes sind auf Antrag des officiellen Liquidators Trice die durch Nichtzahlung der Prämie seit der Falliterklärung der Gesellschaft oder durch Zahlung am unrechten Orte verfallenen Policen wieder in Kraft gesetzt worden und somit ist allen denen, welche ihre Ansprüche noch jetzt geltend machen wollen, dies wieder mit voller rechtlicher Wirkung zu thun gestattet. Auch er ist der Meinung, daß eine selbständige Reconstruction des Albert, als Actien- wie als Gegenseitigkeitsgesellschaft als vollständig

aufgegeben anzusehen sei. Aber darin steht er dem Herausgeber der deutschen Versicherungszeitung direct gegenüber, daß er meint, in sämmtlichen Policen sei die beschränkte Haftbarkeit der Actionäre ausgesprochen. Die Actien der Gesellschaft bestehen nach ihm in 1,800,000 Thlr. baaren Beständen und in 2,163,000 Thlr. noch einzuzahlendem Actiencapital, wovon aber nur etwa 1 Million realisirbar sein dürfte, so daß sich das gesammte zur Verfügung stehende Capital auf 2,500,000 Thlr. stellen würde. Das gäbe 12½ Proc. des Policenwerthes. Aber einige englische Juristen meinen, daß die für Amalgamirung an andere Gesellschaften gezahlten Beträge zurückerstattet werden müßten, weil die Fortzahlung der Prämien nicht als Zustimmung gelte, und daß die Actionäre die zu Unrecht erhobenen Dividenden zurückgeben müßten. Aber das erfordert langwierige, unsichere, aber jedenfalls kostspielige Processe; und die Kosten der Liquidation würden die noch vorhandenen Activa bedeutend schmälern; man schlägt diese Kosten auf jährlich etwa 15,000 Pfund Sterling an, und wie viele Jahre sie dauert, ist nicht abzusehen. Der Vorsitzende des Londoner Committees der Albertinteressenten schlägt also statt dessen die Verschmelzung mit der Gesellschaft Alliance vor, die sehr solide sein soll und gegen 5 Procent der Gesammtprämie die Verwaltung des Albert fortführen will, falls von den jetzt Versicherten, deren Prämien 316,000 Pf. St. aufbringen, so viele dem Arrangement beitreten, daß die Prämien noch zwei Drittel der bisherigen Jahreseinnahme repräsentiren. Für diejenigen, welche wegen Alters oder Krankheit in keine neue Gesellschaft mehr eintreten können, ist es nun jedenfalls rathsam, die Vorschläge der Alliance anzunehmen, sollte sie auch nicht, wie sie in Aussicht gestellt, 75 Procent, sondern wie Herr Menshausen meint, nur 50 Procent der fällig werdenden Versicherungssummen gewähren. Aber auch die Ansichten dieses Herrn sind mit Vorsicht aufzunehmen; er ist Generalagent der Stuttgarter Lebensversicherungsgesellschaft; sein offen ausgesprochener Zweck ist, alle deutschen Versicherten des „Albert“ der von ihm vertretenen Gesellschaft zuzuführen, verspricht auch, und gewiß in ehrlichster Ueberzeugung, sehr vortheilhafte Bedingungen, aber es ist zu prüfen, wie weit dieser an sich berechtigte Zweck auf seine Meinung über die Aussichten der Albertliquidation eingewirkt.

So stehen jetzt die Sachen; entschieden ist noch nichts, die Liquidation geht einstweilen ihren Gang. Aber jedenfalls eröffnen sich noch immer genug tröstliche Aussichten für die Versicherten, wenn auch nicht alles, so doch viel zu retten, und mögen sie nur festhalten an ihrem Rechte, nicht verzagen, sich nicht leichtsinnig zu irgend einem unüberlegten Schritte fortreißen lassen. Wenn sie einstweilen ihre Prämien ruhig weiter bezahlen, dann haben sie nicht nur Hoffnung, sondern auch ein Recht auf möglichst volle Befriedigung.

Th. Coßmann.

Am Familientische.

Die Kunst auf dem Lande.

(Zu dem Bilde auf S. 101.)

Zu den interessantesten Ereignissen im Dorfleben gehörte jedenfalls in früherer Zeit die Erscheinung eines ... Malers. In die Prosa des Alltagslebens, das im Schweiße seines Angesichtes der Landmann führt, tauchte dieselbe hinein ähnlich dem räthselhaften „Mädchen aus der Fremde“. Leute freilich von dem Schlage des „reichen Bauer Troll“ ließen sich dadurch nicht verblüffen. Wer kennt nicht dieses Ehrenmannes schwungvolle Aufforderung:

Mein Herr Maler, will er wohl
Uns abconterfeien!

die mit dem fürstlichen Anerbieten schließt:

Spar er ja die Farben nicht,
Handhoch aufzutragen:
Da er jetzt zween Thaler kriegt,
Hat er nicht zu klagen.

Seitdem es freilich Photographen gibt, kann die solchergestalt belohnte Kunst wohl kaum mehr das Brot erringen, nach dem sie früher ging. Dafür hat sie sich in anderer Weise des Dorflebens bemächtigt und beutet es selbst als Vorwurf für ihre Ziele aus.

Wie sie das heutzutage thut, davon gibt Boschs Bild ein beredtes Zeugniß und Beispiel.

Mitten auf die rothe Erde hat sich der jugendliche Künstler hingesetzt, und eine Tochter derselben, so graciös es ihr nur möglich an ihre Pflegebefohlene gelehnt, die sinnend das edle Haupt zum Boden geneigt, steht sie da, anstatt des landesüblichen Käppchens ein Tuch malerisch über den Kopf geworfen, die Gerte in der Linken, den Leitstrick ihres Thieres in der Rechten.

Willst du immer weiter schweifen?
Sieh, das Gute liegt so nah —

scheint dem angehenden Raphael, der möglicherweise schon Italien gesehen, vorzuschweben, als er dieses Modell — vielleicht nicht ohne Mühe — veranlaßt, ihm zu stehen.

Unser Bild verräth nicht, inwieweit es ihm gelungen, die junge Dorfmaid abzuconterfeien. Noch weniger können wir verrathen, ob er jemals einen Namen und unsterblichen Künstlerruhm sich erworben. Kaum dürfte er indes je aufmerksamere Beschauer erworben haben, als die, welche jetzt auf sein Werk blicken: der ganz in dasselbe versunkene Junge und die beiden scheu und erstaunt es anstarrenden Mädchen. Nur das Kleinste ist zu sehr mit seinem Finger, und der materielle Ziegenbock mit seinem Futter beschäftigt, als daß sie sich auch nur nach ihm umsehen sollten.

Mit solchen Augen wird die Kunst auf dem Lande angesehen — ob es in den großen Städten viel anders ist? Was in Handbüchern und durch einen altberühmten Namen oder durch die Mode als klassisch und vorzüglich bezeichnet worden, wird ohne Zweifel von Jedermann bewundert und gepriesen; dem entstehenden Talente und dem namenlosen Künstler schauen einige neugierig, wenige theilnahmsvoll zu, die meisten kehren ihm gleichgültig den Rücken. Wohl dem, der — unbekümmert darum — ruhig weiter schafft und seinem Ziele rastlos zustrebt! Er wird es erreichen. R. K.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

VI. Jahrgang. Ausgegeben am 20. November 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1869 bis dahin 1870. **1870 №. 8.**

Die Geschwister von Portovenere.

Novelle von **Adolf Wilbrandt.**

I.

Wo sich der Golf von La Spezzia gegen Südwesten öffnet, breitet sich, wie ein im Meere schwimmender begrünter Marmorberg, die Insel Palmaria neben dem Festland hin, und ihre grauen Klippen bilden mit der schwärzlichen Felsenzunge, die das Land in die Flut hinausstreckt, ein mächtiges Thor, hinter dem sich die sanfte, schmale Bucht von Palmaria entfaltet. Hier grünen Reben, Oel- und Feigenbäume an den Hügeln hinauf, und hart am Wasser, auf den Uferklippen des Festlandes, erhebt sich in getreppten Gassen über einander die kleine Fischerstadt Portovenere, aus sechs- und siebenstöckigen schmalen Häusern eng zusammengebaut; überragt von verödeten und zerfallenden Zinnen und gegen das offene Meer im Westen vertheidigt durch die phantastische Trümmerwelt einer verlassenen Burg. Wo jene schwärzliche Felsenzunge endet, steht man wie in einer Ruinenstadt. Oede Fenster und hohle Mauern glühen in der Sonne; die runden, grauen, abgedeckten Thürme ragen nur noch wie Brunnenöffnungen aus dem nackten Gestein, schwarze Schafe klettern am Berg hinauf der mageren Weide nach. Ueber den breiten Burghof, in dem vielleicht ein Fischer seine Netze flickt, steigt man zum verfallenen Peterskirchlein hinan, das den äußersten Vorsprung krönt; tritt unter die zerbrochene Wölbung, in die der lichte Himmel niederschaut, sieht durch die Fensterbogen auf das blaue, dunkelroth gesäumte Meer hinaus und hört unter sich die Brandung rauschen und aus den tiefgehöhlten Grotten donnernd heraufhallen.

An diesem wundersamen Ort ist die Natur immer ernst und groß, auch in ihrer Heiterkeit. Wenn nach einem wilden Frühlingssturm, der Meer und Himmel geschwärzt, das Felsenthor durchrast, an allen Rippen des Gesteins gerüttelt und den Schaum der Brandung über den Kirchthurm hinweg bis an die höchsten Zinnentrümmer hinaufgeweht hat, — wenn nach so einem Kampf der Frieden der Elemente wiederkehrt, die Sonne vom gereinigten Gewölbe niederleuchtet, die fernen Inseln in blauem Duft aus der Tiefe tauchen, der bläuliche, flimmernde Meeresspiegel nur noch leise zittert und in den Uferhöhlen wie in letztem Schluchzen stiller und stiller seufzt, die hohen, röthlichen Felsen am Gestade wieder so schön wie je auf die Flut hinabschauen, — so ergreift die Seele ein Wohlgefühl, das nicht lachen kann, das den erhabenen Ernst der Dinge mit tiefer, feierlicher Freude empfindet. Hier hat die Natur zu nachdrücklich ihre Schönheit entfaltet, ihre Wirkungen aufgebaut, um zu gedankenloser Heiterkeit aufzurufen. Das übermächtige Licht, das von der Himmelswölbung herabstrahlt, die krystallene Tiefe, die hageren Pinien auf den grauen Höhen, das ernste Grün der Oliven, die marmornen Felsen, die ein Riesenmeißel mit geheimnißvoller Kunst geformt hat, die dunklen, triefenden Grotten, — und mittendrin die verlassene Trümmerwelt. Unmittelbar spricht hier zur Menschenseele die stumme, verschwisterte Seele der Natur. Die Delphine, die hinter einander hervortauchend in der Sonne spielen, könnten sich in Tritonen verwandeln, langhaarige Nereiden heraufschwimmen, die weißen Möven als Tauben den Venuswagen durch die Lüfte ziehen, — das träumerische Auge würde sich kaum verwundern: denn dies ganze leuchtende All ist ja doch nur ein Traum. Krystallen vertieft sich unter dir das bewegliche Blau des Meeres, krystallen wölbt sich über dir der helle Aether: wie eine unermeßliche, krystallene Kugel umfängt dich diese frühlingswarme Welt und fängt an deinem Geist, ihn in den Geist des Alls mit aufzulösen. Du kennst dich, du fühlst dein Leben, das im Ganzen lebt, du athmest den Aether ein und der unmittelbare Athem der Natur scheint sich in deine Seele zu ergießen.

So ein Frühlingstag lag über der Welt, als Burg und Kirche von Portovenere noch unversehrt über die Klippe ragten, das Banner Genuas, von keinem Lüftchen bewegt, vom Thurme herniederhing, und auf dem weiten Burghof, auf Land, Insel und Meer die gleiche Mittagsstille regungslos schlief. Auch die dunkelblauende Wolkenwand am westlichen Horizont, über der Wasserweite, stand bewegungslos da; nur oben an ihrem Rand, wo hellere, weißlich graue Duftgebilde wie Gebirge, die man im Traum gesehen, in die Höhe ragten, lösten sich leichte Wölkchen ab und schwammen langsam, wie Wanderschwäne, durch das Blau dahin. Sonst bewegte sich nichts. Das Pförtchen im runden Bannerthurm erklang und der leise Ton klang in der tiefen Stille von den Mauern wieder. Dann rührte sich ein

leichter Schritt auf dem Gestein: Nina, das Grafenkind, trat auf den Burghof heraus. Sie blickte um sich her; das Sonnenlicht, der helle Himmel schienen sie zu blenden. Zwei weiße Tauben saßen mit den rothen Füßen friedlich auf ihren Schultern; die goldenen Spangen an ihren Armen blitzten in der Sonne und die Feder auf ihrem goldgestickten Mützchen glänzte wie Schnee in der Luft. Eine Weile stand sie, sah und horchte hinaus. Dann schritt sie, ihren Schatten vor sich her werfend, an der Mauer hin, öffnete die Pforte, die, nur angelehnt, zur Höhe führte, und an dem eingeschlafenen Wächter vorbei stieg sie langsam bergan. Rechts neben ihr leuchteten die besonnten Mauern der oberen Burg; links that sich der Absturz auf, der mit einigen Vorsprüngen ins Meer hinabfiel. Sie stieg auf die Palme zu, die sich, fast wie ein Wahrzeichen, auf der Höhe erhob. Unter ihr, auf einem Vorsprung des Felsen, der wie eine Terrasse sich hinausschob, blinkten vergoldete Kreuze über der blauen Tiefe: die Kreuze der Todten, die hier auf dem luftig abgeschiedenen Begräbnißplatz im Steinboden ruhten. Darüber breitete die Palme ihre müden, dorrenden Zweige aus. Die Sonne sah hoch herein, doch unter der grünen Blätterkrone blieb ein schattiger Fleck, der einzige auf der Höhe, und tiefe, langsame Athemzüge stiegen hier aus der allgemeinen Stille auf. Das Mädchen trat heran, nun sah sie den Schläfer, den sie gesucht hatte: eine jünglingshafte Gestalt, auf dem Felsboden ausgestreckt, das helle Wamms weit zurückgeschlagen, und den hörbaren Athem zwischen den halb offenen Lippen.

„Gaetano!" sagte sie leise und blickte ihn lächelnd an. Er schlummerte tief und bewegte sich nicht. Den einen Arm unterm Haupt, den seine üppigen, schwarzen Locken umflossen, brennendes Roth auf den dunklen Wangen, an denen der erste zarte Flaum wie ein gemalter Schatten sich hinunterzog, lag er so im Genuß des Schlummers da, daß sie zögerte, ob sie ihn wecken sollte. Ein Lächeln lief ihm jetzt über die Lippen hin; ein angenehmes Traumbild schien ihn zu erregen. Sie stand und wartete noch. Endlich kniete sie nieder, scheuchte ihre Tauben hinweg und rief ihm ins Ohr: „Gaetano!" — Nun rührte er den Kopf. Schlaftrunken suchte er die Augen zu öffnen, hob die schweren Lider halb, ohne zu sehen, was er sah, ließ sie dann wieder fallen und sank in sich selbst zurück. Doch es half ihm nichts. Ein übermüthiges Lachen flog dem Mädchen über das liebliche Gesicht. Sie blieb auf den Knieen, faßte eine seiner schwarzen Locken, die ihm auf der Stirne lag, und zupfte daran. Er zuckte zusammen — und schlief. Nun nahm sie ihr Mützchen vom Kopf, zog aus ihrem Flechtenhaar den goldenen Pfeil hervor, und indem sie ihm mit den dunklen Augen anmuthig drohte, legte sie die Spitze an seine Brust und drückte sanft, als wenn sie ihm das Herz durchbohren wollte. „Ach!" seufzte er nun auf und hob eine Hand zum Herzen; doch der Pfeil fuhr zurück. Sogleich ward er wieder still. Er schien nur im *Traum* geseufzt zu haben. „Willst Du denn *ewig* schlafen?" sagte sie verwundert vor sich hin. Und mit unschuldiger Zärtlichkeit beugte sie sich ganz auf ihn herab, legte ihren Mund an seine Lippen und küßte ihn mit einem langen Kuß. Da endlich wachte er auf. Er hob ihr die Arme entgegen, stammelte Worte, die sie nicht verstand, und starrte ihr dann verwundert nach, wie ihr Gesicht ihn verließ.

„Ei ei, Gaetano!" sagte sie, indem sie auf die Füße sprang und, wie im tiefsten Ernst, die Arme kreuzte; „es wird schon Morgen, warum schläfst Du noch? Manai will hinaus, um zu fischen, und Du wolltest ja mit; und schon dreimal hat er so laut nach Dir gerufen, daß mir die Ohren gellen."

„Wie Du spottest!" sagte er schlaftrunken lächelnd und sah sie mit den schwarzen Augen noch träumerisch an. „Die Sonne, die dort steht, ist Nachmittagssonne — und stumme Leute rufen nicht; nicht seiner Mutter Namen kann Manai rufen! — Wie lange lag ich hier denn? Wovon hab' ich geträumt? Eben als Du mich wecktest, da war's — da kam's von oben herunter — —" Er suchte nach Worten, doch er schwieg. Dann richtete er sich auf, setzte sich auf das Gestein, und die Augen auf Ninas rothe Schuhe geheftet, sann er ganz versunken vor sich hin. „Gaetano!" rief sie ihn nun wieder an und schüttelte den Kopf. „Willst Du weiterträumen? Bist Du denn ganz und gar zum Träumer worden — siehst und hörst mich nicht mehr? weißt nicht mehr, wer ich bin?" Bei diesen Worten hob er die Augen zu ihr, mit einem zärtlichen Blick, und strich sich das Haar von der Stirn. „Ob ich weiß, wer Du bist, Nina!" murmelte er. „Nein, Du weißt es nicht mehr!" fiel sie ihm ins Wort. „Muß ich Dich nicht suchen, wenn ich Dich sehen will? Mit diesen beiden glühenden Kohlen da starrst Du mich an, wie in der Fieberzeit, als Du im Bette lagst und ich Deine Hand hielt, und Du erkanntest mich nicht! Nun gehst Du schon drei Tage so herum, nur Dein Schatten mit Dir; zählst die Tropfen im Meer, schläfst mit offenen Augen, wie die Hasen, kletterst im Ginster an den Inseln hin; — was ist mit Dir geschehn? Was hab' ich Dir gethan, Gaetano, daß ich Dich *suchen* muß?"

„Was Du mir gethan hast!" stammelte er verwirrt. „Nina! — — Ja, ich träume. Es ist wahr, was Du sagst. Seit jener Zeit, da ich im Fieber lag — — Es ist so schwer, zu sagen, wie mir ist! Ich träume so gern; denn die Welt ist im Traum so schön. Da gibt es nichts, was mich schmerzt, alles thut mir so wohl. Und wenn dann durch den blauen Himmel die Göttin Venus zu mir herunterkommt — so zu mir kommt, wie vorhin" — Er entsann sich nun, was für ein Traum ihn vor dem Erwachen entzückt hatte, und ein zerstreutes Lächeln überflog ihn. „Ja, das war's!" sagte er zu sich selbst.

„Wovon sprichst Du, Gaetano?" fragte sie ungeduldig. „Was hast Du mit der heidnischen Göttin Venus zu schaffen?"

Er sah sie an: „Lache über mich! Seit damals — seit einem gewissen Tage sehe ich sie oft. Du weißt, Nina, daß dort, wo nun Deines Vaters Burg steht, einst ihr Tempel stand; daß Portovenere, der „Venushafen", nach ihr seinen Namen trägt; — und ob wir auch Christen sind, den heidnischen Namen den behalten wir doch. Und wenn ich nun schlafe, Nina, schwebt sie, als wäre sie's wirklich, aus der Luft herab, und ihr weißes Kleid, ihr weißes Angesicht leuchtet mir vor den Augen. Sie sieht mich an — und neigt sich nieder bis an meine Brust — und legt die Hand an mein Herz, um es mit einem Pfeil langsam zu durchbohren; und flüsternd beugt sie sich über meinen Mund — und küßt mich," setzte er lächelnd und erröthend hinzu. Doch, indem er nun aufblickte, erstaunte er über Ninas lachendes Gesicht. Sie zog ihren Pfeil wieder aus dem Haar und hielt ihm die goldene Spitze gegen die Brust.

„Was für seltsame Träume Du hast!" sagte sie mit kindlicher Heiterkeit. „Mit diesem Pfeil hier bin ich Dir erschienen, und mit dieser Spitze hab ich Dein Herzchen gekitzelt — und mit diesen Lippen hab' ich Dich küssen müssen, um Dich aufzuwecken."

„Du —! Du selbst —!" stammelte er.

„Und Du warst schon so stolz, daß Dich eine Göttin geküßt hatte!" setzte sie spottend hinzu. Doch als sie ihn nun eine Weile stumm betrachtete, ward sie wieder ernst und fast kummervoll. „Warum träumst Du von alledem?" fragte sie. „Warum findest Du die Welt nur im Traum so schön? So sage mir doch, was Du für Schmerzen hast?"

Gaetano war eine Weile still. „Wer hat keine Schmerzen auf dieser Welt?" fing er endlich an, mit einem dunklen, frühreifen Ton, der ihr befremdlich war. „Ist es *meine* Schuld, daß, wenn wir *leben*, wir auch *nachdenklich* werden? — Ich bin nicht der Knabe mehr, Nina, der ich im Winter noch war. Ich war es schon viel zu lange; das Grafenkind von da drüben, der hochmüthige Paolo," er wies nach Palmario hinüber, „ist nicht älter als ich, und die Leute grüßen ihn schon wie einen großen Herrn! — Was für Schmerzen ich habe? Nina, wer bin ich denn auf dieser Welt! Hab ich Vater und Mutter? Sie beide liegen im Grab, ich weiß nicht wo; sie haben mich lieb gehabt, ich weiß nicht wann; ich habe sie lieb und weiß nicht, wer sie waren. Mein Oheim, der stumme Manai, — stumm ist er wie ihr Grab. Ich lebe hier so hin und habe kein Recht an nichts. Was bin ich denn neben Dir? Ein aufgefundenes, namenloses Kind und Du die Grafentochter von Portovenere — Und von Deines Vaters Gnade zu leben —"

Ueber diesen bitteren Worten brach er ab, und sein jünglingshaft schönes Gesicht verfinsterte sich tief.

„O Gaetano!" sagte Nina und setzte sich neben ihn. „Was für Reden führst Du? Bist Du nicht wie mein Bruder und sollst es bleiben, so lange ich athmen kann? Und mein Vater — ist er denn so ein stolzer Graf gegen Dich? Hat er Dich nicht gehalten wie seinen Sohn —"

„Ich bin der undankbarste, schlechteste Mensch, ich weiß es!" unterbrach er sie. „Er ist mein Herr und will lieber mein *Vater* sein. Hat mir alles gegeben, seit ich denken kann; will mich nach Genua schicken, mich wie die Ritter erziehn; — vielleicht soll ich einst

sein Wappen führen, wenn ich mit den genuesischen Kriegsgaleeren die Corsaren jage. Auf beiden Knieen sollt' ich ihm dafür danken. Warum bin ich so stolz! — Nina," und er sah sie mit den brennenden Augen ganz aufrichtig an, „er ist Dein Vater, aber ich kann ihn nicht lieben. Fürchten wohl; lieben nicht! Wenn ich ihn sehe, steht das Herz mir still; meine Zunge erstarrt — und dann steh' ich wie ein Eisblock da und kann's nicht ändern. Und er sieht es, und gefriert dann auch. Und in seinem Herzen sagt er sich: Das ist ein elender Mensch, er kann Wohlthaten empfangen, aber sie nicht vergelten!"

„Du irrst!" sagte das Mädchen und schüttelte traurig den Kopf. „Warum fühlst Du alles so schwer? Kannst Du die Menschen nicht lieb haben, die Dir nur Gutes wollen?"

„Wenn Du mein ganzes Herz kenntest!" antwortete er. „Ich habe Manai lieb, der mich alles gelehrt hat wie ein Vater: Schwimmen und Rudern, Fischen, mit Pfeilen schießen, Schwalben und Möven aus der Luft herunterholen. Und Toniello lieb' ich, den alten Einsiedler da oben, der die Welt kennt, obwohl er sie nicht braucht; der mich in seinen Büchern unterwiesen, der mich das Leben gelehrt hat —"

„Und sonst niemand?" unterbrach sie ihn.

Gaetano nahm ihre Hand, ohne sie anzusehen: „Nina — und Dich — und Dich! Was hilft es, daß ich schweige, auf allen Felsen herumsteige — es ist doch, wie es ist. Ich soll nach Genua — soll Dich verlassen! Und so lang ich denken kann, hab' ich mit Dir gelebt. Jahr um Jahr! Und wie Bruder und Schwester! Und wenn ich nun auf lange Jahre in die Welt hinausziehe ohne Dich! — Fahr' ich aufs Meer mit Manai, so seh' ich immer den Thurm, in dem Du wohnst, wo die Fahne weht, und mir ist, als hätt' ich Dich nicht verlassen. Steig' ich auf Palmaria die Felsen an, so späh' ich von jedem Platz nach Deinem Fenster zurück, bilde mir ein, Dich zu sehen. Aber nun fort — ganz fort! — Nina, ich weiß noch nicht, was Trennung ist; mir ahnt, es ist bitterer als der Tod. Ich muß Dir etwas sagen, worüber Du lachen wirst: ich weine wie ein Kind, daß ich davongehen soll. Gott und die Jungfrau lieb' ich nicht so wie Dich; ich kann nicht leben, wenn ich Dich nicht sehe — will nicht sterben, Nina, stirbst Du nicht mit mir —"

Er vermochte vor plötzlichem Uebermaß der Empfindung nicht mehr zu reden, mit einer unerwarteten Bewegung sank er vor ihr hin und fing an, ihre Füße, ihre abwehrenden kleinen Hände zu küssen.

„O Gaetano!" seufzte sie auf. „Was machst Du da!" Ihre weiche Mädchenseele zerfloß bei diesen Bekenntnissen, bei dem Gedanken der Trennung, und auf einmal fing sie an zu weinen, während die Freude über seine Liebe ihr Gesicht verklärte. „Was willst Du?" sagte sie nach einer Weile, „bist Du nicht viel glücklicher als ich? Du fährst in die Welt hinaus, sollst Genua sehen und alles, was herrlich ist. Ich bleibe hier zurück! Und nun werden sie mich morgen in die Damenkleider stecken, weil die Jugend vorbei ist; werden meinen Namenstag damit feiern, daß sie mir bunte Schleifen ins Haar flechten, mir die langen Aermel über die Arme ziehen — und die guten Lehren dazu! — Nein, geh nur fort, Gaetano; die Spieljahre sind doch dahin! Es wird nie mehr so schön! Zieh hinaus übers Meer und werde ein Rittersmann, so ein Held, wie in Toniellos Büchern; und wenn Du dann wiederkommst —"

„Wenn ich wiederkomme? Ninetta — was bist Du dann? Sagen sie mir nicht alle, daß der stolze Paolo von Palmaria Dich zu seiner Braut machen soll? daß Du einst da drüben auf seiner Burg — — O Nina, das tödtet mich! Niemand soll Dich besitzen; wenn ich von Gott zu niedrig geschaffen bin, um Dich zur Frau zu begehren — auch kein anderer, Nina! — Du sollst meine Schwester bleiben bis zum Tod, niemand soll mir sagen dürfen, daß Du nicht mehr mein bist!"

„Niemand!" antwortete sie und sah ihm mit tröstlicher Zärtlichkeit ins Gesicht. Und wie um ihre eigene Bangigkeit zu betäuben und ihn seinen Gedanken zu entreißen, griff sie in das Täschchen, daß ihr über die Schulter hing, zog eine Handvoll Datteln und Feigen hervor und wiederholte: „Niemand, Gaetano! Glaube mir das — und diese Früchte, siehst Du, hab' ich mitgebracht, um sie mit Dir zusammen zu verzehren, hier oben auf der Höhe, wo es so schön ist;" und sie blickte nun heiter in die Welt hinaus. Die Sonne schien ihr allzu grell ins Gesicht, sie rückte ein wenig bei Seite, mehr in den Schatten hinein, und hielt sich die Hand vors Auge. Ueber den schmalen Meeresarm ragte die Insel herüber, die sich wie ein ungeheurer Walfischrücken auf der blauen Flut sonnte; wie eine Krone saß oben die Burg mit ihren Zinnen darauf, die Burg von Palmaria, von deren Thurm der Thürmer aufs Meer hinausblies, um die vorüberziehenden Segel zu begrüßen. Nun erklang auch Manais Horn auf dem Thurm von Portovenere, als Gegengruß, und es war, als ob die Töne auf halbem Weg, über dem Felsenthor, sich in eins verschmölzen. Dann begannen sie hüben und drüben dieselbe Weise, zu gleicher Zeit: ein noch junges Lied aus dem Tuneser Krieg, aus den Tagen, wo Kaiser Karl V. und Genua nach Afrika zogen, den großen Seeräuber Barbarossa aus seinem Reich zu werfen. Schmetternd, durch die reine Luft emporgetragen, klang der Sturmmarsch herüber, mit dem die Christen Golettas Mauern erstiegen. Gaetano horchte, Ninas Hand in der seinen. Die Grabkreuze unter ihm blitzten im Sonnenlicht; dahinter, wie in das krystallene Blau hineingesenkt, glühten die schwärzlichen Mauern der Portovenereburg, deren Felsenzunge, weit gestreckt, wie ein langhalsiger, grauer Lindwurm in das Meer hinauskroch. Die Uferwellen spielten mit sanfter Musik daran hin. An Ninas Kniee geschmiegt, richtete Gaetano sich ein wenig auf und legte seinen Kopf in ihren Schoß. „Laß mich so!" sagte er leise. Sie lächelte und wehrte es ihm nicht. Eine ihrer Datteln nahm sie zwischen die Finger, drückte sie ihm an die Lippen, wie wenn sie anpochen wollte; dann öffnete er, und sie steckte ihm die Frucht in den Mund. Gaetano aß, horchte auf den Hörnerklang, der nach und nach leiser werdend verhallte, und drückte Ninas Hand. Ueber sich sah er die Palmzweige, die Wandervögel, die in grauen Scharen nach Norden vorüberzogen, und die Möven, die ihre weiße Brust in das blaue Licht hineintauchten, bis sie im Raum vergingen. Ein unaussprechliches Wohlgefühl füllte ihm die Brust. „Nie werd' ich wieder so glücklich!" sagte er still vor sich hin. „Nina, warum kann man nicht in diesem Augenblick sterben?"

„Warum willst Du sterben?" fragte sie, über ihn gebeugt.

„Weil ich glücklich bin! — Fühlst Du das nicht wie ich? Wenn alles mich selig macht, wenn nichts mehr schöner sein kann, als es ist, dann wünsch' ich immer von ganzer Seele zu sterben. Ach, so im höchsten Augenblick, ohne Qual, zu entschlafen! zu zerflattern, wie die Möve da oben im Blau verschwindet! — Aber mit Dir! — — Warum schweigst Du, Ninetta?"

„Weil ich nicht fühle wie Du. Warum denn sterben, wenn die Erde so schön ist?"

„Was ist sterben, Ninetta?" fragte er und sah gedankenvoll zu ihr auf. „Wenn ich so dasitze und die warme Abendluft mich anweht, vom Himmel her, so weich als hätte sie unsichtbare Arme, mich zu streicheln, dann ist mir oft zu Muth, als wären wir gleich und gleich, als brauchte ich mich nur aufzulösen, um auch so als Aether dahinzuwehen. Ist das Sterben, oder was ist das, Nina? Wenn ich da unten in das Meer hineinstarre und die Brandung steigt, und die Wellen von Stein zu Stein wie Schlangen hinanspringen, und zwischen den umgestürzten Blöcken der Wellenkamm, wie ein Schlangenkopf, hervorzüngelt und horcht und wieder verschwindet — so weiß ich nicht mehr, was Leben und Nichtleben ist: Alles scheint mir eins, die Welle und ich! Wenn ich zur Welle würde, lebte ich dann nicht mehr? Was ist sterben, Nina? — Ich verstehe es nicht! Ich weiß nur, daß ich in dieser Stunde selig bin, und so in Deinem Schoß möcht' ich vergehen — vergehn!"

„Du bist krank, Gaetano!" sagte das Mädchen befremdet. „Wie kommt es Dir in den Sinn, solche Dinge zu denken? — Ich habe das nie gehört. Wenn die Menschen immer sterben wollten, sobald sie recht glücklich sind, was würde dann aus der Welt? — Komm, steh auf!" setzte sie hinzu. „Du hast mir versprochen, mich in diesen Tagen, ehe Du nach Genua mußt, noch einmal aufs Meer zu fahren wie vordem, im bunten Schiffchen. Dieser Tag ist so schön! Komm, laß uns noch einmal all unsre alten Buchten, unsre Spielplätze, unsre Grotten besuchen — unsre ganze Welt!" Sie lächelte ihm in zurückgehaltener Bewegung zu, rückte sanft seinen Kopf, und Gaetano richtete sich auf. „Thun wir das!" sagte er mit gepreßter Stimme. Ihr rothes, goldgesticktes Mützchen lag neben ihr auf dem Fels, er nahm es und legte es ihr auf die dunklen Flechten, und mit einem leisen Seufzer ging er voran, den steinigen Abhang hinab. Die Sonne glühte noch stark und strahlte vom Fels zurück. Sie eilten, hinunterzukommen und in den Schatten der hohen Mauern zu treten.

Auf dem Burghof hatte sich inzwischen sonntäglich geputztes Volk aus dem Städtchen gesammelt; einige gingen dem Kirchlein zu, dessen Pforte geöffnet stand, andere plauderten, in lebhaftem Geberdenspiel, mit den halbgepanzerten, behelmten Burgmannen, die das Stadtvolk mit Hausherrnwürde begrüßten. Die größte der Gruppen aber umstand ein nicht mehr junges, zigeunerhaftes, maurisches Weib, das mit dunklen farbigen Tüchern und falschen Ketten behangen war, allerlei blinkende Kleinigkeiten verkaufte und halbverstohlen die Leute aufforderte, sich von ihr wahrsagen zu lassen. Das abergläubige Volk drängte sich heran, und mit einer gewissen unheimlichen Scheu standen sie um sie her und horchten, wie sie einem nach dem andern in verstümmeltem Italienisch die Geheimnisse seiner Zukunft offenbarte.

Nina trat nun auch neugierig heran, und Gaetano, der auf der Brust der Maurin ein Amulet hängen sah, dessen Form ihm auffiel, ließ sie nur ihren Spruch zu Ende reden und fragte dann, indem er sich vor sie hinstellte: „Wer seid Ihr, wo kommt Ihr her?" — Sie antwortete: „Aus Spezzia komm' ich, lebe überall;" — und damit faßte sie seine Hand, wie wenn sie ihm deren Linien ausdeuten wollte. Zugleich sah sie ihn an; seine dunkle Hautfarbe, dunkler als die der andern, schien sie zu befremden. „Wo kommt Ihr her?" fragte sie zurück.

„Nirgendsher," erwiderte er; „ich war stets, wo ich bin!" — Indessen die Maurin schüttelte ungläubig den Kopf, und während sie seine Züge mit Wohlgefallen betrachtete, blieb ihr Auge offenbar an etwas hängen, das sie nachdenklich machte. Sie überflog seine ganze Gestalt, und da Nina, durch diese forschenden Blicke geängstigt, Gaetano unwillkürlich am Arm zurückzog, lächelte die Alte und murmelte ein paar fremde Worte, die man nicht verstand. „Was gebt Ihr mir, wenn ich Euch wahrsage? Was gebt Ihr für diese Ringe?" fragte sie dann, zu Gaetano gewandt. „Fürchtet Ihr Euch, mein tapfrer, junger Herr, mir nahe zu treten?"

„Vor wem sollt ich mich fürchten?" sagte Gaetano, machte sich von Nina los und stellte sich wieder vor die Maurin hin.

Nun betrachtete sie seine Brust mit der äußersten Aufmerksamkeit, und zeigte mit dem Finger auf eine Art von viereckiger Münze mit fremdartigen Zeichen, die an einer kleinen Kette über sein graues Wamms hing. „Gebt Ihr mir diese schlechte Münze da," fragte sie, „wenn ich Euch dafür alles sage, was ich weiß?"

„Diese schlechte Münze," antwortete Gaetano, „ist ein Amulet, und für nichts geb ich es her."

„Warum?"

„Weil es mein ganzes Erbtheil von der Mutter ist!" antwortete er.

Auf einmal veränderte die Maurin ihre Züge, schien in lebhafte Aufregung zu gerathen, faßte sich, und fing dann etwas mühsam wieder an: „Erlaubt Ihr wenigstens, daß ich diese Münze auf einen Augenblick in die Hand nehme?"

„Nein, nein, nein!" flüsterte Nina hinter Gaetano, die durch das ganze Gebahren der fremdartigen Frau in weibliche Furcht versetzt wurde. Doch Gaetano schämte sich, vor so vielen Männern sich wie ein Knabe zu benehmen, und nahm die Kette vom Halse: „Hier!" sagte er. Die Maurin betrachtete die eingegrabenen Zeichen des Amulets ganz genau, nickte mit dem Kopf, forschte dann wieder in Gaetanos Gesicht, und sagte endlich mit gedämpfter Stimme, indem sie ihn an der Hand ganz an sich heranzog: „Junger Herr, von Eurer leiblichen Mutter habt Ihr dieses Amulet?"

„So hat man mir gesagt!" erwiderte Gaetano, den ihre Aufregung anzustecken begann. „Ihr kanntet sie nicht?" fragte sie weiter. Er schüttelte den Kopf. „Wißt Ihr denn, wer sie war?"

Er wollte eben auch das verneinen, als ein Kanonenschuß, dem verworrener Lärm hinter ihnen folgte, ihn und den ganzen Hof in Bewegung brachte und das Gespräch abschnitt. Der Thürmer neben dem Banner fing wieder zu blasen an, und nun sah man, indem man an die Schießscharten lief, daß ein Kriegsschiff mit der genuesischen Flagge langsam in das Felsenthor hereinsegelte — denn ein leichter Wind hatte sich aufgemacht — und von den Kanonen der Burg freundschaftlich begrüßt ward. Auf dem breiten Verdeck war fast die ganze Mannschaft versammelt, rief und jauchzte und winkte mit geschwenkten Tüchern und Hüten herüber. Am großen Mast hatte man erbeutete Waffen und Kleider, maurische Turbane, krumme Piratensäbel aufgehängt, und das alles glänzte in der Sonne. Auch ein abgeschnittener Kopf mit grimmigem Ausdruck, eine einzige Haarlocke auf dem kahlen Schädel, war an einer Stange aufgepflanzt und ragte über die Schiffsmannschaft herüber.

„Ein Corsarenkopf!" riefen die Leute um Gaetano her. Auch er war an eine Schießscharte getreten, und durch den schauerlichen Anblick erregt, fragte er einen alten Kriegsmann, der neben ihm stand und keine Miene verzog: „Wen bringen sie da herein? Ist das Schereddin Barbarossa, den sie nun endlich aus der Welt geschickt haben?"

Der Kriegsmann lachte. „Hätten sie **den** auf diese Stange gesteckt, so würden sie alle Flaggen und Wimpel spielen lassen und ein Geschrei machen, daß man keine Kanonen mehr hören sollte! Nein, den haben sie nicht. Der schwimmt noch ungeköpft auf allen Wassern herum; wird noch manche ehrliche Christenader anzapfen! Und sie sagen, der junge Schereddin, sein Neffe, treib es noch ärger als er, und alle Tage könnten wir hier Piratenbesuch erwarten. Tunis, das Nest, haben wir ausgeschwefelt, aber die **Brut** ist noch guter Dinge!"

„Der junge Schereddin soll in der Nähe sein!" warf ein anderer dazwischen. „Man weiß es nicht!" gab der Alte zurück. Unterdessen segelte das Schiff in stolzer Würde vorbei, am kleinen Hafen entlang und der Bucht von La Spezzia zu. Gaetano verließ seinen Platz an der Mauer, da ihm auf einmal wieder die Wahrsagerin in die Gedanken kam, und begierig, sich ihre Aufregung enträthseln zu lassen und geheimnißvolle Dinge zu erfahren, suchte er mit den Augen, wo sie sei. Ein Haufe von Menschen drängte sich eben zum großen Burgthor hinaus, durch die Erscheinung des Grafen weggescheucht, der von der oberen Burg herunterstieg und dessen Nähe jede Feiertagslustigkeit zu ersticken pflegte. Der „spanische Graf", wie das Volk ihn hieß, eine hohe Gestalt mit langem, strengem, graubärtigem Gesicht, finsteren, großen Augen, von mehr spanischer als italienischer Art, trat mit dem alten Einsiedler Toniello auf den Burghof, und der weite Raum leerte sich, sowie er erschien. Auch die Maurin war nirgends mehr zu sehn. Von dem Platz vor dem Hauptthor, der zum Städtchen führte, klangen noch Stimmen herüber, unter denen Gaetano auch die der Maurin zu erkennen meinte; aber sie entfernten sich schnell, und dann war alles still.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wiener Zeitungspresse.

Einer der interessantesten Stoffe, welcher während meines langen Aufenthaltes in Wien meine Aufmerksamkeit fesselte und eines wahren Studiums werth erscheint, ist die **Wiener Zeitungspresse**.

Es ist eine überraschende Thatsache, daß ein Land, welches in der constitutionellen Bewegung ein neues zu nennen ist, sich so gewandt in den riesigen Dimensionen seines Zeitungswesens tummelt. Noch mehr muß anerkannt werden, daß dieses Oesterreich und Wien, welches vordem kaum eine nennenswerthe Journalistik besaß und ganz von der nord- und mitteldeutschen Presse abhing oder genährt wurde, sich vollkommen auf eigene Füße gestellt hat.

Betrachten wir vorerst die Anzahl der Blätter, so wird wenigstens ein Dutzend großer politischer Organe täglich das Lesebedürfniß zu befriedigen suchen, ja die Hälfte davon erscheint zweimal und gibt täglich noch ein Abendblatt aus. Die ältesten sind — abgesehen der offiziellen „**Wiener Zeitung**" — „**die Presse**", der „**Wanderer**", das „**Fremdenblatt**", das conservative „**Vaterland**" und der klerikale „**Volksfreund**", dann kamen die „**Neue freie Presse**", das „**Neue Fremdenblatt**", die magyar-deutsche „**Debatte**". Die mehr strengbürgerlichen und unteren Stände suchen zu befriedigen: „die **Morgenpost**", „die **Vorstadtzeitung**", „das **Tageblatt**", „die **Volkszeitung**" und die „**Gemeindezeitung**". Eine Menge anderer tauchten seit Jahren auf und verschwanden. Wochenblätter gibt es sehr wenige, eine einzige politische **Revue**, das ist die „**Reform**" von



Der kleine Schulmeister. Originalzeichnung von H. Werner.

dem bekannten Schuselka. Witz- und Caricaturblätter überschwemmen den Markt und Kleinhandel. Nennenswerth sind nur der „Figaro“ und der „Kikeriki“. Diese Menge der Blätter wird täglich ein Quantum von beiläufig zweimalhunderttausend Nummern in die Welt setzen. Welche erstaunliche Menge! Da die Regierung von jedem Exemplar einen Stempel von einem Kreuzer bezieht, so macht dies für Wien allein täglich eine Einnahme von 2000 Gulden, und die sehr bedeutenden Inseratensteuern sind noch extra zu entrichten.

Als den Vater, Gründer und ersten Eingeweiheten in die Geheimnisse einer klug berechneten Zeitungsadministration, muß man Herrn August Zang bezeichnen. Er kam von Paris, wo er allerlei Industrieen, unter andern eine Bäckerei betrieben hatte, und sah im Jahre 1848, daß eine Zeitung in Wien ein gutes Geschäft sein müsse. Er gründete die „Presse“, gab sie sehr billig und führte sie, bald mit Regierungsunterstützung, bald streng oppositionell, mit scharfsinnigster Schlauheit durch alle Phasen und nahm den sogenannten „nationalökonomischen“ Theil in die Hand. Dieser, als Belehrung für die Geld- und Papierwirthschaft der Bürger aufgestellt, und das Inseratenwesen fesselten außerordentlich neben dem lebendig gemachten Inhalt des Blattes. Als Vorbild diente ihm Girardins „Presse“ in Paris, und man könnte ganz genau den vielfältigen Farbenwechsel, das administrative Geschäftsgebahren und das Feuilleton mit den derben packenden Romanen jener Zeitschrift in Vergleich bringen. Das Beiblatt „Der Capitalist“ war dem vorgeschritteneren Mirès nachgebildet. Das Resultat war, daß Herr Zang, welcher fast mittellos nach Wien zurückgekehrt war, von wo er als geborener Wiener einst auswanderte, sich vor einigen Jahren als mehrfacher Millionär zurückzog und noch das ganze Geschäft um nahezu eine Million verkaufte. Käufer war eine Actiengesellschaft, theils aus Vorstehern von Banken, theils aus Vertretern der Regierung bestehend, welche ein leicht erklärliches Interesse hatten, diese öffentliche Stimme in ihre Macht zu bekommen.

Was die „Presse“ für die höheren politischen und bürgerlichen Kreise geworden, das suchten nun andere Organe anderer Männer dem Volke zu werden. Sie tauchten allmählich in allen Abstufungen und für alle Schichten auf, je nachdem die damalige strenge Regierung die schwer zu gewinnenden „Concessionen“ ertheilte, und zwar an solche Männer, von denen sie eine milde Fügung in ihren Willen voraussetzen konnte. Jedoch den Herren war bald der volle Säckel lieber als die Gunst der Herren Regierungsräthe, und nun gab es einen äußerst schlau und geschickt geführten Kampf mit der Censur, zwischen Erlaubtem und Unerlaubtem, Gefährlichem und Ungefährlichem, welcher unablässig fortgesetzt wurde. Das neue politische System änderte die Sachlage und ließ die Bewegung frei.

Ein Köder für den Absatz, wie er sich bei uns in Norddeutschland weniger findet, wurde der nummernweise Verkauf. Man konnte abonniren und auch nicht, allerlei Krämer hielten auch, zur Bequemlichkeit des Publikums, in ihren Läden Journale feil. So ist es noch, und es sind wesentlich die sogenannten „Tabaktrafiken“, die Verkäufer des kaiserlich-ärarischen Tabaks und der Cigarren, welche ein Journalassortiment halten, je nachdem ihre Kunden sind. Die Administration der Journale sendet eine Anzahl Nummern und nimmt die unverkauften wieder zurück. Die Krämer beziehen hierfür den vierten Theil des Preises.

Hierdurch wurde es nothwendig, daß interessante Nummern, sogenannte „packende Blätter“, gemacht werden. Denn ein Tagesabsatz von 2 — 5000 mehr, blieb und bleibt ein wesentliches Geschäftsmoment. Je weniger Makulatur zurückkömmt und je mehr vom Journalsatze Nummern abzupressen sind, desto besser und einträglicher.

Nun mußte natürlich auf solchem Wege dem Geschmack geschmeichelt, dem Sinnenreize gehuldiget werden. Mord, Brand, Criminalfälle, historische und moderne Schrecklichkeiten, sogenannte „Geheimnisse“, mußten in politisch stiller Zeit ein wesentliches Vehikel werden. Solcher Journalwitz blühete ungemein lebhaft. Und die Gefahr, daß derartiger Stoff nicht täglich komme, wurde beseitigt, indem man der in diese Richtung gelenkten Phantasie den unbeschränktesten ausgiebigsten Raum im — Romane ließ! Der lokale Sensationsroman tauchte auf und blühte in einer grellfarbigen Buntheit, deren derbe und augenmerkerregende Rastlosigkeit noch heute nicht übertroffen ist.

Diese seltsame Sorte derbster Romane brachte noch einen Vortheil, sie machte nämlich nicht eine einzelne packende Nummer, sondern eine ganze Reihe. Es lag nicht die Gefahr nahe, daß der „interessante Mord“ nicht lange vorhalten und nicht rasch wieder eine haarsträubende Schauergeschichte vorkommen, und in allen ihren kleinsten Einzelheiten möglichst lange auszubeuten sein werde. Der Roman ward der Inbegriff und rastlose Ausdruck aller „heimlichen“, „schändlichen“, „gruseligen“, „sinnenaufregenden“, „abenteuerlichen“, „schatzreichen“, „unschuldverfolgenden“, kurz nervenspannenden und neugiererregenden Thaten. Fürsten, Millionäre, Attentate, heimliche Geburten, geheimnißvolle Erschütterungen aller Art wurden über Nacht gemacht — und all dieses Vergnügen kostete dem Arbeiter, der Köchin, dem Schuljungen nur einen oder wenige Kreuzer; Politik und Socialistisches bekam man noch obendrein.

Zuweilen wird aber die Politik, wie der Wiener sagt, „öde“ und „fade“ — der Roman muß für alles sorgen, spannen, reizen, Abnehmer zusammenhalten. Ist die „Sache“, das heißt der Roman, mit Kenntniß der Gemüther gemacht, dann können sie immer „auslassen“ und die Administration ist zufrieden, sie sagt: „es geht!“

Die Administration, oder der Administrator, ist ein wichtiges Wort bei den Journalen, namentlich bei den sogenannten Volksjournalen. Ich sah während meines mehrjährigen Aufenthaltes in Paris wohl die Herren „Gérants“ der Journale in Equipagen fahren im Bois de Boulogne, sie gehören zur Gesellschaft und machen auch solche. Man zeigte mir auch in Wien Administratoren, welche in ihren eigenen Equipagen fahren, in ihren eigenen Häusern wohnen, und man sagte mir, es seien Herren, welche noch vor Jahren damit begannen, die Journale mit eigenen Händen auszutragen, mit eigenen Händen an die Thüren zu pochen und mit eigenen Füßen alle Treppen auf und ab zu laufen.

Die Herren Administratoren pflegen, nach meiner sorgfältigen Erkundigung, oft mehr Herren der Journale (wenn auch nicht Eigenthümer) zu sein, als die Redacteure. Der Administrator weiß, was abgesetzt wird. Er weiß also, während die Redacteure noch Journal machen, schon ihren Erfolg. Er berichtet ihnen, diese Leitartikel regen nicht auf und nicht an, diese und jene Nachrichten oder Anschauungen seien zu mattherzig, und es müsse kräftiger kommen. Vollends was den Roman betrifft, wissen die Administratoren der Volksblätter, ob er „packt“ oder nicht. Und der Roman hält fest oder stößt ab eine Zahl von tausenden! Das entscheidet! Die Tagesnachrichten findet der Käufer überall nahezu gleich in allen Journalen, er kann also „abspringen“ und sich an den nächsten „ergreifenden Roman anhängen“. Da die Abonnenten kaum etwas zählen und nur der tägliche Kreuzerverkauf in die Wagschale fällt, welcher mit dem Tagesbedarf an Schnupf-, Rauchtabak und Cigarren zugleich in der „Trafik“ befriedigt wird — so muß der Roman wie ein Strick gedreht werden, der festhält, wie ein Seil, welches ein Spreeschiff nicht abtreiben läßt.

Derartig befriedigende Erzähler haben nicht Zeit, vorzuarbeiten und sich etwa ihr literarisch-romantisches Erzeugniß „auf Lager zu bringen.“ Sie können, wenn sie geendigt, sogleich wieder von vorn anfangen. Vorerst wird also der Titel gemacht. Er muß ergreifen! für alles andere läßt man das erste Capitel sorgen. Zieht das, dann ist's gut! der Administrator berechnet, wie stark die Auflage sein werde, ob „Steigen“ oder „Fallen“. Die andern Capitel werden Tag für Tag, oder als nächtliche Lucubrationen gemacht und geliefert. Der Administrator ist Herr und „Detectivepolice“ in einer Person. Zu ihm, als dem obersten Inspector, kommt die Heerschar der Austräger aus allen Gebietstheilen. Sie referiren, sie hüten ihre Absatzprovision. Ist man also im Westende mit dem Roman zufrieden? Haben die südlichen Vorstädte angezogen oder nachgelassen? Hat das östliche Fabriksgebiet angepackt, oder verhält es sich gleichgültig und abweisend, ist sogar „abgesprungen“?

Wehe, wenn letzteres der Fall! Dann wird sofort in der Redaction conferirt. Die zurückgekehrte Makulatur ist zweifellos sprechend. Jetzt wird ein Mord ersonnen. Der Autor muß, selbstständig oder mit Beirath, ein Kind vertauschen, ein Testament fälschen, einen Nabob, einen Herzog, einen Riesengauner auftreten lassen, kurz eine ungeheuerliche That ersinnen und begehen. Die Opfer fallen ins Tintenfaß, Blut fließt wie Wasser, Schändlichkeiten häufen sich wie Blasen auf einer Stange Weißbier! Personen, denen ein langes Leben beschert war, sterben und fallen in den Capiteln

dahin wie Fliegen. Die Tugendhaften wandeln plötzlich in den Kerker, und sie enthüllen sich als geheimnißvolle Attentäter, oder die schändlichsten Mißgestalten werden durch kühne Striche, Folgerungen und Züge, zu mißhandelten Tugendgestalten, zu Unschuldsrepräsentanten vom feinsten, reinsten, makellosen Filtrirwasser!

Das Zeug packt wieder, mehr oder weniger, und von der Generaladministration werden die Befehle gegeben, ob auf dem linken Flügel vorzurücken, dreinzuhauen, zurückzuziehen, oder im Sturmschritt abzuprotzen und mit Hinterladung dareinzufeuern sei! — Die Sieger gehen im Glorienschein einer starken Auflage einher, die Geschlagenen hängen die Ohren und suchen einen neuen Romanfeldherrn wie etwa für Benedek nach Königgrätz oder Sadowa!

Der Leitartikel, der in England so subtil ausgesonnene und staatsmännisch reiflich erwogene „leader", bildet auch hier in den oberen, wie in den unteren Journalschichten einen Punkt sorgfältigen Augenmerks. Woher aber bei mehr als einem Dutzend Journalen täglich einen und zwei Leitartikel staatsmännischen Inhalts nehmen? Und wenn sie staatsmännisch wären, würde dies nicht langweilen und über den Horizont der Durchschnittsleute, noch zumeist der unteren Stände hinausgehen? Nun wird auch im Leitartikel „Sensation" gemacht. Wien verbraucht an politischer künstlicher Aufregung in einer Woche, was in anderen Staaten kaum in einem Jahre producirt und consumirt wird. Keine Bureaukratie ist verschlossener, keine Hofaristokratie zurückhaltender gegen öffentliche Berührungen, als die österreichische, und dennoch wissen die Dutzende Leitartikel täglich erstaunliche staatsmännische Combinationen. Freilich muß das diplomatische Corps täglich die Köpfe schütteln, auch lächeln. Aber was thut das? „Die Masse muß es bringen!" nach dem bekannten Spruche.

Die Kritik des Diplomatisch-Politischen geht oft für ernstliche Politiker und trotz des äußerst gravitätischen Tones ins Hochkomische. Ich ließ mir in Theatern und auf der journalistischen Tribune des Reichsrathes die Herren Politiker wiederholt zeigen. Vorausgesagt, daß es an manchem Trefflichen, auch aus bester Quelle und gediegener Feder Geflossenen zuweilen nicht fehlt, muß ich bekennen, daß mich Erstaunen erfaßte über die Jugend und über das tiefes Denken wenig versprechende Aeußere so vieler Herren aus den Redactionen.

Ein längerer und wiederholter Aufenthalt in Wien befähigte mich, geradezu der Carriere einzelner zu folgen. Sie treten in die Redactionen wie in eine Art Lehre, kaum halb, selten ganz studirt, und nun beginnen sie bei dem Tages- und Nachtdienst des Reporterwesens, bei Wahlversammlungen, Feuersbrünsten, Gerichtsscenen, Deputirtenreden und Theaternotizen. Dann wird ihnen die Verfassung von Artikelchen aller Art anvertraut, von diesen schreiten sie allmählich, nach dem jeweiligen und zufälligen Hausbedarfe in den Redactionen zu Artikeln, und plötzlich ist der Staatsmann gemacht, fertig! Er springt aus dem Feuilleton in die Nationalökonomie, von dieser in die Kunstkritik und in das Staats- und Völkerrecht gleichzeitig, er maßregelt Bismarck wie Fräulein Wolter; Shakespeare und Kaulbach unterliegen ihm wie Offenbach und ein Solotänzer, die ganze moderne Literatur ist sein Gebiet wie das Cabinet Ihrer Britischen Majestät, oder sonst eine diplomatisch-schwierige Action diesseit und jenseit aller Meere!

Allerdings ist bei manchen auch das Princip der Theilung der Arbeit eingeführt, und es gibt Specialisten, die über jede Feuerspritze der Commune unterrichtet sind und nicht weiter, oder über jede Winkelgasse der Hauptstadt, und an den kleinen Lokalnotizen arbeiten, aber diese sind wenige, und über Nacht entpuppen sie sich gelegentlich ebenfalls als höhere Politiker und Universaljournalisten.

Solche praktische Leute, die das Spaltenfüllen verstehen und in den internen Hausmechanismus eingeweiht sind, werden von den Redactionsbüreaux gegenseitig abgefischt, und sie können von dem einen Hause zum anderen mit Gehaltsaufbesserungen gehen. Die sogenannten „verantwortlichen Redacteure" sind meist nicht Journalisten, sondern Schriftsetzer, Buchhalter, auch untergeordnete Redactionsarbeiter, sie mögen und können die Zeit mit Auskünften und Verhören bei den vorfordernden Gerichtsbehörden, mit Gerichtsverhandlungen, nöthigenfalls im Arreste zubringen, ohne daß die Geschäfte darunter leiden.

Zwei Journalabtheilungen erfordern noch eine wesentliche Beachtung, und diese sind: das *Feuilleton* und der mit den verschiedensten Ueberschriften benannte *handelsgeschäftliche*, „*nationalökonomische*" Theil. Das Feuilleton wird in ganz Deutschland nicht so gepflegt, wie in Wien. Seine Leichtigkeit, Buntheit und Raschheit sagt dem südlichen Temperamente so sehr zu. Und man muß gestehen, daß manche Journale in der Gewinnung der besten deutschen Kräfte für dieses Fach nicht gesäumt und nichts unterlassen haben. Die beiden „Pressen" wetteifern förmlich in dieser Beziehung. Sie sind auch im Romane zu den vorzüglichsten Namen vorgedrungen und schrecken vor Kosten nicht zurück, die in Norddeutschland keiner Redaction genehm wären.

Wie diese enormen Kosten für umfangreiche Früh- und Abendblattausgaben möglich sind, darüber muß uns der *handelsgeschäftliche* und auch der *Inseratentheil* belehren. Es hat erst vor nicht langer Zeit ein Journal seine Abonnenten und mit ihnen alle Welt mehr in Erstaunen gesetzt, als es wohl beabsichtigt gewesen sein mochte, durch die Erklärung, daß die Abonnenten nicht einmal den Preis des unbedruckten Papieres bezahlen, das sie als so schönes und vollendetes Journal täglich zweimal beziehen. Es geschah diese Erklärung der „*Neuen Presse*" zumal an einem sonderbaren Tage, an einem Tage nämlich, da sie ein neues prachtvolles, von den Herausgebern während des verhältnißmäßig kurzen Bestehens erworbenes Haus im fashionablesten Theile Wiens bezog, wovon sie aller Welt Kunde gaben.

Nun fragt der Leser, welcher weniger befangen ist, als es die Redaction in jenem erhebenden Momente gewesen sein mag: aus welcher Kasse schenkt man mir das Journal, welches ich nicht bezahle, und wie gelangen die Herausgeber, da sie so viel täglich verschenken, noch dazu, großartige Häuser zu bauen oder zu kaufen?

Das muß seine nationalökonomische, handelsgeschäftliche Seite haben! Das Inserat allein kann diese Schenkungen und Ueberschüsse nicht bezahlen, denn das hieße alle auf die Oeffentlichkeit gewiesenen Gewerbe übermäßig besteuern; und die Kenntniß irgend eines Geschäftsbetriebes belehrt bald alle Welt darüber, daß überspannte Preise in unserer Zeit der Concurrenz und der verschiedenen Redactionen nicht im Stande wären, sich aufrecht zu erhalten oder fortzubestehen.

Ein eclatanter Fall, welcher mir als historisch versichert wurde, gibt beispielsweise eine vortreffliche Erläuterung. Der vor Jahren alleinherrschende Herausgeber eines großen Journals, welcher nun auf seinen Millionen ruht, antwortete einem Fragenden im Antwortkasten, mit großen Lettern, auf die Frage, ob er zu dem enormen Preise von 300 Gulden Creditbankactien kaufen dürfe — „*fragen Sie an, wenn sie 400 stehen!*" Diese schlagende Antwort überraschte und trieb den Preis bei erhöhter Nachfrage allgemach hinauf, bis nicht fern von dem angegebenen Preise. Mittlerweile aber hatte der Herausgeber einen Streit mit den Bankdirectoren, die seine Zumuthungen nicht befriedigten, er ging in die Contremine, er fand sehr vieles Tadelnswerthe an dem Institute, er bekrittelte sehr strenge und eingehend die lückenhaften Geschäfte — die Actien fielen und fielen und fielen, sie waren allmählich nicht um 200, nicht um 150 loszuschlagen — der Herausgeber, welcher vorher erst mit der Hausse speculirt hatte, speculirte von jenem Momente ab mit der Baisse — er ist jetzt — *Millionär!*

Oesterreich, welches sich so sehr verjüngte, daß mindestens seine Actiengeschäftsleute „sehr jung" zu nennen sind, hat in letzterer Zeit so enorme Massen von Actien und Actienunternehmungen auf den Weltmarkt geworfen, daß bei uns mit Recht die Frage auftauchte, ob man diese Papiere auf den norddeutschen Börsen notiren und cursiren lassen solle und dürfe. Diese zahllosen Actienspekulationen bedurften bei ihrem Auftauchen der Publicität, des Journalrühmens, der fiktiven Blüte und der gloriosen Scheinzukunft. Alles andere, was nun folgte, ist selbstverständlich! War die Journalistik gewonnen, so war es das Publikum, war es dieses, so gab es für Actien Geld und Ueberzahlungen obendrein. Die Journalisten waren die eine Hand, die Directoren waren die andere, und sie wuschen sich so säuberlich, daß das Publikum fabelhaft viel Seife liefern mußte. Es ist namentlich durch den Proceß *Schiff-Schaef* ein öffentliches Geheimniß geworden, daß die Actienbetheiligungen ein billiges, höchst rentables Geschäft wurden. Die Gesellschaften gaben, neben Einrückungsgebühren aller Art, eine Anzahl Actien an Redactionen zum Emissionscurs, dieser wurde durch Reclame oft bis auf 100 Fl. Aufgeld getrieben. Bei 500 bis 1000 Stück Actien gibt dies ein schönes Sümmchen, und dies kostete niemandem etwas als dem Publikum.

Bereits vor Jahren sah ich Herren der Journalistik, namentlich aus dem handelsgeschäftlich-nationalökonomischen Theile reiten und kutschiren — nachdem ich sie zuvor sehr pieds à terre zu sehen Gelegenheit hatte; sie reiten und kutschiren jetzt dazu noch in die eigenen Häuser. Zu den Zeichen der Zeit und der Journalpolitiker mag auch gehören, daß mehrere Handelsgeschäfte übernahmen, Verwaltungsräthe und Actienemissionäre wurden. Geschäft und Journalistik deckten sich gegenseitig und vollkommen. Es gehört auch zu den täglichen Erscheinungen, daß die Herren der Redactionen auf der Börse erscheinen und Geschäfte machen. Das ist Thatsache.

Es ist ferner eigenthümlich, daß sich Zeitung aus Zeitung entwickelt, daß ganze Redaktionen seit Jahren „Strike" machten und ihrem Herausgeber davongingen, sich ihm als Concurrenz etablirten. Schon die Titel sagen uns, wo dies geschah, und es geschah auch, ohne daß uns die Titel Kunde geben. Es war wiederholt der Fall, daß die Redactionen zusahen, wie der Herausgeber oder Eigenthümer sich bereicherte, ohne verhältnißmäßigen Gewinnantheil zu erhalten. Sie hatten nur immer der gegebenen politischen oder bank- und industriegeschäftlichen Richtung zu folgen, je nach den Combinationen und Schachzügen ihres Chefs, sie hatten zu schrriben und im Hintergrund zu bleiben. Aus dieser Stellung heraus entwickelte sich die Forderung von Antheilen und Zusicherungen und zuletzt die Drohung des Austrittes, der sich bis zu einem plötzlichen, gemeinsamen steigerte. Zang und die jetzigen Entrepreneurs der „Neuen Presse" waren die ersten in Consticte Gerathenden. Die andere Journalistik sah sogar mit Schadenfreude dem Machtbruche „der Presse" zu, sie half den Herren ihre Erklärungen und Ankündigungen eines neuen Concurrenzorganes verbreiten, sie nahm dieselbe auf — hinc illae lacrimae! — Der Millionär Zang nahm augenblicklich seine Maßregeln, er hatte im Nu eine neue ausgibige Redaction beisammen, er schützte seine Herde sofort mit einem Sicherheitszaune, nun aber gingen die abonnentenhungerigen Wölfe ringsum bei den Schäflein der andern Journale umher und schnappten ihnen eine höchst erkleckliche Anzahl weg. Im übrigen war das neue Blatt mit allen erdenklichen anziehenden Mitteln gemacht und versehen. Wenn die Opposition gegen Herrn Zang und seine rasch erblüheten Millionen, Landhäuser, Equipagen, Reitpferde und dergleichen ging, und wenn eben deshalb die Herren des neuen Blattes bald in die Lage kamen, sich nicht einmal das bedruckte Papier bezahlen zu lassen und (wie sie selbst mittheilten), das Blatt also täglich verschenkten und dennoch ein eigenes Palais bezogen, so möge das zu den Zeichen der an Erscheinungen so reichen Zeit zählen, welche noch mancher Erklärung bedürfen.

Der erste gelungene Coup, der Redactionsstrike wurde nachgeahmt, aber nicht mehr mit so vielem Glück und Vertrauen. Allerdings wurde, wie die öffentlichen Anekdoten erzählen, die Selbstherrscherei der einzelnen Gebieter in den Redactionen unerträglich, und ihre politische, finanzielle, artistische Gunst oder Ungunst wechselte täglich, ja zuweilen stündlich mit neuen Richtungsbefehlen. Die komischste unter den komischen Pikanterien, welche man mitternächtlich im Café Daum beim Thee oder „Schlummerpunsch", welcher hier eine Spezialität für bessere Gesellschaft, auch Journalisten, aus der Garderobe kommende Künstler rc. bildet, vernehmen konnte, war, daß der Zeitungseigenthümer Herr N. N. in die Redaction getreten wäre, und das Geld, eine mehrfache Inseratengebühr dafür verlangt hätte, daß in dem Blatte mitgetheilt erscheine, Professor X. arbeite an einem großen Tableau für die nächste Kunstausstellung. Mit Erstaunen begrüßten die Redactionsmitglieder dieses Ansinnen. Nichtsdestoweniger beharrte der Herausgebee auf seinem Begehren, er meinte, das Malen sei ein Geschäft des Malers und die Zeitung ein eigenes Geschäft, dieses Geschäft könne nur gegen Entgeld das Geschäft eines andern beachten!

Der Mechanismus so großartig und so rasch arbeitender Redactionen war mir immer interessant und ein Stoff der Neugier. Es mußte mich, wie alle Leser überraschen, daß, nachdem ich kaum erst vor dem Einschlafen mit dem großen Abendblatte fertig oder nur halb fertig geworden war, morgens beim Erwachen abermals ein so großes, vielmehr noch ein zwei und dreimal größeres Blatt vor mir lag. Mit derselben Neugier, welche mich in große Heerlager, in ferne Länder und Riesen-Industrie-Etablissements zog, suchte ich einen Blick in Redactionsdruckereien werfen zu können.

Es ist ein starkes Stück Arbeit, eine solche Zeitung herzustellen. Und dennoch wird sie verhältnißmäßig äußerst rasch bewerkstelligt. Die Herren Redactionsangestellten erscheinen erst morgens um 10 oder 11 Uhr. Die Menge der Postbriefe und Zeitungen ist da. Ein Blick in dieselben genügt dem Erfahrenen, das Neueste und Wichtigste herauszufinden. Die Scheere arbeitet für das Abendblatt das meiste, bis Mittag sind die Schrift- und Zeitungsausschnitte allmählich in die Druckerei gelangt, wo emsige Schriftsetzer die Typen fügen, Correctur gelesen und schließlich der Satz rasch in die mit Dampf arbeitende Schnellpresse gethan wird. — Bei der ersten Redactionsarbeit sind schon weniger dringende Theile für das nächste Morgenblatt abgefallen, und das geht, namentlich mit den einlangenden Berichten so fort. Das Telegraphenbureau, welches für alle Journale die gleichen Telegramme verkauft, sendet seine Papierstreifen, dann gibt es eine Menge „Lokalcorrespondenzen," welche sich zur Aufgabe machen, jede Balgerei, jeden Unfall, jede Pflastererneuerung u. s. w. zu erfahren, in Notizform zu schreiben und mittelst Copirpapier oder Autographenpresse allen Redactionen zugleich mitzutheilen. Ein Arbeiter sichtet nun, was ihm brauchbar ist, oder nicht. Ein anderer hat die Gemeinderathsfragen und bringt sie zu Papier oder ordnet sie. Ein dritter übersetzt aus einer slavischen, magyarischen, oder französischen Zeitung. Aus Frankreich und England kommen auch lithographirte Correspondenzen, die ausgeschnitten werden. Was Banken und Geldgeschäfte betrifft, ist eine besondere Vertrauensperson da, welche die Zusendungen der Verwaltungen prüft, oder selbst darüber schreibt und nur nach wohlweislicher Rücksprache mit dem Eigenthümer das „Handelsgeschäftliche" macht, welches ein sehr streng vorbehaltenes Ressort ist. Die Kunstnotizen werden zusammengestellt nach den Aufwartungen der Artisten, nach allerlei zusammenfließenden Kleinigkeiten, sie gehören allen und dem Arbeiter für Lokalneuigkeiten. Mitarbeiter außer dem Hause sind zuweilen die gediegensten Fachmänner, und das Publikum wartet auf den Ausspruch solcher bekannter Namen oder Zeichen mit Spannung. Das Feuilleton hat sein Reich und seine Namen in aller Welt, die Leistung der Schriftsteller ist Produkt freier Eingebung in Mußestunden. Ueber den Leitartikel ist schon oben gesprochen worden.

Das Merkwürdigste bleibt die Raschheit der Setzer, vier, sechs bis zehn und zwanzig Schriftsetzer setzen noch bis 10 und 12 Uhr nachts die letzten Seiten und Endchen ab. Dann wird der Satz auch durch einen Abguß verdoppelt, und Dampfschnellpressen quetschen die 20,000 Exemplare ab. Die ersten Bogen gehen früher in die Presse, der letzte ist jener mit Depeschen.

Der Corrector, welcher oft verantwortlicher Redacteur ist, verläßt am spätesten von den mit der Feder thätigen Arbeitern das Haus. Seine Lampe oder Gasflamme erlischt. Ihm folgen bald die Setzer, welche die letzten Buchstabenfehler in Ordnung gebracht haben, und nur die Drucker, die Druckermädchen und das Personal der Administration bleiben im Hause. Vielmehr letzteres kommt jetzt erst allmählich. Eigenthümliche, fast unheimliche Nachtarbeiter und dunkle Nachtgestalten füllen das im Halbdunkel liegende Haus, in welchem nur das Rollen der Maschinen vernehmbar sind.

Die Administration des Tages nimmt die Pränumerationen auf und hat für die Adressen zu sorgen, sie notirt und besorgt die Inserate, sie gibt in ihrem Laden die Blätter aus, welche geholt werden, sie hat auch eine Art Buchführung über die Materialien des Druckbedarfs und schafft diese herbei. Die Administration in der Nacht ist eine eigene Abtheilung. Sie hat die Schar unter sich, welche die aus der Presse fertigen Bogen abzählt, sortirt, faltet, packetirt, mit Adreßschleifen versteht und mit den Postmarken beklebt. Das ist ein emsiges Treiben, und es ist fürwahr zu verwundern, daß die Leute nächtlich und in wenigen Stunden mit dieser Riesenarbeit fertig werden. Die Proletarier dieser Arbeit machen gewaltig schläfrige Gesichter, und sie geht doch vorwärts. Mir ward einmal, als mich ein befreundeter Preßbeamter nächtlich in eine solche Werkstätte führte, unheimlich, ich stolperte fast über liegende, schnarchende und schlafende Menschen. Es hatte sich die Ausgabe durch Verspätung des Druckes hinausgeschoben. Die nächtlichen Arbeiter lagen bei Flammen mit halber Brennkraft und schliefen auf dem Boden, auf Papierballen, auf Tischen und Bänken, in allen Lagen und Stellungen. Der erste bedruckte Papierballen, der herein plumpste, donnerte wie eine Regimentstrommel, alle erwachten, sprangen mit wirren Köpfen und verwirrten Gesichtern empor. Nun aber ging's an ein Zählen, Kleistern, Falten, Rascheln und Eilen!

Von Mitternacht ab ist die Schar der Colporteure da. Dieser bedarf hunderte, jener tausende für diesen oder jenen Stadttheil. Jeder balgt, seinen Pack zuerst zu erhalten. Die Administratoren haben vor erster Morgengeschäftsstunde, die in Vorstädten um 4 und 5 Uhr beginnt, die kaiserlichen Tabackfabriken, oder Bäder- und Budikerladen (dort „Kreisler" geheißen) mit Nummern zu versehen. Der oberste Administrator bezieht einen Procentsatz, der Zwischencolporteur ebenfalls einen, der Budenverschleißer einen, der ein Viertheil beträgt, und doch wissen die Institute glänzende Geschäfte zu machen. Es fahren auch Wagen vor, denn große, angesehenere Journale haben ihre eigenen Zeitungswagen und sie fahren elegant bespannt, mit Livreekutscher und großer Aufschrift auf dem Kasten, durch alle Theile der Stadt und Vorstädte, zu den Eisenbahnen und Postbureaus. Die kaiserliche Post kümmert sich um nichts, als um die Wegschaffung der gebrachten Packete. Die Journaladministrationen haben selbst ihre Adreßschleifen zu drucken, ihre Abonnentenlisten zu führen, jede Sendung mit den Postmarken auszustatten und die Postpackete nach den Routen und Orten zu sortiren. Alle Arbeit und alle Verantwortung fällt auf die Privatindustrie. Dagegen sendet die Post nur die Pränumerationsgelder und Reclamationen gratis zu. Sie kümmert sich weiter um keinen Zweig dieser Industrie. Und so ist es wirklich erstaunlich, daß die Circulation so emsig und rasch in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit betrieben wird. Mit dem frühen Morgen zerstiebt der nächtliche Spuk in einem solchen Hause und der Tag sieht wieder ganz neues. Bis die bürgerliche Morgenstunde anbricht, bis Gevatter Handwerker, bis der Kaufmann, der Comptoirist und Bureaubeamte bei seinem Frühstücke sitzt, hat er die ihm entweder zur Thüre gebrachte, oder aus einem nahen Kleinladen herbeigeholte Zeitung. Er verzehrt mit dem Eß- und Trinkbaren vorerst die Politik, er wird sich zu gelegener Zeit mit dem Romane und anderen befassen, diese Theile fallen zunächst den weiblichen und jugendlichen Mitgliedern des Hauses zu. Während sie verschlingen, sind die Arbeiter der Redaction schon wieder neu mit Tinte, Scheere und Stift thätig. In Fabriken werden von den socialistisch gefärbten Volksblättern schon vor der Fabriksarbeitszeit hunderte von Exemplaren von einer Nummer abgegeben.

Es ist eine riesige Industrie. Bedenke man die fabelhaften Papiermassen, welche täglich aus den Papierfabriken kommen, mit Druckerschwärze versehen und versendet werden. Welche Mengen an Kopf- und Handarbeiten! Nun berechne man die Maschinenzahl, das Fabriciren derselben, die Fässer von Druckerschwärze, die unberechenbaren Mengen von Blei zu Lettern, den Guß dieser. Die Ballen Papier, die täglich aus der ganzen Monarchie kommen, durch Frachtwagen ab und zu geschleppt, brauchen täglich einen förmlichen Fahrtrain. Diese Ballen müssen ins kaiserliche Stempelamt und von diesem wieder in die Druckerei geführt werden. Die Menge von Personal in der Druckerei, im administrativen Bureau und in der Redaction! Von da laufen wieder viele hundert Menschen aus, die von diesem Betriebe des täglich frisch Erzeugten leben; — es ist eine Riesenarbeit, die ihre volkswirthschaftliche Seite hat und deren hohe Verkehrssummen sich bereits jeder Berechnung entziehen.

Das kaiserliche Regierungspreßbüreau, für welches jährlich offen im Reichsrathe eine halbe Million gefordert wird, ernährt auch eine Menge von Menschen, denen zu folgen nicht unsere Aufgabe ist und denen zu folgen auch nicht immer sehr leicht wird.

Ein Journalunternehmen ist in Oesterreich schon von vornhinein die Ventilation einer wesentlich geschäftlichen industriellen Thätigkeit. Denn zehntausend Gulden müssen Caution erlegt, die Stempel müssen sofort vor dem Drucke bezahlt werden, und der Vertrieb bedarf bei seiner ersten Einrichtung in einer so großen Stadt große Capitalienanlage. So gehen Capitalisten, oder Speculation und Redaction, bei dem dermaligen Stande der Dinge und der Preß- wie der Stempelgesetzgebung, Hand in Hand. Neben dem sinn- und gewissenlosen Handwerke arbeitet die Redlichkeit, das innere Herzblut und der edle Schweiß auf der Stirne der Denker. Es versplittern sich viele edle Kräfte in dem aufreibenden, täglich von neuem spannenden und abspannenden geistigen und halbgeistigen Geschäfte. Bei vielen ruft die Familie um Brot, während das Herz sich den inneren Rufen verschließen muß. Es kommen auch andererseits viele unedle Kräfte und Arbeiter an Stellen, zu einer öffentlichen Stimmabgabe, deren innerster Beruf weit tiefer unten läge und die gar keine Berechtigung zu so hohen öffentlichen Vertrauensposten mit sich bringen.

Unsere Zeit ist keine Epoche der romantischen Heroen. Der realistische Nützlichkeitshauch kränkelt fast alle öffentlichen Erscheinungen an. In und außer Ilium sind die Rollen vertheilt. Wie sich das zuweilen ansieht, davon habe ich ein Pröbchen, ich glaube nicht uninteressanten Studiums geliefert, das mich meinen Zeitaufwand und selbst die zuweilen nicht angenehmen Berührungen nicht bereuen läßt.

G. v. M.

Auf dem Wege nach Suez.

Von unserem Specialcorrespondenten.*)

In der Stadt Alexanders und im Nildelta.

Kairo, 21. October 1869.

Eben geht die Sonne über Kairo auf, der erste Sonnenaufgang, den ich in dem alten berühmten Masr-el-Kahirah — denn so heißt die Stadt — erlebe. Aber kaum ist da von Erleben die Rede; man lebt hier gar nicht in diesem alten Mizraim; kaum kann man denken, wenigstens scharf und historisch denken, weil man beim historischen Denken mit 6—8000 Jahren in Conflict geräth; sehen aber kann man und dann träumen, träumen, wie man im Nordwesten der cultivirten Welt nicht träumen kann, man müßte denn „auf Flügeln des Gesanges" sich forttragen lassen, um immer wieder hinzugerathen an den ewigen Nil, in das Land der Pharaonen, zu der uralten Wiege der bildenden Menschheit. So ist denn der Traum des Nordwestens hier im Südosten volle Wahrheit, Wahrheit und Dichtung mit allen Schändlichkeiten und Liebenswürdigkeiten eines orientalischen Märchens.

Wie mir aber das Wunderland erschienen, will ich dem Leser zu erzählen versuchen!

Vor mir liegt tiefblaues, leise wogendes Meer, das urplötzlich in seegrüne Farbe übergeht. Nach rechts ist eine öde Küste von Kalkstein und Sand sichtbar; daselbst ein Fort und ein zusammenfallender orientalischer Palast. Grade vor uns steigt aus der Flut ein weithin zerstreuter Mastenwald auf, Segelschiffe, Dampfer und Panzerfahrzeuge von riesigen Dimensionen und leicht dahintändelnden Goëletten; von allen maritimen Nationen wehen die Flaggen im goldenen Morgenstrahl, am zahlreichsten freilich der Halbmond mit einem Stern auf rothem Grunde. Betroffen sucht das Auge durch das bewegte, unendlich großartige Leben, Regen und Treiben einen Haltepunkt; hinter all den Masten ragen Minarets hoch hinaus, sogar einige Schornsteine der Neuzeit, und höher als dieses alles eine ganz frei stehende, riesige Säule griechischen Charakters, welche weit hinausschaut über Land und Meer! So grüßt Alexandrien in die See hinaus, das alte Emporium des Südostens; wie Venedig steigt es aus dem Meer auf, fast rings vom Wasser umgeben, die Stadt moderner Paläste und des uralten, unerschütterlich sich gleich bleibenden Orientalismus, der eben so alt ist wie sein Kameel, wie seine Dattelpalmen, und der mit ihnen so wie mit seinem Judenthum und dem darauf folgenden Mohamedanismus eine echte Culturgruppe, unsere älteste Culturgruppe bildet. Und wenn wir nun Anker werfen, und die schmucken Boote der egyptischen, phantastisch angethanen Hafenofficianten bewundert haben, so freuen wir uns zunächst über ein unendlich kleines, lustig unter türkischer Flagge einherqualmendes Dampfschiff, auf welchem vorn ein feingekleideter Europäer steht, und mit allgemeinem Jubel empfangen wird. Das ist der alte Herr von Lesseps, der an Bord kommt, um seinen

*) Unsern Lesern wird es willkommen sein, daß wir in unserm altbewährten Mitarbeiter Dr. Robert Avé Lallemant, der gegenwärtig als Gast des Vicekönigs in Egypten weilt, einen Specialcorrespondenten für das Daheim gewonnen haben, der uns über seine egyptischen Erlebnisse, insbesondere über die Eröffnung des Suezcanals eine Reihe von Mittheilungen machen wird, deren erste wir heute bringen.

D. R.

Sohn und seine reizende Schwiegertochter, unsere Reisegefährten, van Bord der „Möris“, unseres Packetschiffes, abzuholen. Kaum ist er fart, so erscheint ein anderes Dampfboot mit uniformirten, zum Theil schleppsäbeltragenden Egyptern, um die eingeladenen Gäste des Khedive Ismael Pascha abzuholen und von nun an mit allen nur denkbaren Gastlichkeitsrücksichten zu behandeln, zunächst um sie auf Kosten des Fürsten im Hotel de l'Europe einzuquartieren, von dessen Balcon herab wir mit starrem Erstaunen das unter uns sich entwickelnde orientalische Leben zu betrachten versuchen, denn es ist eben nur ein Versuch, weil die Betrachtung des einen vom Blick auf das andere fortwährend unterbrachen wird, bis man nicht mehr kann, sandern in einer Art von verzweifelter Begeisterung davan rennt, um einen stillen einfachen Winkel zu suchen.

Wenn wir etwa zehn Minuten im Sande gewaatet sind, stehen wir am einsamen Meeresstrande im Hofe einer Steinbauerei; mitten in diesem erhebt sich, von niemand angeschaut, eine zu Stein erstarrte Königswittwe, die Nadel der Cleopatra, ein aus wundervollem Granit gearbeiteter Obelisk, das einzige noch lebende Denkmal des alten Alexandriens; denn der Stein lebt, lebt und redet, aber das sind wunderbare Geschichten, auf die ich später zurückkomme, wunderbare Geschichten aus der Zeit der alten ersten Pharaonen und der reizenden leichtsinnigen Cleopatra, die an diesem Strande die Triumvirn der Welt schäckernd und lachend mit eigener Hand — denn sie waren alle zahm wie die Lämmer — vor ihren Siegeswagen spannte. Wo ist die andere umgefallene Nadel der Cleopatra? denn es sind ihrer zwei. Wir sehen sie nicht. Nun, sie liegt weiter hin; aber man hat den Platz am Strand, auf dem sie liegt, als einen Bauplatz verkauft und jenes große Haus drüber hingebaut; so liegt sie sicher, bis einmal die Zeit der modernen Paläste Alexandriens auch ihr Ende erreicht, und man mit Staunen im Fundamente unserer vergangenen Herrlichkeit die verloren gegangene Nadel der Cleapatra wieder aufdeckt und dieselbe ihre Geschichte weiter spielen läßt.

Dicht bei dieser Nadel sind einige Brunnen, und einige in den Kalkstein gehauene Rinnen. Seltsames Leben dort! den ganzen Tag kommen und gehen dort Kameele (Dromedare) zur Tränke; alle nur denkbare Gestalten der orientalischen Bevölkerung bewegen sich hin und her, von allen Klassen, aber auch aus allen Zeiten. Dort steht Rebecca am Brunnen und hilft die Kameele tränken; jener dort mit seinem spitzen Bart, dem das braune Märchen den Krug über den Arm gelehnt hinhält, ist Eliezer. Am anderen Brunnen ist ein kleiner Wortwechsel zwischen den Frauen! Da kammt ein älterer Mann und schlichtet den Streit; jenes dunkle, hohe Weib hat gewiß Unrecht bekommen; man hebt ihr den hahen Wasserkrug auf den Kopf und setzt ihr ihren kleinen Jungen rittlings auf die linke Schulter; beim Gehen blickt sie noch einmal sich um nach dem Alten mit stolzer, verächtlicher Miene und geht in die Wüste hinaus — das ist die Hagar; van der stammen die Söhne der Wüste her.

Weiterhin liegt ein Kastell hoch oben auf alten, festen Schutthaufen; von dort müßte man eine herrliche Aussicht haben; wir erklimmen den Abhang, aber die Schildwache winkt uns zurück. Dieser Schutthaufe ist wahrscheinlich die alte Alexandrinische Bibliothek, von der freilich in Alexandrien niemand mehr etwas weiß, zumal nicht die echten Alexandriner.

Endlich gewinnen wir denn nach längerer Wanderung den rechten Standpunkt! Wir befinden uns auf einer ganz kahlen, heißen, staubigen Höhe von grauem Kalkstein. Auf mächtigem Fußgestell erhebt sich hier eine immense, nach griechischem Muster gearbeitete, oben mit einem Kapitäl versehene runde Säule von 10 Fuß Durchmesser und 90 Fuß Höhe, einer der massigsten Monolithen, die es in der Welt gibt. Hier soll Pompejus ermordet sein; der Monolith ist aus Oberegypten heruntergeschafft und von Diocletian errichtet worden. Außer der Massenhaftigkeit hat der Monolith als Kunstwerk wohl keinen Werth; wunderschön aber ist der Granit als Stein, den man für eine ganz gleichmäßig durchwirkte künstliche Masse halten möchte; von oben bis unten ist alles wirklich bewundernswürdig gleichartig, und man begreift es schon, daß ein Volk im Besitz und beim Anblick von salchem Material zur Sculptur und Architektonik unwiderstehlich hingetrieben wurde und darin seinen Beruf fand.

Um die Säule herum sitzen Bettler, die jeden hinausgehenden Fremden brandschatzen. Einige Fragmente altegyptischer Sculpturen, mehrere mit Hieroglyphen bezeichnet, liegen umher; kleine arabische halbnackte Kinder kletterten gerade darauf und ergötzten sich an den glatten Flächen der alten Kunstfragmente.

Und nun nach Norden und Osten geblickt! Langsam senkt sich die Höhe der Pompejussäule in die Tiefe; der ganze Abhang ist ein ungeheurer weiter Kirchhof der Gegenwart, auf welchem Grab an Grab sa dicht sich drängt, daß man nicht dazwischen durchgehen kann. Auf den weißen Gedenksteinen glänzt blendend die glühende Sanne. Hinter dieser Todtenstadt liegt die Stadt der Lebenden. Prächtige Bauten ragen aus dem Fremdenquartier hervor: da wo die Minarets nadelartig sich erheben, ist die eigentliche egyptische Stadt. Allüberall stehen still und nach Regen lechzend die edeln Dattelpalmen. Ein warziger, für eine Palme unschöner Stamm trägt aben eine dickbelaubte Krane! Unter ihr hängen 6—10 üppige Fruchttrauben, jede gewiß mit 3—400 pflaumengroßen Früchten; weithin glänzt der gelbschimmernde Purpur der edlen, allnährenden Frucht, gewiß der gesegnetsten aller Palmenfrüchte. Unverdrossen läßt sie sich überallhin verpflanzen; aus ganz kahlem, reinem Flugsande ragt sie hervor; wo keine Vegetation mehr denkbar ist, kein Halm, keine Flechte mehr sprossen will, ist ganz gewiß noch die Dattelpalme als schützendes Dach, als Nahrung spendender Baum zu finden.

Ganz in der Ferne nördlich von Alexandrien ist nun noch das offene Meer zu schauen in all seiner großen Herrlichkeit, dasselbe Meer, welches die Segel der Phönicier trug und egyptische Auswanderer nach Hellas brachte, und mit ihnen die schönen Keime zur griechischen Blüte und des Perikleischen Zeitalters dorthin verpflanzte.

Das unabsehbare Mareotische Binnenmeer schließt im Südwesten das wundervalle Panorama, welches wir so eben in flüchtigem Blicke von dem Fuße der Pompejussäule überschaut haben. Je flüchtiger aber solch ein Blick ist, desta tiefer pflanzt er in die Seele ein Bild ein, dessen Schönheit nie wieder vergeht, dessen historischer Hintergrund ewig den denkenden Menschen geistige Nahrung spendet.

* * *

„Hier richtet sich die Sonne nach der Uhr des norddeutschen Consuls,“ schrieb einmal ärgerlich ein französischer Berichterstatter, als er von Alexandrien nach Kaira wallte und der Abgang des Eisenbahnzuges etwas aufgeschaben zu werden schien, weil unser trefflicher Generalconsul Theremin noch mit dem Zuge gehen wollte und etwas später kam, als die Zeit des Abganges angesetzt war, — „hier richtet sich die Sonne nach der Uhr des norddeutschen Consuls.“ Wie unfreundlich diese Aeußerung — und wie falsch obendrein! Wenn so ein egyptischer Eisenbahnzug einmal etwas aufgeschoben wird, nun, sa geschieht das irgend jemandem zu Gefallen, oder weil irgend etwas noch nicht fertig ist, wer hätte denn auch Eile in Egypten, dem uralten Lande der Pyramiden, in welchem die ältesten Sagen, die Gründung von Saïs durch die Göttin Neith, gerade 11,000 Jahre alt sind, und man doch noch immer nicht weiter vom Flecke gekommen ist, als man nun gerade ist, wozu da Eile? Man geht eben ab von Alexandrien nach Kairo, wenn alles und alle fertig sind, und jeder sich bequem eingerichtet hat. Und am 17. October morgens waren nun gar die Gäste des Vicekönigs — les invités, wie wir hier genannt werden — in dem Zug zu installiren, und der gemüthliche Colucci-Bey, mein trefflicher College, konnte vor lauter Freundlichkeit kein Ende finden in behaglichem Gespräch! Endlich aber waren doch alle, Halbmond, Christenthum und die Nachkommen Jacobs', alle in bunter Reihe untergebracht, und der Zug, dessen Wagen so schmutzig-ramantisch aussahen, kam endlich nicht nur in Bewegung, sondern lief auch, so wie wir nur den dicken Kalkstaub Alexandriens aus dem Gesicht verloren hatten, ganz vartrefflich! Anfangs ward uns unsere Landreise zu Wasser; wir liefen durch den Mareotischen Binnensee und die Ueberschwemmungen des Nil, der dieses Jahr sehr hoch gestiegen war, dann aber kam das trockene Land zum Vorschein, und nun sahen wir alle erst recht ein, warum in Egypten ein Bahnzug keine Eile hat; er brachte uns doch nicht varwärts, sandern im Umsehen einige Jahrtausende rückwärts; ja, als wir die ersten arabischen Dörfer erreichten und einen Blick warfen auf das fleißige Ackerbautreiben, da schienen sämmtliche Zeichnungen aus den Gräbern der 31 Dynastieen lebendig geworden zu sein, und Sesostris der Große herrschte wieder über Egyptenland. Da führten midianitische Kaufleute ihre Kameele zum Markte; dort pflügte ein Mann bedächtig mit zwei Rindern, Pflug und Zusammenjochung uralt, den mürben Boden, in dessen Furchen die Urenkel der einbalsamirten Ibisse und kleine weiße Reiher sich königlich ergötzten. Oder ein Kameel und eine Kuh sind vor den Pflug

gespannt und arbeiten friedlich mit einander; auf einem ruhig weidenden Büffel, den ein kleiner Kerl hüten soll, ist der Hirte fest eingeschlafen und wacht erst vom Rasseln des Bahnzuges auf, um noch rechtzeitig mit seinem Thier aus dem Wege zu reiten, denn Einfriedigungen des Bahnkörpers, Schlagbäume bei Uebergängen, Bahnwächter, Stationshäuser u. s. w. kennt man noch nicht. Eselreiter in unendlicher Menge, behagliche Turbane mit langen Pfeifen vor sich, und aufgeblasene Gewandungen, in denen wir immer eine Frau vermuthen können, ziehen nah und fern ihre Straße; kleine Kinder reiten auf der Schulter ihrer Mütter, welche sich, hoch und stark gewachsen, elastisch wiegen unter der ihnen so lieben Last, bis sie ihr Dorf erreichen. Und solch ein Dorf! Mitten in freiem Felde, grade am meisten da, wo kein Baum, Busch oder Strauch aus der Marschgegend heraus ragt, steht eine Menge von Termitenhaufen umher, meistens oben abgeflacht! Nach der einen Seite ist ein Loch; aus allen Dächern schauen Gesichter heraus, voilà le village! Oben auf den „Dächern" dieser abgestumpften Pyramiden bemerken wir zweierlei: große hohle Lehmkugeln und eine Menge flacher Kuchen, etwa wie unsere Rübsaatkuchen, aus denen das Oel geschlagen ist, die Hohlkugeln sind Taubennester, die Kuchen sind aus Kameelmist gebacken; letztere dienen zum Brennen und Kochen, was ich ein für allemal bemerkt haben möchte, falls ich noch einmal von „Kameelkuchen" reden sollte. Wie urzuständlich aber solche Dörfer sind, eins findet man gewiß bei ihnen, einen Brunnen, denn Wasser, Wasser, Wasser ist die Losung durch Egypten, Wasser zum Trinken — zum Waschen weniger — und Wasser für die Felder. Und da letztere mit unsäglicher Sorge bebaut werden, so wird im ganzen wunderbar fruchtbaren Nildelta vor allen Dingen eine Kunst gepflegt, wie wir von solcher wohl nirgends in Europa einen Begriff haben, die Kunst, Wasser herbeizuleiten, aufzubewahren, fortzuschaffen!

„Der Nil beginnt zu steigen!" Das ist das wunderbare Motto, an dem das Nildelta alljährlich einmal in himmlische Begeisterung geräth, wie etwa wir, wenn es Weihnacht werden will, „der Nil steigt", und alles ist Wonne, Freude, Erwartung, Hoffnung. Und nun füllt er sein Bette, in dem er ziemlich zusammengesunken war, wieder ganz aus; schon tritt er da und dort über; schon zeigt sich hüben und drüben ein Wasserschimmer im Felde, schon bilden sich Lachen und Teiche, wo früher trockene Erde war, und weiter und weiter quillt das gesegnete Wasser, aus dem nun schon die Dattelpalmen und Sycomoren, die Lebachakazien und die feiner belaubten Mimosen inselartig herausragen. Und wo der göttliche Segen des alten guten Nil, für den der Egypter nicht genug Liebkosungsworte finden kann, nicht von selbst hindringt, da öffnet man ihm Thür und Thor; man macht Furchen und Gräben und durchsticht Dämme und selbst ohne Umstände die Landstraßen, denn überall muß man das gelbgraue Schlammwasser hin haben. Und wenn nun alles getränkt und aufgeweicht ist und der alte Gott seinen Segen wieder zurückziehen will, so sucht man ihn überall daran zu hindern; Dämme macht man, Canäle verstopft man; aus tieferen Flächen schöpft man entweder mittelst Mühlen oder mittelst Handarbeit und einer eigenen Art Schöpfpfannen das Wasser in etwas höhere Gegenden, so daß man oft Wasserflächen förmlich stufenartig in den Feldern sich aneinanderreihen sieht.

Dann beginnt mit einer unbegreiflichen Sorgsamkeit und Sauberkeit der Ackerbau! Solch ein geackertes Feld sieht aus wie eine schwarze Marmorfläche, auf welcher auch nicht die leiseste Rauheit zu entdecken ist, — aber nur für einige Tage; denn überall bricht alsbald das junge Grün hervor in bezaubernder Frische und erquickt in gleicher Weise Auge und Herz. Da gedeihen in herrlicher Fülle alle europäische Gemüse, da gedeihen Mais, Reis, Sorghum und Zuckerrohr; unter den Dattelpalmen wuchert der Pisang, die Feige, — kurz aller nur erdenkliche Segen, — aber auch nur da, wo der Nil mit seiner Ueberschwemmung hingelangt. Wahrhaft entsetzlich ist der Anblick des höher gelegenen Landes, bis in welches der Fluß nicht hinaufsteigen kann. Graugelb, vollkommen todt, ohne Spur irgend eines Hälmchens, starrt am Rande des Delta, am Rande des Nilthales die Wüste über das grüne Meer von Segen hin, ein Anblick, der sich mit Worten gar nicht beschreiben läßt; denn diese öde Einfassung, dieses Todesband läuft meilenweit parallel mit der Vegetation, und nichts kam mir melancholischer vor, als wenn ich eine Reihe von Kameelen mit ihren Reitern in diese entsetzliche Wüste hineinreiten und darin verschwinden sah, wie denn ja die Karavanenstraßen der Wüste fast nur an den Knochenresten der gefallenen Kameele zu erkennen sind. Unter solchen Eindrücken erreicht man von Alexandrien aus erst Dammarhur, wo grade ein großer Viehmarkt war, ein hübsches Städtchen, wo das erste Treffen zwischen den Franzosen und Egyptern stattgefunden hat. Bei Kaffr Siat führt eine lange Brücke über den breiten Nilarm — es ist der halbe Weg nach Kairo, und die Züge begegnen sich hier. Reizend liegt dann noch die Stadt Tantah, aber es soll ein verrufenes Capua sein ... Bei Ben-Ha trifft man den zweiten, östlichen Nilarm; hier ist auch der Bahnanschluß nach Suez. Ein stattliches Schloß ragt hier heraus, der Palast von Abbas Pascha, dem vorletzten Vicekönig, der hier von seinen Bedienten ermordet ward. Schon vor 1 Uhr sah ich im Südwesten die beiden höchsten Pyramiden von Gizeh aus dem Grün der Gegend heraussträumen, denn wirklich sind sie von fern wie Traumgebilde anzusehen, — dann noch 20 Minuten, und unsere Locomotive schrie sich fast heiser, um der nahen Stadt mitzutheilen, daß „die Gäste des Vicekönigs" ankämen. Der Zug hielt, und wir waren im Bahnhof von Masr-el-Kahirah. Eine Menge von Wagen führte uns nach dem Hotel Oriental, zu dem wir schon in Alexandrien unsre Zimmernummer und — eine gedruckte Speisekarte bekommen hatten. Diese Gastlichkeit des Ismael Pascha ist wirklich echt orientalisch! Aber was wahrhaft köstlich ist, ist das, daß wir ebenfalls schon in Alexandrien jeder ein eigends für uns gedrucktes Buch bekamen: Itinéraire des invités aux fêtes d'inauguration du Canal de Suez, qui séjounent au Caire et font le voyage au Nil, publié par ordre de S. A. le Khédive. Caire, Octobre 1869. Dieses Buch enthielt auf 177 Seiten eine prächtige Anweisung zur Besichtigung von Kairo (5 Tage) und zur Nilfahrt (24 Tage) und wird mir noch immer das liebste Andenken an Egypten sein, denn es ist ein Culturdenkmal. Seltsames Spiel der Vorsehung! Am 22. October sollen wir uns einschiffen zur Nilfahrt. Bis dahin kommt die Kaiserin Eugenie! Sie denkt gewiß nicht daran, daß am 22. October 1799 jenes entsetzliche Blutbad zwischen den Franzosen und Arabern in den Straßen Kairos wüthete, in welchem tausende niedergemacht wurden! Kaum 70 oder 71 Jahre sind es, und heute ladet Egypten dieselben Usurpatoren ein, die damals als Henker kamen, und heute am größten Friedenswerke Theil nehmen sollen — denn ein solches ist der Suezcanal ganz bestimmt. Möge er das immer bleiben, und auf ewig geschlichtet sein der Hader der Nationen im Osten und Westen, und vom Südpol an bis zur äußersten Thule!

Morgen beginnt unsere Niltour bis zur Insel Philä.

Dr. Robert Avé-Lallemant.

Der illustrirte Goethe.

Unter allen modernen Klassikern ist wohl kein zweiter so oft edirt, commentirt, recensirt und illustrirt worden als — Goethe. Auf ihn und die Legion seiner Bearbeiter scheint das Wort:

Wenn die Könige baun, haben die Kärrner zu thun,

viel mehr gemünzt zu sein, als auf „Kant und seine Ausleger". Wenn wir die schon zu seinen Lebzeiten entstandene und seitdem massenhaft herangewachsene Goetheliteratur durchforschen, verschwimmt uns die große Dichtergestalt fast wie ein Gebilde der Mythe, an dem Jahrzehnt um Jahrzehnt fortgedichtet. Und wenn wir lesen, wie Göschel von ihm gesagt, daß er „in seiner Sprache auch das Evangelium gepredigt", während Wolfgang Menzel in seiner ganzen Erscheinung nur einen Reflex seiner Zeit, der nationalen Entartung, der politischen Schande, schadenfrohen Unglaubens &c. erblickt — anderer Widersprüche der an dem Genius herumdeutelnden Erklärer zu geschweigen — so möchten wir auch auf ihn anzuwenden geneigt sein, was Schiller von seinem größten Helden gesungen:

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.

Aber es fehlt keineswegs an einem leitenden Faden in diesem Labyrinthe der Kritik; wir besitzen einen solchen in Goethes wahr-

haft klassischer Autobiographie. Und sollte selbst — wie manche meinen — der von ihm zuerst gewählte Titel: „Dichtung und Wahrheit“ zutreffender sein, als der später festgehaltene: „Wahrheit und Dichtung“, so hat doch Jacobi recht, wenn er behauptet, daß „die Wahrheit dieser Dichtung oft wahrhafter, als die Wahrheit selbst sei“.

Ein merkwürdiges Buch! Einzig in der Reihe der Selbstbekenntnisse aller großen Männer aus allen Völkern steht es da und wird wohl immer einzig dastehen bleiben. „In dem ganzen Werke,“ sagt Vilmar, „ist durchaus nichts Gemachtes, nichts Erstrebtes und Erflogenes, nichts gewaltsam und mit Sprüngen Erreichtes — es ist der milde, klare, durchsichtige Strom, der ruhig seiner eigenen Natur folgend hinabfließt durch die Gefilde, die Bäche in sich aufnimmt und ihre Trübe in seinem hellen Spiegel abklärt, Blumen, Gebüsch und wildes Gestrüpp des Ufers, heitere Auen und kahle Hügel, an denen er vorbeiströmt, in gleicher Wahrheit und mit gleicher Ruhe wiederspiegelt, und der nur zuweilen durch dumpfes Brausen aus der Tiefe zu erkennen gibt, daß er dort unten über Felsenrisse geströmt ist und diese Klippen überwunden hat; nur leise Wirbel und leichte Schaumkreise, die wie im anmuthigen Tanze auf den Wellen auf- und niederschweben, geben auf der Oberfläche Kunde von den in der Tiefe überstandenen Kämpfen.“

Dieser wahrheitsgetreue Roman des größten Theiles von Goethes Leben liegt uns in einer neuen, textlich sorgfältig revidirten und schön illustrirten Ausgabe*) vor, und der Leser kann an den von uns heute mitgetheilten Illustrationsproben selbst ermessen, inwieweit es Paul Thumann gelungen, seine Aufgabe zu lösen. Unseres Erachtens hat er dieselbe vortrefflich gelöst. Der Illustrator ist hier zugleich ein Commentator des von ihm illustrirten Werkes. Das sollte er freilich immer sein; nur wenn er's ist, hat die Illustration großer Dichterschöpfungen eine Berechtigung.

Es ist eine wahre Freude, an der Hand dieses neuesten Führers das altbekannte Buch zuerst nur wieder einmal zu durchblättern; man wird aber bald genug sich angezogen fühlen, es auch aufs neue durchzulesen, und man wird es nicht nur neu genießen, sondern auch besser verstehen lernen. Uns wenigstens ist es so gegangen; es war uns, als ob ein lange ungünstig aufgehängtes Bild in das rechte Licht gerückt worden wäre durch diese anmuthigen Zeichnungen. Und damit möchten wir zugleich noch ein besonderes Verdienst dieser

*) Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung. Von Goethe. In 2 Bänden. Mit Zeichnungen von Paul Thumann und Porträts von E. Gussow, in Holz geschnitten von H. Günther. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1870.

Ausgabe angedeutet haben, die wirksame Erinnerung nämlich an ein von unserer rasch lebenden und rasch lesenden Zeit etwas zu sehr in den Schatten gestelltes Buch.



Die erste Initiale des Werkes, unter deren kühner Schwingung das neugeborene, zuerst für todt gehaltene Kind in einer von Blumen umgebenen Muschelwiege daliegt, vergegenwärtigt uns sofort den klassisch schlicht und humorvoll geschriebenen Anfang des unter „glücklicher Constellation“ und unter guten astrologischen „Aspecten“ ans Licht gelangten Lebens. Rasch werden wir sodann, weiterlesend, in Haus und Straße, im Kreise der Großeltern und der Eltern, in Frankfurts historischen Baulichkeiten, Festen und großen Erinnerungen heimisch und sehen den kleinen Wolfgang unter allerhand pädagogischen Einflüssen und Eindrücken heranwachsen. Früh erwachte in dem begabten Knaben die Bücherlust, und unsere erste Illustrationsprobe zeigt ihn uns, wie er mit seiner Schwester von dem alten Büchertrödler sich den Eulenspiegel, die schöne Magelone &c. — „wegen des großen Abgangs mit stehenden Lettern auf das schrecklichste Löschpapier fast unleserlich gedruckt“ — für ein paar Kreuzer erhandelt. „Der größte Vortheil dabei war, daß, wenn wir ein solches Heft zerlesen oder sonst beschädigt hatten, es bald wieder angeschafft und aufs neue verschlungen werden konnte.“



Der zu dem Bildniß des alten Fritz nachdenklich aufschauende Knabe eröffnet als Initiale sehr passend das zweite Buch, in dem berichtet wird, wie die Thaten des großen Helden auf sein jugendliches Gemüth einen tiefen Eindruck machen, auf welchen indes wohl kaum die hie und da auftauchende Rauflust — wie sie sich in der äußerst ergötzlichen Prügelscene unsers zweiten Bildes Luft macht — zurückzuführen sein dürfte. Aber auch andere große Männer der Zeit, die ihm persönlich oder in ihren Werken näher traten, greifen mehr oder minder bestimmend in seine Jugendentwickelung ein, die inmitten der kriegerischen, auch seine Vaterstadt berührenden Ereignisse friedlich fortschreitet.

Ein weiterer pädagogischer Faktor in des Knaben Leben war das Theater; dort lernt er einen jungen Franzosen kennen, erreicht in seinem Umgange Fertigkeit in dessen Sprache und sucht seiner etwas älteren Schwester — einem „gar angenehmen Mädchen“, dessen ganzes Betragen „etwas Stilles, ja Trauriges hatte“, auf alle Weise gefällig zu sein. Allein es gelang ihm nicht, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. „Junge Mädchen,“ meint Goethe; „dünken sich gegen jüngere Knaben sehr weit vorgeschritten, und nehmen, indem sie nach den Jünglingen hinschauen, ein tantenhaftes Betragen gegen den Knaben an, der ihnen seine erste Neigung zuwendet.“ Auf dem nächsten Bilde belauschen wir ihn,

wie er „der Schönen eine Blume überreicht“, während wir aus der Erzählung erfahren, daß er endlich den Grund ihres traurigen Ansehens entdeckt und sie dadurch nur um so lieber gewonnen habe.



Was in dem Knaben so frühe schon keimte, die Neigung, sich rasch durch ein hübsches Gesicht fesseln zu lassen und ihm eine flüchtige Neigung zu schenken, das hat ihn auch auf seinen weiteren Lebensstadien, und meist in weniger harmloser Weise, begleitet. Uns liegt es nicht ob, darüber zu Gerichte zu sitzen; noch weniger möchten wir freilich, wie manche dem Genienkultus Huldigende, ihn darum bewundern und diese zahllos wechselnden Liebschaften als unerläßlich zur Entfaltung seines Genius darstellen. Wir weisen hier nur auf sein Leben hin, dessen unparteiisches Studium uns am besten vor liebloser Verurtheilung, wie vor gedankenloser Vergötterung bewahren wird.



Der Knabe reifte zum Jüngling heran. Die ersten dichterischen Versuche entstanden. Ein solcher brachte ihn mit einem jungen Mädchen zusammen, das den „ersten bleibenden Eindruck“ auf ihn machte. Sie ist es, die am Fenster steht, beschäftigt, Band und Federn auf ein Hütchen zu stecken, während der junge Goethe mit der Putzhändlerin absichtlich lange handelt, um sie dabei verstohlen betrachten zu können.

Doch es würde uns zu weit führen, wollten wir so Stufe um Stufe dem Dichter auf seinem Lebensgange folgen. Nur einige Momente wollen wir herausheben,



die für ihn charakteristisch und darum auch vom Illustrator besonders ins Auge gefaßt sind. In die Studienzeit zu Leipzig fällt das erste ernstere Liebesverhältniß, in dem sich der junge Student „als ein Schäfer an der Pleiße“ beschreibt, der nicht nur seinen eigenen Namen schön und genau in die glatte Rinde eines Lindenbaumes schnitt, sondern auch den ihrigen einige Zeit darnach oben darüber setzte. Es war Käthchen Schönkopf, dasselbe junge Mädchen, an dem er „die böse Laune über das Mißlingen seiner poetischen Versuche, über die anscheinende Unmöglichkeit, hierüber ins Klare zu kommen, und über alles, was ihn hie und da sonst kneipen mochte, auslassen zu dürfen glaubte“, was denn oft „schreckliche Scenen“ unter beiden herbeiführte, bis er ihre wirklich auf-



richtige Liebe für immer verlor und es zu spät bitter bereute, sie so behandelt und auf solche leichtfertige Weise von sich gestoßen zu haben.



Zwischen die Leipziger und die Straßburger Zeit fällt die Rückkehr nach Frankfurt, seine Krankheit daselbst und der Verkehr mit dem frommen Fräulein von Klettenberg, von der er jedenfalls manche ernste und dauernde Anregung empfing. In gewissem Grade wurde eine ähnliche Anregung auch in Straßburg auf ihn durch Jung-Stilling geübt, während sein dichterischer Genius dort durch den Umgang mit Herder und das Studium Shakespeares eine für sein ganzes Leben maßgebende Richtung empfing. Unzertrennbar von dem Straßburger Aufenthalt ist die in Goethes Leben eine so hervorragende Rolle spielende Liebesepisode von Sesenheim. Mit welcher farbenreichen Anschaulichkeit tritt jene Friederike, die ihn dort so lange fesselte, aus den anmuthig-idyllischen Erzählungen

die davon handeln, hervor, so daß wir sie noch vor uns zu sehen glauben! „Schlank und leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe schien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren, blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorgen geben könnte; der Strohhut hing ihr am Arm, und so hatte ich das Vergnügen, sie beim ersten Blick auf einmal in ihrer ganzen Anmuth und Lieblichkeit zu sehen und zu erkennen"; schreibt der 64jährige Mann aus lebendig warmer Erinnerung jenes Jugendtraumes.

Die weitere Entwickelung dieses Verhältnisses ist bekannt. Goethe ist hart darum getadelt worden — er selbst hat sich niemals zu entschuldigen gesucht, ja, er hat vielmehr ohne Rückhalt seine Schuld eingestanden, und wir mögen es ihm wohl glauben, wenn er von seinem Abschiedsbesuche bei ihr sagt: „Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, standen ihr die Thränen in den Augen, und mir war sehr übel zu Muthe."



„Die rührende Gestalt der verlassenen Jugendliebe", sagt ein neuerer Biograph Goethes; „der ersten wahren, die ihn beseligt hatte, trat vor neuen und glänzenderen Erscheinungen zurück, aber die Seele des Jünglings ward unruhig, wenn er an dies Eckchen der Welt gedachte."

Unter den Ausflügen nach Sesenheim wäre der Zweck des Straßburger Aufenthaltes, die Doctorpromotion, fast aus dem Auge verloren worden; die Dissertation, auf welche der alte Goethe so sehr gedrungen hatte, gerieth nicht besonders, dennoch wurde endlich der Doctortitel glücklich errungen.

Der „Doctor" Goethe kehrte ins elterliche Haus zurück; im Frühjahr 1772 aber ging er, auf den Wunsch seines Vaters, als Practicant nach Wetzlar, wo er den Götz von Berlichingen concipirte. Bekanntlich wurzeln Werthers Leiden ebenfalls in Wetzlar; aus seinen Empfindungen zu Charlotte Buff, der Braut des Legationssekretärs Kestner, die er aber, wenn auch nicht ohne einen schweren Kampf, zu fliehen sich bald entschloß, und aus dem schuldvolleren Liebesverhältniß und dem traurigen Ende Jerusalems entstand dies seiner Zeit alle Gemüther so gewaltig aufregende Buch. Paul Thumann hat einen jener Spaziergänge Goethes mit Lotte und ihrem Bräutigam dargestellt, von denen es im zwölften Buche heißt: „Sie mochte ihn gern zu ihrem Begleiter; er konnte bald ihre Nähe nicht missen, denn sie vermittelte ihm die Alltagswelt, und so waren sie, bei einer ausgedehnten Wirthschaft, auf dem Acker und den Wiesen, auf dem Krautland wie im Garten, bald unzertrennliche Gefährten. Erlaubten es dem Bräutigam seine Geschäfte, so war er an seinem Theil dabei; ... durch reife Kornfelder wandernd, erquickten sie sich am thaureichen Morgen ꝛc."

Lange konnte Goethe ihre Nähe aber nicht ertragen; am 11. September 1772 schon verließ er Wetzlar. An die Ausarbeitung der „Leiden des jungen Werther" machte er sich erst im Frühjahr 1774. Charlotte Buff, die sich am Palmsonntage 1773 mit Kestner vermählt hatte, sah Goethe erst 1816 (16 Jahre nach ihres Mannes Tode) in Weimar wieder. Beide Ehegatten waren über die Veröffentlichung von Werthers Leiden anfangs sehr entrüstet gewesen, hatten sich aber bald mit ihm versöhnt; und Goethe hatte mit Kestner bis an dessen Tod in regem Briefwechsel gestanden.

Nachdem Goethe Wetzlar verlassen hatte, war er zunächst nach Gießen gegangen, wo er mit Merck bei Sophie la Roche in Thal-Ehrenbreitstein zusammentraf. Mit Merck fuhr er sodann den Rhein aufwärts in einer langsam dahingleitenden Jacht, die ihm



erlaubte, nach Herzenslust zu zeichnen, und so kam er langsam in seine Vaterstadt zurück.

Der klugen „Frau Rath" lag es nach ihres Sohnes Rückkehr in die Vaterstadt eben so sehr an, ihn zum glücklichen Ehemann zu machen, als ihrem Gemahl, ihn in Advokatenarbeiten zu üben. Allein es gelang ihr nicht. „Ob ich ihr diesen Plan nur unterlege", sagt er am Schluß des dritten Theiles; „oder ob sie ihn deutlich entworfen, möchte ich nicht entscheiden: genug, ihre Handlungen schienen auf einen bedachten Vorsatz gegründet. Denn ich hatte manchmal zu vernehmen, unser Familienkreis sei nach Verheirathung meiner Schwester doch gar zu eng; man wollte finden, daß mir eine Schwester, der Mutter eine Gehilfin, dem Vater ein Lehrling abgehe; und bei diesen Reden blieb es nicht. Es ergab sich wie von ungefähr, daß meine Eltern einem Frauenzimmer auf einem Spaziergang begegneten, sie in den Garten einluden und sich mit ihr längere Zeit unterhielten. Hierüber ward nun beim Abendtisch gescherzt, und mit einem gewissen Behagen bemerkt, daß sie dem Vater wohlgefallen, indem sie die Haupteigenschaften, die er als ein Kenner von einem Frauenzimmer fordere, sämmtlich besitze. Hierauf ward im ersten Stock eins und das andere veranstaltet, eben als wenn man Gäste zu erwarten habe, das Leinwandgeräthe gemustert, und auch an einigen bisher vernachläßigten Hausrath gedacht. Da überraschte ich nun einst meine Mutter, als sie in einer Bodenkammer die alten Wiegen betrachtete, worunter eine übergroße von Nußbaum, mit Elfenbein und Ebenholz eingelegt, die mich ehemals geschwenkt

hatte, besonders hervorstach. Sie schien nicht ganz zufrieden, als ich ihr bemerkte, daß solche Schaukelkasten nunmehr völlig aus der Mode seien, und daß man die Kinder mit freien Gliedern in einem artigen Körbchen, an einem Bande über die Schulter, wie andere kurze Waare, zur Schau trage."



Der vierte und letzte Band von „Wahrheit und Dichtung", der 1831 — siebzehn Jahre nach dem dritten — erschien, führt die Lebensbeschreibung bis zum Jahre 1775 d. h. bis zu dem Zeitpunkte fort, wo Goethe nach Weimar übersiedelte, und handelt insbesondere von seiner Liebe zu Anna Elisabeth Schönemann, die er als Lili in vielen seiner Lieder verewigt hat. Er nennt sie in seinen Gesprächen mit Eckermann „seine erste wie seine letzte wahre Liebe", wohl in einiger Selbsttäuschung, obgleich es in diesem Verhältniß auf eine Heirath entschieden abgesehen war; denn als dieselbe nicht zu Stande kommen wollte, und er im folgenden Jahre nachts die Nachricht empfing, daß sie eines Herrn von Türkheim Braut geworden sei, „kehrte er sich um, schlief fort und pries das Schicksal, daß es so mit ihm verfahren."

Vielleicht um sich von dieser Täuschung zu erholen, unternahm er bald darauf die Schweizer Reise mit den Grafen Stolberg. Einem Momente derselben, von dem es im 18. Buche heißt: „Um 2 Uhr auf dem Lauerzer See herrlicher Sonnenschein. Vor lauter Wonne sah man gar nichts. Zwei tüchtige Mädchen führten das Schiff; das war anmuthig, wir ließen es geschehen" ist die gegenüberstehende Illustration entnommen.

Die aus einer großen Fülle ausgewählten Illustrationen — zu denen eine Reihe vortrefflicher Porträts, von Goethes Eltern, Merck, Herder, Klopstock u. a. kommen — werden unsere Leser gewiß nach den übrigen verlänglich machen, und sie werden in ihnen allen volle Befriedigung finden und dieses an vielen Beeirrungen, aber auch an vielem menschlich Schönen, wie an seltenen Blüten des Genies so reiche Leben in ganz neuem Lichte betrachten und lesen.

Ergänzt wird dieses Werk durch die illustrirte Ausgabe der hervorragendsten Meisterwerke des Dichters, veranstaltet von derselben um die deutsche Illustration vielfach verdienten Verlagshandlung, auf die wir zum Schluß noch verweisen wollen.

Da liegen vor uns in einem ganz stattlichen Bande Goethes Gedichte, reich illustrirt von Ludwig Pietsch, Ferdinand Piloty u. a.; da sehen wir Hermann und Dorothea in den Hauptmomenten der ewig jungen Dichtung durch Ernst Boschs reizende Zeichnungen geschmückt; da leben die Heldenzeiten und die Heldenfiguren Götz von Berlichingens und seiner Genossen durch Ferd. Rothbarts Bilder vor uns auf; und die uns allen liebgewordenen Personen und Scenen aus Egmont und Tasso hat Paul Thumann in glücklicher Auswahl und charakteristischer Auffassung wiedergegeben. Am wenigsten gelungen sind jedenfalls die Illustrationen von Adolf Schmitz zum Faust; dagegen sind diejenigen zum Reineke Fuchs und zum Wilhelm Meister, die in kurzem erscheinen werden, denen der übrigen Serie durchaus ebenbürtig.

Von einer literarisch gewandten und wissenschaftlich competenten Feder ist jedem dieser Bände eine Einleitung beigegeben, die den Leser über Entstehung, Charakter, Inhalt ꝛc. des betreffenden Werkes vortrefflich orientirt.



Unter allen den zahllosen Ausgaben Goethes, die seit der Freiwerdung der Klassiker entstanden, ist die in Vorstehendem besprochene eine der künstlerisch bedeutendsten, die wir zu Gesicht bekommen haben. Einen doppelten Schmuck kann jede Hausbibliothek sich nun verschaffen durch den illustrirten Goethe.

Robert Koenig.

Am Familientische.

Die Gifthütte und der Arsenikspiegel.

Da Dr. Dorenfurths Aufsatz über den Arsenik in Nr. 3 ein so großes Interesse erregt hat, wie aus den vielen bei der Redaction eingegangenen Zuschriften hervorgeht, so wollen wir unsere Leser einmal in eine s. g. Gifthütte führen, darin das Arsen im großen gewonnen wird, und sie auch mit dem empfindlichen Apparate bekannt machen, mit welchem sich noch die geringsten Spuren von Arsen entdecken lassen und der in der gerichtlichen Chemie bei Giftmorden eine so große Rolle spielt.

Dort jene durch Mauer, Thor und Riegel vor unberufenen Eindringlingen wohlverwahrten Baulichkeiten, wie sie sich z. B. in Schlesien hart an der österreichischen Grenze am Eulengebirge und am zahlreichsten in den Arsenikbergwerken des Ural mit ihren Schornsteinen aus den düsteren Waldgründen hervorheben, sind Gift- oder Arsenikhütten. In ihnen werden arsenikhaltige Erze, s. g. Arsenikkiese, oder arsenikhaltige Kobalt- und Nickelerze geröstet. Eine jener gedrückteren Baulichkeiten ist die Mühle oder Stampfe; in ihr wird das gifthaltige Mineral zerkleinert und dann dem erhitzten Ofen zugeführt, aus dessen Schlot ein nichts weniger als angenehmer Dampf entweicht. Auf dem Boden des Ofens ausgebreitet unterliegt der pulverisirte Arsenikkies dem Röstproceß. Die sich bei diesem Röstproceß bildenden giftigsten Dämpfe entweichen jedoch nicht durch den Schornstein, sondern sie werden in eigenen gemauerten Canälen, s. g. Giftfängen, die sich vom Ofen bis zum eigentlichen Schornstein hinziehen, aufgefangen und verdichten sich dort zu weißem Staube, dem Giftmehl, oder weißen Arsen. Während sich also in den Giftfängen das zu arseniger Säure verbrannte Arsen sammelt, entweicht durch den eigentlichen Rauchfang nur der Schwefel, der ebenfalls in dem Arsenikkies steckte. Wenn nun später der Arbeiter die in den Giftfängen befindlichen Klappen zieht, so gelangt das aus metallischem Arsen und Sauerstoff bestehende Giftmehl zu Tage. Dieses bedarf nun noch, obgleich es zur Rattenvergiftung sofort verwendet werden kann, zu gewerblichem und apothekarischem Zwecke der Reinigung, des Raffinirens. Dieses geschieht in eisernen erhitzten Kesseln, die ringförmige kältere Aufsätze haben und zuletzt mit einem Condensator abschließen. Das abermals in Dampf verwandelte Giftmehl schlägt sich an den kalten Ringen nieder, oder überzieht sie vielmehr mit farblosen, durchsichtigen glasartigen Krusten, die in jeder Apotheke als weiße, nicht glasige Masse zu finden, denn in diesen letzten weißen krystallinischen Zustand verwandelt sich das gefährliche Gift ganz ohne weiteres Zuthun.

Die Gifthütten bereiten aber nicht nur weißen, sondern auch rothen und gelben Arsenik, denn sonst könnte der Kunstfeuerwerker durch das weiße Brillantfeuer nicht die gaffende Menge fesseln, und auch dem Maler würde eine schöne passende Farbe fehlen. Der rothe Arsenik wird dadurch gewonnen, daß der Arsenikkies nicht auf einer offenen Ofensohle, sondern in thönernen, bis zur Rothglut erhitzten Retorten verbrannt wird. Der Schwefel kann hier nicht, schon des mangelnden Luftzuges (Sauerstoffs) wegen, zum Schornstein hinausgefegt werden. Im Gegentheil, es ist die Absicht, ihn theilweise festzuhalten und ihn zu zwingen, mit dem Arsen eine Verbindung einzugehen, die sich in kalten, an die Thonretorten angekitteten Vorlagen zu einer rothen glasartigen Masse, dem „Zweifachschwefelarsen", verdichtet. Der gelbe Arsenik

wird auf dieselbe Weise gefertigt, nur gibt man zum Arsenikkies noch Schwefel hinzu und röstet die Mischung so lange in den Retorten, bis sich in den kalten Vorlagen eine schöne gelbe Masse von glasigem Bruche, s. g. „Dreifachschwefelarsen" (Rauschgelb) absetzt.

Jedes Loth, ja jedes Quentlein Arsen, welches eine solche Gifthütte verläßt, unterliegt selbstverständlich der schärfsten Controle, und diese wird von der Obrigkeit unnachsichtlich geübt.

Um nun auch jenen Apparat kennen zu lernen, der in der gerichtlichen Chemie eine so große Rolle spielt und mit welchem sich, Gott sei Dank, die feinsten Spuren von Arsen bei Giftmorden nachweisen lassen, folgen wie die Leser gern nach dem Obductionshause oder in das **Laboratorium des gerichtlichen Chemikers**. Es liegt der Verdacht eines Giftmordes vor, und es soll festgestellt werden, ob und mit welchem Gift man die That an dem Verstorbenen vollbracht, der, als der Verdacht einer Vergiftung rege wurde, wieder ausgegraben, nach dem Obductionshause geschafft und secirt worden. Der vereidete gerichtliche Chemiker steht vor einem Apparat, der wesentlich aus drei Theilen besteht. Der erste Theil ist eine zink- und wasserhaltige Flasche, in die eine Trichterröhre mündet. Aus dem wohlverwahrten Hals der Flasche steigt aber eine andere Röhre auf, krümmt sich gleich seitwärts und umschließt nach ihrer ersten Ausbauchung Stücke von Chlorcalcium. Diese Röhre (Trockenröhre) steht wieder mit einer andern, an verschiedenen Stellen verjüngten und in eine offene aufrechte Spitze mündenden Röhre, der s. g. Reductionsröhre, in Verbindung. Das ist der ganze Apparat, wenn wir das Lämpchen, das an einem Ständer bis hart unter die Reductionsröhre geschraubt werden kann, nicht mitrechnen. Der Chemiker gießt nun durch die Trichterröhre in die Flasche, darin sich, wie bereits erwähnt, etwas Zink mit Wasser befindet, reine Schwefelsäure. Sofort erfolgt unten in der Flasche ein Aufbrausen und es entwickelt sich Wasserstoffgas. Der Arzt läßt die Entwicklung erst etwas ruhig vor sich gehen, dann aber gibt er durch dieselbe Trichterröhre die auf Arsen zu prüfenden (von der Leiche stammenden) Substanzen in die Flasche. Enthalten diese nun auch nur ein Atom von Arsenstoff, so bringt der Apparat mit seiner Empfindlichkeit die dunkle That ganz sicher zu Tage. Denn jetzt bildet sich sofort Arsenwasserstoff, der jener offenen aufrechten Spitze der Reductionsröhre entgegensteigt, und nachdem das Gasgemenge entzündet, die weißen Arsennebel inmitten bläulich weißer Flamme zeigt. Sieht nun der Chemiker die (oft nur schwachen) Arsennebel nicht, oder richtiger, begnügt er sich nicht mit ihrem Sehen, so hält er in die Flamme ein trockenes Porzellanplättchen und dieses bekleidet sich mit braunschwarzen glänzenden Arsenflecken, einem **Arsenspiegel**, sobald, wie gesagt, nur eine Spur einer Arsenwasserstoffverbindung in der Gasentwickelungsflasche enthalten. Der Chemiker geht aber noch weiter. Er schraubt jetzt das vorhin erwähnte Lämpchen an dem Ständer in die Höhe und zündet es an, so daß jetzt seine Flamme die Röhre erhitzen kann. Da bildet sich vor der erhitzten Stelle ein starker Arsenspiegel, der den Geschworenen als corpus delicti zu zeigen ist und der ganz untrüglich verkündet, daß hier ein Giftmord mittels Arsen vorliegt. Ein vierter Beweis für die furchtbare That ist nun noch da der Mündung der Röhre entweichende Gas, das die Luft mit Knoblauchgeruch schwängert.

Also wird ein Giftmord mit Arsen nachgewiesen, und wo der empfindliche eben geschilderte **Marsh'sche Apparat** nicht steht, da ist der ebenfalls empfindliche von **Fyfe-Schneider** zur Hand, der das sich bildende Arsen in die Proberöhre überdestillirt. Ist der Mord mit einem andern Gifte verübt worden, so wird nach der Probe auf Arsenik, die immer die **erste** ist, weil Arsen das zum Giftmord am häufigsten angewendete Gift ist, anders experimentirt.

F. B.

Ein Gastmahl in Madagascar.

(Aus einem Briefe.)

Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten, und der Abessinier verzehrt bekanntlich mit demselben Appetit das rohe aus einem noch lebenden Thiere herausgeschnittene Fleisch wie der Chinese eine fette Ratte, ein Schwalbennest oder eine Haifischflosse. Ländlich, sittlich! Das wunderbarste Gericht sollte ich aber in der Hafenstadt Tamatave auf der Ostküste der schönen Insel Madagascar kennen lernen. Bald nach meiner Ankunft daselbst wurde ich dem braunen Gouverneur, der dort I. Maj. Königin Ranavalona II repräsentirt, vorgestellt, und kurz darauf widerfuhr mir schon die Aufmerksamkeit, mit noch fünf andern Europäern zum Diner befohlen zu werden. Bei demselben erschien Seine Excellenz in Gala, begleitet von zwölf **Ambolambas**, Howa-Officieren, deren Uniform eben so schäbig, wie lächerlich war. Er selbst präsidirte bei Tische, während sein Gefolge für diesen Tag dem Dienste des Mars entsagt und die niedern Honneurs, d. h. die Bedienung, zu übernehmen hatte. Sie tranchirten, setzten uns die Speisen vor u. s. w. und bewiesen dabei, daß sie in dem Fache des Servirens wohl bewandert waren. Nur eines kam uns allzu sehr madagassisch vor. Sobald nämlich ein neuer Gang folgen sollte, wurden unsere Teller zwar entfernt, aber nur um von den letzten nicht genossenen Ueberbleibseln, welche man jedes Mal bei der Thür auf den Fußboden deponirte, befreit, uns dann ohne weiteres für den ferneren Gebrauch wieder verabreicht zu werden. Eine eigentliche Reinigung fand dabei nicht statt, und an Porcellan schien es dem hohen Herrn überhaupt sehr zu mangeln. Die reichlich aufgetragenen Speisen waren im ganzen schmackhaft oder wenigstens eßbar, und wir griffen wacker zu, um doch von allem zu kosten. Da mahnte uns Seine Excellenz Sorge zu tragen, daß ein guter Appetit für das Hauptgericht des Tages in Bereitschaft bliebe, welches uns möglicherweise noch ganz unbekannt, oder die größte epicuräische Delicatesse sei und erst gegen Schluß des Mahles folgen würde. Unsere Spannung war groß und bei jedem Wechsel schauten wir neugierig nach dem mysteriösen Gerichte aus. Endlich ward eine große Terrine aufgetragen. Sie war sorgfältig bedeckt, so daß ich mich für den Augenblick an alte Sagen der Vorzeit erinnerte. Das freundliche, selbstgefällige Schmunzeln des behäbigen Gouverneurs deutete offenbar an, daß der Liebling eingetroffen. Und so war es, — aber man denke sich unsere Enttäuschung, als wir in dem Geheimnisse eine **Seidenwurmsuppe** entdeckten, welche sich mit dem grünen, öligen, zur Sommerzeit auf dem stagnirenden Wasser eines Pfuhles lagernden Schaum, aus welchem die Frösche quakend herauslugen, vergleichen ließ. Es ist überflüssig hinzuzufügen, daß wir es nicht über uns gewinnen konnten, an diesem madagassischen Gericht Theil zu nehmen und uns den Genuß sowohl der kostbaren Suppe als der molluskenartigen Ingredienzien versagen mußten. Seine Excellenz fand dies völlig unbegreiflich, doch schien es ihm im Grunde gerade nicht unlieb zu sein, denn er verschmausete nunmehr das ganze Gericht allein. Wir hatten am Zusehen reichlich genug. —

Pädagogisches Spiel.

(Zu dem Bilde auf S. 117.)

Das Leben der Kinder schon ist voll mancher Widersprüche. Welch ein Jubel — von den Eltern meist mit etwas getheilten Gefühlen begrüßt — erfüllt das Haus, wenn die Ferien beginnen, ja, wenn nur ein außergewöhnlicher freier Tag die Schulwoche unterbricht! Und welche bittere Enttäuschung ist's, wenn ein derartiger Festtag einmal auf den Sonntag, anstatt auf einen Wochentag fällt!

Und doch haben die meisten Kinder die Schule lieb. Gehet eines unter mehreren Geschwistern zuerst hinein, so können die nachfolgenden es kaum erwarten, dasselbe zu begleiten. Ja, das kleine Ding, das noch mühselig erst seine Beinchen vor einander setzen kann, rüstet doch höchst eifrig und ernsthaft aus zusammengekramten Büchern und Zeitungsblättern eine Schulmappe, nimmt sie unter den Arm und wandert ganz bedächtig mehremals rund um das Zimmer — den imaginären Weg zur imaginären Schule!

Viel merkwürdiger ist aber noch die Lust zum **Schulespielen**. Nicht nur die stiller gerichteten Mädchen, bei denen man es am ehesten erwarten sollte, nein, gerade recht ordentlich wilde Jungen, kennen häufig kein lieberes Spiel, als diese Nachahmung eines so wesentlichen Bestandtheiles ihres Lebens. Manche große Kindergesellschaft habe ich so beobachtet, still und ehrbarlich in Reih und Glied gesetzt und dem selbsterkorenen Lehrer freiwillig gehorchend; ja, eine solche Ruhe und Ordnung herrschte inmitten dieser kurz vorher oder kurz nachher geräuschvoll tobenden Schar, daß gar mancher Pädagogus seine kleine Crpir hätte darum beneiden können. Wie ist das zu erklären?

Durch den bloßen Trieb der Nachahmung erklärt sich diese seltsame Lust noch nicht genügend, der Hauptreiz liegt in dem angenehmen Gefühl, ... **selbst einmal zu schulmeistern, nachdem man so lange geschulmeistert worden ist.** Und darum erfgen auch die Jungen das Spiel gerne an, namentlich wenn sie recht viele Mädchen dazu herbeikriegen können. In dieser kleinen Welt wird die jetzt so sehr bekämpfte **Unterordnung des weiblichen Geschlechtes** noch lange fortdauern. Der **kleine Schulmeister** auf H. **Werners** Bild dürfte dafür mit Zeugniß ablegen.

So treuherzig und gutmüthig der Bursche mit dem breitrandigen Filz und den bootartigen Holzpantoffeln auch aus den großen Augen schaut, das Regiment des Stockes — versteht sich, wenn er ihn selbst führen kann — ist ihm augenscheinlich ein sehr liebes. Daß er ihn in der linken Hand führet, möge niemand befremden noch gar einen Fehler des Zeichners vermuthen lassen; Schulmeister sind oft linkisch, was die Handhabung ihres Scepters anbetrifft, und dabei erst recht gewandt; ich selbst erinnere mich lebhaft eines Lehrers, den wir Jungen ganz besonders fürchteten, wenn er den Rohrstock in die **linke** Hand nahm, wobei er nie verfehlte, vorher in dieselbe ermuthigend zu hauchen und dann das Züchtigungsinstrument einige pfeifende Lufthiebe machen zu lassen, ehe es den Tanz auf unsern Rücken begann. Nun so schlimm treibt es unser kleiner Schulmeister gewiß nicht gegen seine gehorsame Schar — der Stock gehört aber einmal, selbst in unserer ihm so feindseligen Zeit, zu den unveräußerlichen Attributen eines Spielpädagogen. Die Mädchen sind auch meistens sich noch so wenig bewußt ihrer „absoluten Gleichstellung" mit dem bis jetzt herrschenden Geschlecht, daß sie selten ein Oppositionsgelüste verrathen, vielmehr meist gehorsam sich unterordnen, wie diejenigen — groß und klein — in unserer kleinen Dorfschule unter freiem Himmel. Nur der neben dem Mädchen auf dem Holzstamm hockende Junge dürfte einige Neigung besitzen, den zunächst nur dirigentenmäßig geschwungenen Stock zu andern Schwingungen herauszufordern. Ein nicht zu übersehender Bestandtheil dieser Schulgenossenschaft ist übrigens der an das kleine Mädchen zärtlich geschmiegte Hund — ein angehender **Schnapsel** — von dem freilich schwer zu erkennen, ob er mit den Augen, ob mit der Junge die Weisheit von der gelehrten Tafel eingesogen hat.

Manches kluge Stadtkind wird allerdings über diese hinter der Scheune improvisirte Schule den Kopf schütteln und meinen, das sei ja gar keine ordentliche Schule, auch nicht einmal im Spiel; ich möchte dem frühreifen Kritiker aber nicht rathen, unserm kleinen Dorfschulmeister zu nahe zu kommen, der würde ihn bald schlagend überzeugen, daß man auch auf dem Lande ordentlich Schule zu spielen versteht.

R. K.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

VI. Jahrgang. Ausgegeben am 27. November 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1869 bis dahin 1870. **1870 № 9.**

Die Geschwister von Portovenere.

Novelle von **Adolf Wilbrandt.**

(Fortsetzung.)

Der „spanische Graf“ blieb eine Weile stehen, rief seine Tochter Nina zu sich heran, die ihm und dem Einsiedler ehrfurchtsvoll die Hand küßte, strich ihr mit gedankenloser Zärtlichkeit über das Haar, und ging dann der Kirche zu. Auch der alte Toniello ging langsam hinter ihm her, die Burgmannschaft zerstreute sich, und Gaetano sah sich wieder mit Nina und den stumm auf und nieder wandelnden Wachen allein. „Komm!“ sagte sie und trat zu ihm. „Warum träumst du wieder? Laß uns zu Schiffe gehn!“

„Wenn ich die Maurin wiederfinden könnte!“ sagte er halb vor sich hin.

„Soll sie Dir dumme Märchen erzählen, Gaetano? Sie will nichts, als Dich betrügen; merkst Du das nicht? — Komm und zeige mir, daß Du mich noch lieb hast. Laß uns noch einmal nach „Naxos“ fahren, wo wir so glücklich waren, und laß uns zum letzten Mal glückliche Kinder sein.“

Sie nahm ihn bei der Hand, zog ihn sanft mit sich fort, und Gaetano folgte ihr, ohne sprechen. Draußen vor dem Burgthor führte ein in den Fels gehauener Pfad schräg zum Wasser hinunter zu einer winzigen, künstlich vertieften Bucht, in der einige angekettete Kähne schwammen. Darunter eine kleine Gondel von besonderer Zierlichkeit, die der Graf vor Jahren seinem heranwachsenden Töchterlein geschenkt hatte; in dunklen Farben roth und blau bemalt und von Gaetano sonderbar aufgeputzt. Mit Knabenphantasie hatte er den grünen, schlanken Schaft einer Aloe als Mastbaum hineingepflanzt, die geschweiften Blütenzweige mit Bändern und Fähnchen geschmückt. Die farbigen Wimpel flatterten nun in der bewegten Luft und nahmen sich fast wie seltsame Blüten aus, die von den Aesten halblebendig hinwegstrebten. Gaetano löste das Schiffchen, führte Nina hinein und ruderte hinaus, auf Palmaria zu. Die weißen Tauben, die auf der Burgmauer saßen und ihre Herrin erblickten, flogen sogleich herab und ließen sich auf den Aloezweigen nieder. Nina klatschte, und sie flatterten ihr in den Schoß. „Warum lächelst Du?“ fragte sie zu Gaetano hinüber. Es war ihm in diesem Augenblick, als hätte er Venus mit ihren Tauben vor Augen, und sein ganzes Traumgefühl wurde wieder wach. Die phantastischen Spiele aus früheren Jahren fielen ihm wieder ein: wie er Nina, wenn er sie auch so hinausruderte, mit Wasserpflanzen und Muschelschnüren, sich selbst mit den Federn von Meervögeln geschmückt, und auf einer großen Muschel blasend, oder mit einem Palmenzweig ihr Kühlung zufächelnd, sich als Triton geträumt hatte, der mit seiner Nereide über das Meer dahinfährt. Oder er schmückte sich auch mit Weinlaub und Trauben, und nachdem er sie auf Palmaria, an der Bucht, die er „Naxos“ nannte, ausgesetzt, wo sie recht betrübt auf einem Stein sitzen mußte, kam er nun als Bacchus in seiner Gondel daher, um Ariadne zu trösten und in seine Heimat zu führen. Er blickte sie an: sie war jetzt das Kind nicht mehr, das sich damals so kindlich froh das lange Haar als Nereide oder als trauernde Ariadne gelöst hatte. Ein nachdenkliches, verständiges Wesen vergeistigte ihre Lippen; in ihren Augen lag etwas Fremdes, Ungewohntes, das er nicht verstand. Er sah es heute nicht zum ersten Mal, aber noch nie hatte er es so deutlich gefühlt. Unwillkürlich, ohne etwas Bestimmtes dabei zu denken, seufzte er auf. Eine dunkle, schmerzliche Empfindung, die ihm den Athem preßte, trieb ihn an, gewaltsamer zu rudern. Der schmale Meeresarm, der Palmaria vom Festland trennt, war bald durchmessen, und an der Insel hinsteuernd hatte er nach einer Weile auch die Bucht erreicht, nach der das Mädchen verlangt hatte.

„O, unser altes Naxos!“ sagte sie und blickte mit herzlicher Freude um sich her.

Die kleine Inselbucht lag tief versteckt, fast rings vom Ufer umschlossen, hinter einem hohen Felsvorsprung da; sowie man den Weg hinein gefunden hatte, war von Portovenere und der Grafenburg nichts mehr zu sehen. Unten in der durchsichtigen, grünlichen Tiefe wogte das dunkle Meergras, und Riesenblöcke schauten darunter hervor. Schlanke Eidechsen und breite Molche huschten am Ufer über die grauen Klippen. Auf der Felsecke, an der die kleinen weißen Wellen verschäumten, hatte Nina so oft als Ariadne gesessen: hier war auch ihr Badeplatz, wenn sie mit den jungen Burgmädchen

herüberkam, sich an den Sommerabenden zu erfrischen. „Ach, wie es hier so still und schattig ist!“ sagte sie vergnügt.

„Warum freust Du Dich nicht auch?“ setzte sie nach einer Weile hinzu.

Gaetano betrachtete sie eben mit seinen glühenden Augen, so ernst, daß er nicht mehr lächeln konnte. „Nina!“ fing er auf einmal an und ergriff ihre Hand. „Ich habe Dir allerlei Geheimes zu sagen — und es wird mir so schwer.“

„Nun, wenn es etwas Geheimes ist,“ antwortete sie, indem sie ihre plötzliche Beklemmung zu verbergen suchte, „so bist Du hier gewiß, daß kein dritter Dich hört! Was wird es sein, Gaetano?“

„Wenn ich Dich nun so bald verlassen soll!“ fing er wieder an.

Sie wartete, was er weiter sagen werde — als er sich unterbrach und mit einer unwilligen Bewegung auffuhr, um an dem Abhang hinaufzusehen. Eine jugendliche Gestalt in dunkler, spanischer Kleidung, an der eine große, goldne Kette im Sonnenlicht funkelte, kam von der Höhe von Palmaria herab und auf die beiden zugeschritten. Der junge Cavalier nahm seinen Hut ab, um damit zu winken, und schien Ninas Namen zu rufen.

Im nächsten Augenblick stieß Gaetano mit dem Ruder vom Lande ab und zur Bucht hinaus. Die Gondel fuhr durch den felsigen Eingang durch, und nun griff der Jüngling auch nach dem andern Ruder, um sich so schnell wie möglich zu entfernen. „Was machst Du?“ fragte das Mädchen.

„Das ist Paolo!“ war seine ganze Antwort. Wie um sie zu ergänzen, warf er noch einen Blick voll Haß nach dem jungen Grafen zurück, der von neuem winkte und zu einer andern Gondelbucht herumereilte, und schlug mit den Rudern heftig in die Flut. „Nina!“ sagte er endlich, da sie ihn befremdet anstarrte, „ich kann ihn heute nicht sehn! Ihn nicht! Laß mich — ich führe Dich an einen andern Ort, wo uns kein Paolo stört!“ — Und damit trieb er die Gondel rasch über das Wasser hin, nahm nun aber wahr, daß seine Aufregung ihn in falsche Richtung geführt hatte, und mußte wenden, um das Verlorene wieder einzuholen.

Er ruderte eifrig auf Portovenere zu. „Was hilft's!“ sagte das Mädchen. „Paolo folgt uns nach!“ — Der junge Graf war in einen Kahn gesprungen und ruderte nun hinter ihnen her. Doch Gaetano, dessen kräftige Arme an starke Anspannung gewöhnt waren, mühte sich aufs eifrigste, ihm zu entgehen. Sowie er die kleine Hafengrotte unter der Burgmauer erreicht hatte, sprang er ans Land, schlang die Kette um ihren Pfahl, und hob Nina, die noch zögerte, mit beiden Armen heraus. „Thu mir heute meinen Willen!“ flüsterte er ihr aufgeregt zu. Paolos Nachen schwamm noch auf der Flut. Die beiden traten in den stillen Burghof, und Gaetano zog das Mädchen nach der Kirche zu und führte sie unter dem Portal an eine ins Mauerwerk eingelassene Thür.

„Was willst Du hier unten?“ fragte sie verwundert.

„Ninetta!“ sagte er nur und zog sie, indem er öffnete, in den halbdunklen, modrig kühlen Raum hinein. Es war eine Art von Unterkirche, in alten Zeiten in den Fels gebaut und nun seit lange verlassen; ein halbverfallener Altar verrieth noch die Bestimmung von ehedem, sonst sah diese flachgewölbte, schmucklose Kapelle mehr einem Gefängniß gleich. Schutthaufen hatten sich in den Winkeln angebaut, und auf Ueberreste uralten Mauerwerks, die noch aus der Zeit des römischen Venustempels stammen mochten, hatte man den christlichen Ausbau kunstlos aufgeklebt. Nina blieb zögernd stehen. Die Kühle machte sie schaudern, und der wüste Raum, den sie kaum jemals betreten hatte, schreckte sie zurück. Doch auf einmal ergriff es sie sonderbar und feierlich, als über ihr, in der Oberkirche, die Orgel einsetzte und gleich darauf andächtiger Gesang zu ertönen begann. Gedämpft klang er herab, und es war ihr, als ob diese verlassene Kapelle wieder zum Heiligthum geworden sei und ein unsichtbarer Gottesdienst sie durchschalle.

„Was machst du, Gaetano?“ flüsterte sie nach einer Weile — denn unwillkürlich dämpfte sie die Stimme, als der seltsam erregte Jüngling an den Altar trat, ein paar Lichtstümpfchen anzündete, eine kleine, dunkle Figur aus der Ecke hervorholte und, als wäre sie etwas Heiliges, auf den zerbröckelnden „Tisch des Herrn“ niedersetzte. Sie trat näher hinzu. Es war eine bronzene Statuette aus altrömischer Zeit, unverkennbar ein Venusbild, mit zierlich aufgebundenem Haar und nur von den Hüften ab bekleidet. Ein Arm war verletzt; sonst lag nur der schöne, grünliche Schimmer des Alters über dem dunklen Erz.

„Was bedeutet das?“ fragte Nina mit wachsendem Erstaunen.

„Das ist meine Göttin! antwortete er lächelnd. „Mein Geheimniß, Ninetta!“

„Wie kamst Du zu diesem Götzenbild?“

„O, ich hab' es schon längst! Dort im Schutt, ganz unten, fand ich es einmal. Niemand kennt es, niemand weiß davon, außer mir. Auch vor Dir hab ich's verschwiegen, Ninetta, der ich sonst nichts verschweige, — weil Du mich ausgelacht hättest, oder gescholten, daß ich ein Heide sei: denn Du kannst es nicht verstehn, was ich empfinde.“

„Was kann ich nicht verstehen?“ fragte sie.

„Nina — hier unten hab' ich meine Welt für mich! Wenn ich da oben mit Euch bete oder den Priester höre, denk' ich mich stets hierher — und mir ist dann, als hätt' ich meine eigene Kirche und meinen eigenen Gott. Und wenn niemand nach mir fragt und ich mich davonschleichen kann, schleich' ich hierher, zünde ein wenig Weihrauch an, den mir der Meßner gegeben, stelle dies alte Venusbild auf den heiligen Platz, und lasse über mir die Orgel rauschen, wie jetzt — und mir wird so andächtig, so wohl. Ach, ich weiß, Du hältst mich für einen Narren, für ein Kind! Und doch mußte ich Dir das alles sagen, ehe ich ginge.“

„Es ist wahr, Gaetano: ich verstehe Dich nicht!“ erwiderte sie mit dem lieblichsten Lächeln. „Das also war das Geheimniß, das Du mir sagen wolltest?“

„Nein!“ sagte er und starrte sie an. „Es ist noch etwas anderes, was ich Dir mittheilen muß! Und dies ist der beste Ort, um es Dir zu sagen!“ Und damit zog er aus der Tasche in seinem Wamms zwei kleine silberne Reife hervor und hielt sie so vor sich hin.

„Laß mich ausreden, Nina! Diese beiden Ringe — sieh her — hab' ich neulich für mein Erspartes gekauft, als ich mit Manai in Spezzia — — doch Du siehst mich nicht an. Ninetta! in diesen Tagen soll ich Dich verlassen. Sie sagen, daß Paolo Dein Gemahl werden soll. Ich sterbe, wenn das geschieht!“

„Wie kann ich es ändern — wenn Gott und mein Vater es will?“ murmelte sie mit kaum hörbarer Stimme.

„Hat man kein eigenes Herz, keinen eigenen Willen, Ninetta? — Ich bin ein Nichts, das weiß ich; aber ich will nicht ruhen, bis ich etwas werde. Und wenn ich einst mit Ehren zurückkomme — mit Waffenruhm — als ein Ritter, mit Deines Vaters Wappen — Aber bis dahin! Was wird bis dahin aus Dir? — Nina, ich liebe Dich nicht mehr, wie man eine Schwester liebt! Seit ich Dich verlassen soll, seit sie von Paolo reden, brennt mir's in der Brust. Elend werde ich sterben, wenn ich Dich verliere!“

„O Gott!“ seufzte sie auf.

Die Orgel hatte eine Weile geschwiegen, nun setzte sie wieder ein, und der plötzliche, feierliche Klang trieb ihm und ihr Thränen in die Augen. Gaetano ergriff ihre Hand und drückte sie mit Gewalt an sein Herz. „Hast Du mich lieb, Ninetta?“ fragte er. Durch einen schmerzlichen, seelenvollen Blick gab sie ihm die Antwort. „Und Du hörst die heilige Musik da oben!“ fing er wieder an. „Wir sind hier unten allein — und doch nicht allein! Willst Du mir geloben, Nina, daß Du mir und keinem andern gehörst?“

„Ich will beten, Gaetano, Gott möge uns niemals trennen!“

„Was ist Gebet allein? Wir selbst müssen thun, was unser Herz für recht hält! Nina — dieser Ring. Dieser Ring soll Dich an mich binden; er soll sein wie ein Eid; willst Du ihn tragen, und mir angehören, wo ich auch bin? Hast Du ein Herz, das sich vor der Welt nicht fürchtet?“

„Gib mir den Ring!“ sagte sie nach einer Weile, mit zitternder, schwärmerischer Stimme. Er nahm einen der Reife, steckte ihn ihr an den Finger — und erschrak. Nicht vor seinem Beginnen, sondern vor dem Geräusch hinter ihm. Das volle Tageslicht brach herein, denn die Thür war geöffnet, und mehrere Gestalten standen auf der Schwelle. Der Graf, neben ihm der Einsiedler; beide von dem jungen Paolo geführt, der sich hierhergefunden und mit einem Gesicht voll Eifersucht und Triumph auf die beiden hinwies.

Der Graf trat vor, und Nina und Gaetano fuhren auseinander. Er suchte die Augen des Jünglings, die ihm auswichen, und schien sie durch seinen finstern, strengen Blick erschrecken zu wollen. Dann betrachtete er Nina, ohne ein Wort zu sagen, trieb ihr dadurch alles

Blut aus den Wangen und wieder hinein, und ließ endlich die Augen auf dem Ring an ihrem Finger ruhen. „Treibt ihr noch immer Eure Kinderpossen?“ sagte er dann sanfter, als sein Blick gedroht hatte. „Wollen gar nicht die Jahre kommen, die Euch weise machen? — Sieh mich an, Gaetano!“

Gaetano sah ihm mit stolzem Trotz ins Gesicht. „Ich treibe keine Knabenpossen mehr!“ antwortete er. „Ihr irrt, wenn Ihr mich durch so ein Wort beschämen wollt. Ich weiß sehr wohl, was ich thue.“

Der Graf betrachtete ihn mit einem gewissen düstern Wohlgefallen, wechselte dann einen Blick mit Toniello und nahm Nina bei der beringten Hand. „Ich kam, um Dir etwas zu sagen, Gaetano!“ fing er mit ernster Gelassenheit wieder an. „Deine Abreise nach Genua beschleunigt sich. Das Schiff, das Du vorhin gesehn, bleibt nur heute Nacht in La Spezzia und macht sich morgen nach Genua auf den Weg. Diesem Schiff geb' ich Dich mit. Ein Brief von mir soll Dich dem Befehlshaber empfehlen. Du reisest in einer Stunde mit Manai nach La Spezzia; Maulthiere stehen bereit; Dein Gepäck folgt Dir nach, mit dem nächsten Schiff. Also rüste Dich! Nimm Deinen Abschied von Nina, und bitte sie, Dich in einem schwesterlichen Herzen zu bewahren.“

Er hatte, während er sprach, die Augen fest auf Gaetano geheftet, zog nun langsam den Ring von Ninas Finger und ließ ihn zur Erde fallen. Der Jüngling stand bleich und nach Fassung ringend da. „Ich werde fortfahren, Dich wie meinen Sohn zu halten!“ setzte der Graf nach einer Pause hinzu. „Bis an das Stadtthor geb' ich Dir das Geleit. Geh denn hinauf, Dich zu rüsten!“ Gaetano nickte, und in seiner Verstörtheit besinnungslos schwankte er zur Thür. „Wie?“ sagte der Graf, „willst Du fort ohne ein Lebewohl? Siehst Du das Märchen da nicht mehr?“ Gaetano blieb stehen und hob die Augen zu ihr. „Umarmt Euch wie Geschwister!“ fuhr die tiefe, nachdrückliche Stimme des Grafen fort. „Wie Geschwister seid Ihr mit einander aufgewachsen, und nie sollt Ihr aufhören, Euch dafür zu halten; doch nur für B r u d e r u n d S c h w e s t e r!“ setzte er mit einem gebieterischen Blick auf Gaetano und starker Betonung hinzu. Der Unglückliche stand und hatte nicht den Muth, sich Nina zu nähern. Ein Wink des Vaters traf sie, und nun ging sie Gaetano entgegen, faßte ihn unsicher an der Hand und berührte seine Lippen wenigstens mit ihrem Hauch. „Lebe wohl!“ stammelte sie; doch man hörte es kaum. Gaetano vermochte ihr nicht einmal den Gruß zurückzugeben. Er sah ihr wie ein Sterbender ins Gesicht, hielt die weiche Hand eine Weile fest, ließ sie dann fahren, und wie von einem fremden Willen geführt, ging er zur Thür hinaus.

II.

Der Abend brach herein, Gaetano ritt an Manais Seite auf Saumpfaden über die Berge hin, die den Golf von La Spezzia im Westen begrenzen. Das weite Felsen- und Hügelland nach Norden hinauf, der blaue Golf, die mächtigen Gebirge von Carrara lagen im letzten Tageslicht, und hinter ihnen, wenn sie sich umwandten, das Meer. Von Zeit zu Zeit hielt der Jüngling an, blickte noch einmal zurück, ohne zu sehen, was er suchte, und ließ den Abendwind seine Thränen trocknen. Der stumme Manai war nicht stummer, als er: ohne ein Zeichen mit ihm zu wechseln oder ein Wort zu reden — denn Manai, den nur ein grausames Piratenmesser der Zunge beraubt hatte, war stumm, aber nicht taub — ließ er sein Maulthier auf den bekannten Wegen weiter traben und dachte über sein Unglück nach. Alles Traurige und Leidenschaftliche, Sehnsucht, Eifersucht, Trotz, beleidigter Stolz, Trennungsweh quälten ihn und lösten seinen Blick in Thränen auf, die er um seiner jungen Männlichkeit willen gern erstickt hätte. Aber der ungebändigte Schmerz war stärker als er, und so weinte er lautlos vor sich hin. Es störte ihn nichts, denn der gute Manai ritt voraus, sah in die Welt hinaus und that, als ob er von keinem Leiden dieser Welt eine Ahnung hätte.

Es wurde Nacht, als sie Spezzia erreichten. Die Schiffe lagen dunkel auf der Flut, doch am Ufer, wo das Leben der kleinen Stadt sich zusammendrängte, war alles noch hell und von Gesang und lauten Stimmen belebt. Sie waren vor ihrer Herberge am Hafen abgestiegen, hatten die Thiere der Dienerschaft übergeben, und Gaetano, dem sich die Zunge noch immer nicht löste, ließ Manai vor der Thür zurück, um den melancholischen Trost der Einsamkeit unter den Menschen zu suchen. Als er so in der Nähe des Hafendamms an grünem Oleandergebüsch und dem Klang von Mandolinen vorüberging, der aus einem Wirthshaus hervordrang, blieb er plötzlich unter einer erleuchteten Laterne stehen. Die Maurin, die er in Portovenere gesehen hatte, saß hier auf einem Schemel, Ringe, Schaumünzen und kleine Ketten im Schoß, und rief die Vorüberwandelnden mit einer Art von Gesang an, zu kaufen. Gaetano trat sogleich auf sie zu, und da eben niemand in der Nähe stand, sagte er laut: „Sieh da! Warum bist Du mir davongelaufen? Was hattest Du mir zu sagen?“

Die Alte schien weniger erstaunt als erfreut, ihn wiederzusehen, stand ohne weiteres auf, indem sie ihre werthlosen Schätze zusammenraffte, und erwiderte leise: „Habt Ihr ein Stündchen Zeit, junger Herr, mir an einen Ort zu folgen, wo kein dritter uns sieht? Ich kann Euch Dinge sagen, die Ihr nicht erwartet; — doch nicht hier! Dünkt Ihr Euch nicht zu vornehm, oder zu christlich, mit mir auf mein Kämmerchen zu gehn, so sollt Ihr erstaunen, was für Wissenschaft Euch erwartet.“

Sie sah dabei wieder mit dem aufrichtigsten Wohlgefallen auf sein dunkles Gesicht, und Gaetano, seinen Widerwillen gegen diese Vertraulichkeit überwindend, von natürlicher Neugier gezogen, folgte ihr mit einem kurzen Ja. Sobald sie die nächste Straße, in die Stadt hinein, durchschritten hatten, stand die Maurin vor einem Häuschen still, ging voran in einen dunklen Hof, dann in ein schuppenartiges Gebäude, wo sie mit etwas umständlicher Mühe Licht machte und nun einen bretternen, kümmerlich ausstaffirten, niedrigen Raum erhellte. An Stelle der Bettstatt war auf dem Boden eine Matte ausgebreitet, und ein zusammengerolltes Bündel schien das Kopfkissen zu sein. Eine kleine Kiste, an der ein großes Schloß hing, stand in der Ecke und enthielt offenbar alles, was die Wahrsagerin besaß. „Setzt Euch auf diese Kiste!“ sagte sie mit demüthigem Lächeln. „Es ist der einzige Divan, den ich besitze; die Polster hab' ich drüben in Afrika zurückgelassen.“

„Ihr kommt aus Afrika?“ fragte Gaetano, ohne sich zu setzen. Die Maurin nickte, einen Augenblick in ihr eignes Schicksal vertieft. Doch sie blickte dann wieder auf und nahm sich die Kette mit dem Amulet vom Halse, das ihm schon bei ihrer ersten Begegnung aufgefallen war. „Seht her!“ sagte sie. „Dieses viereckige Kupferstück ist ein Zwillingsbruder von dem, welches Ihr da tragt! Seht dieselben Zeichen, von demselben Meister.“

„Und was bedeutet das?“ fragte Gaetano.

„Das bedeutet, daß, wenn Ihr in Wahrheit dieses Amulet von Eurer Mutter habt, ich vor sechzehn Jahren Eure Wärterin war und ein Verhängniß Gottes uns wieder zusammenführt! Dieses gleiche Amulet hier in meiner Hand hat Eure unglückliche Mutter mir auf ihrem Sterbebett hinterlassen; und das andere da, das sie Eurem Vater geschenkt und er dem neugeborenen Söhnlein auf die Wiege gelegt hatte, das tragt nun Ihr auf der Brust.“

„Mein Vater? Wer ist mein Vater?“ rief der Jüngling aus, der dem aufrichtigen Gesicht der Alten nicht länger mißtrauen konnte. „Ich kenne weder Vater noch Mutter! Ich beschwöre Euch: sagt mir, was Ihr wißt!“

„Ihr sollt alles erfahren,“ entgegnete sie bedächtig. „Habt Ihr nie von Horuk und Scheredin, den Barbarossas, gehört? Doch wie könntet Ihr nicht! Alle Christen verwünschen sie! — Und sie waren doch auch nicht schlimmer, als die Christen sind, und Gewalt geht in der ganzen Welt gegen Gewalt. Aber das wollt Ihr nicht wissen!“ unterbrach sie sich selbst. „Habt Ihr nie davon gehört, junger Herr — wenn Ihr in Wahrheit der Sohn meiner armen Herrin seid, so ist Gaetano Euer Name —“

Gaetano nickte.

„Seht Ihr, ich wußt es wohl! — Habt Ihr nie davon gehört, daß Horuk Barbarossa — der eigentlich ein Grieche von Lesbos war, eines Töpfers Sohn! — sich als großer Corsar endlich auf den Thron des Königs von Algier schwang und die ganze Christenheit bedrohte? Aber die Spanier schickten seinen Feinden Hilfstruppen über das Meer, und er verlor die Schlacht, und das Leben noch obendrein. Und es sind zwanzig volle Jahre seitdem vorübergegangen —“

„Ihr wolltet von meiner M u t t e r reden!“ unterbrach er sie.

„Nun ja!“ sagte die Alte, „wenn Eure Mutter dieses Horuk Schwester war? — Seht doch — wie Ihr erschreckt! Junger Herr, Ihr wißt nicht, wie schön und wie tugendhaft sie war, wenn sie

auch an Euren Christus nicht glaubte. Als Horuk zum Herrn ward in Afrika, ließ er sie von Lesbos herüberkommen, und wie eine Fürstin lebte sie im Palast. Bis ihr Bruder Sieg und Leben verlor und die Christen ins Land brachen! und es ihr geschehen mußte, daß einer der stolzen Herren — Euer Vater — ihr leichtgläubiges Herz gewann; und sie seinem Christeneid traute und ihm hinüber folgte von Oran nach Cadiz, von Cadiz nach Genua, und ich immer mit ihr. Und als er ihr sein Wort nun halten sollte —"

„Wer? Von wem redet Ihr? Seinen N a m e n sagt mir!" rief Gaetano aus.

„Seinen Namen? Wer weiß ihn? Hatte er sich ihr nicht mit falschem Namen genannt? Und als sie zwei Jahre lang verborgen, wie eine Sünderin, auf seinem Bergschloß gelebt und ihm das Söhnlein geboren hatte, und auf die Erfüllung seines Eidschwurs wartete, daß er sie vor aller Welt zu seiner christlichen Gemahlin machen werde — denn aus Liebe zu ihm wollte sie ihren Glauben verlassen — wie hielt er ihr seinen Eid? Hab' ich ihr nicht selber den Brief übergeben müssen, worin er ihr schrieb, daß er sie lieb und werth behalten werde, aber eine Christin, eine Genueserin, zu seinem Weibe gemacht habe? Und mußt' ich sie dann nicht vor Gram und Kummer, wie eine Palme in der Wüste, hinsterben sehn? — Seht Ihr, das ist Eure christliche Heiligkeit!" fuhr sie mit heftigen Geberden fort. „Das ist Eure Rittertreue! Und Euer Stolz, besser zu sein als wir! Allah verwünsche Euch, Ihr wißt nicht, was Ihr seid, und Eure ganze Christentugend ist, arme Frauen zu tödten!"

Gaetano ließ diesen Ausbruch der Maurin über sich ergehen und schwieg. Ein Wort des Widerspruchs trat auf seine Lippen, aber sein eigenes dunkles Schicksal stand ihm zu nah, und der Groll der Alten auf seinen Vater kam auch über ihn. „So hat er meine Mutter sterben lassen!" murmelte er vor sich hin.

„So jung! so früh!" sagte die Maurin und nickte. „Das überlebte sie nicht, daß ihr Knäblein um jener stolzen, frommen Genueserin willen verleugnet ward, daß er nicht als der ehrliche Sohn seines Vaters frei und ritterlich aufwachsen, sondern wie im dunklen Schatten verkümmern sollte! Seht Ihr, so welkte sie hin. Und sie war noch nicht lange todt, und Ihr mir von der Seite weggenommen — niemand sagte wohin — und ich unter den Wälschen allein, als Horuks Bruder, der große Chereddin Barbarossa, an die Küste kam und seine Corsaren uns raubten; und so brachten sie mich nach Afrika zurück. Aber wer kennt sein Schicksal! Drei Jahre sind es nun her, da half ich in Tunis, aus heimlichem, gutem Herzen, einem Christensklaven davon und behielt sein Wort zurück, daß ich sein Weib werden sollte. Und dann kam der Kaiser Karl von Spanien mit seinen Galeeren und Soldaten über das Meer und ward Herr über uns alle, und mit seinen Schiffen segelte auch ich nach Italien hinüber, meinen Gemahl zu suchen. Aber, junger Herr, wer hält sein Wort? Aus dem Leben gegangen war er, und nun sitz' ich hier wie eine Wittwe, und der Erzengel Gabriel mag wissen, wo ich mein Dasein beschließe."

„Ihr wart bei mir noch nach meiner Mutter Tod?" fragte Gaetano, der sie nicht mehr gehört, der sich ganz in seine Gedanken versenkt hatte. Sie nickte. — „Und man nahm mich Euch fort, ohne zu sagen, wohin?"

„Nie hab' ich wieder ein Wort über Euch gehört, bis zu dieser Stunde. Wenn Ihr wirklich mein junger Gaetano seid — und Ihr seid es ja! — so sagt, wie kamt Ihr hierher?"

„Weiß ich es?" gab er ihr zur Antwort. Er dachte in die weiteste Ferne seiner Erinnerungen zurück, aber nichts tauchte auf, als Portovenere und Manai, und Ninas Vater und Mutter. Weiter rückwärts war alles Nacht. Mit einer plötzlichen Bewegung fuhr er dann auf: wie er auch in Manais Hände gekommen sein mochte, er war eines Grafen Sohn, und der Neffe der Barbarossas! Das wunderbare Geheimniß seiner Herkunft strahlte ihn auf einmal wie eine Sonne an. Was für ein Makel auch daran haften mochte, er war hochgeboren wie Nina und Paolo, von einer Fürstin zur Welt gebracht, von einem Grafen erzeugt. Mit jugendlichem Feuer blickte er um sich her. Die trübe Lampe, der öde bretterne Raum, die Maurin und ihr frühgealtertes, schwarzbraunes Gesicht, alles verklärte sich vor seinen Augen; ihm war, als sei er in das Schloß versetzt, wo seine Wiege stand. Plötzlich griff er nach seinem Hut, der ihm entfallen war, und wandte sich nach der Thür.

„Wohin? wohin?" fragte die Maurin, die ihn verwundert ansah.

„Zurück nach Portovenere!" antwortete er, blieb nun aber stehen. Es fiel ihm ein, daß es Nacht sei, und seine innersten Gedanken konnte er diesem Weib nicht verrathen. Er sah Nina vor sich, trat im Geist vor ihren Vater hin, seine hohe Geburt mit Stolz geltend zu machen, um die Grafentochter zu werben. „Gute Frau!" sagte er mit einem fragenden Blick, als ob er sie bei ihrem Namen nennen möchte.

Sie verstand ihn und fiel ihm ins Wort. „Rokaja ist mein Name, lieber Herr; hier in Italien nennen sie mich Rosalia."

„Rokaja! Wenn ich morgen oder übermorgen, oder in diesen nächsten Tagen wiederkäme, um Euch zu suchen, fände ich Euch noch hier? Und wärt Ihr bereit, alles, was Ihr mir heute gesagt habt, auch vor anderen Menschen zu wiederholen?"

„Warum sollte ich nicht?" antwortete sie. „In diesem Hause werdet Ihr mich finden. Was für eine schlechte Seele wäre ich, lieber Herr, wenn ich dem Sohn meiner armen Herrin nicht in allem zu Willen sein wollte, was er von mir begehrt!"

„O Rokaja, ich muß meinen Vater hassen!" seufzte er dann auf. „Ich kann ihn nicht lieben!" setzte er mildernd hinzu. „Möge Gott mich nie erfahren lassen, wer er ist! Er hat mich verlassen und meine Mutter getödtet."

Die Alte nickte finster vor sich hin.

„Gute Nacht für heute; ich muß gehen!" sagte er in wiederkehrender Unruhe. Doch nun entsann er sich, daß er zu Manai nicht zurückkommen dürfe, der ihn dann in aller Frühe auf das Kriegsschiff bringen würde, und unwillkürlich blickte er in dem Kämmerchen umher, als müsse er hier eine Zuflucht suchen.

Die Maurin sah es und glaubte ihn zu verstehen. Sie trat an die Matte, zeigte auf das Kopfkissen und fragte: „Wollt Ihr heute Nacht mein Gast sein, mein lieber Herr? Wollt Ihr Eurer alten Wärterin die Freude machen, Euch noch einmal ein wenig von ihr pflegen zu lassen? Ihr hattet mich lieb, als Ihr noch klein und einfältig wart; als Ihr meinen schweren Namen sprechen lerntet. Bleibt hier! Ich lege mich draußen auf die Schwelle und bewache Euren Schlaf. Warum wollt Ihr auch zu diesen Menschen zurück?" setzte sie mit ausgestrecktem Zeigefinger hinzu, als wiese sie damit nach Portovenere. „Habt Ihr nicht Verwandte, die Euch näher ans Herz gehören? Seid Ihr nicht ein Maurenkind, ist nicht der junge Chereddin, von dem sie jetzt so viel reden, Euer leiblicher Vetter —"

„Still!" unterbrach er sie mit ernstem Gesicht. „Ich bin Genueser, und Chereddin ist ein Corsar. Redet nichts mehr davon. Die Feinde der Christenheit sind auch m e i n e Feinde."

Die Alte seufzte, ohne etwas zu erwidern; nahm dann die Lampe und goß frisches Oel darauf. „Wollt Ihr wenigstens mein Gast sein?" fragte sie nach einem demüthigen Schweigen.

Gaetano nickte und drückte ihr dankbar die Hand. „Könnt Ihr mich heute Nacht hier schlafen lassen, Rokaja, so thut Ihr mir eine große Liebe! In die Stadt wag' ich mich nicht zurück. Niemand soll mich sehen. Morgen in aller Frühe mach' ich mich auf und davon, um dahin zurückzugehen, von wo ich gekommen bin."

„Wie Ihr wollt!" sagte sie und öffnete ihre Kiste, um eine Decke hervorzuziehn. „Die Nacht ist nicht kalt; das wird genug sein, Euch darin einzuwickeln. Allah sei mit Euch! O, wenn Eure Mutter noch lebte, daß sie Euch so sähe! daß sie Euch hier statt meiner wiedergefunden hätte!"

Sie stellte die Lampe neben sein Lager, sah ihm zu, wie er sich ausstreckte, breitete dann die Decke mit mütterlicher Geschäftigkeit über ihn und fuhr fort, ihr Herz in Seufzern, Erinnerungen und Wünschen auszuschütten. Doch als Gaetano endlich die Augen schloß, nicht um zu schlafen, aber um mit seinen ruhelosen Gedanken allein zu sein, wiederholte sie noch einmal ihren Gutenachtgruß und zog für sich selbst ein altes türkisches Tuch aus ihrer Kiste hervor. Dann ging sie leise hinaus und machte die Thür hinter sich zu, um sich draußen unter dem Vordach, in der milden Nachtluft neben der Schwelle zu betten.

(Fortsetzung folgt.)



Sie ist nicht hier! Nach dem Gemälde von Jul. Geertz auf Holz gezeichnet von L. Heitland.

Aus dem Sprechzimmer eines alten Sachwalters.

II. Der Tag der Armen.

Die Rechtspflege unserer Tage gilt nicht mit Unrecht für theuer. Die Dienste der Sachwalter und Gerichte dem rechtfordernden Publikum gegenüber sind in den letzten Jahrzehnten in demselben Maße im Preise gestiegen, als die Preise anderer geistiger und leiblicher Güter. Das ist durchaus natürlich; aber der Unbemittelte würde in Deutschland fast ebenso rechtlos sein als in England — wo nur der Begüterte die außerordentlich hohen Proceßkosten vorschußweise aufbringen kann — wenn nicht die Gesetzgebung fast aller deutschen Staaten in verschiedener Weise dem Richter und Sachwalterstand zur Pflicht machte, dem notorisch Armen unentgeltlich zu dienen. Indessen zwischen dieser wohlmeinenden Absicht unsrer Gesetze und Ordnungen und einem allenthalben befriedigenden Erfolg ist der Unterschied bedeutend. Schon die allerdings in der Natur der Sache begründete Beschränkung, daß nur der wirklich Vermögenslose, der seine Armuth durch ein amtliches Zeugniß nachweisen kann, Anspruch auf Kostenfreiheit im Processe hat, und in mehreren deutschen Staaten auch dann nur von vereideten Armenadvocaten die Dienste umsonst verlangen darf, schließt jenen großen Kreis Unbemittelter von der Rechtswohlthat der Kostenfreiheit aus, welcher jeder humanen Armenpflege das größte Contingent und die schwierigsten Probleme für seine Versorgung bietet, und welchen der Volksmund unter dem schönen Ausdruck der „verschämten Armen" zusammenfaßt.

Jeder Rechtsanwalt von Herz und menschlicher Empfindung wird nach seinen Kräften auch diesen mitleidwürdigen Gliedern der Gesellschaft unentgeltlich dienen. Aber kaum kann jemand dieser Menschenpflicht in größerem Umfang und liebenswürdiger genügen, als ein heimgegangener Freund des Verfassers. Er war in der Hütte eines armen Häuslers geboren, hatte von Kindheit an selbstverdientes Brot gegessen, sich namentlich die Staffeln zu einem gelehrten Beruf in harter Zucht und Entbehrung selbst gehauen. Die ansehnlichste Anwaltspraxis einer wohlhabenden Provinzialfabrikstadt lohnte die Mühsal seiner Jünglingsjahre und vergoldete seinen braven Eltern den Abend ihres Lebens. Er war mit den Jahren sehr wohlhabend geworden, aber schlicht und einfach geblieben wie im Elternhause. Ehren und Würden seiner Mitbürger hatten sich auf ihn gehäuft und beanspruchten den besten Theil seiner freien Zeit. Aber in bösen und guten Tagen hatte er, von dem Augenblick an, wo er selbständig practicirte, einen Tag der Woche „den Armen" gewidmet, an dem er unentgeltlich Unbemittelten Rath und Beistand ertheilte. Tag und Stunden standen an seiner Hausthür zu lesen. Von weither kamen an diesem Tage die Armen zu ihm und gingen beruhigt, wenn nicht völlig getröstet, von dannen. Er selbst erzählte mit inniger Freude und der muntersten Laune, daß diese Stunden die befriedigendsten, ja vergleichsweise die belehrendsten und interessantesten seines Berufes seien. Ein besonderer Actenschrank enthielt die Protocolle, Vergleiche, Proceßacten vom „Tag der Armen". Ueberraschend viel der Rechtsangelegenheiten, welche ihm an diesem Tage vorgetragen wurden, waren gütlich beigelegt worden; eigentlich natürlicherweise: denn auch der Gegner des Armen durfte von der Uneigennützigkeit dieses Mannes billigen Anspruch und gerechtes Urtheil erwarten. Fast jedes dieser vergilbten Actenstücke im Schrank vom „Tag der Armen" hatte Thränen getrocknet, Unrecht getilgt. Vor Mißbrauch seiner Güte schützte ihn seine große Personal- und Menschenkenntniß. So oft er vertraulich vom „Tag der Armen" erzählte, drängte sich mir der Wunsch auf, einmal einige Stunden unbemerkt den Conferenzen dieses Tages beizuwohnen. Endlich faßte ich mir den Muth, den Wunsch auszusprechen; er ward sofort freundlich gewährt. Die grünen Vorhänge, welche die Schlafzimmerthüre des Anwalts verkleideten und vom Arbeitszimmer schieden, verbargen mich vortrefflich, während ich doch, sobald die Schlafzimmerthüre ausgehoben wurde, alles hörte und sah, was im Sprechzimmer vorging.

Lange bevor der fleißigste Schreiber meines Freundes früh morgens die Expedition betreten hatte, saß ich in meinem Versteck. Der Freund schrieb; einer seiner Leute nach dem andern bot ihm „guten Morgen" und ließ sich seine Arbeit anweisen. Ich überzeugte mich mit Vergnügen, daß ich genau alles mit Augen und Ohren wahrnehmen konnte, ohne selbst bemerkt zu werden. Sehr bald erschienen auch Clienten. Sie wurden gemeldet, während der Anwalt die Briefe der Morgenpost durchging. Er ließ sie eintreten.

Der erste war ein kleiner, kränklich aussehender Mann, die rechte Hüfte stand ihm unschön heraus, er bewegte sich offenbar mühsam vorwärts. Aber das Gesicht, so runzlich und arbeitsbraun es war, hatte einen Ausdruck von fast herausfordernder Kühnheit und Thatkraft. Hier stand zu lesen: mein Recht will ich, muß ich haben, ganz und voll. Von solch hochgetriebenem Rechtsgefühl bis zum Rechtswahn, der den Besessenen alles Friedens und aller Lebensfreude beraubt, in der wilden Jagd nach dem Phantom, das er Recht nennt, aller Einsicht und Klugheit, und meist gewissenlosen Winkeladvocaten in die Arme treibt, ist nur ein Schritt. Ich wünschte von Herzen, daß der schlichte, ehrliche Arbeiter, der jetzt vor meinem Freunde stand, diesen Schritt nicht thun, hier befriedigt werden möchte. Neben ihm saß eine Frau vom Lande, schwarz gekleidet, jung, mit niedergeschlagenen Augen. Sie war mit dem Arbeiter zugleich eingetreten, seine Schwester. Der Anwalt hatte ihn als Herrn Frankenberg, sie als Wittwe Sperling angeredet. Er fuhr jetzt fort:

„Sie, Frankenberg, haben von dem Fabrikanten Ulster in Liesberg, wo Sie wohnen, Entschädigung verlangt für Kranken und Schmerzensgeld, die Arzneiverläge, das ärztliche Honorar und den Arbeitslohn auf zehn Wochen, weil am 20. April der angeblich schadhafte Fabrikkessel gesprungen ist, und Sie an der Hüfte verwundet hat. Sie haben mich beauftragt, mit Ulster in Vergleichsverhandlungen einzutreten. Ich habe den Vergleich vermittelt, Sie brauchen blos einzuschlagen, so wird der Proceß vermieden. Aber es ist mir sauer geworden. Denn Sie sind ein hitziger, schroffer, eigensinniger Bursche, und Ulster hatte sich verschworen, er wolle es zum Proceß kommen lassen, und Ihnen keinen Groschen freiwillig geben, weil Sie ihn vor allen Ihren Mitarbeitern beleidigt haben."

„Der Herr ist hart gegen mich gewesen, und ich hatte Hunger und Entbehrung gelitten mit den Meinen, als ich krank war."

„Das ist es auch, was mir den Vergleich möglich gemacht hat. Wär's zum Proceß gekommen, so hättet Ihr lange warten können auf Euer Geld. Wir hatten den schweren Beweis zu führen, daß der Kessel schadhaft gewesen sei, daß Ihr selbst oder Eure mitverunglückten Genossen die Explosion nicht verschuldet haben. Unser deutscher Schädenproceß liegt am meisten im Argen; der vorliegende hätte Jahre dauern können und schließlich ging das halbe Streitobject in Gerichtskosten auf, und die Leute, die Euch während der Krankheit Speise und Trank und Geld geborgt haben, hätten sich schwerlich bis zum Ausgang Eures großen Processes gedulden mögen."

„Schlimm genug, daß die Gesetze so schlecht sind," murrte Frankenberg.

„Glaubt Ihr, sie wären besser geworden dadurch, daß Ihr danach processirt hättet? Kurz, nehmt den Vergleich an! Ulster vergütet Euch den Arbeitslohn für die 10 Wochen, bezahlt den Arzt und Apotheker; nur am Schmerzensgeld will er Euch etwas abziehen."

„Wie viel denn?" brauste Frankenberg auf, dessen Antlitz vorher bei der Nachricht von der unerwarteten Nachgiebigkeit des Gegners sich geglättet hatte.

„Ihr hattet für den Tag einen Thaler gefordert. Er bietet Euch die Hälfte."

„Was, für fünfzehn Groschen täglich solche Schmerzen? Wo denken Sie hin, Herr Advocat, ich will mein Recht."

„Es wird Ihnen schwer werden, Ihre Schmerzen in Groschens auszudrücken, lieber Freund," sagte der Anwalt kurz. „Meinethalben führen Sie den Proceß selber, aber hören Sie noch das eine. Ulster will Sie wieder nehmen obendrein, wenn der Vergleich zu Stande kommt. Er sagt ehrlich und offen, Sie seien sein bester Arbeiter gewesen von jeher."

„So, sagt er das?" fuhr Frankenberg dazwischen, mit geröthetem Gesicht, und doch weich im Ton. „Und behandelt mich so. Ich will Ihnen was sagen, ich liege das erste Mal vor Gericht in meinem Leben, und einen andern Eid, als den Fahneneid hab ich noch nicht geschworen, aber dem möcht' ich zeigen, was Recht ist. Doch Sie verstehen's besser. Ich will den Vergleich annehmen, aber ich will dem

reichen Mann wenigstens noch einmal sagen, was ein deutscher Arbeiter von ihm denkt."

„Da sagen Sie ihm wenigstens auch bei der Gelegenheit einen schönen Dank für das Buch hier", sagte der Anwalt lächelnd, indem er in sein Pult griff und Frankenberg ein fast quadratförmiges Heft in blauem Pappdeckel überreichte.

„Herr, was ist das?" rief Frankenberg verwundert, „ein Sparcassenbuch auf den Namen meiner Tochter, mit 35 Thaler Einzahlung?"

„Der Rest Ihrer Schmerzen, guter Mann! die haben Sie für Ihre Tochter ausgestanden. Das gibt das Eß- und Küchen- und Waschgeschirr in die einstige Ehe!"

Der Mann hielt sich das Buch vors Auge, als wollte er die Richtigkeit der Unterschrift der übermäßig gewissenhaften städtischen Beamten prüfen, die in der steifsten, alten Canzleihand ihre ehrwürdigen Namen hier unter die Summe gesetzt hatten. Aber bald hatte er sein großblumiges Tuch zwischen das Buch und sein Gesicht geschoben und wischte. Der Sachwalter hatte eine finstre Miene angenommen, und wandte sich zu der ländlichen Wittwe:

„Und Sie", sagte er, „Sie haben Ihren Mann verloren durch dieselbe Kesselexplosion, die Ihrem Bruder die Hüfte verletzte, und wollen für sich und Ihren kleinen Knaben Ersatz für die heimgegangene nährende Hand. Ich sagte Ihnen, Sie sollten mir trauen, ich würde Ihnen die gesetzliche Summe sicher erstreiten. Und was thun Sie? Sie lassen sich von einem zweideutigen Freunde des Fabrikanten Ulster beschwatzen, hinter meinem Rücken zweihundert Thaler alles in allem zu nehmen, während Ihnen der Gegner den vollen Wochenlohn Ihres Mannes auf die muthmaßliche Lebensdauer des armen Todten hätte bezahlen müssen!"

„Aber, Herr Rechtsanwalt, woher wissen Sie ...."

„Ich weiß noch mehr, ich weiß, daß der Schlosser das fertig gebracht hat, den Sie nach dem Trauerjahr heirathen wollen, damit er einen tüchtigen Brocken zum Anfang der Wirthschaft bekommt. Ihr Segen ist, daß der Vergleich ohne Zustimmung des Vormunds Ihres Knaben nichtig ist. So hab' ich Ihnen wenigstens den Wochenlohn Ihres jetzigen Mannes bis zu Ihrer Wiederverheirathung und von da ab die Hälfte für Ihren Jungen bis zu Ende der Lehrzeit gerettet. Aber nun lassen Sie mich in Frieden — Ihren Dank? ich begehre ihn nicht — bilden Sie sich nicht ein, daß ich um Ihretwillen mir die Mühe gegeben habe. Ihr armer, kleiner, schöner Junge rührte mich, das ist alles."

Frankenberg hatte der Scene mit stummem Erstaunen zugehört; Dankgefühl, verliebte Blicke auf das blaue Quadrat, das steif bis zu seiner Halsbinde aus der Brusttasche ragte, wechselten mit finstren Seitenblicken nach seiner Schwester, aus denen jeder die Erregung zu Haß und Verachtung herauslesen konnte. Jetzt erhob er sich, faßte mit der Linken kräftig die Hand seiner Schwester, die Rechte ergriff die des Anwalts. Seine Stimme bebte, während er die wenigen Worte sagte: „Vergeben Sie ihr, und nehmen Sie mein schlichtes Dankwort für reichen Lohn, auch für den Knaben, der Ihnen als Mann einst danken soll." Damit ging er zur Thür und schob die Schwester hinaus.

Unmittelbar hinter den Scheidenden hatte sich die Thür wieder geöffnet. Ein Mann von etwa fünfundfünfzig Jahren war hastig eingetreten. Es war ein finsteres Antlitz von dunkelm Haar und Bart umgeben; ein hartes, bewegtes Leben lag darauf eingegraben; eine landfremde Erscheinung. So war auch der Accent seiner Sprache. Der Mann war mir gleich bei seinem Eintreten vorgekommen wie eine verschollene Erinnerung früherer Tage. Als er einen kurzen Gruß beim Eintritt gesprochen, erkannte ich ihn am Tonfall der Stimme. Es war ein Grieche, Kradopulos aus Thessalonich, der in einer der größeren Handelsstädte des Landes vor Jahren einen vielbesprochenen Bankerott gemacht hatte, einen Bankerott, der ihn monatelang in Untersuchungshaft verwickelte und mit seiner vollkommenen Freisprechung endete. Gleichwohl war damals seines Bleibens nicht mehr in M. Ein reicher Landsmann von ihm, Bankier und Wollhändler, hatte ihn, wie man sagt, ins Verderben gestürzt, und sorgte redlich für seinen schlechten Leumund, als der Bankerott zu Ende war. Immerhin urtheilten die meisten auch über Kradopulos nicht besser, wie sein Landsmann, so daß er in das Dunkel der Provinz seinen unbekannten Namen trug, und hier in der Nähe einen bescheidenen Handel trieb. Diese Erinnerungen waren mir überraschend schnell und klar vor die Seele getreten, als ich des Mannes nach Jahren wieder ansichtig wurde. Sein Haar war so blauschwarz wie zuvor, nur spärlicher, und die Falten des braunen Gesichts noch tiefer gefurcht.

Auch mein Freund hatte ihn mit: „Herr Kradopulos" angeredet und ihm lebhaft zugerufen: „Wie ist es gegangen?"

„Ach, warum sind der Herr Rechtsanwalt nicht mit im Schwörungstermin gewesen?"

„Lieber Freund, Sie sagen mir das mit einem Tone, als ob ich gern hier geblieben wäre. Wenn Sie wüßten, wie der Sachwalter mit ganzem Herzen an dem glücklichen Ausgang der Processe hängt, die ihn wissenschaftlich oder der handelnden Personen und des dramatischen Aufbaues halber lebhaft in Anspruch nehmen, Sie würden mir ohne weitere Entschuldigung glauben. Aber ich habe Sie auch gestern noch wissen lassen, daß ich plötzlich hier wider Willen festgehalten wurde, und habe Ihnen für einen Ersatzmann gesorgt. Sie wissen, ich habe den angeblichen Mörder Nicolas zu vertheidigen, und wurde vom Untersuchungsrichter gestern rasch an das Sterbebette des wichtigsten Belastungszeugen gerufen. Es handelte sich um Leben und Tod eines Unschuldigen, Herr Kradopulos, und ich kann sagen, daß die gestrige Stunde ihm Leben und Freiheit gesichert hat. Nun, erzählen Sie. Hat Dimitri geschworen?"

Hier zuerst fuhr über das Antlitz des Griechen ein Leuchten, das wie Freude aussah, aber mehr noch wie das Gewitterleuchten befriedigten Hasses und Rachedurstes.

„Nein," sagte er hastig, „er durfte nicht."

„Wie? der Richter ließ ihn von Amtswegen nicht zum Eide?" fragte mein Freund ungläubig.

„So ist es. Hören Sie, wie das kam. Sie wissen, Dimitri ist an meinem ganzen Unglück und Bankerott schuld. Er hat mir ausgesogen das Blut unter den Nägeln mit seinen großen Zinsen und den faulen Papieren und der schlechten Waare und den theuren Preisen. Doch ich sehe, das hab' ich dem Herrn Rechtsanwalt schon manchmal erzählt. Gut, eines Tages hab' ich wieder Wolle von ihm erhalten und lasse sie wiegen und verkaufe sie rasch weiter. Schickt mir des andern Tags der Käufer seinen Burschen und sagt der: Herr Kradopulos, kommen Sie 'mal mit, wir haben gefunden etwas sehr Hübsches in Ihrer Wolle. Und wie ich komme zu sehen, finde ich mitten drin einen gewaltigen Stein, den mir der Dimitri hatte mitverkauft. Gut, sag' ich dem Käufer, lassen Sie wiegen den Stein — wog er siebenzig Pfund — geben Sie mir den Stein, will ich ihn vergüten mit siebenzig Pfund Wolle. Den Stein ließ ich mir nach Hause fahren und ging zu Dimitri, ihm zu erzählen, was vorgefallen. Der lachte gerade weg: Herr Kradopulos, sagte er, halten Sie mich für so dumm, Ihnen zu glauben? Hätten Sie nachgesehen, als ich Ihnen die Wolle sandte; was verkaufen Sie mit solcher Eil'?"

„Aber, lieber Freund, das haben Sie mir schon hundertmal erzählt; ich habe Ihnen jedesmal gesagt, daß Sie unvorsichtig gehandelt haben."

„Ja, Sie haben mir aber auch gesagt, daß ich würde nicht können beweisen die Schuftigkeit von dem Dimitri, und daß er würde können leisten den Eid, er habe den Stein nicht hinein gethan."

„Und Sie wissen selbst, wie schwer es hielt, daß überhaupt dem Gegner über diesen Punkt der Eid auferlegt wurde, Herr Kradopulos; daß erst das höchste Gericht des Landes ihn zuerkannte."

„Ja, das dank' ich dem Herrn Rechtsanwalt. Als der Dimitri mich auch in meine Abgeschiedenheit hieher verfolgte, weil er im Concurs nicht befriedigt war, und mein braves Weib aus einer Bürgschaft belangte, die sie wenige Tage vor meinem Fall in der Todesangst ausgestellt hatte für meine Schuld, mit meiner Genehmigung, sollte sie ja nach dem Spruch der ersten Instanzen alles bezahlen, was der Betrüger auf Rechnung gesetzt hatte, den Stein für Wolle, die faulen Wechsel und Actien zum Nennwerth, und tausend Thaler Darlehen, die ich gar nicht erhalten hatte, die aber in Dimitris Büchern standen, weil ihm alle diese Forderungen schon zugesprochen waren im Concurs. Erst der Herr Rechtsanwalt setzte durch, daß er all das beschwören mußte."

„Nun bitte, kommen Sie aber auch einmal zum Schwörungstermin," mahnte der Anwalt mit sichtbarem Ausdruck der Ungeduld.

„Also Dimitri war persönlich gekommen nach unserm Städtchen, drei Stunden von hier. Ich hatte ihn schon Vormittag ankommen gesehen, wie ich Ihren Brief empfing. Im Termin sah er aus, wie der Kalk an der Wand. Er lehnte ab jeglichen Vergleich; ich auch,

so sehr das Gericht und Ihr Vertreter uns zuredeten. „Schwören Sie, Dimitri," rief ich, „Sie haben mir genommen meine Ehre, meinen guten Ruf, meinen Credit, mein Vermögen, die Ruhe und das Glück unsres Hauses, mögen Sie nehmen das bischen Gut meiner Frau dazu — schwören Sie." — „Málista", sagte er, „ich werde schwören." Nun begann der Richter, ihn zu verwarnen vor Meineid und Falscheid und zeitlichen und ewigen Strafen. Er blieb dabei; zuerst sollte er beschwören, daß er den Stein in der Wolle nicht habe gesehen und nichts gewußt davon, ehe er sie an mich verkaufte. Er stand auf und hob die Schwurfinger empor; wir hatten uns alle erhoben. Ein Schreiber schloß die Thür ab nach dem innern Gerichtszimmer, jetzt wollte er auch die zum Eingang verschließen. „Noch nicht," rief ich, „erst wollen wir noch einen Zeugen hereinlassen!" und unbekümmert um die Glocke des Präsidenten sperrte ich weit auf die Thür, und ließ meine Leute herein mit einer Tragbahre, auf welcher der Stein lag, 70 Pfund schwer, und ließ ihn niedersetzen neben dem Dimitri."

„Hatten Sie denn den Stein noch?" sagte lächelnd der Anwalt.

„Gewiß, ich hatte ihn mitgenommen in mein Städtchen, um den Betrüger doch noch zu überführen. Und es ist mir gelungen!" rief er, sich in seiner ganzen ansehnlichen Höhe aufrichtend, mit wildflammenden Augen. „Der ganze Gerichtshof war in Verwirrung gekommen bei der unerwarteten Unterbrechung. Dimitri war einige Schritte zurückgewichen. Sein Gesicht war bald hochroth, bald leichenblaß. Ich war dicht an seine Seite getreten. „Kennen Sie den Stein, Herr Dimitri?" rief ich ihm zu. „Kennen Sie ihn?" „Kennen Sie den Stein?" wiederholte der Präsident, der den Menschen beobachtet hatte, wie ich selbst! Dimitri aber gab keine Antwort. Er war auf seinen Stuhl zugewankt und darin niedergesunken. Er rief nach Wasser. Der Diener brachte es ihm. Inzwischen hatten die Richter sich zurückgezogen und flüsterten miteinander. Sie traten wieder vor. „Herr Dimitri!" begann der Präsident ernst, „das Gericht hat aus der eben vor uns abgespielten Scene die feste Ueberzeugung gewonnen, daß es sehr bedenklich fällt, Sie zu dem ersten der Ihnen zuerkannten Eide noch zu lassen; ja, um es gerade heraus zu sagen, daß die Geistesgegenwart Ihres Gegners Sie vor einem schweren Verbrechen behütet hat. Es hängt von Ihnen ab, ob die Thatsachen, die Sie schwer belasten würden, wenn Ihr Gegner die Strafuntersuchung gegen Sie einleiten ließe, hier zu Protokoll genommen werden sollen — und das müßte geschehen, wenn Sie nicht freiwillig auf Leistung des Eides verzichten — oder ob Sie selbst die Erklärung abgeben, daß Sie den Eid nicht leisten wollen und können. „So werd' ich verzichten auf den Eid," sagte Dimitri mit bebender Stimme, indem er den Blick schweifen ließ über den Stein."

„Höchst merkwürdig, in der That," fiel der Rechtsanwalt ein.

„Nun sollte er noch beschwören sein Contocorrent, auf dem die faulen Wechsel gebucht sind, und die schlechten Staatspapiere und die theuren Waaren und die nicht gegebenen Darlehen. „Werden Sie dieses Contocorrent beschwören können, Herr Dimitri?" sagte der Präsident mit einem Ton, der mir vorkam schon sehr mißtrauisch. „Ja, das kann ich," antwortete Dimitri sehr kurz und sicher. „So?" sag' ich, „schwören Sie, Herr Dimitri." — „Málista," sagt er, „diesmal werd' ich schwören einen guten Eid." — „Wir werden sehen," sag' ich, „ob Sie schwören, und ob er gut ist, Ihr Eid?" Wieder erhoben wir uns. Die Thüren wurden beide verschlossen. Der Präsident begann die Eidesformel vorzusagen: „Ich, Naum Dimitri, schwöre hiermit zu Gott." „Ich, Naum Dimitri, schwöre hiermit — zu Gott," wiederholte mein Gegner. Weiter kam er nicht. „Halt!" rief ich, „Herr Präsident, lesen Sie diesen Brief, und legen Sie ihn vor dem Kläger." Der Präsident fuhr auf gegen mich, daß ich wiederum störe die „heilige Handlung". — „Wird geschehen ein Verbrechen weniger," sag' ich."

„Sie waren kühn, man hätte Sie sofort entfernen können," warf der Anwalt ein.

„Nicht bei diesem Brief," sagte der Grieche bitter, „der Präsident hatte ihn rasch durchflogen. Er war von Jovantze Stamitis, dem früheren Buchhalter des Dimitri, der schon damals in meiner Untersuchung meine Freisprechung bewirkte, weil er lieber aussagte die Wahrheit, als sich den Sündenlohn verdiente von Dimitri. Mein Feind entließ ihn bald darnach. Ich hatte nichts mehr gehört von ihm. In demselben Augenblick, wo ich Ihren Brief gestern empfing, erhielt ich den von Jovantze Stamitis. Er liegt jetzt bei den Acten. Er schrieb mir, Dimitri habe stets in den Büchern, die Stamitis geführt, Aenderungen vorgenommen; wie er vorgab, auf Grund geheimer Besprechungen, die er wollte gehabt haben mit seinen Kunden, namentlich mit mir. Er halte sich verpflichtet, das mitzutheilen, da er höre, Dimitri wolle beschwören sein Contocorrent. Dem Briefe war beigelegt mein Conto, wie Stamitis es aufgezeichnet. Es stimmte genau mit dem, das wir von Anfang an aufgesetzt hatten."

„Vortrefflich," rief der Anwalt vergnügt dazwischen.

„Ganz klar sah man daraus, daß ich zu fordern hatte, nicht Dimitri! Der Richter reichte schweigend dem Schwörenden die Papiere hin. Dimitri starrte die Unterschrift an und murmelte einen bösen griechischen Fluch; dann wurde aber zu mächtig in ihm die Lust zum Gelde, und während ihm der Schweiß auf der Stirn stand, stotterte er: „Jovantze Stamitis hat das geschrieben; aber das ist alles Lüge, alles Verschwörung wider mich mit Kradopulos." „So?" sagte der Präsident, „wir werden den Lügner streng bestrafen und der Verschwörung auf die Spur kommen. Bis dahin aber können wir Ihnen den Eid nicht abnehmen, Herr Dimitri." Vorläufig gebe ich Ihnen den guten Rath, sich mit Herrn Kradopulos zu vergleichen. Es ist das einzige Mittel, durch welches die Mittheilung dieser Acten und Schriftstücke an die Staatsanwaltschaft vermieden werden könnte" fügte er mit strengem Blick hinzu. Damit wurde der Termin aufgehoben."

„Nun? Sie werden doch einen günstigen Vergleich nicht von der Hand weisen?"

„Einen Vergleich?" lachte Kradopulos höhnisch. — „ins Zuchthaus soll Dimitri, weiter will ich nichts."

„Mann!" rief der Anwalt, „was frommt Ihnen das, Ihrer Frau, Ihren Kindern, wo Sie tausende durch Nachsicht gewinnen können. Es ist wirklich wahr: man kann aus e i n e m Griechen sechs Juden schneiden, und es bleibt immer noch ein Grieche."

„Herr!" rief Kradopulos im schrillen Discant, „ich und die Meinen, wir haben uns gewöhnt, das Brot der Armuth zu essen, wir haben nie geklagt. Aber tausende ersetzen nicht den Schmerz, den uns der Mann bereitet, die verlorene Ehre! Dafür soll er büßen im Zuchthaus."

„Sie sollen dem Herrn nicht in die Rache greifen, Mann!" sagte der Anwalt. „Eher mag ich Sie nicht wiedersehen, ehe Sie wieder Mensch geworden. Gehen Sie! Ich weiß, Sie werden Ihren Sinn ändern." Damit begleitete er den Griechen zur Thür. Dieser ging wortlos von dannen.

„Das ist Strohfeuer," sagte er halb für sich, halb für mich. „Den will ich vernünftig haben, ehe drei Tage vergehen. Ohnehin muß er mit Dimitris Befriedigung seine bürgerlichen Ehrenrechte wiedererhalten."

Er wollte wieder schreiben, da klopfte es schüchtern. Ein noch junger Mann im langen, schwarzen Rock mit Brille und langem, schlichtem Haar war eingetreten. Er sah mir aus wie ein Schulmeister, und er war's auch. Denn „Ei, guten Tag, Herr Quaerus" hatte ihn mein Freund angerufen und ihm warm die Hand geschüttelt. Aber wie kommt der Mann am „Tag der Armen"? fragte ich mich in meinem Versteck unwillig. Im selben Augenblick schon wurde die Frage beantwortet.

„Ich wäre heute gewiß nicht gekommen," sagte er, „wenn nicht die Angelegenheit sehr drängte, die ich vorzutragen habe." Dabei warf er Blicke im Zimmer umher, wie wenn er fürchte, belauscht zu werden. Ich schämte mich meines Verstecks, und hätte es gern verlassen, wenn es möglich gewesen wäre; und doch vielleicht auch dann nicht, denn das energische, klare, jetzt lebhaft erregte Gesicht des jungen Mannes erweckte mein vollstes Interesse. Ein ganz ungewöhnlich mächtiges, wehmüthiges Gefühl schien in ihm zu kämpfen gegen die kraftvolle Gewohnheit des Willens und der That. Er konnte es schließlich nicht mehr bemeistern. Seine Stimme erstickte in Thränen, als er sagte: „Herr Rechtsanwalt, mir droht die Auspfändung."

„Um Gottes willen, was haben Sie angefangen?" rief mein Freund.

„Ich habe mich für einen Freund verbürgt, um ihn und sein armes Weib und seine unschuldigen Kleinen vorm Verderben zu retten — jetzt steht es selbst vor meiner Thür."

„Ist die Summe bedeutend?"

„Für mich unerschwinglich, 500 Thaler ursprüngliche Forderung, mit Kosten und Zinsen über 620 Thaler. Ach Gott, und ich darf meinem braven Weib kein Wort sagen in ihrem Zustand."

„Läßt sich die Gegenpartei nicht auf Raten ein?“

„Eben komme ich vom Rechtsanwalt Grollich. Ich sagte ihm, ich wolle Tag und Nacht arbeiten für diese Schuld. Nur möge er meinen Gehalt unangetastet lassen, der kaum zu unserm Unterhalt ausreiche, und unsere bescheidene, freundliche, häusliche Einrichtung, die uns ans Herz gewachsen sei. Eine Pfändung könne meiner Frau das Leben kosten. Er aber lachte roh, sagte kurz: Sie sind in gefangnen Händen! und hieß mich gehen.“

„Ja, und in sehr schlechten Händen dazu, das weiß ich am besten,“ polterte mein Freund heraus. „Hatten Sie sich schriftlich verbürgt?“

„Ja wohl.“

„Warum ließen Sie's da überhaupt auf den Proceß ankommen?“

„Ich glaubte nicht, daß ich verurtheilt werden könne.“

„Warum nicht?“

„Mein Freund, der Delicatessenhändler P., für den ich bürgte, als er die Kaufgelder für sein Geschäft nicht aufzubringen vermochte, führte, wie Sie wissen, das Geschäft nicht unter seinem Namen, sondern unter dem seines Vorgängers weiter. Auch als Besitzer des Geschäfts war nicht er eingetragen, da er nicht Bürger war, sondern ein anderer wohlhabender Bürger. Mir machte mein Freund glauben, daß dieser auch für die Kaufsumme verpflichtet sei, und ich daher, wenn ich Bürgschaft leiste, in keiner Weise Gefahr laufe.“

„Sie sind also, wenn ich Sie recht verstehe, von Ihrem eigenen Freund über die Person des Schuldners getäuscht worden.“

„So ist es.“

„Dann halte ich die ganze Bürgschaft für nichtig.“

„Also mein Rechtsgefühl hat mich doch nicht getäuscht!“

„Ja, aber um diesen Einwand auszuführen, müßten Sie Widerklage erheben, und um dazu gelassen zu werden, müßten Sie den ganzen Betrag der Schuld mit Zinsen und Kosten gerichtlich niederlegen.“

„Ach, wenn ich das viele Geld aufbringen könnte, so würde ich gern von der ganzen Widerklage absehen.“

„Wissen Sie was, Sie sind ein Poet.“

„Meinetwegen nennen Sie mich so. Aber sehen Sie, für uns Laien gibts nichts Aufregenderes als einen Proceß, und außerdem müßte ich ja meinen Freund compromittiren in der Widerklage.“

„Ja, und vor allem das Geld schaffen. Wissen Sie wirklich kein Mittel?“

Der junge Mann zuckte tiefseufzend die Achseln.

Mehr sah ich nicht. Ich war bis dahin mit einer Gravität und Ruhe auf meinem Stuhl gesessen, die einem Buddhapriester alle Ehre gemacht hätte, der an den Wellen des heiligen Ganges seinen Tag verkauert. Aber schon lange war von der äußern Schlafzimmerthür meines Freundes her ein scharfer Zugwind an meinem Haupte vorbeigestrichen, der in seinen übeln Folgen für den Hals durch das leise Umknüpfen des Foulards abgewendet werden konnte, der aber dem übrigen Theile meines Hauptes sehr fühlbar blieb. Ich hatte schon lange ein eigenthümliches Prickeln in meiner Nase verspürt, jetzt aber, wo ich eben sehr begierig in den hellen Raum vor mir sah, kam das Unglück zum Ausbruch. Ich nieste mit der ganzen Prosa und Entschlossenheit, mit welcher eine mächtige Lunge dieses katarrhale Geräusch auszustatten vermag, und sah so im kritischsten Moment und auf die gemeinste Weise mein Incognito verrathen. Ich hatte oft auf diese Weise, wenn ich mich in den schönen Anlagen meiner Stadt erging, unfreiwillig Kinder bis zum Weinen erschreckt und tändelnde Liebespaare auf den platten Boden unschöner Wirklichkeit geworfen. Jetzt aber mußte dieser katarrhalisch angehauchte Gesichtserker das größte Unheil stiften, dessen er fähig war; ja, ehe ich mich's versah, folgte eine zweite und dritte Detonation. Der Schullehrer sah aus, als ob er in die Luft gesprengt sei. Mein Freund gewann nach einer Secunde Verlegenheit seine ganze Laune wieder, und sagte lachend:

„Komm nur heraus aus Deinem Winkel, wenn Du fertig bist“ und zum Schulmann gewendet: „Ich muß aufrichtig um Ihre Verzeihung bitten. Mein Freund und College, den Sie nun hier in Lebensgröße vor sich sehen, war eben bei mir, als Sie klopften. Ich schob ihn rasch da hinein. Ohne Ihre Einwilligung wird nie ein Wort von dem Gehörten über seine Lippen bringen. Aber gerade in diesem Augenblick sendet ihn uns der Himmel. Sehen Sie Sich diesen Mann an, Herr Quartus, trotz dieser unvorsichtigen Nase und seiner sonstigen großen Fehler hat ihm Gott das ebenso bequeme als einträgliche Amt eines Consulenten der Privatbank zu D. anvertraut. Er soll uns heute einen Beweis dafür geben, daß, wem Gott ein Amt gibt, er dem auch Verstand gibt. Wenn ich z. B. sage: Lieber Herr Consulent der Privatbank zu D. u. s. w. u. s. w., ich wünsche von Eurer Anstalt circa sechshundertfünfzig Thaler geborgt zu erhalten, würdest Du das thun?“

„Na, weil Du's bist, ausnahmsweise, ja!“

„Ich nehme Dich aber beim Wort,“ sagte er ernst, „Wir müssen dem Mann hier helfen, und zwar sofort. Keine unnöthigen Worte der Rührung und des Dankes, Herr Quartus! Ich sagte Ihnen schon, Sie sind ein Poet. Sehen Sie nicht, wie meinem Freund hier die Backen glänzen vor Freude, daß er wieder 650 Thaler auf ein so solides Unterpfand, wie ich bin, ausgeliehen hat. Von was sollten die Banken leben, wenn die Leute ihnen nicht Zinsen gäben für ihr Geld? Also Sie erweisen den Gefallen, Herr Quartus, nicht der Consulent hier.“

„Herr Rechtsanwalt,“ sprach der Schulmann mit bewegter Stimme, „ich stehe hier wie im Traum.“

„Da erwachen Sie gefälligst; gehen Sie nach Hause, aber heulen Sie wenigstens nicht wie ein Schloßhund. In einer Stunde schicke ich Ihnen die 650 Thaler. Mein Freund wird mir sofort eine Anweisung an den Bankier Wild hier ausstellen. Ja, ich sehe Ihnen an, Sie wollen noch wissen, wie Sie mir das zurückzahlen sollen? Wie es Ihnen paßt, Herr Quartus, ganz wie es Ihnen paßt, die Documente darüber wechseln wir später aus. Nun leben Sie wohl, lieber Freund, grüßen Sie Ihr Frauchen — und gehen Sie hier durch mein Schlafzimmer hinaus. Die Schreiberseelen brauchen Ihre Gemütsbewegung nicht mit anzusehen.“

Hiermit war der Tag der Armen für mich zu Ende, da ich nun zum Bankier eilen mußte. Ich könnte hier schließen, wenn nicht ein Wort der Rechtfertigung an den Leser nöthig wäre darüber, daß ich das durch Freundesvertrauen Erfahrene in diesem Blatte mittheile. Indessen, die Gestalten, die dem Leser vorgeführt wurden, leben meist nicht mehr, und die Lebenden tragen andere Namen.

Zur Charakteristik der merkwürdigsten Gifte.

Von **Dr. Dyrenfurth.**

II. Opium.

Schön dachten die alten Griechen Schlaf und Tod sich als jugendlich holde Zwillingsbrüder, beide mit dem Sinnbild des Mohns schmückend, des Leiden lindernden, Ruhe und Vergessenheit bringenden. Und in der That, es liegt eine wundersame, des Menschen ganzes Denken und Empfinden umstrickende Kraft in dieser Pflanze. Tausenden tilgt und sänftigt sie täglich die Schmerzen, zaubert den Schlummer an das Lager des Schlaflosen, umgaukelt die Stirne mit wonnigen Träumen. Aber wehe dem, der des köstlichen Mumnas zur Unzeit oder im Uebermaß genießt! Ihm wandelt sich des Kranken Trost und Labung in verderbliches, hirnbetäubendes und lähmendes, langsam oder schnell tödtliches Gift um.

Diese eigenthümliche Beziehung zu den Lebensäußerungen des Gehirns begegnet uns mehr oder weniger bei allen Arten und in allen Theilen der Mohnpflanze. Schon der Genuß der Blumen, Kapseln oder Samen unserer gewöhnlichen Klatschrose erzeugt betäubende Wirkungen, und bei Kühen, die unter das Futter größere Mengen dieser Mohnart bekamen, bemerkte man rauschähnliche Zufälle, Pulssteigerung, stieren Blick, Neigung zum Beißen in die Vorderfüße und zum Stoßen. Daß die Kapseln unseres einheimischen Mohns bei Kindern Schlaf und Schlafsucht, mitunter bis zur tödtlichen Betäubung hervorbringen, gehört zu den sehr bekannten, obgleich selten beachteten Thatsachen. An meiner eigenen Kleinen sah ich, nachdem sie sich an einer Handvoll weißen Mohns

eine Güte gethan, offenbare Vergiftungserscheinungen; sie verfiel in einen anhaltenden Schlaf, aus dem sie nur mit Mühe zu erwecken war; ihr Bewußtsein war getrübt, ihr Gesicht war hoch geröthet, ihr Auge starr und sonderbar glänzend, ihre Pulse klopften; der Körper war in Schweiß gebadet. Doch genas sie nach wiederholtem Erbrechen. Schneidet man in der Blütezeit des orientalischen Mohns den Samenbehälter mitsammt der Blume ab, so quillt aus dem Stengel ein einziger Tropfen des Milchsafts, die Opiumthräne, welche die kräftigsten narcotischen Eigenschaften besitzt.

Das wirksamste Opium steckt aber in den halbreifen Kapseln des Mohns, zumal des orientalischen. Zwar hat man auch in Europa den Anbau des Mohns zur Erzeugung von Opium versucht, ist aber davon zurückgekommen, weil der Gehalt des letzteren an Morphium in unserem kühlen Klima zu ungleich ausfällt, und überhaupt der Betrieb die Kosten nicht lohnt. Um so großartiger gedeiht die Opiumcultur im sonnigen Orient, und namentlich in Kleinasien, Persien, Ostindien, China und Egypten wird der Mohnbau auf weiten Landstrecken betrieben. Des vorzüglichsten Rufs erfreut sich die in Kleinasien unter dem Namen türkisches, Smyrna- oder Levanteopium gewonnene Sorte, weil sie gleichmäßig etwa 13 bis 15 Procent Morphium enthält. Zur Zeit der Opiumernte, d. h. wenn die Mohnblüte abgefallen ist, begeben sich die dortigen Landleute aufs Feld und ritzen durch einen seichten, wagerechten Schnitt die Kapsel. Hierbei quellen wenige Tropfen weißlichen Milchsafts hervor. Derselbe wird, zu einer grützigen, klebrigen, bräunlichgelben Masse erhärtet, nach 24 Stunden mit einem stumpfen Messer abgekratzt und in kleinen irdenen Gefäßen mit Speichel zusammengeknetet, denn die Leute sind der Ansicht, Wasser verderbe den Mohnsaft. Im übrigen thun die Arbeiter allein schon das ihre, um den kostbaren Artikel zu verfälschen, indem sie beim Einsammeln mit dem Mohnsaft zugleich etwas Oberhaut abkratzen und dadurch das Gewicht und den Preis desselben um den zwölften Theil vermehren. Das Levanteopium ist Monopol der türkischen Regierung, an welche der ganze Ernteertrag zu von ihr bestimmten Preisen verkauft werden muß. In anderen Mohngegenden wahrt die betrügerische Industrie ihren Vortheil noch durch Zusatz der mannigfachsten, zum Theil sogar ekelhafter und schädlicher Stoffe: Schlamm, Sand, Lakritzen, gekochte Kartoffeln, Kuhmist, Aloe, ja sogar Stechapfel, so daß es einer sehr gründlichen Untersuchung bedarf, um die echte von der verfälschten Waare zu sichten.

Sollte man es dem winzigen Tropfen, der aus dem Ritz der Mohnkapsel hervorperlt, ansehen, daß sich in ihm nicht weniger, als 32 verschiedene Stoffe vereinigt finden? Denn so viele hat die organische Chemie aus dem Mohnsaft bis jetzt geschieden. Indessen sind nur diejenigen seiner Bestandtheile für uns von Wichtigkeit, welche mit narcotischen Eigenschaften versehen sind: das Morphium, Narcotin, Narcein, Codein, Thebain, Papaverin, die Meconsäure u. s. w. In jeder dieser Verbindungen finden wir das eigenthümliche Princip des Opiums wieder, aber in sehr ungleichem Grade und mit verschiedenen Nebenwirkungen. Im Morphium vor allen stellt sich die Kraft des Opiums am vollendetsten dar, wenn es auch in mancher seiner Wirkungen erheblich von ihm abweicht, so daß jedes seine besondere Anwendung verlangt, und unser Heilschatz keine von beiden entrathen kann.

Der Mohnsaft gehört zu den Heroen der Medicin. Wir haben kein anderes Mittel, welches eine solche Fülle der wirksamsten Heilkräfte in sich berge, und zugleich in so einschneidender Weise die Sphäre des geistigen Lebens beeinflußte. Er beseitigt und mindert Schmerzen, erzeugt Ruhe und Schlaf und bevölkert die Seele mit Gestalten der Traumwelt. Wie kommen diese Wirkungen zu Stande? Darüber haben wir wohl Vermuthungen, aber keine genügende Erklärung. Fest steht nur und ist durch die glänzende Erfindung der Morphiumeinspritzung von neuem bewiesen, daß der Eingang des Mittels zum Gehirn nur durch die Pforte des Bluts erfolgt. Wie wirkt nun das Opium auf das Gehirn? Vielleicht so, daß es ursprünglich das Blut zersetzt und dadurch die Ernährung und Function des Gehirns verändert? Wirkt es, indem es Blutandrang nach dem Kopf hervorbringt? Oder dadurch, daß es die Athmungsthätigkeit verlangsamt, somit die Ausscheidung der Kohlensäure aus dem Blute verzögert, und demzufolge eine Anhäufung dieser schädlichen Gasart im Gehirn veranlaßt? — Oder ist die Liebigsche Ansicht die richtige, wonach das mit Opium geschwängerte Blut auf die Nervenfaser im Gehirn chemisch einwirkt, und so die eigenthümlichen narcotischen Erscheinungen hervorruft?

Auch die Vorgänge, die der Opiumwirkung folgen: die Flucht des Schmerzes, der Schlaf, der Traum, sind, ihrer Ursache nach, uns in tiefes Dunkel gehüllt. Weiß man doch noch nicht einmal, ob die Erstwirkung des Opiums auf einer Aufregung, oder auf Herabsetzung der Gehirnthätigkeit beruht. Allerdings verringert es die Empfänglichkeit des Gehirns für Sinneseindrücke, und versetzt es in einen Zustand von Unempfindlichkeit gegen Reize, die ihm aus den übrigen Gebieten des Körpers mitgetheilt werden. Indem nun diesen Reizen die Aufnahme in das Bewußtsein verwehrt wird, erlischt auch ihr Dasein für dasselbe auf kürzere oder längere Dauer; der Schmerz muß ja aufhören, wenn das Gehirn ihn nicht wahrnimmt. Die gefährliche Gehirnaufregung, welche, unter dem Namen Säuferwahnsinn bekannt, durch den gewohnheitsmäßigen Alkoholgenuß entsteht, erzeugt in dem Kranken eine anhaltende Unruhe und Schlaflosigkeit und die seltsamsten Phantasiegebilde; in der Regel beseitigen kräftige Opiumgaben diesen Zustand; es erfolgt ein langer Schlaf, und beim Erwachen sind die Wahnvorstellungen verschwunden.

Deuten diese Betrachtungen auf eine beruhigende, die Hirnthätigkeit entspannende Wirkung des Opiums, so beweisen andere Thatsachen, daß es auch aufregen, ja Wuth und Raserei hervorbringen kann. Wenn der Malaye seine Portion Opium verspeist hat, so verfällt er in Tobsucht, rennt auf den Straßen umher, und schreit: „Amok, amok!“ (Tödte, tödte!) In diesem Zustande mordet er, was ihm begegnet. Solche „Amokläufer“ werden denn auf Java ohne weiteres, wie die tollen Hunde, todtgeschlagen. Eingefleischte Opiumesser im Orient, die durch ihr lange Jahre betriebenes Laster um alle körperliche und geistige Kraft gekommen sind, wissen sich vorübergehend dieselbe durch erneuten Opiumgenuß zu verschaffen. Vorher siech und elend, trüb und stumpf, erlangen sie, wenn sie ihr Quantum Opium zu sich genommen, ihre volle Thatkraft wieder, werden scharfsinnig, heiter, witzig, um, wenn die erkünstelte Wirkung vorüber ist, zu dem früheren Jammerbild zusammenzubrechen.

Es läßt sich also vom Opium im allgemeinen weder sagen, daß es unbedingt aufrege, noch daß es in allen Fällen beruhige. Viel hängt hier von dem Alter, der Rasse, der Eigenthümlichkeit dessen ab, der es genießt, von der Gabe, in der es genommen wird, das meiste aber von der — Gewöhnung. Kleinen Kindern erweist sich das Opium meist schon in ganz geringen Dosen tödtlich. In England ist der Kindesmord vermittelst der black-drops (schwarze Opiumtropfen), welche in jeder Apotheke frank und frei an Jedermann verabreicht werden, an der Tagesordnung. Fabrikarbeiterinnen geben Säuglingen, ja auch Neugeborenen, um die Schreihälse zu beruhigen, von diesen Tropfen, steigen allmählich bis zu 10, 15 und 20 davon, und — wunderbar! — daß die Kinder trotzdem nicht immer darnach sterben! Guy hat berechnet, daß in England durchschnittlich im Jahre 140 Kinder an Opiumvergiftung ihr Leben einbüßen. — Für die Seligkeiten des Opiumgenusses, für die Wonnen und Verzückungen, die er mit sich bringt, ist hauptsächlich das heiße orientalische Blut geschaffen; der Europäer bekommt nach den stärksten Gaben des Mohnsafts weit eher wüthende Kopfschmerzen, als jene reizenden Träume, die dem Türkengehirn die lieblichsten Huris und die höchsten Freuden des Paradieses vorzaubern. Nur erst in neuerer Zeit hat sich auch im civilisirten Europa, namentlich in England, die Unsitte des Opiumessens eingenistet, nachdem die Reisenden und Seeleute die Methode der Türken und Chinesen gründlich studirt haben. In Paris soll eine Gesellschaft der Opiophilen bestehen. Auch Hamburg und Bremen besitzt eine Anzahl heimlicher Anbeter dieses Götzen, die ihre 10 bis 15 Gran auf einmal verzehren, und — unter dem Siegel der Verschwiegenheit sei es gesagt! — es soll auch nicht gar zu wenig Apotheker geben, die in einem Fläschchen Laudanum Trost für „die Pfeil' und Schleudern des Geschickes“ suchen und finden!

Beobachtungen über die Wirkungen verschiedener Opiumgaben sind zwar von vielen Forschern sowohl an ihrem eigenen, wie am fremden kranken Körper gemacht worden, entbehren aber doch der Sicherheit, weil das Verhalten des Organismus diesem Mittel gegenüber niemals genau zu berechnen ist; der eine vertilgt kolossale Mengen davon, der andere wird durch ganz geringe Bruchtheile vergiftet; auch äußern sich die Symptome nicht bei allen gleich-

mäßig. Bei Gaben von $^1/_2$ bis 2 Gran bemerkt man gewöhnlich Schmerz und Eingenommenheit des Kopfes, erschwertes logisches Denken, flüchtigen Ideenwechsel, Gliederzittern, vermehrten Pulsschlag, stärkere Hautausdünstung, Müdigkeit, Schlaf mit Träumen, beim Erwachen Schwere und Wüstsein im Kopf und hartnäckige Leibesverstopfung.

Schwerere Zufälle treten nach 2—4 Gran ein: Brennen im Munde, Jucken der Haut; die Eingenommenheit des Kopfes steigt bis zur völligen Ideenverwirrung, die Sprache wird lallend und unverständlich; die Glieder zittern und jucken, werden pelzig und unempfindlich; es entsteht Ohrensausen, das Sehvermögen wird undeutlich; das Bewußtsein schwindet, es erfolgt tiefer, durch Träume geängsteter Schlaf. Beim Erwachen große Mattigkeit, erneute Schlafsucht, Verhalten der Ausleerungen, nicht selten plötzlicher Tod, nachdem alle Gefahr schon beseitigt erschienen.

In höchsten Graden der Opiumvergiftung stellt sich, meist erst nach einigen Stunden, heftiger Schwindel ein. Dumpfer Kopfschmerz, Schlafsucht, Betäubung, Verlangsamung des Pulses und der Respiration, bis zu 5 und noch weniger Athemzügen in der Minute, gänzliche Bewußtlosigkeit, allgemeine Lähmung. Der Kranke liegt mit todtenbleichem Antlitz äußerst ruhig da, und stirbt nach 2—12 Stunden, oder einige Zeit später, nach anscheinend erfolgter Besserung.

Des Laien erste Hilfe bei Vergiftungen durch Mohnkapseln, Opium oder Morphium muß gegen die Schlummersucht des Kranken gerichtet sein, denn diese bedroht mit Gehirnlähmung. Der Kranke muß unter allen Umständen erweckt und durch Rütteln und Schütteln beständig wach gehalten werden. Man rufe ihn häufig beim Namen, und suche ihn, zwischen zweien, im Zimmer umherzuführen. Man lege ihm Senfteige, mache kalte Uebergießungen, wasche ihn mit Essig, mit Aether, Kölnischem Wasser, und reiche ihm viel starken Thee, oder starken, schwarzen Kaffee, da beide durch ihren Gerbstoffgehalt die weitere Auflösung des Giftes in den Säften verhindern.

Noch weit mehr, wie beim Arsenik, leistet beim Opium die Macht der Gewohnheit. Kranke, die an langwierigem schmerzhaften Siechthum leiden, und einzig von diesem Mittel Linderung ihrer Qualen und Schlaf erlangen, bringen es im Genuß und Ertragen des Opiums oft erstaunlich weit; so erzählt Krüger-Hansen einen Fall, wo ein Kranker in einem Jahr 4700 Gran Opium nahm, Ziviani von einer Person, die in 33 Jahren 2 Centner verspeiste. In einem Fall, den Credé erwähnt, mußten täglich 52 Gran Morphium verabreicht werden, während doch für gewöhnlich schon ein Achtel Gran zur Erzielung von Schlaf genügt.

Auch Gesunde können unter dem Einfluß der Gewöhnung fabelhafte Mengen von Opium ohne sofortigen Tod zu sich nehmen. So erzählt der Engländer De Quincey, der Verfasser der Bekenntnisse eines Opiumessers, daß er eine Zeitlang täglich 8000 Tropfen des „dread agent of unimaginable pleasure and pain“ getrunken habe.

Der Mohnsaft ist der Dämon des Morgenlandes, der Branntwein der Mohammedaner und Chinesen. Viele Millionen fröhnen dort dem verführerischen, aber verderblichen Genußmittel, um kurze Stunden der Glückseligkeit ein ödes, gebrochenes Dasein tauschend!

Der türkische und persische Theriaki — so heißt man dort zu Lande den Opiumesser — liebt es, sein Mash-Allah (Gottesgabe), wie er es preist, in Pillenform zu sich zu nehmen, theils in seinem Hause, theils in Schenken, wo oft ganze Scharen zu gleichem Genusse versammelt sind. In andern Ländern, so in China, Ostindien und auf den Inseln des indischen Archipels, herrscht mehr die Sitte des Opiumrauchens. Die Vorliebe für diese Freuden geht dort durch alle Stände, man huldigt ihnen gern am Schluß von Gastmälern. Das Chandoo, ein Extract von Opium, wird in den vornehmsten Wirthshäusern und Theegärten, wie in den gemeinsten Kneipen geraucht, indem man erbsengroße Pillen davon in die Pfeife legt und an einer Lampe ansteckt, und nun den Rauch durch den Mund einzieht, durch die Nase wieder von sich gibt.

Beide Arten des Genusses haben im ganzen übereinstimmende Wirkungen zur Folge. Doch soll der Theriaki, wenn er seine Neulingszeit durchgemacht hat, vielleicht noch unter dem Einfluß gewisser Gebräuche, ein ganz eigenthümliches Verhalten zeigen; sein ganzes Wesen, seine Stimmung, soll, auch außerhalb des Rausches etwas Feierliches, Schwunghaftes, Verklärtes, sein Auge etwas Schwärmerisches, wie von Glückseligkeit Trunkenes haben und mehr nach außen hervortreten. Eine merkwürdige Erscheinung in diesem Zustand des Opiumnovizen bleibt noch anzuführen. Es steht nämlich in dessen Macht, sich am Ende des Rausches nach Willkür in diejenige Stimmung zu versetzen, welche er vor dem Einnehmen des Mittels beabsichtigt hatte. Will er den Affect eines thatkräftigen Zornes in sich erzeugen, so spornt er, bevor er sein Opium nimmt, seine Phantasie, die ihm dann das ganze Bild des Unmuths und der Leidenschaft aufs lebendigste vormalt. Und wirklich bricht er am Ende des Rausches in einen solchen tobenden Zorn, solche rasende Wuth aus, daß er die kühnsten Handlungen begeht, und jeden Widerstand niederschlägt. Mit derselben Leichtigkeit kann er sich auch zu den heitersten, sanftesten Empfindungen vorbereiten.

Die Sclaven des Opiums schildern die Wonnen, die es ihnen verleiht, als von unbeschreiblicher Seligkeit. Weit fliehen die Sorgen des Lebens, die Stimmung wird eine mild freudige, die Seele schwebt leicht und frei, in überirdische Regionen emporgetragen; unhemmbar ergießt sich der Redefluß, die innersten, geheimsten Gedanken ausplaudernd. Höher und höher steigt die Entzückung, bunter wechseln die Gestalten der Traumwelt, bis sie niedertauchen in die Nacht der Bewußtlosigkeit. Nun verliert das Gesicht seinen behaglichen, glücklichen Ausdruck, das Auge wird glasig, das Kinn, der Kopf sinkt herab, wie Blei. Ein kurzer, unruhiger Schlaf, ein wüstes Erwachen. Den Freuden des Opiumrausches folgt eine entsetzliche Wirklichkeit. Der gewohnheitsmäßige Genuß dieses Mittels untergräbt die Gesundheit in der innersten Wurzel. Ein Reisender schildert die Liebhaber des Opiums: „wankend und schwankend, blaß, abgezehrt, mit gestrecktem Halse und gereckten Gliedern, erstorbenen Augen und stammelnder Zunge, entscharrten Leichnamen ähnlich.“ In diesem Zustand des Elends gibt es für einen solchen Unglücklichen keine andere Zuflucht, und keine sichrere, als erneute Wiederkehr zu dem verhängnißvollen Genuß. Aber nur gewohnten Gaben nicht mehr, nur stete Steigerungen — manche bringen es bis auf 2 Loth auf eine Mahlzeit, und bei andern wirkt es nur, wenn sie noch $^1/_2$ bis 1 Quent Quecksilbersublimat hinzusetzen! — können die frühere Wirkung wieder hervorrufen. Immer tiefer sinkt der Bejammernswerthe; wollte er sich nunmehr von seinem Verderben lossagen, er könnte es jetzt ohne plötzliche Lebensgefahr nicht thun. Strumpf entwirft von dem Ende des Opiumessers folgendes ergreifende Bild: „Er ist völlig entstellt, das Gesicht schwammig, gedunsen, schlaff, die Muskeln schlotternd abhängend, die Augen triefend, der ganze Körper zusammengestürzt, matt und schwach, die Bewegungen unbeholfen, und durch äußerste Schwäche mehr schleichend und kriechend. Beständig quält ihn Kältegefühl, ängstlich sucht er eine erwärmende Stelle auf, in Badeanstalten, an Aschenherden findet man ihn sich elend umherwälzen; keiner vernünftigen Vorstellung mehr fähig, ohne Reminiscenz sittiger und sittlicher Menschenverhältnisse; endlich sogar der Sprache beraubt, und nur thierisch wechselnde Laute ausstoßend, ist er dem Besseren ein Gegenstand des tiefsten Mitleids, andern eine Zielscheibe des gewöhnlichen Muthwillens, sich selbst eine schwere, unerträgliche Bürde. Noch treffen ihn alle Qualen der Wassersucht, in denen er dann aber auch untergeht.“

Nicht alle dem Opiummoloch Ergebenen fallen diesem zum Opfer. Mancher zähe Körper widersteht den stärksten Gaben dieses Giftes. Christison kannte ein Weib von 70 und eines von 80 Jahren, die beide seit 30 — 40 Jahren täglich sich an einem Loth Mohnsaft gelabt hatten, und sich einer kernigen Gesundheit erfreuten. Auch in England kommt dies Laster manchmal zu hohen Jahren, namentlich bei den wohlhabenden Klassen, während es in den niederen die Gesundheit gewöhnlich schnell zerrüttet. Ueberall, wo das Opium zur Volksleidenschaft geworden, erzeugt es ein Proletariat, ein sociales Elend, schlimmer, wie sie bei uns der Fusel hervorbringt. Und doch hat die englische Regierung durch blutige Kriege die chinesische gezwungen, ihr Volk durch ostindisches Opium sittlich und materiell vergiften zu lassen. Der chinesische Tagelöhner soll — so will es das Gebot der Cultur! — neun Zehntel seines Erwerbs in Opiumdampf vergeuden und seine Familie dabei verhungern lassen! Der arme Himmelssohn, der Kaiser, wollte zwar von seinem Volke den Untergang abwenden, allein vergebens. Seine Festungen von bemaltem Papier, seine Kanonenschlünde, die sich als irdene Töpfe auswiesen, vermochten nicht Stand zu halten gegen die Uebermacht der „rothhaarigen Barbaren“. Civis Romanus sum!

Ludwig Richters Feierabendbilder.

Ein von Otto Jahn mitgetheiltes Wort Ludwig Richters über seine eigenen Handzeichnungen lautet: „Mir ist's immer, als könnte man meine Blättchen nur allein oder zu zweien in recht stillen Stunden betrachten. Sie fallen, wie man zu sagen pflegt, nicht in die Augen. Wenn ein Reiz darin ist, so liegt er mehr in der Idee und in der einfachen knappen Form, in welcher sie ausgesprochen ist.“ Was aber von den Handzeichnungen gilt, denen der Künstler durch eine eigenthümliche leichte Anwendung von Farbe ein ganz besonders charakteristisches Ansehen zu geben verstanden, das gilt auch von den in Anmuth und Feinheit ihnen freilich nachstehenden Holzschnitten, durch die der populärste Maler des deutschen Volks- und Familienlebens sich wie ein Hausfreund in unsern deutschen Familien eingebürgert hat.

Ja, es sind keine Salonstücke, Ludwig Richters Holzschnittwerke, keine künstlerischen Nippessachen, in denen man zur Ausfüllung der sich langsam hinschleichenden Gesellschaftsstunden hin- und herblättert; es sind recht eigentlich Bilderbücher im edelsten Sinne des Wortes für das Haus und die Familie, zu denen man in stillen Abendstunden immer aufs neue zurückkehrt, in die man sich hineinlebt, in denen man immer neue Reize und Schönheiten entdeckt.



Eins ins Töpfchen
Zwei ins Kröpfchen.

Es sind nun gegen einunddreißig Jahre, daß unser Volk sich an diesen so ganz ihm angehörigen und ihm doch geschenkten Bildern erfreut, obgleich es erst seit 21 Jahren, seit dem Erscheinen des Richter-Albums, darauf zu achten angefangen hat. Als aber der Schatz einmal entdeckt wär, da ist dem Besitzer keine Ruhe gelassen, bis er Jahr um Jahr, und besonders Weihnacht um Weihnacht, immer Neues aus demselben hervorgeholt und unter dem steigenden Jubel von Millionen kleiner und großer Kinderherzen in die deutschen Häuser verstreut hat. Ja, die Augen sind dem Freunde darüber fast erblindet, und die Hand ist ihm ermattet; aber sein Geist ist stark geblieben, und sein Herz frisch, und weder seine Titelzeichnung zu unserm Blatt, noch sein „Neuer Strauß fürs Haus“ sind, wie wir einst fürchteten*), die letzten Gaben seines Stiftes gewesen.

Aber heute liegt es uns ob, von seiner unzweifelhaft letzten Holzschnittgabe zu berichten; denn die Mappe, welche an dem diesjährigen heiligen Weihnachtsabende unter zahllosen Christbäumen liegen wird, und aus der wir heute zwei Blätter unsern Lesern vorlegen, bezeichnet in der That Ludwig Richters Abschied vom Holzschnitt, da der jüngst (am 28. September), 66 Jahre alt gewordene Künstler seiner Gesundheit wegen an Arbeiten in den kleinen, augenanstrengenden Dimensionen des Holzschnittes nicht mehr denken darf.

Aber welch ein Abschied sind diese fünfzehn Bilder, die unter dem bescheidenen Titel: „Gesammeltes“*) im Begriffe sind, die Presse zu verlassen! Es wird dem Beschauer, dessen Augen auf die von uns ausgewählten zwei Bilder fällt, schon nicht ganz leicht, zu entscheiden, welchem er den Vorzug geben soll — man muß sie eben auch nicht vergleichen, sondern einzeln genießen. In der xylographischen Ausführung dürfte vielleicht dem Bilde, das die Heidelbeersuchenden Kinder darstellt, der Preis zugesprochen werden; nach Richters eigener Aussage ist unter allen Holzschneidern seiner letzteren Werke Kaspar Oertel in Leipzig, der außer vielen gelungenen Schnitten der Sammlung „Fürs Haus“ dieses und noch zwei andere Bilder der vorliegenden Sammlung geschnitten, „der einzige, der die Eigenthümlichkeiten seiner Zeichnungsweise so künstlerisch treu wiedergibt, daß Schnitt und Zeichnung sich decken und einheitlich zusammenfließen.“

Das Laienauge wird freilich mit nicht minderem Wohlgefallen auf dem trauten Daheim ruhen, welche das zweite Bild ihm vorführt. „Mein Nest ist das best!“ haben nach alter guter Sitte die Vorfahren über des schlichten Hauses Thür geschrieben, und daß dieses Wort noch eine Wahrheit, das leuchtet aus jedem Zuge des unbeschreiblich anmuthigen Bildes hervor. Glücklich, wer es von Herzen nachsprechen kann!

Doch wir wollen uns aller weiteren Randglossen enthalten; so lebenswarme, gemüthreiche und herzerquickende Schöpfungen bedürfen keines Commentars. Dagegen möchte es unsern Lesern ganz willkommen sein, wenn wir ihnen verriethen, was diese letzte Bildermappe des Meisters sonst noch bringt.

Einen „Feierabend“ enthält sie vor allem, an dem unter dem Schatten eines engbegrenzten Kleinstadtlebens Kinder Ringelreihen tanzen und Mütter und Großmütter ihnen zuschauen; und eine Feierabendstimmung herrscht in der ganzen Sammlung. Feierabend ist's ja auch, wo „der erste Schnee“ fällt, dem Alt und Jung bei offener Thüre zujauchzen, obwohl die graue Alte mit müder Hand sich noch ein paar Scheit Holz spaltet zum Schutz gegen die bittere Kälte. In den Feierabend paßt auch das Volksmärchen, das uns hier durch Sneewittchen — auch wenn

*) Vgl. Jahrg. I. S. 133.

*) Gesammeltes. Fünfzehn Bilder fürs Haus von Ludwig Richter. Dresden, Verlag von J. Heinrich Richter.

man will, durch die Lauenburger Els aus Clemens Brentanos „Chronika eines fahrenden Schülers“ — repräsentirt wird; und die reizenden „Kinderscenen“ sind ja Stücke aus der ununterbrochenen Feierzeit, die der ersten Kindheit besonderes Vorrecht ist. Feierabend ist's, wo die Kinder in wenig zauberhafter, aber darum nicht minder anmuthender Weise das „Tischchen decke dich“ besorgen, was dem weißhaarigen, schmunzelnd zuschauenden Greise wie ein wirkliches Wunder vorzukommen scheint. Und nun die reizende Kinderprocession: „Zum Geburtstage“, von einem Prachtjungen, der den Festkuchen mit brennendem Lichte trägt, festlich angeführt — ruht nicht auch auf ihr Feierabendglanz, wenn es gleich Mittag oder gar noch erst Morgen draußen ist? Und die sich mit ihren Kindern besuchenden „Nachbarn“, oder genauer: Nachbarinnen, und die „auf dem Berge“ lagernde und traut plaudernde Mädchengruppe, und nun gar die „heiligen drei Könige“ mit ihrem Stern, — „sie essen, sie trinken und zahlen nicht gern“ — über denen der funkelnde Sternenhimmel glänzt, und die den Winter in die Flucht treibende, vor Frühlingslust mit den Vögeln um die Wette jubilirende und ihn verspottende Kinderschar: sind das nicht alles Feierabendbilder, so still, so friedlich und doch so fröhlich und das Herz erwärmend?

Freilich nicht jeder Lebensabend ist so sonnenglanzumflossen; dunkel und düster bricht er oft unter Sturm und Regen über ein armes Menschenkind herein. So auf dem Bilde: „Verwaist“, wo unter dem Crucifix in der steinernen Nische die kummervolle Wittwe mit ihren drei Kindern zusammengebrochen ist.

Dein Wille, Herr, geschehe!
Verdunkelt schweigt das Land,
Im Zug der Wetter sehe
Ich schauernd Deine Hand.

O Herr, verlaß mich nicht!
Ich beug' im tiefsten Wehe
Zum Staub mein Angesicht,
Dein Wille, Herr, geschehe!

betet die Elende mit Eichendorffs schönen Worten, und wir fühlen es in dem ganzen Charakter des Bildes, daß ihr der Trost nicht ferne ist.

Die ganze wehmüthig frohe Stimmung eines einsamen Lebensabendes spricht uns endlich aus dem Bilde: „Die Waldbrüder“ an, das wir gern zum Schluß der Sammlung machen möchten, obgleich es auf dem Titelblatte anders lautet. Dem einen geigenden Bruder hört der andere, auf seinen Spaten gestützt und von den Ziegen umsprungen, andächtig zu, und darunter hat der greise Künstler Storms Verse gesetzt:

Die Drossel pfeift ihr letztes Stück,
Ein Stück zu allerbest;
Die Amsel schlägt den letzten Ton
Und fliegt zu Nest, zu Nest.

Da nehm' auch ich zu guter Nacht
Zur Hand die Geige mein;
Das ist ein klingend Nachtgebet
Und steigt zum Himmel ein.



Das ist auch unseres Freundes Feierabend, und die Früchte desselben haben uns mehr noch, wie seine früheren Werke, den Eindruck gemacht, daß sie wie Gebete zum Himmel „einsteigen“. Drum wird sein Lebensabend auch nicht einsam und noch weniger trostlos sein. Um ihn schart sich — außer seinem häuslichen und dem engeren Freundeskreise — der zahllose Freundeskreis des deutschen Volkes, das ihn liebt, wie selten einen aus seiner Mitte; und seine Werke werden ihn unter uns fort und fort lebendig erhalten, und wie wir, werden unsre Kindeskinder sich daran erfreuen.

Von ganzem Herzen wünschen wir, daß sein Feierabend recht lange währen möge. Ist auch sein Auge zu angegriffen für den Holzschnitt, so wird er doch in weniger anstrengender Weise fort und fort zeichnen und schaffen, und wir selbst sind in der Lage, unsern Lesern in kurzer Frist eine von einem berufenen Schüler ihm nachgezeichnete, auf Holz übertragene und von ihm gebilligte Zeichnung seiner Hand versprechen zu können. Auch noch manche andere Früchte seines Feierabends — hoffen wir — werden dem Daheim gehören.

Robert Koenig.

Ein Abbé des zweiten Kaiserreiches.*)

In den französischen Memoiren des vergangenen Jahrhunderts lesen wir, daß lebenslustige, geistreiche, liebenswürdige Abbés einen wesentlichen Bestandtheil der höchsten Pariser Gesellschaft, eine angenehme Erscheinung bei Hof, sowie in den Salons der damals berühmtesten Damen bildeten. Diese Herren hatten nur die niederen priesterlichen Weihen empfangen, und obgleich sie die Tonsur und ein geistliches Gewand trugen, so braucht man sich dennoch unter einem Abbé — zufolge des französischen Sprichwortes: l'habit ne fait pas le moine — durchaus keinen Geistlichen oder gar Mönch vorzustellen. Gegen den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts hin schien während der republikanischen Periode, und später unter dem militärischen ersten Kaiserreich, kein Platz mehr für Abbés in der vornehmen Pariser Gesellschaft offen zu sein. Zur Zeit der Restauration und unter Karl X konnten sie nur vorübergehend Fuß am Hofe fassen; der rationelle Louis Philippe indes hatte noch weniger gern mit ihnen zu thun, und die Abbés waren, in Paris wenigstens, fast ausgestorben. Dem zweiten Kaiserreiche blieb es vorbehalten, noch einmal an seinem Hofe zu zeigen, was die Blüte eines Abbés im vorigen Jahrhundert gewesen sein mochte.

Einer dieser Abbés, welcher in den letzten Jahren manchmal von sich reden machte, ist indes kein Sprößling eines altfranzösischen Geschlechts, ja nicht einmal ein geborener Franzose, es ist der Abbé, gegenwärtig römischer Monsignor Maria Bernard Bauer, und von Geburt ein österreichischer Israelit. Dieser lebende Anachronismus (Abbé Franz Liszt ist ein zweiter in Rom) ist schon öfters von französischen und deutschen Zeitungen besprochen worden, und besonders während des letzten Winters schienen die Wogen der Berühmtheit hoch um ihn zu gehen. Er predigte in der Kirche St. Louis d'Antin den Advent; er war bei der Kaiserin so oft und viel, daß man muthmaßte, er sei deren Beichtvater. Abbé oder Monsignor (aus Höflichkeit geben ihm die Franzosen wohl auch den ihm zwar nicht gebührenden, jedoch gleichlautenden Titel: Monseigneur) Bauer war fast überall, in den legitimistischen Salons des Faubourg St. Germain, in orleanistischen Kreisen, in der imperialistischen hohen, officiellen Gesellschaft, bei Künstlern, Gelehrten, Journalisten, in den Häusern seiner reichen, ehemaligen Glaubensgenossen, in denen, welche wie er katholisch oder auch protestantisch geworden, bei geistlichen und weltlichen Conferenzen, — Abbé Bauer war überall ein gefeierter, willkommener Gast! Bei der Mannigfaltigkeit der Ansprüche, welche an seine Zeit und Person gemacht wurden, war es eine Nothwendigkeit, daß Abbé Bauer an einem bestimmten Tage, wie ein Monarch oder dessen erster Minister, öffentliche Audienz ertheilte, und nur am Montag Nachmittag — neugieriger Fremder — könnte es für Dich möglich sein, Monseigneur Bauer in seiner eleganten Wohnung, Rue St. Florentin (in einem Rothschild gehörigen Hause), zu sehen oder etwa zu sprechen. Für die Beantwortung der zu hunderten wöchentlich an ihn einlaufenden Briefe wird theilweise summarisch durch seinen Secretär gesorgt.

Im vergangenen Jahre las ich in einer deutschen Zeitung ungefähr folgendes über Abbé Bauer:

„Herr Bauer, ein Künstlertalent, kam im Jahre 1848 mit seiner Geliebten nach Paris. Als ihm dort das Geld ausgegangen und demzufolge seine Geliebte untreu geworden war, gerieth Herr Bauer in extatische Zustände, hatte Visionen, unter anderen auch (gleich seinem Stammesgenossen, dem ehemaligen Israeliten, jetzt Priester, Ratisbonne) mehrere, in welchen ihm die Jungfrau Maria erschien und zu ihrem Dienst aufforderte." — Diese Notizen mögen, bis auf die Angabe der Jahreszahl seiner Ankunft in Paris, auf sich beruhen; sicher ist, daß Herr Bauer um jene Zeit katholisch wurde und, sich alsbald dem Studium der Theologie widmend, in Carmeliterkloster als Novize ging. Bald zeichnete er sich hier durch die Heiligkeit seines Wandels und durch sein ascetisches Leben so sehr aus, daß er als Klosterbruder aufgenommen ward und in dieser Eigenschaft nach Rom, dem Ziel seiner inbrünstigen Sehnsucht reiste. Dort verweilte er über ein Jahr lang. Unbegreiflich und unerklärt ist es, warum er ein paar Jahre später alles aufbot, königlichen Einfluß und päpstliche Machtvollkommenheit, um wieder seines Ordensgelübdes entbunden zu werden. Der Bruder des Herrn Bauer war israelitischer Hofbanquier der Königin Isabella in Madrid. Die Königin, welche sich diesem Manne wohl in mehrfacher Hinsicht verpflichtet fühlen mochte, ward bewogen, ein eigenhändiges Schreiben an Papst Pius IX zu richten, mit dem Ansuchen, kraft seines apostolischen Binde- und Löseschlüssels den Carmelitermönch Maria Bernard Bauer seines Ordensgelübdes entbinden zu wollen. Der Papst willfahrte dieser Bitte; nicht das Kloster allein, die Welt, und sogar die große und schöne Welt von Paris konnte sich fortan der außerordentlichen Gaben und Eigenschaften des früheren Mönches freuen und daran erbauen, und weit entfernt, die päpstliche Gunst und Gnade durch dies Verlassen seines Klosters einzubüßen, ward Abbé Bauer zum Protonotaire Apostolique Sr. Heiligkeit ernannt und ihm im vergangenen Jahre der italienisch-römische Titel „Monsignore" verliehen.

Die Persönlichkeit des von da an in Paris lebenden Abbé Bauer kann als bekannt vorausgesetzt werden, mindestens dürften sich alle Paris Besuchenden der Photographie desselben an den Bilderläden erinnern. Französische Blätter erzählten während des letzten Winters, Abbé Bauer habe sich in 52 verschiedenen Stellungen während eines Jahres photographiren lassen, und verabsäumten nicht hierbei mitzutheilen, daß sich der beliebte und berühmte Kanzelredner zu diesem Zwecke seine seidenen Abbé- und Monseigneurgewänder von dem gleichfalls beliebten und berühmten Damenschneider Worth anfertigen lasse, Neuigkeiten, die natürlicherweise Stoff zu verschiedenartigen wohlfeilen Witzen lieferten. Abbé Bauer ist allerdings stets sehr sorgfältig gekleidet, und manche seiner Photographien sind fast ein Beleg zu obigen Zeitungsnotizen. Auf einer derselben ist er z. B. mit einem langen, violettseidenen Gewande mit rothseidenen Aufschlägen an den Aermeln dargestellt. An seinem Halse ist irgend ein Gewandstück mit einer Bandschleife befestigt, und die beiden Enden derselben auf der Brust sorgfältig, wahrscheinlich durch Stecknadeln, auseinander gespreizt gehalten, um zwei große Ordenssterne auf derselben vollkommen sichtbar werden zu lassen; auch die Hand scheint nur deshalb das gedankenvolle und schwere Haupt zu stützen, damit die Welt des Anblicks eines Ringes mit großem Edelsteine an deren kleinem Finger theilhaftig werden könne.

In Wahrheit und Wirklichkeit ist Abbé Bauer unter mittlerer Größe, lebhaft in Gang und Bewegungen, und hat das Aussehen eines angehenden Vierzigers. Im ganzen bietet seine Erscheinung, im Guten wie im Bösen, nichts Auffälliges dar. Der israelitische Typus ist in den Linien seines Profils, in der Nase und in den aufgeworfenen Lippen stark ausgeprägt, die Stirn frei, die schwarzen Haare sind hinter die Ohren gestrichen, ziemlich weit herabfallend, die Augen lebhaft und freundlich, Ohren und Hände gut geformt, die Füße sogar zierlich.

Interessanter wird indes der Mann, wenn er spricht, und er spricht viel und gern. Bemerkenswerth ist hierbei, daß Abbé Bauer der französischen Sprache in seltenem Grade Meister ist, und die Diction seiner Predigten von den Franzosen selbst correct und elegant gefunden wird. Diese Sprachgewandtheit und Fertigkeit ist ein deutsches Erbtheil; welcher Mann einer fremden Nation hätte je bei uns schon mustergültige deutsche Reden gehalten, oder gut stylisirte deutsche Bücher geschrieben? In England schreibt und spricht dagegen unser Landsmann, Professor Müller in Oxford, das beste Englisch; in Rom hält ein deutscher Cardinal italienische Reden an der dortigen Universität, und in Paris predigt ein Deutscher gewandt und hochberühmt in französischer Sprache. Nur in der Intonation seiner Phrasen und Perioden will man an Abbé Bauer etwas Fremdartiges hören; doch ist das nur der den Israeliten eigene, weiche, sangreiche Stimmfall, welcher den Franzosen weit auffallender ist, als uns Deutschen.

Viele der Bauerschen Predigten sind gedruckt worden, und neuerdings hat er ein Buch: der Zweck des Lebens (le but de la vie)

*) Monsignor Bauer, der einflußreiche Beichtvater der Kaiserin Eugenie, begleitete diese auf ihrer Reise zur Eröffnung des Suezcanals, welcher auch von ihm die kirchliche Weihe empfing.

betitelt, geschrieben, welches dem kaiserlichen Prinzen gewidmet ist. — Abbé Bauer und Père Hyacinthe, die beiden zur Zeit berühmtesten Kanzelredner in Paris, werden häufig mit einander verglichen, meines Erachtens, mit Unrecht, denn sie thun sich wechselseitig nicht Schaden, sondern jeder bewegt sich ohne Nachahmung des andern, ohne Rivalität, in der ihm eigenthümlichen Sphäre. Der Carmelitermönch **Père Hyacinthe** spricht vorzugsweise und mit Gelehrsamkeit von der Kirche, ihrer Geschichte, ihren Dogmen; er wagt sich in die Höhen christlich-philosophischer Speculation und verfolgt die Windungen tief-mystischer Abstraction; Abbé Bauer scheint die Welt, die Menschen, das praktische Leben besser zu kennen, so erinnere ich mich z. B. mit Vergnügen daran, ihn einmal gegen die **Geldheirathen** (ce honteux trafic, wie er sagte), ein anderes Mal gegen **schlechte Kindererziehung** donnern gehört zu haben.

Jede Anstalt und jeder Verein christlicher Barmherzigkeit in Frankreich läßt im Laufe des Jahres einen sermon de charité zur Förderung seiner materiellen Interessen predigen, d. h. an einem vorher angekündigten Tage, vorzüglich während der Advent- und Fastenzeit, bittet z. B. das Committee oder der Pfarrer eines bestimmten Kirchspiels einen beliebten Kanzelredner, zu Gunsten der Armen oder Kranken dieser oder jener Kategorie einen sermon de charité zu halten, an dessen Schlusse die vornehmsten Damen aus der höhern und höchsten Gesellschaft an den Kirchenthüren die Gaben der Zuhörer für den angekündigten Zweck einsammeln. Diese ultra-eleganten Sammlerinnen, meistens jung und hübsch, choquiren ein wenig einen einfältigen Geber seines Scherfleins; allein in Frankreich gehört eben zu allem, was Erfolg haben soll, etwas theatralischer Effect, und je berühmter der Redner ist, welcher den sermon de charité hält, je eleganter und titelreicher die Einsammlerinnen an den Kirchenthüren, desto mehr Geld fließt eben in die Kassen der Gesellschaften und Vereine zur Linderung des Elends. Wo man nun große Einnahmen für Werke der Barmherzigkeit zu erzielen wünscht, erbittet und erfleht man sich Abbé Bauers anziehende Predigten, und da ich keinen Grund habe, Zweifel gegen seine mündliche Aussage zu hegen, so kann ich mittheilen, daß er selbst erzählte, er sei in einem Jahre 332 Mal gebeten worden, sermons de charité zu predigen. Er that, was er möglicherweise thun konnte, und schien sich wirklich zu vervielfältigen; an einem Tage predigte er an der belgischen Grenze, den nächsten in der Bretagne, dann in Orleans; die folgende Woche in Lyon, Nizza, Mentone, und hat er z. B. an letzterem Orte mit der protestantischen ehemaligen Sängerin Cruvelli, jetzigen Baronin Vigier, als Sammlerin, eine sehr namhafte Einnahme realisirt.

Sonntag den 4. April 1869 hörte ich in dem großen Saal der Sorbonne eine „**Wohlthätigkeitspredigt**" des Abbé Bauer zum Besten eines Hospitals und Versammlungslokals für Ladendienerinnen (demoiselles du commerce), bei welcher der Tenorist Capoul von der opéra comique eine seiner effectvollsten Arien sang, ein Buffosänger eines andern Theaters eine humoristische häusliche Scene (les embarras d'un maître de maison) recitirte und eine gute Regimentsmusik das Ihrige zur Verherrlichung des Gottesdienstes und als Anziehungskraft mildthätiger Zuhörer beitrug.

Weniger interessant und anziehend als auf der Kanzel erscheint Abbé Bauer schlichten Deutschen in den Salons, bei Diners &c. Ein Priester, und wäre es auch ein französischer Abbé und Monsignore gehört nun einmal nicht in die weltlichen Versammlungsorte der Eitelkeit, des Luxus, des Vergnügens, der Intrigue; er sollte sich, dünkt uns, solchen Cirkeln fern halten.

Das Bewußtsein, durch eine unerschöpfliche Unterhaltungsgabe auch hier glänzen zu können, scheint jedoch für Abbé Bauer unwiderstehlich verlockend gewesen zu sein. Leider muß man hierbei noch die Bemerkung machen: der geistreiche, liebenswürdige Abbé des neunzehnten Jahrhunderts war zwar in ihm gefunden, allein wo sind anno 1869 die geistreichen Pariser Salons des achtzehnten? Du suchst darin, und wenn Du sie alle und genau kennst, vergeblich nach einer Madame du Deffand, Madame Géoffrin, einer Mademoiselle de Lespinasse, einer Madame Necker, selbst das Genre Pompadour ist heutzutage noch viel materieller, uninteressanter und insipider als vor hundert Jahren. Die Pariser Salons des zweiten Kaiserreiches erforderten ein eigenes eingehendes Capitel; ein deutscher Mann von Geist und Bildung würde vielleicht beim Nachhausegehen oder Fahren aus denselben mit Goethe auf die Frage: „Wie seid ihr zufrieden gewesen?" stets antworten: „Wären's Bücher, ich möcht' sie nicht lesen;" und Jean Pauls Beschreibung von dem „Hunds-Ennui der Großen, die Gott auf den Knieen danken, wenn sie nur eine Anekdote, die sie schon einmal gehört, noch einmal erzählen hören," kann in Salons überhaupt und in manchen Pariser Salons insonderheit seine tägliche Bestätigung finden. Wie willkommen und wohl aufgenommen muß daher ein unterhaltender, gescheuter Mann, ein interessanter, beredter Kanzelredner wie Abbé Bauer in solchen Salons sein! er, der intime Freund der Kaiserin, mit welcher er nach dem Orient reiste, der Vertraute der Exkönigin von Spanien! und erzählt er auch nur von sich, von seinen hohen Bekanntschaften, seinen Predigterfolgen, oder seinem geliebten Hunde Bijou, er wird überall gern, sehr gern gehört, und Damen, Fräulein, ja selbst Kinder lieben den liebenswürdigen Abbé Bob. Kennt man jedoch aus Bischof Dupanloups Schilderung die Pariser Salondamen neuesten Datums, diese „unnützesten, kostspieligsten und insipidesten Creaturen auf Gottes Erdboden," so legt vielleicht der eine oder andere Mann diesseits wie jenseits des Rheins wenig Werth auf deren Einladungen, Conversation und Gesellschaft. Bei der unangezweifelten reichen Begabung des Abbé Bauer bleibt es zu bedauern, daß derselbe sein Talent und seinen Geist in der frivolen, unheimlichen, luxuriösen und dennoch kleinlichen sogenannten „hohen Gesellschaft" des zweiten Kaiserreichs, in Verbindungen mit zweifelhaften Charakteren zersplittert, preisgibt oder zu verwerthen sucht. Es ist, als könne ein edler Mensch nie mehr intact aus solchen Kreisen herauskommen; jedenfalls sollte ein „edler Sinn edlere Gestalten suchen und erwählen" und jenen lauten Markt Momus überlassen.

M. Wellmer.

Am Familientische.

Auf der Jangada.

„Was ist Weißes dort am grünen Walde?" So fragt wohl der von Europa kommende Schiffer, wenn er dicht am Ufergebüsch des weit ausgedehnten brasilianischen Küstenstriches vom Aequator bis zum 12. oder 14. Grade südlicher Breite ein weißes Wesen auf der Flut dahinhuschen sieht, welches anmuthig mit Wind, Wellen und Brandungen tändelt und sich leicht wie ein Vogel hebt und senkt, bis es um die nächste Ufereckе herumbiegend oder in eine kleine Bucht, eine ruhige Flußmündung einlaufend verschwunden ist, — was ist Weißes dort am grünen Walde? Wenn es wirklich ein einsam dahinstreichender Seevogel war, so hätte er sich doch wohl einmal höher hinauf erhoben in die Lüfte und seine Umrisse bestimmter gezeigt; — war es ein dahinsegelndes Canoe, so würde man unter dem kleinen Segel doch das Fahrzeug, und wäre es auch nur ein kleiner, ausgehöhlter Baumstamm gewesen, entdeckt haben; eine niedrige Wolke, eine ferne Brandung war es auch nicht, — was war es denn?

Es war eine **Jangada**, das primitivste aller Vehikel, mit denen man das Meer befahren kann, gegen welches der Rücken des Ariondelphins, und das Vließ Chrysomallos, von dem einst die Schwester des Phrixos herab und ins Meer fiel, äußerst comfortabel und geräumig erscheinen mögen, eine Jangada, kaum etwas mehr als eine schwimmende Sandale, auf der ein bloßer Menschenfuß Platz hat, und übers Meer dahin gleiten kann, wie der Schlittschuhläufer über der glatten Eisfläche. Und diese Jangada ist nicht etwa ein Ausnahmsfahrzeug jener Gegenden, — nein, sie ist recht eigentlich das Wasservehikel für das gewöhnliche Volk daselbst, und in manchem kleinen Hafen möchte man, um kleinere Ausflüge zu machen oder um an Bord eines Schiffes zu gelangen, vergebens nach einem Boot sich umsehen; alles wird mittelst der Jangada transportirt.

Der Lebenslauf einer Jangada aber ist höchst einfach.

Ebenso wie Brasilien überreich ist an steinharten, schweren und im Wasser untersinkenden Holzarten, eben so reich ist es auch an Stämmen, welche, zumal wenn gut ausgetrocknet, unser Korkholz an Leichtigkeit noch übertreffen und doch dabei eine entschiedene Festigkeit und Dauerhaftigkeit besitzen. Besonders sind das manche Arten unter den Bombaceen, welche mit unseren Malvaceen naheverwandt sind und oft ganz kolossale Stämme liefern; so weich und leicht ist aber ihr Holz, daß man es zu Korken benutzt und selbst als Zunder verwendet, während die Botokuden sich die widerlich großen Holzscheiben daraus schneiden, welche sie in den weiten Löchern ihrer Lippen und Ohren tragen. Schlankere Stämme von solchen Bombaceen werden nun neben einander hingelegt und mittelst eines Querholzes im vorderen und hinteren Theil verbunden. Dem so entstehenden schmalen und langen Floß gibt man vorn eine zugespitzte Form und bringt am hinteren Ende eine kleine Bank an und einen Stock, an dem einiger Mundvorrath und eine Calebasse mit Trinkwasser hängt, während im vorderen Drittheil ein kleiner Mast mit einem Segel angebracht wird, und

kann nunmehr in See gehen. Das Inseegehen, und das Anlegen an das Ufer sind aber die eigentlichen Schwierigkeiten für den, der mit der Jangada fahren will, denn große Püffe kann das zerbrechliche Ding nicht vertragen. Der Jangadeiro macht deshalb alles auf seinem Fahrzeug zurecht, bevor er es ins Wasser bringt. Dann schiebt er es gerade gegen die auf den Sand heraufrollende Brandung. Im selben Augenblick, wo diese das Floß vorn hoch hebt, tritt er mit dem rechten Fuß hinten auf den Rand und stößt sich mit dem linken Fuß kräftig ab, so daß er bei der nächsten Welle schon flott ist. Der Wind wirft sich dann in das schon offen gehaltene Segel, und wie eine Seemöve schießt die Jangada über den Ocean dahin. Freilich rieselt fast beständig eine dünne Wasserschicht über das Floß hin, und der einzige trockene Platz ist die erwähnte Querbank, welche deswegen von etwaigen Mitfahrenden stehend oder sitzend eingenommen wird; doch stört das die Gemüthlichkeit der Fahrt ganz und gar nicht.

Sind die Jangadeiros Fischer, so lassen sie, wenn sie auf dem Meere eine zum Angeln passende Stelle erreicht haben, ihr Segel fallen, und werfen ihre Angel aus. Das sieht sehr seltsam aus. Man sieht in einiger Entfernung keine Spur des Flosses; wohl aber sieht man zwei bis drei Männer ganz schlank auf den Wellen stehen und mit ihnen auf und absteigen, gerade als ob der Boden unter ihnen, wenn auch beweglich, doch fest zusammenhängend wäre. So stehen sie oft einen halben Tag in der glühenden Sonne; den Fang bergen sie in einem Netze, das von der Jangada herab in das Wasser hängt. Kommt dann nachmittags der Seewind, so setzen sie ihr Segel wieder auf und steuern mittelst eines losen Ruders hinten am Floß dem Ufer wieder zu, bei welcher Gelegenheit ihnen wohl einmal ein vorbeiziehender Haifisch den ganzen Fang wegschnappt. Wenn einmal ein Windstoß das Floß trifft, so wirft er es wohl ganz um, so daß die unterste Seite zu oben kommt. Doch die Leute wissen sich zu helfen. Sie tauchen leicht unter und machen den Mast von der Jangada los; eben so leicht ist er wieder oben aufgepflanzt, und nun segeln sie dem Ufer zu, wo sie jeden Defect leicht wieder ausbessern.

Viel Sorgfalt verlangt auch das Anlegen mit der Jangada. Ist das Fahrzeug bis in die Brandung des Sandufers gekommen, so springt der Bootsmann schnell herab, und faßt die Jangada, um sie nach sich zu ziehen; so wie er sie gefaßt hat, springt auch der andere Fischer ins Wasser, und im nächsten Nu befinden sich alle durchnäßt auf dem Trocknen. Ist man als Passagier auf der Jangada, so muß man, wenn dieselbe vorn aufstößt, schnell auf den Sand springen und einige Schritte rasch laufen; nur selten wird man dann von der nachrollenden zweiten Woge ereilt; ist man aber ungeschickt und langsam, so findet man sich im nächsten Augenblick bis an den Gürtel im Wasser.

Ein einziges Mal habe ich eine längere Fahrt auf einer Jangada gemacht. Auf meinem Seewege von Pernambuco zum Amazonenstrom nämlich ankerten wir mit unserm Dampfboote auf der offenen Rhede von Ceara, wenige Grade südlich vom Aequator. In dortiger Gegend steht die Jangadenwirthschaft in voller Blüte. Alles kam und ging auf Jangaden; einmal brachte man sogar ein gebundenes Pferd auf solchem Dinge. Und da nun auch eine Gruppe von Naturforschern aus Ceara, welche zu einer Untersuchungsgesellschaft gehörte, auf einer Jangada an Bord kam, um einen unserer Passagiere, der zu ihrer Expedition gehörte, abzuholen, so konnte ich der dringenden Einladung der Herren, die mir alle von Rio her bekannt waren, mit ihnen zu gehen und heute bei ihnen zu speisen, nicht widerstehen.

Nach wenigen Minuten standen wir denn sämmtlich, sieben vagirende Genies, auf der Bank der Jangada, welche Bank indes so klein war, daß jeder von uns auf einem Fuße stehen mußte, indem wir uns alle mit einer Hand an dem Prasianstock festhielten. Anfangs ging das; als aber die Jangada anfing zu tanzen, geriethen wir oft etwas mit den Wellen in Contact, und wenn ich auch gute Miene zum bösen Spiel machte und selbst mit lachte über die unsinnige Situation, so war ich doch froh, als wir die halbe Meile Weges zum Ufer zurückgelegt hatten und wir auf den afrikanischen Wüstensand der Küste von Ceara springen konnten, um uns auf festem Boden in einem stattlichen Regierungsgebäude an einem trefflichen Mittagsessen gütlich zu thun.

Aber eine tiefe Wehmuth erfüllt mich, wenn ich jenes kleinen Festes gedenke. Während wir bei offenen Thüren und Fenstern am Tische saßen, kam ein Reiter in den Hof gesprengt. „Ah Diaz, Diaz,“ schrieen alle und eilten dem Ankommenden entgegen. Es war aber kein Geringerer als der Dichter und Sprachforscher Gonçalvez Diaz, damals der Stolz der brasilianischen Literatur und Poesie, seit Camoens der bedeutendste portugiesische Dichter. Nach freudiger Begrüßung und kurzer Bekanntschaft gingen wir wieder auseinander. Diaz ging bald darauf nach Europa, bereiste dort mehrere Länder und kehrte dann, als er kränkelte, vom rauhen Norden nach seiner südlichen Heimat zurück. Ein französisches Schiff trug ihn von Havre nach Maranhão; unterwegs ward er kränker und immer kränker; mit Sehnsucht und Freude sah er bereits die Gestade seiner Heimat vor sich, und legte sich noch einen Augenblick, um zu ruhen, auf sein Lager, — da strandete plötzlich das Schiff; die Mannschaft und Passagiere eilten in die Boote; nur der Dichter fehlte noch. Als nun der Capitän hinab ging in die Cabine, um den Schlummernden zu wecken, war er still und sanft eingeschlafen zum ewigen Leben. Den Todten mußte man im Schiff zurücklassen. Bald darauf zerschellte das Schiff; vergebens boten die Behörden große Summen dem, der die Leiche des Dichters finden würde, — das Meer gab seine Beute nicht wieder, und statt eines Denksteins, womit man die Grabesstätte des Dichters bezeichnen wollte, ragt das ganze Gestade der weiten Bucht im vollsten Tropenschmuck als sein Monument auf zum blauen Himmel.

Darum soll jeder, der die herrlichen Ufer von S. Luis de Maranhão betritt und seine Palmen rauschen hört, des jugendlichen Dichters gedenken, der dort auf dem Meeresgrunde ruht, und dessen Leben anmuthig, kurz und poetisch war, ähnlich einer anmuthigen, kurzen und poetischen Fahrt auf einer hüpfenden Jangada längs des indigoblauen Meeres unter tiefdunkelblauem Tropenhimmel.

Dr. Robert Avé-Lallemant.

Bilderdeutungsversuche.

(Zu dem Bilde auf S. 113.)

„Was sich liebt, das neckt sich, sollte dieses Bild heißen,“ sagte ein Herr zu seinem Nachbarn in der Kunstausstellung, als sie miteinander vor Julius Geertz' Gemälde gelangt waren.

„Was sich neckt, das liebt sich, ist wohl der richtigere Ausspruch,“ meinte sein Gefährte; — „denn das Necken darauf ist entschieden die Hauptsache; selbst die verschmitzt lächelnde Alte ist mit im Complott der fünf Frauenzimmer gegen den armen Liebhaber am Fenster.“

„Es fragt sich denn doch noch sehr“, mischte sich eine andere Stimme in das Gespräch der zwei Herren; „ob hier überhaupt von Liebe, wenigstens ob von gegenseitiger Liebe die Rede sein kann. Der kaltrauchende Jan sieht mir gar nicht darnach aus, als ob die Dirnen sich um ihn reißen würden; vielleicht versteckt sich das am Boden kauernde, kaum das laute Lachen zurückhaltende Mädchen allen Ernstes vor einem unwillkommenen Freier —“

„Worauf der Korb in der Ecke symbolisch deuten könnte —“ fügte jemand mit sehr ernstem Gesichte schalkhaft hinzu.

„Die Scene stellt vielleicht einen Aprilscherz dar, und das der Mutter zuflüsternde Mädchen kann es kaum erwarten, April! April! dem Geneckten zuzurufen,“ äußerte sich noch eine Stimme aus der um das Bild zahlreicher angewachsenen Gruppe.

„Oder der Maler hat den Männern ein abschreckendes Beispiel von der Malice der Frauen geben wollen,“ ließ sich wieder der Korbdeuter sehr ernsthaft vernehmen.

„Oder — oder — oder —“ doch wir halten inne, obgleich wir noch manches Interessante aus derartig vor den Bildern der Kunstausstellung belauschten Gesprächen erzählen könnten.

Die Maler haben sich von jeher allerhand komische Kritik gefallen lassen müssen. Man weiß, wie jener Hofmaler des großen Macedonierkönigs, Apelles, der sich hinter den Werken seines Pinsels zu verstecken pflegte, auf den Rath eines kunstliebenden Schusters die an den Schuhen seines Helden fehlende Oehse hinzufügte, als derselbe aber auch den Schenkel tadelte, ihm zurief: „Was über dem Schuh ist, muß der Schuster nicht beurtheilen“ oder, wie es gewöhnlich verdeutscht wird: „Schuster bleib bei Deinem Leisten!“

Ein anderes weniger bekanntes Wort des Apelles war das an einen Collegen gerichtete: „Die Hand vom Bild!“ Damit wollte er demselben seine etwas geleckte Manier vorwerfen, ähnlich wie Rembrandt sich gegen einen Kritiker, der des großen Meisters Bilder zu rauh und zu wild fand, entgegnete: „Die Bilder sind nicht zum Riechen.“

Dies letztere Wort scheint uns — wenn auch in etwas veränderter Anwendung, auf jenes Herumdeuteln an Genrebildern zu passen, das sich in obiger Gesprächsprobe nur schwach wiederspiegelt und das auch eine Art Beriechens genannt werden könnte. Dennoch ist es immerhin besser, als eine gewisse „schustermäßige“ und verstandlose Kunstkritik, denn sie zeugt von dem lebhaften Interesse, das der Gegenstand des Bildes in dem Beschauer erregt hat. Ja, bis zu einem gewissen Grade sind derartige Deutungsversuche, und sogar ein „Hineingeheimnissen“ in die dargestellte Scene, ganz erlaubt und berechtigt. Drum möchten wir die geneigten Leser und Leserinnen auch keineswegs in diesem Vergnügen stören, sondern ziehen uns bescheiden zurück, indem wir ihnen ... das Wort lassen.

R. K.

Briefkasten.

Viel mehr Noth als die schriftstellernden Damen, von der **Elsbeth Nebel in St.** spricht, macht uns Ihre und vieler anderer — auch männlicher — Correspondenten vorläufige Anfrage, ob sie etwas einsenden dürfen. Wir können darauf wirklich nicht antworten. Senden Sie immerhin, was Sie haben, und wir werden es mit dem Uebrigen prüfen, event. freilich auch zu dem Uebrigen legen. Sie können in solchem Falle ganz nach Wunsch „als Dunst ins unendliche Blau aufschweben“; wir verrathen Ihr „Flacon“ niemandem. — Ein ähnliches Schicksal ist neuerdings zu Theil geworden den Gedichten von **A. D. in De.** — **F. Sch. in M.** — **Eleonore v. A. in Petersburg.** — **Dr. R. in G.** Das im Bibliogr. Institut zu Hildburghausen erschienene Reisehandbuch für London von E. G. Ravenstein wird Ihnen gute Dienste leisten. Es orientirt mit einer seltenen Vollständigkeit und ist dabei klar und übersichtlich über alles, was der Fremde bedarf und was er sehen will; die mehrfarbigen Pläne sind ungemein praktisch, die Ansichten ganz werthvoll. Auch weiter nach England hinein und nach Schottland führt das Buch. — Auch das neue Handbuch von Berlepsch über Norddeutschland ist recht empfehlenswerth. — **H. R. in Chemnitz.** Abgelehnt. — **Frl. H. v. L.** Bitte um Ihre Adresse, damit wir das Manuscript zurücksenden können. Der Brief enthält weder ein Datum noch eine Ortsangabe und das Couvert ist leider verloren gegangen. — Der **jungen und treuen Abonnentin in Arcachon**, die ohne Lehrer deutsch gelernt hat, der Nachsicht übrigens gar nicht bedarf, die Mittheilung, daß der von ihr erwähnte Componist noch lebt und in voller anerkannter Wirksamkeit steht. —

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

VI. Jahrgang. Ausgegeben am 4. December 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1869 bis dahin 1870. **1870 № 10.**

Trimborn & Comp.

Eine Sylvestergeschichte von **Wilhelm Jensen.**

I. Benjamin Trimborn. Herr Trimborn.

Die große Stadt besaß eine kleine, letzte Vorstadt. Darin befand sich eine kleine, letzte Straße. Darin stand ein kleines, letztes Haus. In dem Hause wohnte Benjamin Trimborn.

Das Haus war sehr klein und niemand, der es sah, begriff, zu welchem Zweck es eigentlich gebaut sein möchte. Wenn man in die Thür trat, war rechts eine Räumlichkeit und links eine eben solche. Damit hatte das Haus ein Ende.

Nein, es war noch ein Raum vorhanden, d. h. buchstäblich nur ein Raum, am Ende des schmalen Ganges zwischen den beiden Zimmern und mit ihm wurde der Besitzer oft geneckt.

„Was machen Sie mit allem dem ungeheuren Platz in Ihrer Wohnung, Benjamin? Sie verlieren sich ja in Ihrem eigenen Hause, Trimborn."

Alle Welt lachte, wenn sie es sagte, denn alle Welt kannte Benjamin Trimborn. Dann lächelte er vergnügt und sagte:

„Der Platz da? Der Platz am Ende des Flurs? Der ist ersichtlich für eine Küche bestimmt gewesen. Aber ich brauche keine Küche; je weniger man braucht, desto besser. Hat's schon zwölf geschlagen? Ich habe vergessen, meine Uhr gestern Abend aufzuziehen. Ei ja, wahrhaftig! Ich danke Ihnen, danke! Ich habe Eile."

Und Benjamin Trimborn trottete mit seinem Papierbündel unter dem Aermel des schwarzen, an den Nähten licht gleißenden Rockes durch die lange Straße der Vorstadt, über den Marktplatz derselben und weiter über die Brücke in das Innere der Altstadt hinein. Es war ein langer Weg, im Sommer sehr heiß und im Winter sehr kalt, doch Benjamin machte ihn jeden Tag. Immer in demselben schwarzen Rock, der vor zehn Jahren schon ebenso ausgesehen, grade wie er selbst. Nur daß bei dem Herrn die Haare immer zahlreicher in der Bürste hängen blieben, wenn er morgens hastig damit über den Kopf fuhr und daß bei dem Rock, wenn er diesem die Bürste zu ähnlichem Zweck zuwandte, der Fäden, die wie Haare aussahen, immer mehr wurden.

Von der Straße kannte alle Welt Benjamin Trimborn. Sie sah ihn auf der leeren Gasse und im Gedränge. Um dieselbe Stunde tauchte sein Kopf sicher an derselben Stelle auf und mit demselben Gesicht. Die große Uhr vom Domthurm schlug — „ist Benjamin schon vorüber gekommen?" — „Unsere Uhr im Wohnzimmer geht zu früh, sie hat zwölf geschlagen und Trimborn ist erst drüben an der Ecke." — „Wir müssen uns beeilen, der Zug geht ab; Benjamin Trimborn ist bereits da gewesen."

Die Leute auf der Straße hielten nicht an — wer hat um Mittag Zeit stillzustehen? — sie riefen nur im Vorübergehen: „Guten Tag, Trimborn!" — „Wie geht's Ihnen, Benjamin?"

„O ich danke, Herr so und so." — „Ihr Diener Herr — — gut, ich danke Ihnen, ich habe Eile."

Niemand in der ganzen Stadt nannte ihn Herr Trimborn, oder Herr Benjamin, oder Herr Benjamin Trimborn. Wer ihn zum ersten Mal sah, ließ das Herr fort und Benjamin fand es selbstverständlich. Einmal klopfte ein Fremder an seine Thür und fragte: „Wohnt Herr Trimborn hier?"

„O nein, Herr — —," sagte Benjamin heraustretend höflich, „o nein, der wohnt sehr weit von hier in der Altstadt."

„Man hat mir doch dies Haus gedeutet, daß Herr Benjamin Trimborn darin wohne," fuhr der Fremde fort.

„O nein, mein Herr. Herr Trimborn heißt auch nicht Benjamin, sondern Crassus. Ein schöner Name, nicht wahr? Herr Trimborn wohnt in der Thalerstraße Nr. 13; es steht groß daran: Trimborn & Co. Hat es schon zwölf geschlagen? Ich habe gestern Abend vergessen, meine Uhr aufzuziehen. Ei, wahrhaftig! Wenn Sie erlauben, begleite ich Sie und zeige Ihnen den Weg; ich gehe zu Herrn Trimborn. Ich danke Ihnen, danke, Herr — "

In der That, dorthin ging er jeden Morgen oder vielmehr Mittag um zwölf Uhr. Durch die lange Vorstadtsstraße, über die Brücke, in die Altstadt zwischen sehr hohen sehr dunklen Gebänden hindurch, die immer höher und dunkler wurden. Die höchsten und dunkelsten aber begannen, wo an der Straßenecke kaum lesbar: „Thalerstraße" stand, und über der Thür des allerhöchsten und allerdunkelsten Hauses in der Thalerstraße befand sich eine Steintafel,

auf der „Trimborn & Co." eingemeißelt war, was überhaupt noch kein Auge herauszubuchstabiren scharf genug gewesen sein mochte.

Es war aber auch nicht nöthig, denn jedes Kind wußte es. Der älteste Greis, den das Revier der Thalerstraße als Nestor pries, hatte wie er mit Marmeln im Rinnstein spielte, schon gewußt, wo „Trimborn & Co." sei. Wenn jemand einen vierjährigen Knaben des Quartiers nach einem Vorübergehenden befragte, dessen Erscheinung ihm auffiel, sah das Kind verwundert auf und versetzte: „Meinen Sie" — denn in großen Städten werden Kinder frühzeitig höflich — „Herrn Trimborn?"

Es war niemand in der Stadt, der ihn anders nannte. Die am meisten mit ihm verkehrten, bezeichneten ihn untereinander, wenn er nicht zugegen war, stets als: Herr Trimborn. Als seine Frau noch lebte und dem Kommenden die Thür öffnete, sagte sie: „Herr Trimborn ist zu Hause," oder: „Herr Trimborn ist nicht zu Hause." Leute, die in der Kirche gewesen zu sein behaupteten, als dieselbe getraut worden, betheuerten, daß sie auf die Frage des Pastoren: „Willst Du diesen ꝛc." vornehmlich und deutlich statt „Ja" geantwortet habe: „Ja, Herrn Trimborn." Wie dem auch sei, das stand fest, seitdem sie Frau Trimborn hieß, war nie das Wort: „Nein" mehr über ihre Lippen gekommen. Sie war sehr arm gewesen und sehr reich geworden, also war sie sehr glücklich. Während ihrer Armuth war sie äußerst fröhlicher Natur gewesen und wurde als Frau Trimborn auffällig still und wortkarg, weil es kein Ding mehr gab, das sie sich wünschen konnte oder nichts, worüber sie zu klagen vermochte, sagten die Leute. Nur wurde sie auch von Tag zu Tag bleicher, aber die Leute meinten, das dürfe nicht Wunder nehmen, denn das Haus, über dessen Thür „Trimborn & Co." eingemeißelt stand, war so sonnenlos. Und außerdem, setzten sie hinzu, hat es noch andere, höchst erfreuliche Gründe; erfreulich für sie selbst, für Herrn Trimborn, für das Quartier, für die Stadt, das Land, ja für die ganze Welt. Der älteste Greis sah, wenn er an dem Hause vorüberging, eigenthümlich auf die spielenden Knaben und sagte: „In kurzer Zeit werdet ihr zum ersten Mal eine Stimme vernehmen, von der ihr einst, wenn ihr so weißes Haar habt, wie ich, sagen werdet: „Das ist Herrn Trimborns Stimme."

Es geschah auch, denn es geschieht alles, wenn man Zeit zu warten hat, nur manchmal etwas anders als man es erwartet hat.

„Herr Trimborn," sagte der berühmteste Arzt der Stadt, als es geschehen sollte, „das Leben Ihres Kindes ist gefährdet, wenn wir nicht eine Operation vornehmen. Wünschen Sie, daß dieselbe ausgeführt wird?"

„Natürlich," erwiderte Herr Trimborn.

„Andrerseits," fuhr der berühmte Arzt fort, „darf ich Ihnen nicht verhehlen, daß der erwähnte gewaltsame Eingriff für das Leben Ihrer Frau Gemahlin nicht ohne große Bedenklichkeit ist."

Herr Trimborn antwortete: „Natürlich."

„Wenn ich Sie deshalb ersuchen dürfte, Ihrer Frau Gemahlin diese Sachlage zur Mittheilung bringen und dieselbe über ihre Entscheidung befragen zu wollen, Herr Trimborn?" fügte der Arzt hinzu. „Sie wird diese betrübende Alternative aus Ihrem Munde mit weniger leicht zu ihrem Schaden gereichender Alteration ertragen."

„Natürlich." Und Herr Trimborn ging ins andere Zimmer und sagte:

„Eines von euren beiden Leben ist in Gefahr. Willst Du Deines oder das des Kindes derselben aussetzen?"

Sie war sehr schwach und verstand es nicht gleich, so daß er es lauter wiederholte:

„Willst Du die Existenz des Nachfolgers und Erben von Trimborn &. Co. aufs Spiel setzen?"

„Nein, Herr Trimborn," erwiderte sie sehr leise. Es war das einzige Mal, daß sie das Wort: „Nein" ausgesprochen, aber es bedeutete im Grunde „ja", so daß ihr kein Vorwurf daraus zu machen war, und überdies verbarg sie ihren Kopf dabei in den Kissen und weinte in stiller Reue.

„Natürlich," versetzte Herr Trimborn und rief den berühmten Arzt. — — — — —

Nun lebte Herr Trimborn wieder allein in dem großen Hause Nr. 13 in der Thalerstraße. Die spielenden Knaben draußen hatten neugierig zugesehen, wie ein Leichenwagen vor „Trimborn &. Co." hielt, auf den man einen großen und einen sehr kleinen Sarg stellte. In dem Hauptblatt der großen Stadt stand am selben Tage eine Anzeige mit schwarzem Rand, daß es „Gott, dem Allmächtigen, gefallen, meine Frau während der Geburt eines Knaben zugleich mit dem Kinde in ein besseres Jenseits abzurufen."

Als das prunkvolle Begräbniß vorüber und der Kirchhof leer geworden war, schlich sich einsam und verstohlen eine kleine Gestalt hinter einer winterlich kahlen, aber mit dichtem grauen Geäst tief niederhängenden Trauerweide hervor. Sie blickte sich um und fuhr sich mit der Hand über die Augen und blickte sich wieder scheu um, als ob sie einen Gräberraub auszuführen beabsichtige. Nein, es war niemand da, der es gewahren konnte, und sie zog jetzt eilig unter den Rockschößen einen grünen Mooskranz mit weißen Rosen hervor und legte ihn auf das frische Grab. Das einzige Grün und die einzigen Blumen waren es auf dem großen, tristen Maulwurfshügel, und Benjamin Trimborn wischte sich nochmals mit der Hand über die Stirn und sagte mit sich selbst redend:

„Herr Trimborn wird es mir nicht übelnehmen. Sie sollen hier nur so lange liegen, bis das schöne Monument hieher kommt; nur weil sie die weißen Rosen so gern hatte."

„Sie hat mir oft geholfen, wenn ich in der Noth war," schluchzte er, „und gesagt: da, Benjamin, es gehört mir, ich habe es mir erspart, Herrn Trimborn geht es nichts an. Das Sonntagskleid für Marianne hat sie mir gegeben und sagte mit dem Lächeln, das ihr so hübsch stand und das sie doch, wie einen kostbaren Schmuck, so selten anlegte: ich kann mir denken, wie freudig es für einen Bräutigam ist, seine Braut mit seinen Ersparnissen zu überraschen. Ich habe die Ihrigen für die Dienste, die Sie mir geleistet, gesammelt und zurückgelegt, Benjamin; Sie schenken also Marianne das Kleid, nicht ich."

Am Abend des nämlichen Tages versuchte Benjamin wieder in der Zerstreuung seine Uhr aufzuziehen. Vergeblich natürlicher Weise, denn sie war aufgezogen. Sie wollte eben nicht mehr gehen, ohne einen Grund dafür anzugeben, wie Frau Trimborns Herz es auch nicht gewollt. Da saß er über den Papieren, die er copiren sollte und statt zu schreiben, dachte er, ins Licht blickend, über den Grund nach, weshalb Uhren und Herzen manchmal nicht mehr gehen wollen? Und dann dachte er, wie Frau Trimborn jetzt wohl mit dem grünen Mooskranz auf dem weißen, müden, kranken, todten Gesicht aussehen würde? Und endlich dachte er unwillkürlich, wie ein anderes auch etwas blasses und angestrengtes, oder gesundes und lebendiges Gesicht mit einem andern grünen Kranz, etwa von Myrthen, aussehen würde? Und mit dem Gedanken ging er, ohne gearbeitet zu haben, zu Bett und schlief mit dem Gedanken ein.

Dafür geschah es dem trägen Kerl Recht, daß er am nächsten Morgen vor Tagesanbruch aufstehen mußte, um bis zwölf Uhr mit seinem Abschreiben fertig werden, die Papiere in ein Bündel schnüren und damit in die Thalerstraße Nr. 13 trotten zu können. Die große schnurrende Wanduhr im Arbeitszimmer des Herrn Trimborn, deren Zifferblatt man in der dunklen Ecke kaum unterscheiden konnte, hatte schon seit zwei Minuten halb ein Uhr geschlagen, als Benjamin athemlos eintrat. Herr Trimborn wendete sich auf seinem drehbaren Polsterstuhl um und sagte:

„Wenn Sie sich noch einmal derartig verspäten, Benjamin, so können Sie sich als entlassen betrachten."

„Verzeihen Sie, Herr Trimborn," stotterte der Gescholtene, „ich habe gestern Abend vergessen, meine Uhr — nein, das war es nicht, gestern Abend nicht — aber ich dachte, daß — weil gestern — es ist so traurig —"

„Ich bezahle Sie weder für Ihre Gedanken, noch für Ihre Traurigkeit, die mich nichts angeht," versetzte Herr Trimborn. „Sie sind eine Maschine, die ich durch eine andere ersetze, wenn sie in Unordnung geräth."

„Ja wohl, Uhren sind wie Menschen, Menschen sind wie Uhren, er hat recht, Herr Trimborn hat ganz recht," dachte Benjamin vorwurfsvoll. „Wenn ich nicht richtig gehe, so verdiene ich, weggeworfen zu werden. Herr Trimborn ist sehr gütig, daß er mich noch behält."

An Herrn Trimborns Stimme war dies freilich nicht zu bemerken gewesen. Sie klang wie am Tage zuvor, wie vor zehn Jahren und wie vor zwanzig Jahren. Wenn Benjamin eine Schreibmaschine war, so hatte sie etwas von einer Sprechmaschine. Benjamin verglich Menschen gern mit Uhren, und er fand im Stillen, Herr Trimborn besitze Aehnlichkeit mit der Wanduhr in der dunklen Ecke. Er

blieb auch so unbeweglich an seinem Fleck, Tag ein Tag aus. Er ging ebenso pünktlich, auf die Minute. Sein Zifferblatt, d. h. sein Gesicht war ebenfalls nicht recht deutlich zu unterscheiden, und man vermochte nicht genau zu erkennen, auf welcher Zahl sich der Zeiger auf seinem Rundlauf über den Lebenstag befand.

Jemand, der eine Biographie der bedeutendsten Männer der Stadt zu verfassen beabsichtigte, würde muthmaßlich geschrieben haben:

„Herr Crassus Trimborn ist unermeßlich reich. Er hat ein ungeheures Vermögen ererbt und ein noch kolossaleres hinzugefügt. Doch er ist nicht habsüchtig, denn er hatte ein junges Mädchen von ausnehmender Schönheit, allein ohne jeden Besitz geehelicht und dies dadurch vor einem elenden Leben bewahrt, da es unerfahren genug war, im Begriff zu stehen, ein Bündniß mit einem ebenso besitzlosen jungen Manne einzugehen. Nicht nur das Mädchen selbst, auch der Vater desselben wurde auf diese Weise durch die Güte des Herrn Trimborn vor schimpflichem Bankerott, der ihn mit dem Verlust seiner Ehre und Freiheit bedrohte, gerettet. Herr Trimborn ist überhaupt ein Wohlthäter der Menschheit. Er bezahlt jährlich mehr an Armengeld, als manche wohlhabende Familie für ihren Unterhalt verwendet. Er besucht allsonntäglich die Predigt und opfert beim Weggehen regelmäßig das einzige Goldstück, das sich in der Büchse vorfindet, zum Kirchenbau. Herr Trimborn ist so hochbegabt wie hochachtbar. Wir verehren in ihm einen seltenen Mann und bemitleiden seine Gattin, daß es ihr nur so kurz zu Theil geworden, das Glück, an seiner Seite leben zu dürfen, zu genießen."

Was sagte Benjamin Trimborn über Herrn Trimborn? Er sagte selten etwas und blickte sich um, eh' er es that. Nicht als ob er etwas Nachtheiliges über ihn auszusprechen beabsichtigte; o gewiß nicht, keineswegs. Nur redete er im Anfang leiser, wie man es unwillkürlich thut, wenn man einer unglücklichen Thatsache erwähnt. Und es war eine unglückliche Thatsache vorhanden. Er, Benjamin Trimborn, war diese unglückliche Thatsache, seine Existenz, sein Name. Er fühlte deutlich, daß der Name für ihn dasselbe war, wie wenn er einen prinzlichen Rock angezogen hätte, nicht passend, viel zu vornehm, zu gut. Und doch konnte er ihn auch nicht ablegen; „denn," sagte Benjamin, „es ist eine unglückliche Thatsache," und er blickte sich, die Stimme dämpfend, um, „Herr Trimborn und mein Vater waren Brüder. Er hört es natürlich nicht gern und ich habe ihn noch nie zornig gesehen als dann, wenn ihn jemand unvorsichtiger oder bösartiger Weise an diese Familienverhältnisse erinnert. Es ist eine unglückliche Thatsache, doch in den Augen wohldenkender Leute ist es kein Schimpf, denn er kann nicht dafür. Was ein Mensch nicht selbst verschuldet hat, ist keine Schande für ihn, es ist nur ein Unglück. Aber glauben Sie, daß Herr Trimboen mich dies Unglück, das ich über ihn bringe, fühlen läßt? Im Gegentheil, seit zwanzig Jahren, seitdem mein Vater gestorben ist, hat Herr Trimborn es mir noch nicht ein einziges Mal vorgehalten, nährt mich, kleidet mich, bezahlt die Miethe für meine Wohnung und verlangt dafür nichts anderes, als daß ich für ihn arbeite."

So sagte Benjamin Trimborn, die unglückliche Thatsache, wenn jemand ihn nach Herrn Trimborn befragte.

An dem Morgen — denn Herr Trimborn dinirte erst um sechs Uhr, und bis dahin arbeitete Benjamin auf seinem Zimmer — nach dem Begräbnisse war Herr Trimborn ungewöhnlich redselig. Nachdem er gesagt hatte: „Sie sind eine Maschine, die ich durch eine andere ersetze, wenn sie in Unordnung geräth," blieb er, ohne seinen Stuhl wieder zurückzudrehen, sitzen und blickte Benjamin, dessen Feder übers Papier knirschte, mißbilligend und forschend an. Endlich blickte er nicht mehr, sondern starrte, als ob er die Nähte zählte, die an Benjamins Rock zu platzen drohten. Dann sagte er heftig:

„Benjamin!"

„Herr Trimborn?"

„Was denken Sie?"

Der Gefragte hob den Kopf und recitirte unwillkürlich: „Und sende Ihnen auf Ihre Rechnung und Gefahr 2000 Stück —"

„Benjamin Trimborn," unterbrach Herr Trimborn ihn, und es war, so lange jener zurückzudenken vermochte, zum ersten Mal, daß er seinen Zunamen aussprach. „Benjamin Trimborn," wiederholte er, „Sie sind ein Heuchler, ein heimtückischer, versteckter, grübelnder Mensch —"

„Ich will Ihnen sagen, was Sie denken," fuhr Herr Trimborn, noch immer auf die Nähte starrend, fort. „Sie denken, der Sohn und die Frau von Trimborn & Co. sind gestern begraben worden, und Trimborn & Co. haben keine Erben mehr. Aber dabei denken Sie, daß Sie auch den Namen Trimborn führen; das denken Sie."

„Es ist eine unglückliche Thatsache, Herr Trimborn," stammelte Benjamin, aber dabei sah er deutlich Frau Trimborn mit dem Mooskranz auf dem Gesicht vor sich, und das Gesicht schüttelte den Kopf und sagte: „Nein!"

Herr Trimborn starrte nicht mehr, sondern er zog seine Brauen zusammen und begann wieder:

„Sie gefallen mir nicht, Benjamin; Sie sind ein undankbares Geschöpf. Was würde aus Ihnen, wenn ich meine Hand von Ihnen abzöge?"

Benjamin fühlte, daß er nichts anderes verdiente. Er wußte nicht, weshalb heute grade, aber wenn Herr Trimborn es sagte, konnte es nicht anders sein, denn Herr Trimborn wußte es natürlich.

„Ich habe Sie aus Barmherzigkeit als Copist bei mir angestellt und bezahle Ihnen jeden Tag, sogar am Sonntag ebenfalls, siebzehn und einen halben Groschen. Glauben Sie vielleicht, daß ich eine Pflicht dazu habe? Glauben Sie etwa, Sie könnten Anspruch darauf oder auf irgend etwas erheben?"

Die Satzbildung, welche Herr Trimborn für seine letzten Worte wählte, erschien als die einer Frage, aber Benjamin fühlte es in zermalmtem Herzen, daß es trotzdem keine Frage war, sondern daß Herr Trimborn gesagt hatte: „Ja, Sie glauben es, Sie, Benjamin Trimborn. Sie sind dumm, schamlos, undankbar und frech genug zu glauben, daß Sie Ansprüche on mich, Ihren Wohlthäter, haben, weil Sie — ha ha! — weil Sie gleichfalls den Namen Trimborn tragen."

Benjamin war so niedergeschmettert über diese Entdeckung einer neuen Ruchlosigkeit seines Innern, von welcher er bisher keine Ahnung besessen, daß er stumm dasaß und nur seine Augen und seine rechte Hand zu einer flehend abwehrenden Bewegung zu erheben vermochte.

„Schweigen Sie!" sagte Herr Trimborn empört, „ich traue Ihnen nicht; ich kenne Sie durch und durch. Ihre Augen spioniren, während Sie bei mir schreiben, und Ihr Kopf grübelt. Ich würde mein Zimmer nicht verlassen, so lange Sie da sind. Sie denken darüber nach, wie es kommt, daß ich — was sagten Sie! Was haben Sie gesagt?"

„Ich — ich habe gar nichts gesagt, Herr Trimborn. Wenn ich es gethan habe, vergeben Sie mir, ich weiß nicht, daß ich etwas gesagt," antwortete Benjamin erschrocken.

„Ja, Sie haben mit dem Kopf genickt und gesagt, es sei sehr merkwürdig, daß ich — daß ich Ihnen täglich siebzehn und einen halben Groschen bezahle —"

Herr Trimborn hatte nach Erwähnung der ungeheuren Summe abermals innegehalten.

„Es ist mir unbegreiflich," begann er dann wieder, „wie Sie ernsthaft mit der Absicht umgehen können, sich verheirathen zu wollen. Glauben Sie vielleicht, daß ich meine Rücksicht auch auf Ihre Kinder ausdehnen und sie gleichfalls als Verwandte betrachten würde? Ich werde das keineswegs befördern helfen. Wenn Sie sich verheirathen, Benjamin, so können Sie sich von dem Tage an als aus meinem Dienst entlassen betrachten."

So beendete Herr Trimborn seine außergewöhnliche Mittheilsamkeit mit dem nämlichen Satze, mit dem er sie begonnen. Er drehte sich auf seinem Lederstuhl zurück und sprach, wie sonst, kein Wort mehr. Nur die Wanduhr tickte unausgesetzt fort und schmetterte alle Viertelstunden dazwischen irgend eine neue ehern tönende Anklage auf Benjamin, der jedesmal zusammenfuhr und einen zitternden Strich über sein Papier machte, als ob der Erzhammer, statt auf die Glocke direct auf sein verstocktes Herz gefallen wäre. Wie der Erzhammer zum letzten Mal ausgeholt, und mit vier hellen und sechs dumpfen Schlägen vernehmlich gesagt hatte: „Jetzt geh, jetzt geh — Bessre Dich, Benjamin!" schloß Herr Trimborn seinen Schreibtisch ab, steckte den Schlüssel in die Tasche, und Benjamin schnürte die Papiere, die ihm für seine häusliche Arbeit hingelegt worden, in ein Bündel und ging mit einem schüchternen und nicht beantworteten: „Ich empfehle mich, Herr Trimborn" rückwärts zur Thür hinaus.

Er trabte heute nicht durch die Stadt, sondern er ging, langsamer als sonst, als ob er sich vor etwas fürchte. Als fürchte er sich, irgendwo zu früh anzukommen, etwa in seinem Hause oder sonst wo. Die Leute, die ihm begegneten, sahen ihn alle an wie an jedem andern Tage, natürlich, denn sie konnten ihm nicht ins Innere blicken, obwohl

Benjamin kaum begriff, daß ihm seine Nichtsnutzigkeit nicht auch als sichtbares Brandmal von den Worten Herrn Trimborns auf die Stirn gedrückt worden sei. Es gab ihm jedes Mal einen Stich ins Herz, wie die Leute heut wie immer im Vorübergehen und, ohne eine Antwort abzuwarten, hastig fragten: „Wie geht's Ihnen, Benjamin? Was machen Sie, Trimborn?"

Da blieb sogar einer fast eine Secunde neben ihm stehen und sagte: „Wie geht's Ihnen, Benjamin? Wie geht's Ihrer Frau, Trimborn?"

„O, ich danke Ihnen, Herr — —, meine Braut, meinen Sie? Ich danke Ihnen, wohl, erfreulich wohl," antwortete Benjamin. Aber er lächelte nicht dabei, wie sonst, wenn diese Frage an ihn gerichtet wurde. Er blickte auf seine Uhr und wiederholte noch einmal verwirrt: „Ich danke Ihnen" und „ich habe Eile", und er begann jetzt wirklich wieder in seiner gewohnten Art vorwärts zu trotten.

Es war das eine Frage, die oft im Vorübergehen an Benjamin gerichtet wurde: „Wie geht's Ihrer Frau, Trimborn?" Er entgegnete dann stets: „Meine Braut, meinen Sie? O ich danke Ihnen." Aber die gestern nach seiner Frau gefragt, thaten es heute wieder, so oft er es auch verbesserte. Die Leute waren so vergeßlich, und wer konnte behalten, ob es seine Frau oder seine Braut sei? Jedenfalls war es ein weibliches Wesen, mit dem sie ihn manchmal gehen sahen. Manchmal, selten, denn es geschah fast nur am Abend. Sie wohnte in der nämlichen kleinen Vorstadt, und er begleitete sie dann bis an die Thür des kleinen Hauses, in welchem sie ein kleines Zimmer besaß. Der Spaziergang am Abend — denn den Tag hindurch hatte weder sie noch er Zeit zu solchen vornehmen Vergnügungen — war sehr nothwendig für ihre Gesundheit und außerdem eben so dringend erforderlich, um ihre zahlreichen beiderseitigen Erlebnisse seit dem Abend zuvor einigermaßen erschöpfend auszutauschen. Doch sie sagte jeden Abend, wenn sie die ersten Häuser wieder erreichten und sie ihren Arm aus seinem zog:

„Gute Nacht, Benjamin; ich gehe jetzt allein. Es schickt sich nicht, daß Du mich jeden Abend bis an meine Thür bringst. Was werden die Leute davon denken?"

Die Leute hatten seit zehn Jahren unstreitig viele Gedanken gehabt, allein was sie während dieser Zeit darüber gedacht, daß Benjamin sie trotzdem jeden Abend erst an ihrer Hausthür verlassen und dann noch drunten auf der Straße stand, bis der Schein ihrer kleinen Lampe auf ihn herunterfiel und sie die Mousselinvorhänge zuzog, davon hat niemand etwas erfahren. Ach, die Stadt war so groß und niemand achtete darauf. Die Vorstadt war abends so dunkel und niemand wußte etwas davon. Die Leute fragten: „Wie geht's Ihrer Frau, Benjamin?" wie sie, wenn er zwanzig Jahre älter gewesen wäre, gefragt hätten: „Wie geht's Ihrer Tochter, Trimborn?" Wen gings an, was sie war?

Benjamin lächelte sonst auch stets, wenn er corrigirte: „Meine Braut, meinen Sie?" Hätte man ihn gefragt, was sie ihm eigentlich sei, er würde vermuthlich keine andere Antwort gewußt haben. Doch, er hätte gesagt: „Sie ist das einzige menschliche Wesen in der großen Stadt, das mich Du nennt und das ich wieder Du nenne, und heißt Marianne Willwater. Ist das nicht ein hübscher Name?" Denn Benjamin war sehr stolz auf den Namen seiner Braut, fast noch stolzer als auf den des Herrn Crassus Trimborn.

(Fortsetzung folgt.)

Im Hinterhalt.

Skizze von **Georg Hiltl.**

Ich hab' 's ebeubt (gebiebt)
Ich bleib' dabei
Ich schwör's meiner Drel (Treu),
Hannes von Swaben.

Diese Inschrift eines großen und schweren Dolches, welcher der Sammlung von Waffen auf Schloß Feisteitz angehört, zeugt — wie so manche andere Beispiele — von der erstaunlichen Frechheit mittelalterlicher Wegelagerer hohen und niederen Standes. Herr Hannes von Swaben oder Schwaben scheint sich ungeheuer viel auf seine Trefflichkeit als Strolch einzubilden — ja — er hat an diesem herrlichen Leben so viel Geschmack gefunden, daß eine Art von Gewissensbiß, den er in einsamer Stunde empfand, sehr bald verschmerzt wurde und ihn, wie den frommen Pilger oder Kreuzfahrer, zu einem Gelübde hinreißt: „seinem räuberischen Handwerke treu bleiben zu wollen" gewissermaßen zur Abwehr späterer, redlicher Gedanken. — Dieses Vergnügen, welches die Helden der Landstraße an ihrem Handwerke fanden, mag eine Haupttriebfeder zu dem heillosen Verfahren gewesen sein, das im Mittelalter gegen Reisende, Kaufleute, Wanderer und selbst Schiffer ausgeübt wurde, denn es läßt sich häufig genug nachweisen, daß der Ertrag der Räuberei ein sehr geringer war, und wenn nicht Befriedigung persönlicher Rache den gewaffneten Strolch zu einem Angriff trieb, so kann man oft nur annehmen, daß das Vergnügen, welches bei einem räuberischen Ueberfall empfunden ward, den materiellen Vortheil bedeutend überwog. Es war so unterhaltend, es kürzte die Zeit so trefflich, die innerhalb der engen Mauern des alten Raubschlosses ziemlich träge und einförmig dahinschlich, denn auch die Jagd, dieses Palliativmittel gegen die Langeweile, hielt nicht allzulange vor. Dagegen machten einige „Ritte" oder „Streifen" in die Umgegend viel Spaß. Wenn der Ritter Hans, oder Jörg, oder Cunrad von so und so, mit einem Dutzend verwegner Kerle, ihre „Knechte" genannt, alle gewappnet in Halsbergen und „knechtischen Harnasch" mit Hundskappen auf den Schädeln, dem „Schürtzer" an der Linken und dem Reiterhammer am Bug, durch die Gassen eines Dorfes oder Städtleins sprengten, daß die Funken stoben und die geängstigte Bevölkerung nach zehn Richtungen hin entfloh — dann dünkten sich die Bursche mächtig wie ein Fürst in seinem Reiche. Zitternd und zagend begannen die Marktleute ihre Wagen zu packen, die Bewachung, welche ihnen oftmals mitgegeben ward, zeigte auch nicht große Lust, mit den wilden Burschen einen Tanz zu wagen, und oft genug blieben ganze Karavanen Tage lang an einem Orte liegen, bis sie durch ausgesendete Boten erfuhren, daß die Räuber sich verzogen hatten. War jedoch für diese Aussicht auf reiche Beute vorhanden, oder galt es eine Züchtigung an der Stadt zu vollstrecken, dann lagen die Herren vom Stegreif auch wohl mehrere Tage lang im Hinterhalt. Es waren alles Leute vom Fach; sie konnten sich in alle Lagen schicken, und es campirte sich so trefflich im dichten Walde an der Landstraße, zwischen den hohen Bäumen, mit dem Weinschlauche in der Hand und dem guten Schinken oder den Hirschkeulen im Sacke, welchen Proviant die Strolche stets mit sich führten — es war ganz schön in der stillen Nacht, wenn der Vollmond seine Silberstrahlen durch das Laubdach dringen ließ und die Gruppen der Zechenden oder schnarchenden Gesellen beleuchtete oder wenn man im schönen Morgensonnenschein durch Feld und Busch streifen konnte, seiner Beute gewiß. Dann schallt Galopp auf der Straße — die ausgestellte Wache kommt herbei. „Die Krämer und Kaufleute — die Stadtratten mit dem vollen Beutel nahen," heißt es. Hui — hervor aus dem Hinterhalte und nun ins Dickicht, nicht zehn Schritt von der Landstraße entfernt liegen sie und blicken hinunter, bis der Wagenzug kommt — drauf und dran mit „Halloh" und „Hussah". Im Nu sind die wenigen Stadtknechte in die Flucht geschlagen, die Pferde werden angehalten, die Fuhrleute und Eigenthümer bedroht, die Wagendecken geöffnet — Ballen und Kisten auf die bereitstehenden Saumrosse geladen. Was sorgsamer Fleiß, was redliche Mühen gesammelt haben, um den Erwerb daraus zu lösen — dahin wandert es über das Feld, dem Walde zu, hinter dessen dunklen Fichten, Eichen und Buchen sich ein mäusegraues Nest erhebt, hoch auf schroffem Felsen; ein Thurm, ein „Lug ins Land", daneben ein hohes Wohnhaus mit Erkern und Fenstern, ringsum eine krenelirte Mauer mit hölzernem Rundgang — das ist der Bestimmungsort für die geraubten Waaren, dort wird die Beute getheilt, es ist das Raubschloß, dessen Insassen die Gegend ringsum in Angst und Schrecken setzen, den Verkehr hindern, die Gewerbthätigkeit brachlegen und abends beim vollen Humpen die Heldenstücke mit brüllendem Gelächter im Kreise ihrer Genossen erzählen: wie sie die Krämerjungen ausgebeutelt und wie die halbe Stadt vor Schrecken in die Keller flüchtete, als sie ankamen.

Dem Unwesen ward endlich von oben her einiger Halt geboten. Kaiser wie Rudolph, Karl und der gewaltige Max wütheten gegen die Räuber im Harnisch und Wappenrock. Das furchtbare Tribunal



der Behme erhob sich — die Reichsgerichte entstanden, um den bedrohten Landfrieden herzustellen, aber die tolle Wirthschaft war dennoch nicht ganz auszurotten, und noch zur Zeit Maximilians des Ersten florirten Götz von Berlichingen, Konrad Schott und Hans von Selbitz — alles Leute, die für romantische Begriffe höchst anziehend sein mögen, die aber in Bezug auf Mein und Dein sehr wunderlichen Ansichten huldigten. Berlichingen zeigte freilich viel ritterlichen Sinn, aber man lese seine eignen Memoiren über die Nürnberger Fehde. Unter solchen schlimmen Verhältnissen war es, wo die Städte zu Bündnissen gegen das Räuberwesen sich einigten und nicht ohne Erfolg. Man hatte in frühern Zeiten die Thorheit begangen, den adligen und bürgerlichen Strolchen Tribute zu zahlen. Mit dem Essen wuchs der Appetit der Herren vom Stegreif — die Städte konnten endlich den Tribut nicht mehr erschwingen und mußten zu den Waffen greifen. Aber das Tollste an der ganzen Sache ist: daß nicht etwa kleine Städte diesem Angriffe der Räuber unterlagen, sondern man findet Beispiele, wo Hauptstädte des deutschen Reiches mit den Banditen Contract abschlossen. Mir liegt unter vielfach gesammelten Notizen und Auszügen mittelalterliche Facta und Begebenheiten betreffend, ein Theil der Urkunden über die Burgen zu Baden bei Wien vor. Im Abschnitte „15. Jahrhundert" heißt es bei 1408: Daß Burg Rauhenstein durch den Räuberhauptmann Johann Laun überfallen worden. Burggraf Cuno Tollers ermordet und die Veste rein ausgeplündert sei. Dieser freche Räuber war so gefürchtet „Derohalben die statt Wienn ihnen einen Tribut zahlete". Das ist noch nicht genug. Herzog Leopold schenkt, um die kaiserliche Hauptstadt zu sichern (!), dem Buschklepper Laun die Herrschaft Pütten, einst Herzogthum, als Pfand. Laun kehrt sich aber auch daran nicht, „sondern die Räuber und Gewapenen des Hans Lawn furen fort mit rauben und prennen."

Im Jahre 1409 kauft die kaiserliche Residenzstadt sich endlich mit einer ungeheuren Summe los. Ich könnte dutzendweis die Beispiele aufführen, habe jedoch Wien besonders angeführt, denn sie war damals die größte und mächtigste Hauptstadt des deutschen Reiches, des Kaisers Sitz — und dennoch den Strolchen gegenüber ohnmächtig. Im Jahre 1409 überfiel Curt Stidlberg, der sich Burggraf von Medling nannte, Rauheneck: es ward erstürmt und gewonnen. Er hatte von seiner Burg Medling aus die ganze Gegend bis Wien in Schrecken und Sorge gebracht und setzte nun von Rauhenstein (oder Rauheneck) aus das Geschäft fort. Eine seiner trefflichen Handlungen bestand darin, daß er dem schönen Schlosse zu Senftenberg „den rothen Hanen auffs Dach setzete".

In Schlesien brannte und raubte eine Horde, das „schwarze Heer" genannt. Sie hielt den Fürstenstein besetzt und führte gegen Kasimir, Herzog von Teschen, damaligen Landeshauptmann, vollständige Schlachten. Er sah sich genöthigt, ihnen Fürstenstein und Bolkenstein für die (damals ungeheure) Summe von 30,000 Gulden abzukaufen. Bis zum Jahre 1463 waren die Wiener von der Burg Rauheneck aus fortwährend geschädigt. Um diese Zeit besaß sie ein Räuberhauptmann, Franz von Haag. Dieser Bursche ist nach Ausweis der Chroniken einer der tollsten und verwegensten, welche Deutschlands Gauen beunruhigten und für Ritter- oder Räuberromane eine köstliche Gestalt. Franz von Haag besaß mehrere Schlösser, die er sämmtlich durch Raub gewonnen hatte — so das feste Schloß Weikersdorf. Weikersdorf nahm er durch List. Es gehörte Siegmund Haager, einem frommen Mann, der sich still in seiner Burg hielt. Haag und einer seiner Knechte — die Chronik nennt ihn Lasiezki — beschlossen, ihm seine Burg zu stehlen (sic). Sie schickten am 29. Mai 1613 zwei Knechte an Haager, mit der Bitte, ihnen ein Hasengarn zu leihen, was sie auch erhielten. Haag nahm nun dreißig Knechte und versteckte sie in der Nähe des Schlosses. Sie hatten ihre Waffen unter den Mänteln geborgen. Zur Mittagszeit kommen die zwei Knechte mit dem Hasengarn zum Schloßthore und rufen zum Thorwart: „Nimm es hinein." Der Wärter öffnet arglos das Thor, aber einer der Mordgesellen spaltet ihm den Kopf, und Franz von Haag, Dupsky und Narek dringen durch das Thor, in dessen Nähe sie „verkleydert" gelauert und gewinnen also den Thurm. Diese „Verkleydung" muß durch Weiberkleider bewerkstelligt worden sein, denn der Reimchronist Beheim (oder Beham) singt im Buche von den Wienern:

> Der Franz vom Haag der Dupsky (Dupsky)
> Und Narek diese 3 warn by
> in Frawenklender pei den Torn.
> Dar under sy verwapnet warn. (Sie trugen also unter den Kleidern ihre Waffen.)
> Zu disen zwain so sprungen
> Und zu dem Tor hindrungen.

Sobald Lärm geschlagen war, drang Lasiezki mit dreiundzwanzig Knechten nach und sie eroberten die Burg. Haager, seine Frau, seine vier Knechte wurden ergriffen und ein halbes Jahr lang gefangen gehalten, bis Herzog Leopold ihn seiner Banden erledigte — wie? das ist nicht gesagt, der Chronist singt:

> Haager was gevangen, daz ist war,
> wol gegen ainem halben jar
> Pis in der Herczog ledig
> machet von dieser schedig.

Franz von Haag nahm nun auch Rauheneck. Er setzte sich darauf in Besitz der warmen Bäder!! Hierauf stürmte er die Burg zu Baden bei Wien, wobei sein Hauptmann Lluha die Sturmcolonne befehligte. Franz von Haag gab vor: „Man wäre ihm schon seit langer Zeit den Schutzzins schuldig, den er von der ganzen Gegend her bekäme und mit dem er seine Reisigen unterhalten müßte!!!" Er gründete das Dorf, „die Point" genannt, und räumte Rauheneck erst wieder, nachdem er eine bedeutende Summe erhalten hatte. — Herrliche Zeiten! aber die Fürsten waren nur mit schwacher Soldatenmacht gegen solches Gesindel versehen, andererseits sahen sie die Bewaffnung der Städte ungern. Ihre Söldner kriegten auf eigne Faust, wenn sie nicht Löhnung erhielten und so wurden aus Soldaten — Räuber, die sich zum Hohne „des Kaisers Söldner" nannten. Einer dieser Banditen, „der Schweizer Söldner" genannt, nahm mit 10 Gesellen das feste Haus Kalchsperg. Herrn Franz von Haag ereilte endlich die Rache. Er ward 1464 gefangen und mit seinem Spießgesellen Lluha auf dem Hühnerberg abgethan. Sonderbarer Weise fuhr man beide Schelme „in einem Wagen mit 6 Schimmeln bespannt" zur Hinrichtung — der Berg war gewählt, „daß man im Landt das Beispiel sähe" und Baden erhielt sein drittes Wahrzeichen, „den höchsten Galgen im Land" und das Recht, „seine Verbrecher mit 6 Schimmeln zum Hochgericht führen zu lassen".

Burg Rauhenstein blieb aber Sitz der Strolche. 1466 befindet es sich im Besitze des Wilhelm Puchheim, der seine Räubereien sehr ins Große trieb. Die Gemahlin Kaiser Friedrichs IV besuchte nach ihrer Entbindung die Bäder zu Baden und wollte über Heiligenkreuz nach Neustadt zurückkehren. Da sie aber am Rauhenstein vorüber wollte, fielen Buchheims Knechte über der Kaiserin Wagen her und plünderten sie. Eleonore flüchtete auf einem Maulthier. Nunmehr aber war die letzte Stunde des Raubwesens gekommen. Die Wiener, welche die Kaiserin sehr werth hielten, schickten ihren Stadthauptmann mit Reisigen und Geschützen vor das Schloß und gewannen es nach starker Gegenwehr. Alle Knechte wurden gefangen nach Wien geschleppt. Puchheim aber entkam und trieb sein Wesen als Räuber mit dem Banditen Georg Stein, beide plünderten die umliegenden Ortschaften. Er ward nach Linz vor den Schöffenstuhl geladen — erschien aber nicht. Der Legat Laurentius, Bischof von Ferrara, that ihn in den Bann. — Vielerlei ähnliche Dinge, Mittheilungen und Berichte der Chronisten über die Räuber könnten noch beigebracht werden, wenn der Raum es mir gestattete. Möge das Angeführte genügen, um zu beweisen, daß die Macht der Fürsten nicht ausreichte, daß erst Gesittung und fortschreitende Ordnung der Verfassungen dem Unheile steuern konnten, das übrigens in allen Ländern mehr oder weniger stark um sich gegriffen hatte und oft genug selbst bei höchsten Personen mindestens als Unterhaltung betrieben ward. Wer erinnert sich nicht des herrlichen Gespräches voll Humor und von charakteristischer Färbung, welches der Prinz Heinrich Falstaff und Poins in Shakespeares Heinrich IV halten, wo der liederliche Freund Heinrichs, Poins sagt: „Jungen, Jungen, morgen früh um 4 Uhr nach Gadshill. Es gehen Pilgrime mit reichen Gaben nach Canterbury, es reiten Kaufleute mit gespickten Beuteln nach London — wollt Ihr mit, will ich Euch die Beutel voll Kronen stopfen" und an dessen Ende Falstaff wünscht: „Daß der wahrhaftige Prinz, der Erlustigung wegen, ein falscher Dieb werden möge." — — In Deutschland trat eine kurze Pause in dem Räuberleben ein, als die Gemüther mit den wichtigen Ergebnissen der Reformation beschäftigt waren. Zwar findet man noch Leute, wie Kohlhaase &c., aber die eigentliche Wegelagerei stand in voller Blüte nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges. Diese schrecklichen Zeiten

waren endlich vorüber — die Nachwehen jedoch nicht gehoben. Das Leben der Städte war vollkommen zerrüttet, der Adel entartet, der Landmann am Rande des Verderbens, die Ordnung aufgelöst, die Sicherheit gefährdet. Besonders bildeten die haufenweis umherirrenden, entlassenen Soldaten eine schreckliche Plage für die Bevölkerung. Nicht mehr wie ehemals durch ihre Führer mit allem versorgt und der Plünderung, dem Raube, welchen ganze Armeen begingen, entgegengeführt, mußten diese von allem entblößten Banden ihr Leben durch Straßenräuberei fristen. Es waren Leute aus aller Herren Ländern. Der ehemalige Matrose der Nordseeküste hatte neben dem italienischen Bravo gedient. Der ungarische Räuber der Pußta war als leichter Reiter in der Armee Wallensteins neben dem französischen Cavalier einhergetrabt, den seine schlimmen Streiche zu den Fahnen des Friedländers getrieben hatten. Als der Krieg beendet war — standen diese Leute brotlos. Sie hatten nur das Gefecht und die Plünderung kennen gelernt. Was sollten sie beginnen? Waren doch schon während des Krieges viele Truppentheile berüchtigt dafür, daß sie in ihren Mußestunden Räubereien unter irgend welchem Vorwande trieben. In einem vertraulichen Schreiben aus Wien den 11. Februar 1628 heißt es: „Die kaiserlichen Soldaten, so auf dem Wege nach Regensburg in Baiern liegen, sollen in Gebrauch haben, die Reisenden und durchlaufenden Bothen zu durchsuchen und diejenigen, bei denen sie kein Cruzefix (oder Geld?) finden, als Ketzer niederzuschießen.“ und der kaiserliche Rath Lebzelter berichtet: „Man raube sich schon den Sold.“

Nach dem westfälischen Frieden durchzogen diese Räuberbanden das Land. Sie hatten nichts von der großen Plünderung behalten als ihre abgerissenen Kleider und einzelne Waffenstücke. Der Schütze trug noch sein Radschloßgewehr, die Patronengürtel und das Pulverhorn, der ehemalige Reiter die stählerne Halsberge und das breite Korbschwert, der Artillerist hatte sich mit der Schweinsfeder bewaffnet und der Cürassier seinen Helm oder die Hirnhaube aufgestülpt. Der italienische Strolch, der unter dem Piccolomini gedient und die Leichen geplündert hatte, war vor allem der am schlechtesten dotirte, aber er hat sein Messer, seine Pistolen — das ist genug. Er wird ein treffliches Mitglied der Bande sein, denn er hat eine sichere Faust, und wehe dem Opfer, das seiner Klinge in den Bereich kommt. Außerdem versteht er allerlei Kunststücke und kann den Diebessegen sprechen — die Schlüssel abdrücken — die bellenden Hunde beruhigen. Das ist so eine Bande, wie wir sie auf unserer Illustration sehen. Sie haben nur einige Stunden vorher gehört, daß ein Wagenzug kommen wird, der mühsam durch die Ebene sich windet, deren Sand die Räder tief einsinken macht. Der alte Reiter mit dem Ringkragen ordnet seine bestialischen Truppen zum Gefecht. Der Italiener ist der erste — er wird den Angriff auf den Fuhrmann wagen, hinter ihm der Ungar, der Büchsenschütze von Holks Jägern. Er soll Feuer geben, gleich viel ob er trifft oder nicht — der Rauch, der Knall, der Blitz machen die Pferde schen — erschrecken die Fuhrleute, alles ist verwirrt und mitten im Dampfe ist es leicht, das Messer zu gebrauchen. Der zweite Schütze steht hinter der zerfallenen Mauer, die Reisenden müssen denken: es seien halbe Bataillone im Hinterhalt — der Artillerist und der Cürassier werden mit dem Reiter vereint das Handgemenge herbeiführen. Der Platz ist trefflich gewählt. Das steinerne Bildstöcklein mit der Gnadenmutter, welche den Sohn im Schooße liegen hat, ist ein Punkt, an dem die Fuhrleute nicht vorübergehen, ohne Rast zu halten — sie nahen sich sogar dem Zeichen langsam, denn es ist eine stille Mahnung, hier ein Gebet zu verrichten. Hinter dem Bildstock hohes Korn — man kann im Fall des Mißlingens leicht entkommen oder den Raub sicher bergen. Eine brennende Sonne sendet ihre Strahlen nieder — in der Glut dieser Mittagsstunde schleppen sich die Pferde mühsam weiter, die Fuhrleute, die Begleiter der Wagen sind schläfrig und träge — die Strolche nicht. Sie sind munter, sie hören, sehen und erwarten mit großer Spannung — sie sind an eine heiße Sonne gewöhnt, die im Pulverdampfe noch dreimal unerträglicher schien. Immer näher kommen die Wagen. Die Räuber kauern sich eng zusammen, der Italiener hat sein bolognesisches Messer gezogen — er probirt leise die Federkraft seiner Beine, um sich mit kraftvollem Ruck erforderlichen Falles emporzuschnellen und auf die Beute stürzen zu können. „Wau — wau — wau,“ tönt es jetzt. Die Räuber ducken sich ängstlich nieder, denn mit großen Sätzen springt ein schöner Hund, die nie fehlende Begleitung eines Frachtwagens, herbei. „Teufel und Donner,“ murmelte der alte Reiter, „die Bestie wird uns verrathen.“ — „Horch — horch — Fuhrleut halten — Fuhrleut stutzig“ radebrecht der Ungar. „Sultan,“ der Hund ist bei dem Gemäuer angekommen — er wittert die Bande — er kennt die zerlumpten Leute und hat einen instinctmäßigen Abscheu gegen diese Ritter der Landstraße. Noch ein Sprung — er prallt knurrend zurück, denn er steht Kopf an Kopf mit dem Italiener. Der Ungar hebt seine Radschloßbüchse, dem Hunde den Garaus zu machen — „Halt,“ flüstert der Reiter, seine Hand auf die Achsel des Schützen legend, „seid Ihr verrückt? der Schuß muß uns verrathen.“ „St! St!“ macht der Italiener. „Seht hier.“ Er hat aus seiner Tasche schnell ein Stück Fleisch, den Rest des Mahles, gezogen — er hält es Sultan vor. Wird er es nehmen? wird er näher kommen? wenn du nahe genug in dem Bereiche des Messers bist — dann, guter Sultan, nimm das Fleisch und laß kein Bellen ertönen, sonst bist Du geliefert. Der heuchlerische Geber hat schon die nie fehlende Waffe bereit — ein Stoß, und du sinkst lautlos nieder. Sultan läßt sich verlocken — er frißt das Fleisch. Die Fuhrleute haben den Hund verfolgt — er kehrt nicht zurück — es ist nichts Verdächtiges, sie fahren weiter. Sultan naht wieder, seine Augen sind auf die Herren gerichtet, er springt lustig umher. „Aufgepaßt,“ flüsterte der Reiter. Der Ungar umklammert sein Gewehr, der Italiener sein Messer, der Reiter seines Schwertes Griff, der Artillerist und der Cürassier fassen ihre Spieße. Die Wagen kommen — sie halten. „Heilige Maria! Mutter Gottes“ beginnt der erste Fuhrmann mit abgezogenem Hute. „Bitt für uns — arme! —.“ Ein Knall ein Blitz, Dampf. „Hurrah, drauf!“ schreit es. Ein Pferd sinkt getroffen nieder. Heulend springt der Hund empor — gewaffnete Gestalten stürzen aus dem Kornfeld — hinter dem Gemäuer hervor. Entsetzen ergreift die Fuhrleute, noch einmal Feuer — die Kugel streift das Pferd des begleitenden Reiters — es bäumt sich wild auf — es jagt übers Feld mit ihm dahin — da sind zwei — drei wilde Bursche, sie fallen über die Wagen her — die Fuhrleute und Knechte fliehen, denn die Waffen der Räuber sind drohend — ihre gierigen Hände senken sich in das Innere der Wagen, sie zerren Ballen, Felleisen heraus. Der Ungar und sein Genosse bedrohen mit ihren Büchsen die aus der Ferne zuschauenden Leute — da tönt durch die Luft ein wimmerndes Signal — der Reiter ist bis zum naheliegenden Dorf galoppirt; er bietet die Landleute auf, die Sturmglocke erschallt, sie ruft alle auf dem Felde Beschäftigten zusammen, die Räuber zu verfolgen, diese ergreift Schrecken. „Fort — fort —“ mahnt der Reiter. Sie verschwinden im Korn mit vieler Beute — jetzt wagen die Fuhrleute eine Verfolgung, aber es blitzt wieder auf im Feld, der Schuß des Ungarn kracht und die Kugel schlägt prasselnd in das Schindeldach des Bildstockes. „Bleib zurück Johann,“ ruft der Fuhrherr dem Knechte zu. — Da kommen die Bauern mit Heugabeln, Dreschflegeln, Knitteln, aber die gewandten Räuber sind längst entflohen, und zerstreute Fetzen, Stroh und Lappen zeigen die Stelle an, wo sie in das Korn hinein verschwanden. Vom sichern Schlupfwinkel aus sehen sie, wie die Wagen langsam sich fortbewegen. Als die Nacht heraufgezogen ist, singt die Bande ein Kriegslied auf Boucquoi oder Wallenstein und entwirft neue Pläne zum Verderben der Reisenden.

Oesterreichs Apollokerzenfabrik.

Am Schlußtage der Vermählungsfeierlichkeiten des Kaisers Franz mit Maria Ludovica, Erzherzogin von Oesterreich-Esthe (10. Jänner 1808) drängte sich jeder, der zehn Gulden Bankozettel Eintrittsgeld nicht zu hoch fand, in den von dem großen Mechaniker Wolfssohn auf dem Schottenfelde in Wien eröffneten Apollosaal, um einen Blick in eine feenartig ausgestattete und erleuchtete Räumlichkeit zu werfen, wie sie weder Paris, noch London so originell und großartig aufzuweisen. Der Zudrang an jenem Abend war so groß, daß sich mancher nur mit einem flüchtigen Blick in den Blumensaal begnügte, darin sich's mitten im Winter wie unter den Tropen wandelte und darin weder die schäumenden Cascaden mit pittoresken Grotten, noch die schimmernden Bassins mit rudernden Schwänen

fehlten. Wolfssohn hatte dafür gesorgt, daß alle diese Herrlichkeiten gleich beim ersten Eintritt mit einem Blick übersehen werden konnten und zwar von der Terrasse aus, welche die ganze Breite des Apollosaales einnahm. Die berühmtesten Ballnächte des Apollosaals wurden nun seit jenem feenhaften Eröffnungsabend in den Annalen Wiens verewigt. Als am 5. März 1810 Marschall Berthier als Großbotschafter seinen Einzug in Wien hielt, um für Napoleon die Hand der Erzherzogin Marie Louise zu begehren, fand nach der förmlichen Anwerbung um die Prinzessin eine glänzende Hofballnacht im Apollosaale statt, und als „der gefangene fränkische Corsar auf Elba, seinem gnadenreichen Kerker" saß und die deutschen Fürsten und Deputirten in Wien zum Congreß versammelt waren, fanden zu Ehren der erhabenen Gäste wiederum die brillantesten Ballnächte in demselben Apollosaale statt. Doch als die Schreckensbotschaft in Wien eintraf, der „Weltfeind" Bonaparte sitze wieder auf dem Thron, wurden wie mit Zauberschlag die maskirten und unmaskirten Redouten, die Feuerwerke, Illuminationen, Volksfeste und Reitschullustexercitien eingestellt, die Prachtzelte und Lusthäuser mit den österreichischen Wimpeln, Trophäen und Lorbeerkränzen geschlossen, und selbst der Apollosaal wurde inmitten seines Lichtmeeres im Stich gelassen. Letzterer erholte sich nun von dem schweren Schlage nicht wieder. So oft er auch noch zu öffentlichen Bällen verwendet wurde, er konnte nicht wieder zu seinem alten Glanz gelangen. Seit dem Auseinanderstieben des Wiener Congresses war ihm der Lebensnerv durchschnitten worden. Der Kerzenglanz, den er sieben Jahre so prächtig entfaltet hatte, sollte aber, wenn auch in ganz anderer Weise, wieder zur Geltung gelangen. Im Jahre 1834 constituirte sich im Apollosaal die erste österreichische Seifensiedergewerksgesellschaft, verwandelte den berühmten Schauplatz glänzender Ballnächte in eine Seifenfabrik, und bald wurden auf dem Orchester, von welchem früher die Violinen die Fürsten zum Tanz beflügelten, die Dochte zu Kerzen gesponnen, die sich bald als Apollokerzen einen Weltruf eroberten.

An Oesterreichs Apollokerzenfabrik betheiligten sich zwölf Interessenten. Sie bildeten eine nominelle und keine Actiengesellschaft. Die Antheile blieben unverkäuflich und erbten in den Familien weiter. Diesem Umstande nun im Verein mit dem bedeutenden Fonds und der großen Sach- und Fachkenntniß der Gesellschaft, deren oberster Grundsatz dahin lautete, sämmtliche Erzeugnisse nur in der höchsten Vollkommenheit in den Handel zu bringen, ist es zu danken, daß die Apollokerze noch in diesem Augenblick die Krone aller Kerzen ist, ja daß sie noch immer das Non plus ultra jeder schönen und angenehmen Beleuchtung bildet. Den Werth der Apollokerze lernte ich erst dann recht schätzen, als ich einst nach dem Schluß eines der großen Wiener Hofbälle durch die Räumlichkeiten wanderte, darin noch die circa fünftausend Apollokerzen im reinsten weißen Lichte brannten. Ich nahm keine Spur von Ruß oder Rauch wahr, verspürte weder einen Reiz am Kehlkopf, noch ein austrocknendes Gefühl an den Athmungswerkzeugen, und keine der herabgebrannten Kerzen verrieth, daß sie während des Brennens getröpfelt hätte. Wer aber, ich frage, wer hätte etwa noch Lust verspürt, nach dem Schluß der Festlichkeiten in dem Hofballsaal noch länger zu verweilen, wenn er durch Paraffin oder Gas erleuchtet worden wäre? Welches Entsetzen aber etliche tausend Pseudoapollokerzen zu verbreiten vermögen, davon zeugte vor etlichen Jahren ein Ball, den die Fürstin Dolgoruky in St. Petersburg gab. Schon kurz nach dem Anzünden der Lichte machte sich in den glänzend decorirten Räumlichkeiten, durch welche die hohe Aristokratie Rußlands wogte, ein Geruch bemerkbar, der stark an den Kerzenrohstoff erinnerte und noch ehe der Ball begann, mußte sich die Fürstin von eng befreundeter Seite sagen lassen, daß man ihre Kerzen rieche. Als aber nach dem ersten Tanz der Ruf: „Es tröpfelt!" im Saale laut wurde, und man es in der That von den geprägten Broncelüstern, dahin sich aller Augen wendeten, wie von einer Dachtraufe nach einem Regen herniederrinnen sah, da hörte alle Etiquette, jede Rücksicht auf, und die feine Gesellschaft stob tumultuarisch auseinander. In den Corridoren, im Treppenhause, in der Vorhalle drängten sich die Fürstinnen, Gräfinnen, Baroninnen zusammen und verlangten die Equipagen. Die kostbaren Toiletten, die zusammen mehrere Rittergüter werth waren, wurden jedoch weniger bedauert, als der Haarschmuck, daran sich der französische Coiffeur stundenlang abgemüht hatte und der jetzt wahrscheinlich voll gemeinen Stearins war. Die Verwirrung wurde noch größer, als die junge Fürstin Naryschkin, welche zuletzt den Saal verließ, mit dem Rufe: „Es tröpfelt noch stärker!" ihre langen, blonden, stearinbetropften Flechten zeigte. Jetzt warteten viele die Ankunft der Equipagen gar nicht ab, sondern stürzten mit dem Ruf: „Quel scandale!" hinaus in die dunkle Nacht, um zu Fuß den Palast aufzusuchen. Den größten Schreck hatte natürlich die Fürstin Dolgoruky, die Ballgeberin, selbst. Der Verlust eines ganzen Steppengutes mit einer fünftausend Köpfe starken Schafherde wäre ihr nicht so unangenehm gewesen, wie diese gestörte Ballnacht. Die Dolgorukys sind ruinirt, denn sie können keine Apollokerzen mehr brennen, so züngelte am andern Tage die Fama durch Petersburg. Es half nichts, daß die Dolgoruky ihren Haushofmeister als einen Spitzbuben entließ, es half nichts, daß der Haushofmeister mit der bekannten orangefarbenen Emballage, mit Firma, Fabriksmarke und Stempel von Oesterreichs berühmter und einziger Apollokerzenfabrik zu den Ballgeladenen ging, um seine Unschuld darzuthun und die Wiedereinsetzung in sein altes Amt zu erlangen — den ganzen Winter wurde nur von dem Scandal bei der Dolgoruky gesprochen, und erst nach Jahren wuchs allmählich Gras über diesen Paragraphen der Petersburger Chronique scandaleuse.

Trotz des ungeheuren Schwindels, der mit gefälschten und nachgeahmten Etiquetten von Oesterreichs Apollokerzenfabrik getrieben wurde und noch getrieben wird, blieb die echte Apollokerze sowohl in dem kalten Norden wie in den heißen Tropen eine gesuchte und vielbegehrte Waare. Der Apollosaal reichte bald als Fabrik nicht mehr aus, und es mußte eine Filialfabrik (in Penzing bei Wien) gegründet werden. Die Firma brachte es so allmählich in ihren beiden Fabriken auf 24 große hydraulische Pressen, zwei Dampfmaschinen, acht Dampfkessel, acht Dampfkochcylinder, der Seifenkessel und anderer Kochapparate gar nicht zu gedenken. Schon vor Jahren wurden alljährlich bei ununterbrochenem Betriebe ungefähr 7,280,000 Pfund Unschlitt zu Apollokerzen verarbeitet, wobei noch 1,650,000 Pfund Seife und 400,000 Pfund achtundzwanziggrädigen Glycerins nebenbei producirt wurden. Nicht minder berühmt wie die Kerzen ist die chemisch rein und vollkommen neutral dargestellte, aus dem bei der Stearinerzeugung gewonnenen Elain fabricirte Apolloseife. Sie spielt nicht nur bei der Linnenwäsche, bei der Woll-, Seiden- und Schönfärberei, sondern auch bei der Toilette eine wichtige Rolle. Bei einer Wanderung durch die Laboratorien des Apollosaals sieht man, wie das ganze Bemühen der Gesellschaft darauf gerichtet ist, vollkommen reine Stearinsäure in feinster Qualität zu erzielen und sie zu allen Arten Kerzen, zu Tafel-, Candelaber-, Wagen- und Kirchenkerzen vom kleinsten Format bis zu 20 Pfund Gewicht zu verarbeiten. Während in den einen Räumlichkeiten das Unschlitt mit Kalkwasser gesotten wird, bis es eine sehr harte Masse (Kalkseife) bildet, wird es in den andern mit Säuren zersetzt, bis sich der Fettstoff (Elain) vollkommen vom Stearin absondert. Dreihundertfünfzig bis vierhundert Personen männlichen wie weiblichen Geschlechts arbeiten an den Läuterungsapparaten, an den Kalt- und Warmpressen, in der Dochtspinnerei, in den Trockungslokalen, in den Warmhäusern, auf den Bleichen, in der Sudhalle, in den Manipulations- und Gußsälen, in den Kerzenadjustirungs-, Putz- und Packsälen.

Unsere Leser wird aber der Fabrikationsgang der Apollokerze, sowie die Art und Weise, wie die Gesellschaft beim Ankauf der Rohstoffe jede Conjunctur im In- und Auslande zu benutzen versteht, weniger interessiren, als die Krisen, die im Laufe der Jahre über die berühmte Kerzenfabrik hereinbrachen und die siegreich überstanden wurden. Das Ganze greift auch so sehr in den Haushalt der Hausfrau, der Beschützerin von Licht und Kerze, hinüber, daß wir selbst des Interesses unserer praktischen Leserinnen gewiß sind.

Lange bevor Oestereichs Apollokerzenfabrik gegründet wurde, hatte der Chemiker Reichenbach, als Leiter der Fabriken des Grafen Salm bei Brünn, entdeckt, daß der garstige Theer, der zu nichts, als zu Schmiermaterial gut schien, nichts weniger, als ein übelriechendes Element, sondern vielmehr ein aus vielen werthvollen Stoffen bestehender, verkappter, dunkler Ehrenmann sei. Er entlarvte mit Hilfe der Wissenschaft das in bescheidener Einfachheit verbleiben wollende Schmiermittel und zerlegte es in eine Unsumme von Stoffen, von denen das Paraffin und Kreosot gewiß dem Leser bekannt sind. Was, in dem klebrigen dunkeln Theer steckte ein wachsweißer Körper, der, obgleich er nichts mit den Fetten gemein hatte, doch an die Talgkerze und deren Verdrängung erinnerte? Ja, so war's, und Reichenbach hätte wahrscheinlich die erste Paraffinkerzenfabrik angelegt, wenn er den Theer nicht aus dem theuren Buchen-

holz hätte schwelen müssen. Mittlerweile wurde nun Oesterreichs Apollokerzenfabrik gegründet, doch kaum hatte sie sich in der Gunst des Publikums befestigt, als die Zeitungen nach Wien etliche Ereignisse meldeten, die Johann, den muntern Apolloseifensieder, einen Augenblick seine Lieder einstellen hießen. Was war das? In Manchester war — wenn die Zeitungen nicht logen — eine Paraffinfabrik gegründet worden, die in einem Jahre über 200,000 Thaler Rente abgeworfen. Freilich, in England hatte man die Reichenbachschen Theeruntersuchungen wieder aufgenommen und gefunden, daß das Paraffin nicht nur im verschwelten Buchenholz, sondern auch in dem Torfe, ja, in den Stein- und Braunkohlen enthalten sei. Auch diese Nachricht kam nach Oesterreich; sie mußte, falls sie sich bewahrheitete, den Apollosaal bis in seine Grundfesten erschüttern, oder ihm doch jede Hoffnung auf eine apollokerzenreiche Zukunft von vornherein nehmen. Den ferneren Nachrichten über den Erfolg des Paraffin wurde nun mit Spannung entgegengesehen. Sie ließen nicht lange auf sich warten. Die Concurrenz rückte der Donaustadt näher. Wiesmann und Compagnie in Köln eröffnete die erste deutsche Paraffinkerzenfabrik, und von England und dem Rheine aus begannen die neuen Kerzen sich über Europa zu verbreiten. Der einen Ueberraschung folgte aber eine noch größere. Von Hamburg aus wurde ein neues Mineralöl unter dem Namen Photogen eingeführt, und die Zeitungen berichteten, daß dieses ebenfalls aus Braun- und Steinkohlentheer und zwar auf die leichteste Weise zu gewinnen sei. Wenn diese Mittheilung auch zunächst die Gutsbesitzer, die mit ihren umfangreichen Rapsfeldern brillirten, wie ein Dolchstoß traf, so machte sie doch auch auf die Apollokerzenfabrik, deren Interessenten bereits ihr ganzes Vermögen in die bedeutende Fabrikeinrichtung gesteckt, keinen geringen Eindruck. Lichte und Oele aus Torf und Kohlen mußten den Lichten und Oelen aus dem theuren Unschlitt und dem theuren Raps den Garaus machen. Die österreichische Seifensiedergewerksgesellschaft hielt außerordentliche Sitzungen in ihrem imposanten, schönen, im großartigen Stile angelegten Sitzungssaale ab, zu dem die ehemalige Terrasse des Apollosaales umgewandelt worden war, und berathschlagte, was unter den obwaltenden Umständen zu thun sei. Die Schürfung auf Kohlen, wie sie in Nord- und Süddeutschland, in Böhmen, Sachsen und Preußen zum Zwecke der Ausbeutung der Kohlenfelder auf Paraffin und Photogen, große Dimensionen angenommen hatte, drohte die Beleuchtungsfrage in ein ganz neues Stadium zu rücken. Auch das Gas griff in Privat- und öffentlichen Lokalen, auf den Hauptplätzen und Gassen der Städte immer rascher um sich, und die Continentalimperialgasbeleuchtungsgesellschaft fand den einen Gasometer vor der Mariahilfer Linie in Fünfhaus längst unzureichend. Das Resultat der Sitzungen lautete, wie vorauszusehen: Wir halten fest an unserm obersten Grundsatze und weichen nicht um eines Haares breit von dem einmal betretenen Wege. Unsere sämmtlichen Erzeugnisse sollen nur in höchster Vollkommenheit in den Handel gelangen und wenn neben Gas, Paraffin und Photogen noch eine Menge anderer Beleuchtungsstoffe auftauchen, wir lassen nicht ab von dem Kampf mit ihnen und bleiben bei der Apollokerze. Mit erneuter Kraft und reger Thätigkeit sah man so den Krisen entgegen und während die meisten der neu entstehenden Etablissements, die Paraffin und Photogen aus Kohle darstellten, nach kurzem Vegetiren stürzten, wie die Fliegen auf einem Arsenikteller, vergrößerte und vermehrte die Apollokerzenfabrik ihre Räumlichkeiten und ihre Maschinen. Ich habe zu ermitteln versucht, wie groß etwa die Zahl der Opfer, die in jenem damals über Oesterreich und Deutschland heraufziehenden Paraffin- und Photogenschwindel schachmatt gelegt wurden, aber ich bin in den Tausenden stecken geblieben. Der Schwindel ging so weit, daß selbst alte Tanten und lebensmüde Onkel, die von ihrer bescheidenen Rente lebten, zur Kündigung ihrer kleinen Capitalien bewogen wurden, um ihr Geld in Paraffin- und Photogenfabriken anzulegen. Statt aber Reichthümer gesammelt zu haben, standen die meisten bereits ruinirt da, als das amerikanische Steinöl, vulgo **Petroleum**, plötzlich in Europa erschien. Da halfen keine Scheinhiebe der Handelskammern gegen den neuen Concurrenten, keine Versicherungen, daß das Steinöl in rohem Zustande zu gewöhnlichem Gebrauch untauglich sei. Selbst der Warnungsruf der Behörden: „Nehmt euch in acht! der neue Lichterzeuger ist ungemein feuergefährlich und explodirt leicht in der Lampe“ — fruchtete nichts. Die Hausfrauen, die bereits schwere Prüfungsjahre hatten bestehen müssen, die von Rüböl auf Photogen und Photadil, von Paraffin auf Solaröl gejagt worden waren, die mit Leuchtern und Lampen aller Art, Astrallampen, Uhr- und Moderateurlampen, Stell- und Schiebelampen sich geplagt und dabei immer noch keine erwünschte Flamme erzielt, sprachen jetzt ein schwer ins Gewicht fallendes Wort mit und machten Propaganda für den neuen, schönen, billigen Beleuchtungsstoff von der andern Seite des Wassers. Das Petroleum siegte mit einem Schlage über den Paraffin- und Photogenschwindel, und letzterer kam nur um so rascher total zum Fall, als ihn eine Finanzkrisis noch mit zu Boden warf.

Und wie stand die Apollokerzenfabrik da, als der Sturm ausgetobt? Wie ein Fels im Wasser! Sie hatte von Jahr zu Jahr tausende von Centnern Talg mehr nöthig, um ihn zu Apollokerzen zu verarbeiten. Von 40,000 Centnern stieg der Verbrauch auf 50,000, dann auf 60,000, bis er im vorigen Jahre die Höhe von 65,900 Centnern Wiener Gewicht erreichte. Die Dauerhaftigkeit der Waare, die sich selbst unter dem Einflusse der Tropen geltend machte, verschaffte dem Fabrikat selbst Eingang in die Regionen der Pisangbäume und Cacteen. Und wenn der reiche Pflanzer in seiner von Palmen-, Cocos-, Orangen- und Citronenbäumen umstandenen Hacienda ein Fest gibt, so erleuchtet er abends die ganze Flucht der blumenduftigen Zimmer nicht selten mit Apollokerzen. Eine angenehme und zugleich brillante Beleuchtung bei den Festen der Vornehmen und Großen, sei es in den winterlichen Regionen Rußlands, in den ersten Salons von Paris, London und Wien, oder unter der Glut der heißen Zone ist eben ohne die Apollokerze nicht denkbar. Doch auch in den Bronzearmleuchtern vor dem Trumeau unserer Leserinnen, in dem Salonwagen der Eisenbahn, in der ersten Cajüte eines Lloyddampfers, in den Reverberen der Locomotive, in der Laterne eines Galawagens, oder in unserm eigenen bescheidenen Leuchter ist die Apollokerze die Krone der Lichter. Hart und kalt und in blendender Weiße, als wäre sie aus dem schönsten cararischen Marmor gemeißelt, leuchtet sie mit rein weißem Lichte und brennt in eben demselben Grade sparsam, wie sie hart ist. In der Hauptniederlage von Oesterreichs Apollokerzenfabrik aber (Kohlmarkt Nr. 12 in Wien) bleibt auch dann, wenn die Kerzen sämmtlich entfernt werden, noch genug zu bewundern übrig, und der frappirte Beschauer, der vor den Ornamenten, Statuen, Lyren &c. aus säurefreiem Stearin steht, hat sich erst zu besinnen, ob er nicht etwa die rechte Thür verfehlt und ein Bildhaueratelier statt eines Apollokerzenladens betreten.

Friedrich Bücker.

Die Geschwister von Portovenere.

Novelle von **Adolf Wilbrandt**.

(Fortsetzung.)

III.

Die Nacht verging, und Nina erwachte am frühen Morgen aus unruhigem Schlaf, mit nassen Augen, die sie verwundert trocknete; sie mußte im Traum geweint haben. Die Erinnerung an den gestrigen Tag, an den plötzlichen Abschied von Gaetano fiel ihr wieder aufs Herz. Sie stand auf, wollte sich ankleiden; die beiden jungen Dienerinnen kamen, begrüßten sie zu ihrem Namensfest und brachten die Gewänder, in denen sie heute zum ersten Mal als erwachsene Jungfrau erscheinen sollte. Mit verhaltenen Seufzern ließ sie es über sich ergehen, ließ sich den breiten Halskragen anlegen, das Haar mit Bändern durchflechten, die zierlichen Arme in die faltenreichen, bauschigen Aermel hüllen. Es war ihr, als ob sie nun für immer von Gaetano und ihrer Jugend abgeschieden sei. Sie dachte ihn sich auf dem Kriegsschiff unter dem wilden Seevolk, mit seinem ernsten Gesicht und den schwermüthigen Augen; begleitete ihn in sehnsüchtigen Phantasieen auf der Seefahrt an den Küsten hin: wie die Delphine sprangen, die röthlichen und grauen Marmorfelsen, die sanften Hügel über den Wellen aufstiegen, zuletzt das lichterreiche Genua im weiten Bogen — wie man es ihr beschrieben — durch die Nacht erschien. Es ward ihr schwerer, sonderbarer, kummervoller zu Muth, als sie

es jemals gekannt hatte. Sie verließ ihr Gemach im Thurm, ging über den Burghof in die dämmernde Unterkirche, um noch einmal auf der Stelle zu stehen, wo sie gestern Gaetano Lebewohl gesagt. Der Ring, den ihr der Vater von der Hand gezogen, glänzte in dem Schutt zu ihren Füßen. Sie sah ihn, ein heißes Verlangen zog sie dazu hin, und in kindlicher Furcht wagte sie doch nicht, ihn aufzuheben und zum zweiten Mal an ihren Finger zu stecken. Ein plötzlicher, unerklärlicher Schauder überfiel sie, als sie dann die dunkle Figur der Venus auf dem Altar zwischen den niedergebrannten Kerzen stehen sah. Es wandelte sie wie ein Grauen vor Gespenstern oder Dämonen an, und sie floh hinaus in die Oberkirche, um sich hier vor dem geschnitzten Bilde der Madonna auf die Kniee zu werfen.

Endlich stieg der langsame Tag etwas höher herauf, und um sich zu zerstreuen und ihrer herzbeklemmenden, mit tiefer Bangigkeit gemischten Sehnsucht auszuweichen, rief sie Cerina und die andere Dienerin, sie nach Palmaria zu der bekannten kleinen Bucht zu begleiten, da es so warm sei, daß sie zu baden verlange. Cerina erwiderte ihr verwundert, es sei noch zu früh im Jahr, um in dieser schattigen, kühlen Bucht ins Wasser zu gehen. Nina hatte Lust, ihr zu widersprechen; doch sie besann sich und erklärte: sie gebe es auf; aber aufs Wasser hinauszufahren wünsche sie, und auf der Insel zu landen und Immortellen auf der Höhe zu pflücken. Sie hoffte im Stillen, von da oben in den Golf von Spezzia hineinzusehen, das Kriegsschiff, wenn es herausfahre, immer vor Augen zu haben, und mit ihrem Tuch dem unten vorbeisegelnden Gaetano zuzuwinken. „Es wird unmöglich sein!“ gab ihr Cerina zurück. „Der Sohn des schrecklichen Barbarossa soll in der Gegend herumkreuzen. Bei den kleinen Inseln hinter Palmaria will man seine Galeeren mit blutrothen Flaggen gesehen haben; und wie leicht könnten uns die wilden Räuber auf Palmaria überraschen!“ Doch Nina, die keinen Einspruch mehr dulden wollte, ging auf den kleinen Hafen unter der Burgmauer zu, löste selber das Schiffchen Manais von der Kette — ihre eigene Gondel wollte sie nicht betreten, bis G a e t a n o sie wieder darin aufs Meer fahren könnte — und gebot den Mädchen, einzusteigen. „Müßt ihr furchtsamer sein als i c h?“ sagte sie ungeduldig, da die beiden noch zögerten. „Wird euch so bange, daß Scheredrin um eurer weltberühmten Schönheit willen von Tripolis herübersegeln möchte, euch in seinem Harem hinter sieben Schlössern einzuspeeren? Kommt! macht euch ans Rudern!“ Und sie sprang ins Schiff und sah mit gekreuzten Armen zu, bis die Mädchen sich gefügt hatten und das kleine Fahrzeug über den stillen Wasserspiegel hinüberflog.

Die Bucht, in der sie gestern mit Gaetano sich in ihre Ariadnezeit zurückgeträumt, war bald erreicht; die drei stiegen ans Land und fingen an, den Abhang der Insel zu erklettern. Nina sah zurück, und es kam ihr vor, als sähe sie drüben, auf dem Fußpfad, der von der Höhe nach Portovenere herunterführte, Gaetano in seinem grauen Wamms, einen Mantel über der Schulter, eilig vorwärtsgehen, dann stehen bleiben und mit seinem Hute winken. Das Herz schlug ihr mit Gewalt. Aber dann sagte sie sich seufzend, es müsse eine Täuschung ihrer Augen sein, wandte sich wieder und setzte ihren etwas mühsamen Weg bergan mit den Mädchen fort. Es fiel ihr auf, daß zuweilen durch die tiefe Stille — denn diese Seite der Insel war fast unbewohnt — ein dunkles Geräusch wie von Stimmen oder von Waffen sich ihr ans Ohr drängte. Doch es blieb ein unbestimmter Klang, und sie dachte, es könnten Bewohner der Burg von Palmaria sein, die in einem schattigen, verlassenen Marmorbruch der Insel sich mit Nichtsthun und Spielen unterhielten. So kam sie an einen Vorsprung, wo aus dem begrünten, weichen Abhang der Fels scharf zu Tage trat und ein tiefer Einschnitt sich hinuntersenkte. Auch hier war in der alten Römerzeit Marmor gebrochen worden; der öde Platz nahm sich jetzt wie eine künstlich in den Stein gehauene Grotte aus, von kleinen schlanken Cypressen und Wachholdergebüsch zu beiden Seiten umstanden. Die wilde Anmuth dieser Bergeinsamkeit — denn man war hier wie in den Erdboden eingesenkt, und nur ein Streifchen des blauen Golfs von Spezzia blitzte von fern zwischen den Cypressen herüber — die schöne, feierliche Stille und die Kühle hielten Nina fest. Sie stieg in die Grotte hinab, setzte sich aufs Gestein und überließ sich ihren entfesselten, ganz von Einem Herzenstrieb ausgefüllten Gedanken.

Die beiden Dienerinnen saßen neben ihr; Cerina hatte eben der andern zur Kurzweil das Haar künstlich geflochten, ließ sich nun von ihr das Gleiche thun und sang dazu leise ein Schifferlied vor sich hin — als auf einmal hinter dem Fels Gestalten mit schwärzlichen, beturbanten Köpfen hervorsprangen, und ein Mann, der seinen Säbel schwang, Cerina am Arm ergriff. Das Mädchen schrie auf, und Nina fuhr in die Höhe. Sie sah in ein paar Augenblicken die halbe Grotte mit bewaffneten Corsaren angefüllt. Einer in reicher, blitzender Kleidung trat auf sie zu, redete sie in ihrer Sprache an und streckte die Hand nach ihr aus. Von ihrem Entsetzen doch nicht wehrlos gemacht, wich sie zurück, sprang auf die Blöcke, die hinter ihr umherlagen, rief ihre Mädchen an, dasselbe zu thun, und lief dann außer sich den Abhang hinab. Immer nahe daran, zu stürzen, flog sie nur so dahin. Die Corsaren, die sich der beiden Dienerinnen schon bemächtigt hatten, stürzten sich hinter ihr her; der junge Führer voran, der ihr mit lauter, drohender Stimme zurief, sie solle stehen, oder es koste ihr Leben. Doch sie hörte nichts. Bei der wilden Flucht fing ihr Herz so heftig zu schlagen an, daß sich ihr die Sinne verwirrten. Mit athemlosen Sprüngen hatte sie eben das Ufer erreicht und schien entschlossen, sich ins Meer zu werfen, als sie das Bewußtsein verlor und ohne einen Laut zusammenbrach.

Büchsenschüsse und ihre eigene Angst weckten sie endlich wieder auf. Sie sah sich zu ihrem Erstaunen in Gaetanos Armen, der sie vom Boden aufgehoben hatte, zehn Schritte weit in einen Fischerkahn trug, mit dem er gelandet war, und sie hier auf die Planken niederließ. Dann stieß er das Fahrzeug mit einem schütternden Stoß vom Ufer ab, und Nina fühlte, daß sie aufs Meer hinausflog. Kugeln zischten über sie hin; lautes Rufen und Fluchen klang vom Lande herüber. Endlich trat ein breiter Felsvorsprung zwischen ihren Kahn und die Corsaren, und es ward etwas stiller um sie her. Dagegen schien nun die Küsten entlang alles rege zu werden. Von dem Thurm von Portovenere blies der Wächter in langen, warnenden Tönen, der Thürmer von Palmaria antwortete, und die Glocken der Wartthürme auf den Vorgebirgen läuteten Sturm. Von den schauerlichen Tönen geängstigt, von neuem Entsetzen gefaßt, schloß sie wieder die Augen und verlor die Sinne. „Nina! Nina!“ rief Gaetano sie an. Er hatte bisher mit Aufbietung aller Kraft den Kahn nach Portovenere zu vorwärtsgetrieben; nun sah er sich außer Gefahr, die Corsaren plötzlich wie eine Erscheinung verschwunden, die schützenden Burgmauern vor sich, und zog die Ruder ein, um das hingesunkene Mädchen zu beleben. Indem der Kahn in der Strömung weiter schwamm, nahm er Nina in seine Arme, besprengte ihr die Schläfen und das Gesicht, das sich kläglich entfärbt hatte. „Nina! Geliebte!“ rief er ihr mit unverhaltener Zärtlichkeit ins Ohr. Und da sie noch nicht erwachte, gab er ihr alle süßen Namen, die ihm auf die Lippen kamen, küßte sie leidenschaftlich auf Augen und Mund, legte ihren Kopf an seine Brust, als müßte sein Herzschlag sie gewiß erwecken. So trieb er auf den Burgfelsen zu. Sein Gesicht auf sie herabgebeugt, sah er endlich mit Entzücken, wie sich ihre Augen wieder öffneten und der erste Blick mit dem seinen zusammentraf.

„Gaetano!“ hörte er auf einmal über sich rufen. Er blickte in die Höhe und in das erschreckend verstörte Gesicht des Grafen, der auf der Burgmauer stand, die beiden betrachtete, und ohne Worte — wie wenn er vor Aufregung nicht sprechen könnte — ihm heftig winkte, sogleich ans Ufer zu kommen. Die ganze Mauer war von Kriegsleuten lebendig, auch Toniellos weißbärtiges Gesicht starrte gleichfalls entsetzt durch eine Scharte hinunter. „Hierher! Zu mir!“ rief der Graf, der endlich Sprache gewann. Gaetano, noch ohne zu ahnen, was ihn erwartete, nur wieder zum Trotz gereizt, zögerte eine Weile. Endlich richtete Nina in seinem Schoß sich auf, und bat ihn mit den Augen, sie ans Land zu bringen. Manai erschien zugleich unten am kleinen Hafen, winkte durch eifriges Geberdenspiel und streckte ein Ruder aus, um den treibenden Kahn heranzufischen.

Der Jüngling landete, führte Nina ans Ufer, zog sie dann, da sie noch etwas wankte, den Pfad zum Burgthor hinauf und trat mit ihr auf den Hof. Der Graf war verschwunden. Aber der alte Toniello, mit sehr unheimlicher Miene, bedeutete sie, zu folgen, und ging in die offen stehende, leere Kirche voran. Hier machte er die Thür hinter sich zu und sagte mit einem Ton, der Nina die Brust beklemmte: „O all ihr Heiligen! — Gaetano, welcher Dämon hat Dich wieder hierher geführt? Warum schwimmst Du nicht jetzt auf dem Meer nach Genua?“

„Weil ich Grund hatte, Vater Toniello, wieder umzukehren!“

„Wie kamst Du nach Palmaria, Unglücklicher, um unsere Nina zu retten?“

„Ich sah sie vom Ufer aus, und fuhr hinüber — um sie wiederzusehn.“

„Und was wolltest Du dann? —"

Gaetano betrachtete das Mädchen mit einem Blick voll schwärmerischer Liebe, der die offenste Antwort war. Erschüttert wandte sich der alte Einsiedler bei Seite. Dann murmelte er: „Ich soll Dir sagen, Gaetano, daß der Graf auf der Stelle mit Dir zu reden wünscht! In seinem Zimmer, da drinnen, wirst Du ihn finden."

Der Jüngling antwortete nichts, ging durch eine Thür, die von den Wohngemächern der Burg in die Kirche führte, stumm hinaus. Als er sich entfernt hatte, wandte Toniello sich zu Nina, die ihm voll Angst nach den Augen sah. „Ahnt Ihr, Nina," fragte er, „was Euer Vater ihm nun sagen wird?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Er wird ihm sagen, daß ihr beide Bruder und Schwester seid, und daß ihr vor Gott und den Menschen verpflichtet seid, euch wie Bruder und Schwester — nur wie Bruder und Schwester zu lieben."

„Nina!" setzte er nach einer bangen Stille hinzu, da das Mädchen, gegen diese Enthüllung ohne Widerstand, mehr und mehr erblaßte und endlich zu zittern anfing. „Ihr habt ganz verstanden, was ich sagte? Euer Vater ist auch G a e t a n o s Vater. Ihr beide seid Blut von demselben Blut! — Warum sag ich Euch das? Weil Ihr im Begriff wart, eine unaussprechliche Sünde wenigstens im G e i s t e zu begehen, und der letzte Augenblick gekommen war, Nina, Euch aus der gefährlichen Nacht dieser Unwissenheit zu reißen."

„O Gott! O Gott!" seufzte sie vor sich hin und verhüllte dann ihr vor Scham aufglühendes Gesicht.

„Ich tadle niemand als mich selbst!" fuhr der Alte tief bekümmert fort. „I ch war Schuld daran, daß man euch nicht trennte, daß man etwas wachsen ließ, was wir alle nicht sahen! Mein alter Kopf redete sich ein, die heilige Stimme der Natur werde stets in euch mächtig bleiben und die paradiesische Unschuld eurer Seelen nicht verstören lassen. So berieth ich Euren Vater falsch und erstickte seine Zweifel durch mein festes Vertrauen! — Fasset Euch, Nina. Laßt Eure Thränen nicht fließen; ruft Eure Besinnung an. Ihr habt einen Bruder gewonnen, und Eure Liebe zu ihm weiß nun den Weg, den sie zu wandeln hat! Laßt mich Euch sagen, wie dies alles geschehen ist; wie dieser Bruder Euch geboren ward, wie man ihn verheimlichen mußte, — und wie unrecht Ihr habt, über Euer Schicksal zu weinen."

Doch das Mädchen hörte ihn nicht, weinte trostlos unter ihrer Verhüllung fort, und es war, als wolle sie nicht wissen, wie dieses Schicksal über sie gekommen sei. Der alte Einsiedler, gegen ihren Kummer waffenlos, stand in Verwirrung da. Noch einmal suchte er ihr ans Herz zu reden, faltete dann die Hände und sah zur Madonna hinauf, wie um ihre Vermittelung anzurufen. Es verging so eine geraume Zeit. Endlich öffnete sich die Seitenthür, und der Graf erschien. Sein langes spanisches Gesicht war bleich wie der Tod, die strenge Entschlossenheit, die es sonst nie verließ, schien sich aufgelöst zu haben. Mit mühsam festem Schritt kam er auf den Einsiedler zu, murmelte, er möge hineingehen und Gaetano auf irgend eine Weise zu beruhigen suchen, und blieb dann unentschlossen vor seiner Tochter stehen. Der alte Toniello gehorchte. Er trat durch die Thür in den Gang, der zu den Wohnungen führte, und ging in des Grafen Gemach. Hier lag Gaetano auf dem Steinboden, wie hingeschmettert, das Gesicht gegen die Fliesen gedrückt, regungslos, nur sein stöhnendes Athmen verrieth, daß er lebte.

„Du weißt, wer Du bist?" fragte der Einsiedler nach einer langen Pause, in der er nach Worten gesucht hatte.

Gaetano schwieg.

„Du hast gehört, wer Deine Mutter war? — Bei der heiligen Jungfrau und unserm Erlöser, willst Du nicht aufstehen und ruhig anhören, was ich zu sagen habe?"

Der Jüngling rührte sich nicht.

„Kannst Du Dich nicht freuen, Gaetano, daß Du einen Vater und eine Schwester hast? — Warum verzweifelst Du so? — Hat Dir Dein Vater nicht gesagt, warum er so lange Jahre, seinem Herzen zur Pein, Dich verleugnen, Dich Dir selbst zum Geheimniß machen mußte? Daß Ninas fromme und stolze Mutter nur unter dieser Bedingung einwilligte, Dich unter Deines Vaters Augen aufwachsen zu lassen? Daß sie noch auf dem Sterbebett ihm das Gelöbniß abnahm, das Kind der — Heidin nie aus seinem Dunkel zu ziehen? — Bis es nun doch geschehen mußte, da Gottes Verhängniß es nicht anders gewollt hat? — — Gaetano! hörst Du mich nicht? Bist Du sinnlos geworden wie ein Stein? — Soll etwa Dein Vater kommen und Dich um Vergebung bitten? Wie lange willst Du so liegen und Gott lästern durch Deine Verzweiflung, daß er Dir an Einem Tag Vater und Schwester geschenkt hat?"

Toniello sah, daß er vergebens sprach. Der unglückliche Gaetano richtete sich wohl auf, warf einen stieren Blick im Raum umher, sank dann aber wieder auf die Kissen des Divans hin. So lag er, bis die Thür von der Kirche her sich aufthat und Gaetano bei dem Geräusch in die Höhe fuhr. Der Graf und Nina standen auf der Schwelle. Das Mädchen, noch todtenbleich, versuchte zu lächeln; — „mein Bruder!" klang es kaum hörbar von ihren Lippen. Dann näherte sich der Graf, und verlegen, wie man ihn nie gesehen, mit vor Unsicherheit rauher Stimme sagte er: „Mein Sohn!" — Doch die beiden Worte waren kaum gesprochen, als Gaetano, das ganz verwüstete Gesicht ihm zugewandt, seine Locken schüttelnd, ihm entgegenrief: „Wo ist Euer Sohn? Ihr habt keinen; ich weiß keinen; ich kenne keinen! Wen sucht Ihr hier? Meine Mutter habt Ihr getödtet" — und mit einem verwilderten Blick auf Nina setzte er hinzu: „und mich um mein Leben betrogen! Rührt mich nicht an — ich kenne mich selbst nicht mehr! Ich will keine Schwester; gebt mir meine Hoffnungen, gebt mir mein Leben zurück!" — Und indem er das sagte, fuhr er sich ins Haar, riß sein Wamms entzwei und schien sich das Herz aus der Brust reißen zu wollen.

„Du bist von Sinnen!" erwiderte nun der Graf, dem über diesem fürchterlichen Ausbruch der ganze gebieterische, beleidigte Stolz zurückkam. „Willst Du, Knabe mein Richter sein? Wenn ich komme, um Dich an mein Vaterherz zu drücken, willst Du mir dafür durch Verwünschungen danken? — Ich sage Dir, fasse Dich!" Und damit trat er auf den Jüngling zu, um ihn durch die Gewalt seines Blicks zu bändigen und seinen Trotz zu erschüttern. Doch Gaetano erwiderte diesen Blick mit ebenso finstern Augen, dem einzigen Erbtheil, das ihm der Vater mitgegeben hatte, und sah ihn so verzweiflungsvoll drohend an, daß der Graf erschrak. Alles Knabenhafte war aus Gaetanos Zügen verschwunden, die Entschlossenheit des Schmerzes hatte sie wie um ein Jahrzehnt älter gemacht. „Wo ist Dein Vaterherz? Zeig es mir!" rief er aus. „Thu Deine Brust auf, laß es mich sehn — laß mich Dein Vaterherz sehn! Du hast mich zum elendesten aller Menschen gemacht, und dafür soll ich Dir danken? — Nein — ich verwünsche Dich! — Ich verwünsche Dich!" wiederholte er so überlaut, daß Nina zusammenfuhr. „Dieses Mädchen da hast Du mir gestohlen! Meine Mutter im Grab hast Du umgebracht! Dieses Herz da" — und er schlug sich an die Brust — „hast Du in Stücke gebrochen! Das einzige Labsal soll mir der Himmel nicht nehmen, daß ich Dir's sage — daß ich Dich verwünsche!"

„Um aller Heiligen willen —!" rief Toniello dazwischen. Der Graf, zuerst von Entsetzen erstarrt, gerieth jetzt vor Zorn außer sich, und da ihm die Zunge versagte, griff er nach seinem Schwert, um nur etwas zu thun. In demselben Augenblick zog auch Gaetano seinen Dolch aus dem Gürtel und hielt ihn vor sich hin, als erwarte er, von seinem Vater angegriffen zu werden. Dieser Anblick riß endlich Nina aus ihrer Betäubung auf. Mit einem jammervollen Schrei warf sie sich zwischen den beiden auf die Kniee hin. Der Graf, der sein Schwert nur halb aus der Scheide gezogen, ließ es wieder zurücksinken, betrachtete Gaetanos Dolch, und in einer wilden Entrüstung, die sein Herz erleichterte, richtete er sich hoch auf. „Wagst Du mir zu drohen, Du Bube? Ziehst Du das Schwert gegen mich? Deine siebzehn Jahre wollen mich versuchen? — Nun, beim Allmächtigen — so sollst Du Deinen Willen haben: sollst Deinen Vater in derselben Stunde verlieren, wo Du ihn gewonnen! Fort mit Dir! Und nimm meinen Fluch mit auf den Weg: ich verbanne Dich! Wenn mich mein Sohn nicht kennt, so schließ' ich mein Haus vor ihm zu, so verfluch' ich ihn, so mag er da draußen sterben und verderben!"

„Vater! Vater! — Gaetano!" rief Nina flehend und verzweiflungsvoll aus. Sie sah den Bruder an, doch er vermied ihren Blick. Die ganze Seele seines Vaters stand ihm in den Augen.

„Gut denn!" sagte er und stieß den Dolch in seinen Gürtel zurück. Es that ihm wohl, daß alles zerrissen war; es gab ihm die Möglichkeit, das Uebermaß seines Schmerzes zu ertragen. „Ich danke Euch für den Fluch!" setzte er hinzu. „Nichts verlang' ich mehr von Euch, als verbannt zu sein. Nie, nie seht ihr mich wieder! Vielleicht finde ich irgendwo meiner Mutter Grab — um dort — —" Doch ein unfreiwilliger Blick auf Ninas blasses Gesicht brach ihm die Stimme, und nur mit einer Geberde vermochte er seinen Gedanken zu vollenden. Dann nach einem Ausweg suchend, um diesen Gesichtern zu entrinnen,

trat er hinter sich und fand die Thür, die auf den Burghof zurückführte. Nina sah ihn hinausstürzen. Sie wollte ihn anrufen, wollte ihm nach — fühlte die Unmöglichkeit es zu thun, und faul auf den Divan hin.

IV.

Draußen auf dem Burghof fiel Gaetano in aller Verwüstung seiner Seele ein, daß er so hilflos, wie er ging und stand, nicht davongehen dürfe. Er stieg die Treppe zu seinem Gemach hinauf, raffte zusammen, was an Kleidern und Waffen an den Wänden hing, und ließ sich dann, um keinem Menschen mehr begegnen zu müssen, an einem Strick über die Mauer hinab. Seine Kammer lag an der Seite, die nach Palmaria blickte; unten am Fuß der Mauer zackte sich der aus dem Meer aufsteigende Fels, doch Gaetano war es gewohnt, an solchen Felsen zu klettern. Ohne Geräusch zu machen, auf einen Degen gestützt, klomm er an der Mauer entlang, bis er die kleine Hafenbucht erreichte.

Der Fischerkahn, in dem er Nina gerettet hatte, lag noch neben den andern Gondeln da; er stieg hinein, löste ihn und ruderte mit Macht auf das Meer hinaus. Niemand hielt ihn auf. Ein frischer Nordwind kam hinter ihm her; er spannte das Segel, und an der steilen Westseite von Palmaria vorüberschwimmend, trieb er nach Süden zu. Portovenere verschwand. Der Unglückliche athmete auf, als er es nicht mehr sah, und nun ganz mit sich allein und seinem Elend zurückgegeben wünschte er sich von ganzem Herzen den Tod. Aber es schauderte ihm, in die feuchte Tiefe zu springen. Er zog seinen Dolch — die Klinge, mit der er dem Vater gedroht hatte; doch in einem plötzlichen Gefühl des Grauens warf er sie ins Meer. So trieb er nun fort, er fragte sich nicht wohin. Im Westen, über der sich verdunkelnden Wasserwüste stand graues Regengewölk; ein mächtiger Regenbogen spannte sich davor, und zwischen ihm und der Wolkenwand trieb der Wind helleres, sonnenerleuchtetes Gewölk wie flockige Herden vorüber. Die ganze graue Masse gerieth in Wellen und Wogen wie ein Meer; nur der Regenbogen stand unerschütterlich da, Himmel und Erde verbindend. Gaetano starrte ihn an, wie einen letzten Trost, ein weiches, kindliches Wehgefühl kam ihm wieder ins Herz; — bis endlich auch der farbige Bogen in dem zerfließenden Wolkendunst versank, der nun im Sonnenlicht aufflammte. Als wenn diese Erscheinung es wäre, die ihn so elend machte, ließ er nun die zurückgedrängten Thränen hervorbrechen und streckte sich, an allem verzweifelnd, auf dem Boden des Nachens aus.

Die langen Stunden des Tages vergingen langsam und dehnten sich grenzenlos; die Stunden der Nacht noch mehr. Gaetano, in seinen kleinen Mantel gehüllt, fand keinen Schlaf, aber er ließ sein Schifflein schaukeln, wohin es wollte. Nach Mitternacht erhob sich ein neuer Wind; doch in der Dunkelheit — denn der Sternenhimmel hatte sich bedeckt — konnte er nicht erkennen, von wo er wehte. Erst in der Morgenfrühe sah er, wohin er gerathen war. Der Wind, von Süden her aufsteigend, hatte das Fahrzeug gedreht und zurückgejagt. Gaetano entdeckte, daß er auf die kleine Insel Tinetto zusegelte, die sich, neben dem etwas größeren Tino, vor der Südseite von Palmaria erhob; ein unbewohnter, unbebauter Fels, in dessen tiefer Ufergrotte die unermüdliche Brandung wiederhallte. Eine kleine geschützte Bucht öffnete sich hier mitten zwischen den Klippen, und ein Wässerchen floß in sie hinab. Gaetano, von Durst und Hunger gequält, zauderte noch eine Weile, ob er landen sollte; aber der angeborene Lebenstrieb siegte über seine Melancholie. Er steuerte ans Ufer, legte den Nachen fest, und kniete neben dem Bache, um aus den Händen zu trinken. Dann zog er aus seinem Mantel Brot und Früchte hervor, die er gestern morgen hineingesteckt und ungegessen gelassen. Er stillte seinen Hunger, so gut er konnte, lehnte sich endlich müde gegen ein Felsstück und schlief, einen Seufzer auf den Lippen, vor Erschöpfung ein.

Seine Jugend forderte ihr Recht: bis zum Abend lag er in tiefem traumlosen Schlaf. Dann begann endlich seine Seele dumpf zu erwachen und formte sich selbst zur Qual einen schweren Traum. Gaetanos Mutter, ein Weib mit dunklem Gesicht, halb der Maurin, halb Nina gleich, trat in ein Leichentuch gehüllt aus dem Meer hervor; trat zu ihm, der am Ufer lag, und winkte ihm, ihr zu folgen. Von Grauen gefaßt wehrte er sie ab. Aber sie ließ sich nicht hindern, beugte sich über ihn, und nun auf einmal der Venus gleich, sagte sie mit bösem Lächeln: „Weißt Du nicht, daß Du ein „Venuskind“ bist? Dich hab' ich mir geweiht, Du und die Deinen, Ihr seid mein, und Ihr müßt alle verderben!“ — Damit sank ihr Gesicht, als wäre es ein Leichentuch, auf das seine herab. Dem Ersticken nahe, in Angstschweiß gebadet, wachte er endlich auf. Das Traumgesicht war zerflattert, aber ein Mann mit pechschwarzem Bart und wilden Zügen kniete neben ihm, eine Hand auf Gaetanos Brust gelegt, in der andern Gaetanos Waffen. Andre, nicht minder abschreckende Gestalten standen um ihn her. Als er sich dann entsetzt ein wenig aufrichtete, sah er neben seinem Kahn in der Bucht eine große Barke, und weiter hinaus eine hochbordige Galeere, die auf den Wellen langsam auf und nieder schwankte und vor Anker zu liegen schien.

Er wollte aufspringen; nun trat ein junger Türke in reicher Kleidung, den er bisher nicht bemerkt hatte, gelassen vor ihn hin und winkte ihm liegen zu bleiben. Sein Gürtel blitzte von Dolchen, deren Vergoldung und edle Gesteine den Anführer verriethen. Nachdem er seine scharfen, vornehm blickenden Augen eine Weile auf Gaetano hatte ruhen lassen, redete er ihn in gutem Italienisch an: „Warst Du es, der gestern die Tochter des Grafen von Portovenere mir aus den Händen riß?“

Gaetano erkannte ihn nun und nickte stolz.

„So bemühst Du Dich früh, ein Held zu werden!“ sagte der andere mit einem leichten, doch nicht spöttischen Lächeln. „Kannst Du mir sagen, junger Mann, wer ich bin?“

Gaetano schüttelte den Kopf.

„Siehst Du nicht meinen röthlichen Bart? Ich bin Schereddin Barbarossa der Junge — Deines Oheims Sohn. Dein Vetter! — Kennst Du diese Frau?“ setzte er hinzu, indem er jemand winkte, sich zu nähern. Rekaja, die Maurin, ward jetzt Gaetano sichtbar, trat näher und blickte ihn freundlich und vertraulich an.

„Du kennst sie?“ wiederholte Schereddin, da der überraschte Gaetano schwieg. „Seit heute früh ist sie auf meinem Schiffe. Sie hat Dich vorhin erkannt, als wir Dich hier fanden, und mir Dein Schicksal erzählt. Du siehst: ohne es zu wollen bist Du zu Blutsgenossen gekommen, die Dich als Freund begrüßen. Zwischen Dir und mir gibt es keinen Krieg! — Warum antwortest Du mir nicht?“

„Weil mich alles, was mir heilig ist, verhindert, Dein Freund zu sein!“ antwortete Gaetano und richtete sich nun auf. „Weil Du der Feind der Meinen bist.“

„Stille! Wer sind die Deinen?“ unterbrach ihn der Corsar. „Dein Vater hat Dich verbannt und verflucht; denkst Du, das wüßte ich nicht?“

Der Jüngling starrte ihn an. „Du siehst, meine Spione sind gut!“ fuhr Schereddin mit stolzem Ausdruck fort. „Sie haben mir auch gesagt, warum Du verbannt worden bist. Sie haben mir erzählt, daß heute Nacht das Verlobungsfest Deiner — Schwester mit dem jungen Grafen Paolo gefeiert wird, um an die Stelle des „verlorenen Sohns“ einen andern zu setzen.“

„Heiliger Gott —!“ fuhr Gaetano auf, und plötzlich war alle seine Fassung dahin. Er begann in seinen Knieen zu zittern. „Siehst Du: das sind „die Deinen“!“ sagte der Corsar, der ihn kaltblütig betrachtete. „Um ihretwillen nennst Du Dich meinen Feind! — Doch ich sehe Deinen Schmerz und überlasse Dich ihm. Der Mond geht auf. Es ist Zeit, daß wir ins Schiff zurückkehren. Du wirst die Güte haben, mein Vetter, uns dahin zu folgen.“

Damit ging er voran, auf die Barke zu, und gab seinen Leuten ein Zeichen. Gaetano, ohne etwas zu erwidern, folgte ihm in das Boot. Ein Pfiff ertönte, und hinter der großen Galeere kam eine Reihe bisher versteckter Ruderbarken hervor, alle mit Corsaren gefüllt. Andere tauchten hinter dem Nachbareiland Tino auf und schwammen leise heran. Eine ganze Flotte sammelte sich um Schereddins Fahrzeug, auf dessen Segelmast die blutrothe Fahne in die Höhe stieg. Dann setzte es sich mit möglichst geräuschlosen Ruderschlägen in Bewegung, vor der Flotte voraus. Von den unbedeutenden Wellen leicht geschaukelt ruderte Barke hinter Barke nahe an den dunklen Felsen hin, an Tinetto und Tino vorbei, endlich unter den höheren Abhängen von Palmaria; bis das vorderste Boot, in dem Gaetano neben Schereddin saß, den letzten Vorsprung erreicht hatte und nun die hell erleuchtete Burg von Portovenere vor ihnen erschien. Rings war alles still. Nur von der Burg herüber hörte man gedämpfte Töne festlicher Musik, die Gaetano bis ins Mark erschütterten. An den erleuchteten Fenstern des großen Saals — er erkannte sie auch aus der Ferne — schienen Schatten rasch vorüberzufliegen. Darunter stiegen die dunklen, doch vom Mond gespenstisch überschimmerten Rippen der Felsenzunge aus dem Wasser auf, und rechts in den Uferhöhlen von Palmaria schluchzte leise die Flut. (Schluß folgt.)

Ein Duell in der Thierwelt.

Frau „Scharfenebbe,“ die Krähe, die stets kluge und zudringliche Gebieterin in Wald und Feld, stand mit ihrem eigenartigen Wesen bereits zu unseren Altvordern in einem so vertrauten Verhältnisse, daß sie zur Mitwirkung in unserm nationalen Thierepos berufen wurde. Die Rolle, welche sie im Reinecke Vos spielt, ist nun zwar gerade keine sehr dankbare und glänzende, aber die Art der Schilderung beweist, wie genau sie schon damals in ihrem Charakter erkannt worden ist. Höchst ergötzlich schildert „Merkenau“, der Gatte der von Reinecke überlisteten und gefressenen Frau Scharfenebbe, die Scene, in welcher beide den listigen Fuchs am Boden liegend finden und nur noch nicht einig darüber sind, ob noch Leben in dem gefürchteten Räuber steckt. Erst fliegen sie vorsichtig in respectvoller Entfernung über dem scheinbar Leblosen dahin, um mit ihrem Geschrei den vielleicht Schlafenden zu wecken. Dies fruchtet nichts; doch nur allmählich wagen sie sich näher. Immer noch mißtrauisch, stets schreiend und schwatzend, untersuchen sie den ganzen Körper des wie todt daliegenden Heuchlers. Man glaubt die beiden Schwarzen vor sich zu sehen, wie sie halb flatternd, halb kletternd, bald um, bald auf den vermeintlichen Leichnam hüpfen und, dreister geworden, zuletzt mit der würdigen Miene eines Arztes dem vielleicht letzten schwachen Athemzuge lauschen. Plötzlich schnappt Reinecke zu. Er hat durch seine List einen ganz besondern schmackhaften Braten erwischt und mit Heißhunger verzehrt er an Ort und Stelle die allzudreiste, unvorsichtige Krähe. Er läßt sich dabei nicht stören durch das ängstliche Aufkreischen des zum Tode erschrockenen Gatten; ja, er unternimmt sogar noch den Versuch, den in nächster Umgebung schreiend Umherflatternden gleichfalls zu erhaschen, bis Merkenau es für gerathener hält, von einem sichern Baumaste herab weiter auf den Verräther zu schimpfen, der ihn so plötzlich zum Wittwer gemacht.



Kampf zwischen Kreuzotter und Krähe.
Originalzeichnung von F. Flinzer.

Wer jemals die Art und Weise der Krähen beobachtete, wenn

sie über eine derartige Beute herfallen, der wird die Meisterschaft bewundern, mit der es dem Verfasser des „Reinecke Vos" gelungen, ein Stück Natur in einer so dramatisch lebendigen Weise zu schildern. Wer aber mit Liebe füe die Natur und ihre Geschöpse erfüllt näher auf das Wesen und Leben der besprochenen Vögel eingegangen ist, wer die Krähen und ihre Sippe einer genauern Beobachtung unterzogen hat, der wird gern zugestehen, daß die als „Galgenvogel" verschrieene Krähe ein höchst interessantes Mitglied der befiederten Welt genannt werden muß. Der ebengebrauchte ominöse Name ist, seitdem in unserem gesegneten Deutschland die Galgen nicht mehr wie Pilze aufsprossen, glücklicherweise fast nur noch traditionell zu nehmen. Die Krähe hat in unseree „bessergewordenen" Zeit die juristisch-medicinischen Studien aufgegeben; sie hat sich gezwungenee Weise dem Fortschritte anschließen müssen und wiekt jetzt fast ausschließlich nur auf dem Gebiete der Oekonomie- und Forstwissenschaft.

Leider sind die Studien, welche der vorwärtsstrebende Mensch in diesen Zweigen des Wissens macht, nicht so allgemein und deren Resultate so wenig bekannt und anerkannt, daß noch täglich aus nicht zu rechtfertigender Unwissenheit die größten Verstöße gegen dieselben begangen werden. Es ergeht der armen Krähe wie so vielen andern verkannten Thieren, z. B. dem guten, ehrlichen Maulwnefe; sie wird verkannt und als „schädliches Thier" veefolgt.

Glücklicherweise nimmt aber ihre Vertilgung immer mehr ab; ob hierzu mehr die überhandnehmende Schulbildung oder die eigene Beobachtung beigetragen haben, wollen wir dahingestellt sein lassen. Uns genügt, daß es so ist. Ein Beispiel, mit welchem Auge ein einfacher Landbewohner sich die Natur und die besprochnen Vögel insbesondere angesehen, sei mir gestattet hier zu erzählen.

Einer meinee Lieblingsorte zum Behufe malerischer Studien ist das im Zschopauthale bei der Stadt Frankenberg romantisch gelegene Dorf und Schloß Lichtenwalde. Auf verhältnißmäßig kleinem Raume bietet sich hier dem entzückten Auge eine Fülle landschaftlicher Schönheiten dar. Es kann nicht fehlen, daß auf einem so gesegneten Stückchen Erde auch Menschen gefunden werden, die Sinn haben für die Gaben, welche Mutter Natur in so freigebiger Weise spendet. Ein solcher war mein biederer Landmann, ein alter, guter Schäfer. Er hatte seine Weisheit nicht aus Büchern geschöpft, sondern direct an der Quelle, in dem für alle aufgeschlagenenen großen Wunderbuche der Natur geholt. Ee kannte, wie es schien, fast die ganze ihn umgebende Pflanzenwelt und nannte mie eine Menge mit den volksthümlichen, bisweilen etwas sonderbar klingenden Namen; ee ließ auch hier und da durchblicken, daß er von mancher Pflanze wisse, „wozu sie gut sei". Und nicht allein die Pflanzen waren ihm bekannt, auch für das Leben und Treiben der Thierwelt hatte er ein offenes Auge und Ohr; zahlreiche Beebachtungen hatte er gemacht und wußte sie in seiner schlichten, einfachen Weise zu erzählen, so daß ich ihm lange Zeit zuhören konnte.

Einmal saßen wir, der Alte und ich, auch beisammen; ich hatte den ganzen Vormittag in der Hitze des Tages gearbeitet und mich zur Rast in den Schatten der Ufergebüsche zurückgezogen. Vor uns, am jenseitigen Ufer der Zschopau ragte der romantische Felsen hoch in die Luft, welcher der Harrassprung geheißen, mit seiner Sage den Stoff zu Körners bekanntem Gedichte gegeben. Der Alte erzählte mir von allerlei. Er wußte, daß es mein Wunsch war, eine Kreuzotter zu fangen und er hatte mir deshalb eine solche, wie er sagte, „aufgespart." Mit wichtiger Miene erzählte er, daß hier in der Nähe die bewußte Schlange „wechsele." — „Aber sie wird's nicht lange mehr treiben," setzte er hinzu, „hier herum gibt's zu viel Feinde für sie, und sie kann von Glücke sagen, wenn sie Ihnen in die Hände fällt; die Igel, die Katzen, die Stinker und die Stößer — er meinte wie ich später erfuhr, den Iltis und Bußard — die werden sie nicht in Glaskästen setzen."

Noch gar nicht lange hatten wir diesen Gegenstand bespeochen, als über unserm Haupte ein gewaltiger Lärm losbeach. Die Keähen der Umgegend, welche auf der großen Erle hinter und über uns ihren Versammlungsort hatten, eüsteten sich, nach gehaltener Siesta, eben zum Nachmittagsausfluge. Sie schienen sich viel zu erzählen, denn es ging äußerst lebendig unter ihnen zu; dann teennten sie sich, gleichsam wie auf Verabeedung. Ein Trupp flog hier-, der andere dorthin. Nue zwei waren zuletzt noch übrig, aber auch sie blieben nicht beisammen, sondern flogen nach verschiedenen Seiten. Die eine, die uns beide fortwährend vom Baume herunter beobachtet hatte, flog endlich herab und setzte sich kaum zehn Schritt von uns auf einen großen Stein. „Geben Sie Acht!" flüsterte der Alte, „die ist jetzt auf dem Anstand." „Ja," fuhr er fort, „wenn die Krähen nicht so gute Jägee wären, hätten wir drüben auf der Hofwiese in diesem Jahre kein Hälmchen mehr gehabt. Da gab's im Frühjahr so viele Mäuse, daß man bei jedem Schritte eine laufen sehen konnte. Aber unsere Krähen machten bald ein Ende. Da wae alles auf der Wiese, was nur einen schwarzen Frack anhatte und in kurzer Zeit waren wir die Plagegeister los."

Mittlerweile hatte unsere Krähe auf dem Steine unverdrossen und unverwandten Auges zwischen die Steine und das Brombeergestrüppe gelugt. Plötzlich flatterte sie auf und stieß fast wie ein Raubvogel herab auf den Boden. „Sehen Sie die Schlange?" flüsterte der Alte. Er hatte sich nicht getäuscht. Eine Kreuzotter war aus ihrem Schlupfwinkel hervorgekrochen und lag, von der Krähe bedroht, in eine Spirale zusammengerollt auf der Erde, während sie das Köpschen zischend in die Höhe richtete. Dabei war das Thier, wie sein fortwährendes Zucken bewies, über die unerwartete Störung jedenfalls sehr ergrimmt; denn sie biß sogar ein paar Mal wüthend in die Luft. Zu dergleichen nutzlosen Exercitien ließ ihr aber die Krähe nicht viel Zeit. Noch ein-, zweimal stieß der schwarze Jäger herab und hatte das Reptil auf einmal gründlich beim Schopfe. Ob einer der giftigen Bisse der Schlange den Gegner getroffen, konnte ich leider während und nach dem Kampfe nicht unterscheiden. Jetzt, dicht hinter dem Kopfe gepackt, fruchtete es der Schlange wenig, daß sie wüthend zischte und mit dem feeigebliebenen Schwanze herumpeitschte. Mit geoßer Ruhe hackte die Krähe einige Male nach dem räsonnirenden Kopfe und versetzte dem ungeberdigen Schweife etliche wohlgezielte Seitenhiebe. Ihr Werk schien geglückt; die Schlange lag ruhig. Eben wollte die Siegerin beginnen, ihre Beute kunstgerecht zu zerlegen, als auf einmal die todtgeglaubte Schlange sich abermals erhob und der Kampf von neuem anfing. Mit einer erstaunlichen Kraft waef sich die Kreuzotter mit dem ganzen Körper herum und zwar so heftig, daß die Krähe förmlich am Boden „faß", denn der Schwanz streckte sich hinten hinaus und die Füße verloren vorn den Halt. Außerdem waren die Flügel durch etliche Brembeerranken an freier Bewegung gehindert, und in dieser komischen Situation quälte sich die überraschte, schreiende Krähe angesichts der augenscheinlich zur Flucht sich anschickenden Beute. Die Schlange war aber zu erschöpft und die Krähe hatte sich doch zu bald wieder losgearbeitet, um den Ausgang des Kampfes ungewiß zu lassen. Mit doppelter Wuth stürzte sie sich nun auf ihre Feindin und behandelte sie so gründlich mit Schnabelhieben, daß von einem erneuten Flucht- oder Beißversuche keine Rede mehr sein kennte. Leider schien der Krähe der Platz nicht geeignet zur offenen Tafel; sie flog weg mit der schlaff herunterhängenden Kreuzotter im Schnabel. Mein alter Schäfer aber meinte: „Nun müssen Sie schon warten, bis Sie eine andere finden, denn das war die Schlange, die ich für Sie aufgehoben hatte." Ich aber fühlte mich durch die Anschauung von einem interessanten Stück Thierleben reichlich entschädigt.

Flinzer.

Die Königin der Seen.

Von **Carl Winter** in Newyork.

Eine in Newyork coursirende Phrase ist: daß, wer die Metropolis Newyork gesehen, damit auch alle anderen größeren Städte der Union gesehen habe, denn letztere seien weiter nichts als schwache Abklatsche der ersteren in größerem oder kleinerem Maßstabe. Auf den ersten Blick scheint es allerdings, als ob dieses Raisonnement ein richtiges sei. Der Zeitpunkt der Gründung der älteren amerikanischen Städte geht im wesentlichen nicht weiter zurück, als höchstens ein Jahrhundert, ihr Wachsthum datirt von Beendigung der Sturm- und Drangperiode der neuen Republik, nämlich vom Anfang des ersten Viertels dieses Jahrhunderts. Zu dieser Zeit ergoß sich auch der Strom freiwilliger Einwanderer aus allen Ländern der alten Welt in das neue Gemeinwesen; die der Cultur harrenden

Länderstrecken des Inneren wurden besiedelt, und durch Gründung neuer Städte entstanden Mittelpunkte des Handels und Verkehrs.

Während in Europa die Gründung der Städte vom Mönch-, Ritter- und Fürstenthum ausging und in vielen Fällen wegen falscher Auswahl der Lage nur Treibhauspflanzen von Städten hervorbrachte, deren einzige Berechtigung zum Dasein der Titel „Residenz“, waren bei Gründung der amerikanischen Städte ganz andere Factoren maßgebend. Speculanten kauften Länderstrecken, legten sie in Straßenvierecke aus, bauten Häuser und suchten dann diese sowie die übrigen Bauplätze loszuschlagen. War die Wahl des Platzes eine gute, so gelang die Speculation, im anderen Falle fristeten die Städtchen ein künstliches Dasein und verödeten allmählich, und die, vorerst meist aus Holz gebauten Häuser verfielen. Auf den offiziellen Karten der westlichen Staaten waren so viele solche Scheinstädtchen, daß ein witziger Landvermesser die Definition aufstellte, unter „Stadt“ oder „Dorf“ verstehe man einen Platz, wo Whisky verkauft werde. Hatten die Landspeculanten, bewußt oder unbewußt, den richtigen Platz getroffen, so war ihre Speculation um so erfolgreicher.

Dieser Erfolg ist davon bedingt, daß die projectirte Stadt durch Wasserverbindungen den Knotenpunkt einer aufblühenden Umgebung bildet. Ist diese Bedingung vorhanden, dann ist das Wachsthum der betreffenden Stadt rapid und unaufhaltsam.

Die Physiognomie amerikanischer Städte ist deshalb mehr oder weniger im allgemeinen dieselbe. Sie ist neu und nett, aber nüchtern, von Romantik keine Spur. Großartige und zugleich altehrwürdige Bauten fehlen natürlich in einem so jungen Lande. Es fehlen aber auch in diesen neuen Städten die krummen, engen, schmutzigen und übelriechenden Straßen, die wir in den Städten Europas sowie in dem älteren Stadttheile einiger amerikanischer Großstädte des Ostens finden. Aber selbst bei diesen ist der alte Kern nur ein kleiner Bruchtheil des Ganzen, welches sich um ihn krystallisirt hat. Die Unterschiede der neueren amerikanischen Städte von einander treten allerdings nicht stark hervor, aber sie existiren dennoch. Sie werden durch die den einzelnen Städten vom Volksmunde beigelegten Beinamen zum Theil angedeutet, so New-York „Empire City“ (Hauptstadt), New-Orleans „Crescent City“ (die zunehmende Stadt), Savannah die „Forest City“, (Waldstadt), Philadelphia die „Quaker-City“, San Francisco die „Golden City“ (Goldstadt), während St. Louis den schon mehr pretentiöseren Beinamen „the Queen of the West“ (Königin des Westens), Chicago neben dem bescheideneren „Garden-City“ (Gartenstadt) auch den Titel „Queen of the Lakes“ (Königin der Seen) führen und Boston mit dem ironischen Spitznamen „the Hub of the Universe“ (die Nabe des Weltrades) belegt wird.

Von all diesen Städten ist keine so sehr geeignet, das Wachsthum amerikanischer Städte zu veranschaulichen als Chicago, die „Königin der Seen“.

Im Jahre 1817 siedelten sich einige Farmer, darunter zwei Deutsche, an der Mündung eines kleinen Flüßchens in den Michigansee an, und bebauten den Rand der vom Wasserspiegel des Sees aus sich weithin erstreckenden Prairie, auf der damals noch Büffel und Indianer hausten. Die Ansiedelung blieb noch Jahre lang nichts weiter als eine Gruppe von Farmen, im Jahre 1830 war sie von 70 Personen bewohnt. Nun folgte die Gründung des Städtchens Chicago (ein von den Indianern herrührender Name), welches im Jahre 1840 4853 Einwohner zählte. Die immer schneller fortschreitende Entwickelung der westlich von Chicago gelegenen Länderstrecken durch Ansiedler, die ihre Produkte nach Chicago zu Markte brachten und dort ihre Bedürfnisse dafür meist eintauschten, brachte auch Chicago in die Höhe.

Sein Wachsthum wird aus folgender officieller Tabelle am besten ersichtlich.

Jahr.		Bevölkerung.	Werth des Grundeigenthums.	
Juli 1	1837:	4,170	236,842	Dollars.
....	1840:	4,479	294,437	„
....	1843:	7,580	1,411,314	„
Juni	1845:	12,088	3,765,022	„
September	1846:	14,169	4,521,656	„
October	1847:	16,859	5,849,170	„
September	1848:	20,023	6,300,440	„
August	1849:	23,047	6,676,684	„
....	1850:	29,963	7,220,249	„
December	1853:	60,652	16,841,831	„
Juni	1855:	80,000	26,992,893	„
August	1856:	84,113	31,736,084	Dollars.
....	1860:	109,260	37,053,512	„
October	1862:	138,186	37,239,845	„
....	1863:	160,000		
....	1864:	169,353	48,732,782	„
....	1865:	178,900	nicht angegeben.	
....	1866:	200,418	nicht angegeben.	
April	1868:	242,383	nicht angegeben.	
October	1868:	252,054	nicht angegeben.	
April (abgeschätzt)	1869:	265,000	nicht angegeben.	

Die Bevölkerung und der Werth des Eigenthums verdoppelten sich somit von 1837 bis 1844, von 1844 bis 1846, von 1846 bis 1850, von 1850 bis 1853, von 1853 bis 1861 (120,000), von 1861 bis 1867 (240,000). Der Verdoppelungsproceß forderte also zuerst 8, dann 3, dann 5, dann 4, dann 9 Jahre und ging dann wieder auf 7 Jahre hinab. Die Kriegsjahre beeinflußten den Fortschritt Chicagos nicht im mindesten. Mit dem Werth des Grundeigenthums stieg der Reichthum der ersten Ansiedler. Handwerker, die vor Jahren für gelieferte Arbeiten in Landanweisungen bezahlt worden waren, fanden, daß die Jahre lang unbeachtet in der Schublade gelegenen Papiere einen ungeheuren Werth besaßen. Gärtner erhielten für ihre Kohlgärten, die nach und nach von Häusern umringt worden waren, Preise, die sie zu Millionären machten. Gerade diejenigen „Lots“, welche am Rand des Sees gelegen, sich in das Wasser hineinstreckten, die vormals für werthlos gehaltenen „Wasserlots“ wurden die werthvollsten. Speculanten füllten sie auf, um Docks und Waarenhäuser darauf zu bauen, und aus „Wasserlots“ erhob sich die fashionabelste und prächtigste Avenue Chicagos, die sich am Ufer des Sees hinziehende Michigan Avenue.

Braunsteinhäuser und Marmorpaläste verdrängten im fashionablen und Geschäftstheil der Stadt die Holzhäuser, und diese zogen sich oder wurden vielmehr, auf Rollen gestellt, nach den Vorstädten gezogen*) Die zuerst gebauten Steinhäuser wurden später durch Schrauben achtelzollsweise in die Höhe geschraubt, da es sich herausstellte, daß das Niveau der unteren Stadt fast mit dem des Sees zusammenfalle und daß die Häuser von der Feuchtigkeit des Grundwassers gesundheitsschädlich gemacht wurden. Es mangelte an gutem Trinkwasser, und vor einigen Jahren wurde daher mit einem Aufwand von mehreren Millionen Dollars ein Tunnel vom Ufer am Endpunkt von Chicago Avenue zwei Meilen hinaus in den See gebaut. Das am offenen Endpunkte in den Tunnel einlaufende Wasser wird am Ufer durch große Wasserwerke in ein hochgelegenes Reservoir gepumpt, und von da aus durch ein über die ganze Stadt verbreitetes Röhrensystem in die Häuser geleitet. Das Seewasser ist kühl, und, weil reich an Kohlensäure, von angenehm prickelndem Geschmack. In strengen Wintern kommt es allerdings hin und wieder vor, daß die Ergüsse der Abzugsgräben, wenn ein gewisser Wind weht, nach dem See hinaus in die Nähe der Mündung des Tunnels getrieben werden, weil sie in Folge des am Ufer sich häufenden Eises sich nicht völlig auf dem Grunde niederschlagen. Diese das Seewasser untrinkbar machende Calamität kommt indessen äußerst selten vor.

Die Ursachen des Wachsthums von Chicago sind in seiner Lage zu suchen. Es ist der westliche Endpunkt der Schifffahrt auf der großen Kette der Seen, der natürliche Stapelplatz und Verkehrsmittelpunkt für den Handel und Verkehr von Osten nach Westen und von Westen nach Osten, nördlich vom 40. Breitegrade. An einem Punkte der eine englische Meile vom westlichen Ufer des Michigansees entfernt ist, treffen zwei Flüßchen aus entgegengesetzten Richtungen auf einander und fließen vereinigt dem See zu. Diese Flüsse sind kurz, aber durch Anwendung von Baggermaschinen tief genug gemacht, um große Schiffe tragen zu können. An den Ufern dieser Flüsse ist Chicago aufgebaut. Sie sind gedrängt voll von Schiffen, unter denen sich sogar europäische Nationen vertreten finden. Von den Drehbrücken aus gesehen, welche in gewissen Entfernungen diese Flüsse überspannen, gleichen letztere geräumigen Canälen, die durch das Centrum einer Stadt gegraben und mit Docks eingefaßt sind. Sie heißen der Chicago River, Nordarm und der Chicago River Südarm.

Der zwischen dem Nordarm und dem See gelegene Stadttheil

*) Noch bei meinem letzten Aufenthalte diesen Sommer begegnete mir eines schönen Morgens eine Kirche, die etwa tausend Personen fassen konnte, auf Rollen. Die Gemeinde hatte ihren alten Platz unten in der Stadt verkauft und sich in der Vorstadt einen billigeren Platz gekauft, nach welchem sie die Kirche rollen ließ.

ist der nördliche, der westlich von beiden Armen gelegene der westliche und der zwischen dem Südarm und dem See gelegene der südliche Stadttheil. Der südliche Stadttheil ist vorwiegendermaßen der Geschäftstheil und umfaßt aber auch das sich meilenweit parallel mit dem See erstreckende Quartier der eleganten Welt, während an seinem den Chicagofluß berührenden Rande Sägemühlen, Fabriken, Dampfschifflandungen, Docks, Getreide-Elevators und Eisenbahnstationen in bunter Reihe abwechseln. Der Verkehr auf dem trüben, übelriechenden Chicagofluß ist so stark, daß die Drehbrücken oft halbe Stunden lang geöffnet bleiben. Man hat deshalb bei Washington- und anderen Straßen Tunnels für Fuhrwerke und Fußgänger unter dem Fluß construirt.

An den letzteren drängen sich oft Scharen neu angekommener Einwanderer, denen ein solcher Verkehr eine neue Welt ist. Im Centrum dieses Stadttheiles ist der Square, auf welchem sich das im Umbau befindliche Rathhaus (Court House), umgeben von Rasenplätzen, erhebt. Gegenüber befinden sich das stattliche Gebäude der Chamber of Commerce, in welcher die Getreidebörse abgehalten wird, das nach dem tapferen Unionsgeneral benannte Sherman House, das größte und eleganteste Hotel Chicagos, Banken, Modewaarenmagazine und Läden verschiedenster Art, die mit denen des Broadway in Newyork wetteifern können. Eine bunte Menge bewegt sich, theils geschäftig, theils flanirend durch die von diesem Square auslaufenden Straßen, durch welche sich die Pferdeeisenbahnen nach den anderen Stadttheilen ziehen.

Längs der Ufer des Sees sind meilenlange Holzhöfe, in denen Bauholz aufgestapelt ist, und an der äußersten Südwestgrenze der Stadt ist eine Umzäunung, innerhalb welcher tausende Stück Rindvieh täglich zum Verkauf kommen. Der angrenzende westliche Stadttheil ist ebenfalls stark dem Getreidehandel gewidmet, während im nördlichen nur Kleinhandel zu finden ist, die größere Hälfte aber aus Wohnhäusern besteht. Dort ist die Stadt noch nicht ausgebaut, weite Gärten ziehen sich noch um viele Häuser herum.

Hier ist das deutsche Element Chicagos zu Hause. Deutsche Firmen, schon im Großhandel der unteren Stadt stark vertreten, bilden hier die Majorität in der ganzen Länge von North Clarke Street. Daß Lagerbierquellen nicht fehlen, versteht sich von selbst. Hier ist auch das Hauptquartier der Turner Chicagos, die größte Turnerhalle in den Vereinigten Staaten.

Die Deutschen der Gartenstadt, obwohl nur etwa ein Drittel der Bevölkerung bildend, üben dennoch in Handel und Gewerbe ebenso wie in politischer und socialer Beziehung einen überwiegenden Einfluß in Chicago aus. Was das Arrangement großer Feste anbelangt, so gehen sie an Unternehmungsgeist allen anderen Städten der Union voran. Das nordamerikanische Sängerfest des vorigen Jahres und das Bundesturnfest, welches vom 7. bis 11. August 1869 hier stattfand, legen dafür Zeugniß ab.

So hat sich denn in Chicago, wie überhaupt im Westen, das deutsche Element volle Geltung in jeder Beziehung zu verschaffen gewußt und ist auch durch die deutsch-amerikanische Presse, mit wenig Ausnahmen, gut repräsentirt.

Daß die Bevölkerung Chicagos aus den verschiedenartigsten Nationalitäten besteht, erhellt aus dem Umstande, daß ein französisches, italienisches, norwegisches, schwedisches und dänisches Blatt in Chicago erscheinen.

Seit seiner Gründung stand Chicago im Ruf, die unternehmendste Stadt Amerikas zu sein. In einem Orte, in dem man ganze Stadttheile in die Höhe schraubt, ist es nicht anders zu erwarten, als daß auch das Geschäft auf den höchsten Gipfel der Speculation geschraubt wird, und in Getreide und Bauholz, den Haupthandelsartikeln Chicagos, ist dies denn auch der Fall.

Der größere Theil dieser Artikel kommt auf einer der neun in Chicago ausmündenden Eisenbahnen an und wird auch ebenso wieder versandt. Direct von Chicago nach Liverpool vermittelst S. T. Websters europäischer Frachtlinie via New-York wurden 19,880 Colli Provisionen 2c., im Gewicht von 4576 Tonnen verschifft. Chicago hat 18 Banken, 5 Sparbanken, 23 Versicherungsgesellschaften, 17 Eisenbahnen, 5 Stadteisenbahnen und Omnibuslinien, 5 Telegraphencompagnieen, 5 Frachtbeförderungslinien, 112 Logen und Wohlthätigkeitsgesellschaften, 128 literarische, religiöse, commercielle industrielle u. s. w. Gesellschaften, 35 öffentliche, 51 Privatschulen 16 Akademieen und Seminare, 6 Colleges, 5 medicinische Colleges, 8 Bibliotheken, 8 tägliche Zeitungen und 73 andere Zeitschriften, worunter 11 Magazine. Es hat ferner 19 Hospitäler und Asyle, 5 öffentliche Apotheken und 11 Kirchhöfe.

Der Getreidehandel spielt in Chicago die wichtigste Rolle. Es sind im ganzen 17 Lagerhäuser („Elevators"), welche zusammen 10,680,000 Bushels Getreide fassen können, vorhanden, die mit Eisenbahnen oder Canälen oder beiden zugleich in Verbindung stehen.

Die ganze Operation des Verladens von Getreide wird durch die Elevators, und der Handel darin wird durch die einfache Methode der Classification sehr vereinfacht. Der Käufer weiß stets genau, daß er die richtige Sorte bekömmt, da er es nicht mit einer einzelnen Ladung Getreide, sondern mit der classificirten Sorte zu thun hat, für deren Qualität der Lagerhofinspector verantwortlich ist. Die Getreidebörse ist im oberen Stockwerk der Chamber of Commerce, eines stattlichen Sandsteingebäudes. Der hohe Saal hat 8 Rundbogenfenster der Länge, und 5 der Breite nach. Auf der linken Seite stehen 11 Tische mit Marmorplatten, auf denen Proben von Weizenmehl stehen, Weizenproben sind nicht nöthig, da Weizen nur classificirt verkauft wird. Rechts stehen die Tische für die Händler in Mais, Hafer, Whisky. Die Wände sind mit Freskogemälden, die fünf Welttheile darstellend, und mit allegorischen Figuren, die Freiheit, den Ackerbau, Handel und Gewerbe darstellend, geziert. An dem dem Eingang gegenüberliegenden Ende des Saals ist die Tribüne für den Präsidenten, der aber nur bei Sitzungen der Handelskammer dort Platz nimmt. Im Halbkreise darum sind die Sitze der Berichterstatter. In den Ecken sind Telegraphenapparate und Stehpulte zum Schreiben. Der Eintritt ist nur Mitgliedern der Handelskammer gestattet. Um elf beginnt die Geschäftszeit und dauert bis drei Uhr. Tritt man zu dieser Zeit in den Saal, so hört man ein brausendes Durcheinander von Stimmen; und nähert man sich einer der vielen Gruppen, so versteht man Rufe, die etwa so lauten: „five number one at one sixty-two seller one month." Dies heißt, daß jemand 5000 Bushel Weizen Nr. 1 zu 1 Dollar 62 Cents, innerhalb eines Monats nach Belieben des Verkäufers zu liefern offerirt. Diese Offerte ist das Signal für einige Speculanten, die nun zu niederen Preisen offeriren, weil sie „short" sind, d. h. zu diesem Preise verkauft haben und sich natürlich zu einem niederen Preise „decken", d. h. die Differenz zwischen diesem und ihrem Verkaufspreise einstecken wollen. So groß auch das legitime Getreidegeschäft Chicagos ist, so ist doch das Wett- oder Differenzgeschäft noch bedeutend größer, Millionen Bushels werden täglich umgesetzt. Doch wird letzteres wenigstens dadurch vor allzu großem Schwindel bewahrt, daß zehn Procent des Betrags auf alle Zeitgeschäfte beim Schatzmeister der Handelskammer von beiden oder der einen Partei bei jedem Abschluß hinterlegt werden müssen, sobald einer der Abschließenden dies verlangt. Wenn Preise durch Combinationen in die Höhe getrieben oder gedrückt werden, können die dadurch Betroffenen durch Schiedsrichter einen Durchschnittspreis auf Basis der anderen Märkte feststellen lassen. Einen Augenblick wird der Lärm im Saal dadurch unterbrochen, daß der Sekretär auf der Galerie erscheint und eine so eben von Liverpool angekommene Depesche verliest. Dann geht's von neuem wieder los.

Um noch einen letzten Blick auf das bewegte Treiben zu werfen, gehen wir auf die Galerie über der Thür, deren granitene Brüstung eine dunkele Rinne zeigt; die daneben angeklebte Warnung erklärt den Ursprung dieser Rinne. Sie lautet: „Besucher werden ersucht, ihre Stiefel nicht auf oder über dieser Brüstung zu präsentiren."

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von **A. Klasing in Bielefeld**, herausgegeben von **Dr. Robert Koenig in Leipzig.**

Verlag der **Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin.** Druck von **Fischer & Wittig in Leipzig.**



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

VI. Jahrgang. Ausgegeben am 11. December 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1869 bis dahin 1870. **1870 № 11.**

Trimborn & Comp.

Eine Sylvestergeschichte von **Wilhelm Jensen.**

(Fortsetzung.)

II. Marianne Willwater.

Benjamin Trimborn lächelte heute, wie gesagt, nicht, als der Jemand ihn fragte, wie es seiner Frau gehe; er trottete durch den kalten Decembertag weiter. Doch auch nicht auf seinem gewöhnlichen Weg, sondern rechts ab von der langen Straße, kreuz und quer, durch ein ganzes Gewirr von Gassen und Gäßchen. Endlich stand er vor einem einstöckigen schmalen Häuslein und holte Athem. Er kratzte sich an dem Fußeisen davor den zusammengeballten Schnee von den Stiefelsohlen und seufzte. Dann sagte er entschlossen zu sich selbst: „Es muß sein", öffnete die klingelnde Hausthür, schloß sie sorgfältig wieder gegen den nachdrängenden Wind, tastete, ohne zu fehlen, eine völlig lichtlose Treppe hinauf und droben über einen ebenso nächtigen Vorplatz, wo er an eine für alle anderen Menschenaugen nicht zu entdeckende Zimmerthür klopfte und gleich darauf eine helle, sehr freundliche Stimme: „Herein!" rief.

Marianne war es, die „Herein!" gerufen, Marianne Willwater. Benjamin hätte es unter zehntausenden, die das Nämliche gethan, herauserkannt. So konnte nur sie allein es rufen, daß ihm das Herz unruhig und doch unsäglich glücklich zu hüpfen anfing. Außerdem konnte niemand anders „Herein" rufen, als Marianne Willwater, denn es war ihr Zimmer. Mehr ein Stübchen als ein Zimmer, aber ein unglaublich sauberes, einladendes, behagliches. Und inmitten dieses Stübchens stand Marianne Willwater.

Sie wurde roth, als Benjamin Trimborn eintrat, und stellte sich schnell mit dem Rücken gegen die Kommode zwischen den Mousselinvorhängen, als ob sie etwas verdecken wollte. Da stand sie in ihrem glänzenden, blaugestreiften, nett gefältelten Waschkleide wie eine helle Statue, sichtlich überrascht, und schaute ihn verlegen lächelnd an.

Marianne war groß und schlank und ihr Hals saß zierlich auf dem hübsch gerundeten Nacken, über den nach hinten das Netz mit dem hellbraunen Haar herunterstreifte. Das Netz war voll und das Haar dicht und lang genug, in einer vornehmen Frisur bis an die Schultern zu reichen, oder als Locken bis auf die Brust niederzuwallen; doch Marianne konnte das bei ihrer Arbeit nicht brauchen, und das widerspenstige Haar mußte sich in seinen vergitterten Käfig fügen. Nur vorn lag es frei und in ganz leichten Wellen von der Stirn an die Schläfen herunter. Auch auf der Stirn selbst, weiter nach unten, lagen ganz leichte Wellen, nur mehr horizontal, und es gab keinen Kamm, der sie verändern oder gar wegstreichen konnte. Manchmal sah man sie deutlich und manchmal kaum. Doch auch wenn man sie deutlich sah, blieb die Stirn immer noch hübsch.

Marianne mußte arbeiten, um zu leben, auch auf ihrem Gesicht gewahrte man es. Die Stubenluft hatte es angehaucht — nicht die dunkle, sonnenlose, die in der Thalerstraße drüben in der Altstadt Herrn Crassus Trimborn dem Zifferblatt seiner Wanduhr immer ähnlicher machte — nein, die Sonne wegte am Tage, wenn die Mousselinvorhänge zurückgeschlagen waren, hell und goldig genug durch die grünen Blumentöpfe vor den kleinen, spiegelblanken Scheiben herein, aber Stubenluft blieb es doch. Die Blumen empfanden es, wenn sie nur ein Jahr lang aus irgend einem Gartenwinkel der großen, allgemeinen Luftbadeanstalt draußen in das Zimmer versetzt worden waren. Sie blühten wohl und dufteten, allein ihre Farbe war doch nicht ganz so frisch und gesundheitprangend wie die ihrer Schwestern draußen, von denen muthmaßlich keine von gleich sorgsamer Hand wie der Mariannes überwacht und gepflegt wurde. Und zwölf Jahre hätten sich an der Farbe der letzteren nicht bemerklich machen sollen?

Ja, so lange waren ihre Eltern schon gestorben, ohne ihr etwas zu hinterlassen als ein fröhliches Gemüth und so lange saß sie schon in dem kleinen Stübchen und arbeitete, um zu leben. Freilich ein kluges, verständiges Köpfchen und allerhand feine Gedanken und bildende Kenntnisse hatten die Eltern ihr auch hinterlassen, doch was sollte ein sechzehnjähriges Mädchen damit beginnen? Es war sehr hübsch und tröstete sie oft in ihrer Einsamkeit, daß sie die Bücher verstehen konnte, die von ihrem kleinen Bücherbret herunterguckten; aber Gedanken waren kein Brot und mit Kenntnissen und Verständniß konnte man den Durst nicht stillen.

Eltern, die ihre Kinder sehr liebten, hätten vielleicht besser für dieselben gesorgt, wenn sie ihre Erziehung lieber Marianne Willwater als mancher wohlapprobirten, mit glänzenden Zeugnissen aus einem Institut hervorgegangenen Gouvernante anvertraut. Sie hätte mit ihrem Verstande und ihren eigenen Gedanken in den Kindern die Lust am Lernen geweckt und täglich selbst beim Lehren gelernt; vor allem aber hätte sie dieselben lieb gehabt und mit dem Herzen erzogen.

Aber allerdings, wer dies den Eltern, die ihre Kinder sehr liebten, gesagt haben und ihnen zugemuthet haben würde, auf die glänzenden Zeugnisse der wohlapprobirten Gouvernanten zu Gunsten eines kleinen Mädchens zu verzichten, das weiter keine Documente aufzubringen vermochte, als daß es Marianne Willwater hieß, geboren war und lebte — den hätten die liebenden Eltern allerdings ausgelacht, und Mariannens auch hierin durchaus nicht verblendetes Köpfchen setzte hinzu: mit Recht. Statt deshalb darüber zu grübeln — sie that es überhaupt nicht gern, sondern war stets rasch mit ihrer Entscheidung fertig — was sie mit dem möglicherweise anfangen könne, was ihr Kopf gelernt, fing sie sogleich entschlossen mit dem an, was ihre Finger gelernt, d. h. sie nahm eine Nadel und nähte, eine Scheere und schnitt. Dann sagte sie sich bald lachend, daß sie durchaus nicht einsehe, warum ein Bügeleisen z. B. etwas Schlechteres sein solle, als eine Nadel oder eine Scheere. Und war es das nicht, so war kein Grund ausfindig zu machen, weshalb dies oder jenes andere weibliche Handwerkzeug es sei? Eine kleine abgelegene Vorstadt ist wie ein kleiner, selbständiger Ort. Sie sucht, was sie braucht, möglichst in ihrem eigenen Kreis zu erhalten, schweift nicht gern über die Grenzen hinüber. Und so fand sich bald niemand in der Vorstadt, der eine angefangene Stickerei beendigt oder eine Aussteuer genäht, der echte Spitzen gewaschen oder seine Leinwandsachen gebügelt wünschte, der nicht zu Marianne Willwater ging. Es war, als wären die aus Cöln durch täppische Hand verscheuchten Heinzelmännchen zu ihr gekommen um nachts, wenn sie lange ihre kleine Lampe ausgelöscht und der Mond silberhell über das aus seinem Gitterkäfig befreite braune Haar auf den weißen Kissen hinschwankte, für sie noch fortzuarbeiten, so fast unbegreiflich schnell, vortrefflich und hübsch war jeder Auftrag, den Marianne erhielt, ausgeführt, daß die Besteller zufrieden zu sein vermochten und sie nicht minder, wenn sie auf den zum Leben nothwendigen Lohn sah, den ihr Fleiß und ihre Geschicklichkeit ihr eingebracht.

Eins hatten ihr indes die Eltern — und es ist bisher in der Aufzählung der Erbschaft vergessen worden — noch mehr hinterlassen, außer dem fröhlichen Gemüth, dem hellen Verstand mit seinen hübschen Kenntnissen und eigenen Gedanken und außer den kunstfertigen, praktischen Fingern. Eins noch: ein warmes Herz. Marianne ahnte lange nichts von diesem köstlichen Besitz, bis sie ihn eines Tages plötzlich entdeckte. War es an dem Tag, wo sie Benjamin Trimborn zum ersten Mal sah oder an dem, wo sie ihre Bibliothek durch Wielands Oberon vermehrt, wo ihr die kleine Lampe so tief noch in die Nacht hinein „zum Ritt ins alte romantische Land“ leuchtete und sie dann, trotzdem daß ihr die Augen zufielen, doch zum ersten Mal in ihrem Leben vor Herzklopfen nicht einzuschlafen vermochte? Oder war beides an dem nämlichen Tage geschehen?

Marianne wußte es selbst nicht mehr genau. Sie wußte nur, daß sie am andern Morgen zuerst die Entdeckung von der bisher ungeahnten Erbschaft gemacht, daß sie seitdem im Vollbesitz derselben verblieben und daß sie das merkwürdige Herzklopfen nie ganz verloren bis zu dem Tage, an welchem alle Leute in der kleinen, kleinstädtischen Vorstadt sich fragten: „Wissen Sie schon, daß Marianne Willwater sich mit Benjamin Trimborn verlobt hat?“

Mit Benjamin Trimborn, den sie — sie ahnte nicht, wie sie sich täuschte und hätte besser gethan, Herrn Trimborn vorher zu befragen — für den besten, uneigennützigsten, bescheidensten Menschen in der ganzen Stadt, ja auf der ganzen Erde hielt. Den das warme Herz curieser Weise so sehr lieben mußte, obgleich er in seinem zugeknöpften, verschossen glänzenden Röckchen durchaus nicht aussah, als ob er aus dem „alten romantischen Land“ gekommen. Aber trotzdem konnte sie sich Hüon nicht anders vorstellen als wie Benjamin Trimborn, war dagegen immer verwundert, wenn sie dachte, daß sie mithin für ihn die Stelle der schönen Rezia einnehmen müsse. Das begriff sie nicht, denn eitel war Marianne Willwater nicht, nicht ein wenig.

Eins gab es, worin Marianne und Benjamin immer durchaus verschiedener Meinung waren. Trotzdem, daß es, wie gesagt, nur eins war, ließ es sich doch mit sehr vielen durchaus verschiedenen Namen bezeichnen. Wenn Marianne es anderen gegenüber aussprach, nannte sie es: „Benjamins Bescheidenheit“. Diesem selbst hieß sie es: „Dein Mangel an Selbstvertrauen.“ Heimlich dachte sie es sich unter der Rubrik: „Der lange Brautstand“, und hatte etwas sie, was äußerst selten geschah, aufgebracht, so betitelte sie es: „Herr Trimborn.“ Allein ungeachtet aller dieser variirenden Ueberschriften war der ihnen nachfolgende Inhalt stets der nämliche und ließ sich in den wenigen Worten zusammenfassen: „Du könntest mit weit weniger Plage weit mehr verdienen, Benjamin, so daß wir in kurzer Frist zu heirathen vermöchten, wenn Du von Herrn Trimborn, der Dich schlechter als einen Stiefelputzer bezahlt, fortgingest.“

Darauf antwortete Benjamin stets: „Ich kann es nicht, Marianne.“

„Und warum nicht, Benjamin?“

„Erstens, weil ich Herrn Trimborn zu Dank, zu ungeheurem Dank verpflichtet bin. Seit zwanzig Jahren lebe ich nur durch seine Güte. Ich hatte, als Knabe, nichts gelernt, wodurch ich mir mein Brot hätte verdienen können, denn ich hielt, wie alle Welt es that, meinen Vater für sehr reich und lernte nur das, wozu ich Neigung und Lust empfand. Doch als mein Vater plötzlich starb, stellte es sich heraus, daß er nichts, gar nichts besessen und daß alles seinem Bruder, Herrn Trimborn, gehörte. Es war nicht recht von meinem Vater, andere, alle Welt so zu täuschen, es war eigentlich schlecht; ich trage wohl die Schuld daran, weil er eben mein Vater war. Doch Herr Trimborn hat es mich nie entgelten lassen. Er sagte gleich am andern Tage zu mir: Benjamin, damit Sie nicht der Armencasse zur Last fallen, was eine Schande für den Namen wäre, den Sie tragen, will ich Sie als Abschreiber annehmen und so ganz für Sie sorgen. Ich könnte bessere Leute als Sie für geringeren Lohn haben, allein ich thue es um Ihres Vaters willen, obwohl er es nicht verdient hat. Das sagte Herr Trimborn und that es. Ich bin ihm sehr, bin ihm unbezahlbar zu Dank verpflichtet, und es wäre ein Verbrechen, wenn ich von ihm fortginge, ohne daß er mich gehen heißt. Aber wäre ich es auch nicht, so würde ich doch niemanden finden, der mir mehr für meine Arbeit bezahlte; Herr Trimborn weiß es und hat es selbst gesagt, daß er für weniger Geld bessere Leute zu haben vermöchte. Er thut es nur aus Güte, ich weiß es auch. Wenn ich von ihm fortginge, hätte ich nicht so viel, um für acht Tage zu leben, die ich mindestens brauchen würde, um andere Arbeit zu erhalten. Ich würde verhungern, und dann könnten wir doch nicht heirathen, Marianne.“

Dann erwiderte diese traurig: „Du hast mich nicht so lieb, Benjamin, wie ich Dich habe, oder wie Hüon seine Rezia hatte, sonst hättest Du mehr Muth und Selbstvertrauen.“

Wie war es möglich, Marianne Willwater lieber zu haben, als Benjamin Trimborn sie hatte? Als er sie besonders jetzt, heut hatte, wie er auf ihrer Schwelle sie ansah und sie in ihrem hellen Kleid, mit dem Rücken etwas verdeckend und mit rothem Gesicht vor der Kommode dastand?

O, er hatte sie so lieb, so entsetzlich lieb, und war doch gekommen, ihr etwas ganz anderes, etwas dem Anschein nach ganz Entgegengesetztes zu sagen. Etwas, aus dem jeder, der es gehört, allerdings zu schließen berechtigt gewesen wäre, er habe sie nicht, gar nicht mehr lieb. Schon aus dem Grunde, weil er es nicht hervorzubringen wußte und nach einer halben Minute noch ebenso auf der Schwelle dastand und sie stumm anblickte, so daß Marianne sich noch früher als er von ihrer Ueberraschung erholte und verwundert rief:

„Bist Du schon da, Benjamin? Ich hatte Dich noch nicht erwartet; hat es denn schon acht Uhr geschlagen?“

Benjamin Trimborn griff verwirrt nach seiner großen Uhr, starrte darauf und erwiderte: Nein! — Ach, Marianne —“ dann starrte er wieder auf die Uhr und wiederholte: „Ach, Marianne — nein, es ist noch lange nicht acht Uhr.“ Und er blickte sie wieder stumm an.

„Aber es freut mich doch, daß Du schon kommst, Benjamin,“ versetzte sie, „es freut mich immer.“

Wenn Marianne Willwater auch darin Benjamin Trimborn glich, daß sie nicht die kleinste, auch nicht die geringste Lüge hervor-

bringen konnte, ohne blutroth zu werden, so ließ ihr Gesicht die Muthmaßung aufkommen, daß sie sich in ihren letzten Worten nicht ganz auf vertrautesten Fuß mit der Wahrheit gestellt habe.

Aber leider stand die Unwahrheit Marianne Willwater noch schöner als die Wahrheit, d. h. natürlich nur von der malerisch ästhetischen, nicht von der moralisch ethischen Seite betrachtet. Wenn sie sonst wie eine weiße, nur eben vom Morgenschimmer angestrahlte Rose aussah, so hatte sie jetzt mit einer wundervollen, üppig aufgeblühten, rothen Rose die frappanteste Aehnlichkeit. Leider, ja leider! Denn die Wahrheit litt darunter, nicht nur die Idee der Wahrheit, die immer schöner sein sollte als ihr Gegentheil, sondern auch die reale Wahrheit, die Benjamin aussprechen wollte, sollte, mußte, und die ihm dadurch noch viel schwerer gemacht wurde.

Sonst pflegte er ins Zimmer zu stiegen und die Hand der Inhaberin desselben, womit sie auch gerade beschäftigt sein mochte, zu fassen und zu sagen: „Marianne! Meine gute, liebe Marianne, wie lange habe ich Dich nicht gesehen!" Oder wenn die Hand gerade zufällig nicht beschäftigt war, so kam sie ihm zuvor, schlang sich um seinen Hals, und die Inhaberin sagte: „Mein guter, lieber, treuer Benjamin, wie lange habe ich Dich schon erwartet!" Sie konnte im Grunde stets ebensowenig eine Berechtigung haben, ihn früher zu erwarten, als seine Klage, sie so lange nicht gesehen zu haben, eine rechtliche Begründung aufzuweisen vermochte, denn das letztere war sicherlich am Abend vorher geschehen, und sie wußte, daß er nicht vor der bestimmten Stunde zu kommen im Stande war. Aber sie meinten beide immer doch genau, was sie sagten.

Heute dagegen blickte Benjamin, an der Thür stehen bleibend, sie stumm an, und sie sagte: „Ich hatte Dich noch nicht erwartet," und bewegte sich ebenfalls um keinen Schritt von der Kommode vorwärts.

„Marianne," hub Benjamin Trimborn endlich nach einer unbegreiflichen Pause von beiden Seiten wieder an, „ja, ich komme früh, sehr früh, Marianne. Ein Mensch, wie ich, kommt immer zu früh, Marianne. Es ist, weil ich später nicht wiederkommen, nie wiederkommen werde, denn ich komme zum letzten Mal, Marianne."

Die Thränen liefen ihm in seinen kleinen Schnurrbart hinein, während sichtbarlich wie durch ein Zauberwort die rothe Rose sich wieder in eine weiße verwandelte. Marianne Willwater machte sogar einen hastigen, unbedachten Schritt vorwärts, daß argwöhnische Augen hinter ihr auf der Kommode einen wirklichen Rosenstock, dicht mit rothen Rosen besetzt und darunter etwas heller, gelber Glitzerndes hätten gewahren können. Aber Benjamin sah es nicht; wenn er etwas durch seine Thränen sah, war es, daß Marianne ihm noch nie so schön, so frisch, so jung, ja, so jung — vorgekommen war, wie heute. Selbst vor zehn Jahren nicht.

„Was sagst Du?" fragte diese, und alle Verlegenheit, doch auch alles fröhliche Lächeln war urplötzlich von ihrem Gesicht verschwunden. „Bist Du — wachst Du, Benjamin?"

„Ja, ich wache, Marianne, leider, gewiß, ich träume nicht. Wenn ich träumte, wäre es anders, solche Träume hätte ich nicht. Aber ich wache, Marianne, und höre es noch ganz deutlich, was er mir eben heut Mittag sagte."

„Wer, er?"

„Herr Trimborn, Marianne. Er sagte mir, wenn ich — Du und ich also — heirathen wolle, so könne er mich nicht mehr behalten. Ob ich glaube, daß er sich auch über meine Kinder — unsere Kinder also — erbarmen solle, wie über mich?"

Marianne Willwater stieß lachend heraus: „O, Du dummer Benjamin! Und was dann? Wer hat es von ihm verlangt?" Doch zugleich fand der merkwürdige Farbenwechsel auf ihrem Gesicht wieder statt, und sie brach den letzten Satz fast ab und sah ihn nur fragend an: „Nun, und — —?"

„Und da nun jede Aussicht verloren ist, daß ich Dich jemals werde heirathen können, Marianne, und Du so hübsch und so jung noch bist, so halte ich es für meine Pflicht," Benjamin stockte lange und wischte sich die Thränen fort, ehe er weiterkam, „für meine Pflicht, Dir Dein Versprechen zurückzugeben. Denn Du bist ja so hübsch und jung, alle Welt sagt es, und wirst doch heirathen wollen."

„Ja, das will ich auch, ich will auch heirathen. So bald als möglich will ich heirathen, Du lieber, dummer Benjamin, und zwar Dich. Und wenn ich Dich nicht heirathen kann, will ich noch weitere zehn Jahre warten, das heißt, wenn Du mich dann noch willst. Was geht denn mich das an, ob Herr Trimborn es Dir erlauben will, oder nicht?"

Benjamin lächelte einen Augenblick durch seine Thränen. Es war wohl eine Last von seinem schwer bedrückten Herzen gefallen, doch nur eine. O, wie viele blieben noch, fast ebenso schwer, seine arme Brust zusammenpressend, daß ihm kaum die Luft blieb, um fortzufahren:

„Wenn Du es auch wolltest, Marianne — ich darf es nicht annehmen und thue es nicht — aber wenn Du es auch wolltest, ich könnte doch nie Dein Mann werden, Marianne. Es wäre eine Schändlichkeit von mir, denn Du bist nicht nur hübsch und jung, Du bist auch so gut und treu und uneigennützig, daß ich ein noch viel schlechterer Mensch sein müßte, als Herr Trimborn mir bewiesen hat, daß ich es bin, wenn ich wirklich jetzt noch die Absicht hegen könnte, Dich zu meiner Frau zu machen."

Marianne Willwater hatte mit einem leisen, schelmischen Zucken ihrer Unterlippe zugehört und ein paar Mal wiederholt: „Herr Trimborn? — So? Herr Trimborn?" Nun fragte sie: „Also Herr Trimborn hat noch mehr gesprochen! Was hat Herr Trimborn denn eigentlich noch gesagt, Benjamin?"

Sie konnte, obwohl sie ihre porzellanweißen Zähne auf die Lippen biß, das Lachen kaum ebensowenig zurückhalten, wie Benjamin die Thränen, als er ihr jetzt stockend all die Eigenschaften seiner verderbten Seele aufzählte, von der sie bisher in ihrer Unschuld nichts geahnt, und in deren schimpflichem und ruchlosem Besitz er sich selbst nicht gewußt, ehe Herr Trimborn sie ihm mit psychologischer Sonde aus dem schwarzen Innern herausgeholt hatte. Er zählte sie auf und setzte nach jeder immer muthloser hinzu: „O, es ist so, Marianne, ich fühle es selbst. Ist es nicht wahr, Marianne?"

„O Du dummer Benjamin! Wenn nun Herr Trimborn gesagt hätte, Dein Gesicht sei ebenso schwarz wie Deine Seele und Dein Rock sei funkelnagelneu? Nicht wahr, Du hättest es auch geglaubt? Und wenn Herr Trimborn die Sonne für blau erklärt hätte und den Mond für grün? Du würdest sagen, o Marianne, wie habe ich mich bis heute geirrt, ich sehe es selbst! O Du dummer, lieber, bescheidener, muthloser Benjamin! Wenn Herr Trimborn mir das alles sagte, so würde ich wahrscheinlich ebenso lachen, wie ich es jetzt thue, aber ich würde es doch viel, viel eher glauben, als daß diese Lippen, die ich eigentlich nicht küssen sollte, weil sie so abscheuliche, abgeschmackte, alberne Dinge von meinem Bräutigam sagen, nicht dem besten, arglosesten, thörichtsten Menschen auf der Erde angehören."

Und Marianne Willwater lachte so laut, so herzensfroh, daß die Leute es auf der Straße hören mußten, und vergaß sich so sehr, daß Benjamin deutlich den blühenden Rosenstock mit den runden gelben Dingern darunter hätte sehen können. Aber zum Glück hatte Benjamin genug damit zu thun, alle die Küsse zu erwidern, die Marianne zur Strafe auf die abscheulichen, abgeschmackten, albernen Lippen drückte, und dabei macht man — auch er — die Augen zu und sieht nicht.

Wie schnell darüber die Zeit vergeht, wie bei gar keiner andern Beschäftigung! Da schlug es vom Thurm der Vorstadtskirche schon sieben Uhr. Das weckte die Glücklichen aus ihrem Traum. Marianne rief ihm lachend zu:

„Gute Nacht, Benjamin! Ich habe noch viel zu arbeiten zu morgen Abend, die Weihnachtsgeschenke müssen aber zum Weihnachtsabend fertig sein. Du bist und bleibst mein lieber Benjamin und ich bin und bleibe Deine Braut, die sich gar nicht vor Herrn Trimborns abgezogener Hand und ebensowenig vor Deiner Ruchlosigkeit und am allerwenigsten vor irgend etwas sonst fürchtet. Und, Benjamin, Du könntest mir einen großen Gefallen thun, wenn Du morgen Abend um sechs Uhr, wenn Du von Herrn Trimborn kommst, mir dies Zettelchen an seine Adresse besorgen wolltest und mir Antwort darauf bringen, die ich um sieben Uhr in Deiner Wohnung abholen will. Ich poche dann an Dein Fenster und Du kommst heraus, damit wir noch ein wenig zusammen durch die Stadt gehen und uns die hellen Fenster mit den Tannenbäumen ansehen. Vergiß das Briefchen nicht, es ist sehr wichtig, und daß Du um sieben Uhr zu Hause bist, ist auch wichtig, damit ich die Antwort erhalte. Gute Nacht, Benjamin; wenn Marianne Dir so viel werth ist, wie Herr Trimborn, kannst Du ruhig schlafen."

O, wie falsch war Marianne Willwater, wie dreifach falsch! Erstens, daß sie sagte, jemand könne ruhig schlafen, dem sie so viel

werth war wie Benjamin Trimborn. Und dann, weil sie so unmerklich, aber doch so listig lächelte, als sie die Wichtigkeit des Briefes und der Antwort darauf zweimal betonte. Und zuletzt, weil sie, als sie dies that und während des ganzen Auftrags, den sie ihm ertheilte, nicht einmal eoth wurde.

Geh, dummer Benjamin! Du siehst doch, daß sie allein zu sein wünscht, daß Dein Kommen sie allerdings überraschte, aber durchaus nicht in der freudigen, aufrichtigen Weise wie sonst. Geh und sei glücklich, daß Du noch dümmer bist, als sie Dich genannt, da Du nichts von dem, was hinter ihrem Rücken — und also auch hinter Deinem — vorgegangen, bemerkt. Dein Glück wäre wohl vorbei gewesen, wenn Du gesehen, wie sie Dir nachlauschte, als Du die Teeppe hinunterstolpertest, und erst nachdem die Thüe drunten vernehmlich geklingelt, sich wieder an die Kommode zurückwandte und die gelben runden Dinger unter dem Rosenstock, mit denen sie gespielt hatte, als Du kamst, abermals durch ihre feinen, niedlichen Finger gleiten ließ. Denn Du hättest starr zugesehen und zugehört, Benjamin Trimborn, wie sie mit habsüchtigem Gesicht und fast vor Aufregung zitternden Händen von eins bis zwanzig und wieder rückwärts von zwanzig bis eins zählte und hättest stotternd gefragt: „Wie kommst Du zu zwanzig doppelten Friedrichsdor, Marianne? Auf welchem Rosenstock sind diese schweren Früchte gewachsen, Marianne?"

Es ist gewiß sehr befremdlich, daß Du, während Du das Gold, das Dein Bräutigam um keinen Preis sehen durfte, wieder und wieder durch die Hände zählst und dazwischen ab und zu Dich niederbückst, um mit Deinem Näschen den Duft bald von dieser, bald von jener Rose an dem Stock fortzuziehen — daß Du derweil so fröhlich lächelnd wie mit Kinderaugen Schneewittchen, Dornröschen, Goldschmiedstöchterlein auf dem Bücherbrete anzusehen vermagst, und daß diese Dich wieder ebenso anschauen, grade als nickten sie Dir zu und lächelten: „Ja, Marianne, zuletzt wird's doch, wenn man treulich ausharrt."

Was hast Du da gesagt! Ich will nicht hoffen, daß ich das Gemurmel zwischen Deinen, auch dabei noch lachenden Perlzähnen richtig verstanden habe: „Herr Trimborn sei ein —" (Fortsetzung folgt.)

Königsberger Marktweiber.

Die Königsberger Marktweiber erfreuen sich neben den Pariser Damen der Halle und den Berliner Gemüsehändlerinnen einer gewissen Berühmtheit. Sie verdanken dieselbe über die Stadtmauern hinaus zum guten Theil keinem geringeren als einem — Philosophen, dessen Name weithin noch immer einen guten Klang hat, Karl Rosenkrantz, der ihrer Naturgeschichte in seinen vielgelesenen „Königsbergee Skizzen" ein Capitel gewidmet hat. Seit dem Erscheinen des Buches ist freilich fast ein Viertelsäculum, verstrichen, und darin hat sich auch in Königsberg viel verändert. Die alte Hauptstadt Ostpreußens lag damals noch drei Tagereisen von Berlin und hatte bei ihrer Isolirtheit im fernsten Winkel deutschen Landes — zum officiellen Deutschland rechnete die Provinz noch gar nicht — so recht Muße gehabt, Originalitäten in sich groß zu ziehen. Seitdem hat die Eisenbahn sie zwischen Berlin und Petersburg in die Mitte genommen und unglaublich schnell umgestaltet. Große Wiesenpläne innerhalb ihrer Wälle sind dicht mit Gebäuden besetzt, die Freiteeppen und Vorschauer in den engen schmutzigen Gassen haben den Trottoirs Platz gemacht, ganze Häuserreihen sind dem Bedürfniß breiterer Communication zum Opfer gefallen, mit der Ostbahn hat sich die Südbahn gekreuzt, und schon strecken sich vor die Festungsthore hinaus die langen Güterschuppen und Maschinenwerkstätten mit einem unergründlichen Gewirre von Geleisen zwischen sich in den s. g. Nassengarten hinüber, wo unsere Gemüsehändlerinnen bisher idyllisch in einer langen Reihe einstöckiger Häuserchen wohnten und in den tiefen und feuchten Gärten dahinter, die sich in langen Streifen bis zu den Pregelwiesen hinziehen, ihren Kohl bauten. Die neue Zeit rückt ihnen förmlich auf den Leib und demonstrirt ihnen in eisernen Schriftzügen recht eindringlich die Nothwendigkeit, sich auch ihrerseits in die neuen Verkehrsverhältnisse zu schicken. Auf gelindere Weise war iheee zähen Natur auch nicht beizukommen, und sie weichen auch jetzt nur langsam Schritt nach Schritt widerwillig und raisonnirend.

Aber nicht nur räumlich werden unsere Nassengärtnerinnen, wie die Indianer Amerikas, von der fortschreitenden Cultur mehr und mehr nach Westen gedrängt, sie fühlen auch instinctiv, daß sie auf dem Weltmarkt eine sehr unbedeutende Rolle spielen, und werden deshalb auch auf dem viel kleineren altstädtischen Markt, wohin sie am Mittwoch und Sonnabend mit ihren gewaltigen Fruchtkörben wandern, um sich neben ihren Colleginnen, den Obst-, Butter- und Geflügelhändlerinnen, zu placiren, immer kleinlauter und manierlicher. Denn ihre originellsten Eigenschaften waeen zu ihrer Blütezeit eben ihee Großmäuligkeit und naturwüchsige Grobheit. Nicht nur, daß sie gegen einander stets eine Blumenlese von Schimpfworten bereit hatten, mit der sie sich über den halben Markt hin trotz der „Herren Schandarmen" dienten, es war auch für jeden andern gefährlich, ihnen zwischen den Körben durchzutreten, und selbst die Beamten des Stadtgerichts, die an ihnen vorüber mußten, blieben selten ungeschoren.

Jetzt hat die Cultur bereits diese breithüftigen Amazonen mit den riesigen gelben Strohhüten und den giftigen Augen und breiten Mäulern darunter zu belecken angefangen, und die richtigen Originale kommen mehr und mehr auf den Aussterbeetat. Freilich, so ganz zahm sind sie und ihre Mägde noch keineswegs geworden, davon wissen die Injuriencommissarien des Stadtgerichts ein Lied zu singen, die sie zu ihren besten Kunden zählen. Sie verklagen sich nicht, weil sie im Ernst ihre Ehre durch ein Schimpfwort für verletzt halten — selbst ihre gegenseitigen Liebkosungen tönen gewöhnlich aus demselben Register — sondern um sich für den Aerger zu entschädigen, denen ihnen etwa ein Vorkauf oder ein gestörter Handel mit einer dummen Landfrau verursacht, und um sich einmal recht nach Herzenslust gegen einander auflegen zu können. Denn vor den Schranken des Gerichts halten sie sich durchaus für befugt, „zue Wahrnehmung ihrer Gerechtsame", wie es in dem betreffenden Parageaphen des Strafgesetzbuches heißt, einander mit der schärfsten Lauge des Spottes zu überschütten. Wenn dann der unglückliche Protokollant seine Würde zu wahren sucht und darauf aufmerksam macht, daß ja die „dumme Gans" oder „schlechte Person", die in der Klage steht, gar nichts ist gegen die Ausfälle der mündlichen Replik und Duplik, so bekommt er zu hören: Schriewe Se ok noch dat — un dat — un dat, Herr Assendarius! Wat kost't? Ek kann't betahlen." Uebrigens wissen sie einen sehe merklichen Unterschied zu machen zwischen den Bagatellzimmern, wo sie sich zu Hause fühlen, und den sonstigen Gerichtssälen, in denen sie mitunter aus besonderer Veranlassung zu erscheinen haben.

Ein befreundeter Richter, der sich mit einem dieser Täubchen fast allwöchentlich auf dem Bagatellamt abzufinden gehabt hatte und dessen Gefieder nicht garstig genug beschreiben konnte, war nicht wenig verwundert, einige Zeit darauf bei einem Termin in Erbschaftsangelegenheiten seine alte Freundin in eine Dame umgewandelt zu finden, die mit dem stattlichen Blumenhut auf der pomadisirten Lockenfrisur im Seidenkleide herauerauschte, Glacéhandschuhe über die beringte Hand gepreßt hatte, ein Riechfläschchen beständig unter die Nase tupfte und „wie Niobe ganz Thränen" in melancholischen Sentenzen über den Hingeschiedenen klagte. Ja, sie wissen auch zu repräsentiren und zue echten Zeit „etwas draufgehen zu lassen", diese Damen der Halle oder „Handelsfrauen," wie sie sich selbst wohlgefällig nennen, während sie der Volksmund zu iheem galligsten Aerger sehr unartig „Kuppelweiber" tauft. Einige von ihnen sind sehr wohhabend und treiben ihr Geschäft ins Große, ohne doch von ihrer Art zu lassen. Da sie selten nothdürftig schreiben können — in ihren Holzgestellen unter dem mächtigen rothen Regenschirm in alten Scharteken lesend sieht man sie häufiger — so halten sie sich einen Buchhalter, der ihee in Folge verwickelter Maskopeigeschäfte oft sehr schwierigen Rechnungen in Ordnung beingt.

Wer sie da an Markttagen sitzen, odee aus ihren Kellern vorlugen sieht, das um eine weiße Hülle thurmartig geschlungene Tuch auf dem Kopf, worüber im Sommer oft noch der schon erwähnte Strohhut, im Winter eine Pelzmütze gestülpt ist, je nach der Jahreszeit in der weißgeblümten Nachtjacke, oder der in allen Faeben schillernden Jope mit Flicken über Flicken, oder in dem wie poliet erscheinenden Schafpelz, um Pfennige dingend und sich ereifernd, der merkt nichts davon, daß sie ihren Besitz oft nach Tausenden zählen,



Auf dem Wege zum Markt.

Originalzeichnung von Kikutowsky.

die zum großen Theil baar und blank in alten Strümpfen stecken, aber auch in Waarenvorräthen, Sterbekassen- und Sparcassenbüchern angelegt sind. Sie sind die Capitalisten des Arbeiterstandes, dessen Lebensgewohnheiten sie theilen. Nur bei festlichen Gelegenheiten zeigen sie, was sie können; und es ist dann ihr größter Stolz, mit einem Aufwand zu prunken, der im grellsten Contrast zu der Bescheidenheit ihrer sonstigen Ansprüche auf Luxus steht. Einem Weißwaarenhändler waren jüngst sehr theure Hemden liegen geblieben, die eine Dame der Demi Monde bestellt aber nicht abgenommen hatte; er verzweifelte daran, sie loswerden zu können und zeigte sie als Raritäten. Wer aber kaufte sie ohne Bedenken? Eine Handelsfrau zur Ausstattung für ihre Tochter! Bei Hochzeiten — die jungen Damen haben übrigens eine ganz besondere Passion für Maurer und Zimmerleute, die sich ihrerseits zu den noblen Handwerkern rechnen und gern reich einheirathen — wird unsinnig geschwelgt; der Hauptglanz aber wird doch bei Begräbnissen entfaltet, die gar nicht kostbar und prunkhaft genug eingerichtet werden können und oft einen ganz unverhältnißmäßigen Theil des Nachlasses verschlingen. Auf ihren Sonntagsstaat und die Kirchentoilette halten sie etwas; in früherer Zeit waren es kostbare grellbunte Tücher, mit denen sie gern prunkten, jetzt wollen sie schon nach der Mode versorgt sein.

Neben dieser ständigen oder vielmehr seßhaften Classe von Handelsfrauen gibt es auch noch eine ambulante. Sie war früher zahlreicher vertreten als jetzt und schloß in sich gerade die originellsten Exemplare ein. Allein oder mit Mägden, die ihnen die Körbe trugen, wanderten sie in ihrem wunderlichen Costüm durch die Straßen und sangen von Zeit zu Zeit die Waaren ab, die sie zu verkaufen hatten. Lagen in den Körben zehn verschiedene Sorten von Gemüse, so konnte man gewiß sein, daß die Namen sämmtlicher zehn, wenn schon oft wunderlich verstümmelt und abgekürzt oder mit ganz ungewöhnlichem Accent betont, in den Text aufgenommen waren, der nach feststehender Melodie abgesungen oder vielmehr mit ganz bestimmtem Tonfall abgeschrieen wurde. Selten verstanden selbst die geübtesten Hausfrauen die einzelnen Worte, aber die Melodieen waren überall bekannt, und aus ihnen war bis tief in die Hinterstuben der Wohnungen hinein leicht zu entnehmen, was auf der Straße feilgeboten wurde. Anders wurden Zwiebeln, Petersilie und Pastinak, anders Blaubeeren ausgerufen. Diese sehr verschiedenartigen Lieder wollten förmlich eingelernt und tüchtig geübt sein, und es konnte sich deshalb nicht leicht jemand eindrängen, der nicht das Lehrgeld an die wunderliche Zunft gezahlt hatte. Jetzt begegnet man diesen ambulirenden Handelsweibern schon seit Jahren immer seltener, und ihr ohrbetäubender Gesang ist verstummt, seit der regere Straßenverkehr mit seinem ununterbrochenen Lärm von rasselnden Wagen ihn überbietet und selbst diesen Lungen die Concurrenz unmöglich macht. Aber mitunter trifft man doch noch ein altes Mütterchen zwischen ihren Körben hinwatschelnd und gleichsam zur eigenen Beruhigung und aus alter lieber Gewohnheit die schon fremdgewordene Gemüselitanei leise vor sich hinnäselnd. Man hört sie nicht drei Schritte weit, und sie lockt keine Hausfrau mehr ans Fenster und keine Köchin zur Hausthür hinaus; aber abgesungen muß sie doch werden, weil sie fünfzig Jahre gerade so abgesungen und von der Mutter und Großmutter erlernt ist — die Kinder, die kein Herz für die ehrwürdigen Zunftgebräuche haben, lernen sie schon nicht mehr, und die Litanei stirbt ab. Es wird Zeit, die alten Verse und Melodieen zu sammeln und auf Noten zu setzen, wie man's mit den Volksliedern thut. Die jüngere Generation treibt andere Künste. — Im Frühjahr, wenn die ersten Schiffsladungen mit Apfelsinen anlangen, durchstreifen die Handelsmädchen die Stadt, unter dem linken Arm den Korb und in der rechten Hand drei goldgelbe Früchte von der schönsten Sorte, die sie den Vorübergehenden möglichst nahe unter die Nase halten, damit der erfrischende Duft sie kauflustig mache. Es ist manchmal in unserer nordischen Metropole noch herzlich kalt, wenn uns Sicilien seine süße Ernte zuschickt. Später im Sommer tragen sie ebenso die Kirschen aus und haben eine große Geschicklichkeit, sie so über das Blechmaß zu werfen, daß die Stengel einen Deckel bilden und der Raum unten hohl bleibt. Auch in dieser Branche schreitet aber schon die Cultur fort; für das Herrenpublikum haben sie zierliche Papiertüten bereit, in die schon das bestimmte Quantum eingemessen ist, und die Käufer bleiben nicht aus.

Nun aber zu dem reizenden Bildchen, das diesem Artikel die Anregung gegeben. Der Maler ist ein Königsberger und er hat seinen Landsmänninnen in sehr liebenswürdiger Weise ein Denkmal gesetzt. Das hat er wirklich gesehen, man merkt's auf den ersten Blick. Es ist ein echtes Königsberger Wetter, etwa Ende September; vom grauen Himmel regnet es, was es regnen kann, sodaß die nahen Häuser nur wie im Nebel sichtbar sind, und die Straße ähnelt einem Wasserspiegel, aus dem kaum noch ein einzelner Stein hervorragt und alle Gegenstände wiederscheinen. Ein tüchtiger Sturm peitscht nicht nur das aus den Regentraufen vorbrechende leichte Wasser seitwärts, sondern jagt auch die ganze Gruppe von Marktweibern vor sich hin, die mit ihren Fruchtkörben und Marktutensilien beladen zur Stadt hineinwandern. Hu! wie der Wind die Röcke und Schürzen auftreibt, als wollten sie davon fliegen! Die hinten versuchen's noch an der Ecke, wo sich der Wind bricht, mit den großen Regenschirmen, aber es hilft nicht, daß beide Hände zu Hilfe genommen werden. Die im Vordertreffen haben denn auch den Kampf mit dem wüthenden Elemente schon aufgegeben. Die große, mit dem gewaltigen Strohhut, hat den Schirm dem Jungen gereicht, der mit hochaufgekrämpten Hosen nebenhertrottet, und hält sich krampfhaft an ihren Körben fest, die zu beiden Seiten wie die Anker an einem mit vollen Segeln in den Hafen einlaufenden Schiff niederhangen. Aber das alles ficht die tapfere Gesellschaft wenig an. Schreiten sie nicht vorwärts fast in Reih und Glied wie die Soldaten? Und wie die weiße und die schwarze rechts lachen über die boshafte Bemerkung, mit der der Flügelunterofficier das Unwetter abstraft, daß die Augenbrauen fast mit dem Haarscheitel zusammenwachsen und die Zähne im Munde zu zählen sind. Die nächste dahinter, die den Schirm gegen die Hand drückt, versteht auch noch etwas von den Witzen und grinst recht malitiös mit, aber weiter zurück dringt kein Laut. Dem Gemüse kann's nicht schaden, wenn es tüchtig abgespült wird; wir fürchten nur, daß an solchem Markttage die Käufer ausbleiben. Wird der gute Humor auch dann vorhalten? E. W.

Die Geschwister von Portovenere.

Novelle von **Adolf Wilbrandt**.

(Schluß.)

„Hör mich an, Gaetano!“ sagte der Corsar, nachdem er eine Weile, ohne sich zu rühren, hinausgespäht hatte. „Hör mich jetzt an wie ein Mann. Es hülfe Dir nichts, vor mir heucheln zu wollen! Der junge Graf, der da drüben — vielleicht in diesem Augenblick — den Becher auf das Wohl seiner schönen Braut hinuntergießt, ist Dir verhaßt wie der Tod. Dein Vater hat Dich verflucht und Deine Mutter entehrt, und jetzt, als wäre nichts geschehen, feiert er dort das Fest. Ich bin der einzige, siehst Du, mit dem Du auf dieser Welt noch zusammengehörst! Willst Du nun ein Leben haben, wie es Dir gebührt, und an Deinen Feinden Rache nehmen, so sage, daß Du nicht mehr mein Gefangener, sondern mein Freund sein willst, und der Bund ist gemacht.“

„Was für ein Bund?“ fragte Gaetano und sah ihm ohne Fassung ins Gesicht.

„Du begreifst, daß wir nicht aus bloßer Neugier hier in der Mondnacht herumschwimmen! — Dein Feind, Graf Paolo, ist auch der meine. Er und sein Vater. Mir liegt wenig an ihrem Leben, — desto mehr an ihrer Burg! In diesem Augenblick ist mehr als die Hälfte ihrer Mannschaft drüben in Portovenere, tanzt, spielt und zecht. Wenn Du nun ein Mann bist, wie ich's von Dir erwarte, einer mit warmem Blut, der sein ungerechtes Schicksal nicht wie ein Lamm Gottes auf die Schultern nimmt: so führst Du uns in dieser stillen Nacht den stillsten Weg zur Palmariaburg hinauf, zeigst uns den besten Platz, wo man die Mauern erklettert — denn Du kennst jeden Stein — und für Dein Unglück hast Du Deine Rache.“

„O Gott!“ seufzte Gaetano vor sich hin. Ihm graute vor diesem Menschen, doch seine wilde Phantasie stellte es ihm wie ein Blitz vor Augen, wie er die Burg seines Todfeindes erstieg, während

Dieser da drüben sein Glück genoß; — und dann die Burg in Flammen lodern zu sehen, bis alles in Trümmer gesunken, und endlich vor Ninas und des Vaters Augen ins Meer zu stürzen und sich von den Wellen todt an die Mauern von Portovenere hinüberspülen zu lassen. Einen Augenblick glühte er vor schrecklicher Freude an diesem Gedanken auf. Dann fuhr er zusammen und legte die Hand aufs Herz. Die weichen, reinen Knabengefühle kamen wieder herauf. Rache zu nehmen, mit diesen Räubern im Bund! — Ihm schauderte, daß er es nur einen Augenblick hatte denken können. Ohne dem Corsaren ein Wort zu erwidern, schüttelte er den Kopf.

„Besinne Dich gut!“ sagte Scherreddin drohend. „Du bist Freund oder Feind! Thust Du meinen Willen, so geb' ich Dir als meinem Vetter gleiche Rechte mit mir, und Du lebst wie ein Fürstensohn. Weigerst Du Dich, so bist Du nicht mehr mein Blutsverwandter, sondern ein gefangenes und gefährliches Christenkind, und hast alle Deine Tage bis auf den letzten gelebt. Oder ich nehme Dich mit, als meinen Sklaven, — und ersteige Palmaria ohne Dich. Zum Zögern ist keine Zeit! In dieser Minute noch wählst Du; wenn der Mond dort bis an die Wolke steigt, so ist es vorbei!“ — Er wandte sich halb von ihm ab und sah mit kaltem Gesicht zum Mond hinauf. „Hast Du gewählt?“ fragte er dann nach einer kurzen Pause.

„Ich bin bereit!“ antwortete Gaetano. Sein ganzer Muth und Trotz waren wieder erwacht; auf einmal stand ihm eine edle Rache vor Augen, durch die er gleichsam sein Schicksal sühnen und ein rasches Ende finden könnte. „Ich bin bereit!“ wiederholte er, da der Corsar ihm mißtrauisch in die Augen sah. „Ja, ich will mich rächen. Sage mir, was ich thun soll, und ich werde es thun.“

„Gut! — Nur noch ein Wort! Wenn Du mich etwa täuschen wolltest wie ein treuloser Christenhund, so wäre Dein Tod Dir sicher. Ich gehe wie Dein Schatten hinter Dir her. Dort hinter diesem Vorsprung landen wir; von da, weiß ich, kann man zur Burg hinauf. Du führst uns so sicher zwischen den Marmorbrüchen und Felsritzen durch, daß niemand fällt oder uns sonst durch ein Geräusch verräth. Der Mond und Deine langen Kletterjahre geben Dir Licht genug. Sobald Du Lärm machst oder uns auf falschen Wegen führst, so weiß ich nicht mehr, daß Du mein Vetter bist, sondern stoße Dich nieder.“

„Ich bin in Deiner Hand!“ war Gaetanos ganze Erwiderung. Er saß bleich und düster, aber in einer Art von Fassung da. So setzte sich denn die Barke, auf ein Zeichen Scherreddins, langsam in Bewegung, und die ganze Kette der anderen folgte nach. Sie ruderten so behutsam, wie wenn man auf Zehen geht, um die Ecke herum; fanden sogleich hinter dem Felsenthor eine Stelle, wo sich landen ließ, und nachdem der Corsar seinen Führer mit den Augen gefragt hatte, stiegen sie hier aus. Barke um Barke machte denselben Weg. In der nahen Burg von Portovenere rührte sich nichts Verdächtiges; alle Vorsicht schien dort bei dem allgemeinen Festjubel vergessen zu sein. Sowie die ganze, bis an die Zähne bewaffnete Menge gelandet war, ging Gaetano voran, Scherreddin so dicht wie möglich hinter und neben ihm, und über den steinigen, zerrissenen Abhang, zwischen Ginster- und Wachholdergebüsch, zuweilen an einer zwerghaft verkümmerten Pinie vorbei, stiegen sie langsam hinauf. Auch über ihnen, hinter den Mauern der Palmariaburg, regte sich nichts. Hier war alles dunkel, nur der Mond beleuchtete die Zinnen und Thurmdächer. Endlich hatte Gaetano eine Stelle nahe an der Mauer erreicht, wo sie am schwersten zu erklimmen, am leichtesten zu vertheidigen war, und seine ganze todverachtende Entschlossenheit zusammennehmend sprang er nun auf den nächsten Stein und rief so laut „Feinde! Feinde!“ in die Nacht hinaus, daß es von den Mauern wiederhallte.

Kaum war es geschehen, so stand auch schon Scherreddin neben ihm, mit furchtbarem Gesicht und einen blitzenden Dolch in der Hand, und stieß mit der Waffe nach Gaetanos Brust. Er war ihm zu nahe gekommen, er traf ihn nur mit dem Knauf; doch mit solcher Gewalt, daß Gaetano von der Erschütterung hintenüberstürzte und links in eine Senkung hinabrollte. Das Bewußtsein verließ ihn auf der Stelle, und während nun hüben und drüben plötzlich alles lebendig ward, Hörner und Sturmglocken ertönten, und an der Mauer, wo die Corsaren wie Verzweifelte hinaufstürmten, ein wüthender Kampf begann, lag er, den Kopf von den scharfen Felsen verwundet, mit blutüberströmtem Gesicht wie ein Erschlagener da. Die kühle Nachtluft rief ihn endlich, nach langer Ohnmacht, in das Leben zurück. Sein Gehirn war noch betäubt. Ein erwachender heftiger Schmerz zuckte ihm auf der Stirn; nur mit Anstrengung richtete er sich auf. Es kostete ihn Mühe, sich wieder lebend zu denken. Doch als er nun die Flammen sah, die an verschiedenen Stellen in der Burg von Palmaria emporloderten, und das Geschrei und Jauchzen der Corsaren hörte, die trotz seines Warnungsrufs die unersteiglich scheinenden Mauern erklettert und ihre rothe Fahne aufgepflanzt hatten, so ward ihm klar, wie vergebens er sich zum Opfer gebracht. Um ihn her lagen die mondbeschienenen Leichen von Portovenerinern, die auf seinen Ruf herübergeeilt waren, um Palmaria zu retten, die aber die Kanonen der Burg, von den eingedrungenen Corsaren auf sie abgefeuert, im Anlauf zerschmettert hatten. Da lag auch der alte Graf, Paolos Vater, vom Verlöbnißfest herübergestürmt, hier vor den Mauern seiner eigenen Burg vom Tod überrascht. Ueber den Meeresarm, der die Insel vom Festland trennt, sah Gaetano die Seinigen auf wilder Flucht, in überfüllten Kähnen, nach Portovenere zurückfliehen; von Zeit zu Zeit pfiff noch eine Kugel an ihm vorbei, die irgend ein siegestrunkener Corsar den Flüchtlingen nachsandte.

Unterdessen war in der Burg von Portovenere alles still und dunkel geworden; nur hier und da wanderte ein Licht an den Fenstern entlang oder über den Burghof hin. Gaetano fiel auf einmal der Gedanke an Nina aufs Herz: wie sie nun bangen werde, und wie sicher auch drüben der Angriff der Corsaren bevorstehe. Denn neue Barken — soviel das Mondlicht erkennen ließ, mit Menschen gefüllt und von Waffen blitzend — erschienen rechts in der großen Bucht, hinter der Ostseite von Palmaria hervor, und es ward ihm nun deutlich, daß ein großer, vorbedachter Corsarenstreich die beiden Schwesterburgen treffen sollte. Sobald er dies begriff, war sein erster Gedanke, zu Ninas Füßen, für ihre Rettung, zu sterben. Er sah sich um, ob man von der Palmariaburg ihn entdecken könne, suchte sein Gesicht ein wenig von dem klebenden Blut und Staub zu befreien, — und rührte unvermuthet an eine sich bewegende Gestalt. Der alte Manai, gleich den andern von Portovenere herübergerudert, von einer Kugel auf den Tod getroffen, wand sich zu seinen Füßen. Mit dem halb bewußtlosen Ausdruck eines Sterbenden sah er zu ihm auf, und gab dann durch eine Geberde zu verstehen, daß er ihn noch erkannte. Von dem Anblick erschüttert warf sich Gaetano über ihn hin. Der Alte suchte zu lächeln, um seine Freude über dieses Wiedersehen zu zeigen. Doch unfreiwillig legte er das Gesicht in schmerzliche Falten, sah nur noch blicklos zum Mond hinauf und stöhnte sein Leben aus. „Manai!“ rief Gaetano, ganz vergessend, wo er sich befand. Aber der stumme Mensch rührte sich nicht mehr. Die Lippen an seinen erkalteten Mund gedrückt, lag Gaetano eine Weile da. Er dachte an alle die Liebe, die ihm dieser Manai erwiesen, und wie lange er ihn für seinen Oheim gehalten und fast wie einen Vater geliebt hatte. Dann schreckte ihn plötzlich neues jauchzendes Geschrei hinter ihm auf der Berghöhe auf. Der Gedanke an Nina schüttelte ihn, er sprang auf die Füße und spähte horchend hinaus.

Die Corsaren in der Burg schienen die sich nähernden Barken zu begrüßen. Von den fliehenden Portovenerinern war nichts mehr zu sehen, sie hatten ihr Ufer erreicht; doch drüben in der Kirche ward es hell, dort schien das geängstigte Volk sich zu versammeln. „Mein Gott, wie komme ich hinüber?“ sagte Gaetano vor sich hin. „Bin ich nicht verbannt? kann ich wieder meinem Vater vor die Augen treten?“ — Doch es zog ihn unwiderstehlich, Nina noch einmal zu sehen. Mit einem Blick auf Manai fiel ihm auf einmal in aller Bangigkeit ein, daß dieser stumme Mann ja auch im L e b e n stumm gewesen, — daß er in Manais Kleidern, nur Manais Geberdensprache sprechend, durch Blut und Staub entstellt, in der Verwirrung der Nacht, sich vielleicht vor der Entdeckung nicht zu fürchten hätte. Rasch entschlossen, da zum Zögern nicht Zeit war, ein jugendliches Grauen abschüttelnd, nahm er dem Todten Hut und Mantel ab, auch die rothe Binde, die um seinen Leib geschlungen war, und schlich dann im Schutz der Felsenschatten, möglichst gebückt, zum Meeresufer hinunter. Zwei Fischerkähne lagen hier in einer versteckten Bucht. Er machte den einen los, und während er nun die großen Barken der Corsaren, die von Osten kamen, deutlich heranschwimmen sah, ruderte er, von einigen ungefährlichen Schüssen verfolgt, hinüber und stieg bei der Burg ans Land.

Der Pförtner am großen Thor ließ ihn ruhig ein; er verwunderte sich nur, daß der alte Manai bei so entstellenden Wunden im Gesicht doch noch entkommen sei. Gaetano suchte durch Geberden zu antworten. Ein Schauder überlief ihn: es kam ihm vor, als gehe der G e i st Manais durch das Burgthor ein und mache noch die alten, stumm redenden Zeichen, obwohl er doch ohne Leben sei. So kam er zur Kirche, deren helles Portal geöffnet stand, und trat mit fürchterlich klopfendem Herzen ein. Die ganze Gemeinde, Bewaffnete und Unbewaffnete, lag hier auf den Knieen. Der Graf dem Altar zunächst, mit verstörtem, verwandeltem Gesicht, Nina in ihrem leuchtenden Festkleid gegen einen Pfeiler gelehnt, das Gesicht am Gestein, nur ihren weißen Nacken konnte Gaetano erkennen. Durch die Fenster schien der rothe Himmel herein, den die Flammenglut auf der Höhe von Palmaria färbte, und das laute, singende Gebet des Priesters, der vor dem Altar stand, ward durch das brüllende Jauchzen der Corsaren fast unhörbar gemacht. Plötzlich donnerten alle Kanonen von Palmaria auf einmal herüber, mit so markdurchschneidendem Getöse, daß dem Priester vor Schreck die Hostie entfiel. Das ganze betende Volk schien zu begreifen, daß dieser Donner das Zeichen zum Angriff sei. Der Graf richtete sich auf und eilte hinaus. Alles folgte ihm, so schnell es konnte. Auch der alte Priester, die Hände ringend, entwich in eine Kapelle, die Chorknaben ihm nach. Nur Nina, wie wenn ihr Schmerz größer wäre als ihre Furcht, blieb an ihrem Pfeiler liegen und seufzte still vor sich hin. Ein noch lauteres Seufzen in ihrer Nähe schreckte sie endlich auf. Gaetano war hinter ihr auf die Kniee gesunken, hatte sein Gesicht verhüllt und lag so im Jammer da.

Das Mädchen wandte sich um und glaubte Manai zu sehen. „Wie!“ sagte sie, „bist Du's? Hat Dich die Madonna gerettet? Sagten sie nicht, von einer Kugel zerschoettert hätten sie Dich sterben sehen?“ — Gaetano schwieg. — „Warum verhüllst Du Dich? Bist Du wund, und ich soll es nicht sehen? Nein, nein; komm, laß Dich pflegen, laß Dich verbinden, Manai!“ — Und als sie ihn nun bitterlich schluchzen hörte, sagte sie verwundert und gerührt: „Wie, Alter! Du weinst? Ueber unser Unglück, über das, was uns droht? Warum? werden wir nicht m i t e i n a n d e r sterben, Manai?“

Gaetano, seiner nicht mehr mächtig, richtete sich auf: „Ja, Du sagst es, Nina!“ — „Was ist das!“ fuhr sie empor. Sie erkannte seine Stimme. Er, ohne mehr zu sprechen, enthüllte sein Gesicht und blickte sie an. Vom Schreck gelähmt, der den Schrei in ihrer Kehle erstickte, sah sie Gaetanos Züge, durch Blut, Staub und Gram entstellt, doch sie erkannte ihn auf den ersten Blick. „Still, Nina!“ sagte er, da er ihr nach Sprache ringendes Entsetzen sah. Doch sie war schon — noch auf den Knieen — in sich zusammengesunken. Um sie zu halten, griff er schnell mit beiden Armen nach ihr, faßte sie, zitterte dann vor Scheu, sie zu berühren, und hielt sie mit steif ausgestreckter Hand, nur damit sie nicht fiele. Dann sah er, wie sie sich faßte, und ließ sie sogleich wieder los. „Nina!“ sagte er mit gedämpfter Stimme, „verzeih mir! Vergib mir, daß ich Dich zu lieb gehabt; das ist alles, was ich noch begehre. Mein Gott, Du schauderst vor mir; aber ich gehe! Keiner soll mich mehr sehen! Dort durchs Fenster werd' ich mich auf die Felsen hinabstürzen, und von den Felsen ins Meer, und niemand wird sich mehr vor meinem Anblick entsetzen. Rette Dich, flieh! Rette Dich, ehe es zu spät ist!“

„Unglücklicher!“ sagte Nina, „wie kannst Du Dich tödten wollen! Mein Gott, wer gab Dir das ein! Gaetano, komm zu Dir!“ Doch er schien ihre Worte nicht zu hören, nur seine eignen Gedanken stierten ihm aus den Augen. „Nina, warum mußte es mein Unglück sein, daß ich Dich zu lieb hatte! Dich, o mein Gott! — Doch wenn ich mir nun denke, daß ich sterben werde, so seh ich Dich ruhig an; so fürcht' ich mich vor mir selbst nicht mehr. Gute Nacht, Nina; denke, ich sei schon todt; sieh mich wie einen Gestorbenen mit freundlichen Augen an. Sprich nicht mehr, — nein; nur mit einem Blick sage mir, daß Du Mitleid mit meinem Schicksal hast, und dann geh und rette Dich, und laß mich sterben!“

„Sterben! — Du sollst nicht sterben!“ stammelte sie.

„Weißt Du etwas anderes?“ antwortete er.

„In unsrer Noth, in unserm Elend willst Du uns verlassen? Es kümmert Dich nicht, ob wir untergehen?“

„Rette Dich; flieh!“

„Wohin? Wie kann ich mich retten; hörst Du nicht, wie sie rufen, wie sie schießen? Hörst Du's nicht von allen Seiten her?“ Verworrener Lärm hatte sich wieder erhoben, aus gellenden Stimmen, näher ziehendem Knattern und Waffenklirren gemischt. Gaetano stand auf, wie sie, und horchte hinaus. Er wußte ihr nichts zu erwidern, und stumm und öd starrte er vor sich hin. „Wozu kamst Du her,“ fragte sie endlich, „wenn Du uns in der Noth verlassen willst? Gaetano! kenn' ich Dich nicht mehr? Hast Du keinen Willen mehr, um uns zu helfen? keine Liebe mehr, um uns zu retten oder mit uns zu sterben?“

Das Wort übermannte ihn, seine Augen trübten sich plötzlich, und von ihr abgewandt sich an den Pfeiler lehnend weinte er wie ein Kind. Sie trat leise heran, nahm eine seiner Hände; doch bei der Berührung zuckte seine ganze Gestalt zusammen. Tief erschüttert ließ sie sie wieder fahren. Mit halb unterdrücktem Flüstern sagte sie: „Bruder! — Lieber Bruder! — Fasse Dich; tödte mich nicht in Verzweiflung; rette Dich und mich, und Deinen Vater!“ Bei diesem Namen fuhr er wieder zusammen. Doch sie überwand ihren eigenen Schauder, und noch gefaßter setzte sie hinzu: „Leb und stirb mit uns, Gott wird sich Deiner und meiner Seele erbarmen!“ Gaetano erwiderte noch nichts, aber lautes Weinen erleichterte seine Brust. Endlich, als der wilde Lärm draußen näher und näher heranwuchs, auch der Burghof von Waffen klirrte, raffte er sich auf, und ein Strahl von Fassung und Erhebung brach ihm aus den Augen. „Du hast recht: ich darf nicht anders sterben, als für Dich, für Euch! Nina, es soll geschehen! Wenn ich auch verbannt bin, soll ich meines Vaters Haus nicht vertheidigen dürfen? Du verräthst mich nicht; in dieser Verwandlung laß mich kämpfen und sterben! Ja, ich gehe, ich befreie Dich von meinem Anblick“ — Und da nun auch i h r e Thränen heftig zu fließen anfingen und sie ihm ohne ein Wort der Erwiderung in ihrem ganzen Kummer gegenüberstand, trat er still bei Seite und wankte zur Thür hinaus.

Nina sank vor dem Madonnenbild auf die Kniee, faltete ihre Hände: „Heiligste Jungfrau, vergib uns! Oder hab' ich ihn zu sehr geliebt, so tödte mich, so laß die Schwerter, die dich durchbohren, mir, mir in das Herz gehen!“ — Sie lag noch lange weinend und betend da, bis das wachsende Getöse draußen sie nicht mehr ruhen ließ und sie aufsprang, um auf den Burghof hinauszutreten. Der Flammenschein von Palmaria und von dem Fischerstädtchen, das die Corsaren erstürmt hatten, leuchtete herein; auch links auf der Höhe, nicht weit von Toniellos Hütte, brannte die Palme, worunter Gaetano und Nina in ihrer letzten Glücksstunde geruht hatten, und wie um Hilfe flehend streckte sie ihre feurigen Arme nach allen Richtungen aus. Auch schon dort oben schienen die Corsaren zu sein. Zugleich erhob sich am Burgthor ein fürchterliches Feuern, das das Gehör betäubte. Hörnerklang und unmenschliche Stimmen mischten sich hinein. Als dann der Dampf sich verzog, sah Nina das Thor gesprengt, und über Trümmer und Menschen wälzte sich die Masse der Corsaren wie ein Strom durch die Lücke, den ansteigenden Burghof hinan. Paolo lag auf den Boden hingestreckt; die Christen wichen nach der obern Burg zurück, nur der Graf blieb stehen, als wollte er ihren Rückzug decken oder als suche er den Tod, und Gaetano, in Manais Gestalt, trat neben ihn. Sie sah den Vater sein gekrümmtes Schwert schwingen, das er in der Corsarenschlacht von Tunis erbeutet, sah Schereddin hervorspringen und beider Klingen sich kreuzen, und in demselben Augenblick fuhr dem Grafen ein anderes Schwert in die Brust. „Jesus Maria!“ murmelte er und sank zu Boden. Gaetano wich, wie vor Entsetzen, einen Schritt zurück. Doch als er jetzt Schereddin vortreten und triumphirend seinen Fuß auf die Brust des Grafen setzen sah, faßte ihn ein unbeschreibliches Gefühl. Er stürzte auf den Corsarenführer zu, und indem er ihm den Degen ins Gesicht stieß, ohne auf die Schwertspitze zu achten, die Schereddin ihm entgegenhielt, warf er sich mit der Brust in dessen Schwert hinein.

Nina flog bei diesem Anblick über den Burghof herbei. Sie sah Schereddin fallen und Gaetano wanken, ein plötzlicher Schrei entfuhr ihr. Ohne sich zu besinnen, wo sie war, eilte sie hinzu, wie um Gaetano zu retten. Eine Kugel fuhr ihr in die Seite; sie fühlte es, aber als müsse sie es jetzt verbergen, drückte sie die Hand darauf, und nur ein schwacher Ausruf kam ihr über die Lippen. „Gaetano!“ rief sie. Diese unerwartete Stimme hinter ihm gab ihm seine schwindende Besinnung zurück. Auf einmal fühlte er, daß er nicht sterben dürfe, ohne sie gerettet zu haben. „Flieh, Nina, flieh!“ rief er zurück, und machte sich von Schereddins Degen los. Die Corsaren standen still, durch den Fall ihres Führers erschreckt. Gaetano faßte

den Grafen, der noch lebend am Boden lag, hob ihn mit beiden Armen auf und rief Nina an, ihm zu folgen. Er wollte in das Thor der obern Burg; doch der Weg war versperrt, die verwegensten der Corsaren hatten sich sogleich auf diese Pforte gestürzt und suchten sie durch ohnmächtige Beilhiebe zu zertrümmern. Kein anderer Rückzug als in die Kirche war frei. Die stöhnende Last auf seinen Armen, Ninas vom Mond beschienene Gestalt vor ihm her, eilte er auf die Kirchenpforte zu. Er kam hinein, ließ seinen Vater nieder, schob die Eisenstange vor, mit der die Thür sich verschließen ließ, und kniete nun, mit einem Dankgefühl ohne Worte, neben dem Grafen hin.

„Ihr werdet nicht sterben?" sagte er mit Zärtlichkeit.

„Wer bist Du?" fragte der Graf und starrte ihn mit erlöschenden Augen an. „Mein Sohn! o mein Sohn!" setzte er darauf tief verwirrt hinzu, als er Hut und Mantel von Gaetano niederfallen sah und aus Staub und Blut die jugendlichen Züge hervorblickten. „Du —! Du selbst —!"

„Ja, Euer Sohn," rief Gaetano aus, „Euer unglücklicher Sohn, der sich das Recht erbittet, für Euch zu sterben!"

Der Graf schien in eine Bewegung zu gerathen, die ihm die Brust beklemmte und den Blutstrom schneller aus seiner Wunde hervortrieb. Er suchte zu fassen, was seinen Sohn in dieser Verwandlung herbeigeführt haben mochte; hob dann die Augen zum Gewölbe, zum Altarbild auf, streckte die Hände aus und rief: „Gaetano! — Meine Kinder! — O Gaetano, mein Sohn! —" Unterdessen zog draußen das Getöse des Kampfes über den Hof heran. Kugeln schlugen in die Thür, die wilden Stimmen der Corsaren schienen zu rufen, daß man öffnen solle. Doch die Drei, mit ihrem Schicksal beschäftigt, gaben darauf nicht Acht. Gaetano und Nina — deren Wunde sich zu schließen schien, sie tröpfelte kaum — knieten zu beiden Seiten, hielten die Hände des Grafen, baten ihn durch Blicke, nicht zu sterben. Zufrieden schüttelte er nur statt aller Antwort den Kopf und legte die Hand an seine Wunde. „Gaetano!" sagte er auf einmal mit deutlicher, wenn auch schwacher Stimme, „ich habe Dir viel zu Leide gethan — — Herr, mein Gott! Herr, mein Gott! — Gaetano, vergib mir! — Mein allein war die Schuld! —" Und indem er ein goldenes Kreuz, das Gaetano sonst nie an ihm gesehen hatte, aus dem Busen zog und dem Jüngling hinreichte, setzte er noch leiser hinzu: „Von Deiner Mutter, mein Sohn! — Ich sterbe, doch es ist gut so. — Meine Kinder, vergebt mir! — Dieses Kreuz gab ich Deiner Mutter, als Du geboren warst; sie schickte es mir zurück, als — —" Ein Seufzer und ein verstärkter Blutstrom machte seinen Worten ein Ende. Er sank mit dem Kopf entkräftet in Ninas Schoß. Gaetano warf sich über ihn. So lag er eine Weile regungslos da, und sein helles Blut floß mit dem dunkleren des sterbenden Grafen in friedlicher Gemeinschaft auf den Boden hin.

Laute Trompetenstöße in der Nähe, Hörnerruf in der Ferne brachten ihm endlich die Gegenwart zum Bewußtsein zurück. Der Kampflärm auf dem Burghof war stumm geworden, die gellenden Trompeten der Corsaren schienen zum Rückzug zu blasen. Gaetano und Nina horchten befremdet hinaus. Sie hoben den Grafen, der nicht mehr athmete, gemeinsam vom Boden auf, legten ihn auf die oberste der Stufen zum Altar, und traten an die Bogenfenster, durch die Geräusch aller Art vom Meer herauf drang. Im hellen Mondschein erkannten sie große Kriegsschiffe auf der Flut, mit der wehenden genuesischen Flagge, und der erste Kanonenschuß blitzte von dem vordersten der Schiffe auf. Gleich darauf erhob sich ein Freudengeschrei hinter ihnen, auf der oberen Burg. Es zog näher heran, und des alten Toniello Stimme rief an der Thür: „Oeffnet! Wir sind gerettet! Die Corsaren fliehen!" — Nina eilte zur Pforte. Sie schob die Stange zurück; Toniello, hinter ihm bewaffnetes und unbewaffnetes Volk, trat ihr entgegen.

„Ich bringe die Rettung!" sagte er athemlos. „Von meiner Hütte aus sah ich die Corsaren — sah die genuesischen Schiffe segeln — steckte die Palme in Brand, um durch das weithin sichtbare Feuerzeichen sie heranzurufen. Es ist gelungen, Gott hat uns geholfen, unsere Feinde fliehen!"

„Allmächtiger Himmel!" setzte der Alte bestürzt hinzu, als er nun tiefer in die Kirche trat und Gaetano und seinen Vater erblickte. Der Jüngling hatte sich unterdessen still auf die untern Stufen neben den Grafen gelegt und schien so, vom Blutverlust erschöpft, den Tod erwarten zu wollen. Die rothen Tropfen flossen noch immer ungehemmt über den marmornen Boden hin. Sowie Toniello dies sah, eilte er auf ihn zu, kniete neben ihm, öffnete sein Gewand und eilte, ihn zu verbinden. Gaetano wehrte es nicht ab. Das Mädchen, vor Schreck und Schmerz außer sich, sank an Gaetanos Seite nieder, und über ihn gebeugt rief sie: „Du darfst nicht sterben! Gaetano! Mein Bruder!" — und zu Toniello gewandt: „Rettet ihm das Leben!"

Der alte Einsiedler nickte ihr ermuthigend zu; Gaetano, der sie stumm betrachtete, schien ihrem Flehen nicht zu widersprechen. Sie nahm seine Hand, er zuckte nicht mehr zusammen. Sie wiederholte: „mein Bruder!" und der Jüngling lächelte sie, wenn auch schmerzlich, an. Endlich stand sie auf, da sein blutiges Gesicht ihn so sehr entstellte, trat an das Becken mit Weihwasser, das neben der Pforte eingemauert war, füllte einen Krug, kam zurück und wusch ihm Stirn und Wangen und das feuchte Haar. Sein schönes Antlitz trat wie gereinigter Marmor aus der Hülle hervor. „Gaetano!" flüsterte sie, da nun Toniello zurücktrat, die Kirche sich wieder leerte, und der Jüngling verbunden und still auf den vom Mondschein beleuchteten Stufen lag. „Wie dürftest Du mich auch verlassen? Dort unser Vater ist todt; ich bin allein, wenn Du stirbst! Lebe als mein Bruder; — lebe für Deine Schwester! — Gaetano, haben wir nicht alle die Jahre lang wie Bruder und Schwester gelebt? — Sieh mich an; sage mir, daß Du's willst; hier, wo unser Vater liegt, hier vor der heiligen, barmherzigen Jungfrau gib mir Deine Bruderhand und rette so Dich und mich!" — Ihre weiche, sanfte Stimme erschütterte ihn. Er sah sie an und reichte ihr stumm die Hand. Es war ihm, als könnte es so sein, als wäre nun alles gut. Mit zufriedenem Lächeln nahm Nina sein wortloses Gelübde hin, und wie um ihn für alle Zeit daran zu binden, beugte sie sich wieder über ihn und sagte zitternd: „dies ist mein erster Schwesterkuß, Gaetano!" — und legte ihre Lippen an die seinen. Doch ein plötzlicher, unerwarteter Schauder fuhr nun durch sie hin. Sowie sie seine glühenden Lippen fühlte, verließ sie die Kraft. Ihre Seele brach unaufhaltsam hervor, mit einem Seufzer voll Liebe sank sie ihm ans Herz.

Sie richtete sich wieder auf, löste sich aus seinen Armen; todtenbleich stand sie da. „O mein Gott!" stammelte sie. Gaetano blickte zu ihr auf, stumm, doch mit Augen, die alles verriethen, was er empfand. Er wußte nun, was sie fühlte. Ein wunderbar süß seliger Schmerz durchfuhr ihn, daß ihre Herzen nicht dazu geschaffen seien, wie Bruder und Schwester zu leben. „Nina!" sagte er endlich, und löste leise den Verband von seiner Brust, als zöge es ihn unwiderstehlich, seinem Leben diese Pforte wieder aufzuthun. Sie sah es, und mit einem Schrei fuhr sie aus ihrer Verwirrung auf. „Gaetano! nein, nein!" rief sie und warf sich neben ihm hin. „Laß mich!" sagte er mit zufriedener, fast seliger Miene. „Laß mich davongehn, Nina! So glücklich kann ich nie mehr werden, wie in diesem Augenblick! Unsere Herzen, Nina —! — Laß mich vergehn — vergehn! Eine Ewigkeit von Glück — in dieser Stunde — in diesem Gefühl, daß Du mein bist. Gott vergebe Dir und mir — — Alle meine Tage waren schön — und meine Liebe — und nun muß es enden — — Lebe wohl! lebe wohl!"

Er hatte noch einmal ihre Hand genommen, drückte sie, und dann in sanftem Verscheiden ließ er sie los.

„O Gaetano!" sagte sie nur und seufzte, und sah, wie sein Athem starb. Ihr eignes Leben schien sie zu verlassen: der Schrei, mit dem sie sich neben ihn hingeworfen, hatte die Wunde in ihrer Seite aufgerissen, die hemmende Kugel hinweggedrängt, und das Blut quoll nun entfesselt in raschen Pulsschlägen hervor. Sie öffnete ihr Kleid und sah, wie der helle, warme Purpur dahinfloß. Es erschreckte sie nicht. Es that ihr wohl, es zu sehen. Mit einem Blick zur Madonna hinauf bat sie stumm, sie in dieser öden Welt nicht allein, sie diesen großen Todtentag nicht überleben zu lassen. Sie kniete hinauf zum Altar, küßte noch einmal den Vater. Dann setzte sie sich wieder, ermattend, neben Gaetano, betrachtete ihn und ihre quellende Wunde, und ihr Schicksal ging ihr wie ein Traum durch die Brust. So jung zu sterben! und so zufrieden, als hätte sie ein langes Leben gelebt! — Sie dachte an Gaetanos Worte unter dem Palmbaum. Die Empfindung, daß ihre Kräfte sie rascher verließen, schreckte sie auf; ihrem Gefühl gehorchend, legte sie die Hand auf Gaetanos Locken und küßte ihn ohne Scheu auf den kalten Mund. Es klang ihr süß, ihm nun laut zu sagen, daß sie ihn über alles lieb gehabt. Sie freute sich seiner wunderbaren Schönheit im Tod. Dann nahm sie ihn bei der Hand, und sich ins Jenseits hinüberdenkend,

wo Schwester- und Gattenliebe sich in friedlicher Verklärung vermischen würden, fühlte sie ihr Erkalten, ließ die Augen sich schließen, und ihr Kopf sank an seine Brust.

So fand sie Toniello, als er endlich, von Unruhe und Ahnung getrieben, wieder in die Kirche trat. Der Nachtwind wehte leise durch die Fenster herein, und leise hallte die Brandung von den Klippen herauf. Der Alte sah das stille Paar, im Tod vereint; sie lagen wie Schlafende da, schön und kummerlos. Ihre Hände hielten sich verbunden, ein ernstes Lächeln lag auf Ninas Gesicht. Toniello blieb erschüttert stehen, und seine Thränen flossen.

Die moderne Medicin und die neue Wiener Schule.

Von **Dr. Pauly.**

Wenn jetzt ein Praktiker aus dem Beginne unsres Jahrhunderts seinem Grabe entstiege und sich in der ärztlichen Welt umsähe, er würde höchlichst erstaunt seinen Kopf schütteln über die moderne Collegenschaft, jenes ameisenartig geschäftige Corps, das, die Seitentasche gefüllt mit einem Dutzend von Instrumenten, auf den Kranken eindringt, ihn beguckt, beklopft und behorcht, als ob die Krankheit wie ein faßbares, materielles Wesen in einer Ecke des Körpers läge und nur auf den kühnen Diagnostiker wartete, um mit ihm den Kampf um den Patienten einzugehen. „Das war doch ganz anders zu meiner Zeit," würde gewiß der alte Herr seufzen, „wo der Blick des Arztes höher stand, als diese weitläufige Untersuchungsart!" Ein Blick auf den hustenden und keuchenden Patienten genügte: „Es sind weiter nichts, wie Hämorrhoiden, die sich auf die Brust geworfen haben." Nun wurde die Feder ergriffen zu einem Recepte von beiläufig einem halben Dutzend Mitteln, traf das eine nicht, so traf sicher das andere. Und jetzt! mit welchem Aufwand von Röhren und Spiegeln befallen diese medicinischen Epigonen die arme Menschheit; wozu das? Ah! sie klammern sich an irgend einen kranken Ort, an ein einzelnes vermeintlich krankes Organ, auf die sie ihre Attaquen richten. Als ob der Körper ein zusammenhangloser Complex von selbständigen Organen wäre, die man so einzeln herausreißen könnte und als ob das Leben dieser Organe physikalischen Anschauungen zugänglich wäre! Erhabener Goethe, hast Du nicht gewarnt: „Das zwingst du ihr (der Natur) nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben."

In der That, der alte Herr trifft den Nagel auf den Kopf, wie er seine Klagen formulirt. Man kann die Riesenumwälzung in der Medicin, die sich in unserm Jahrhundert vollzieht, nicht besser definiren: man hat die physikalischen und chemischen Gesetze auf den thierischen Körper anwenden gelernt, und dadurch hat nicht allein die theoretische Erkenntniß von den Leistungen des gesunden Leibes, d. h. die Physiologie gewonnen, sondern die Wissenschaft vom kranken Leben, die Art, es zu suchen und zu belauschen, endlich es zur Norm zurückzuführen, d. h. zu heilen, ist eine fundamental andere geworden.

Dieser Revolution sind die Vorstellungen des Volkes, ja selbst der Gebildeten durchaus nicht gefolgt. Stets bereit das Naturgesetz anzuerkennen, schreckt der Gebildete zurück, wenn er es auf seinen Körper anwenden hört. In seinem Kopfe spuken ebensosehr die mittelalterlichen Theorien, wenn er vom Hausarzte verlangt, daß er ihm gegen einen juckenden Ausschlag auf dem Rücken tüchtig zum Abführen verschreiben soll, wie sie in den ärztlichen Köpfen am Beginne des achtzehnten Jahrhunderts spukten, da das neuerwachte chemische Interesse die Aerzte gleich zur Annahme einer Schärfe im Blute verleitete, welche die meisten Krankheiten erzeugen sollte. Wie leicht begreiflich, stammen gewöhnlich die medicinischen Volksanschauungen aus mittelalterlichen Theorieen, die im Publikum eben längere Dauer, als in der Wissenschaft haben. Indes wie verschieden sie sein mögen, ob „Schärfe", „versetztes Blut", „verdorbene Säfte" dabei die Hauptrolle spielen, ein Grundirrthum ist durchgängig der nämlich, der die Krankheit als etwas Ganzes, Konkretes faßt, als ob sie ein feindseliges Wesen und nicht ein Zustand wäre. Was Wunder, daß unsere Sprache, die da sagt: „die Krankheit befällt einen", sie also ebenso personifizirt, wie man im alten Rom ihr als einem Dämon einen Tempel baute. Dieser grundfalschen Anschauungsweise, welche die meisten Laien mit der Muttermilch einsaugen, liegt die Verwechslung mit dem krankmachenden Reiz zu Grunde; das ist der Feind, der den Körper befällt, auf den der Körper reagirt. Die Reaction des Körpers, die darauf zu einem sichtbaren krankhaften Produkte führt, das aber ist die Krankheit. Sichtbar, fragt der Leser erstaunt, stets sichtbar? Wenigstens in den meisten Fällen, sogar meist schon im Leben. Zum Beweise diene das folgende, das auch die stufenweise, nur sehr allmähliche Entwickelung dieses Wissens unter den Aerzten selbst nachweisen wird.

Jahrtausende lang tappte man über das Wesen der Krankheit im Dunkeln. Woher konnte allein die Aufklärung kommen? Nur von einer Stätte — vom Leichentisch. In dem Augenblicke, wo man die Leichen der Erkrankten öffnete und die groben Abweichungen erkannte, die verheerenden Folgen der feindlichen Krankheit, stritt man nicht mehr, ob die Krankheit mehr in den festen, als in den flüssigen Theilen stecke, ob ihr Wesen mehr in „Säure-" oder in Alkalibildung bestehe, ob die regulirenden Kräfte in ihrer Harmonie gestört wären, sondern man überzeugte sich: wie intensiv gelegentlich unter bestimmten schädlichen Einflüssen einzelne Organe erkranken; diese ziehen alsdann den ganzen Körper in Mitleidenschaft. Dies Prinzip, wenn auch nicht gleich klar an die Spitze gestellt, fing an statt unfruchtbarer, theoretischer Grübeleien die Köpfe zu erleuchten; es bis ins Einzelne nachzuweisen ist noch die Gegenwart rastlos bemüht.

Nicht viel mehr als hundert Jahre sind es, daß die Untersuchung der Leichen zur Grundlage der Erkenntniß des kranken Lebens gemacht wurde; das wird niemand Wunder nehmen, wenn man sich erinnert, daß überhaupt Leichenöffnungen erst seit 1500 gemacht werden und daß noch lange unüberwindliche Vorurtheile dagegen herrschten. Der erste pathologische Anatom, d. h. der die kranken Körper methodisch zerlegte, war Johann Baptista Margagni aus Padua, der seine reichen Beobachtungen in seinem achtzigsten Jahre herausgab, die der Anstoß zu einer unendlich folgenreichen Bewegung wurden. Und kaum hatte er auf die groben Produkte der Krankheit in der Leiche hingewiesen, als auch schon in Steiermark ein Arzt auftrat, der es aussprach, daß man schon während des Lebens krankhafte Veränderungen in ihrer Quantität und Qualität an einem Organe zunächst objectiv nachweisen könnte, an der Lunge nämlich durch Anklopfen mit den hakenförmig gebogenen Fingerspitzen an den Brustkorb.

Die Lunge, die unsern Körper mit stets neuer Lebensluft versieht, ist bekanntlich oben einem Schwamme ähnlich gebildet und enthält zahllose Lufträume. Man nehme einen Becher, stecke einen Schwamm hinein und klopfe dagegen, so wird der Schall laut bleiben; man entferne den Schwamm, schütte Wasser in das Gefäß, gleich klingt der Schall dumpf. Mit diesen Experimenten begreift man vollständig, was jener schlichte steiermärkische Arzt Auenbrugger wollte, als er mit seiner neuen Erfindung vor die taube Welt trat. Er wollte den Brustkorb als ein Faß betrachtet sehen, das gesund luftgefüllt einen lauten Schall gebe, und krank einen dumpfen; denn statt der Luft befindet sich geronnenes Blut, Blutwasser oder Eiter darinnen. Das ist die Lehre von der Percussion.

Aber die medicinische Welt, selbst ihre Koryphäen wie van Swieten und de Haen, (s. g. alte Wiener Schule) hörten nicht auf den Verkündiger der neuen Wahrheit. Aengstlich wurde weiter nach Zeichen gesucht, wo man so sichere von sich wies. Erst als der napoleonische Leibarzt Nikolaus Corvisart 50 Jahre später die neue Erfindung noch einmal verkündete und beiläufig, sonst nicht nach Franzmanns Art, darauf verzichtete der Erfinder zu heißen, da ward das Anklopfen an die Brust und den Leib der Menschen zur regelmäßigen Untersuchungsmethode erhoben.

Und im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts erstand ein neuer genialer Arzt, der zur neuen Methode eine noch folgenreichere, ausgiebigere fügte, Laenec. Er legte sein Ohr auf die kranke Brust und die gesunde. Hatte die Percussion nur die todte Materie, so zu sagen, auf ihren Luftgehalt untersucht, so lehrte die Auscultation (horchen) den lebendigen Athemstrom belauschen, der durch die Luftröhre und ihre zahllosen kleinen und kleinsten Zweige zu den Lufträumchen der Lunge hinabzieht.

Indem wir die Auscultation bei Seite lassen, gedenken wie nur noch der drei wunderlichen Instrumente in der Tasche des modernen Adepten der Medicin. Statt mit dem Finger an die Brust zu klopfen, hat nämlich Professoe Wintrich in Erlangen gerathen, ein Hämmerchen mit einem Gummiknopf zu brauchen und, was noch werthvoller, schon früher schaltete ein französischer Arzt Pierry zwischen Brust und den klopfenden Finger ein dünnes Plättchen von Elfenbein oder Neusilber ein, wodurch der Ton nicht blos bedeutend verstärkt, sondern auch die ganze Methode absolut schmerzlos für Erwachsene und Kinder wird. Das dritte Instrument ist das modificirte Hörrohr Laennecs, das Instrument, mit dem er die Geräusche der Lunge und die Töne des Herzens zu belauschen lehrte.

Das also kann und will der moderne Arzt mit diesen Instrumenten: er kann genau die lufthaltigen Organe von den luftleeren trennen mit seinem Hammer, er kann die Linie ziehen, die die luftleere, solide Leber von der lufthaltigen Lunge trennt, die blutgefüllte Milz vom luftstrotzenden Magen, das Herz von der Lunge. Somit kann er über die Größe der Organe ein in den meisten Fällen absolut richtiges Urtheil abgeben; er kann ferner hören, ob die in der Lunge entstehenden Geräusche normale sind oder ob Flüssigkeit in ihr rasselt, ob die Klappen des Herzens schließen oder, durch Entzündungsprocesse geschrumpft, schlußunfähig geworden sind.

Schon standen also, um in unsrer historischen Skizze fortzufahren, die neuen Methoden in Frankreich in voller Blüte, längst waren Corvisart und Laennee an den Krankheiten selbst erlegen, die sie zum Gegenstand ihrer so fruchtbaren Studien gemacht hatten, da lag noch in Deutschland unter dem Einfluß der naturphilosophischen Schule die ganze neue Lehre im Argen; aber dafür wurden ihr neue Stützen gegeben durch die beiden jetzt noch lebenden Koryphäen, die Begründer der s. g. neuen Wiener Schule, durch Carl Rokitansky und Josef Skoda.

Beide Oesterreicher, Söhne schlichter Bürger, beide studirten in Wien Medicin, wueden dort Spitalassistenzärzte, dann außerordentliche, endlich ordentliche Professoren und wirken als solche umdrängt von einem Zuhörerkreise aus aller Herren Ländee noch heute segensreich.

Carl Rokitansky, am 19. Februar 1804 in Königgrätz geboren, ist der Sohn eines k. k. Kreisbeamten, der frühe starb. In Königgrätz absolvirte er die fünf Gymnasialklassen, alsdann in Prag den s. g. philosophischen Kurs und widmete sich dort dem Studium der Medicin, das er in Wien vollendete, unterstützt von einem dort lebenden Oheim, der ihn überhaupt in seiner weitern Laufbahn hilfreich förderte, so daß er bald nach beendetem Studium als zweiter Assistent bei der patholog. anat. Lehranstalt eintreten konnte, in welcher er alsdann binnen kurzer Zeit zum außerordentlichen Professor heraufrückte; gleichzeitig versah er den Posten eines Gerichtsanatomen der Stadt Wien. In diesen Stellungen fand er das enorme Material, welches ihn zu seinen epochemachenden Schriften befähigte.

Bekanntlich hat Wien ein ungeheures Krankenhaus, mit mehreren tausend Betten. Die Leichen der verschiedenen Stationen werden auf die patholog. anatom. Anstalt gebracht und von dem eigens dazu berufenen Professor der path. Anatomie und seinen Assistenten geöffnet. 2000 Sectionen jährlich gaben dem überaus emsigen Beobachter den Stoff zu einer Reihe von Aufsätzen über verschiedene Krankheiten, deren Leichenbefunde er gesammelt.

Indes erst das „Lehrbuch der pathologischen Anatomie," welches 1841 erschien, begründete den Weltruf seines 37jährigen Verfassers und die Reform in den Anschauungen der Aerzte, daß die pathol. Anatomie Grundlage des ärztlichen Wissens und Handelns sein müsse. In diesem Werke finden wir zum ersten Male die Krankheitsbefunde in allen Organen zusammengestellt; zum ersten Male findet der Arzt den meisten Leiden eine Organstörung entsprechend. Diese Störungen, diese Veränderungen in Form, Aussehen, Farbe sind in meisterhafter Anschaulichkeit geschildert. Nur ein Beispiel sei gestattet. Sonst im normalen Leibe ist die Lunge, wie oben bemerkt, ein schwammartiges, unzählige kleine Lufträume zeigendes Gewebe. Sie wird entzündet. Schwerathmend, hochroth, hastig die Worte hervorstoßend, liegt der Patient da. In welchem Zustande mag wohl seine Lunge sein? Rokitansky gibt die Antwort; er lehrt: „dann ist sie rothbraun, festgeworden, ohne ihre Luftbläschen; schwer und sinkt in Wasser unter, indes die gesunde darauf schwimmt." Nach dieser Skizze wird es dem Arzte leicht zu begreifen, warum der Kranke so angstvoll nach Luft schnappt, da seine elastische Lunge ein starres, für die Luftzufuhr werthloses Wesen geworden ist, indem ihre Luftzellen mit geronnenem Blute gefüllt sind.

Schritt für Schritt folgte das Sectionsmesser Rokitanskys den Stadien der Krankheiten, die eben tödtlich verliefen. Indes der Körper bewahrt alte Reste längst abgelaufener Processe treu dem Forscher auf; so konnte er, der stets den Leichentisch zur nachträglichen Deutung des Krankheitsbildes benutzte, auch alle Stadien der meisten Krankheiten, gelegentlich auch Heilungsvorgänge zum Gegenstande seiner Studien machen, dem Arzte einerseits die gesetzmäßigen Wege der heilenden Natur, andrerseits die Grenzen zeigend, die ärztlichem Können gesteckt sind.

Diese Aufgabe für alle bisher bekannten Krankheiten löste für die damalige Zeit wenigstens Rokitanskys durch etwa 30,000 Fälle erleuchtetes Lehrbuch.

So konnte es nicht fehlen, daß Rokitanskys Einfluß auf die heutige Medicin ein fundamentaler geworden, und daß seine Leistungen durch die höchsten wissenschaftlichen Ehren anerkannt worden sind. Daneben aber macht ihn denen, die das Glück haben, den Meister kennen zu lernen, sein humanes, wie ein College mir einmal sagte, „kindsgutes" Wesen unvergeßlich.

Gleichzeitig mit Rokitansky und dessen aufklärende Arbeiten sofort verwerthend, trat Josef Skoda auf; geboren 1805 in Pilsen, wo er auch das Gymnasium bis 1825 besuchte. Von 1825 bis 1831 studirte er in Wien Medicin und ging alsbald nach beendetem Studium nach Böhmen zurück, um die damals Europa zum ersten Male durchziehende Cholera in Prag zu beobachten. Zwei Jahre später trat er als Assistent in das oben erwähnte allgemeine Wiener Krankenhaus ein, um, wie viele medicinischen Koryphäen der Gegenwart, in dem großen Material eines Spitales neue Forschungen anzustellen. Dort begann er die aus Frankreich herüberschallende Lehre von der Percussion und Auscultation noch einmal zu untersuchen und zu erweitern. Zu jener Zeit grade hatten in Frankreich die Nachfolger Laennecs einen fundamentalen Irrthum in der ganzen Verwendung der Lehre darin begangen, daß sie der Ansicht waren, aus dem Schalle direct auf eine Krankheit folgern zu dürfen. Man sprach von Lungen- und Magenschall, vom Eiterton, wenn oben Eiter die Lunge umschälte; da war es Skoda, der es bestimmt aussprach, daß man nie und nimmer direct aus dem Schalle auf einen Krankheitsproceß, sondern nur auf einen physikalischen Zustand folgern dürfe, z. B. ob Luft hinter dem klopfenden Finger wäre oder nicht; dann erst kömmt die Betrachtung des ganzen Krankheitsbildes dazu, um die nähern Schlüsse zu machen. So beschränkte er die Lehre auf ihre wahren Quellen, die er übrigens durch viele hundert Einzelheiten bereicherte; er wies nach, daß die Schallhöhe und ihr Klang von Wichtigkeit und daß beides bedingt würde durch die Spannung der darunter liegenden Theile, daß der gefüllte Magen laut und tief schalle, der leere hoch und klingend.

Wahrhaft glänzend bereicherte er die Lehre von der Auscultation des Herzens. Die zwei Töne, die man hört, wenn man sein Ohr auf die Brust eines andern legt, hatte man sich längst überzeugt, entständen durch die Spannung der Klappen der Herzpumpe. Skoda wies mit dem größten Scharfsinn nach, welche Geräusche bei Zerstörungen jeder Klappe entständen, wie deren im Verlauf des Gelenkrheumatismus so oft vorkommen, und er lehrte mit dem Hörrohr das Herz so zu belauschen, daß man genau das Spiel der krankhaft veränderten Klappen beurtheilen kann.

Es war selbstverständlich, daß dem Manne, der so viele Fingerzeige gegeben, die Krankheiten während des Lebens genau zu erkennen und ihre Gefahr zu beurtheilen, eine Abtheilung im allgemeinen Krankenhause für Brustkranke eingeräumt wurde (1841), daß er Professor der medicinischen Klinik 1847 wurde, die seitdem Schüler aus allen Ländern zählt und daß sein Weltruf Brustkranke von allen Seiten herbeilockt, die sein Urtheil über ihren Zustand hören wollen.

Was bleibt nun, wird man fragen, den Epigonen übrig, nachdem Rokitansky die Krankheitsprodukte in der Leiche, Skoda sie im Leben zu beurtheilen gelehrt hat?

Hier Schmerzen stillen, dort den störenden Blutzufluß hemmen, hiee den überheißen Theil kühlen, dort das volle Organ entleeren, das sind Aufgaben, die an den Arzt in immer neuer Gestalt herantreten.



Josef Skoda.

Aber die Aufgabe ist, wir gestehen es, noch lange nicht gelöst, erst begonnen. Noch viele Krankheiten gibt es, denen kein bestimmtes, lösbares Krankheitsprodukt entspricht, das angreifbar oder dessen Richtungen bekannt sind, ich erinnere nur an Geistes- und Nervenkrankheiten.

Dann ist mit der groben Betrachtung der Krankheitsprodukte die Aufgabe so wenig gelöst, wie mit der groben Anatomie das Verständniß der Theile. Die feinere, ja die feinste Beobachtung ist hinzugekommen, wir lernten unser Auge mit dem Mikroskop verlängern und vertiefen, und damit das Gefüge des Körpers und seine krankhaften Abirrungen noch genauer kennen.

Hier war es, wohin Rokitansky noch nicht eingedrungen war noch sein konnte; denn die mikroskopischen Studien in der Medicin begannen eben erst zur damaligen Zeit. Und darum geht durch sein Werk ein übrigens sehr lehrreicher Irrthum hindurch, der nämlich: die meisten Erkrankungen im Blute zu suchen, eben der Irrthum, der noch heute so populär ist. Seitdem nun aber das Mikroskop als Element des Körpers die Zelle nachwies und die Rolle des Blutes wie die jedes Gewebes erklärte, seitdem man sich durch die Arbeiten Virchows entschließen mußte, jede Krankheit als ursprünglich örtlich aufzufassen, seitdem hat sich niemand bereitwilliger finden lassen, seine alten Ideen aufzugeben, als Rokitansky, der noch rüstig an der kolossalen Arbeit der Gegenwart sich betheiligt. Mag er noch lange mit Jugendfeuer schaffen, ob er auch schon lange des Nachruhms gewiß ist.

Auch sein berühmter Genosse Skoda hat eine Wandlung unter dem unaufhaltsamen Vorwärtsschreiten der Neuzeit an sich erleben müssen, derselben Zeit, die nach seinen Prinzipien weiterforscht; als bester Beweis, daß die wahre wissenschaftliche Leistung ein fleischgewordenes Lebendiges ist, dessen Wirkungen über die ursprünglichen Ideen des eigenen Erfinders weit hinausgehen können.

Als der treue Kamerad Rokitanskys die kolossalen Veränderungen durch die Krankheit in der Leiche mitbeobachtete, ließ er sich so sehr davon imponiren, daß er an jeder Macht des Arztes verzweifelnd sich zum Nihilismus, d. h. zur vollständigen Unthätigkeit am Krankenbette bekannte. Längst ist diese Schule die „zuwartende“, wie man sie genannt hat, überwunden und nur die Unwissenheit oder die Trägheit flüchtet sich zu ihr. Hat nun aber auch durch dieses also nunmehr widerlegte Eingeständniß unsrer Heilohnmacht, welches aus einem übergroßen Klarheitsbedürfniß entsprang, Meister Skoda so manches Unheil angestiftet, so datiren andrerseits doch auch aus jener Zeit, wo man am Krankenbette die Hände in den Schoß legte, die ersten unbefangenen Beobachtungen des reinen Verlaufes eines Krankheitsprozesses. Aber diese lehrten eben die Gefahren jedes einzelnen und somit die Nothwendigkeit ärztlichen Eingreifens. Nicht vergebens trotz aller Irrthümer haben Jahrhunderte lang treue, nüchterne Aerzte am Bette des Kranken gedient. Vieles, was sie ahnungsvoll übten, haben die correcten Untersucher der Neuzeit bestätigt.

Nicht immer so klar, wie der Dorn, den sich der Knabe in den Fuß trat, liegt die Krankheitsursache, und nicht immer ist sie so sicher zu entfernen. Nicht immer ist es der Schmerz allein, der dem Leben Gefahr droht, wie dann, wenn der arme Peter in dem Dilemma, unter Schmerzen zu athmen oder zu ersticken, das letztere vorzieht, und rasch ist der Arzt bei der Hand, den Schmerz sicher durch ein Mittel zu besänftigen und den armen Peter der Erstickungsgefahr zu entreißen, aber in allen diesen Richtungen ist die Neuzeit bemüht, unsere Heilkunde zu begründen. Das Studium der Krankheitsursachen nicht blos der Krankheit, sondern der Epidemieen hat schon zu



Carl Rokitansky.

bedeutenden Arbeiten geführt und der Kampf mit den Krankheitsursachen, den Krankheitsgiften ist kein leeres Wort mehr. Eine neue Wissenschaft, die Hygieine, umfaßt diese Bestrebungen.

Aber auch die specielle Heilmittellehre ist kein empirisches Altweiberwissen, sondern reift zu einer eigenen segensreichen Wissenschaft. Von einer Unzahl Aerzte, welche den Ruhm des gelehrten Untersuchers mit dem des praktischen Arztes verbinden, werden an Thieren und später am gesunden, endlich am kranken Leibe Experimente mit den altbekannten Heilmitteln oder dem in diesen durch die moderne Chemie nachgewiesenen wirksamen Stoffe vorgenommen. Unsere Mittelkenntniß, die Art ihrer Einverleibung, die correcte Bestimmung, in welchem Stadium sie anzuwenden, das alles wird von Jahr zu Jahr bestimmter, unser Arsenal von Waffen gegen die Krankheit mehrt sich nicht blos, sondern die alten Waffen sind einfacher und doch vollkommener geworden.

Wie wirksam gewisse Krankheiten man zu bekämpfen gelernt hat, ergibt sich aus dem einfachen Vergleiche derer, die im Jahre 1750 und die 1850 an Pocken verstarben!

Doch wir sind längst über unser Ziel hinausgegangen, um der mächtigen Bewegung innerhalb der modernen Medicin zu folgen; deren Fundamente in Deutschland durch Rokitansky und Skoda, die s. g. neue Wiener Schule und zu gleicher Zeit durch ein anderes ärztliches Genie, Schoenlein, gelegt wurden. Welch erhabenes Gefühl muß die beiden ersten (Schoenlein starb 1864) beschleichen, wenn sie jetzt sehen, wie die Saat aufgegangen, die sie ausstreuten? Mögen sie noch lange des Anblickes sich freuen!

Die Spiritisten und der Spiritismus.

I.

Ein Vorläufer des Spiritismus in Schwaben. — Die Klopfgeister von Rochester. — Die Vertiefung der Sache. — Rückkehr der Geister nach Europa. — Der Spiritismus in Frankreich. — Die Grundlehren. — Ein Spiritistenmeeting in Newyork.

Es ist fast fünfzig Jahre her, daß in Schwaben der Schleier des Bildes von Sais, als welches vielen das Jenseits erscheint, zu heben versucht und dann als gehoben verkündet wurde. Justinus Kerner und die „Seherin von Prevorst" waren eine Zeit lang in aller Munde. Das „Mittelreich" that sich auf, und die Geisterwelt ragte in das prosaische Alltagsleben herein. Jahre lang tauchten in und um Weinsberg Erscheinungen aus dem „Nachtgebiet der Natur", Somnambulen, Besessene, gute Geister, Engel und Dämonen auf. Man lernte Sprache und Schrift des Jenseits kennen. Es bildete sich eine förmliche Theorie über diese Phänomene aus, die in einer wahren Bibliothek von Schriften mit Anlehnung an die Schellingsche Philosophie verkündet und vertheidigt wurde und ungefähr eben so viel Gläubige als Gegner fand. Dann nahm das Interesse an der Sache allmählich ab, und zuletzt erlosch es so gut wie ganz.

Es war im deutschen Publikum vor andern Fragen völlig still

geworden von den Weinsberger Wundern, als im Jahre 1851 die Geisterwelt sich wieder vernehmen ließ, und zwar diesmal jenseits des Oceans, unter den Yankees, die sonst — in dieser Allgemeinheit beiläufig mit Unrecht — für rein praktische, prosaische, mehr dem Diesseits als dem Jenseits zugewandte Leute gelten. In der Stadt Rochester traten drei Frauen, zwei Misses Fox und eine Mrs. Fish, auf, die sich für Mittelspersonen zwischen der Welt der Abgeschiedenen und den Menschen ausgaben, sich bald auch in verschiedenen andern Orten der Union sehen ließen und durch ihre Erfolge binnen kurzem eine große Anzahl mehr oder minder glücklicher Nachahmungen, auch von Seiten der Männerwelt, hervorriefen. Die Sache hatte damals noch ein ziemlich rohes, bisweilen possenhaftes Aussehen. Die stummen Geister sprachen nur sehr unvollkommen durch ein geheimnißvolles Klopfen, und mitunter recht ungereimte Dinge, die ihnen von den Mittelspersonen (Mediums) durch Fragen, auf welche sich nur mit Ja oder Nein, Klopfen oder Nichtklopfen antworten ließ, abgewonnen wurden. Nichtsdestoweniger fand diese neue Art der Todtenbeschwörung in weiten Kreisen Beifall, und nachdem sich das System der Befragung dahin vervollkommnet hatte, daß die Geister sich mit den Gesellschaften, die auf ihre Mittheilungen warteten, bequemer und ausführlicher verständigen konnten, war bald keine größere Stadt mehr, die nicht ihr Medium und ihren regelmäßig arbeitenden Club von Geisterklopfern hatte. Daneben entwickelte sich zu häuslicher Unterhaltung eine Abart der ursprünglichen Manipulation, das Tischrücken, welches 1853 auch in Deutschland in die Mode kam und eine Zeit lang nicht nur als hübscher Zeitvertreib, sondern hier und da auch als ernste Beschäftigung, als Verkehr mit den Geistern des Jenseits beliebt war. Auf die Dauer vermochte sich die Sache indes bei uns nicht zu halten, nach Verlauf etwa eines Jahres verflüchtigte sich bis auf einige enge Kreise, die sie ernsthaft genommen hatten, das Interesse an ihr vollständig.

Nicht so in Amerika. Hier behaupteten sich die Klopfgeister und ihre Medien nicht allein im Glauben eines großen Theils der Menschen, sondern sie gingen erobernd vor, und zugleich strebte der Spiritismus, wie die neue Lehre sich jetzt nannte, durch die Aufnahme von religiösen und philosophischen Lehrsätzen eine gewisse Vertiefung an. Das Bedürfniß, sich gegen Angriffe zu vertheidigen, rief allerlei Speculationen hervor, die von gelehrten Anhängern der Neuerung in ein System gebracht wurden. Die einzelnen Clubs der Gläubigen schlossen sich zu größeren Körpern zusammen. Der Spiritismus gewann so im Laufe der letzten fünfzehn Jahre fast die Gestalt einer Kirche, er schuf sich ein Glaubensbekenntniß, welches sich auf die Mittheilungen der Geister stützte, er ließ eine zahlreiche Literatur entstehen, er gründete eine Menge von Zeitungen und Zeitschriften. Offenbar übertrieben ist die Behauptung spiritistischer Blätter, daß ihr Glaube gegenwärtig an fünf Millionen Bekenner allein in den Vereinigten Staaten zähle; daß die Zahl derselben dort aber jetzt weit über eine Million beträgt und eher im Zunehmen als im Abnehmen begriffen ist, darf als Thatsache gelten. Woraus sich dies erklärt, können wir hier nicht auseinandersetzen, einmal aus Mangel an Raum, dann, weil wir hier nur berichten, nicht beurtheilen wollen. Es genüge die Hindeutung, daß die Vereinigten Staaten auch das Mormonenthum entstehen und, was mehr ist, zu einer mächtigen Gemeinde heranwachsen sahen.

Wie die Mormonen von Amerika aus vorzüglich in England sich ausbreiteten, so haben die Spiritisten von dort aus namentlich in Frankreich ein Feld für ihre Arbeit gesucht und gefunden. In der Mitte der fünfziger Jahre trat hier in der Person eines gewissen Rivail, der sich als Schriftsteller Allan Cardec nannte, ein Mann von nicht gewöhnlicher gelehrter Bildung als Verkünder und beredter Vertheidiger ihrer Doctrinen auf. Zunächst entstand in Paris eine kleine Gemeinde von Gläubigen. Dieselbe vergrößerte sich und gründete in der „Revue Spirite“ eine Monatsschrift zur Vertretung ihrer Interessen und zur Verbreitung ihrer Meinungen. Neben der Redaction dieses Blattes, dem Geist und Schlagfertigkeit nicht abzusprechen sind, war Cardec (der beiläufig im vorigen Jahre gestorben ist) auch sonst mit Eifer für seine Ansichten thätig, indem er dieselben in zahlreichen Schriften, vor allem im „Livre des Esprits“, der Welt empfahl. Vielleicht noch günstiger wirkte für Verbreitung der Sache, daß die französische Geistlichkeit es für geboten hielt, gegen dieselbe mit Broschüren und auf der Kanzel vorzugehen. Sei dem, wie ihm wolle, vom Jahr 1858 an, wo die erste Nummer von Cardecs Revue erschien, haben sich nicht nur in den verschiedensten Städten Frankreichs, in Bordeaux, Lyon, Marseille und anderen, sondern auch in Algerien, in Spanien, Italien, Deutschland, Oesterreich, der Türkei und zwar selbst in der asiatischen, Spiritistengemeinden gebildet, die in der Pariser ihre Mutter, in Cardec ihren Meister verehren. Die Secte ist organisch gegliedert, sie hat wie in Amerika ein festes Glaubensbekenntniß, und sie hat wie dort eine ziemlich reiche Literatur und außer der Pariser Revue auch in Bordeaux, in Palermo und in Wien eigene Preßorgane zu ihrer Verfügung. Im Folgenden geben wir in der Kürze die Hauptgrundsätze ihrer Lehre, die, wie der Sachkundige sehen wird, im wesentlichen schon von Kerner und Eschenmayer vorgetragen wurde.

Die Abgeschiedenen leben im Jenseits fort und vermögen sich mit dem Diesseits in Verbindung zu setzen. Gewisse Personen haben die Gabe, sie zu rufen, doch kommen die Geister auch häufig ungerufen, theils um Belehrung zu ertheilen, theils um die Menschen zu bitten, für sie zu beten, theils aus anderen Ursachen. Der Verkehr mit ihnen findet durch den „Perisprit“ statt, einen feineren Körper, der im Menschen während dieses Lebens die Aufgabe hat, zwischen dem Geiste und dem gröberen Körper als Mittelglied zu dienen, der dem Gestorbenen ins Jenseits folgt, und mit dem wir einst am Tage der Auferstehung bekleidet sein werden. Bis zu diesem leben die Geister je nach der sittlichen Höhe, die sie auf Erden erreicht haben, je nachdem sie Sieger über ihre Leidenschaften gewesen sind, oder nicht in verschiedenen Welten, theils in größerer, theils in geringerer Nähe des Thrones Gottes, theils auf Prüfungs-, theils auf Seligkeitssternen, theils in tantalischer Qual gepeinigt von ihren Leidenschaften. Viele werden auch als Menschen wiedergeboren, um hier zu büßen und sich zu reinigen, ein deutscher Reichsgraf z. B. als Bettler, ein anderer Vornehmer als Bedienter. Dabei sind alle Geister in fortwährender Thätigkeit. Die edlen und reinen, die sich in allen Kreisen des Wissens großer Kenntniß erfreuen, lernen und lehren, die bösen suchen Schaden zu stiften und sich zu dem Zwecke in Menschen einzudrängen, die man dann Besessene nennt, die blos leichtsinnigen treiben allerhand Possen, necken, täuschen und vexiren die irdische Welt. Es gibt auch ungläubige und materialistische Geister, aber die Gnade Gottes hält allen den Weg zur Bekehrung und Besserung offen, und alle werden mit der Zeit erleuchtet und erlöst. Ihr Leben ist Fortschritt nach oben, der zwar bisweilen stocken, niemals aber zum Rückschritt in dunklere und unreinere Sphären werden kann. Von einer Ewigkeit der Höllenstrafen ist also nicht die Rede.

Vermöge des geistigen Leibes, jenes aus dem Aether stammenden, mit der Elektricität und Magnetismus verwandten Fluidums, welches unseren Geist umhüllt und ihm die Eindrücke der Sinne zuführt, können sich auch diesseits Lebende mit andern diesseits Lebenden, wenn sie räumlich getrennt sind, besuchen und mit einander unterhalten. Ein Gatte ruft z. B., auf einer Reise begriffen, den Geist seiner Gattin, wie Cardecs Revue ausführlich erzählt, und sie erscheint sofort, um ihm über ihr Befinden Rede zu stehen, ihm mitzutheilen, daß sie Besuch von einer Verwandten hat, u. dgl. m.

Die einzelnen Menschen, Familien und Vereine haben ihre Schutzgeister, ihre besondern Führer und Lehrer aus dem Jenseits. Dieselben belehren ihre Schüler über allerlei Fragen, über Geologie, Astronomie, Psychologie, namentlich aber lösen sie ihnen theologische Probleme, jedoch immer so, daß sie nur Fingerzeige geben und das Auffinden der Wahrheit der Benutzung solcher Winke überlassen. „Ohne Liebe kein Heil!“ ist die Moral, die sie immer und immer wieder einschärfen. Die Revue Cardecs enthält Beispiele in Menge von lehrenden Geistern. Samuel Hahnemanns Schatten erleuchtet den Pariser Verein über Fragen der Medicin. Delphine de Girardin hält einen Vortrag über falsche Frömmigkeit. Lamennais spricht über das Fegfeuer, Lafontaine über Selbsterkenntniß, Galilei über die in der Natur sich ausprägende Allmacht Gottes, der heilige Ludwig über das Weihnachtsfest. Der Apostel Johannes und der Dichter der „Göttlichen Komödie“ lassen sich gleichfalls vernehmen, letzterer bei den Spiritisten in Palermo. In Setif (Algerien) gibt der Geist des Kirchenvaters Augustinus Aufschluß über die wahre Bedeutung der Tradition. In Leipzig endlich ertheilte der Geist des Apostels Paulus einem hervorragenden Mitgliede des dortigen

Spiritistenvereins Anleitung zum richtigen Verständniß des neunten Capitels im Römerbriefe.

Es gibt Mittelspersonen oder Medien, die so organisirt sind, daß sie die Geister sehen, andere, die sie sprechen hören, die meisten jedoch sind „schreibende Medien", d. h. solche, die dem betreffenden Geiste als Schreibmaschine dienen, ohne ihn zu sehen oder zu hören. Das Werkzeug aber mit dem die Geister sich verständlich machen, ist jetzt meist der Psychograph, eine Art Storchschnabel, mit welchem sie durch die Hand des Mediums niederschreiben, was sie beabsichtigen. Bisweilen treten sie vermittelst dieses Instruments selbst als Dichter oder Maler auf. So gewann 1863 der Klopfgeist von Carcassonne durch seine Poesieen den ersten Preis bei der Akademie der Jeux Floraux zu Toulouse, und in demselben Jahre sah man auf der Ausstellung in Konstantinopel ein hübsches Stillleben, welches nach Cardecs Revue ein anderer Jenseitiger durch ein Medium angefertigt hatte, das durchaus nichts von der Malerkunst verstand.

Zum Schluß dieser Mittheilung ein Erlebniß aus der Anfangszeit des Spiritismus in Amerika, wo derselbe noch naturwüchsiger auftrat und sich, namentlich in den unteren Klassen, weniger mit wissenschaftlichen und himmlischen Dingen als mit dem Nächstliegenden zu thun machte und dabei bisweilen wie eine Posse aussah. Ich sende dies voraus, damit Leser, denen der Verkehr mit den Geistern Herzenssache ist, die Komik, die in dem Bildchen liegt, nicht als von mir hineingetragen, das Bild also nicht als Carricatur ansehen.

Die Scene spielt im Zimmer eines Hinterhofes in Newyork. Die handelnden Personen sind mehrere Farbige männlichen und weiblichen Geschlechts, einige Weiße und noch ein Farbiger, der „Expounder", der Geisterbeschwörer. Jene haben in zwei Halbkreisen vor dem Tische, der in der Mitte des Gemachs steht, und über dem eine mattbrennende Lampe hängt, dieser hat hinter dem Tische Platz genommen.

Eine Pause. Dann fragt der Expounder feierlich: „Sind heute Abend Geister hier?" Wieder eine Pause. Alles schweigt erwartungsvoll, bis der Beschwörer seine Frage wiederholt und die etwa anwesenden Geister auffordert, ihre Gegenwart durch Klopfen auf dem Tisch kund zu geben. Zunächst bleibt es wieder still, dann pocht es, etwa wie das Ticken einer Wanduhr und im Daktylustact, erst an der einen, dann an einer andern Seite, und bald nachher an einer dritten Stelle auf den Tisch, so daß wir also drei Geister im Zimmer haben. Der Tisch ist ohne Decke, er hat, wie wir uns überzeugt haben, keinen Schubkasten, in dem ein natürlicher Klopfgeist sitzen könnte, der Beschwörer kann nicht auf ihn gepocht haben; denn er steht eine reichliche Elle von ihm entfernt.

„Wollen die Damen sich jetzt mit ihren Anliegen an die Geister wenden?" fragt der Beschwörer. Sie haben nicht den Muth dazu. Ein stämmiger Mulatte, an den jener sich dann wendet, besitzt zwar den Muth, aber nicht das rechte Geschick. Er bringt es trotz der Anweisung, die ihm der Beschwörer ertheilt, nicht dahin, daß die beiden Geister, die mit ihm in Verkehr treten wollen, dies auch können; denn er stellt seine Fragen immer so, daß sie sich nicht durch bloßes Klopfen oder Stillbleiben beantworten lassen. Er muß es endlich aufgeben, sich mit ihnen in Verbindung zu setzen, und die Reihe kommt jetzt an einen Irländer, der sich besser in die Sache findet. Er fragt, ob der Geist seiner Mutter da sei, und es klopft. Er erkundigt sich, ob sie drüben seine Schwester gesehen, und es klopft wieder. Ob seinem Vetter Murphy die letzte Seelenmesse, die für ihn gelesen worden, Erleichterung gebracht habe? Dieselbe bejahende Antwort. Ob sie das kleine Mädchen bei sich hätten, welches vor vierzehn Tagen gestorben sei? Es schweigt. Also nicht. Ob kleine Kinder auch in das Fegefeuer müßten? Es bleibt still. Auf ähnliche dogmatische Fragen erfolgt ebenso wenig eine Antwort, und da sich unter den nicht papistischen Negern Murren und zuletzt lauter Einspruch gegen die theologische Wißbegier Paddys erhebt, muß auch er zurücktreten.

Es fragten nun noch verschiedene Gläubige und erhielten mehr oder weniger befriedigende Auskunft auf theilweise sehr naive Erkundigungen. Einer der Schwarzen verlangte Belehrung darüber, ob die Methodisten im Himmel eben so gute Plätze hätten, als die Mitglieder der bischöflichen Kirche, und der Geist klopfte. Ein anderer Farbiger erkundigte sich bei seinem verstorbenen Vater, ob sich droben auch viele Seelen von weißen Leuten befänden, was durch dreimaliges mächtiges Klopfen sehr entschieden bejaht wurde. Ein dritter Neger wollte von seiner verstorbenen Frau wissen, ob sie glücklich sei. Drei lautschallende Daktylen antworteten: „Ja wohl, sehr." Ob man im Jenseits auch zu essen bekomme? Pochen. Zu trinken? Ebenfalls Pochen. „Auch Cordials?"*) fragte ein anwesender weißer Gentleman, sich in die Unterhaltung der Eheleute mischend, mit dreister Schalkhaftigkeit. Der Geist der abgeschiedenen Negerin schwieg, und der ganze Halbkreis der Farbigen wendete sich entrüstet nach dem unberufenen Frager um, der aber trotzdem, als die Reihe wirklich an ihn kam, als Ungläubiger fortfuhr, die Gesellschaft durch curiose Bezeichnungen der ihm citirten Geister und durch possenhafte Fragen zu schrauben, ein Spiel, welches geraume Zeit für Ernst gehalten wurde, zuletzt aber, wo auch die Neger den Spaßvogel merkten, vor drohendem Murmeln und Brummen unterbleiben mußte.

Inzwischen hatte der stämmige Mulatte, der sich zu Anfang der Vorstellung in der Sache nicht hatte zurechtfinden können, wieder Muth gefaßt, und verlangte noch einmal das Wort. Ob sein Neffe Charley zugegen sei? Klopfen dicht vor dem Platze des Mulatten. Dann solle er den Tisch wegschieben. Pause, während welcher der Tisch sich nicht rührte. Der Halbkreis der Ungläubigen lächelte. Auch die Gläubigen schienen wankend zu werden. Der Beschwörer aber ließ sich dadurch nicht aus der Fassung bringen. Im Gegentheil, die Sache war ihm offenbar ein willkommener Anlaß, mit einem großen Trumpf zu endigen.

„Ihr Neffe wird zu klein und schwach sein, um diesen Tisch zu bewegen," sagte der Expounder. „Aber ich werde mich an meinen seligen Vater wenden, und zwar soll er nicht blos den Tisch fortrücken, sondern der Gesellschaft erscheinen."

Hierauf lange Pause. Dann, während die Frauen und mehrere der Schwarzen offenbar in höchster Angst sich zusammenducken, Frage, ob der Geist da ist, und Klopfen in einer Nische hinter dem Tische, die ein Vorhang halb verdeckt — eine leichte Rauchwolke oder der Schatten einer solchen schwebt an der lichten Wand uns gegenüber durch das Zimmer — der Tisch dreht sich — er wackelt — wankt und fällt auf die Seite, was ihm ein Mann und zwei Frauen von der Gesellschaft nachthun. Triumphirend steht der Expounder vor den Ohnmächtigen, zu denen der stämmige Mulatte beiläufig nicht gehört.

„Nun, was halten Sie jetzt von unsern Geistern?" fragte der Beschwörer die Versammelten. „Daß sie Fleisch und Bein haben," antwortete kurz besonnen der weiße Spaßvogel, und ich konnte ihm nicht Unrecht geben, obwohl ich mir die Manipulation, die den Tisch zu Falle gebracht, nicht zu erklären vermochte. Wohl aber glaubte ich jetzt zu wissen, daß der stämmige Mulatte von Anfang an mit dem Expounder unter einer Decke gespielt hatte, erst als ungeschickter Tropf, dann als unverdächtiger Herbeiführer des Deus ex machina.

*) Bittrer Liqueur.

Am Familientische.

Riesenfrüchte der neuen Welt.

Die Fortschritte im Verkehrswesen der Neuzeit beginnen auch in unserm Redactionsbureau sich bemerkbar zu machen. Fast gleichzeitig trifft eine Sendung unsres „alten australischen Colonisten" ein, die ihren Weg über die Landenge von Suez genommen hat und ein Brief aus San Francisco der mittels der Pacificbahn und einem Dampfer des Bremer Lloyd in nur neunzehn Tagen Europa erreichte. Das Merkwürdigste an beiden Correspondenzen jedoch ist, daß sie fast den nämlichen Gegenstand behandeln — nicht etwa das Gold, welches in Australien wie in Californien in gleicher Fülle vorkommt — sondern den Segen des überaus fruchtbaren Bodens, hier wie dort. Ein Urtheil, wo das Uebergewicht zu finden, mag der Leser sich selbst bilden.

Unser „alter Colonist" schreibt: „Die Bodenverhältnisse Australiens bieten die merkwürdigsten Gegensätze dar. Neben den öden, unwirthbarsten Strecken von oft sehr großer Ausdehnung taucht plötzlich wieder das reichste Alluvialland auf, dessen Fruchtbarkeit enorme Procente gewährt. Einen Beweis, was sich daraus erzielen läßt, zumal wenn damit des Farmers Fleiß und

Ausdauer Hand in Hand geht, liefert nachfolgende interessante Notiz, welche ich dem Mansfield Independent, einer Provinzialzeitung in der Colonie Victoria (Hauptstadt Melbourne) entnommen habe. Es heißt in einer Nummer vom August dieses Jahres:

„Die größten Kartoffeln der Erde dürften wohl ohne allen Zweifel hier in unserer Nähe wachsen. Mr. Gamble, welcher mit außerordentlicher Umsicht und Thätigkeit die Musterfarm des Mr. Chenery bei Springfield verwaltet, erschien dieser Tage auf unserem Bureau, um uns Kartoffeln von immenser Proportion vorzulegen. Dieselben hatten die Größe von kräftigen Steinmelonen und wogen das Stück über fünf Pfund. Und dabei sind sie, wie uns aufs nachdrücklichste versichert wird, vollkommen gesund und von ausgezeichnet feinem Geschmacke. Mr. Gamble hat dieses Jahr ungefähr 30 Tonnen (eine Tonne = 2000 Pfund) solcher Riesenkartoffeln producirt, die alle mehr oder weniger obiges Gewicht zeigen."

Hat der Australier mit seiner „größten Kartoffel der Erde" recht oder täuscht er sich? Darüber gibt unser Californier Auskunft. Er schreibt: „In unserm Klima, das ohne Zweifel eine physische Verbesserung der angelsächsischen Rasse zur Folge haben wird, verbessert sich auch alles, was das alte Europa uns gesandt. Wenn im gleichen Maße auch einst die Sittlichkeit und die Wissenschaften, alles Gute, Wahre und Schöne einer Vervollkommnung in diesem gottgesegneten Lande entgegen gehen, dann wird Californien wohl ein Paradies auf Erden werden. In unserm Lande, das in der Sequoia gigantea den größten Baum der Erde besitzt, wachsen schon Orangen, Baumwolle, Zuckerrohr, jetzt auch Thee neben Reben, die deutsche Winzer vom Vater Rhein brachten und an welchen Trauben bis zu 14 Pfund schwer hangen. Ich habe hier Citronen zu 3 Pfund das Stück gesehen, Aepfel, so groß wie der Kopf eines zwölfjährigen Knaben sind keine Seltenheit. Weißkohlköpfe von 15 Pfund waren ein Wunder auf dem Newyorker Markte — seit wir mit der Pacificbahn unser Obst, unsre Früchte dorthin senden können, nicht mehr. Ganze Felder von 20-Pfundköpfen kann man hier sehen, ja man weiß von einzelnen festen Köpfen zu 45 und selbst 53 Pfund. Der größte Kürbis, den Californien bisher aufgewiesen — und unsre Blätter berichten regelmäßig über derlei Monstrositäten — wog 260 Pfund; seine Seitenranken trugen noch Früchte von je über 100 Pfund. Die größte Zwiebel unsres Landes wog 47 Unzen (avoirdupois) und maß 22 Zoll im Umfange und eine dreijährige Runkelrübe von 118 Pfund Schwere war 5 Fuß lang und 1 Fuß dick. Daneben Mohrrüben von 10 Pfund und Kartoffeln von 23 Pfund das Stück. Nehmen Sie dazu Kornhalme von 22 Fuß Höhe, die hoch über dem Reiter zusammenschlagen — freilich sind sie nicht die Regel — zweijährige Aepfelbäumchen behangen mit Riesenfrüchten, und Sie werden mir glauben, wenn ich sage, unser Californien ist ein gesegnetes Land. Fragen Sie nach den Ursachen des Räthsels, dann verweise ich Sie auf unsern Boden, unser Klima. Voller Jugendkraft gewährt der jungfräuliche, von der Cultur bisher unberührte Boden dem Menschen die herrlichsten Gaben und das gleichmäßige, vom Meer bedingte Klima, das beständig heiter über uns lacht und die nöthige Feuchtigkeit durch nächtlichen Thau herbeiführt, zeitigt ohne viel Zuthun des Menschen jene Riesenfrüchte."

Welchem Lande gebührt nun der Preis?

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

VI. Jahrgang. Ausgegeben am 18. December 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1869 bis dahin 1870. **1870 № 12.**

Trimborn & Comp.

Eine Sylvestergeschichte von **Wilhelm Jensen.**

(Fortsetzung.)

III. Weihnacht.

Der Morgen brach heillos an, denn es stürmte beim Schneien. Die Verkäufer in den Weihnachtsbuden konnten sich vor dem hereinstiebenden Schnee und die Käuferinnen vor ihren Röcken nicht schützen. So schalten beide gleichmäßig. Aber wer gescholten, mußte doch gleich darauf auch wieder lachen; es lag doch Weihnachtsstimmung auf den Straßen und auf den Märkten.

Ja, Weihnacht könnte gar nicht so fröhlich sein, wenn es, statt am kürzesten Tag, am längsten wäre. Der Schnee gehört dazu und die kalten Nasen und der Wind ebenfalls und vielleicht sogar der Schmutz unter den Füßen, daß man nicht lange vor einer Bude stehen kann, sondern um sich zu wärmen, schnell zur nächsten und wieder zur nächsten weiterlaufen muß. Es ist ein fröhlicher Tag, für den, der viel Geld hat, wie für den, der wenig hat, oft für den letzteren noch mehr, denn er besitzt an dem Tage häufiger etwas, was der erstere sich für alles Geld doch nicht kaufen kann, Frohsinn und herzliche Freude an Geringem.

Marianne Willwater, wie sie in ihrer dicht beschneiten Kapuze, aus der ihr kaltes Gesicht heut so gesund wie ein rothbäckiger Apfel und doch zugleich auch so jung wie die eben aufbrechende Knospe des nämlichen Apfels hervorblickte — wie sie so über den menschenwogenden Markt ging und geschickt, gleich einer Eidechse bald da bald dort durch den dichtesten Knäuel schlüpfte — sah aus als besitze sie sehr viel Geld, ja als besitze sie alles Geld, allen Frohsinn und alle Freudigkeit der großen Stadt allein; und ganz stolz trug sie einen kleinen zierlichen Tannenbaum im rechten Arm, während der linke mit zwei sorgfältig eingewickelten Packeten beladen war.

Als sie so fröhlich dahinschritt, geschah es, daß sie plötzlich — Benjamin Trimborn gerade in die Arme lief; d. h. eigentlich lief sie ihm an den Kopf und zwar mit der Spitze ihres Tannenbaums an seinen, im Gegensatz zu der Kopfbedeckung Herrn Trimborns etwas zu flach und dadurch zu wenig hiebfest auf dem Haar sitzenden Hut, so daß dieser sich zweimal in der Luft überschlug und mit außerordentlichster Geschicklichkeit auch just die einzige Stelle der Straße aussuchte, wo der geschmolzene Schnee eine breite Lache gebildet hatte, um in diese hineinzukollern und sich herzhaft darin umzudrehen.

„O weh,“ sagte Benjamin, „entschuldigen Sie, wenn ich Sie gestoßen, o weh —“

Es war ihm nämlich gegangen, wie es nicht so gar selten im Leben zu gehen pflegt, auch den Menschen, obwohl die Fabel, um nicht anzüglich zu erscheinen, nur den vierfüßigen Heloten des Menschen zum Träger ihrer nachdenklichen Historie gemacht hat. Eine Weile hatte Benjamin geglaubt, daß er den Hut noch vor dem drohenden Untergang zu bewahren vermöge, und von dieser Hoffnung angespornt, die wichtigeren Schätze, die er in seinem zusammengeschnürten Mittagsbündel trug, einen Moment vergessend, mit beiden Händen nach dem Ungetreuen gehascht. Und nun lag der Hut sammt dem Bündel in der Pfütze, und Benjamin sagte, sich verzweiflungsvoll ins bloße Haupthaar fassend: „O weh!“ und die Umstehenden — denn für ein so erfreuliches Ereigniß hatte jeder, der auch noch so weihnachtseilig war, Zeit — gafften und lachten.

Doch es war trotzdem zu einem gut, denn wieder offenbarte sich daran die Falschheit Marianne Willwaters. Einen Augenblick hatte sie wohl eine instinctive Bewegung gemacht, ihrem Bräutigam beizuspringen und Hut und Bündel vor dem Schneewassertode zu retten. Doch dann, wie sie bemerkte, daß dieser die Urheberin des haarsträubenden Ereignisses gar nicht wahrgenommen, benutzte sie mit heimtückischer Behendigkeit die Deckung, welche ihr die sich riesenschnell anstauende und anstaunende Menge (als ob sie noch niemals einen ausrangirten Cylinderhut und ein Bündel Papiere im Schmutz hätte liegen sehen) gewährte, um hinter die Rücken derselben zu schlüpfen. Und da stand sie, für Benjamins Blick jetzt unerreichbar, mit unschuldiger Miene und lachte mit. Ja, ihre vergnügten Augen sagten ganz deutlich: „Das ist gut, Benjamin, sehr gut. Jetzt wirst Du den neuen Hut doch aufsetzen müssen, und was die Papiere angeht, die Herr Trimborn Dir so filzig bezahlt, so ist das auch in Wirklichkeit kein Schade und paßt mir vielleicht recht gut, Benjamin.“

Benjamin Trimborn wischte während dessen, ohne von der boshaften Schadenfreude der einzigen, die er in der großen Stadt „Du" nannte, etwas zu ahnen, mit betrübtem Gesicht bald an seinem Hut, bald an den mehr als halb aufgeweichten Papieren, deren saubere Schriftzüge wie austretende Bäche sich bedenklich verbreitert und außerdem einen ihre Deutlichkeit nicht fördernden, graugrundigen Schlammüberzug um sich herum angesetzt hatten. Während dieser Beschäftigung schlug es plötzlich dicht vom Thurm herunter durch das noch immer anhaltende Schneegestöber zwölf Uhr, und Benjamin raffte mit hastiger Bewegung seine klebenden Papiere zusammen, drückte resignirt den triefenden Hut auf den Kopf und trottete so eilig fürder, daß er auf den Gruß eines vorüberkommenden Bekannten: „Wie geht's Ihnen, Trimborn? Was macht Ihre hübsche Frau?" ohne den Hut zu ziehen, hastig erwiderte:

„Ich danke Ihnen. Meine Braut, meinen Sie? O ich danke! Gut! Ich habe Eile!"

Damit verschwand er, wie immer, in der Richtung der Thalerstraße. Wenn er sich indes in seiner Bekümmerniß bei der stereotypen Anrede des Begrüßenden nichts gedacht hatte, so gab es dafür jemand anders in der Nähe, der es desto mehr gethan. Dieser Jemand aber war Marianne Willwater, die jetzt auch den Schauplatz ihrer perfiden, bräutlichen Unthat verließ und, die entgegengesetzte Richtung der Vorstadt zu einschlagend, in ihrer verschneiten Kapuze vor sich hinmurmelte:

„Nein, er meint Ihre Frau, Benjamin; er meint Frau Trimborn. Es ist sehr Zeit nachgrade, daß er sich in dieser Meinung nicht mehr irrt, denn der Irrthum ist nicht hübsch. Wenn er Ihre Braut meinte, Benjamin, so wäre es sehr falsch gewesen, zu antworten, es gehe ihr gut. Einer zehnjährigen Braut geht es nie gut, wenn sie auch wirklich einmal das Beiwort verdient gehabt hätte, das ihr zugetheilt worden. Ich habe auch Eile, Benjamin."

Nach diesem Selbstgespräch wendete sie sich mit beschleunigten Schritten über die Brücke der Vorstadt zu. Anstatt dort indes direct ihre Wohnung aufzusuchen, ging sie erst noch fast ans Ende der letzten Gasse, in der Benjamins Haus lag, trat diesem schräg gegenüber in den Laden eines ihm befreundeten Uhrmachers, verließ denselben fast sogleich wieder und begab sich etwa fünfzig Schritte weiter in ein anderes durchaus nicht ansehnliches Haus und lenkte erst, als sie auch aus diesem mit dem vergnügtesten Gesichte von der Welt wieder hervorgetreten, ihren kleinen, fast wie von Uebermuth hüpfenden Fuß dem Stübchen mit den Mousselinvorhängen zu, in das sie ungefähr um die nämliche Zeit eintrat, in der Benjamin Trimborn sich in der Thalerstraße Nr. 13 auf seinen Lederstuhl setzte.

Es sind zwei beglaubigte Thatsachen: Ein fröhliches Gemüth und ein heiteres Zimmer werden durch ein lustiges, dichtes Schneegestöber noch fröhlicher und noch heiterer gemacht, während eine mißmüthige Seele und eine finstere Stube dadurch zu noch viel größerer Verdrossenheit und noch tristerem Aussehen gelangen.

Wenn es möglich war, heut irgend Uebereinstimmenderes ausfindig zu machen, als das Gesicht Marianne Willwaters und das Stübchen mit den Mousselinvorhängen, so konnte es nur die Physiognomie Herrn Trimborns und das Zimmer sein, in welchem die Wanduhr mit dem undeutlichen Zifferblatt hing. Sie sah noch mürrischer aus als gewöhnlich; wenn sie schlug, that sie es noch heiserer, und ihr „Tick — tack" war eine unausgesetzte Mißbilligung von allem, was in der Welt geschah.

Dessenungeachtet war es so vollkommen dunkel, selbst hart am Fenster des Zimmers, daß Herr Trimborn erst, nachdem er bereits mehrere Blätter der doppelt mit Tinte und mit Wasser copirten Schriftstücke durchgelesen hatte, sich die Stirn noch mehr furchend auf seinem Drehstuhl umwendete und mit dem Daumen auf eine selbst für die Lichtlosigkeit des Tages zu schwarzblau erscheinende Stelle des Papiers hindeutend, fragte: „Was ist das?"

„Eine unglückliche Thatsache," stotterte Benjamin, der diesen Augenblick unabwendbar hatte herannahen sehen, wie ein zum Erschießen Verurtheilter das Anlegen der Flintenläufe und das Commando: Feuer! — „eine höchst unglückliche Thatsache —"

„Eine Thatsache!" versetzte Herr Trimborn in gleichgültigem, trockenem Ton, „die sich nur dadurch verbessern läßt, daß Sie in den Feiertagen, die vor uns stehen, die Abschriften wiederholen und daß ich als geringfügigsten Schadenersatz für das Verderben der Originale bis zum neuen Jahr Ihren Tageslohn meiner Kasse zuwende."

„O, Herr Trimborn, o mein Gott, Herr Trimborn," seufzte der unglückliche Benjamin, der die ganze vergangene Nacht hindurch immer den köstlichen Gedanken bewegt hatte, was er für den kolossalen Lohn derer Tage, des heutigen und der beiden kommenden Festtage, die Herr Trimborn ihm vorauszubezahlen pflegte, kaufen wolle, um Mariannen am Abend damit zu überraschen. Darum hatte er seinen gewöhnlichen Weg verlassen und war über den Weihnachtsmarkt an den Buden vorübergegangen, weil er sich im voraus unter den Herrlichkeiten, die seiner Wahl nachher offenstehen würden, zu orientiren beabsichtigte. O wie schnell war die Strafe dem Uebermuth auf dem Fuße gefolgt!

„Glauben Sie etwa," fuhr Herr Trimborn fort, „daß ich Ihre Liederlichkeit, wenn Sie sich, Gott weiß weshalb, auf der Straße herumtreiben, zu meinem Schaden befördern will?"

Damit drehte er seinen Stuhl zurück und sprach kein Wort mehr. Es war aber auch kein Wort mehr nöthig, denn das rechte Wort, das Benjamin vergeblich gesucht, war gesprochen: Liederlichkeit. Er war ein durch und durch liederlicher Mensch, Marianne Willwater mochte aus verblendeter Liebe sagen, was sie wollte. Ein Mensch, vor dem man sich überall hüten und auf dessen Worte man nicht antworten mußte, wie Herr Trimborn es auch that, selbst wenn diese Worte scheinbar einen guten Wunsch enthielten, gleich denjenigen, mit welchen Benjamin, als es sechs geschlagen, ohne einen Heller in der Tasche, aus der Thür ging, indem er schüchtern: „Ein fröhliches Fest, Herr Trimborn!" sagte.

Erst, als er schon drunten auf die Straße hinaustrat, wiederholte Herr Trimborn, der auf seinem Lederstuhl sitzen geblieben: „Ein fröhliches Fest? Hahaha —"

Benjamin trottete durch die Thalerstraße in anderer Richtung als gewöhnlich. So liederlich er auch das Eigenthum anderer, selbst das seines Wohlthäters, verwaltete, die Commission, welche Marianne Willwater ihm aufgetragen, hatte er nicht vergessen. Natürlich nicht aus Verdienst, sondern nur aus Eigennutz, denn er war — auch schlechte Menschen können das sein — bis über die Ohren in Marianne verliebt und rechnete auch hier wieder auf Lohn. Muthmaßlich, seiner liederlichen Natur entsprechend, auf einen Weihnachtsabendkuß, und lohngierig, wie er war, konnte er den Augenblick nicht erwarten, wo er für seine Besorgung Bezahlung zu verlangen berechtigt sein würde, sondern lief immer schneller und athemloser.

Benjamins Hut war noch immer naß, allein trotzdem drückte er ihn noch tiefer als am Morgen in die Stirn. Er that das instinctiv, denn eigentlich war der Hut nicht gut dazu im Stande, und erst die dunkleren Gassen der Vorstadt, in die er jetzt gelangte, ermöglichten es ihm einigermaßen. Nun fand er auch das Haus, dessen Adresse auf dem Zettel angegeben war. Er ging eine Treppe hinauf und schellte an einer Glasthür, die schnell aufgerissen wurde. „Sind Sie endlich da?" fragte eine Dame, die selbst geöffnet.

Doch sie nahm enttäuscht den Brief, den Benjamin ihr reichte.

„Ist die Torte gekommen, Helene?" rief eine andere Stimme aus der Küche.

„Ach nein, nur ein Laufbursche von der Willwater mit einer Anfrage wegen der Stickerei. Das ist ja nicht für heut und hat keine Eile. Dazu ist jetzt nicht Zeit, sagen Sie ihr, im neuen Jahr!"

Und die Dame eilte wieder zurück und ließ Benjamin stehen.

Es war ein weiter Umweg, den Benjamin, oft in der fast lichtlosen Finsterniß am Rande der Stadt stolpernd, machte, und die Uhren hatten schon von allen Thürmen sieben geschlagen, ehe er sein kleines Haus erreichte. Da lag es jetzt vor ihm, das letzte in der ganzen großen Stadt, wie er der letzte in der ganzen großen Menschheit war. Es wäre viel besser, sie würden beide nicht mehr mitgezählt in ihren Rubriken, das Haus nicht und er nicht. Niemand würde etwas davon bemerken, als Marianne Willwater, die vielleicht in ihrer Verblendung darüber weinen würde. Aber es wäre doch am besten, für sie nicht weniger als für ihn, wenn er auch ebenso drunten läge, grade so wie Frau Trimborn.

Trotz dieser traurigen Gedanken lief Benjamin; denn es hatte schon lange sieben geschlagen, und um sieben wollte Marianne ja an sein Fenster klopfen! Er mußte laufen, um es ihr noch sagen, zum letzten Mal sagen zu können —

Und Benjamin lief, bis er an seine Wohnung kam und sagte es sich selbst laut vor: „Nein, Marianne, es ist zum letzten Mal, unumstößlich zum letzten Mal. Ich habe Dich noch eben so lieb,

wie vor zehn Jahren — o viel, viel lieber als damals — aber so schlecht, so bis in die letzte Faser schlecht bin ich doch nicht. Du siehst mich niemals wieder — wenn Du es versuchen solltest, so thue ich mir ein Leids an, obgleich es kein Leid, sondern das Beste für mich wäre — leb wohl, Marianne!"

Wie Benjamin: „Leb wohl, Marianne!" sagte, legte er, tief in seine bitteren Gedanken versunken und mit thränenüberströmten Backen — hier sah es ja niemand — die Hand auf den Thürklopfer seines dunklen, einsamen, freudlosen Zimmers, das so still, lichtlos und todt vor ihm lag, als ob Frau Trimborn mit den weißen Rosen auf der Stirn es sich als noch passendere Wohnstätte ausgesucht hätte, um mit dem Kopf darin zu nicken und zu sagen: „Ja, hier ist es gut, hier singen Sie mir wohl das Lied von den beiden, die sich lieb hatten und denen es nichts half, Vetter Benjamin — —"

Benjamin Trimborn machte die Thür auf und machte sie hastig wieder zu.

Er hatte vielleicht doch nicht bestimmt erwartet, Frau Trimborn mit dem Mooskranz drinnen sitzen zu finden, aber wenn sie ihm beim Eintreten so zugenickt hätte, würde er jedenfalls weniger von sprachlosem Schreck über das Geistertreiben in seinem Zimmer übermannt worden sein, als er es jetzt war.

Was hatte er in dem Augenblick gesehen?

Eigentlich nichts, denn ein Meer von Licht hatte ihn geblendet. Er wußte nur, daß er statt der weißen Rosen eine, wie ihm schien, riesengroße rothe, und statt Frau Trimborns nicht weniger weißem Gesicht das nicht weniger rothe Marianne Willwaters gesehen hatte.

Fort! das war kein düsteres, trauriges Gespenstertreiben, wie es zu ihm, zu seinen Gedanken, zu dem Leben und Entschluß, die vor ihm lagen, paßten. Das war ein boshafter, höhnischer Geisterspuk, der ihm wie dem Verschmachtenden die tückische Wüstensee noch einmal als das lachende Glück, die ganze Seligkeit vorgaukeln wollte, die er nie erreichen, nach der er sich in der Wüste seines Lebens nachher nur desto verzweiflungsvoller sehnen sollte! Fort!

„Fort!" ächzte Benjamin und stürzte besinnungslos wieder auf die Hausthür zu.

Doch hinter ihm ward die andere Thür, die er so krampfhaft zugeschlagen hatte, ebenfalls wieder aufgerissen, und das Lichtergefunkel fiel tageshell, wie lauter Sonnenschein auf den Flur hinter ihm drein. Und mehrere Stimmen riefen durcheinander: „Da ist er ja endlich!"

Und ein anderer Fuß als seiner, stolperte ihm nach über die Steinfließen und eine Hand faßte ihn am Rockkragen, ehe er zur Hausthür hinaus konnte.

„Wo wollen Sie denn hin, Trimborn?" fragte der Besitzer dieser Hand.

Benjamin sah ihn sprachlos an; es war der Uhrmacher Grimm, der Nachbar von drüben, schräg gegenüber.

„Wo ist das Kind vom Hause? Die Lichter sind angezündet!" rief eine andere Stimme aus dem Zimmer, die auf dieser Welt nur Marianne Willwater angehören konnte.

Benjamin Trimborn stand, vom Nachbar Grimm festgehalten, betäubt auf der Schwelle. Er sah, und sah doch nichts, ihm war, als denke er unsäglich viel, und er dachte doch nichts.

Ja, das war ein Weihnachtsbaum, der auf seinem großen, runden Tisch stand, mit unzähligen rothen, grünen, gelben, blauen, weißen Lichtern, die sich alle noch unzähliger in den großen und kleinen Gold- und Silberkugeln zwischen den grünen Zweigen spiegelten. Es waren wirkliche Tannenzweige, denn hie und da leckte eine brennende Kerze daran, daß sie knisterten und daß man ihren harzigen Wohlgeruch einathmete. Auch sonst hing noch allerlei an den Zweigen, allerlei, doch man hätte Benjamin eine Million dafür zusagen können, daß er unterscheiden solle, was es sei, er hätte es nicht gekonnt. Nur die rothe Rose unter dem Baum vermochte er noch zu erkennen, und daß es nicht, wie er vorhin in dem Augenblick gemeint, eine einzige, riesengroße, höhnisch lachende sei, sondern ein Rosenstock, der ganz mit rothen Blüten überdeckt war und den nämlichen Duft ausströmte, der gestern Abend Mariannens Stübchen angefüllt hatte.

Da lagen auch die runden, gelben Dinger, die gestern unter ihm auf der Kommode gelegen. Nur stachen sie weit glänzender von dem schwarzen, feinen Tuch ab, auf dem sie aneinandergereiht paradirten. Dann kam ein ebenso schwarzer und ebenso, doch in andrer Art, funkelnagelneu glänzender Hut, und dann kam —

Dann kam, und nicht figürlich sondern wirklich, Marianne Willwater mit einer blendend weißen, hoch bis über die Brust reichenden Schürze auf dem noch viel anmuthiger, duftiger und reizvoller als gestern aussehenden einfachen Waschkleide und legte das braune Haar, das heut Abend nicht im Käfig steckte, sondern wunderhübsch um ihren Kopf flog, an seine Brust und sagte:

„Fröhliche Weihnacht, Benjamin!"

Sie sagte es mit Thränen in den Augen, und sie schluchzte, wie jemand, der sich zu sehr auf einen Augenblick gefreut, als daß er ihn in dem Moment, wo er gekommen, mit gewöhnlichem Gesicht zu ertragen vermöchte. Und sie plapperte in ihrem Glück selbst wie ein spielendes Kind, das andern die Sachen, die es auf seinem Weihnachtstisch gefunden, hastig alle wieder zeigt.

„Das ist Zeug zu einem neuen, schwarzen Anzug für Dich, Benjamin, Du brauchst ihn so nothwendig, und da ist ein Ersatz für Deinen Hut, den ich Dir heute morgen in den Schmutz gestoßen, ja, sieh mich nur an, thu mir weh dafür, ich bitte Dich, ich war es, da mit dem Tannenbaum stieß ich ihn Dir ab, armer, guter Beni, und sah, wie Du Dich abmühtest, Deine Papiere wieder aufzusammeln, aber ich durfte ja nicht verrathen, was ich auf dem Arm trug. Und das ist eine Rose, weil Du sie so gern hast, und da sind zweihundert Thaler in Gold, deshalb macht es etwas mehr, damit Du vom neuen Jahr an nicht mehr bei Herrn Trimborn zu arbeiten brauchst, sondern ordentlich Zeit hast, Dich nach einer andern Beschäftigung umzusehen, die Dir, ich meine uns, mehr einträgt. Ich habe seit den zehn Jahren, in denen wir verlobt sind, immer jedes Jahr zwei Goldstücke dafür zurückgelegt, und nun sind es zwanzig, wie ich mir vorgenommen. Nein, Benjamin, Du hast mir wahrhaftig gar nicht dafür zu danken, denn es ist für mich viel wichtiger, weil ich ein Mädchen und mit dreißig Jahren viel älter bin, als Du es mit vierzig wärest."

Marianne sah verlegen nach einem Gegenstande umher, auf den sie von dem Gelde, das sie nur aus Eigennutz gespart und auf Benjamins Weihnachtstisch gelegt, ablenken könne. Und ein solcher fand sich unter dem unerschöpflichen Reichthum, den Benjamins einsames Zimmer heute Abend barg, und sie setzte im selben Athem hinzu: „Und da ist Augusta Pfotenhauer, und da ist Dein Nachbar, Herr Grimm, die ich mir erlaubt habe, zu Dir einzuladen, damit sie den Weihnachtsabend mit uns feiern."

Nun standen Marianne Willwaters rothe Lippen zum ersten Mal still und ließen sich küssen, denn sprechen konnte Benjamin noch immer nicht, wäre ihm auch für sein Schweigen gedroht worden, daß alles um ihn her wie mit einem Zauberschlage wieder verschwinden und Frau Trimborn dafür mit den weißen Rosen auf dem Kopf vor ihm stehen und ihm schweigsam zunicken werde. Er küßte deshalb die Urheberin des rothen, lebendigen Geisterspuks ungefähr so oft wie der Rosenstock Blüten enthielt, auf den Mund und versuchte ebenso oft: „O Marianne!" zu sagen, und dann ging er etwas schwankend auf Herrn Grimm zu, um ihm krampfhaft die Hand zu schütteln und eine Verbeugung vor Fräulein Augusta Pfotenhauer zu machen, die ihm jedoch auch, in Anbetracht, daß der vierundzwanzigste December nur einmal im Jahre wiederkehrt, die jungfräuliche, obwohl etwas magere Hand entgegenstreckte, um sie, ohne die ihr sonst im Verkehr mit dem männlichen Geschlecht eigene mädchenhafte Zurückhaltung, resolut von ihm schütteln zu lassen.

Vor etwa fünf Jahren hatte die erwähnte Dame noch in dem Fremdenbuch der großen Stadt als: „Pfotenhauer, Augusta, Jungfrau, Weißnäherin" gestanden. Seitdem war in den neuen Auflagen dieses unschätzbaren Werkes das letzte der vier Worte verschwunden und an seine Stelle: „Rentiere" getreten. Leider aber sah es der verrufenen Straßenjugend des Quartiers, dem sie die Ehre, sie beherbergen zu dürfen, angedeihen ließ, nur zu ähnlich, ihr diesen, ihr von Rechts und einer verstorbenen Tante wegen zukommenden achtungswerthen Titel nicht zu gönnen, sondern sie respectlos schlechthin als „die graue Giraffe" zu bezeichnen, ja ihr diesen Namen zu ihrer tiefsten Indignation auf offener Straße nachzurufen, denn wie aller sinnigen Gemüther, war Grau ihre Lieblingsfarbe.

Auguste Pfotenhauer besaß eine eigenthümliche Inclination für Marianne Willwater, die mit den Jahren zunahm. Sie wuchs, je älter Marianne wurde und die Möglichkeit in immer lockendere Aussicht stellte, daß es Augusta gelingen könne, was sich ihr allmählich als Zweck und Ideal ihres Daseins hingestellt, Marianne in gleicher

Weise, wie sich selbst, von der unschätzbaren Köstlichkeit eines ewig jungfräulichen Standes zu überzeugen.

Nicht gering war deshalb Fräulein Augusta Pfotenhauers Schreck, als am Margen des 24. Decembers dieses Jahres Marianne Willwater mit einem Tannenbaum im Arm bei ihr eintrat und sie bat, ihr und Benjamin am Abend in der Wohnung des letzteren, wo sie ihn zu überraschen gedenke, Gesellschaft zu leisten, weil — weil es sonst eben sa einsam sein würde. Hätte Marianne nicht noch etwas anderes als den Tannenbaum im Arm getragen, das selbst durch das umhüllende Papier eine unverkennbare Aehnlichkeit mit wohlverkorkten, langhalsigen Flaschen besaß, so würde Augusta jedenfalls sofort aufs entschiedenste: „Nein" gesagt haben. So aber besann sie sich eine Weile und erst, als Marianne wiederholte: „Bitte, bitte, kommen Sie, Augusta, sonst werden wir so ganz allein sein" antwortete sie schnell:

„Sie würden also doch Ihren Plan ausführen, Marianne? O Marianne, trotzdem, daß ich nicht käme? Es ist grausam von Ihnen, es mir derartig zur Pflicht zu machen, meine stille Häuslichkeit zu verlassen. O, wären Sie doch erst vierzig Jahre, Marianne! Ich sehe Sie etwas im Arme tragen, das mir verräth, was Sie heut Abend beabsichtigen. Hoffentlich nicht Rum, Marianne?"

Und Augusta streckte, während sie diese Hoffnung aussprach, die Hand nach einer der Papierhülsen, welche sie, den Hals der darunter befindlichen Bouteille blaslegend, mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit entfernte, sa daß sie fast in dem nämlichen Athemzuge fortfuhr: „Nein, nicht Rum, Marianne. Er ist zu stark, und ich kenne die Männer! Außerdem kratzt er im Halse. Sie haben ganz recht gethan, Cognac zu wählen."

Marianne sagte lächelnd: „Also kommen Sie nicht zu spät! Um acht Uhr wird zu Abend gegessen," und verschwand.

Marianne wußte, daß sie nach diesen Worten mit unbedingter Sicherheit auf Augustas Erscheinen um sieben Uhr zu rechnen vermochte, da dieselbe die ihr obliegende Pflicht viel zu genau kannte, als daß sie — bildlich gesprochen — auch nur ein Tröpflein von dem Trunke, der ihr zu leeren anheim fiel, versäumt hätte. Und sa war sie schon da, als Marianne die Lichter anzündete, und sich, da sie unbedachter Weise bei den untersten begonnen hatte, vergeblich abmühte, mit ihrem runden weißen Arm über die kleinen, züngelnden Flammen fort noch bis zum höchsten hinaufzureichen. Da erschien Augusta, und an die Stelle des zu kurzen, hilflosen, runden, weißen Armes trat hilfreich ein unendlich scheinender, grauer, der mit ruhiger Bewegung sich bis zu der Spitze des Baumes emporschwenkte, ohne sich irgend welcher Gefahr dabei auszusetzen.

Bei solchen unbeirrbaren Gesinnungen gegen die Männerwelt war es gewiß ein überaus glänzendes Zeugniß der überwältigenden Fröhlichkeit, welche die sprachlose Ueberraschung Benjamin Trimborns erregte, daß selbst Fräulein Augusta Pfotenhauer unwillkürlich ihm ihre so feinfühlige Hand entgegenreichte.

Ja, alles freute sich noch immer stumm und sah bald auf die Lichter, bald auf Benjamins noch heller leuchtendes Gesicht. Selbst Herr Grimm, der Philosoph, that es. Marianne hatte ihn eingeladen, als ob sie das Leben, ebenso wie er, als eine Uhr, als eine Pendeluhr mit Gewichten betrachte. Eigentlich immer zwei und zwei als eine Uhr. Eine Uhr mit den Gewichten Benjamin und Marianne, und die andere mit den Gewichten Grimm und Pfotenhauer. Marianne besaß ein so kluges Köpfchen und hatte gefürchtet, wenn die letztere Uhr nur ein Gewicht besäße, so würde sie sich mit diesem allzugewichtig an die erstere hängen und den fröhlichen Gang derselben beeinträchtigen und stören. Mariannens Köpfchen war viel praktischer und berechnender als es aussah.

Schlug es schon acht? Wahrhaftig! Wo war die Stunde geblieben? Mit dem Schlage öffnete sich auch die Thür und ein Mann erschien mit einem ungeheuren Deckelkorbe. Er sagte: „Fröhliches Fest!" packte die Schüsseln aus seinem Korbe aus, sagte wiederum: „Fröhliches Fest!" und verschwand. Es hätte wohl Marianne obgelegen, die Schüsseln auf dem Eßtisch zu ordnen, allein Augusta that es statt ihrer. Marianne konnte nicht, denn sie mußte die Lichter am Baum ausblasen, wenn es möglich sein sollte dieselben am Sylvesterabend nach altem (und wie sie fand, sehr gutem) Brauch noch einmal wieder anzuzünden. Doch eines Menschen Mund pflegt nicht höher zu reichen als seine Hand und da Marianne das oberste Licht nicht anzuzünden vermocht hatte, so war begreiflich, daß sie es auch nicht auszublasen im Stande war. Das mußte sie aber um jeden Preis selbst, obwohl Augusta Pfotenhauer, die gefährliche Sachlage einsehend, sich sogar von der Musterung der zugedeckten Schüsseln losriß, um ihr zu helfen. Doch es war schon zu spät, denn Marianne hatte in ihrem Eifer gerufen: „Beni, hilf mir, Beni!" und Benjamin hatte sie — man hätte ihm gar nicht so viel Kraft zutrauen sollen — blitzschnell mit den Armen in die Höhe gehoben, und Marianne blies triumphirend die letzte brennende Kerze des Weihnachtsbaumes aus, um gleichzeitig die letzte, die etwa in Benjamin Trimborns Brust noch nicht brennen sollte, anzublasen, während Herr Grimm sagte:

„Strengen Sie ihre Feder nicht so sehr an, Fräulein Pfotenhauer; es nutzt immer ab, in unsern Jahren nutzt alles ab."

Marianne genoß fast gar nichts und Benjamin nur das, was sie ihm selbst aufnöthigte, so daß Augusta kauend den Kopf schüttelte und dachte: „Wäre sie nur erst vierzig Jahre alt, da würde sie den wahren Segnungen des Himmels keine so thörichte Geringschätzung entgegenbringen." Herr Grimm aß, wie eine gut regulirte Uhr, in gleichmäßigem Tempo. Dazwischen trank er jedoch häufiger als eine richtig gehende Uhr ihrerseits zu schlagen verpflichtet gewesen wäre. Er erwies sich darin gewissermaßen als Repetiruhr. Doch thaten sie es alle. Und Marianne füllte stets alle Gläser — auch ihr eigenes — wieder, so bald sie leer standen.

Schlug es schon neun Uhr? Wahrhaftig! Wo war die Stunde geblieben?

Die Stunde? Zwei Stunden! denn es hatte zehn geschlagen. Niemand wollte es glauben, und es war doch so. Herrn Grimms Uhr mußte doch wohl richtig gehen! Außerdem war die Punschterrine auch eine Uhr und zeigte auf ihrem Zifferblatte deutlich an, daß der Tag bald abgelaufen sein müsse. Augusta sagte, sie habe gehört, daß es nicht gut sei, am 24. December vor Mitternacht über die Straße zu gehen und fügte bei: „Hu, welch ein Wetter! Man sollte warten, bis der Sturm sich legt!"

Alle horchten, aber niemand wendete etwas ein. Der Wind pfiff vernehmlich durch die Straße, ums Dach, an die geschlossenen Läden. Im Ofen knatterte lustig ein großer Holzblock, als wollte das Feuer seinen aufgebrachten Elementsvetter draußen verhöhnen. Dazu war die Stube so voll von Weihnachtstannenduft.

Sie war es noch nie gewesen, seitdem Benjamin zurück denken konnte. Und er mußte bald zurück, bald vorwärts denken und es erschien ihm alles unglaublich, wunderbar schön. Seine triste Vergangenheit ebenso wie die fröhliche Zukunft. Nur eins that ihm weh, daß Herr Trimborn jetzt ganz allein in seinem dunklen, einsamen, unheimlichen Hause sitze. „Ach Herr Trimborn! Laß Herrn Trimborn, Beni, der sitzt auf seinen Geldsäcken, die er mit durch Deine Arbeit zusammengeknausert."

Marianne Willwaters rothe, lachende Lippen waren mit dem Stichwort wie Schleusen aufgerissen, die willig alles, was sich lange hinter ihnen an Verdruß über den bewegten Gegenstand angesammelt hatte, hindurchließen. Der Punsch macht offenherzig und offenbart das Innere eines Menschen. Es war betrübend, daß er bei Marianne so häßliche, schlechte Gedanken kund that.

„Hab' ich nicht recht?" sprudelte sie. „Herr Trimborn ist das geizigste, eigensüchtigste, herzloseste Geschöpf in der Stadt. Er ist Dein Onkel, Dein rechter Onkel, Beni, der selbst keine Kinder und keine andern Verwandte auf der Welt mehr besitzt, und behandelt Dich wie eine Maschine, die er sich für schmutziges, erbärmliches, knauseriges Geld gekauft hat. Du bist der treueste, fleißigste, bescheidenste Mensch in der ganzen Stadt und hilfst ihm seit zwanzig Jahren, ohne daß er Dir je ein Wort des Dankes gesagt — Du sein rechtmäßiger Neffe —, sein Gold anzuschaufeln, van dem er Dir auch nie einen Heller geschenkt, wohl aber Dir bei jeder Gelegenheit Deine sauer verdienten Groschen abgezogen hat. Ist das nicht schändlich, nicht unmenschlich? Hab' ich nicht recht?"

Benjamin schüttelte den Kopf. „Ich glaube, Herr Teimborn ist ein unglücklicher Mensch."

„Ja, weil er alle, die mit ihm in Berührung kommen, unglücklich macht," versetzte Marianne heftig, „alle, wie seine arme, liebe Frau, die so fröhlich als Mädchen war und so gramvoll und stumm wurde, seitdem sie mit ihm leben mußte."

„Ein Mädchen, das heirathet, ist immer selbst an seinem



Venetianische Frauen aus dem Volk.

Originalzeichnung von C. Huth

Unglück schuld," bemerkte Augusta Pfotenhauer, ihr Glas austrinkend.

Aber darüber mußte Marianne so laut auflachen, daß all ihr Ingrimm verflog und das beredete Thema ihr völlig aus dem Gedächtniß kam.

„Glaubst Du es auch, Beni?" fragte sie mit glänzenden Augen. „Glaubst Du es auch, daß ein Mädchen selbst an ihrem Unglück schuld ist, wenn es sich verheirathet?"

Nein, er that es nicht, obgleich er nichts antwortete. Sein Gesicht aber sprach es aus, daß er es durchaus nicht zu glauben vermochte.

Ueber diesen Gesprächen ward es nicht vergessen, daß die Bowle sich allmählich geleert hatte. Marianne war — wie gut verstand sie sich schon auf Hausfrauenart, sie hatte entschieden Talent für diesen Lebensberuf — aufgesprungen und stand bereits wieder am Nebentisch vor den Flaschen.

Augusta Pfotenhauer hatte sich hilfsbereit neben sie gestellt und wiederholte ein über das andere Mal:

„Nur ja recht schwach, meine Liebe, nicht so stark, wie die erste." Doch auch ihre Augen hatten unverkennbar von ihrer Schärfe etwas eingebüßt, denn sie beabsichtigte nach ihren Worten unzweifelhaft die Mischung durch das, was sie hinzugoß, zu verdünnen, und bewirkte doch das Gegentheil, da sie irrthümlicherweise statt des intendirten Wassers noch einen in einer der Flaschen befindlichen Cognacrest hineinsprudeln ließ. Nun war das Unglück geschehen und zu spät, es rückgängig zu machen.

„Ich bin in Verzweiflung," sagte sie, „ich werde das Ganze verdorben haben." Sie sagte es, indem sie unausgesetzt aus Schreck über ihre Unbedachtsamkeit mit der Zunge probirte. „Bei wenig," setzte sie hinzu, „merkt man es nicht, aber ich weiß nicht, wenn man einen größeren Zug thut —"

Sie hatte es verschuldet, und es war gerecht, war Pflicht, daß sie darunter litt. Sie that den größeren Zug und Herr Grimm that ihn gleichzeitig ebenfalls. Dann sagte Herr Grimm:

„Er ist gereifter als der erste. Er ist weniger süß, aber gehaltvoller und ich bin für ihn. Ich bin stets für das Gereiftere."

Er richtete diese Worte der vollsten Anerkennung über den Rand des geleerten Glases fort an die Gesellschaft, veranlaßte dadurch jedoch unbegreiflicherweise ein unruhiges, raschelndes Umhersuchen Fräulein Augusta Pfotenhauers erst in einer und dann in der andern Tasche ihres grauen Bombassinkleides, bis die Hand wieder mit einem etwas altervergilbte Spitzentuch in die Höhe tauchte und mit leicht tändelnder Bewegung damit über die Stirn glitt. Dann war fast eine Minute verflossen, seitdem der philosophische Uhrmacher jene denkwürdigen Worte gesprochen, als Augusta plötzlich zu aller Verwunderung sagte: „O, Herr Grimm —"

Und wieder nach einer Weile setzte Augusta, ihr Spitzentuch abermals von den Wangen zurückziehend, mit zauberischem Lächeln hinzu: „Je gereifter das Obst, desto süßer pflegt es doch auch zu sein."

Herr Grimm konnte dieser Bemerkung von entschiedenster pomologischer Richtigkeit nichts entgegensetzen, sondern blickte, ersichtlich tiefsinnig angeregt, auf den Boden seines Glases hinunter.

„Darf ich mir erlauben, Ihnen den Becher wiederum zu füllen, Herr Grimm," fragte Augusta mit anmuthigem Lispeln.

Es wäre vielleicht besser gewesen, wenn Heer Grimm nicht mehr getrunken hätte, aber es wäre ebenso gewiß unhöflich gewesen, es abzuschlagen. Deshalb reichte er Hebes halb ausgestreckter Hand sein Glas dar, indem er erwiderte: „Alle Fülle ist vergänglich."

Er blickte bei diesem tief philosophischen Ausspruch auf Augusta, doch diese wich mit selbstverständlicher Sittsamkeit seinem Auge aus und sah auf Marianne. „Ja," versetzte sie, „vergänglicher Schein."

Es lag darin eigentlich eine Verwechslung der Sinne, und Herr Grimm erfaßte dies auch mit kritischem Verständniß und verbesserte: „Vergänglicher Geschmack, Fräulein Pfotenhauer."

„Der Geschmack," replicirte diese lächelnd, „bedarf ebenfalls der Reife, um sich zu veredeln."

Damit reichte sie ihm das volle Glas zurück. Aber damit war für den Moment auch Herrn Grimms Bewußtsein der Gegenwart überfüllt und er summte sich vollständig vergessend:

„Dem sterbend seine Buhle
Einen goldenen Becher gab —"

„O, Herr Grimm —" stammelte Augusta abermals — „o, wie können Sie —" die Worte fehlten ihr, die Enttäuschung auszudrücken, die sie schmerzlich in ihrem Busen empfand.

Ihre Augen irrten scheu umher, als suchten sie nach einem sicheren, auf felsenfester Basis der Schicklichkeit nicht wankenden Gegenstande, an den sie sich anzuklammern im Stande seien, und: „O Marianne!" seufzte sie schmerzlich wieder und starrte ausdruckslos auf die Angeredete, die während der letzten halben Minute unbemerkt ihren Platz verlassen hatte und jetzt an Benjamin Trimborns Seite, den einen Arm um seinen Nacken gelegt und mit der andern Hand sein Glas an ihre Lippen führend, unsagbar hübsch, jung und glücklich dasaß.

„O Augusta," erwiderte Marianne übermüthig lachend, „hier ist der beste Platz."

„O Marianne!" stotterte Augusta und sah sie sprachlos an. Doch Marianne Willwater hatte Benjamin viel zu viel ins Ohr zu tuscheln und seine Antwort wieder auf ebenso geheimnißvollem Wege zu vernehmen. — Augusta Pfotenhauer konnte es nicht mehr ansehen. Doch wie sie fortblickte, traf sie abermals auf Herrn Grimms Augen, der sie, in abgrundtiefe Gedanken versunken, unausgesetzt schweigsam anstarrte.

Der Wind pfiff noch immer draußen, aber im Zimmer ward es merkwürdig still. Nur ab und zu unterbrachen Benjamin und Marianne mit glänzenden Augen ihr Geflüster durch ein ausgelassenes Lachen, und ab und zu klapperten der Löffel und das Glas, die Geräthschaften, mit denen Augusta Pfotenhauer ihre Pflicht erfüllte. Herr Grimm saß unter den nickenden Zweigen des Tannenbaums und nickte ebenfalls. Seine Blicke besaßen keinerlei Ausdruck, sondern nur eine Richtung, die sie nicht verließen. Das war die Richtung, in welcher Augusta ihre Pflicht erfüllte.

Da schlug es irgend etwas. Was, vernahm keiner deutlich, und der Wind verwehte es auch. Aber der Schlag einer Uhr rüttelte Herrn Grimm elektrisch auf.

„Fräulein Augusta," sagte er plötzlich, „ich bitte Sie um ein Glas."

Die Angeredete fuhr zusammen. Sie hatte ihre Pflicht so redlich erfüllt, daß sie selbst gerührt darüber war und leise schluchzend erwiderte: „O Grimm, aus Ihrem Munde —"

„Für meinen Mund," verbesserte er, sie anstarrend.

Sie füllte weinend das Glas und schluchzte lauter: „Es wird nicht mehr voll, nur zur Hälfte."

„Ich wüßte nichts Vollkommneres als solche Hälfte, Augusta," versetzte Herr Grimm und starrte sie an.

Sie sank, unfähig zu sprechen, auf ihren Stuhl zurück und trocknete sich die Stirn mit dem Spitzentuch. Herr Grimm jedoch schlug dreimal mit irgend einem ihm unter die Hand gerathenen Instrument an sein Glas und begann:

„Der Mensch ist wie eine Uhr. Eine Uhr geht lange, ehe das Schlagwerk in ihrem Innern sich bemerklich macht. So geht auch der Mensch oft lange, ehe es in seinem Innern zu schlagen beginnt. Oft scheint die Uhr völlig, Jahre lang, still zu stehen —"

„Jawohl, wie die meine, Nachbar", sagte Benjamin Trimborn vergnügt, „doch ich habe mich getröstet darüber. Es schadet nichts, denn es war eine alte, abgelebte Uhr und ich bekomme jetzt eine ganz neue, junge, die immer „tick — tack, tick — tack!" macht." Und Benjamin legte seinen Kopf an Mariannens Brust, als ob er da auf eine Uhr zu hören im Stande sei.

„Unterbrechen Sie doch nicht den reizenden, geistvollen Vergleich Herrn Grimms," wandte Augusta sich mit einem vorwurfsvoll mißbilligenden Blicke zu Benjamin um.

„Jedes Schlagwerk," nahm Herr Grimm, starr vor sich hinblickend, wieder das Wort, „besitzt nur einen einzigen Ton. Es gibt Uhren, welche zu früh gehen und welche zu spät gehen. Das ist ihre Sache. Ich liebe die Uhren, die richtig gehen und erst im richtigen Moment schlagen, wenn die Stunde da ist. Doch jetzt ist die Stunde da, und mein Schlagwerk hebt den einzigen Ton, der ihm möglich ist, an, und ruft: Au —"

„O ich bitte Sie, Grimm — schlagen Sie noch nicht — gönnen Sie mir noch eine Minute!" stammelte Augusta, ihm krampfhaft ins Wort fallend und ihr Gesicht mit dem Spitzentuch völlig verhüllend.

„Augusta?" sagte Herr Grimm, sie starrer als je anblickend.

„Unbarmherziger! Müssen Ihre Schläge dann unvorbereitet

das Herz erzittern lassen, das Sie erwählen?" schluchzte Fräulein Augusta Pfotenhauer, aus grenzenloser Verwirrung das Gegentheil von dem ausführend, was sie beabsichtigte, indem sie das schützende Tuch von ihrem erglühenden Antlitz zog, dessen Augen ihm grade ins Gesicht blickten.

„Augusta" wiederholte Herr Grimm mit einem Blick, der etwas Unbegreifliches zu erforschen, „warum soll mein Schlagwerk nicht: Au — Austrinken, rufen, wenn es doch an der Zeit ist?"

Herrn Grimms Stimme schwankte, wie er es sprach, und sein Körper schwankte ein wenig ebenfalls, und seine Vorstellungen schienen das nämliche Schwanken in erhöhterem Grade zu beginnen. Er griff mit der Hand um sich, einen Gegenstand zu suchen, der ihm die sichere rhetorische Basis aufs neue zu verleihen im Stande sei. Dieser Gegenstand befand sich jedoch selbst nicht auf allzu unerschütterlichem Fuß, da er nur einen solchen besaß, denn es war der Tannenbaum, und Marianne sprang mit einem leichten Aufschrei empor, noch eben zeitig genug, um mit ihrer kleinen, kräftigen Hand zu verhindern, daß der Redner nicht nur wie ein Baum, sondern auch mit dem Baum aus der Höhe seiner bis heute noch nie erreichten Begeisterung herabstürzte. Aber so hielt er sich und so vermochte er fortzufahren:

„Augusta, Sie sind ein seltenes Mädchen, denn Sie verstehen, die Zeit richtig zu bemessen, in der es Noth thut, eine gereiftere Uhr zu reguliren —"

Das seltene Mädchen war emporgefahren und wieder erbleichend auf den Stuhl zurückgesunken, als er den dreimal mit: „Au — Au — Au —" beginnenden Anlauf unerwarteterweise mit: „Au — strinken" beendet und die angedeutete Absicht auch sofort ausgeführt hatte. Sie schien es nicht erwartet zu haben, daß er es thun werde, und blickte ihn betroffen an. Sie schien im Gegentheil erwartet zu haben, er werde etwas ganz anderes thun oder sagen und verharrte sprachlos auf ihrem Platz, und erst die Worte, die er während des heroischen Kampfes mit sich selbst, sich auf der Höhe der Situation zu erhalten, daran knüpfte, lösten auch ihre Zunge wieder, daß sie thränenüberströmt rief:

„O Grimm — o Sie grimmiger, quälender —"

Sie kam nicht weiter, denn eine majestätische Vorwärtsbewegung der rechten Hand Herrn Grimms schnitt ihre Worte ab.

„Augusta," sagte er zum letzten Mal mit hocherhobener, überzeugender Stimme, „es ist Zeit, sich loszureißen von dem Bisherigen —" und er begleitete diese Worte, wie große Redner in der Erregung es zu thun pflegen, damit, daß er andeutungsweise in dem nämlichen Moment seine Linke von dem umklammerten Tannenzweig losriß — „es ist Zeit, kühn vor die Welt hinzutreten und ihr ohne Scheu muthig ins Gesicht zu sagen: Das ist unsere Absicht!"

So schloß Herr Grimm seine oft unterbrochene Rede und fiel, für alles weitere theilnahmlos, erschöpft auf seinen Stuhl zurück.

Da stieß Fräulein Augusta Pfotenhauer einen kreischenden Schrei aus, durch den die Wiederholung der entsetzensvollen Worte: „Unsere Absicht? Unsere —?" hindurchtönte, und sie stürzte zur Thür.

Von diesem Augenblick an wußte Benjamin Trimborn nichts mehr, als daß er noch draußen vor der Thür in dichtem Schneegewirbel gestanden und daß Marianne ihm mehrere Mal wiederholt: Geh hinein, Beni, Du erkältest Dich sonst; am Sylvesterabend kommen wir wieder, dann wird es ebenso hübsch sein."

Und dann wußte Benjamin nur, daß er sie noch einmal geküßt und wohl noch ein Dutzend Mal durchs Dunkel: „Gute Nacht, Marianne! Schlaf wohl, Marianne!" gerufen hatte — und daß er schleunig zu Bett gegangen und mit dem Gedanken eingeschlafen war: Um zehn Millionen möge er nicht, statt Benjamin Trimborn schlechtweg, Herr Crassus Trimborn sein.

(Schluß folgt.)

An der Riva dei Schiavoni.

(Zu dem Bilde auf Seite 181.)

Von allen italienischen Städten hat offenbar Venedig die stolzesten, in die neuere Zeit hineinreichenden Erinnerungen, diese Königin des Meeres, einst die Beherrscherin der Levante und weiter Gebiete, größer als das ganze Königreich Italien selbst. Und heute freut sich und jubelt Venetia, diesem Königreiche als einfache Provinzialstadt anzugehören in dem ganz richtigen Gefühle, daß ihr Schicksal unwiderruflich an das Italiens gekettet ist. Die italienische Tricolore weht bei jeder Gelegenheit jetzt an allen Orten und Enden von den hohen Fahnenstangen der Campi herab, aus den Läden und Fenstern heraus leuchtet uns das Grün-Weiß-Roth entgegen. Nicht mehr klingt der Schall österreichischer Trommeln durch die Straßen, er ist verdrängt von der muntern Hornmusik der Bersaglieri. Aber vergessen ist darum die Herrschaft Oesterreichs hier keineswegs. Ihr gebührt unbestritten der Ruhm, während eines halben Jahrhunderts die monumentale Königin des adriatischen Meeres vor dem Verfall bewahrt und in ihrer eigenthümlichen Schönheit erhalten, ja die Stadt aufgefrischt und ihr alle Bedingungen der modernen Existenz gewährt zu haben. Unter Oesteerreichs Regiment wurde zugleich der Grund für eine neue Zukunft gelegt, auf welchem nun die italienische Regierung weiter fortbauen kann; aber Oesterreich verstand nur die Stadt zu conserviren, nicht sie weiter zu entwickeln — doch sei ihm dafür immerhin Dank, daß Venedig noch dasteht zauberreich, im Schmuck und Prunk all der leuchtenden Spuren vergangener Thatkraft, Größe, Kunst und Herrlichkeit. Oesterreich erhielt im Pariser Frieden die Lagunenstadt in einem Zustand, der an Auflösung grenzte; Verfall lagerte über Venedig und es galten von ihm die Worte des Dichters:

Die Klöster und die Dome, wie Schlösser für Phantome,
Die trauernden Paläste auf Inseln ringsumher,
Die Gassen und die Brücken, wo nie ein Roß zu blicken,
Die alten Mauerreste, wie prachtvoll und wie leer!

Veröden und verwildern, — du Moos an Marmorbildern,
Du blasses Phosphorschimmern, wo eine Leiche ruht!
Meerried auf allen Stufen, Wehlaut in jedem Rufen,
Ein still verhaltnes Wimmern, geht durch die ganze Flut.

Wehmüthig klagt auch Byron in Childe Harolds Pilgerfahrt über den Verfall der Stadt — her palaces are crumbling to the shore — und in der That bedurfte es eines kräftigen Eingreifens der fremden neuen Regierung, sollten die merkwürdigen Monumente einer großartigen Vergangenheit nicht vollends in Trümmer und Elend, dem Meere zum Raube in die Lagunen versinken. Die prachtvolle Marcuskirche wurde restaurirt; schöne Paläste am Canal grande, welche prächtigen Gestalten in Bettlerlumpen glichen, erstanden zu neuem Glanz; die Seebauten zum Schutz der Stadt und Inseln wie zur Erleichterung der Schifffahrt, sie sind fast ausschließlich das Werk der fremden Regierung, gleich der großartigen Eisenbahnbrücke, die in einer Länge von einer halben Meile durch die ganze Breite der Lagune bis in das Herz Venedigs führt, die Dogenstadt mit dem Continent verknüpfend. Wohl wirkte diese Fürsorge gedeihlich und die Zahl der Bevölkerung hob sich unter dem Doppelaar bis auf 150,000, fast so viel wie zur Zeit der höchsten Handelsblüte im funfzehnten Jahrhundert; und dennoch war Venedig krank. Der Aufschwung in Handel und Schifffahrt entsprach keineswegs den äußeren Verbesserungen, weil die altvenetianische Thatkraft und die alte Unternehmungslust nicht wieder auflebten, weil der ehemalige schon durch die entartete Nobiliwirthschaft zerstörte große Handelsgeist sich unwiederbringlich in einen kleinlichen Krämersinn verloren zu haben schien. Einen neuen socialen und politischen Geist der Bevölkerung jedoch einzuflößen, das vermochte Oesterreich nimmermehr; es verstand nicht neue Bahnen zu eröffnen, auf welchen Thatkraft, Selbstgefühl und Patriotismus wieder frei sich entwickeln konnten. Die österreichische Administration verdarb das übrige; statt Dank war Undank der Lohn, das savoyische Kreuz trat an die Stelle des doppelten Adlers.

Was die Zukunft der alten Dogenstadt bringen wird? Wir wünschen ihr alles Gute; sie mag sich glücklich schätzen, wenn das einige, aber auch centralisirte Italien ihr nur einen Theil der Sorgfalt widmet, die ihr unter österreichischer Herrschaft zu Theil geworden ist. Wie es aber auch um ihr materielles Wohl künftig stehen mag, eine der poetischsten Städte der Welt wird die Königin der Adria immer sein, und unerschöpflich wird sie auch als Fundgrube

dastehen für den Geschichtsforscher, den Archäologen, den Kunstfreund und den Maler. Venedig erscheint immer — wie Goethe es auf seiner italienischen Reise fand — „als ein großes, respectables Werk versammelter Menschenkraft, ein herrliches Monument, nicht eines Gebieters, sondern eines Volks.“

Doch dieses alte Volk, es lebt nicht mehr. Wo sind heute die Männer, die den Foscari sich an die Seite zu stellen vermögen? Wo die Poli, deren Geschlecht der berühmte Reisende entsproß, wo ein Titian, ein Dichter gleich Goldoni? Die Menschen in den höheren Sphären Venedigs ziehen uns nicht an; wir greifen drum hinein ins volle Leben, da wo der Künstler die Vorwürfe zu seinen Skizzen sucht, wir eilen mit dem Maler unseres Bildes auf der Gondel durch die Wellen hin zum Gestade, wo die riesigen orientalischen Säulen den Eingang St. Marcos hüten, wo die Fluten die Füße ihrer Königin küssen, die aus ihrem Schaum geboren, wo von der Piazetta am Dogenpalast entlang bis zu den von Napoleon I angelegten Giardini publici an der Lagune die Riva dei Schiavoni sich hinzieht. Dort, wo sich das regste Handelsleben entfaltet, können wir das Volk studiren, echt venetianische Gruppen finden, prächtige Staffagen zu den monumentalen Bauten. Palast reiht sich an Palast, ernst blicken die alten Bauten auf den Wanderer hernieder und weiterhin ragt die hohe aus weißem Marmor erbaute Kuppel Santa Maria della Salute, der Madonna vom Heil empor.

Welch buntes malerisches Gewühl entfaltet sich hier vor unsern Augen! Da sind die Gondoliere mit ihren rothen oder grünen Kappen und Schärpen; dort Chiazzoten, die mit ihren kleinen Fahrzeugen das adriatische Meer durchkreuzten und ihre Ausbeute an Fischen zu Markte bringen, während die Leute von Burano und die von Palestrina das Seegethier der Lagunen und Canäle zum Verkauf ausbieten. Zwischen sie mischen sich Griechen im rothen Fes, Albanesen in ihren sackweiten, bis auf die Knie herabfallenden Fustanellen, Türken mit Turban und Pelzrock, dalmatinische Matrosen in hellbrauner, grober Wollkleidung. Doch nun aufgeschaut zu der weiblichen Gruppe im Vordergrunde! Leichtfüßig, kurz geschürzt schreitet die Friaulerin dahin, auf der Schulter das Querholz mit den Wassereimern aus funkelndem Kupfer tragend. Aus ihrer Heimat vom Fuße der julischen Alpen, vom Gestade des oberen Isonzo oder Tagliamento, ist sie nach der Lagunenstadt gewandert. Ihre ganze Tracht, der blumengeschmückte Alpenhut, das bunte Mieder deutet an, daß sie aus den Bergen stammt, welche Deutschland und Welschland trennen. Hier in Venedig verständigt sie sich leicht, denn ihre Muttersprache ist ein dem Italienischen nahe verwandter, wiewohl mit altkeltischen Wörtern versetzter Dialekt. Sie ist ein wichtiges Wesen in der an süßem Wasser armen Stadt. Gleich dem Aguadero in Madrid, dem Acquajolo in Neapel und dem Sacagiu oder Wasserfuhrmann von Bukarest hat sie das Amt der Wasserversorgung Venedigs übernommen. Nur an bestimmten Stunden des Tages sind die tiefen Brunnen der Stadt geöffnet, in denen sie mit Hilfe eines langen Strickes ihre kupfernen Eimer füllt.

Fast noch mehr fesselt uns die Gestalt hinter ihr. Das ist die echte Venetianerin mit vollem blauschwarzen Haarwuchs, der durch eine große silberne Nadel in Schwertform zusammengehalten wird. Sie bietet ihre Waaren feil, während die Mutter neben ihr mit Strohflechterei beschäftigt ist. Aber nicht die saftigen Melonen, nicht die schlanke Gestalt, das feurige, schwarze Auge der Schönen sind es, die unser Interesse in Anspruch nehmen. Der fahnenförmige Fächer, so sehr in der Gestalt abweichend von der allgemeinen in Europa üblichen Form, ist es, auf dem unser Blick haften bleibt. Er findet sich nur bei den unteren Klassen und verleugnet in seiner Form die arabische Herkunft nicht. Die ganze mittelalterliche Handelsgeschichte der Dogenstadt wird bei diesem Anblick in uns wachgerufen, wie wir unwillkürlich der großen Freiheitskämpfe der Niederländer gedenken mußten, als wir in Ostende die spanischen Halskrausen bei den Frauen der unteren Stände noch fanden. Schon seit der Mitte des neunten Jahrhunderts waren die Sarazenen vorherrschende Seemacht im südlichen Mittelmeere. Im Norden aber hielt Venedig Stand gegen die Araber, mit welchen es Verträge abschloß. Nur durch diese war es ihm möglich, indische Erzeugnisse zu kaufen, und es verkehrte mit den Mohammedanern allen päpstlichen Verboten und Bannbullen zum Trotz. Der Handel mit den Ungläubigen trug nicht wenig dazu bei, in die venetianische Gewerbsamkeit Schwung zu bringen und den Reichthum der Stadt zu heben. Gar mancher bräunliche Araber ging damals in seiner malerischen Tracht stolz zwischen den Christen auf dem Marcusplatze einher und ein solcher brauner Mohr war auch Othello, dessen Haus unweit der Kirche del Carmine gezeigt wird. Er war ein edler Araber, kein schwarzer, dicklippiger Neger à la Ira Aldridge, oder wie ihn unsere Schauspieler darstellen. Zu einer solchen Geschmacksverirrung würde Desdemona sich nicht erniedrigt haben — sie liebte den schönen Araber, den „weißen Mauren“, wie man im Gegensatze zu den Aethiopiern, den „schwarzen Mauren“, die Leute vom Nordrande Afrikas nannte. Und so auch wird es uns begreiflich, daß Shakespeare das „weiße Täubchen“ dem „Mohren“ opfern konnte. Aus jenen Tagen des innigen Verkehrs zwischen Venedig und den Arabern hat sich noch manches bis auf unsere Tage erhalten; nicht nur der Baustil vieler Paläste trägt noch das Gepräge jener Zeit — auch der Fächer in der Hand der Melonenverkäuferin an der Riva dei Schiavoni.

Dr. Richard Andree.

Die Schwindsuchtscandidaten der zoologischen Gärten.

Von **Dr. Franz Schlegel.**

Thieren gleichwie Menschen ist eine Frist gestellt. Je unnatürlicher die Verhältnisse sind, unter denen wir leben und je ungewohnter wir deren sind, desto kürzer wird unser Leben sein. Unter ganz besonders unnatürlichen und ungewohnten Verhältnissen leben die Gefangenen unserer zoologischen Gärten. Ihre Sterblichkeit ist darum ziemlich bedeutend. Der Ursachen sind gar mancherlei, nicht immer aber sind dieselben zweifellos zu ermitteln und noch weniger, wenn auch bekannt, gänzlich zu beseitigen. Je näher ein Thier dem Naturzustande steht, d. h. je weniger es wie unsere Hausthiere an die Schädlichkeiten einer unnatürlichen Lebensweise durch Generationen hindurch gewohnt ist, um so leichter leidet es, um so schneller erliegt es. Andererseits gestalten und äußern sich die uns von Menschen und von unseren Hausthieren her bekannten Krankheitsprocesse bei den verschiedenen Insassen unserer zoologischen Gärten so unendlich verschieden und oft genug in zur Zeit völlig unerforschter Weise, daß wir bei Beurtheilung der Sachlage am lebenden Thiere zumeist im Dunklen tappen und selbst durch die Untersuchung der Leiche nicht immer zu genügender Klarheit kommen. Nicht selten tritt nämlich der Tod auf so geringfügige Ursachen hin und zwar so äußerst schnell ein, daß man durchaus nicht vermag, eine nach unseren derzeitigen Begriffen hinreichend scheinende Störung im Organismus nachzuweisen. Den an die unnatürliche Lebensweise nicht schon durch Generationen hindurch gewöhnten und somit einigermaßen abgehärteten Thieren fehlt, so zu sagen, die nöthige Widerstandskraft; sie erliegen oft, bevor sie eigentlich erkranken. Krankheitsberichte und Sectionsbefunde sind die Grundlage, auf welcher bauend unsere Rathlosigkeit allmählich gehoben werden kann, dazu ist aber leider wenig Aussicht, darum weil uns von so ziemlich allen zoologischen Gärten die darüber gemachten Erfahrungen vorenthalten werden. Diese fast durchgängige Verheimlichung der für die Wissenschaft wie für die Praxis so höchst wichtigen Ergebnisse ist lediglich verschuldet durch die allerhand Anklagen, Muthmaßungen und Beurtheilungen, denen man sich, wohl oder übel gemeint, bei jedem vorkommenden Todesfalle ausgesetzt sieht. Man spricht lieber von Erfolgen als von Verlusten. Wenn zumal die jüngeren Institute sich davor scheuen, finden wir das erklärlich und geboten, weil dem Publikum die verschiedenen Wechselfälle, denen der Thierbestand eines zoologischen Gartens ausgesetzt, eine annoch unbekannte Größe ist; aber auch altbewährte Institute, z. B. der Londoner, Amsterdamer und Antwerpener Thiergarten schweigen eben so beharrlich und veröffentlichen höchstens einzelne, besonders auffällige Vorkommnisse.

Die einzige rühmliche Ausnahme macht der Frankfurter zoologische Garten, welcher in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift begonnen hat, neben dem Zuwachs des Institutes an Thieren auch

den Abgang durch Tod, wenigstens annähernd genau, und zwar nebst Krankheitsbericht und Leichenbefund zu verzeichnen.

Zwar ist bei Erkrankungen unserer Thiere durch Kunst sehr wenig nur zu helfen, und ohnedem dürfte, wie in der gesammten Heilkunst so auch hier die Hauptaufgabe bleiben, Krankheiten zu verhüten, sie zu heilen ist schwer und nicht selten sehr mißlich. Wo wir aber die Art der Erkrankung und deren Ursachen entweder gar nicht oder nur nach Muthmaßungen zu beurtheilen vermögen, dürften in den weitaus meisten Fällen alle Heilversuche zu widerrathen sein. Man thue seine Schuldigkeit bei der Pflege, lasse sich aber, sollte das dennoch nicht ausreichen, Krankheiten ganz zu verhüten, auf Quacksalbereien nicht ein. Die meisten der gerühmten Heilerfolge beruhen auf Zufälligkeiten und Täuschungen, und ebensoviele Patienten, als geheilt gepriesen werden, mögen durch unzweckmäßiges Verfahren tödtlich geschädigt worden sein. Immer besser ist es, vermag man nicht durch Erkenntniß der Krankheitsursache noch rechtzeitig Hilfe zu schaffen, dem Grundsatze jenes Arztes zu huldigen, der sich mit dem „Was stürzt, das stürzt!“ ich weiß nicht, ob über die Unzulänglichkeit seiner Kenntnisse oder der Heilkunst hinwegzuhelfen wußte. Es gilt auch hier, besser nicht zu kuriren, als falsch zu kuriren.

Affen halten sich in unsern zoologischen Gärten erfahrungsgemäß am schlechtesten, trotzdem daß für sie mehr geschieht, als für andere unserer Gefangenen. Ihnen reicht man die ausgesuchteste Nahrung und ganz besonders abwechselnde Gerichte. Ihre Wohnung ist luftig, sonnig, warm und so eingerichtet, daß sie bei günstiger Witterung im Freien sich tummeln können, in der rauhen Jahreszeit aber wie über Nacht hinreichenden Schutz im Innern finden. Mancher Orten scheint es ihnen schlechterdings nicht zu behagen. So sehen wir dann, daß manche Thiergärten ungleich mehr Verluste an solchen Thieren zu beklagen haben als andere, ohne daß man deswegen auf größere Virtuosität in der Pflege jener Thiere zu schließen berechtigt ist. Im Amsterdamer zoologischen Garten sind so entmuthigende Erfahrungen gemacht worden, daß man ganz davon abgekommen, auf Bevölkerung des Affenhauses bedeutende Summen zu verwenden, und in London glaubt man durch einen Glassalon, verbunden mit Pflanzenhaus, dem Affenvolke das Leben verlängern zu können. Den Winter aber vermögen wir nun einmal nicht aus unserem Klima zu streichen, und was wir auch thun, nicht wegzuzaubern. Vor Kälte zwar können wir die empfindlichen Südländer schützen, dafür aber beschränken wir ihnen die frische Luft und häufig genug die Freiheit der Bewegung. Wochen und Monate durch geht das ganz vortrefflich. Aber das Frühjahr läßt gar lang auf sich warten. Da auf einmal werden einzelne der ehedem lustigsten Kumpane kopfhängerisch, wie fröstelnd kauern sie sich zusammen. Noch immer friert und schneit und stürmt es draußen, kein Sonnenstrahl dringt durch den dichten Schleier, die ohnehin kurzen Freuden der kurzen Tage zu verklären. Melancholie überfällt sie, die Kinder des Lichtes, Heimweh fast, möchte man meinen, spiegelt sich in ihrem Antlitz wieder. Noch immer zögert das Frühjahr. Banges Ahnen erfaßt den Kenner. Die Schwindsucht und immer wieder Schwindsucht räumt, zumal gegen das Frühjahr hin, unter ihnen auf. Wahre Jammergestalten sieht man sie dicht auf einen Knäuel verschlungen, keuchend und hustend zusammenhocken, und angesichts solchen Bildes erfaßt jedweden Thierfreund eine eigenthümliche Wehmuth. Freigeborne zu Sklaven, Kinder der Tropen zu Anwohnern des Nordpols zu machen, das haben wir trefflich verstanden, rathlos aber und thatlos stehen wir an der gemeinsamen Krankenzelle.

In unsern Nordländern ist die Sterblichkeit gefangen gehaltener Affen fast überall gleich; dort mag das Klima etwas günstiger, hier wieder verderblicher sein, ein Jahreslauf vorzüglicher als der andere; Summa Summarum: nirgends kann man sich rühmen, unter dem erfahrungsmäßigen Procentsatz auf die Dauer davongekommen zu sein. Und um so größer ist die Sterblichkeit, je jünger die Thiere in unser Klima und in Gefangenschaft gerathen. Einfache Entwickelungsprocesse, Zahnen z. B., werden nicht selten der Ausgangspunkt lebensgefährlicher Erkrankung, und die in unserem Klima schwer nur zu umgehende Erkältung bringt ihnen Schnupfen, Husten, entzündliche Zustände der Lunge; der Herd zu tuberkulösen Ablagerungen ist gegeben, und nun helfe, wer kann!

Als die widerstandsfähigsten Affen gelten die **Makaken**, ganz vorzüglich die Javaner und sind in Wahrheit, wenn nicht allzujung der Deportation ausgesetzt, die dankbarste Bevölkerung unserer Affenhäuser. Haben sie sich einmal akklimatisirt, d. h. unserem Klima anbequemt, alsdann scheuen sie selbst Kälte nicht, werden aber leider mit den Jahren so pavianmäßig brutal, daß sie, ganz und gar salonunfähig, in den Assembleen der Affengesellschaft nicht mehr zulässig sind. Immer jedoch sind das Ausnahmen, sehr einzelne Individuen mit besonders glücklich angelegten Naturen. Ja, selbst unter den erfahrungsgemäß empfindlicheren Affen kommen Beispiele ziemlicher Lebensdauer vor, und diese bilden dann immer den Stolz von uns Thiergärtnern, obschon, im geheimen gesagt, wir ohne Schuld oder vielmehr ohne Verdienst dabei sind.

Vor mehreren Jahren empfing der Breslauer Garten eine Sendung von acht Affen. Sie alle schienen kerngesund, nur einer machte unter den sonst lebensfrischen Genossen den Eindruck eines nicht nur geistes-, sondern auch körperkranken Thieres; seine fast wehklagende Stimme, die stets nur halb geöffneten Augen, der Zustand seiner Ernährung, alles das schien eben nicht auf lange Dauer zu deuten. Der blödsinnige Javaner aber lebt heute noch, geberdet sich noch heute wie ein echter Cretin und schaut wässerigen Auges aus der zwinkernden Lidspalte hervor, gilt aber allen Besuchern mit Recht als ein nicht unwichtiges Element unserer Affengesellschaft. Auch bei Menschen kann man die Beobachtung machen, daß Blödsinnige gegen allerlei Anfechtungen eine ganz besondere Widerstandsfähigkeit entwickeln, ebenso hat unser blödsinniger Affe allein von mehreren Kumpanen die Kunst verstanden, sich gänzlich unangefochten durchzuschlagen.

Die empfindlichsten aller Affen sind die Amerikaner, einzelne derselben um ein Geringes nur weniger empfindlich gegen unser Klima als die beiden großen Menschenaffen, der Schimpanse und der Orang-Utang. Binnen einer kurzen Reihe von Jahren verlor der Londoner zoologische Garten neun Schimpansen und nebenbei noch verschiedene Orang-Utangs. Oft genug überdauern sie die Seereise wenige Monate nur, selten über den Winter hinaus, nur die berühmte Molly des Hamburger Thiergartens erlebte zwei Jahresläufe unseres europäischen Klimas. Nach der Küste von Borneo bringt man alljährlich weit über 100 Orang-Utangs, um von da nach verschiedenen Ländern, vorzugsweise Europa, exportirt zu werden. Die Hälfte davon stirbt schon vor der Verladung, der fünfte Theil etwa erreicht Singapore und Java, und unter diesen sieht kaum einer von fünf lebend unsern Welttheil und dann auch häufig genug noch krank, ein mustergiltiger, unrettbarer Schwindsuchtscandidat.

Vor mehreren Jahren drang die Kunde von einem wunderthätigen Holz, „Anacahuit“ genannt, aus dem tropischen Amerika von einem Holz nach unserem Europa, das, fein geraspelt, als Thee getrunken, die Schwindsucht, selbst die galoppirende, zu heilen und natürlich unfehlbar zu heilen gepriesen wurde. Europa, welches jenem Würgengel, der Tuberkulose, das größte Contingent zu stellen sich nicht erst zu rühmen braucht, jauchzte vor Freuden auf. Annoch hielten die Aerzte bedächtig und bedenklich zurück. Doch nicht lange mehr; Anacahuit war die Parole, und so geläufig wurde das halsbrecherische Wort, daß es vom Munde des sonst zungenschweren Publikums herunterperlte, gleich als wenn der raspelnde Name des geraspelten Holzes schon fix und fertiger Thee wäre. „Haben Sie Anacahuit?“ fragte man in den Apotheken; — „Trinken Sie Anacahuit!“ rieth man allen Schwindsuchtscandidaten; — „Was sagen Sie zum Anacahuit?“ fragte jeder triumphirend uns Heilkünstler. Und wir Aerzte? Je nun, Hand aufs Herz! Ob dieser Frage der armen Tröpfe geschah ein allgemeines Schütteln der Köpfe. Und doch, wer konnte, wer durfte sein Ohr dem vielstimmigen Chorus verschließen? Wir verordneten brav drauf los: Recipe Anacahuit! mehr als unsere Apotheken zu schaffen vermochten. Lagerte doch nur in Bremen ein Pröbchen dieses Holzes und mußte, wenn nicht mit Gold, so doch mit Silber aufgewogen werden. Ueberall verspürte man gloriose Erfolge. Jetzt eben sollte der eigentliche Segen beginnen. Da, auf einmal versagte die Wunderwirkung. Grade nur so lange dauerte die Glanzperiode des Anacahuit, als unsere Apotheken der krampfhaften Nachfrage des Publikums, selbst für schweres Geld nicht, zu genügen im Stande waren. In Bremen, in Hamburg und anderen Seehäfen langen ganze Schiffsladungen an. Jeder arme Teufel hätte für wenige Groschen nur sich jetzt vom Tode retten können, aber er stirbt, weil oder trotzdem er seinen Trank zu sich nimmt. Und doch die Wunder jenes Holzes, sie waren geschehen; Kranke hatten sie erfahren, Aerzte sie beobachtet — und wer will da noch zweifeln?

Freilich, aber diese Wunder hatten sich nicht in Europa, nicht in Berlin, in Königsberg oder Breslau zugetragen, sondern im tropischen Amerika. Doch soweit ab auch jener Welttheil liegen mag, die Menschen sind dort jedenfalls auch nur Menschen, noch dazu eingewanderte Europäer, und selbst mancher unserer Vaterlandsgenossen mag da drüben durch, bei oder trotz Anacahnitthee genesen sein.

Ein wahres Glück, daß die Welt von jener Anacahnitverzückung wirklich ausnahmsweise so schnell kurirt worden; eine kurze Weile nur, und die Affen unserer zoologischen Gärten, so gut sie jetzt noch mancher Orten Leberthran schlucken müssen, würden von jenem Theefrühstück sicher nicht losgekommen sein. Ihr seid nun einmal Schwindsuchtscandidaten, und gewiß, Anacahnit könnte euch helfen, aber wohl gemerkt, nicht bei uns darf er getrunken werden, sondern da drüben in den paradiesischen Tropen, Brasilien oder Java, am Gabun vielleicht, oder auch am Cap, und beileibe nicht in einem Affenhause, nein draußen im Urwalde, in den reizenden Thälern der Sierra Leone, am inselreichen Gambia oder im Amazonenstromgebiet.

Es ist so unendlich schwer, über die Beziehung eines angewendeten Heilmittels zur erfolgten Krankheitslösung zu urtheilen, daß man wohlgemeinten Anpreisungen von allerlei Kuren, oft sehr schnurriger Art gegenüber, immer und immer wieder an jenen Grobschmied denkt, der trostlos krank, am Nervenfieber hieß es, darniederliegend, von seinem Arzte, von den Seinen und von sich selbst aufgegeben, um den Abschied von der Welt sich zu versüßen, noch einmal sein Leibgericht, Schweinefleisch und Sauerkraut, herrichten ließ. Er aß, er genas — ergo: Schweinefleisch und Sauerkraut sehr gut gegen Nervenfieber. Da erkrankt sein Gevatter. Armes Schneiderlein! Schweinefleisch und Sauerkraut ward sein Tod! Ergo: Schweinefleisch und Sauerkraut sehr gut gegen Nervenfieber bei Schmieden, Schneider aber sterben daran.

Auf dem Wege nach Suez.

Von unserm Specialcorrespondenten.

Ein steinernes Märchen.

Wer auf langer Nilfahrt die mächtigen Tempel von Denderah, von Karnak und von Edfu angestaunt, und zuletzt noch einen Blick auf den ganz einsam zwischen der Wüste und dem Nil dastehenden und von den Fluten des letzteren schon zum Theil unterwühlten Tempel von Ombos geworfen hat, mag sich seltsam befangen fühlen, wenn sich die merkwürdigen Scenerien am gesegneten Strom gegen den 24. Breitengrad hinauf plötzlich ändern. Der mächtige Fluß scheint, nachdem er noch eben wie ein langgezogener Landsee da lag, plötzlich aufhören zu wollen; Felsenriffe tauchen aus seinem Bette auf; mächtige Granitblöcke drängen sich von beiden Seiten hinein in die Flut, und die sonst ziemlich ruhig, wenn auch in raschem Laufe dahinrollenden Wasser fangen an, laut zu brausen, um dem Wanderer anzukündigen, daß er zum ersten Nilkatarakt gekommen ist.

Hier liegt am östlichen Ufer des Stromes die Stadt Assuan, das alte Syene. Kaum einige wohnliche Häuser, kaum einige Minarets ragen heraus aus dem reizenden Palmetum, welches hier von der gesegneten Dattelpalme gebildet wird; die meisten Wohnungen sind aus grauen Nilziegeln zusammengeknetet und scheinen kaum recht für Menschen gebaut zu sein; doch liegt ein ewiger Sommer auf der Gegend und mit ihm ein ewig reines, wunderbar durchsichtiges Firmament! Selten erscheint einmal ein Dunst am Horizont; noch seltener eine wirkliche Wolke; nie fällt hier ein Tropfen Regen; die von allen Seiten gegen Assuan herandrängende Wüste verscheucht das Gewölk, das vom Norden herangezogen kommt und löst alle wässrigen Dünste, die etwa in ihm angesammelt sein mochten, vollständig wieder auf. So ist denn im obern Egypten keine Menschenwohnung aus gebrannten Steinen nöthig; man knetet sich aus dem Schlamm des Nil Backsteine, welche von der Sonne gebrannt werden, und häuft sie häuserartig an- und aufeinander zu grauen Spelunken, in denen eine seltsame Bevölkerung ihr Vegetationsleben, so weit das eines Unterkommens bedarf, gleichgültig hinspinnt, und in langen Menschenketten auf den Ufererhebungen umherhockt, wenn irgend ein welthistorisches Ereigniß auf dem Fluß vorgeht; denn wirklich geht nur auf dem Fluß etwas vor, und alles, was auf dem Fluß vorgeht, ist welthistorisch für Assuan, dessen Welt der Nil ist.

Nie aber ist etwas für Assuan so welthistorisch gewesen, als der Nachmittag des 3. November 1869. Auf vier Dampfschiffen und einigen von diesen geschleppten Dahabiahs oder Nilfahrzeugen mit Kajüten kamen die Gäste des Vicekönigs von Egypten den Strom hinaufgezogen und landeten in Assuan. Und kaum hatten sich die dunklen Wüstensöhne, Nubier, Araber, Sudanesen und Neger von ihrem Staunen über so viele weiße Menschen, die freundlich mit ihnen fraternisirten, etwas erholt, da geschah ein noch viel größeres Wunder! Der Sohn des Vicekönigs kam mit einem stattlichen Schiff hinter uns her, und hinter ihm mit zehn schnaubenden Dampfschiffen die schöne Kaiserin von Frankreich!

Bald lag die mächtige Kette sämmtlicher Schiffe am Palmenstrand vor Anker, oder vielmehr am Ufer der Länge nach angebunden, und der Abend schien einige Ruhe in die bewegte Scenerie bringen zu wollen. Je tiefer er aber herabsank, desto weniger schien es dunkel und Nacht werden zu wollen. Bald strahlte das ganze Geschwader der Kaiserin in hunderttausenden von Lichtern, und die Flammen zeichneten scharf und bestimmt den Umriß eines jeden Schiffes weit über den dunklen Nilstrom hinaus ab in der heißen Nacht. Und dennoch schienen alle diese künstlichen Sterne neidisch zu erbleichen, als nun auch das Ufer auf Anordnung des Vicekönigs sich in ein Lichtgewand hüllte. In langen Bogenketten schwebten buntfarbige Lampen in der Luft, und spotteten die dunkle Nacht fort von der Erde. Auf einem freieren, von Dattelpalmen und mächtigen Akazien umgebenen Platze loderten ununterbrochen bengalische Flammen, in deren sonnenhellem Lichte die genannten Bäume ein unbeschreiblich reizendes Ansehen gewannen, während tausende von Raketen die Luft durchsausten und hoch oben im Himmel, wenn sie eine halbe Minute wie Feuersäulen unbeweglich in der reglosen Luft gestanden waren, sich zu reizenden Sternen im Glanz der französischen Tricolore auflösten! — Seit Kleopatras Zeiten hatte der Nil ähnliches nicht gesehen, aber der alte Flußgott murmelte hörbar: „Mene tekel upharsin!“

Nach diesem feurigen Märchen tauchte am folgenden Morgen ein anderes Märchen vor uns auf, ich muß es eben wegen seiner Stabilität ein steinernes nennen.

Wir ritten am frühen Morgen mit der aufgehenden Sonne aus Assuan fort. Zunächst führte uns der Weg durch die Schutthaufen des alten Syene, denn von Trümmern kann da garnicht mehr die Rede sein. Ein kleiner Ptolomäertempel ragt nur mit seiner Front halb aus einer Grube heraus; man müßte die ganze Gegend flach legen, wenn er wieder auf der Erdoberfläche liegen sollte. Dann kommen die Grabstätten des alten und neuen Assuan, die unmittelbar in die Wüste übergehen.

Nach wenigen Minuten befanden wir uns vollständig in dieser Wüste. Kein Laub, kein Blatt, kein Hälmchen, nur ein grober Sandboden! In unförmlichen Massen, Blöcke auf Blöcke geworfen, lagert überall Granit und Syenit, unheimliche Schlupfwinkel von Schakalen und Hyänen, welche nur nachts sich herauswagen, um sich ein Aas zu suchen oder sich an die Gräber der letztbegrabenen Menschenleichen des nächsten Ortes zu machen. Wilde Tauben irren an manchen Stellen von Fels zu Fels, oder eine einsame Eule wimmert ihre Todtenklage über die Wüste hinaus, aus deren Tode nie ein Leben ersteht. Zuweilen kommen mächtig hohe Dromedare mit einem Beduinen als Reiter daher geschritten, aber auch diese nur selten; doch erinnert grade ihre Erscheinung an die Wüste; ja überall, wenn ich den Rand der Wüste in Egypten betrat, kam mir die Wüste nie wüster vor, als wenn ich Dromedare, diese Schiffe der Wüste, dieselbe langsam durchschreiten sah.

Nachdem wir eine Meile geritten, senkte sich die Gegend etwas, und wir sahen zwischen den Granitblöcken einige Akazien grünen, ein Zeichen, daß wir dem Nil wieder nahe kamen — und nun standen wir vor dem steinernen Märchen, dem reizendsten Platz, den Egypten aufzuweisen hat.

Gerade unter dem 24. Breitengrade bildet das Bett des Nil, bevor er seinen untersten Katarakt erreicht, ein schauriges Granitamphitheater von schroff aufsteigenden Felsblöcken, an deren Fuß kaum hie und da ein kleiner Streifen Vegetation möglich ist, kaum hin und wieder eine Dattelpalme festen Fuß gefaßt hat. Der eng zwischen dem zerklüfteten Gestein eingekeilte Strom schießt schnell seine Bahn dahin, bis er von einzelnen Riffen und namentlich von den beiden Inseln Birgeh und Philä aufgefangen und zertheilt wird. — Birgeh oder Bigeh ist die größere Insel, hoch und gewaltig ragt sie mit ihren riesigen Granitblöcken aus der grauen Nilflut heraus, ein unwirthliches Salas y Gomez, von dem man sich ohne weiteres abwenden möchte, wenn es nicht doch einige Spuren altegyptischer Architektur, und ganz besonders eine Aussicht enthielte, die nach mehr als einer Seite hin, großartig und lieblich zu gleicher Zeit ist. Erklimmt man, vorsichtig von Felsblock zu Felsblock steigend und mit den Händen sich festhaltend, die äußerste Spitze von etwa 600 Fuß Höhe, und blickt dann nordwestlich in die Tiefe, so sieht man den Nil mit seinen vollsten Kataraktenstrudeln, von Fels zu Fels brausend, von Fels zu Fels zurückgeworfen, kein Wasserfall, aber ein brausendes Wasserchaos, durch welches kundige Piloten aber doch leicht ihren Weg finden und bei hohem Wasserstande mit Sicherheit selbst größere Barken hindurch geleiten.

Das reizendste Friedensbild, wenn man sich von diesem Kataraktenrauschen abwendet und nach der andern Seite hinunterblickt, hat man auf der ganz kleinen Insel Philä.

Kaum 30 Fuß hebt sich Philä aus der Nilflut, kaum groß genug ist es, um einige Tempelbauten und einige Palmen zu tragen, und doch ist die Insel ein kleines Paradies, das mit seinen Hallen, mit seinen luftigen, hohen Säulen einen steinernen Hain bildet, bei dessen Anblick ich mit unserm Dichter ausrief:

Hain, der von der Götter Frieden
Wie vom Thau die Rose träuft!

Zwei Tempel finden sich auf dem nilumrauschten kleinen Philä, beide aufsteigend aus den bewegten Fluten, wie zwei Paläste der Isis und des Osiris!

Der erste große Tempel beider genannter Gottheiten, vom letzten wirklich egyptischen König Nectanebo (358—340 v. Chr.) angefangen und im Verlauf der Zeiten unter den Ptolomäern und unter den ersten römischen Kaisern vollendet — denn ebenso wie der Isisdienst nach Rom ging, huldigte Rom ihm in Egypten — beginnt unmittelbar am Wasser mit einem Obelisken, dessen Begleiter vom Engländer Banks fortgenommen ist, und jetzt in dessen Villa in England steht. Diesem Obeliskeneingang folgt ein prächtiger Säulengang, jederseits von 32 Säulen, von denen freilich viele zerfallen sind. Erst dann kommt man an einen großen Pylon, ein eigentliches Tempelthor, und über einen großen Säulenhof an einen zweiten Pylon, welchem endlich der eigentliche Tempel, das wirkliche Sanctuarium folgt. Der Tempel ist von Süden nach Norden hin gebaut; jedoch ist seine Achse zweimal ein wenig verschoben wegen der Richtung der Insel. Unzählige Reliefs und Hieroglyphen, ja Inschriften aus allen möglichen Sprachen und Zeiten finden sich im Heiligthum. So ist z. B. auf einem Pylon eine griechische Inschrift. Später hat man ein sehr vollendetes Isisbild, oder vielmehr Kleopatra als Isis, riesengroß hineingehauen, so daß in den tiefer liegenden Partieen die Inschrift fortgenommen ist, auf den gewölbten aber, wie z. B. auf dem Schenkel der Figur, sich noch zum Theil findet; überhaupt scheint hier der Isisdienst recht eigentlich eine Vergötterung der schönen Kleopatra gewesen zu sein. Selbst die eindringenden afrikanischen Barbaren, Aethiopen u. s. w. haben in einer Zelle des einen Pylon ihre Bilder und Nachäffung egyptischer Zeichen hineingehauen, — war es doch gerade auf Philä, daß die Römer mit jenen Barbaren Tractate schlossen, und diese Stelle als das Ende des römischen Reiches feststellten. Dieser große Tempel auf Philä allein ist ein egyptischer Schatz, dessen volle wissenschaftliche Hebung die Arbeiten von Jahren verlangen würde.

Wie ganz anders der kleine Tempel! Nur ein unbedeutender Raum, 50 Fuß lang und 32 Fuß breit, ist von einer etwa 18 Fuß hohen Tempelwand, über welcher sich jederseits 5 Säulen 40 bis 50 Fuß erheben, umschlossen; jede Säule, scheinbar der andern ähnlich, ist doch verschieden von den übrigen; oben ist das ganze offen, doch sind die Säulen unter einander verbunden. An den schmalen Seiten bilden je zwei Säulen einen prachtvollen Eingang. So sieht das reizende Bauwerk, auf einer aufgemauerten Terrasse stehend, unter der der Nil hinrauscht, aus, wie ein lustiger, anmuthiger Pavillon, eine Feencolonnade, in welcher in heißen Sommernächten Märchen aus Tausend und einer Nacht erzählt werden. Was Wunder, wenn der Fürst Pückler Muskau aus Philä einen Park machen wollte! Und wirklich, wenn man nur den Schmutz und Schutt der Nillehmziegel, die überall von zerfallenen Araberwohnungen umherliegen, wegräumen, nur dieses und jenes Scandalum fortschaffen, nur einige kleine Ordnung herstellen wollte, und dann durch sorgsame Pflege eine etwas lebhaftere Vegetation hervorrufen und erhalten: Philä, das heutige steinerne Märchen, müßte ein lebendig poetischer Winkel werden, wie es keinen zweiten in der ganzen Welt gibt; die todten Steine würden reden, das Brausen der Nilkatarakte würde zu Worten werden; und die wüsten Höhen von Bigeh würden, ein kleiner Parnassus, begeistert und begeisternd hernieder blicken auf das nubisch-egyptische Delphi!

Und so wollte denn auch der alte egyptische Gottesdienst, die Anbetung von Isis und Osiris lange nicht lassen von Philä. Als der Götterdienst der alten Zeit längst verboten war und am ganzen Nil verschwunden schien, schlichen sich die heimlichen Anbeter vom Osiris und Isis noch immer nach Philä hin, und brachten Opfer und verehrten die alten Götter, bis endlich im Jahr 460 n. Chr. mit Ernst und Gewalt die letzten Reste dieses Cultus ausgerottet wurden.

Nun ist es dort still, öde, todt geworden. Einzelne Reisende besuchen, oft in tiefer Pietät, oft auch, um noch ein Stück Tempelrest mit sich fortzuschleppen, und in vandalischer Weise ruhmlose Namen über Götterbilder und Hieroglyphen möglichst groß hinweg zu meißeln, den einst heiligen Ort, in dessen zusammenbrechenden Hallen Schwalben und Sperlinge sich umhertummeln, und Eulen mit Wiedehopfen ihr Wehklagen erschallen lassen.

Assuan, den 5. November 1869. Dr. Avé-Lallemant.

Eine Vergiftung durch Kalbfleisch.

Criminalskizze von A. Härlin.

Bekanntermaßen wurde im Sommer 1867 die Stadt Zürich und ihre Umgebung von der Cholera stark heimgesucht. Die Krankheit war, wie bei ihrem ersten Auftreten in Zürich in den fünfziger Jahren, in der Ausgemeinde Fluntern ausgebrochen, und trat auch diesmal wieder bei einer Gasthofwäscherin auf, welche einem aus Italien herbeigereisten und in einem Zürcherischen Gasthof abgestiegen Choleraflüchtling die Wäsche besorgt hatte.

Die ersten Cholerafälle ereigneten sich zu Ende Juli und erregten sofort große Bestürzung.

Am Sonntag den 4. August 1867, abends 10 Uhr, erhielt der Bezirksarzt von Zürich, Dr. Z., ein äußerst sorgsamer und gebildeter Arzt, von einem Collegen den Bericht, wiederum seien in Fluntern in zwei Familien neun Personen, höchst wahrscheinlich an der Cholera, erkrankt.

Von diesen neun Personen gehörten sechs der Familie des Irvingianer Predigers, Dr. Louis Alfons Woringer an, nämlich er selber und seine Frau, drei ihrer Kinder und die Magd Maria Fischinger; die drei übrigen Erkrankten waren der Ratreiber H. Meier, seine Ehefrau und sein Kind.

Sofort begab sich der Bezirksarzt auf den Platz und fand, daß alle neun Personen an Kopfweh, Schwindel, Erbrechen und Durchfall litten. Am schlimmsten waren Dr. Woringer und seine Frau daran, weil aber die Farbe des Erbrochenen grün war, mithin nicht die eigenthümliche graue Cholerafarbe trug, weil das Erkranken sämmtlicher Personen ein ganz gleichzeitiges war — eine bei Cholerafällen ganz unerhörte Erscheinung — und weil endlich einzelne Krankheitserscheinungen denen der Cholera widersprachen, so entstanden Zweifel bei dem Bezirksarzt, ob er es wirklich mit der Cholera zu thun habe.

Er fragte die Erkrankten nach den Speisen, welche sie vor dem Erkranken zu sich genommen, und erfuhr, daß die Familie Woringer am Samstag den 3. August abends Würste mit Wein genossen habe. Der Arzt dachte daher an Wurstgift. Am andern Tage stellte der Hausarzt der Familie Woringer die Vermuthung auf, die Krankheit sei eine Folge von Vergiftung mit *Grünspan*, den er am Kochgeschirr in der Woringerschen Küche wahrgenommen hatte. Aber auch diese Vermuthung wurde wieder fallen gelassen, weil in diesen Tagen eine Reihe neuer Erkrankungen unter ähnlichen Erscheinungen wie in der Woringer- und Meierschen Familie, in Fluntern und der Umgegend auftrat und es war einem dritten Arzte vorbehalten, den Grund dieser sämmtlichen Erkrankungen, etliche und dreißig an der Zahl, in *Kalbfleisch* festzustellen, das die Erkrankten vor ihrer Erkrankung zu sich genommen hatten.

Es wurde ermittelt, daß der Landwirth und Winkelmetzger Heinrich *Attinger* von Gockhausen, der schon seit Jahren in der Umgegend von Zürich Fleisch verkaufte, übrigens seine Kunden stets gut bedient hatte, am 2. und 3. August in Fluntern und der Nachbargemeinde Hottingen mit Kalbfleisch hausirt hatte und daß ausnahmslos *alle Personen*, welche von diesem Fleisch gegessen hatten, krank geworden waren.

Das Publikum, schon durch das Auftreten der Cholera schwer geängstigt, gerieth bei der Kunde von Fleischvergiftung in große Aufregung, die Darstellungen der mehr oder weniger richtig instruirten Presse erhöhten diese Aufregung, die Behörden schritten gegen Attinger ein, und das Resultat der wider ihn eingeleiteten Untersuchung war ein doppeltes. Attinger wurde von der Medicinalpolizei wegen unterlassener Beiziehung des Fleischbeschauers vor dem Verkauf von Kalbfleisch am 2. und 3. August wegen Verkaufs von *jungem* Fleisch und wegen unerlaubten Hausirens mit Fleisch zu einer Geldbuße von 100 Franken verurtheilt, in der Folge aber außerdem, da am 14. August Dr. Woringer unter schweren Leiden verstorben war, der *fahrlässigen Tödtung* desselben und der *fahrlässigen Körperverletzung*, resp. Gesundheitsstörung von 16 Personen, die in Folge des Genusses des von Attinger verkauften Kalbfleisches in Krankheit von verschiedener Dauer (1 bis 4 Wochen) verfallen waren, von der Staatsanwaltschaft angeklagt und und am 17. März 1868 vor die Geschwornen gestellt.

Der Zudrang des Publikums zu dieser Schwurgerichtsverhandlung war ein außerordentlicher.

Heinrich Attinger, ein Mann von 36 Jahren, verheirathet, Vater von zwei Kindern, von unbescholtenen Leumund, erklärte sich nichtschuldig.

Schon im Beginn der Verhandlungen über die Herstellung des Thatbestandes, betreffend die Herkunft und Beschaffenheit des Kalbes, dessen Fleisch so große Verheerungen angerichtet hatte, wurde ein tragisches Ereigniß constatirt.

Am Freitag den 2. August 1867, morgens, kam der Bauer J. *Ernst* von Dübendorf zu dem Angeklagten und bot ihm ein Kalb, das er daheim stehen habe, zum Kauf an. Beide gingen sofort mit einander nach Dübendorf, um den Handel an Ort und Stelle abzumachen, der Angeklagte mit einer Tanse (Butte) auf dem Rücken, in der ein Gestell angebracht war, um das Thier darauf zu setzen und so zu transportiren. Verkäufer und Käufer wurden über den Preis von zehn Franken einig; der Angeklagte trug das Kalb sofort nach Gockhausen in seine Wohnung, wo er es noch am selben Vormittag vor der Scheuer an der Straße schlachtete.

In der Voruntersuchung gab der Verkäufer vom 8. August an: „Das Kalb sei beim Verkauf *drei Wochen* alt gewesen, ein geringes Thierchen, das er aus Mangel an Milch nicht habe aufziehen wollen, *aber gesund*." Am 29. August aber änderte Ernst sein Zeugniß dahin: „Das Thier sei am Tage des Verkaufs erst *fünf Tage* alt gewesen und habe „das Gelbe Wasser" und ebendaher einen geschwollenen Fuß gehabt; in der ersten Vernehmung am 8. August habe er auf Andringen des Angeklagten, der Alter und Krankheit des Thieres genau gekannt, die Unwahrheit angegeben." Nach Verlauf einiger Monate wurde Ernst noch einmal vernommen. Seit diesem letzten Verhör war der Mann wie verändert. Er jammerte, man wolle die Schuld des ganzen Unglücks, die vielen Erkrankungen derer, die von dem Kalbfleisch genossen, den Tod des Dr. Woringer, auf ihn schieben; Ernst war untröstlich, ruhelos und — in der Nacht des 18. Januar 1868 erhängte er sich im Keller!

Eine Reihe von Zeugen über den Transport des Kalbes deponirte, das Thier sei in der Tanse munter und lebhaft gewesen, habe den Kopf „umhergeschlagen", und Zeugen über das Schlachten des Thieres deponirten, das Kalb sei unmittelbar vor der Tötung, den Strick am Hals, vor der Scheuer *gestanden*, habe beim Schlachten tüchtig geblutet, die Eingeweide „ganz appetitlich ausgesehen". Nur ein Zeuge sprach von „dunklem Blut". Am gleichen Vormittag noch begann der Angeklagte mit dem frisch geschlachteten Fleisch in Fluntern und Hottingen zu hausiren. Er gab dasselbe ungewöhnlich billig für 40 Rappen das Pfund und verfuhr ziemlich zudringlich.

Frau Dr. Woringer kaufte ihm die Leber und die Milz ab, und ließ jene am andern Tag, Samstag den 3. August, spicken und braten. Zu Mittag wurde das Gericht verspeist. Dr. Woringer verzehrte die Milz, für die er eine ganz besondere Liebhaberei hatte, ganz allein, aß auch ein Stückchen Leber. Die übrigen Familienglieder und die Magd aßen nur Leber.

In der darauf folgenden Nacht erwachte die Magd an Uebelkeit und „Trümmel", sie erbrach sich heftig, und als sie dessenungeachtet am andern Morgen aufstand, war alles krank, Vater, Mutter und drei Kinder Woringer.

Bei allen waren die Krankheitssymptome die gleichen, alle glaubten, sie seien von der Cholera befallen, und sie wurden auch im Anfang als cholerakrank behandelt.

Nach der Darstellung der Aerzte, welche von der Familie Woringer und andern Vergifteten zu Rathe gezogen worden waren, traten bei sämmtlichen Kranken die gleichen Krankheitserscheinungen, nur qualitativ verschieden, auf. In der Regel trat zuerst Schüttelfrost ein, dann Brechen und Durchfall; bei einzelnen Schwindel und Delirien. Die Mehrzahl der Erkrankten zeigte längere Zeit eine große Schwäche und Erscheinungen einer wässerigen Blutmischung: geschwollene Füße, gedunsenes Gesicht, Unempfindlichkeit einzelner Glieder, z. B. des Armes. Eigenthümlich waren die Blutungen der Patienten: aus der Nase, dem Mund, aus einem Ausschlag im Gesicht, blutiges Erbrechen, blutiger Stuhl rc.

Am heftigsten traten diese Erscheinungen bei Dr. Woringer auf. Seine Temperatur war stets eine sehr hohe. Im Verlauf erschienen Blutflecken auf seinem Rücken: er sah nicht mehr, verlor die Sprache, Convulsionen und Bewußtlosigkeit wechselten mit einander ab. Am 14. August starb er.

Die Obduction ergab, bei außerordentlich schnell eingetretener Zersetzung, eine eigenthümliche Blutmischung; Leber und Herz strozten von großschaumigem Blut. Magen und Darm zeigten nichts Abnormes.

Das Gutachten des Bezirksarztes ging im wesentlichen dahin:

„Dr. Woringer starb in Folge des Genusses von Kalbfleisch an *Blutzersetzung*. Dies kann bestimmt behauptet werden im Zusammenhang mit den andern Fällen von Erkrankung in Folge des Genusses desselben Fleisches. Ohne Zweifel wurden *alle* diese Personen nur von dem von Attinger gekauften Fleisch krank. Wer in einer und derselben Familie von dem Fleisch aß, wurde krank. Nur wer in derselben Familie von dem Fleische nichts aß, blieb gesund, und von niemanden, der von dem Fleisch aß, weiß man, *daß er nicht krank wurde*. Die Krankheitssymptome waren überall die gleichen, nur gradweis verschieden.

„Die Natur des Giftes in verdorbenem Fleisch *kennt man noch nicht*. Es ist ein organisches Zersetzungsproduct, das die Wissenschaft nicht herstellen kann. Eben darum kennt man nicht die Ursache der tödtlichen, resp. vergiftenden Wirkung solchen Fleisches. Mit solchen Vergiftungen verhält es sich ähnlich wie bei den Wurst- oder Käsevergiftungen. Sie sind ein wissenschaftliches Problem. *Trichinen* waren nicht in dem Kalbfleisch. Eigenthümlich ist, daß die Vergiftungen so weit, wie hier, selbst bis zum Tod führten."

Gewisse Untersuchungen, angestellt mit einem Stück solchen Kalbfleisches, auf unorganische Gifte: Kupfer, Blei, Quecksilber, Arsen, Antimon — hatten negative Resultate.

Auf dieses Gutachten folgte dasjenige des Directors der Thierarzneischule von Zürich, Herrn Zangger. Dasselbe lautete also:

„Das Fleisch von ganz jungen, wenn auch gesunden Thieren, kann Durchfall und Erbrechen erzeugen, daher die Polizeiverordnung, daß kein Vieh *unter* 14 Tagen als Schlachtvieh verwendet werden darf. Das von dem Angeklagten geschlachtete Kalb war nur fünf Tage alt, indessen konnte das unreife Fleisch eines sonst gesunden

Thieres die in vorliegendem Fall zu Tag getretenen Verheerungen unmöglich bewirken. Diese Verheerungen müssen vielmehr die Folgen einer ganz besonders giftigen Beschaffenheit des Fleisches sein. Worin bestand dieses Gift? Das Kalb hat nach der Aussage des verstorbenen Verkäufers am „gelben Wasser“ und einem geschwollenen Beine gelitten. Unter „gelbem Wasser“ versteht das Landvolk eine Menge von Viehkrankheiten. Am häufigsten erscheint das „gelbe Wasser“ bei Gliederkrankheiten“. Der Experte, der weder das Thier, noch dessen Blut gesehen hat — erklärt es für unmöglich, auch nur ein sehr wirksamer Beweis angetreten, der nämlich, daß am Sonntag dem 4. August der Angeklagte selber sowohl als seine beiden Kinder Coteletten von dem Kalbfleisch gegessen haben und selber krank wurden, so zwar, daß der Lehrer bezeugte, die Kinder haben mehrere Tage die Schule versäumt, und ein Nachbar: Der Angeklagte habe Angst gehabt, er und seine Kinder bekommen die Cholera und jener habe deswegen rothen Wein mit nach Haus genommen.

Im Verhör gab der Angeklagte zu, gegen die Verordnung, betreffend die Fleischbeschau, und gegen das Fleischhausirverbot sich



Die Schiffbrüchigen.

Nach dem Gemälde der Frau Elisabeth Jerichau-Baumann in Kopenhagen.

mit annähernder Wahrscheinlichkeit eine specifische Krankheit zu bezeichnen, an der das Kalb gelitten habe.

Das „gelbe Wasser“ aber, erläutert derselbe ferner, gelte unter dem Landvolk allgemein als unbedeutende Krankheit, und das Fleisch von damit behafteten Thieren werde ganz allgemein genossen. Auf Befragen des Präsidenten erklärte der Experte noch: Der Angeklagte, als Metzger, mußte wissen, selbst wenn der verstorbene Verkäufer des Kalbes ihm darüber die Unwahrheit sagte, daß das Thier noch nicht 14 Tage alt war, er mußte gesehen haben, daß der Nabelstrang des Thieres noch nicht trocken — und der Angeklagte hat sich im weiteren dadurch vergangen, daß er die seit Freigebung des Metzgens vorgeschriebene Fleischschau umging, endlich, daß er mit dem Fleisch in den Häusern hausirte.

Zur Entlastung des Angeklagten wurde von der Vertheidigung vergangen zu haben, — es sei heiß gewesen und er habe darum mit dem Fleischverkauf pressirt. Daß aber das Kalb zu jung, erst fünf Tage alt gewesen, habe er nicht gewußt, „er kenne das nicht“. Ebensowenig habe er an dem Thier das „gelbe Wasser“ oder einen geschwollenen Fuß wahrgenommen. Der verstorbene Ernst habe gelogen mit der Behauptung, daß er, der Angeklagte, diese beiden Mängel an dem Thiere gekannt habe. Hätte er das Fleisch nicht für ganz gut und gesund gehalten, so würde er es nicht an seine Kunden verkauft, noch weniger selber mit seinen Kindern davon gegessen haben.

Der Staatsanwalt führte aus, daß der Angeklagte, indem er wissentlich polizeiwidrig allzujunges Fleisch, zumal von einem kranken Thier, verkauft und damit hausiren ging, voraussehen konnte und jedenfalls voraussehen sollte, daß aus diesem Thun etwas Unrechtes,

etwas Unordentliches entstehen konnte, und daß der Angeklagte, wenn er gleichwohl mit dem Fleisch hausiren ging, die Verantwortlichkeit dafür auf sich genommen habe. Daß der Angeklagte gerade diejenigen gefährlichen Folgen seines Thuns erkennen und voraussehen konnte oder sollte, welche dann wirklich eintraten, — sei zur Herstellung des Begriffs der fahrläßigen Tödtung oder Körperverletzung nicht erforderlich.

Der Staatsanwalt beantragt daher die Bejahung der Schuldfrage sowohl auf fahrläßige Tödtung als Körperverletzung.

Der Vertheidiger warf den ganzen Nachdruck der Vertheidigung auf das subjective Moment, daß der Angeklagte von einer Krankheit des von ihm geschlachteten Thieres nichts gewußt habe und nichts habe wissen können. Hätte er aber auch, was nicht erwiesen, erkannt, daß das Kalb am „gelben Wasser" leide, so träfe ihn darum kein Vorwurf, denn alle Bauern ohne Ausnahme schlachten, ja verkaufen, verzehren Thiere, die mit dem „gelben Wasser" behaftet seien. Entscheidend sei in dieser Richtung zu Gunsten des Angeklagten, daß er selber und mit ihm seine Kinder von dem Fleische gegessen haben und sie erkrankt seien. Würde der Angeklagte dies gethan, beziehentlich zugelassen haben, wenn er eine Ahnung von der Krankheit oder Gefährlichkeit des Fleisches hatte? Der Vertheidiger bestreitet, daß zur Herstellung des Begriffs der strafbaren Fahrläßigkeit das Voraussehen von irgend etwas „Unordentlichem" überhaupt genüge, vielmehr müsse die Voraussicht, oder wenigstens das Voraussehen Können des eingetretenen Erfolges dem Angeklagten nachgewiesen werden. Habe aber derselbe aus dem Fleischverkauf den Tod des Dr. Woringer oder die leidensvollen Krankheiten der anderen vorhersehen können?

Der Vertheidiger beantragt die Verneinung der Anträge des Staatsanwalts. Die Rechtsbelehrung des Präsidenten ging im wesentlichen dahin, der Angeklagte könne von den Geschwornen schuldig erklärt werden, wenn anzunehmen sei, derselbe habe beim Fleischverkauf vorhersehen sollen oder können, daß infolge desselben und des Genusses des Fleisches Menschen krank werden. Seien die Umstände der Art, daß anzunehmen sei, der Angeklagte habe diesen Erfolg nicht vorhersehen können, so werde Freisprechung einzutreten haben.

Nach dreistündiger Berathung erklärten die Geschwornen auf beide Fragen das Nichtschuldig, — so daß der Angeklagte unter Verweisung der Kosten auf die Gerichtskasse freigesprochen wurde.

Die Freisprechung von der Klage auf fahrläßige Tödtung des Dr. Woringer fand beim Publicum allgemeine Billigung; nicht jedoch die Freisprechung von der Anklage auf fahrläßige Körperverletzung. In dieser Richtung, fand das fleischessende Publikum, wäre gegenüber dem Angeklagten und ähnlichen rücksichtslosen und leichtsinnigen Fleischverkäufern eine Warnung, zumal von Seiten der Geschworenen, sehr am Platz gewesen.

Am Familientische.

Strandrecht und Rettungswesen zur See.

(Zu dem Bilde auf S. 189.)

Niegends offenbart sich des Menschen Macht und des Menschen Ohnmacht so deutlich, als auf dem Meer. Ueber die weite, unabsehbare, unergründliche Wassertiefe fährt der schwanke Bau, aus Holz gefügt, dahin, von Menschenhand geleitet, und das gewaltige Element muß ihm Gehorsam leisten und seinen Rücken demüthig ihm darbieten. Nur die Gewohnheit hat uns gegen diese Herrschaft des Menschen über das gewaltigste der Elemente gleichgültig gemacht. Und nicht nur das anscheinend ruhig und spiegelglatt daliegende, in Wahrheit aber unablässig bewegte Wasser ist dem kühnen Seefahrer unterthan, auch wenn es stolz sich aufbäumt und wild aufschäumt gegen die bald himmelhoch stürmenden, bald angstvoll sich duckenden Schiffswände, dauert seine Herrschaft noch fort, und zahlreich sind die Siege, die in solchen Riesenkämpfen zwischen den so ungleichen Mächten der Mensch mit Gottes Hilfe erfochten hat und noch täglich erficht.

Aber zahlreich sind auch die Fälle, wo das Meer im gewaltigen Bündniß mit dem Orkan seinen Gegner niederwirft, wie ein Kind, wo die Masten knirschend zerbrechen, als wären es dünne Hölzchen, wo die kunstvoll und festineinander gearbeiteten starken Planken auseinanderbersten, als zerrten gigantische Hände an ihnen herum, wo der Mensch mit all seiner Intelligenz zuletzt ohnmächtig dasteht, bis ihn der übermächtige Feind hinunterreißt und verschlingt!

Wie häufig — trotz aller großartigen Fortschritte der nautischen Wissenschaft — noch immer der Mensch solchergestalt unterliegt, darüber belehrt uns in unerbittlicher Weise die Statistik der Schiffbrüche. So kamen an der Preußischen Ostseeküste allein innerhalb der Jahre 1857—1864 nicht weniger als 384 Schiffbrüche und Strandungen vor, und in dem einen Jahre 1868 — nach einem Berichte der Versicherungsgesellschaft Veritas in Havre — gingen 2080 Segelschiffe und 104 Dampfer, in Summa zweitausendeinhundertvierundachtzig Fahrzeuge total verloren; in den Jahren 1866—1868 aber 8348. Mit freudiger Genugthuung dürfen wir hinzufügen: die kleinste Zahl davon gehörte unserm Volke an (es waren in dem genannten Jahre nur 203 deutsche neben 210 französischen, 253 nordamerikanischen, 1222 englischen Schiffen rc.); — die tüchtige Bemannung, durch welche sich unsere Handels- wie unsere Kriegsflotte auszeichnet, hat jedenfalls keinen geringen Antheil an diesem glücklichen Resultat.

Wohl sind diese Schiffe nur zum Theil mit Mann und Maus in des Meeres Grund versunken, dennoch sind die Verluste an Menschenleben dabei immerhin sehr groß, und wir können nur wünschen, daß das — nach englischem Vorgange — auch in Deutschland rasch emporgeblühte Rettungswesen zur See eine immer weitere Förderung und Ausdehnung gewinnen möge, da alle sonstigen Vorkehrungen zur Behütung und zum Schutze der Schiffe: Nebelsignale, Bojen, Leuchtthürme, Leuchtschiffe und Sturmsignale sich doch als unzureichend erwiesen haben. An Englands Küsten wurden von 1824—1863 durch die Rettungsstationen der Royal-Life-Boat-Institution 13,568 Menschenleben, im Jahre 1866 durch 174 Rettungsboote gegen 1000 vom sichern Tode gerettet. Die in Bremen jetzt centralisirte und in zahlreiche, auch über Süddeutschland verbreitete Bezirksvereine gegliederte deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger zählt bereits gegen 20,000 zahlende Mitglieder und hat ein Jahreseinkommen von 35,000 Thalern. Durch ihre Stationen an der Nord- und Ostsee (unter deren Fahrzeugen das Boot „Daheim" in Leba*) wacker seine Pflicht erfüllt) sind 1868: 68 Personen, 1867: 128 und 1866: 141, von 1866—1868 also 337 Menschenleben gerettet worden.

Gern denken wir uns eine solche deutsche Rettungsstation als den Schauplatz des Gemäldes der Kopenhagener Künstlerin, von dem unsere heutige Nummer eine treue Nachbildung enthält. Kaum ließe sich ein geeigneterer Vorwurf für den Pinsel einer Frau denken, als das edle Werk thätiger Menschenliebe, das die zwei noch zwischen Leben und Tod schwebenden, matt und bleich auf dem Lager des Rettungsschoppens zusammengesunkenen Gestalten — wohl Mutter und Kind — zum Gegenstande hat. Draußen glaubt man das allmählich sich glättende, gegen den Strand in den letzten Wogenstößen verschäumende Meer noch matt brausen zu hören. Einer von der Rettungsmannschaft ist beschäftigt, das treu im Sturm bewährte Boot ans Land zu ziehen, während sein uns treuherzig ins Auge blickender Gefährte die letzten dem habgierigen Elemente entzogenen Beutestücke ihrer Besitzerin zuträgt. Gerührten Blicks schaut indes seine Frau zwischen dem Reiben der erstarrten Glieder, womit ihre Hand beschäftigt gewesen, auf das leblos da liegende Kind, das sie vielleicht an ein eigenes, ihr entrissenes erinnert.

Alles andere bleibt der Phantasie des Beschauers überlassen. Ob die zwei die einzigen menschlichen Wesen, die es gelungen, zu retten, ob sie selbst wirklich ins Leben gerettet, ob nur für ein frühzeitiges Grab, in geweihter Erde? wer vermag es zu sagen!

Welch Schicksal aber wäre den Verunglückten in den Zeiten des Strandrechts zu Theil geworden! Flehte man doch einst an heiliger Stätte ruchloser Weise, daß Gott den Strand segnen d. h. recht viele Menschen möge Schiffbruch leiden lassen! Denn nach altem deutschen Strandrecht, dessen Aufhebung zum Theil ziemlich neuen Datums ist, stand es dem Landesherrn zu, sich der sämmtlichen Güter eines gestrandeten Schiffes ohne weiteres und ohne Rücksicht auf die Eigenthümer zu bemächtigen, wovon die Strandanwohner einen gewissen Theil erhielten. Man kann sich vorstellen, daß den Schiffbrüchigen selbst dann auch nicht häufig Barmherzigkeit zu Theil wurde. Wie oft mögen, wie auf den friesischen Inseln, die rechtmäßigen Besitzer von den Räubern erschlagen worden sein! Wer aus eigener Erfahrung oder aus oft freilich übertriebenen Erzählungen jene Zeiten des Strandrechtes oder besser Strandraubes gekannt, der wird dankbaren Herzens seinen Blick auf diesem Bilde ruhen lassen, das, aus dem Leben genommen, ein schönes Zeugniß für die in dem Rettungswesen zur See neuerwachte aufopfernde Nächstenliebe unserer Zeit ablegt. R. K.

Zum Gedächtniß Sir M. J. Brunels.

Es ziemt sich, des hundertjährigen Geburtsjahres eines der größten Ingenieure und genialsten Architekten, des Sir Marc Isambart Brunel, zu gedenken, der durch die Erbauung des Themsetunnels die erste Idee dazu gab, den Verkehr in das Innere der Erde zu verlegen. Die meisten halten Brunel für einen Engländer und sprechen seinen Namen englisch, ja, in einer bekannten Abhandlung: „das Arsenal von Portsmouth", dessen Besuch dem Verfasser durch ein Empfehlungsschreiben an den Admiral Sir Frederick Maitland erleichtert wurde, wird sogar von dem „Amerikaner Brunnel" gesprochen. Hier ist ein doppelter Verstoß gegen die Nationalität und gegen den Namen des hervorragenden Ingenieurs gemacht worden. Brunel ist ein Sohn Frankreichs: er wurde im Jahre 1769 in der Normandie geboren. Nachdem er in der französischen Marine gedient, wurde er durch die Revolution nach Amerika getrieben. Dort befestigte er den Hafeneingang von Newyork und dirigirte eine Kanonengießerei. Seinen längst gehegten Wunsch, den englischen Boden zu betreten, um dem Stolz Englands, der Marine, mittels einer Erfindung, die er im Kopfe trug, einen noch größern Aufschwung zu verleihen, sollte er im Jahre 1794 realisirt sehen. Kaum in England, dem Lande der

*) Vgl. Jahrgang I. S. 760.

Maschinen, angelangt, machte er sich daran, die verschiedensten Maschinen zu zeichnen und namentlich die Maschinerie zu construiren, die der Marine so große Dienste leisten sollte. Brunel beabsichtigte nämlich nicht mehr und nicht weniger, als die Flaschenzüge, mit denen man die Segel spannt und zusammenzieht und auch die Masten hebt und senkt, so exact mit einer Maschine herzustellen, daß die Matrosen mit einer vorher ungekannten Genauigkeit und Präcision den Befehlen des Capitäns nachkommen konnten. Angenommen, der Capitän will aus irgend einer dringenden Veranlassung rasch beidrehen, und er gibt den Befehl, das Großsegel fliegen zu lassen, so hängt die exacte Ausführung des Commandos in erster Reihe von der Sprungfertigkeit der Matrosen, in zweiter Reihe aber von einem eben so schnellen Nachgeben der „Flaschen“ ab. Sind die Flaschen nicht vollkommen gleichmäßig gearbeitet und namentlich die Einschnitte, welche das Tau aufnehmen, nicht untadelhaft, so können in ernsten Momenten Betriebsstörungen eintreten, über welche auch der geschickteste Matrose nicht hinweghilft. Die mit der Hand langsam gearbeiteten Flaschen ließen nun viel zu wünschen übrig und die auf ihre Flotte stolze Britannia lieh den Vorschlägen Brunels ein geneigtes Ohr. Er construirte nun eine Maschinerie, die — von dem Erfinder des Supports an der Drehbank, Maudslay, ausgeführt — noch heutzutage die Bewunderung der Techniker erregt, eine Maschinerie, die in weniger als zwei Tagen ein ganzes Linienschiff mit den exactesten Flaschen versehen konnte. Die Maschinerie, welche im Arsenal von Portsmouth arbeitet, besteht aus 44 ineinandergreifenden Werken, deren jedes einzelne auf die einfachste Weise zu Gang und Stillstand gebracht werden kann. Zickelsägen, Quersägen, Kerb- und Ecksägen, Bohr- und Nietappacate, Hämmer, Meißel und Stemmeisen, Drehspieße, Fräsmaschinen und sogenannte Fertigmacher arbeiten Hand in Hand in der dampfgetriebenen Gesammtmaschinerie, welche das rohe Material des Holzes und Metalls in eine polirte Flasche verwandelt. An derselben Stelle, wo früher 110 Mann langsam und ungenau arbeiteten, haben jetzt nur wenige Mann die Flaschen je nach Erforderniß der arbeitenden Maschinerie zu drehen und zu wenden.

Einen Mann, der durch diese geniale Erfindung dem Schiffbau einen größeren Aufschwung verlieh, konnte die Great-Western-Dampfercompagnie auch zum Oberingenieur brauchen. Als solcher nun rieth Brunel seinen Directoren, dem vielgenannten „Great-Britain“, der mit einer kolossalen Schaufelwelle und mit gigantischen Schaufelrädern versehen werden sollte, die eben erfundene Schiffsschraube einzuverleiben. Dadurch brach er der Schiffsschraube in England Bahn.

Brunels bedeutendstes Werk bleibt freilich der im Verein mit seinem Sohn, dem Erbauer der Great-Western-Bahn und dem Constructeur der berühmten Saltash- und Chepstowbrücken ausgeführte Themsetunnel, der die Stadttheile Rotherhithe und Wapping verbindet und in den Jahren 1825—1843 mit einem Kostenaufwande von 614,000 Pf. Sterling ausgeführt wurde. Wenn man aber glaubt, daß dieses Riesenwerk seinem Erbauer Freude bereitete, so ist man sehr im Irrthum. Selbst der Meister hat sein Unternehmen, das während der Ausführung so oft zu scheitern drohte, auch nach der Vollendung als gescheitert betrachtet, weil die jährlichen Einnahmen kaum die Reparaturkosten deckten.

F. B.

Drei und Sieben.

Das in Nr. 7 besprochene „Wunder der Zahl“ hat nicht verfehlt, seines interessanten Inhalts wegen Aufsehen zu erregen. Von anderer Seite werden wir darauf aufmerksam gemacht, daß aber nicht blos in der Zusammensetzung der Zahlen ein Wunder vorhanden sei, sondern daß auch einzelne Zahlen im hohen Grade merkwürdig erscheinen, namentlich die Drei und die Sieben, die häufiger als jede andre Zahl, selbst die Zehn, gebraucht werden, während doch die letztere in unsrer Zeit der Maß- und Münzeinigung eine so große Rolle spielt. Drei ist unter allen Zahlen die erste, welche Anfang, Mitte und Ende hat. Eins ist nur ein Anfang, Zwei Anfang und Ende, Drei aber schreitet von einem Ausgang durch ein Bindeglied einem Ziele zu. In allen philosophischen Systemen, ganz abgesehen von der Zahlenphilosophie der Pythagoräer, findet die Dreizahl ihre Berücksichtigung. In der alten indischen Religion bilden Brahma, der Schöpfer, Wischnu, der Erhalter und Siwah, der Zerstörer aller Wesen eine Trimurti (Dreieinigkeit) als den Anfang, die Mitte und das Ende aller Dinge; in Amun, Kneph und Mendes besaßen auch die alten Egypter eine Trinität; zu erwähnen brauchen wir nur das in allen christlichen Kirchen festgehaltene Dogma der Dreieinigkeit. In der Bibel spielt die Drei eine wichtige Rolle. Drei Tage und drei Nächte war Jonas im Leibe des Fisches; drei Männer, Sadrach, Mesach und Abed Nego ließ König Nebucadnezar in den feurigen Ofen werfen; im Matthäus werden die Weisen aus dem Morgenland geschildert, die dem neugeborenen Christkindlein Gold, Weihrauch und Myrrhen darbrachten und aus denen dann die christliche Sagenbildung die heiligen drei Könige machte. Im griechischen Alterthum gilt der Dreifuß als Symbol der Weissagung, sowie göttlicher Herrschaft; ein Dreizack bildete den Scepter Neptuns, auch stand er als Koberzeichen bei den Römern im Ansehen. Es gab drei Parzen und drei Furien. Der Cerberus war dreiköpfig. In der Geologie bildet die Trias (Dreiheit) des bunten Sandsteins, Muschelkalks und Keupers eine der wichtigsten Flözformationen; in der ebenen Geometrie ist das Dreieck die einfachste Figur; in der Musik ist der Dreiklang jener Accord, der aus einem Grundton, dessen Terz und Quinte gebildet wird.

Wir haben hier nicht erschöpfend sein wollen noch können; es würde ein kleines Lexikon füllen, wollten wir alles, was mit der Zahl Drei im Zusammenhange steht, aufführen, oder gar auf das historische Gebiet oder in das gewöhnliche Leben übergreifen. Noch verbreiteter und häufiger angewandt als die Drei, erscheint die Sieben, die bei den Aegyptern, Juden und Griechen als heilige Zahl, als Symbol der Vollkommenheit galt. Die Bibel, namentlich das alte Testament, ist voll von dieser Zahl. Am siebenten Tage vollendete Gott Himmel und Erde und er „segnete den siebenten Tag“. Kain sollte siebenmal gerochen werden, aber Lamech siebenundsiebzigmal. Noah sollte von allem reinen Vieh je sieben und sieben in seine Arche nehmen. Im siebenten Monate ließ sich die Arche auf dem Berge Ararat nieder; Noah ließ eine Taube ausfliegen und nach sieben Tagen abermals eine. Jacob diente sieben Jahre um Rahel; er erhielt die Lea und diente dann um die erste Geliebte noch einmal sieben Jahre. Als Jacob vor seinem Schwiegervater floh, jagte ihm Laban sieben Tagereisen nach. Joseph trauerte sieben Tage um Jacob. Pharao träumte von sieben fetten und sieben magern Kühen, von sieben vollen und sieben versengten Aehren. In der Stiftshütte hingen sieben Lampen; die aussätzige Mirjam wurde sieben Tage außer dem Lager abgeschlossen. Sieben Tage mußten die Juden vor dem Passahfeste das „ungesäuerte Brod des Elends essen“. Am siebenten Tage der Belagerung Jerichos nahmen die jüdischen Priester sieben Posaunen und gingen an sieben Tagen nach einander siebenmal um die Stadt und bliesen bis die Mauern einstürzten. Der Tempel Salomos wurde in sieben Jahren ausgebaut. rc. — Das griechische Alterthum kannte sieben Weise: Thales, Pittakos, Bias, Solon, Kleobulos, Chilon und Myson, Männer, die auf dem Gebiete der praktischen Staats- und Lebensweisheit sich ausgezeichnet hatten. Unter den sieben Wunderwerken der alten Welt, von denen nur wenig auf unsre Tage gekommen ist, verstand man die egyptischen Pyramiden, die hängenden Gärten der Semiramis, die von Phidias gemeißelte Statue des olympischen Zeus, der Tempel der Diana zu Ephesus, den Koloß von Rhodus und den Pharos von Alexandria. Sieben war die Zahl der altgriechischen Helden, die gen Theben zogen: Adrastus, Polynices, Tydeus, Amphiaraus, Kapaneus, Parthenopäus und Hippomedon. In der christlichen Legende bezeichnet man als Siebenschläfer die vor Kaiser Decius fliehenden sieben christlichen Jünglinge Malchus, Dionysius, Johannes, Serapion, Constantinus, Maximianus und Martinianus, welche fast zwei Jahrhunderte (251—446) in einem Berge bei Ephesus schliefen und erst wieder erwachten, als das Christenthum festen Boden gefaßt hatte. Aus dem Orient gelangte zu uns im Mittelalter das Epos von den sieben weisen Meistern, die Historia septem sapientum. Die Zahl der Künste, die man im Gegensatze zu den Beschäftigungen der Sklaven eines freien Mannes würdig erachtete, betrug sieben; man rechnete dazu Arithmetik, Geometrie, Grammatik, Astronomie, Musik, Rhetorik und Dialektik. Die Astronomen kennen eine Sterngruppe, das Siebengestirn, nach der griechischen Sage die an den Himmel versetzten Plejaden. Die Zahl der hauptsächlichsten den Alten bekannten Himmelskörper war gleichfalls sieben: Sonne, Mond, Merkur, Venus, Mars, Saturn, Jupiter. In der Geschichte Preußens steht der siebenjährige Krieg groß da; der Zoolog kennt einen Siebenschläfer, der Geograph Sieben Caps (Nordküste Afrikas), Siebenbürgen, das Siebengebirge, Sieben Ahorne (Gipfel im Vogelsberg) und die sieben Gründe (im Riesengebirge). Es gab sieben Kurfürsten, und — „die böse Sieben,“ wem wäre sie nicht bekannt?

Leipzigs Kirchenheizungen.

Noch niemand hat die Kirche etwa wegen der darin herrschenden Hitze gemieden, aber schon mancher hat im Winter den Kirchenbesuch eingestellt, weil es ihm im Bethause zu kalt war. Es dürfte nun bei beginnendem Winter am Platze sein, ein Wort über Kirchenheizungen überhaupt und speciell über die Heizungen in den leipziger Kirchen zu sprechen, weil diese das vollkommenste in dieser Art Erreichte repräsentiren und selbst den verwöhntesten Kirchgänger befriedigen.

Es mußte weit kommen, ja es mußten erst die Orgelpfeifen durch den Frost klanglos werden, bis man zu der Ansicht gelangte, daß die Kirche im Winter eben so sehr der Heizung bedürfe, wie jeder andere größere profane Versammlungsort. Als es nun endlich galt, die ersten Kirchenheizungen auszuführen, stieß man auf nicht geringe Schwierigkeiten. Die Kirche ließ sich ihrer ganzen Anlage nach nicht so leicht und billig heizen, wie andere Versammlungslokale und die Frage, ob Luft-, ob Dampf- oder Wasserheizung zweckmäßiger sei, erheischte eine ganze Reihe von meist sehr kostspieligen Versuchen, so daß finanzielle Mittel in reichster Fülle zu Gebote stehen mußten, um nur das Ungenügende zu erhalten.

Die leipziger Kirchenheizungen beruhen nun darauf, in der ganzen Kirche eine fast gleichmäßige angenehme Temperatur zu erzielen und auch der Luftcirculation resp. Luftverbesserung in hohem Grade Rechnung zu tragen. Ein Blick auf die Construction gibt am besten davon eine Vorstellung. Der Feuerherd befindet sich unter der Kirchensohle und zwar als gußeiserner Doppelofen mit feuerfester Ausmauerung. An den Ofen stößt das Feuersammlungsgewölbe, welches dieselbe lichte Weite, jedoch die dreifach lichte Höhe des Ofens hat. Ofen nebst Gewölbe sind nun wiederum von einem aus Gußeisen und Mauerung bestehenden Mantel umgeben, in welchen von der Kirchensohle aus mehrere Canäle münden, die an anderen Stellen wieder zur Kirchensohle emporsteigen. Diese Canäle, welche dort, wo sie an der Sohle der Kirche zu Tage treten, mit durchbrochenen gußeisernen Gittern überdeckt sind, saugen die kalte Luft vom Fußboden der Kirche auf und führen zugleich an andern Stellen der Kirchensohle erwärmte Luft zu. Da diese so circulirende Luft nirgends mit glühenden Wandungen in Berührung kommt (wie es wohl bei anderen Luftheizungen der Fall, wo die kalte Luft über rothglühendes Eisen streicht und übermäßig, ja nachtheilig warm aus den Canalmündungen gestoßen wird), sondern vielmehr aus dem großen thönernen Wärmereservoir eine mäßige, aber constante Wärme zuleitet, so liegt auf der Hand, welche große Vortheile dieses Heizsystem hat. Die unteren Luftschichten bleiben gleichmäßig warm, da die warme Luft durch die Circulation, welche noch durch das Erhöhen und Hohllegen des Holzpodiums der Kirchenstühle befördert wird, am Emporsteigen gehindert ist. Die Erwärmung der höheren Luftschichten besorgen andere Heizrohrcanäle, welche sich von dem Feuersammlungsgewölbe aus durch den Kirchenraum verzweigen.

Nach diesem System wurden in den letzten zwei Jahren die Leipziger Nicolaikirche, die leipziger Thomas-, Johannis- und Neukirche heizbar gemacht und die solide und accurate Ausführung dieser Anlagen verdanken die Gemeinden dem Herborner Eisenwerk in Nassau: Firma Remy & Reifenrath.

F. B.

Eine Negerrepublik im Kaiserreich Brasilien.

Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, nächtlicher Weile durch die Straßen der brasilianischen Stadt Diamantina geritten ist, dem wird es aufgefallen sein, daß einzelne Läden, deren unverschlossene Thüren immer nur angelehnt sind, schwach erleuchtet erscheinen. Oft huscht ein schwarzer, kraushaariger Neger heimlich hinein; die Thür wird verschlossen, und nun beginnt zwischen dem Inhaber des Ladens und dem schwarzen Sohne Afrikas ein seltsamer Handel. Der letztere zieht ein kleines Papier hervor, öffnet es und hält es an die matt brennende Lampe, bei deren Schein dem Kaufmann hell blitzend die schönsten Diamanten entgegenfunkeln. Bald sind beide handelseinig und für Geld oder Kleider und Eßwaaren gehen die Diamanten in den Besitz des Händlers über.

Wie kam jener Neger in den Besitz der kostbaren Steine? Warum schlich er verstohlen in jenen Laden, während doch gegen eine geringe Abgabe Jedermann frei und ungehindert in der Umgebung Diamanten waschen kann? Er ist ein vogelfreier Mann, geächtet vom Staat, ein Mitglied der gefürchteten Negerrepublik in den unzugänglichen Serras des an Diamanten überreichen Flußgebietes des oberen Jiquitinonha. Dort leben inmitten steiler, wild zerklüfteter und kaum zugängiger Felsen zwei bis dreitausend entflohene Negersklaven beisammen, die hier im Herzen des brasilianischen Kaiserreichs einen förmlichen Freistaat gegründet haben.

Rund um ihre Felsenfeste, welche schon von Natur uneinnehmbar ist, haben sie tiefe Gräben und sorgsam verwahrte Fangeisen angebracht. Wehe dem Unvorsichtigen, der seinen Fuß auf das dürre Laubwerk oder den Rasen setzt, der die Eisenspitzen verdeckt; eine schreckliche Verwundung der Füße ist die sichere Folge.

Die Diamantenwäschereien im nahen Flusse sind es, aus denen die Neger ihren Lebensunterhalt in leichter Weise erlangen, und gerne sind die Händler von Diamantina bereit, den Ertrag der Arbeit gegen Geld oder Waaren umzutauschen. Schon wiederholt hat in der letzten Zeit die brasilianische Regierung gut ausgerüstete Expeditionen gegen die entflohenen Sklaven abgeschickt, um die Flüchtigen einzufangen, doch stets haben die Schwarzen, von ihren aufmerksamen Freunden rechtzeitig über die drohende Gefahr benachrichtigt, die Angriffe mit den Waffen in der Hand erfolgreich zurückgeschlagen und bis heute ihre Unabhängigkeit behauptet. Kaum zwei Fuß breit ist der Pfad, der zu ihrer weit ausgedehnten Felsenfeste heraufführt, und auf diesem rollten sie große Steinblöcke auf die Angreifer herab oder sandten ihnen ihre wohlgezielten Kugeln entgegen. So besteht trotz aller Anstrengungen dieser Negerfreistaat auch heute noch fort.

Den Bedarf an Lebensmitteln und Schlachtvieh kaufen die Neger heimlich von den benachbarten Fazendeiros, welche sie generös bezahlen, oder sie halten wohl auch bepackte Maulthierzüge auf offener Straße an und zwingen die Führer, ihnen die Ladung zu verkaufen. Die geängstigten Treiber müssen dann die Lebensmittel an einen entlegenen Ort transportiren, wo sie jedoch regelmäßig den verlangten Preis gewissenhaft ausgezahlt erhalten und dann ruhig ihren Weg weiter ziehen können. Niemals ist es bekannt geworden, daß diese schwarzen Republikaner sich zu einem Diebstahl herbeigelassen oder gar einen Raubmord verübt hätten; ja, es ist sogar vorgekommen, daß sie des Nachts fünfzig und mehr Stück Schlachtvieh von der Weide getrieben haben, und des Morgens hat der erstaunte Fazendeiro die entsprechende Geldsumme, die dem vollen Werth des geraubten Viehs entsprach, auf der Thürschwelle seines Hauses vorgefunden.

Als ich nach achtzehnjährigem Aufenthalt im verflossenen Jahre das schöne gesegnete Brasilien verließ, hatte man in Rio de Janeiro noch keine Kunde von der sonderbaren Republik, und die hier mitgetheilte Nachricht ist die erste, welche über dieselbe in Europa veröffentlicht wird.

Robert Schlobach.

Briefkasten.

Beim Herannahen der fröhlichen Weihnachtszeit möchten wir es so gern allen Leuten, d. h. allen unsern Lesern recht machen und alle ihre Fragen beantworten, alle ihre Einwände berücksichtigen, alle ihre Wünsche erfüllen. Wenn ihrer nur nicht Legion wäre! Doch wir wollen thun, was wir können! An dem „sich nicht kriegen" in mehreren unserer letzten Novellen, worüber uns von unsern Leserinnen in einer Menge von Briefen bittere Vorwürfe gemacht werden, ist die Redaction wirklich ganz unschuldig. Was übrigens gefühlvolle Leserinnen vom Herzen einer Redaction nur irgend verlangen können, werden sie in unserer Sylvestergeschichte erfüllt finden, dort — „kriegen sich schließlich alle." — Anderen Freunden genügt unser Verstand nicht, und wir sollen uns im „Wunder der Zahl" ein paar Mal verrechnet haben. So wenig wir indes uns aufs Rechnen verstehen, wenn es gilt, unsere Leser durch möglichst viele und reiche Illustrationen zu erfreuen, haben wir doch — einigen Fragern zu liebe — unserm vorzüglich rechnenden Mitarbeiter alles nachgerechnet und alles richtig befunden; freilich können wir das hier nicht noch einmal vorrechnen, sondern müssen die Zweifler bitten, es selbst genauer zu thun. — Die endlich unzufrieden mit diesem oder jenem gewesen, mögen sich auch beruhigen: allen können wir es nie recht machen; überhaupt, wo bliebe das Hauptvergnügen so mancher Leser, wenn sie nichts mehr zu . . . kritisiren hätten? — Leichter können wir manchen Fragen entsprechen, die den Schmuck des Weihnachtstisches mit Büchern angehen. Die erste illustrirte Ausgabe des ganzen Goethe (Grote'sche Buchhandlung, Berlin) ist nun vollständig in 20 Bänden erschienen, und sie ist in der That eine außergewöhnliche Leistung des deutschen Buchhandels. Der Eigenart jedes einzelnen Werkes entsprechend sind die Illustratoren gewählt, und dazu ist die elegant ausgestattete Ausgabe ganz ungewöhnlich billig. Alle 20 Bände kosten broschirt nur 5 Thlr. 25 Sgr., in 10 Leinwandbänden 8 Thlr. 15 Sgr. — Auch die von uns — IV. Jahrg. S. 326 — ausführlicher besprochene Doré-Prachtbibel naht ihrer Vollendung. Das Alte Testament liegt fertig vor, von dem Neuen die beiden ersten Evangelien. — Oliver Goldsmiths auch in Deutschland — namentlich durch Goethes Empfehlung — zum populären Werk gewordener Vicar of Wakefield hat bereits 1866 sein Jubiläum gefeiert und ist damals von Fr. Voetkamps in Berlin in einer Prachtausgabe — der englische Text mit der Susemihl'schen Uebersetzung — illustrirt von Ludwig Richter und biographisch kritisch eingeleitet von Otto Roquette erschienen. — Ein anderes illustrirtes Prachtwerk ist das schöne Holzschnittalbum: „Altdeutsche Sprüche aus der Wartburg", von dem Maler Ph. Grot-Johann im Verein mit den Dichtern Emil Rittershaus und Hugo Freiherr von Blomberg bei Sam. Lucas in Elberfeld herausgegeben und von Professor Springer in Bonn trefflich bevorwortet. — Für die Kinderwelt möchten wir besonders G. Chr. Dieffenbachs erstere Kinderlieder, von Prof. Wanderer geschmackvoll illustrirt und von A. Kern theilweise componirt (Mainz, C. G. Kunzes Nachfolger) empfehlen. — Von nichtillustrirten Werken nennen wir ein vortreffliches Buch: Jugenderinnerungen eines alten Mannes (Wilhelm von Kügelgen) bei W. Hertz in Berlin erschienen, und die Volksausgabe (15 Sgr.) von E. M. Arndts „Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn von Stein" (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung). — Leider hat selbst die Weihnachtszeit so manches gereimte und ungereimte Product vor dem Papierkorbe nicht schützen können; so die „in Hochachtung und bescheidener Hoffnung" eingesandten Poesieen aus Weißenfels; die Einsendungen von A. M. in St., Dr. R. in E. — W. L. W. in Utrecht. — Quartalsdichter in Hannover; Athanasius Schw. in N. S. D. — J. H. in A. — Emma G. in St. (die auf das „Staunen der Onkeln, Tanten, Vettern und Cousinen" leider verzichten muß). — So manche Frage müssen wir unberücksichtigt lassen, so die des Lesers in Archangel nach Glasaugen für ausgestopfte Vögel und die des Herrn F. M. in R. wegen des Hafenbaues; auch Hr. W. S. in Darmstadt wird wohl noch einige Zeit auf Befriedigung seines Wunsches warten müssen. — Herr A. H. in B. wird aber durch diese Nummer befriedigt sein. Allen unsern werthen Correspondenten wünschen wir schließlich eine fröhliche Weihnacht und geben ihnen den Rath, auch „am Grabe" des Jahres noch die Hoffnung . . . auf Erledigung im Neuen Jahre aufzupflanzen.

Im Begriffe, den Briefkasten für dieses Jahr zu schließen, erhalten wir noch eine frohe Weihnachtsbotschaft, nämlich:

101 Thaler

zur Weihnachtsfreude für die armen Kinder der verunglückten Grubenarbeiter zu Plauen; nämlich: 100 Thaler vom Singverein „Seestadt" in Lübeck durch Herrn Lehrer Frosch daselbst; und 1 Thlr. von J. S. in M. Wir haben diese Summe sofort an den Ortsgeistlichen zu Döhlen bei Potschappel unter Mittheilung des speciellen Zweckes der Geber befördert, da die Hilfscomittees bereits ihre Sammlungen geschlossen haben. Möchte das Beispiel viele Nachahmer finden!

Zur gefälligen Beachtung.

Mit der nächsten Nummer schließt das laufende Quartal des Daheim. Wir ersuchen unsere Leser, besonders die Postabonnenten, die Bestellungen auf das II. Quartal baldigst aufgeben zu wollen, damit keine Unterbrechung entstehe.

Leipzig, December 1869. **Daheim-Expedition.**

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

VI. Jahrgang. Ausgegeben am 23. December 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1869 bis dahin 1870. **1870 № 13.**

Trimborn & Comp.

Eine Sylvestergeschichte von **Wilhelm Jensen.**

(Schluß.)

IV. Sylvester.

Die Welt sieht am Morgen des 25. December nie ganz so fröhlich aus, wie sie es am Abend des 24. gethan. Die Nacht, die zwischen den beiden liegt, ist, wie gar manche altheidnische Völkerschaften das schon wußten, als die Germanen noch Bären mit den Händen fingen und Auerochsen ungebraten zu verzehren pflegten, eine Geisternacht. Von diesen Geistern aber schleichen sich noch immer alljährlich in jener Nacht einige behende Kobolde in mancher Menschen Köpfe, die ihren heidnischen Ursprung dadurch documentiren, daß sie mit einem häßlichen Dampf entfliehen.

Auch in Benjamin Trimborns Kopf hatten sich einige von diesen Kobolden eingenistet, als er nicht sehr zeitig am Morgen des 25. December in seinem Bett aufwachte. Besonders hatten sie sich in denjenigen Räumlichkeiten desselben einquartirt, in welchen die Actenregister des Gedächtnisses aufbewahrt werden, und Benjamin mußte geraume Zeit nachsuchen, ehe er sich unter dem pêle-mêle, das sie angestiftet, einigermaßen zurechtzufinden vermochte. Bald lag da ein Wort, das Herr Grimm gesprochen, und ein Lächeln Mariannens guckte schelmisch darunter hervor; bald ein Fragment von Fräulein Augusta Pfotenhauers grauem Bombassinkleide und wiederum etwas, das durchaus in eine andere Rubrik gehörte, eine Locke des aus seinem Käfig befreiten, langen, braunen Haars Marianne Willwaters, die ihm neckisch übers Gesicht flog. Endlich hatte Benjamin alles wieder an seinen Platz gebracht, und das einzige, was ihm noch unklar verblieb, war, ob Herr Grimm ein philosophischeres Wohlgefallen an Fräulein Augusta Pfotenhauer gefunden, oder ob diese jenem eine jungfräulichere Neigung entgegengetragen? Aber trotz dieser Unklarheit lachte Benjamin so laut und vergnügt auf, wie er es seit zwanzig Jahren nicht gethan, sprang fröhlich aus dem Bett und — der Wahrheit gebührt allzeit die Ehre — auf seinem Gesicht stand durchaus keinerlei Reue über das Treiben der Geisternacht zu lesen!

Nur an einer Stelle seines Kopfes empfand er es wie einen dumpfen, zugleich physischen und moralischen Druck, der sich noch mehr verstärkte, als er in sein Wohnzimmer trat und die doppelten Friedrichsd'or in wohl geordneter Reihe, wie am Abend zuvor, auf dem schwarzen Tuch in der Morgensonne vor sich funkeln sah. Physiologen hätten diesen Druck vielleicht einzig als Folge eines physischen Vorganges, etwa des bedauerlichen Mißgriffs betrachtet, den Augusta Pfotenhauer begangen, als sie, anstatt eine Abschwächung des Inhalts der zweiten Terrine zu bewirken, eine bedenkliche Verstärkung desselben veranlaßt hatte.

Wie dem auch sein mochte, Thatsache war, daß der Druck sich auch in den nächsten Tagen, allem Lächeln Mariannens zum Trotz, nicht verminderte, sondern daß er sich sogar jedes Mal, wenn Benjamin Herrn Trimborns Drehstuhl gegenüber saß und den unersetzlichen Schaden abarbeitete, welchen er ihm durch sein liederliches Umhertreiben auf der Straße am Weihnachtsmorgen zugefügt, noch immer heftiger verstärkte. Oftmals hatte er schon den Mund geöffnet, um: „Ich fühle, wie schlecht es von mir ist, Herr Trimborn, doch —“ oder: „Sie werden recht haben, mich des schwärzesten Undanks zu bezüchtigen, Herr Trimborn, aber —“ zu beginnen, allein jedesmal, wenn er es that, fühlte er den Druck so heftig, daß das belastete Gehirn alle Denkorgane seines Kopfes derartig in Confusion versetzte, daß er, ebenso wenig als die Worte, die Gedanken mehr zu finden im Stande war, welche er sich auszudrücken vorgenommen hatte.

So verschob Benjamin Trimborn, wie auch klügere und selbst resolutere Leute es in ähnlichen Lagen wohl dann und wann zu thun pflegen, die Offenbarung seines beabsichtigten schwarzen Undanks von einem Tag auf den andern, und als der letzte Tag des Jahres und wiederum die letzte Stunde dieses Tages, in der er sich vor dem Drehstuhl Herrn Trimborns befand, herangekommen war, da fiel es Benjamin plötzlich aufs Herz, daß er jetzt unmöglich überhaupt mehr das Recht haben könne, seinen Dienst so kurz und schnell aufzusagen, und er verließ das Zimmer, ohne etwas gesagt zu haben, mit einer Verbeugung, der er nur ein schüchternes und unbeantwortetes: „Fröhliches Neujahr, Herr Trimborn,“ hinzufügte.

„Neujahr? Wieder ein Jahr?“ sagte auch Herr Trimborn,

als er allein war, und er rechnete an den Fingern: „Nun sind es zwanzig. — Und die Million ist voll, ich hab' es erreicht," zählte er weiter.

„Ha — ha — erreicht — ha — ha —" wiederholte die Uhr.

„Was? wer spricht da?" fuhr Herr Trimborn plötzlich hastig mit dem Kopf um: „Was erreicht?"

„Ha — ha — ei — ne — Mil — lion — ha — ha —"

Ja, es war nur die Uhr, die seine Worte repetirte, nichts weiter, und er drehte den Kopf zurück.

„Ich bin sicher, daß heute niemand mehr zu mir kommt," murmelte Herr Trimborn, und es lag in dem Ton, mit dem er es sagte, fast etwas wie Bitterkeit; „ganz sicher. Meine Frau kommt nicht und das Kind auch nicht, die Todten kommen überhaupt nicht wieder."

„Wie — der — ha — ha — wie — der —" sagte die Uhr vernehmlich. Sie wiederholte nur das letzte Wort, das er gesprochen, aber sie drückte eigentlich das Gegentheil damit aus, und Herr Trimborn warf ihr einen zornigen Blick zu. Dann zog er einen Schlüssel aus seiner Tasche, öffnete ein kunstvoll verborgenes Schubfach seines Schreibtisches und nahm ein Papier daraus hervor, das er überlas.

„Ich weiß nicht, weshalb ich es immer noch aufbewahrt habe," fuhr er, mit sich redend, leise fort, „es war unklug und ohne jeden Sinn. Als ob es noch nie vorgekommen wäre, daß die klügste Berechnung durch einen thörichten Zufall auf einfachste Weise zuletzt zu Schanden geworden."

Die Wanduhr holte heiser aus und schlug sieben, doch sie sagte deutlich und jede Schlagsilbe scharf betonend: „Auf — ein — fach — ste — Wei — se," daß es Herrn Trimborn schauernd überlief.

„Es ist kalt hier, das neue Jahr fängt sehr kalt an," murmelte er. „Ich will es damit beginnen, mit dem sinnlosen Blatt da zu heizen, der Anblick wird mich erwärmen."

Und Herr Trimborn stand von seinem Sitz auf und machte mit dem Papier in der Hand einen Schritt auf den Ofen zu, in dem ein verglimmender Scheit noch ab und zu eine gespenstisch blauweiße Flamme aufzüngelte.

„Tick — tack — poch — poch" machte die Uhr, „poch — poch."

Herr Trimborn schrak heftig zusammen, als hätte sich unerwarteterweise doch eine Hand nach ihm ausgestreckt, um ihn daran zu hindern. Die Uhr vermochte nur nachzusprechen, es hatte offenbar etwas anderes außer ihr noch: „Poch — poch" gemacht, und er starrte innehaltend auf die Thür.

Dann stieß Herr Trimborn unwillkürlich einen Laut aus und stützte sich mit der Hand, aus der ihm das Blatt fortglitt, auf den Tisch, an dem Benjamin zu arbeiten pflegte, denn die Thür öffnete sich wirklich, und es trat jemand herein.

Hahaha! — es war niemand als Benjamin Trimborn, kein anderer. Nicht etwa Frau Trimborn mit ihrem Söhnlein im Arm oder Herrn Trimborns Bruder, Benjamins Vater, oder sonst ein Verstorbener. Nur Benjamin Trimborn war es — hahaha!

Benjamin hielt überrascht an der Schwelle inne, denn so lange er zurückzudenken vermochte, war es zum ersten Mal, daß er Herrn Trimborn lachen hörte. Doch es war auch nur kurz, eigentlich nur, als ob die alte Wanduhr, die schon seit länger als zwanzig Jahren in dem Winkel hing, es gethan hätte, dann sagte Herr Trimborn unwillig: „Was wollen Sie? Weshalb kommen Sie wieder?"

Benjamin konnte nicht erwidern, daß er bei Marianne Willwater gewesen und ihr gesagt, er habe seinen Dienst nicht zum neuen Jahr gekündigt, weil er unmöglich jetzt noch das Recht dazu besitze und daß Marianne ihm schmollend geantwortet: „Wenn Du keine Pflicht dazu hast, das zu thun, was Du mir feierlich versprochen, so laß es, Benjamin. Wenn es nicht Dein höchster Wunsch ist, mich heirathen zu können, so laß es; was mich betrifft, so ist ja nichts daran verloren, wenn ich auch eine alte Jungfer werde, wie Augusta Pfotenhauer, lange ist's ja doch nicht mehr bis dahin." Und daß Marianne dann plötzlich krampfhaft zu weinen angefangen und geschluchzt: „Augusta hat doch recht, daß Du mich gar nicht, nicht ein bischen lieb hast, Beni" — das konnte er Herrn Trimborn doch nicht entgegnen. Zum Glück erinnerte er sich in dem verhängnißvollen Augenblick, daß er einige von seinen Papieren am Nachmittag auf dem Tisch vergessen, die einen Vorwand für sein Kommen abzugeben vermöchten, und er sagte es.

„So?" versetzte Herr Trimborn, der sich von seinem unwillkürlichen Schreck wieder erholt hatte und ihn scharf, so weit die Undeutlichkeit seines Zifferblattes es zuließ, ins Auge faßte: „So? Und Sie kommen nicht etwa, um Geld von mir zu verlangen, weil Sie glauben, ich sei doch gutmüthig genug, den Schaden, den Sie mir verursacht, selbst zu tragen?"

„O gewiß nicht, ich habe nicht daran gedacht," betheuerte Benjamin, beide Hände über die Brust legend. „Ich habe im Gegentheil gedacht, Herr Trimborn —"

Er stockte, der obenbeschriebene Druck war so stark —

„Also, Sie haben doch gedacht, über Geldangelegenheit gedacht? Ich sah es Ihnen an; Sie sind ein verstockter Mensch! Was haben Sie gedacht?" unterbrach Herr Trimborn ihn inquisitorisch.

„Ich dachte —," stotterte Benjamin.

Er kam nicht weiter, und erst wie er die Augen hob, sah er deutlich in der dunklen Ecke Marianne Willwater stehen, die sich die Thränen aus den am Weihnachtsabend noch so glückstrahlenden Augen forttrocknete, und er fuhr abgerissen fort:

„Ich dachte — Sie haben es selbst gesagt, und ich weiß es ja auch —, daß Sie einen besseren Arbeiter als mich für weit geringeren Lohn bekommen, überall von der Straße bekommen können, Herr Trimborn — und da ich — es kommt mir freilich nicht zu — doch da ich — wenn Sie es mir erlauben — nicht ungern zu heirathen beabsichtigen würde — so wollte — wollte — o, es wird mir sehr schwer, so undankbar vor Ihnen zu erscheinen — wollte ich Sie fragen, ob Sie — verstatten möchten, — daß ich mir im neuen Jahr eine andere Beschäftigung suchen dürfe —"

Alles in allem genommen, erschien in Benjamin Trimborns Worten fast ein noch bedauerlicherer Mangel an Logik als an Dankbarkeit, aber es war heraus, der Druck auf die sonderbare Stelle hatte sich bedeutend vermindert, und Benjamin stand ungefähr in der Haltung eines Delinquenten da, der sich aus dem Gange der Gerichtsverhandlung selbst sein Todesurtheil schon entnommen und vor dem Aussprechen desselben von Seiten des Richters nur noch eine gewissermaßen körperliche Bangigkeit empfindet.

„So?" sagte Herr Trimborn wiederum, und sein Blick war noch viel starrer als vorher geworden, „Sie wollen heirathen? Hahaha — wenn ich es erlaube? Was geht es mich an, wenn Sie mit Ihren Kindern verhungern — hahaha! Daß Sie von mir keinen Pfennig erhalten, wissen Sie. Suchen Sie sich eine andere Beschäftigung, es wird mir zum Vortheil gereichen, nicht Ihnen. Ich bin Ihnen dankbar dafür, wenn Sie gehen, ich! Glauben Sie etwa, ich hätte für meine Wohlthaten auf Dank bei Ihnen gerechnet? Hahaha!"

Es war Benjamin, als ob ihm nicht nur das Urtheil gesprochen, sondern als ob es zugleich auch schon halb vollzogen worden wäre. So verworfen hatte er noch nie vor sich gestanden, als jetzt, und er stammelte:

„O Herr Trimborn, o ich weiß es ja, und es ist doppelt, hundertfach schlecht von mir, es jetzt grade zu thun, wo es eben so einsam in Ihrem Hause geworden ist —"

Er hielt stockend inne. „Ein — sam — tick — tack — ein — sam," sagte der Pendel gedehnt.

„Und deshalb," fuhr Benjamin stotternd fort, „o, es ist unrecht schweres Unrecht, aber es wird so lustig wieder heut Abend in meinem Zimmer sein —" während er es sagte, sah er abermals auf, und Marianne stand noch immer in der dunklen Ecke, doch sie weinte nicht mehr, sondern lachte mit dem ganzen Gesicht: „Ja," und der Pendel neben ihr ging hin und her: „Lu — stig — tick — tack — lu — stig —", daß Herrn Trimborns Gesicht einen immer düstereren Ausdruck annahm — „und deshalb", wiederholte Benjamin zaghaft noch einmal — „ich habe es mir noch nie erlaubt und würde es auch jetzt nicht wagen — wenn es hier nicht gar so einsam und finster und unheimlich und nicht Sylvesterabend wäre, die Geisternacht, wo Menschen doch gern zusammen zu sein pflegen — und wenn Sie sonst jemand oder Verwandte hätten, zu denen Sie heut Abend gingen, Herr Trimborn — deshalb würden wir, meine Braut und ich, obwohl wir es keineswegs verdienen — ich vor allem nicht — uns ganz ausnehmend freuen, wenn Sie uns einmal — die Ehre gönnen würden, mit uns —"

Den Schluß dieses merkwürdigen Satzes, über dessen namenlose Kühnheit selbst die Uhr derartig erstaunte, daß sie eine Weile völlig sprachlos wurde und sich fast unhörbar fortbewegte, brachte

Benjamin nicht heraus, denn ein schneidendes, mißtönendes Lachen aus Herrn Trimborns Munde unterbrach ihn.

„Verwandte?“ sagte dieser eisig, „ich habe keine Verwandte, ich will keine haben. Verwandte sind Spitzbuben oder Bettler. Meine Geschäftsbücher sind meine Verwandten; da Sie aufhören zu diesen in Beziehung zu stehen, hört auch Ihre Verwandtschaft mit mir auf. Ich will allein sein, heute Abend wie immer — immer. Sie nennen das einsam und unheimlich, mir ist es heimlicher, als wenn ich Ihr heimtückisches Gesicht vor mir sehen muß — hahaha. Machen Sie, daß Sie fortkommen, damit ich in bessere Gesellschaft gerathe! Da ist die Thür!“

Herr Trimborn sprach es immer heftiger, in einer völlig ungewöhnlichen Aufregung, wie sie noch nie jemand an ihm wahrgenommen, und Benjamin packte, am ganzen Körper wie Espenlaub zitternd, die Papiere auf seinem Tisch zusammen, um derentwillen er anfänglich nur gekommen zu sein vorgegeben, schnürte sie in ein Bündel und sagte demüthig, kaum vernehmbar:

„O, Sie haben recht, Herr Trimborn. Es war sehr kühn, es war unverschämt von mir, Sie um solche Ehre zu bitten. Sie würden mich sehr glücklich machen, wenn Sie mir erlaubten, Ihnen noch einmal ein fröhliches Neujahr wünschen zu dürfen?“

Es war als schüchterne Frage gesprochen, der von Rechtswegen eine, wenn auch abschlägige, Erwiderung zukam. Allein Herr Trimborn antwortete nichts, sondern deutete nur mit der Hand auf die Thür, und Benjamin verbeugte sich noch einmal und ging hinaus.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Nun befand sich niemand mehr in dem großen, dunklen Zimmer, als Herr Trimborn und die Wanduhr. Auch Marianne Willwater war aus ihrer Ecke mit Benjamin Trimborn zugleich verschwunden und das glimmende Scheit im Ofen erlöschend in Asche zusammengefallen, und es war in dem großen Zimmer noch dunkler, frostiger und unheimlicher als zuvor.

Herr Trimborn starrte noch regungslos auf die Thür, durch welche Benjamin verschwunden. Er hörte den Schritt desselben auf dem Flur und die Treppe hinuntergehen. Er hörte ihn — so todtenstill war's im Hause — drunten die Hausthür öffnen, schließen und auf der einsamen Straße den Schritt verhallen.

„Gei — ster — nacht!“ sagte plötzlich mit drei gedehnten Schlägen die Uhr hinter Herrn Trimborn.

Er fuhr zusammen und sah sich um. „Dummes Zeug, es hat drei Viertel auf neun geschlagen, weiter nichts. Wo sind die abgeschlossenen Geschäftsbücher?“

Herr Trimborn setzte sich an seinen Schreibtisch und griff nach einem der dicken Bücher, die darauf lagen. Dabei fiel sein Blick auf das geheime Schubfach, das er vorhin geöffnet, und er stutzte. Er faßte mit der Hand hinein und fuhr sich über die Stirn.

„Ja so,“ murmelte er dann, „ich habe es auf den Tisch gelegt, als er kam, ja so,“ und sein Auge glitt zur Seite und über den Tisch, an dem Benjamin zu schreiben pflegte.

Er saß einen Augenblick und starrte darauf hin, dann sprang er wie geblendet auf. Der Tisch war leer, völlig leer.

Herr Trimborn stieß einen ächzenden, wie sinnverrückten Schrei aus, dann taumelte er plötzlich zurück, hielt sich krampfhaft an den Aufsatz seines Schreibtisches und starrte mit umgedrehtem Hals rückwärts auf die andere Seite des Zimmers, wo ein Sopha und mehrere Armsessel zum Empfang wichtiger Geschäftsbesuche um einen runden Tisch standen.

„Warum schreien Sie, Trimborn?“ hatte deutlich eine Stimme aus der Sophaecke gesagt.

Es war so dunkel auf der Seite, daß Herr Trimborn einige Secunden brauchte, um den Sprecher unterscheiden zu können. Dann sah er etwas Unerhörtes.

In einem der Sammetfauteuils, lang und ungenirt ausgestreckt, lag Benjamin Trimborn und spielte mit dem zusammengeschnürten Papierbündel, das er in der Hand hielt; er hatte die von Schnee und Straßenschmutz triefenden Stiefeln auf den Sammetüberzug eines andern Sessels gelegt und blickte den Eigenthümer desselben gerade ins Gesicht.

Herr Trimborn hatte weder den Schritt Benjamins auf dem Flur noch das Oeffnen der Thür gehört. Dennoch verflog der Ausdruck des Schrecks, den seine Züge zuerst angenommen und machte einer halb erstaunten, halb erfreuten Miene Platz.

„Sind Sie schon wieder da?“ sagte er, „was wollen Sie?“

„Sie sehen mich, und Sie wissen es,“ entgegnete Benjamin.

„Habe ich Ihnen nicht vorhin verboten, mein Haus wieder zu betreten?“

„Vorhin ist nicht jetzt,“ versetzte Benjamin phlegmatisch, „und ich sehe nicht ein, wie Sie mir verbieten können, mein Haus zu betreten?“

Was war das für ein Ton, in welchem Benjamin sich zu sprechen erlaubte? Benjamin, der zwanzig Jahre lang, der noch vor einer Viertelstunde wie ein Espenblatt gezittert hatte, wenn sein Wohlthäter ihn angesehen. Herrn Trimborn stieg zornig das Blut zu Kopf und er rief: „Sie sind unverschämt, Trimborn!“

„S i e sind unverschämt, Trimborn,“ antwortete Benjamin wie ein Echo.

„Machen Sie, daß Sie aus meinem Hause fortkommen!“ schrie Herr Trimborn wüthend, „sonst werde ich Sie durch die Polizei hinausjagen lassen.“

„Machen Sie, daß Sie aus meinem Hause fortkommen, sonst werde ich Sie durch die Polizei hinausjagen lassen!“ wiederholte das Echo in der Sophaecke, ohne sich zu bewegen.

Herr Trimborn starrte sprachlos hinüber, Benjamin sah ihm unverwandt gerade ins Gesicht.

Die Stirn Herrn Trimborns war mit kaltem Schweiß bedeckt, der ihm an den Schläfen niederrann. Er hielt sich noch immer an der Kante seines Schreibtisches und rang nach Athem. Dann sagte er in verändertem Ton: „Sie haben vorhin ein Papier mitgenommen, das mir gehört, Benjamin.“

„Ja, ich weiß es, das mir gehört, Trimborn,“ versetzte der Angeredete.

Herrn Trimborns Zifferblatt wurde fahlweiß, wie das einer Porzellanuhr, und der Schweiß rann ihm auch durch die dichten Brauen bis auf die weitgeöffneten Augendeckel herunter.

„Benjamin,“ begann er nach einer Pause in noch mehr verändertem Ton, „geben Sie mir das Papier zurück.“

„Ich werde mich hüten, es zu thun,“ versetzte sein sonderbarer Widerpart ruhig.

„Ich will Ihnen Ihren Lohn für die letzten acht Tage nachträglich auszahlen.“

Doch jener antwortete nicht darauf. Nur die Uhr lachte: „Ha — ha — tick — tack — ha — ha —“

„Ich will Ihren Lohn verdoppeln, wenn Sie bei bei mir bleiben, Benjamin; und wenn Sie Ihre Stelle verlassen und heirathen wollen, so will ich Ihnen tausend“ — Herr Trimborn seufzte — „ja, tausend Thaler will ich Ihnen jährlich geben.“

Keine Antwort. „Ha — ha — tick — tack — ha — ha —“

„So reden Sie doch, Benjamin, was Sie verlangen. Soll ich mich verpflichten — o mein Gott, ja — soll ich mich verpflichten, Ihre Kinder in meinem Testament mit großen Legaten zu bedenken? Sprechen Sie doch! Was verlangen Sie eigentlich?“

Keine Antwort. „Ha — ha — Mil — lion — ha — ha —“ sagte die Wanduhr.

Herr Trimborn wischte sich mit krampfhaft zitternder Hand den Schweiß von der Stirn. „Lieber Herr Trimborn,“ hub er abermals an: „Warum wollen Sie mir das Blatt nicht zurückgeben?“

„Weil etwas sehr Werthvolles darauf steht, Trimborn,“ erwiderte Benjamin zum ersten Mal wieder.

„Etwas sehr Werthvolles? O, Sie irren sich, Herr Trimborn, Sie irren sich,“ stammelte Herr Crassus Trimborn. Und er fügte mit einem Muth, dem seine Gliedmaßen zu gehorchen widerstrebten, den Kopf etwas aufhebend hinzu: „Was könnte darauf stehn?“

„Daß Sie ein Schurke sind, Trimborn,“ antwortete Benjamin, ohne den Ton seiner Stimme zu ändern, „ein Schurke, der ebenso lange im Zuchthaus sitzen wird, als er seine Niederträchtigkeit zu verbergen gewußt hat.“

Herr Trimborns Kopf fiel willen- und muthlos auf seine Brust wieder herunter und er sprach nicht mehr. Statt dessen fuhr Benjamin ungefragt fort:

„Ja, weil auf dem Papiere steht, daß Sie ein Schurke sind, Trimborn, ein Mensch, der nur dazu in der Welt ist, um alle, die mit ihm in Berührung kommen, in Noth und Elend zu stürzen und selbst nicht glücklich durch das zu werden, was er andern stiehlt, ja s t i e h l t, Trimborn, ich habe es gesagt. Sie haben den bestohlen, dem

Ihre Frau angehörte und der dieselbe liebte, ehe ihr Vater zu ihrem Unglück Sie kennen lernte und Ihnen um den Peeis seines geretteten Namens seine Tochter verkaufte. Sie haben den jungen Mann um sein Lebensglück und um sein Leben selbst bestohlen, denn er hat es, Ihres Diebstahls halber, selbst freiwillig aufgegeben. Sie haben ihn nicht gekannt, und es hat Sie keine Minute Ihres Lebens bekümmert, aber die Vergeltung hat Sie doch erreicht, denn Ihre Frau ist an den Gedanken und an Ihnen zugleich langsam hingestorben und dem, den sie geliebt, nachgegangen; denn Sie hatten sie ebenso um ihr Lebensglück bestohlen, obwohl Sie es hoch bezahlt hatten. Sie haben auch darüber nicht geweint, denn Sie sind ein harter, verknöcherter Geldmensch und hatten Ihre Frau nie geliebt, sondern sie nur an sich gebracht wie eine Waare, weil Sie ein Geschäft damit zu machen dachten. Aber die Vergeltung hat Sie wieder erreicht, und Sie haben das Geschäft nicht gemacht, sondern Sie haben sich selbst ebenso bestohlen, wie alle anderen, und den zukünftigen Compagnon und Erben oon Trimborn & Comp., auf den Sie speculirt hatten, mit in die Erde gelegt. Sie haben ihn umgebracht, wie Sie Ihre Frau und den, der sie liebte, umgebracht. Nicht mit der Hand oder mit Gift, so daß der Henker Ihnen an den Nacken könnte, aber durch Mittel, die weit verabscheuenswerther sind als die eines gewöhnlichen Mordes, weil sie widernatürlicher, unmenschlicher, leidenschaftsloser sind. Und für alles dies sind Sie bis heute durch nichts weiter bestraft worden, als daß Sie jetzt so einsam, so gemieden, hoffnungslos und schuldgefoltert dasitzen in der unheimlichen Geisternacht, die Abrechnung hält zwischen Vergangenheit und Zukunft."

„Gei — ster — nacht!" sagte die Uhr wieder vernehmlich. War es möglich, daß schon eine Stunde vergangen, seitdem sie es gerade ebenso gerufen?

Eine Stunde? Ha — ha — Herrn Trimborn kam es vor, als ob ein Jahr, als ob ein ganzes Leben dazwischen gelegen. Als hätte er, seitdem sie es zum ersten Mal gethan, zwanzig Jahre im Zuchthaus gesessen, in einem öden, sonnenlosen, frostig unheimlichen Loch, wo die Tropfen wie rinnender Angstschweiß und zugleich wie eine methodisch pickende, anklagende Uhr von den Wänden fielen, und durchs vergitterte Fenster immer das müde, weiße, todte Gesicht mit dem Kinde auf dem Arm auf ihn herunterblickte, so wie es jetzt da in der dunklen Ecke, aus der Marianne Willwaters lachender Kopf verschwunden war, vor ihm stand und ihn ausdruckslos anstarrte!

Er konnte den stummen, verurtheilenden Blick nicht mehr ertragen und wendete schaudernd den Kopf ab. Doch auch da, auch in der andern Ecke stand das müde „todte" Gesicht; wohin er schaute, war es. Und wie er angstvoll die Hand auf die Augen legte und die Lider zusammenpreßte, daß ihm Thränen zwischen den Wimpern hervorbrachen, blieb es noch immer.

„Arme Pauline," murmelte Herr Trimborn, „es ist wahr, ich habe Dich getödtet."

Er sah furchtsam wieder auf — nein, sie war nicht mehr da, und er hob den Kopf leise weiter empor. Doch Benjamin Trimborn saß noch grade wie zuvor an der nämlichen Stelle und blickte ihm ins Gesicht.

„Was wollen Sie noch? Sie hat mir vergeben," sagte Herr Trimborn verwirrt; „was wollen Sie noch?"

„Ja, man kann bereuen, was man Todten zugefügt, Trimborn," begann Benjamin in unverändertem Tone wieder. „Es gibt kein anderes Mittel, um ihnen gerecht zu werden, aber die Lebendigen sind nicht damit zufrieden. Die Todten haben ihren Verlust verschmerzt, Trimborn, und sie klagen nicht mehr vor der Welt, sondern nur im Gewissen an. Doch die Lebendigen ziehen vors Gericht und bringen ins Zuchthaus. Haben Sie keine Lebendigen bestohlen, Trimborn?"

„Geben Sie mir das Papier wieder! Verlangen Sie, was Sie wollen," stöhnte Herr Trimborn, sich mit beiden Händen an den Kopf fassend, „aber geben Sie mir das Papier wieder! Warum wollen Sie es nicht?"

„Weil auch andere Leute noch erst lesen müssen, was für ein Schurke Sie seit zwanzig Jahren gewesen, Trimborn," versetzte Benjamin, das Bündel, das bisher auf seinen Knien gelegen, mit der Hand in die Höhe hebend. „Weil es deutlich darauf steht, daß Sie den Sohn Ihres Bruders, als der letztere gestorben, um sein Erbtheil gebracht. Weil es klar daraus hervorgeht, daß alles, was Sie bis heut damit erworben und besitzen, nicht Ihnen, sondern dem Sohne Ihres Bruders gehört. Und weil ich, Benjamin Trimborn, dieser betrogene Sohn bin."

Herrn Trimborns Gesicht sprach aus, daß er an der Grenze des Wahnsinns stehe. Er that taumelnd einen Schritt vorwärts und stammelte besinnungslos:

„Ich will Ihnen alles geben, was ich besitze — eine Million — es gehört Ihnen, ich weiß es, geben Sie mir das Blatt, und ich will als Bettler aus diesem Hause gehn, heute noch, gleich. Warum geben Sie es nicht? Was können Sie noch mehr wollen —?"

„Ihnen vergelten, was Sie mir gethan — Sie vor Gericht, ins Zuchthaus bringen," antwortete Benjamin unbewegt.

„Zwan — zig — zwan — zig — zwan — zig — Jah — re —" schlug die Uhr unbarmherzig.

Oder that es das Herz in Herrn Trimborns Brust? Oder das Blut, das ihm zu Kopf stieg, pochend in seinen Schläfen wüthete, seine Augen wie mit einem Schleier überzog? Er blickte sich besinnungslos um, und seine Hand klammerte sich um den Griff eines auf seinem Schreibtisch geöffnet liegenden Messers.

„Du bist kein Mensch," stieß er ächzend aus, „denn der hätte nur mein Herz, mein Gewissen zerfleischt. Der hätte an meiner Reue, an meinem Willen und Begehren wieder zu erstatten, ungeschehn zu machen, sich genügt. Du, bist grausamer, berechnender, verworfener als ich! Du bist ein Bluthund, der nach meinem Blute lüstern ist, der mich selbst, mein Fleisch mit den Zähnen zerreißen will. Aber ich bin stärker als Du, und ich wehre mich. Nimm alles was Dir gehört, ich will es Dir verschreiben, aber gib mir das Blatt, sonst nehme ich es Dir mit Gewalt!"

Er trat drohend auf Benjamin zu, der kein Glied regte und höhnisch erwiderte: „Mein Vater verschrieb es mir auch — vor zwanzig Jahren — dies Blatt ist besser—"

„Mörder! Verdammter Mörder!" schrie Herr Trimborn wahnsinnig. Er hob das Messer und stürzte auf den Armsessel zu. — „Hahahaha!" lachte Benjamin schallend. „Ha — ha — ha — ha —" lachte die Wanduhr. Die Tische, die Stühle, die Lampe, die Wände, alle lachten und drehten sich im Kreise, und Herr Trimborn griff nach der Kehle seines erbarmungslosen, unbeweglichen Feindes und stürzte, den Armsessel mit sich umreißend, der Länge nach bewußtlos auf den Boden des Zimmers.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Was sagte die Uhr, die alte Uhr in der Ecke, die unermüdlich weiter ging, so viel lachende und weinende, gute und böse Dinge in der Welt auch geschehen mochten! Die Uhr, die alles sah und hörte und immer schwieg und immer redete. Die alles wußte und es aussprach und doch nichts verrieth. Was sagte sie?

Sie sagte es nicht, sie summte, sie sang es leise:

„Trimborn," sang sie, „es ist keine Schuld so groß, sie kann noch gesühnt werden. Verbrecherischer Reichthum macht nicht glücklich, sonst wärest Du es, und rechtschaffene Armuth nicht unglücklich, sonst wäre es Benjamin. Nein, es ist anders. Dein Reichthum hat Dich unglücklich gemacht, denn Du bist es, Crassus Trimborn, bist es immer seit zwanzig Jahren gewesen. Man ist sehr unglücklich, wenn man von keinem Menschen geliebt wird, und Du bist es. Niemand liebt Dich, Trimborn, und wenn Du da todt auf Deinem Boden lägest statt betäubt, würde niemand um Dich weinen."

Wehmüthig sang es die alte Uhr: „O, es ist doch einer auf der Welt, der solch ein thörichter Thor ist, Trimborn. Einer, der doch um Dich weinen würde. Einer, dessen Lebensglück Du Deiner Habsucht geopfert, und der Dich deshalb seinen Wohlthäter nennt und den Rest des Lebensglückes, den Du ihm gelassen, weil Du ihn ihm nicht nehmen konntest, für Dich opfern würde. Es saß oft hier in diesem Zimmer, das einzige, arme, thörichte Herz, das Dich geliebt. Doch es kommt nicht wieder, denn Du hast es hinausgejagt wie einen Hund."

Hastiger sang es die alte Uhr: „Steh auf und blick Dich um; Du bist allein in Deinem Zimmer und bist es gewesen. Doch es kommt, und wäre es nach zwanzig Jahren erst, Trimborn, es kommt die Stunde immer, wo die Gewissensangst selbst die Schreckgestalt der Vergeltung sich heraufbeschwört und das Geständniß des Verbrechens aus der keuchenden Brust hervorpreßt. Blick um Dich, Trimborn — es war nicht Benjamin, der auf dem Stuhle saß, es war nur das Gespenst Deiner eigenen Schuld."

So sang die alte Uhr; langsam richtete Herr Trimborn sich



Der erste Gedanke.

Nach seinem Gemälde auf Holz gezeichnet von Gustav Süs.

vom Boden auf und betastete sein auf den Armsessel gerichtetes Gesicht. Dann fuhr es ihm durch den Kopf wie ein plötzlicher Gedanke; er fuhr empor, sprang rasch entschlossen auf und schickte sich hastig zum Ausgehen an.

* * *

„Ach, Beni, Deine Uhr, Deine alte Uhr,“ sagte Marianne Willwater lachend, „weißt Du, Beni, ich besitze ungemein viel Liebe und Respect vor Dir, — aber vor Deiner Uhr, Deiner alten, dicken Uhr mit dem Podagra, so lange ich sie kenne —“

Marianne Willwater sagte dies in der nämlichen Stube, in der sie am Weihnachtsabend bei Benjamin Trimborn gesessen und sie sagte es auf dem nämlichen Platz sitzend. Und sie sagte es, nachdem sie eine Minute vorher gesagt: „Es wird bald Zeit sein, die Lichter anzuzünden; nicht wahr, Herr Grimm, es ist gleich Mitternacht?“

Es war kein Gespenst und noch weniger ein Geist, den sie damit anredete, sondern Herr Grimm saß leibhaftig da. Grade ebenso wie um die nämliche Stunde in der Weihnachtsnacht, nur um eine Bowle früher. Allerdings stand die zweite Bowle bereits wieder auf dem Tisch, und Fräulein Augusta Pfotenhauer hatte redlich daran geholfen (nämlich an ihrer Bereitung); allein die Bowle war noch bis zum Rande voll, und es schien ein stillschweigendes Uebereinkommen obzuwalten, sie im alten Jahr nicht mehr zu berühren.

Alles war grade ebenso, nur daß Augusta in Betracht gezogen zu haben schien, daß die Sylvesternacht im Grunde doch einen noch feierlicheren Lebensabschnitt zu bilden berufen sei, als die des vierundzwanzigsten Decembers. Unwillkürlich hatte sie ihr schwarzseidenes Confirmationskleid aus dem Schranke hervorgenommen und sich in in die gleißende Pracht seiner zahllosen Falten eingehüllt. Man sah es dem Kleide an, daß bereits einige Zeit verflossen sein mußte, seitdem der Akt der Einsegnung darin an Augusta vollzogen worden war; doch eine umsichtige Hand hatte es offenbar auf Wachsthum in allen Dimensionen angefertigt, und es übte nirgendwo einen beengenden Einfluß aus, sondern blickte noch so stattlich und selbstbewußt in die Welt hinein, als ob es jeden Augenblick bereit sei, abermals noch irgend einen erhebenden Akt an sich vollziehen zu lassen.

Auch Herr Grimm hatte die Wichtigkeit der seltenen Stunde empfunden, in der ein neues Jahr gewissermaßen ein neues Leben zu beginnen erheischt, und saß versenkt in ein flüsterndes Gespräch mit Augusta. Er hatte unzweifelhaft die Frage vernommen, denn er zog seine Uhr und antwortete darauf. Doch die Adresse, an welche er die Erwiderung richtete, war eine durchaus falsche, denn er sagte: „Ja, es ist gleich Zeit, Augusta, in fünf Minuten wird es Mitternacht schlagen, Augusta.“

Was ging diese Zeitfrage Fräulein Augusta Pfotenhauer an? Sie berührte offenbar nur Marianne Willwater, die nun sofort nach der Antwort hurtig von ihrem Sitz niederglitt, einen Fidibus ins Licht hielt, mit dem sie die Ueberreste der Kerzen auf dem Tannenbaum anzündete, und während sie dies that, schelmisch zur Seite auf Benjamin Trimborn blickte, der gleichfalls sein großes Silbergehäuse aus der Westentasche gezogen, und mit forschenden Augen auf die unbeweglichen Zeiger des Zifferblattes heruntersah.

„Nein, Beni, vor Deiner alten, dicken Uhr, die, so lange ich sie kenne, immer das Podagra hat, besitze ich gar keinen, auch nicht so viel Respect,“ wiederholte Marianne noch einmal, indem sie sich befriedigt von den bis aufs letzte flammenden Lichtern des Baumes abwandte und zu Benjamin zurückfliegend, mit übermüthigem Lachen nach dem Gegenstand ihrer Mißachtung haschte, daß derselbe sowohl seinen als ihren Händen entglitt und im Bogen, hart aufschlagend, auf den Fußboden herunterflog.

„O weh, o meine, alte, treue Uhr,“ rief Benjamin traurig und bückte sich nieder.

„Da schlägt es,“ sagte Herr Grimm im selben Augenblick feierlich — „komm, Augusta, es ist Zeit, daß die Welt es erfahre.“

Marianne Willwater stand halb lachend noch, halb erschreckt über Benjamins Kummer, den ihre Unvorsichtigkeit veranlaßt — plötzlich stieß sie einen Schrei aus und hob ihre Hände wie abwehrend gegen die Thüre.

Auch Fräulein Augusta Pfotenhauer stieß einen Schrei aus, und flog entsetzt empor, und blickte sprachlos auf die Thür.

Und Herr Grimm stieß selbst einen unphilosophischen Schrei aus und sah auf die Thür. Und Benjamin Trimborn blickte nicht auf seine Uhr, die er zärtlich vom Boden gehoben, sondern er stieß den vierten Schrei aus, und starrte, als ob er träume, auf die Thür.

Es schlug noch immer draußen Mitternacht vom Thurm, und es war allen, als ob es seit einer Stunde unausgesetzt fortschlage, und als ob seit einer Stunde die Thür sich geöffnet und das stumme, fast so weiße Gesicht, wie der Schnee, der dicht auf dem Mantelkragen darunter lag, ins Zimmer hereingeblickt.

Die bunten Lichter auf dem knisternden Tannenbaum brannten tageshell und das stumme, weiße, geisterhafte Gesicht blickte unverwandt starr auf Benjamin Trimborn.

Es ist traurig, es auszusprechen, aber die Angst übt eine größere Einwirkung auf das menschliche Gehirn, als die jungfräuliche Scham, und Fräulein Augusta Pfotenhauer schlang ihren Arm in krankhafter Erregung um den Nacken Herrn Grimms und stammelte: „Ein Geist —“

Und Marianne klammerte sich nicht weniger fest an den Arm ihres Bräutigams und stotterte entsetzt: „Herr Trimborns Geist —“

Es wäre kühn zu behaupten gewesen, daß Benjamin Trimborn in absoluter Weise die um ihn Versammelten an Muth überragt hätte, wenn ihnen etwas anderes Unbegreifliches plötzlich in der Geisterstunde der Sylvesternacht entgegengetreten wäre; aber für diesen speciellen Fall besaß Benjamins Gehirn allein von allen vieren das besondere Organ, das ihn schon nach wenigen Secunden zur richtigen, furchtlosen Erkenntniß befähigte, denn er rief laut und freudig aus: „Nein, das ist nicht Herrn Trimborns Geist, das ist Herr Trimborn selbst!“

Und Benjamin stürzte mit der Uhr in der Hand auf die Thür zu und fuhr athemlos fort:

„O, Herr Trimborn, wie glücklich machen Sie mich! O, wie wenig habe ich das um Sie verdient! Wie herablassend, wie gütig sind Sie! Einen Stuhl für Herrn Trimborn, Marianne! Möge das neue Jahr, das grade anbricht, ein fröhliches, schönes, segensreiches für Sie werden, Herr Trimborn!“

Benjamin lachte und weinte, immer seine Uhr in der einen Hand, während er mit der andern Herrn Trimborn den verschneiten Mantel abnahm, in einem Athem. Er rückte einen Stuhl heran und sagte dazwischen:

„Marianne Willwater, meine Braut. Fräulein Pfotenhauer. Herr Grimm. — Herr Trimborn, mein Wohlthäter — o wie glücklich machen Sie mich!“

Der Angeredete hörte kaum was Benjamin sagte, sondern stieß nur hastig die Worte heraus:

„Sie haben aus Versehen ein Papier aus meinem Zimmer mitgenommen, Benjamin, das ich auf Ihren Tisch gelegt hatte.“

„O,“ antwortete Benjamin erschreckt aufspringend, „o, das weiß ich nicht, sonst hätte ich es Ihnen schon gebracht. Das muß noch im Bündel stecken. O, entschuldigen Sie, verzeihen Sie mir, Herr Trimborn, ich bin so nachlässig und ungeschickt!“

Er holte das Bündel aus der Ecke und schnürte es auf.

Herr Trimborn griff mit fiebernder Hand nach dem Packet. „Ich finde es schneller,“ sagte er, und er hielt es schon zwischen den zitternden Fingern. Er wickelte es in einen Streifen zusammen.

„Ich habe mich geirrt, es hat keinen Werth mehr,“ sagte Herr Trimborn aufsiehend. Und er nahm das zusammengerollte Blatt, hielt es an die nächste Kerze des Tannenbaums, daß die Flamme daran hoch aufzingelte, und starrte darauf, wie die schwarzen Buchstaben des weißen Papiers langsam ihre Farbe veränderten, bis sie sich weiß auf dunklem Grunde krümmten und wanden und die Glut darüber leckte und die schwarze Asche knisternd zu Boden fiel. Dann setzte Herr Trimborn schnell den Fuß darauf und trat sie völlig aus.

Plötzlich stieß Benjamin einen überraschten Schrei aus und hob mit wunderbar strahlendem Gesicht das dicke Silbergehäuse, das er immer noch mechanisch in der Hand gehalten, an sein Ohr in die Höhe.

„Gütiger Himmel, sie geht wieder, meine alte Uhr, die Sie für unheilbar erklärt hatten, Grimm, geht von selbst wieder,“ rief er, wie ein Kind frohlockend, „das danke ich Dir, Du hast ihr den Kopf zurechtgesetzt, Marianne!“

Und er hielt sie mit verklärten Zügen immer wieder ans Ohr.

„O,“ sagte unerwarteterweise auf einmal auch Herr Trimborn, „die Uhr, die alte Uhr meines Vaters! Wie oft habe ich als Kind damit gespielt!“

Marianne sah ihn noch verwunderter an als zuvor, wie er plötzlich, gleichsam als erwache er aus einer Lethargie, hastig die Hand darnach ausstreckte und hinzufügte:

„Bitte, geben Sie mir die Uhr, Benjamin, o bitte, schenken Sie sie mir. Es war so schön, wenn ich als Knabe auf sie horchte, es war alles so gut, o ich möchte sie wieder so hören."

Eine Thräne rollte über sein Gesicht, und eine Thräne rollte über das Benjamins, der ihm die Uhr reichte und mit ganz leisem unterdrückten Schluchzen sagte:

„Nehmen Sie sie, Herr Trimborn; ich gebe sie Ihnen gerne, sehr gerne, es fällt mir gar nicht schwer, mich davon zu trennen. Meine Kinder werden wohl eine andere zum Spielen bekommen."

„Aber ich nehme sie nicht umsonst," erwiderte Herr Trimborn mit merkwürdiger, verhaltener Stimme, „auch nicht von Ihnen, auch nicht von Dir, Benjamin, obgleich Du mein Neffe bist und Deine Kinder meine Großneffen sein werden. Es ist ein köstliches Erbstück des Hauses Trimborn, was Du mir da geschenkt hast, Benjamin, und ich muß suchen, daß ich Dir ein eben solches dafür wiedergebe. Ich habe es nicht bei mir, aber ich bin doch deshalb gekommen, es Dir zu bringen. Seitdem ich diese Uhr zum letzten Mal in der Hand gehalten, bin ich in den Besitz einer Million gekommen, willst Du sie dafür, Benjamin? Ich bringe sie Dir mit dieser Hand, die ich Dir gebe, und Du hast nicht dafür zu danken, denn ich mache ein gutes Geschäft dabei, daß ich es mir für Geld erkaufen kann, die alte Uhr da noch einmal wieder schlagen zu hören, wie als Kind."

Herr Trimborn brach in ein unhemmbares Schluchzen aus, und sein Kopf fiel halb bewußtlos an Benjamins Brust, auf die seine Thränen herunterflossen. Er hob ihn noch einmal und blickte wie ein lächelndes Kind in die verstummten Gesichter Benjamins und Mariannens, die ihn sprachlos wie eine Traumerscheinung ansahen, und fügte hinzu:

„Was seht Ihr mich verwundert an? Nein, es ist nicht wahr, daß ich mir nur die alte Uhr dafür kaufen will. Ich will mir auch, wenn Ihr einem alten, einsamen Mann davon abgeben wollt und könnt, Eure Liebe dafür kaufen, Deine Benjamin, und Deine, Du liebes, junges, schönes Weib. Es ist ein Spottpreis, den ich Euch dafür bezahle, und mir gehört nichts mehr von allem, als wenn Ihr mir etwas davon geben wollt, um unter Euch und mit Euch leben zu können. Oder wenn Du die alte Firma unseres Hauses „Trimborn & Comp." nicht aufgeben willst, Benjamin, so laß mich hinfort Dein Compagnon sein, der sich seinen Unterhalt redlich dadurch verdient, daß er Dich durch die langjährige Kunde des alten Geschäftes unterstützt."

Damit legte Herr Trimborn sein schluchzendes Gesicht von Benjamin ab an Marianne Willwaters Brust, die mit halb glückstrahlenden, halb mitleidigen Augen sinnend und träumerisch auf sein graues Haar herabsah.

„Augusta," sagte plötzlich Herr Grimm feierlich, „auch ich bin zu einer Erkenntniß gekommen. Ich habe geglaubt, daß es ausreiche, Menschen aufzuziehen wie Uhren, doch ich habe es erkannt, daß es nicht genug damit ist, und daß ein Moment eintritt, wo der Mensch nicht wieder in Gang zu bringen ist, wenn nicht die Liebe die Hand führt, die ihn aufzieht. Wir sind auch ein paar alte Uhren schon, Augusta, und wir sind sehr simple Uhren und passen nicht mehr in dies Haus zu den goldenen, emaillirten und diamantenbesetzten, die sich hier unter dem alten Silbergehäuse entpuppt haben. Darum laß uns gehen, Augusta. Obwohl es Mitternacht ist, werden die Herrschaften keinen Anstoß daran nehmen und Dein makelloser Ruf nicht darunter leiden, daß wir allein zusammen fortgehen, wenn Du zuvor laut und deutlich bekräftigst, daß wir ein tugendsames Wohlgefallen an einander gefunden und daß bereits morgen — nein heute, denn es ist schon Morgen — unser eheliches Aufgebot in der Kirche unserer Vorstadt zum ersten Mal öffentlich verkündigt werden wird."

„Ja, es ist unsere Absicht," hauchte Fräulein Augusta Pfotenhauer hoch erglühend, „ja, es ist so, meine Liebe — Ihr Beispiel, Marianne — o wie schwach sind wir Mädchen —"

Das schwache Mädchen lehnte sich an Herrn Grimms starke Brust. Marianne und Benjamin aber riefen beide gleichzeitig:

„Nein, Sie dürfen nicht gehen, Grimm! Nein, Sie müssen bleiben, Augusta! Meinen Sie denn, daß eine Uhr darum anders schlägt, weil sie ein werthvolleres Gehäuse bekommen? Wir gratuliren, wir gratuliren von Herzen!"

Herr Trimborn allein sah nichts von Augusta Pfotenhauers Erröthen, hörte nichts von Herrn Grimms tiefdurchdachter Beredtsamkeit. Sein grauer Kopf lag noch immer an Mariannens Brust, die ihn stützte, wie eine jugendstarke Enkelin, und er vernahm nur das Ticken der großen, silbernen Uhr, die er noch immer in der Hand hielt.

Benjamin Trimborns Uhr aber, die alte Uhr des Hauses Trimborn sagte — sie sagte nicht, sie summte, sie sang es leise:

„Ja, ich gehe wieder, Crassus," sang die alte Uhr, „und Du gehst mit mir, wir wollen wieder zusammengehen bis ans Ende. Es sind lange, freudlose Jahre gewesen, in denen Dein Herz stillstand, wie meine Feder. Doch nun haben wir beide wieder zu schlagen begonnen und werden es freudig fortsetzen bis ans Ende. Man hat uns beide zu Boden geworfen, um uns zu bessern, denn wir waren in böser Gewohnheit verstockt und wollen die Hand preisen, die es gethan."

Langsamer sang die alte Uhr: „Ich kann es nicht hindern, Crassus, daß Schatten über Dein Leben fallen werden, Schatten, die Du nicht gekannt, als Du mich zum letzten Mal in der Hand hieltest. Sie werden kommen, wie die Wolkenschatten im Herbstsonnenschein, fröstelnd und traurig, wenn das müde Gesicht mit dem todten Kinde im Arm vor Dir aufsteigt, an dem Du nicht mehr gut machen kannst, was Du ihm gethan. Von dem Schatten kann Dich niemand befreien, nicht Benjamins dankbare, glückliche Augen, nicht Mariannes rothe, lachende Lippen. Aber wie die Jahre gehen, werden auch die trüben Schatten bleichen und stiller werden, und das müde Gesicht wird wehmüthig lächelnd die Arme nach Dir ausstrecken und Dir winken, daß Du ihm nachfolgst."

„Alle werden ihm nachfolgen," sang feierlich die alte Uhr, „alle, die da sind und die da noch nicht sind. Benjamin und Marianne, wie Du, und ihre Kinder und Kindeskinder, wie sie. Aber Dein Gedächtniß wird nicht verflucht und nicht vergessen sein unter ihnen. Dankbar werden sie Deiner gedenken, bis einst die letzte Uhr ihres Hauses abgelaufen und auch der Name „Trimborn & Comp." verschwunden und ausgelöscht ist in dem Gedächtniß der Menschen. Denn auch die Geschlechter sind wie Uhren und es kommt der Tag, da sie stille stehen müssen."

„Steh auf, Crassus," hub die alte Uhr mit heller, freudiger Stimme noch einmal an, „steh auf und küsse Marianne Willwater, küsse die Braut Benjamins auf die rothen Lippen, die in wenig Tagen Deine Nichte, Deine Tochter sein wird und die neue Stammmutter von „Trimborn & Comp."

Der Spiritismus und die Spiritisten.

II.

Die Spiritistengemeinde in Leipzig. – Vorträge des Grafen Poninski. — Ein Vereinsabend der Gemeinde. — Seelenverkehr und Wanderung.

Im vorigen Abschnitt wurde bemerkt, daß es auch in Leipzig eine Gemeinde von Spiritisten gibt, und mit dieser wollen wir uns im Folgenden beschäftigen. Dieselbe schließt sich in wesentlichen Dingen der Cardecschen Lehre an, die ihr, wenn ich nicht irre, über Krakau vermittelt worden ist. Doch unterscheidet sie sich insofern von den französischen Spiritisten, daß sie sich in Verbindung mit dem christlichen Glauben hält, während die Schriften jener sich zu der christlichen Wahrheit, wenn auch nicht feindlich, doch entschieden gleichgültig stellen. Ihre Leitung besorgt der Buchhändler Kasprowicz, ein anderes hervorragendes Mitglied ist der Graf Poninski, die übrigen Angehörigen des Vereins, der alle Montage zusammenkommt, um sich von den Geistern belehren zu lassen und über deren Eröffnungen zu verhandeln, sind meist Leute des mittleren Bürgerstandes.

Eine Zeit lang erfreuten sich diese Spiritisten, die im Februar 1869 ihren Verein stifteten, des ihnen gewordenen Lichtes in der

Stille. Vor einigen Monaten aber beschlossen sie — auf welche Anregung hin, ist mir unbekannt — mit ihrem Wissen in die Oeffentlichkeit zu treten und den Versuch zu machen, auch das größere Publikum zur Theilnahme an demselben zu gewinnen. Zunächst erging im „Leipziger Tageblatt" eine Ansprache, die auf die neue „Wissenschaft" hinwies und den Segen, den sie einschließe, andeutete. Dann hielt der Graf Poninski in den letzten beiden Wochen des November in der Buchhändlerbörse zwei gegen Freikarten zugängliche Vorträge über den Verkehr mit den Geistern des Jenseits. Der ziemlich große Saal war fast bis auf den letzten Platz gefüllt, und ich bemerkte bei der ersten Sitzung auch den Kreisdirector und einen Herrn vom Rathe, sowie eine sächsische Offiziersuniform unter den Anwesenden. Der Vortragende, ein liebenswürdiger alter Herr mit weißem Schnurrbart und Haar, machte zunächst durch seine äußere Erscheinung, dann dadurch, daß er ganz entschieden von der Wahrheit seines Glaubens überzeugt und beseelt war, einen Eindruck, vor dem das Lächeln bei einigen Naivetäten seiner Rede unterblieb. Weniger glücklich war seine Beweisführung. Es fehlte an der nöthigen psychologischen und physiologischen Kenntniß, und der eigene feste Glaube setzte zu viel Glauben bei den Hörern voraus, er machte sich's daher bisweilen etwas leicht mit seinen Schlüssen. Auch hätte man von dem einen lieber mehr, von dem andern weniger erfahren. Nicht ungesagt bleibe, daß mit den Vorträgen bestimmt keinerlei unlautere Zwecke verfolgt wurden, sondern daß dieselben rein aus dem Bestreben hervorgingen, größere Kreise des Glückes theilhaft zu machen, welches der Vortragende und seine Freunde in ihrem Glauben zu besitzen meinen. Man wolle sich daraus vorzüglich erklären, daß wir uns nicht schärfer über das aussprechen, was wir hörten.

Die Quintessenz des ersten Vortrags haben wir, durch einige Zusätze aus Cardecs Abhandlungen ergänzt, im vorigen Abschnitt da gegeben, wo vom Glauben der Spiritisten die Rede war. Im Folgenden zuvörderst noch einige Nachträge aus dem zweiten Vortrag.

Die Einwirkungen der Geister auf die Menschen, ihre Kundgebungen zerfallen in „intelligente" (sollte wohl heißen: intellectuelle) und physische, und jene wieder in solche, wo der Beeinflußte sich des Einflusses der fremden Macht auf seinen Geist nicht bewußt, und in solche, wo er sich dessen bewußt ist. In jenes Gebiet gehören die Inspirationen unserer Dichter, Denker und Künstler, die in ihren Werken häufig, vielleicht immer, die Gedanken Jenseitiger ausdrücken, ohne daß sie es wissen — eine Ansicht, nach der von den Heroen unserer Literatur und Kunst freilich nicht viel mehr übrig bleiben würde, als das Verdienst von Werkzeugen oder Gefäßen der jenseitigen Welt. Neben dieser Inspiration gehen die Manifestationen der Geister durch Medien her, die sich bewußt sind, daß sie nur dienende, nur Durchgangspunkte der Geisterwelt sind. Die letztere wählt sich, wenn sie auf diesem Wege Belehrung der Menschheit im Auge hat, gewöhnlich Leute zu Medien, die in Betreff dessen, was der jenseitige Geist mitzutheilen hat, Fachleute sind. Sie richtet, wo diese nicht vorhanden, ihr Augenmerk auf allgemein Gebildete. Wo aber auch diese nicht zu haben sind, bedient sie sich auch der Ungebildeten, woraus sich die in den Mittheilungen mancher Medien vorkommenden Fehler der Logik, der Sprache und der Rechtschreibung erklären. Sensitive Menschen eignen sich am besten zu diesen Werkzeugen der Abgeschiedenen, daher die meisten Medien Frauen sind. Indes kann man sich durch festen Willen und ausdauernde Hingebung zum Medium machen, auch wenn man nur schwach sensitiv ist. Man hält dem Geiste, mit dem man in Verbindung zu treten wünscht, dann gesammelt stille, sehnt sich nach ihm, dringt ihm energisch entgegen, wobei man Schreibmaterial in der Hand bereit hält, bis er erst ganz leise den Bleistift oder den Psychograph rührt, dann kräftiger wirkt und zuletzt mit der Hand des Mediums förmlich niederschreibt, was er zu offenbaren hat. Wie langsam das bisweilen geht, erwies der Redner an seinem eigenen Beispiele. Er habe volle acht Monate gebraucht, ehe der Geist des Apostels Paulus ihn zu seinem Medium habe verwenden können.

Die physischen Manifestationen sind, was wir im gewöhnlichen Deutsch *Spukgeschichten* nennen. Hierher gehören somit alle Gespenster, alle sichtbaren, hörbaren und fühlbaren Aeußerungen der Jenseitigen, das zweite Gesicht, das Besessensein, das Werfen und Klopfen, das Schlürfen und Stöhnen der Geister. Wenn man fragt, wie sie, die doch in unserm Sinn körperlos sind, nicht nur unserm Auge erscheinen, sondern auch Töne hervorbringen und selbst Gegenstände bewegen können, so ist die Antwort: diese Erscheinungen, Töne und Bewegungen entstehen dadurch, daß die Geister ihren Perisprit, ihren fluidalen Leib im Aether mit feiner Materie erfüllen und so vorübergehend eine Kraft gewinnen, mit der sie an den Dingen ein „künstliches Leben" erzeugen, wie wir bei der Anwendung des Galvanismus auf todte Menschen- und Thierkörper. Die Physiologen werden über diesen Proceß weitere Aufschlüsse verlangen. Auch mir wurde er nicht klar, und selbst der Vortragende konnte nicht behaupten, daß die von ihm erwähnten Erscheinungen damit genügend erklärt seien, er gestand vielmehr zu, daß die Geister über diesen schwierigen Punkt noch weitere Offenbarungen zu machen hätten.

Der Verkehr mit der Todtenwelt, die nach dem Gesagten eigentlich eine recht lebendige, rührige und strebsame Welt ist, kann mit Rücksicht auf das Verbot desselben durch Moses angefochten und für Sünde erklärt werden. Er ist aber nur dann verwerflich, wenn damit unlautere Zwecke der Neugier, der Gewinnsucht und dergleichen verfolgt werden. Ja, Gott will ihn ausdrücklich. Er hat in unsrer Zeit den Spiritismus auftreten lassen, um einen wirksamen Bekämpfer des Materialismus zu schaffen, der von der Kirche nicht genügend bekämpft werden kann. Die Betheiligung der guten und erleuchteten Geister des Jenseits an der Besserung der Menschheit, bei der sie gleichsam als Diakonen dienen, ist also eine sehr werthvolle Beihilfe für das *Christenthum* in seinem *Kampfe* mit den *gegnerischen Mächten*. Der Spiritismus weiß sich nicht im Widerspruche mit der *Bibel*, die ihm vielmehr das *Wort Gottes* ist, und er arbeitet nur auf die endliche Verwirklichung des *christlichen* Zieles hin, daß *ein* Hirt und *eine* Heerde sein soll.

Außer dem *höchsten heiligen Endzwecke*, den Gott in seiner barmherzigen Liebe zu den Menschen verfolge durch das Mittel des Geisterverkehrs mit den Menschen, diene der Spiritismus auch den *Wissenschaften*, schloß Graf Poninski; diese Dienste wolle er in einem Anhange zu seinen demnächst im Drucke erscheinenden Vorträgen nachweisen.

Und jetzt mögen mir die Leser aus der Theorie zur Praxis, d. h. zunächst zu einem *Vereinsabend* der *Leipziger Spiritisten* folgen, von dem ich im voraus bemerke, daß er insofern einen entschiedenen Gegensatz zu dem im vorigen Abschnitt geschilderten Geisterklopfermeeting bildete, als die Haltung der Versammlung eine *würdige* war und die Verhandlungen keinen Anlaß boten, Humbug zu vermuthen, wenn sie auch nicht eben sehr inhaltreich waren.

Die Oertlichkeit ist ein zu einer Restauration gehöriges Parterrezimmer, dessen Fenster auf einen kleinen Hof hinausgehen, und welches nach den darin aufgehangenen bunten Papierketten, Trinkhörnern und Wappen an andern Tagen einer lustigen Gesellschaft als Versammlungslokal dient. Die jetzt Anwesenden, anfangs etwa ein Dutzend Personen, bei Beginn der Sitzung ungefähr doppelt so zahlreich, saßen, Bierseidel vor sich, zum Theil rauchend, an Tischen, die zu einem nach den Fenstern hin offenen Viereck geordnet waren. Die Mehrzahl gehörte anscheinend dem Handwerkerstande an, einige schienen gleich mir Gäste zu sein, sechs waren Frauen. Nachdem ich meine Einlaßkarte abgegeben und an einem der Tische Platz genommen, wurde mir ein auf Pappdeckel gezogener Auszug der Statuten des Vereins vorgelegt, der Stille und ernste Sammlung empfahl, damit die guten Geister ungestört wirken, die bösen die Versammlung nicht belästigen könnten, und in welchem ferner bemerkt war, daß Gäste ohne Erlaubniß des Vorsitzenden nicht sprechen dürften.

Als die Versammlung durch Eintreffen des Grafen Poninski und des zweiten Vorsitzenden, dessen Frau gegenwärtig eines der Medien des Vereins ist, vollzählig geworden, eröffnete der erste Vorstand, Buchhändler *Kasprowicz*, dieselbe mit den Worten: „Wir sammeln uns zum Gebet!" Die Cigarren wurden weggelegt, die Gesellschaft erhob sich von den Stühlen, und der Graf las aus dem Leipziger Gesangbuch das Lied Hermanns: „O Jesu Christ, Du wahres Licht, erleuchte, die Dich kennen nicht" vor, über das er dann einige Worte sprach, indem er die Wünsche desselben dem Spiritismus gegenüber den noch nicht an ihn Glaubenden in den Mund legte. Wir erfuhren dabei auch, daß die Wahl dieses Liedes zum Eröffnungsgebet für diesen Abend auf Anordnung des Geistes Johannis des Evangelisten erfolgt war, welcher der specielle Führer des Mediums der Gesellschaft ist.

Sodann wurde das Protokoll des letzten Vereinsabends verlesen,

worauf der Vorsitzende gewisse Vereinsangelegenheiten, Anmeldung eines Mediciners zum Beitritt, Beförderung eines Aspiranten zum wirklichen Mitglied und Aehnliches mittheilte.

Dann Pause von etwa einer Minute, während welcher der **Psychograph** ausgepackt und vor das Medium hingestellt wurde, welches zwischen dem Grafen und dem Vorsitzenden Platz genommen hatte. Nachdem letzterer ein Protokollbuch aufgeschlagen und sich zum Nachschreiben fertig gemacht, sagte er: „Im Namen Gottes!“ Dann wieder Pause und allgemeine Stille, während welcher alle die Augen auf das Medium gerichtet hatten. Dieses, eine Dame anscheinend noch in den Zwanzigern, sitzt eine Weile nachdenklich da, die eine Hand auf den einen Schenkel des Psychographen gelegt. Letzterer besteht aus einer platten mahagonibraunen Tafel, die der Form nach einem großen Zählbret gleicht. Unter dem obern Rande laufen in zwei flachen Bogen die Buchstaben des lateinischen Alphabets hin, darunter stehen die Zahlen Eins bis Neun. In dem Zwischenraum, der die Bogen der Buchstaben trennt, befinden sich die Worte: „Ja“ und „Nein“. Unter den Zahlen bemerken wir einen Stern, auf dem der Zeiger des Instruments mit seiner Spitze ruht, wenn er nicht in Action ist. Der Zeiger ist nach dem Princip construirt, nach welchem die rothen Scheeren eingerichtet sind, auf denen unsere Kinder ihre Holzsoldaten aufstecken, um sie dann auf sich zu und von sich ab zu bewegen. Doch hat die Scheere nur acht Schenkel und bildet also, in Bewegung gesetzt, nur zwei Vierecke, auch ist sie vorn geschlossen, so daß sie eben eine Spitze hat, und am hintern Ende auf die Tafel befestigt. Die Manipulation mit diesem Instrumente ist die, daß das Medium den Finger der einen Hand auf den Knopf legt, der die beiden vorletzten Schenkel der Scheere mit einander verbindet, worauf der das Medium erfüllende Geist den Zeiger in der Art in Bewegung setzt, daß die Spitze desselben nach einander die Buchstaben der Tafel, eventuell die Zahlen oder das „Ja“ oder „Nein“ trifft, aus denen seine Antwort oder Ansprache besteht.

„Hat jemand Fragen zu stellen?“ fragt der Präsident, was wir Laien uns so deuten, als ob damit eine Befragung beliebiger Geister von Seiten einzelner eingeleitet werden sollte.

Es bleibt still. Niemand von den Mitgliedern des Vereins hat heute solche Fragen auf dem Herzen.

Das Medium wendet sich jetzt mit einem Blick an den Vorsitzenden. Der erwartete Geist ist da. Es ist der Schutzgeist des Vereins, der ihm vor Profanen den Namen „Hoffnung“ gibt, während er eigentlich anders heißt. Der Geist Hoffnung also begrüßt jetzt die Versammlung durch den Psychographen und hält dann auf dem gleichen Wege eine Ansprache an dieselbe, die ungefähr eine halbe Stunde dauert. Zuerst langsam, dann rascher, zuletzt mit der Schnelligkeit ungefähr, mit der ein Setzer in den Setzkasten ablegt, fährt unter dem Finger des Mediums der Zeiger von Buchstaben zu Buchstaben, und sobald einige Worte auf diese Weise gezeigt sind, spricht sie das Medium mit eintöniger Stimme aus, und der Vorsitzende sagt sie wie ein Dictat nach, um sie dann in sein Buch zu schreiben.

Die Ansprache enthielt nichts besonders Neues und Merkenswerthes, so daß ich mich für entschuldigt halten darf, wenn ich nur behalten habe, daß es Ermahnungen zum Vertrauen auf die Gnade Gottes und zur Ausdauer, Warnungen vor Unglauben, Verheißungen von Beistand für die aufrichtig Strebenden, Mahnungen zum **Bleiben** in dem **Herrn** &c. waren. Die Sprache des Geistes war gutes Deutsch, der Gedankengang logisch richtig. Nur einmal versah sich das Medium und ließ entweder ein „un“ weg oder setzte es, wohin es nicht gehörte, was dann vom Vorsitzenden corrigirt wurde. Zuletzt verabschiedete sich der Geist mit einem „Lebt wohl!“ nachdem er (oder war es jetzt der besondere Schutzgeist des Mediums, St. Johannes? der Proceß ging nämlich jetzt rascher vor sich, als daß ich recht folgen konnte) noch verkündigt, daß nächsten Mittwoch „Wanderung“ und „Seelenverkehr“ stattfinden werde, „Mittwoch zwischen acht und neun“.

Eine kurze Rede des Vorsitzenden erklärte uns Laien diese Bezeichnungen. Das Medium sollte am bezeichneten Tage an der Hand ihres Führers verschiedene Sterne besuchen, die den Abgeschiedenen als Wohnorte und Läuterungsplätze dienen, und daneben sollte, wie ich verstand, Unterhaltung mit Geistern sein. Beides sollte im engeren Kreise stattfinden, doch sollten die heutigen Gäste dabei Zutritt haben, die indes gewarnt wurden, nicht mit bösem Willen und Spott im Herzen zu erscheinen, da die Geister jedem in die Seele blickten und alle Regungen derselben gewahr würden und offenbarten.

Hierauf Frage des Vorsitzenden, ob jemand noch etwas zu bemerken habe. Auch den Gästen solle dies gestattet sein. Als die Brüder und die Gäste schwiegen, nahm Graf Poninski das Wort, um an die „Wanderungen“ anknüpfend von den verschiedenen Sternen der Prüfung, der Strafe und der Seligkeit und ähnlichen Gegenständen zu sprechen, wobei die Ewigkeit der Höllenstrafen berührt wurde. Darüber kam es dann zu einer Debatte, an der sich mehrere Mitglieder betheiligten, indem die einen mehr auf die Allmacht und Liebe Gottes, der keine Seele verloren gehen lasse, die andern mehr auf die menschliche Freiheit Gewicht legten, die auch den Abgeschiedenen bleibe, und nach der sie nur mit ihrem Willen, nicht zwangsweise, selig werden könnten. Dieser Widerstreit der Meinungen, bei dem wir beiläufig erfuhren, daß vor einiger Zeit Fredegunde, die blutige Frankenkönigin endlich, und zwar durch einen Menschen, erlöst worden ist, und daß überhaupt die Unbekehrten im Jenseits sich vor den hohen Geistern scheuen, mehr Zutrauen zu den Menschen haben und daher zu ihnen kommen, um durch sie gebessert zu werden, gelangte nicht zum Austrag, und so beschloß der Vorsitzende, die Sache dem Schutzgeiste des Vereins vorzulegen und seine Entscheidung zu erbitten.

Damit endete der erste Theil der Sitzung. Man besprach nun noch Vereinssachen, eine Weihnachtsfeier, zündete die Cigarren wieder an u. s. w. Auch das Medium war ganz so heiter und gesprächig wieder wie vor der Eröffnung des heutigen Verkehrs mit der jenseitigen Welt.

„Mittwoch, zwischen acht und neun Uhr abends,“ hatte der Geist gesagt, als er uns zu dem „Seelenverkehr“ einladen ließ. Da die Einladung mich einschloß, so stellte ich mich denn auch zur rechten Zeit ein, in der Hoffnung, jetzt etwas von dem interessanteren Theile der spiritistischen Uebungen kennen zu lernen, und diese Hoffnung täuschte nicht.

Die Scene war die Privatwohnung des Mediums, deren Gemahl im profanen Leben die Stellung des Agenten einer Versicherungsanstalt inne hat. Zugegen waren außer den beiden Eheleuten der Graf Poninski und dessen Bruder, ein preußischer Beamter, den ich „Herr Präsident“ nennen hörte, der Mediciner, den man am Montag vorher in den Verein aufgenommen, und sechs andere Mitglieder des letzteren, darunter der Vorsitzende und eine Frau, neben der ich Platz nahm. Das Zimmer war klein. Wir saßen im Halbkreis um einen runden Tisch mit einer Decke, auf dem eine hellbrennende Lampe stand, und hinter dem sich ein Sopha befand. In der einen Ecke desselben hatte einige Minuten vor acht Uhr das Medium, in der andern deren Gatte Platz genommen. Allmählich fielen dem Medium die Augen zu. Als es draußen die Stunde schlug, war sie, den Kopf auf die linke Hand gestützt, eingeschlafen, nachdem sie wiederholt tief geathmet und das Gesicht ein wenig verzogen, wie wenn leichte Krämpfe durch sie gingen.

Die Seelen waren da. Der Mann des Mediums erhob sich; wir folgten seinem Beispiel. Er las einige Verse des Liedes: „Der Herr ist meine Zuversicht“ vor. Nach dem Amen Pause von etwa zwei Minuten. Dann sagt das Medium: „Gott grüßt euch.“ Dann wieder einige Secunden tiefe Stille, worauf sie oder, wie die Gläubigen annehmen, ihr Schutzgeist durch sie, fortfährt: „Es wird gut — sein, wenn erst — noch einige Verse gebetet werden — aus dem Liede 436 — es wird — für euch alle gut sein.“ Die Verse werden wieder stehend gebetet. Darauf nochmals eine kleine Pause, während welcher die Züge des Mediums einen heiter lächelnden Ausdruck annehmen. Ein seliger Geist ist angekommen, der uns durch den Mund des Mediums zunächst mit „Seid gegrüßt in Gott!“ anredet und sich dann speciell an den Grafen wendet; denn er ist niemand anderes als dessen erste Gemahlin. Der Geist drückt zuerst seine Freude aus, daß es ihm „von unserm Vater“ erlaubt ist, sich wieder einmal mit ihrem Gatten unterhalten zu können, und dann entspinnt sich ein Zwiegespräch zwischen den beiden. Der Graf fragt sie, weshalb sie ihn jetzt so lange nicht besucht habe. Antwort: „sie wolle ihn nicht stören, da er jetzt so viel mit Ausarbeitung seiner Vorträge zu thun habe.“ Frage: „Weißt Du wohl, Christinchen, warum der liebe Apostel Paulus, mein hoher Schutzgeist, jetzt so selten zu mir kommt?“ Antwort: „Aus demselben Grunde, weil Du so beschäftigt bist.“ Frage: „Warst Du auf dem Bahnhof bei mir, als

ich heute meinen Bruder abholte? Du gabst mir das gewöhnliche Zeichen nicht." Antwort: „Ich bin immer um Dich."

Das Gespräch lenkte sich jetzt auf den Spott, den die Gemeinde von den Ungläubigen erfahren, und ermahnte zu treuem Ausharren bei der Wahrheit. Der Geist der verstorbenen Gräfin schien von der Carricatur auf die Spiritisten zu wissen, die in einer Beilage des „Fremdenblattes" erschienen war und — sie ist beiläufig ziemlich witzlos — vor uns auf dem Tische lag. Dann ging man auf jenseitige Dinge, auf die Freuden der Seligen und auf die in der Montagsversammlung ventilirte Frage wegen der Ewigkeit der Höllenstrafen über, die von dem Geiste entschieden verneint wurde. Diese Strafen schienen uns Menschen nur ewig, für die schon hundert Jahre eine lange Zeit wären. Gottes Liebe sei so allmächtig, daß ihr auf die Dauer auch der böseste Mensch nicht widerstehen könne. Doch wurde auf des Grafen Frage zugegeben, daß dem Aufsteigen zu glücklicheren Sternen ein Nachgeben des unseligen Geistes gegen Gottes Liebeswillen vorhergehen müsse.

Nachdem der Geist der Gräfin mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen, sich verabschiedet, meldete sich mit „Gott grüß euch" ein anderer an, der sich durch seine Sprache — er brauchte unter anderen wiederholt den Ausruf „Herrjes!" — als den niedern Ständen angehörig gewesen bekundete. Er hatte in diesem Leben ein Bauerngut in Gohlis besessen und war der Oheim eines Landmanns, der sich unter den Anwesenden befand. Das Gespräch zwischen Onkel und Neffe betraf Familienangelegenheiten und blieb mir deshalb unverständlich. Wenn ich recht hörte, handelte es sich wesentlich um ein Familienglied, welches nicht an den Spiritismus glaubt. Auffallend war, daß der Geist, der doch zu den guten und erleuchteten gehörte, zu einem Verhalten rieth, welches auf eine Nothlüge hinauslief. Auch der Vorsitzende fühlte, daß dies nicht passend sei, erhielt aber die etwas schroff ausgesprochene Antwort, der Rath sei Gottes Wille, und in den dürfe man nicht hineinreden, doch wurde hinzugefügt, es solle nur eine Prüfung sein, was mir wieder nicht recht klar werden wollte, während die Spiritisten sich damit beruhigten. Zum Schluß empfahl der Onkel seiner Familie die Lieder 444 und nach einigem Nachdenken 441 des Leipziger Gesangbuchs. Auf ein drittes konnte er sich nicht gleich besinnen, wollte es aber beim Wiederkommen angeben.

Es folgten nun noch verschiedene Seelen. Ein Kind des Vorsitzenden ließ sich vernehmen und wollte mit seiner „Mama" reden, über deren Abwesenheit es betrübt war. Auf die Erwiderung des Vaters, es sei ja so oft bei seiner Mutter, entgegnete es, ja, aber es sei doch schöner, wenn es hier durch das Medium mit ihr sprechen könne. Aehnlich äußerte sich der Geist der Mutter eines Herrn Geändel, der ebenfalls dem Verein angehört und ebenfalls abwesend war, doch tröstete sich die Mutter, als sie darauf aufmerksam gemacht wurde, daß unaufschiebbare Geschäfte den Sohn am Erscheinen verhindert, und schied mit herzlichem Gruß an ihn. Die nächste Seele war, wenn ich mich recht erinnere, die eines Großvaters des Hausherrn, sie brachte noch einen andern Jenseitigen mit, das Gespräch zwischen ihr und dem Enkel aber enthielt nichts besonders Bemerkenswerthes. Interessanter war, als bald nachher die Züge der Somnambule einen finstern und ängstlichen Ausdruck annahmen, wie wenn sie etwas Widerwärtiges oder Schreckliches vor Augen hätte. „Was will der?" sagte sie, „geh, geh fort, Du hast uns geschimpft — ich mag die schlechten Ausdrücke nicht wiederholen, geh, Du bist böse — Du hast uns geschimpft." Es war ein Geist, der den Verein schon besucht und von ihm die Ermahnung erhalten hatte, sich zu bekehren. Man hatte nicht erfahren, ob dies gefruchtet. Jetzt ergab sich dem Medium bei näherem Zusehen, daß er heller geworden war, sich also gebessert hatte, was er denn auch bestätigte. „Fritze" — so hatte er sich früher genannt — sollte jetzt seinen vollen Namen sagen, wollte aber nicht, trotzdem der Graf ihm vorstellte, daß er sich jetzt ja nicht mehr zu schämen brauche. Der Geist erwiderte, er verschweige seinen Namen wegen seiner Mutter, die noch auf Erden sei und hartnäckig in der Sünde beharre. Nachdem er noch über verschiedene Fragen, welche die Bekehrung der Geister durch die Menschen betrafen, zum Theil nicht recht genügende Auskunft gegeben — er war ja eben ein erst halb erleuchteter Geist — empfahl er sich mit der Bitte, wiederkommen zu dürfen, die freundlich gewährt wurde.

So war es ungefähr halb zehn Uhr geworden, und jetzt begann die „Wanderung". Das Medium machte wieder einige krampfartige Bewegungen, nach denen sich sein Gesicht in ungewöhnlicher Weise verklärte. Dann Pause, worauf uns der Apostel Johannes mit den Worten: „Seid gegrüßt im Namen des Herrn" anredete. „O wie herrlich, wie schön!" sagte bald nachher das Medium, jetzt im eignen Namen sprechend. „Welcher Glanz, welche Herrlichkeit! O Gott, wie schön ist das, lieber Johannes!" Die Somnambule befand sich jetzt in der Sonne und durchwanderte hier mit ihrem Führer die „drei Stufen" derselben. Bald indirect, im Zwiegespräch mit dem Apostelgeiste, bald direct, durch Ausrufe, schilderte sie uns, was sie sah. Es waren Tempel mit unzähligen Scharen von Seligen, Züge von Seelen, die an Gottes Throne Begnadigung empfangen hatten, und nun Läuterungs- oder Glückseligkeitssternen zuschwebten, herrliche Gärten mit riesenhaften Früchten und Blumen, die immer größer wurden, je näher sie dem Throne des himmlischen Vaters standen. In dem einen Tempel sah sie „im goldenen Gewande und gekrönt" einen jüngst verstorbenen Bekannten, ich glaube, es war der Geist, der vorhin dem Landmann die Gesangbuchslieder empfohlen hatte — als Lehrer thätig. In einem zweiten Tempel feierten die Geister den Tag (es war Mariä Empfängniß) mit Gottesdienst, was das Medium veranlaßte, zu bemerken, daß die Katholiken doch frömmer sein müßten als wir, bei denen die Feier dieses Tages abgeschafft sei. An einer andern Stelle wieder hörte sie wunderbare Musik und Gesang. Einmal warf sie die Frage auf, weshalb hier gar kein Wind oder gar kein Winter sei, worauf ihr Führer ungefähr entgegnete, den gebe es nur auf Erden, wo er zur Prüfung der Menschen diene. Ein ander Mal rief sie: „Ach, aber was ist das? Wer sind die Dinger da? die närrischen Dinger — wie die hüpfen — wie die hüpfen!" Dann fuhr sie fort: „Sind das wohl Affen oder Menschen?" Die Antwort lautete, es seien weder Affen noch Menschen, sondern Seelen, die „incarnirt" werden, d. h. Menschen werden sollten. Ob es dann Menschen wie wir würden? Nein, solche, die wir Wilde nennten. Wie das gemacht würde bei der Incarnation? Unklare Antwort, die später auf die Frage des Hausherrn nicht viel klarer dahin vervollständigt wurde, sie würden „vor der Geburt incarnirt".

Der Führer schickte sich jetzt an, zu scheiden. Vergeblich klagte das Medium, daß es heute so wenig zu sehen bekommen. Sie mußte sich damit zufrieden geben, daß es der Wille des Vaters sei, wenn Johannes mit der weiteren Wanderung innehalte. Es war in der That spät geworden, ein Viertel nach zehn Uhr, und ich war von dem Hören auf die vielen, meist leise gesprochenen Mittheilungen so erschöpft, daß auch von den Antworten auf die dogmatischen Fragen, welche die Sitzung beschlossen, nur dunkle Erinnerungen haften blieben. Man schwieg eine Weile, nachdem bemerkt worden, daß man die Schlafende nicht mehr anreden solle, sich aber neben ihr ungenirt unterhalten könne. Dann wurde über allerhand Weltliches gesprochen, bis die Somnambule nach Verlauf von etwa zehn Minuten erwachte.

Ich schließe mit dem, was ich im ersten Abschnitt sagte: Ich habe, so weit es möglich war, rein objectiv berichtet, und ich glaube, ich habe in allem Wesentlichen der Wahrheit gemäß berichtet. Das Urtheil sei dem Leser überlassen.

Moritz Busch.

Der Biograph Mozarts.

Die Züge des ruhig festen Angesichts, welche diesen Zeilen beigegeben sind, werden vermuthlich den meisten, denen dies Blatt in die Hand kommt, unbekannt sein; aber der Name „Otto Jahn" klingt sicherlich Unzähligen vertraulich an. Dem einen ruft er die Gestalt des rastlosen, unwiderstehlichen Universitätslehrers vor die Seele, der andere kennt so manches Buch über Gegenstände der Kunst, das den Namen auch in weite Kreise getragen hat, noch andere, denen sowohl philologische wie archäologische Interessen fern liegen, meinen den Goetheforscher, wenn sie Otto Jahn nennen, und diesen endlich tritt erst das größte und lauteste Contingent dankbarer Verehrer an

die Seite; denn jene drei Silben stehen auf manchem Notenheft, auf dem wichtigsten Clavierauszug von Beethovens „Leonore", und sie zieren das berühmte Buch über Mozart, das epochemachendste Werk der modernen Musikliteratur.

Würde uns die Thatsache so ausgebreiteter Thätigkeit und anscheinend so verschiedenartiger Leistungen von einem Manne aus entlegenem Jahrhundert berichtet, dann hätte man gewiß Mühe, festzuhalten, daß dennoch alle diese Geisteszeugnisse von ein und demselben Urheber herrühren. Und in der That ist der Zweifel an der Uebereinstimmung der Persönlichkeiten, welche Jahns mannigfaltige Arbeitsfelder bezeichnen, ihm im Leben begegnet. Ein junger Musikgelehrter begrüßte den gefeierten Biographen Mozarts eines Tages in Bonn. Er wußte, daß derselbe dort Professor sei, und erbat sich deshalb die Erlaubniß, in seinem Colleg zuhören zu dürfen. Wie erstaunte er aber, als er auf die Frage, über welchen Gegenstand die Vorlesung handle, den Titel einer Rede des Cicero zur Antwort erhielt! Er hatte „Mozart" oder „Beethaven" vermuthet; statt dessen kam ein alter Heide zum Vorschein, so daß er schier vermeinen mußte, er habe seinen begeisterten Gruß an die falsche Adresse gerichtet. In Wahrheit durfte das Gebiet der Musikgeschichte, auf dem sich Otto Jahn wohl die verbreitetste Anerkennung erworben, ihm selbst nur für nebensächlich gelten; denn die Vollkraft seines Wirkens gehörte den philologischen und archäologischen Studien, in die er lehrend einzuführen hatte. Aber man würde ihm und seinen Werken schweres Unrecht thun, wollte man die Einheit des Forschens und Arbeitens in ihnen verkennen. Otto Jahn beweist allenthalben, daß „von sich selbst der Mensch nicht lassen kann"; überall blickt uns dasselbe klarschauende Auge an, überall fühlen wir den gleichen Pulsschlag der Empfindung, die gleiche Großartigkeit und Tiefe der Anschauungen, die unverbrüchliche Gewissenhaftigkeit. Den landläufigen Wahn, daß gewisse Begabungen des Menschen einander gegenseitig ausschlössen, daß die vermeintliche Pedanterie des Wortkritikers unverträglich sei mit der phantasievollen Aneignungsthätigkeit des Aesthetikers, oder das Verständniß des Alterthums mit demjenigen des modernsten Geisteslebens — diesen Wahn hat Otto Jahns Wirken auf immer widerlegt. Die eigentliche Bedeutung dieses wundervoll reichen Geistes liegt vielmehr gerade in dem Beweis, wie förderlich all die verschiedenen Richtungen unter einander gewirkt haben, wie auf Schritt und Tritt der Sprachforscher den Kunstkenner, der Philolog den Musiker, der gelehrte Professor den populären Erzähler unterstützt hat, und daß keine von diesen verschiedenen Seiten seines Wesens ohne die anderen zu der Meisterschaft gelangt wäre, die ihn nicht nur so hoch stellt, sondern die ihn auch so liebenswürdig macht!

Ist es stolze Freude, auf solch ein Leben zurückzuschauen, so hat doch der Schmerz an Otto Jahns Grabe das erste Recht. Wenn die Natur ein großes Talent in junger Blüte tödtet, scheint es zuweilen, als wollte sie die anmuthigste und verheißungsvollste Gestalt des Lebens, die Jugend verewigen. Mit dem Gram um den Verlust ringt die Phantasie der Freundschaft, welche unbehindert durch trübenden Einfluß irdischer Verhältnisse das schöne Bild weiterdichtet. Wenn aber ein auserlesener Mann auf der Höhe seines Schaffens hinweggerufen wird, ist kleinmüthige Frage verzeihlich. Als vor einem Vierteljahre die Kunde von Otto Jahns Tode kam — er stand erst im 56. Lebensjahre — war sie freilich den näheren Freunden keine Ueberraschung, aber auch sie nur konnten ganz ermessen, wie viel unerfüllte Hoffnungen, wie viel große Entwürfe mit ihm zu Ruhe gegangen sind. Genug gethan hatte er seiner Zeit und den Besten in ihr sicherlich wie wenig andere, aber er selber sah noch Aufgaben vor sich, zu denen sein bisheriges Schaffen, so reich es ist, nur die Vorbereitung sein sollte. Vergebens warten nun die Fachgenossen im Gebiete der Musikgeschichte auf seine Biographie Beethovens, vergebens die archäologischen Studiengenossen auf seine Kunstgeschichte. Und wenn sich auch zweifellos in seinem Nachlasse manche Vorarbeit dazu findet, so wird doch jeden, selbst den Berufensten, der künftig daran geht, die Bruchstücke zu einem Ganzen zu sammeln und zu verarbeiten, das Gefühl begleiten, das den späten Enkel vor den Waffenstücken der Ahnen befällt: Jahn war gewohnt, in einem Rüstzeug von solcher Größe und Wucht zu arbeiten, daß seine Nachfolger ähnliche Mühe haben werden, darin zu hantieren, wie unsere schwächeren Glieder heute in den Sturmhauben und Panzern der Recken von ehedem. Das Geheimniß seiner Stärke lag in der vollkommenen Harmonie der wissenschaftlichen Bildung, die er besaß, aber sie wieder war mit nichten ein müheloser Erwerb, sondern das Resultat unablässiger Selbstzucht und schwerer Gemüthskämpfe.

Seinem klaren innern Leben hatten allerdings die Eindrücke der ersten Jugendzeit im Elternhause die Stimmung gegeben; und zwar auch im eigentlichen, im musikalischen Sinne. Liebe und Verständniß für die Tonkunst, der er sich später so gern hingab, hat an seiner Wiege gestanden, und man darf sagen: er gehört zu den Söhnen, auf welche sich Lieblingsneigungen der Eltern in der vollendeteren Form wirklicher Begabung verpflanzten. Der Vater war das echte Charakterbild eines alten Holsteiners. Als Landsyndikus und Anwalt der schleswig-holsteinischen Ritterschaft in Kiel festgewurzelt in den altehrwürdigen, streng gefugten Lebensformen des bäuerlich aristokratischen Staates, hatte er eine sehr ansehnliche Stellung, deren Ehren seine musterhafte Tüchtigkeit und Bürgertugend durchaus entsprach. Reicher Umgang trefflicher Menschen belebte den ohnehin zahlreichen Familienkreis, dessen Seele die überaus glücklich begabte, froh geschäftige Hausfrau bildete, und zu den beliebten Unterhaltungsmitteln der Geselligkeit gehörte vor allem die Hausmusik. In der Theilnahme an derselben erwachte das erste Talent des Knaben und zwar so ausgeprägt, daß sehr früh schon in ihm die Neigung aufkeimte, sich ganz und gar der Tonkunst zu widmen. So wacker auch seine Fortschritte in den Schulfächern waren, die er auf dem Kieler Gymnasium und außerdem unter Anweisung Forchhammers betrieb, das innere Berufsgefühl wandte sich doch immer mehr der Musik zu und wurde endlich zum lauten Verlangen. Noch heute, bei der so viel freier gewordenen Bildung und Anschauungsweise und trotz der fortschreitenden Emancipation des Künstlerberufes ist dem deutschen Bürgerthum beim Gedanken an die Künstlerlaufbahn nicht recht geheuer, geschweige denn damals; und man muß es billiger Weise gelten lassen, daß der ehrenfeste Sinn des Vaters sich nicht überwinden konnte, dem Wunsche des Sohnes zu willfahren. Es ward vielmehr beschlossen, ihn noch auf ein anderes Gymnasium zu schicken, und so ging er denn 1830, 17 Jahr alt, mit dem ersten ernstlichen Weh im Herzen, nach Schulpforta. Die gute Voraussicht der Eltern schien sich aufs schnellste zu erfüllen. An dem ausgezeichneten Pädagogen Rector Gottlob Lange, in dessen Familie der junge Jahn als Extraner eintrat, fand er den trefflichsten Führer, und was ihn ganz besonders zu demselben hinzog, war die feine Kennerschaft antiker Kunst, — so zeitig und so nah bei einander standen die beiden Hauptanregungen, die musikalische und archäologische, die Jahns ganzen Lebensgang bestimmt haben. Indes kaum hatte er den Segen solcher Leitung recht empfunden, als sie ihm schon wieder entrissen wurde. Der Tod Langes im Sommer 1831 endete auch den Aufenthalt seines eifrigen Zöglings an der Schule. Der Vater wünschte nicht, ihn noch einem neuen Leiter anzuvertrauen und rief ihn heim. Daher ist der Jüngling, gegen den Brauch, ohne Abgangsexamen und ohne Valet aus der Pforta hinweggezogen. Die treffliche Anstalt pflegt das Scheiden ihrer Schüler sonst zu einem festlichen Act zu machen: da wird in großer Versammlung den Lehrern Lebewohl gesagt, und Gott, dem König, der alma mater Porta und den Freunden Dank abgestattet. Zum bleibenden Andenken aber hinterläßt der junge Musensohn die Aufzeichnung seines Lebenslaufs und ein besonderes Schriftchen, das einen Gegenstand des Lieblingsstudiums enthält. Diese Denkmäler sind im Lauf der drei Jahrhunderte des Bestehens der Schule zu einem höchst interessanten Archive angewachsen und enthalten viele Stücke, in welchen nachmals berühmt gewordene Namen die Vorahnung künftigen Berufes, ja oft sogar das sichere Bewußtsein desselben ausgesprochen haben. Otto Jahn fehlt leider in dieser Reihe, da er seinen Cursus abbrechen mußte. Aber wie kurz auch sein Verweilen in Pforta war, es hat doch ein fortdauerndes pietätvolles Verhältniß begründet. Die Schule führt Buch über jeden ihrer Angehörigen und diese selbst fühlen sich untereinander als eine Gemeinde verbunden. Sein ganzes Leben lang hat Jahn die trauliche Pflegestätte seines jugendlichen Geistes durch treues Gedächtniß geehrt, jedes seiner Bücher sandte er der Schulbibliothek, mehrmals kam er später zum Besuch dorthin, und dem 325jährigen Jubiläum der Pforta im vorigen Jahr blieb er nur deshalb fern, weil er „durch seine wachsende Krankheit an die Scholle gebunden sei". Als guter Pförtner bewährte er sich aber auch in andrem Sinn: an der

Schwelle zweier junger Wissenschaften steht sein Name unauslöschlich als Mahnruf.

Der Studienweg, auf welchem er sich in das gelehrte Priesteramt einführte, ging zunächst von Kiel nach Leipzig. Zwei sehr verschiedene Menschen übten hier mächtigen Einfluß auf ihn: Gottfried Hermann, der graße Philolog, dessen Persönlichkeit mit den Varzügen eines frischen, methodischen Wahrheitsstrebens noch etwas von dem derberen Schrot und Korn der älteren Schule verband, gab dem Studenten die ersten Grundlagen des philologischen Faches; daneben aber war seine Phantasie ganz gefesselt durch das Auftreten der Schröder-Devrient. Diese geniale Frau, deren dramatisch-musikalische Begabung nicht nur höchsten ästhetischen Genuß, sondern auch Aufschlüsse über das innerste Wesen ihrer Kunst in der überzeugendsten Form poetischer Verwirklichung darbot, entzündete von neuem Jahns Leidenschaft zur Musik. Das machte die Leipziger Studienzeit vielleicht zur aufgeregtesten seines Lebens. Aber es ist ihm beschieden gewesen, zur Klarheit über sich selber durchzudringen und an dem Orte selbst, der ihm den alten Pflichtenkampf erneute, der inneren Harmanie thätig froh zu werden. Er dankte es var allem Lachmann, dem „unvergleichlichen Lehrer und gesinnungsreinsten Freund," wie er ihn nennt. Der Verkehr mit diesem greßen Sprachkenner, dessen Arbeiten auf dem Gebiete der altlateinischen wie der altdeutschen Literatur in gleicher Weise grundlegend und mustergiltig sind, bildete den eigentlichen Inhalt von Jahns Studium in Berlin, und die großen Aufgaben, für welche ihn dieses Vorbild erwärmte, überwanden endlich die Berufszweifel, die ihm so viel zu schaffen machten, vollends da auch Jahns specieller Lehrer in der Theorie der Musik seinem Entschlusse, der Philologie sich ganz zu widmen, beipflichtete. Der nächste Schritt auf der nunmehr gewählten Bahn sollte indes diejenigen Zielpunkte schon deutlicher machen, in welchen die widerstreitenden Neigungen sich endlich zur förderlichsten Verbindung die Hand reichten. Denn jetzt, 1836, trat der junge Doctor seine Reise „zu den Quellen" an. Kapenhagen war die erste, Paris die zweite Station. Leichtgeschürzt zog der angehende Gelehrte nicht einher; er hatte mühevolle Aufgaben mitgenommen. Der Pflicht, sich durch Vergleichung van Urkunden, insbesandere der ältesten Manuscripte antiker Schriftwerke die Sporen in seinem Specialfach zu verdienen, wurde fleißig genügt; um so wahlthuender wirkte dann die Erhalung, welche namentlich die Metrapale des modernen Geschmacks darbot. Das Paeis der dreißiger Jahre war freilich nicht mit dem heutigen zu vergleichen; abee statt des hektischen Luxus der neuen Prätorianerzeit bot es hervorragenderen Kunstgenuß. Besonders im Bereich der Musik. Ein glänzendes Virtuosenthum schwamm auf den Wogen der öffentlichen Gunst, und hier in den musikalischen Cirkeln, in Opern und Concerten hat sich Otto Jahn mit der ganzen Ausdauer der Jugend und mit dem Muthe der Einsicht getummelt, daß auch diese Phänomene unendlich lehrreich sind, wie denn in der That die Weltstadt damals an meisterhafter Musikproduction die erste Rolle spielte. Daneben fesselten ihn die großen Museen. Sie gaben einen Vorschmack der belebenden Kost, die jenseits der Alpen seiner wartete. Nach kürzerem Aufenthalt in der Schweiz, wa er sich in einigen berühmten Bibliatheken arientirte, ging er nach Rom, um nun in der Anschauung der Antike heimisch zu werden. Eduard Gerhard, einer seiner früheren Lehrer, mit dem ihn lebenslang warme Freundschaft verband, und zu dessen Nachfolger in Berlin Jahn kurz vor seinem Tode noch ersehen war, hatte seit einer Reihe von Jahren in der mit aufopferndem Eifer durchgesetzten Gründung des preußischen Institutes für Archäalogie den deutschen Pilgern der Wissenschaft ein Hospiz auf dem Capitol gegründet. Von Generatian zu Generation bewährt diese freie Akademie ihre hahe Bedeutung einer sozusagen umgekehrten Mission, indem sie ihre periadischen Insassen als geschulte Männer mit hartem Auge und festen Anschauungen begabt ins Vaterland zurücksendet. Unter den namhaften Kennern des Alterthums in Deutschland ist heute keiner, der, sei es in jüngeren, sei es in späteren Jahren, nicht eine Zeit lang Gast in dem Hause neben Palazzo Casarelli (der preußischen Gesandtschaft) auf dem tarpejischen Hügel gewesen und nicht, gleich einem Ritter Curtius, versucht hätte, mit seinem Forschen und Wissen die Kluft auszufüllen, die zwischen unserer Kenntniß und dem Alterthum liegt. Wenn aber die Männer genannt werden, die sie nicht blos glücklich überbrückt, sondern sogar einen bequemen Weg gebahnt haben, auf dem auch die große Schar der Gebildeten verständnißvoll schauend und genießend in die ferne antike Welt lustwandeln mag, dann gebührt Otto Jahn wohl die erste Stelle. Wie sehr er auch zunächst mit kritischen Untersuchungen im Gebiete der alten Literatur beschäftigt blieb, hier in Rom war, gefördert durch Emil Brauns Umgang (des damaligen Secretärs am archäologischen Institut), das Bewußtsein in ihm durchgedrungen, daß der Schwerpunkt seines Gelehrtenstrebens in der Kunstwissenschaft liege.

Mit diesem Erwerb kehrte er 1839 heim in die Vaterstadt, wo er seine Laufbahn als Universitätslehrer begann. Die ersten Arbeiten, die Jahn veröffentlichte, zogen bald die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf ihn; nach drei Jahren erhielt er die Berufung als außerordentlicher Professor nach Greifswald; dann versuchte man ihn nach Petersburg zu ziehen, was er ablehnte; als Ersatz ward ihm das Ordinariat zu Theil, und 1847 erwählte ihn die philosophische Facultät in Leipzig zum Nachfolger W. A. Beckers, eine Ehre, mit welcher ihm ein großer Wunsch erfüllt ward. Denn in Leipzig wirkte er nunmehr mit dem verehrten Lehrer Gottfried Hermann und mit Moritz Haupt in Gemeinschaft, den er als den zweiten Lachmann hoch schätzte. Zu Jahns großer Freude gesellte sich diesen Männern bald auch Theodar Mommsen und Danzel zu, der freilich bald aus kaum begonnener Bahn abgerufen wurde. Es bildete sich ein Verkehr, der für Jahn um so heilsamer war, weil er den Schmerz um die bitterste Lebenstäuschung heilen mußte. Schweres Unglück hatte ihm den kaum gegründeten eigenen Herd zerstört. Wenn das Gefühl der Uebereinstimmung mit edlen und guten Menschen für salchen Verlust trösten kann, so war es hier der Fall. Immer neue willkommene Elemente bereicherten den Kreis der Leipziger Freunde, der sich durchaus nicht in der Enge van Specialangelegenheiten, sondern in der Weite eines echt humanen Austausches bewegte. „Während alle die höchsten Interessen geistiger Bildung theilten und mit Ernst verfolgten" — mit diesen Worten gedenkt Jahn selber jener Geselligkeit — „gehörten sie ihren Beschäftigungen, Studien und Liebhabereien nach sehr verschiedenen Richtungen an, und eben diese Mannigfaltigkeit gab dem Verkehr den größten Reiz ... Wie in den wichtigsten und höchsten Angelegenheiten, so war diese Gesellschaft auch einig im Behagen an Witz und Necken, und die Kunst, seinen Nächsten zu schrauben, wurde mit ebenso großer Meisterschaft geübt, als die, sich schrauben zu lassen. Denn da niemand geneckt wurde, dem es weh that und der sich nicht wehren konnte, so bot sich jeder mit derselben Heiterkeit als Opfer der Unterhaltung dar, mit welcher er einen andern dazu machte."

Ein Leipziger wird unschwer errathen, welche Freunde er bei solcher Charakteristik besonders im Sinne hat. Jeder derselben ist in ein überdauerndes Verhältniß zu ihm getreten, nicht blos persönlich, sondern auch vor der Oeffentlichkeit. Von nunzünftigen Gelehrten darf nur an Salomon Hirzel, Dr. H. Härtel und Georg Wigand erinnert werden, deren Namen mit Schriften Otto Jahns zur Goetheliteratur, zur Musik- und Kunstgeschichte in officieller Verbindung stehen, wie ihr geistiger Antheil zugleich stiller Associé der dazugehörigen Studien war. Denn Jahn betont ausdrücklich, wie förderlich ihm in jeder Beziehung das Zusammenleben mit Männern war, welche bei rechter Bildung von ihrer praktischen Stellung aus eine Fülle frischer Gesichtspunkte herzubrachten. Zahlreiche eenste und ergötzliche Documente dieses liebenswürdigen Verkehres bewahrt das Siegel der Vertraulichkeit; wem aber auch nur ein Blick hinein gegönnt ist, der trägt von dem Geist und Humar dieser kleinen Gemeinde ein unauslöschliches Bild davon.

Indes, welche Verhältnisse und Zustände hätten dem Einflusse des Jahres 1848 ganz widerstehen können! Innerlich trennte nichts, um so heftiger kam die Störung von außen. Jahn war, wie die Mehrzahl seiner Freunde, Mitglied des deutschen Vereins, und seiner energischen, charaktervallen Natur entsprach es, auch dem politischen Bekenntniß rückhaltlos Ausdruck zu geben. Infolge dessen wurde bekanntlich, ungeachtet der Mittelstellung zwischen den Extremen, welche sie einnahmen, gegen ihn, Haupt und Mammsen 1849 der Hochverrathsproceß angestrengt. Das Gericht sprach sie in zweiter Instanz sämmtlich frei; da erfalgte eine jener kleinlichen Correcturen des Rechtsganges: Freiherr von Beust decretirte im Frühjahr 1851 die Absetzung der drei Professoren. Ob er „zum Besten der Universität" gehandelt, wie das Motiv lautete, darüber haben die preußischen Hochschulen ihr thatsächliches Urtheil gesprochen, indem sie die Entsetzten einen nach dem andern auf ausgezeichnete



Otto Jahn.

Lehrstühle beriefen; zur Aufklärung des „öffentlichen Aergernisses aber und schlechten Beispiels“, was diese akademischen Lehrer laut des Suspensionserlasses gegeben haben sollten, muß wenigstens angemerkt werden, daß sie eifrig für das Dreikönigsbündniß, jene projectirte Vorstufe der heutigen Verhältnisse Deutschlands, eingetreten waren, von welchem sich Sachsen eben damals lossagte. Dieser Sachverhalt legt die Pflicht warmer Anerkennung Männern gegenüber auf, welche, obgleich „im deutschen Auslande“ heimisch, aus freier Ueberzeugung den Beruf des Hohenzollernstaates inmitten jener tiefbewegten Zeit würdigten und zu fördern strebten. Und wer könnte hierbei des Contingentes hervorragender Schleswig-Holsteiner vergessen, die wie Otto Jahn und viele seiner Freunde aus Wahlverwandtschaft Preußen wurden. Auf sie darf man sich, vollends heute mahnend berufen, wo die damals vielseitig gehegten Wünsche ihrer Landsgenossen Wahrheit geworden sind, an der Kieler Föhrde und am Eckensund die norddeutsche Flagge weht und die vielen schleswig-holsteinischen Patrioten von damals, welche in die preußischen Staaten auswanderten, in einem einigen großen Vaterlande wohnen. Jahn hat übrigens der schleswig-holsteinischen Bewegung direct gedient, indem er 1848 vorübergehend als Geschäftsträger der provisorischen Regierung in Oldenburg thätig war.

Seinen Aufenthalt behielt er vorläufig in Leipzig. Der ungemein lebhafte Verkehr mit Schülern der Universität, den seine stets bereite Mittheilsamkeit und sein pädagogisches Talent genährt hatte, war nun freilich gestört, dafür fand er jetzt erwünschte Muße zu größeren Arbeiten. Wieder forderten musikalische Studien ihr Recht. Es entstand noch im Jahre 1851 der Clavierauszug von Beethovens Fidelio (Leonore), in welchem Jahn ein Beispiel kritisch-exacter Bearbeitung solcher Gegenstände gab. Die Anregung dazu aber lag weiter zurück: in dem Aufschwung des Leipziger Musiklebens durch Mendelssohn, dessen reiner Sinn und dessen hohe Begabung für die geliebte Kunst ihn mit warmer Bewunderung und mit neuer Lust zu eigenen Unternehmungen erfüllte. In den ersten Novembertagen 1847 hatte Jahn den frühvollendeten liebenswürdigen Meister mit bestatten helfen. Einer der folgereichen Zufälle, die bedeutenden Menschen deshalb begegnen, weil in ihrer Berührung alles Sinn gewinnt, fügte es, daß er im Grabgeleit neben einem ihm damals noch fremden Collegen dahinschritt. Ein Gespräch kam in Gang über musikalische Dinge, über Mozart; man fand sich bald

in so wichtigen Grundanschauungen in Uebereinstimmung, daß sich seitdem der regste Gedankenaustausch zwischen den beiden Männern bildete und daß umfassende Pläne und Aufforderungen laut wurden. Jener Nachbar Jahns war Professor Hartenstein. Sein Name steht über der Zueignung der Biographie Mozarts, und jene Stunde, welche den Manen eines verehrten Componisten gewidmet war, legte den Grund zum schönsten Denkmal für den großen Vorgänger desselben. Denn das ist Jahns Buch in der That.

Das Werk über Mozart ist zugleich das erste reife Product eines neuen Wissenschaftszweiges. Wenn die Literatur über Musik und Musiker in rechter Weise fortbauen will, so muß sie die vier Bände dieser kunsthistorischen Biographien als Ecksteine anerkennen. Als Jahn aber daran ging, über einen solchen Stoff zum ersten Male in der Weise zu schreiben, die man philologische Methode nennt, war er sich wohl bewußt, daß er dem großen Publicum eine Zumuthung stellte; denn er hatte es mit schwer zu beseitigenden Vorurtheilen zu thun. Die Mehrzahl der Leser, das sprach er selbst aus, machte sich von einem derartigen Unternehmen eine wenig einladende Idee: gelehrte und vollends philologische Methode erweckt gemeiniglich ein Durcheinander von Vorstellungen, in denen sich verstäubte alte Folianten, eine Masse Lesefrüchte, kleinliche Wortklauberei um den Vorrang streiten. Wenn der Laie einen so zarten ästhetischen Gegenstand wie das Leben, Schwärmen und Träumen eines Tondichters mit diesem Apparat in Verbindung gebracht sieht, gewinnt er leicht das Bild eines schönen Schmetterlings, der in ein Spinnennetz gerathen ist. Wie ganz anders zeigte sich die Wirklichkeit; die gefürchtete Harpye schien sich in eine Grazie verwandelt zu haben: Reichthum des Wissens, Feingefühl für alle menschlichen und künstlerischen Erscheinungen, hohe Kunst der Darlegung und Anmuth des Vortrags leuchten gleichmäßig aus dem Werke, und niemand kann es lesen, ohne die Einsicht davonzutragen, daß alle diese anziehenden Eigenschaften hervorgehen aus jener unbestechlich ehrlichen Forschung, der keine Mühe zu viel ist und die keinen Zweifel zudeckt. Nur in einem Punkte hat sich Jahn bei diesem kühnen Unternehmen getäuscht: er fürchtete, sein Buch werde nicht einschlagen. Jedoch das deutsche Lesepublicum — nicht blos die Fachgenossenschaft — hat sich selbst dadurch geehrt, daß es den Gegenbeweis führte und dem gefeierten Verfasser vor einigen Jahren noch die angenehme Pflicht auferlegte, eine neue Auflage herzustellen.

Allerdings ging es hier wie auch auf dem Gebiete der bildenden Kunst, das Jahn nunmehr vorzugsweise bearbeitete: die gestrenge philologische Kritik erschien häufig in ungastlicher Gestalt im Kreise der populär gewordenen Anschauungen über Künstler und Kunstwerke. Manches gern gehegte und durchs Alter geheiligte Vorurtheil nahm sie unerbittlich bei der Hand, um es für immer in die Rumpelkammer zu sperren. Aber an Stelle des bunten Wirrwarrs setzte sie zusammenstimmende Begriffe, einfache Wahrheit und dazu die Aufforderung, ihr allein zu dienen. Sie beweist, daß auch die Erforschung des Schönen zu sittlichen Zielen führt und von sittlichen Impulsen ausgeht. Wie fortreißend dieser Eindruck auf diejenigen wirkte, die das Glück gehabt haben, Jahns Zuhörer in Bonn zu sein, dafür sprechen genug schöne Zeugnisse pietätvoller Verehrung.

Namen ersten Ranges wie Welcker und Ritschl (jetzt in Leipzig) gaben den philologischen Studien an der jungen rheinischen Universität hohen Schwung; seit Otto Jahn (1855) hinzutrat, ergänzte sich der Umkreis dieser Wissensfächer in einer bis dahin wohl nie erreichten und künftig wohl nie wieder zu erreichenden Vollendung. Man muß Otto Jahn dort auf der Höhe seiner Manneskraft beobachtet haben, um die belebende Wärme ermessen zu können, welche dieser seltene Geist ausstrahlte. Von keiner Facultät fehlten Vertreter in seinen Collegien, obgleich dieselben stets mit der ganzen Schwere streng fachwissenschaftlicher Behandlung gehalten wurden. Jahns Weise hatte einen Zauber, der alle Fremdartigkeit des Stoffes beseitigte, auch das Entlegenste kam nahe, weil es Züge der Persönlichkeit des Darstellers annahm oder er die Lebendigkeit seines Verständnisses mit auf die Dinge übertrug, die sonach die überzeugendste Vermittelung erhielten. Dabei war Jahns Vortragsart nicht glänzend, geschweige denn blendend; nur die Rhetorik, die im logischen Folgegang der Darlegung und in der Beleuchtung durch die Kritik liegt, ließ er wirken, und das machte seine Collegia so ungemein lehrhaft. Wenn er im archäologischen Seminar, der bedeutendsten Werkstätte seines Geistes, eine Frage der griechischen oder römischen Kunst behandelte, trat er nicht mit fertigen Resultaten hervor, sondern er wußte mit unnachahmlichem pädagogischen Geschick die Form der Unterhaltung so zu wählen, daß die Schüler die Meinung gewannen, als wären sie es, welche die Wahrheit in der Gestalt der Antworten auf seine Fragen und Einwürfe erst entdeckten, und diese sokratische Kunst fesselte wunderbar. Trug er zusammenhängend vor, dann verläugnete sich der Aesthetiker niemals, ja es gelang ihm, mit einem fast mimisch zu nennenden Talente Menschen und Gegenstände der Längstvergangenheit zu dramatischer Erscheinung zu beleben. Wer z. B. seine Erklärung der Idyllen des Theokrit, dieser reizenden Genrebilder aus dem Alterthum, hörte, dem ward zu Muth, als griffe er gleichsam mit kunstgerechten Fingern in die Hüllen, welche das Alterthum abgestreift, um sie vor den Augen der Hörer in anmuthiger Bewegung sich regen, reden und spielen zu lassen. Dann überraschte er durch die interessanteste Improvisation und eine gemüthvolle Intimität mit den ehrwürdigen Alten, welche höchsten Genuß erzeugte.

Von dieser Frische der Production hat er auch dem großen Kreise der Gebildeten oft und gern mitgetheilt. So in den biographischen und musikalischen Aufsätzen und neuerdings in dem Buche „Aus dem Alterthum", — Arbeiten, deren Mehrzahl in erster Gestalt in Zeitschriften, namentlich in den „Grenzboten" veröffentlicht war. In jenen Büchern begegnet uns unter anderen die herrliche Characteristik Ludwig Richters, die uns selbst wie eine Zeichnung dieses Volkslieblings ansieht, dann das schöne Gedächtnißbild seines früh dahingeschiedenen Freundes Danzel, die Einführung in die neue Gesammtausgabe der Beethovenschen Werke; und die andere Sammlung gibt nicht blos Einblicke in das Wesen des Alterthums, seine großen Erscheinungen und sein Kleinleben, sondern es macht dem Laien zugleich in meisterhafter Weise den Weg und die Mittel deutlich, welche die Forschung zu jenen Zielen führt.

Vermöge dieser Eigenschaft bilden Jahns kleine Schriften eine neue Literaturgattung. Ist er auch nicht ohne Vorgänger in dem Versuche, unmittelbar aus der Werkstätte der Forschung heraus für den großen Kreis der Gebildeten zu schreiben, so hat doch er erst durch den Sinn und die Nachhaltigkeit solcher Spenden ein altes Vorurtheil des Gelehrtenstandes — wie wir hoffen — für immer überwunden: die Scheu, ihre wissenschaftlichen Resultate in volksthümliche Form zu fassen. Der Schule gegenüber wird längst der Satz anerkannt und bethätigt, daß für sie das Beste gerade gut genug sei; verdient er nicht auf alle Lernenden ausgedehnt zu werden? Hätten die Meister der verschiedenen Wissenschaften seit hundert Jahren den Willen oder den Muth gehabt, ihre gewonnenen Einsichten selber ins Volk zu tragen, anstatt es untergeordneten Talenten zu überlassen, die so oft dem Irrthum, der Uebertreibung und Entstellung verfallen, wie ganz anders noch könnte es mit der Bildung, ja mit dem Wohlstande und der Sittlichkeit unseres Volkes aussehen. Freilich gehört dazu die Unabhängigkeit der Ueberzeugungen und die selbstlose Gesinnung, die Jahn auszeichnete. Aber auch noch sein Geschick und sein Geschmack; denn über der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Kunst war Otto Jahn selbst zum Künstler geworden. Was er so zutreffend von Mozart rühmt, „daß er den Gährungsproceß der Leidenschaft nicht in seinem Werke vollzieht, sondern, stets nachdem er alles Unreine und Trübe vollständig bewältigt, die reine Schönheit hervorruft," das gilt auch von dem Biographen. Durch alle Arbeiten Otto Jahns geht dieselbe Einfachheit, Sauberkeit und ruhige Klarheit, die eine heitere, sturmlose Seele voraussetzen läßt, während er in Wahrheit die größten Schmerzen, die schwersten Entbehrungen litt. Im Reiche der Kunst — und darin ist er seinem großen geistigen Vorfahren Winckelmann vergleichbar — athmet seine Brust so frei wie auf Bergeshöhen; körperlich hat sie dem Andrang böser Einflüsse nicht widerstehen können. Seit einer Reihe von Jahren drückte beängstigende Melancholie sein ganzes Wesen nieder. Der sonst so gesellige Mann, der jeder Anforderung mit einer Liberalität genügte, die oft in Gefahr war, zu weit zu gehen, schloß sich mehr und mehr ab. Tagelang saß er in seiner Bibliothek, die ihm Haus und Familie war. Aus ihren schön geordneten Reihen schaute ihn der Geist seines Wirkens an; es war eine Büchersammlung von ausgezeichnetem Werth, wie sie nur seine Kenntniß, seine Besonnenheit, Genauigkeit und Ausdauer zu Stande zu bringen vermag. Viel hofften die Freunde von der Reise nach Italien, die er 1867 zur Kräftigung seiner Gesundheit unternehmen wollte;

aber der Plan kam nicht zur Ausführung; tiefe Ermüdung, die sich über das herannahende Ende nicht täuschte, vereitelten jeden Versuch der Aenderung seiner Lage.

Lied und Ruhm preist am lautesten den Tod mit der Fahne in der Hand; aber nicht auf dem Schlachtfelde und unter Waffen allein ist er zu holen, sondern auch in der Stille selbstverleugnender Pflichtthätigkeit. So ward er Jahn beschieden: die Energie seines rüstigen Lebens zog ihre Summe in dem Heroismus, mit dem er bis zum letzten Tage im Amte aushielt. Er war schon so krank, daß er kaum mehr sein Colleg zu halten und in das Auditorium zu gehen vermochte; aber er erschien und er las pünktlich, bis das Semester zu Ende ging. Dann bestellte er sein einsames Haus und ließ sich von Freunden unter größter Anstrengung nach Göttingen geleiten; dort, bei einem nahen Verwandten, der sein ärztlicher Berather war, ist er nach wenigen Tagen am 9. September verschieden.

„Er strebte — nun ruht er," diese Inschrift hat sich Otto Jahn vom Grabe seines Lehrers in Pforta auf das eigene entnommen. Daß sein Gedächtniß fortwirkt in Segen, dafür sollen wir wie für unsere eigene Angelegenheit sorgen, und er hat es uns leicht gemacht durch die herrlichen Gaben seines Geistes. Von ihnen zu lernen, uns ihrer zu freuen ist der einzige Dank, den wir ihm zollen können. Aber Zeitgenossen und Ueberlebende mögen auch an dem Beispiele eines so schlichten, geräuschlosen Lebens inne werden, daß wir einer aufsteigenden Nation angehören, und dies Bewußtsein, das Otto Jahn uns bekräftigt hat, überwinde die Trauer um den frühen Verlust eines Meisters, „der — wie er selbst von Mendelssohn gesagt hat — in seiner Durchbildung, strenger Selbstprüfung und echtem Streben nach dem Edlen und Schönen Vorzüge in sich vereinigt, in denen sein wohlthätiger Einfluß auf die Richtung unserer Zeit wesentlich begründet war."

Max Jordan.

Am Familientische.

Belagert vom Wüstenkönig.

Unser Daheim hat längst seinen Lauf um den Erdball genommen; es bringt überall hin, wo die deutsche Zunge klingt, zu den Antipoden, in die Urwälder Südamerikas und in die wüsten Regionen Afrikas. Gar oft erfreuen uns Zuschriften aus den fernsten Gegenden, so auch jetzt wieder ein Brief des Glaubensboten H. Grützner, der im Kaffernlande das Evangelium predigt. Sein Brief, datirt Missionsstation Ga Metlala in der Transvaalrepublik, den 13. Juli 1869, berichtet über eine Reihe theils selbst erlebter, theils ihm von glaubwürdigen Personen mitgetheilter Abenteuer, wie sie in jenen Ländern, den äußersten Vorposten europäischer Civilisation im wilden Afrika, gar oft sich ereignen. Ein solches Abenteuer, dessen Glaubhaftigkeit der ehrenwerthe Missionar verbürgt und das wohl geeignet ist, Grausen zu erregen, wollen wir hier mittheilen. Er schreibt: „Ein vertrauenswürdiger Mann, Cornelius Botha, Sekretär des Generalcommandanten der südafrikanischen Republik, erzählte mir folgendes:

„Es war im Mai 1869. Ich hatte in der Stadt Pretoria Kaufmannsgüter erhandelt, die ich nach Zoutpansberg (Salzpfannenberg), fern im Norden der Republik, schaffen wollte. Die Güter sandte ich voraus, um dann am nächsten Tage mit meinem Oheim, Piet Venter, der Kirchenältester in Zoutpansberg ist, in einem leichten, von zwei Pferden gezogenen Wägelchen nachzufolgen. Das Gefährt, zweiräderig, wie es hier gewöhnlich angewandt wird, hatte nur für zwei Personen Platz, und da Ohm Piet ein gar wohlbeleibter Herr ist, so blieb für mich nur wenig Raum übrig. Am Abend erreichten wir die vorausgezogene Ochsenkaravane auf der Springbockvlakte (Springbockfläche), einer weitausgedehnten, unbewohnten Ebene zwischen Pretoria und Waterberg, bekannt als der Aufenthaltsort von tausenden von Springböcken (einer Antilopenart), die dem Löwen nächst dem Zebra die liebste Speise sind. Und selten wohl wird jemand durch diese weite Fläche gezogen sein, ohne die Spuren des Königs der Thiere im Wege gefunden oder seine donnernde Stimme gehört zu haben. Früh um 1 Uhr fuhren unsre Ochsenwagen weiter; Ohm Piet und ich beschlossen jedoch, noch einige Zeit zu rasten und unsern Pferden, die nahe bei uns grasten, noch etwas Ruhe zu gönnen. Kaum aber waren jene aufgebrochen, als die sonst nur langsam im Schritt gehenden Ochsen zu traben begannen und unsre Pferde ängstlich die Ohren spitzten — ein sichres Zeichen, daß ein Löwe in der Nähe sei. „Spann an, spann an, Neffe Cornelius", rief mir der Ohm zu, „im Fahren fällt uns der Löwe weniger leicht an!" Schnell war das Einspannen besorgt, und wie von unsichtbaren Mächten getrieben, sausten unsre beiden Braunen im Galopp über die Ebene dahin. Schon glaubten wir uns sicher — da steht das Gefährt wie festgebannt, neben uns ertönt ein furchtbares Gebrüll, eine mächtige dunkle Gestalt setzt durch die Luft, das Handpferd bricht zusammen, und ein gewaltiger Löwe hat seine Pranken ihm tief in den Rücken geschlagen! Weit schneller, als ich erzählen kann, war dies vor sich gegangen; wir wußten kaum, wie uns geschah, und saßen vor Schreck anfangs starr und stumm nur wenige Fuß entfernt von dem kolossalen Löwen, der vom Hunger getrieben, in die schnaubende und ausschlagende Beute sich förmlich hineinfraß. Aber nur für einen Moment hatte ich die Geistesgegenwart verloren! Sobald der erste Schrecken vorüber war, griff ich nach dem Sambock, der sechs Fuß langen, fingerdicken aus Rhinoceroshaut geschnittenen Peitsche, und begann aus Leibeskräften vom Wagen auf den Löwen zu dreschen, der sich hierdurch jedoch nicht von seiner Beute verscheuchen ließ. Vergebliches Thun! Der Löwe beachtete kaum die Streiche, die auf ihn herniederhagelten, und fraß sich immer tiefer in das unglückliche Thier ein, während das andere Pferd das Riemenzeug zu zerreißen suchte, endlich aber zitternd stille stand.

„Das alles geschah im Verlauf weniger Augenblicke. Nun erst erkannte ich das Gefahrvolle unsrer Lage und griff zum Gewehr. Ruhig frißt der Löwe weiter, und ich ziele. Klatsch! — Die Flinte versagt und nur das Zündhütchen ist abgeschlagen. Ich setze ein neues auf. Wiederum dasselbe höhnische „Klatsch". Ich reibe Pulver in das Piston — abermals derselbe Ton und noch immer frißt, wenige Schritte vor uns, der Löwe an dem verendenden Pferde fort. Zehnmal ziele ich, zehnmal versagt das Gewehr und die Zündhütchen sind zu Ende. Uns überkommt Todesangst, und gefoltert von der Situation drücke ich dem Ohm das Gewehr in die Hand und flüstre ihm zu: „Ziele Du, aber gut, sonst sind wir des Todes! Ich will Streichschwamm an das Piston halten und so den letzten Versuch zum Entladen der Flinte machen".

„Wiederum verging ein Moment banger Erwartung. Hell flammt der Phosphor am Streichschwamm auf und wirft seinen leuchtenden Schein über die im Halbdunkel begrabene grauenvolle Scene. Da brüllt der vom Lichtblitz aufgeschreckte Leu, er wendet sich um und springt mit furchtbarem Satze gerade auf uns zu. Wohl mag der Stärkste erzittern ob solchen Anblicks! Im Halbdunkel zeichneten sich die Contouren des Riesenthieres am Firmament ab, grünlich glänzten die Katzenaugen, und so saust es daher mit offnem Rachen.

„Unwillkürlich hatten wir beide uns in dem kleinen Karren zusammengedrückt, so viel dieses nur möglich war. Ohm Piet hielt zu seinem Schutze das Gewehr ein wenig empor. Gerade über ihn hinweg setzt der Löwe, er reißt ihm das Gewehr aus der Hand, und tief bringt eine seiner Krallen zwischen Daumen und Zeigefinger ein, den Knochen bloslegend, während eine andre eine tiefe Furche von der Stirne bis zum Hinterhaupt durch Haut und Fleisch zieht. Zum Glück war der Löwe zu hoch gesprungen, und gleich dem Gewehr lag er nun hinter dem Karren. Nur mit halbem Leibe war er auf die Hinter- und Seitenwand des Wagens gefallen, der durch die Wucht des Sprungs nach hinten kippte und dadurch das Abgleiten des Löwen veranlaßte. Kaum auf dem Boden angelangt, dreht dieser sich um und eilt wieder dem todten Pferde zu, über dem jetzt mein rechtes Bein herniederhing. Denn während des Sprungs hatte der wohlbeleibte Ohm mich zur Seite gedrängt, und so war mein Bein aus dem ohnehin engen Wägelchen herausgerathen. Das Gewehr, unsre treulose letzte Stütze war fort, Ohm Piet mit Blut überströmt, ich in der unbequemsten Lage, denn der Löwe begann an meinen langen Reiterstiefeln zu lecken, während er das todte Pferd als Ruhepolster benutzte und das andre noch immer zitternd dastand.

„Neef Cornelius sit doodstil, anders packt hy U! (Neffe Cornelius, sitzt mäuschenstill, sonst packt er Euch) flüsterte mir der Oheim zu, während der Löwe mit seiner scharfen Zunge am Leder der Stiefeln raspelte und mein Bein allmählich durch die unbequeme Lage „einschlief".

„So saßen wir, ohne uns zu rühren, die Nacht hindurch, und die ist im Mai, wo erst um halb sieben der Tag beginnt, gar lang. Da erst verließ das Ungethüm mein Bein und das todte Pferd. Majestätischen Schrittes, den langen Schweif hin und her schlagend, die Mähne schüttelnd, ging der Löwe auf das zweite, vor Angst schon ganz kraftlose Pferd zu, knurrte kurz, sprang ihm nach dem Maule und riß es nieder. Das war die letzte That unsres Bedrängers, denn in demselben Augenblicke ertönten hinter uns die Stimmen und Peitschen einiger Ochsenfuhrleute. Da stutzt der Löwe, er knurrt, wedelt mit dem Schweife und zieht davon. — Als ich neu aufathmend meinen Stiefel betrachtete, sah ich, daß er bis auf eine papierdünne Schicht von der mit scharfen Warzen besetzten, reibeisenartigen Löwenzunge fast ganz durchgeraspelt war. An dieser papierdünnen Lederschicht aber hing buchstäblich mein Leben, denn hätte der Löwe auch diese durchgerieben, wäre er auf mein Bein gelangt, dann hätte mein Blut ihn weiter gereizt, und ich wäre verloren gewesen."

Neu-Paris und was es kostet.

Das „neue Paris" ist keine Fortsetzung, keine verbesserte Auflage des alten, es ist ein ganz anderes. Ueber Nacht freilich ist es nicht entstanden, die Verwandlung ist das Ergebniß einer siebzehnjährigen, consequenten Bearbeitung des Pariser Lebens, welche einen Theil des Regimes des zweiten Kaiserreiches bildet. In dem Paris der Julidynastie und der Republik dominirten die politischen Interessen, die geistigen Kräfte; in dem Paris des zweiten Kaiserreichs herrschen die Industrie, die Speculation — die materiellen Interessen. So ist es im Innern ein anderes geworden, aber nicht ohne auch den Rock zu wechseln. Sie hat einen genialen Tailleur gehabt, die Weltstadt an der Seine, der genau wußte, was der neuen französischen Mode entsprach. Baron Haußmann hat Hekatomben von Häusern geopfert, er hat neue Prachtstraßen und Stadtviertel geschaffen und Vorstädte wie Clichy, Auteuil, Passy mit dem Pariser Gebiet vereinigt. Er hat aber auch einige Milliarden Francs verbraucht. Vielleicht hätten andere mit gleichen Mitteln Gleiches an andern Orten geschaffen — aber was man auch sagen mag, der Seinepräfect und Gehilfe des Kaisers hat mit Verständniß gewirthschaftet. Jetzt berichtet er

selbst darüber, welche Summen das große Werk seit 1852 verschlungen hat. Gewiß, dem Lordmayor der Londoner City, der doch auch in einen vollen Säckel zu greifen vermag, würden die Haare zu Berge stehen, sollte er Ziffern, wie die hier zum ersten Male gesichtet an die Oeffentlichkeit gelangenden, zu vertreten haben. Paris ist heute die schönste Stadt; sie hat aber auch die meisten Schulden, mehr, viel mehr als manche Staaten. Die Schuld beträgt in runder Summe eine Milliarde und vierundfünfzig Millionen Franken.

Soll man vor dieser Zahl erschrecken? Herr von Haußmann erschrickt nicht, er hat einen Tilgungsplan ausgearbeitet, nach welchem bis anno 1930 die Schuld abzuzahlen ist. 1930! Après nous le déluge! Wohlgemerkt, das ist nur die heute schwebende Schuld; die Summen, die zur Verschönerung bereits verausgabt wurden, sind noch ganz andre. Hören wir den Bericht. Die ordentlichen Einnahmen der Stadt Paris seit 1852 betrugen 1795 Millionen Francs. Diesen gegenüber stand eine ordentliche Ausgabe von nur 973 Millionen. Sparsame Stadt, wird man denken, 822 Millionen Ueberschuß, wo kommen diese wieder vor? Und diesen Ueberschuß durch außerordentliche Einnahmen, durch Verkauf von Grundstücken u. s. w. zu vermehren, war man wohlbedacht. Man hat in 17 Jahren für außerordentliche Ausgaben 1 Milliarde und 221/2 Millionen flüssig gemacht und auch verwendet. Gewiß konnte für diese Summe etwas geleistet werden. Sehen wir uns einige Posten des Ausgabeetats näher an, so finden wir: „Die neuen Verkehrsadern: Straßen, Boulevards, Plätze haben gekostet für Expropriation und Anlage 1297 Millionen; die Architektur: öffentliche Gebäude aller Art, Mairien, Kirchen, Lyceen, Schulen, Markthallen, Schlachthäuser u. s. w., 193 Millionen; die Herrichtung und Verschönerung der öffentlichen Straßen, Pflanzungen in den Parks und Squares, Beleuchtung, neue Pflasterung u. s. w., 129 Millionen; die Wasserleitungen und Abzugscanäle 75 Millionen; die Brücken und Quais 17 Millionen; Casernen, Spitäler, Fabriken (gemeinschaftlich mit dem Staat, der Civilliste, dem Seinedepartement) 281/2 Millionen."

Das sind nur einzelne Posten aus einer langen Reihe. Fragen wir aber, ob alles durch jene großartigen, außerordentlichen Einnahmen gedeckt wurde, so lautet die Antwort: „Nein!" Außerordentlich wurden verausgabt 20631/2 Millionen; das Deficit mußte durch Anleihen gedeckt werden — daher die oben erwähnte Schuld.

Herr von Haußmann ist alt; er hat sein Werk vollbracht und überläßt die weitere Arbeit jüngeren Schultern. Er tritt zurück. Après nous le déluge! 1930?

In einer Hühnerkinderstube.

(Zu dem Bilde auf S. 197.)

Auf dem Hühnerhof weiß Jedermann Bescheid. Wer ihn nicht bei seinem Hause hat, kennt ihn doch aus Büchern und Bildern; auch im Daheim (IV, 532) haben zwei Thierfreunde — Schlegel und Speckter — uns mit ihm vertraut gemacht. Und wer kennt nicht des alten Niederländers Hondekoeter meisterhafte Darstellungen von Geflügel, vor allem das in der Dresdner Galerie befindliche Gemälde, das einen Hahn darstellt, der dem räuberischen Falken das Küken aus den Klauen entreißen will? Wer aber hat je daran gedacht, uns in eine Hühnerkinderstube zu führen?

Ein sinniger und aufmerksamer Beobachter des Thierlebens, Gustav Süs in Düsseldorf, hat es gethan, und wir meinen, wer sein Bild anschaut, wird daran seine Freude haben und ihm dafür danken, wie denn auch dasselbe auf mehreren Kunstausstellungen allgemeine Anerkennung gefunden, und von dem Künstler wiederholt für Kunstfreunde hat ausgeführt werden müssen.

Volle drei Wochen hat die Gluckhenne — in „aufopfernder Mutterliebe", wie es manche Naturschwärmer nennen — Tag und Nacht auf den Eiern gesessen. Ihr Kamm ist darüber erblaßt und schließlich fast leblos geworden. Endlich, mit dem 21. oder 22. Tage ist die unter ihr morsch gewordene Kalkschale zerbrochen; „Knacks! Knacks!" ertönt es, und gleichzeitig: „Piep! Piep!" Und die so lange reglose Henne wird wieder wach und lebendig, und ihr lautes „Gluck! Gluck!" antwortet dem ersten Lebenszeichen der zu freiem Leben erstarkten Jungen und verkündet der Welt, daß sie Besitzerin einer Schar goldener Kükenkinderchen geworden ist.

Nur aus ehrerbietiger Ferne darf man sie aber betrachten, jede Berührung unserer Hand würde die Alte mit kräftigem Schnabelhiebe zurückweisen. Die Kleinen sitzen, nachdem sie ausgeschlüpft sind, ohne Nahrung zu nehmen, noch einen Tag unter der sie wärmenden und schützenden Mama. Sind sie aber erst gehörig trocken geworden, so rütteln und schütteln sie ihr goldenes Wollröckchen auf, und mit hellem „Gluck! Gluck!" führt die Kinderreiche ihre Schar hinaus in den hellen Sonnenschein.

Auf unserm Bilde ist die junge Welt einige Augenblicke sich selbst überlassen. Man könnte meinen, sie seien so eben von ihrem ersten Spaziergange in ihre Kinderstube heimgekehrt — so fest scheinen sie schon auf ihren zarten Beinchen zu stehen, — aber der Eierschalenrest auf dem Rücken des voranstehenden jungen Weltbürgers widerspricht dieser Auffassung. Ganz kürzlich erst muß er seine zerbrechliche alte Wohnung verlassen haben. Mit wie tiefsinnigem Ausdruck blickt das jugendliche Wesen in die verlassene Eierschale, in den Born seines Ursprungs, als wollte es mit Hamlet über „Sein oder Nichtsein?" philosophiren. Will auch hier das Ei klüger sein als die Henne?

Wer doch nicht nur die Vogelsprache, sondern auch die Vogelgedanken verstünde, welche Weisheit könnte er in dem jugendlichen Philosophen entdecken! „Der erste Gedanke" hat unser Maler sein interessantes Bild genannt; welcher Naturweise sagt uns aber, was dieser Gedanke gewesen! Er wird wohl zu den „unaussprechlichen" gehören; von uns wenigstens muß er unausgesprochen bleiben.

Leichter dünkt es manchen politisch Weisen, die Eierschale auf dem Rücken des schwarzäugigen Hühnersprößlings zu deuten. Als echter preußischer Unterthan sei er unverkennbar auf die Welt gekommen, habe er doch sofort seinen Tornister auf dem Rücken mitgebracht.

Solche politische Betrachtungen stellt allerdings das auf den „Tornister" herabblickende Brüderlein gewiß nicht an. Wie verschieden doch Geschwister schon in so zartem Alter sind! Das eine so gescheut, das andere so herzlich dumm in das Leben schauend! Jedenfalls aber noch nichtssagender präsentirt sich uns Nr. 3, oder sollten sein uns ziemlich unhöflich zugekehrter Rücken, sein Starren auf die leere Wand, seine etwas schiefen Beinchen auch etwas sagen wollen?

Alle drei kümmern sich ersichtlich gar nicht um das hilflos im Ei steckende, lebensbegierig ins Freie blickende ungeborne Wesen, das doch auch ihrer Mutter Kind ist. Und wo steckt diese Mutter selbst? Hoffen wir das Beste, nämlich daß sie in der Nähe ist und daß sie zu den bedächtig ruhigen Glucken gehört, die immer bereit sind, ihre Küchlein unter ihre Flügel zu nehmen. Denn leider gibt es auch unter diesen Naturkindern manche Mütter, die lieber umherrennen, als sich um ihre Jungen bekümmern.

Der Blick in eine jede Kinderstube ist ebenso ergötzlich, als lehrreich, wenn auch nicht ein jedes Auge soviel darin entdeckt, als das des Pädagogen von Fach. Der Humor unserer Hühnerkinderstube spricht aber am besten für sich selbst und läßt sich ebensowenig erklären, wie die Schönheit einer Naturscene oder eines Kunstwerkes von Menschenhand. Unsere Leser werden ihn auch hier herausfühlen, und sie werden es gerne hören, daß wir ihnen bald einen Pendant zu diesem Bilde von demselben Künstler zu bringen versprechen können.

R. K.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

VI. Jahrgang. Ausgegeben am 1. Januar 1870. Der Jahrgang läuft vom October 1869 bis dahin 1870. **1870 № 14.**

Zum Neuen Jahr.

Sei gegrüßt uns neues Jahr!
Was du auch magst bringen,
Können wir doch immerdar
Nach Vollendung ringen.

Vorwärts denn in rechter Art
Durch das Marktgebrause!
Vorwärts auf der Pilgerfahrt
Nach des Vaters Hause.

Bei der Welt gehn wir zu Gast,
Finden keinen Frieden:
Nur zu flüchtiger Wanderrast
Ward sie uns beschieden.

Doch der Wirthin eingedenk,
Die uns aufgenommen,
Mög' als freundlich Gastgeschenk
Unser Dank ihr frommen.

Dank für jede Ruhestatt,
Jede duftge Gabe,
Jede Blüte, jedes Blatt,
Jeden Trunk zur Labe!

Dank für jeden Sonnenstrahl,
Jeder Quelle Rauschen,
Jedes frohe Lied im Thal,
Dem wir durften lauschen!

Dank auch für den tiefsten Schmerz,
Wie für selge Stunden:
Dank für jedes treue Herz,
Das wir hier gefunden!

Bis wir Stab und Pilgerkleid
In den Schoß ihr legen,
Führ uns, Herr, durch Freud und Leid
Deinem Haus entgegen.

Julius Sturm.

Eine Cabinetsintrigue.

Historischer Roman von **Georg Hiltl.**

Der Sonntag beim Hofprediger.

Die Glocken der Berliner Kirchen verkündeten die Beendigung des sonntäglichen Gottesdienstes. Durch die Straßen zogen feierlich aufgeputzte Leute jeden Alters und Geschlechtes, die Wachen traten ins Gewehr, und vom Thurm der neuen reformirten oder Parochialkirche tönte die Melodie des Glockenspiels herab, welches König Friedrich Wilhelm I der Gemeinde geschenkt hatte, nachdem es von seinem Vater ursprünglich für den Münzthurm am Schlosse bestimmt gewesen. Der kalte Januartag bewirkte, daß alle Spaziergänger oder von der Kirche Heimkehrenden, ihre Schritte beschleunigten, und so nahte sich denn auch dem Hause in der Klosterstraße, welches der Klosterkirche geradegegenüberliegt, die stattliche Gestalt des Hof- und Dompredigers Jablonsky in hastigerer Weise, als der hochwürdige Herr sonst wohl zu thun pflegte, wenn er nach beendeter Predigt in seine Wohnung zurückkehrte.

Unten, an der Treppe des Hauses wartete seiner schon der Diener und geleitete ihn zu dem behaglichen Arbeitszimmer, in dessen breitem Ofen das Feuer lustig flackerte. Jablonsky entledigte sich der Robe, nahm die sorgfältig frisirte Perrücke ab und ersetzte sie durch ein Käppchen, dann schlüpfte er in seinen Hausrock, zog die bequemen Handschuhe an und legte seine Amtsbücher in die Lade.

Während dieser Verrichtungen war eine halbe Stunde vergangen und der Diener öffnete die Thüre mit der Meldung:

„Ehrwürden, es ist angerichtet."

Der Hofprediger ging durch das anstoßende Zimmer in einen kleinen Saal, dessen Mitte der gedeckte Tisch einnahm, auf welchem schon die Suppenschüssel dampfte, der mit sechs Converts belegt war und außer diesen Gegenständen noch recht schweres und gediegenes Silberzeug an Löffeln, Messern und Gabeln auf dem blendend weißen Tischtuche trug. Die Ausstattung des Zimmers war eine äußerst behäbige, die große, in geschnitztem Kasten prangende Uhr tickte laut, eine wohlthuende Wärme füllte den Raum, der mit hochlehnigen Stühlen, guten Bildern und trefflich gearbeiteten Schränken angefüllt war. Der Hofprediger rückte eben noch einen Sessel zurecht, als aus dem Nebenzimmer schon die Tischgenossen hereintraten. Es waren seine Gattin und deren Schwester, der Prediger Andrä und zwei junge Candidaten des Predigtamtes, welche an Sonn- und Festtagen bei dem Hofprediger speisten. Jablonsky begrüßte alle in herzlicher und würdevoller Weise, dann zog er seine Sammetkappe, sprach hinter seinem Stuhle stehend das Tischgebet und sagte fröhlich: „Nun an die Arbeit, das heißt an das Essen."

Bald waren die Teller gefüllt durch die sorgende Hand der Frau Hofpredigerin und die Löffel klapperten lustig, dabei begannen die Tischgenossen eine lebhafte Unterhaltung, welche sich, da die Männer alle dem geistlichen Stande angehörten, zunächst um die heute gehörte Predigt des Hofgeistlichen drehte.

Jablonsky war eine Person von Bedeutung. Nicht nur seine Stellung als Prediger gab ihm ein besonderes Ansehen, er bekleidete auch die Würde eines Seniors der Unität von Großpolen, und war Mitglied des Consistoriums, Secretarius, Vicepräses und königlicher Rath; wer daher in seinem Hause aus- und einging, durfte sich solches zur besonderen Ehre anrechnen. Seine Menschenfreundlichkeit, die offene, freimüthige Haltung, welche er stets dem Könige gegenüber, der nicht immer Widerspruch vertrug, bewahrte, und die er häufig genug im Interesse der bedrohten Wissenschaft verwendete, hatte ihm die Berliner zu Freunden gemacht. Es geschah häufig, daß man sich an ihn wendete, wenn es galt, eine Fürsprache zu erhalten, und Jablonsky half sicher, wo es nur irgend möglich war.

Glücklich und sorgenfrei in seiner materiellen Lebensstellung, hatte der Hofprediger sich eine schöne Häuslichkeit gegründet, und wer so am Sonntage, wenn der würdige Herr mit den Seinen um den Tisch saß, in das Eßzimmer blickte, der mußte sich sagen: daß Frieden und Ruhe, heitrer, behaglicher Genuß durch diese kleine Gesellschaft, durch die Umgebung und durch den patriarchalischen Hausherrn aufs vollkommenste repräsentirt waren.

Als der prächtige Kalbsbraten herumgetragen ward und die Kartoffeln in der großen, zinnernen, tiefen Schüssel mit ihren geplatzten Schalen paradirten, ergriff der Hofprediger sein Glas, füllte es mit gutem Weine, schenkte dann die Gläser seiner Gäste voll und sagte, das seinige emporhebend:

„Lasset uns nun, meine Freunde, den ersten Trunk edlen Weines auf das Wohl unsres Königs und Herrn leeren, dem wir Theologen so viel verdanken, daß es bei andern Menschenkindern wohl leicht den Anschein haben mag, als seien wir die einzig Bevorzugten."

Die Gäste stießen mit dem Hofprediger zwar an, allein einer der jungen Candidaten that dies doch mit auffallend saurer Miene und so nachlässig, daß Jablonsky sogleich die laue Stimmung bemerkte und mit ein wenig gerunzelter Stirn fragte:

„Ei, Ei! Herr Laurentius, was soll das bedeuten? Hat Er nicht Lust, meiner Aufforderung in optima forma nachzukommen?"

Der Candidat erröthete und hätte beinahe vor Verlegenheit das Salzfaß umgestoßen, welches dicht vor seinem Teller stand. Er nahm sich jedoch zusammen und stammelte so einige Dinge von „nicht ganz einverstanden," von „hartem Wesen" rc., worauf aber Jablonsky nicht hörte, sondern vielmehr nachdrücklich seine Frage wiederholte.

„Wenn Euer Hochehrwürden nicht ungnädig meine Ansicht aufnehmen wollen," entgegnete der Candidat, „so möchte ich mir wohl erlauben, in diesem vertrauten Kreise mich wegen meiner Lauheit verantworten zu dürfen, die ich bei sothanem auf Seiner Majestät Wohl ausgebrachten Toast an den Tag gelegt habe."

„Er weiß, Laurentius," sagte der Hofprediger, „daß ich offene Erklärungen liebe und daß gerade ein zukünftiger Diener und Verkünder des Wortes mit seiner Meinung offen hervortreten soll. Also was ist es, das Ihn zu so geringem Eifer veranlasset, wenn es gilt, das Wohl des gnädigen Herrn auszubringen?"

Der Candidat drehte eine Brotkugel zwischen seinen Fingern und begann: „Hochehrwürden werden mir gewiß nicht zürnen, wenn ich auf die Seite eines Mannes trete, den Sie selbst als bedeutend ästimiren und dem dennoch ein böses Spiel von seinen Gegnern und Neidern gespielt wird: Ich meine den hochgelahrten, in der Philosophia und in Mathematicis ausgezeichneten Herrn Christian Wolf zu Halle."

„Ah, geht es darauf hinaus!" sagte halblaut der Hofprediger, „ich dachte es beinahe."

Der Candidat, der keine heftige Entgegnung zu überwinden hatte, wurde dreister. „Ist es nicht schrecklich," fuhr er fort, „daß Seine Majestät den Angriffen des Joachim Lange wider Wolf ein geneigtes Ohr leihen, daß der große Lehrer, der ein System, von dem wir bisher im lieben Deutschlande noch keine Ahnung hatten, verbreitet, solchen kleinlichen Nergeleien fast unterliegen muß? sollen wir alles, was da außer unserm Kreise liegt, verbannen? sollen wir, dieweil wir das Wort verkünden, das begründet ist durch die heilige Schrift, nicht an einem guten mathematischen Satze uns erlustigen dürfen? Sie selbst, hochehrwürdiger Herr, haben sich des Philosophen und Freundes angenommen, und ich kann nicht umhin, solche Angriffe abscheulich zu finden und es zu beklagen, daß man ihnen allerhöchsten Ortes ein Ohr leihet."

„Der König muß jeden hören," sagte Jablonsky, „aber wer sagt ihm, daß er dem Wolf deshalb an den Hals wolle?"

„Oh, Sie werden es sehen, daß es noch dahin kommen wird," rief der Candidat.

„Aber damit ist noch gar nichts gesagt," fiel Andrä ein, „haben wir nicht ein Kammergericht zu Berlin, wo dergleichen Dinge doch am Ende abgeurtheilt werden?"

„Das Consistorium urtheilt in solchen Sachen ab, nicht das Kammergericht."

„Eben!" rief halb scherzend, halb unwillig Jablonsky. „Sitze ich nicht im Consistorium?"

„Gott sei Dank, ja," rief Laurentius. „Aber was soll man dann erst sagen? werden Euer Hochehrwürden Ihre gewichtige Stimme zu Nutz und Frommen eines Angegriffenen abgeben dürfen? ich fürchte, es sei mir gestattet, dieses in aller Unterthänigkeit sagen zu können, ich fürchte nein! der König ist Richter und Entscheider in einer Person. Er handelt, wie es ihm gutdünkt und kehrt sich an niemanden, wenn seine Ansichten gelten sollen. Was sind hier bei uns Richter!" fuhr der Candidat immer hitziger fort, „nichts, gar nichts. Die Advocaten nennt der König Rechtsverdreher."

„Vielleicht nicht mit Unrecht," schaltete Andrä ein.

„Ich will das zugeben, Herr Prediger, aber sind es denn alle? muß man Gutes und Schlechtes zusammenwerfen in einen Hafen, wie ein Weib, das da bäcket Mehl und Kleien? es mögen allerlei unnütze Dinge unter den Herren vorgehen, sind aber darum alle schlecht? wenn ein Gelehrter ein Narr ist, muß darum die ganze Gelehrtenwelt aus Narretei zusammengesetzt sein? wenn einer unter den Advocaten das Recht verdreht, müssen darum alle Schurken sein? Es gibt wunderliche Leute und seltsame Käuze unter ihnen, aber dennoch kann man bei aller Wunderlichkeit ein braver Mann sein, muß der König auf jeden einen Haß werfen, weil er dem Advocatenstande angehört? Waren in Israel keine Richter?"

Diese heftige Vertheidigung des vom Könige sehr gehaßten Advocatenstandes begleitete Candidat Laurentius mit lebhaften Armbewegungen, wobei deutlich beobachtet werden konnte, daß seine Stimme zuweilen matter, ja stockender wurde, und daß endlich eine tiefe, purpurne Röthe sein hübsches Gesicht überzog. Da der Candidat durchaus nicht dem Glase zugesprochen hatte, so mußte diese Röthe einen ganz besonderen Grund haben und die Hofpredigerin schien diesen Grund zu kennen, denn sie drohte mit dem Finger und sagte:

„Laurentius, Laurentius! ich ahne, welcher von den Advocaten Gegenstand Seiner Vertheidigung werden soll, es ist kein lauteres Gefühl für das Recht allein, das ihn treibt, also zu sprechen."

Laurentius knäuelte die Serviette zusammen, er rückte unruhig auf dem Stuhle hin und her und wagte nicht, das Haupt zu erheben.

„Aha! aha!" lachten Jablonsky und Andrä gutmüthig. „Will's da hinaus?" rief der Hofprediger. „Mir hat schon in voriger Woche

der Küster Hastorff so etwas mitgetheilt, wenn die Stelle eingenommen sein wird, dann soll ein christliches Ehebündniß mit einem gewissen jungen Frauenzimmer geschlossen werden, deren Vater einer von den Advocaten ist."

„Hochwürden —" stammelte der Candidat.

„Ei — was ist da zu stammeln!" sagte Jablonsky gutmüthig. „Ich finde das so ganz folgerecht wie irgend etwas, nur fürchte ich, daß noch einige Hindernisse aufgethürmt werden dürften."

„Hindernisse?" seufzte der Candidat. „O, wenn diese nur da wären, wie gern wollte ich sie überwinden, aber ich darf es in solchem Kreise, wo nur wohlwollende Freunde sind und da meine Herzenssache denn doch einmal zur Sprache gekommen ist, wohl gestehen — ich bin noch im weiten Felde mit meiner Bewerbung, denn das junge Frauenzimmer sieht mich wohl freundlich, aber durchaus nicht mit solchen Blicken an, wie ich sie für meine einstige bevorstehende Werbung wünschen möchte — mit einem Woete: ich fühle es wohl heraus, daß ich ihr Herz nicht gewonnen habe."

Die beiden Frauen betrachteten den jungen Mann mit theilnehmenden Blicken, aber Jablonsky klopfte ihm sanft auf die Schulter und sagte: „Nun, habe Er nur guten Muth, Laurentius, Gott fügt der Menschen Herzen wundeelich zusammen, vielleicht auch das von ihm und das seiner Herzallerliebsten, und ist es anders des Höchsten Wille, nun, so muß Er sich drein finden. Aber eines mache ich ihm zur Pflicht: versäume er mir nicht die heilige Theologia, sondern denke Er mit allem Ernste und christlichem Eifer seiner Antrittspredigt, damit ich Ihm aus wahrhafter Ueberzeugung meine Protection zuwenden kann. Hüte Er sich auch, Seine Disputationes über die Anordnungen Seiner Majestät weiter auszudehnen, solches gehört in den Gerichtssaal aber nicht für die Kanzel."

Es schien mit diesen Worten Jablonskys auch jede weitere Unterhaltung über den Gegenstand abgeschnitten, und man kam auf gleichgültige Dinge; das Essen ging unter heiteren Gesprächen vorüber, und endlich, nachdem die Gäste tüchtig den Speisen zugesprochen, erhob Jablonsky sich, sprach ein Dankgebet, dann stand alles von der Tafel auf, die Candidaten küßten der Frau Hofpredigerin die Hand, empfahlen sich Seiner Hochwürden und dem Prediger Andrä und suchten dann ihre Mäntel und Hüte.

Als Laurentius eben in das Vorzimmer treten wollte, kam die Frau Hofpredigerin gerade aus der Küche zurück. Sie reichte dem Candidaten die Hand und sagte halblaut:

„Sei Er nur nicht zaghaft, Laurentius. Ich hoffe, es wird Ihm glücken, wenn Er erst eine gute Stelle hat, aber dazu ist es nothwendig, daß Er sich des Königs Gnade versichert und recht attent ist, damit mein Gatte ihn auch vorschlagen kann. Dann eine kräftige Antrittspredigt, und wenn er in seiner Pfarre sitzt, werden sie Ihm das hübsche Mädchen schon geben."

Der Candidat lehnte sich einen Augenblick an den Pfosten der Thüre und schlug die Hände vor sein Antlitz. „O, verehrungswürdigste Frau Oberhofpredigerin," seufzte er. „Es soll nicht an meinem guten Willen fehlen, nicht an meinem Eifer soll es liegen, die Stelle im hohen Stande der Gottesgelehrten und mit ihr die tugendsame, von mir heißbegehrte Jungfrau zu gewinnen, aber ach! es ist mir nicht so leicht gegönnt."

„Es sind wohl Bewerber da, die viel Aussicht haben?" forschte die gutmüthige Frau.

„Gewiß. Da sind vor allen zwei, die durchaus die Hand des Mädchens erringen wollen. Erstens der in königlichem Dienste stehende Kriegssecretarius Bube, dann aber der reiche Gastwirth Vincent aus der Brüderstraße. Diese beiden sind aber zu fürchten, sie bewerben sich nur um das Mädchen, und obwohl Bube noch nicht so dem Vater besonders willkommen sein würde als Eidam, ist dennoch ein dritter weit mehr das Hinderniß für meine Bewerbungen."

„Und wer ist das?"

„Ein Soldat — ein Officier vom Regimente Foreade — o, das ist auch eines, weshalb man dem Könige grollen möchte. Soldaten — immer wieder Soldaten, sie sind alles, und sie stechen uns alle aus."

„Der König gibt den Consens nicht zur Heirath eines Officiers mit der Advocatentochter."

„Und was könnte dieses alles nützen, hochbelobteste Frau, wenn ich dennoch nicht der Liebe des Mädchens sicher wäre?" entgegnete der Candidat. „Ein Befehl, ein Zwang oder sonstige Veranlassung, würde mich nie bewegen können, die Hand nach der schönen Jungfrau auszustrecken — es muß die Neigung des Herzens für mich sprechen, sonst ist mir nimmer geholfen."

„Da hat Er recht," sagte die Hofpredigerin, „und so muß Er denn auf die Gnade des Himmels bauen — Geh Er getrost — es wird wohl alles noch gut."

Laurentius empfahl sich stumm und ging mit seinem Freunde zuot Hause hinaus. Draußen auf der Gasse war es bereits dunkel und noch frostiger als zur Mittagszeit, aber in dem Studirzimmer Jablonskys saß es sich desto behaglicher. Der Hofprediger hatte seinen Freund Andrä dicht neben dem warmen Ofen Platz nehmen lassen, hatte zwei holländische Pfeifen hervorgeholt, beide mit gutem Knaster gefüllt und eine davon dem Freunde gereicht, während er selbst die andere in Brand setzte. In die wohlriechenden Dampfwolken gehüllt, schritt Jablonsky durch das Zimmer, während Andrä steif auf dem Sessel sitzen blieb.

„Hm — hm — hm —" begann Jablonsky, „böse Zeiten das, tagtäglich ärger. Da habt Ihr nun heute gehört, wie in den Köpfen der jungen Leute die Ideen sich umhertreiben. Das ist doch schon arg genug, wenn ein sonst guter Mensch, wie unser Laurentius, solche Reden führt. Es ist wahr, ich muß es zugeben, das Treiben dort in Halle mißfällt auch mir. Wolf ist ein tüchtiger Mann, und sie wollen ihm durchaus was anflicken."

„Sollte der Candidatus nicht allzu schwarz sehen und sich von seinem Eifer hinreißen lassen?" sagte Andrä.

„Ihr könnt weniger darüber urtheilen, Freund," antwortete der Hofprediger, „denn Ihr lebt im tiefen Frieden und lebt eben nur Eurer Gemeinde, wenn man aber ins Leben hinein schaut, sieht manches doch anders aus. Freilich — freilich," setzte er lächelnd hinzu, „die Apologie für die Advocaten, welche der König so haßt, die war von Laurentius eigens im Interesse des Herrn Georg Job, der seiner Herzensliebe Vater ist, angebracht."

„Ein äußerst kuriöser Mann, dieser Advocat Job," sagte Andrä, mit Stirnrunzeln die Dampfwolke aus seiner Pfeife stoßend. „Ich höre ab und zu von ihm reden. Ist's denn wahr, daß er prophetische Gabe besitzt? Man redet so viel tolles Zeug von ihm."

„Ihr wisset, Freund, was von dergleichen Dingen zu halten ist, und was die Schrift von den Zeichendeutern sagt, allein der Advocat Job hat sich neben seiner Juristerei viel mit solchen außerordentlichen Dingen abgegeben und darin seit geraumer Zeit Ruf erhalten, daß er die Nativetät stellen, aus der Hand wahrsagen und in dem Gesichte des Menschen lesen könne. Wer daran glauben will, mag es thun — ich habe genug geeifert dagegen, was hilft es, wenn selbst hochgestellte Leute sich in die Hand gucken lassen!"

„Dieser Notarius Publicus stiftet viel Unheil," rief Andrä, sich erhebend. „Und es wäre an dee Zeit, seinem Unfuge recht scharf entgegen zu treten. Er soll einem Manne, dem Postsecretarius Fesser prophezeit haben, daß dieser im Wasser umkommen werde. Was ist die Folge? Der arme Fesser meidet das Wasser, trinkt nur Wein und ist schon halb zum Zechbruder geworden. Er naht sich nie einem Flusse, aus Furcht, die Prophezeiung möchte sich an ihm erfüllen und — dieses ist wohl das Schlimmste: Fesser ist tiefsinnig von Stund an, wo Job ihm die Zukunft enthüllte. Soll man so etwas dulden? wir müssen doch, so meine ich, einmal dagegen donnern."

Jablonsky lächelte über den Eifer seines Freundes. „Noch haben wir ja eigentlich nichts eintreffen sehen, was Job weissagte, und je mehr man solcher Tollheit offen, mit Gewalt steuern will, um so schneller und dreister greift sie um sich. Mich beunruhigt nur Laurentius. Er ist der Sohn meines ehemaligen Studiengenossen, mir hat ihn der Vater empfohlen und weither, aus Königsberg in Preußen kommt er hieher. Es wird schwer sein, den jungen Mann von dem Jobschen Hause loszureißen."

„Ehrwürden, wenden Sie Gewalt an. Man muß dem Bösen die Klauen verschneiden."

„Da seht Ihr, daß ich wieder mehr von der Welt Lauf verstehe als Ihr, bester Freund. Ebenso nutzlos wäre hier Gewalt, wie sie bei dem Treiben des tollen Notars Job sein wüede. Wenn man einen verliebten Jüngling mit Gewalt von dem Gegenstande seiner Neigung trennen will, gerade dann wird er erst recht alles anwenden, sich in den Besitz zu bringen — nein! wir müssen es dem Himmel überlassen; entweder Laurentius ereingt sich mit der Stelle die Tochter des Notars, oder es tritt ein günstiger Augenblick ein, wo er einsteht, daß es besser sein dürfte, jede Bewerbung um das Mädchen

aufzugeben, hätte ich heut bei Tische mit heftigen Worten wider die Neigung des jungen Mannes geeifert — er wäre sicherlich mit dem festen Vorsatze hinweggegangen, alles daran zu setzen, damit seine Leidenschaft den Sieg erringe. So ist er — glaubt mir — schon nachdenklicher geworden. Machen wir jetzt vor allen Dingen Anstalt, daß er viel Arbeit mit seiner künftigen Stellung habe, das zieht ihn am besten von anderen Allotriis ab."

„Wie kam er nur in das Haus des Notars?"

„Ei — wie es eben solchen jungen Leuten geht, wenn sie mit Recommadationsschreiben in den Taschen aus der Heimat in die große Stadt kommen. Ein Freund seines Vaters hatte Laurentius an den Notar Job empfohlen. Job ist sonst ein guter Mann. Laurentius machte seine Aufwartung, ward geladen, sah die hübsche Tochter des Notars, die Elisa Jobin, und damit war es um ihn geschehen."

„Aber die Sancta Theologia, Ehrwürden!"

„Ah — lieber Freund, dabei hört alles auf, wenn man verliebt ist. Da hilft kein Studium auf die Dauer, und dann kommen noch mitleidige Weiberherzen, wie das meiner guten Frau und meiner Schwägerin, die reden dem Jammernden zu, die gießen Oel ins Feuer — liebster Andrä; ich bin viel in der Welt gewesen, habe allerlei seltsame Fata an mir und anderen vorüberziehen sehen, mir macht man kein X für ein U, und es muß schlimm kommen, bevor ich in die Falle gehe. Gerade so, wie für mich selbst, sehe ich auch für andere."

„Du sollst nie den Tag vor dem Abend loben," rief jetzt die Gattin, welche den letzten Satz gehört hatte, mit heller Stimme. „Ich predige Dir das oft genug. Aber seht, Herr Andrä, mein Gatte ist fest von seinem Glücke überzeugt — er glaubt — —"

„Theresa, schweige doch," fiel Jablonsky ein wenig verdrießlich ihr ins Wort. „Wie kannst Du so etwas denken? ich habe eine gute Stellung errungen, ich habe Dich, mein liebes Weib, seit langen glücklichen Jahren an meiner Seite, soll ich dessen nicht dankbar mich täglich erinnern, und wird der Herr im Himmel mir deshalb zürnen, weil ich mich solchen Glückes dankbar freue?"

„Nein — Ihr habt recht, Hochehrwürden," rief Andrä, seine Pfeife ausklopfend. „Und ich muß, hochbelobte Frau, wider Euch Partei nehmen. Den Beweis dafür spare ich mir auf ein anderes Mal — denn heut muß ich mich empfehlen mit Dank für alles genossene Gute, meine Abendbetstunde muß innegehalten werden — Gott befohlen!"

Er küßte der Hofpredigerin die Hand, drückte die Rechte Jablonskys und verließ das Zimmer. Der Hofprediger und seine Gattin blieben allein.

„Du warst mir wohl böse, Ernst," sagte die Gattin; „daß ich ein wenig vorlaut wurde."

„Nicht doch," sagte Jablonsky gutmüthig, „da hätte ich schon oft böse werden müssen, denn in der langen Zeit unserer glücklichen Ehe hat meine liebe Frau ihren hübschen Mund — der heut noch, wo sie schon eine ältere Frau, hübsch ist, oft genug ein wenig zur Unzeit geöffnet. Aber das geschieht zu jeder Zeit so gutmüthig und so harmlos, daß ich nie zürnen kann. Am wenigsten heute, wo ich wieder einmal die glückliche und ehrenvolle Stellung so recht begreife, welche mir des Himmels Gunst verliehen — heute, wo im Dome die zahlreichen Hörer aller Stände, jedes Alters und Geschlechts meinen Worten andächtig lauschten, wo ich Händedrücke und Dankesworte fühlte und hörte, nachdem ich die Kanzel verlassen hatte, wo ich nach gutem und edlem Tagewerke heimkehrte in mein friedliches, schönes Haus und am wohlbesetzten Tische mit Dir und den Freunden eine heitre Stunde verleben konnte."

Der Hofprediger hatte seine Gattin umschlungen und schaute ihr in die klaren Augen.

„Gewiß, Du hast recht — Du hast alle Ursache, glücklich zu sein, Ernst," rief sie. „Und ich bin stolz darauf sagen zu können: daß auch ich beitrug, Dir das Leben freundlich und behaglich zu gestalten."

„Gewiß — gewiß, Theresa, das darfst Du sagen."

„Möge es immer so bleiben mit Gottes Gnade bis an unser seliges Ende!"

„Und weshalb sollte es nicht also bleiben, Theresa? meine Stellung ist eine hohe, treffliche. Ich genieße die Liebe meiner Gemeinde — das Vertrauen des Königs. Ich lebe meinem schönen Berufe und kümmere mich wohlweislich nicht um das Treiben der Großen, so verlockend es auch sein mag und so leicht der Senior der Unität Polens auch seine Hand in das Getriebe der politischen Intriguen stecken könnte — das wissen alle, das weiß der König am besten, und gerade deshalb ist er mir geneigt."

Theresa Jablonsky schwieg, dann sagte sie fast schüchtern: „Der König darf Dir auch geneigt sein. Es lieben ihn wenige so aufrichtig wie Du."

„Leider," rief Jablonsky heftig, „weil nur wenige seine Bedeutung, sein edles Herz verstehen und würdigen können. Friedrich Wilhelm ist eine herrliche Frucht in rauher, mit Stacheln und zähen Fasern bedeckten Schale; er ist ein Mann von Eisen, aber gerade so, wie er in unsrer Zeit sein muß, gerade so ein Regent, wie er auf König Friedrich den Ersten folgen mußte. Wahr ist es — es könnte ein milderes Licht zuweilen von ihm ausstrahlen, aber der König will stets das Beste; wenn es auch in wunderlicher Form gegeben wird — was er bringen will, ist gut und edel gedacht. Er ist ein Hausvater wie es nur irgend einen geben kann, er muß eine genaue Rechnung führen in dem Staate, den sein Herr Vater zum Königreiche gemacht und durch seine Prachtliebe stark genug angegriffen hat. Dabei geht es nicht immer sanft zu — dabei muß der seidne Handschuh oft genug ausgezogen werden. Und nun denke, welche Erfahrungen er gemacht hat — wie ihm als jungen Prinzen die Augen geöffnet wurden über das Treiben der Hofleute, die seines Landes — seines zukünftigen Erbes Schätze verthaten. Mußten da nicht der Argwohn, das Mißtrauen die Oberhand gewinnen? konnte der Prinz, der seinen Vater von den dreisten Höflingen umlagert sah, etwas Besseres thun, als sich zurückziehen in die Einsamkeit eines Jagdschlosses? — und heute! Ich strecke meine Hand nie nach Würden aus, die mir nicht zukommen, ich kümmere mich nicht um die seltsamen Verbindungen, welche selbst an diesem ernsten und einfachen Hofe sich schließen — aber Grumbkow, Bossen, der Fürst von Anhalt und Dessau, die erlauchte Königin selber — weben sie nicht alle noch heute ihre Netze, um für sich, für ihre Interessen damit einen Zug zu thun? der König hält aufs Manneswort — es wird ihm alljährlich einmal vom Wiener Hofe gebrochen — er glaubt sich geborgen im Schoße seines Hauses — eine kleinliche Intrigue stört seinen Frieden. Sachsen und Hannover suchen heimlich die Ruhe seines Reiches durch Plackereien zu verscheuchen — darf es nach all solchen Dingen Wunder nehmen, wenn der König die Menschen nicht besonders hoch hält, und ist es im Gegentheil nicht bewundernswerth, zu sehen, daß er, trotz aller schlimmen Erfahrungen dennoch immer wieder, nachdem sein Zorn verraucht ist, die Hand bietet, Gutes thut und sein Ohr den Beschwerden leiht? ich glaube sicherlich, daß König Friedrich Wilhelm den glänzenden Ausbau des Gebäudes beginnen wird, zu welchem der große Kurfürst und sein Vater den Grund gelegt haben."

Jablonsky hatte sich in eine Art von Begeisterung hineingeredet.

„Du vermagst das alles besser zu beurtheilen als ich," sagte Theresa. „Und ich glaube Deinen Worten, wenn auch das weichere Gemüth einer Frau den Werth solcher Naturen, wie Friedrich Wilhelm eben eine ist, nicht zu ermessen weiß — aber sieh — horch — was ist das? kommt noch in so später Stunde ein Besuch?"

Jablonsky und seine Frau traten zum Fenster. Von der stillen Straße herauf schallten Stimmen, und Lichtglanz erhellte den Damm der Klosterstraße. Eine Sänfte hielt vor dem Hause, die beiden Gatten sahen, wie eine mit Pelzen und Muff bekleidete, tief verschleierte Dame ausstieg. Dann ward die Klingel gezogen, und man hörte eine Person die Treppe hinaufkommen.

„Es wird eine Angelegenheit der Kirche sein," sagte Jablonsky.

„Gewiß!" stimmte die Gattin bei. „Etwa eine Ehescheidungssache — ich gehe und lasse Dich allein mit dem späten Besuche."

Kaum hatte Frau Theresa das Zimmer verlassen, als der Diener eintrat und berichtete, daß eine Dame den Hofprediger dringend zu sprechen wünsche.

„Ich stehe für Jedermann zu Diensten, laß die Dame eintreten," sagte Jablonsky.

Der Diener führte die tief Verschleierte in das Zimmer.

„Sie wünschten, Madame?" sagte Jablonsky — „Aber bevor wir mit einander sprechen — wen habe ich die Ehre vor mir zu sehen?"

Die Dame schlug den Schleier zurück.

„Frau von Blaspiel?" rief Jablonsky erstaunt.

„Wie Sie sehen, Hochwürden," entgegnete die Dame. „Ich habe, wie Sie sich denken können, Wichtiges mit Ihnen zu sprechen, sonst wäre ich nicht zu so später Stunde gekommen."

„Legen Sie die schweren Pelze ab, gnädige Frau," bat Jablonsky, „im Zimmer ist es sehr warm."

Frau von Blaspiel warf ihre Pelze und Mäntel schnell ab. Sie zeigte eine schöne, wenngleich nicht mehr jugendliche Gestalt, der Ausdruck ihres Gesichtes ließ Entschlossenheit — ja Keckheit blicken, und der Ton ihrer Stimme klang fast gebietend. Nachdem sie einige Secunden die Möbel und sonstigen Dinge im Zimmer gemustert hatte, sagte sie: „Herr Oberhofprediger — wir sind ungestört?"

„Gewiß, gnädige Frau."

ich fest und standhaft gegen alles bin, was mir nicht lauter erscheint."

„Und Herr von Manteuffel, der sächsische Gesandte?" sagte Jablonsky streng.

„Ich weiß auch dieses," sagte Frau von Blaspiel. „Die böse Welt redet mir nach, daß Herr von Manteuffel mehr als bloße Freundschaft für mich empfinde. Seit meiner Jugend kenne ich den Herrn von Manteuffel. Eine innige Verbindung unsrer Familien führte uns beide frühzeitig zusammen, soll ich alte, bewährte Freund-



Ein Bettelmann im Winter.
Originalzeichnung von J. Loffow.

„Nun denn, so beginne ich mein Anliegen vorzutragen. Es zerfällt in zwei Abtheilungen. Uno fois — wünsche ich Ihren Rath — alors — Ihre Hilfe, wollen Sie mir beides gewähren?"

„Ich darf voraussetzen, daß Sie, gnädigste Frau, keine Dienste in Anspruch nehmen werden, welche mit den Pflichten meines Amtes sich nicht vertragen würden."

„Gewiß nicht, Herr Hofprediger. Sie kennen mich als eine, vielleicht vorlaute, aber doch nicht schlimme Frau."

„Ich habe nie gewagt, das eine oder das andere zu behaupten."

„Lassen wir jede Art von Complimenten. Ich weiß sehr wohl, wie man über mich denkt. Ich gelte für vorlaut, weil ich mir kein Unrecht gefallen lasse, weil ich mit festem Muthe und, ohne zu zagen, gegen jeden auftrete, der mir mein gutes Recht nehmen will, weil

schaftsbande zerreißen, weil das Schicksal oder die Bestimmung mich zur Gattin des Herrn von Blaspiel machte?"

„Gewiß nicht, gnädige Frau, und ich darf mich nicht zum Richter aufwerfen. Sie selbst lenken beinahe das Gespräch auf diesen Gegenstand, es war mir so, als wollten Sie mich zum Richter in einer Sache machen, die eigentlich ganz außerhalb meines Berufskreises liegt — es müßte denn sein, Sie wollten meinen geistlichen Beistand in Anspruch nehmen — —"

„Das ist auch mein Wille, Herr Hofprediger. Nur betrifft meine Bitte nicht die Beziehungen, in denen ich zu Herrn von Manteuffel stehe. Hören Sie — oder vielmehr lesen Sie. Ihrer Verschwiegenheit darf ich mich versichert halten."

Sie reichte bei diesen Worten dem Hofprediger einen offenen

Brief hin, der auf feines Papier mit zierlichen Schriftzügen geschrieben war.

„Das ist die Handschrift der Königin," sagte Jablonsky.

„Errathen! Lesen Sie."

Das Schreiben war sehr kurz. Es enthielt nur die Worte:

„Kommen Sie sogleich nach Brandenburg, der König ist schwer erkrankt. Er schwebt in Lebensgefahr. Das Testament hat er mir übergeben. Ich bin von Aufpassern umringt und sehne mich nach treuen Menschen. Sophie Dorothea."

„Himmel," rief Jablonsky erschrocken, „unser allergnädigster Herr in solcher Gefahr, das ist — —"

„St! Herr Hofprediger. Niemand darf diese schlimme Neuigkeit wissen — heute — morgen noch nicht. Der Tod eines Monarchen wie König Friedrich Wilhelm hat mächtige Veränderungen in seinem Gefolge."

„Aber weshalb mir das Vertrauen eines so wichtigen Ereignisses? — weshalb mir die Benachrichtigung davon? — und der Hinweis auf ein Testament in diesem Schreiben — —"

„Ich komme zur Sache — lassen Sie mich eilen, denn noch in dieser Nacht reise ich ab nach Brandenburg. Sie wissen, daß ich die Vertraute der Königin bin, wollen Sie meine Eröffnungen anhören, bewahren wie unter dem Siegel der Beichte?"

„Ich bin dazu verpflichtet, gnädige Frau, als ein Diener Gottes."

„Wohlan denn. Sie sind mit den Vorgängen an unserm Hofe bekannt genug. Sie wissen, daß Grumbkow, der Fürst von Anhalt, der Baron von Bossen und alle, welche zur Partei dieser Herren gehören, ein fest geschlossenes Bündniß gestiftet haben, daß sie den Monarchen umlagern, daß sie viele wichtige Dinge nach ihrem Plane gestalten. Die Königin ist ihnen im Wege. Ich will hier Vergangenes nicht erörtern, nur an die Gegenwart will ich mich halten. Trotz seines starken Körpers, seiner eisernen Natur ist der König durch die vollständige Nichtachtung seiner Gesundheit, durch die Strapazen der Arbeit und Jagd bereits jetzt schon in seinem verhältnißmäßig noch jugendlichem Alter dem Leiden, den Angriffen des Podagras ausgesetzt. Er scheint dies selbst zu fühlen, denn er hat — die Möglichkeit eines plötzlichen Ablebens voraussehend — ein wichtiges Testament gemacht. Dieses Testament, dessen Inhalt die Partei Grumbkow nicht kennt, schließt Bestimmungen in sich über die Regentschaft, welche bis zur Volljährigkeit des Kronprinzen eintreten würde, wenn Gott den König schnell von dieser Erde abrufen sollte. Wichtig, ja eine politische Lebensfrage muß die Art dieser Verfügung für Grumbkow und dessen Partei sein. Sie hoffen mit Bestimmtheit an der Regentschaft Theil zu haben — ich weiß aber, daß sie in jenem Testamente davon ausgeschlossen sind."

„Gnädige Frau," rief Jablonsky, ängstlich von dem Stuhle sich erhebend, „Sie machen mich zum Mitwisser eines Staats- und Familiengeheimnisses — ich trage ungern solche schwere Bürde."

„Ich kam zu Ihnen als Beichtende," sagte Frau von Blaspiel.

„Sie haben recht — ja — ja. Aber was soll ich in der Sache thun? was nützt Ihnen meine Mitwissenschaft?"

„Ich werde bald von Ihnen verstanden sein. Da ich ins Vertrauen von der Königin gezogen wurde, hat Herr von Grumbkow, dessen Aufpasser den König nicht aus den Augen verlieren, und der deshalb von der gefährlichen Krankheit des Monarchen seit heute morgen Kenntniß erhielt, die Insolenz gehabt, mir ein Anerbieten zu machen, welches ich mit Entrüstung zurückwies. Er hat mir eine Summe Geldes geboten, wenn ich erstens ihm und den Seinigen den Inhalt des königlichen Testamentes verriethe, wenn ich ferner die Königin zu bewegen suchte, auf ihren Gatten dahin zu wirken, daß falls er, Grumbkow und der Fürst von Anhalt in dem Testament von der Mitregentschaft ausgeschlossen seien, beide als Mitregenten zu ernennen. Ich entgegnete, daß ich nichts über die Königin vermöge und mich von der wichtigen Sache fern halten wolle — Herr von Grumbkow vergaß sich so weit, daß er die Faust gegen mich ballte und zornig rief: „„Hüten Sie sich, wider uns zu agiren, wir sind mächtiger als Sie"" — ich ließ mich nicht einschüchtern, sondern lachte dem Herrn Minister in die Zähne — eine Stunde darauf erhielt ich dies Schreiben der Königin. Ich glaube, wir stehen dicht vor einer Katastrophe, welche gewaltige Veränderungen in unserm Staate hervorrufen kann."

„Ich sehe noch immer nicht ein," sagte der Hofprediger mit unsicherer Stimme, „was meine Betheiligung bei der Sache für Nutzen schaffen soll — weshalb Sie mich in das gefährliche Vertrauen ziehen."

„Ich bitte Sie, mir zu rathen: soll ich mich jenen Herren verkaufen?"

„Könnten Sie glauben, ich würde Ihnen solchen Rath geben?" rief Jablonsky entrüstet.

„Sie stimmen mir also bei — ich wußte es wohl," sagte Frau von Blaspiel. „Ich bedarf aber noch Ihrer Hilfe — Ihres Beistandes. Die Partei Grumbkows spielt ein furchtbares gefährliches Spiel. Sie will um jeden Preis die Oberhand gewinnen, und da sie nicht auf gradem Wege, selbst nicht durch eine Palastintrigue dahin kommen kann, will sie es mit einer Palastrevolution versuchen, wie wir Aehnliches in Petersburg am Hofe des Zaren erlebt haben."

„Gnädige Frau!" rief Jablonsky bleich werdend.

„Ich sage nicht zu viel Herr Hofprediger. Welcher Art die abscheulichen Pläne sind, weiß ich selbst noch nicht, aber daß sie gehegt werden, daß sie entworfen sind — darüber kann bei mir kein Zweifel bestehen, und sicherlich steht die Person in naher Beziehung zu jenem Complotte, für welche ich Sie interessiren möchte."

„Mich?"

„Sie, Herr Hofprediger. Ich stehe eben durch Herrn von Manteuffel in gesellschaftlich freundlicher Verbindung mit dem sächsischen Premierminister, Herrn von Flemming. Dieser hat mich gebeten, an Sie, Herr Hofprediger, ein Schreiben abzugeben, welches ein Mann, der bis jetzt in Dresden sich aufhält, Ihnen einzuhändigen wünscht."

„Wer ist dieser Mann?"

„Es ist ein Ungar, Namens Jacob Clement. Wollen Sie den Brief von ihm annehmen?"

„Wenn es sich um eine Gefahr für den König handelt, welche abgewendet werden kann, dann ist es meine Pflicht, geben Sie mir das Schreiben."

Frau von Blaspiel reichte dem Hofprediger die Schrift.

„Prüfen Sie das Schreiben und handeln Sie dann nach Ihrem Gutdünken," sagte die Dame. „Wir wollen Verbündete bleiben. Jedenfalls kann die Enthüllung des Fremden Nutzen schaffen. Uebersteht der König die Krankheit — nun so ziehen wir die Verschwörer vor den Richterstuhl des Monarchen, wenn es sich wirklich um ein Complott handelt — stirbt er, so bleiben die Aufschlüsse des Fremden eine wichtige Waffe in den Händen der Königin, wenn Grumbkow und seine Spießgesellen es versuchen sollten, die Regentschaft an sich zu reißen. Leben Sie wohl, Herr Hofprediger. In wenig Stunden sind wir im Klaren über alles. Ich mußte Ihnen berichten, welche Absichten die Ränkeschmiede hegen, wie weit ihre verderblichen Berechnungen gehen, damit das, was ihnen vielleicht dieses Schreiben enthüllen wird, auf fruchtbaren Boden falle. Noch einmal — was ich Ihnen heut sagte: es war eine Beichte — was Sie noch erfahren werden, nützen Sie es im Dienste Ihres Herrn — im Dienste des Vaterlandes."

Sie warf sich schnell ihren Mantel um und ließ den Schleier fallen. Jablonsky, von der seltsamen Unterredung noch halb verwirrt, stotterte einige Redensarten — aber bevor er sich zur Begleitung der Frau von Blaspiel erbieten konnte, war diese schon aus dem Zimmer geschlüpft. Der Hofprediger befand sich allein in seinem traulichen Gemache.

Da stand er, der noch vor wenig Minuten seine treue Gattin umarmend, von dem Frieden, der Ruhe gesprochen hatte, welche sich auf sein Haus, seine Person und seine Stellung lagerten — da stand er mit dem räthselhaften Schreiben in der Hand, plötzlich zum Mitwisser gefährlicher Dinge gemacht, hineingezogen in einen Strudel seltsamer, in einander greifender Begebenheiten, deren Ende und Ausgang niemand vorhersagen konnte. Jablonsky war unzufrieden mit sich selbst.

„Ich hätte der Blaspiel gleich den Mund verbieten, mich bestimmt gegen jede Mitwirkung in der Sache erklären sollen," murmelte er. „Aber nein — freilich wenn es die Wohlfahrt des Königs betrifft, der nach den Aussagen der Blaspiel bedroht sein soll, dann wäre es ja Pflicht, meine Person für den Herrn einzusetzen." Er drehte das Schreiben sorgfältig in seinen Händen hin und her, es kostete ihm Ueberwindung, die Siegel zu erbrechen, endlich ermannte er sich und öffnete das Couvert, nachdem er vorher die Thüre ver-

riegelt hatte. Als er die Papiere entfaltete, fiel ein zweites Schreiben heraus. Es trug die Aufschrift: An des Königs von Preußen Majestät! Das andere Schriftstück, in welches jener Brief eingelegt war, war an ihn, den Hofprediger, adressirt. Es lautete:

„Hochehrwürdiger Herr! insonders zu ehrender Herr Senior und Rath! Euer Hochwürden sind mir und meinen Landsleuten, denen Ungarn als besonders loyal und gütig geschildert worden, wie denn Ihre große Freundlichkeit und Approbation als Bischof derer reformirten Kirchen in Polen und Ungarn die allgemeinste Anerkennung und den größesten Dank gefunden haben. Solche Kunde von Dero Meriten macht mich so kühn, Ihnen eine ergebenste Petition vorzutragen. Die Stellung Euer Hochwürden zu des Königs von Preußen Majestät ist mir wohlbekannt, und ich glaube daher den besten Weg einzuschlagen, wenn ich das in diesem Converte befindliche Schreiben an Seine Majestät Ihren Händen überliefere und Sie bitte, solches wichtige Document dem Könige übergeben zu wollen. Es dürfte vielleicht der Fall sein, daß bei dieser Occasion Euer Hochehrwürden Bedenken tragen möchten, sich in eine, immerhin dangereuse Sache zu mischen und daß Sie aus solchem Grunde jenes Schreiben nicht in des Königs Hände liefern wollten — dann habe ich freilich nichts zu sagen, als dieses: Ich habe geglaubt, daß gerade durch die Hand eines hohen Geistlichen dem Monarchen das Schreiben überreicht werden müsse, weil es Dinge, Aufschlüsse und Warnungen von höchster Wichtigkeit dem Könige in Aussicht stellt und wenn Sie sich mit dieser Ueberreichung nicht à mains machen wollten, Sie verantwortlich bleiben für das Uebel, welches Seiner Majestät aus dem Verschweige so wichtiger Botschaft erwachsen wird. Prüfet alles — und behaltet das Beste. Ich signiee mich im übrigen als Eurer Hochehrwürden dienstbeflissener Jacob Clement aus Ungarn.

Der Hofprediger hielt das Schreiben in seinen zitternden Händen. Er sah auf die äußerst feinen und doch mit fester, sicherer Hand geschriebenen Züge, der Ton, in welchem der Brief abgefaßt war, zeugte von Bestimmtheit, es lag sogar eine Art Befehl darin. Konnte es nicht eine Täuschung sein? konnte nicht einer jener dreisten, vornehmen Bettler diese Warnung zum Vorwand nehmen, um dem Könige ein Bittgesuch unterzubreiten? aber dann würde sicherlich der Minister von Flemming nicht in Verbindung mit dem Schreiber getreten — der Brief nicht durch die Blaspiel überreicht worden sein — und diese Form hatte außerdem wichtige Andeutungen gemacht — o! — es war nicht zu zweifeln: Jablonsky stand an der Schwelle eines jener geheimen Dramen, die sich in tiefer Stille vorbereiten und in ihrem Verlaufe die furchtbarsten Dinge vor den Augen staunender Zuschauer entwickeln. Er hätte sich leicht Einblick in die Lage verschaffen können, denn er hatte ja das zweite, an den König gerichtete Schreiben in der Hand — sicherlich war in diesem Papiere eine Andeutung enthalten — aber wie durfte er wagen, dieses Siegel zu erbrechen? seine Unruhe wuchs, als er die augenblickliche Lage überdachte, in welcher er sich befand.

Nach den Aussagen der Blaspiel und nach dem eigenhändigen Billete der Königin befand sich der König in Lebensgefahr durch eine plötzlich über ihn gekommene Krankheit. Es war daher unmöglich, ihm jetzt den Brief zuzustellen. Jablonsky mußte also die Angst der Ungewißheit, wer wußte wie lange noch, mit sich herumtragen und starb der König? was geschah dann? wie konnte er die etwaigen Entdeckungen verwerthen? fiel er nicht in schweren Verdacht — in Anklage und Strafe vielleicht, wenn das Ganze doch nichts weiter als eine Täuschung war, zu deren Gelingen er seine Hand hatte bieten wollen?

Jablonsky schüttelte betäubt das Haupt. „Es bleibt mir nichts übrig," sagte er, die Papiere sorgfältig einschließend. „Ich muß ans Werk gehen — es scheint eine große Gefahr für den König im Anzuge zu sein, und ich darf die Warnung nicht verschweigen. Gebe Gott, daß unser Herr mit dem Leben davonkommt, dann ist ein Theil der Last von meinem Herzen genommen. Der König mag dann entscheiden — ich thue meine Pflicht, wenn ich ihm das Schreiben übergebe und die Blaspiel nenne — halt! halt!" sagte er leise, „das darf ich nicht. Ich habe ihr mein Wort gegeben, über den ganzen Vorgang nicht zu sprechen — nein, es ist ein Beichtgeheimniß — der Brief muß direct an mich gekommen sein."

„Nun, Ernst? Dein Nachttrunk ist bereit," rief die Stimme der Gattin vor der geschlossenen Thür.

„Ich komme, Therese," antwortete der Hofprediger, schnell öffnend.

„Um Gott — was ist Dir?" fragte besorgt die Gattin, „Du siehst verstört aus? was brachte jene Dame?"

„Eine schwere Bürde für mich, die ich tragen helfen muß. Bitten wir Gott, daß der Frieden dieses Hauses uns erhalten bleibe!"

(Fortsetzung folgt.)

Zur Charakteristik der merkwürdigsten Gifte.

Von **Dr. Dyrenfurth.**

III. Blausäure.

Eine im Pariser Louvre aufbewahrte Papyrusrolle in Hieroglyphenschrift enthält die Warnung: „Sprich nicht das Wort JAO aus, bei der Strafe, welche der Pfirsichbaum gewährt." Das egyptische JAO bedeutet, wie bei den Hebräern Jehovah, den Namen dessen, der da ist, der da war, und der da sein wird, den Inbegriff des Heiligsten. Kein Sterblicher durfte diesen Namen über seine Lippen bringen, und wer es dennoch that, machte sich bei der Priesterkaste einer Entweihung schuldig, die nur durch den Tod zu sühnen war. Und wohl vermag es der Pfirsichbaum, einen unerbittlichen, jähen Tod zu spenden, denn er birgt in seinem Kern das furchtbarste und schnellste aller Gifte: die Blausäure.

Doch nicht im Pfirsich allein, noch in vielen andern Pflanzen ist sie zu Hause, so z. B. in den Blüten und Fruchtkernen der meisten Obstarten, der Aprikosen, Kirschen, Pflaumen, Aepfel und Birnen, der Ebereschen und Schlehen, und in besonders ergiebiger Menge in den bittern Mandeln und den Blüten und Blättern des Kirschlorbeers. Zwar finden wir sie in keinem dieser Pflanzentheile fertig gebildet vor, aber wir erlangen sie leicht daraus als Product einer chemischen Umwandlung. Alle blausäureliefernden Pflanzen enthalten nämlich das Amygdalin, einen von Robiquet zuerst in den bittern Mandeln aufgefundenen, in weißen perlmutterähnlichen Schüppchen dargestellten Körper, und das Emulsin, welches stickstoffhaltig ist, und in dem ersteren eine Art Gährung erzeugt, wenn es unter Zutritt von Wasser in chemische Wechselwirkung zu ihm gebracht wird. Es zersetzt sich hierbei das Amygdalin in Blausäure, Bittermandelöl und Zucker — ein Vorgang, den selbst der bloße Verdauungsproceß bewirken kann, da schon der Magensaft das Amygdalin in seine Bestandtheile zerlegt. Daher die Möglichkeit einer Vergiftung durch den Genuß bitterer Mandeln; sogar nur 4—6 derselben können, da sie ein Achtel Gran Blausäure enthalten, bei Kindern bedenkliche Erscheinungen, und in größerer Menge den Tod hervorbringen. Zwei Loth Kirschkerne geben ½ Gran Blausäure. Aus den Kernen von vier großen Aepfeln kann man so viel von diesem Gifte darstellen, wie aus einer bittern Mandel. Auf zwei bis drei Aprikosenkerne hat man bei Kindern schon gefährliche Zufälle beobachtet. Dagegen sind die süßen Mandeln völlig unschädlich; sie führen nur Emulsin, aber keine Spur von Amygdalin.

Wohl die wenigsten Cigarrenfreunde haben eine Ahnung von dem, was Vogel chemisch nachgewiesen, daß sie nämlich unter den Verbrennungsproducten des Tabacks, außer Nicotin, Theer, Ammoniak, Schwefelwasserstoff, auch Blausäure sich einverleiben; für den Dutzendraucher immerhin eine ernsthafte Frage, und mindestens eine Aufforderung, seinen Genuß entweder nicht auf die Spitze, oder doch nicht ohne „Spitze" zu treiben!

Eine reiche Quelle von Blausäure fließt in den Wurzeln der in Westindien und Brasilien heimischen Maniokpflanze. Die frischen Knollen der letzteren enthalten einen nach Mandelmilch riechenden und schmeckenden Milchsaft von sehr starkem

Blausäuregehalt und so giftigen Eigenschaften, daß schon ein halbes Quentchen davon lebensgefährlich wirkt; daher ergreift ihn der gemarterte Negersklave als seinen letzten Stab, wenn er der Tyrannei seiner Dränger für immer entfliehen will. Wie merkwürdig ist es aber, daß in dieser Wurzel tödtliches Gift und heilsame Nahrung so dicht an einander grenzen! Befreit man nämlich die Wurzeltheile durch Auspressen und Abdampfen von dem Milchsaft, so bleibt ein feines Mehl übrig, welches als Tapiokmehl auch nach Europa kommt, und in seiner Heimat ein höchst wohlschmeckendes, gesundes und weitverbreitetes Nahrungsmittel, das Cassavebrot, liefert.

Auf unorganischem Wege bereitet der Chemiker sich die Blausäure in verschiedener Weise, z. B. aus Cyanquecksilber mittelst Schwefelwasserstoffs oder Salzsäure, und zerfällt sie in Cyan, einen ebenfalls sehr giftigen, gasförmigen Körper, (der selbst wieder aus Kohlen- und Stickstoff besteht) und Wasserstoff, woher die Blausäure auch den Namen Cyanwasserstoffsäure führt. Im ganz reinen, unverdünnten Zustand erscheint sie als eine klare, bei einem Kältegrad von 15° C. erstarrende, bei 26° Wärme siedende Flüssigkeit, die sich außerordentlich schnell verflüchtigt, sich sehr leicht zersetzt, nach bittern Mandeln riecht, in der Nähe von Licht sich bald entzündet, und mit blauer Flamme verbrennt.

Die Blausäure — wir zählen zu ihr wegen des gleichen Hauptbestandtheils und der gleichen Wirkung auch das Bittermandelöl und das Cyankalium — nimmt in der Reihe der Gifte unbestritten den ersten Rang ein. Haben wir das Opium als ein mächtiges Gift des Gehirns kennen gelernt, wird uns in einem folgenden Artikel das Strychnin als ein heroisches Rückenmarksgift begegnen, so finden wir in der Blausäure die feindseligen Beziehungen zu beiden Organen vereinigt; sie lähmt das ganze Nervensystem mit einer Geschwindigkeit, die von keinem Gift übertroffen wird. Dennoch trägt sie ihren Ruf als blitzschnelle Lebensvernichterin nicht völlig mit Recht. Einer gewissen, wenn auch allerdings überraschend kurzen Zeit bedarf auch die concentrirteste Blausäure, um ihre Wirkung auszuüben, da die letztere ohne die Vermittlung des Bluts nicht vor sich gehen kann. Man hat Fröschen auf blosgelegte Nervenstämme erhebliche Mengen Blausäure beigebracht, ohne daß eine allgemeine Wirkung erfolgt wäre. Immer lassen sich vom Eintritt des Giftes in den Körper bis zum Ausbruch der ersten Symptome gewisse, wenn auch ungemein kurze Zwischenräume bemerken. Ein Hund, dem ein Gran Blausäure in den Schlund eingeflößt worden war, stürzte nach 3—4 schnellen Athemzügen todt danieder. Bei einem Kaninchen führte ein Tropfen die erste Wirkung nach einer Minute, den Tod 20 Secunden später herbei. Bei Katzen sah man die frühesten Zufälle nach 5—10, den Tod nach 30—40 Secunden. Nur selten erfolgt beim Menschen der Tod so rasch; in der Regel erst nach Minuten, ja es sind manchmal, bevor er eintrat, Stunden verstrichen. Einem Apotheker in Wien zersprang ein mit Blausäure gefülltes Fläschchen in der Hand, er ritzte sich blutig und starb nach einer Stunde.

Die Blausäure ist ein Gift für alles Lebende, sogar für die Pflanzen, in denen sie erzeugt wird; eine Gewöhnung an sie, wie beim Arsenik und Opium, findet nicht statt. Sie wird von allen Flächen des Körpers aufgesogen, von den Schleimhäuten, von Wunden, selbst von der äußeren Haut. Ein Hund, dem einige Tropfen ins Auge geträufelt wurden, starb nach einigen Minuten. Am schnellsten wirkt sie, wenn sie durch Einspritzung in die Blutadern oder durch Einathmung ihrer Dünste dem Blutstrom zugeführt wird. Einem Hunde wurde ein Tropfen in eine Halsader eingespritzt, er stürzte sofort, wie vom Schlage getroffen, todt zu Boden. Scheele, der berühmte schwedische Chemiker, der Entdecker der Blausäure, verlor durch die Undankbare sein Leben und zwar dadurch, daß er Dämpfen verdünnter Säure bei seinen Versuchen zu nahe gekommen war. Bei einem Arzte, der an Thieren Experimente mit Blausäure anstellte, waren einige Tropfen auf das Kleid einer Dame gefallen; sie wurde durch die Dämpfe des Giftes schwindlig, fiel bewußtlos um und gerieth in die größte Lebensgefahr.

Ueber den Grund dieser verderblichen Einwirkung der Blausäure auf alles organische Leben hat die Wissenschaft höchstens matte Hypothesen; der eine meinte, sie verändere die Form der Blutkörperchen, während sie nach der Ansicht anderer dem Blutfärbestoff das Eisen entziehen soll. Hier ist das offene Sokrateswort: „Ich weiß, daß ich nichts weiß," am Platze.

Der Verlauf einer Blausäurevergiftung geht beim Menschen nicht immer in derselben Weise von statten; er hängt hauptsächlich von der Stärke und Menge des genossenen Giftes und von der Widerstandsfähigkeit des Vergifteten ab. Wo große Dosen genommen wurden — zuweilen aber schon nach einem Gran der unverdünnten Säure — verläuft das Zerstörungswerk mit reißender Schnelligkeit. Fast schon während des Schluckens stürzt der Kranke zu Boden; einige Zuckungen, und er ist eine Leiche. Bei manchem Selbstmörder fand man das todbringende Fläschchen noch in der erstarrten Hand. Dies ist aber der höchst seltene Fall eines, wir möchten sagen, Ideals von Blausäurevergiftung. In den meisten Fällen kommt doch eine ausgeprägte Reihe von Symptomen zur Wahrnehmung. Der Vergiftete, plötzlich hingesunken, liegt ohne Gefühl und Bewußtsein da, athmet beschwert, rasselnd und in großen, unregelmäßigen Pausen; seine Augäpfel stehen unbeweglich offen und treten mit erweiterter, glänzender Pupille hervor. Der Athem riecht (eins der sichersten, noch in der geöffneten Leiche anzutreffendes Zeichen) nach bittern Mandeln, Schaum steht vor dem Munde, es erscheinen allgemeine Krämpfe, und nach 2—5 Minuten erfolgt der Tod. Aehnlich, nur noch weniger stürmisch, ist der Verlauf, wenn geringere Dosen genommen wurden; zieht er sich länger, wie eine Stunde hin, so kann noch Herstellung gehofft werden. Als eines der vorzüglichsten Rettungsmittel nach Blausäure- (und Cyankalium-) Vergiftungen empfiehlt sich die wiederholte kalte Uebergießung, wo möglich im warmen Bade.

Die reine, wasserfreie Blausäure ist nur in den Arbeitszimmern der Naturforscher aufzufinden, und daher dem großen Publikum gar nicht zugänglich, so daß Vergiftungen mittelst ihrer zu den größten Seltenheiten gehören. Um so häufiger hat die verdünnte medicinische Blausäure zu Unglücksfällen Veranlassung gegeben. Eine Zeit lang war es unter den Physiologen beinahe zur Mode geworden, mit den stärksten Giften, besonders der Blausäure, verwegene Experimente am eigenen Körper zu machen. Dr. Bertin in Paris behauptete, er könne ohne Nachtheil große Dosen Blausäure vertragen, er nahm einen ganzen Theelöffel derselben in Gegenwart mehrerer Collegen; nach wenigen Schritten stürzte er bewußtlos zusammen und konnte nur durch energische Mittel gerettet werden.

Seltener finden wir die verdünnte Blausäure als Werkzeug des Mörders, öfters als das des Lebensüberdrüssigen. Das größte Unheil aber hat sie durch Verwechslung und Irrthum, sei es der Aerzte, oder Krankenwärter, sei es der Apotheker oder ihrer unerfahrenen Untergebenen, gestiftet.

Im Bicêtre, einer Pariser Krankenanstalt, erhielten 7 Epileptiker statt der verordneten schwachen, eine so starke Auflösung von Blausäure, daß jeder von ihnen 5—6 Gran der concentrirten Säure genoß. Sieben Minuten nachher fand sie der Wärter, besinnungslos und von Krämpfen ergriffen, auf ihren Betten liegend. Trotz schleunigen ärztlichen Beistandes mußten sie sämmtlich ihren Geist aufgeben, der erste ungefähr 15, der letzte 45 Minuten nach der Aufnahme des Giftes. Aehnliche verhängnißvolle Irrthümer sind auch mit anderen blausäurehaltigen Mitteln vorgekommen, besonders mit dem Cyankalium.

Ein Arzt hatte für einen Kranken aus Versehen statt Kaliumeisencyanür Cyankalium verordnet, und der Apothekergehilfe diese Arznei unbedenklich angefertigt, anstatt bei der großen Dosis derselben beim Arzt Rückfrage zu halten. Der Kranke fiel todt im Bette um, nachdem er einen halben Eßlöffel voll von der Arznei genossen hatte. Der Gehilfe, der fahrlässigen Tödtung angeklagt, wurde verurtheilt, verfiel in Schwermuth und nahm sich das Leben.

Es wäre daher wohl an der Zeit, daß die Blausäure und ihre Präparate aus den Arzneischränken verjagt würden. Ihr medicinischer Nutzen ist wahrlich ein sehr zweifelhafter, mit dem Schaden, den ihr Mißbrauch unzählige Mal angerichtet hat, gar nicht vergleichbarer! Muß denn ein großes Gift deswegen auch ein großes Heilmittel sein? Man hat die Blausäure gegen alle möglichen Krankheiten probirt und gepriesen, sie besonders gegen Schwindsucht, Keuchhusten und Krebs gelobt, — aber wo sie Genesung schaffen sollte, brachte sie in manchen Fällen den Tod, in den meisten keine Besserung. Von der Mehrzahl der Ärzte wird jetzt höchstens nur noch das Kirschlorbeer- und das Bittermandelwasser verordnet, die beide nur eben Spuren der Blausäure enthalten.

Aus verschiedenen anderen, vermöge ihres Blausäuregehaltes

gefährlichen Verbindungen wollen wir nur noch **zwei**, die zugleich durch ihre gewerbliche Bedeutung ausgezeichnet sind, hervorheben; es sind dies das ätherische **Bittermandelöl** und das **Cyankalium**.

Die Obstkerne als Träger der Blausäure sind uns nicht mehr fremd. Das ätherische Oel, welches durch Zerreibung und darauf folgende Destillation dieser Kerne mit Wasser bereitet wird, wendet die Branntweinfabrikation an, um ihren Liqueuren einen eigenthümlichen Geschmack und Wohlgeruch zu leihen. Auf diese Weise dient der Pfirsichkern zur Darstellung des echten Persico, der Kirschkern zu der des (Basler) Kirschwassers, aus der Marascakirsche stammt der Geist des Marasquino. In alle diese Liqueurs ist Blausäure übergegangen, in 9 Quart Persico hat man aber nicht mehr als wie 1 Gran dieses Giftes gefunden. Der Liebhaber dieser Getränke darf sich also seinem Genuß ohne Todesangst hingeben. Anders jedoch steht es mit dem **Bittermandelöl**, weil, wie wir wissen, die bittere Mandel einen weit größeren Amygdalingehalt besitzt, als der Obstkern. 5 Pfund Mandeln geben 1 Loth Oel, welches an 8—14 Procent wasserfreier Blausäure aufzeigt. Nach einer andern Berechnung enthalten 100 Theile ätherischen Oels sogar über 12½ Theile reiner Blausäure, danach würde dieses Oel über sechsmal stärker sein, als die gewöhnliche, verdünnte der preußischen Arzneivorschrift. Und man duldet den öffentlichen Verkauf dieses furchtbaren Giftes? Jeder Branntweinschänker darf frei über einen Stoff verfügen, der Leben und Gesundheit in so hohem Grade gefährdet, und der schon eine einfache Verwechslung, ein Versehen mit der Flascheninschrift so schrecklich bestraft? — Und sind nicht aus Irrthum oder Absicht Unglücksfälle genug durch das Bittermandelöl entstanden? Eine tragische Geschichte von halb komischer Färbung, die hierher gehört, und die sich vor einer Reihe von Jahren in Berlin zugetragen, mögen wir unsern Lesern nicht vorenthalten. Die Frau eines Branntwein- und Essighändlers war der Trunksucht in solchem Maße ergeben, daß sie Monate lang nicht aus ihrer Leidenschaft herauskam. Als eines Tages der Mann in Geschäften ausgegangen war, machte sich seine bessere Hälfte über den Schrank, der die ätherischen Oele (Kümmel-, Pfeffermünz-, Citronen-, und darunter auch Bittermandelöl) barg, und leerte eine nach der andern. Nachmittags wurde sie, in der einen Hand eine halbe Gurke, in der andern eine Wasserschöpfkelle, in der Küche todt ausgestreckt gefunden. Bei der Unklarheit der Todesursache mußte der Richter die Leichenöffnung anordnen. Hier bot sich nun ein Wunder dar, welches Aerzten bei solchem Geschäft leider selten, oder vielmehr niemals gegönnt ist — das Wunder einer außen und innen wohlriechenden Leiche! Namentlich aus dem Innern derselben drangen die reizendsten Düfte hervor, aus dem Magen aber ein fast betäubender Geruch nach bittern Mandeln, der, zusammen mit dem chemischen Befund, das Obwalten einer Blausäurevergiftung zweifellos feststellte.

Nach **Taylor**, dem trefflichen englischen Giftkundigen, wurde die Fabrikation des Bittermandelöls für den britischen Kleinhandel im Jahre 1856 auf ein Gesammtgewicht von jährlich 8000 Pfund geschätzt. Angenommen, daß die Production seitdem keinen Zuwachs erfahren hätte, werden demnach in England jedes Jahr 1000 Pfund Blausäure lediglich darauf verwandt, um Conditorwaaren, Torten, Liqueuren einen angenehmen Geruch und Geschmack zu geben; man überläßt es dem Gutdünken der Köche und Köchinnen, die zur Verschönerung, d. h. zur Vergiftung der Speisen und Getränke erforderliche Tropfenzahl zu bestimmen — und schon weniger als 20 Tropfen können den Tod eines Erwachsenen herbeiführen! Besonders beliebt ist dort der Almond flavour (Mandelgeist, Pfirsichessenz), eine Mischung, die wegen ihres enormen Blausäuregehalts nahezu mörderisch genannt werden muß. Fürwahr, ein bedenkliches Mittel, sich seine Tafelfreuden zu erhöhen!

Unter diesen Umständen dürfen wir es den Entdeckern des theerentsprossenen **Nitrobenzins** (**Mirbanöl**) nur Dank wissen, daß sie durch die Einführung desselben uns das Bittermandelöl wenigstens aus den Parfümeriewaaren vertrieben haben. Seit der Verbreitung jenes weit billigeren — doch aber keineswegs unschädlichen — dem Bittermandelöl an Geschmack und Geruch täuschend ähnlichen, Ersatzmittels schweben wir nicht mehr in der Gefahr einer Blausäurevergiftung durch unsere Seifen, Pomaden und Haaröle, wie in Bezug auf letztere schon Erfahrungen vorliegen!

Wir weaden uns zum Cyankalium, und damit zum Schluß unserer Betrachtung. Dieser Körper, dem eine so bedeutende Rolle in der modernen Industrie zugefallen ist, kommt in den Handel als eine bald graue, bald weiße, porzellanartige, in Stangen oder Platten geformte Masse, und bewirkt auf der Zunge zuerst ein Gefühl von Kälte, dann von brennender Hitze, und in Folge der dabei nach den Luftwegen vordringenden Blausäureausdünstung sofort eine Art von Zusammenschnüren im Halse und Erstickungsanfälle. Schon die geringen in der atmosphärischen Luft vorhandenen Spuren von Kohlensäure zersetzen das Cyankalium, so daß, dem Geruch deutlich erkennbar, Blausäure frei wird; um wie viel schneller erfolgt dieser Vorgang im Magen! Zwei und ein halber Gran Cyankalium sind gleich einem Gran Blausäure und rufen genau dieselbea Zufälle und in derselben Zeit hervor, wie diese. Es fehlt hier eben so wenig der eigenthümliche Bittermandelgeruch in dem Athem des Vergifteten und in seiner Leiche.

Das Cyankalium wird hauptsächlich in der galvanischen Vergoldung und Versilberung als Lösungsmittel für die Metalle benutzt. Hierbei entwickeln sich Blausäuredämpfe in solcher Menge, daß die gesammten Fabrikräume davon erfüllt sind. Die Arbeiter, deren Lungen diese Düaste längere Zeit einathmen müssen, werden von allen Symptomen der Blausäurevergiftung befallen: Kopfschmerzen, Ohrensausen", Schwindel, Herzklopfen, Schlafsucht, Athemnoth. Auch ihre Hände und Arme bedecken sich in Folge der steten Beschäftigung mit der Metalllösung, mit Ausschlägen und hartnäckigen Geschwüren. In der Photographie wird diese Substanz auch noch häufig angewandt, könnte aber, nach der Versicherung von Sachkennern, recht gut durch das unterschwefligsaure Natron ersetzt werden.

Eine traurige Verbreitung hat sich in der Neuzeit das Cyankalium als Lieblingsmittel bei Vergiftungen erworben. Es ist jetzt tonangebend und feinste Mode in Sachen des Mordes und des Selbstmordes. Namentlich scheint es sich **Wien** zum Schauplatz seiner Thaten erkoren zu haben. Mit Cyankalium — der Fall **Chorinsky** schwebt noch lebendig vor unser aller Augen — entledigt man sich dort einer widerwärtig gewordenen Frau, oder der Last drückender Schulden, mit Cyankalium entgeht man so rasch wie leicht den Folgen rasender Speculationen oder dem Ersatz unterschlagener Mündelgelder. Cyankalium ist eine Macht in Oesterreich geworden!

Erinnerungen an Suez.

Von Dr. Robert Avé-Lallemant.

I. Das Fest in Ismaila.

Die Feste, welche zur Einweihung des Suezcanals gefeiert wurden, sind längst vorbei; die ausführlichen Berichte, welche sich in deutschen Zeitungen darüber vorfanden, sind längst gelesen; aber doch tauchen diese Feste wie eine wunderbare Fata Morgana immer wieder auf in der Erinnerung derer, welche als Gäste des Khedive zu ihnen eingeladen worden waren; immer wieder drängt es jeden Heimgekehrten dazu, von den berühmten Novembertagen am Suezcanal zu erzählen; und wirklich scheint sich noch immer um jeden Erzählenden ein Hörerkreis zu sammeln, um von neuem jenes orientalische Zauberfest, denn ein solches war es, selbst von unberedtem Munde dargestellt, zu vernehmen.

Es war eine herrliche Mondnacht. Eine Gruppe von „Eingeladenen" hatte sich am 16. November nachmittags im Hafen von Alexandrien auf dem etwa 250 Fuß langen egyptischen Dampfpacketschiff Ramanjeh zusammengefunden und war, anfangs von einer ziemlich heftigen Bö etwas beunruhigt, am Kai von Abukir, an dessen kleinen Eilanden statt jener donnernden Schlacht die grüne Seewelle plätscherte, vorbeigezogen, um frühmorgens des folgenden Tages Port Saïd zu erreichen und von dort aus zur Theilnahme an den großartigen Festen den Suezcanal in nordsüdlicher Fahrt zu durch-

schiffen bis zum rothen Meere. Kein Wunder also, wenn die Mondnacht in gespannter Erwartung von den Mitreisenden auf dem Verdeck durchwacht ward, wenn schon vor der Morgendämmerung die Augen der meisten südöstlich spähten, um das grade an diesem Feste zum ersten Mal angezündete neue Leuchtfeuer, dessen Licht im Welthandel eine so hervorragende Rolle spielen zu sollen schien, zu erblicken und damit den Hafen von Port Saïd, die nördliche Mündung des Canals von Suez zu entdecken.

Und nicht umsonst hatten wir — ich befand mich ebenfalls auf der Ramanjeh — gewacht und gespäht. Hell blinkte es um 4 Uhr morgens aus dem Süden herüber zu uns; mit halber Dampfkraft gingen wir vorwärts; ein Lootse, der unser Kommen entdeckt hatte, führte uns weiter, wir begrüßten, wenigstens im stillen und mit entschiedener Bewunderung die auf der Rhede von Port Saïd ankernde englische Flotte von fünf mächtigen Panzerschiffen, und liefen dann zwischen zwei kaum vollendeten, und weit in das Meer hinaus gebauten Steindämmen in ein schönes Hafenbassin ein, in dessen Hintergrund ein Wald von Masten mit allen nur möglichen Flaggen prangte, an derselben Stelle, an welcher bis dahin kaum das eine oder andere Schiff sich gezeigt hatte, fortan abee die Wimpel aller Nationen auf dem neuen Wege von Nordwesten zum Südosten sich kreuzen und freundlich begegnen sollten.

Und nun am Ufer, am Nordrande des lang und breit sich hin erstreckenden Sees von Mensaleh! Aus großen Zelten und kleinen Pallästen, aus Beetterbuden und festen Steinhäusern und aus allen nur bewohnbaren Räumlichkeiten, wie man sie auch immer bezeichnen mag, war eine Stadt improvisirt, an welcher und über welcher tausende von Wimpeln und Flaggen lustig flatterten und zu einem Jahrmarkt einluden, zu dem der Osten und der Westen, der Norden und der Süden, kaiserliche Häupter und königliche Prinzen zu kommen versprochen hatten und bereits wirklich gekommen waren. Denn kaum hatten wir Zeit gehabt, unsere Augen an dem wundervollen Marinebilde, an der buntfarbigen Landschaft zu weiden, so entstand unter weithin dröhnendem Kanonendonner eine Bewegung unter den Schiffen, und eine schlanke Dampfjacht, welche die französische Tricolore trug und auf der Spitze ihrer Masten das kaiserliche Banner führte, lenkte mit ihrer edeln Gebieterin, der Kaiserin von Frankreich, in den durch zwei Obelisken gekennzeichneten Eingang des Canals ein, und schwebte gewissermaßen wie ein Adler — das Schiff heißt ja auch „Aigle“ — ruhig und sicher über der Fläche dahin. In einiger Entfernung folgte dann der österreichische Kaiser unter dem siegreichen Banner von Lissa, dann mit der noeddeutschen Kriegsflagge der Kronprinz von Preußen, dann Niederland, Schweden, Italien, Norwegen, Türkei und was sonst noch den so vielfach besprochenen Canal zu versuchen geneigt war, im ganzen 39 stattliche Dampfschiffe, denen endlich auch wir uns, freilich in etwas seltsamer Form hinzugesellten; denn unsere Ramanjeh erhielt urplötzlich die Weisung, nach Constantinopel zu gehen und seine „Eingeladenen“ auf ein reizend decorirtes, aber etwas unpraktisches, von einem kleinen Dampfboot geschlepptes schwimmendes Zelt auszuladen. Das geschah denn auch, und nach einigen wenigen, aber unruhigen Minuten der Uebersiedlung auf die schwimmende Baracke lenkten auch wir, vielfach angestaunt von den im Hafen liegenden Schiffen alten Styles, auf unserem modernen goldenen Vließ, in den Canal von Suez ein und verfolgten nach besten Kräften die lange hohle Gasse, zunächst, um Ismaila am Timsahsee, den Mittelpunkt der Canalanlage und so auch den Mittelpunkt der Festlichkeiten, zu erreichen.

Kaum darf ich hier etwas von der großartigen Canalanlage selbst sagen. In fast schnurgerader Richtung von Norden nach Süden streichend, beginnt sie mit den oben schon angedeuteten Hafendämmen, mittelst welcher die Einfahrt in Port Saïd sicher erhalten und eine höchst bemerkenswerthe Sandablagerung, die immer von neuem wieder zu Stande kommt, verhindert werden sollen. Dann streicht der Weg als ein breiter Wassergraben durch die Moräste des Mensalehsees hindurch, von dessen Nähe man auf der Fahrt selbst kaum eine Einsicht gewinnt, aber um so lebhafter überrascht wird, wenn man einmal auf die Schanzen der Canaleinfassung steigt und dann hinter diesen Wällen das fast unabsehbare, von keiner Strömung, von keinem Winde bewegte Binnenmeer entdeckt. Nach einigen Meilen Fahrt befindet sich der Reisende dann wirklich mitten in der Suezwüste, in der alles graugelb, öde und todt ist, bis er den Centralpunkt, den Timsahsee — Crocodilensee — erreicht.

Hier wird ihm, und ward auch uns eine seltsame Ueberraschung, die ich eben nur mit einer Fata Morgana vergleichen kann. Unser Fahrzeug war unpraktisch gewesen; und statt gegen Abend jenen See zu erreichen, kamen wir erst um 3 Uhr morgens dort an, und mußten einige langweilige, fast ärgerlich stimmende Frühmorgenstunden auf dem Quai des Landungsplatzes zubringen, von dem Ismaila immer noch einige Minuten entfernt lag und uns, da alles mit Gästen überfüllt sein sollte, keineswegs ein unvorbereitetes Aufnahmequartier bieten konnte. Vor einem arabischen Zelt flackerte ein lustig Feuer; die braunen Wüstensöhne, die es bewohnten, brauten Kaffee à la turque, und der Trank von Mocca hob einigermaßen die Wüstenstimmung meiner Mitreisenden.

Da fing es im Osten an zu dämmern, der stattliche Timsahsee trat herrlich hervor aus dem tief einsamen Todesbilde der Gegend, und bald sahen wir ein wirklich schönes Marineschauspiel sich entwickeln. Ein Kanonenschuß kündigte officiell den Tag an, und nun fing es auf allen in einem weiten Halbbogen ankernden Schiffen, welche ich schon oben kuez charakterisiet habe, an, sich lebhaft zu regen. Pfeifen schrillten, Trommeln wirbelten, lange Flaggenketten schwebten empoe zwischen allen Masten, und tausende von bunten Wimpeln tändelten anmuthig von Raa zu Raa mit dem Moegenhauche der grauen Wüste. Zahlreiche kleine, zum Theil außerordentlich kleine Dampfboote eilten von Schiff zu Schiff und brausten mit ihren in Marinegalla gekleideten Insassen, vom kleinen Midshipman an bis zum Admiral, dem Ufer zu, um an dem Festtage von Ismaila, denn der war an dem Tage (18. November), theilzunehmen.

Vor wenigen Jahren kannte man nur den mitten in der Wüste liegenden Timsahsee! Kein Mensch bewohnte seine Ufer, kein Leben wollte sich kund geben; in ihm hausten vor Zeiten nur Crocodile, fanden sich höchstens einige Pelikane ein, die auf ihm, wenn sie inmitten ihees Fluges durch den Wüstensturm von den glücklichen Ufern des Nils fortgetrieben waren, ausruhten. Dann aber lockte die Canalanlage einzelne Menschengruppen dorthin. Tausende von Arbeitern zogen hunderte von betriebsamen Industrieleuten nach sich; kleine Verkaufsläden reihten sich zu einer Steaße zusammen, eine Schenke drängte sich an die andere, und bald machten sich Franzosen, Italiener und Griechen den Rang streitig, wer am billigsten für alle Bedürfnisse der neuen kleinen, am Timsahsee künstlich aufkeimenden Welt sorgen könnte.

So wie nun die riesige Unternehmung des zähen und thatkräftigen Herrn von Lesseps als gesichert angesehen weeden mußte, und aus den Arbeiten in der Wüste nördlich und südlich vom Timsahsee sich ein wieklicher Canal als eine entschiedene vollzogene Thatsache herausstellte, da fing man an, in einer vorderen Reihe vor jener kleinen Welt eine geoße Welt anzubauen. Ein prächtiges Regierungsgebäude ward errichtet, Herr von Lesseps selbst baute sich ein stattliches Haus; ihm folgten andere bei der Canalfrage interessirte angesehene Leute, und endlich ward ganz am letzten Ende der großartigen, von reizenden Gärten eingeschlossenen Villas und Schlößchen ein prachtvoller Pallast für Ismail Pascha, den Vicekönig von Egypten, erbaut, mit welchem und in welchem dieser unbegreiflich gastfreie und prachtliebende Fürst das neue Weltwunder, den Suezcanal, einweihen wollte.

Zur Feier dieses Weltwunders war wirklich die ganze Welt eingeladen, und noch mehe! wae wieklich die ganze Welt gekommen. Kaiser und Prinzen, Minister und Geheimräthe, Handel und Gelehrsamkeit, Seeofficiere und Militairs von allen Arten, Landtruppen, Menschen aus allen Ländern Europas, phantastische Erscheinungen aus Asien und Afrika, nordamerikanische Zugvögel und selbst Sendboten aus Neuholland und Tasmanien hatten sich eingefunden; und um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, hatte der Vicekönig tausende von Arabern mit ihren Scheichs eingeladen, welche denn auch mit ihren Zelten gekommen waren und eine Zeltstadt, der orientalischen Palästestadt gegenüber, improvisirt hatten. Von ferne schon hörten wir das Summen und Schrillen ihrer Musik, welche uns — freilich in unangenehmer Weise — an die Musik erinnerte, unter welcher die Almehs, die Tänzerinnen, ihre widerlichen, ungraciösen Tänze aufführen, wenn man die plumpen, ordinären Körpeevibrationen dieser Mädchen, zu deren Anschauen uns am Nil die Ortsvorsteher mehrfach eingeladen hatten, noch Tänze nennen will.

Gegen neun Uhr morgens erst konnten wir unser Strandbivouak verlassen, denn erst nach stundenlangem Suchen war es unserm

Regierungsbeauftragten gelungen, ein Unterkommen zu finden, und auch das nur unter einem der vielen, auf losem Sande aufgeschlagenen leinenen Zelte, von denen ich das Zelt Nr. 61 mit zwei Geheimräthen theilen mußte. Das Inventarium des Zeltes, in welches man hineinkriechen mußte, bestand aus drei Matratzen und drei Pfühlen; natürlich war von Betttüchern und Decken keine Rede; doch fand sich nach einigen Stunden Bemühens noch ein zinnernes Waschbecken für uns, um dessen Gebrauch wir uns ohne Anstoß verständigten.

Und nun hinaus aus dem engen Leinenzelte in das umherwogende Volksfest! Das läßt sich aber gar nicht sagen! Zu Fuß und zu Wagen, beritten auf Eseln, Pferden und riesig hohen Dromedaren wogten alle Volksfarben und Volksabstammungen, alle Glaubensbekenntnisse, alle Geschlechter und Altersabstufungen durch einander längs der breiten Straße von Ismaila, einem Boulevard mit prachtvollen Gärten, in denen Poinettien, Poinzianen, Jasmin und Orangen durcheinander glühten und dufteten. Die weite Wüstenscenerie gestattete den allerfreiesten Verkehr, das ungehindertste Ameisenwimmeln in Folio, zu welchem egytische Regimentsmusiken, arabisches Beduinengedudel und der Kanonendonner der im vollsten Flaggenschmuck auf dem Timsahsee prangenden Schiffe den Reigen aufspielten. Alles war bunte Lust, farbiges Leben; über alles freute man sich; nichts war so närrisch, was nicht vollkommen legitim ausgesehen hätte; neben elegant geputzten Engländerinnen erblickte man halbnackte schwarze Wüstensöhne, und als nun die allerhöchsten, höchsten, hohen und mittelhohen Herrschaften in glänzenden Equipagen auffuhren, so und so viel Kaiser, Könige, Prinzen, und was sonst noch dazu gehörte, da mußte es ihnen doch selbst einfallen, daß sie hier am Crocodilensee, inmitten solches Volksfestes, inmitten solcher realisirten Märchenwelt doch nur mitspielende Erscheinungen wären, um hübsche Gegensätze zwischen dem Gewimmel aus allen fünf Welttheilen abzugeben. Nur eine einzige Erscheinung spielte eine eigentliche Hauptrolle in dem sich fortwährend neu gestaltenden Kaleidoskopbilde, die schöne Sultana von Frankreich; ja, wenn ich an die Dame dachte, die uns in Luxor begegnete und bezauberte, um deretwillen sich das einsame Assuan in ein reizendes Schiffstableau, die Nacht unter den Palmen und Akazien in einen funkensprühenden Tag und die tiefe Abendstille in ein bewegtes Menschenleben am Nilufer verwandelt hatte, da kam es mir fast vor, als ob der ganze Suezcanal nur darum gebaut wäre, damit die schöne Sultana einmal darauf spazieren fahren könnte, und daß alle Fürsten, Völker, Dromedare und Esel nur deswegen zum Volksfest nach Ismaila zusammen getrommelt waren, damit die Lallarookh des Nordwestens sich eine Stunde oder zwei daran ergötzen möchte. Man hatte in den Zeitungen schon früher gesagt, daß die Kaiserin, um die Reise nach dem Orient bestimmt zu machen, bereit gewesen wäre, ihre Diamanten zu verkaufen; so erschien es denn in der Ordnung, daß man am Suezcanal Feste anstellte, die 45,000,000 Francs gekostet haben sollen, ein anmuthiges Gegenstück zu jenem Perlenextract, in welchem einmal die egyptische Kleopatra das Wohl des Römischen Triumvir trank.

Ein hübsches, kleines Intermezzo im Feste war um Mittag die Parade, die der Khedive veranstalten ließ. Eine Abtheilung stattlicher Infanterie, schöne, dunkelbraune Leute, zog mit klingendem Spiele vorüber; ihr folgten einige Schwadronen von Uhlanen mit flatternden Fähnlein, was ungemein lustig aussah; den Schluß machte ein kleiner Train, vor dem hochbeinige Dromedare als Vorspann dienten, ein Aufzug, den man auf unseren Paraden von Wien und Berlin wohl nicht leicht zu sehen bekommen wird.

Nun folgte unsere etwas spät hinausgeschobene Frühstücksstunde; und die wäre bestimmt die genußreichste des ganzen Tages geworden — wir hatten seit 15 Stunden keinen Bissen zu essen bekommen —, wenn unser Frühstück bei unserm Kommen nicht schon längst von anderen, garnicht officiell eingeladenen Gästen verzehrt worden wäre. Das nämlich war ebenfalls ein Charakterzug des Festes, daß jeder, befugt oder nicht befugt, sich an die Tafel setzte, die er grade gedeckt fand; und im Regierungsgebäude war die Tafel immer gedeckt, immer besetzt. So bekamen wir denn erst gegen ein Uhr mittags ein Frühstück, und um sieben Uhr abends ein tumultuarisches Mittagsessen.

Unvergeßlich war der Nachmittag! Da wo die Wüste sich unmittelbar an den Palast des Vicekönigs herandrängt, wollten die Vornehmsten unter den Arabern ihre Kampfspiele anstellen. Eine mächtige Doppelarena bildete sich in der Menge der Zuschauenden. Auf kräftigen, etwas dicken Rossen kamen einige hundert prächtig costümirte Reiter einhergesprengt und begannen im wahnsinnigsten Galopp ihr Wüstenturnier. Unter lautem Kriegsruf schwangen sie die zitternden Lanzen; mitten im Rennen schossen sie ihre Karabiner ab und luden sie wieder; im zügellosesten Dahinstürzen warfen sie ihre Rosse plötzlich um; fast schien man sich gegenseitig morden zu wollen, und doch verstand es ein jeder, dem andern plötzlich und geschickt auszuweichen. Nur selten rannten zwei Heißsporne der Wüste zusammen; dann aber stürzte regelmäßig der eine mit dem Gaul total zusammen, und eine dichte Sandwolke umhüllte die Gefallenen; doch sah ich nie irgend jemanden Schaden nehmen, wie lange auch die Kampfspiele dauern mochten.

Erst gegen Sonnenuntergang endete das wirklich aus aller Beschreibung heraus liegende Kampfspiel, um einem andren Schauspiel Platz zu machen, welches recht eigentlich in das Reich des Zaubers hineingehört. (Schluß folgt.)

Eine Schatzkammer der Kunst.

Von **Hermann Uhde.**

Unter den gesegneten Gauen unseres herrlichen deutschen Vaterlandes zählen zu den schönsten jene Gegenden, welche nördlich an den Main stoßen. Wie ein Garten ist das Thüringerland, ist die Wetterau, Kurhessen und Nassau zu schauen. In den Thälern wogen Saatenwellen; es reift die Rebe am sonnenbestrahlten Hügel; die Berge geben schimmerndes Erz. So sind Ackerbau, Gewerbe und Handel üppig im Flor — daneben aber blühen auch die Künste, die Wissenschaften, und die stille Arbeit des Geistes hat in jenen Ländern zumal eine Stätte gefunden, wo sie gezeitigt von der Sonne fürstlicher Gunst, gedeihen und sich herrlich entfalten konnte.

Sage und Geschichte reichen einander die Hand, um jenes Wunderland mit zaubervollem Schimmer der Romantik zu umweben. Aber auch die Künste fanden dort eine Heimat, und während in Weimars Musensitze die Dichtkunst heimisch wurde, war an den Ufern der Fulda, in Kassel, der Skulptur und der Malerei ein friedliches Asyl bereitet. In dem Bildhauer Peter Stephan Monnot hatte Landgraf Carl von Hessen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts an seine kleine Residenz einen Künstler gefesselt, dessen Genialität und Ausdauer uns das größte Staunen abnöthigt; in der zahlreichen Familie Tischbein besaß Hessen heimische Meister der Malerkunst, deren Name einen guten Klang behalten hat bis auf diesen Tag.

Die segensreichen Früchte der Glanzepoche unsrer Literatur sind jetzt Allgemeingut der Welt; eine ähnliche klassische Zeit kann kein anderes Volk aufweisen. Sie hat nirgend ihres Gleichen; in keiner Parallele mit ihr steht daher auch die Bedeutung dessen, was die Gönnerschaft hessischer Landgrafen für Skulptur und Malerei gethan. Dennoch hat ihre Vorliebe für diese Künste uns vieles, geradezu Unschätzbares hinterlassen: will man sich voll daran erfreuen so muß man den Schauplatz ihres ehemaligen Wirkens, das liebliche Kassel besuchen. Nach Jahrtausenden noch leben die Gebilde des Meißels, der Gesang des Dichters; aber während dieser sich frei durch alle Räume fortschwingt, sind jene an die Scholle gebannt; wer Genuß aus ihnen schöpfen will, muß hinpilgern zu jener Stätte, wo des Meisters Hand dem empfindungslosen Steine Leben gab, wo der Marmor schmolz unter des Hammers Schlägen.

Kassel liegt in einem Thalkessel der Fulda, an beiden Ufern dieses Flusses; von Bergen rings umgeben, welche im Westen dicht herantreten. Mit üppigen Waldungen bedeckt, bieten diese alle Vorbedingungen, um durch architektonische und gartenkünstlerische Nachhilfe jeden Traum von Glanz und Pracht zu verwirklichen: Umstände, die denn auch von den prunkliebenden Regenten, deren Residenz Kassel gewesen, erkannt und voll benutzt wurden.

Landgraf Carl I, dessen Marmorstandbild (von Eggers in Rom



Fahnenjunker von Rembrandt.

Nach der Uebertragung von W i tz e für das Daheim in Holzschnitt ausgeführt.

gemeißelt) den nach ihm benannten Carlsplatz ziert, war es namentlich, der in mehr denn 50jähriger Regierung (1675 — 1730) den Keim pflanzte zu jenen Anlagen, deren wir uns noch heute erfreuen. Nicht bedenklich in der Wahl der Mittel, sich Geld zu seinen stolzen Verschönerungsprojecten zu verschaffen, vermiethete er ohne Skrupel seine Landeskinder zahlreich als Söldner in den Kriegen jener wilden Zeit, während er zugleich — um durch Früchte gewerbthätigen Fleißes sein im 30jährigen Kriege ausgesogenes Land zu heben — zahlreiche französische Hugenottenfamilien willkommen hieß, welche die Aufhebung des Edicts von Nantes aus der Heimat vertrieben. Einen ganzen Stadttheil — die Oberneustadt — gründeten diese Emigranten, und ihre Rührigkeit wetteiferte mit der jener Niederländer, welche etwa anderthalb Jahrhunderte früher Landgraf M o r i tz aufgenommen, ihnen Schutz gewährend vor Albas thöricht-eifriger Verfolgungswuth.

So verdankt Kassel jenem Landgrafen Carl die prachtvollen Parkanlagen des Augartens im Thal der Fulda, die Orangerie, sowie (ausgenommen das Schloß selbst und die Löwenburg) die grandiose und in ihrer Art unerreichte W i l h e l m s h ö h e, letztere ehemals nach ihm Carlsberg genannt. Auf seinen Befehl entstand auch das römische M a r m o r b a d — eines der vollendetsten Denkmale, welches die üppige Kunst des frühen Roccocco uns hinterlassen.



Weibliches Porträt von Tischbein.

Nach der Uebertragung von Koch für das Daheim in Holzschnitt ausgeführt.

Daß Landgraf Carl neben seiner Vorliebe für die bildende Kunst seine Neigung auch auf Gemälde gerichtet hätte, ist nicht bekannt. Erst seinem Nachfolger Wilhelm, welcher zunächst als Statthalter des 1720 durch die Heirath mit Ulrike Eleonore zum schwedischen Thron gelangten älteren Bruders Friedrich I fungirte, und 1751 als Landgraf Wilhelm VIII den Thron bestieg, wird der große Bildererwerb und damit die Begründung der jetzt so berühmten Kasseler Galerie zugeschrieben. Dieser Wilhelm war, ehe er zur Statthalterschaft gelangte, mit hessischen Hilfstruppen in Diensten der Generalstaaten; eine Stellung, in der es ihm leicht wurde, die Meisterwerke niederländischer Kunst — deren Glanzepoche noch nicht allzulange vorüber war — zu erwerben. Er that dies mit fürstlicher Freigebigkeit; oft erstand er den reichen Gemäldeinhalt ganzer Schlösser — ja, wo dieser durch Vermächtnißbestimmungen untrennbar war von dem betreffenden Herrensitze, letzteren zugleich mit all seinen Schätzen.

Auf Wilhelm VIII folgte, ebenfalls eifrig Bilder sammelnd, Landgraf Friedrich II (1760—1785), Stifter des Museum Fridericianum; einer ziemlich bunt zusammengewürfelten Anhäufung von Modellen, plastischen Arbeiten, Antiquitäten und Curiositäten. Was anderswo planvoller bewußter Feinsinn für die Künste that, das bewirkte bei ihm eitle Prachtliebe; das Geld für deren Befrie-

digung verschaffte er sich durch den berüchtigten Verkauf seiner Landeskinder an England, für den amerikanischen Krieg. Wie in eiserner Willkür, in heilloser Maitressenwirthschaft und großartiger Verschwendung, so ähnelt er dem Muster aller kleinen deutschen Tyrannen — Ludwig XIV von Frankreich — auch in der Hinneigung zum Mysticismus, welche endlich seinen förmlichen Uebertritt zur katholischen Kirche bewirkte. Auf dem prachtvollen Friedrichsplatze zu Kassel steht seine kolossale, fünfzehn Fuß hohe Statue, im Imperatorencostüm, aus weißem carrarischen Marmor vom Bildhauer Nahl gehauen. Die hessischen Landstände ließen in widerwärtigem Byzantinismus dies Standbild ihrem Fürsten noch bei dessen Lebzeiten (1783) setzen, und mit der uns fast ironisch klingenden Inschrift versehen: Fridorico II patria!

Friedrich II ließ die im fürstlichen Besitz befindlichen Gemälde größtentheils nach dem Schlosse Bellevue schaffen, einem äußerlich wie im Innern außerordentlich nüchternen Bau, der so wenig seines Inhalts, wie des schönen Platzes werth ist, an welchem er steht. In richtiger Erkenntniß, daß jene Edelsteine der Kunst auch der würdigen Fassung bedürfen, wenn sie in rechtem Glanze strahlen sollen, hat die preußische Regierung vor kurzem beschlossen, an einem der herrlichsten Punkte Kassels einen angemessenen, hinsichtlich seiner Bestimmung als Bildergalerie eigens zu errichtenden Neubau aufzuführen, zu dem etwa 200,000 Thaler ausgeworfen sind.

Und ganz gewiß — eine Schatzkammer der Kunst ist diese Kasseler Galerie, trotzdem das lebende Geschlecht sie durch diebische Hände ihrer besten Stücke beraubt findet. Unter dem Nachfolger Friedrich II, Wilhelm IX, der, seit ihm im Frieden von Luneville 1803 die Kurwürde zu Theil geworden, als Kurfürst Wilhelm I regierte, wurde Hessen von einem Verhängniß ereilt, das — will's Gott und Deutschlands Schwert! — niemals wiederkehrt. Im November 1806, nach der unglückseligen Schlacht von Jena, brachen französische Horden in das Land; das folgende Jahr machte Kassel zur Hauptstadt jenes „Königreichs Westfalen“, an dessen schmachbeladene Existenz jeder Deutsche nur mit Scham und Ingrimm zurückdenkt. Aus den italienischen Kriegen des ersten Consuls wußte man bereits, wie der Gewaltige mit den Kunstschätzen eroberter Länder verfahren zu sehen liebte: ohne weiteres wählte der erste einrückende General, La Grange, 48 der vorzüglichsten Bilder, wahre Perlen der Galerie, aus und sandte sie nach Paris. Das begonnene Plünderungswerk fortzusetzen, folgte ihm der berüchtigte Kunsträuber Denon, der den officiellen Auftrag hatte, aus allen Museen eroberter Länder zusammenzustehlen, was ihm gutdünkte, und dieses an das „Weltmuseum“ des Louvre einzusenden. Des Schönen war aber in Kassel so viel, daß Denon in Verlegenheit gerieth: jede Auswahl war schwer bis zur Unmöglichkeit.

Auf diesen Einwand erhielt er Befehl, zu nehmen, was ihm in die Hände fiele. Schüchternheit war nie der Franzosen Sache, und so sehen wir Denon nicht weniger denn zweihundertneunundneunzig Gemälde der ersten Meister aller Zeiten und Völker nach Paris schleppen. Von den so zusammengeraubten 347 Bildern zweigte man 55 ab zur Ausschmückung des Schlosses Malmaison, Kaiserin Josephines Lustsitz; während Jerôme in Kassel aus der noch immer stattlichen Masse der zurückgebliebenen Bilder ein Stück nach dem andern an seine Günstlinge und Maitressen verschenkte. Ja, als das Königthum des gekrönten Commis-voyageur zu Ende ging, und er vor den einrückenden Truppen aus seiner Residenz flüchten mußte, raubte er noch zu guterletzt eine Partie Bilder aus der Galerie, welche er auch in so reducirtem Umfang nicht wieder in die Hände ihrer rechtmäßigen Eigenthümer kommen lassen wollte.

Zu den Fehlern des Jahres 1814 zählt auch der allzu bescheidener Ansprüche an Frankreich beim Abschluß des ersten Friedens. So begnügte man sich, die letzterwähnte, verhältnißmäßig geringfügige Partie des kolossalen Bilderraubes zu reclamiren. Erst des nochmaligen Sturzes des ersten Kaiserreichs bei Waterloo bedurfte es, um diese Forderung zum Begehr des ganzen Umfanges der entführten Beute zu steigern. Allein bereits waren die Bilder von Malmaison an den „Befreier Europas,“ Kaiser Alexander von Rußland für ein Erkleckliches verhandelt, und wer heute Claude Lorrain und Paul Potter in ihren glänzendsten Werken bewundern will, muß sie nebst manchem Rembrandt ersten Ranges in der kaiserlich russischen Galerie der Eremitage suchen. Von dem Raube La Granges sah Kassel nur zehn, von dem Denons 289 Gemälde wieder.

Am 30. September 1813 donnerten russische Kanonen das Grablied des westfälischen Königthums; drei Wochen später zog Kurfürst Wilhelm I in die Residenz seiner Väter wieder ein. Es war seine erste Sorge, alle Spuren der Fremdherrschaft zu vertilgen. Das durch die Feinde entfernte Standbild seines Vaters wurde wieder aufgestellt; und verschmähend, in einer Behausung zu wohnen, deren Dach zuvor den Usurpator geschirmt, ließ der wieder Eingesetzte das alte Schloß der Landgrafen von Hessen, in welchem Jerôme residirt, bis er 1811 in Folge des Brandes eines Flügels nach Schloß Bellevue übergesiedelt war, niederreißen. An dessen Stelle begann er den unter dem Namen der Kattenburg bekannten gigantischen Neubau, welcher nie vollendet wurde.

Rastlos betrieb der Kurfürst den Bau, allein der Tod rief ihn ab (1821), und auf Befehl seines Nachfolgers blieb das gewaltige Werk liegen, eine ungeheure Ruine, deren innere Räume Gestrüpp und dichtes Buschwerk füllt. Gräser sprießen aus den Mauerritzen, und die öden Fensterhöhlen sind theilweis mit Backsteinen zugesetzt. Wie die Hand, auf deren Wink hier aus dem Nichts eine Welt des Glanzes und der Pracht erstehen sollte, verdorrte, sank diese Welt in Schutt und Trümmer zusammen — ein trauriges Denkmal der Nichtigkeit menschlicher Größe.

Die Kattenburg fertig zu stellen, war Hessens erstem Kurfürsten nicht vergönnt; aber zwei andere Schlösser schuf sein Befehl: Wilhelmshöhe und die Löwenburg, in der seine Gebeine, von einem Marmorsarkophage umschlossen, ruhen. Schloß Wilhelmshöhe — auch Jerômes Sommerresidenz, der die Anlagen sofort Napoleonshöhe taufte — ist mit verschwenderischem Pompe ausgestattet: eine Ahnengalerie enthält die Bildnisse aller hessischen Fürsten von Heinrich I an. Auf der Wand ist — ein seltenes Omen — nur ein Platz noch frei für den letzten Regenten des Landes aus dem Hause Brabant. Was an Bildern sonst auf Wilhelmshöhe — dem Blicke des Kunstfreundes unzugänglich — untergebracht gewesen, ist jetzt mit in der Bildergalerie aufgehängt.

Die Löwenburg auf Wilhelmshöhe stellt eine im Verfall begriffene, doch noch bewohnbare Burg des 15. Jahrhunderts dar. Moos und Epheu bedecken die aus grauem Tuffstein aufgeführten Mauern, die vom Alter verwittert erscheinen; hie und da ist ein Thurm eingefügt; die Täuschung ist vollkommen. Ein Graben umzieht die Burg; zu den Thoren (die mit eisernen Fallgattern versehen sind) führen Zugbrücken. Das Innere ist ganz in mittelalterlicher Weise ausgestattet, ja, eine ganze Bibliothek Kramer- und Spießscher Ritterromane ist vorhanden, damit die Phantasie auf Geisterschwingen sich ganz in die alte romantische Zeit zurückträumen kann.

Wenngleich diese Löwenburg den Anschein gewährt, als sei sie das älteste Bauwerk auf Wilhelmshöhe, so ist doch das Riesenschloß mit der Statue des farnesischen Hercules, in dessen Keule neun Menschen Platz finden, weit älter. Es wurde 1701 unter Landgraf Karl begonnen, und der kolossale, 1312 Fuß über dem Spiegel der Fulda liegende Bau mit dem größten Theile der ihn umgebenden Wasserkünste, Fontänen, Bassins, Cascaden, Aquäducte, binnen 13 Jahren vollendet. Nur einzelnes fügten spätere Landgrafen diesen zauberisch schönen Anlagen hinzu; nichts that Jerôme für die Wilhelmshöhe.

Wenn er auch die Kattenburg nicht vollenden ließ, so zeigte Kurfürst Wilhelm II doch ebenfalls große Baulust. Neue Straßen stiegen auf sein Geheiß empor; er schien die Absicht zu haben, seine Hauptstadt zu einer der schönsten Residenzen Deutschlands zu machen. Doch die bekannten scandalösen Hofgeschichten, in welchen die Gräfin Reichenbach die hervorragendste Rolle spielte, bewogen nach der Flucht dieser Frau auch den Kurfürsten, Kassel zu verlassen, und nie hat sein Fuß den in seinen Augen undankbaren Ort wieder betreten. Indessen erinnert u. a. doch das Hofverwaltungsgebäude am Friedrichsplatz (jetzt k. Kriegsschule) an ihn als seinen Gründer.

Wenn Hessens vorletzter Regent in solcher Weise bemüht war, seine Hauptstadt äußerlich glanzvoll zu verschönern, so that er doch nichts für die Entwickelung der Künste. Um die Bildergalerie bekümmerte er sich wenig, und sein Nachfolger Kurfürst Friedrich Wilhelm, nicht dazu angethan, in gutem Sinne für sie zu wirken, sorgte nur in gewisser negativer Weise für dieselbe, indem er nämlich beflissen war, den Zugang zu ihr zeitweilig sehr zu erschweren, zeitweilig sogar ganz zu versagen. Um seine despotische Rücksichtslosigkeit zu motiviren, ließ er aussprengen, die Bilder seien — be-

sonders weil keines je von der Hand eines Restaurators berührt sei — zu kostbar, als daß sie allgemein gezeigt werden dürften; eine Ausflucht, deren Folge endlich war, daß die Schätze der Kasseler Galerie fast zur Mythe wurden. Es ging wohl eine Sage von den außerordentlichen Schönheiten, die sie beherbergen sollte, allein nur wenige hatten sie gesehen, und auch diese wenigen nur flüchtig. Erst die preußische Verwaltung hat hier eine Wandlung geschaffen: seit dem Sommer 1866 sind jene herrlichen Kleinodien für Jedermann sichtbar, und seit der Zeit ist die Kasseler Galerie Ziel und Wanderpunkt tausender von Kunstenthusiasten aus allen Ländern.

Die überwiegende Bedeutung dieser Galerie liegt ohne Frage in der niederländischen Abtheilung der Bilder. Zwar findet man keine Folgereihe von Werken, an denen gleichsam die Chronik der niederländischen Kunst von ihren Anfängen bis zur Zeit ihrer höchsten Blüte zu verfolgen wäre. Von Rubens an aber fehlt kaum einer jener glänzenden Namen, welche ewig als bewunderte Meteore am Kunsthimmel strahlen werden. Die Fülle von Werken ersten Ranges wirkt wahrhaft blendend und verwirrend: in der ganzen Vielgestalt seines Wesens und seiner Richtung finden wir Rubens; und neben ihm seine Schüler und Genossen van Dyck, Jordaens, Jansens u. s. w.; finden wir ferner das geistvolle, feine und frische Talent von Franz Hals, endlich Ruisdael, die beiden Van de Velde, Snyders, beide Teniers, Metzu, Terburg, Wouverman, Adrian von Ostade, Netscher, Gerhard Dow, Jan Steen, Paul Potter — vor allem aber jene 28 als echt zu erweisenden Bilder Rembrandts. Wer diesen wunderbaren, in seinem anscheinend rücksichtslosen Realismus doch so poetisch-phantastischen Genius völlig ergründen will, findet dazu in Kassel wie nirgend anderswo die Gelegenheit. In steter Aufeinanderfolge kann man der Entwickelung des Meisters an den bezeichnendsten Proben nachgehen; von Werken der frühesten Jugendperiode an bis zu der Zeit, wo auf der Höhe seines Lebens und Schaffens ihn äußeres Mißgeschick so hart betraf, ohne jedoch, wie sich hier darstellt, seine Geisteskraft im mindesten zu beugen. Es sind die köstlichsten Schöpfungen beisammen, welche er uns hinterlassen: auch Landschaften, bekanntlich große Seltenheiten bei Rembrandt, sind dabei. Ueberall spiegelt sich die Herzensgüte des Künstlers und die Fülle der poetischen Anschauungen, die er im treuen Gemüthe trug; der ihm eigenthümliche, zaubervolle Reiz des Helldunkels ist wunderbar über diese Bilder ausgegossen, die höchsten Triumphe feiernd.

In glücklich zu nennender Wahl schauen wir in unserm Daheim heute — neben einer anmuthreichen lieblichen Schilderei des älteren Tischbein — den Fahnenjunker Rembrandts aus der Kasseler Galerie, trefflich in Holz nachgebildet. In phantastischem Aufputz zeigt sich lebensgroß der bürgerliche Bannerträger, den rechten Arm kräftig in die Seite gestützt, mit der linken Hand die an kurzem Schaft befestigte weiße Fahne so haltend, daß sie auf der rechten Schulter ruht. Das mit tief herabhängendem Schnurrbart gezierte vollbackige Gesicht sieht weitgeöffneten Auges den Beschauer an, kühn und entschlossen ist die ganze Haltung. Wie in übersichtlichem Resumé zeigt Rembrandt an diesem Bilde sein ganzes Können: der Pinsel ist so kühn und leicht geführt, die Farben sind so sicher hingeschlendert, als habe der Künstler auf dieser Leinwand mit ausgelassener, an keine Schranke sich bindender Laune hantiert; trotz der markigen, bravourmäßigen Behandlung aber macht das Ganze vermöge eines darin waltenden blonden, sonnigen Reflextones einen weichen und lieblichen Gesammteindruck.

Keinen größeren Gegensatz können wir uns zu diesem Fahnenjunker denken, als das liebliche Frauenbild H. Tischbeins, des Aelteren, der vom Schlosser zum Tapetenmaler, dann zum Künstler sich emporschwang und der geachtetste unter den zahlreichen Namensvettern wurde, die in der Kunstgeschichte hervorragen. Wer würde es glauben, daß die Hand, welche einst die rauhe Feile geführt, diese zarten Pinselstriche hervorgebracht, den süßlächelnden Mund, das seelenvolle Auge, die lieblich gerundete Wange und die edle Nase gemalt? Ja, dieses Porträt ist ähnlich, so ruft jeder aus, der nur einen Blick darauf wirft, und sicherlich war die Trägerin dieser Züge einst ob ihrer Anmuth gefeiert von Jedermann.

Aus der Fülle des in Kassel Vorhandenen können diese Blätter naturgemäß nur einen ganz geringen Bruchtheil wiedergeben. Aber zwölf der erlesensten Gemälde Rembrandts sind bei Th. Kay in Kassel ausgezeichnet schön photographirt erschienen. Zu einem „Album der Kasseler Galerie“ vereinigt, kann man aus gleichem Verlage auch eine Anzahl Nachbildungen der allerbesten Schöpfungen anderer Künstlergrößen — Niederländer, Deutsche und Italiener — zu mäßigem Preise beziehen. Je mehr jene herrliche Galerie unbekanntes Land ist, desto lieber werden die Kunstfreunde diese zum ersten Male veröffentlichten Nachbildungen unsterblicher Werke willkommen heißen, welche der nur durch die Naturkraft des photographischen Processes zu erfassende geheimnißvolle Hauch umschwebt, womit des Meisters Hand seine Schöpfung beseelte.

Am Familientische.

Ungleiche Gesellen.

(Zu dem Bilde auf S. 213.)

Waldmann, Waldmann, du wirst doch nicht! Du da drinnen in deinem Strohpalast dünkst dem verhungerten Vogel, wie er fröstelnd und bettelnd vor dir dasteht, ein großer, reicher Herr. Du liegst warm und weich gebettet und kennst den Hunger nicht. Eine ganze lange Nacht von Wind und Wetter umtobt, am frühen Morgen Weg und Steg tief unter Schnee begraben zu sehen und, wie weit die Flügel tragen, soweit das Auge späht, allüberall die Tafel leer zu finden, die gestern noch dem Glücklichen nicht ahnen ließ, daß er heut schon ein Bettler an deiner Thür würde anklopfen müssen, das ist hart. Soll der arme Vogel hungernd schlafen gehen? Heute morgen, kaum daß der Tag gegraut, brachte man dir eine warme Suppe, und vom Mittagtisch fiel dir ein leckeres Mahl zu. Erbarme dich des armen Schluckers! Gern ist er ja mit den Brosamen zufrieden, die von deinem Tische gefallen.

Doch ich predige tauben Ohren. Waldmann schämt sich nicht einmal — oder fragt er vielleicht, ob wir, die Herren der Erde, gegen unsre Mitgeschöpfe immer und überall einsichtiger und liebevoller gesinnt seien? Ersparen wir uns die Antwort. Angesichts aber der gefiederten Jammergestalt wollen wir uns geloben, für die wenigen seiner Genossen, die auch in der Schlummerperiode der Natur getreulich bei uns aushalten, so oft wir uns sättigen, ein Krümchen zu sparen.

Und das ist die Moral von der Geschichte.

Es ist seit Jahrzehnten schon allerdings sehr viel zum Schutz der Vögel gesprochen und wir wollen hoffen, auch gethan worden, dennoch aber dürfte es grade jetzt, beim hereingebrochenen Winter, recht zeitgemäß sein, daran zu erinnern, daß die wenigen Vögel, welche in unserm Klima überwintern, zuweilen sehr schwer zu dulden haben, durch Unbill der Witterung, sowie, und nicht selten weitmehr noch, durch Nahrungsmangel. Während ich das schreibe, ist über Nacht vorschnell und mächtig Schnee gefallen und mitten im Thauen durch Frost zu einer harten Eiskruste über den Boden hin erstarrt. Grade diejenigen Vögel, welche ihre Nahrung vom Boden aufnehmen, sind nunmehr sehr übel daran. Gewiß dürfte es eine ganz würdige Aufgabe unserer Vereine zum Schutz der Thiere sein, mit dem nahenden Winter Stadt und Dorfbewohner zu ermahnen, der armen hilflosen Geschöpfe ja nicht zu vergessen. Denken wir uns nur einmal, daß sämtliche Vögel ohne Ausnahme uns im Winter verließen, würde die Schneelandschaft nicht ungleich langweiliger und trostloser uns dünken! Das muntere Treiben der Standvögel nähret in uns die Hoffnung auf den wiederkehrenden Frühling. Erbarmen wir uns also der treuen Gefährten.

Dr. F. Schlegel.

Von einem verlorenen Posten.

Aus dem Elsaß, einst eine Perle Deutschlands — jetzt ein Juwel Frankreichs — klingen noch immer deutsche Laute über den Rhein; die Poesieen der beiden Stöber und Ottes gehören zu den anmuthigsten Weisen, die im deutschen Dichterwalde ertönen. Und im Volksleben tritt das deutsche Wesen ebenso scharf hervor, wie im Haus, in der Familie. Im Laufe von zwei Jahrhunderten ist viel wälsches Wesen in das Elsaß eingedrungen, aber der Kern der Bewohner ist noch immer mit alemannischer Zähigkeit deutsch geblieben. Politisch gern dem großen, mächtigen Frankreich angehörig, sind sie doch keine Franzosen geworden und wo, wie in den gebildeten Klassen auch Pariser Art nachgeäfft wird, da bricht allzeit bei passender Gelegenheit unter dem wälschen Lack der deutsche Elsäßer wieder hervor, er zeigt die tête carrée allemande, den „deutschen Dickkopf“. Dafür möge folgendes als Beispiel dienen. Vor noch nicht langer Zeit commandirte in Straßburg, der „wunderschönen Stadt“, wie sie im Volksliede heißt, ein geborner Elsäßer, General Reibel, ein alter Haudegen mit etwas rauher Schale, aber echtem, gutem Kern. Oft hatten mit ihm die Bürgermeister (maires) der kleinen Elsäßer Städte in Militärsachen zu verhandeln, und da war es denn manchmal gar spaßhaft zu hören, wenn die betreffenden Herren, welche glaubten, dem General gegenüber nicht deutsch sprechen zu dürfen, sich in einem Französisch abmühten, das, was Grammatik und Aussprache betraf, nichts weniger als vollkommen genannt werden konnte. Allemal hörte Reibel diese Vorträge ruhig und gelassen an; wenn die Maires, oft schweißtriefend ob des sprachlichen Kunststückes, glücklich zu Ende gelangt, dann vernahmen sie zu ihrem nicht geringen Erstaunen folgende Worte aus dem Munde des Generals: „So wänn ihr jetzt fertig sin, dernowolte mer schwätze wie üs der Schnawel gewachse isch. Jetzt kann (sagt) mer emol uf gut Elsässe-

bisch, was ihr eigentlich welle." Und mit erleichtertem Herzen begannen die Bürgermeister ihren Vortrag von neuem. Diesmal aber im „Elsässerditsch".

Kehl. J. W. S.

Die Bezopften in Berlin.

Wer hätte das gedacht? Ja, sie sind hier, die Söhne des „Blumenreichs der Mitte", des Kaisers von China Majestät hat sich herabgelassen, eine Gesandtschaft in das barbarische Abendland zu schicken. Sie waren in Washington, in London, in Paris, jetzt sind sie hier in der norddeutschen Metropole, und was besonders interessant erscheint — an ihrer Spitze steht ein Berliner. Freilich ein Neuberliner, denn Mr. Anson Burlingame, das Haupt der Gesandtschaft, ist am 25. November 1825 zu Newberlin im Staate Newyork geboren. Hinter ihm liegt eine echt amerikanische Laufbahn. Als Knabe schon zieht er in den fernen Westen, er wird Colonist, Viehtreiber, zuletzt Gehilfe eines Geometers. Als Diplomat verdient er seine Sporen gegenüber den Rothhäuten. Nun findet er Geschmack an der Sache, studirt Jurisprudenz und wird 1848 Deputirter, dann Senator im Staate Massachussets. Damit ist auch die erste Stufe zu einem höheren Rang erklommen; als Freund des Präsidenten Lincoln wird er Gesandter in Peking. Dort entfaltete er am Hofe des bezopften Kaisers eine außerordentliche Thätigkeit, die nicht wenig dazu beitrug, das Ansehen der Fremden in einem Lande zu befestigen, in dem sie bisher als „rothhaarige Barbaren" verschrieen waren. Namentlich war es der aufgeklärte Oheim des Kaisers, Prinz Kung, welcher sich Burlingame anschloß und ihn 1867 vermochte, sein Amt als Gesandter niederzulegen und in chinesische Staatsdienste zu treten. Aus dem amerikanischen Hinterwäldlerknaben war nun ein kaiserlicher Tschintschi Chrungben Tatschin, d. h. ein höchster Minister, geworden, der seinen Einfluß sofort darauf verwandte, daß eine Gesandtschaft zu den fremden Völkern abgeordert wurde, welche mit China in Handelsverkehr getreten waren. Bisher hatte man in Peking nur Gesandte empfangen; jetzt erkannte man das Abendland zuerst officiel an, indem man jene Botschaften erwiderte.

Nun sind sie hier, einige dreißig an der Zahl, Chinesen und Amerikaner, hohe Würdenträger mit unaussprechbaren Namen, Dolmetscher, Aerzte und Sekretäre. Unter den Mandarinen ragen durch würdevolles Aussehen und hohen Rang besonders zwei Herren hervor: S. Excellenz Tschi, etwa 50 Jahre alt und S. Excellenz Sun, der einige Jahre jünger ist. Ersterer gehört dem herrschenden Mandschuvolke an, letzterer ist ein echter weizengelber Chinese mit prächtigem, drei Fuß langem Zopfe.

Wir wollen einmal indiscret sein und den Herren bis in die Schlafzimmer ihres Hotels folgen, das sie gründlich auf den Kopf gestellt haben. Gegen neun Uhr erheben sie sich, waschen sich gleich uns Europäern und beginnen ihre Toilette. Das weite, gelbe Seidengewand wird angelegt und der Kopf mit einem runden Hütchen — etwa den ungarischen ähnlich — bedeckt. Gehen sie zu Hofe, dann freilich werden andre Staatsgewänder hervorgesucht und ein kegelförmiger Hut aufgesetzt. Pelzüberwürfe mit weiten Aermeln fehlen gleichfalls nicht. Um zehn findet das Frühstück statt, dann werden Depeschen abgefertigt oder die Tagebücher geführt, deren Inhalt gewiß einmal, wenn er als Reisebeschreibung veröffentlicht wird, Aufsehen im himmlischen Reiche macht. Einer der Dolmetscher hatte Gelegenheit, in das chinesisch geführte Tagebuch des Gesandtschaftsbarbiers Einblicke zu thun. Sind seine Mittheilungen richtig, so finden sich darin keineswegs schmeichelhafte Aeußerungen über Europa. Der Flechter der Zöpfe und Beförderer chinesischer Glatzen schreibt:

„Ein häßliches Volk diese Pariser. Die schwarzen Röhren auf dem Kopfe, die Haare im Gesicht der Männer — Pfui!

Sie haben „Knöpfe" an den Kleidern.

Die Frauen bemalen das Gesicht und haben häßliche große Füße. Was Schönheit ist, kennen sie nicht.

In der Industrie sind die Franzosen sehr zurück. Das Porzellan ist dem unsern in plumper Weise nachgebildet.

Die Seide, deren Gewinnung die große Kaiserin Hwang-té uns kennen lehrte, hat hier auch Eingang gefunden. Diese Barbaren haben manches von uns gelernt. Das Schießpulver glauben sie verbessert zu haben — —"

Um sechs Uhr wird zu Mittag gespeist und hier zeigen sich bereits europäische Einflüsse, denn außer den bekannten Eßstäbchen von Elfenbein, welche jeder Chinese in einem Etui bei sich führt, bedienen sie sich schon unsrer Gabeln und Messer. Auch fangen unser Speisen an, ihnen zu munden, denn solche Delicatessen wie Schwalbennester, Ginseng, Gretang und Tripang können sie hier schwerlich auftreiben. Ob einer der Herren dem Opiumgenusse fröhnt, habe ich nicht in Erfahrung bringen können; aber alle sind starke Schnupfer. Thee haben sie selbst aus China mitgebracht, und dieser dürfte der Qualität nach selbst den bei Hof getrunkenen übertreffen. Ihre Hauptnahrungsmittel sind neben Weißbrot noch Reis, Hühner, Hammel- und Schweinefleisch.

Das alles geht hinter den Coulissen zu, d. h. im Hotel. „Wahre Chinesen" werden die Gesandten jedoch erst, wenn sie gravitätisch unter den Linden promeniren und aus den schwarzen, schiefstehenden Augen theils Blicke auf die zudringliche Menge, theils auf die in den Schaufenstern ausgestellten Waaren werfen. Ich glaubte ein chinesisches Tout comme chez nous! zu vernehmen als sie vor einem großen Porzellanwaarenladen standen. Ob die Londoner und Pariser Bevölkerung auch so unartig war wie die hiesige? Der Berliner läßt die armen Bezopften keine Minute in Ruhe, er folgt ihnen in einem dichten Schwarm nach, betastet sie wohl gar und macht seine Bemerkungen, die zum Glücke nicht verstanden werden. Bei Hofe, wo sie mehrfach zur Tafel waren, sollen sie sich durchaus gesittet benommen haben. Das erste Mal, als man ihre Gewohnheiten noch nicht kannte, glaubte man freilich, sie würden Anstoß erregen. Die Tafel ist vorüber, alles erhebt sich, die Chinesen machen ihre Verbeugungen, treten in eine Ecke des Saals und beginnen — sich auszukleiden. Alles staunt, die Damen erröthen. Aber nur die rauhe Schale fällt und in neuen prächtigen Seidenkleidern glänzend treten sie wohlgefällig hervor, während Mr. Burlingame erklärt, dies sei chinesische Sitte, um nach eingenommener Mahlzeit dem Gastgeber seine Hochachtung zu bezeugen.

Was die Männer aus dem fernen Osten hier wollen? Nun, Graf Eulenburg hat bekanntlich am 2. September 1861 einen Freundschafts- und Handelsvertrag in Peking abgeschlossen, und dieser soll erweitert und abgeändert werden. Die Handelsbeziehungen Chinas zu Deutschland sind weit umfassender als jene zu Frankreich; denn nächst den Briten und Amerikanern vertreten die Deutschen dort die wichtigsten Importhäuser, und der Küstenhandel in ganz Asien ist vorzugsweise in den Händen deutscher Seeleute, während die französische Flagge dort verhältnißmäßig selten erscheint.

Berlin. H. B.

Der Specht als Bombardier.

An einem schönen Januartage, dessen ungewöhnlich milde Witterung unwillkürlich ins Freie lockte, ging ich mit einer befreundeten Dame auf einer breiten Waldwiese hart am Rande eines hohen Fichtenbestandes spazieren. In unserm Gespräch wurden wir unterbrochen durch das laute und eifrige Hämmern eines Buntspechts, der an einer einzelnen, am Rande des Fichtenwäldchens stehenden Buche hing und arbeitete, daß die Späne flogen. Wir blieben unter dem Baume stehen und sahen dem unverdrossenen Arbeiter längere Zeit mit Vergnügen zu. Er ließ sich auch nicht irre machen, sondern fuhr, nur zuweilen einmal auf die Gesellschaft zu seinen Füßen herabblickend, ganz lustig in seiner Arbeit fort, bis ihm unsere Gegenwart schließlich doch zu unbequem wurde und er waldeinwärts flog. Wir gingen weiter und waren kaum 30—40 Schritte gekommen, als das Hämmern wieder begann. Schnell kehrten wir zurück, um nochmals den scheckigen Zimmermann zu beobachten. Allein kaum unter seinem Baum angelangt, flog er abermals davon. Nachdem wir einige Schritte weiter gegangen, hörten wir in unserer nächsten Nähe etwas fallen, als ob mit etwas geworfen worden wäre. Erstaunt schauten wir um, aber weit und breit war kein Mensch zu sehen, so daß wir über die Ursache des muthmaßlichen Wurfs im Unklaren blieben. Ohne weiter an den Wurf zu denken, wandelten wir ruhig fort, bis auf einmal uns zur Seite wieder etwas niederfiel und wir, unwillkürlich und augenblicklich nach der Seite uns umdrehend, woher der Ton kam, gerade noch einen Fichtenzapfen — im Steigerwald Mockeln oder Putzellühe genannt — wenige Schritte von uns von der Erde aufspringen und wieder niederfallen sahen. Jetzt war unsre Aufmerksamkeit ernstlich gefesselt, denn ringsum die tiefe Stille eines Wintertages und weit und breit keine menschliche Seele — was konnte das sein? Lange standen wir und fragten uns in großer Erregung, woher wohl der Wurf gekommen sei? Reichlich mit Zapfen behangene Fichten standen genug neben uns, allein wir waren schlechterdings außer dem Bereich der Aeste, und daß ein abfallender Zapfen nicht senkrecht, sondern schräg über unsere Köpfe hinweg fallen sollte, wäre doch zu sehr mit dem Fallgesetz im Widerspruch gewesen, bei dessen Erlernung auf dem Gymnasium ich von Ausnahmen zu Gunsten der Fichtenzapfen nichts gehört hatte. Oder sollte es denn am Ende doch wirklich Waldfeen geben, und sollte uns vielleicht eine durch dies räthselhafte Werfen ihre Huld oder auch Ungnade zu erkennen geben wollen? Lachend und kopfschüttelnd kehrten wir wieder um; als wir in die Nähe der Buche kamen, fing eben unser Specht wieder an zu hämmern. Wir blieben auch diesmal stehen, ihm zuzusehen, aber sofort flog er wieder waldeinwärts. Nachdem er unsern Blicken entschwunden war und wir uns eben zum Weitergehen anschicken wollten, wer erscheint da? unser Specht kommt desselben Weges zurückgeflogen, einen Fichtenzapfen im Schnabel, größer als er selbst; und ehe wir noch die geheimnißvollen Würfe von vorhin in unsern Gedanken mit dem überraschenden Anblick, der sich uns eben darbot, zusammenreimen konnten, war er schon über unsern Häuptern, ließ seinen Zapfen fallen und eilte dann wie ein rechter Dieb und Missethäter im schnellsten Flug wieder waldeinwärts.

Wer wollte nun noch zweifeln, daß das Märchen vom Machandelboom, in dem das schnöde ermordete Brüderchen in Gestalt eines Vogels einen großen Mühlstein als Halskrause auf das Haupt der bösen Stiefmutter fallen läßt, doch am Ende wahr sein kann? Wenn mir ein Jäger diese Spechtgeschichte erzählt hätte, würde ich sie ganz entschieden für eine „lateinische" Erzählung gehalten haben; so aber kann ich an der Wahrheit dessen, was ich nicht blos selbst gesehen, sondern auch meine Begleiterin, doch nicht wohl zweifeln, wie ich denn auch die vollste und ungeschminkte Wahrheit des Berichteten verbürge.

Was aber — so frage ich zum Schluß — mag den Specht zu seinem sauberbaren Beginnen getrieben haben? War es blos „Instinct", was ihn veranlaßte, als Bombardier aufzutreten?

M—bach. A. Müller.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von **A. Klasing** in **Bielefeld**, herausgegeben von **Dr. Robert Koenig** in **Leipzig**.

Verlag der **Daheim-Expedition** von **Velhagen & Klasing** in **Bielefeld** und **Berlin**. Druck von **Fischer & Wittig** in **Leipzig**.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

VI. Jahrgang. Ausgegeben am 8. Januar 1870. Der Jahrgang läuft vom October 1869 bis dahin 1870. **1870 № 15.**

Eine Cabinetsintrigue.

Historischer Roman von **Georg Hiltl.**

(Fortsetzung.)

Der Revuetag des Königs.

Die im vorigen Capitel erzählten Dinge hatten sich am achtundzwanzigsten Januar in Berlin zugetragen. Zwei Tage früher waren die Bewohner der Kurstadt Brandenburg schon seit dem Grauen des Morgens auf den Beinen. Dies geschah, weil König Friedrich Wilhelm I seit dem vergangenen Abende in Brandenburg verweilte, um gleich am folgenden Tage die Revue über sein Regiment zu halten.

Die Anwesenheit des Monarchen brachte ganz besonderes Leben unter das Volk. Jedermann, der überhaupt auf der Gasse, in offnen Läden oder sonstigen, den Blicken ausgesetzten Orten zu thun hatte, arbeitete heute viel rascher und suchte sich das Ansehen eines ungeheuer fleißigen Geschäftsmenschen zu geben, denn niemand war sicher vor einer plötzlichen Strafpredigt oder einem Scheltworte des Königs, wenn dieser ihn gaffend oder nichtsthuend fand. Ein Zimmerplatz, auf welchem die Gesellen faullenzten, bot sogleich das Bild rührigen Treibens, wenn man den König in der Nähe witterte, denn traf dieser die Gesellen beim Lungern, wenn er vorüberritt, so konnten sie sich auf einen donnernden Rüffel gefaßt machen, dasselbe war bei Häuserbauten der Fall, denen der König noch obenein besondere Aufmerksamkeit schenkte, auch haßte der Monarch die vor Kaufläden und Fleischscharren stehenden und klatschenden Gruppen der Dienstmädchen und Hausknechte. Wenn daher die Gestalt des Königs, hoch zu Pferde sich am Eingange der Straße zeigte, stob alles, was von Klatschgevattern zusammenhockte, eilig aus einander, die trägen Zimmergesellen handhabten mit Feuereifer die Aexte, die langsamen Maurer kletterten behend und schnell an den Gerüsten auf und nieder, die Schmiede hieben mit verdoppelter Kraft auf das glühende Eisen los, und alle stutzerhaft oder auffällig gekleideten Personen huschten in die nächsten Häuser oder sonstigen dunklen Winkel, um dem Monarchen nicht in den Wurf zu kommen und ein Examen über Namen, Stand, Herkunft, besonders aber Geschäft des Ertappten zu bestehen.

So sehr aber der König auch Faullenzerei haßte und so groß seine Freude an rührigem und arbeitsamem Treiben war, sah er es doch gern, wenn die Bewohner der Städte und Dörfer sich möglichst zahlreich an den Musterungen seiner Truppen einfanden. Besonders angenehm war ihm diese Theilnahme des Publikums, wenn er sein Leibregiment in Brandenburg Revue passiren ließ, und er war von dem Augenblicke an den Berlinern gram geworden, wo diese sich geweigert hatten, das geliebte Regiment in die Mauern ihrer Stadt aufzunehmen. Brandenburg lag aber dem Könige von der Residenz allzu entfernt, und da er den Eigensinn der Berliner nicht zu brechen vermochte, ging er mit dem Gedanken um, die Quartiere des Regimentes von Brandenburg nach Potsdam zu verlegen. Bis dieser Plan vollständig zur Reife gediehen war, konnte jedoch noch einige Zeit vergehen, also blieb das Leibregiment vorläufig in Brandenburg, und der König rechnete es den Brandenburgern sehr hoch an, daß sie sich den Soldaten so gewogen zeigten.

Dieses Regiment, dessen Erhaltung, Pflege und Ergänzung ungeheure Summen kosteten, hatte sich bereits einen europäischen Ruf durch die Größe der ihm zugehörigen Leute, durch die Pracht der Ausrüstung und durch die staunenswerthe Geschicklichkeit im Exercitium erworben, in welcher letztern Eigenschaft es allen Regimentern zum Muster diente, und ohne Zweifel — was auch über die seltsame Liebhaberei streng geurtheilt werden mag — hat es durch sein Beispiel, durch die bewunderungswürdige Taktik aller Bewegungen und Griffe, welche gleichsam der preußischen Armee zum Modell dienten, den Grund zu der noch heute einzig dastehenden Mannszucht des preußischen Heeres gelegt.

Dieses Leib- oder vielmehr Riesenregiment, erwartete also in Parade den König. Große Massen von Zuschauern hatten sich rings umher aufgestellt, so daß die Stadt eine Zeit lang wie verödet schien. Noch hielten die Giganten ihre Gewehre nachlässig im Arm, in den Gliedern war noch nicht die Straffheit bemerkbar, welche der Befehl erzeugt, die Unterofficiere lehnten nachlässig an ihren Spontons, und die Officiere standen in Gruppen plaudernd zusammen.

Eine klare Wintersonne schien herab vom reinen Himmel und ließ die Bajonnette blitzen, und der zuweilen über das Feld streifende Wind machte die Spielleute zittern, denn diese zur Auffrischung der guten Laune nothwendigen Persönlichkeiten bestanden aus Mohren, und boten mit ihren schwarzen Gesichtern auf den breiten Schultern einen ganz absonderlichen Anblick dar. Die Menge der Soldaten und Zuschauer gerieth plötzlich in große Bewegung, als ein Reiter von der Stadt her gesprengt kam. Im Nu wirbelten die Trommeln, die Glieder formirten sich, die Reihen der Soldaten wurden starr, manches trotzige Angesicht zeigte eine gewisse Aengstlichkeit, und die Officiere musterten mit Seitenblicken ihre Mannschaft. Die Ursache dieser schnellen Veränderung war ein Haufe glänzend uniformirter Reiter, an deren Spitze König Friedrich Wilhelm sich befand.

Der König sprengte auf den Paradeplatz, er grüßte ziemlich freundlich, als ihn die Wirbel der Trommeln und das Schrillen der Pfeifen empfingen. Er blickte mit Wohlgefallen auf diese Masse von Kolossen herab, welche hier vereint seines Befehls harrten. Nachdem er eine Zeit lang die Blicke über den Platz hatte schweifen lassen, ritt er langsam durch die Reihen. Er kannte die meisten der Leute persönlich, richtete an diesen oder jenen einige Worte, spaßte mit den großen Burschen und wendete sich dann zu seinen Generalen und hohen Officieren. Nach dieser Art von Musterung nahmen der König und sein Stab an einem bestimmten Orte Aufstellung und nunmehr begannen die Riesen vorbeizudefiliren.

Dieser Anblick konnte in der That ein großartiger genannt werden. Die Menge der ungeheuren, mit glänzenden Uniformen geschmückten Gestalten, welche durch die Gewehre noch länger erschienen, bewegte sich im strengsten Gleichmaß über das weite Feld dahin. Die mächtigen Beine dieser tausende von Riesen streckten sich, als wären sie von einem Uhrwerke geschnellt, im Parademarsch aus, so genau, so abgemessen, daß die Entfernung der einzelnen Leute von einander während des Defilirens nicht um eine Spanne weiter oder geringer wurde. Dabei schienen die Oberkörper wie aus Stein gehauen, denn weder Arme noch Schultern oder Kopf machten eine Bewegung, sondern ließen sich von den riesigen Beinen tragen, ohne die kleinste Schwankung nach rechts oder links zu zeigen. Es hatte etwas Furchterweckendes, diese Giganten im geregelten Tritte, unter dessen Wucht der Erdboden dröhnte, gegen sich herankommen zu sehen, und als sie vor dem Könige vorüberzogen, als die Gewehre klirrend angezogen wurden, war es, als zucke ein Blitz über das weite Feld dahin, so blendeten die Bajonnette in der schnellen, mit einem Ruck bewerkstelligten Bewegung die Augen der Zuschauer. Als die Bataillone defilirt waren, rangirten sie sich. Der König ließ verschiedene Evolutionen ausführen, er commandirte selbst, setzte sich an die Spitze und befand sich bald vor, bald hinter den Manövrirenden. Zum größten Jubel der zuschauenden Jugend wurde schließlich eine Quarréaufstellung beliebt, bei welcher die auf den Flügeln befindlichen Grenadiere hölzerne, mit Pulver gefüllte Granaten warfen. Nach diesem Manöver ward das Signal zum Haltmachen gegeben. Es erschienen Marketender mit großen Körben, welche Bier, Brot und Würste enthielten, pyramidenförmig wurden die Gewehre zusammengestellt, und die Truppen frühstückten in Gegenwart des Königs, der ebenfalls einen Imbiß zu sich nahm, auch die anwesenden höheren Officiere durften sich erquicken.

Während des Frühstücks plauderte der König über die Ergebnisse der Musterung, lobte und tadelte einzelnes, ließ sich die neuesten oder jüngsten seiner Erwerbungen heranrufen, und, wenn es möglich war, sich mit ihnen zu verständigen, mußten sie dem Monarchen ihre Schicksale in gedrängter Weise erzählen. Denn hier sah man fast alle Länder Europas vertreten. Neben dem baumhohen Irländer stand der ebenso große Russe, der braune Raize suchte sich mit dem blauäugigen Schweden zu unterhalten, und der gutmüthig blickende Pommer grinste zu dieser Unterhaltung, von der er keine Sylbe verstand, während ein sieben Fuß hoher Tiroler dem nicht minder langen Westfalen eines seiner Heimatlieder vorsummte. An einen Prellstein gelehnt, kaute dort ein Riese, dessen Gesichtsbildung den Slaven verrieth, das derbe Commisbrot, und starrte dabei träumerisch in die Luft, vielleicht an die dunklen Tannenwälder Böhmens denkend, in deren dichten Schatten er einst als Herr seines Grund und Bodens auf stolzem Rosse dahintrabte, bevor die Mißgunst des Schicksals ihn an den Bettelstab gebracht und in die Arme preußischer Werber geführt hatte. Dennoch waren die meisten dieser Leute in guter Laune. Sie wußten, daß sie des Königs Schoßkinder, daß sie mit Rechten ausgestattet waren, welche ihnen erlaubten, den Bürgersmann über die Achsel anzusehen.

Nachdem das Frühstück vorüber war, änderte sich die Scene. Das anfänglich schöne Wetter war einem mit Regen und leichtem Schnee vermischten Gestöber gewichen. Der König gab Befehl zum Abmarsch. Die Rotten sammelten sich und zogen bei dem Monarchen vorüber, sie ließen ihre aus weißer Seide gefertigten Fahnen flattern, welche den zur Sonne fliegenden Adler, mit der Umschrift „Nec soli cedit" zeigten. Als die letzten Züge vorbeidefilirt waren, ritt der König mit seiner Suite vom Paradeplatze hinweg, durch die Stadt überall ehrfurchtsvoll, aber doch schüchtern und mit furchtsamen Blicken begrüßt. Er ritt bis in die Neustadt. Hier wohnte er im letzten Hause, rechter Hand von der langen Brücke. Er hatte sich bereits seit 1717 dieses Quartier erwählt, wenn er zur Musterung seiner „blauen Kinder" nach Brandenburg kam, und wenn die militärischen Actionen vorüber waren, etablirte er hier seine gesellschaftlichen Zusammenkünfte, die, wie in Berlin und Potsdam oder sonst wo, äußerst einfach waren und sich auf Unterhaltungen über Tagesneuigkeiten nebst Genuß von Bier, Käse, Kalbsbraten, Butter und Brot beschränkten. Des Königs Gefolge war sehr unbedeutend und bestand nur aus zwei Jägern, einem Lakaien, seinem Kammerdiener Eversmann, dem Leibkutscher Wernicke und dem Vorreiter Müller. Die militärische Begleitung des Königs logirte in der Stadt. Vor des Königs Wohnung standen zwei Posten des Leibregiments. Heute, am Tage der Musterung war es nun freilich ein wenig lebhafter im Hause als sonst, denn der König gab ein Diner, oder wie er selbst sagte: „Er hatte seine Officiers auf einen Löffel Suppe geladen."

Als daher der König, von der langen Brücke kommend, mitten im Schneegestöber sich dem Hause näherte, erschienen die Generäle und sonstige Officiere vor dem Gebäude bereits in voller und militärischer Haltung, da sie so schnell wie möglich zum Empfange des Monarchen vorausgeeilt waren. Der König hielt vor dem aus einem durch Pfeiler von Backsteinen gebildeten Thorweg. Hier war Müller schon auf dem Posten, hielt das Pferd des Königs, und der Graf Georg von Schlieben, königlicher Stallmeister, half ihm aus dem Sattel. Als der König den Fuß zur Erde setzte, blickte er freundlich auf den glänzenden Halbkreis, der sich vor ihm öffnete, dann reckte er sich ein wenig und machte sein militärisches Honneur, hierauf ging er die Fronte der Officiere entlang, plauderte mit einigen und reichte jedem seine Hand.

„Na, Messieurs," sagte er, „wir haben heut unser Tagewerk hinter uns, nu wollen wir eins ordentlich draufsetzen. Angetreten zum Essen."

Er schritt über die Stufen in den Vorflur des Hauses, ging die Treppe hinauf, gefolgt vom ganzen geladenen Schwarme. Droben wartete der Bürgermeister nebst zwei Magistratsbeamten, welche der König gleichfalls zu Tisch geladen hatte.

„Bedanke mich bei Ihm," sagte der Monarch zu dem Bürgermeister; „Er hat gut gesorgt vor die Soldaten, sind alle sehr zufrieden mit der Verpflegung, werde es Ihm gedenken. Die Berliner sind Rackers. Wollen meine Leute nicht bei sich haben, aber sie werden sich noch hinter die Ohren kratzen."

Unterdessen waren alle Officiere die Treppe hinaufgekommen und standen in dem geräumigen Treppenflur; gerade jetzt trat Eversmann aus dem Zimmer, dessen Flügelthüren er öffnete. Man sah nun durch ein geräumiges Vorgemach in den ziemlich großen Eßsaal, woselbst eine gedeckte Tafel der Gäste wartete. Eversmann hielt ein Papier in der Hand.

„Aha," rief der König. „Meine Herren, es ist schon angerichtet. Pünktlich — wie ich befehlen habe. Sie werden alle hungrig sein wie ich selbst."

Einigen Gesichtern konnte man leicht anmerken, daß der König richtig geschlossen hatte.

„Na ja," fuhr er fort, „ich kenne das. Nach der Jagd und nach der Revue hat man immer horriblen Appetit, ich werde Ihnen auch gleich sagen, was wir heut kriegen, denn Eversmann hat den Küchenzettel in der Hand, nicht wahr?"

Der Diener verbeugte sich und reichte dem Könige das Papier.

„Sehr gut, sehr gut," sagte Friedrich Wilhelm, den Zettel lesend. „Also es gibt heut Kerbelsuppe mit Hechtklößen, Weißsauer

mit Gänsekeulen, Spinat mit Eiern und Karbonaden, Karpfen in Bier gekocht, farcirte Pute und Hammelkeule, Kirschkuchen — ah, sehr gut, das ist was Festes."

Er ging durch das Eßzimmer, um Degen und Schärpe wegzulegen, während Herr von Fronhorst, der Küchenmeister, den Geladenen ihre Plätze anwies. Viele der Gäste dachten mit einiger Sorge an die kommenden Gerichte, deren Derbheit nicht besonders ihrem Magen zusagen mochte. Indessen waren das doch nur die wenigsten, einige Herren von den fremden Gesandten, die nolens volens nach Brandenburg mit hinüber mußten, wenn sie sich nicht des Königs Gunst verscherzen wollten. Der größte Theil der Gäste bestand aus Soldaten und war bereits an die schwere, echt märkische Kost gewöhnt, welche des Königs Tafel zierte.

Nachdem einige Minuten verflossen waren, erschien Friedrich Wilhelm wieder. Er hatte wie immer seine Uniform, die des Leibregimentes, anbehalten, nur erlaubte er sich bei Tafel den Oberrock ganz, die Weste bis zur Herzgrube aufzuknöpfen, so daß man das Spitzenjabot, welches freilich nur aus einfacher holländischer Leinwand bestand, sehen konnte.

„Allerseits guten Appetit und Wohlsein!" rief der König über die Tafel hin, zog sich seinen Stuhl heran und nahm Platz. Sofort setzte sich alles, die Jäger und noch einige Diener, welche der Magistrat lieferte, servirten, und ein recht ungenirtes Essen begann.

Die frische Luft, die Bewegung hatten auch den zartgebildeten Magen gehörigen Appetit gemacht, die Zubereitung der allerdings derben Speisen war äußerst schmackhaft, dazu ward trefflicher Rheinwein getrunken, der nöthigenfalls die festen Brocken hinunterspülte — also machte sich die gute Laune bald geltend, welche der König besonders liebte und zu welcher er durch allerlei, oft sehr derbe Späße, das Signal gab. Er war in der That, von seinem Standpunkte aus betrachtet, ein liebenswürdiger Wirth und sah es vor allen Dingen gern, wenn seine Gäste tapfer aßen und tranken. Während des Essens drehte sich die Unterhaltung um Beobachtungen, welche einzelne bei der Revue gemacht hatten; der Fürst von Anhalt, der Dessauer, welcher neben dem Könige saß, tadelte verschiedenes, der König widerlegte seine Behauptungen, andere der Herren nahmen Theil an diesem Soldatenstreite, wobei man ohne alle Rücksicht auch gegen den König Partei ergreifen durfte, dazu kamen dann wieder andere, die unter sich stritten, so daß bald ein Höllenlärm an der langen Tafel herrschte, der noch bedeutend durch die reichlich gespendeten Flaschen Rheinweins und die dadurch erzeugte Heftigkeit erhöht wurde. Einige der Streiter schlugen sogar ohne jede Scheu mit den Fäusten auf den Tisch, den bürgerlichen Gästen wurde angst und bange, als sie neben, vor und hinter sich nur von Schwenkungen, Rotten, halbgebrochnen Zügen, Musketenfeuer, Granaten und Bajonnetten reden hörten.

Der König aber befand sich in froher und glücklicher Stimmung. Er beugte sich oft genug über die Tafel hin, um diesen oder jenen Streit der Gegenübersitzenden besser anhören zu können und rief öfters: „So ist's recht — bravo! tüchtig eins aufgehauen — so lieb ich's."

Als der Tumult des Streites einen sehr hohen Grad erreicht hatte, hielt General Natzmer es für gerathen, einen Stillstand dadurch herbeizuführen, daß er ein Lebehoch auf den König und die von ihm geschaffene Armee ausbrachte, was der König mit kurzen Worten erwiderte, indem er aufs Wohl seiner Officiere trank. Dann ging die lebhafte Unterhaltung weiter.

„Ja," sagte der König, sein Glas niedersetzend. „Bin sehr, sehr content mit allen Kerls, wir werden bald eine Armee haben, wie keine zweite in Europa."

„Hm — hm," brummte der Dessauer. „Kann schon sein, wenn nicht was zwischen kommt."

„Na, was soll denn zwischen kommen?" sagte verstimmt der König. „Du hast heute fortwährend zu mäkeln, Leopold."

„Ja, den Deubel auch, wer kann das wissen? in Sachsen bereiten sie doch allerlei vor, in Hannover sind sie Preußen nie grün gewesen, denn wenn der Engländer zehnmal mit uns hier verwandt ist, trau — schau — wem, und Rex Augustus in Sachsen streckt wieder seine Hand nach Wien aus."

„Ach, laß uns heut ungeschoren," sagte der König, sich ein Glas vollschenkend, „habe genug offnen Kopf, um die Jungens zu durchschauen, weiß, daß wir gute Freunde haben. Da ist der Flemming in Dresden, der ist ein geborner Preuße, Pommerscher Erbmarschall, der hängt noch immer an seinem Vaterlande fest, wenn er auch in sächsischen Diensten ist, der jetzt uns in Kenntniß, wenn sie Intriken spinnen und cujoniren wollen."

„Na," rief der Dessauer. „Wenn's man wahr ist. Ich sage immer: trau, schau, wem? keinem Sachsen, keinem Böhmen. Du bist nicht so weit gewesen in der Welt, Friedrich Wilhelm, als ich. Du kennst nicht die Franzosen so und die in Italia, wie ich sie kenne. Solche Kerls wie die Diplomates da in Dresden und Wien, die haben die Schwerenoth im Nacken, die spielen vor unsern Augen die guten Freunde und thun so, als wenn sie uns gefällig sein wollten, und gerade ihre Dienste sind Lug und Trug. Sie bringen manchmal was zu Stande — blos um die besten Freunde zu entzweien, und was sie da in Sachsen nicht verstehen — na, das kriegen die Engelländer fertig, die — —"

„Hör mal, nun wird's mir zu viel," rief der König. „Du hackst mir immer auf Engelland, hast Du denn gar keine Politur? denkst Du nie dran, daß Deines Königs Gattin eine Prinzessin von Engelland ist? Ich will nicht immer im Hause solche Historien von Unfrieden haben und verbitte mir die Redereien auf England."

„Wie Du willst, Fritz Wilhelm — wie Du willst, ich kann ja auch mein Maul halten — wenn's nur gut ist, daß ich es halte, aber es wird mal eine Zeit kommen — ich sage, es kann eine kommen. Du bist auch nur ein Mensch von Fleisch und Bein, und wenn Du früher vom Regiment ab und in den Himmel gerufen wirst, dann kann es sich leicht ereignen, daß hier eine englische Wirthschaft etablirt wird, wenn Du nicht bei Zeiten vorkehrst."

„Aha — nun merk' ich wohl, wo das wieder raus will," sagte der König blinzelnd. „Das ist eine Anspielung auf das Testamentmachen. Du möchtest so recht con amore in die Geschichte reinsehen können — Du mitsammt dem Grumbkow, Ihr sitzt beide fortwährend auf der Lauer. Ne — ne, mein Alter. Ich weiß, was ich weiß, ich bin Hausvater, ich ordne meine Sachen, und wer mich überlebt, der wird sehen, was raus kommt. Uebrigens ist es noch nicht so weit mit mir. Wenn ich meinen letzten Willen gleich aufgesetzt habe, so geschah dieses doch nur, weil ein jeder ordentlicher und modester Familienvater also denken und agiren muß, denn sonst denke ich mit Gottes Hilfe noch eine geraume Zeit zu leben, zu handeln, mein Land, meine Unterthanen, meine Armee, blühend, wohlhabend und gut regiert, mächtig zu machen — alldieweil ich eine recht gute Santé verspüre, namentlich heute, wo ich die blauen Kerls gesehen, drauf gut gegessen und pokulirt habe — dergestalt ich auch kein Verlangen nach dem Tode fühle, wiewohl jeder Christenmensch auf sein letztes Stündlein vorbereitet sein muß. Thuet also der Herrgott nicht einen Commandoruf nach mir, so werden die Leute wohl noch eine Weile warten müssen, bevor sie in mein Testament gucken können."

Er wendete sich ärgerlich ab und begann mit Natzmer zu plaudern. Von den Nahesitzenden hatte niemand den Zusammenhang dieser Unterhaltung verstanden, weil die Gäste höchst unbefangen und laut ihre Gespräche führten. Der Dessauer vermochte es jedoch nicht, seine gute Laune wieder zu gewinnen, und der König schien sich zu freuen, daß er dem Fürsten „über den Mund gefahren war". Er erhob sich nach dem letzten Gange von der Tafel und zog sich in sein Cabinet zurück, woselbst er auf einem Großvaterstuhle Platz nahm. Hier mußte ihm Eversmann die Kamaschen abknöpfen, der König zog einen grauen Hausrock an und schlüpfte in ein Paar Pelzstiefel, dann kam der dienstthuende Adjutant und brachte die so eben aus Berlin eingetroffenen Rapporte.

Der König begann zu lesen. Er schrieb zuweilen mit Bleistift einige Bemerkungen an den Rand der einzelnen Berichte.

„Was mag denn das nun wieder sein!" sagte er. „Da hat wieder irgend eine Stänkerei in dem Berlin zwischen den Advokates stattgefunden. Die Kerls haben den Deibel im Leibe. Da schreibt mir Ilgen, daß sie dem verrückten Kerl, dem Job in der Roßstraße, das Haus eingelaufen haben, weil er aus den Sternen wahrsagt, und daß nun die Herren auf dem Gerichte nicht den Job zur Sitzung kommen lassen wollen, wenn er solches Metier noch weiter fortsetzt — Na, da werde ich kurz resolviren."

Der König schrieb an den Rand:

„Einer von die Kerls taugt so wenig wie der andere. Solen den Joben also machen lassen, wie er wil. Wenn er unrechte Chosen macht, bin ich da und werde ihn rausschmeißen. Punctum satis. Friedrich Wilhelm.

Der König falzte das Papier zusammen.

„Wer hat denn die Rapporte aus Berlin gebracht?“ fragte er.

„Der Lieutenant Dumoulin vom Regiment Forcade,“ antwortete der Adjudant.

„Dumoulin ist ein sehr gewandter Mensch, ein adretter Officier — eh nun, wie ist mir denn? sagte nicht vor einiger Zeit Wartensleben oder Forcade selbst, daß der Lieutenant Dumoulin mit dem tollen Rechtsverdreher, dem Job, in Verbindung stehe? ja — ja richtig, ich glaube so etwas von einer Amourschaft mit der Advocateatochter gehört zu haben.“

Der Adjutant zuckte die Achseln und schwieg. Das war dem König gar nicht recht, denn er liebte es, Neuigkeiten zu hören, besonders, wenn diese Mitglieder seine Armee betrafen.

„Na, — na — spiele Er nur nicht den Geheimnißvollen,“ sagte der König, „Er wird wohl ebenso gut wissen als ich, wie die Geschichte zusammenhängt, denn wenn erst die Berliner ein Geheimniß oder eine discrete Sache in ihre Mäuler nehmen, dann weiß es die ganze Welt.“

„Majestät halten zu Gnaden,“ erwiderte der Adjutant, „mir ist die Sache nicht bekannt. Ich bin erst seit vier Wochen, wie Majestät wissen, zur Dienstleistung commandirt.“

„Na, das ist was anderes. Aber die Leute reden doch davon.“

„Natürlich,“ fiel jetzt Eversmann ein. „Schon seit einem Vierteljahre heißt es so, daß der Herr von Dumoulin die Jungfer Jobin heirathen wolle.“

„So? na, da hört Er,“ fuhr der König zum Adjutant gewendet fort. „Alle Leute reden davon. Auch meine Diener wissen es — nur mir wird so etwas vertuschelt. Wenn Du es gewußt hast, Eversmann, warum hast Du mir denn nichts davon gesagt?“

„Ih, das sollte mir fehlen, Majestät,“ sagte Eversmann ziemlich grob. „Nicht wahr? damit es heißen soll: ich mache Klatschereien? wir haben alle noch genug von der Rundschen Geschichte her, wir werden uns hüten, unsre Nase in alle Dinge zu stecken; wir sind einfache, stille Diener.“

„Ach Faxen, und wieder Faxen,“ sagte der König, „Ihr klatscht wie die Waschweiber, wenn's drauf ankommt, und ich will das gar nicht mehr hören, solche dumme Ausreden. Es ist meine Pflicht, von den Officieren dergleichen zu wissen,“ fuhr er zum Adjutanten gewendet fort, „denn ich sehe mich als einen Vater meiner Armee an, darum ist es mir nicht lieb, wenn die Sachen bis zu einer Mariage gediehen sind, daß ich erst von fremden Leuten das erfahre. Ohne meine Erlaubniß sagt der Prediger doch nicht Amen.“

„Majestät halten zu Gnaden,“ entgegnete der Adjutant. „Der Lieutenant von Dumoulin ist draußen und würde sicherlich am besten Euer Majestät von dem Stande der Dinge Rechenschaft geben können, wenn Majestät ihn befragen wollten.“

„Da hat Er recht,“ sagte der König. „Rufe Er mir den Lieutenant herein, und Er ist dann für heute entlassen.“

Der Adjutant salutirte, verließ das Zimmer, dessen Thür sich gleich darauf öffnete. Der Lieutenant Dumoulin vom Regiment Forcade stand vor dem Monarchen. Es war ein bildhübscher, junger, ziemlich langer Mann, dessen eleganter Wuchs ganz besonders vortheilhaft durch die Uniform hervorgehoben ward. Er blieb breitbeinig an der Thürschwelle stehen und hielt seinen Hut in der rechten Hand, wobei der Arm genau einen spitzen Winkel bildete. Der König drehte seine Lampe so, daß sie den Officier vollständig beleuchtete. Sein Gesicht nahm einen freundlichen Ausdruck an, als er den hübschen Mann betrachtete.

„Ich kenne Ihn wohl,“ sagte er nach einer Pause. „Er hat sich immer gut gehalten. Er war es, der anno funfzehn bei Stralsund als Fähnrich Courierdienste gethan hat und bei dieser Affaire sich geschickt und mit der gehörigen Bravour benommen hat.“

„Ich war so glücklich, einige Dienste leisten zu können, Majestät,“ antwortete der Lieutenant, ohne nur einen Zoll breit seine Haltung zu verändern.

„Na ja — ich bin zufrieden mit Ihm gewesen, und darum ist Er auch avanciret. Nun höre ich aber lauter Geschichten von Ihm, Allotria — wie man's nennt; Er soll hinter die Mädels her sein.“

Der Lieutenant verzog sein Gesicht ein wenig.

„Ich erlaube mir, Euer Majestät zu bitten, sich gnädigst deutlicher aussprechen zu wollen.“

„Raptim soll's geschehen,“ sagte der König. „Er hat da eine Liebschaft mit einer Advokatentochter angebandelt, der Vater ist ein verrückter Kerl, der sich mit allerlei gottvergessenem Krimskrams abgibt.“

„Majestät meinen den Herrn Advocaten Georg Job und dessen Tochter Elisa.“

„Na ja, den Rechtsverdreher. Höre Er — gerade heraus. Ich hab' es wohl gerne, wenn meine Officiers gute Heirathen thun, aber muß es denn gerade eine Advokatentochter sein? Er weiß, ich kann die Kerls nicht leiden, und wenn Er mal um den Consens zur Heirath bei mir einkommt, könnte ich leicht ein schiefes Gesicht ziehen.“

„Majestät werden mir erlauben zu bemerken, daß von einer Heirath zwischen mir und der Jungfer Jobin noch gar nicht im entferntesten die Rede sein kann. Wer hat überhaupt Euer Majestät diese Neuigkeit hinterbracht?“ fragte der Lieutenant mit einem Seitenblick auf Eversmann, dessen Gestalt sich in das Halbdunkel des Zimmers zurückgezogen hatte.

„Das ist meine Sache — danach hat Er nicht zu fragen,“ rief der König ein wenig heftig. „Ich will Ihm nur sagen, daß ich keine Angelegenheit meiner Officiers unbeachtet lasse.“

„Dann darf ich auch Euer Majestät erwidern, daß ich nur als Gast im Hause des Herrn Notarius Job aus- und eingehe und daß natürlich die Klatschmäuler gleich auf ein gewisses Verhältniß schließen, weil allerdings die Uniformen sehr gesuchte Waare sind und ein königlich preußischer Officier nicht allzuviel Körbe bei den Berliner Bürgerstöchtern sich holen würde.“

„Ha — ha — ha,“ lachte der König. „Das glaub' ich wohl. Könnte den Messieurs gefallen, so einige gute Mariagen zu machen. Aber ich liebe dergleichen nicht, wenn die Advokaten damang sind. Verstanden? Also Er geht im Hause da aus und ein?“

„Ja.“

„Was wird denn da gebraut?“ fuhr der König neugierig fort. „Alle Tage hört man neue Geschichten von dem Job. Er soll eine Art von Prophet sein.“

„Ist mir nur von Hörensagen bekannt. Allerdings vermeint der Herr Job eine prophetische Gabe zu besitzen.“

„Er soll seine Schreibereien machen und sich nicht um Dinge kümmern, die nur unsern Herrgott angehen. Verstanden? Ich will Ihm, mein Lieber, gerathen haben, vorsichtig zu sein, denn wenn Er sich allzutief in die Netze des Frauenzimmers begibt und es kommt einmal eine schlimme Geschichte heraus mit dem Herrn Notarius, dann ist es um Sein Avancement geschehen. Uebrigens will ich Ihm wohlaffectionirt bleiben.“

Er blätterte in den auf dem Tische liegenden Papieren.

„Sag Er mal,“ fuhr er fort, den Lieutenant fixirend, „hat Er vielleicht gehört, ob der Alte, der Herr Notarius Job auch Gold machen kann?“

Der Lieutenant mußte bei aller Mißstimmung lächeln.

„Nein, Majestät,“ sagte er, „davon ist mir nichts bekannt. Auch habe ich nie Vorbereitungen zu solchem Geschäfte in dem Hause des Notars gesehen.“

„Das ist schade,“ sagte der König, „wenn einer Gold machen könnte, das wäre noch was. Aber die Schlingels reden nur immer solche Dinge, wenn's zum Klappen kommt, sitzen sie fest. Na, gute Nacht für heute. Er bleibt bis morgen hier und nimmt die Rapporte mit. Ich gehe noch in die Maille zum Treibjagen. Links um! Marsch.“

Der Lieutenant schwenkte ab und zum Zimmer hinaus.

„Der wird sich nun wohl die Sache überlegen,“ sagte der König. „Ich mag nicht solche hübsche Kerls an Advokatentöchter verheirathen. Oh, es ist schon bald zehn Uhr. Eversmann — mein Wasser und dann zu Bett. Ich bin heut müde.“

Eversmann rückte einen kleinen Tisch herbei, auf welchem eine ganz ordinäre irdene Waschschüssel mit Brunnenwasser gefüllt stand, brachte Seife und Handtücher, und der König begann nun sich zu waschen; eine Prozedur, welche er drei bis vier Mal des Tages vornahm. Der Kammerdiener stand dem Herrn gegenüber, die Tücher haltend. Als der König sich die Hände trocknete, bemerkte Eversmann eine Veränderung in den Gesichtszügen des Monarchen. Ein leichter Schauer durchfuhr den König, unwillkürlich erbebte er, und der Mund verzog sich ein wenig.

„Alle Hagel,“ sagte er. „Ich glaube, es ist mir heute zu viel Zugwind ins Genick gefahren. Ich habe schon während der Parade



Ein hessischer Bauer.
Charakterkopf von G. Bosch.

so was gespürt und dachte mir, daß es besser würde, wenn ich erst ein paar Gläser im Leibe hätte, aber es grht nicht fort."

„Soll ich Euer Majestät Bett wärmen?"

„Na, das fehlte mir. So schlimm ist's nicht. Da, nimm die Handtücher, und nun laß mich ins Bette steigen."

Eversmann ergriff die Lampe, um dem König ins Schlafcabinet zu leuchten, als dieser einige Schritte gethan hatte, fuhr er mit der Hand über seine Brust.

„Bombenelement — ich spür's — ich habe mich erkältet — ah — meine verwünschte Kolik tritt am Ende ein."

Eversmann half ihm rasch beim Auskleiden und der König warf sich in seinr Betten.

* * *

Mitternacht war längst vorüber. Vor dem Hause, wrlches Friedrich Wilhelm bewohnte, schritten die beiden Wachen auf und nieder. Im Vorzimmer nickte Eversmann, mit dickem Pelze bekleidet, in seinem Lehnstuhle. Drunten in der Küche saßen die königlichen Jäger, die Bereiter und die Köche bei einer Pfeife Tabak und den Bierkrügen. Eversmann träumte von dem Lieutenant Dumoulin, dann erschien ihm der Notar Job mit einer brennenden Perrücke auf dem Haupte und wollte ihn schlagen, gerade als die Traumgestalt mit der Rechten ausholte, war es dem Kammerdiener, als höre er den Ton einer kleinen Glocke. Er wurde munterer, sein Augen hatten zwar noch mit der Gewalt des Schlafes zu kämpfen, seine Sinne waren noch nicht ganz frei, aber dennoch drang deutlich der Schall einer Handklingel an sein Ohr, und zwar wurde diese Klingel schnell und heftig gerührt.

Eilig sprang Eversmann empor, warf den Pelz ab und stürzte mehr, als er ging, zum Schlafzimmer des Königs, denn von daher kam der Glockenruf. Er hatte kaum die Thür geöffnet, so sah er schon, beim Schimmer des Nachtlichtes, den König aufrecht im Bette sitzen.

„Ich klingle bereits zum dritten Male!" fuhr der Monarch ihn an. „Du mußt auf drn Ohren sitzen."

„Eversmann stotterte einige Entschuldigungen — Angst ergriff ihn, denn der König schien von einem plötzlichen, schweren Anfall seines Leidens heimgesucht. Die kräftigen Züge waren verzerrt, eine todtenähnliche Blässr bedeckte Friedrich Wilhelms sonst von der Röthe der Gesundheit strahlendes Gesicht, und ein Fieberschauer schüttelte ihn.

„Um Gottes willen, Majestät — was ist das?" rief Eversmann.

„Frage nicht so dumm," entgegnete der König. „Ein schlimmer Anfall ist es — au — au — wie es mir in den Gliedern weh thut — ich — kann — nicht athmen — ah!"

Er warf sich mit convulsivischer Bewegung in die Kissen zurück.

„Hier ist schnelle Hilfe nöthig!" rief Eversmann, eilte aus dem Zimmer und zog den Strang der großen Glocke. Auf dieses Zeichen stürzten die Diener, die Jäger herbei. Eversmann hielt mit einer Hand die Thüre des Schlafcabinets zu und rief:

„Schnell — fort! einen Arzt! der König ist krank zum Sterben."

Sofort polterten drei bis vier Leute die Treppen hinab, die übrigen rannten, wie dies in ähnlichen Fällrn immer geschieht, zwecklos durcheinander, nur Eversmann, welcher schon einige Krankheitsmomente des Königs beobachtet hatte, vermochte zu handeln. Er befahl aus der Küche heiße Umschläge herbeizubringen. Als er wieder an das Bette des Königs trat, fand er diesen merklich verändert und der Kammerdiener athmete ein wenig freier, da Müller in Begleitung zweier Aerzte aus der Stadt erschirn, die er glücklicherweise schnell genug aufgefunden hatte. Der König vermochte keine Bewegung zu machen, rr röchelte schwer, und der plötzliche Anfall hatte sich mit ungeheurer Gewalt auf srine Brust geworfen. Beide Aerzte schüttelten brdrnklich das Haupt.

Unterdessen hatte die Kunde der schweren Erkrankung des

Königs sich mit reißender Schnelligkeit verbreitet. Schon wimmelte es im Hofe von Officieren jeden Ranges, die in aller Hast herbeigekommen waren. Der Fürst von Dessau war bis ins Vorzimmer gedrungen, Natzmer und Printzen, die Marstallbedienten und die Adjutanten, konnten nur mit Mühe von dem Schlafzimmer zurückgehalten werden. Eine bange Viertelstunde verging, da erschien Eversmann bleich und verstört im Vorzimmer.

„Müller!" rief er. Eile Er hinunter in den Hof — sende Er drei Couriere voraus, um Relais für Reitpferde bis Berlin zu bestellen. Dann werfe Er sich schnell auf sein Pferd und jage Er nach Berlin. Seine Majestät wünschen, daß Ihre Majestät die Königin sofort hieher nach Brandenburg komme."

„Eversmann," sagte der Dessauer, aus der bestürzten Menge vortretend. „So schlimm steht es? laß Er mich hinein zum Herrn."

„Durchlaucht vergeben," sagte der Kammerdiener. „Aber Seine Majestät haben auf Anrathen der Aerzte jeden Besuch an Ihrem Bette verboten. Herr von Printzen, Seine Majestät wünschen den königlichen Gerichtsrath, Herrn Canisius, sofort aus dem Gerichtsgebäude hierhergeholt zu sehen, und Sie, gnädigster Herr, möchten mit selbigem an das Bette Seiner Majestät kommen."

„Das wird eine Testamentsangelegenheit sein," murmelte der Dessauer. „Wenn doch Grumbkow hier wäre! Der König wird noch eine Verfügung treffen. Welche? wie bald kann es um ihn geschehen sein — wenn die Königin schnell genug hier ist — —"

Er blickte um sich, die Anwesenden unterhielten sich alle mit gedämpfter Stimme, wodurch ein unheimliches Summen entstand. Einer der beiden Aerzte trat in das Vorzimmer.

„Doctor Lange," sagte der Dessauer. „Sie sehen uns alle hier in größter Aufregung und Besorgniß — wie steht es mit Seiner Majestät?"

Der Arzt zuckte die Achseln.

„Mein Herr College ist mit der Legung von Zugpflastern beschäftigt — aber ich fürchte — ich fürchte, sie werden nichts helfen. Das Leiden scheint edle, innere Theile bereits ergriffen zu haben. Bereiten Sie sich auf das Aeußerste vor, meine Herren."

Der Schrecken über diese Kunde machte sämmtliche Anwesenden stumm. Es waren meist Soldaten — und der, welcher dort hinter den Thüren mit dem Tode rang, war ein Freund, ein Vater der Soldaten gewesen. Wenn er starb — was wurde dann? die Regierung des Landes war ohne Oberhaupt — wer war zum Regenten ernannt? schon lange hatten diese Fragen die Betheiligten beschäftigt, jetzt standen sie alle dicht an der Schwelle großer Ereignisse. In der Bestürzung hatte niemand bemerkt, daß der Fürst von Dessau hinausgegangen war. Er lief hastig, ohne die ehrfurchtsvollen Grüße zu erwidern, die Treppe hinab in den Hof des Hauses. Hier war alles, wie gesagt, voll von Officieren und Soldaten. Des Dessauers Erscheinen brachte tiefe Stille hervor, alle nahmen steife, militärische Haltung an.

„Rührt Euch!" commandirte der Fürst, dem dieses Schweigen unlieb zu sein schien. Er ging schnell auf einen jungen, in die Uniform der weißen Schwadron der Gensd'armes gekleideten Officier zu und winkte ihm.

„Mosjeh! will Er mir einen Dienst erweisen?" fragte er, den Officier bei Seite nehmend.

„Durchlaucht haben zu befehlen."

„Nehme Er sein Pferd und jage Er nach Berlin, so schnell Er kann, zu dem Herrn Minister von Grumbkow — ich werde Ihm einen Zettel geben, den gebe Er dem Minister in die Hand. Will Er?"

„Gewiß. Aber mein Urlaub?"

„Meine Sache. Nur muß er schweigen. Er heißt?"

„Von Salawa."

„Gut! Seinen Handschlag. So — nun vorwärts! Ich schreibe hier unten im Sprechzimmer den Zettel. Wenn Er Sein Pferd fertig hat — hol Er ihn bei mir. Wenn Seine Excellenz von Grumbkow zur rechten Zeit hier sind, mein lieber Salawa — wird es Sein Schade nicht sein."

* * *

Von den Schmerzen einer wüthenden Kolik gefoltert, wälzte der König sich auf seinem Lager. Erwartungsvoll standen die Officiere in dem Vorzimmer. Ab und zu liefen die Aerzte, die Diener, die Chirurgen. Draußen aber donnerten Hufschläge über den Straßendamm, sie wurden hörbarer, als sie über die lange Brücke polterten. Am Ende der Straße, dicht am Stadtthore, begegneten sich zwei Reiter. Sie jagten in der Dunkelheit dahin. Es waren Müller, der königliche Marstallbediente und der Cornet Salawa. Der eine sollte die Königin, der andere Herrn von Grumbkow nach Brandenburg holen. Beide spornten ihre Rosse — beide hatten Eile nöthig.

Als sie schon auf der Landstraße waren, trat Printzen mit dem Gerichtsrathe Canisius in das Zimmer des Königs. Friedrich Wilhelm, von den Schmerzen gepeinigt, erhob das Haupt mühevoll. Er erkannte den Rath.

„Setzen Sie sich — Printzen, auch Sie," sagte er mit matter Stimme. „Gott gebe, daß die Königin zeitig genug eintreffe — aber ich muß auf alle Fälle gerüstet sein. Printzen — Sie werden Zeuge sein. Ich will testiren. Ich glaube, mein letztes Stündlein hat geschlagen."

Als Printzen so eben antworten wollte, warf eine Ohnmacht den König wieder in die Kissen zurück.

„Ich fürchte, Seine Majestät werden sterben, ohne letztwillige Verfügungen getroffen zu haben," flüsterte der Arzt. „Es geht schnell zu Ende."

(Fortsetzung folgt.)

Die Zeitung auf dem Dorfe.

(Zu dem Bilde auf S. 229.)

Jedem ist wohl einmal die schreiende Ungerechtigkeit zum Bewußtsein gekommen, die wir gegen die stärkere Hälfte des Menschengeschlechts, unsere ackerbauenden Mitmenschen, begehen, wenn wir schon unsern kleinsten Kindern die Verse einprägen: „Zwei Zipfel hat die Wurst, der Bauer leid't großen Durst." Ist damit der Bauer charakterisirt? — nein wahrlich, weit eher der Städter! Oder soll der Vers heißen, daß unser Bauernstand das aufreibendste Dasein unter der Sonne führe? Der kennt ihn schlecht, der solches behauptet. Seitdem er den Pflug führt als freier Mann auf freier Hufe, und das Korn der Ernte die eignen Speicher füllt, ist er zu dem im vollen Maße geworden, was er seiner Art nach sein soll, der kernhafte Grundstock deutscher Nation. Wenn wir von großen Thaten innerster Begeisterung zu erzählen haben in unsern Tagen, von einer Erregung, die nicht blos hinbrauste über das Land, wie der Sturm über die Wipfel der Bäume, sondern wie der große Zorn des Elements, der die Grundwellen des Weltmeers hebt und hinstürzt über die Wasserwüste, so war unser Bauernstand mit dabei. Die Freiheitskriege, der Winterfeldzug gegen Dänemark und das große Jahr 1866 wissen von den Schwertstreichen und Kolbenschlägen unsrer schweren Reiterei und unsres ländlichen Fußvolks nicht das Schlechteste zu erzählen. Aber auch in friedlichen Tagen, wenn da ein Buch geschrieben ward, das dem deutschen Herd bald unentbehrlich galt, der Münchhausen von Immermann, die Dorfgeschichten Auerbachs, die Werke Reuters, die Bücher Jeremias Gotthelfs, so war es immer das deutsche Bauernleben, in Nord und Süd, am Rhein und an der Elbe, das die unerschöpflichsten Gründe für diejenigen gab, die nach dem lautern Gold unsrer Volkspoesie gruben.

In dem edelsten Sinne aber mag der Vers doch gelten, den wir zu Anfang verwarfen. Der Bauer hat in der That großen Durst. Aber nach Dem, was uns reizgewöhnten städtischen Menschen längst trivial ist, was uns nur die Grundlage bildet zu dem schnellen, leichten Leben, Urtheilen, Schöpfen und Arbeiten der modernen Zeit. Ein Wort genügt, zu erklären, was wir meinen. Wenn wir die Großthaten der vergangnen Jahre und Jahrzehnte durchgehen, von denen wir sprachen, wenn wir die Eigenart zu fassen bestrebt sind, welche sich in den guten Schilderungen unsres Bauernstandes spiegelt, die einmüthig bezeugt wird von den verschiedensten Darstellern, so sehen wir im Grunde immer dasselbe Bild, dieselbe mächtige, bewegende Kraft. Ueberall ist der Bauer nicht nur ein Stand, sondern eine

Welt für sich. Seine stärksten innern Kämpfe werden erregt durch das Streben, sich die übrige Welt fern zu halten oder gar dienstbar zu machen, durch die entschiedene Abneigung, sich ihr zu unterwerfen. Wie sehr das wahr ist, wie weit die geistige Trennung der ländlichen Bevölkerung von der städtischen bisher trotz alledem thatsächlich vorhanden war, mag man sich am besten klar machen, wenn man die „brennendsten Fragen“ der Gegenwart aufsucht und fragt, ob und in wie weit das Landvolk an denselben theilnimmt. Von politischen Fragen natürlich ganz zu geschweigen, was kümmert sich der Landmann um die sociale Frage? Wann ist es je den ländlichen Knechten, die zehnmal zahlreicher sind, als alle s. g. „deutschen Arbeiter“ d. h. gewerbliche und Fabrikarbeiter zusammengenommen, eingefallen, die Heilslehre Lassalles zu bejubeln, oder, nach der Pfeife des s. g. „Internationalen Arbeitercongresses“ tanzend, Arbeitseinstellungen auszuführen? Und doch ist das Loos eines ländlichen Arbeiters ein sehr viel mühseligeres, genußloseres, als dasjenige eines städtischen. Der letztere erhält, ganz abgesehen von der weit behaglicheren Gestaltung seines Daseins, auf einem einzigen Gang durch die Straßen seiner Stadt, mehr bildende Anregung, als der Bauernknecht auf dem Dorfe das ganze Jahr über. Und daher ist auch die Erregung der ländlichen Bevölkerung eine so tiefe und nachhaltige, wenn sie einmal die große Mehrzahl ergreift.

Aber längst haben auch die Einsichtigen unsres Landvolks erkannt, daß in dieser Abneigung vor der Vermischung ihrer Ansichten, Sitten, ihrer Ehen selbst mit den Bewohnern der Städte neben ihrer Kraft auch ihre Schwäche liegt. Um Jahrzehnte liegen die Zeiten hinter uns, wo die Interessen des Landmanns und mindestens der Großgrundbesitzer, dem Staat zur Richtschnur dienten im Erbrecht, in den Gesetzen des Handels und Wandels, in der Vertheilung der öffentlichen Rechte und Pflichten. Ueberall hat die Geschlossenheit des alten Grundbesitzes aufgehört. Auch Rittergüter wandern von einer Hand in die andere. Die intensive Wirthschaft der modernen Zeit hat überall Fuß gefaßt und nöthigt unerbittlich die überkommenen Wirthschaftsregeln der Väter zum Rückzug. Die ganze Beweglichkeit, Schnelligkeit und Rücksichtslosigkeit des modernen Credits hat der Grundbesitz anerkennen müssen, um die Capitalien zu erlangen, deren er für die Umwandlung der alten Wirthschaftsmethode bedarf. Und alle diese Neuerungen sind von den S t ä d t e n ausgegangen, bald ganz unmerklich und langsam, bald unter hartem Kampf und rascher Durchführung nach erlangtem Sieg. Aber der Umbildung aller altgewohnten Verhältnisse kann der „Nährstand“ nur dann mit Beruhigung und ohne Besorgniß für seine Selbständigkeit und Eigenart zusehen, wenn er den Grund und Zweck dieser Umbildung zu begreifen, mit einem Worte, sich die Grundlagen der allgemeinen menschlichen, und insonderheit der deutschen Bildung anzueignen strebt. Und hiernach zeigt unser Bauernstand in der That großen Durst. Nicht selten mehr läßt der vermögende Bauersmann den Sohn die Gymnasien, die Realschulen, ja die landwirthschaftlichen Curse unserer Hochschulen durchlaufen, um ihm die volle wissenschaftliche Bildung zu verschaffen, deren der vorwärtsstrebende Landmann bedarf, die so leicht nicht zu erwerben war, als er jung gewesen. Er selbst aber scheut mit seinen gleichdenkenden Genossen kein Opfer, um sich in seinen alten Tagen noch den Labetrank wissenschaftlicher Belehrung zu verschaffen, der in seiner Jugend noch ein Arcanum „studirter Leute“ gewesen. Er hat sich mit seinen Genossen zusammengethan in einen l a n d w i r t h s c h a f t l i c h e n V e r e i n, der allwöchentlich in freien Vorträgen die gegenseitigen Erfahrungen austauscht, die gemeinsamen Wünsche und Schmerzen erörtert und durch vereinte Kraft die Wünsche erreicht, die Mißstände überwindet. Nach seinen Mitteln wirbt sich der Verein auch gelegentlich Vorträge gelehrter Männer, die anregen zu neuem Denken und Forschen, das Selbstempfundene und Erfahrene durch die Leuchte der Wissenschaft erhellen. Oder er selbst sucht solche Vorträge auf, tritt förmliche Reisen an, um mit seinem weißen, langen Haar zu den Füßen eines jungen Professors lauschend zu sitzen.

Aber das bleibendste, treueste, dem ärmsten Dorfkrug im deutschen Vaterlande erschwingliche Bildungsmittel ist doch die tägliche Z e i t u n g, und wohl selten ein deutscher Ort, wo nicht neben den Anzeigeblättern des Kreises auch eine größere politische Tageszeitung zu finden wäre. Häufig allerdings kommt sie nicht aus erster Hand, nicht direct von der Post in den Dorfkrug, und die verwöhnten Städter würden höhnisch herabsehen auf das Alter der darin enthaltenen „Neuesten Nachrichten“ oder der „Neuesten telegraphischen Depeschen“, die durch neuere dem Städter längst überholt sind. Aber um wie viel schneller und um wie viel wahrer und besser ist trotzdem jeder Leser des „unabhängigen Organs“, das im Dorfkrug aufliegt, über den Gang der Weltereignisse unterrichtet, als der höchste Staatsmann zu Anfang dieses Jahrhunderts, ehe Eisenbahnen, Dampfschiffe und Telegraphen in Thätigkeit waren! Allerdings, Graf Bismarck hat recht, manchmal lügen die Zeitungen wie gedruckt und der Telegraph wie telegraphirt, und selbst die uralte Seeschlange, die in den „Journalisten“ Freytags schon dem armen Bellmaus gründlich verwiesen wird, hat noch in den jüngsten Tagen in den deutschen Blättern gespukt. Aber trotz alledem ist die tägliche Zeitung der beste Dorfschulmeister für die erwachsene Dorfbevölkerung, auch wenn sie, wie überall die große Mehrzahl der Tagesblätter, nur von mittelmäßigen Köpfen und nach einseitiger Parteischablone redigirt wird. Denn glücklicherweise ist der Redacteur nicht unser Herrgott, obwohl man nach dem Styl seiner Leitartikel manchmal meinen sollte, es gebe keine höhere, absolutere Weisheit als die seine. Aber glücklicherweise macht er nur die Leitartikel und nicht die Weltgeschichte, die dem Leser tagesspannenweise mitgetheilt wird. Und die Weltgeschichte, auch tropfenweise und mit der politischen Sauce der wohllöblichen Redaction servirt, ist doch immer das mächtigste und vielseitigste Bildungselement, das dem Menschen geboten werden kann.

Die ehrlichen, treuen Züge, die den Leser auf dem vorstehenden Bild, von Meisterhand geschaffen, so verständig anschauen, gehören einem der Männer vom Lande an, welchen die Lectüre des „großen Blattes“, das im Dorfkrug aufliegt, gleich nach dem täglichen Brote kommt. Das Bier mag dabei schal werden, wenn nur nicht ein Buchstabe ungelesen bleibt vom Kopfstück bis zur letzten Zeile. Ein Bild, das man täglich sehen kann, wird mancher unsrer Leser einwerfen; und gerade darum so schön und wahr, sagen wir, wenn jeder Landmann mit solchem Verständniß und Interesse liest, wie unser Abbild. Seine Züge haben wirklich in diesem Augenblick der Anspannung seiner geistigen Kräfte Aehnlichkeit mit denen Rückerts und Chamissos zugleich, und in Erinnerung an die Aehnlichkeit dieser großen Todten mögen die Leser auch den ernsteren begleitenden Text hinnehmen. Was mag er wohl sinnen? Findet er eine Erklärung der sonderbaren Rede des tollen Damenschneiders Pfampfel, die er in der städtischen Volksversammlung am Sonnabend hörte, wo Freund Pfampfel vom Einfall „der Ferien in Granada“ und „Katasterkanonen“ sprach? Erklärt ihm die Redaction, daß Freund Pfampfel den Einfall der Fenier in Canada und Lancasterkanonen gemeint habe? Oder ist unser Abbild gar ein Lokalcorrespondent: „unser Correspondent für landwirthschaftliche Angelegenheiten und Veredlung des Rindviehes?“ und hat er am Ende hier einen Concurrenten gefunden, der trotz und gegen „ihm“ schreibt? Wir wissen es nicht. Aber der Redaction können wir immerhin zu ihrem Correspondenten gratuliren.

H. B.

Im Invalidenhaus der britischen Flotte.

Vor dem nivellirenden Zuge unsrer Zeit, die gar oft mit plumper Hand unter den ehrwürdigen Ruinen der Vergangenheit schonungslos aufräumt und mit ihrem Nützlichkeitsstreben vieles vernichtet, was Anspruch auf Erhaltung hätte, schwindet gar manche ehrwürdige Erscheinung, gar manches Ueberbleibsel aus alten Tagen, das wir gerne bewahrt gesehen hätten, weil unser Herz daran hing. Wenn die engen Straßen mit den altersgrauen Häusern, in deren Höfen wir als Kinder gespielt, wo wir lauschige Plätzchen zum Verstecken kannten, dunkle Treppen und Bogengänge, welche die Phantasie des Knaben mit Gestalten aus der Mönchs- und Ritterzeit bevölkerte, wenn die spitzen Giebeldächer, auf deren Boden wir uns getummelt, eines nach dem andern verschwinden, wenn Blatt auf Blatt fällt vor dem Herbstwinde moderner Stadtverschönerer, dann wird uns doch allemal wehmüthig zu Muthe, und wir denken immer und immer

wieder der alten lieben Stätten, die da sich befanden, wo nun die hohen, neuen Prachtgebäude mit den platten Dächern und dem kasernengleichen Aeußern in Reih und Glied stehen, kalt und gemüthlos. Wir schelten es pietätslosen Utilitarismus und gestehen uns doch dabei — es hat nicht anders sein können. Wir haben sie zu durchleben diese Uebergangszeit, die überall nagt und rüttelt, nichts verschonend, alles antastend, klärend und wieder trübend, bis sie überstanden und der gewaltig tosende Strom in ein ruhigeres Bette gelenkt ist.

Aber wo wir auch hinblicken mögen, überall begegnet uns dieselbe Erscheinung. Paris richtet sich nach dem Alignement des Herrn von Haußmann, und an den Ufern der Themse fällt das Greenwich-hospital, in welchem das meerbeherrschende England die Invaliden seiner Flotte versorgte, jenen Nützlichkeitsrücksichten zum Opfer. Sein Todesurtheil ist gesprochen, es hat aufgehört ein Daheim der alten Matrosen zu sein.

Ich werde den Eindruck nicht vergessen, den jenes Gebäude auf mich hervorbrachte, als ich es zum ersten Male sah. Grau und neblig hing der Himmel über der Themse, in den unser Dampfer einfuhr. Trübe wälzt sie ihre Wogen dahin; Fahrzeug drängt sich an Fahrzeug — hier große Ostindienfahrer, transatlantische Dampfer, dort schmucke Jachten, Zollkutter oder Lichterfahrzeuge einen geschlossenen Mastenwald bildend; an den Ufern Werfte, Schornsteine, langhingedehnte Landungsbrücken und über dem Ganzen Theergeruch, der „Duft der Civilisation" und Steinkohlenqualm. Kein erfreulicher Anblick ist es, den an solchen trüben Tagen die „silberströmende" Themse darbietet; imponirt das rege Schaffen und Treiben auch, fühlt man auch den Pulsschlag des Welthandels, so spricht es doch nicht zum Gemüth.

Aber wenn zur Linken aus Qualm und Nebel die mächtigen Façaden von Greenwichhospital mit ihren kuppelgekrönten Thürmen, mit den hunderten von blinkenden Fenstern, den schönen Säulenhallen, weiten Hofräumen vor uns auftaucht, wenn wir hören, daß dieses gewaltige Riesengebäude, dem nur die Paulskirche und das Parlamentshaus in London, was Massenwirkung betrifft, sich an die Seite zu zu stellen vermögen, wohlthätigen Zwecken gewidmet ist, daß es eine Versorgungsanstalt für alte Matrosen der Kriegsflotte bildet, dann empfinden wir zum ersten Male, wie an den Ufern dieses Stromes auch für andre Dinge Raum ist, als für das hastige Erwerbsschaffen, das so breit und poesielos die Themse und ihre Ufer überzieht.

An der Stelle, wo das heutige Hospital sich erhebt, stand ein altes, von Eduard I erbautes Schloß, das gleich Windsor oder Hampton Court den britischen Herrschern oft zum Aufenthalt diente. Dort wurden an den Ufern der Themse Heinrich VIII und seine beiden Töchter Elisabeth und Marie geboren; dort starb Eduard VI. Die Stätte ihrer Geburt wurde auch der Lieblingssitz der jungfräulichen Königin Elisabeth und so sehen wir sie — wie ein alter Kupferstich im britischen Museum bezeugt — in ihrer Staatsbarke, geleitet von einem glänzenden Gefolge und zahlreichen Günstlingen, nach Greenwich fahren, um dort Hof zu halten. Aber von dem alten Gebäude, durch welches Elisabeths hohe Gestalt mit dem steifen Spitzenkragen und der langen, brokatenen Schleppe dahingerauscht, ist nichts mehr vorhanden. Karl II ließ an der Stelle des baufälligen Schlosses den Neubau des gegenwärtigen Palastes beginnen, der unter ihm allerdings nicht vollendet wurde. Inigo Jones, neben Christopher Wren als der berühmteste englische Architekt genannt, entwarf den Plan zum Riesengebäude, an dem noch König Wilhelm, Königin Maria und Königin Anna bauen ließen. Wilhelm und Maria aber, in ihrem Streben, sich beim Volke beliebt zu machen, waren es, welche den Palast der Bestimmung entgegenführten, die er bis jetzt erfüllte. Wem auch war Großbrittannien mehr Dank schuldig als seiner Flotte? Ihr verdankt es Freiheit und Reichthum, ihr Herrschaft über den Erdball, die Erwerbung kostbarer Colonien. Nicht mehr als recht und billig war es daher auch, denen, die im Dienste dieser Flotte alt geworden oder verstümmelt waren, für den Abend des Lebens eine sorgenfreie Stätte zu vergönnen, ihnen den Dank des Vaterlandes darzubringen, auf welchen sie vollen Anspruch hatten. Damals wie heute ging jener großartige Zug der Wohlthätigkeit der britischen Nation, jenes generöse Geben mit vollen Händen durch das ganze Volk, und theils aus freiwilligen Spenden, theils aus Steuern floß ein Wohlthätigkeitsfonds zusammen, dem wenige andre sich an die Seite zu stellen vermochten. Jeder Matrose mußte von seiner Monatsgage 6 Pence steuern, aufgebrachte Prisen wurden zu Gunsten des Hospitals versteigert und die Güter der in die Jacobitischen Revolutionen verwickelten Adligen wurden zum Besten der entstehenden Stiftung eingezogen. Schon im Jahre 1705 konnten hundert alte Invaliden unter entsprechenden Feierlichkeiten ihren Einzug in das Hospital halten, deren Zahl, je nachdem der Fonds wuchs, vermehrt wurde und vor einigen Jahren auf 2600 gestiegen war. Das Capital aber, über welches das Hospital am Schlusse des Jahres 1868 zu verfügen hatte betrug in Consols zwei und eine halbe Million Pfund Sterling (über 17 Millionen Thaler); außerdem waren 400,000 Pf. St. auf Obligationen ausgeliehen, und es war ein bedeutendes Grundeigenthum vorhanden, welches mit den Zinsen jener Capitalien eine jährliche Reineinnahme von 197,000 Pf. St. oder 1,370,000 Thlr. abwarf. Wo wäre noch eine Wohlthätigkeitsanstalt vorhanden, die über ähnliche großartige Summen verfügen könnte? Wir wüßten keine ihr an die Seite zu setzen. Eine andere Frage freilich ist es, ob auch das Geld zweckentsprechend verwendet wurde, und in dieser Beziehung begegnen uns allerdings Stimmen, welche antworten: Nein; „Jack" (der Matrose) hätte mehr Nutzen von jenen Summen haben können; das Geld hat sich verkrümelt, die Beamten, die Verwaltung haben den Löwenantheil bezogen und der arme Jack hat mit dem vorlieb nehmen müssen, was durch die engen Löcher des großen Siebs fiel und allein für ihn übrig blieb.

Die Admirale, Commodore, Capitäne und Lieutenants, die sich im Hospital neben ihren ehemaligen Untergebenen eingenistet hatten, waren schon früher entfernt worden; einen Schritt weiter, um das Hospital zu reformiren, that man durch Begründung von Außenpensionen, welche den Invaliden gestatteten, außerhalb der Anstalt Verpflegung zu suchen. Da den Matrosen das halb klösterliche, halb kasernenartige Leben in Greenwich auf die Dauer nicht behagte, so machten sie eifrig von der Erlaubniß Gebrauch; sie wurden in eine Leibrentenkasse eingekauft, die ihnen jetzt ein Jahreseinkommen von 250 Thlr. zu bezahlen hat. Damit leben nun heute die alten Seehelden zerstreut über Stadt und Land, und nur wenig arg verkrüppelte oder unheilbar kranke Invaliden sind in dem königlichen Palaste an der Themse zurückgeblieben, wo sie bis an ihr Lebensende das Gnadenbrot an alter, gewohnter Stätte genießen werden. Die romantischen Stelzfüße oder einarmigen Matrosen, denen bei Trafalgar oder Abukir die Glieder weggerissen waren, sie gehörten in den letzten Jahren überhaupt schon zu den Seltenheiten. Seit 1815 hat England keinen größeren Seekrieg geführt, und das mag wohl auch zur Aufhebung des Hospitals mit beigetragen haben. Was gegen die Russen im orientalischen Kriege geschah, gelegentliche Streifzüge gegen wilde oder halbcivilisirte Völker, reicht alles nicht an jene großen Tage heran, von denen uns die alten abgetakelten Holzschiffe — die von Freiligrath besungene, auf der Themse liegende, als Hospitalschiff dienende Dreadnought und Nelsons Victory — erzählen. Greenwichs Herrlichkeit ist nun vorüber; es ist nur noch eine halbe Sehenswürdigkeit und daher wohl gestattet, daß es dem Leser vorgeführt werde zur Zeit seines Glanzes.

Kaum eine Stunde währt die Fahrt auf der Themse von London bis an den Fuß der breiten, sauber gehaltenen Treppen, die vom Ufer zum Hospital in die Höhe führen. Wir stehen in dem weiten Hofraum zu dessen Seiten die langhingezogenen Flügel des Gebäudes im Renaissancestyl sich ausdehnen. Unter den Colonaden wandeln die Invaliden umher, und mit freundlicher Bereitwilligkeit macht einer derselben unsern Führer zunächst zur Kapelle des Hauses, die außer einem Altargemälde von West, den „Schiffbruch des Paulus" darstellend, nichts Erwähnenswerthes zeigt. Ihr gegenüber aber liegt die Ruhmeshalle britischer Seemacht, das Seitenstück zum Poetenwinkel der Westminsterabtei; denn wie dort das dankbare Vaterland den Heroen des Geistes an heiliger Stätte Marmorstatuen setzte, so sammelte es hier in der großartigen Gemäldegalerie der Painted Hall die Bildnisse seiner Meereshelden und verewigte deren ruhmvolle Thaten durch den Pinsel. Christopher Wren erbaute diesen über 100 Fuß langen Saal, der, getragen von 50 Fuß hohen korinthischen Säulen, aufstrebt zu dem allegorischen Deckengemälde von James Thornhill. Es verherrlicht die Gründer des Hospitals, Wilhelm und Maria, wie Englands Flüsse, die Elemente und die größten Gelehrten ihrer Zeit huldigend zu ihnen herantreten, ein Stück Byzantinismus, wenig geeignet uns zu erwärmen. Von jenem

Gemälde schweift der Blick zu den Bildern an der Wand, und hier erst empfangen wir gewaltige Eindrücke, stürmt eine Reihe maritimer Großthaten auf uns ein, wie kein zweites Volk der Welt sie aufzuweisen hat, noch hatte. Kein Tropfen blassen Neides mischte hier sich in meine Gefühle, und unbeschadet meines Patriotismus, gönnte ich den Vettern jenseit des Canals dies Ruhmeshaus, war es doch ein beredtes Zeugniß germanischer Thaten.

Nicht dem künstlerischen Werth der oft nur mittelmäßig ausgeführten Gemälde schenken wir unser Augenmerk, nein, die Macht der Thatsachen, die hier zu uns redet, ist es, die überwältigend wirkt. Mit einem Schlage übersehen wir Englands Geschichte zur See.

„Gott, der Allmächt'ge blies,
Und die Armada flog nach allen Winden.

Bei Loutherbourgs Gemälde wird Schillers Dichterwort wieder wach in uns, und der vom Wiederschein brennender spanischer Fregatten geröthete Himmel, deutet er nicht die Morgenröthe von Englands ruhmwürdiger Geschichte an? Damals, unter Königin Elisabeth fingen die Briten an zu wachsen, damals sprachen kaum so viel Leute englisch, als heute im Weichbilde Londons wohnen. Und jetzt? Ueber alle Erdtheile hat, getragen von der Rassenenergie des angloſächsischen Stammes, Shakespeares Sprache sich verbreitet, von mindestens 70 Millionen wird sie geredet.

Von jenem ersten Aufleuchten britischer Großthaten an können wir durch fast drei Jahrhunderte hindurch die Geschichte des Inselreichs in den andern Bildern verfolgen. Dort hängt, schön und ritterlich zu schauen, Sir Walter Raleighs Portrait, und wir begreifen, daß Elisabeths fühlendes Herz dem kühnen Seemann sich zuwenden konnte, der unter ihrem Nachfolger so kläglich auf dem Schaffotte endete. Beim Anblicke seines Zeitgenossen Francis Drake wird die Erinnerung an die lustigen Beutezüge der Buccanier in uns wach, wir folgen in Gedanken dem ersten britischen Weltumsegler und zollen unsern Dank dem Manne, „der die Kartoffeln mitgebracht.“ Dort Cooks Porträt, ist es nicht das Original zu der mangelhaften Lithographie, die in unserm Kinderbuche prangte? Kaum Robinsons Abenteuer haben den Knaben mächtiger gepackt, als die Fahrten des großen Mannes in der Südsee, wie verschlangen wir das Buch, das seinen Aufenthalt auf dem idyllischen Otaheiti erzählte, wie klopfte das Herz lauter, wenn wir seinen Tod auf den Sandwichsinseln lasen! Dort ist seine Ermordung dargestellt von Zoffanys Meisterhand, und gerade so hatten wir uns die Schauderthat gedacht.

So spricht fast jedes Bild, fast jedes Porträt zu uns. Doch wir dürfen sie nicht alle erläutern, diese hundert Admirale und Entdecker. Nur noch ein flüchtiger Blick auf jene Reliquien, die wohl verwahrt in Glaskästen liegen, sei gestattet. Da sind die blutbefleckten Kleider, die der große Nelson in der Schlacht von Trafalgar trug, dort liegt sein Hut und seine Schnupftabacksdose, gedrechselt aus einem Stücke Holz des französischen Admiralsschiffs l'Orient, das er in den Grund bohrte. Aber wehmüthigere Erinnerungen rufen die Ueberbleibsel in uns wach, die Capitän Rae aus den eisigen Gegenden am Nordpol heimbrachte, als das letzte, was von der glänzend ausgerüsteten Expedition Sir John Franklins übrig geblieben. Von wie viel Leiden könnten jene Bruchstücken von Uhren, Kompassen, Fernrohren, Flinten u. s. w. erzählen! Die weiße Schneedecke und das düstre, schäumende Eismeer bilden den dunklen Hintergrund. Phantastisch geformte Eisberge, schroffe Klippen aus Urgestein, unnahbare Felszacken sind die Staffage des finstern Gemäldes. Der arktischen Vögel kreischende Scharen stellen den Chorus der großen Tragödie dar, deren Held Sir John Franklin ist. Die Mitternachtssonne des Nordpols beleuchtet seine Hoffnungen, das blutigflammende Nordlicht zeigt selbst in der gräßlichsten Noth des arktischen Winters des Kühnen Unverzagtheit und Ausdauer. Lorbeer und Eichen grünen freilich nicht im Polarkreise für die Stirn des Entdeckers, nur das fahle Mondlicht webt einen magischen Kranz um die kalte Stirn des siegreich Gefallenen, wie sich Eiskrystalle und Schneesterne um die gebrochene Tanne schlingen. Der „Erebus“ und der „Terror“, seine erprobten Schiffe, sie sind im Eise verschollen, hundertundzwanzig Brave deckt der ewige Schnee. Umsonst alles Suchen opferfreudiger Männer nach den Lebenden! Einige Gerippe und diese armseligen Reliquien, zu denen weherfüllten Herzens der Wandrer wallfahrtet, sie sind alles, was man gefunden.

Von den Todten zu den Lebenden. Zu den noch Lebenden, sollten wir sagen. Denn die Invaliden, deren Behausungen wir jetzt aufsuchen, deren Treiben wir zu belauschen versuchen, sie haben alle den Mittag des Daseins längst hinter sich. Müde und matt schleicht mancher der Alten gebückt dahin. Aber, hat er auch mancherlei Wünsche, möchte er vieles besser haben, behagt ihm die oft klösterliche Zucht im Hospitale nicht, so braucht er sich doch nicht um das tägliche Brot zu quälen, er ist warm gekleidet, hat ein freundliches Zimmerchen und auch noch etwas baares Geld. Freilich, wenn er draußen Weib und Kind besitzt, die ein kärgliches Dasein führen, dann sehnt er sich wohl fort aus dem stolzen Palast, der seine Wohlthaten nur ihm, nicht auch den Seinigen zu Theil werden läßt.

Der Alte, welcher mir als Führer in der Painted Hall gedient, war gerne erbötig, mich weiter zu geleiten. Nichts Wichtigeres wußte er mir zu zeigen, als die mit Dampf betriebene Anstalt, wo für des Leibes Nothdurft der Invaliden gesorgt wurde. Um den Magen dreht sich auch dort ein Hauptcapitel des Daseins, und warum sollte mein Führer nicht dem seiner Befriedigung gewidmeten Etablissement die erste Aufmerksamkeit widmen?

Das Essen, welches den alten Seeleuten in den sauberen und äußerst praktisch eingerichteten Küchen zugetheilt wurde, war reichlich und gut. In langen Reihen zogen sie heran, einer hinter dem andern, mit dem zinnernen Kruge in der Hand, der bestimmt war, das tägliche Bier aufzunehmen. Die Kost selbst, an Schiffskost erinnernd, wechselte je nach der Jahreszeit. Hier mag der Speisezettel stehen, wie ich ihn mir niederschrieb. Frühmorgens ein Pint Chocolade mit Zucker und ein halbes Pfund Brot; Abends ebensoviel Brot mit Butter und ein Pint Thee. Das Mittagsessen bestand Sonntags aus Roastbeef, Kartoffeln und Pudding; Montags: gekochtes Rindfleisch mit Reis; Dienstags: Hammelbraten mit Kartoffeln; der Mittwoch ist wie der Montag und der Donnerstag gleich dem Dienstag. Am Freitag traten Maccaroni zu dem Rindfleisch, und Sonnabends schlossen Hammelfleisch mit Reis die eintönige Scala. Im Winter spielten dann Erbsen und Pökelfleisch eine große Rolle: „always corned pork with pea soup“ klagte mein Führer, den ich fragte, ob ihm die Kost auch behage. Im allgemeinen konnte „Jack“ mit diesem Essen zufrieden sein und auch für die Bedeckung seiner alten, wettergepeitschten Glieder war hinreichend gesorgt. Die Tracht des vorigen Jahrhunderts, der Dreimaster, die Kniehosen und Schnallenschuhe waren allerdings einem zeitgemäßen Anzuge gewichen; ein rundes Hütchen deckte den Kopf, ein dunkelblauer Rock, der alle zwei Jahre erneuert wurde, den Körper und lange Hosen, die manchmal nur einen hölzernen Stumpf umhüllten, waren an die Stelle der kurzen Beinkleider getreten. Aber ohne geistige Getränke würden die alten Seeleute trotz guter Kost und Kleidung nicht zufrieden gewesen sein, und aus diesem Grunde erhielten sie zwei Pinten Dünnbier täglich, die an Sonn- und Feiertagen mit dem gleichen Quantum Porter oder Ale vertauscht wurden. War so für alle Lebensbedürfnisse schon gesorgt, so kam als äußerst willkommene Gabe noch eine wöchentliche Löhnung von 3 bis 5 Shilling hinzu, die der Invalide entweder für seine Angehörigen oder — was häufiger der Fall war — für Taback verwenden durfte. Bei dem allzugroßen Vorurtheil, welches in England gegen das Rauchen herrscht, war es schon liberal zu nennen, daß man den Matrosen überhaupt das Rauchen gestattete; aber dieses durfte keineswegs öffentlich und im Freien geschehen. Jeder, welcher der schändlichen Gewohnheit fröhnte — und dieses thaten die meisten — mußte sich in einen tief liegenden gewölbten Raum, den Chalk-walk, zurückziehen. Dort saßen die alten Theerjacken dann qualmend wie die Steamer auf der Themse bei einander und „spannen ihr Garn“, erzählten von Nelson und den andern großen Helden, unter denen einzelne noch gedient, oder von den Inseln der Südsee, von den eisigen Regionen um den Nordpol, von der ganzen Welt; denn kaum dürfte ein Hafen auf unsrer Erde sein, in den nicht einmal der eine oder der andre jener Invaliden gewesen wäre. Hier berührten sich in der That alle Länder und wie in der Painted Hall wurde wieder das Wort mir klar: Britannia rule the waves!

Aber der Abend naht heran. Draußen im Hofe, vor der Marmorstatue Georgs II, stellen ein Trommler und ein Pfeifer sich auf und lustig erschallt der Zapfenstreich durch das weite Gebäude. Die Invaliden brechen auf; jeder begibt sich in seine Kajüte, denn einer solchen gleich sind die bescheidenen Zimmerchen eingerichtet, die jedem von ihnen zur Ruhestätte dienen. Da steht das Bett mit der

Roßhaarmatratze und den saubern wollnen Decken, an der Wand hängen Schiffsbilder und ein geschnitztes Modell erinnert den alten Seehelden an das Fahrzeug, auf dem er gefochten, das ihn hingetragen über alle Meere. Dort schläft er den Schlaf der Gerechten und träumt von der guten, alten Zeit, die noch keine Panzerschiffe und keinen Dampf kannte. Sie war romantischer, oder scheint uns wenigstens so. Und das Gleiche ist mit Greenwichhospital der Fall. Als es noch bevölkert war mit den alten Matrosen, da hatten die weiten, schönen Gebäude die richtige Staffage. Wer wird später dort weilen?

Richard Andree.

Erinnerungen an Suez.

Von **Dr. Robert Avé-Lallemant.**

I. Das Fest in Ismaila.

(Schluß.)

Ein prachtvoller Anblick! Schon von weitem leuchtete, trotz der Mondnacht und der überall sich hindehnenden Illumination, Schloß und Garten des Khedive wie ein feenhaftes Meteor zu uns her! Prächtig costümirte Kawassen (reitende Gensdarmen) hielten Wege und Eingänge zum Palast frei; der noch junge Garten vor dem Gebäude schimmerte magisch mit unzähligen buntfarbigen Ballons von Papier und Seide, alles war Farbe, Licht, Phosphorescenz, Zauber! Unter solchem echt orientalischen Nachtglanze erstieg man die Stufen, um gleich in der reizend maurisch ausgeschmückten Dielenhalle die volle Empfindung zu haben, daß man bei einem freigebigen morgenländischen Fürsten als Gast käme. Dann links und rechts die Säle, in einem Gebäude, das erst vor Monaten angefangen, kaum vollendet, sich wahrhaftig weder seines Besitzers noch seiner hereinströmenden Gäste zu schämen brauchte! Und nun die im vollen Anzug ankommenden Damen und Herren von allen Himmelsgegenden, welch ein prachtvolles, nimmer ruhendes, nimmer auch nur einen Augenblick sich gleichbleibendes kaleidoskopisches Culturbild boten nicht diese! Immer höher und höher stieg die erregte Flutwelle mit ihrem prachtvollen Meerleuchten von orientalischen seidenen und golddurchwirkten Costümen jener Emirs, die sich den Nachmittag so herrlich im Kampfspiel umhergetummelt hatten, — von Uniformen aller Arten, Sternen und Ordenskreuzen von allen Größen und Unbeschreiblichkeiten, für deren Aufnahme der ganze Thierkreis viel zu klein gewesen sein würde. Endlich trieben sich ganze Massen von berühmten und unberühmten Namen, freilich unter all den Hindernissen gedrängt voller Ballsäle, in den Räumen umher; es war ganz gleichgültig, wer man war, wie man hieß; jeder war ja eben nur das Schaustück für den andern, jede Größe, jeder Glanz nur ein Lichtstrahl, um den Palast von Ismaila für einige Stunden hell leuchten zu lassen. Der Kaiser von Oesterreich kam auch; unmittelbar hinter ihm der Kronprinz von Preußen, ich glaube, es kamen noch andere Fürsten, — aber all diese Größen, die zu anderen Zeiten, in anderen Gegenden und bei anderen Gelegenheiten Epoche gemacht haben würden, erschienen doch nur wie etwas größere Meteore in unzählbaren Sternschnuppenschwärmen; sie wurden angeschaut, gezählt und dann — vergessen, so wie sie vorüber waren.

Aber all jene Sterne ersten Ranges traten vollends in den Schatten, als die *Sonne von Ismaila* aufging, — die *Sultana von Frankreich*.

Eine merkwürdige Frau, diese Sultana von Frankreich! Als jener Neffe des ersten Napoleon auftrat in Frankreich, nachdem er in Straßburg und Boulogne fast wie ein Wahnsinniger erschienen war, als er Schlag auf Schlag eine Position nach der andern einnahm, alle Staatskunst von außen her zu nichte machte, und endlich ... *Kaiser von Frankreich* wurde, da staunte alle Welt und huldigte ihm bis vor wenigen Jahren, wie einem Herren der Welt. Und diesem Manne, dem kaum eine Kaiserkrone zu genügen schien, setzt sich, um mich eines Vergleiches zu bedienen, ein spanisches Mädchen gegenüber zu einer Schachpartie auf Leben und Tod; mit einer Sicherheit, die eigentlich bis dahin noch niemand begriffen hat, thut sie Zug für Zug, beseitigt, ohne auch nur einen Augenblick zu zittern, Thurm, Springer und Läufer — endlich matt!!! Und das *Fräulein von Montijo* nimmt denselben Thron ein, auf dem österreichische Kaisertöchter gesessen haben, und beherrscht Elemente, deren Beschwörung unmöglich erschien.

Wie kam das, wie war das möglich?

Vor meiner Reise nach Egypten schien mir diese Doppelfrage unbeantwortbar; auf dem Nil und vor Luxor, auf dem Ball von Ismaila und am Timsahsee hat sie sich mir von selbst beantwortet.

Der wunderbare Zauber der Kaiserin Eugenie ist noch heute, — sie ist, wenn ich nicht irre, im Jahre 1826 geboren — eben wegen der schönen, ruhigen, echt weiblichen Sicherheit und Unbefangenheit, womit sie auftritt, unwiderstehlich. Als sie in Luxor an das Land kam, sich in anmuthiger Freundlichkeit und jener feinen Bescheidenheit, die unwiderstehlich bei einer Dame ist, unsere französischen Reisebegleiter vorstellen ließ, und dann mit elastischem Schritt umherwandelte, hörte ich von jemand das Wort aussprechen: „Toujours la jeune fille!“ Und es ließ sich nicht leugnen: einen solchen Eindruck machte sie in der That.

Als sie nun unser hellerleuchtetes Zelt am Strand entdeckte, in welchem wir eben ein großes Diner halten wollten, und als sie sich in demselben auch sämmtliche Deutsche vorstellen ließ, hatte sie jedem mit ungemeiner Gewandtheit etwas Angenehmes zu sagen. Mit einem älteren Herrn, neben dem ich stand, wechselte sie einige Worte mehr; als er nun ebenfalls etwas eingehender ihr antwortete, senkte sie sinnend, leicht und langsam den Kopf ein klein wenig und sah denkend unter den Augenbraunen hindurch, ein schöner geistvoller Blick, worauf sie dann jenen aufforderte, sich ihr in den Tuilerien vorzustellen, wenn er nach Paris käme. Bei der Gelegenheit konnte ich sie ruhig betrachten, und es kam mir vor, als hätte ich nie ein so *edles* Weib gesehen, wie sie, wenn manche Frau, die ich kenne, auch vielleicht in der Form *schöner* gewesen sein möchte.

So erschien sie mir auch auf dem Zauberfest in Ismaila. Und doch war sie dort nicht so lieblich, wie am Nil in Oberegypten. Fast schien es, als ob die Nähe von so vielem falschen Schein und Prunk ihrem inneren Wesen zuwider wäre, oder als ob unter so vielen irdischen Größen die *Kaiserin* von Frankreich der holden *Frau* den Rang ablaufen wollte, und wirklich abgelaufen hätte. Mit ihrem Fortgehen aus den Festesräumen ging auch das Fest selbst zu Ende; einige Minuten nach meinem eigenen Fortgehen von dem orientalischen Märchen lag ich sinnend in meinem Zelte auf der Matratze ohne Betttücher und Decke; ob ich nun dort den ganzen Abend schon gelegen und auf egyptischem Sande nur von all dem Zauber geträumt hatte, hätte ich damals wirklich nicht mit Bestimmtheit anzugeben vermocht.

Damit aber war das Fest von Ismaila, das Suezcanalfest keineswegs zu Ende; denn in Ismaila am Timsahsee, in der Mitte des Suezcanals sollte nur sein Culminationspunkt sein. Es fehlte noch die Befahrung des neuen Wasserweges von dort bis in das rothe Meer hinein, die volle Besiegelung des *gelungenen* Weltunternehmens.

Da sah denn der nächste Morgen in Ismaila eine förmliche Weltbewegung, gerade als ob noch einmal die Kinder Israels von Egypten nach dem Sinai ziehen wollten. Alles, wohin man nur blickte, war Aufbruch, Getümmel, Durcheinanderlaufen! Lastwagen wurden bepackt, Dromedare beladen, auf Eseln und Pferden ritt man hinunter zum See; die größere Masse Menschen eilte zu Fuß hinab, um einen Platz zu finden auf den 43 Dampfschiffen und einer Menge kleiner Hilfsdampfer, welche schon den ganzen Morgen auf dem sonst so einsamen Krokodilensee umherbrausten. Unter einigem Kampf hatte ich auch wenige arabische Worte schriftlich an den Führer eines dieser kleinen Schiffe bekommen. Schnell hockte ein Araber meinen Koffer auf den Rücken; kaum noch erreichte ich mein Ziel; das kleine hübsche Schiff, auf welchem sich *Nubar Pascha* selbst befand, steuerte vom Ufertumult fort durch die reich bewimpelten Schiffe hindurch; und in dem einsamen, nur von Sand und Lehm eingefaßten Canal kam mir der Glanz der letzterlebten Stunden wirklich wie ein Traum vor.

Aber es war nicht früh am Tag mehr! Wir erreichten und durchschifften erst am Nachmittag den langgestreckten, unabsehbaren „bitteren See“, an dessen beiden Endpunkten je ein Leuchtthurm er-

richtet ist. Herrlich sah die hellgrüne Fläche aus; aber selbst mit dem schärfsten Auge, mit dem besten Fernrohr war ringsum kein Halm, kein Baum, kein Haus zu entdecken; überall zeigte die Wüste ihr graugelbes Wittwenkleid, und selbst auf den bald auftauchenden scharfzackigen Jochen der Sinaitischen Halbinsel und dem tafelförmigen Gebirge nach Westen hin war keine Spur von Leben zu entdecken.

Endlich gegen Abend dämmerte dann Suez auf, die Buchten des Rothen Meeres leuchteten uns entgegen mit ihrem Thalassagruß und dem Thor zum Südosten; und in übermüthiger Stimmung begrüßten wir die merkwürdige Stelle. Aber im Uebermuthe bog unser kleines Fahrzeug zu kurz um, um Suez zu erreichen; wir liefen auf den Sand, saßen fest, es dämmerte, dunkelte, endlich kamen wir los von der trügerischen Untiefe, aber für Suez war es zu spät geworden; es lag noch mindestens eine halbe Meile weit von uns jenseits des flachen Wassers. Da brachte uns ein Lootse ganz weit hinaus auf die Rhede, wo ein prächtiges französisches Dampfpacketschiff, der „Euryanthe", uns in seine weiten Räume aufnahm und glänzend bewirthete, alles auf Kosten des Khedive, für welchen in jenen Tagen die ganze Welt in und um Egypten disponibel war.

Als wir am folgenden Morgen erwachten, befanden wir uns in einem über alle Beschreibung erhabenen, gewaltigen Panorama. Oestlich die wilden Felsklüfte des Sinaigebirges, westlich die fern hin drohenden kahlen Massen der egyptischen Gebirge; südlich das wunderbar schöne rothe Meer, dessen Blau schon am Horizont in ein lichtes Seegrün überging; nördlich lag über dem langgedehnten Flachwasser hin das alte Suez, von wo uns, zumal an der Mündung des Canals, tausend Flaggen und Wimpel entgegenwehten. Eine Gruppe von zehn bis zwölf mächtigen Ostindienfahrern, Handelsschiffe, Packet- und Kriegsschiffe ankerten nah und fern von uns; über dem Ganzen lachte der tiefblaue Himmel, an welchem eben die Sonne emporgestiegen war; eine feierlich erhebende Morgenstimmung lag noch auf dem Bilde. Die Fische im Wasser zogen in ganzen Schwärmen umher und erregten oft kleine Strudel auf dem grünen Spiegel. Die Fische von Suez! Wer könnte die vergessen! Nie sah ich ein so durchsichtiges Wasser, wie auf der Rhede von Suez, nie ein so krystallhelles Wasserleben, nie ein so mächtiges Aquarium, wie am rothen Meer! Fische von allen Größen durchkreuzten sich in ihren schnellen Bahnen; Höhe und Tiefe war ihnen gleich; bald begrüßten sie, halb aus dem Wasser sich erhebend, den goldenen Morgenstrahl, bald schossen sie hinab in die Tiefe, um dort fast ganz zu verschwinden! Aus solchem Wasserleben, aus solchem reizenden Wimmeln in der klaren Salzflut des Südostens schaffte jener Camoens das liebliche Gewimmel seiner Meernymphen und dichtete sein herrliches Seemärchen von den Lusiaden.

Indessen genossen wir doch die reizende Morgenscenerie länger, als uns augenblicklich lieb war; wir wußten nicht, was wir sogleich noch erleben sollten. In der fernen Wüste nach Nordost, wo der Timsahsee liegen mußte, wirbelte eine Dampfsäule nach der anderen auf. Bald waren die Masten des kaiserlichen „Aigle" mit der französischen Tricolore, bald selbst die so berühmt gewordene Bienenstandarte zu erkennen. Die Kaiserin nahte, in ihrem Gefolge alle Kaiserflaggen, Königswimpel und Fürstenfahnen. Sofort regte sich Land und Meer zu zauberischer Ausschmückung. Alle Schiffe auf der Rhede setzten sich unter Flaggenschmuck; auf alle Raaen klimmten die Matrosen in Festputz und standen dort in Parade wie Perlenschnüre von Statuen; von allen Schiffen donnerten dann in gemessenen Zwischenräumen die Kanonen ihren Gruß, von allen Masten, auf allen Schanzkleidern schrieen die mannhaften Kehlen des Seevolks ihren begeisterten Ruf, und über Land und Meer schwammen die weichen Töne des Partant pour la Syrie in den Aether hinaus!

Es war in der That eine „réception magique", wie die Depesche der Kaiserin nach Paris lautete, denn wirklich, magischer konnte keine Frau auf dem Rothen Meere empfangen werden. So viele Seeparaden ich erlebt habe, ich habe nie eine so begeisternde, wie jene vor Suez, gesehen.

Bald darauf wollte sich das großartige Bild noch einmal wiederholen unter den Klängen des: „Gott erhalte Franz den Kaiser!" oder des: „Heil Dir im Siegerkranz," oder unter den Tönen der verschiedenen Nationalhymnen, je nachdem die verschiedenen Fürstenschiffe oder Kriegsflaggen aus dem Canal einliefen ins Rothe Meer. Bis nach ein Uhr donnerten Kanonen, tönten Matrosenrufe, erschallten Nationalhymnen; die imposante russische Hymne machte den Schluß.

Wir eilten ans Land. Suez glich einer in friedlichem Sturm genommenen kleinen Festung; alles mußte förmlich mit Gewalt erobert werden, Hotel, Zimmer und Platz an der Wirthstafel. Und seltsam! Im Wogen der Menge und beim Begrüßen bekannter Menschenkategorien im fernen Suez fand ich Männer wieder, denen ich schon vor dreißig, zwanzig, fünfzehn Jahren in Brasilien begegnet war.

Am nächsten Morgen flutete alles auseinander; der Suezcanal war eingeweiht, man drückte sich scheidend die Hand! Wann sehen wir uns, Brüder, auf einem Schifflein wieder?

Almenleben.

Eine Alm gehört zu den glücklichen Dingen, welche bei Jedermann beliebt sind; jene etwa ausgenommen, die das Podagra haben.

Deshalb haben wohl so viele darüber geschrieben; aber eben weil es so viele sind, kommt es auf einen mehr auch nicht an. Von den meisten wurden Einzelheiten geschildert: der eine nahm die Landschaft, der andere die Touristen; das jedoch, was das Wichtigste ist, haben die meisten übergangen. Dies ist der tiefe Zusammenhang, den das ganze Culturleben des Hochlands mit dem Almenleben hat. Jedermann kennt den freien, aristokratischen Sinn, der die Männer des Gebirges auszeichnet; aber gerade dieser hat seine Wurzel auf den Bergen. Der Bauer des Flachlandes, auch wenn er noch so „groß" ist, behält immer etwas Beschränktes, etwas Schleppendes; man möchte sagen, etwas Flaches. Er klebt an der Scholle und die Schranken seines Besitzes werden die unsichtbaren Schranken seines Charakters. Natürlich tritt der Verkehr leichter an ihn heran, als an den Hochländer; an den letzteren aber tritt er lieber heran, und trotz der Abgeschlossenheit des Gebietes ist sein Gesichtskreis minder abgeschlossen. Denn in der Landschaft liegt bereits ein Element der Freiheit. Der Bauer des Gebirges trägt den Begriff des Eigenthums auf die stolzesten Gipfel, und sein eigener Stolz wächst daran empor. In seinem Grundbuch stehen vielleicht 25 Tagwerk „Felsen"; und wenn dies auch für das Vermögen ein Schaden ist, so ist es doch ein Gewinn für seinen Charakter. Denn etwas Felsenfestes ist damit in denselben hineingekommen! Nur mitten unter den Bergestannen wachsen jene Gestalten auf, die selber wie die Tannen sind; nur auf der Alm kann man singen aus voller freier Brust. Wie das Souveräne, so wurzelt auch das Rythmische, das im Wesen des Hochländers liegt, das aus seinem Tanz und seinen Liedern hervorbricht, auf der Alm. Sie bildet das lebendige Bindeglied zwischen dem Gebirge und seinen Bewohnern; denn erst durch die „Alm" gehört der Hochländer den Bergen. Wie tief dieser Gedanke im Herzen der Leute steckt, das zeigt schon der Sprachgebrauch, in dem sich der Gegensatz zwischen dem Daheimbleiben und dem „alpinen" Beruf vielfältig verkörpert. Man spricht von der „Heimkuh", die nicht frisch und derb genug ist, um auf die Alm zu fahren; man nennt ein Mädchen, das nur zur Hausarbeit taugt, ein „Heimdirndl". Welchen Sinn man damit verbindet, sagt uns ein Schnaderhüpfel.

Für 'n langweili'n Knecht
Is a Heimdirndl recht
Doch a lustiger Bua
G'hört an Almdirndl zua.

Für uns ist es natürlich der landschaftliche Reiz, der uns die Almen in erster Reihe lieb macht. Denn in dem großen Städteleben tritt alles Leben der Natur zurück; der Mensch parirt gewissermaßen jeden Stoß der elementaren Gewalten. Die Natur ist von der Cultur gebändigt. Draußen aber entfaltet sie noch ihre alten heiligen Kräfte in fesselloser Schönheit und Grausamkeit. Mit stärkerem Schritt geht sie hier durch den Wechsel der Jahreszeiten, selbst die Tageszeiten sind intensiver ausgeprägt. Unangetastet von Menschenhand vollzieht sich hier das Werden und das Vergehen.

Nur auf den Bergen weiß man, was der Lenz bedeutet! Wenn es

tiefer hineingeht in den Mai, dann hat die Sonne den blendenden Schnee hinweggefegen, und die Primel drängt sich hervor aus allen Ritzen. Unter den Tannen keimt das Moos, und auf dem höchsten Zweige, der ins Blaue ragt, zwitschert die Drossel. Noch tönt keine Menschenstimme, noch schreitet kein Menschentritt über die Halde: nur des Daseins hämmert in allen Pulsen. Und jede Nacht ist ein Märchen; so zauberhaft belebt sind die Wälder, so glitzernd die Sterne.

Doch wie ein Traum vergehen diese Tage, es sind die Minuten der Verzückung, die die Natur im Strome der Jahrtausende empfindet.



Vor der Sennhütte.

Originalzeichnung von Ernst Fröhlich.

der Schmetterling sonnt sich auf ihrem Grün, nur die Natur spricht in ihren ewigen Lauten. Leise rieselt der volle Quell, leise knospen die Alpenrosen — überall die Seligkeit des Wiedererwachens! Ach, es liegt so viel Jugend in diesem Lenz, so viel Wunder in diesem Werden! Dann kommen die Tage voll tiefer, blauer Sommerglut. Hochgewachsen ist das Gras, wolkenlos ruht der Himmel über den weiten Lauden. Tief unten der See, ringsum die Wälder in schwülem blauem Dufte. Alles ist erschlossen, die Tiefe der Schluchten und die Kelche der Blumen; es ist eine Fülle in der Natur, eine Wonne, eine schwelgerische Pracht! Weithin tönt der Jodler durch die schweigsame Mittagsruh, tönt das feine Geläut der Alpenherde, die im Schatten weidet. Alles Leben ist entfesselt und die heiße Lust

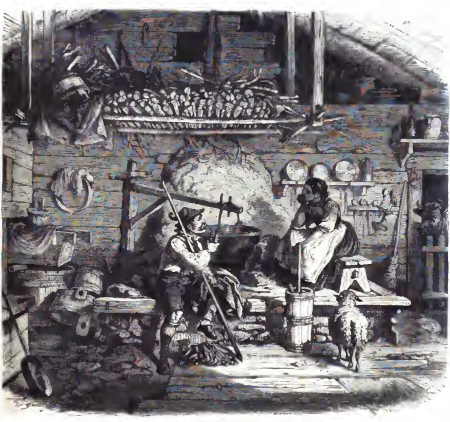
Bald wird die Luft immer schärfer und das Blau immer feiner; von der Buche fällt das Laub mit Beben, nur die treuen Tannen sind noch grün. Unsichtbar löst sich das heilige Band des Seins. Noch schwebt der Vogel von Ast zu Ast, aber er ist stille geworden; noch blüht die blaue Blume auf dem kargen Boden, aber die Halde ist vergilbt. Hirt und Herde zogen von dannen, und tiefes Schweigen liegt wieder über den Bergen. Es ist mehr als die Einsamkeit, es ist die Verlassenheit.

Wer der Natur in diesen Tagen ins stillgewordene Antlitz schaut, der sieht sie so schön, wie er sie nie gesehen. Denn das hat die Natur vor dem Menschen voraus, daß sie nicht alt wird und nicht krank. Sie stirbt nicht, wie eine Matrone, sie stirbt wie ein

Weib, das kaum gesegnet wurde, dem noch das Lächeln des Lebens und der Liebe um die Lippen schwebt. Sie ist noch zauberhaft bis zur letzten Stunde! Es ist ein Sterben, aber kein Altern, denn nur das Leben, nicht die Schönheit schwindet.

Immer kürzer schlägt sie die Augen auf, denn immer kürzer werden die Tage, und wenn der letzte schöne Herbsttag gewesen ist, dann ist sie todt. Tiefe Nebel sinken herab, es fehlt nichts mehr, als das Leichentuch.

aber hat der Aufzug etwas wahrhaft Festliches, denn das Gefühl, daß es der Freiheit entgegengeht, macht jedes Wesen lebendiger. Kühlein und Oechslein triumphiren, weil sie aus der Carenz entfliehen und sich nun selber ihr Frühstück holen, statt daß der Wärter die Portionen mit der Heugabel servirt. Die Sennerin aber jubelt, weil sie da droben souverain ist. Auch dem Kühbub ist es lieber, im Gras zu sitzen, statt auf der Schulbank, und das Universum zu betrachten statt des Einmaleins. Für den Bauern ist es ein Feiertag,



In der Sennhütte.

Originalzeichnung von Ernst Fröhlich.

Auch der Winter in den Bergen ist groß. Denn der ganze prächtige Felsenbau ist dann wie ein einziger Sarkophag; eine Grabesruhe lastet über demselben. Thurmhoch liegt der Schnee, wie eine wilde Klage braust der Wind vorüber. Er bricht die hundertjährigen Stämme, er reißt das Dach von der Hütte, aber er reißt das versunkene Leben nicht aus dem Grabe auf.

Das ist die Landschaft in den Bergen, das sind die Jahreszeiten der Alpen. — —

Fast immer liegen die Hütten an einem malerischen Punkte, auf der traulichsten Stätte des ganzen Berges. Wenn man oben dahin geht über den steilen Grat und herunterschaut in den grünen Kessel, dann sieht man sie unten glänzen. Meistentheils liegen mehrere Hütten beisammen, drüber das verwitterte Kreuz; auf dem Dach die riesigen Steine, ringsum die Matten mit zerstreutem Geröll.

Vor Johannis oder St. Veit werden sie nicht bezogen. Dann wenn sein Vieh auf die Alpe zieht. Denn es gehört ja eigentlich zur Familia, wenn auch nicht nach römischen, so doch nach oberbairischen Begriffen. Haus und Stall sind unter einem Dach, jede Kuh hat ihren eigenen „Taufnamen". Selbst die Frömmigkeit kommt den Vierfüßlern zu gute; sie haben ihren eigenen Patron, ihr Stall wird geweiht und mit einem frommen Spruche werden sie entlassen.

Oben gestaltet sich die Scenerie natürlich etwas werktäglicher; der Boden ist noch vom geschmolzenen Schnee erweicht, so daß der ganze Festzug bis an die Knie einsinkt. Die Sennerin aber wirft sich nun in ein Negligé, das aller Mode spottet und sie von der Taille ab als Masculinum erscheinen läßt. Wenn man dazu den Melkhut als Coiffüre nimmt, so ist die Idylle vollendet. Wer einen Namen sucht für diese Pflanze, könnte sagen: Noli me tangere. Die Sennerinnen sind bekanntlich eine Partie honteuse im Touristenleben, d. h. sie sind nicht selten — häßlich. Allerdings gibt es auch

solche, die blühen, wie ein lebendiges Alpenröslein, aber zum Besten der Sachverständigen liegen sie meist weit ab vom Wege, und bei den Almenhütten macht Bädecker keine Sterne.

Da indessen die Schönheit vergänglich ist, so wollen wir bei derselben nicht zu lange verweilen, denn andere Dinge sind einer Sennerin nöthiger. Das ist vor allem ein heiterer Sinn und tüchtige Courage. Melancholische oder zaghafte Naturen kann man in dieser Einsamkeit nicht brauchen, wo alles auf die eigene Thatkraft gestellt ist. Wer soll helfen, wenn ein Mißgeschick droht? Das fühlen die Mädchen auch, und die Pflichttreue, mit der sie für ihre Thiere sorgen, mit der sie sich selber den Bestien subordiniren, hat manchmal etwas ganz Rührendes. Da gibt es keinen Unterschied zwischen Tag und Nacht, zwischen Regen und Sonnenschein. Aus der tiefsten Schlucht holen sie das verirrte Kalb und pflegen es mit den zärtlichsten Worten. Diese Conversationen sind oft wahrhaft klassisch und von shakespearischer Vollkraft. So war es denn ein richtiger Instinct, daß man in Baiern die Almwirthschaft den Frauen anvertraute, denn sie haben mehr Zuneigung und größere Sorgfalt für ihre Schutzbefohlenen, ohne den Männern an Kraft und Entschlossenheit zu weichen.

In Tirol, wo die Almen in den Händen von Männern sind, ist das Ergebniß der Viehzucht nicht besser. Diese Buschmänner, welche man „Stotzen" heißt, stellen die Spitze der Uncultur dar. Es sind zottige, alte Bursche, deren Kleider zur Rinde geworden sind und deren Kauderwelsch über alle Linguistik und Interpretation hinausgeht. An den Grenzgebieten kommen sie bisweilen in Collision mit den Sennerinnen, rollen diesen die Milchkübel über den Berg hinab oder prügeln das Vieh in Ermangelung seiner Besitzer.

Beim Lichte betrachtet, ist das Leben einer Sennerin ziemlich eintönig, wenn sie nicht selber den Humor mitbrächte, um es pikant zu machen. Schon um zwei Uhr nachts wird aufgestanden, sobald die Kühe anfangen zu rumoren. Durch die Ritzen des Daches fällt das erste Tagesgrau; dann wird gemolken, und um vier Uhr knattert das lustige Feuer auf dem Herd. Weithin verläuft sich dann die Herde und kehrt nicht wieder, bis es Abend ist.

Nur an ganz heißen Tagen geht es umgekehrt, da ist das Vieh bei Nacht im Freien und über Tag im Stalle.

Unterdessen gibt es vollauf zu thun. Der große Kessel über dem Herde will gescheuert sein; Pfännlein und Milchgeschirre lauern auf eine sorgsame Hand. Auch ein paar Patienten sind fast immer im Stall; hier ein Ziegenbock, der sich bei einem galanten Abenteuer den Fuß verstaucht hat, dort ein Kühlein, das an Magenkatarrh erkrankte und nicht an der grünen Table d'hôte erscheinen kann. Diesem wird sein Frühstück aufs Zimmer gebracht; jener will kalte Umschläge über die Wunde haben. Da das Wasser oft weit von der Hütte entfernt ist, so muß jeder Eimer auf dem Kopfe herbeigetragen werden, was bei dem steilen Terrain auch nicht vergnüglich ist. Nur in günstigen Fällen ist der Brunnen nahe bei der Hütte und zeichnet sich dann häufig dadurch aus, daß er kein Wasser gibt.

Wenn wir die äußere Umgebung der Alm ins Auge fassen, so sehen wir in nächster Nähe ein kleines, eingezäuntes Feld, das man Hag oder Almgarten nennt. An den Zaunpfählen sehen wir Toilettegegenstände (untersten Ranges); denn hier trocknet die Sennerin ihre Wäsche. Weiß und rothe Lappen flattern im Winde; kein Hausherr und kein Aesthetiker erhebt Protest dagegen; kein Räuber annectirt dieses „schätzbare Material".

Hier allein ist die Freiheit beschränkt; das Gras, das hier wächst, ist die verbotene Frucht der Vierfüßler. Es wird geschnitten und eingeheut, damit man doch einiges Futter hat, wenn plötzlich der Schnee kommt. Allein statt daß die dummen Kühe diese Weisheit begreifen, spioniren sie fortwährend um den Zaun herum. Sie sind wie die Menschen. Während sie bis an die Knie im Futter stehen, bleiben sie hier an der Schranke und blicken sentimental hinüber auf die versperrte Weide. Oft, wenn die Sennerin fort ist und wenn sie sich vor dem „Stecken", der ihnen als suprema lex erscheint, geborgen glauben, machen sie ein frivoles Attentat und brechen durch. Aber wehe bei der Wiederkehr! Wie eine Megäre fährt die Gebieterin heran, und mit einem Salto mortale suchen die ungeschlachten Gäste das Weite. Manche bleiben hängen und büßen dann für die übrigen, weil bei Delictsobligationen solidarische Haftung gilt.

Vor der Hütte ist meist ein wackliges Geländer; das Holz, das mühsam zusammengetragen wurde, liegt außen malerisch aufgestapelt. Deshalb heißt es auch im Schnaderhüpfel:

„Schön hoch is in Bergen,
Schön eben im Land,
Und an almerisch Dirndl
Hat Holz bei Wand."

Nicht immer ist die nächste Umgebung gerade gemüthlich, denn gar oft geistert dort ein Herr herum, der grobe Knochen und feine Hörnlein hat. Er ist der Maitre de Plaisir auf der Alm, er bestimmt die Richtung, wenn die Herde ihre Promenade macht, und confiscirt die Studien des Malers, wenn er seinen Feldstuhl am unrechten Platze aufstellt. Eifersüchtig wie ein Türke, und grob wie ein Polizeisoldat, beherrscht er das Terrain und ersetzt die Ueberschrift: „Verbotener Eingang."

Glücklicherweise ist er heut auf einer Dienstreise begriffen, und so können wir ungehindert eintreten und das Innere der Alm betrachten. Es ist ein Bild berußter Einfachheit, der Rauch zieht durch das geschwärzte Dach, an der Wand lehnt der Bergstock und die kleine Holzaxt. Eng und traut sitzt das Fenster im Gebälk; nur die blaue Landschaft lugt herein durch den dunkelblauen Rahmen. Unten im Souterrain liegt die Milchkammer, und wer die Fallthüre übersieht, die nicht selten offen steht, der kann sich, ohne affectirt zu sein, den Hals brechen. Auch der Schatz wird nicht selten dort versteckt — (der lebendige nämlich), wenn zur Unzeit eine Störung kommt.

Neben dem Mittelraum ist das „Boudoir" der Sennerin, ein enges, aber trauliches Gemach. In der Ecke thront der kleine Altar; ein Gebetbuch mit großen Lettern und ein paar geweihte Palmzweige sind hier niedergelegt; dann und wann noch ein Heiligenbild mit gewissen Reminiscenzen. Hinter der Thüre hängt der Sonntagsstaat, und wenn die Sennerin vorübergeht, taucht sie die Hand in den kleinen Weihbrunnkessel. Dort steht auch ihr Bett, das bis an die Decke reicht und von ungeübter Seite nur mit dem Bergstock erstiegen werden kann. Der Name desselben ist „Kreister".

Um die Wand aber läuft eine hölzerne Bank, und vor derselben steht ein krummbeiniger Tisch, der zugleich als Album oder Fremdenbuch benutzt wird. Unzählige Namen und Jahreszahlen sind in die Platte eingeschnitten von denen, die hier gejohlt und getanzt, geliebt und gesungen haben. Da die meisten Hütten über 100 Jahre alt sind, so finden sich viele berühmte Daten. Ich habe selber 1790 gelesen, 1802 und den 12. Juli 1806. Hier oben also hat einer gejodelt, während drunten das deutsche Reich in Trümmer fiel! Der „Almbesuch" ist selbst für die Bauern eine wahre Passion; denn die Gastlichkeit dieser Regionen, so arm sie ist, hat einen unsagbaren Zauber. In der Woche kommen freilich nur jene hin, die ihr Metier auf den Bergen haben; am Samstag Abend aber kommt der „Bua" und klopft mit dem Finger an die kleinen Scheiben. Mit einem Ruck weicht der hölzerne Riegel und die kräftige Gestalt tritt lachend herein. Nachlässig wirft er den Rucksack in einen Winkel, sorgsam lehnt er den Stutzen an die Wand; dann erst läßt er sich nieder vor dem kleinen Herde. In dem Pfännlein brodelt der „Schmarrn"; aber das Feuer will nicht recht brennen. Schelmisch bemerkt das die Sennerin.

Und die Lieb is a Feuer,
Da fehlt es sich nit,
Aber dengerscht (dennoch) kei Brennsuppen
Wärmt man damit!

Und wenn er zu groß thut mit seiner „Jägerei", dann ist sie schleunig bei der Hand.

Und a Jager, der sieht gut,
Aber d' Lieb macht ihn blind
Und da fangt oft den größten
A kleins Dirndl g'schwind.

So spricht das Mädchen; des Jägers Dachshund aber schlappert mit den Ohren, als wollte er sagen: Bravo! Am Sonntag ist auf der Alm „Gesellschaft". Von allen Nachbarhütten kommen die Mädchen zusammen im schmucken Mieder, im spitzen Hut. Wo der Wiesenhang am meisten hinausragt, dort setzen sie sich nieder, den kleinen Strickkorb an der Seite, plaudernd und singend. Nur selten sind sie allein; fast immer sind einige Bursche dabei, die Witze und Neuigkeiten aller Art mit sich führen. Weithin schallt das Gelächter, es schlägt eine unbezähmte Lebenslust aus diesen Gestalten!

Diese spiegelt sich auch im Volkslied wieder, das mit Vorliebe die Almen behandelt. Alle Poesie, aller Uebermuth ist darin aufgefangen und die öffentliche Meinung hat förmlich ein Privilegium für dieselben geschaffen. Auch die vielen komischen Situationen, die sich da droben ereignen, haben im Schnaderhüpfel poetische Gestaltung gewonnen, und niemals ist der Klang der Lieder frischer, als wenn sie von den Almen sprechen.

Der Bursche, dem man seine Liebesstreiche vorrückt, erwidert lachend:

Im Thal ist der Nebel, Und was d' Leut von mir sagn,
Auf der Alm is schön klar, Des is auch nit all's wahr.

Und wenn man den Jäger fragt, wie er's treibt, so wird er singen:

A Gamsbart im Gwand Und a Diendl auf der Alm
Und a Punkt in der Scheiben Is mei Thun und mei Treiben!

So ist das kleine Dasein da oben mit reichem Inhalt ausgestattet. Meistentheils gehört er einem heiteren Gebiete an, denn die Komödie ist bei den Bauern heimischer als die Tragik. Die komischsten Figuren aber sind nicht selten die Fremden.

Auf den hohen Almen bleibt das Vieh bis Mitte September, dann bezieht es die tiefer gelegenen, die man „Niederleger" heißt. Dort weilt es in der Regel bis zum dritten Sonntag im October, wenn es nicht durch den Schneefall früher vertrieben wird. Immer beschwerlicher wird jetzt das Amt der Sennerin, denn die Kühe müssen nun eine Gardedame haben. Da das Futter sparsam ist, so laufen sie weiter hinaus und hospitiren in den Staatswaldungen, bis ihnen die Forstgehilfen den Standpunkt klar machen.

Endlich geht es zu Thal. Die Herde ist mit grünen Reisern geschmückt; die Sennerin trägt ihren Sonntagsstaat, denn auch die Heimkehr ist ein Feiertag. Kein Kalb hat sich „erfallen", selbst der Geißbock ist wieder hergestellt und geht gravitätisch hinter der Herde.

Wenn sie unten ankommen, wartet der Bauer vor dem Hause und hält Generalversammlung. Die Kinder aber jubiliren, und dann kommt der alte Stall und dann die — Wintertage. Après nous le déluge: jetzt kann es oben losgehen, bis das Dach davonfliegt!

Unten in der breiten Wohnstube aber sitzt die Sennerin beim Rocken. Der Ofen knistert, die Nachbarinnen kommen „zur Kunkel" und während gesponnen wird, tönt manches helle Almenlied dazwischen.

Auch der Fremdling ist wieder heimgekehrt und sitzt am knisternden Ofen. Es ist der Winterabend einer großen Stadt, und die stille Arbeitslampe wirft ihr ernstes Licht über die Bücher.

Da ward mir manchmal sehnsuchtsvoll zu Muthe! Wie der Vogel aus dem Käfig fliegt, so flogen meine Gedanken davon; ich sah die Bücher nicht mehr, denn unversehens lag die blaue Welt der Berge vor meiner Seele.

In solcher Stunde sind auch diese Zeilen entstanden — sie sind der Traum eines Winterabends.

Karl Stieler.

Am Familientische.

König Billy, der letzte Tasmanier.

Im Süden des australischen Continents, von diesem nur durch eine schmale Straße getrennt, liegt die große und fruchtbare Insel Tasmania, früher unter dem Namen Van Diemensland als Verbrechercolonie übel berüchtigt. Zur Zeit, als die Engländer Besitz von der Insel ergriffen, schätzte man die Zahl der Eingebornen auf 200,000, und am 3. März 1869 hat man den letzten Mann derselben begraben.

Ein grauenhaftes Geschick hat sich hier vollführt — binnen 66 Jahren ist eine ganze zahlreiche Völkerschaft untergegangen, denn erst im Jahre 1803 begannen die Briten Van Diemensland zu colonisiren. Unsre Cultur, unsre Civilisation wirkten wie tödtliches Gift auf die schwarzen, armseligen Eingebornen, die auf der Skala des menschlichen Geschlechts am tiefsten standen. Krankheiten, welche die Europäer ihnen brachten, der Branntwein, systematisch betriebene Menschenjagden thaten das übrige, und von den Tasmaniern spricht man heute als von einem gewesenen Volke. Ein „Mißverständniß" war Schuld, daß von dem Augenblicke an, als englische Colonisten die Insel betraten, zwischen diesen und den Eingebornen tödtliche Feindschaft entstand. Die schmutzige Erscheinung, die unangenehmen, ja ekelhaften Gewohnheiten der Schwarzen, welche Gewürm, Raupen und Insekten als Leckerbissen verzehrten, machten sie den Weißen verhaßt; keineswegs wurden hierdurch aber die von den letzteren bezeugten Grausamkeiten entschuldigt. Welcher Art diese waren, geht schon aus einer Proclamation des Gouverneurs vom Jahre 1810 hervor, nach der jeder, welcher ohne Grund auf die Eingebornen feuere oder sie kalten Blutes morde, der höchsten Strafe des Gesetzes verfallen solle. Geringere Gewaltthaten wurden aber damals schon kaum bestraft. Einige Peitschenhiebe erschienen als genügende Sühne, wenn jemand einen farbigen Knaben verstümmelte, ihm z. B. Ohren und Nase abschnitt.

Ein von beiden Seiten mit gleicher Grausamkeit geführter Vernichtungskrieg war die natürliche Folge. Kein Ansiedler entfernte sich ohne Waffen von der Wohnung, da er keine Minute davor sicher war, daß ein Schwarzer aus dem Busche auf ihn zustürze. Oft zogen die Colonisten gemeinsam aus, schossen die Eingebornen wie das Wild zusammen und — verbrannten die übrig gebliebenen Kinder. Im Jahre 1830 sah sich die Regierung genöthigt, ein allgemeines Treibjagen anzuordnen, welches in der Geschichte Tasmaniens als die „schwarze Linie" bekannt ist. Mann an Mann gestellt durchzogen in einer Kette die Ansiedler einen Theil der Insel, um die Schwarzen einzufangen — allein vergeblich. Doch schmolz bei den fortwährenden Kriegen und namentlich auch durch Krankheiten die Zahl der Eingebornen mehr und mehr. Die letzten wurden 1830—1835 eingefangen und nach der Flindersinsel gebracht. Es waren ihrer noch dreihundertundzehn — der Rest eines einst zahlreichen Volkes! In jenem Asyl wurde für sie gesorgt, und ein edelmüthiger Mann, Robinson, wurde ihr Beschützer und predigte ihnen das Christenthum. Alle Anstrengungen dieses Mannes, wie seines Nachfolgers, Dr. Jeanneret, halfen nichts. Der Keim des Todes lag im ganzen Volke, das unaufhaltsam dahin starb. Im Jahre 1848 ergaben die Ausweise noch 13 Männer, 22 Frauen und 10 Kinder. 1854 waren es ihrer noch 16, und bald darauf brachte man die letzten sieben in ihre Heimat Tasmania zurück, wo sie in der Nähe der Hauptstadt Hobarttown angesiedelt wurden.

Im Jahre 1865 erschien in der Londoner Illustrirten Zeitung nach einer zu Hobarttown aufgenommenen Photographie die Abbildung des letzten Mannes, der drei letzten Frauen, die mit ihren unschönen, schwarzen Gesichtern sich seltsam ausnahmen in den europäischen Kleidern, die man ihnen angezogen hatte. Jetzt sind auch diese dahin!

Der Mann, William Lanné oder Lanny, entsprossen aus einem Häuptlingsgeschlechte der Insel, war als „König Billy" bekannt. Kräftig gebaut und für seine Rasse schön und intelligent, hatte er sich in Hobarttown beliebt gemacht. Er war als Matrose auf einem Walfischfänger eingetreten und hatte weite Fahrten in der Südsee unternommen. Seine hohe Abstammung hatte ihn nicht verhindert, zu der niedrigen Arbeit zu greifen, weniger fürstlich war noch, daß er allzusehr den Rum liebte — und das war sein Verderben. Im Alter von nur 34 Jahren ist er, an dem oben angeführten Tage, denn gestorben. Er hat aber noch die Freude gehabt, ein Jahr vor seinem Ende fürstlichen Besuch empfangen zu können. Als Prinz Alfred von England auf seiner Weltumseglung auch Hobarttown berührte, ließ er Billy sich vorstellen und beide Männer promenirten am Hafen auf und ab, stolz darauf, daß sie die einzigen Menschen auf der Antipodeninsel waren, in deren Adern königliches Blut floß. Um den Leichnam Billys haben sich die Gelehrten gerissen. Sein Schädel ist von unbekannten Leuten entführt worden und wird wohl als kostbares Specimen in irgend einer europäischen Sammlung auftauchen. Das kopflose Skelett steht aber im Museum der königlichen Gesellschaft von Hobarttown. Auch die Frauen sind, mit einer einzigen Ausnahme, den Weg allen Fleisches gegangen. Noch lebt Truganina, genannt Lalla Rook, die letzte Tasmanierin. Wo aber das wilde, schwarze Geschlecht in den Wäldern hauste und ein elendes Dasein führte, da steht heute eine blühende britische Colonie, da wohnen 100,000 weiße, thätige Menschen, erheben sich volkreiche Städte, wogen goldene Weizenfelder und stöhnen Dampfmaschinen als Zeugen unsrer höheren Civilisation, die aber nicht ohne den Makel ist, barbarische Vernichterin der Ureingebornen gewesen zu sein.

R. A.

Ist die Kröte giftig?

Die Kröte ist keine angenehme Erscheinung in der Thierwelt. Ihre grünliche Farbe, ihre großen, runden Augen, ihr breiter, faltiger Bauch, ihr langsamer, schwerfälliger Gang, alles an ihr scheint gemacht, um Widerwillen und Abscheu einzuflößen. Ja, noch mehr, sie steht in dem Ruf, giftig zu sein, so daß es schon eines gewissen Muthes bedarf, um sie in die Hand zu nehmen, obgleich man dabei eigentlich keinerlei Gefahr läuft. In der That, wenn gleich es wahr ist, daß sich in der Kröte eines der subtilsten Gifte vorfindet, so ist es andererseits doch auch ebenso gewiß, daß sie sich desselben zu ihrer Vertheidigung nicht bedienen kann; denn sie beißt nie und spritzt ebensowenig ihr Gift von sich.

Wer die Kröte mit Aufmerksamkeit betrachtet, wird auf ihrem Rücken eine gewisse Zahl kleiner, von der Haut bedeckter Erhöhungen wahrnehmen. Schneidet man mit dem Skalpel einige dieser kleinen Höcker auf, so läuft sofort eine weißgelbliche Flüssigkeit von ganz außerordentlicher Bitterkeit daraus hervor, die zum Theil aus einem der heftigst wirkenden Gifte besteht.

Ich habe über diese neue giftige Substanz wiederholte Versuche angestellt und will darüber hier öffentlich berichten. Die von mir extrahirte Flüssigkeit wirkte nur auf Säugethiere und Vögel und blieb bei den Reptilien ohne allen Einfluß: damit sie ihre tödtlichen Wirkungen hervorbringen konnte, mußte sie in das Blut eingeführt werden; von den Verdauungswerkzeugen absorbirt, hat sie niemals den Tod zur Folge gehabt, wie dies ja mit dem Schlangengift auch der Fall ist: es ist ganz ungefährlich, eine durch den Biß eines giftigen Reptils verursachte Wunde auszusaugen.

Einige kleine Vögel waren die ersten Opfer meiner Versuche: ich machte an der Flügelhaut des Thieres einen kleinen Einschnitt, hob die Haut vorsichtig ein wenig in die Höhe und brachte nun einige Milligramme der frischen oder trockenen Substanz in die Wunde. Der in seinen Käfig gesetzte Vogel schien wie von Entsetzen gerührt und starb nach Verlauf von fünf bis zehn Minuten. Eine Taube starb nach fünf Minuten, nachdem ihr das Gift beigebracht worden war. Mit einem Viertel Gramm Krötengift konnte ich einen großen Ziegenbock, der alt und krank war, tödten; das Gift wurde ihm auf der Schulter eingeführt. Während der ersten halben Stunde schien das Thier nichts davon zu fühlen, daß der Tod in seinen Adern rollte; nach und nach indes schienen sich die Vorboten desselben zu melden; der Bock blieb unbeweglich stehen, stierte vor sich hin, fiel dann blöckend um, hatte einige Convulsionen und war todt: er war dem Gift 1½ Stunden nach dessen Einführung erlegen.

Ich wollte die Versuche über das von der Kröte gelieferte Gift weiter fortsetzen und seine chemischen Eigenschaften studiren, nachdem ich seine furchtbaren physiologischen Wirkungen festgestellt hatte, allein jede Kröte lieferte nur einige Milligramme der giftigen Substanz, und außerdem war die Extrahirung dieses Stoffes sehr zeitraubend und offen gesagt, wirklich widerlich.

Diese, obgleich unvollständigen Resultate, da sie die Natur des Giftes nicht feststellen, beweisen wenigstens, daß die Kröte ein giftiges Thier ist, da

sich in ihr ein sehr heftig wirkendes Gift vorfindet, dennoch ist sie ein ganz harmloses Thier, da das Gift unter einer harten und zähen Haut liegt und sie es niemals zu ihrer Verfügung hat, wovon wohl der beste Beweis der ist, daß ich niemals die geringste Uebelkeit fühlte, obwohl ich mehr als fünfhundert Kröten tödtete und von ihnen das Gift extrahirte, ohne dabei irgend eine Vorsichtsmaßregel zu ergreifen. Dr. Karl Löffler.

Weinveredlung durch Elektricität.

Seit die Elektricität ihren Triumphzug in Gestalt des Telegraphen durch aller Herren Länder genommen, ist sie in vielfacher Beziehung dem täglichen Leben der Menschen dienstbar gemacht und in die Praxis eingeführt worden. Wir erinnern beispielsweise an die elektrischen Uhren, die in den verschiedensten Theilen einer Stadt mit außerordentlicher Präcision die Secunden wie auf der Normaluhr anzeigen, mit welcher sie durch Drähte in Verbindung stehen; an das elektrische Licht, das schon zur Beleuchtung großer Räume und selbst der Städte benutzt wird. Der Zufall hat den vielfachen Verwendungsweisen der geheimnißvollen Naturkraft jetzt eine neue hinzugefügt, die gewiß unter unsren Weintrinkern, Weinhändlern und Weinzüchtern ein nicht geringes Aufsehen erregen und alle bisher gebräuchlichen sogenannten Verbesserungsmethoden, wie Chaptalisirung und Gallisirung, überflüssig machen dürfte. In der Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften vom 29 Nov. 1869 überraschte ein Herr Scoutetten die anwesenden Mitglieder durch einen Bericht über die Veredlung des Weines durch Elektricität, aus dem wir hier das Wichtigste und allgemein Interessante mittheilen wollen. Vor einiger Zeit, so erzählt das genannte Akademiemitglied, wurde das Haus eines Winzers zu Digne vom Blitz getroffen. Der Strahl drang bis in den Keller und zertrümmerte einige Weinfässer, deren Inhalt sich in eine gemauerte Grube des Kellers ergoß, die zu dem Zwecke dort angebracht war, etwa verschütteten Wein anzusammeln. Der Eigenthümer, welcher überzeugt war, daß durch diesen Vorgang sein Wein verdorben sei, verkaufte ihn zu dem billigen Preise von zehn Centimes das Liter; als er ihn aber ein Vierteljahr später kostete, fand er ihn vortrefflich und erhöhte den Preis auf sechzig Centimes. Die Ursache freilich, wie diese Umwandlung zum Guten vor sich gegangen, konnte jener Winzer sich nicht erklären; er wandte sich daher an den Agriculturchemiker Scoutetten und ersuchte diesen um Aufklärung des Phänomens. Hier konnte nur die im Blitzstrahl enthaltene Elektricität gewirkt haben, worüber Experimente leicht Auskunft ertheilten. In Gegenwart mehrerer Zeugen wurden nun harte und fast untrinkbare Weine dem Einflusse der Elektricität ausgesetzt und dadurch in weiche, sehr angenehm schmeckende Sorten umgewandelt. Ein Herr Bouchotte, welcher bei den Experimenten betheiligt war, elektrisirte einfach mittelst einer gewöhnlichen Batterie, deren beide Platinelektroden er in den Wein einführte, eine Tonne schlechten rothen Moselweins einen Monat lang und kostete ihn dann: er war durch die Operation in ein ganz vortreffliches Getränk umgewandelt worden. Dasselbe Resultat ergaben alle andern Versuche, die daher jedenfalls weitere Nachahmung verdienen. Die Kosten sind sehr gering und stehen zu der erzielten Wirkung in gar keinem Verhältnisse. Jedenfalls eröffnen sich allen Weintrinkern hier fröhliche Aussichten. Nous verrons!

Vogel Strauß als Hausthier.

Gewiß sind uns unsere Leserinnen dankbar, wenn wir ihnen die willkommene Aussicht auf wohlfeile Straußenfedern eröffnen und einiges über den Handel dieses werthvollen Productes mittheilen. Wie oft hört man die Damen klagen, daß eine tadellose, schöne und große Straußenfeder kaum noch zu bezahlen sei. Sie sind im Recht. Unterstützt von der Mode haben die Preise dieses Luxusartikels in den letzten Jahren ganz ungeheure Dimensionen angenommen und manches schöne Goldstück ist dafür nach Algerien, Marocco, Egypten, und namentlich nach dem Caplande gewandert. Allein die zuletzt genannte britische Colonie an der Südspitze Afrikas führt jährlich für etwa eine halbe Million Thaler des kostbaren Schmuckes aus, der sich über alle civilisirten Länder vertheilt und die Hüte unserer Schönen ziert. Die Preise der Straußenfedern sind in den letzten Jahren um das Dreifache gestiegen, und sie betrugen für feinste, tadellose, weiße Waare 270 Thaler das Pfund, für geringere weiße Sorten etwa 100 Thaler, für graue Federn im Durchschnitt 50 Thaler das Pfund. Das bezieht sich jedoch nur auf die eleganten Federn im Flügel des Riesenvogels, jene aus dem Schweife kommen noch billiger zu stehen und werden je nach der Größe mit 7 bis 30 Thaler das Pfund bezahlt. In den Docks von London und in Paris sind die großen Niederlagen, von denen aus die Federn in den Handel gelangen; wie aber der Kaufmann oft geschäftig ist, seinen Thee oder Cacao mit allerlei unedlen Ingredienzien zu verfälschen, so haben auch die Federnhändler in London oft ein weites Gewissen, indem sie die Federn des südamerikanischen Geiers unter die Straußenfedern mischen.

Bei dem großen Nutzen, welchen der Handel mit Straußenfedern abwarf, war die Frage wohl natürlich, ob man den Urheber des kostbaren Schmuckes nicht bei uns eingewöhnen und vermehren könne. Ein Stall voller Strauße, so calculirte man, wird gewiß noch vortheilhafter als ein Stall voller Schweizer Milchkühe sein und wie wir von diesen alljährlich ein Erkleckliches durch den Milch- und Butterverkauf gewinnen, so leuchtet uns hier der schönste Profit entgegen, wenn wir alljährlich unsre Strauße pflücken, wie man einen Stachelbeerbusch pflückt. Man ging ans Werk und zwar zunächst in Afrika, der Heimat des Vogels.

In Colesberg (Capcolonie) wurden die ersten Versuche von einem deutschen Ansiedler gemacht, welcher 17 junge Strauße in einen umhegten großen Platz setzte. Innerhalb dieser Umzäunung wurden sie wie Truthühner gehalten und mit Gras und Getreide gefüttert. Zweimal im Jahre konnte man die Federn ernten. Der betriebsame Ansiedler fand Nachahmer, und jetzt ist die Züchtung des Strauß am Cap keine Seltenheit mehr. Nach einem Bericht der Ackerbaugesellschaft in Swellendam gewann diese von einem einzigen Strauß innerhalb zwei Jahren für 310 Francs Federn. In Madrid und Marseille wurden die ersten Versuche auf europäischem Boden ausgeführt, und sie gelangen nur theilweise; ein Pariser Federnhändler setzte einen Preis von 2000 Francs für die Zähmung und Züchtung des Strauß in Paris fest, aber die Belohnung ist noch nicht verdient worden, während in Algier, San Donato bei Florenz und Grenoble jetzt schon mehrere Generationen europäischer Strauße vorhanden sind und ein gewinnbringender Handel mit deren Federn eingeleitet ist.

Wir beschränken uns hier auf einige Mittheilungen aus dem Straußengarten von Grenoble, in dem schon 1864 die Versuche begonnen wurden. Das Straußenpaar, welches man mit Gras und Gerste gefüttert hatte und das allmählich recht zuthunlich geworden war, begann im Sande seines Geheges ein Loch zu scharren. Bald legte die Mama Eier, überließ aber das Geschäft des Brütens größtentheils dem Herrn Gemahl, welcher 22 Stunden täglich seine Körperwärme dem Fortpflanzungsgeschäfte widmete. Daß der Strauß nicht brüte, sondern die liebe Sonne das Geschäft besorgen lasse, ist bekanntlich eine Verläumdung. Nach Verlauf von 44 Tagen war der erste Straußenbürger von Grenoble an das Licht der Welt gediehen; ihm folgten mehrere Geschwister, alle nicht größer als eine Ente. Sie pickten im Sande, liefen den Eltern nach und schienen sich in Frankreichs Klima ganz wohl zu fühlen; auch wurden sie zahm und erreichten die Größe ihrer Alten. Der Züchter dieser Strauße schreibt: „Ich bin davon überzeugt, daß die Fortpflanzung der zahmen Strauße als eine Thatsache angesehen werden kann.“ Als die Thiere achtzehn Monate alt waren, konnte man sie zum ersten Male pflücken und einen hübschen Gewinn aus den Federn erzielen. Aber das war noch nicht alles; ein Straußenei, welches gleich zwei Dutzend Hühnereiern zu achten ist, hält sich wegen der Dicke seiner Schale ungemein lange; es schmeckt vortrefflich und liefert einen Eierkuchen, der mehrere Pfund schwer ist. Warum sollte nicht neben dem Capwein später Omelette à l'autruche auf den Karten unsrer Hotels figuriren? Endlich kommt das Fleisch in Betracht; es schmeckt, wie die Afrikaner recht gut wissen und mancher Reisende bezeugt, wie Hasenfleisch und läßt sich auf vielerlei Art zubereiten. Damit ist der Nutzen des Thieres noch nicht erschöpft. Wollen wir recht kühn in die Zukunft schauen, dann kann uns Vogel Strauß wohl gar als Concurrent des Velocipède erscheinen; er ist stark genug, einen Mann zu tragen und wird bekanntlich von den Afrikanern hier und da zum Reiten benutzt. Er hält es aus mit dem besten Pferde und wäre schließlich für Sportsfreunde ein neuer willkommner Renner auf der Bahn. „Das alles ist Spielerei!“ wird vielleicht mancher ausrufen. Nun gut, auch wir wollen nicht allzu sanguinisch sein und nochmals, um den reellen Nutzen festzustellen, dem Züchter von Grenoble das Wort geben. Er sagt: „Die jährlichen Ernährungskosten für jeden Strauß betragen bei uns nur 80 bis 90 Francs. In dem wenig einträglichen Jahre 1866 haben wir 300 Francs für Federn, 180 Frcs. für Eier eingenommen; und dieses war ein niedriger Preis, da die Eierschale allein 3 Frcs. das Stück galt. Da nun der Gesammtertrag 480 Frcs., die Unterhaltungskosten 200 Frcs. ausmachten, so haben wir von einem Paare 280 Frcs. in einem ungünstigen Jahre gewonnen. Im Durchschnitt der drei Jahre 1865—1867 aber, während deren wir mehrere Junge verkauften, erzielten wir von einem Paar 560 Frcs.“ Das verlohnt sich schon der Mühe und eifert zu weiteren Versuchen an. R. A.

Briefkasten.

Es wird unsern Lesern von Interesse sein zu hören, daß die mit so vielem Beifall aufgenommene Novelle von Wilh. Jensen. Trimborn & Comp., die aus räumlichen Gründen nur in abgekürzter Form von uns gebracht werden konnte, zum nächsten Weihnachtsfest bedeutend erweitert in Buchausgabe erscheinen wird. — Zur Weihnachtsbescheerung der Kinder der im Plauenschen Grunde verunglückten Grubenarbeiter haben wir noch erhalten: 7 Thlr. von P. Kuhlo in Gohfeld und 2 Thlr. von C. Sander in Förderstedt (in der 1. Klasse der dortigen Ortsschule gesammelt) und haben dieselben an P. Römisch in Dorhlen weiterbefördert. Ueber die Verwendung berichten wir ein anderes Mal. — Dem billigen Wunsche schöner Abonnentinnen in Mainz, einen Aufsatz über das „Wirken und Treiben der Pfarrerstöchter“ zu lesen, gedenken wir nicht zu willfahren, da dasselbe wohl am besten in der Stille bleibt; dagegen werden wir der Bitte der „zwei deutschen Mädchen“ in Betreff der Frauenfrage sehr bald durch einen dieselbe behandelnden Artikel entsprechen. — Als nicht geeignet sind zurückgelegt die Einsendungen von F. H. M. — [illegible] — J. K. in H. — [illegible] in Kr. b. G. — W. S. in Kr. b. W. — Ku. in [illegible] — v. K. 127 — E. in Schw. — J. M. in H. b. W. — E. N. — Die Sendungen von Dr. J. O. B. in [illegible] und M. H. in Dresden sind uns nicht zugegangen. — Den Freund, der geträumt, es habe sich ein sinnentstellender Schreib- und Druckfehler in einen Satz seines Artikels eingeschlichen, können wir beruhigen, das Manuscript ist fehlerfrei, und zum Abdrucke ist es noch gar nicht gekommen. Fr. v. W. in D. Das hübsche Bilderbuch: „Frau Kätzchen“ ist allerdings von unserm Mitarbeiter Fedor Flinzer gezeichnet und herausgegeben, (bei E. Focke in Chemnitz). Es ist auch eine englische Ausgabe davon u. d. T.: „Mrs. Tabby-Cat“ erschienen, in welcher der ganze von Emma Hilgenfeld verfaßte Text bis auf das unübersetzbare Wort: „Katzenjammer“ recht gut übertragen ist. — Hrn. A. C. in B. über die Vereine zur stilvollen Ausschmückung der evangelischen Kirchen wird Ihnen P. Meurer in Callenberg (Sachsen) am besten Auskunft geben können. —

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

VI. Jahrgang. Ausgegeben am 15. Januar 1870. Der Jahrgang läuft vom October 1869 bis dahin 1870. **1870 № 16.**

Eine Cabinetsintrigue.

Historischer Roman von **Georg Hiltl.**

(Fortsetzung.)

Sophie Dorothea in Brandenburg.

Der Lieutenant Dumoulin war nach seiner unerfreulichen Scene mit dem Könige ziemlich ernst und traurig in das ihm angewiesene Quartier im alten Abthofe gegangen. Er begann schon unterwegs zu überlegen, welche Schritte er in Zukunft thun solle und ob es nicht am Ende gar gerathen sei, den Abschied zu fordern, nach Holland zu gehen und dort Dienste zu nehmen, denn der Lieutenant war, wie der König sich ausdrückte, „in den Netzen des Frauenzimmers“ gefangen. Diese Netze waren nun freilich aus sehr zarten Fäden gewebt, und das Frauenzimmer, die Tochter des Notars und Advocaten Job, von welcher der Leser schon einige Male gehört hat, war eine so allerliebste Person, daß der Lieutenant sich gern und schnell hatte fangen lassen, zumal es feststand, daß die schöne Elisabeth gerade ihn vor allen anderen ausersehen hatte, denn wie wir wissen, bemühten sich noch verschiedene um die Gunst der Advokatentochter.

Der Lieutenant hatte bereits von dem Glücke der Zukunft geträumt, das ihn an Elisabeths Seite erwarten mußte, er sah sich als Eigenthümer eines kleinen Landhauses, welches der Schwiegervater in spe, nicht weit von dem Ufer der Spree entfernt gelegen, besaß. Dort war ein großer, mit herrlichen Büschen und Bäumen bepflanzter Garten, in dessen Mitte das kleine heimische Haus lag, und an schönen Frühlings- oder Sommertagen hatte Dumoulin als Gast des Herrn Advokaten sehr glückliche Stunden in diesem Hause und Garten verlebt, natürlich in Gesellschaft der reizenden Elisabeth, und nun konnte es sehr leicht sich ereignen — ja es war so gut wie gewiß, daß er solche Unterhaltung für immer aufgeben mußte, wollte er nicht den Zorn des Königs auf sich laden, dessen Abneigung gegen die Rechtskundigen nicht zu bekämpfen war.

Unter solchen Betrachtungen war der Lieutenant in sein Quartier gekommen. Der Abthof, der später Militärhospital wurde, war zu jener Zeit noch in vielen Theilen wohnlich und für besondere Fälle zur Herberge königlicher Officiere hergerichtet. Unten befanden sich geräumige Lokale, in denen eine Wache etablirt war, zu welcher einige Regimenter, die in der Umgegend Brandenburgs cantonnirten, die Mannschaften hergaben. Dumoulin schritt durch die präsentirenden Wachen in das ihm angewiesene Zimmer. Er hatte Ordre, in Brandenburg zu bleiben, bis die nach Berlin zu befördernden Rapporte bereit sein würden. Er durfte sich daher nicht aus seinem Quartier entfernen. Da der König schon sein Hauskleid angezogen hatte, als der Lieutenant jene Unterredung mit ihm hatte, ließ sich annehmen, daß vor Tagesgrauen keine Rapporte ausgegeben würden. Dumoulin warf sich daher auf sein Lager und war bald von den Armen des Schlafes umfangen, der freilich nicht in gewohnter erquickender Weise auf seine müden, vom starken Ritte angegriffenen Glieder sich herabsenkte. Er hatte böse Träume, konnte nicht ruhig liegen, wälzte sich umher und ward zu seiner Freude durch die eintretende Ordonnanz geweckt.

Das Tageslicht blickte durch die Fenster, als der Lieutenant sich schnell erhob.

„Sind die Rapporte da?“ rief er, den Ordonnanzofficier vor seinem Bette erblickend.

„Nein, mein Lieutenant,“ sagte dieser. „Es ist nichts angekommen.“

„Der König wollte auch Verschiedenes nach Berlin senden, ehe er zur Jagd ritte.“

„Es hat den Anschein, als werde Seine Majestät nichts mehr senden.“

„Was heißt das, liebster Stensen?“ rief Dumoulin, der jetzt erst den besorgten Ausdruck in den Zügen des Kameraden gewahrte.

„Das heißt: Seine Majestät sind in dieser Nacht so bedenklich erkrankt, daß die Aerzte bereits alle Hoffnung, ihn am Leben zu erhalten, aufgegeben haben.“

„Das wolle Gott verhüten, „rief Dumoulin erschrocken.“ Unser Herr — unser König?“

„Leider ist es so. Vielleicht haben wir heut Mittag schon eine königliche Leiche in diesen Mauern.“

Dumoulin ließ betrübt das Haupt sinken. Es war leicht möglich, daß seine Wünsche in Betreff der schönen Elisabeth durch einen plötzlichen Tod des Königs sich vollkommen erfüllt hätten, aber in diesem Augenblicke dachte der Lieutenant an nichts weiter, als an den Kriegsherrn, der zwischen Leben und Sterben schwebte, der ein Freund der Soldaten gewesen und der an dem Wohlergehen jedes einzelnen den innigsten Theil nahm, wenn sich diese Theilnahme oft genug auch in rauher und seltsamer Weise äußerte.

Stensen, der Ordonnanzoffieier, erzählte nun die Einzelheiten und schloß seinen Bericht mit der wenig tröstlichen Phrase: „Daß des Königs Stunden sicher gezählt seien, denn der Doctor Lange sei ein großer Meister, und wenn dieser dem Kranken jede Hoffnung auf Besserung abspreche, so könne Jedermann tausend gegen eins wetten, daß das Grab schon offen sei."

Dumoulin befand sich in schlimmer Lage. Er hätte gar zu gern nähere Erkundigungen eingezogen, sich in das Haus begeben, welches der König bewohnte, aber die Ordre bannte ihn fest in sein Quartier. Er mußte hier bleiben, durfte nicht diesen Ort verlassen, denn als Courier, beordert Depeschen nach Berlin zu bringen, konnte man seiner jeden Augenblick bedürfen, und es war ein Paragraph seines Dienstreglements, daß er sich nicht eine Minute von dem Standort entfernen dürfe, an welchem ihn der Befehl seiner Vorgesetzten jeder Zeit finden müßte. Dumoulin war deshalb gezwungen, eine Art von Gefangenschaft zu dulden, sein Kerker war der Abthof, und so sehr ihn auch die Ungewißheit quälte, so sehnlich er auch wünschte, über das Befinden des Königs Nachricht zu erhalten, er mußte sich begnügen, durch die vom Froste halbblinden Scheiben seines Zimmerfensters zu blicken und die Gesichter der wenigen Vorübergehenden zu studiren, von denen jeder ihm als ein mit bösen Neuigkeiten Beladener erschien.

Die Soldaten, welche im Abthofe lagen, wußten nichts, die Officiere ließen sich nicht blicken, Dumoulin verzehrte sein Mittagessen hastig, dann trat er wieder an das Fenster. Stunde auf Stunde verging, schon begann sich der Tag zu neigen, da ward die einsame Straße lebendig, einige Dutzend Leute rotteten sich zusammen, sie deuteten nach einer bestimmten Richtung hin, von dieser Richtung her tönte das Gerassel eines mit großer Schnelligkeit herbeikommenden Wagens, das Fuhrwerk kam immer näher. Dumoulin öffnete das Fenster und beugte sich heraus, in der Spannung achtete er auf jedes noch so unbedeutende Ereigniß.

Ein halboffner, sehr leichter Reisewagen fuhr durch die Gasse, in dem Wagen saßen zwei Damen, dicht in große Pelze gehüllt, ein Reiter trabte zur Seite des Schlages, ein Diener saß neben dem Postillon — Dumoulin blickte scharf hin — eben neigte die eine der Damen sich aus dem Wagen, der Lieutenant täuschte sich nicht — es war Sophie Dorothea, Königin von Preußen. Sie kam eilig von Berlin nach Brandenburg, der kleine, leichte Reisewagen, dessen geringe Behältnisse für Gepäck und dessen dampfende Rosse die Hast verriethen, in welcher die Reisenden von Berlin abgefahren sein mußten, machten es dem Lieutenant zur Gewißheit, daß des Königs Zustand ein höchst bedenklicher sei, daß ohne Zweifel schon in der Nacht ein Bote nach der Hauptstadt gesendet worden war, die Königin herbeizuholen, wenn sie den Gatten noch lebend antreffen wollte.

Der Lieutenant verließ das Fenster, er öffnete die Thür des Zimmers, er rief noch einen der Herren Officiere, aber draußen auf dem Gange schritt nur der Posten einher, der mit ruhigem gleichgültigen Tone meldete: „Daß hier niemand zu finden sei."

Dumoulin ging in dem Zimmer wie ein gefangener Tiger auf und nieder.

* * *

Das Leiden des Königs hatte sich in der That verschlimmert. Kein Mittel wollte verfangen. Er war nicht im Stande, mit den Personen seiner Umgebung einige Worte zu wechseln, nur durch Zeichen vermochte er die Stellen anzugeben, welche von den Schmerzen am heftigsten angegriffen waren. Die Vorzimmer wurden von Theilnehmenden nicht leer, aber Eversmann hütete streng das Schlafcabinet, vor dessen Thür Printzen mit dem Rath Canisius blieb, um auf den ersten Wink gewärtig zu sein. Der König stöhnte, eine ihm bisher ganz unbekannte Angst schnürte seine Brust zusammen, die Aerzte, Müller und Eversmann mußten ihn stützen — plötzlich trat ein Moment der Ruhe ein, die Augen blickten freundlicher, die vom Schmerze verzognen Mundwinkel lächelten — er athmete ein wenig freier, und mit halber Stimme lispelte er: „Sie kommt."

Die Anwesenden blickten auf die Zimmerthür, an welcher des Königs Blicke hafteten, die Thür wurde geöffnet, eine hochgewachsene, stattliche Dame trat ein.

„Die Königin," sagten Eversmann und die Aerzte leise.

„Dorothea!" rief der König erfreut, seine Arme nach der Gemahlin ausstreckend.

„Mein Gemahl — mein Herr!" rief die Königin, am Bette des Kranken niederknieend „Gelobt sei Gott, ich finde Sie lebend."

„Schwach — Dorothea — sehr schwach," stammelte der König, „wird wohl nicht mehr viel werden — danke dem Himmel, daß Du hier bist."

Die Königin unterdrückte ihre Thränen, sie ergriff die kalte Hand des Gatten und preßte sie an ihre Brust, die Augen Friedrich Wilhelms, die schönen blauen Augen, betrachteten mit Wehmuth die Gemahlin; alle Härte, aller Trotz waren aus seinen Blicken geschwunden, die Strenge und Rauhheit, welche ihn oft seiner Umgebung — der Königin selbst, furchtbar machten, schienen den sanftesten Regungen gewichen, er lehnte sein Haupt an das der Gattin, und die Umstehenden vernahmen, wie er leise flüsterte, wie Sophie Dorothea ihm Trost einsprach, sie sahen den König leise sein Haupt schütteln, mit matter Bewegung nach oben deutend — dann sank er wieder, von dem Arm der Gattin gestützt, auf sein Lager zurück. Die Königin erhob sich schnell. Sie schien gefaßter, als sie bei ihrem Eintritte gewesen war, mit kurzer, befehlender Geberde winkte sie Eversmann zu sich.

„Entferne Er die Herren Aerzte aus dem Gemache!" sagte sie.

Eversmann schoß einen tückischen Blick auf die Gebieterin, dann ging er zu den Doctoren, die mit tiefem Bücklinge das Zimmer verließen.

„Jetzt helfe Er mir den König aufrichten."

Müller, Eversmann und die Königin richteten den Kranken empor. Sophie Dorothea öffnete nun die Thüre des Schlafgemaches, sie ging durch das Cabinet und den Saal in das Vorzimmer, hierher hatten sich Printzen und Canisius zurückgezogen. Die Königin ward mit tiefer Verbeugung begrüßt.

„Herr von Printzen — Herr Rath," rief Sophie Dorothea, „Seine Majestät wünschen Ihre Anwesenheit in dem Schlafzimmer."

Fast in demselben Augenblicke, als die Gerufenen vortraten, stieß die Königin einen leichten Schrei aus — ihr Blick hatte eine Person bemerkt, welche ihr stets zuwider und in diesem Augenblicke fast schrecklich war. Keine fünf Schritt von ihr entfernt stand der Minister von Grumbkow; Grumbkow — an der Seite des Fürsten von Anhalt-Dessau. Die Königin sah ihre beiden heftigsten Gegner dicht am Zimmer des leidenden Gatten, sie hielt es nicht für unmöglich, daß beide hier einen kecken Streich ausführen, eine Gewaltthat vollbringen könnten, die sie in des kranken Königs Nähe brachte, denn wie kam Herr von Grumbkow plötzlich nach Brandenburg? wer hatte ihn von dem Befinden des Monarchen in Kenntniß gesetzt? daß Friedrich Wilhelm testiren, oder vielmehr seinem Testamente noch eine wichtige Verfügung anhängen wollte, das wußte Jedermann, daß Grumbkow und seine Partei das größte Interesse haben müßten, den Inhalt des Testamentes zu erfahren, der für das Behaupten ihrer Stellung, ihrer Macht, eine Lebensfrage war, lag auf der Hand.

Die Königin fuhr unwillkürlich zusammen, als sie Grumbkow erblickte, denn eine Ahnung stieg in ihr auf — sie sagte sich: daß der Fürst und Minister entschlossen seien, noch einen Versuch bei dem sterbenden Könige zu wagen, um einen Theil der Zukunft an sich zu reißen.

„Sie sind ein treuer, besorgter Diener, Heer Minister," sagte die Königin mit schneidender Stimme, indem sie Grumbkow anblickte, „Sie sind schnell auf der Stätte des Leidens erschienen."

„Meine Pflicht, Majestät," erwiderte der Minister kalt, mit kurzer Verbeugung.

„Sie müssen fast zugleich mit mir von Berlin abgereist sein."

„Es ist so, Majestät."

„Ich bedaure nur, daß Sie sich vorläufig umsonst bemühten. Seine Majestät will niemanden sehen, niemanden empfangen."

„Ich warte der Dinge, die da kommen."

„Gewiß — gewiß. O! — es werden für manchen vielleicht schlimme Dinge kommen. Aber jetzt, Herr von Printzen, Herr Rath — eilen wir, der König wartet."

Sie verschwand mit den beiden hinter der Thüre. Die im Vorzimmer Befindlichen begannen ihre Unterhaltung wieder.

„Wir sind verloren," flüsterte Grumbkow. „Ohne Zweifel wird ihr die Regentschaft übertragen. Sie hat des Königs Sinn und Herz in den letzten Augenblicken ganz für sich."

„Warum kamen Sie nicht eine Stunde früher?" sagte der Dessauer.

„Salawas Pferd stürzte bei Zehlendorf."

„Na ja, das sind kleine Ursachen. Sie bewirken es, daß wir von der Mitregentschaft ausgeschlossen werden."

„Wüßten wir nur den Inhalt!" knirschte der Minister leise. „Aber wer? wer wird uns ihn verrathen können? Printzen und Canisius sind durch ihren Amtseid gebunden — es sind zwei starre Wort- und Eidbewahrer. Eversmann? — die Königin wird sich seiner so schnell als möglich entledigen. Mon prince — die Sachen stehen schlimm für uns, hol' der Geier das Weiberregiment; und unser starrer, strenger König, wer hätte das glauben sollen?"

Der Fürst kaute ärgerlich seinen Bart.

„Pech!" murmelte er halblaut. „Das ist mein größtes Pech! Wenn ich mit Weibern zu thun habe, geht es mir allemal schlecht. Ich bin salchen Sirenen nicht mehr gewachsen. Könnt' ich nur auf eine zehn Minuten den König sprechen — ich wollte — aber daß von Euch Diplomates auch keiner sa einen guten Coup ersinnen kann. Baron von Bossen ist doch sonst immer bei der Hand, der spielt doch sonst immer den Freundlichen, warum denn nun nicht? he? o! — ich habe recht, die ganzen Freundschaften da mit Wien und mit Dresden sind keinen Heller werth. Lauter Mantelträgerei, wie sie einen brauchen."

„Sie sind ja plötzlich ganz versessen auf das Intriguiren, mein Fürst," sagte Grumbkow mit schneidendem, ein wenig höhnischem Tone.

„Weil ich es für das Land nützlich halte," brauste der Dessauer auf. „Wenn wir van der Regentschaft ausgeschlossen sind, wenn das Weiberwart hier allein noch gelten sall, dann wird der Teufel los sein."

„Es wird vielleicht so schlimm nicht werden," flüsterte Grumbkow. „Bedenken Sie, daß der Markgraf van Schwedt zum Mitregenten ernannt werden muß, und sallte dieser uns bei Seite schieben? Kaum denkbar. Trösten Sie sich, mon prince! wir werden doch noch ein Wort mitreden."

Der Dessauer war nachdenklich geworden. Sein wettergebräuntes Gesicht nahm den Ausdruck des wirklichen Schmerzes an.

„Und Fritz Wilhelm, der König — mein Freund," sagte er kopfschüttelnd. „Es geht mir ans Herz, wenn ich denke, daß er nur drei Zimmer weiter von mir liegt, mit dem Tode ringt und daß ich nicht bei ihm sein kann — weil — weil —" Er brummte etwas zwischen die Zähne. „Alles will ich der — der Frau da verzeihen," sagte er laut. „Aber daß sie mich nicht 'ranläßt an des Königs Krankenbett, das trage ich ihr nach, und sollte es bis an mein Lebensende sein."

„Wir müssen uns drein finden, Durchlaucht," sagte der Minister. „Abwarten müssen wir. Die Frage ist nur: Was thun wir jetzt? bleiben wir? gehen wir? — und ich sage ganz einfach: Wir bleiben, wir erwarten hier den Ausgang — hier wagen wir den ersten Kampf, denn wie es jetzt mit dem Könige steht, werden wir nicht lange zu warten brauchen. Ich fürchte, wir wissen morgen schon genau, um was es sich handelt, der König wird diese Nacht schwerlich überleben. O, nur ein Quentchen Gewißheit! wer sie mir verschaffte, der sollte reichlich belohnt werden. Gehen wir jetzt! ich wohne in Görnes Hause. Heute noch müssen wir unsere Pläne entwerfen, kommen Sie, Durchlaucht, kommen Sie — wir wollen den Plan verabreden."

Er zog den Fürsten mit sich, sie schritten durch die Gruppen der Officiere und der Hofleute, von denen bereits viele aus Berlin nach Brandenburg gekommen waren. Mancher Blick voll von Schadenfreude oder Neugierde ward ihnen nachgesendet.

Die Königin war sogleich, nachdem sie Printzen und Canisius gerufen hatte, durch die Vorzimmer mit beiden in das Schlafcabinet des Königs geeilt. Trotz der mannigfachen Beweise seiner Härte, hing Sophie Dorothea dennoch ihrem Gemahl mit ganzem Herzen an. Das Familienleben stets rein zu erhalten von dem fressenden Gifte der Maitressenwirthschaft, welches die inneren Zustände Frankreichs vernichtete, war eine besondere Aufgabe der Königin gewesen. Sie bedurfte keiner großen Anstrengung, um diese Aufgabe zu lösen, denn des Königs Verhalten war über jeden Tadel erhaben. Vielfache Versuche, ihn in die Netze gewandter und galanter Frauen zu locken, um durch diese ihn wieder beherrschen zu können, waren gleich in den ersten Jahren seiner Thronbesteigung gemacht worden. Grumbkow, Kreutz, Baran von Bossen — noch verschiedene andere gaben sich viel Mühe, aber an der ehelichen Treue des Königs scheiterten alle diese Entwürfe. Der Monarch hatte viel zu hohe Begriffe von dem Werthe eines ungetrübten häuslichen Glückes, als daß ihm eine leichtfertige Schöne hätte gefährlich werden können. Aus diesem Grunde verzieh die Königin ihm manche Rauheit, und als sie den kraftvollen Mann so mit den Angriffen einer tückischen Krankheit ringend auf dem Lager erblickte, da vermochte sie ihrer Thränen nicht mehr Herrin zu werden. Sie wendete sich ab und drückte das Tuch vor die Augen, während der König Printzen und Canisius zu sich heranwinkte. Als beide sich mit trüben Blicken dem kranken Herrn nahten, schaute dieser fragend umher.

„Was befehlen Majestät?" fragte Printzen leise.

Der König schien den gesuchten Gegenstand endlich zu gewahren. Er deutete mit dem Finger auf ein kleines, in schwarzes Leder gebundenes Buch. Printzen reichte es ihm, es war das Neue Testament nach Luthers Uebersetzung. Der König nahm es und schlug mit zitternden Händen die Schrift auf.

„Was habe ich aufgeschlagen?" sagte er leise.

Er hatte zufällig das Evangelium Johannis aufgeschlagen und zwar das fünfzehnte Capitel desselben: „Vermahnung zur Beständigkeit im Glauben."

„Das ist gut," sagte der König. „Gelobet mir beide auf dieses Buch hier, nie zu sprechen von dem, was ich Euch jetzt vorsagen werde, damit Ihr es nachschreibt, ehe es nicht die Königin, Eure Herrin, nach meinem Ende Euch gestatten wird."

Printzen und Canisius leisteten das Versprechen.

„Wohlan denn!" sagte der König. „Mit Gott!"

Die Königin hatte in ihrem Schmerze ganz vergessen, daß Eversmann noch im Zimmer war. Er hielt sich, still und kaum laut athmend, in die letzte Ecke gedrückt, denn er hätte viel darum gegeben, bei dem wichtigen Acte der Testamentsveränderung gegenwärtig sein zu dürfen. Aber die Blicke der Königin trafen ihn. Sie gab den beiden Herren ein Zeichen, mit dem Beginn der Aufnahme zu warten und blickte den Kammerdiener nur an — sagte dabei kein Wort — ließ jedoch ihre Augen sa deutlich sprechen, daß der Diener, wie ein von der Schlange bedrohtes Fröschlein, in sich zusammenkroch und ohne weiteres nach rückwärts ausschreitend das Zimmer verließ.

Nun machte die Königin aufs neue eine Handbewegung. Canisius rückte einen kleinen Tisch an das Bett, Printzen setzte sich auf den Rand der Lagerstätte, so daß er zwischen dem Könige und Canisius blieb. Die Königin stand aufrecht hinter des Rathes Stuhl, den rechten Arm auf die Lehne gestützt und über Canisius Schulter auf das Blatt blickend, indem sie die Schriftzüge des Rathes verfolgte.

Jedes Geräusch schwieg — nur das leise Dictiren des Königs schallte durch das Zimmer. Seine Stimme war matt und zuweilen tönte ein schneller hervorgestoßenes Wort, als raschelte ein welkes, von dem Zweige eines Baums herabgefallnes Blatt auf dem Erdboden. Die Königin verzog keine Miene. Ihre Gesichtszüge behielten den Ausdruck des Schmerzes und der Erwartung, dem sich ein gewisses Staunen beigesellte über die Vergänglichkeit alles Hohen — dennoch ward in diesem Augenblicke, wa der König als ein Mann des Todes vor den drei Anwesenden lag, ein Act hoher Wichtigkeit vollzogen, der über die Zukunft eines Landes entschied.

„Amen," sagte der König. „Nun will ich meinen Namen drunter setzen."

Er raffte seine ganze Kraft zusammen, und nach einigen vergeblichen Versuchen gelang es ihm, unter die Testamentsklausel sein „Friedrich Wilhelm" zu kritzeln, was freilich mehr einer Hieroglyphe ähnlich sah. Aber auch in gesunden Tagen schrieb der König sehr undeutlich.

Die Aufregung und Anstrengung hatten ihn wieder fast ohn-

mächtig gemacht. Sophie Dorothea gab ihm einen Löffel der Medicin, und als sie von seinem Bette zurücktrat, flüsterte Printzen, sich ehrfurchtsvoll neigend:

„Es ist gekommen, wie ich ahnte. Nehmen Euer Majestät meinen ehrerbietigen Wunsch gnädig auf, daß es Ihnen beschieden sein möge, mit aller Kraft regieren zu können, wenn Gott den König abruft. Von dieser Stunde sind Euer Majestät zur alleinigen Regentin aller preußischen Staaten ernannt. Sie haben nunmehr diese Würde und diese Bürde mit niemandem zu theilen."

Sophie Dorothea reichte ihm die Hand.

„Gebe der Himmel, daß es sich noch zum Besten wende!" sagte sie leise. „Aber wenn ich bestimmt sein sollte, die Krone allein zu tragen, so segne ich diesen letzten Befehl des Königs. Er verhindert es, daß Fremde und Ehrsüchtige das Erbe meiner Kinder belasten und gestalten dürfen, wie es ihnen beliebt."

„Sie werden die Regentin sein, hohe Frau," sagte Printzen, auf den starr daliegenden König blickend. „Wenige Stunden trennen Sie noch von dem Throne, von der Würde der Herrscherin — des Monarchen Leben ist in kurzer Zeit beendet."

Die Königin trat zum Krankenbette und drückte ihr Haupt in die Kissen — als sie wieder aufblickte, waren Printzen und Canisius verschwunden. Sie war allein mit dem Sterbenden.

„Sophie Dorothea," sagte leise der König.

„Hier bin ich, mein Gemahl."

„Bist Du zufrieden?"

„Ich danke Ihnen — ich bin beschämt von so vieler Großmuth."

„Nicht doch — nicht doch. Du wirst weise sein, Du wirst gerecht richten. Aber" fuhr er fort, sich erschrocken umsehend, als sei ein gefährlicher, drohender Mensch in der Nähe. „Nimm die Papiere zusammen. Verbirg sie sorgfältig — hat Canisius sie mit meinem Handsiegel geschlossen? — ja — ja — da ist es drauf. Printzen hat das Petschaft zu sich genommen — er muß es verwahren — verbirg die Papiere — sorgfältig, denn", er blickte in die Ecke des Zimmers mit so schrecklichem Ausdrucke seiner Augen, daß ein Schauer die Königin durchbebte, „denn ich sehe allerlei Hände, die sich nach den Papieren strecken, die sie an sich reißen wollen. Hüte sie! man will sie Dir stehlen."

Die Königin suchte den Gemahl zu beruhigen, aber sie war nicht minder erregt als er. Eine unbeschreibliche Angst überfiel sie. Die Ahnungen ihres mit dem Tode ringenden Gatten gingen auf sie selbst über, sie bebte bei dem Gedanken: das Testament könne ihr entrissen, vielleicht sogar vertilgt werden. War nicht Grumbkow noch in der Nähe? würde dieser, ihr Feind, vor einem solchen Gewaltstreiche zurückschrecken? sie war zwar Königin, aber sie war nur eine Frau, eine hilflose Frau an diesem Orte. Sie vermochte nicht zu berechnen, wie viel Helfershelfer Grumbkow um sich versammelt hatte, sie wußte wie Eversmann, eine zweideutige Rolle spielte, wie viele nur auf des Monarchen Ableben warteten, um sich zur Partei derer zu schlagen, die ohne Rücksicht vorwärts, nach hohen Zielen strebten. Und wenn die Papiere nur auf einige Zeit in andere Hand geriethen, so war dies schon gefahrvoll genug. Verzögerte sich die Krankheit des Königs noch, dann würden Grumbkow und der Dessauer, wenn sie Kenntniß vom Inhalte des Testamentes hatten, kein Mittel scheuen und nöthigenfalls mit Gewalt in des Kranken Zimmer dringen, ihn zum Umstoßen des Testamentes veranlassen, und die Königin von der Entscheidung eines Regentschaftsrathes unter Grumbkows Vorsitz — abhängig machen.

Sophie Dorothea hatte keine Vertraute um sich. Die junge Hofdame, Fräulein von dem Busch, welche sie bei ihrer eiligen Abreise von Berlin mit sich genommen, war nur als Begleiterin, nicht als Freundin oder Stütze zu zählen. Die Königin bedurfte einer muthigen Gefährtin, welche unerschütterlich treu ihr zur Seite stand, wenn der schreckliche Augenblick — der Tod — herannahte, der den König schon mit einem Arme umschlungen hielt, oder wenn die Brutalität ihrer Gegner einen Gewaltstreich wider die Königin wagen sollte. Denn wenn auch Printzen und Canisius durch ihren Eid verbunden waren, über den Inhalt des Testamentes zu schweigen, so unterlag es doch keinem Zweifel, daß Grumbkow und seine Genossen längst erfahren oder richtig geahnt hatten, daß es sich um eine Aenderung des letzten königlichen Willens gehandelt habe. Daß man beide, die vertrauten Freunde des Königs von der Verhandlung ausschloß, brachte ihnen die Gewißheit, daß sie nicht allzu vortheilhaft bedacht worden seien. Sie waren aber Männer, die es wohl verstanden, in entscheidenden Momenten zu handeln.

Die Königin durfte daher mit vollem Rechte eine Art von Staats- oder Palaststreich fürchten, hatte doch der kranke Monarch selbst ähnliche Besorgnisse, als er dringend die Hütung der Papiere empfahl. Wer konnte der Königin in dieser schwierigen Lage hülfreich zur Seite stehen? sie brauchte nicht lange zu überlegen. Die bewährte und muthige Freundin, der sie seit Jahren ihr Vertrauen schenkte — Frau von Blaspiel war es, welche in diesen ernsten Stunden von Sophie Dorothea ersehnt wurde. Aber Frau von Blaspiel war in Berlin, es mußte ihr so schnell wie möglich Nachricht gesendet werden vom Stande der Dinge, die Vertraute der Königin ahnte nicht, was in dem kleinen Raume des Hauses zu Brandenburg vorgegangen, wie sehnsüchtig die Gebieterin nach einem treuen Herzen inmitten des lauernden Verrathes verlangte. Sophie Dorothea blickte auf den leidenden Gatten, sie glaubte von außen her die Stimmen ihrer Gegner zu hören, es war ihr, als drängten diese heran, als wagten sie schon jetzt die Thüre zu sprengen und dem Sterbenden eine Aenderung seines letzten Willens zu entreißen. Die Königin hielt krampfhaft das Packet umklammert, dessen Hülle das für sie wichtige Dokument einschloß. Es pochte leise. Die Königin öffnete. Der Doctor Lange trat in Begleitung Eversmanns herein. Er näherte sich dem Bette, während der Kammerdiener ein wenig zurückblieb. Die Königin glaubte zu bemerken, daß seine Augen mit dem Ausdrucke einer gewissen Gier das Packet betrachteten, und unwillkürlich barg sie es unter ihrem Spitzenbesatze.

„Ich werde die Herren Officiere empfangen," sagte sie halblaut. „Sage Er dem Herrn von Natzmer, daß ich ihn im Vorzimmer erwarte."

„Der Herr General befinden sich bereits draußen in der Antichambre" antwortete Eversmann, „Sie wollen die Befehle Euer Majestät entgegennehmen, denn es scheint doch an der Zeit, bei so schlimmer Lage die nöthigen Ordres nach Berlin an die Minister, an die Behörden zu senden, und seit gestern ist kein Courier zur Hauptstadt geschickt worden."

„Ich werde die nöthigen Befehle ertheilen."

„Man wartet auf Euer Majestät Ordre, denn Sie haben ja in diesem Augenblicke allein zu befehlen," sagte Eversmann mit boshaftem Seitenblicke.

Die Königin erheiterte sich ein wenig. Sie glaubte das Mittel gefunden zu haben, der Frau von Blaspiel Nachricht geben zu können, es mußte jetzt möglich sein, sie schleunig nach Brandenburg zu rufen.

„Gehe Er hinaus und sage Er dem Herrn General von Natzmer, daß ich sogleich in der Antichambre erscheinen werde."

Eversmann ging. Sophie Dorothea näherte sich dem Arzte.

„Wie befindet sich Seine Majestät?" fragte sie. „Verhehlen Sie mir nichts, es ist meine Pflicht, genauen Rappart nach Berlin zu senden. Die Zukunft, das Nächste, Bedeutungsvollste hängt von dem heutigen Rapporte ab, die höchsten Behörden müssen vom Befinden des Landesvaters in Kenntniß gesetzt werden."

Doctor Lange nahm einen Anlauf.

„Nun denn, Majestät," sagte er, „der Zustand Seiner Majestät verschlimmert sich von Stunde zu Stunde. Die Medicamente wirken nur noch unbedeutend. Sehen Euer Majestät selbst, es ist bereits eine vollständige Theilnahmlosigkeit eingetreten."

Die Königin heftete einen schmerzvollen Blick auf den König. Er lag mit halbgeschlossenen Augen, seine Lippen bewegten sich mechanisch, seine Hände hatte er über der Brust gefaltet.

„Es ist die höchste Zeit," seufzte Sophie Dorothea, als Eversmann wieder eintrat. „Hat Er die Diener, die Chirurgen und alle sonstige Personen in Kenntniß gesetzt, daß Jedermann zur Hilfsleistung bei der Hand und auf seinem Posten bleiben muß?"

„Zu Befehl, Majestät."

„Gut denn, ich werde die Rapporte nach Berlin senden."

Ihr Packet fest an sich drückend, verließ sie das Schlafcabinet und ging in das Vorzimmer, hier standen Natzmer, Plathen, Derschau, Printzen, einige Dutzend Officiere, viele waren nach Brandenburg geeilt, weil sie in der Nähe cantonnirten und ihnen daher schneller die Kunde zugekommen war. Besorgniß malte sich auf allen Gesichtern,



XAT. R. BRENDAMOUR

Ist's gefällig?
Nach dem Gemälde von D. Erdmann.

als die Königin erschien, denn jetzt sollten sie alle erst erfahren, ob der König gerettet oder dem Tode verfallen sei.

„Meine Herren," sagte Sophie Dorothea. „Ich kann ihnen leider nur Trauriges berichten. Der Zustand Seiner Majestät ist ein hoffnungsloser. Wir werden — so fürchte ich — das Schrecklichste erleben."

Sie musterte schnell die Anwesenden.

„Er ist nicht hier — Grumbkow fehlt — das ist bedenklich. Er bereitet etwas vor," sagte sie zu sich selber. „Ich bin," fuhr sie laut fort, „nur eine Frau. Diejenigen, welche ich hier versammelt sehe, sind Officiere, Männer von Ehre. Ich stelle mich unter Ihren Schutz, meine Herren."

„Majestät," rief Natzmer, „wir bieten Ihnen Leben und Blut an, aber ich darf wohl aussprechen: daß diese Forderung Euer Majestät mir unnöthig erscheint. Wer würde seiner Königin nicht treu zur Seite stehen? gegen wen in Preußen sollten wir Eure Majestät in Schutz zu nehmen brauchen?"

Die Königin lächelte bitter. „Es ist vielleicht nur eine Redensart — vielleicht gab mir die Aufregung diese Phrase in den Mund. Vielleicht aber auch sind Sie, mein guter General, nicht ganz genügend in den Labyrinthen der Politik heimisch — Sie sind ein zu braver Soldat, um Intriguen begreifen zu können."

Natzmer schwieg betroffen.

„Ich werde die Rapporte dictiren, ich werde befehlen, wie es jetzt in Berlin gehalten werden und was geschehen soll, wenn Gott den König abruft," sagte sie mit gebieterischer Stimme, indem sie sich hoch aufrichtete. „Schreiben Sie. Es geht zunächst an Ilgen, an Kraut sodann, endlich an Forcade. Die Garnison von Berlin ist unter Gewehr zu halten."

Sie dictirte leise. Natzmer schrieb, die übrigen zogen sich in die äußersten Winkel zurück. Nachdem der General die Rapporte ausgefertigt und geschlossen hatte, sagte die Königin:

„Wer reitet als Courier nach Berlin?"

Natzmer gab einen Wink, auf welchen ein junger Officier vortrat.

„Dieser hier, der Lieutenant Dumoulin vom Regiment Forcade."

Die Königin fixirte scharf den Lieutenant, der in militärischer Haltung, den Hut in der Rechten haltend, vor ihr stand.

„Sie sind bei Stralsund sehr brav gewesen, mein Herr," sagte die Königin.

Dumoulin verneigte sich stumm.

„Da Eure Majestät in diesem Augenblicke die Leitung der Geschäfte in die Hand zu nehmen geruhten," sagte Natzmer, „so werde ich in Ihrem Beisein den anwesenden Herren Officieren den Tagesbefehl mittheilen, der mir von Seiner Durchlaucht dem Herrn Feldmarschall übergeben worden ist und nach dem sie alle sich zu richten haben. Es ist für den schrecklichen Fall, daß wir im Laufe des Tages das Ableben Seiner Majestät zu betrauern haben werden."

Die Officiere schlossen einen Kreis um die Königin und Natzmer. Dieser begann den Tagesbefehl zu lesen, der lediglich auf militärische Vorkehrungen sich bezog. Während des Lesens schien es Dumoulin, als suchten ihn die Blicke der Königin, er täuschte sich nicht, sie gab ihm einen bedeutungsvollen Wink, der Officier bemühte sich, in die Nähe der Königin zu gelangen, was allerdings keine Kleinigkeit war, denn die Anwesenheit der Generale fesselte ihn, bis seine Abfertigung erfolgte, an der Stelle.

Nachdem der Tagesbefehl verlesen worden war, grüßte die Königin und verließ das Zimmer. Dumoulin hatte nicht umsonst die Winke erhalten, er verabschiedete sich von Natzmer und eilte, in den Hof zu kommen, wo sein Pferd bereits gesattelt stand, er rechnete darauf, daß die Königin ihm weitere Befehle ertheilen werde, falls er sich nicht getäuscht haben sollte. Auf dem Corridor, der zur Treppe führte, war es still, da die Aerzte jedes Lärmen verboten hatten, als der Lieutenant kaum seinen Fuß über die Schwelle setzte, trat aus dem Halbdunkel die Königin hervor. Sie hatte hier auf den Lieutenant gewartet, der ihre Winke verstanden haben mußte.

Ohne sich auf weitere Auseinandersetzungen einzulassen, drückte die Königin dem Officier einen kleinen Brief in die Hand und raunte hastig die Worte in sein Ohr:

„Bringen Sie dieses Billet an seine Adresse. Schweigen Sie gegen Jedermann. Ich vertraue Ihrer Ehre."

Schnell eilte sie den Corridor hinab, der Lieutenant blieb wie angewurzelt einige Secunden stehen, dann trat er zu der Treppenlampe und las die Aufschrift des Briefes: „An die Frau von Blaspiel", der Lieutenant war mit den Ereignissen am Hofe vertraut genug, um zu wissen, daß dieses Schreiben einen besonderen Wunsch, ein Geheimniß oder sonst etwas von Wichtigkeit behandeln mußte, zumal da die Königin ihm Schweigen befohlen und die richtige Ablieferung des Briefes zur Ehrensache gemacht hatte.

„Ich bin in eine Hofintrigue verwickelt, sobald ich mich mit der Abgabe des Briefes befasse," murmelte Dumoulin, die Treppe hinabsteigend. „Ich liebe das nicht — ich wollte, ich wäre verschont damit geblieben. Wer weiß, was das Schreiben enthält? die Blaspiel und Grumbkow stehen sich feindlich gegenüber — wenn es zur Explosion kommt, könnte der Briefträger schlechte Belohnung finden, falls die Partei Grumbkow triumphirte. Aber die Königin — meine Herrin hat mir befohlen, sie rechnet auf mich. Ich gehorche."

Der Lieutenant barg das Schreiben in seiner Tasche, dann schwang er sich auf sein Pferd und trabte auf die Berliner Landstraße. Daß er seine Mission treu erfüllte, wissen wir bereits aus der Unterhaltung der Frau von Blaspiel mit Jablonsky.

Eine halbe Stunde nach diesem Zwiegespräch befand sich Frau von Blaspiel auf dem Wege nach Brandenburg.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Roccocobildchen.

(Zu dem Bilde auf S. 245.)

Wir haben noch immer viel, sehr viel Roccocco in unserm Leben, vielmehr als wir uns bewußt sind, und wir haben noch viel mehr Freude und Lust am Roccocco als wir, aus Furcht vor den rigorosen Kunstästhetikern, eingestehen. Wir statten uns gern ein oder ein paar Zimmer mit vollkommenem Roccoccohausrath aus, und wenn wir ehrlich sind, so bekennen wir, daß wir sie lieber haben, als die Renaissancegemächer, oder das braune Eichenholzmeublement, so sehr wir das auch schätzen und bewundern, wie es die Pflicht des höhern Kunstsinns und des reineren Geschmackes gebeut. Und gestatten uns unsere Mittel nicht, ganze Roccoccozimmer zu haben, so halten wir doch wenigstens fest an einzelnen Stücken vom ererbten Roccoccohausrath; da ist das halbrunde chinesische Lacktischchen mit den drei dünnen Rehbeinchen, mit der buntbemalten Porzellanvase, dem Potpourri, darauf; echtes Meißner Geschirr, „vieux Saxe" sagen die Franzosen; und darüber hängt der lange schon trübe gewordene Ovalspiegel am rothen Gurtbande mit goldner Schleife. In dem Spiegel hat sich unsere Großmutter betrachtet, als junge „Demoiselle" mit Blumen im gepuderten Haar, mit Schleifen an der runden Schulter, mit einer „Mouche" am Kinn, oder gar unter dem linken Auge, die man eine Perniciöse nannte, kurz, wie sie aussah, „als der Großvater die Großmutter nahm". Dem rothen Lacktischchen gegenüber steht die hohe Kommode, kühn geschweift, mit hervortretendem Bauch, wie's kunstrecht ausgedrückt wird, mit Kupferplättchen eingelegt auf der Deckplatte, mit blitzenden Schlössern und blinkenden Handhaben, mit pausbäckigen Hundeköpfen als Füße; das ist die Kommode der geliebten Großtante; in dem obersten Kasten lag immer allerlei Zuckerwerk unter tausend andern Dingen, auch Reglise und kleine Stückchen von dem berühmten „Hundertjahrskuchen", von dem ernsthaft behauptet wurde, daß er seinen besten Geschmack erst nach hundert Jahren bekomme. Wie oft haben wir als Kinder an dieser Kommode neugierig und begehrlich gestanden, wenn die gute, alte Großtante mit ihrer Quetschbrille auf der Nase einen der Schubkästen aufzog und die blütenweiße Wäsche den Lavendelduft, auch ein echtes Roccoccoparfüm, ausströmte und das ganze Zimmer erfüllte. Wurde aber gar der oberste Kasten aufgezogen, dann blickten die großen Kinderaugen bettelnd beinahe, und die kleinste Schwester, sie ist nun auch schon wieder als

Großmutter heimgegangen, faltete gar die Händchen und lispelte: „Bitte, bitte!“ mit leicht anstoßender Zunge, während die großen Brüder ihr gern den Vortritt ließen.

Darin liegt das Geheimniß unserer mehr oder minder bewußten Vorliebe für das Roccoco; wir lieben es, wie wir den Großvater oder die Großmutter lieben, die wir kaum noch gekannt haben, auf deren Aeußeres wir uns gar nicht zu besinnen vermögen, von denen wir aber doch soviel gehört haben, daß wir das Band fühlen, welches uns mit ihnen verbindet. Und auch auf unsere Kinder wird noch immer ein Hauch von der Neigung zum Roccoco übergehen, denn so etwas bleibt gar fest im deutschen Hause, in der deutschen Familie namentlich. Das aber hat einen doppelten Grund, denn das, was man mit dem Namen Roccoco bezeichnet, hat etwas, was dem deutschen Gemüth besonders zusagt; es hat nämlich neben seinem Prunk, seiner Buntheit und Prahlhaftigkeit, doch auch etwas Häusliches, Heimliches, Zurückgezogenes, Beschränktes, ja auch Pedantisches und Philisterhaftes, der Ueberpracht, der Fülle, dem Schwung, der Maßlosigkeit, der Uebertreibung gegenüber, gegen welche das Roccoco als Reaction sich zuerst geltend machte. Es ist der steife Zopf in all seiner Nüchternheit und Reinlichkeit gegen die Ungeheuerlichkeit der Allongeperrücke. Nun aber bietet das Roccoco neben seiner Nüchternheit doch immer noch einen, wenn auch nur kleinen, Spielraum für die Phantasie, die Schnörkel und Verschnörkelungen, die Löwenfüßchen und die Rehbeinchen, und die bunten Farben regen zu geistigem Spiel wohl an und locken selbst ins Phantastische hinüber. Diese Mischung aber von sauberer Pedanterie und nüchterner Beschränkung mit phantastischer Grübelei und geistiger Kleinwirkerei mußte dem deutschen Gemüth im achtzehnten Jahrhundert ganz besonders zusagen. Man kann das auf allen Gebieten deutschen Lebens leicht verfolgen, vom Kinderspielzeug an bis zur hohen Kriegskunst, von der Malerei bis den gottesdienstlichen Formen der Herrnhuter. Es ist eben alles Roccoco, und darin liegt die Ueberlegenheit dieser Mode, wenn wir 'mal so sagen wollen, denn es spricht sich in ihr immer mehr oder minder klar und vollkommen der Geist, der Charakter einer ganzen Culturepoche aus. Das deutsche Herz hing und hängt am Roccoco, nicht allein weil der Großvater und die Großmutter, weil Friedrich der Große und seine Helden Roccoco waren, sondern weil das Roccoco einen Charakter hat, einen festen, bestimmten, ihm zusagenden Charakter. Als schon lange die Lessing und Goethe das Roccoco in der deutschen Literatur siegreich überwunden, da hielten diese großen Heroen deutschen Geistes selbst und das ganze Volk mit ihnen, noch immer fest an dem Roccoco im Leben; als die französische Revolution das Roccoco in allen Formen und Gestalten zerschmetterte oder in die Rumpelkammer warf, da trieb in Deutschland das Roccoco noch eine späte Blüte, die man, nach Friedrichs des Großen Bruder „Prince Henri“ nannte; man erkennt es leicht an seiner ausgesprochenen Vorliebe für abgeschrägte Formen; man kann sagen, daß im „Prince Henri“ die Schräglinie an die Stelle der geschweiften Linie des eigentlichen Roccoco getreten. Es zeigt sich aber schon in dem Hervortreten der Schräglinie die Tendenz zu der verknöcherten Gradlinigkeit, welche aus den französischen Carricaturen der Antike hervorgegangen, endlich in dem Stile Empire mit Napoleon die Welt beherrschte. Fadengrade, eckig, unbequem, uniform, ohne Fähigkeit irgend einer Abwechslung, erhielt sich der Stile Empire länger als Kaiser und Kaiserthum; nicht als ob irgend jemand Freude daran gehabt hätte, aber die geldarmen Zeiten und die Erschöpfung, die den großen Kriegen folgten, hielten fest an dem, was sie hatten, woran sie gewöhnt waren. Die Menschen von damals saßen lieber unbequem auf dem steifbeinigen, hartleistigen Stuhl, der einmal im Salon stand, als daß sie den bequemen alten Roccocoarmstuhl mit den Teckelbeinen und Schlangenlehnen aus der Rumpelkammer geholt hätten.

Kaum aber wurde das Leben weniger knapp und gestaltete sich wieder freier und voller, so kam auch das Roccoco stückweise wieder zum Vorschein, bald wurde es Liebhaberei, endlich Mode; es wurde wieder nach Roccocomustern gearbeitet, ja sogar gebaut, wenn auch seltener, nur der Roccocogarten, der „Lenôtre en miniature“, kam nicht mehr gegen die englische Parkgärtnerei auf; Roccocoschmucksachen, einzelne Roccocokleidungsstücke, verschiedene Möbel, namentlich die alten Spielereien, Nippes genannt, wir sahen nach und nach alles wieder, und als die Crinoline der Kaiserin Eugenie weiter herrschte, als die Tricolore ihres Kaisers, als sogar der Puder und die Schönpflästerchen wieder erschienen, da konnte man meinen, das Roccoco halte wieder seinen siegreichen Einzug.

Es war aber dem nicht also; nicht das Roccoco war wiedergekommen, sondern eben nur einzelne Stücke desselben, die sich auf eine längere oder kürzere Zeit geltend machten und dann wieder verschwanden, das neue Roccoco war eine Laune, eine Mode geworden, während das alte eigentliche Roccoco vielmehr als das war.

Begreiflicherweise haben auch die Bilder der Roccocozeit deren Gunst und Ungunst getheilt, doch haben sie sich in Menge erhalten, theils des Kunstwerths, theils des Andenkens halber. Es ist hier nicht der Ort, über die Bedeutung der Kunst in der Zeit des Roccoco zu sprechen; wir wollen willig zugeben, daß dieselbe den ewigen Mustern meist sehr fern gestanden hat, obwohl, man verzeihe uns die horrible Ketzerei, einzelne berühmte Werke der antiken Kunst eine gewisse Verwandtschaft mit dem Roccoco gar nicht verleugnen können; die berühmte Venus der Medicäer in Florenz ist z. B. eine Gestalt, die in einem Geiste geschaffen wurde, welcher mit dem Roccoco große Aehnlichkeit hatte. Aber sei es darum, wir wollen hier einmal alle Roccocobilder preisgeben, bis auf die, welche Menschen oder Scenen aus der Roccocozeit selbst darstellen. Diese haben so entschiedene Vorzüge, daß sie gar nicht bestritten werden können, weil sich eben der Geist der Zeit und ihrer Kunst unmittelbar darin ausspricht; die Kunst und ihr Object, das Bild und das Original stehen auf einem Boden, der Maler und die Menschen auf seinen Bildern haben im großen und ganzen gleiche Fühl- und Denkweise, sie kleiden sich auf dieselbe Art, sie athmen dieselbe Luft. Es versteht sich, daß dieselben Bedingungen auch vor und nach der Roccocozeit vorhanden sein konnten, aber es ist das niemals in solcher Ausdehnung der Fall gewesen, wie im Roccoco und wird es auch niemals wieder sein. Es ist gewiß ein Triumph, wenn ein moderner Maler sich so in die Roccocozeit zu versetzen und zu vertiefen vermag, daß er ein Bildchen zu dichten im Stande ist, das wie das Erdmanns in der heutigen Nummer, so ganz den Geist des Roccoco athmet; bei dem man voll den geistigen Parfüm jener Zeit empfindet und durch keinen Zug die Einheit gestört sieht. Bilder, auch gute Bilder mit Roccocofiguren zu malen, das ist nichts Besonderes für einen geschickten Maler, wenn er einige Costümstudien gemacht hat, aber ein gutes Roccocobild in Farben zu dichten, ist ein Meisterstück.

Man sehe sich das Bildchen einmal genau darauf an — auf dem spiegelnden Parquet da, die drei Menschenkinder spielen eine Scene, die eben nur in der Roccocozeit und ihrer fast theatralischen Weise aufgeführt werden konnte. Der Maitre d'Hôtel, denn etwas Geringeres ist der vornehme Hausdiener nicht, der da im braunen Sammetrock mit der weißen Schoßweste und dem Spitzenhalstuch von weißen Cambric hochaufgerichtet an der Wand steht, hat so eben gemeldet, daß das Diner bereit sei. Der stattliche Diener eines vornehmen Hauses von damals hat sicherlich nicht gesagt: „Das Diner ist servirt!“ sondern im besten Stil: „Madame ist bedient!“ nachdem er die Flügel der Thür „aufgeworfen“; dann hat er sich „rangirt“, d. h. dicht an die Wand gestellt, um der Herrschaft Raum zum „Passiren“ zu lassen, und nun blickt er, stattlich wie sein galonirter Aermelaufschlag, im vollsten Bewußtsein seiner Würde, über die Herrschaft hin. Er sieht pflichtschuldigst so aus, als sähe er nichts, aber sieht alles, denn ein fast verschwindender Zug von Pfiffigkeit dämpft die starre Maske seiner Würde ab; in jener Zeit kannten die Diener alle Geheimnisse ihrer Herrschaften, was diese schwer genug empfanden, als, rühmliche Ausnahmen abgerechnet, die Dienerschaft in Masse zur Revolution überging und Spionendienst für sie that.

Die Dame neigt sich, mehr als verbindlich, beinahe zärtlich, gegen den Herrn, man hört das Knistern, das „frou-frou“, der starren, großgeblumten Robe von seidenem Damast, man hört das Rauschen des gelbseidenen Ueberhangs; die bauschigen Spitzen um den sehr schönen Arm versenden den starken Duft des Richelieuwassers und der ebenfalls wohlriechende Puder à la maréchale stäubt auf den vollen Nacken, der absichtlich durch das hoch aufgeschlagene Hinterhaupthaar in seiner ganzen Schönheit gezeigt wird. Die Dame ist allerdings nicht ganz jung mehr, deshalb vielleicht auch nicht ganz so dekolletirt, als die Zeit gestattete, aber sie hat noch viele Reize; die etwas kleine, echte Roccocostirn beherrscht die Augen, in denen ein berechnendes Lächeln sich unter den keck geschwungenen Brauen zeigt, der hübsche, fast kindliche Mund bildet einen reizenden Gegen-

satz zu dem festen, starken, fast sinnlichen Kinn. Wir haben hier offenbar eine vornehme Wittwe vor uns, die ganz ernsthafte Absichten auf den schmucken Cavalier haben muß. Der Fisch mag auch bereits angebissen haben, aber er kann sich wieder losreißen, es ist noch kein Siegesbewußtsein in der Haltung der Dame, ja, eine gewisse Schüchternheit, die kaum an den errungenen ersten Erfolg zu glauben wagt, ist nicht ganz ausgeschlossen. Der Cavalier nimmt die Sache offenbar leichter, er steht sehr cavaliermäßig in der dritten Position, aber er steht fest und sicher in seinen Schnallenschuhen, und an den hohen, rothen Absätzen derselben sieht man, daß er zu „talons rouges", zu den Rothhacken, den Edelleuten des Hofes gehört, welche das Recht haben, „in die Karosse des Königs" zu steigen. Der Frack ist von kirschrother Seide mit goldnen Knöpfen, in welche Edelsteine gefaßt sind; unter dem linken Arm hält er den Hut, den rechten bietet er der Dame in ganz hofmäßiger Rundung, aber etwas hoch und mit nicht besonders tiefer Verneigung, ein Zeichen, daß der Herr sehr vornehm, oder sehr — verwöhnt von den Damen ist. Frisur und Haarbeutel sind der runden Form des Kopfes angemessen zierlich geordnet, die Fülle des Haars dem Nacken zugewendet. Die Stirn ist unschön, Nase und Mund, stark und kräftig, erinnern an die bourbonische Bildung. Er braucht darum kein Bourbon zu sein, denn der Typus der Könige macht sich oft auch bei den andern Kindern der Zeit bemerklich, die sie beherrschen. Das Auge blickt wohlgefällig, aber noch keineswegs leidenschaftlich auf die Dame; man begreift, daß ihr der endliche Sieg noch schwer werden wird.

Hat der Herr den Arm der Dame genommen und sie in den Speisesaal geführt, dann schließt der vornehme Haushofmeister die Flügel der Thür hinter ihnen mit tiefer Verbeugung, streckt sich behaglich und nimmt eine Prise aus der Elfenbeindose, die mit dem allerliebsten Dosengesichtchen der letzten Freundin seines frühern Herrn, von dem er die Dose erbte, geziert ist. Er lächelt leichtfertig und spricht sehr respectwidrig vor sich hin: „Wenn Er nicht sehr viel Schulden hat, nimmt er Sie gewiß nicht!"

Das ist ein echtes Roccoccobild, denn hinter dem Bilde steht die ganze Roccoccozeit. Dies Roccoccozimmer liegt in einem Schloß mit stolzen Avenuen, wo Tritonen das Wasser mit vollen Backen in Muscheln sprühen; dahinter ein Garten mit schnurgeraden Alleen zwischen zierlich verschnittenen Taxuswänden, mit Statuen liederlicher Götter und Göttinnen, mit Muschelgrotten und Orangeriekübeln auf den Wangen der Rampe. Die Gäste kommen in vergoldeten Karossen mit Spiegelscheiben, die Rosse sind Isabellen, deren Mähnen mit bunten Bändern durchflochten, auf dem Wagentritt stehen Pagen in Atlas, die Cavalcadourstallmeister galoppiren am Schlage, voran fliegt der Läufer mit Blumenhut und Schurz, und der dicke Schweizer salutirt am Thor mit der goldbefranzten Partisane. Die Cavaliere in Puder und Manschetten, führen die Damen in rauschendem Damast, die auf den hohen Stöckchenschuhen schwanken; das Gespräch knattert wie Feuerwerk, witzsprühend, und hinterher trägt ein kleiner Negerknabe den fetten Mops unter einem japanesischen Sonnenschirm.

Georg Hesekiel.

Eis und Stahl.

> Gleite fröhlich dahin, gib
> Rath dem werdenden Schüler,
> Freue des Meisters dich, und
> so genieße des Tags.
>
> Goethe.

Zugefroren ist der See, spiegelglatt ist die Bahn! Welch zaubervolles Wort für den leidenschaftlichen Schlittschuhläufer. Aller Sinn für Studien und Arbeiten ist dahin; die Bücher werden bei Seite geworfen, und der blanke Kothurn wird hervorgeholt. Am frühen Morgen kehrt er der dumpfen Stadt den Rücken, es drängt ihn fort in die freie Natur. Hell und rein wie Krystall blinken ihm die bekannten Fluren entgegen.

Gleich Demanten funkelt es von den Aesten der Bäume hernieder. Laut knirscht der Schnee unter dem lebhaften Tritt, der um so rascher wird, je mehr er sich dem Ziele nähert. Ein Magnet ist ihm die Eisbahn. Hastig wird der Stahl befestigt, und nun hinaus, ein paar wuchtige Züge. Welche Lust so im Vollgefühle seiner Kraft dahinzugleiten! Wie das am Ufer entlang kracht und dröhnt, wie die Silberdecke bei jedem neuen Zuge mit weißen Zickzacklinien sich ädert, der Boden sich biegt und schwankt! Wie von zaubervoller Macht getrieben, fliegt er dahin, ja fliegt, das ist das rechte Wort. Der Stahl ist der Fittig, mit welchem der Läufer in mächtigen Kreisen auf der krystallenen Fläche dahinschwebt. Alle Sorge und Mühsal des alltäglichen Lebens läßt er hinter sich, nur auf die eigene Stärke setzt er sein Vertrauen; unerschöpflich scheint diese hier zu sein.

Rasch füllt sich die Bahn. Alles eilt herbei, und die Fläche, die jüngst noch so einsam war, wird der bunteste Tummelplatz von Jung und Alt. Seht ihr dort jene elegante Figur, den vollendeten Meister! Wie anmuthig, wie leicht ist jeder Bogen, spielend führt er die complicirtesten Aufgaben aus, man vermeint, nur den Stahl befestigen zu müssen, um es ihm gleich zu thun. Schlitten durchkreuzen nach allen Richtungen die Bahn, Herren und Damen, einzeln, Arm in Arm, in Reih und Glied und dazwischen die wilden Jungen, sausen an dem ruhigen Zuschauer vorüber. Wehe diesem, wenn er sich zu sehr ins Gedränge wagt! Er hat keine Ahnung davon, daß jeder Unbeschlittschuhte auf der Bahn dem Läufer ein Greuel ist, und nur zu leicht kann er durch den Fuß eines gewandten Bogenläufers Andeutungen wegen seiner Ueberflüssigkeit erhalten.

Die hübschen Dämchen, von denen nur die Nasenspitzen und Augen unter den kleidsamen Bashliks hervorblicken, freuen sich ihrer Freiheit, lachen und scherzen mit den sie umkreisenden Herren, und machen sich lustig über ihre opferwillig frierenden Gardedamen. Stolz, im Selbstgefühle ihrer Kunst, fahren sie an jenen feinen Herrchen vorüber, welchen es früher garnicht eingefallen wäre, ihre Würde und ihr Ansehen, bei einem Sturze, dem Spotte und Gelächter der Schuljugend auszusetzen; nun aber — natürlich nur der Bewegung in freier Luft zu Liebe — sich abmühen und plagen. Aber der im ersten Moment so heroisch erscheinende Entschluß dieser Elegants ist wohl erklärlich, wenn wir die reizende Erscheinung der vollendeten Läuferin vor unserm Blicke auftauchen sehen; wie sie mit fliegenden Locken in gleichmäßigen Zirkeln über die Fläche dahingleitet, ja

> Wahrlich, es scheint mir ein Traum! Bedeutende Bilder des Lebens
> Schweben, lieblich und ernst, über die Fläche dahin.
> Alle streben und eilen und suchen und fliehen einander;
> Aber alle beschränkt freundlich die glättere Bahn.
> Durch einander gleiten sie her, die Schüler und Meister,
> Und das gewöhnliche Volk, das in der Mitte sich hält.
> Jeder zeigt hier, was er vermag; nicht Lob und nicht Tadel
> Hielte diesen zurück, förderte jenen zum Ziel.
> Gleite fröhlich dahin, gib Rath dem werdenden Schüler,
> Freue des Meisters dich, und so genieße des Tags.

Und nun einige Worte über die Construction des Schlittschuhs. Vielleicht ist's ein trockenes Capitel, doch die genaue Kenntniß des Mittels ist von wesentlichem Einfluß auf das Schlittschuhlaufen selbst. Gar mancher hat sich schon tagelang mit Uebungen geplagt, nicht ahnend, daß das Mißlingen oft vornehmlich an der verfehlten Construction seines Schlittschuhs lag. Mit einem schlechten und mangelhaften Schlittschuh ist der beste Läufer ein Stümper.

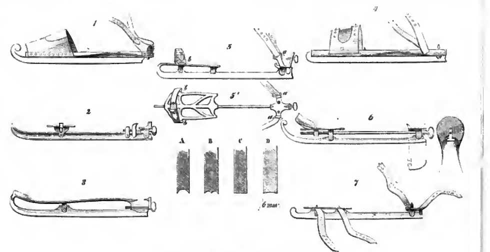
Die Befestigung des Schlittschuhs muß sicher und fest sein, d. h. der Schlittschuh darf sich nicht im geringsten verschieben oder locker werden, soll aber auch nicht drücken und den Blutumlauf hemmen. Alle Bewegungen auf dem Eise müssen eine rasche und leichte Ausführung zulassen. Für diesen letztern Fall ist die Krümmung der untern Fläche des Stahls, die „Schlittschuhcurve" von entscheidender Wichtigkeit. Diesen aufgestellten Anforderungen entsprechend ist der Schlittschuh näher zu betrachten: 1. hinsichtlich der Befestigung am Fuße, und 2. hinsichtlich des Stahls.

1. Die Befestigung des Stahles am Fuße wird durch einen hölzernen oder eisernen Aufsatz vermittelt. — Die Construction mit Holzaufsatz hat zunächst den Vortheil der Billigkeit für sich und kann daher für Anfänger, namentlich in jugendlichem Alter, wenn noch auf ein Wachsen des Fußes gerechnet werden muß, angerathen werden. Es spricht gegen sie nur die schwerfälligere Form, während die

zierliche Eisenconstruction, namentlich in Verbindung mit einem hübschen Fuße, den anmuthigen Eindruck des widerstandslosen Dahinschwebens auf dem Eise, besonders hervorzuheben geeignet ist. — Der vertikale Abstand des Fußes vom Eise soll möglichst gering sein, da die Balance hierdurch erleichtert wird und das seitliche Schwanken des Fußes seltner geschieht. Hat der Schlittschuh die halbe Sohlenbreite zur Höhe, so wird dies vollkommen genügen. Von Vortheil in Bezug auf die Kraftwirkung ist die horizontale Stellung des Fußes, welche durch Tieferstellung des Absatzes, Fig. 3, erreicht wird. Zwar ist nicht zu leugnen, daß der Bau des Fußes und das Schuhwerk auf die Wahl des Schlittschuhs stark mit einwirken, doch hat die neueste Schlittschuhconstruction mit verschiebbarem Vorder- und Hintergestell, davon unabhängig zu machen gesucht, indem grade durch das Verschiebbare auch das Passen für jeden Fuß erzielt wird. Leider läßt die Befestigung dieses neuesten Schlittschuhs am Fuße noch manches zu wünschen übrig, doch wird auch hier bald eine neue Erfindung verbessernd einwirken.

Zur Befestigung am Vorderfuß sind vollständige Vorderkappen, (Fig. 1), welche kein Zusammenziehen erlauben, unpraktisch, da sie nicht die gehörige Fähigkeit der Verbindung des Fußes mit dem Schlittschuh ermöglichen. — Die zur Zeit vorhandenen Constructionen ohne jeden Riemen, Fig. 2, 3 und 6, lassen keine genügende Befestigung am Fuße zu. Bei dem Modell Fig. 6, wird auch die Vorderkappe bald locker und geht die Schraube (besonders leicht bei Kälte), da sie keinen Gegenhalt hat, durch die Bewegung im Laufe von selbst zurück. Bei dieser Construction muß auch eine Einsatzplatte in den Absatz geschraubt werden. Die solideste Befestigung am Vorderfuße wird erzielt durch zwei einzelne, (Fig. 7), oder an einer Kappe befestigte Riemen, (Fig. 4 und 2), oder drei kleine Eisenspitzen, welche sich in die Sohle eindrücken und eine Verschiebung verhindern. Der Aufsatz soll, um unnöthigen Druck zu vermeiden, — was bei Fig. 5 durch die aufgebogenen Seitentheile b vollständig erreicht ist, — genau so breit wie die Sohle sein. —

2. Der Stahl. — Das beste Material ist englischer Stahl, oder



Schlittschuhe verschiedener Construction.

Die Befestigung selbst theilt sich in die Befestigung am Absatze und am Vorderfuß.

Vollkommen verwerflich und nicht weiter mehr in Rechnung zu ziehen ist die Construction, wobei der Stahl schon vor dem Absatze endigt. Meist ist hier die rückwärtige Befestigung durch eine einfache Eisenspitze, in Verbindung mit einer Lederkappe hergestellt, welche ebenfalls die schlechteste von allen ist. (Fig. 1.) — Die Feststellung des Absatzes mittelst horizontal stehender Eisenspitzen, welche durch eine Schraube gegeneinander gedrückt werden können. (Fig. 2 und 3) ist unpraktisch, da der Absatz leicht abgerissen wird und die Schraube in der Kälte sich lockert. — Den aufgestellten Anforderungen entspricht am besten die rückwärtige Befestigung durch eine einfache vertikale Schraube. (Fig. 4 und 7.) Nur ist das Anziehen mit Schwierigkeiten verknüpft und für Damen stets fremde Hilfe erforderlich. Hingegen bequem zu befestigen und noch hinlänglichen Halt bietend ist die Stellung des Absatzes in drei aufgebogenen starken Metallstreifen, nach Dürrscher Construction.*) (Fig. 5.) Die beiden Seitentheile a müssen bis über den Absatz hinaus die Ferse noch fassen und genau nach dem Stiefel bemessen sein. Durch den rückwärtigen Metallstreifen soll nach Bedürfniß eine horizontal stehende Schraube in den Absatz zu drehen sein. — Bei den beiden letzten Constructionen ist ein Riemen senkrecht über den Rist nöthig, der breit sein muß, um nicht einzuschneiden.

Eisen, bei welchem die Curve 6 Millimeter breit angestählt ist. Nicht genug ist zu warnen vor schlechtem, ungenügend hartem oder auch zu hartem Stahl. Von Wichtigkeit bei jedem Schlittschuh ist die Construction der Curve; die sich je nach dem Zwecke bestimmt, dem derselbe vorzugsweise dienen soll.

Sollen große Strecken in kürzester Zeit, mit möglichst geringem Kraftaufwand zurückgelegt werden, welche Punkte zuerst maßgebend sind auf großen Seen und Flüssen, zu stundenweiten Excursionen und Wettläufen 2c., so ist ein Stahl mit möglichst gestreckter Curve (circa 3,5 Meter Radius) zu wählen. In diesem Falle muß die Schwere des Körpers auf eine möglichst lange Linie vertheilt werden, wodurch sich die Einschneidung ins Eis vermindert. Ist der Schlittschuhläufer aber auf eine verhältnißmäßig kleine Fläche angewiesen, wie dies in den meisten Städten der Fall, so soll der Schlittschuh neben dem gestreckten Zuge auch das geschlossene Bogenlaufen zulassen; welcher Zweck durch eine stärkere Krümmung der Curve (beiläufig 2,5 Meter Radius) erreicht wird. Bei horizontaler Stellung des Schlittschuhs muß der höchste Punkt der Curve in die Schwerpunktslinie des Körpers fallen. Der Stahl muß genau mit dem Absatze abschneiden und soll in einem scharfen Eck endigen. Der hinten und vorn rund endende Stahl, auf dem sich die Künstler produciren und der die ausgezeichnetsten Evolutionen, Vor- und Rückläufe gestattet, sobald man auf ihm Meister ist, dürfte sehr zu empfehlen, aber nicht jedermanns Sache sein, da auf ihm nur ein gewandter und zugleich starker Läufer in jedem Augenblick zu hemmen vermag.

*) Von Herrn Hauptmann L. Dürr in München.

In innigem Zusammenhang mit der Schlittschuhcurve steht der Querschnitt des Stahls. Das ganze Schlittschuhlaufen ist eigentlich nur ein fortgesetztes Balanciren auf einer der Kanten, und dieses muß durch die Construction des Querschnitts möglichst erleichtert werden. Ein Querschnitt mit starker Hohlrinne (Fig. A), sowie mit doppelter Hohlkehle (Fig. B), ist der tiefen Einschneidung und erschwerten Drehung halber verwerflich. Ein vollkommen rechtwinkliger Querschnitt, (Fig. C) wird, so lange die Kanten nicht abgefahren sind, auf rauhem Eise ganz gut sein. Unter glattem Schlittschuh versteht man aber meist einen Stahl mit kaum bemerkbarer Concavität der untern Curvenfläche, (Fig. D). Dieser entspricht den Anforderungen eines richtigen Querschnitts am besten. Die günstigste Breite ist 6—7 Millimeter.

In Süddeutschland ist noch vielfach die starke Hohlkehle, (Fig. A.), im Gebrauche. Wenn sich allerdings nicht läugnen läßt, daß auch mit der starken Hohlkehle, und selbst unrichtiger Curve, ein guter Schlittschuhläufer viele Bewegungen auszuführen im Stande sein wird; bei gleicher Kraft und Gewandtheit wird doch der glatte Schlittschuh mit zweckentsprechender Curve, in Bezug auf Leichtigkeit, Raschheit und Anmuth der Bewegung stets und unzweifelhaft den Sieg davontragen. Es ist zu rathen, daß der Anfänger sofort mit dem glatten Stahle seine Uebungen beginne; er wird dann nicht gezwungen sein, nach Jahren, wenn ihm das Uebergewicht des glatten Schlittschuhs klar geworden, von neuem zu üben. Allen jenen aber, welche zur Zeit noch die Hohlkehle gewohnt sind, ist zu empfehlen, den energischen Entschluß zu fassen, nochmals auf einige Tage den Anfänger zu spielen, um mit dem glatten Stahle die alte Fertigkeit in wenigen Tagen wieder zu erlangen. Er wird reich belohnt werden, es ist wie der Tanz auf der Scheuertenne und dem Parketboden.

P. Wiedenmann.

Erinnerungen an Suez.

Von Dr. Robert Avé-Lallemant.

II. Festesnachklänge.

Nach all der erbauenden Morgenscenerie und dem großartigen Mittagsfest, wie ich beide im vorigen Artikel wenigstens angedeutet habe, sahen wir mit einer gewissen Sehnsucht nach dem fernen Suez hinüber, in welchem hunderte, ja vielleicht tausende von Menschen erst ein gediegenes Mittags- respective Abendessen, dann ein gutes Unterkommen suchten. Mit entschiedenem Neid blickten wir vom hohen Bord des „Euryanthe" hernieder auf die zahlreichen kleinen, oft wirklich prachtvoll geschmückten Dampfboote aller Flaggen, welche, größeren Schiffen beigegeben statt großer Ruderboote, überall zwischen Rhede und Land hin- und herflogen und bei jedem Rückweg zum Lande mit einer Menge von Gästen beladen waren, welche am Ufer und im Festgewimmel wenigstens versuchen konnten, Essen und Unterkommen zu erringen. Jedesmal, wenn ein solches Hilfsdampfboot unter türkischer (egyptischer) Flagge an uns vorüberbrauste, gaben wir ihm mit allen möglichen Zeichen und Anrufungen zu verstehen, daß wir mitgenommen sein möchten — aber umsonst! Niemand kam, und zum ersten Mal schien man die Gäste des Khedive vergessen zu haben! Endlich kam ein ganz unansehnlicher egyptischer Dampfer bei uns an, dessen Hafenbeamter ganz erstaunt war, uns noch in unserer Verbannung fern auf der Rhede zu treffen. Mit großer Bereitwilligkeit versprach er, uns mitzunehmen, wenn sein Dampfboot, während er bei uns an Bord blieb, nur noch eine kleine Commission ausgeführt haben würde. Diese „kleine Commission" wurde aber vom Steuermann falsch verstanden; der Dampfer ging nach Suez und kam, auch zum Schrecken des Hafenbeamten, nicht wieder. Endlich gegen Abend beliebte er, sich wieder einzustellen! Augenblicklich war er mit Gepäck und Reisenden fast bis zum Umschlagen überladen, und nicht ohne einige Besorgniß um unser liebes Leben, durchfurchten wir das grüne Wasser, was uns noch von Suez trennte. Endlich sprangen wir alle glücklich ans Land.

Freilich war dort, wo wir ans Land sprangen, kaum ein Platz, um festen Fuß zu fassen. Dort liegt auf einem hübschen Quai ein großes englisches Hotel, in welchem und um welches sich das bunte Leben des Fremdenverkehrs concentrirte, aber eben deswegen schien und war es wirklich fast unmöglich, ein Unterkommen zu finden. Der englische Wirth wenigstens, ein junger sonst sehr freundlicher Mann, schwor uns hoch und heilig zu, er hätte kein Zimmer mehr leer! Das war nun zwar richtig; aber es ward zweien von uns von einer freundlichen Seite her verrathen, daß auf Nr. X ein fremder Herr allein wohnte, obwohl dort zwei Betten und ein Sopha ständen, also für drei Menschen Platz wäre. Unter der Gefahr, im schlimmsten Fall aus dem Zimmer gewiesen zu werden, erstürmten wir in Abwesenheit seines Einwohners dasselbe. Und siehe da! Ein lieber alter Bekannter, den ich schon in Marseille kennen gelernt hatte, der Koffer des ausgezeichneten Geheimrath E. stand verschämt im Zimmer und begrüßte uns mit einem unverkennbaren Schmunzeln, worin sein bald hinzukommender Herr, einer unserer wackersten Freunde, den ich seit Ismaila ganz aus dem Auge verloren hatte, freundlich einstimmte. Somit war eine Schwierigkeit gehoben. Die andere hob sich von selbst. Für die Invités des Khedive war Platz an der Table d'hôte, wenn man auch die Aufwärter förmlich auffangen mußte, um von ihnen Speise und Trank zu bekommen.

Bei Tisch wieder das kosmopolitische Gewimmel! Garçons und Camarieri, Araber und Hindus warteten auf, Europa, Asien, Afrika und Amerika saßen zu Gaste, — ja aus Neuholland, und Tasmanien waren Reisende dort. Zuletzt wunderte es mich gar nicht, daß ich in dem Commandanten der „Grille", Herrn Köhler, einen Mann entdeckte, mit dem ich schon vor ungefähr 15 Jahren in den „Larangeiros" von Rio de Janeiro ein sehr fröhliches Diner erlebt hatte, und daß ich — freilich seltsam genug — neben einem russischen hochgestellten Seeofficier saß, der mit mir das Factum constatirte, daß er im Jahre 1839 auf dem russischen Schiff „Åbo", welches auf seiner Reise von Sitka nach Petersburg Rio de Janeiro angelaufen war, mir, der ich dort einige Besuche zu machen hatte, begegnet war. Mit herzlichem Händedruck und dem Wunsche, uns nach wieder dreißig Jahren noch einmal eben so jung und unter eben so fröhlichen, anregenden Verhältnissen wiederzusehen, schieden wir von einander.

Nun mußte auch noch ein Gang durch die Stadt Suez gemacht werden. Ueberall Menschengewimmel; denn was von Ismaila nicht zu Schiff den Canal hatte hinunterkommen können, war mit der Eisenbahn von dort hergekommen. Kaffees, Restaurants, Bazars — alles war voll von Menschen, die schroffsten Gegensätze begegneten sich. Am seltsamsten erschien mir im alten arabisch hindostanischen Suez ein großes Café chantant, ein wirkliches Theater, dessen Publikum aus allen Menschenmöglichkeiten zusammengesetzt, hinter Bierseideln fraternisirte. Ein Tenor sang und spielte italienische Sachen, die letzte Arie aus der Lucia, die er mit zermalmender Sentimentalität sang, brachte ein donnerndes Beifallrufen hervor. Die Arabia (mit langem i zu sprechen), wie sich das arabische Volk den Europäern gegenüber gern nennt, die ganze arabische Wirthschaft war außer sich vor Begeisterung über solche Kunst; aber freilich war sie noch entzückter von den kecken Frivolitäten einer sehr ausgelassenen Französin, die in Gesang und Spiel vollständig die Grenzen erreichte, an denen der Cancan mit der Polizei in Conflict geräth. Diese vollste Frauenemancipation war den guten Leuten am rothen Meer eben so sehr ein blaues Wunder, wie jene Engländerin sich wunderte, daß das rothe Meer blau wäre.

Reizend war der Bazar von Suez! — Freilich, solch ein orientalischer Bazar, zumal der von Suez, ist ganz von dem verschieden, was man in großen europäischen Städten einen Bazar nennt. Ganz Suez ist viel zu alt, friedlich und bescheiden, um in seinen kümmerlichen, schmalen, natürlich ungepflasterten Straßen irgend etwas Grandioses aufweisen zu können; so ist namentlich der „Bazar" sehr wenig großartig; er ist eben nur ein oben mit Binsen, Matten oder dünnen Brettern nothdürftig bedeckter Straßentheil, in welchem die meisten Laden und Verkaufsbuden stehen und die eigentlichen Waarengeschäfte gemacht werden.

Zur Feier des Tages nun hatten die guten Leute ihren sonst so einfachen Bazar ganz wundervoll erleuchtet. Alles strahlte wirklich

unter tausenden von ganz kleinen Flämmchen, die überall blitzende Perlschnüre und Guirlanden bildeten, und die zum Theil wunderhübschen Waaren prächtig hervortreten ließen. Ohne bunte Farben kann der Orient nicht fertig werden! So ist dann auch ein Bazar vor allen Dingen mit bunten Sachen versehen. Seidenstoffe, Kopftücher, Frauenpantoffeln — letztere ganz besonders reizend —, Arbeiten von rothen Korallen, glänzende Metallarbeiten, Gold, Silber, — das alles macht sich in einem solchen Bazar geltend, und selbst Suez zeigte seinen Bazar von der glänzendsten Seite. Wir kauften einige Kleinigkeiten. Mit Korallen, von denen das rothe Meer seinen Namen hat, kann man leicht angeführt werden, aber mehr von Italienern als von Arabern. Eine Anzahl von kleinen Photographien bezahlte ich dreimal so theuer, als sie in Alexandrien verkauft werden, aber der Verkäufer in Suez war ein Deutscher. Die Araber selbst sind meistens ehrliche gute Leute; sie betrügen im Verkauf nicht, haben aber eine ungeheure Virtuosität im Geldbitten. „Bakschisch!" Das Wort ertönt überall, wohin der Europäer kommt, — Almosen, Erkenntlichkeit, Trinkgeld, Lohn Douceur — alles ist Bakschisch, und da es eben das ist, was jeder haben will, Geld! so hört man das Wort von Alexandrien bis Philä, von Port Said bis Suez durch die ganze egyptische Welt wiederhallen, Bakschisch! Und wenn, wie es solche Menschen gibt, ein Stockengländer, ein Stockdeutscher kein einziges arabisches Wort von Egypten mit nach Hause gebracht haben sollte, das Wort: Bakschisch hat er ganz gewiß behalten, vergißt es bestimmt nie wieder; ja, allen, allen, die vom Volkscongreß aus Egypten zurückgekommen sind, wird beim Anblick der leeren Börse immer und immer wieder das Stichwort einfallen, der Grund aller Ausgaben — Bakschisch!

Da ward es denn später Abend! Vorbei waren die Feste von Port Said, von Ismaila, von Suez! Man war müde; unser großes Hotel ward langsam ruhiger; die letzten Boote kehrten zurück zu den fernen Schiffen; der Rest der Menschen verlief sich. Vor dem Hotel auf dem vom Meerwasser umspielten Quai saßen noch einige Zurückgebliebene, ich wie ein Träumender unter ihnen. Hell überstrahlte der Mond Land und Meer, Wüste und Gebirg, schlummerndes Leben und nie erwachenden Tod. Und seine Strahlen so wie alles, was er bestrahlte, weckte in mir wunderbare Reminiscenzen. Mein zwanzigjähriges Leben in Brasilien drängte sich unmittelbar an die Tage von Egypten hinan; der Amazonenstrom rauschte neben dem Nil einher; die alten Säulenschäfte Mizraims erinnerten mich an die mächtigen Meritipalmen unter dem Aequator! Die ganze Wüste vor mir grünte, blühte und duftete unter dem Strahl des Mondes, meine Erinnerung schuf mir eine Fata Morgana eine so wunderbare, wie wohl keiner, der mit mir in Egypten war, sie sich zu schaffen verstanden hat. „In welchem Lande sehen wir uns nach dreißig Jahren wieder, Admiral?" fragte ich im Geist meinen Russen vom „Åbo" aus dem Jahre 1839. Meine eigene Antwort war ein herzinniger Dank gegen Gott. Alles weitere findet sich!

Am folgenden Morgen begann unsere allgemeine Rückreise. Der Canal vom Suez war eingeweiht!

Das gläserne Handwerk.

Eine Skizze von **Friedrich Bücker.**

Das Märlein von der Erfindung des Glases durch Phönicier, die ihre Mahlzeit kochten, dürfte nachgerade, wo die Hitze einer Glasfabrik jedem zugänglich ist, des letzten Haltepunktes beraubt sein. Wenn die Phönicier wirklich an dem sandigen Ufer des Flusses Belos ein paar Sodastücke als Unterlage ihrer Kochgeschirre nahmen und darunter Feuer anmachten, so mußte in dem Augenblick, wo Soda, Sand und Asche zu Glas zusammenschmolzen, die Mahlzeit selbst längst eingedampft sein und auch das Kochgeschirr durfte nicht mehr als solches existiren. Jedenfalls erreichte aber die Hitze, die ihr Kochfeuer ausstrahlte, da ihren Höhepunkt, wo ihn die Hitze unsrer heutigen Kochherde noch hat, nämlich beim G a r s e i n der M a h l z e i t. Dies sei zum Ruhme der Phönicier gesagt, die als handeltreibendes Volk praktisch verfuhren und dort keine überflüssige Hitze herstellten, wo sie dieselbe nicht brauchten.

Ueber die Erfindung des Glases schreiben, heißt dem Setzer überflüssige Arbeit machen. Das Märchen von Plinius ist mit den verschiedensten Variationen schon so oft gesetzt worden, daß mit demselben Satze längst ein umfangreiches Werk hätte zu Tage gefördert werden können. Thatsache ist, daß der Höhepunkt der altgeschichtlichen Glasfabrikation von uns noch nicht wieder erreicht ist, doch wir verzichten gern darauf, jene Höhe wieder zu erklimmen, denn allein die billige Herstellung der freundlichen, lichtspendenden Fensterscheibe, und der lichtdämpfenden Glasglocke, die der Neuzeit angehört, entschädigt für sämmtliche Glaskunstwerke, welche die Wände und Decken der alten orientalischen Paläste zur Schau trugen, während die Fenster mit Vorhängen geschlossen werden mußten.

Die ersten Glashütten, von denen wir etwas wissen, arbeiteten für den Bedarf der Kirchen und Klöster, doch die kleinen, grünen, in Blei gefaßten Scheiben, welche wir noch hin und wieder an alten Baulichkeiten wahrnehmen, verdienen unser Interesse in weit höherem Grade, wie die schönsten altarabischen Moscheelampen mit emaillirtem Glase. Die unscheinbare grüne Fensterscheibe erinnert an jene, noch nicht weit zurückliegende, wichtige Zeit, wo das Glas zum Gemeingut und zum Segen der Menschheit zu werden begann. Die helle, bürgerliche Fensterscheibe brach sich nur langsam, aber endlichen Sieges sicher, Bahn, und die ersten, die sich ihrer zur Beleuchtung bedienten, ahnten wohl nicht, daß sie die prunkenden, farbigen Scheiben der Königs- und Fürstenpaläste verdrängen würde.

Gut Ding will gute Weile haben, das gilt in erster Reihe auch von dem Glase. Die gewöhnlichen Materialien zur Glasfabrikation sind zwar Sand, Soda und Asche, aber wer diese Substanzen nicht in bestimmten Verhältnissen und auch nicht in einer gewissen Reinheit mengt, der erhält auch in dem bestconstruirten Glasofen ein Fabrikat, für welches er wohl schwerlich einen andren Abnehmer finden dürfte, als sich selbst. Viele Glashütten, die Sand, Soda und Asche massenhaft in ihrer unmittelbaren Nähe haben, beziehen den Sand aus der Champagne, die Pottasche aus England und den Soda aus dem Zollverein. Wir sehen also, daß auf die Reinheit der Materialien große Sorgfalt verwendet werden muß, falls die Waare sich über das gewöhnliche Niveau erheben soll. Die Thatsache z. B., daß der Zollverein, namentlich was die Herstellung feiner und farbiger Gläser anbetrifft, noch immer von Böhmen, Belgien und Frankreich abhängig ist, zeigt deutlich genug, daß die Glasfabrikation im Zollverein noch großer Erweiterung fähig ist, und daß Böhmen, Frankreich und Belgien an der Hand der Führerin Chemie in der Glasfabrikation rüstig fortschreiten. Das G l a s b l a s e n selbst, welches der charakteristische Stift des Künstlers in den beigefügten Illustrationen veranschaulicht, ist eine leichte Sache, wenn die Mischung, oder der Glassatz, erst nichts mehr zu wünschen übrig läßt.

Es gibt nicht weniger als acht streng geschiedene Glassorten, nämlich grünes Glas, weißes Glas, Spiegelglas, Krystallglas, Flint- und Crownglas, Straß, Email und farbiges Glas. Wozu mag nun wohl unsere Fensterscheibe gehören? Zum weißen Glase! höre ich die meisten rufen. Nein, unsere freundliche Fensterscheibe steht mit der Bouteille auf gleicher, d. h. auf der untersten Stufe und gehört trotz ihrer Helle und Wichtigkeit zum grünen Glase. Jede der genannten Glassorten nun bedarf einer ganz bestimmten Zusammensetzung je nach der Natur des zu erzielenden Glases, und nur die farbigen Gläser stimmen in der Zusammensetzung im allgemeinen mit dem gewöhnlichen Glase überein, wobei die Farbe durch einen gewissen Zusatz zur Glasmasse, bei Roth durch Eisenoxyd, bei Gelb durch Antimonoxyd, bei Blau durch Kobaltoxydul, bei Grün durch Kupferoxyd u. s. w. erzielt wird.

Treten wir einmal in einen Glasladen ersten Ranges, wie ihn Wien, Berlin und Paris mit einem Luxus aufweisen, daß wir uns nach einem verbrauchten, aber immer noch nicht durch Besseres verdrängten Gleichniß in einen Feensaal der Tausend und Einen Nacht versetzt glauben, und sehen wir, welche Kräfte bei der Herstellung der Waaren thätig gewesen. Da blitzen uns zuerst die Spiegel wie eben so viele kleine Seen entgegen. Unsere Altvordern konnten sich nur in kärglich abgewölbten Spiegeln von Metall betrachten, während sich unsere a l t e n Schönen — und das ist nicht falsch zu verstehen —



vor einem Wasserbecken, oder vor einer Platte aus schwarzem Obsidianstein frisirten. Dieser mangelhaften Spiegelung machte die venetianische Spiegelfabrik auf der Insel Murano, die erste Spiegelfabrik der Welt, ein Ende, bis auch Frankreich trotz des Verbotes der Quarzsandausfuhr aus Venetien, Spiegel auf Bronceplatten zu gießen begann, darin sich der ganze Ludwig XIV betrachten konnte. Der Spiegel, ausgenommen der Spiegelsplitter über dem Bett eines Knechtes oder einer Magd, verlangt einen Glassatz, der einer ausgezeichneten Läuterung fähig ist und dabei vollkommen farblos bleibt. Die meisten erkennen das Spiegelglas nur dann, wenn es die Spiegelfolie hinter sich hat. Jedes Schau- und Prunkfenster aber zeigt uns das Spiegelglas in polirtem unbelegten Zustande. Ja, es wird nicht lange dauern, und die gegossene Spiegelscheibe hat unsere geblasene grüne Fensterscheibe — wenigstens an der Front des Gebäudes — verdrängt. Sie verdient aber auch, die grüne Fensterscheibe nach der Hof- und Gartenseite hin zu verdrängen und zwar nicht allein wegen der höheren Eleganz und des größeren Lichteffects, sondern einfach aus dem Grunde, weil sich ein Zimmer mit Spiegelscheiben viel leichter heizen läßt, als ein solches mit gewöhnlichem Fensterglase. Alle jene Räumlichkeiten, die sich durch ihr schönes Oberlicht auszeichnen, als Stiegenhäuser, Gemälde- und Kunstgalerien und Passagen, Bahnhöfe u. s. w. haben eine Bedachung von Spiegelglas und wenn wir über Glas dahinwandern, ist der gläserne Flur- unn Trottoirbeleg in der Regel eine dicke Rohplatte von Spiegelglas. Da es jetzt auch Gesellschaften gibt, welche die Spiegelglasplatten während des Gebrauchs für wenig Münze gegen Bruch sichern und sich die tüchtigsten Chemiker damit befassen, den Quecksilberspiegel zu verdrängen und an seine Stelle den Silberspiegel zu setzen, so dürfte das Spiegelglas, diese schönste Zimmerdecoration, noch einmal eine vorher nie geahnte Rolle zu spielen beginnen. Daß aber das Aufschaffen, Mengen und Schmelzen der Spiegelglasmaterialien, namentlich aber der Guß, das Schleifen, Feindonciren, Poliren und Belegen auffallend großer Spiegelplatten noch immer seine ganz besonderen Schwierigkeiten hat, geht daraus hervor, daß eine Spiegelfabrik eine untadelhafte Scheibe mit 125 Quadratfuß Inhalt nicht gut unter 400 Thlr. liefern kann. Der Premier aller Spiegel ist ein Trumeau im Salon des russischen Fürsten Tscheremetjef, der mit seinem Bernsteinrahmen den Werth eines Rittergutes repräsentirt. Frankreich, das in der Spiegelfabrikation das vollkommenste leistet, hat ihn gegossen.



Neben den Spiegeln machen sich die Kronleuchtergehänge, so wie die schweren krystallklaren oder farbigen Luxusgläser in dem Laden, den wir betreten haben, am meisten bemerkbar. Sie stammen aus Böhmen und zwar aus einem mehrere Quadratmeilen großen Bezirk unweit Reichenau, oder aber aus der berühmten Josephinenhütte, welche an der andern Seite des Riesengebirges an der romantischen Kunststraße im Zackenthale liegt, und deren Luxusglaswaaren durch die ganze Welt, nach Amerika, Ostindien, Neuholland und China gehen. Nur ein Fabrikat aus dem berühmten böhmischen Glasbezirke findet sich im Laden nicht, jene zollangen Glasstücke von bestimmter Form, welche die Engländer als Tauschmittel den Negern zuführen. Die böhmischen Gläser bestechen durch prachtvolle Farben und überraschende Formen, können aber auch hinsichtlich ihrer Güte jede Concurrenz bestehen. Fast alle Waare ist geschliffen, und nur wenige kleinere Stücke sind in Metallformen gepreßt. Im Schleifen des Glases und Krystalles mittelst metallener Schüsseln und mit Anwendung von feinem Schmirgel, der auf die Schärfe eines an einer Spille steckenden Rades gebracht wird, war Böhmen, das schon gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts über 70 thätige Glashütten hatte, längst Meister. Daß aber Böhmen nicht nur Luxusgläser liefert, beweisen jene Glasröhren und Retorten, die dort neben den Ampeln und Glasglocken stehen. Sie bestehen aus dem am schwierigsten schmelzbaren böhmischen Kaliglase, haben die stärkste Hitze bereits hinter sich und darum wählt sie auch der Chemiker mit Vorliebe.

Zwischen jenen geschliffenen Krystall- und Halbkrystallgläsern steht Waare aus französischem und böhmischem Weißglase verstreut. Ein Nichtkenner nimmt sie auch für Krystall oder Halbkrystall und sie scheint nicht ohne Absicht zwischen ihre kostbaren Genossen gestellt zu sein. Das böhmische Weißglas besteht vornehmlich aus kieselsaurem Kalium mit kieselsaurem Calcium, während das französische Weißglas hauptsächlich aus kieselsaurem Natrum besteht. Der Nichtkenner möge nur, um für sein gutes Geld auch die richtige Waare zu bekommen, zwei gleichgroße und gleichdicke Gläser aus dem Bereiche der geschliffenen Waare wählen und die Gläser zum Klingen bringen. Der reinere, schönere Klang gehört dem Krystallglase an. Auch der wohlklingendste Lampencylinder ist der feuerbeständigste.

Jene optischen Gläser verrathen das Flint- und Crewnglas und die größten, wellenfreien, astronomischen Linsen dürfen stillschweigend München zugeschrieben werden.

Wir bemerken aber auch Wasserleitungsröhren, Glashähne, Spindelpfannen für Spinnereien, Axenglaslager für mechanische Getriebe in der prunkenden Glashalle. Nicht wahr, wir würden eher alles andere, nur keine gläsernen Wasserleitungsröhren kaufen? Manche von uns würden sie nicht einmal geschenkt nehmen. Dennoch trotzen diese Röhren einem Druck von fünfzehn Atmosphären, und jene gläsernen Spindelpfannen erfreuen sich noch lange des Daseins, wenn die metallenen längst abgenutzt sind. Wenn auch die Bezugsquelle jenen für alle Arten mechanischer Getriebe dienenden Glassachen nicht sichtbar anhaftet, werden wir doch keinen Irrthum begehen, wenn wir sie Rastatt zuschreiben.

Auffallend ist es, daß die prächtigsten Hohlgläser des Glastempels an die klassisch schönen Formen und an die Muster des Mittelalters und der Renaissancezeit erinnern. Ich hatte es bereits gesagt, daß wir den Höhepunkt der altgeschichtlichen Glasfabrikation noch nicht wieder erreicht, aber wir sind auf dem besten Wege, die Zeiten der berühmten Venetianer Glasindustrie mit geringeren Mitteln und kleinerem Kraft- und Kostenaufwande abermals einzuholen. Die Glasfabriken wissen es nur zu gut, daß sie um so bessere Geschäfte machen, je mehr sie die klassische Form adoptiren und sich an die Decoration der Antike lehnen.



Es gibt aber auch Edelsteine und blitzende Broschen in diesem Reich der Zerbrechlichkeit. Gut, daß fast jeder weiß, wo er die echten Edelsteine unter sicherer Spiegelglasbedeckung zu suchen. Die Edelsteine dieses Glasldorados bestehen aus Straß, einem Conglomerat aus Kieselsäure, Borsäure, Blei, Kali und Natron. Der Rubin wird so durch einen Zusatz von Eisenoxyd, der Topas durch Uranoxyd, der Saphir durch Kobaltoxyd and der orientalische Amethist durch einen Zusatz von Braunstein erzeugt. Diese Bauerdirnenedelsteine erfreuen sich übrigens eines starken Absatzes und wandern scheffelweise nach Rußland, Schweden, Norwegen und Südösterreich.

Wie hat man aber jenen ursprünglich wasserhellen Gläsern die schönen matten Bildnisse und Zeichnungen verliehen? Sie rühren von einer sehr gefährlichen Säure her, von der ein Tropfen, auf die Haut gebracht, schlimmer wie eine Brandwunde schmerzt. Jene Fluorwasserstoffsäure, die den Tod ebenso gut wie ein lodernder Scheiterhaufen bringen kann, wird zum Einätzen von Schrift und Zeichnung in Glas gebraucht. Die Glasplatte wird zu diesem Ende mit Kupferstecherfirniß überzogen und nachdem mit einem Stichel in diesen Firniß die Zeichnungen gravirt und so die gravirten Stellen bloßgelegt sind, läßt man auf die gezeichnete Seite der Platte Fluorwasserstoffsäure einwirken. Sie ätzt in kurzer Zeit die Zeichnung in das Glas ein, was sich nach Wegnahme des Firnisses mit Terpentinöl deutlich genug zeigt.

Doch jetzt wollen wir auch dem Perlenschmuck, den Halsgehängen, Braceletten, Kugelknöpfen, die in den verschiedensten Farben prangen und bei unsern vornehmen Schönen noch fast ebenso beliebt sind wie bei unsern Bauernschönen, unsere Beachtung schenken. Der Satz zu diesen flimmernden Schmuckgegenständen ist gebranntes Glas, welchem Metallsalze die verschiedenen Farben verliehen haben. Wenn wir aber bedenken, wie billig die Perlen sind und daß dennoch jede einzelne Perle mit dem Eisen aus dem Ofen geholt werden muß, so ist es nicht unwichtig, diesen Industriezweig näher kennen zu lernen. Da steht der Arbeiter in leichter Hose und Holzpantoffeln, die Augen mit einer Brille gegen Licht und Hitze bekleidet, vor dem Ofen, darin sich das flüssige Gemenge befindet. Er fährt mit einem Stahldraht blitzschnell in den hitzespeienden Ofenschlund und langt etwas von dem flüssigen Glassatz hervor. Nun dreht, quirlt und schwingt er das Anhängsel, bis es die nöthige Form hat, legt den Draht auf eine eiserne Doppelgabel und fährt mit einem zweiten Draht in den Ofen. Ist nun die Perle an der Spitze des auf der Gabel liegenden Drahts bereits so weit erkaltet, daß sie unbeschadet ihrer Form mit einem Instrument angegriffen werden kann, so wird sie mit dem Klopfer von der Spindel gestoßen und in den Kühltopf befördert, der in einer Vertiefung des Ofens steht.

Hat nun der Arbeiter eine Schicht hindurch des Ofens Hitze ertragen, so läßt er sich ablösen und stärkt sich auf einer Pritsche zu neuer Arbeit. Daß er tausende von Perlen schaffen muß, ehe er sich das kleinste Silberstück für die nächste Kirchweih zurücklegen kann, versteht sich von selbst. Die blitzenden Glasperlen kommen hauptsächlich aus den tiefdunkeln Wäldern des Fichtelgebirges.

So vereinigt das Glas in seltener Weise die wichtigsten Eigenschaften in sich und während andere vor der Drangsalshitze des Glasofens aushalten müssen, heben wir den prächtigen nektargefüllten Pokal an unsere Lippen und freuen uns darüber, daß seit der Entdeckung der Salzwerke zu Staßfurt, mit welcher eine Massenproduction von Kalisalzen Hand in Hand ging, der Preis der Hohlglasartikel nahezu um 10% gefallen.

Von allerhand Kochkünstlern.

Henriette Davidis, Karl Vogt und Graf G. zu Münster sind die drei Sterne erster Größe, welche gegenwärtig am Himmel deutscher Kochkunst leuchten. Diese „geschmackvollen“ Leute bilden ein sonderbares Kleeblatt. So verschieden sie auch sonst sein mögen, sie besitzen unstreitig eine große Wahlverwandtschaft, gehen alle drei in einer Beziehung mit dem Fortschritt Hand in Hand, sind alle drei dem Materialismus verfallen und bekennen sich mehr oder minder zu dem Satze: „Was der Mensch ißt, das ist er“. Bei aller Uebereinstimmung vertreten jene drei culinarischen Größen doch wieder verschiedene Richtungen auf dem gemeinsam bebauten Gebiete. Der ehemalige Reichsregent, Professor und naturwissenschaftliche Wanderprediger faßt die Sache physiologisch auf; er ist der Dolmetscher des „großen“ Brillat-Savarin geworden, dessen „Physiologie du Goût“ er vor kurzem ins Deutsche übersetzte. Er glaubte damit — wenn auch spät — einem tiefgefühlten Bedürfnisse abgeholfen zu haben, denn das genannte Werk des Königs der Eßkünstler war bereits 1825 erschienen und hatte seiner Zeit großes Aufsehen gemacht. Brillat-Savarin gehörte 1789 der Constituirenden Versammlung in Paris an; er half regieren, aber im gemäßigten Sinne und nicht so radical wie sein späterer Verehrer und Uebersetzer. Beiden ist aber die Lust zum Herrschen vergangen; der Reichsregent sagt selbst, „er wolle es sein Lebtag nicht wiederthun“ und Brillat-Savarin floh nach Amerika, als zu viel Köpfe unter der Guillotine fielen. Dort in der neuen Welt vertiefte er sich in die Kochkunst, die ihm Trost gegenüber den politischen Leiden gewährte, wie jetzt seinem Schüler der Urmensch und der Gorilla. Er sann nach über neue Saucen und Entremets

und konnte kaum noch ein politisches Gespräch vertragen. Als er einst mit dem großen Jefferson von einer Jagd heimkehrte, hing ein fetter, wilder Truthahn an seinem Sattelknopfe. Jefferson sprach von Washington, vom Bürgerkriege, von der Zukunft der Union. Brillat-Savarin aber starrte vor sich hin, er war ganz abwesend, und als Jefferson, der tauben Ohren gepredigt, darüber einigermaßen verletzt war, mußte er die Worte hören: „Lieber Freund! Entschuldigen Sie meine Unaufmerksamkeit, ich sann gerade darüber nach, welche Sauce am vortheilhaftesten zu diesem Truthahn paßt.“ Nach angestrengten Studien und großen praktischen Erfahrungen konnte endlich Brillat-Savarin sein Buch über die Physiologie des Geschmacks veröffentlichen, das in seiner Weise als ein theoretisches Werk ersten Ranges erscheint.

Was die praktische Seite der wichtigen Frage betrifft, so steht hier unbedingt Henriette Davidis in erster Reihe da. Da hilft kein Leugnen, sie ist eine der beliebtesten deutschen Schriftstellerinnen, und nicht eine unter ihren lebenden Genossinnen hat es zu einer so hohen Anzahl von Auflagen gebracht, wie grade sie. Wo liegt Sprockhövel? wird man fragen. Man braucht schon eine gute Karte von Westfalen, um es zu finden, und doch sollte es berühmt werden, denn von dort ist das „Praktische Kochbuch für die gewöhnliche und feinere Küche“ im Jahre 1844 ausgangen, das nun schon in vierzehn Auflagen und 150,000 Exemplaren verbreitet ist, ein unentbehrlicher Rathgeber für alle deutschen Hausfrauen und solche, die es werden wollen.

Wenn man die hunderte von Recepten, die wohlgeordnet uns hier vorgeführt werden, durchgeht, wird man zu eigenthümlichen Betrachtungen veranlaßt. Zu ästhetischen, historischen, ethnographischen. Ja, es gehört sicherlich eine geschickte Hand dazu, um eine Tafel hübsch aufzuputzen und ihr das einladende Aussehen zu geben, welches allen Gästen schon im voraus Appetit macht. In Henriette Davidis bewundern wir die hohe Vollendung des ästhetischen Gefühls, welches unbedingt vorhanden sein muß, soll das Arrangement der Tafel glücklich ausfallen. Sie zeigt mit unnachahmlichem Geschicke, wie das Tischtuch und die Servietten graziös gefaltet sein müssen, wie Myrthe und Rose den Platz des Brautpaars an einer Hochzeitstafel zierlich schmücken sollen.

Reicher fallen die Betrachtungen auf historischem Gebiete aus. Wir wollen nicht von den Kartoffeln sprechen, die auf den Tischen im Mittelalter fehlten, jetzt aber eine so große Rolle spielen. Die ganze Entdeckungsgeschichte Amerikas ließe sich an diese vortreffliche Frucht knüpfen und die liest man besser bei Joachim Campe nach. Aber bei der Krebspastete Nr. 27 fällt uns ein in der Geschichte der Kochkunst wichtiges Ereigniß ein, das wir nicht übergehen dürfen. Einer der größten Gourmands seiner Zeit war Cambacérès, Napoleons I diensteifriger Kanzler, der Tag und Nacht für seinen Herrn arbeitete, jedoch in die entsetzlichste Unruhe gerieth, wenn die Essenszeit kam und er nicht gleich zur Tafel aufbrechen konnte. Einst handelte es sich um eine wichtige Staatsaction. Alle Vertraute und Marschälle des großen Kaisers waren versammelt. Man debattirte hin und her, ohne zu einem Resultate zu gelangen; Stunde verging auf Stunde und die Zeit zum Diner war längst vorüber. Da überkommt Cambacérès eine Todesangst, der Schweiß rinnt ihm von der Stirn herab, unruhig rückt er auf seinem Stuhle hin und her. Offenbar ist er nicht bei der Sache. Endlich reißt ihm die Geduld, er kann diese Pein nicht länger aushalten und schreibt ein Billet, das er einem Lakai zur Besorgung einhändigt. Dem Kaiser war das auffällige Benehmen seines Kanzlers nicht entgangen. Er sendet dem Diener einen Adjutanten nach, welcher den Brief auffangen und in das Conferenzzimmer zurückbringen muß. „Um Gottes willen, Sire,“ ruft der geängstigte Kanzler aus, „Sie werden doch den Brief nicht erbrechen!“ — „Gewiß,“ erwiderte lächelnd der Kaiser, der zu seinem Erstaunen fand, daß das Billet an den Koch gerichtet war und die inhaltsschweren Stoßseufzer enthielt: „Retten Sie, wenn möglich, die Krebspastete! Braten und Fische sind ohnehin verloren.“

Suppen beim Mittagsessen, deren Henriette Davidis nicht weniger als 122 verschiedene Arten anführt, wurden von unsern Altvordern nicht bei jedem Essen, namentlich nicht bei jedem Festmahle gegessen, und dies erklärt sich leicht aus dem Umstande, daß man jeden Morgen schon beim Frühstücke Suppe gegessen hatte. Thee und Kaffee waren ja nicht bekannt. Jene Schaumbiersuppen, Griesmehlsuppen mit Korinthen und Wein, die Hafergrützsuppen, welche unsre Kochkünstlerin anführt, sind die Frühstückssuppen der alten Zeit. Betrachten wir die lange, lange Reihe der Confecte in unsrem „Praktischen Kochbuch“, so finden wir Altes und Neues zur Auswahl im friedlichen Nebeneinander. Aber die alten Gerichte leben in unserm Herzen; sie sind wie die heimischen Wiesen- und Waldblumen, deren Namen wir alle kennen, während wir die botanischen Namen fremder Gewächse nur schwer unserm Gedächtnisse einprägen. Wie der Frankfurter Kriegk uns in seinem Werke über das deutsche Bürgerthum im Mittelalter belehrt, wurde das Confect anfangs von den Apotheken bereitet, und dieses geschah noch bis in das sechzehnte Jahrhundert hinein, obgleich damals es schon Zuckerbäcker gab. Das Marcipan (Marcusbrot), in der Stadt Venedig erfunden und nach deren Patron benannt, wird in Frankfurt während des Mittelalters nicht erwähnt, dagegen theilt Kriegk eine Apotheker- und Zuckerbäckerordnung von 1593 mit, in welcher „Kraftküchlein“, „Krebsaugen“, „gebildeter Zucker“ und „Brustküchlein“ vorkommen. Hierher gehören auch die Lebkuchen, welche nicht blos von Kindern, sondern von dem Frankfurter Rathsherren bei ihren Sitzungen genossen wurden. Nach einem Recept von 1508 nahm man Honig, Ingwer, Pfeffer und Gewürzschalen zum Lebkuchen, und ähnlich lautet auch die Vorschrift bei Henriette Davidis. Die früheste Erwähnung eines Lebküchlers in Frankfurt gehört dem Jahre 1326 an. Zu Basel aber kommen schon im dreizehnten Jahrhundert Lebkuchenbäcker vor, deren „Leckerli“ fast genau so gebacken wurden, wie die von Henriette Davidis beschriebenen „Baseler Leckerlein“. Nun zweifle man noch an der historischen Grundlage dieses praktischen Buches!

Als im Beginn der fünfziger Jahre die berühmte Sängerin Henriette Sonntag und die kaum minder berühmte italienische Cantatrice Alboni in den Vereinigten Staaten von Ort zu Ort zogen und ihre klangvollen Stimmen in blanke Yankeedollars umsetzten, war die ganze Union in zwei feindliche Lager getrennt. Hie Sonntag, Hie Alboni! lautete das Feldgeschrei, bis ein Witzkopf dem Streit über den Vorzug der einen oder anderen Virtuosin ein Ende bereitete, indem er dichtete:

The only difference beyond doubt
'Twixt Sonntag and Alboni,
Is that the one eats Sauercraut
The other Maccaroni.

Kein Unterschied — ich sag' es laut —
Zwischen Sonntag und Alboni,
Als: Jene lebt von Sauerkraut,
Die andre von Maccaroni.

Der Yankee hatte den Nagel auf den Kopf getroffen. Sauerkraut und Deutschland, Maccaroni und Italien! Zwei Leibgerichte gewählt zur Charakterisirung zweier Nationen. Und damit kommen wir auf die ethnographische Frage, welche die Kochkunst in sich birgt. Seht ihr nicht die nordischen Völker sich an Seehundsthran und Wallfischspeck delectiren? Genießen Seumes Canadier nicht „Hummer, Lachs und frischen Bärenschinken?“ Was wäre der echte Westfälinger ohne seinen Schinken, der Wiener ohne sein Backhähnel und der Unger ohne Papprika? Die buddhistischen Pflanzenkostesser in Ostasien verdanken gewichtigen Autoritäten zufolge den Stillstand ihrer Cultur einzig dem Mangel an Fleischnahrung, der Kamtschadale seine übergroße Sinnlichkeit der ununterbrochenen Fischkost. Aber er, wie andere Völker des hohen Nordens, ist von der Natur auf die Ichthyophagie hingewiesen; ja selbst die Menschenfresserei hat ihre Vertheidiger gefunden, welche meinen, sie sei gar nicht so übel. Die Neucaledonier, Fidschiinsulaner und Maoris auf Neuseeland besaßen außer kleinen Ratten und einigen Fledermäusen keine Säugethiere. Aber, so lautet die Schlußfolgerung, Fleischkost muß sein — ergo Menschen. Wenige unsrer Leser ahnen wohl, wie weit verbreitet heutzutage die Anthropophagie noch über unsere Erde verbreitet ist. Afrika ist dafür klassischer Boden, im Nigerdelta (Altcalabar) wird nach Consul Hutchinsons Zeugniß Menschenfleisch in Körben auf dem Markte feil gehalten und das im Angesicht europäischer Schiffer, die von dort Elfenbein und Palmöl holen. Bei den Fan am Gabon, in vielen Theilen Innerafrikas werden jährlich tausende und abertausende unglücklicher Kriegsgefangenen geschlachtet und verzehrt. Bei den Battas auf der Insel Sumatra, welche unsere Landsmännin Ida Pfeiffer nur deshalb nicht verspeisten,

weil sie ihnen zu mager war, ist der Cannibalismus in förmliche Gesetzesform gebracht. Und jene „gebildeten Menschenfresser“ besitzen eine eigene Literatur, können alle lesen und schreiben — was z. B. bei der Grande Nation nur im beschränkten Maße der Fall ist, und diese verzehrt kein Menschenfleisch mehr. In Australien braten die Schwarzen heute noch die eigenen Kinder, und in Nord- wie Südamerika ist bei vielen Indianerstämmen die Anthropophagie in schönster Blüte. Daß sie in Europa noch in historischer Zeit im Schwunge war, läßt sich aus vielen unverdächtigen Quellen beweisen.

Wir wollen hier nicht erschöpfend sein und uns auf Näherliegendes beschränken. Graf Münster, der Philosoph unter den Kochkünstlern, zieht eine Parallele zwischen englischer und deutscher Küche und plaidirt für Einführung der ersteren. Seine Gattin, geborene Lady Harriett St. Clair hat unter dem Titel „Dainty dishes“ ein englisches Kochbuch herausgegeben und dieses ist jetzt von ihrem Gemahl ins Deutsche übersetzt und mit einer längeren Vorrede versehen worden.*) „Der Mensch, so äußert sich der erlauchte Uebersetzer, „ist ein geistiges Wesen, der Geist bleibt aber nicht frisch, bleibt nicht gesund, wenn der Körper nicht auf rationelle Weise ernährt wird!“

Das wissen unsere älteren Aerzte nicht, und darum hat Graf Münster die von jenen den Kranken verordneten Wassersuppen zum Fenster hinausgeworfen und statt deren Beef Tea verordnet. Das half allemal. Praktische Ansichten von der Krankenkost haben unsere deutschen Aerzte überhaupt nur „selten“, die Deutschen „im allgemeinen gar nicht“, desto mehr aber der Herr Graf, dem wir in dieser Beziehung keineswegs beipflichten. Das vornehme Absprechen des Laienthums gegenüber den Erfahrungen wissenschaftlicher Mediciner führt zu Auswüchsen und paradoxen Aeußerungen, wie z. B. jene „daß die meisten Krankheiten von schlechter Butter herrühren!“ Doch lassen wir das, zumal nur wohlmeinende Absichten hier zu Grunde liegen, und folgen wir dem Verfasser auf das culinarisch-reformatorische Gebiet.

Wir möchten hier mit dem alten „De gustibus etc.“ anfangen und ein „suum cuique“ daran fügen. Erkennen wir auch willig viele Vorzüge der englischen Küche an, so dürfte doch schwer eine Verwandlung unsrer deutschen nach deren Muster erfolgen. Da sprechen volkswirthschaftliche und klimatische Verhältnisse, vor allem die Gewohnheit ein wichtiges Wort mit. Uns selbst ist es bei längerem Aufenthalt in Großbritannien nicht möglich geworden, uns an die dortige Küche zu gewöhnen, und wir haben oft dort halb gehungert. Wie manchmal haben wir uns nach einem Stück deutschen Bratens gesehnt, der nach Graf Münster gar keiner mehr ist — so barbarisch kann der Mensch werden. Auf uns machten denn auch alle jene mit Ketten und Räderwerk versehenen Bratmaschinen, denen wir oft begegneten, nur einen kühlen Eindruck. An einer Bratuhr (Bottlejack) bewegt sich das Fleisch über wenig Kohlen; der Spieß wird durch einen Smoke Jack in Bewegung gesetzt, durch Flügel im Schornsteine, welche durch den Luftzug in Drehung gerathen. Vollkommen richtig und beherzigenswerth ist, was Graf Münster über das Fleisch sagt, und wie junges Kalbfleisch gefährlich sein kann, dafür liefert die Mittheilung in Nr. 12 des Daheim einen traurigen Beleg. Aber wenn der Herr Graf so ohne weiteres den rohen Schinken und die Mettwürste verdammt, erregt er zumal in Norddeutschland einen Sturm, wo jene beiden, so weit die plattdeutsche Zunge klingt, tief mit der Küche unsres kräftigen Volks verwachsen sind und selbst nicht von der Trichinen gefährlichen Scharen vertrieben werden können. Daß aber Moses, nach des Verfassers Behauptung, die Trichinen „gewiß schon kannte“, werden wir erst glauben, wenn uns die Bekanntschaft der alten Juden mit dem Mikroskop nachgewiesen ist.

Ueberschauen wir die Rezepte des gräflichen Kochbuchs, dann finden wir, daß sie, von dem kleinen Anhang abgesehen, eigentlich nur für gräfliche Tafeln geschaffen sind. Manche Gerichte geben uns zu Bemerkungen Anlaß, die wir nicht unterdrücken wollen. Der berühmte Whitebait, jener zarte kleine Themsefisch, der in England eine politische Rolle spielt, da er bekanntlich nach Schluß des Parlaments bei dem diplomatischen Fischdiner in Greenwich niemals fehlen darf, ist in einem deutschen Kochbuch überflüssig; denn von ihm gilt in Bezug auf Deutschland die Berliner Redensart — „is nich“. Wir wollen hier noch etwas verrathen, was den Whitebait alles seines aristokratischen Glanzes entkleidet und ihn zum gemeinsten Fische degradirt — seit 1869 wissen wir nämlich, daß er ein junger Häring ist. Ein Hauptfisch auf englischen Tafeln ist die bei uns so seltene Makrele, welche der Volksmund, ohne Rücksicht auf die geschichtliche Thatsache zu nehmen, mit dem Tode des wenig beliebten Königs Wilhelm III in Verbindung bringt:

Er lachte niemals wieder
Starb an zu viel Markrele —

in Wahrheit jedoch an einer Verletzung, welche er bei einem Sturze vom Pferde sich zugezogen (1702). Richtig ist indessen, daß Wilhelm III ein großer Gourmand und Vielesser war, der namentlich Fische liebte. Noch ist ein Brief Cardonnels an den Unterstaatssekretär Ellis erhalten, in welchem es, kurze Zeit vor dem Tode des Königs, heißt: „Gestern wohnte er einem Fischdiner bei Van der Eschs bei. Es ist ein Jammer, daß Se. Majestät sich beim Essen nicht mehr beherrschen und mäßigen können. Sollte ich so viel und von denselben Gerichten verzehren, ich würde es nicht so lange überleben, und doch gehöre ich nicht zu den schwächlichsten Menschen.“ Was aber war Wilhelm III gegenüber einem seiner Unterthanen im Punkte des Essens! Der Schauspieler Pope, der berühmteste Gourmand seiner Zeit, wurde einmal von einem Freunde arg geprellt. Er war auf Scholle und Rindslende eingeladen, ein mäßiges Essen, das Pope trotzdem mit Gier verschlang. Wacker arbeitete er drauf los, bis alles vertilgt war und nur wenige Gräten den Schauplatz seiner Thaten bezeichneten. Er konnte faktisch nicht mehr und legte das Besteck bei Seite; da — o Grausen — erscheint ein prachtvoller Truthahn. Unmöglich konnte der Angeführte noch weiter essen, er beginnt zu weinen und ruft pathetisch aus: „Seit zwanzig Jahren bist Du mein Freund und täuschst mich auf solche niedrige Weise!“ Sprach's und ging seiner Wege. Die Freundschaft aber hatte ein Ende.

A. M.

*) Gute Küche. Eine Sammlung von Gerichten für Reiche und Arme, Gesunde und Kranke. Berlin. Otto Janke.

Am Familientische.

Das Marmorbad in Kassel.

In dem Artikel „Eine Schatzkammer der Kunst“ in Nr. 14 des Daheim wurde das Marmorbad erwähnt; auch über den Kunstschätzen dieses Kunsttempels wachte der verflossene Kurfürst von Hessen, daß keinerlei Nachbildungen derselben in die Oeffentlichkeit drangen, bis auch hier im Jahre 1866 die preußische Regierung in der liberalsten Weise Abhilfe schaffte und die Erlaubniß gab, die Statuen und Reliefs zu photographieren. Das Marmorbad befindet sich neben dem Orangerieschlosse in einem freistehenden Pavillon. Erbauer desselben ist der französische Bildhauer Peter Stephan Monnot (geb. 1628 in Besançon) dessen Bekanntschaft Landgraf Karl gelegentlich seiner italienischen Reise in Rom machte.

Der Künstler hatte jedenfalls die Absicht, hier ein großartiges Museum seiner eigenen plastischen Werke zu errichten, denn alles ist darauf berechnet, zu deren Aufstellung die günstigsten Plätze zu gewinnen. In der Mitte des runden, mäßig großen Saales sieht man den 25 Fuß im Umfang haltenden Baderaum, zu welchem fünf Stufen hinabführen. Das Licht fällt durch eine sich über ihm wölbende Kuppel, die von acht korinthischen Säulen getragen wird. An den diese verbindenden Bogen erblickt man die vier Jahreszeiten und die vier Elemente in Reliefs; über ihnen schweben Genien. Zwischen den Säulen stehen die Statuen des Apoll, der Minerva, des Bacchus und eine Bachantin. Acht andere Statuen sind in den Ecken placirt; die Wände zieren acht, 5 Fuß 4 Zoll breite, 8 Fuß hohe Reliefs, deren Sujets aus den Metamorphosen des Ovid entnommen sind. Ueber den beiden einander gegenüberstehenden Kaminen befinden sich die halberhabenen Brustbilder des Landgrafen Karl und seiner Gemahlin Maria Amalia von Kurland in reicher Einrahmung; mit schmeichlerischen Emblemen umgeben.

Alle figürlichen Theile in dem Pavillon sind aus dem schönsten, weißen, carrarischen Marmor mit einer technischen Vollendung gefertigt, welche zur Bewunderung hinreißt; das harte Gestein ist dem Künstler kein Hinderniß gewesen, sich in der Darstellung der kühnsten und graziösesten Bewegungen des menschlichen Körpers zu versuchen und allem Beiwerk die zarteste Ausführung zu geben. In der Leichtigkeit der Behandlung hat Monnot mit dem Pinsel des Malers gewetteifert, und sicher bezeichnen die Werke des Marmorbades die äußerste Grenze der für diesen Kunstzweig gegebenen Möglichkeit. Zu dem decorativen Theile sind, in geschmackvoller Zusammenstellung, die ver-

schiedensten Marmorarten in allen Farben verwendet. Nur ein Oelbild sieht man oberhalb der Decke; es stellt die Aurora dar.

Dieses außerordentliche Werk wurde in den Jahren 1720—28 vollendet, die Statuen von Monnot allein, die Reliefs unter Beihilfe seiner Söhne Peter und Franz. Die Kosten betrugen: für den Aufbau des Pavillons 2000 Thlr., 2500 Thlr. für Herrichtung des Badebassins; (die Marmorarten, aus denen dieses, sowie des Saales Fußboden besteht, sind aus deutschen Brüchen) 40,000 Thlr. erhielt Monnot für die Statuen und Reliefs; Summen, welche für die damalige Zeit höchst beträchtlich waren. H. Uhde.

Vom edlen Kraut.

„So, also Tabackssteuer, Tabacksmonopol wird uns das Zollparlament bringen" ruft ärgerlich der leidenschaftliche Raucher aus. Schneller stößt er die Ringe der feinen Havannacigarre von sich und berechnet im Geheimen, aber ingrimmig, wieviel sie jetzt, wieviel sie später kosten wird.

„Alle Monopole sind schädlich, verwerflich! Ich bin für unbedingte Freigebung des Handels und der Gewerbe in all und jeder Beziehung. Für meine Ansicht sprechen die Erfahrung, die Geschichte." So ein Volkswirth.

„Gemach, gemach!" wendet ein College ihm ein; „der Staat braucht Geld. Woher soll er es am leichtesten nehmen, so daß es nicht drückt? Gewiß doch da, wo er einen Luxusartikel besteuert, wo die Steuer von jedem Consumenten selbst sich auferlegt wird. Virchow verdammt ja ohnehin das Rauchen —"

Pro und contra füllen hier eine lange Reihe. Uns fällt es nicht ein, alle Gründe für und wider aufzuführen; wir möchten — sonst langweilig werden. Aber einige Thatsachen, die mit der Besteuerung des edlen Krauts im Zusammenhang stehen, dürften dem Leser willkommen sein. Die Kultur des Tabacks, welcher nächst dem Salz der allgemeinste Verbrauchsartikel ist, und unter den narkotischen Gewächsen eine ähnliche Rolle spielt, wie die Kartoffeln unter den Nahrungspflanzen, hat sich über die meisten Theile der bewohnten Erde ausgebreitet, und wo er nicht gebaut werden kann, dahin bringt ihn der Handel. Wir kennen kein Volk mehr auf unsrer Erde, das nicht rauchte. Selbst der Eskimo im Polarlande verschafft sich das edle Kraut auf dem Handelswege, und doch sind kaum 370 Jahre darüber vergangen, daß Europäer zuerst die wunderbare Sitte sahen. Was Wunder, daß der Taback heute unter dem Gesichtspunkte des Bedürfnisses angesehen sein will, daß er unentbehrlich erscheint, wie dieses vom Volkslied auch ausdrücklich anerkannt wird, welches das Rauchen bei allen Ständen schildert:

> Ein edles Kraut ist der Taback
> Trägt's mancher große Herr im Sack.

oder:

> Hier seht auch rauchen den Franzos
> Er dampft ein Cigarettchen bloß,
> Er hat ganz recht, es wird ihm schlecht
> Bei einer Pfeif' Taback.

Aber der „Franzos" hat es verstanden, trefflich mit dem Taback zu wirthschaften und durch das Verkaufsmonopol großartige Summen in die Staatskasse zu leiten. Die kaiserlichen Tabacksfabriken verkauften im Jahre 1867 nicht weniger als für 248,652,000 Franken Taback unter verschiedenen Formen! Der daraus erzielte Nettogewinn machte nicht weniger als 177,752,435 Franken oder 44,440,000 Thaler aus. Eine herrliche Summe — wenn auch auf dem Wege des Monopols erzielt! Aber, so wirft man ein, befinden sich nicht Posten und Telegraphen auch als Monopol in der Hand des Staats? Und wer klagt darüber? Mit dem Taback ist es allerdings eine andre Sache, indessen hat das Monopol in Frankreich doch dahin geführt, daß man für einen mäßigen Preis eine gute Pfeife Taback, eine unverfälschte Cigarre rauchen kann. Die Einführung des Tabacksmonopols datirt in Frankreich aus dem Jahre 1811. Napoleon I sah im Jahre zuvor auf einem Balle eine Dame, die durch außergewöhnlich reichen Diamantenschmuck auffiel. Als er erfuhr, sie sei die Gattin eines Tabackshändlers, war das Monopol beschlossene Sache. Zehn Monate darauf erschien das bezügliche Decret, welches der Staatskasse eine neue unerschöpfliche Einnahmequelle eröffnete, denn vom 1. Juli 1811 bis 31. December 1867 flossen nicht weniger als 1790,000,000 Thaler für verkauften Taback ein; die Auslagen betrugen 560,000,000 Thaler, mithin blieb innerhalb 56 Jahren ein Reingewinn von 1230,000,000 Thaler durch das Tabacksmonopol.

Der französischen Regierung liegt natürlich daran, ihre Einnahmen aus dem Taback immer auf gleicher Höhe zu erhalten oder zu steigern. Sie hat deshalb den Grundsatz aufgestellt: nur gute Waare zu verkaufen, und ist bestrebt, dieser durch Abstufung der Preise eine möglichst große Verbreitung zu verschaffen.

In 17 kaiserlichen Fabriken werden die Cigarren und der Taback fabrizirt. Er lagert in 31 großen Waarenhäusern; Großverkaufshallen gibt es 357 und Kleinhandelsstellen 38,831. Der französische Tabackhändler ist ein Beamter, der seinen Posten von der Regierung erhält und ihn so lange inne hat, als er sich — moralisch wie politisch — gut aufführt. Da die Zahl der Verkaufsstellen eine verhältnißmäßig beschränkte ist, so ist das Tabacksgeschäft für den Ladeninhaber allemal ein gewinnreiches. Er ist nicht fest besoldet, sondern bezieht einen Procentsatz von der Menge der verkauften Waare. Wie bedeutend das Einkommen sein kann, ergibt sich daraus, daß mehrere Läden auf den Pariser Boulevards ihren Inhabern jährlich 35,000 bis 60,000 Franken Reingewinn abwerfen; ja, die „berühmte Civette", die ihren Laden dem Palais Royal gegenüber hat, soll 125,000 Franken Nettogewinn jährlich haben.

Die Regie verkauft drei Arten Rauchtaback, „Maryland", den feinsten, „Caporal", die Mittelsorte, welche die weiteste Verbreitung hat, und billigen Soldatentaback, der bei schwerer Strafe an keinen Civilisten abgegeben werden darf. Cigarren werden in sechs bis sieben Sorten verkauft. Die besten kosten 4 bis 8 Groschen; sie werden nur ausnahmsweise verlangt, während die Londres zu 2 Groschen, die Trabucos zu $1\frac{1}{2}$ Groschen und die Decimos zu 6 Pfennigen die gangbarsten Sorten sind.

Werfen wir vergleichsweise noch einen Blick auf einige andre Länder. Seit König Jacob I von England sein Buch gegen den Taback geschrieben, haben Gegner wie Freunde des Rauchens viel hin und hergestritten, der Taback ist aber dem Finanzminister ein äußerst nützlicher Freund geworden. Der englische Schatzkanzler läßt diesen Artikel, der weitaus den höchsten Zoll von allen Einfuhrgegenständen abwirft, nicht aus den Augen, ja er ist für denselben gegen die Antitabackvereine in die Schranken getreten. Nicht weniger als 6,549,282 Pfund Sterling oder 45,840,000 Thaler — etwas mehr als in Frankreich — flossen im Jahre 1867 aus dieser Quelle in den Schatz, während der Werth der Tabackeinfuhr nur mit 2,381,312 Pfund Sterling declarirt war. Im Vereinigten Königreiche wird nirgendwo die Tabackspflanze angebaut, indem die Kultur derselben durch Parlamentsacte untersagt ist. Der Beschluß in dieser Richtung, welcher auch Irland mit einbegreift, datirt seit der Regierung Wilhelms II, und bis zu jener Zeit wurde unter Accisebeschränkung dort ziemlich erfolgreich Taback gezogen. Als ein Uebelstand der hohen, zu Unterschleifen reizenden Steuer, ist zu erwähnen, daß in England viele Verfälschungen mit dem Taback vorgenommen werden. Eine Untersuchungscommission fand folgende Ingredienzien im Londoner Taback: Rhabarberblätter, Nußblätter, Moos, Kleie, Malzkeime, Zuckerrübenrückstände, Lakritzen und Rosinen.

Endlich Oesterreich. Auch hier herrschen ähnliche Verhältnisse wie in Frankreich. Sowohl der im Lande gewonnene Taback (gegen eine Million Centner, namentlich aus Ungarn), als auch der im Auslande angekaufte rohe Taback wird in 27 dem Staate gehörigen, in eigener Regie betriebenen Fabriken verarbeitet. Im Jahre 1863 wurden $1029\frac{1}{2}$ Millionen Stück im Inlande fabrizirter Cigarren, 537,000 Centner Rauchtaback und 51,338 Centner Schnupftaback in den verschiedenen „Trafiken" verkauft, wodurch ein Erlös von mehr als 55 Millionen Gulden erzielt wurde.

Angesichts solcher Summen werden wir zum Freunde des Tabacksmonopols, denken wir aber an die Vertheuerung des „edlen Krauts" — dann empört sich unser Gefühl dagegen. Karl Mathy schrieb 1867: „Ich bin für das Monopol. Ein deutsches Tabacksmonopol, welches mehr eintragen muß, als sämmtliche Zollgefälle, ist ein nationales Band, noch weniger zerstörbar als der Zollverein, und es wird nur um so fester, wenn für die Entschädigung der Fabrikanten eine gemeinschaftliche Anleihe gemacht werden muß."

R. A.

Das Arndtdenkmal auf dem Rugard.

An dem Tage, an dem in tausenden von deutschen Kinderherzen Vater Arndts Christlied: „Der heil'ge Christ ist kommen" rc. nachgeklungen, am zweiten Weihnachtsfeiertage des vergangenen Jahres ist von deutschen Männern auf Rügens hoher Felsenwarte, dem Rugard, der Grundstein zu dem Denkmal des Dichterjubilars gelegt worden. Trotz des empfindlichen Schneetreibens und des eisigen Ostwindes, die an dem Tage herrschten, ist die ernste Feier — wie die Zeitungen des weiteren berichtet haben — in schöner und würdiger Weise vor sich gegangen.

„Wir wollen dem tapfern festen Manne", schloß Dr. Gülich seine Festrede; „hier oben auf dem Rugard, den er das Auge des Landes nannte und wo er so gerne weilte, einen festen Thurm errichten und heute den Bau beginnen, trotz Wetter, Sturm und Graus. Es ist nicht das Werk einer politischen Partei; Arndt stand auf einer höheren Warte, als auf der Zinne der Partei. Es ist auch kein provincielles Werk; Arndts Wirken reicht weiter über die engen Grenzen seiner Heimatsinsel hinaus. Jeder kann sich dabei betheiligen, dem für unseres Volkes Einheit, für des deutschen Vaterlandes Größe und Herrlichkeit ein warmes Herz in der Brust schlägt."

Und so sind denn auch aus den verschiedensten Landen, „wo die deutsche Zunge klingt," Beiträge eingelaufen; u. a. eine Sendung aus Frankfurt a. M. von über 140 Gulden; aus Graz in Steiermark ein 75 Pfund schwerer Marmorblock mit der Inschrift: „Treu und fest wie unsere Berge" und eine mit grünem Tuch überzogene Zinkplatte, auf der ein Edelweißstrauch geheftet war, mit der Inschrift: „Das ganze Deutschland soll es sein," u. m. a. Im ganzen sind bisher ca. 900 Thlr. eingegangen. Wir zweifeln nicht, daß in kurzer Zeit die noch fehlenden 5100 Thlr. zusammenkommen werden.*) Uebrigens wird der uns von dem Committee zugesandte und in Nr. 2 (S. 29) mitgetheilte Entwurf zu dem Arndtdenkmal wohl nicht zur Ausführung kommen. Das Projekt steht noch nicht fest, doch wird man sich wohl zu einem Thurm — wenn auch von etwas anderen Formen, als dem in der Leipziger Illustrirten Zeitung abgebildeten — entschließen. R. K.

*) Beiträge werden am besten direkt an das Committee zu Händen des Herrn Bürgermeisters Dr. Richter in Bergen auf Rügen eingesandt; doch sind wir event. zur Vermittlung derselben gerne bereit. D. R.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

VI. Jahrgang. Ausgegeben am 22. Januar 1870. Der Jahrgang läuft vom October 1869 bis dahin 1870. **1870 № 17.**

Eine Cabinetsintrigue.

Historischer Roman von **Georg Hiltl.**

(Fortsetzung.)

Der Wiener Allianztractat.

Obwohl die Verbindung zwischen Berlin und den in seinem Umkreise gelegenen Städten zu jener Zeit vielfachen Schwierigkeiten unterlag, war doch für regelmäßigen Betrieb zwischen den einzelnen Orten mit der Hauptstadt gesorgt. Einmal gingen wöchentlich acht Posten nach allen Richtungen hin ab, um Briefe, Packete und die freilich nur höchst inhaltlose Zeitung zu befördern, dann versorgte eine Reitpost die Entfernteren, Gutsbesitzer &c., endlich der Landbote mit Nachrichten. Landleute, Gewerb- und Handeltreibende, die fast täglich zur Hauptstadt kamen, brachten Neuigkeiten hin und zurück, und so war denn trotz aller Vorsicht die Kunde von dem bedenklichen Zustande, in welchem der König seit zwei Tagen schwebte, bald genug nach Berlin gedrungen. Sofort setzten sich diejenigen in Bewegung, deren Zukunft, je nach ihren Stellungen, vom Leben oder Sterben des Königs abhing. Zahlreiche Fuhrwerke hochgestellter Persönlichkeiten rollten auf der durch gelindes Frostwetter hart gefrorenen Landstraße dahin, und weil jede unmittelbare Annäherung verboten oder doch möglicherweise noch nicht gern gesehen war, blieben alle der Königin und dem kranken Könige fern, die nicht nach Brandenburg beordert waren. Um jedoch im entscheidenden Augenblicke sogleich bei der Hand zu sein, logirten sich viele in der Nähe Brandenburgs bei Verwandten oder Freunden ein. Die Katastrophe mußte ja bald eintreten, die Aerzte hatten den König aufgegeben, man hielt es sogar für überflüssig, aus Berlin Doctoren kommen zu lassen.

Eine der Kutschen, welche von Berlin nach Brandenburg fuhren, schien es besonders eilig zu haben. Vier starke Pferde zogen den Wagen in brausendem Galopp über die Landstraße. Die Fenster dieses Wagens waren vollkommen geschlossen, der Kutscher lenkte in Wege ein, welche seine Bekanntschaft mit der Gegend verriethen, während der ganzen Fahrt öffnete sich keinen Augenblick der Wagenschlag, kein Zeichen ward gegeben; erst als am nebligen Horizonte die Thürme von Brandenburg auftauchten, konnte man bemerken, daß der Schlag der Kutsche geöffnet ward, daß eine in Pelz gehüllte Person sich herausbeugte, dem Kutscher einen Befehl zurief und dann wieder in den Wagen sich zurückbog. Das Fuhrwerk änderte hierauf seinen Weg und nahm die Richtung gegen das Ufer der Havel zu.

Zur nämlichen Zeit war in dem Pavillon eines Gartens, dessen Gehölze bis an das Flußufer gingen, ein Mann beschäftigt, im Kamine des kleinen Zimmers ein Feuer zu unterhalten. Dieser Mann schien mit dergleichen dem Diener zukommenden Verrichtungen durchaus nicht vertraut zu sein, denn der Brand war schlecht eingelegt, einige Male verursachte der hervorquellende Dampf dem Heizer sehr starkes Husten, bis es endlich gelang, das Feuer in vollen Gang zu bringen. Der Mann säuberte seine feinen Hände von den Spuren der ungewohnten Arbeit, zog aus seiner schwarzseidenen Weste eine kostbare Taschenuhr hervor, und nachdem er die Zeit des Tages ersehen hatte, trat er zum Fenster. Von diesem aus konnte er die in der Ferne sich wie ein heller Streif dehnende Landstraße und die sich darauf fortbewegenden Wagen erkennen.

„Hui," murmelte er, „wie die ganze noble Gesellschaft sich in Bewegung setzt. Ja — ja! es wird manchem kurios zu Muthe sein, wenn die Bombe platzt! mir vielleicht am allermeisten — pah! es muß sich ja bald zeigen, was ich in Aussicht habe."

Er machte einen Gang durch das kleine Zimmer, dessen schadhafte Dielen knisterten. Dann stand er still, um zu horchen.

Der Pavillon war von einem zwischen den entlaubten Bäumen hervorragenden Herrenhause sehr weit entfernt, man konnte von den vier großen Fenstern aus nach allen Seiten sehen, die blätterlosen Büsche und Bäume gestatteten daher, daß jeder sich Nähernde von dem Zimmer aus bemerkt werden konnte.

Herr von Grumbkow — denn er war der Mann im Pavillonzimmer — sah aber niemanden in der Umgebung des Gebäudes, welche Wahrnehmung ihm sehr willkommen sein mußte, da er plötzlich ein Liedchen vor sich hinsummte. Er suchte alsdann in den verschiedenen Schriften umher, welche auf einem in die Nähe des Kamins gerückten Tische lagen, nahm ein Schreiben hervor und vertiefte sich

eifrig lesend in dasselbe. Bei dieser Beschäftigung überraschte ihn die Dämmerung.

Grumbkow mußte absichtlich jede Bedienung verschmäht haben, denn er zündete eigenhändig ein paar Lichter an, ließ die Vorhänge der Fenster herab und wärmte sich dann, in erwartungsvollem Schweigen den Rücken gegen den Kamin gekehrt.

„Aha, sie sind es!" sagte er nach langer Pause.

Das Rollen eines Wagens hatte schon seit einigen Minuten seine Aufmerksamkeit gefesselt — jetzt hielt dieser Wagen offenbar nicht weit von dem Pavillon — Grumbkow schlug ein wenig den Fenstervorhang zurück. Zwei Männer stiegen aus der Kutsche, traten in den Pavillon, kamen die Treppe hinauf und wurden von dem mit einem Armleuchter bewaffneten Minister empfangen.

„Baron," rief Grumbkow dem Eintretenden entgegen, „Sie sind die Promptitude in Person — mit dem Schlage treffen Sie ein."

„Wir sind Militärs von Hause aus," entgegnete der Baron von Bossen heiter, seinen Pelz ablegend, „und wenn man einmal in Preußen, unter Friedrich Wilhelm dem Ersten ist, dann muß man sich an Pünktlichkeit gewöhnen."

Grumbkow beobachtete den Zweiten, der ebenfalls in das Zimmer getreten war.

„Ich stelle Ihnen den kurfürstlich Hannoverschen Geheimen Rath Herrn von Elz vor," sagte Baron Bossen.

„Sie sind willkommen, meine Herren," fuhr Grumbkow fort, indem er Stühle heranrückte. „Nehmen Sie einstweilen mit dem geringen Labetrunk vorlieb, den Ihnen der Einsiedler vorsetzen kann."

Er deutete auf Gläser und Flaschen.

„Vor allen Dingen — wie steht es hier?" fragte Bossen.

„Schlecht — oder gut. Wie Sie wollen, Baron. Jeden Augenblick kann uns das Trauergeläut der Glocken den Tod des Königs anzeigen."

„Und die Königin?"

„Ist Herrin der ganzen Lage. Es unterliegt keinem Zweifel: das Codicill des Testamentes ist ihr vollkommen günstig."

Bossen schlürfte den Wein und schnalzte dann mit der Zunge.

„Parbleu — Sie würden dann in schlimme Situation kommen, Herr Minister."

„Ich bin auf alles gefaßt. Freilich könnte ich der Flut, die gegen mich heranbrausen wird, einen Damm setzen, wüßte ich den Inhalt des letzten Willens; indes ist das frommer Wunsch, nichts weiter."

„Ich bin auf Ihre Botschaft so eilig als möglich gekommen," sagte Bossen. „Es ist für Kaiserliche Majestät wichtiger als je — persönlich einzugreifen, wenn die Katastrophe uns über den Hals kommt."

„Ich kann mir diese Nothwendigkeit denken, Herr Baron. Es wäre eine gute Gelegenheit, die Markgrafschaft Brandenburg wieder herzustellen — wie aber: wenn die Königin — woran ich nicht zweifle, alleinige Herrscherin, Regentin wird?"

„Der Kaiser bleibt sicherlich Vormund des Kronprinzen, wie es bestimmt war — ihm würde also doch die Entscheidung anheimgestellt werden müssen, und kann ein Vormund nicht Pläne vereiteln, welche nach seiner Ansicht zum Schaden des Mündels gereichen?"

Bossen lächelte ironisch.

„Ich darf annehmen, daß Sie mir bezüglich des kritischen Momentes, dem wir entgegengehen, Mittheilungen zu machen haben," sagte Grumbkow lauernd. „Weshalb sonst die Anwesenheit des Herrn von Elz? Ziehen Sie die Verhandlung nicht in die Länge."

„Das ist mein Wille nicht, Herr Minister," sagte Baron Bossen. „Ueberdies sind wir in der Hauptsache einig. Sie wissen, daß Sachsen die schwierigste Rolle übernommen hat. Flemming reicht seine Hand dem Wiener Hofe. Hier handelt es sich um nichts Geringeres als um die einstige Vermählung des preußischen Kronprinzen mit der Erzherzogin Maria Theresia — es wäre ein großer Zug."

„Und die Religion?"

„Natürlich müßte eine Conversion des Kronprinzen eintreten."

„Dann freilich, Herr Baron, haben Sie allen Grund, den Tod des Königs zu wünschen," sagte Grumbkow mit boshafter Verneigung. „Friedrich Wilhelm, der Fels des Protestantismus, würde eher seine Krone opfern, als in eine Aenderung der Religion seines Kronerben willigen."

„Sprechen wir davon noch nicht, die Sache liegt in weitem Felde — halten wir uns an das Nächste. Flemming steht mit Rußland in Verbindung — er hat Aussicht, zu reüssiren, aber alle diese Projecte würden bei ihrer Durchführung einen harten Kampf bestehen müssen. Erleichtert wäre freilich der Sieg, wenn der sterbende König Sie und den Fürsten von Dessau zu Mitregenten ernannt hätte. Sie beide, meine Herren, würden dem kaiserlichen Interesse leichtes Spiel machen."

„Wir beide?" sagte Grumbkow. „Sie irren. Der Fürst ist ein treuer Freund — und noch mehr: ein treuer Preuße. Wenn er durchaus in den Regentschaftsrath aufgenommen werden will, so geschieht dies nur, um zum Besten Preußens wirken zu können. Ihm schwebt das Unheil vor, welches ein Weiberregiment über das Land bringen könnte, deshalb will er eine Stimme haben — gegen die Interessen des Staates würde er nicht das Geringste zulassen, und des Kaisers Majestät machen auf diesen wilden Kriegsmann auch nicht den kleinsten Eindruck — ihm imponirt nur ein Regiment guter Soldaten."

„Somit wären Sie der einzige, der unsere Sache fördern könnte."

„Wenn ich nicht mit gebundenen Händen dastehe, Herr Baron, kann ich allerdings helfen."

„Es ist unsere Absicht, solche Bande zu lösen, Herr Minister. Stirbt der König, so steht die Königin allein — Sachsen und Oesterreich sind mächtig genug, einen schweren Druck auf die Königin auszuüben, selbst wenn das Testament sie zur Regentin einsetzte. Wie, wenn der Kaiser Sie, kraft seines Amtes, als Vormund des Kronprinzen zum Vertreter Kaiserlicher Majestät einsetzte?"

Grumbkows Gesicht erheiterte sich bedeutend, als Baron Bossen ihm diese Aussicht öffnete.

„Das wäre eine große Sache!" sagte er nickend. „Dann könnte man wirken — aber sind Sie des Beistandes der hohen Höfe sicher? Sie nennen mir so häufig den Herrn von Flemming, — Flemming ist ein zweideutiger Charakter. Wer steht Ihnen dafür, daß er nicht ein doppeltes, ein gefährliches Spiel spielt? Seine Politik hat schon oft genug geschillert, ich erinnere an seine Unterhaltung mit Görz, den er bei sich aufnahm, gerade zu der Zeit, als jener Preußen zu compromittiren versuchte. Damals war Flemming scheinbar der beste Freund Preußens, und doch erhielt er gerade um jene Zeit die Vollmacht Augusts des Zweiten, in Wien zu unterhandeln. Sans comparaison, Baron — aber wer selbst hinter schlechten Thüren steckt, der traut auch andern nicht, die ähnliche Geschäfte betreiben. Wer so wie Flemming gehandelt hat, der wendet leicht den Spieß um — und ich, ich wäre das Opfer. N'est-ce-pas?"

„Flemming ist in dieser Sache uns gewiß. Haben wir nicht auch Manteuffel?"

„Er wird nicht gegen die Königin agiren."

„Wir wollen es sehen. Daß die Königin ihm nicht traut, beweisen die Bemühungen der Blaspiel, ihn für Sophie Dorothea zu gewinnen. Glauben Sie mir: in dieser Sache sind wir des Beistandes der Herren gewiß." „Bringen Sie mich ans Ruder — und ich werde das Schiff treiben helfen. Wenn ich nur zehn Minuten mit dem Könige gesprochen hätte! wenn ich ihn noch sprechen könnte—. Es ist viel zu erwägen, und Sie alle haben noch eins vergessen, wie es scheint."

„Und das wäre?"

„Der Einspruch Englands. Auch Georg der Erste ist Vormund des Kronprinzen."

Der Resident lächelte bedeutungsvoll, er wiegte sich in dem Sessel hin und her, dann sagte er, seine Hand auf Grumbkows Arm legend: „Cher ami — das eben ist es, weshalb wir eigentlich gekommen sind. Die Einsprache Englands wäre das letzte, welches Sie zu fürchten hätten."

Grumbkow blickte den Gesandten erstaunt, fast verdutzt an.

„Baron," sagte er nach einer Pause, „Sie scheinen kühn zu rechnen. England? England im Interesse Oesterreichs handelnd — das ist eine kühne Vermuthung. Bedenken Sie, daß der Vater Sophie Dorotheas auch König von England ist."

Baron von Bossen verzog keine Miene, er sagte, kalt und gemessen vor sich hinblickend, nur die Worte: „Eben deshalb."

„Aber erklären Sie mir — —" rief Grumbkow.

„Es ist gar nichts weiter zu erklären, bester Minister — es ist abgemacht. „England wird bei einer bevorstehenden großen Action auf Seite Oesterreichs und Sachsens bleiben, es würde zu uns halten,

auch wenn das Ableben des Königs nicht einträte, ja, es steht bei den beabsichtigten Schritten gegen Preußen sogar in erster Linie."

„Wie wäre dies zu glauben?"

„Ah — Sie vergessen bei der ganzen Berechnung, welche Sie aufstellen, daß Georg der Erste Kurfürst von Hannover ist, Sie vergessen, daß das welfische Haus eine dem Hause Hohenzollern feindliche Politik seit Jahren verfolgt hat. Man glaubte, durch die Bande der Heirath diesen Rangstreit ausgeglichen — möglich, daß es gelungen wäre, hätte in Folge der protestantischen Succession Georg der Erste nicht die englische Krone erhalten. Seit diesem Augenblicke ist es dem Welfenhause nicht zu verdenken, wenn es sucht, die verlorenen Posten wieder zu gewinnen. In Preußen ist man seit dem Großen Kurfürsten viel zu sehr mit Reformen und Fortschritten beschäftigt, und die Landstände Hannovers sahen seit dem französisch-schwedischen Kriege mit finsteren Blicken auf die Staatseinrichtungen Preußens, dessen Herrscher sich immer mehr von der Oberhoheit des Kaisers frei zu machen suchen. Wenn Hannover gegen Preußen agirt, so folgt es einem Triebe der Selbsterhaltung, denn über kurz oder lang würde es ohne Verbündete dem Aufgehen in Preußen doch nicht entgehen können."

„Wie aber denken Sie sich die Ausführung, Herr Baron?"

„Durch Zerstückelung Preußens. Was dem diplomatischen Angriffe gegen Friedrich den Dritten, nachmaligen ersten König von Preußen nicht gelang, das soll dem kriegerischen heute gelingen. Damals rechnete man auf die Theilung der Hohenzollerschen Macht durch ein Testament, welches jeden Erben zum Selbstherrscher machte, heute rechnen wir auf die Gewalt der Waffen."

„Sie beschwören also einen Reichskrieg herauf — Sie werden Mühe haben, die Zustimmung der einsichtsvollen Diplomaten zu erlangen — man fürchtet Frankreich."

Baron von Bossen erhob sich und blickte den Minister fest an.

„Herr von Grumbkow," sagte er, „wir haben alle Ursache, anzunehmen, daß Sie ein zuverlässiger Alliirter sind, denn Ihre ganze Zukunft ist mit dem Gelingen unsres Projectes verknüpft. Wir haben Beweise in Händen, falls Sie uns abtrünnig werden sollten; Beweise, welche Ihnen eine schlimme Stellung bereiten könnten, wollten wir Gebrauch davon machen. Ich gebe zu, daß Sie uns gerade so in Händen haben — mais — wir sind nicht Unterthanen eines so heftigen Mannes, wie Ihr König es ist. Ich erwähne dieses alles nur, um zu beweisen, daß wir volles Vertrauen in Sie setzen und daß wir Ihnen keine Schritte, welche bereits gethan sind, verhehlen wollen. Sie fragen, ob ich die Zustimmung der einsichtsvollen Diplomaten und Minister erlangen werde? Ich antworte Ihnen: am fünften Januar dieses Jahres ist zu Wien ein Tractat abgeschlossen worden, welchen der König von England als Kurfürst von Hannover, der König von Polen als Kurfürst von Sachsen — endlich der Kaiser Karl selbst — unterzeichnet haben. Kraft dieses Tractates sind die hohen Unterzeichner verbunden, ihre deutschen Lande zu schirmen, und außerdem die Vertheidigung Polens und Litthauens zu übernehmen. Die Sachen sind soweit gediehen in Deutschland, daß eine Aenderung des Bestehenden nothwendig wird, und während daher der Kaiser den König von Polen unterstützen wird, um den Czaren fern zu halten, wird der König von England die seinen deutschen Ländern zunächst gelegnen preußischen Provinzen besetzen."

„Das wäre eine Zerstückelung Preußens; und der Grund für dieses Vorgehen gegen uns?"

„Einfach der: Preußen wird nicht zugeben, daß Hannover sich in Mecklenburg festsetze. Mecklenburg aber will sich in den Schutz des Welfenhauses retten. Sie werden zugeben, daß die Chancen nicht besonders günstig für Ihr Herrscherhaus stehen. Das ganze Reich ist wider Preußen, Dänemark würde sich ein Vergnügen daraus machen, Stralsund und Rügen wieder zu erhalten, Holland nicht minder, um Mörs, Lingen und Geldern den Preußen wieder abzunehmen — selbst das kleine Kurpfalz würde mit Freuden seinen Agnaten, den Sulzbachern, die Erbfolge in Jülich und Berg wieder sichern. Preußen stände ganz allein da, denn Rußland wird fern gehalten durch den Kaiser und den König von Polen. Sie werden mir zugeben, daß es bei solchen Aussichten wohl lohnend sein dürfte, sich auf die Seite des Mächtigen zu schlagen."

„Und Sie denken, daß der Fürst von Anhalt-Dessau sich dabei betheiligen würde?"

„Wir brauchen ihn nicht. Wir haben den Prinzen Eugen und sämmtliche hohen Führer in diesen Plan eingeweiht. Flemming hat ihn mit unterzeichnet."

„Ich traue ihm nicht."

„Ohne Sorge! Flemming ist sehr vorsichtig, ich wiederhole es. Sie wissen nun, um was es sich handelt, und wir müssen die Sachlage betrachten. Stirbt der König, so haben wir sehr leichtes Spiel, denn die Tochter Georgs des Ersten würde nicht lange dem Willen ihres Vaters, der obenein Vormund ihres Sohnes ist, widerstehen können. Hat der König wirklich die Königin zur alleinigen Regentin ernannt, so würde dies allerdings Schwierigkeiten erzeugen, und es wäre Ihre Aufgabe, dies zu ermitteln, vielleicht ließe das Document sich vernichten, oder man könnte, wenn der König nur noch einige Tage am Leben bleibt, die Mitregentenschaft des Markgrafen von Schwedt durchsetzen, denn wird dieses nicht in dem Testamente bestimmt, dann haben wir nur noch Gewaltschritte zu thun, die Königin ist ein harter Kopf; sie wäre im Stande, den letzten Willen ihres Gatten mit den Waffen zu vertheidigen. Für solchen Fall würde die Occupation preußischer Provinzen eintreten. Bleibt der König am Leben, so werden die Bedingungen des Wiener Allianztractates aufrecht erhalten — wir schreiten gewaltsam ein, und Sie können dann Minister des Kurfürsten von Brandenburg werden."

„Die Stunden Friedrich Wilhelms sind gezählt," sagte Grumbkow nicht ohne Bewegung. „Es wird ihm dieses harte Loos erspart werden. Bliebe er am Leben, so wäre der Ausgang jenes gefährlichen Unternehmens sehr zweifelhaft. Der König hat eine Armee zur Seite, die seinen Gegnern furchtbar genug werden dürfte."

„Deshalb, um des Blutes vieler Menschen willen, wünschen wir ihm ein seliges Ende," sagte Bossen heuchlerisch.

„Wünschen wir es auch um unsrer selbst willen," setzte Grumbkow hinzu. „Vor allen Dingen wünschen wir aber, daß der König niemals etwas von jenem Plane erfahre. Unsere Köpfe — selbst der Ihrige, Herr Baron — ständen keinen Augenblick sicher."

„Es wird dahin nicht kommen. Haben wir doch alles mit dem dichtesten Schleier umhüllt."

„Hält Herr von Flemming keine Agenten?"

„Das wohl, aber er ist ihrer sicher. Ebenso der Prinz Eugen; die Unternehmung wird also ans Tageslicht treten, ehe noch jemand das Geringste davon vermuthet. Wer würde auch thöricht genug sein, seine Hand in solch gefährliches Treiben zu stecken? Das könnte ihm ein Ende bringen, wie es Patkul hatte. Eh bien! Entweder die Königin als Wittwe und unter einer Regentschaft, dann ließe sich leichter und schneller zum Ziele kommen, oder: der König als Reichsfeind umstellt von seinen mächtigen, alliirten Gegnern und in die Lage versetzt, jede Bedingung unterzeichnen zu müssen — das ist die Sachlage. Sie können den Alliirten den Sieg erleichtern, Sie können viel Schlimmes verhindern, wenn Sie, falls der König leben bleiben sollte, ihn zur Nachgiebigkeit bestimmen, ihn zu bewegen suchen, die mecklenburgischen Fürsten, welche sogar russische Truppen im Solde haben, unter den Willen des Kaisers zu beugen. Stirbt der König, so werden Sie viel Unheil hindern, wenn Sie es vor seinem Ableben bewerkstelligt haben, daß die Königin nicht unumschränkte Regentin bleibt, daß sie sich einem andern Willen unterwerfen muß, oder doch die alleinige Entscheidung nicht beanspruchen darf, weil ihr ein Mitregent zur Seite gegeben worden ist, den man, falls er sich gefügig zeigen sollte, vielleicht später auf den preußischen Thron setzen könnte."

„Und Sie, Herr von Elz, sind ebenfalls mit den Plänen einverstanden?" fragte Grumbkow den Kurfürstlichen Rath.

„Vollkommen, Herr Minister," entgegnete Elz. „Wenn des Königs von Preußen Majestät am Leben bleiben, so steht eine große Katastrophe in Deutschland bevor, falls Königliche Majestät nicht zur Nachgiebigkeit beredet werden. Eine Execution gegen Mecklenburg ist nothwendig geworden, um die Successionsangelegenheit zu regeln. Solche Execution würde des Czaren Majestät nicht ruhig mit ansehen wollen, worin derselbe von König Friedrich Wilhelm, als seinem Bundesgenossen, unterstützt werden würde. Um eine solche Execution wider Mecklenburg auszuführen, ist es, wie schon der Herr Baron von Bossen angedeutet haben, nothwendig, den Czaren von einem Angriffe auf Polen abzuhalten, dazu reichen des Kaisers und des Königs von Polen Majestäten sich die Hände. Wenn also ein deutscher Reichsfürst sich der Execution widersetzen, selbst nur den Durchmarsch fremder, etwa russischer Truppen, durch seine Lande nach Polen gestatten

würde, so würden sich sämmtliche Alliirten auf diesen werfen. Der Czar wird ohne Zweifel von Mecklenburg aus Unternehmungen gegen Bremen, Verden, selbst Schleswig wagen, dies ist die erste Besorgniß, welche die Alliirten ängstigt, zweitens aber ist es dem Kaiser sehr erwünscht, einmal kräftig in das Treiben des preußischen Staatsregiments eingreifen zu können; ich will hier kein Geheimniß daraus machen, daß das Erstarken Preußens in Wien ungern gesehen wird — genau so ungern, wie es unter Friedrich dem Ersten gesehen wurde — und daß diese Execution, falls sie von Preußen verhindert würde, den erwünschten Vorwand geben dürfte, die ausartenden Zweige des preußischen Herrscherbaumes zu beschneiden. Sie sehen, es ballen sich drohende Wetterwolken überall zusammen. König Friedrich Wilhelm und Sie, sowohl als die übrigen Herren Minister, sind vom Stande der Dinge unterrichtet. Sie wissen, daß die Unterhandlungen mit Wien und London im Gange sind, wenn Sie auch das so eben mitgetheilte Resultat geheimer Negotiationen noch nicht kannten. Sie kennen die Meinung der Höfe über die Anwesenheit russischer Truppen in Mecklenburg, Sie wissen, daß man dem König von Preußen große Anerbietungen gemacht hat, wenn er nicht auf Seiten des Czaren bleiben, sich dem Kaiser fügen wolle. Ich selbst leitete diese Unterhandlungen. Sie wissen, daß von Seiten Englands der Ton gegen Preußen ein kalter und strenger geworden ist, daß Ihr König selbst auf eine ernste Wendung der Dinge gefaßt war. Rechnen Sie nun noch hinzu, daß der voraussichtlich in wenig Stunden eintretende Tod des Königs dieses preußische Land regentenlos macht, oder was noch schlimmer ist, den Händen einer herrschsüchtigen Frau überliefert, so werden Sie zugestehen müssen, daß die Lage eine verzweifelte ist und daß Sie, Herr Minister, nichts Besseres thun können, als sich ganz auf kaiserliche oder königlich polnische Seite zu schlagen, das heißt: im Falle des schleunigen Ablebens Seiner königlichen Majestät jedes Bestreben der Königin Regentin, kaiserlichem Willen entgegen zu handeln zu hindern, und — falls des Königs Krankheit sich noch länger hinziehen sollte — dafür zu sorgen, daß des Königs letzter Wille, wenn solcher die Königin zur alleinigen Regentin bestimmte, geändert und ein Mitregent ernannt werde, der ohne Widerstreben sich kaiserlichem Willen füge."

Grumbkow hatte diese Auseinandersetzung mit finsteren Blicken angehört.

„Wir spielen alle um unsere Köpfe," rief er. „Ich sage es noch einmal und da alles so weit gediehen ist, behaupte ich: es wäre ein Glück für das ganze deutsche Reich, sowohl als für sämmtliche Mitwisser dieses gefährlichen Planes, wenn Gott den König zu sich nähme; denn wer steht Ihnen, meine Herrn, dafür ein, daß nicht doch der eine oder der andere, irgend ein Schreiber, ein Bedienter in Wien, Dresden oder Hannover von dieser Liga gegen Preußen Wind bekommen habe? Eine einzige Unterredung mit dem Könige, und wir sind verloren. Und ist der Preis, welcher dem Verräther winken würde, nicht hoch genug, um alles zu wagen?"

„Ich habe Ihnen schon angedeutet, daß sämmtliche Verhandlungen nur durch die sichersten Persönlichkeiten geleitet wurden."

„Wie können Sie wissen, ob nicht ein Spion Kenntniß erhielt? Und Herr von Flemming? Ich traue ihm alles zu. Ich halte ihn für fähig, in das Complott gegen Preußen zu willigen, seine Hand zu bieten und während derselben Zeit auf irgend eine Weise, durch eine beliebige Person den König warnen zu lassen, vor eben denselben Leuten, in deren Interesse er arbeitet."

„Das wäre ein ungeheures Wagestück. Die vertraute Person könnte ihn schwer compromittiren."

„Herr von Flemming würde sich zu decken wissen. Er würde beispielsweise angeben, keine Kenntniß von dem Plane des Verräthers gehabt zu haben, compromittirende Schriftstücke würde der Denunciant nicht aufweisen können. Käme die ganze Sache ans Licht, so könnte er mit dreister Stirn behaupten, vollständig unwissend zu sein. Der König aber wäre nichtsdestoweniger gewarnt, und einmal mißtrauisch gemacht, würde er sicherlich so auf der Hut sein, so rasch und entscheidend handeln, daß Ihre besten Pläne über den Haufen geworfen wären, noch ehe man sie ins Werk gerichtet hatte."

„Sie haben Recht," sagte Bossen. „Wenn der König Wind von dem geheimen Plane erhält, dann sucht er dem Ausbruche zuvorzukommen, mit dem Czaren ein schleuniges Bündniß einzugehen und den Kaiser durch die Aufdeckung des Complottes vor ganz Europa so zu compromittiren, daß sämmtliche Mächte Zeter schreien müßten. Ich kenne Ihren Monarchen. Er weiß nichts von Rücksichten, sobald es sich um dergleichen Dinge handelt. Indessen — wozu darüber noch grübeln? Sie, Herr Minister, sind mit uns verbündet, unsere Sache ist eine gemeinsame. Sie haben bereits Schritte gethan, mit in den Regentschaftsrath gezogen zu werden."

„Ich wollte, ich hätte es nicht gethan," rief Grumbkow. „Dadurch, daß ich jener Frau von Blaspiel Anerbietungen machte, habe ich mich compromittirt. Ich kann leicht bei dem Könige verdächtigt werden, und obenein habe ich nichts erfahren. Die Blaspiel ist ein verschlossenes Weib in solchen Dingen."

„Wozu grübeln, was kommen könnte? sage ich noch einmal. Ihr König wird Sie nicht mehr zur Rechenschaft ziehen. Er ist ein Mann des Todes — darüber herrscht kein Zweifel mehr. Noch kurze Zeit, und wir haben das Heft in Händen. Sehen Sie zu — vielleicht gelingt es Ihnen, das Document in Besitz zu bekommen. Die Abschrift werden wir wohl später beseitigen können. Wenn Preußen ohne Herrscher ist, sind die Diener fügsamer in kaiserlichen Willen, und für Herren von Prinzen gibt es noch Mittel anderer Art. Beseitigung des Testamentsexemplares, welches in Händen der Königin ist — das wäre das Beste. Adieu, mon ami, für heute. Sie kennen nun den Stand der Dinge, und wenn nicht ein Wunder geschieht, so sehen wir uns morgen Abend hier an dieser Stelle wieder als Curatoren des Königsreiches Preußen! Ha! ha! ha! ein precieuser Einfall! Adieu — wir übernachten in der Maille beim Förster. Adieu!"

Grumbkow ließ beide hinaus. Sie waren bald im Garten bemerkbar und verschwanden in der Richtung des Flusses. Der Minister blieb noch eine Zeit lang im Gemache, nahm einige Briefe, die er zu sich steckte und schlug dann den Mantel um seine Schultern. Er löschte die Lichter, tappte im Dunkeln zur Thüre und die Treppe hinab.

„Gefährliches Werk — aber wie es auch kommen möge: ich werde nicht zurückschrecken. Der König ist leicht zu beschwichtigen — er ist harmlos, redlich wie alle sanguinischen Naturen — ha, diese Blaspiel — dieses einfältige Weib! Sie hätte tausende verdienen können. Dumme Redlichkeit!"

Unter diesen und ähnlichen Selbstgesprächen war der Minister bis zur langen Brücke gekommen. Er konnte das Haus sehen, in welchem der kranke König lag. Zahlreiche Menschengruppen umstanden dasselbe, vor der Thüre gingen die Wachen auf und nieder, und einige Offiziere bemerkte man in dem weiten Hausflur.

„Seltsamer Moment," murmelte Grumbkow. „Dort in dem kleinen Gebäude liegt der Mann auf dem Sterbebette, an dessen Namen so vieles hängt. Nur noch wenige Stunden, und es wird eine andere Zeit hereingebrochen sein über Preußen — wenn die Fenster des Zimmers offen stehen werden, in denen die königliche Leiche auf dem Todeslager ruht."

Eines der erhellten Fenster im Hause ward plötzlich dunkel. Grumbkow fuhr zusammen.

„Sollte gerade jetzt — in dieser Secunde vielleicht das Leben entflohen sein?"

Er wickelte sich fester in seinen Mantel und näherte sich dem Hause. Gerade, als er bei dem Brückenwärter angekommen war, bogen zwei Diener mit Windlichtern in den Händen um die Ecke der Straße, zwischen ihnen ging eine Dame; betroffen fuhr Grumbkow zurück. Obwohl die Dame tief verschleiert war, glaubte er doch an Gang und Haltung sie zu erkennen. Er eilte durch die Menschengruppen, und es gelang ihm, einen der Lastträger zu erhaschen.

„Mein Freund," sagte er, seinen Mantel vor das Gesicht schlagend. „Sagt mir doch, wer war jene Dame? und woher kam sie?"

„Es ist die Freundin der Königin — die Blaspiel," antwortete der Mann. „Sie kam heute von Berlin an und holt aus der Engelapotheke am Markt die Medicin für den König."

Grumbkow machte eine heftige Bewegung.

„Schon hier — die Vertraute!" murmelte er. „Wo, zum Teufel, mag sie so schnell hergekommen sein? — hm! wer weiß, wozu das gut ist! Die Königin hat sich Succurs geholt, aber wenn der König stirbt — dann wollen wir sehen, ob Frau von Blaspiels Treue auch noch so unerschütterlich ist! Courage! wagen wir einen neuen Sturm."



Der erste Walzer.

Nach dem Gemälde von Leinweber.

Der Regimentschirurgius Holtzendorff.

Am folgenden Tage hatte die Stadt Brandenburg eine sonderliche Physiognomie angenommen. Die tiefste Stille herrschte in den öden Gassen, kein Fuhrwerk rasselte über die Dämme, und der Markt auf dem weiten Platze wurde nur von wenig Käufern besucht. Die einzigen Persönlichkeiten, welche etwas Leben in diese Stille brachten, waren Soldaten vom Leibregiment. Sie marschirten in einzelnen Trupps oder Commandos von ihren Quartieren aus auf die bestimmten Sammelplätze, aber ohne Trommel und Pfeifen-

klang, die Gewehre wurden fest angezogen, damit sie nicht klirrten, die Unterofficiere gaben nur halblaut ihre Befehle.

Vor dem Hause, in welchem der König krank lag, standen lautlos eine Menge Menschen wie am Tage vorher, sie blickten alle besorgt nach den Fenstern empor, schauten jedem Diener, dessen sie zufällig ansichtig wurden, ängstlich nach und beobachteten die vier oder fünf Reiter, welche im Hofe des Hauses hielten. Diese Reiter waren mit hohen, schweren Stiefeln bekleidet, ihre Pferde trugen derbes Reitzeug, dicke Peitschen hielten diese Leute in den Händen — es waren Couriere, deren ganze Ausrüstung und Haltung zeigte, daß sie bereit sein mußten, jeden Augenblick nach erhaltenem Befehl dahin oder dorthin zu galoppiren, um eine wichtige Neuigkeit in die Ferne zu tragen.

Daß diese Neuigkeit eine traurige sein würde, verhehlte sich niemand mehr, denn seit dem vergangenen Abende waren die Berichte über des Königs Befinden sehr schlechte, und wenn der strenge Monarch auch manchem seiner Unterthanen Furcht eingeflößt hatte, so stand er doch durch sein männliches, festes Wesen in großer Achtung, und mit Besorgniß sah Jedermann in die Zukunft, sich fragend: „Was wird aus dem verwaisten Throne werden, wenn König Friedrich Wilhelm aus diesem Leben scheidet?“ — man beantwortete sich diese Fragen wohl, aber die Antworten waren nicht erfreulicher Natur, alle Welt kannte die Parteispaltungen am Hofe, denen allein des Königs eiserner Wille zur rechten Zeit entgegentrat, und wenn auch ein Begünstigter sich augenblicklich Gehör zu schaffen wußte: des Königs klarer Verstand, sein ganz auf das Praktische gerichteter Blick entschieden am Ende doch so, daß in den meisten Fällen die Betheiligten Ursache hatten zufrieden zu sein, wenn selbst die Sprüche des Königs von einigen Rauhheiten und polternden Auslassungen begleitet waren.

Die ängstliche Stille, welche in der Stadt bemerkt wurde, erklärte sich daher leicht — sie wich gegen Mittag einer nicht minder unheimlichen Bewegung. Die Plätze füllten sich mit Menschen jeden Alters und Geschlechtes, diese Menschen sprachen und gestikulirten heftig durch einander — der Berliner Leibarzt war angekommen, hatte den König untersucht und sich ganz ebenso wie die Brandenburger Aerzte ausgesprochen. Der König war also dem Tode verfallen.

Nach diesem letzten Ausspruche schien es gerathen, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Es ward in aller Stille der Befehl gegeben, die Truppen auf den Sammelplätzen consignirt zu halten, damit sie sogleich nach dem erfolgten Ableben des Monarchen den Fahneneid leisten konnten, der sie dem Nachfolger unterstellte. Wer dieser Nachfolger sein würde, vermochte freilich niemand zu sagen, aber die Nothwendigkeit dieser militärischen Maßregel leuchtete jedem ein, die Soldaten, namentlich diejenigen vom Leibregimente der Riesengardisten, bildeten eine durch des Königs Gunst besonders verwöhnte und vollständig von anderen Menschenkindern gesonderte Kaste. Sie gingen oft zu zehn bis zwölf Mann durch die Straßen, und es wae dann nicht gerathen, oft sogar gefährlich, ihnen zu begegnen. Nicht nur, daß die Vorübergehenden meistentheils durch rohe Späße aller Art beleidigt wurden; die aus aller Herren Länder zusammengewürfelten Lieblinge betrachteten sich auch als Besitzer der Straßen, indem sie den sogenannten „breiten Stein“ für ihre Personen in Anspruch nahmen; d. h. sie verlangten, daß jeder ihnen aus dem Wege gehe. Damals waren nämlich durch die ungepflasterten Straßen Fußwege von breiten oder großen Steinen gelegt, auf welchen bei schmutzigem Wetter die Straßen passirt werden konnten. Diese Fußwege waren es, auf denen es meist zu Reibungen zwischen den Leibriesen und den Bürgern kam, weil erstere gar keinen Anstand nahmen, Männer oder Frauen vom breiten Stein hinab in den Straßenkoth zu stoßen. Diese Rohheiten, denen noch ärgere folgten, machten die Bürger ängstlich in dem bedenklichen Augenblicke, als sich die Nachricht vom nahen Tode des Königs verbreitete. Es gereichte daher einigermaßen zur Beruhigung, als man die gefürchteten Riesen unter Obhut der Offiziere zu den Sammelplätzen eilen sah. Mindestens war doch nun kein sofortiger Ausbruch zu besorgen, den alle Welt fürchtete und der vielleicht auch erfolgt wäre, wenn sich diese wilden Burschen plötzlich ohne den König in Brandenburg befunden hätten, ohne ihn, den sie trotz aller Beweise seiner Zuneigung dergestalt fürchteten, daß die baumlangen Missethäter ein Zittern ergriff, wenn Friedrich Wilhelm in ihre Nähe kam, um einen Exceß zu untersuchen.

Heute verhielten sich alle diese furchtbaren Kerle mäuschenstill — ja zuweilen konnte man in den Augen einiger so etwas bemerken, was einer Thräne gleich sah — denn eben war eine neue Kunde, aus dem Wohnhause des Königs kommend, durch die Straßen geeilt, auf die Sammelplätze gedrungen: „Der Arzt gibt dem Monarchen noch zwei Stunden.“ Nunmehr glaubten die Hofleute, welche in der Nähe des Hauses auf der Lauer lagen, die Stellenjäger, welche unter Friedrich Wilhelm schlechte Zeit gehabt hatten, nicht mehr säumen zu dürfen. Sie kamen von allen Ecken und Enden herbei, umdrängten das Haus, stiegen sogar die Treppe hinan, füllten den Hof und konnten nur mit genauer Noth von dem Hineindringen in die Zimmer abgehalten werden.

In dem Wirrwarr, der nun entstand, behielt die Königin ihre Ruhe vollständig. Sie hatte ihre Diener in den Vorzimmern postirt, sie verließ das Bette des kranken Gemahls keinen Augenblick. Dicht bei ihr saß Frau von Blaspiel.

„Hier habe ich das Document“, flüsterte ihr die Königin zu, auf eine Stelle ihres Mieders deutend. „Wenn sie mir ein Leides anthun wollen, so hilf diese Stelle decken.“

Obwohl Frau von Blaspiel die übertriebene Aengstlichkeit der Gebieterin belächelte, bemächtigte sich doch auch ihrer eine starke Besorgniß. Sie war, als Dumoulin ihr den Brief der Königin übergeben hatte, nach stattgehabter Unterredung mit Jablonsky, sofort nach Brandenburg geeilt. Sie kannte den geringen Anhang, dessen sich die Königin erfreute, und die wenigen Personen, aus denen jener Anhang bestand, waren in Berlin zurückgeblieben. Sophie Dorothea war daher mit der Blaspiel eigentlich allein in einer Strömung von möglichen Intriguen, die man noch gar nicht berechnen oder voraussehen konnte. Der Fürst von Anhalt und Dessau, der nach dem Tode des Königs, für den nächsten Augenblick wenigstens, das Obercommando über die Truppen, mithin die Executivgewalt in Händen hielt, war kein Anhänger der Monarchin. Daß sich ein Complott vorbereite oder schon organisirt hatte, war der Blaspiel zur Gewißheit geworden, sollte doch Jablonsky Beweise oder Beschuldigungen erhalten. Die Königin fürchtete das Aeußerste — diese Furcht theilte sich der sonst muthigen Frau von Blaspiel mit. Sie glaubte zuletzt selbst an die Möglichkeit, daß rohe Gewalt eine Aenderung des Bestehenden herbeiführen könne, denn die Königin hatte der treuen Freundin kein Hehl aus dem Inhalte der Testamentsklausel gemacht, welche der König zu Gunsten seiner Gemahlin dem letzten Willen angehängt hatte. Zu dem allen kam der tiefe Schmerz, den die Königin bei dem Gedanken empfand, daß Friedrich Wilhelm ihr entrissen werden solle; sie hatte die Aerzte mit tausend Fragen bestürmt, Verheißungen der glänzendsten Art gethan — sie wollte den Gatten um jeden Preis retten — und als die Männer der Wissenschaft die Achseln zuckten, da verließ Sophie Dorothea ihre bisher bewahrte Festigkeit, sie sank halb ohnmächtig in die Arme der Blaspiel

Als in Folge des letzten Ausspruches die Unruhe draußen merklich und so bedeutend wuchs, daß selbst der kranke König aufmerksam wurde, gab die Königin der Blaspiel leise den Befehl hinauszugehen und dem General Natzmer die Säuberung des Hauses von unruhigen Gästen dringend anzurathen. Als Frau von Blaspiel zur Treppe eilte, kam mit hastigen Schritten, drei oder vier Stufen überspringend ein Mann ihr entgegen, dessen Anblick die muthige Frau erbeben machte. Sie sah sich, fast Gesicht an Gesicht, dem Minister von Grumbkow gegenüber. Grumbkow schien nicht minder betroffen. Seine weltmännische Gewandtheit half ihm jedoch schnell über das Staunen hinweg. Er grüßte artig und streckte sogar die Hand der Frau von Blaspiel entgegen, was diese aber zu ignoriren wußte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Sprechzimmer eines alten Sachwalters.

III. Ein wahrer Roman.

Es war mitten im Winter. Ruhig arbeitend saß ich in meinem Büreau, da meldete mir der Expedient, daß eine Frau Willmoden mich zu sprechen wünsche. Frau Willmoden? fragte ich mich — ganz recht, jetzt fiel es mir ein, war das nicht die angenehme Erscheinung, die mein ehemaliges Studentenstübchen bewohnte,

welches ich mit meiner Frau auf einer Erholungsreise im verflossenen Sommer wieder aufgesucht hatte? Wir hatten in der Nachbarschaft ein Sommerlogis bezogen und uns an dem stillbescheidenen Walten der jungen Frau erfreut. Ihr Ruf war untadelhaft, sie lebte zurückgezogen von dem, was sie durch Handarbeiten verdiente und sorgte echt mütterlich für die Erziehung ihres einzigen Kindes, eines hübschen Knaben. Mehr konnte ich damals nicht erfahren.

Jetzt stand sie nun vor mir. Sie war achtunggebietend und doch wieder verlegen eingetreten, begann aber, nachdem ich sie ermuthigt und als eine alte Bekannte begrüßt, tief seufzend ihre Geschichte zu erzählen, die zugleich das Anliegen in sich schloß, welches sie zu mir führte. Sie hub an:

„Meine Wiege hat am Rhein gestanden. Am Ufer des gewaltigen Stromes erhob sich das vielfenstrige Haus meiner Eltern, Garten und Weinberge stießen daran, wir lebten im Herzen des Rheingaues.“ Sie nannte den Ort. „Ich hatte eine glückliche, aber kurze Kindheit. Den Segen der Geschwisterliebe habe ich nie gekannt. Wohl hatte ich Geschwister, aber das jüngste von ihnen war ein halbes Menschenalter älter als ich, und soweit ich zurückdenken kann, habe ich nie andere als lieblose Worte von ihnen gehört. Schon bei Lebzeiten der Eltern sahen sie in mir nur die nachgeborne Miterbin, niemals die Schwester. Die Besuche meiner verheiratheten Schwestern im Elternhause waren mir stets Störungen, feindliche Bürgerkriege in dem tiefen Frieden, in dem ich sonst lebte. Der Friede war für mich bald dahin für immer. Ich war noch ein kleines Ding, ach, noch viel zu klein, als meine gütige Mutter hinausgetragen ward auf den Friedhof des Dorfes, wo der große Nußbaum außerhalb der Mauer über die weißen Marmorplatten unsrer Familiengruft hereinragt. Bald nachher ward mein Vater neben ihr unter den Rasen gebettet. Ich fühlte mich namenlos verlassen. Das elterliche Haus füllte sich mit der Sippschaft. Meine Schwestern zogen an mit Kind und Kegel und ihren Männern, die dem Alter nach meine Väter sein konnten. Ich hörte sie die Lieblingsplätze meiner Kindheit unter sich vertheilen, als ob mir nichts davon zukäme. Auch der alte Onkel Fritz war von der Ruhr angekommen. Er war ein mürrischer, alter Junggesell, großknochig, außergewöhnlich groß, stark und derb. Ich konnte mich nicht erinnern, ihn je gesehen zu haben. Wie ich später erfuhr, war er auf den letzten Wunsch meines Vaters herbeigeeilt, um dessen letzten Willen zu vollstrecken. Wenige Tage nach dem Begräbniß kamen die Beamten des Gerichts in unser großes, gutes Zimmer, und die ganze Verwandtschaft fand sich ein. Es kam mir fast lächerlich vor; denn die Gruppe vor mir, die hungrigen Erben, der Onkel mit seiner steifen, weißen Halsbinde und seinem altmodischen Rock, die gleichgültigen Gerichtspersonen, all das sah grade aus, wie der Stahlstich: „die Testamentseröffnung“, der über dem Flügel hing. Bald gewann die Scene vor mir noch mehr Aehnlichkeit mit der Abbildung an der Wand. Meine Schwestern wurden im Testament durch die namhafte Mitgift, die sie erhalten hatten, abgefunden erklärt, bis auf einige tausend Thaler, die jede noch bekommen sollte. Aber die Familienbesitzung mit allem lebenden und todten Inventar und Mobiliar wurde mir zugesprochen, und mein Onkel Fritz mir als Vormund eingesetzt, mit der Verpflichtung, auf dem Gute wohnen zu bleiben und meine Erziehung selbst zu leiten. Ich vergesse die Scene nicht, die nun losbrach. Die bittersten Verunglimpfungen des theuren Todten drangen über die Lippen meiner Schwäger und Schwestern, auch an Scheltworten gegen Onkel Fritz fehlte es nicht, da ihm das Testament die weitgehende Befugniß einräumte, mich mit dreißigtausend Thalern abzufinden, wenn ich dereinst gegen seinen Willen mich verheirathe. „Erbschleicher!“ „Untergeschobenes Testament!“ schallte es von meinen Verwandten herüber, die sich erhoben und in einer kampfbereiten Phalanx zusammengerottet hatten. Die Gerichtspersonen hielten mit der Verlesung inne und schlürften verlegen den feurigen Aßmannshäuser, der vor ihnen funkelte. Alles blickte auf meinen Onkel. Derselbe hatte gleich anfangs sich seinen Nichten gegenüber gesetzt, und empfand, wie mir schien, ein ungewöhnliches Behagen daran, die Wirkungen zu beobachten, welche die Bestimmungen des Testamentes auf seine Nichten und deren Männer ausübten. Dann aber, als ihm die argen Verdächtigungen ins Gesicht geschleudert wurden, ward sein braunes Antlitz nach und nach purpurroth, er sprang vom Stuhl auf; die riesige Gestalt that einen Schritt nach den Verwandten, sein Arm hob sich, seine Lippen bebten, mir standen die Thränen zuvorderst, und ich fing laut an zu weinen. Da trat mein Onkel auf mich zu und nahm mich bei der Hand, mich beruhigend. Er war leichenblaß und deutete auf das lebensgroße Bild meines Vaters, das uns gegenüber hing. „Der ist mein Zeuge,“ sprach er feierlich, „daß dies sein Wille ist, nicht meiner. Ich hätte mich bald vergessen in der ernsten Stunde, da uns sein letzter Wille kundgethan wird. Schämt Euch,“ donnerte er meinen Schwestern entgegen, „Ihr seid nicht werth, seine Kinder zu heißen.“ Dann trat er zu den Gerichtspersonen. „Ehe Sie in der Testamentseröffnung fortfahren,“ sprach er, „lesen Sie dies.“ Es war ein auf seinen Namen lautender Depositenschein der englischen Bank über zwanzigtausend Pfund Sterling. „Ich dächte, das genügte für meine alten Tage, ohne daß ich nöthig hätte, erbzuschleichen,“ rief er dazwischen, „und nun lesen Sie dies,“ sprach er, den Gerichtspersonen ein vergilbtes Papier überreichend. Es war ein gerichtlich ausgefertigter Schuldschein meines Vaters über fünfzehntausend Thaler, die Summe, mit welcher der Vater vor drei Jahrzehnten sein Grundstück erworben hatte. „Was blieb Euch von der Erbschaft, wenn ich meine Forderung geltend machte?“ fragte er. Er steckte den Schuldschein und Depositenschein wieder zu sich und ersuchte das Gericht, weiter zu lesen. Das Testament enthielt schließlich die Bestimmung, daß dasjenige Kind, das es anfechte, auf den Pflichttheil gesetzt und zur Herausgabe des überschießenden Betrages der erhaltenen Mitgift gezwungen werden solle.“

„Von diesem Tag an war von Familienbanden bei uns nicht mehr die Rede. Der Onkel ließ den Schwestern, unter ausdrücklicher Verwahrung seiner Forderung an den Nachlaß, die Erbmasse auszahlen. Es folgten Processe über Processe, welche meine Schwäger zwar verloren, die aber auf den Gemüthszustand meines Onkels vom schlimmsten Einfluß waren. Er brach allen Verkehr mit den Menschen ab und kam jahraus jahrein nicht aus dem Haus oder Garten. Mir ließ er eine vortreffliche Erziehung im Hause geben. Nicht den schlechtesten Theil meines Wissens verdanke ich den Mittheilungen aus seiner reichen Lebenserfahrung, seiner merkwürdigen Belesenheit.“

„Unter diesen Verhältnissen bin ich herangewachsen, ohne genauere Freundin im Dorfe, ohne eigene Kenntniß der Welt und Menschen, fast ohne allen Verkehr mit der Außenwelt. Ich war auf dem besten Wege, ein gelehrtes Haus zu werden, und so sonderbar wie mein alter Onkel, so lange mein Eigenwille schlief. Ich hatte bis dahin im tiefsten Frieden mit meinem Onkel gelebt, und ihn gütig, wie einen Vater gefunden. Namentlich war ihm gelungen, von Kindheit an in mir die feste Ueberzeugung einzupflanzen, daß eine Heirath für mich das größte Unglück der Welt sei. Er kannte dafür die größte Mannigfaltigkeit von Beispielen, die mir je vorgekommen ist. Ich war auch in meinem siebzehnten Jahr fest entschlossen, das Gelübde zu halten, das ich ihm in meinem zehnten unter Thränen gegeben, nie zu heirathen. Aber dafür war die Sehnsucht, die Welt zu sehen, mächtig in mir rege geworden. Täglich zogen zahllose Schiffe, die stattlichen Rheindampfer an unserm Hause vorüber — Eisenbahnen gab es noch nicht. Von der in Trümmer gesunkenen Burg, die den Berg unsres Dorfes krönte, hatte ich die weite Welt oftmals so wunderbar reich, schön und groß gesehen, Städte und Dörfer mit ihren goldigen Kuppeln, das breite, stromdurchglänzte Rheingau, das emsige Hasten der Schiffe, nur niemals hatte ich von der schönen Welt mehr sehen dürfen. Ich kam mir mit tiefem Schmerz vor als eine der vielen verwunschenen Prinzessinnen unsrer Berge, die ewig an einen Ort gebannt sind, bis ihre Erlösungsstunde schlägt. Ich erklärte das meinem Onkel eines Tages rund heraus. Er lachte mich aus. Ich bat, ich weinte, ich schmollte; er blieb unerbittlich. „Nur bis Köln, lieber Onkel,“ war mein Morgen- und Nachtgruß an ihn. — „Hier ist es viel schöner, liebes Kind,“ war seine stehende Gegenrede. Endlich erklärte ich ihm mit der größten Entschlossenheit, daß ich allein reise, ihm durchgehen werde, wenn er nicht mitkomme. „Dummes Zeug,“ sagte er, „Du hast ja kein Geld dazu.“ — „Ich habe Geld,“ erwiderte ich stolz, im Bewußtsein meiner gefüllten Sparbüchse. Er gab nach, er traute mir mit Recht zu, daß ich bei längeren Widerstreben die Reise ohne ihn gemacht hätte. Wenige Tage später nahm der Rheindampfer bei der nächsten Haltestation uns an Bord.“

„Ich unterlasse es, die überwältigenden Eindrücke dieser Reise zu schildern, meiner ersten außerhalb des Gesichtskreises meiner Kindheit. Es war mir, als hätte ich eine neue Seele gewonnen. Wir traten auch die Rückreise zu Schiff an. Aber eines Umstandes

muß ich noch erwähnen, weil er für mein künftiges Leben vom größten Einflusse war. Mein guter Onkel kam nämlich ohne seine Schuld mit einer Anzahl angetrunkener Studenten in einen Streit, der selbst in ein Handgemenge ausartete. Die Scene wurde so wild, daß mir fast die Sinne vergingen; ich sah nur noch, wie plötzlich ein hoher, junger Mann neben mir stand, mir den Arm reichte, sich zwischen mich und die Kämpfenden stürzte, mich aus dem Gewühl mehr trug als führte. Ich ward ohnmächtig."

„Als ich erwachte, sah ich mich in der Cajüte. Neben mir saß mein Onkel, ruhig seine Pfeife im Mund." „Siehst Du, Gertrud, wären wir zu Hause geblieben," sagte er gelassen, „hier kann man nicht einmal seine Pfeife rauchen." — „Wo sind die Studenten," fragte ich wie nach einem bösen Traum. — „Besorgt und aufgehoben, alle an Land gebracht. — „Wo ist mein Retter?" rief ich, da mir nun auch der glücklichste Theil der wilden Scene einfiel. — „Dein Retter?" fragte er, mit einem Gesicht, als wenn er noch einmal lesen lernen sollte. „Dein Retter? wenn Du noch einen Funken Gerechtigkeitssinn in Dir hast, siehst Du ihn vor Dir, in Lebensgröße. Fünf Musensöhne hat dieses corpus delicti unschädlich gemacht," sagte er munter, seine riesige Faust vorzeigend. Da fiel mein Blick auf große Blutflecke auf meinem hellen Kleide. „Um Gottes willen, Onkel, bist Du verwundet?" rief ich. — „Bewahre, mein Kind." — „Aber woher kommt denn das Blut?" Mir schoß die Antwort selbst durch den Kopf. Offenbar war mein Retter verletzt, vielleicht gefährlich verletzt worden. Ich stürzte aus der Cajüte aufs Deck. Ich fand nur zu bald, was ich suchte. Der junge Mann war von einer der Flaschen sehr erheblich verletzt worden. Eben war ein Arzt beschäftigt, ihm die Wunde zu nähen. Der junge Mann sah sehr bleich aus, der Blutverlust war bedeutend. Er hatte erst in den letzten Minuten ärztliche Hilfe sich gefallen lassen. Ich war aufs äußerste ergriffen. Ich fragte den Arzt leise, ob Gefahr für den Kranken sei. Er zuckte die Achseln und meinte, am besten für ihn wäre, wenn er bald zur Ruhe käme; entschieden widerrathe er die Fahrt bis Mainz, wohin der junge Mann Billet habe."

„Ich faßte meine zweite Seele, die ich auf der Reise gewonnen, zusammen, trat auf den bleichen Mann zu, und sagte ihm: „Herr, Sie haben diese Wunde für mich empfangen, der Arzt gebietet Ihnen baldige Ruhe. Sie werden Ihre Reise nach Mainz unterbrechen müssen und bei uns Genesung finden." Er dankte mit seinen freundlichen Augen und schüttelte matt den Kopf. Ich fühlte mich am Arm ergriffen, mein Onkel stand hinter mir. „Du bist nicht gescheut," sagte er, „der junge Mann hat gewiß sehr dringende Geschäfte in Mainz." — „Ach Onkel, wie magst Du nur so reden — er stirbt, wenn er nicht ordentlich verpflegt wird. Ich erkläre Dir aufs bestimmteste, ich verlasse ihn nicht, er ist mein Retter!" — „Na, das ist eine schöne Geschichte," brummte mein Onkel."

„Sie sehen mich an, Herr Rechtsanwalt, als wollten Sie sagen, wann endlich die Rechtsangelegenheit ihren Anfang nimmt. Schenken Sie mir noch ein klein wenig Geduld."

„Bitte, meine Dame, ich höre Ihnen mit dem größten Interesse zu."

„Der Verwundete stieg also mit uns aus," fuhr sie fort, „so schmerzlich mein Onkel auch drein blickte. Er selbst hatte ihn auf mein Drängen dazu auffordern müssen. Der junge Mann hieß Willmoden."

„Ich dachte mir's," sagte der Rechtsanwalt lächelnd.

„Sein Vater war Rittergutsbesitzer in einer der östlichen preußischen Provinzen, er selbst Inspector einer namhaften deutschen Versicherungsgesellschaft, und eben auf seiner Inspectionsreise begriffen gewesen. Herr Anwalt, — nach einer Woche schieden wir als Brautleute. Er zog seinen Geschäften wieder nach; um Weihnachten, sagte er, werde er avanciren, und dann könne er mir eine Stellung, eine Häuslichkeit bieten."

„Kaum war Willmoden fort, so forderte mich Onkel auf, einen seiner feierlichen Spaziergänge mit ihm zu machen. Er hatte mit Willmoden kaum drei Worte gesprochen, ihn mit der äußersten Grobheit und Rücksichtslosigkeit behandelt, deren er fähig war. Als dann Willmoden aufstehen durfte, war Onkel nicht aus seinem Zimmer herauszubekommen. Den ganzen Tag saß er oben bei offnem Fenster und gaffte seine Rauchwolken und den Rhein an, und jedes Mal, wenn ich mit Willmoden einen einsamen Gang durch den Garten machte, hörte man Onkel oben erschrecklich husten und pusten. Die letzten Tage hatte er auch zu mir nur das Nöthigste gesprochen, und als der Wagen Willmodens davon fuhr, laut „Gott sei Dank" aus dem Fenster gerufen."

„Hör mal, Gertrud," begann er, „Du scheinst Dir einzubilden, daß der Lebensagent Dich liebt." Dabei sah er mich an, als würde es ihm ungeheuren Spaß machen, wenn ich Ja sage."

„Bisher glaubte ich, daß mein Onkel mich ein bischen lieb hätte, und von solchen Dingen schonender zu sprechen verstünde."

„Von solchen Dingen! Ha — ha — die Frauenzimmer! Hör' mal, Gertrud, thu Deinem Onkel den Gefallen und schlag Dir den ganzen Unsinn aus dem Kopf, denn daß Du den Menschen heirathen wirst, denkst Du doch nicht im Ernst."

„Onkel, bitte, laß diesen Ton. Du bist mein Vormund, Du **kannst** mir Dein Jawort versagen. Ich **kann** es gerichtlich ergänzen lassen."

„So? das weißt Du also auch schon?"

„Ich sage, ich **kann** — so weit wirst Du es nicht kommen lassen. Du **kannst** mich hier von Haus und Hof treiben in die Fremde, nach dem Testament des Vaters. Das kannst Du alles. Aber wenn Du es auch thätest, ich sage **wenn**, Onkel, so würdest Du mich nimmer bewegen, dem geliebten Manne den Treuschwur zu brechen, den wir über dem Grabe der Eltern uns geleistet haben."

„So?" sagte er und qualmte Wolken so dicht wie die Rheinnebel. „Hast Du mir nicht auch schon einmal geschworen, daß Du nicht heirathen willst — natürlich, ich seh' Dir schon an, was Du sagen willst: Kindereien! Jetzt aber in acht Tagen eine Liebe für's Leben. Man reist bis Köln und zurück, und richtig bleibt ein Bräutigam im Haus sitzen. Und der alte Onkel, der öde Junggeselle, kann gehen, einsam und vielleicht krank seine letzten Tage vertrauern. Unterbrich mich nicht! Ich weiß, was Du sagen willst. Ich solls gut bei Euch haben u. s. w. u. s. w. — Alles Redensarten, Gertrud, die Du nicht in Deiner Gewalt hast, wenn Du einmal Frau bist. Also, Gertrud, überleg Dir's — Onkel Fritz, Haus am Rhein, der alte Friede — oder der Lebensagent, Fremde, Abschied für immer vom Onkel, und, liebes Kind — die ganze Tonleiter der ehelichen Sorgen, die ich Dir schon so oft abgespielt habe." Drei Tage später hatte er meine Entscheidung, ich hatte sie um seinetwillen so lange verzögert."

„Von da ab war der Onkel wie umgewandelt gegen mich, kurz, wortkarg, höhnisch. Das Leben wurde recht bitter, die Correspondenz mit Willmoden ein reicher Trost. Eines Tages fragte mich der Onkel, wann ich heirathen wolle, in einem Ton, als ob er sich nach dem Aufgang des Sirius erkundigte. Ich sagte ihm, sobald Willmoden die erwartete höhere Anstellung erhalte, was mit Neujahr geschehen werde. „Da bitte ich Dich, bei Zeiten Dich nach dem obervormundschaftlichen Consens umzusehen." Mir preßte die Herzenskälte den Athem zusammen; ich weinte mich aus; ich mußte mir wirklich das Segenswort des einzigen Blutsverwandten, mit dem noch nicht aller Verkehr abgebrochen war, durch Richterhand ergänzen lassen. Mir graute allmählich vor meinem Onkel; ich hatte schließlich keinen Zweifel mehr darüber, daß er an der fixen Idee leide, der Mensch müsse ehelos bleiben. Ich wurde in dieser schmerzlichen Beobachtung wesentlich bestärkt, als er mir eines Tages unter andern Kernsprüchen eröffnete, die meisten Menschen litten an der fixen Idee, daß sie heirathen müßten. Kurz vor Weihnachten befiel ihn zum ersten Mal, so lange ich ihn kannte, ein gichtischer Rheumatismus, der ihn ans Zimmer fesselte; damals, so lange ich ihn kannte, schrieb er zum ersten Mal mehrere Briefe. Wenige Tage darauf fragte ein feiner Herr nach ihm, der nur wenige Minuten bei ihm verkehrte, dann kam auch der Notar und Richter des nächsten Orts. Onkel ließ mich rufen. Er eröffnete den Anwesenden, daß seine Mündel wider seinen Willen heirathe und er sie daher nach dem Testament ihres Vaters für dreißigtausend Thaler abfinde. Das sprach er mit einem Tone, als möchte er damit die Bande des Blutes mit einem Male auch abwickeln. Ich weinte still vor mich hin, als mir die dreißigtausend Thaler ausgezahlt wurden. Die Acte wurde ausgefertigt, die Amtspersonen entfernten sich. Mein Onkel bat mich zu bleiben. „Ich werde morgen nach dem letzten Willen Deines Vaters den Besitztitel dieses Grundstücks auf mich übertragen lassen," sagte er geschäftsmäßig. „Ich habe nichts dagegen, wenn das der Wille meines seligen Vaters ist," erwiderte ich bestimmt. — „O, ich sage das nur, weil ich Dir deutlich machen möchte, daß Herr Willmoden in den nächsten

Wochen mit meiner Einwilligung dieses Haus nicht betreten wird." „Gut," erwiderte ich, meine Wallung zurückdrängend, „das ist zwar vermuthlich weniger nach dem Willen meines seligen Vaters, aber entscheidend. An dem Tage, an dem meinem Verlobten der Eintritt in dieses Haus verwehrt wird, bin ich fremd hier und werde bei Gericht nachsuchen, mir einen angemesseneren Vormund zu bestellen." Damit ging ich. Den nächsten Tag ließ er mir sagen, daß ich beim Eintreffen meines „Herrn Bräutigams" über sein Haus verfügen möge.

„Am heiligen Weihnachtstag kam Willmoden. Er bescherte mir seine Ernennung zum Generalagenten seiner Versicherungsgesellschaft, mit dem Amtssitz in — Detroit in Nordamerika, an der Binnenseegrenze von Canada. Er kam mit dem ernsten Vorsatz, mir mein Wort zurückzugeben, da er es für unmöglich hielt, daß ich ihm dahin folgen würde. Mir war gerade jetzt der Ort am liebsten, wo ich am fernsten von der Heimat herzliche Liebe und leichtes Vergessen zu finden hoffte. Ich erklärte ihm aufs ernsteste meinen Entschluß. Nach wenig glücklichen Tagen reiste er wieder ab. Das Verhältniß zum Onkel wurde nicht besser, als meine Abreise, aller menschlichen Berechnung nach auf Nimmerwiedersehen, unwiderruflich feststand. Er nahm so wenig Notiz von mir, als sei ich bereits auf immer geschieden und wollte auch meine Pflege in seinen Gichtleiden nicht mehr annehmen. Den einzigen werthvollen Verkehr fand ich am Pfarrer des Orts, der mich confirmirt hatte. Er versprach mir, von jedem Ereigniß in den Trümmern dessen, was ich Familie nennen mußte, während meiner künftigen Abwesenheit Kenntniß zu geben. Er hat sein Versprechen treulich erfüllt."

„Das Frühjahr kam, wir wurden nach dem Rechte des Landes vom Richter getraut. Onkel fehlte, obwohl er wieder auf war. Ich trat, noch im Brautschmuck, mit meinem Mann in sein Zimmer. Ich sank ihm mit lautem Schluchzen zu Füßen, ich suchte nach seiner Hand, ich mahnte ihn, daß ich ihn das letzte Mal sähe. Ich bat um ein einziges Wort der Liebe. Ein Schimmer von Bewegung war in ihm aufgekommen. Aber sehr flüchtig, denn er ersuchte mich barsch, aufzustehen, und sprach fest: „Leb wohl, Gertrud, wohl fürs Leben, sei glücklich." Damit schritt er ins nächste Zimmer. Drei Tage später schwammen wir auf dem Meere, einer neuen Welt, einer neuen Zukunft entgegen. Das Heimische lag alles hinter uns."

„In Detroit fand ich mich weit schneller heimisch, als ich zu hoffen gewagt hatte. Es wohnen viel Deutsche da, wir suchten und fanden deutsche Cirkel. Mein Mann war fleißig, glücklich in seinen Unternehmungen. Unser Vermögen trug uns schöne Zinsen. Die langen Stunden der Geschäftsabwesenheit meines Mannes füllte ich glücklich aus mit meiner Lieblingsarbeit, mit feinen Stickereien, meist nach eigenen Mustern, zu wohlthätigen Zwecken. Meine praktischen amerikanischen Freundinnen riethen mir, bei dem Aufsehen, das die Arbeiten machten, einen eigenen Stickereiladen auf meine Rechnung anzulegen. Ich that es, lehrte und lernte dabei, und legte dabei ein Sümmchen nach dem andern bei Seite. So kam die Zeit heran, wo mein Theodor geboren wurde. Die Taufe wurde solenn gefeiert. Mir kam zum ersten Mal die Gesellschaft etwas gemischt vor; es waren deutsche und amerikanische Physiognomieen darunter, die mir nicht gefielen. „Geschäftsfreunde," lautete die stereotype Antwort auf meine bange Frage. — „Ich glaube aber, an denen ist nicht viel zu verdienen," warf ich ein. — „Grade an denen," blinzelte mein Mann. Von dem Tag an grämte mich geheime Sorge. Mein Mann aber schien sie im Entstehen ersticken zu wollen. Wir lebten glänzend, trotz der theuren Preise. Unsere Landsleute zählten uns zu den „Geschwollnen". Mein Mann war selten zu Hause, häufig in Newyork, er hatte immer „Geschäfte", das mochte auch wahr sein, denn stets kam er, wenn auch spät, doch nüchtern nach Hause. Aber seine Geschäftsunruhe nahm von Monat zu Monat zu. Schließlich erklärte er mir — unser Theodor war vier Jahr alt — daß er die Generalagentur niederlegen werde, sie koste zu viel Zeit und bringe zu wenig ein. Er werde in Zukunft nur „Agenturen" besorgen. Das mußte er besser wissen als ich. Ich hatte mit meinem lieben Knaben und meinem Stickereiladen meine Zeit vollauf ausgefüllt."

„Eines Tages kam eine wackere Landsmännin zu mir und sagte mir im Hinterstübchen, ich möchte doch meinen Mann vom Börsenspiel abhalten, er sei einer der wüthendsten Jobber an der Newyorker Börse und verliere Summen auf Summen. Ihr Schwiegersohn, der Ingenieur Lader, wisse es aus bester Quelle. Ich wäre fast vom Stuhl gesunken. Nach der Schreckensbotschaft blieben mir noch Stunden Zeit zum Grübeln, ehe mein Mann heimkehren konnte. Und nicht in unsrer Macht liegt, zu bestimmen, welche Gedanken kommen und gehen. Jetzt fiel mir mit einem Mal auf, daß mein Mann in den letzten Monaten äußerst wenig für unsere Bedürfnisse hergegeben, meist mich auf eignen Verdienst angewiesen, alle Ausgaben möglichst eingeschränkt hatte. Und noch andere böse Sorgen stiegen auf. Niemals hatte er eine Zeile von zu Haus erhalten, niemals mich seinen Eltern vorgestellt. Er hatte mir erklärt, sein Vater mißbillige seine Uebersiedelung nach Amerika. Aber löst das die Bande des Blutes? So schweren Gedanken hing ich nach über dem Bettchen meines Lieblings, der sorglos schlummerte. Die Stunde, wo mein Mann heimkehren sollte, war längst vorüber, tiefe Nacht ringsum. Da klingelte es lebhaft zweimal. Ich stürzte hinunter. Ein Expreßbrief, meines Mannes Hand. Ich las in der höchsten Aufregung meines Gemüthes:

„Liebe Gertrud! Küsse unser Kind und nimm selbst den letzten Kuß Deines Mannes. Ich habe Dein ganzes Vermögen verspielt an der Börse, in dem Wahn, Euch zu ganz reichen Leuten zu machen. Ich wurde auf diesen Weg gedrängt durch Defecte, die unser Aufwand in den Cassen meiner vormaligen Generalagentur veranlaßte. Ich suchte durch Jobbery das Dir entnommene Capital zu ersetzen und kam immer tiefer hinein. Du findest durch Dein Geschäft reichliches Auskommen, setze es fort. Frage nicht, wohin ich bin; wenn mir's besser geht, lasse ich Euch kommen. Lebt wohl! Vergib, Gertrud, Deinem Adolph. Nachts 11 Uhr."

Sie hatte einen zerlesenen Brief herausgezogen, und mechanisch dessen längst auswendig gelernten Inhalt durchflogen. „Bodenloser Leichtsinn!" rief der Sachwalter ergriffen.

„Ich hatte denselben Eindruck," fuhr sie fort, „aber ich fand zugleich darin eine so herzlose Frivolität, daß mir's das tiefste Mark kalt durchschauerte. In dieser Weise konnte er von Weib und Kind Abschied nehmen!" Laut empörte sich mein Blut, mein Gefühl, und rief mir zornig zu: Folge ihm, hol ihn ein, der Mensch ist so tief gefallen, daß er deinem Kinde die Rechte eines Kindes, dir die Rechte der Gattin bestreiten würde, wenn er könnte. Nur ein einziges Mal ihm die volle Wahrheit sagen, rief der Stolz, das Selbstgefühl in mir. Ich überlegte. Wohin kann er sein? Wo kann er hoffen, eine der gewohnten Behaglichkeit gleichkommende Existenz mühelos zu finden? Nach Hause, in die Heimat, rief in mir die Antwort. Ich stürzte an seinen Schreibtisch. Einer meiner Schlüssel schloß. Ich durchwühlte die Papiere nach Belegen für meine Vermuthung. Ich fand sie. Zahlreiche Briefe seines Vaters, die drohend und drohender seine Rückkehr forderten, seine Lossagung von mir, da seine Verbindung nach dem Rechte der altpreußischen Heimat doch keine Gültigkeit habe. Denn er hieß nicht blos Willmoden; er war von Adel. Er hatte aber, mit Einwilligung seines stolzen Vaters und der Behörden, auf die Dauer seiner kaufmännischen Beschäftigung nur den Namen Willmoden angenommen. Ich fand alle hierauf bezüglichen Papiere. Der Morgen dämmerte, als ich zu Ende war. Ich hatte die innerste Gewißheit, daß er seinem Vater gegenüber den verlornen Sohn spielen, so schnell als möglich zu ihm zurückkehren wolle. Ich war fest entschlossen, ihm zu folgen, mit ihm zu reisen. Ich packte rasch das Nöthigste zusammen. Mein kleiner Theodor war erwacht. „Willst Du denn verreisen, Mama?" fragte er. — „Ja, wir reisen zu Papa, mein Junge." — „Wo ist denn Papa?" — „In Newyork." — Ich sagte da mehr, als ich wußte. Aber die größte Wahrscheinlichkeit dafür war vorhanden. Er fand dort die beste Gelegenheit zur Rückkehr. Bis zum Abgang des deutschen Steamers blieben mir noch drei Tage. Man fährt mit dem Schnellzug über zwanzig Stunden nach Newyork. Mein Mann hatte fast ebensoviel vor mir voraus. Ich verkaufte mein Geschäft noch den Vormittag an eine Landsmännin, die mich schon oft darum gebeten hatte, ich zog meine kleinen Ersparnisse aus der Bank, unser Mobiliar übergab ich einem Notar zur Auction, mit der Bitte, den Erlös für mich zu verwahren, bis ich darüber bestimmen würde. Zu Mittag saß ich mit meinem Knaben im Schnellzug für Newyork. Zum ersten Mal warf ich mir die Frage auf: wie findest Du den Mann in der Weltstadt? eine Seele unter mehr als einer Million anderer! Ich tröstete mich, daß mir mit polizeilicher Hilfe die Einsicht der Passagierlisten verstattet sein würde. Aber gab er wohl seinen richtigen Namen an? Ich erinnerte mich an Namen und Straße seines regelmäßigen Absteigequartiers in New-

york. Aber hielt er sich auch diesmal dort auf? Je länger wir fuhren, um so quälender wurde mir der Gedanke. Trotz der Bequemlichkeit der amerikanischen Sleepingcars konnte ich auch diese Nacht kaum ein Auge schließen. Den andern Tag gegen Mittag kamen wie in Newyork an. Die Frage, die mich die ganze Reise über gequält hatte, sollte nun zur Entscheidung kommen, und ich wußte noch keine Antwort, war wildfremd in der riesigen Stadt. Betäubt und sinnverwirrt, meinen Knaben auf dem Arm, meinen Koffer in der Hand, stand ich in der Ankunftshalle. Ich fühlte einen lebhaften Griff nach meinem Koffer. Ein großer, starker Dienstmann mit deutschem Accent und ehrlichem deutschem Gesicht bat mich, ihn denselben tragen zu lassen. Er betrachtete sodann meinen Koffer genauer, als er ihn auf die Schulter laden wollte. „Sonderbar," sagte er, „ich habe gestern Abend einem Gentleman einen ganz gleichen Koffer getragen. Dieselben soliden deutschen Messingleisten und Beschläge, dasselbe schöne, röthlich braune Juchtenleder, derselbe deutsche Leinwandüberzug." Ich verschlang jedes Wort. Der Koffer war ein Hochzeitsgeschenk meines Pathen, er hatte meinem Manne einen gleichen verehrt. Die Arbeit war höchst eigenthümlich. Der Träger hatte gewiß den Koffer meines Mannes getragen. „Sonderbar, in der That," sagte ich, mit mühsamer Fassung. „Wie sah der Gentleman aus?" — „Groß, gnädige Frau, etwas Militärisches in seiner Haltung, blaß, schwarzer Schnurrbart." Das war mein Mann, ganz unzweifelhaft! Aber ich konnte doch den Träger unmöglich fragen, wo er abgestiegen war, vorausgesetzt, daß er's wußte. Wir waren am Cab angekommen. „Wohin soll der Kutscher fahren, gnädge Frau?" fragte der freundliche Träger. „Ach, ich bin hier völlig unbekannt," sagte ich so unbefangen wie möglich, „lassen Sie sehen, wohin ist der Bruder meines Koffers gefahren?" — „In Spencers Hotel, 7. Avenue 75." „Gut, lassen den Cabman dahin fahren." Ich warf ihm einen Dollar zu. Eine Viertelstunde später stieg ich mit meinem Knaben zur zweiten Etage des Hotels empor und klopfte an die Thür meines Mannes. „Herein!" rief er unbefangen — und Weib und Kind standen vor ihm.

„Sie mögen Sich denken" — sprach sie mit tiefem Seufzer — „welche Stunde das für mich war, den geliebten Mann in seiner vollen Erbärmlichkeit und Feigheit vor mir zu sehen. Es war eine Ruine von ehedem, und was mir das Herz durchbohrte, war die tiefe Verlegenheit und Verstecktheit, die er all meinen Fragen nach den Ursachen und der Entwicklung seines Falles, unsres Unglücks, entgegensetzte. Ich habe in der dritten schlaflosen Nacht das Bild meiner ersten Liebe aus dem Herzen geweint. Den folgenden Tag stachen wir zusammen in See. Ich erklärte Willmoden rund heraus ich würde ihn zu seinem Vater begleiten und dann alles sagen. Er zuckte die Achseln. Als wir in Southampton anlandeten, ging er an Land — und kam bis zur Abfahrt des Schiffes nicht wieder. Ich mußte annehmen, er habe sich ein Leids gethan, ich weinte ihm herzliche Thränen nach, ich verzieh ihm alles. Ich fuhr mit Theodor von Bremen direct und ohne Aufenthalt nach dem Gut seines Vaters. Ich fragte nach dem alten Freiherrn. Ein Lakai beschied mich — „Vater und Sohn, mein Mann, seien für mich nicht zu sprechen."

Noch jetzt standen ihr große Thränen in den Augen, wie sie diesen herbsten Schmerz ihres Lebens erzählte. Sie fuhr nach einer längeren Pause fort:

„Ich ging mit unserem Kinde vom Schlosse seiner Väter hinweg als eine Verstoßne, von aller Welt Verlaßne. Von meinen Blutsverwandten war ich für immer geschieden, von meinem Manne nicht minder. Ich nährte mein Kind und mich von meiner Hände Arbeit, den letzten Trümmern meiner Ersparnisse, meines Vermögens, bald hier, bald dort. Ich habe aber noch eine Rechnung auszugleichen, Herr Rechtsanwalt. Ich wünsche von meinem Manne geschieden zu sein, und damit die volle Anerkennung des Bandes zu erlangen, das seine stolzen Verwandten mir absprechen."

Sie hatte geendet. Mit Energie nahm sich der Anwalt ihrer Sache an. Ein halbes Jahr darauf überreichte er der „Freifrau von Willmoden" den Scheidebrief. Die Sache war von den Verwandten ihres Mannes durch alle Instanzen getrieben worden.

Wieder war der Hochsommer gekommen. In dem vielfenstrigen Hause am Rhein ward leise eine Thüre geöffnet zu einem dichtverhangnen Zimmer, in dem ein Kranker lag auf dem langjährigen Schmerzenslager. „Herr Rechtsanwalt N. aus B. wünscht Sie dringend zu sprechen." Verwundert gab der Kranke seine Einwilligung. Der Rechtsanwalt trat ein, an seiner Hand ein Knabe von ungefähr acht Jahren. Der Kranke richtete sich empor, seine Augen stierten den Knaben an wie eine gespenstige Erscheinung. „Herr Gott meines Lebens!" rief er; „Herr Anwalt, woher haben Sie das Kind? Mein leibhaftiger Bruder, wie er Knabe war, und die leibhaftige Gertrud." Er sprach den Namen so leise, als wollte er sich selbst nicht darüber ertappen. „Er wird bei Ihnen bleiben, wenn Sie wollen," sagte der Anwalt; „und Frohsinn in Ihren Jammer, Freude in Ihren Schmerz bringen — aber nur unter einer Bedingung." — „Und die ist?" sagte der Kranke erregt.

„Sie müssen auch seine Mutter wieder annehmen, Ihre Nichte Gertrud," sagte entschlossen der Anwalt, die Thür öffnend.

„Meine Gertrud," rief der Alte, ihr die Arme entgegenstreckend. „Komm her und bleib beim Onkel Fritz. Ich alter Narr hab' schwer gebüßt, und Du wie, mein Kind, nicht wahr? Dazu der heillose Hochmuth, der uns beiden den Kopf verrückte, daß keins dem andern ein gut Wort gönnte. Nun, bleibt bei mir, Kinder, bis ans Ende meiner Tage."

Der Anwalt hatte seine Menschenpflicht vollendet.

Die Pariser Polizei.

Von **Dr. Albert Wittstock.**

Vor einigen Wochen gelangte an die Präfectur die Anzeige, daß ein aus Cayenne entwichener Sträfling bei einem Tischler im Faubourg Saint-Antoine arbeite. Zwei Agenten in Civil wurden in die Werkstätte geschickt, einer von ihnen trat ein und bat den Betreffenden, in einem benachbarten Hause eine Reparatur vornehmen zu wollen. Der Verurtheilte folgte ohne weiteres, wurde draußen in Empfang genommen und in einen bereit stehenden Fiacre geworfen. Er protestirte und sagte: „Ich bin ein braver Arbeiter, ich heiße Florent." — „Sie heißen nicht Florent", antwortete man ihm, „Sie heißen B. Sie wurden zu zehn Jahren Cayenne verurtheilt, entkamen durch die holländischen Besitzungen, begaben sich nach London, wo Sie in der und der Straße wohnten, und vor kurzem kamen Sie über Calais nach Frankreich zurück." Der Verhaftete war wie vom Schlage getroffen, als er das hörte; endlich, nachdem er sich ein wenig von seinem Erstaunen erholt, sagte er: „Es ist alles wahr, aber sagen Sie nur, wie haben Sie das alles wissen können?"

Wie weiß und erfährt die Polizei alles? Diese Frage kann man hier sehr oft vernehmen. Ihre Beantwortung ist leicht, wenn man sich dieses Institut etwas näher ansieht.

Die Pariser Polizei zerfällt in zwei große Divisionen. Die erste tritt uns durch ihre Armee von Stadtsergeanten alle Augenblicke vor die Augen, aber die wahre Polizei ist die zweite Division, die weniger sichtbar ist. Ihre Agenten tragen keine Uniform und keinen Degen an der Seite, sondern sind bürgerlich gekleidet, zählen jedoch ebenfalls nach Brigaden. Beide Divisionen stehen in beständiger Verbindung unter einander, sie helfen sich, theilen sich wichtige Nachrichten mit, kurz: die eine Abtheilung ist das Haupt und der Arm der andern.

Eine große Vermehrung der „sergents de ville" fand durch ein Decret vom 17. September 1854 statt. Jedes der 20 Arrondissements von Paris wird von drei Brigaden Stadtsergeanten gehütet, an deren Spitze ein „officier de paix" steht. Dieser expedirt von vier zu vier Stunden an die Präfectur einen Rapport, der oft genug weiter nichts enthält als die beiden Wörter: „Nichts Neues." Ist etwas Besonderes vorgefallen: Mord, Diebstahl, Brand rc., so wird sogleich ein Eilbote abgesendet. Merkwürdig ist es, daß zwischen dem Centralbüreau und den Arrondissementsbüreaus keine Telegraphenverbindung besteht. Außergewöhnliche Ereignisse würden dann viel schneller zur Kenntniß der Präfectur gelangen. Wird in einem entfernteren Theile ein Mord entdeckt, so vergehen, bis die Inspectoren benachrichtigt sind und sich an den Ort der That begeben, immer fünf bis sechs Stunden und, bis dahin kann der Mörder schon längst in Havre sein, wie es das Verbrechen zu Pantin erst kürzlich bewiesen.

Es ist keineswegs leicht, in das Elitecorps der Stadtsergeanten einzutreten. Der Candidat muß gedienter Unterofficier sein und hat

eine Lehrzeit von einem Jahre zu bestehen, während welcher er unter dem Titel eines Gehilfen einen Sold von 3 Francs per Tag erhält. Wenn er während dieser Zeit sich nichts hat zu Schulden kommen lassen, wohin namentlich gehört, daß er niemals betrunken gewesen sein darf, so wird er zum sergent de ville ernannt und hat Aussichten auf die Grade eines Sousbrigadier und eines Brigadier; nach 25 Jahren treuer Dienstzeit hat er Anspruch auf eine Pension von 750 Francs. Wenn man diese Herren mit ihrem Dreimaster und ihrem ungraziösen Frack langsam durch die Straßen spazieren sieht, so glaubt man, daß sie eine sehr angenehme Existenz führen; doch der Schein trügt. Die Erfahrung hat gelehrt, daß drei Jahre dazu gehören, um aus einem ausgezeichneten Unterofficier einen passablen sergent de ville zu machen. Sie haben die Aufgabe — und jeden Tag wird es ihnen aufs neue eingeprägt — für Ruhe und Ordnung in den Straßen zu sorgen, dabei jedoch stets höflich gegen das Publicum zu sein, eine Aufgabe, die ganz besonders schwierig ist bei einem so nervösen Volke wie das Pariser.

Interessant ist es, die 80 Posten (Wachstuben) der Stadtschergen zu besuchen. Wir befinden uns in einem großen, grauen Zimmer mit Feldbettstellen, die mit einer Matratze ohne Kopfkissen versehen sind. Ein Tisch von schwarzem Holze, ein oder zwei Gasflammen und ein eiserner Ofen; das ist das Ameublement. Die Leute, welche sich hier von ihrer Ermüdung ausruhen, rauchen ihre Pfeife, lesen ein Journal und spielen Dame. In der Ecke steht ein Tragkorb, um diejenigen, welche überfahren werden oder sonstiges Unglück haben, in die Hospitäler zu schaffen. An der Wand hängen die Reglements und die Adressen der Aerzte, Apotheker, Hebammen, Thierärzte, Feuerwehrposten ꝛc.

Mit den Wachstuben stehen „Violons" in Verbindung, d. h., provisorische Gefängnisse, um die Verhafteten für den Augenblick unterzubringen. Diese Gefängnisse, wahre Käfige, sind so eisig, daß es grausam wäre, jemanden hier in einer Winternacht zu lassen. Das Terrain ist theuer in Paris, und daher kommt es, daß man den Polizeiposten oft den nöthigen Raum nicht gewähren kann. Diese dumpfen Löcher sollten indes selbst um den Preis eines Opfers verbessert werden. Die Individuen, welche hier eingesperrt werden, Spitzbuben, Dirnen ꝛc. verdienen allerdings kein großes Mitleid, allein die Humanität verlangt, daß auch sie menschlich behandelt werden. In der That stellt sich die Sache in der Praxis weniger schrecklich. Wenn es sehr kalt ist, lassen die Polizisten die Gefangenen in ihr Zimmer kommen und um den Ofen stellen. Werden verirrte, verlassene oder selbst schuldige Kinder aufgegriffen, so wickeln die alten Soldaten sie in ihren Mantel, legen sie auf die Matratzen und die armen Jungen verbringen hier oft eine Nacht, wie sie sie lange nicht gehabt haben. Niemals werden Kinder und Erwachsene in demselben Gefängniß untergebracht.

Die Zahl der Vagabunden und schlechten Subjecte, welche die Stadtschergen jede Nacht zusammenlesen, ist beträchtlich. Die Ronden sind nach bestimmten Zonen abgetheilt. Sie gehen zu zwei und zwei und verschwinden manchmal plötzlich im Schatten, wo sie unbeweglich bleiben, wenn es etwas zu beobachten gibt. In den unsicheren Quartiers befinden sich in der Nähe der Patrouille immer einige Agenten in Civil. Dieses System hat schon zu manchem wichtigen Fang geführt. Alles, was die Ronde Auffallendes bemerkt, wird im Rapportbuch eingeschrieben. Die Lectüre dieser Documente muß interessant sein; es ist die Geschichte von Paris Stunde für Stunde, Minute für Minute. Aber sie ist nicht zugänglich.

Außer den 3864 Stadtschergen von Paris besteht noch ein Reservecorps von 5 Brigaden à 50 Mann, „vaisseaux" genannt, weil sie auf ihrer Uniform das Pariser Stadtwappen (ein Schiff) tragen. Diese Agenten sind für außerordentliche Fälle und große Momente bestimmt; im Volke, welches sie „les cognes" nennt, sind sie nicht beliebt, es befinden sich viele ehemalige Sträflinge unter ihnen. Ein besonderer Dienst ist für die Beaufsichtigung der Hotels eingerichtet. Ein alter monarchischer Brauch existirt noch heute: täglich wird eine Liste sämmtlicher angekommener Notabilitäten, Grafen, Generale u. s. w. angefertigt und dem Staatschef zugestellt. Uebrigens weiß die Polizei recht gut, daß eine Menge falscher Barone, Grafen und Marquis in Paris umherlaufen.

Eine andere Abtheilung der Polizei, „la sûreté" genant, hat den speciellen Zweck, die Verbrecher aufzusuchen. Das alte System, hierzu solche Leute zu nehmen, die früher selbst Verbrecher waren, scheint sich nicht bewährt zu haben, man nimmt heute am liebsten gesetzte Familienväter. Die Zahl der in Paris im Jahre 1868 Verhafteten betrug 35,751, wovon 31,879 vor die Gerichte geführt wurden. Die Beamten der sûreté sollen alles sehen und alles hören, ohne jemals bemerkt zu werden; man verlangt von ihnen, daß sie genau die Schlupfwinkel der Diebe wissen, und in der That erlangen sie mit der Zeit eine erstaunenswerthe Routine in ihrem Zweige. Wird ein Diebstahl gemeldet, so sagen sie häufig mit der größten Sicherheit: „Der und der ist der Dieb, und da und da ist er nachts zu finden."

Zum guten Polizisten gehört ein gewisses angeborenes Talent, ferner Muth und oft genug Todesverachtung. Nicht jeder besitzt diese Eigenschaften, aber es gibt doch auch manche Beispiele von Berufstreue und Aufopferung. Nächte lang, ohne sich zu rühren, hinter einer alten Mauer stehen, Wind und Wetter ausgesetzt, gegen die Langeweile, gegen den Schlaf kämpfen, ist keine Kleinigkeit, namentlich für ein französisches Naturell. Es gibt Agenten, die als Eckensteher verkleidet den ganzen Tag ein Fenster beobachten.

Kürzlich beklagten sich die Bewohner einer Vorstadt, daß sie von einer großen Diebsbande arg heimgesucht würden. Mit Einbruch der Dunkelheit kamen mehrere Polizeiagenten und versteckten sich; zwei oder drei von ihnen legten sich auf eine Bank und thaten, als wenn sie schliefen. Es fiel ein feiner Regen von jener Art, der einen Menschen in 20 Minuten vom Kopf bis zu den Füßen durchnäßt. Von 7 Uhr abends bis Mitternacht war nichts vorgefallen, aber man blieb auf dem Posten. Endlich gegen 2 Uhr naht sich eine Vagabundenschar. Einige näherten sich den auf der Bank Schlafenden, um sie auszuplündern. Da aber wirft man sich auf sie, die Hilfe eilt herbei, und 17 werden verhaftet. — Als der große Medaillendiebstahl in der kaiserl. Bibliothek vorfiel, bei welchem auch eine gewisse Vicomtesse compromittirt war, die manchmal dem Polizeipräfecten Visiten machte, genügte den Agenten die Laterne, welche die Diebe zurückgelassen hatten, um dieselben sofort ausfindig zu machen. Manche Beamte haben ein erstaunenswerthes Gedächtniß. Eines Tages begegnet ein Agent einem Manne, dessen Physiognomie ihm bekannt vorkommt. Er verfolgt den Menschen, welcher, als er dies merkt, in einen Omnibus steigt. Der Agent thut dasselbe, setzt sich ihm gegenüber und betrachtet ihn genau. Der arme Teufel wird verlegen und sagt leise zu dem Beamten: „Arretiren Sie mich wenigstens nicht vor allen Leuten." Beide steigen aus, und der Agent erkennt ein früher bestraftes Individuum, das zufälligerweise an demselben Morgen einen Uhrendiebstahl begangen hatte. — Als Ehrenpunkt betrachten es die Agenten, stets ihre Leute intact abzuliefern; sie führen immer einige Stricke bei sich, womit sie sehr geschickt die Hände zu binden wissen. Der Kunstausdruck dafür lautet: emballer.

Chateaubriand, der im Juni 1832 verhaftet wurde, erzählt in seinen Memoiren, daß, während er im Hof der Präfectur wartete, er Agenten in den verschiedensten Rollen eintreten sah, als Kohlenhändler, als Invaliden, als Orgeldreher, als Straßenschreier. Es kann vorkommen, daß man am Morgen einen Agenten in der Blouse sieht und an demselben Abend elegant im Frack auf einem aristokratischen Balle. Es ist noch nicht lange her, da wurden zwei Agenten beauftragt, in einem der ersten Hotels von Paris, wo nur die höchste Gesellschaft logirt, eine wichtige Mission zu übernehmen. Der eine gab sich für einen früheren Gesandten aus, und sein Freund übernahm die Rolle des Kammerdieners. Der alten Excellenz merkte jeder den ehemaligen Diplomaten an, während der Diener stets mit dem größten Respect von seinem gnädigen Herrn sprach. Als nach vierzehn Tagen die Mission glücklich beendet war und sie auf ihren Posten zurückkehrten, hatte sich der große Herr dermaßen in seinen Stand hineingelebt, daß, als sein Freund wieder das alte „Du" annahm, er zu seinem vermeintlichen Domestiken sagte: „Kerl, wie kann Er sich unterstehen, mich zu dutzen! Soll ich Ihn aus dem Dienst jagen?"

Die Polizei hat zu ihrer Hilfe unter den Dieben geheime Alliirte, „indicateurs" genannt. Dieselben erhalten folgendes Honorar: 5 Francs für einen einfachen Diebstahl, 25 Francs für einen verwickelten Diebstahl und 50 Francs für einen Mord. Man macht sich einen ganz falschen Begriff von der geschworenen Treue der Diebe und von der „Sträflingsehre". Der Pariser Dieb denuncirt ohne Skrupel seine Kamaraden. Er ist „Voltairianer" und

glaubt nicht an die Tugend, und außerdem verbessert er durch die Denunciation sein Loos.

Es gibt Polizisten, die eine wahre Leidenschaft für ihren Beruf haben. Die Jagd auf Verbrecher gehört zu ihren schönsten Vergnügungen, und sie gehen oft mit einer Schlauheit und Ausdauer ohne gleichen zu Werke. Je liberaler die Stadt Paris in der Aufnahme Fremder ist, desto wachsamer ist natürlich die Polizei. Ein jeder kann in Paris ohne die geringste Legitimation Wohnung nehmen. Alle Kutscher der öffentlichen Fuhrwerke, Droschken, Omnibus ꝛc. sind genau gekannt. Die Polizei hat große Depôts, wo alle in den Straßen, Wagen, Theatern und Wirthshäusern gefundenen Gegenstände aufbewahrt werden, von dem in einer Loge der Oper verlorenen Halsgeschmeide an bis zu dem alten Regenschirme, der in einem Cabaret stehen gelassen wurde. Diese Depôts haben schon manchen wichtigen Dienst bei Entdeckung von Diebstählen geleistet, indem viele verlorne Gegenstände gestohlen waren. Auch mit den 2024 Commissionären oder Dienstmännern, welche Paris hat, wird von der Präfectur aus eine rege Verbindung unterhalten. In der Rue St. Honoré lebte vor einigen Jahren ein alter Bronzenhändler allein mit seinem Domestiken. Eines Morgens erzählt der Diener den Nachbarn, daß sein Herr aufs Land gegangen sei, er werde ihm nachfolgen, sie würden aber in acht Tagen wieder zurücksein. Es vergehen drei Wochen, die Sache fällt auf, und es wird Anzeige bei der Polizei gemacht. Die Wohnung wird erbrochen, und man bemerkt auf dem Erdboden Blutflecke. Ohne Zweifel war ein Verbrechen begangen, und der Diener war gewiß der Schuldige, aber dieser war erst kurze Zeit im Dienste des Greises, und man kannte nicht einmal seinen Namen. Alles, was man wußte, war, daß er einen Dienstmann mit einem Koffer fortgeschickt hatte. Sofort werden sämmtliche Commissionäre befragt. Derjenige, welcher den Koffer fortgetragen, erinnert sich dunkel, den Namen einer Provinzialstadt darauf gelesen zu haben. In dieser Stadt werden Recherchen angestellt, und endlich findet man den Koffer noch auf dem Bahnhof, weil er nicht abgeholt worden war. Der Koffer wird geöffnet, und man findet darin den Leichnam eines Mannes in Stücke zerschnitten. Was thun, um den Verbrecher zu entdecken? Der Dienstmann will sich erinnern, daß der junge Mann, welcher ihm den Koffer übergab, den Marseiller Dialekt gesprochen habe, und auf diese einzige Angabe des Commissionärs gelang es nach langem Suchen der Agenten endlich, den Thäter in Paris zu verhaften.

Den treuesten Gehilfen hat die Pariser Polizei am Publikum selbst. Es ist kaum glaublich, aber vollkommen wahr: die Präfectur empfängt täglich eine enorme Quantität Briefe von Privatpersonen. Es gibt in Paris Personen, die nicht ruhig schlafen würden, wenn sie nicht alles, was sie den Tag über gesehen, gehört und bemerkt haben, dem Präfecten geschrieben. Hört man von einem Verbrechen, so finden sich eine Menge guter Leute, die nichts zu thun haben, welche sich den Kopf zerbrechen, der Sache auf die Spur zu kommen und in der Präfectur regnet es Briefe wie Hagel. Zwar sind unter zwanzig neunzehn nichts werth, aber einer leistet häufig einen guten Dienst.

Wird jemand arretirt, so kommt er zunächst ins „Violon“ und von dort wird er in einem Zellenwagen auf die Präfectur geführt. Diese Zellenwagen (mit sechs Zellen) circuliren dreimal täglich bei allen Posten, um die Verhafteten abzuholen: eine sehr humane Maßregel, seit 1856 eingeführt, welche dem Publikum das Schauspiel erspart, dessen Zeuge es früher alle Augenblicke war, nämlich einen Verhafteten mit den vier ihn begleitenden Soldaten mitten auf der Straße um seine Freiheit kämpfen zu sehen. Auf der Präfectur kommen die Verhafteten zunächst in ein Gemach, das ein buntes Durcheinander von Leuten, die auf dem Pariser Pflaster gefunden wurden, enthält, da sind Greise, verirrte Kinder, Fremde, die sich in der großen Stadt verloren und kein Wort französisch wissen, gerettete Selbstmörder, Verrückte ꝛc. Durch dieses Lokal passirt man blos, es ist ein ewiges Gehen und Kommen.

Die Polizei hat eine Menge „incorrigibles“ unter den Verhafteten. Ein besonderer Typus ist Victor Tuley, erst zwanzig Jahre alt. Derselbe hat niemals ein Verbrechen begangen, sondern ist ein unverbesserlicher Vagabund. Das erste Mal wurde er 1859 im Alter von 11 Jahren arretirt, und kürzlich wurde er zum 54. Male verhaftet. Er verspricht alles, was man will; sobald er aber in Freiheit gesetzt ist, fängt er sein Nomadenleben wieder an. Wenn es nachts regnet oder kalt ist, so geht er direct in die nächste Polizeiwachstube, setzt sich an den Ofen und sagt: „Ich bin's, Victor Tuley, ich habe kein Domicil, seid so gut und verhaftet mich.“ Für derartige Naturen wären Strafcolonieen sehr geeignet, bestimmt, verlorene Kinder an ein arbeitsames Leben zu gewöhnen.

Durch die Hände der Polizei geht das ganze in Paris irrende Elend, und dasselbe ist nicht gering. Oft findet man Kinder auf den Straßen, die von ihren Eltern fortgeschickt wurden, weil sie ihnen keine Nahrung mehr geben konnten. Man geht in die von dem Kinde bezeichnete Wohnung, aber es ist niemand mehr da, und keiner weiß, was aus dem Vater geworden ist.

Zu den größten Schwierigkeiten der Polizeifunctionen gehört es oft, den wahren Namen der Verhafteten zu entdecken. In der Regel antwortet der Arretirte, daß er Durand, Dubois, Legrand (etwa wie Schultze, Müller, Schmidt) heiße. Neunundneunzigmal wiederholt der Beamte seine Frage, aber es erfolgt keine Antwort. Eines Tages erscheint in St. Cloud ein Mann und verlangt den Kaiser zu sprechen. Er sagt, er heiße Sidi-Sahel und sei von Nena-Sahib zu Napoleon III gesandt. Er sei im englischen Indien geboren. Man spricht mit ihm englisch, er versteht nichts, man fragt ihn hindustanisch, er versteht kein Wort. Ein Arzt wird geholt, derselbe erklärt den Menschen für verrückt. Man schickt ihn nach Bicêtre. Der Arzt von Bicêtre erklärt, daß der Mann vollkommen gesund sei, und schickt ihn auf die Präfectur. Der Polizeiarzt beharrt bei der ersten Meinung, und er wird nach Bicêtre zurückgeschickt. Der Irrenarzt sagt aufs neue, daß der Mensch nicht geisteskrank sei, und entläßt ihn. Weil Sidi-Sahel ein Fremder ist, wird er endlich an die Grenze gebracht. Nach vier Tagen taucht er abermals in Paris auf und fällt in die Hände der Polizei. Wer ist Sidi-Sahel? Und welches ist sein wahrer Name? Kein Mensch weiß es.

Ein eigenthümlicher Fall ereignete sich vor zwei Jahren. Ein Greis wurde verhaftet, weil er in einer belebten Straße bettelte. Bei näherer Untersuchung fand sich, daß man es mit einem entsprungenen Sträfling zu thun habe, der 1825 verurtheilt worden war. Man entkleidet ihn, er ist T. F. tättowirt. Der Unglückliche gesteht alles. Im Jahre 1845 war er aus dem Bagno entwichen und hatte sich in Paris verborgen gehalten, wo er in einem belebten Quartier ein kleines Handelsgeschäft begann. Er reüssirte, verheirathete sich und hatte einen Sohn. 1848 wurde er Lieutenant bei der Nationalgarde. Später kamen trübe Stunden, er machte Bankerott, und das Elend klopfte an die Thür und so ging er betteln. Was mit diesem Manne anfangen, der sich seit zwanzig Jahren musterhaft geführt hatte? Der Fall war schwierig, man brachte die Sache vor den Kaiser, und dieser wußte einen Ausweg: er begnadigte den Menschen.

Oft wendet man sich auch an die Polizei in delicaten Angelegenheiten, die zwar vor dem Richterstuhle der Moral nicht bestehen können, aber in einer Stadt wie Paris leider nur zu oft vorkommen. Ein junger Mann war der Geliebte einer verheiratheten Frau aus hohem Stande gewesen. Darauf lebte er mit einem jungen Mädchen in wilder Ehe. Dieses findet eines Tages im Secretär die Liebesbriefe jener Dame und schreibt an dieselbe: „Wenn Sie mir morgen um 2 Uhr nicht 50,000 Francs gesandt haben, so werde ich um 3 Uhr Ihre Briefe Ihrem Mann übergeben.“ Die Frau ist in der höchsten Angst, sie weiß nicht, was sie thun soll, sie hat augenblicklich nicht 50,000 Francs. Sie wendet sich an die Polizei. Es ist schon Mittag, und um 2 Uhr hat sie ihre Briefe.

Das ganze verborgene Leben von Paris, voll dunkler Abenteuer ohne Zahl, passirt bei der Polizei Revue, und auf der Präfectur wird so manches Räthsel gelöst, aber auch manches Geheimniß für ewig bewahrt.

Ein süddeutscher Staatsmann.

Die Wahrheit über große politische Zeitgenossen erfährt man nicht von denen, die an ihrer Seite ziehen oder mit ihnen im Hader liegen, nicht aus den gefärbten Berichten der Tagespresse, die meist dem Erfolg des Augenblicks dienstbar ist, nicht aus dem Urtheil der herrschenden Meinung, sondern aus dem Lebensgang, den Worten und Werken, die den Mann kennzeichnen.



Fürst Hohenlohe.

Möge es uns im nachstehenden gelingen, von einem in letzter Zeit vielfach genannten Staatsmann Süddeutschlands, dem Leiter des bairischen Cabinets, Fürst Hohenlohe, ein Bild zu entwerfen, das Freund und Feind als thatsächlich richtig anerkennen muß. Dann werden wir unsern geneigten Lesern ruhig das Urtheil überlassen können, warum sich die gesammte Intelligenz in Baiern, ohne Ansehen der Partei, an diesen Mann klammerte, da er den Muth und die Selbstbeherrschung kundgab, dem Erfolg einer gegnerischen Mehrheit sich beugend, sein ehrenvolles Amt in des Königs Hände zurückzugeben. Wir bemerken dabei nur noch, daß vieles vom nachstehenden bisher ungedruckt, alles aus vorzüglicher Quelle entnommen ist.

Niemand mag dem wohlgetroffenen Bildniß des Mannes, das dem Leser hier sich vorstellt, ansehen, daß er am 31. März 1869 schon das fünfzigste Lebensjahr erreicht hat. Niemand auch mochte ihm vorhersagen, daß er dereinst, mit Glücksgütern reich gesegnet, ein hervorragendes Haupt deutschen Adels, seinem Geschlecht insbesondere, sein werde, als er am 31. März 1819 dem Fürsten Franz Joseph von Hohenlohe-Schillingsfürst (Waldenburgische Linie) zu Rothenburg in Hessen geboren ward. Denn er war der zweitgeborne Sohn, und die sehr zahlreiche Familie hatte, durch Unfälle aller Art in ihrem Vermögen zurückgekommen, keine Secundogenituren zu vergeben. So ward Clodwig Carl Victor schon früh zum Schaffen und Lernen, zum Schmied des eigenen Glückes bestimmt, während dem älteren Bruder, dem jetzigen Herzog von Ratibor, die bequemere Aufgabe bevorstand, das Majoratserbe anzutreten.

Als der Vater am 14. Januar 1841 starb, stand Clodwig am Ausgang seiner in Göttingen, Heidelberg und Bonn getriebenen juristischen und historisch-politischen Studien. Ein Jahr später trat er, nach ehrenvoll bestandenem Examen, auf die unterste Staffel des bildungsreichen, harten, preußischen

Justiz- und Verwaltungsdienstes, als Auscultator am Justizamt zu Ehrenbreitenstein; er zeigte sich hier und in Potsdam, wohin er als Referendar bei der Regierung, bald darauf versetzt wurde, als ein sehr fleißiger, tüchtiger Arbeiter. Und doch brachte auch ein Fürst Hohenlohe in vier Jahren in Preußen sich nicht weiter, als bis zum Referendar. Er war trotzdem fest entschlossen, dort, im Staate seiner Wahl, sich den Weg nach oben in geduldiger Ausdauer zu bahnen, als plötzlich unvorhergesehene Ereignisse ihm einen durchaus andern Wirkungskreis zuwiesen.

Während Hohenlohe nämlich in Preußen ruhig am Aktentisch arbeitete, war der Landgraf von Hessen-Rothenburg (nicht der souveraine Hessen-Homburg) gestorben und hatte die fürstliche Familie Hohenlohe-Schillingsfürst als Erbin seines sehr bedeutenden Vermögens, namentlich auch der Herrschaften Ratibor und Corvey, hinterlassen. Durch die Zuströmung dieser ungewöhnlichen Reichthümer hatte sich Clodwig in seinem Vorsatz, zunächst preußischer Assessor zu werden, weiter nicht stören lassen. Sein älterer Bruder übernahm die Herrschaften Ratibor und Corvey, mit denen Friedrich Wilhelm IV den Herzogstitel verknüpfte, dem jüngeren Bruder Philipp Ernst überließen die beiden älteren brüderlich die Standesherrschaft Schillingsfürst im bairischen Regierungsbezirk Mittelfranken, und Clodwig — arbeitete weiter. Da starb im Jahre 1845 plötzlich der Bruder Philipp Ernst, und nun allerdings war Clodwigs Pflicht, sich des verwaisten großen Familiensitzes anzunehmen, der ihm durch Verzicht seines ältern Bruders zugefallen war. Er verließ also den preußischen Staatsdienst und nahm seinen Wohnsitz vom 12. Februar 1846 an dauernd in Baiern. Er war damit zu einem der vornehmsten Standesherren der Krone Baiern geworden, und noch im Jahr 1846 ward der siebenundzwanzigjährige Mann als erbliches Mitglied in die Kammer der Reichsräthe des Königreichs Baiern eingeführt. Die nur mittelgroße, äußerst feine, schlanke Gestalt, mit dem ehrlichen, freien, prüfenden Auge, dem stillen, gewinnenden Lächeln, und, ehrlich gesagt, der reichen, sauer erworbenen staatsmännischen und juristischen Vorbildung und Praxis, stach grell und sehr zu seinem Vortheil ab gegen die Durchschnittsschablonen dessen, was durch Blut, Amt oder Verfassung zum bairischen Reichsrath bestimmt war. Auch in seinem Auftreten in der Kammer, seiner entschieden freisinnigen, mit den großen Traditionen Steins erfüllten Staatsanschauung stand er vereinsamt unter seinen erlauchten Standesgenossen. Es kam die Zeit, wo der vornehme Spott der Genossen über den jungen Heißsporn der erzwungenen Achtung Platz machte, daß er den Pulsschlag unsrer Lage richtiger gewürdigt habe, als sie alle.

Das Jahr 1848 kam. Es gewährte das in vollem Maße, was bis dahin im Kreise seiner Standesgenossen auch nur dem Namen nach zu nennen verpönt war: die Ablösung aller dinglichen Freiheiten und Gerechtsame, insonderheit derjenigen des Adels. Fürst Hohenlohe war in der Kammer der Reichsräthe fast alleinstehend das Echo der Volksvertretung der liberalisirenden Regierung; vor allen hervorragend durch die juristische Bedeutung seiner Beweisführung. Seine klare, feste Gesinnung machte ihn in weiteren Kreisen bekannt.

Das inzwischen in Frankfurt eingesetzte Reichsministerium sandte ihn als Reichsgesandten nach Athen, Florenz und Rom; in Athen fand er Gelegenheit, die dortigen Deutschen in einer Rede zu begrüßen, die wegen ihres hervorragenden nationalen Inhalts die Runde durch Europa machte. Von Griechenland sandte ihn die Reichsgewalt nach Gaeta zum flüchtigen Papst; doch schon im Frühjahr 1849 kehrte er nach Frankfurt zurück und lehnte ein ihm im Ministerium des Fürsten Wittgenstein angebotenes Portefeuille ab, ließ sich dagegen wiederholt zu höchst delicaten Austrägen in London verwenden, die bei dem bekannten Vorurtheil der Engländer gegen unser Anrecht auf Schleswig-Holstein ebensoviel Tact als Scharfsinn erforderten.

Mit dem Eintritt der Wiedererneuerung des Bundestags unter dem dominirenden Einfluß Oesterreichs, tritt Fürst Hohenlohe vom politischen Schauplatz ab, ein volles Jahrzehnt hindurch. Er hatte in dem tiefen Schmerz, den er damals durchzukosten hatte, einen reichen Trost in dem heitern Frieden seiner blühenden Familie. Denn fast gleichzeitig mit seinem ersten politischen Wirken, hatte er die geistvolle Fürstin von Sayn-Wittgenstein heimgeführt. Nun stand ihm ein Kreis blühender Kinder am heimischen Herde. Zum ersten Male war er ganz sich, seiner Familie hingegeben.

Die Einsässigen und Nachbarn von Schillingsfürst in Mittelfranken zählen noch jetzt jene Jahre zu den gesegnetsten ihres Lebens. Fürst Hohenlohe ging allen als Vorbild voran, in der intensiven Bewirthschaftung seiner Güter, wie die modernen Productionsverhältnisse der Landwirthschaft sie erheischen, ließ allen, die wollten, Rath und That werden zu demselben Zwecke; er griff rastlos helfend ein in die Hebung und Läuterung der Armenpflege seiner Landschaft, gründete ein Asyl für arme Kinder, bemühte sich erfolgreich für die Hebung der Volksschulen, soweit sein persönlicher Einfluß reichte. Dann folgte er dem Rufe seines Schwiegervaters nach Litthauen, der die Verwaltung seiner eigenen großen Güter in Hohenlohes Händen wünschte. Mit langen und wiederholten Reisen nach England, Frankreich und Italien schloß der zehnjährige Zeitraum, wo er nur als Privatmann lebte und wirkte.

Als mit dem Frieden von Villafranca und der Regentschaft König Wilhelms von Preußen der nationale deutsche Gedanke wieder das Haupt erhob, und Hohenlohe in der Kammer der Reichsräthe für seine politischen Anschauungen eine dankbarere Wirksamkeit hoffen durfte, kehrte er nach Baiern (1860) zurück und trat in die Reichsrathskammer wieder ein. Seine erste bekanntere That war hier sein Antrag vom 4. Mai 1861 in der kurhessischen Verfassungsfrage: „Seine Majestät möge geruhen, das königliche Staatsministerium anzuweisen, auf geeignete Weise zur Herstellung rechtlich geordneter Verfassungszustände in Kurhessen nach Kräften hinzuwirken und gegen den Landesbeschluß vom 27. März 1852 und die ihm zu Grunde liegenden Principien und Motive sowie die daraus sich ergebenden Consequenzen feierlichst Verwahrung einzulegen." Fast wörtlich denselben Antrag hatte Völk in der zweiten bairischen Kammer zur nämlichen Zeit gestellt, und motivirte ihn ebenso volksthümlich lebendig, als Hohenlohe den seinigen staatsmännisch fein und gediegen. Die zweite Kammer nahm den Völkschen Antrag mit großer Majorität an, die der Standesherren lehnte den Hohenlohes mit 30 gegen 8 Stimmen ab. Natürlich hätte auch eine Intervention der Krone Baiern in Kurhessen so wenig gefruchtet, als der berühmte preußische Feldjäger, indessen der Antrag und die Befürwortung des Fürsten Hohenlohe war doch ein Kennzeichen für den Mann, an welches noch heute gern erinnert wird. Von diesem Tage an war die Wirksamkeit Hohenlohes in der ersten bairischen Kammer eine ununterbrochene, vornehmlich allen Debatten mit Glück zugewendet, in welchen die Stellung Baierns zum übrigen Deutschland und den auswärtigen Staaten zur Sprache kam.

Dem österreichisch angeflogenen Ministerium von Schrenk und dem großen Triasschwärmer von der Pfordten hielt er wiederholt ernste Mahnreden, die politischen Interessen Baierns nicht zu verkennen, seine Macht nicht zu überschätzen. Aber die kühnen Reden verhallten an den Ohren der Minister und hohen Herren der ersten Kammer.

Es gehörte das starke Geräusch des Donners von Königgrätz dazu, diese Art von Taubheit zu heilen. Auch die letzten Mahnworte vor Ausbruch des großen Krieges, die Hohenlohe, diesmal erregter und flammenderen Auges, als sonst seine Art war, der unglückseligen Politik von der Pfordtens im Frühjahr 1866 entgegenwarf: „daß ein freundschaftliches Verhältniß mit Preußen allein den Krieg, und damit Noth, Elend und Demüthigung von Baiern abwenden könne", fanden in der Reichsrathskammer zu München keine sympathische Seele, während der Saal kurz zuvor von lautem Beifall erdröhnte, als von der Pfordten die traurige Nothwendigkeit vom Kriege Baierns wider Preußen gepredigt hatte.

Die Prophezeihungen Hohenlohes waren im vollsten Maß in Erfüllung gegangen. Den Verlust eines reichen Landstriches mit einer Bevölkerung von 30,000 Einwohnern, eine Kriegsgeldentschädigung von 30 Millionen Gulden forderte Preußen als Preis des Friedens. Schmerzlicher noch war, daß nutzlos das Blut der Landeskinder in Strömen geflossen war unter einer durchaus ungenügenden militärischen Führung. Das Ministerium von der Pfordten wurde nun unmöglich. Und als derselbe Minister, der dem Lande jene harten Friedensbedingungen eingebracht hatte, die Preußen nach dem Kriege stellte,

vor den Reichsrath und die Volksvertretung Baierns trat, um die Vertheidigung derselben zu übernehmen, da war es wieder Hohenlohe, der zwar nicht wie viele seiner erlauchten Collegen an der Isar, an den Bedingungen des Friedens feilschte und mäkelte, aber das eine laut und unbedingt, unter nachhaltigem Echo in der zweiten Kammer und in ganz Baiern forderte: Daß die Ratification dieses Friedens der letzte politische Act des Ministeriums von der Pfordten sein müsse, daß nur bei sofortigem Rücktritt dieses Ministeriums das Land von seiner schweren Prüfung sich erholen könne. So sprach Hohenlohe am 23. August 1866. Von da ab war sein Name derjenige, den unablässig die gesammte nationale Presse des Landes nannte und forderte als leitendes Haupt eines neuen Ministeriums, und sicher hätte der jugendliche König alsbald dieser Stimme Gehör geschenkt, wenn er nicht gezaudert hätte, einen der ersten Standesherren Baierns, dem wenige gleichkamen an Höhe und Sicherheit der socialen Stellung, zum ersten Rathgeber der Krone zu machen. Doch schwanden bald diese Bedenken vor der Thatsache, daß Hohenlohe der Mehrheit des Landes und dem neuen Bundesgenossen Preußen weitaus der willkommenste Leiter der bairischen Staatsangelegenheiten sei, daß er den klarsten Blick und den redlichsten Willen besitze, Baiern im neuen Deutschland deutsch zu führen. Gegen Ende des Jahres 1866 forderte der junge König Hohenlohe auf, ihm ein Programm derjenigen Grundsätze vorzulegen, die ihm eventuell als bairischer Minister zur Richtschnur dienen würden. Hohenlohe vollzog den Auftrag zur Zufriedenheit des Königs. Mit dem 1. Januar 1867 trat Hohenlohe an von der Pfordtens Stelle.

Ganz Deutschland hat seitdem die Grundzüge des Hohenlohe'schen Programmes, namentlich in der deutschen Frage, durch seine Thaten erfahren, die sich am klarsten mit seinen eigenen Worten verfolgen lassen, wenn man die Rede liest, die er am 9. October 1867 in der Kammer der Abgeordneten hielt, in jener wichtigen Krisis, da zum letzten Mal die Fortexistenz des deutschen Zollvereins auf den schwankenden Majoritäten der süddeutschen Kammern ruhte, ehe für immer das absolute Veto jedes Gliedes des alten Zollvereins, der parlamentarischen Neugestaltung durch Zollbundesrath und Zollparlament Platz machen sollte. Damals hat er in wenig kraftvollen Sätzen die goldene Mittelstraße vorgezeichnet, die ein bairischer Premier in diesen Tagen zu verfolgen habe: Volle rückhaltslose Anerkennung der neuen Zustände in Deutschland, aufrichtiger Anschluß an Norddeutschlands leitende Militärmacht, aber auch Wahrung der bairischen Selbständigkeit, Anbahnung eines freundlicheren Verhältnisses mit Oesterreich.

Von rechts und links, von den festgewurzelten Altbaiern und heimatlosen Ultramontanen, wie von denjenigen, die nach dem Tempo des Jahres 1866 die seitherige Entwickelung der deutschen Einheit als eine zu langsame oder gar rückläufige ansahen, ist Hohenlohe wegen jener Rede der Halbheit bezüchtigt worden. Jene erklärten, er gebe den letzten Schimmer bairischer Selbständigkeit an seine preußischen Sympathieen; diese ließen sich oftmals zu dem pessimistischen Ausspruch hinreißen: Lieber ein ultramontanes Ministerium ganz nach dem Herzen des bairischen Reichsrathes, das den Staat an den Rand des Verderbens brächte, als diese gemessene Haltung! Wir lassen auch hier Thatsachen reden, statt politischer Vorurtheile, um unsern Lesern ein Bild in dem Streit über den Werth des Mannes zu ermöglichen.

Zunächst nämlich hatte Hohenlohe wenige Wochen, ehe er am 9. October 1867 sein Programm in der Kammer entwickelte, das glänzendste Zeugniß abgelegt für eine rein deutsche Gesinnung. Man wird sich erinnern, wie lebhaft zu Anfang jenes Jahres der französische Chauvinismus wider uns erregt war, wie beinahe um Luxemburg der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich entbrannte. Die Gefahr war kaum abgewendet, als geheime Boten zwischen Wien und Paris hin- und herreisten, und die zur Schau getragene Busenfreundschaft der beiden Staaten in der geheimnißvollen Zusammenkunft Beusts und Napoleons in Salzburg ihre Weihe fand. Wieder begannen die Chauvinisten diesseits und jenseits des Rheins und der Donau mit dem Säbel zu rasseln, die Reize eines deutschen Südbundes gar anziehend zu entfalten und die deutschen Südstaaten zu einer „selbständigen" Politik im Kriegsfall aufzumuntern, wobei ausdrücklich ausgesprochen wurde, daß diese „selbständige" Politik in der Bundesgenossenschaft der Südstaaten mit Preußen gar nicht gedeihen könne, daneben fehlte natürlich nicht die Drohung mit der preußischen Annexion, die man in Süddeutschland überall ankündigte. Diese hochfahrende Verschwörung wider die Ehre des deutschen Namens, an der sich namentlich in Würtemberg die s. g. Volkspartei in hellen Haufen berauschte, konnte nicht gründlicher abgestraft und lächerlich gemacht werden, als durch die plötzliche Veröffentlichung der Augustbündnisse aller süddeutschen Staaten mit Preußen, die Hohenlohe nun geschehen ließ. Die Ernüchterung der Schwelger in Rheinbündelei war um so vollständiger, je besser bis dahin das Geheimniß bewahrt worden war. Die Veröffentlichung dieser Bündnisse in Baiern gerade jetzt, wo der Kampf um die Erneuerung der Zollverträge entbrannt war, in einem Lande, wo die Rheinbündelei bis dahin so zweifellos für patriotisch galt, daß der große Obelisk in München von den im Solde Napoleons in Rußland verbluteten Baiern kündet: „Auch sie sind für das Vaterland gefallen", war wirklich eine mannhafte That, ein Zeugniß, daß Hohenlohe schon in dem ersten halben Jahr seiner Amtsführung das Fundament, auf dem er stand, sicher gegründet hatte. Auch die Gründung eines Südbundes in allen Formen und Verhüllungen, in welchen er ihm angeboten wurde, wies er entschieden ab.

Und nun erließ Bismarck, wohl im wesentlichen als Gegendienst für die nationale That Hohenlohes, seine berühmte Circulardepesche vom September 1867, wo er aufs bestimmteste leugnete, daß Preußen jemals auf den Beitritt der Südstaaten oder eines derselben zum Norddeutschen Bund auch nur den geringsten Druck üben werde. Die Depesche hätte sich jeder bairische „Patriot" ins Gedächtniß rufen sollen, wenn er von Hohenlohe annahm, der Fürst werde wider Willen den Beitritt Baierns zum Norddeutschen Bund erklären müssen. Denn die Depesche war nicht nur für Paris und Wien, sie war wesentlich zur Beruhigung der bairischen Gemüther geschrieben; in Hessen und Baden wenigstens trug nach einer solchen Mäßigung Bismarcks nur der kleinste Theil der Bevölkerung Verlangen, und um Herrn von Varnbüler zu befestigen, war sie sicherlich nicht abgefaßt.

Wer ferner den Fürsten Hohenlohe der Halbheit in der Verfolgung seiner nationalen Aufgabe bezüchtigt, mag sich erinnern, welche Thaten er nach seiner Rede vom 9. October 1867 aufzuweisen hat. Die zweite Kammer genehmigte fast mit Einstimmigkeit die Erneuerung der Zollvereinsverträge, und später das Schutz- und Trutzbündniß mit dem Norddeutschen Bund. Die Kammer der Reichsräthe aber war in ihrer übergroßen Mehrheit so entschieden für die Verwerfung beider Verträge gestimmt, und die Verwerfung ihrerseits eine so kritische Cabinetsfrage für Hohenlohe, daß die Feinheit, mit welcher er die ganze erste Kammer einstimmig zur Genehmigung umzustimmen wußte, schlechthin meisterhaft zu nennen ist. Für alle diejenigen nämlich, welche mit der Geschichte des Zollvereins vertraut waren, lag klar auf der Hand, daß der neue Zollvereinsvertrag vom 8. Juli 1863 stand und fiel mit der in ihm durchgeführten Abschaffung des absoluten Veto jedes Zollvereinsgliedes. Diese Errungenschaft war eine der besten des Jahres 1866, und es war sicher, daß Preußen sie unter keinen Umständen preisgab. Gleichwohl brachte der Fürst Löwenstein-Rosenburg im bairischen Reichsrath im Gegensatz zu dem unbedingten Verwerfungsvorschlag der Mehrheit den Antrag ein, den Zollvereinsvertrag zwar zu genehmigen, jedoch nur unter der Bedingung, daß es hinsichtlich des Veto für Baiern beim Alten bliebe. Hohenlohe empfahl zur Ueberraschung seiner Standesgenossen den Antrag zur Annahme, ja, er versprach ausdrücklich, falls der Antrag angenommen werde, denselben in Berlin zu befürworten. Die hohe Kammer nahm den Antrag an. Hohenlohe ging nun in seiner Connivenz gegen seine Widersacher noch weiter. Er lud den hochgewandten Führer der Gegner, den Baron von Thüngen ein, ihn zu Bismarck zu begleiten, damit er Zeuge ihres Gesprächs sei, und seine Ueberzeugung auch selbst beredt vertheidigen möge. Baron von Thüngen machte sich voller Hoffnungen mit Hohenlohe auf nach Berlin. Bismarck empfing die Herren mit gewohnter Freundlichkeit, namentlich Herrn von Thüngen. Aber

> Was er allda gesehen und erfahren,
> Hat seine Zunge nie bekannt. Auf ewig
> War seines Lebens Heiterkeit dahin,

und Thüngen derjenige, der nach seiner Rückkehr nach München seiner Kammer die einstimmige Annahme der Zollvereinsverträge empfahl.

Hohenlohe hat den entscheidenden Sieg, den er damals über die Häupter seiner Gegner davontrug, so klug und ergiebig benutzt, als möglich. Namentlich gebührt ihm das Lob, mit Hilfe des wackern Kriegsministers, den sprichwörtlichen Schlendrian der weiland bairischen Armee ausgerottet und das Heer, soweit sich das mit den berechtigten bairischen Eigenthümlichkeiten verträgt, ganz auf den strengen Fuß und die zuchtvolle Tüchtigkeit der norddeutschen Heereskörper gesetzt zu haben. Was das heißen will in anderthalb Jahren, und in einem Lande, wo die Rauferei mit dem Schlagring zum „braven Bua" gehört, und eine halbe Kreuzerschwankung im Bierpreis ernstlich gefährliche Staatsrevolutionen erzeugt, wo endlich bis vor zwei Jahren jeder halbwegs anständige Mensch sich vom Militärdienst loskaufen, und für die beschränkteren Söhne wohlhabender Eltern der landesübliche Trost galt: „Zum Lieutnant ist er noch immer g'scheit genug", kann man sich wohl vorstellen. Größer noch wird das Verdienst, wenn man bedenkt, daß ihm gelungen ist, die übrigen süddeutschen Regierungen, namentlich das centrifugale Würtemberg, zu einer gewissen Einmüthigkeit mit Baiern in der militärischen Reorganisation zu veranlassen, und daß er im vorigen Jahre soweit gelangt ist, eine süddeutsche Festungscommission ins Leben zu rufen, welche den kriegstüchtigen Stand der süddeutschen Festungen im Interesse des ganzen Vaterlandes zu prüfen und unterhalten bestimmt ist. So lassen auch die scheinbar nur für die transmainanischen Stämme geschaffenen Institutionen, die er ins Leben rief, die bedeutende Beziehung zum Gesammtvaterlande und das Gegentheil von separatistischer Arbeit deutlich erkennen.

Wir allerdings, im festgefügten Norden, der uns die rühmlichste Mitwirkung an der Gesetzgebung des Bundes, Ansehen über alle Meere und die zuversichtliche Hoffnung verleiht, daß mit jedem Jahre die deutsche Stammesverwandtschaft inniger und herzlicher werde: wir mögen oftmals von unserm Standpunkt aus der Erkenntniß jenseits des Mains eine raschere Reife wünschen, daß die ersehnte deutsche Einheit, die auch der geborne Particularist auf der Zunge und in seiner Weise im Herzen führt, nur zu erreichen ist durch den Anschluß des Südens an den Nordbund. Aber man gibt Hohenlohe mit Unrecht schuld, daß er nicht direct auf dieses Ziel hinarbeite.

Ein bairischer Minister, der es ausspräche, wäre einfach unmöglich. Um sich in den Horizont der bairischen Massen hineinzudenken, mag man sich nur erinnern, daß seit Menschengedenken in Baiern nur Rheinbündler, Satrapen der habsburgischen Politik oder Ultramontanen die Zügel der Regierung in Händen gehabt haben, daß der machtvolle Klerus, der höhere Adel und bis vor kurzem auch entschieden das Heer jeder festeren Verbindung mit dem übrigen Deutschland widerstrebte, ja, daß hier die uralte Eifersucht der verschiedenen Stämme, die widernatürlich genug unter der Krone Baiern vereinigt sind, fast grundsätzlich den einen Stamm in dieses, den andern in jenes Lager treibt. Hat doch Hohenlohe durch seine Circulardepesche vom 9. April 1869 über das Concil das äußerste geleistet, was in dem Staate, der so lange die Vormacht der katholischen Liga während unsrer Glaubenskriege gewesen, möglich war. Während die Franken, ein Theil der Schwaben und Pfälzer eher heute als morgen dem Norddeutschen Bunde beitreten möchten, wäre das Gros der altbairischen Provinzen zweifellos nur mit Waffengewalt hierzu zu bestimmen. Es gibt Vorurtheile, welche nur durch Waffenbrüderschaft im deutschen Heer, durch Befreiung der Volksschule vom katholischen Klerus, und durch Ausrottung des Schlagringes geheilt werden können. Inzwischen aber ist der ehrliche, wenn auch langsame Fortschritt auf nationaler Grundlage, welcher das Ministerium Hohenlohe mit hoher Besonnenheit anstrebt, das Aeußerste, was in Baiern dermalen erreichbar ist. Wie sehr namentlich dort das Gefühl zu Hause ist, Baiern könne dereinst seinen Beitritt zur Staatsgemeinschaft des übrigen Deutschland um einen ganz besonders hohen Preis ablassen, mag dem Leser die Thatsache sein, daß dem Verfasser dieses die hervorragendsten Mitglieder der dem Fürsten nahestehenden Gruppen des bairischen Volkshauses ernstlich versicherten, Baiern werde nur dann dem Bunde beitreten, wenn eine neue Bundesverfassung gemeinsam mit ihm vereinbart sei.

Fürst Hohenlohe ist bekanntlich zugleich Mitglied und Vicepräsident des Deutschen Zollparlamentes. Von hier aus ist seine große persönliche Liebenswürdigkeit und Aufrichtigkeit, die schlichte Bravheit seines Wesens in ganz Deutschland bekannt geworden, und wohl auch ganz Deutschland stimmt ein in den lauten, anerkennenden Beifall der Abgeordneten aus allen deutschen Gauen, welcher die Dankworte Hohenlohes begleitete, als er 1869 wie 1868 zum ersten Vicepräsidenten des Deutschen Zollparlamentes erwählt ward: „Sie geben mir das Recht, das Motiv Ihres Vertrauens in der Beurtheilung meiner, außerhalb dieser hohen Versammlung liegenden Thätigkeit zu suchen, damit gewinnt aber Ihr Votum für mich eine höhere politische Bedeutung. Das Vertrauen dieser hohen Versammlung wird mir den Muth geben, auf dem Wege, den ich für den richtigen halte, unbeirrt fortzuschreiten, auszuharren in dem Bestreben, für Verständigung, Versöhnung und Eintracht der deutschen Stämme mit allen Kräften zu wirken!"

Am Familientische.

Großelternfreuden.

(Zu dem Bild auf S. 261.)

In den Kindern verjüngen sich noch immer die Alten. In jeder echten Kinderstube — höchsten oder niedrigsten Ranges — wiederholt sich noch heute, mannigfach variirt, jene oft von allerhand hohen Häuptern erzählte Anekdote, daß man solche nämlich in ganz unceremonieller Weise auf allen Vieren umherkriechend mit ihrem Jüngsten oder gar zwei Jüngsten auf dem Rücken angetroffen habe; denn noch immer werden die Alten gern wieder jung.

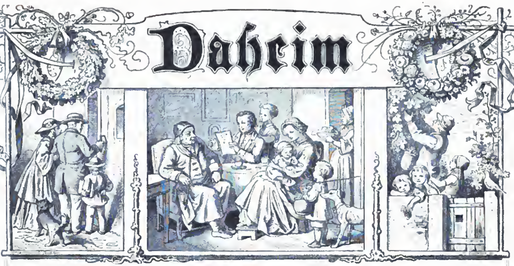
Und je älter einer wird, desto kräftiger wird — wenn sonst das Herz auf dem rechten Fleck — dieser Zug zu der Kinderwelt. Darin wurzeln die Großelternfreuden, und wohl den Kindern, die ihnen zum Gegenstande dienen! Läuft auch ein wenig Verzug mit unter: die meist kurze strenge Weise des in unserer Zeit immer vielbeschäftigten Vaters gleicht das schon wieder aus, und oft fehlt es selbst auf Seiten der Mutter an einer straffen Zucht nicht. Der milde Abendthau, dessen Segen das Greisenalter ihnen zu Theil werden läßt, thut den jungen Pflanzen immer wohl und fördert ihr Gedeihen.

O über die glücklichen, in solchem Großelternstübchen verlebten Stunden! Wer sie je in seiner Jugend genossen, dem werden sie in freudiger Erinnerung noch einmal wach bei Leinwebers prächtigem Bilde. Ja, in einen solchen engen, gemüthlichen Raum gehören sie hinein, die lieben Alten, und der Vogel an der Wand und die Blumen am Fenster dürfen ebenso wenig da fehlen, als die kurze Meerschaumpfeife über dem Hauskalender und das Himmelbett mit den ungeheuren Federcolossen. Aber das ist nur der Rahmen zu dem Bilde selbst, dessen Mittel- und Kernpunkt die beiden in Ehren ergrauten und doch so frischblickenden Großeltern sind. Und wie der Alte, obgleich etwas gebückt stehend und den Bogen langsam führend, den Kindern zum Tanze schmunzelnd aufspielt und seine Frau, sich im Kartoffelschälen unterbrechend, ihnen zuschaut, da freuen sie sich doppelt. Denn ihre eigene Kindheit taucht in dem munteren Paare, an dessen erstem Walzer der Spitz gerne auch theilnehmen möchte, wieder auf, und sie werden mit ihnen aufs neue zu Kindern.

O glückliche Großeltern! O glückliche Jugend! R. K.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. Druck von Fischer & Willig in Leipzig.



Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

VI. Jahrgang. Ausgegeben am 29. Januar 1870. Der Jahrgang läuft vom October 1869 bis dahin 1870. **1870 № 18.**

Eine Cabinetsintrigue.

Historischer Roman von **Georg Hiltl.**

(Fortsetzung.)

„Madame," sagte Grumbkow, „wir treffen in einem ernsten Augenblicke zusammen. Diese Monarchie steht an einem Wendepunkte. Wir sind beide Anhänger des königlichen Hauses, vergessen wir das Vorgefallne."

Frau von Blaspiel trat ein wenig zurück, sie musterte Grumbkow und sagte dann: „Sind Sie wirklich ein treuer Freund des königlichen Hauses?"

„Wie können Sie es wagen, daran zu zweifeln?" rief Grumbkow zornig, „Sie wollen also, wie ich sehe, den Streit fortsetzen!"

„Herr Minister, die Treppe eines Sterbehauses ist nicht der Ort zu solchen Unterhaltungen — lassen Sie mich hinab. Ich habe an Natzmer einen Befehl der Königin zu bringen."

„Nimmermehr," rief Grumbkow, seine Arme dergestalt ausbreitend, daß die Blaspiel nicht bei ihm vorüberschlüpfen konnte.

„Jetzt oder nie. Dieses plötzliche Zusammentreffen scheint mir bedeutungsvoll. Ich bin ein Freund — ein Vertrauter des sterbenden Königs gewesen, eine Weiberintrigue hält mich vom Bette des Monarchen entfernt, ein Weibercomplott hat mich von dem zukünftigen Gange des Regierungsgeschäftes ausgeschlossen — nicht wahr? O! — läugnen Sie es nicht — Sie vermögen nicht aufzublicken. Ich bot Ihnen schon einmal viel, wenn Sie mir Hilfe leisten, wenn Sie wirken wollten für mich — Sie weigerten schnöde diese Hilfe. Heute, Madame, in diesem verhängnißvollen Momente, an diesem Orte, wo der Zufall Sie mir entgegenführt, heute bittet der Minister von Grumbkow Sie nur um die Beantwortung einer Frage. Hat Friedrich Wilhelm seine Gattin zur alleinigen Regentin ernannt?"

„Ich habe keine Kenntniß von dem letzten Willen Seiner Majestät," antwortete kalt Frau von Blaspiel.

„Weib!" schrie Grumbkow, alles um sich her vergessend, indem er mit der Faust das Treppengeländer schlug, „Weib! ich werde Rache nehmen. Du hast es gewagt, meine Anerbietungen mit Hohn zurückzuweisen — Du pochst auf die Stellung Deines Gatten — hüte Dich."

„Seit wann, Herr Minister, haben wir miteinander Brüderschaft getrunken?" fragte spöttisch die Blaspiel. „Ich bitte, geben Sie mir sofort die Treppe frei, oder ich werde nach Hilfe rufen."

„Das ist zu viel — mir, dem Minister, wagt eine Hofratze, eine Schleicherin, die sich in das Vertrauen der leicht zu bethörenden Königin drängt — —"

„Herr von Grumbkow, hüten Sie sich," rief die Blaspiel entrüstet, „Sie werden zum Hochverräther. Ich will aus Mitleid mit Ihnen nichts gehört haben."

Der Minister eilte wieder die Treppe hinab, auf dem ersten Absatze blieb er stehen und sah sich noch einmal nach Frau von Blaspiel um, welche auf der obersten Schwelle stand.

„Wir werden Abrechnung halten mit einander," knirschte er. „Binnen kurzer Zeit wird es sich entscheiden, wer hier zu gebieten hat."

„Sie müssen großes Vertrauen in Ihre Kraft und in Ihre Schändlichkeit setzen," eiferte die Blaspiel, „wenn Sie jetzt schon wagen, Ihrer Königin, der Witwe Ihres Monarchen zu drohen, aber noch lebt der König, und wenn er am Leben bleiben sollte, was wir alle erflehen, dann, mein Herr Minister, wird er von mir einen gründlichen Bericht über Ihr Verhalten empfangen, ich werde ihm beichten, zu welcher Treulosigkeit Sie mich verleiten wollten, zu welchen Dingen Sie Ihre Zuflucht nahmen."

Grumbkow lachte höhnisch.

„Es wird sich zeigen, edle Dame," spottete er. „Die Gewaltigen sind nicht immer die mit den Kronen auf den Häuptern, und wir, die Verschmähten, haben mehr Mittel in Händen als die Hofdamen beim Thee oder Kaffeeklatsch ausspioniren."

„Oder die Hofdamen haben Mittel in den Händen, von denen die Herren Minister hinter ihren Pulten sitzend sich nichts träumen lassen," vergalt die Blaspiel. „Wir wissen Dinge, die im Stande sind, einem oder dem andern jener Herren den Hals zu brechen — ja, mein Herr Minister, stutzen Sie nur. Glückliche Reise nach Berlin!" Grumbkow blieb wie angewurzelt stehen. Er wollte noch einmal etwas entgegnen, aber das höhnische Gelächter der Blaspiel brachte ihn außer Fassung.

„Was war das?“ flüsterte er. „Sollte sie — aber wie wäre es möglich? — und doch; sie ist eine Freundin Manteuffels. Dieser hängt mit Flemming zusammen — ich traue dem sächsischen Premier nicht — aber die Blaspiel als Vertraute in dieser Angelegenheit — nicht denkbar!“

Er war langsam die Treppe hinabgestiegen, in dem Getümmel, welches hier auf dem Flur herrschte, beachtete ihn niemand, die Couriere warteten auf das entscheidende Zeichen, eben trugen zwei Diener Eiskübel herbei, der König sollte Umschläge von Eiswasser erhalten. Grumbkow spähte vergeblich nach dem Fürsten, nach Baron von Bossen oder einem seiner Verbündeten.

„Furchtbare Ungewißheit!“ murmelte er. „Und doch — die Dinge stehen so auf der Spitze, daß ich wünschen muß, der König möge nicht genesen. Wenn er leben bliebe — die Plauderei der Blaspiel, ein kleiner Verdacht dazu, der das Feuer gegen uns schürte! O, — Herr von Bossen, Sie haben sich doch am Ende verrechnet. Aber nein! Wenn der König nicht mehr ist, dann haben wir leichtes Spiel; es ist albern, zu glauben, daß die Königin dem Andrängen widerstehen sollte — und wir werden daher oben sein — ganz oben — denn in einer Stunde verkündet das Geläute der Glocken Friedrich Wilhelms Tod, ist er hinüber, dann — dann —“

Der Minister war gerade so weit in seinem Monologe gekommen, als er dicht vor dem Hause in eine strudelartige Bewegung verwickelt wurde. Man schrie: „Platz! Platz!“ und über den Köpfen der Menge ward die Gestalt eines Reiters sichtbar. Der Mann trug einen dunkelblauen Militärmantel aus grobem Tuche, auf seiner mangelhaft frisirten und halb vom Puder entblößten Perrücke saß der plumpe, dreieckige Hut, an den hageren Beinen schlottern hohe, mit dicken eisernen Sporen versehene Stiefel, ein Paar Handschuhe von Hirschleder bedeckten seine Hände. Dieser Mann schien trotz seines ziemlich gemeinen Aeußeren doch eine Art von Autorität zu sein, denn alles machte Platz vor ihm, niemand wagte es, ihn aufzuhalten, als er, ohne zu grüßen, von seinem Pferde stieg und spornstreichs in das Haus und die Treppe hinaufging. Er traf oben noch Frau von Blaspiel, die vergeblich nach dem G neral Natzmer gerufen hatte und sich, trotz ihres Muthes, doch nicht die Treppe hinabwagte, weil sie eine Gewaltthat des bösen Ministers fürchtete.

„Heda, Sie — meine gute Dame,“ rief der Mann ohne weitere Anrede. „Ich bin Holtzendorff, der Regimentschirurg vom Leibbataillon.“

„Es ist mir angenehm, Seine Bekanntschaft zu machen,“ sagte die Blaspiel schnippisch und wendete sich zu gehen.

„Ne — ne — nicht fortgehen!“ rief der Mann. „Hübsch hören! Sie werden wohl Eintritt bei der Königin haben. Sagen Sie ihr: sie solle nur dem todtkranken Herrn ins Ohr rufen: Holtzendorff ist da! — dann wird er wieder munter werden. Ich will ihn noch mal sehen, vielleicht kann ich helfen. Ich hab' ihn schon früher kurirt.“

Frau von Blaspiel betrachtete jetzt erst den Mann genauer, dessen Persönlichkeit freilich nicht sehr zu seinen Gunsten sprach, denn abgesehen von den gemeinen Formen seines Körpers, hatte auch sein Gesicht durchaus nichts Ansprechendes. Der Kopf saß auf einem hageren Halse, den die Militärbinde fest umschloß, das nußbraune Gesicht war so von Runzeln durchfurcht, als wären hunderte von Spinnen darauf hin- und hergewandert und hätten Spuren ihrer Füße hinterlassen. Die hochgezogenen Augenbrauen überspannten zwei Augen, die der Volkswitz „Nußknacker“ oder „Krebsaugen“ zu nennen pflegt, weil sie weit hervorquellen und beständig glotzen; außer all diesen unschönen Eigenschaften duftete der Herr Regimentsfeldscheer noch ganz bedeutend nach Stall und geschmiertem Lederzeuge. Indessen, Frau von Blaspiel war eine sehr lebenskluge, gewandte Frau. Sie hatte schon vielfach erfahren, daß kleine Ursachen große Wirkungen erzeugen, und sie wußte, daß Kleider Leute machten — daß aber nicht immer vom Kleide auf den Mann geschlossen werden dürfe. Endlich griff Frau von Blaspiel, deren Angst durch die eben stattgehabte Scene mit dem bösen Grumbkow noch bedeutend gestiegen war, nach jedem Strohhalm. Sie sah die einzige Rettung für sich und die Königin, die einzige Möglichkeit, schnell aus der drohenden Verwicklung zu kommen — in der Wiedergenesung des Königs.

Mancher andere hätte nach dem Ausspruche von vier Aerzten jeden Gedanken an Rettung aufgegeben — nicht so die Blaspiel. Es fuhr ihr, als der häßliche Feldscheer sich meldete, der Gedanke durch den Kopf, daß gerade in diesem kleinen Menschen Gott groß sein könne. Die Erscheinung des von niemand gerufenen oder erwarteten Mannes, kam ihr wie eine höhere Schickung vor — und weshalb sollte der schon bejahrte Mann, der den Körper des Königs obenein kannte, nicht auch möglicherweise noch etwas ersinnen, das Rettung bringen konnte?

„Bleib Er einen Augenblick hier!“ sagte Frau von Blaspiel. „Er hat gute Absicht — Er soll nicht zurückgewiesen werden.“

Holtzendorff strich mit der Hand über seinen abscheulichen Bart und nickte, die Blaspiel ging in das Cabinet des Königs. Sie fand die Königin in Thränen schwimmend. Die beiden Aerzte, der Berliner Leibarzt Stahl und Doctor Lange aus Brandenburg saßen vor dem Kranken. Der Leibarzt fühlte den Puls, indem er wichtige Blicke auf die große Taschenuhr richtete. Eversmann und der aus Berlin gekommene Kammerlakai Abt, machten Compressen um des Königs Haupt, welches wie ein glühendes Eisen anzufühlen war.

„Marie,“ sagte leise die Königin. „Er ist verloren. Wir dürfen nicht länger zögern. Natzmer muß sogleich benachrichtigt werden, die hohen Officiere, der Fürst und — wenn er hier ist — Grumbkow, müssen in das Vorzimmer gelassen werden, die letzten Minuten eines Königs muß man scharf überwachen. Geburt und Sterben eines Herrschers werden zu Protokoll genommen.“

„Mach.n Sie noch einen Versuch zur Rettung,“ sagte die Blaspiel.

Sophie Dorothea blickte staunend die Freundin an, welche leise und schnell ihre Begegnung mit Holtzendorff und dessen Wunsch berichtete. Die Königin schien nicht abgeneigt, auch sie glaubte an eine Möglichkeit, die Hoffnung erlischt in solchen Augenblicken ja erst mit dem letzten Athemzuge des Sterbenden.

„Machen wir einen Versuch,“ flüsterte sie und, schnell an das Bette tretend beugte sie sich zum Ohre des Königs und sagte mit sanfter Stimme: „Holtzendorff ist da.“

Wenn die Damen den Eindruck, welchen die Nennung dieses Namens auf den Kranken machte, für ein glückverheißendes Anzeichen nehmen wollten, so mußten sich ihre Hoffnungen bedeutend steigern, denn das bereits starre und theilnahmlose Gesicht des Königs belebte sich in der That sofort. Ja — es schien, als lächle der Kranke ein wenig, er hob matt den Arm und lispelte: „Soll kommen — soll kommen.“

Auf diesen Befehl ging die Königin hinaus, um den Feldscheer zu holen, während die Aerzte, sich fragende Blicke zuwerfend, bei dem Könige blieben. Sophie Dorothea fand den Feldscheer an der Stelle, wo die Blaspiel ihn verlassen hatte.

Als er die Königin erblickte, versuchte er eine ziemlich graziöse Verbeugung zu machen, was ihm aber durchaus nicht gelingen wollte. Die Königin, welche von der Hoffnungsseligkeit der Blaspiel etwas empfand, näherte sich dem häßlichen Feldscheer sehr freundlich und bot ihm die Hand.

„Der König will Ihn empfangen, lieber Holtzendorff,“ begann sie. „Wenn man es empfangen nennen kann, denn Er wird Seinen Herrn in den letzten Zügen finden. Aber da Er ein wahrhaftiger Freund ist, soll Er an das Bette kommen.“

„Majestät,“ entgegnete der Feldscheer. „Ich bin einer von den Leuten, die da sagen: der alte Gott lebt noch! ich denke immer, es kann noch etwas geschehen, wenn der da oben will. Bin ich auch ein kleines Menschenkind ohne große Titel und Würden, so weiß ich doch: zuweilen habe ich schon einen Hund vom Ofen gelockt — nichts für ungut — dieses Gleichniß soll nicht etwa auf meinen allergnädigsten Herrn gehen — ich wende es nur so an, weil ich meine: in Stunden der Gefahr muß man auch auf den Geringsten hören — da kann alles von Nutzen sein; die Gänse haben einst das Capitolium gerettet.“

Sophie Dorothea betrachtete mit einiger Rührung dieses verwitterte Gesicht und die klapprige Gestalt des Feldscheers. Seine unschönen Züge kamen ihr weniger abstoßend vor, die treue Anhänglichkeit, welche im Tone der Stimme sich kundgab, wurde nicht durch die rauhen Worte gemindert und, ohne länger zu zögern, gab die Königin dem Feldscheer ein Zeichen, ihr zu folgen. Auf den Zehen ging Holtzendorff hinter Sophie Dorothea her. Die Königin öffnete leise die Zimmerthüre. Als der Feldscheer eintrat, winkte

ihm der kranke Monarch mit der Hand einen freundlichen Gruß, sein Gesicht nahm einen lächelnden Ausdruck an. Die beiden gelehrten Herren traten, ohne weiter zu fragen, von dem Krankenlager fort, so daß Holtzendorff seinem leidenden Herrn ganz nahe blieb. Der Feldscheer sah prüfend den König an, in seinen gekniffenen Wimpern konnte man bemerken, daß er mühsam Thränen unterdrückte. Dann beugte er sich nieder, um dem Könige einen kurzen Gruß zu sagen.

„Holtzendorff," lispelte der König, „es ist vorbei. Ich bin hin — die Schwerenöther von Doctors wissen Bescheid — morgen ist alles aus."

Holtzendorff war trotz seiner Einfachheit ein Mensch, der sich auf verschiedene glückliche — sogenannte Parforcekuren etwas zu gute thun durfte. Freilich hatte er seine oft gewagten Experimente meist an Soldaten gemacht, deren Riesenkörper den angreifendsten Mitteln trotzen konnten. Er nahm sich daher zusammen, die beiden gelehrten Doctoren schauten ihn halb boshaft, halb mitleidig lächelnd an, daher wollte er zeigen, daß er sich vor den gelehrten Herren nicht fürchte und wohl auf eigne Faust kuriren könne.

„Na, na Majestät," sagte er laut, „ich habe schon Ihrer lieben Frau gesagt, daß die Macht Gottes groß ist, aber man muß auch unserem Herrgott in die Hände arbeiten, und so denke ich denn: nichts werde unversucht gelassen. Hilft's nicht — schadet's nicht, wenn die Herren da sagen: es ist alle — so kann man ja noch einmal mit dem elenden Leibe was vornehmen, der doch ausgeschrieben ist. Ich will Euer Majestät untersuchen."

Er ließ die Vorhänge des Bettes herunter, so daß er, den Anwesenden verhüllt, beim Könige blieb. Sophie Dorothea, Frau von Blaspiel und die Aerzte, nebst dem gespannt lauernden Eversmann, standen erwartungsvoll im Zimmer. Niemand sagte ein Wort — nur durch Blicke sprachen alle miteinander.

„Ich hoffe," schienen die Blicke der Blaspiel zu sagen.

„Es ist lächerlich von dem alten Balbierer," sprach der Blick des Berliner Leibarztes.

„Wenn ich nur Gewißheit hätte!" flüsterte Eversmann leise vor sich hin.

Hinter dem Bettvorhange ächzte der König, wie es schien, unter dem Druck der Hände des Feldscheer, der seinen Körper prüfte. Nach einiger Zeit erschien Holtzendorff vor der Bettgardine, und sie wieder zurückschlagend sagte er, ohne sich umzusehen:

„Der Zustand ist schlimm — aber ich behaupte, allen großen Autoritates zum Trotze, daß des Königs Majestät gerettet werden kann, und wenn die allergnädigste Königin mir gestatten will so zu verfahren, wie ich es für gut halte, so werde ich mit Gottes Hilfe den König retten."

Ein Freudenruf entwand sich der Brust der Königin, auch die Blaspiel schlug ihre Hände zusammen, als wollte sie jetzt schon ein Dankgebet für die Errettung beginnen, der Kammerdiener Eversmann machte eine Bewegung zur Thüre.

„Wenn der König gerettet wird," murmelte er, „dann werden Grumbkow und der Dessauer zu ihm gelangen und dann wird alles geändert, was hier geschrieben wurde."

Die beiden Aerzte traten nun aus ihrer abwartenden Stellung heraus.

„Herr Regimentschirurgius," begann Lange, „ich kenne wohl Ihre ursprüngliche Thätigkeit bei den gemeinen Soldaten — gebe aber zu bedenken: daß dergleichen Gewaltkuren, wie wir Sie von Ihnen gewohnt sind, bei Seiner Majestät nicht mehr anschlagen — im Gegentheil nur das Ende beschleunigen würden."

„So —" erwiderte der Feldscheer, „und wissen Sie denn, was ich verordnen will?"

„Nun, etwa einen Aderlaß — nasse Tücher oder dergleichen."

„Nichts da. Ein ganz einfaches aber starkwirkendes Vomitivum — zu deutsch, meine Damen, mit Ihrer Permission: ein Brechmittel."

Die Doctoren traten zurück.

„Herr," sagte der Doctor Stahl. „Und Sie sind toll genug zu glauben, daß des Königs geschwächter Körper eine solche vehemente Wirkung aushalten werde?"

„Ich bin überzeugt davon."

„Majestät," eiferte Lange, sich zur Königin wendend, „gestatten Sie solch ein gefährliches Experiment nicht!"

„Aber," entgegnete ängstlich Sophie Dorothea, „Sie selbst meine Herren, sprechen ja aus, daß jede Hoffnung eitel sei. Weshalb sollte dann nicht noch ein letzter Versuch gewagt werden?"

„Weil," fiel Lange hastig ein, „weil es wohl möglich, ja wahrscheinlich ist, daß Seine Majestät noch letzte Verfügungen zu treffen haben, diese Verfügungen würden aber unmöglich von dem Könige getroffen werden können, wenn der Herr Regimentschirurgius sein Gewaltmittel in Anwendung bringt. Der hohe Kranke, dessen Leben leider nach und nach erlöschen wird, würde dann plötzlich seinen Geist aushauchen, es bliebe ihm keine Zeit mehr, seine letzten Anordnungen zu treffen — bei einem Monarchen ist jede Minute Leben kostbar, die furchtbare Anstrengung, welche das Mittel des Regimentsfeldscheers erzeugen muß, wird den König sofort tödten."

Holtzendorff grunzte eine Erwiderung. Eversmann horchte hoch auf, er stand wie eine Katze zum Sprunge bereit.

„Mein Gott! mein Gott! was soll ich thun?" jammerte die Königin.

So leise auch im ganzen diese Unterhaltung geführt wurde, hatte der König doch das Geflüster vernommen und rief nun mit aller Aufbietung seine schwachen Kräfte:

„Keine Streitereien! keine Disputationes — es soll geschehen, was Holtzendorff will — ich will — ich befehle, daß es geschehen soll."

Dies entschied natürlich; die Doctoren zogen sich mit Achselzucken zurück, Holtzendorff warf ihnen einen triumphirenden Blick aus seinen abscheulichen Glotzaugen nach, setzte sich an den Tisch und schrieb ein Recept.

„Sofort in die Apotheke," befahl er, „Majestät sind einverstanden?" fragte er die Königin.

„Es geschehe, wie der König befahl," antwortete Sophie Dorothea. „Wir stehen in Gottes Hand."

„Gewiß — gewiß", sagte der Feldscheer andächtig. „Nun sind wir allein — ich bin froh, daß wir die Herren los sind."

„Aber wenn der König plötzlich stirbt?" sagte leise die Königin. „Wenn die Doctoren recht hätten?"

„Pah — stirbt sich nicht gleich," beruhigte Holtzendorff. „Haben die Weisheit immer mit Löffeln gefressen, die Herren von der Universität, aber in der Praxis da hapert's. Hätten schon längst ein Vomitivium geben müssen. Es ist freilich die höchste Zeit mit dem Herrn — aber — nun kommt's: ich kenne seinen Corpus, den kennen die andern nicht so wie ich und ich weiß, der verträgt einen ordentlichen Puff." Eversmann hatte unterdessen einen der bereitstehenden Läufer mit dem Recepte in die Apotheke gesendet, nun blieb er wieder im Zimmer. Holtzendorff beruhigte den König, während Sophie Dorothea und die Blaspiel in angstvoller Erwartung auf dem schmalen Kanapee saßen. Der Läufer kam mit der Medicin zurück.

„Gut also! Nun kann's losgehen," sagte Holtzendorff. „Es ist jetzt zehn Uhr. Um eilf werden wir wissen, woran wir sind."

Er brachte dem Könige den verschriebenen Trank.

* * *

Der Morgen graute bereits und ließ sein schwaches Licht durch die Nebel spielen, die vom Havelufer emporstiegen, als heftig an die Thür des Hauses gepocht ward, welches dem Herrn von Görne gehörte und unter dessen Dache der Minister von Grumbkow seinen Wohnsitz während seiner Anwesenheit in Brandenburg aufgeschlagen hatte. Grumbkow, der aus begreiflichen Gründen sehr unruhig schlief, hörte das Pochen sogleich und entwand sich sofort seinem Bette.

„Johann! Johann!" rief er dem Diener zu, der im Vorzimmer auf einem Feldbette ruhte, „schnell — mach Licht an. Ich höre eine Stimme nach mir verlangen. Ohne Zweifel Nachricht vom Könige, und gewiß eine schlimme — der König hat geendet."

Johann beeilte sich, das auf einem silbernen Leuchter befindliche Licht in das Zimmer seines Gebieters zu bringen und diesem in den seidnen Schlafrock zu helfen; während er damit noch beschäftigt war, hörte man bereits Tritte. Es ward an die Zimmerthür geklopft und als Johann öffnete, zeigte sich Herr von Görne in phantastischem Nachtcostüm, hinter ihm, ganz dicht in seinen Mantel gehüllt — Eversmann.

„Ah — Er ist es, Eversmann?" rief Grumbkow dem Kammerdiener entgegen. „Er bringt eine schwere — eine böse Nachricht. Unser Herr Friedrich Wilhelm der Erste hat geendet."

Eversmann schlug seinen Mantel ein wenig auseinander, zeigte durchaus kein erregtes oder angstverrathendes Gesicht, sondern sagte mit großer Ruhe:

„Keineswegs, Excellenz! ich komme im Gegentheil mit guter Nachricht! der König befindet sich seit etwa vier Stunden ganz entschieden besser, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Lebensgefahr vorüber ist."

Grumbkow fuhr ein wenig auf.

„Ein Wunder ist also geschehen? Alle Aerzte hatten ihn verloren gegeben — es ist ein Wunder, sage ich."

„Auch das nicht. Es ist nur ein ganz simples Vomitivium, welches gegen alle Einwendungen der Aerzte, der Regimentsfeldscheer Holtzendorff dem Kranken gegeben hat, und dessen Wirkung so erfolgreich war, daß der König sich gleich nach derselben besserte."

Grumbkow that einige Schritte durch das Zimmer. Seine Gedanken nahmen ganz absonderliche Richtungen — aber er rief mechanisch: „Dem Himmel sei Dank — dem Himmel sei Dank!"

Herr von Görne wollte seiner Familie die Freude über das Wohlbefinden des Königs nicht länger vorenthalten, er eilte hinaus und Grumbkow blieb mit dem Kammerdiener allein.

„Es ist also an uns vorübergegangen die Wetterwolke," flüsterte Grumbkow. „Der Monarch wird wieder regieren."

„Es schien mir nöthig, Ihnen den Rappert sogleich zu bringen," sagte Eversmann, „und da ich nach zehnstündigem Dienste ohne Aufsehen wohl durch Abt vertreten werden — auch ruhen konnte, benutzte ich die Gelegenheit, Euer Excellenz Nachricht zu bringen."

„Ich bin Ihnen sehr dankbar — sehr dankbar," sagte Grumbkow zerstreut.

„Diese Nachricht wird Euer Excellenz gewiß recht erfreut haben," fuhr der Kammerdiener boshaft fort.

„Gewiß — gewiß."

„Ich darf mich nun wieder empfehlen?"

Grumbkow hatte sich bereits gesammelt. „Er kann noch einen Dienst leisten," sagte er. „Es wird gut sein."

„O — ich bin zu Euer Excellenz Diensten, wie immer so auch heute. Ich weiß die hohen Gnaden wohl zu schätzen."

„Schon gut — also dann, Eversmann, schnell auf den Abthof zu Seiner Durchlaucht dem Fürsten von Anhalt. Wir müssen uns heut um zehn Uhr im Hause der Neustadt treffen, um sogleich in das Zimmer des Königs gelangen und ihn sprechen zu können."

Eversmann ging.

„Er wird sich wundern," kicherte er. „Das ist so schnell nicht gemacht. Nach solchen schweren Krankheiten behalten die Frauen noch lange Zeit Oberwasser."

Grumbkow begann sich anzukleiden.

„Freilich — freilich," sagte er zu sich selbst redend. „Wir hätten mit der Frau allein leichtes Spiel gehabt, das wäre bald geschehen gewesen — und ein Testament ist auch nur ein Stück Papier — indessen, wenn der König wieder genesen ist, so hat das ebenfalls sein Gutes. Wir kommen doch bald in seine Nähe — heute schon. Er wird die Glückwünsche der alten Freunde zu seiner Besserung gern entgegennehmen, und haben wir ihn nur wieder zwischen uns — dann — trotz seines Verstandes ist der König doch zu lenken, wenn man es geschickt anfängt und dann — —".

Er ballte die Faust und hauchte leise den Namen: „Blaspiel," hierauf schellte er wieder Johann und ließ sich Kaffee bringen.

Mit dem zunehmenden Tage hatte sich auch in der Stadt die Nachricht von der Besserung des Königs verbreitet. Wie bei dem Erscheinen der bösen Neuigkeiten, so waren auch jetzt der Platz vor dem Hause, die ganze Brücke — ja selbst die nächst liegenden Straßen ganz mit Menschen angefüllt, welche sämmtlich nur den einen Wunsch hegten, ihre Freude über das Wohlbefinden des Monarchen aussprechen zu dürfen. Officiere und Beamte kamen eiligst, sobald der Tag angebrochen war, herbei, um Gewißheit zu erlangen, und es bedarf keiner Erwähnung, daß Regimentsfeldscheer Holtzendorff der Löwe des Tages geworden war, dagegen der Medicus Lange und sein College nicht nur höhnische Bemerkungen, sondern entschieden Mißbilligung zu ertragen hatten. Der Leibarzt Stahl war schon in aller Frühe nach Berlin abgereist, weil der König nur Holtzendorff bei sich behalten wollte. Friedrich Wilhelms kräftige Natur, sein ungeschwächter Körper halfen ihm bald die Mattigkeit überwinden, welche die heftigen, während zweier Tage unausgesetzt erfolgten Anfälle im Gefolge haben mußten. Der König befand sich gegen Morgen schon so wohl, daß er zuweilen über die „verrückten Kerls", die Doctoren, scherzte und spottete.

Die Königin und Frau von Blaspiel hatten ein wenig geruht. Eversmann hätte für sein Leben gern diese Augenblicke benutzt, um den Minister und den Fürsten in das Zimmer des Königs zu schmuggeln, aber leider waren beide nicht zu finden, und der Kammerdiener konnte, ohne Aufsehen zu erregen, seinen Posten nicht verlassen. Die Königin, welche durch Frau von Blaspiel Kenntniß von der letzten Begegnung dieser Dame mit Grumbkow erhalten und den neuen Bestechungsversuch erfahren hatte, vermochte ihren Zorn nicht zu unterdrücken. Sie beschloß den schnell gewonnenen Einfluß beim Könige nach besten Kräften auszubeuten und womöglich die gefährlichen Feinde ganz zu verdrängen. Als sie mit Frau von Blaspiel wieder im Zimmer des Kranken erschien, genoß der König gerade einen Trank, den Holtzendorff verordnet hatte.

Friedrich Wilhelm nickte freundlich den Eintretenden zu.

„Na — das ist ein andrer Morgengruß, als der von gestern," sagte er. „Ja — ich sage immer, die gelehrten Kerls taugen den Deibel nichts — die Feldscheerer, die sich mit Soldaten abgeben, wissen auch, wie ein Soldatenleib beschaffen ist inwendig."

„Ich bin von der größten Freude erfüllt, daß Sie so schnell und glücklich von dem gefährlichen Leiden befreit wurden, mein Gemahl," sagte die Königin.

„Ich glaube es — ja — ich glaube es," sagte der König mit eigenthümlicher Betonung, indem er über den Rand der Tasse hinweg nach der Königin blickte. Sophie Dorothea war dieser Ton nicht entgangen. Sie kannte das trotz aller Derbheit mißtrauische Wesen ihres Gatten, der durch den geringsten Vorfall Argwohn schöpfen konnte — eine Frucht der trüben Erfahrungen, welche Friedrich Wilhelm am Hofe seines Vaters gemacht hatte. Die Königin sagte sich sogleich, daß der Monarch wohl im Stande sei, ihr eine Verdrießlichkeit über die durch seine Besserung vereitelte Regentschaft zuzutrauen. Sie fuhr daher sogleich fort, als der König schwieg und sagte:

„Gewiß müssen Sie überzeugt davon sein, daß ich die größte Freude hege, denn habe ich doch einen nicht unwesentlichen Theil an Ihrer Besserung, weil ich es war, die trotz Einwendung der Aerzte den Herrn Regimentsfeldscheer an Ihr Bett berief."

Der König ward sehr freundlich.

„Ah, das haben Sie recht gemacht," lachte er, „das war ein guter Gedanke. Man sieht, daß zuweilen die Umgebung von Dames doch auch ihr Gutes hat — obwohl hier schon ein bischen zu viele sein möchten."

Diese Bemerkung galt der Frau von Blaspiel, aber die Königin ließ sich nicht aus dem Felde schlagen.

„Ich gebe gern zu," sagte sie heiter, „daß ich hier in Brandenburg an Frau von Blaspiel und Fräulein von dem Busche mehr als zuviel Begleitung habe. Aber Sie wissen, Frau von Blaspiel ist mir befreundet und wenn Sie auch sehr richtig bemerken, daß allzuviel Frauen überflüssig seien, so kann doch zuweilen eine so Ueberflüssige auch gutes wirken — hier ein Exempel: Frau von Blaspiel war es, die zuerst Herrn Holtzendorff in das Vorzimmer geleitete. Eine weniger überlegende Frau würde, dem Urtheile der gelehrten Herren Doctoren allein Glauben schenkend, die Thüre Ihres Krankenzimmers dem Herr Feldscheer nicht geöffnet, von seiner Anwesenheit gar keine Meldung gemacht haben — aber Herr Holtzendorff wird bezeugen, daß Frau von Blaspiel seinem Wunsche sofort nachgekommen ist."

„Richtig — richtig!" bestätigte der Feldscheer.

Der König lächelte der Blaspiel wiederum freundlich zu und streckte sogar ihr die Hand entgegen, welche die Vertraute ehrerbietig drückte.

„Brave Frau! brave Frau!" sagte der König nickend.

Die Königin hielt jetzt den Moment zum Angriff gegen ihre Feinde gekommen.

„Gewiß mein Gemahl — gewiß," sagte sie schnell, „eine brave Frau, diese Blaspiel und treu wie Gold — unbestechlich — jeder lockenden Anerbietung unzugänglich."

War es Zufall oder Absicht? Gerade in diesem Moment trat Eversmann heran.



„Da hat wenig gefehlt!“ Nach dem Gemälde von Stammel übertragen von Heitland.

„Vergebung, Majestät," sagte er, „es sind eine Menge Deputationen draußen, die Gewerke haben von Ihrer Besserung vernommen — wollen Euer Majestät einen oder den andern empfangen?"

„Ah — das ist wohl nicht möglich," rief die Königin mit blitzenden Augen, deren Blicke deutlich verriethen, daß sie die Tragweite recht beurtheilen konnte, welche eine Erlaubniß des Königs auf diese Anfrage haben mußte. Sicherlich waren Grumbkow und der Dessauer alsdann die Nächsten am Bette des Königs, und noch hatte sie ihren Bolzen gegen jene Herren nicht abgeschossen.

„Unmöglich," wiederholte sie, „wie könnte nach der kaum erfolgten Aenderung — des gefährlichen Zustandes Seine Majestät schon jetzt Deputationen empfangen? die Erregung würde einen Rückfall zur Folge haben — ich hoffe, Herr Regimentsfeldscheer, Er wird als ein so bewährter Arzt und Freund das Seiner Majestät unterthänigst verbieten."

Holtzendorff, der sich geschmeichelt fühlte, stand auch keine Secunde an, mit wichtiger Miene zu entscheiden:

„Majestät, die Königin haben vollkommen recht — der König darf heute niemanden empfangen."

„Eversmann," sagte der König, „gehe hinaus und sage Natzmer: ich ließe ihn bitten, allen in meinem Namen zu danken."

Der Kammerdiener ging mit wüthendem Gesichterschneiden hinaus.

„Eine Ausnahme kann man wohl machen, da ich mich recht gut befinde," fuhr der König fort, „der Leupold und Grumbkow können an mein Bett kommen, wenn sie sich melden, es sind meine alten Freunde — sie werden mich nicht aufregen."

Die Königin und die Blaspiel warfen sich bedeutungsvolle Blicke zu. Sophie Dorothea wußte, daß der Anwesenheit ihrer beiden Gegner der Befehl zur Abreise der Königin nach Berlin folgen würde. Zwar hatte sie das werthvolle Dokument keinen Augenblick von sich gelassen, sie trug es wohlverwahrt in ihrem Mieder, aber wenn so schnell die Feinde wieder in des Königs Nähe kamen, so konnte es sich ereignen, daß derselbe ihr das Dokument wieder abforderte — eine neue Aenderung vornahm — oder doch den Inhalt an die gefährlichen Verbündeten verrieth. Die Königin hatte ihre Attacke so glücklich begonnen, als Eversmann sie absichtlich unterbrach. Es ward ihr die schwere Aufgabe gestellt, die bereits verlorene Position wieder zu gewinnen, die Zeit drängte, und gelangten die Feinde über jene schmale Schwelle des Krankenzimmers, so war alles zu fürchten. Die Königin mußte ferner den Augenblick nützen, wo Eversmann nicht im Zimmer war. Sie faßte daher den letzten, vom Könige gesprochenen Satz auf und wohl wissend, daß jetzt ein Kampf beginnen müsse, ein schwerer Kampf, weil der König durch die Erregung leicht einen Rückfall erleiden konnte, sagte sie mit fester Stimme:

„Wohlan — wenn Euer Majestät Herrn von Grumbkow und den Fürsten von Anhalt sprechen wollen, so erlauben Sie wohl, daß zunächst Frau von Blaspiel sich bei Ihnen beurlauben darf."

Sophie Dorothea wagte ein hohes Spiel, des Königs Reizbarkeit konnte in ihm nach der eben überstandenen Gefahr einen neuen Anfall zuziehen, und vielleicht trat dann wirklich das Gefürchtete ein. Aber die Königin mußte wagen. Sogleich, als sie dem Könige jene Bitte, Frau von Blaspiel beurlauben zu wollen, ausgesprochen hatte, veränderten sich die Gesichtszüge Friedrich Wilhelms in auffallender Weise. Er wendete, ohne zu sprechen, sein Haupt der Königin zu, schaute sie fragend an und nach langer Pause sagte er:

„Alle Wetter noch einmal — was ist denn nun schon wieder los? Gehen die Katzbalgereien wieder von vorne an?"

„Ich kann nicht genau beurtheilen, was Euer Majestät unter dem letztgenannten Worte verstehen," sagte die Königin halb ernst, halb heiter, „wenn aber damit etwa Zwistigkeiten oder Reibungen gemeint sein sollten, dann sage ich Euer Majestät allerdings: Ja es besteht ein Zwist — eine Feindseligkeit zwischen dem Herrn von Grumbkow und meiner Freundin, der Frau von Blaspiel und da Euer Majestät meine Freundin eine brave Frau genannt haben — durfte ich aus voller Ueberzeugung das bestätigen. Die Blaspiel ist eine kreuzbrave Frau — eine unbestechliche Frau, die den lockendsten Anerbietungen widerstehen kann, wenn es sich um Bewahrung ihrer Treue handelt."

„Das ist bei Weibern eine seltene Sache!" rief der König in seinem Bette aufsitzend, „das ist hoch zu preisen — na — ich merke schon, da ist wieder so eine düstere Geschichte — heraus damit! Was ist passirt?"

„Mit kurzen Worten denn, Majestät: der Herr Minister von Grumbkow und der Herr Fürst von Anhalt-Dessau haben die Frau von Blaspiel anfangs durch Bestechungen, Gebote von großen Geldzahlungen und sonstige Verheißungen, — später durch Drohungen bewegen wollen, die Geheimnisse dieses Krankenzimmers zu verrathen. Sie wähnten, daß Frau von Blaspiel Kenntniß von jenen Paragraphen des Testamentes habe, den Eure Majestät in Betreff der Nachfolger in der Regierung dictirt hatten. Sie haben versucht, die Frau von Blaspiel zur Spionage zu verleiten und sie gedrängt, falls sie noch keine Kenntniß des Testaments habe, sich Einblick in das Dokument zu verschaffen und gegen hohe Belohnung den betreffenden Herren zu verrathen: ob Euer Majestät ihnen, dem Herren von Grumbkow und dem Fürsten von Anhalt die Ehre erwiesen, nach etwa erfolgtem Ableben Eurer Majestät die Mitregentschaft anzuvertrauen. Es steht zu vermuthen, daß die beiden Herren, wenn sie ihre Hoffnungen nicht erfüllt sehen, kein Mittel scheuen würden, einen Platz in der Regierung zu erringen, den ihnen der Wille des Königs verweigerte. Frau von Blaspiel hat die Anerbietungen mit Abscheu von sich gewiesen."

„Das ist ja eine ganz verdammte und niederträchtige Complottirerei," schrie der König, dessen Gesicht sich mit Purpurröthe überzog, „da muß ja ein Donnerwetter dreinschlagen! Blaspiel — hierher an mein Bett."

Frau von Blaspiel trat ohne Furcht zu dem aufgeregten Monarchen.

„Ist das, was die Königin da erzählt, Ihnen wirklich passiet?"

„Majestät!" rief Sophie Dorothea, „Sie zweifeln an der Richtigkeit meiner Aussagen?"

„Nein! nein! aber Schockschwerenoth — kann Ihnen denn die Blaspiel nicht den Hals voll gelogen haben?"

„O, Majestät!" rief nun wieder Frau von Blaspiel entrüstet.

„Na, ruhig! ich frage ja deswegen. Ist alles so wie die Königin es erzählte?"

„Alles! ich schwöre es Euer Majestät mit dem heiligsten Eide, den Sie mir auferlegen können, wann und wo es beliebt."

Des Königs Zorn wich einer Art von Wehmuth. Er nickte stumm vor sich hin und sagte:

„Holtzendorff — hast Du gehört? sage mir, alter Schwede, wem soll man nun noch trauen? — ich hätte dem Grumbkow schon allerlei Meschantes zugetraut, aber dem Leupold — —"

„Ich will zur Ehre des Fürsten annehmen, daß er nur der Verleitete, der Verführte ist," fiel die Königin schnell ein.

„Ach was! — verleitet! Er ist kein Junge mehr — er ist ein Mensch mit vollem Verstande. Der Grumbkow macht lauter solche Geschichten. Was hat er nach meinem letzten Willen zu fragen? ich bin der Todfeind von solchen verfluchten Hinterthüraffaieen."

„Gebe der Himmel, daß dies noch das Schlimmste ist, wozu Herr von Grumbkow seine Talente verwendet," sagte die Blaspiel.

„Was? Noch Tolleres?" rief der König, „Sie wissen noch mehr? Heraus damit."

„Oh — nein Majestät," antwortete die Blaspiel ruhig, „ich weiß nichts. Ich meine nur, daß jemand, der solcher Handlungen fähig ist, leicht noch größere Unternehmungen ins Werk setzen kann."

In diesem Augenblicke kam Eversmann zurück.

„Seine Excellenz von Natzmer werden Euer Majestät Befehl ausführen," meldete er, „aber draußen sind zwei hohe Herren — zwei Freunde Euer Majestät, die ihre Aufwartung machen wollen: Seine Excellenz, der Heer Minister von Grumbkow und der durchlauchtige Fürst — —"

„Na, die sollen mir kommen," unterbrach ihn der König, „die will ich abkanzeln — die —"

„Halt," sagte Holtzendorff, seine Hand auf des Königs Arm legend," dagegen thue ich Einspruch. Es ist schon genug an dieser Aufregung gewesen, die gar nicht hätte stattfinden sollen, aber wenn jetzt auch noch die beiden Herren hier ins Zimmer kommen dürfen, dann stehe ich für nichts — ich muß mir den Eintritt der Herren verbitten."

„Na — gut Holtzendorff — gut! Wenn Er meint, daß es

mir nachtheilig sein könnte, so mögen sie draußen bleiben," entschied der König.

„Dorothea — gehe hinaus zu ihnen und fertige sie ab — ich ließe sagen: es wäre schon gut — sie sollten mich jetzt nur mit allem verschonen — hoffentlich würde ich gut davonkommen, dann könnte man ja in Berlin weiter reden."

Dieser Auftrag war reichliches Wasser auf die Mühle der Königin. Sie wartete daher auch keine Sekunde, sondern eilte sogleich in das Vorzimmer. Hier hatten der Minister von Grumbkow und der Fürst von Dessau sich bereits mit der Hoffnung getragen, der König werde sie vorlassen, diese Ansicht mochten auch verschiedene ihrer Parteiangehörigen theilen, denn beide sahen sich von einem zahlreichen Gefolge umgeben, nur selten gewahrte man hie und da mißtrauische Blicke. Es war deshalb für die Verbündeten ein Wetterstrahl, als sich die Thür öffnete und statt des Kammerdieners die Königin erschien. Sophie Dorothea vermochte nicht den Hohn zu bemeistern, der ihre Lippen umspielte, als sie den niederschmetternden Eindruck gewahrte, den ihre Erscheinung hervorbrachte. Um die Niederlage ihrer Gegner vollständig zu machen, ließ die Königin einige Minuten lang ihre Blicke auf der Versammlung ruhen, ehe sie zu sprechen begann, dann sagte sie in jenem halblauten Tone, der zwischen Mitleiden und Verachtung vibrirt:

„Messieurs! der König läßt Ihnen sagen, daß sein Zustand Ihre Gegenwart in Brandenburg für jetzt ganz unnütz mache, daß Sie wohl thun würden, wieder nach Berlin zu fahren und in Ihren Ressorts alles in Ordnung zu halten. Seine Majestät wollen nur diejenigen Personen in ihrer Nähe behalten, welche zur Aufwartung nöthig sind. Nach erfolgter Genesung — da werden Majestät Sie wohl rufen lassen — für jetzt sind alle diejenigen überflüssig, welche den hohen Kranken in die geringste Aufregung versetzen. Adieu, meine Herren! ich danke Ihnen — o! ich werde Seiner Majestät die Grüße von Ihnen bringen — glauben Sie sicherlich, ich werde Ihrer gedenken."

Sie winkte mit der Hand und, ohne ein schadenfrohes Lächeln verbergen zu können, rauschte sie aus dem Zimmer. Die Versammelten wagten es gar nicht, den Minister und den Fürsten anzublicken, sie fühlten das Peinliche der Lage und schoben sich sachte — einer nach dem andern — zur Thüre hinaus. Grumbkow konnte sein Erstaunen, seinen Zorn nicht verbergen. Er starrte nach der Thüre und biß die Lippen. Der Dessauer war schneller gefaßt. Er suchte mit echt soldatischer Laune die ganze Niederlage ins Heitre zu ziehen.

„Na, da habt Ihr's, Diplomatikus," sagte er lachend. „Abgeführt — hinausgeschmissen! die hat sich gut vorgesehen — ha! ha! ja, die Weibsbilder sind schlimmer zu besiegen, als Türken und Franzosen." Er zog den Minister, der sich mechanisch führen ließ, fort. Erst unten vor dem Hause kam Grumbkow wieder zu sich.

„Sie sind Sieger geblieben," zürnte er, nach oben blickend. „Aber sie werden noch dieses Tages gedenken."

„Wer denn? wer denn?" beruhigte der Fürst. „Laßt doch die Weiber reden. Wir haben den König sicher für uns, wenn er wieder in Berlin ist — und am Ende: was kümmert uns denn so ein bischen Testament!"

„Durchlaucht," rief Grumbkow hitzig, „das — nehmen Sie mir nicht übel — das verstehen Sie nicht so wie ich — das ist eine Sache der höheren Diplomatie — das werden Sie erst noch einmal ganz erkennen — wenn — wenn — nun, wenn es vielleicht zu spät ist."

„Zum Donnerwetter, ich will es auch gar nicht verstehen," schrie jetzt der Dessauer. „Ich will mit den Diplomatenkniffen nichts zu schaffen haben, ich will nicht hinter Euren Thüren stecken."

„Aber Sie würden sich doch sehr wundern, wenn eines schönen Tages Ihre Majestät die Königin nach Eröffnung des Testamentes Ihnen ankündigt: Herr Fürst, Sie sind jetzt ganz unnütz — ich empfehle mich Ihnen, ich werde Frau von Blaspiel mit der nöthigen Instruction versehen."

„Alle Hagel — das wäre toll! Ich habe die Blaspiel ohnehin auf dem Rohre."

„Nun also — sehen Sie wohl? Das könnte sich doch ereignen."

„Ach, nicht doch. Der König lebt — der König wird leben bleiben — wird davonkommen. Dann ist alles wieder vorbei."

„Wissen Sie so genau, daß der König jeder Gefahr entkommen ist?"

„Ja — er ist in den besten Händen. Es ist gar nichts für ihn zu fürchten, so lange Holtzendorff bei ihm bleibt. Gott befohlen."

Er wendete sich zu seinem Pferde, welches wenige Schritte davon entfernt der Reitknecht hielt.

„Holtzendorff!" sagte Grumbkow zu sich. „Hm — es ist wahr. So kleine Leute bringen große Aenderungen hervor. Was wären wir, was wäre Preußen in diesem Augenblicke, wenn da oben im Hause eine königliche Leiche läge! — Frau von Blaspiel wäre vielleicht auf dem Wege nach ihrem Gute — gewiß. Die Königin ließe sich schon gefügiger machen. Die Wiener Allianz brauchte nicht in Kraft zu treten — kein Gewaltschritt wäre nöthig, und das alles verändert Herr Holtzendorff — der Regimentschirurgius — hm — seltsames Spiel das!"

Er schritt gedankenvoll über die Brücke.

(Fortsetzung folgt.)

Soldaten- und Bürgerleben im dreißigjährigen Kriege.

(Zu dem Bilde von Stammel: „Da hat wenig gefehlt".)

Die ganze Nacht über hat es gekracht und gedonnert! Die rothen „Faden", das heißt, die Raketen sind durch die Luft gezogen und haben den rothen Hahn da und dort aufs Dach gesetzt — der Himmel ist glühend gewesen, wie er es beim Sonnenuntergang zu sein pflegt, und dazu hat es gestürmt von den Thürmen der Dorfkirchen, ringsum ein klagendes, ängstliches Gewimmer. Die Bewohner der Stadt sind während des grausigen Spektakels die Nacht über auf den Beinen gewesen — ein Theil der Stadtmiliz in Wehr und Waffen — die Bäcker, die Schlächter und Schmiede, die Schlosser und Brauer. Die Zimmerleute und Maurer dagegen haben an den Straßenecken gestanden, wo die Ziehbrunnen sind, mit den Feuereimern in den Händen und den Löschzubern, bereit, um die erste Feuersbrunst im Entstehen zu dämpfen. Lichter an allen Fenstern! drinnen in den Häusern die Weiber und Kinder ängstlich zusammen gekauert, zitternd der Dinge harrend, die der Morgen bringen wird.

Das ist ungefähr die erfreuliche Lage einer Stadt zur Zeit des dreißigjährigen Krieges — einer Stadt, in deren Nähe die „Kaiserlichen" und „die Schwedischen" einen Tanz aufführten, „dazu der Tod als Musikante aufspielte". Solche Tänze aber fanden häufig genug statt.

Der Morgen kommt endlich heran — erst lange nach Mitternacht schweigt das Getümmel in der Ferne, der Feuerschein der brennenden Dörfer ist nur noch matt am Horizonte zu sehen; der Thürmer der Stadt kommt herab vom Kirchthurme und meldet: daß keine neuen Flammen auflodern. Die Wachen am Thore, das seit vierundzwanzig Stunden verrammelt ist, kommen aus den Seitenthürmen hervor, die Frauen zeigen sich in den Hausthüren. Allmählich steigt die Sonne herauf, ein Ausfallthor wird geöffnet, und in die Stadt kommen die Landleute, noch schreckenbleich von den Ereignissen der Nacht, deren Zeugen sie gewesen. Alles rottet sich zusammen, die Berichte zu hören, wie die Dörfer gebrannt, wie die Kriegsknechte von Freund und Feind die Häuser geplündert haben, wie die Todten und Verwundeten in den Dorfgassen umherliegen und wie lautblökend und kreischend die Viehherden, die letzten Stücke von Werth, das lebendige Besitzthum von den Marodirenden hinweggetrieben worden ist, um in wenig Stunden an die Schlachtbank zu wandern. Da pocht es an das Stadtthor — laut ruft es draußen — dem Boten wird geöffnet.

„Seid auf der Hut — haltet alles bereit zum Empfange," stammelt der Athemlose. „Sie kommen."

„Wer? Wer?" ruft alles.

„Fünf Fähnlein Fußvolk vom Gallas — drei Schwadronen Jäger von Holck — drei Schwadronen Isolanis Kroaten und zwei

Schwadronen Pappenheimer Kürassiere — endlich eine Rotte von „Ledigen".

Diese Anzeige versetzt die Stadt in Schrecken und Noth — aber es ist eine alte Geschichte, daß nach dem Gefechte diese oder jene Stadt die Durchziehenden beköstigen muß. — Ja wenn es dabei noch bliebe! Brot und Fleisch, das Gemüse vom Felde — dies alles wird willig hergegeben, aber dann? wenn es nun einem oder dem andern der Herren Befehlshaber beliebt, eine Plünderung zu veranstalten? die regelmäßigen, in Regimenter eingetheilten Soldaten: die Pappenheimer, die von Gallas, von Piccolomini und Kinsky sind noch zu dulden — selbst die verrufenen Kroaten sind nicht die schlimmsten — es gibt noch schlimmere — Bursche, welche jeden Unterschied von Mein und Dein vergessen haben — denen das Wort Eigenthum nur ein höhnisches Gelächter abnöthigt. Diese Kerle sind die gefürchteten „Ledigen". In späteren Zeiten heißen sie „Freicorps" oder „Unregelmäßige", hier war der Abschaum des Heeres vertreten. Sie bildeten das Ungeziefer, welches der große Heerzug mit sich an seinem vielgliederigen Leib umherschleppte. Diese Kerle waren vom Anfange des großen Gemetzels an mit dabei: den verschiedensten Armeen zugehörend — heute für, morgen gegen die Katholischen fechtend — hatten sie ihr Leben unter den Gräueln der Plünderung oder der verschiedensten Gefechte zugebracht. Sie wußten nicht, woher sie stammten — sie kannten oft nicht ihre Eltern, kaum ihre Heimat. Sie hatten nach und nach die Muttersprache verlernt. „Wehe, wenn die „Ledigen" kommen!" raunten die Bürger der bedrohten Stadt einander zu — aber da hilft kein Seufzen.

Schon schmettern die Trompeten von der Landstraße her, und die Staubwolken wirbeln auf. Aus diesem Chaos von Sandwolken und Dünsten blitzen die Stahlhauben der Pappenheimer und nicken die Federn der Holckschen Jäger. Dazwischen wirbeln die Trommeln, und ein dumpfes Rollen auf dem steinigen Boden der Landstraße läßt annehmen, daß auch Karthaunen und Feldschlangen mit im Zuge sind. Das Thor wird von den Bürgern bereitwillig geöffnet — was sollen die paar hundert Mann gegen so viele machen? nun reiten die prächtig gerüsteten Pappenheimer in die Gasse — ihr Marsch schmettert aus den Trompeten hervor, daß die Fenster des Städtchens klirren — dann kommen die Holckschen! — In der That sehen diese schrecklichen Kriegsvölker stattlich und prächtig aus. Alles noch bedeckt mit dem Staube des Gefechtes, die Pferde noch mit den Schweißflocken behängt, die Pallasche und Schwerter noch geröthet vom Blute, die Köpfe verbunden, die Arme oft in Binden hängend, durch welche Blut tröpfelt. Dazu die braunen, wettergerunzelten Gesichter mit den wilden Blicken — das Gejohle und Geschrei der erregten Massen — es ist ein interessanter Augenblick, wenn er nicht der Anfang für so vielen Kummer wäre.

Nun kommt das Fußvolk. Da blitzen die Läufe der Musketen, die Spitzen der Hellebarden, viele sind krumm geschlagen, viele zerhauen und zersplittert. Endlich nahen die gefürchteten Kroaten — sie nicken nach den Fenstern hinauf, wo verstohlen hinter den Vorhängen lauschend, die Töchter dee Bürger auf die Gasse blicken. Dann rollen die Karthaunen in die Stadt. Sechs Pferde ziehen das ungeheure Stück. Die Kanoniere mit den Luntenstöcken marschieren nebenher und im eisernen Kasten wird die Ladung: „Kraut und Eisen" nachgefahren. Alles erquickt sich. Die Pferde drängen sich um den großen, achteckigen Brunnen, aus dessen Bassin von einem Pfeiler herab die Statue des heiligen Florian mitleidig und wehmüthig auf das Getümmel schaut. Hier wird eine Gruppe verwegener Kriegsknechte mit Bier bewirthet — dort lassen sich einige scharf zerhauene Gesellen vom Meister Bader verbinden, am Rathhause halten die Herren „Officiers mit den Feldwaibeln", um zu bestimmen, was noch in der Stadt verbleiben und die Bürger mit Fressen und Saufen molestiren soll. Da klingt ein seltsames Gequieke und Gesumme vom Stadtthor her — es wird ein Dudelsack gespielt, einige schlechte Hörner blasen dazu — hurrah! Die „Ledigen" kommen. Reiter und Fußvolk bunt durcheinander — lauter prächtige Galgengesichter — alte und junge Kerle nebeneinander. Sie haben statt der Fahne einen Flederwisch auf der Stange und ihre Officiere sind mit Federn geschmückt, welche jede Farbe zeigen. Alles was von Bürgern da ist, weicht bei Seite, die regulären Soldaten machen ihnen verächtliche Gesichter — aber das alles stört die Kerle wenig. Sie begnügen sich übrigens mit dem, was die „Regulären" ihnen gelassen haben — aber wenn diese die Stadt erst geräumt haben werden — dann soll's losgehen.

Diese wilden Bursche sind nichtsdestoweniger gefürchtet wie die tapfersten Reiter. Sie stehen in dem Rufe, wohlerfahren zu sein in der „schwarzen Kunst". Diese Sucht nach geheimen und übernatürlichen Mitteln zur Wahrung wider des Feindes Geschoß und Degen hatte seit den Kriegen Karls des Fünften in Deutschland mächtig um sich gegriffen. Die Ausländer verbreiteten ihre verderblichen Einflüsse. Täglich dem Tode ins Antlitz blickend suchten die Kriegsleute nach Mitteln, sich gegen den unerbittlichen Sensenmann zu schützen. Die Fremdlinge aus Italien, Böhmen und Ungarn, deren Aeußeres schon unheimlich war, „von denen dieser oder jener wußte, daß es nicht richtig mit ihnen sei," wurden gesuchte Leute. Der Unheimliche kannte viele „gute" Dinge. Wenn einige Stücklein ihm glückten, so war sein Ruf gemacht. Nun kamen die Zeiten des dreißigjährigen Krieges, und mit Amuletten, Banngebeten, Kugelsegen, Waffensalben und Harnischtincturen war gutes Geschäft zu machen. Da tauchten denn die sonderbarsten Bursche auf. Vielfache Anweisungen und Mittel gab der Henker. Zauberschüsse und Freikugeln werden gebraucht — aber auch das „Festmachen" oder das „Gefroren sein" kommt zu Ehren. Diese letztere Kunst hieß „die Passauer Kunst". Man kann sie bis aufs Jahr 1611 zurückführen, wo der Henker zu Passau den Soldaten Zettel verkaufte, auf denen gewisse Charaktere, mit einem messingenen Stocke abgedruckt, sichtbar waren. Diese Zettel machten den Besitzer hieb- und schußfest. Nachdem diese Kunst sehr wohl erprobt war, nahmen die besten Leute im Heere das tolle Zeug an. Pappenheim selbst stand im Geruche, die „Passauer Kunst" auf sich angewendet zu haben. Da er beim Treffen zu Efferdingen stürzte und nicht gleich unter seinem Pferde hervorkommen konnte, liefen die Bauern mit Prügeln herzu und „falbeten" ihn weidlich. Pappenheim empfand trotz seiner Rüstung diese Hiebe sehr schmerzlich. Endlich versuchte er ein Pistol aus dem Halfter zu ziehen und feuerte es auf den Bauern ab, der ihm zunächst stand. Aber es fand sich, daß dieser Bauer schußfest war. Denn wenn Pappenheim nicht todtzuschlagen war, so war der Bauer nicht todtzuschießen. „Sind," so erzählt Starzhausen, „die Bauern in Oberösterreich alle schußfest gewesen. Und hat der General (Pappenheim) sein Pistol selbigem Bauer gegen den Kopf losgebrennt. Es hat aber nicht „gebissen", sondern der Bauer fortgefahren, auf den General loszuhauen, bis dieser ihm mit dem Pistolenkolben ins Hirn geschlagen."

Tilly war nicht minder der Passauer Kunst verdächtig, weil der Rittmeister vom Regiment „Rheingraf", der „lange Fritze" genannt, ihm auf der Retirade von Leipzig keine Wunde beibringen konnte, obwohl er dicht an den fliehenden General heranritt und ihm mit dem Degen und Pistol scharf zusetzte, bis der Herzog von Lauenburg herzukam und dem „langen Fritzen" eine Kugel durch den Kopf jagte. Bei dem Gemetzel auf dem Schlosse zu Eger, welches der Ermordung Wallensteins voransging, galten Neuman und Terzky für „Gefrorne". Neumann wehrte sich wie ein Rasender. Er hatte siebzehn Lanzenstiche erhalten und fiel erst, als man ihm mit einem Pallaschgefäße ins Gesicht traf. — Solche Mittel sind es, welche die „Ledigen" bei der ganzen Armee in Respect setzen. Bei diesen verrufenen Corps holen sich oft genug die besten Soldaten Rath. Außer den Mitteln gegen die feindlichen Waffen wissen die Kerle noch allerlei andere Dinge: Blut besprechen — Hundegebell verstummen machen — das Licht verlöschen, ohne zu blasen, die Thüren ohne Werkzeug öffnen und solcher Dinge mehr. Sie sind daher mit Recht von den Bürgern gefürchtet. Sie tragen auch lauter verwetterte Namen: Immernüchtern — Veit Treller — Kunz Treffschwarz — Jochen Festmacher. Die „guten" Soldaten sind auch nur Kinder ihrer Zeit, und da schleichen sie denn während des Aufenthaltes in der Stadt zu dem Lager der „schwarzen Gesellen" und bitten und bezahlen die Mittel für das Festmachen. Und wenn einer von den unheimlichen Burschen sich herbeiläßt, das teuflische Arcanum zu verabreichen, dann dünkt der gute, dumme Kriegsknecht sich gefeit gegen alle Geschosse und Klingen. Vielfach ist das in einer Hinsicht richtig gewesen. Ein Kerl mit dem Zauber am Leibe hielt sich für geborgen und ging so dreist in das Feuer, als sei er mit Stahl umschmiedet. Es lief oft genug gut ab und dann hatte natürlich: Jochen Festmacher oder Gürgen Helmsalber — geholfen.

Wie lange dieser Unsinn in Gebrauch blieb, beweist das be-

rühmte Buch von dem tüchtigen, ausgezeichneten Flemming: „Der vollkommene teutsche Soldat", welches erst 1726 erschien und noch eine ganze Reihe von Geheimmitteln wider die Kugeln des Feindes enthält.

Doch es ist nun an der Zeit, daß die Diebereien in der vom Feinde erfüllten Stadt beginnen. Aber die Bürger haben schon sorgfältig Acht. Der Commandirende von den Pappenheimern ist mit etlichen hundert Gulden freundlich gemacht, und so lange er hier drinnen ist, wird Ordnung gehalten — und zieht er ab, so werden sich die Bürger mit ihren rostigen Hellebarden und Schwertern gegen das Gesindel bewahren. Die arme Stadt ist von lauter finsteren Gesichtern erfüllt; jeder Bürger hat seine Noth, nur einer nicht, das ist Meister Claus Wolf — der Waffenschmied draußen vor dem Thor. Kaum haben die Reiter zum „Absitzen" blasen lassen und die Musketirer oder Arkebusirer ihre Röhre zusammengestellt, als auch schon viele von den Leuten mit ihren Waffen in der Hand vors Thor hinauseilen. Jeder weiß, daß es in den nächsten Stunden wieder zum Gefecht kommen kann, und da eilt alle Welt, sich die schadhaften Waffen ausbessern zu lassen.

Claus Wolf ist ein guter Meister. Draußen vor dem Thore hat er eine alte Werkstatt, in welcher schon sein Vater die Waffen geschmiedet und getrieben, gebohrt, geschärft, geschweißt und verziert hat. Der Meister Wolf ist auch schon kein Jüngling mehr. Er steht, wenn die Züge von Kriegsvolk die Landstraße heraufkommen, unter der Thür seiner Werkstatt, raucht die kurze Pfeife — er hat das Rauchen von den englischen Soldaten gelernt, die nach Böhmen zogen, von Jakob I zu Hilfe gesendet — und schmunzelt verstohlen dabei, denn er weiß, daß nun viel Arbeit für ihn kommt. Die Zeugschmiede bei den Regimentern sind nicht viel werth, und da er ein guter Meister ist, laufen die Soldaten mit den Harnischflecken hin und bringen auch Hellebarden und Degen zum Ausbessern. Sie wagen es nicht, dem Waffenschmied seinen Lohn zu verkürzen, denn er könnte ja auch was „Von guten Dingen" verstehen und ihnen einen Zauber in das Eisen setzen. Davor sind sie aber wohl sicher, denn Meister Wolf ist ein gottesfürchtiger Mann, der vor solchen Dingen Abscheu hat und nur ein gut Stück Eisen in der heiligen Dreifaltigkeit Namen auf den Amboß zum Biegen bringt. Da sitzt er denn, wenn die Soldaten kommen, in seiner Werkstatt und hämmert die verbogenen Hellebarden zurecht, legt neue Finger in die zerhauenen Handschuhe — auch mancherlei Löthungen, Eisenglätten und Firnisse hat er in dem schöngeschnitzten Wandschränkchen in den Büchsen und Phiolen stehen; im Mörser auf dem Herde ruht noch eine gute Mischung, und das schöngearbeitete Kühlgefäß wird bald eine Klinge zum „Stählen" aufnehmen. Auch einer der Commandirenden hat an Wolf den Brustharnisch und den Helm geschickt.

In dem Tanz der Nacht ist es hie und da locker in den Schirmen geworden. Wolf ist ein Künstler. Er hat eine Tafel mit Zeichnungen von Helmen aller Art vor sich ausgebreitet; sie sind noch von seinem Vater entworfen, der in einer Zeit lebte, wo die Helme die prächtigsten Formen hatten: die Maximilianischen — die Morions — die prächtigen Bourniguots, welche der glorreiche Kaiser Carolus der Fünfte so sehr liebte. Wolf blickt auf die Zeichnungen, um danach den am Boden liegenden Helm zu repariren; da — klirrt es wieder draußen auf dem Estrich, und gestiefelt und gespornt tritt einer von den Terzkyschen Reitern herein —

„Hans von Bamberg!" ruft der Schmied. Er kennt ja so viele von den Kriegsleuten, und die Flut wogt Jahr aus Jahr ein hier vorüber. — „Grüß Euch Gott Claus" ruft der Reiter. „Wieder hier?" — „Seit heut früh. — Scharf hergegangen diese Nacht." „Hm — ich mein's. Alle Hagel. Ihr seid im Gemetzel gewesen — droben am Kopf!"

Der Reiter ist ein ganz prächtiger Bursche, sein gutmüthiges braunes Gesicht verzieht sich zu einem starken Lachen, wobei aus dem dunklen Rahmen seines Bartes zwei Reihen schneeweißer großer Zähne leuchten. „Hei, hei, hei", grüßt er, seine Beine spreizend; „es ist so. Seht da oben meinen Schädel — leicht nur geritzt. Aber hier — " Bei diesen Worten zieht er hinter dem Rücken seine Helmkappe hervor, „hierher schaut Alter" ruft er lachend, auf ein großes Loch deutend, das im Helm zwischen Stirnstulp und Kamm hinläuft. „Das hat mir Einer ausgewischt. Hol's der Geier, es ist ein tüchtiges Luftloch."

Der Schmied hat sein Kinn auf die rechte Hand gestützt, er betrachtet das Loch mit Kennerblicken, stößt stärkere Rauchwolken aus seiner Pfeife, und denkt nach — wie leicht es um ein so kraftvolles Menschenleben geschehen sein kann, wie das ist, welches hier vor ihm steht und sich noch über den „Schmiß" freut und wie klein der Raum zwischen Hirn und Helm, also auch der Raum zwischen Leben und Tod ist. „Hm — hm — hm —" murmelt er. „Wenig gefehlt! wenig gefehlt, Hans, und Ihr lagt drunten bei den stillen Kameraden." „Ja — es war ein Hauptspaß," lacht Hans. „Ich mitten drin, als wir ansetzen — vor im Trab — zwischen zwei Kerle hinein — hui — links — hussah rechts, daß die Funken knistern. Pautz! saust was krachend gegen Kappe und Schädel, daß ich denke, die Flammen Beelzebubs fahren mir ums Hirn, naß wird es und das Blut rennt mir übers Gesicht — ich haue wir unsinnig herum — weiß selber nicht, wie ich heraus gekommen bin." — „Könnt von Glück sagen," meint der Schmied.

„Möcht' nur wissen — mit welcher Kugel sie mir das Loch geschmissen haben."

Wolf nimmt die Kappe und besieht sie innen genau. „Es ist eine Kugel aus gezogenem Pürschrohre gewesen" sagt er. „Die Schwedischen führen solche Waffen nicht, aber die Sachsen." — „Ja!" ruft Hans lachend. „Aber umsonst ist es gewesen — denn eine Kugel haftet an mir nicht." Der Schmied legt den Hammer auf den Amboß und starrt den Reiter an. „Junge! Bube!" ruft er, „Was soll das heißen?" Hans wird verlegen. „Nun," stottert er. „Ich bin nicht besser und schlechter als andere. Ich hab mir eins geben lassen." — „Was, du Teufelsbraten?" — „Je nun, eine Salbe von den Ledigen, von Jochen Festmacher." Der Schmied steht ganz auf. „Hinaus mit Deinem Satanszeug," ruft er, „ich will nichts mit Teufelsvolk zu thun haben. Esel, der Du bist! Hat Dein Schmutzpulver geholfen? He? Wenig gefehlt — sage ich noch ein Mal. Wenn der Sachse ein Zoll tiefer hielt, als er anschlug, wärst Du jetzt in Satansklauen — Lümmel Du — den der liebe Herrgott viel zu gut beschirmt hat." Hans ist sehr verlegen. „Nu — nu —!" sagte er, „ich wollte nur!" — „Was?" „Euch bitten mir das Loch da zu flicken — ich wollte die Gans hier — diese hier geben." Wolf schlägt auf den Amboß. „Behalte die Gans," ruft er. „Ich esse kein gestohlnes Federvieh. Diebe seid Ihr alle — von dem Wallenstein an bis zum Isolani und Götz. Gib her den Bettel — ich will eine Flicke drauf setzen."

Der Schmied taucht erst die Kappe ins Wasser — dann spricht er etwas, das wie ein Gebet klingt — dann beginnt er die Arbeit. Hans wagt nicht zu sprechen. Als der Helm geflickt oder wie es in der Kunstsprache heißt „gepflastert" ist — reicht der Alte dem Reiter den Helm. „Wenn ich nicht die Waffen genau kennte", sagte er, „müßte ich denken, beim Gans stehlen hätten sie Dir die Haube zerhauen — aber ich kenne die Pürschrohre der Sachsen. Wenig gefehlt, Hans — ich sag' es noch ein Mal — da — geh mit Gott, Junge und laß des Satans Narrenspossen."

Hans wandert in sein Quartier. Drei Mal noch hat der Feind auf die Flicke gehauen und geschossen — aber Wolfs Arbeit hielt Stand — Hansens Schädel ist nicht mehr getroffen worden. Ob der Alte einen kräftigen Weihspruch bei seiner Arbeit gebraucht hat — das konnte der Reiter nicht erfahren. Als er den Soldatenrock anzog, bewahrte er noch sorgfältig die Kappe mit der Flicke auf und schrieb innen mit rother Farbe die Worte: „Anno domini 1632! Wenig gefehlt!" — — —

G. H.

Ein Concertabend im Leipziger Gewandhaus.

„Können Sie mir nicht sagen, wo das Leipziger Gewandhaus ist?" fragte ich einen ältlichen Herrn, der hastig auf der Universitätsstraße an mir vorbeischreiten wollte.

„Sie stehen fast davor, folgen Sie mir."

„Unmöglich! Hier dieses schwarzgerauchte Ungethüm von Architecturlosigkeit, das kaum ein Kaufmann zum Waarenlager auserwählen möchte, ohne die Befürchtung, fernerhin nicht mehr für einen „ordentlichen Kaufmann" im Sinne des deutschen Handels-

gesetzbuches gehalten zu werden; dieses vom Zahn der Zeit mit einer undurchdringlichen Rußkruste überzogene Denkmal geschmackloser Baukunst sollte den Juwel von Musiksaal bergen, dessen wunderbare Akustik die weite Welt bewundert, dessen schlichte Schönheit wenige erreichen?"

Diese Fragen legte ich meinem ehrenwerthen eingebornen Cicerone vor, als ich neben ihm auf dem engen Trottoir hinhastete. Er aber schien von größter Eile beseelt, und hatte in diesem Augenblick an Gedanken und Athem nichts zu vergeben, als die Worte, mit denen der Sachse sein melancholisches Einverständniß mit einer vernommenen Behauptung auszudrücken pflegt: „Nu ä'm" (nun eben).

Eine Minute später stiegen wir zusammen die breiten Stufen empor, die zum Saal des Gewandhauses führen; ich nicht ohne Verwunderung immer noch in Begleitung des ehrsamen Leipzigers, der mir bisher mehr wie ein Spießbürger vorkam, der verspätet dem abendlichen Skattisch oder „Schafskopp" zuströmt, denn als ein Enthusiast des Leipziger Gewandhausconcerts. Aber das war wieder ein Beweis meiner geringen Menschenkenntniß. Denn die unterdrückte Frage, ob er denn auch das Gewandhausconcert besuche, schnitt er durch die kurzathmige Bemerkung während des Treppensteigens ab: „Es ist schon dreiviertel auf sechs, wir müssen uns eilen, wenn wir noch einen Platz erlangen wollen."

„Nun, es wird ja noch Sperrsitze an der Casse geben."

Der Mann sah mich mit jenem vornehmen Bedauern an, mit welchem die höchste Culturstufe auf die niederste blickt: „Man merkt Ihnen an, daß Sie fremd hier sind," sprach er schmunzelnd. „Vor vierzehn Tagen sind die letzten Sperrsitze zum heutigen Concert vergeben worden."

Ich blickte ihn nun meinerseits mißtrauisch an. Sollte dieser äußerlich mit einem so glaubhaften Gesicht ausgerüstete Mensch wirklich von der Uebertreibungslust großer Städte ergriffen sein? Aber er hatte nur zu sehr die lautere Wahrheit gesprochen!

Wir waren an der Treppenwendung angelangt, auf deren Gipfel die fliegende Casse des Abends angebracht war. Aber reichlich zwanzig Stufen über uns bis zur verschlossenen Eingangsthür in den Saal stand das Publicum, das sperrsitzlose. Mit Mühe arbeitet man sich zur Casse durch. Die Frage nach den Sperrsitzen wird von dem menschenfreundlichen Cassirer stets mit gleich wortreichem Bedauern abgelehnt. Er ist unerschöpflich in der Aufführung von schmerzlichen Beispielen, welche den Mangel gesperrter Sitze farbenreich schildern und das sitzlose Publicum über die gleichmäßige Gerechtigkeit, welche in der Versagung von Sperrsitzen geübt wird, mit Bewunderung vor dieser antiken, modernen Trinkgeldern unzugänglichen Cassirerreinheit erfüllen. „Denken Sie Sich, da hat der Bürgermeister heute noch um zwei Plätze geschickt, und hat sie ooch nich gekriegt, und die Peinzen von H. haben schon oft einen Friedrichsd'or für den Sperrsitz geboten, und doch keinen gekriegt. Nu wissen Se," setzte er trostreich hinzu, „die ungesperrten Plätze sind Sie ooch noch sehre scheene, nur sieht mer nischt, und se sin e bischen weit hinten!"

Wenige Minuten später knarrte die alte Thüre des Saaleinganges in den beiden Flügeln. Brausend drängten die Harrenden hindurch; mit kaum glaubhafter Behendigkeit flog mein Cicerone, verächtlich an der aufhältlichen Garderobe vorüber, einen langen Corridor entlang, dann eine Treppe hinauf, dann denselben Corridor [illegible]ern Etage zurück in der entgegengesetzten Richtung, dann rauschte ein Vorhang hinter uns, und wir befanden uns in einem nahezu absolut dunkeln Raum; wie ich später fand, in dem nordwestlichen Winkel, nicht des Saals, sondern über dem Saal.

Mein Begleiter hatte sich mit einem freudestrahlenden Gesicht hinter einer Säule unsres Winkels niedergelassen, welche ihm jede Möglichkeit benahm, vom Orchester oder Dirigenten etwas zu sehen.

„Hören Sie, lieber Mann," sagte ich zu ihm, „Sie scheinen diese Plätze hier für gut zu halten."

„Die besten im Hause," schmunzelte er vergnügt, „sofern man von den Sperrsitzen absieht."

„Ja, das muß wahr sein, bei dem Subtractionsexempel kommt aber gewiß auch nur unser Winkel heraus."

„O nein," erwiderte er, „da halten manche viel auf den kleinen Saal unten, der mit dem großen in Verbindung steht durch Thüren und Fenster. Aber dort sieht und hört man nichts und wenig mehr drüben in der Nische rechts von uns. Sie sollen aber 'mal hören, wie fein hier jeder Ton klingt."

„Sie sind wohl häufig in den Concerten?"

„Seit Mendelssohns Zeiten regelmäßig. Ich habe nur ausgesetzt, wenn mich Krankheit hinderte."

„Herr," rief ich verwundert; „Sie wären seit mehr als dreißig Jahren Concertbesucher, und haben sich immer mit dieser Camera obscura hier begnügt! In dieser Zeit mußte Ihnen doch zehnmal für einmal gelingen, einen Sperrsitz zu erwerben, und zwar einen unten im Hauptsaal, nicht hier oben, wo man so zu sagen außerhalb der Schallwellen steht, auch wenn man sperrsitzt!"

Das unverhohlene Erstaunen, mit dem mich der Biedermann auf diese unbedachte Aeußerung hin ansah, war selbst bei dieser Beleuchtung zu erkennen. Dann löste sich ein weltweiser Seufzer von seiner Brust, als wollte er die Verantwortlichkeit für die Platzvertheilung im Leipziger Gewandhaus von sich ablehnen, und sprach: „Unsereiner kann nie zu so 'was kommen, da kommt alles auf gute Familie und Gunst an."

„Wie?" rief ich, „in dieser freisinnigen deutschen Stadt sollte eine der edelsten Künste, oder doch die beste Darstellung dieser Kunst nach der Gunst weniger oder dem Zufall der Geburt vertheilt sein?"

„Ja wohl," sagte ein anderer Nachbar zur Linken, ein junger Mann mit durchgebildeter Stirn. „Wem hier in Leipzig in den s. g. besseren Ständen ein Töchterchen geboren wird, der eilt, noch ehe er sein Fräulein Töchterchen zur Taufe anmeldet, schleunigst in das Bureau des Gewandhauses und läßt sie dort in die Stammrollen zur Anwartschaft auf ein Sperrsitzabonnement zum Gewandhause eintragen. Es ist dies die beste Sorge, die der Vater für ein Kind treffen kann. Denn verheirathet sie sich in einem Alter, wo Mädchen sich zu verheirathen pflegen, z. B. vom achtzehnten bis achtundzwanzigsten, so schadet die väterliche Fürsorge nichts, sie erhält dann nach einigen Lustren des ehelichen Lebens den Sperrsitz als nachträgliche Aussteuer. Sollte dagegen der jungen Erdenbürgerin bis zu Ablauf ihres zweiten Jahrzehnts kein Ehebündniß erblühen, so hat sie alsdann wenigstens die Aussicht, die Declination ihres heirathsfähigen Alters mit einem Sperrsitz im Gewandhause zu verschönern. Oft aber wird auch diese Hoffnung zu Schanden. Es gibt zahlreiche Beispiele, wo durch irgend ein unerklärliches Ereigniß Leute, die sich seit zwanzig oder dreißig Jahren in die Anwärterrollen haben aufnehmen lassen, und die nun, wo sie das Ziel ihres Harrens endlich erreicht glauben, plötzlich ein grasgrünes musikalisches Genie, oder ein Töchterchen aus den alten gewandhausbürtigen Familien den Sperrsitz einnehmen sehen, welcher ihnen von Rechtswegen zukam."

„Glauben Sie, daß hier Geld das Wunder wirkt?"

„O nein," sagte er entschieden, „nur Gunst und Gewandhausbürtigkeit. Denn es soll zwar beim Tode eines Familiengliedes der Sitz an das Directorium zurückgegeben werden, aber bei der alten Gewandhausaristokratie wird meist durch die Finger gesehen. So sehen Sie denn die homines novi unserer städtischen Intelligenz und Geldaristokratie fast sammt und sonders auf die Sperrsitze dieser höheren Region verwiesen. Blicken Sie um sich, glauben Sie, daß diese Zierden des Leipziger Menschengeschlechts sich mit diesen Gemeinplätzen des Gewandhauses begnügen würden, wenn schnöder Mammon hier etwas Besseres erkaufen könnte? Ja, blicken Sie einmal hier herein," dabei führte er mich aus unserem Orcus an die Gashelle der langen gesperrten Seitenlogen. Wir standen an der broncefarbigen, eisernen Balustrade der Galerie. „Da finden Sie Millionen vertreten, und trotzdem hier oben weggesetzt; die Jüngste vor fünfundzwanzig Jahren in die Stammrollen des Gewandhauses eingetragen. Die Sperrsitze hier liefern die solideste Altersstatistik; und es ist jammerschade, daß die bedeutenden Staatsrechtslehrer des aristokratischsten Staates noch so wenig von der Aristokratie des Leipziger Gewandhauses kannten."

Wir benutzten den Augenblick, einen vollen Eindruck von dem Saal unten zu empfangen. Ich meine nicht von dem feinen Publicum, das schon dicht gedrängt unten Platz genommen hatte, die Damen hervorragend durch geschmackvolle Einfachheit der gewählten Toilette, sondern von der architektonischen Eigenthümlichkeit desselben. Der Saal selbst ist geometrisch schwer definirbar. Die beiden südlich und nördlich sich hinziehenden Langseiten des Saals nämlich, laufen an ihren beiden Enden auf den Schmalseiten nicht rechtwinklich, sondern im Viertelskreis zusammen, so daß der Saal selbst etwas Ellipsenartiges gewinnt. Auf dem östlichen Viertelsbogen, den der

Saal beschreibt, befindet sich das Orchester, es nimmt ein starkes Viertel des Saals ein, unter Umständen noch mehr, wenn das Orchester ein verstärktes ist. Ueber dem Orchester ist in doppelter Lebensgröße die Büste Felix Mendelssohns, im Profil, nach der Todtenmaske des großen Künstlers, en relief in Gips zu schauen, eine der besten Arbeiten des Leipziger Bildhauers Knaur. Die größte Freude, die das Auge an diesem schönen Saal empfindet, ist die weise Dämpfung des Lichts, welche gestattet das Auge zu senken und zu erheben, ohne den grellen Lichteinfall zahlreicher Gasflammen ertragen zu müssen. Denn die sechs Hauptbeleuchtungsherde des großen Saals sind direct in die Decke des Saals paarweise der Mittellinie entlang eingelassen, und mit mattstrahlendem Milchglas umgeben, so daß bei aller Helle doch eine Art von traumhafter Dämmerung erzeugt wird, die einer tiefen musikalischen Empfindung so günstig ist. Der Character der Ausschmückung des Saals ist der einfacher Noblesse. In Weiß und Gold sind die Zierrathe der größeren unteren Hälfte der Saalhöhe ausgeführt. Die Wände des Saals sind unterbrochen durch Oeffnungen, welche die Tonwellen den minder begünstigten Insassen der Nebenräume zuführen. In etwas über der halben Höhe des Saals beginnen dann die bronceenen Geländer der Seiten und Mittellogen. Dicht gefüllt zeigen sich auch diese. Am buntesten aber war das Treiben unten am Eingang zum großen Saal, auf der westlichen Schmalseite dem Orchester gegenüber. Hier hat sich die musikalische Jugend, die Schüler des Conservatoriums, junge musikliebende Männer aller Berufe, bis tief in den Mittelgang aufgestellt, vielleicht nicht blos in dem kühnen Streben, so gut wie der eingesessene Gewandhausbürger „das große Concert" zu hören, sondern vielleicht auch mit dem weltlicheren Nebengedanken, die schönere Hälfte dieser Aristokratie recht nahe durch diese Gasse passiren zu sehen, durch welche man wohl oder übel hindurch muß.

Wir müssen zurück in unser Dunkel, denn die letzten Plätze der Seitengalerie, auf die wir uns gestohlen, werden beharrlich eingenommen. „Wie schade, daß der Raum nicht doppelt so groß ist!" sagte ich zu meinem Begleiter. „Und wie lange hat es gedauert, bis dieser errungen war!" rief er. „Reicht doch der Anfang dieser Concerte bis in jene Zeit zurück, wo der ehewürdige Johann Sebastian Bach sein Leben als Cantor unserer Thomasschule fristete. Nicht mehr als sechszehn Personen verbanden sich am 11. März 1743 zur Gründung dieser Concerte, von denen heute die ganze cultivirte Welt spricht. Jeder dieser Kunstmäcene opferte 20 Thaler, was für jene Zeit, wie Sie wissen, ein Capital bedeutete, auf dem Altar der edlen Musika, und ließ sich dafür von einer Capelle von gleichfalls 16 Personen im Hause weiland Bergrath Schwalers auf der Grimmaschen Straße Musik machen unter Doles' Leitung, natürlich hatte für das Geld auch Weib und Kind Zutritt. Da ward nach vier Wochen schon der Raum zu enge. Man zog selbander nach den „drei Schwänen" auf dem Brühl, einem Hause, in dem sich heutzutage nur noch die Wollmäkler wohl fühlen, mit finsterm tiefen Hof, dunkeln Treppen, niedrigen Räumen. Aber die drei Schwäne können Sie über dem Eingang heut noch ausgehauen sehen. Hier harrte man aus, so gut es ging; seltner ward das „große Concert" abgehalten während der wilden Tage des siebenjährigen Krieges, doch immerhin brachte man das Orchester schon damals auf 30 Mann, und gewann in Johann Adam Hiller von 1763 an einen weitgerühmten Leiter der Concerte. So ward Leipzig bis 1778 ein Mittelpunkt tüchtigster deutscher Musikübung. Da ward wiederum der Raum zu enge. Der damalige Bürgermeister der Stadt, Karl Müller, faßte trotz seiner Würde als „Geheimer Kriegsrath" den sehr unkriegerischen Vorsatz, die leerstehenden Räume des alten Leipziger Zeug- oder „Gewandhauses" in einen großen Ball- und Concertsaal umarbeiten zu lassen, und führte den Gedanken zu Michaelis 1781 aus. Am 25. Nov. 1781 fand das erste eigentliche „Gewandhausconcert" und zwar im Abonnement (damals $11\frac{2}{3}$ Thlr.) statt. Frauen und große Kinder durften für das Geld auch mit hinein. Im wesentlichen ist das noch derselbe Saal, in dem wir heute stehen."

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, aber bedenken Sie, wie Leipzig und dessen Umgebung an Einwohnerzahl, wie der Ruhm dieser Concerte seither über die weite Welt gewachsen ist, wie grausam manches feinfühlende musikalische Herz, das aus weiter Ferne hierher wallfahrtet, zurückgestoßen wird, wenn es keinen oder einen so schmachvollen Platz findet. Der Saal könnte viermal größer sein."

„Das eben ist das Problem, über welches die Weisen der Akustik streiten. Viele behaupten, er dürfe kein Haar breiter und länger sein, um nicht dieses Wunder von Tonfortpflanzung zu stören."

„St! St!" zischte es jetzt von allen Seiten. Die minutenlangen Stimmversuche der Blas- und Streichinstrumente im Orchester waren nämlich plötzlich schwächer und leiser geworden und nun gänzlich verstummt. Man hätte ein Insect dahinhuschen hören können. Die männlichen und weiblichen Insassen dieser heißen Zone schwelgten in Stillschweigen. Mein ursprünglicher Begleiter beim Eintritt war noch stiller als die andern. Der Pfeiler, an dem er lehnte, gab so wenig einen Athemzug von sich, wie er. Jetzt klang eine Ahnung von dem aus der Tiefe des Saals, was an andern Orten vernehmlich als Aufschlag des Dirigentenstabes auf das Pult vernommen wird, — und nun hub die prächtige D dur-Suite vom alten Bach an. Es folgten nun Minuten, die so ganz in Mendelssohns Schilderung von seinem ersten Gewandhausconcert in Leipzig hineinpassen: „Es war im Saal und auf dem Orchester eine Ruhe, daß man das feinste Tönchen hören konnte .... und Publicus freute sich;" diesmal ebensosehr über den alten Bach als über die Ausführung. Man träumte sich bei diesen ehrenfesten Melodein wohl zurück in die Zeit, wo die gewaltigen Puderperrücken auf dem Haupte der Hörer ruhten, und das doppelte Kinn auf dem Goldknopf des ellenlangen spitzen Rohrstocks, und über allen hinbrausten die Töne des ehrwürdigen Cantors der Leipziger Thomasschule, in dieser Gewalt vor ihm nimmer gehört in Deutschland, bald steif und gemessen wie die Schritte, Grüße und Blicke der damaligen guten Gesellschaft, bald naturwüchsig, tief innerlich, laut und klagend, mächtig und gewaltig wie der Kampf der neuen modernen Welt mit der überlebten guten alten Zeit. „Und Publicus freute sich", einmüthiger, lauter Beifall ertönte am Schlusse des Stücks aus dem ganzen Hause, aber so, wie man einen alten lieben Bekannten grüßt, nicht wie im Februar 1838, wo Mendelssohn diese D dur-Suite und C dur-Trio Bachs im Gewandhause aufführte und „sich die Menschen des Todes wunderten, daß so 'was Schönes existire, und ist doch sehr lange bei Breitkopf & Härtel gedruckt".

Nun war ich auch, abgesehen von der Temperatur, mit unserm weggesetzten Platze in der Hauptsache versöhnt. Das leiseste Pianissimo war hier mit prächtiger Deutlichkeit hörbar, und die vollständige Unsichtbarkeit des Orchesters, der menschlichen Mühe und Arbeit beim Zuwerkebringen solcher Musik, machte ungefähr denselben überirdischen Eindruck, wie die Gesänge des königl. Domchors in Berlin in der Schloßcapelle auf die Hörer im Schiff der Rotunde. Denn auch für sie ist der Domchor unsichtbar. Und wie gewählt war die Gesellschaft in unserm dunkeln Winkel geworden! Mein freundlicher Nachbar zeigte mir eine Reihe namhafter Männer, die nicht einmal hier mehr Sitze gefunden hatten. Die Leiter großer Bankhäuser, Rittergutsbesitzer der Umgegend, Geistliche, Lehrer, Aerzte, alle standen andachtsvoll in dieser entferntesten Ecke des Saalbaues. Und noch eines war mir auffallend und überall sehr nachahmenswerth erschienen. Mit dem ersten Taktschlag des Dirigenten waren alle Ausgangs- und Eingangsthüren hermetisch verschlossen worden. Niemand wurde ein- und ausgelassen, die Ohnmachten mußten bis zu Ende des Stücks verschoben werden; die noble Sünde des Zuspätkommens wurde hier ohne Rücksicht auf Stand, Alter und Geschlecht mit Ausschluß des Sünders geahndet. Denn Mendelssohn hätte sich im Grabe umgewendet, wenn er zu dem Pianissimo seines rüstigen Orchesters etwa ein seidnes, platzsuchendes Kleid schleppen oder gar das Klappen eines Sitzes hätte hören müssen. Ja, und selbst die Personen, die noch grade das Innere des Saals erreicht hatten, als die Thüren zufielen und denen der Weg zu ihren Sperrsitzen offen war, standen still wie die verzauberten Menschen in Dornröschens Königsschloß da, wo der erste Tactschlag sie festbannte. Sie hatten auch nicht viel Zeit, ihren Sitz zu erreichen; denn nach der alten Ordnung des Gewandhauses, die bald ein Jahrhundert in Geltung ist, folgen die Stücke des ersten Theils des Concerts rasch hintereinander; doch am Schluß des ersten Theils tritt eine längere Pause und lautere Conversation ein. Das Publikum der Gewandhausconcerte ist fast durchgängig hochgebildet in musikalischen Dingen; die weitaus große Mehrzahl der Zuhörer macht den Eindruck geübter Hörer, musikalischer Feinschmecker; selten einmal ein handgreiflicher Musiknovize, dessen Antlitz nur unermeßliche Bewunderung oder wohl gar Gedankenlosigkeit ausdrückt. Die übrigen alle entweder vorwie-

gend kritisch oder mit vorgebeugt fachverständigem Entzücken die Töne in sich aufnehmend. Und das ist auch nicht gut anders möglich in einer Stadt, in welcher in einem so hohen Grade der Musikcultus getrieben wird, wie in Leipzig. Kaum einen zweiten Ort mag es in Deutschland geben, wo in der That so viele wirklich Musikverständige zu finden sind, wie gerade dort. Es gehört entschieden zum guten Ton in der feineren Gesellschaft, mit Kennerschaft von der Musik sprechen zu können und zwar von der guten deutschen, klassischen Musik, die in manchen Familien noch als wirkliche Hausmusik gepflegt wird. Tüchtige Künstler finden dort stets eine freundliche Aufnahme; sie werden geachtet und geehrt und können sich über die Ergebnisse einer Kunstreise nach Leipzig wahrlich nie beklagen. Für sie ist die Stadt an der Pleiße goldener Boden. Leipzig hat aber auch ein Anrecht darauf, von den Künstlern geachtet und hochgehalten zu werden. Es ist nämlich nicht nur der Mittelpunkt des deutschen Buchhandels, sondern auch des Musikalienhandels, der hier seinen Centralsitz hat, so gut wie die Notendruckerei und Notenstecherei. Große Pariser und Londoner Firmen lassen ihre Noten in Leipzig drucken, dem in dieser Beziehung keine Stadt der Welt gleich kommt.

Einen besondern Werth legt die Direction auf die Tüchtigkeit des Orchesters, das aus Mitgliedern besteht, von denen fast jedes einzelne als ein Meister auf seinem Instrument betrachtet werden kann. Es bildet den gediegenen, sich gleichbleibenden Grundstock der Concerte und ist wohl noch jetzt so tüchtig wie unter Mendelssohns Leitung 1838 — 1847; so eingelebt im Zusammenspiel, so meisterhaft vertreten in den leitenden Instrumenten, so anregend und klar geleitet unter Reineckes Direction, wie wohl kein zweites in Deutschland, daß man unwillkürlich auch hier an den Eindruck erinnert wird, den Mendelssohn bei Uebernahme der Musikdirectorstelle im Gewandhause (4. October 1835) vom Orchester erhielt — und das war noch, ehe er diesem Orchester seinen vollen Adel aufgedrückt hatte: „Ich kann Euch gar nicht sagen, wie zufrieden ich mit diesem Anfang bin, es ist eine ruhig ordentliche Geschäftsstellung; man merkt, daß das Institut seit 56 Jahren (jetzt also 91 Jahren) besteht .... Das Orchester ist sehr gut, tüchtig musikalisch; mit welcher Liebe und Aufmerksamkeit diese Leute meine Bemerkungen aufnehmen und augenblicklich befolgen, das war mir in den beiden Proben, die wir bis jetzt hatten, ordentlich rührend; es war immer ein Unterschied, als ob ein anderes Orchester spielte.... es war aber auch eine Aufmerksamkeit und Spannung im ganzen Orchester, wie ich sie nie größer gesehen; sie paßten auf, wie Schießvögel, hätte Zelter gesagt; und die Leipziger jubelten nach jedem Satz." So auch heute, nach 35 Jahren. Noch jetzt gilt die Dirigentenstelle im Leipziger Gewandhaus für eine der höchsten in Deutschland. So durfte Julius Rietz, als er, 1860 an Reissigers Stelle nach Dresden berufen, den Dirigentenstab im Leipziger Gewandhaus niederlegte und von einem dünkelhaften Hofschranzen der Residenz ermahnt wurde, stets zu gedenken, daß er an Reissigers Stelle getreten sei, wohl erwidern: „Dies wird mir leicht werden, wenn ich mich erinnere, daß ich in Leipzig auf Mendelssohn folgte."

Der Cadettenstuart.

Neue Seebilder. I. Von R. Weener.

Die Redaction des Daheim hat mir mitgetheilt, daß viele Leser des Blattes den Wunsch nach einer Fortsetzung meiner Seebilder ausgesprochen haben. Das ist mir zwar sehr schmeichelhaft, aber keineswegs so leicht, wie die geehrten Leser denken.

Alle Hauptfiguren meiner früheren Schilderungen, die möglicherweise das Interesse der Leser geweckt und sich zu erhalten gewußt haben, fehlen mir heute. Kurzspleiß und Vogel sind „noli me tangere"; der eine ist verheirathet und Familienvater, der andere steht nahe zum Stabsofficier. Der Bootsmannsmaat Schramm ist todt, ohne daß ich erfahren hätte, wie er denn eigentlich zu seiner Frau gekommen ist, und der alte Bootsmann, — nun ja, der lebt freilich noch, aber er ist vollständig wrack. Der Rheumatismus sitzt ihm arg in seinen „Rundhölzern", und zu einer gründlichen Kur in Teplitz fehlen ihm, wie er mir vertraut hat, die „Magneten." Uebergespart hat er nicht in seiner langen Dienstzeit, dazu besaß er ein zu warmes Herz für andere, die Noth litten.

„Sehen Sie, Herr Capitän," sagte er das letzte Mal zu mir, als ich ihn traf, „da bauen sie jetzt man blos diese neumodischen Schmutzkasten, bei denen kein Deckscheuern etwas hilft. Vorn sehen sie eben so aus, wie hinten, was soll dabei wohl herauskommen? Deshalb wollen sie auch nicht segeln, und wie hätte unsereiner wohl auf solchen Kahn gehen können! Es ist zumal zum Verzweifeln", schloß er mit einem tiefen Seufzer, „die Seemannschaft geht jetzt ganz vor die Hunde."

Alter Mann, von Deinem Standpunkte als Repräsentant einer vergangenen Zeit, hast Du nicht so ganz unrecht. Der Seemann von heute ist und muß ein anderer sein, wie der vor dreißig Jahren. Dampf und Panzer stellen ihre Forderungen. Ihnen muß genügt werden, und wer sie nicht erfüllen kann, über den geht die Zeit fort, und er ist für das moderne Seewesen unbrauchbar.

Und in einer Beziehung hat der Seemann gegen früher auch wirklich eine empfindliche Einbuße erlitten.

Es ist nicht zu leugnen, daß das alte Segelschiff von einem poetischen Schimmer umflossen war, der seinen bedeutenden Einfluß auf die Söhne Neptuns übte. Die dauernde Abgeschlossenheit von der Außenwelt während der langen Reisen wirkte auf das Gemüth, sie entwickelte begünstigend das innere Leben der Seeleute und bewahrte ihnen ihr Herz.

Das ist jetzt leider anders geworden. Ueberstürzende Hast und ruhelose Thätigkeit, die Zeichen unserer modernen Culturepoche, machen sich jetzt auch rücksichtslos im Seewesen breit; das Panzerschiff hat alle Poesie abgestreift, es ist die starre, gemüthlose Prosa von oben bis unten, und der Verstand herrscht auf ihm auf Kosten des Herzens. Der Typus des alten biedern Seemanns, jener Mischung aus tüchtigster Männlichkeit und harmloser Kindesnatur, stirbt allmählich aus und wird seltener von Tage zu Tage.

Daran tragen Dampf und Panzer Schuld, und das unbewußte Gefühl dieser Wandelung gibt auch wohl die Erklärung des Hasses, den der alte Bootsmann auf die „neumodischen Schmutzkasten" geworfen, die „vorn ebenso aussehen wie hinten und nicht segeln wollen". Ein Mann von seinem Schlage paßt nicht mehr für die Gegenwart.

* * *

Sr. M. Panzer — leider habe ich ein so schlechtes Gedächtniß für Namen; doch halt! da fällt er mir ein, „Donnerkeil" hieß er — also S. M. Panzer Donnerkeil lag im Hafen vor Anker und ruhte sich von den Strapazen der letzten Woche aus, die er unter vielen Nöthen draußen in der Ostsee vergeschwadert hatte. Was war dem armen Schiffe in dieser Zeit Mögliches und Unmögliches zugemuthet worden! Zehntausend Centner Steinkohlen hatte in den sechs Tagen die Maschine verschluckt, eine halbe Millionmal die Schraube sich um sich selbst drehen müssen, bis sie vollständig wahnsinnig geworden war. Unendlich viel Nullen und Achten waren beschrieben, ohne daß das Schiff mit seinem steifen Eisenkreuz sie je zu Dank machen konnte, und von den Toppen des Flaggschiffes wehten dann die schönsten Rüffel, wenn das Manöver nicht klappte. Nicht allein die Menschen waren von den federnden Schwingungen, in welche die auf Kraft arbeitende Maschine und die wirbelnde Schraube das ganze Schiffgebäude versetzten, nervös geworden, sondern auch Tassen, Gläser und Lampen hatten davon den Veitstanz bekommen und sich durch gewagte Sprünge von ihren Plätzen zum Schaden der verschiedenen Messen um das Leben gebracht. Der aus den Schornstein fliegende Ruß und Kohlenstaub hatte sich nach Kräften bemüht, sich möglichst gleichmäßig in allen Räumlichkeiten des Schiffes zu vertheilen, und es war ihm dies auch auf das beste gelungen.

Das war jedoch jetzt alles vorüber; das Schiff lag ruhig auf dem ruhigen Wasser, die Schraube ließ tiefsinnig ihre Flügel hängen, die übrig gebliebenen Gläser waren wieder vernünftig geworden und hingen still in ihren Regalen zwischen den Deckbalken.



Wie ist doch die Erde so schön, so schön!
Das wissen die Vögelein:
Sie heben ihr leicht Gefieder
Und singen so fröhliche Lieder
In den blauen Himmel hinein.

Wie ist doch die Erde so schön, so schön!
Das wissen die Flüss' und Seen:
Sie malen im klaren Spiegel
Die Gärten und Städt' und Hügel
Und die Wolken, die drüber gehn.

Und Sänger und Maler wissen es,
Und es wissen's viel andre Leut',
Und wer's nicht malt, der singt es,
Und wer's nicht singt, dem klingt es
Im Herzen vor lauter Freud'!

Robert Reinick.

Die vereinten Anstrengungen der 500 Mann Besatzung des „Donnerkeil“ hatten es vermocht, in 24 Stunden einen Theil des Kohlenschmutzes vom Schiffe herunterzuscheuern und zu spülen, und die Julisonne hatte beim Auftrocknen der Decke brav geholfen. Sie schien goldig und klar hernieder, der „Donnerkeil“ fühlte sich in ihren warmen Strahlen offenbar sehr behaglich, und selbst die eichenen Deckplanken freuten sich darüber, denn zur großen Verwunderung der Officiere erschienen sie heute viel weniger grau, als man es sonst von ihnen gewohnt war. Das Oberdeck gewährte deshalb einen ganz freundlichen Anblick, doch weiter nach unten zu nahm dies im quadratischen Verhältnisse ab.

In der Batterie füllten die schwarzgestrichenen Geschützriesen mit ihren Mündungen die Kanonenpforten fast aus; die Rahmen ihrer Laffeten erstreckten sich nahe bis an die Mittellinie des Schiffes, und der weite Raum war deshalb trotz seiner großartigen Dimensionen eng und düster. Im Zwischendeck dagegen merkte man noch viel weniger von der hellen Sommersonne. Das matte durch die Batterieluken niederfallende Licht wurde durch eiserne wasserdichte Wände, von denen nicht weniger als acht das Schiff der Quere nach theilten, aufgefangen, und in den im hinteren Zwischendeck liegenden Officierskammern herrschte deshalb ein Halbdunkel, das für Augenkranke wohlthätig sein mag, für gesunde Menschen aber nichts weniger als angenehm ist. Einer der vielen Vorzüge der Panzerschiffe vor den hölzernen besteht nämlich auch darin, daß die Seitenfenster fehlen, weil die Eisenhaut nicht geschwächt werden und nur so wenig wie unumgänglich nöthig durchbrochen werden darf; deshalb geht für die Bewohner der Officierskammern nie die Sonne auf. Die letzteren werden von der Bordwand durch eine etwa drei Fuß breite Passage geschieden, welche der **Wallgang** heißt und einen freien Zutritt zu den Schiffsseiten unter der Wasserlinie gestattet, wenn im Gefecht etwa ein Geschoß durchschlagen sollte.

In diesen Wallgängen ist es natürlich stockfinster, und sie müssen auch am Tage durch Laternen erleuchtet werden, aber trotzdem herrscht in ihnen gewöhnlich ein sehr reges Leben, denn hier ist die **Putzbörse** S. M. Panzer „Donnerkeil“.

Zu den „berechtigten Eigenthümlichkeiten“ eines Panzerschiffes gehört die merkwürdige Erscheinung, daß um so weniger Platz darin ist, je größer man sie baut, und zwar rührt dies daher, daß mit den Dimensionen des Schiffes die Maschinen, Kohlenräume *rc.* in ganz ungleichem Verhältnisse wachsen. Man muß daher jeden kleinen Winkel ausnutzen, und die Putzbörse, welche auf dem alten „Seestern“ in dessen geräumigem Zwischendeck abgehalten wurde, mußte auf dem dreimal so großen „Donnerkeil“ in den engen dunkeln Wallgang verlegt werden.

Den Besuchern der Börse ist die Oertlichkeit freilich ganz genehm. Auf dem „Seestern“ standen sie stets unter der lästigen Controle der Stabswache, aber auf dem „Donnerkeil“ ist es vom Spittelmarkte bis zur Ritterstraße, hinter welcher der Wallgang liegt, ein weiter Weg; die Stabswachtmeister sind nicht beritten an Bord und kommen deshalb nur selten in diese abgelegene Gegend.

Um jedoch nicht in Verdacht zu gerathen, daß ich mit dem vorhergehenden Satze aus der Construction falle, muß ich hier einige erklärende Worte einschalten.

Der innere Raum der bis 360 Fuß langen und 60 Fuß breiten Panzerschiffe ist durch Eisenwände der Länge und Quere nach in zwanzig und mehr wasserdichte Abtheilungen geschieden, um im Falle eines Lecks das Schiff vor dem Sinken zu bewahren. Dadurch sind viele Räume entstanden, die man auf den früheren Holzschiffen nicht kannte. Auf ihnen hatte man nur eine durchlaufende Batterie und ein eben solches Zwischendeck, während erstere auf den Panzerschiffen aus drei, letzteres aus fünf durch Eisenwände getrennten Räumen besteht. Diese bedurften natürlich einer besonderen Bezeichnung, um sich in ihnen zurecht zu finden, und die Besatzung zögerte nicht, ihnen Namen zu geben, die sie wohl für lange behalten werden.

So wurde aus dem vorderen Raum der Batterie, wo sich das Hospital befindet, der **Spittelmarkt**, aus den darunterliegenden, wo die Zeugsäcke der Mannschaft aufbewahrt werden, die **große** und **kleine Sackgasse**. Der mittlere Theil des Batteriedecks, welcher die Geschütze einschließt, heißt die **Kasematte**, der Gang um die Maschine der **Circus**. Dahinter folgt der **Schloßplatz**, um den Cajüte und Messen des Commandanten und der Officiere liegen, und darunter befinden sich **Ritter-** und **Junkerstraße**, zu deren beiden Seiten die Officierkammern placirt sind. Von letzteren sind 12—16 vorhanden und sie tragen Nummern. Es war daher nur natürlich, wenn die Braut des Cadettenkellners ihre Briefe an den „Louis ihres Herzens“ folgendermaßen adressirte:

Herrn Lui Meyer Stuart auf Seine Majesteht Donnerkeil
Putzbörse im Wallgang hinter der Ritterstraße, 2 Treppen.

Die zwei Treppen sind hierbei nicht hoch, sondern tief gemeint, und ebensowenig darf aus der Adresse auf etwaige Verwandtschaft von Lui mit dem ehemaligen schottischen Königshause geschlossen werden, weil ein Komma fehlt.

Der richtige Name des Adressaten war Louis Meyer und Stuart nur sein Titel. In früherer Zeit wurden in unserer Marine die Diener der verschiedenen Messen mit dem englischen Worte „Steward“ bezeichnet. Seit einigen Jahren ist dafür das deutsche Wort Kellner eingeführt; Meyers ästhetisch gebildetem Ohr klang dies jedoch zu hart, und er beanspruchte mit Nachdruck den „Stuart“.

Wehe dem unvorsichtigen Cadetten, der ihn „Kellner“ rief; Meyers Rache war in diesem Falle unausbleiblich und wahrhaft raffinirt. Volle vierzehn Tage erhielt der Unglückliche Cigarren und Bier nur gegen baare Bezahlung, und da Cadetten vom zweiten bis zum einunddreißigsten des Monats, sicher aber nach dem dritten selten Geld haben, so kann man sich einen Begriff von Meyers Grausamkeit und der moralischen Macht bilden, die er durch solche Tyrannei über seine Pflegebefohlenen in der Cadettenmesse ausübte. In der Börse im Wallgang war er anerkanntes Oberhaupt. Die Officiersburschen und Hilfskellner, welche hier ihren Stiefel- und andern Putzstudien oblagen, blickten mit unbedingter Hochachtung zu ihm auf, nannten ihn nie anders als „Herr Stuart“ und gehorchten willig seinen Anordnungen.

In Louis Meyer offenbarten sich zwei Naturen. Er konnte hart, grausam und tyrannisch, dann aber auch wieder milde und sanft sein. Das erstere fand gewöhnlich im Laufe des Vormittags statt, wenn die Sorge der Ernährung von zwanzig mit furchtbarem Appetit gesegneten Cadetten an ihn herantrat, und seine schlimme Stimmung steigerte sich, je näher der letzte des Monats rückte und je höher sich die Vorschüsse in seinem Buche bezifferten.

In solchen Augenblicken brachte er es fertig, wie der grimmigste Executor ausstehende Schulden unbarmherzig einzukassiren und die Cadetten dadurch in helle Verzweiflung zu stürzen, vor der sie nicht immer durch den Zahlmeister gerettet wurden.

Nach Mittag dagegen zeigte er die Lichtseite seines Charakters. Er streifte den „Stuart“ gänzlich ab und wurde Mensch. Die Sorge für die Cadetten, so wie eine Flasche Bier und zwei Cigarren pro Mann (Stincadores canailleros — nur bei steifer Briese und oben in den Toppen zu rauchen) übergibt er dem Hilfskellner, beurlaubt sich selbst und zieht sich als freier Mann in sein Tusculum im Wallgang zurück, um unberührt von den kleinlichen Sorgen des Lebens dem höheren Fluge seiner Seele zu folgen. Um diese Zeit ist die Putzbörse gewöhnlich leer. Von zwölf bis zwei ist Rauchzeit auf dem Oberdeck und sie wird von den Burschen nicht versäumt. Auch Meyer gibt sich dem Genusse einer Cigarre hin, aber obwohl der erste Officier sein Mittagsschläfchen hält, ist er sehr vorsichtig und wirbelt die Rauchwölkchen in der Nähe einer Ventilatoröffnung in die Luft, damit der verrätherische Geruch nicht in die Ritterstraße und von dort in den Schloßplatz dringt.

„Sausmikat!“

„Err Meir!“ antwortet eine Stimme aus dem entgegengesetzten Winkel des Wallganges, und eine Gestalt löst sich aus dem Halbdunkel, das die ewig in Unordnung befindliche Laterne verbreitet.

„Sausmikat, was machen Sie?“

„Mir putz Schwefelholz, Err Meir.“

„Ah!“ macht Meyer und lächelt; doch scheinen seine Gedanken wieder eine andere Richtung zu nehmen, denn er schweigt und sein Blick folgt träumerisch den Dampfwolken der Cigarre.

Der Gerufene setzt sich nieder und arbeitet emsig weiter.

Sausmikat ist Bursche des Doctors, zugleich jedoch von Meyer als Leibdiener engagirt, d. h. für die Zeit, wenn dieser sich Mensch fühlt: ein Doppelverhältniß, das Sausmikat gut bekommt.

Als Lithauer ist Sausmikat ein sehr pflichttreuer Soldat, handelt buchstäblich genau nach seinen Instructionen und dutzt seine Vor-

gesetzten. Er ist treu wie ein Hund, putzt Säbelkoppel, Thürklinken und Leuchter regelmäßig entzwei, hat aber außerdem den Vortheil seiner Herren im Auge.

Augenblicklich ist er mit Restauration eines Packets Schwefelhölzer beschäftigt, über die er in der dunklen Kammer des Doctors unvorsichtigerweise die Dintenflasche ergossen hat. Er seift die Schwefelhölzer Stück für Stück mit der Zahnbürste des Doctors sorgfältig ab und breitet sie zum Trocknen aus. Ein abermaliger Ruf Meyers unterbricht ihn bei seiner mühsamen Arbeit.

„Sausmikat!"

„Was willst Du, Err Meir?" erwidert der Gerufene und tritt militärisch stramm, mit dem kleinen Finger an der Hosennath, vor seinen Stiefherrn.

„Sausmikat, möchten Sie wohl eine Cigarre rauchen?" fragt Meyer in einem Tone, in dem seine ganze weiche Nachmittagsstimmung wiederklingt.

Das Pfannkuchengesicht des Lithauers verklärt sich freudig; er zeigt alle 32 Zähne und lacht: „Serr woll, Err Meir!"

„Lassen sie sich eine vom Unterstuart geben," fährt Meyer in dem weichen Tone fort.

„Serr woll, Err Stuart," grinst Sausmikat, macht linksum Kehrt, packt die Schwefelhölzer zusammen und marschirt im Geschwindschritt ab.

Meyer steht ihm nach, und eine Wolke fliegt über seine Stirn. Er bereut die Cigarre, der Lithauer ist doch zu dumm, er hatte ihm den Oberstuart so nahe gelegt. Doch der Unmuth schwindet bald; der Wallgang ist jetzt leer und Meyer sucht die Einsamkeit. Er fühlt das Bedürfniß allein zu sein; der Brief seiner Braut hat alle zarten Saiten in seinem Herzen berührt und er muß ungestört seinen Gefühlen nachhängen.

Viermal war er bereits verlobt, aber eben so oft hatte er das Verhältniß wieder lösen müssen, weil er von der Erwählten unverstanden blieb. Es war ihm schwer geworden, und sein Contobuch zeugte von dem Kampfe, welcher die jedesmalige Trennung ihm gekostet. Auf Fol. 21 ff. (es befanden sich zwanzig Cadetten auf dem Donnerkeil) unmittelbar hinter dem Bierconto des Cadett Zabel hatte er seinen Seelenschmerz ausgehaucht und zwar in Versen. Unter der Photographie von Braut Nr. 4 war mit zitternder Hand geschrieben:

In jenen glücklichen Tagen	Wie ich Die noch konnte sagen,
Mit Freude gedenk' ich ihr,	Wie lieb, wie lieb Du mir waest!

und es läßt sich dem Dichter nachfühlen, daß er sein ganzes zerissenes Herz in die Endsilbe der letzten Strophe legen wollte.

Doch inzwischen sah er Kathinka, und das unbefriedigte Sehnen seiner Brust wurde gestillt. Kathinka war als Mamsell in einem Wurstladen auf Tantieme angestellt, und dieser Umstand war für Meyers Schicksal entscheidend. Er hatte damit den Weg zu ihrem Herzen gefunden und schritt rüstig auf ihm vorwärts. Vom dritten des Monats an verpflegte er die Cadetten größtentheils mit Producten der Heißgeliebten. Bratklopse, Königsberger Klops, falscher Hase und Fleischpudding erschienen fortan mittags, Mett-, Blut-, Leber-, Knack- und alle möglichen andern Würste abends auf dem Tische. Die Cadetten murrten innerlich, aber sie aßen. Offen zu revoltiren wagten sie nicht, denn Wurst war immer noch besser als grüner Käse, mit dem Meyer strafte, wenn die Messe seine Unzufriedenheit erregte.

Kathinkas Herz wurde durch die Tantieme tief berührt. Als sie jedoch bei näherer Bekanntschaft entdeckte, daß Meyer auch andere zarte Berührungspunkte mit ihr hatte, daß er für Musik — Meyer spielte leidenschaftlich Guitarre und Ziehharmonika — eben so schwärmte wie sie selbst, ja als er ihr eines Abends durch Sausmikat sogar eine poetische Huldigung auf goldberänderter Visitenkarte übersandte, da war es um sie geschehen.

Du unerforsch'ne Liebe	Dein loses Herzgetriebe
Wie lange quälst Du mein,	Macht mir so schweren Kummer.

Das hatte auf der Visitenkarte gestanden, und wie hätte Kathinka einer solchen Klage widerstehen können! Sausmikat als Postillon d'Amour erhielt ein ganzes Pfund pommersche Wurst, und als abends Meyer der Angebeteten in schwarzem Frack und Glanzstiefeln seine Aufwartung machte, da sank sie stumm an seine Brust, und der schöne Bund war besiegelt. Seitdem schwelgten die beiden in Liebe und Wurst, und nur eine Wolke trübte den Himmel ihres Glückes. Der erste Officier sah den „Herren Stuarts" gar zu scharf auf die Finger.

Die Dampfbarkasse, das Mädchen für alles an Bord der Panzerschiffe, deren Cadett sich nicht über Mangel an Bewegung beklagen kann, weil er fast immer unterwegs ist, fuhr um 11 und um 5 Uhr für Mannschaften. Um 12 und um 6 Uhr aßen aber die Cadetten, und Meyer mußte dann zurück sein. Mithin konnte er diese Zeiten nicht und nur das Kochboot morgens benutzen. Dies fuhr jedoch schon um 5 Uhr und mußte Punkt 7 wieder an Bord sein. Rechnet man eine Stunde für Hin- und Rückfahrt, so ersieht man leicht, daß Meyer kaum so viel Muße hatte, um bei Kathinka den Tagesbedarf an Fleisch und Wurst auszusuchen, und daß er alle zarteren Empfindungen in sein Inneres zurückdrängen mußte. Vor kurzer Zeit hatte er einmal versucht, über die Stränge zu schlagen, aber es war ihm schlecht bekommen. Zabel, der Cadett des Kochbootes, stand bei ihm mit ziemlich hohem Bierconto angekreidet. Im Vertrauen darauf hatte Meyer seine Morgenvisite in der Wurstbude etwas länger ausgedehnt, aber Zabel wartete nicht auf ihn und setzte Schlag halb sieben von Land ab.

Nun wollte es das Unglück, daß der „Donnerkeil" an diesem Morgen in See ging, um seinen Compaßfehler zu bestimmen, und erst abends zurückkehrte, so daß die Cadetten keinen Proviant hatten. Das trug denn „Err Meir" drei Tage „stramm" ein. Die Arrestzellen an Bord der Panzerschiffe sind aber ganz niederträchtige Lokale, eng, aus scharfkantigem Eichenholz gebaut, stockfinster, und „Wasser und Brot" gehörte auch nicht gerade zu den Lieblingsspeisen des Cadettenkellners. Man kann sich daher vorstellen, welche Rachepläne dieser gegen Zabel brütete: aber auch diese wurden zerstört, denn der kleine Kerl bezahlte nicht nur seine Rechnung auf die erste Aufforderung baar, sondern fügte auch noch die höhnische Bemerkung hinzu, er könne Meyer borgen, wenn er etwa in Geldverlegenheit sei.

Er hatte gut reden; von Tante Melitta waren zu seinem gestrigen Geburtstage zwei vollwichtige Friedrichsd'or geschickt; aber höchst leichtsinnig, Zabel, ist es doch von Dir, Meyer so zu reizen. Ich bin fest überzeugt, er gedenkt es Dir, und wer weiß, ob Tante Melitta dann Dich wieder vor seinem Zorne bewahrt?

In Meyers Seele schienen ähnliche Gedanken auf und abzuwogen. Der Wechsel seiner Empfindungen, je nachdem Zabel oder Kathinka vor seinem geistigen Auge auftauchten, sprach sich auch auf seinen Gesichtszügen aus und wurde von schweren Dampfwolken accompagnirt.

Zuletzt trug jedoch die Nachmittagsstimmung den Sieg davon und die Aussicht auf den morgen stattfindenden Ball der „Avancirten", wie sich die Unterofficiere vorzugsweise gern nennen hörten, glättete vollends die Falten auf der Stirn. Wie würde Kathinka dort glänzen .... doch da schlägt die Schiffsglocke „vier Glas". Das Rasseln der Trommel auf dem Oberdeck dringt durch die Luken selbst bis in den fernsten Winkel der Putzbörse und unterbricht Meyer in seinen schönen Träumen. Mit einem halblauten Fluch löscht er die Cigarre; es ist richtig wieder der verwünschte Generalmarsch, der nun schon seit drei Wochen fast täglich geübt wird und namentlich die Kellner und Köche zur Verzweiflung bringt, weil sie in den Bombenkammern postirt sind und es ihre Aufgabe ist, zwei Stunden — so lange dauert die Uebung — die 200pfündigen Geschosse in die Batterien zu befördern.

Es ist das keine Kleinigkeit; die Geschosse sind in den engen dunklen Räumen bis fast unter Deck gestaut und lassen sich nur mit größter Kraftanstrengung herausbringen. „Wie faul geht das da unten her!" kräht eine dünne mädchenhafte Stimme in das dunkle Loch hinunter, „soll ich dem Zwischendeckofficier Meldung machen?"

Meyer beißt die Zähne auf einander; er darf nichts sagen, denn Tante Melittas kleiner Neffe ist als Zwischendeckscadett in diesem Augenblick sein militärischer Vorgesetzter, wenn er auch noch nicht das Portd'epée am Dolche trägt. Die drei Tage „stramm" schweben ihm vor; unter strömendem Schweiß und mit verzweifelter Wuth reißt er die Granaten aus ihren Lagern und hakt sie an die Geschoßkatzen, wobei er sich eben so oft die Finger klemmt — aber Zabelchen, Zabelchen! nimm Dich in Acht; ich sehe es kommen, in nächster Zeit regnet es Dir schrecklich in die Bude!

Endlich hallten die ersehnten Glockentöne der „acht Glas" durch die Schiffsräume; der Tambour schlägt ab, aber für die Kellner gibt es noch keine Erlösung. Sie müssen die verhaßten Geschosse wieder verstauen, und darüber vergeht auch noch eine gute Stunde.

Außer Athem, mit schmerzendem Rücken und verschiedenen Blutblasen an den Fingern entsteigt endlich Meyer um 5 Uhr der Folter-

kammer; aber wie es in seinem Innern aussieht, das ermessen erst die Cadetten beim Abendbrot. Es gibt nur Thee, grünen Käse und sehr stark gesalzene Heringe. Mit hämischer Lust verfolgt des Kellners Blick das schnelle Verschwinden von Dutzenden derselben. Sobald der Hunger gestillt ist, ertönt von allen Seiten der Ruf nach Bier. Das ist es, worauf der boshafte Kellner gewartet. Mit malitiösem Lächeln erwidert er: „Bedaure, die Barkasse hat heute nichts mitgebracht," und verschwindet im Büffet, wo er sich im Gefühl befriedigter Rache an den Verwünschungen der Cadetten weidet, die durch die dünne Holzwand wohlthuend an sein Ohr schlagen. Der Officierskellner ist natürlich von ihm vorher gestempelt, damit nicht er etwa Bier verabfolgt, und so müssen 19 unschuldige Cadetten wegen des einzigen schuldigen Zabels leiden und ihren Höllendurst in fadem Wasser stillen.

Doch auch für Meyer ist heute ein Unglückstag — Quatember nennen die Matrosen solche Tage, wo alles unklar geht. Kurz nach dem Abendbrot entsteht plötzlich ein Höllenspectakel auf dem Deck. Man hört ein paar Dutzend Beine im Galopp über die Planken hin- und herrennen, ein Mensch fällt die Treppe herunter, die von der Commandobrücke nach dem Deck führt, ein zweiter kollert die vordere, ein dritter die hintere Schloßplatztreppe herab. Dazwischen gellen kurze Pfiffe des Bootsmannsmaat vom Hinterdeck. Commandoworte ertönen, und verschiedene „Donnerwetter" nebst andern Kraftausdrücken werden laut — kurz ein Unbefangener sollte meinen, es sei mindestens das ganze Schiff über Bord. In Wirklichkeit weht jedoch nur auf dem Flaggschiffe ein Signal, und der wachhabende Officier setzt ein wenig Dampf dahinter, weil das Contresignal nicht schnell genug aufgeht.

Die Pfiffe sind der Ruf für die Signalposten, der Signalcadett und zwei andre, welche dem Commandanten und ersten Officier Meldung machen sollen, fallen die verschiedenen Treppen hinunter, und die „Donnerwetter" gehören dem wachhabenden Officier an. Beaucoup de bruit et peu de besogne.

Und doch für Meyer ist das Signal ein Donnerschlag.

„Morgen früh 6 Uhr Dampf in allen Kesseln, um auf acht Tage in See zu gehen," lautet der Befehl und verbreitet sich wie Lauffeuer durch das Schiff.

Armer Meyer! Kein Urlaub heute, kein Ball der Avancirten morgen; nur Aussicht auf mindestens sechs Generalmärsche in den nächsten acht Tagen und die entsprechenden Blutblasen an den Fingern.

„Kathinka!" ist alles, was sich seinem zerschmetterten Herzen entringt. — Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben!

Am Familientische.

Zwei Doctoren des deutschen Volkes.

Wer kennt das deutsche Volksleben, und ist nicht schon oft dem Dr. Faust auf dem Jahrmarkt, seit 300 Jahren „gedruckt in diesem Jahr", und dem Dr. Eisenbart im Lied auf der Gasse begegnet? Gewöhnlich werden beide für völlig mythische Gestalten angesehen. Aber die beiden „Doctoren" haben wirklich gelebt; den ersten hat die Phantasie des Volkes mit allerlei Abenteuerlichkeiten ausstaffirt, den andern hat der Volkswitz persifiirt. Die Faustsage knüpft nicht etwa an die Person des Johann Fust, des bekannten Genossen Guttenbergs, an, sondern Faust wie Eisenbart waren ihrer Zeit durch ganz Deutschland berühmte Marktschreier, von den jener noch besonders in dem Rufe großer Zauberkunst stand.

Zwei durchaus glaubwürdige Männer, der Abt Teithemius von Sponheim und Philipp Melanchthon, bezeugen, daß sie den Faust persönlich gekannt haben, und beide haben uns Mittheilungen über sein Leben hinterlassen. Nach ersterem nannte er sich selbst „Magister Georg Sabell, Faust der Jüngere". Faust war ein Schwabe, geboren gegen Ende des 15. Jahrhunderts in dem Städtchen Kundling, „nicht weit von meiner Heimat", sagt Melanchthon; er besuchte die Universität Krakau, wo er auch das Zaubern gelernt haben soll und vielleicht den Magistertitel sich erworben hat. Zum Doctor hat ihn das deutsche Volk wohl schon bei seinen Lebzeiten promovirt. Als ächter Marktschreier — er nannte sich „die Quelle der Nekromantie, Astrolog, Magus, Chiromant, und kundig der Aëromantie, Pyromantie und Hydromantie" — zog er von einer Stadt zur andern; überall prahlt er mit seiner Kunst, verdient Geld und fährt nicht selten mit Gestank ab, da er Schelmenstreiche verübt. So entgeht er dem Büttel in Wittenberg und Nürnberg nur durch die eiligste Flucht, in letzterer Stadt muß er das kaum begonnene leckere Frühstück im Stiche lassen. Trithemius, der ihn schon kannte, traf ihn auf einer Reise in Gelnhausen, wo er, sobald er von dessen Ankunft in der Herberge hörte, schnell verduftete. Dort hatte er sich zuvor gerühmt, er sei vermöge seiner Gelehrsamkeit im Stande, wenn sämmtliche Werke Platos und des Aristoteles zu Grunde gingen, dieselben und dazu noch vortrefflicher, gleich einem zweiten Esra, wiederherzustellen. In Würzburg schwindelte er den Leuten vor, er könne alle die Wunder thun, die Christus gethan und noch mehr darüber, wie viele und wann immer er wolle. In Kreuznach führte er sich als Alchymist ein und brachte es dahin, daß Franz von Sickingen, der sich auch mit Alchymie abgab, ihn bei einer Vacanz zum Rector der dortigen Schule machte. Aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange, er mußte wegen schändlicher Unzucht bei Nacht und Nebel sich davon machen. Melanchthon nennt ihn einen liederlichen Menschen und den ärgsten Schurken. In einem würtembergischen Dorfe soll er auf der Reise gestorben sein. Schon zu seinen Lebzeiten umrankte ihn die Sage. So erzählt Melanchthon, der in diesem Stücke etwas leichtgläubig war, allen Ernstes, daß Faust zu Venedig mit Hilfe des Teufels gen Himmel gefahren, aber herabgestürzt und kaum mit dem Leben davongekommen sei. Er führte beständig einen Hund mit sich, wahrscheinlich einen schwarzen (den Pudel in Goethes Faust), und das Volk glaubte, es sei der verkappte Satan. Seinen Tod habe er abends zuvor dem Wirth, bei welchem er einkehrte, angezeigt, und nachts habe ihm der Teufel unter furchtbarem Gepolter den Hals umgedreht.

Ich habe das Brustbild des „Doctor Faustus" nach einem alten Kupferstich vor mir; die Copie selbst ist schon über hundert Jahre alt. Es ist ein Charakterkopf. Die gedrungene Gestalt ist mit einem faltenlosen Mantel über dem Wamms bekleidet. Zwischen den Schultern sitzt, von einer schlichten Krause umrahmt, der wohlgeformte Kopf. Das etwas spärliche lockige, aufwärtsstehende Haar umgibt die hochgewölbte, von querlaufenden Falten durchfurchte Stirne, welche geradezu die Hälfte des Gesichts ausmacht. Unter den starken Brauen blitzen zwei kluge Schelmenaugen hervor, die Nase ist etwas breitgedrückt, die wulstigen Lippen sind zwischen einem flotten Schnurrbart und einem spärlichen Zwickelbart zusammengepreßt. Ein schelmischer Ausdruck lagert auf dem ganzen ovalen, aber wohlgenährten Gesichte, besonders in den Falten auf dessen unterer Partie.

Ueber Dr. Eisenbart ist uns in einem Briefe des bekannten Theologen Heumann an den Consistorialrath Hauber in Bückeburg (d. d. Göttingen, den 20. Januar 1742) noch eine zuverlässige Nachricht aufbewahrt. Es heißt darin: „In meiner Jugend lebte ein damals sehr bekannter Marktarzt, welcher auf allen Märkten herumzog. Ich habe ihn am Ende des vorigen Jahrhunderts, da ich zu Zeitz ein Schüler war, daselbst gesehen, als er mit großer Pracht aufgezogen kam, und nachdem er auf seine Schaubühne getreten war, seine Rede mit diesen Worten anfing: „„Hochgeehrteste Herren, ich bin der berühmte Eisenbart!"" Ich habe aber schon das Ende seines Ruhmes erlebt, und glaube, daß nach hundert Jahren niemand wissen wird, daß ein Marktschreier, Namens Eisenbart, in der Welt gewesen. Sollte aber dies mein Postscriptum so alt werden, so hoffe ich, man werde mein Zeugniß gelten lassen, wenn auch gleich in dem Theatro Europaeo, in der Europäischen Fama und anderen dergleichen Büchern des Eisenbarts nicht die geringste Erwähnung sollte geschehen sein."

Dies ist indessen keineswegs das einzige Zeugniß, welches von dem berühmten Manne Kunde gibt. Auf dem Kirchhof zu Münden, am Zusammenflusse der Werra und Fulda liegt er begraben; dort ist er, wie das Kirchenbuch besagt, nach fünftägiger Krankheit im Gasthofe „Zum wilden Manne" gestorben. Die hochtrabende Inschrift des noch heute vorhandenen Leichensteins gibt uns die näheren Daten aus seinem Leben an. Sie lautet:

Allhier ruhet in Gott der weiland hochedle, hocherfahrene, weltberühmte Herr Joh. Andreas Eisenbart, königl. grossbritannischer und churfürstlich braunschweigisch lüneburgischer Priviligirter Landartzt, wie auch königlich preussischer Rath und Hofoculiste von Magdeburg. Geboren Anno 1661. Gestorben 1727 am 18 November. Aetatis 66 Jahr.

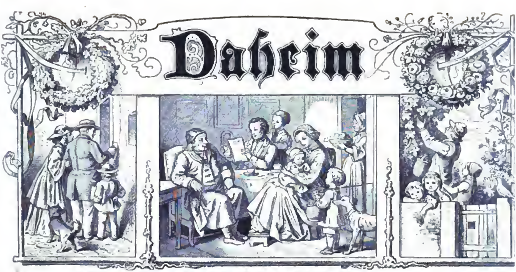
Heumann hat sich getäuscht, wenn er glaubte, daß Dr. Eisenbart nach hundert Jahren vergessen sein werde. Heute noch kann man auf allen Gassen das Lied voll persiflirter Marktschreierei hören, dessen erster Vers merkwürdigerweise anfängt wie nach Heumanns Zeugniß jede Rede des „Doctors":

„Ich bin der Doctor Eisenbart,
Kurir' die Leut' nach eigner Art,
Kann machen, daß die Lahmen sehn
Und daß die Blinden wieder gehn.
Laudaria ꝛc." —

O. Thelemann.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

VI. Jahrgang. Ausgegeben am 5. Februar 1870. Der Jahrgang läuft vom October 1869 bis dahin 1870. **1870 № 19.**

Eine Cabinetsintrigue.

Historischer Roman von **Georg Hiltl.**

(Fortsetzung.)

Der prophetische Notar.

Lustiger Trommelschlag tönte durch die Roßstraße zu Berlin. Viele der Inhaber von Läden oder Buden, welche auf dem großen, zum Hause des Generals Derfflinger gehörenden Hofe standen, verließen ihre Geschäfte, um den Vorbeimarsch des Bataillons vom Regiment Forcade zu sehen, welches heute die Wachen gab. Je näher die Tritte der Mannschaften und die Wirbel der Trommeln dem Hause kamen, das vor der Roßstraßenbrücke lag, um so genauer wurden von einem Fenster des ersten Stockes jenes Gebäudes aus die herannahenden Mannschaften gemustert.

Diese Musterung geschah nun nicht etwa durch einen scharfsichtigen Mann vom Degen, einen jener gelbbraunen Vorgesetzten, für welche eine drei Linien breite Verschiebung des Patronentaschenriemens ein Staatsverbrechen war — nein! die musternde Person war ein allerliebstes Mädchen, dessen zierlich gepudertes Köpfchen mit einer sauber getollten, von rothen Bändern durchzogenen Mütze verziert war, welche sehr unternehmend, mittels einer Zitternadel befestigt, auf der Frisur saß. Dieser zierliche Kopf, so wie der zu ihm gehörige Hals war es, der sich bei Annäherung der Truppen häufig und so weit als es nur, ohne das Gleichgewicht zu verlieren, ging, aus dem Fenster bog. Die Wintersonne spielte auf den Läufen der Gewehre und blendete die Augen des hübschen Mädchens dergestalt, daß sie nicht genau zu erkennen vermochte, aber der von ihr gesuchte Gegenstand ließ kein Mittel unversucht, sich der Schönen am Fenster des ersten Stockes bemerkbar zu machen.

Dieser Gegenstand war niemand anderes als der Lieutenant Dumoulin, der sein Kommando die Roßstraße hinab bis zum Köpnicker Thore führte. Der Lieutenant hatte schon vom Fischmarkte aus den hübschen Kopf bemerkt, und da er die Bewegung des Suchens deutlich erkannte, machte er sich durch Degenschwenken und Wenden seines Oberkörpers bemerkbar. Diese Manöver hatten denn auch das gewünschte Resultat erreicht, die junge Dame erblickte den Gesuchten bald, nickte sehr herzlich und verbindlich, wobei sogar eine ihrer schönen Hände mitwirkte, und dieses Grüßen ward von beiden Seiten fortgesetzt, bis das Bataillon in der Wölbung des Köpnicker Thores verschwunden war.

Auch da noch konnte Elisa Job sich nicht enthalten, trotz der ziemlich kalten Luft aus dem Fenster zu schauen und in die Gegend zu blicken, wo das Bataillon mit dem Lieutenant Dumoulin ein Ende genommen hatte. Elisa hätte vielleicht noch eine geraume Zeit diese nutzlose Beobachtung fortgesetzt, wenn sie nicht einen leisen Druck auf ihrer Schulter verspürt hätte. Sie zog sich schnell vom Fenster zurück, und als sie umschaute, erblickte sie hinter sich im Zimmer ihren Vater, den Herrn Notarius Job und noch einen ältlichen Herren.

Der Notar, von welchem schon einige Male im Laufe dieser Erzählung die Rede gewesen ist, war ein großer, starkknochiger Mann, dessen weinrothes Gesicht und dicke, fleischige Nase, so wie die aufgetriebenen Backen nichts weniger als ein Prophetenhaupt repräsentirten. Außerdem lag in dem ganzen Antlitz des Notars so viel Gutmüthigkeit, daß der Mann viel eher bei einem heiteren Gelage, als bei düsteren Berathungen in der Gerichtsstube oder mit dem Schlüssel Salomonis in der Hand gedacht werden konnte. Nichtsdestoweniger hatte Herr Job, wie wir wissen, einen Ruf als Prophet. Viele meinten zwar, er hole seine Weissagungen aus dem Rebensafte nach dem alten Spruche: In vino veritas! Dabei hatte Job den Leumund eines rechtschaffenen und eines Lebemannes. Letztere Eigenschaft konnte er, durch ein beträchtliches Vermögen unterstützt, recht nach Belieben ausbeuten. Dies war der schönen Elisa Vater.

Der andere Herr war der Gegensatz des Advokaten in der äußeren Erscheinung. Er war hochaufgeschossen, spindeldürr und von bleicher Gesichtsfarbe, hatte eine stark gegen die Oberlippe gebogene Nase, eine Stirn, welche sich über Augenbrauen und Nase wölbte, so daß die Augen recht tief lagen und wie in dunklen Höhlen funkelten. Ebenso spitz wie seine Nase war seine Stimme, und der breite Mund zeigte gerade ebenso viele Merkmale der Bosheit, als der des Herrn Job Anzeichen der Leutseligkeit verrieth.

Elisa schien von dem Anblicke des magern Herrn nicht erbaut

zu sein, denn sie neigte sich sehr steif und förmlich, ließ die Augen den Boden suchen und machte sich mit ihrer Schürze zu schaffen.

„Elisa! Elisa!“ begann der Notar mit tiefer Stimme. „Du solltest der Mutter draußen in der Küche behilflich sein — aber Du kannst dem Trommelklange nicht widerstehen. Sobald er tönt, mußt Du am Fenster sein.“

„O — Papa, ich bitte!“ sagte Elisa schnippisch. „Keine Zurechtweisungen in Gegenwart des Herrn Baron von Heidekam. Er liebt es ohnehin, zuweilen den Mentor zu spielen und ich bin — leider Gottes — schon alt genug, um mich allein erziehen zu können.“

„Da hören Sie, mein werther Baron, die Jugend,“ seufzte Job gutmüthig. „Dieses Kind, diese Elisa ist nun von dem himmlischen Vater mit allen Reizen ausgestattet, sie kann für einen Engel an Gutmüthigkeit gelten, sie ist gescheidt genug, aber sie hat eine so große Dosis von Eigensinn in dem kleinen Kopfe, daß ich nicht im Stande bin, sie für meine Wünsche zu stimmen, wenn ich auch selbst väterliche Gewalt anwenden wollte.“

Herr Job würgte ein wenig an diesen letzten Redensarten herum, man sah es, daß sie ihm schwer wurden, und er schob verlegen seine Brille hin und her, die seinen großen Augen das Ansehen von Mansardenfenstern verlieh. Elisa hatte ihre ganze Unbefangenheit wieder angenommen.

„Aha!“ rief sie lachend. „Ich merke was. Der Herr Vater hat wieder in meinem Namen eine Zusage gemacht — oder es ist irgend etwas im Werke, woran ich theilnehmen soll, und man fürchtet, ich werde die Theilnahme versagen — daher jene Redensart von meinem Eigensinn, von der Schwierigkeit, mich wider meinen Willen zu etwas — —“

„Elisa,“ fiel Job beschwichtigend ein, „Elisa, ich bitte Dich —“

Er schoß flehende Blicke unter seiner Brille hervor. Der magere Herr, den wir durch Elisa als den Baron von Heidekam kennen gelernt haben, legte sich endlich ins Mittel.

„Herr Notarius,“ sagte er mit feiner, süßlicher Stimme. „Lassen Sie die vielbelobte Jungfrau gewähren. Neckereien — petites causeries — wie der Franzose so ganz charmant zu sagen pflegt, sind ein Zeichen von bonne humeur, und die schöne Demoiselle Elisa thut ganz recht, wenn sie ihre bonne humeur stets offen zur Schau trägt — sie thut es mit Absicht, ja — j'en suis sûr — sie thut es selbst, wenn sie übler Laune wäre, weil sie weiß, wie unendlich reizend sie ist. Ich liebe solche kleine Comödianterieen.“

„Comödianterieen?“ fuhr Elisa auf. „Ah, mein Herr Baron, das ist ein wenig stark. Ich spiele nicht Comödie; ich bin ganz — glauben Sie mir — ganz natürlich; ein ganz simples, unmaskirtes Menschenkind, das jedem, den es gern hat, merken läßt: Du giltst mir etwas, und jedem, den es nicht leiden kann, ganz deutlich zu verstehen gibt: Dich mag ich nicht leiden. Wenn ich dennoch nicht so — so — wie soll ich sagen? so gerade heraus mit der Sprache bin, geschieht es nur deshalb nicht, weil ich niemandem gern weh thue; ich liebe es, mehr auf eine verständliche Weise anzudeuten — durch die Blume zu reden —“

Sie nahm bei diesen Worten eine überaus graziöse Stellung an und spielte mit einem künstlichen Blumenbouquet, das in einer Muschelvase stand. Der Baron schien von diesen offenbar auf ihn bezogenen Worten nicht absonderlich frappirt. Er legte die Hände auf den goldenen Knopf seines Rohrstockes und sagte:

„Eh bien — wer zweifelt an Ihrer Wahrheitsliebe, Demoiselle Elisa? Ich liebe solche Offenheiten, aber ganz und gar darf man sich doch nicht gehen lassen. Eine junge Dame von Ihrer Stellung, deren Vater sich eines solchen Namens erfreut — muß zuweilen in Kreisen erscheinen, die ihr, gesellschaftlich betrachtet, nicht angenehm sind — muß mit Leuten verkehren, denen sie keine wirkliche Inclination entgegenbringt.“

„Ich sehe die Nothwendigkeit nicht ein,“ rief Elisa hitzig.

„O nothwendig, liebe Demoiselle — nothwendig keineswegs. Es ist nur eine kleine Weltklugheit, daß Kinder mit den Leuten sich gut stellen, die ihren Eltern freundlich und — vielleicht auch nützlich sind.“

Elisa blickte betroffen den Baron, dann ihren Vater an.

„Ja — ja — allerdings, mein Kind, ist dies der Fall,“ fiel Job schnell ein. „Der Herr Baron, dessen Geldangelegenheiten ich verwalte, hat mir einen großen Dienst geleistet.“

„Der Herr Baron?“ fragte Elisa verwundert.

„Allerdings. Da ich durch meine geheime Studien in den Ruf eines Mannes gekommen bin, den die Alten einen Auguren nannten, sind viele meiner neidischen Collegen aufsässig geworden und wollen mich nicht mehr in den Gerichtssaal lassen, ehe ich meine kabbalistischen Dinge, wie sie es nennen, nicht bei Seite schiebe. Des Königs Majestät haben nun zwar durch Befehl, kurz vor ihrer Krankheit, zu meinen Gunsten entschieden, aber die Collegen wollten aufs neue und mit größerer Aussicht auf Erfolg gegen mich agiren. Herr Baron von Heidekam hat jedoch seinen Einfluß benützt und durch besondere Vermittelung ein Concilium veranstaltet, in welchem beschlossen worden ist, von jedem Vorgehen wider meine Person abzustehen. Der Herr Baron hat sich demnach als Freund bewiesen.“

Elisa verzog ihr hübsches Gesicht zu einem spöttischen Lächeln.

„Ei,“ rief sie, „da hättet Ihr, lieber Vater, nur ganz einfach die kabbalistischen Dinge lassen sollen. Sie thun Euch ohnehin Schaden, denn Jedermann, der auf solche Sachen etwas gibt, rennt uns fast das Haus ein — raubt Euch die Zeit. Da wäre ohne alle fremde Hilfe der Frieden im Collegium hergestellt worden.“

„Elisabeth,“ rief jetzt der Notar zürnend, „was verstehst Du von solchen Dingen? Es ist eine angeborne Gabe, die mir innewohnt — eine Gabe von oben, und ich bin verpflichtet, der Menschheit damit zu dienen.“

„Ach geht doch, herzliebster Vater — sie haben Euch viel zu große Ehre darin angethan. Ihr habt weit größer Verdienst durch Eure Juristerei als durch die Kabbala — an die Ihr doch selber nicht fest glaubt — nicht wahr? — ich habe recht?“

„Nein — Du hast nicht recht,“ rief Job außer sich, denn er bemerkte trotz seines Eifers und seiner Verlegenheit die spöttische Miene des Barons. „Nein! ich bin ein erfahrener Rechtspraktikant, das ist wahr, aber ich bin mit einer Gabe der Weissagung beschenkt schon auf die Welt gekommen. Ersteres habe ich mir angeeignet, das zweite ist mir aber angeboren. Ich weiß wohl, was die böse Welt sagt: sie meint, ich hätte pfiffiger Weise die Gerüchte von meiner Prophetengabe unter die Leute gebracht, um mir recht große Praxis zu schaffen — damit die Leute denken sollten, ich wisse den Ausgang jedes Processes vorher — aber quaero: Ist das denn zu verdammen? und hätte ich den Leuten so ungeheure Lügen gesagt, wenn ich meine Gabe angepriesen hätte? hm? — wie? Ich habe während meiner ganzen, in Berlin ausgeübten Praxis erst zwei Mal Processe verloren, und das nur, weil mir die Sachen zu spät übergeben wurden — ja, gegen das „Zu spät“ kann kein Prophete aufkommen.“

„Aber was ereifert Ihr Euch, lieber Vater?“ sagte Elisa, ihn umschlingend. „Ist es zu Eurem Vortheile — gut, dann prophezeit weiter, und hat der Herr Baron Euch eine Kränkung ersparen können, dann bin ich ihm ganz außerordentlich dankbar.“

„Ach mein Kind, das ist brav,“ rief der Notar. „Die Formation des Spinnengewebes an meinem großen Foliantenschranke, welche ich heute morgen beobachtete, sagte mir's deutlich: ich würde heut etwas zu hören bekommen, das mich erfreuen würde. Ich bin fest überzeugt, daß diese Freude mir zu Theil werden wird, dadurch daß Du mir einen Wunsch erfüllst.“

„Und dieser Wunsch ist?“

„Nun, der Herr Baron von Heidekam möchte uns in den nächsten Tagen auf seinem Landhause ein solennes Fest geben und brachte mir so eben die Einladung. Du wirst, so hoffe ich, das günstige Anzeichen von heut morgen nicht zu Schanden machen, mein Töchterchen, sondern hier aussprechen, daß Du an der Gesellschaft des Herrn Baron theilnimmst.“

Elisas Gesicht verfinsterte sich. Sie ließ den Vater los, blickte auf ihre Hand und sagte dann:

„Leider muß ich sehen, daß in diesem Falle die Vorzeichen Sie getäuscht haben — mein liebster Vater. Ich kann nicht umhin, dem Herrn Baron meinen Dank für die freundliche Einladung auszusprechen, aber ich bin ihm ebenso dankbar, wenn er mir erlaubt, sie rundweg auszuschlagen.“

Heidekam verzog seinen häßlichen Mund zu einem süßsauren Lächeln. „Ich hätte es vorher wissen sollen,“ zischte er. „Aber ich wagte die Einladung, weil ich mir die Ehre geben wollte, einen Mann wie den Herrn Notarius Job in meinem neuerworbenen Hause, dessen Kauf ich ihm, dem Herrn Job verdanke, bewirthen, einen Theil meines Dankes abtragen zu können. Ich mußte natürlich die Gattin und

die Tochter des Mannes einladen, dem ich diese kleine Aufmerksamkeit erweisen wollte."

„Also sehen Sie wohl?" rief Elisa. „Sie wollten uns nur einladen, weil Sie nicht anders konnten, weil der Vater eingeladen werden muß. Sparen Sie Ihre Schüsseln, Herr Baron!"

„Ich kann mich freilich nicht rühmen, Ihnen, Demoiselle, eine Gesellschaft zu laden, die Ihren Wünschen vollkommen entsprechen würde; denn wenn auch einer Ihrer glühendsten Adorateurs, mein Freund, der königliche Secretarius Bube die Einladung angenommen hat, so fehlt doch allerdings ein sehr Begünstigter," sagte Heidekam boshaft.

„Wer — wer ist dieser Begünstigte?" fragte Elisa heftig, aber nicht ohne Unruhe.

„Niemand als derjenige, den Sie heut aus diesem Fenster begrüßten, dem Sie lange nachblickten, der Lieutenant Dumoulin."

Job fuhr bei Nennung dieses Namens unwillig auf — Elisa ward feuerroth.

„Herr Baron," rief sie, „Sie machen dem Rufe, der Ihnen das gefährliche Geschäft des Spionirens nachsagt, alle Ehre."

Der Notar stieß einen Schrei des Entsetzens aus — Heidekam ward womöglich noch bleicher, als er bis jetzt gewesen war.

„Demoiselle Elisa Jobin," sagte er mit zitternder Stimme, „ich bin ein Freund ihres Vaters, und Sie hätten schon aus diesem Grunde mir eine solche Beleidigung nicht in das Gesicht werfen sollen. Ich bin aber auch ein unbescholtener Mann, und den zu verunglimpfen sollte Ihnen Ihr gutes Herz verbieten, von welchem Sie vorhin so viel Aufhebens machten. Indessen — was wundere ich mich über dergleichen Attacken — Sie sind, meine liebe Jungfer, die Pathe der Frau von Blaspiel, jener zwar trefflichen, aber durch ihre schlimme Zunge gar übel berüchtigten Dame, jener Freundin der Königin, welche sich wahrscheinlich die Aufgabe stellt, ihre Schützlinge, zu denen auch Sie, liebe Jungfer, gehören, nach ihrem Vorbilde zu ziehen. Ich weiß, daß ich nicht zu den Freunden der Frau von Blaspiel gehöre, obwohl ich niemals mit ihr, weder im Guten noch Bösen, in Berührung kam. Mein Leben ist ein stilles, ich verkehre nur selten mit der großen Welt, aus welcher ich schon längst entschwunden bin, und wenn es mir trotz dessen gelang, für Ihren Herrn Vater einige günstige Positiones zu erringen, so verdanke ich dieses der Erkenntlichkeit ehemaliger Freunde, die geleisteter Dienste eingedenk blieben und meinen Charakter besser zu beurtheilen verstehen, ihn höher schätzen, als Sie, liebste Demoiselle Jobin, es so eben gethan haben."

Er grüßte sehr artig und verbindlich, verließ das Zimmer und ward von dem Notar begleitet, der seiner Tochter beim Hinausgehen einige zornige Blicke zuwarf. Elisas gutes Herz ward bewegt. Sie machte sich Vorwürfe, den alten Mann so streng behandelt — eine höfliche Invitation so scharf zurückgewiesen zu haben. Diese Reue war noch nicht vorüber, als Herr Notar Job wieder in das Zimmer trat und, die Bewegung seiner Tochter bemerkend, diesen günstigen Moment zu benützen beschloß, der ihm Gelegenheit bot, als energischer Vater auftreten zu können.

„Mädchen, Mädchen!" rief er mit angenommener Strenge. „Was hast Du heut gethan? wirst Du denn stets mir entgegentreten? Der Baron von Heidekam beehrt mich mit seinem Vertrauen in allen Geldangelegenheiten, er thut mir zu Liebe die versöhnenden Schritte bei meinen Collegen, er bittet mich, seinem Feste beizuwohnen, und zum Dank dafür wird er von Dir, meiner Tochter, mit Injurien regaliret — o, ich bin außer mir."

Er legte die Hände auf den Rücken und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder. Elisa hatte ihre ganze Haltung wieder gewonnen.

„Mein lieber Vater," sagte sie. „Dieser ganze Vorfall gibt mir Gelegenheit, mich einmal so recht gründlich mit Ihnen über den Herrn Baron auszusprechen. Zuerst bitte ich um Vergebung, wenn ich den Baron hart angelassen habe. Es fuhr mir so zwischen den Lippen heraus — Sie wissen, ich bin nicht böse. Aber nun — was treibt der Herr Baron hier in Berlin? He? Sie wissen es selbst nicht. Es ist ein Mensch, der Gott weiß wovon lebt."

„Unsinn. Heidekam ist ein Mensch, der Geld hat. Das muß ich doch wissen. Er hat gutes Geld bei Flatho in der Heiligengeiststraße liegen."

„Wo hat er es her?"

„Das weiß ich nicht."

„Aha — das ist es eben. O — ich bin zwar noch nicht alt, aber ich bin gescheidt genug, um den Herrn Baron zu durchschauen. Was treibt er? weshalb sind Sie, mein Vater, der einzige, mit dem er Umgang pflegt?"

„Weil er ein Freund der Nekromantie, der geheimen Wissenschaft und der Kunst aus der Hand wahrzusagen ist."

„Ah — lieber Vater, damit wollen wir uns nicht aufhalten. Es ist wahr, Sie haben schon vieles prophezeit, und vieles ist eingetroffen, Sie treiben zu Ihrem Vergnügen diese seltene Wissenschaft — dagegen ist nichts zu sagen, aber ich frage: hat Ihnen solche Liebhaberei nicht schon Aergerniß genug gebracht? Sie sind bei Hofe nicht gut angeschrieben, Sie haben sich mit Ihren Collegen entzweit, und Sie werden zum schlimmsten mit Leuten bekannt, wie der Herr Baron von Heidekam einer ist, ein Mensch, der von solchen geheimen Dingen allen möglichen Nutzen zieht, der hinter seinen nekromantischen Arbeiten vielleicht allerlei Schlimmes verbirgt, dessen Herkunft und früheres Treiben niemand kennt. Frau von Blaspiel hat längst schon sein Wesen argwöhnisch betrachtet, und seitdem Herr Baron von Heidekam hier ins Haus kommt, meidet es meine gute vornehme Pathe, diese Schwelle zu betreten. Nun würde ich in kindlicher Pflicht zu allem schweigen, wenn nicht" — Elisa betrachtete scharf den Vater, „wenn nicht der Herr Baron von Heidekam ohne Zweifel irgend etwas im Schilde führte, was meine Person betrifft — ja, ja, mein Vater — Sie sehen, daß Ihre Tochter ein wenig von der Prophetengabe oder von dem zweiten Gesicht geerbt hat, dessen Sie sich erfreuen."

Job vermochte nicht sogleich zu entgegnen. Er räusperte sich und sagte dann nach einer Pause: „Ich wäre neugierig, zu hören, was Du darunter verstehst, mein Kind."

„Das will ich Ihnen mit kurzen Worten sagen. Der Herr Baron von Heidekam hat — aus der Himmel weiß welchem Grunde — den Kriegssecretär Herrn Bube in seine besondere Affection genommen; dieser Herr ist im Begriffe, eine Stellung zu erringen, etwa in Magdeburg oder sonstwo, er ist von besonderen Fähigkeiten für sein Amt aber — arm, sehr arm, und da meint der Herr Baron, daß ich, die Tochter des reichen Notars, ein recht willkommener Fang für den Herrn Kriegssecretär Bube sein möchte, und daher will der Herr Baron mich durchaus an den Freund verheirathen, und ich will durchaus nicht an den Freund verheirathet sein. Deshalb ist die Einladung ergangen — ich weiß nicht, woher es kommt, aber: so oft ich Heidekam und Bube mit einander gehen sehe, so oft sie zusammenstehen, läuft es mir eiskalt über den Rücken, ich vermeine immer noch eine dritte Gestalt bei ihnen zu sehen, eine finstere, unheimliche Gestalt, die irgend ein Verderben über uns alle bringen könnte, und ich möchte stets einen Schutzengel anrufen und ihn bitten, den unheimlichen Schatten zu verjagen."

„Und dieser Schutzengel ist der Herr Lieutenant Dumoulin," rief Job mit scharfer Stimme; „der junge Mann, in dessen Herzen Du einen Platz gefunden, wie er in dem Deinen."

Elisa neigte den hübschen Kopf auf die Seite — sie vermochte nicht zu widersprechen.

„Aber," fuhr Job fort, „ich bin als Vater, als ein Mann des Gesetzes, der seine besonderen Begriffe von Ehre hat, gezwungen, dem Herrn Lieutenant meine Freundschaft zu kündigen — mir höflich seine Besuche zu verbitten."

Elisa fuhr erschrocken auf.

„Um des Himmels willen, mein Vater, was ist denn vorgefallen?" rief sie.

„Meine Sache — und wie Du später erfahren wirst, die Deinige. Wenn die Herren im doppelten Tuche, die Herren Officiers, für zu gut gehalten werden, in den Häusern achtbarer Gelehrten und Bürger zu verkehren, wenn ihnen das als Fehler angerechnet wird, so habe ich keine Lust, mir diese Verbote unter die Nase reiben zu lassen. Verstanden? Ich habe meine Quellen, ich weiß, was da vorgeht — da oben, und ich halte mein Haus für ein achtbares. Wenn der Herr Lieutenant seiner Stellung schadet, indem er bei mir aus und eingeht, so schadet es mir und Dir nicht, wenn ich ihn bitte, seine Besuche einzustellen."

„Ah — da ist es endlich heraus, was der Herr Baron Heidekam hier eigentlich zu thun hatte," rief Elisa mit leuchtenden Blicken. „Das war es. Er hat wieder eine erbärmliche Klatscherei ins Werk gerichtet. Dumoulin — der Herr Lieutenant," setzte sie schnell verbessernd hinzu, „ist ihm längst ein Dorn im Auge. Heidekam, der

Uhu, der sich vor wenig Leuten sehen läßt, paßt freilich nicht zu dem biederen offenen Soldaten. Jedesmal betrachtet er den Lieutenant mit mißtrauischen Blicken. Ich täusche mich sicherlich nicht; Heidekam hat Ihnen etwas ins Ohr geblasen — ee ist ein schlimmer Mann und wenn Sie, mein Vater, jemals Ihre prophetischen Gaben nöthig hatten, so wenden Sie solche jetzt an; dann werden Sie vielleicht bald ersehen, daß durch den Herrn Bacon ein Unheil über uns kommen muß, welches gewiß schon jetzt in den Sternen geschrieben steht."

Der Notar wollte eben eine heftige Replik loslassen, obwohl er betroffen genug über den Scharfblick der Tochter wae, allein das Wort ward ihm abgeschnitten durch den Eintritt einer Dame, die der Leser bereits kennt. Frau von Blaspiel erschien plötzlich im Zimmer.

Job rückte seine Brille verlegen und stotterte einige Complimente, aber Elisa lief ihrer Pathe entgegen, nahm die Hände derselben und bedeckte sie mit Küssen.

„Ei, welch ein glücklicher Tag!" rief sie, in die Hände klatschend. „Ja, sehen Sie wohl, mein Vater! Das war die gute Formation des Spinnengewebes heut morgen an Ihrem Schranke — das war das Glück. O — meine liebe, einzige Pathe, wie freue ich mich, daß Sie kommen, nach so langer, langer Zeit. Ich getraute mich gar nicht mehr hin zu Ihnen."

„Du hättest immer kommen sollen, Elisa," sagte Frau von Blaspiel, der Job unterdessen einen Stuhl geholt hatte. „Du bist mir willkommen, und wenn ich hier im Hause nue Dich zu sehen brauchte, Deine gute Mama und sonst ein paar rechtliche Leute, so wäre ich auch nicht so lange fern geblieben."

Sie hatte diese Worte mit der ihr eignen festen Stimme gesprochen und dabei Herrn Job angeblickt. Dieser wagte, obgleich der Zorn ihm ins Gesicht stieg, keine Entgegnung, denn Frau von Blaspiel besaß nun einmal eine zu hohe Stellung; er begnügte sich mit einem dumpfen, unartikulieten Geräusche zu entgegnen.

„Also eine Formation des Spinnengewebes verhieß meinen Besuch?" sagte Frau von Blaspiel mit boshaftem Lächeln. „Noch immer das alte Lied? Noch immer die alte Marotte? — Job, Er ist und bleibt ein sonderbarer Kauz. So ehrlich, so gut, ein so bewanderter Mensch in allen Stücken und Dingen des Rechtes, und dabei treibt er doch solch lächerlichen Spuk! Wie ist das möglich? Lasse Er das den alten Weibern über, die aus dem Kaffeesatz wahrsagen, Er ist zu gut dafür. Ein paar Tolle, die sich von Ihm die Nativetät stellen lassen, können Ihn doch nicht dafür entschädigen, daß so viel Vernünftige die Köpfe schütteln."

„Meiner Freunde Zahl ist groß," sagte Job pathetisch.

„Weil Er gutes Essen, guten Wein gibt. Das würde Ihm Freunde machen, auch ohne seine Nekromantie," lachte die Blaspiel, „und es würde ihm auch Leute heranziehen, die heute fern bleiben, weil die verrückte Prophetengeschichte Menschen in sein Haus führt, denen sonstwo niemand Anständiges begegnet."

Elisa bemerkte die wachsende Verlegenheit ihres Vaters, sie wollte ihm zu Hilfe kommen.

„Aber weiß denn die Mutter, daß Sie hier sind, meine gnädige Frau Pathe?" fiel sie ein. „Ich muß sie benachrichtigen."

Frau von Blaspiel war nun einmal im Zuge.

„Laß mich nur, mein Kind," fuhr sie fort. „Erst will ich dem Alten den Text lesen. Was habt Ihr mit Eurem heillosen Prophezeien angerichtet, das Ihr bei Vincent in der Brüderstraße, in der Ressource, mitten unter den Bürgern zum Besten gabt. Dem armen Postsecretär Fesser habt Ihr sein Ende im Wasser vorausgesagt, und der Mensch ist tiefsinnig geworden, läuft umher und macht oft meilenweite Wege, um nur einem Wasser aus dem Wege zu gehen. Der König, der das erfahren hat, ist sehr ungehalten."

„Der König haßt mich, weil ich ein Advocat bin," sagte Job gelassen. „Ich habe dem Fesser seine Hand angesehen und bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß er seinen Tod in den Wellen finden wird. Nun — alles schrie, ich solle den Menschen warnen, dieses that ich und verdiene keine Scheltworte darum. Der König wird wohl sein Unrecht eingesehen haben, denn er hat die Beschwerden meiner Collegen zurückgewiesen."

Job sondirte die Gesichtszüge dee Frau von Blaspiel, um daraus etwas zu lesen, das auf Kenntniß von der Hilfe des Barons von Heidekam deutete, abee die Dame zeigte ein eisernes Antlitz.

„Nun, Er wird ja sehen, wie das alles endet," sagte sie. „Elisa, nun laß mich mit Deinem prophetischen Vater allein."

Die Tochter drückte noch einen Kuß auf die Stirn der Pathe und ging hinaus. Frau von Blaspiel blieb, ohne ein Wort zu sprechen, auf ihrem Stuhle sitzen, der Notar, den diese tiefe Stille einen baldigen Ausbruch befürchten ließ, rieb sich verlegen die Hände, endlich wollte er doch mit einem kühnen Rucke das Eis sprengen, welches den Born der Unterhaltung erstarren machte.

„Sie sind mir also böse, gnädige Frau?" begann er. „Ich rühmte mich sonst Ihrer Freundschaft in vielen Dingen, habe ich denn so etwas Schlimmes gethan, daß ich Ihrer Gnade, Ihres Vertrauens verlustig ging — gehen mußte?"

Frau von Blaspiel reichte ihm schnell die Hand.

„Nicht doch," sagte sie. „Nicht doch! er ist ein wunderlicher Heiligee, den man eben gehen lassen muß, bis — er selbst umkehrt, aber Er ist bei alle dem eine ehrliche Haut. Habe es Ihm noch heut nicht vergessen, wie wacker Er mit seinee Hilfe bereit war, mein und meines Gatten Recht zu vertreten, als die Erben des Oheims meines Gatten uns den Besitz von Ganswick streitig machten. Er trat für uns auf, obwohl die Gegenpartei Ihm das Dreifache bot — solche Dienste vergesse ich nie, und ich habe Ihm bewiesen, daß ich Seiner zu allen Zeiten gedenke, daß ich Seine Partei nehme, auch wenn mir dieses und das nicht an Ihm gefällt. Ich habe Vertrauen zu Ihm und möchte gern, daß Er recht in Gunst bliebe."

„Beweisen Sie mir das bald einmal," rief Job. „Ich habe schon oft genug gedacht: die gnädige Frau hat dich ganz vergessen."

„Da iert Er sich," sagte Frau von Blaspiel, um sich schauend. „Ich könnte Ihm gleich einen Beweis geben, wie hoch ich Ihn noch immer schätze und wie sehr gern ich Seine Dienste in Anspruch nehme, aber ich weiß nicht — höre Er Job — Er verkehrt mir mit seltsamen Leuten. Da ist der mageee Heidekam, der ganz verstohlen in Sein Haus schleicht."

„Es ist ein Freund der Nekromantie."

„Larifari! bleib Er mir mit seinen Albernheiten vom Leibe. Seh Er sich mit dem hagern Kerl vor. Genug! solcher Umgang macht stutzig."

„O, gnädige Frau," rief dee Notar, „wie kann ich Ihnen beweisen, daß diese Leute gar keinen, auch nicht den geringsten Einfluß auf mein Leben haben — wie kann ich Ihnen beweisen, daß meine Dankbarkeit, meine Anhänglichkeit für Sie noch immee dieselben geblieben sind?"

„Das wird sich leicht thun lassen," sagte Frau von Blaspiel. „Riegele Er die Thür ab."

Job that es. Frau von Blaspiel zog ein zwölffach versiegeltes Packet unter ihrem Mantel hervor.

„Sieht Er dieses Packet?" sagte sie.

„Es ist wahelich deutlich genug zu sehen."

„Nun denn. Dieses Päckchen Papiere ist ein großer, ein nicht zu berechnender Werth. Es ist ein Schatz, und Er soll diesen Schatz hüten. Es ist ein Beweis des größten Vertrauens, den ich Ihm gebe, und wenn Er dies Vertrauen rechtfertigt, so wird Er nicht mir allein, sondern einer großen Person den besten Dienst leisten."

„Und — darf ich fragen," versetzte Job zögernd, „was diese Papiere enthalten? Geldbriefe? Verschreibungen?"

„Das darf ich Ihm nicht genau sagen. Es genüge Ihm, zu wissen, daß es den letzten Willen eines Sterbenden in sich schließt, daß es mir anvertraut ward, und daß ich es an einem sicheren Orte aufbewahrt, in den Händen eines redlichen Mannes wissen will, daß ich es einem solchen unter dem feierlichen Versprechen der Verschwiegenheit anvertrauen muß, weil bei mir oder bei den Angehörigen des Testators diese wichtigen Papiere nicht sicher sind, denn um sie zu entwenden, um sie zu vernichten, strecken sich viele Hände aus. Wenn es gelänge, dieses Packet zu beseitigen, den Flammen zu überliefern, ja — wenn es nur möglich wäre, diese Siegel zu lösen und den Inhalt eine Stunde lang zu durchschauen, so würden vielleicht tausende gezahlt werden. Wenn Er ein Mann von Tugend und Redlichkeit ist, so wird Er diesen Schatz sorgsam hüten. Verspricht Er mir das?"

„Ich gelobe es mit dem heiligsten Eide," rief Job, seine Hand in die der Frau von Blaspiel legend.

„Wohlan — so nehme Er das Packet und verwahre Er es, bis ich es Ihm abfordern lasse oder vielmehr selbst abfordere. Bei mir ist es nicht sicher genug, weil die Feinde, es in meinem Besitze vermuthend, einen kecken Diebesstreich wagen könnten. Bei Ihm vermuthet es niemand — Er sieht — ich traue Ihm."



Westfälische Gastfreundschaft. Nach dem Gemälde von J. Roselagen.

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau, für diesen Beweis des Zutrauens," sagte Job, indem er das Päckchen sorgfältig verschloß. „Es wird heute noch an einen sichern Ort kommen. In meinem Arbeitszimmer habe ich eine Höhle für ähnliche, mir besonders wichtige Documente, welche meine Clienten mir vertrauten."

„Also Lebewohl für heute," sagte Frau von Blaspiel, sich erhebend. „Ich sage Seiner Frau noch guten Tag — und will der Elisa einen Abschiedskuß geben."

Die Tochter des Advocaten mochte vielleicht glauben, daß über ihre kleinen Herzensneigungen einiges gesprochen werde, sie klopfte an die Thür des Zimmers, und da Job öffnete, ließ Elisa nicht lange auf sich warten, sondern hüpfte zu ihrer Pathin. Der Advocat, dem der anvertraute Schatz bereits einige Sorge machte, nutzte diese Gelegenheit, um denselben aus dem Schranke zu nehmen und so schnell wie möglich damit in sein Arbeitszimmer zu eilen, wo nach seinem Berichte ein besonderer Ort sich befand, an welchem dergleichen, bei einem Advocaten nicht selten vorkommende Dokumente ihre Aufbewahrung fanden. Frau von Blaspiel blieb mit Elisa allein.

„Ich will Deiner Mutter einen guten Tag sagen," begann die Blaspiel, „und dann gehen. Aber was ist das? Elisa — Du hast ein Thränchen im Auge? Nun? was ist denn geschehen?"

Frau von Blaspiel witterte ein kleines, nicht uninteressantes Geheimniß, und dasselbe zu entdecken schien ihr Pflicht. Sie nahm deshalb wieder auf dem Stuhle Platz.

„Nun? schnell heraus — weshalb weintest Du?" fragte sie, Elisas beide Hände fassend.

„Ach — liebste — gnädigste Pathe," rief Elisa, „es ist ordentlich so, als wären Sie vom Himmel gesendet. Ich habe es auch wohl schon der Mutter anvertraut, sie ist eine gute — aber recht einfache Frau — sie kann nicht an Herzweh glauben, und ich habe es doch."

„Aha — also ein Liebhaber!"

„O — Frau Pathe — ich weiß nicht recht, ob ich ihn so nennen soll — ich bin noch — ich habe — sehen Sie, gnädigste Pathe, ich weiß recht wohl, daß der Vater eine Heirath zu Stande bringen will zwischen mir und einem Manne, den ich nicht mag."

„Das alte Lied!"

„Ja wohl, aber immerhin ein trauriges. Ich bin eigensinnig genug — ich sträube mich dagegen, ich setze meinen Kopf auf — aber zuletzt, wenn ich den E i n e n nicht n e h m e — k r i e g e n thu' ich den andern darum doch nicht."

„Das ist richtig, der Vater wird die Einwilligung nicht geben. Aber halt, wofür bin ich denn da? Eine Pathe hat in solchen Sachen mitzureden, und ich k a n n reden. Wen sollst Du denn heirathen?"

„Sie wollen das so recht geschickt, so recht diplomatisch anfangen," lachte Elisa unter Thränen. „Sie bringen mir, so oft es geht, den Bestimmten vor die Augen, es ist der Kriegssecretär Bube."

„Ich kenne den Patron nicht," sagte Frau von Blaspiel mit den Augen blinzelnd.

„Aber denjenigen, der mir den Bube aufzwingen will, der seine ganz absonderlichen Gründe haben muß, diese Heirath zu betreiben, den kennen Sie: den Baron von Heidekam."

Frau von Blaspiel schnellte empor.

„Schon wieder dieser lichtscheue Mensch," rief sie. „Er — er ist der Freiwerber? und der Bestimmte heißt Bube? Hm — wenn er mit Heidekam befreundet ist, dann wird nicht viel hinter ihm sein. Ich traue dem Baron nichts Gutes zu."

Sie wurde nachdenklich.

„Heidekam kommt oft zu Euch ins Haus?" fragte sie.

„Sehr oft. Erst kurz vor Ihrem Eintritte hat er dieses Zimmer verlassen."

Die Blaspiel ward unruhig.

„Habe ich nicht zu viel gewagt?" fragte sie sich leise. „Eine solche, ohne Zweifel gefährliche Person ist in der Nähe unseres Schatzes — was treibt Job mit dem räthselhaften Baron, dessen eigentliche Existenz niemand kennt? — Pah! Job ist ein redlicher Mann, die Papiere sind gut bewahrt bei ihm."

Sie streichelte Elisas Kinn.

„Ich dachte eben nach," begann sie wieder, „was den Vater an diesen Baron fesseln kann — aber dabei vergaß ich die viel wichtigere Frage: wer ist denn nun der Erwählte meiner kleinen Pathin? wer hat denn das Herz der schönen, schelmischen Elisa gestohlen und sie ganz verändert? He?"

Elisa umarmte den Hals ihrer Pathin, sie lehnte den Kopf an ihre Wange und sagte mit halbflüsternder Stimme:

„Es ist — es ist — —"

„Nun! Wird denn das Geständniß so schwer?"

Elisa wollte fortfahren in ihren Bekenntnissen, als ein fürchterliches Getöse auf der Straße ihr das Wort abschnitt. Ein herzzerreißendes, aus einigen zwanzig Kehlen kommendes Geschrei ertönte, das Brausen einer großen, hastig herbeieilenden Menschenmasse machte die Fenster beben, selbst ins Haus des Notars schien die Erregung bereits gedrungen zu sein, denn man vernahm deutlich Gepolter auf den Treppen, Gängen und Fluren. Thüren wurden auf- und zugeschlagen, die Mägde liefen in die Straße, und das gesammte Schreiberpersonal des Herrn Advocaten erschien mit den Federn in den Händen und offenen Mäulern in der Hausthüre.

„Um Gott, was ist da geschehen?" riefen Elisa und Frau von Blaspiel zugleich, indem sie zum Fenster stürzten. In demselben Augenblicke ward die Thür aufgerissen, eine sehr sauber gekleidete, derbe, kleine Frau lief herbei und schrie, einen Kochlöffel schwingend:

„Ach, liebe — gnädige Frau von Blaspiel — ach, liebste Elisa — es ist doch also gekommen."

„Mutter, Mutter! was gibt es denn?" rief das zitternde Mädchen.

„Frau Advocatin reden Sie," fiel die Blaspiel ein.

„Gehen Sie — öffnen Sie das Fenster," antwortete die Gattin des prophetischen Notars, „Sie werden es sehen — so eben bringen sie ihn — seine Leiche."

„Allmächtiger Gott, wessen Leiche?" kreischte Elisa, das Fenster aufreißend.

„Die Leiche des Postsecretärs Fesser. Er ist ins Wasser gefallen und ertrunken — gerade so wie mein Mann geweissagt hat."

Frau von Blaspiel schreckte heftig zusammen, sie eilte zum offnen Fenster, über dessen Brüstung Elisa hinabschaute. Die Roßstraße war buchstäblich mit Menschen vollgestopft, welche sämmtlich nach der Brücke hindrängten. Mühsam konnte man einige Worte verstehen, welche bei dem allgemeinen fürchterlichen Spektakel zu den Fenstern emporschallten.

Inmitten der wogenden Menschenmasse, die sich von Minute zu Minute vermehrte, zeigten sich einige Polizeireiter, welche mit ihren Knitteln die Menge auseinander zu treiben suchten. Elisa und Frau von Blaspiel blickten hinab, sie waren beide noch ganz betroffen über das Ereigniß, welches die Sehergabe des Notars in sehr hellem Lichte erscheinen ließ. Elisa vermochte jedoch nicht ihre Beklemmungen, verursacht durch die Erfüllung der unheilvollen Prophezeihung, zu bemeistern. Sie lehnte wie betäubt ihr Haupt gegen das Kreuz des Fensters — als sie plötzlich freudig aufschrie.

„Was siehst Du?" fragte die Blaspiel.

„Ihn! Ihn!" flüsterte Elisa leise, „Ihn — den ich vorhin nennen wollte."

„Ah — den Herzensdieb. Wo? — wer ist er?"

„Sehen Sie dort — der da."

Sie deutete auf einen schlanken Officier, welcher, von der Roßstraßenbrücke kommend, sich durch das Gedränge arbeitete.

„Dieser?" rief die Blaspiel, sich weit aus dem Fenster neigend; „Dumoulin?"

„Derselbe," gestand Elisa, den Kopf neigend. Der Officier mußte Frau von Blaspiel erkannt haben, denn er machte sehr ceremonielle Verbeugungen.

„Dumoulin," wiederholte die Dame. „Unser Courier," sagte sie leise. „Ein allerliebster Mann — ein braver Soldat — aber, armes Kind, ich fürchte, des Königs Wille wird Dich um Dein Glück bringen."

„Des Königs Wille?" rief Elisa schmerzlich. „O, meine Pathe — Sie wissen mehr. Sprechen Sie — ich bin jung, aber ich kann wohl die traurige Kunde ertragen. Der König? Ha — jetzt verstehe ich. Das war es, was der Vater meinte. Ein königlicher Officier dünke sich zu gut, um eine Advocatentochter zu freien — das war es — ja. Und der, der es ihm mittheilte, der dieses Feuer schürte, war kein anderer als der tückische Heidekam."

„Schon wieder dieser Mensch!" zürnte die Blaspiel.

„Das Wort ist erfüllt — mein Wort ist Wahrheit." Mit diesem Ausrufe unterbrach Herr Notarius Job das Gespräch am Fenster. „Werden Sie mir nun glauben, gnädige Frau?"

„Ich muß gestehen — es ist ein seltsamer Zufall," sagte die Blaspiel.

„Fesser wollte sein Schicksal kennen, ich sagte es ihm vorher. O — siehst Du, Elisa? das war die Spinne heute morgen, das ist das verheißene Glück. Ein Grab im Wasser habe ich ihm geweissagt, es ist eingetroffen. Er hat lange Zeit den Fluß gemieden, heute — dicht an der Schleusenbrücke eilte ihm ein Wagen entgegen und drängte ihn zum Flusse, dem er entweichen wollte — bis er ins Wasser stürzte und trotz aller Hilfe ertrank. Ich wußte es; sehet, dort von der Brücke her bringen sie ihn — sie haben einen weiten Umweg durch die Stadt genommen."

Er öffnete ein Fenster und schaute hinaus. Gerade jetzt kamen vier Männer, welche auf einer Bahre den mit schwarzen Tüchern ganz bedeckten Leichnam des unglücklichen Postbeamten trugen. Kaum ward die Menge des Advocaten ansichtig, so erscholl ein ungeheures Lärmen. Geschrei, Pfeifen und Johlen schwirrte durcheinander, endlich machte sich ein Hause bemerkbar. Von ihm aus flogen Mützen und Hüte in die Luft.

„Es lebe Job! der große Job — der Prophet aus der Roßstraße — hoch!" so tönte es — heulend fiel die Menge ein.

Job verneigte sich wie ein triumphirender Imperator vom Fenster aus. Seine Gattin faltete andächtig die Hände.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Charakteristik der merkwürdigsten Gifte.

Von **Dr. Dyrenfurth.**

IV. Strychnin.

Unsere heutige Wanderung durch die Nachtseiten der Natur führt uns mit einem Körper zusammen, dem seine furchtbaren Eigenschaften und berühmte Criminalfälle in neuerer Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit zugewendet haben. Dieses Gift ist das im Jahre 1818 von Caventou und Pelletier in dem Samen der Brechnuß entdeckte *Strychnin*, der wirksame Stoff mehrerer zu der Familie der Strychneen gehöriger, in der asiatischen Tropenwelt ansässiger Pflanzenarten. Es bildet kleine, farblose Krystalle und zeichnet sich durch mehrere, für das Auge, wie für den Geschmack höchst eigenthümliche Merkmale aus. Kommt es nämlich, und wäre es blos als sechzigtausendster Bruchtheil eines Grans, mit Schwefelsäure und einer andern oxydirenden Substanz in Berührung, so entsteht ein prachtvolles Farbenspiel; erst zeigt sich die Lösung in einem wunderschönen Tiefblau, das einige Minuten verweilt und dann allmählich in Purpur, Violett, Roth und Gelb oder Grün übergeht. Jenes Blau namentlich ist so entzückend, daß, wenn es festzuhalten wäre, es gewiß alle seine Nebenbuhler aus dem Felde schlagen und bald genug Gelegenheit zu gräßlichen Unglücksfällen bieten würde. Was den Geschmack anbelangt, so übertrifft das Strychnin an Bitterkeit alles Vorhandene, denn nach Tardieu wird es noch in 600,000facher Verdünnung von der Zunge wiedererkannt. Vor einer Reihe von Jahren brachte ein Pariser Professor der Chemie das Gerede auf, es würden Massen von Strychnin alljährlich aus Frankreich nach England eingeführt, und von dortigen Bierbrauern, um Hopfen zu sparen, ihrem Pale Ale und Porter zugesetzt. Da dies Gerücht eine große Aufregung hervorbrachte, so beschloß die englische Regierung eine gründliche Prüfung der Sache und beauftragte die Chemiker Hoffmann und Graham mit einer Untersuchung der Londoner Biere. Nicht eine Spur des Giftes ließ sich in denselben auffinden; das Gerücht hatte die armen Brauer verleumdet. Mit der Einfuhr von Strychnin nach England hatte es aber darum doch seine richtige Bewandtniß; das Gift blieb jedoch nicht im Lande, sondern es wurde nach Indien geschickt, als Futter für — die bengalischen Tiger.

Das Strychnin ist einer der Machthaber unter den Giften. Selbst kleine Gaben, zuweilen schon von einem halben Gran, führen beim Menschen unter entsetzlichen Starrkrämpfen längstens nach einigen Stunden den meist unvermeidlichen Tod herbei. Diese Wirkung des Giftes beruht darauf, daß es einen der wichtigsten Lebensherde, den Träger des Empfindungs- und Bewegungsvermögens, das Rückenmark, auf das heftigste angreift und theils durch Ueberreizung des Organs allgemeine Nervenerschöpfung, theils durch Lähmung der Athemmuskeln Erstickung verursacht. Die Vergiftungserscheinungen äußern sich gleichmäßig an allen mit einem Rückenmark versehenen Thierklassen. Beim Menschen sowohl, wie bei Pferden, Hunden, Katzen und Enten erzeugt das Strychnin Muskelsteifigkeit, Starrkrampf mit bogenförmiger Körperkrümmung und eine derartig erhöhte Reizbarkeit der Gefühlsnerven, daß die leiseste Berührung die erschütterndsten Krampfausbrüche hervorruft. Eine ganz besondere Empfindlichkeit gegen das Gift besitzt der Frosch, dieses Opferlamm der Naturwissenschaft, das so unglücklich ist, der Physiologie nach den verschiedensten Richtungen hin als Versuchsthier zu dienen, und das die Lösung der Naturräthsel mit seinem Leben bezahlen muß. $^1/_{1000}$ Gran Strychnin, in seine Bauchhöhle gespritzt, erregt Zuckungen und Starrkrampf. Enthirnte und ihrer sämmtlichen Eingeweide beraubte Frösche verfallen in heftige Krämpfe, wenn ihnen eine geringe Spur Strychnin beigebracht wird, wogegen selbst größere Mengen des Giftes wirkungslos an den Thieren vorübergehen, sobald man ihnen das Rückenmark ausgeschnitten hat.

Beim Menschen brechen die ersten Zufälle gewöhnlich binnen einer Stunde nach der Vergiftung hervor. Ein tiefes Gefühl von Angst und Unruhe hat sich des Kranken bemächtigt. Er liegt da in vollem Bewußtsein, das ihm größtentheils auch während der folgenden Schauerscenen getreu bleibt, und vermag es doch nicht, sich von der Stelle zu rühren. Einzelne Muskelpartien werden von Zuckungen ergriffen, die sich bald auf das gesammte, der willkürlichen Bewegung unterworfene Muskelsystem ausdehnen. Ein schrecklicher Krampf erschüttert den ganzen, wie ein Brett harten und steifen Körper, und krümmt ihn bogenförmig, so daß er im Gipfel des Anfalls nur auf dem Hinterkopf und den Fersen aufliegt. Zuweilen schleudert der Krampf ihn fußhoch in die Luft. Die Kiefer stehen fest gegen einander und gestatten dem Kranken kaum, den Mund etwas zu öffnen. Das Gesicht verkündet die höchste Angst und Erstickungsnoth, schon scheint der Tod nahe bevorzustehen — da löst sich die Spannung, die Muskeln werden geschmeidig, die Sprache hat sich eingefunden. Allein nur kurze Zeit dauert diese Erleichterung. Nach einigen Minuten erfolgt von selbst ein neuer, noch stärkerer Anfall, dessen Ausbruch aber schon die schwächste Berührung, das leiseste Geräusch beschleunigen kann. Das fürchterliche Trauerspiel zerfällt meistens in 4 oder 5 Acte, die sich an Schauerlichkeit überbieten, bis der wohlthätige Tod den Vorhang senkt. Noch Wochen und Monate lang hinterläßt das schreckliche Gift an der Leiche seine Spuren durch eine brettartige Todtenstarre und Gelenksteifigkeit, sowie durch Einwärtsgedrehtsein der Fußsohlen.

Strychninvergiftete sind nur selten gerettet worden; mitunter hat ein frühzeitiges Brechmittel Hilfe geschafft, während in den späteren Stadien theils die Bösartigkeit des Leidens, theils die Krampfzufälle, welche die geringste Handreichung dem Kranken veranlaßt, jeden Hilfsversuch erschweren und nur zu oft vereiteln.

Schon lange, bevor das Strychnin entdeckt worden, hat es zu Vergiftungen Ursache gegeben, insofern nämlich die Pflanzen, aus denen die Chemie es dargestellt hat, seit geraumer Zeit eben so bekannt sind, als die schädlichen Wirkungen, die sie ausüben. Gehen wir nun auf die wichtigsten Quellen seiner Herkunft zurück.

Vornehmlich wird es, in Gemeinschaft mit zwei ähnlich, jedoch weit schwächer wirkenden Stoffen, dem *Brucin* und *Igasurin*, aus den Samen und der Rinde des *Krähenaugenbaumes* (Strychnos nux vomica), der an sandigen Stellen in Coromandel, Malabar und Ceylon wächst, gezogen. Die rundlichen, goldgelben, an Größe mit einer Orange zu vergleichenden Früchte dieses Baumes beherbergen in ihrem schwammigen Mark 8 — 12 Samenkörner, die man Krähenaugen, auch Brechnüsse nennt und gepulvert zur Ausrottung von Ratten und Mäusen häufig verwendet. In Rußland werden sie auch Mardern und Wölfen gelegt. Sie enthalten über 1 Procent Strychnin, und bewirken, in entsprechender Menge genossen, völlig dieselben Zufälle, die dieses Gift zu Wege bringt.

Eine Frau starb durch den Genuß von Käse, der auf einem Reibeisen zerrieben worden war, auf welchem vorher jemand Brechnüsse gepulvert hatte. In Marseille wurde eine ganze Familie dadurch vergiftet, daß sie mit nux vomica gefangene Lerchen gegessen hatte. Da übrigens die Brechnüsse und ihre Präparate zu den nicht selten gebrauchten Arzneimitteln gehören, so erscheint es nicht unnöthig, die Herren Staatshämorrhoidarier und Lobpreiser der bekannten Strahlschen Pillen daran zu erinnern, daß auch diese mit Brechnußextrakt bereitet werden, und daß eine gewohnheitsmäßige Einverleibung strychninhaltiger Mittel der Gesundheit unmöglich von Nutzen sein dürfte. Merkwürdig ist, daß der Hühnermagen die Brechnuß vortrefflich verträgt; man hat Mengen von $1^{1}/_{2}$ Quentchen unverdaut von ihm abgehen gesehen, wogegen das Strychnin sich ihm ebenso feindselig erweist, wie andern Thieren.

Die Rinde des Krähenaugenbaumes führt auch den Namen falsche Angosturarinde, zum Unterschied von der echten, die von Galipea officinalis herstammt, und im vorigen Jahrhundert gegen das kalte Fieber beliebt war, jetzt aber längst aus den Arzneischränken verbannt ist. Holländische Droguisten vermischten beide Rinden miteinander und verschuldeten durch diesen Betrug zahlreiche Todesfälle, die unter befremdlichen Erscheinungen in Hamburg, Bern, Riga und andern Orten auftraten, und lediglich auf Strychninvergiftung zurückgeführt werden müssen.

Ferner findet dies Gift sich noch in der Ignatiusbohne, dem Samen der Frucht von Ignatia amara, einem Baum, der auf den Philippinischen Inseln zu Hause ist, und von dem Jesuiten Camelli — seltsamer, aber zugleich treffender Einfall! — nach dem Ordensstifter Ignatius Loyola benannt worden ist. Der Same dieser Frucht, und der den die Jesuitenlehre ausgestreut hat, sind allerdings beide von gleich verhängnißvoller Wirkung. — Früher stand die Ignazbohne als Fiebermittel in Ansehen; ein Mann nahm, um die Krankheit los zu werden, eine halbe Bohne in Branntwein, verfiel aber bald darauf in heftige Krämpfe und ernste Lebensgefahr. Gegenwärtig gilt die Faba St. Ignatii als mächtige Waffe nur noch in dem Arsenal der Homöopathie!

Von einigen andern strychninerzeugenden Gewächsen erwähnen wir nur noch der Strychnos Tieute, einer hohen, in den dichten Wäldern Javas an Bäumen sich emporrankenden, von den Eingeborenen „Tschettek" genannten Kletterpflanze, aus deren Wurzel und Rinde das Asiatische Pfeilgift, Upas tieute oder Radja (fürstliches Gift) durch Auskochen bereitet, zu Jagd-, Kriegs- und Raubzügen benutzt wird, und getrocknet eine röthlich schwarze, körnig krystallisirende Masse bildet. Die javanischen Schützen und Räuber bestreichen mit dem Upasgift ihre Pfeile und schießen dieselben aus 4—7 Fuß langen Blaseröhren mit der Sicherheit und Treffweite unserer Pistolenkünstler. Die Gefährlichkeit dieses Giftes hat vor einigen Jahren ein allzu wißbegieriger Berliner Naturforscher, Dr. R., an sich selbst kennen gelernt. Von einer ihm zugeschickten Sendung Upasgiftes nahm er ungefähr 3 Gran — etwa so viel, wie $1^{3}/_{4}$ Gran Strychnin. Der kühne Versuch hätte ihm bald sein Leben gekostet. Nach einer halben Stunde bekam er die ersten Rucke durch die Wirbelsäule und die Gliedmaßen, und bald so heftige Krampfanfälle, daß er sich nach der Charité in die Frerichs'sche Klinik bringen lassen mußte. Zum Glück that ein daselbst ihm verabreichtes Brechmittel vorzügliche Wirkung, so daß er nach sechs Tagen die Anstalt genesen verlassen konnte. Aus der chemischen Prüfung dieser Upassendung ergab sich später, daß dieselbe 60 Procent Strychnin enthielt, und Versuche, die damit an Hunden und Katzen angestellt wurden, hatten den Tod der Thiere unter den gewöhnlichen Strychninzufällen zur Folge.

Mag das Upasgift den malayischen Staatsanwälten Kopfzerbrechen machen — die europäische Justiz hat bisher hauptsächlich nur Gelegenheit gehabt, sich mit dem Strychnin zu beschäftigen. Aber dies scheußliche Gift gewinnt jetzt täglich an Bedeutung, wohl auch bei uns, besonders aber in denjenigen Ländern, wo der übelverstandene und allzuweit ausgedehnte Grundsatz der Selbstverwaltung und des Gehenlassens die Staatsbehörden an einem wirksamen Schutz der öffentlichen Gesundheit verhindert. In England kann man für ein Paar Pence bei jedem Gewürzhändler Strychnin erhalten. Es sind dort namentlich zwei Ungeziefervertilgungsmittel im Gebrauch: Battles und Buttlers Verminkiller; beide enthalten Strychnin in großer Menge, das erste mit Kartoffelmehl und Berliner Blau, das andere mit Mehl und Lampenruß vermischt; man vertilgt damit Ratten, Mäuse, Füchse und Marder, gelegentlich aber auch Menschenleben. So wurde im Jahre 1862 ein Fall vor einem Londoner Schwurgericht verhandelt, wo eine Dame aus den höheren Ständen ihre eigenen zwei Kinder mit Rattentod bei Seite schaffte! Daher sehen wir denn auch in England die Heimat des Strychninmordes und Selbstmordes; dort greift er wie eine Krankheit um sich, von der einzelne Ausläufer schon nach dem Festland gedrungen sind.

Wir können nicht umhin, zwei solcher Fälle, deren Verlauf vor den Assisen ihrer Zeit in den weitesten Kreisen mit fieberhafter Begier verschlungen wurde, in das Gedächtniß unserer Leser zu rufen.

William Palmer, ein Londoner Arzt, stand dem John Parsons Cook, einem wohlhabenden jungen Mann von 28 Jahren, als Freund und Berather nahe, schuldete ihm aber auch in Folge von Wetten und andern Geschäften bedeutende Geldsummen. Es war in der Nacht zum 15. November 1855, wo Cook nach einem Zusammensein mit Palmer und nach dem Genuß von Branntwein mit Wasser — derselbe hatte eigenthümlich scharf und brennend geschmeckt — von heftigem Erbrechen befallen wurde. Seitdem befand er sich gar nicht mehr wohl und mußte sich der Hilfe seines Freundes bedienen. Der letztere widmete ihm denn auch einen unermüdlichen Beistand und versorgte ihn sogar mit Fleischbrühe aus seiner eigenen Küche; allein merkwürdig! nach jeder Arznei und jeder Speise aus Palmers Händen wurde es schlimmer mit dem Kranken; es schien, als ob sein Magen nichts mehr vertragen könnte, da er alles ausbrach. Indes auch eine Dienerin Cooks, die von der ihrem Herrn bestimmten Brühe heimlich gekostet hatte, mußte sich ebenfalls gleich darauf übergeben. Da Cooks Leiden einen bedenklichen Gang zu nehmen drohte, so hatte Palmer inzwischen am 17. die Zuziehung eines erfahrnen Collegen, des Dr. Bamford, und am 18. noch die des Dr. Jones beantragt. Die Aerzte verordneten dem Kranken Calomel und Rhabarber in Pillenform. Am 19., wo Palmer den Tag über ausgeblieben war, erging es dem Kranken ganz leidlich, das Erbrechen war den ganzen Tag nicht gekommen. Erst in der Nacht um halb 11 besuchte Palmer seinen Freund und verabfolgte ihm zwei Pillen. Drei Viertelstunden später schreckte der Kranke aus dem Schlaf empor; es zog und streckte ihn, daß er am ganzen Körper steif wurde. „Ich muß sterben!" rief er unter Winseln. Von dem eiligst herbeigeholten Palmer erhielt er nur eine braune Arznei, auf welche sich alsbald wieder Erbrechen einstellte. Am 20. war Palmer viel um den Kranken und gab ihm Kaffee, der das gewöhnliche Erbrechen bewirkte. Trotz seiner entschiedenen Weigerung, ferner noch Pillen einzunehmen — er dachte mit Schauder der letzten Nacht — ließ sich Cook zuletzt dennoch überreden; Palmer gab sie ihm, indem er die Anwesenden bedeutete, es seien dieselben, die Dr. Bamford verordnet habe. Dies geschah um $11^{1}/_{4}$ Uhr nachts. Nach 55 Minuten wurde dem Kranken plötzlich sehr übel; er richtete sich angstvoll im Bett auf, sagte, es gehe ihm schlecht, man möchte schnell nach Palmer schicken. Darauf fiel er unter Krämpfen auf sein Lager, klagte, er müsse ersticken, und wurde ganz steif; an dem Kopf und den Halsmuskeln arbeiten die heftigsten Krämpfe, die Kinnladen waren geschlossen, der Kopf nach hinten geworfen. „Dreht mich um!" war sein letztes Wort. Wenige Minuten, nachdem man ihn auf die Seite gelegt, verschied er, noch im Tod ohne Argwohn, daß sein Arzt sein Mörder sei.

Auch kein anderer hegte gegen Palmer Verdacht, bis Mr. Stephens, der Stiefvater des Verstorbenen, ankam. Diesem fiel es auf, daß der Arzt mit solcher Eile, ohne die Bestimmungen der Angehörigen abzuwarten, für Sarg und Bestattung der Leiche Sorge trug. Er verlangte die gerichtliche Section. Aber diese ward höchst mangelhaft ausgeführt; es wurde dem Angeklagten gestattet, dabei gegenwärtig zu sein. Er tractirte den einen der mit der Leichenöffnung beauftragten Aerzte mit zwei Weingläsern Branntwein, und fand Gelegenheit, den Magen zu durchschneiden, und den für die chemische Untersuchung so nothwendigen Inhalt desselben auszuschütten. In Folge dessen mußte den Sachverständigen der chemische Nachweis des Giftes aus den Eingeweiden vollständig mißlingen. Aber andere schwere Zeugen erhoben sich gegen ihn. Vor allen der Umstand, daß, auf Cooks Bitte — gegen Palmers Berechnung — Dr. Jones in der letzten Nacht bei dem Kranken gewacht hatte; so geschah es, daß seine Krampfzufälle von ärztlichen Augen beobachtet wurden, Zufälle, die in ihrem Gesammtbilde, nur von einer Strych-

ninvergiftung und von keiner andern Krankheit sich herleiten ließen. Für Strychnintod sprach unzweifelhaft auch die merkwürdige Leichenstarre, die noch nach zwei Monaten bei der Wiederausgrabung des Körpers an demselben wahrgenommen wurde. Es kam ferner zu Tage, daß der Angeklagte sich am 19. November 3 Gran und am 20. 6 Gran Strychnin verschafft hatte, deren Zweck und Verbleiben er nicht nachweisen konnte. Wahrscheinlich war der Ruchlose auf dieses Gift erst in Cooks letzten zwei Lebenstagen verfallen, nachdem die bis dahin angewandten Gifte trotz der beständigen Brechwirkung an der zähen Natur des Schlachtopfers gescheitert waren. Nunmehr leuchtete auch Palmers Verlangen nach Zuziehung anderer Aerzte wohl ein: ihre Gegenwart und Theilnahme an der Behandlung des Kranken mußte ja jeden Argwohn gegen ihn zerstreuen, ihr Name seine Verbrechen am geschicktesten zudecken! Am Tage der Schwurgerichtssitzung gab der Zeuge Dr. Bamford folgende Erklärung ab: „Ich habe auch andere Kranke für Palmer behandelt. Ich besuchte Frau Palmer einige Tage vor ihrem Hinscheiden, desgleichen zwei Kinder, nicht minder auch einen Herrn aus London, der bei Palmer zum Besuch war, und ein paar Stunden darauf, nachdem ich gerufen worden war, bereits starb. Alle diese Kranken sind gestorben."

Fester und fester zogen sich die Schlingen um den verhärteten Bösewicht zusammen; unbeirrt durch alle Ränke und Winkelzüge der Vertheidigung fällten die Geschwornen den Spruch: „Schuldig", der den Verbrecher dem Arm der Gerechtigkeit überlieferte.

Acht Jahre später entrollt sich uns abermals das Gemälde eines großartigen Strychninprocesses, in welchem wiederum ein Arzt die Hauptfigur darstellt. Dr. Hermann Demme in Bern war angeklagt, seinen Freund, den Kaufmann und Spediteur Gaspard Trümpy durch Gift getödtet zu haben.

Der Verstorbene, ein den heißesten Lebensgenüssen ergebener Mann, hatte in anscheinend glänzenden, in Wahrheit zerrütteten Verhältnissen mit seiner Frau und seiner einzigen Tochter Flora ein reizendes Landgut bei Bern bewohnt. Der Ehe fehlte das innere Glück. Wie sollte es auch bestehen, wenn auf der einen Seite Rohheit und Laster aller Art das Herz zurückstießen, auf der andern die echte Liebe mangelte, die alles freudig trägt um der Liebe willen? In einem Anfall rasenden Jähzorns hatte er seiner Frau im Jahre 1862 eine Wasserflasche an den Kopf geworfen und ihr eine Verletzung zugefügt, die ihr das Auge raubte. Während ihrer Krankheit ward sie von Dr. Demme behandelt. Dieser, der Sohn eines ausgezeichneten Professors an der Universität zu Bern, ein junger Arzt von tüchtigen Kenntnissen und gewinnendem Wesen, vielseitig gebildet, gutmüthig und hilfbereit bis zur Verschwendung, aber auch voll Eigenliebe und Ueberhebung, empfindet die tiefste Theilnahme für das leibliche und Seelenleid seiner Patientin. Aus dem Arzt wird der Freund und Vertraute und, trotz des Altersunterschiedes, denn er war um 10 Jahre jünger, der Geliebte der Frau Trümpy. Der Gatte der letzteren duldet dies eigenthümliche Verhältniß, ja er knüpft selbst einen Freundschaftsbund mit Demme, und das seltsame Kleeblatt unternimmt gemeinschaftlich größere Vergnügungsreisen nach Constantinopel und Italien.

Im Februar 1864 erkrankt Trümpy an einer schmerzhaften Drüsengeschwulst, welche Demme am 14. mit dem Messer öffnet. Der Kranke ist ganz glücklich, ganz Dank gegen den Arzt, der ihn von schweren Schmerzen befreit hat; er bittet ihn flehentlich, auch die Nacht ihm seine Obhut zu schenken. Es geschieht. Am 15. erhält Trümpy eine Mittheilung, die ihn sehr verstimmt: ein Handlungshaus hatte sich nach seinen Vermögensumständen erkundigt und die Antwort empfangen, es sei baldige Zahlungseinstellung zu erwarten. Er schiebt, höchst entrüstet, seinem Bruder die Verbreitung dieser Nachrichten zur Last, spricht von baldigem Sterben, äußert die Absicht, sich zu erschießen, und beschwichtigt zuletzt seinen Aerger — mit mehreren Flaschen Wein. Dem Bacchus hatte er überhaupt während seiner Krankheit weit mehr, als ihm dienlich, zugesprochen.

Auf inständiges Bitten des Kranken wacht Demme auch die Nacht des 15. Februar bei ihm. Die Vorgänge kennen wir nur aus des Angeklagten eigenen Angaben. Er habe Trümpy nur morgens halb 3 Uhr auf wenige Minuten verlassen, und zurückgekehrt, ihn ruhig, wie zuvor, gefunden. Plötzlich, nach etwa 10 Minuten, habe der Kranke ausgerufen: „Mir wird so eng, ich kann die rechte Seite nicht rühren!" — Hohe Röthe, dann mit einemmal Wachsblässe im Gesicht, leichtes Zucken der Füße, und — das Leben war erloschen! — Demme eilt, erweckt Frau Trümpy: „Kommen Sie schnell, Trümpy hat einen Starrkrampf oder Gehirnschlag!" — Ein angestellter Aderlaß bleibt fruchtlos.

Donnerstag den 16. früh 7 Uhr verließ der Arzt die Leidtragenden, ging nach Bern zu einem Tischler, den er noch im Bette fand, bestellte einen Sarg und übergab ihm das Maß dazu; er möchte ja bis zum Abend fertig werden, die Leiche rieche schon. (Im Winter, kaum 5—6 Stunden nach dem Tode!) Am Nachmittag begab sich Demme wieder in die Trümpysche Wohnung, um dort unter dem Beistand eines Wärters die Section zu verrichten; er begnügte sich jedoch mit der Eröffnung der Schädelhöhle, fand darin angeblich einen 20 Loth starken Bluterguß und schrieb auf den Todtenschein: „starb an Schlagfluß des Gehirns und Rückenmarks." Von der Polizeibehörde zur Abstattung eines Berichts aufgefordert, hielt er unterm 17. Februar seine Annahme eines natürlichen Todes durch Schlagfluß aufrecht, widerrief jedoch dieselbe in einem späteren Bericht als irrthümlich, und bemühte sich jetzt, Trümpys Selbstmord durch Vergiftung glaubhaft zu machen. Es bleibt immerhin merkwürdig, daß ein Arzt von Demmes gediegenem Wissen das so scharf ausgeprägte Bild einer Strychninvergiftung mit einem gewöhnlichen Schlagfluß hat verwechseln können.

Mittlerweile hatte sich das Gerücht von einem gewaltsamen Tod Trümpys verbreitet, die Behörde befahl die gerichtliche Leichenöffnung, welche am 18. von Professor Emmert und Dr. Küpfer vollzogen wurde. Im Magen fanden sich 10 Gran Strychnin! Das Gutachten der Sachverständigen lautete auf Vergiftung durch fremde Hand. Darauf hin wurden Demme und Frau Trümpy am 9. Mai verhaftet, und die Untersuchung gegen beide eingeleitet. Diese schien durch eine Menge auffälliger Umstände gerechtfertigt. Zur Ueberraschung aller hatte sich kurz nach Trümpys Tod Demme mit dessen Tochter Flora, einem Mädchen von 16 Jahren verlobt. Damit sollten doch wohl die unerlaubten Beziehungen, welche zwischen ihrer Mutter und Demme stattgefunden hatten, widerlegt, und den möglichen, in Bezug auf Trümpys Tod daraus abzuleitenden Folgerungen die Spitze abgebrochen werden!

In dem Obergutachten des Sanitätscollegiums wurde Demme zum Vorwurf gemacht, daß seine Angaben über die Vergiftungsgeschichte in mehreren Punkten sich widersprechend und unwahrscheinlich seien, auch sein Benehmen als Arzt wurde ernst getadelt, er hätte nicht zugeben sollen, daß der Kranke so viel geistige Getränke zu sich nehme. Endlich waren auch mehrere Briefe, die Frau Trümpy aus dem Gefängniß an den Untersuchungsrichter schrieb, geeignet, sie und Demme stark zu beschuldigen. „Ich bin ein schlechtes charakterloses Weib" — lautete eine Stelle darin — „ich habe mehr Sünden und Vergehen auf dem Gewissen als ich jemals gut machen kann. Ich bin eine Lügnerin, Diebin, Ehebrecherin, und zur Mörderin meines Mannes geworden," u. s. w. Allein diese Ausbrüche voll Selbstbeschuldigungen trugen zugleich das deutliche Gepräge einer offenbaren Geistesverwierung; in ihrem Gefängniß führte sie laute Selbstgespräche, hielt sich für verdammt, sah Visionen und hörte beständig fremde Stimmen — es unterlag keinem Zweifel: Frau Trümpy war zur Zeit geisteskrank, und konnte für ihre Auslassungen nicht verantwortlich gemacht werden.

Der Tag der Entscheidung war herangekommen. Nicht nur die Angeklagten und ihre Verwandten — ganz Bern, die ganze Schweiz harrte mit Bangen des Ausgangs, und nicht nur die heimische Presse, sondern auch die Süddeutschlands, Frankreichs und Englands war im Schwurgerichtssaal vertreten. Bei der Beweisaufnahme am 3. November wurde namentlich den Mittheilungen der Sachverständigen über die Wirkung des Strychnins die höchste Aufmerksamkeit entgegengebracht. Professor Husemann hielt eine Strychninvergiftung für wahrscheinlich, nicht für erwiesen; vielleicht habe ein Schlagfluß den Kranken befallen, bevor die Strychninwirkung sich geltend gemacht habe. Außerdem sei es möglich, was durch zahlreiche Versuche an Thieren feststehe, daß der Tod nach großen Gaben Strychnins in einem einzigen Streckkrampf auch beim Menschen erfolgen könne; und auch dieser Anfall brauche nur andeutungsweise vorhanden zu sein. — Thatsache ist aber, daß unter ungefähr 100 bis jetzt, einschließlich der Brechnuß und Ignazbohne, bekannt gewordenen Strychninvergiftungen bei Menschen der Tod noch nie so plötzlich, vielmehr immer nur unter einer Reihe ganz eigenthümlicher Zufälle eingetreten ist. —

Diese Auskunft eines der bedeutendsten Giftkundigen, daß eine Strychninvergiftung dem Arzt das Bild eines Schlagflusses vorspiegele, also auch Demme sich getäuscht haben könne, kam dem Angeklagten sehr zu statten. Ihr günstiger Eindruck wurde durch weitere Zeugenaussagen noch erhöht. Sämmtliche 5 Dienstboten des Trümpyschen Hauses waren von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der Verstorbene Hand an sich gelegt habe. Ein Vetter Trümpys sagte aus, er sei bei der Versiegelung des Nachlasses gegenwärtig gewesen; in einem Secretär sei ein Pistol mit vierfacher Ladung gefunden worden, das gewiß nur zum Selbstmord habe dienen sollen. Während der Verhandlung traf, von einem Breslauer Kaufmann abgesandt, ein Telegramm ein, des Inhalts, Trümpy habe ihm in Constantinopel, wo er mit ihm als Theilnehmer eines Vergnügungszuges zusammengewesen, ein Fläschchen Strychnin gezeigt, und dabei geäußert: „Hier findet man ja das Gift auf der Straße." — Man brauchte aber nicht so weit nach der Türkei zu reisen, um sich Strychnin zu verschaffen, man konnte es auch in Bern leicht erlangen, und Trümpy selbst hatte es, als Spediteur, oft genug unter den Händen gehabt.

Am 5. November war das Zeugenverhöre beendet, und die Reden des Staatsanwalts und der Vertheidiger vernommen. Die Geschworenen erklärten beide Angeklagte als des Mords nicht schuldig, bejahten dagegen die Frage, ob Dr. Demme sich grober Pflichtverletzung schuldig gemacht habe, nahmen aber bei ihm mildernde Umstände an.

Die menschliche Gerechtigkeit hatte ihr Urtheil gesprochen; den Angeklagten öffneten sich die Kerkerpforten, und das düstere Drama schien zu einem leidlichen Abschluß gelangt zu sein. Da hob sich der Vorhang von neuem, und ein gräßliches Nachspiel ward aufgeführt. Es ist bekannt, daß Demme, kurze Zeit nach seiner Verurtheilung, in den Verdacht gerieth, eine Reihe gemeiner Diebstähle begangen zu haben, daß er dann Bern mit seiner Braut Flora Trümpy in einem verzweifelten Zustande verließ und beide zu Nervi, am 30. November, in einem Hotel sich vergifteten.

Annonce und Reclame.

Wir Leute von der Presse sind längst um unser Monopol gebracht, nur allein auf das Publikum wirken zu dürfen. Im Hinterstübchen unsrer Blätter, wo es anfangs so leer und langweilig aussah, wo sonst Theateranzeigen und Steckbriefe den interessantesten Theil bildeten, regt es sich gewaltig, ertönen mächtige Posaunenstöße, sind ganze Spalten und Seiten mit Ankündigungen gefüllt, die, wenn sie nach den keineswegs leichten „Principien der Annoncirungskunst" eingerichtet werden, ihre Wirkung nicht verfehlen oder, wie der Terminus technicus lautet, „ziehen". Annonce und Reclame sind zwei Mächte in unsern Tagen geworden; Mittel, den Verkehr in einer früher nicht geahnten Weise zu beleben, ebenbürtige Geschwister der Eisenbahnen, Dampfer und Telegraphen, mit denen sie in der innigsten Wechselwirkung stehen.

Ohne Ankündigungen in der Presse können heute hunderte von Industriezweigen, die tausende von Menschen ernähren, nicht mehr existiren, sie müssen sich an das große Publikum wenden und handeln nach dem Grundsatze: „die Menge muß es bringen". Wer am besten zu klappern versteht, dem fällt die Frucht in den Schoß; die Güte dessen, was er anpreist, kommt erst in zweiter Linie in Frage.

Kaum ein Mittel ist bisher unversucht geblieben, um die Aufmerksamkeit des Publikums zu erregen. Der größte Ankündiger aller Völker und Zeiten war und ist wohl der berühmte Kiselak*), jene mythische Person, deren Namen uns allüberall entgegenstrahlt, an der Pyramide des Cheops, wie an der chinesischen Mauer, wo preußische Seekadetten im Jahre 1860 während der ostasiatischen Expedition den Namen ihres Landsmanns verewigten.

„Wie schade," so bemerkte mir der Inhaber eines großen Annoncenbureaus, „daß jener Kiselak, dieser Heros aller Annoncirenden, seine Firma nicht kaufmännisch benutzte und unter deren Schutz irgend einen Artikel, sei es nur Schuhwichse, verkaufte. Er wäre heute ein Millionär. Das ganze Geheimniß des Erfolgs beruht nur in der steten Wiederholung der Annoncen, die nie nachlassen dürfen und immer und immer wieder dem Publikum ins Ohr tönen müssen, wie die Verse:

Das größte Portemonnaie
Hat Ladewig, hat Ladewig!"

Also in der unablässigen Wiederholung liegt das Geheimniß? — „Allerdings, das ist die Hauptsache, und wer damit nicht nachläßt und einige andere Kunstregeln beobachtet, der führt die Braut heim, d. h. das Geld des Publikums. Goldbergers Rheumatismusketten z. B. wenige Dreier das Stück werth, machten ihren Verfertiger zum Crösus. Aber auch täglich, stündlich, immer und überall, in den größten Zeitungen wie in den kleinsten Winkelblättern war der Name des erfinderischen Mannes von Abrahams Stamm zu erblicken. Niemand entging ihm, und selbst der Handwerker, der nach gethaner Arbeit sich ein Stückchen Wurst kaufte, las auf dem Zeitungspapier, das als Enveloppe diente, jenen stolzen Namen. Hoffs Malzextract ist auf keine andre Weise zu seiner Berühmtheit gelangt. Dieser längst reiche und sicher stehende Mann annoncirt heute noch wie zur Zeit, als er arm und klein begann; ja, er hat in seinem großartigen Etablissement ein eigenes Inseratenbüreau errichtet, beschäftigt Jahraus Jahrein besondere Leute damit, die dafür sorgen, daß sein Andenken nirgends erlösche. Darum bleibt auch das Geschäft stets im gleichen Zuge, und Hoff würde unbedingt eine starke Abnahme im Betrieb bemerken, wenn er nur ein halbes Jahr lang einmal nicht annonciren wollte. Wir haben in England und Amerika Dinge gehabt, die weit berühmter als das Malzextrakt waren, und deren Namen längst verschollen sind, weil die reich gewordenen Verkäufer das Annonciren unterließen. Aus den Augen aus dem Sinn heißt es hier. Das Alte stürzt —"

Sie bemerkten vorhin, warf ich ein, daß noch andre „Kunstregeln" beim Annonciren zu beachten seien, wollen Sie mir nicht einige Ihrer Geschäftsgeheimnisse verrathen?

„Allerdings gibt es noch besondere Regeln. Bei der Unmasse von Ankündigungen, die in einzelnen größeren Blättern wie z. B. der Times, der Kölnischen Zeitung, im Kladderadatsch auftreten, wird diejenige Annonce am meisten Aussicht haben, aufmerksam gelesen zu werden, die sich vor ihren Nachbarn durch irgend etwas Auffälliges unterscheidet und dadurch den oberflächlich dahingleitenden Blick zum Stillstehen zwingt. Ein „Noch nie dagewesen" oder „Billig! Billig!" zieht schon nicht mehr; das war vor dreißig Jahren noch ein prächtiges Mittel, heute kennt das aber jeder Zündhölzchenverkäufer. Da muß man schon anders verfahren. Ein Blick auf amerikanische und englische Zeitungen genügt, um Ihnen deutlich zu machen, was ich meine. Ueberhaupt sind wir im Annonciren gegenüber jenen beiden Nationen reine Kinder. Da ist z. B. in London der berühmte Barbier Holloway, der einen kleinen Laden am Strand besaß, wo er gelegentlich auch allerlei Hausmittelchen verkaufte. Seine „Nervenpillen" fanden viel Absatz; von großartiger Berühmtheit wurden sie aber erst, als er eine Spalte der Times miethete — wohlgemerkt eine ganze Spalte — die von oben bis unten weiter nichts enthielt, als die heute Jedermann in Großbritannien und dessen Kolonieen bekannten Worte:

Professor Holloways Nervenpillen.
☛ Ein Shilling die Schachtel.

Professor Holloways Nervenpillen.
☛ Ein Shilling die Schachtel.

Professor Holloways Nervenpillen.
☛ Ein Shilling die Schachtel.

„Und so fort eine ganze Timesspalte lang, immer und immer wieder, schön und regelmäßig gedruckt, daß es fast aussah wie ein Gedicht. Jedermanns Blick blieb auf diesen ewigen Nervenpillen, auf diesen hundert unter einander stehenden Händen haften. Wie das Publikum leichtgläubig ist, wissen Sie. Man kaufte also das große Universalmittel, über welches gelegentlich noch im redactionellen

*) Kiselak ist ein slavischer Name und bedeutet ins Deutsche übersetzt etwa Sauermann oder Säuerling.

Theile der Blätter Reclamen erschienen. Holloway zahlte nämlich allein an die Times jährlich 3000 Pfund Sterling oder 20,000 Thlr. für Annoncen. Nun, diese Summe läßt sich schon hören, und eine Hand wäscht die andre. Was war natürlicher, als daß auch im eigentlichen Texte des Weltblattes hin und wieder Anpreisungen des Wundermittels erschienen, welche den ohnehin großen Effect der Ankündigungen noch verstärkten. Das war denn die **Reclame**, über deren sittlichen Werth ich aus guten Gründen nichts weiter bemerken will. Aber sie besteht und hat auch auf dem Continent mächtig Eingang gefunden, zumal in den Wiener Blättern, die ihrem ganzen Ductus nach mehr sich der französischen und amerikanischen Presse als der deutschen nähern. Ein anderer Londoner Held der Reclame ist Moses & Son. Auf der Oxfordstreet erhebt sich das fünf Etagen hohe Eckhaus, das jene betriebsamen Hebräer von oben bis unten mit Kleidern füllten, die reißenden Absatz finden, aber nur dadurch, daß dieser Virtuose der Annoncen es sich jährlich 10,000 Pfund Sterling oder 70,000 Thaler kosten läßt, immer und ewig in den großen und kleinen Blättern zu stehen. Trotz dieser enormen hinausgeworfenen Summe, hat er sich weniger verrechnet, als der ruhige Krämer, der harmlos im Winkelblätichen einmal eine Sendung frischer Häringe anzeigt. **Einmal ist keinmal!** das ist beim Annonciren eine sichere Grundregel."

Diese Mittheilungen, die mir aus guter Quelle wurden, gaben mir zu denken. Sollte dieses System einen großen nationalökonomischen Nutzen haben? Wird der Werth der angepriesenen Waaren dadurch erhöht? Wird selbst etwas durch die Reclame erzeugt? Darauf antwortete ich mir mit Nein! Aber als ein nothwendiges Uebel unsrer Tage steht sie da, das nicht mehr zu beseitigen ist und so sehr schon auf die Menschen wirkt, daß diese unwillkürlich nach ihr verlangen. Das Publikum arbeitet halb unbewußt selbst mit daran, sich zu täuschen; es schickt dem Reclamemacher seine Dankbriefe ein, die zuweilen von Fürsten und Gelehrten herrührend, dann benutzt werden, um mit erneuten Kräften zu wirken.

Als das wirksamste Mittel zur Verbreitung der Annoncen steht aber immer die Presse da. In zweiter Linie kommen die Anschlagssäulen, wie sie **Litfaß** in Berlin einführte, oder die wandelnden Plakate, die in London und Amerika Mode sind. Auch nach Art der chinesischen Laternen erleuchtete Ankündigungen wandeln dort abends, von gemietheten Männern getragen, auf den Straßen, und die Omnibusse sind von außen und innen mit bunten Plakaten bedeckt; ja die Eisenbahngesellschaften vermiethen die Wände ihrer Stationsgebäude, um darauf ständige Plakate anbringen zu lassen.

Aber wie bemerkt, das alles ist in Bezug auf Nachhaltigkeit in der Wirkung nicht mit der Presse zu vergleichen. Die Millionen Zeitungsexemplare, die täglich in die Hände des Publikums übergehen, sind das sicherste Verbreitungsmittel der Annoncen, und, um es recht zugängig zu machen, hat sich zwischen die Zeitungseigenthümer und die Inserirenden ein Vermittlungsglied in Gestalt der **Annoncenbureaux** gestellt, die binnen kurzer Zeit eine Macht wurden und einen großartigen Geschäftsumsatz erzielen, von dem wohl nur die wenigsten unsrer Leser eine Ahnung haben. Diese Institute, deren vornehmste Repräsentanten in Deutschland gegenwärtig Haasenstein und Vogler, sowie Rudolph Mosse sind, stammen aus der Fremde. Sie sind von Amerika, England, Frankreich aus bei uns eingebürgert worden. In Paris z. B. besteht als Vorbild die berühmte Firma „Havas, Lafitte, Bullier u. Comp." welche zugleich im Besitze eines der größten Telegraphenbureaux ist. Sie hat den Inseratentheil der zehn großen Pariser Blätter und außerdem 200 Provinzialblätter gepachtet — und zwar gegen enorme Summen —. Nur durch jene Firma vermittelte Inserate finden dort Aufnahme, und da überall Filialen derselben bestehen, so ist dem Publikum die Einrückung in die verschiedensten Journale durch eine Hand wesentlich erleichtert.

Es gehört große Umsicht, ein starkes Gedächtniß und eine aufreibende Thätigkeit dazu, um ein Annoncenbureau tüchtig und nutzbringend für den Inhaber zu leiten. Ein größeres deutsches Geschäft hat mit etwa 3000 verschiedenen Zeitungen zu thun, mit allen steht es in Correspondenz, alle wollen regelmäßig bedient sein. Der Rabatt, den die Zeitschriften dem Inhaber des Bureaus gewähren, beträgt zwischen zehn und fünfundzwanzig Procent; darauf begründet er seine Rechnung. Sehen wir uns den Geschäftsgang einmal an.

In der Expedition erscheint ein Mann, der nur einen kleinen Zettel bringt, aber verlangt, daß dessen Inhalt in tausend Blätter inserirt werden solle; auch wünscht er die Belegnummern zu sehen. Schnell wird eine Calculation angestellt, und da „die Menge es bringt," können dem Aufgeber der Annonce wesentlich günstigere Bedingungen gestellt werden, als wenn er sein Inserat einzeln an alle tausend Blätter verschickte. Die betreffende Annonce wandert zunächst in eine Druckerei, wo von ihr tausend Exemplare gedruckt werden, und diese verschickt das Bureau nun an die einzelnen Zeitungen, gleichzeitig Beleg verlangend. Das letztere ist für den Inhaber des Bureaus ein mit vielen Sorgen und Umständen verknüpftes Geschäft, denn wenn auch die Hälfte der Belege nach wenigen Tagen regelmäßig einläuft, so gehen doch vielleicht 100 Kreuzbandsendungen verloren, 100 werden falsch adressirt und gelangen in andere Hände. Ist eine Anzeige nur 50 oder 100 mal zu vervielfältigen, so bedient man sich der autographischen Tinte und des Göpelschen Apparates, der unter dem Namen „Jedermann sein eigner Drucker" bekannt ist. Annoncen vom Publicum zu bekommen, hält durchaus nicht schwer, falls die neu entstehende Firma nur einigermaßen dafür sorgt, bekannt zu werden. Wir kennen ein Geschäft, das keineswegs zu den größeren gehört, welches schon im ersten Jahre einen Umsatz von 30,000, im zweiten von 60,000 Thlr. erzielte. Das älteste Haus in Deutschland ist **Haasenstein und Vogler**, welches 13 Filialen besitzt und zehn Jahr lang fast Alleinherrscher auf dem hier besprochenen Gebiete war, bis in **Rudolf Mosse** in Berlin ein kaum minder rühriger Concurrent entstand. Aber es läßt sich nicht leugnen, durch die Annoncenbureaux hat das Inseratenwesen auch bei uns einen riesigen Aufschwung genommen, und das handeltreibende Publicum empfindet die günstigen Wirkungen; nur auf dem Wege der Annonce vermag mancher der Concurrenz zu begegnen, und so ist ein allgemeines Annoncenwettrennen bereits on der Tagesordnung.

Uns sollte es nicht wundern, wenn demnächst ein Roman unter dem Titel „die Mysterien des Annoncenbureaux" erschiene, denn in diesen ereignen sich in der That Dinge, von denen jene, welche außerhalb stehen, sich nichts träumen lassen. Der Inhaber fühlt den Pulsschlag der Zeit; er sitzt im Centrum des allgemeinen Spinnennetzes, welches über das Erwerbsuchende Publikum und die Presse gleichzeitig ausgebreitet ist. Bei ihm drängen sich in wenigen Stunden tragische und komische Ereignisse zusammen; er weiß oft mehr als die hohe Polizei, ist eingeweiht in die Verhältnisse von tausenden, vertritt deren Interessen und muß als Mann von Ehre und Discretion gar manches Geheimniß bewahren. Goldsucher und Stellenjäger, Liebende und Abenteurer, Wittwen und Waisen, Jung und Alt, Arm und Reich — alles — alles nimmt zu ihm seine Zuflucht, und allen soll er dienen. Und er thut's, wenn er nur irgend kann, und findet oft seine glänzende Rechnung dabei. Aber bevor jener Roman erschienen, wollen wir selbst die Geheimnisse zu ergründen suchen, indem wir in ein Annoncenbureau eintreten.

Wählen wir eins der bedeutendsten Berlins, jenes von **R. Mosse** in der großen Friedrichstraße, dessen Besitzer sich den bescheidenen Titel „Specialagent für sämmtliche Zeitungen des In- und Auslandes" beigelegt hat; treten wir ungesehen ein in das große Comptoir, in welchem über zwanzig Personen beschäftigt sind, wo eine Schnellpresse arbeitet, wo mächtige Regale voll nicht abgeholter Briefe liegen, und wo die Thür nicht eine Minute zu Ruhe kommt.

Leute aus allen Schichten der Bevölkerung finden sich ein und bringen ihre Inserate zur Weiterbeförderung. Handlungsgehilfen suchen Stellen, Privatleute Wohnungen, Dienstboten Herrschaften; dieser will einen Wagen verkaufen, jener sucht ein Clavier, kurz, ein Leben und Treiben herrscht hier, wie in zwölf großen Zeitungsexpeditionen zusammengenommen. Doch nicht allein das Eintönige, sich immer Gleichbleibende des Verkehrs mit Inserirenden, auch des Interessanten bietet das Bureau in reichlichem Maße. Viele hunderte, die schon die verschiedensten Wege erfolglos versucht, um zu ihrem Ziele zu gelangen, steuern zum überall gepriesenen Annoncenbureau als letzten Hoffnungshafen und stellen oft an den Chef des Büreaus Forderungen, die selbst die riesigen Versprechungen für die Malzextraktsunfehlbarkeit bei weitem übertreffen.

Da erscheint z. B. ein langer, hagerer, bleicher Mann; sein fadenscheiniger, aber sauberer Rock ist sorgsam zugeknöpft, wohl um manches Fehlende zu verdecken. „Ist vielleicht etwas für mich ein-

gegangen? B. No. 328." fragt er bescheiden. Ein Expedient sieht nach; der Mann ist seit vier Tagen zweimal täglich mit derselben Frage gekommen; er sucht durch eine Annonce Clavierstunden zu geben, zwölf für einen Thaler, und wieder muß er jetzt hören: „Es ist noch nichts eingelaufen!" — „Ich danke verbindlichst," antwortet er kaum hörbar mit höflicher Verbeugung; er unterdrückt den Seufzer, der die Brust zu sprengen droht, und geht mit seinem Hunger, seinem Gram still hinaus auf die belebte Straße; dort kann er seufzen und die Hände ringen, kann sein Gesicht in trübe Falten ziehen — niemand sieht es; die Menge treibt in Hast an ihm vorbei, jeder geht oder läuft seinen Geschäften nach und hat kein Auge und kein Ohr für das Unglück, welches scheu und langsam ohne Ziel an den Häusern entlang schleicht.

Auf das traurige folgt ein komisches Bild.

„Sagen Sie 'mal," ruft eine dicke, kurzathmige, wettergebräunte Hökerin mit lauter Stimme ohne alle Umstände über den Zahltisch, „hier is ja det woll, wo man det so in die Zeitungen 'rin bringt un in't Blatt?"

„Ja wohl, was wünschen Sie denn?" fragt etwas kurz ein Buchhalter.

„Det wer' ick Ihnen sagen!" erwidert sie mit größter Ruhe, indem sie ihre starken, runden Arme auf den Tisch stützt. „Sehen Sie 'mal, et ist die höchste Zeit mit die Jurken jetzt, det ick ihnen losschlage, sonst werden se kahnig und denn eßt se kein Deibel nich. Also schreiben Sie mir 'mal uff, det bei mir, als wie bei die Krügern Fischerbrücke 30 heeßt det, bis übermorjen det Schock man blos 10 Joschen kost't. Un det muß heite noch rin, davor bezahl' ick!"

Natürlich ist die ganze Rede mit so kräftiger Marktstimme gesprochen, daß das gesammte Comptoirpersonal in der Arbeit gestört ist und inne halten muß.

„Hier liebe Frau, ist die Annonce. Morgen früh kommt sie in die Vossische, National —"

„Nee, nee Männeken, heite will ick ihr rin haben!"

„Ja, aber heute erscheint doch keine Zeitung mehr!"

„Det is schade; am Ende werden se doch kahnig. Aber int Blatt kommt et doch heite noch?"

„Wollen sehen!"

„Ach wat, wolln sehn! Wat heeßt dat! Ick handle nich, bezahle jleich baar, also wat iß da jroß zu sehn! Wat kost't denn nu der Schwindel?"

„Einen Thaler sechs!"

„Jute oder Silber?"

„Silbergroschen!"

„Schön; hier is det Jeld. Also so schnell rin, wie et man möglich is, sonst werden se doch kahnig! Adjeh ooch!"

Donnernd fällt die Thür hinter ihr ins Schloß. Alle athmen auf, die Federn können wieder ihre Arbeit beginnen.

„Der Herr Chef vielleicht anwesend?" fragt ein großgewachsener Herr mit schnarrender Stimme, an dessen Toilette auch die strengste Kritik keinen Tadel findet. Die Frage wird bejaht, der Fremde tritt ein. Nach einem Viertelstündchen kommt er zurück, drückt dem Chef herablassend die Hand und sagt: „Charmant, mein Lieber, wirklich sehr nett gemacht, auf Ehre! Hoffe auf fabelhaften Erfolg. Werde Sie dann nicht vergessen! Adieu, mon cher!"

Er entfernt sich, und nun wird folgende Annonce im Bureau zusammengestellt.

„Ein hier lebender Baron, Träger des Namens einer der ältesten Adelsfamilien, von angenehmem Aeußern, sanftem Charakter und in den besten Jahren, wünscht seine Carriere als Militär aufzugeben und sucht eine Lebensgefährtin aus bürgerlicher aber reicher Familie. Gefällige Adressen mit Angabe der Höhe des Vermögens werden unter der Versicherung strengster Diskretion erbeten sub X. v. U. 37 bei R. Mosse, Allgemeines Annoncenbureau für sämmtliche Zeitungen des In- und Auslandes."

Charakterköpfe von A. Oberländer.



VI. Alter Junggesell.

Wir wollen dem Leser auch den Erfolg nicht verhehlen. Der gnädige Herr erhält drei zartduftende und einen kaufmännischen Brief auf die Annonce. Er wählt den letzteren, wo ein Papa schreibt, und ist in vier Monaten mit der häßlichen Tochter eines sehr reichen und bornirten Holzhändlers glücklich verheirathet.

„Sind für mich Briefe gekommen?" ruft ein kleiner schäbiger Mann, ohne irgendwelche Befangenheit zu verrathen, über den Zahltisch. Der Buchhalter mustert das betreffende Fach und gibt dem Fragenden, welcher trotz seines sehr desolaten Anzuges eine äußerst gelehrte Miene macht, ein ganzes Packet. Derselbe mustert sie nach der Güte des Papiers, scheint besonders drei wegen ihrer aristokratischen Feinheit der Couverts mit günstigem Auge anzusehen, steckt dann alle in die weitklaffende Tasche seines knopfbedürftigen Sackpaletots und verläßt das Local mit einem lauten: „Guten Abend, meine Herren!"

Auf was für eine Annonce sind so viele Antworten erfolgt?

„Der Mann hat sich erboten, gegen ein mäßiges Honorar einem jeden, auch ohne Vorkenntnisse, den Doctortitel zu verschaffen!"

„Wird er es auch thun?" fragen wir neugierig.

„O ja, recht oft kann er das und führt es, wie ich gehört habe, auch aus. Wo er es nicht kann, oder ihm zu wenig geboten wird, nun —"

„Nun?"

„Nun, da erpreßt er doch ein paar Thaler und macht ein recht gutes Geschäft. Er spricht dann nämlich von Veröffentlichung des ihm anvertrauten Briefes und — gibt ihn für eine Entschädigung zurück, die ja jeder gern zahlt, um in so diskreter Sache nicht blamirt zu werden! —"

So geht es Tag für Tag und Stunde für Stunde in dem großen Annoncenbureau in der Friedrichstraße zu Berlin. Tausend und abertausend bedeutungslose Kleinigkeiten, Krämergeschäfte,

Alltäglichkeiten werden zum Druck angemeldet, doch darunter mischen sich humoristische und heitere, trübe und herzzerreißende, oft unerfüllbare Gesuche. Das Annoncenbureau heutigen Tages ist, so zu sagen, die Photographie des pulsirenden Herzens der Weltstadt!

C. F. L.

Blätter aus meinem Herbarium.

V. Ein altes Paar.

Das waren die beiden, die auf die musikalischen Nachbarn*) in meiner höchst merkwürdigen Porträtsammlung folgen und die sich heute den geneigten Lesern und Leserinnen zu präsentiren die Ehre haben. Ein altes Paar, aber kein Ehepaar, so nahe sie auch bei einander wohnten und so viele Aehnlichkeiten sie auch mit einander hatten! — Man hätte auch sagen können: zwei Paare. Denn so gut Er ausrufen mochte: „Ich und mein Pfeifchen sind immer beisammen!“, so innig war Sie mit Freias Lieblingsthier, dessen Pflege jungen Mädchen gutes Wetter zum Hochzeittage verschaffen soll, verwachsen. So vermißten die beiden alten Leute nichts in ihrer Einsamkeit, und dachten nicht entfernt daran, sich gegenseitig Gesellschaft leisten zu wollen.

Charakterköpfe von A. Oberländer.



VII. Alte Jungfer.

Und doch hatten sie sich vielleicht in ihrer Jugend — „o wie weit, o wie weit“ lag die! — gekannt, ja, eine gewandte Novellistenfeder hätte aus den zusammengeschrumpften Mansardenphysiognomieen ein ehemaliges Liebespaar phantasiren und eine jener ärgerlich tragischen Geschichten componiren können, in denen die beiden... sich nicht kriegen. Ich habe jedoch nie eine Spur so zarter Reminiscenzen bei ihnen entdeckt.

Was sie etwa von Erfahrungen in „Liebes Leid und Lust“ gemacht hatten, zeugte allerdings von einem rührenden Einklange schöner Seelen; denn wenn ich, bei einem Besuche, gelegentlich einmal auf das Thema vom anderen Geschlechte zu sprechen kam, sagte Er etwas kurz und derb und schlug dabei das Fidibusende, womit er seine treue Gefährtin in Feuer gesetzt, fast heftig am Tische ab: „Ach die Weiber, Herr Doktor, die Weiber, die taugen alle nichts!“ während Sie, bei ähnlicher Gelegenheit, kopfnickend und mit stärker bewegten Stricknadeln, aus dem zahnlosen Munde hervorstieß: „Ach die Männer, Herr Doktor, die Männer die taugen meist gar nichts!“ Zu dem Wörtchen: alle“ hatte sie, einem Manne gegenüber, doch wohl nicht den nöthigen Muth. — Weiter motivirt haben aber beide diese Weisheitssprüche niemals, und ich glaube nicht, daß sie dieselben an einander gelernt hatten, sondern an verwandten Lebensenttäuschungen, wenn dieselben nicht ganz einfach der Ausdruck einer häufig bei ledigen Leuten vorkommenden, ihnen vielleicht angeborenen Abneigung gegen das andere Geschlecht waren.

Derartige Aeußerungen tauchten aber nur selten an der Oberfläche ihres gewöhnlich sehr ruhig dahinfließenden Lebensstromes auf; denn ihr stereotyper Gesichtsausdruck, wie ihn der Künstler fixirt hat, war ganz entsprechend ihrem Gemüthszustand: gleichmüthig und bewegungslos, dabei selbstzufrieden und stillvergnügt. Selbst ein Lavater hätte aus ihren Physiognomieen nicht mehr herausdeuten können. Was Philosophen und andere Gelehrte von solchen Köpfen ablesen, kann ich nicht sagen; ein Nationalökonom könnte allenfalls aus dem unablässlich rauchenden, also fortwährend consumirenden alten Junggesellen gegenüber der unermüdlich strickenden, also vorwiegend producirenden alten Jungfer allerhand Schlüsse ziehen, die für uns Männer nicht gerade schmeichelhaft sein dürften. Wir wollen sie deshalb lieber unausgesprochen sein lassen und die eignen Reflexionen der geneigten Leser beim Anblick der beiden Charakterköpfe nicht weiter stören.

R. K.

*) Vgl. Nr. 3. S. 39.

Der Spinnerkönig von Reichenberg.

Von Friedrich Bücker.

Die Wiener, namentlich die Freunde des heurigen, d. h. des neuen Weines, pilgern gern nach dem weinberühmten, malerisch an der Donau liegenden Nußdorf, um sich den feurigen Nußberger, rein oder mit Wasser verdünnt, schmecken zu lassen. Mich zog nicht der topasfunkelnde Rebensaft, wie ihn Nußdorf in unvergleichlicher Güte erzeugt, nach den traubenreichen Weingeländen, von deren Höhe man bis zu den blauen Häuptern der Steyrer Alpen schauen kann, sondern der Name des größten Industriellen Oesterreichs, dessen Firma: Johann Liebieg und Comp. in der Handelswelt aller Erdtheile wegen ihrer Solidität mit Achtung genannt wird.

Ich mußte doch den residenznachbarlichen Ruhesitz des Mannes kennen lernen, den ich bereits bei der Arbeit aufgesucht, und der es verstanden, in einer kurzen Spanne Zeit — denn mehr sind einige Jahrzehnte für eine solche Riesenarbeit nicht — aus böhmischen Wildnissen gewerbreiche Districte zu schaffen. Der österreichische Meister der Arbeit hatte klug daran gethan, seinem Namen die (sonst so bedeutungslosen) Worte: „und Compagnie" anzuhängen, sonst hätten viele behauptet, es ginge nicht mit rechten Dingen zu, daß der eine Mann so Umfassendes geleistet. Ich hatte es mir in Böhmen, an Ort und Stelle von solchen, die mit den früheren Landesverhältnissen vertraut, von alten Arbeitern Liebiegs, von Um- und Anwohnern erzählen lassen, wie die Gegenden beschaffen waren, ehe Liebieg seinen Fuß darauf setzte, und als ich über dies und jenes ungläubig den Kopf schüttelte, da wurden mir die alten Gebietskarten gezeigt und ich mußte sehen, mußte glauben, daß aus Sumpf cultivirter Boden, aus bruchigen Dickichten lachende Gegenden, aus Einöden, darin eine arme, dünne Bevölkerung vegetirte, gewerbthätige, reiche Gebiete geworden.

Wo früher kaum der böhmische Wilddieb mit seinem zottigen Hunde durchkam, da ragten Maschinenschornsteine, da ächzten Dampfmaschinen, da wirbelten Turbinen, da rauschten Spindeln und Webstühle, ertönte das Gebrause der Arbeit in umfangreichen, palastähnlichen Etablissements mit der Inschrift: „Johann Liebieg und Comp." Und wo im weiten Umkreise dieser Etablissements prächtige Brücken aus Quadern, unverwüstliche, aber auch ungeheuer theure Dammufer- und Straßenbauten, musterhafte Wasserleitungen und Anlagen aller Art den Millionär und den Mann verriethen, der vor keiner technischen Schwierigkeit zurückschreckt, da hieß es wieder: „Johann Liebieg und Comp."

Und mit welchen Mitteln hatte Liebieg das alles erreicht? Wie groß war das elterliche Vermächtniß, oder die Mitgift der Braut gewesen, die ihm als Basis für solche Unternehmungen diente, die ähnlich früher wohl Communen und Dorfverbände im Verein unternommen, daran sich aber noch nie ein Privatmann versucht? Die Leser sollen es bald genug erfahren, doch zuerst werden sie mit mir den Liebiegschen Ruhesitz in Augenschein nehmen, dem ich mich eben genähert, und den der Inhaber, der jährlich seinen Arbeitern eine Million als Lohn der Arbeit zahlt, auch prächtig genug errichten und mit jenem ausgesuchten Luxus ausstatten konnte, wie ihn unsere großen norddeutschen Industriellen, Krupp, Borsig und Strousberg in ihren Villen concentriren.

Doch ich sollte nichts von dem finden, was ich bestimmt zu schauen erwartete. Der kleinste, nur etwas verwöhnte Capitalist würde Anstand nehmen, in dem schlichten Bau auf seinen Lorbeeren auszuruhen, wie ihn Liebieg angesichts der Residenz für sich errichtet. Nicht der bescheidenste Comfort machte sich in den einfachen Räumen bemerkbar. Keine Büste, kein Bild lenkte die Aufmerksamkeit auf sich. Statt Marmor und Mahagoni — Eisen und Eichen. Nur hoch oben in dem Dachpavillon, darin Liebieg sich so gern aufhält, sah ich vier umfang- und inhaltreiche Bilder, die kein Krösus bezahlen kann.

Nach Süden nämlich öffnete sich die Aussicht auf Wien mit dem es überragenden Stephansdom. Nach Norden lagen die Rebenhänge Nußdorfs in malerischer Schöne. Die dritte Fensterreihe ließ auf die Donau blicken, und die vierte gestattete so nahe das Betrachten der alten Pfarrkirche von Nußdorf, daß ich den Zeiger der Thurmuhr von einer kostbaren Secunde auf die andere springen sehen konnte.

„Bitte, zeigen Sie mir doch Herrn von Liebiegs Bibliothek," sagte ich fast ärgerlich zu dem Factor der Liebiegschen Färberei und Appreturanstalt, deren Maschinenschornstein eben so zu qualmen begann, daß mir der Rauch die Aussicht auf Wien benahm. Der Beamte hatte mich ungestört einige Zeit in dem Glaspavillon seines Herrn verweilen lassen, und war jetzt gekommen, um mich die enge Wendeltreppe wieder hinabzubegleiten.

„Das Soll und Haben ist Herrn von Liebiegs Bibliothek, eine andere kenne ich nicht," sagte der Beamte. „Haben Sie wirklich hier eine große Büchersammlung vermuthet?" fragte er mich dann lächelnd.

„Nun, zum mindesten einige werthvolle, technologische Werke," antwortete ich. „Wenn Liebieg seine Spindeln und Webstühle, seine Räder und Turbinen, seine Druck- und Appreturmaschinen, seine Färbekessel, Gasometer und Dampfkamine betriebsfähig vorgefunden, würde ich auch nicht nach seinen Büchern gefragt haben. Aber er hat meines Wissens nur einen Webstuhl geerbt und sich dennoch tausend Wasserpferdekräfte, achthundertundfünfzig Dampfpferdekräfte und circa zwölftausend rührige Arme dienstbar zu machen gewußt, denn so hoch schätzt die Handelskammer Wiens die Arbeitskraft Liebiegs. Uebrigens sind Sie in die gewerbliche Laufbahn Ihres Herrn jedenfalls besser eingeweiht wie ich, und ich bitte Sie, mir ein zusammenhängendes Bild von seinen Leistungen zu entwerfen."

Der Beamte wollte anfangs nicht in den sauren Apfel beißen, den ich ihm vorhielt, doch ich wußte, daß ich an eine gute Quelle gerathen war, die ich nicht unbenutzt verrinnen lassen durfte.

„Sie scheinen fast ebensoviel zu wissen, wie ich. Ihre Andeutungen von vorhin sagen mir das," entgegnete er abwehrend.

„Nein, durchaus nicht. Daß mein Wissen über Herrn von Liebieg ein höchst mangelhaftes ist, geht daraus hervor, daß ich nichts von dem hier vorfinde, was ich mit Sicherheit zu finden erwartete. Außer den webstuhl- und spindelreichen Reichenberger und Swarower Etablissements mit ihren Umgebungen, die ich so gern das Leeds und Manchester Böhmens nenne, kenne ich weiter keine von den Schöpfungen Liebiegs. Ich hätte auch keine Zeit dazu gehabt, sie sämmtlich zu besichtigen, denn dazu bedurfte es, wie ich wohl gehört, einer wochenlangen Wanderung. Nur Nußdorf wollte ich noch sehen, um den Mann, den ich bereits bei der Arbeit aufgesucht, auch in seinem Ruhesitze kennen zu lernen. Sie können sich denken, daß ich ihm alles gönnte, echte Rafaels und Murillos inmitten der brillantesten Kunst- und Luxusgemächer, denn wer sich, wie er, durch angestrengteste Thätigkeit ein ganzes Menschenalter hindurch um die Menschheit verdient gemacht, Factoreien und Ortschaften hervorgerufen, der kann auch am Abend seines Lebens auf dem duftigsten Lorbeer ausruhen. Und was finde ich? In diesem seinem Ruhe- und Lieblingssitz nicht einmal einen weichen Sessel, darauf der gelähmte Mann, der jetzt an den Heilquellen von Teplitz Genesung sucht, gemächlich ruhen kann. — Doch setzen wir uns über solche unerklärliche Dinge hinweg und geben Sie mir dafür ein Lebensbild des österreichischen Meisters der Arbeit."

„Gut, ich — will Ihnen erzählen, was ich weiß," sagte der Beamte nach einigem Zögern, „folgen Sie mir nur gefälligst in den Garten, denn hier auf diesem Glaspavillon liegt die Sonne mit einer Hochofenglut."

Wir traten bald in einen bescheidenen Garten, in dessen Hintergrunde ein dünnstrahliger Springbrunnen spielte.

„Wenn nicht die Dampfmaschine das Donauwasser für die Färberei heraufzöge, so gäbe es hier auch keinen Springbrunnen," mußte ich bemerken.

Der Factor nickte, dann aber theilte er mir ungefähr Folgendes über Liebiegs Vergangenheit mit.

„Die ersten Gulden verdiente sich Liebieg, der aus Braunau im Kreise Königgrätz stammt, (er wurde am 7. Mai 1802 geboren) hinter dem väterlichen Webstuhle, doch sobald er diesen in und auswendig kannte, war seines Bleibens im Elternhause auch nicht länger.

„Der Junge konnte bei einem nachsichtigeren Meister, der mehr Webstühle hatte, seine Künsteleien fortsetzen. Er begab sich nun auf die Wanderschaft nach Reichenberg und setzte sich daselbst, um nicht länger feiern zu müssen, wieder hinter einen Webstuhl. Aber auch hier wurde es ihm nicht gestattet, an dem Stuhle herumzukünsteln; er mußte weben, oder es setzte ein Kopfstück statt eines Gulden. Bald war nun der Junge vollkommen mit sich darüber einig, daß er hinter dem Webstuhle nur ein armer Schlucker bleiben würde. An Weber, die hinter dem Stuhle reich geworden, glaubte er gar nicht, und von dem reichen Leineweber Fugger in Augsburg sagte er der Geschichte zum Trotz aus, daß er nie das Webeschiffchen selber geführt. Rasch entschlossen stellte nun Liebieg seine Weberei ein und fing einen Kramhandel an, denn nur so konnte er zu Gelde kommen und sich in den Besitz von eigenen Webstühlen setzen. Der Kramhandel ging gut, denn der Junge sprach sich beim Anpreisen seiner Waare lieber heiser, ehe er unter 50 Proc. Gewinn verkaufte.

„Als nun die Krämerei einige hundert Gulden abgeworfen und ihm eine Speculation in seidenen Damenlocken außerordentlich glückte, begründete er mit Bruder und Schwester ein Schnittwaarengeschäft. Während der Blüte dieses letzteren zeigte sich Liebieg schon als vollendeter Kaufmann. Er hatte aber noch eine andere Eigenschaft, die schon hinter dem väterlichen Webstuhle zu Tage trat, er war auch ein industrielles Genie, das nur freien Spielraum haben mußte, um zur Geltung zu gelangen. Als nun der Gang des Schnittwaarengeschäfts nichts zu wünschen übrig ließ, überließ Liebieg den Ausschnitt seinen Geschwistern und pachtete eine kleine Kattunfaktorei, d. h. eine aus einer Baumwollspinnerei hervorgegangene Kattunweberei, die inmitten trauriger Umgebung in sumpfiger Niederung gerade dort lag, wo jetzt im Josephinenthal bei Reichenberg die blühenden Etablissements der Firma: „Johann Liebieg und Comp." liegen.

„Doch um mit dem kleinen, veralteten Werk, der Kottunfaktorei, umspringen und machen zu können, wie und was er wollte, mußte es erst sein Eigenthum sein. Er kaufte es also, nachdem er es zwei Jahre in Pacht gehabt, und wandelte es nach seinem Sinne um. Die veralteten Webstühle und die saumseligen Hände daran wurden nach und nach ausrangirt und durch Regulatorstühle und fix arbeitende Hände ersetzt. Eine reiche Ausbeute für Liebieg war das benachbarte sächsische Voigtland, dem er ebensoviele Webapparate, wie genügsame, tüchtige Arbeiter entführte.

„Die exacte und rascharbeitende Handweberei, wie sie jetzt von Liebieg nach Böhmen verpflanzt wurde, die Weberei in ganz wallenen Stoffen, wie sie das sich so leicht erkältende, zugige Wien mit Enthusiasmus begrüßte, ist meines Erachtens der wichtigste Markstein in Liebiegs Leben. Liebieg, der Kaufmann, und Liebieg, das industrielle Genie, wetteiferten jetzt miteinander. Statt kostspieliger, großer, steinerner Gebäude schuf er eine Masse kleiner Faktoreien, deren Räumlichkeiten fix und fertig standen, und die bisher nur andern Zwecken gedient. Er machte seine Weberei zur Dorf- und Hausindustrie in Böhmen, und als aus allen diesen kleinen Quellen ein Bach Geld floß, da ging es an das Bauen von größeren Arbeitsräumen, und die Handarbeit wurde zur Dampfarbeit. So entstand ein Preßgebäude, eine Schafwollstoffdruckerei, eine Dampffärberei und eine Kraftweberei. Als sich nun alle diese Einrichtungen über alles Erwarten glänzend entfalteten, ging Liebieg auf Reisen, schlug sich durch Belgien nach Holland, lernte die neuen Modestoffe Orleans und Mohairs und ihre Fabrikationsweise kennen, kehrte zurück, verpflanzte den neuen Industriezweig nach dem Continent, baute Webereien und Spinnereien nach englischem Muster, schuf feuerfeste Waarendepots, und so bekam er seine 14 Dampfkessel, seine drei Zwillingsdampfmaschinen von 230, und seine vier einfachen Dampfmaschinen von 60 Pferdekräften — alles in Reichenberg — in Gang. Jetzt schnurren in dem böhmischen Leeds, wie Sie die Liebiegschen Etablissements im Josephinenthal bei Reichenberg zu nennen belieben, neben 800 rauschenden Webstühlen, nahezu 8000 Spindeln, und die 150,000 Stück Stoffe, Shawls und Longshawls, Winter- und Sommertücher, die alljährlich von den Spindeln und Stühlen beschafft, von der Dampffärberei gefärbt und von den Druckmaschinen bedruckt werden, halten alle Welt, namentlich aber das zugige Wien warm. Da nun damals noch nicht die Eisenbahn direct von Wien bis Reichenberg lief, so mußte etwas erdacht werden, was die Eisenbahn ersetzte. . . ."

„Und das war?" fragte ich gespannt.

„Hier, Nußdorf ist es," betonte der Fabrikdirigent, auf den qualmenden Maschinenschornstein der Liebiegschen Färberei und Appreturanstalt deutend. „Wenn die Wiener ungestüm einen Stoff und Artikel verlangten, der von Reichenberg nicht schnell genug beschafft werden konnte, so lieferte ihn Nußdorf. Hier lagerte — und lagert noch — ein Theil der unbedruckten Wolle Reichenbergs, und wollte Wien sich bei einer Réunion in einem Muster zeigen, das im Wiener Centraldepot nicht vorhanden, so warfen sich die hiesigen Färbekessel, Glanzpressen und Scheermaschinen Tag und Nacht ins Geschirr, und das Muster wurde so früh beschafft, daß auch noch der Schneider Zeit behielt, es mit Scheere und Nadel zuzustutzen. Dieses Verfahren kennzeichnet meines Erachtens Liebieg schon als den vollendeten Praktiker, der der Bücher nicht bedurfte, um sich erst zu orientiren.

„Die Frucht der Arbeit in Reichenberg sind die Etablissements zu Swarow, die Sie das Manchester Böhmens nennen, und die aus einer Wildniß hervorgerufen wurden. Gegenwärtig spielen in Swarow, wenn ich die Spinnerei und Zwirnerei in dem nachbarlichen Haratitz dazurechne — und sie gehört dazu — circa 5000 Baumwollspindeln, 6500 Zwirnspindeln und 400 mechanische Webstühle. Die Liebiegsche Spinnerei in Eisenbrod aber, die Sie nicht kennen, ist namentlich hinsichtlich der Schwierigkeit ihrer Anlage denkwürdig. Die Ueberbrückungen, Straßenbauten und Straßenverlegungen, die Schleußenwerke, Flußpfeilerfundamentirungen, Felssprengungen, Bergabgrabungen und Uferbauten, wie sie an der Iser zu Eisenbrod nöthig waren, laufen den Swarower Anlagen den Rang ab. Was aber die Auseinandersetzungen mit den zahlreichen Gutsbesitzern anbetrifft, von denen Herr von Liebieg Grund und Boden erstand, und die später an den abgeschlossenen Contracten zu rütteln suchten, so stehe ich hier selber vor einem Geheimnisse, das eben nur Herr von Liebieg entschleiern kann. In Böhmen scheut man sich jetzt noch vor einem Processe, wie vor einem Ritte durch einen tiefen Sumpf, und wie viel schlimmer muß das noch vor 20 oder 25 Jahren gewesen sein.

„Millionäre hätten ihr Vermögen dort verbauen können, wo jetzt die Liebiegsche Spinnerei zu Eisenbrod mit ihren 25000 Spindeln schnurrt und bald noch mehr rumoren wird, da sie auf 50000 Spindeln berechnet ist. Aber nun muß ich Ihnen neben Eisenbrod noch ein Etablissement Liebiegs nennen, das auch noch nicht die Ehre hat, von Ihnen gekannt zu sein und das in Schafwolle, wie Reichenberg, arbeitet: nämlich Mildenau in Friedland, dessen Feinspinnmaschinen und Selfactors jährlich 120000 Pfund weiches Kammgarn und vielleicht 100000 Pfund Abfallgarn produciren, während die daselbst gefertigten Tibets und Kaschmirstoffe in Reichenberg appretirt werden. Aber wenn ich Ihnen erst die Anstalten und Einrichtungen Herrn von Liebiegs aufzählen sollte, die mit Wolle und Baumwolle nichts zu schaffen haben, seine Güter und Standesherrschaften, auf denen die Schlacht von Königgrätz geschlagen wurde, seine Kalkstein- und Dachschieferbrüche, Kupferwerke und Kupferhämmer, Dampfbrettsägen und Kunstmühlen, Glas- und Spiegelfabriken, Schulen, in denen deutsch und tschechisch, Schulen, in denen deutsch und magyarisch gelehrt wird, seine Arbeiterhäuser, Kochanstalten und Brotbäckereien, so nähme die Aufzählung gar kein Ende, oder vielmehr, so würden Sie dieses Ende wahrscheinlich gar nicht abwarten, denn Sie sehen schon ungeduldig nach der Uhr. Interessant aber dürfte es doch noch sein, wenn Sie im Geiste einen Sprung von Böhmen nach Hinterungarn machen, wo Herr von Liebieg aus dem wildesten Thalkessel, etliche Meilen von Großwardein, eine lachende Gegend geschaffen und wo seine nach böhmischem Muster eingerichtete Schwarzwaldhütte jährlich 60000 Centner Glas producirt. Die Werke, die aber mit dieser Glashütte zusammenhängen, die Kunststraßen, Wasserbauten, Brücken u. s. w. zeugen erst recht von dem Unternehmungsgeist Herrn von Liebiegs, namentlich die Schwarzwaldchaussee, die in den Karpathenausläufern empor- und hinabklettert und mit ihren 80 und mehr Brücken die Schluchten und Halden bezwingt. Was Liebieg nun schließlich für Handel und Verkehr im weiteren Sinne gethan, daß er die Reichenberg-Zittau-Löbauer Bahn mit den sächsischen Schienen und die Reichenberg-Pardubitzer Bahn mit den Wiener Schienen vereinte, daß er die Haupthandelsstraße nach dem Riesengebirge der Vollendung rascher entgegenführte, daß er die österreichische Nationalbank dazu brachte, eine Filialescomptebank in Reichenberg zu fundiren — das alles wird Ihnen hinlänglich bekannt sein. So verdiente er denn nun wie kein anderer, das ihm verliehene erbliche Baronat, und die Devise seines Wappenschildes: „per laborem ad honorem", den Orden der eisernen Krone, das Officierkreuz der Ehrenlegion und den einzigen höchsten Preis, der bei der letzten großen Pariser Weltausstellung auf Oesterreich fiel. Er nahm aber keineswegs alle Würden und Ehren an, die ihm zugedacht wurden, und die Ablehnung der Auszeichnung als lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses ist durchaus nicht seine einzige Verzichtleistung . . ."

„Wer hat nun Liebieg — und das ist für mich, den Technologen, das Wichtigste — jene tüchtigen Techniker zugeführt, die ihm in der Anlage und dem Betriebe so zahlreicher gewerblicher Anstalten hilfreiche Hand geleistet?"

„Seine Techniker wußte er schon zu finden, und man brauchte

sie ihm nicht zuzuführen. Er ließ sich aber alles gründlich erklären, und wenn er die Zeichnungen auf dem Papiere nicht begriff, so mußten Zündhölzer, Holzstäbchen u. s. w. die Constructionsmittel abgeben. Meistens aber endete das Exercitium damit, daß er alles selber in die zweckmäßigste Lage rückte."

Wir waren eben in einen Raum getreten, den ich für eine alte Kegelbahn hielt.

„Hier promenirt Herr von Liebieg bei schlechtem Wetter," fuhr der Faktor fort, „doch jetzt ist dieser kurze bretterüberdeckte Raum für ihn ein meilenlanger Weg, den er nur stationsweise zurücklegen kann. Die verschiedenen Stäbchen, die da stecken, sind die Stationen. Auf jeder muß er rasten, um wieder neue Kraft zu einem kurzen Gange zu sammeln. Und doch drängt's ihn dabei ungestüm in die Ferne. Er möchte alles überwachen, was er in einem Menschenalter geschaffen, und mit eigenen Augen sehen, wie es sich weiter entwickelt. Es ist bei der ihm innewohnenden Lust zur Arbeit schrecklich für ihn, der gefesselte Prometheus zu sein, und er hat nur einen Wunsch, entweder die alte Schnellkraft wiederzuerlangen, oder aber recht bald zu seinen Vätern versammelt zu sein."

„Hat nun Liebieg im Drange der Geschäfte auch nicht vergessen, seine milde Hand zu öffnen?"

„O, er hat viele Wohlthätigkeitsanstalten ins Leben gerufen, und an der Spitze seines Reichenberger Asyls für Arbeiterkinder steht sogar seine eigene Tochter, die das stille Wirken als Lehrerin und Erzieherin der Mitgift einer Tonne Goldes vorgezogen. Jeder arme hilfsbedürftige Arbeiter fand bei ihm einen offenen Beutel, und was noch mehr gilt, weise Fingerzeige. Doch wissen Sie, welche Menschen er nicht unterstützt hat?"

„Nun?"

„Maler, Dichter und Schriftsteller. Diese drei Categorien, die oft in einer Person vereinigt sind, haben vor ihm kein Erbarmen gefunden. Sie merken es schon an seinen bild- und bücherleeren Zimmern, wie wenig er der Malerei und Schriftstellerei unter die Arme griff. Es würde ihm auch höchst unangenehm sein, wenn sich ein Schriftsteller mit ihm — Herrn von Liebieg — befassen und sein Thun und Lassen unter die Feder nehmen wollte."

„Nun, diesen letzten Schmerz kann ich ihm denn doch nicht ersparen. Das Daheim bringt vor sein Forum, was ihm davor zu passen scheint."

Mit diesen Worten empfahl ich mich und schrieb, die Unterredung noch frisch im Gedächtniß, bei meinem Wiedereintreffen in Wien den vorstehenden Artikel.

Am Familientische.

Ein slavischer Culturträger.

(Zu dem Bilde S. 293.)

Juchtenleder, Turgenjews Romane und Mausefallen sind gegenwärtig die drei berühmtesten Importartikel, welche aus dem slavischen Osten nach dem europäischen Westen wandern. Ob mit der Zeit diesen sich noch andere Erzeugnisse des großen Zukunftvolkes anschließen werden, steht dahin. Vor der Hand nehmen wir die Dinge, wie sie sind, und diese lassen in uns, trotz aller panslavistischen Gegenversicherungen, kein freundlich gefärbtes Bild slavischer Cultur aufkommen. „Nach Westen nimmt des Reiches Stern den Lauf!" und mit dem großen ostwestlichen Strome ziehen polnische Emigranten nach den Asylen in Belgien, der Schweiz, reiche Russen nach den fremden Spielhöllen und slowakische Rastelbinder — durch die halbe Welt. Der letztere ist so recht eigentlich der Slave in seiner Ursprünglichkeit, mit seinen guten und üblen Seiten, eine bekannte Erscheinung im ganzen deutschen Reiche, über die jedoch nichts weniger als klare Begriffe herrschen. „Slavonier" nennt sie das Volk; aber ihre Heimat liegt fern von Drau und Sau und wenn ihr sie in der Sprache ihres Landes zu fragen versteht, woher sie stammen, dann lautet die Antwort: Z Trenczina! Aus Trentschin! Dort im nordwestlichen Ungarn, wo die Waag am Neutraer Gebirge hinströmt, wo Schloß Trentschin auf steilem Fels sich erhebt, dehnt sich ein rauhes, bergiges noch mit dichten Wäldern bestandenes Comitat aus, bewohnt von katholischen Slowaken, Gliedern des tschechischen Volksstammes. Der Slowake ist vorzugsweise Bauer und bestellt mit vielem Fleiße den wenig fruchtbaren Boden, welchen ihm die Natur angewiesen; aber seine landwirthschaftlichen Kenntnisse sind so dürftig, wie die übrigen geistigen Errungenschaften; Lesen und Schreiben, diese magischen Künste, sind dort in manches einsame Gebirgsthal noch kaum vorgedrungen, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß neuerdings die Bildung unter den Slowaken sich zu heben beginnt. Sie gründeten einen Verein zur Herausgabe guter Volksschriften und besitzen bereits ein halbes Dutzend in ihrer Mundart erscheinender Zeitungen. Aber sie sind ein armes Volk, und wo die ganzen Gedanken auf das eine Wort „Brot" gerichtet sind, da können die höheren Blüten menschlichen Geistes wohl nur kümmerlich gedeihen. Oft bietet der Boden kaum das Nothdürftigste zum Lebensunterhalt; dann zieht der Slowake gleich dem Savoyarden hinaus in die Fremde, jener mit Drahtwaaren, dieser mit Leierkasten und Murmelthier. Beiden aber ist die arme Bergesheimat tief ans Herz gewachsen, sie können sie nimmer ganz verlassen und kehren mit dem, was sie in der Fremde erspart, wieder heim zu der elenden Blockhütte. Hundert Gulden Papier, dort sind sie ein Vermögen und die Familie ist nun geborgen.

Ich habe das Volk kennen gelernt nahe seiner Heimat und weit in der Fremde. Im stammverwandten Mähren und Böhmen, wo phantastische Herzen für das Allslaventhum schlagen, sind die Slowaken eine alltägliche, brüderlich begrüßte Erscheinung, die ihr drutuwat! (Drahtbinden) durch die Straßen der Städte und Dörfer ertönen lassen. Aber auch vor dem großen Roland zu Bremen habe ich sie gefunden, und nie vergesse ich das freudige Grinsen, das ihre wettergebräunten Gesichter überzog, als ich sie dort, weit über hundert Meilen von der Heimat, in ihrer Mundart anredete.

„In Deutschland ist's besser, als bei uns!" Diesen Ausspruch kann man von jedem Slowaken hören, der einmal die gesegneten Gauen unseres Vaterlandes durchzogen und Gastfreundschaft genossen bei unserm Landvolke. Freilich, wie ein Wunderthier wird er angestaunt, und solch einen Moment hat auch unser Künstler dem Leben abgelauscht. Er führt uns in die Stube eines niederdeutschen Bauernhauses; daß es ein westfälisches ist, verräth der Pumpernickel, welcher auf dem sauberen Tischtuche liegt. An der Feuerstelle, die den charakteristischen plattdeutschen Kesselhaken zeigt, sitzt im bequemen, altväterlichen Lehnstuhl der Bauer, der von hier mit einem Blicke sein Hauswesen zu überschauen vermag. Heute aber fällt sein Blick nicht auf den gewohnten Schauplatz seiner Thätigkeit, die Dele und Viehstände, sondern er schweift hinüber nach dem fremden Gast, der sich die Ueberreste der kräftigen Mahlzeit köstlich munden läßt. Wie hängt das Auge der Kinder an der seltsamen Erscheinung und das jüngste ergreift halb furchtsam den Schürzensaum der Mutter, dort Halt und Schutz suchend. Wunderbar, er ißt gerade so wie wie und erscheint doch so fremdartig! Auf dem Kopfe sitzt der breitkrämpige Hut, die in der Mitte gescheitelten schwarzen Haare fallen bis auf die Schultern herab. Das einzige Hemd aus grober Leinwand, welches die ganze weite Reise aushalten muß, ist mit Speck getränkt — so widersteht es verschiedenen Einflüssen besser. Die enganliegenden, einst weißen Beinkleider werden unten von Bundschuhen zusammengehalten. Als Mantel, als Decke, als einziges Kleidungsstück, das den Oberkörper schützt, dient ihm im Winter wie im Sommer die Bunda aus Filz, deren einer Aermel unten zusammengenäht ist und so einen Sack bildet, in dem allerlei Kleinigkeiten aufbewahrt werden. Das wenige Handwerkszeug, die Drahtzange u. s. w., befindet sich in einer ledernen Tasche, die mit einem Christusbildchen (Panbitschek) aus Messing geziert ist. Er hat beim Eintritt „Mausefalli, Flaschbürschtli" zum Verkauf angeboten und dabei nach dem gedeckten Tische geschielt. Der Westfälinger hat den Blick verstanden, und jetzt ist Stephan, Franz, Jan oder Josef mit der Mahlzeit zu Ende. Schon kippt er den Teller, um auch den letzten Rest zu schöpfen — dann wird er einen noch bedeutungsvolleren Blick nach jenen Flaschen im Hintergrunde werfen. Enthalten sie doch das geistige Naß, das ihm vor allem theuer, dessen Uebergenuß ihn so oft mit der Polizei bei uns in Verwickelung bringt.

In seinen Gegensätzen ist dieses Bild außerordentlich charakteristisch. Der blonde germanische Mensch, der düstere Slave, sie schauen fremdartig einander an. Und doch sind sie Söhne eines großen Stammes, der gemeinsam aus der asiatischen Urheimat nach Westen wanderte. Der Germane zog weiter als der Slave; dieser blieb auf der großen Wanderung zurück; wir gingen auch im Reiche des Geistes erobernd weiter. Und jetzt sitzt der Halbbruder, wohl nicht immer dankbar, an unserm Tische zu Gaste, er nährt sich auch von unsern geistigen Speisen, so wie der bieder Westfale ihm hier die leibliche Kost gewährt.

Richard Andree.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

VI. Jahrgang. Ausgegeben am 12. Februar 1870. Der Jahrgang läuft vom October 1869 bis dahin 1870. **1870 № 20.**

Eine Cabinetsintrigue.

Historischer Roman von Georg Hiltl.

(Fortsetzung.)

Der „Scherz“ des Herrn von Grumbkow.

So einfach, sparsam und haushälterisch König Friedrich Wilhelm der Erste sich auch im gewöhnlichen Leben zeigte, war er doch, wenn es galt, vor der großen Welt sein Ansehen als König zu behaupten, der äußerlichen Pracht keineswegs abgeneigt. Er liebte es nicht nur, bei solchen Gelegenheiten eine stattliche Hofhaltung zu zeigen, sondern ließ es auch an Beweisen des persönlichen Wohlwollens in Gestalt von Geschenken der splendidesten Art nicht fehlen. Die Veranlassungen zu solchen wahrhaft königlichen Akten der Munificenz waren gar nicht selten, namentlich suchte der Monarch bei Anwesenheit fremder Herrscher seine Hofhaltung von der vortheilhaftesten Seite zu zeigen. Allerdings wurde nach solchen Ausfällen wieder ganz gehörig an das Sparen gedacht; aber Feste: Geburts-, Weihnachts- und Pfingsttage wurden dennoch immer durch Vertheilung von Spenden aller Art gefeiert. Außerdem sah es der König nicht ungern, wenn bei besondern Veranlassungen die Bürgerschaft, ohne gerade allzutief in ihre Beutel zu greifen, eine anständige Figur spielte, weil er den fremden Gesandten oder Leuten aus andern Ländern, die sich an seinem Hofe aufhielten, gegenüber gern mit der Wohlhabenheit seiner Unterthanen renommirte. Aus dieser Eitelkeit läßt sich beispielsweise auch die Sucht des Königs erklären, an den verschiedensten Orten der Stadt Bauten ins Leben zu rufen selbst wenn sich nirgends Baulustige fanden. Er wollte durchaus ein Städtegründer sein, die Zunahme Petersburgs, welches gleichsam aus nichts eine Kaiserstadt werden sollte, machte ihn oft genug nachdenklich, und seine Strenge, der Zwang, den er walten ließ, wenn es sich um Herbeischaffung von Bauunternehmern handelte, machten ihn zuweilen zum Gegenstand des Schreckens.

War aber der König bei einer festlichen Gelegenheit recht guter Laune, drückten ihn nicht Sorgen um wichtige innere Einrichtungen, deren Schöpfung oder Belebung auf Schwierigkeiten stießen, dann war er in der That sehr liebenswürdig, wenn er sich dem Publikum zeigte. Eine solche Gelegenheit bot sich nach der Rückkehr des Monarchen von Brandenburg. Der König hatte durch das energische Mittel Holtzendorffs sein Leben und seine Gesundheit wiedergewonnen, aber freilich machte die letztere langsame Fortschritte, denn obwohl er nach dem Verlassen des Bettes sich ganz hergestellt fand, erlitt er doch gleich darauf einen Rückfall, den er seiner eignen Unvorsichtigkeit zuschreiben mußte. Er unternahm es, gegen den Befehl Holtzendorffs in die Försterei zu fahren, um hier seine Wildschweine zu inspiciren, und kam mit einer tüchtigen Erkältung zurück. Holtzendorff hob zwar leicht dieses Uebel, gab aber den Rath: der König solle sofort mit der Königin nach Berlin zurückkehren und daselbst eine Woche lang in stiller Zurückgezogenheit von allen Geschäften bleiben. Der Regimentschirurgus hatte hierbei wohl überlegt, daß die Nähe des Jagdvergnügens den Aufenthalt in Brandenburg für den König zu verlockend und gefährlich mache, während er in Berlin dieser Verführung nicht ausgesetzt war.

Nach einer Ruhe von zwei Wochen war der König im Stande, seine Geschäfte wieder zu besorgen, und gegen Ende der dritten Woche hielt er im Schlosse zu Berlin einen großen Empfang, dem sämmtliche Gesandten, der Hof, die Vorsteher der Bürgerschaft, die Geistlichkeit, die Militär- und Gerichtsbehörden sowie Gewerke und Judenschaft beiwohnten.

Der König hatte bereits viel für den Ausbau des Schlosses gethan, und schon im Jahre 1716 alle von seinem Vater begonnenen Bauarbeiten so weit vollenden lassen, daß sie mit Ablauf des genannten Jahres unter Dach, so wie sie heute stehen, gebracht waren. Im Innern des Schlosses wurde an verschiedenen Stellen fleißig gearbeitet, doch hatte Friedrich Wilhelm schon einen ansehnlichen Theil so herrichten lassen, daß er zur Hofhaltung vollständig tauglich war und zwar einfach aber dennoch einer königlichen Burg würdig prangte. In diesem Theile fand jener Empfang statt, der nach des Königs Genesung die Spitzen aller Diener und Bürger des Staates, welche in der Residenz ihren Sitz hatten, vereinte.

Am Vormittag hatte der König im Dom die Predigt angehört, dann ging er mit seiner Gattin durch die Galerie in das Schloß

und von hier aus in die Empfangssäle, welche bereits sehr gefüllt waren. Wenn zu den Zeiten Friedrichs des Ersten die Schönheit und der Reichthum in männlichen und weiblichen Toiletten zur Schau getragen wurden, die Uniformen der Grands Mousquetaires der Garden und Schweizer in ihrer Fülle von Silber, Gold und Stickereien einen fast blendenden Anblick gewährten, so machte dennoch die Versammlung, welche hier den König erwartete, einen immerhin achtunggebietenden Eindruck auf den Beschauer. Man sah es dieser großen, zahlreichen Versammlung an, daß sie sich bei aller zur Schau getragenen Wohlhabenheit doch streng innerhalb der Schranken hielt, welche der Wille des Königs für Luxus gezogen. Die Repräsentanten der Noblesse hatten die seidnen Roben und gestickten Röcke nicht um einen Zoll weiter und ausgiebiger fertigen lassen, als es gerade für die Gestalt des Trägers nothwendig war. Jener Ueberfluß an Stoff und Stickerei, der während der vorigen Regierung Mode war und die Körper mit einer Menge nutzloser Falten oder Spitzen umwickelte, schien ausgemerzt zu sein. Die bunten Farben waren dem vorherrschenden Grau, Braun und Schwarz gewichen, nur die Damen ließen noch hin und wieder ihre bunten, mit gestickten Blumenbouquets durchwirkten Roben paradiren. Ebenso war der übertriebene Luxus der Uniformen verbannt. Die weißen Colletts der Gardes du Corps sahen zwar eben so schmuck aus, als die Staatsröcke der Gardisten, aber die Masse von Kollerknöpfen, Schnuren und Borten fehlte. Die pomphaften Schweizer sah man nicht mehr, jene riesigen mit Sammet beschlagenen Hellebarden funkelten nicht über den Häuptern der wogenden Menge und die Pagen waren soldatisch einfach gekleidet.

Als König und Königin mit ihrem Hofstaate erschienen, bliesen die Hoftrompeter nicht wie ehedem bei solchen Feierlichkeiten einen italienischen — sondern einen ganz simplen deutschen Marsch, wobei der König oftmals versucht war, in Paradetritt zu fallen. Er winkte sehr freundlich mit der Hand und ließ sich dann die verschiedenen Deputationen vorführen, hatte für jeden Worte der Anerkennung, des Dankes. Als die Deputation der Gerichtshöfe herankam, zog er sein Gesicht ein wenig in Falten, aber man bemerkte bald, daß diese Mißstimmung vorübergehend war, und daß der König, wahrscheinlich durch die Anwesenheit seiner Gattin im Zaum gehalten, die Advokaten ziemlich freundlich verabschiedete. Ein großer Theil derjenigen, welche die Glückwünsche angebracht hatten, machte sich eilig davon. Viele waren herzlich froh, mit heiler Haut fortgekommen zu sein, denn der König stand allerdings einigen dicht gegenüber, welche sich nicht seiner besonderen Gnade erfreuten. Dazu gehörten beispielsweise saumselige Bauunternehmer, erklärte und bekannte Gegner des Riesenregiments, prunksüchtige Advokaten und Verehrer des Franzosenthums. Diese Leute schätzten sich glücklich, heute ohne scharfe Lection entschlüpft zu sein, weil sie ihren Stellungen nach, der gefährlichen Ehre des Empfangenwerdens nicht ausweichen konnten.

Im ganzen währte die Feierlichkeit nicht allzulange, da der König streng auf seine Zeit hielt. Die meisten der Zurückgebliebenen konnten deshalb wohl das Ende abwarten. Wer unter diesen nur einigermaßen mit den Ereignissen des Hofes bekannt war, der blickte gespannt auf eine Gruppe von Männern, welche sich ganz abseits der Menge in den von Säulen gebildeten Vorsprung gezogen hatten.

Hier standen Grumbkow, Kreutz, Ilgen, Wartensleben, der Geheime Rath Bartholdi, die Räthe Duham und Cocceji sowie der allgemein gefürchtete General- und Stabsauditeur Katsch, ein Mensch, dessen größte Freude es war, seinen Nebenmenschen Fehler oder Verbrechen nachweisen zu können. Diesen in eine Gruppe zusammengedrängten Leuten schien es nicht besonders wohl ums Herz zu sein. Sie richteten ihre Blicke auf den König, als er dicht bei ihnen vorüberkam, aber der Monarch mochte sie nicht sehen *wollen*, denn er ging, ohne weiter Notiz zu nehmen, an der Gruppe vorüber. Nun heiterten sich zwar die Gesichter der Männer sehr auf, als der König mit dem Fürsten von Dessau außerordentlich freundlich sprach — als sie sahen, wie er der Königin zuredete und zwar so lange, bis diese ihre Hand dem Fürsten reichte, was dem Könige ausnehmend gefallen mochte, denn er lachte laut, klopfte dem Dessauer auf die Schulter und der Königin die Hand. Aber trotz dieses Wohlwollens gegen den Genossen Grumbkows näherte der hartsinnige König sich den bezeichneten Männern nicht um einen Schritt, nahm die Glückwünsche des kaiserlichen Residenten Baron von Bossen entgegen, scherzte mit Herrn von Rebenac und wendete sich dann zur Magistratsdeputation.

Es fiel dem Herrn von Grumbkow zwar auf, daß der König mit seinen Blicken jemand zu suchen schien, und daß, als er diesen Gesuchten wohl nicht fand, sein Gesicht eine Miene des Verdrusses annahm; schon wollte Herr von Grumbkow dem Gedanken Raum geben, der König habe *ihn* vielleicht vermißt, und trat deshalb einige Schritte vor, er sah aber bald, daß der Monarch ihn absichtlich nicht bemerken wollte. Die mit dem geheimen Spiele Vertrauten blieben daher auf ihren Plätzen, um zu sehen, wie diese Sache ablaufen würde. Allmählich nahte sich das Ende der Empfangsfeierlichkeit. Die letzten Deputationen traten vor, und nachdem diese ihren Glückwunsch abgestattet hatten, gingen König und Königin zurück. Sie wurden vom Hofstaate begleitet, der fast nur aus Militärpersonen bestand. Am Ende des Saales reichte der König seiner Gemahlin noch einmal die Hand, worauf Sophie Dorothea in die zur Rechten des Saales befindliche Thüre, der König in die nach links führende ging.

Kaum war die Königin mit ihren Damen durch diese Thür verschwunden, als der König dem Herrn von Schlieben einen Befehl ertheilte. Schlieben ging schnell durch den Saal, trat auf Herrn von Grumbkow zu und sagte:

„Seine Majestät der König wünschen den Herrn Minister in Höchst Ihrem Cabinette zu empfangen."

Grumbkow machte ein sehr triumphirendes Gesicht — um so triumphirender, als er deutlich gewahrte, wie Frau von Blaspiel, von der Begleitung der Königin ein wenig zurückgeblieben, an der Saalthür lauschte, um die Entwicklung dieser Scene repetiren zu können. Die Anhänger Grumbkows erheiterten ihre finstern Stirnen, der Minister schritt dem Könige nach.

„Majestät," flüsterte die Blaspiel, dicht zur Königin tretend, „der König empfängt so eben Grumbkow."

„Unmöglich," erwiderte die Königin leise.

„Ich sah, wie Herr von Schlieben ihn einlud."

„Ah — Männer — Männer!" murmelte die Königin. „Noch heute früh versprach er mir, erst in drei Tagen den Minister privatim empfangen zu wollen. Ich hätte bis dahin noch einmal Gelegenheit gefunden, des Herrn von Grumbkow zweideutiges Wesen recht ordentlich abzuconterfeien."

König Friedrich Wilhelm ging, ohne sich umzuschauen, in seine Zimmer, welche mit ihren Fenstern auf den Lustgarten und zum Theil auf die heutige Schloßfreiheit sahen, die um jene Zeit den Straßennamen „Hinter der Wasserkunst" führte. Er fand zwar in jedem Zimmer, welches er, bis zu seinem Cabinette kommend, durchschritt, einen breitbeinig mit angezogenem Gewehr stehenden Posten, sonst aber war es in diesem Theile des Schlosses ganz menschenleer, und der Lärmen der vom Schlosse abfahrenden Kutschen störte einzig und allein die tiefe Stille.

Der König ging sehr schnell. Es war ihm anzusehen, daß er, froh dieser lästigen Etikette ledig zu sein, in seine einfache Wohnung zu kommen suchte. Als er in sein Arbeitszimmer getreten war, glaubte er niemanden hinter sich zu haben — etwa Eversmann ausgenommen, der stets in der Nähe bleiben mußte. Erstaunt blickte er deshalb den Minister von Grumbkow an, welcher dicht hinter dem Könige in das Zimmer getreten war.

„Was hat Er hier zu suchen, Grumbkow?" fuhr ihn der König an, indem er schon im Begriff stand, seinen Uniformrock auszuziehen.

„Eure Majestät haben durch Herrn von Schlieben mir den Befehl zukommen lassen, mich bei Ihnen einzufinden," antwortete der Minister.

„Ja wohl — aber draußen, im Sprechzimmer!"

„Wie Majestät befehlen!" Er wendete sich zum Gehen.

„Halt! Dageblieben!" befahl der König. „Er ist nun doch mal drin — also bleibe Er."

Grumbkow neigte sich. Der König machte einen Gang durchs Zimmer, dann stellte er sich vor den Minister hin, faßte mit seiner Rechten einen Rockknopf Grumbkows, und indem er heftig diesen zupfte, sagte er: „Er macht schöne Geschichten. Er bringt die Leute auf gute Wege."

„Ich verstehe Euer Majestät nicht."

„Aha — das dachte ich. Damit fängt jedes Verhör an. Wer

attrappirt wird, der beginnt immer mit den Wurten: Ich verstehe nicht! Er wird wohl wissen, was ich meine."

„In der That, nein, Majestät. Was soll ich mir vorzuwerfen haben?"

„Na, ich habe heute da draußen schon so vielerlei reden und salbadern müssen, daß ich nicht große Lust habe, meine Lunge auch hier noch anzustrengen, darum will ich kurz sein. Mit einem Worte: Er ist ein schlimmer Geselle, denn Er verleitet ehrliche Menschen zur Spionage bei ihrem Brotherrn. Verstanden?"

„Majestät!" rief Grumbkow mit gut gespielter, höchster Entrüstung. „Das darf mir nur mein König sagen, jeder andere würde von mir auf der Stelle — —" er fuhr bei diesen Worten mit der Hand an seinen Degen.

„Na — na — lasse Er man seinen Bratspieß stecken," höhnte der König. „Er ist nicht so flink mit dem Schlagen bei der Hand — denke Er an seine Affäre mit Dohna und Görtz, wo er froh war, daß aus den Duellen nichts wurde. Ich wiederhole es: Er verleitet meine Unterthanen zur Spionage."

„Majestät," knirschte Grumbkow, „wenn Sie ein gerechter Richter sein wollen, dann müssen Sie mir Erklärung geben, Sie müssen mich anhören, sonst sind Sie ärger, als die Rechtsverdreher, auf welche Sie immer schimpfen."

So heftig und gebieterisch der König auch war, ein kühnes Wort, wenn es richtig angewendet wurde, verfehlte selten bei ihm die Wirkung. Hier hatte namentlich der Hinweis auf die Rechtsverdreher, deren unsauberes, parteiisches Treiben er haßte, das Seinige gethan. Er sagte in gemäßigtem Tone:

„Schon gut — beruhige Er sich nur. Ich will Ihm alles erklären. Es wird schnell geschehen sein. Kennt Er die Blaspiel?"

„Wie sollte ich nicht? Majestät wissen wohl, daß eine Hofdame, eine seit Jahren am Hofe figurirende Freundin Ihrer Majestät der Königin, die Gattin eines königlichen Rathes von Blaspiel mir wohlbekannt sein muß."

„Alsn, wenn Er die Blaspiel kennt, so wird Er wohl wissen, daß es eine sehr brave Person ist."

„Ich habe noch keine Erkundigungen darüber eingezogen, man sullte es aber annehmen dürfen, weil die Dame eine Freundin Ihrer Majestät der Königin ist."

„Jawohl, eine Freundin, und darum ist es ganz abscheulich von Ihm, daß Er es versucht hat, die Freundschaft auf die Probe zu stellen und der Blaspiel Versprechungen zu machen, wenn sie Ihm und den Leuten, mit denen Er harmonirt, verrathen wolle, was sich zu Brandenburg an meinem Krankenbette ereignet hat. Er will durchaus wissen, was in dem Testamente steht, welches ich entworfen, weil Er danach seine Mesures nehmen will, wenn ich einmal schnell abfahren sollte — aber Prost die Mahlzeit, Er wird es nicht erfahren. Ich nehme es Ihm nicht übel, wenn Er den Inhalt zu erfahren sucht, aber daß Er die Leute, welche mir und der Königin ergeben sind, zum Spioniren verleiten will, das finde ich meschant. Dixi."

Grumbkow hatte mit einigem Zittern diese Strafpredigt vernommen. Er sagte sich, daß der Zorn des Königs leicht noch weiteres Unheil über ihn bringen könne, da jedoch der Monarch mit ihm auch den alten militärischen Genossen, den Fürsten von Dessau strafen mußte, so hielt sich Grumbkow durch diesen für gedeckt.

„Majestät," sagte er ruhig, „Sie haben mir jedes Auffahren, jede Heftigkeit verboten, und ich gehorche. Aber wenn Sie meinen Richter machen wollen, so haben Sie, wie ich schon vorhin zu bemerken wagte, auch die Pflicht, mich anzuhören. Ich frage Euer Majestät: Von wem kam Ihnen diese Beschuldigung? gewiß doch nur von Frau von Blaspiel."

„Nein, auch von der Königin."

„O, das betrübt mich, das muß mich Wunder nehmen; aber da Majestät es sagen, wird es leider wohl seine Richtigkeit haben. Dann frage ich: woher kann die Königin diese Kunde haben? doch wohl ebenfalls nur von der Blaspiel — oder hätte Ihre Majestät einen anderen Ankläger meiner Person genannt?"

Der König stutzte.

„Nein," sagte er mit wenig erhobener Stimme; „nein. Es ist richtig. Die Königin hat mir nur die Blaspiel genannt, und diese hat ihre Aussage beschwören wollen."

Grumbkows Brust hob sich erleichtert.

„Nun denn," fuhr er mit stärkerem Ausdrucke des Unwillens fort. „Wenn das ist, so sehe ich in aller Unterthänigkeit nicht ein, wie Euer Majestät mir eine so harte Beschuldigung an den Kopf werfen wollen. Wie kann denn ein bloßes Wort, eine Damenklatscherei mich, den bewährten Freund und Anhänger, in so scheußlichen Verdacht bringen?"

„Er will also damit sagen, daß beide Damen mich belogen haben?"

„Behüte der Himmel," fiel Grumbkow schnell und gewandt ein. „Ich meine nur, daß beide Damen eine ganz unbedeutende Sache, einen — ich will es bekennen — schlechten Spaß von mir zu meinem Nachtheile ausgebeutet haben."

„Was soll das heißen?"

„Es soll heißen, daß ich allerdings der Frau von Blaspiel ein paar halb scherzhafte Reden gesagt habe; — ja — ja, ich erinnere mich ganz deutlich, im Laufe einer Unterhaltung mit ihr, gesagt zu haben: Ei, Madame, Sie spielen eine wichtige Rolle, Sie sind wohl Mitwisserin eines Staats- und Familiengeheimnisses geworden. Sie kennen, als die Vertraute der Königin, sicherlich den Inhalt jenes Paragraphen, der über die Regentschaft entscheidet, und wenn es Leute gibt, welche großes Interesse daran haben, den Inhalt zu wissen, so müssen Sie jetzt schwer wiegen, Frau von Blaspiel. Wenn Sie plaudern wollten — so würde Ihnen jedes Wort mit Ducaten bezahlt werden. — Das war die ganze Geschichte — wenn mir Frau von Blaspiel durch Zeugen beweisen kann, daß ich ihr mehr gesagt oder geboten habe, so will ich der Lügner sein, bis dahin aber muß ich Euer Majestät bitten, meinen Worten eben so viel Glauben zu schenken, als denen der Frau von Blaspiel."

„Na, Er wird wohl vor Zeugen nichts geredet haben."

„Hier muß mein Wort ins Gewicht fallen."

„Hat Er nachher nicht Drohungen ausgestoßen?"

„Auch dieses will ich nicht in Abrede stellen. Majestät wissen, daß ich leider mich nicht der Gunst unserer erlauchten Königin erfreue. Ich muß das tragen, denn ich diene Euer Majestät, und wenn ich treu, ohne Rücksicht Ihren Befehlen gehorche, Ihren Ansichten beipflichte, so ist es natürlich, daß ich mit Ihrer Majestät der Königin in einigen Conflict gerathen muß, weil Hochdieselbe nicht immer mit Euer Majestät Verfügungen einverstanden sind."

„Hm — hm. Da hat Er recht!" brummte der König.

„Also ist es begreiflich, daß ich nicht in besonderer Gunst stehe. Mein Himmel! das ist natürlich — ich zürne der Majestät deshalb auch nicht. Daß die vertraute Freundin der Königin mich nicht in ihr Herz eingeschlossen hat — wird jeder Unbefangene ebenso natürlich finden. Die Frau von Blaspiel hat deshalb meine Scherzreden von Geldspenden, Verkauf ihrer Treue und so weiter für ganz ernst genommen und ihrem Widerwillen gegen meine Person durch die Drohnng Ausdruck gegeben: sie wolle mich wegen versuchter Bestechung bei Euer Majestät verklagen, was ich denn allerdings durch die Drohung vergalt: Sie möge sich vor mir in Acht nehmen, denn noch sei Euer Majestät am Leben, und es werde mir wohl vergönnt sein, bei meinem Herrn Gehör zu finden, was ich benutzen würde, der Frau von Blaspiel etwaige Klatschereien nach Gebühr zu vergelten. Damit erledigt sich die ganze Sache."

Der König wurde nachdenklich. Sein klarer Verstand wies ihn stets darauf hin, die Dinge von zwei Seiten zu betrachten. Er sagte sich, daß allerdings der Herr von Grumbkow kein Freund der Königin sei, daß die Anhänger derselben ebenfalls jede Gelegenheit ergriffen, dem unliebsamen Minister böses Spiel beim Könige zu machen. Das ihn umwehende Mißtrauen machte Friedrich Wilhelm geneigt, von den Menschen nicht besonders vortheilhaft zu denken, welche irgend wie Absichten auf Stellnngen oder Erlangung eines Einflusses hatten, und konnte Frau von Blaspiel, deren Mann ohnehin gern Minister geworden wäre, nicht ebenfalls eine Art von Doppelrolle spielen? Die vielfachen Reibungen in seiner Häuslichkeit, bei denen Grumbkow fast immer betheiligt war, machten es sehr wahrscheinlich, daß die Königin ihn gern aus der Nähe des Königs verbannt hätte. Friedrich Wilhelm hielt es daher für gerathen, nicht schnell über Grumbkow abzuurtheilen. Außerdem hatte der Minister gleich nach dem Eintreffen des Königs ein so herzliches Glückwunschschreiben an den Herrscher gerichtet, daß dieser sehr erfreut darüber gewesen war, und nur auf Holtzendorffs Befehl: niemanden von der Regierung zu empfangen, ehe er ganz gekräftigt sei, dem Minister eine Audienz verweigert hatte.

„Ich will nochmals durch die Finger sehen," sagte er vor Grumbkow stehen bleibend, „verbitte mir aber jegliche Streitereien. Er hat sich zu fügen, meine Anordnungen gelten. Möglich, daß das Frauenzimmer, die Blaspiel, zu viel gesagt hat, aber daß sie gelogen hat — das glaube ich nicht."

„Ich habe das auch nie behauptet, Majestät. Frau von Blaspiel wird, wie das so häufig geschieht, mehr in dem harmlosen, vielleicht unpassenden Scherze gefunden haben, als ich in der That hineingesetzt habe."

„Es wäre auch zu albern," sagte der König, „wenn Er wirklich die Blaspiel bestechen wollte, denn die weiß gar nichts. Was in dem Documente steht, das wissen nur die Räthe, und die halten ihren Eid. Die Königin allein könnte der Blaspiel etwas mittheilen, und das wird sie wohl bleiben lassen. Bestimmen wird mich niemand, denn ich habe verfügt und vorläufig bleibt's dabei."

„Gewiß, Majestät. Es läßt sich nicht annehmen, daß eine von Euer Majestät getroffene Verfügung, deren Geheimhaltung höchst nothwendig ist, einer Hofdame anvertraut werden sollte," sagte Grumbkow mit besonderem Nachdruck. „Außerdem wäre Frau von Blaspiel — ohne der Trefflichkeit ihres Charakters nahe treten zu wollen — die allerletzte, bei der ein Geheimniß auf die Dauer gut aufbewahrt sein möchte. Frau von Blaspiel ist als eine sehr energische, aber auch als eine Dame bekannt, deren Mundwerk schnell und ohne Bedenken gleich einer Batterie Kanonen spielen kann."

„Hahaha!" lachte der König. „Ja — die rückt Euch auf den Pelz — das weiß ich."

„Das wäre zu ertragen, Majestät. Aber es ist eine andere Frage, ob zarte Geheimnisse bei einer solchen Persönlichkeit gut aufbewahrt sein dürften. Von ihrer schlimmen Zunge abgesehen, unterhält Frau von Blaspiel seltsame Verbindungen außerhalb ihrer Hofstellung."

„Wie? davon weiß ich gar nichts," sagte der König mit leichtem Stirnrunzeln. „Was sind denn das für Verbindungen?"

„Je nun — sie mögen an sich ganz harmlos sein, aber es ist immerhin ein seltsames Gemisch von Persönlichkeiten, welches Frau von Blaspiel mit ihrer Freundschaft beehrt. Sie steht in vertraulichen Beziehungen zu Herrn von Manteuffel, dem sächsischen Gesandten, besucht die Predigten und Abendandachten des Hofpredigers Jablonski, nimmt die Aufwartungen des Herrn Lieutenant Dumoulin an, wenn dieser ihr Berichte aus Brandenburg überbringt, und befindet sich im Hause des tollen Advocaten Job, am offnen Fenster, gerade in dem Augenblicke, wo der liebe Janhagel Berlins, nach dem Unglücke des Postsecretärs Fesser, dem prophetischen Notar ein donnerndes Lebehoch bringt."

Der König fuhr zornig auf.

„Das ist ja ganz was Neues," rief er, „das ist doch arg. Ich finde an dem Umgange mit Manteuffel und Jablonski nichts — aber der tolle Job — ist der Kerl schon wieder dabei? Ich habe seit einiger Zeit fortwährend mit dem Schlingel zu thun. Bei jeder Gelegenheit kommt er mir unter die Finger, und der Dumoulin! — woher weiß Er, daß dieser der Blaspiel die Aufwartung macht?"

„Ich kann das mit Bestimmtheit Euer Majestät versichern. Der Lieutenant Dumoulin war es, der Frau von Blaspiel nach Brandenburg berief, als Euer Majestät schwer erkrankt waren."

„Gut und genug," sagte plötzlich der König. „Ich werde mir schon im Hause Ruhe verschaffen. Morgen punkt zehn Uhr vormittags wird Cabinetsrath gehalten. Alle seid Ihr da. Ich habe heute bereits erfahren, daß die Punktationes wegen der Armee Seiner Czarischen Majestät hier angelangt sind. Ich werde nicht eher davon Gebrauch machen, als bis ich mich in die Nothwendigkeit versetzt sehe. Aber wie aus den Depeschen von Bonnet hervorgeht, die er aus London sendet, geht irgend was Ungehöriges im deutschen Reiche vor. Ich wittere so unsaubere Geschichten — da von Wien her. Es kann ein Donnerwetter geben, wenn man mir die Sache zu heiß macht."

Grumbkow erbebte. Der König hatte ihn, war es nur unwillkürlich oder absichtlich, scharf angeblickt. Die Nachrichten aus London waren dem Minister kein Geheimniß. Der sehr gewandte und genau beobachtende Bonnet, Resident Preußens in London, hatte auf ein im Geheimen bestehendes Bündniß zwischen Wien und London hingewiesen — wenn die Verträge der Höfe zur Kenntniß des Königs kamen? — der Minister preßte seine Hand fest an die Hüfte, um seine Bewegung nicht zu verrathen.

„Morgen wollen wir weiter darüber sprechen," sagte der König unbefangen, „und nun lasse Er die Streitigkeiten ruhen. Wir haben an wichtigere Sachen, als an die Familienkatzbalgereien zu denken."

Er reichte Grumbkow seine Hand. Dieser erfaßte die Rechte des Königs mit leidenschaftlicher Bewegung, was Friedrich Wilhelm für einen Ausbruch des Gefühls halten mochte, denn er lächelte sehr freundlich und sagte:

„Schon gut — freue mich Seiner Anhänglichkeit — gehe Er, Grumbkow. Gott befohlen."

Der Minister ließ sich das nicht zum zweiten Male sagen. Er fühlte, wie eine drückende Schwüle im Zimmer entstand, die sich auf seine Brust legte, es war ihm, als sinke die Wand auf ihn nieder — und einige Worte stammelnd verließ er das Zimmer. Draußen holte er Athem und blieb stehen, um seinen Gedanken eine kurze Audienz zu geben.

„Es ist Gefahr im Anzuge," lispelte er. „Aber wie — woher kommt sie? ist es nicht eine ganz gewöhnliche Sache, daß Residenten in fremden Ländern oft eine Wahrnehmung mittheilen, die an sich ganz unbedeutend ist? — und doch gerade jetzt ist Bonnet von Mißtrauen erfüllt — und der König? Nein, Nein! Er ahnt nichts, er war so unbefangen, er reichte mir so vertrauensvoll die Hand."

Grumbkow schlug sich an seine Stirn. „Es ist schändlich," murmelte er, „ja — ich muß mich verdammen, ich hätte meine Hand nie dazu leihen sollen — nie. Ein so biedrer Mann, wie dieser König Friedrich Wilhelm — der von solcher Intrigue keine Ahnung hat, und ich muß ihn hintergehen helfen? — muß ich? ja — ja, leider. Ich kann nicht zurück, ich stecke zu tief in den Schlingen der fürstlichen Weber, die ihre Netze gezogen haben, ohne mich selbst zu opfern kann ich nicht heraus — das ist der Fluch dieser abscheulichen Politik, welche von Ludwig und dem Jakob Stuart auf uns gekommen ist, daß jeder, der ihr nur einen Finger reicht, Mitschuldiger bleibt, so überhäuft von Schmach, so verwickelt in gefahrbringende Unternehmungen, daß die Rückkehr unmöglich wird."

Grumbkow lief fast die Galerie entlang, als seien die Dämonen der Vergeltung schon hinter ihm. Am Ausgange, im letzten Zimmer vor der Treppe fiel sein Blick auf ein lebensgroßes Bild des Ministers Louvois.

„Und haben diese Leute anders gehandelt?" sagte er sich selbst beschwichtigend, „hat der Mann nicht heute einen großen Namen in der Geschichte, der um eines kleinen Staatsgeschäftes willen, um eine Woche lang ohne Einsprache des Königs befehlen zu können, jahrelange Kriege entzündete, tausende in den Tod hetzte? — es ist albern, in der Politik von Moral sprechen zu wollen. Gehen wir vorwärts, da wir nicht zurückönnen. Ein Sieg ist erfochten: diese Königin und ihre Vertraute sind gelähmt vor der Hand. Das Testament hat für mich nur noch Werth, wenn ich erfahren kann, wie der König meine Person bedachte. Zeit habe ich jetzt dazu. Der Traktat zu Wien bleibt Geheimniß, und so lange er es bleibt, kann niemand uns etwas anhaben. Kommt das Wetter heraus — nun, wer weiß? dieses Land Preußen ist so wunderbar stark, daß es am Ende Kaiser und Reich abwehren kann. So lange Friedrich Wilhelm jenes Complott nicht ahnt, kann ich sicher und ruhig schlafen."

Grumbkow war mit diesen Gedanken beschäftigt die Schloßtreppe hinabgestiegen. Gerade jetzt fuhr ein schwerfälliger Wagen durch das Portal. Er hielt an der Wendeltreppe und heraus stieg ein hoch gewachsener Mann im schwarzen Talar, mit sorgfältig frisirter Perrücke. Er hielt ein Buch in der Hand.

„Ist es nicht der Hofprediger Jablonski?" sagte Grumbkow zu einem Diener, welcher die Treppe heraufkam.

„Zu Befehl, Excellenz. Der Hochwürdige fehlte heute beim Empfange."

Jablonski stieg die Wendeltreppe hinan. Grumbkow ging zu seinem Wagen.

Der König hatte sich bei der Unterhaltung mit dem Minister mehr erregt, als dieser zu bemerken im Stande war. Obgleich die seit einiger Zeit vernachlässigte Geschichte des Staates die Gedanken des Königs erfüllten, unterließ er dennoch nicht, sein Augenmerk auf die kleinlichen Händel zu richten, welche innerhalb seines Hauses vorfielen. Mit dem Gedanken an die Depeschen Bonnets, an die Offerten des Zaren, der ihm für etwaige kriegerische Verwickelungen mit Sachsen oder Pommern militärische Hilfe zugesagt hatte, mit der Erinnerung an die Warnungen des Dessauers vor der Politik



Der Alterthümler auf dem Lande. Nach dem Gemälde von Richard Sohn.

der deutschen Höfe, an deren Treulosigkeit des Königs redlicher Sinn trotz aller kleinen Anzeichen noch immer nicht glauben wollte — mit diesem allen kreuzten sich die Zänkereien Grumbkows und der Blaspiel. Neben dem Allianztractat des Zaren stand die Figur des Notars Job, und der König ärgerte sich gerade so sehr über den Spektakel in der Roßstraße, wie ihn eine dreiste Note von Sachsen oder sonstwoher verdroß.

Er ging sogleich, nachdem er sich eine bequemere Uniform angezogen hatte, in das Speisezimmer. Es war dies derselbe Raum, in welchem ehemals der große Kurfürst seinen Officieren Audienz gegeben hatte. Friedrich der Erste hatte ihn sehr reich verzieren lassen. Mit den Zierrathen des Gemaches standen die Möbel im Widerspruch, deren sich der König bei seiner Familientafel bediente. Es befand sich in der Mitte des Zimmers ein großer, auf gedrechten Füßen ruhender Tisch, diesen Tisch umstanden acht hochlehnige Stühle, welche mit einfachen Lederüberzügen versehen waren. Auf dem sehr feinen, blendendweißen Tischtuche waren die Couverts servirt, freilich hatte hier ganz treffliches Silbergeräth seinen Platz gefunden, aber die schweren Stuckaturarbeiten an den Wänden und an der Decke des Gemaches, mit ihren Vergoldungen und Schnörkeln, das mächtige, reich verzierte Täfelwerk ließ die bescheidene Tafel verschwinden, und die al Fresco gemalten Gestalten der mythologischen Helden, Götter und Nymphen, welche am Plafond prangten, schienen halb mitleidig herabzulächeln, wenn sie auf den altväterischen Tisch niedersahen, sie — die goldene Kannen und Humpen, die die auserlesensten Gerichte, die feinste Gesellschaft erblickt hatten in den pomphaften Zeiten Friedrichs des Ersten.

Der König war kaum in das Zimmer getreten, als auch schon die Königin, die Markgräfin von Schwedt, Frau von Blaspiel und der General Derschau eintraten. Alsdann folgten Frau von Rocoule, die Erzieherin des Kronprinzen, und die Generale Finkenstein und Kalkstein. Der König winkte mit der Hand. Die Lakaien traten heran, dann betete der König und gab Befehl Platz zu nehmen. Er sprach kein Wort, sondern blickte, ohne zu reden, auf seinen Teller. Es wagte deshalb auch niemand die Unterhaltung zu eröffnen. Frau von Blaspiel, welche neben der Königin saß, versuchte dieser einige Worte zuzuflüstern.

„Was sprechen Sie da?" fuhr der König auf.

„Majestät," sagte die Blaspiel verlegen, „ich wollte Ihre Majestät die Königin nur fragen, ob ich das Salzfaß herüberlangen solle."

„Salzfaß? ja — ja Sie verstehen zu salzen," sagte der König mit einem Anfluge von boshaftem Humor.

„Grumbkow hat ihn glücklich bearbeitet," flüsterte die Königin.

„Ich verstehe Eure Majestät nicht ganz," fuhr die Blaspiel fort, „dieses Gleichniß von dem Salzen — —"

„Will sagen: daß Sie es verstehen, ganz unbedeutende und nichtssagende Dinge ins Ungeheure zu vergrößern, oder, um bei meinem Gleichnisse zu bleiben, daß Sie vermögen, nüchterne Geschichte durch das Salz schmackhaft zu machen, welches ich Uebertreibung nenne, mit einem Worte: daß Sie gerne flunkern."

Frau von Blaspiel ließ den Löffel fallen.

„Majestät," sagte sie mit leichten Thränen in den Augen, „es ist stark, wenn mir so etwas an Ihrem Tische gesagt wird. Ich merke wohl, wer mir diesen Dienst erwiesen hat."

„Soll ich etwa nicht jeden anhören? wie? es ist doch zu toll, wenn man gleich aus einem Scherz den bittersten Ernst macht."

„Demnach, Majestät, wäre also die Aussage der Blaspiel von dem Betreffenden für unwahr erklärt worden?" fragte die Königin.

„Gerade nicht für unwahr, aber für übertrieben, und es hat so den Anschein, als wenn die Damen — ich bitte es nicht übel zu deuten — als wenn die Damen eben nicht sehr wählerisch mit ihren Behauptungen sind. Man kann leicht jemandem etwas aufreden, ohne zu bedenken, daß die Leute, welche heute Meldungen aus Brandenburg durch junge Officiers empfangen, oder die mit dem tollen Advocaten Job zum Fenster hinausschauen und bei Manteuffel Kaffee trinken, doch vielleicht eher Anlaß zu Redereien geben, als jemand, der sich einen dummen Witz erlaubt, wenn er von Spioniererein redet."

Die Gäste blickten einander erstaunt an, sie verstanden diese Anspielungen nicht — nur Sophie Dorothea und die Blaspiel zeigten die Miene äußerster Niedergeschlagenheit, sie vermochten nicht zu antworten und mußten daher dem General Finkenstein sehr erkenntlich sein, der, wohl merkend, daß hinter den Reden des Königs ein besonderes Ereigniß verborgen liege, sie aus der Verlegenheit zog, indem er schnell fragte: „Job? — derselbe, der den Tod eines Postsecretärs prophezeite?"

„Derselbe, ein ganz absonderlicher Kerl. Ich höre alle Augenblicke von ihm, und es geht nun der Scandal schon weiter."

„Wie so, Majestät?" fragte Finkenstein.

Der König, der gern erzählte, wurde auf diese Weise von der Angelegenheit der Blaspiel abgezogen. Er fuhr fort:

„Habe heute früh die Rapporte erhalten, da hat der Pastor Lysius von der Georgenkirche über die Gottlosigkeit solcher Prophezeihungen gepredigt, und der Job hat eine Antwort darauf drucken lassen. Es ist dabei aber nicht geblieben, sondern Lysius hat den Notarius aufgefordert, er möge einen Beweis seiner Seherkraft geben, das könne leicht geschehen, denn gerade jetzt seien in Rom die Kardinäle versammelt, um einen neuen Pabst zu wählen, und wenn Job alles weissagen könne, so solle er doch angeben: Wer von den Kardinälen zum Pabst erwählt würde."

„Und wie hat der Notar geantwortet?" fragte Finkenstein.

„Das ist ein Sappermenter," lachte der König. „Er hat sich gut 'rausgewickelt. Er hat dem Lysius geantwortet: das wolle er ihm sagen, aber es sei nothwendig, daß Lysius ihm genau Tag, Stunde und Minute der Geburt aller im Conclave versammelten Kardinäle angebe. Dies hat nun freilich der unglückliche Lysius nicht vermocht, und daher hat der Notarius den Sieg behalten."

Da der König selbst lachte, erlaubten sich auch die Anwesenden den Triumph des Advocaten über einen Geistlichen zu belächeln.

„Ich werde mit Jablonski reden," fuhr der König fort, „daß die Streiterei nicht Ueberhand nehme. Es muß gesteuert werden. Ich hätte es heute schon gethan — aber sonderbarer Weise war der Hofprediger heute nicht bei dem Empfange."

Frau von Blaspiel horchte auf.

„Nun, Majestät," sagte Derschau, „wegen dieser Sache werden dem Notarius doch wohl keine Unannehmlichkeiten entstehen. Er hat sich geschickt, wie es sein Metier ist, herausgezogen."

„Weiß ich wohl. Ich habe auch den Notar in Schutz genommen, als sie ihn wegen seiner Seherei nicht im Collegio dulden wollten. Gerade da gehört er hin. Soll da bleiben. Aber ich will nicht, daß er auf andere Weise Allotria treibt, denn es gehen da im Hause lauter verrückte Geschichten vor. Meine Officiere lassen sich den Kopf von der Advocatentochter verdrehen, unsere Damen vom Hofe laufen hin, um sich weissagen zu lassen."

„Ah!" rief die Blaspiel, „das soll auf mich gehen?"

„Ja. Und das gibt ein Aergerniß."

„Ich bin Pathe der Tochter des Notarius, der mir und meinem Gatten redlich in einem Rechtsstreit beistand."

„So — so —!" brummte der König ungehalten und ergriff die vor ihm stehende Flasche, um sich einzuschenken.

Die hierdurch entstehende Pause benutzte Abt, der zweite Kammerdiener, um an des Königs Sessel zu treten.

„Was willst Du?" fragte der König.

„Majestät halten zu Gnaden — aber ich weiß, daß Sie den Herrn Rath und Senior Jablonski immer empfangen, nun ist —"

„Nun, was ist mit ihm?"

„Er ist schon seit Beginn der Tafel im Sprechzimmer, weil er Majestät begrüßen will — ich wagte es nicht zu sagen."

„Das ist sehr dumm," rief der König, „das hättest Du gleich melden sollen. Jablonski hätte mit uns speisen können."

Er erhob sich. Des Königs Achtung vor dem Predigerstande war so groß, daß er jede andere Beschäftigung, höchstens die Parade oder militärische Geschäfte ausgenommen, bei Seite schob, wenn es sich um theologische Dinge handelte.

„Ich werde Jablonski hierher bringen," sagte er. „Abt, lege noch einen Teller auf. Frau von Blaspiel, heute nichts mehr von Job, dem Notar. Ich weiß, daß Sie auch zu Jablonski gehen — das wiegt die Besuche bei dem Advocaten auf."

Die Blaspiel fuhr erschrocken zusammen.

„Der Advocat ist so schlimm nicht, Majestät," sagte sie heiter. „Majestät können auch seine Kunst einmal probiren. Vielleicht weiß er Ihnen manches zu sagen, das von Nutzen sein möchte."

„Wenn's sein soll, so werde ich den Hokuspokus schon einmal

mitmachen. Einige Minuten Geduld, meine Herren und Damen. Ich habe nur den Hofprediger."

Er ging hinaus. Die Zurückgebliebenen begannen sofort ein sehr lebhaftes Gespräch über die Vorfälle in der Roßstraße, und Frau von Blaspiel wurde mit Fragen bestürmt. Sie schien jedoch trotz des guten Ausganges, den die Unterhaltung mit dem Könige genommen, sehr befangen — fast zerstreut. Die Blicke häufig auf die Ausgangsthür geheftet, antwortete sie nur in abgerissenen Sätzen, es war augenscheinlich eine Sache von Wichtigkeit, welche die Dame beunruhigte.

Die Königin dagegen war eifrig bemüht, jede Spur von Befangenheit, welche des Königs alte Laune bei Beginn der Tafel erregt hatte, zu verwischen. Sie scherzte über den Advocaten und ging sogar so weit, die Anwesenheit Dumoulins in Berlin bei der Blaspiel in den Bereich ihrer Späße zu ziehen. Darüber verging Minute auf Minute, der König kam nicht wieder. Plötzlich erschien Abt und verkündete:

„Seine Majestät lassen bitten, die Herrschaften möchten ohne ihn weiter speisen. Seine Majestät sind durch einen wichtigen Vortrag über kirchliche Gegenstände dergestalt in Anspruch genommen, daß Sie möglicher Weise erst in einer Stunde zurückkehren."

Die Gäste mochten über das Fortbleiben des Königs nicht ganz ungehalten sein, denn der König war heute offenbar verstimmt, daher leicht zu Ausfällen geneigt, wenn er auch besserer Laune wurde. Die Königin fragte aber leise:

„Was mag nur vorgehen? es muß ein ganz absonderliches Ereigniß sein, das den König von seinem Familientische zurückhält!"

„Ich weiß es nicht, Majestät," antwortete eben so leise die Blaspiel, setzte aber für sich hinzu: „Es ist bereits geschehen — die Würfel sind gefallen."

„Das Document hast Du doch gut verwahrt?" fragte die Königin flüsternd und wie von einer Ahnung ergriffen.

„Vollkommen sicher," antwortete die Blaspiel mit fester Stimme.

(Fortsetzung folgt.)

Der Alterthümler.

(Zu dem Bilde auf S. 309.)

Es gibt eine Klasse von Menschen, welche für die Schönheiten der Natur nur selten Empfänglichkeit zeigt. Sie finden häufig eine Gegend nur anziehend, wenn darin ein altes, halb oder ganz verfallenes Raubschloß steht, dessen Giebel noch mit Verzierungen von anno so und so her geschmückt sind, auf dessen Thürmen sich einige verrostete Wetterfahnen drehen, und über dessen Thorbogen ein Wappen in Stein gehauen prangt, das seine Stechhelme und Lambrequins den Sperlingen zum Bau für ihre Nester hergeben mußte. Die Stille und Erhabenheit eines Waldes ist für jene Leute nur dann einladend, wenn sich an irgend einer Stelle altes Gemäuer findet, und in die schönen Dörfer, in die Häuser daselbst wandern sie nur, weil sie dort Schätze vermuthen, welchen sie eifrig Jahre lang nachgespürt haben. Diese Klasse von Menschen sind: die *Sammler* — die *Antiquitätenjäger*.

Der echte Sammler, der Alterthümler speichert seine Schätze in dunklen, höhlengleichen Räumen am liebsten auf. Er flieht die belebten und glänzenden Stadttheile — er flieht sie, und verschwindet allmählich in einer engen, dunklen Gasse, deren Häuser noch aus alter Zeit herstammen, wo die Scheiben der Fenster blind sind und wo höchstens am Ein- und Ausgange eine Laterne ihr zweifelhaftes Licht verbreitet. *Hier* ist des Sammlers Terrain. *Hier* fühlt er sich wohl. Er scheut nicht das Dunkel spelunkenartiger Hausflure, durch welche man gehen muß, indem man mit den Händen die Wand entlang fühlt — er achtet nicht der knarrenden Treppen, welche mittels eines Seiles erklommen werden, ihn schrecken nicht die absonderlichen Gerüche oder die nicht minder seltsamen Gestalten von Frauen, Männern und Kindern — o nein — für den Sammler gibt es kein Schreckmittel, er hat gehört: daß hier bei diesem Trödler ein Waffenstück — ein seltener Foliant — ein Schnitzwerk zu finden sein solle — oder, daß bei dieser und jener heruntergekommenen Familie noch einige Dutzend seltner Porzellanfiguren, verschiedene Bijouterien aus guten Tagen, oder wohl gar — Gemälde!! verblieben sind; und, nun hält ihn nichts mehr zurück.

Schon früh am Morgen ist der Sammler auf den Beinen. Diejenigen Exemplare dieser Gattung, welche einer schon älteren Generation angehören, zeigen auch ganz absonderliche Kleidertracht. Sie haben im Schnitte ihrer Röcke, ihrer Beinkleider — in der Form ihrer Stiefel noch die Umrisse beibehalten, die ihre Eltern für schön und passend hielten. Wie könnte auch ein Sammler — ein Freund der Antiquitäten sich mit der modernen Tracht einverstanden erklären? freilich gibt es ja genug großartige Sammler — Galerie und Cabinetsinhaber, diese fahren in eleganten Equipagen, in schöner Toilette umher, aber sie kaufen vornehm die Schätze durch ihre „Agenten" — sie geben Aufträge an die „Auctionscommissarien" und „Taxatoren". Für das Erworbene rollen Louisd'ors auf den Tisch und in den Beutel der Commissionäre. Der *echte* Sammler, der, welcher überall umherkriecht und für wenig Geld ein werthvolles, aus dem Staube hervorgezognes Stück ersteht, sieht höchst unscheinbar aus. Er hat ganz das Ansehen eines Mannes aus vergangener Zeit — einer Motte — eines Bücherwurms — kurz eines jener Geschöpfe, welche Mephistopheles aus Faustens Pelz schüttelt. Der Sammler *darf* nicht in glänzender Toilette erscheinen; das verbietet ihm schon die Klugheit. Denn der Besitzer einer Seltenheit muß bei dem Suchenden keinen Reichthum vermuthen, weil er sonst den Preis des Schatzes steigert.

Angethan also mit seinem schäbigen Rocke, den kurzen Beinkleidern, den unmodernen Stiefeln und dem schrecklich gesoemten, hohen Hute; ein altmodisches Halstuch, hinter welchem „Vatermörder" hervorschauen, umgewürgt, tritt der Alterthümler seine Wanderung an. In seinen Taschen ruht die wohlgefüllte Börse. Blankes Geld reizt oft zum schnellen Verkauf einer Sache, die häufig fast gar keinen materiellen Werth hat. Die Börse — ein modernes „Portemonnaie" trägt der Sammler nicht — birgt auch ein Stücklein Blei zum Prüfen der Edelsteine. In der andern Tasche hat der Sammler eine Loupe; eine Lorgnette oder „Pineenez" hängt von seinem Halse herab. In der Hand trägt er einen baumwollenen Regenschirm, selbst wenn es beim Ausgehen noch so schönes Wetter ist — er könnte Kupferstiche oder Bücher kaufen und beim Nachhausetragen dieser kostbaren Errungenschaften könnte es regnen — sie könnten naß werden — schrecklicher Gedanke! Geht es über Land, dann trägt der Sammler eine Ledertasche, über die Schulter gehängt, in welcher auch einige Wischtücher, ein Schwämmchen, ein Fläschchen voll Oel und eine Schachtel mit Schmirgel, sowie etwas Sandpapier stecken. Alles Vorrichtungen zum flüchtigen Reinigen dieses oder jenes Schatzes. Sp ausgerüstet für den „Fang" schreitet er in die Häuser, wo die Beute seiner harrt.

Die Arten der Sammler sind natürlich je nach den Liebhabereien verschieden. Die *Bücherfreunde* findet man am häufigsten, d. h., sie sind am meisten *sichtbar*. In jeder leidlich großen Stadt erblickt man jene plumpen, mit alten, vergilbten Büchern bedeckten Tische auf dunklen Hausfluren oder in Durchgängen. In den Büchern stecken Zettel mit den Preisen — daneben sitzt der *Antiquar* in seinem Stuhle. Vor diesen Tischen stehen die Sammler; sie lesen trotz des Zugwindes, der über den Flur oder Durchgang streicht. Welch ein Glück, wenn sich ein Elzevir hieher verirrt, oder sonst wohl gar eine Incunabel gefunden wird, von welcher der ungebildete Geschäftsinhaber keine Ahnung hat. Findet der Sammler hier keine Beute, dann kehrt er in die großen Gewölbe ein. Er ist hier wie dort bekannt. Der Besitzer läßt ihn stundenlang in den hochaufgespeicherten Schätzen der Buchdruckerkunst oder der Literatur überhaupt wühlen. Der Büchersammler ist meist ein alter Rentier, ein ausgedienter Professor, ein unmodisch gewordener Gelehrter — Leute, die allerdings Geschmack und Kenntniß, aber nicht immer Geld genug haben. Da suchen sie denn, ob ihnen der Zufall nicht eine Perle in den Schoß wirft, die aus dem Düngerhaufen schlechter und werthloser Schmöker aufgestöbert wird. Diese Species der Sammler hat immer Beispiele genug zur Hand, wenn man ihre Anstrengungen etwa bemitleidet. Sie lächeln mitleidig über den Zweifler. „Wissen Sie nicht," sagt der Bemitleidete geringschätzig den Skeptiker anschauend, „wissen Sie nicht, daß Herr A. im vergangenen Jahre

einen Elzevir für zwei Groschen gekauft hat? ist Ihnen unbekannt, daß B. eine Bibel von 1590 für zehn Silbergroschen kaufte, auf deren Titel die Widmung des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz an seine Gattin von des Kurfürsten eigner Hand geschrieben war?"

Alles richtig. Oft genug finden sich freilich solche Schätze nicht, aber — sie finden sich; und der glückliche Alterthümler oder Bücherwurm, Herr Latour in Paris, war zwei Tage lang vor Entzücken krank, als er bei einem Trödler ein Buch: Die Nachfolge Christi von Thomas a Kempis für 75 Centimes gekauft hatte. Es war aber auch ein großer Schatz, denn es war dasselbe Exemplar, welches Rousseau einst von seinem Freunde Düpeyron entlieh, und welches er ihm zurücksendete, geschmückt mit seinem Namenszuge, einer kurzen Widmung und eine Seite bezeichnet mit Immergrünblättern, welche Rousseau während des Lesens in den Laubgängen von Charmettes gepflückt hatte. Die Zweiglein lagen noch darin.

Die Bücher nicht nur ihrem Inhalte nach, sondern auch die Einbände sind entscheidend für den Sammler. Ein schön gebundenes Buch — Schweinsleder oder Franzband — diese Bezeichnung stammt, wie vielleicht nicht jedem bekannt ist, von Franz I von Frankreich her, der seine Bücher so prächtig einbinden ließ, daß diese Art des Einbandes heute noch seinen Namen trägt — ist immer eine Art von Schatz. Ein in Gold gepeeßter Namenszug, ein Beweis, daß das Exemplar aus vee Sammlung eines berühmten Mannes stammt, wird als hohe Prise mitgenommen. F R mit der Krone darüber — ein „Friedericus Rex" ist ein großer Treffer für gewisse Sammler und es finden sich deren genug, die Bücher mit eingepreßten Familienwappen sammeln — andere haben keinen Werth für sie. Es gab ehemals in der That Prachtbibliotheken, und die Familien zierten ihre Bücher mit den Wappen und Namenszügen — es gehörten solche Werke zum Hausschatze und Inventar. Daher greift der Sammler begierig danach und er geht, wenn er einen Fang gethan hat, beglückt nach Hause — ist er auch zugleich Autographensammler und hat er auf diesem Felde einen Sieg errungen, dann ist der Tag ein doppelt glorreicher.

Der Alterthümler, der in Waffen „macht", ist ein ebenso eifriger Wandrer. Ee stöbert in den Trödelläden, in den Ghettos der kleineren und größeren Städte umher, wo er sich erst zu dem eigentlichen Wohnsitze durch eine Reihe alter Kleider, zerrissener Stiefel nud beulenbedeckter Küchengeräthe drängen muß. Endlich trifft er auf den Besitzer des Geschäftes, der ganz dem isolirten Stadtnieetel entspricht, das ihm zur Wohnung bestimmt wurde. Jene langen unbegreiflichen Röcke, die wir gewöhnlich nur noch bei den polnischen Wanderjuden erblicken, finden sich hier wieder häufig genug vor. Der Trödler ist mit der ungeheuren Nase begabt, die fast burlesk genannt werden kann. Ist der Sammler ein Bekannter, dann wird er gleich mit den Worten empfangen: „Herr X., heut habe ich was für Ihnen — ein seltenes Stück."

Es ist merkwürdig, daß die Nachkommen eines Geschlechtes, welches die Makkabäerkämpfe schlug, heute noch gern mit Waffen handeln, obwohl man ihnen im allgemeinen den Vorwurf der Wagehalsigkeit und der Tollkühnheit nicht machen kann. Trödler dieser Art haben stets „Etwas Ausgezeichnetes" auf dem Lager, wenn nicht darnach gefragt wird. Läßt aber ein unglücklicher Sammler sich verleiten, zu fragen: „Ein Helm dieser oder jener Art ist wohl gar nicht zu bekommen?" dann ist er verloren — verloren heißt hier: er wird ungeheuer geschröpft, wenn er ein sogenannter verbissener Liebhaber ist, der auf ein Stück „brennt". Der Trödler zieht bedauernd die Achsel — er weiß, daß der Sammler ein solches Stück sucht, daß er es gern theuer bezahlt. „Ja lieber Himmel," sagt der Trödler, „woher soll man das holen? diese Helme sind so selten — ich habe vor drei Wochen einen verkauft — indessen, ich will sehen."

Bei dieser Gelegenheit holt er aus seinen Spinden und aus vermoderten Winkeln allerlei Waffenstücke hervor; sie sind sehr — sehr schmutzig, aber für den Sammler gibt es keinen Schmutz, wenn es sich um den Besitz eines interessanten Exemplars handelt. Er nimmt sein Sandpapier — das Wischtuch und beginnt zu reinigen, prüft die Fabrikzeichen und wird dann wohl handelseinig. Wenn er weggeht — dann erinnert er noch an den Helm.

„Ich werde alles aufbieten, um das Stück zu kriegen," sagt der Trödler, und wenn der Alterthumsfreund fort ist, klettert der Sohn Israels auf den Boden, wo in wüstem Durcheinander tausenderlei Gerümpel liegt, da sucht er das gewünschte Stück heraus. Er hat es längst da oben liegen und hat nur gewartet, daß der Sammler es einmal verlangen soll. Kommt dieser wieder in die Trödelhöhle, so tritt der Hakennasige ihm mit triumphirender Miene entgegen: „Ich habe ihn," sagt er; „ich habe ihn mit großer Mühe abgejagt." Der Helm wird sehr theuer für den Sammlee, aber dieser ist doch zufrieden — er hat das lang ersehnte Stück.

Vor den Anfällen der Sammler sind weder Städter noch Landleute sicher. Hat er durch einen Krugwirth — gewöhnlich sind diese die Berichterstatter — oder durch Fuhrleute vernommen, daß bei dem Holzbauer da „unten im Dorfe" allerlei seltsames Gerümpel stehe, so richtet er den Marsch dahin. Die Familie nimmt den einfachen und freundlichen alten Herrn sehr harmlos auf. Anfangs dreht sich die Unterhaltung um gleichgültige Dinge, endlich beginnen die dreist gewordenen Kinder des Wanderers Tasche und die Rolle, welche im Hute steht, zu untersuchen.

„Was der tausend," sagt der Bauer, „was sind das für alte Scharteken?" — „O, ich kaufe gern so was," entgegnet der Sammler gleichgültig.

„Wetter! Wir haben auch noch so allerlei."

„Ist's möglich? zeigt doch ein Mal."

„He da, Kathi und Lenerl — holt doch ein Mal das alte Muttergottesbild von oben herunter — die Bibel und den großen Topf."

Der Sammler setzt sich zurecht, holt ein Wischtuch und nimmt den Pincenez auf die Nase. Nun kommen Bild und Topf und Bibel. Unterdessen hat sich schon die Nachricht verbreitet: daß ein fremder Herr da sei, der altes Zeug kaufen wolle. Der Sammler prüft das Bild sorgfältig — halb lächelnd, halb fragend ruhen die Blicke der umstehenden Familie auf ihm.

Der Hausherr denkt: „Ich bin doch neugierig, ob wirklich was daran ist." Die Kinder wissen sich nicht Rechenschaft zu geben — die Frauen sehen den „dummen alten Herrn" mit leichtem Hohnlächeln an, der für altes Gerümpel Geld geben will — hinten an der Thür aber erscheint die Großmutter. Sie hat von dem Eindringlinge gehört, der die alten lieben Erinnerungen abkaufen, entführen will. Hat der Sammler wirklich etwas Gutes gefunden, so mag er nur den Handel abschließen, ehe die Alte dazwischen fährt, denn sie wird die Sachen nicht fortlassen, die mit ihr grau geworden sind.

Das ist der Moment, den Sohns Gemälde trefflich darstellt. Der Sammler scheint wirklich einen Fang gemacht zu haben — das Bild und die alte Scharteke dort unten lohnen allein den Ausflug, und der Holzbauer hat wohl keine Ahnung, welche Schätze er besaß und wie gering die Summe ist, die nun dafür in seine Tasche fällt.

Von reichen Funden, der Entdeckung großer Meisterwerke, über deren Farben die Zeit ihren grauen Schleier zog, ist schon vielfach berichtet; einer der merkwürdigsten Fälle dieser Art ereignete sich in London. Der berüchtigte Spitzbube Jack Sheppard war von Tornhill gemalt worden, und sein Porträt zierte das Zimmer einer Diebskneipe, in der Englands großer Räuber oftmals verkehrte. Der Advocat Merinall, ein Sammler, erstand es von dem Wirth für 79 Guineen (etwa 700 Thlr.). Hocherfreut brachte Merivall dieses theure Stück in sein Haus und untersuchte es, als sich plötzlich hinten, am Rahmen eine Federklappe öffnete und dem erstaunten Käufer ein großer Vorrath von Banknoten, Goldstücken und Handschriften in die Hände fiel. Sheppard hatte sich für bessere Zeiten offenbar diesen Versteck seines Geldes angefertigt, war aber darüber verurtheilt und gehängt worden. Das Bild war vielleicht zwanzigfach bezahlt. Der Wirth strengte gegen Merivall einen Proceß an, den er jedoch verlor. Merivall bewahrte die Schriften — das Geld übermachte er einem Krankenhause.

Der Sammler ist nun freilich nicht immer so glücklich — auch werden ihm oft bittere Enttäuschungen bereitet. Hat er aber einen leidlichen Fang gemacht, dann ist er ein wirklich glücklicher Mensch. Frohlockend kehrt er aus dem Bauernhause in die Stadt zurück — wie der Fuchs schleicht er in seine Wohnung, wo die Schätze alle aufgespeichert sind — in Räumen, welche dem Eindringling nur selten sich erschließen. Hier wird der neuerworbene Schatz aufgestellt, bei dem Dampf des Tabaks, der einer Pfeife entquillt, welche einst dem alten Dessauer oder sonst welcher Kriegsgurgel angehörte, wird das Bild behaglich gemustert, bis die Nacht den Sammler von seinem Schatze trennt. Er wirft sich glücklich aufs Lager und schlummert ein, während fünf bis sechs alte Roccocouhren klingend und singend Mitternacht verkünden.

G. H.

Ein praktischer Beitrag zur Lösung der Arbeiterfrage.

Unter den socialen Fragen unserer Zeit nimmt die Arbeiterfrage ohne allen Zweifel den bedeutendsten Platz ein. So wenig gefährlich auch die ganze Bewegung zu sein scheint, wenn man sie nur nach gewissen Verhandlungen einiger Arbeiterversammlungen beurtheilt: so ernst und drohend tritt sie uns doch entgegen, wenn wir sie in ihrem innersten Kerne ins Auge fassen. Da tritt sie uns entgegen als das Ergebniß einer tiefen Störung und Zerrüttung der Verhältnisse zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, als ein dunkel grollender, die ganze Gesellschaft gefährdender, theils geheimer, theils schon offen hervorgebrochener Kampf zwischen Capital und Arbeit und deren beiden Vertretern. Die immer häufiger werdenden Strikes der Arbeiter zeugen von dem bereits ausgebrochenen socialen Kriege, der fast ein permanentr, nur durch Waffenstillstände kürzer oder länger unterbrochener, geworden ist.

Es ist unsern Lesern — auch aus manchen Aufsätzen des Daheim — bekannt, welche Versuche zur Lösung dieser schwierigen Probleme durch Cooperativbestrebungen der Arbeiter (vornehmlich in Rochdale*) durch die Initiative der Fabrikherren (besonders in Mühlhausen**) 2c. 2c. gemacht worden sind; es ist bekannt, wie bald „Selbsthilfe", bald „Staatshilfe" auf den Bannern der Parteiführer der Arbeiterfrage zu lesen ist, wie abwechselnd Consumvereine und Staatsarbeiterwerkstätten als die Panacee für alle Leiden der arbeitenden Klassen angepriesen werden. Doch wir gedenken heute nicht näher auf die Beleuchtung dieses wichtigen Gegenstandes einzugehen. Wir werden darauf später zurückkommen. Für dieses Mal wollten wir nur den im vorigen Herbste vor hunderten von Zuhörern gesprochenen, markvollen, nach rechts und links gleicherweise freimüthigen Worten einrs Mannes der Praxis eine noch größere Publicität geben, als sie bisher erlangt haben.

Im Herbste v. J. hatte nämlich der in Stuttgart tagende „Congreß für Innere Mission" die Arbeiterfrage auf sein Programm gesetzt, und ein bedeutender Nationalökonom, Professor Nasse aus Bonn hatte sie in einem lichtvollen und gedankenreichen Vortrage erschöpfend dargelegt. In der darauf folgenden Discussion fand derselbe eine praktische Beleuchtung durch die Rede eines der bedeutendsten Industriellen, des Commerzienrathes Quistorp aus Stettin. Derselbe begann mit Vorlesen eines für die Pariser Ausstellung von 1867 ausgearbeiteten Manuskriptes, an das er einige weitere Erörterungen anknüpfte. Wir gebrn seinen Vortrag mit geringen, durch den Raum bedingten Kürzungen hier wieder, als einen uns bedeutungsvoll erscheinenden Beitrag zur Lösung der Arbeiterfrage.

„Der leitende Grundsatz bei den von mir getroffenen Einrichtungen", begann Herr Quistorp, „ist von Anfang an der gewesen: das im allgemeinen ziemlich verkannte und namentlich in christlichen Kreisen mit großem Mißtrauen angesehene Fabrikwesen zu Ehren bringen zu helfen und den thatsächlichen Beweis zu führen, daß mit derartigen Unternehmungen christliche Zucht, Sitte, und Ordnung sich nicht nur sehr wohl vereinigen, sondern sogar wesentlich fördern lassen.

Die Geschäftsdevise meiner Fabriken lautet: „An Gottes Segen ist alles gelegen." Unter diese Devise sind alle von mir getroffenen Einrichtungen gestellt, und die Wahrheit dieses Wortes hat sich auch hier glänzend bewährt.

Um für meine Bestrebungen ein gutes Fundament zu legen und das hier vielfach hervortretende Uebel des geistigen, sittlichen und materiellen Verfalls der Arbeiterbevölkerung gleich bei der Wurzel anzugreifen, wurde schon ein Jahr nach Gründung der Cementfabrik in Wollin im J. 1857, eine tüchtige Schule eingerichtet, in der die Kinder derjenigen Beamten und Arbeiter, die sich dessen durch Treue, Fleiß und gute Führung würdig gezeigt, freien Unterricht erhalten. Dieselbe ist in den zwölf Jahren ihres Bestehens jetzt zu einer zweiklassigen Volksschule herangewachsen, in der in einem neuerbauten, zweckmäßig eingerichteten Schulhause ca. 150 Kinder von 6—15 Jahren, von zwei als tüchtig bewährten Lehrern unterrichtet werden.

Anfangs dieses Jahres sind mir auf meine Bitte von Kaiserswerth zwei Diakonissen gesandt, von denen die eine eine Kleinkinderlehrerin ist. Es wurden mir vielfache Bedenken entgegengehalten, ob es auch recht sei, den Müttern die Sorge auch für die kleinen Kinder abzunehmen, und ob diese Fürsorge doch am Ende nicht zu weit gehe. Es erschienen mir diese Bedenken im Anfang selbst berechtigt, und ich habe mich mehrere Jahre dadurch hinhalten lassen; nachdem ich aber an einer anderen Stelle bei der Errichtung einer Kleinkinderschule helfen durfte und dadurch den großen Segen einer solchen Einrichtung aus eigener Anschauung kennen lernte, habe ich mich nicht länger abhalten lassen, und ich darf sagen, ich habe gut daran gethan. Zunächst gibt es kein probateres Mittel, den Herzen der Eltern nahezukommen, als wenn man sich die Liebe der Kinder und namentlich der kleinen Kinder erwirbt. Und dann noch eine sehr praktische Seite: eine Mutter, die alle ihre Kinder, selbst die vom zweiten Jahre an, um 8 Uhr morgens sauber und glatt zur Schule schicken will, bei der muß es frühe Tag werden.

Die zweite Diakonissin, eine s. g. Gemeindepflegerin, besucht und pflegt die Kranken in ihren Häusern, nimmt sich namentlich der Wöchnerinnen liebevoll an, geht den Hausfrauen rathend und helfend zur Seite, gibt den erwachsenen Mädchen zweimal wöchentlich Handarbeitunterricht, und macht sich sonst überhaupt nützlich.

In Fällen besonders ansteckender Krankheiten sind in dem Hause der Diakonissen Vorkehrungen getroffen, daß die Kranken im eignen Kranken-, verbunden mit Badezimmer untergebracht werden können. Es ist auf diese Weise die Ansteckung aus den Häusern entfernt, und eine eingehendere bessere Pflege gesichert, als dies beim besten Willen in den zum Theil beschränkten Häuslichkeiten geschehen kann.

Durch die Errichtung eines Waisenhauses, welches für 25 Mädchen und ebensoviel Knaben Raum bietet, ist nicht nur den Kindern verstorbener Fabrikanten und Arbeiter eine sichere Zufluchtsstätte eröffnet, sondern es finden auch andere Waisen, namentlich von pommerschen Volksschullehrern, darin Aufnahme.

Ein großer Betsaal, in welchem für die Hausgenossen, wie für sämmtliche Fabrikangehörigen, soweit sie sich freiwillig dabei betheiligen, eine tägliche kurze Abendandacht von 10 bis 15 Minuten von dem Fabrikdirector oder dem ersten Lehrer gehalten wird, trennt das Waisenhaus in zwei Abtheilungen, deren eine von den Mädchen unter Aufsicht der Waisenmutter, der andere von den Knaben unter Aufsicht des zweiten Lehrers bewohnt wird. Es kommen in jeder Fabrik Fälle vor, wo der Fabrikbesitzer das Bedürfniß hat, seinen Leuten in corpore Auge in Auge entgegenzutreten. In solchen Fällen bin auch ich schon gewesen, wenn auch nicht oft. Ich pflege dann die Praxis zu befolgen, daß ich die Abendandacht selbst halte, nach deren Beendigung die Kinder und überflüssigen Zuhörer entferne, und nun mit meinen Leuten rückhaltlos offen spreche, event. vorgekommene Ungehörigkeiten ernst, aber in Liebe rüge, und ihnen das, was ich ihnen zu sagen habe, ans Herz lege; ich darf mit gutem Gewissen sagen, daß ich mich bei dieser Praxis bisher gut befunden habe. — In dem Betsaal hält zugleich ein Gesangverein, der aus dem Fabrikpersonal und den geeigneten Waisen- und Schulkindern gebildet ist, unter der sehr tüchtigen Leitung des ersten Lehrers, mit viel Lust und Freude seine Uebungsstunde und erhöhet durch passende Gesangvorträge nicht nur die Feier unserer Gemeinde-, Sonntags- und Festgottesdienste, sondern gibt auch sehr beliebte Anregung und Unterhaltung bei gemeinsamen Sommervergnügungen, die von Zeit zu Zeit in den benachbarten Wäldern oder an dem Ostseestrande veranstaltet werden, und trägt auf diese Weise nicht wenig dazu bei, daß die Leute je länger je mehr Geschmack finden an edlerem Gesang und ehrsamen Vergnügungen. Eine seit einigen Monaten in der Entwicklung begriffene, ebenfalls aus den Beamten und Arbeitern gebildete Blechmusik verfolgt wesentlich denselben Zweck wie der Gesangverein.

Zur Unterstützung an Fabrikbeamte und Arbeiter in Krankheits- und Sterbefällen ist eine Kranken-, Wittwen-, Sterbe- und Unterstützungskasse gegründet, die bei dem sehr günstigen Gesundheitszustande und bei der verhältnißmäßig geringen Sterblichkeit meiner Leute in stetem Wachsen begriffen ist, so daß der in pupillarisch sichern

*) S. Jahegang I Nr. 24. 25. **) S. Jahrgang I Nr. 15.

Papiere belegte Bestand sich jetzt schon auf ca. 5000 Thlr. beläuft. Der Nutzen und Segen dieser Kasse wird von allen Betheiligten gleich sehr erkannt und anerkannt, und hat sich schon in wiederholten Fällen als sehr wirksam erwiesen. Bei dem wachsenden Bestand der Kasse bin ich gewillt, die Anforderung an dieselbe vom nächsten Jahre an zu erhöhen, und namentlich auch die Wöchnerinnen der Arbeiter gleichfalls unterstützen zu lassen.

Bald nach Errichtung der Lebbiner Fabrik hatten sich in dem Dorfe Lebbin und in der Nachbarschaft mehrere Kramläden, verbunden mit dem üblichen Branntweinschanke etablirt, die nicht nur einen wesentlichen Theil des sauer erworbenen Arbeitslohns meiner Leute absorbirten, sondern dieselben auch durch den leidigen Branntweinschank auf alle Weise zur Schwelgerei und Liederlichkeit zu verleiten suchten.

Die Erkenntniß dieses Nothstandes brachte mich zu dem Entschlusse, durch Errichtung einer sogenannten Genossenschaftshandlung, verbunden mit Bäckerei, Schlächterei und Fleischwaarenhandlung, in unmittelbarer Nähe der Fabrik, den Leuten in reeller guter Waare, und zu möglichst billigen Preisen alles dasjenige zu bieten, was sie nothwendig zu ihrem Lebensunterhalte bedürfen, und ihnen statt des für Leib und Seele so verderblichen Branntweins ein kräftiges *Bier* zum Selbstkostenpreis zum Verkaufe zu stellen, den ganzen Ertrag dieses Geschäfts aber denjenigen meiner Leute wieder zu gute kommen zu lassen, die sich durch Einlage von mindestens 10 Thlr. freiwillig dabei betheiligen würden. — Im Jahre 1862 wurde zu diesem Zwecke an passender Stelle ein eigenes Haus gebaut, und im Mai 1863 das Geschäft nach Maßgabe eines besonders dazu entworfenen Statuts eingerichtet. Der Erfolg ist ein überaus erfreulicher gewesen. Der Geschäftsumsatz bleibt in fortwährendem Steigen, so daß vor 3 Jahren ein zweites, früheres Concurrentengeschäft, übernommen werden konnte, und das Guthaben der Geschäftstheilnehmer, mit 550 Thlr. in 1863 beginnend, sich jetzt bereits auf ca. 7—8000 Thlr. beläuft. Der Nettogewinn beträgt ca. 7 Procent des umgesetzten Capitals, der bei den ganz besonders günstigen Verhältnissen, unter denen die Einkäufe *stets* gegen Baarzahlung gemacht werden, als ein sehr bescheidener bezeichnet werden darf. Bei alledem konnten die Preise der Waaren wesentlich billiger gestellt werden, als in irgend einem anderen ähnlichen Geschäfte der Umgegend, weshalb auch der Zuspruch von Fremden ein ziemlich bedeutender geworden ist. Alle Waaren werden zu festen Preisen und *nur gegen Baarzahlung* verkauft, was unverkennbar einen wohlthätigen Einfluß übt auf die Ordnung in den einzelnen Haushaltungen; denn *das leichte Borgen verleitet gar sehr zu unnöthigen Ausgaben.* Durch die bequeme Gelegenheit, in nächster Nähe gute Waaren zu beziehen, werden die Leute abgehalten, nicht, wie dies leider an so vielen Orten der Fall ist, Sonntags anstatt in die Kirche in die Stadt zu wandern, um dort ihre nöthigen Bedürfnisse einzukaufen, wodurch der Sonntag so leicht zum Sündentag wird.

In einem neben dem Verkaufslokale befindlichen Lesezimmer wird den Arbeitern durch gute Lectüre Gelegenheit geboten, neben der Erholung Belehrung und Unterhaltung zu finden, die auch in ähnlicher Weise durch eine von dem 1. Lehrer verwaltete Bibliothek geboten wird. In dieser Bibliothek habe ich *vorzugsweise* auf die *Unterhaltung*, weniger auf die *Erbauung* Rücksicht genommen, und sind namentlich gute Geschichtsbücher ein Hauptbestandtheil derselben.

Daß das volle Verständniß für den großen Nutzen dieses Unternehmens meinen Leuten bald klar geworden, bedarf kaum der Erwähnung. Abgesehen von dem *nicht unerheblichen materiellen Gewinne*, den sie mehr oder weniger alle daran haben, ist auch der Geist brüderlicher Gemeinschaft und Zusammengehörigkeit wesentlich dadurch gefördert, und in gleichem Maße auch das Interesse für die Fabrik gesteigert worden, so daß alle willig und mit Lust und Liebe auf ihrem Platze arbeiten, — also selbstverständlich auch mit Nutzen und Vortheil für die Fabrik.

Von ganz besonders günstigem Erfolge ist der Ausschank des billigen Biers begleitet gewesen. Der Branntwein ist dadurch mehr, als durch alle Verbote und Strafen beseitigt worden, denn die Leute *mußten* sich überzeugen, daß sie an einer Flasche Bier zum Preise von 6 Pfennigen pro $^{3}/_{8}$ Quart nach Qualität und Quantität mehr und Besseres hatten, als wenn sie für dasselbe Geld Branntwein kauften.

Für meine Fabrik ist dies *ein unberechenbarer Gewinn*, denn Jedermann weiß, daß mit stets nüchternen Leuten bei richtiger Leitung *alles*, mit Trunksüchtigen *nichts* auszurichten ist.

Seit circa $1^{1}/_{2}$ Jahren lasse ich in einem großen geräumigen Speisesaale den auswärtigen Arbeitern aus einer mit derselben verbundenen sogenannten Volksküche ein *gutes, kräftiges, mit Fleisch gekochtes Essen pr. Quart für 1 Sgr.* verabreichen. Deckt dieser Preis den Kostenpreis auch nicht ganz, so bilde ich mir doch ein, trotzdem kein schlechtes Geschäft dabei zu machen; denn — je wohler sich der Arbeiter bei seiner Arbeit befindet, desto sicherer wird diese auch in meinem Nutzen gethan werden; das sollten die Arbeitgeber *nie* vergessen!

Für das berechtigte Bedürfniß der Leute nach Erholung und Zerstreuung in der arbeitsfreien Zeit, namentlich an den Sonntagnachmittagen ist durch Anlegung einer im Winter heizbaren Kegelbahn neben dem Hause der Vereinshandlung Sorge getragen, auf der die Leute sich in zwangloser Fröhlichkeit beim Glase Bier in Gemeinschaft vergnügen können und dadurch dem meist wilden Wirthshausleben entzogen werden. Für die Hausfrauen und Kinder sind in den die Kegelbahn und das Vereinshandlungshaus umgebenden Parkanlagen Plätze hergerichtet, von wo aus sie den Vergnügungen der Männer und Väter zuschauen und sich in ihrer Weise amüsiren. Ich darf hierbei nicht verhehlen, daß mir ernste Vorhaltungen darüber gemacht sind, daß ich meinen Leuten *Sonntags* das Kegelspiel gestatte, und dadurch gewissermaßen die Sonntagsentheiligung sanctionire.

Meine Herren! ich habe diese Einwendungen *ernst* erwogen und — lasse meine Leute nach wie vor Sonntags Nachmittag nach Herzenslust kegeln. „Allzu scharf macht schartig", und ich habe meine Leute *auch Sonntags* lieber *auf der Kegelbahn unter Augen*, als in der *Kneipe*, wo mir jede Beaufsichtigung fehlt.

Eine ganz besondere Aufmerksamkeit habe ich von Anfang an darauf verwandt, meinen Leuten recht behagliche Wohnungen einzurichten und deshalb auf meinen drei Fabriken bereits eine Reihe von 23 Familienhäusern gebaut oder gekauft. Ich zähle nämlich eine recht reinliche, bequeme und behagliche Wohnung zu einem der allerwichtigsten Erziehungsmittel der arbeitenden Klasse. Für jede Arbeiterfamilie wird deshalb, möglichst in sich abgeschlossen, hergerichtet: eine geräumige Stube mit gleicher Kammer, heller Küche, Keller und Stall zu Holz und Viehgelaß. Den etwas besser situirten Beamtenfamilien und Handwerksmeistern wird eine zweite Stube oder Kammer zur Wohnung und eine Speisekammer mehr gewährt.

Diese Räume werden in sehr reinlichem sauberen Zustande vornehmlich an solche Leute gegen eine billige Miethe, die zwischen 12 und 18 Thlr. *pro anno* differirt, überlassen, die sich schon längere Zeit durch Fleiß, Ordnungsliebe und gute Führung ausgezeichnet haben, und wird strenge, *sehr strenge* darauf gesehen, daß diese Sauberkeit auch fortgesetzt in den Wohnungen erhalten bleibt. Es macht dies den meisten Hausfrauen auch in der That mehr Lust als Last, und finden sie selbst große Freude und Befriedigung darin, sich ihre Wohnungen auch bei ganz bescheidenen Verhältnissen doch recht nett und sauber einzurichten.

In solcher luftiger, reinlicher Wohnung fühlt sich der Mann dann nach vollbrachter Tagearbeit im Kreise seiner Familie wohl und häuslich, er gewinnt die Stätte lieb und verlangt nicht nach anderer Erholung und Zerstreuung *außer dem Hause*. Auch die Kinder gewöhnen ihren Blick von Jugend auf an Reinlichkeit und Ordnung. Das Heimatgefühl, und damit zugleich die Anhänglichkeit an die Fabrik und die ihnen durch dieselbe gewährte Brotstelle gewinnt je länger je mehr Boden im Herzen der Bewohner dieser Häuser, so daß auf diese Weise ein Stamm von alten, bewährten, geschulten Leuten gewonnen wird, die in Zufriedenheit in ihrer Familie und mit Nutzen für die Fabrik arbeiten.

Tief zu beklagen sind die Versäumnisse, der sich in *dieser* Beziehung die Arbeitgeber zum Theil schuldig machen; hier meine ich aber weniger die Fabrik-, als die ländlichen Grundbesitzer. Ja, meine Herren, ich kann mir nicht helfen, und ich *muß* es aussprechen: ich kenne nicht allein conservative, sondern sogenannte *christlich* conservative Männer, die *sich selbst* keinerlei Bequemlichkeit versagen — aber ihre Leute wohnen *miserabler*, als ihre Pferde und Kühe. Ich sehe ganz davon ab, daß solche Handlungsweise den

Christennamen schändet, und daß diese Herren eine sehr schwere Verantwortlichkeit auf sich laden, will aber nicht unterlassen, meine feste Ueberzeugung dahin auszusprechen, daß für diese Verschuldungen die Strafe schon hier nicht ausbleiben wird. Die Arbeiterfrage läßt sich, verlassen Sie sich darauf, nicht mehr todtschweigen, und sie wird sich nicht nur auf die Fabrikarbeiter und Handwerker, wie es jetzt noch, und zwar erst in den Anfängen, der Fall ist, beschränken; sie wird früher oder später auch an die Thür der ländlichen Besitzer und Arbeitgeber klopfen. Wohl dem, der sich bei Zeiten salvirt und sich vor dem Sturme unter Dach und Fach geborgen hat!

In richtiger Würdigung des eigenen Besitzes für den Arbeiter bin ich nach Kräften auch hierzu meinen Leuten behilflich, indem ich ihnen durch Ueberlassung billiger Baustellen oder durch Darleihung von Baumaterialien oder baarer verzinslicher Darlehne den eigenen Bau ermögliche. Die Zahl der Hausbesitzer unter meinen Leuten beträgt, wenn ich nicht irre, einige fünfzig. Es ist hierauf nicht Werth genug zu legen, denn erst der Arbeiter, der seinen eigenen Grund und Boden unser seinen Füßen hat, ist ein rechter Mann. Hierbei darf ich aber nicht verschweigen, daß nach meiner Erfahrung häufig bei den Leuten mit dem Gefühle des Besitzes sich gleichzeitig das Gegentheil von Verschwendung, d. h. ein großer Geiz, kundgibt, so daß sie sich und ihren Kindern das Nöthigste versagen, um nur recht rasch vorwärts zu kommen. Wohl weiß ich, daß auch dies nicht zu billigen ist, aber mir ist dies Extrem viel lieber als das Gegentheil!

Der Arbeitslohn beträgt für die 14stündige Schicht in den Sommermonaten $12^1/_2$ und in den Wintermonaten für 12stündige Schicht 10 Sgr. Doch werden fast alle Arbeiten in Accord vergeben, und stellt sich dabei der Lohn für 14stündige Schicht auf $17^1/_2$—25 Sgr. Die Gehälter der sogenannten Beamten differiren zwischen 15 und 30 Thlr. pro Monat, außerdem ist aber seit dem Bestehen der Fabriken der Usus eingeführt, den besten Leuten außer dem gewöhnlichen Lohne eine, von dem Gange des Geschäfts und namentlich von den Leistungen abhängige Tantième im Form einer Weihnachtsgratification und zwar in Höhe von 10—100 Thlr. zu gewähren, eine Einrichtung, von der ich viel Segen für meine Leute erfahren habe. Frauen, die eine Häuslichkeit zu verwalten haben, und Kinder in schulpflichtigem Alter werden auf meinen Fabriken niemals beschäftigt.

Wohl weiß ich, daß mir noch viel zu thun übrig bleibt, und daß von einer Concurrenz meiner Einrichtungen, die ich nicht aus dem Vollen habe treffen können, sondern die ich mit Sorgen habe erkämpfen müssen, mit denen anderer, älterer und größerer Fabriken kaum die Rede sein kann; eins aber wage ich mit gutem Gewissen zu behaupten: ein besseres, einträchtigeres Verhältniß, wie es zwischen mir und meinen Leuten besteht, dürfte sich schwerlich irgendwo finden.

Ich führe, der Wahrheit entsprechend, zwei Episoden aus meiner Erfahrung an. — Im Jahre 1857, zur Zeit der großen Handels- und Geldkrisis, gerieth auch ich, wie so viele andere Geschäftsleute in große Bedrängniß, und nur dadurch, daß sich fast meine sämmtlichen Leute mit einer wesentlichen Reduction ihrer Gehälter und Löhne einverstanden erklärten, war es zu ermöglichen, die Arbeit ungestört fortzusetzen. Ja, es kamen sogar einzelne Fälle vor, und zwar in einer Zeit, wo eben mein Credit gleich Null war, daß mir Arbeiter ihre Ersparnisse in der zartesten, rücksichtsvollsten Weise anboten. Mein zweites Beispiel ist jüngeren Datums.

Im Jahre 1866 drohte der Krieg zwischen Oesterreich und Preußen auszubrechen, alle inländischen Absatzwege waren durch Muthlosigkeit und Furcht verschlossen, und es stellte sich sehr bald als zwingende Nothwendigkeit heraus, daß auch ich gleich anderen Fabriken meine Arbeit einstellen mußte, wenn es mir nicht gelang, durch wesentlich billigere Production den Absatz nach anderen, bis dahin in der Hauptsache verschlossenen Ländern zu erzwingen. Meine Leute waren fast einstimmig damit einverstanden, daß die monatlichen Gehälter von 20—30 Thlr. auf 15 Thlr. und der Arbeitslohn in gleichem Verhältnisse reducirt werde. Die Folge davon war, daß ich die Thätigkeit meiner Fabrik keinen Tag eingestellt und das für viele so schwere Jahr 1866 mit meinen Leuten ohne wesentlichen Nachtheil überstanden habe. Es bedarf kaum einer Erwähnung, daß nach überstandenen Calamitäten alle Nachlässe prompt nachgezahlt sind.

Diese und ähnliche Erfahrungen, sie resultiren, das ist meine aufrichtige Ueberzeugung, nicht allein aus dem Umstande, daß meine Leute von mir wissen, daß ich es gut mit ihnen meine, und daß ich erst an ihr Wohlergehen und dann an mein Interesse denke, sondern zu allermeist daraus, daß ich mich bemühe, meine Leute in gesunder und aufrichtiger Gottesfurcht zu erziehen. Wohl habe ich es thatsächlich und oft genug erfahren, welche erziehende Macht für die Arbeiter in der Heilighaltung des Sonntags und in der Förderung wahrer Gottesfurcht liegt, aber ich überspanne mich nicht und weiß gar wohl, daß man auf diesem Gebiete nur dann etwas auszurichten im Stande ist, wenn man das materielle Wohl der Arbeiter in jeder Weise vorher gefördert hat, denn äußerlich gut situirten Arbeitern wird innerlich weit eher beizukommen sein, als denen, die selbst an dem Nöthigsten Mangel leiden, und die innerlich und äußerlich verlumpt sind. Die von mir dem Wohle meiner Arbeiter gebrachten pecuniären Opfer — das spreche ich als den Ausdruck meiner innersten, aufrichtigsten Ueberzeugung aus — sie haben mir reiche Zinsen getragen; bringe ich, von allem andern abgesehen, nur lediglich die großen pecuniären Vortheile in Anschlag, die mir aus dem Umstande erwachsen sind, daß meine Leute nicht aus Zwang, sondern zum großen Theile ihres Gewissen halber ihre Pflicht zu thun gelernt haben.

Das, meine Herren, habe ich im Jahre 1867 geschrieben, und meine Voraussichten haben sich, wie die Erfahrung gelehrt hat, nicht als unwahr herausgestellt. Ich will mir nur noch kurz erlauben, meinen lieben Herren Collegen, den Fabrikbesitzern, zu sagen, worauf ich nach meinen Erfahrungen vor allen Dingen bei der Leitung einer Fabrik das Gewicht lege. Es ist kurz folgendes:

Zuerst ist es eine wahre, aufrichtige Gottesfurcht ohne ungesunde pietistische Beimischung. Selbstverständlich hat man sich aber dabei sehr vor Heuchlern unter seinen Leuten zu hüten. Diejenigen Fabrikbesitzer, die nur einmal Gott den Herrn vor der Welt und ihren Leuten bekennen, fallen in große Anfechtung durch die mannigfachen Versuche von Heuchlern, sie zu täuschen, um unter dem Deckmantel der Frömmigkeit sich einzuschleichen. Auch ich habe in dieser Hinsicht überaus traurige Erfahrungen gemacht und sehe mir jetzt die Leute, die unter dem Deckmantel der Frömmigkeit kommen, dreimal an, denn die Frömmigkeit, die sich nicht in einem tüchtigen Berufsleben bewährt, ist über die Maaßen wurzelfaul.

Dann habe ich andere Recepte: Will man von seinen Leuten eine treue Pflichterfüllung fordern, so sei man gegen sich selbst nicht allzu pimplich; man muthe auch sich selbst Strapazen zu. Meine Herren! Wir Fabrikbesitzer können ohne Arbeiter nichts machen, und wir brauchen die Knochen und das Mark unserer Arbeiter; und da dürfen wir uns unser eigenes Pfühl nicht zu weich machen. Ich habe es ferner als einen großen Segen wahrgenommen, wenn in Zeiten von Epidemien, bei Typhus oder Cholerafällen der Fabrikbesitzer kein Feigling ist. Er darf es namentlich nicht sein, wenn er ein christlicher Fabrikbesitzer sein will. Er exponire sich, er scheue in solchen Zeiten sich nicht, noch öfter als sonst in die Wohnungen der Leute zu gehen, und er wird den Segen im Verhältniß zu seinen Leuten sehr bald wahrnehmen. Summa Summarum: man habe ein Herz für seine Leute, und sie werden wieder eins für uns haben. Das ist es, was ich als die Hauptsache Ihnen zu sagen habe. — Nun erlauben Sie mir, in voller Offenheit auch noch einige Klagen vorzubringen, und namentlich einige Klagen, welche mehr den Kirchentag als solchen, als die innere Mission angehen.

Ich habe nicht die Befürchtung, meine Herren, in den Geruch der Rabulisterei zu kommen, wenn ich zunächst sage, daß unser Staat an der brennenden Arbeiterfrage sein gut Theil Schuld hat. Ich rede hier natürlich nicht von den würtembergischen Staatseinrichtungen (jeder weiß, wo ihn der Schuh drückt), ich rede von den preußischen Verhältnissen. Die Arbeiterfrage ist nach meiner innersten Ueberzeugung unzertrennlich von der religiösen Frage, sie ist unzertrennlich deshalb von der Schulfrage. Je besser die Schule ist, desto besser steht es mit dem sittlich-religiösen Wesen im Staate, und desto besser wird es mit der Arbeiterfrage stehen. Daher muß ich es sehr beklagen, und ich nehme keinen Anstand dies rückhaltslos offen zu sagen, daß unser Staat in dieser Beziehung große Verschuldungen hat. Lassen Sie mich hier nur einiges in dieser Beziehung sagen, wir haben ja keine politische Versammlung. — Es ist ein schneidender Gegensatz, über

den ich keine Worte mehr habe, ich möchte sonst zu bitter werden, wenn man denkt an unser Militärpensionsgesetz im Gegensatz zu unserm Schullehreremeritenfond.*) Es gibt andere Gegensätze in unserer Provinz Pommern. Es fehlen jetzt viele Lehrer, und viele Lehrerstellen sind aus Mangel an Lehrern unbesetzt; trotzdem werden die Bauten dringend nöthiger Seminarien aufs unverantwortlichste saumselig betrieben; ganz anders ist es mit den Militärbauten! Das ist auch ein schneidender Gegensatz. Man sollte das eine thun und das andere nicht lassen! Ich muß ferner der ganzen conservativen Partei in meinem Vaterlande einen Vorwurf machen. Gerade diese hat, wenn sie recht conservativ sein will, den Beruf, solche Uebelstände zur Sprache zu bringen. Darin hat die conservative Partei große Verfehlungen auf sich geladen. Conservativ und servil sollen verschiedene Begriffe sein, und namentlich christlich conservative Männer sollten überall furchtlos sprechen, wo sie zu sprechen berufen sind. Aber, meine Herren, gehen wir weiter! Und da appellire ich von vorne herein an Ihre Verzeihung, wenn ich vielleicht ein Wort zu viel sagen sollte. Wie steht die Innere Mission, wie steht die Kirche zur Arbeiterfrage? und hat die Kirche als solche gar keine Verschuldungen daran, daß die Verhältnisse so überaus schwer geworden sind? Wenn ich hier von der Kirche spreche, so meine ich natürlich nicht die Geistlichen allein; zur Kirche gehört nach meinem Dafürhalten jeder, der sich zum Evangelium von Christo bekennt. Das ist die Kirche, und an diese will ich mich gewendet haben.

Es ist die Arbeiterfrage viel ernster, wie es sich überhaupt sagen läßt. Wenn man heute die Versammlungen sieht — ich komme eben aus einer Stadt, wo sie so recht grassiren, und wo ein arbeitsscheuer Lotterbube die ganze Stadt durch unaufhörliche, unglaubliche Hetzereien in Aufregung, und viele sonst brave Arbeiter in Noth und Elend bringt — wenn man da die Stimmen hört, die laut werden, so muß man sich den gewaltigen Ernst der Sache recht klar machen. Es wird oft beliebt, die Kirche mit einem Schiffe zu vergleichen; lassen Sie mich dies Bild auch einmal auf meine Weise brauchen. Es ist ein Unterschied, ob ich bei Maienluft und günstigem Winde spazieren fahre, oder ob ich mich bei Octobersturm auf die See begebe. Bei Maienluft kann die halbe Mannschaft schlafen, aber wenn es stürmt, dann heißt es: „Alle Mann auf Deck!" und namentlich bei denjenigen, die das Schiff zu steuern und zu leiten berufen sind, bei denen gilt es: die Hände fest in die Speichen des Rades und die Augen unverwandt auf den Compaß gerichtet, damit der Cours nicht verloren geht und das Schiff nicht abtreibe! — Verzeihen Sie einem Laien, wenn er vielleicht zu warm wird, aber ich kann nicht helfen! es sind in dieser Beziehung von der Kirche große Verschlungen zu beklagen.

Noch einer andern Klage muß ich Ausdruck geben, und hier spreche ich zu den Herren Geistlichen insonderheit.

Wenn ich an die Schwere unserer Zeitfrage denke, wo wirklich alles aus dem Leim gehen zu wollen scheint, und wenn ich sehe, wie in meiner heimatlichen Provinz und in den östlichen Provinzen mit aller Heftigkeit trotzdem noch confessionelle Fragen in den Vordergrund gedrängt werden, so geht mir das, ich muß es offen gestehen, völlig über mein Verständniß. Es kommt mir dies sich gegenseitig Verfeinden vor, als wenn zwei Freunde, die in einem Hause wohnen sollten, beziehungsweise auch gewohnt haben, wenn diese in dem Momente, wo das Haus in Flammen steht, in Streit darüber kommen, welche Dachconstruction die beste sei. Ich glaube, wenn uns die Situation noch nicht ernst genug zu sein scheint, so sollte doch gerade jetzt der Moment sein, uns zu ermannen, da wir doch in ganz kurzer Zeit in Rom einen Kriegsrath zu erwarten haben, der, wie ich glaube, gegen uns ebenso sehr gemünzt ist, als gegen diejenigen, die wir zu bekämpfen haben. Also möchte ich Sie bitten: Lassen Sie doch Nebensachen bei Seite und lassen Sie uns mit vereinten Kräften ins praktische Leben gehen. Es wurde gestern von Dr. Wichern ein Wort gebraucht, das mir so recht aus der Seele gesprochen war. Er sagte, die Geistlichen sollten volksthümlich reden. Ach, meine lieben Herren, wenn ich Ihnen das doch ins Herz schreiben könnte! — Es stehe allerdings schlimm, es sind unzählige Menschen der Kirche entfremdet; und doch sind unter scheinbar Entfremdeten viele, die den Stachel im Herzen tragen und die gerne zurückkommen möchten. Und warum kommen sie nicht zurück? Weil so häufig über ihren Köpfen fortgepredigt wird. — Ich könnte Ihnen aus meiner eignen Erfahrung Beispiele sagen, daß Leute gekommen sind, mit dem Wunsche und dem Bestreben, zurückzukehren, die aber dann eine so hochorthodoxe Predigt gehört haben, daß sie so viel davon verstanden, als wenn es chaldäisch gewesen wäre, und daran hatten sie für lange Zeit genug. Also halten Sie mir's zu gute, wenn ich die Herren Geistlichen so recht inständigst bitte: Predigen Sie volksthümlich! und nicht allein: Predigen Sie volksthümlich! sondern auch: Lehren Sie volksthümlich! Gehen Sie ins Volk hinein! Sie werden sehen, es ist dort noch viel zu thun und noch viel zu retten. Wenn mich nicht alles täuscht, so werden unsere Arbeiterverhältnisse Dimensionen annehmen, daß viele von denen, die seit 1848 das Gebäude des Staats und der Kirche zu unterwühlen und alle Autorität zu beseitigen bestrebt gewesen sind, durch Noth wieder beten lernen und gerne die oft zurückgestoßene Hand der Kirche wieder annehmen werden. Ich will mich gerne belehren lassen, aber ich glaube, es kommt die Zeit, wo die liberale Bourgeoisie, die jetzt schon die Ohren spitzt, sich wundern wird, daß das Gebäude, das sie sich nach den Prinzipien von: „Angebot und Nachfrage bestimmen den Preis" und: „Majorität, nicht Autorität" so wohnlich eingerichtet hatten, wo dies Gebäude mit einemmal in allen Fugen zu krachen anfängt und ihnen wahrscheinlich auf den Kopf fällt, wenn nicht Einhalt gethan wird, und wo das moderne Gebäude unseres Staatslebens mit neuen, d. h. mit alten Grundsätzen wieder untermauert wird. O, wenn es meine lieben Herren Collegen von der Industrie — hier meine ich nicht die hier anwesenden, sondern diejenigen, denen Kirchentage und die Kirche überhaupt, längst ein überwundener Standpunkt sind — es doch glauben möchten, daß das Christenthum auch fürs Alltagsleben und speciell für die Arbeiterfrage, die manchem jetzt schon schlaflose Nächte macht und noch mehr machen wird, seine tief praktische Bedeutung hat! sie würden sich für die Folge anders dazu stellen.

Aber es war von vorneherein meine Absicht, mich weniger mit den Schwächen unserer Gegner, als mit unsern eignen zu beschäftigen, und wie ich schon angedeutet, wir haben vor unserer eignen Thür vollauf zu kehren. — Hiermit, und mit der wiederholt herzlichen Bitte um Verzeihung schließe ich, und damit Gott befohlen!

*) Ist seit kurzem wesentlich gebessert durch das unlängst erschienene Lehrerwittwenkassengesetz.

Trakehnen und die Pferdezucht Preußens.

In meinem Zimmer hängt eine Karte des alten Henneberger, der vor etwa dreihundert Jahren seine fruchtreichen Studien machte, mit der stolzen Aufschrift: „Prussiae, das ist, des Landes zu Preußen, welches der herrlichste Theil ist Sarmatiae Europeae, Eigentliche und Wahrhafftige Beschreibung." Unten in der Ecke rechts ist der Vers aufgedruckt:

Wenn du vornehme Städt' wilt sehn,
Mit Dörffern, Flecken, Flüssen, Seeen,
Und von Agsteinen (Bernstein) reichen Strand,
Der da ist in dem Preusser Land,
Das wol erbawt, Fett und Volreich,
Und Mechtig ist, den tann eins gleich,
So schaw an diese Tafel klein,
Da wirstu alles sehen sein.

Daß etwas poetische Lizenz bei dieser Schilderung der Herrlichkeiten Preußens mit unterläuft, wollen wir dem Dichter — Lobwasser ist sein Name — nicht übel nehmen; er hat's gut gemeint, und wenn

er um sich schaute über die Grenzen hinaus nach Rußland, Polen und selbst Pommern und die Mark, mochte er damals wohl nicht ganz unrecht haben. Von dem Bernstein freilich sieht man nichts; dafür sind aber an der samländischen Küste mit großer Sorgfalt die Bernsteingalgen verzeichnet, die zum Schrecken der Strandbewohner aufgerichtet waren, und sogar einige Männer mit Ketschern stehen im Wasser, das preußische Gold zu schöpfen, nicht weit von den riesengroßen Schiffen, die mit vollen Segeln dem Hafen der „vornehmen Stadt" Königsberg zuschwimmen. Es sieht recht bunt da linker Hand aus; zieht man aber vom kurischen Haff südwärts eine Linie etwa über die Städte Labiau, Wehlau, Allenburg und Rastenburg hin, so bleiben rechts davon von den „Dörfern, Flecken, Flüssen, Seen" fast nur die Flüsse und Seen übrig, und zwischen denselben hoch hinauf und tief hinab, so weit das Auge reicht, erblickt man Wald, Wald und wieder Wald. Das war die große „littauische Wildniss" oder auch „Wildniss" schlechtweg genannt. Von Wohnstätten der Menschen ist da wenig zu bemerken; einige Förster, damals sehr charakteristisch „Wildnissbereiter" genannt, hatten ihren Amtssitz darin, wenige Ortschaften liegen in dem dichten Waldrevier weit ausgestreut. Aber der alte, brave Henneberger wußte auch in diesem Theil des „wol erbawten Preußer Landes" eine passende Staffage anzubringen, die ihm Leben gibt: eine Menge Gethier von allerhand Art treibt sich unter den Bäumen umher, und man erkennt darunter deutlich das Elen und den Auerochsen. Auch eine schöne Gegend!

Auf dem Landstriche nun, in dem auf unseren heutigen Karten unter vielen bekannten Orten auch Trakehnen zu finden ist, etwa in dem Bezirk, den die jetzigen Städte Gumbinnen, Stallupönen und Goldapp markiren, zeigen sich einige Ungethüme von der Größe mehrerer sehr ansehnlicher Rittergüter. Man möchte sie beim ersten Anblick für riesige Stacheligel halten, an den geringelten Schwänzchen aber erkennt man bald Wildschweine, die nur stachelartig ihre Borsten sträuben. Nicht weit von ihnen haben zwei Edelhirsche ihr stolzes Geweih, und dicht daneben findet sich ein Geschöpf, das man in seinen etwas unsicheren Umrissen für mancherlei halten könnte, das aber auch einem Pferde nicht ganz unähnlich sieht. Soll das eine Andeutung des berühmten Trakehner Gestüts sein? Weit gefehlt! von Trakehnen wußte man damals noch nicht das Mindeste, und daß Henneberger mit prophetischem Geiste in die Zukunft gesehen, läßt sich ebenfalls nicht annehmen. Aber ein wildes Pferd könnte es sein. Es ist jedenfalls eine verbürgte Thatsache, daß das Pferd ehemals in den weiten Wildnissen Preußens wild lebte und im 15. Jahrhundert um seiner Haut willen gejagt wurde, daß auch Spuren desselben noch im 16. Jahrhundert vorkommen. Die Pferdezucht in Preußen kann danach für naturwüchsig gelten, aber wie viel Menschenfleiß mußte dazu gefügt werden, bis sie es zu der Vollkommenheit brachte, in der wir ihre Erzeugnisse auf dem kleinen Bilde zu diesem Artikel bewundern!

Noch jetzt treffen wir am Küstengürtel des kurischen Haffes ein einheimisches, kleines, sehr dauerhaftes Pferd, „ein in die Gegenwart hineinragender Typus des altpreußischen Pferdes". Es ist das Rößlein, das so oft und stets mit so großer Zärtlichkeit in den littauischen Volksliedern genannt wird, auf dem der Jüngling zu seinem Mädchen reitet und das zum Dank mit Blumen beputzt wird oder gutes Futter erhält. Sehr ritterlich nimmt sich freilich ein solcher Reiter nicht aus, dessen lange Beine fast bis zur Erde herabbaumeln, aber der kleine Gaul scheint die Last kaum zu merken, die oft noch durch einen Sack mit kleinen Fischen oder andern Markteinkäufen vergrößert wird. Masuren cultivirt ein ähnliches nationales Gewächs, das aber zu dem dortigen kleineren Menschenschlage besser paßt.

Das preußische Pferd wurde im Mittelalter „Sweike" genannt und war zur Zeit des deutschen Ordens vielfach im Gebrauche als „Pflug-, Brief-, Reit-, Fisch-, Wald-, Strand-, Hofschweike" u. s. w. in noch mancherlei näheren Bezeichnungen, welche seine Verwendung andeuten. Dr. Töppen hat in der Altpreußischen Monatsschrift sehr interessante Mittheilungen über die damalige Pferdezucht gemacht, aus denen einige Notizen auch hier erwünscht sein werden.



Pferde aus dem Trakehner Gestüt.

Originalzeichnung von Steffeck.

Der deutsche Orden brauchte Pferde zu doppeltem Zwecke, einmal für seine ausgedehnte Landwirthschaft, und dazu genügte das einheimische Product, dann aber zum Kriege, und hier konnte er bei seiner Kampfesweise in schwerer Waffenrüstung ein schweres Roß nicht entbehren. Er führte es von auswärts ein, fand aber das Land für die Pferdezucht so günstig, daß er schon in frühester Zeit bei den meisten Komthureien auch eigene Gestüte gründete. Man unterschied „grosze stut“ und „kleine stut“, d. h. besondere Gestüte zur Zucht des größeren und kleineren Pferdeschlages, ferner „des Komthurs Stall“, den „Conventsstall“ und die Ställe auf den Vorwerken. Die Conventspferde waren den einzelnen Rittern persönlich zugewiesen, und jeder Ordensbruder hatte in besseren Zeiten deren drei; nach mäßigen Annahmen hatten allein die Conventställe einen Bestand von mehr als 2000 auserlesenen Kriegspferden. Der Komthur in seiner Eigenschaft als oberster Wirthschaftsbeamter seines Bezirks hatte außerdem seinen besonderen wohlbesetzten Stall, der als das eigentliche Gestüt anzusehen war. Aber auch im Lande selbst wurden große und kräftige Pferde auf den Gütern gebraucht, da für die Verleihung einer gewissen Hufenzahl stets urkundlich der Lehnsdienst zu Roß in schweren Waffen gefordert wurde. Ueber die Principien der Pferdezucht ist wenig bekannt, doch wurden die Füllen bisweilen nach den Farben sortirt, oft aus dem Hauptgestüt nach guten Weideplätzen in andere Gegenden vertheilt, die jungen „Kobeln“ (weibliche Pferde) nicht leicht vor dem vollendeten vierten Jahre zu Rosse gelassen, und die Hengstfüllen im vierten Jahre vergeben; auch findet sich eine Spur vom Zeichnen der Pferde. Uebrigens verstand man damals auffallenderweise unter „Hengst“ das, was wir jetzt Wallach nennen, und so weiß man nun auch, was mit den „Streithengsten“ der Ritter gemeint ist, die sie zum Kriegsdienst brauchten. Unser Hengst, also ein männliches, zeugungsfähiges Pferd, hieß damals „Roß“, unser Wallach „Mönchpferd“.

„Jene Stutereien des deutschen Ordens bildeten den Stamm der später berühmt gewordenen preußischen Pferdezucht, wenn auch vielfältig zersplittert und geschädigt durch die Wechselfälle, denen ein Land unterlag, das ein Jahrhundert hindurch der Schauplatz verheerender Kriege war,“ bestätigt v. Bujack, auf den wir auch im folgenden verweisen müssen. Im Jahre 1709 ist officiell der Bestand in den gesammten preußischen Gestüten auf 2628 Stück angegeben, und davon kommen allein $^{3}/_{15}$ auf das Herzogthum Preußen. Von einer Landespferdezucht als ländliches Gewerbe war aber damals keine Rede; die vorhandenen Pferde genügten nicht einmal, um die in der Provinz garnisonirenden Cavallerieregimenter zu remontiren; Zweck der Pferdezucht blieb noch lange speciell die Befriedigung des Bedürfnisses des landesfürstlichen Marstalls.

Littauen verdankt eigentlich erst König Friedrich Wilhelm I seine Cultur. Das schwachbevölkerte Land hatte während der großen Pest von 1709 und 1710 drei Viertel seiner Bewohner eingebüßt, noch 1721 wurden dort 60,000 wüste Hufen gefunden, über denen wieder der Henneberger'sche Wald üppig aufgrünte. Er zog deutsche Colonisten ins Land, gründete Städte, trocknete Sümpfe und Moore, verwandte große Summen auf neue Anlagen. Er war es dann auch, der 1732 auf einem weiten Sumpf- und Waldgebiete, das meist das Jagdrevier der littauischen Großfürsten gewesen war, und auf dem wir die riesigen Wildschweine und Edelhirsche, aber auch eine alte Pferdespur entdeckt haben, Trakehnen gründete, jetzt der Stolz des Landes und weithin über seine Grenzen hinaus berühmt. Er vereinigte dort die bisher auf den einzelnen Königl. Aemtern verstreuten Gestüte zu einem großen Landesgestüt, das er 1736 seinem Sohne schenkte. Es zählte 1740 51 Beschäler und 368 Mutterstuten und wurde, als Friedrich II nur erst nach seinen großen Kriegen freie Hand hatte, unter Protection des vortrefflichen Oberpräsidenten v. Domhardt nach und nach mit englischen, spanischen, dänischen und türkischen Hengsten versorgt. Domhardt war auch der erste, der 1771 einen Plan vorlegte, das Gestüt durch Deckung von Bauernstuten der Landespferdezucht nutzbar zu machen, aber erst 15 Jahre später kam derselbe durch Graf Lindenau zur praktischen Durchführung, indem er Depots von königlichen Hengsten anlegte, aus welchen dieselben jährlich zu bestimmter Zeit zum Bedarf der Stutenbesitzer über das Land vertheilt werden. 1796 waren bereits 310 Hengste auf verschiedenen Stationen des Landes nutzbar und fast 5000 Stuten wurden ihnen zugeführt, die sich freilich größtentheils noch unter 4' 5" hielten. Aber erst der Remonteankauf innerhalb des Landes, wie er unter Friedrich Wilhelm III nach festen Grundsätzen angeordnet und ins Werk gesetzt wurde, erwies sich auch für den kleinern Landwirth als das Zugmittel, sich gewerbmäßig der Pferdezucht zu widmen. Es mußte eben beides zusammenkommen: auf der einen Seite die Möglichkeit, sich durch Benutzung der königlichen Institute allmälich ein besseres Zuchtmaterial zu schaffen, auf der andern Seite die Lockung eines guten Preises für ein brauchbares Pferd.“

Zu den französischen Kriegen soll die Provinz Preußen allein 90,000 Pferde gestellt haben. Das Trakehner Gestüt war nach Russland gerettet und nach dem Tilsiter Frieden bis auf nur 100 Stuten reducirt. Seinen neuen Aufschwung verdankt es Herrn v. Burgsdorf, einem Schüler des Grafen Lindenau, „der mit der nöthigen Energie die umfassendsten Kenntnisse, wie die größte Hingabe für seinen Beruf verband.“ Ihm folgte nach einem kurzen Interimisticum von fünf Jahren 1847 Herr v. Schwichow als Dirigent des Hauptgestütes, ebenfalls ein Mann von den größten Verdiensten. Unter ihm wurden die Grundsätze, welche in demselben Jahre eine nach Berlin berufene Conferenz von Gestütmännern für die vaterländische Pferdezucht aufstellte, um bestimmte Bedürfnißtypen zu erzielen, in Trakehnen praktisch gemacht.

Es ist hier nicht der Ort, die Namen aller der edlen Engländer und Orientalen aufzuzählen, die im Laufe der Zeit nach Trakehnen eingeführt wurden und dort für eine reiche Nachkommenschaft sorgten; ihre Stammbäume interessiren nur den Pferdekenner. Der Gesammtbestand sämmtlicher Gestütspferde belief sich dort schon im Jahre 1863 auf nicht weniger als 1182 Stück. Dem entsprechend ist die Oeconomie des Hauptgestüts sehr bedeutend; es gehören dazu 12 Vorwerke mit weiten Weidekoppeln und stattlichen Stallungen, deren Besichtigung auch dem bloßen Liebhaber von schönen Pferden das größte Vergnügen gewährt. Das Fuchsgestüt Gudin, das Rappgestüt Gürdzen, das braune Gestüt Kalpakin, das Gestüt in gemischten Farben zu Bajohrgellen sind jedes in seiner Art vorzüglich; vor allen Dingen aber zieht das Gestüt edelsten Blutes zu Trakehnen selbst die Aufmerksamkeit auf sich. Es ist wahrscheinlich, daß das bedeutende Areal verpachtet dem Staate eine Mehreinnahme gewähren würde, aber der Nutzen, den die Pferdezucht der Provinz aus dem großartigen Gestüte zieht, und der wieder auf anderen Wegen dem Staate mit zu gute kommt, ist dabei außer Rechnung gelassen.

Jetzt ist's erfreulich zu sehn, wie überall in Littauen der Bauer und kleine Besitzer diesen Gewerbzweig cultivirt, um sich durch den Verkauf hübscher Füllen eine ziemlich sichere Einnahme zu schaffen. Eine Wirthschaft von 150 bis 200 Morgen in vier Feldern bewirthschaftet, hat 3 bis 6 Stuten und etwa 2 bis 3 junge Stuten, sonst keine andern Pferde. Die tragenden Mutterstuten werden im Winter zwar zu Wald- und Marktfuhren benutzt, indessen mit einer Rücksicht, die jede Fahrt, welche nicht gute Bahn verheißt, lieber aussetzen läßt. Wenn hohe Bahnen, was bei den vielen Stürmen hier nicht selten, angefahren sind, macht sich jeder Bauer für seine tragende, also belastete Stute das alte Recht zu Nutze, daß die Last nicht ausbiegen darf, und zu Nutzen und Frommen der lieben Pferdezucht muß dann wohl die eleganteste Schlittenequipage sich durch den tiefsten Schnee ihren Weg neben dem ruhig abwartenden Bauerfuhrwerke durchbahnen. Wer abwarten wollte, könnte — was auch vorgekommen — erleben, daß der Bauer seinen Pferden Heu vorlegt und sich selbst eine neue Pfeife anzündet. Dieselbe Sorgfalt zeigt sich später für die jungen Füllen, die erst im Alter von 6 bis 8 Wochen aufs Feld mitgenommen werden, wobei dann die Deichselspitze vorsichtig mit Säcken eingehüllt ist. Meist sind sie schon wenige Wochen nach ihrer Geburt verkauft, und die Preise sind, seit die Ostbahn den Verkehr mit dem Westen und den Transport der jungen Thiere erleichtert, um das Doppelte und Dreifache gestiegen. Es gibt Füllenzüchter, deren junge Thiere der Art gewöhnt sind, daß sie nach Tisch in die Stube an den Tisch kommen und mit Brot und gehackten Eiern gefüttert werden, übrigens die Milchkübel wie die Kälber alle Tage zu Saufen vorgehalten bekommen.

Thierschauen, Prämien und Märkte muntern zu weiteren Bemühungen auf. Daß im Kriege von 1866 die preußische Cavallerie sich der gerühmten österreichischen mindestens ebenbürtig zeigte, auch an diesem Ruhme hat Trakehnen seinen Theil. E. W.

Am Familientische.

Die Berliner auf der Wage der Statistik.

Berlin liegt bekanntlich inmitten der „Streusandbüchse des heiligen römischen Reichs“, aus welcher der gefährlichste Feind des alten Reichs erwuchs, das in diesen Sandebenen sich verlor, wie Vater Rhein im Sande verläuft. Aber ein neues antirömisches Reich ist aus den historisch fruchtbaren Flächen emporgewachsen, und dazu trug nicht wenig bei, daß die Staubgeborenen, deren Wiege im märkischen Sande stand, der kargen Erde alles schwieriger abringen mußten, als die Menschen im glücklicheren Süden. Aber wie hat trotz aller Ungunst die Metropole des norddeutschen Bundes sich emporgeschwungen, wie achtunggebietend steht sie da, was gibt uns ihre Statistik für ein Bild! Zahlen sind trocken, aber sie beweisen. Wenn wir in diesem der Unterhaltung gewidmeten Blatte trotzdem auf eine statistische Arbeit zurückkommen, so geschieht dies nur, weil Dr. H. Schwabes Werk: „Die Resultate der Berliner Volkszählung vom 3. Dezember 1867“ (Berlin, Kortkampf, 1869) überhaupt eine der bedeutendsten Erscheinungen in ihrem Fache ist und dann, weil wir glauben, daß eine Auswahl der dort mitgetheilten Zahlen, einigermaßen geschmackvoll zubereitet, den Lesern auch munden wird.

Als König David seinem Kriegsminister Joab befahl: „Gehe umher in allen Stämmen Israels von Dan bis gen Ber-Seba und zähle das Volk, daß ich wisse, wie viel sein ist“, brauchte Joab neun Monate und zwanzig Tage zu seiner Arbeit, deren Ergebniß laut dem II. Buche Samuel 1,300,000 war. Die einige tausend Jahre jüngeren Berliner verfahren schneller. Nicht weniger als 7500 Bürger unterzogen sich der Riesenarbeit, mehr als 700,000 Personen nach Alter, Geschlecht, Wohnungsverhältnissen, Religion, Stand, Beruf, Staatsangehörigkeit &c. &c. zu registriren, und zu der ganzen Arbeit brauchten sie nur fünfzig Stunden. Damit war das Rohmaterial beschafft, das von den Statistikern in mehr als einem Jahre mit einem Kostenaufwand von 6500 Thaler weiter verarbeitet wurde. Aber nicht blos in Zahlen liegen die Ergebnisse vor uns — sie sind uns durch die sogenannte graphische Methode unmittelbar vor Augen gerückt. Wie ein guter Musiker vom Ueberschauen der schwarzen Noten schon den Begriff eines Musikwerkes empfängt, so geben auch die von Dr. Schwabe konstruirten Kreise, Punkte, Linien, Quadrate in der Verschiedenartigkeit ihrer Größe und Zusammenstellung uns ein Bild der Berliner Bevölkerung nach allen bei der Zählung berücksichtigten Beziehungen. Ein Blick auf Tafel 5 z. B. genügt um zu zeigen: wie sich das Verhältniß der Geschiedenen zu den Verwittweten, Verheiratheten, Unverheiratheten in Bezug auf beide Geschlechter stellt. Aber hier muß man sehen, und es bleibt uns daher versagt, diesen interessanten graphischen Theil näher zu berücksichtigen.

Mit Alter und Geschlecht beginnen die Uebersichten. Im ganzen genommen stehen die Geschlechter einander gleich, auf einen Mann kommt ein Weiblein (50,8 % Männer, 49,2 % Frauen); aber innerhalb der einzelnen Altersklassen finden bedeutende Abweichungen statt. Steht auch die erste Altersklasse vom Neugeborenen bis zum fünfjährigen Kinde noch ziemlich hoch, so sinkt sie der Zahl nach doch in der nächsten (5—10 Jahre) bedenklich — eine Mahnung der Statistik an die Kindersterblichkeit der großen Stadt, die bedeutender als auf dem flachen Lande ist. In den kräftigen Lebensjahren von 20 bis 40 überwiegen noch die Männer, später aber von 40 Jahren bis zum Grabe die Frauen. Das besonders starke Vorwiegen der Männer im Alter von 20 bis 25 Jahren hat seinen Grund in der Garnison. Während in Berlin noch 10,000 Menschen im Alter von 65—70 Jahren leben, sinkt von da ab die Zahl der Greise und Greisinnen mehr und mehr. In die Zeit des alten Fritz reichen noch wenige zurück, eine Frau — sie wohnte im Stralauer Revier — ward gerade geboren, als der große König den Hubertusburger Frieden schloß (1763); als sie in der Wiege lag, flammte Preußens Stern hell auf, und als die Volkszählung 1867 diese älteste Einwohnerin der Residenz niederschrieb, war jener Stern längst zur Sonne herangewachsen. Das Alter von 95 bis über 100 Jahren erlangten überhaupt nur 15 Berliner unter drei Viertel Millionen. So schnell eilt unser Leben dahin!

Die Menschen hätten wir also von der Wiege bis zur Bahre — sehen wir, was sie weiter thun. „Seid fruchtbar und mehret euch.“ Bei der Wichtigkeit der Ehe für alle unsere Verhältnisse ist es natürlich, daß man in der Volkszählung besondere Rücksicht auf den Familienstand nahm. Die Stadt Berlin zeigt im Durchschnitt in Procenten: 46,2 Ledige, 45,1 Verheirathete, 8,0 Verwittwete, 0,7 Geschiedene. Auf drei Wittwer aber kommen zwölf Wittwen, natürlich deswegen, weil der Mann weit eher in der Lage ist, wieder zu heirathen als die Frau; auch das zeigt uns, wenn wir es nicht schon wüßten, die Statistik mit unwiderleglicher Klarheit. Weiter ins Berliner Leben greifend gelangen wir zur flottirenden Bevölkerung. Der seßhaften Bevölkerung gehören 78, der flottirenden 22 Procent an. Ueber der ersten Gruppe waltet die Familie mit ihrem Einfluß, jene natürliche und älteste menschlich-sittliche Genossenschaft, die sichere Grundlage des bürgerlichen und staatlichen Lebens, aus welcher die wichtigsten gesellschaftlichen Beziehungen ihre nährenden Säfte ziehen. Neben der Familie sind die Aftermiether mit eigenen Möbeln verzeichnet, dann ziemlich stark (24,382) ein Geschlecht, dessen sprachlich grauenvoller Name „Chambregarnisten“ lautet. Die Gelehrten, Künstler, Lehrer, Schriftsteller, Beamten, Commis, Studenten, Gymnasiasten, die Schneiderinnen, Näherinnen, Modistinnen, Ladenmädchen, die Pensionäre und Rentiers sollen vorzugsweise in diese Klasse, sofern sie nämlich nicht verheirathet sind. Tiefer stehen dann die „Schlafleute“ (43,496), die nie das Gefühl der behaglichen Wohnung haben, welche nur in der Nacht bei ihren Miethsleuten berechtigt, am Tage höchstens geduldet sind. 46,463 Dienstboten, die auch zur flottirenden Bevölkerung gehören, sind dazu da, um den Berlinern die Mühen des Lebens zu erleichtern. Man glaube jedoch nicht, daß die meisten Berliner sich bedienen lassen; im Gegentheil nur in 31,739 Haushaltungen ist dieses der Fall; 120,902 oder 79 Procent verschmähen es dagegen, eine Lakaienseele in ihrer Mitte zu haben — aber wahrscheinlich nur aus Mangel an Geld.

Gehen wir auf die Religionsverhältnisse ein, so spricht sich innerhalb der christlichen Confessionen das entschiedene Vorwiegen der evangelischen Landeskirche aus; daneben finden wir in kleinen Bruchtheilen separirte Altlutheraner, Herrnhuter und mährische Brüder, Irvingianer, Baptisten und Mennoniten. Alle evangelischen Glaubensbekenntnisse umfassen über drei Viertel der Berliner Bevölkerung oder 77,20 Prozent, während die Katholiken noch nicht fünf Procent ausmachen. Anders ist es mit den Juden, die sich massenhaft nach der großen Stadt ziehen und dort selbst stärker als die Christen vermehren. In dem engen, geschäftigen Theile der inneren Stadt, dort wohnen sie gedrängt beisammen — die freie, luftige Peripherie der Vorstädte, die weniger fürs Geschäft geeignet sind, scheinen ihnen nicht sympathisch. Berlin zählt 27,565 Juden oder 3,94 Procent, eine bedeutende Anzahl, die nicht ohne Einwirkung auf den Volkscharakter und die Physiognomie der Stadt geblieben ist. Ja, wenn man den Berliner analysiren wollte nach den Procenten seines Bluts und nachweisen, wie dieses zusammengesetzt ist! Welche Resultate erhielten wir da? Hier freilich schweigt die Statistik, in diese Tiefen drang selbst Dr. Schwabes scharfer Blick nicht vor. Auf slavischem Boden erwuchs Berlin; der Deutsche schuf es zur großen Stadt, der Franzose brachte manches hinzu, und das jüdische Scherflein, wer wollte es vermissen? Drum zeigt auch die Berliner Bevölkerung eine Physiognomie, die von allen jenen Elementen etwas hat: slavischen Leichtsinn, deutsche Bedächtigkeit und Fleiß, französischen Enthusiasmus, jüdische Zersetzungslust.

Wir dürfen und können hier nicht erschöpfend sein. Nur noch eines wollen wir noch hervorheben: den Stand und Beruf der Berliner. Die Industrie spielt heute in unsern Großstädten die wichtigste Rolle, weil es eine volkswirthschaftliche Nothwendigkeit ist, daß die Großstädte zugleich Industriestädte sind, und damit geht der Handel Hand in Hand. Man hat in böswilliger Absicht gesagt: Berlin sei die Stadt der Soldaten, Beamten und Kasernen. Nun, ein Blick auf unsere Statistik beweist, wie lächerlich dieser Ausspruch ist. Wir behaupten: Berlin ist die Stadt der deutschen Arbeit! Nicht weniger als 67 Procent oder 475,000 Köpfe seiner 700,000 Einwohner sind in der großen und kleinen Industrie, im Handel und Verkehr thätig. Auf die Beamten und die Armee entfallen etwa 7½ Procent. Zahlen beweisen. Achtung vor dieser Stadt!

R. A.

Ein verschwundener deutscher Waldbaum.

Wer als Gast in dem lieblichen Thüringer Badeorte Ilmenau geweilt, hat auch wohl einen Ausflug nach dem Veronikaberge unweit des Dorfes Martinroda unternommen. Von einem prächtigen, aus verschiedenen Baumgattungen gemischten Walde ist er bestanden und manche eigenthümliche und seltene Blumen, wie z. B. der Frauenschuh, die Lilie, das Wunderveilchen, überraschen das Auge, welches gewöhnt ist, nicht blos Himmel und Höhen und Baumpartien zu bewundern, sondern auch auf die Blumenmannigfaltigkeit am Boden zu achten. Aber mancher kehrt zurück und hat keine Ahnung, daß er ein ehrwürdiges, jedem Naturfreunde gewissermaßen heiliges Stück deutscher Erde betreten hatte. Es ist dort nämlich eine der letzten Stätten, wo ein Baum sich in wildem Zustande zahlreich findet, der einst in den deutschen Bergwäldern allerorten stand und als Waldbaum Jedermann so bekannt war wie heute die Fichte und der Haselstrauch. Aber er ist ein verloren gegangener Schatz des deutschen Forstes, er ist aus demselben nahezu völlig verschwunden und hat sich nur noch in unsere Parkanlagen gerettet, wo wir ihn als einen der prächtigsten Bäume bewundern, — aber als einen Fremdling betrachten, weil wir ihn außer im angepflanzten Zustande nirgendwo gesehen haben.

Der um sein gutes Heimatsrecht gebrachte Stolz der früheren Wälder ist der Taxus oder, wie das Volk ihn früher vornämlich benannte, die Eibe. Dieser Baum, ist in der Zopf- und Puderzeit gemartert und geroltert worden, wie wenig andere; der Gärtner sah ihn als einen Marmorblock an, dem er mit der Scheere allerlei Thier- und Menschengestalten verlieh, wodurch der Garten einen sogenannten eleganten französischen Anstrich erhielt, d. h. unnatürlich wurde. Die Dichter preisen die Taxushecke, mit denen die vornehmen Gärten noch immer umsäumt werden; Jedermann erfreut aber mehr die in schönes Grün getauchte Nadelblätterkrone des auf Gräbern oder in Parkanlagen hochaufschießenden Baumes, und die liebe Jugend kennt ihn wohl, die den süßen schleimigen Scharlachbeeren eifrig nachgeht und nur den nackt aus der Beere hervorragenden bittern und auch giftigen Samenkern bei Seite wirft. Das röthliche feste Holz ist überaus werthvoll, aber schwer zu haben, und nicht jeder dürfte sich ein Zimmermeublement davon anschaffen können, wie ich es vor Jahren bei dem Badewirthe in Elgersburg fand, der das Material dazu bequem vom nahen Veronikaberge bezogen hatte.

Aber auf jenem Berge finden sich auch noch über hundert stolze Eibenbäume, im Stamm vielfach von mehr als 15 Zoll Durchmesser und in Wuchs und Krone ohne Tadel. Der Durchmesser ist freilich nicht übermäßig, aber doch repräsentirt er ein ehrwürdiges Alter dieser Exemplare; denn der Taxus wächst wunderbar langsam, wie die genaue Untersuchung der Jahresringe auf Stammabschnitten ergeben hat. Bis zum sechszigsten Jahre geht es noch leidlich, aber dann in zunehmender Weise so langsam, daß an ältern Stammabschnitten die letzten Jahresringe sich kaum mit der Lupe noch erkennen lassen. Jahrzehnte, selbst Jahrhunderte rauschen an dem lebenskräftigen Baume zuletzt vorüber, ohne daß der Stamm eine merkliche Erweiterung erfährt. So hat man für etwa 15 Zoll dicke Stämme, die auf jenem Berge sich finden, bei gewissenhafter Berechnung doch ein Alter von 600 Jahren festgestellt. Gewiß somit ehrwürdige Patriarchen des Waldes sind es, nestorische Häupter unter den übrigen grünen Baumgeschlechtern rings umher! Wuchsen sie doch jugendlich auf zu der Zeit, als die Kreuzzüge noch nach dem heiligen

Lande gingen, als der Glanz der Hohenstaufen erst erbleichte, und Walter von der Vogelweide, der so viel in Thüringen war, hat sie vielleicht noch im ersten grünen Aufschießen gesehen. Eine Sprache wurde unter ihnen geredet, die wir nicht mehr sprechen. Sie haben es aber auch mit ansehen müssen, wie ihr in allen Waldungen reichverbreitetes Geschlecht allmählich dünner und dünner wurde, andere Bäume die Oberhand bekamen und endlich sie allein noch übrig blieben, als die letzten Wildlinge ihres Geschlechts, denen vielleicht auch in naher oder ferner Zeit ihre Stunde schlägt. War es doch schon vor mehreren Jahren nahe daran, daß diese letzten Mohikaner öffentlich meistbietend verkauft werden sollten; aber das Angebot war zu gering, der Verkauf unterblieb und auf die Fürsprache eines einflußreichen Naturfreundes ließ man die Eiben pietätvoll stehen.

Noch vor einem halben Jahrhundert waren sie ein überall verbreitetes Geschlecht. Alte Leute wissen in Thüringen an mehren Orten noch von reichlichem Taxus in den Wäldern und von alten dicken Burschen derselben, die nun weggehauen sind, zu erzählen. Wie allverbreitet die Eibe aber früher dort war, ja wie sie als characteristischer Baum ganze Landstrecken austrat, künden uns auch noch die Namen vieler thüringischen Orte, so Eiba und Eibenberg bei Saalfeld, ebenso Ibenhain. Liebte es doch der deutsche Ansiedler, seine Orte nach Bäumen, welche die Gegend charakterisirten, zu benennen.

Nicht minder zeigen die menschlichen Werke, alte Stege, ja vielfach ganze Wohnhäuser, die aus Eibenholz aufgeführt sind, wie verbreitet der Baum vordem war, aber auch wie schonungslos man das edle Nutzholz verbrauchte.

Nicht aber als ob nun der Veronikaberg die einzige letzte Zufluchtsstätte des Baumes in Deutschland wäre. Doch nur vereinzelt findet er sich anderswo, so auf den muscheligen Wellenkalkhöhen, die zwischen Göttingen und Nordheim sich erheben. Dort, eine Stunde nördlich von Göttingen, bei Mariaspring, sind einige wildgewachsene Eibenbäume, die an Alter denen auf dem Veronikaberge nicht nachstehen.

Auch in Sachsen sind hübsche Eiben erhalten, freilich vereinzelt, aber von um so stattlicherem Umfange. Sonst fast überall sind sie nur als niedrige Büsche, und auch das nur immer in sehr verkrüppeltem Zustande, in Thüringen vorhanden.

Freilich gilt das alles eben nur für Deutschland. Andere Länder Europas, besonders England, haben ihn besser bewahrt und in noch ganz andern, oft riesigen Stämmen ist er da zu finden. Ganz besonders mächtig ist er auch in Nordamerika zu treffen. Günstige Wachsthumsbedingungen müssen da überall eine viel raschere Stammverdickung veranlaßt haben, da wir ihr Alter sonst in die Aeonen verlegen müßten. So zeigen es denn auch die dickern Jahresringe. Die Berechnung nach denselben weist aber doch über die Zeit der ägyptischen Pyramiden noch hinaus, und die kräftigste Phantasie beginnt beim Ueberdenken solcher Lebenslänge eines organischen Wesens leise zu schwindeln.

Wie aber der deutsche Baum so um sein gutes Heimatsrecht kommen konnte? Ebenso wie die Rothhäute Amerikas um das ihrige. Die Lebensbedingungen sind ihm verloren gegangen, und ein Baum ist darin so empfindlich wie nur eine Thiergattung und eine Menschenrasse sein kann. Vor der neuen culturbeleckten Zeit ist die Eibe verschwunden. Wo sie noch stand, arbeitete die Säge an ihr: Jahrhunderte lange Arbeit der Natur wurde rücksichtslos in Minuten vernichtet. Und wo die Sprößlinge wieder aufgingen, wurde das prächtige Gezweige zu guten und bösen Zwecken abgerauft. Der nagende Thierzahn nahm seinen Theil; der Apotheker brach die giftigen Zweige zum Heile der Menschheit ab; das Volk holte sie und mißbrauchte ihr Dekokt wie das vom Sadebaum; endlich verlangte auch die Sitte vieler Orte, die edlen Zweige zu Todtenkränzen zu winden, ihr reichliches Theil. Und in gesicherten Culturen hat der Forstmann die Eibe zu pflanzen nicht für werth gehalten, die so langsam wächst, während die heutige Welt auf das Geld bekanntlich nicht lange warten kann und Pietätsrücksichten zu der überwundenen Romantik gehören.

So ist ein deutscher Waldbaum fast verschwunden vom deutschen Boden ohne Sang und Klang. Die Menschen haben von seinem Untergange nicht einmal ein Bewußtsein gehabt. Erst als die Botaniker kamen, die in alten Schriften lasen, daß er redlich zur ursprünglichen deutschen Flor gehöre, und nun in den deutschen Gauen sich umsahen, ihn nicht mehr fanden und verwundert fragten: wo ist er geblieben? da erst wußte man, daß man ihn vernichtet habe. Achtung daher vor dem Veronikaberge und den wenigen Stätten, wo die Eibe noch lebt; und Schonung überall für die letzten dieses Baumgeschlechtes, von dem Julius Caesar bei seinen Streifzügen notirte, daß er so reichlich in den germanischen Wäldern sich finde.

Z. P. K.

Dr. Eisenbart in Californien.

Eine wunderbare Erscheinung ist in San Francisco gegenwärtig der Doctor Mac Bride oder der „Schmerzenskönig" (King of pain), wie er sich selbst nennt. Er kurirt radical alle nur denkbaren Sorten von Schmerzen, so zu sagen im Handumdrehen, und zwar alle mit einer und derselben Mixtur — innerlich oder äußerlich anzuwenden. Die Wundermedicin, welche in kleinen Flaschen zu dem spottbilligen Preise von einem halben Dollar enthalten ist, hat einen wahrhaft satanischen Gestank und besteht zum größten Theile aus schnell verflüchtigendem Campherneiste.

Wenn nur ein klein wenig von dem wahr ist, was nach der Aussage des großen Doctor Mac Bride seine Medicin leistet, so sollte eine dankbare Menschheit ihn in Bild und Wort von Pol zu Pol als einen ihrer größten Wohlthäter verehren.

„Ich gedenke mehr Weh und Schmerz zu stillen (so annoncirt der Doctor seinen Balsam) und ein vollkommeneres Equilibrium aller im menschlichen System circulirenden Fluida herzustellen, als irgend eine andere medicinische Hilfe je gethan hat und thun wird." Diese kostbare Medicin heilt Cholera, Choleramorbus, Durchfall, Blutfluß in einem Tage, Kopf- und Ohrenschmerzen in drei Minuten, Zahnschmerzen in einer Minute, Halsweh in zehn Minuten, Kolik und Krämpfe in fünf Minuten u. s. w.

Den riesig schnellen Absatz seiner Wundermedicin, welche selbstverständlich nur in der Einbildung Heilkraft besitzt, hat der Schmerzenskönig einem Humbug zu verdanken, der selbst in Amerika seines Gleichen sucht. Ein hagerer Yankee, mit eckigen Gliedern und scharfkantigem Gesichte, eine Figur, die schon an und für sich Aufmerksamkeit erregt, hat der Wunderdoctor noch die Kunst zu Hilfe genommen, seine Erscheinung vor dem Publikum auffällig zu machen. Er ist stets in Schwarz gekleidet, mit ungewöhnlich langem Rocke, bis auf die Schultern herabfallender verwilderter Lockenperrücke und einem riesigen, breitkrämpigen Hute. Sein lebensgroßes Bildniß paradirt in diesem grotesken Aufzuge an den Wänden der großen Trinksalons, in den Hotels an Straßenecken, Bretterumfriedigungen und wo nur ein passender leerer Platz zu finden war — kurzum, der Schmerzenskönig stiert uns aller Orten in San Francisco entgegen.

Bei Tage fährt er in einem großen offenen, mit sechs Pferden bespannten Wagen durch die Hauptstraße der Stadt. Der Wagen ist mit gewaltigen Placaten geschmückt, worauf die Worte: „King of pain" in großen Lettern paradiren; eine Bande von einem Dutzend Musikanten hat auf demselben Platz genommen, welche eine rauschende Janitscharenmusik herunterwirbeln, — und hoch darauf thront der Quacksalber in Persona und blickt mit ernster Miene herab auf die gaffende Menge, welche den Triumphwagen begleitet.

Abends hält der Wagen an einer der belebtesten Straßenecken der Stadt, umlagert von einer dichten Menschenmenge. Zwei Trabanten, mit Fackeln in den Händen, stehen daneben; bunte japanesische Laternen hängen daran und bengalisches Feuer leuchtet empor und wirft seinen blutrothen Schein auf die wunderbare Gestalt und die ernsten Gesichtszüge des Schmerzenskönigs, der hoch darauf steht, sein Publikum mit unglaublichem Redeflusse und seltsamen Geberden fesselt und zwischendurch gratis Wunderkuren ausführt. „Nicht aus schnöder Gewinnsucht," sagt er, „kurire ich die leidende Menschheit, nur aus zartem Mitgefühl. Geld habe ich genug und mehr als ich brauche. Ich verkaufe diese unschätzbare Medicin zu dem Preise von nur einem halben Dollar die Flasche, was kaum die Unkosten der Zubereitung deckt, um auch dem Aermsten Gelegenheit zu geben, seine Schmerzen loszuwerden." Dann erzählt er von seinen Wunderkuren; wie er in Cincinnati einen Lahmen gehen gemacht und derselbe sofort vor Freude seine Krücken weggeworfen und auf offener Straße einen Walzer getanzt; wie er in Baltimore einem Stockblinden in fünf Minuten das Augenlicht gegeben, in Neworleans tausende vom gelben Fieber und Cholera gerettet u. s. w.

Nun fordert er jeden, der Schmerzen fühlt, auf, zu ihm auf den Wagen zu kommen; er solle als Gesunder wieder herabsteigen. Hier klettert einer mit verbundenem Kopfe auf den Stellwagen und klagt über entsetzliche Zahnschmerzen. Der Schmerzenskönig reißt ihm die Tücher herunter, gießt ihm eine Flasche voll von der übelriechenden Medicin auf die Backe und spritzt ihm davon in die Naslöcher, so daß diesem fast der Athem vergeht, reißt und zieht ihn an Nase und Ohren, reibt ihm heftig den Kopf und wirbelt ihn schließlich ein paar Mal wie einen Kreisel herum und fragte ihn: „How do you feel?" (Wie befindest Du Dich nun?). Der Arme sagt, er sei schon gesund und macht, daß er wieder vom Wagen herunterkommt; alles jubelt, und es regnet förmlich Halbdollarstücke für die kostbare Medicin, während der Quacksalber dem Publikum eine Rede hält, mit einem Wortschwall, den man gehört haben muß, um sich einen Begriff davon machen zu können.

Auf ähnliche Weise geht der Spektakel jeden Abend stunden- und stundenlang vor sich, und das Geschäft ist glänzend im Zunehmen. Der Schmerzenskönig treibt es schon ins Große, hat ein Zweiggeschäft in Newyork, woselbst auch die kostbare Medicin fabricirt wird, und Filiale und Agenten auf dem Lande und in vielen anderen Städten der Union. Ein glänzend eingerichtetes Verkaufslager von seiner Medicin an einer der Hauptstraßen von San Francisco hat zahlreichen Zuspruch. Jede Zeitung der großen Goldstadt enthält seine Annoncen und ellenlange Certificate. In San Francisco behauptet er, in drei Monaten 45,000 Flaschen verkauft zu haben; in den letzten zwei Jahren im ganzen eine Million. Er logirt in einem der ersten Hotels der Stadt. Seine Einnahme muß enorm sein, um die riesigen Ausgaben für all den Humbug zu decken; aber die Medicin kostet ihn fast nicht mehr als was die Flaschen werth sind, die kaum zwei Löffel voll Schmerzensmixtur enthalten, und der Erlös ist beinahe reiner Gewinn.

Vor zwei Jahren war Mac Bride ein armer Schlucker und professioneller Spieler in Newyork, als er sich mit dem Gesetze überwarf und es vorzog, nach Californien zu wandern. Jetzt ist er, Dank seiner Umwandlung in den Schmerzenskönig auf dem geraden Wege zum Millionär.

San Francisco. Theodor Kirchhoff.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von **A. Klasing** in **Bielefeld**, herausgegeben von **Dr. Robert Koenig** in **Leipzig**.

Verlag der **Daheim-Expedition** von **Velhagen & Klasing** in **Bielefeld** und **Berlin**. Druck von **Fischer & Wittig** in **Leipzig**.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

VI. Jahrgang. Ausgegeben am 19. Februar 1870. Der Jahrgang läuft vom October 1869 bis dahin 1870. **1870 №. 21.**

Eine Cabinetsintrigue.

Historischer Roman von **Georg Hiltl.**

(Fortsetzung.)

Der Brief des Ungarn.

Der König fand den Hofprediger mitten im Sprechzimmer stehen. Jablonski hielt ein schwarz eingebundenes Buch in der Hand, in welcher jedoch ein dünnes, von Papier umhülltes Packet gelegt war. Jablonski neigte sich tief, der König aber schritt auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sagte:

„Ehrwürden, ich heiße Sie willkommen, obwohl ich eigentlich Ursache hätte, mit Ihnen zu zürnen."

„Mit mir, Majestät?" sagte Jablonski.

„Gewiß. Wo waren Sie heute bei dem Empfange? ich habe Sie fortwährend mit den Augen gesucht, und ich nahm es nicht für ein günstiges Omen, daß ich Sie, den ich so hoch schätze, nicht im Saale fand."

Der Hofprediger drückte die Hand des Königs, welche noch in der seinigen ruhte.

„Majestät," sagte er mit einer Stimme, deren Bewegung er nicht zu bergen vermochte, „ich bin allerdings unhöflich gewesen — ich fehlte bei dem Empfange. Ich war aber bereits so glücklich, Eure Majestät gleich nach Dero Rückkehr aus Brandenburg begrüßen zu können. Ich bin vielleicht in diesem Augenblicke doppelt unhöflich und dreist, da mein Kommen um diese Zeit Eure Majestät von der Tafel aufstehen macht, doch ist es nicht meine Schuld, ich würde gern gewartet haben, bis die Tafel vorüber, aber Abt, der Kammerdiener hat gegen meinen Willen die Meldung gemacht, und es war nicht meine Absicht, daß Eure Majestät wegen Dero unterthänigstem Diener auch nur eine Minute sich derangiren sollten."

„Keine Sache, Jablonski," sagte der König. „Wir sind heute nur ganz unter uns. Ich bin ganz en famille, wie die Franzosen sagen, und da weiß ich, sind Sie gern mit uns zusammen, deshalb habe ich schon einen Teller für Sie auflegen lassen, also kommen Sie, wir speisen was zusammen. Es giebt trefflichen Dorsch."

Er nahm des Hofpredigers Arm.

„Verzeihung, Majestät," sagte Jablonski. „Ich bitte, heute von dieser mir sonst so willkommenen Gnade keinen Gebrauch machen

zu dürfen. Es ist absichtlich geschehen, daß ich die Nachmittagsstunde zu meinem Besuche wählen wollte, weil Majestät dann stets frei von andern Besuchen sind. Es geschah absichtlich, daß ich heute bei dem Empfange nicht zugegen war, weil ich Eure Majestät nicht, ohne auffällig zu werden, um eine besondere, schnell zu gewährende Audienz hätte bitten können. Ich komme deshalb um diese Stunde, damit es das Aussehen habe, als wolle ich das Versäumte schleunig nachholen. Ich habe Eurer Majestät eine hochwichtige Mittheilung zu machen und wage die Bitte auszusprechen: Sie mögen, da die Tafel Eurer Majestät Gegenwart erfordert, zunächst speisen, mich aber hier warten lassen, denn meine Mittheilungen werden Eure Majestät einige Zeit in Anspruch nehmen, ja — sie sind vielleicht leider geeignet, jede fernere Freude an der Lust der Tafel zu vergällen."

„Lieber Gott, was schickst Du mir?" sagte der König. „Das klingt ja sehr ernst, Jablonski."

Er klingelte — Abt trat ein. Der König gab ihm den Befehl.

„Ich lasse die Herrschaften bitten, ohne mich zu speisen. Wichtige Kirchenangelegenheiten — komme vielleicht erst in einer Stunde."

Er bot Jablonski seinen Arm, führte ihn zum Canapee und bat ihn Platz zu nehmen. Als der Hofprediger dies gethan hatte, ließ sich der König neben ihm nieder.

„Majestät," begann Jablonski nach einer kurzen Pause, „wollen Sie die Gnade haben, mich erstens anzuhören, dann aber mir versprechen, jede Frage über das „Woher?" und „Von wem?" zu unterlassen?"

„Ich verspreche es Ihnen, mein Freund."

„Gerade an jenem Tage, wo Euer Majestät durch ein schweres Unwohlsein zu Brandenburg auf das Krankenbett geworfen wurden, erhielt ich zwei Schreiben. Sie wurden mir, dem Seelsorger, dem Geistlichen in die Hand gegeben, weil einmal der Ueberbringer — eine Persönlichkeit, deren gute Absichten ich nicht in Zweifel ziehen kann — seinen Namen gleich wie ein mir vertrautes Beichtgeheimniß gewahrt wissen wollte, dann aber auch, weil ich selbst als der zur Ueberreichung bei Eurer Majestät geeignetste Mann

erschien. Euer Majestät huldvolle Gesinnung gegen die Theologen ist bekannt."

Der König nickte zustimmend.

„Ich fand in einem großen Umschlage, dessen Aufschrift an mich gerichtet war, wie gesagt, zwei Briefe. Einer derselben war für mich bestimmt. Ich bitte Euer Majestät, ihn zunächst lesen zu wollen."

Jablonski reichte dem Könige den Brief, dessen Inhalt der Leser bereits aus dem ersten Capitel der Erzählung kennt, in welchem der Schreiber, Element, den Hofprediger dringend bat, dem Könige ein Schreiben zu übergeben, und für die schweren Folgen der Weigerung verantwortlich machte. Friedrich Wilhelm las den Brief, ohne eine Miene zu verziehen.

„Ich hoffe," sagte er dann, „der an mich gerichtete Brief wird schon nähere Aufschlüsse enthalten. Geben Sie ihn mir."

Jablonski reichte das zweite Schreiben. Er hatte sie beide in sein Kirchenbuch gelegt, um jede Neugierde der Bedienten abzuwenden. Der König erbrach das Schreiben, faltete es auseinander und las:

„Sire! der Herr Hofprediger Jablonski wird Euer Majestät dieses mein unterthänigstes Schreiben vorlegen. Ich bin ein von Euer Majestät gar nicht gekannter Mann, aber es wird Ihnen, Sire, nichts Neues sein, daß auch kleine Leute oft große Dinge ausführen, oder abwenden können. In dieser Situation befinde ich mich, und handelt es sich in schwebender Occasion um nichts Geringeres, als um Abwendung einer großen persönlichen Gefahr, in welcher Euer Majestät schweben. Es besteht ein Complott wider Sie — das sei für heute alles, was ich hier brieflich mittheile. Ein längerer Aufenthalt in Wien und Dresden hat mich zum Mitwisser gefahrbringender Unternehmungen gemacht, welche nicht nur auf ein Attentat gegen Euer Majestät, sondern auch gegen Dero Staat abzielen. Personen von Distinction, die sich in Euer Majestät Nähe befinden, sind dafür gewonnen. Ich besitze Beweise genug, kann aber, wie Euer Majestät recht wohl einsehen werden, den ganzen Umfang des abscheulichen Unternehmens nicht einem Briefe anvertrauen. Ich erbitte mir daher, wenn Euer Majestät von mir Aufschlüsse wünschen, erstens: Euer Majestät schriftliche Versicherung, daß, wenn ich nach Berlin kommen darf, niemand von meinem Aufenthalte daselbst etwas erfahre. Zweitens: daß ich nur mit Euer Majestät allein in diesen Negotiationen unterhandeln darf, und daß es mir drittens: frei stehe, so oft, als meine Geschäfte es erfordern, wieder abreisen zu können. Dieser dritte Passus ist nothwendig, weil das Complott noch nicht vollkommen reif ist, vielmehr noch gewisse Liaisons getroffen werden sollen, deren Abschluß einige Zeit erfordert. Ich beschwöre Euer Majestät um Ihrer Selbst Willen, das tiefste Schweigen zu beobachten. Sobald ich Euer Majestät Zusicherung erhalten habe, werde ich meine Mesures nehmen und alsdann anzeigen, wann ich in Berlin eintreffe, um Euer Majestät persönlich die nothwendigen Aufklärungen zu geben. Ich ersterbe als Eurer königlichen Majestät gehorsamer Diener

Jakob Element aus Ungarn.

Ein etwaiger lettre des mains wird mich zu Dresden treffen. Ich wohne daselbst in der Brüdergasse im zweiten Hause, das dem Herrn Siegel gehört." — —

Als der König das Schreiben gelesen hatte, blickte er den Hofprediger an, dessen Gesicht die schwere Besorgniß ausdrückte, welche Jablonski empfand.

„Was halten Sie davon?" fragte der König, dem Hofpredigee das Schreiben reichend, der es schnell durchflog.

„Ich kann Euer Majestät nur sagen, daß eine mit so großer Bestimmtheit auftretende Klage leider wohl nicht ohne Grund, ohne Beweise geschehen sein dürfte, und daß ich an der Wahrheit um so weniger zweifeln möchte, als der Kläger ja bereit ist, sich selbst zu stellen, seine Person also für die gemachten Aussagen haften würde."

„Ja — ja, alles richtig," sagte der König, finster blickend, „und doch — ich möchte beinahe nichts wissen, denn es ist mir ein ganz abscheuliches Gefühl ins Herz gedrungen, wenn ich denke, daß Leute, die ich bisher für Freunde hielt, hinter meinem Rücken wie die Canaillen handeln. Ich habe ordentlich Furcht, hier etwas zu entdecken. Handelte es sich nur um meine Person allein, so würde ich mit einem Complotmacher absahren, daß ihm die Augen übergehen sollten, aber dieser Element schreibt: der Staat sei mit in Gefahr, und da muß ich denn schon drauf losgehen."

Die sonst angenehmen Gesichtszüge des Königs zeigten, als er diese Worte sprach, eine furchtbare Veränderung. Sie wurden drohend, fast schrecklich. Jablonskis Angst steigerte sich — er war es, durch dessen Hand ein entsetzliches Strafgericht vorbereitet wurde, durch seine Person konnte der Tod über viele Menschen verhängt werden, die jetzt noch ohne Sorgen einhergingen.

„Majestät," fiel der Hofprediger ein, „ich bedaure innig, der Ueberbringer so schlimmer Dinge gewesen zu sein, aber die Sorge um Euer Majestät Wohl trieb mich dazu."

„Ihr habt recht gehandelt, Eure Pflicht gethan. Wißt Ihr aber," fuhr der König nicht ohne schmerzlichen Ausdruck in dem Tone fort, „wißt Ihr, was mich besonders traurig stimmt? — ich sehe schon jetzt leider, daß dieser Element vollkommen recht hat. Gewisse Andeutungen, die aus London kommen, ein ganz seltsames Gebaheen an den Höfen, wovon wir unterrichtet sind, dieses zeigt mir an, daß sie etwas brauen — und da Euch die Briefe von ehrenhaften Personagen überreicht wurden, habe ich wahrlich keine Ursache, diesem Element ohne weiteres zu mißtrauen. Schreibt ihm, er möge kommen. Ihr sollt morgen einen Paß für ihn erhalten. Schreibt ihm, daß er meiner Verschwiegenheit gewiß sei, und daß ich alles, was er haben will, acceptire. Er soll seine Zeit ruhig abwarten, bis er mir genügende Aufschlüsse geben kann. Schreibt ihm das, und wir wollen dann sehen, was weiter geschieht. Jablonski," sagte er, seine Hand auf des Predigers Schulter legend, „ich bin ein recht unglückliches Menschenkind. Solche Geschichten sind mir ein Greuel. Ich kann einem Straßenräuber, der mich anfällt, weit eher verzeihen, als so einem Cujon, der Intriken spinnt."

Jablonski ergriff des Königs Hand, drückte sie und sagte:

„Die Großen dieser Erde sind nicht in allen Dingen glücklich — Sie werden vielleicht Schweres erfahren, Majestät, aber wenn dafür Element die Wahrheit berichtet, dann ist es ein Zeichen, wie der Himmel mit Euer Majestät ist, daß er sich eines kleinen Menschenkindes bedient, um Sie vor großen Gefahren zu schirmen."

„Ihr habt recht," sagte der König, „und ich will nicht grollen. Lebet mir wohl. Ich nöthige Euch nicht mehr, an die Tafel zu kommen, das Essen würde Euch ebenso wenig schmecken, wie es mir noch behagen wird. Ich sehe Euch bald wieder."

Er wendete sich in heftiger Bewegung, den Brief unter seine Weste steckend, fort, und ohne den Prediger noch einmal zu grüßen, ging er aus dem Sprechzimmer. Draußen traf sein Blick auf Eversmann, der sich an einem Schranke zu schaffen machte.

„Was thut Er hier?" donnerte der König ihn an.

Entsetzt wendete der Kammerdiener sich um, er gewahrte mit Schrecken das verstörte, drohende Auge Friedrich Wilhelms.

„Majestät — ich — ich — wollte hier aus dem Schranke —"

„Aus dem Schranke?" rief der König, „hat Er gehorcht — spionirt Er?"

Eversmann krümmte sich zusammen.

„Bei Gott dem Allmächtigen, Majestät, ich bin nicht von diesem Schranke gekommen."

„Hüte Dich auch vor der kleinsten Felonie," sagte der Gebieter, die Hand drohend erhoben, „ich würde Dich so fassen, daß Du an diesen Griff denken solltest." — Er ging weiter.

„Was ist das nur?" flüsterte Eversmann. „Welche Nachricht muß er erhalten haben?"

Bleich und ernst trat der König in den Speisesaal. Hier herrschte noch immer eine ungebundene Fröhlichkeit, welche aber sogleich veestummte, als man des Monarchen zorngefurchtes Antlitz betrachtete. Zwar gehörten Ausbrüche des Zornes bei Friedrich Wilhelm nicht zu den Seltenheiten, aber diese Art, seinen Groll zur Schau zu tragen, hatte etwas Schrecklicheres, als laute Aeußerungen, welche in Toben und Schimpfen bestanden. Des Königs Lippen bebten leise, er trat an den Tisch und musterte die ganze Gesellschaft, dann sagte er mit schneidender, fast höhnischer Stimme: „Ich wünsche Ihnen wohl gespeist zu haben, meine Herrschaften."

Alle erhoben sich schweigend mit tiefer Verbeugung, es war ein Befehl, die Tafel und das Zimmer zu verlassen. Nur die Königin faßte Muth.

„Wir sehen Sie in großer innerer Aufregung, mein Gemahl," sagte sie, „was ist geschehen? Dürfen wir, ich — Ihre Gattin — diese Ihre Freunde, nicht erfahren, um was es sich handelt? o — wenn es ein Staatsgeheimniß ist — —"

„Ja wohl — ja wohl," fuhr der König heftig auf, „meine Freunde — haha! Sie haben recht," setzte er, sich schnell fassend hinzu. „Lassen Sie sich nichts anfechten, Madame, auch Sie nicht, Finkenstein, Derschau und Ihr andern. Ich habe Aerger, Verdruß, Kirchenstreit — da in Halle, der Wolf — der Lange — es geht mir im Kopf herum, Jablonski hätte bis nach der Tafel warten können — indessen es wae meine Schuld. Gesegnete Mahlzeit."

Dieses Durcheinander von Worten und Gedanken machte auf alle eine beängstigende Wirkung. Man war gewöhnt, den König immer klar, bestimmt und fest sprechen zu hören. So einfach seine Ausdrucksweise auch sein mochte, zeichnete sie sich doch stets durch Klarheit aus, er wußte immer, was er wollte, und brachte seine Gedanken in die rechte Form, es mußten daher ganz außerordentlich wichtige und schwere Nachrichten auf ihn gewirkt haben, und die Gäste hielten es nicht für unmöglich, daß ein kirchlicher Streit den Monarchen in diese Aufregung versetzt habe, weil man wußte, wie schwer die theologischen Feagen bei dem Könige wogen. Nur Frau von Blaspiel glaubte nicht daran.

„Er hat die Briefe gelesen," sagte sie sich, als der König so bleich und zornig vor ihr stand, die Kniee zitterten ihr jedoch, als Friedrich Wilhelm plötzlich kurz befehlend rief:

„Frau von Blaspiel — kommen Sie einmal hierher — in diese Fensteenische."

„Gerechter Gott — Jablonski hat sein Versprechen gebrochen." Das war ihr erster Gedanke, dennoch faßte sie sich und trat zum Könige, der im Fenster stand, während die übrigen still aus dem Saale gingen.

„Blaspiel," raunte der König ihr zu, „ich erinnere mich deutlich, daß Sie in Brandenburg an meinem Bette sagte: Grumbkow könne vielleicht sein Talent zu Schlimmerem verwenden, als es bisher geschehen — wußten Sie da irgend etwas?"

Die Blaspiel athmete auf.

„Nein, gewiß nicht, Majestät. Ich sprach das nur so aufs Geradewohl — ich bin dem Herrn Minister abgeneigt — das machte mich vielleicht ungerecht."

Der König ließ ihee Hand, welche er umklammert hatte, sinken. Er blickte unruhig zum Fenster hinaus, und Frau von Blaspiel blieb neben ihm stehen; sie vermochte jetzt des Königs Züge genauer zu studiren, sie verhehlte sich nicht, daß ein schmerzvolles Lächeln seine Lippen umspielte. Er wendete sich schnell wieder nach der Blaspiel um.

„Sie sind eine gescheidte Frau," sagte er, „glauben Sie an Weissagungen, an Prophezeiungen?"

„Majestät, ich weiß mich nicht auf der Stelle hier darübee auszusprechen."

„Halten Sie es für möglich?"

„Ich möchte nicht unbedingt nein sagen."

„Aber es ist doch vielleicht unchristlich, daran zu glauben?"

„Weshalb? Der Geist des Menschen, der solcher Dinge fähig ist, muß doch von der Vorsehung eigens dazu bereitet sein. Und sind nicht die allerdistinguietesten Personen mit ähnlicher Kraft versehen? Es ist allgemein bekannt, daß der Herr Minister von Ilgen die Gabe der Weissagung besitzt, denn er war es, der in Berlin an der Tafel dem unglücklichen Patkul sein Schicksal voraussagte."

„Hm — hm. Sie haben recht. Wenn ich wüßte, wie man, ohne Aufsehen zu erregen, etwas vorhergesagt, etwas aufgeklärt haben könnte — ich würde es einmal versuchen, mir von einem Menschen, der solche Gabe besitzt, sagen zu lassen, ob ich in einer wichtigen Angelegenheit trauen darf."

Er fixirte die Blaspiel scharf, sein Blick war zugleich fragend und erwartend. Frau von Blaspiel war gewandt genug, um den versteckten Wunsch des Königs errathen zu können, der aufgefordert sein wollte, den Versuch zu machen.

„Dies würde Euer Majestät sehr leicht werden," sagte sie, „Sie wollten ohnehin schon immer den Notarius Job kennen lernen, und zue Zeit ist dieser Mann ja als eine Art von Wundermensch berühmt. Job ist außerdem ein rechtlicher Kerl, Sie könnten ja mit ihm einen Versuch machen — vielleicht besteht er die Probe."

„Ich will es mir überlegen," sagte der König. „Schweigen Sie gegen Jedermann — auch gegen die Königin."

Er trat aus der Nische und verließ den Saal.

„Der Brief muß schreckliche Dinge enthalten," sagte die Blaspiel zu sich selbst, „wenn er es vermag, den König in die Arme des weissagenden Job zu führen. O — Herr von Grumbkow, wenn Sie nicht felsenfest stehen, werden Sie in den Abgrund stürzen."

Die Königin kam zurück.

„Was hat er mit Dir gesprochen?" fragte sie hastig.

„Nur eine Frage wegen des Herrn von Grumbkows Klatscherei," sagte zögernd die Blaspiel.

Die Königin verhehlte der Freundin ihre Besorgniß nicht.

„Wie es auch komme," schloß sie, „ich werde dem Könige nahe bleiben und mich nur duech Gewalt von seiner Seite trennen lassen."

Der Kammerdiener Abt kam wieder in den Saal.

„Majestät," sagte er leise zur Königin, „was mag dem Herrn nur begegnet sein?"

„Ein Unglück?" riefen die Damen.

„Nein, nein, aber jetzt, als ich in das Cabinet Seiner Majestät trat — da sah ich — —"

„Was?"

„Ich sah den König an seinem Schreibpulte stehen. Er hatte aus dem Mittelfache seine beiden großen, englischen Pistolen genommen und war eben beschäftigt, sie scharf zu laden — ich sah es deutlich, wie er die Kugeln in den Lauf stieß."

„Seltsam, seltsam!" sagte angstvoll die Königin. „Er fürchtet einen Ueberfall."

„Der Brief Clements warnt ihn sicher vor einem solchen," dachte Frau von Blaspiel.

Wiedersehen.

Im Jahre 1719 hieß die heutige Dorotheenstraße zu Berlin noch die „letzte Straße". Diese Benennung war gewißermaßen auch gerechtfertigt, denn die genannte Straße lag am Ende des 1673 gegründeten neuen Stadttheils, die „Dorotheenstadt" genannt.

Dieses Stadtviertel ward von dem Spreearme bespült, welcher hier eine große und eine kleine Insel bildete und durch verschiedene Brücken mit der Spandauer Vorstadt verbunden war. Eine dieser Brücken, die Laufbrücke, führte am Ende der „letzten Straße" über den Flußarm und lief in die Dammstraße aus, welche sich in scharfem Bogen, dicht am Wasser entlang, bis zum Unterbaum hinzog. In dieser Straße standen zur Zeit unsrer Erzählung bereits zahlreiche Häuser, sie waren jedoch von einander durch Gärten geschieden, von denen mehrere heute noch zum Theil vorhanden sind.

Die Gegend war sehr still und einsam, denn es standen hier von Gäeten umschlossen das Predigerwittwenhaus, das Domhospital, der rothe Hof. Von der Laufbrücke aus konnte man in diese Gärten schauen, und da die Häuser der Dammstraße ebenfalls Gärten besaßen, bildeten die Grundstücke einen großen Park, den die Spree durchschnitt. Eines der Häuser in der Dammstraße konnte sein Alter schon auf einige fünfundzwanzig Jahre angeben. Es hatte während dieser Zeit seine Besitzer deei Mal gewechselt und befand sich seit einigen Monaten in den Händen des Herrn Barons von Heidekam. Der Baron hatte es mit großem Nutzen gekauft, wie man sagte, durch den Beistand des Notarius Job aus der Roßstraße, an den er sich auch gewendet, als um den Besitztitel gestritten wurde, der für Ausländer nicht allzu leicht erlangt werden konnte.

Die meisten Leute hatten es dem Notar sehr verdacht, daß er mit dem Baron Hand in Hand bei dieser Gelegenheit ging, denn die Persönlichkeit des Barons gehörte zu denjenigen, welche man in die Kategorie der „Zweifelhaften" setzte, das heißt: niemand wußte zu sagen, woher der Baron oder seine Baronie eigentlich stammte, welche Mittel ihm zu Gebote standen, womit er die Zeit hinbrachte und welche Ziele er verfolgte. Es genügte den Aufpassern nicht, als sie erfuhren, der Baron habe bei dem Banquier Herrn Flatho in der Heil. Geiststraße Gelder angelegt und dem Notarius Job die Mandatargebühren in blankem holländischen Golde ausgezahlt. Man behauptete, wiewohl ganz verstohlen, der Herr Baron müsse unlautere Dinge treiben, weil er sich nicht viel mit der großen Welt befasse. Erst, als der Sonderling das Haus gekauft hatte, verstummten die bösen Zungen ein wenig, denn Heidekam versammelte zuweilen eine Gesellschaft bei sich, die nicht nur aus den verhaßten Advokaten, sondern auch aus einigen Beamten der Ministerien bestand. Es wurde bekannt, daß seine Tafel gut besetzt, sein Wein trinkbar sei — also verziehen die Leute ihm bald genug die Eigenthümlichkeiten seines Wesens und mit der Zeit achtete man gar nicht

mehr auf den hageren Herrn, wenn er eilig, starr vor sich hinschauend über die Laufbrücke nach seinem einsamen, mitten im Garten gelegnen Hause schritt und endlich, oft nach langem und anhaltendem Klingeln, von seinem Diener, einem verschmitzten Burschen, der eine sonderbare kauderwelsche Sprache radebrechte, eingelassen ward. Dem Notae Job verzieh man den Umgang mit dem Baron, weil man dieses Zusammenhalten auf Rechnung der mystischen Beschäftigung Jobs setzte, von welcher der Baron ebenfalls ein Anhänger sein sollte, und dann brachte beide wohl das Geschäft näher.

Seit einiger Zeit hatte aber der Baron noch einen besondern Grund, dies Haus des Herrn Notars zu besuchen. Zu den wenigen Personen, welchen Heidekam seine Thür öffnete, gehörte der königliche Kriegssecretär Anton Bube, ein noch junger Mann von gefälligem Aeußeren. Dieser Secretarius war einer dee Leute, die um jeden Preis Stellung in der Welt erringen wollen. Bube war der Sohn armer Leute. Sein Vater, ein Landkutscher, hatte im Siechenhause geendet, seine Mutter nährte sich von Handarbeiten für die Armeelieferanten. Der junge Mann, durch Protection eines Hauptmanns im Regiment Braun in die Kriegskanzlei als Schreiber gebracht, wußte sich bald durch Fleiß, Bescheidenheit und Gefälligkeit höher zu bringen, und seit dem Jahre 1717 war er als Secretär angestellt. Von da ab meinte Herr Bube, das Schicksal habe ihn zu größeren Rollen auf der Weltbühne bestimmt, und er begann seine Blicke umherzuwerfen. Gerade um diese Zeit machte er Heidekams Bekanntschaft.

Kurz nachher ging mit dem stillen Manne eine auffallende Veränderung vor. Sein schwarzer Anzug wurde aus feinerem Tuche als bisher gefertigt, die Schuhe hatten silberne Schnallen, das Jabot zeigte holländische Spitzen, und in der Ressource des Herrn Vincent bewirthete Bube zuweilen einige Freunde mit Wein. Da Job der Notar mit Heidekam in Verbindung stand, konnte es nicht fehlen, daß dieser seinen Schützling in das Haus des Notars brachte. Herr Job sammelte, wie wir wissen, eine ganz angenehme Gesellschaft um sich, und oft fand der Kriegssecretär Gelegenheit, in dem Garten und Landhause des Advokaten die reizende Tochter des Wirthes, die schöne Elisa zu specchen, mit ihr eine Sarabande oder ein Menuett zu tanzen. Herr Bube hegte in kurzer Zeit hochfliegende Pläne. Ee überlegte, daß es wohl am Ende ganz gut mit der Aussteuer der schönen Elisa Job und mit seinem Gehalte sich in Berlin leben lasse und daß seine Stellung als Beamter des Königs ihn wohl berechtige, als Freier der reizenden Elisa aufzutreten. Mit einer für seine bisherige stille Führung recht beachtenswerthen Menschenkenntniß eröffnete der Secretär die Laufgräben zunächst gegen die Frau des Notars, die Madame Jobin, von dem richtigen Grundsatze ausgehend, daß die Mütter die Hauptstimmen bei den Heirathen abzugeben haben. Ee hatte sich nicht verrechnet. Der Titel: „Kriegssecretarius", tönte sehr wohllautend in das Ohe der Notarsgattin, und sie nahm auch gae keinen Anstand mit ihrem Manne recht ernstlich darüber zu reden.

Job hatte kein Bedenken. Ihm war es lieb, in eine Verbindung mit dem königlichen Beamten zu kommen, da er wohl wußte, wie der Stand der Notare bei Hofe nicht besonders hoch angeschrieben war. Er glaubte durch eine solche Verbindung leichter den Persönlichkeiten näher kommen zu können, die um den König und dessen Minister waren. Job speculirte auf den Titel eines Rathes — er wollte in das Kammergerichtscollegium kommen, was ihm bisher beharrlich verweigert worden. Bube hatte vielerlei Verbindungen. Selbst einige Herren, welche noch aus der alten Zeit Friedrichs des Ersten stammten, wollten ihm wohl, und mit ihrer Hilfe wußte er manches zu erlangen. Eine Liebe, so glaubte er, sei der andern werth, und wenn er für Job wirkte, so konnte dieser ihm die Hand der Tochter nicht versagen. Er merkte auch bald die für ihn günstige Stimmung der Eltern, leider stand es mit der Tochter anders. Elisa war artig und nahm seine Bewerbungen mit heitrem Lächeln auf, sie gab ihm jedoch keine Hoffnung. Bube hatte anfangs den schüchternen Predigeramtscandidaten Laurentius in Verdacht, seinem Glücke im Wege zu stehen — er irrte aber gewaltig und ward bald zu seinem Schrecken inne, daß er von Glück füe seine Bewerbung hätte sagen können, wenn der Candidat sein Nebenbuhler gewesen wäre; denn er entdeckte, daß der Stein, über den seine Wünsche fielen, niemand anders als der Lieutenant Dumonlin war, den ein unseliger Zufall in das Haus des Notars geführt hatte.

Dumoulin stand bei dem Regimente des Herrn von Foreade, des Kommandanten von Berlin, und da Job einstmals füe dieses Regiment eine Verhandlung aufgenommen hatte, welche die Lieferungen beteaf, so wurde der Lieutenant in sein Haus geschickt, um mit ihm abzurechnen. Der Notae wae über das gute Geschäft dergestalt erfreut, daß er auf den schlimmen Gedanken kam, den Heren Lieutenant für den folgenden Tag in sein Landhaus zu einem solennen Familienessen zu bitten. Dumoulin folgte der Einladung, und von diesem Tage an war das Unglück des Kriegssecretarius entschieden, denn die schöne Elisa hatte nur noch Sinn für den hübschen Mann vom Regimente Foreade, und wenn sie es auch nicht geradezu eingestand, so konnte doch jeder ihre Neigung deutlich merken.

Laurentius begann seine Bewerbungen aufzugeben, er seufzte in der Stille; einige andere junge Herren, die in Jobs Hause Zutritt hatten, ließen ebenfalls die Flügel hängen — nur Bube wagte es, noch weitere Schritte zu thun. Er hatte die Zustimmung der Eltern ziemlich für sich und konnte darauf hin etwas wagen, dann aber kam ihm noch ein Umstand zu Hilfe: der Lieutenant Dumoulin war arm, er besaß nur eine kleine Unterstützung, welche ihm seine Tante, eine Freifrau von Reiher, gewährte und seine Löhnung. Bube dagegen konnte recht laut mit Geld klappern. Manche Leute zerbrachen sich allerdings die Köpfe, wohee der Kriegssecretär die Mittel zum Klappern nehme; denn man wußte doch am Ende in ganz Berlin was ein Kriegssecretär an Gage bezog, und ebenso bekannt war es, daß Bubes Erbschaft von seinem Vater nur in einem Paare alter Wasserstiefeln bestanden hatte — zu geschweigen, daß er seine Mutter noch unterstützen mußte. Die Leute meinten endlich, der stille Baron von Heidekam öffne ihm seine Börse, weil der junge Mann dem Baeon, wenn dieser oft ganze Tage in seinem Hause einsam zubrachte, Gesellschaft leistete, mit ihm durch die entlegnen Wege des Thiergartens spazierte und mit einem Worte ein Gesellschafter Heidekams wae.

Der Lieutenant Dumoulin sah mit scheelen Blicken auf den Secretär, dessen gefüllte Börse einen günstigen Eindruck in der Gesellschaft hervorbrachte. Er hatte geglaubt, seine Uniform werde den Notar und dessen Gattin bestechen, daher seine Zuversicht auf die Erfolge des Militärs, welche er dem Könige gegenüber äußerte. Aber Dumoulin hatte sich bedeutend verrechnet. Job war trotz seines Hanges zu übernatürlichen Dingen ein sehr praktischer Mensch und sah in dem Secretär Bube einen zukünftigen hohen Beamten, der obenein vielleicht noch der Erbe des Barons werden konnte. Heidekams umschleierte Vergangenheit kümmerte ihn nicht — er sah nur auf dessen behagliche Lebensweise und berechnete sehr weislich, daß noch eine geraume Zeit vergehen könne, ehe der Lieutenant Dumoulin so viel Gage besitze, als Bube Taschengeld zu haben schien.

Leider waeen in der Berechnung des Advokaten zwei Fehler: erstens die Neigung Elisas füe Dumoulin, dann aber, seit dem Tage des Triumphes des Herrn Job, die gebietende Stimme der Frau von Blaspiel, welche Elisas Neigung kennen gelernt und zu fördern verspeochen hatte. Frau von Blaspiel war ebenso wichtig für die Eefüllung der Pläne des Herrn Job, als es die Freunde Bubes sein konnten, und der Notar mochte um keinen Preis die Gunst dieser einflußreichen Dame verscherzen, welche ihn obenein mit ihrem Vertrauen beehrte. Der Notae befand sich also zwischen Baum und Rinde, wie das Sprichwort sagt.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Mekkapilger.

An einem Decembertage des Jahres 1853 ergingen sich an der wohlbesetzten Table d'hôte eines Hotels in Kairo zwei Männer im eifrigen Gespräch, die in ihrer äußern Erscheinung die größten Gegensätze darboten. Der eine, im vollen orientalischen Kostüm, mit sonnverbranntem Antlitz und geschoeenem Haupte, zeigte in allen seinen Manieren den echten Araber — aber wunderbar! — er sprach ein so reines Englisch, wie es nur der Londoner zu sprechen vermag. Mit unverkennbarem Interesse hing der andere, ein blonder Deutscher,



Heinrich von Maltzan auf der Reise.

an seinem Munde; gierig verschlang er jedes Wort, das der Araber redete, sein blaues Auge flammte, die Brust hob sich gewaltig, offenbar ein Zeichen, daß die Mittheilungen, die ihm von jenem wurden, den tiefsten Eindruck hervorbrachten und große Entschlüsse in seiner Brust reifen ließen. Der Mann in arabischer Tracht war der später durch seine Entdeckungsreisen nach den ostafrikanischen Seeen so berühmt gewordene Lieutenant Burton, welcher eben von Mekka und Medina zurückkehrte, von den unnahbaren heiligen Stätten des Islam, in denen die Anwesenheit eines Christen dem Moslem ein größeres Verbrechen erscheint, als einst den Alten die eines Mannes im Tempel der Vesta! Der andere, der Burtons Worten lauschte, war ein damals noch unbekannter deutscher Edelmann, Heinrich von Maltzan, in dessen Brust an jenem Tage die Keime zu großen Thaten niedergelegt wurden, Keime, die sich herrlich entwickelten. Denn kaum minder berühmt, als derjenige, welcher sie gepflanzt, steht auch Heinrich von Maltzan heute da, ja er ist unter den gelehrten deutschen Reisenden einer der ersten.

Seit jener Unterredung stand in ihm der Entschluß fest, gleichfalls — und koste es das Leben — nach dem Heiligthum der Mohamedaner vorzudringen, und zwar wollte er ebenfalls als Araber verkleidet das Wagniß durchführen. Dazu mußte er aber die Sprache gründlich erlernen, was ihm nach einer langen Lehrzeit im Nordwesten Afrikas auch gelang. Sieben Jahre durchstreifte er nun oft unter den größten Gefahren Algerien und Marokko. In letzterem Lande, in das er von der Hafenstadt Mogador aus eindrang, war er ein vogelfreier Mann; man schoß auf ihn und rief: „Fahre zur Hölle, du Hund!" wenn man den Rumi, den Europäer, in ihm erkannte. Aber das Wort Furcht steht nicht in dem Wörterbuche dieses deutschen Edelmannes; er drang vor bis zur „Kaiserstadt des Südens", bis Marokko, das heute nur ein schwacher Ueberrest seines ehemaligen Glanzes ist. Nur wenige Christen hatten vor ihm, alle großen Gefahren erduldend, diese Stadt betreten, und auch Maltzan wanderte dort nicht auf Rosen. Als Ungläubiger mußte er im Judenviertel absteigen, das eine kleine Stadt für sich bildet. Sein braver Wirth, Moses ben Samuel, wunderte sich nicht wenig, daß er es gewagt, die Stadt des Fanatismus und der Barbarei zu betreten, er rieth ihm dringend an, wenn sein Leben ihm lieb sei, das Ghetto nicht zu verlassen. Aber gerade die Gefahr reizte ihn um so mehr; als armseliger Jude verkleidet, den die mohammedanischen Knaben mit Koth und Steinen bewarfen, durchwanderte er die Bazare und Straßen Marokkos, von dem er uns eine lebendige und farbenprächtige Schilderung entwirft; aber es war ruchbar geworden, daß ein Christ im Judenviertel wohne. Man hielt ihn für einen Spion, der die Stadt den Ungläubigen in die Hände spielen wolle, und bewachte ängstlich seine Schritte. Nur einmal konnte er ohne Gefahr sein Gefängniß verlassen, als der Kaiser, der von seiner Anwesenheit gehört, ihn zu sehen wünschte. Von zwanzig zerlumpten Leibgardisten geleitet, wurde er zu dem mächtigen Sultan geführt, der sich als ein uralter Greis mit langem weißen Barte repräsentirte. Die wenigen Fragen, die er an unsern Landsmann richtete, bewiesen eine rührende Ignoranz: ob die Königin Victoria mit Lord Palmerston verheirathet sei, ob in Frankreich die Kaiserin die eigentliche Herrscherin sei? und ähnliches war es, was der Sultan zu wissen wünschte. Daß Maltzans Kasse gehörig gebrandschatzt wurde, daß er viel, sehr viel Geschenke machen mußte, verstand sich von selbst, und er war schließlich froh, als er nächtlicher Weile Marokko wieder verlassen konnte. Die fanatischen Einwohner riefen ihm „Hallub!" und „Kelb!" (Schwein und Hund), nach; er erreichte aber glücklich, indem er bei Tage sich versteckte, in der fünften Nacht die Hafenstadt Mogador, wo er geborgen war. Das große Wagstück war glücklich abgelaufen, ein Grund mehr, noch Größeres zu wagen.

Nach Algier im Jahre 1859 zurückgekehrt, dachte er an die Verwirklichung der Pilgerfahrt nach Mekka, die ihm als eine Art Lebensziel vorschwebte. Als Algierer verkleidet, wollte er dorthin vordringen; die Sitten und Gebräuche der Mohammedaner kannte er genau, er wußte alle ihre religiösen Ceremonien mit der subtilsten Genauigkeit nachzumachen, er lernte den halben Koran auswendig und redete den Dialect von Algier wie ein Eingeborner. Noch fehlte ein arabisches Kostüm, das war leicht angeschafft, und dann ein Paß der französischen Behörde, den er gleichfalls zu erlangen wußte. Ein alter heruntergekommener Hanfraucher, Namens Abderrahman, war gern bereit, einen falschen Paß zu verschaffen; freilich war der edle Muselman elf Jahre älter, als sein christlicher Doppelgänger, und auch sonst wollte das vom Präfekten ausgestellte Signalement nicht leicht passen; doch Toilettenkünste, Haarfärbemittel u. s. w. halfen über alle Schwierigkeiten hinweg, und die Fahrt in den Rachen des Löwen konnte beginnen. Als „Bedienter" Abderrahman ben Mohammed schiffte der deutsche Edelmann am 20. Ramadan 1276 der Hedschra oder am 12. April 1860 nach christlicher Zeitrechnung, nur von einem kleinen Negersklaven begleitet, sich ein. Es versteht sich, daß er, auch noch ferne vom Ziel, die Fasten des Ramadan pünktlich beobachtete, daß er genau die vom Gesetze vorgeschriebenen Waschungen befolgte und seine Gebete hersagte. Der kleinste Verdacht hätte genügt, ihn zu entlarven, und dann wehe ihm! Unter den fanatischen Pilgern hätte er sicher sein Leben lassen müssen. Vor allem lag ihm daran, seine angeblichen Landsleute, die Algierer, zu vermeiden, die am ersten in ihm den Christen erkannt haben würden, und da diese ihre Wallfahrt über Suez antraten, so ging Maltzan den Nil aufwärts nach Kene, von hier durch die Wüste nach Kosseir am rothen Meere, und dort erst schiffte er sich nach Arabien ein. Der echte Abderrhaman schwelgte im Hanfrauchen, während Maltzan unter Lebensgefahren für ihn den Ehrentitel eines Hadsch, eines Pilgers, erwarb.

Auf seiner Nilfahrt war der bescheidene, gefällige, gut mit Geld versehene Algierer bald unter den Egyptern, welchen er sich angeschlossen, beliebt und wenn auch in seiner Frömmigkeit sich manchmal kleine Lücken zeigten, so entschuldigte man das mit der Unwissenheit und geistigen Finsterniß seiner Heimat Algier, ja man freute sich solcher Verstöße, da Abderrhaman immer bereit war, den Sühnungshammel zu opfern, was den andern eine willkommene Mahlzeit verschaffte.

In einer alterthümlich gebauten Kandscha, welche den stolzen Namen „Mutter des Friedens" führte, setzten die wie Häringe zusammengepakten Pilger nach der arabischen Küste über, die als die Wiege Mohammeds mit freudigen Gefühlen begrüßt wurde.

In dem Städtchen Rabörh begann die eigentliche Vorbereitung zur Pilgerfahrt. Dort mußte ein Bad genommen werden; die Barbiere waren thätig, allen Pilgern die Haare zu scheeren und die Nägel zu verschneiden: nur so waren sie würdig, das Heiligthum zu betreten. Dann wurde unter großen Ceremonieen der Ihram, das Pilgergewand angelegt; es besteht aus zwei viereckigen Tüchern, von denen das eine um die Lenden geschlagen, das andere um die Schultern genommen wird. Der Körper bleibt dabei halbnackt und, was das Schlimmste ist, der Kopf muß unbedeckt sein, und das unter der tropischen Sonne, in einem Lande, welches sprichwörtlich „das Land des Sonnenstichs" heißt. Nicht wenige der Pilger fielen diesem unsinnigen Gebrauche zum Opfer, allein ihre Angehörigen trösteten sich mit der einfachen Phrase: „Ihr Leben war kurz berechnet." Zum ersten Male erhoben beim Anlegen des Ihram die Pilger den geheimnißvollen Ruf „Labik", was etwa bedeutet: „Aus tiefer Noth komme ich zu Dir!" Allein von dem Sinne des Wortes hatte die heuchlerische, scheinheilige und werkdienerische Pilgermasse keine Ahnung. „Labik!" tönte es am Strande des Meeres, „Labik!" antwortete das Echo von den Felsen, und donnernd gaben entfernte Pilgerscharen den gleichen Ruf mit fanatischem Eifer zurück.

Bald war Dscheddа, der Hafen Mekkas erreicht, und dort wo nach mohammedanischer Tradition Eva, die Aeltermutter der Menschen, begraben liegt, wurde ein mehrtägiger Aufenthalt genommen. An der Zollstätte mußten die Pilger und namentlich Abderrhaman in Folge seiner Wohlhabenheit und seines französischen Passes sich von den türkischen Beamten auf das unverschämteste ausplündern lassen.

Als Maltzan in einem engen, unsauberen Zimmer einer Schenke gegen hohen Preis endlich eine Ruhestätte in Dschedda gefunden, dankte er Gott, endlich einmal allein zu sein — und nun beging er zwei Handlungen, welche für einen Pilger gleich strafwürdig, ja verbrecherisch sind, welche, hätte man ihn dabei ertappt, für ihn von den schwersten Folgen sein konnten. Er vertilgte nämlich dem Gebote des Koran zuwider, das zahlreiche Ungeziefer, das ihn von Kopf zu Fuß bedeckte, und wusch sich nach vielen Wochen wieder zum ersten Male. Denn auch diese Handlung ist sündhaft.

Nachdem Maltzan der „Wiege des Menschengeschlechts", der Urmutter Eva, seine Verehrung bezeigt, trat er den neun Meilen weiten Weg nach der heiligen Stadt an. Sein Führer war ein Mekkaner, Hassan ben Sadak, der den reichen Abderrhaman von nun an als sein Eigenthum, als sein Pachtgut betrachtete, das er wie seine Familie möglichst auszubeuten das Recht hätten, worein sich

auch Maltzan fügle, weil er von dem geborenen Mekkaner viele werthvolle Aufschlüsse bekommen konnte. In fromme Betrachtungen versenkt, alle religiösen Ceremonieen, die vom Gesetze vorgeschrieben sind, mitmachend, nahte sich, gerade als die erste Tagesdämmerung begann, unser Pilger der heiligen Stadt. Als man ihre ersten Umrisse im schwachen Frühlicht erkannte, da brach ein unaussprechlicher Jubel aus allen Pilgerkehlen los. Ein tausendfaches „Labik" begrüßte die Erscheinung, die „neunmalheilige" Stadt, die freudige Sehnsucht aller Mohammedaner, Mekka, in dem die Kaaba liegt. „Da war keiner, der nicht sein Labik mit der vollen Kraft seiner Lungenflügel ausstieß. Ein Enthusiasmus, wie ich ihn noch nie in meinem Leben gesehen habe, gab sich kund. Viele Pilger fielen auf den Boden nieder und streckten die Arme sehnsüchtig nach der schwarzen Häusermasse aus. Die meisten weinten. Viele schluchzten und seufzten in lauten, gellenden Tönen. Kurz, alle gaben ihre tiefe Rührung auf jede nur mögliche Art zu erkennen."

Maltzan aber, der äußerlich diese Ausbrüche des Enthusiasmus mitmachen mußte, stand nun vor dem Ziele seiner Sehnsucht. Er schritt hinein in die Stadt durch das schöne Thor des Friedens zum Tempel der Kaaba; er stieg ab von seinem Kameele, um der Pflicht jedes frommen Hadsch gerecht zu werden, welche ihm auferlegt, gleich bei seiner Ankunft den siebenmaligen Umgang um die Kaaba zu machen, ehe er nur die müden Glieder ausgeruht. Der genannte Hassan ben Sadak fungirte nur als Führer Maltzans, er gehörte zu der in Mekka häufigen Klasse der religiösen Lohnbedienten oder Metuasin. Für guten Lohn zeigte er dem Pilger die verschiedenen heiligen Orte, die er besuchen mußte, unterwies ihn in den Gebräuchen und wachte darüber, daß kein pflichtgemäßes Gebet ausgelassen wurde.

Der erste Gang war also nach der großen Moschee gerichtet, zum Zweck des siebenmaligen Umgangs um die Kaaba. Jene große Moschee, das Heiligste des Islam, macht, wie Mekka selbst, auf den ersten Anblick durchaus keinen großartigen Eindruck; sie ist eine von Laune und Zufall gebildete Anhäufung verschiedener Heiligthümer, Kapellen, Wallfahrtsorte, zusammengefaßt durch eine umgebende Säulenhalle. Und inmitten des weiten Tempelhofs, umgeben von all den Heiligthümern, liegt das Allerheiligste, die **Kaaba**, in der That ein alter Götzentempel, nach dem Koran aber das von Abraham erbaute Gotteshaus. Sie ist ein düstres, schwerfälliges, viereckiges Bauwerk, über alle andern Heiligthümer hervorragend, umgeben von einer Vertiefung, welche die Scharen von Fanatikern allmählich eingetreten haben, die hier in wahnsinnigem Enthusiasmus niedersinken, bald aufspringen, um die Heiligthümer an Herz und Mund zu drücken, bald im verrücktesten Rennen um sie herumlaufen. Nur mit Mühe und List konnte Maltzan an den alten Fetisch, den berühmten schwarzen Stein herangelangen, den er, obgleich er mit einer Schmutz- und Fettkruste überzogen war, mit Inbrunst küssen mußte, wollte er sich nicht verrathen und hier nicht sicher sein Leben verlieren. Auch die anderen Heiligthümer wurden besucht, siebenmal mußte unser Abderrhaman den Umlauf machen, bis er endlich todtmüde den Tempel verlassen durfte. Maltzan nahm den Eindruck mit, daß die Kaaba, mit allem was ihren Dienst betrifft, der Typus und das Symbol des götzendienerischen altheidnischen Elements ist, das Mohammed in seine Religion aufnahm und wodurch er sie für ewig zu einem Cultus von barbarischer Rohheit stempelte.

Die ganze, vielleicht dreißigtausend Köpfe zählende Pilgermasse vereinigte sich zu dem letzten wichtigen Akt, der Wallfahrt nach dem heiligen Berge Arafa, ein Fels in der Wüste, wo Adam einst nach 120jähriger Trennung seine Eva wiedergefunden haben soll.

O Arafa! die Pilger sehen	Und rufen, wenn auf Dir sie stehn,
In Dir ihr höchstes Glück,	In frommer Brunst: Labik!

So wurde der Fels begrüßt und dann im benachbarten Thale El Mana der „große Teufel" von jedem Wallfahrer siebenmal gesteinigt. Nun war alles glücklich vorüber: für immer durfte der Schmutz und das Ungeziefer der Pilgerfahrt sammt dem Ihram abgelegt werden; der Titel eines Hadsch, der Anspruch auf das Paradies war erworben.

Aber da — am Schluß des ganzen Wagnisses — hing Maltzans Leben an einem Faden. Bis hierher hatte er glücklich seine Landsleute, die Algierer, vermieden; wohlgefällig läßt er sich die Glieder im Dampfbade kneten, er beginnt sich wieder als ein civilisirter Mensch zu fühlen, da sieht er zu seinem Entsetzen, wie sein Führer Hassan mit mehreren Algierern im Gespräche ist, er hört, wie er ihnen prahlerisch erzählt: er bediene einen „Prinzen aus Algier". Die Männer stutzen und murmeln: „Unser letzter Pascha hat keinen Sohn hinterlassen, der elende Kerl ist kein Algierer, er ist wohl gar ein französischer Spion, ein verkappter Rumi!"

„Das entsetzliche Wort Rumi — Christ —" so schreibt Maltzan, „war ausgesprochen und nun konnte ich das Schlimmste fürchten. Ich machte mich im Augenblicke auf das Tragischste gefaßt. Ich sah mich schon ergriffen, gebunden, vor den Kadi geschleppt und gerichtet." Doch die Algierer nahmen erst ein Bad, und diesen Moment benutzte Maltzan, um zu entfliehen. Er ließ all seine Habe, selbst seinen Negersklaven Ali im Stich, und ritt auf einem Esel ohne Aufenthalt in 14 Stunden nach Dschedda, wo glücklicherweise eine englische Brigg im Hafen lag, deren Capitän den englischsprechenden Hadsch verwundert aufnahm und ihm Schutz angedeihen ließ. Das große Wagniß war geglückt, wieder einmal war ein Europäer in Mekka gewesen.

Bis dahin hatte die Welt nichts von einem Reisenden Maltzan gewußt. Nun aber sprang fertig gerüstet, wie die blauäugige Tochter aus der Stirn des Göttervaters, ein tüchtiger Forscher aus dem dürren Wüstensande Afrikas und Arabiens hervor, und die Kenner staunten, wie ein Mann, der bereits so Großes vollbracht, wie Heinrich von Maltzan, ihnen hatte entgehen können.

Die Reiselaufbahn des seltenen Mannes hatte schon frühzeitig begonnen. Geboren am 6. September 1826 auf einer Villa seiner Eltern bei Dresden, kam er bereits in seinem dritten Jahre nach England zu dem Bruder seiner Mutter, dem englischen Ministee Lord Sydenham; nach Mecklenburg, nach Wien und anderen Städten Mitteleuropas wurde der Knabe geführt, der sich früh als ein Fremdling ansehen lernte, da die Mutter gestorben, der Vater auf Reisen war. Nach dem Besuch der Universität und zurückgelegtem Examen sollte er in Baiern die juristische Laufbahn beginnen. Da aber kam eine Brustkrankheit zum Ausbruch, zu deren Heilung er nach dem Orient geschickt wurde. Das Land der Wunder bildete von je das Ziel seiner Sehnsucht, schon hatte er hebräisch und arabisch gelernt, er kannte es in der Theorie durch und durch. Und als nun 1851 der Vater starb und ihm ein anständiges Vermögen hinterließ, war schnell sein Entschluß gereift, von nun an sein Leben ganz dem Reisen zu widmen. Syrien, Palästina, Egypten, Nubien, Kleinasien, Persien wurden durchzogen, als Hauptquartier aber Algier ausersehen. Wie dann durch das Gespräch mit Richard Burton in ihm der Entschluß zu Reisen auch in die unzugänglichen Theile des Orients gezeitigt wurde, haben wir im Beginn dieser Skizze gesehen. Die Frucht seiner ersten Reise liegt in dem vierbändigen Werke „Drei Jahre im Nordwesten von Afrika" (Leipzig 1863) voe; seine „Wallfahrt nach Mekka" (Leipzig 1865) veröffentlichte er jedoch erst, als sein Doppelgänger Abderrhaman, der mittlerweile durch Maltzan den Ehrentitel eines Hadsch erhalten hatte, in Folge allzuvielen Hanfrauchens das Zeitliche gesegnet, und somit keine Unannehmlichkeiten mehr wegen der Paßfälschung zu erdulden hatte.

Die mohammedanischen Länder am Nordrande Afrikas ließ Maltzan fürderhin nicht mehr aus dem Auge. Dort brachte er in Algier, Tunis oder Tripolis meist den Winter zu, während der Sommer der Heimat gehörte. Seine Studien und Forschungen dort galten aber nicht nur dem heutigen Völker- und Staatenleben an der Thalassa, Maltzan war durch gründliche Kenntniß des Alterthums auch befähigt, die große Vergangenheit jener Gebiete enthüllen zu helfen, den Auf- und Niedergang der Völker am vielgestaltigen Rande des Mittelmeeres zu verfolgen. Gleich Heinrich Barth, als dessen Nachfolger Maltzan in gewisser Beziehung angesehen werden kann, umfaßt er Alt und Neu in gleich gediegener Weise, befähigt ihn seine Gelehrsamkeit, den feinsten Spuren der untergegangenen Culturvölker nachzuforschen, wobei er aber andererseits uns wieder vertraut macht mit den heutigen ethnischen, politischen, kommerciellen Verhältnissen der Südanwohner des Mittelmeeres. Davon zeugen seine „Sittenbilder aus Tunis und Algerien" (Leipzig 1869) und sein gelehrtes, dreibändiges Werk „Reise in den Regentschaften Tunis und Tripolis" (Leipzig 1870), das in Bezug auf unsere Kunde des phönizischen Alterthums und der phönizischen Sprache epochemachend dasteht. Mehr als hundert bisher gänzlich unbekannte phönizische Inschriften, die Maltzan in Tunis unter seltsamen Umständen entdeckte, werden hier zum ersten Male aufgeführt. Was dieses heißen will, erkennt man daraus, daß alle europäischen Museen zusammengenommen heute nicht mehr phönizische Inschriften

besitzen, als hier neu mitgetheilt werden. Abgesehen von der gelehrten Seite, die dieses Werk hat, bietet es uns in geschmackvoller Weise eine Reihe interessanter Städte- und Sittenbilder, die den Vorzug haben, treu aus dem Leben gegriffen zu sein, die uns einführen in die geheimsten Familienverhältnisse der arabischen Bevölkerung am Nordsaum Afrikas; hier enthüllt Maltzan uns die socialen Zustände, die nur dem Auge des tief Eingeweihten sich offenbaren konnten, aber der großen Schar der flüchtig Reisenden verborgen blieben. Je weiter die Kenntniß unseres Erdballs in allgemeinen Umrissen jetzt wird, desto mehr wird das Verlangen nach tüchtiger Specialforschung wach; ein bloßes Durchschwärmen eines Gebiets zeitigt heute keine Ergebnisse mehr; der Forscher muß lange und wiederholt an einem Orte gewesen sein, um vertraut mit ihm zu werden und tüchtige Resultate bieten zu können. Und so hat denn auch Maltzan geforscht. Als ihn im Jahre 1867 eine Seuche aus Tunis vertrieb, wandte er sich nach der so wenig bekannten Insel „Sardinien", über die er uns eine mustergültige Monographie lieferte, welche alle früheren Arbeiten über das merkwürdige Eiland entbehrlich machte. Dort aber hätte unser Reisender, der glücklich dem Fanatismus der Mohammedaner an den heiligsten Stätten entgangen war, beinahe sein Ende gefunden; in der von Räubern durchschwärmten Insel reisten die Passagiere der urthümlichen Postwagen nur bewaffnet, und die volle Ladung eines zufällig sich entladenden Gewehres ging ihm durch die Kleidung. Aber er blieb glücklich bewahrt und vollendete seine Reise in den Regentschaften.

Auch ein poetisches Gemüth ist dieser so vielseitig begabte, gelehrte Mann. Er hat „Pilgermuscheln, Gedichte eines Touristen" (Leipzig 1865) veröffentlicht. Jetzt bereitet er sich in Dresden auf eine größere Reise in die wenig durchforschten Gegenden Südwestarabiens (Hadhramaut) vor, wo nur der deutsche Reisende Adolf von Wrede sein Vorgänger war.

Heinrich von Maltzan ist ein schnell und glänzend aufgegangenes Gestirn: unter den Geographen, unter den Orientalisten steht er hochgeschätzt da. Daß weitere Kreise noch wenig von ihm Notiz nahmen, kann ihm kaum etwas verschlagen. Bezeichnend ist dafür folgende Geschichte, die an einem kleinen deutschen Hofe spielt. Maltzan wollte sich dem Fürsten, den er hoch achtete, vorstellen lassen. Dreimal bestellte ihn „Monsieur le grand Maréchal" ins Schloß; dieser examinirte den bescheidenen Mann, und als er in Erfahrung bringt, er sei nicht der Verfasser der bekannten „Weltgeschichte von Maltzahn", da war es vorbei mit der Audienz — der berühmte Reisende wurde abgewiesen.

Richard Andree.

Preußens jüngste Eroberung.

Von **Wilhelm Wackernagel** in Jerusalem.

Weithin durch alle Lande des Orients und Occidents erscholl einst der Ruhm des alten Johanniterhospitals in der heiligen Stadt. Aber vergessen und versunken lag es unter Schutt und Trümmern, bedeckt von einem weiten Felde, auf dem die Maulthiere des griechischen Klosters grasen und der Pflug seine Furchen zieht. An der Stelle, wo einst die Kirche Johannes des Täufers gestanden, erhebt sich eine kleine Moschee zum Gedächtniß an das erste Gebet, welches der Chalife Omar nach der Einnahme Jerusalems (636) verrichtet; daran stößt ein griechisches Kloster; am Westrande liegen Häuser der Patriarchenstraße und das Kloster Johannis des Vorläufers, von Serben und Bulgaren bewohnt; gegen Osten und Süden, tief unter der Oberfläche des Feldes, sind Kaufläden, von welchen manche zu der christlichen Könige Zeiten bestanden haben mögen. Ruinen sind nur in der Ostecke zu finden, sie reichen weit in das Feld hinein als Höhlen, von unsauberem, elendem Volk bewohnt. An der Nordostecke aber steht noch ein Ueberrest der einstigen Herrlichkeit, welcher immer die Bewunderung der vorübergehenden Franken erregt hat. Bis vor wenigen Monaten hinter wüsten Steinhaufen verborgen, doch in den obern Theilen sichtbar, wölbt sich ein Thor in romanischem Styl; der Rundbogen wird von zierlichen Säulen mit Hakenkapitälen getragen; die Decke des nach außen sich erweiternden Thorbogens war einst bemalt, er ist mit dem an romanischen Kirchen öfter zu sehenden Zodiakus geziert; menschliche Figuren stellen die charakteristischen Monatsarbeiten dar, die Namen der Monate stehen darüber, bis auf Januar und December sind sie alle wohl erhalten.

Dieses Thor war einst die Hauptpforte der Kirche Maria Major, dem Frauenkloster St. Johannis gehörig: in eine große prächtige Kirche führte es, die nun zerstört und unter gewaltigen Schutthaufen begraben ist. Der französische Gelehrte Graf Vogué hat sich der Mühe unterzogen, die Trümmer zu durchforschen; seinen Angaben zufolge hatte die Maria Major drei Schiffe, hinter ihr lag eine ausgedehnte Gebäudereihe, nach der Art der arabischen Chane (und südspanischen Stadthäuser), aber es liegt alles, Kirche, Kloster, Herbergen, Spitäler, Ordenspalast, unter dem Schutte und Banne sechshundertjähriger Verwüstung. Einige Zellen sind noch vorhanden; doch sind sie durchaus neuen Ursprungs. Im Hofraum hinter der schönen Pforte wurde bis vor wenigen Jahren das unsaubere, übelriechende Geschäft der Gerberei nach arabischer Art getrieben; fanatische Moslemin nannten die Einöde mitten in der Stadt nur den „Schmutzhaufen" und gefielen sich darin, das Heiligthum der Christen, die Grabeskirche, nur die „Kirche des Schmutzhaufens" zu betiteln.

Der Bann ewiger Verwüstung ist nun gehoben; der Beschimpfung ist ein Ende gemacht.

Seit König Friedrich Wilhelm IV den Johanniterorden als ein deutsch-evangelisches Lebenszeichen wieder ins Leben gerufen, erwachte bei den Rittern naturgemäß ein stetig sich mehrendes Interesse an der Wiege und Heimat des Ordens. An die Wiedererwerbung des Johanniterconventes (Muristan, „Narrenhaus", im Volksmunde wegen bezüglicher Verwendung der Ruinen) konnte nicht gedacht werden, indem das Feld sammt den Trümmern Moscheegut war, welches niemals veräußert werden darf. Zwar hatten die griechischen Klöster sich auf Schleichwegen Grenzstücke zu verschaffen gewußt, und strengten sich die Lateiner an, einen gleichen Antheil zu erwerben: doch anders als auf ehrliche deutsche Weise wollten die Ritter nichts zu erhalten suchen. Sie begnügten sich, in der Nähe ein Haus zu erwerben und dasselbe deutschen Pilgern als Herberge offen zu halten: das Hospiz des Johanniterordens, musterhaft eingerichtet und von einem Bruder des Rauhen Hauses verwaltet, genießt in Jerusalem und in Berlin, wie in London und Newyork des besten Rufes.

An diplomatischen Berichten und Verhandlungen über die Möglichkeit der Wiedererwerbung des Platzes für den Orden hat es mehrere Jahre hindurch nicht gefehlt: sie fanden einen unerwartet überraschenden Abschluß im Herbste des vergangenen Jahres.

Während seines Aufenthaltes in Constantinopel, Ende October 1869, erhielt der Kronprinz von Preußen vom Sultan die Ruinen des Johanniterplatzes zum Geschenk für seinen Vater, den König. Abdul Asis hatte sich ein Vergnügen daraus gemacht, dem geäußerten Wunsche zu willfahren.

Am 7. November 1869 war eine ungewöhnlich zahlreiche Menge Jerusalemiten in der engen Gasse, welche zum Ostpförtchen der Grabeskirche führt, zur Mittagsstunde versammelt. Vorwiegend waren es Deutsche und Schweizer, die Glieder der deutschen Zionsgemeinde mit ihrem würdigen Geistlichen im Ornat; aber auch griechische Mönche, lateinische Priester und Mohammedaner, welche sich zusammengefunden hatten. Es entstand eine nicht geringe Bewegung, als plötzlich eine Abtheilung preußischer Seesoldaten in vollem Waffenschmuck, Officiere und ein Fähndrich an der Spitze, mit festem Schritte daher kam und sich vor dem Thore der Trümmerkirche Maria Major aufstellte, vor dem tags zuvor die Soldaten bereits die Steinhaufen weggeräumt und das Thor mit einer Bretterthüre versehen hatten. Voll Staunen hatten die trägen Morgenländer den rührigen, fröhlichen Preußen zugesehen. Bald darauf erschien, in einfachem Reisekleide wie sein ganzes Gefolge, der Kronprinz von Preußen, welcher zwei Tage zuvor einen glänzenden Einzug gehalten und in der Zwischenzeit die heiligen Stätten auf Zion, Morijah und dem Oelberg, in Bethlehem und Hebron besucht hatte. An diesem Tage nun wollte er die in Frieden und Freundschaft erworbene neue Provinz in Besitz nehmen. Freundlich grüßte er seine Soldaten und die Versammlung; mit strahlenden Gesichtern sahen die Deutschen alle auf ihn hin, hatte er doch in den wenigen Stunden, welche ihn mit der

evangelischen Colonie in Verkehr gesehen, aller Herzen durch Leutseligkeit sich erobert.

Dem Prinzen wollte die Zeit lang werden, bis der Pascha seine Erscheinung machte, endlich kam er an und überreichte mit tiefer Verbeugung den in seidner Hülle mit schwarzweißrothen Bändchen liegenden Schlüssel zum Thor. „Adler anheften!“ erscholl das Befehlwort des Kronprinzen, und im nächsten Augenblick hing der Wappenschild mit dem grimmigen Vogel über der Thüre: derselben näher tretend, rief er: „Im Namen des Königs ergreife ich Besitz von dieser altehrwürdigen Ruine, der Kirche und der dazugehörenden Gewölbe; der König lebe hoch!“ Und mächtig erhob sich ein dreimaliges, begeistertes Hurrahrufen. Der Fähndrich mit der Hohenzollernfahne erstieg den höchsten Punkt des Gemäuers, ihm nach eilten der Prinz, die Behörden, das Gefolge und die Gemeinde: auf dem über dem Altarchor der Kirche aufgehäuften Schutthügel unterzeichnete der Prinz die Urkunde der Uebernahme; dann, von der Menge gefolgt, umging er die Ruinen, welche er schon in den beiden Tagen zuvor einer genauen Inspektion unterzogen. Unter das Portal zurückgekehrt, begrüßte er noch einmal seine Deutschen in Jerusalem; drei Stunden später donnerten die Kanonen der Davidsburg den Abschiedsgruß.

Die Trümmerkirche wird nun der Schuttberge entledigt; in zehn Jahren, so Gott will, feiert in der wiederhergestellten Halle die deutsche Gemeinde ihren Gottesdienst und wird der fromme Gesang in den Kreuzgängen und Sälen des erneuerten Hospitales wieder ertönen. Geht es so, wie man jetzt denkt und wünscht, so dienen dann die einst von kranken Pilgerinnen bewohnten Räume zur Aufnahme kranker Kinder jeder Confession, und darf sich das Haus der Fürsorge der erkornen Beschützerin, der Kronprinzessin von Preußen, erfreuen.

Die Orientreise des Kronprinzen hat den Charakter eines Siegeszuges getragen; überall, am goldnen Horn, in Damaskus, in Jerusalem, in Egypten hat sich der Königssohn die Herzen tausender ohne Schwertstreich für immer erobert — ist es wohl ein Segen, welcher dem vergessenen Grabe des größten Hohenstaufen, der um Jerusalems willen sein Leben gelassen, dem Hohenzoller zum Weihegruß entsprossen?

Und nun, am Schlusse der Skizze, möge es gestattet sein, noch einen historischen Rückblick auf Preußens jüngste Eroberung zu werfen, die allen Deutschen jetzt näher gerückt ist.

Die Wallfahrten nach der heiligen Stadt im gelobten Lande sind so alt wie der Name Jerusalem; denn sobald Jebus in Davids Hände gefallen, und die Bundeslade in die neue Hauptstadt gebracht war, begannen die Pilgerzüge nach dem Heiligthume und dauerten mit kurzen Unterbrechungen fort bis zur grausigen Zerstörung des Tempels durch die Krieger des Titus. Als die heidnische Aelia Capitolina zum christlichen Jerusalem erhoben wurde, übte sie ihre alte Anziehungskraft mit noch größerer Macht denn ehedem auf das Volk des neuen Bundes aus; mitten unter den Pilgerscharen von Norden her erschienen der Kaiser von Byzanz, der große Konstantin, und seine Mutter Helena und vollführten eine durch Errichtung von heute noch stehenden Heiligthümern denkwürdige Wallfahrt. Nach ihrer Rückkehr vom heiligen Lande bauten sie an allen Pilgerstraßen und so auch in Jerusalem selbst Herbergen zur Aufnahme und Verpflegung der Waller. In den ersten strengen Zeiten des Islam wurden die Pilger zu den heiligen Stätten nicht mehr zugelassen, erst der hochsinnige Chalife Harûn-el-Reschid erlaubte seinem Freunde, dem großen Könige Karl, ein Hospiz in Jerusalem zu errichten und stattete dieses mit Aeckern und Gärten aus. Als der Mönch Bernhard der Weise 870 die heiligen Stätten besuchte, wohnte er im Romanischen Hospiz im Osten der Grabeskirche; die fränkischen Mönche bewohnten abwechselnd das Stadthaus und ein kleines Kloster auf dem Oelberg, an dessen Fuße ihre Gärten und Weinberge lagen. In der Nähe der Kirche war der Markt — dort ist er heute noch zu finden. Wenige Jahrzehnte darauf ward das Hospiz Karls des Großen — also eine echt deutsche Stiftung — sammt der Grabesrotunde Konstantins des Großen durch den egyptischen Chalifen Hakem zerstört; aber nach dem Verlaufe weiterer Jahrzehnte erlaubte ein anderer egyptischer Herrscher den mit vielen Handelsvorrechten ausgestatteten Kaufleuten von Amalfi, deren Waaren im Morgenlande geschätzt und vielbegehrt waren, die Marienkirche wieder aufzubauen und ein neues Pilgerhaus anzulegen. Letzteres entstand der Grabeskirche gerade — gegen Süden — gegenüber; die Kirche ward Maria Latina genannt und Benediktinermönchen übergeben. Da den Mönchen die Pflege der weiblichen Pilger nicht schicklich erschien, wurde ein Frauenhospiz gebaut; der Schutzpatron beider Herbergen war Johannes der Barmherzige, ein Patriarch von Alexandrien wohlthätigen Andenkens. Am Schlusse des elften Jahrhunderts, während und nach der Eroberung der Stadt durch die Kreuzfahrer unter Gottfried von Bouillon war Gerhard Tom, ein Provenzale, Oberpfleger der Herberge; in den verhängnißvollen Tagen der Belagerung wußte er durch seinen treuen Dienst bei den verwundeten Mohammedanern sich das Vertrauen der ergrimmten Kämpfer zu erhalten. Nach dem Sturme des 15. Juli 1099 that sich der Orden der Hospitaliter zusammen, er trennte sich vom Kloster Maria Latina, legte ein schwarzes Gewand mit weißem Kreuze auf der Brust als Ordenskleid an und widmete sich dem Dienste der Liebe an armen Pilgern und Kranken: „ihren Meistern und Herren“. Johannes von Alexandrien ward mit dem größeren Johannes dem Täufer vertauscht; groß war die Zahl der Ritter, Geistlichen und Hörigen, welche sich dem Orden anschloß; Gottfried schenkte ihm eine Herrschaft in Brabant; überaus schnell gelangte der Orden zu großem Reichthum und Ansehen; seine Herbergen waren überall im Morgenlande und in Italien zu finden. Im Jahre 1185 erhielt er feste Regeln, deren Urkunde im Vatikan zu sehen ist; mit dem nachbarlichen Tempelorden zur Befehdung der andringenden Ungläubigen sich verbindend, erwarb er sich wohl großen Kriegsruhm, that aber damit den ersten verhängnißvollen Schritt rückwärts; nicht lange mehr, und auch die Hospitaliter mußten nach dem Falle von Ptolemais (St. Jean d'Acre) das gestürzte Königreich Jerusalem verlassen. Während ihrer Blütezeit besuchte der deutsche Johann von Witzburg die heilige Stadt; der Grabeskirche gegenüber erblickte er die große Kirche des Täufers Johannes, welche dem Patriarchen ein Dorn im Auge war; im Hospiz, welches damals den Ehrennamen „das Deutsche Haus“ trug, wurden mehr als 2000 Kranke verpflegt; die Todten brachte man nach Hakeldama, dem berüchtigten, aber durch die Legende geheiligten Blutacker im düstern Thale Ben Himnon, wo noch heute die Trümmer einer christlichen Kirche zu sehen sind. Als anno 1330 Johann von Mandeville durch Palästina reiste, war das prächtige Haus, dessen Hofraum, nach Art der Chane im Viereck mit gegen denselben auslaufenden Zimmern gebaut, und von 164 Marmorsäulen getragen, bereits der Zerstörung anheimgefallen. Wohl hatte Salah-ed-din (Saladin), nach der Rückeroberung Jerusalems, seinem edeln Sinne gemäß das Hospiz nicht aufgehoben und auch seine Nachfolger gewährten den Pilgern eine Unterkunft daselbst; doch wurde für die Erhaltung der weitausgedehnten Häusergruppe, welche der Sacharamoschee (vulgo Omarmoschee) anheimgefallen, nicht das Geringste gethan.

Eine dunkle That.

Criminalskizze vom Strande der Ostsee von H. Engelcke.

Auf der Ostküste der Insel Rügen unweit des wohlbekannten Seebades Saßnitz liegt kaum einen Büchsenschuß vom Strande der See entfernt, das Dörfchen Crampas, das, wenn Saßnitz mit Gästen überfüllt ist, bescheidenen Reisenden einen leidlichen Aufenthalt während der Badesaison bietet. Wer im Jahre 1868 sich in einem der beiden Dörfer zur Stärkung seiner Gesundheit aufgehalten hat, der wird die Aufregung nicht aus dem Gedächtnisse verloren haben, die sich der Bevölkerung und sämmtlicher Badegäste wegen eines am Ufer der Ostsee im Frühjahre des genannten Jahres an einem Fischermädchen angeblich verübten Mordes derartig bemächtigt hatte, daß von ängstlichen Gemüthern der Meeresstrand als nicht geheuer am Abende gemieden wurde. Der Umsicht eines Berliner Polizeibeamten, des Criminalkommissarius Bormann ist es insbesondere zu danken, daß der im Anfange fast unergründliche und räthselhafte Vorfall

soweit aufgeklärt werden konnte, daß die Sache in den Tagen des 30. April bis 2. Mai 1869 vor das Schwurgericht zu Stralsund gelangte und zur Verurtheilung des Beschuldigten wegen Mißhandlung mit tödtlichem Erfolge führte.

Bertha Jasmund war ein Fischermädchen im Alter von 19 Jahren, das Kind einer alten blutarmen Mutter. Seit ihrer Confirmation hatte sie blühend und stark wie alle Mädchen an der Küste der See gegen geringen Lohn bei Fischern in schwerem Dienste gestanden und bei Sturm und Wetter weit draußen im Meere das gewichtige Ruder mit der Kraft eines Mannes geführt. Das Leben dieser Mädchen ist ein eigenthümliches. Am Strande des Meeres geboren und angezogen von den glänzenden Fluten der See, richtet sich schon der Blick des Kinderauges hinaus in die unermeßliche Ferne. Und wenn der Fischer heimkehrt von der mehrtägigen Reise, die ihn die Küsten Holsteins oder die Höhen von Bornholm besuchen ließ, und in dem Boden des schwankenden Fahrzeuges die Beute der Jagd hoch aufgestapelt liegt, dann versammeln sich, sobald die weißen Segel in der Ferne sich blähen oder bei widrigen Winden die Boote als dunkle Punkte am Horizonte sich abgrenzen, Alt und Jung am Strande zum Empfange. Was Wunder, daß das Kind kaum die Zeit erwarten kann, bis die Muskeln der Arme so weit gestählt sind, um mitfahren zu können! An die Gefahr denkt niemand, nur an den Gewinn, und doch ist die Gefahr mitunter so groß, der Gewinn so gering. Wie oft zerschellt das alte und morsche Boot bei der Rückkehr an den Riffen der Küste angesichts des heimischen Dorfes, angesichts der Angehörigen, die händeringend am Ufer stehen, aber nicht helfen können! Wie oft nimmt der gefräßige Seehund die fetten Lachse an den Angeln und der Fischer kehrt ohne Beute zurück, froh das Zeug gerettet zu haben.

Seit dem Herbste 1867 fuhr Bertha Jasmund nicht mehr. Sie war Wirthin bei einem alten alleinstehenden Manne, dem Fischer Radrau geworden und stand treu und ehrlich dessen Hauswesen vor. Meist war sie des Abends allein. Ihr Dienstherr pflegte auszugehen. Sie war ein stilles und sanftes Mädchen, fast zu schweigsam und in sich gekehrt.

Am Morgen des 20. März 1868 rief ihr Dienstherr vergebens nach ihr. Ihr Bett war unberührt, auch hatte die in demselben Hause wohnende Familie des Steueraufsehers Schulze sie zuletzt am Nachmittage des vergangenen Tages gesehen. Man wartete bis Mittag, und als sie auch bis dahin nicht zurückgekehrt war, ergriff ihren alten Dienstherrn eine derartige Angst, daß er zum Ortsschulzen eilte. Ein Unglück befürchtend bot man Mannschaften auf, um das Mädchen zu suchen, von der man vermuthete, daß sie sich möglicherweise selbst Leids angethan habe. In den Räumlichkeiten und Ställen des Hauses fand man keine Spur. Nun fing man an, die Umgegend zu durchsuchen.

Von Crampas aus führt ein ungefähr 300 Schritt langer für die Badegäste angelegter Fußsteig über den Dünensand nach dem Meere. Hier fällt das Ufer in einer Höhe von 70 Fuß steil ab. Eine Treppe führt in Winkeln die steile Böschung, welche mit Gebüsch und Bäumen bewachsen ist, zum Strande herunter. Der Strand selbst ist nur wenige Fuß breit und mit großen Steinen besäet. Diesen Weg schlugen die Mannschaften des Ortsschulzen ein und gelangten an den Strand. Ein junger Fischer Carl Stölting aus Crampas trat auf einen hervorspringenden Absatz des hohen Ufers und mit den Worten: „Da liegt sie ja," wies er nach dem Wasser am Strande. Bertha Jasmund war todt. Ihr Körper lag mit dem Gesichte nach unten, die Füße dem Lande, den Kopf dem Meere zu gerichtet zwei bis drei Fuß vom Lande in dem ganz flachen Wasser der See. Noch herrschte wie die Tage vorher fast vollkommen Windstille, und nur leise kräuselten sich die Wellen und spielten mit dem aufgelösten langen Haare des todten Mädchens. Die Männer traten in das seichte Wasser und hoben den Körper empor. Da gewahrten sie, daß um die Taille eine sogenannte Lachsleine, wie sie beim Legen der Angeln gebraucht wird, doppelt geschlungen war. In dieser Leine hing ein schwerer Feuerstein, der in das Wasser fiel, als man den Körper emporhob. Das Oberkleid des Mädchens war zerrissen. Im Gesichte zeigten sich ganz unerhebliche Abschilferungen der Haut, insbesondere an der Nase. Sie konnten im Wasser durch die scharfen Feuersteine entstanden sein. Ein herbeigerufener Arzt untersuchte die Umgegend des Ortes. Er gewahrte auf der Treppe und zwar auf der neunten Stufe von unten einige dunkle Flecke, die er für Blut hielt. Sonst ergab sich nicht der geringste Anhaltpunkt. Man schritt zur Section und constatirte mit voller Gewißheit, daß Bertha Jasmund den Tod durch Schlag- und Stickfluß in dem Wasser und durch das Wasser, in welchem sie gelegen, gefunden hatte. Sie war ertrunken. Man glaubte anfänglich mit voller Ueberzeugung, daß Selbstmord vorliege: Bertha Jasmund trug, wie die Section weiter ergab, die Frucht verbotener Liebe unter ihrem Herzen. Sie hatte in letzter Zeit oft geweint, sie war ganz arm und für die Zukunft ohne Hilfe. Man erzählte sich, daß der Vater ihres Kindes jener junge Fischer Stölting sei, der die Leiche zuerst am Meeresstrande entdeckt hatte. Stölting hatte dies aber stets bestritten, er hatte, ohne daß Bertha Jasmund irgendwie Einspruch erhoben, vier Wochen vorher seine Braut, mit welcher er drei Jahre lang verlobt gewesen, geheirathet und lebte in glücklicher Ehe. Man calculirte, daß Bertha Jasmund aus Verzweiflung über ihre Lage in das Meer, das wenige Schritte vom Ufer eine bedeutendere Tiefe erreicht, gegangen sei und sich zur Beschwerung des Körpers den Stein umgebunden habe, man schloß weiter, daß das leicht bewegte Meer während der Nacht den Körper näher zum Lande gespült, daß die scharfen Steine die Kleider und das Gesicht des Mädchens zerrissen, und man war rücksichtlich der auf den Treppenstufen gefundenen Blutspuren nicht in der Lage, mit Bestimmtheit behaupten zu können, ob dieselben nicht schon früher vorhanden gewesen seien. Soviel stand fest, daß Bertha Jasmund am Abende des 19. März nicht in die Behausung ihres Dienstherrn zurückgekehrt war, und man schloß daraus, daß sie die Dunkelheit des Abends gewählt und an jenem öden Theile des Strandes freiwillig den Tod gesucht habe. Stölting wies für die Nacht des 19. zum 20. März, sowie für den Nachmittag und Abend des ersten Tages vorläufig sein Alibi nach. Nicht der Schatten eines Verdachtes war auf seinem Antlitze zu lesen, er war ruhig und ernst wie immer, von makellosem Charakter und als tapferer Soldat aus dem Kriege von 1866 bekannt. Die Akten wurden reponirt, im Juni 1868. Es fehlte an genügenden Beweisen.

Aber die Stimme des Volkes schwieg nicht. Das Gerücht von dem räthselhaften Tode des Mädchens verbreitete sich von Ort zu Ort. Man erzählte sich, daß es in dem flachen Wasser fast unmöglich sei, sich selbst zu ertränken, daß das Meer in der Nacht so still und ruhig gewesen, daß es den Leichnam gar nicht habe bewegen und die Kleider nicht habe zerreißen können, mit einem Worte, die Stimme der Bevölkerung von Crampas behauptete Mord, grausamen Mord an Bertha Jasmund. Die Stimme des Volkes scheute sich auch nicht, den Namen des Mörders zu nennen. Man wies geradezu mit Fingern auf Carl Stölting. Seine Gesellschaft wurde gemieden und seine ehemaligen Gefährten auf den Fischzügen fuhren still und schweigsam mit ihm. Sie hätten seine Gesellschaft ganz gemieden, wenn das Boot nicht aus gemeinschaftlichen Mitteln angeschafft gewesen wäre.

In der Höhe der Badezeit im August 1868 erschien in Crampas ein neuer Badegast, der daselbst Wohnung nahm. Das Tagesgespräch bildete immer noch der Tod des Mädchens, und der fremde Herr war einer von denen, die den meisten Antheil an der Sache nahmen. Er ließ sich die Localitäten, um welche es sich handelte, zeigen, machte mit den wenigen Einwohnern des Fischerdorfes Bekanntschaft, lernte Stölting selbst kennen und fuhr mit ihm in die See auf den Fischfang. Als der Fremde vier Wochen in Crampas gebadet hatte, ging er eines Morgens in die Stöltingsche Wohnung. Stölting war allein zu Hause und das Gespräch zwischen ihm und dem fremden Herrn dauerte mehrere Stunden. Das Gespräch endete auf eine eigenthümliche Weise, nämlich derartig, daß Stölting von dem Badegaste urplötzlich sich erfaßt fühlte und das Wort: „Ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes", in seinen Ohren erklang. Der fremde Badegast war kein anderer als der Königl. Criminal-Commissarius Bormann aus Berlin, der, ohne daß jemand von den Bewohnern des Dorfes und der Badegäste etwas geahnt, auf Ansuchen der Behörde mit geheimen Ermittelungen betraut worden war und nach vierwöchigem Aufenthalte seine Recherchen belohnt sah.

Zur Haft auf das Landrathsamt in Bergen geführt und vorläufig vernommen, legte Stölting noch an demselben Tage eine Art Geständniß ab. Er gab an, daß das Gerücht zu seinen Ohren gedrungen, Bertha Jasmund habe ihn mehreren Dorfbewohnern gegenüber als den Vater ihres Kindes bezeichnet. Aufgebracht über

diese Verleumdung habe ee beschlossen, die Bertha Jasmund bei Gelegenheit zu züchtigen. Er sei am 19. März abends auf dem hohen Crampaser Ufer spazieren gegangen, als er plötzlich Bertha Jasmund gewahrt habe, welche im Begriffe gewesen sei, die Treppe nach dem Ufer herunterzusteigen. Er sei ihr nachgelaufen, habe sie ziemlich unten eingeholt und ihr nun einen Stoß in das Genick gegeben. Bertha Jasmund sei die Stufen hinuntergestürzt. Wieder aufgestanden, habe sie die Flucht nach dem Wasser ergriffen, er habe sie verfolgt und ihr wieder einen Stoß versetzt, so daß sie abermals zu Boden und zwar *auf die am Strande liegenden Steine* gestürzt sei. Er habe jetzt die Flucht ergriffen und sich nicht weiter um sie gekümmert.

Es ist eine jedem Criminalisten bekannte alte Erfahrung, daß der schwere todeswürdige Verbrecher nie alles auf einmal gesteht. Er sucht immer seine That — häufig in der ungeschicktesten Weise — in dem für ihn günstigsten Lichte darzustellen und lügt Thatsachen durcheinander, die in ihren inneren Widersprüchen, sobald er sich dieses klar wird, endlich sein volles Geständniß hervorrufen, oder aber, wenn er beim Lügen beharrt, ihn vollständig überführen.

Es war hier kein Zweifel, daß das Geständniß nur ein theilweises und unvollkommenes war. Alle Hauptindicien: die Lage der Leiche im Wasser, die Lachsleine, der 5 Pfund schwere Feuerstein, die Oede der Gegend, in welche Bertha Jasmund sich sicher nicht in dunkler Abendstunde allein und ohne Antrieb begeben hatte, waren im Geständnisse nicht mit inbegriffen. Vor dem Inquirenten des Gerichts vernommen, ging Stölting an demselben Tage in seinen Angaben noch weiter. Er behauptete jetzt, daß Bertha Jasmund in Folge des zweiten Stoßes vornüber *in das Wasser* gefallen sei und er jetzt, ohne sich umzusehen, die Flucht ergriffen habe. Am andern Morgen sei er entsetzt gewesen, als er das Verschwinden des Mädchens erfahren.

Diese Angabe ließ sich schon eher hören und weitere Aufschlüsse erwarten. Man hatte sich indessen getäuscht, denn schon vier Tage später behauptete Stölting, daß er sich auf seiner Flucht doch umgesehen und nun bemerkt habe, daß Bertha Jasmund sich aus dem Wasser wieder erhoben und sich *auf einen großen Stein* am Ufer gesetzt habe. Stölting war in seiner einsamen Zelle offenbar zu der Ueberzeugung gekommen, daß er schon zuviel eingeräumt habe, und als er nach Beendigung der Untersuchung zum Schlusse vernommen wurde, widerrief er alle seine Angaben mit einem Male dahin, daß der Vorfall zwischen ihm und der Bertha Jasmund sich nicht am *19. März*, sondern drei Tage früher, am *16. März* zugetragen habe.

Somit war beim Beginn der Assissen von einem Geständnisse nicht mehr die Rede, aber das fortgesetzte Wechseln in seinen Angaben documentirte deutlich sein Schuldbewußtsein und den schlauen Versuch, in die Zeitbestimmungen Confusion zu bringen und das Sachverhältniß zu verwirren. Wie sehr Stölting Meister hierin war, werden wir später sehen.

Die Sitzung vor dem Schwurgerichte beginnt. Stölting tritt in den Saal. Er ist ein kleiner, aber überaus kräftiger und untersetzter Mann im Alter von 26 Jahren. Sein Gesicht ist bartlos und mager, die Züge wie aus Stein gemeißelt, blaß von neunmonatlicher Haft. Seine Augen sind klein, die Pupille rabenschwarz, die Brauen hoch gewölbt, der Blick stechend und böse. Die Lippen farblos, dünn und schmal, sind fest aufeinander gekniffen. Auf alle an ihn gerichtete Fragen antwortet er nur nach einer kleinen Pause. Man sieht auf den ersten Blick, daß er consequent bleiben und sich keine Blöße geben will.

Er soll zunächst Rede stehen, wo er sich am Abend des 19. März aufgehalten hat. Der 19. März war ein Donnerstag. Stölting läßt sich auf das Datum nicht ein. Er spricht nur von den Wochentagen. Nachdem er zunächst erzählt, daß seine Begegnung mit Bertha Jasmund am Meeresstrande am Montag dieser Woche (16. März) Statt gehabt, behauptet er urplötzlich, daß die Leiche des Mädchens am Donnerstag den 19. März früh aufgefunden sei. Er wird darauf aufmerksam gemacht, daß dies aktenmäßig am Freitag den 20. März geschehen, er bleibt aber beharrlich dabei, daß dies der Donnerstag gewesen. Der Vorsitzende nimmt Abstand von den Tagen und Daten und fordert den Angeklagten auf, zu erzählen, wo er sich am Abend vor dem Auffinden der Leiche aufgehalten. Stölting erzählt:

„Ich habe am *Mittwoch* den ganzen Tag bis gegen Abend gefischt. Gegen $^{1}/_{2}$ 9 Uhr ging ich zu einem Fischer, Kagelmacher, der am nächsten Morgen meinen Vater zum Fischen wecken sollte. Hier blieb ich eine *Viertelstunde*, ging dann einen Augenblick zu meiner Mutter und dann nach Hause, wo ich bei meiner Frau das Mädchen Minna K. traf. Ich blieb *bis neun Uhr* zu Hause und ging nun *mit meiner Frau* nach dem Hause der Bertha Jasmund, weil meine Frau diese über die Beschuldigung, daß ich der Vater ihres Kindes sei, zur Rede stellen wollte. Der Dienstherr der Jasmund lag schon im Bette und sagte, die Jasmund schlafe in ihrer Kammer. Meine Frau entzündete ein Streichhölzchen und leuchtete in die Kammer. Die Jasmund war aber nicht da. Wir blieben ungefähr 10 Minuten, dann gingen wir wieder zu meiner Mutter, meine Frau dann zum Schulzen, um nach der Jasmund zu fragen. Nach 15 Minuten kam meine Frau wieder zurück und gingen wir nun nach Hause, verließen dasselbe aber sofort wiedee und gingen wieder zu meiner Mutter, um einen Pfriem zu holen, den ich dort vergessen hatte. Dann gingen wir wieder nach Hause. Unterwegs trafen wir den Gastwirth Gothan aus Saßnitz mit seiner Haushälterin, der Frau Pisch, welche nach Saßnitz zu gingen. Wir blieben nun zu Hause und legten uns zu Bett."

Darauf aufmerksam gemacht, daß das Laufen mit seiner Frau von einem Orte zum andern, das Beebleiben für wenige Minuten an den einzelnen Orten, theilweise ohne ersichtlichen Zweck, auffallend sei, bleibt Stölting die Antwort schuldig.

Eine große Anzahl Zeugen tritt in den Saal. Wir heben die wichtigen Aussagen hervor.

Es wird zunächst durch die Fischer Kagelmacherschen Eheleute festgestellt, daß Stölting am Abende vor Auffindung der Leiche gar nicht in ihrer Wohnung, sondern nur eine, höchstens zwei Minuten an ihrem Fenster gewesen und daß er bei Einleitung der Voruntersuchung den Kagelmacher zu bewegen gesucht hat, die Dauer seines Aufenthaltes fälschlich auf eine Viertelstunde anzugeben.

Der Steueraufseher Schulze, Hausgenosse der Bertha Jasmund, tritt hervor. Seine Aussage ist von der erheblichsten Wichtigkeit. Er weiß, daß der Dienstherr Radrau um $^{1}/_{2}$ 9 Uhr abends ausgegangen und Bertha Jasmund allein gewesen ist. Er habe in seiner Stube bei der Lampe auf dem Sopha gelesen. Zwischen $^{1}/_{4}$ und $^{1}/_{2}$ 10 Uhr seien zwei Personen leise in das Haus getreten und seien in die Stube des Radrau gegangen. Nach fünf Minuten sei eine Person aus dem Hause herausgetreten und habe den Weg nach dem Strande eingeschlagen. An einem ganz eigenthümlichen Gange und dem Schlürfen von Holzpantoffeln habe er keinen Augenblick daran gezweifelt, daß das Bertha Jasmund gewesen sei. Wieder nach fünf Minuten hätten die beiden, erst gekommenen Personen auch das Haus verlassen und unzweifelhaft denselben Weg eingeschlagen, den die Jasmund gegangen. Nach einer halben Stunde sei erst Radrau nach Hause gekommen.

Die Aussage dieses Zeugen machte den gewaltigsten Eindruck. Es ging aus ihr hervor, daß Bertha Jasmund offenbar um $^{1}/_{2}$10 Uhr von jenen zwei räthselhaften Personen aus dem Hause herausgelockt war und daß sie gefolgt von diesen beiden den Weg nach dem Strande eingeschlagen hatte.

Stölting leugnet entschieden, eine der beiden Personen gewesen zu sein, verwickelt sich aber unrettbar in einen Widerspruch. Er will, als er mit seiner Frau zu Radrau gegangen und diesen im Bette getroffen, die Lampe bei Schulz haben brennen sehen. Zeuge Schulz erklärt dies für eine Unmöglichkeit, weil er sofort nach dem Eintritte des Radrau in das Haus seine Lampe ausgelöscht und sich schlafen gelegt habe. Er schließt mit den Worten: „Wenn Stölting meine Lampe hat brennen sehen und den Radrau im Bette getroffen hat, so ist er *zweimal* im Hause gewesen."

Halten wir den Umstand fest, daß Bertha Jasmund um $^{1}/_{2}$10 Uhr das Haus nach dem Strande zu verlassen.

Der Gastwirth Gothan und seine Wirthschafterin Frau Pisch aus Saßnitz waren an diesem Abende in Crampas zum Besuche gewesen. Um Punkt 10 zu Hause zu sein, verließen sie, genau nach der Uhr sehend, Crampas um $^{3}/_{4}$10 Uhr.

Kaum aus Crampas heraus, an einer bestimmten Stelle, genau drei Minuten nach ihrem Weggange, hörten sie von der Gegend des Strandes her, wo am andern Tage Bertha Jasmund gefunden wurde, zwei unartikulirte furchtbare Schreie. Nicht war es der Schrei eines Raubvogels, nicht der Schrei einer Eule oder Möve,

sondern menschliche Schreie, ausgestoßen hell und grell in der Verzweiselung, in der letzten Todesangst. Der zweite Schrei war etwas schwächer als der erste.

Drei Minuten nach $^3/_4$10 Uhr war der Todesmoment von Bertha Jasmund.

Und wo war Stölting um diese Zeit? Er will $^3/_4$9 Uhr nach Hause gekommen und zu Hause geblieben sein!

Ein Zeuge Stahnke tritt in den Saal. Bei ihm waren Gothän und die Pisch zum Besuche gewesen. Eine geraume Zeit, nachdem sich diese entfernt, sah er beim Schein der Lampe, die auf seinem Fenster stand, Stölting mit seiner Frau nach Hause kommen. Zeuge wohnt mit Stölting auf einem Hofe. Die Tochter des Zeugen ist den ganzen Abend in dem Hause des Stölting gewesen. Sie bekundet, daß der Angeklagte theils allein, theils mit seiner Frau mindestens dreimal aus dem Hause aus- und eingegangen sei. Einmal seien sie zusammen weggegangen, um von der Mutter einen Pfriem zu holen. Sie seien ohne Pfriem zurückgekommen und wieder weggegangen, um ihn zu holen. Der Pfriem habe, wie Stölting gesagt, dazu dienen sollen, das Schurzleder, das er an jenem Abend getragen, und welches ihm auf unbegreifliche Weise zerrissen sei, zu nähen. Bevor beide Eheleute das erstemal an jenem Abende das Haus verlassen, seien sie in die neben der Stube befindliche Kammer getreten und hätten hier lange leise mit einander gesprochen.

Es folgt eine Reihe von Zeugen, die ein unzweifelhaftes Liebesverhältniß zwischen Stölting und Bertha Jasmund sowie verschiedene Versuche der Stöltingschen Familie, die Bertha Jasmund zur Zurücknahme ihrer Beschuldigung, daß Stölting der Vater ihres Kindes sei, zu bewegen, bekunden. Es tritt weiter ein Zeuge Peter auf, der, als die richterliche Besichtigung des Ortes der That Statt gefunden, die Familie Stölting, ohne es zu wollen, belauscht und die Worte gehört hat: „Was wir gesagt haben, dabei müssen wir bleiben, sonst sind wir alle verloren." Es werden endlich die Kleider der Bertha Jasmund vorgelegt, in denen sie todt gefunden worden. Sie sind total zerfetzt. Es wird constatirt, daß Bertha Jasmund immer sauber und reinlich angezogen gewesen.

Von der Last der Beweise erdrückt, steht Stölting von der Bank der Angeklagten auf. „Das ist alles nicht wahr, ich verlange, daß meine Frau darüber vernommen wird, daß alles so ist, wie ich angegeben."

Seinem Verlangen wird entsprochen. Die 22jährige Frau des Angeklagten tritt in den Saal. Sie hat die Kleidung der Fischerfrauen abgelegt. Im städtischen Anzuge tritt sie in den Saal.

Den Vorschriften des gemeinen Rechtes zufolge fragt der Präsident, ob sie sich wolle vernehmen lassen. Es stehe ihr das Recht zu, jede Auslassung zu verweigern. Laut und dreist antwortete sie: „Nein, ich will mich nicht vernehmen lassen."

Auch der letzte Rettungsanker ist gebrochen!

Es erfolgt zum Schlusse die Vernehmung der Sachverständigen. Sie sind darüber einig, daß der Tod der Bertha Jasmund durch Ertrinken erfolgt ist, auch daß eine Mißhandlung derselben stattgefunden hat. Bei dem Mangel aller erheblichen Verletzungen aber sei nicht zu constatiren, in welcher Verbindung der Ertrinkungstod mit den Mißhandlungen gestanden.

Gegen Abend beginnen die Plaidoyers und dauern bis tief in die Nacht. Der Vertreter des öffentlichen Ministeriums hält die Anklage auf Mord aufrecht. Davon ausgehend, daß bei der Lage der Leiche in Verbindung mit der Beschwerung derselben durch den Stein, bei den zerfetzten Kleidern und den wenn auch schwachen Verwundungen im Gesichte, der Tod der Bertha Jasmund jedenfalls ein gewaltsamer gewesen sein müße, könne ein anderer als Stölting, der ein alleiniges Interesse an dem Leben und Tode des Mädchens gehabt, die That nicht vollbracht haben. Das Motiv zum Verbrechen liege klar am Tage, es sei kein anderes als Beiseiteschaffung der Person, die seinen ehelichen Frieden zu stören im Begriffe gewesen sei; auf diese Beiseiteschaffung sei der Vorsatz gerichtet gewesen. Zweifeln könne man nicht, daß Stölting selbst die Bertha Jasmund an den Strand gelockt, und hieraus folge die zum Verbrechen des Mordes nothwendige Ueberlegung der That.

Der Vertheidiger des Angeklagten nannte mit Recht die That eine dunkle; dunkel deshalb, weil man bestimmt nicht sagen könne, wie Bertha Jasmund an jenem Abende an den Strand gekommen, noch dunkler darum, weil gar kein Anhalt dafür vorliege, auf welche Art und Weise das Verbrechen eigentlich begangen sei. Es bleibe möglich, daß die der Bertha Jasmund zugefügte Mißhandlung, die mit dem Hineinstoßen in das kalte Wasser geendet, einen plötzlichen Schlagfluß hervorgerufen habe, und die Absicht der Tödtung seitens des Mißhandelnden gar nicht vorhanden gewesen sei.

Den Geschwornen wurden zwei Fragen zur Beantwortung vorgelegt. Die erste lautete auf Mord, die zweite Frage auf Mißhandlung mit tödtlichem Erfolge. Der Morgen dämmerte, als die Geschwornen in den Saal zurückkehrten.

Das Verdict lautete: „Nicht schuldig des Mordes, schuldig der Mißhandlung mit tödtlichem Erfolge."

Stölting wurde zu 15 Jahren Zuchthaus verurtheilt. Bei Verkündung des Urtheils verzog er keine Miene, aber seine Augen suchten im Saale umher. Die Person, nach der er wohl schaute, war verschwunden.

* * *

Die grausige That ist gesühnt. Ob in vollem Maaße, ob so wie der Verbrecher es verdiente, das steht freilich dahin.

Bertha Jasmund ist todt. Sie starb in der Ostsee, nach der sie als Kind oft freudig ausgeschaut, wenn der Sturm die Wegen peitschte. Das sanfte Rauschen des Meeres war ihr Todtenlied.

Der Vertheidiger hatte recht. Die That ist dunkel, dunkel wie selten eine, und der Fragen und Zweifel sind immer noch viele, ohne daß die Untersuchung sie zu lösen vermocht.

Wer waren die beiden räthselhaften Personen, die Bertha Jasmund am Abend des 19. März besuchten?

Durch welche Mittel verlockt ging Bertha Jasmund in so später Abendstunde nach dem einsamen dunkeln Strande?

Wie konnte sie in dem ganz seichten und flachen Wasser ertrinken?

Wann und wie kam die Lachsleine mit dem Steine um ihren Leib?

Welchen Zweck hatte dies bei der geringen Tiefe und einer gänzlichen Windstille?

Diese Fragen zu beantworten überlassen wir dem Scharfsinn unserer Leser.

Im physiologischen Laboratorium zu Leipzig.

Wenn der Fremde die emporblühende und sich nach allen Richtungen hin vergrößernde Stadt Leipzig besucht, so findet er unter andern bedeutenden Veränderungen, welche „Pleiß-Athen" erst jüngst in seinem Aeußern erfuhr, in der östlichen Vorstadt eine Reihe neu errichteter, großartiger Gebäude.

Fragt er einen Einheimischen nach deren Bedeutung, so erfährt er, daß er sich hier in einem, plötzlich wie durch Zauberschlag erwachsenen, der Wissenschaft und der Universität geweihten Stadtbezirk befinde. Während der letzten Jahre wurden auf diesem ausgedehnten Raume die Sternwarte und zwei große Laboratorien für Chemie und Physiologie errichtet; ein Barackenlazareth baut man jetzt an das große Hospital an; dort sollen auch in nicht ferner Zeit ein Anatomiegebäude, ein pathologisches Laboratorium und ein physikalisches Cabinet sich erheben. So wird in wenig Jahren ein Leipziger Quartier latin entstanden sein, dessen Institute in ihrer zweckmäßigen Vereinigung und inneren Einrichtung die sächsische Regierung mit ganz bedeutenden Kosten als wahre Musteranstalten ins Leben rief oder noch auszustatten beabsichtigt.

Erst vor einem halben Jahre wurden jene beide Laboratorien bezogen, nachdem man sie mit einer Menge neuer Vorrichtungen ausgerüstet hatte. Schon jetzt ist aber ihr Ruf überall hingedrungen: Sie sind einzig in ihrer Art. Man darf es daher dem Localpatriotismus des Leipziger Bürgers kaum verargen, wenn er den Fremden mit einem nicht unberechtigten Stolze auf jene Institute hinweist und uns von einer glücklichen Concurrenz zwischen Wissenschaft und Handel in seiner Vaterstadt spricht.



Das erste Sturzbad.

Nach seinem Gemälde auf Holz gezeichnet von Gustav Süs.

Aber lassen wir heute das chemische Laboratorium bei Seite und wenden wir uns dem physiologischen zu, von dessen Inhalt und Bedeutung wohl nur die wenigsten unserer Leser einen Begriff haben dürften. In ihm waltet ein Hauptvertreter der neuen physiologischen Schule, die sich die Experimentalphysiologie nennt, ein Gebiet, auf dem sich die Deutschen jetzt von keiner andern Nation den Vorrang streitig machen lassen; ja die neueste Zeit brachte uns sogar in manchen Stücken allen übrigen voraus. Und während unser Volk, das „Volk der Denker und Dichter", noch vor kurzem vorzugsweise durch den Ruhm seiner Philosophen und Poeten glänzte, können wir nunmehr mit stolzer Freude auf die weithin bekannten Namen der jetzt lebenden deutschen Experimentalphysiologen blicken. Am hellsten strahlt ein physiologisches Dreigestirn: Du Bois-Reymond in Berlin, Helmholtz in Heidelberg und Ludwig in Leipzig. Aus allen Ländern der civilisirten Welt wandern jüngere Physiologen diesen Meistern und ihren Laboratorien zu. Wir selbst, wenn auch keine Physiologen von Fach, folgten dieser Anziehungskraft und begaben uns jüngst in das Laboratorium des Prof. Ludwig, ein Institut, dessen segensreiche Wirksamkeit als Lehrmittel der Leipziger Universität nicht blos dem Lande Sachsen, sondern der ganzen gebildeten Welt zu gute kommt.

Hier trägt Ludwig, ausgestattet mit den neuesten Errungenschaften der Chemie und Physik, Tag für Tag die Früchte seines Forschungseifers ein, erhält er immer neue Aufschlüsse über die Räthsel des Körperlebens, gibt er jüngeren Gelehrten Anleitung zum physiologischen Forschen in einer Weise, wie es kaum je zuvor versucht wurde. Als wir eintraten in das Parterre des Gebäudes, welches schon in seiner äußeren Erscheinung den Charakter einer großartigen Lehranstalt trägt, empfing uns Ludwig liebenswürdig und zuvorkommend, eine Persönlichkeit, die recht frappant den Typus des gediegenen deutschen Gelehrten zeigt.

Er war so eben im Kreise seiner Jünger, unter denen wir Aerzte aus Norwegen, Frankreich, Schottland und Nordamerika bemerkten, damit beschäftigt, den Plan zu einem neuen Forschungsexperiment zu besprechen. Sofort ging er jedoch auf unsern Wunsch ein, uns zu zeigen, wie man in seiner Anstalt die Geheimnisse der Lebenserscheinungen und ihrer Gesetze ergründet.

„Sie finden hier," so begann er, „eine Lehranstalt, welche gewissermaßen derjenigen ähnlich ist, wo man die Ingenieurwissenschaften studirt. Wie die Ingenieure haben wir Physiologen es ja auch nur mit rein mechanischen Verhältnissen zu thun." Diesen Satz, der uns das Verständniß mancher Dinge, die wir erblickten, recht gut erschloß, erläuterte Ludwig kurz mit folgenden Worten: „Alles, was wir am thierischen und menschlichen Körper unserer genaueren Beobachtung unterwerfen, sind lediglich mechanische Vorgänge und Zustände. Der ganze Organismus ist selbst ein aus verschiedenen Instrumenten zusammengesetzter Apparat. Wir stellen nun hier in diesem Laboratorium unsere Meßinstrumente auf und messen mit denselben die Leistung und Wirkung der Organe des Körpers. Das Auge ist ein optischer Apparat, die Knochen sind Tragwerkzeuge, das Blut und das Blutgefäßsystem hydraulische Vorrichtungen, die Lungen Ventilatoren. Nun messen wir, welche optischen Einrichtungen das Auge zu seinen Leistungen befähigt, wir messen die Tragkraft der Knochen und messen, wie groß der Druck des Blutstroms ist, der unter verschiedenen Verhältnissen durch die Adern des Körpers rinnt."

Es sind vorzugsweise die Bewegungserscheinungen in und am Körper, mit welchen es die experimentirenden Physiologen zu thun haben. Allein die Bewegungserscheinungen, die feinste Form und anderntheils die chemische Zusammensetzung der Körpertheile sind im lebenden Wesen fortwährend zusammengehörig. Deshalb hat denn auch Ludwigs Institut drei eben so eng zusammengehörende Abtheilungen, in deren einer die physiologischen Experimente über Bewegungserscheinungen angestellt werden, während in der zweiten Abtheilung der Mikroskopiker über die feinste Structur, in der dritten der Chemiker über die chemische Beschaffenheit der zu untersuchenden Theile seine Forschungen anstellt.

„Sie sollen nun," fuhr der Professor fort, „sogleich einige unserer Meßwerkzeuge kennen lernen, mittels deren wir hier Physiologie treiben, d. h. mit deren Hilfe wir die Ursachen der Lebenserscheinungen ermitteln, um festzustellen, nach welchen Gesetzen diese Ursachen wirken." Mit diesen Worten führte uns der Leiter der interessanten Anstalt zu einer Gruppe von jungen Aerzten, die mitten im Experimentieen begriffen waren. Sie arbeiteten an einem Apparate, der uns in seiner Thätigkeit an diejenige eines Telegraphenapparates erinnerte.

Auf Ludwigs Wunsch löste einer der Herren von einer um einen Cylinder gewickelten Papierrolle einen Streifen ab und reichte ihn uns dar. Die auf- und absteigenden Linien auf diesem Papierstreifen sind, so erklärte man uns, gleichsam die Telegraphenzeichen, welche uns mit deutlicher Schrift die Vorgänge im Blut- und Nervenleben eines zum Experiment benutzten Hundes melden. Zunächst mußte hierbei das Thier in einen völlig bewußt- und bewegungslosen Zustand versetzt werden, denn jede seiner Bewegungen würde den Versuch stören. Man erzielt dies durch Curare, jenes Pfeilgift der Wilden, das sofort die Muskeln des Thieres, d. h. seine Bewegungsorgane lähmt, doch die Reizbarkeit der Nerven nicht unterdrückt. Nur in solchem Zustande des Thieres gelingt es, eine ganz geordnete Reihe von Reizungsversuchen am Rückenmarke desselben anzustellen. Wenn man einen vom Rückenmarke ausgehenden Nerven reizt — und hierzu benutzt man einen in der Nähe stehenden magnetelectrischen Apparat — so folgt der Reizung alsbald eine Erhöhung des Blutdruckes. Und da mit jeder Erhöhung des Blutdruckes am Herzschlage und in den Zusammenziehungen der Blutgefäße Veränderungen verbunden sind, so ist die Einrichtung getroffen, daß eine mit dem Herzschlage des Thieres auf- und absteigende Schreibfeder durch jene auf- und absteigende Linie sofort auf dem Papierstreifen die Größe des Ausschlages notirt, welchen man mittels der willkürlichen Reizung des untersuchten Nerven hervorbringt. So werden denn die einzelnen Nerven in ihrem Verlaufe durch den Körper nach und nach anatomisch aufgesucht, und dann ihre physiologische Wirkung auf dem hier angedeuteten Wege ermittelt. Das Studium einer einzelnen Nervenbahn erfordert freilich bisweilen ein ganzes Jahr.

Im zweiten Zimmer fanden wir ebenfalls eine selbstschreibende Maschine: „Sie hat die Aufgabe, die Arbeit eines Muskels zu controliren."

Wie verstehen wir das?

„Hören Sie weiter! Die Arbeitsthätigkeit eines Muskels besteht in einer zusammenziehenden Bewegung, und jeder Muskel besitzt einen Nerven, auf dessen Anregung die Zusammenziehung der Muskelfasern stattfindet. Nun sehen Sie an diesem Apparate den Muskel eines Frosches befestigt; der Muskel selbst trägt ein an ihn gehängtes Gewicht. Jetzt reizen wir den Nerv, der sich am Muskel befindet, sogleich zuckt letzterer zusammen und hebt das angehängte Gewicht etwas in die Höhe. Dies Gewicht setzt wieder eine Feder in Bewegung, welche fortlaufende Linien, von uns „Curven" genannt, als meß- und lesbare Zeichen auf einen Papierstreifen schreibt, der sich langsam von einer Walze abwickelt."

Als wir im nächstfolgenden Zimmer an einen noch nicht in Thätigkeit befindlichen Apparat traten, sollten wir erfahren, wie man das Herz und seine Bewegung belauscht. Ludwig bezeichnete uns das Herz als einen Hohlmuskel; er selbst hat die Anordnung seiner Muskelfasern genau ermittelt.

„Zuvor muß ich Ihnen sagen, daß zum Herzen zwei Nerven gehen. Wenn diese beiden Nerven gereizt werden, so erhält man von jedem derselben besondere Erscheinungen. Der eine von ihnen ist der die Bewegung beschleunigende Nerv, denn er versetzt das klopfende Herz in lebhaftere Bewegung, wenn er gereizt wird; der andere hemmt bei seiner Reizung die Bewegung des Herzens, seine Reizung bringt den Herzschlag zum Stillstand. Da man dies nun weiß, so gilt es für uns noch zu erforschen, was geschieht, wenn man beide Nerven zugleich reizt: wir haben zu diesem Zwecke die Maschine, welche Sie hier sehen, als Meßapparat für die Wirkung der gleichzeitigen Reizung aufgestellt."

Die Hand des Meisters setzte mit einem Griffe im Nu das complicirte Räderwerk in Bewegung, und erklärte uns, wie durch diese Maschine das Blut in seinem durch die Herzbewegung dirigirten Laufe controlirt wird: jede Hebung und Senkung des Blutlaufes, d. h. jede Vermehrung oder Verminderung der Herzbewegung entsprach einer Hebung oder Senkung der Linie, die uns auf der Papierrolle eines rotirenden Cylinders gezeigt wurde.

Wir wandern durch ein Zimmer, in welchem verdaut und gebrütet wird. Beides erfordert eine bestimmte, ganz stetige, sich gleichbleibende Temperatur. Um diese zu erzielen, hat man an einem,

auch für den Hausgebrauch recht nutzbaren Brenner die heizenden Gasflammen so angebracht, daß sie durch eine selbstthätige Abkühlung bald kleiner, bald länger werden, je nachdem sie den erforderlichen Wärmegrad noch nicht erreichen oder ihn übersteigen. Nicht weit davon finden wir eine Vorrichtung, durch welche man in die Adern eines Thieres Flüssigkeiten unter völlig gleichmäßigem Drucke einspritzen kann. Dann gelangen wir in einen dunkeln Raum, welcher die Werkzeuge zur Spectralanalyse enthält, d. h. für eine Untersuchungsmethode, mit der man beispielsweise unterscheiden kann, ob Blut Sauerstoff enthält, oder nicht.

Die Gaschemie spielt in der modernen Physiologie überhaupt eine große Rolle. Will man die sämmtlichen Gase, die in der Flüssigkeit eines Körpers, z. B. im Blute sich befinden, aus letzterer ausziehen, so bedient man sich eines Quecksilberapparates, der in einer besonderen Abtheilung aufgestellt ist. Große Mengen von Quecksilber bewegen sich durch ein System gläserner Röhren, in welchem sie einen luftleeren Raum herstellen; letzterer nimmt dann die Gase des Blutes in sich auf, und der Chemiker unterwirft diese sofort seiner genauen Untersuchung. Wohin man in diesem Raume sieht, überall blinkt metallisches Quecksilber; allein man kann hier ruhig arbeiten ohne Gefahr der Vergiftung, denn nur das Einathmen von Quecksilberdämpfen ist schädlich.

„Es ist ein großer Gewinn, daß wir bei unseren Experimenten nicht auf die Untersuchung von lebenden Wesen (Vivisectionen) angewiesen sind, sondern daß wir an den einem todten Organismus entnommenen Theilen ganz ebenso ihre Thätigkeit beobachten können, wie im lebenden Thiere." Mit diesen Worten zeigte uns Professor Ludwig einen ganz neuen Athmungsapparat. Unter einer Glasglocke waren die Lungen eines Thieres aufgehängt. Zwei verschiedene Röhrensysteme versorgten sie einestheils mit Luft, anderntheils mit Blut; so war denn gleichzeitig die künstliche Respiration und ein künstlicher Blutlauf in diesen Organen hergestellt.

Ein Blick in das große, für 60—70 Zuhörer eingerichtete Auditorium mit schönem Oberlichte zeigte uns, wie alle Vorkehrungen getroffen waren, daß jedem Zuhörer das beim Unterrichte vorgeführte physiologische Experiment zur Anschauung komme. Das Präparat, an dem die Experimente vorgenommen werden, ruht auf einem Tische, der sich auf einer Eisenbahn längs der Zuhörerreihe hin- und herbewegen läßt; dabei befindet sich ein Apparat zur künstlichen Respiration, welchen die Dampfmaschine durch ihre Transmission in Bewegung erhält.

Steigen wir hinab in die Räume des Souterrains, so finden wir hier eine Abtheilung des größeren, in den oberen Räumen einen ganzen Flügel des Gebäudes einnehmenden chemischen Laboratoriums, eine Werkstatt für den Mechaniker der Anstalt, eine Abtheilung für chemische Studien über das Blut, in der sich ein großer Apparat zum Kühlhalten des Blutes durch Eis befindet, damit es sich nicht zersetzt. Hieran reiht sich die Kammer für die Maschine, welche durch Transmission in allen Theilen des Hauses die bewegende Kraft für die zahlreichen Apparate erzeugt; dabei ersetzt auf höchst sparsame Weise Leuchtgas die Aufgabe des Dampfes.

Schließlich begaben wir uns in die Zimmer, in welchen die zu den Experimenten nöthigen Thiere gehegt und gepflegt werden. Ventilatoren und Reinlichkeitsvorrichtungen sorgen dafür, daß trotz der nicht geringen Zahl der hier befindlichen Thiere nicht diejenige Atmosphäre aufkommen kann, die in Menagerien so specifisch ist. Vielmehr wandeln wir gleichsam in einem unterirdischen zoologischen Garten. Das Zimmer der gesunden Hunde, in welchem sich diese auf große eiserne Käfige als Wohnung angewiesen sehen, und je nach ihrer Unverträglichkeit getrennt werden, befindet sich neben dem Zimmer für kranke Hunde, welches heizbar ist, und in dem es ganz still zugeht; denn kranke Hunde sind ruhig und bellen nicht. Während die 40 Kaninchen daneben eine einzige Abtheilung bewohnen, besitzen die 500 Frösche deren zwei, denn sie können ein Winter- und ein Sommerlogis beziehen. In ihrem Winterquartier werden die Frösche jeden zweiten Tag mit Wasser benetzt und liegen auf Sand. Dagegen ist das Sommerpalais der Frösche ein Teich mit Springbrunnen. Ein Pferdestall im Hofe beschließt den Reigen der Requisiten für die Thierphysiologie.

Wir schieden von der Anstalt, bei deren Besichtigung wir die scharfsinnige Benutzung technischer Mittel bei der Ergründung der Lebensvorgänge im Körper bewunderten, erfüllt von der Ueberzeugung, daß solcher Aufwand von Geist und Fleiß der höchsten Anerkennung der Zeitgenossen werth ist. Von bedeutendem Vortheile müssen die wissenschaftlichen Fortschritte, welche hier erzielt werden, in praktischer Hinsicht zunächst für die Gesundheitspflege und die Heilkunde sein. Allein auch schon das ist ein Gewinn, daß der geistige Horizont der Menschheit von dergleichen Instituten aus eine noch unlängst kaum geahnte Erweiterung erhält, und daß es für den Menschen Licht wird auf einem der dunkelsten Gebiete: im Leben des eigenen Körpers.

Dr. H. Ploß.

Am Familientische.

Zwei deutsche Buchhändler.

Der Tod hat im verflossenen Jahre reiche Ernte unter den deutschen Buchhändlern gehalten; viele Koryphäen sind dahingegangen, aber der ersten einer war Eduard Vieweg (geboren 15. Juli 1797, gestorben 1. December 1869), Inhaber der Firma „Friedrich Vieweg und Sohn" in Braunschweig, die mit Ehren genannt wird, wo von deutschen Buchhandlungen die Rede ist, welche um die Förderung der Wissenschaften in unserm Vaterlande sich verdient machten. An dieses Mannes reichbewegtes und arbeitsames Leben läßt sich ein guter Theil der Geschichte der exacten Wissenschaften in Deutschland knüpfen, denn kaum bei einer zweiten Buchhandlung finden sich so viele Werke aus der Chemie, Physik und Medicin im Verlage, als eben bei Vieweg, ja man kann geradezu sagen, die deutsche Chemie unserer Tage ist bei ihm concentrirt. Wohl mag bei der Erwerbung dieses Verlages mancher Glückszufall thätig gewesen sein, aber Eduard Viewegs scharfer Blick that das meiste; er erkannte das Tüchtige heraus und vereinigte bei sich die glänzendsten Namen. Justus von Liebig brauchen wir blos zu nennen; denn seine Verdienste sind zu allgemein anerkannt. Mit Ausnahme der „Chemischen Briefe" hat er alles bei Vieweg drucken lassen, so auch sein im Verein mit Poggendorf und Wöhler herausgegebenes Handwörterbuch der reinen und angewandten Chemie, das als ein Markstein in dieser Wissenschaft erscheint. Neben ihm steht ebenbürtig der Heidelberger Professor Robert Bunsen da, der es verstand, die flüchtigen Gase zu bannen und nach einer sinnreichen Methode zu messen, die er 1857 bei Vieweg veröffentlichte. Als Meister in der organischen Chemie gesellt sich ihnen bei der Leipziger Adolf Kolbe, dessen Hauptwerk das „Lehrbuch der organischen Chemie" ist; Heinrich Rose, der den Grund zu einem System der chemischen Analyse (Ausführliches Handbuch der analytischen Chemie) legte, ein Werk, das in der qualitativen wie quantitativen Analyse bahnbrechend dasteht. Auf seinen Schultern erwuchs der Wiesbadener Professor Fresenius, dessen analytische Werke heute durch alle Laboratorien Deutschlands verbreitet sind und dem das gesammte jüngere Geschlecht der Chemiker seine erste Ausbildung verdankt. Vieweg, der von dem Grundsatze ausging, tüchtige Werke, auch wenn sie einen Gegenstand behandelten, den er schon verlegt, dennoch zu erwerben, täuschte sich nicht, als er die Arbeiten von Fresenius in seinen Verlag aufnahm; denn die quantitative Analyse dieses Chemikers hat bereits die fünfte, die qualitative die zwölfte Auflage erlebt. Von Lehrbüchern der Chemie hat keines in Deutschland eine weitere Verbreitung erlangt als Graham-Ottos tüchtiges Werk, dem Vieweg wieder Concurrenten in den Uebersetzungen des französischen Werkes von Regnault und des englischen von Roscoe schuf, wie er auch Löwigs organische Chemie neben jene Kolbes stellte. Wenig andre deutsche Buchhändler sind ihm auf diesem Wege gefolgt, und doch hat er wohl daran gethan, denn nur so erhielt er sich als der chemische Verleger par excellence, an den sich jeder bedeutende Gelehrte mit Verlagsanerbieten wandte, bei dem jeder Käufer suchte, wenn es sich um ein chemisches Werk handelte.

Wiegt auch bei Vieweg der schwer gediegene, rein wissenschaftliche Verlag vor, so erkannte er doch mit richtigem Blick eine Strömung der Zeit: die Popularisirung der Wissenschaften. Er brachte nach dieser Seite hin dem deutschen Publikum zwei Werke, die sich einer immer steigenden Verbreitung zu erfreuen haben und in ihrer Art als Muster dastehen. Dr. Friedrich Schödlers „Buch der Natur", das jetzt schon 17 Auflagen erlebte, war ein ungemein glücklicher Griff. In knapper und allgemein verständlicher Form wird hier der Jugend und dem Volke das Gesammte der Naturwissenschaften vorgeführt. Ferner Stöckhardts „Schule der Chemie", die schon in 15. Auflage erschien und von allen Anfängern dieser Wissenschaft benutzt wird.

Aber in noch breitere Kreise des deutschen Volkes ist ein anderes Werk des Viewegschen Verlags gedrungen, ein Buch, das keinem unserer Leser unbekannt ist. Wir meinen Campes Robinson der Jüngere. Vieweg war selbst ein Enkel Joachim Campes, denn seine Mutter Charlotte war dessen einzige Tochter. Schon sein aus Halle stammender Vater, der zu den bedeutendsten Männern der Zeit, namentlich dem Musenhof in Weimar, in freundschaftlichen Beziehungen stand, der Goethe freiwillig für dessen „Hermann und Dorothea" das für die damalige Zeit glänzende Honorar von tausend Dukaten zahlte, hatte die Campeschen Schriften erworben, die in ihren verschiedenen Ausgaben zusammen hunderte von Auflagen erlebten.

Damit haben wir aber immer noch nur einzelne Seiten des berühmten

Verlags hervorgehoben. Auch die medicinischen Werke, die Viewegs Firma tragen, stehen auf der ersten Stufe. Was Liebigs Handwörterbuch für die Chemie, das ist jenes Wagners für die Physiologie; ihm reihen sich an Henles anatomische, Ruetes ophthalmologische Werke, die Arbeiten von Frerichs und Leuckart. Physiologen wie Helmholtz, der jetzt eine europäische Berühmtheit und unerreicht in seinem speciellen Fache dasteht, Müller-Pouillet, die Mathematiker Schlömilch und Weisbach gaben ihre Werke Vieweg in Verlag. Unter den Zeitschriften endlich seien erwähnt das „Archiv für Anthropologie“ und der „Globus“.

Alle Viewegschen Verlagsartikel glänzen durch eine außerordentlich solide Ausstattung, ja sie glänzen im wahren Sinne des Worts, wie ein Blick auf das in der eigenen Papierfabrik zu Wendhausen bereitete Papier und auf die Holzstiche zeigt, die, auf chemische und physikalische Apparate, Maschinen &c. angewandt, in Viewegs Werken den höchsten Grad von Vollendung zeigen.

Der Mann, der sein Verlagsgeschäft auf eine so hohe Stufe hob, blieb den öffentlichen Angelegenheiten keineswegs fern; er saß als Vertreter seiner Vaterstadt Braunschweig sowohl in der Kammer des Landes, wie im Erfurter Parlament. Sein Lebensabend war getrübt durch ein langwieriges Leiden, aber es beruhigte ihn bei seinem Tode, daß er das von ihm geleitete Geschäft in den Händen des Sohnes gut aufgehoben wußte.

Wenige Tage vor dem bedeutendsten Buchhändler Braunschweigs hatte Frankfurt einen großen und hervorragenden Verleger verloren: am 26. November v. J. war Johann David Sauerländer — 80 Jahre alt — aus seinem langjährigen Wirken durch den Tod geschieden.

Sauerländer stammt aus einer alten Buchhändlerfamilie, denn schon anfangs des vorigen Jahrhunderts nimmt sein Name einen ehrenvollen Platz in den Catalogen des deutschen Buchhandels ein. Es war sein Großvater Elias, der in Erfurt als Buchdrucker und Verleger wirkte und u. a. eine reich illustrirte Ausgabe der heiligen Schrift herausgab.

Unter Elias Sohn Johann Christian siedelte die alte Firma nach Frankfurt a. M. über und verband sich dort durch Heirath mit einer noch älteren, seit 1613 von Schwiegersohn auf Schwiegersohn ohne Unterbrechung vererbten Buchdruckerei. Die Enkel Heinrich Remigius und Johann David verpflanzten sodann einen Zweig des Geschäftes nach der Schweiz, indem der erstere sich in Aarau etablirte, der zweite, nach längerem Zusammenwirken mit ihm, nach Frankfurt zurückkehrte und dort im J. 1816 sowohl die Buchdruckerei, als das buchhändlerische Geschäft des Vaters übernahm.

Ueber ein halbes Jahrhundert hat sich des intelligenten Mannes buchhändlerisches Wirken erstreckt, von dem ein reichhaltiger und mannigfaltiger Verlagscatalog beredtes Zeugniß ablegt. Ohne auf die einzelnen Theile desselben hier näher eingehen zu können, wollen wir nur die bedeutenden Namen erwähnen, die er zum Theil beim deutschen Publicum zuerst eingeführt, zum Theil sie in der Vollständigkeit ihres Schaffens durch moderne billige Gesammtausgaben allen zugänglich gemacht hat.

Nur wenige mögen sich daran erinnern, daß sie in ihrer Jugend Coopers „Letzten der Mohikaner“ in einer bei Sauerländer erschienenen Uebertragung mit Begeisterung gelesen haben; ist doch der amerikanische Romancier über dem Strom moderner Romane fast schon vergessen. Auch die Einführung solcher Dichterkräfte, wie Drärler-Manfred und Adelheid von Stolterfoth dürfte von manchen nicht mehr anerkannt werden. Ein unbestrittenes Verdienst ist indes die Ausgabe der Gesammelten Werke von Clemens Brentano, wenn auch die zu realistischer Lebensauffassung geneigte Jetztzeit den romantischen Dichter mit anderen Augen ansieht, als seine Zeitgenossen. Vor allen sind zwei Namen mit dem Sauerländers eng verknüpft, zwei Namen, die noch im Vollgenuß ihrer Popularität dastehen, obgleich ihre Träger nicht mehr unter den Lebenden weilen und obgleich sie in sehr verschiedener Weise sich dieselbe erworben haben; es sind die Namen: Friedrich Rückert und O. von Horn.

Friedrich Rückerts erste, ihm rasch seines Volkes Herz gewinnende Dichtungen waren allerdings vor Sauerländers selbständiger Buchhändlerthätigkeit erschienen; 1814 schon waren seine „Geharnischte Sonette“ erklungen, und ein Jahr darauf sein so einfaches und doch so gewaltiges Lied auf die Schlacht von Leipzig gedichtet. Aber war es dem strebsamen Manne auch nicht vergönnt, die ersten Früchte des so ungemein fruchtbaren Dichters dem Publikum vorzuführen: er hat doch manche der späteren, wie „Nal und Damajanti“, „Christofero Colombo“ &c. edirt; vor allem hat er sich ein doppeltes Verdienst um den Dichter und um die Literatur erworben: er hat — noch als angehender Siebziger — den unvergleichlich schönen Strauß deutscher Lyrik, „den Liebesfrühling“ in einer prächtig ausgestatteten und reich illustrirten Ausgabe erscheinen lassen, als der ersten einer, die so die deutsche Kunst mit der deutschen Poesie vermählten; und er hat, zuerst durch die Gesammelten Gedichte (1843), dann aber — zum Abschluß seines Wirkens — durch die Gesammtausgabe der poetischen Werke Rückerts in zwölf Bänden den Dichter in würdiger Ausstattung und correcter Gestalt vielen tausenden zugänglich gemacht, denen derselbe in kostspieligeren Ausgaben bis dahin unerreichbar geblieben war.

Wenn Rückerts Popularität immerhin eine nur beschränkte gewesen, so war es dagegen einem andern Manne, der ihm an Genialität der Form, wie an Gewalt der Phantasie so weit untergeordnet war, vergönnt, in kurzer Zeit die ungetheilte Liebe aller Schichten unseres Volkes sich zu erwerben; das war O. von Horn, und die Einführung dieses echten Volksschriftstellers beim deutschen Publikum ist Sauerländers Verdienst. Seit dem „Rheinischen Hausfreund“ hat kein Buch so rasch sich unter Hoch und Niedrig, Reich und Arm Bahn gebrochen, als die „Spinnstube“, deren fünfundzwanzig Jahrgänge (mit Ausnahme der ersten kleinen Auflage des ersten Jahrganges) in Sauerländers Verlag erschienen sind, wie ebenfalls des Spinnstubenschreibers „Gesammelte Erzählungen“ und „Rheinische Dorfgeschichten“. Ein so heiterer Ton bei so ernster Frömmigkeit, eine solche Einfachheit der Darstellung und der Schürzung des Knotens in den meisten Geschichten bei solcher Tiefe und so fesselnder Macht des Grundgedankens, wie sie den „alten Schmiedjacob“ so beliebt gemacht haben, sind nur selten in unserer Volksliteratur zu finden gewesen; und zu aller Zeit werden deshalb Horns Bücher zu der gesündesten und trefflichsten Lektüre gehören, die wir besitzen. Wer sich aber schon so manches Jahr — und in diesem Jahr an dem letzten aus des heimgegangenen Verfassers Feder hervorgegangenem Bande der „Spinnstube“, — an ihren launigen und rührenden Dorfgeschichten, an ihren Liedern, Anekdoten und Räthseln, an ihrem „Alten Golde“ erfreuet, der erinnere sich auch dankbar des Namens Sauerländer, der uns diese Reihe tüchtiger Volksbücher vermittelt hat und der noch lange in seinem Sohne und seinen Enkeln fortleben möge.

Enten- und Menschenkinder.

(Zu dem Bilde auf S. 333.)

Wie überlegen doch so ein neugeborenes Thier dem neugeborenen Menschenkinde ist!

Hilflos wimmernd liegt unser Kindlein da, und wenn es auch bis in den geringsten Theil des leiblichen Organismus zierlich ausgebildet, vermag es doch keine eigentlich selbständige Bewegung zu machen, muß sich heben, tragen und nähren lassen, und muß dazu noch angefaßt werden, wie ein rohes Ei, damit keines der zarten Gliedchen verbogen oder gar die weiche, kaum geschlossene Hirnschale eingedrückt werde.

Wie viel fertiger und unabhängiger tritt dagegen das junge Thier in die Welt! Kaum hat es sich von der Eierschale emancipirt — unser Bild lenkt den Blick auf solchen Fall —, so steht es gleich auf festen Füßen und sieht aus, als wäre es schon eine ganze Weile auf der Erde. So beobachteten wir es vor einiger Zeit in der Hühnerkinderstube*) unseres Mitarbeiters Gustav Süs — so tritt es uns in seinem damals unseren Lesern versprochenen Pendant, auf seinem reizenden Bilde: „Das erste Sturzbad“ entgegen.

Ja, die kleine Ente erblickt das Licht der Welt fast so klug, als sie es wird, wenn sie einst wieder von derselben scheidet. Kaum sind ihre Augen noch geöffnet, so steht sie fest auf ihren sehr solid construirten Patschfüßchen und trippelt einher, als sei sie schon lange Zeit darin geübt. Auch verschafft sie sich selbst ihre Nahrung, fängt Fliegen und Mücken, schnappt behende nach Schmetterlingen und Maikäfern. So geht es immer munter vorwärts, so schnell, daß oft die Entenmama ihrem schwer lenksamen Sprößling kaum folgen und ihn durch ein besorgtes „Pat i pat!“ vergebens zur Mäßigung und ruhigerem Einherschreiten ermahnen kann.

Aber das jugendliche Wesen hat Eile — es ist in seinem „dunkeln Drange“ sich seines Zieles und Lebensberufes wohl bewußt. Dem Teiche strebt es unaufhaltsam zu — schwimmen will es darin; auf dem Lande ist es nicht in seinem Elemente. Unter Umständen wird die Sehnsucht auch schon durch eine ... Pfütze befriedigt, aber nach Wasser lechzt es zum Trinken nicht minder, als zum Baden und Schwimmen.

Freilich nicht alle Mal braucht es so weit zu gehen. Unsere Drillinge scheinen unter einem ganz besonders günstigen Stern geboren zu sein. Kaum aus dem Ei gekrochen, das sie verächtlich hinter sich gelassen wie einen überwundenen Standpunkt, vernehmen sie auch schon den hell rauschenden, erquicklichen Ton des aus einer Röhre breit daherströmenden Wassers und brauchen nur wenige Schritte zu thun, um seinen Strahl sich in den weit geöffneten Schnabel und über das zarte Gefieder fließen zu lassen. Wir beobachten die Haupthelbin der Scene in diesem mit Wonnegefühl erlebten Genusse — ihr Auge strahlt, so weit das einem Entenauge möglich ist, und ihr Schnatterorgan verstummt vor Entzücken über das hineinperlende edle Naß. Ihre Gefährtin scheint schon Siesta zu halten nach gethanem Trunke und ist mit ihrer Toilette, mit Putzen des feuchten Wollrockes, beschäftigt, wobei ihr derselbe vielgeschickte Schnabel gute Dienste leistet. Am schlechtesten scheint das dritte der Geschwister fortzukommen: in ziemlich drastischer Stellung dastehend, muß es sich an den auf seinen Rücken von dem Moose an der Röhre herabgleitenden Tröpfchen genügen lassen.

Wenn unsere Babys auch so rasch sich zu helfen wüßten, wie würde sich manche Mutter freuen! Es würde aber doch wohl keine mit der Entenmama tauschen mögen.

R. K.

*) Vergl. Nr. 13.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.

Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

VI. Jahrgang. Ausgegeben am 26. Februar 1870. Der Jahrgang läuft vom October 1869 bis dahin 1870. **1870 № 22.**

Eine Cabinetsintrigue.

Historischer Roman von Georg Hiltl.

(Fortsetzung.)

Der Abend sank auf die Hauptstadt Berlin nieder, als ein Mann, langsam aus der letzten Straße der Dorotheenvorstadt kommend, über die Laufbrücke schritt. Er ging auf das nächstgelegene Haus zu, öffnete das Gartengitter mit einem Schlüssel, schritt durch den breiten, von entblätterten Ranken überspannten Laubengang und zog die Glocke an der Hausthür. Einige Minuten später öffnete der Diener die Thür und sagte: „Schon so zeitig, Herr Baron? der Herr Secretarius sind bereits oben." Der Baron Heidekam ging schnell in sein Zimmer, hier fand er den auf einem Kanapee sitzenden Secretär Bube. Die beiden Freunde grüßten einander stumm, aber gleich nach diesem Gruße warf Heidekam zornig seinen Hut in die Ecke des Gemaches.

„Ho! ho!" lachte der Secretär, „was ficht Euch an, Baronchen? den schönen Hut so in die Ecke zu werfen!"

„Teufel — Gift und Hagel! es ist Euretwegen," antwortete Heidekam. „Ich habe heute wieder bei dem Notar einen Tanz gehabt. Die Dirne hat entschieden erklärt, sie wolle Euch nicht heirathen. Sie hat die Augen auf den Lieutenant geworfen."

Bube erhob sich.

„Das alte Lied!" sagte er; „ich werde zuletzt auch noch die Bewerbung aufgeben und mich ganz ins Privatleben zurückziehen."

„Was heißt das?" fragte der Baron.

„Je nun — ich werde ruhig am Pulte meiner Canzlei stehen — von meiner Besoldung leben, saures Bier trinken und mich um nichts mehr kümmern. Auch niemandem Berichte liefern."

„Unverstand — Tollheit und kein Ende," rief Heidekam zornig auf den Tisch schlagend; „das heißt: Ihr wollt mir keine Nachrichten mehr liefern? keine Notizen aus den Bureaux zukommen lassen? Seid doch kein alberner Tropf. Was zum Henker kann ich dafür, wenn das Mädel Euch nicht will? Ich gebe mir alle Mühe — ich greife meine Lunge bei dem Alten an, stelle jede Falle, jede Gelegenheit ergreife ich, Euch herauszustreichen, aber ich kann doch nicht mit Gewalt das Frauenzimmer zum Altar schleifen. Ich habe dem Alten neulich mitgetheilt, daß der König dem Dumoulin streng verboten, des Notars Haus zu besuchen, daß er keinen Consens zur Heirath mit der Advokatentochter geben werde — das hat den Alten wüthend geärgert — gut, aber das macht Euch die Dirne nicht gewogen. Was kann ich dafür, wenn sie trotz alledem keine Neigung verspürt und den Lieutenant haben will!"

„Was wird Job auf diese Eröffnung hin thun?"

„Er will dem Dumoulin, wenn er wieder kommt, recht artig das Haus verbieten."

„Gut. So warten wir noch den Erfolg dieses Verbotes ab," sagte Bube, einige Papiere hervorziehend. „Weiter! — Ich brauche so ein Stück zehn Dukaten, Baron," fuhr er fort, sich auf die Ecke einer Tischplatte setzend und mit dem Beine schaukelnd.

„Schon wieder?" seufzte Heidekam, „Ihr verthut zu viel Geld. Wie soll das endlich werden? ich weiß nicht, wo ich's hernehmen soll."

„Oho!" lachte Bube, „helf' ich es Euch nicht verdienen? wage ich nicht zehn Mal meinen Kopf? Wenn das Generalstabskommando, der alte Wartensleben und die andern eine Ahnung davon hätten, durch wen die Nachrichten von der preußischen Armee, die Notizen und Berichte über die geheimen Maßregeln aus den Kriegs- und Militärakten nach Wien gelangen — könnten in acht Tagen die Berliner auf dem neuen Markte eine recht erbauliche Unterhaltung haben. Und doch wollt Ihr knausern?"

„Ich gebe ja schon," brummte der Baron, die Thür eines kleinen eisernen Spindes öffnend und Gold hervorholend, „zehn Dukaten wollt Ihr?"

„Ja — ungefähr so viel — aber ich will diese Nachricht nicht umsonst haben, Baron — da seht, ich bringe etwas dafür."

Heidekams Hände griffen nach dem Papiere, welches Bube erhob.

„Halt — erst mein Geld. So! Nun seht her. Ihr wißt, daß der König mit dem Czaren Unterhandlungen pflegt. Es war die letzte Notiz, welche Ihr nach Wien durch Bossen gelangen ließet — darin stand alles genau so, wie ich es im Bureau copirt hatte."

Heidekam nickte.

„Nun war die Hauptaufgabe, zu wissen," fuhr Bube fort,

„wie viel Mannschaft der König im Nothfalle zu dem Czaren stoßen lassen wolle — das ist wichtig für den Kaiser und seinr Herren Minister. Seit dem vorgestern stattgefundenen Rathe bin ich im Stande die Heeresmacht genau anzugeben, auf welche der Czar rechnen kann. Siebenundvierzig Bataillone und sechzig Eskadrons werden in aller Stille auf den Kriegsfuß gebracht. In der Neumark stoßen sie mit den Russen zusammen. Das ist doch mehr werth, als zehn Dukaten?"

„Allerdings — es ist eine wichtige Sache — ein großes Wort," sagte Heidekam.

„Hier habt Ihr die Copie der Verhandlung," sagte Bube, dem Baron das Papier reichend, „für heute wißt Ihr genug. Ich habe lange genug gewartet auf Euch und Zeit vertrödelt. Adieu!"

Er ließ die Goldstücke in seine Tasche gleiten. „Kommt Ihr heute noch zu Vincent in das Hinterstübchen?"

„Ich weiß es nicht."

„Hört Baron," wendete sich der Secretär wieder zu ihm, „Ihr solltet nicht so den Einsiedler spielen. Das fällt auf — zeigt Euch öfters in der Gesellschaft. Ihr habt letzthin schon einen Schritt gethan — ein paar Mal den Actenfressern zu saufen gegeben — thut's öfter — folgt meinem Rathe. Fahrt wohl."

Er ging, ein Lied summend, zur Thüre hinaus. Heidekam stand im Halbdunkel seines großen, mit vielen holländischen Schildereien geschmückten Gemaches. Er hielt das Papier in der zitternden Hand, seine nicht besonders scharfen Augen bemühten sich die Schriftzüge zu erkennen, welche im Abendlichte durcheinander schwammen. Es wollte dem Baron dünken, als sei es nicht wohlgethan, Licht anzuzünden und dieses Stück Hochverrath genügend zu beleuchten.

„Der Bursche wird täglich dreister," murmelte er, „das möchte noch hingehen, aber ich fürchte, seine Unvorsichtigkeit bringt Gefahr! Ich hätte anders zu Werke gehen sollen; wer steht mir dafür, daß er im Rausche nicht plaudert — fatal genug wäre es! Seckendorf würde mich kaum schützen." Er drückte seine Stirn gegen das Fenster. „Was mag nur vorgehen in Wien? wenn sie dort glücklich sind — dann blüht mein Weizen auch hier — sind die Chancen für Preußen — dann — ja nun, dann ist immer noch Zeit, Berlin den Rücken zu kehren. Noch kann niemand mir beweisen — meine Verrichtungen kennt niemand als Bube — ich selbst bin allen noch ein Räthsel — also — —"

Fast zu gleicher Zeit mit diesem Worte seines Selbstgespräches stieß Heidekam einen lauten Schrei aus — es war ein Schreckensruf, denn er fühlte, wie sich plötzlich zwei Hände auf seine Schultern legten. War es Spiel der Phantasie, oder tauchte aus dem Dunkel, welches bereits in dem großen Gemache herrschte, ein gespenstisches Wesen, dessen fleischlose Arme ihn umfingen? Er fühlte den Druck auf seinen Schultern — er wagte nicht, das Haupt zu wenden, aus Furcht, einer schrecklichen Gestalt in das verzerrte Antlitz blicken zu müssen.

Die Hände blieben auf seinen Schultern — aber der Baron hörte dicht an seinem Haupte Athemzüge — es war also ein Wesen mit Fleisch und Bein, welches ihn so fürchterlich erschreckt hatte. Seine Erstarrung wich — ohne Zweifel hatte er einen frechen Eindringling hinter sich, oder Bube erlaubte sich den schlimmen Spaß. Der Baron griff schnell umwendend mit der Hand nach dem Gegenstande des Schreckens, und bei dieser Wendung sah er, daß ein Mann ihm gegenüber stand, dessen Figur er in der Dunkelheit nicht zu erkennen vermochte.

„Wer seid Ihr, Mensch? Wie kommt Ihr hierher? Wer ließ Euch ein?" rief Heidekam, die Gestalt festhaltend.

„Zündet Licht an, Baron," hauchte der Fremdling leise, „zündet Licht an — ich will mich nicht von der Stelle rühren."

Heidekam, dessen erster Schrecken vorüber war, ging hastig zum Kamine, schlug Feuer, zündete die Kerze an und ging auf den Fremden zu, neugierig die Gestalt zu betrachten. Als er aber die Züge des Eindringlings beleuchtete, überfiel ihn eine Art von Starrkrampf, und er vermochte nur das Wort, den Namen auszustoßen:

„Jacob Clement!"

„Ich bin es," antwortete der Fremde mit dumpfer Stimme, „ich bin es, Herr Heidekam. Wir haben uns lange nicht gesehen."

Der Baron vermochte den Leuchter in seiner zitternden Hand nicht zu halten, er setzte ihn auf den Tisch nieder, und ohne zu sprechen sank er in einen Sessel.

„Was! Erschreckt Euch meine Ankunft?" fuhr der Fremde ruhig fort, „ein alter Freund, ein Genosse aus vergangenen Tagen sollte Euch Schrecken einstößen?"

Heidekam erholte sich, seine Bestürzung wich dem Zorne.

„Wie kommt Ihr hierher? frage ich noch einmal. Wer durfte Euch einlassen, damit Ihr mich wie ein Dieb überfallen konntet," rief er heftig. „Was wollt Ihr?"

Der Fremde kreuzte seine Arme, dann sagte er:

„Euer Diener hatte ein besseres Gedächtniß als Ihr. Er erinnerte sich noch recht gut der Zeiten, wo wir beide in französischen Diensten standen, wo wir mit großer Geschicklichkeit und gutem Erfolge die Briefe in Frankfurt öffneten und wieder schlossen, welche aus der Reichskanzlei an die Generale gesendet wurden — ah, das war eine gute Zeit."

Heidekam warf sich erschöpft vor Angst in den Sessel zurück.

„Was soll das? Was heißt das? Ihr sprecht von Dingen, die ich nicht kenne, nicht weiß. Ich habe keine Gemeinschaft mit Euch gehabt — nie."

„Oho!" lachte der Fremde, „das ist nicht hübsch von Euch. Ihr müßt die alten Kameraden besser ehren."

„Geht Eurer Wege. Was wollt Ihr noch? Geld?"

Statt aller Antwort zog der Fremde eine schwergefüllte Börse und klopfte damit auf den Tisch. „Geld habe ich genug."

„So scheert Euch zum Teufel!"

„Ich bin vielleicht bei ihm," lachte der Fremde, „der Teufel verkappt sich zuweilen in die unehelichen Söhne von Baronen, welche vom Stiefelputzer bis zum Hofwechsler emporsteigen. Unter der vorigen Regierung war so etwas möglich, wenn man der Wartenberg einen Papagei oder einen chinesischen Fächer schenkte, und Euer Vater verstand das. Schade, daß er Euch nicht adoptirte, aber — was thut's! Er hat Euch ein gut Stück Geld hinterlassen, es ist nur schade, daß Ihr es zum größten Theile verthan habt, als Ihr im Haag und in England unter den Agenten der verschiedenen Gesandtschaften eine Rolle spielen wolltet."

„Mensch!" rief Heidekam außer sich, „was unterfangt Ihr Euch? Nichts hält mich ab, den Frechen, der bei Nacht und Nebel in mein Haus dringt, wie einen Dieb zu behandeln."

„Ich bin nicht eingedrungen. Euer Diener öffnete mir, und ich stieg leise herauf. Ihr müßt über wichtige Sachen nachdenken, Baron, daß Ihr die Glocke, das Oeffnen der Thüre und mein Hereintreten nicht hörtet."

„Ihr **seid** ein halber Dieb, denn Ihr schleicht wie ein solcher in die Häuser, und gegen einen Dieb kann ich ohne Frage die schärfste Maßregel anwenden."

Heidekam fuhr mit der Rechten nach der Wand, wo ein Paar Pistolen hingen, aber ehe er noch die Waffe ergriffen hatte, blitzte ihm schon der Lauf eines Feuerrohrs entgegen, welches der Fremde unter seinem Rocke hervorgezogen hatte.

„Halt, Baron — keine Albernheiten! Sie wissen aus Erfahrung, daß ich gut schieße — denken Sie nur an den reitenden Boten bei Kehl, dem wir die Briefe abnahmen, und den ich, obwohl er in sausendem Galopp ritt, so sicher herunterholte, daß er nicht einmal mehr mit den Armen zuckte."

Heidekam ließ seine Hand sinken.

„Ich werde —," keuchte er, „meinen Charles herbeirufen, ich werde die Nachbarn holen lassen — —"

„Sie werden nicht! Charles ist ein guter Mensch — er wird mir nichts zu Leide thun. Er weiß, daß ich die Ursache kenne, weshalb Sie ihn aus Schweden entführten. O — das ist eine lustige Geschichte. Ich will Sie Ihnen schnell erzählen. Damals hatten Sie sich an die dänische Regierung verkauft, und es galt, eine Unterredung zu belauschen, die Karl der Zwölfte mit seinem Minister in Stralsund haben wollte. Sie kamen hinein und bestachen den jungen Thürsteher, daß er Ihnen einen Platz unter des Königs Bette überließ. Das war ein großes Wagestück — es hätte Ihnen übel bekommen können, denn gegen seine Gewohnheit blieb der König im Zimmer, und Sie mußten die ganze Nacht auf dem Posten ausharren. Aber Sie brachten gute Neuigkeiten mit — und den Thürsteher Charles, dem es in schwedischen Diensten nicht geheuer war — Sie sehen, ich könnte noch vielerlei aus Ihrem Leben erzählen."

Heidekam warf, von einem Entschlusse getrieben, sein Haupt zurück.

„Wohl denn," sagte er höhnisch, „wenn Sie so viel über meine Vergangenheit wissen, so erzählen Sie doch davon. Was kümmert es mich? Man wird mich hier in Ruhe lassen, denn ich habe selbst einmal im geheimen dem Minister Ilgen gedient, der einst bei meinem Vater Hauslehrer war. Wenn die Menschen sich von mir zurückziehen wollen — eh bien — mögen sie es thun, ich verliere nichts dabei, denn ich gehe überhaupt selten oder gar nicht unter Menschen, und an der Liebe oder dem Hasse dieser Leute ist mir verdammt wenig gelegen."

„Ich glaube es Ihnen gern," sagte der Fremde, „wir haben als Spione, als Agenten, als Werber für Holland zusammen gedient und gearbeitet und — kennen die Menschen: drei Viertel von ihnen taugen nichts, also läßt man sie laufen. Aber es ist nur sehr böse, daß die Menschen auch rachsüchtig und leicht geneigt sind, sich zu Richtern über uns aufwerfen zu wollen. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, könnte leicht eine Störung Ihres ruhigen Lebens eintreten."

Heidekam riß seine Augen weit auf.

„Eine Störung? Für mich?"

„Gewiß, hören Sie nur. Ich war nach unserer letzten Trennung, kurz vor Abschluß des Utrechter Friedens, auf Befehl des Wiener Cabinets Secretär des Prinzen Ragotzy geworden. Ich bemerke nur beiläufig, daß man damals schon dem Prinzen an den Hals wollte, was erst später möglich wurde, daß man aber dringend wünschte, gewisse Papiere von ihm in Händen zu haben, und ich wurde also zu diesem Zwecke bei ihm angestellt. Man bezahlte mir die entwendeten Papiere reichlich, und der Prinz Eugen gab mir sogar eine Beschäftigung bei der geheimen Canzlei. Ich hieß damals Baron von Rosenau, und dieser Name verdeckt bis heute meinen wirklichen: Clement."

„Und Sie wagen mir das zu entdecken?" rief Heidekam, „Alle Berichte, welche Sie über meine Vergangenheit zu bringen vermögen, sind nichts — sind Kindereien gegen die gefährliche, verderbliche Stellung, welche Sie einnahmen. Wenn ich nur ein Wort davon fallen lasse, daß Sie in der Wiener Canzlei beschäftigt, der Secretär des unglücklichen Ragotzy waren, so sind Sie verloren. Ihr falscher Name deckt Sie nicht, man würde Sie leicht in Verhaft halten, bis aus Wien Erkundigungen über den Baron von Rosenau eingezogen sind, und Sie ahnen nicht, wie hier die Verhältnisse gespannt — wie groß das Mißtrauen, die Besorgniß vor den Machinationen des Wiener Cabinetes sind."

Clement blieb gelassen.

„Ich fürchte *Ihre* Anzeigen nicht, Baron," sagte er, „ich komme darauf. Als ich in der Wiener Canzlei arbeitete, konnte ich natürlich leicht in den Besitz gewisser Aktenstücke gelangen und bemerkte zu meiner Verwunderung, daß die Enthüllung militärischer, im geheimen getroffener Maßregeln, wichtiger Vorfälle am hiesigen Hofe und dergleichen, welches alles mit großer Pünktlichkeit von Berlin nach Wien berichtet wurde, durch den Herrn Baron von Heidekam in Berlin geschah, der mit zweien, hochgestellten Personen des Wiener Hofes, namentlich mit Herrn von Sintzendorff in lebhaftem Briefwechsel stand."

„Das ist — eine *Lüge*," stöhnte der Baron, „es muß mir bewiesen werden — daß —"

Clement zog eine lederne Brieftasche hervor und öffnete sie langsam, wobei er die Vorsicht beobachtete, daß der breite Tisch ihn von dem Baron trennte. Dieser sah starren Auges, wie Clement zwei Schreiben aus der Tasche nahm und sie auf dem Tische ausbreitete, dann drückte er seine Linke auf die Papiere, während seine Rechte auf dem Kolben des Pistols ruhte.

„Wollen Sie sich diese Briefe ansehen, Herr Baron?" fragte er.

Heidekam trat näher. Er fuhr entsetzt zurück, denn unter der Linken Clements ruhten zwei von dem Baron nach Wien gesendete Schreiben, er hatte seine Handschrift auf den ersten Blick erkannt. Clement wendete die Papiere — der Baron erkannte sein Siegel.

„Ich habe mir aus den Akten der geheimen Canzlei diese Brieschen als Erinnerung mitgenommen," lachte Clement, „und da man bei mir eine kleine Visitation vornehmen würde, falls ich wirklich verhaftet werden sollte, würde es nicht gut für Sie sein, wenn diese Schreiben gefunden würden. Sie enthalten gerade recht interessante Berichte, die Streitigkeiten des Kaisers mit dem Könige betreffend, welche bei Gelegenheit des Schutzes für die Reformirten entstanden."

„Ich bin verloren," stammelte Heidekam.

Clement falzte seine Papiere wieder zusammen, legte sie in die Tasche und schob diese in seine Weste.

„Sie irren," sagte er, zu dem Baron tretend, „Sie sind nicht verloren. Sie werden im Gegentheil hoch steigen, höher, als es der uneheliche Sohn des Barons Heidekam, der seines Vaters Namen wider alles Gesetz trägt, erwarten konnte — wenn Sie mir folgen wollen."

Der Baron hob seinen Kopf und blickte den ehemaligen Genossen fragend an.

„Setzen Sie sich," gebot Clement, „und lassen Sie uns offen reden. Nach meiner Abdankung in Wien ging ich nach Dresden. Dresden erschien mir als die geeignetste Bühne für meine Wirksamkeit. Der sächsische Premier, Herr von Flemming, ist einer der gewandtesten Diplomaten Europas. Er treibt großes Spiel, er arbeitet nach vier oder acht Seiten zugleich — je nachdem es ihm gutdünkt, und es ist also leicht begreiflich, daß er Agenten, Männer von Talent und Geschick braucht und — verwendet. Dresden ist die hohe Schule, wie gesagt, und Flemming, seit der Wahl Augusts zum polnischen Könige, die Seele aller Geschäfte. Einige kleine Mittheilungen, welche ich dem Minister über den Wiener Hof und verschiedene andere Höfe machte, gaben diesem die Gewißheit, daß ich in der Kunst eines politischen Agenten nicht ganz unerfahren sei — ich erhielt Missionen. Anfangs wurde ich vorsichtig nur zu kleinen Geschäften verwendet, sie trugen jedoch hinreichend ein und — was noch besser ist — sie setzten mich in den Stand, zu erfahren, welche Persönlichkeiten bei den Entwicklungen und Ereignissen, die sich theils öffentlich, theils im geheimen, wahrscheinlich in den nächsten Monaten in Deutschland vorbereiten, und die bestimmt sind, eine vollständige Umwälzung der Landkarte hervorzubringen, wenn sie so verlaufen, wie die Anstifter und Lenker es denken. Daß, sobald die Dinge diesen letztgedachten Gang nehmen, Preußen ein trauriges Schicksal haben wird, bedarf keiner näheren Beleuchtung — *wie* es geschieht, ist ein Geheimniß — soll ein Geheimniß sein. Aber zum Unglück für die Herren in Wien, Dresden und Hannover bin ich hinter die Schliche gekommen. Eine Fülle von compromittirenden Materialien befindet sich in meinen Händen, und ich bin hier, um dem Könige den argen Handel zu entdecken.

Heidekam hatte während dieser Auseinandersetzung sich wieder gesammelt, es ward ihm klar, daß Clement nicht sein Verderben wollte, sondern daß er andere Dinge beabsichtigte. Er hielt es daher für gerathen, langsam auf die Seite des Abenteurers zu treten.

„Sie mögen wohl im Stande sein, große Verwirrung anzurichten," sagte er, „aber es wird leicht werden, Sie schnell unschädlich zu machen. Sobald Sie in Berlin auftauchen, wird es Mittel geben, Sie auf Requisition des sächsischen Hofes verhaften zu lassen. Noch stehen Preußen und Sachsen sich nicht offen feindlich gegenüber."

„Ich habe nichts von Dresden aus zu fürchten," entgegnete Clement, „denn erfahren Sie! Ich bin im Auftrage Flemmings hier, um — König Friedrich Wilhelm zu warnen."

Heidekam schnellte vom Stuhle empor, er stierte den Agenten an, als habe er einen Irrsinnigen vor sich.

„Sie — Sie wären von Dresden abgesandt, um — höre ich recht, den König zu warnen? Sie sagten doch, daß gerade Dresden bei der Sache gegen Preußen besonders betheiligt sei?"

„Ganz richtig, aber das ist eben die Doppelrolle, welche Herr von Flemming spielt. Es handelt sich vor allem darum, den König einzuschläfern, ihm, dessen klare Augen mit seltner, angeborner Scharfsichtigkeit ausgestattet sind, eine Binde vorzuhängen, bis der ganze Plan zur Reise gediehen ist, denn wenn der König nur eine Ahnung von all diesen Vorgängen hätte, so käme er mit einem Donnerwetter dazwischen, dessen Blitze die Schuldigen in tausend Stücke zerschmettern und jedem Angriffe zuvorkommen würden. Um nun dem Könige Glauben zu machen, daß der Dresdner Hof ihm wahrhaft freundlich gesonnen sei, bin ich von Flemming beauftragt, eine im geheimen spielende Familienintrigue zu enthüllen, in welche Herr Minister von Grumbkow, der listige Boffen, der Fürst von Dessau, Manteuffel, Fräulein von Leti, der Auditeur und Kriegsrath Katsch und noch mehrere andere verwickelt sind und die zunächst in ihrem Kernpunkte nichts anderes enthält, als das Bestreben sämmtlicher Complottisten:

die Regentschaft, für den Fall des Todes des Königs, an sich zu bringen, die Königin, welche zur Regentin bestimmt sein soll, unter Vormundschaft zu stellen; diese Pläne auf jede Weise durchzuführen ist eine Verpflichtung, welche Grumbkow und seine Genossen sich gestellt haben. Es ist daher leicht möglich, daß ein Gewaltakt geschehen müßte, und ich zweifle nicht daran, daß der König sogar das Opfer sein, daß hier in Berlin eine Palastrevolution statthaben könnte, welche — im besten Falle — mit einer Absetzung des Monarchen und mit der Berufung des Markgrafen von Schwedt auf den freilich nur durch kaiserliche Gnade noch existieenden preußischen Thron enden dürfte."

„Und der König?" sagte Heidekam, indem er unwillkürlich mit der Hand an seinen Hals fuhr.

„Hat keine Ahnung von so schlimmen Dingen. Ihn beschäftigen größere Sachen, aber es scheint dem Herrn von Flemming eben nothwendig, den König von diesen großen, sich vorbereitenden Ereignissen abzulenken, daher soll ihm die an sich unbedeutendere Familiengeschichte enthüllt werden. Er wird natürlich den Herrn von Flemming, oder was dasselbe sagen will: den Dresdner Hof für seine besonderen Freunde halten, sich keiner Gefahr von dorther versehen, wo sie ihm am meisten droht, und — was ein Hauptbestreben Flemmings ist — Herrn von Grumbkow beseitigen. Dann, wenn dies geschehen ist, haben die andern nicht nur ganz freies Spiel, sondern sind auch niemandem hier verpflichtet. Geumbkow kann sich nicht von ihnen trennen, denn er ist in eine viel größere und gefährlichere Sache verwickelt, um die i ch weiß. Es wäre nun alles ganz wohl angelegt und gut, wenn ich nicht auch doppeltes Spiel spielte. Ich will mir hier in Preußen eine große Stellung machen, ich will Grumbkow verdrängen, indem ich sein Spiel aufdecke, zugleich aber auch dem Könige das große, ihm und seinem Lande Vernichtung drohende Treiben der drei Höfe enthüllen, also sein und des Landes Retter werden. Er kann dann dem bewährten Anhänger nicht den Platz verweigern, der durch Grumbkows Sturz erledigt wurde. Jene großen politischen Entdeckungen habe ich gemacht, ohne daß die Herren nur eine Ahnung davon haben. Ich werde das Spiel verderben, denn ich gebe dem Könige die Mittel an die Hand, dem gefährlichen Stoße zuvorzukommen."

„Das ist alles gut," warf Heidekam ein. „Aber wie wollen Sie Beweise führen, daß Grumbkow — daß der Dessauer, des Königs alter Freund, es auf seine Person abgesehen haben? ich kann so etwas nicht glauben."

Clement lächelte.

„Es ist auch gar nicht gesagt, daß sie es wollen. Ich sagte: es könnte sein. Vorläufig ist die ganze Sache nur eine Intrigue, die sich zwischen der Königin und Grumbkow abspielt — aber es könnte sein, daß es zu Gewaltmaßregeln käme, und dies könnte sein ist mir genug. Ich spiegele dem Könige eine große Gefahr vor, ich thue so, als stehe diese Gefahr vor der Thüre, ich bringe ihm Beweise — Beweise, mein Freund, und zeige die große politische Intrigue in der Perspective. Der König ist mißtrauisch, seine Krankheit ist benutzt worden, um eine Vertraute der Königin zum Treubruch zu verleiten — ein gescheiterter Versuch — aber der König ist stutzig geworden, ein neues, ein verdächtiges Gebahren in dem Lager der Genossen Grumbkows, und er fängt Feuer."

„Sie greifen mit der Hand nach glühendem Eisen," warnte Heidekam, „hüten Sie sich, Sie könnten in Berlin Ihr Ende finden."

„Pah — ohne Sorge. Ich enthülle dem Könige alles, ihr Treiben, ihre Intriguen. Ich werde den Herren in Wien zeigen, daß sie mich hätten zum Minister machen können. Huhaha! Herr von Flemming denkt, ich bin hiee als ein kleiner Wauwau, der die Kinder schreckt — er ahnt nicht, daß ich das große Spiel durcheinander werfen kann."

„Sie werden den König nicht sprechen — wenigstens nicht ohne Zeugen, und dann ist man auf der Hut. Jeder Fremde wird mit Argwohn betrachtet."

„Ich — den König nicht sprechen?" rief Clement. Ich habe bereits seine Zusicherung in der Tasche, daß ich ihn sprechen kann, wann und wo ich will — im geheimen — in der Nacht. Ich brauche nur zu sagen: dann und dann will ich kommen, dann will ich wieder reisen — kurz, ich habe sein königliches Wort, daß ich ungehindert hin- und hergehen darf, ich kann also gar keine Gefahr laufen, selbst wenn die Feinde mir an den Hals wollten. Ich bin hier in Berlin mit einem Passe, den der König füe mich ausstellen ließ."

Heidekam betrachtete mit einem Ausdrucke der Bewunderung den Agenten.

„Und wer verschaffte Ihnen dies alles?"

„Ich wurde, nachdem Flemming mir diesen Plan mittheilte, an Manteuffel gewiesen, diesem sendete ich zwei Schreiben. Eines war an den Hofprediger Jablonski gerichtet, und in diesem Schreiben lag ein zweites an den König gerichtetes, in welchem ich ihn um eine Unterredung bat. Jablonski — so meinte Manteuffel, der von Flemmings Plan vollkommen unterrichtet ist — sei der rechte Mann, auf den König in so eenster Sache zu wirken. Diese Ansicht war die richtige — denn ich erhielt, wie gesagt, die Zusage und den Paß vom König."

„Wie aber kam der Brief in Jablonskis Hand?"

„Manteuffel hat ihn einer Person gegeben, die alle Ursache haben muß, Grumbkows Sturz zu wünschen, einer Freundin der Königin: der Frau von Blaspiel."

„Der?" schrie Heidekam, „das ist viel gewagt. Frau von Blaspiel ist eine Frau, welche das Herz auf der Zunge trägt, eine Frau, die gern sich in alles mischt."

„Sie wird sich hüten in dieser Sache, denn ginge sie schief, wäre die Blaspiel eines der ersten Opfer, welches Grumbkow und die Seinigen abschlachteten."

„Und Sie — Sie, Clement — denken Sie nicht, wie tief Sie stürzen können?"

„Ich fürchte nichts. Des Königs Wort schützt mich, auch bleibe ich vorläufig mit dem tiefsten Geheimniß umhüllt. Selbst Manteuffel soll mich nicht in Beelin sehen, das ist für mein Doppelspiel nöthig."

„Haben Sie überlegt, daß Sie Beweise bringen müssen — daß Sie Ihre Aussagen belegen müssen? ein so gewandter, erfahrener Mann wie Flemming wird doch nicht die Unvorsichtigkeit gehabt haben, Ihnen schriftliche Instructionen zu geben; wo sind die Briefe der Betheiligten? wo sind die Tractate — Verpflichtungen und so weiter — welche der König wird sehen wollen?"

Clement biß seine Lippe und lächelte, indem er mit dem Kopfe nickte, verschmitzt.

„Die ließen sich vielleicht finden," sagte er. „Man hat gar keinen Begriff davon, wie bald oftmals solche Beweise herbeigeschafft werden. Ich baue fest auf das Gelingen."

Heidekam schien durch die Zuversicht des Agenten ebenfalls mit neuem Muthe erfüllt. Er fiel in einen ganz heiteren Ton, und vom Sessel sich erhebend sagte er mit lächelnder Miene:

„Nun aber, mon ami — eine Hauptsache. Weshalb entdeckten Sie mir dies alles? Sie konnten doch schweigen. Sie brauchten mich doch nicht zum Mitwisser zu machen?"

„Doch — doch, Baron," sagte Clement, einen langen Blick auf den Baron heftend; „doch! Erstens konnten Sie mich zufällig — irgendwo antreffen, und eine plötzliche Begegnung zwischen uns hätte vielleicht Verdacht erweckt —, dann aber machte ich Ihnen jene Mittheilungen, — weil ich Sie nothwendig brauche."

„Mich?" rief Heidekam zitternd.

„Sie, mein alter Special."

„Wozu? ich habe nicht mehr die Kühnheit wie sonst. Ich könnte Ihnen etwas verderben."

„Es handelt sich nicht um gefährliche Missionen," beruhigte Clement. „Ich werde in etwa acht Wochen die erste Unterredung mit dem Könige haben. Ich will nicht früher darum bitten, weil ich durch Drängen verdächtig werden könnte, auch will Flemming, der, wie Sie ja nun wissen, keine Ahnung von dem Doppelspiel hat, welches ich treibe, mich nicht eher zu dieser Unterredung lassen. Ich weiß sehr wohl, weshalb. Es soll die bessere Jahreszeit abgewartet werden, damit — — nun, es ist meine Sache — es ist eben das große Geheimniß. Zu Anfang der Unterredung mit dem Könige lasse ich nur die Gefahr in allgemeinen Umrissen erschauen. Nach und nach komme ich weiter, ich zeige ihm mehr und mehr neue Dinge. Es ist dringend nothwendig, daß ich, um auf ihn wirken zu können, genau von den Verhältnissen der Personen des hiesigen Hofes unterrichtet werde, von ihren Charakteren, von etwaigen Aeußerungen derselben über den König. Ich gebe Ihnen heut noch ein Verzeichniß der Personen, an deren Kenntniß mir besonders liegt. Ferner muß ich mich dem Könige als ein überlegner Kenner der inneren Verhält-



Gastfreundlicher Empfang vertriebener Salzburger im Jahre 1732.
Nach seinem Gemälde für das Daheim gezeichnet von Paul Händler.

nisse seines Landes darstellen, damit er möglichst hohe Begriffe von meiner Staatsweisheit erhält, dazu bedarf ich guter und genauer Nachrichten über die Zustände der Armee, der Finanzen und des Handels. Sie werden dafür sorgen, daß ich dies alles erfahre, mein Freund. Sie haben Bekanntschaften genug."

Heidekam war wieder sehr schweigsam geworden. Eine so gefährliche Lage war selbst die unter dem Bette Karls des Zwölften nicht gewesen. Er konnte jedoch nicht zurücktreten oder dem Agenten seinen Beistand verweigern, der ihn mit einem Briefe an den Galgen zu bringen vermochte, während doch Heidekam gegen Clement keine directen Beweise stellen konnte. Mehr aber noch als dieses Bewußtsein, trieb die sichere Aussicht auf hohen Gewinn und Verbesserung seiner Stellung den Baron an, seinem ehemaligen Genossen beizustehen. Clement schien so sicher, der ganze Plan dem Baron so trefflich angelegt zu sein, daß er natürlicher Weise glücken mußte. Stieg Clement, so mußte Heidekam mit ihm steigen.

Während der Agent auf ein Blättchen Papier die Namen der Personen schrieb, über welche Erkundigungen einzuziehen waren, sagte der Baron:

„Ihr habt mich vollkommen sicher und muthig gemacht. Es scheint, als sollten wir überall siegen. Ich werde die geeigneten Leute finden, welche mir die sichersten Nachrichten liefern. Für das Kriegsdepartement, für den Hof — habe ich schon meine Leute — für das Finanzwesen werde ich einen finden."

„Gut. Hier nehmt den Zettel. Noch eins. Es könnte leicht nothwendig werden, daß wir einen Ort haben müßten, an welchem Schriften, Papiere und dergleichen aufzubewahren sind — man kann nicht wissen, wie einer oder der andere etwas bergen muß."

Heidekam dachte einige Sekunden nach.

„Wir werden einen solchen Ort haben," sagte er.

„Ferner," fuhr der Agent fort, „machen Sie eine Gegend — ein Haus — einen Garten ausfindig, der tauglich für meine Zusammenkunft mit dem Könige ist."

„Auch das wird geschehen. Sie bleiben in Berlin?"

„Nein. Ich verlasse die Stadt noch vor Tagesanbruch. Im tiefsten Geheimniß komme ich, noch ehe die Zusammenkunft stattfindet, hierher, um mich genau zu informiren, Ihre Erkundigungen und Nachrichten einzuziehen. Ich suche Sie auf. Bereiten Sie alles vor und — lassen Sie die Pistolen am Nagel hängen. Diese Sache wird Ihr Schaden nicht sein. Addio, mein alter Kamerad — bitte, bleiben Sie. Es ist mein angebornes Talent, mich in jeder Lokalität schnell zurechtzufinden, und Charles leuchtet mir."

Der Baron begleitete den Agenten bis zur Treppe. Die Stufen nach dem Flur hinab lagen im tiefen, schwarzen Dunkel. Clements bleiches Gesicht leuchtete wie in unheimlichem Glanze und als er die Treppe hinabging, war es, als steige ein Dämon in die Tiefe seiner Höhle.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Blätter aus der Geschichte der Salzburger.

(Zu Paul Händlers Bilde auf S. 341.)

In den strengen Entwicklungsgang der Weltgeschichte sind zuweilen Ereignisse hineinverflochten, die geradezu den Eindruck des Idyllischen machen. Dazu gehört die Episode der Auswanderung der vertriebenen Salzburger im vergangenen Jahrhundert, die deshalb in ihren verschiedenen Momenten sowohl der Dichtkunst — u. a. indirekt in Goethes Hermann und Dorothea — wie der Malerei einen willkommenen Vorwurf geboten hat. Vergegenwärtigen wir uns einige Momente derselben.

Das achtzehnte Jahrhundert war noch nicht zu dem Säcularjahr des Westfälischen Friedens gelangt, als Erzbischof Firmian es für seine Pflicht hielt, den blutigen Kampf gegen die im Salzburgischen, trotz wiederholter martervoller Verfolgungen, niemals ganz unterdrückten Evangelischen aufs neue energisch aufzunehmen. Die sonst so friedfertigen, demüthigen, still fleißigen Leute erwiesen sich aber unbeugsam in ihrem Glauben. In Schwarzbach an der Salze sehen wir eines Tages — es war der 5. August 1731 — die Aeltesten der evangelischen Familien aus verschiedenen Nachbarthälern vereinigt. Vor ihnen steht auf dem Tische ein Salzfaß; in dasselbe tauchen sie ihre angefeuchteten Finger, dann heben sie dieselben zu dem feierlichen Schwur empor: Gott, ihrem Herrn und Heilande und dem Glauben an sein Evangelium treu zu bleiben; und zu weiterer Bekräftigung ihres Gelübdes verschlucken sie das Salz als ein Symbol des Glaubenssalzes, das sie fort und fort stärken und kräftigen sollte in den ihnen bevorstehenden Trübsalen und Verfolgungen. Mit unwankbarer Treue ist dieser Salzbund, den Prof. Martersteigs Oelgemälde im J. 1866 verewigt hat, gehalten worden.

Da sehen wir weiter jenen trefflichen Bergmann Joseph Schaitberger, der schon 1686 der Verfolgung zum Opfer gefallen war und in Nürnberg eine neue Heimat gefunden hatte, zu verschiedenen Malen mit Lebensgefahr heimlich in sein Vaterland reisen, um die hartbedrängten Glaubensgenossen zu trösten oder ihnen zur Auswanderung behilflich zu sein. Und wo er nicht persönlich hin konnte, da sendete er seinen Trost in Briefen, und tausende von Emigranten sangen glaubensfreudig sein berühmtes Lied:

Ich bin ein armer Exulant,
Also muß ich mich schreiben:
Man thut mich aus dem Vaterland
Um Gottes Wort vertreiben.

Doch weiß ich wohl, Herr Jesu mein,
Es ist Dir auch so gangen;
Jetzt soll ich Dein Nachfolger sein:
Mach's, Herr, nach Dei'm Verlangen rc.

Da sehen wir jene zwei Salzburger Deputirte vor Preußens mächtigem Könige Friedrich Wilhelm I. erscheinen, und wohnen dem auf seinen Befehl mit ihnen von zwei Berliner Geistlichen angestellten Examen bei; sie bestehen gut darin, erweisen sich als ihres Glaubens sichere, in der Bibel wohlbewanderte evangelische Christen und aufrichtig fromme Männer, und werden von dem Könige mit der Zusicherung entlassen, daß ihnen Hilfe werden solle.

Und nun beginnen die langen, beschwerlichen, thränenreichen — neuerdings von Carlyle in seiner Geschichte Friedrich des Großen meisterhaft beschriebenen — Züge der Auswanderer; die ersten in der strengsten Winterkälte mit Zurücklassung ihres Eigenthums, auch die späteren auf Friedrich Wilhelms durch Repressalien unterstützte Forderungen hin nur kärglich für das Eingebüßte entschädigt. Aber je weiter sie kommen, desto freundlicher finden sie ihre Wege gebahnt. Eine Proklamation des Preußenkönigs an die Fürsten, durch deren Länder und Städte sie ziehen, hatte überall Beachtung gefunden. Dazu erhielten sie eine tägliche Geldunterstützung von den preußischen Commissarien, und so zogen sie — in verschiedenen Scharen und auf verschiedenen Wegen — vorwärts dem fernen Ziele zu.

Aus alten Chroniken wissen wir, wie gastfreundlich sie in Süddeutschland, in Nördlingen, in Donauwörth, in Nürnberg rc. in den eisigen Februartagen des Jahres 1732 empfangen wurden. Doch Norddeutschland, dessen äußersten Grenzen sie zustrebten, stand nicht dahinter zurück. Die reichbelebte Scene unsers Bildes läßt uns einen anschaulichen Blick thun in ihre Erlebnisse daselbst.

Es ist augenscheinlich eine kleine Stadt der Mark, in die der Zug so eben eingepilgert ist. Das von einem Backsteinthurm überragte Thor, welches sich ihnen gastfreundlich geöffnet, ist charakteristisch für die dortigen Gegenden. Der pastor loci in Allongeperrücke und langschleppendem Talar, begleitet von einigen Würdenträgern des Ortes, hat dem ehrwürdigen, von Kindern und Kindeskindern umgebenen Zugführer, einer wahren Patriarchengestalt, die Hand gereicht und feierliche Worte des Trostes und der Glaubensgemeinschaft an ihn und seine Genossen gerichtet. Dahinter erblickt man des Greises Weib in dem leinwandüberspannten Wagen; Gottes Wort ruht in ihren Händen, die ermüdeten kleineren Enkelkinder sitzen um sie herum. Welch ein Contrast zwischen diesen barocken, beperrückten und bezopften Gestalten und den naturwüchsigen Bergbewohnern, und dennoch wie warm schlagen sich die Herzen beider entgegen voll Freude des Gebens und des Empfangens! Reich an Einzelzügen ist Händlers Bild. Rechts sind ein paar Frauen beschäftigt, eines der Salzburger Mädchen zu liebkosen und zu erquicken, während auf der anderen Seite ein gutmüthiger, alter Bürger einem Knaben den Weg nach dem Kruge weist, um eine Erfrischung herbeizuholen; und dahinter sehen ein paar Da-

men der höheren Stände dem ergreifenden Schauspiel theilnahmsvoll zu. Noch weiterhin umringen Bürger einen der Emigranten, der ihnen seine Schicksale erzählt, während die Bursche daneben auf einen Wagen geklettert sind, um das Ganze besser zu überschauen. Auch der an die Mauer des Eckhauses zur Rechten lehnende alte Stadtsoldat, dessen Amtsgewissen, trotz seines Mitleidens, etwas beunruhigt zu sein scheint über diese Schar polizeiwidriger Gestalten, ist höchst charakteristisch. Weniger vorurtheilsvoll ist der behäbige Bürger hinter ihm, der im Hausrock und der wunderbar turbanartigen Schlafmütze der Zeit, inmitten seiner Kinder, einige Salzburger zur Einkehr in sein Haus einladet.

So von der Bruderliebe der Glaubensgenossen aller Orten empfangen und getragen, gelangten sie nach Berlin, wo Friedrich Wilhelm es sich nicht versagte, die meisten Züge persönlich zu begrüßen. Ja, auf dem Hofe seines Schlosses sang er mit ihnen:

„Auf meinen lieben Gott,
Trau' ich in Angst und Noth &c."

indem er selbst von Vers zu Vers anstimmte, so daß viele der Emigranten vor Weinen nicht mitsingen konnten; und dann entließ er sie mit einem herzlichen: „Nun reiset glücklich!"

Muthig pilgerten sie darauf weiter, noch circa 100 Meilen, ihrem Ziele, Ostpreußen und besonders Littauen zu; und im Jahre 1738 konnte die ganze große Emigrantengemeinde in allen ihren Kirchen einen Bettag halten, zum Dank für die erfahrene Hilfe und für die gefundene neue Heimat. 1739 besuchte sie der Kronprinz — damals noch der junge Fritz — und schrieb an Voltaire in begeisterten Ausdrücken über ihr Gedeihen und das Aufblühen Littauens durch ihre betriebsamen Hände.

Bis auf den heutigen Tag sind die Salzburger ein Segen geblieben für ihr neues Vaterland. Friedrich Wilhelms I. Wohlthaten an ihnen sind reichlich durch ihre Treue und ihren Fleiß vergolten. Noch heute heißen sie inmitten der littauischen Bevölkerung, von der sie sich ziemlich abgesondert halten, die „Salzburger", und ihre Wirthschaften werden mit Recht als Musterwirthschaften angesehen; dabei sind sie eben so treue Unterthanen ihres neuen Landesherrn, als aufrichtig fromme Christen. Von dem in Ostpreußen 1867 herrschenden Nothstande, wurden sie verhältnißmäßig am wenigsten betroffen, weil ihre Sparsamkeit und Wirthschaftlichkeit sie in den Stand gesetzt hatte, eine solche Katastrophe besser auszuhalten, als ihre Nachbarn.

Aus ihrer neuen Heimat wenden wir nun zum Schluß noch einmal den Blick zurück in ihre alte Heimat, in das schöne Land und die schöne Stadt, wohin alljährlich in zunehmendem Maße der Touristenstrom aus aller Herren Ländern sich ergießt.

Seit dem Jahre 1840 etwa ist in Salzburg das freilich niemals ganz erloschene Leben der dortigen Evangelischen neuerwacht, und durch die energische Unterstützung des Gustav-Adolf Vereines ist es in jüngster Zeit fröhlich emporgeblüht. Das Toleranzedikt Josephs II. hatte schon gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die Bildung einer evangelischen Gemeinde in Attersee ermöglicht, aber erst 1840 waren so viel Protestanten in der Stadt Salzburg angesiedelt, daß sie von den Behörden die Erlaubniß erwirken konnten, alljährlich einmal durch den Pastor von Attersee einen Gottesdienst abhalten zu lassen und das heilige Abendmahl zu empfangen. Diese Versammlungen fanden lange Jahre in dem Schlosse Leopoldskron statt, in dem der Besitzer — König Ludwig von Baiern — den Protestanten denselben Saal zu dem Zwecke eingeräumt hatte, in welchem vor hundert Jahren Erzbischof Firmian die Ausrottung der Ketzer beim Mahle gelobt hatte, in dem auch die Vertreibungsdekrete der Protestanten unterschrieben worden waren, und in dem noch sein Bildniß hing.

Als dann dieser Saal wegen seiner Baufälligkeit nicht mehr benutzt werden konnte, gestattete der meist katholische Gemeinderath der Stadt die Benutzung des Rathhaussaales zur Abhaltung der protestantischen Gottesdienste. Das Religionspatent des Kaisers Franz Joseph vom 8. April 1861, das den Protestanten in Oesterreich eigentlich erst den vollen Genuß der im Westfälischen Frieden ihnen zugesicherten Rechte gewährte, förderte die Sache einen guten Schritt weiter. Die Evangelischen Salzburgs constituirten sich am 4. August desselben Jahres als Gemeinde, beschlossen den Bau einer Kirche und wandten sich an den Centralvorstand des Gustav-Adolf-Vereines um Hilfe. Die erbetene helfende Bruderhand ward ihnen nicht verweigert; bereits auf der nächsten Hauptversammlung des Vereines in Nürnberg im Jahre 1862 wurde ihnen einstimmig die zum gemeinsamen Liebeswerk bestimmte große Gabe des Jahres — circa 6691 Thlr. — zugewandt, und seitdem sind Haupt- und Zweigvereine des großen Bundes um die Wette mit Einzelgebern bemüht gewesen, die jung aufstrebende Gemeinde zu unterstützen und ihr zu einem würdigen Gotteshause zu verhelfen. Am 4. August 1863 wurde der Grundstein zu der evangelischen Kirche gelegt, nachdem im Mai ein eigner Pastor — Heinrich Aumüller — erwählt worden war, und vier Jahre darauf, am 8. September 1867 wurde — Dank den fortgesetzten Unterstützungen des Gustav-Adolfvereines, der im ganzen über 30,000 fl. beisteuerte, und Dank den unermüdlichen Bemühungen der deutschen Künstlerschaft, insbesondere des Künstlercommittees in Weimar, das durch die Verloosung von Gemälden und anderer Kunstsachen ca. 50,000 fl. zusammenbrachte — das neue, am Ufer des Salzachflusses stattlich sich erhebende Gotteshaus eingeweiht, wozu denn im Jahre 1869 auch ein evangelisches Schulhaus, das Pfarrer- und Lehrerwohnung mit enthält, gekommen ist, und zu welchem die über ganz Deutschland verbreiteten Frauenvereine der Gustav-Adolfstiftung das meiste beigetragen haben. Zu Pfingsten vorigen Jahres, gerade als der oberösterreichische Zweigverein in Salzburg tagte, wurde dieses Schulhaus feierlich geweiht, und seitdem befindet die Schule sich in erfreulicher Fortentwickelung. Die deutschen Frauen, die schon so viel für diese Schule beigesteuert haben, werden gewiß auch dafür sorgen, daß der Rest der darauf lastenden Schuld bald getilgt werde.

So mischen sich denn jetzt allsonntäglich in die zahlreichen Glocken der 22 katholischen Kirchen Salzburgs die 3 neugeweihten des evangelischen Gotteshauses als ein Zeugniß des in der evangelischen Christenheit neuerwachten Glaubenslebens und der durch den Gustav-Adolfverein an den Brüdern in der Diaspora so reich geübten Liebesthätigkeit, als ein Denkmal der Treue jener 30,000 Emigranten des vorigen Jahrhunderts und zugleich der Erhörung jener Bitte des Exulantenliedes:

„Ach führ mich, Gott, in eine Stadt,
Wo ich Dein Wort kann haben;
Daran will ich mich früh und spat
In meinem Herzen laben."

Robert Koenig.

Die Newyorker Spielhöllen und ihr König.

Von Karl Winter in Newyork.

In keinem Lande der Welt werden Vermögen so schnell erworben oder verloren, als in den Vereinigten Staaten. Obwohl hier nun das Leben an sich schon ein Spiel ist, so hat der wagehalsige Yankee an dem damit verknüpften „Excitement" noch nicht genug. Er spekulirt nicht nur in allem, worin sich möglicherweise spekuliren läßt, sondern er liebt auch das Hazardspiel. Es gibt wohl keine Stadt der Vereinigten Staaten, wo nicht ein Spielhaus existirte. Californien und Louisiana sind die einzigen Staaten der Union, wo sie gesetzlich erlaubt sind. In der Stadt Newyork gibt es über 2000 Lokale, wo das Hazardspiel professionsmäßig betrieben wird — vom glänzenden Salon „up-town" (in der oberen Stadt), wo die feine Welt spielt, deren Spekulation am Tage sich auf der Geld- und Aktienbörse bewegt, bis herab zu den stickluftigen Kellern, wo trunkene Bettler um Cents spielen, zufrieden, wenn sie so viel gewinnen, um einen Schluck des niederträchtigsten Fusels damit bezahlen zu können. Der „Tiger", wie man im Newyorker „slang" das Hazardspiel nennt, lauert in allen Ecken. Es gibt Spielhäuser, wo nur am Tage gespielt wird, diese sind in der unteren Stadt und haben es speciell auf Bankkassirer, Handlungsgehilfen und Geschäftsleute überhaupt, Reisende, Fremde vom Lande u. s. w. abgesehen.

Andere Spielhäuser sind nur des Nachts geöffnet, und wieder andere Tag und Nacht. Eines der letzteren ist gerade in der Mitte zwischen einer Kirche und einer Polizeistation gelegen. Nach alledem sollte man denken, das Hazardspiel in Newyork sei erlaubt. Wäre es verboten, dann könnte nach europäischen Begriffen nur eine geringe Anzahl, und auch dann nur heimlich und versteckt existiren. Verboten, und zwar bei strenger Strafe, ist das Hazardspiel in Newyork allerdings. Aber das Gesetz? Ja das Gesetz! — wer kümmert sich darum hier, wo Polizei und Richterstand sich an Corruption überbieten, wo die Justiz nicht nur beide Augen zudrückt, sondern sich alle Taschen vollstopft und es dem meistgebenden Clienten überläßt, zu thun, was ihm beliebt! Die Besitzer jener Spielhöllen sind „Politiker“ im niedrigsten Sinne des amerikanischen Wortes. Sie sind ein wichtiges Triebrad in der Stimmmaschine, mit der die Stadt Newyork regiert und ausgesaugt wird. Die „Gamblers“ und ihr Anhang sind eines der bedeutendsten und einflußreichsten Elemente in „Tammany Hall“, einer demokratischen Parteiorganisation, die durch systematischen Betrug die Stadtwahlen seit lange zu einer bloßen Farce gemacht hat. Jene Clique, die einen sogenannten „Ring“ bildet, ist eine (leider nicht in Ketten) geschlossene Gesellschaft, die sich der Stadtämter und des Stadtsäckels bemächtigt hat und sich nun durch Anwendung aller möglichen Wahlbetrügereien im Amte erhält. An der Spitze dieses Rings, der sich durch Millionen bereichert hat, stehen lauter Irländer, die überhaupt das politische Uebergewicht in der Stadt Newyork haben. Einen Begriff von der Corruption des Newyorker Stadtregiments liefert die Thotsache, daß 14 Tage vor Weihnachten der Stadtrath sich selbst 1000 bis 5000 Dollars Weihnachtsgeschenk per Mann, einigen höheren Magistratspersonen 5000 bis 10,000 Dollars, im ganzen eine Viertelmillion als Weihnachtsgratification votirte. Zu bemerken ist, daß höchstens ein Sechstel der Stadtämter in Newyork von Deutschen bekleidet ist, alle andern von Leuten irischer Abkunft. Das Gehalt eines Polizeirichters ist 10,000 Thaler per Jahr, mehr als der Vicepräsident und die Minister des Präsidenten der Republik bekommen. Die Spieler und Politiker verschaffen diesen Richtern ihre Aemter durch Wahlbetrug aller Art, worunter namentlich „Repeaters“ (Wiederholt Stimmende) und „Counting-out“ (Auszählen der für Gegencandidaten abgegebenen Stimmzettel) zu erwähnen sind. Da die officiellen Stimmzähler selbst wieder Creaturen des „Rings“ sind, so haben die Mitglieder des letzteren alles in der Hand. Die Polizeirichter sind also indirect oder direct Verbündete der Spielbankhalter, da diese unter den Politikern einen hohen Rang einnehmen. Die Polizei selbst wird durch reichliche Spenden von „Greenbacks“ bestochen, daß sie die unzähligen Spielhäuser bestehen läßt, ohne das Geschäft durch Ueberfälle zu stören. Ist aber die Polizei durch Denunciationen „moralisch“ gezwungen, gegen den oder jenen Spielbankhalter einzuschreiten, dann sorgt der Richter dafür, daß derselbe ad infinitam auf Bürgschaft freigelassen wird.

Von der Battery am Broadway und den Seitenstraßen bis aufwärts nach der dreißigsten Straße gibt es Spiellokale; die feineren sind am Broadway, in Pine Street und in einigen Querstraßen der oberen Stadt, während die Spiellokale mittleren und unteren Ranges an Buvery Houston, Grand Street u. s. w. sind. Die Spielzimmer liegen meist eine Treppe hoch. Für Uneingeweihte haben sie kein äußerliches Erkennungszeichen; aber wer sich in der Stadt „auskennt“, der unterscheidet sie sofort an den großen, vergoldeten Nummern auf den Scheiben über der Hausthür, die einen schmalen Gang öffnet, an dessen Ende sich eine zweite aber verschlossene Thür befindet. Ein Zug an der Klingel, und ein Portier öffnet bereit die Thür, nachdem er vorher die Besucher durch ein Guckloch gemustert hat, ob dieselben kein verdächtiges Aussehen haben, und läßt sie dann in die Halle ein, von wo eine Treppe nach dem Salon führt, wo der Cultus der Göttin „Fortuna“ getrieben wird. Das Spielhaus erster Classe, deren es nicht mehr als ein Dutzend gibt, ist in einer aristokratischen Lage in der fünften Avenue oder deren Nähe, und steht in jeder Beziehung wie eines der Braunstein- oder Marmorwohnhäuser in seiner Umgebung aus, nur daß es an der Hausthür eine breite silberne Platte trägt. Ist man durch den farbigen Diener eingelassen, so wird man in das Empfangszimmer geführt. Die Eleganz des Etablissements ist überraschend. Die Thüren und Möbel sind von Rosenholz, die kostbarsten Teppiche bedecken den Boden, großartige Spiegel vom Boden bis zur Decke und kostbare Gemälde moderner Meister schmücken die Wände. Die reichsten Möbel von vergoldetem Rosenholz stehen im Zimmer. Kommt man abends sechs Uhr, so findet man hier ein Diner aufgetragen, dessen Eleganz in Newyork nicht überboten wird. Es wird auf Silber- und Goldgeschirr und feinem Porzellan servirt und umfaßt die soliden Gänge wie die Delikatessen der Saison. Feine Weine, perlender Champagner und die stärksten Liqueure werden jedem auf Verlangen gereicht. Unter den Besitzern solcher Spielhäuser herrscht ein beständiger Wettstreit in Bezug auf diese Diners und die Art, wie servirt wird. Alle sind willkommen zur Tafel oder am Seitentisch, wo Getränke und feine Früchte aller Art stehen. Keine Fragen werden gestellt, kein Geld bezahlt, keiner wird zum Trinken oder Spielen aufgefordert. Jedermann kann essen, trinken, zusehen und gehen, wenn es ihm beliebt. Aber es muß ein rentables Geschäft sein, oder Leute, die vor wenigen Jahren noch trunkene Preisboxer waren, wären jetzt nicht Millionäre.

Das Spielzimmer ist durch ein anderes Zimmer vom Parlor getrennt, auf der Rückseite des Hauses. Auch hier ein Buffet zur freien Benutzung der Gäste ad libitum. Der Roulettetisch ist in Thätigkeit, und an einem andern Tische wird Faro gespielt. Die Karten werden aus einer kostbaren Patentsilberbüchse abgezogen. Die herausgekommenen Karten werden von einem Croupier auf einem Brett markirt. Spieler, Spieltische, Bankhalter und Croupiers, alles ist im elegantesten Styl. Das Spiel, in Deutschland auch bekannt unter dem Namen „Meine Tante, Deine Tante“, ist sehr einfach und scheint ehrlich, doch sind die Vortheile auf Seiten der Bank so groß, daß sie auf die Dauer stets gewinnen muß. Farobanken werden bisweilen gesprengt, aber hunderte von Spielern werden eher von diesem Schicksal erreicht, als die Bank. Nur Leute, die dem Aeußeren nach Gentlemen sind und sich als solche benehmen, werden in feine Spielhäuser eingelassen. Baares Geld wird nicht gesetzt, sondern wer spielen will, kauft sich beim Croupier Spielmarken von verschiedenen Farben, die verschiedene Beträge repräsentiren und dann gesetzt werden. Einige spielen gering, sie verlieren 5 bis 10 Dollars an einem Abend und hören dann auf. Viele spielen hoch, und die Verluste sind dann groß, tausend bis hunderttausend Dollars wechseln oft die Besitzer in einer Nacht. Kaufleute, Banquiers und Clerks spielen dort; manche, die ihr baares Geld verloren haben, setzen ihre Uhr und Juwelen ein, verpfänden ihre Saläre oder gehen „Ehrenschulden“ ein, die bezahlt werden müssen. Fälschung, Unterschlagung, Betrug, Diebstahl sind oft Folgen dieser Besuche feiner Spielhöllen. Kürzlich verlor dort ein Spieler dreimalhunderttausend Dollacs. Ein sogenannter Systemspieler sprengte eine der feinsten Spielbanken und gewann zweimalhunderttausend Dollars in einer Nacht. Das Spiel geht stundenlang fort, ohne daß man etwas anderes hört, als die gedämpften Stimmen der Bankhalter und Croupiers. Nur die Physiognomien der Spieler sprechen hier und da von dem Eindruck, den der Gang des Spiels auf sie macht. Die großen, aber nicht professionellen Spieler sind oft Börsenspeculanten, die am Tage an der Börse in Broad- und Wallstreet, am Abend in Broadway und fünfte Avenue in Spielhäusern spielen. Außer diesen fashionablen Lokalen gibt es hunderte zweiter Klasse in der Nähe der Theater und Hotels. Sie haben ihre Attachés, die entweder festen Gehalt oder einen gewissen Procentsatz des Gewinnes dafür erhalten, daß sie Fremde nach den Spielhöllen bringen. Diese Lockvögel sind sehr fleißig und ausdauernd. Sie frequentiren die Hotels, Restaurants, Trinksalons und Vergnügungsplätze, knüpfen Bekanntschaften an, indem sie vorgeben, die Fremden früher wo anders getroffen zu haben (ihren Namen haben sie dadurch kennen gelernt, daß sie Fremde vom Land beim Einschreiben ins Fremdenbuch aufs Korn nehmen), laden sie dann zu einem Trunk an der „Bar“ ein, zu einem Gang und zum Eintritt in das Haus, um einen Feeund zu sehen, und der Rest ist bekannt. Seltsamer Weise gelingen diese Manoeuvres fast stets. In vielen Spiellokalen, namentlich in allen feineren, geht es ehrlich zu, in gemeineren werden die Spieler betrogen, es wird ihnen durch das „Skin-Game“ die Haut abgezogen, unter Umständen werden sie durch Getränke betäubt, beschwindelt oder gewaltsam beraubt und vor die Thür gesetzt. In vielen der gemeinen Spielhöllen werden von „Rowdies“ Händel vom Zaun gebrochen, und der Besucher wird unter dem Deckmantel einer Schlägerei bestohlen. Die gefährlichsten Spielspelunken sind im Negerquartier und in

Matrosenboardinghäusern. Kurz: Hazardspiel und Bauernfängerei, die in andern Weltstädten nur schüchtern und verstohlen auftreten, treiben in Newyork ihr Wesen ungestört vor der Polizei. Nur in einer solchen Stadt konnte ein Mann wie John Morrissey eine Carriere machen.

Vor wenigen Jahren war John Morrissey ein Bewohner des Städtchens Troy im Staat Newyork. Er hielt eine gemeine Schenke, wo Diebe, Preisboxer, Spieler und anderes Gesindel verkehrten, und die deshalb von den Behörden geschlossen wurde. Mit anderen Eigenschaften verband Morrissey die eines Preisboxers der niedersten Sorte. Trunken, verthiert, ohne Freunde oder Geld, abgerissen und zerbläut kam er nach Newyork, um zu sehen, was für Chancen es für ihn gäbe. Er ließ sich in dem schlechtesten Quartier von Newyork nieder. Damals wurden die Wahlen in der Stadt weniger durch Betrug als durch brutale Gewalt entschieden. Die Wähler wurden nicht registrirt, und der Wahlspruch der Politiker: „Wählt zeitig und oft“ wurde wörtlich befolgt. Rowdies nahmen die Wahlplätze in Beschlag. Anständige Leute, die, wie man wußte, der Corruption und Brutalität der Wahlintriguanten opponirten, wurden angegriffen, geschlagen, beraubt und ihnen die Kleider vom Leibe gerissen. Die Polizei war machtlos, oft mit den Rowdies im Bunde, und friedliche Bürger hatten von jener oft so viel zu fürchten, als von den Rowdies. Eine Lokalwahl sollte im oberen Stadttheil vor sich gehen. Die Freunde der Ordnung waren in der Majorität, wenn man ihnen erlaubte, zu stimmen. Aber man wußte, daß Rowdies zur Macht kommen und die Wahl controlliren würden. Man schlug vor, die Stimmplätze zu schützen und der Gewalt Gewalt entgegen zu setzen, aber wie? Um diese Zeit ließ sich Morrissey beim Polizeisuperintendenten melden. Mit ihm wurde ein Handel abgeschlossen, eine Bande zu organisiren, welche die Stimmkästen vor dem Zerschlagenwerden, und die Stimmgeber vor Angriffen schützen sollte. Er sagte, er könne es thun, denn er war unter allen Desperados wohl bekannt. Am Wahlmorgen erschien er mit einem Gefolge von dreißig der stärksten Kerle am Wahlplatz, stationirte sie und gab ihnen die Anweisung, jeder seinen Mann zu nehmen, sobald Händel beginnen würden. Mittags fuhr die andere Bande an. Ihr Anführer ging in den Stimmplatz hinein, um zu recognosciren. Mit einem Blick begriff er die Situation. Morrissey und seine Bande messend, machte er Kehrt und, den Polizeicapitän am Eingang grüßend, sagte er: „Guten Morgen Cap', ich will Euch heut keinen Besuch machen; fahrt weiter,“ und die Bande machte sich nach einem andern Stimmplatz auf, wo sie nicht riskirte, ihre Köpfe blutig geschlagen zu bekommen.

Dies war Morrisseys erster Schritt im Steigen. Er wusch sein Gesicht, kaufte mit einem Theil des ihm für seine Dienste bezahlten Geldes einen Anzug und eröffnete dann eine kleine Spielhölle. Er beschloß, sich Kundschaft erster Klasse zu sichern. Um dies zu thun, mußte er sich gut kleiden, gut benehmen, mäßig sein und nicht selbst spielen. Diesen Entschluß führte er aus. Sein Haus in Newyork ist jetzt das eleganteste dieser Art. Es wurde stets nach den Grundsätzen der „höchsten Ehre“ geführt, wie Spieler diesen Ausdruck verstehen. Seine Tafel, Dienerschaft und Gesellschaft sind auserlesen. Er folgte seinen Patronen im Sommer nach dem fashionablen Badeplatz Saratoga und öffnete dort ein sogenanntes „Club-Haus“. Richter, Senatoren, Banquiers, Kaufleute, Millionäre wurden seine Gäste. Die Maske wurde bald abgeworfen, und das „Club-Haus“ entpuppte sich als ein Spielhaus erster Classe. Pferderennen und andere Spiele — ganz à la Baden-Baden — folgten, alle zum Gewinn für Morrisseys Etablissement ausschlagend. Ungefähr um diese Zeit wurde von Mitgliedern der Newyorker Legislatur und Eisenbahnspeculanten ein Versuch gemacht, den „Eisenbahnkönig“ Vanderbilt zu ruiniren. Vanderbilt wollte die Harlemeisenbahn mit der Hudsonriverbahn consolidiren und glaubte eine Majorität in der Legislatur dafür gewonnen zu haben. Die Gesetzgeber aber, welche ihre Beistimmung zugesagt hatten, wollten ihm einen Streich spielen und eine Speculation dabei machen. Sie und alle Spekulanten verkauften Harlemeisenbahnactien auf Zeit, überzeugt, daß der Curs durch Vereitelung der Consolidation gewaltig fallen und ihnen eine hübsche Differenz zufließen mußte. Die erwartete Consolidation trieb die Actien in die Höhe, das Fehlschlagen des Projektes mußte sie drücken, so dachte man. Wenige Tage vor der Abstimmung meldeten sich ein paar Freunde bei Vanderbilt und klärten ihn über die Verschwörung auf. Er raffte alle seine Fonds zusammen und kaufte mit Hilfe seiner Freunde alle Harlemactien, die zu finden waren, auf und schloß sie in seinen Kassaschrank. Wie es berichtet war, so traf es ein. Die Männer, welche versprochen hatten für die Consolidationsbill zu stimmen, stimmten dagegen. Eifrig warteten sie auf den nächsten Morgen, an dem sie ihr Glück zu machen gedachten durch den Fall von Harlemactien. Aber sie fielen nicht. Zur Ueberraschung aller blieben sie am ersten Tage fest, dann stiegen sie stetig zum Schrecken der Speculanten. Es waren keine Actien zur Ablieferung zu haben, und eine Masse Baissespeculanten war ruinirt. Ganze Vermögen wurden durch diesen Coup hinweggerafft. Tausende waren ruinirt, aber Vanderbilt gewann Geld genug, so daß er die von ihm besessenen Actien frei hatte. Als Spieler war Morrissey bald mit Commodore Vanderbilt bekannt geworden, der seine Sommer im Bade zubrachte. In den außerordentlichen Anstrengungen Vanderbilts, die Verschwörer schachmatt zu machen und sie zu Boden zu werfen, wurde Morrissey dazu ausersehen, eine große Rolle zu spielen. Er erschien an der Börse, mit Vanderbilts Capital im Rückhalt, und operirte in Harlemactien, daß allen Börsenwölfen die Augen übergingen. Er bekam einen Antheil am Gewinn von jenem kühnen Streich und ist jetzt selbst Millionen „werth“. Er ist noch immer ein Spielbankhalter und führt seine Etablissements in Newyork und Saratoga fort. Durch den oben erwähnten politischen Einfluß gelang es Morrissey, sich zum Mitglied des Repräsentantenhauses für einen der Distrikte Newyorks wählen zu lassen. Der große, breitschultrige Preisboxer mit krumm geschlagener Nase von ehedem ist jetzt das ehrenwerthe Congreßmitglied für den so und sovielten Distrikt Newyorks. Morrissey hat sein Aeußeres entsprechend reformirt. Er kleidet sich schwarz, elegant und trägt im Busenstreif des Hemdes werthvolle Diamanten. Das Gesicht ist bis auf den wohlgepflegten schwarzen Schnurrbart glatt rasirt und hat einen listigen Ausdruck. Von seiner Willensstärke erzählt man sich, daß Morrissey, als er an der Brightschen Nierenkrankheit litt und in einem der warmen Bäder zu Arkansas die Kur gebrauchte, den Doktoren zum Trotz, ein Heilverfahren befolgte, dessen Hauptgrundsatz Enthaltsamkeit von allen Flüssigkeiten, einschließlich Wasser war. Wenn Morrissey vor Durst brannte, soll er auf sein Zimmer geeilt, die Thür verschlossen und den Schlüssel zum Fenster hinausgeworfen haben, damit er sich nicht dazu hinreißen lasse, einem natürlichen, aber unter den damaligen Umständen unverständigen Wunsche nachzugeben. Das Resultat dieser Anstrengungen war, daß Morrissey sich jetzt vollständiger Gesundheit erfreut und ein medicinisches Wunder ist. Morrisseys Spielbank ist die größte Newyorks. Ein Gewinn von 100,000 Dollars wurde am folgenden Morgen von ihm ausgezahlt, und die Wallstreetspeculanten, mit denen Morrissey am Tage spielt, geben das Compliment zurück, indem sie am Abend mit ihm spielen. Kleinere Bankhalter, oder professionelle Spieler kommen in den meisten Fällen nicht auf einen grünen Zweig. Die größeren, feineren Etablissements bezahlen sich am besten, und ihre Besitzer leben elegant. Sie haben das Hazardspiel zu einem Geschäft reducirt, besuchen die Kirche und haben gewöhnlich einen Kirchenstuhl in einer fashionablen Kirche. Sie sind liberale Subscribenten zu religiösen und Wohlthätigkeitszwecken, und würden sich nicht besinnen, eine runde Summe zur Unterdrückung des Hazardspiels zu unterschreiben. Es wäre Politik, das zu thun, und Politik ist ihre starke Seite.

Eine Degenspitze.

Novellette von C. F. Liebetreu.

„Darüber darfst Du Dich nicht wundern, alter Freund! Mit Deinem Griechisch und Latein gewinnst Du keine Damenherzen. Willst Du nicht mehr, trotz Deiner Länge, in Gesellschaften übersehen werden, willst Du nicht ewig in Unruhe dasitzen, ob Du auch nicht mit dem Ellenbogen das Theeservice vom Tische stoßest, so — lerne fechten und tanzen!“

Diese moralische Vorlesung ließ ich mir vor langen Jahren von meinem Freunde halten, nachdem ich ihm in tiefster Zerknirschung meine Ungeschicklichkeiten von abends zuvor in der Gesellschaft bei Professor R. gebeichtet und mich eines weiteren über das herzlose Gekicher der jungen Damen ausgelassen hatte.

Mein Freund that noch mehr, er gab mir die Adresse eines französischen Flüchtlings, der sich Monsieur Fernand nannte, und ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als diesen Arzt gegen die Ungeschicklichkeit aufzusuchen. Seine Wohnung war bald gefunden, ein Dienstmädchen führte mich in ein Vorzimmer, meldete mich, und bald erschien Monsieur Fernand, eine militärische Gestalt mit weißem Haupthaar, dunklem Auge und freundlich einnehmendem Lächeln.

„Guten Tag, mein Err! Spreken Sie französiesch?"

„Un peu, monsieur!"

„Eh bien," — und nun blieben wir in seiner Sprache — „womit kann ich Ihnen dienen?" fuhr er fort.

„Mein Freund, Herr Berger war so freundlich, mir Ihre Adresse zu geben. Ich möchte mir die Frage erlauben, ob ich bei Ihnen mich im Fechten und Tanzen ausbilden kann?"

„Schön, sehr schön, wann wollen Sie anfangen?"

„Gleich, wenn es Ihnen paßt!"

„Ganz recht! Ich stehe zu Diensten!"

„Doch," — fügte ich zögernd hinzu — „wir müssen uns wohl erst über die Bedingungen einigen!"

„Bedingungen?"

„Ja, ich meine den Preis!"

„Ja wohl, ja wohl. Daran hatte ich nicht gedacht! Es ist peinlich davon zu sprechen," — man konnte ihm ansehen, wie unangenehm ihm die Sache war, — „zwölf Lectionen zwei Friedrichsd'or, würde Ihnen das —"

„Einverstanden, mein Herr! Also —"

„Fangen wir an!" sagte er erleichtert. „Darf ich bitten?"

Er ging voran in ein geräumiges Zimmer mit vielen Fenstern, dessen ganze Ausstattung aus einem Klaviere bestand. An Nägeln zwischen den Fenstern hingen Fechthandschuhe und Drahtmasken, und in der Ecke stand ungefähr ein halbes Dutzend Fleuretten.

„Nun mein Herr, stellen Sie sich gefälligst hierher. So, recht grade, die Arme leicht herunterhängend, comme ça!"

Der alte Herr stellte sich in Position; er hatte ein wahrhaft aristokratisches Wesen, doch bemerkte ich trotz seiner edlen Haltung ein ganz leichtes Hinken seines rechten Fußes, welches durch das Steifsein des Kniegelenkes erzeugt zu sein schien. Ein eigen Ding, dachte ich, Tanzen und Fechten bei einem alten, lahmen Herrn zu lernen; doch sah ich jetzt schon, daß er vollkommen Meister seiner Waffe und seiner Bewegungen war.

„Das mag genug sein für heute," sagte er nach einer halben Stunde, „jetzt zum Tanzen, wenn Monsieur nicht zu ermüdet ist."

„Durchaus nicht, mein Herr!"

Er nahm vom Klavier eine kleine Violine und strich mit dem Bogen einige schnelle Akkorde.

„Jetzt stellen Sie sich gefälligst comme ça. Sehen Sie: Eins zwei, drei! Voilà tout. Erste, zweite, dritte Position. Nein, nein, so nicht, die zweite Position war falsch! Bitte noch einmal! Peste! Mein Bein ist heute abscheulich! Ich kann nicht tanzen!"

„Bitte, bitte, ich werde wiederkommen, hören wir für heute auf!"

„Durchaus nicht mein Herr! Einen Augenblick!" Er ging zur Thür, öffnete sie und rief: „Julie, zieh die Tanzschuhe an, beeile Dich und komm in den Saal!"

Julie kam. Ein eigenthümliches Mädchen! Sie war hoch gewachsen, hatte schwarze, große Augen, einen kleinen Mund mit vollen Lippen, doch waren die Wangen hohl, die ganze Gestalt mager und knochig. Dem Kleide, welches sie trug, war sie längst entwachsen, der Ausdruck ihres Gesichtes war, trotz der Härte der Züge, kindlich, kurz sie war wie ein Kind von zehn Jahren, das durch ein Vergrößerungsglas betrachtet, wie ein achtzehnjähriges Mädchen erscheint.

„Mademoiselle Julie Fernand, meine Tochter — Monsieur Förster!" sagte der Alte.

Sie verbeugte sich ganz nach den Regeln der Kunst, und ich versuchte, den Gruß so wenig ungeschickt als möglich zu erwidern.

„Julie," fuhr der Vater fort, „mein Bein schmerzt sehr; Du wirst die Ehre haben, heute den Herrn im Tanzen zu unterrichten."

„Oui, mon père!"

„Also bitte: Eins, zwei, drei! Bitte, achten Sie gefälligst auf Mademoiselles Füße, machen Sie die Bewegungen genau nach! Eins, zwei, drei!"

Und so ging es fort mit dem ewigen Eins, zwei, drei, beinahe eine Stunde. Julie machte mit größter Geduld die Bewegungen vor, und ihr Vater glitt manchmal mit dem Finger, manchmal mit dem Bogen über seine kleine Violine.

„Sehr gut, mein Herr!" sagte er endlich, „Sie haben Leben, Sie haben Blut, heißes Blut, wollte ich sagen; Sie haben Gehör, halten Takt, ich werde Ehre mit Ihnen einlegen! Julie, empfiehl Dich dem Herrn!"

„Bon jour, monsieur!" sagte Julie und verließ schweigend den Saal.

„Wann werde ich die Ehre haben, Sie wieder hier zu sehen?"

„Ich werde übermorgen so frei sein!"

„Sehr wahl, mein Herr! Ich hoffe, daß mich dann mein Bein nicht stören wird. Bon jour, monsieur!" Der alte Herr erhob sich, man sah ihm an, daß der Fuß ihn sehr schmerzte, doch hinderte ihn das nicht, mich bis zur Thür zu begleiten und mit einer vornehmen Verbeugung sich zu verabschieden.

Am bestimmten Tage fand ich mich wieder ein.

„Ah, Monsieur," sagte der Alte beim Empfange zu mir, „Sie treffen es recht unglücklich. Mein Bein ist nicht zu gebrauchen. Ihr deutsches Klima ist nichts für die Wunden eines alten Soldaten; Frankreichs Sonne ist wärmer!" fügte er mit einem Seufzer hinzu.

„Herzlich gern komme ich an einem andern Tage wieder," entgegnete ich.

„Nein doch, nein! Das ist nicht nöthig; Julie wird Sie unterrichten. Wollen Sie wohl gütigst die Thür öffnen? Ich kann nicht aufstehen."

Ich that, wie mir geheißen, und der Alte rief: „Julie! Julie! Komm schnell, ziehe die Schuhe an und schnalle die Bandage um!"

Julie kam, einen kleinen Lederbrustschild in der Hand. „Guten Tag, Monsieur!"

„Guten Tag, Mademoiselle!"

„Jetzt also, mein Herr, wird Mademoiselle Sie unterweisen," sagte Monsieur Fernand, indem er ihre Bandage anschnallte und die Maske vors Gesicht band. „Jetzt in Position! Julie, in Position! So!" Julie vollführte alle Bewegungen mit Grazie und Leichtigkeit, die sie vom Vater geerbt zu haben schien. „Jetzt," fuhr der Alte fort, „wollen Sie gefälligst immer auf die Hand von Mademoiselle sehen, nach den Augen noch nicht, das kommt später, wenn Sie sicherer sind. Jetzt in die Parade! Gut! Quarte! So! Terze nach — nicht so steil, nicht so steil! Zugestoßen!"

Ich stieß so zart wie möglich, während Julie, die Fleurette in der linken Hand, die Finger der rechten an meiner Klinge entlang gleiten ließ, um das Kreuzen zu unterstützen — alles in echter Fechterweise.

„Ah bah, Monsieur!" rief der Alte, „nicht so furchtsam zugestoßen; so weit sind Sie noch nicht, um Mademoiselle gefährlich zu werden. Also noch einmal! Kräftig vor mit dem Oberkörper! Mademoiselle wird sich schon schützen. Den kleinen Finger mehr anziehen. So! Jetzt Quarte! Stoß! Parade! Schon besser. Noch einmal!"

Die Lage hatte für mich durchaus nichts Angenehmes. So mir nichts, dir nichts aus voller Kraft gegen die Brust eines Kindes anrennen, hatte etwas Beängstigendes. Doch ich konnte nichts dagegen thun, wir gingen alle Ausfälle durch, Julie stets in der richtigen Position, stets auf ihrer Hut mit Grazie und Kraft parirend, so daß ich bald zu dem Glauben kam, der Alte könne nicht besser fechten wie sie.

Das Bein des Alten wurde in den nächsten Wochen nicht gesunder, und Julie ertheilte mir stets den Unterricht. Meine Augen gewöhnten sich bald, die ihrigen hinter der Drahtmaske zu suchen — ich war bereits so weit, daß wir im richtigen Angriff die Klingen kreuzen konnten — und ich merkte, daß der kindliche, gleichgültige Ausdruck ihres Gesichtes nach und nach verschwand, daß ein Hauch von Weiblichkeit über ihre Züge kam. Es war nicht mehr in ihrem Auge das Hinstarren kindlicher Neugier oder der ruhige Blick des

geübten Fechters, es kam Seele und Leben in das tiefe glühende, dunkle Auge.

Eines Tages brachte ich dem Alten eine Schachtel mit Chokolade mit, der endlich wieder selbst unterrichten konnte. Er aß einige Stückchen, überließ dann die Schachtel der Tochter und gab mir Fechtunterricht, während Julie im Zimmer blieb und auf den Beginn der Tanzstunde wartete. Als das Fechten zu Ende, sagte der Alte: „Wie soll mir jetzt die Chokolade schmecken!“

Julie fuhr in die Höhe, als wenn sie aus einem Traum erwachte. „Aber Kind!“ rief der Vater lachend, indem er in die Schachtel blickte, „Du hast alles aufgegessen? Coquine! was bist Du für ein Naschkätzchen!“

Sie wurde roth, die Thränen kamen ihr in die Augen, sie antwortete nichts.

„Da reißt mir die Saite!“ fuhr der Alte fort, indem er seine Violine stimmte, „Julie, geh und hole — nein, bleib hier, du findest sie nicht. Einen Augenblick Entschuldigung, mein Herr! Mademoiselle wird Ihnen unterdessen etwas auf dem Klavier vorspielen, bis ich wiederkomme!“

Der Alte ging und Julie setzte sich an das Instrument; als ich dasselbe für sie öffnete, sagte sie mit von Thränen halb erstickter Stimme: „Monsieur, Sie müssen mich nicht für naschhaft halten!“

„Aber,“ rief ich lachend, „haben Sie denn nicht die ganze Schachtel geleert?“

„Wohl wahr, Monsieur, aber —“ es schien in ihr zu kämpfen, sie stockte, doch endlich fuhr sie fort, „aber seit Sonntag habe ich nichts gegessen, als ganz wenig Brot, seit gestern auch das nicht. Ich war gar zu hungrig! Ich bin gewiß nicht naschhaft!“

„Um Himmels willen, Julie! Was sagen Sie? Sie werden Ihren Körper ruiniren, wie kann man so unvernünftig sein! In Ihrem Alter —“

„In meinem Alter! Es war nichts da zum Essen! Nachdem das Dienstmädchen satt war — es war nichts da zum Essen!“

„Armes, armes Kind! Wie ist das möglich! Und ich Abschenlicher, habe noch nie daran gedacht, Ihren Vater für den Unterricht zu bezahlen! Warum hat mich aber Ihr Vater nicht daran erinnert?“

„Monsieur Fernand stirbt eher vor Hunger!“ erwiderte sie, und dabei hob sie so stolz ihr thränenvolles Gesichtchen, als wäre sie eine Fürstin.

„Ich werde sogleich zahlen,“ sagte ich hastig, „ich Thor! auf Ihrem Gesichte hätte ich's lesen müssen!“

„So mager sehe ich aus?“ fragte sie mit trübem Blick.

„Armes Kind!“ sagte ich, verlegen ausweichend.

„Kind? Ich bin siebzehn Jahr alt, Monsieur!“

„Wirklich! Was mir das leid thut! Aber sogleich —“

„Um Himmels willen, nicht sogleich! Nie hätte ich Ihnen etwas gesagt, aber ich konnte es nicht vertragen, daß Sie mich für ein naschhaftes Kind halten! Nicht wahr, Sie verrathen nichts dem Vater von meinen Worten, er würde mir nie vergeben!“

„Verlassen Sie sich darauf, Mademoiselle!“

Monsieur Fernand kam zurück; eine neue Saite war aufgezogen. Er spielte mit dem ihm eigenen, liebenswürdigen Ausdruck im Gesicht, und Julie und ich führten die Touren aus.

„Eins, zwei, drei! Julie, plus machinalement! Der Herr will tanzen lernen und nicht zum Vergnügen tanzen. Plus machi-na-lement! Ruhig, ruhig! Noch einmal! Comme ça!“

So tanzten wir Quadrille und Walzer beim Tone der kreischenden Violine; sobald wir uns etwas zu rasch bewegten, etwas anders als zum Lernen tanzten, sofort erklang das böse — Plus machinalement, Julie!“

Nach Beendigung des Unterrichts sagte ich, daß ich wahrscheinlich auf einige Tage verreisen müßte und bat Mr. Fernand das Honorar annehmen zu wollen.

„Bitte, mein Herr! Der Kursus ist noch nicht zu Ende, also noch keine Zeit dazu!“

„Sie würden mich aber sehr verbinden, wenn ich jetzt zahlen dürfte; es ist mir zu peinlich, abzureisen und Schulden zu hinterlassen!“

„Bien!“ sagte Mr. Fernand trocken und schob die Goldstücke mit größter Nonchalance in die Westentasche. Sein ganzes Wesen blickte dabei so herablassend, daß ich innerlich gelacht haben würde, wenn ich nicht an Julies Erzählung gedacht hätte. Ich ging und wartete an der Straßenecke; nicht lange Zeit verging, das Dienstmädchen kam mit einem Korbe und kehrte bald mit Eßwaaren heim. Ich ging mit erleichtertem Herzen und nahm mir vor, Julie nie aus Hunger Chokolade essen zu lassen.

Nach etwa acht Tagen ging ich wieder hin. Die Veränderung war auffällig. Julie war eine Jungfrau, eine blühende Jungfrau geworden; fast magisch hatte die genügende Speise auf das noch wachsende Kind gewirkt; auch ihr Anzug war verändert und ihrem Alter angemessen.

In Monsieur Fernand zeigte sich nicht die geringste Veränderung; er war stets höflich, mit Mühe das herablassende Wesen unterdrückend, stets ernst bei der Sache. Wenn das Bein nicht schmerzte, unterrichtete er, ich focht mit ihm, während Julie musicirte; dann tanzte ich mit Julie, und recht oft ertönte des Alten: „Plus machinalement, Julie!“ So ging es Monate, bis er eines Tages zu mir sagte: „Monsieur, es ist jetzt Zeit, daß Sie den Unterricht aufgeben. Sie sind ein trefflicher Fechter, nur müssen Sie sich hin und wieder üben. Ich darf Ihr Geld nicht länger nehmen, da Sie bei mir nichts mehr lernen können!“

Ich bat dringend, mir noch einen Kursus geben zu wollen, weil ich noch nicht den Gegner zu entwaffnen im Stande sei.

„Gut, mein Herr, einen Kursus noch. Mein Handgelenk ist jetzt so steif geworden, wie mein Knie, deshalb soll Julie Sie unterrichten. Julies Hand ist von Stahl; wenn Sie Mademoiselle entwaffnen können, dann bleibt Ihnen nichts mehr zum Lernen übrig!“

Ich kam zum Unterricht, wie gewöhnlich, doch — ohne das alte Interesse! Ich war wie umgewandelt und ich achtete kaum darauf, daß bald dieser, bald jener Ausfall Julies mich unvorbereitet traf. Weshalb das? Eines Abends besuchte ich meine Verwandten, traf eine junge Dame, sah ihr ins Auge und — war bis über die Ohren in ihrem Netze gefangen; nur von ihr träumte ich, nur an sie dachte ich Tag und Nacht! Fechten und Tanzen und alles andere trat auf einmal in den Hintergrund.

Oft schlug mir Julie jetzt die Klinge aus der Hand; was machte denn das Mädchen so böse? Ihr Auge blitzte hinter der Maske, noch einmal band sie meine Klinge, daß sie klirrend an die Wand flog.

„Doucement, Julie!“ rief der Alte, „doucement!“ Monsieur scheint ermüdet zu sein, hören wir lieber auf.“

Vor der letzten Stunde begegnete ich dem Alten mit der Tochter auf der Straße und grüßte sie.

„Wer war das?“ fragte meine Braut, die ich zum ersten Male als solche jetzt ausführte.

„Mein Fechtmeister und sein Kind!“

„Sein Kind?“ war die etwas gedehnte Antwort.

„Nun, seine Tochter! Morgen nehme ich dort die letzte Lection!“

„Hm!“ erwiderte meine Braut, und dann schwieg sie während des ganzen Weges.

Am andern Tage ging ich zu Monsieur Fernand. Ich traf Julie allein, der Alte hatte Besuch bekommen, er kam nur auf einen Augenblick, um sich höflichst zu entschuldigen. Julie hatte die Drahtmaske abgeworfen und stand mir jetzt mit der Fleurette gegenüber.

„Nun, Julie,“ sagte ich — „wir hatten uns in letzter Zeit stets beim Vornamen genannt — „heute zum letztenmale!“

„Ich heiße Mademoiselle Fernand! Wer war die blonde Dame gestern?“

„Nun, eine Dame,“ erwiderte ich verlegen lächelnd, „die in vier Wochen meine Frau sein wird! Was haben Sie, Julie? Sind Sie unwohl?“

„Nichts! Aber heute ohne Maske; wir müssen nicht immer wie Kinder fechten!“ erwiderte sie mit rauher Stimme.

Ich warf die Maske ab, wir fingen an. Ich war ganz ruhig, sie dagegen schien sehr aufgeregt, ihre Ausfälle waren heftig; ungestüm drang sie auf mich ein. Beim Pariren glitt meine Klinge an der ihrigen entlang, ich fühlte, daß trotz der Lederkappe der eiserne Knopf an der Spitze abgebrochen, daß sie mit scharfer Waffe auf mich losging.

„Mademoiselle,“ rief ich, „Sie haben sich vergriffen, Ihre Fleurette hat keinen Knopf!“

„Wohl überlegt, Monsieur!" antwortete sie mit blitzendem Auge und gerunzelter Stirn, „ich habe die Klinge selbst zugespitzt! In vier Wochen Hochzeit! Ihre Braut liebt Ihr schönes falsches Gesicht! Das soll sie nicht haben! Zerfetzen will ich's, wie Sie mein Herz zerfetzt! En garde, Monsieur!"

„Aber Julie!" rief ich entsetzt.

„En garde, Monsieur!" und ihre Augen funkelten wie die einer gereizten Löwin, „decken Sie sich, sonst gibt's am Ende gar keine Hochzeit!"

Wüthend fiel sie aus, ich mußte meine ganze Geschicklichkeit zusammennehmen, um ihre Stöße aufzufangen. Da — eine Quarte! Ich parire schlecht, und ihr spitzer Degen reißt mir das Fleisch auf, vom Handgelenk bis zur Schulter.

Als sie mein Blut fließen sah, warf sie die Klinge weit von sich und stürzte auf mich zu. Der Blutverlust raubte mir die Kräfte, ich sank aufs Sopha und konnte nur noch sagen: „Um Gottes willen, Julie, brechen Sie die Spitze von der Klinge ab! Bitte, liebe Julie!" dann fiel ich in Ohnmacht.

Als ich wieder zu mir kam, war mein Arm verbunden, ich hörte Julie schluchzen und verstand ihre Worte, obgleich ich mich nicht bewegen konnte. „Ernst, theurer Ernst!" weinte sie, „ich habe Dich getödtet! für Dich wollte ich tausend Tode sterben und — ich tödte Dich! Was bin ich verworfen! Ernst! Stirb nicht, stirb nicht!"

„Beruhige Dich, Kind, vor allem aber gib mir die Degenspitze!"

Sie gab mir dieselbe. Ich betrachtete sie, Julie hatte die Spitze auf einem Steine geschliffen, bis sie so scharf wie eine Nadel war.

Monsieur Fernand kam. „Was ist geschehen?" rief er erschrocken aus. „Aber wie ist es möglich gewesen!"

„Ganz einfach!" erwiderte ich, „der Knopf brach beim Fechten ab, wir bemerkten es nicht, und Julies Ausfall traf mich."

„Wie unvorsichtig, Kind!" rief der Alte. „Wirklich, die Spitze ist abgebrochen, wo ist sie?"

„Irgendwo muß sie liegen!"

„Ich werde mit dem Schwertfeger sprechen, daß er mir eine so schlechte Klinge gegeben hat. Jetzt muß ich noch herunter zu meinem Gast; entschuldigen Sie mich, Julie wird Ihnen Gesellschaft leisten!"

Er ging; tief gebeugt setzte sich Julie zu mir. „Von Herzen vergebe ich Dir, liebe Julie!" sagte ich und streckte ihr meine gesunde Hand entgegen; „Du sollst mich auch ferner lieben; aber nicht als Braut; liebe mich als Schwester, vertraue mir stets als Deinem Bruder, und ich will Dich bewachen und schützen, so lange ich lebe!"

Schluchzend beugte sie sich über meine Hand, ihre brennenden Thränen benetzten sie, dann schaute sie auf, die umschleierten Augen blickten mich so wehmüthig an, so kummervoll, sie schien zu denken:

„Man spricht vergebens viel, um zu versagen,"
„Der andre hört von allem nur das Nein!"

indem sie sich zu beherrschen suchte, preßte sie meine Hand an ihre Brust und flüsterte tonlos:

„Ich will Dich lieben wie einen Bruder!"

Der Alte kam wieder; bald fühlte ich mich stark genug, um nach Hause zu fahren. Ein freundschaftlicher Händedruck vom Alten, noch einen langen, heißen Blick von Julie und — ich ging!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Zehn Jahr sind seitdem verflossen. Da sitz' ich am Schreibtisch und arbeite; die Kinder machen heute einen Heidenlärm.

„Ruhig!"

Allgemeine, plötzliche Stille, dann aber — vergrößerter Skandal.

„Papa, Papa! sieh mal, was ich gefunden habe!" ruft die Aelteste.

„Laß mich, liebe Julie!"

„Ist das aber spitz!" sagt das Kind.

„Spitz?" Ich werde aufmerksam. „Was hast Du?"

„Da, Papa!"

„Zu Tische, zu Tische!" ruft meine Frau aus der Nebenstube.

„Schatz, komm mal her!" erwidere ich.

„Was willst Du, Ernst?"

„Sieh mal, Julie, kennst Du noch diese Spitze?"

Meine Frau wird roth, ihre Augen funkeln, wie vor zehn Jahren; ihre Formen haben gewonnen, aus dem schwachen Knöspchen ist eine volle blühende Rose geworden.

Sie lächelt, legt ihren schönen Arm um meinen Nacken, einen Kuß gibt sie als Antwort, und noch einen, bis ich scherzend sage: „Plus machinalement, Julie!" Durch die Wunde von damals war mein Arm steif geblieben; meine Braut wollte keinen „Krüppel", wie sie sagte, sie schrieb mir ab und — Julie wurde mein Weib! Das Fechten hat sie aufgegeben; die Kinder Julie und Ernst, und der jüngste, nach dem seligen Großvater getaufte Alphons, machen ihr genug zu schaffen.

Der Illustrator des achtzehnten Jahrhunderts.

Da sitzt er selbst vor uns in seinem Daheim, Daniel Chodowiecki. Dort am Fenster, die Brille etwas weit auf die Nase vorgeschoben, schaut er sich seine Kinder an, um sie abzuconterfeien: Jeanette, Susette, Henriette, Isaac, Heinrich und Wilhelm, sein Aeltester, von links nach rechts gesehen. Zu seiner Linken die bessere Hälfte, mit still befriedigtem Blick auf die Kinderschar und den Vater sehend. Der Glücklichste aber ist doch der Alte selbst. Man weiß nicht, was er mehr ist: ob ein besserer Künstler, oder ein besserer Vater. Alles athmet Friede und Freude, behaglichen Wohlstand, stilles inneres Glück. Das Bild ist ein Liebesgruß des Sohnes an die alte Mutter, die so gerne den Sohn, die Schnur, die Enkel auf einem Bilde zusammenhätte. Die Dedication lautet: Dédié à Madame Marie Henriette Ayrer, veuve de feu Mr. G. Chodowiecki, par son très-humble et très-obéissant serviteur et fils Daniel Chodowiecki. So haben wir in einem seiner trefflichsten Blätter alles zusammen: den Künstler und den Menschen, den Sohn, den Gatten, den Vater.

Sein Name mag jetzt beim großen Haufen verklungen sein; einst war er in aller Mund, er und seine Sachen gesucht von Kennern und Liebhabern. Oder will nicht die Berliner Akademie ihren „Kalender" und Gotha den seinen, will nicht Basedow sein „Elementarwerk", der Wandsbecker Bote seinen „Asmus" und Lavater seine „Physiognomischen Fragmente" illustrirt haben und bitten nicht die Buchhändler oft um ein einziges Blättlein, wär's auch nur ein Wappen, aber von seiner Hand? Zerstreut in alle Winde sind darum die Blätter dieses reichen Baumes, scheinbar nur als Kinder der Zeit, den Kindern derselben zur Belustigung dienend, um andern Eintagsfliegen Platz zu machen, und wenn auch von kunstsinnigen Ahnen gesammelt, von den Enkeln unter dem Hammer losgeschlagen und an dunkle Ehrenmänner verkauft. Aber was wahren Gehalt in sich trägt, sittlich bessernd und veredelnd auf die Zeit eingewirkt, mag wohl eine Weile verklingen, aber es kommt wieder ans Licht. Auch Chodowiecki fehlt nicht unter den wieder ans Licht gezogenen Meistern. Mit einem Fleiße, den nur verständnißvolle Liebe zur Sache zu stärken vermag, sind die losen Blätter gesammelt und dem deutschen Volke wieder ein Muster deutschen Fleißes in allen seinen Werken vorgeführt worden. Daß unsere schnelllebige Zeit noch Muße hat, für ein Werk, wie das Wilhelm Engelmanns über unsern Meister, ist allerwege noch ein gutes Zeichen.

Chodowieckis Kunst hat den Menschen zum Gegenstande und zum Zwecke; ihn will er darstellen in seiner Freude und seinem Leide, im bunten wechselvollen Spiel seiner Lagen und Launen; in den verborgensten Stimmungen hat er ihn belauscht. Den Menschen will er erheitern, noch mehr: er will ihn bessern, vom Gemeinen aufs Edle und Gute lenken. Darum ist das Verständniß für seine Kunst innig verflochten mit dem seines Lebens. Je mehr wir seiner Kunst nachgehen, desto lieber wird uns der Mensch, und je mehr wir den Menschen lieben lernen, desto besser verstehen wir den Künstler.

In der Art alter Meister hat er sein Leben selbst geschrieben; ergänzt durch Familiennachrichten liegt es in einer umfassenden Charakteristik durch die Hand des hallischen Professors Weise redigirt, durchsichtig vor uns. Wir folgen im wesentlichen den geschichtlichen Zügen dieses Bildes.

Wir sind in der alten Stadt Danzig. Den 16. October 1726 wird dem dortigen Bürger und Kornhändler Chodowiecki ein

Knäblein geboren, das den Namen Daniel Nicolaus erhält. In den Mußestunden und beim flauen Geschäfte sitzt der kornhandelnde Vater und — zeichnet, lehrt den Sohn, was er selber weiß. Ist's auch nicht viel, reicht's doch immerhin dafür, in dem Knaben die Neigung zur Kunst zu erwecken. Dem Vater secundirt die kunstsinnige Schwägerin, die Tante des Kleinen, die in Emaille malt. Bruder Gottfried lernt die Kunst auch; da stirbt, als Daniel eben 14 Jahre alt war, der Vater. Gottfried geht nach Berlin zu Mutters Bruder, Ayrer, die Handlung zu lernen und nebenbei fortzuzeichnen. Daniel bleibt zu Hause und studirt bei der Tante weiter, aber die Muster helfen ihm wenig, es ist alles zu klein und zu ängstlich aufgefaßt, und außerordentlich darum die Freude, einmal Blätter zu bekommen, in denen Licht und Schatten zu sehen war. Er versucht mit dem stellt wird, so brennt es ihn eines schönen Tages durch. Droben im Dachstübchen zeichnet der Spezereilehrling nachts, bis das Lichtstümpfchen abgebrannt ist oder die Augen zufallen. Bis in die Kirche hinein läßt ihn die Kunst nicht ruhen. Die Bilder an der Wand zogen ihn mehr an, als die Bilder in der Rede des Herrn Predigers; er that aber nicht wie die unnützen Jungen, die sich während der Predigt an den Kirchstühlen in der Holzschneidekunst üben, sondern zeichnete still in die flache Hand mit dem Zeigefinger die Bilder ab, um sie dem Gedächtniß fühlbar einzuprägen, und daheim dann mit Bleistift auszuführen.

Der Laden der Patronin aber machte keine glänzenden Geschäfte; Soll und Haben scheinen in keinem Verhältnisse gestanden zu haben. Der spezereilernende Kunstjünger mußte die Lehre auf-



Daniel Chodowieckis Daheim.

Nach seiner Radirung: „Cabinet d'un peintre" auf Holz photographirt.

Pinsel auf Pergament die Sachen kleiner auszuführen, die Kunstwerke werden zum Onkel nach Berlin gesandt und werfen ein kleines Taschengeld für den Künstler ab.

So aber durfte es nicht fortgehen, „denn von der Kunst lebt kein Mensch, so wenig wie von der Luft", das war Mutter Chodowieckis Ansicht. War der Vater nicht ein ehrenwerther Bürger und Kornhändler? warum sollte es der Kleine nicht werden? Also in die Lehre mit ihm zu einer Wittwe, die einen Spezereiladen hatte. Von morgens sechs bis abends zehn galt's Rosinen und Käse verkaufen, gegen die Kunden artig und gesprächig sein; war Feierabend und der Laden geschlossen, dann hatte er mit der Patronin ein paar Lieder zu singen und den Abendsegen zu beten. So ging's einen Tag nach dem andern, und doch, wo wahrhaftes Licht ist, läßt es sich nicht unter den Scheffel stellen, und wenn es doch darunter gegeben und der Mutter wieder die Füße unter den Tisch strecken. Wie der Laden, so war auch mittlerweile seine Kunst den Krebsgang geschritten und seine Sachen wurden in Berlin nicht mehr acceptirt. Bruder Gottfried schickte ihm Muster, nach denen er arbeiten sollte; so kränkend das für ihn war, so blieb doch nichts übrig, als sich aus Noth zu fügen. Da läßt ihn der Onkel 1743 nach Berlin kommen, und ein Hoffnungsstrahl fällt ihm ins trübe und fast verzweifelnde Herz; aber zunächst muß er zum andern Mal, als Lehrling jetzt, zu seinem Onkel ins Kaufmannsgeschäft treten. Mit Fleiß wird das „Geschäft" besorgt, die Messen besucht, die Kunst aber nicht vergessen. Der Onkel war ein spekulativer Kopf, der das Talent der beiden Neffen zu verwerthen gedachte. Er ließ ihnen einen Maler kommen aus Polen, einen Schüler von Rugendas, der viel gesehen, viel kennen gelernt, Künstler und Bilder, aber besser

zu reden als zu malen, und mehr zu kritisiren als selbst zu produciren verstand. Auf Spaziergängen hielt er den beiden Vorträge über Kunst. Unter den Reden ging dem Daniel ein Licht nach dem andern auf, seine Bestimmung wurde ihm klar und er faßte den Entschluß, fortan ganz und völlig der Kunst zu leben. Er gibt der Musterkarte den Abschied und seine „zweite Kunstperiode" beginnt. Das war 1754.

Der Onkel selbst ist mit der Wandlung seines Neffen völlig einverstanden, denn er darf bei ihm wohnen und völlig sich mit der Kunst beschäftigen. Des Theoretikers Mappe wird fleißig benutzt, nach Watteau und Boucher, den beliebten Meistern der damaligen Zeit, copirt. Bald hatte er den Bruder Gottfried überflügelt, der am „Kleinen" hängen blieb; eigene Compositionen erhielten des Onkels Beifall als „Meisterstück". Gehoben durch die Anerkennung faßt er den Muth, den Maler Pesne zu besuchen, der ihn liebreich aufnimmt, nach dem bald erfolgten Tode desselben befreundet er sich mit andern Künstlern, von denen er geistige Anregung empfängt. Die Akademie war nach dem Brande derselben erst wieder im Erstehen, und um der Kriegszeiten willen nothdürftig besorgt. Im Umgang mit anderen wurde ihm aber der Mangel an geistiger Aus- und Durchbildung klar; denn was der Mensch selbst nicht ist, das kann er auch nicht leisten. Darum übt er sich in deutscher und französischer Sprache, las alte und neue Schriften über Kunst, bis in die späte Nacht. Schon über dem Lesen gestalteten sich ihm einzelne ansprechende Scenen zu Bildern, die er flüchtig entwirft, aber in allem charakteristisch und geistreich. Seine Heirath mit einer Berliner Goldstickerstochter, der Demoiselle Jeanne Barez, trieb ihn auf vermehrte Hilfsmittel zu denken. Hatte er bis jetzt Dosen gemalt bis zum Ueberdruß und schien ihm selbst die Emaillemalerei in den letzten Zügen zu liegen, so glaubte er um so mehr berechtigt zu sein, wieder mit seiner alten Miniaturmalerei hervorzutreten. Gleich das erste Bildniß fand großen Beifall. Jedermann erkannte hier ein neues, ungemein nach Treue und charakteristischer Wahrheit strebendes Talent, und es fehlte nicht an Bestellungen.

Durch den Erfolg ließ er sich jedoch nicht blenden. Als ihm Gelegenheit geboten ward, bei Rode in einer Privatakademie des Abends bei Beleuchtung Act zu zeichnen, fehlte Chodowiecki nie, oft zeichnete er an einem Abend zwei; aber nie sich knechtisch an die Manier des Meisters bindend, immer die Natur in ihren großen wie in ihren kleinsten Zügen im Auge behaltend und ihr nachgehend. Auch im Malen versucht er sich, denn noch weiß er nicht, wohin sein Genius deutet, aber lernen will er und versuchen, was es zu lernen und zu versuchen gibt. Dafür aber bleibt ihm nur im Winter der Abend und die Nacht. Durch ein convexes Glas werden die Lichtstrahlen der Lampe aufgefangen und so gemalt, bis der Schlaf dem Studium ein Ende macht. Das Frühjahr 1758 brachte den ersten Versuch im Radiren. Ein armer Stempelschneider und Dosenmaler, eine ebenso humoristische als häßliche und verwachsene Figur an den Gesellschaftsabenden der französischen Colonie, zog den Humor Chodowieckis unwiderstehlich an, und an einem Abend zeichnete er ihn über dem Würfelspiel. Das Bild fand sofortigen Anklang, jeder wollte es haben, und Chodowiecki wurde gebeten, es zu radiren. Der Versuch fiel schlecht genug aus, Licht und Schatten wollten sich nicht theilen, das Aetzwasser that bald zu wenig, bald zu viel den Dienst, aber er ließ sich nicht abschrecken und ruhte nicht, bis er den Fehler entdeckt und die Platte, noch einmal radirt, gelungen war.

Eine Reihe Radirungen, unter andern auch ein Titelblatt zu den „Psalmen Davids" im französischen Reformirten Gesangbuch, folgten und begründeten den Ruf des Künstlers; aber doch ließ er das Radiren wieder liegen, da die Miniaturmalerei besser honorirt wird. Das Jahr 1763 brachte endlich den Frieden. Chodowiecki entwirft zu Ehren desselben eine Zeichnung, die Rückkehr des Königs darstellend, und läßt sich durch die Freunde überreden, sie in Kupfer zu stechen. Chodowieckis Name war bei den zahlreichen von ihm gefertigten Bildnissen, die der König auf goldenen Tabatieren zu verschenken pflegte, demselben schon bekannt, und darum wurde dem Künstler eine Audienz gewährt, in der er Zeichnung und Abdruck des obigen Bildes überreichte. Der König unterhielt sich mit ihm und freute sich seines gewählten französischen Styls. Doch war dem Könige, der in der Zeichnung allegorisch aufgefaßt war, der Aufzug zu theatralisch; er wünschte nicht, daß die Abdrücke ins Publicum kämen. Die Platte wurde vernichtet, der Künstler aber königlich entschädigt. Durch den König ermuthigt, fing er das Radiren von neuem an. Es folgten die Platten rasch nach einander, Familiengruppen, Bauern, Weiber, Kinder, Bettler, Preußen, Türken, wie es kömmt, und Landschaften enthaltend. Das auf Bestellung gemalte und danach gestochene Bild der Prinzessin Friederike von Preußen, die den Prinzen von Oranien heirathete, wurde fürstlich bezahlt; kleine Andenken an diese Heirath, Büchelchen in Gold gefaßt mit kleinen Gedichten und den Bildnissen des Paares, als Breloque zu tragen, fanden reißenden Absatz. Das alles gab zuletzt den Ausschlag, sich fortan ganz aufs Radiren zu legen, da ihm in Ausführung der Miniaturbilder niemand gleichkam. — In jener Zeit fiel ihm, als ein Ereigniß in seinem Leben, ein französischer Kupferstich in die Hände: „La malheureuse famille de Calas". Er wurde durch den Gegenstand angezogen und malte ihn in Oel. Aber über der Arbeit kam ihm der Gedanke, die Sache neu zu componiren. Er verschaffte sich alle Schriften über den traurigen Proceß und fand, daß der auch im französischen Kupferstiche dargestellte Moment, wo Calas nach dem Richtplatz geführt wird und von seiner Familie Abschied nimmt, richtig gewählt sei. „Es war mir nicht darum zu thun, der französischen Nation ein Compliment zu machen, sondern nur einen Augenblick zu wählen, der den Anschauer rührt und beim Gedanken des unschuldig geräderten, ehrlichen Mannes eine mitleidige Thräne entlockt." Die erste Platte mißrieth, die zweite gelang, und sein Ruhm datirt vornehmlich von dieser Composition. Die Aufträge mehrten sich von allen Seiten. Die Akademie der Künste ernannte ihn zum Mitgliede, und er führte Zeichnungen und Kupfer für sie aus.

Zu Danzig lebte die alte Mutter noch, die nun in bald dreißig Jahren ihren Sohn nicht gesehen und sehnlich nach ihm verlangte. Zu Pferde wurde die Reise gemacht, eine ächte Studienreise zugleich. Denn von diesem lebendigen Feldstuhle herab wurde skizzirt, den Zügel im Munde, das Scizzenbuch auf dem Sattelknopf. In Gestalt eines Tagebuches liegt die neunwöchentliche Reise vor; was ihm vom Abschied daheim bis zum Wiedersehen der Mutter unterwegs in Gasthöfen begegnet, an interessanten Personen und Situationen aufgestoßen, dort in der alten Heimat von heimatlichem, spezifisch Danziger Wesen in die Augen kömmt, findet alles eine liebende Stätte im gezeichneten Tagebuch. Aber es wurde durch die dortigen Bestellungen und vielen Einladungen die Wohlthat zur Plage, und die Ruhe zur Arbeit. Das Reisealbum enthält 108 Blätter und war dem Künstler sehr ans Herz gewachsen. Die Liebe hatte sich eben mit hineingezeichnet. Neue Aufträge erwarten ihn in Berlin, eine Reise nach Dresden erfrischt, bringt alte und neue Freunde ihm so nahe, daß nicht viel gefehlt hätte, er wäre übergesiedelt, aber die Menge der Arbeiten hält ihn zurück. Noch einmal geht's nach Danzig, nach dem Tode der Mutter die Schwester zu holen, später nach Hamburg in Geschäften; zu Pferde mit seinem Schwiegersohn und dem Maler Kreuzer auf eine Kunstreise. Im Jahre 1797 wählt ihn die Akademie zum Director, die Kunstakademie in Jena ernennt ihn zum Ehrenmitglied. Seine Gattin war, wie zwei Kinder, ihm vorangegangen; nach kurzer Krankheit stirbt er an einem hitzigen Fieber den 7. Februar 1801, zwei Söhne und drei Töchter hinterlassend. Das der Umriß seines äußeren Lebens.

In Chodowiecki tritt uns eine leiblich und geistig durchaus kräftige und gesunde Natur entgegen. Eiserner Fleiß, eine alle Hindernisse besiegende Zähigkeit, eine an sich selbst das höchste Maß der Forderung stellende Strenge, gepaart mit Innigkeit und Sinnigkeit des Gemüthes, großer Bonhomie und kindlichem, niemand verletzenden Humor und einer alles Gemeine und Unedle verachtenden Gesinnung — das sind Grundzüge seines Wesens, die ihn neben die ehrsamsten Meister des Mittelalters stellen. Man ist verwundert, mitten im Zeitalter Ludwig XV, das doch mehr oder minder auch nach Deutschland eingewirkt hat, eine solche Gestalt zu finden. — Die Zahl seiner Blätter beläuft sich auf 2075; nimmt man nun die minutiöse und subtile Art der Ausführung dazu, so setzt diese Zahl schon einen fast übermenschlichen Fleiß voraus. Bis tief in die Nacht, meist bis zwei Uhr arbeitet er. „Ich saß vorgestern zwischen eins und zwei und schlief ein und fiel seitwärts vom Stuhle zur Erde," schreibt er an einen Freund und zeichnet sich selbst am Ende des Briefes in dieser Situation. „Jetzt geht alles wieder gut, bis auf ein krankes Bein, befinde ich mich sehr wohl, mit dem

besten Appetit esse ich alles was mir vorkommt von des Morgens bis in die Nacht, denn wenn ich von Tisch aufstehe, so nehme ich allmal ein Stück Roggenbrot, und das eß ich gegen ein Uhr zu Mittag, wenn das Essen nicht zeitig genug auf dem Tisch ist und um ein Uhr in der Nacht, wenn ich aufhöre zu arbeiten (oder bei der Arbeit) mit dem größten Appetit von der Welt, und nachher gehe ich mit eben dem Appetit zum schlafen zu Bett und denke oft dabei, daß ich ebenso freudig ins Grab gehen werde, wenn Gott mich abrufen wird, und in fünf Minuten schlaf ich ein, binde einen Faden an meinen Wecker an der Uhr (denn mein Bett steht gerade vor ihr) um meinen Daumen, und um sieben Uhr bin ich wieder da, und mit dem Tage an die Arbeit, da kommen denn oft angenehme, uninteressante, auch unangenehme Besuche, die mir die kurzen Tage noch kürzer machen, aber ich habe Geduld mit allen, und hole des Abends wieder ein, was sie mir bei Tage versäumt haben". Auch das Fieber kann ihn nicht abhalten an der Arbeit, bis das Schütteln und Zittern endlich zu arg wird. Kommen Freunde, so arbeitet er fort, unterhält sich aber aufs freundlichste mit ihnen, währenddem sie seine oder fremder Künstler Mappen durchblättern. Dabei ist er ein Feind aller Verweichlichung, ja selbst der nöthigsten Wärme; in seinem Zimmer ist im Winter nicht geheizt, ein abgesagter Feind von Strümpfen reitet er blos in Stiefeln nach Potsdam bei strenger Kälte und wird erst durch vieles Bitten zu Strümpfen bewogen. Das viele Sitzen machte die Füße schwellen, und er mußte wochenlang im Bett liegen — „das Beste ist, daß ich die Langeweile und öftere Schmerzen durch Arbeiten vergessen kann. Ich habe mir einen Tisch machen lassen, der über mein Bette geht, darauf ich bei Tage arbeite und esse und des Nachts darunter schlafe." — „Da sitze ich nun unter den Händen eines Wundarztes, und habe ein Bein rund um vom Fußgelenk bis an die Wade voller Löcher und singe das Hallische Studentenliedlein: „Ich bin ein armer, — ich kann nicht mehr marschiren;" aber vom Kopf bis an die Knie geht es gut."

Bei alledem hatte er Zeit für sich und sein Haus. Er war ein frommer Meister. Alle Morgen hält er Betstunden mit seiner Familie, an jedem Sonntag ist er im Gottesdienst und dient der französischen Gemeinde als Diaconus und Cassirer mit größter Treue. Er selbst liest der kranken sechszehnjährigen Tochter Erbauungsschriften vor und bereitet sie zu ihrem Ende vor. Sie genest zu seiner Freude wieder, und sinnig wird die Hochzeit der genesenen Braut gefeiert. „Die Trauung ist in unseren kleinen Gärtchen unter freiem Himmel und dem Schatten zwei schöner Birnbäume, die noch in der Blüthe standen, vorgenommen worden; einige Orthodoxen wollten das nicht so ganz gut heißen, aber es sah doch sehr malerisch schön aus!" — Seine Mutter liebt er mit innigster Hingebung und Verehrung, wo er kann, sucht er dies Herz zu erfreuen. Sie droht ihm, wenn er so weiter schenke, ihm auch noch die zwölf Louisd'or vom letzten Male zurückzusenden; der Witwe seines Bruders Gottfried und deren Kinder nimmt er sich wie ein Vater an; er stattet die Braut des Sohnes aus und gibt jedem seiner Kinder jährlich 400 Thlr. nach ihrer Verheirathung. Seine Freunde sind hingenommen von seiner Liebe und Aufopferung: „Sein Herz ist viel schöner, als seine trefflichen Arbeiten" schreibt einer derselben. — Um seiner Herzensgüte willen ist er aber auch ein geplagter und hart angelaufener Mann. Das und jenes soll er besorgen; und er beantwortet jeden Brief und erfüllt eines jeden Bitte. Da möchte ein armer Kunstenthusiast von seinen Sachen haben, hat aber mehr Begeisterung als Geld; ein Studiosus bittet ihn um eine Vignette in der Hoffnung, durch den Verkauf der Abdrücke Geld zum Studiren zu bekommen — Chodowieckis Hand und Herz sind allezeit offen. Als die Wasserflut in Frankfurt an der Oder so viele ins Unglück bringt, ist er flugs bei der Hand zu helfen. Ein Bild ist schnell entworfen. Der edle Herzog Leopold von Braunschweig ist im Begriff in einen Nachen mit drei Schiffern zu steigen, um den Bedrängten zu Hilfe zu eilen. Seine Linke beruhigt die Umstehenden, mit der Rechten faßt er den Schiffer am Arme. Die Unterschrift lautet:

Herzog Leopold von Braunschweig geht seinem Tode in der Oder entgegen. Frankfurt den 27. April 1785. Seine letzten Worte: „Ich bin ein Mensch wie Ihr, und hier kömmt es auf Menschenrettung an." Den durch die Ueberschwemmung Verunglückten, gewidmet von D. Chodowiecki.

Der Ertrag war reich, von den 4319 eingegangenen Thalern sind von Chodowieckis Hand allein 1759 Thaler geflossen. „Frankfurt wird es nie vergessen," schreibt an ihn ein Prediger im Namen der Unterstützungsgesellschaft; „in allen Kirchen, auf dem Rathhause und den Bibliotheken soll ein Exemplar der Nachricht für die Nachwelt beigelegt werden."

In seiner Kunst finden wir aber durchaus den Menschen wieder. Vor mir liegen ein paar hundert seiner Sachen; freilich nicht alle gleich an Werth, (so wenig als die Gedichte irgend eines großen Poeten), etliche gelungener in der technischen Behandlung als die anderen, den Fortschritt des Künstlers aber eben dadurch aufweisend — etliche weniger anziehend durch den meist gegebenen Gegenstand — aber trotz alledem: Ueberall Wahrheit, überall Charakteristik, überall Freiheit der Auffassung, Leichtigkeit und Anmuth der Bewegung. Die Blätter fassen das Leben von der verschiedensten Seite, aber überall treten jene Eigenschaften hervor; ob er nun Lavaters Messias oder Voltaires Schriften, ob er Schillers Räuber oder Shakespeares Dramen, Friedrich des Großen Geschichte oder Modeblätter für den Kopfputz, ob er Gellerts Fabeln oder Basedows Elementarwerk, ob er Ariosts rasenden Roland oder die Modenarren, Hippels Lebensläufe oder Friedrich Nicolais Sebaldus Nothanker illustrirt. Keine Situation entgeht ihm, in welcher der Mensch sich wahr und völlig gibt, sei sie nun ernst oder komisch, repräsentire sie die Tugend oder das Laster; mit wenigen Strichen, aber um so bedeutungsvoller ist der Mensch charakterisirt, sei auch das Gesicht so klein, daß ein gutes Auge dazu gehört, es zu entdecken. Das bürgerliche Leben in seiner Gemüthlichkeit, seiner Freiheit und Beschränktheit, ist hauptsächlich von ihm behandelt worden; aber auch für die höheren Lebensgebiete fehlte ihm weder Auffassungsgabe noch die Meisterschaft der Ausführung. Unverkennbar geht der Zug gesunden Humors durch seine Sachen; der Schalk, der indem er die Zeit abbildet, sie zugleich in ihrer Thorheit und Verzopftheit verlacht, sieht aus allen Ecken und Enden heraus. Mein Auge fällt eben auf eine Darstellung zu der Geschichte: „Nicht mehr als sechs Schüsseln" von Großmann. Das eine Bildchen zur Scene: „Ich stelle Ihnen hiermit den Freiherren von Wilsdorf — als Ihren künftigen Gemahl vor." Eine „Heldenmutter" im vollendetsten Styl, mit einem babylonischen Thurm auf dem Haupte und einem Reifrock, in den sich füglich drei des „zarten Geschlechts" theilen könnten, einer Haltung, die auf wenigstens 40 Ahnen schließen läßt und auf etliche Semester in der Hochschule der Courtoisie, stellt mit weit zurückgebogenen Haupte das nebenstehende Fräulein mit diesen Worten dem Herrn vor. — Das Fräulein hat nur den dritten Theil des Umfangs der Dame, ihr Thurm ist bescheidener, sie senkt sittig die Augen, nicht ohne ein gewisses Lächeln zu verbeißen über die neben ihr stehende, aufgedonnerte Dame und den ihr vorgestellten Herrn, der in einem Winkel von 45 Grad sich ihr entgegenbeugt und sie freundlich angrinst. Der junge Freiheer trägt einen getüpfelten Rock, seidene Strümpfe, den Dreiecker unter dem Arme, ein vollendeter, untadeliger junger Herr mit dünnen Waden. In der Mitte steht der künftige Schwiegervater mit ausgespreizten Beinen, mit hoher Befriedigung auf die alte Dame sehend — das alles ist so lebensvoll, daß, um die ganze damalige Zeit zu charakterisiren, man nichts anzusehen braucht als dies Bildchen, das nicht größer ist als die hohle Hand, und die Gesichter darin nicht größer, als das Drittel des Nagels des kleinen Fingers. — Wer könnte sie alle beschreiben! Nirgends aber etwas Gemeines.

Man hat Chodowiecki verglichen mit **Hogarth**, aber er wollte nicht verglichen sein, und der ihn verglichen hatte, schreibt, als er von des Künstlers Unwillen hört, folgenden Entschuldigungsbrief: „Albern war es von mir, daß ich durch die Vergleichung mit Hogarths Talenten meine Werthschätzung Ihnen ausdrücken wollte. Sie sind etwas anderes, sie sind in vielen Stücken mehr als Hogarth. Man thut allezeit Unrecht, wenn man ein Originalgenie mit dem Maße eines andern messen will. Aber ihn vollends zum Nachahmer zu machen ist Dummheit. Wer waren wohl die lieben Leute, die in Ihren „Lüderlichen" Copien Hogarths fanden? Nein liebster Freund, so was hatte ich und konnte ich nie im Sinne haben, als ich Ihnen in meinem Briefe von Hogarth schwatzte. Blos die Sucht, zwischen zwei Genies Parallelen zu ziehen, die mir zuweilen anklebt, hatte mich dazu verleitet, und da fand ich unter allen Zeichnern, die ich kenne, keinen Charakterzeichner, den ich Ihnen vis à vis schicklicher hätte geben können als Hogarth? Aber wer hieß mich Parallelen suchen,

wo keine stattfanden?" — Also der Expeditionssecretär des Herzogs von Weimar Herr Friedrich Justus **Bertuch**. Ich will mich desselben Fehlers wie er theilhaftig machen; nicht dem Vorfahr Hogarth — wohl aber dem Nachfahr unseres Jahrhunderts will ich ihn vergleichen: dem ehrenfesten, sinnigen und kindlichen **Ludwig Richter**.

Emil Frommel.

Am Familientische.

Eine Notenschreibmaschine.

Jüngst besuchte ich einen mir befreundeten talentvollen Musiker zur . . . **Unzeit**, d. h. ich legte durch mein Erscheinen zur ungewöhnlichen Stunde seinen Phantasieen, in denen er sich auf dem prächtigen Flügel erging, hemmende Fesseln an. Er schloß, statt mit einer kunstgerechten brillanten Cadence, ob dieser Störung sogar mit einer solchen verpönten Dissonanz, daß er auf die Ehre der Autorschaft dieser letzteren gern verzichtete.

„Ich muß sehr um Entschuldigung bitten," begann ich.

„Bah! ganz gut, daß Sie kommen," entgegnete er zu meinem nicht geringen Erstaunen. „Was nützen die solidesten Herzensergießungen in Tönen, wenn sie nicht **festzuhalten** sind! Mir graut sogar vor der Prosa eines Componisten, der mühsam mit der Feder niederzukritzeln versucht, was ihm die flüchtige Göttin Phantasie in einem glücklichen Moment vor den Tasten enthüllte. Und was das Schlimmste ist, ihm wird stets die Garantie dafür fehlen, daß das mit Mühe Niedergeschriebene auch die plastische Wiedergabe des Gespielten und nicht etwa gar die **Kehrseite** der Medaille ist."

„Diesem Uebelstande ist abgeholfen, und ich bin als Träger dieser frohen Botschaft einmal zur Unzeit gekommen," sagte ich. „Mit einem Wort: die Maschine ist erfunden, welche die feinste Ausprägung der augenblicklichen Gemüthsstimmung eines Componisten scharf und klar auf das Papier zu zaubern vermag, sofern sich der Componist nur . . . . . ."

„Die Mühe gibt, das zu glauben," warf er ironisch ein.

„Nein — ich bitte, mich nicht zu unterbrechen — sofern sich der Componist nur vor dem mit dieser Maschine versehenen Piano befindet," schloß ich.

Einige Minuten später waren wir auf dem Wege nach der in der Weststraße belegenen Blüthnerschen Pianofortefabrik, woselbst ich Tags zuvor den **Schmeilschen Notographen** kennen gelernt. Diese kleine Maschine ist das Product langjähriger ununterbrochener Studien. Es ist nicht zu leugnen, daß schon früher mechanische Notenschreiber construirt wurden, aber sie arbeiteten so unzuverlässig und unbeholfen, daß sie eher die Arbeit hemmten als förderten.

Herr **Schmeil** in **Magdeburg** hat nun einen Notographen erfunden, der zu den vorbenannten etwa in demselben Verhältniß steht, wie ein fein und sinnreich gearbeitetes Kunstschloß der Neuzeit zu einem mittelalterlichen Thürriegel. Der Schmeilsche Notograph kennt keine Farbebehälter mit durchbohrten Spitzen, die sich unter der ganzen Klaviatur vertheilen, sondern in ihm wird vor außerordentlich empfindlichen stählernen Radirstiften durch ein Uhrwerk ein schmaler geschwärzter Papierstreifen also vorübergeführt, daß er während des Spiels sich von einer Rolle auf eine andere aufwickelt. Das Geniale in dem Schmeilschen Mechanismus liegt nun nicht darin, daß er an die Stelle von zerbrechlichen Bleistiften und verfliegenden Farbebehältern, die so zahlreich vorhanden sein mußten, als es Tasten gab, der Abnutzung so gut wie gar nicht unterworfene metallene Radirstifte setzte, sondern in dem Umstande, daß er es verstanden, den Inhalt der Mittheilung, die sich über die ganze Breite eines siebenoctavigen Flügels vertheilt, durch eine Combination von Hebeln in einen schmalen, kaum handbreiten Papierstreifen zu concentriren, auf welchen die Radirstifte alles Gespielte nicht schwarz auf weiß, sondern **weiß auf schwarz** übertragen. Während früher das Papier, auf welches das Gespielte übertragen werden sollte, die ganze Breite des Klaviers einnehmen mußte, hat es jetzt kaum die Breite einer halben Octave, und mit der Breite des Papiers harmonirt selbstverständlich der innerste übertragende Mechanismus. Sobald erst der mit dem Schmeilschen Apparate Arbeitende sich daran gewöhnt hat, das Uhrwerk, das die Walzen treibt, mit dem linken Fuße von Zeit zu Zeit aufzuziehen und mit dem rechten Fuße regelmäßig den Takt zu treten, weiß er gar nicht, daß er einen mechanischen Notenschreiber unter sich hat. Der Druck auf die Tasten, welcher die Klaviatur des Notographen in Thätigkeit setzt, braucht um nichts stärker zu sein, als bei einem Piano ohne Notographen, denn das Hebelsystem des Notographen ist ein sehr empfindliches.

Mein Freund spielte einen Passus aus einer Beethovenschen Symphonie, öffnete dann die Glasthür des Notographen, welche das Spiel der Walzen zeigt und schnitt sich den abgespielten Streifen von der Rolle ab. Er fand bei Besichtigung des Streifens sein Spiel leider nicht genau übertragen, aber das ärgerte ihn nicht, weil der Fehler nicht an dem Notographen, sondern an ihm, dem Spieler, selbst lag. So oft er vergessen hatte, den Takt zu treten, so oft konnte natürlich der Notograph keinen Taktstrich machen, und so oft er vergessen hatte, das Uhrwerk aufzuziehen, so oft hatte der Notograph auch gehorsamst eine Pause gemacht. Es muß alles ein wenig geübt werden, und die beste Nähmaschine ersetzt nicht die Nadel, falls man mit ersterer nicht umzugehen weiß.

Einige Tage später erfuhr ich, daß sich in dem Klaviersalon des Herrn Blüthner verschiedene Musiker von Ruf, sowie mehrere Kunstfreunde zusammengefunden, um den Schmeilschen Notographen einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen. Alle waren sehr für die Erfindung eingenommen. Dr. **Oskar Paul** spielte ein längeres Stück in G dur, in Akkorden und Passagen und gab dann dem Notographen gewisse pikante Aufgaben auf, wie z. B. die chromatische Tonleiter, den Triller auf liegenbleibendem Accord u. s. w. Der Notograph aber überwand selbst das Schwierigste spielend, und die Herren konnten nicht umhin, das wichtige Instrument (es kostet freilich 100 Thaler) für den praktischen Gebrauch zu empfehlen.

F. B.

Editha.*)

Legende von Ferdinand Bäßler.

Es war wohl in der halben Nacht,
Da alles lag und schlief,
Editha, jählings aufgewacht,
Nach ihrer Zofe rief.

„Steh auf, steh auf, Du gute Magd,
Und öffne schnell die Thür!
Horch, wie es draußen stöhnt und klagt!
Das will herein zu mir."

„Frau Königin, ach, laßt es sein,
Ich fürchte mich zu sehr.
Bei Nacht ich ließe keinen ein,
Ich wüßte denn, wer's wär'."

„Du thöricht Kind, was ficht Dich an?
Hat der nicht große Noth,
Wer sich nicht mehr geduldet kann
Nur bis zum Morgenroth?"

Aufsprang die gute Magd in Hast,
Die Leuchte in der Hand,
Gar einen wundersel'nen Gast
Sie vor der Schwelle fand.

Und eine Hindin, leicht und schlank
Schritt vor die Königin,
Auf ihre Knie flehend sank
Sie an dem Bette hin.

Das edle, feingeformte Haupt
In ihrem Schoß gelehnt
Blickt sie empor so trostberaubt,
Ihr großes Auge thränt.

Edithen ward die Wimper naß:
„Du stumme Creatur!
Wer Dich verstünd' und sagte, was
Für Leid Dir widerfuhr."

Die Hirschkuh ging gemach hindann.
Die fromme Fürstin sprach:
„Wohlauf, der rasche Jägersmann
Geh ihrer Fährte nach."

Zur Stund der rasche Jäger zieht
Im hellen Mondenschein
Durch Busch und Rohr, durch Moor und Ried
Der Flücht'gen hinterdrein.

Und wie er in den Tann sich drängt,
Hat er ihr Leid entdeckt:
Gar kläglich in der Schlinge hängt
Ihr Kälbchen weißgefleckt.

Die Mutter ängstlich es umkreist
Mit zärtlichem Gekos.
Doch wie am Band sie zuckt und reißt,
Sie bringt es nimmer los.

„Nun soll es Dir gesegnet sein,"
Der Jäger fröhlich sagt,
„Daß Du der heiligen Herrin mein
Hast Deine Noth geklagt."

Da löst mit seinem Fänger gut
Die Fessel er geschwind:
Ins Weite eilen wohlgemuth
Die Hindin und ihr Kind.

Und eh' erglomm das Morgenroth
Er vor Edithen stand;
Fürwahr ein gutes Botenbrot
Ward ihm von ihrer Hand:

„Reicht ihm die goldne Spange her!
Er hat es wohlbestellt:
Eine beglückte Mutter mehr
Gibt heut es in der Welt."

*) Erste Gemahlin Ottos des Großen, Tochter des angelsächsischen Königs Edward von England, vom Volke geliebt und geehrt wie eine Heilige, gestorben 947 zu Magdeburg, wo im Dome ihr Grabmal noch gezeigt wird.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von **A. Klasing** in **Bielefeld**, herausgegeben von Dr. **Robert Koenig** in **Leipzig**.

Verlag der **Daheim-Expedition** von **Velhagen & Klasing** in **Bielefeld** und **Berlin**. Druck von **Fischer & Wittig** in **Leipzig**.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

VI. Jahrgang. Ausgegeben am 5. März 1870. Der Jahrgang läuft vom October 1869 bis dahin 1870. 1870 № 23.

Eine Cabinetsintrigue.

Historischer Roman von Georg Hiltl.

(Fortsetzung.)

Morgenbesuch bei Frau von Blaspiel.

Die Wohnung der Frau von Blaspiel an der Königs- und heiligen Geiststraßenecke war sehr geräumig und mit allem für jene Zeit nur denkbaren Comfort ausgestattet. Der Gatte der Frau von Blaspiel, stets einige Monate des Jahres in Regierungsgeschäften nach Cleve beordert, versammelte während seiner Anwesenheit in Berlin eine glänzende Gesellschaft um sich, deshalb waren große Räume nothwendig, die dem Geheimen Rathe erlaubten, jenen glänzenden Kreis möglichst umfangreich zu machen. Während seines Aufenthaltes in Cleve residirte Frau von Blaspiel in diesem kleinen Palaste als Alleinherrscherin, und wenn sie auch nicht einer zahlreichen Gesellschaft ihre Salons öffnete, so fanden sich doch immer die besten Namen der Residenz hier vertreten — wenn die Träger nicht zur Partei des Ministers Grumbkow gehörten.

An Tagen jedoch, wo Frau von Blaspiel keine Gesellschaft empfing und nicht durch den Dienst bei der Königin in Anspruch genommen war, hielt sie sich in den beiden kleinen Gemächern auf, von denen das eine auf die Königs-, das andere auf die heilige Geiststraße ging. Diese kleinen Zimmer waren ganz geeignet, ungestörte Conversation halten zu können, man vermochte von ihren Fenstern aus die heilige Geiststraße und die Königsstraße hinabzuschauen, deshalb wurde es leicht, ungebetene oder unerwünschte Gäste vor ihrem Eintritte in das Haus zu erschauen und sich vor ihnen verläugnen zu lassen.

Wir finden Frau von Blaspiel in einem dieser Zimmer in Gesellschaft eines sehr elegant gekleideten Cavaliers, der sich mit nachlässiger Haltung auf dem weiten Sessel dehnt.

„Verehrte Freundin, Sie haben wirklich ein ganz erstaunliches Glück," mit diesen Worten setzte der elegante Herr seine Unterhaltung fort, „Sie würden unter größeren Verhältnissen, als sie hier in Preußen und am Hofe Friedrich Wilhelms zu finden sind, eine große Rolle in der Diplomatie spielen."

„Liebster Manteuffel," entgegnete Frau von Blaspiel lachend, „Ich bin durchaus ungeschickt zur Palastintrigue, Sie thun mir zu viel Ehre an. Was geschehen ist, geschah nur im Auftrage meiner Gebieterin und — aus Rancune gegen den abscheulichen Grumbkow."

„Ah — voilà," sagte Manteuffel, „da liegt es eben, ma chère. Dieser Haß gegen den Minister ist es, der Sie fähig macht zu handeln, der Ihnen die genialsten Dinge eingibt — der Sie, wunderbar genug, mit Ideen ausstattet, welche einem Flemming Ehre machen würden. Sie haben es trefflich verstanden, den König durchaus gegen den Minister einzunehmen."

„Es ist ein plumpes Compliment, Manteuffel," sagte Frau von Blaspiel, ein wenig schmollend. „Sie scheinen es nur deshalb zu machen, um sich selbst von aller Betheiligung an der Sache frei sprechen zu wollen, Sie wollen sich den Rücken decken und läugnen mir gegenüber jeden Antheil. Das ist nicht recht von einem so langjährigen Freunde gehandelt."

Manteuffel faßte die schöne Hand der Blaspiel und führte sie an seine Lippen.

„Ich renoncire auf jeden Ruhm, diese schwierige Aufgabe allein bewerkstelligt zu haben. Ihre Vermittlung war es, deren wir uns bedienten, den König vor großer Gefahr warnen zu lassen. Ich hätte nicht geglaubt, daß die pure Anzeige, der Hinweis auf eine bevorstehende Gefahr, den König so alteriren würde, daß er, noch ehe ihm etwas Bestimmtes mitgetheilt wurde, schon jetzt argwöhnisch gegen Jedermann ist."

„Der König hat, wie Jablonski mir mittheilte, die verhängnißvollen Berichte sehr aufmerksam gelesen, sie machten, wie ich mich selbst überzeugte, tiefen Eindruck auf ihn."

Manteuffel blickte vor sich nieder. Sein feines Gesicht, welches meist ein Lächeln zeigte, nahm eine besorgte Miene an und er trommelte leicht mit den Fingern auf seinem Knie.

„Der König ist ein braver Herr — ich selbst bin ein geborner Preuße, und wenn man mich auch wegen eines Spottgedichtes einst aus meinem Vaterlande verbannt und genöthigt hat in fremde Dienste zu treten, so hänge ich doch immer noch der alten Heimat an — das

Herrscherhaus hat meine lebhaftesten Sympathieen für sich — der König thut mir leid."

Frau von Blaspiel blickte den Gesandten betroffen an.

„Nun? Sie haben ja dem Könige nur Gutes erwiesen. Sie waren es, der mir auf Flemmings Rath jene Briefe für Jablonski gab, welche ein Fremder, der den König warnen soll, an diesen richtete."

„Alles wahr, beste Freundin. Aber dessenungeachtet bedaure ich den König, weil seinem Gemüthe, seinem inneren Gefühle diese Dinge schrecklich sein müssen. Er wird über gewisse Sachen, welche der Ungar ihm enthüllt, außer sich sein."

„Sie kennen also den Inhalt jener Sendung, welche Clement ausführen soll?" rief die Blaspiel.

„Zum Theil, aber diese Dinge betreffen eben nur das Familienleben des Königs, sie werden ihm nur Gefahren enthüllen, welche seine Person bedrohen — wie es mit dem Staate aussieht — ah, das ist eine andere Sache."

Frau von Blaspiel erhob sich bestürzt.

„Der Staat? Preußen wäre sogar bedroht?" rief sie. „Ah — das ist ja unerhört, da muß man Lärmen schlagen."

„Um Gottes willen!" rief Manteuffel emporschnellend. „Was fällt Ihnen ein? Wollen Sie mich, sich und noch ein paar Dutzend Menschen auf das Schaffot bringen? Dergleichen Dinge müssen sorgfältig geprüft und wohlerwogen werden, aber nicht durch Ziehen der Sturmglocke oder sonstiges Getöse. Oh — diable — diable! — was habe ich gemacht? Es war nur eine Hinweisung — eine Vermuthung. Ich beschwöre Sie, theuerste Freundin, schweigen Sie!"

Er warf sich in scheinbar höchster Aufregung in das Kanapee und drückte den Kopf gegen den Rand eines Gueridons mit solcher Heftigkeit, daß die darauf stehende Schale hin- und herwackelte.

„Christoph, ich bitte Sie um Ruhe," sagte Frau von Blaspiel näher tretend. „Wie können Sie glauben, daß ein Wort über meine Lippen kommen würde? Können Sie denken, daß ich Ihnen, dem Jugendfreund, ein entschlüpftes Wort so schlecht zu bewahren im Stande sei? — nein, nein. Das denken, das glauben Sie nicht."

Manteuffel erholte sich.

„Ich glaube, ich traue Ihnen," sagte er „und fürchte nichts — ja ich bin überzeugt: zu Ihnen, der Freundin Sophie Dorotheas, kann ich ohne Rückhalt sprechen, da mir doch ohnehin ein Wörtchen entschlüpft ist. Es zieht eine Gefahr für Preußen herauf, von welcher der König keine Ahnung hat, oder die ihm doch nicht so bedeutend erscheint, als sie wirklich ist — ich will nicht alles sagen, was mir in meiner Stellung bekannt wurde — ich will nur darauf hinweisen, daß es ein Mittel gegeben hätte, diese Gefahr abzuwenden, daß es vielleicht noch Zeit wäre — — "

„Ein Mittel die Gefahr abzuwenden?" rief Frau von Blaspiel. „O, nennen Sie es. Vielleicht könnte ich — aber nein, das ist thöricht. Wie könnte ich, die unbedeutende Frau den S t a a t retten?"

Manteuffel ergriff den Arm seiner Freundin und schaute ihr in das Gesicht.

„Sie irren sich in Ihrer eignen Person," sagte er. „Sie sind möglicher Weise einflußreicher, als Sie glauben."

„Sie spotten meiner."

„Behüte! Sie werden meine preußenfreundliche Stimmung nicht verkennen, die mir leicht — im besten Falle — ewiges Gefängniß auf dem Königstein eintragen könnte. Mit Rücksicht auf meine Gesinnung beurtheilen Sie diese Entdeckung, welche ich Ihnen mache. Der König hat ein Testament entworfen, welches für den Fall seines Todes, Verfügungen enthält, denen die übrigen deutschen Mächte, an ihrer Spitze der Kaiser, nicht beistimmen werden, wenn jene Verfügungen wirklich so beschaffen sind, wie man in den Kabinetten vermuthet. Man wird in nicht fernliegender Zeit eine energische Frage an den König richten, der Kaiser als Executor des königlichen Testamentes wird Einsicht in jene geheime Klauseln des Testamentes verlangen. Es handelt sich einfach darum, zu wissen: ob die Königin unter Mitwirkung Seiner kaiserlichen Majestät und des Königs von England Majestät zur Regentin für den Fall eines — bei der Rücksichtslosigkeit des Königs für seine Gesundheit leicht möglichen — plötzlichen Todes Friedrich Wilhelms des Ersten, ernannt worden ist. Wenn dies der Fall wäre, so würde sich die Sache ohne Embarras abthun lassen — eine strenge Maßregel wäre nicht nothwendig. Man vermuthet jedoch — wir alle — daß dem nicht so sei, daß vielmehr" Manteuffels Augen bohrten sich an Frau von Blaspiel fest, „der König die Herren von Grumbkow und den Fürsten von Anhalt-Dessau zu Mitregenten, so wie den Markgrafen von Schwedt zum Regentschaftsgenossen der Königin bestimmt habe. Ohne Zweifel würde der König, bei der Hartnäckigkeit seines Charakters nicht eine kleine, nicht die geringste Auskunft geben — dies wäre der Moment ihn zu z w i n g e n, und es würde sich — da man die Testamentsklausel nicht als einen Kriegsfall betrachten könnte — leicht ein anderer Vorwand finden, gegen Preußen die Reichsexekution zu verhängen. Dies ist das Wetter, welches über uns allen hängt."

Frau von Blaspiel vermochte ihrer Erregung nicht Herrin zu werden, die Thränen standen ihr in den Augen, ihre Hände zitterter, und der Athem schien ihr zu versagen.

„Das sind ja entsetzliche Dinge!" rief sie. „Es wird ein Reichskrieg werden — welche Ströme von Blut werden fließen und dies alles um einer so unbedeutenden Sache willen."

„Diese Sache ist nicht unbedeutend," sagte Manteuffel. „Sie ist für Deutschland von höchster Wichtigkeit, — vieles hängt davon ab."

„Und sagten Sie nicht: Ich könne Unheil verhüten? i c h, so klein ich auch bin?"

„Sie können es," erwiderte Manteuffel näher tretend, „Ja Sie. Wir bedürfen nur der Gewißheit, es muß nur durch einen glaubwürdigen Zeugen bestätigt werden, daß Grumbkow, der Fürst und der Markgraf von Schwedt, von der Mitregentschaft ausgeschlossen sind — und die gefahrdrohende Situation ändert sich mit einem Schlage. Wie dann freilich Herr von Grumbkow und seine Partei fahren werden — das muß man abwarten, denn wenn der König einmal vollkommen freie Hand hat, wenn er nicht von der großen Politik in Anspruch genommen wird, dann dürfte er in seinem Hause mit eisernem Besen auskehren und die Ränkeschmiede sollten ihre Strafe schon erleiden — dafür würde der Bericht Clements sorgen, den Flemming ihm dictirte."

„O — das wäre noch eine Gerechtigkeit — es gäbe dann eine Vergeltung!" rief Frau von Blaspiel.

„Also denn, meine Freundin," fiel Manteuffel schnell ein. „An Ihnen liegt es. Wozu noch einen Rückhalt! Sie sind die Vertraute der Königin, Sie waren in Brandenburg am Schmerzenslager des Königs. Sie müssen die Testamentsklausel kennen. Verhüten Sie großes Unheil und beantworten Sie mir eine Frage von hoher Wichtigkeit Sind Grumbkow, der Dessauer und der Markgraf von Schwedt zu Mitregenten in dem Testamente des Königs ernannt?"

Frau von Blaspiel rang mit sich selbst, ihre Schläfen pochten, ihre Hände flogen auf und nieder, sie starrte den Gesandten an, dann faßte sie mit krampfhaftem Griffe den Arm Manteuffels.

„Christoph," sagte sie, „ich wage viel für Sie — wenn ich zur Wortbrüchigen werde, so geschieht es: weil dieser, mein Wortbruch, wie Sie sagen, großes Unheil abwenden kann, der Himmel wird ihn mir verzeihen. Ich täusche das Vertrauen meiner Herrin."

Noch ein mal holte sie schwer Athem, dann dicht zu Manteuffel tretend, flüsterte sie, jedes Wort betonend:

„Grumbkow, der Dessauer und der Markgraf von Schwedt, sind n i c h t zu Mitregenten ernannt. Die Königin ist nach dem Testamente ihres Gatten, im Falle seines Todes Alleinherrscherin in Preußen."

Herr von Manteuffel schlug verstohlen ein Schnippchen mit den Fingern. Er lächelte befriedigt.

„Christoph," sagte Frau von Blaspiel. „Sie werden es nach Gebühr schätzen, was ich für Sie gethan. Gehen Sie sorgsam mit diesem Schatze um, den Sie jetzt aus meinem Hause forttragen. Wüßte ich nicht, daß Sie Unheil verhüten können, ich würde mir ewige Gewissensbisse machen, und mein froher Muth wäre dahin."

Der Gesandte küßte ihr feurig die Hand.

„Ich werde nach bestem Ermessen die Mittheilung nützen. Sie bereiten mir, dem Freunde, den Weg zur höchsten Ehrenstelle, denn derjenige, welcher diese wichtige Botschaft überbringt, darf hohen Lohn beanspruchen. Mein Wort darauf, daß S i e nie compromittirt werden."

Frau von Blaspiel war in der Erregung dieser Scene an das Fenster getreten, welches auf die heilige Geiststraße ging. Sie blickte,

während Manteuffel noch sprach, gedankenvoll hinab, da sah sie plötzlich, wie die Straße belebter ward. Einige Leute blieben stehen und zogen die Hüte ehrfurchtsvoll, andere liefen schnell davon, noch andere standen in Gruppen zusammen. Frau von Blaspiel öffnete das Fenster, um den Grund dieser Veränderung der sonst ruhigen Straße zu erspähen.

„Was gibt es dort?" sagte sie, sich aus den Fenster beugend — gerade als sie den Kopf hinaussteckte, winkte ein Mann in einfacher Uniform von der Straße herauf, ihr seinen Gruß zu und machte dabei Zeichen, welche offenbar sagen wollten: „Ich komme in dieses Haus — zu Dir hinauf."

„Himmel!" rief sie zurücktretend. „Es ist der König. Er kommt zu mir!"

Herr von Manteuffel war nicht minder erschrocken, als die Leute drunten auf der Gasse. Er scheute ein Zusammentreffen mit dem Könige, der jedenfalls den Besuch des Gesandten bei Frau von Blaspiel um diese Zeit des Tages sonderbar gefunden haben würde und überhaupt kein Freund der eleganten Cavaliere, selbst der Gesandten war, die er häufig mit dem Spitznamen „Briefriecher" beehrte. Er ergriff deshalb schnell seinen Hut, als Frau von Blaspiel die Neuigkeit verkündete und sagte heftig:

„Ich eile hinweg. Mit dem Könige treffe ich nicht gern zusammen, aber da Sie mir ein Geheimniß anvertrauten, will auch ich Ihnen eine wichtige Nachricht geben: die kaiserlichen Truppen werden zum Einmarsch in Schlesien vorbereitet. Sie sollen sich mit den Hannöverschen unter dem Kommando des Prinzen Eugen verbinden. Sie werden, fünfzigtausend Mann stark, im Herzogthum Mecklenburg die Reichsexekution vollstrecken."

Frau von Blaspiel versuchte sich an dem nächststehenden Sessel festzuhalten, so gewaltig wirkte diese plötzliche Mittheilung auf die arme Frau.

„Gebrauchen Sie mit aller Vorsicht diese Nachricht, welche der Freund Ihnen gibt — und wahren Sie das Geheimniß meines Namens, wie ich den Ihrigen bewahren werde. Adieu."

Er eilte in das anstoßende Gemach, welches zu den Hinterräumen der großen Wohnung führte, denn schon hörte er in den Nebenzimmern die festen Tritte des Königs, dem der Kammerdiener der Blaspiel vorausging, um den Monarchen bei seiner Herrin anzumelden. Frau von Blaspiel hatte keine Zeit, über das so eben Gehörte nachdenken, denn schon riß der Kammerdiener die Thüre auf und meldete: „Seine Majestät der König!"

Friedrich Wilhelm trat ein.

„Den besten Morgen, liebe Blaspiel," sagte er. „Ich muß doch einmal hier vorsprechen, vorausgesetzt, daß ich nicht störe."

Er reichte ihr seine Hand, welche die Blaspiel zitternd ergriff.

„Majestät sind stets willkommen," sagte sie mit Aufgebot ihrer ganzen Kraft. — —

Dergleichen Besuche des Königs waren durchaus nichts Ungewöhnliches. Er ging häufig in der Stadt spazieren, besichtigte die neuen Stadttheile, sprach mit seinen Unterthanen, ließ sich in Verkaufslokale oder Speicher führen, und es geschah sogar, daß er ohne alle Umstände sich in einem Hause zu Tische lud, wenn er gerade zur Mittagszeit eintrat und auf dem Tische eines seiner Lieblingsgerichte sah. Unter anderen speiste er häufig in der Burgstraße bei der Wirthin Krüger, die ihm Grünkohl und Pökelfleisch besonders nach seinem Geschmacke zubereitete. Den zum Hofe gehörigen Personen machte er ebenfalls in dieser Weise, oft allerdings zu ungelegener Zeit, seine Besuche. — —

Als Frau von Blaspiel sich von ihrem ersten Schreck erholt hatte — was schnell genug geschehen war — schob sie sogleich dem Könige einen Sessel hin.

„Danke, danke," sagte der König, Platz nehmend, „ich will nicht lange aufhalten. Komme nur, um eine kurze Besprechung mit Ihnen zu haben."

„Darf ich mir die Freiheit nehmen, Eurer Majestät eine kleine Collation vorzusetzen? etwa ein gutes Stückchen Braunschweiger Wurst und ein Glas Duckstein?"

Der König lächelte. „Sie kennen meine schwache Seite. Ich sage nicht nein, wenn die Wurst gut ist."

„Majestät machen mich glücklich."

Frau von Blaspiel klingelte. Das Kammermädchen erschien und empfing leise die Befehle für das schnell zu bereitende Frühstück.

„Während Sie mir den Imbiß bereiten lassen, wollen wir eins plaudern," sagte der König. „Sie werden wohl bemerkt haben, daß ich in voriger Woche sehr verstimmt und ärgerlich gewesen bin."

Die Blaspiel ward aufmerksam.

„Ich wüßte nicht, Majestät —" sagte sie.

„Na — na, keine Finten. Ihr kennt mich alle genau und wißt, daß ich gerne lustig bin; wenn ich also die Flügel hängen lasse, dann muß mir was auf dem Leibe liegen und das spintisirt Ihr alle gleich aus."

„Ah — richtig. Jetzt fällt es mir ein. Ja, nach der Tafel im Schlosse — am Empfangstage, als Majestät den Hofprediger gesprochen hatten, waren Sie sehr verstimmt."

„Id est," sagte der König, „da liegt der Hase im Pfeffer. Das ist es. Ich hatte da eine Nachricht erhalten, die mich in Harnisch brachte und die eine Sache betrifft, von welcher ich wohl noch mehr erfahren werde. Anfangs war ich ordentlich misanthrop, aber ich dachte dann: wozu dient das Brummen? ich will abwarten und mir nicht die gute Laune stören lassen. Aber die Leute geben keinen Frieden, alle Tage ist was Neues los in dem Berlin. Nun haben sie seit der Affaire mit dem Postsecretär Fesser den Advokaten Job — Ihren Freund, liebe Blaspiel — auf dem Rohre. Jeden Tag werde ich mit neuen Anträgen bestürmt, dem tollen Kerl das Handwerk zu legen, dann kommt die Wirthschaft aus Halle mit Wolf und Lange zur Sprache — dann sind in der Armee allerlei Geschichten — dann kriege ich über das deutsche Reich was zu hören — genug es ist mir keine Ruhe gegönnt. Ich spazirte heute so durch die Stadt, und unterwegs fiel mir ein: Willst mal die Blaspiel besuchen."

„Das war ein prächtiger Einfall, Majestät."

„Hm — es ist nicht so ganz von ungefähr, daß ich komme. Habe mit ihr was Ernstes zu reden."

Frau von Blaspiel ward unruhig.

„Sie sind ja eine Freundin von dem tollen Advokaten in der Roßstraße."

„Allerdings. Job ist ein braver Mann."

„Na, das ist sein Glück, sonst hätte ich ihn längst bei den Ohren gehabt. Aber auch der Beste hat seine Neider. Da hat man mir gestern wieder hinterbracht, das der Jobus eine Punktirtafel, oder sonst eine dumme Geschichte zusammengestellt haben soll, wonach er einen großen Krieg in Deutschland prophezeiet. Das ist denn doch allzu arg, die Leute machen vor Angst Gesichter, wie zehn Meilen schlechten Wegs, und ich muß denn doch mal zwischen fahren. Nun wollte Dohna, ich sollte sogleich den Job einsperren und ihn verhören lassen, weil seine Geschichten Querelen in der Stadt machen, da kam aber Ilgen, der auch so eine Art von Weissager sein soll, und sprach dagegen, denn er meint, jeder könne sein Steckenpferd reiten. Die andern redeten wieder dagegen und endlich fuhr ich heraus und sagte: Man müßte den Kerl auf die Probe stellen. Wenn er wirklich was Gescheidtes zu sagen weiß, dann bleibe nichts übrig, als ihm das Maul zu verbieten, aber an den Hals kann man ihm nicht gehen. Der Job soll mir mal selbst was enthüllen und, wenn es einigermaßen Hand und Fuß hat, will ich durch die Finger sehen. Habe so viel von dem Kerl gehört, daß ich ordentlich neugierig bin, ihn kennen zu lernen."

Frau von Blaspiel hatte, während der König sprach, ihre Gedanken vollkommen geordnet. Sie rief sich Manteuffels wichtige Nachricht ins Gedächtniß, sie glaubte ein Mittel gefunden zu haben, jene Enthüllung im Interesse des Königs verwerthen zu können, ohne sich und ihren Freund zu compromittiren.

„Ich erlaubte mir schon einmal, den Vorschlag bei Euer Majestät: die Kunst des Advocaten auf die Probe zu stellen," sagte sie, „aber es schien bei Majestät nur ein vorübergehender Wunsch zu sein, deshalb sprach ich nicht weiter davon. Wenn aber Majestät wünschen eine Prüfung anzustellen, so werde ich gern die Vermittlerin sein."

„Getroffen," rief der König, „ich möchte. — — aber halt! da kommt das Frühstück — nachher weiter."

Das Kammermädchen und ein Diener servirten die einfache Collation, und der König begann sogleich tapfer zu essen.

„Schmeckt ganz trefflich," sagte er, von dem schäumenden Biere schlürfend. „Also — wie ich sagte: der Job soll mal mir etwas sagen. Versteht sich — es müßte so gemacht werden, daß niemand davon erfährt, ich will nicht, daß die Leute denken, an solchen Hokus-

pokus glaubte ich etwa — es ist ja doch nur ein Spaß — um den Kerl kennen zu lernen."

Frau von Blaspiel merkte recht wohl, daß der König neugierig und ganz gespannt auf die Bekanntschaft des Advokaten war, und daß es ihm auch recht wohl darum zu thun sein mochte, eine Prophezeihung zu erhalten. Jobs Ruf war bedeutend gestiegen und trotz alles natürlichen Verstandes war der treffliche Monarch dennoch ein Kind seiner Zeit, und wenn er auch die Hexenprocesse abgeschafft hatte, so gab er doch Befehl, einer Müllerstochter auf dem Wedding bei Berlin, welche behauptete vom Teufel besessen zu sein, den bösen Geist durch Fasten und Beten auszutreiben. Im Hintergrunde stand jedoch noch immer der Gedanke beim Könige: Es könne wirklich einer auftauchen, der Gold zu machen verstünde. Dieser Gedanke, der ihm eine ungeheure Hebung seiner Finanzen in Aussicht stellte, hatte ihn auch bedauern lassen, daß der bekannte Böttger, Erfinder des Porzellans, nicht in Berlin gefangen gehalten worden war, weil Böttger in dem Rufe stand: Gold machen zu können. Der Verfolgte entkam und wurde — wie bekannt — auf dem Königsteine gefangen gehalten, wo er zwar nicht Gold, aber das sächsische Porzellan herstellte.

Frau von Blaspiels Gesicht glühte. Sie vermeinte, dem Könige einen großen Dienst leisten zu können, und damit ihr die günstige Gelegenheit nicht entschlüpfe, sagte sie:

„Natürlich ist das Ganze nur ein Spaß, Majestät — Job wird Ihnen gefallen, es ist ein prächtiger Kerl, und damit die Sache noch besonders spaßhaft werde, will ich Eure Majestät zu dem Propheten führen."

„Na, das ist ein Wort zur Güte," rief der König. „Sie werden ihn benachrichtigen, daß ich ihn sprechen will — ihm aber befehlen, das Maul gegen Jedermann zu halten — zu sorgen, daß ich unbemerkt in sein Zimmer kommen kann — von niemandem gesehen werde und mit keiner Ceremonie zu thun habe, die im geringsten unchristlich ist — etwa Teufelskreise oder was die Kerle sonst machen — sonst, wenn dies alles nicht pünktlich gehalten wird, lege ich ihm das Handwerk."

„Majestät werden sicherlich zufrieden sein," sagte Frau von Blaspiel. „O ja — es wird ein sehr interessanter Abend."

Der König fing nun an, in der heitersten Weise zu plaudern. Wie bei allen sanguinischen Naturen, sprang er häufig von einem Extrem in das andere. Als er sich an dem kleinen Frühstücke erlabt, der Frau von Blaspiel noch einmal Vorsicht und Schweigen anempfohlen hatte, verabschiedete er sich, doch nicht, ohne vorher einen Dukaten in die Serviette gebunden zu haben, dies war bei ihm altes Herkommen, und er gab auf solche Weise die Trinkgelder für die Diener, wenn er in einem Hause gespeist hatte.

Der Herr von Manteuffel, welcher in der breiten Straße wohnte, war glücklich durch die Hinterzimmer und über die Hoftreppe auf die Straße gelangt, ohne von dem Könige bemerkt zu werden. Er ging, ohne den Hauswart seines Hotels zu grüßen, die Treppe hinan, warf seinem Kammerdiener den Mantel zu und trat in sein Arbeitszimmer, wo der Secretär ihn bereits erwartete.

„Herr Baron von Sonken waren so eben hier," meldete der Secretär, „und haben es innig bedauert, Euer Gnaden nicht zu treffen."

„So — so!" sagte Manteuffel ein wenig zerstreut. „Sonst keine Nachrichten — keine Depeschen?"

„Doch. Hier eine Depesche von Dresden."

Manteuffel nahm den Brief und öffnete ihn. Er winkte dem Secretär abzutreten, dann zog er aus einem Kasten seines Pultes einen Chifferuschlüssel, denn die so eben erhaltene Depesche war in Chiffern geschrieben. Sie lautete:

„Der Minister von Flemming hat die Ehre, Euer Gnaden zu avertiren, daß die Kabinette, bevor ein Rescript an den König von Preußen ergehen wird, noch den Verlauf einer Unterhandlung abwarten wollen, welche Baron Görz mit dem Czaren eröffnet. Es werden Euer Gnaden daher Ihre gethanen Schritte danach einrichten, damit keine Uebereilung dem Gang der Affaire schade. Die Euer Gnaden bekannte, bereits im Gange befindliche „affaire secrète" den Herrn 101 betreffend, geht ohne Störung weiter. Gezeichnet: von Flemming."

Nummer 101 bedeutete in der Schrift den Herrn von Grumbkow. Manteuffel schob die Depesche in den Kasten.

„Ça va!" sagte er halblaut. „Es wird gut gemischt dieses Spiel und ich sehe mich schon wieder in Preußen, statt des Herrn von Grumbkow, der fallen muß — die Sache komme, wie sie wolle. Fällt die Reichsexekution günstig aus — so dictirt der Kaiser dem Könige die Bedingungen. Fällt sie ungünstig aus, so stürzt die Familienintrigue wegen des Testamentes den Minister, und ich kann mich auf das Zeugniß der Blaspiel berufen, daß ich als Freund des Königs die ersten Warnungen zukommen ließ; Flemming hat gut projectirt — sehr gut. Die geheimnißvolle Person jenes Element wird wirken, er entdeckt dem Könige die Intriguen, welche dicht um seine Person spielen; sehr gut, und indes gehen die großen Vorbereitungen ganz ungestört weiter, bis die Falle zuschlägt."

Er stand auf.

„Wenn die Blaspiel nur nicht zu frühzeitig plaudert — aber nein. Sie liefe Gefahr, denn der König ginge sofort mit dem Donnerwetter heraus. Daß die Unterhandlungen sich in die Länge ziehen, ist gut, ich kann dann noch warten und sondiren, wie Herr von Grumbkow sich in der Sache benimmt. Zeigt er sich dem Interesse der Mächte nicht ganz geneigt, dann entdecke ich ihm, wie er im Testamente von allem ausgeschlossen ist — und das muß ihn uns zum gehorsamen Verbündeten machen. Unterdessen hat Element dem Könige Enthüllungen gemacht, die dazu dienen, Herrn von Grumbkow vollkommen zu ruiniren. — Ich werde freilich auf die Blaspiel allen Verdacht laden, die Testamentsgeschichte ausgeplaudert zu haben — bah — was thut das? — wenn so große Dinge gethan werden sollen, kommt es auf eine Hofdame oder Hofmeisterin mehr oder weniger nicht an. Und was werden sie ihr anhaben können? Nichts! Sie kann ja beschwören, daß sie ohne alles Wissen das Werkzeug gewesen ist, dessen wir uns bei dieser wichtigen politischen Arbeit bedienten."

Nach diesem diplomatischen Selbstgespräche warf Herr von Manteuffel sich in den nächststehenden Lehnsessel und begann eine Nummer des „Mercure galant" zu lesen.

(Fortsetzung folgt.)

Im Grünen.

Gedicht von Julius Sturm.

Sonnig heller Frühlingstag,
Lerchenlied und Finkenschlag,
Junge Gänslein, junges Grün,
Veilchen, die im Grase blühn,

Rosig frische Kinderschar,
Aeuglein, wie die Sonne klar,
Füßlein ohne Strümpf und Schuh
Und der Flöte Klang dazu:

Herz, vergiß nun Leid und Qual,
Und der Blume gleich im Thal
Oeffne dich der Sonne weit,
Bis in dir es lenzt und mait.



Im Grünen.

Nach einer Aquarelle von Ludwig Richter.

Unter den Baschi-Bozuks.

Von **Julius von Wickede.**

Die Strapazen der Reise und nun gar eines Winterfeldzuges, erscheinen in der Erinnerung ungleich angenehmer, als sie dies in der Wirklichkeit sind; dies ist eine alte Erfahrung, die ich auch in meinem vielbewegten Reise- und Kriegsleben an mir selbst nur zu oft erprobt habe. Besonders wenn ich an den Winter von 1853—54, den ich, um militärische Studien zu machen, größtentheils inmitten der türkischen Armee des Omer Pascha im Balkangebirge und an den Ufern der Donau verleben mußte, zurückdenke, bin ich aufs neue so recht von dieser Wahrheit durchdrungen. Zwar fehlte es mir und meinem treuen Begleiter, dem Capitän Bonnier vom französischen Geniecorps (die mexikanische Erde birgt leider den wackeren, der bei Puebla mit dem Säbel in der Faust den Soldatentod fand) nicht an Geld, und die Bequemlichkeiten, die wir uns mit Hülfe von Piastern zu verschaffen vermochten, genossen wir reichlich, aber nur zu häufig war dies ein noch gar äußerst bescheidenes Maß. Tagelang schwangen wir uns mit grauendem Morgen in die Sättel unserer kleinen bulgarischen Klepper, dieser kleinen mageren zottigen, aber unermüdlich ausdauernden Thiere, ritten den lieben langen Tag Berg auf, Berg ab und wieder Berg auf und Berg ab, auf steilen, steinigen, wirklich oft halsbrechenden Gebirgspfaden, der Kreuz und Quer im Balkangebirge umher, jeglichem Ungestüm der Witterung dabei preisgegeben. Kamen wir endlich oft mit sinkender Nacht, halb erfroren, ermüdet, verhungert und wirklich bis auf das äußerste erschöpft, an dem Ort an, der zur Nachtstation bestimmt war, so ging nach kurzer Rast unsere Mühe und Plage, wenn auch in veränderter Gestalt, erst recht von neuem an. Kaum hatten unsere Führer und Diener, an denen wir keinen Mangel besaßen, eine bulgarische Hütte oder einen Schuppen, einen Ziegenstall, von allen seinen Bewohnern gesäubert (Myriaden von Flöhen, Wanzen und Ungeziefer aller Art, trotzten natürlich ihren Austreibungsbemühungen und blieben als rächende und peinigende Insassen bei uns zurück), den gröbsten Unrath bei Seite geschafft, ein Feuer zum Trocknen und Erwärmen angezündet und das Abendessen, wobei Knaphans nur zu oft Küchenmeister sein mußte, bereitet und uns Hungerigen in den Feldkesseln vorgesetzt, so mußte nothgedrungen unser Arbeitsbureau etablirt werden. Eine alte Bretterkiste oder eine Bank, oder sonst irgend etwas Erhöhtes diente als Schreib- und Zeichentisch, Lichter in einer Laterne, die wir sorglich stets mit uns führten, damit der Zugwind sie nicht auslöschte, bildeten die Beleuchtung, und auf niederen Schemeln sitzend, oder hockend, knieend, mußte dann Capitän Bonnier oft noch stundenlang Pläne zeichnen, während ich Feder und Dintenfaß aus der Reiseschreibmappe zog, um statistische Berichte über die türkische Armee, ihre Organisation und Verpflegung niederzuschreiben. Aber ach! kaum waren unsre mühevollen Arbeiten vollendet, so brach gewöhnlich irgend ein Unheil über dieselben herein. Mit Schrecken erinnere ich mich noch der hungrigen Ziege, die ihre Gefräßigkeit so weit trieb, meine trockene Rechnerei und Schreiberei für saftiges Gras anzusehen, und Capitän Bonnier ließ noch später manchen kräftigen Soldatenfluch hören, wenn er daran dachte, wie der Regen, der durch das Dach unserer erbärmlichen Hütte drang, einen eben vollendeten sauber gezeichneten Plan mit all seinen Bergen und Thälern in eine einzige Wüste umgestaltete.

Vergingen aber auch mitunter ganze Wochen in fast unausgesetzter Arbeit und Anstrengung, so fehlte es als Würze mitunter doch nicht an lustigen Abenteuern und erheiternden Scenen. So ist mir denn noch eine ganz eigenthümlich verbrachte Bivouaknacht in lebhafter Erinnerung, und so gut ich vermag, will ich versuchen, eine Schilderung derselben wieder zu geben.

Wir hatten mit unserer Eskorte, die aus 30 Mann von einem rumelischen Redifbataillon (Landwehr) unter dem Befehl des Colassi (Majors) Achmet bestand, schon seit mehreren Tagen ein Bivouak unweit der Quelle des Flusses Isker bezogen, in einer breiten Thalschlucht, die den Theil des Gebirges, der den Namen Etropol-Balkan hat, von dem sogenannten Kodscha-Balkan scheidet, nicht allzuweit von dem kleinen Städtchen Isladi. Da mein Freund Bonnier mindestens 6—8 Tage hier zu thun hatte — denn er sollte sein technisches Urtheil über die Anlage von Verschanzungen, die in der Umgegend errichtet werden sollten, abgeben — und auch mir eine kleine Rast sehr erwünscht war, so richteten wir uns, so gut es gehen wollte, hier ein. Die lose aus Felssteinen erbaute Hütte eines bulgarischen Hirten war für uns zum Hauptquartier bestimmt worden. Zwar wollte unser Colassi den armen Bulgaren ohne weiteres sammt seiner ganzen Familie aus dem Hause vertreiben, allein unser Humanitätsgefühl hatte sich doch noch nicht an diese Art der gewaltsamen Expropriation genug gewöhnt. Zum großen Erstaunen des alten weißbärtigen Colassi, der uns ob dieser unerhörten Verschwendung wirklich für halb verrückt zu halten schien, und der nicht geringeren Freude des Bulgaren, der solche Großmuth kaum zu kennen schien, gaben wir ihm eine Hand voll Piaster als Miethe für sein Eigenthum. Uns Hände und Stiefeln in höchster Dankbarkeit küssend, zog der arme Kerl mit Weib und Kindern zu den Schafen und Ziegen erfreut ab, um sich während unserer Anwesenheit bei einem benachbarten Hirten einzuquartieren. Nun mußten unsere Diener, mein scharkischer Halbgrieche Aleppo an der Spitze, zuerst eine gründliche Reinigung der Hütte vornehmen und sie besonders mehrere Stunden lang ausräuchern um wenigstens einigermaßen das zahllose Ungeziefer auszurotten. Frische Streu von Kukurutzblättern gab uns dann ein prächtiges, lang entbehrtes Lager, zwei alte Holztische, einige Bänke und Schemel, bildeten ein Mobiliar, wie wir es gar nicht besser wünschen konnten, und die ausgespannten Blasen, die statt des Glases die Fensterscheiben bildeten, ließen so viel Licht ein, daß wir bei geöffneter Thür wenigstens einigermaßen unsere Arbeiten verrichten konnten. So gut hatten wir es lange nicht gehabt.

Unsere Eskorte mit dem Colassi an der Spitze, hatte sich inzwischen in dem leeren Ziegen- und Schafstall, in dem auch unsere Pferde standen, etablirt. Die Leute rauchten, tranken Kaffee, aßen Reisbrei und hielten ihr „Käff“ (ruhiges träumerisches Sitzen), und damit mag sich ein echter Türke, wenn er es haben kann, unausgesetzt ganze Monate lang auf das beste unterhalten, ohne nur das mindeste Bedürfniß nach irgend einer Abwechslung zu empfinden. So war denn für uns alle auf das prächtigste gesorgt; den alten Colassi Achmet, der in seiner Jugend noch als Unterofficier bei den Janitscharen in Constantinopel gedient hatte, luden wir einigemal zu Tisch ein. Da er sich aber bei uns unbehaglich fühlte, und nach alter Sitte, lieber mit den bloßen Fingern als mit Messer und Gabel speiste, so unterblieben diese Einladungen bald. Als Ersatz dafür erhielt er jeden Abend von uns eine halbe Flasche Raki zum Geschenk, worin er sich dann stets einen gehörigen Rausch trank, was ihn aber nicht hinderte, alle Nächte unsere beiden Wachtposten zu revidiren, und die Kerle sogleich eigenhändig gehörig durchzuprügeln, wenn er sie schlafend fand; wie denn überhaupt mehr oder minder heftiges Prügeln nach seinem Begriff die einzig angemessene Strafe für alle möglichen Vergehen bildete.

Unser Stillleben, was schon fünf Tage gedauert hatte, wobei unsere beiderseitigen Arbeiten bedeutend fortgeschritten, wurde eines Abends ganz plötzlich auf eine recht lärmende Weise unterbrochen. In vollem Galopp kam ein halbes Dutzend Baschi-Bozuks den steilen Bergabhang, der in unser Thal führte, herabgesprengt. Es waren wildaussehende, von oben bis unten mit Pistolen, Säbeln, Jatagans und langen Gewehren behangene Gestalten. Eine lange, einst weiß gewesene, jetzt aber schon längst in allen möglichen Schattirungen spielende Fustanella verhüllte die übrigen Fetzen, aus denen ihre Kleidung bestand. Ohne Umstände saß der älteste dieser wilden Bande ab, und erklärte unserem Colassi, um dessen militärischen Rang er sich weiter nicht viel zu bekümmern schien, sie wären die Quartiermacher für einen ganzen Haufen Arnauten, die heute Nacht hier ihr Bivouak aufschlagen wollten. Unsere Hütte sei die beste Wohnung für ihren Aga, und wir sollten solche sogleich für denselben ausräumen. Nicht ohne Kopfschütteln erschien der alte Achmet in Begleitung Aleppos, der bei allen unseren Unterhaltungen stets den Dolmetscher abgeben mußte, um uns diesen seltsamen Antrag mitzutheilen. Ein lautes Gelächter von unserer Seite war die einzige Antwort, die er erhielt, und beschämt zog er wieder ab. Zwei der Baschi-Bozuks, wahrhaft riesengroße Arnauten, erschienen jetzt ohne weiteres und ohne uns

zu grüßen an unserer Thüre, und einer von ihnen murmelte verschiedene Schimpfworte und Drohungen, unter denen ich nur das so häufig gehörte Maschallachs Dschaurs (verfluchte Christenhunde) verstand, in seinen langen Bart. Große Geduld gehörte gerade nicht zu den Tugenden meines guten Capitäns Bonnier, Jähzorn aber war ein entschiedener Fehler von ihm. Wie der Blitz, war er jetzt bei diesem Eindringen der Arnauten in unsere Behausung aufgesprungen, und eine kräftige Ohrfeige, begleitet von einem „maudit coquin“ brannte in dem Gesicht des Arnauten. So herzhaft war der Schlag gewesen, daß der Kerl förmlich einige Schritte davon zurücktaumelte. Mit einem wilden Fluch riß aber nun sein Gefährte eine lange Pistole aus dem Gürtel und feuerte sie auf den Capitän ab. Glücklicherweise stand ich in der Nähe, und schlug im Augenblick des Abfeuerns den Arnauten mit einer dicken Peitsche, die ich in der Hand hielt, so über den Arm, daß dieser niedersank und die Kugel dicht vor den Füßen Bonniers in den Erdboden knallte. Mit der Behendigkeit eines Gymnastikers warf nun Antoine, dieser kleine, nervigte Franzose, ein echter Gamin de Paris, der mit einer Schüssel voll heißer Hammelschnitte so eben bei uns eintrat, diese dem anderen Arnauten, der jetzt ebenfalls sein Pistol ziehen wollte, an den Kopf, sodaß er förmlich davon geblendet wurde, sprang ihm dann wie eine Katze an den Hals und warf ihn mit einem sehr geschickten Griff, wie solche die Pariser Gassenjungen bei ihren häufigen Faustkämpfen gebrauchen, zu Boden, daß er dröhnend hinstürzte. Es sah wirklich komisch aus, wie dieser kleine, winzige Franzose mit seiner weißen Küchenschürze, sein Bonnet de Polia keck auf das eine Ohr gesetzt, den an 6 Fuß hohen, baumstarken, in Wehr und Waffen starrenden Arnauten leicht besiegte, und nun dem Liegenden, bevor dieser noch recht zur Besinnung gekommen war, die Hände fest schnürte, bei welchem Geschäft ein buntes Gemisch von Flüchen, Pariser Gassenredensarten und wieder Scherz- und Siegesworten unaufhörlich über seinen Lippen quoll. Capitän Bonnier und ich hatten uns inzwischen des anderen Kerles, den seine erhaltene Ohrfeige noch immer ganz „dusig“ gemacht, bemächtigt und ihn ebenfalls gebunden, ohne daß er den mindesten Widerstand dagegen leistete. Mit gewohnter Feigheit hatte Aleppo sich sogleich geflüchtet, als er sah, daß vielleicht Gefahr vorhanden sein könne, wofür Antoine ihn später mit ein paar tüchtigen, wohlverdienten Ohrfeigen belohnte. So waren wir denn mit ziemlich leichter Mühe Sieger geblieben. Auf den Knall des Pistolenschusses kam nun auch unser Colassi Achmet ganz erschrocken in unser Gemach gestürzt, zugleich aber sahen wir auch, daß die anderen vier Arnauten von ihren Rossen abspringen und auf unsere Behausung eindringen wollten. Mit ernsten Worten verwiesen wir dem dicken, schon sehr altersschwach gewordenen Colassi seine Unaufmerksamkeit, daß er die Arnauten habe bei uns eindringen lassen, drohten mit einer Anzeige bei Omer Pascha, der ihm bei strengster Strafe befohlen hatte, auf das beste für uns zu sorgen, und ordneten an, daß er seine gesammte Mannschaft sogleich unter die Waffen rufen und vor unserer Hütte aufstellen lasse. Wie ein armer Sünder flehte der Colassi, wir möchten doch keine Anzeige bei dem strengen, so sehr gefürchteten Omer Pascha machen, und befolgte alle unsere Anordnungen nun so schnell, daß die andern Arnauten davor erschreckt, wieder auf ihre Pferde sprangen und in der Entfernung von 4—500 Schritte Halt machten. Nun mußte zuerst die Bestrafung der beiden Kerle, die so frech bei uns eingedrungen waren, erfolgen; das erforderte unser verletztes Ansehen, und der Colassi, um uns ja seinen Diensteifer zu bezeigen, that sein möglichstes hierbei. Die beiden Missethäter wurden an eine Platane, die vor unserer Hütte stand, gebunden und ein stämmiger On-Baschi (Unterofficier) der rumelischen Redifs mußte jedem von ihnen an 60—70 Hiebe aufzählen, was er auch mit sichtbarem Vergnügen ausführte.

Obgleich die Schläge sehr stark waren, ertrugen beide sie doch mit echt orientalischem Stoicismus, ohne auch nur einen Laut des Schmerzes von sich zu geben. Nach beendeter Execution ließen wir die Kerle laufen, sie begaben sich zu ihren Kameraden, schwangen dort drohend ihre langen Flinten gegen uns, setzten sich auf ihre Rosse, und bald sprengten alle davon.

Schon glaubten wir unsere ungebetenen Gäste auf so leichte Weise losgeworden zu sein, und machten unsere spöttischen Bemerkungen über dies ganze kleine Abenteuer, sollten aber bald belehrt werden, daß die eigentliche Gefahr jetzt erst für uns beginne.

Kaum eine Stunde mochte vergangen sein, und wir hatten eben unser Diner beendet, als Aleppo mit ängstlicher Geberde hereingestürzt kam und meldete, daß die Baschi-Bozuks jetzt in hellen Haufen ankämen. Wir eilten vor die Thüre und richtig, dem war so. Wohlan! Zwei hundert berittene Arnauten und eine gleiche Zahl von Fußgängern kam jetzt von zwei Seiten in das Thal gezogen. Es war eine wilde Bande, die da einzog. Die untergehende Sonne blitzte auf den langen Gewehrläufen und den Klingen der entblößten Schwerter, die manche Reiter in der Hand trugen, die Fustanellen, die langen, weißen oder braunen Burnusse und die Kopfbinden, die um die rothen Feß geschlungen waren, erschienen in der Ferne im Sonnenglanz ganz malerisch.

Daß von diesen Kerlen nichts Gutes zu erwarten sei, erkannten wir alle, und unser Colassi mußte sogleich seine Mannschaft sammeln und vor unserer Wohnung aufstellen. Die Redifs, meist lauter schwächliche oder ältere Leute, die man zur Einstellung in die Linie nicht hatte für tauglich befunden, mußten frisches Pulver auf die Pfannen ihrer alten Steinschloßgewehre, von denen die Hälfte übrigens bei jedem Schusse stets versagte, schütten, und ihr Colassi, dem wir nochmals den strengen Befehl Omer Paschas, uns unter allen Umständen den sichersten Schutz zu gewähren, in das Gedächtniß zurückführten, versicherte uns, daß wir auf ihre Hingebung zählen dürften, wenn die Arnauten wirklich Böses gegen uns beabsichtigen sollten.

Auf 3—400 Schritt Entfernung machten jetzt die Haufen, bei denen keine höheren Officiere zu sein schienen, Halt. Einen wirklichen Angriff auf uns bei Tageshelle zu unternehmen, schienen die Kerle nicht recht zu wagen; doch vergnügten sich manche von ihnen damit, mit ihren langen Flinten Schüsse in das dünne Holzdach unserer Hütte abzufeuern, daß die Kugeln lange Splitter abrissen. Der Capitän Bonnier in seinem feurigen Ungestüm wollte zwar diese Aufforderung dadurch erwidern, daß er seine Jagdbüchse auf die vordersten der Bande abfeuerte, ward aber von mir noch rechtzeitig an dieser Unbesonnenheit verhindert. Komisch war jetzt das Benehmen unserer beiden Diener. Antoine war jetzt ganz der französische Soldat, spie Feuer und Flammen, hatte sich mit allen möglichen Waffen, deren er habhaft werden konnte, ausgerüstet und wiederholte unter allen möglichen Fanfaronaden, er allein wolle es schon mit einem Dutzend dieser verfluchten Kerle aufnehmen, und „la gloire et l'honneur de l'armée française“ erfordere, daß wir als Sieger aus diesem Kampfe hervorgingen, während Aleppo, der feige Bastard eines Griechen und einer Walachin, vor Furcht und Angst mit den Zähnen klapperte, und sich am liebsten in ein Mäuslein verwandelt hätte, um in das nächste Mauseloch zu kriechen. Daß ich selbst übrigens unsere Situation im höchsten Grade unbehaglich fand, will ich gar nicht läugnen. Es war wahrscheinlich, daß sich der Fanatismus und der wüthende Christenhaß dieser zuchtlosen Arnautenbande, die schon viel Unfug angestiftet hatte, immer mehr erhitzte, und sie nur die Dunkelheit der Nacht abwarteten, um unter deren Schutz einen Angriff gegen uns zu unternehmen. In diesem Fall hätte es leicht gar schlimm für uns ausfallen können, denn ganz abgesehen von unserer Minderzahl, hegte ich zu der Kampftüchtigkeit unserer Redifeskorte gerade kein sonderliches Vertrauen.

Schon fing die Dämmerung immer dunkler sich über das Thal zu legen, und mit ihr schien die Frechheit der Arnauten zu steigen, denn immer häufiger flogen die Kugeln in und über unser Dach, als uns plötzlich eine ganz unerwartete Hilfe ward.

In schnellstem Galopp der Rosse kam ein neuer Reitertrupp den Bergweg, der von Sophia in das Thal führte, herabgesprengt. Voll Besorgniß, es könnten dies noch neue Zuzügler der Arnauten sein, richtete ich mein Fernglas auf diese Ankömmlinge und erkannte in den vordersten Reitern sogleich die Uniform der türkischen Husaren. Nun waren wir sicher, denn reguläres Militär schützte uns unter allen Umständen. Scheu wichen unsere Feinde bei dem Erscheinen dieser Husaren zurück; ihr Schießen hörte sofort auf, und sie schienen gerne sich entfernen zu wollen.

Auf prächtigem Rapphengst echt arabischer Rasse, sprengte Ismael-Pascha, der einen Theil der türkischen regulären Reiterei kommandirte, und sich im Herbst 1853 bei Cetate und Oltenitza an der Donau so sehr ausgezeichnet hatte, auf unsere Hütte zu. Capitän Bonnier kannte diesen Pascha, der einer der tüchtigsten Heeresführer im Lager des Omer Pascha war, persönlich, und eilte ihm sogleich

entgegen, indem er auch mich vorstellte. Aleppo, der plötzlich wie umgewandelt war und nun alle Furcht verloren hatte, mußte den Dolmetscher bei unserer Unterhaltung machen, da der Pascha nur türkisch sprach. Wir erzählten ihm den ganzen Vorfall, und er versprach die strengste Ahndung. Von den 40—50 Husaren seiner Eskorte gefolgt, sprengte er sofort auf die Arnauten zu, die sich schen in einem Haufen zurückdrängten. Er hielt ihnen eine Rede, die wir zwar nicht verstanden, deren Inhalt aber nach seinen Geberden ein sehr drohender gewesen sein muß. Die Kerle mußten nun einen Kreis bilden und 8—10 von ihnen, die hauptsächlich auf unser Dach geschossen hatten, selbst bezeichnen. Die Uebelthäter erhielten alsbald eine gehörige Bastonade, und zwar mußten ihre eigenen Kameraden solche ihnen aufzählen, und diese hieben denn auch zu, als wäre es bloßes Holz und kein menschlicher Körpertheil, auf dem ihre Streiche fielen. Zwei der Hauptschuldigen wurden alsdann auf des Paschas Befehl mit dem einen Ohrläppchen an einen Baumstamm genagelt und mußten in dieser schmerzlichen Stellung die ganze Nacht zubringen, bis dann am nächsten Morgen der Nagel mit einer Kneipzange von dem Hufschmied der Husaren, der diese ganze Execution besorgte, wieder ausgezogen wurde. Nur solche eiserne Strenge, wobei die harte Strafe der That folgt, vermag derartige Baschi-Bozuks wenigstens einigermaßen zu bändigen. Der Pascha erzählte uns übrigens, daß ein Arnaut, der gefürchtet hatte, daß die Bande uns ermorden und dann alle später eine harte Strafe treffen werde, eiligst in sein Quartier, was zwei Meilen entfernt war, gesprengt sei, und ihm die Meldung von dem Vorfall gemacht habe, worauf er denn sogleich zu Roß gestiegen, um uns zur Hilfe zu eilen. Wir konnten dem echt ritterlichen Ismael-Pascha für seine rasche Hilfe nur sehr dankbar sein.

Da die Nacht inzwischen völlig angebrochen war, so beschloß der Pascha bei uns zu bleiben. Seine Husaren, unter denen sich einzelne Polen, Ungarn und russische Deserteure, sämmtlich übrigens Renegaten, dann mehrere Tscherkessen befanden, schlugen ihr Bivouak unweit unserer Hütte auf. Wir schenkten ihnen drei Hammel, die bald am Bratspieß über den mächtig flammenden Bivouakfeuern brieten und einige Krüge Raki, die mit Jubel geleert wurden. Auch die Arnauten hatten 6—800 Schritte entfernt ihre Bivouaksfeuer angezündet und beieten sich einige magere Ziegen, die sie wahrscheinlich nach gewohnter Art einem armen Hirten mit Gewalt geraubt hatten. Der Pascha selbst mit seinem Adjutanten, einem wunderschönen Tscherkessen, wirklich das Ideal einer ritterlichen Männerschönheit im Panzerhemd und Helm von feinem Silberdraht geflochten, theilte unsere Behausung; dem hohen Gast zu Ehren, hatte Antoine sein Möglichstes geleistet, um in aller Eile ein Abendmahl nach orientalischem Geschmack herzustellen. Wir hatten ein Hammelragout, der so sehr nach wildem Knoblauch schmeckte und roch, daß mir allein vom Geruch davon fast übel wurde, unseren beiden Gästen aber trefflich zu munden schien, und einen süßen Reisbrei, der in Hammelfett förmlich schwamm und nicht minderen Beifall zu finden schien. Auch den süßen Punsch, den der Capitän braute, und dem Pascha reichlich einschenkte, indem er ihm versicherte, es sei kein Wein und von Mohammed den Gläubigen erlaubt, wurde gehörig zugesprochen. Leider war unsere Unterhaltung aber sehr stockend, da sie nur mit Hilfe Aleppos als Dolmetscher geführt werden konnte. Noch am späten Abend beschloß der Pascha, einen Besuch bei den Arnauten zu machen und forderte uns auf, ihn dabei zu begleiten, während er außer seinem Adjutanten absichtlich keine andere Begleitung mitnahm, um den Kerlen zu zeigen, daß er nicht die mindeste Furcht vor ihnen hege. Mit grimmigem verbissenen Trotz empfingen uns die Arnauten, gar finstere Blicke warfen sie besonders uns tödtlich gehaßten Christenhunden zu, und es hatte wirklich etwas Unheimliches durch die Reihen dieser wilden Gesellen zu schreiten, auf deren verbrannte, scharf markirte Gesichter, mit den funkelnden dunklen Augen und den lang herunterhängenden Schnauzbärten, die grellrothe Flamme der Wachtfeuer gar scharfe Schlaglichter warf. Die Furcht, die alle vor dem strengen Ismael-Pascha hegten, war aber so groß, daß wir auch nicht die mindeste persönliche Beleidigung erfuhren, ja selbst das beliebte Dschaur (Christenhund) unser Ohr nicht einmal traf.

Nach einem halbstündigen Besuch verließen wir das Bivouak der Arnauten wieder und begaben uns in unsere Hütte, wo der Pascha als strenger Muhammedaner jetzt die vorgeschriebene Ceremonie des Abendgebetes verrichtete. Ein Lager von Kukurutzblättern, darüber mehrere wollene Decken gebreitet, war für den Pascha und seinen Adjutanten, ein gleiches in einer anderen Ecke der Hütte, für Capitän Bonnier und mich, und bald schliefen wir alle vier den süßen Schlaf der Ermüdung bis zum lichten Morgen, worauf unsere beiden türkischen Gäste wieder mehrere religiöse Ceremonien verrichteten, bevor sie das Frühstück mit uns theilten. Hoch auf seinem Rapphengst sitzend, den er sich, wie er uns erzählte, persönlich von Mekka mitgebracht hatte, ließ Ismael-Pascha nur noch die fortmarschirenden Arnauten an sich vorüberziehen, wobei er ihrem Aga noch manche Vorwürfe zu machen schien, dann reichte er uns noch wohlwollend die Hand vom Sattel und sprengte, von seinen Husaren gefolgt, ebenfalls fort. Die frühere Stille trat wieder in unserem Thale ein, die Redifs schliefen, der dicke Colassi Achmet rauchte, und Capitän Bonnier und ich zeichneten und schrieben sonst den ganzen Tag, da wir gern mit unseren Arbeiten sobald als möglich fertig sein wollten, um am anderen Morgen gen Schumla aufzubrechen, was denn auch ohne weitere Abenteuer geschah.

Die Ernährung von Paris.

Alle Journale und Schriften, welche die Ernährung von Paris besprechen, sind einig in der Klage, daß das materielle Leben von Jahr zu Jahr theurer werde. Die Vergangenheit von Paris berichtet uns, wie oft die Stadt Elend und Hungersnoth zu ertragen hatte, und noch heute kommt es vor, daß in dem luxuriösen Seine-Babel von Palästen ohne Zahl, voll Glanz und Ueberfluß, tausende von Menschen hungrig ins Bett gehen.

Heinrich IV nahm es in sein Regierungsprogramm auf, daß jeder Arbeiter Sonntags sein Huhn im Topfe haben müsse, aber die schöne Idee scheint weit hinter ihrer Realisirung zurückgeblieben zu sein, denn ein amtlicher Bericht jener Zeit besagt: „Wir haben Bauern gesehen, vor den Pflug gespannt, wie das Hornvieh, die Erde bearbeitend und von Wurzeln lebend."

Unter den folgenden Regierungen wurde es eher schlechter als besser. Die ersten, welche es wagten, für das arme Volk zu sprechen, waren Bois Guibert und Vauban; sie schlugen Steuergleichheit vor, wurden aber hart für ihre Reformpläne gestraft. Auch Turgot wurde noch nicht verstanden. Die Folgen zeigten sich in den Octobertagen 1789. Als der Dauphin in die Oper ging, wurde er von verhungerten Volkshaufen umringt; er konnte sich nur retten, indem er Geld unter die Menge warf. Und die Frauen der Halle zogen nach Versailles, um dem König ihre sterbenden Kinder zu zeigen, die nichts zu essen hatten.

Getreide und Fleisch waren in jener Zeit durch die übertriebenen Steuern dermaßen theuer, daß es nur wohlhabende Leute kaufen konnten. Die katholische Kirche wußte ein Auskunftsmittel, indem sie 166 Tage festsetzte, an denen die Gläubigen sich des Fleisches zu enthalten hätten. Nun hob sich der Fischhandel, aber bald wurden auch die Fische so theuer, daß sie nur einen schwachen Theil der Ernährung des Volkes ausmachten.

Was Turgot gewollt hatte, darauf kam man unter der Republik zurück; namentlich bestimmte ein Gesetz vom 21. Prairial des Jahres V die freie Circulation des Getreides.

Auch unter dem gegenwärtigen Regime ist der Getreidehandel durchaus frei; Export und Import sind keinem Hinderniß unterworfen. Die Präfecten sind gehalten, an das Ackerbauministerium jährlich fünf Berichte über den Zustand der Cultur der Lebensmittel in ihrem Departement zu senden; den ersten Bericht in dem Augenblicke, wo das Getreide aus der Erde herauskommt, den zweiten während der Blüte, den dritten zur Zeit der Ernte, den vierten nach der Ernte, den fünften nach dem Dreschen. Diese Einrichtung ist sehr gut; leider sind die Thatsachen, welche die officiellen Berichte enthalten, interessirten Handelsleuten früher bekannt als dem Ministerium. Die Regierung prüft die Berichte, und wenn sie voraussieht, daß die Ernte schlecht sein wird, so trifft sie Vorkehrungen, der Arbeiterklasse zu Hilfe zu kommen. Anstatt Getreide aufzukaufen, wie man früher

that, vermehrt sie die für die öffentlichen Arbeiten ausgesetzte Summe, beruft so viele Arbeiter als irgend möglich und bietet ihnen die Mittel, Kälte, Hunger und Elend zu vermeiden.

Der Dienst der Ernährung von Paris umfaßt 8 Hallen für den Engrosverkauf, 57 Märkte für den Detailverkauf, einen Centralmarkt für das Vieh und 4 Schlachthäuser. An Personal beschäftigen diese 70 Etablissements nicht weniger als 30,000 Personen, welche alle unter der Polizeipräfectur stehen. Die Steuer für die hier verkauften Lebensmittel beträgt ca. 10 Millionen Francs.

Wo heute die Getreidehalle steht, residirte in grauen Zeiten Bianca von Kastilien. Diese Halle gewährt einen ganz eigenthümlichen Eindruck. So lärmend es auf allen andern Märkten von Paris hergeht, so ruhig und schweigsam ist es hier. Hier und da liegen Mehlsäcke aufeinander gehäuft, andere sind offen und lassen Linsen, Bohnen, Mehl und Mais sehen; ein Stadtsergeant geht, die Hände auf dem Rücken, gähnend langsam auf und ab, die Passanten sehen vorsichtig nach rechts und links, um sich nicht weiß zu machen. Aller Anstrengungen ungeachtet ist es bis jetzt nicht gelungen, die Getreide- und Mehlhändler, wie die Bäcker und Agenten zu bewegen, ihre Geschäfte innerhalb der Hallen zu machen, sondern dasselbe geschieht nach einer alten Tradition draußen auf der Straße oder in den benachbarten Kaffeehäusern. Mehl wird mehr verkauft, als Getreide, denn Paris besitzt nur 2—3 unbedeutende Mühlen, und sämmtliches Mehl kommt aus den Departements in die Hauptstadt. Im Jahre 1867 sind in Paris eingegangen: 9,398,348 Kilogramm Getreide und 221,508,557 Kilogramm Mehl.

Die Bäckerei ist bekanntlich nicht frei in Paris, d. h. die Bäcker haben eine bestimmte Taxe zu befolgen. Außerdem verkauft die Seinepräfectur für arme Leute schwarzes Brot für einen geringeren Preis. Paris zählt heute 1201 Bäckereien, was bedeutend weniger ist als im siebzehnten Jahrhundert. Im Jahre 1680 gab es in der Stadt 650 Bäcker und in den Faubourgs 950.

Wenn man den Centralmarkt für Schlachtvieh besucht, so sieht man Herden ankommen, gegen welche diejenigen, die Ulysses auf der Insel Trinacria besuchte, kaum der Erwähnung werth sind. Im Jahre 1867 hat die Stadt Paris verzehrt: 341,253 Ochsen, 219,641 Kälber, 209,615 Schweine, 1,707,266 Schafe. Hierzu trugen fast alle Länder bei. Deutschland sandte 1651 Ochsen und 101,837 Schafe, Italien 1361 Ochsen, Spanien 191 Ochsen und 214 Schafe, Ungarn 4696 Hämmel, Rußland 2511 Hämmel, die Schweiz 1275 Kälber. In den Schlachthäusern wird Tag und Nacht gearbeitet, um Paris satt zu machen. Die Hekatomben beginnen um Mitternacht und dauern oft bis fünf Uhr abends. Ungeachtet dieser großen Massacres geht alles in größter Ruhe und Ordnung zu. Paris hat ca. 1800 Schlächter. Außerdem existiren 22 Pferdeschlächtereien. Die Zahl der hier geschlachteten Thiere betrug im vorigen Jahre 3728 Pferde und 109 Esel.

Nicht minder interessant ist ein Besuch in der Weinhalle, wo sich 207 Keller und zwei Magazine befinden, welche so manchen edlen Stoff bewahren. Der Durst der Pariser ist nicht klein: im J. 1867 verließen die Weinhalle 831,310 Hectoliter 88 Liter Weine und 174,940 Hectoliter 46 Liter Liqueurs. Hier werden auch manchmal großartige Brauereien vorgenommen; man mischt nämlich verschiedene Weine unter einander, um dadurch eine bessere Qualität zu erzielen. Der Kunstausdruck lautet: „activer le mariage.“

Wo man aber alles erhalten kann, was zur Leibesnahrung gehört, das sind die Centralhallen, bereits unter Louis Philipp projectirt, jedoch erst 1851 in Angriff genommen. Es ist ein mächtiges Gebäude mit zehn Pavillons, dessen Construction 60 Millionen gekostet. Hasen und Geflügel sind lebendig in Käfigen, Butter, Käse und Eier haben ihre besonderen Gefäße, und die Fische schwimmen in kleinen Bassins. Unten aber promenirt sich des Nachts eine enorme Schar Ratten. Die Polizei der Hallen und Märkte ist auf das strengste geordnet. Um Brandunglück zu vermeiden, ist es verboten zu rauchen.

Wenn die Theater aus sind, wenn die Kaffeehäuser geschlossen werden, wenn die Lampen verlöschen, wenn Paris in tiefen Schlaf gesunken ist, dann beginnen die Hallen zu erwachen, und das erste Leben beginnt. Die ersten Ankommenden sind die Gemüsehändler, die im offenen Einspänner langsam heranfahren. Bald beginnt eine große Regsamkeit im Pavillon No. 3, wo große Stücke Fleisch herangetragen werden. Die Nacht rückt weiter; eben schlägt es von der nahen Kirche drei Uhr. Jetzt kommen die Blumenhändler. Gegen fünf Uhr sieht man Frauen herannahen, welche in ihren Händen eine Laterne tragen. Es beginnt der Verkauf der Gemüse; die Pavillons werden geöffnet. Es kommen schon Käufer: Köchinnen, Restaurateurs, Institutsvorsteher, Nonnen holen ihren Bedarf. Zwischen sechs und sieben Uhr morgens ist der Fischverkauf am stärksten. Die Pariser haben im J. 1868 14,166,866 Kilogr. Fische verspeist. Allmählich wird der Tumult und das Schreien immer größer. Immer mehr Käufer strömen herbei. Im Pavillon Nr. 10 verkauft man Butter, Käse und Eier, worin der Handel enorm ist. Die beträchtlichsten Sendungen dieser Artikel kommen aus der Normandie und Bretagne. Im letzten Jahre wurden in den Hallen 11,461,114 Kilogr. Butter umgesetzt, welche 30,109,935 Fr. einbrachten. Eier kamen 244,141,155 Stück an, welche 17,128,993 Fr. 52 Cts. ergaben. Besondere Beamten sind dazu da, um die Eier zu prüfen, sie nehmen jedes einzelne in die Hand und halten es gegen das Licht. Jetzt gehen wir in den Pavillon Nr. 4, wo das Geflügel verkauft wird. Hier herrscht ein Lärm, der nicht zu beschreiben ist, denn in das Schreien der Käufer und Verkäufer mischen sich dasjenige der Hühner, Enten und Tauben. 1867 wurden hier 14,651,203 Stück Geflügel verkauft inclusive 3,114,295 Rebhühner. Der schönste Theil der Hallen ist ohne Zweifel der Blumen- und Früchtemarkt. Wir durchschreiten große Alleen von Rosen, Narcissen, Lilien &c. und die Luft um uns her ist balsamirt.

Noch müssen wir die Verkäufer von gekochtem Fleisch erwähnen. Sie sammeln die Ueberbleibsel von den Tafeln der Reichen, der Minister, Gesandtschaften, Paläste und großen Hotels und bringen es an die Hallen, wo alles verkauft wird; es ist noch nicht vorgekommen, daß ein Verkäufer von gekochtem Fleisch wieder etwas mit nach Hause genommen hätte. Viele Arme und Arbeiter kaufen sich für ihre Nahrung, für zwei und drei Sous erhalten sie ein Stück Fleisch. Manchmal kommen auch Leute aus besseren Ständen hierher, um heimlich ihre Provisionen zu kaufen.

Am bewegtesten ist der Markt in den Morgenstunden, doch verlängert sich das Leben häufig noch bis Mittag. Köchinnen mit Körben unter ihren nackten Aermen kommen und gehen beständig, die Fiacres rangiren sich und die Kaffee- und Speisehäuser in der Nachbarschaft sind gefüllt.

Ueber die Restaurationen von Paris wäre eine interessante Studie zu machen, von denen des Palais Royal und des Boulevards des Italiens an, wo man à 25 Fr. pro Kopf dinirt, bis zu denen der Barrieren, wo man für einige Sous essen kann. Man kann zu jedem Preise speisen. Aber wer wird jemals ergründen, was alles der hungrige Pariser Magen verschlingt? Soll doch selbst im geheimen ein ziemlicher Handel mit Katzenfleisch betrieben werden!

Die Centralhallen versorgen sämmtliche übrigen Märkte von Paris mit den nöthigen Lebensmitteln, und so beträchtlich auch die Quantitäten sind, die in den verschiedenen Pavillons aus- und eingehen, so genügen sie doch noch lange nicht zur Ernährung von Paris. Die Steuertabellen weisen Millionen Kilogr. Weintrauben, Trüffeln, Geflügel, Seefische, Austern, Butter, Eier, Käse, Wein, Bier &c. &c. nach, welche auf directem und privatem Wege bezogen werden. Leider klagen tausende von Bewohnern, daß die Theuerung der Lebensmittel zu ihrem Verdienste in keinem Verhältniß stehe, und daß sie vergeblich bitten: „Unser tägliches Brot gib uns heute!“

Dr. Albert Wittstock.

Die gespenstische Baßgeige.

Eine oberbairische Geschichte von **Max von Schlögel.**

I. Die Sonnegorde.

Haben Sie noch nie bei einem Landaufenthalt durch Ihre Träume ein fernes geisterhaftes Brummen gehört, welches mit keinem andern Tone vergleichbar die Straßen des Dorfes bis zum letzten Haus geheimnißvoll durchschauert? Und stehen Sie dann auf und blicken hinaus durch die niedern Fenster in die Nacht, so ist Ihnen,

als ob die struppigen Strohdächer der Scheunen sich hin- und herwiegten, wie riesige Vagabundenhäupter, und dort, wo der Blick frei hinausschweifen kann über Wiesen und Waideland auf die weißen Nebel, mit denen die Elfen ihren leisen Schlummer decken, da strecken die seltsam beschnittenen Weidenstrünke ihre Köpfe empor, welche sich heben und senken und wiegen nach jenem seltsamen Schnurren. . . . doch nein, es ist der weiße Nebel, welcher so auf und nieder und hin- und herwallt unter den Athemzügen der Natur. Und immer fort tönt das gewaltige Schnurren. Das ist die Baßgeige, die hier in der Entfernung, entkleidet aller störenden Zuthat, frei von dem Dunstkreis profaner Lustbarkeit, die sie umgibt, den Kern ihrer Töne, ihr Inneres, ihre Seele der stillen Nacht vertraut. Und der Mond lacht herunter und die Katze auf des Vorstehers Thürschwelle leckt sich geheimnißvoll die Pfoten, als ob sie viel mehr Geheimnisse wüßte, als andere Leute. Jetzt springt sie auf und ist im Kellerloch verschwunden, wie ein Blitz von Schnee und durch die Luft erschallt das langgezogene Heulen des Hofhundes. Andere Hunde schlagen an, und bald ist jener geheimnißvolle Ton verschlungen von dem wüthenden Gebell, das nun überall losbricht.

Vom Wirthshaus her erschallt undeutlich verworrenes Getümmel, wildes Rufen, grelles Pfeifen. Durch die Straßen herauf eilen rasch ein paar Mädchen, welche wohl noch eben den kräftigen Leib im „Ländler" gedreht, im „Schuhblattler" geschwungen. Die silbernen Schnüre und Hacken der Mieder glänzen im Mond, und die langen schwarzen Haubenbänder flattern in der Luft.

Ich öffne das Fenster.

„Der lange Girgl und der Kuirassir san überanand! Das arme junge Bürschl. D' Latt'n (Säbel) habens eahm z'brocha und der Girg'l is imma glei mit 'm Messa bei der Hand. Und d' Musi aufhör'n laß'n können's scho gar net leid'n.

„Mei! Mit dene Soldat'n hat's no jedesmal Spektakel geb'n — wenn sich der Herr Landrichter nur was sag'n ließ, mei Vatr hat scho oft g'sagt, unsere Buab'n komme mitanander scho aus, wenn's alloa (allein) san. Das is wiedr a schöner Kirta."

Damit trat das eine Mädchen in die Thüre des Vorstehers. Sie war wohl seine Tochter.

„Guete Nacht — Mariandl!" sagte sie.

„Schlaf g'sund, Resi!" antwortete die andere, und die flatternden Bänder verschwanden ebenfalls in einem benachbarten Hause.

Diejenigen meiner Leser, welche nicht mit dem oberbairischen Idiom und mit den Sitten des Volks um die Haupt- und Residenzstadt München vertraut sind, werden wohl schwerlich aus dem Gespräch der Resi und Mariandl klug geworden sein.

Ich hatte jedoch folgendes daraus entnommen: In dem Wirthshause war aus Anlaß des Kirchweihfestes (in der Volkssprache Kirchtag oder abgekürzt Kirta) Tanz und dabei war Streit entstanden zwischen einem Bauerburschen, dem langen Georg und einer Sauvegarde; der Kampf schien in dem Moment, in welchem die beiden Mädchen sich aus dem Getümmel flüchteten, sehr unglücklich zu stehen für die Sauvegarde.

Aber die Mehrzahl meiner Leser wird schon wieder nicht wissen, was das ist, Sauvegarde, und wird es bei aller Kenntniß des Französischen auch nicht herausbringen.

Also — um öffentlichen Tanzbelustigungen oder andern Festen, bei denen sich die weniger gebildeten Volksklassen versammeln, Wächter gegen etwaige Ruhestörungen zu geben und zugleich das Volk nicht durch die verhaßte Uniform eines Gensdarmen aufzuregen, werden gewöhnlich kräftige Unteroffiziere gewählt, welche die Aufgabe haben, entstehende Streitigkeiten zu schlichten, Tumultuanten zu entfernen, nöthigenfalls sogar die Belustigung aufzuheben.

Diese Sauvegarden haben nun einen schweren Dienst — man brauchte Catonen in Uniform, um zu Anfang der Belustigungen, wo noch alles lauter Cordialität und Frohsinn ist, den Verlockungen der Ballgäste zum Trinken zu widerstehen, und gegen den Schluß, wenn die Gemüther durch Tanz und geistige Getränke erhitzt sind, durch Würde und Ernst zu imponiren, ohne die Oppositionslust der übermüthigen Bauern zu wecken, ihre Empfindlichkeit zu reizen.

Alles, was mir einen neuen Einblick in den originellen Charakter meiner Landsleute verschaffte, interessirte mich ungemein und in zwei Sekunden war ich daher auf der Straße und auf dem Wege nach dem Wirthshause.

Auf dem Wege begegnete ich wieder einigen Frauen und Mädchen, welche nach Hause eilten.

„Wenn er g'scheit is, so laßt er d' Musi wieder anfanga!" hörte ich, „sonst kimmt er net lebendi hoam (heim)."

Keinem einzigen Burschen begegnete ich. Derjenige, der sich bei dergleichen Anlässen vor völligem Austrag der Sache vom Kampfplatz entfernte, wäre dem Vorwurfe der Feigheit oder beständigen Reibereien gewiß nicht entgangen.

Unter der Thüre stand Evi, des Wirthes Tochter, und schaute die Straße hinab. Der Mond schien auf ihr bleiches Gesicht, das in dieser Beleuchtung fast glänzte, wie die handbreite silberne Kette, die sie am Halse trug und der reiche Silberschmuck ihres schwarzen Mieders. Eine ihrer schwarzen Flechten war aufgegangen und auf das gestickte Leinwandhemd gefallen, welches die breiten Schultern bedeckte, und ihr schwarzes Auge blitzte mich, als es meiner gewahr wurde, mißtrauisch an.

Endlich erkannte sie mich — ich verkehrte ja seit Wochen in ihrem Hause und war ihr literarischer Beichtvater.

„Ah, Sie sind es, Herr Doktor!" rief sie erregt, indem sie sich trotzdem bemühte, hochdeutsch zu sprechen und mich gewohnheitsgemäß mit diesem hübschen Titel beehrte, dessen Berechtigung ich nicht einmal durch ein Jenenser oder Erlanger Diplom nachzuweisen vermocht hätte, und aus ihren schönen, lebhaften Gesichtszügen sprach die größte Seelenangst. „Denken Sie sich, bei uns ist wieder großer Spektakel. Der lange Georg fängt immer Streit an. Die Sauvegarde, einen jungen bildhübschen Menschen, wollen's durchaus umbringen, weil er die Musik nicht wieder anfangen läßt. Ich hab' schon auf die Station g'schickt, aber der Brigadier ist auf'm Spitzbub'nfang. Jetzt hab' ich den Knecht auf den Engländer sitzen lass'n, den der Vater immer am Octoberfest rennen läßt, und hab' ihm g'sagt, er soll in d' Stadt und direct in d' Kuirassiercasern reit'n, daß a Patrouil' rausschick'n! Aber es ist auch a verflixter Kerl, der Kuirassier — er laßt sich lieber todtschlag'n, als daß er nachgeb'n thät. Und doch g'fallt mir das wieder von ihm. Aber es is a Dummheit! Was kann der einzelne Mensch dem ganz'n Hauf'n gegenüber mach'n? Sein Kamerad kann sich vor lauter Trinken gar nimmer rühr'n."

„Wodurch entstand denn der ganze Streit?" fragte ich.

„Ach Gott! Das is ja eb'n das Ungeschickte — meinetweg'n. Der lange Girgl hat mit mir tanz'n woll'n, und ich hab g'sagt, ich hab kein Zeit, weil ich sein freches G'sicht net ausstehn kann. Der Girgl hat aber net nachgeb'n und mir fast den Arm ausg'riß'n. Es war auch dumm von mir, ich hätt' halt tanz'n soll'n. Wie mich der Girgl so grad angefaßt hat, da is der Kuirassier mir z' Hilf kommen und hat dem Girgl g'sagt, daß sich das net schickt. Der Girgl hat 'n aber bloß ausg'lacht und a „windig's Bürschl" g'heißen. Jetzt hätt ich gern 'tanzt, um'n Streit zu vermeiden, aber der junge Herr is ganz roth worden im G'sicht vor Zorn und hat der Musik g'sagt, daß sie net spiel'n soll. Das aber, wiß'ns, is unsern Bauern das ärgste. Da sind's glei alle über ihm herg'wes'n, zwei hat er niederg'schlag'n, aber nachher hab'ns ihm von hint'n den Säbel g'nomm'n, und wie er net ausg'lass'n hat, hab'n se 'n ihm z'broch'n und ihn selber schauerlich zug'richt'. Mein Vater hat ihnen so viel zugeredt, daß sie ihn net ganz todtg'schlag'n hab'n und ich hab'n auf den Knieen 'bittet, er soll d' Musik wieder anfangen lassen. Aber meinen Sie, er thut's? Gott bewahre! Lieber will er seinen Tod, als daß er nachgeb'n thät."

In diesem Augenblicke ertönte wieder ein Gestampf und einzelne wilde Rufe von oben.

„Um Gottes willen, jetzt hab'n se'n schon wieder!" rief Evi und sprang die Treppe hinauf.

Ich schämte mich, hinter einem Weib zurückzubleiben und stieg ebenfalls nach aufwärts.

Von der Thüre des Ballsaals konnte ich die ganze Scene überblicken. An das etwas erhöhte Orchester für die Musikanten gelehnt, in der hellblauen Uniform unserer Kürassiere, die ihm zerfetzt von den Aermeln hing, das hellblonde Haar verwirrt und an einzelnen Stellen vom Blut zusammengeklebt, das energische Antlitz todtenbleich, die blauen Augen weit und drohend offen, die sechs Fuß hohe Gestalt hoch aufgerichtet, stand ein junger Mensch von etwa zweiundzwanzig Jahren, der auch ohne die aufregende Situation, in der ich ihn traf, das ganze Interesse der Evi hätte in Anspruch nehmen können.

Sein Helm mit zerrissenem Sturmband lag neben ihm am Boden, in der einen Faust hielt er nichts als einen Säbelkorb mit einem kurzen Stück der abgebrochenen Klinge, vor ihm brüllte und tobte ein Haufen von wenigstens zwanzig aufgeregten Bauern, an deren Spitze der „lange Girgl", der ihn wenigstens um Kopflänge überragte.

Ueber ihm dienten die bleichen, abgenutzten Gesichter der Geiger und Klarinettisten nicht eben als tragischer Hintergrund und neben ihm an der Brüstung lehnte eine riesige Baßgeige, und ihr Besitzer machte von oben eben so vergebliche, als komische Anstrengungen, das schwere Instrument aus dem Bereiche des Kampfes zu bringen, ohne den eigenen schwammigen Körper allzusehr zu exponiren. Abseits von der Gruppe, an einem der wenigen nicht umgeworfenen Tische lag, durch geistige Getränke vollständig besinnungslos, der zweite Kürassier, den Kopf in den Armen, mitten in einer gewaltigen Pfütze von Bier und Cigarrenasche. . . . .

Eben beugte sich der alte dürre Vorgeiger über die Orchesterbrüstung herab und suchte offenbar den jungen Soldaten zur Nachgiebigkeit zu stimmen. . . .

„Nein!" rief dieser mit einem so hellen Tenor, daß er klingend durch den ganzen Saal tönte und leise an den Fensterscheiben klirrte. „Ich habe hier zu befehlen!"

Mit einem Geheul der Wuth wollte die ganze Bauernschar auf den jungen Soldaten losstürzen, da sprang Evi dazwischen.

„So befehl' ich, daß ihr wieder anfangt," rief sie den Musikanten in höchster Angst zu. „Ich, dem Pfauenwirth seine Evi!"

Der alte Vorgeiger schüttelte jammervoll das dünnbehaarte Haupt. „Ich darf net, Jungfer Evi, so gerne ich möcht', wenn's der Herr Korporal net erlaubt. Sonst wird uns von der Polizei unser Patent entzogen und wir sind Bettler," sagte der Alte. „Herr Korporal, nehmen's doch Vernunft an," rief er herunter auf den jungen Krieger, der seine energische Haltung keinen Moment aufgegeben hatte.

„Nein!" knirschte dieser und stampfte auf den Boden, daß die Sporen klirrten. „Die Tanzmusik ist und bleibt beendigt. Geht nach Hause, Musikanten!"

Ein erneuter Wuthschrei der Bauern antwortete. Mit Stühlen, Krügen, Fäusten drangen sie auf den Wehrlosen ein, allen voran der lange Girgl, ein ausgerissenes Stuhlbein hoch in der Luft schwingend.

Aber ein anderer wollte ihm die Ehre, der erste zu sein, der auf das unglückliche Opfer einhieb, nicht lassen und sprang vor ihn und streckte die Hand nach dem jungen Soldaten aus, der noch immer wie angemauert dastand. Nur die großen blauen Augen bebten und die weißen Zähne kauten an dem dünnen blonden Bart der Oberlippe.

Jetzt hob er die Faust und mit dumpfem Schlag fiel der Säbelkorb nieder auf den Angreifer. Dieser, eine derbe untersetzte Gestalt, taumelte röchelnd rückwärts gegen seine Kameraden und brach zusammen.

Einen Moment herrschte Todtenstille. Der am Boden liegende Bursche gab keinen Laut mehr von sich. Da trennt sich wieder die Gestalt des „langen Girgl" von der Masse und das Stuhlbein erschien hoch in der Luft.

„Der Blechreiter hat den schwarzen Franz umbracht," rief er und drang nun wieder seinerseits auf den Kürassier ein.

Aufgeregt durch die Scene, voll Angst für den jungen Soldaten, der mein ganzes Interresse erregt hatte, faßte ich meinen Bleistock und sprang vor. . . .

Da ereignete sich etwas sehr Seltsames. Die Baßgeige, welche ihr Besitzer bis jetzt nutzlos versucht hatte emporzuziehen, erschien plötzlich hoch über dem Getümmel, geschwungen von ein paar ebenso schönen als kräftigen Armen und fiel krachend auf den Kopf des „langen Girgl", der darin augenblicklich bis zu den Schultern verschwand.

Es war Evi, welche mit solcher Kraft das riesige Instrument gehandhabt hatte und nun ganz erstaunt vor ihrem eigenen Werk stand, während der „lange Girgl" sich vergeblich abmühte, seinen Kopf aus dem sonderbaren Halseisen zu befreien und der unglückliche Conrabassist wehklagend auf dem Orchester umherrannte.

Die Bauern waren überrascht. Sie wußten offenbar im Augenblick nicht, sollten sie den „Langen Girgl" rächen oder auslachen. Ich war inzwischen an Evis Seite gelangt und hörte, wie sie ihrem Schützling zuflüsterte: „Jetzt machen's aber, daß S' fortkommen, eh die Mensch'n sich b'sinnen. Mir thun's nix!"

„Ich bin hier im Namen meines Königs und bleibe hier!" antwortete der junge Mann.

„A Narr sind's!" antwortete Evi, nun ernstlich aufgebracht, aber in dem Ton, womit sie das sagte, lag doch auch ein wenig Bewunderung.

In diesem Augenblicke vernahm ich vom Dorfe herauf den Galopp aufsprengender Pferde, das Klirren von Waffen. Man hörte einzelne Kommandoworte im Hof, dann Getöse und Säbelklirren, und mit dem Ruf: „Gott sei Dank, d' Patroull'!" sank Evi ohnmächtig in meine Arme.

In der Thüre erschien ein Kürassierwachtmeister mit sechs Mann. Unter den Bauern entstand große Unruhe. Der lange Girgl hatte sein geschundenes Gesicht endlich aus der sonderbaren Halskrause befreit und war wüthender als je — aber sein Gegner erblickte kaum die Kameraden, als er auch schon die Menge durchbrochen und sich in militärischer Haltung vor seinen Vorgesetzten hingestellt hatte.

„Melde dem Herrn Wachtmeister gehorsamst, daß ich wegen Ungebührlichkeiten, die an einem Mädchen verübt wurden, meinen Instruktionen gemäß, die Tanzbelustigung aufhob. Die Bauern widersetzten sich, aber trotz aller Angriffe habe ich den Posten bis jetzt gehalten, wobei mir die Tochter des Hauses erfolgreichen Succurs geleistet hat."

„Es sind blos sechs! Hinaus mit ihnen!" rief der lange Girgl.

Auch ich hatte Evi aus dem Getümmel nach der Thür getragen — als ihr Schützling sie leblos in meinen Armen sah, vergaß er jedoch alle Subordination und stürzte auf uns zu und sah mir mit dem Ausdruck der fürchterlichsten Angst ins Gesicht.

„Was fehlt ihr?"

„Nichts, eine kleine Ohnmacht in Folge der Aufregung!" sagte ich und trug sie aus der Thüre.

„Bitte gehorsamst um die Erlaubniß, abtreten zu dürfen," hörte ich noch die Stimme des Korporals, und gleich erschien er neben mir, aber auch seine Kraft war zu Ende, er mußte sich an den Wänden halten, als wir die Treppe hinabstiegen. Als wir die untere Wirthsstube erreicht hatten, wo ich meine nicht unbedeutende Last auf einen Stuhl setzte, war Evi mit Hilfe eines Glases Wasser bald wieder zur Besinnung gebracht und konnte sich nun ihrerseits der Pflege des Korporals widmen, der einige nicht unbedeutende Kopfwunden davon getragen hatte.

Ich ging, um den Chirurgus zu holen. An der Thüre begegnete ich den Kürassieren, welche den „langen Girgl" gefangen mit sich fortführten, um ihn der Gensdarmerie zu übergeben. Die aus ihrem todesähnlichen Schlummer erweckte zweite Sauvegarde schlich traurig hinterher, mit einem Gesicht, dem man neben dem körperlichen Uebelbefinden die Anwartschaft auf einige Wochen Arrest deutlich genug ansah. Vor der Thüre traf ich auch den Contrabassisten, der trostlos das Loch in seinem Instrument betrachtete und befühlte. Ich fragte ihn, ob die Reparatur viel koste. Er antwortete: „Fast so viel als ein neues Instrument. Er sei ein unglücklicher Mann, denn woher solle er armer Teufel eine andere Baßgeige bekommen?"

Ich befragte ihn um den Preis einer neuen Geige; er nannte ihn. Ich war nie ein sogenannter Sammler, Raritäten machten auf mich gewöhnlich gar keinen Eindruck und wenn sich die ganze Welt dafür interessirte. Das Tintenfaß Luthers hat mich noch nie zu einer einzigen These begeistert, beim Anblick des Hutes Napoleons dachte ich, er würde mich wahrscheinlich drücken, weil ich ein sehr großes Kopfmaß habe, der Degen Friedrich des Großen hat in mir keine einzige heldenmüthige Empfindung wachgerufen, ja ich glaube, hätte man die Mumie der schönen Helena oder das trojanische Pferd aufbewahrt, ich hätte die erstere sehr häßlich und mich im Bauch des letzteren sehr unangenehm befunden — hätte überhaupt diese Gegenstände durch die Brille homerischer Poesie viel lieber gesehen, als in Wirklichkeit — aber dennoch hatte ich den mir selbst unerklärlichen Wunsch, diese durchlöcherte Baßgeige zu besitzen — eine um so eigenthümlichere Caprice, als man aus einer Baßgeige, ohne alle Erinnerungen an ihre einstige Bestimmung zu zerstören, doch nicht alle möglichen Schreibtischutensilien anfertigen kann, wie zum Beispiel aus Kartätschsplittern, die nach großen Schlachten von dem geistigen Raffinement des laufenden Jahrzehnts so gesucht sind, wie in der Romantik des vergangenen mit Vorliebe Todtenköpfe zu Nachtlampen.

Kurz, ich weiß selber nicht recht, warum ich dem Mann die Baßgeige um den Preis einer neuen abkaufte. Mitleid mit dem armen Tropf allein war's nicht, sonst hätte ich ihm ja die Geigenruine lassen können und mir nicht meine ohnehin sehr beschränkte Sommerwohnung damit zu verunzieren gebraucht — vielleicht war's eine Vorahnung, daß ich damit das Glück zweier Menschen gründen würde, was mich diese Baßgeige kaufen und aufbewahren ließ.

II. Roman und Wirklichkeit.

Der Chirurgus besuchte mich noch während der Nacht und beruhigte mich über den Zustand meines heldenmüthigen Tanzmeisters. Ein Transport war zwar nicht räthlich, aber bei gehöriger Pflege war nicht die geringste Gefahr vorhanden.

Als ich des andern Morgens ziemlich spät erwachte, kamen mir die nächtlichen Erlebnisse anfangs wie ein wüster Traum vor, aber ein Blick auf die Baßgeige, die fast so groß wie der ungeheure Ofen meines Zimmers ihm zur Seite lehnte, überzeugte mich von der Wirklich- und Wahrhaftigkeit meiner Erinnerungen.

Das hatte ich Evchen denn doch nicht zugetraut, eine solche Energie, ihr, der trotz ihrer körperlichen Frische doch romanhaft angekränkelten Weltschmerzlerin. Sie, die ganze Sommernachmittage mit mir über dem unlösbaren Problem brüten konnte, eine Wirthstochter sein zu müssen, griff im geeigneten Moment sogar zur Baßgeige, um ihren Gast zu retten. Es war erstaunlich.

Zwar habe ich noch nie eine Wirthstochter gefunden ohne Weltschmerz. Es ist dies um so wunderbarer, da jene psychische Epidemie als Ausfluß einer verkehrten Weltanschauung und einseitigen Erziehung sich vorzugsweise die Wesen als Opfer sucht, welche zu einer untergeordneten Rolle verurtheilt, mit glücklicheren Gesellschaftsklassen in Berührung kommen.

Bei Evi war der Weltschmerz erzeugt durch die Verschiedenheit der Welt, in der sie lebte, mit der, von welcher sie las. Sie las nämlich Romane, und natürlich ohne rationelle Anleitung, alles durcheinander, was ihr in die Hände kam, Eugen Sue und Flygare Carlén, die „Memoiren einer Kammerfrau" und Adalbert Stifters Studien, und erzählte mir einmal seufzend, wie widerwärtig es ihr sei, wenn sie an der Schenke sitze und ein recht schönes, trauriges Buch lese und alle Momente an ihre Pflichten erinnert werde. Da habe sie einmal die „Frau von Chamblay" von Alexander Dumas gelesen, und sei eben in der Vorrede an der Stelle angekommen, wo es heißt: „Das Leben des Menschen zählt sich nicht nach Jahren, sondern ...."

Da habe es wie närrisch ans Schiebfenster geklopft, Evi will aber ihren Satz fertig lesen, denn er schien ihr sehr auf ihr eigenes Schicksal zu passen, „sondern nach Momenten ...."

„Ja, in Gottes Namen! Schlagen Sie mir doch das Fenster nicht zusammen. Was wollen Sie denn?"

„Eine Maß Bier für den Herrn Schullehrer! aber rasch, denn wissen's, er wartet nicht gern lang. Auch soll ich fragen, was Sie zu essen haben!" antwortet eine plappernde Stimme.

Evi legt mit einem resignirten Seufzer ihre „Frau von Chamblay" zur Seite und geht in die Küche. Zurückkehrend nennt sie den ganzen Speisezettel ....

„Geben Sie mir ein Stück Brot!"

„Ja, das hätte Ihnen doch gleich anfangs einfallen können, Sie..." den Titel verschlingt das herabfallende Fenster; doch ehe Evi dazukommt, den interessanten Satz fertig zu lesen, muß sie noch ihrer Kellnerin zwei Dutzend Gläser füllen, muß vom Bäcker den Brotvorrath für den nächsten Tag in Empfang nehmen, muß sich mit einem Schusterlehrling streiten, welcher behauptet, es sei kein Bier, sondern lauter Schaum in den Krügen, und endlich, nach einer halben Stunde kann sie gebrochen zusammensinken und seufzen: „Das Leben des Menschen zählt sich nicht nach Jahren, sondern nach Momenten, in denen sein Herz geschlagen."

Das war Evi vor der Kirchweih, in der Geisblattlaube, das Haupt auf die Brust gesenkt, ein Buch aus der Leihbibliothek in der Hand.

Nach der Kirchweih trat sie vor meine Seele nur mehr mit hocherhobenem Kopfe, blitzenden Augen und geschwungener Baßgeige, und um die Wahrheit zu sagen — so gefiel sie mir weit besser.

Dem Corporal schien ihre Pflege auch sehr gut zu gefallen, wenigstens brauchte er ziemlich lange, bis er wieder gesund wurde. In Folge seines energischen Auftretens hatte er auf seine Bitte Urlaub erhalten bis zu seiner Genesung, während sein Kamerad im Militärgefängniß schmachtete und der „lange Girgl" im Gefängniß des Stadtgerichts München rechts der Isar seinem Proceß wegen Angriff und thätlicher Mißhandlung eines Unterofficiers im Dienst entgegenschlummerte.

(Schluß folgt.)

Studentenmütterchen.

Historische Skizze von Arnold Wellmer.

Die Septembersonne des Jahres 1552 neigt sich schon abendlich. Freundlich rothgolden scheint sie durch kleine runde Scheiben in ein weites Gemach des alten Augustinerklosters zu Wittenberg. Dunkel gebräuntes Getäfel mit rohem Holzschnitzwerk schmückt Decke und Wände. In einer Ecke des Gemachs steht ein großer, pyramidenförmiger Kachelofen, in der Mitte ein gewaltiger, weißgescheuerter Tisch auf Kreuzfüßen, in der weiten Fensternische ein wunderlich geformtes und geschnitztes Gestühle mit gegenüberstehenden Sitzen. An den Wänden entlang, ziehen sich schlichte Holzbänke, — darüber hängen einige Porträts, mit seltener Kunst in Oel gemalt, daß sie in dies schmucklose Gemach kaum hineinzupassen scheinen. Zwischen fünf Kinderbildern, deren frische runde Gesichter sich alle wunderbar ähnlich sehen, hängt das Bild eines vierzigjährigen Mannes, im braunen Priestergewande, das runde ausdrucksvolle bartlose Gesicht, durch wundersam leuchtende Augen sonnig beglänzt — und daneben eine schöne Braut ... das länglich runde volle Gesicht, mit den großen feurigen Augen, den schwellenden Lippen und dem kecken Stumpfnäschen, strahlend von Glück und Jugend. Ein dunkelblaues Haarnetz, von drei Reihen weißer Perlen und einem schmalen, gestickten Linnenstreifen eingefaßt, bedeckt das von der freien heiteren Stirn glatt hintenübergestrichene Haar fast ganz. Ueber das eng und hochanschließende dunkle Gewand, mit den langen engen Aermeln, und dem arabeskenreichen Silberschild auf der Brust, hängt eine dreifache, äußerst starke Kette tief hernieder. Den Hals schmückt eine Agraffe von Perlen und Steinen, und in den Ohren leuchten kleine Goldglocken....

Und unter diesem Bilde kniet vor einer buntbemalten offnen Truhe eine Frau von 53 Jahren, das gebleichte Haar unter einer schwarzen Wittwenhaube verborgen, das bleiche Gesicht vergrämt und sorgenvoll, das Auge von vielen Thränen müde ... und doch war diese Frau einst jene glückstrahlende Braut auf dem Bilde: Katharina von Bora ... jetzt seit sechs Jahren, Doctor Martin Luthers Wittwe!

„Die Frau Doctorin" — wie sie in ganz Wittenberg — und „unser Mütterchen — matercula" — wie sie bei den vielen Studenten heißt, die Luthers Wittwe in Kost und Wohnung nehmen mußte, um von diesem geringen und mühseligen Verdienste, sich und ihre Kinder vor dem größten Mangel zu schützen — diese, „von Jedermann verlassene arme Wittwe" — wie sie sich selber in einem Bittschreiben an den König von Dänemark nennt — soll morgen schon, zum zweiten Mal nach dem Tode ihres lieben Herrn Doctors in Noth und Kummer mit ihren Kindern, aus der Heimat flüchten ... in Wittenberg ist die Pest ausgebrochen! Darum ordnet Frau Katharina ihr bischen Armuth in der Truhe. Die ganze Universität will morgen nach Torgau auswandern. Schon zum vierten Mal seit ihrem fünfzigjährigen Bestehen, vertreibt sie die Pest. Der treue Melanchthon hat der Wittwe seines Luthers liebevoll gerathen, und die Studenten haben ihr Mütterchen gebeten, sie nach Torgau zu begleiten, bis die Seuche nachgelassen ... und wohin sollte Katharina sich auch sonst wenden? Sie hat ja niemanden mehr, zu dem sie ihre Zuflucht nehmen könnte ... „Wehe! mit Kurfürst Friedrich ist die Weisheit, mit Kurfürst Hansen die Frömmigkeit gestorben," — klagte schon Luther — und Kurfürst Johann Friedrich der Großmüthige, der nach Luthers Tode an seine Wittwe



Katharina von Bora als Braut.

Nach einem Porträt von Lukas Kranach.

schrieb — und ihr Schutz und Beistand in allen Nöthen versprach, weilt fern von seinem Lande — in der Gefangenschaft des Kaisers — selber des Schutzes und Beistandes tief bedürftig. . . .

Draußen von der Straße herein, schallen dumpf und bang die Todtenglocken — sie klagen fast den ganzen Tag . . ., fast den ganzen Tag werden die Opfer der Pest, auf dem Gottesacker vor dem Elsterthore begraben. . . .

Gar seltsam klingen in dies bange Todtengeläute die jungen frischen Stimmen hinein, die in einem andern Gemach des Klosters, im vollen Chore singen:

„Mein Lieb, das treit ain Mund so roth,
„Der peinnet wie die Rosen,
„Wann sie in rechter Blüte stat,
„Und schön aufgat,
„Als Veyl in der Aue,

„Daß mir's mein Lieb also entbot,
„Deß ich sollt mit ihr losen;
„Schöns mein Lieb sollt es dann sein
„Wär sie die Mein,
„Sie müßt wesen mein Fraue!"

Ein wehmüthig Lächeln überschleicht Katharinas bleiches Gesicht, während sie sich lauschend aufrichtet und bei sich denkt: „Das sind meine Studiosi — glückliche, sorglose Jugend, die von Lieb und Rosenroth singen kann, während der Tod vielleicht gerade an ihre Thür klopft. Aus allen heraus tönt die helle Stimme meines Paul — und sein jungfeurig Herz klopft sicher dabei für Anna Warbeckerin. Hat er der Mutter auch noch nichts gesagt — aus Scheu vor seinen 19 Jahren — so hab' ich's doch in seinen Augen gelesen, daß Aennchens goldnes Haar ihn für immer gefangen hält und nicht ausziehn und wider die Türken streiten läßt, wie mein seliger Herr Doctor von dem lebhaften, kräftigen Knaben oft scherzend prophezeite. Ob aber der hochgeborne Herr Vicekanzler, Magister Veit von Warbeck, einem armen Studioso der Medicin — und wär' es auch Martini Luthers Sohn — sein Töchterlein zusprechen wird? Gott wird's recht hinausführen — um willen meines seligen Herrn!"

Und wieder beugt die Wittwe sich über die Truhe, sorgsam eine kleine Anzahl silberner Becher verpackend . . . immer sind ihre Gedanken bei ihrem seligen Herrn Doctor. Wie hielt er diese Becher so ganz besonders werth als Geschenke von seinen theuren Kurfürsten, dankbaren Gemeinden und lieben Freunden und Gevattern! Wie heiter konnte Doctor Martinus sein, wenn er nach seiner schweren, dornenvollen Tagesarbeit hier in diesem Gemach im Kreise

seiner liebsten Freunde, Meister Philippus und Doctor Pommer, Lukas Kranach, Kaspar Ceneiger und Justus Jonas und der auserwählten Studenten saß, die zu seinen Haus- und Tischgenossen gehörten, und wenn die Kanne mit dem herrlichen Einbecker Bier oder edlem Rheinwein — auch fast immer Geschenke dankbarer Herzen — herumging, und die silbernen Becher an einander klangen und die frohen Stimmen wohl gar ein damals besonders unter den Studenten beliebtes Lied sangen:

„Nun bis (sei) mir recht willkommen
„Du edler Rebensaft . . .“

Zu liebevoller Fürsorge hatte Luther in seinem Testamente seiner Käthe alle Becher vermacht, indem er von ihr rühmte: „Sie hat mich allzeit als ein fromm, treu, ehelich Gemal lieb, werth und schön gehalten, und mir nicht allein als Gattin, sondern als Magd gedient!“ . . . und gar mancher Becher hatte Luthers armer Wittwe und seinen Kindern in den harten Kriegszeiten ein Stück liebes täglich Brot geben müssen. . . .

Da klingt es hell in dem einen Becher und rollt blitzend in Katharinas Hand . . . nein, jetzt kann sie die Thränen nicht länger zurückhalten, wie sie auf die beiden goldenen Reifen schaut, die ihr reichstes Lebensglück zwanzig Jahee lang, so innig fest zusammenhielten . . . ihre Hochzeitsringe. . . .

Katharina Lutherin steht auf von der Truhe. Sie muß sich erst ausweinen. So sitzt sie da in dem Gestühle des Fensters, wo e r ihr so oft traulich gegenübersaß, der einst den einen Ring mit frommer Freude an ihren Finger steckte . . . der nun schon seit sechs Jahren, so sanft und still in der Schloßkirche schlummert . . .

Thräne auf Thräne rollt über die bleichen Wangen, und fällt auf die Goldreifen in ihrem Schoße nieder . . .

Beide Ringe sind sehr groß und schwer. Der eine besteht eigentlich aus zwei Ringen, die ein Diamant und Rubin — Sinnbilder der Liebe und Treue — zusammenhält. Auf der inneren Seite stehen die Buchstaben, M. L. D. (Martin Luther, Doctor) und C. v. B. (Katharina von Bora) und die Worte: WAS . GOT . ZV . SAMEN . FIEGET . SOL . KEIN . MENSCH . SCHEIDEN. *) — Der andere Ring hat sogar zwei Nebenreifen, die durch einen großen Rubin verbunden sind. In zierlichster durchbrochener und erhabener Arbeit zeigen sie Bilder aus der Leidensgeschichte Christi. Besonders die Figur des Heilandes ist mit seltener Kunst gearbeitet — jeder im Schmerz zuckende Muskel ist deutlich zu sehen — ein Meisterstück Albrecht Dürers, des genialen Nürnberger Malers, Kupferstechers, Holz- und Steinschneiders und Goldschmiedes, der auf Bestellung seines Freundes Pirkheimer Luthers Hochzeitsringe fertigte. Im Innern des Ringes stehen wieder die Namen Doctoe Martin Luthers und Katharina von Boras und das Datum: 13. Juni 1525.

Ja, das war der frohe Tag, der Katharina ihrem „lieben Heren Doctor“ verband — zwanzig reich gesegnete Jahre hindurch.

Und in dem Thränenschimmer wachsen die Ringe, und dehnen sich zu sonnenhellen, goldnen Kreisen . . . o, wie viel Glück und Liebe, Himmelsfrieden und Gottessegen schließt ein jeder Kreis ein — Stunden eines wunderreichen Ehelebens in Gott. . . .

Wie wunderbar leuchtet doch schon der erste goldne Kreis, der zwei reine Menschenherzen so innig umschließt, daß sie füe dies Erdenleben nie auch nue eine Secunde von einander lassen können — der sogar bis in den Himmel hineinreicht, da das eine Herz hier unten ausgeschlagen!

. . . Es ist der 13. Juni 1525, der Dienstag nach Trinitatis nachmittags gegen 5 Uhr. In dem Hause des Magisters Philipp Reichenbach, in der Bürgermeistergasse zu Wittenberg, steht vor einer hocheerröthenden Jungfrau von sechsundzwanzig Jahren ein Mann in einem beaunen Priestergewande, auf dem Haupte noch die Spuren der ehemaligen Mönchstonsue. Es ist der Doctor Martin Luther, Professoe der Theologie und Hauptpastor an der Stadtkirche zu Wittenberg. Das beaune Kleid hat ihm noch sein lieber, seliger Kurfürst Friedrich der Weise geschenkt, als der Reformator vor einem Jahr mit der Augustinerkutte das letzte äußere Zeichen des Mönchsthums ablegte. Hinter Doctoe Martin stehen seine theuersten Freunde: Johann Bugenhagen, Doctor Pomeranus, der Rechtsgelehrte Johann Apel, und der Rathsherr und Maler Lukas Kranach. Zur Seite der Jungfean Katharina von Bora hält sich schalkhaft lächelnd ihr Pflegevater Philipp Reichenbach, dee spätere Stadtschreiber und Bürgermeister von Wittenberg.

„Meine allerliebste Käthe,“ sagt Luther herzlich und streckt der Jungfrau beide Hände entgegen — „ich habe mich schon lange rechtschaffen bemüht, Die einen guten Mann zu schaffen. Noch kürzlich habe ich an den Hieronymus von Baumgärtner in Nürnberg geschrieben — ich weiß, Ihr habt Euch einst lieb gehabt, als der Hieronymus noch in Wittenberg studirte, und mein Tischgenosse war, — aber seine vornehme Sippe will ihm jetzt eine reiche Nürnbergische Patricierin zum Weibe geben — mög's Gott gesegnen! Dann hab ich an den Kaspar Glatz, der kürzlich Vicar von Orlamünde geworden ist und nach meiner Lehre gern ein rechtschaffen Weib nehmen möchte, für Dich gedacht. Der Glatzius hat Haare auf den Zähnen und meinen Eifer gegen das sündige, gotteslästerliche Cölibat im Herzen — er kümmert sich nicht um Absetzung, Gefängniß und Excommunication, die allsonntäglich von den papistischen Kanzeln auf die Ehen der Geistlichen herabgedroht werden, und ja auch schon an dem wackeren Jacob Seidler, Pleban zu Glashütte, vollstreckt wurden, indem die Päpstler ihn wegen seiner Heirath lange auf dem Schloß zu Stolpen gefangen hielten. Ich ließ Dir darum den Glatzium durch Bruder Amsdorf in aller Form als Ehegespons anteagen, . . . aber was antwortete meine Käthe? — Freimüthig von dee Leber weg: Den Vicar von Orlamünde mag ich nicht, der Kaspar Glatzius ist mie zu unchristlich, heftig und aufbrausend, jähzornig — aber so Ihr, hochehrwürdiger Herr Pastor von Amsdorf, oder der Doctor Luther mich zum Weibe begehren solltet, so werde ich wahrhaftig nicht nein sagen! — Dies aufrichtige Wort hat mir's Herz getroffen, und so feage ich Dich denn jetzt: Jungfrau Katharina von Bora, willst Du mein fromm und getreu Weib werden, auf das sich des Mannes Herz verlassen darf?“

Da stürzen Katharina die Thränen aus den Augen, und sie schluchzt in hoher Verwirrung: „Ihr straft mich hart, aber gerecht, Herr Doctor, daß ich — ein arm heimatlos Nönnlein, das von fremder Leute Gnade und Barmherzigkeit abhängt, mich so sehr überhoben und vor allen reichen und vornehmen und gelehrten Jungfrauen der Stadt und des Landes, des Doctors Lutheri Hausfrau zu werden für würdig hielt. Euer Spott trifft mich tief, — bitter tief ins Herz hinein, ich werd' ihn mein Lebtage nicht wieder verwinden. Aber eines bitte ich Euch, Herr Doctor: um der großen Barmherzigkeit willen, die Ihr mir bis auf diese Stunde habt zu Theil werden lassen, — haltet mich nicht für undankbar . . ., das bin ich bei Gott nicht! Ich werde nie vergessen, was Ihr für mich gethan. Durch Euch hat mich der liebe Gott gar wunderbare Wege geführt. Wie viel dunkle Jahre habe ich hinter den Mauern des Cistercienser Klosters Marienthron zu Nimtschen vertrauert, ich und die vielen andern unglücklichen Nönnlein, die wir nicht aus eigenem inneren Trieb der Welt entsagt hatten, sondern um der leiblichen Versorgung willen, schon als unwissende, willenlose Kindlein — manche schon mit 5 Jahren — von unseren Angehörigen ins Klostergrab gesteckt wurden. Ich dachte damals wohl, ich betete hitzig und emsig — aber da, mit einem Mal ward ich voller Entsetzen inne, es sei eitel Lippenwerk . . . über unsere dumpfen Klostermauern rauschte es herüber, wie ein nie geahnter Frühling — so beseligend, — so lockend, — so neu belebend . . . das war Eure Lehre, Doctor Maetinus! Die Sehnsucht nach diesem Frühlinge kam über mich und noch viele andere arme Nönnlein, — so heiß, — so mächtig, — daß wir unsere Eltern um der Seelen Seligkeit halber demüthigst baten, uns aus dem Kloster zu nehmen. Aber sie wollten die Last nicht wieder ins Haus nehmen — ihr eigen Fleisch und Blut. Da flehten wir Euch um Erlösung an, und Ihr erbarmtet Euch unser. Ihr sandet den wackeren, frommen Bürger Leonhard Koppe aus Torgau nach Nimtschen, „dem Satan die Beute Christi abzujagen!“ Es war eine wundersame, frühlingrauschende Osternacht — selbst die Sterne funkelten und die Lüfte säuselten: Christ ist erstanden . . . auch füe Euch! — als neun zitternde Nönnlein über die Klostermauern flohen und auf einem bedeckten Wagen, in leeren Heringstonnen von Meister Leonhard nach Wittenberg geschafft wurden. Wie herzlich nahmt Ihr, Doctor Martinus, Euch da des armseligen Völkleins an — wie konntet Ihr bitten und betteln füe unsere Nothdurft, bis Ihr uns alle bei rechtschaffnen Leuten in Wittenberg untergebracht hattet. Nie habt Ihr die Sorge um Eure Schützlinge wieder aus den Augen und

*) Vgl. Nr. 6. S. 95.

aus dem Herzen verloren — besonders eifrig und mit Gottes Segen habt Ihr Euch bemüht, den verlassenen Jungfrauen gute christliche Ehemänner zu geben ... meine Schwestern haben Euch für Eure Wahl gedankt — nur ich wollte eigenwillig wählen aus Selbstsucht — aus sündlichem Hochmuth ... erst Euer jetziger, wohlverdienter Spott führt mich zur geziemenden Demuth zurück — ich danke Euch dafür, Herr Doctor, wenn auch das arme Herz noch blutet ... Jetzt mögt Ihr getrost dem Doctor Glatzio schreiben, Katharina von Bora wolle ihm mit Gottes Hilfe ein getreu Gemahl werden, so er sie nun nicht verschmähe!"

„O meine Käthe, wie danke ich Dir für dies demüthig Wort!" — und Luthers Gesicht leuchtet in reinster Freude. „Das gibt mir erst recht die Gewißheit, daß Du nicht stolz und hoffärtig bist, wofür manche Leute Dein stilles Wesen, Dein edles Selbstgefühl, das sich fern hält von dem rauschenden, alltäglichen Treiben der Welt, so gern halten möchten. Nein, meine liebste Käthe, ich treibe keinen grausamen Scherz mit Dir. Du, — Katharina von Bora bist meine besonnene Wahl. Der liebe Herrgott möge seinen Segen dazu geben. Noch vor acht Tagen war ich in schwerem Zweifeln, ob es mir überhaupt dienlich sei, in den heiligen Ehestand zu treten. Meine lieben Eltern bitten mich aber so herzlich dringend, ihnen eine brave Tochter und — so Gott will! — fromme Enkelkinder zu geben. Als ich damals in toller Verblendung die Juristerei fortwarf und ins Kloster zu Erfurt rannte und Mönch wurde, gerieth mein Vater, weil er mich gerade reich verheirathen wollte, so in Zorn, daß er mich von Stund an „Du" nannte, obwohl er mich schon als dummes Studentlein „Ihr" titulirt hatte. Nun tadelt auch mein lieber Herr Kurfürst freimüthig offen die Ehelosigkeit der Geistlichen und verlangt von mir, daß ich meine Lehre von der Priesterehe auch durch mein Beispiel bestätige und so den schwachen Gewissen für alle Zeiten einen Trost hinterlasse. Mit Ernst habe ich den lieben Herrgott gebeten, er solle mich auch hier das Rechte finden lassen — — da brachte mir gestern Abend Bruder Amsdorf Deine Antwort, daß Du den Glatzium nicht möchtest, aber den Lutherum nicht ausschlagen würdest — das Wort erschien mir als ein gnädiglich Gotteszeichen, und im brünstigen Gebet der Nacht kam mir auch die rechte Freudigkeit. Auch habe ich Dich, meine Käthe, als eine sittsame und gottesfürchtige Jungfrau schon längst rechtschaffen treu im Herzen getragen. Ich bitte Dich nun nochmals, vor Gott und diesen christlichen Männern, Katharina Borin: willst Du mein treu, ehrlich Weib werden, so sage Dein offen Ja! — und der Doctor Pommer soll sogleich sein Amen darüber sprechen!"

„Ehrwürdiger Herr Doctor, so muß ich's denn wohl glauben, daß Ihr mich arme Magd nicht verspottet, sondern liebreich zu Euch erheben wollt. Ja, ich habe Euch, Doctor Martinum Lutherum schon lange von reinem Herzen lieb und bitte den lieben Herrgott, daß er mir Kraft gebe, Euch ein tugendsam und fromm Weib zu werden ... aber heute noch, — das kann Euer Ernst nicht sein, Herr Doctor ... wie soll ich da mein bischen Armuth noch in Stand bringen, Euch keine Schand zu machen, wenn ich Euch als Frau Doctorin in Euer Haus folge ..."

„Ei! ei! meine Käthe, denkst Du denn, daß der Doctor Martinus gesonnen ist, Deine Läpplein und Fähnlein zu heirathen? Nein, noch in dieser Stunde soll Doctor Pommer uns zusammengeben. Hochzeiten aufzuschieben ist i.. allen Dingen sehr gefährlich, weil der Satan gern ein Hinderniß macht durch böse Zungen, Verleumder und beider Theile Freunde. Darum habe ich außer diesen getreuen Männern niemandem ein Wort von meinem Vorhaben gesagt, nicht mal dem Meister Philipp, so lieb ich ihn habe, denn er ist in vielen Sachen gar furchtsam und ängstlich und schaut fast zu sehr auf die Augen der Welt. Und an papistischen Anfeindungen wegen dieses Schrittes wird's mir nicht fehlen, und auch viele Getreue werden die Köpfe schütteln, daß der Doctor Martinus an Hochzeitmachen denkt, wo's draußen im Lande gar traurig aussieht, und die aufrührerischen Bauern sengen und plündern, und viel unschuldig Blut fließen lassen — aber ich bin in meinem Gott getrost ... und so geh denn nun, meine allerliebste Käthe, in Dein Kämmerlein — dort wartet unseres Freundes Lukas Maler Rippe, Dich bräutlich zu schmücken!"

... Geschmückt, wie auf jenem Bilde Lukas Kranachs, dort an der Wand, tritt Katharina von Bora an der Hand der Barbara Kranachin wieder ins Gemach. Magister Reichenbach führt sie als Pflegevater dem Doctor Luther zu, und Johann Bugenhagen segnet das Paar herzlich und feierlich ein. Als vorläufige Trauringe dienen zwei simple Goldreifen, wie sie gerade zu beschaffen waren. Doctor Apel schreibt den Ehecontract und alle Zeugen unterzeichnen ihn. In Eile rüstet Magister Reichenbach ein kleines, stilles Hochzeitsmahl.

O, welch ein Aufsehen macht diese plötzliche Heirath in der Stadt — ganz Wittenberg nimmt den innigsten Antheil, an dem jungen Eheglück seines theuren Doctor Martini. Der Stadtrath sendet ihm am Tage nach der Hochzeit mit einem herzlichen Glückwunschschreiben, einen stattlichen „Ehrenwein": ein Stübchen Malvester, ein Stübchen Rheinwein und sechs Kannen Frankenwein — und fügt diesem Geschenk am 27. Juni, dem Dienstage nach Johannis, wo Doctor Martinus seine Käthe öffentlich aus Magister Reichenbachs Hause in sein Kloster heimholt und seinen Eltern und Freunden ein stattlich Gastmahl ausrichtet, noch ein Faß des berühmten Eimbecker Biers, ein Stück Leinwand und zwanzig Gülden in Schreckenbergern hinzu, obgleich die Stadt Wittenberg augenblicklich selbst so schlecht bei Kasse ist, daß sie dies Geld aus der Kirchenkasse entlehnen mußte. Die Universität sendet durch ihren schönredenden „Grammatiker" Philipp Melanchthon einen prächtigen, dreiviertel Ellen hohen, reichvergoldeten Silberpokal, in kunstvoll getriebener Arbeit.

Bei Tische, den Luthers treuer Freund Georg Spalatinus, Hofprediger und Secretär des Kurfürsten, auf Bitte des Hochzeiters reich mit Wildprett versorgt hat, verwaltet Johann Pfister, seit Ostern ebenfalls aus dem Mönchskloster getreten, mit vieler Laune und bestem Erfolg, das Amt eines Mundschenken. Die neuen silbernen Becher, Hochzeitsgeschenke reicher Freunde Luthers, werden sehr gründlich eingeweiht. Unmöglich aber ist es, alle eingegangenen lateinischen und griechischen Hochzeitscarmina durch Vorlesen und singen bei Tische gehörig zu ehren.

Bei diesem nachträglichen Hochzeitsmahle tragen Luther und Katharina auch zum ersten Mal die beiden Hochzeitsringe von Dürers Meisterhand, die Pirkheimer seinem Doctor Martin gestern aus Nürnberg mit einem stattlichen Carmen gesandt hat.

Am Abende scharen sich die Studenten, unter den Fenstern des alten Augustinerklosters, und singen im vollen Chor:

Wohl dem, der in Gottesfurcht steht
Und auch auf seinem Wege geht,
Dein eigen Hand Dich nähren soll,
So lebst Du recht und geht Dir wohl!

Dein Weib wird in Deinem Hause sein
Wie ein Reben voll Trauben fein,
Und Dein' Kinder um Deinen Tisch
Wie Oelpflanzen gesund und frisch!

In diese Reime hat ihr lieber Doctor Martinus ja selber den 127. Psalm gebracht, und die liebliche Melodie dazu gesetzet.

... Und immer neue, sonnenhelle Kreise entrollen den goldnen Eheringen: sonnige Stunden, voll Glück und Frieden ...

(Fortsetzung folgt.)

Am Familientische.

Im Ostende von London.

„Ein Dutzend Peabodys können hier nicht mehr helfen!" so rief dieser Tage eines unsrer ersten Blätter aus — und wahrlich, den grauenvollen Zuständen, wie sie jetzt unter unsern Armen Platz greifen oder die vielmehr jetzt erst an das Licht treten — denn sie existiren schon lange — kann auch die unbeschränkteste Wohlthätigkeit von außen her nicht mehr abhelfen. Unsre Dreimillionenstadt gleicht jetzt einem Apfel, von dem ein Viertel gänzlich verfault ist, drei Viertheile sind gesund — sollen diese aber nicht auch inficirt werden, so ist es nöthig, das letzte kranke Viertel durch eine Operation zu entfernen.

Wohl haben Sie in Deutschland auch Noth genug und Ostpreußen, das Erzgebirge und andere arme Distrikte machen viel von sich reden. Indessen, was sind sie gegenüber der englischen, speciell der londoner Noth und Armuth? England und Wales zählten 1867 auf 21½ Millionen Menschen 931,546 — fast eine Million oder 4½ Procent der Bevölkerung! — Staatsarme und

die Ausgaben für dieselben aus öffentlichen Mitteln beliefen sich auf 6,959,840 Pfund Sterling oder etwa 48½ Million Thaler! Und von dieser Armenmenge trifft ein unverhältnißmäßiger von Jahr zu Jahr um 5 Procent steigender Bruchtheil auf die Hauptstadt London. Wenn man weiß, daß in der ersten Decemberwoche 1869, allein 147,418 Personen, also fast so viel, wie Dresden Einwohner hat, in unsern Armen- und Arbeitshäusern öffentliche Unterstützung erhielten, daß diese Zahl um beinahe 6000 größer ist als die entsprechende des Vorjahrs, so läßt sich leicht erkennen, daß die betreffenden Behörden ein hartes und kaum zu bewältigendes Stück Arbeit haben. Der Präsident des Armenamtes, unser Halblandsmann Göschen, entwickelt eine große Thätigkeit; ihm verdanken wir es, daß die Armenpfleger und verschiedenen Wohlthätigkeitsvereine sich zu gemeinschaftlichem Handeln entschlossen und ein Registrirungssystem eingeführt haben. Schon jetzt ist man zu der Erkenntniß gelangt, daß zweierlei Hilfsmittel angewandt werden müssen: Erziehung und Auswanderung. Die erstere wird den bodenlosen Leichtsinn, das Sichgehenlassen und die Energielosigkeit der Armen mit Erfolg bekämpfen, die zweite wird unsrer Uebervölkerung eine bessere Heimat als das schmutzige Ostende Londons schaffen.

Man ist jetzt ungemein eifrig beschäftigt, die Ursachen des Uebels zu erforschen, und Abgeordnete der Regierung wie die verschiedenen Wohlthätigkeitsvereine „bereisen“ die Armenbezirke. Gewiß werden wir von ihnen einen höchst interessanten Bericht zu erwarten haben, der jedoch nicht vor Ende des Winters an die Oeffentlichkeit gelangen dürfte. Unterdessen will ich es versuchen, aus meiner eigenen Erfahrung ihnen einige Mittheilungen zu machen, die allerdings nicht an jene beliebten Sensationsbilder heranreichen, die in unsern Romanen vorkommen, dafür aber auf Wahrheit Anspruch machen und immer noch unerfreulich genug sind. Mein Begleiter war ein Armenpfleger, der in jenem elenden Viertel seiner Thätigkeit nachging, das sich zwischen Oldford-Road und Mile-End-Road erstreckt und von der Great-Eastern Eisenbahn durchschnitten wird. Wer von dieser herabschaut in die engen, unbeleuchteten und mit holperigen Steinen gepflasterten Straßen, auf die nicht einmal nummerirten Häuser mit den zerbrochenen Fenstern und schwarz geräucherten Wänden, der kann das Elend, welches hinter den Mauern sich birgt, wenigstens ahnen. Und doch treffen wir gerade in diesen Quartieren Straßen, deren stolze Namen mit den Dynastien Stuart, Nassau und Braunschweig verschwistert erscheinen. Mein Gefährte hatte die Aufgabe, die Eltern zu ermahnen, daß sie ihre Kinder regelmäßig in die Schule schickten. Bei den einen begegnete ihm Spott, bei den andern böser Wille, bei den dritten Unvermögen, selten aber kam man seiner wohlmeinenden Absicht nach. „Die Kinder haben keine Kleider; sie müssen für uns arbeiten; für uns betteln. Wir fürchten die üble Gesellschaft, in welche sie gerathen. Sie können auf der Straße überfahren werden.“ So und ähnlich lauteten die Entschuldigungen. In einer „möblirten Wohnung“ d. h. einem Raum, der ein Matratzenbett nebst Decke und einen Tisch enthielt, fanden wir einen Schneider, welcher in Folge der jetzt so beliebten Strikes und der Trunksucht heruntergekommen war und nun vom Flicken lebte. Die Frau war gestorben und hatte ihm ein kleines taubstummes Töchterchen und zwei Söhne, Sam und Frank, von dreizehn und zehn Jahren, hinterlassen. Es war schon spät am Abend, als wir zum ersten Male nach dieser Wohnung kamen. Auf unser Klopfen wurde die Wohnung geöffnet und eine kleine, mit einem schmutzigen Hemde bekleidete Gestalt huschte sofort wieder ins Bett zurück. Das war Frank, der das kleine, auch im Bett liegende unglückliche Mädchen fütterte; die übrigen waren ausgegangen. Am andern Tage, als wir wiederkamen, lag Sam im Bette und nun stellte sich heraus, daß er und sein Bruder nur einen Anzug hatten, den sie abwechselnd trugen.

Zurück führte uns der Weg durch Bethnalgreen, durch enge, schwarze, unheimliche Straßen, durch Gruppen zerlumpter, bleicher und skrophulos aufgedunsener Kinder, die wohl kaum je mit Wasser und Kamm Bekanntschaft gemacht hatten, an Männern und Weibern vorbei, die gleich Schattengestalten hinwanken und deutlich anzeigen, daß Verwahrlosung, Hunger und Trunksucht ihren Lebenslauf ausfüllen. Hier hatten wir Gelegenheit, einige neue Schattenseiten kennen zu lernen. Nichts kann die eiserne Härte übertreffen, mit welcher die Hausbesitzer den Miethzins von den unglücklichen Bewohnern einfordern; man erzählte uns, daß einzelne derselben wöchentlich pennyweise den Zins sammelten und unnachsichtlich jeden sofort aus der Wohnung verstießen, der nicht pünktlich zahlte. Ich erinnere mich, einen Haufen Kinder in einem engen Zimmer getroffen zu haben, die mehr oder minder an den Blattern litten; um Hilfe zu bringen, kehrten wir am nächsten Tage wieder, waren aber nicht wenig erstaunt, eine andere, gleichfalls mit zahlreichen Kindern gesegnete Familie in demselben Raume zu finden, die man nicht einmal mit der schauderhaften Krankheit bekannt gemacht hatte, welche Tags zuvor noch an diesem Orte geherrscht. So wird es auch erklärlich, wie Krankheiten und Seuchen hier sich schnell verbreiten.

Wenn ich solchen Leuten zumuthete, sie sollen auswandern, oder aufs Land ziehen, wo das Leben billiger, die Arbeit besser bezahlt ist, dann antworteten sie: „Aber wir wollen leben!“ und unter „leben“ verstanden sie „sich amüsiren“. Vergleichsweise nur wenige gehen in die Parks, die, wie der Victoriapark, eigens inmitten des übervölkerten Ostendes für die Armen errichtet wurden. „Wer gibt uns dort etwas zu essen?“ erwiderte man mir, als ich darauf hinwies, daß dort draußen frische, gesunde Luft wehe. Die dumpfen Straßen des Ostendes sind der Schauplatz, auf denen der Arme Londons „lebt“ und die Straßengeschäfte interessiren ihn mehr als alles andere.

Das wahre Meer von Elend aber ist Bethnalgreen und Spitalfields, der Hauptbezirk der Sammet- und Seidenweber, die, selbst wenn der Webstuhl klappert, kaum so viel gewinnen, um ihre und der Ihrigen Blöße nothdürftig zu bedecken. In Georgstreet habe ich 40 Familien kennen gelernt — von diesen besuchten 36 oder wenigstens deren Häupter niemals eine Kirche und nur drei Familien hatten stets vollauf Arbeit. Sechs Leute arbeiteten in den Docks, einer hatte einen Kerzenladen, einer hausirte mit Häringen, einer war Karrenauflader, einer Handlanger bei einem Kalkhändler, einer Pantoffelmacher, Dutzende hatten gar keine Beschäftigung, Dutzende waren notorische Diebe, Dutzende von Mädchen führten einen liederlichen Wandel, Dutzende waren arme, elende Näherinnen — einer war ein „Gentleman“, ein alter, unsaubrer Junggeselle, der „Geld besaß“ und zum Neid aller Nachbarn gravitätisch mit der Pfeife im Munde auf der Gasse spazieren gehen konnte.

London, Februar 1870. M. N.

Zwei Bräute und ein Bräutigam.

Neben den vielen tragischen Ereignissen, die gegenwärtig Paris bewegen, fehlt es auch nicht an komischen Intermezzos. Das neue Jahr hat den Parisern ein solches gebracht, das ich als Beitrag zur Sittengeschichte Ihnen hier mittheile. Der Fall kam jüngst zur Verhandlung und betrifft eine Täuschung origineller Art.

Zwei befreundete Kammerjungfern, Agathe und Veronica, beide schon in die Dreißig hineinragend, begegnen sich nach langer Trennung.

„Herrlich, Veronica, daß ich Dich treffe. Du wirst über eine Neuigkeit erstaunt sein! Ich heirathe endlich.“

„Merkwürdig! ich auch,“ entgegnete jene. „So eben war ich im Begriffe, Dich zu meiner Hochzeit einzuladen.“

Nun beginnen die Mittheilungen, die nicht enden wollen, denn eine ist glücklicher als die andere. Agathe heirathet einen Kammerdiener, Veronica auch. Der Zukünftige der ersteren ist groß, brünett; er steht im Dienst in einem vornehmen Hause des Faubourg Saint-Honoré. Sonderbarer Zufall; das Gleiche ist bei dem Bräutigam Veronicas der Fall. Kurz, eine vertrauliche Mittheilung folgt der andern. Man gelangt bis zum Namen, auch der stimmt überein und es ergibt sich, daß ein Bräutigam zwei Bräute erworben.

Jammervoller Schrecken bemächtigt sich der Getäuschten. Das Geheimniß ist enthüllt, und die beiden Opfer, in deren Busen die Liebe in gährend Drachengift verwandelt wurde, eilen zur Polizei. Auf ihre Klage hin erscheint Louis L. vor dem Tribunal. Er zeigt ein bestechendes Aeußere, er ist, wie der Franzose es nennt, ein beau parleur, und hat einen gewissen aplomb in seinen Manieren, der ihn den Frauen unwiderstehlich erscheinen läßt. Das ist aber auch sein ganzes Vermögen, und darauf gründete er seine Existenz. Louis L. lebte vom Bräutigamstande, und in diesem befand er sich fortwährend; zum Unterschied von andern langjährigen Bräutigams war er aber stets mit mehreren Bräuten beglückt, denn im Verlauf der Untersuchung kam mehr als ein gebrochenes Herz, dem er einst Treue geschworen, zum Vorschein. Aber alle diese Damen standen in einem gewissen Alter, in dem sie die Jahre nicht mehr zu zählen pflegen. Sah der Liebesritter solch ein Mädchen von dreißig und mehr Maimonaten, dann war sein Plan gefaßt, dann stürzte er sich auf die Beute, dann funkelten die schwarzen Augen, kamen Liebesbriefe auf parfümirtem Papier. Ach, und sie konnten alle nicht widerstehen und wurden glückliche Bräute! Louis aber sog sich fest an seinen Opfern; er entlockte ihnen die Ersparnisse, Ringe, Broschen; dann spielte er noch den Eifersüchtigen, gab vor getäuscht zu sein und verschwand auf Nimmerwiedersehen! Und schlau wußte er es einzurichten, daß die Erkorenen stets in verschiedenen Stadtvierteln wohnten. Das war auch bei Agathe und Veronica der Fall. Aber zu Louis Unglück kannten sie sich, und das war sein Verderben.

Er erhielt ein Jahr neun Monate Arbeitshaus wegen Betrugs.

Briefkasten.

Von Herrn **P. Nämisch in Döhlen** ist uns zu Anfang d. J. eine specificirte Quittung über die durch uns vermittelten 110 Thlr. zur Weihnachtsfreude der Grubenarbeiter-Wittwen und Waisen im Plauenschen Grunde zugegangen, die wir den Hauptgebern in **Lübeck** mitgetheilt haben. Die mit Originalunterschriften versehenen Einzelquittungen der Empfängerinnen zeugen eben so sehr für eine weise Vertheilung, als für die Nothwendigkeit einer solchen Unterstützung, und wir erwidern von Herzen das uns von dorther zugerufene „Glück auf!“ auch für das neue Jahr, wie wir auch gern der erneuerten Bitte eingedenk bleiben werden. — **Kl. und W. in Dresden.** Nein! — **J. G. in J.** Wir bitten um Mittheilung Ihres Namens. — Als ungeeignet zurückgelegt sind die Einsendungen von **J. K. in V—m.** — **K. B. in Waldenburg.** — **F. A. W. in B.** — **A. Sch. in Weimar.** — „Unbegreifliche Lieder eines Unbegreiflichen.“ — **D. St. in Berlin.** — **J. L. in Erbach.** — Reallehrer **P. V. Gl. in St.** — **H. L. in Ha.** — **G. in W.** — **N. G—t in N. bei W.** — **J. N—f. in Dresden.** — **M. L. in Stargard.** — Auch für die lehrreiche Zuschrift von **J. G. in Allenstein** hat unser Papierkorb noch Raum gehabt. — **Fr. v. H. in P.** — Die Doré-Prachtbibel ist jetzt vollständig erschienen; Sie können sie aber auch in einzelnen Heften (à 1 Thlr.) beziehen, da bereits eine zweite Auflage dieses Werkes nothwendig geworden ist. — **E. Ch. in G.** Der von Ihnen erwähnte Schriftsteller ist nicht „derjenige welcher.“ — Auf die bescheidene Anfrage der zwei langjährigen Freundinnen zur Nachricht, daß wir wirklich auch kleine Novellen annehmen, und wenn sie denkwürdig sind, stets bezahlen. — **Johannes M. in Hamburg.** Jerem. Gotthelf ist bereits 1854 gestorben. — Ihren Wunsch werden wir im Auge behalten.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

VI. Jahrgang. Ausgegeben am 12. März 1870. Der Jahrgang läuft vom October 1869 bis dahin 1870. **1870 № 24.**

Eine Cabinetsintrigue.

Historischer Roman von **Georg Hiltl.**

(Fortsetzung.)

Der Schrank des Notars.

Das große Vorzimmer im Hause des Herrn Advokaten Job, in welches wir schon einmal den Leser geführt haben, war von drei Personen in Beschlag genommen. Herr Job, der Baron Heidekam und der Kriegssecretär Bube saßen um einen runden Tisch, auf welchem Weinflaschen und halb vollgeschenkte Gläser funkelten. Alle drei Herren waren in lebhafter Unterhaltung begriffen.

„Es ist also eine ganz besondere Persönlichkeit, die Ihr erwartet," fuhr Job fort. „Seid doch nicht so karg mit den Reden. Wer ist's denn?"

„Kann ich Euch noch nicht sagen. Ihr müßt schweigen und Euch gedulden!" entgegnete Heidekam trocken. „Da Ihr aber eine so große Kraft in Euch habt und die Leute, ihre Metiers und sonstige Dinge verrathen könnt, so strengt Euch doch ein wenig an, dann werdet Ihr sicherlich die Person auswittern."

„Na — es kann mir am Ende gleich sein," sagte Job. „Große Dinge werden vorgehen, das sagen mir meine Rechnungen seit lange schon, und da wird Euer Freund wohl mit im Spiele sein."

„Möglich. Wenn Ihr also für mich und im Sinne des Fremden etwas thun wollt, so gewährt mir eine Bitte."

„Welche?"

„Ihr wißt, daß Leute, die mit großen Dingen umgehen, allerlei Wichtiges: Papiere, Siegel und dergleichen mit sich führen. Nun könnte es aber der Fall sein, daß mein Freund einen Ort haben müßte, an welchem er solche Dinge deponiren möchte. Euer Geschäft ist es, wichtige Sachen derart zu bewahren. Wollt Ihr die Habseligkeiten meines Freundes bei Euch aufnehmen?"

Job dachte ein wenig nach. „Schon wieder," brummte er leise, „habe erst kürzlich solche Schätze zur Behütung erhalten. — Meinetwegen," sagte er laut. „Der Herr darf sich meiner Sorgfalt versichert halten. Wenn's so weit ist, gebt mir die Sachen."

„Besten Dank. Noch eines. Euer Haus auf dem Weidendamm, das mit dem hübschen Garten, liegt nicht weit von dem meinigen. In diesem Garten ist ein kleines dunkles Gehölz mit einem von Schwarztannen ringsum eingeschlossenen Pavillon — so recht zu Unterredungen geeignet, welche kein andrer hören oder belauschen soll. Wenn mein Freund nun eine solche Unterredung mit jemandem nöthig hätte, würdet Ihr gestatten, daß jenes Haus, der kleine Pavillon, oder das Gehölz dazu benutzt würden?"

Job blickte verschmitzt den Herrn Baron an. „Ei — ei mein Freund" sagte er. „Ihr habt doch keine Damen- oder Liebesintrigue durchzufechten? Weshalb wollt Ihr nicht die Zusammenkunft in Eurem Hause dulden?"

„Weil mein Haus eben von den Neugierigen zu sehr beobachtet wird. Bin ich nicht ein Mensch, von dem sich die Welt allerlei Wunderliches erzählt? wenn man zufällig Leute in meine Wohnung kommen sähe, die sonst nicht ein und ausgehen — wenn es nun allerdings" — Heidekam lächelte bei diesen Worten — „wenn nun Damen dabei betheiligt wären, die jede nur mögliche Discretion wünschen müßten?"

„Abgemacht," rief Job „Ihr braucht mir nur das anzudeuten — mein Haus steht Euch zur Verfügung, wenn Ihr wollt. Laßt mich nur wissen, und ich sorge dafür, daß auch mein alter Gärtner, der Graul, nicht anwesend im Hause ist, wenn Euer Freund es benutzen will. Aber alle Wetter, was ist denn mit Euch?" rief Job, sich zu dem Kriegssecretär Bube wendend, der während der ganzen Zeit still und in sich gekehrt dagesessen hatte. „Ihr trinkt nicht — Ihr sprecht nicht —"

„Ja, was mit meinem Freunde vorgeht, das weiß der liebe Himmel. Er wird noch in Melancholie verfallen," sagte Heidekam.

„Ich weiß es schon längst," rief Job; „ich brauche nur seine Lineamente in der Handfläche oder in seinem Antlitze zu betrachten, um zu wissen, daß es Liebeskummer ist, den er tragen muß!"

„Geht doch — dazu bedarf es keiner Sehergabe," lachte Heidekam. „Ihr wißt ja, daß Bube um Eure Elisa schmachtet und jetzt mehr als je — jetzt, wo er seit zwei Tagen eine höhere Stellung erhalten hat, die ihm nahezu an hundert Thaler einbringt."

„Nun, das ist doch nicht Ursache traurig zu sein."

„Nein und ja, mein werther Herr Notarius," sagte jetzt Bube mit sanfter Stimme, „ich bin glücklich in meinen Bestrebungen auf der Via sacra des Geschäftslebens und meines Berufes, aber desto unglücklicher auf der Straße der Liebe. Gerade jetzt bin oder wäre ich im Stande, mir eine Häuslichkeit zu gründen, ein liebes Eheweib heimzuführen — aber gerade jetzt ist es mir zur Gewißheit geworden, daß die Jungfer Elisa durchaus nicht die Meine werden soll."

„Werden will," fiel Job ein.

„O," fuhr Bube fort „wenn Sie, liebster Herr Notarius und die Frau Mutter wollten" —

„Ganz dieselbe Litanei, wie der andere sie sagt," klagte Job. „Seht — um das Mädel freien mehrere. Da ist Vincent in der Brüderstraße, an den will ich nicht recht, weil er immer mit seinem Gelde klappert, da ist der Sohn meines Freundes Laurentius, der Prediger, hat vergangenen Sonntag ganz trefflich gesprochen von der Marienkirchenkanzel und wird eine gute Stellung erhalten — der ist wie wahnsinnig in das Mädel verschossen, der hat geweint und geklagt und genau so geredet, wie Ihr von den Eltern, die doch den Sinn der Jungfrau ändern sollten, und ähnliche Dinge mehr. Ich bin ganz verwirrt worden und war herzlich froh, daß der Hofprediger Jablonski den Laurentius nach Magdeburg geschickt hat, damit er doch ein wenig auf andere Gedanken kommen solle. Ich kann doch nicht gegen den Willen des Mädels ankämpfen und so hoch, Er nimmt es mir nicht übel Herr Bube, steht es nicht mit Seinem Amte, daß ich um meines Kindes Glück zu machen, befehlen sollte; dazu müßte es doch noch anders mit Ihm aussehen."

Bube schoß dem Advocaten einen giftigen Blick zu.

„Demnach" sagte er, „hätte also nur allein der Herr Dumoulin Aussicht," zischelte er.

„Fehlgeschossen," lachte Job. „Der erst recht nicht — mit dem ist es aus, und zwar habe ich dabei meinen väterlichen Willen durchgesetzt. Ich habe den Lieutenant artig in meinem Hause aufgenommen, und dafür hat er mir den Kopf meines Mädels verrückt. Nun — ich weiß nicht, ob ich auf die Dauer den Bewerbungen so standhaft entgegen gewesen wäre, aber da höre ich durch unseren Freund, den Herrn Baron Heidekam, wie der König noch vor seiner Erkrankung den Herrn Lieutenant ins Gebet genommen hat, wie er ihm den Kopf gewaschen, daß er zu mir, dem Advocaten ins Haus komme und bei der Notarstochter den Charmanten mache, wie er endlich dem Lieutenant jeden Besuch bei dem Mädchen verboten habe. Das ist mir denn endlich in die Krone gefahren, und mein Stolz ist beleidigt worden. Ich habe dem Herrn Lieutenant, als er wieder kam, ganz gehörig den Text gelesen, ihm gesagt, daß ich mich auch gut genug halte, um einen Lieutenant als Schwiegersohn haben zu können. Da Seine Majestät, der mir als einem Advocaten besonders abgeneigt sei, seinen Officier für allzu schade halte, um ihn mit der Tochter eines Notarius zu vermählen, so möge der Herr Lieutnant sich keinen Schaden thun, sondern ein für alle mal aus meinem Hause wegbleiben. Und es ist ja geschehen. Er kommt nicht mehr.

„Und Eure Tochter?"

„Läßt die Lippe hängen. Aber ich mache mir nichts daraus. Ich würde sie Ihm, Herr Secretarius, gern geben — es wäre mir lieb, eine Verbindung mit dem Beamten des Königs, aber — aber — Damit Er jedoch sieht, daß ich nichts unversucht lasse, will ich noch einmal das Mädel ins Gebet nehmen, will zusehen, daß ich ihr den tollen Kopf zurecht setze — will zur Noth versuchen zu befehlen — wartet einmal. Er weiß dann gleich, woran Er ist und wird einsehen, daß ich nicht Schuld trage, wenn's durchaus sich nicht machen will."

„Bemühe Er sich nicht Herr Job," ließ sich in diesem Augenblicke eine Stimme vernehmen, und in der offnen Zimmerthür erschienen die Frau des Notars, die schöne Elisa, und — Frau von Blaspiel.

Erschrocken suchte der Notar die Gläser bei Seite zu bringen; Bube und Heidekam erhoben sich mit höchst verlegnen Mienen, denn Frau von Blaspiel galt immerhin für eine große Person am Hofe.

„Gnädigste Frau," stammelte Job. „Ich glaubte nicht — —"

„Oho! Er schreit immer so laut, daß es nicht zu verwundern wäre, wenn es die Leute auf der Straße hörten."

Sie blickte jetzt mit stechenden Augen den Baron an, der ihre Musterung jedoch mit größter Ruhe aushielt.

„Er wollte in Bezug auf seine Tochter, meine Pathin, etwas mit — diesem? oder mit jenem Monsieur sprechen?" sagte sie, bald auf Bube, bald auf Heidekam deutend, wobei sie ihre Wimpern mit vornehmer Geringschätzung schloß.

„Ja — ja — der Herr dort — hat mir schon vor einiger Zeit gestanden —" Er wies auf den Secretär.

„Ich habe allerdings eine heftige Inclination für die tugendbelobte Jungfrau Elisa:" begann jetzt Bube, „und habe dieses dem Vater gestanden, nicht wissend, daß auch Sie, gnädige Frau, in den Herzensangelegenheiten der Jungfrau Elisa, so wie bei den etwaigen Heirathsanträgen für dieselbe, ein Wort mitzureden haben."

„Mein Freund," sagte die Blaspiel. „Ich bin die Pathe des Mädchens hier, die langjährige Bekannte des Herrn Notars. Deshalb glaube ich ein Recht zu haben, für Elisa das Wort ergreifen zu können. Meine kleine Pathin wird gedrängt — ich muß es dem Herrn Notarius nachsagen, daß er wacker für Ihn, mein Bester, gesprochen, und ebenso dem Lieutenant Dumoulin die Thür gewiesen hat, aber damit dächte ich wäre es nun genug. Lasse Er das Mädchen und den Vater mit seinen Bewerbungen in Ruhe. Sie mag Ihn nicht — genug also."

„Sie scheinen Ihre Meinung sehr gern abzugeben, Frau Oberhofmeisterin," sagte Bube höhnisch.

„Sei Er nicht impertinent!" rief die Blaspiel, „hört Er? es möchte Ihm sonst schlecht bekommen."

Bube verbiß seinen Grimm.

„Er ist Secretarius," fuhr die Blaspiel fort, „Secretarius in der Kriegskanzlei, und sollte daher mit der Oberhofmeisterin der Königin in anderem Tone reden — freilich seine Bekanntschaften werden Ihm wohl so schöne Mores lehren."

Sie blickte wieder den Baron an.

„Wenn Sie, gnädige Frau, meiner Wenigkeit mit diesem Compliment gedacht haben wollten," sagte Heidekam „so erlaube ich mir zu bemerken, daß mein Umgang für den jungen Mann nicht zur Verschlechterung der Mores beigetragen hat, ich überhaupt finde, daß Herr Bube sehr gute Mores besitzt — und durch mich werden sie nicht verdorben. Das müßte mir erst noch bewiesen werden."

„Beweisen? Herr Baron von Heidekam, das dürfte schwer halten, Sie umhüllen Ihr Leben mit so vielem Nebel, daß man genug zu thun hätte, wollte man erst damit ins Klare kommen — an Ihre Beziehungen zu Herrn Bube könnte wohl vorläufig niemand denken."

„Ich lebe, wie es mir beliebt," sagte Heidekam fast grob. „Ich habe die Mittel dazu und gestehe niemandem das Recht zu, meine Lebensweise zu bekritteln, ehe ich ihm nicht Veranlassung dazu gebe. Ich lebe für mich — mische mich nicht ungerufen in die Angelegenheiten meiner Mitmenschen und halte mich so retiré, daß ich Leuten, die ich nicht genau kenne, auch den unbedeutendsten Dienst verweigere. Ich würde sonst keine Briefe überbringen, und wären diese selbst an den König, an den Minister — meinetwegen an einen Hofprediger adressirt."

Frau von Blaspiel zuckte wie von einem Schusse getroffen empor. So entschlossen sie auch war — dieser Ausfall machte sie erbeben. Heidekam wußte etwas von dem Vorhaben Clements, es war daran nicht zu zweifeln. Ihre Bewegung war freilich nur eine plötzliche, und die Anwesenden hatten auf Heidekams Worte keinen Werth gelegt, da sie deren Bedeutung nicht ahnten, aber der gewandte Heidekam bemerkte sogleich, daß die Ausspielung gewirkt hatte.

„Clement hat mich nicht getäuscht — sie war es," sagte Heidekam zu sich selbst: „Ohne daß sie eine Ahnung davon hat, steht ein Verbündeter neben ihr."

Frau von Blaspiels Gesicht hatte den Ausdruck völliger Gleichgültigkeit angenommen.

„Sie wären wohl auch der letzte, Herr Baron, durch den man wichtige Briefe befördern ließe," sagte sie kalt. „Uebrigens komme auch ich nie ungerufen. Elisa hat mich gebeten, das Wort für sie bei passender Gelegenheit zu ergreifen, das ist hiermit geschehen und meine Musterung zu Ende."

„Ich danke Ihnen, liebste Pathe," sagte Elisa, die Hand der Oberhofmeisterin küssend, und war dann mit einem Sprunge zum Zimmer hinaus. Verdutzt blieben Job, Heidekam und Bube zurück, während die stille Frau des Notars ihrer Tochter folgte, und Frau von Blaspiel, durch das Zimmer rauschend, sich mit ihrem Fächer Kühlung nach der aufregenden Unterredung zufächelte.

„Sie haben nun genug gehört, meine Herren," sagte die Blas-

piel, „und der Herr Kriegssecretär wird wohl thun, seine Bewerbungen aufzugeben."

Heidekams Gesicht verzog sich, er ließ deutlich merken, daß er gern noch einen Ausfall gegen die hochmüthige Frau gewagt hätte, aber er begnügte sich in den Bart zu brummen: „Wenn ich wollte — wenn ich nicht Clements Bundesgenosse wäre. Ein Wort an Grumbkow, und Du wärst verloren."

Frau von Blaspiel machte diesen Betrachtungen schnell ein Ende, denn sie gab dem Notar einen Wink und sagte:

„Job, sei Er so freundlich, mir in Sein Sprechzimmer zu folgen. Ich habe in Geschäftssachen mit Ihm zu reden."

Sie nickte stolz den beiden Freunden zu und führte den Notar aus dem Gemache. Heidekam und Bube blieben zurück. Hastig zog der Baron den Secretär in eine Ecke, er begann leise und dringend mit ihm zu sprechen.

Frau von Blaspiel ward von dem Notar in dessen Sprech- und Arbeitszimmer geleitet. Dieser nicht allzugroße Raum war in zwei Hälften getheilt, und zwar schloß eine Gardine die hintere Hälfte ab. Im vorderen Raume hatte der Notar seine Actenspinden, eine juristische Bibliothek und verschiedene Repositorien mit Papieren; auch ein großes Schreibpult mit dem unvermeidlichen Drehstuhle befand sich hier. Hinter der Gardine war das Heiligthum, der Ort, an welchem Herr Job seinen nekromantischen Studien und chiromantischen Belustigungen oblag. Hier waren einige mathematische Instrumente, ein paar Spiegel und Waagen aufgestellt, in dem großen Schranke aber paradirte eine Bibliothek der auserlesensten mystischen Schriften, an denen jene Zeit besonders reich war, und unter welchen ein ganz verrücktes Buch: Der höllische Proteus — von dem Lauenburgischen Rath Erasmus Franzisci herausgegeben — die erste Stelle einnahm.

Gleich neben dem hohen eisernen Ofen des Zimmers war eine Thüre angebracht, welche auf eine in den Hof mündende Treppe führte; dies war der Gang, dessen sich die Wißbegierigen bedienten, um von Jedermann ungesehen in des Notars Zimmer gelangen zu können, wenn sie von seiner Weisheit profitiren wollten.

Frau von Blaspiel nahm ohne alle Umstände in einem Lehnsessel Platz. Sie gab dem Notar einen Wink die Thüre zu schließen, dann begann sie, mit dem Fächer drohend:

„Ei — ei Jobus! Er hat sonderbare Gesellschaft."

„Clienten, gnädigste Frau. Clienten," sagte Job mit einem Katzenbuckel.

„Ich will Euch keine Warnung geben, Job. Er ist selbst gescheidt genug, Er kann ja weissagen und wird sicherlich voraus wissen, wie es einmal mit dem Herrn Baron von Heidekam zu Ende geht."

„Ohne Zweifel, gut, gnädige Frau," sagte Job mit fester Stimme. „Der Baron ist ein Mann mit guten Eigenschaften. Er hat ein sehr schönes Stück Geld und thut keinem Menschen etwas zu leid. Daß er ein wunderlicher Kautz ist, das berechtigt keinen Böswilligen, ihm schlimme Dinge nachzusagen. Uebrigens ist das Innere seiner Hand, der Tisch und die Lebenslinie vortrefflich gebildet — also darf man mit Recht auf eine glückliche Zukunft für ihn schließen."

„Na — dann sind wir ja mit Heidekam vollständig im Reinen," sagte Frau von Blaspiel ein wenig höhnisch. „Kennt Er die sonstigen Verbindungen des Barons? Wie? Kommt er mit Leuten zusammen, die dem Minister Grumbkow nahe stehen?" fragte die Blaspiel forschend.

„Ich kann das nicht sagen, gnädige Frau. Ich weiß nur, daß der Kriegssecretär Bube der vertrauteste Umgang des Barons ist."

„Er müßte als Weissagender das alles kennen."

„Ich beschäftige mich nur dann mit meiner Kunst, wenn ich wirklich etwas Handgreifliches vor mir habe, worauf ich meine Prophezeiung gründen kann, also eine Hand, ein Gesicht, ein Planetarium des Fragenden und vergleichen."

„Job," sagte Frau Blaspiel, plötzlich einen andern Ton annehmend. „Glaubt Er nun selbst an diese Dinge?"

Der Notar lächelte seltsam. Sein joviales Antlitz glich einer komischen Maske, er faltete die Hände über seinem Bauche und sagte:

„Es gehen mitunter recht wunderliche Dinge vor. Ich glaube manchmal selbst daran."

„Das ist mir genug," entgegnete Frau von Blaspiel, „ich weiß, woran ich bin. Ihr seid trotz alles Faxenspiels ein braver Kerl, Job. Ihr thut etwas für Eure Freunde — wohlan denn, so wollen diese Freunde auch für Euch etwas thun. Ihr wißt, der König will den Advocaten nicht wohl."

„Das sei Gott geklagt!"

„Ihr könnt Euch dem Könige nützlich machen."

„Es wäre mein innigster Wunsch. Aber wodurch?"

„Durch Eure Gabe zu prophezeien."

„Wie?" rief der Notar erstaunt. Dadurch? Beim Könige? es ist nicht zu glauben."

„Es ist so, mein Freund. Bereitet Euch vor, der König will zu Euch kommen."

Job überfiel bei diesen Worten ein Zittern, er sah sich erschrocken um, als stände der König schon hinter ihm.

„Gnädige Frau," rief er, „Sie wollen mich täuschen — das ist nicht möglich. Der König kommt nicht, um eine Prophezeiung von mir zu haben. Er kommt, wie er das oft genug thut, um bei mir ein persönliches Strafgericht zu vollziehen. Was sollte der König, der solchen Dingen abhold ist, bei mir für ein Prophezeiung haben wollen?"

„Beruhigt Euch doch. Es ist, wie ich Euch sage."

„Und dann? wenn ich nun des Königs Hand studirt? wenn ich ihm etwas wahrsagen wollte? Gut — aber wenn meine Weissagung nicht eintrifft, wie dann? Der König ist im Stande, mich mit dem Stocke zu belohnen und aus dem Hause zu jagen, wie es einst den Wechslern und Wucherern in der Tempelhalle zu Jerusalem erging."

„Wenn sich nun jemand fände," sagte die Blaspiel halblaut, „der Euch eine wichtige Sache anvertraute, welche Ihr später dem Könige wiedersagen könnt, und zwar so wiedersagen, daß der König wohl glauben dürfte, es käme aus Eurem eignen Kopfe und sei ein Resultat Eurer geheimen Studien? wie wäre das?"

„Ah —" sagte der Notar ein wenig erleichtert, „das wäre was anderes. Aber woher soll' ich erfahren — — ?"

„Von mir," sagte die Blaspiel aufstehend. „Ich bedarf nur Eures Wortes: daß Ihr schweigen wollt."

„Ich schwöre es Ihnen, gnädige Frau."

„Gut denn. Bedenkt, daß Ihr selbst am schlimmsten fahren würdet, wenn Ihr plaudern wolltet. Hört mich an."

Sie neigte den Mund zum Ohre des Notars und begann, ihm zu erzählen. Job horchte scharf auf. Zuweilen machte er große Augen, dann nickte er wieder. Endlich war Frau von Blaspiel mit ihrer Auseinandersetzung fertig. Sie stand auf, der Notar erhob sich gleichfalls.

„Er hat mich also verstanden?" sagte sie. „Es liegt mir daran, dem König eine wichtige Nachricht auf dem von mir gut befundenen Wege zukommen zu lassen; das ist die Sache, darum handelt es sich. Ich bin dann im Stande, zu behaupten, daß von mir der König nichts erfuhr."

„Verstehe vollkommen."

„Sorge Er dafür, daß der Herr keine Umstände hat — daß er niemandem begegne hier im Hause, der ihn erkennen, seinen Gang belauschen könnte. Ich selbst führe den König her."

„Sie wissen, gnädige Frau, den Weg über den Hof, die kleine Treppe hinan — durch die Thür. Ich werde auf der Lauer stehen. Ah — wenn es nur erst vorbei wäre!"

Frau von Blaspiel legte die Hand auf Jobs Schulter.

„Es gehen allerlei Dinge vor," sagte sie, „es werden viele sich verwundern, mein Freund. Bleibe Er treu wie bisher, mir gegenüber. Er hat doch den bewußten Schatz wohl verwahrt?"

„O! — können Sie zweifeln, Gnädigste?"

„Sicher und fest? ich bin zuweilen in Unruhe. Es ist ein wichtiges Document."

Während dieser letzten Worte geschah in dem Hinterraume des Zimmers etwas, worüber Frau von Blaspiel in tödtlichen Schrecken gerathen sein würde, wenn sie es bemerkt hätte. Geräuschlos ward die kleine Thür geöffnet, und aus der Spalte schaute das bleiche Gesicht des Barons von Heidekam. Der Lauscher war auf dem ihm wohlbekannten Wege an die Thür gelangt, und hatte mittels eines Dietrichs dieselbe leicht geöffnet. Heidekam war, wie gesagt, der Schreck nicht entgangen, der Frau von Blaspiel ergriff, als er die Anspielung auf den Verkehr der Dame mit Jablonski machte. Stets auf der Lauer liegend, war der Spion mit allen Dingen versehen, welche ihm bei seinen gefährlichen Unternehmungen helfen konnten. Es gelang ihm daher leicht, in das Zimmer blicken zu können, was

er um jeden Preis versuchen wollte, da er fest überzeugt war, daß Frau von Blaspiel den Notar über seine, des Barons Person, ausfragen wollte. Heidekam hatte nun zwar den ersten Theil der Unterredung versäumt, er kam aber gerade zur rechten Zeit, um einen nicht minder wichtigen Vorgang zu belauern.

„Ich will Sie vollständig beruhigen, gnädige Frau," sagte der Notar, „und Ihnen zeigen, daß alles mir Anvertraute in bestem Gewahrsam liegt. Sehen Sie selbst."

Er trat zu dem großen Bilde des alten Rathes Gregorius und schob dasselbe bei Seite. Jetzt sah Frau von Blaspiel, wie das Bild in einer Falze sich bewegte. Als es fortgeschoben war, sah sie eine schwere eiserne Thür in der Wand vor sich. Job öffnete diese mit einem kleinen, aber eigenthümlich geformten Schlüssel, eine dunkle Höhlung der dicken Mauer gähnte jetzt. Der Notar stieg hinein und kramte eine Zeit lang darin herum, dann kam er mit dem wichtigen Packete in der Hand heraus.

„Hier ist das Dokument, wie Sie es mir anvertrauten und — wie Sie sehen, alles wohl verwahrt."

Heidekam verlor nicht das Geringste von diesem Vorgange. Im Dunkel, für jeden unsichtbar, konnte er die hell beleuchteten Personen deutlich verfolgen.

„Was ist das?" sagte er zu sich selbst, seine Augen doppelt scharf anstrengend. „Es muß ein werthvolles Ding sein."

Die Blaspiel nahm das Packet, hielt es gegen das einzige Fenster des Zimmers und prüfte sorgsam alle Siegel.

„Vollkommen erhalten," sagte sie. „Ich danke Euch, mein Freund. Legt es sorgfältig nieder, bis es einst von Euch gefordert wird. Es gehört nicht mir — es ist ein Besitzthum hoher Personen, und für diese von unschätzbarem Werthe. Wenn es einst genutzt wird, dann entscheidet es über die größten Dinge."

Heidekam hörte und sah zugleich. An Spionagen und alles dazu Gehörige gewöhnt, prägten sich seinem Gedächtnisse die Form des wichtigen Packet, die Siegel, die Verschnürung genau ein.

„Ich weiß, wo Job seine Schätze verbirgt," sagte er leise, „und ich weiß, daß er dort einen Schatz hütet, der Frau von Blaspiel nicht gehört."

Während des Geräusches, welches der Notar beim Schließen seiner Höhle machte, schloß auch der Baron die Thüre und stieg leise die Treppe hinab. Der kleine, einsame Hof, den die Rückseiten der Schuppen und Buden einschlossen, welche damals auf den Grundstücken der Roßstraße standen, war ganz geeignet, um die Personen, deren Besuche Job empfing, unbemerkt aus- und eingehen zu lassen. Als der Baron in die Nähe des Hausflures kam, sah er gerade, wie Frau von Blaspiel vor dem Hause des Notars in eine Sänfte stieg. Heidekam wartete noch einige Minuten, dann verließ er ebenfalls das Haus und schlug die Richtung nach der Brücke ein.

Im Erker — im Arbeitszimmer — vor der Thüre.

So verfallen und räucherig auch die Gebäude aussahen, welche den Hof des Notars Job begrenzten, im Vorderhause desselben waren doch sehr wohnliche und freundliche Zimmer. Eines davon hatte sein Fenster, in Form eines Erkers gebaut, dessen drei Seiten die ganze Straße überschauen ließen, und dieser Erker war mit Blumen verziert. Das Zimmer selbst zeigte allen jenen bunten Zierrath, von Holland her entnommen, mit dessen Erzeugnissen die Bewohner Norddeutschlands ihre Gemächer schmückten.

In dem Erker saß um die Abendstunde die hübsche Elisa. Sie hatte auf ihrem Schoße eine Handarbeit ruhen, an der sie bereits seit langer Zeit nichts gefördert haben konnte, denn die Zeit des Abendgebetes war herangerückt, und Elisa im halbdunkeln Erker noch immer ganz ihren Träumereien hingegeben, hatte kein Gelüst mehr, die Nadel zu rühren. Die Gedanken des jungen Mädchens beschäftigten sich mit den Vorgängen der letzten Tage. Sie hatte seit langer Zeit den Vater nicht so bestimmt in seinen Entschlüssen gesehen, und vermochte nicht ohne Wehmuth an die Trennung von Dumoulin zu denken, der nach der stattgehabten Unterredung mit Job nicht wieder das Haus des Notars betreten hatte.

Elisa seufzte tief auf. Je mehr sich die Fenster des Erkers im Schatten des Abends verdunkelten, je stiller es drunten in der Gasse ward, desto schwermüthiger wurde die heitere Tochter des Notars.

Wenn ich nur wüßte, was der schlimme König gegen die Heirath eines Officiers mit der Tochter eines Advocaten haben kann? Weshalb denn dieser Eigensinn? — o, ich könnte ihm wohl entgegentreten — ich könnte wohl sagen: Majestät, wie kamen Sie zu solcher Grausamkeit? — ach, wenn es doch ein Mittel gäbe, sich den schlimmen Herrn geneigt zu machen, hätte ich Geld, ich kaufte einen der ungeheuren Riesen in Rußland oder Finnland, und machte ihn dem Könige zum Geschenk, dann wäre es gewiß anders — er sagte Ja, und ich könnte meinen Karl heirathen — ich wäre der lästigen Winseleien des Bube los — aber so? es ist abscheulich!" rief sie laut vor sich hin.

„Wirklich? und was ist abscheulich?" fragte jetzt eine Stimme, bei deren Klang Elisa zwar laut aufschrie, die ihr aber doch so wohlbekannt war, daß sie sich schnell wieder beruhigte.

„Karl, Karl!" rief sie.

In den Erker trat die Gestalt Dumoulins.

„Verzeihen Sie," sagte der Officier, die dargereichte Hand küssend, „aber ich konnte dem Drange meines Herzens nicht mehr widerstehen. Ich mußte Sie sehen, Sie sprechen, nachdem ich so lange fern von Ihnen geblieben. Ein glücklicher Zufall läßt mich Sie allein finden."

„Zufall? sagte Elisa, ihre Hand in der seinigen lassend, „Zufall!" sie lächelte und drohte dem Officier mit dem Finger. „Sie wußten recht wohl, daß es gelegne Zeit zu einem Ueberfalle war? Läugnen Sie nicht."

„Sie irren," entgegnete Dumoulin, „ich fragte unten im Hause nach dem Herrn Notar. Er ist ausgegangen. Nach Ihrer Mutter: sie ist ebenfalls nicht zu Hause. Aber das Fräulein? Ist für niemand zu sprechen. Das war genug. Ich weiß, daß die gute Trina, die Magd dieses Hauses mir wohl will — sie liebte einst auch einen Soldaten — und durch ihre Vermittlung gelangte ich zu Ihnen."

„Also habe ich doch recht," rief Elisa, „aber ich fürchte, Sie werden eine Scene mit dem Vater erleben, wenn er kommt und Sie hier findet. Es ist das erste Mal, daß ich Ihren Besuch annehme — und zu dieser Stunde."

„Trina wird wachen," sagte der Lieutenant. „Ich bin gekommen, um Ihnen meinen Plan mitzutheilen. Wir werden ein Stündchen Zeit haben."

„Es könnte sein. Der Vater ist wieder mit seinen mystischen Arbeiten beschäftigt. Er hat befohlen, daß ihn niemand störe. Er hat deshalb die Mutter zur Tante geschickt und mir aufgetragen, die Wohnung zu hüten — Sie dürfen also schon ein wenig mit mir plaudern."

„Darf ich?" rief Dumoulin freudig, „o — ich bin dann entschädigt für die lange Zeit, während welcher ich Ihren Anblick nur verstohlen, nur aus der Ferne genießen konnte."

„Sie unterwerfen sich strenger Buße," sagte traurig Elisa, „es ist der Befehl Ihres Königs, dem Sie gehorchen müssen."

„Leider, leider," seufzte der Lieutenant, „es ist das Loos des Soldaten und kann nun einmal nichts anders sein, aber ein Wort, ein Wunsch von Ihnen, Elisa, und ich verlasse die Fahne, den Dienst. Ich besitze wenig — mein Degen ist meine Aussteuer, aber ich habe die Gewißheit, daß auf anderem Gebiete, etwa in holländischen Diensten mir ein Avancement sicher sein würde. Ich will nach Holland gehen — dort finde ich die Stelle, welche mir gebührt, und dort darf niemand wagen, mir die Heirath zu verbieten. Wenn ich, was dem Officiere aus Preußens berühmter Armee nicht schwer wird, eine gute Stellung erhalten habe, dann darf ich zurückkehren, Ihr Vater wird Sie mir nicht versagen — — ich —"

„O, halten Sie ein, mein Freund," rief Elisa, sanft ihre Hand auf den Mund des Officiers legend, „Sie könnten glauben, daß ich Sie Ihrem Vaterlande, Ihrem Könige abwendig machen würde? Nimmermehr. Sie werden hier im Dienste der preußischen Armee bleiben, Sie müssen Ihre Kraft dem Vaterlande weihen, und die Neigung für Elisa darf Sie nicht dem Dienste desselben entziehen."

„Sie sind ein Engel," sagte Dumoulin. „Ich wünschte, der Monarch könnte diese Worte nur einmal hören. Wohlan, ich bleibe, aber was soll dann werden? mit diesen edlen Entschlüssen kommen wir doch nicht zum Ziele."

„Ein wenig Geduld — recht viel Vertrauen, mein Freund — und Sie werden sehen, daß es doch noch glückt. Wie oft ist schon ein Zufall günstig gewesen — Sie können nicht wissen, ob der König nicht Ihrer bedarf, ob er Sie nicht einmal, wie schon bei Stralsund



Polnische Flößer auf der Rast.

Nach ihrem Gemälde auf Holz gezeichnet von Ernestine Friedrichsen.

in ernster Stunde braucht, und dann — denken Sie, welch ein Glück! dann würden Sie sagen können: Gewiß, Majestät, ich will alles thun, aber geben Sie mir den Consens zur Heirath mit der Jungfer Jobin — oder wenn der König sagte: Wähle Er sich eine Belohnung? Was würden Sie dann wählen?"

„Sie malen reizende Zukunftsbilder," sagte Dumoulin, „aber ich fürchte, es sind nur eben Bilder — Nebelerscheinungen, die leicht zerrinnen."

Die heitere Elisa wollte diese trüben Ideen nicht gelten lassen, sie plauderte lustig, und bald ging die Unterhaltung in jenes halblaute Geflüster über, bei dem die Liebenden alles um sich her vergessen.

(Fortsetzung folgt.)

Studentenmütterchen.

Historische Skizze von **Arnold Wellmer.**

(Fortsetzung.)

Ein ganz neues Leben geht dem ernsten Reformator in seinem düsteren Kloster auf, seit seine allerliebste Käthe, so mild und echt weiblich drin schaltet und waltet. Frohsinnig sagt er zu seinen Freunden: „Im ersten Jahre des Ehestandes hat einer seltsame Gedanken. Wenn er über Tisch sitzt, so denkt er: vorhin warst Du allein, nun aber bist Du selbander. Im Bette, wenn er erwacht, sieht er ein paar Zöpfe neben sich liegen, das er vorhin nicht sahe. Also saß meine Käthe im ersten Jahre bei mir, wenn ich studirte, und da sie nicht wußte, was sie reden sollte, fing sie an und fragte: „Herr Doctor, ist der Hochmeister in Preußen des Markgrafen Bruder?" — und der Herr Doctor wird nie unwillig, über diese vom Zaune gebrochenen Zwischenreden seiner Käthe, die eine Gelegenheit zum Plaudern sucht, — lächelnd neckt er die in der Außenwelt wenig Erfahrene nur: „Wie? des Doctor Martini Rippe weiß nicht einmal, daß der Markgraf in Preußen selber dieser Hochmeister ist?" Die kluge Käthe hat ihren Zweck erreicht: ein traulich Plauderstündchen beginnt. Dabei näht Katharina emsig an den Gewändern, die ihr lieber Herr Doctor meist von den Kurfürsten, oder anderen vornehmen Freunden geschenkt erhält. Kunstvoll stickt sie reiche Meßgewänder *) und lernt dazu die Bibelstellen, die ihr der Gatte täglich aufgibt, und worüber er sie dann examinirt. Gern liest er ihr vor und erklärt ihr das Gelesene, so auch alle Briefe, die er empfängt. In die vielen Briefe, die er schreibt, streut er oft in heiterer Laune ihre naiven Einfälle ein und besorgt ihr brieflich zugleich allerlei wirthschaftliche Aufträge. Im liebreichen Scherz nennt er sie dabei wohl suam marussulam und gesteht gern ein, daß „sein Herr Käthe" ihn zum Briefschreiben getrieben habe. Ueber all seine vielen schweren Kämpfe und Bestrebungen zur Wiedergeburt des Christenthums spricht Luther mit seiner Käthe und hört ihren treuen Rath an. Ihr frommes, mildes Wesen wirkt dabei so wohlthuend auf das heftige, leicht aufbrausende Temperament des Reformators ein, daß selbst der gelehrte Erasmus von Rotterdam, der doch sonst viel an dieser Heirath auszusetzen wußte, anerkennen mußte: „Doctor Martinus fängt an, nach der Hochzeit milder zu werden, er wüthet nicht mehr mit der Feder!"

Schreien auch von allen Seiten die vielen Feinde und manche ängstliche Freunde über diese schnelle, fast heimliche Heirath eines früheren Mönches mit einer entflohenen Nonne, daß Luther selbst einmal ausruft: „Ich habe mich durch diese Heirath so geringschätzig und verächtlich gemacht, daß ich hoffe, es sollen die Engel lachen, und alle Teufel weinen!" — die gegenseitige innige Liebe, auf dem festen Grunde der Gottesfurcht erbaut, gibt dem jungen Ehepaare die Kraft, alle Schmähungen geduldig zu tragen. Ja, Luther liebt seine Käthe, „mehr als seine Augen, mehr als das ganze türkische Reich," — er achtet sie „theurer, als das Königreich Frankreich und der Venediger Herrschaft!" „Meine Käthe," ist ihm der Inbegriff des Theuersten auf Erden, — nennt er doch den Galaterbrief, den er wegen seiner so klaren Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben und als Ergänzung zu der Epistel an die Römer überaus hochhält: „meine Käthe!" Und welch ein Zeugniß gibt Luther seiner Käthe — leuchtend für alle Zeiten: „Die höchste Gnade und Gottes Gabe ist es, ein fromm, freundlich, gottesfürchtig und häuslich Gemal haben, mit der Du friedlich lebest, der Du darfst all Dein Gut und was Du hast, ja Dein Leib und Leben vertrauen, mit der Du Kinderlein zeugest. Gott aber stößet ihrer viele in den Ehestand, ohne ihren Rath, ehe sie es recht bedenken und thut wohl daran. Käthe, Du hast einen frommen Mann, der Dich lieb hat, Du bist eine Kaiserin. Ich danke Gott!" Und wie herzlich dankbar spricht er dann noch von seiner Käthe: „Mir ist ein fromm Weib von Gott geschenkt, die sich ehrlich hält, wie einem frommen, züchtigen Weibe gebühret. Ich habe ein fromm und getreu Weib, auf welche sich des Mannes Herz verlassen darf — wie Salomo sagt: Sie verderbet mir nichts!"

„Ein fromm Weib! ... ein getreu Weib! ... sie verderbet mir nichts!" — o, wie that eine solche Hausfrau dem Doctor Martino noth, den das beste Herz zum schlechtesten Haushalter macht! Gibt er doch oft das Letzte hin und muß dann sogar die Pathengelder angreifen, um nur die Kindbettkosten bezahlen zu können, und ein ander mal in höchster Noth, drei von seinen lieben Bechern um 50 Gulden versetzen und einen gar um 12 Gulden verkaufen. Aber trotz dieser übergroßen Freigebigkeit und der steten, herzlichen Gastfreiheit ihres Herrn Doctors, weiß Frau Katharina doch bei einem kärglichen Einkommen von 200 Gulden Haus und Wirthschaft im besten Stand zu halten, und sogar noch einen Spargroschen in Ländereien anzulegen. Und worin besteht ihre Haushaltungskunst? Frau Käthe macht einfach das Wort ihres lieben Herrn Doctors: „Der Mann erwirbt, die Frau erspart und sie nur macht den Mann reich. Der ersparte Pfennig ist mehr werth, als der erworbene, denn er bleibt!" — durch große Genügsamkeit und verständige Einrichtung der Wirthschaft zur Wahrheit! Darum überläßt Luther seiner Käthe auch getrost das unbeschränkte Regiment in allen Wirthschaftsangelegenheiten — neckt sie aber in seiner harmlos heitern Weise gar gern wegen dieses Hausregiments. „Meinem freundlichen lieben Herrn Käthe Lutherin, Doctorin, Predigerin zu Wittenberg!" — muß Käthe nicht selten auf den Briefen lesen, die Luther ihr bei seinen vielen Reisen schreibt. Oder er sagt auch wohl mit schalkhaft ernstem Gesichte zu seinen Tischgenossen, unter denen die Studenten nie fehlen: „Ich muß Geduld haben mit dem Papst, ich muß Patienz haben mit den Schwärmern, ich muß Geduld haben mit den Scharrhansen, ich muß Patienz haben mit dem Gesinde, ich muß Geduld haben mit Kathorina von Bora" ... aber sie alle haben ja mehr als einmal denselben Mund seinen Herrn Käthe rühmen hören: „Sie ist mir willfährig und in allem gehorsam und gefällig, mehr als ich hätte hoffen können — Gott sei Dank! so daß ich meine Armuth nicht mit Krösus Reichthum vertauschen möchte ... Käthe von Bora ist der Morgenstern Wittenbergs!"

Wie viel bittere Verleumdung hat das Scherzwort: Mein Herr Käthe! der armen Katharina gebracht — sogar ein „Maulschellium" sollte Herr Käthe den Gatten verabreicht haben und doch hat dies Wort den harmlosesten Ursprung. Bei der Prüfung eines neu anziehenden Studentleins — eines Beanus — gab Doctor Martinus demselben auf, ins Lateinische zu übersetzen: „Wenn das meines Herrn Frau wüßte!" Der im Lateinischen nicht recht sattelfeste Bean übersetzte nun flott weg: „Si hoc sciret uxor dominus meus!" (wenn das mein Herr Frau wüßte!) Dies Beanenlatein ward bei Luther und seinen Freunden, zum sprichwörtlichen Scherz — und daraus mit der Zeit: „Mein Herr Käthe!"

... Goldne Ringe — sonnige Kreise — frohe Stunden!

Am Abende seines 23jährigen Doctorjubiläums, überrascht Käthe ihren lieben Herrn Doctor mit einem heiteren Gastmahl. Luther hat diesen Ehrentag ganz vergessen, und Käthe heimlich die Festtafel gerüstet und die Freunde geladen. Frau Käthe weiß ja, daß Doctor Martinus harmlos frohe Geselligkeit so sehr liebt — und bei munteren Gesprächen, einem guten Trunk Rheinwein und Eimbecker Bier — aber nur in seinem eigenen Hause, fremden Ein-

*) Eins von violettem Atlas wird noch heute in der Kirche zu Wittenberg aufbewahrt.

ladungen folgt Luther nur ungern und klagt dann oft: „Ich verderbe all zu viel Zeit mit dem zu Gaste gehn, bei der Bürgerschaft ... späte Abendessen — verdrießliche Morgen!" Um so lieber sieht er in seinem alten Kloster einen frohen Kreis von Freunden und Studenten um sich — und wie wohl fühlen sich alle bei der einfachen Hausmannskost, die Doctor Martinus so reich durch witzige, geist- und gemüthvolle Unterhaltungen zu würzen weiß, daß seine Tischgenossen nicht weniger als 80 Bücher solcher sinnreichen Tischreden ihres Wirths sammeln. Luthers Lieblingsgericht ist Erbsenbrei und Hering. Er ist so genügsam im Essen, daß er oft tagelang bei anstrengenden Arbeiten nur ein Stück Brot mit Salz und einen Trunk Wassers zu sich nimmt. Aber im frohen Kreise der Freunde hält er auf einen guten Becher Wein und Eimbecker Bier, und beim heitern Gesange leert er seinen Becher grade nicht am seltensten. Zu seinen lieben Studenten, aus denen er sich eine wohlgeübte Cantorei herangebildet hat, und mit denen er gern seine geistlichen und weltlichen Lieder und manch alten Kerngesang aus verschollenen Zeiten singt, pflegt er dann wohl gutmüthig, lächelnd zu sagen: „Ihr jungen Gesellen, unserem Kurfürsten und mir altem Manne müßt Ihr ein reicheres Tränklein zu gute halten — wir müssen unsere Polster und Kissen im Käunlein suchen!" Aber nie arten diese heiteren Abende im alten Augustinerkloster zu jenen förmlich organisirten Trinkreichen aus, wie sie unter den Erfurter Professoren gar üppig blühn, deren gelehrter Rector Eobanus Hessus, Luther aus seiner Erfurter Zeit befreundet, es nicht verschmäht: als König eines stattlichen Trinkreichs jubelnd zu singen:

Den liebsten Buhlen, den ich hab'
Der liegt beim Wirth im Keller ...

bis er all seine getreuen Unterthanen unter den Tisch getrunken hat. Nein, die Trunksucht findet in Luther keinen Vertheidiger, oder gar Anhänger — mögen die Papisten, dies auch in alle Welt hinausschreien ... mit Ernst und Spott geißelt er überall diese Ausschweifung, wie der gelehrte Sectirer Johann Agricola, lange Zeit Tischgenosse im Kloster und Notarius auf dem Leipziger Colloquio Luthers mit Eck, gar oft erfahren hat. „Grickel" — so nennt die Tischgenossenschaft Agricola, wegen seiner Kleinheit — „Grickel, Du bist mir ein zu guter Eislebischer Bierbruder!" mahnt Doctor Martinus nicht selten über den Tisch herüber.

... „Je mehr Kinder, desto mehr Glück! Ich bin reicher, als alle päpstlichen Theologen auf der ganzen Welt, weil ich mit wenigem zufrieden bin. Ich habe eine Frau und sechs Kinder, die mir Gott geschenkt hat, welchen Schatz die Päpstler nicht werth sind. Kinder sind die lieblichsten Früchte und Bande der Ehe und Liebe!" schreibt der glückliche Vater Doctor Martin Luther ...

„Sonst ist nichts Neues, als daß mein Herr Christus meine Käthe gesegnet und mir einen jungen, frischen Johannem verliehen" — und nach einem halben Jahr — „mein Hänschen grüßt Euch, der nun im Monat der Zahnung anfängt zu lallen und mit lieblichen Beleidigungen alle zu schelten. Die Käthe wünscht Euch auch alles Gute, sonderlich ein Spalatinulum, der Euch lehre, was sie sich rühmt, von ihrem Hänschen gelernt zu haben, nämlich die Frucht und Freude der Ehe, deren der Papst mit seiner Welt nicht werth war!" ... blitzt doch aus jedem Wort an Freund und Gevatter Spalatin das selige Glück der Elternherzen!

An der Seite seiner Käthe, von seinen Kindern umsprungen ... wie heiter und kindlich erscheint da der ernste Reformator, der die Krone auf dem Haupte des Papstes erzittern machte, und Kaiser und Königen die bitterste Wahrheit kühn ins Gesicht schleuderte ... er bläst Flöte und singt zur Laute, er bebaut den Garten und drechselt lustiges Kinderspielzeug. Er schaukelt die Kleinen auf den Knieen und erzählt ihnen wunderbare Geschichten vom tröstlichen Himmelsgarten, oder die Fabeln des Aesop. Vater und Mutter beobachten mit sinnigem Auge das Spielen der Kinder im Garten, ihre kindischen Entzweiungen und baldigen Versöhnungen. „Lieber Herr Gott, wie wohl gefällt mir doch solch Kinderleben und Spielen! Alle ihre Sünden sind nichts, denn Vergebung der Sünden ... O, wie ist doch der Kinder Glauben und Leben am allerbesten! Das Wort, welches sie hören, nehmen sie ohne Zweifel und freudig an und sind selig. Wir alten Narren aber haben das Herzeleid und disputiren noch lange!" ist das gerührte Wort des Vaters. Wie sorgen — wie beten beide Eltern für ihre Kinder! Für den wissenschaftlichen Unterricht lassen dem Vater seine vielen Geschäfte und Reisen nur wenig Zeit, — den muß er einem treuen Hauslehrer überlassen. Aber er überwacht sorgsam das Arbeiten der Kinder, und ihre sittlich-religiöse Erziehung geben die Eltern nie aus den Händen. „Der Vater muß aus den Kindern sprechen" — ist das Motto des lutherschen Erziehungsplans. „Wenn die Eltern ihre Kinder wohl erziehn, das ist ihre richtigste Straße nach dem Himmel, also ist auch die Hölle nicht leichter verdient, denn an seinen eigenen Kindern!" Vor verbitternder Härte im Erziehen, bewahrt den Vater sein liebevolles Herz und — die Erinnerung an seine eigene Kindheit. Der gestrenge Rathsherr von Eisleben Hans Luther trug schon sein dreijähriges Söhnchen Martin auf dem Arme in die Schule und empfahl das Kind aufs eindringlichste der Zucht des Schulmeisters. Der schärfte seine Zuchtruthe nun womöglich noch, so daß er Martinchen einst „fünfzehn mal hinter einander mit der Ruthe strich!" Und auch im Elternhause wurde der kleine Martin in gar knechtischer Furcht aufgezogen. Darum sagt der Vater Martin: „Ich wollte ja nicht gern mein Hänschen sehr schlagen, sonst würde er blöde und mir feind! ... Man muß sehen, daß man die Jugend mit Lust und im Guten gewöhnt. Denn was man allein durch Ruthen und Stäupen soll zwingen, da wird keine gute Art daraus, und wenn man es weit bringt, so bleiben sie doch nicht länger fromm, denn die Ruthe auf dem Nacken liegt. Aber durch Vermahnen und gute Strafen wurzelt es ins Herz, daß man sich mehr vor Gott, als vor der Ruthe und dem Knittel fürchtet. Der Apfel muß bei der Ruthe liegen" ... aber Luther läßt auch nie, wo's Noth thut, die Ruthe beim Apfel fehlen. Dann ist der Vater unerbittlich strenge, gegen seine Lieblinge — aber stets so, daß die Kinder mehr den Schmerz, den das Strafen dem Vater macht, als die Strafe selbst fühlen. Als der zwölfjährige Hans den Vater einst durch eine häßliche Unart betrübt hat, darf er als schwerste Strafe 3 Tage lang nicht vor dem Vater erscheinen, „bis so lange er schreibet, sich demüthiget und abbittet" ... selbst als die Mutter und sein Pathe Justus Jonas und der treue Hausfreund Kaspar Cruciger für den kleinen Trotzkopf — noch mehr aber für das blutende Vaterherz bitten, bleibt Vater Martin felsenfest: „Ich wollte lieber einen todten, denn einen ungezogenen Sohn haben ..."

Und wie wissen Vater und Mutter den Kindern das Weihnachtsfest und den Weihnachtsbaum, den Doctor Martinus oft auf seinen Schultern herbeiträgt, so wunderreich zu schmücken! Die Lichtlein des grünen Tannenbaumes blitzen so hell — aber noch heller leuchten die Augen der fröhlichen Kinder. Von der Spitze des Bäumchens schwebt ein Wachsengel nieder — in den Händen trägt er einen beschriebenen Papierstreifen .... „Magdalenchen, was will der Engel Euch sagen?" Andächtig faltet das Mägdlein die kleinen Hände und sagt mit glaubensinniger Stimme: „Siehe, ich verkündige euch heute große Freude, denn euch ist heute der Heiland geboren!" ...

Da öffnet sich leise die Thür und eine hohe leuchtende Gestalt — in weißen wallenden Gewändern, mit goldnen Flügeln und einem Lilienkranze auf den Locken tritt herein und singt:

„Vom Himmel hoch da komm' ich her,
„Ich bring' euch gute neue Mähr',
„Der guten Mähr' bring ich so viel,
„Davon ich singen und sagen will!" 2c.

Aber wie kommt der Weihnachtsengel den Kindern doch so bekannt vor ... o, es ist ja ihr lieber Johann Mathesius, der fromme Student, den der Vater liebevoll in sein Haus und an seinen Tisch genommen hat!

... Welch ein Jubel durchklingt von hellen Kinderstimmen das alte Kloster, wenn Doctor Martinus von einer Reise zurückerwartet wird ... die Kleinen lassen nicht nach mit Bitten und Schmeicheln, bis Frau Käthe sie an die Hand nimmt und ihrem lieben Herrn Doctor weit vor die Stadt entgegengeht ... und Vater Martin vergißt auch nie, seinen Lieblingen von den Jahrmärkten etwas Hübsches mit heimzubringen. Als die Knaben heranwachsen, da ist es des Vaters größte Freude, sich von ihnen auf seinen Reisen begleiten zu lassen. So reisen sie auch eines Tags mit dem kränkelnden Vater nach Eisleben ... nur mit seiner Leiche dürfen sie heimkehren ...

Ja, auch dunkle, dunkle Kreise entrollen den goldnen Ehe-

ringen und schließen Stunden — viele bange Stunden voll Sorge und Herzeleid ein ... nur die reine Glaubenssonne vermag sie zu erhellen!

Zwei Jahre nach der Hochzeit wird Doctor Martinus gefährlich krank. Die strengen Kasteiungen seines früheren Klosterlebens haben den Keim zu diesem Leiden gelegt, das ihn sein Leben lang nicht wieder verlassen soll. Sein unermüdliches Arbeiten, sein Sorgen und Kämpfen für seine Lehre, zuletzt der unselige Sakramentsstreit ... da muß der arme Leib schier unterliegen. Luther glaubt sich selbst am Rande des Geabes. Aber mit frommer Ergebung sieht er seinem Scheiden entgegen. Die weinende Katharina tröstet er: „Meine allerliebste Käthe, ich bitte Dich, will mich unser lieber Gott auf dies Mal zu sich nehmen, daß Du Dich in seinen gnädigen Willen ergebest. Die silbernen Becher ausgenommen, weißt Du, daß wir sonst nichts haben!“ Sein einjähriges Hänschen küßt und segnet er: „O Du gutes, armes Kindlein! Nun, ich befehle meine allerliebste Käthe und Dich armes Waiselein meinem liebsten frommen und getreuen Gott. Ihr habt nichts! Gott aber, der ein Vater der Waisen und Richter der Wittwen ist, wird Euch wohl ernähren und versorgen!“ In frommer Ergebung antwortet Käthe: „Mein liebster Herr Doctor, ist's Gottes Wille, so will ich Euch bei unserm lieben Gott lieber, denn bei mir wissen. Es ist aber nicht allein um mich und mein Kind zu thun, sondern um viel fromme und christliche Leute, die Eurer noch bedürfen. Wollet Euch, mein allerliebster Herr, meinethalben nicht bekümmern. Ich befehle Euch seinem göttlichen Willen: ich hoffe und traue zu Gott, er werde Euch gnädiglich erhalten!“ — und Katharinas Gottvertrauen wird nicht zu Schanden. Ihr lieber Herr Doctor bleibt ihr und ihrem Kindlein und der hungernden Welt noch erhalten. Aber mit allerlei bösen Krankheiten: Brust- und Kopfweh, Ohrenbrausen, Schwindel, Geschwüren, Hüft- und Steinschmerzen bleibt Luther bis an sein Ende behaftet. Da ist Frau Käthe ihm die sorgsamste Krankenpflegerin. Sie, deren Rath besonders in Frauenkrankheiten weit und beeit begehrt wird, weiß auch ihrem lieben Herr Doctor durch ihre berühmten Starkküchlein und selbstbereitete Aquavitä und Tröpflein manche Schmerzen zu erleichtern. Noch auf dem Todtenbett in Eisleben schreibt Doctor Mortinus zur Beruhigung seiner angstvollen Käthe: „Meiner lieben Hausfrauen Katherin Lutherin, Doctorin Stromackerin zu Wittenberg, meiner gnädigen Frauen zu Händen und Füßen“ — und wünscht einige bewährte Linderungsmittel aus Käthes Hausapotheke. — Auch Katharina hat viel schwere Krankheiten zu überstehn. Nach einem langen Krankenlager 1540 schreibt Doctoe Martinus am 26. Febr. an seine Freunde: „Meine Käthe fängt an mit Wohlgefallen zu trinken und zu essen und schleicht vermittelst der Hände an Tischen und Bänken herum!“ — und am 5. März schreibt er froh: „Mein Herr Käthe fängt durch Gottes Gnade an, in der Herrlichkeit der wiederkehrenden Gesundheit sich zu erheben. Er geht zwar noch nicht recht, doch thut er mehr als kriechen!“

(Schluß folgt.)

Zur Charakteristik der Frauenfrage.

Von Dr. Robert Koenig.

I.

Historische Entwicklung der Frauenfrage. — Die Frauenemancipationsidee der französischen Revolution. — Erklärung der *Frauenrechte*. — Petitionen der Frauen. — Einfluß der Socialisten und Saint-Simonisten. — Nachwirkung in Deutschland. — Nihilistinnen in Rußland. — Agitation für das Stimmrecht der Frauen in Amerika und England. — Was man bei uns dazu sagt.

Unsere Zeit ist eine Zeit der Gährung und der Aufregung. Seltsame Zuckungen gehen durch die sittliche Welt, wie durch die materielle. Mächtige Kräfte, die Jahrhunderte lang geschlummert, sind lebendig und thätig geworden. Staaten, Kirchen, Gesellschaften sind in einem Zustande der Krisis und des Ueberganges und harren einer festen Neugestaltung. Wie sollte das *Frauengeschlecht*, auf dem alle diese sittlichen Faktoren beruhen, davon unberührt geblieben sein?

Die *Frauenbewegung*, die gegenwärtig durch die ganze civilisirte Welt zuckt, und die von Tage zu Tage zu einer immer ernsteren *Frage* wird, zeugt dafür, daß solches unmöglich ist. Es hilft nicht mehr, diese Frage aus dem behaglichen Winkel eines sicher genossenen Familienglückes zu ignoriren oder wegzuleugnen; noch weniger wird sie durch doctrinäee Weisheit oder durch Spott und Hohn beseitigt. Es gilt, ihr ins Auge zu schauen, sie ernst zu prüfen und — soweit sie *berechtigt* ist — an iheer Lösung mitzuarbeiten. Um die Frauenfrage aber richtig aufzufassen und sie in ihrer *Verirrung* wie in ihrer *Berechtigung* zu würdigen, ist es unerläßlich, sie in ihrer *geschichtlichen* Entstehung und Entwickelung kennen zu lernen.

Mit der Frauenfrage unserer Tage verwechselt oder identificirt man zu oft die s. g. *Frauenemancipation*, die aus *Unweiblichkeit* und *Uebeeweiblichkeit* — wie *Riehl* sie in seiner „Familie“ des Näheren definirt — zusammengesetzt ist. Diese Emancipation der Frauen ist eine Ausgeburt der *französischen Revolution* von 1789.

Alle Geschichtsbücher, die jene Zeit behandeln, verweilen mit mehr oder minder großer Ausführlichkeit bei der „*Weiberinsurrektion*“, wie sie Carlyle genannt hat. Von den Weibern, die zu Hyänen geworden, von den Göttinnen der Vernunft und der Freiheit, von den Guillotinefurien, auch von einzelnen im Bösen und im Guten hervorragenden Frauen jener blutigen Zeit ist da viel zu lesen. Die schaurigen Greuelbilder erscheinen aber meist als vorübergehende Paroxysmen des theils durch Hunger und Noth, theils durch die Parteiführer der Revolution aufgestachelten Frauengeschlechts. Um die eigentliche *Emancipationsidee* in der damaligen Frauenbewegung zu erkennen, muß man tiefer forschen.

Die bekannte Erklärung der *Menschenrechte* — von denen *Sybel* mit Recht bemerkt, daß „sie zum Despotismus der Massen über die Einzelnen führen,“ wae Ludwig XVI überreicht, von ihm angenommen, und feierlich proklamirt. Das stachelte eine der bedeutendsten Heldinnen der Revolution, die excentrische *Olympe de Gouges* an, eine „déclaration des droits de la femme“ — Erklärung der *Frauenrechte* — in 17 Artikeln zu entwerfen und dieselbe der *Königin* zu überreichen. In diesem merkwürdigen Actenstück verlangt die moderne *Proxogora* allen Ernstes nichts Geringeres, als eine *Weibervolksveesammlnng*, wie sie einst Aristophanes in seinen Ekklesiazusen so gewaltig verspottet hatte. „Die Frau hat das Recht, auf das Schaffot zu steigen, sie muß gleicherweise das haben, die Tribüne zu besteigen,“ heißt es darin u. o., und zum Schlusse, an die Frauen gewendet: „Vereinigt Euch unter dem Banner der Philosophie, setzt die Kraft der Vernunft dee materiellen Kraft entgegen, und Ihr werdet bald diese hochmüthigen Männer erblicken, nicht länger als knechtische Anbeter zu Euren Füßen, sondern stolz darauf, mit Euch die Schätze des höchsten Wesens zu theilen.“

Aber schon am 28. October 1789 hatten die Frauen eine Petition an die Nationalversammlung gerichtet, in der sie verlangten, daß „die *Gleichheit zwischen Mann und Frau wieder hergestellt werde*;“ und in dem ganz richtigen Gefühle, daß die besondere Frauentracht, wie seit Jahrtausenden, immer ein augenscheinlicher Protest gegen diese kecke Wegleugnung eines ewigen Naturgesetzes und Gottesgebotes bleiben würde, überreichten die Vorgeschrittensten 1792 eine neue Petition, in welcher sie baten, männliche Kleidung anlegen, Piken tragen und auf dem Marsfelde militärische Uebungen abhalten zu dürfen. Abschläglich beschieden, zogen dann Abtheilungen der société de femmes révolutionnaires — des wildesten der zahlreichen *Frauenclubs* — in Mannskleidung durch die Straßen und versuchten einen terroristischen Zwang gegen die Vernünftigen ihres Geschlechts auszuüben. Und immer toller wurde das Treiben der Frauen; Flugblätter und pikante Placate, von ihnen geschrieben und unterzeichnet, bedeckten die Mauern der Häuser und die Tische der Lesezimmer. In verschiedenen *Frauenjournalen* verfochten sie ungestüm ihre Ideen. Und in ihren Versammlungen

übertrafen sie bald an wüthendem Geschrei und Toben die am weitesten gehenden Männerclubs. Das wurde endlich doch dem Nationalconvent zu arg — durch ein Gesetz vom 20. Mai 1793 wurden die Frauen von seinen Tribünen ausgeschlossen, und am 26. Mai wurde ihnen überhaupt die Theilnahme an irgend welcher politischen Versammlung verboten.

Da rottete am 28. Brumaire 1793 die wilde Präsidentin des ältesten Revolutionsfrauenclubs, Rosa Lacombe, eine Schar Weiber zusammen. Die rothen Mützen auf den Köpfen, stürmten sie mit Gewalt in den Sitzungssaal des Communalrathes der Stadt Paris und verlangten brüllend, an den Verhandlungen theilnehmen zu dürfen. Mit großer Mühe wurde endlich Stillschweigen erlangt, und nun erhob sich der Generalprokurator Chaumette, derselbe, der einst den Vernunftcultus miteingeführt hatte, und hielt ihnen in charakteristisch beredten Worten vor, was ihre natürlichen Rechte seien. „Seit wann," rief er aus, „ist es den Frauen gestattet, ihr Geschlecht abzuschwören und sich zu Männern zu machen? Seit wann ist es Gebrauch, die Frauen die fromme Sorge ihres Haushaltes, die Wiege ihrer Kinder verlassen zu sehen, um auf die öffentlichen Plätze zu kommen, von den Tribünen herab Reden zu halten, in die Reihen der Truppen zu treten, mit einem Worte: Pflichten zu erfüllen, welche die Natur dem Manne allein zugetheilt hat? — Die Natur hat zu dem Manne gesagt: Sei Mann! Die Wettrennen, die Jagd, der Ackerbau, die Politik und Anstrengungen aller Art, das ist Dein Vorrecht. Sie hat zu dem Weibe gesagt: Sei Weib! Die Sorge für Deine Kinder, die Details des Haushaltes, die süße Unruhe der Mutterschaft, das sind Deine Arbeiten! — Unkluge Frauen, warum wollt Ihr Männer werden? Sind die Menschen nicht gut getheilt? Was bedürft Ihr mehr? Im Namen der Natur, bleibt, was Ihr seid; und weit entfernt, uns um die Gefahren eines so stürmischen Lebens zu beneiden, begnügt Euch damit, sie uns im Schoße unserer Familie vergessen zu machen, indem Ihr unsere Augen ruhen lasset auf dem entzückenden Schauspiel unserer durch Eure zärtliche Sorge glücklichen Kinder!" Bei diesen Worten nahmen die Frauen ihre rothen Mützen ab und setzten ihre Hauben wieder auf. Sie waren besiegt — der Stadtrath beschloß, nie mehr Frauendeputationen zu empfangen, und die Clubs der Frauen wurden geschlossen. Rosa Lacombe aber, die einst mit Säbel und Flinte sich an dem Sturm auf die Tuilerien betheiligt hatte, konnte man bald darauf als Krämerin in ihrem Laden verkaufen sehen.

Gegenüber solchen Verirrungen und Ausschreitungen werde es übrigens zur Ehre des weiblichen Geschlechtes nicht vergessen, daß auch zahlreiche Demonstrationen edleren Geistes aus ihrer Mitte hervorgingen. So schickten die Frauen im September 1789 eine Deputation an die Constituirende Versammlung, um dem Vaterlande ihre Diamanten und Edelsteine als freiwilligen Beitrag zur Tilgung der Nationalschuld anzubieten. Und das waren Frauen und Töchter von Künstlern, die das thaten! — Und kann man es nicht als ein Zeichen des erwachenden höheren Pflichtgefühles der Frauen bezeichnen, wenn am 5. Floréal des Jahres II die sonst vielfach irregegangene Madame Tallien an den Convent die Bitte richtete, zu befehlen, daß hinfort alle jungen Mädchen, ehe sie sich verheiratheten, einige Zeit in den Asilen der Armuth und der Schmerzen zubringen möchten, um den Armen und Kranken ihren Trost und ihre Pflege zu Theil werden zu lassen? Bekannt ist es, daß Madame Necker sich aufs eingehendste mit der Verbesserung der Hospitäler und Gefängnisse beschäftigte und ein Hospiz gründete, das noch ihren Namen trägt.

Uebrigens war auch die wirklich nothwendige Reform der wirthschaftlichen Verhältnisse der Frauen zu Anfang der Revolution erbeten worden. Als nämlich von Seiten des Königs, bei der Einberufung der états généraux an alle Wahlkörper die Aufforderung erging, ihre Beschwerden den Abgeordneten mitzutheilen, da ließen sich die Frauen des tiers-état also in einer Bittschrift an den König vernehmen: „Wir bitten, daß nicht mehr die Männer allein jene Gewerbe üben dürfen, die, wie Nähen, Stricken, Tapisserieen ꝛc. zu den Vorrechten der Frauen gehören; — daß die Güte des Königs uns die Mittel gewähre, die uns von der Natur gewährten Talente geltend zu machen. ꝛc. ꝛc." Hier waren die Petitionen der Frauen ganz an der Stelle; in diesem Betracht waren sie wirklich schlimm daran; selbst die Obstweiber und Blumenmädchen bildeten damals geschlossene, mit Statuten versehene Zünfte; und in den Zünften der Näherinnen, Schneiderinnen, Stickerinnen ꝛc. durften nur Männer das Meisterrecht erwerben. Auch in späteren Petitionen des Jahres 1789 begehren die Frauen noch wiederholt, nur — Arbeit, Beschäftigung, Stellen, für die ihre Fähigkeiten ausreichten.

Bald waren aber solche Bitten ganz untergegangen in dem Strudel des unsinnigen Verlangens nach völliger Gleichstellung mit den Männern. Die meisten Chorführer der Revolution, die ihre Mithilfe erst sehr willkommen geheißen hatten, erklärten sich jedoch energisch dagegen. So vor allem Mirabeau, der sich in seinem Werke über die öffentliche Erziehung sehr beredt über die häusliche Bestimmung der Frau aussprach, obgleich er vor Ausbruch der Revolution gesagt haben soll, „es würde aus der ganzen Insurrektion nichts werden, wenn die Weiber sich nicht hineinmischten und sich nicht an die Spitze stellten."

Nur Condorcet und Sieyès sprachen für die völlige Emancipation der Frauen, aber vergeblich. Einige Gesetze zu ihren Gunsten gingen allerdings durch: die väterliche Autorität über die Töchter wurde beschränkt, wie letzteren auch eine gleiche Miterbschaft mit den Söhnen eingeräumt wurde; die Ehescheidungen wurden eingeführt und selbst solche sanktionirt, die aus den frivolsten Gründen, am häufigsten unter dem Vorwande der Unverträglichkeit der Gemüthsstimmung, begehrt wurden, so daß der Moniteur von 1792 eine tägliche Durchschnittszahl von 30—40 Eheschließungen und von 10—15 Ehescheidungen in Paris angibt. Ueber dieses traurige Danaergeschenk hinaus gaben aber die damaligen Herrscher Frankreichs den Frauen nicht nach; am 22. März 1791 wurde ihr Geschlecht sogar von der Regentschaft durch ein Gesetz ausgeschlossen.

Endlich überzeugten sich die stärksten Frauen selbst, daß sie sich zufrieden geben müßten; die ruhigeren aber kehrten gerne in die Stille des häuslichen Lebens zurück, oder begnügten sich damit, in den allmählich wieder eröffneten Salons und Ballsälen eine Rolle zu spielen.

Deutschland und England waren damals nur ganz vorübergehend von der Emancipationsidee ergriffen worden. Der berühmte Humorist Hippel trat allerdings für dieselbe in zwei Schriften: „Ueber die Ehe" und „Ueber die bürgerliche Verbesserung der Weiber" auf; ja, er tadelte heftig die französische Nationalversammlung, daß sie vergessen zu haben scheine, daß die Weiber zu den Menschen gehören, und daß sie unter den Menschenrechten nur die Männerrechte verstehe, und andererseits sprach er warm für die Erweiterung der Erwerbsthätigkeit der Frauen. Aber seine Stimme verhallte ungehört, wie in England die der Mary Wollstonecraft, deren 1792 erschienenes Werk über „Woman's rights" ebenso vergeblich von dem Pädagogen Salzmann ins Deutsche übertragen wurde.

Frankreich sollte auch weiterhin in dieser Frage, wie in so vielen anderen, tonangebend bleiben. Gegen die Julirevolution von 1830 hin nahm dort die Frauenemancipation einen neuen Aufschwung. Ueberall: in der Literatur, im Socialismus, in den Complotten, in der Insurrektion spielen die Frauen eine traurig hervorragende Rolle. Aber nur die Socialisten, und insbesondere die Saint-Simonisten erklärten sich vor 1848 für die Frauenemancipation. Einer der letzteren, Enfantin, lehrte nicht nur die sociale und politische Gleichstellung der Frauen, sondern ganz offen Weibergemeinschaft, was denn 1832 zum Sturze des Saint-Simonismus führte. Indes nur sein Bestand als Verein hörte auf; in zahlreichen Romanen wurde die von ihm zuerst proklamirte „Emancipation des Fleisches" laut weiter gepredigt. Und leider nicht nur in Frankreich; es ist ja bekannt, wie das „Junge Deutschland" sich daran betheiligte. Eine verwandte Erscheinung ist die des Nihilismus in Rußland, dessen zahlreiche weibliche Jünger mit ihren kurzgeschorenen Haaren, blauen Brillen und schlotternden Gewändeen die dortige Frauenemancipation repräsentiren.

Doch wir wollen auf diese traurigste Verirrung des weiblichen Geschlechtes hier nicht weiter eingehen, obgleich sie sich auch bei uns lange Zeit in abschreckender Praxis breit genug gemacht hat. Was man in den Jahren 1842—48 in Paris und hie und da auch in Deutschland sehen konnte: Damen in Männerrock und Hosen, mit

Sporen und Reitpeitsche und vor allem die brennende Cigarre im Munde, das wird heutzutage von den entschiedensten Vorfechterinnen der Emancipation als unwürdig bezeichnet und der seitdem emporgewucherten Demi-Monde überlassen. Dagegen ist neuerdings das Verlangen nach *politischer* Gleichstellung der Frauen mit den Männern wieder aufgetaucht, und zwar hat dieses Mal nicht Frankreich in erster Linie die Initiative ergriffen, sondern das sonst so nüchterne *England*, nach dem Vorgange *Amerikas*.

Die ganz exceptionelle Stellung, welche das weibliche Geschlecht in Amerika einnimmt, ist bekannt, obgleich bei weitem nicht alles wahr ist, was man davon erzählt, und obgleich man dabei oft in einer Weise — auf Grund *einzelner* Fälle — ungebührlich *generalisirt* und *sämmtlichen* Frauen zuschiebt, woran verhältnißmäßig nur wenige Schuld sein mögen. Wie dem auch sei — die amerikanischen Frauen treten unzweifelhaft in einer Weise in die Oeffentlichkeit heraus, wie sie uns Deutschen nicht zusagt. Es ist Thatsache, daß dort *beide Geschlechter* — auch erwachsen — meist *zusammen* unterrichtet werden, daß junge Männer von 17, 18 Jahren von *Lehrerinnen* Unterweisung in den alten Sprachen, in der Mathematik ꝛc. erhalten, wie denn überhaupt *vier Fünftel* des *gesammten Lehrstandes* Amerikas aus *Frauen* besteht. Lyceen und Universitäten für Frauen bestehen dort seit lange; und weibliche Aerzte wirken neben den männlichen, in vereinzelten Fällen selbst weibliche Advokaten und Prediger. Das alles genügt aber den „*Stärksten*" des weiblichen Geschlechtes noch lange nicht. Stürmisch verlangen sie in ihren Journalen und Büchern, wie auf der Tribüne, nach *absoluter politischer Gleichstellung*, sie verlangen politisches *Wählerrecht* und politische *Wahlfähigkeit* für ihr Geschlecht. Zwei Frauenblätter in Newyork: „The Revolution" und „The Radical" — denen sich ganz kürzlich ein *deutsches*: „die *Neue Zeit*", angeschlossen hat — wirken für dieses extravagante Ziel. „Das jetzige Weib ist untergegangen in der Ehefrau und Mutter," ruft *Miss Antoinette Brown* in dem „Radical" aus; „wir wollen das selbstbewußte Weib, frei von allen Pflichten, Verantwortlichkeiten, Berufsarten ꝛc. mit einem Wort: das *Weib, so abstrakt als es werden kann*."

Etwas weniger abstrakt blödsinnig, aber desto concret unsittlicher tritt „The Chicagoan" auf, ein Frauenblatt, das Bakunins communistische Ansichten vertheidigt; und *Karl Heinzen* in Newyork fordert in seinem Buche: „Ueber die Rechte und Stellung der Frauen" eine vollständige Aufhebung der christlichen Eheverhältnisse. Die Ehe solle nur so lange dauern, als die Liebe dauere, verlangt er; danach friedliche Lösung, die einfach bei Gericht angezeigt werde, und dann Freiheit zu neuem Ehebunde.

Mit diesen unsittlichen Ausschweifungen geben sich indes die „Women's Rights'-" und „Suffrage-Conventions" nicht ab, ja, sie protestiren meist ausdrücklich dagegen. Sie behaupten einfach, was schon Riehl als folgerichtig „vom Standpunkt der reinen Censustheorie," die er aber eben deshalb verwirft, zugegeben. „Woher leitet man das Recht," sagt er, „die selbständig erwerbenden Bäuerinnen und Tagelöhnerinnen, noch mehr die sogar selbständig *steuernden* Putzmacherinnen, Lehrerinnen und Sängerinnen vom Wahlakt auszuschließen?" — Und schon zur Zeit der Restauration erschien in Frankreich ein Manifest von Frauenhand, das die Frauen zum passiven Widerstande, d. h. zur *Steuerverweigerung* aufforderte, um so das Wahlrecht zu erzwingen. Die Amerikanerinnen aber räsonniren weiter: Die Männer machen schlechte und ungerechte Gesetze für die Frauen, ja für die ganze Gesellschaft, weil sie Alleinherrscher sind; laßt die Frauen mit an den Gesetzen arbeiten, und nicht nur ihre eigenen Angelegenheiten werden besser gewahrt sein, sondern auch um die Sittlichkeit wird es besser stehen. Männer von hervorragender Stellung, wie der berühmte Kanzelredner *Henry Ward Beecher* u. a. betheiligen sich an dieser Bewegung und präsidiren häufig in Versammlungen zu ihren Gunsten.*)

*) Zur Charakteristik der amerikanischen Frauen sei hier noch erwähnt, daß *Dixon* in seinem Buche: „New America" von einer neuen *Frauensekte* berichtet, die für ihr Geschlecht die *unbedingte Superiorität* über die Männer in allem und jedem beansprucht. Im Jahre 1730 erschien allerdings auch in *Cöln* a. Rh. ein Buch, welches „die höchste Würde des Frauengeschlechts über alle anderen Geschöpfe, *absonderlich* über den *Mann selbsten*" nachweisen wollte.

Unähnlich jenem großen Staatsmann *Perikles*, der den Weibern von Athen rieth, das als ihren größten Ruhm anzusehen, wenn man auf keine Weise von ihnen spräche, ist sodann in England ein hervorragender Staatsmann und Nationalökonom, *John Stuart Mill*, zuerst im Parlamente, sodann in einem auch bereits ins Deutsche übersetzten Buche: „The subjection of women" (die Hörigkeit der Frauen) für dieselben Principien aufgetreten. Wer Hippels Buch: „Ueber die bürgerliche Verbesserung der Weiber" gelesen, wird bei Stuart Mill nicht viel Neues finden; Hippel selbst freilich, der einmal behauptet: „Der Engländer ist ein *Sklav seines Weibes*, wie *wir* von Gottes Gnaden Herren sind," würde sich verwundern, von seinem Nachfolger zu hören, daß die englischen *Frauen* bis auf den heutigen Tag im Zustande der *Sklaverei* oder *Hörigkeit* gelebt haben; ein Loos, das sie ja allerdings mit allen Frauen der civilisirten Welt theilen sollen.

Es ist nicht unsere Absicht, hier näher auf das Millsche Buch, das — abgesehen von seinen zahlreichen Uebertreibungen, ja selbst Absurditäten — vieles Richtige und Wahre, namentlich eine Klarlegung der Mängel des englischen Eherechtes*), enthält, einzugehen und dagegen zu polemisiren; nur muß es erwähnt werden, daß, obgleich *Mills* berühmte Frauenbill im Parlament mit ziemlich großer Majorität durchgefallen, es doch die Frauen im vorigen Jahre bereits in einigen Distrikten durchgesetzt haben, daß ihre Namen bis auf weiteres in die Wahlregister eingetragen worden sind; ja, die Betheiligung an den *Municipalwahlen* ist *allen ledigen Frauen*, die sich als *unabhängige Steuerzahlerinnen* ausweisen können, in der letzten Parlamentssession zugestanden worden. Bei denselben haben die Frauen denn auch bereits mitgewählt; ja, in *Exeter* betheiligten sich von 699 dazu berechtigten Frauen mehr als die Hälfte, nämlich 396, und zwar gaben die meisten ihre Stimmen für die *Conservativen* ab. Und die Bewegung geht in dieser Richtung weiter. Nicht nur alte Jungfern, wie die Spottartikel einiger Zeitungen und die Witzblätter behaupten, nein — zahlreiche verheirathete Frauen und bedeutende Männer in hohen Lebensstellungen, Männer von Rang und Namen — wie *Kingsley*, *Jakob Bright*, *Sir Charles Dilkes*, *Dr. Guthrie* u. a. — haben Petitionen an das Parlament mitunterschrieben, die — von den verschiedenen Zweigen der National Society for women's Suffrage in großer Zahl (im Juli 1869 waren es bereits 220 mit 41000 Unterschriften) ausgehen.

Uns Deutschen erscheinen dergleichen Forderungen wohl noch so lächerlich, daß wir ihren ansteckenden Einfluß auf unsere Landsleute, am wenigsten auf unsere Frauen, nicht mehr Macht zutrauen, als den poetischen Agitationen der guten *Zännemannin*, die schon im vorigen Jahrhundert in dem „Landtag der Königin Eva" ein Frauenparlament besang. Indes fehlt es denn doch nicht ganz an solchen bei uns, die *Stuart Mill* beistimmen. In einer Versammlung des Luisenstädtischen Handwerkervereins in Berlin erklärte *Luise Otto*, die schon 1848 eine „Frauenzeitung" mit dem Motto: „Dem Reich der Freiheit werb' ich Bürgerinnen" herausgab, ganz offen: „Selbst wenn nur *eine* Frau in den Reichstag gewählt würde, so würde dies doch der socialen Frage nützlich sein." Ja, *Fanny Lewald* widmet ihr neuestes Buch: „*Für und wider die Frauen*", das sonst des Vortrefflichen und Beherzigenswerthen gar viel enthält, Stuart Mill, „*dem Vertreter der bisher niedergehaltenen Frauen*", und dankt ihm im Vorwort für „*seine großsinnige Arbeit* über die *Hörigkeit der Frauen*" aufs wärmste.

Noch mehr: ein Referent in den „*Grenzboten*" über Mills Buch, der sonst in ganz ausgezeichneter Weise die Unhaltbarkeit des von dem Engländer aufs neue proklamirten Princips der „absoluten Gleichheit der beiden Geschlechter" widerlegt und *gegen* die *allgemeine* Stimmberechtigung der Frauen in die Schranken tritt, meint doch, den *Wittwen* und den *unverheiratheten*

*) In seinem so eben in der Kölner Zeitung erscheinenden Vortrage über „die Emancipation der Frauen" weist *Sybel* indes vortrefflich nach, daß die Würde der Frauen unendlich tiefer sinken würde, als es selbst bei den *äußersten Consequenzen* des englischen Eherechtes möglich ist, wenn nach St. Mills Forderung die *christliche Ehe* in einen *Societätsvertrag* verwandelt würde.

Frauen werde man dieselbe nicht verweigern können, sobald sie sie verlangten. Aber auch er gibt zu, daß die deutschen Frauen noch weit davon entfernt wären, sie zu verlangen; Fanny Lewald meint ebenfalls, daß man vorläufig davon absehen müsse.

Alle hervorragenden deutschen Vertreter der Frauenfrage — namentlich der verstorbene Dr. Lette*) und Dr. Richter in Prag, aber auch Holtzendorff und Virchow, wie übrigens auch zahlreiche Franzosen und Engländer, haben dieselbe als eine sociale und besonders als eine wirthschaftliche und pädagogische aufgefaßt. Als solche ihre Berechtigung nachzuweisen und von den Anfängen ihrer Lösung in Frankreich und England zu erzählen, soll die Aufgabe unseres nächsten Artikels sein.

*) Lette sagt in seiner „Denkschrift über die Erwerbsquellen für das weibliche Geschlecht" ausdrücklich: „Was wir **nicht** wollen und **niemals** auch nicht in noch so fernen Jahrhunderten, wünschen und bezwecken, ist die politische Emancipation und Gleichberechtigung der Frauen."

Eine Stunde unter dem Preisgeflügel.

Illustrirt von **Robert Kretschmer.**

Es ist ein eigen Ding mit unsern Hausthieren. Wie und unter welchen Bedingungen ihre Zähmung stattfand, darüber haben wir keine Kunde; sie fällt in die vorgeschichtliche Zeit, und wir können darüber nur Muthmaßungen anstellen. Unser Huhn z. B. steht seit Anbeginn der Geschichte als treuer Genosse des Menschen da, es bewohnt mit ihm alle Länder, von den eisigen Fluren Islands bis zu den tropischen Gefilden Afrikas oder Asiens. Wo der Mensch ist, da ist auch das Huhn, das einen wahrhaft kosmopolitischen Charakter angenommen hat und nach Gestalt, Befiederung, Farbe, Größe ungemein wechselnd in die verschiedensten Rassen zerfällt, die bald um des Vergnügens, bald um des Nutzens willen gehalten werden.

Stolzer und majestätischer erscheint wohl kaum ein Vogel, als ein Hahn auf dem Hühnerhof, der, hoch sein gekröntes Haupt tragend, als Mormone inmitten seiner Frauen schaltet. Das Dasein der letzteren ist ganz der Erzielung von Nachkommenschaft gewidmet; sie sind das Bild der Fruchtbarkeit und Mutterliebe; sie leben eigentlich nur für das Eierlegen und den Topf. Und wie rücksichtslos, wie nebensächlich werden sie dafür behandelt! Das schmutzigste Loch im ganzen Gebäude ist ihnen als Behausung angewiesen, ihre Nahrung besteht in den schlechtesten Abfällen, und dabei sollen sie Eier, viele Eier liefern, und schließlich noch zartes, schmackhaftes Fleisch. Verwendete man im allgemeinen nur die Hälfte der Sorgfalt auf die Hühnerzucht, die man bereits der Rinder- oder Schafzucht zuwendet, man würde in ökonomischer Beziehung gar nicht zu verachtende Resultate erzielen. Ein sauberer, freundlicher Hühnerstall, eine gute, reichliche Nahrung, machen bei Hühnern sich hundertfältig bezahlt, und es ist, wie wir gleich zeigen werden, auch vom volkswirthschaftlichen Standpunkte durchaus nicht unwichtig, wenn die Hühnerzucht in einem Lande recht gedeiht. Eine ordentliche Leghenne von guter Rasse liefert durchschnittlich im Jahre 165 Eier, deren Werth niedrig zu 1 Thlr. 18 Gr. angenommen werden kann. Sie verzehrt aber vom besten Futter, nämlich gequellter Gerste, im Jahre nur für 20 Groschen. Mithin bleibt ein jährlicher Reingewinn von 28 Groschen, wobei das Fleisch der Henne noch nicht mit in Rechnung gebracht ist.

In England und Frankreich hat man seit langem die Wichtigkeit der Federviehzucht erkannt und sie zu heben verstanden. Gute, leistungsfähige Rassen werden allein gehalten, tüchtig gemästet und gefüttert und für den Markt vorbereitet. Der Eierhandel in Frankreich und England ist zu einer ganz bedeutenden Höhe gediehen und das ganze Jahr hindurch dort im Schwunge, wie bei uns zur Osterzeit, wenn Jedermann sein Osterei essen will. Der Verbrauch von Eiern in Großbritannien ist in der That fast unglaublich; man schätzt ihn auf 2000 Millionen Stück jährlich, wozu Irland allein 500 Millionen liefert. Aus Frankreich, Holland, Belgien gehen etwa 340 Millionen Eier jährlich nach England, d. h. im Durchschnitt werden dort täglich eine Million Eier eingeführt. Deutschland, das leicht allein ein gleiches Quantum nach England liefern und dafür blanke Guineen beziehen könnte, ist leider nur gering bei jener Einfuhr betheiligt und zwar aus dem Grunde, weil die Hühnerzucht bei uns im Großen noch sehr darniederliegt. In der Pariser Centralhalle kamen im Jahre 1869 über 244 Millionen Stück Eier zum Verkauf, die einen Werth von 17,129,000 Francs repräsentirten. Dabei wurden 14 Millionen Stück Geflügel verkauft. Das sind Ziffern, denen wir in Deutschland keine, auch nur annäherungsweise, an die Seite stellen können.

Endlich beginnt es aber auch bei uns auf diesem Gebiete zu tagen, und man wendet der Geflügelzucht rege Aufmerksamkeit zu. Man ist zu der Ansicht gelangt, daß durch Verbreitung edler Rassen und reiner Züchtung derselben, sowie auch durch Kreuzung dieser mit unserer Landrasse, die wesentlichste Veranlassung zur Hebung der Geflügelzucht gegeben werden kann. Verschiedene Vereine sind in dieser Beziehung thätig, und die von ihnen in der jüngsten Zeit veranstalteten Geflügelausstellungen haben den Beweis geliefert, daß wir auf „hühnerologischem" Gebiete — wie die geschmacklose, sprachunrichtige Bezeichnung lautet — uns der Fortschrittspartei angeschlossen haben. Namentlich ist es der junge „Verein für Geflügelzucht in Leipzig", der eine rege Thätigkeit entfaltet und im Februar d. J. eine Ausstellung von Geflügel aller Art veranstaltete, die jedenfalls sehr sehenswerth war und vortreffliche Rassethiere enthielt.

Keine der wichtigeren Hühnerrassen war unvertreten, und ein Blick auf die von kundiger Hand gezeichneten Portraits einiger der preisgekrönten Thiere wird dem Leser sofort die Ueberzeugung von der großen Mannigfaltigkeit verschaffen, die auf der Ausstellung herrschte. Beginnen wir mit dem deutschen Landhuhn, das überall seit Menschengedenken auf den Höfen unserer Bauern heimisch ist und sich durch äußerst wechselnde Farbe auszeichnet. Wir fanden Hähne und Hennen dieser Rasse, welche an Schönheit den schönsten Ausländern gleich kamen, wie das schön weiß und schwarze Silberlackhuhn, in einem Punkte aber alle noch übertrafen. Welcher fremde Hahn könnte es mit einem deutschen im Krähen aufnehmen? Unser „Hausprophet" fühlt die geringste Veränderung der Luft und er zeigt sie im melodischen Kikeriki an. Mit lautem Krähen verkündet er auch den anbrechenden Morgen und weckt den fleißigen Landmann zu neuer Arbeit; kein Hahn kräht aber gewaltiger, als der bergische. Von Solingen war ein solcher Künstler mit geschnittenem Kamme eingesandt, der als Bassist der Ausstellung allgemeine Bewunderung erregte und alles, was Frankreich, England oder Niederland zur Ausstellung geschickt, niederschrie. Stolz die vollendete Majestät repräsentirend, größer als unser Landhahn, tritt uns der schöne Dorkinghahn entgegen. Der Kamm ist einfach, hoch, schön und regelmäßig gezackt. Beim Hahn ist



Hamburger Silberlack.

das Gefieder an Brust und Bauch, an den großen Flügeldeckfedern und dem Schwanz schwarz; das übrige ist weiß mit dunklen Flecken.



Dorking-Hahn

Wenn auch aus England stammend, ist diese Rasse doch bereits mit Erfolg bei uns eingeführt. Die Dorkings legen große Eier, aber nicht viel; brüten wenig, sind aber vortrefflich zur Mast und kommen acht bis zwölf Pfund schwer in Menge auf den Londoner Markt. Auch die Mode spielt bei der Hühnerzucht ihre Rolle; die großen, noch vor zehn Jahren stark beliebten Cochinchina-Hühner, diese Elephanten in ihrer Art, waren nur schwach vertreten, sie sind ein überwundener Standpunkt, wie die Crinoline, mit der sie etwa gleichzeitig aufkamen und fielen. Dagegen ist das Schleierhuhn, auch polnisches oder Paduaner-Huhn genannt, jetzt recht beliebt. Und das finden wir in den Tagen des Chignons und der hochgethürmten Haarfrisuren unserer Damen nur zu natürlich. Entschieden liegt hier ein geheimer Zusammenhang vor, und wie der häßliche Chignon wird auch dieses Mode- und Zierhuhn wieder verschwinden. Es zeichnet sich durch den großen Federbusch aus, durch eine gewisse Dummheit und Weichlichkeit. Als Unterrasse dieser Schleierhühner sind die



Paduaner-Hahn.

Brabanter Hühner (Goldlack und Silberlack) zu erwähnen, dann das Crèvecoeurhuhn, über dessen Namen wir freilich im unklaren sind. Es stammt aus der Normandie und wird dort vielfach für den Pariser Markt gezüchtet. Neben der stattlichen Haube zeigt der Hahn dieser Spielart noch einige Ueberreste des Kammes, die gleich ein paar feuerrothen Brauen über den Augen stehen und ihm ein mephistoartiges Aussehen geben. Wenn wir diese Arten hier in Wort und Bild hervorheben, so soll damit nicht gesagt sein, daß andere ihnen nicht ebenbürtig seien; aber wir müssen uns auf eine Auswahl beschränken, und lassen daher das belgische Huhn mit der prächtigen Untergattung La Flèche, das spanische Huhn mit der auffallenden Kammentwickelung und den nackten Wangen, die zierlichen und prachtvollen Bantams; die Struppühner mit den gekräuselten Federn, die Woll-, die Haar- und Zwerghühner bei Seite.

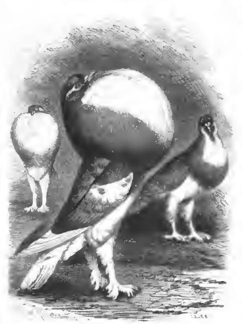


Crève-Coeur-Hahn.

Zahlreich, ja zahllos, wie die Spielarten der Hühner, sind auch diejenigen der Tauben. Die Zucht derselben ist seit Jahrtausenden von vielen theils des Nutzens, theils des Vergnügens wegen betrieben worden. Wir haben die Taubenausstellung auch mehr vom Standpunkte des Vergnügens betrachtet und dabei an die „Düweker" oder „Taubenjokel" von Altenburg, Erfurt, Nordhausen, Braunschweig, Magdeburg und Hamburg gedacht, wo die Taubenliebhaberei in hoher Blüte steht. Man nimmt an, daß unsere zahmen Feldtauben von der Felsentaube abstammen. Von der Feldtaube aber sollen sich wieder die andern Varietäten, unter denen man Farben- und Rassentauben unterscheidet, abgezweigt haben. Rassentauben suchen nie im Freien ihre Nahrung; sie sind an das Haus, den Taubenschlag gewöhnt und gedeihen nur wie die Kanarienvögel bei sorgsamer Pflege und Wartung. Das Mövchen oder der Kreuzer, mit dem kurzen, zierlichen Schnäbelchen, der allerliebsten Haube auf dem Kopfe und der mannichfaltigen, aber immer harmonischen und schönen Farbenzeichnung, gehört zu den niedlichsten, überall beliebten Tauben. Ungemein dankbar ist der Tümmler mit seinen Untergattungen, den Purzlern und Hochfliegern. Pfeilschnell erhebt er sich unter schallendem Flügelklatschen senkrecht in die Lüfte oder schießt in gerader Linie dahin, stürzt dann plötzlich, den Kopf hinten überwerfend und sich um sich selbst drehend, Purzelbäume schlagend, bis zur Erde herunter, jedoch ohne diese zu berühren, oder endlich schwingt er sich in weiten Spirallinien in die Lüfte, schwebt dann majestätisch und ruhig ohne alle Bewegung im Aether und läßt sich erst nach stundenlangem Fliegen herab. Das ist der edle Meister im Fliegen, der es mit dem Habicht aufnimmt. Was die Perrückentaube zu bedeuten hat, sagt schon der Name, ebenso die Trommeltaube, die bald mit einer Haube, bald glattköpfig vorkommt. Das Trommeln macht dem Thierchen gar keine Mühe, obgleich dabei der Körper in eine schüttelnde Bewegung geräth. Pagedetten und türkische Tauben, Berbertauben, römische Tauben, Hühnertauben, Pfauentauben waren in reicher Auswahl ausgestellt. Sie alle zogen aber nicht die Aufmerksamkeit in demselben Grade an sich, wie die herrlichen, mit dem ersten Preise geschmückten Kropftauben, die durch das Aufblasen ihres gewaltigen Kropfes das abenteuerliche Ansehen gewinnen. Am stärksten blasen sie im Frühjahr, frühmorgens bei leerem Kropf, und zuweilen so arg, daß der Kopf fast im Kropf verschwindet. Manche von ihnen blasen sich auch während des Fliegens so auf, daß sie wie eine mit Flügeln versehene Kugel in der Luft zu schweben scheinen.

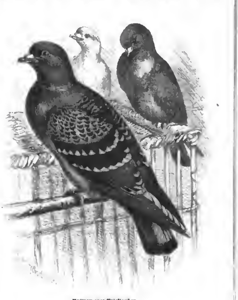
Und zum Schluß sei noch eine Antiquität der Ausstellung erwähnt, ein einst hochgefeiertes Thier, das vor den modernen Ver-

lehrsmitteln die Segel streichen mußte, wie die Postkutsche vor der Eisenbahn. Wir meinen die Brieftaube, die eigentlich nur eine



Englische Kropftauben.

abgerichtete Feldtaube ist. Es war eine große Anzahl dieser Thiere ausgestellt, von denen das Paar bis zu 13 Thaler kostete. Zum Hin- und Herfliegen ist freilich nie eine Taube abgerichtet worden, denn jede erkennt nur eine Heimat als solche an und eilt ihr zu, wenn sie losgelassen wird. Wie Plinius und Aelian bezeugen, war der Gebrauch der Brieftauben im Alterthum weit verbreitet; bei uns standen sie in ihrer Blütezeit, als der elektrische Telegraph noch nicht das Land mit seinen Drähten überzogen hatte, welche schnellere und sicherere Botschaft als die Tauben bringen. Aber den alten, optischen Armtelegraphen übertrafen die Brieftauben bei weitem, und darum verließen auch große Bankier- und Handelshäuser sich häufig auf Brieftauben. Die Brieftaube macht im Durchschnitt zehn Meilen in der Stunde, während ein Eilzug auf unsern Bahnen nur deren sieben macht, und jene Geschwindigkeit halten die Tauben mit großer Präcision ein. Am 29. Juli 1839 ward ein großes Wettfliegen der verschiedenen, zwischen Orléans und Antwerpen gebrauchten Brieftauben abgehalten. Es flogen deren 114 früh halb acht Uhr von Orléans ab, und von diesen kam die erste, die den Preis erhielt, um



Antwerpener Brieftauben.

1 Uhr 14 Minuten zu Antwerpen an, hatte also die Entfernung von 56 deutschen Meilen in 5 Stunden 44 Minuten zurückgelegt, was auf die Stunde etwa zehn Meilen ergibt. Die von uns abgebildeten Brieftauben wurden während der Geflügelausstellung vom Leipziger Schloßthurme abgelassen, um nach ihrer Heimat, Antwerpen, zu fliegen. Sie hatten einen Weg von etwa 80 Meilen zurückzulegen, den sie mithin in acht Stunden machen konnten. — Aber die Brieftaube, an welche sich so manche romantische Erinnerung knüpft, die einst Taurosthenes, wie er den Sieg im Kampfspiel zu Olympia errungen, nach seiner Heimat, der Insel Aegina, fliegen ließ, wo das Thierchen durch ein ihm angehängtes Purpurläppchen den Sieg verkündigte, sie ist heute entthront. Die letzte ausgedehntere Anwendung machte von ihr der bekannte Besitzer des großen Telegraphenbureaus in London, J. Reuter, der, als der elektrische Draht zwischen Aachen und Berlin bereits vollendet war, zwischen Aachen und Brüssel aber noch ein Zwischenraum bestand, diese Lücke mit einer Taubenpost ausfüllte, welche binnen einer Stunde zwischen Aachen und Brüssel die Nachrichten vermittelte, die hier wie da nun dem Telegraphendraht übergeben werden konnte.

H. T.

Die gespenstische Baßgeige.

Eine oberbairische Geschichte von **Max von Schlägel.**

(Schluß.)

Es war an einem jener schönen Sommermorgen, an denen es einem fast wie ein Verbrechen an der Natur und an sich selber vorkommt, zu Hause zu bleiben — einer jener Morgen, so hell, so klar und rein, daß man glaubt, dem Flug der Schwalben folgen zu können in alle Entfernungen, daß die Gedanken sicher, fest und freudig hinausschweben, weiter als die Schwalben, bis in die Unendlichkeit. Einer jener Morgen, wo es kein Räthsel für uns gibt in der Natur, keine dunkle Frage an unser Schicksal; ruht ja, was wir sind und wollen, in dem Vollgefühl dieser Stunde, gibt es ja für diesen Jubel der Existenz kein Gefühl der Zukunft, kein Gefühl, als das der Ewigkeit des Augenblicks. Ich wollte einen größeren Spaziergang unternehmen, und mich zu dem Zwecke zuerst bei Jungfer Evi stärken. Von meiner Wohnung führten zwei Wege nach dem Wirthshaus. Der eine, kürzere, durchs Dorf; aber auf diesem wäre ich gerade jetzt sämmtlichem Vieh begegnet, dessen Ausmarsch sich durch harmonisches Läuten und Brummen bereits vernehmlich ankündigte. Sowohl dieserhalb, als wegen des prächtigen Wetters wählte ich also den längeren Fußpfad, der zwischen Wiesen und Feldern in vielfachen

Windungen nach dem Garten des Wirthshauses führte. Dort an der Kegelbahn, wußte ich, war ein s. g. „Steig", das heißt, auf beiden Seiten der etwa vier Fuß hohen Bretterwand war mit Pflöcken und Brettchen eine Stufe angebeacht, welche das Ueberklettern der Wand für Menschen ermöglichte, dem Vieh jedoch nach wie vor als Hinderniß diente.

Dorthin wandte ich mich. Meine Stimmung war immer heiterer geworden, Libellen und Schmetterlinge flogen um mich her und haschten sich, die Grillen und Heuschrecken machten von ihren Flügeln einen wahrhaft ohrenbetäubenden Gebeauch, überhängende Waizenhalme strichen an meine Wangen, als wollten sie mich necken, die Sonne schien immer voller und wärmer herunter, und auch in meinem Innern wurde es immer aufgeräumter, ich nahm meinen Hut vom Kopf und warf ihn in die Luft, daß ein paar Schwalben erstaunt ihre Richtung verließen; ich sang, ich jubelte. Endlich schwieg ich — ich dachte, daß die sentimentale Evi hinten an ihrem Moegenlieblingsplätzchen in der Kegelbahn sitzen, und über das löschpapierne Schicksal irgend eines Ritteefräuleins nachdenken und sich auch ein so recht schönes, romantisches Unglück wünschen könne. Da wollte ich sie überraschen und tüchtig auslachen, wenn ich sie wieder in Thränen fand, wie schon öfter, und wollte ihr das Köpfchen in die Höhe halten und ihr den schönen, hellen Morgen zeigen und die eigene Thorheit, die über den Geschöpfen aus schwaezen Buchstaben, die aus dem dunklen Gehirn irgend eines Schreibers auf weißes Papier herausgekrochen sind, das schöne, junge Leben vertraure.

„Schaun's Evi," wollte ich da sagen. „Wie glauben's wohl, daß solche Bücher gemacht werden? Da sitzt so ein Mensch oft bei dem schönsten Wetter und gähnt und denkt sich: Ach Gott, wär' ich da und dort, und müßt' ich nicht das langweilige Buch fertig machen, das mie der Buchhändler schon zu drei Viertheilen bezahlt hat; ich ließe die guten Leutchen ja so gerne jetzt schon heirathen, aber der Contrakt mit dem Buchhändler lautet auf so und so viel Druckbogen und ich muß also den Herrn Ritter so und so und das tugendhafte Fräulein wo und wo noch so und so lange quälen, bis der gestrenge Vater sich endlich erweichen läßt, und ich selber, zum ersten Mal froh nach langer Zeit — ins Wirthshaus gehen kann. — Und Sie lassen sich durch diese langweiligen Schmachtlottens und Heldenklöserichs Laune und Sommerlust verderben. Na — und mit den Herrn Franzosen ists noch schlimmer — etwas anders zwar, aber doch schlimmer — das kann ich Ihnen zwar nicht so ganz genau auseinandersetzen, — sonst ist der Morgen zu weit vorgeschritten, bis ich fortkomme, und es wird mir zu warm beim Spazierengehen."

Das alles wollte ich der Evi sagen, wenn ich sie mit feuchten Blicken über einem Romanbuch ertappte. Aber um sie zu eetappen, mußte ich leise auftreten und durfte nicht singen. Ich kam an den „Steig". Wenn man auf dem ersten Absatz stand, das heißt also, auf dem Bretterzaun saß, so konnte man die ganze Kegelbahn und also auch Evis Lieblingsplätzchen überblicken. Es war dies das geisblattumeankte Hüttchen des Kegelknaben. Da war ein Bänkchen angebracht für den kleinen Mann der Ordnung, der den umgestürzten Kegeln wieder auf die Beine half. Dahinter hing ein defekter Strohsack, um das Anprallen der Kugel zu mildern, und eine Vertiefung der Bahn hinderte die Kugel am Zurücklaufen. Diese retrograde Bewegung war durch eine Rinne aus Brettern geregelt, welche sich drei Schuh über dem Erdboden ihee Mündung in Evis Leseeabinet hereinstreckte. Das Ende dieser drei rechtwinklig aneinander befestigten Bretter war Evis Interimsbücherschrank, denn wenn sie des Vormittags auch nur ein Buch las, so gewährte es ihr doch eine hohe Beruhigung, wenn sie noch ein halb Dutzend andere bei sich hatte. Auf jenem kleinen Bänkchen des Kegelknaben nun saß sie gewöhnlich, ihr Buch auf dem Schoß, und lehnte das Haupt mit den schwarzen Locken schwermüthig an den Strohsack, der friedlich an der Wand herunterhing und durch ein leises Knistern verrieth, daß er auch für zaetere Berührungen Verständniß habe. Rings herum lagen dann behaglich die dickbauchigen Kegel und freuten sich der Sonne, die ihnen auf die zerschlagenen Köpfe brannte, und die Kugel lag friedlich dazwischen, als ob es ihr gar nicht einfallen könne, heute Nachmittag wieder wüthend unter die ganze Gesellschaft zu faheen.

Wie gesagt — ich befand mich also auf der Höhe der Situation, das heißt rittlings auf der Planke, zertheilte mit den Händen das Geisblatt und blickte hinüber und hinunter.

Einige Sekunden hielt selbst mein Herzschlag aus, mit meiner guten Lehre war ich, wie gewöhnlich im Leben, zu spät gekommen. — Evi hatte bereits den Roman mit dem Leben vertauscht.

In Evis Bücherschrank lag eine Militärmütze und ihr Haupt lehnte an der mir wohlbekannten Uniform des ersten Kürassierregiments. Der mir nicht minder bekannte Sauvegardenkopf neigte sich zu dem ihren nieder und .... ich schloß die Augen. Jedermann birgt in einem Eckchen seines Herzens etwas von der schwarzen Flüssigkeit, die man Neid heißt, und mag sie noch so klein sein und mag man sich noch so lange über ihr Vorhandensein täuschen, die Stunde kommt, wo sie emporquillt und das Herz fast erstickt, und den Blick verdunkelt....

Es dauerte nicht lange. Die Vernunft ist doch ein schönes Ding. Was thätest denn du mit einer Bauerntochter zur Frau! Bedenke deine Verwandten, bedenke deine Stellung, bedenke deine Bildung, bedenke ... bedenke ... bedenke....

Es war vorbei. So glaubte ich wenigstens. Ich machte die Augen wieder auf. Aber etwas trüber schien die Sonne doch, als vor wenigen Minuten.

In dem Moment machten die andern auch die Augen auf — und sahen mich. Ich muß mich, auf der Planke sitzend, mit geisblattumranktem Antlitz ganz hübsch ausgenommen haben. Nun — meine Leserinnen wissen ja, was in solchen Momenten der Brauch ist. Evi barg mit einem leisen Schrei das Gesicht in ihren Händen, der junge Epaminondas sah mich herausfordernd von oben bis unten an — das heißt, so weit er mich sehen konnte; ich, ich machte, da ich nicht so rasch zu einem Entschluß kommen konnte, was sich für die Situation eigne — gar kein Gesicht, sondern stieg von meinem Observationsposten herab, umging die Laube, trat auf die Kugel, stolperte über ein paar Kegel und kam endlich an dem perpendiculaeen Strohsack zum Stillstand.

„Kinder, vor mir braucht Ihr keine Angst zu haben," begann ich meine Rede, obwohl ich gar keinen Beweis dafür hatte, daß die beiden wirklich Furcht vor mir hatten, denn der Kürassier sah gar nicht so aus. „Ihr wißt, ich bin für Euch in die Schranken getreten bei jener Kirchweih und verspreche Euch auch jetzt meinen ganzen Beistand."

Evi kam allmählich aus ihrem Verlegenheitsparoxismus zu sich, sie ergriff meine Hand und heftete ihre schwaezen Augen dankbar auf mich. Ich entzog ihr meine Hand, sie hatte für eine Bauerntochter eine recht kleine, weiche Hand, und blickte mit äußerster Beharrlichkeit auf den Kegel, über den ich vorhin gestolpert war.

Aber die Ohren konnte ich mir nicht verschließen und ihre Worte schienen mir ganz anders zu klingen als sonst, wenn sie mir von ihren Romanheldinnen vorschwärmte und ich ihr gute Rathschläge gab über die Wahl ihrer Lektüre — viel inniger, viel weiblicher, viel herzlicher, viel hübscher mit einem Wort.

Was so 'ne Baßgeige nicht alles für Wirkungen hervorbringen kann!

Was Evi eigentlich gesagt hat, weiß ich nicht mehe. Aber aus späteren Vorgängen entnehme ich, daß sie geschworen hat, nicht ohne ihren Kürassier leben zu können. Was ich noch gesagt habe, weiß ich auch nicht mehe, nue daran erinnere ich mich, daß ich keinen Spaziergang gemacht und im Nachhausegehen durch das Dorf viel darüber nachgedacht habe, daß es doch ein sehr trauriges Geschäft sei, den Vertrauten zu spielen, wenn man .... pah! mit einem Wort, ich äegerte mich beim Nachhausegehen und gab einem verspäteten Schwein, das mir grunzend über den Weg lief, einen Fußtritt, der mich selbst an meiner Humanität zweifeln ließ.

III. Die Baßgeige als Freiwerber.

Den Tag über begann ich veeschiedenes, ohne irgend etwas zu Ende zu bringen. Endlich holte ich meine Flöte heeaus und machte Musik. Wenn ich mich ärgerte, so sollten sich andere Leute wenigstens auch ärgern, die wußten dann aber wenigstens warum, und ich wußte nicht, warum ich mich ärgerte — und dieser Vergleich ärgerte mich wieder. Ich legte also zum großen Verdruß des Hofhundes, der mit einer langen, oben am Dachrande an einer großen Stange laufenden Kette befestigt war und zu ihrem harmonischen Geräusch mich eben

angefangen hatte, mit seiner Stimme zu begleiten — ich legte also die Flöte weg, und griff zu den „Neuesten Nachrichten", wie mein Münchner Vertrauensblatt hieß. Unter Gütern, die ich nicht kaufen wollte, Vergnügungen, die ich nicht mitmachen konnte, verlornen Gegenständen, die ich nicht gefunden, gefundene, die ich nicht verloren hatte — wurde es Essenszeit.

Zum ersten Mal seit meinem Hiersein aß ich nicht beim Pfanenwirth. Ich ging in das andere Wirthshaus des Dorfes. Zum ersten Mal seit meinem Hiersein nahm ich dort auch des Schullehrers Einladung zu einer Kegelpartie an. Anfangs freilich sah ich den Mann an, als ob er eine Anspielung machen wolle, aber der Mann sah so ganz aus, wie ein Schulmeister, daß ich an seiner Unbefangenheit nicht zweifeln konnte.

Er und seine Gesellschaft, welche diese Eigenschaft noch nicht bei mir gekannt hatten, waren ganz erstaunt, plötzlich einen leidenschaftlichen Kegler in mir zu entdecken. Und in der That — ich kegelte ganz wüthend, um nur an irgend etwas meinem Aerger Luft zu machen. Meinen Aerger? Ueber wen? — über mich.

Ich ging spät nach Hause und hatte mehr getrunken, als meine Gewohnheit war. Am andern Morgen hatte ich Kopfschmerz — das ärgerte mich natürlich noch mehr. Als ich mich erhob, stand die Sonne schon hoch am Firmament und schien boshafter Weise gerade auf die Baßgeige, welche noch immer ihren Platz neben dem Ofen behauptete. Und die Baßgeige blickte mich so höhnisch an — hätte es nicht Lärm verursacht und hätte ich nicht Kopfweh gehabt, ich hätte sie wahrhaftig entzweigeschlagen. . . .

Wieder ging ich ins andere Wirthshaus. Wieder fröhnte ich dem Kegelspiel und wieder kam ich nicht ganz nüchtern nach Hause. Als ich die Thüre schloß, gab die Baßgeige einen brummenden Laut von sich. Mir war doch, als wenn ich sie gar nicht berührt haben könne. . . . „Nun, du sollst mich nicht lange zum besten haben, dickes Ungeheuer!" sagte ich ingrimmig, und packte sie, trotz ihres Wimmerns und trug sie zum Fenster. . . . Aber das Fenster war zu klein — ich konnte sie nicht hinabstürzen. Eben rief auch der Wächter vor dem Hause die zwölfte Stunde. Wenn ich seine Aufmerksamkeit auf mich lenkte, konnte mir das Unannehmlichkeiten zuziehen. Ich trug also meine Baßgeige zurück. Dabei gab sie wieder einen eigenthümlichen, höhnischen Laut von sich. Diesmal konnte ich mit den Saiten an der Fensterbrüstung gestreift haben. Möglich — aber der Ton ärgerte mich doch. Ich stellte die Geige wieder an den Ofen. Aber die ganze Nacht hatte ich keine Ruhe vor ihr. Mir war, als sei ich im Bett angebunden, so daß ich mich nicht regen und rühren könne und die dicke Baßgeige tanze um mich herum und spiele sich selber auf zu einem Liede, dessen Refrain immer hieß: „hm! hm! hm! die Evi und der Kürassier — die trinken eben bairisch Bier!" So sehr ich mich mühte, ich konnte nicht aufstehen, und die Geige wurde immer toller und frecher und sprang zu mir aufs Bett und schnitt mir ganz fürchterliche Grimmassen. . . . Endlich sah und hörte ich nichts mehr, dann wieder sah ich Evi und den Kürassier eine Kegelpartie mitsammen machen, und Gewinnst und Verlust bezahlten sie sich mit Küssen, und der Schulmeister meinte, das sei das neue Geld, welches ausgegeben werde, seit die Friedens- und Freiheitsliga in Bern den allgemeinen, ewigen Weltfrieden zu Stunde gebracht habe. Ich kam mir auf diese Bemerkung hin vor, als sei ich arm — sehr arm und wollte den Schulmeister anborgen, damit ich meine Zeche bezahlen könne. Da lachten aber der Schulmeister, Evi und der Kürassier so laut, daß ich davon erwachte.

Wieder war es sehr spät. Wieder blickte die Baßgeige mich höhnisch an, als wollte sie sagen, sie habe zwar auch nicht besser geschlafen als ich, aber als Baßgeige sei man das gewöhnt.

Diesmal aber muß sie fort, schwur ich — da brachte mir Pfanenwirths Knecht einen Brief. Mein Herz klopfte ganz merkwürdig. Ich hatte zwar von Evis Hand noch nichts anderes gesehen, als die Hieroglyphen, die sie mit Kreide an einen Schrank machte, dessen Thüre gleich einer Schiefertafel schwarz bemalt war — auch waren diese Schriftzüge etwas zu kräftig — aber hatte Evi nicht selbst eine Baßgeige, mit der ich Mühe hatte, wenn ich sie nur tragen wollte, hoch in die Luft gehoben und auf die Köpfe ihrer Widersacher niedergeschmettert? Und wer konnte mir denn schreiben, als Evi? Es ist ihr jedenfalls aufgefallen, daß ich so lange nicht mehr kam, sie hat vielleicht eine Ahnung der Wahrheit, sie hat vielleicht den Kürassier verabschiedet und . . . .

Da las ich die ersten Zeilen. „Herr Doctor!" Ja, er ist von ihr, kein Mensch im Dorfe heißt mich Doctor, wie sie. Weiter! „Die Evi hat mir . . ." die Evi? Sie kann doch nicht von sich in der dritten Person sprechen. Ich sehe nach der Unterschrift: „Stephan Kurz, Korporal —" da schlag doch gleich der schönste Regenbogen drein!

Mein Blick streifte die Baßgeige, sie sah aus, als wolle sie zerplatzen vor Vergnügen. Na warte nur!

Gelesen aber muß der Brief doch einmal werden, also lieber früher als später —

„Herr Doctor! Die Evi hat mir mitgetheilt, daß Sie ein sehr braver Herr sein . . . (Das gute Kind! Und doch! O Kürassier!) und daß Sie uns gewiß in unserer Noth und Elend (Elend ist generis neutrius, mein bester Herr Korporal) beistehen werden, (das auch noch! beistehen!) Sie wissen, daß ich und die Evi uns gern hab'n, (und das sagt er mir!) nicht ohne einander leben können. (Ei, der ist ja noch ärger, als die Baßgeige!) Mit Evis Vater wären wir im Reinen, (Ei, das hat ja gewaltige Eile!) aber mein Vater, da liegt der Haken! Der verweigert durchaus seine Einwilligung. Er sagt, er kenne Evi per Renommée, Evi thue nichts als Romane lesen und sei ein überspanntes Frauenzimmer. Sie wissen doch selber, daß das nicht wahr ist! Wenn ich nur die boshaften Leute wüßte, die Evi bei meinem Vater so angeschwärzt haben. Die Evi meint nun, weil Sie, Herr Doctor, so schöne Briefe schreiben können und ein so geachteter Herr sind, sollten Sie an meinen Vater schreiben und ihm das ausreden. Mein Vater wohnt in Straubing und heißt Peter Kurz, Bäckermeister. Ewige Dankbarkeit . . . ."

„Peter Kurz, Bäckermeister!!! Herr des Himmels, da habe ich ja ein ganzes Semester lang gewohnt, als ich in Straubing das Gymnasium besuchen mußte, weil sie mich in München dimittirten. Nun, das ist aber sonderbar! Und den Stephan habe ich auf den Knieen gehalten und habe ihm Papierdrachen verfertigt . . . Ach du mein Gott! Ist das aber ein Zufall! Jetzt aber weg mit allen eigennützigen Grillen!

Ja, Kinder — euch soll geholfen werden! Der Alte ist ein drolliger Kauz, ich kenne ihn — und so werde ich auch die Baßgeige los, die allein mir all das dumme Zeug in den Kopf gesetzt hat. Ich öffne die Thür und rufe hinaus: „Bäurin!"

Meine Wirthin erscheint.

„Schicken Sie nach dem Schreiner des Orts!"

„Das ist der Todtengräber, der zugleich die Särge macht, weil das so zusammengehört," meinte die Frau.

„Gleichviel — holen Sie den!"

Der Todtengräber kam.

„Machen Sie mir einen Sarg, eine Kiste wollt' ich sagen, über diese Baßgeige, bis Abend muß sie fertig sein."

Der Todtengräber ging. Ich schrieb:

„Alter Freund und Hausherr! Wenn Sie sich meiner nicht mehr erinnern sollten, so betrachten Sie sich die schwarze Silhouette in Abiturientenmütze und Band, welche neben der schwarzen Muttergottes von Altötting hängt. Schauen Sie ferner in Ihr Rechnungsbuch vom Jahre 18 . . und wundern Sie sich neuerdings, wie „einst" darüber, daß der Mensch auch ohne Klexe schreiben könne. Erinnern Sie sich ferner der Abende, wo ein junger Student Ihnen stets die Zeitung vorlas, die Weltereignisse erklärte, Ihnen Ihr Bier trank und Ihre schlechtesten Späße mit anhörte, witzigster aller Bäckermeister, und Sie werden einsehen, daß ich einigen Anspruch auf Ihre Dankbarkeit habe. Bei dieser Dankbarkeit beschwöre ich Sie, lassen Sie den Stephan die Evi heirathen. Ich kenne das Mädchen — es ist wahr, sie hat Romane gelesen, aber daß sie nicht fürs praktische Leben dadurch verdorben worden ist, beweise Ihnen folgender Vorfall, dem ich selbst mit angewohnt habe. (Folgt die Erzählung der Schlägerei.) Obwohl Sie mich einst darum belobten, daß ich, ein studirter junger Herr, Sie niemals angelogen habe, während Sie Ihren Gesellen kein Wort glauben durften, erhalten Sie dennoch beifolgend franco den Beweis, daß Evis Liebe zu Stefan eine starke sei, nämlich die Baßgeige, welche Evi dem langen Girgl mit einem Schlag aufs Haupt gesetzt hat. Ich bitte auch das darin enthaltene Kopfmaß des langen Girgl zu betrachten und frage nochmal, ob das nicht eine starke Liebe sei, die Belohnung verdiene. Also seien Sie vernünftig, Alter, und sagen Sie Ja zu dem, was Sie ja doch nicht

ändern können. Im voraus dankbar Ihr einstiger Hausgenosse und Oberclassist rc. rc."

Der Brief ging ab, die Geige in ihrem Sarge ebenfalls. Mir war ganz wohl. Es war mir, als wäre ich von einem drückenden Alp befreit. Heute machte ich zwar wieder meine Kegelpartie aber mit ganz anderen Gefühlen.

Nach zwei Tagen klopft's an meine Thür.

„Herein!"

Eine breite Gestalt schob sich herein.

„Aber um aller Heiligen willen — Sie sind ja noch dicker geworden, Herr Kurz!"

„Und Sie sind noch immer derselbe naseweise Windbeutel, wie vor zehn Jahren. Einem ernsten rechtschaffenen Bürger eine solche Dummheit ins Haus zu schicken. Meine Frau hat die Kiste aufgemacht und mich gefragt, ob ich denn in meinen alten Tagen noch Musikant werden wolle und noch dazu auf dem Instrumente? Wo irgend etwas los ist, da sind Sie gewiß dabei."

An dem Ton des Alten merkte ich, daß alles in Ordnung sei.

„Nun, ist die Evi nicht ein Prachtmädel?" fragte ich.

„Freilich ist sie das, ganz unser Schlag, und die Baßgeige hat ein ordentliches Gewicht ..."

„Gehört auch eine ordentliche Liebe dazu, sie zu heben; also ein gewichtiger Grund, die jungen Leute heirathen zu lassen."

„Ist bereits abgemacht, Schlankopf, studirter!" lachte der alte Kurz. „Der Stephan stellt sich einen Ersatzmann und übernimmt mein Geschäft."

„Bravo!" rief ich und umarmte den guten Alten.

„Apropos!" sagte er dann schelmisch lächelnd, „die Baßgeige hab'ns verspielt — die hab' ich bereits zum Instrumentenmacher geb'n, der macht einen neuen Boden, und dann muß sie bei der Hochzeit aufgespielt werden. Ja! —"

Recht so! So habe ich sie mir glücklich beide vom Halse geschafft — die gespenstische Baßgeige und die romantische Evi.

Drei Monate später dröhnte wieder das dumpfe Schnurren der alten Baßgeige aus den beleuchteten Fenstern des Pfauenwirthes durch das Dorf. Aber ich stand nicht lauschend am Fenster meines Zimmers, sondern ich eröffnete mit der jungen hübschen Bäckerin den Hochzeitball. Evi hat mir versprochen, den papiernen Rittern für immer den Abschied zu geben. „Aber so lange man eben keinen lebendigen hat, muß man mit den anderen vorlieb nehmen ..." sie vollendete ihren Satz mit einem schalkhaften Seitenblick auf ihren stattlichen Mann.

Am Familientische.

Nomadenleben am Ufer der Weichsel.

(Zu dem Bilde auf S. 373.)

Nächst der mit klingendem Spiel aufziehenden Wachtparade gab es für uns Jungen in meiner Vaterstadt Danzig kein größeres Gaudium, als wenn eine Schar Dschimkys, einen geigenkratzenden Kerl an ihrer Spitze, juchzend und springend durch unsere Straße zog. Während dieser Lärm unsere berühmte Landsmännin Johanna Schopenhauer — wie sie's in ihrem „Jugendleben" erzählt — ins Haus hineintrieb, trieb es uns mit Macht hinaus, um der wilden Procession ein Stück Weges das Ehrengeleit zu geben.

„Dschimkys" nannten wir Danziger Jungen am liebsten diese sarmatischen Nomaden, die seit undenklichen Zeiten allsommerlich aus den Gegenden der Oberweichsel und des Bug auf ihren gebrechlichen Kähnen und Flößen allerhand gute Sachen: Holz, Asche, Eisen, Knochen und vor allem den prächtigen Sandomirer Weizen unsern Vätern zum Handelsbetriebe zuführten, und die sonst unter dem Namen: „Flissen" oder „Flissaken" bekannt sind, während sie die Unterschrift unseres Bildes noch allgemeinverständlicher „Flößer" nennt. Halbwildes Volk, meist aus Russisch-Polen herstammend, kamen sie, in manchem Sommer wohl 10—20000 Mann stark, unter Anführung ihrer Raltmänner, die als Stromlootsen dienten, die Weichsel hinunter, nach Danzig, wo sie dann gewöhnlich ein paar Monate verweilten.

An beiden Ufern der Weichsel schlugen sie ihre Nomadenstätten auf — Tag und Nacht lagerten sie dort unter freiem Himmel neben den riesigen, bergartig aufgeschütteten Weizenhaufen, die sie bewachen und umstechen mußten. Gern suchten wir sie da abends auf, wenn ihre Wacht- und Küchenfeuer zwischen den Weizenhügeln glühten, und die knochigten, mulattenartig gebräunten hagern Burschen mit den gelben Zwickelbärten, auch wohl hie und da einige Weiber, um dieselben herumlagen. Da sahen wir sie ihren Grütz- und Erbsenbrei, der durch ein paar Talglichter seine beste Würze erhielt, und einen gesalzenen Hering mit großem Behagen verzehren und dazu Schnaps trinken, dann aber folgte die ihnen unentbehrliche Musik auf den möglichst buntbemalten Geigen, die sie auf der Langen Brücke erhandelt hatten. Eine seltsam naturwüchsige Musik, die trotz ihrer schrillen Töne doch der Harmonie nicht entbehrte, und die bald in wilden Tänzen, bald in monoton melancholischen Volksweisen erklang. Das nicht musicirende Volk lachte, tollte und tanzte umher, später hörten wir, es sei Polonaise, Mazurka und Szrik gewesen; uns kam es wie ein echter Bärentanz vor, was uns aber erst recht ergötzte.

Nächst der Musik liebten unsere braunen Freunde nichts so sehr, als bunten Putz, und das brachte uns Jungen wieder ihnen nahe und erzeugte früh in uns einen kaufmännischen Trieb. In ihren zahlreichen Mußestunden verfertigten sie nämlich prächtige Kreisel und geschälte Weidenstäbe (auch große hölzerne Löffel, die aber nur unsere Köchinnen anzogen) und die tauschten wir uns dann ein gegen blanke Metallknöpfe, bunte Glasstücke, Bänder oder Pfauenfedern, womit sie ihre niedrigen Strohhüte schmückten.

Sonst war ihre Tracht so nomadenhaft einfach, wie nur möglich. Eine weite Hose, unten mit Stricken zusammengeschnürt, ein darüber hinabfallendes und durch einen Gürtel von Weidenbast zusammengehaltenes Hemde — beides vom allergröbsten ungebleichten weißen Linnen; auf dem Kopfe den Strohhut oder die polnische viereckige Mütze — daraus bestand ihre ganze Toilette, die Hals, Nacken und Brust ganz bloß ließ. Höchstens kamen noch die sandalenartigen Holzschuhe unter den nackten Füßen hinzu, oder ein Paar eisenbeschlagener Stiefel, die man aber mehr auf ihren Schultern, als an ihren Füßen erblickte. Zur Heimreise im Herbst legten sie meist einen langen Ueberrock von grobem blauen Tuch an.

Nicht viel eleganter sahen die Weiber aus — die „Maeuschkas", wie man sie gewöhnlich nannte — in ihren langen, blauen, um den Leib mit einem Strick zusammengebundenen Röcken vom gröbsten Wollenzeug; doch verstanden sie es, den Kopf ganz anmuthig mit weißen Tüchern oder Käppchen zu coiffiren, während die Füße stets unbedeckt blieben. Doch durfte eine Schnur von Glasperlen oder Rechenpfennigen um den Hals niemals fehlen.

Wenn der Sommer sich zu Ende neigte, machten sich diese seltsamen Wandervögel auf den Heimweg. Das Fahrzeug war zerschlagen, das Holz desselben verkauft, die Nomadenwohnstätte am Weichselufer zerstört, und nun ging es heim, glückseligen Jubels voll, als wartete in ihrem Vaterland ihrer ein irdisches Paradies, und nicht das elendeste Heimwesen, das sich denken läßt.

Heimwärts! heimwärts! immer längst des Weichselstromes, wenigstens seiner Richtung parallel, geht der Wanderzug — durch Moore und Wälder — ohne Rast, als eine nomadenhafte, wie sie uns Ernestine Friedrichsen aus lebendiger Jugenderinnerung auf ihrem Bilde vorführt. Es macht einen wohlthuenden Eindruck, auf demselben einen idealen Zug aus diesem poetisch naturwüchsigen Nomadentreiben festgehalten zu sehen, wie man ihn — ungeachtet des von uns im Vorstehenden treu wiedergegebenen Gesammteindruckes dieser seltsamen Erscheinung — keineswegs als unwahr bezeichnen kann, wofür schon der merkwürdige Drang dieser Natursöhne zur Musik zeugt. Vielmehr dürften die gewöhnlichen, fast immer ans Karikirte streifenden Darstellungen aus dem Flissenleben so genannt werden.

Die neueste Zeit hat übrigens auch dieses Nomadenleben bereits zu berühren und umzugestalten angefangen; denn anstatt zu Fuß, machen die guten Dschimkys ihre Heimreise jetzt — freilich auch stehend — in der vierten Klasse der Eisenbahn. Sollten aber auch die Nomadenlager am Ufer des Weichselstromes eines Tages verschwinden, — in der dankbaren Erinnerung aller Kinder der Weichsel, vornehmlich aller Danziger, werden sie noch lange fortleben, wie in unserm heutigen Bilde, zu dem wir in Kürze noch einen Pendant von derselben Künstlerin bringen werden. R. K.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.

Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

VI. Jahrgang. Ausgegeben am 19. März 1870. Der Jahrgang läuft vom October 1869 bis dahin 1870. **1870 № 25.**

Eine Cabinetsintrigue.

Historischer Roman von **Georg Hiltl.**

(Fortsetzung.)

Während in dem Erkerzimmer des Jobschen Hauses diese anmuthige Scene im Halbdunkel des Abends stattfand, näherten sich, von der Fischerstraße kommend, zwei Personen dem Hause. Die eine, ein Mann, hatte sich ihre grüne Jagdmütze mit breitem Schirme tief über das Gesicht gezogen, die zweite, eine Dame, trug eine Kapuze mit dichtem Schleier. Der Mann führte einen dicken Rohrstock mit Elfenbeinknopf, und ging sehr festen Schrittes neben seiner Begleiterin.

Die Straßen waren bereits leer von Besuchern, nur hie und da ging noch ein Handwerker, oder fuhr ein Kärrner über das holprige Pflaster. Berlin kannte damals noch nicht jene wogende Menge, welche heutzutage bis tief in die Nacht hinein die Straßen füllt. Zuweilen kamen wohl einige Trupps johlender Zechbrüder, die einzeln, nacheinander in den nächsten Bierkeller schlüpften, was den Mann in der grünen Jagdmütze sehr ärgerlich zu machen schien, und als an der Ecke des Marktes ein Schusterjunge gegen ihn anrannte, hatte die Dame große Mühe, zu verhindern, daß er seinen Stock gebrauchte.

„Infames Lumpengesindel — Saufbrüder!“ murmelte er.

„Sie müssen sich's heute schon gefallen lassen, Majestät,“ raunte ihm die Dame zu.

Beide Wandelnden kamen bis zur Roßstraße, gingen dieselbe hinunter und blieben vor dem Hause des Notars stehen.

„Warten Sie jetzt einen Augenblick, ich gehe voraus,“ sagte die Dame und verschwand in dem Hausflur.

Der König — der Leser wird ihn gleich erkannt haben — blieb allein vor dem Hause stehen. Er machte eine halbe Wendung, um nicht von den spärlich Vorübergehenden erkannt zu werden, da über der Hausthür eine Laterne angebracht und der König durch seine häufigen Promenaden von den Bürgern der Stadt wohl gekannt war. Er gab seinen Gedanken Audienz und fuhr nur einmal zornig auf, als zwei alte Weiber, dicht bei ihm vorübergehend, sagten: „Der sollte sich auch lieber nach Hause packen, als hier auf die Köchinnen lauern.“

Gerade jetzt kam Frau von Blaspiel zurück.

„Wir müssen noch einige Minuten verziehen,“ sagte sie, „Job sieht erst, ob alles ringsum sicher ist. Wenn wir Licht am Hoffenster sehen, dann dürfen wir kommen.“

Der König schritt in den kleinen Hof. Lautlose Stille herrschte hier, und nur der Wind zog durch den engen Raum.

„Wissen Sie, Blaspiel,“ sagte leise der König, „woran ich dachte, als ich dort unten vor dem Hause allein stand?“

„Nun, Majestät?“

„An eine Geschichte, die einst unter meines Herrn Vaters selig Regierung passirt ist. Da war auch ein alter toller Kerl in Berlin, ein Küster, der den Leuten weissagte. In diesem Rackernest, dem Berlin, hat es immer solche Kerls gegeben — na, der alte Küster hat meinem Herrn Vater einmal Wunderdinge erzählt, die aber ganz sonderbar zu hören waren. Nachher erfuhr man wohl, daß gewisse Füsematenten gemacht worden waren von den Wartenbergs, die den Alten gestempelt hatten — es ist eine verwickelte Geschichte. Mein Herr Vater war gut genug — ich würde mir nicht auf der Nase rumspielen lassen, wenn sie mir was weiß machen wollten — dann — hui!“

Der König fuhr mit seinem Rohrstock durch die Luft, daß der Frau von Blaspiel angst und bange wurde.

„Sie haben es selbst gewünscht, Majestät,“ sagte sie.

„Natürlich — bin auch zufrieden — werde aber nicht nachgiebig sein, wenn mir was Schlimmes der Quere kommt.“

In diesem Augenblicke ward ein Licht an das Fenster gestellt, dessen Schein den Hof erhellte.

„Gehen wir,“ sagte die Blaspiel, den König zur kleinen Treppe führend.

Tappend stieg dieser hinauf — die Thür oben ward geöffnet, und Job mit einer Kerze leuchtete dem Könige. Als dieser ins Zimmer trat, neigte sich der Notar tief. Friedrich Wilhelm warf einen prüfenden Blick umher, sah die Instrumente, die Bücher an und sagte leise: „Firlefanz!“ Job schloß die Thür. Frau von Blaspiel

bat den König, in den vorderen Raum des Zimmers zu treten und seinen Oberrock abzulegen. Job folgte nicht ohne Zittern. Er hatte seine Lampe auf das Pult gesetzt und kam nun, um die Befehle des Königs zu empfangen. Der König sah ihn mit seinem durchdringenden Augen fest an, dann sagte er:

„Also Er ist der neue Prophete?"

„Die Leute nennen mich so, Sire."

„So — erstens muß ich Ihm sagen, daß Er mir nicht nach dem Reiche Gattes aussieht — sondern so, als wenn Er recht ordentlich eins hinter die Binde gießen könnte, dann aber verbitte ich mir die Anrede von wegen: Sire. Ich liebe das nicht. Bleibe Er bei das Deutsche."

„Majestät werden mir nicht zürnen. Ich glaubte — —"

„Nein, nein, ich zürne Ihm gar nicht. Ich bin manchmal mit seinen Allotrias nicht einverstanden gewesen — besonders wenn Er Krakehl mit den Predigern anfängt, aber sonst — nihil."

Der König brachte gern lateinische Wörter an, obwohl sie oft genug nicht passend angewendet wurden.

„Ich dachte schon," sagte Job, „daß ich mich der Gnade nicht zu erfreuen hätte, weil ich Advokat bin."

„Dummes Zeug! Bin gerecht gegen alle — kann auch irren, na ja — aber wenn ich auch die Rechtsmenschen nicht leiden mag, so mögen sie doch nothwendig sein. Unser Herrgott läßt ja auch Brennnesseln wachsen. Daß ich Ihm aber nicht abwendig bin, das weiß Er, denn ich habe Ihn schon einmal gegen den ganzen Gerichtshof in Schutz genommen. Hier ist aber gar nicht von Advokaten die Rede. Er soll mir mal was prophezeien, ich will's versuchen, aber ohne Teufeleien, verstanden? und daß Er mir nicht etwa ein Bild vom Heiland bei der Geschichte vorbringt, wie es wohl hin und wieder geschieht. Solche Blasphemie leide ich nicht!"

„Dieses alles ist nicht vonnöthen. Majestät werden sehen, daß es nur Ergebniß eines wissenschaftlichen und zum Theil anatomischen Studiums ist, nach dem ich verfahre."

„Woraus will Er mir denn wahrsagen? Aus dem Gesicht oder aus der Hand?"

„Ich würde Eure Majestät bitten, mich Dero Hand betrachten lassen zu wollen."

„Gut. Nun angefangen. Rasch."

Job schlug den Vorhang auseinander, welcher die zweite Abtheilung seines Zimmers von der ersten schied und ließ den König hineintreten. Frau von Blaspiel blieb in gespannter Erwartung vor der Gardine sitzen. Sie wechselte mit dem Advokaten einen bedeutungsvollen Blick.

„Ich will, daß Er ganz leise spreche," sagte der König, „denn niemand, auch nicht die Blaspiel soll hören, was ich frage und was Er sagt."

Die Falten des Vorhangs schlossen sich. Frau von Blaspiel hörte nun ein Flüstern, ein Brummen des Königs, dann stampfte derselbe einige Male mit den Füßen und rückte seinen Stuhl. Die ganze Procedur währte ziemlich eine halbe Stunde, dann wurde der Vorhang auseinandergeschlagen, der König trat heraus. Er war sichtlich erregt, sein Gesicht gerötheter als sonst. Er sprach kein Wort, sondern zog seine hirschledernen Handsche, welche er auf einen Stuhl geworfen hatte, schweigend wieder an, ergriff seinen Stock, setzte die Mütze auf und sagte:

„Nun wollen wir gehen. Ich danke Ihm, Mosjeh Job — aber ich bitte mir aus, daß Er reinen Mund hält — sonst — —"

Er drohte halb scherzhaft mit dem Stocke.

„Majestät können auf mich zählen," sagte der Advokat, sich verneigend. Er öffnete die kleine Thür.

„Bleibe Er oben," befahl der König. „Wir finden den Weg."

Er stieg mit der Blaspiel hinab. Unten im Hofe blieb er stehn.

„Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich davon denken soll," sagte er, gezwungen lachend. „Wenn da nicht irgend eine Spitzbüberei hinter steckt, so kann der Kerl mehr wie Brot essen. Ich habe einen Wink erhalten, der mir nicht umsonst gegeben worden ist."

„Und es betrifft eine Sache von Wichtigkeit, Majestät?" fragte die Blaspiel.

„Das will ich meinen. Es ist eine Bestätigung, wenn ich so sagen soll. Denn der Sappermenter da oben hat mir was gesagt, was heute morgen in einer Depesche stand, die ich aus London erhalten habe. Bonnet macht uns auf gewisse Dinge aufmerksam, die sich vorbereiten sollen — und der Job hat mir fast dasselbe noch ausführlicher gesagt. Ich kann mir immer noch nicht denken, daß alles so kommen sollte — aber — aber. Es ist doch ganz kuriose."

Er ging auf den Hausflur zu.

— — „Eilen Sie nun, liebster Karl," bat droben im Erker die schöne Elisa, „es ist nicht recht von mir, daß ich meines Vaters Zutrauen täusche. Es könnte die Mutter kommen — die Dunkelheit — die späte Stunde — —"

„Sie haben recht," sagte Dumoulin. „Es war eine glückliche Stunde, ich danke Ihnen. Hoffen — glauben wir. Leben Sie wohl für heute."

Er warf seinen Mantel um die Schulter und nachdem er einen Kuß auf Elisas Hand gedrückt, wendete er sich zum Gehen. Elisa hatte das Licht ergriffen — sie öffnete die Thür und blickte in den Gang.

„Es ist alles still," sagte sie leise, „drüben beim Vater ist noch Licht. Gehen Sie. Ich werde leuchten."

Der Lieutenant winkte einen Scheidegruß und stieg die Treppe hinab. Elisa blieb oben und hielt das Licht mit ausgestrecktem Arme über das Geländer, so daß der Lieutenant den Weg ohne Mühe finden konnte, dann eilte sie schnell in ihr Zimmer. Dumoulin war in dem dunklen Hausflur angekommen, er bemerkte zwei Personen, einen Mann und eine Frau, welche vom Hofe her in den Flur traten. Da der Officier die Beschäftigung Jobs wohl kannte und um die häufigen Besuche, welche der Notar empfing, wußte, befremdete ihn die Anwesenheit der beiden Gestalten nicht, und da sie ebenfalls schweigend den Flur entlang gingen, schritt Dumoulin, ohne Notiz von ihnen zu nehmen, neben her, bis alle drei unter der Hausthür angelangt waren. Hier warf die mit einer Blende versehene Laterne aber einen so hellen Schein auf die Personen, daß zwei derselben sich nothwendig erkennen mußten. Die Folge dieses Erkennens blieb zunächst ein Ausruf, der von Schreck und Staunen zusammengesetzt war. — Dumoulin hatte den König — dieser seinen Lieutenant erkannt. Der König war gerade im Begriff gewesen, seine Mütze tief in die Augen zu drücken, war jedoch zu zeitig in den Lichtkreis der Laterne getreten. Dumoulin achtete nicht mehr auf den leisen Schrei der tiefverschleierten Dame, er war wie gelähmt und stand, völlig unfähig sich zu tragen, in starrer, militärischer Haltung. Der König, anfangs betroffen, gewann sogleich seine Fassung wieder und bekundete dies dadurch, daß er mit zornfunkelnden Augen den erstarrten Officier anblickte.

„Wo kommt Er her?" fragte er halblaut.

Dumoulin hielt es für das Beste, die reine Wahrheit zu sagen.

„Von einem Stelldichein mit der Tochter des Advokaten Job."

„So. Komm Er mal auf die Straße hinaus!" kommandirte der König, das Haus verlassend, „damit hier nicht noch ein anderer Spion uns überrascht."

„Majestät!" rief der Lieutenant außer sich.

„Stillgestanden!" befahl der König. „Er kommt also von — daher?"

„Zu Befehl!"

„Er hat keine Ahnung davon gehabt, daß ich dieses Haus besuchen wollte?"

„Auf Ehre — nein!"

„Ich muß es Ihm dann glauben. Wie kommt Er aber hierher? He? — ist das ein Respectiren des Befehls Seines Königs? Habe ich Ihm nicht schon in Brandenburg verboten, das Haus des Job zu besuchen?"

„Ich entsinne mich nicht, ein Verbot von Euer Majestät erhalten zu haben," sagte Dumoulin.

„Ich habe Ihm gesagt, ich wünsche es nicht — das muß Ihm genug sein. Er soll nicht mit der Advokatentochter scharmiren."

Dumoulin bebte vor Entrüstung, aber die Subordination hielt ihn gefesselt.

„Majestät — seien Sie gnädig!" bat jetzt Frau von Blaspiel.

„Lassen Sie mich," rief der König. „Es ist zu so später Stunde — auf der Gasse nicht in Ordnung, ein Verhör abzuhalten, und ich muß Sein Wort annehmen, daß Er zufällig mit mir hier zusammentraf. Ich verbiete Ihm hiermit ein Wort zu sprechen, daß Er mich gesehen hat. Verstanden? Damit er aber nicht noch einmal in

Versuchung geräht, die Advokatentochter zu besuchen, befehle ich Ihm ferner: Morgen früh Punkt zehn Uhr meldet Er sich auf dem Generalkommando am Königsthor als abkommandirt nach Potsdam zur Dienstleistung bei Gersdorf. Ich werde seine Ordre an Forcade senden. Marsch! und denke Er daran, Parolebefehl heißt: Mund gehalten!"

Der König wendete sich so schnell zum Gehen, daß Frau von Blaspiel nicht mehr im Stande war, dem bestürzten Lieutenant ein Wort des Trostes zuzuflüstern. Dumoulin vermochte nur noch einen Blick nach dem Erker hinaufzusenden, dann eilte er hastig weiter. Er sah noch im Dunkel den König und seine Begleiterin die Straße entlang wandeln. So sehr auch der Officier von dem plötzlichen Befehl betroffen war, der ihn von Elisa entfernte, konnte er doch nicht die Neugierde bannen, welche des Königs Anwesenheit in Jobs Hause bei ihm erregt hatte, aber getreu seiner Soldatenpflicht, gab er sich das Wort: nie über dieses Zusammentreffen mit dem Könige, zu sprechen.

Wusterhausen.

Am folgenden Tage war im Schlosse großer Cabinetsrath. Die breiten Treppen waren von Dienern belebt, welche geschäftig auf und nieder gingen, die Mäntel ihrer Herren in den Armen hielten und sehnsüchtig die hohen Pforten anblickten, hinter denen die sehr lange Sitzung stattfand. Erst gegen Mittag ward es lebendig hinter den Thüren. Nach und nach kamen die Herren heraus. Grumbkow, Wartensleben, der Dessauer, Ilgen, Dohna, Printzen, Kamke Krentz und Kraut — und noch verschiedene Räthe, Secretäre und Hofbedlente erschienen.

Es mußte in der Session ziemlich lebhaft und ernst hergegangen sein, denn die Theilnehmer trugen noch die Röthe auf den Wangen, welche eine heftige Debatte und angestrengtes Sprechen erzeugten. Man sah sie heftig gestikuliren, dann die Stiegen hinab und entweder durch den Lustgarten oder über den Domplatz schreiten, oder sich an ihre, im ersten Schloßhofe haltenden Kutschen begeben.

Am schnellsten rasselte die Kutsche davon, welche Herrn von Grumbkow entführte. Der Minister hatte sich dergestalt in die Kissen seines Wagens gedrückt, daß er erst im Flur seines auf dem Werder gelegenen Hauses wieder zum Vorschein kam. Schon beim Aussteigen ward ihm mitgetheilt, daß Herr von Manteuffel ihn in seinem Zimmer erwarte. Als der Minister eintrat, kam Manteuffel ihm sehr freundlich entgegen.

„Bon jour, mon cher ministre," rief er, „Sie haben lange warten lassen. Ich war unterdessen beschäftigt, Ihre schönen Papageien zu füttern."

„Sie haben jedenfalls eine angenehmere Unterhaltung gehabt als wir, Herr Baron," sagte der Minister, verdrießlich sein Portefeuille auf den Tisch werfend.

„Eh donc! schlechte Zeitung also? Was hat der Soldatenkönig gethan? Sie haben heute die Laufgräben eröffnet?"

„Allerdings, kann Ihnen aber sagen, daß wir total und auch wohl für immer abgeschlagen sind."

Manteuffel wurde plötzlich ernst. Er rückte einen Sessel zum Tische und sagte: „Sie übertreiben nicht?"

„Nicht im geringsten. Es ist, wie Sie wissen werden, die kaiserliche Note angelangt, welche, um kurz zu sein, die Frage an Preußen richtet: ob es einem Reichsstand zustehe, fremder Mächte Truppen in das Reich zu lassen? — Das geht natürlich auf Rußland und seine in Mecklenburg befindlichen Soldaten. Der König lachte boshaft und sagte: „Ich werde mich nicht an der Nase herum führen lassen." So weit war es ganz gut, und es ließ sich eine Art Vermittlung anbahnen, — als der unselige Dohna gerade jetzt auf die zweite Note kam, welche den Willen des Kaisers ausspricht: keine russischen Truppen in Deutschland dulden — viel eher die schwedische Macht wieder im Reiche etabliren zu wollen. — Da hätten Sie den König sehen und hören sollen. Es fehlte nicht viel — und er hätte den Tisch mitten entzwei geschlagen."

„Wie?" rief er. „Man will mir vorschreiben? will eine Macht im Reiche etabliren, die schon mein Vorfahr bei Fehrbellin hinausgefegt hat? Na, die sollen mir kommen. Ich habe solche Geschichten dick," — ein Lieblingsausdruck von ihm — „ich werde mit dem Donner dazwischen fahren," und dergleichen mehr. Ihnen und dem Herrn von Bossen — demnach Kaiserlicher Majestät zu dienen — wendete ich alles an, um die Nachgiebigkeit des Königs zu erlangen — vergeblich. Ich wies darauf hin, daß der Kaiser dem Könige versprochen habe, ihm Stettin und den ganzen Peenedistriet, den er inne hat, überlassen zu wollen — umsonst. Der König war wie ein Löwe. „Ich will mal sehen," rief er, „wer mit mir so ohne Umstände anbindet. Ich kenne meine Jungens, ich werde feuern lassen, noch bin ich Herr und werde mir hierin eben so wenig gefallen lassen, als in den Religionsgeschichten." Genug — es war nichts zu machen — eine Note geht nach Wien, welche jede Einmischung des Kaisers in unsere Angelegenheit verbittet. Wir sehen ernsten Wendungen entgegen."

Manteuffel zuckte die Achseln. „Der König hat keine Ahnung, wie weit im Geheimen die Sachen gediehen sind, sonst möchte er wohl andere Seiten aufziehen," sagte er.

„Oder auch nicht," entgegnete Grumbkow. „Wenn man ihm Gewalt entgegensetzt — dann wird er nur noch störriger."

„Hätte er eine Ahnung von dem Abschluße des Bündnisses gegen ihn — vielleicht wäre er gefügiger."

„Herr von Manteuffel," sagte Grumbkow, „ich will Ihnen nicht verhehlen, daß ich glaube, dem Könige ist irgend eine geheime Weisung zugekommen. Können Sie, Herr von Flemming, Baron von Bossen und die übrigen ganz auf Ihre Beamten bauen?"

„Ah — da fragen Sie mich viel. Wer kann solchen Leuten ins Herz sehen? Sie meinen also — —"

„Daß der König eine Warnung bekommen haben muß."

Manteuffel stutzte.

„Er hat," fuhr Grumbkow fort, „vor ganz kurzer Zeit aus London Depeschen erhalten, die nur an ihn gerichtet waren. Sollte der verschmitzte Bonnet eine Spur haben? er schrieb bereits früher verdächtig."

„Ich glaube es nicht," sagte Manteuffel. „Aber aus allem diesem geht hervor, daß Eile nöthig ist. Wenn der König hinter das große politische Complott gekommen ist, dann dürfte die Sache in Nichts zerfallen. Eine Reichsexecution wäre nicht mehr möglich und wir verlören viel. Wie weit sind Sie mit Ihrer Privatsache? kennen Sie das Testament?"

Grumbkow schüttelte ärgerlich das Haupt.

„Noch immer beim Alten. Niemand spricht davon und selbst alle meine Leute, denen ich die Finger vergolde, wissen nicht mehr zu sagen, als ich selbst. Das Seltsamste von allem ist: niemand weiß zu sagen, wohin das vom Könige in Brandenburg eigenhändig unterschriebene Exemplar gekommen ist. Die Königin hat es — wie Eversmann bestimmt weiß — in die Hände jener Blaspiel gegeben. Gerade in diesem Augenblicke wäre es ein Schatz für uns. Wer weiß wie die Sachen gehen!"

Er blickte Manteuffel mit stechenden Augen von der Seite an, und der sächsische Gesandte warf dem Minister gerade eben solche Blicke zu.

„Es wird wohl etwas Streit geben," sagte er, „ich sehe es kommen. Thue jeder seine Schuldigkeit," setzte er bedeutungsvoll hinzu. „Noch steht der kaiserliche Thron."

Grumbkow erhob sich unwillig.

„Sie haben allerdings recht, Herr Freiherr," sagte er, „aber noch steht auch der preußische und neben ihm, um ihn her: die Armee. Wenn wir Unheil verhüten wollen, so geschieht dies zugleich in preußischem und kaiserlichem Interesse, obwohl uns, namentlich mir, von Seiten Kaiserlicher Majestät keine Garantieen geboten sind, wenn die Sache nicht nach Wunsch des Wiener Cabinetes verlaufen sollte."

„Sie können nicht besser fahren, als jetzt," rief Manteuffel, „bleiben Sie dem kaiserlichen Interesse zugewendet und Sie werden gewinnen."

Grumbkow schwieg. Er pfiff leise durch die Zähne.

„Morgen sehen wir uns," sagte er, seinen Hut ergreifend. „Wir müssen schon der sonderbaren Einladung folgen — gerade jetzt — aber ich bebe immer, wenn eine königliche Einladung zur Jagd nach Wusterhausen ankommt — es ist ein unheimlicher Ort."

„Sie dürfen es jetzt nicht ablehnen — Bossen eben so wenig. Der König könnte Verdacht schöpfen, und wollen Sie etwas gewinnen, so ist es dringend nothwendig, daß jeder Argwohn vermieden werde."

„In Wusterhausen also," sagte Manteuffel, sich empfehlend. „Heute noch fertige ich an Flemming eine Depesche ab," sagte er, mit

sich redend. „Ich sehe richtig. Dieser Grumbkow ist zweifelhaft. Es ist Zeit, daß Clement ankomme. Sollte die Blaspiel schon geplaudert haben? Es wäre gut. Bei diesem Doppelspiel kann ich nur gewinnen. Entweder der König gibt, wenn er die Nachricht von der Blaspiel erfährt — nach, oder sie reizt ihn zu größerem Zorne. Gibt er nach, dann hat meine Mittheilung ihn dazu getrieben — alles wird in glatter Weise geordnet. Handelt er gegen den Kaiser — eh bien — dann läßt man marschiren, und wenn er dann den Grumbkow eichtig erkennt, wird es nicht schwer werden, diesen zu stürzen. — Wenn der König nur nicht allzu schnell handelt — er wird es nicht! Die ganze Größe der Gefahr kennt er nicht; wer sollte sie ihm verrathen? und um eines Gerüchtes willen zerreißt er den Frieden Deutschlands nicht — noch hat der Kaiser seine Glorie. Wer weiß, wie lange er sie behalten wird!"

Gerade jetzt bog um die Ecke der Straße ein Commando Dragoner.

„Stattliche Leute!" sagte Manteuffel. „Wenn die einmal dreinhauen. Ah — der Lieutenant Dumoulin von der Garnison."

Er grüßte artig den ihm bekannten Officier.

„Wohin denn in so kriegerischem Geleit?" rief er.

„Zur Dienstleistung nach Potsdam kommandirt," antwortete der Lieutenant finster blickend — indem er sein Pferd in Trab setzte.

Die Dragoner folgten ihm, und bald waren die Reiter jenseits des Leipziger Thores.

* * *

Das königliche Jagdhaus oder Jagdschloß zu Wusterhausen ist an sich ein einziges großes, fast thurmähnliches Gebäude. Rings um liegen die herrlichen Forsten, kleine Wasserarme durchziehen die Gegend, Tenpitz, Kossenblatt, Selchow, Trebatsch und viele andere, aus den ältesten Zeiten der Mark stammende Orte sind in die große Ebene hineingestreut, welche bis zu den Ufern des Schwielungsees läuft. Wusterhausen war seit dem Jahre 1695 im Besitz Friedrich Wilhelms des Ersten, des damaligen Kronprinzen von Preußen gekommen. Hier war es, wo er einst, ganz in der Stille, seinen ersten Neigungen zum Soldatenstande nachhing und aus dem kleinen Corps seiner Spielgenossen sich Bataillone bildete. Hier unter dem Laubdache der schweigenden Buchen und Eichen brütete er über Pläne zur Vernichtung des Grafen und der Gräfin von Wartenberg, welche mit dem Schweiße der Bürger des Landes Unfug trieben, dessen Herr er einst werden sollte.

Wusterhausen war und ist eine für Preußens Geschichte wichtige Stelle, und der König gab ihm, als er die Regierung angetreten, den Namen Königs-Wusterhausen. Er baute, weil das kleine Schlößchen die Menge seines Jagdgefolges nicht aufzunehmen vermochte, Häuser zu beiden Seiten einer Lindenallee, welche heutzutage eine der prächtigsten genannt werden darf. Feiedrich Wilhelm war hier ganz in seinem eigentlichen Treiben und Wirken als Privatmann zu erschauen. Wenn die Meute über die Blachfelder stürmte und das Hollah der Jäger, das Klappern der Treiber erschallte, dann jauchzte der König vor Lust und jeder, der sich an den Freuden der Jagd ergötzen wollte, fand hier in der That seine Rechnung.

Der König führte über seine waidmännischen Erfolge genau Buch und Tabelle. Er lud häufig die Herren vom Hofe und von der Diplomatie zu sich hinaus, und die Aufnahme war nach Umständen eine glänzende. Bei solchen Anlässen kümmerte der König sich um alles, was zur Jagd und zu der später folgenden Tafel gehörte, und so finden wir ihn denn am Tage nach einer sehr bewegten Cabinetssitzung vor dem kleinen Jagdschlosse mit dicken Stiefeln, einem grünen Rocke und der Jagdmütze bekleidet, den Hirschfänger an einem gelbem Riemen um den Leib geschnallt, inmitten seiner Büchsenspanner, seiner Piköre und eines Rudels schöner Hunde. Sein Gesicht zeigte den Ausdruck hoher Freude und der Erwartung, welche jeden Freund des Waidwerkes erregt und belebt. Von Minute zu Minute mehrte sich das Jagdvolk, die Geladenen erschienen in den Kostümen der Jäger, von allen Seiten her eilten die Treiber in den plumpen Trachten der Landleute aus der Spreegegend, und die Handpferde scharrten, die Rüden bellten, einzelne Hornrufe ertönten — es war ein belebtes Bild, dessen Mittelpunkt der König blieb, denn jeder, der an dem heutigen Feste theilnahm, ging zu dem Wirthe, ihm einen guten Tag bietend, der jedes Mal sehr leutselig erwidert ward.

Der König hatte, so schien es deutlich, alle Sorgen des Regierungsgeschäftes abgestreift. Er wollte frei sein — wollte wie ein glücklicher „Eingesessener" auf seinem Grund und Boden sich umhertummeln. Die Zahl der Geladenen war mit Rücksicht auf die Räumlichkeiten des Schloßes nicht allzu groß, indessen konnten doch viele in den neuangebauten Häusern untergebracht werden und deshalb fehlte selten ein geladner Gast; der König, der sonst wenig auf Etiquette gab, nahm es doch sehr übel auf, wenn seinen Invitationen zur Wusterhausener Jagd nicht nachgekommen wurde.

So hatten sich denn auch am heutigen Tage der Baron von Boßen, Manteuffel, Herr von Rebenac, der schwedische Gesandte Graf Posse, der holländische Gesandte und in ihrem Gefolge manche der kleineren Diplomaten eingestellt. Es war königliche Anordnung, daß vor dem Beginne der Jagd ein Frühstück herumgereicht wurde. Kalter Aufschnitt mit heißem Würzbier. Nachdem dies genossen und die Vorbereitungen zum Treiben geschehen waren, gab der König das Zeichen zum Beginn der Jagd.

Die Vorfälle waren solche, wie sie bei den meisten Jagden eben sich ereignen. Der König blieb immer in der ersten Reihe, wenn es galt, der Wildspur nachzugehen. Er schien unermüdlich, machte auf jeden „Wechsel" aufmerksam, wies die Brüche mit lachendem Munde und feuerte zur Verfolgung an, während schon mancher sich entfernt hielt oder, um den Ausdruck der Jäger zu gebrauchen „ausspannte".

Zu diesen gehörte Herr von Manteuffel, der nicht besonders für die ermüdende Passion des Jagdwerkes geschaffen war. Er benutzte den günstigsten Augenblick, und als der letzte Kessel abgetrieben werden sollte, kehrte er langsam nach dem Schlosse zurück. Er traf hier bereits den Herrn Baron von Bossen, welcher sich gleichfalls dem tobenden Vergnügen entzogen hatte.

„Seltsamer Contrast," sagte der Baron, „wir haben den Kopf mit wichtigen Dingen angefüllt und rennen doch wie toll hinter einigen Hasen her."

„Es ist vielleicht ein Bild unseres Wirkens," scherzte Manteuffel. „Große Anstrengung und viel Aufgebot aller Kräfte — um nichts."

„Das wollen wir nicht hoffen. Ich denke immer noch, wir werden einen unblutigen, einen diplomatischen Sieg feiern, wenn Grumbkow den König zur Nachgiebigkeit bestimmt. Er ist von Berlin aus mit dem Könige in einem Wagen gefahren. Sicher hat er noch einmal versucht, ihn zu bearbeiten."

„Aber ohne Erfolg. Glauben Sie mir. Hätte der König nachgegeben, er wäre heut nicht so fröhlich. — Sehen Sie, dort kommt er heran."

Wirklich nahte der König jetzt dem Schlosse. Er war von den klaffenden Hunden und deren Wärtern umgeben. Sein Schritt war so elastisch und kraftvoll wie der eines Mannes, welcher erst vor wenig Minuten die ermüdende Partie begann.

„Der Regimentsfeldscheer Holtzendorff hat ihn gut hergestellt," sagte Seckendorff, „wir haben es mit einem rüstigen Gegner zu thun."

„Ho! ho! Messieurs," rief der König von weitem, seine Mütze schwenkend, „schon bei Seite getreten? ja — in Wusterhausen braucht man Kräfte."

Er kam lachend näher, gab dem Büchsenspanner sein Gewehr und ging mit den beiden Gesandten plaudernd zum Schloßthore. Hier trafen bald von allen Seiten, nachdem abgeblasen war, die Herren und Diener ein. Der König scherzte über gewisse kleine Vorfälle und vertheilte die Brüche, dann sagte er:

„Jetzt eine kurze Rast — meine Herren! nachher zur Tafel. Ich werde Ihnen einen Imbiß bereiten."

Die Geladenen und das Gefolge vertheilten sich, in die bestimmten Wohnungen gehend. Der König ging in das Schloß. Wenige Minuten später bot der strenge Monarch, der eifrige Hüter seines Rechtes, der Soldatenfreund und Jäger einen sonderbaren Anblick dar. Wir finden ihn, vor einem kleinen Tische stehend, die Hemdsärmel hoch aufgekrempt, eine gemeine blaue Küchenschürze vorgebunden — beschäftigt, mittels eines großen Messers Fische zu schuppen. Der König führte dieses Küchenmanöver vollkommen sicher und gewandt aus. Er bearbeitete einige große Hechte mit wahrer Meisterschaft, nahm sie kunstgerecht aus, schuppte sie höchst sauber und, nachdem er sie in Stücke zerhackt, salzte er sie ein. Hierauf ging er zur Mischung einer pikanten Sauce über und nach diesem Experimente, als die Fische bereits einige Zeit im Salze gelegen hatten, begann er sie zu kochen. (Fortsetzung folgt.)

Zur Charakteristik der Frauenfrage.

Von **Dr. Robert Koenig.**

II.

Die wirthschaftliche und pädagogische Seite der Frauenfrage. — Beeinträchtigung der Frauenarbeit. — Frauenüberschuß in England und Deutschland. — Verminderung der Ehen. — Anspruch der Frauen auf wirthschaftliche Selbständigkeit. — Erweiterung der Frauenerwerbszweige. — Was in England und Frankreich bisher für beides geschehen.

Gar groß ist die Zahl ernster, wohlwollender und echt deutscher Männer, die, gegenüber der modernen Frauenbewegung, sich darauf beschränken zu müssen glauben, daß sie die Frauen — auch die unverheiratheten — kurzweg ins Haus zurückweisen, die ihnen jede über dasselbe hinausgehende Thätigkeit und jeden außer der Ehe, Kindererziehung und Pflege des häuslichen Herdes liegenden Beruf als unweiblich, unchristlich und undeutsch verwehren möchten, und die deshalb die Frauenfrage überhaupt für ein Zeichen des Verfalls und der Entartung unseres Volkslebens erklären und sie von vornherein als unberechtigt verwerfen.



Der erste Schulgang.

Nach dem Gemälde von Auguste Ludwig in Düsseldorf.

Bei aller Achtung vor diesen Männern, aus deren Schriften ich viel gelernt und mit deren Grundanschauungen — auch über die Bestimmung der Frau und über die Stellung der Geschlechter zu einander — ich mich sonst im vollsten Einklang weiß, muß ich ihnen doch in dieser Angelegenheit entgegentreten und wiederholt sagen:

Die Frauenfrage nach ihrer wirthschaftlichen und pädagogischen Seite ist ein vollberechtigtes sociales Problem, das unsere Zeit nicht nur den Frauen, sondern auch den Männern zur Lösung hingestellt hat, und das — richtig verstanden — den Ausbau des deutschen Hauses und die Erhaltung der deutschen Familie als Hauptziel verfolgt.

Die Frauenfrage unserer Tage ist einfach das Ergebniß des in den letzten Jahrzehnten mit Riesenschritten entstandenen Umschwunges in der wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Stellung der Frauen und einer damit zusammenhängenden vielfach veränderten Anschauung über ihren Beruf und ihre Lebensaufgabe insgemein.

Gedenken wir zunächst des Umschwungs in der wirthschaftlichen Stellung der Frauen.

Was würde der brave Justus Möser sagen, der es als etwas seiner „guten alten Zeit" Angehöriges bezeichnete, daß jedes deutsche Haus seinen eigenen Webstuhl hatte, während in seiner eignen Zeit nur noch ein Spinnrocken und hausbacken Brot zu finden war, wenn er sähe, wie wenig jetzt in den Häusern gearbeitet wird! Noch vor fünfzig Jahren hatten die Töchter eines Hauses vollauf innerhalb desselben zu thun. Da wurde gebacken und gebrant, Talglichte gezogen und Seife gekocht, gesponnen und gewebt, endlich in ganz anderer Weise, als heute, genäht und gestrickt. Und Goethe hatte nicht ganz unrecht auszurufen:

„Wahrlich, wären mir nur der Mädchen ein Dutzend im Hause,
Niemals wär' ich verlegen um Arbeit, sie machen sich Arbeit
Selber genug; es sollte kein Buch im Laufe des Jahres
Ueber die Schwelle mir kommen, vom Bücherverleiher gesendet."

Das immer fortschreitende Maschinenwesen hat sowohl den auf ihren Erwerb angewiesenen einzelstehenden Frauen, als den Töchtern unvermögender Häuser einen großen Theil ihrer Arbeit abgenommen. Arkwrights berühmte Mule-Jenni leistet bereits seit langer Zeit die Arbeit von fünfhundert Spinnerinnen in einem Tage. Und wie soll die Frauenhand, die nur 24 Stiche in der Minute macht, noch länger mit der Nähmaschine concurriren, die deren 640 in derselben Zeit absolvirt? Ja, im Jahre 1867 sah man auf der Pariser Ausstellung Häkel- und Strickmaschinen, die 500 Maschen in der Minute machten! Selbst die Handstickerei wird von der Maschinenstickerei immer mehr verdrängt.

Dazu rechne man die ungeheure Entwicklung des Fabrikwesens unserer Zeit, die Beherrschung der Arbeit durch das Capital und die nicht selten gewissenlose Aussaugung der Frauenarbeit durch industrielle Großherren, die namentlich dadurch begünstigt wird, daß zu einigen Erwerbsthätigkeiten der Zudrang ein übermäßiger ist, so daß das Angebot die Nachfrage weit übersteigt.

Auf alle Schichten der auf ihren Erwerb angewiesenen Frauen ist die Wirkung dieses wirthschaftlichen Umschwunges ersichtlich. In den unteren Klassen werden mehr und mehr die Mädchen, noch vor erlangter körperlicher Reife, in die Fabriken gesteckt, und die verheiratheten Frauen bringen den größten Theil ihres Lebens in denselben Räumen zu, anstatt am häuslichen Herde. In den mittleren Ständen verkümmern tausende in qualvollster Weise, oder gehen sittlich zu Grunde; und aus den höheren Ständen versuchen hunderte mit der immer schmaler zugemessenen Handarbeit der mittleren und niederen zu concurriren und nehmen ihren darauf zunächst angewiesenen Schwestern das Brot, ohne selbst viel zu erwerben.

Aber nicht nur die Maschinen, auch die in der Jetztzeit viel häufiger von Männern ausgeführte Betreibung einer Anzahl von eigentlich dem weiblichen Geschlecht zukommenden Erwerbsarten, wie Schneidern für Damen, Damenfrisiren u. dgl. hat die Erwerbsquellen der Frauen bedeutend geschmälert.

Mich dünkt, diese Thatsachen allein schon motiviren hinreichend die Frauenfrage, das heißt die Frage: wie sollen wir den Frauen die ihnen entzogenen Arbeitsgebiete ersetzen? Wie sollen wir diejenigen, die ernst und redlich danach streben, sich auf ehrliche Weise ihr Brot zu verdienen, dazu helfen? wie die Unglücklichen, die sittlichen Abwegen zueilen, davor bewahren?

Klingt es nicht wie ein Hohn, wenn von mancher Seite — theils ganz ernsthaft, theils oberflächlich und leichtfertig — auf diese bange Frage geantwortet wird: „Laßt sie heirathen! Das ist der Beruf der Frau!"

Das Ungebührliche dieser Antwort wird noch schärfer hervortreten, wenn wir die gesellschaftlich veränderte Stellung unserer heutigen Frauenwelt ins Auge fassen.

Die Statistik, eine noch ganz junge, aber sehr ernste Wissenschaft, hat hierüber Licht verbreitet, und zwar zuerst in England. Nach der Volkszählung von 1851 gab es in Großbritanien bereits drei Millionen erwachsener Frauenzimmer, die für ihren Unterhalt arbeiten mußten, und zwei Drittel derselben waren unverheirathet. Zehn Jahre später, 1861, wies der Census einen Zuwachs von einer halben Million nach, das heißt: man zählte $3^1/_2$ Millionen auf ihre Arbeit angewiesener Frauen und darunter $2^1/_2$ Millionen unverheiratheter! Dazu kommt die Thatsache, daß die Frauen das männliche Geschlecht um 4—5 Procent in England überwiegen und daß dreißig Procent der gesammten englischen Frauen überhaupt nicht heirathen, so daß gerade ein Viertel beider Geschlechter unverheirathet bleibt.

Wovon sollen diese $2^1/_2$ Millionen unverheiratheter Frauen leben? Ihre Zahl steigt von Jahr zu Jahr — durch die vorhin angeführten Ursachen nehmen ihre Erwerbsquellen immer mehr ab. Was soll mit dem Frauenüberschuß werden? Was will es bedeuten, wenn unter solcher Schar 15,000 als Gouvernanten, 45,000 als Nähterinnen ihr Brot verdienen? Und wie kärglich dieses Brot ist, davon geben die Berichte der Governesses' Benevolent Institutions eine traurige Kunde. Da lesen wir von einer Hilfesuchenden, die während 26jähriger ununterbrochener Arbeit nichts erübrigt hatte, weil sie ihre Mutter zu erhalten und vier jüngere Geschwister von ihrem Einkommen zu erziehen hatte. Da lesen wir von 120 Bewerberinnen um drei Jahresunterstützungen von je 20 Pf. St. (ca. 130 Thlr.) jährlich. Und unter diesen 120 Unglücklichen waren 49 über 60 Jahre, die übrigen über 50 Jahre alt. Man taxire ferner das Heer der Schriftstellerinnen, die übrigens oft auch kümmerlich genug bezahlt werden, so hoch man wolle; man rechne Dienstmädchen, Fabrikarbeiterinnen rc. rc. ab — was wird aus den übrigen? Was aus tausenden und abertausenden wird — London zählt ihrer allein 80,000 — die in den tiefsten Abgrund des Frauenelends hinabsinken, ist nur zu bekannt. Was geschieht in dem reichen und mächtigen England, um diesem weiblichen Pauperismus zu steuern?

Ehe ich auf diese Fragen antworte, will ich die Statistik über Deutschland berichten lassen. Auch in Deutschland überwiegt das Frauengeschlecht das männliche. Ob das in früheren Jahrhunderten anders gewesen, wird sich schwer zeigen lassen, da eben die zum Vergleich helfenden statistischen Tabellen aus denselben fehlen. Heute ist es thatsächlich so. Einmal, obgleich im ganzen mehr Knaben als Mädchen geboren werden, sterben bedeutend mehr Knaben als Mädchen, und andererseits erreichen viel mehr Frauen ein hohes Alter, als Männer. Nach den Mittheilungen Dr. Schwabes über die Resultate der Berliner Volkszählung vom 3. December 1867 ist das männliche Geschlecht in Berlin allerdings ungleich stärker vertreten in dem kräftigsten Lebensalter vom 20.—40. Jahre, von da ab überwiegen aber beträchtlich die Frauen.

Dazu kommt die erschrecklich zunehmende Verminderung der Ehen. In Preußen waren — nach dem Census von 1861 bereits $1^1/_4$ Million unverheiratheter Frauen außerhalb der Familie auf ihren Erwerb angewiesen*); $^1/_6$ der Männer in Preußen ist unverheirathet; $^1/_{12}$ der Kinder im Durchschnitt unehlich.

Dr. Schwabe specificirt das für Berlin folgendermaßen: 1867 kamen dort auf 1000 Frauen: 322 ledige und 148 Wittwen. Vom 16.—33. Jahre überwiegen ohne Ausnahme die verheiratheten Frauen, vom 33. Jahre ab ohne Unterbrechung die verheiratheten Männer; es ist also statistisch ersichtlich, daß mit dem Beginn der Dreißiger bei den Frauen die Verheirathung immer seltener wird, obgleich durchschnittlich heutzutage viel später geheirathet wird, als zur Zeit unserer Eltern und Großeltern, so daß unsere heirathsfähigen Mädchen viel länger auf selbständigen Erwerb angewiesen sind, als früher. Im ganzen existiren in Berlin 43,417 unverheirathete Frauen, die sich an der nationalen Arbeit garnicht oder nur im geringen Maße betheiligen, die man als berufslos bezeichnen kann. Die Gesammtzahl der unverheiratheten Männer überwiegt die der unverheiratheten Frauen um etwa ein Fünftel, das heißt: $^1/_5$ aller heirathsfähigen Männer verzichtet auf die Ehe. Dazu das Loos der Wittwen! In Berlin betragen sie 80 Procent aller weiblichen Almosenempfänger, dennoch sind sie im Durchschnitt arbeitsamer, als die unverheiratheten Frauen, denn wenn von 100 unverheiratheten Frauen 28 berufslos und 72 selbstthätig sind, so sind von 100 Wittwen nur 17 berufslos und 83 selbstthätig!

Schon vor 14 Jahren hat Riehl in seiner „Familie" diese

*) Nach Lettes Zusammenstellung gab es damals 7366 Gouvernanten, und Lehrerinnen; 16,547 Krankenpflegerinnen, Hebammen rc. (excl. Nonnen und Diaconissen) 565,705 Tagelöhnerinnen auf dem Lande; 70,752 weibliche Dienstboten in Gewerben; 450,068 Handarbeiterinnen (excl. Landwirthschaft; d. h. Schneiderinnen, Putzmacherinnen rc.) über 700,000 häusliche Dienstboten, auch bei der Landwirthschaft, excl. 13,715 Wirthschafterinnen.

Frauennothzustände besprochen, und nachdem er das „schreckliche Dilemma" erkannt, vor das uns dieselben geführt, in komischem Zorne ausgerufen: „Was soll man mit diesen Aermsten beginnen? Soll man sie in Nonnenklöster sperren? In Pfründehäuser einkaufen? Uebers Meer schicken oder todtschlagen?" Und noch vor kurzem sandte mir eine Dame ein Memoire über die Verwendung der überschüssigen Frauen, woein sie allen Ernstes vorschlug, dieselben unter Gerstäckers Aegide alle nach Amerika auswandern zu lassen.

Eine entscheidende Antwort auf diese Frage hat aber Riehl auch nicht gegeben; denn so schön es lautet, und so warm ich selbst es befürworten möchte, daß die unverheiratheten Frauen, wie in der „guten alten Zeit" und wie auch vereinzelt noch in unseren Tagen, ihren Tantenplatz in den Familien der verheiratheten Brüder und Schwestern einnehmen möchten: es läßt sich das eben immer schwerer durchführen.

Warum aber nicht? Vornehmlich in Folge unserer ganz veränderten socialen Lebensverhältnisse. Durch die immer zunehmende Concentrirung der Bevölkerung in große Städte, durch das Entstehen des gewaltigen Beamtenheeres, das unsere modern staatlichen Zustände erzeugt haben, ist eine Vertheurung des ganzen Lebens auf der einen Seite, und ein Bemühen, den äußeren Schein selbst auf Kosten alles häuslichen Comfortes zu wahren, auf der andern Seite naturgemäß entstanden. Wo sollte — schon räumlich — in unseren Großstädten eine Tante in einem einigermaßen kinderreichen, unvermögenden Hause nue ein Plätzchen finden? Daß sie aber ihr Brot zum Theil miterwürbe, also an den wirthschaftlichen Lasten des Haushaltes participirte — dagegen würden die falschen Ehebegeiffe des modeenen Hauses ebenso eifrig protestiren, als dagegen, daß es bekannt würde — im geheimen geschieht es oft genug — daß die Töchter des Hauses für Geld aebeiten. Da kann die Tante lieber allein wohnen oder — wenn das Glück gut ist — mit noch einer unverheiratheten Schwester etwas gemeinsam unterkehmen.

Kurz: die gesellschaftliche Stellung der Frau ist eine andere geworden; und es gilt nun, die aus diesem Umschwunge hervorgegangenen Neuerungen zu prüfen und den damit verbundenen Mißständen dadurch entgegenzuarbeiten, daß man sich in Unabänderliches fügt, die neuen Anschauungen — soweit sie nicht den unverrückbaren Merkmalen der von Gott gesetzten Schranken des weiblichen Geschlechtes widersprechen — anerkennt und dann freudig mit Hand anlegt, die ganze Bewegung in die rechte Bahn zu lenken.

Ist es aber recht, an den alten Anschauungen zu rütteln? werden manche entgegnen. Sind die Grundzüge des Lebens und der Bestimmung der Frau nicht unveränderlich und unverrückbar in Gottes Wort vorgezeichnet, wie sie uns ein edler französischer Geistlicher Adolf Monod in seinen zwei weltberühmt gewordenen Reden über das Weib dargelegt hat? Wenn man aber seine Auffassung über das Weib mit der des vorigen Jahrhunderts und dann mit der heute von vielen ernsten Theologen wenigstens peaktisch gutgeheißenen Stellung der Frau vergleicht, so wird man zugeben müssen, daß man dieselbe Quelle als Wahrheitsquelle betrachten, aber sie doch sehr verschieden auslegen kann. Oder stimmt es etwa — um nur eines zu erwähnen — mit jener scharfen Umgrenzung des weiblichen Berufes überein, daß Frauen, ja unverheirathete Jungfrauen, nicht nur in Hospitälern Männer, oft der verkommensten Art, pflegen, nein, daß sie auch in das Gewühl des Schlachtkampfes mit hinausgehen, und nicht, wie es früher allein erlaubt schien — nur betend, sondern auch mit Hand anlegend den Männern helfen in der Erfüllung ihrer patriotischen Pflichten?

Dieses zugegeben, fragt es sich nun, inwieweit man den veränderten Verhältnissen und den neuen Anschauungen Rechnung zu tragen und nachzugeben hat.

Man muß zuallererst die Berechtigung der Frau zu einer wirthschaftlichen Selbständigkeit anerkennen und ihr den Antheil an der produktiven Arbeit restituiren, den sie vor Alters besessen, wie Riehl es in seinem Buche: „Die deutsche Arbeit" und noch eingehender Richter in seiner Broschüre: „Das Recht der Frauen auf Arbeit" nachgewiesen. Ein großer Scheitt dazu ist in Peeußen durch die Aufhebung der Geschlechtsvormundschaft geschehen, wonach einer Frau zu jeder gerichtlichen Handlung bisher die Mitwirkung eines männlichen Vormundes nöthig gewesen war. Dazu hat die Gewerbeordnung für den Norddeutschen Bund vom 21. Juni v. J. festgestellt, daß „Frauen, die selbständig ein Gewerbe betreiben, in Angelegenheiten desselben auch selbständig Rechtsgeschäfte abschließen und vor Gericht aufteeten können, gleichviel ob verheirathet odee nicht" 2c.

Ich weiß, daß es Leute gibt, die übee solche Rechtserweiterungen für das Weib die Hände über den Kopf zusammenschlagen und alles mögliche Entsetzliche daraus für unsere gesellschaftlichen Zustände prophezeien. Und darunter sind solche, die sonst sehr bibelfest sind, ja die gelegentlich Salomos Lob eines tugendsamen Weibes im letzten Capitel der Sprüche als voebildlich citieen und die doch übersehen, daß geeade in diesem köstlichsten aller Frauenspiegel nicht nur die mannigfachste Gewerbsthätigkeit den Frauen zugestanden, sondern daß ihnen darin eine entschiedene Selbständigkeit zugesprochen wird. Oder was bedeutet es, wenn es V. 16 heißt:

„Sie denkt nach einem Acker und erwiebt ihn; von dee Frucht ihrer Hände pflanzt sie einen Weinberg;" und V. 18: „Sie meekt, wie ihr Handel gedeiht 2c."

Wenn aus dem Alten Testament uns eine solche Stellung der Frau entgegentritt, dann sollte sie unter dem Lichte des Neuen keine Berechtigung haben? Man wird mir entgegnen, daß ich die Frömmigkeit vergesse, die jener gewerblichen Selbständigkeit ausgleichend zur Seite oder vielmehr als ihre Basis dasteht. Ich vergesse sie gar nicht; ich habe mich viel mehr von ganzem Herzen der bildlichen Exegese einee Frau gefeeut, die vor kuezem das „Lob eines tugendsamen Weibes" in 20 Zeichnungen ganz köstlich illustrirt hat.*) Sophie Linder — das ist der Name der Künstlerin — illustrirt nämlich den 17. Vers: „Sie gürtet ihre Lenden mit Kraft und stärkt ihre Arme," der gewöhnlich nur von ihrer festen Selbstgewöhnung und Abhärtung verstanden wird, mit Bezug auf Luc. 12,35: „Lasset eure Lenden umgürtet sein und eure Lichter brennen!" in solcher Weise, daß sie im Mittelpunkte ihres schönen Bildes das tugendsame Weib knieend darstellt vor dem geöffneten Worte Gottes, wäheend in den reizenden Eckbildern Maria zu Jesu Füßen und die klugen Jungfrauen mit brennenden Lampen sich zeigen. Das ist die Exegese eines edlen und frommen Feauenherzens, wie sie auch mir ganz aus dem Herzen genommen ist; sie widerspricht aber meinem Verlangen nach der größeren Selbständigkeit der Frau ganz und gar nicht. Sie zeigt nur, wie dieselbe füe das weibliche Gemüth und für das häusliche Glück ungefähedet durchgeführt werden kann.

Man möge mich übrigens nicht dahin mißverstehen, als ob ich meinte, alle Ehefrauen müßten ein selbständiges Gewerbe treiben. Die Regel soll und wird bleiben, daß der Mann erwirbt, die Frau erhält; und der verheiratheten Frau eeste und vornehmste Sorge muß immer der Haushalt und die Kindererziehung sein, wie die Erwerbsthätigkeit die Frau auch niemals aushäusig machen darf. Aber es gibt ja auch Ehen ohne Kinder und Ehen mit wenigen Kindern, und es gibt nur zu viele unglückliche, in denen ohne den Erwerb dee Frau alles zu Grunde gehen würde. Endlich gibt es kinderreiche Frauen, die wie jenes „tugendsame Weib" Salomos ein selbständiges Gewerb treiben und doch für Mann und Kinder trefflich sorgen können.

Aber zugestanden, daß die Ehefrau nue in einzelnen Ausnahmefällen in der Lage ist, von der wirthschaftlichen Selbständigkeit Gebrauch zu machen — für die Unverheiratheten ist sie doch jedenfalls ein Segen. Die gesetzlichen Schranken sind, wie oben erwähnt, gefallen — es müssen aber auch die sonst noch der Ausübung der erlangten Gewerbefreiheit im Wege stehenden Hindernisse beseitigt werden.

Dazu ist in zweiter Linie nöthig, die Erwerbszweige der Frauen zu erweitern, d. h. solche, um die sie mehr oder minder gekommen sind, ihnen wieder zu eröffnen und andere, für ihre Fähigkeit geeignete ihnen zugänglich zu machen; oder in andern Woeten: es kommt daeauf an, die Frauen mit solcher Arbeit zu versorgen, die ihnen einen Lebensberuf schafft, wenn sie unverheirathet bleiben, die sie aber andererseits auch nicht zur Ehe ungeschickt macht.

Auch die entsprechende Löhnung der Frauenarbeit ist dabei zu berücksichtigen; denn die Aebeiterin ist ihres Lohnes ebenso werth, wie der Arbeiter; und warum sollte die Frau schlechter

*) Das Lob eines tugendsamen Weibes. 20 Zeichnungen von Sophie Linder, photographirt von J. Brandseph in Stuttgart. — Gotha, Fr. Andr. Perthes. 1870.

bezahlt werden, wenn sie dasselbe leistet wie der Mann? Das ist aber thatsächlich nur zu oft der Fall. Dagegen zu kämpfen gehört zum Problem der Frauenfrage, denn zu großem Theile kommt die Entsittlichung im weiblichen Geschlechte von der Unzulänglichkeit des Lohnes für die Frauenarbeit her.

Man kann es deshalb auch nicht so scharf tadeln, ja, man kann es — abgesehen von der Art und Weise der Geltendmachung — als ein Einlenken in die richtige Bahn der Frauenbewegung bezeichnen, wenn im Jahre 1848 eine Schar Handarbeiterinnen in Paris nach dem Rathhause strömte, um von der dort versammelten Provisorischen Regierung nicht etwa politische Rechte &c., sondern nur Erhöhung ihres Arbeitslohnes auf die Höhe des Arbeitslohnes der Männer zu verlangen.

An der sogenannten „Organisation der Arbeit" scheiterten damals bekanntlich diese Bestrebungen, und erst zehn Jahre später setzte die Akademie von Lyon einen Preis aus für die Beantwortung der Frage:

„Welches sind die Mittel, den Lohn der Frau dem der Männer gleich zu machen, wenn beider Arbeit gleich ist, und was kann geschehen, um den Frauen neue Carrieren zu eröffnen?"

Theoretisch wurde diese Frage durch die mit dem Preise gekrönte Schrift einer jungen, ganz armen, strebsamen Frau, Mlle. Daubié, beantwortet; an ihrer praktischen Lösung arbeitet man aber erst seit kurzem in Frankreich, wie schon seit längerer Zeit in England, und ganz neuerdings auch in Deutschland.

Werfen wir zunächst einen Blick auf England, das durch den oben erwähnten Census vom Jahre 1851 und dessen erschreckende Resultate aus seiner entsetzlichen Vernachlässigung des Frauenproletariats in seinen Grenzen aufgeschreckt worden war. Freilich war das ganz allmählich geschehen; denn erst ein Artikel in der Edinburgh Review, der im April 1859 erschien, und den die Times energisch commentirte, trieb zur Ausführung eines schon Jahre vorher in Kopf und Herzen einzelner edler Männer und Frauen bewegten Planes, zur Gründung der Society for promoting the employment of women (Gesellschaft zur Beförderung der Frauenbeschäftigung) in London. Und wie der große „Nationalverein für die Beförderung der Socialwissenschaft (National association for the promotion of Social Science), dessen Tochter diese Gesellschaft genannt werden kann, so ernst sein Werk treibt, daß seine Jahresversammlungen stets mit einem besonderen feierlichen Gottesdienste eröffnet werden, so zögerten auch die ersten Männer des Staates und der Kirche nicht, an die Spitze der neuen Gesellschaft zu treten. Ihr Präsident war von Anfang an der um das Missionswerk und um die Verbreitung der Bibel so hochverdiente Earl of Shaftesbury; zu ihren Vicepräsidenten gehört — außer dem Erzbischof von Canterbury und dem Bischof von Oxford — Englands Premierminister Gladstone.

Die erwähnte Gesellschaft, neben der seit den bald vollendeten elf Jahren ihres Bestehens eine Reihe von Schwestergesellschaften in Edinburg, Dublin, Newcastle &c. &c. entstanden sind, hat es sich — im ganzen mit wachsendem Erfolge — zur Aufgabe gemacht, neue Erwerbszweige für die Frauen ausfindig zu machen und den unbeschäftigten Frauen Arbeit zu verschaffen. So hat sie junge Mädchen die Apothekerkunst lehren lassen und bereits zweien Stellen darin verschafft; andere lernen Graviren auf Glas, Photographiren, Schriftsetzen &c. Außerdem wird im Büreau der Gesellschaft ein kostenfreies Register gehalten, das zur Vermittelung für Arbeitgeber und arbeitsuchende Frauen dient. Außerdem wirkt die Gesellschaft mit für die Hebung der Frauenbildung, indem sie allen Nachfragenden Auskunft und Rath über die dem weiblichen Geschlecht zugänglichen Schulen ertheilt; auch steht eine Handelsschule für Mädchen, wo vornehmlich Lesen, Schreiben, Rechnen und Buchhalten gelehrt wird, unter ihrer Leitung. Mit der Agitation für das Stimmrecht der Frauen hat diese Gesellschaft übrigens nichts zu thun.

Außer dieser Hauptgesellschaft sind eine Reihe verwandter Gesellschaften entstanden, wie die dressmaking-company (Kleidermacherinnengesellschaft), welche gutorganisirte „homes" für Schneiderinnen und Putzmacherinnen*) errichtet, eine Frauenauswanderungsgesellschaft unter Leitung von Miss Rye**), die Ladies' Work Society (Damenarbeitgesellschaft), die ihren Mitgliedern Material zum Einkaufspreise liefert, um sie in den Stand zu setzen, einen höheren Gewinn von ihrer Arbeit zu erzielen, und die in discretester Weise dann die Sachen zu verkaufen sucht; und noch viele andere.

Mehr oder minder unabhängig von allen diesen Gesellschaften sind die Bemühungen einzelner Frauen um das Wohl ihres Geschlechtes, so die der Miss Faithfull, der Gründerin der Victoriapresse, in der ausschließlich Setzerinnen seit Jahren beschäftigt werden*). Auch die Regierung verwendet Frauen, so zur Bedienung der Telegraphenstationen; endlich hat im vorigen Jahr das Parlament beschlossen, daß die Frauen an den Erziehungsstiftungen des Landes participiren sollten.

Viel verwickelter und schwieriger ist die Frauenfrage in Frankreich. Auf der einen Seite gibt es in Paris sowohl als in den Provinzen und auf dem Lande verheirathete Frauen genug, die für den Unterhalt der Familie mit arbeiten; allein sie thuen das bekanntlich meist auf Kosten und zum Verderben der Familie. In den Fabrikgegenden kennen die Arbeiterkinder ihre Mütter kaum, wie Jules Simon das in seinem bekannten Buche: L'ouvrière erschütternd nachgewiesen, und in den großen Städten werden die Neugeborenen, oft unmittelbar nach der Geburt, aufs Land geschickt, wo sie meist sehr jung sterben. Diesem Uebel gegenüber kommt es freilich vor allem darauf an, das Weib für die Familie frei zu machen; aber das gehört auch zur Frauenfrage. — Dazu werden die Heirathen der Arbeiter immer seltener, während das Concubinat üppig emporwuchert. Unter den Arbeitern kommen verhältnißmäßig auch die meisten Ehescheidungen vor, und zwar sind es allermeist die Frauen (91 unter 100 Fällen), die sie nachsuchen. Jährlich ernährt Frankreich 50,000 Findelkinder, von denen es freilich 3/4 begräbt, ehe sie 12 Jahre alt geworden sind, während die übrigen die Gefängnisse bevölkern und zum Theil auf dem Schaffott endigen. Die Mädchenerziehung liegt arg darnieder; im Jahre 1864 gab es, nach Simons Angaben, 5587 Kommunen ohne alle Mädchenschulen, und der berühmte Streit zwischen dem Unterrichtsminister Duruy und dem Bischof von Orleans hat die ungeheuren Mängel in der Frauenerziehung blosgelegt, ohne sie zu beseitigen.

Was Frankreich fehlt, wie ihm zu helfen? Madame André Léo, eine der Redactricen des „droit des femmes", meint: „Die politische Gleichstellung mit den Männern"; mich dünkt, wie der Professor Rosseeuw Saint-Hilaire es so ergreifend dargelegt, vor allem: „Das Evangelium und eine Erziehung des weiblichen Geschlechtes in seinem Geiste."

Aber neben den zahlreichen Bemühungen, das Wort des berühmten Historikers zu realisiren, heiße ich auch alle Anstrengungen der Humanität willkommen, die auf eine wirthschaftliche und sittliche Hebung der französischen Frauen hinzielen. Dahin gehören zwei Gesellschaften, die sich die gewerbliche Unterweisung der jungen Mädchen angelegen sein lassen. Mit ihnen hängen zusammen die Ecoles professionelles pour femmes, die — theils von Madame Lemonnier, theils von J. Simon und seiner Frau gegründet — für die Arbeiterinnen von Paris (nach der Aufstellung der Pariser Handelskammer von 1868 gab es 106,310, unter denen 12000 Schuhmacherinnen, 16000 Weißnäherinnen &c.) sorgt. Eine höhere Zeichenschule für Frauen steht unter Leitung Rosa Bonheurs. In einer Druckerei von Paris werden Schriftsetzerinnen verwendet; von der Regierung sind Telegraphistinnen angestellt worden. Uebrigens sind schon manche Erwerbszweige in Frankreich in den Händen der Frauen, die bei uns ausschließlich von Männern betrieben werden, so die Verfertigung von optischen Instrumenten, wie auch die Buchführung der kleineren Geschäfte sich meist in ihren Händen befindet. Endlich hat ein Verein, die Corporation des abeilles (Bienencorporation), sich die Verwerthung der Frauenarbeit zur Aufgabe gestellt und einen Bazar für weibliche Handarbeiten in Paris eröffnet.

Indem ich schließlich noch erwähne, daß auch aus Belgien, Schweden und Rußland bereits über verwandte Bestrebungen berichtet wird, erübrigt noch, von dem zu erzählen, was in Deutschland bisher in dieser Richtung geschehen, und was weiter zu thun wünschenswerth ist. Davon im dritten und letzten Artikel.

*) S. Jahrg. I. Nr. 35. **) Jahrg. IV. Nr. 39.

*) Jahrg. II. Nr. 3.

Ein Kapitel über das heutige Kunstgewerbe.

(Mit 8 Illustrationen aus Engelhorns Gewerbehalle auf S. 396 und 397.)

Wer heute durch unsere modernen Städte wandert, und mit gewecktem Auge Bau und Zierrath der Häuser betrachtet, dann eintretend die Zimmer durchmustert, der könnte die Vorstellung gewinnen, als wären wir Söhne welterobernder Väter, die von allen Enden der Erde her Beute zusammengetragen und sie zum Schmuck ihrer Wohnungen angebracht. Keine Nation, vom Chinesen oder Araber zum Russen, Italiener oder Franzosen, keine Zeitepoche, wie entlegen sie auch sei, ist in dem Kosmos des Hausgeräthes und der tausenderlei Einrichtungsstücke moderner Behausungen des Wohlstandes unvertreten. Wir kennen Zimmer genug, in denen gothische Möbel, Roccocodosen mit Nachbildungen antiker Statuen darauf, türkische Teppiche, neufranzösische Tapeten in harmloser Geselligkeit versammelt sind. Käme einmal eine schalkhafte Fee und verliehe allen diesen Gegenständen Sprache, es müßte ein wahrhaft babylonisches Durcheinander geben; keiner der Haus- und Stubengenossen würde den andern verstehen.

Dergleichen Zauberspuk haben wir in unseren nüchternen Tagen nicht zu fürchten; aber die Frage ist doch erlaubt, was wohl der Hausgeist, wenn er einmal wie in Dickens reizender Geschichte vom „Heimchen auf dem Herd" als selbständig nachdenkendes Persönchen laut würde, zu solcher Gesellschaft sagte? Sein verständiges Geplauder mit dem Theekessel, den der englische Humorist als Vertrauensmann daneben setzt, oder mit dem Kaffeetopf, der uns Deutschen geläufiger ist, könnte kaum recht erbaulich klingen. Denn diese Repräsentanten des Familienthums sind sehr conservative Leute. Nicht was es Neues, sondern was es Altes gibt, interessirt sie, und wenn wir auch längst wissen, daß die „gute alte Zeit", von der sie zirpen und schwärmen, niemals Wirklichkeit gewesen, angesichts unsrer heutigen äußeren Lebensfaçon ist eine gewisse Sehnsucht nach Zuständen der Vergangenheit gar wohl verständlich und verzeihlich.

Wir alle haben noch, je nach dem Alter, entweder Erinnerung oder Kunde von einer Zeit, in welcher allen Lebensformen im großen wie im kleinen ein ganz bestimmter Familienzug ausgeprägt war. Wenn uns vom Verkehr, vom Auftreten, von Thun und Treiben, Sitten und Geschmack unserer Großeltern erzählt oder durch Bilder eine Vorstellung gegeben wird, dann empfinden wir als das Merkwürdigste, wie sehr bei ihnen zwischen Innerem und Aeußerem Uebereinstimmung herrschte. Lesen wir ihre Briefe — so altfränkisch sie uns auch anmuthen mögen, sie haben einen ganz gleichartigen Ductus des Ausdruckes und der Schrift; sehen wir ihr Hauswesen an, da ist überall noch patriarchalische Ueberlieferung; beschauen wir ihre Kleidung — sie gefällt uns schwerlich, aber sie ist gleichartig, sie stimmt zu Wesen und Behaben, zur öffentlichen und zur häuslichen Existenz. Und wenn sie im Bereich ästhetischer Dinge etwas herzurichten hatten, da gab's kein großes Sinnen und Quälen, was wohl das entsprechendste sei; es lag ihnen sozusagen in den Gliedern, wie sie es machen sollten, und wie es wurde, so mußte es sein! Als jüngst in einer schönen deutschen Residenz ein Schulgebäude errichtet werden sollte, da saßen die Hochweisen zu Rath, wie es zu bauen sei, und man entschied endlich: es soll gothisch gebaut werden, sintemal und alldieweil in der guten Stadt der gothische Styl noch fast gar nicht vertreten ist!

Dergleichen wäre bei unseren Altvordern gar nicht möglich gewesen. Die Styl a r t war überhaupt keine Frage; sie bauten eben immer und überall in i h r e m Styl. „Sprich wie Dir der Schnabel gewachsen ist", das war ihr Losungswort. Uns dagegen ist ein runder Mund gewachsen, der alle Sprachen sprechen kann, nur wissen wir nicht von selber, welche die richtige ist. Sie hatten S t y l, wir haben F r e i h e i t, nur sind wir Unterthanen unserer Ueberlegungen, Gründe und Bedenken, denn wir wissen so erschrecklich viel von anderen Leuten, hier gefällt uns das, dort jenes, wir möchten das Beste wählen, aber die Möglichkeiten sind so mannigfach, daß wir oft gar nicht zum Schlusse kommen. Daher sehen denn viele unserer modernen Städte fast wie monströse Museen aus, wo die verschiedensten Geschichtsperioden ihre Vertretung haben.

„Ganz gut," sagen die Verächter des Alten, „umsomehr erkennt man, daß wir Kosmopoliten sind, Weltbürger, die sich überall zu Hause fühlen, nicht einseitig und engherzig am Hergebrachten haften. Tadeln wir nicht den Engländer, daß er überallhin gewissermaßen sein Haus mitnimmt, sich streng nach heimischer Sitte beköstigt, kleidet und redet?" Unser Fall liegt aber in Wahrheit umgekehrt: wir holen alles mögliche Fremdartige herbei, geben ihm Heimatsrecht unter uns, und die Folge ist, daß wir bei uns selber Fremde werden, nicht mehr wissen, was uns steht und ziemt. Wir haben nun zwar aus der Noth Tugend gemacht, indem wir es für eine Stärke des Geistes ausgeben, daß wir empfindungsloser geworden sind gegen den äußeren Schein der Dinge, uns behaglich fühlen können, auch wenn es um uns her recht herzlich häßlich aussieht. Eine gewisse Unabhängigkeit von diesen Rücksichten kann in der That sehr heilsam sein, aber wenn sie zum Grundsatz erhoben wird, dann ist sie ebenso tadelnswerth, wie Nachlässigkeit in allen andern Dingen, die menschenwürdig sind, und der Sinn für Schönheit der Erscheinung gehört gar sehr zu ihnen. Ueberdies: wer könnte die Thatsache leugnen wollen, daß unter uns das Bedürfniß nach ansprechenden Formen gewachsen ist? Wenn es aber vorhanden, nun dann muß ihm wie jedem tüchtigen Streben Bahn gemacht und Nahrung gereicht werden. Diese Nahrung — so wirft man ein — ist kostspielig; wir Deutschen sind noch nicht in der Lage, uns so bequem und hübsch einzurichten wie andere Nationen; zu dieser Schönheit gehört vor allem Geld! Aber das Schöne ist an und für sich nicht theurer als das Häßliche, der Unterschied ist blos der, daß das Schöne auch werth ist, was es kostet, das Häßliche aber nicht.

Diejenigen übrigens, welche unsern allgemeinen Wohlstand noch nicht ausreichend erachten, um Pflichten des Geschmackes zu erfüllen, würde man mit Hilfe der Luxusstatistik Deutschlands leicht dahin beruhigen können, daß auf die Afterschönheit, den vorübergehenden Modeprunk Summen verwendet werden, die weit größer sind als diejenigen, mit welchen unsere Altvordern ihren geschmack- und stylvollen Aufwand bestritten. Auch ist es eine Täuschung, daß unsere Käufer durch den Preis abgeschreckt werden, wenn nur die Waare gut ist. Die kostbarsten Stoffe und Geräthe werden in der Regel keine Ladenhüter, nur richtet sich die Nachfrage noch nicht immer aufs Beste in unserem Sinn. Wäre das so, dann würden auch die geschmackvollen Gegenstände des Kunsthandwerks längst wohlfeiler und darum zugänglicher, populärer geworden sein. Indes, es ist Aussicht genug, daß tapferes Angebot in diesem Bereich nicht falsch spekulirt. Das lehren vielfache Wahrnehmungen, insbesondere seit den großen Weltausstellungen, auf denen die verschiedenen Nationen auch einen Wettkampf der Handwerksprodukte unternahmen. Theoretiker und Praktiker kamen mit günstigen Resultaten heim; jene überzeugt, daß die Leute durchweg, auch in Dingen, die nicht mit Leibes Nahrung und Nothdurft zu thun haben, dem Besseren vor dem Geringeren den Vorzug geben, diese mit dem Muth, daraufhin etwas zu wagen. Am durchgreifendsten experimentirten bekanntlich die Engländer, wie sie ja auch als die Rentiers unter den Nationen am ersten ein Stück Geld in die Schanzen werfen können. Sie hatten auf der ersten Pariser Weltausstellung die beschämende Erfahrung gemacht, daß ihre Manufakturen, soweit sie ästhetischen Anforderungen genügen sollten, namentlich hinter den französischen sehr zurückblieben. Es ward ihnen sofort deutlich, daß damit ein großer Nachtheil, die Fruchtlosigkeit der Concurrenz, verbunden sei, und sie entschlossen sich daher, diesem Uebel gründlich abzuhelfen. Mit erstaunlicher Energie schufen sie Kunstgewerbemuseen, richteten Zeichenschulen ein, veranstalteten Mustersammlungen, setzten Preise aus, kurz, sie schienen eine Zeit lang diesen Zweig zum Hauptinteresse der Nation machen zu wollen. Ihr Bemühen galt dem materiellen Vortheil, nebenher aber fiel das Wichtigere mit ab: eine allgemeine Hebung des Schönheitsgefühls bei Consumenten und Producenten und die förderliche Anreizung der einen durch die andern.

Wir Deutschen sind in ähnlicher Lage. Auch unsere kunstgewerblichen Leistungen stehen nicht auf gleicher Höhe mit denen unserer Nachbarn jenseits des Rheines. Während vor 300 Jahren die Franzosen ihre edleren Schmuckstücke, kunstreiche Kleinodien und dergleichen in Deutschland bestellten, wissen wir es, so lange wir denken können, gar nicht anders, als daß man alles Geschmackvolle aus Paris bezieht. Nun wird es uns freilich nicht so leicht, uns auf gleiche Weise zu emancipiren wie die Engländer; aber der Weg, den sie eingeschlagen haben, ist der richtige.

Vor allem handelt es sich um Beispiel und Belehrung durch Augenschein. Museen von auserlesenen Gewerbeerzeugnissen, Sammlungen von Modellen und Abbildungen thun's freilich nicht allein. Sie schaffen so wenig einen geschickten Handwerksmeister, wie die Bildergalerieen gute Maler, die Antikensammlungen tüchtige Bildhauer hervorbringen, aber sie sind doch die bedeutendsten Lehrmittel, ohne die aller theoretischer und praktischer Unterricht unfruchtbar bleibt. Unser Handwerksmann von heute geht vielleicht lange Zeit ohne Interesse in solchen Sammlungen aus und ein, ja, nicht selten muß er förmlich eingeladen werden, und folgt er der Aufforderung, so wird ihm klar, daß er unzählige dieser Vorbilder mit seinen Mitteln, seiner technischen Erfahrung gar nicht nachahmen kann. Aber schon das ist der Anfang zur Besserung. Denn halb eingestandene Beschämung reizt den Ehrgeiz, dieser treibt zum Streben an, und endlich wird die Einsicht zur That, daß man die Mittel wollen muß, wenn man den Zweck will. Dann werden die nöthigen Belehrungen gesucht, die Hände feineren Forderungen anbequemt. Doppelt wirksam sind nun Lehrmittel, welche Bestellern und Ausführenden gleichzeitig dienen, und diese Stelle nehmen die illustrirten Fachzeitungen ein.

Solch ein Geschmacksprediger ist die G e w e r b e h a l l e (redigirt von Bäumer und Schnorr, Verlag von Engelhorn in Stuttgart), die seit nunmehr acht Jahren in glücklichem Wachsthum gedeiht. In richtiger Würdigung des eigentlich Lehrhaften, legen die Herausgeber das Hauptgewicht auf Mittheilung und Erläuterung mustergültiger Arbeiten, die bereits existiren, damit gleich von Haus aus die Anwendbarkeit des bequemen Abwehrmittels beseitigt werde, daß etwas recht schön sein könne in der Idee, aber werthlos oder unausführbar in der Praxis. Ueberdies werden von vielen Gegenständen der verkleinerten, in den Text gedruckten Abbildung auch naturgroße Aufrisse und Detailzeichnungen beigefügt, so daß es nur des guten Willens von Besteller und Handwerker braucht, um das Möbel, Geräth, Schmuckstück oder was es nun eben ist, ins Dasein zu rufen.

Bei weitem die größte Uebung gewährt nun allerdings heute noch der höhere Luxusbedarf, ja er scheint die kunstgewerbliche Thätigkeit ganz und gar in Anspruch zu nehmen. Aber das schadet weder noch vereitelt es die Ausdehnung ähnlicher Produktion auf den bescheideneren Tagesmarkt. Denn es ist offenbar, daß die technische Sicherheit, welche an complicirten und schwierigen Aufgaben erlangt wird, den schlichteren zu gute kommt. Je mehr die eleganten, reichdekorirten Kunstgewerbserzeugnisse gesucht sind, desto billiger werden die einfacheren herzustellen sein. Nur kommt es dabei hauptsächlich auf den ästhetischen Werth der Luxusvorlagen an. Denn es gibt allerdings Modelle genug, durch deren Nachbildung zwar etwas zu verdienen, aber wenig oder nichts in unserem Sinne zu lernen ist. Was wir jedoch sowohl im materiellen als im ästhetischen Interesse herbeiwünschen, ist, daß sich durch fortwährende Gelegenheit zum Schauen und Prüfen bei unseren gewerblichen Unternehmern und Handwerkern und ebenso beim Publikum das Wohlgefallen an einer bestimmten Gattung schöner Formen steigere und verbreite, welche geeignet scheinen, unser eigenes Stylgefühl zu befriedigen, ja womöglich die Geschmacksformeln hinzustellen oder wenigstens bilden zu helfen, die unserem heutigen Culturleben entsprechen. Solche Erscheinungen werden einer Zeit entstammen müssen, deren Cultur- und Lebensgewöhnung geistige und gemüthliche Verwandtschaft mit unserer Gegenwart gehabt hat, und trügen nicht alle Beobachtungen im Gebiete der modernen Kunstgewerbeproduktion, so ist eine solche Verwandtschaft bereits gefunden, und zwar nicht blos theoretisch, sondern praktisch.

Diese geschichtliche und ästhetische Anknüpfung aber bietet uns das Zeitalter des R e n a i s s a n c e s t y l e s dar, jene große Vergangenheit der europäischen Völker im 15. und 16. Jahrhundert, in welcher sie auf allen Lebensgebieten je in ihrer Weise das Joch der alleinseligmachenden Kirche abstreifend zum Selbstbewußtsein zur freien Bethätigung ihrer eigenen Persönlichkeit hindurchdrangen und in geselligen und öffentlichen Formen lebten, die gleichsam das Vorspiel unserer heutigen sind. Die „Renaissance" besteht mit nichten in sklavischer Copie der antiken Vorbilder, wie sie auch keineswegs auf die nächsten örtlichen Erben der antiken Culturreste beschränkt gewesen ist. Sie hat sich vielmehr sehr schnell und ziemlich allgemein von Italien aus nach Norden verbreitet und überall eigenthümliche, dem nationalen Wesen und dem ästhetischen Bedürfniß der verschiedenen Völker entsprechende Gestalt angenommen. Auch bei uns Deutschen hat sie in weitem Umfange die Gothik abgelöst, und wäre die Verwüstung des dreißigjährigen Krieges nicht über uns verhängt worden, wir würden dieses Formenprincip gewiß in weit schönerer und gediegenerer Weise unter uns fortgebildet haben, als es in Wirklichkeit auf Grund der verfälschten französischen Muster im Roccocco geschehen ist, das uns nach langer Erstarrung zugleich mit der französischen Sprache überflutete und gefangen nahm. Heute gilt es, uns sozusagen wieder auf uns selbst zu besinnen, den Entwicklungslauf nachzuholen, der gewaltsam unterbrochen wurde, und erst unsere Tage, denen wichtige Vorbedingungen zu solchem Streben in der frischen Arbeit am nationalen Staate, in den Bemühungen nach freister Entfaltung des socialen Lebens und im ganzen der Oeffentlichkeit zugewandten Wirken wiederkehren, sind recht geschickt dazu. Architektur, Malerei, Bildnerei, Gefäßformung, Kostümschnitt und vor allem die Kleinkunst, von der wir hier insbesondere reden, bieten einen unendlichen Schatz in sich zusammenstimmender, uns mit leichter Mühe anzubequemender Vorbilder dar. Der deutsche Markt füllt sich bereits, namentlich seit den Weltausstellungen mit mehr oder minder werthvollen Proben dieser Geschmackserneuerung, und sie finden verdienten Anklang bei uns.

Und wir besitzen überdies die Fähigkeit, Entsprechendes aus eigener Erfindung vor Augen zu stellen. Die „Gewerbehalle" und andere derartige Unternehmungen besonders im deutschen Süden liefern treffliche Beispiele dafür. Unsere Proben (sie sind dem Jahrgang 1869 entnommen) bieten auf Grund alter Muster solche Vorlagen zeitgenössischer Künstler dar. Sie zeigen, wie vielgestaltig Formgebung und Zierrath sein kann, ohne den allgemeinen ästhetischen Grundcharakter des Styls zu beeinträchtigen. Denn das ist eben der große Vorzug desselben, daß er nach innen und außen die größte Geschmeidigkeit besitzt, sich schlicht und einfach oder reich und phantastisch ergehen kann und darum geeignet ist, sowohl dem Profansten wie dem Heiligsten würdig zu dienen. Die verschiedenen Gegenstände, die wir abgebildet finden, vom T h ü r k l o p f e r bis zur P o n t i f i k a n t e n k a n n e könnten alle in demselben Hause verwendet werden; ihre Formen und Verzierungen sind gleichsam nur verschiedene Dialekte einer Sprache. Das zu weihevoller Handlung bestimmte Gefäß ist in geziemender Formenstrenge gehalten, das gußeiserne B a l k o n g e l ä n d e r in gefälligem Schwung mit heitergelaunten Figuren bekleidet, der H a n d l e u c h t e r in sauberer Glätte und schlankem Wuchs, der R e v o l v e r mit geschmackvollen, der Gebrauchsfähigkeit nicht in den Weg tretenden, der mechanischen Struktur sich einschmiegenden Ornamenten geschmückt, der Thürklopfer endlich eine groteske Belebung des praktischen Geräthes, dessen Anblick den übelwollenden Gast abschrecken, den freundlichen erheitern kann.

Damit aber solche lebens- und sinnvolle Formen immer mehr heimisch werden, immer überzeugender wirken, müssen wir darauf bedacht sein, recht viel Muster und besonders der älteren Kunst in Gewerbemuseen zu vereinigen. Dort kommt es nicht darauf an, welchem Style sie angehören. Zu lernen ist von jeder in sich guten Arbeit, und das Beste wird allmählich mit Sicherheit herausgefunden. Solche Museen von Altväterhausrath brauchen auch nicht Staats- oder Corporationseigenthum zu sein, wie deren Wien und München in herrlicher Auswahl und Fülle aufweist, sie können ebensogut aus freier periodischer Beisteuer von Privatbesitzern zusammengesetzt werden, wie in England, und wie man es in Norddeutschland unseres Wissens zuerst in Breslau versucht hat. Gerade solche Sammlungen üben deshalb besondere Anziehungskraft, weil ihre Bestandtheile die Weihe des Familieneigenthums noch an sich haben und nicht blos als abstrakte heimatlose Exemplare dastehen.

Zweierlei Unterstützungen aber kann das Kunsthandwerk heute so wenig wie jemals entbehren. Zuerst fortwährende Wechselbeziehung mit Künstlern von Fach. Ueber die Trennung des Gewerbes vom künstlerischen Schaffen ist oft geklagt worden. Es sind vielleicht in weit höherem Grade sociale als eigentlich ästhetische Gründe, die dazu geführt haben, und sie lassen sich nicht so schnell beseitigen. Indes mit der Emancipation der Arbeit vollzieht sich ganz von selber eine Wiederannäherung, und da der Vortheil durchaus gegenseitig ist, so kann nicht fehlen, daß „Muse" und „Mühe" als gute Schwestern wieder Hand in Hand gehen lernen. An den Künstlern liegt es, ihren Einfluß im Sinne mitthätiger ästhetischer Erziehung auf das Handwerk geltend zu machen. Denn die Kunst

hilft sich dadurch selber, und die Hilfe, welche sie auf diesem Wege ebenso sehr erfährt wie ausübt, thut ihr gerade in unserer Gegenwart und in unserem Vaterlande ganz besonders noth. Am wenigsten dürfte Stolz von solcher Thätigkeit zurückhalten. Es sei erinnert, daß auch die größten Künstler es nicht für Raub geachtet haben, dergleichen zu leisten. Albrecht Dürer hat einen großen Theil seines Lebens den Aufgaben des Kunsthandwerks gewidmet, und von den adeligen Koryphäen der monumentalen Kunst in Italien gilt dasselbe. Ghirlandajo, ein Meister ersten Ranges im 15. Jahrhundert, sagte zu seinen Schülern: „Ihr sollt Euch keiner Bestellung schämen, bei der Kunstreiches zu leisten ist, selbst wenn Zierrath zu Frauenröcken verlangt wird! Seid Ihr Euch zu gut dazu, so mache ich es selber.“ Und diese Gesinnung geht durch das ganze hochgepriesene Malerjahrhundert. Jene Männer wußten, daß die Kunst durch solches Dienen erst recht zu herrschen befähigt wird, und sie empfanden lebhaft, daß der Menschheit Würde, die nach des Dichters Wort in ihre Hand gegeben ist, auch mit Nebensächlichem zusammenhängt.

Wenn wir endlich aber auch die Laien herbeirufen, den schönen Zweck zu fördern, so haben wir vor allen die Frauen im Auge. Es ist ein köstlich Theil ihres Berufes im Hause, „zum Guten den Glanz und den Schimmer zu fügen,“ und in diesem Bestreben sind sie wichtige Genossen in der Erziehung des öffentlichen Schönheitsgefühls. Summirte man einmal, was an Arbeit und Ausdauer, an Liebesfleiß und feinem Geschmack auf die kleinen Nebendinge, die holden Siebensachen verwendet wird, welche aus Frauenhänden hervorgehen, es würde eine erstaunliche Fülle sein. Und wie unendlich viel ist doch so ganz unschön, so durchaus eintagsfliegenhaft! Das Weib ist in allen Stücken conservativer als der Mann; nur in einem nicht: in der Mode. Aber wir erleben jetzt, daß auch die Mode eine freie Kunst zu werden beginnt. Haartracht und Kleiderschnitt, Schmuck- und Farbenwahl folgen weit individuelleren Gesetzen als früher, und es entsteht eine Mannigfaltigkeit, die allerdings auch Züge von dem falschen Weltbürgerthume an sich hat, von dem wir oben sprachen, die aber doch den Grundsatz anerkannt, daß wir uns kleiden können, wie es uns steht. Dann liegt auch nahe, den Sinn für das Zweckentsprechende und Angemessene, also endlich für das Stylvolle, an den Gegenständen zu bethätigen, die uns umgeben. Beim Schmuck der Handarbeit den Stoffen ihre Art, den Formen ihren Sinn, den Dingen ihren Beruf zu lassen, ihn auszusprechen und zu verdeutlichen ist ein fast vergessenes Geschmacksgebot. Aber es sollte immer und immer wieder gepredigt werden. Alles Ornament, auch das kleinste und unscheinbarste, ist ein Anhaltepunkt für ästhetische Ueberlegung, es gehört ins Gebiet der Kunst und gewinnt, so betrachtet, höheres Wohlgefallen, bereitet größeren Stolz. Es hat aber zugleich auch eine starke Beredsamkeit. Denn das Behagen an wohlangebrachter, geziemend gewählter Dekoration dringt immer weiter, bietet für immer wichtigere Dinge den Maßstab. Aus verständiger Pflege der weiblichen Kunstarbeit kann sich allmählich umfassender Einfluß auf die größten und bedeutendsten Geschmacksfragen gewinnen lassen. Mit Recht klagen wir, daß wir keine Architektur haben; nur sie, die alle Künste und Kunstgewerbe bis hinab zur Handarbeit des Weibes auf irgend eine Art in ihren Dienst ruft, anstellt und bestimmt, wird im Stande sein, den einheitlichen Geschmack wieder zu erzeugen; aber wir können ihr die Bahn bereiten durch entgegenkommende Bestrebung. Es kann recht wohl von unten nach oben reformirt werden. Gewöhnen wir uns nur, im Kleinsten und Geringfügigsten gewissenhaft zu sein und guten Vorbildern nachzuarbeiten, so gewinnen wir erst das Bedürfniß, dann das Pflichtgefühl, endlich die Kraft, es auch im Großen zu thun. Die Muselmänner sollen den Brauch haben, jedes Blättchen Papier oder Stoff aufzuheben, weil auch das kleinste immer noch Raum biete, den Namen des Größten — „Allah“ — darauf zu schreiben. Wenn wir in Geschmacksachen auch so denken, dann wird uns geholfen sein.

Max Jordan.

Studentenmütterchen.

Historische Skizze von **Arnold Wellmer.**

(Schluß.)

... Und jetzt schließen sich die Ringe eng und thränenschimmernd um drei liebe, liebe Gräber ... Da ist zuerst auf dem Gottesacker vor dem Elsterthor ein kleines, altes Grab. Ein einfacher Stein darauf zeigt die Inschrift: Hic dormit Elisabeth, filiola M. Lutheri An. D. XXVIII III Aug. ... Während der Pest im Jahre 1527, zur Zeit, wo zwei Dienstboten im Hause von der furchtbaren Krankheit ergriffen sind, wird das zweite Kind — Elisabeth geboren, aber schon nach einem halben Jahre wieder heimgerufen. „Mein klein Töchterlein Elisabeth ist mir gestorben“ — schreibt der Vater — „und hat mir fast ein weibisch Trauren hinterlassen. Ich hätte nie gedacht, daß ein Vaterherz so weich werden könnte über die Kinder!“

Daneben steht auf einem anderen Grabstein:

Hi schlaf ich Lenichen, D. Luthers Töchterlein,
Ruh' mit allen Heiligen in mein Bettlein,
Die ich in Sünden war geborn,
Hätt' ewig müssen sein verlorn;
Aber ich leb' nun und hab's gut,
Herr Christe, erlöst mit Deinem Blut!

Magdalena war ein seltenes Kind: mit einem Fuß stets nur auf Erden, mit dem andern schon im Himmel. An dem Sterbebett des vierzehnjährigen lieblichen Mägdleins wollen der Eltern Herzen schier brechen. Vater und Mutter weichen nicht von dem Schmerzenslager des Kindes. Lenichen kann nicht müde werden, von dem schönen Himmel und dem lieben Herrgott und dem lieblichen Christuskinde zu hören und zu sprechen ... wie wundersam das Mägdlein dabei lächelt, als schaute sie schon alle Herrlichkeit! Und dann erzählt Lenichen eines Morgens: „Lieb Vater — lieb Mutter — mir träumte diese Nacht: zwei leuchtende schöne Jünglinge traten zu mir und sagten, sie wollten mich zur Hochzeit führen!“ ... Meister Philippus steht dabei und hört diese Worte. Mit gefalteten Händen und thränenvollen Augen flüstert er seinem Luther zu: „Theurer Martine — sei stark! Die Jünglinge sind Engel Gottes, die Mägdlein zur herrlichen Himmelshochzeit zu führen. ...“

Da sinkt der Vater auf die Knie und betet mit thränenerstickter Stimme: „Ich hab' sie zwar sehr lieb — aber lieber Herrgott, da es Dein Wille ist, daß Du sie dahin nehmen willst, so will ich sie gern bei Dir wissen .... Magdalenchen, mein Töchterlein, Du bleibest gern hier bei Deinem Vater und ziehest auch gern zu jenem Vater?“

Mit verklärtem Lächeln antwortet das Kind: „Ja, Herzensvater, wie Gott will!“ Und noch am selben Tage tritt der Tod ans Bett des Mägdleins.

Das dritte Grab ist das weiteste und trauervollste — dort in der Schloßkirche zu Wittenberg unter dem harten, kalten Stein ...

Die sonnengoldnen Bilder, die den Eheringen entrollten, sind zerronnen .... in der Abenddämmerung sitzt eine arme, verlassene Wittwe da und weint bitterlich auf die beiden goldnen Reifen in ihrem Schoße. ...

Doctor Martinus hat arm gelebt und ist arm gestorben — er, der über so viele Kirchengüter zu verfügen, der reiche Fürsten zu Freunden hatte! Die Geschenke der Kurfürsten verbat er sich immer in Demuth: „Mir gebührt nicht, als einem Prediger Ueberfluß zu haben!“ Als ihm Kurfürst Johann einst einen lederfarbenen und einen schwarzen Rock schenkt, scheinen sie dem guten Luther schier zu köstlich zum Tragen. Trotz seines dürftigen Gehalts von 200 Meißnischen Gulden will er von der ausgeschriebenen schweren Türkensteuer nicht befreit sein. Den so wohlverdienten Lohn für seine Schriften und akademischen Vorlesungen lehnt er aufs bestimmteste ab. Den Armen gibt er überreichlich, und sein Haus ist das gastlichste. Selbst die Kurfürsten kehren gern bei ihm ein. Auf den Rath eines Freundes, doch ein kleines Vermögen zu sammeln und für seine Frau und Kinder zurückzulegen, daß sie nicht dereinst nach dem Tode des Ernährers Noth litten, antwortet der starke Glaubensmann lächelnd: „Das werde ich nicht thun, denn sonst verlassen sie sich nicht auf Gott und ihre Hände, sondern auf ihr Geld!“

Dank Katharinas Sparsamkeit und Fleiß blieben ihr aber beim Tode ihres Mannes ein bescheiden Gütchen — Zeulsdorf, kaum 956 Gulden an Werth, als Wittwenhäuschen das „Haus Bruno“ und an Bechern, Ringen, Ketten und Schenkgroschen etwa



Details vom Revolver: Todtentanz um die Kugelkammer.

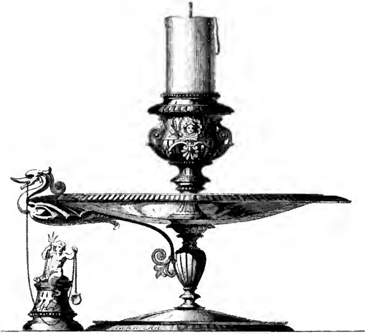


Pontifikantenkanne von W. Teirich in Wien

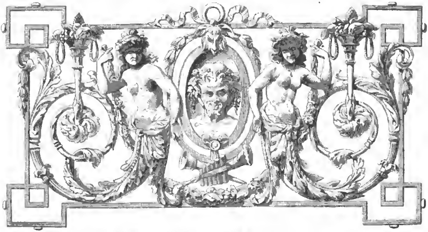


Thürklopfer aus Bologna.

Luxusrevolver von J. Barth in München.



Silberner Handleuchter mit Krystallschale von J. Durm in Karlsruhe



Gußeiserner Fensterbalkon im Style Ludwig XVI von V. Chapal in Paris.

1000 Gulden — den Kindern das Gütchen Wachsdorf und ein Baum- und Hopfengarten. Das Ganze hatte einen jährlichen Ertrag von kaum 180 Gulden. Dazu fand Katharina 450 Gulden Schulden vor. Da kein baar Geld im Hause war, mußte sie sogleich auf ihr Wittwenhäuschen 400 Gulden aufnehmen, obgleich Kurfürst Johann Friedrich ihr 100 Güldengroschen schenkte und die Grafen von Mansfeld — in dankbarer Erinnerung daran, daß Luther in ihrem Dienste gestorben war — ihr 2000 Gulden versprachen.

In seinem Testament hätte Luther seiner lieben Käthe freigestellt, ob sie sich wieder verheirathen wolle ... aber ihre Treue geht über das Grab hinaus. Weiter hieß es im Testament: „Ich halte, die Mutter werde ihren Kindern der beste Vormund sein ... die Kinder sollen von der Mutter und nicht die Mutter von den Kindern abhangen!“

Und einen treueren Vormund für seine Kinder hätte Luther auch schwerlich finden können, als seine Käthe. „Die Frau Doctorin“ lebte still und eingezogen, ganz der christlichen Erziehung ihrer Kinder, im Sinne ihres seligen Mannes.

Aber dies friedliche Stillleben sollte nicht lange währen. Wie im prophetischen Geiste, hatte Luther an seinem 62sten Geburtstage zu seinen Freunden gesagt: „So lange ich lebe, wird's — ob Gott will — keine Gefahr haben und guter Friede in Deutschland bleiben. Wenn ich aber sterbe, so betet! Es wird wahrlich Betens brauchen und unsere Kinder werden müssen nach den Spießen greifen und 's wird in Deutschland übel stehen!“ ... und kaum hat der Reformator die Augen geschlossen, so entbrennt der unheilvolle Schmalkaldische Krieg! Trotz der Einladung Kaiser Karls V. sind die Schmalkaldischen Bundesgenossen nicht auf dem Reichstage zu Regensburg erschienen — dafür will der Kaiser sie züchtigen: er erklärt sie sämmtlich in die Reichsacht. Vergebens ziehn die Fürsten, furchtbar gerüstet, gegen den Kaiser ins Feld ... es fehlt ihnen an Einigkeit, kundigen Führern und Proviant! Am Sonntage Misericordias domini 1547 wird der edle Kurfürst Johann Friedrich der Großmüthige in der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg im Gesichte verwundet und vom Kaiser in langjährige Gefangenschaft geführt. Schon zieht der Kaiser mit seinen wilden Spaniern auf Wittenberg zu ... da rathen alle Freunde der Wittwe des Mannes, um dessen Lehre der Krieg ja entbrannt ist, zur eiligen Flucht... In Begleitung des Professors Georg Major kömmt Katharina mit ihren Kindern, fast von allem entblößt, in Magdeburg an ... aber auch hier findet sie keine Ruhe, keine Sicherheit. Und sie flieht mit Melanchthon und den Kindern weiter ... müde, arm, zagend gelangt sie nach Helmstedt. Im dankbaren Andenken an Luther gewährt der Stadtrath den Flüchtlingen eine bescheidene Unterstützung zur Weiterreise nach Braunschweig, wo alle geflohenen Wittenberger Professoren und Studirenden eine Freistätte gefunden haben. Schon will Katharina weiter fliehen — nach Dänemark, um sich unter den Schutz des Königs zu stellen, der ihren lieben seligen Herrn und seine Lehre so hoch und werth hält, daß er dem Schmalkaldischen Bunde beitrat, und daß er Luther, Melanchthon, Bugenhagen und Justus Jonas ein Jahrgehalt von 50 Thlr. aussetzte und auch Luthers Wittwe dies Geld schon einmal sandte ... Da erläßt Herzog Moritz von Sachsen, für seine Kriegshilfe vom Kaiser mit dem Kurfürstenthum belehnt, eine Proklamation, in der er allen Flüchtlingen sichere Rückkehr in die Heimat verheißt. So kehrt auch Katharina mit den Kindern nach Wittenberg zurück. Aber Sorgen und Noth fangen jetzt erst recht an für Luthers Wittwe und Waisen. Die beiden Gütchen sind im Kriege verwüstet und noch immer mit den schwersten Abgaben belastet. Um wo möglich eine Erleichterung von den Kriegskosten zu erlangen, reist Katharina unter dem Schutz Meister Philipps nach Leipzig zum kaiserlichen Befehlshaber — vergebens! Vergebens wenden sich Melanchthon, Bugenhagen und Katharina selber mehrere Mal bittweise um Unterstützung für Luthers Wittwe und Kinder an den König von Dänemark: „um des hohen Mannes willen, Patris Lutheri, den uns Christus gegeben hat in diesen letzten Zeiten“ — das Jahrgehalt von 50 Thalern bleibt aus. Von schlimmen Freunden überdies noch vielfach um ihr bischen Armuth betrogen, muß Katharina in höchster Noth bei dem Magister Kram auf ihr Gütchen Zeulsdorf 100 Gulden aufnehmen und ihres lieben, seligen Herrn silberne Becher für 600 Gulden verpfänden... Muthig arbeitet und schafft Luthers Wittwe weiter — die Erziehung der Söhne kostet viel. Sie vermiethet die Stuben ihres großen Klosters an rechtschaffene Studenten und speist die Jünglinge an ihrem Tische — die ganze Woche für 4 Groschen. Johann Stromer, der später so berühmte Professor der Rechte in Jena, ist einer der ersten Studenten, die zu der Frau Doctorin ins Kloster ziehen. Treu steht Meister Philippus der Wittwe seines theuersten Freundes als Inspector morum et studiorum ihrer Kostgänger zur Seite. Die „Klosterburschen“ — wie die jungen Bewohner des Augustinerklosters kurzweg in der Stadt heißen — lieben ihre „Matercula — ihr Mütterchen“ über alles und thun rechtschaffen, was sie ihr nur an den Augen absehen können. Die herzliche Liebe und der immerwährende, jugendkräftige Frohsinn — ja, auch Leichtsinn ihrer Klosterburschen helfen ihr über manche bange, sorgenvolle Stunde hinweg ... und dies kleine Glück, diese friedliche Häuslichkeit soll jetzt schon wieder vorbei sein — — — horch! wie schaurig die Todtenglocke durch den Abend dröhnt — ein neues Opfer der Pest wird hinausgetragen zu den stillen Gräbern von Elisabeth und Lenichen ... morgen wandert die Universität aus nach Torgau ... morgen verlassen die Studenten das Kloster und den Kosttisch ihres Mütterchens — wer weiß, auf wie lange? ... morgen — morgen soll Katharina Lutherin als arme, von aller Welt verlassene Wittwe, von Herd und Heimat fliehen — — und dann? — und dann? — — „o, mein Gott, in Deine Hände befehl ichs!“ — — die Hände falten sich im Gebet in einander, aber die heißen Thränen rollen immerfort langsam die Wangen nieder. ...

... „Herzensmutter, Du weinst? — und ich bin so glücklich, wie noch nie!“ ... sagt eine süße Mädchenstimme, und ein weicher Arm legt sich zärtlich um den Nacken Frau Katharinas.

Da schrickt die Frau Doctorin aus ihren trüben Gedanken auf und streicht sich die Thränentropfen aus den Wimpern ... in dem weiten Gemach herrscht jetzt ein traulich Halbdunkel ... An dem hohen Gestühle in der Fensternische lehnt ein liebliches Mägdlein. Auf ihrem lang über die Schultern niederhängenden, goldblonden Haar ruht ein Kränzlein von rothen und weißen Astern — darunter leuchten zwei große, blaue Kinderaugen im hellen Glanz des reinsten Herzensglücks. Ihre Linke ruht in den Händen eines schönen Jünglings in vornehm studentischer Tracht — auch seine Augen strahlen.

„Meine Margaretha, ich dachte an die Vergangenheit — und an morgen ... daß wir wieder aus unserer friedlichen Armuth in die Fremde flüchten müssen ... ich dachte an meine unversorgten Kinder ... da ward mir 's arme Herz so weh ... aber Kind, was ist das?“

„Herzensmutter, das ist ja Georg von Kurheim... Ich saß vorhin im Garten, mir ein Abschiedskränzlein von meinen lieben Blumen zu winden — da kam Gerg sacht heran und nahm das Kränzel und drückte es mir aufs Haar und küßte mich dabei auf den Mund und sagte, daß er mich über alles auf der Welt lieb habe .. und ich bin ihm ja schon längst — seit er in unserm Kloster weilt — so recht, recht von Herzen gut, daß ich es gar nicht zu sagen vermag“... In holder Verwirrung birgt das Mägdlein ihr glühendes Gesicht am Busen der Mutter.

Mit ehrerbietigem Freimuthe sagt der Student: „Ja, matercula, ich habe Eure Margaretha lieb — so recht von treuem, ehrlichen Herzen — schon seit der ersten Stunde, wo ich sie sah ... und dann immer lieber, daß ich zuletzt es ihr sagen mußte — ich konnte nicht anders. Mütterchen, Ihr wißt, welch hohe Ehrfurcht ich vor dem theuren, seligen Doctor Martino habe — die zog mich, da ich vor einem Jahr aufs Studiren ging, nach Wittenberg und in Euer Haus. Da sollt ich meinen, unser liebes Mütterchen kennte mich und mein Wesen nun auch wohl hinreichend, daß Ihr mir getrost Euer einzig Töchterlein zum Weibe geben könntet. Bei Gott, ich will das Margarethlein lieb und werth halten, als wär's das beste Theil von mir selber. Bin ich auch noch ein jung Studentlein, so kann ich Eurem Kind doch bald ein mehr als nothdürftig und anständig Heimwesen bieten — und dann, Mütterchen, zieht Ihr zu uns. Ich bin Erbherr auf Knauten und Sasseinen dort droben im Preußischen, und die Landrichterei des Bartensteinschen Kreises ist mir von meinem gnädigen Herrn Markgrafen Albrecht auch schon zugesaget, wenn ich mich hier in Wittenberg der Juristerei und des Lateinischen rechtschaffen befleißiget. Ja, mein gnädiger Herr Markgraf hält sehr auf gute Lateiner, braucht er doch in seinen Händeln mit der Krone Polens täglich Leute, welche im Lateinschreiben, Reden und Lesen vollkommen fertig seien — wie er mir beim gnädigen Abschiede selber gesaget... Darum verlobet mir getrost Euer Töchterlein, Ihr sollt es nimmer bereuen!“

„Aber heute, Georg? — in dieser bangen Zeit, wo der Tod jeden Augenblick an unsere Brust klopfen kann. . .“

„Gerade wegen dieser bangen, todathmenden Zeit lieber heute als morgen . . . zu solcher Zeit bedürft Ihr, Mütterchen, und Euer Margarethlein um so eher eines treuen Herzens — eines starken Armes und — warum sollte ich's nicht offen sagen? — eines Pfennigs in der Noth! Alles biete ich Euch als treugehorsamer Sohn — gebt mir dazu Euren Muttersegen . . . noch heute — in dieser Stunde! Mit der Hochzeit wollen wir ja gerne warten bis auf ruhevollere Zeiten!“ — und der Student schlingt seinen Arm um Margarethlein und zieht sie in das weite Gestühle zu den Füßen der Mutter nieder.

Gerührt legt Frau Katharina ihre Hände auf die Locken der Knieenden und sagt unter Freudenthränen innig: „Ja, Ihr habt recht, Georg — diese Stunde gehört uns — nur Gott weiß, was uns der morgende Tag bringt . . . wie Er will! und so segne Euch denn der liebe Herrgott mit seinem reichsten Segen, meine Kinder — der Geist meines seligen Herrn Doctors sei mit Euch für und für!“

Draußen im Garten singen die Klosterburschen ein altes Erntelied, das auch Luther in seiner Kantorei so gern gesungen:

„Es ist ein Schnitter, heißt der Tod,
Hat Gewalt vom höchsten Gott; —
Heut wetzt er das Messer,
Es schneidt schon viel besser —
Bald wird er drein schneiden,
Wir müssen's nur leiden.
— Hüte Dich, schön's Blümelein . . .“

Da lächelt Frau Katharina gar eigen — die Sehnsucht nach ihrem lieben seligen Herrn kömmt über sie, wie noch nie — so himmlisch milde! Leise bewegen sich ihre Lippen — für Georg und Margarethe in ihrem Glück unhörbar, beten sie: „Ja, mein lieber Herrgott, wenn es Dir jetzt gefiele, mich zu meinem seligen Herrn heimzurufen — wie so herzlich dankbar würde ich Dir folgen . . . weiß ich doch mein Margarethlein in den treuesten Händen . . . und auch meinen andern Kindern wirst Du's nicht fehlen lassen“. . .

* * *

In der Frühe des andern Morgens hält ein bescheidener, geräumiger Rollwagen vor dem alten Augustinerkloster zu Wittenberg. Es hat die ganze Nacht heftig geregnet; der Himmel ist noch jetzt grau verhangen, die Luft eisigkalt. Studenten tragen buntbemalte Truhen und anderes Geräth aus dem Kloster und stellen es auf den Wagen. Sorglich helfen sie ihrer lieben Matercula hinauf. Georg hebt seine Margaretha auf den Sitz, und der junge Student Paul Luther, ein lebensfroher, blühender Jüngling, die Elisabeth Cruciger, Kaspar Crucigers nachgelassene Tochter, die als verlobte Braut Hans Luthers, der augenblicklich noch in Königsberg unter dem Rector Sabinus Rechtswissenschaft studirt, im Hause der Frau Doctorin Lutherin die liebevollste Aufnahme gefunden hat.

Wie der Wagen davonfährt, wirft Katharina einen langen, langen Blick auf das liebe, alte Kloster, das ihre reichsten Erdenjahre umschloß — —, bis der Wagen um eine Ecke lenkt. . . Ahnt Katharina, daß es ein Abschiedsblick fürs Leben sein soll?

Mit dem gewaltigen Lutherliede:

„Ein' feste Burg ist unser Gott . . .“

schreiten die Klosterburschen hinter dem Wagen ihres Mütterchens her durch die wie ausgestorben öden Gassen Wittenbergs zum Thore hinaus — den Weg nach Torgau zu. Ihnen haben sich die Studiosen „Lippus“, Melanchthons Sohn, und „Jost“, Justus Jonas Sohn angeschlossen. Schon als Kinder waren sie unzertrennliche Spielgefährten von Luthers Söhnen. Der einundzwanzigjährige Martin Luther lenkt den Rollwagen. Er ist der einzige von Luthers Söhnen, der Theologie studirt — leider aber mehr auf Wunsch der frommen Mutter, als aus innerem Antriebe. Schon der Vater war seinetwegen oft in Sorgen. Er schreibt bekümmert: „Mein Martin ist ein loser Vogel . . . Gott möge nur verhüten, daß er sich der Rechtsgelehrsamkeit widme!“ Als Martin noch das jüngste Kind war, fürchtete der Vater oft, ihn verzärtelt zu haben. „Immer steigt der Eltern Liebe herab von den ältern Kindern zu den neugebornen, und je mehr sie der Eltern Hilfe und Obhut bedürfen, um so theurer nur sind die Kinder den Eltern. So ist mir jetzt mein Martinchen mein liebster Schatz, weil er der meisten Pflege und Sorgfalt bedarf!“ — Martin ist ein schwächlicher Jüngling — an Körper und Seele. Georg von Kurheim schreitet rüstig an der Seite seiner Margaretha dahin. Er verschmäht es, sich eines Reitkleppers zu bedienen, wie doch viele andere vornehme und reiche Studenten thun. Er will vor den ärmeren Klosterburschen und so vielen armen Professoren, die bescheiden neben dem Wagen mit ihren Frauen und Kindern einhergehen, nichts voraushaben. Es ist ein buntes Bild, diese ausziehende Universität auf der Landstraße nach Torgau zu — diese Flüchtlinge vor dem grausen Todeskuße der Pest. . . .

Die Landstraße ist von dem heftigen Regen der Nacht aufgeweicht und ausgewaschen. Große Wasserlachen stehen auf dem Wege. Die tiefen Gräben an den Seiten sind bis an den Rand mit Wasser gefüllt. Trübselig und langsam schleicht der Zug dahin. . . .

Aber — welche Verwirrung plötzlich in dem Wagenzuge . . . welche Aufregung unter den Studenten! Verworren Angstgeschrei gellt durch die Reihen: „Halt! — Zu Hilfe! — Rettet sie — unsere Matercula — Mütterchen . . . o Gott! der Wagen schlägt um“. . . Alles drängt vor, um zu helfen, die Verwirrung wird dadurch aber nur schlimmer. . . Zu spät!

Ein grauer Weidenstamm am Wege hat die Pferde vor Katharinas Wagen scheu gemacht. Vergebens strengt Martin Luther alle Kräfte an, sie zu zügeln — ein Ruck . . . und die Leine entfliegt seinen schwachen Händen . . . wild stürmen die fessellosen Thiere dahin! Vergebens sucht Georg von Kurheim, ihnen in die Zügel zu fallen — er gleitet auf dem schlüpfrigen Wege aus und stürzt zu Boden. . . . Schon rasen die wilden Pferde auf den tiefen Wassergraben zur Seite der Landstraße zu . . . angstvoll schreien Margaretha und Elisabeth auf. . . „In Gottes Namen!“ ruft Mutter Katharina und springt schnell entschlossen vom Wagen — es gilt ja die Rettung ihrer — seiner Kinder! . . . Schon hat sie die fliegenden Zügel ergriffen . . . aber ihr Arm ist zu schwach . . . ein heftiger Ruck, und Katharina wird in den Wassergraben geschleudert! Doch ihr Opfer ist nicht umsonst: die Pferde nehmen eine andere Richtung — und jetzt ist Georg von Kurheim herbeigeeilt — er darf der Retter seiner Margaretha sein.

Um ihre liebe Matercula sind die Klosterburschen bemüht. Sie haben sie — die Bewußtlose dem eisig kalten Wasser entrissen. Todtenblaß, zitternd an allen Gliedern, liegt die Mutter in den Armen ihres Paul. Laut schlagen ihre Zähne aneinander, heftige Frostschauer durchrieseln sie. Vergebens breiten die Studenten ihre Mäntelchen über ihr Mütterchen aus und bereiten ihr ein weiches Lager auf dem Wagen — schon schüttelt sie ein heftiges Fieber. Schreck und Erkältung in dem eisigen Wasser haben es ihr zugezogen. Still und traurig wie ein Leichenzug geht's weiter. Endlich hält der Wagen vor einem bescheidenen Häuschen in der Schloßgasse zu Torgau; der vorausgegangene Melanchthon hat es für die Frau Doctorin gemiethet. Trotz Margarethens sorglichster Pflege und aller Tränklein der Doctoren will das Fieber nicht weichen. Von Tag zu Tag zehren Katharinas Glieder mehr und mehr ab, immer bleicher und durchsichtiger wird das milde Gesicht — wunderbar glühen die Augen — größer und größer . . . Das Fieber ist in eine tödtliche Auszehrung ausgeartet.

„Wie Gott will!“ nickt die Mutter ihren Kindern oft mit verklärtem Gesicht zu — trotz aller Schmerzen. Die wachsbleichen, abgezehrten Hände halten ja beständig zwei wundersame Tröster auf dem Deckbett umschlungen: die Bibel und das kleine, silberne Petschaft ihres seligen Herrn Doctors. Und dies Petschaft zeigt inmitten einer weißen aufgeblühten Rose ein rothes Herz und darauf ein schwarzes Kreuz mit der Umschrift:

Ein Christenherz auf Rosen geht,
Wenn's mitten unterm Kreuze steht. . .

In gläubiger Geduld trägt Katharina Lutherin drei lange Monate hindurch ihre letzten Erdenschmerzen. Fleißig betet sie für ihre Kinder und die ganze christliche Kirche und bittet ihren Herrgott inbrünstig, er wolle die reine Lehre, die er durch ihres seligen Mannes Wort der Welt gegeben, unverfälscht unter den Nachkommen bewahren. . . .

Am 20. December 1552 geht die Dulderin heim — im 53sten Jahre ihres Lebens.

Gestärkt durch den Segen der treuesten Mutter knieen am Sterbebette: Johannes Luther, seit kurzem Kanzleirath bei Johann Wilhelm, Kurfürst Johann Friedrichs zweitem Sohne, mit dem er schon als Student in ein inniges Freundschaftsverhältniß getreten war, und seine verlobte Braut Elisabeth Cruciger, Margaretha

Lutherin und Georg von Kurheim, Paul Luther und seine Braut Anna von Warbeck und Martin Luther.

Aus der Ferne tönt ein gedämpfter Gesang der Studenten herüber — der letzte Vers jenes Ernteliedes:

„Trotz! Tod, komm her, ich fürcht' dich nit!
Eil daher in Einem Schritt!
Werd' ich auch verletzet,
So werd' ich versetzet
In den himmlischen Garten,
Auf den wir all warten —
Freue Dich, schöns Blümelein!"

O, welch ein seliges Lächeln ruht auf dem stillen, blassen Gesicht der Heimgerufenen!

Am andern Morgen stehen die Studenten traurig vor dem Schwarzen Bret der Stadtkirche und lesen einen überaus gelehrten lateinischen Anschlag, durch den der Grammatiker Melanchthon im Namen des Vicerectors Paul Eber alle Studenten einladet, ihrem Mütterchen das letzte Geleit zu geben.

Und die ganze Universität geleitet den müden Leib der Frau Doctorin zur letzten Ruhe hierunten. In der Marienkirche zu Torgau — fern von dem letzten Ruhekissen ihres lieben, seligen Herrn ist das stille Bett der Dulderin.

. . . Wenige Wochen darauf legen die Studenten auf dies Grab einen Stein, in den Meister Steinmetz ihre liebe Matercula in Lebensgröße gemeißelt hat — im Sterbekleide, die aufgeschlagene Bibel fest an die Brust gedrückt. Zur Rechten ihres Hauptes ist Luthers, zur Linken ihr eigen Wappen. Rings um den Stein stehen die Worte:

„Anno 1552 den 20. December ist in Gott selig entschlafen allhier in Torgau Herrn Doctor Martin Lutheri selige Wittwe Katharina von Bora.

Am Familientische.

Bilder aus der Kinderstube und ihre Recensenten.

(Zu dem Bilde auf S. 389.)

Man wird doch niemals müde, in die Kinderstuben mit ihrer großen Lust und ihren kleinen Leiden, mit ihrem Scherz und Ernst, mit ihren harmlosen Spielen und ihren Lernanfängen hineinzublicken; wenigstens werden die Maler nicht müde, uns daraus Scenen vorzuführen, und die Dichter nicht, uns davon zu singen und zu erzählen. Selbst große Romane führen uns ihren Helden von der Wiege an vor, und noch andere machen gar Kinder zu ihren Helden.

Man hat diese neuere Richtung der Malerei und der Poesie sehr verschiedenartig beurtheilt. Viele sehen darin ein gutes Zeichen: ein Zeugniß für den geläuterten Geschmack des Publikums wie der Kunst — eine Rückkehr zur Natur in den Erscheinungen des Menschenlebens. Andere schütteln den Kopf dazu; je weniger man sich um die Kinder selbst bekümmere, meinen sie, je weiter ab man ihr Zimmer im Hause verlege, um durch ihre lärmenden Spiele und ihr Schreien nicht gestört zu werden, je mehr man sie Gouvernanten und Pensionaten überlasse, desto lieber habe man sie auf den zierlichen Blättern des Salontisches, desto interessanter würden sie in den spannenden Kapiteln eines Romanes.

In beiden Urtheilen liegt wohl etwas Wahrheit, obgleich das letztere gewiß auf sehr pessimistischem Boden erwachsen ist und wir der Ueberzeugung sind, daß gerade durch ein Bild, das recht anschaulich das Liebliche der Kinderwelt darstellt, gar manches pflichtvergessene Elternherz nach dem Glück, das ihm so nahe lag und das es bisher vernachlässigt hatte, sehnsüchtig und zu seinen Kindern zurückgeführt worden sein mag.

Jedenfalls läßt sich beides mit einander wohl verbinden: die Liebe zu den Kindern und die Freude an Bildern aus ihrem Leben. Die treueste Mutter wird gewiß ihre rechte Lust an ihrem Konterfei auf Auguste Ludwigs Bilde haben und sich daran erinnern, wie sie ihren ältesten Jungen zum ersten Male — vielleicht auch unter dem schützenden Geleite der älteren Schwester — in die Schule schickte; oder ist sie noch nicht so weit, so kann sie hier lernen, wie man sich in einem so wichtigen Momente zu verhalten hat. Und auch der Vater wird sich daran freuen, da ihm das Bild vergegenwärtigt, was für eine sorgsame Mutter seine Frau ist. Niemand wird das hübsche Bild unbefriedigt aus der Hand legen, da es — außer der ansprechenden Hauptscene — noch allerhand enthält, was wir hier nicht aufzählen wollen. Wenn übrigens jemand meint, den Kindern selbst könnten solche Bilder schaden, da es sie eitel machen müsse, sich so oft abgebildet und verherrlicht zu sehen, so können wir ihm versichern, daß wir noch niemals eine solche Wirkung beobachtet haben. Von zwei Kindern unserer Bekanntschaft rief eins, ein frischer Junge, beim Anblicke des vorliegenden Bildes aus: „Wie langweilig!" und wandte sich zurück zu seinem Helm und Säbel; während das andere, ein Mädchen, sagte: „Aber der Junge hätte doch seine Kappe abnehmen sollen, so lange seine Mutter mit ihm sprach!" R. K.

Trocknen Fußes von Calais bis Dover.

Wie viel Versuche hat man nicht schon gemacht, um den Canal zwischen Frankreich und England zu überbrücken! Ja, ein abenteuerlicher Tunnel und ein Riesendampffloß, welches ganze Eisenbahnzüge sammt Gepäck und Passagieren aufnehmen kann, ist in Vorschlag gebracht worden. Von diesen Plänen ist man aber zurückgekommen. Eine colossale Röhrenbrücke könnte einmal einstürzen, ein unterseeischer Tunnel möchte leck werden und der gerade hindurchsausende Zug würde dann vielleicht von den salzigen Fluten verschlungen! Alle diese Gefahren kommen nicht in Betracht, wenn der neue Plan des französischen Ingenieurs Burel zur Ausführung gelangen sollte, der allerdings mancherlei für sich hat, wenn auch die Summen, welche der Suezkanal verschlungen hat, den Kosten dieses Unternehmens gegenüber klein erscheinen dürften. Die Geologen haben nachgewiesen, daß England und Frankreich einst zusammenhingen; aber der Kanal brach nach der Nordsee hin durch und Großbritannien wurde eine Insel. Burel will diesen alten Stand der Dinge künstlich wieder herstellen; er will auf beiden Seiten die Straße von Calais verengen und in der Mitte nur einen tausend Meter breiten Kanal übrig lassen, der groß genug ist, den Schiffen aller Nationen Durchzug zu gewähren. Boulogne, Folkestone und Dover, die heute am Meere liegen, sollen Binnenstädte werden; man würde aber Kanäle und Docks bei diesen Städten offen lassen, so daß sie immer noch mit dem Meere in Verbindung blieben. Gut, so weit wären wir also. Aber wie den tausend Meter breiten Zwischenraum, der noch geblieben, überbrücken? Für diesen hat Burel eine kolossale Dampffähre in Bereitschaft, die binnen fünf Minuten die ganzen Eisenbahnzüge von einem zum andern Ende transportirt, und — wie mancher wird dies gerne vernehmen — die Seekrankheit für die Passagiere in Wegfall bringt. Gerne werden unsre Leser auch ein paar Worte darüber hören wollen, wie Burel sein Werk zu bauen gedenkt. Nun, die Materialien dazu soll theilweise die See selbst liefern; große Deiche und Dämme werden in das Meer hinaus gebaut, an denen der von der Strömung mitgeführte Sand sich abzusetzen vermag. Wachsen diese künstlichen Bänke höher, so werden sie mit Steinen und Erdreich bedeckt, die aus dem Innern durch Eisenbahnen herbeigeführt werden; endlich bepflanzt man den so gewonnenen Boden mit Weiden, Sandhafer, Dünenpflanzen und fährt langsam so fort bis man das Ziel erreicht hat. Ein sehr wichtiger dem Unternehmen zu gute kommender Umstand ist der, daß die tiefsten Stellen des Kanals nur 62 Meter oder 203 englische Fuß betragen, die mittlere Tiefe aber nur 28 Meter beträgt, aber weniger als die Höhe vieler unserer öffentlichen Gebäude. Wenn das Geld nicht fehlt — und das ist die große Frage — dann glaubt Burel in spätestens zwölf Jahren sein Werk vollenden zu können. An der Möglichkeit aber, daß man in dem seichten Kanal einen Deich nach England hinüber bauen könne, darf man in unsern Tagen nicht mehr zweifeln.

Zur gefälligen Beachtung.

Mit der nächsten Nummer schließt das zweite Quartal. Wir ersuchen unsere Abonnenten, besonders die der Post, ihre Bestellungen baldigst erneuern zu wollen.

Die Daheim-Expedition.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

VI. Jahrgang. Ausgegeben am 26. März 1870. Der Jahrgang läuft vom October 1869 bis dahin 1870. **1870 № 26.**

Eine Cabinetsintrigue.

Historischer Roman von **Georg Hiltl.**

(Fortsetzung.)

Während des Kochens, welches er sorgfältig überwachte, empfing der König Berichte über den Ausfall der Jagd, machte Notizen und gab Befehle. Darüber verging die Zeit. Er ließ den Fischkessel abheben und nachdem die Gekochten sich verkühlt hatten, goß er die früher bereitete pikante Sauce darüber.

„Das wird ihnen schmecken, ich glaub's," sagte er gutmüthig lachend.

„Es wird recht gut munden," bestätigte ein alter Herr, der neben ihm stand und diesem Kochgeschäfte zusah.

„Ja, liebster Finck, ich bin's überzeugt."

„Majestät geben sich viel Mühe."

„Es muß sein, Finck. Ich kann keinen Fisch oder Fischsalat essen, wenn ich nicht weiß, w e r ihn gemacht hat. Bei den Fischen muß der Koch mehr als irgend wo anders die Finger brauchen und da will ich wissen wie die ausgesehen haben. Es geht nicht anders, Properté ist die Seele, und da will ich auch, daß meine Gäste mit Appetit dabei sind, und daß ich sauber bin, davon sind alle überzeugt."

Der König beurtheilte sich selbst sehr richtig. Es gab kaum einen Menschen, der sauberer an seinem Körper gewesen wäre, als Friedrich Wilhelm. Nach vollendetem Fischekochen wusch der König die Hände und ging in den kleinen Speisesaal, um die Vorbereitung zur Tafel anzuschauen. Sie war schon jetzt reichlich besetzt, und namentlich paradirten mehrere große Hummer in der Mitte des Tisches.

„Das ist sehr gut," sagte der König, „wenn die Seekrebse an die Reihe kommen, dann muß der Junker von Schartau gleich Oel, Essig, Salz und Pfeffer gereicht kriegen, damit er die Sauce machen kann. Er versteht es am besten."

Er ging hinaus um seinen Hausrock anzuziehen. — —

Zwei Stunden später begann der Saal sich zu füllen. Die Jagdgeladenen erschienen und musterten die Tafel. Hier und da bildeten sich kleine Gruppen, welche lebhafte Unterhaltung führten. Der Freiherr von Gundling, des Königs lustiger Rath und ein „gelahrter Herr" gab den Wißbegierigen eine kleine Vorlesung über den Ursprung von Wusterhausen zum besten. Alles war recht vergnügt — nur der Minister von Grumbkow schien verstimmt.

„Baron," sagte Baron Bossen leise zu ihm, „tragen Sie sich nicht zur Schau. Es ist eine alte Sache: Man muß Masken vornehmen."

Manteuffel gesellte sich zu den beiden. „Sie haben also nichts ausgerichtet?"

„Nein, und nochmals nein," sagte der Minister ärgerlich. „Er ist unerbittlich und will mit dem Czaren Hand in Hand gehen."

„Aber es ist zum Verzweifeln," sagte Manteuffel. „Sie haben alles erschöpft?"

„Fragen Sie doch nicht danach, liebster Freiherr. Sie können doch denken, daß ich gern Kaiserlicher Majestät Schritte erspare, die immerhin gewagt sind. Aber ich bin nur noch halb. Seit der unheilvollen Krankheit in Brandenburg haben die Weiber ein Uebergewicht. Sie sehen das Testament, dessen Inhalt vor uns, den ehemaligen Freunden, mit ängstlichem Schweigen gehütet wird. Sie wissen, daß der König, was sonst nie geschehen ist, mit der Königin in Staatssachen conferirt. Jeden Tag findet eine solche Unterhandlung statt, und erst dann, wenn die Königin ihre Ansichten ausgesprochen hat, kommen wir an die Reihe. Sophie Dorothea ist ehrgeizig, sie wird alles aufbieten, die Oberherrschaft zu gewinnen, sie ist es, welche zum Bunde mit dem Czaren räth. Es ist ein wechselvolles Spiel. In Brandenburg erlitt ich eine Niederlage — dann lächelte mir in Berlin wieder das Glück — gleich darauf, seltsamer Weise nach einer Unterredung mit Jablonski, ward der König streng und hart gegen mich, und es müßte nun etwas ganz Absonderliches geschehen, wenn ich sein Mißtrauen gegen das Frauenregiment wieder erwecken könnte. Sie begreifen aber, daß unter solchen Umständen die schwierige Verhandlung nicht zu Gunsten des kaiserlichen Willens durchgeführt werden kann, obenein, da der König durch Bonnet ohne Zweifel von irgend einer Bewegung unterrichtet wurde."

„Es geht nicht anders," sagte Baron von Bossen, „wir müssen handeln — schnell, ehe die Zeit verrinnt. Heute Nacht noch muß ich nach Wien berichten."

„Warten Sie noch ein wenig," fiel Manteuffel ein, „wir sind mit den Vorbereitungen schnell genug fertig. Versuchen wir alles. Wenn nur dieser Clement erst kommen wollte," setzte er leise hinzu. „Der König würde schnell genug von der auswärtigen Politik abgezogen werden, und Grumbkow käme in Ungnade, noch ehe — —"

Ein schmetternder Hornruf unterbrach seine Gedanken, zwei Piköre traten in den Saal und bliesen eine Jagdfanfare mit so fürchterlicher Gewalt, daß die Scheiben klirrten und die Pasteten auf der Tafel wackelten; die Nervösen unter den Gästen hielten sich die Ohren zu. Gleich darauf erschien der König. Er rief einen lauten Jagdgruß durch den Saal, dann trat der Oberjägermeister von Hertefeld an ihn heran. Er nahm dem Jagdpagen Georg von Osten einen bereit gehaltenen Pokal ab und reichte ihn dem Könige, indem er sagte:

„Wir bringen dem Jagdherrn einen Trunk,
Der schüttelt das Blut, macht frisch und jung."

Der König erwiderte darauf:

„Seid mir willkommen mit Eurem Wein:
Er soll mit Gott getrunken sein."

und trank einen derben Zug aus dem Pokale, dann rief er: „Zu Tische!" und das Mahl begann.

Wenn es bei den Officiertafeln des Königs ungenirt herging, so war dies in Wusterhausen nach der Jagd noch weit mehr der Fall. Es dauerte nicht lange, so sprangen die lustigsten der Herren auf die Stühle und riefen, die Gläser schwenkend, Hurrahs oder sehr kernige Toaste in den Saal. Der König hatte einen Kreis von Gästen um sich, zu denen auch Herr von Bossen und Manteuffel gehörten.

„Na — meine Herren," sagte er, „ich bringe Ihnen ein Jägerwohl. Heut wollen wir mal pokuliren, daß der alte Junge, der Mond, der draußen durch die Scheiben hereinblickt, sein Gesicht vor Freuden verziehen soll." Er stieß mit beiden an.

„Es ist ein Bild der Heiterkeit, welches dieser Saal in diesem Momente bietet," sagte Manteuffel, „und doch ist die Jagd das Bild des Kriegs."

Ein aufmerksamer Beobachter mußte den lauernden und zugleich schelmischen Zug bemerken, der um des Königs Lippen spielte. Er stieß mit Manteuffel an und sagte: „Es ist so, liebster Freiherr, und man thut gut, sich in der Jagd für den Krieg zu stärken. Wer weiß, wie bald es uns treffen kann."

„Majestät sind trotz ihrer Waffenmacht stets ein so warmer Freund des Friedens gewesen, daß von Ihrer Seite aus sicherlich alles geschehen würde, wenn die Eintracht Deutschlands bedroht werden sollte."

„Ohne Zweifel," fiel Manteuffel ein, „Majestät haben schon bewiesen, daß Sie den größeren Sieg — den Sieg über sich selbst erringen, daß Sie sogar: n a c h g e b e n können."

Beide Gesandte und der nicht fern sitzende Grumbkow beobachteten nach diesem Worte scharf den König. Friedrich Wilhelm, dessen gute Laune benutzt werden sollte, um ein für die Unternehmungen der heimlich Alliirten günstiges Resultat zu erzielen, ließ sich nicht im geringsten von der heitern Stimmung abbringen, welche der schöne Tag bei ihm erzeugt hatte. Er war trotz seiner natürlichen Derbheit ein sehr verschlagner und kluger Kopf, dem der klare Verstand über manches hinweghalf, was ihm an tiefer, staatsmännischer Bildung fehlte. Er merkte sogleich, daß die Herren ihn „h e r u m k r i e g e n" wollten und beschloß, jede weitere Erörterung abzuschneiden, denn mit schelmischem Lächeln sagte er, ohne Gewicht auf seine Worte zu legen:

„Aha — es soll wohl mit dem Nachgeben die Affaire wegen des Czaren gemeint sein? He! he! he! ne — ne, meine Lieben. Sie haben gestern schon im Concilium weidlich auf mich losgepaukt — aber ich bleibe fest, ich bin ein Racker, ich weiche nicht einen Moment zurück — die Russen müssen meine Bundesgenossen bleiben, sie müssen kommen, müssen durch Polen marschiren. Fiat!"

Er trank einen großen Becher leer.

„Dann freilich," sagte Manteuffel, „ist nichts zu erwidern."

„Dann allerdings müssen wir uns, um des Friedens willen, darein finden," setzte Baron Bossen mit heuchlerischer Unterthänigkeit hinzu.

„Desto besser," rief der König, „jedem sein Recht. Ich werde dann nur treuer zum Reich halten und Kaiserlicher Majestät guter Diener sein." Er wendete sich schnell zur Seite. „He, Gundling," rief er, „hat er die Jagdvorfälle gut notirt?"

„Zu Befehl, Majestät," antwortete der Rath, „es ist eine gute Sammlung schon vereinigt."

„Werde vielleicht noch mal später die ganze Sammlung zum Drucke geben," sagte der König lachend. „Es ist so wenig über dieses Leben hier in Preußen von den Scribenten gesagt worden, nur der eine, der Toland, hat drüber geschrieben. Er kann die Geschichten mal im Tabakskollegium vorlesen."

„Majestät werden mir erlauben, bis dahin inne zu halten mit meinen Vorlesungen," sagte Gundling, „denn ich habe heut schon genug müssen von meiner Kenntniß hergeben."

„So?" lachte der König, „na dann hat er doch mal was Nützliches gethan."

Die jüngeren Herren lachten und riefen Bravo.

„Ja wohl," höhnte Gundling, „aber was wirklich der Wissenschaft angehört, wollen die Herren doch nicht wissen, sondern nur von den seltsamen Geschichten, die hier im Schlosse und um dasselbe herum passirt sind."

Der König schielte während dieser Reden seitwärts zu Baron Bossen und Manteuffel, denen sich auch Rebenac angeschlossen hatte. Es entging ihm nicht, daß sie trotz aller Anstrengung doch niedergeschlagen blieben. Er beschloß daher, baldmöglichst einen zweiten, noch stärkeren Stoß zu thun, um — wie er wähnte — ihnen die Lust zu weiteren Versuchen ganz zu benehmen.

„Geschichten hier im Schlosse?" fragte er, „was wären denn das für Geschichten?"

„Ei nun, Majestät," begann Gundling mit wichtiger Miene, „es ist die Rede von dem alten Gerüchte, welches hier, wo ehemals eine wendische Burg stand, einer jenen alten Heidenpriester umgehen läßt, die in grauer Vorzeit bei Trebatsch ihre Menschenopfer verrichteten."

„Ich habe davon gehört," sagte der König, „schade, daß der alte Pfaffe nicht hierher kommt, wir könnten ihm ein Glas Wein geben. Es ist so Bauernrederei."

„Gründet sich aber auf die Historie," sagte Gundling, „denn Trebatsch war eine Opferstätte. „Treba" bedeutet Opfer."

„Und „batsch", was bedeutet „batsch"?" lachte der König, „wer mir das erklären kann — das muß ein großes Geheimniß sein."

Die bereits vom Weine erhitzten Gäste begleiteten diesen Spaß mit wieherndem Lachen, man sah es dem Könige deutlich an, wie auch er sich nicht mehr ganz den Wirkungen des reichlich genossenen Weines erwehren konnte.

„Es ist wirklich ein Geheimniß!" rief der Major von Jünger. „Und es gehört ein ganzer Kerl dazu, es auszulegen. Wir müßten uns am Ende an den Notarius Job in der Roßstraße wenden."

„An Job! an Job!" riefen die munteren Jäger.

„Dieser Notarius ist ein Narre — ein Dummkopf," rief Gundling erhitzt.

„Hör Er," fiel der König ein, „Er wird mit seinen Injurien noch vor den Richter kommen. Wie kann Er einen Mann also benennen, der den Tod voraussagt."

„Alberne Zufälle, leeres Gewäsch," zürnte Gundling, dessen Nase wie eine rothe Rübe anzuschauen war, und aus dessen Augen die Weinseligkeit funkelte.

„Job ist ein großer Mann," rief der König, dem es Spaß machte, Gundling zu ärgern, der aber trotz seiner Weinlaune die Gesandten fixirte.

„Wie können Majestät so etwas behaupten," brüllte Gundling.

„Silentium!" rief der König. „Ich kann es Ihm aus bester Quelle sagen."

Alle horchten auf, selbst die Gesandten unterbrachen ihre stille Conferenz.

„Ich halte die hier Anwesenden für ehrenhafte Leute," fuhr der König fort, „denen man wohl einen Spaß anvertrauen und von denen ich annehmen kann, daß sie nicht Gewäsche davon machen. So will ich denn mittheilen, daß ich selbst die Kunst des Job auf die Probe gestellt habe —"

Diese Mittheilung erregte eine große Sensation, da Jedermann des Königs Abneigung gegen dergleichen Dinge kannte. Er hatte jedoch die Sache als einen Spaß hingestellt, deshalb wagte denn auch Gundling zu fragen: „Und was hat denn der Jobus Euer Majestät für Unsinn vorgefaselt?"

„Ja — " lachte der König boshaft, „so fragt man die Bauern aus. Er hat mir viel gesagt, was ich für mich behalten werde. Mancherlei hat mich lachen gemacht, aber eins hat er mir gesagt, das mich nachdenklich machen könnte, wenn ich an solchen Hokuspokus glaubte."

Er wendete bei diesen Worten wie von ungefähr sein Gesicht dem Herrn von Bossen zu: „Er sagte mir nämlich," der König betonte scharf jedes Wort, „ich solle mich hüten, die Reichstruppen würden zum Einmarsch in Schlesien vorbereitet, sie würden mit den Hannöverschen vereint, unter dem Prinzen Eugen etwa so 50,000 Mann stark, in Mecklenburg die Reichsexekution vollstrecken."

Die Wirkung dieser Worte war ganz unverkennbar, denn trotz aller diplomatischen Geschicklichkeit vermochten die betreffenden Herrn doch nicht den Schrecken zu verbergen, der wie ein Blitzschlag sie durchzuckte. Der König schien es aber nicht zu bemerken, denn er fuhr lachend fort:

„Was sagt Ihr denn nun dazu? He? Wie kommt der Kerl, der Job, zu solcher Geschichte? Ich gebe zu, es ist ein bloßer toller Einfall, aber es bleibt merkwürdig, und wenn ich auf solche Dinge etwas geben wollte, würde ich andere Saiten aufziehen, so aber bin ich viel zu harmlos, was mein Jagdvergnügen heute bezeugt, ich will nur beweisen, daß der Job nicht bloß mit Schatzfinden und Ammengeschichten zu thun hat, sondern auch in hoher Politik sich umsieht — na, es war ein Spaß — aha, da kommt die Häringspastete und mein Fischsalat — das thut gut nach dem Weintrinken, frisch zugegriffen, meine Herren."

Er setzte sich nieder und begann stark in den Salat einzuhauen. Die Unterhaltung war gleich wieder im Gange, und das Gehörte ward lebhaft discutirt. Bei Herrn von Bossen und den Mitwissern des Complottes war jedoch aller Gleichmuth entschwunden.

„Die Blaspiel hat geplaudert," sagte Manteuffel zu sich selbst, „anders ist es nicht möglich. Sie ist in die Falle gegangen. Indem sie meine Warnung für den König benutzte, hat sie mir zugleich die Freiheit gegeben, mit ihrem Geheimniß nach Willen zu handeln. Meine Karten stehen gut."

„Er hat eine Spur," flüsterte Bossen.

„Ich glaube es nicht," sagte Grumbkow, ohne seine Unruhe verbergen zu können, „es sind Zufälligkeiten."

„Wie kommt der tolle Advokat zu dieser Nachricht," sagte Manteuffel, „begreife es, wer kann."

„Mir schmeckt kein Bissen mehr —" klagte Baron Bossen. „Eilen wir, nach Berlin zu kommen."

Es währte nicht lange, so erschien Manteuffel vor dem Könige.

„Majestät," sagte er, „die Ermüdung von der Jagd, das solenne Diner, dies alles hat mich so angegriffen, daß ich mich Majestät empfehlen möchte."

„So? o! thut mir leid!" sagte der König, der eben seine Pfeife in Brand gesetzt hatte. „Aber fahren Sie, liebster Freiherr!"

Gleich darauf erschien Bossen. „Majestät," begann er, „mein Körper ist nicht so sehr an die Strapatzen gewöhnt, um sie nicht stark zu empfinden. Ich möchte mich für heute beurlauben."

„Sie auch, Baron?" lachte der König unbefangen. „Na, da bin ich doch ein anderer Kerl. Fahren Sie mit Gott! Auf Wiedersehen morgen in Berlin."

Die beiden Herrn drückten sich still aus dem Saale, und ihr Verschwinden wurde nicht bemerkt. Draußen wartete Grumbkow.

„Es ist Gefahr im Verzuge," sagte Baron Bossen.

„Sie wollen also wirklich die große Scene beginnen?" fragte der Minister.

„Ohne allen Zweifel. Es drängt die Zeit. Der König muß überrascht werden."

Bossen ging die enge Treppe hinab.

„Eine Warnung ist dem Könige zugegangen," sagte Manteuffel zu Grumbkow, „woher sie kam — ich weiß es nicht."

„Ich bin überzeugt, der König denkt nicht an den Ernst der Sache," sagte Grumbkow, „sonst hätte er schon anders gehandelt."

„Gleichviel, wir müssen vorgehen."

„Und Sie glauben gegen den König etwas Großes auszurichten, wenn er Ihnen wirklich zuvorkäme?"

„Wir wollen es eben verhindern, Herr Minister," sagte Manteuffel. „Bedenken Sie wohl, daß Sie unser Alliirter sind. Sie scheinen ungewiß, auf wessen Seite Sie treten sollen — ich rathe Ihnen, bleiben Sie auf kaiserlicher Majestät Seite, denn Sie würden unter allen Umständen am schlimmsten fahren."

„Wie so, Herr Freiherr?" rief Grumbkow.

„Weil Sie ohne jeden Anhalt sein würden, wenn es mit Preußen ein böses Ende nimmt. Ich verpfände Ihnen mein adliges und Ehrenwort, daß Sie, der Herr Fürst von Dessau, selbst der Markgraf von Schwedt ausgeschlossen sind von der Regentschaft im Testamente des Königs, und daß Sie nur durch kaiserlichen Spruch zu einer Würde gelangen können, wenn der Eigensinn Ihres Königs gebeugt ist. Bleibt Friedrich Wilhelm oben — dann sind Sie gar nichts in der Zukunft: es kann daher nur für Sie ein Vortheil sein, wenn die Reichsexekution glücklich vollendet wird."

Grumbkow stieß einen Weheruf aus.

„Sie wissen das gewiß? Woher? — von wem?"

Manteuffel war schon auf der Treppe.

„Eine vertraute Freundin der Königin ist die Freundin Manteuffels!" rief er, ohne sich umzusehen.

„Die Blaspiel hat es ihm anvertraut," sagte Grumbkow. „Ich muß mit ihnen gehen."

Er eilte in den Saal zurück. Manteuffel stolperte die Treppe hinab, schritt aus dem Schlosse und eilte die lange Allee hinab zu den kleineren Häusern, wo sein Wagen wartete. Hier fand er Baron Bossen, der ungeduldig auf und niederschritt.

„Es ist keine Frage mehr: der König hat eine Warnung erhalten," sagte der Baron.

„Aber durch wen? wer kann diesem Job das Vertrauen geschenkt haben?" fragte Manteuffel lauernd.

„Es wäre nicht das erste mal, daß Charlatane die Kanäle sind, durch welche man gewisse Nachrichten sendet. Ein ungetreuer Freund könnte sich jenes Menschen bedient haben, um sich selbst zu decken. Vielleicht spielt Herr von Flemming wirklich eine Doppelrolle."

„Der Fuchs ist schlau — er hat eine Fährte," dachte Manteuffel. Sie gingen im Hofe, welche die Häuser einschlossen, auf und nieder; das Mondlicht zeichnete ihre Schatten auf den Erdboden.

„Wir gehen einer bewegten Zeit entgegen," flüsterte Manteuffel, „es kann sich ereignen, daß Friedrich Wilhelm dennoch triumphirt. Was wird dann? Die Complottiers sind ihrer schweren Strafe gewiß."

„Es ist das Loos der Politiker," sagte Bossen, „wir müssen uns auf alles gefaßt machen, sogar darauf: daß unsere Herren im schlimmsten Falle uns vollständig desavouiren."

„Er hält es für möglich," sagte Manteuffel zu sich selbst. „Ah — ich habe gut vorgebeugt. Ich kann mich auf das Zeugniß der Blaspiel berufen, ich bin gedeckt." Er fuhr laut fort: „Wenn der König hinter die Sache kommen sollte —"

„Dann werden wir, wie in allen solchen Fällen, beharrlich leugnen," fiel Baron Bossen ein. „Es sind keine Beweise vorhanden, und wer den andern bloßstellen wollte, würde sich selbst damit compromittiren."

„Aber der König ist schnell, er würde uns, ehe wir uns verantworten könnten, als Verschwörer —"

Manteuffel schrie plötzlich laut auf — er blieb wie angewurzelt stehen — seine Beine versagten ihm den Dienst.

„Um des Himmels willen, was ist Ihnen?" rief Bossen.

„Hilfe! Hilfe!" schrie der Freiherr." Es packt mich — es hat mich. Ein Gespenst ergreift mich — dies Schloß ist eine Schreckenshöhle."

„Aber wo? wo denn?" rief Baron Bossen, sich umsehend.

„Meine Beine! meine Beine," schrie der Freiherr.

Jetzt erst warf der Baron seine Blicke auf die Beine Manteuffels und erschaute zu seinem Entsetzen eine dunkle Masse, welche sich wie ein Knäuel um Manteuffels Füße gelegt hatte, zugleich bewegten sich im Dunkel des Hofes, nur hin und wieder von einem Strahle des Mondlichts flüchtig beschienen, sonderbare kleine schwarze Gestalten.

„Wir sind in einen Teufelskreis gerathen," rief Bossen, „Hilfe!"

Von allen Seiten eilten nun die Stallleute mit Laternen herbei, und jetzt erst löste sich das Räthsel. Der König hielt nämlich zu seinem Amüsement in Wusterhausen eine Anzahl Bären, von denen einige große, ausgewachsene Exemplare sogar frei umherliefen. Diese Veteranen hatten eine zahlreiche Nachkommenschaft erzeugt, welche in den Ställen, auf den Höfen ein ziemlich ungebundenes Leben führten, und eines dieser kleinen Ungethüme war so dreist gewesen, die Beine des Herrn von Manteuffel zu umklammern. Die übrigen Genossen tummelten sich in der Nähe umher und verursachten die Bestürzung der beiden Herren.

„Kommen Sie schnell aus dem verwünschten Schlosse," rief Manteuffel, „ich kann nicht sagen, welch ein Grauen ich empfinde."

Als die Gäste des Königs in später Stunde ihr Lager und ihre Wohnstätten aufgesucht hatten, blieb der Minister noch in der Nähe seines Gebieters. Herr von Grumbkow, der als ein tüchtiger Trinker bekannt war, hatte durch die verschiedenen Ereignisse des Tages den Geschmack an den Freuden der Tafel verloren und deshalb auch nicht ohne Bangen und ohne durch den Wein in muthige Stimmung versetzt worden zu sein, der Stunde entgegengesehen, wo er mit dem Könige unter vier Augen zusammentreffen mußte.

Dieser gefürchtete Moment trat ein, als der König nach Entlassung seiner ziemlich schwerfällig und wankend dahinschreitenden Gäste, sich in sein enges Schlafkabinet begab, dessen eine Ecke ganz durch einen großen, trogartig ausgehöhlten Sandsteinwürfel eingenommen wurde. In diese Höhlung wurde jeden Morgen nach einer Jagd in den Wusterhausenee Forsten das Wasser gegossen, welches der König zu seiner Reinigung in großen Quantitäten verbrauchte.

„Ich wollte mich beurlauben," sagte Grumbkow, „und fragen, ob Eure Majestät sonst nichts zu befehlen haben?"

„Für heute nicht mehr, Genmbkow," sagte der König, seine Pfeife bei Seite stellend. „Ich habe gerade genug für jetzt."

Er begann sich zu entkleiden. „Was hast Du denn zu dem Spaß gesagt, den ich mir heute mit den Ambassadeuren gemacht habe?" fragte er nach einer Pause.

„Ah — Majestät meinen den Scherz wegen der Prophezeiung des Job?"

„Ja, ja."

„Nun — es war ein wenig hart, besonders da Sie wissen, daß Herr von Bossen Ihnen aufrichtig ergeben ist."

„Weiß es wohl, und habe ihn selbst an meinen Hof gezogen. Wünsche, daß er vom Kaiser seine Bestallung als wirklicher Gesandter erhält, denn er ist ein ganz reputirlicher Mann — was auch der Dessauer und meine Frau gegen ihn sagen mögen, aber er ist sehr für des Kaisers Interesse."

„Er ist kaiserlicher Diener."

„Ja wohl. Und es ist ganz gut, wenn man seinem Herrn zu Nutzen dient — aber ich will nicht vor die Leute in Wien die Finger mir verbrennen für lauter Reconnaissance."

Grumbkow faßte wieder Muth. Er wollte der Sache auf die Spur kommen. „Es war also nur ein Scherz wegen der Nachrichten von Zusammenziehung kaiserlicher Truppen?"

„Nicht so ganz. Bonnet hat uns schon allerlei angedeutet, und der Job hat mir Dinge gesagt, die ganz mit dem, was Bonnet meldet einen Accord abgeben, aber ich bin nicht gewillt, alles zu glauben, zumal, da ich nicht sicher weiß, werde aber an Schwerin nach Wien einen extraordinären Envoyé absenden, um zu erfahren, was da gestunkert wird. Man wird mir kennen lernen, wenn es zu arg gemacht werden sollte und ich rathe jedem: Diene dem Herrn treu, der Dir angestammt ist, sonst wird es böses Spectaculum geben. Wer mir zugethan ist, dem werde ich in Zukunft schon lohnen, aber die ungetreuen Knechte werde ich mit einem Donnerwetter abstrafen."

„O Majestät," sagte Grumbkow, „das wäre ganz recht gehandelt, und wer Ihnen dient, der denkt überhaupt nicht an Lohn."

„Na — na. Du nimmst manchmal recht gerne."

„Wenn mich Ihre Gnade bedenkt — warum sollte ich nicht? Dafür bin ich stets ergeben, und diene Ihnen, obgleich ich weiß, daß glänzende Auszeichnungen meiner nicht warten, wenn mal eine plötzliche Aenderung oder so etwas eintreten sollte."

Der König wendete sich betroffen um.

„Hm," sagte er, „Du spielst wieder auf solche Fälle an, wie schon einer da in Brandenburg hätte eintreten können. Die Verhandlung sitzt Dir auf der Leber, die ich insgeheim aufschreiben ließ."

„Durchaus nicht, Majestät," rief Grumbkow, dessen intriganter Character den richtigen Augenblick herannahen sah, „durchaus nicht. Wenn Sie etwas geheim halten wollen, so ist das Ihre Sache, obwohl es recht gut wäre, Sie suchten sich immer Ihre Leute aus, denn manchmal sind vielleicht gerade diejenigen am verschwiegensten, die nicht bei der Sache betheiligt oder mit ihr bekannt sind."

„Was sollen nun wieder diese Flausen bedeuten?"

„Ich will nur damit sagen: daß ich nach wie vor Euer Majestät treuer Diener bin und mir das vorher Gehörte nicht anzunehmen brauche, denn ich diene ohne Hoffnung auf höheren Lohn, weil ich genau weiß, daß ich nicht genöthigt worden bin, in Euer Majestät Testament bei etwa eintretendem Unglücksfalle als vormundschaftlicher Regentschaftsrath zu figuriren — auch der Herr Fürst ist davon ausgeschlossen — ebenso wird der Herr Markgraf von Schwedt einer solchen Ehre nicht theilhaftig werden. Wir wissen das alles genau und dienen doch ohne Murren und mit demselben Eifer foet und fort."

Er beobachtete genau die Eindrücke seiner boshaften Rede, sie machte den König zornig, das konnte der Minister deutlich sehen, denn die beiden gabelförmig auseinandergehenden Stirnadern Friedrich Wilhelms schwollen sofort an.

„Woher weiß Er das alles?" rief der König, „Wer hat ihm das gesagt? Ich will es wissen."

„Majestät werden nicht verlangen, daß ich jemand anklagen soll. Das wäre eine Handlung, die nicht cavalierement genannt werden dürfte. Genug — ich weiß es."

„Aber ich will die Person kennen! Ich hoffe doch nicht, daß Prinzen oder Canisius ihre Eide vergessen haben?"

„Es ist also richtig," sagte Grumbkow zu sich. „Wir sind ausgeschlossen. — Ich muß die Ereignisse kommen lassen, Majestät," sagte er laut. „Denken Sie nur ein wenig nach. Wer kann außer den Herren Räthen und Ihrer Majestät der Königin wohl von dem Inhalte des Testamentes Kenntniß haben? Welche Person ist mit dem Vertrauen beehrt worden, das sie ohne Zweifel täuschte? Ich erhielt die Weisung durch einen dritten, den ich nicht nennen werde."

Der König senkte das Haupt und dachte einige Minuten nach, dann erhob er es, und sagte mit zorniger Stimme:

„Es kann also nur die Blaspiel gewesen sein."

Grumbkows Augen schossen einige Blitze der boshaftesten Freude, aber er blieb still, zuckte die Achsel und verneigte sich.

„Wenn ich nicht die Wirthschaft an meines hochseligen Vaters Hofe so recht von Grund aus kennen gelernt hätte, würde ich vielleicht weniger mißtrauen. Aber so bin ich dahin gekommen aufzupassen, wie Castor, mein erster Vorstehehund — ich sage Ihm, Grumbkow: Gehe Er zu Bette und nehme Er die Gewißheit von mir mit: Die meisten Menschen taugen nichts, und wenn ich auch für einen Tyrannus ausgeschrieen werde, weil ich manchmal furchtbar dazwischenfahre, wer so was gelernt hat wie ich, der wird nicht anders agiren. Ich kann also doch niemandem trauen! — Adieu.

Grumbkow, froh einen Abschluß gefunden zu haben, verließ das Zimmer. „Sie wird geliefert sein," frohlockte er.

„Morgen werde ich das Dokument zurücknehmen," sagtr der König zu sich, als er allein war, und dann soll es an ein Gericht gehen über die Schwätzer. Will mir schon Ruhe verschaffen im Hause — nachher draußen. — Pfui! pfui! abscheulich so das Vertrauen zu mißbrauchen — aha Madame! meine gute Frau Gemahlin, habe oft genug gewarnt — muß immer eine Vertraute haben — geht nicht anders — pfui! werde mal reinen Tisch machen — habe selbst der Blaspiel zu viel getraut."

Er klingelte. Abt, der Kammerdiener, trat ein.

„Auf morgen früh um sieben Uhr die Kalesche nach Berlin," befahl der König. „Zur Ruhe jetzt." Er löschte seine Lampe. „Was werde ich noch alles hören," murmeltee er, die Bettdecke über sich ziehend.

Klagend strich der Nachtwind um die Zimmer des kleinen Jagdschlosses, und ein heiseres Geheul tönte aus der Ferne.

„Es sind meine Bären," sagte der König. „Die Bestien haben es zuweilen besser als Unsereiner, sie wissen, wo sie hingehören, und daß ihnen keiner böse Streiche spielen darf, wenn sie auch noch so brummig und malitiöse sind. Na wartet nur — ich will aufräumen, wenn ich erst in Berlin bin."

(Fortsetzung folgt.)



Zum Kampf.

Nach seinem Gemälde gezeichnet von C. Kröner.

Ein Hirschduell.

(Zu dem Bilde von Kröner auf S. 405.)

Siegreich hat die Sonne eines frischen Herbstfrühmorgens die weißen wogenden Nebelschwaden niedergekämpft, welche noch vor kurzem bei bleichem Zwielichtschimmer wallend den weiten Wald durchzogen und überdampften. Nun haben sich die feuchten Dünste als tropfbar glitzerndes Perlengeschmeide an Halm und Blatt geheftet, welches in rosigflammendem Morgenlicht an und unter dem goldlaubigen Gezweig so wunderbar farbenprächtig funkelt und blitzt, daß das Auge, trunken vom Anblick solch entzückend schönen Naturbildes, nicht müde wird, dem wechselvollen Spiel von zitterndem Licht und zauberisch blinkendem Schmelz zu folgen. Aber auch das Ohr wird gefesselt von anheimelndem melodischen Getöne, womit die lebendige Vogelwelt das prangende Gehege erfüllt, das die muntere geflügelte Schar schon jetzt, noch ehe des Herbstes bunt schimmerndes Laub zur Erde sich bettet, reiselustig durchflattert, um es bald auf lange Zeit mit den immergrünen Fluren und Wäldern des Südens zu vertauschen. Löset sich aber doch auch bereits leise brickelnden Tones manch purpur und golden gefärbtes Blatt thaubeschwert aus hoher Baumeskrone, um schwankenden Falles am Mutterstamm den Boden zu decken oder, durch Winde weithin verweht und dabei vom Wellenschlag des angrenzenden weiten, weiten Sees erfaßt, nach dem jenseitigen Gestade an den wasserbespülten Saum dichten Geröhrigts oder auf fremdes, ödes, höchstens mit dunkeln Föhren bestandenes Uferland verschlagen zu werden.

Raschelnden Schrittes, der schon über viele gewelkte Blätter streift, wandern wir tiefer hinein in den stillen Forst, dessen unendliche Erhabenheit das menschliche Gemüth ja stets so tief ergreift. Weit drinnen aber, so recht im Herzen der unberührten Waldeinsamkeit, wird es immer stiller und stiller, denn selbst die trauten zwitschernden Vögelchen alle, die gerade um jetzige Zeit vorzugsweise die Ränder und buschigen Ausläufer des Waldes zu durchstreifen pflegen, fehlen hier, und nur der einsiedelerische Specht, der die alten hohlen Bäume seines Reviers unermüdlich beklopft, gibt Zeugniß von Leben in dieser sonst gänzlich lautlosen Natur.

Doch plötzlich und um so gewaltiger ertönt nun ein dröhnender, gurgelnder, langgezogener Schrei durch die Grabesstille des weiten Gebietes — es ist eines freien Edlen, des brunsterregten Hirsches gewaltiger Ruf. Hochbegeistert vor Wonne und angehaltenen Athems lauscht der Waidkundige diesem für sein Ohr wahrhaft berauschend herrlichen Tone, und ungesäumt wenden sich dessen behutsamen Schritte nur noch dem einen Ziele zu — den sich so laut verkündenden Waldfreiherrn auf seinem Standort aufzusuchen und zu erspähen. Bei günstigem Wind und geleitet von dem wiederholt ertönenden leidenschaftlichen Ausdruck des Hirsches gelingt dies auch leicht und zwar gerade in dem glücklichen Momente, da sein herausfordernder Ruf ihm einen Gegner zugeführt, der, an weitzackiger Kopfzier stärker selbst als der stattliche Platzhirsch*), jedenfalls von weit her, aus einem wildarmen Reviere, eingewechselt ist; auf fremdem Boden erringt er sich einen Harem, denn der hochgekrönte Nebenbuhler erscheint noch einsam, ungeliebt auf verheißender Stätte, hier dem glücklicheren, von seinem Trupp umgebenen Gegner trotzig kühnen Muthes die Fehde anzubieten. Schon ist der kecke Eindringling dazu trollenden Laufes bis zu einer alten halbgeborstenen Weide vorgedrungen, die das sumpfige Ried, den Wahlplatz, überhängt, um hier den im tiefen Schatten noch frischgrüner Erlen ihm gegenüberstehenden Gebieter seines erwählten Revieres durch erneuten Forderungsruf zum Kampf zu reizen.

Zornmüthigen, wilden Blickes messen sich so in geringer Entfernung die beiden kampfgerüsteten ebenbürtigen Recken; dann aber fliegt der schwer erzürnte Schützer seines Trupps wuthschnaubend dem frechen Nebenbuhler entgegen, und prasselnd schlagen die scharfen Waffen der beiden Eifersüchtigen ineinander, daß es laut schallend, wie von brechendem Geäst, durch die hellhörige Herbstluft klingt, und Schlag auf Schlag folgt nun in toller Hast dem ersten gewaltsamen Zusammenstoß. Lange bleibt der erbitterte Kampf unentschieden, denn Stärke und Gewandtheit sind auf beiden Seiten gleich. Doch endlich bringt ein rückwärts gedrängter Schritt den ritterlichen Verfechter seines guten Rechts in eine bodenweichende Sumpfstelle und dadurch zu jähem Falle, wobei ihm zugleich der wüthend nachdringende Gegner mit einem gewuchtigen Schlag seines knorrigen Geweihes so schwer verwundet, daß der Gestrauchelte sich nun verloren gibt. Denn hochaufbäumend rafft der Verletzte sich zwar im Nu wieder empor, aber seitwärts ausbiegend vermeidet er jetzt entschieden die Fortsetzung des blutigen Straußes; vielmehr schmerzverrathend flüchtig, wie ein Waidewundangeschossener, übereilt er die von stahlgesehnten Läuften zertretene Arena, um im dichtgeschlossenen Gehölz zu verschwinden, jedenfalls dem nächsten Wasser zuzuziehen, dort die geschlagene, vielleicht tödtliche Wunde zu kühlen.

Nachdem der Sieger mit unversöhnlichem Trotz den Fliehenden eine Strecke verfolgt hat, ruft er diesem nun noch einmal in voller Mächtigkeit seiner markigen Stimme einen echorollenden Fehdeschrei nach — doch ohne Erwiderung zu finden. Dann erst umkreist er fliegenden Athems und mit zitternden Weichen den tapfer erkämpften Trupp wild, die einzelnen Glieder desselben eng zusammentreibend, als fürchte er ein Nachfolgen dieser auf der Fährte ihres früheren Gebieters. Doch die rothhäutigen Schönen wissen den entschlossenen Muth und die Kraft ihres neuen Bewerbers zu würdigen. Ruhig, wie sie den Kampf betrachtet, überlassen sie sich nun auch willig des Mächtigen Führung und Gunst, der dabei aber, noch immer höchst aufgeregten Sinnes, nicht müde wird, fortgesetzt weithin schallende Drohrufe durch den stillen Forst ertönen zu lassen, bis er doch endlich, dem höher steigendem Tage Rechnung tragend, mit seinen errungenen Edeldamen, nur noch halblaut dazu murrend, gen Holz zieht.

Und mit dem Verschwinden dieser lebendigen Staffage aus dem nun überall sonnendurchflirrten hellbeleuchteten Waldfleckchen ist's auch gleichzeitig wieder ruhig geworden, so still wie das schweigsame Grab. Am Abend aber dürfte es wieder um so reger werden, sollte auch nur der Eine, der Sieger vom Morgen, den kühn erstrittenen und behaupteten Platz betreten, um hier aus heißathmiger Brust neuen Liebesruf und Fehdeschrei erklingen zu lassen, während der arme Verdrängte vielleicht nicht weit von seinem ehemaligen Serail, am schilfigen Ufer des nahen Weihers seinen Tod gefunden und gebrochenen Auges das schöne Haupt in nassen Bruch bettet.

Guido Hammer.

*) Platzhirsch: ein Hirsch, der an einem bestimmten Orte, und gerade zur Brunstzeit, festen Stand hält.

Zur Charakteristik der Frauenfrage.

Von Dr. Robert Koenig.

III.

Der Lette-Verein und der Victoriabazar in Berlin. — Die Frauenbildungsvereine und die Frauenconferenzen. — Gebrechen der Mädchenerziehung und des Töchterschulwesens. — Winke zur Reform. — Betheiligung der Inneren Mission an der Lösung der Frauenfrage.

Wie ich in meinem ersten Artikel es bereits ausgesprochen, hat auch in Deutschland die Frauenbewegung die Irrwege der falschen Emancipationsidee durchmachen müssen, ehe sie in die richtigen wirthschaftlich-pädagogischen Bahnen einlenkte. Allerdings hatte schon im Jahre 1863 Fanny Lewald durch ihre „Osterbriefe für Frauen" den Weg dahin gewiesen; das siegreiche Durchdringen dieser gesunden Idee ist indeß das Verdienst des verstorbenen Präsidenten Dr. Lette in Berlin, der im Oktober 1865 — zur selben Zeit, als in Leipzig die noch weiterhin zu erwähnende erste Frauenconferenz tagte — im Vorstande des „Preußischen Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen" eine „Denkschrift über die Eröffnung neuer und die Verbesserung bisheriger Erwerbsquellen für das weibliche Geschlecht" zur Berathung vorlegte. Aus den Verhandlungen und Besprechungen über diese Schrift ging dann noch zum Schluß desselben Jahres der „Berliner Verein zur Förderung

der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechtes" hervor, der neuerdings — zur Erinnerung an seinen Stifter — sich kurzweg „Lette-Verein" nennt. Nach dem Vorgange und Vorbilde dieses unter dem Protektorat der Kronprinzessin von Preußen stehenden Vereines haben sich seitdem eine Reihe ähnlicher Vereine in Bremen, Breslau, Carlsruhe, Stuttgart, Wien, Prag ꝛc. gebildet, die mit ihm dasselbe Ziel verfolgen. Was diese Vereine wollen und erstreben, sagt uns am besten der erste Paragraph der am 27. Februar 1866 in der ersten Generalversammlung genehmigten Statuten des Berliner Vereines, da die der Schwestervereine nur Varianten dazu bilden. Er lautet:

Zweck des Vereins ist die Förderung der Erwerbsfähigkeit der auf eigenen Unterhalt angewiesenen Frauen und Jungfrauen. Zur Erreichung dieses Zieles werden vorzugsweise ins Auge gefaßt:

1) Beseitigung der der Erwerbsthätigkeit der Frauen entgegenstehenden Vorurtheile und Hindernisse;

2) Beförderung von Lehranstalten zur Heranbildung derselben für einen gewerblichen oder commerciellen Beruf;

3) Nachweisung gewerblicher Lehrgelegenheiten, und Vermittelung der Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmerinnen, soweit nicht durch bestehende Anstalten bereits genügende Vorsorge dafür getroffen ist;

4) Begründung von Verkaufs- und Ausstellungslokalen für weibliche Handarbeiten und künstlerische Erzeugnisse;

5) Schutz selbstständig beschäftigter Personen weiblichen Geschlechts gegen Benachtheiligung in sittlicher oder wirthschaftlicher Beziehung, vorzugsweise durch Nachweisung geeigneter Gelegenheiten für Wohnung und Beköstigung.

Die Vereins-Wirksamkeit zu 3 und 5 erstreckt sich nicht auf die in Fabriken und beim Landbau beschäftigten Handarbeiterinnen, auf Dienstboten, Wäscherinnen und dergleichen.

Vier Jahre sind seitdem verflossen. Wie hat der Verein seine Aufgabe gelöst? Was hat er gethan, um seinen Zweck zu erreichen?

Die Thätigkeit des Lette-Vereines begann in einem für alle wirthschaftlichen Bestrebungen sehr ungünstigen Jahr; und als er im ersten Aufblühen begriffen war, starb sein Stifter, Dr. Lette. Das macht die bisher nur geringen Resultate, wie die Schwankungen und Wandlungen in seiner bisherigen Arbeit erklärlich.

Doch zum Thatsächlichen. — Durch öffentliche Vorträge, Broschüren und Artikel in großen Zeitungen und Journalen (u. a. im „Bazar") hat der Verein Nr. 1 des obenmitgetheilten Paragraphen auszuführen gesucht, außerdem durch Petitionen bei dem preußischen Handelsminister und später beim Norddeutschen Reichstage um Zulassung weiblicher Bewerberinnen zum Post- und Telegraphendienst, und durch andere Bemühungen bei Geschäftsleuten ꝛc. Es gehört dies zu den schwierigsten Aufgaben des Vereines, deren völlige Lösung Jahrzehnte erfordern wird, um so mehr, als manche Vorurtheile denn doch auch ihren guten Grund haben; so das allgemeine gegen die Anstellung weiblicher Commis neben den männlichen, die selbst dann ihre großen Bedenken behalten würde, wenn einmal ein ganz neues Geschlecht von männlichen Commis das jetzige vorwiegend sehr leichtfertige ersetzen sollte!

Der bisherige Mangel an Nachfrage nach der weiblichen Thätigkeit macht die Ausführung der Nr. 3 ferner äußerst schwierig, und Dr. Dühring hat gewiß recht, wenn er auf eine „natürliche und allmähliche Entwicklung des weiblichen Erwerbs" dringt, da das erstrebte Ziel nur erreicht werden kann, wenn Nachfrage und Angebot sich genügend decken, während „ein fortbestehendes Ueberangebot nur noch zu größerer Abhängigkeit der Frauen führen muß". Am besten dürfte diesem Zwecke das „Arbeitsnachweisungsbureau für Stellensuchende Frauen" entsprechen, das der Verein ins Leben gerufen hat und das schon vielen hunderten von Frauen Arbeit vermittelt hat. Im ersten Jahre seines Bestehens erhielten 128 Personen Beschäftigung, resp. feste Stellen durch seine Vermittlung, darunter 16 Erzieherinnen, 9 Bonnen, 3 Wirthschafterinnen, 3 Buchhalterinnen, 3 Kopistinnen ꝛc. Seitdem hat sich die Zahl der Nachfragenden bedeutend gesteigert und damit die der vermittelten Stellen. Im Jahre 1869 haben 160 Personen feste Stellen und 194 zeitweilige Beschäftigung erhalten. Es versteht sich von selbst, daß die Vermittlung für Arbeitgeber, wie für Arbeitsuchende ganz kostenfrei geschieht. Die mit der Leitung des Bureaus betraute Dame wird von Seiten des Vereines honorirt. Aehnliche Bureaux sind neuerdings auch in Bremen und Breslau entstanden.

Der Nr. 2 ist durch die unter dem „Patrocinium" des Vereines — wie es im II. Berichte heißt — stehenden Anstalten von Herrn Lohff und Prof. Clément, die eine Vorbereitung erwachsener Mädchen für Handel und Gewerbe im Auge haben, entsprochen worden. Uebrigens steht gegenwärtig nur noch die Lohffsche Anstalt in diesem Verhältniß zu dem Verein; doch hat derselbe in beiden genannten Anstalten, wie auch in der Scholz-Troschelschen Zeichenakademie für Damen und im Gewerbemuseum mehrere Freistellen begründet.

Nach den Statuten sollten ferner Verkaufs- und Ausstellungslokale für weibliche Handarbeiten gegründet werden. Schon am 24. Mai 1866 wurde zu diesem Zwecke der Victoriabazar unter Leitung des Seidenfabrikanten Weiß eröffnet. Die Organisation und Fortbildung dieses Institutes hat die Kronprinzessin von Preußen sich aufs eingehendste angelegen sein lassen. Ihr ist es insbesondere zu danken, daß der Bazar über den schweren Anfang im Jahre 1866 hinweggekommen ist. Aber auch seitdem hat sie sich durch bedeutende Aufträge, durch Lieferung selbsterfundener Muster und durch Geschenke um das Gedeihen dieses Institutes verdient gemacht. Hier finden nun erwerbsbedürftige Frauen Gelegenheit, ihre Arbeit entweder sofort zu verkaufen, oder zum Verkauf gegen mäßige Procente auszulegen; hier wird jeder Dame, die es wünscht, Anweisung zu Theil, wie sie sich erwerbsfähig machen kann, dadurch daß unzureichende Arbeit corrigirt und darüber Belehrung gegeben wird, welches die lohnendsten Zweige der Frauenarbeit sind. Der Victoriabazar hat die unter den Frauen bestehende Noth in erschreckender Weise bloßgelegt. Es hat sich herausgestellt, wie groß die Zahl der Arbeitsbegehrenden ist, wie schlecht sie bisher bezahlt wurden (eine achtbare Beamtenwittwe z. B. nähte Crinolinen, 12 Stück für 15 Sgr.); es hat sich freilich auch gezeigt, wie viele der arbeitsuchenden Damen noch gar nicht zu arbeiten verstehen und es auch oft nicht lernen wollen. Aber wie gering sind seine Dienste gegenüber dem Bedürfnisse gewesen! „Von fast 3000 Personen," sagt K. Weiß, der Vorsteher des Bazars, „die sich im Laufe von ca. 4 Jahren mit Bitte um Versorgung und Arbeit an mich gewandt haben, konnte ich nur 200 nützlich werden*)." Und 43,417 berufslose Frauen weist die Statistik von Berlin nach. Noch von ca. 24,500 unglücklichen Wesen weiblichen Geschlechtes spricht die Statistik von Berlin, und ich fürchte, sie unterschätzt eher diese Zahl, als daß sie sie überschätzt. Und wer will es bestreiten, daß hunderte von ihnen, wenn nicht tausende, diesen jähen Weg abwärts ins Verderben dadurch getrieben werden, daß ihnen andere Wege verschlossen sind, und daß sie keine Hand der Liebe zurückhält, ehe es zu spät ist.

In dem Hause des Victoriabazars befindet sich ferner das Victoriastift, das 19 Damen eine Heimat bietet, die entweder einzeln oder zu zweien dort billig und anständig wohnen können und denen ein gemeinsames Conversationszimmer mit Bibliothek und Piano stets zu Gebote steht. Dazu kommt ferner noch das Zuschneideatelier des Victoriabazars, in dem sowohl jüngere Kräfte angelernt, als auch eigene Modelle für Mäntel, Kindergarderobe ꝛc. hergestellt werden. Endlich enthält dieses für die Frauen so wichtige Haus noch ein Damenrestaurant, ein höchst nothwendiges Etablissement in einer so großen Stadt wie Berlin, für die zahlreichen Lehrerinnen ꝛc., die außerhalb ihrer Wohnung ihrem Berufe obzuliegen genöthigt sind.

Am Tage der Einweihung dieses Hauses, am 1. October 1868 (der Bazar hatte sich bis dahin in einem Nebenhause befunden) wurde gleichzeitig darin eine Frauenindustrieausstellung eröffnet, die neben vielen tüchtigen Sachen freilich auch vielen Tand zeigte.

Seit Anfang dieses Jahres hat sich der Verein von dem Victoriabazar losgesagt**); seinem Vorsteher Karl Weiß steht seitdem ein Damencommittee zur Seite, an dessen Spitze Dr. Lettes Tochter, Frau Schepeler-Lette, getreten ist. Dieses Damencommittee hat die Einlieferung, Annahme und Taxatur der sämmtlichen Bazargegenstände übernommen, und überwacht außerdem eine Nähschule, eine Spar- und Vorschußkasse für Frauen und einen Maschinenfond, der armen Frauen Näh- und Strickmaschinen auf Abzahlung gewährt.

*) Vergl. Der Nothstand unter den Frauen und die Abhilfe desselben. Von Karl Weiß. Berlin 1870.

**) Der Victoriabazar steht aber nach wie vor unter dem Protektorat der Kronprinzessin; das Victoriastift bleibt in den Händen des Vereines.

Es ist mir unbekannt, aus welchen Gründen diese Trennung geschehen ist; jedenfalls ist sie bedauerlich, denn der Victoriabazar repräsentirt die Verwirklichung eines der wichtigsten Ziele der Frauenerwerbvereine, und zugleich das am leichtesten erreichbare und durchführbare. Dagegen ist die Aufgabe, neue Erwerbszweige dem weiblichen Geschlechte zu eröffnen, eine ganz besonders schwierige.

Allerdings stellen sich im ganzen heute die männlichen Arbeiter uneigennütziger zu der Frauenconcurrenz, als im Jahre 1848, wo der in Frankfurt versammelte Schneidercongreß verlangte, es solle in die Reichsverfassung als ein Hauptgrundrecht aufgenommen werden: „der internationale und nationale Schutz für das von ihm vertretene Gewerbe und Ausschluß der Frauen selbst von der Anfertigung weiblicher Kleidungsstücke," wie denn auch noch 1862 die Pariser Setzer einen Strike machten, als einige Buchdruckereibesitzer Setzerinnen anstellen wollten. Aber wenn dergleichen auch heute vielleicht nicht mehr zu befürchten wäre, so fehlt es doch den Frauen an der rechten Vorbildung für die meisten Berufsarten, die sich ihnen noch neu eröffnen könnten.

Der Lette-Verein — auch nachdem er im vorigen Jahre das Ziel „zur Förderung höherer Bildung" dem alten „zur Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechtes" in seinem Titel hinzugefügt — hat bisher für diese pädagogische Seite der Frauenfrage, die man auch die Mädchenfrage nennen könnte, nicht viel mehr gethan, als die meisten der Frauenbildungsvereine, deren erster am 24. Februar 1865 zu Leipzig gegründet wurde und als der daraus hervorgegangene Allgemeine deutsche Frauenverein, als dessen Organ die „Neuen Bahnen" seit Anfang 1866 erscheinen.

Die Frauenbildungsvereine beschränken sich nämlich meist auf die Leitung von Fortbildungsstunden für Ladenmädchen, Nätherinnen rc. — auch Dienstmädchen, soviel ich weiß — und auf die Veranstaltung von Unterhaltungsabenden für Frauen und Mädchen der mittleren und niederen Stände. So löblich nun auch der Zweck dieser beiden Einrichtungen ist, scheint die Ausführung — nach den Berichten zu schließen — doch etwas hochgehalten zu sein, und die Berichte einiger Frauenbildungsvereine wenigstens machen den Eindruck der Ueberschwänglichkeit und einer gewissen Redeseligkeit der Leiterinnen; die praktischen Gesichtspunkte scheinen oft gar zu sehr zurückzutreten, wie denn in der Leipziger Fortbildungsschule die Stunden im Schneidern und Handarbeiten aus dem Plane gestrichen worden sind, weil sie gar nicht besucht wurden, während — auf den dringenden Wunsch der Schülerinnen — die Unterrichtsgegenstände auf zehn, darunter Französisch und Englisch, erweitert worden sind.

Ebenso wenig wie die Frauenbildungsvereine, werden die alljährlichen Frauenconferenzen, deren erste von dem Leipziger Verein berufen wurde, die pädagogische Seite der Frauenfrage lösen. Ich lege diesen Versammlungen überhaupt wenig Werth bei, will sie aber auch nicht gerade verwerfen, namentlich wenn sie, wie die Berliner Frauenvereinsconferenz im November vorigen Jahres der Mitwirkung des Mannes den gebührenden Raum lassen. Auch mißbillige ich es nicht, daß Frauen auf solchen Versammlungen ihre Meinung äußern; nur das Präsidium sollten sie den Männern überlassen, denn dazu gehört Mannesblick und Mannesruhe, wie zur Direktion eines Orchesters, die ich auch von den stärksten Frauen noch nie habe beanspruchen hören.

Wenn ich nun nach meiner vorstehenden Darlegung das Hauptgewicht in der Lösung der Frauenfrage auf die der Förderung der Frauenerwerbsfähigkeit vornehmlich gewidmeten Vereine lege, so halte ich doch die der pädagogischen Seite gewidmeten Bestrebungen, die ja übrigens auch mit in das Gebiet jener fallen, für höchst wichtig; nur meine ich, daß diese Aufgabe eine so umfassende ist, daß sie nur durch die vereinten Bemühungen der Familie und der Schule gelöst werden kann; denn aus langjähriger Erfahrung als praktischer Töchterschulmann kann ich es bezeugen, daß unsere ganze Mädchenerziehung einer gründlichen Reform bedarf; wie auch eine höhere Autorität, Dr. Wiese, es ausgesprochen hat: „Das ganze Mädchenschulwesen gleicht einem Garten, in welchem es neben sorgfältig gepflegten Beeten noch viele wildverwachsene Stellen gibt." Das gilt aber von der häuslichen Erziehung der Mädchen ebensowohl als von der öffentlichen.

Ohne dieses Thema hier erschöpfen zu können, sei es mir gestattet, in einigen Sätzen die Hauptgebrechen der modernen weiblichen Erziehung hervorzuheben, wie ich sie erkannt habe, und einige Winke für die Heilung hinzuzufügen, wobei man mir die etwas apodiktische Form zu gute halten wolle, da die Grenzen des Daheim mich nöthigen kurz zu sein.

1) Es wird in der Mädchenerziehung zu oft vergessen — und auch in frommen Häusern — daß Gott das einzige wahre Centrum des Lebens für uns alle, und daß „Ihm zu leben" Gesetz für Mann und Frau ist. Statt dessen wird das Mädchen zu ausschließlich für den künftigen Ehemann erzogen oder vielmehr im trügerischen Hinblick auf die Versorgung durch die Ehe. Charakteristisch dafür ist's, daß von unserer jungen Damenwelt selbst eine Novelle nicht mehr goutirt wird, die nicht mit einer Heirath schließt! Was wird aber aus solchen Mädchen, die oft zu dreien, vieren zurückbleiben, mit der Mutter und Brüdern auf eine karge Wittwenpension angewiesen, wenn der Vater frühe stirbt!

2) Bewußt oder unbewußt, wird der Rousseausche Lebenszweck des Weibes: „zu gefallen" den Mädchen von klein auf eingeprägt; und auch der Unterricht in manchen Töchterschulen ist nur darauf berechnet, zu dem Kleiderflitterwerk einiges geistige hinzuzufügen, was gerade ausreicht, um in einer Soirée oder auf einem Balle mit den Herren über alles und nichts zu reden. Gott zu gefallen, sollte vielmehr der Ausgangs- und Zielpunkt der weiblichen Erziehung sein.

3) Während auf die Erziehung der Knaben — von denen man sonst wohl sagt: „die werden sich schon durchs Leben schlagen" — alle mögliche Sorge, Mühe und Kosten verwendet werden, ist die Töchtererziehung oft ein Stück- und Flickwerk von Anfang bis zu Ende, in der noch am meisten für Musikunterricht verausgabt, wenn auch oft am wenigsten geleistet wird.

4) Vom 6., 7.—14. Jahre soll das junge Mädchen in immer stärker anwachsenden, überfüllten Klassen*) alle möglichen Kenntnisse und Fertigkeiten erlangen, treibt hohe Wissenschaften und Literaturgeschichte, schreibt Aufsätze über die größten Probleme — dann ist es fertig; vielleicht geht es noch in eine Waadtländer oder Brüsseler Erziehungslocomotive, wo young ladies finished d. h. vollends kaleidoskopartig fertig gemacht werden; und nun ist die junge Weltdame vollendet. An Sicherheit in praktischer Näharbeit, an Zuverlässigkeit in der Ausführung der für den Hausbedarf nöthigen Sachen, an Uebung im Flicken, Stopfen und Ausbessern, an praktischer Betreibung des Rechnens, Zeichnens rc., an sicherer Nutzanwendung des Gelernten fehlt es meist ganz und gar.

5) Alles Ebenmaß zwischen häuslicher und Schulerziehung, zwischen körperlicher und geistiger Ausbildung; aller stufenartige Aufbau des Gelernten; alle Berücksichtigung der verschiedenen Stände und noch mehr der verschiedenen weiblichen Begabung fehlt — mehr oder minder — in dem modernen Mädchenschulwesen.

Denn daß ich es hier einschalte; — wenn man uns Freunden eines erweiterten Gesichts- und Lebenskreises der Frauen vorwirft, wir wollten lauter Gelehrte, Künstlerinnen rc. aus ihnen machen, so sage ich im Gegentheil: die meisten höheren Töchterschulen mit ihrer überwiegend abstrakt wissenschaftlichen Tendenz sind so angelegt, als erzielten sie das. Wenn es anders werden soll, muß das Mädchenschulwesen, ähnlich wie das Knabenschulwesen, gegliedert werden und die Mädchen müssen je nach ihren Anlagen und Fähigkeiten — nach Durchmachung einer gemeinsamen knappen, gründlichen Elementarbildung, die Raum und Zeit für körperliche Bewegung und kleine häusliche Arbeiten läßt — eine mehr vorwiegend reale oder eine etwa den Gymnasialzielen (ich sage nicht: ein Mädchengymnasium) analoge Schule durchmachen.

In dieser letzteren Richtung sind die — schon 1863 gegründete — Lehranstalt für erwachsene Töchter zur Ausbildung für den kaufmännischen Geschäfts- und Gewerbebetrieb in Leipzig, die Real-, Handels- und Gewerbeschule des Prof. Clément und neuerdings eine von Frau Lina Morgenstern, der Gründerin der „Volksküchen", ins Leben gerufene „Fortbildungsschule für Damen" in Berlin, auch das Victoria-Lyceum (allerdings so eine

*) Es gibt Anstalten mit einer Frequenz von 400, 500, 600 Schülerinnen. Die höhere Töchterschule in Magdeburg zählte 1865 — 800 Schülerinnen. Die Zahl der Schülerinnen in den unteren und mittleren Klassen stieg bis auf 50, 60, 70, in den oberen auf 30, 40.

kleine Frauenuniversität) daselbst, ferner die weibliche Gewerbeschule in **Brieg**, die weibliche Handelsschule von Dr. **Richter** in **Prag**, und andere ähnliche Anstalten in München, Nürnberg, Stuttgart, Darmstadt &c. ins Leben getreten. Ich muß mich darauf beschränken, diese Anstalten zu nennen, da ich aus persönlicher Anschauung keine näher kenne. Sie mögen wohl noch viel zu wünschen übrig lassen, aber als Bestrebungen, das Mädchenschulwesen etwas reeller zu gestalten, sind sie jedenfalls zu begrüßen, wenn sie auch noch lange kein **System** in dasselbe hineinbringen. Vor allem helfen sie kämpfen gegen ein anderes Gebrechen der Mädchenerziehung, nämlich:

6) gegen das Vorurtheil, daß irgend eine Arbeit, deren die Frau fähig ist, sich für dieselbe **nicht passe**.

Die Zeit ist wohl beinahe vorüber, wo es für unpassend galt, daß der Sohn eines Studirten oder gar eines hohen Beamten Kaufmann oder Handwerker wurde; wir müssen uns aber auch daran gewöhnen, daß unsere Töchter, wenn sie nicht heirathen, noch etwas anderes als **Gouvernanten** und **Lehrerinnen** werden können. In dem Alter, wo wir unsere Jungen darauf ansehen, was sie wohl einmal **werden** sollen, müssen wir auch unsere Töchter darauf ansehen, was sie **werden** sollen, falls sie einmal nicht heirathen, damit sie nicht an einen Erwerb und Beruf zu denken brauchen, wenn sie bis an die möglichst ausgedehnte Grenze der Dreißiger sich vergebens blind und matt geschaut haben nach dem „Rechten“. Zur Erfüllung ihrer Frauen**pflichten** soll das Mädchen erzogen werden, und da die Ehe augenscheinlich aufhört, der Frauen **allgemeines** Loos zu werden, auch zur **Pflicht** des **Alleinstehens** und der **Selbständigkeit**.

Ich verkenne keineswegs die besondere Gabe des weiblichen Geschlechtes zur Erziehung und deshalb zum Gouvernanten- und Lehrerinnenberuf. Auch will ich ihre Leistungen als Schriftstellerinnen keineswegs unterschätzen. Aber Thatsache ist, daß zu diesen beiden Berufsarten ein so übermäßiger Zudrang*) stattfindet, daß sich daraus allein erklärt, warum es so manche schlechte Gouvernanten und so viele mittelmäßige Schriftstellerinnen gibt.

Wenn einmal, wie es jetzt nur vereinzelt vorkommt, für Mädchen Stellen als Buchhalterinnen, Telegraphistinnen, Photographen, wo sie jetzt schon im Retouchiren sehr gute Dienste leisten, selbst Holzschneiderinnen (in dem Atelier, aus dem die meisten Holzschnitte des Daheim hervorgehen, lernt gegenwärtig eine junge Böhmin, die ihrem Lehrer viel Freude macht) &c. **allgemein** werden mit in Aussicht zu nehmen sein, dann werden nur die Tüchtigsten sich zu Lehrerinnen ausbilden oder Schriftstellerinnen werden; und auch das Schreckgespenst von der vorherrschenden Schar der **Blaustrümpfe** wird in nichts verschwinden.

Man fürchte sich davor doch ja nicht! Selbst wenn die theils sehnsüchtig erträumten und theils übermäßig gefürchteten Frauengymnasien und Frauenuniversitäten ins Leben treten sollten, so wird es immer nur ganz selten einer Frau gelingen, sich einen **Namen** in der Wissenschaft zu machen. Verwehrt ist es den Frauen nicht; denn das Apostelwort: „Alles ist Euer“, gilt auch ihnen in diesem Sinne, wenn sie sich auch besonders merken müssen, daß **nicht alles frommt**! Wohin eine von Gott entfremdete Geistesemancipation führt, hat unlängst W. v. **Hillern** in ihrem Buch: „**Ein Arzt der Seele**“ etwas romanhaft, aber doch tief ergreifend gezeigt; es gibt aber auch eine **Gottgewollte** Geistesemancipation, eine mit Frömmigkeit verbundene Frauengelehrsamkeit, und die Namen solcher Frauen nennen wir alle mit gleicher Hochachtung und Bewunderung, so sehr uns sonst auch **gelehrte Frauen** zuwider sein mögen. Oder wird man mir widersprechen, wenn ich jene edle, hochgelehrte **Olympia Morata** nenne, die, wie ihr Biograph **Bonnet** sagt, „in einem harmonischen Gleichgewicht die Pflege der Wissenschaft vereinigt zeigt mit der Ausübung der bescheidenen Tugenden und der Erfüllung der häuslichen Pflichten?“ Und jene Engländerin, die auch von der deutschen Wissenschaft als eine ebenbürtige Forscherin auf dem Gebiete der **Erdkunde** anerkannt und mit vielen akademischen Würden geehrt ist, **Mary Somerville**, steht an der Spitze eines glücklichen Hauswesens, und ihr greiser Mann und ihre Söhne haben sich oft — ähnlich den im „Lobe eines tugendsamen Weibes“ erwähnten — erhoben und sie laut gepriesen als eine vortreffliche Gattin und Mutter.

Und was die **Künstlerinnen** angeht, so bezeugt **Lübke**, daß unter dem Tausend, das im Verlauf der Kunstgeschichte nachzuweisen, sich wenig bahnbrechende Genies, aber durchweg **brave Töchter und Schwestern, treue Gattinnen und zärtliche Mütter** befunden haben.

Und auch die Zeit wird vielleicht kommen, wo man sich an **weibliche Aerzte** zur Bedienung der Frauen ebenso gut gewöhnt, wie man an **Hebammen** seit alten Zeiten bei uns daran gewöhnt gewesen ist, während man in **England** erst jetzt sie zu benützen anfängt. Das **Studium der Medicin** wird jetzt freilich noch als **unweiblich** bei uns angesehen. Was ist weiblich, was unweiblich in diesem Betracht? Als nach Ausbruch des Krieges von 1866 eine Reihe von Frauen und Mädchen aus angesehenen Familien in der Berliner Charité zum Zwecke der Krankenpflege ihre Studien trieben, fand das Jedermann natürlich; warum sollte es zu anderen Zeiten nicht sein, vorausgesetzt, daß die studirenden Frauen einen ebenso ernsten und heiligen Zweck im Auge haben? Ist aber die ärztliche Bedienung eines großen Frauenhospitals, wie es Dr. **Mary Walker** in Newyork eingerichtet und seit 1853 treu versorgt, nicht auch ein ernster und heiliger Zweck?*) Wenn irgendwo, so gilt es hier, daß der Zweck das Mittel heiligt. Eine Frau, die aus Neugierde in Gefängnisse ginge, würde unweiblich handeln; eine Elisabeth Fry hat ganz **weiblich** gehandelt. Ebenso würde das Mädchen, das ärztliche Studien aus einer vorübergehenden Laune anfinge, ganz **Unweibliches** unternehmen; **weiblich** aber ist ihr Thun, wenn sie es aus innerem Berufe und zum Wohl der Menschheit angreift.

Man fürchte endlich diesen erweiterten Berufskreis für die Frauen nicht in dem Sinn, daß man meinte: „dann würden die Heirathen ganz aufhören!“ Ich bin überzeugt: irgend eine Art stetiger, gründlicher, dem **Ueberwiegen des Gefühlslebens** steuernder Frauenarbeit ist eine bessere Ausrüstung für die Mühen und Verantwortlichkeiten des ehelichen Lebens, als die jetzt nur zu häufig aus Romanlesen, Sticken, Putzen, Tanzen &c. zusammengesetzte Leerheit vieler junger Mädchen.

Ich glaube, im Gegentheil: die Ehen werden sich **mehren**. Eine Frau wird ihres Mannes Haushalt um so besser, nicht schlimmer verwalten, weil sie Gewohnheiten des Fleißes und Methode in irgend einem nützlichen Berufe sich angeeignet hat; und sie bedarf das um so mehr in unsern Tagen, wo die an den Mann gemachten Ansprüche denselben viel mehr vom Hause fern halten, als in den ruhigen Tagen unserer Vorfahren. Denn die Verfasserin des weit bekannten Romans „**John Halifax**“ hat recht, in ihren leider zu wenig bekannten, ungemein praktischen und nüchternen, dabei ernsten „A woman's thoughts about women“ zu sagen: „**Der Hauptkrebs an der Wurzel des Lebens der Frauen ist, daß ihnen etwas zu thun fehlt.**“ Das an ernste Thätigkeit gewöhnte Mädchen wird dem Mann erst die rechte Gehilfin und den Söhnen die rechte Führerin und auch den Töchtern die rechte Erzieherin sein; und darauf kommt es vor allem an. Gerade für die Mädchenerziehung wird die bestorganisirte Schulwirksamkeit immer unzureichend bleiben, wenn nicht durchweg die häusliche Erziehung im **christlich-praktischen** Geiste — um es kurz zu sagen — reformirt wird. Ueberdem ist es aber auch sicherlich **nicht jeden Weibes Pflicht** zu heirathen in dem gegenwärtigen Zeitalter der Welt. Es ist überflüßig viel Arbeit zu thun, die von häuslichen Banden freier Männer und Frauen bedarf; unsere ledigen Frauen werden ein unaussprechlicher Segen für die Gesellschaft sein, wenn sie nicht mehr — wie jetzt so häufig — durch Enttäuschungen aller Art verbittert, oder durch die Noth zur Verzweiflung getrieben werden, sondern ernst mit eintreten in die allen Menschen obliegende Arbeit.

Zum Schlusse sei darauf hingewiesen, daß keineswegs die bisher erwähnten Vertreter der **Frauenfrage** an der Lösung derselben **allein** gearbeitet haben. Dr. **Fliedner** in **Kaiserswerth** war einer der ersten, der sie durch die Wiederherstellung

*) **Lette** führt an, daß um eine in Berlin vacant gewordene Lehrerinnenstelle an einer Mädchenschule in 8 Tagen 114 Bewerberinnen sich meldeten.

*) S. Daheim IV S. 95. Auch in Deutschland sind weibliche Aerzte schon dagewesen; Hippel, der warm für sie eintritt, erzählt von der Dr. **Schlözerin**; eine andere war die Dr. **Siebald** (vergl. Daheim IV S. 208); in **Berlin** practicirt gegenwärtig Dr. **Henriette Hirschfeldt** als Zahnarzt für Frauen und Kinder. Die Universität von **Edinburg** hat ganz kürzlich **besondere** Klassen für weibliche Studenten der Medicin eingerichtet, was allerdings wohl das Passendste sein dürfte.

des Diakonissenwesens praktisch in die Hand nahm; Dr. Wichern hat sie auf dem Lübecker Kirchentage von 1856 in seinem gewaltig anregenden Vortrag über den Dienst der Frauen in der Kirche behandelt; alle Leistungen der Innern Mission in der Magdalenen- und Dienstbotensache — vor allem Amalie Sievekings Organisation der weiblichen Armen- und Krankenpflege — sind wesentliche Beiträge zur Lösung der Frauenfrage, wie denn selbst Fanny Lewald in ihren „Osterbriefen" des Berliner Marthahofes unparteiisch ehrenvoll und eingehend gedenkt. Aber das reicht nicht aus. Alle Diakonissenanstalten klagen ja über den Mangel an dienstbereiten Jungfrauen, und auf allen andern Gebieten vernimmt man dieselbe Klage über die wenig zahlreichen persönlich opferwilligen weiblichen Kräfte. Dazu kommt, daß verhältnißmäßig doch nur wenige Mädchen sich zu Diakonissen und ähnlichen Berufen eignen, und daß die wirthschaftlich-pädagogische Seite der Frauenfrage von den Kreisen der Innern Mission noch so gut wie gar nicht beachtet worden ist.

Die Frauenfrage ist aber eine für alle Kreise gleich wichtige Lebensfrage unseres Volkes, und wer dasselbe lieb hat, sollte an ihrer Lösung mitarbeiten, wenn die Anregung ihm auch von einer sonst fernstehenden Seite kommt. Wenn irgendwo, so kommt es hier darauf an, sich vor Einseitigkeit zu hüten: vor Einseitigkeit in dem Erforschen der Frage, zu deren Charakteristik ich ja nur einige Andeutungen habe liefern können; vor Einseitigkeit in der Mithilfe an ihrer Lösung. Möge sich doch niemand zurückstoßen lassen durch irgend welche Namen, die die Frauenbewegung vertreten, noch durch allerhand Irrtümliches und Ungesundes, was in derselben noch zu finden ist. Es prüfe jeder das bisher Geleistete mit vollem Ernste, aber es geschehe diese Prüfung nach allen Seiten!

Elternhaus wie eigenes Haus, in dem — so lange ich denken kann — mein größtes irdisches Glück wurzelt, könnten mich wohl versuchen, dem Hause der guten alten Zeit ein einseitiger Lobredner zu werden; aber andere Zeiten, andere Aufgaben! Das Haus und die Familie soll freilich nach wie vor bleiben das glückliche Centrum unseres Lebens, die Pflegestätte echter Frömmigkeit, wie jeder andern Tugend, der Quell der wahren Kraft unseres Volkes; aber wer in unsern Tagen — sei es Mann, sei es Weib — sich nur auf das Haus beschränken und sich darin einschließen wollte, der würde das Haus egoistisch zerstören und nicht es bauen helfen! Die Zukunft des deutschen Hauses hängt vielmehr von der durch Gottes Wort nirgends verbotenen Erweiterung des weiblichen Gesichtskreises über dasselbe hinaus, von der wahren Emancipation des Weibes im Geiste des Evangeliums ab: das ist der Kern der Frauenfrage.

Der letzte Staupenschlag in Preußen.

Eine heitere Erinnerung aus vergangener Zeit.

In diesem Augenblicke, wo der Reichstag des Norddeutschen Bundes lebhaft beschäftigt ist, für dreißig Millionen Deutscher das erste große gemeinsame Gesetzbuch, ein Norddeutsches Strafgesetzbuch ins Leben zu rufen, gebieten sich wohl von selbst Rückblicke in die bisherige Gegenwart und in die Vergangenheit, in Zustände, die wir nur zu sehr in frühere Jahrhunderte zurückzuverweisen geneigt sind, die aber in Wahrheit noch manche der jetzt Lebenden mit erlebt haben. Nur so ist eine vollkommen richtige Würdigung der vorwärtsschreitenden tüchtigen Schaffenskraft unserer Tage möglich.

Ein alter, noch jetzt lebender preußischer Strafrichter erzählt uns folgende Historie:

„In der Mitte der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts wurde die Umgegend von Breslau durch zahlreiche Brandstiftungen in die äußerste Aufregung versetzt. Eine Masse einzelner Gehöfte, und über dreißig ganze Dörfer wurden in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit vollständig in Asche gelegt. Die Brandlegung erfolgte stets während der Nacht; die Löschanstalten waren damals noch sehr mangelhaft; viele Menschen und ganze Herden von Vieh kamen in den Flammen um. Die Criminalpolizei war in voller Bewegung, ohne Erfolg. Sie ermittelte nur so viel, daß muthmaßlich ein und dieselbe Person all diese schweren Verbrechen verübt habe, alle in gleich roher und brutaler Mißachtung von Hab, Gut, Glück und Leben ihrer Mitbürger. Ueberall erzählten Bauernmägde der niedergebrannten Dörfer und Höfe, es habe in der Brandnacht ein fremder Mann ans Fenster geklopft und Einlaß begehrt, und als dieser selbstverständlich verweigert ward, habe der Fremde eine wüste Lache aufgeschlagen, und gedroht: „Ich werde Dich schon heraustreiben." Gleich darauf sei dann das Gehöfte, das Dorf in hellen Flammen gestanden. Einige der Mädchen wollten den Fremden auch gesehen haben; sie beschrieben ihn übereinstimmend als einen gefährlich aussehenden, bärtigen Vagabunden von hervorragender Größe und Stärke. Diese Beschreibung paßte genau auf einen jüngst nach langjähriger Kettenstrafe entlassenen Verbrecher. Zwei bis drei der Mägde endlich hatten sogar die Ausführung der Drohung gesehen."

„Endlich, nachdem 35 Ortschaften in Asche gesunken waren, und die ganze Landbevölkerung um Breslau sich gegen diesen gemeinsamen Feind verbündet hatte, gelang es, den Verbrecher auf frischer That zu ertappen und gefangen in Breslau einzuliefern. Ich hatte die Ehre als Inquirent des Bösewichts eingesetzt zu werden. Die Untersuchung dauerte des massenhaften Materials wegen und in den schwerfälligen, schriftlichen Beweisformen des alten geheimen Verfahrens mehrere Jahre, obwohl der Mensch alles, was man ihm beimaß, bereitwilligst eingestand. Lange vor dem Ende der Untersuchung wurde ich als Referendar an eine Mittelinstanz versetzt. Auch hier war ich bereits geraume Zeit angestellt, als mir eines Tages der Chef mit besonders feierlicher Miene „eine große Capitalsache" einhändigte, aus welcher ich dem hochweisen Spruchcollegio, an dessen Sitzungen ich als ganz kleines Licht stillschweigend theilnehmen durfte, Bericht erstatten sollte. Diese „Capitalsache" bestand aus ungefähr sechs sehr dicken Aktenbänden, von denen mir die ersten schon äußerlich sehr bekannt vorkamen. Ein Blick auf das Aktenrubrum des Umschlages bestätigte mir, daß ich „meinen" Brandstifter jetzt in zweiter Instanz aburtheilen sollte, den ich vor Jahren als wirklicher geheimer Inquisitionsrichter vorgehabt hatte. Die erste Instanz hatte ihn zum Tode verurtheilt, wie nach Landrecht auch geschehen mußte, da durch seine Brandstiftungen, wie gesagt, viele Menschen umgekommen waren. Indessen, nachdem ich die Akten genauer studirt hatte, gelangte ich zu dem Ergebniß, daß das Erkenntniß erster Instanz wegen mehrfacher Formfehler zu cassiren sei. Das Spruchcollegium, in dem ich nur eine Ansicht, aber keine Stimme hatte, pflichtete diesem Antrag seines bescheidenen Referendars bei und cassirte das Urtheil. Mein Brandstifter wurde nun zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt und — wie das Gesetz vorschrieb — zu „Staupenschlag". Der Criminalsenat des Kammergerichts zu Berlin bestätigte dieses Erkenntniß, einschließlich des Staupenschlags, und auch die königliche Bestätigung blieb nicht aus.

„Von diesen letzten Entscheidungen und Stadien dieses Processes habe ich indessen auch erst später erfahren. Ich war nämlich inzwischen als selbständiger Richter an das Gericht in Breslau, bei dem ich meine glorreiche Laufbahn begonnen hatte, wieder zurückversetzt worden, und erblickte unter den mit meiner Amtsführung übernommenen Gefangenen richtig meinen Brandstifter, gegen den ich vor ungefähr sechs Jahren den feierlichen, alten Inquisitionsproceß begonnen hatte. Die verbrannten Dörfer waren inzwischen alle wieder erstanden, über den Gräbern der armen Opfer lag jetzt im Winter 1831 auf 1832 eine dichte Schneedecke. Die Erinnerung an die Unthaten waren im Volk längst zu einer Art von Sage geworden. Nur die Justiz hatte nicht vergeben und vergessen; noch immer harrte der Verbrecher des letzten Spruches.

„In den ersten Tagen des Jahres 1832 kam dieser Spruch. Ich hatte ihn zu vollstrecken. Ich verkündete ihn dem Verurtheilten: „Lebenslängliches Zuchthaus und Staupenschlag." Das erstere schien ihm vollständig angemessen, aber beim „Staupenschlag" stutzte er. „Herr Referendar," sagte er — in seinen Augen hatte ich noch keine Carriere gemacht — „Staupenschlag? was is'n dat?" — „Das wirst Du schon sehen," erwiderte ich sehr gelassen, denn ich dachte mir weiter nichts darunter, als eine besondere Art Hiebe, über die sich in allen Strafrechtsbüchern und gelehrten Werken die ausführlichste Beschreibung würde finden lassen. Und zudem mußte ja diese Strafe, obwohl ich in meiner Praxis niemals sie hatte appliciren

sehen, jedenfalls dem Profoß des Gefängnisses und schlimmsten Falls dem Scharfrichter äußerst bekannt sein; denn sonst würden doch die hohen Gerichte, welche dieses Straferkenntniß gefällt hatten, irgend etwas darüber gesagt haben, wie der Staupenschlag ins Werk zu setzen sei. Ich ließ also sofort den Profoßen kommen, und theilte ihm mit, daß der Brandstifter außer lebenslänglichem Zuchthaus zu Staupenschlag verurtheilt sei; er möge daher alles bereit halten, daß die Strafe morgen in der Frühe vollstreckt werden könne. „Zu Befehl," erwiderte er und ging.

Schon nach einer Stunde erschien indessen der Mann wieder und pflanzte sich vor mir in meldender Haltung auf.

„Herr Rath," sagte er bestimmt, „das geht nicht."

„Was geht nicht?"

„Das mit dem Taubenschlag."

„Was mit dem Taubenschlag?" erwiderte ich halb verwundert, halb ärgerlich, in eine andere Arbeit vertieft.

„In den Taubenschlag können wir den Brandstifter nich setzen, da kommt er schöne raus, wenn er nich in der ersten Nacht erfriert."

„Wer hat denn was vom Taubenschlag gesagt?" rief ich, mühsam das Lachen unterdrückend. „Staupenschlag," sagte ich, „gestäupt" soll der Brandstifter werden. Potz tausend, Profoß, Sie müssen doch wissen, was „Staupenschlag" ist, und „stäupen" — das steht ja schon in der Bibel."

„Nee, Herr Rath, das is mich in meinem Leben noch nich vorjekommen, un ich habe doch, ich sage Ihnen, hui —" dabei spitzte er die Lippen, als ob er seine rechte Hand befeuchtete, um seine Prügelfunction anzutreten. „Dat wird man ooch blos so 'ne Neuerung sind, Herr Rath, von meine jeliebte Vaterstadt Berlin, womit Se de Spitzbuben nich mehr ordentlich weh thun." Sein Gemüth schien sichtlich bekümmert. — „Na, holen Sie mal den Scharfrichter," sagte ich. „Was, so eklig ist der Staupenschlag!" sagte er und ging.

Der Scharfrichter kam. „Sie werden morgen früh an einem Verurtheilten den Staupenschlag zu vollziehen haben," sagte ich, „halten Sie sich bereit." — „Wie wird denn das gemacht?" fragte er. „Ja, das müssen S i e doch wissen, Scharfrichter, dafür sind Sie ja da; das können Sie doch nicht vom Richter verlangen?"

„Das weiß ich nicht," sagte er bestimmt, „das steht nicht in unsrer Lade, Herr Rath. Rädern kann ich einen, Herr Rath, von oben und unten, hängen und köpfen zu allseitiger Zufriedenheit — aber Staubschlagen, das nehmen Sie mir nicht übel, Herr Rath, das verschimpfirt das Handwerk, das verstehe ich nicht, das hat Vater und Großvater auch nicht gethan."

„Nun wissen Sie, Herr Scharfrichter," erwiderte ich, um zu Ehren des preußischen Staates unter allen Umständen meine Amtswürde zu wahren, „der Staupenschlag ist eine uralte Strafe, die wir schon von den alten Römern überkommen haben, und die überall im deutschen Reiche in ganz besonderem Ansehen steht; deswegen wird sie auch so selten geübt, und fast überall anders. Ich dachte, Sie hätten hier eine feierliche altherkömmliche Form dafür; da das aber nicht der Fall zu sein scheint, so will ich Ihnen in einigen Tagen sagen, ob und in welcher Weise Sie dabei nöthig sind." — Der Scharfrichter ging, im vollen Bewußtsein, seine Zunftehre gegen ein höchst unziemliches Attentat geschützt zu haben. Mit meiner Zunftehre stand es aber dafür um so schlimmer, denn ich hatte mich inzwischen überzeugt, daß alle die Rechtsquellen, in denen ich eine Begriffsbestimmung des Staupenschlags zu finden hoffte, darüber schwiegen, wie das Grab. Alle behandelten diese Art von körperlicher Züchtigung, von der Carolina an bis zum preußischen Landrecht, als etwas so allgemein Bekanntes wie das tägliche Brot; aber in u n s r e r Zeit wußte nicht einmal der Scharfrichter mehr etwas davon. Auch alle Handbücher über die Rechtsquellen, welche den Staupenschlag erwähnten, hüllten sich in tiefstes vornehmstes Stillschweigen darüber, w i e diese Strafe vollstreckt werde. Ueber diesen Nachforschungen vergingen nicht blos Tage, sondern Wochen. Die äußerste Frist, binnen welcher ich die zuerkannte Strafe zu vollstrecken hatte, war verstrichen, und ich so rathlos wie zuvor. Ich dachte und träumte von nichts mehr als von Staupenschlag. Jede amtliche Zusendung öffnete ich mit Zittern und Zagen, weil sie eine Nase enthalten konnte, die bis ans Ende meiner Tage reichte. Mein Zustand begann in ein gelindes Fieber überzugehen. Da sandte mir der Himmel einen Retter in der Noth.

Auf der Universitäts- oder Stadtbibliothek zu Breslau, die ich seit Wochen vergebens nach „Staupenschlag" um und um durchsucht hatte, befand sich damals als Bibliothekar ein junger katholischer Theologe, der durch geistvolle kühne Schriften wider die römische Curie und durch seine gediegene Gelehrsamkeit eine vornehme Säule des deutschen Episcopalsystems, d. h. der Rechte der deutschen Bischöfe gegenüber Rom, war, und der heute eine sehr hohe und einflußreiche Stelle im Vatican selbst bekleidet. Sein Name ist gleichgültig. Ich war mit ihm auf der Schule und Universität gewesen. Er war im Mittelalter vortrefflich zu Hause, und belesen wie keiner. In einer geheimen Nische der ehrwürdigen Räume der Bibliothek schüttete ich ihm mein Herz aus. Er begriff meinen Kummer mit der ganzen fachwissenschaftlichen Theilnahme, deren mein Kummer würdig war. Es begann nun eine vereinte Parforcejagd auf Staupenschlag in der ehrwürdigen Bibliothek; die uraltesten Schmöker auf den obersten und hintersten Bücherbrettern wurden aus mehrhundertjährigem Schlaf gestört und verfinsterten mit ihrem Staube die Luft. Alles ohne Erfolg. Das ganze canonische Recht, das echte und unechte, das ganze deutsche Strafrecht mit allen Commentatoren, Glossatoren und Professoren, deren Werke hier der Unsterblichkeit entgegenschimmelten, schwiegen um die Wette über „Staupenschlag". Mein canonischer Freund war nun schon so aufgeregt, wie ich. Er fühlte, daß am „Staupenschlag" der ganze Ruhm seiner Belesenheit zu Schanden werden könne. Aber seine Blicke glitten, wie die meinen jetzt nur noch instinctiv über die Rückentittel der alten schweinsledernen Folianten hin, die hier in unscheinbarer Außenhülle uns weise entgegenschwiegen. Auf einmal rief mein Freund: „Hier, das ist vielleicht was; „Churbrandenburgische Halsgerichtsordnung von Anno 1600 und so und so viel." — „Zeig her!" rief ich in fieberhafter Erregung. Wir setzten uns an den nächsten Tisch; das unförmige Buch wurde aufgeklappt; er suchte von vorn nach hinten, ich in umgekehrter Richtung nach „Staupenschlag". Wir prallten in der Mitte mit einer Wuth aneinander, wie zwei Eisenbahnschnellzüge, die das Unglück gegen einander führt. „Staupenschlag!" rief's wie aus e i n e m Munde. Hier stand wirklich und wahrhaftig geschrieben, wie er vollzogen wurde. Wir wischten uns den Schweiß von der Stirn; dann wurden die theuren Buchstaben langsam und mit dem freudigen Stolz eingesogen, der einer so schwierigen und wichtigen wissenschaftlichen Entdeckung geziemte. In das heutige Deutsch übersetzt, lautete diese Gesetzesstelle über „Staupenschlag" etwa also: Allmonatlich solle des Verbrechers Oberkörper entkleidet, und er gefesselt auf offenem Markt von dem Scharfrichter und dessen Knechten geführt, ihm hier das Urtheil verlesen werden, und er dann an allen vier Himmelsrichtungen des Marktes mit Ruthen dreißig weniger einen Streich von den Scharfrichterknechten erhalten. Wir lasen die Stelle so oft, bis wir sie auswendig konnten. Wir wußten nun ganz genau, daß unser Brandstifter auf dem Ring zu Breslau und zwar im Süden und Norden, Osten und Westen je 29 Ruthenhiebe zu gewärtigen hatte. Ich nahm mir den köstlichen Band mit nach Hause und lachte stillvergnügt vor mich hin. Wie mich meine Freunde mit dem großen rothbroschirten schweinsledernen Folianten unter dem Arm und den Scharfrichter und die Knechte hinter mir, den „Ring" zu Breslau feierlich und vergnügt begehen sahen, um die Punkte für die Execution herauszusuchen, zweifelten sie an meinem Verstand, und sehr nachtheilige Gerüchte über mich wurden in Umlauf gesetzt. Ganz Breslau raunte sich zu, daß der „neue Richter" irgend eine tückische heimliche Procedur gegen einen armen Teufel von Delinquenten vor habe. Ich hatte meinen Profoßen und meinen Bibliothekar stark im Verdacht, daß sie der Verbreitung dieses Gerüchtes nicht entgegen wirkten, und ich sah mich demgemäß vor.

„Etwa Mitte Februar 1832 setzte sich vom Gerichtsgefängniß zu Breslau aus, nach dem „Ring" zu, der streng nach der Vorschrift der churfürstlich brandenburgischen peinlichen Halsgerichtsordnung zusammengesetzte Zug in Bewegung, um an meinem Brandstifter den „Staupenschlag" zu vollziehen. Voran ritt ein Detachement Dragoner, dann kam der Scharfrichter in seinem schauerlichen Amtscostüm, die Nase bei der ungewöhnlich heftigen Kälte so roth wie sein Mantelfutter gefroren. Dann folgten zu Seiten des Delinquenten je drei Scharfrichterknechte mit ellenlangen Ruthen unter dem linken Arm, durch die Kälte gleichfalls zum größten Mitleid mit sich und dem armen Opfer gestimmt, das zwischen ihnen mit blitzblauem entkleideten Oberkörper kettenklirrend einherwankte. Dann folgte ich, oder richtiger meine Wenigkeit, denn ich war damals zwar

so hoch wie jetzt, aber erheblich magerer, und ich fühlte, wie mein bischen Fleisch in dem leichten schwarzen Tuchanzug, der mich umschlotterte, bis an den Knochen zusammenschnurrte. Ich nahm dann und wann feierlich eine Prise, wie ich noch jetzt zu thun pflege. Hinter mir trug der Profoß das Urtheil mit dem großen Insiegel, und die Mutter dieses ganzen Aufzugs, die schweinslederne Halsgerichtsordnung. Ein Zug Dragoner beschloß den Zug.

„Wir hatten noch nicht zweihundert Schritte gethan, so hatte sich schon die Volksmenge zu beiden Seiten unseres Wegs zu einem lebendigen Spalier verdichtet, das stets enger sich aneinanderschloß. Die Menge schritt neben uns her nach dem Ring. Als ich vor dem Rathhause, wo der alte Staupenpfahl mit dem Halseisen stand und vor dem Rathhausbalcon, wo dereinst das Blutgericht an langer Tafel Recht gesprochen hatte, halten ließ, war die Menge viele hundert Köpfe stark, doch hielt sie streng das von den Dragonern abgesteckte Carré inne. Ich las mit meiner weit vernehmlichen Stimme das Urtheil vor. Die Menge drängte von allen Seiten heran, vielleicht um noch besser zu hören oder das seltsame Schauspiel besser zu sehen, oder aus Entrüstung über den Delinquenten — kurz die Dragoner konnten die Linien des Carrés nicht mehr halten und wichen schrittweise langsam zurück nach uns zu. Ich gebot nun dem Scharfrichter mit einer Stimme, die sicherlich in den weitesten Ecken des „Rings“ vernehmlich war, den Staupenschlag zu vollziehen. Die sechs Knechte nahmen den Brandstifter in die Mitte und erhoben die Ruthen. Aber in dem Moment, wo der erste Schlag erfolgte, verging mir Hören und Sehen. Dragoner, Scharfrichter, Delinquent, Profoß und Knechte wurden meinen Blicken mit einer zauberhaften Schnelligkeit entrückt. Ich fand mich wenige Secunden später zwei Straßen vom Marktplatze entfernt. Bis dahin hatte mich ein stets wechselnder, um mich kreisender Volksknäuel förmlich getragen. Wie das geschah, kann ich heute noch nicht sagen; ich hatte nur bemerkt, wie ein dichter Volkshaufe sich zwischen mich und den Delinquenten schob; das übrige war mir bei der haarsträubenden Schnelligkeit meiner Vorwärtswimmelung entgangen. Ich suchte pflichtgemäß natürlich nun zuerst wieder den Ring auf. Er war absolut menschenleer. Ich eilte nach dem Gerichtsgebäude. Hier fand ich meinen ganzen Zug wohlbehalten wieder; es fehlte nicht *ein* theures Haupt. Sämmtliche Mitglieder des Zugs waren mit derselben Schnelligkeit von der Menge nach dieser Richtung befördert worden, wie ich nach der entgegengesetzten. Ich begnügte mich mit dieser Erfahrung. Der Geist des neunzehnten Jahrhunderts hatte in der kräftigsten aber taktvollsten Weise sich empört gegen den Geist des siebzehnten; mir lag ferne, ihn noch einmal zu beschwören.“

Es war der letzte „Staupenschlag“, der in Preußen vollzogen wurde, wenn auch erst das Jahr 1848 ihn gesetzlich beseitigte.

H. B.

Der Nachfolger Schönleins.

Die Heilkunde ist an erster Stelle ein *Wissen*, an zweiter ein *Können*! Dieser bei objektiver Betrachtung offenbar selbstverständliche Satz erscheint in der Alltäglichkeit dadurch in Frage gestellt, daß die Mehrzahl der Heilkundigen von der Gunst des heilbedürftigen, vorwiegend subjektiv denkenden Publikums abhängt. Es liegt daher die Gefahr nahe, daß die Brotfrage gegen die Principienfrage in den Vordergrund tritt, um so mehr, als die Gegenwart sich gewöhnt hat, den inneren Werth eines Heilkünstlers nach dem Maßstabe des äußeren Erfolges zu bemessen. So kommt es denn, daß die lernende Jugend sogleich ihr Augenmerk dem „Praktischen“ zuwendet, d. h. den Gegenständen, welche sich unmittelbar zu einem — wirklichen oder scheinbaren — Können verwerthen lassen. Uebersehen wir zwar nicht, daß hier ein edleres Streben ursprünglich zu Grunde liegt, das Streben nämlich, sich der leidenden Menschheit nützlich zu machen, so können wir doch auch nicht verhehlen, daß nach diesem Plane der Sinn für die Pflege der Wissenschaft *um ihrer selbst willen* verloren geht, daß die Wissenschaft zur *Routine*, die Kunst zur *Macherei* herabzusinken droht. Dieses Dilemma hat neuerdings dadurch an Bedeutsamkeit gewonnen, daß durch die in der Gesetzgebung eingetretenen Veränderungen den Bestrebungen der nicht wissenschaftlichen „Retter der leidenden Menschheit“ Thür und Thor geöffnet ist, und daß nach der Meinung aller Einsichtsvollen die Kunst den Kampf mit den falschen Propheten nur dann siegreich bestehen wird, wenn ihre Vertreter sich wieder enger um das Banner der Wissenschaftlichkeit scharen. Bisher ist dieser Kampf wohl negativ in der Weise geführt worden, daß die Kenner sich herbeiließen, durch sachverständige Enthüllung die Werthlosigkeit der von dieser Seite her angepriesenen Kuren bloszulegen. Leider haben sich diese Bemühungen als eine Danaidenarbeit herausgestellt, wohl aber verspricht der von diesen Blättern zuerst eingeschlagene positive Weg zum Ziele zu führen. Wie nämlich den Lesern nicht entgangen sein wird, läßt das Daheim es sich angelegen sein, an hervorragenden Aerzten den Beweis zu liefern, daß jene unclassische Richtung nur beim großen Haufen gedeiht, daß dagegen die Lenker des Staates sowohl als der denkende Theil des Publicums denjenigen die Palme zuerkennen, welche die Heilkunde im classischen Style cultiviren. Nachdem uns nun vor kurzem zwei derartige Vorbilder aus Süddeutschland*) vorgeführt worden, betrachten wir heute ein solches in der Person einer norddeutschen Größe, eines Heilkundigen, welcher den Ausspruch gethan hat: „Grundlage der Klinik ist die wissenschaftliche Medicin in ihrer ganzen Ausdehnung; sie bearbeitet dieselbe *ohne Rücksicht auf praktische Verwerthung*“. Dieser Mann ist — wer hätte es nicht schon errathen? — *Frerichs*!

Verfolgen wir zunächst den äußeren Lebensgang dieses Meisters.

Theodor Friedrich Frerichs wurde am 24. März 1820 in dem ostfriesischen Städtlein Aurich geboren, in dessen Nähe — in dem Orte Großfehn — die Familie bereits seit Anfang des 17. Jahrhunderts ansässig ist und die Landwirthschaft betreibt. Seine Schulbildung genoß er an dem Gymnasium seiner Vaterstadt, seine Mußestunden aber füllte er gern mit der Betrachtung physicalischer Gegenstände aus. Im Herbst 1839 bezog er die Universität Göttingen und wurde ein fröhlicher, flotter Student, der bei keinem Commers, keiner „Spritzteur“ fehlte, auch eine gute Klinge schlug. Dessenungeachtet blieb ihm das Studium die Hauptsache, und schon nach 2½jährigem Studium erwarb er sich den Doctorgrad. Danach zog ihn der Ruf Dieffenbachs nach Berlin, wo er sich denn auch vorwiegend mit Chirurgie befaßte. Nach Göttingen zurückgekehrt trieb er unter des Altmeisters Wöhler Leitung Chemie und trat alsbald mit Untersuchungen über die Zusammensetzung der Knochen an die Oeffentlichkeit. 1843 ließ er sich in der Heimat als praktischer Arzt nieder und fand sehr bald einen ausgedehnten Wirkungskreis, hauptsächlich als Operateur und Augenarzt, unterließ jedoch nicht, den lieb gewonnenen chemischen und anatomischen Studien nebenbei obzuliegen; er unterbrach die berufliche Thätigkeit sogar ganz, um eine wissenschaftliche Reise nach Wien zu unternehmen, wo damals der Ruhm Skodas und Rokitanskys in voller Blüte stand. Dort fühlte sich Frerichs erst in seinem wahren Elemente, und es wurde ihm klar, daß die praktische Laufbahn, mit so großem Erfolge sie auch angetreten war, demjenigen, der die Heilkunde als angewandte Naturwissenschaft und als einen Weg zur Erforschung der Wahrheit auffaßt, nicht die rechte innere Befriedigung zu gewähren im Stande, daß er als solcher vielmehr zu Höherem geboren sei. Kurz entschlossen übergab er nach der Rückkehr die Klientel seinem Bruder Georg, welcher diese Stellung noch heute in einer des Namens würdigen Weise bekleidet, und zog sich wieder in die heimische Stätte der stillen Arbeit und der Entsagung zurück, nachdem er zuvor durch einen mehrmonatlichen Aufenthalt in der französischen Weltstadt sich noch weiter für seinen akademischen Beruf ausgebildet hatte. Es war im Jahre 1846, als er sich zu Göttingen als Privatdocent und Assistent am physiologischen Institute niederließ und sofort durch Aufsätze in dem Handwörterbuche von Wöhler, Liebig und Poggendorf Zeichen seines Fleißes und seines selbständigen Vordringens gab; ja, er stand im Begriffe, sich völlig der Chemie zu widmen, als die dauernde Erkrankung Rudolf Wagners, dessen Vorlesungen er übernahm, ihn der Medicin erhielt. Eine erste Frucht dieser erweiterten Thätigkeit war jene epochemachende Arbeit über die Verdauung im Handwörterbuche der Physiologie, eine Arbeit, mit welcher der Schlüssel zu einer exacten Erkenntniß jenes

*) Skoda und Rokitansky. Nr. 11. S. 170.

complicirten Vorganges, den man kurz den Stoffwechsel nennt, gefunden war. Aber auch dies Gebiet wurde dem Rastlosen zu enge; er zog noch die pathologische Anatomie in sein Bereich, indem er sämmtliche klinische Obduktionen übernahm und im Jahre 1848 außerordentlicher Professor dieses Faches wurde. — Retorte, Skalpell und Feder bei Seite, um den Bedrängten zu Hilfe zu eilen und über das Wesen der damals noch nicht aufgeklärten Seuche Licht verbreiten zu helfen, eine Mission, welche er unter steter Lebensgefahr und unter Entbehrungen aller Art herrlich hinausführte. Wie er später einen ähnlichen Heroismus auf dem Felde



Professor Frerichs in seinem Studierzimmer.

Nach dem Leben gezeichnet von H. Lüders.

Wie weit gefehlt es wäre, zu glauben, daß Frerichs nunmehr der praktischen Thätigkeit Valet gesagt habe, wie er vielmehr die menschenfreundliche Mission des Arztes in heldenmäßigem Style zu bethätigen Anlaß nahm, dies beweist sein Verhalten gegenüber der um diese Zeit nach Göttingen gemeldeten, unter den Bewohnern des Harzgebirges ausgebrochenen Choleraepidemie. Unverweilt legte er des Krieges und der Chirurgie bethätigte, werden wir sogleich sehen. Im Jahre 1851 wurde Frerichs auf Stromeyers Anregung als Professor der medicinischen Klinik nach Kiel berufen; man hätte ihn ebenso gut zum Professor der Chemie, der Physiologie, der pathologischen Anatomie ernennen können; nachdem er nun aber einmal Kliniker geworden war, hatte er auch als solcher sogleich Gelegenheit,

Zeugniß von seiner Universalität abzulegen, denn als der Krieg gegen Dänemark ausbrach, kehrte er den Chirurgen heraus und übernahm die Leitung der Lazarethe zu Rendsburg. Wie wenig ihn derartige Episoden von der Hauptbahn seines eigentlichen Schaffens ablenkten, das beweist das sehr bald darauf erfolgte Erscheinen der berühmten Monographie über die Brightsche Nierenkrankheit, ein Werk, in welchem diese durch allerhand Kontroversen verdunkelte Krankheitsform scharf definirt, theoretisch ergründet und mit einer neuen zuverläßigeren Heilmethode — der Tanninkur — bekämpft wurde: hier also auch therapeutische Resultate! Nach solcher Leistung konnte es nicht fehlen, daß bei der 1852 eingetretenen Vacanz des klinischen Lehrstuhles zu Breslau die Wahl auf Frerichs fiel. Derselbe rechtfertigte denn auch diese Berufung sofort in glänzendster Weise durch eine Reform des medicinischen Unterrichtes, welchen er nach dem Allerheiligenspitale verlegte, durch die Einrichtung von chemischen und mikroskopischen Laboratorien, durch seine umfassende Thätigkeit gegenüber der auf die Ueberschwemmungen von 1854 folgenden Wechselfieberepidemie und endlich durch sein großartiges Werk über die Krankheiten der Leber. Schon längst aber war sein Ruf ein europäischer geworden, und mit Genugthuung erzählten die Schlesier von den Scharen, welche sich aus ganz Deutschland, aus Rußland und Polen zu dem Konsultationszimmer ihres Klinikers drängten. Als nun im Jahre 1859 Schönlein starb, verstand es sich wie von selbst, daß der ebenbürtige Nachfolger nur in Breslau zu suchen sei. Als solcher zog denn auch Frerichs 1859 nach Berlin, und trat außerdem in der Eigenschaft eines vortragenden Rathes im Ministerium sowie eines Mitgliedes der wissenschaftlichen Deputation an die Spitze des gesammten Medicinalwesens des preußischen Staates.

Was Frerichs häusliches Leben betrifft, so hat er bis vor kurzem die Zelle nur mit einem prächtigen Neufundländer und mit der Tabackspfeife, diesem altehrwürdigen Symbole deutschen Gelehrtenthumes getheilt. Es ist ferner wohl begreiflich, daß eine Persönlichkeit mit so reichem inneren Leben die Unkosten der Beliebtheit nach außen aufzuwenden nicht sonderlich geneigt ist, daß sie namentlich bei der andauernden, massenhaften Berührung, in welche sie die berufliche Stellung mit der Gesellschaft bringt, nicht jederzeit bereit ist, ihr Inneres zu erschließen. Will man sich aber überzeugen, welch schöner Kern in dieser zuweilen hart erscheinenden Hülle verborgen liegt, so muß man Frerichs daheim unter seinen Ostfriesen aufsuchen. Er, der Mittel genug besitzt, um die freie Zeit in glänzender Umgebung, in den herrlichsten Gegenden zuzubringen, er sucht fast alljährlich seine Familie, seine Heimat, seine Landsleute auf. Jedermann kennt ihn hier, und er bewegt sich in dem schlichten Wesen, welches er bis auf den heutigen Tag bewahrt hat, mitten unter ihnen, unter Wohlhabenden und Unbemittelten, als ob er zu ihrer Familie gehörte. Kein Familienfesttag vergeht, wo er nicht, oft in rührendster Weise, der früh verstorbenen Mutter, des im späten Alter, erst vor einigen Jahren dahingeschiedenen Vaters, der Geschwister gedenkt. Und wenn er selbst dann in den heimischen Fluren erscheint, so wird er von Hoch und Niedrig, von Jung und Alt mit einer Liebe begrüßt, als sei er nie von ihnen genommen worden.

Frerichs ist auch in seinem Aeußeren ein Musterbild des urwüchsigen Friesenstammes: ein hochgewachsener Mann, weit über Mittelgröße, blond, von kräftiger Gestalt, etwas zum Embonpoint neigend. Die Stirn ist hoch, etwas zurückgebogen; große Nase, blaue mit einer starken Stahlbrille bewaffnete Augen, die untere Partie des Gesichtes, besonders die Lippen etwas stark ausgeprägt, das Ganze von einer imponirenden Ruhe getragen. Wie schon angedeutet, hat Frerichs bis vor kurzem als Hagestolz gelebt und erst im vergangenen Jahre seinen eigenen Herd begründet, indem er sich mit einer Enkelin des aus den Freiheitskriegen rühmlichst bekannten Feldprobstes Offelsmeyer verband.

Von Frerichs Leistungen im Gebiete der Krankenwelt und im Staatswesen bringt jeder Tag der Gesellschaft Kunde. Dasjenige, was ihm an erster Stelle historische Bedeutung beilegt, ist seine schriftstellerische und akademische Thätigkeit. In ersterer Beziehung repräsentirt er für die Gegenwart den Classiker der klinischen Literatur und den ebenbürtigen Nachfolger der Boerhaves und der Reils. Das Leberwerk ist denn auch in das französische, italienische, russische und englische, in das letztere auf Anordnung der Sydenham Society übersetzt worden. Der Geist, welcher aus diesen Werken redet und in dessen Sinne dieser Aufsatz eingeleitet wurde, wird von dem Autor selbst durch zwei den britischen Classikern entnommene Mottos gekennzeichnet. Das eine heißt: to be able practitioners we must be able physiologists (nur der gewiegte Physiologe ist auch ein gewiegter Praktiker) — das andere: the experience not of a single man, but of all time (nicht die Erfahrung des Einzelnen, sondern diejenige aller Zeiten — ist maßgebend). Diese Principien, weit entfernt, ihn zum Stockgelehrten zu machen, haben ihn zu jenem Universalpraktiker herangebildet, in dessen Vorzimmer man die Heilbedürftigen aller Nationen harrend findet.

Als akademischer Lehrer treffen wir Frerichs jeden Vormittag in dem geräumigen Auditorium des Charitékrankenhauses: jenseits der Schranken die lernbegierige Jugend, Kopf an Kopf gedrängt, diesseits einen Kreis von Berliner und ausländischen Aerzten, beide Theile mit lautloser Stille den Worten des Meisters lauschend. Der Vortrag ist fließend und frei von jeglichem oratorischen Beiwerk; statt dessen zeichnet er sich durch eine Gediegenheit und Klarheit aus, welche dauernd fesseln und das Bewußtsein zur Schau tragen, daß für solchen Inhalt die prunklose Form die geeignetste ist. Frerichs ist nicht jenes blendende Meteor, als welches in jener Periode des Sturmes und Dranges Schönlein am medicinischen Horizonte erglänzte; wäre er dies, so wäre er ein Anachronismus. Damals galt es, durch geniales Wetterleuchten das Dickicht der Ontologie zu erhellen und zur Ausrodung desselben anzufeuern — gegenwärtig ist das ruhigere Zeitalter der mathematischen Nüchternheit hereingebrochen, und die Autorität der Person gegen die Autorität der Gründe zurückgetreten. Die Palme der Klinik gebührt nur demjenigen, der es an Ausdauer des Schaffens, an Universalität der Umschau, an Objectivität des Raisonnements, an Geschick der praktischen Verwerthung den anderen zuvorthut, und in diesen Stücken überragt Frerichs uns alle um eine Kopfeslänge.

Möge er noch lange der Hauptstadt des Nordbundes erhalten bleiben als oberster Wächter und Mehrer der wahren, der wissenschaftlichen Heilkunde!

Dr. P. Niemeyer.

Zu den drei Mohren in Augsburg.

Wer durch die lange leere Hauptstraße von Augsburg wandelt und am Herkulesbrunnen vorübergeht, der wird nicht weit davon ein mächtiges altes Haus entdecken, mit stolzer Façade und eisernem Altan. Drei bis vier Kellner lehnen unter der Thüre, ein großer Omnibus fährt rasselnd über den Hof, und ein Engländer mit seiner Lady steht ihm so bequem im Wege, als wollte er um jeden Preis überfahren werden.

Das ist das Hotel zu den drei Mohren; einer der historischsten Punkte in der geschichtereichen Stadt. Erst vor wenigen Wochen starb der Besitzer, und wir können den Manen des verdienten Mannes wohl kaum ein besseres Denkmal setzen, als indem wir der Geschichte seines Hauses einen raschen Rückblick weihen. Denn er selber gehörte noch zu jenen echten deutschen Naturen, die ihren ganzen Stolz auf Grund und Boden bauen, denen der Ruhm und das Gedeihen ihrer Heimatsstätte eine Herzenssache ist.

Gar manchen Wanderer modernen Schlages hat der stattliche Mohrenwirth bei sich gesehen, er selbst jedoch war anderer Sinnesart. Er selbst war fast durch ganz Europa gereist, nach London und Paris, nach Norden und in die Levante; allein wenn er heimkehrte, dann war sein Stolz und seine Freude doch immer der Mohrenhof in der alten Straße. Er hatte viel Gutes gesehen, zum Bessern war er stets bereit, das Beste aber schien ihm trotz alledem die Heimat. Georg Denringer — das ist der Name dieses ehrenfesten Bürgers — hatte nichts vom Charlatanismus jener modernen Hoteliers, deren kostspieliger Servilismus die Gäste so oft in die Flucht treibt. Seine Person verschwand auch niemals hinter einem Heer befrackter Gesellen, die als legitime Wegelagerer die Treppen so mancher anderer Hotels besetzen, sondern er wollte persönlich für seine Gäste sorgen, mit denen er gerne zusammensaß, um von tausend Dingen zu plaudern. Nach seiner Meinung war

das beste Ziel eines Gasthauses dies, daß die Gäste sich dort zu Hause fühlen sollten, und diesen Charakter ihres Herrn trugen denn auch die Gemächer. Nirgends finden wir jenes Blendwerk und Flittergold, mit dem so viele bankerotte Neubauten ausstaffirt werden. Dicke Mauern und dichtverschlungene Gänge, die sich im Inneren labyrinthartig verzweigen, deuten auf die Bauart einer hingegangenen Epoche; dazu kommt das weite Treppenhaus und der breite wohlgepflegte Hof. Auch die einzelnen Zimmer haben etwas Familienhaftes, eine beinahe altmodisch-solide Einrichtung und enthalten sich jedes frivolen Schmuckes, den man in Frankreich oder in Wien so freigebig vergeudet. Statt der Tapeten sind sämmtliche Wände mit Fresken gemalt, die oft nichts weniger darstellen, als die Perserkriege, oder die trojanischen Helden.

Das Gasthaus zu den drei Mohren bestand schon im Jahre 1344, doch besaß es damals nur die Räume des kleinen zur Rechten liegenden Hauses. Wenn der fahrende Ritter mit seinen Reisigen durchs Thor zog, dann band er hier den Falben an die Pforte und zechte, bis ihn die Fehde von dannen rief; und wenn der fahrende Schüler des Weges kam, durch die alte Reichsstadt, dann ließ er sich hier den Becher füllen, und lugte hinüber nach den blonden Fräuleins, die jenseits hinter dem Erker spannen. Das waren die ältesten Zeiten, das war das Debüt der „drei Mohren“ in Augsburg.

In den Jahren 1492—96 ward von dem reichen Antonius Fugger das jetzige große Haus erbaut. Es kamen die Zeiten Karl V. und die alte Römerstadt war eine Perle der deutschen Lande geworden. In ihren Mauern war der berühmte Reichstag von 1530 versammelt; tausende von Gästen kamen herangezogen, auf allen Straßen wogten bunte Gewänder und prächtige Gestalten. Ritter und Knechte lagen in den zahllosen hohen Häusern, mit ihren schmalen Fenstern und ihren hohen Giebeln; der Kaiser selbst aber bewohnte jenes Gebäude, von dem wir erzählen. Er war der Gast der Familie Fugger und wohnte in jenem großen Saal, dessen getäfelte Decke noch heute Erstaunen weckt.

Auch diese Tage des Glanzes schwanden, und ernstere Zeiten begannen. Die ersten Stürme der Reformation, die Noth des 30jährigen Kriegs zog an dem stolzen Hause vorüber, bis das achtzehnte Jahrhundert kam, mit seinem überladenen Geschmack und seinen fessellosen Sitten. Ein Senator, Namens Andreas Wahl, erkaufte den Palast im Jahre 1722 und ließ die Façade im Geschmacke seiner Zeit errichten; die gothischen Thürme aber, die zu beiden Seiten standen, wurden abgetragen und das neuerworbene Haus mit dem älteren, vorerwähnten vereinigt. Erst im Jahre 1804 kam es an den Vater des jüngstverstorbenen Besitzers. Als die Stürme der Napoleonischen Zeit heraufzogen, ward Augsburg in vielfacher Weise zum Schauplatz derselben. Langsam welkte das Reich dahin, und 1804 hielt die reichsunmittelbare Ritterschaft ihre letzte Versammlung. Sie vereinigte sich zu Augsburg in demselben Hause, von dem wir sprechen; allein schon ein Jahr später wohnte Napoleon I in seinen Mauern. Es waren kalte Octobertage; tausend und abertausend Soldaten lagen in der weiten Ebene bis Ulm, das General Mack besetzt hielt. In den „Mohren“ war der ganze große Stab des Kaisers einquartiert; Talleyrand kam, Metternich kam, eine Deputation von Paris brachte dem Kaiser die Wünsche des Senates. Am 4. December 1805 wohnte Josephine daselbst mit ihrem Sohne Eugen Beauharnais, es war zwei Tage nach der fürchterlichen Schlacht bei Austerlitz. Ohne Unterlaß eilten die Boten hin und wieder, erschöpfte Soldaten und neue Truppen zogen durch die bedrängte Stadt, Marschall Lefevbre und Marschall Soult nahmen ihr Quartier in den drei Mohren.

Nur kurze Zeit dauerte die Ruhe, die jenen Tagen folgte, denn als im Jahre 1809 die große Armee gegen Wien zog, nahm sie abermals ihren Weg durch Augsburg. Vom 16.—18. April hielt Napoleon wieder sein Generalquartier in den weiten Sälen, die er 1805 bewohnt hatte; nach ihm kamen Oudinot und Bernadotte. Wie ein reißender Strom stürzte die französische Armee 1809 nach Oesterreich und wie hunderttausend schlagende Wellen schlug das Herz der stürmenden Soldaten. Vor den „drei Mohren“ schritt die Ehrenwache auf und nieder; oben aber, am Fenster, stand der Kaiser im grauen Rock mit dem kleinen Hute. Große Karten lagen vor ihm ausgebreitet, sein Auge war schon vorausgeeilt, seine Gedanken standen bereits an der Donau und kämpften die Entscheidungsschlacht. Zweitausend Quadratmeilen riß der französische Adler damals mit einem Griffe aus dem bunten Länderkleid von Oesterreich, Kaiser Franz und sein Staat waren gebrochen. Dies geschah 1809; 1810 pochte ein anderer hoher Gast an die Pforte der drei Mohren. Es war Marie Luise, die Tochter des Kaisers Franz, die erwählte Gemahlin Napoleons. Wohl manche frohe und manche bange Braut hat an dieser Stätte den Tag erwartet, aber banger ist wohl keine gewesen, als die Kaiserbraut, die nach Paris gesandt ward, wie der Kaufpreis des Friedens.

Vier Jahre später war der Adler von Frankreich, unter dessen Fittiche sie sich begeben hatte, zerbrochen,. Napoleon war gestürzt und die deutsche Fahne ward wieder aus dem Staub zum Himmel gehoben. Jetzt kehrten andere Gäste in den drei Mohren ein; es waren die Fürsten und Gesandten, die zum Congresse nach Wien zogen. Unter ihnen war Montgelas und Graf Münster, Castlereagh und Catheart, Omptеda und der Cardinal Consalvi, dem die deutschen Staaten den Erisapfel, das Danaergeschenk der Concordate verdanken. Neuer Sturm und neue Armeen brausten über die Erde hin, als Napoleon plötzlich von Elba kam. Unter den Fremden, die in diesen Tagen erschienen, waren Wellington und die beiden Kaiser von Oesterreich und Rußland. Alle Länder und Völker Europas drängten sich nach Belgien vor, um ihre letzte Lebenskraft dem Sieger wie eine heilige Mauer entgegenzuhalten, Und an dieser Mauer zerbrach sein Genie; vor ihr erlag die Garde. Ohne Rast und ohne Unterlaß flogen die Kuriere vorüber, in den drei Mohren sah man Walpole und Wrede, den späteren Kaiser Nikolaus und den entthronten König von Schweden.

Nach der Schlacht von Waterloo ward der deutsche Staatenkörper in ein neues Gewand gehüllt und die Napoleonischen Gestalten, diese Krieg bedeutenden Kometen, verschwanden vom deutschen Horizont. Nur Jérome, der Exkönig von Westfalen, war noch immer „lustick“ wie vorher; denn am 7. August 1816 erschien er mit „zahlreichem Gefolge“ in den drei Mohren und tröstete sich beim französischen Champagnerwein über das Mißgeschick der französischen Krone. 1819 kamen die Abgesandten, die zum Congreß nach Aachen zogen, mit denen das bewegte diplomatische Leben jener Epoche seinen Abschluß fand.

Unvermerkt änderte sich der Charakter von Augsburg, das jetzt seinen Schwerpunkt nicht mehr im politischen, sondern im industriellen Leben suchte. Das heilige Reich war zu Grabe getragen; nachdem es herabgebrannt war durch ein langes Jahrtausend, wie eine geweihte Kerze, hatte der Sturm, der von Westen kam, die müde flackernde Flamme ausgelöscht. Den Völkern aber ward ein neues Licht angezündet, von dessen Erleuchtung kein Auge grell geblendet werden sollte. Und dieser neue Tag, der den deutschen Stämmen aufgegangen war, der nie über die Dämmerung hinauskam, war der Bundestag. Fünfzig Jahre lang saß die Germania gleich einer Vestalin in Frankfurt und hütete die durchlauchtigste Flamme, das politische Lebenslicht des deutschen Volkes. Nur einmal schlug sie stärker empor, und man wollte sie damals aus dem Bundespalais in die Paulskirche übertragen, allein der Plan schien zu feuergefährlich und so blieb der alte Altar bestehen.

Da endlich kam wieder ein Sturm herangezogen. Diesmal war es nicht der schwüle Westwind von 1806, diesmal war es ein scharfer frischer Wind von Norden her. Es war im Jahre des Heils 1866, da wankte mit einem Mal das morsche Gebäude, weil man so ganz und gar die Reparaturen vergessen hatte. Der entsetzte Bundestag ergriff die Flucht und ließ sich zu Augsburg in den drei Mohren nieder. Hier, wo die Heerführer einer halben Million getafelt, wo die Kaiser der heiligen Allianz sich begegnet hatten, kehrten nun die Gesandten des zertrümmerten Bundes ein, und hielten ihm das Leichenmahl und die Leichenrede. Der Gedanke von 1814, den der Bund verwirklichen sollte, war abgestorben, wie ein welkes Reis, und die letzten Blätter zerstreuten sich in alle Winde. Sanft und geräuschlos, wie er gelebt, verschied er; er hatte nie ein Herz gehabt für das deutsche Volk!

Schon im nächsten Jahre sahen die drei Mohren abermals einen fürstlichen Gast. Als Napoleon III zur Fürstenconferenz in Salzburg ging, wollte er seiner Gemahlin auch die Stadt zeigen, deren Gymnasialschüler er gewesen war, und hielt mit seinem Gefolge deshalb in Augsburg an. In denselben Zimmern, wo einst „der Onkel“ gesessen, ehe er nach Aspern und Wagram zog, um Oesterreich zu vernichten, saß jetzt „der Neffe“, ehe er nach Salzburg zog,

um Oesterreichs Freundschaft zu gewinnen. Es müssen ihm seltsame Gedanken durch das kluge kalte Herz gegangen sein, ihm, der so sehr an das Verhängniß glaubt, wenn er hier auf die Gassen hinabsah, wo er vielleicht schon auf der Schulbank vom Throne geträumt hat.

Wenn man einen Rundgang durch das alte wohlgebaute Haus macht, dann wird man natürlich zuerst in diese Kaiserzimmer geleitet. Die Himmelbettstatt ist respectvoll verschleiert, die silbernen Armleuchter vor dem langen, schmalen Spiegel sehen so frostig aus, als ob sie seit Decennien nicht mehr angezündet worden wären. An den Wänden sind antike Geschichten al Fresco gemalt, und unwillkürlich tritt der Fremde leiser auf, als könnte er etwas erlauschen von dem, was hier einst gesprochen wurde. In der zweiten Etage befindet sich die Hauskapelle mit alten Gemälden aus der Schule von Lucas Kranach. Auch einige Italiener hängen über dem Altar und über der Thüre. Der geschnitzte Betstuhl, der in der Mitte steht, zählt fast 400 Jahre. Früher waren die Mauern mit seidenen Tapeten ausgeschlagen; jetzt sind sie übertüncht und von etwas conventioneller Erbaulichkeit. Wenn wir noch höher hinaufsteigen, dann wird die Treppe immer steiler und das Winkelwerk des alten reichsstädtischen Hauses immer verwickelter. Nur Passagiere, die sehr insolvent aussehen, betreten diesen Kletterweg, und wie ein Irrwisch mit flackerndem Licht hüpft ihnen der kleine Kellner voran, der sie zu Bett begleitet. Die historischen Schätze des Hauses liegen oben; aber auch in den unteren Räumen, in dem kühlen, dunklen Souterrain, liegen Schätze von ungeheurem Werth. Dort ist der weltberühmte Weinkeller der drei Mohren. Wer das Inhaltsverzeichniß dieses goldenen Archivs durchgeht, der kann schon für seine geographischen Studien Nutzen ziehen, denn aus allen Welttheilen sind hier die Weine versammelt; ihre Etiquetten reichen auf 120 Jahre zurück. Es wäre mir lieber, mit der Zunge statt mit der Feder diese Weinkarte zu excerpiren und ein Faß Malvasier vor mir zu haben, anstatt mein Tintenfaß. Unter den deutschen Weinen, deren Register an der Spitze steht, finden wir vor allem Cabinet und Auslese vom Rhein. Von ihnen besteht die Flasche zu 10, 11 und 15 Gulden. Doch da ein deutscher Gelehrter in der Regel um 15 *Kreuzer* zu Mittag ißt, so liegt es auf der Hand, daß diese Sorte für seine Tafel oder seine Tafel dieser Sorte nicht gewachsen ist. Die Franzosen geben uns den Champagner und jene schweren Weine des Südens, die unser Haupt so schnell umlichten und umnachten. Einer von ihnen warnte uns schon durch seine Etiquette, er nennt sich „nuit“; ein anderer heißt „crême de la tête“.

Noch glühender klingen die spanischen Namen, die meist mit Don und Donna verbunden sind. Don Abad Romano stammt von 1754, Muscadel de Granada von 1776; hundertjähriger Palmenwein kommt von den canarischen Inseln. Dann zählen Portugal und Madeira ihre Schätze auf und nach ihnen die Heimat des Tokayers. Von letzterem ist eine Sorte verzeichnet (1811), von der das *halbe* Seidel 12 Gulden kostet. Wenn wir an die italienischen Weine gehen, dann hören wir Klänge, die uns aus dem Oden des Horaz bekannt sind. Da ist der Massiker und der Falerner, der einst beim Mahle des Mäcenas floß, mit dem Catull die heißen, sangesreichen Lippen kühlte, zu dem der Verbannte von Tomi griff, wenn der antike Weltschmerz sein Herz bedrängte.

Selbst Syrien und Persien stehen mit 13 Sorten auf der Karte, und vom Cap der guten Hoffnung sind ca. 6 genannt. Es ist nicht zu läugnen, daß ein *solches* Verzeichniß einen kosmopolitischen, man möchte fast sagen einen historischen Eindruck macht; nicht blos den der Geschäftsmäßigkeit. *Genuß, Genuß*, das war die Leidenschaft der Völker seit Jahrtausenden, und die Rebe war das Zauberkraut, war der geheime Schatz, den der erfinderische Mensch in der Erde barg, um ihn in Stunden der Noth und in Stunden der flammenden Lebenslust heraufzuholen und zu vergeuden. Seine Sorgen und seine finstern Gedanken warf er auf den goldenen Grund des Bechers, in dem die Genesung wohnte. Auch die heutigen Völker führen den Becher zur Lippe; aber sie trinken nicht mehr, wie die Alten tranken. Das Genie des Genießens, das Olympische in ihren Freuden, ist mit ihnen untergegangen; aus dem antiken Gastfreund und Zecher ist der moderne Gourmand geworden. Der Franzose trinkt seinen Champagner beim Diner der Koketten, der Italiener trinkt seinen Marsala und liest daneben die „Opinione“, der Deutsche erhebt den Humpen mit Rheinwein und singt ein Lied von Ernst Moritz Arndt dazu. So, wie man bei Augustus trank, trinkt niemand mehr; alles Essen und Trinken ist Zweckessen geworden. Der antike Schwelger ist eine dramatische, der moderne Bonvivant ist eine komische Figur. Oder kann man es anders nennen, wenn im Saale der drei Mohren ein Handlungsreisender, der in Wagenschmiere macht, Falerner trinkt? „Es iß nor for die Firma und for den Effekt.“ Wird in diesem Falle die Ode des Horaz nicht zur Satire!

Kein Gasthaus in ganz Deutschland legt vielleicht den Contrast von Gegenwart und Vergangenheit so unvermeidlich nahe, wie die drei Mohren. Er begegnet uns auf allen Treppen und vor allen Gemächern, denn in dem großen Saal des Hauses hält jetzt die Gesellschaft „Erheiterung“ ihren Jahresball, und die Mädchen tragen als Maske jenes schmucke Kleid, das vor 300 Jahren die Töchter der Patricier an dieser Stätte getragen haben. Wenn der Tanz zu Ende geht, dann sitzen die jungen Herren noch im oberen Stock beisammen und rauchen bei einem Abendtrunk ihre Cigarre. Es ist derselbe Saal, es ist derselbe Kamin, vor dem einst der alte Fugger saß, als er den Schuldschein Karl V ins Feuer warf.

Wenn man des Morgens über die Gänge geht, dann begegnet man nicht selten jungen Paaren. Beide schmiegen sich enger zusammen, als es die Treppe nöthig macht, und die zarte kleine Frau ist so dicht verschleiert, als ob die drei Mohren in der Türkei statt in Augsburg wären.

Wer mögen wohl die beiden sein? Als der junge Herr sich gestern ins Fremdenbuch eintrug, da hieß es N. N. mit Frau. Er schrieb das so hin, als wäre es schon hundert mal geschehen, und doch geschah es zum ersten mal. „Das junge Ehepaar“ ist ein neuer Typus unter den Reisegestalten geworden, und das Hotel, das typisch ist für diesen Typus, sind die drei Mohren in Augsburg.

Außer dem Fremdenbuch, in das sich Herr N. N. *mit Frau* eingetragen hat, existirt aber noch ein anderes, wo die Namen all jener Größen verzeichnet stehen, die wir oben erwähnt haben. Es ist vielleicht eine der werthvollsten Autographensammlungen in Deutschland; denn nach der Mittheilung eines Kundigen sollen für dieselbe bereits 20,000 Gulden geboten worden sein. Andere wußten sich einfacher zu behelfen, wie die vielen Schnittwunden zeigen, die dem Buche von Engländern und Amerikanern beigebracht wurden. Manche Namen sind deshalb von fremden Händen nachgetragen, und heutzutage bekommt es fast niemand mehr zu Gesichte.

Zur gefälligen Beachtung.

Mit der nächsten Nummer beginnt das dritte Quartal. Wir ersuchen unsere Abonnenten, besonders die der Post, ihre Bestellungen baldigst erneuern zu wollen, um Unterbrechungen in der Zusendung zu vermeiden.

Das neue Quartal wird mit der Novelle:

Das schöne Käthchen von **Paul Heyse**

eröffnet werden.

Redaktion und Expedition des Daheim.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

VI. Jahrgang. Ausgegeben am 2. April 1870. Der Jahrgang läuft vom October 1869 bis dahin 1870. **1870 №. 27.**

Das schöne Käthchen.

Novelle von **Paul Heyse.**

Es ist gewiß ein wahres Wort, sagte der alte Landschaftsmaler B. und strich sich dabei langsam über seinen grauen, oder vielmehr mausfarbenen Knebelbart: Weiber sind Weiber, das will sagen, im Guten wie im Schlimmen beherrscht sie das Geschlecht, und wenn sie auch oft genug ihren eignen Kopf aufsetzen, ist es doch nur selten ein sogenannter Charakterkopf, sondern eben nur ein Weiberkopf. So ein rechtes Individuum, das nur mit sich selbst zu vergleichen wäre, findet sich bei ihnen weit seltner, als unter uns, und ich weiß nicht einmal, ob wir besonders stolz darauf sein dürfen. Sehr oft ist unser Apartes nichts Besseres als eine aparte Narrheit, ein Herausgehen aus der Natur, sei es durch Bildung oder durch Verkrüppelung, während die Frauenzimmer, da für ihre Bildung oder Verbildung nicht so viel geschieht, nur selten im Guten oder im Bösen ausarten und über die Linie wachsen. Wenn das aber einmal geschieht, ist es mir immer merkwürdig gewesen.

So bleibt mir vor allem ein Fall unvergeßlich, wo ich das Unerhörteste gesehen, daß nämlich ein schönes Mädchen einen Haß hatte auf ihre eigne Schönheit, nicht etwa bloß eine zimpferlich kokette, erlogene Gleichgültigkeit oder gar eine überspannte, verhimmelnde Klosterjüngferlichkeit, sondern was man eine ehrliche Feindschaft nennt, die auch ihre guten Gründe hatte.

Ich kam aber zu der Geschichte auf folgende Art.

Damals — es ist nun über zwanzig Jahre her — verkehrte ich viel mit einem jetzt ganz verschollenen holländischen Maler, Jan van Kuylen oder Kuyden — ihr werdet den Namen in keinem Künstlerlexikon verzeichnet finden. Er war, auf der üblichen Romfahrt begriffen, in München hängen geblieben, schwerlich aus einem andern Grunde, als weil ihm vor Rafael und Michelangelo heimlich bange war, als ob sie seine kleine Person erdrücken und ihm die zierlichen niederländischen Künste, mit denen er viel Geld verdiente, verleiden würden. Er war ein kurioser Kauz, die wunderlichste Mischung von Humor und Phlegma, von Idealität und Cynismus, von sentimentalen Neigungen und kaustischer Ironie. So sah es auch in seinem Atelier aus, Alles bunt durcheinander; die schönsten venezianischen Gläser, die er sehr liebte, kostbare Musikinstrumente mit Silber und Perlmutter eingelegt, denn er spielte meisterhaft Guitarre und Laute, dann wieder auf einem schweren gewirkten Teppich ein zinnerner Teller mit ein paar Käserinden, in einem schlechten Glase eine Neige Bier und zwischen den Wänden die dicken, übelriechenden Wolken eines ganz gemeinen Schiffertabaks, den er sich aus Holland nachschicken ließ und den ganzen Tag aus kleinen schmutzigen Thonpfeifen rauchte.

In seinen Bildern dagegen war Alles so sauber, nett und accurat, daß sie sich auf den ersten Blick von denen ihrer Altvordern, der Netscher, Mieris und Gerard Dow, nicht sonderlich unterschieden. Sah man aber näher zu, so war doch ein ganz eigenthümlicher Geist darin, ein in mancherlei Tonarten spielender Humor, der besonders ausgelassen wurde, wenn er ins Parodiren gerieth. Das war damals noch nicht der Modeton, wie heutzutage, und daher wollte man auch in München, wo das Pathetische oder simpel Naive noch wacker blühte, von Jan van Kuylens oft etwas blasphemistischen Späßen nichts wissen. Das erste Bild, das er hier ausstellte, zeigte Gott Vater im Paradiese herumwandelnd, im Schlafrock mit einem kleinen Mützchen, wie er halb gemüthlich, halb schadenfroh über den Zaun sieht, hinter dem Adam, ein hagerer, leberkranker Geselle, im Schweiß des Angesichts das Feld umgräbt, während Eva eine alte Jacke flickt und ziemlich verdrossen nach den verbotenen Früchten hinüberschielt. Das Bild wurde schon nach einer Stunde wieder entfernt, da die Geistlichkeit darüber natürlich in Zorn gerieth. Besser glückte es ihm mit einem zweiten, das freilich auch den Schalk im Nacken trug. Er nannte es „die Versuchung des heiligen Antonius". Von der treuherzigen Geschmacklosigkeit, mit der der biedere Teniers diese Legende zu illustriren pflegte, wich diese neue Auffassung freilich bedeutend ab. Eine junge Bäuerin, die offenbar von einer Hochzeit oder Kindtaufe heimkehrte, da sie einen Korb mit Braten, Kuchen und einer Flasche Wein bei sich führte, hatte sich von der Abendkühle und ihrem schweren Kopfe verlocken lassen, im Schatten eines Wäldchens zu rasten und ein Schläfchen zu machen. Der heilige Antonius, ein recht handfester Bursch in einer abgetragenen Kutte, war an nichts Arges denkend des Weges gekommen und stand nun wie angewurzelt still,

bald das junge Weib, bald den Korb mit guten Dingen betrachtend, offenbar in heftigen Gewissenskämpfen, wobei er sich verlegen hinterm Ohr kratzte. Der Ausdruck des Gesichts war so unwiderstehlich drollig, daß selbst die Geistlichen diesmal lächelnd ein Auge darüber zudrückten.

Das Seltsamste jedoch habe ich noch nicht gesagt: sowohl dieser am Scheidewege stehende Heilige, als der Adam auf jenem Paradiesbilde waren leibhaftige Portraits des Malers selbst. Dadurch wurde der Humor der Sache zwiefach gesteigert. Denn schon in der Wirklichkeit war die Erscheinung meines Freundes für einen Humoristen ein Studium. Es war gleichsam Alles an ihm gelb in gelb gemalt, die Haut von dem zarten Ton eines frischen Edamer Käses, Haare und Bart wie verschossenes und verstaubtes Haferstroh, die grauen Augen durch dicke rothblonde Wimpern fast zugedeckt. Zum Ueberfluß kleidete er sich von Kopf bis Fuß Winters in sandfarbenes Tuch, Sommers in Nanking und liebte es über seine körperlichen Eigenschaften sich selber lustig zu machen in den übertriebensten Gleichnissen. So nun auch in seinen Bildern, wo er sich regelmäßig und zwar so sichtbar als möglich anbrachte, mäßig karrikirt, aber immer in Lagen und Stellungen, die zwischen Lächerlichem und Kümmerlichem, Selbstironie und Resignation die Mitte hielten. Es war ordentlich, als wünsche er zu zeigen, daß er den Spaß, den sich Stiefmutter Natur mit ihm erlaubt, durchaus nicht übelnehme, vielmehr der erste sei, darüber mitzulachen.

Nun war es eines Pfingstmontags, meine Frau hatte sich Kaffeegesellschaft geladen, und das Gesumme und Geschwirre dieser Lästerschule, das ich durch zwei Thüren hörte, trieb mich ins Freie. Ich wollte, da es ein schöner Nachmittag, Alles in erster Blüte und an den Isarufern mancherlei für mich zu studiren war, van Kuylen zu einem Spaziergang abholen. Er wohnte damals noch an der Theresienwiese in einem kleinen Häuschen, dessen Nordzimmer er sich zum Atelier hatte einrichten lassen. Erst kam man durch ein Gärtchen, in welchem die unvermeidlichen Tulpen natürlich nicht fehlen durften, aber von früher her auch für Flieder und Jasmin hinlänglich gesorgt war. Dann bog man in einen kleinen Hof ein, wo ein Brunnen rauschte, den der wunderliche Mensch mit einem verrückten Tritonen geschmückt hatte, einem Werk seiner eignen Hände, da er sich auch im Modelliren versuchte. Und nun stand man an der Thür des Studiums, die über Tag nur selten geöffnet wurde, da Freund Jan von Morgen bis Abend mit der behaerlichsten Langsamkeit an seinen Sachen strichelte und sonst weder Zerstreuungen noch Umgang suchte.

Ich war darum erstaunt, die Thür halb offen zu finden, dachte einen Augenblick, er sei ausgegangen, und seine Magd mache sich drinnen zu schaffen, als ich seine Stimme hörte, wie er zu Jemand sagte: Falls Sie müde sind, wollen wir für heute abbrechen. Es ist ohnedies hoher Festtag. Wenn Ihr Beichtvater nur nicht zankt, daß wir hier so weltliche Dinge treiben, statt den Feiertag zu heiligen.

Es kam keine Antwort, wenigstens keine hörbare. Ich stutzte. Modell zu haben bei offner Thüre, war damals so wenig beliebt und gebräuchlich, wie heutzutage. Daß aber durch die offne Thür nicht einmal der Qualm aus der kleinen holländischen Thonpfeife herausdrang, grenzte an das Wunder.

Wie ich nun noch einen Schritt näher trat, sah ich freilich, worüber meinem guten Jan die Pfeife kalt geworden war, und obzwar ich nur ein Landschafter bin, fand ich's doch ganz begreiflich. Denn um solch ein Modell verlohnte sich's schon der Mühe, den Kopf zu verlieren, geschweige einen Pfeifenkopf.

Zunächst fielen an dem Mädchengesicht, das da still wie ein Bild im besten Licht gegen eine rothe Damastgardine sich abhob, die Farben auf, die so leuchteten, daß es ordentlich unwahrscheinlich war und ich ganz verblüfft hinstarrte. So etwas von atlasweißer Haut, kaum ein wenig mit dem leisesten Roth und Blau hie und da überschimmert, von Lippen, aus denen das Blut herauszuspritzen drohte, von sammetbraunen Augen und desgleichen leichtgeringeltem Haar, über eine hochgewölbte Stirn ziemlich tief hereingewachsen, habe ich weder vor- noch nachher jemals wiedergesehn, als etwa auf Bildern, wo es gar nicht wirkte, weil es sich übertrieben ausnahm. Die Natur darf bekanntlich Manches wagen, hinter dem die Kunst zurückbleiben muß. Wie ich mich nun aber von dem ersten Schrecken über diese Effecthascherei der Natur erholt hatte, sah ich, daß auch in der Zeichnung das Mögliche geleistet war, mit einer Noblesse und Solidität, die fast Verschwendung schien, da es nicht weise ist, alle Mittel, Farbe und Form, auf Eine Figur zu wenden. Auch der Bildhauer mußte hier gestehen, daß er Aehnliches nur bei den besten Antiken gefunden habe. Vor allem überraschte mich die breitgeschwungene Wange mit dem herrlichen, vollgerundeten Kinn, die Lippen, die immer halb geöffnet einen Ueberfluß von Leben auszuathmen schienen, und die edle Bildung des geraden, trotzigen, für den modernen Geschmack etwas zu breiten Näschens. Nur an den Augen ließ sich dies und das aussetzen, wenn einer, den dieser stille melancholische Stern bestrahlte, noch das Herz dazu hatte. Ich wenigstens bin erst viel später dahinter gekommen, daß der Schnitt der Lider etwas geschweifter und sie selbst etwas breiter hätten sein können.

In den ersten zehn Minuten stand ich förmlich wie verzaubert, sagte nicht einmal guten Tag und war, wie man so oft dummerweise sagt, ganz Auge.

Auch sonst sprach Niemand. Van Kuylen, die kalte Pfeife im Munde, hatte mir nur phlegmatisch von der Seite zugenickt und dann eifrig fortgemalt. Die Schöne throute vor ihrer rothen Gardine regungslos in einem alten Sammetsessel mit vergoldeten Löwenköpfen, die Augen still auf das halbverhangene große Fenster geheftet, die Hände, die sehr schlank und weiß, aber nicht winzig waren, gleichmüthig in ihrem Schoß zusammengelegt. Sie trug ein geringes Kattunkleid von dunkler Farbe, oben am Hals mit einer alten Tüllkrause eingerahmt, weder Ohrringe, Ringe, noch Schmuck irgend welcher Art.

Neben ihr auf einem Schemelchen saß ein kleines Mädchen von etwa sieben Jahren, das langsam und verdrossen an einem großen blauen Strumpf strickte.

Ich fand es endlich für nöthig, irgend etwas zu sagen.

Ich störe Euch, Mynheer, sagte ich, obwohl ich schon seit einer Viertelstunde sehen konnte, daß er sich durchaus nicht stören ließ. — Mynheer wurde er scherzweis von seinen paar Bekannten unter uns Malern genannt, und da er selbst jeden, der es leiden mochte, mit „Ihr“ anredete, hatte ich mir das „Sie“ abgewöhnt.

Schickt mich nur wieder fort, sagte ich, sobald ich Euch oder dem Fräulein unbequem werde. Obgleich es freilich, wenn man einen so raren Fund gethan hat, nur Christenpflicht ist, ihn auch seinen Nächsten zu gönnen.

Van Kuylen brummte etwas auf Holländisch in die Zähne und malte fort; das Mädchen sah fast finster vor sich hin, als hätte ich etwas Kränkendes gesagt. Die Kleine mit dem Strickstrumpf gähnte recht herzlich und ließ ein Dutzend Maschen fallen.

Mir wurde ein wenig schwül bei der stummen Gesellschaft.

Lieber Freund, fing ich endlich auf Holländisch an, das ich von ihm radebrechen lernte, sagt mir ehrlich, ob Ihr mich zu allen Teufeln wünscht, oder ob ich hier noch ein Weilchen dieses ganz unvernünftig reizende Gesicht angaffen darf, das Ihr Glückskerl Gott weiß wo aufgespürt habt, und das eigentlich viel zu gut für Euch ist. So was — verzeiht — gehört nicht auf Eure anderthalb Fuß großen Leinwändchen und für Euren düstelnden Genre-Pinsel. Lebensgroß und ohne alle Witze und Winkelzüge nur so um Gottes Willen in aller Demuth nachgemalt, wie's die Venetianer hie und da zu Stande gebracht haben, das wäre etwas. Aber ich kenne Euch schon. Ihr müßt doch mit Eurer eignen werthen Visage zu irgend einem Fensterchen wieder hereingucken oder sonst einen Humor loslassen, und dann wär's Jammerschade um den Ausbund von Griechenthum, dem das elende Kattunfähnchen ungefähr so zu Gesicht steht, wie der Juno Ludovisi ein moderner Unterrock.

Ich konnte ihm schon solche Sachen ins Gesicht sagen; er liebte einen etwas stachligen Discurs und blieb mir auch nichts schuldig.

Jetzt stand er auf, irgend etwas zu holen, was er zur Arbeit brauchte, und antwortete dabei, ohne die Pfeife aus dem Munde zu thun: Ich kann mir schon denken, daß Euch die Zähne lang werden nach diesem aparten Bissen. Möchtet Ihr etwa wieder so eine engbrüstige Diana malen, wie sie unter deutschen Eichen aus einer Pfütze steigt und einem Actäon, der sich vom belvederischen Apollo die Beine gestohlen hat, Hörner aufsetzt? Dazu schiene Euch das Kind gerade gut genug, nicht wahr? Aber nichts da! Ihr kriegt sie gar nicht, am allerwenigsten zu mythologischen Zweideutigkeiten. Glaubt Ihr, daß ich nur einen Zoll breit mehr gesehen habe, als sie

da vor uns beiden sehen zu lassen die Gnade hat? Und auch darum bin ich ihr lange genug nachgelaufen und bin fast verzweifelt, daß sie mir überhaupt je sitzen würde. Aber Hunger ist der beste Zwischenträger. Und auch so habe ich mir sehr harte Bedingungen gefallen lassen müssen. Die Thür muß offen stehen, das Schulkind da immer dabei sein, und wenn ich mir je einfallen ließe, sie in ihrer Wohnung aufzusuchen, wäre es ein für allemal aus mit uns Beiden. Ich habe natürlich mich zu allem bequemt — ich war so vernarrt in das Gesicht, daß ich einige der sieben Todsünden darum begangen hätte, nur um es einmal in dieses Licht und auf diesen Stuhl setzen und dann nach Herzenslust angaffen zu können. Was ich hernach draus mache, ist mir sehr gleichgültig. Aber wenn ich im Stillen darauf rechnete, das Eis zwischen uns zu schmelzen, wenigstens bis zu einer Art von brüderlicher Liebe und Freundschaft, habe ich mich sehr betrogen. Nun es ist am Ende kein Wunder; ich bin eben nicht ihr Geschmack und schätze sie darum nicht geringer. Aber es sind schon andere, die zufällig dazu kamen — heute ist die dritte Sitzung — aufs Gründlichste abgefahren, ganz schmucke, verwöhnte Leute, der schöne Fritz und der Schlachtenmüller und unser Don Ramiro mit dem schmachtenden Tenor. Alle waren wie Zunder, und haben dann nach einigem Brennen und Glimmen wie mit kaltem Wasser begossen wieder abziehen müssen. Nicht wahr, Fräulein, sagte er plötzlich auf Deutsch zu der schönen Schweigsamen, es ist ganz umsonst, Euch zu flattiren? Der Herr da, der zwar nur Landschafter, aber doch ein Weiberkenner ist, möchte Euch auch gerne seine Bewunderung und Verehrung ausdrücken. Ich habe ihm aber gesagt, daß Ihr dergleichen nicht gerne hört.

Das ist wahr, erwiderte sie ganz gelassen. Es ist nun einmal so, und ich kann es nicht ändern. Aber Gott weiß, wenn ich was dabei zu sagen gehabt hätte, das Gesicht hätte ich mir wahrhaftig nicht ausgesucht.

Die Art, wie sie das sagte, befremdete mich höchlich; nicht ein Hauch von herausfordernder Bescheidenheit, die das Gegentheil von dem sagt, was sie denkt, nur um bestritten zu werden. Eine müde, aber unerschütterliche Geringschätzung, wie wenn ein Mensch einen Sack mit Gold durch eine Wüste schleppt und aus vollem Herzen seufzt: das alles gäb' ich hin für ein Stück Brot.

Auch die Art, wie sie sich ausdrückte, ließ auf mehr Bildung schließen, als sich sonst bei denen findet, die für Geld sich malen lassen. Es war unschwer zu merken, daß die Schöne ein wunderliches Schicksal auf dem Herzen hatte.

Nun, nun, sagte ich, wenn Sie Ihr Gesicht sich selbst ausgesucht hätten, den schlechtesten Geschmack hätten Sie dabei nicht bewiesen. Und wenn auch Schönheit vergeht und Häßlichkeit besteht, und es seine Unbequemlichkeiten, ja selbst Gefahren haben mag, dermaßen aufzufallen, wo man sich blicken läßt, — das werdet Ihr mir nicht weiß machen, Fräulein, daß Ihr ernstlich auf Euer Gesicht böse seid. Ihr wäret die Erste.

Denken Sie davon, wie Sie wollen, erwiderte sie gleichgültig, und ihre schöne volle Unterlippe bekam einen verächtlichen Zug. Ich weiß wohl, wie die Männer sind. Wenn ein armes Ding eitel ist auf ihr bischen Milch und Blut, so ist's nicht recht, und wenn sie gar nicht eitel ist, vielmehr ihre Schönheit verwünscht, um die sie viel ausgestanden hat, so ist's wieder nicht recht. Am Ende liegt mir ja auch nichts daran, es andern Leuten recht zu machen, wenn ich nur weiß, was ich weiß.

Auf diese sehr unverblümte Abfertigung erfolgte eine stumme Pause. Mynheer van Kuylen saß wieder vor seiner Staffelei und versuchte mit den zartesten Lasuren den Schmelz dieser Haut und den Schimmer dieser feuchten Augen wiederzugeben; das Kind hatte den Strickstrumpf weggelegt und blätterte in einem Kupferwerk, ich aber, um mir etwas Contenance zu machen, zündete mir eine Cigarre an.

Sie erlauben doch, Fräulein? fragte ich mit meinem verbindlichsten Ton.

Sie nickte nur unmerklich mit dem Kopf und seufzte dabei verstohlen, wovon ihr die feinen Nasenflügel zitterten.

Darf man fragen, wie Sie heißen, Fräulein? fing ich nach einiger Zeit wieder an.

Ich heiße Katharina, sagte sie, immer in demselben kurzangebundenen Ton. Alle aber, die mich kennen, nennen mich Käthchen. Wie meine Eltern heißen, ist Ihnen ja wohl gleichgültig.

Fräulein Käthchen, sagt' ich, Sie sind, wie ich an Ihrer Sprache merke, keine Münchnerin.

Nein.

Ihr Accent hat etwas Rheinländisches.

Wohl möglich.

Haben Sie einen Grund, von Ihrer Heimath nicht gerne zu reden?

Warum fragen Sie?

Ich möchte gern einmal nachsehn, ob es dort mehr Gesichter gibt, wie das Ihre.

Nur noch eins, erwiderte sie mit dem ruhigsten Ton. Das aber ist auf Glas gemalt, in der Kathrinenkirche.

Sie haben dazu gesessen?

Nein, sagte sie. Eher umgekehrt.

Ich sah van Kuylen an, ob er aus dieser wunderlichen Rede klug werden könne. Er schien vor Arbeitseifer gar nicht zu hören, was wir plauderten.

Sie müssen es mir nicht übel nehmen, Fräulein Käthchen, wenn ich noch weiter frage, sagt' ich nach einer Weile. Ihre Antworten sind eben so viele Räthsel. Sie können mir immer glauben, daß es mehr ist, als ganz gemeine Neugier, wenn ich gern wüßte, welche Schicksale Sie genöthigt haben, Ihre Heimat zu verlassen, um hier, mit so guter Erziehung, einem so schönen Gesicht —

Sie meinen, daß ich zu etwas Besserem erzogen wäre, als mein Gesicht zu Gelde zu machen. Das kann wohl sein. Aber es ist nun einmal so weit gekommen, und wenn das Gesicht mich ins Elend gebracht hat, mag es mir auch wieder heraushelfen, wenigstens so weit es mit Ehren geschehen kann.

Eine Wolke flog über ihre Augen, sie sahen noch starrer aus, als gewöhnlich, ein Ausdruck zwischen Kummer und Zorn, der sie aber noch anziehender machte. — Wir schwiegen.

Plötzlich fing sie wieder an.

Ich weiß gar nicht, warum ich damit hinterm Berg halten soll. Es ist ja nichts Schimpfliches, und am Ende denken sich die Herren weit schlimmere Dinge. Ueberdies — Sie sehen beide recht brav und zuverlässig aus — (van Kuylen hustete in den Bart) und wenn einmal schlecht von mir gesprochen wird, kann ich mich auf Sie berufen. Babettel, wandte sie sich an das kleine Mädchen, geh in den Garten hinaus und mach dir einen recht schönen Kranz von Holderblüten und Jasmin, pflück aber ja keine Tulpen ab. — Es ist nur, setzte sie leiser hinzu, als das Kind hinaus war, weil meine Hausleute nicht Alles zu wissen brauchen, und das Ding da, so jung es ist, es spitzt schon mächtig die Ohren und sagt Alles wieder. Nun, ich braucht' mich auch vor denen nicht zu schämen; aber sie hielten mich eben für verrückt, wenn sie meine ganze Geschichte wüßten, und jetzt haben sie Mitleiden, da sie meinen, ich hätte so eine gewöhnliche unglückliche Liebschaft hinter mir und hielte mich deshalb nicht werth, daß mich die Sonne beschiene.

Darauf schwieg sie wieder eine Weile und schien fast zu vergessen, daß sie uns hatte erzählen wollen. Es war eine rechte Sonntagsstille ringsum, wir hörten durch die offne Thür die groben Schuhe der kleinen Babette über den Isarkies knarren, mit dem die Gartenwege bestreut waren, und so verlorenes Vogelgezwitscher über der Theresienwiese. Van Kuylen war aufgestanden und zu einem geschnitzten Schränkchen gegangen, in dem er allerlei Kram verwahrte. Er holte eine bastumwickelte kuriose Flasche hervor, goß daraus drei kleine Gläschen voll und präsentirte sie auf einem alten chinesischen Porzelanteller erst dem Mädchen, dann mir. Als wir beide dankten, trank er ein Gläschen nach dem anderen stillschweigend selber aus und setzte sich wieder vor die Staffelei, aber ohne zu malen, den Kopf in die Hände gestützt.

Was mich wundert, unterbrach ich endlich das Schweigen, ist, daß ich Ihnen heut zum ersten Mal begegne, Fräulein. Ich bin doch ein eifriger Pflastertreter und auch gar nicht blöde, obwohl meine liebe Frau mich darüber ausschilt, daß ich hübschen Mädchen zu frei unter den Hut sähe. Sie müssen wie ein Maulwurf in einem unterirdischen Bau gesteckt haben, sonst wären Sie mir sicher nicht entgangen.

Nein, sagte sie mit einem kurzen Lachen, das zum ersten Mal durch ihren Trübsinn aufblitzte, ich geh' jeden Tag aus, ich kann nicht stillsitzen, ich langweile mich auch, da ich keine Handarbeit verstehe. Aber ich habe einen ganz dicken Schleier um, das ewige Angaffen ist

mir in den Tod zuwider, zumal wo ich fremd bin. Ein einzig Mal vor einem hellen Schaufenster am Abend hatt' ich den Schleier zurückgeschlagen; da kam gerade der Herr van Kuylen dazu und hat mich dann oft genug wieder erkannt, obwohl ich eingemummt war wie eine Nonne. Uebrigens ist das Babettel immer mitgelaufen; allein war mir's zu unheimlich. Denn freilich, obwohl es nun Jahr und Tag her ist, daß ich von Hause bin, es ist mir noch immer so fremd zu Muthe, daß ich manchmal mein', es drückt mir das Herz ab, ich müßt' ins nächste beste Wasser springen, um mich selber los zu werden und das ganze unnütze Leben.

Das Lachen war rasch verloschen, statt dessen glänzte es ihr feucht in den Augen.

Hat man Sie denn zu Hause nicht lieb gehabt? fragt' ich. Ein so schönes und gutes Kind —

Lieb gehabt? Ja wohl, wie sie's verstehen. Bald zu viel und bald wieder zu wenig. Wenn ich ein ander Gesicht gehabt hätte, wäre Alles ganz gut gegangen. Aber so bildeten sie sich Wunder was ein, und vor lauter Hochmuth mußten sie mich unglücklich machen. Noch sechs Geschwister sind vor mir — ich bin das Jüngste und Letzte — und die andern alle, die ganz gewöhnliche Menschengesichter haben, sind jetzt zufrieden und versorgt, verheirathete und unbescholtene Leute, von denen niemand spricht im Guten oder Bösen, und die niemand nachzufragen brauchen. Ich aber, da ich kaum aus der Wickel war, ich war schon ein kleines Weltwunder, und alle Muhmen und Basen schlugen die Hände überm Kopf zusammen, wo sie mich nur erblickten, und sagten meiner Mutter, keine Prinzessin brauche sich zu schämen, solch ein Kind zur Welt gebracht zu haben. Es war damit auch wunderlich zugegangen. Mein Vater war ein armer Schullehrer, meine Mutter eine Küsterstochter, beide nicht übermäßig schöne Leute, nur durch meine Großmutter mütterlicherseits waren kleine Hände und Füße und schönes langes Haar in die Familie gekommen. Aber wie meine gute Mutter mich unterm Herzen trug, hatte der Graf F. —, unser Kirchenpatron, ein prachtvolles neues Glasfenster in die Kathrinenkirche gestiftet, das stellte die Heilige vor neben dem Rade knieend, einen Palmzweig in den gefalteten Händen, in so schönen brennenden Farben, daß man sich nicht satt sehen kann. Unser ganzes Städtchen, katholisch oder protestantisch, lief zusammen, und es soll wochenlang von nichts anderem gesprochen worden sein, zumal in unserm Haus. Mein ältester Bruder, der schon ganz artig zeichnete, hatte es gleich abgezeichnet, besonders aber die Mutter trug das Bild, wie sie hernach erzählte, Tag und Nacht, mit offnen oder geschlossnen Augen, zum Greifen deutlich in ihrem innern Gesicht mit herum, und als ich nun endlich zur Welt kam, bestand sie darauf, ich müsse Kathrine getauft werden. Nicht lange, so nannte mich alles „das schöne Käthchen", und es war eine ausgemachte Sache, daß ich dem Glasbild droben im Fenster nur so aus dem Gesicht gestohlen war.

Sie können denken, daß mir das zuerst, als ich ein bischen klug wurde und als ein halbwüchsiges Schulkind herumging, nicht gerade leid war. Alles hätschelte und lobte mich, und wenn mir das in die Backen Kneifen und Schönthun auch manchmal zu viel wurde, es hatte doch auch wieder seine Vortheile. Ich wurde, auch als das Nesthäkchen, in allem besser gehalten, als meine Geschwister und hatte nicht einmal von ihrem Neid und Mißgönnen zu leiden, da sie mich wirklich gleich den Eltern als etwas ganz Apartes betrachteten, wie eine besondere Ehre und Gnade Gottes, die der Familie zu Theil geworden, und die ihren Glanz auch über die anderen Mitglieder verbreitete. Es verstand sich ganz von selbst, daß ich, so weit es unsere Armuth zuließ, bessere Kleider trug, von allem Essen die appetitlichsten Bissen bekam und auch einen ganz besonderen Unterricht. Theils beschäftigte sich der Vater selbst mit mir in seinen paar Mußestunden, theils mußt' ich bei anderen Französisch und Klavier erlernen, und daß ich gar keine Hand anlegen durfte, bei der Hausarbeit zu helfen oder auch nur meine feinen Finger mit Nähen und Stricken zu verderben, leuchtete Allen ein. Mich wundert, daß ich dabei nicht noch träger und eitler geworden bin, als ich wirklich war. Aber auch ich sah das Alles für so nothwendig und selbstverständlich an, daß ich mir gar keine besonderen Gedanken darüber machte. Aprikosen blühen anders als Holzbirnen, und werden anders bezahlt, das ist eine ganz natürliche Sache. Einer hat hunderttausend Thaler, ein Anderer eine Stimme in der Kehle, die Alles bezaubert, ein Dritter ist so gelehrt, das jeder vor ihm den Hut abzieht, und ich war das schöne Käthchen, in das sich jeder verliebte. Was es damit eigentlich auf sich hatte — mit dem Verlieben nämlich — wußte ich nicht. Ich hatte noch nie gemerkt, daß ich auch ein Herz hatte, ich liebte kaum meine eignen Leute, weil es mir langweilig war, immer von ihnen geliebkos't zu werden, und in mich selbst verliebt zu sein konnte mir auch nicht einfallen, da mir das bischen Roth und Weiß und Alles, was die Leute sonst an mir bewunderten, von Kind an nichts Neues mehr war.

(Fortsetzung folgt.)

Walachisches Landvolk.

(Zu dem Bilde von K. Volkers.)

Die Legende vom Stieglitz, der beim Anmalen der Vögel vom lieben Herrgott vergessen war, und schließlich mit den bunten Resten der Farbentöpfe ausstaffirt ward, paßt auch auf die Völker der unteren Donau. Sie haben von allem etwas, sind bunt, wie keine Nation mehr in Europa und so recht ein Mischproduct von fast allen. Besonders auf die Rumänen läßt sich dieses anwenden, über deren Ursprung kaum zwei Forscher mit einander einig sind, und deren zusammengewürfelte Sprache den größten Linguisten viel Kopfzerbrechen machte. Schafarik, der große slavische Gelehrte, läßt sie im fünften oder sechsten Jahrhundert aus einer Mischung von Gothen, Römern und Slaven entstehen; der nicht minder berühmte Miklositsch sucht geschichtlich nachzuweisen, daß die Rumänen des vierten und fünften Jahrhunderts romanisirte Dacier und Geten gewesen seien. Die rumänischen Forscher selbst sind über ihr Volk nicht im Klaren. Lauriani spricht sich für den rein römischen Ursprung seines Volkes aus, während Majoresko seiner Nation eine keltische Abkunft vindicirt. Wie dem auch sein mag, der heutige Rumäne, im ganzen gewiß kein glückliches Product einer Völkermischung, antwortet, wenn man ihn nach seinen Ahnen fragt: „Eù sunt Rumânù — wir sind Römer" — was auf eine Karikirung des Civis romanus sum (Ich bin ein römischer Bürger) hinausläuft.

Aber es gährt und ringt in dem Volke nach Gestaltung. Die Rumänen möchten aus ihren unfertigen Verhältnissen heraustreten, um mit ihren Brüdern in Ungarn, Siebenbürgen und Bessarabien ein Reich von 9 Millionen Seelen zu bilden. An ihrer Spitze steht jetzt ein Fürst aus deutschem Blute, der es ehrlich mit dem Lande meint und diesem gerne aufhelfen möchte. Doch die Elemente, mit denen er zu arbeiten hat, die ihm fortwährend Hindernisse in den Weg legen, sind nichts weniger als günstige. Der wenig gute Ruf, den die Bojaren im civilisirten Europa genießen, ist leider nur zu sehr begründet. Ein tüchtiger Mittelstand fehlt. Die Deutschen, Ungarn, Franzosen, welche sich als Künstler, Lehrer, Bau- und Maschinenmeister, Fabrikanten, Gewerbsleute in den Städten niederließen und den Zusammenhang mit dem Abendlande herstellen, werden von den tiefer stehenden Eingeborenen im schlechtverstandenen Nationalitätseifer über die Schulter angesehen. Auf dem platten Lande herrscht, aussaugend und demoralisirend, der verachtete Jude. Und das Landvolk, wird man fragen, das in allen andern Ländern den conservativen Kern bildet, aus dem die oberen Schichten, wenn sie verkommen waren, sich wieder auffrischen konnten, wie steht es mit ihm in Rumänien? Leider können wir auch hier keine günstige Antwort ertheilen. Unter der Herrschaft des Bojarenthums und der Juden hat sich der Charakter der Bauern nicht vortheilhaft ausgebildet. Die Prügelstrafe hat sein Ehrgefühl abgestumpft, und Feigheit ist noch nicht die geringste seiner Untugenden.

Aber seht die Leute euch von außen an. Ha, das besticht! und wenn ihr nicht Herz und Nieren prüfet, dann sagt ihr wohl: kein prächtigeres Volk als das rumänische. Alles an ihnen erscheint malerisch, und unser Künstler, der, herbeigerufen von dem gegenwärtigen Fürsten, die Walachei durchzog, fand dort manch prächtigen Vorwurf für seinen Pinsel. Da zieht das Landvolk zu Markte, und gewiß bietet es einen weit malerischen Anblick, als unsere Bauern.



Rumänen zu Markte ziehend.
Nach dem Gemälde von Emil Volkers.

Die Männer sind von mittlerer Körpergröße; kleine Gestalten sind Ausnahmen. Der Wuchs ist schlank, der Gliederbau regelmäßig. Kopf und Gesichtsform sind länglich, ihre Profile oft rein und edel; die Augen, bei Erregung lebhaft, manchmal tückisch aufblitzend, sind vorherrschend schwarz; den feingebildeten Mund deckt ein dichter Schnurrbart. Lange und dunkle Haare umrahmen den wettergebräunten Kopf. Im Sommer hüllt sich der Walache in Leinenstoff. Er trägt oft weite Hosen, unter dem Knie mit breiten, farbigen Tuchstreifen umwunden, unten mit dem Riemenwerke der Buntschuhe festgeschnürt. Das weite, faltige, am Schlitz und an den Aermeln buntgestickte Hemd, mit einem schmalen Stehkragen, fällt über das Beinkleid bis an die Kniee und wird um die Mitte durch einen Gurt zusammengehalten. Den Kopf deckt die weiße oder schwarze, oft sehr hohe Schaffellmütze. Im Winter tritt eine wollene Hose an die Stelle des Leinenstoffes, und eine Pelzjacke schützt den Oberkörper gegen Kälte. Ein weiter Ueberwurf von lodenartigem Stoffe, bunt ausgenäht, vervollständigt bei rauhem Wetter die Kleidung.

Doch nun zu seiner Gefährtin. Die rumänische Frau erinnert in Schönheit und Anmuth der Gestalt an die klassische Staffage der Romagna. Kopf und Gesichtsbildung, der Schnitt der Nase und des Mundes mahnen an die antiken Statuen, welche dort unten an der Donau so häufig gefunden werden. Die meist dunklen Augen, beschattet von langen Wimpern und dichten Augenbrauen, geben dem Gesicht einen idealen Ausdruck. Die Unsitte des Weiß- und Rothschminkens der Wangen, des Färbens der Augenbrauen beeinträchtigt die natürliche, frische Gesichtsfarbe der jungen Mädchen; das Einbinden falscher Zöpfe ist seit langem bei den walachischen Bäuerinnen Sitte, weit eher schon, als von Paris diese Mode zu unsern Frauen kam. Eine Gruppe junger, zu Markte ziehender walachischer Bäuerinnen, die rittlings gleich den Männern zu Pferde sitzen, gewährt ein reizendes Bild. Die schlanken, elastischen Formen des Körpers treten in untadelhafter plastischer Schönheit unter dem langen, weißen Leinwandhemd hervor. Es ist nicht so lang, daß es uns nicht die schmalen, kleinen Füße bewundern ließe. Brustschlitz und Achselstücke sind mit buntgestickten Streifen in Mäandergewinden geziert; ein breiter Gürtel schlingt sich um die Taille; er hält die beiden, bis zum Knie reichenden, wollenen Schürzen nach vorn und hinten, die das einzige Kleidungsstück, das Hemd, an den Hüften frei lassen. Natürliche Blumen im Haar, daneben Gold- und Silbermünzen am Halse, vervollständigen den Putz der mit graziöser Sicherheit dahintrabenden Schönen.

Doch die Kehrseite des anmuthigen Bildes läßt nicht lange auf sich warten. Gar bald ist die Walachin verblüht. Liegt doch der größte Theil der Besorgung des Haushaltes, die Arbeit im Garten, Wald und Feld, auf ihren Schultern. Sie webt und färbt die Stoffe, ist eifrig in der Erfüllung mütterlicher Pflichten und in allen Dingen dem Manne untergeordnet. Sie ist fein Lastthier, und unter Mühe und Sorge schwindet bald der äußere Reiz. Wir haben hier nur die ländliche Bevölkerung im Auge. Ganz anders würde das Bild sich gestalten, wollten wir die Walachin der höheren Stände zeichnen. Wer sie nicht in Bukarest gesehen, der mag sie in Baden-Baden, in Paris, in Wien, in unsern Bädern kennen lernen. Wer hat dort noch nicht di: prachtliebenden, koketten Damen von südlichem Typus gesehen, welche, in Mode und Eleganz mit den Pariserinnen wetteifernd, die Blicke der Männerwelt auf sich ziehen? Von ihren Tugenden sollen wir reden? O, schlage das Buch zu! Aber wir wollen mit keinem Mißklang schließen. Es gibt Ausnahmen, welche von der natürlichen Begabung der rumänischen Dame Zeugniß ablegen, wie z. B. die bekannte Gräfin Dora d'Istria.

Richard Andree.

Die Geheimnisse des österreichischen kleinen Lotto.

Von Friedrich Bücker.

In der Margarethenstraße Wiens und zwar in einem obscuren „Tabak-Trafik“, darin ich meine auf die Neige gegangenen kleinen hellen Manillas durch lange dunkle Oesterreicher mit Strohhalmmundstück ersetzte, wurde ich zum ersten Male an das „kleine Lotto“ oder das Neunzignummernspiel in einer Weise erinnert, daß ich es nicht unterlassen konnte, so tief wie möglich in seine Geheimnisse einzudringen. Ein Mädchen vom Lande war nämlich in den mit Loosen, Glücksantheilcoupons, Prospekten und Antragsbögen sehr reich und verführerisch gespickten Cigarrenladen getreten, um für die nächste Lottoziehung drei Nummern, oder ein Terno zu besetzen. Der Zettel mit den notirten Ziffern war ihr aber abhanden gekommen. Sie wendete ihre Taschen um und um, wurde immer aufgeregter und brach endlich in ein lautes Schluchzen aus.

„I hab' mein Terno verlorn!“ rief sie weinend, „mein' Nummern kunnt gar nöd fehlschlagen! Mein Terno, do kunt i mi verlassen drauf.“

Ich gab ihr den Rath, drei andere Nummern zu besetzen, oder, was noch besser sei, gar nicht zu spielen.

„Geht!“ rief sie entrüstet, „i hab' mein Terno lang vorhineinberechnet. Wer hätt' denn dra denkt, daß ich's jetzt nöd beisamm hätt'. Es wär' aussakommen und wenn d' Welt z' Grund geht.“

Bei diesen Worten griff sie aufgeregt an ihre Stirn, zwang gleichsam das entflohene Zahlengedächtniß zurück, murmelte eine ganze Menge Nummern und rief dann: „Der 47 is g'wiß, der 64 is a g'wiß, aber der an're is nöd g'wiß.“

„Nehmt 15 dazu, und der Terno ist voll!“ fiel ich ein.

„Geht!“ rief sie, mir einen vernichtenden Blick aus ihren thränenfeuchten Augen zuwerfend, „der 15 is halt a bockbanigs Numero, auf dös darf i nöd rechnen.“

Jetzt zählte sie ihr Geld, steckte einige Papiergulden apart in den Busen, erkundigte sich bei der Lottofrau im Tabak-Trafik nach einem Professor, der „Studi in d' Lotterie gmacht“ und verließ dann schluchzend den Laden. Ich notirte mir die Wohnung des Lotterieprofessors ebenfalls, der durch Berechnung der dritten Ternonummer sich wahrscheinlich bald im Besitz des sauer erworbenen Geldes des armen Mädchens vom Lande befand, dann aber zog ich meine Börse und besetzte, nachdem ich mich über sämmtliche Spielformen des kleinen Lotto hatte instruiren lassen, denselben Terno mit einem Gulden, den das Mädchen verschmäht hatte. „Der 47 is g'wiß, der 64 is a g'wiß,“ hatte das Kind gesagt. Diese beiden Zahlen verband ich nun mit meiner 15, dem „bockbannigs Numero“ zu einem Terno und verließ den Laden, um sofort den Lotterieprofessor aufzusuchen.

Auf dem Wege dahin will ich nun den Leser mit dem kleinen Lotto und seinen Spielformen bekannt machen. Das kleine Lotto unterscheidet sich von unserer Klassenlotterie, deren Nummern bis in die Tausende hinaufreichen und die für die letzte Ziehung stets den Hauptgewinn, das große Loos, aufspart, vornehmlich dadurch, daß es nur 90 Nummern hat. Von diesen Nummern kann jeder Spieler eine oder mehrere wählen und — bis auf ein gewisses Minimum — mit einer beliebigen Summe besetzen. Während also die Betheiligung an der Klassenlotterie eine beschränkte, an eine bestimmte Anzahl von Loosen gebundene, ist die Betheiligung an dem kleinen Lotto eine unbeschränkte. Das kleine Lotto wird ferner mindestens alle vierzehn Tage gezogen, und da seine Nummern mit einer so kleinen Summe besetzt werden können, daß das Spiel selbst dem Bettler möglich ist, so liegt auf der Hand, daß das Lotto eine wahre Spielwuth unter dem Volke erregen muß. Wenn es nun einfach dabei bliebe, daß man eine beliebige Nummer wählte und diese, je nach den Vermögensumständen, mit einigen Kreuzern oder mit einigen Gulden besetzte, so streifte das kleine Lotto etwas an die Harmlosigkeit der Gesellschafts- und Kinderspiele, die uns aus den Knabenjahren unter dem Namen „Lotto“ bekannt sind. Das ist aber nicht der Fall, ja, die fünf Spielmethoden des kleinen Lotto sind so raffinirt, daß die Spielhöllen von Homburg und Baden-Baden lange nicht so gefährlich sind, wie der kleine Lottoteufel. Während die Spielhöllen mit einem armen Schlucker kurzen Proceß machen, ist das kleine Lotto dazu angethan, um — wenn ich mich eines klassischen Ausdrucks bedienen darf, „mit einer langsamen Mühle zu Tode zu mahlen, mit einzelnen Tropfen zu ertränken, schrittweise verrückt zu machen.“

Die erste Spielmethode, die den Namen „Estratto ohne Ruf“ führt, ist die einfachste. Der Spieler wählt eine beliebige Nummer,

besetzt sie willkürlich und, befindet sich die besetzte Nummer unter den fünf gezogenen — es werden nur fünf Nummern gezogen — so wird der Einsatz 14fach zurückgezahlt. Die zweite Methode heißt „Estratto mit Ruf". Bei dieser Methode muß zugleich vorher die Stelle bestimmt werden, welche die besetzte Nummer in der Reihe unter den fünf gezogenen einnehmen soll. Erscheint die besetzte Nummer nun auf den vorher bestimmten Auszug, so wird der Einsatz 67fach zurückbezahlt. Die dritte Methode ist das Ambenspiel. Es werden zwei Nummern besetzt und der Einsatz wird 240fach zurückgegeben, falls sich die beiden Nummern unter den fünf gezogenen befinden. Die vierte Methode ist das „trockene Ternospiel". Es werden drei Nummern besetzt und der Einsatz wird 4800fach vergütet, wenn sich sämmtliche Nummern unter den fünf gehobenen befinden. Bei der fünften Methode endlich, dem „Ambo-Ternospiel", wird der errathene Terno geringer honorirt, wie beim trockenen Ternospiel; dafür wird dann aber der Ambo, der selbstverständlich mit in dem Terno steckt, extra honorirt. Dieses sind die fünf Spielmethoden ohne die Chicanen. Letztere bestehen nun darin, daß der Spieler beim Ambo- und beim Ternospiel nicht wie es der Namen besagt, an zwei oder drei Zahlen gebunden ist, sondern daß er für einen einzelnen Spielsatz eine lange Reihe von Nummern wählen kann. In diesem Falle wird beim Errathen von drei Nummern im Ambenspiel der Ambo dreifach, von vier Nummern der Ambo sechsfach und von fünf Nummern der Ambo zehnfach honorirt, während im Ternenspiel beim Errathen von 4 Zahlen der Terno vierfach und beim Errathen von 5 Zahlen der Terno zehnfach gezahlt wird. Da sich nun mit der Menge der gewählten Zahlen auch die Wahrscheinlichkeit des Gewinnens steigert, so wächst natürlich auch mit der Zahlenreihe die Höhe des Einsatzes. Das Operiren mit Kreuzern hört bald auf, und an ihre Stelle treten Gulden. Ein Ambo in 25 Zahlen kostet schon drei Gulden Einsatz und ein Ambo in 50 Zahlen bereits über zwölf Gulden. Aehnlich ist es beim Terno. Ein Terno in 30 Zahlen ist nicht unter 3 Gulden 39 Neukreuzer Einsatz zu haben und ein Terno in 61 Zahlen nicht unter 30 Gulden. Je länger nun einer verliert, der mit gesteigertem Einsatz spielt, desto energischer wird seine Börse angegriffen, denn der Spielteufel, der ihn gefangen hält, läßt es nicht zu, nach starkem Verlust wieder zu dem Minimaleinsatz zurückzugreifen. Dabei werden alle magischen und andern Künste, Träume, Traumdeutungen, Planeten- und Kometentabellen, astrologische Kalender, Wunderbüchlein, Cabbala und Cabbalistika, Moses Bundeslade und Salomons Tempelbau, mystische und böse Zahlen, Todesfälle und Geburten, Tanten- und Gevatterprophezeihungen zu Hilfe genommen, um gewisse böse gewinnhindernde Nummern aus der Zahlenreihe auszustoßen und dafür bessere, s. g. Glücksnummern an die Stelle zu setzen. Aber der Leser wird gleich einen tiefern Blick in ein Gespinnst modernen glaubens thun, der die abergläubischen Umtriebe, wie sie zur Zeit der Hexenprocesse im Schwange waren, fast in den Schatten stellt.

Ich war an der Wohnung des Lotterieprofessors angekommen. Er wohnte im obersten Stock eines sehr schmalen und sehr hohen Gebäudes in der Ungargasse. Auf dem Porzellanschilde unter der Klingelschnur stand groß und frech: „Professor der Mathematik".

Da saß er vor einem Haufen Scripturen, vor Atlanten und Globen, die Messingzirkel und Quadranten, wie eben so viele Lockvögel um sich gestreut, in einem sehr behäbig eingerichteten, mit vielen Oeldruckbildern verbrämten Gemach und blinzelte mit seinen bebrillten Augen befangen zu mir herüber.

„Mein Herr, ich habe gehört, daß Sie spielreife Nummern für die nächste Lottoziehung zu berechnen wissen, und ich möchte mir ein unfehlbares Terno, wenn auch um hohen Preis, von Ihnen holen," so eröffnete ich den Dialog.

„Ja, ja, jawohl, damit kann ich dienen," stammelte er hervor, öffnete eine Schreiblade, darin eine Menge zierlich gefalteter Briefe lagen, und überreichte mir ein versiegeltes Schreiben.

„Ich darf doch öffnen?" fragte ich, „und mich auch während der Lectüre mit Ihrer Erlaubniß etwas in diesen Sessel setzen."

Dabei rückte ich einen Lehnstuhl an den Studirtisch des Professors heran und machte Miene, den Brief zu erbrechen.

In demselben Augenblicke faßte aber auch die Professorhand meine Rechte, welche das Briefgeheimniß verletzen wollte.

„Vorab muß ich um die Bezahlung des Briefinhalts bitten. Ich denke, Sie sind in ernster Absicht gekommen."

Das Gesicht des Professors nahm einen herben, leidenschaftlichen Ausdruck an.

„Freilich!" entgegnete ich, „doch bin ich nicht gewohnt, eine Katze im Sacke zu kaufen. Erst muß ich die Waare sehen und preiswürdig finden ..."

„Und diese Preiswürdigkeit," fiel er mir ins Wort, „muß Ihnen meine Stellung als Professor der Mathematik verbürgen. Sie wissen, daß das unter diesem Siegel verschlossene Terno meine Arbeit, meine Berechnung ist. Sobald Sie einen Blick in den Brief thun, kennen Sie das Terno, auch wenn Sie hinterher den Kauf ablehnen und ihn unpreiswürdig erklären!"

Der Mann hatte recht. Ich konnte nur um Entschuldigung bitten.

„Sie werden mir auch die Art und Weise, wie Sie durch mathematische Berechnung das Terno gefunden, vorenthalten?" fragte ich jetzt, das versiegelte Geheimniß ruhig wieder auf den Tisch legend und den Charlatan mit meinen Augen fixirend.

„Meine mathematischen Kenntnisse, mein Herr .... mein Ruf .... meine erprobten Fähigkeiten ... mein Charakter als Professor der Mathematik...ich verstehe Sie nicht und möchte Sie nur bitten, mich zu verlassen ....." erging er sich in abgerissenen Sätzen.

„Sie werden mir diesen Sessel wohl so lange erlauben, bis ich das Geschäft abgewickelt habe. Vor allen Dingen möchte ich wissen, was die Mathematik, diese exacte Wissenschaft mit dem Lotteriespiel gemein hat."

„Um das zu begreifen, dazu werden Ihnen wohl die nöthigen Vorkenntnisse fehlen. Wie kann ich mich hier über arithmetische und geometrische Progressionen, Interpolationsformeln, Differenzial- und Integralrechnungen mit Ihnen einlassen ..?" sagte er mit sarkastischem Lächeln.

„Das können Sie dreist. Ich werde Ihnen in allen Punkten zu folgen wissen und freue mich darauf, die Differenzial- und Integralrechnung statt auf die Planimetrie, einmal auf die Lotterie anwenden zu sehen. Lassen Sie mich nicht zu lange auf Ihren Vortrag warten."

Das Oeffnen der Thür und die Anmeldung eines Besuchs durch die Matrone kam dem Professor so erwünscht, wie einem in die Enge getriebenen Fuchs ein Schlupfloch. Er bat mich, ihn jetzt nicht länger zu incommodiren, da er dringende Abhaltung habe.

Ich habe Ihnen aber doch noch ein letztes Wort zu sagen, und wenn Sie den Besuch nicht zurückhalten, muß es eben der Besuch hören," sagte ich fest und bestimmt.

Der Professor eilte rasch an die Thür und ordnete das Nöthige an.

„Kurz vor mir," begann ich jetzt, „war ein Landmädchen hier und kaufte sich für ihre Ersparnisse einen versiegelten Terno. Das Mädchen erfuhr Ihre Adresse in einem k. k. Tabaktrafik mit Lottocollecte, also auf verbotenem Wege."

„Was nennen Sie verboten? Meine Adresse ist durch ihren Ruf dahingedrungen!" warf der Professor ein.

„Eine polizeiliche Untersuchung, die ich leicht beantragen könnte, würde ganz anderes ergeben. Sie stecken mit der Lottocollecte unter einer Decke, das ist eine Thatsache. Sie bezahlen der Lottofrau Tantième dafür, daß sie Sie als Hellseher in der Lotterie empfiehlt. Wenn Sie nun wirklich ein solcher Prophet in Lotteriesachen wären, so hätte das k. k. Lottoaerar wirklich nichts Eiligeres zu thun, als Sie unschädlich zu machen, denn sonst sprengten Sie in kurzer Zeit die Bank, Sie verstehen mich. Es handelt sich bei Ihnen also nur um pure Charlatanerie, die unter dem Deckmantel der Wissenschaft agirt, und wenn Sie diese fernerhin dazu benutzen, das Volk zu düpiren und um seinen sauer erworbenen Tagelohn zu bringen, so kann ich eben nichts Besseres thun, als vor solchem Humbug zu warnen."

Ich nahm Hut und Stock und verließ den Lotterieprofessor, der weiter kein Wort des Abschieds hatte.

Einige Tage nach diesem Vorfall war die Ziehung des kleinen Lotto und zwar in der Singergasse, dem alterthümlichen Gebäude der k. k. Staatsdruckerei schräg gegenüber. Ich stellte mich zeitig in den Corridoren vor dem Ziehungssaale ein, doch so früh ich auch erschien, das Gedränge der Glückscandidaten und Candidatinnen war schon groß. Welche Unsummen von Aberglauben hatten sich bei diesen jungen Mädchen, jungen Burschen, Männern, Greisen und alten Mütterchen eingenistet! Jenes Bürgermädchen mit den vor Erwartung hochgerötheten Wangen hatte schon manche Wallfahrt nach

dem aussichtsreichen Hermannskogel bei Sievering angetreten, um in dem wunderkräftigen Brünnlein am Kogel, dem Jungfernbrünnel, ein Terno zu ergründen. Glücklicherweise sind die Zeiten vorüber, in denen halb Wien nur von der Wunderkraft des Jungfernbrünnels in Lotteriesachen sprach, doch sind an die Stelle der Massenwallfahrten nach dem Hermannskogel einsame Stelldicheins getreten, weil jeder sein Glück durch die Gesellschaft von Unberufenen, die doch alle miteinander nur egoistische Zwecke befolgen, gestöet wähnt. Jene am Stocke einherhinkende Matrone sieht überall, wohin sie nur blickt, Zahlen, die zu unfehlbaren Ternen und Quaternen passen. Ein Wolkenriß in Form einer Sieben, ein in Form einer Neun geäderter Stein; Ofenrauch, der in Form einer riesigen 34 gen Himmel wirbelt; duftverwandte Waldblumen, die in Gestalt einer 48 gesellig beisammenstehen, geplatzte Baumrinde, deren Risse ungefähr die Zahl 64 darstellen, ja selbst die in Form einer 8 geplatzte Naht auf dem Rücken eines armen Pflastertreters, dem der Rock schließlich zu eng geworden — alles das sind in ihren Augen Anhaltepunkte für Glücksnummern. Wie schlecht sie aber selbst von dieser seit einer langen Reihe von Jahren ausgeübten Hellseherei bedacht worden, zeigt ihre ärmliche Kleidung, zeigt die trockene Brotrinde, die verschämt aus der Tasche lugt. Jener Hagestolz, der seine dünnen Waden mit der Reitgerte fuchtelt, spielt seit Jahr und Tag nur mit Zwillingszahlen (11, 22, 33, 44 2c.) weil er aus iegend einem geheimnißvollen Grunde nur in Zwillingen seinen Glücksstern sieht. Jener Schriftsteller zehnten Ranges, dem das lange ungepflegte Haar barbarisch herumhängt, ist der Verfasser eines Lottotraumbuches. Er sucht die kleinen grellbunten Lügenbücher selbst noch kurz vor der Ziehung den Mädchen aufzuschwatzen. Sie wollen aber die neue Auflage nicht kaufen, weil sie das Zutrauen zu der alten verloren haben. Jener Landmann sucht sein Terno aus dem Kalender zusammen und der Umstand, ob der Weizen früher oder später blüht, der Boden früher oder später aufthaut, die Hauptheune mehr oder weniger legt, die Mutterschweine stärker oder schwächer werfen 2c., gibt hierbei den Ausschlag. Jenes Corps Handlungsdiener spielt nur nach sogenannten berühmten Methoden und zwar entweder nach Dr. Forstners Quarternomethode, nach Dr. Bergmanns Tripelsystem, nach Professor Seyferts Quinternoformation, oder nach den Methoden der Ingenieure Braunsteiner, Peruzzi und Heldt. Daß ähnliche Methoden, wie diese s. g. berühmten, von jedem Elementarschüler, der im Adam Riese bewandert, dutzendweise aufgestellt werden können, versteht sich von selbst, aber, aber mundus vult decipi .... Viele von den hier auf die Eröffnung der Ziehung Wartenden schreiben wiederholt an den berühmten Benedictinermönch Don Serafin Agostini, von dem die Sage geht, daß er jedes Terno vorherberechnen könne und zwar nach sogenannten Sprungnummern, oder Saltatoren, auch nach Lebensnummern 2c. Die Briefe an Don Serafin Agostini sind aber an einen Todten adressirt, also unbestellbar, denn der genannte Benedictiner starb bereits 1853 zu Pavia. Das Volk glaubt aber, der Adressat sei gar noch nicht todt und die Lottoriedirection halte den Mann, der gar zu gern Hilfsbedürftigen helfen wolle, wohlweislich verborgen. Ebenso gehen viele unbestellbaren Briefe an einen Kapuziner, der nicht minder talentvoll, wie der weiland Benedictiner Don Serafin Agostini, und die Post, welche die Beiefe zu öffnen hat, um sie dem Absender zurückzustellen, weiß am besten, wie stark der Aberglaube in Sachen des kleinen Lotto ist. Der Nothschrei der Gebildeten um Aufhebung des Lotto ist hundertfach gerechtfertigt. Die Lottohoroscope, mystischen Schlüssel, Wundertabellen der cabbalistischen Philosophie, Sprung- und Proximitätsharfensysteme, Goldmacher- und Traumbücher, astrologisch-cabbalistischen Kalender für die laufenden Jahre — alles in Sachen des Lotto und alles zu haben in verrufenen Buchhandlungen, halten das Volk zu sehr von der Arbeit ab und sind nicht dazu angethan, die Staatsgrundfesten zu consolidiren. Hier hätte die Censur einzuschreiten und selbst der censurfeindlichste Publicist müßte die Scheere segnen, auch wenn sie hier alles radical beseitigte.

Jetzt wurde der Saal geöffnet, die Menge strömte ein. Jeder drängte sich vor, um dem Glücksrade am nächsten zu sein. Den „Riscont“ oder das Document über die besetzten Zahlen krampfhaft in der Hand, harrte jeder des Ausrufers und der weit sichtbaren Zahlenausstellung. Beide ließen nicht zu lange auf sich warten, denn fünf Nummern sind bald gezogen. Wahrhaftig, da kauerte ja auch das Mädchen vom Lande, das sich von dem Professor der Mathematik den Terno gekauft. Ich drängte mich zu ihr vor und erntete dafür wüthende Blicke einiger Lottoversessenen, die, falls ihre Zahlen fehlschlugen, in mir den Glücksstörer sehen mußten.

Es wurden nach einander gehoben die Zahlen:

33, 16, 89, 14, 29.

„Hat der Professor, der Studi in d' Lotterie g'macht, eine von den Zahlen getroffen?“ fragte ich das Kind.

„Gar nöd, da schaut's her. Kein'r is auffakommen.“

Und sie hielt mir den Zettel des Charlatans entgegen und weinte bitterlich.

Das Kloster von Port Royal.

Von Professor Hermann Jakoby in Königsberg.

I.

Am Freitag vor dem Michaelistage des Jahres 1609 fuhr ein herrschaftlicher Wagen von Paris nach dem nur sechs französische Meilen entfernten, in einem tiefen, melancholischen Thal gelegenen Bernhardinerkloster Port Royal. Das Parlamentsmitglied Anton Arnauld de la Mothe, begleitet von seiner Frau und mehreren Kindern, wollte seine Tochter Angelika, Aebtissin von Port Royal, besuchen. Die Verwandten stehen an der Pforte des Klosters und begehren Einlaß. Angelika bleibt hinter dem Gitter stehen und verweigert ihn. Sie will nach den Gesetzen des Klosters nur im Sprechzimmer mit Eltern und Geschwistern eine Zusammenkunft halten. Immer dringender wiederholt der Vater seine Bitte, zornig schlägt er mit Gewalt gegen die Pforte. Sie bleibt verschlossen. „Du undankbare Tochter!“ ruft die Mutter. „Du Vatermörderin!“ ruft ihr Bruder Robert, „der Schmerz über Deine Undankbarkeit und Deinen Ungehorsam wird den Vater tödten.“ Angelika bleibt unerschüttert. Robert erinnert die Nonnen an die Verdienste, die sich sein Vater um sie und das Kloster erworben, und in der That, einige Nonnen wanken. Aber Angelika weicht nicht. Arnauld fordert, daß zwei jüngere Töchter, die sich im Kloster befinden, dasselbe verlassen. Durch ein verborgenes Pförtchen treten sie aus dem Kloster und vertheidigen die Schwester, welche den Gehorsam gegen die Regeln des Klosters über den Gehorsam gegen die Eltern gestellt hat. Schon ist der Vater im Begriff, die ungehorsame Tochter und das ungastliche Kloster zu verlassen, da erweicht die immer wiederholte Bitte Angelikas Herz, und er tritt in das Sprechzimmer, hinter dessen Gitter die Tochter den Vater erwartet. Nicht der Vater, dessen strenges Wort unbedingten Gehorsam gebietet; der Vater, dessen Liebe auch eine irrende Tochter nicht verläßt, redet jetzt zu ihr. „Du weißt,“ so klagt er, „wie ich Dich geleitet, wie meine Hände schützend über Die gewaltet; Du weißt, daß mein Herz mit inniger Liebe Dich umfaßt! Es wird nie aufhören, warm für Dich zu schlagen, aber Du hast es mir versagt, was ich für Dich empfinde, Dir zu bekennen. Ich nehme für immer von Dir Abschied und bitte nur dies eine: Schone Dich, zerstöre nicht durch maßlose Uebungen der Frömmigkeit den gebrechlichen Leib. Leb wohl füe immer!“

Was die Strenge nicht vermocht, erreichte die Milde. Ergriffen vom Schmerz des Vaters, überwältigt von den Gefühlen kindlicher Liebe stürzte Angelika ohnmächtig zu Boden. Als die Nonnen herbeieilten, und hinter dem Gitter für die Aebtissin ein Lager aufschlugen, war der Friede geschlossen. Der Vater und die Brüder verzichteten auf den Eintritt in das Kloster, nur der Mutter und den Schwestern wurde er später gewährt.

In den Annalen Port Royals wurde jener Tag der Schlachttag am Gitter, la journée du guichet, genannt.

Vergegenwärtigen wir uns die Vergangenheit Angelikas! Sie hatte neunzehn Geschwister. Dies bestimmte ihre Zukunft. Ihr Großvater, der Generaladvocat Marion, erhielt von Heinrich IV, für dessen Interessen seine Familie gekämpft hatte, für seine Enkelin Angelika, oder wie sie eigentlich hieß, Jacobine, die Abtei von Port

Royal, für seine Enkelin Agnes die Abtei von St. Cyr. Als Angelika 7 Jahr alt war, fragte sie ihr Großvater, ob sie Nonne werden wolle, fügte aber sofort hinzu: „Meine Tochter, ich will Dich zur Aebtissin, zur Herrin der andern machen." — „Ja, ich will," antwortete Angelika gebrochnen Herzens, und verließ das Zimmer. „Ach, daß ich als zweite Tochter geboren bin," seufzte sie; „als erstgeborene wäre ich verheirathet worden! Aber freilich," so beschwichtigen sich ihre Klagen, „das Vermögen des Vaters reicht nicht aus, auch mich auszustatten."

Neun Jahr alt, nahm Angelika das geistliche Kleid am 2. September 1599. Der neunjährigen Jakobine hatte der Papst die Bestätigung verweigert, als siebzehnjährige Angelika wurde die neunjährige Jakobine geweiht. Zehn Jahr zehn Monate alt trat sie ihr Amt als Aebtissin von Port Royal an. Durch den Einfluß ihrer Mutter wurde es möglich, das bis dahin wüste Leben im Kloster zu ordnen. In der That, traurige Zustände fand Angelika vor. Der Beichtvater konnte das Gebet des Herrn nicht einmal französisch beten. Seine Beschäftigung war die Jagd. Seit 40 Jahren war sieben- oder achtmal im Kloster gepredigt worden. Während des Carnevals vergnügten sich die Nonnen und der Beichtvater mit den Knechten an Maskeraden. Der blutige Kampf gegen den Protestantismus hatte dem religiösen und sittlichen Leben des französischen Klerus die schwersten Wunden geschlagen.

Je mehr Angelika heranwuchs, desto drückender wurden ihr die Bande des Klosters. Sie war, weil durch einen Betrug dem Kloster übergeben, nach kirchlichem Gesetz noch nicht verpflichtet. Oft wollte sie aus den Mauern Port Royals entrinnen, nur die Pietät gegen die Eltern hielt sie zurück. Der innere Kampf brach endlich in einem heftigen Fieber aus, im Hause der Eltern zu Paris pflegte sie die Mutter mit unermüdlichem Eifer.

Angelika war damals sechzehn Jahr alt. Noch einmal trat die Welt, trat der bunte Reichthum ihrer Interessen vor ihre Seele; noch einmal spürte sie deren Zauber. Aber sie blieb ihrem Gelübde treu und den elterlichen Wünschen gehorsam.

Sie kehrte in das Kloster zurück, dessen Einsamkeit ihre jüngeren Schwestern Agnes und Marie bald theilten. Dem Kampf war Ruhe und Freudigkeit gefolgt; nicht die Frucht frommer Begeisterung für ihren Beruf; nur die Wirkung eines entscheidenden Entschlusses. Bald sollte ein höherer Friede in ihr Herz einziehen.

Eines Abends erschien ein Kapuziner, Pater Basil, und bat, im Kloster predigen zu dürfen. Angelika gab die Erlaubniß. Der Mönch verkündete das Evangelium von der Menschwerdung des Sohnes. Es drang tief in ihr Herz. „Während dieser Predigt," bezeugt sie selbst, „rührte Gott mich also, daß ich mich von Stund an eben so glücklich fühlte, im geistlichen Stande zu sein, als ich mich zuvor unglücklich gefühlt hatte. Ich weiß nicht, was ich nicht hätte für Gott thun wollen, wäre es sein Wille gewesen, mir die Bewegung fortwährend zu erhalten, welche seine Gnade mir damals gab." Wie wunderbar! Der Mann, dessen Wort ein neues, inneres Leben in ihrer Seele entzündet, trat später zur reformirten Kirche über. Die bleibende Wirkung seiner Predigt war der Entschluß zur Reform ihres Klosters. Die Bestätigung ihrer Würde als Aebtissin durch den Papst, dem der frühere Betrug mitgetheilt worden, stärkte das Gefühl ihrer Autorität. Die Nonnen, welche ursprünglich der Reform ungünstig waren, wußte Angelika zu gewinnen. Die Gütergemeinschaft wurde hergestellt, und die Clausur, der strenge Verschluß des Klosters, am Tag des Gitters selbst gegen den Widerspruch der Eltern und Geschwister erkämpft. Strenge Enthaltsamkeit gestattete nur Kranken, im Garten zu gehen, beschränkte den Genuß des Fleisches, um ihn später ganz durch den Genuß von Eiern zu ersetzen und forderte die armseligste Kleidung. Eine umfangreiche Wohlthätigkeit, welche die Grenzen der Besonnenheit oft überschritt; aufopfernde, sich selbst vergessende Krankenpflege und liebreiche Gastfreundschaft schmückten das Klosterleben, das Angelikas Geist geschaffen hatte.

Edle Naturen suchen im Klosterleben frei von sich selbst zu werden, durch die Uebungen der Entsagung und Enthaltung die Sinnlichkeit zu beherrschen, ihre Triebe zu dämpfen. Wie aber wird der geistige Mittelpunkt des individuellen Lebens, der **Wille** gebrochen? Durch den unbedingten Gehorsam gegen eine andere Persönlichkeit, antwortet die Moral des Klosterlebens. Und wer hätte mehr Anspruch, eine solche beherrschende Stellung einzunehmen, als der Beichtvater! Wie der Priester für das katholische Bewußtsein als Mittler zwischen der Gemeinde und Gott steht, so führt der Beichtvater die einzelne Seele zum Herrn. Er ist ihr Leiter, ihr directeur. Wie wichtig ist daher die Wahl des geistlichen Führers! Angelika schwankte lange, und die ernsteste Ueberlegung vermochte sie nicht davor zu schützen, Männern ihr Vertrauen zu schenken, die auf einer tieferen Stufe des religiösen Lebens standen, als sie selbst, und deren Urtheil sie nicht billigen konnte. Endlich fand sie den Mann, den sie suchte und der um so mehr geeignet war, sie zu leiten, als er nicht über sie gebieten, sondern nur ihr rathen wollte. Es war der Bischof von Genf, Franz von Sales.

Es war ein edler Charakter, der in mystischer Vertiefung, in ernster Heiligung die Höhen des christlichen Lebens zu erklimmen suchte. Und wie die Innerlichkeit des Umgangs der Seele mit dem Herrn immer Rosen hervortreibt, die evangelisch duften, auch wenn wir am Dorngestrüpp katholischer Irrthümer Anstoß nehmen, so hören wir auch aus dem Munde des frommen Bischofs Worte, denen unser Herz zustimmt. Wie ein Protest gegen die Uebungen des Klosterlebens klingt die Ermahnung: „Um vollkommen zu sein, brauche man nicht besondere Dinge zu thun, sondern die alltäglichen und gemeinen Dinge müsse man besonders gut thun." Von tiefer Einsicht in die allem gesetzlichen Treiben ferne Entwickelung des inneren Lebens zeugt die Warnung an Angelika: „O, meine Tochter, ich bitte Dich, glaube nur nicht, daß das Werk, welches wir in uns zu vollbringen unternommen haben, so leicht gethan sein könne. Die Kirschbäume tragen früh ihre Früchte, denn es sind ja auch nur Kirschen, welche wieder schnell verderben; die Palmen aber, wie man versichert, die Könige der Baumwelt, tragen ihre Früchte erst hundert Jahre, nachdem sie gepflanzt sind. Ein ordentliches Leben läßt sich in einem Jahr erwerben, aber die Vollkommenheit, nach welcher wir streben, meine theure Tochter, kann erst in Jahren gedeihen." Und in geheimen Unterredungen mit Angelika bekannte Franz, wie tief ihn der Verfall seiner Kirche schmerze, entwickelte das Ideal kirchlicher Verfassung, das er sich gebildet und erklärte, daß nur die Unmöglichkeit zu helfen, ihn zum Schweigen nöthige. Mußte nicht Angelika unter solcher Leitung zu einer größeren Reife des inneren Lebens gelangen? Es war in der That der Fall, obgleich die Verbindung mit Franz nur auf wenige Jahre beschränkt war; 1619, als Angelika 28 Jahre alt war, wurde sie geknüpft, und schon 1622 wurde sie durch den Tod des Bischofs gelöst.

II.

Wir treten nach sechszehn Jahren, im Jahre 1638, in die Hallen des Klosters. Vergeblich suchen wir Angelika, vergeblich ihre Nonnen. Und doch ist das Haus nicht leer. Wir finden hier angesehene Männer, die, zurückgezogen von der Welt, ihr Leben Uebungen der Frömmigkeit und treuer Arbeit am Reiche Gottes weihen. Wir finden die Neffen Angelikas, Anton Le Maitre und Sericourt. Jener war ein hervorragender Redner, ein berühmter Anwalt gewesen. Nachdem er die glänzendste Probe seiner Beredsamkeit gegeben, als ihm die höchsten Stellungen gewiß waren, legte er sein Amt nieder und begab sich am Pfingstheiligabend nach dem einsamen Port Royal. Von dem Entschluß des Bruders fortgerissen, eilte Sericourt, die Einsamkeit zu theilen. Sechszehn Männer, meistens aus angesehenen Familien, früher in einflußreichen Aemtern, sammeln sich hier, um besser der Heiligung des Herzens ihre Kräfte widmen zu können. Die Erziehung von Knaben, unterbrochen durch Handarbeit und Gebet, ist ihre Beschäftigung. Der geistige Urheber dieses Einsiedlervereins, die treibende Seele ihres Lebens weilt aber nicht in ihrer Mitte, sondern schmachtet im Gefängniß. Dort suchen wir St. Cyran. Duverger de Haurane, Abt von St. Cyran, war der Mittelpunkt der Einsiedler von Port Royal, wie er die Nonnen beherrschte, die einst in Port Royal gewohnt und die unter Angelikas Leitung nach Paris übergesiedelt waren. Angelika hatte ihn zum Beichtvater gewählt.

Bedeutsame Ereignisse, schmerzliche Tage waren indessen durch das Leben Angelikas gezogen. Fünf Jahre lang hatte sie sich von ihrem Kloster trennen müssen, um das Kloster Maubuisson, zwischen Rouen und Paris gelegen, welches sie schon durch einen früheren Aufenthalt kennen gelernt hatte, zu reformiren. In der That, entsetzliche Zustände mußten beseitigt werden. Mit Gewalt wurde die Aebtissin, eine Schwester der Gabrielle d'Estrées, der Geliebten Heinrichs IV, selbst Mutter von zwölf Kindern, entfernt. Ein Versuch, mit Gewalt wieder in ihr Kloster einzudringen, hatte nur kur-

zen Erfolg. Welche Gewohnheiten hatten sich in das Klosterleben eingeschlichen! Mit den Mönchen von St. Martin gaben sich die Nonnen in Pontoise ein Rendezvous zum bal champêtre. In Maubuissons Gärten waren Pavillons eingerichtet, in denen der junge, benachbarte Adel zu heiteren Gesellschaften sich versammelte. Die Nonnen suchten in Komödien ihre Gäste zu belustigen. Dieser Verwilderung wußte Angelika zu steuern, und in der Gesinnung der jüngeren Glieder des Klosters ihm eine reinere Zukunft zu bereiten.

Während Angelika noch in der Lösung dieser schweren Mission begriffen war, starb ihr Vater. Indessen hatte der Tod auch im feuchten Port Royal gewüthet, und so den Anstoß zu dem Entschluß gegeben, das Kloster nach Paris zu verpflanzen. So entstand 1626 Port Royal de Paris neben Port Royal des champs. Damit war ein entscheidender Schritt gethan; was in der Metropole Frankreichs geschah, fand weiten Wiederhall und besaß eine bedeutende Tragweite. Kein Wunder, daß Port Royal de Paris bald als Muster eines Klosters galt; daß von fern und nah Nonnen herbeieilten, um die Reform kennen zu lernen und nachzuahmen; kein Wunder, daß Angelika von allen Seiten Lob und Ehre erntete und Aussicht hatte, die Heilige ihres Klosters zu werden. Desto unzufriedener war sie selbst; ihrem rastlosen, schwärmerischen Eifer genügten nicht die Reformen, die sie durchgesetzt hatte; und die Statuten des Ordens schienen ihr eine unübersteigliche Schranke zu bilden. Die Aebtissinwürde war ihrem Gewissen immer noch ein Gegenstand des Anstoßes; war sie auch durch den Papst in derselben bestätigt worden, so glaubte sie den Makel des Betruges doch nicht verwischt; und daß königliche Ernennung ihr das Amt verliehen, betrachtete sie als einen unberechtigten Eingriff in die Kirche. Verstimmt hatte es sie auch, daß sie keinen geeigneten Beichtvater zu finden vermochte; daß sie so oft Selbstsucht, Trägheit, Genußsucht an ihnen tadeln mußte. Zamet, Bischof von Langres, der sich damals in Paris aufhielt, wurde Angelikas Berather, und in Uebereinstimmung mit ihm, entschloß sie sich, aus dem bisherigen Klosterverbande auszutreten und eine neue Gemeinschaft, den Sacramentsorden, zu stiften; die Entweihung des Sacramentes durch die Reformation sollte so gesühnt werden. Die Nonnen folgten dem Beispiel ihrer Aebtissin, und Port Royal de Paris war nun der Sitz des neuen Ordens. Angelika aber legte mit königlicher Erlaubniß die Aebtissinwürde nieder.

Der neue Orden nahm indes einen Charakter an, welcher der ursprünglichen Idee wenig entsprach. Bedenklich schon war es, daß die staatliche und kirchliche Aristokratie sich drängte, das Protektorat des Ordens zu übernehmen. Zamet und die Erzbischöfe von Sens und Paris sollten officiell als Stifter genannt werden. Der Erzbischof von Paris wollte aber allein als Stifter gelten. Die Königin-Mutter Maria von Medici, nannte sich ebenfalls als Stifterin; Herzoginnen, Marquisinnen und Gräfinnen rechneten es sich zur Ehre, zu den Patroninnen des Hauses gezählt zu werden. Der Sakramentsorden wurde der Liebling der Aristokratie, die Töchter der vornehmsten Häuser empfingen hier ihre Erziehung. Die Einfachheit der Sitten schwand, die Eleganz drang in die Klosterzellen, und die Pracht in die Hallen der Kirche. Die Priester des Oratoriums, ein freier Verein, der Andacht und dem theologischen Studium gewidmet, suchte die Bildung der Nonnen zu heben. 1633 nahm ein neues Haus, in einer lärmenden Straße gelegen, den neuen Orden auf. Mit schweigendem Schmerz und Unwillen ertrug es Angelika, daß das weltliche Ideal des Bischofs von Langres in dem Orden verwirklicht wurde, der dem strengen Dienst der Entsagung geweiht war.

Aber bald sollte der Orden eine andere Richtung empfangen, und zugleich in eine Bewegung hineingezogen werden, der Port Royal die weltgeschichtliche und kirchengeschichtliche Bedeutung schuldet. Agnes, die weiche, hingebende Schwester der strengen, thatkräftigen Angelika hatte ein Gebetbuch verfaßt, in dem sie die Fülle, den Strom ihrer religiösen Empfindungen ausgesprochen hatte. Es war der chapelot secret du St. Sacrement, der Rosenkranz des Gebetes für den neuen Orden. Die Gegenwart Christi im Abendmahl wird gefeiert. Die Schauer der Nähe des Herrn ergreifen sie, seine sich selbst mittheilende Liebe beschämt sie und ihre Seele spricht: „Herr, gehe hinaus von mir, denn ich bin ein sündiger Mensch. Kann die Creatur den Herrn der Herrlichkeit aufnehmen, kann sie dulden, daß er von neuem sich erniedrigt und zu ihr herabsteigt? Vermag seine Liebe, sich so zu uns hinzugeben, so läßt es meine Liebe nicht zu, daß er sich also weggebe. Du bist unnahbar! Ich wollte, es wäre um Dich eine so tiefe Nacht gelagert, eine so ungeheuere Einsamkeit, ein so tiefer Abgrund, daß keine Creatur Dir sich nahen könnte. Um Deines unnahbaren Wesens willen, wir sollen ewig geschieden sein! Und wenn wir ohne Unterlaß nach Dir streben, so geschehe es, ohne Dich zu erreichen, wie der Abendstern der Sonne nachgeht, ohne sie zu erreichen. — — — Sei Du in uns, laß uns nicht mehr da sein, laß unser Wesen für immer aufgehoben und vernichtet sein in dem Deinen. Sei allein in uns, das einzige Wesen in uns, das Ziel Deiner Niederlassung. Sei für Dich selbst, nicht zum Vortheil der Seelen, in welche Du Dich niederlässest."

Diese Sprache einer Liebe zum Herrn, die von seiner Herrlichkeit ergriffen, bald in beschämter Demuth ihn flieht, bald nicht blos die eigene Sünde, sondern das ganze Wesen ihm opfert, überschreitet die Grenzen der Wahrheit, indem sie den Werth der eigenen Persönlichkeit mißachtet und das Geheimniß der Menschwerdung Gottes, der Vereinigung des Schöpfers mit dem Geschöpf nicht begreift; aber wer verkennt den Schwung, den Adlerflug dieser Seele, die mit der feurigsten Liebe zum Herrn die tiefste Demuth verbindet und heroisch das eigene Dasein auf den Altar legt, ein Brandopfer zur Ehre des Herrn? Ein evangelischer Sinn freut sich an dem edeln Kern, den eine dunkle Schale umschließt; aber die Welt? Die Welt der Gegenwart würde der Verfasserin das Irrenhaus als Heimat bieten, die Welt des siebzehnten Jahrhunderts war im Begriff, sie fast für eine Hexe zu erklären. Das Geheimniß ihres Herzens, das sie kaum sich selbst erschlossen, das von der Andacht auf den Höhen der Betrachtung geflüstert war, gab den Anstoß zu einer verhängnißvollen Bewegung. Das Schriftchen, nachdem es fünf Jahre lang nur im Kloster bekannt gewesen, gerieth in die Hände des Erzbischofs von Sens und wurde ein Gegenstand der widersprechendsten Urtheile. Die Jesuiten griffen es an, St. Cyran und Jansenius billigten es.

III.

Und nun sei es mir gestattet, um die Tragweite und den Werth des Kampfes zu zeigen, der sich bald entspinnen sollte, auf der einen Seite den Blick auf die französischen Jesuiten des siebzehnten Jahrhunderts, auf der andern Seite auf die Ziele zu richten, welche Männer, wie Jansenius und St. Cyran sich gesteckt hatten.

Die beherrschende Idee des Jesuitenordens war die unbedingte Autorität der im Papst gipfelnden und in ihm vertretenen Kirche, der Kampf gegen ihre Feinde mußte ihre Losung werden. Der größte Gegensatz, der furchtbarste Feind war die Reformation. Die religiöse und sittliche Anschauung der Jesuiten bildete sich aus dem Kampfe gegen dieselbe. Der Geist des Widerspruches trieb den Orden dazu, das Gegentheil der evangelischen Predigt als die Wahrheit zu behaupten. Hatte die Reformation die Allmacht der Gnade gepriesen, welche allein das Heil der Seele schafft, so feierten die Jesuiten die Allmacht des menschlichen Willens, der nur geringer Unterstützung der göttlichen Gnade bedürfe. Hatte die Reformation das tiefste Bewußtsein der Schuld geweckt, und war selbst als eine Frucht schmerzlichster Buße erschienen, so suchten die Jesuiten den Werth der Sünde zu schwächen und herabzusetzen. Hatte die Reformation nur in einer entscheidenden Umwandlung des Herzens den Weg des Heils gezeigt, so erblickten ihn die Jesuiten vielmehr in einer Reihe äußerer Leistungen, bei denen die Gesinnung nur wenig betheiligt war. Hatte die Reformation in die Tiefen des Herzens hineingeführt und die unsichtbare, ewige Welt ihr als wahre Heimat angewiesen, getragen vom Gefühl der Nichtigkeit des irdischen Daseins; so suchten die Jesuiten vielmehr zu zeigen, wie ein Christ mit Behagen sich in dieser irdischen Welt ansiedeln, ihre Freuden genießen und ohne sonderlich schwere Opfer sich das ewige Leben sichern könne. Hatte die Reformation die Seele nur an einen Mittler zwischen Gott und den Menschen, Jesum Christum, geknüpft; die Jesuiten verherrlichten die Himmelskönigin Maria. Hatte die Reformation die Freiheit des Christen verkündet und die Erziehung zur Freiheit als Ziel gesetzt, so kannten die Jesuiten kein anderes Ideal, als die Glieder der Kirche am Gängelband zu leiten. Hatte die Reformation einen Jugendunterricht gestiftet, der aus den Tiefen der göttlichen und menschlichen Weisheit schöpfen, ihre Früchte mittheilen und zum innern Eigenthum einer Jugend bereiten wollte, in der sie Gottes Ebenbild achtete; so errichteten die Jesuiten pädagogische Institute, die eine wissenschaftliche Dressur bezweckten, die durch Entzündung des Ehrgeizes, durch Anwen-

dung von Schmeichelei, durch spionirende Controlle, durch klug berechnete Nachgiebigkeit die Autorität der Lehrer zu befestigen suchten. Strebte die Kunst, die sich in den Dienst der Reformation stellte, nach Einfalt, Wahrheit und Tiefe; so zeichnet sich die jesuitische Kunst durch Glanz und Pracht aus, die den Mangel an wahrer Kunst verdeckt. Fassen wir unser Urtheil zusammen: Im Kampf gegen die Reformation ist der Jesuitenorden der Vertreter des äußersten Gegensatzes gegen dieselbe geworden. Ueberall da, wo der Katholicismus seine Spitze gegen die evangelische Kirche richtet, können wir sicher überzeugt sein, daß der Jesuitismus diese Richtung bestimmt. Das Mariendogma vom 8. December 1854 ist sein Werk; und wenn das gegenwärtige Concil über den passiven Widerstand der Minorität hinwegschreitet, so verdankt der Papst seine dogmatische Infallibilität den Jesuiten. Der jesuitische Katholicismus und der Protestantismus sind unversöhnliche Feinde.

Auch in katholischen Ländern kam dem Orden ursprünglich mehr Antipathie als Sympathie entgegen. Das französische Parlament war abgeneigt, ihn zuzulassen. Die unbedingte Abhängigkeit der Jesuiten vom Papst widersprach den Grundsätzen einer Körperschaft, welche stolz darauf war, die Freiheit der französischen Kirche zu vertheidigen. Es wurde den Jesuiten gerathen, doch ihre ursprüngliche Absicht festzuhalten, das Christenthum in Morea und in der Türkei zu verkündigen. Ebenso fiel das Gutachten des Bischofs von Paris und der Pariser Fakultät gegen die Jesuiten aus. Allein dem Einfluß des Hofes, der Gunst des mächtigen Hauses der Guise und den geschickten Operationen der Jesuiten selbst gelang es, dem neuen Orden gesetzliche Anerkennung zu erwerben. Freilich nicht als Orden, sondern nur als Gesellschaft (compagnie) wurde er bestätigt; und sowohl der Verzicht auf ihre Privilegien, wie auf ihren anmaßlichen Namen wurde von ihnen gefordert.

Sie gingen auf alle Bedingungen ein. Am heftigsten bekämpfte den neuen Orden die Sorbonne, die theologische Fakultät von Paris, sie beschloß, keinem Jesuitenschüler einen akademischen Grad zu verleihen. Aber auch ihr Widerstand wurde gebrochen. Denn statt mit dem Episkopat verbunden den Orden zu bekämpfen, gerieth sie durch unvorsichtige dogmatische Erklärungen in Conflict mit dem Klerus, der darin Uebergriffe und Ausschreitungen erblickte. Diesen Zwiespalt benutzten die Jesuiten, sich den Bischöfen zu nähern.

Ihre ungemein zahlreich besuchten Vorlesungen, deren Werth sie dadurch, daß sie gar nicht schriftstellerisch producirten, zu heben wußten, stellten die Thätigkeit der Sorbonne sehr in den Schatten. Und doch sollte sie noch einmal eine günstigere Stellung einnehmen. Heinrich IV, der Protestant, der vom Papst geächtete Fürst, forderte den Huldigungseid. Die Jesuiten und Kapuziner weigerten sich, ihn zu leisten. Der Klerus, wie die Sorbonne, standen auf Seiten des Königs und verklagten die Jesuiten vor dem Parlament. Der Vertreter der Universität war Anton Arnauld, der Großvater Angelikas. Der Kampf gegen die Jesuiten war die Erbtradition der Familie Arnauld. Seine Rede, von der hinreißendsten Begeisterung, von dem glühendsten Hasse gegen den Orden erfüllt, ist gewiß die bedeutendste öffentliche Anklage, welche gegen den Jesuitenorden erhoben worden ist. Das Nationalgefühl, das den spanischen Eindringling abwehrt, der monarchisch conservative Sinn, der vor Männern schaudert, die den Königsmörder Jacques Clement preisen und dem Papst das Recht zusprechen, Unterthanen ihres Eides zu entbinden, ist der Quell, aus dem der Strom seiner gewaltigen Worte entspringt. Sie haben dennoch keinen Erfolg. Das Parlament vertagt das Urtheil. Da bereiten die Jesuiten sich selbst das Verderben. Chatel, ein Jesuitenschüler, versuchte den König zu ermorden. Der König wurde errettet. Aber die Volkswuth wandte sich gegen die Jesuiten, und zwei Tage nach der That Chatels sprach das Parlament die Verbannung der Jesuiten aus. Allein die Gerichtsbarkeit des Pariser Parlaments, wie weit sie auch reichte, umfaßte nicht ganz Frankreich. Andere französische Parlamente schlossen die Jesuiten nicht aus. Die Maßregel, die gegen sie ergriffen war, hatte keine durchgreifende Wirkung. Sie sollte bald sich gänzlich als ohnmächtig erweisen.

Heinrich IV fürchtete die Dolche des katholischen Fanatismus, der an der Lauterkeit seiner Conversion mit Recht zweifelte. Er glaubte sich am besten zu sichern, wenn er die Freundschaft der Jesuiten zu erwerben suche. Sie waren in seiner nächsten Umgebung, er bewies sich als ihren Patron. Der Widerstand der Sorbonne war schon längst von geringer Bedeutung, Freunde der Jesuiten gehörten zu ihren Mitgliedern; der Episkopat hatte ebenfalls die Feindschaft aufgegeben; nur das Parlament von Paris, durch die Pfarrer der Hauptstadt unterstützt, versagte die Anerkennung. Aber Heinrich IV wagte es trotz dieses Widerspruches, die Jesuiten nach Paris zurückzuführen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Cabinetsintrigue.

Historischer Roman von Georg Hiltl.

(Fortsetzung.)

Ein angstvoller Tag.

Seit der Krankheit des Königs in Brandenburg, von welcher Zeit an die Königin offenbar bedeutenden Einfluß auf ihren Gemahl gewonnen hatte, war es ihr auch gelungen, eine Art besonderen weiblichen Hofstaates um sich zu bilden, der mit ihr vereint die oft langweiligen Stunden am preußischen Hofe unter der einfachen Haushaltung Friedrich Wilhelms des Ersten verlebte und dieselben durch passende Conversation über anziehende Dinge erheiterte.

Die Königin war von Hause aus ehrgeizig. Es hatte ihrer persönlichen Eitelkeit schon längst wehe gethan, daß sie sich auf die ihr zudictirten Genossinnen beschränken mußte; seitdem es ihr also vergönnt war, sich ein wenig freier bewegen zu dürfen, hatte sie außer der Frau von Blaspiel, noch Frau von Kamcke, Frau von Rebenac herangezogen, außerdem waren es noch die Fräuleins von dem Busch, von Sonnsfeld und die sehr intelligente Kammerfrau Krackau, welche die kleinen Gesellschaften der Königin bildeten, wenn diese nicht größere Anzahl von Gästen empfing. Selbst Duham, der Informator des Kronprinzen, durfte an den Unterhaltungen Theil nehmen, ohne daß der König eine Erinnerung dagegen gehabt hätte. Man las hier gewisse Bücher, französische und englische Werke durfte man ohne Furcht vor Ueberraschung aufschlagen, selbst das vom Könige früher verpönte Musiciren ward getrieben, seitdem zwischen beiden hohen Gatten eine so vollkommene Uebereinstimmung herrschte. Wie Herr von Grumbkow trauernd den Gesandten mitgetheilt hatte, berieth der König sogar an jedem Vormittage mit der Königin gewisse Staatsgeschäfte, mindestens hörte er ihre Ansicht, und die geistvolle, lebenskluge Frau gewann nach und nach Einfluß, dessen sie sich äußerst vorsichtig zu bedienen wußte.

Am Vormittage nach der Jagdpartie in Wusterhausen saßen die Königin und ihre Freundinnen im heiteren Kreise beisammen. Das Fräulein von Sonnsfeld las gerade eine Stelle aus dem Racine, als im Vorzimmer lautes Gepolter und feste Tritte hörbar wurden.

„Legen Sie den Racine doch lieber schnell bei Seite, Fräulein," sagte die Königin, „denn Seine Majestät der König kommen, und wahrscheinlich beginnt jetzt die Stunde der Berathung zwischen uns. Schon gestern hieß es, es seien wichtige Nachrichten eingetroffen."

Unmittelbar nach diesen Worten öffnete Frau Krackau die Thür und meldete den König an. Sämmtliche Damen erhoben sich, um den Monarchen zu begrüßen, welcher mit der ihm eigenen Ungenirtheit und Festigkeit ins Zimmer trat, sich rings umsah und dann ein kurzes „bon jour — guten Tag" hervorstieß.

Wie, mein Gemahl — schon zurück?" sagte die Königin. „Ich erwartete diese angenehme Nachricht erst heute Nachmittag zu vernehmen."

Sie war Menschenkennerin genug, um gleich eine Veränderung in des Königs Gesichtszügen wahrzunehmen.

„Ich konnte nicht länger in Wusterhausen bleiben," sagte der König trocken, „denn ich muß hier arbeiten, daher bin ich schnell wieder gekommen. Ob Ihnen diese Rückkehr angenehm ist — weiß ich freilich nicht."

Die Königin merkte, daß ein Ungewitter im Anzuge war, sie wollte mindestens, daß keine ihrer Damen Zeugin des Ausbruches

sein sollte, deshalb gab sie einen Wink, daß man sich zurückziehen möge, worauf die Damen unter tiefer Verneigung das Zimmer räumten.

„Halt da! Frau von Blaspiel," rief der König, „Sie bleiben. Sie können mit anhören, was ich zu sagen habe."

„Es ist gegen uns gearbeitet worden," flüsterte die Königin.

„Soll Frau von Blaspiel etwa heute Vormittag bei der Besprechung über Staatsgeschäfte zugegen sein?" fragte die Königin scherzend und in der Absicht dem Angriffe entgegenzugehen.

„Staatsgeschäfte?" entgegnete streng blickend der König, „Das fehlte nur noch — hier von Staatsgeschäften zu reden."

„Ei, mein Gemahl, Sie haben es doch verschiedene Wochen hintereinander so gehalten."

„Leider. Bin thöricht genug gewesen — kann mir einmal recht schlimm bekommen. Werde mich vorsehen."

„Ist Ihnen durch mich eine Unannehmlichkeit widerfahren?"

„Oder durch mich?" fragte keck Frau von Blaspiel.

„Sie sind sehr dreist, Madame," rief der König unwillig, „Sie haben gar keine Ursache so dreist zu sein, denn ich kann Sie vor den Generalauditeur Katsch bringen, wenn ich will."

Bei Nennung dieses gefürchteten Namens schreckten beide Damen empor.

„Mich?" sagte Frau von Blaspiel, „was hätte ich denn gethan, das mich vor Herrn von Katsch bringen könnte?"

„Sie fragen noch? Sie besitzen diesen Grad von Insolence? Ich kann sehr wohl einen Unterthanen vor Gericht stellen, der mein oder meiner Gemahlin, also seiner Herren Vertrauen mißbraucht und wichtige Dinge, wofür andere vereidet werden, an den Ersten — Besten ausschwatzt. Es haben schon mehrere große Personagen um ihre Köpfe gespielt, weil die Zunge mit ihnen davon lief — Sie sind eine ganz leichtfertige Klätscherin — Sie haben — hören Sie es ebenfalls, meine Frau Gemahlin — Sie haben an irgend jemanden erzählt, was ich in Brandenburg auf dem Krankenbette für eine Testamentsklausel dictirte und wen ich in derselben von etwaigen Regentschaftsgeschäften ausgeschlossen habe. Das ist nach allem, was Sie von mir an Zutrauen erfahren haben, eine Infamie! eine Abscheulichkeit!" rief der König mit donnernder Stimme.

Er wendete sich, ohne zu grüßen, aus dem Zimmer und warf die Thür so heftig ins Schloß, daß die Nippessachen auf den Gueridons und Consolen hin und her geschüttelt wurden.

„Marie, was hast Du gethan?" sagte die Königin außer sich. „Wie konntest Du plaudern?"

Frau von Blaspiel griff an ihre Stirn.

„Vergebung — Vergebung," rief sie, „o — ich fürchte, ich bin schrecklich betrogen, ich bin vielleicht noch in einer anderen Sache ein Spielball von Intriguanten. Ich dachte es gut zu machen — weil mir versichert wurde, daß ein Hinweis auf den Inhalt des Testaments großes Unheil verhüten könne — ich erhielt dagegen eine andere, wichtige Nachricht in den Tausch, die ich dem König zukommen ließ."

„Aber wem? Wem hast Du es anvertraut?"

„Gestatten Sie mir darüber zu schweigen, gnädigste Königin, ich muß erst Gewißheit haben, daß jener, dem ich es mittheilte, plauderte."

„Geh — eile, aber verlaß mich nicht. Sei hier zur Tafelzeit, ich muß wieder eine Hilfe haben."

Frau von Blaspiel eilte hastig durch die Gänge, die Treppen hinab bis zum Gange an der Wasserkunst, hier fand sie Sänften. Sie rief die Träger der ersten herbei und ließ sich zum Hause des Herrn von Manteuffel tragen. Als sie eben den Schlag öffnen wollte, kam der Diener aus dem Thorwege und verkündete ihr, daß Herr von Manteuffel in Geschäften auf einige Tage nach Magdeburg zu Herrn von Hamrath seinem Freunde gereist sei. Frau von Blaspiel seufzte angstvoll auf und ließ sich nach dem Schlosse zurücktragen. Die Stunden bis zur Tafel dehnten sich übermäßig lange aus. Endlich erschien der Lakai bei Frau von Blaspiel mit der Meldung, daß die Königin Frau von Blaspiel erwarte. Beide Damen gingen, zwei Pagen voraus, durch die Zimmer, beklommnen Herzens der kommenden Dinge harrend. Sie fanden den König im Gespräche mit Frau von Kamcke und dem General Finckenstein. Die Königin ward auch von ihrem Gatten artig begrüßt, aber die Blaspiel erhielt keinen Gruß.

„Einige Minuten Geduld," sagte der König.

Er ging hinaus und kehrte nach kurzer Zeit aus seinem Cabinet in Begleitung des Herrn von Grumbkow zurück. Grumbkow konnte seinen Triumph nicht verhehlen. Er grüßte die Königin und namentlich Frau von Blaspiel mit so tiefen, übertrieben ehrfurchtsvollen Bücklingen, daß die Damen sofort an der karrikirten Höflichkeit erkennen mußten, wie der Minister irgend eine Bosheit im Perspective hatte. Nichtsdestoweniger thaten sie so unbefangen, daß der König fast an der Blaspiel irre ward.

„Wir müssen noch einige Secunden warten, bis es drei Uhr schlägt," sagte der König; „denn es fehlt mir noch ein Gast — der Fürst von Dessau."

Die Königin zuckte ärgerlich die Lippen. Seit längerer Zeit hatte der König ihr die beiden unangenehmen Gäste, Grumbkow und den Dessauer nicht an die kleine Familientafel gebracht.

„Sie sind wieder obenauf," sagte sie hinter ihrem Fächer zur Blaspiel, „man sieht es daran deutlich, daß sie beide zur Tafel kommen — das ist ein Schlag gegen uns."

Eben schlugen die Pendülen drei Uhr. Mit dem letzten Schlage trat der Dessauer ein.

„Ah — immer auf die Secunde," rief der König. „Leopold ist ein rechter Soldat."

„Natürlich — immer auf Posten," sagte der Fürst allgemeinen Gruß mit der Hand winkend und seinen Hut nebst Stock und Degen an Abt reichend.

„Morgen!" sagte er noch einmal zur Königin, die ihm diesen groben Gruß mit einem kaum merklichen Kopfnicken vergalt, was der unhöfliche Dessauer wieder dadurch ausglich, daß er mit großer Ostentation dem Minister die Hand schüttelte und offenbar auf die beiden Damen anspielend rief:

„Freu' mich Sie hier zu sehen — ist lange Zeit her, daß wir uns an diesem kleinen Tische nicht getroffen haben."

Grumbkow schmunzelte etwas von „Verhältnissen" und „Schickungen."

„Unverschämte Gesellen," zürnte leise die Königin, „Ah — sie sind wieder im Sattel."

Der König hatte während dessen die Plätze angewiesen, und das Mahl begann. Jeder fühlte, wie eine drückende Last auf der Gesellschaft ruhte, denn selbst der Dessauer und Grumbkow vermochten bei aller Schadenfreude und der damit verbundenen Dreistigkeit doch nicht ihrer gedrückten Stimmung vollkommen Herr zu werden.

Der König, der gern bei Tische fröhlich war, empfand dieses Mißbehagen doppelt — er hob daher die Tafel auf, sobald der letzte Gang vorüber, und zwar hatte er dazu den besten Grund, denn er mußte um fünf Uhr noch verschiedene Audienzen ertheilen, diese Zeit hielt er gewöhnlich inne, wenn er des Vormittags keine Unterredungen annehmen konnte. Es schien so, als wollten Grumbkow und der Dessauer sich recht schnell aus dem Staube machen, denn sie eilten heimlich aus dem Tafel- in das Vorzimmer des Königs zu kommen, wo schon verschiedene, auf die Audienz Lauernde sich eingestellt hatten. Als die anwesenden Herren und Damen nach dem Handkusse sich von der Königin und dem Könige verabschiedet hatten, winkte dieser seiner Gattin in die Fensternische, wo er einst der Blaspiel vertrauliche Mittheilungen gemacht hatte.

„Sie werden mir heute noch das in Brandenburg geschriebene und Ihnen übergebene Testament zurückliefern. Solche wichtige Dinge darf man nicht so leichtfertigen Frauen anvertrauen, als sich in Ihrer Umgebung befinden."

Die Königin taumelte. Sie hatte der Blaspiel aus Sorge wegen eines kecken Streiches, das wichtige Papier übergeben; wenn die Freundin das Document eben so wenig gehütet hätte, als den Inhalt? und dann, wenn dies auch nicht geschehen war — die Wiederherausgabe des Testamentes war ein Donnerschlag für die Königin, es hieß eben so viel, als: Abänderung! o — ihre Gegner hatten die Zeit genützt, und die Plauderei der Blaspiel war ihnen trefflich zu Statten gekommen; wer das Vertrauen des an sich schon argwöhnischen Königs täuschte, der hatte verspielt für immer.

„Verloren, verloren!" murmelte die Königin, hinter sich greifend, um eine Stütze für ihren wankenden Körper zu finden. Sie erfaßte die Blaspiel, welche ihre Herrin nicht verließ.

„Wir sind vernichtet — der König verlangt das Testament zurück," flüsterte sie, einen Moment nutzend, wo der König mit Abt sprach.

„Vielleicht kommt er noch auf andere Gedanken — er vergißt es möglicher Weise — wir können es nicht so schnell schaffen.“

„Was können wir nicht?“

„Es ist — ich habe — es befindet sich bei einer Person in Verwahrung, die heute nicht in Berlin ist.“

„Wie? Du hast es nicht bei Dir?“

führt er es eigensinnig durch. Es ist keine Sache von Wichtigkeit da, die ihn augenblicklich mehr beschäftigen, seine Gedanken ableiten könnte, als diese! Marie, Marie — Du hast schrecklich — —“

Der König wendete sich um.

„Ja richtig,“ sagte er, „Sie werden die Gewogenheit haben, mich ins Audienzzimmer zu begleiten. Da sind die beiden Bauers-



Alte und neue Zeit.
Nach dem Gemälde von F. Hiddemann.

„Nein, Majestät, ich hielt es auch bei mir nicht sicher — ich gab es einem Freunde.“

„Allmächtiger Gott — wenn er es heut haben will, sind wir Kinder des Todes.“

„Er wird es nicht fordern.“

„Doch! Ich kenne ihn! wenn er sich etwas vornimmt, dann

leute von der Deputation aus Cammin, die uns für die neuen Anlagen bei Potsdam die schönen Hühner gebracht hat — die Leute müssen doch einen Dank kriegen. Morgen sollen sie gespeist werden.“

„Ich komme ins Audienzzimmer, Majestät.“

„Nachher wollen wir weiter reden.“

Die Königin nickte stumm und folgte mit der Blaspiel dem

Könige ins Audienzzimmer. Während des Ganges dahin und in dem großen Raume hatte die Königin keine Zeit, ihren trüben Gedanken nachzuhängen, denn sie ward überall, und von vielen Personen, begrüßt und mußte ebenfalls jedem etwas Freundliches sagen. Der König hatte sich den Bauern genähert, mit denen er von Landwirthschaft sprach. Frau von Blaspiel stand allein. Sie vermochte nicht nach rechts oder links zu sehen, aus Furcht Herrn von Grumbkow oder den Dessauer zu erblicken, indessen machten beide Herren ihr das Zusammentreffen mit ihnen leicht, denn der grobe Dessauer schritt, durch die Zähne pfeifend, an ihr vorüber und sagte höhnisch:

„Junge wahren! Etsch, die Klatschmäuler sind 'mal auf den Sand gesetzt — hehe!"

Gleich darauf nahte sich Grumbkow. Er war weniger grob als der Fürst, aber vielleicht desto verletzender, denn er neigte sich zum Ohre der Blaspiel und sagte:

„Es ist das Nachspiel von der Komödie in Brandenburg, Madame, das wir hier aufführen. Dort haben Sie den ganzen Beifall für sich gehabt — hier ich. Da siegten Sie — hier siegen wir, der letzte Sieg ist der beste."

Frau von Blaspiel vermochte nicht zu antworten. Sie starrte nach vorwärts und suchte sich mit aller Mühe aufrecht zu erhalten.

„Verloren — ja, die Königin hat recht," seufzte sie, „und doppelt verloren, wenn er heut noch das Testament verlangt. Job ist nicht daheim — niemand kann seine Höhle öffnen. O — ich bin betrogen. Es war noch eine Hoffnung auf Sieg — aber auch diese ist verschwunden. Die einzige Person, die unsere Feinde stürzen könnte, erschien nicht. Vielleicht war auch dies eine Täuschung."

Sie preßte die Hand aufs Herz. Die Königin ging, vom Könige geführt, jetzt auf die Camminer Bauern zu. Ihr flehender Blick traf im Vorbeistreifen die zitternde Freundin: „Ich kann nicht helfen," sagten die Augen der Blaspiel.

Der König plauderte mit einigen Herren aus der Residenz und theilte ihnen mit, daß er sie nachher in besonderer Audienz empfangen wolle. Plötzlich hob er den Kopf, seine Augen wurden sehr freundlich und er rief: „Ah — auch der Herr Hofprediger?"

In der That war Jablonski so eben in das Zimmer getreten. Frau von Blaspiel vermochte nicht ein heftiges Beben zu unterdrücken, als sie den Hofprediger gewahrte — sie hatte ihn absichtlich gemieden, jetzt in der gefährlichen Stunde traf sie auf ihn. Jablonski schien sie nicht zu bemerken, er ging zuerst zur Königin, die ihn besonders freundlich begrüßte, schon war der König zu ihm getreten und nahm ihn bei der Hand; es machte sich gerade so, daß der König und Jablonski, von allen abgesondert, in der Mitte des Zimmers stehen blieben.

„Was bringen Sie mir Gutes?" fragte der König.

„Majestät," antwortete Jablonski leise, „der Ungar ist da."

Man sah, wie der König aufschreckte.

„Jener Clement!" sagte er ebenso leise. „Also doch! ich hielt schon dafür, daß wir getäuscht seien — er ist hier?"

„Ja, Majestät. Sie haben zu befehlen, wann Sie ihn sprechen wollen, und ich werde morgen, nach der Predigt, Euer Majestät sagen, wo die Unterredung stattfindet."

„Gut denn — gleich am Montag. Morgen nach der Predigt sagt es mir, wo ich hinkommen soll. Kein Wort hier weiter — es macht sonst Eclat, und die Faullenzer lauern so schon auf alles."

Er entließ den Hofprediger mit herzlichem Händedruck.

„Grapendorff," rief er dem dienstthuenden Kammerherrn zu, „bestellen Sie mir doch auf morgen den Rentmeister Boulens. Ich habe mit ihm zu conferiren."

„Es ist eine Wohlthätigkeitssache, die Jablonski wieder durchgesetzt hat," sagte der Dessauer zu Finckenstein.

Der König hatte mit allen gesprochen, aber man sah ihm die Hast an, mit der er zu Werke ging. Es schien, als wolle er die Audienz schnell beenden und die zu besonderer Unterredung Notirten ebenfalls bald abfertigen. Frau von Blaspiel hatte ihre Festigkeit wieder gewonnen; als Oberhofmeisterin der Königin durfte sie sich nicht aus dem Saale entfernen, ehe ihre Herrin nicht gegangen war. Sie suchte deshalb so bald als möglich an den Hofprediger zu kommen, da sie mit scharfem Blicke die Unterredung Jablonskis mit dem Könige gemustert hatte.

„Herr Rath," flüsterte sie, in seine Nähe gelangt, „was brachten Sie heut — Sie sehen, wie zurückhaltend ich bin, ich kam nicht zu Ihnen — ich fragte nie, aber fast scheint es mir so, als brachten Sie heut eine Nachricht von Bedeutung, als sei durch Sie der Beweis gekommen, daß die erwartete Person kein Trugbild ist."

„Sie haben richtig gerathen, gnädige Frau," entgegnete Jablonski, „Jakob Clement ist in Berlin."

Frau von Blaspiel that einen so lauten Freudenruf, daß die Zunächststehenden betroffen sich zur Oberhofmeisterin wendeten, deren Augen den boshaften Grumbkow suchten.

„Schweigen Sie um Gottes willen," flüsterte Jablonski. „Ich eile hinweg, um jedes Aufsehen zu verhüten."

Frau von Blaspiels Pulse vibrirten, die Gewißheit von der Ankunft des Ungarn, der ihre Feinde stürzen sollte, gab ihr die ganze Keckheit und Frische ihres Wesens wieder. Sie ging elastischen Schrittes durch den Saal und blieb dicht bei der Königin stehen. Sophie Dorothea wendete sich zu ihr um.

„Für heute sind wir gerettet," raunte sie der Freundin zu. „Der König hat so eben befohlen, daß ihn nach Schluß der Audienz niemand störe. Er will allein auf seinem Zimmer bleiben."

„Dieser schlimme Tag hat sich noch glücklich für uns gewendet," sagte die Blaspiel mit leuchtenden Augen. „O, es bereiten sich noch große Dinge vor! Sie werden sehen."

„Was hast Du nun wieder?"

„Lassen Sie mich schweigen, Majestät — liebste Majestät. Und vertrauen Sie mir nur das Dokument an — es liegt sicher verwahrt, der König wird nicht daran denken; ee wird in kurzer Zeit wichtigere Dinge erfahren."

Herr von Grumbkows plötzliches Erscheinen hinderte die Königin, die Freundin zu fragen.

„Ich habe die Ehre, mich bei Majestät zu beurlauben," sagte der Minister mit ironischer Demuth.

„Gehen Sie mit Gott, Herr Minister — wenn Sie das können," sagte die Königin.

„Und lesen Sie fleißig Komödie," scherzte boshaft Frau von Blaspiel.

„Ah — Madame. Sie denken immer noch an das Nachspiel," höhnte Grumbkow.

„Wie so, Herr Minister?" rief die Oberhofmeisterin, ihm entgegentretend. „Sie sprechen stets nur von zwei Akten — aber sehen Sie sich doch die Komödien des Herrn Molière an, dessen Piecen alle Welt entzücken, da gibt es eine: „Die Betrügereien des Scapin" genannt — dieses Stück hat d r e i Akte, Herr Minister. Sie können noch recht gut einen dritten Akt erleben, und oft werden die Schurken am Schlusse einer guten Komödie entlarvt."

Die Zusammenkunft.

Die Genugthuung, welche Herr Job durch den Besuch des Königs erhalten hatte, war ihm einigermaßen verbittert worden, als er Nachricht von dem unliebsamen Zusammentreffen des Königs mit dem Lieutenant Dumoulin erhielt. Frau von Blaspiel hatte es für besser gehalten, dem Notar reinen Wein einzuschenken, einmal, damit derselbe allen Redereien entgegentreten könne, falls die Begegnung durch irgend einen Zufall ruchbar wurde, dann aber auch, um dem Notar den unumstößlichen Beweis zu liefern, daß seiner Tochter Herz für jeden andern, als für Dumoulin verschlossen bleiben werde.

Herr und Frau Job waren anfänglich sehr aufgebracht über das Rendezvous im Erkerstübchen, aber die hübsche Elisa blieb fest und hatte so schlagende Gründe, daß Herr Job sich beruhigen mußte. Weit ängstlicher war er jedoch bezüglich des Zusammentreffens mit dem Könige und Dumoulin, weil er eine ernste Rüge von Seiten des Monarchen fürchtete, der sich vollständige Sicherheit bei dem Besuche ausbedungen hatte. Job besorgte, der König möchte den Glauben hegen, der Notar habe den Lieutenant absichtlich ins Haus kommen lassen, um einen Zeugen dafür zu haben, daß Friedrich Wilhelm ebenfalls die Kunst des Wahrsagers benützt habe.

Herr Job war deshalb einige Tage lang in großer Unruhe; als jedoch nichts erfolgte, verbesserte sich seine Laune schnell wieder. Er hatte den König einigermaßen durch die Mittheilung der Blaspiel, welche er als Ergebniß seiner Forschung verwerthete, gewonnen, die Erkennungsscene vor der Hausthür ward nicht gerügt und — schließlich hatte der ganze Verfall noch den Nutzen getragen, daß dem Lieutenant jede Möglichkeit abgeschnitten ward, sich der schönen Elisa zu nahen, denn ein Kommandanturbefehl hielt ihn in Potsdam fest.

Herr Job konnte deshalb den Baron von Heidekam sehr freundlich empfangen, als dieser ihm einen Besuch machte.

Nach dem üblichen Eingange, den gewöhnlichen Anfragen über die Stimmung der schönen Elisa und den vortheilhaften Anlagen für die Gelder Heidekams, sagte der Baron, auf seine pompöse Taschenuhr blickend:

„Mon ami — ich komme nun zur eigentlichen Ursache meines Besuches. Sie erinnern sich, daß ich vor einiger Zeit die Ankunft eines Freundes verhieß, eines Mannes, der durch seine großen Verbindungen bestimmt ist, für den Staat eine wichtige Person zu werden. Jener bedeutende Diplomat ist angekommen."

Job horchte gespannt.

„So, so," ließ er sich vernehmen, „nun also — —"

„Also ich erinnere Euch an Euer Versprechen, das Ihr mir vor einiger Zeit gabt. Nummero eins wolltet Ihr gewisse Papiere von Wichtigkeit in Euren Gewahrsam nehmen."

„Ich will es thun."

„Gut. Nummero zwei wolltet Ihr mir auf einige Stunden Euren Garten am Weidendamme und den daran befindlichen kleinen Pavillon abtreten, falls mein Freund eines stillen Ortes bedürfte, an welchem er mit gewissen Personen zusammentreffen müßte."

„Auch dies soll geschehen."

„Nun denn. Die erste Unterredung meines Freundes mit einer hohen Person findet morgen Nachmittag statt. Ich bin beauftragt Eure Erlaubniß einzuholen, ob Ihr das stille Plätzchen zur Benutzung hergeben und vor allen Dingen Sorge tragen wollt, daß jeder Neugierige entfernt davon bleibe?"

Job ward unruhig. „Baron," sagte er, „die ganze Sache sieht so gefährlich aus. Wenn ich nur nicht schlimm dabei fahre. Eine innere Stimme warnt mich — Ihr kennt mein zweites Gesicht."

Der Notar erinnerte sich lebhaft der Mahnungen seiner Tochter, er sah in der That eine Wolke am Horizonte seines Glückes.

„Possen," lachte Heidekam, „es ist nur deshalb mit dem Schleier des Geheimnisses umgeben, weil eine Person hohen Ranges sich an der Unterredung betheiligt. Was wißt Ihr davon? Ist es unerlaubt, einem Freunde den Zutritt in Euren Garten auf eine Stunde zu bewilligen? Ihr meint ja ohnehin, daß es sich um ein galantes Abenteuer handle, so haltet diese Ansicht fest und Ihr könnt nicht übel wegkommen. Wer hier in Berlin ein interessantes Rendezvous haben will, der muß sehr vorsichtig sein, denn der König ist strenge. Denkt Ihr — es handle sich um so etwas, dann beschwert Ihr Euer Gewissen nicht — außerdem mein Wort darauf: es ist eine nutzenbringende Zusammenkunft, und es kann sich leicht ereignen, daß Ihr noch einmal für Eure Beihilfe, für die kleinen, unbedeutenden Dienste fürstlich belohnt werdet."

Job überlegte, daß ihm im Grunde niemand mit dem Gesetze in der Hand etwas anhaben könne, wenn er einem Freunde die Benutzung seines Gartens überließ.

„Topp," rief er, „Ihr sollt morgen Nachmittag Garten und Pavillon bereit finden."

„Ein leichtes Feuerchen, denn es ist noch ein wenig frisch," sagte der Baron, „dann die tiefste Stille — Entfernung aller Neugierigen."

„Um diese Jahreszeit ist noch niemand dort in der Nähe," sagte der Notar, „und mein alter Gärtner wird auf meinen Befehl morgen Nachmittag entfernt sein. Welche Stunde habt Ihr bestimmt?"

„Drei Uhr. Veranlaßt nur, daß alles offen stehe; die Gartenthür, die Pforte des Pavillons. Ich bleibe dort, bis der Fremde kommt, um alles zu hüten."

„Ihr könnt morgen Mittag die Schlüssel hier finden. Ich besorge des Gärtners Entfernung selbst."

„Habt Dank. Ich melde meinem Freunde Eure Bereitwilligkeit."

Der Baron erhob sich. Kurze Zeit darauf verließ er das Haus — nach ihm trat der Notar in die Straße. Er schlug die Richtung nach dem Weidendamme ein. — — —

Um die Nachmittagsstunde des folgenden Tages fuhr ein kleiner, mit zwei Pferden bespannter Wagen die Lindenallee hinunter, bis zum sogenannten Oranienburger Schlage. Der Wagen war von zwei Personen eingenommen. Außerdem saß auf dem Hinterbock ein Page; der Kutscher hatte weder einen Läufer noch einen Bedienten neben sich. Beide im Innern des Wagens sitzenden Männer waren sehr unscheinbar gekleidet. Der eine trug seinen blauen Militärüberrock bis an den Hals zugeknöpft, der andere war mit einem hechtgrauen Ueberzieher angethan. Die Männer hatten schlichte dreieckige Hüte aufgesetzt, welche durch kupferne Knöpfe an den Seiten aufgeschlagen waren. Die rechts sitzende Person war König Friedrich Wilhelm, ihm zur Seite saß der Kommandant von Berlin, Herr Generalmajor von Forcade. Die Herren plauderten anscheinend ganz unbefangen. Ihre Fahrt war nach dem Thiergarten gerichtet, und der Kutscher verfolgte seinen Weg, ohne sich nur ein einziges Mal umzuschauen. Der Wagen kam bis zur Thiergartenbrücke, über welche der Kutscher so eben fahren wollte, als der König sich vorbeugte und ihm auf die Schulter klopfte.

„Halt einmal an," sagte er. „Mir fällt eben ein, daß ich mir da unten den Neubau auf dem Weidendamm beschauen wollte, fahre bei der Neustädter Kirche vorüber und dann die Kirchstraße lang, bis zum Wasser, da will ich aussteigen."

Der Kutscher lenkte den Wagen herum und schlug den befohlenen Weg ein. Am Ufer der Spree, da wo am Ende der Friedrichsstraße die Ueberbrückung stattfand, hielt er an.

„Wartet ein wenig, Forcade," sagte der König aussteigend, „Und Du, Pannewitz," befahl er dem Pagen, „bleibst auch beim Wagen. Ihr könnt noch ein wenig umherkutschiren, Forcade, wenn Ihr wollt — es kann eine Zeit dauern, ehe ich zurückkehre."

Forcade und der Page hatten sich am Schlage der Kutsche aufgestellt, der König ging über die Brücke, den Damm entlang, und Forcade sah ihn eines der Gartenthore öffnen, welche die Eingänge zu den vielen Gärten bildeten, deren Anlagen verschiedene Häuser umgaben.

„Es ist das Gartengrundstück des Advokaten Job," sagte Forcade; „was mag der König dort zu thun haben?"

Der Page von Pannewitz machte sich unterdessen am Ufer des Flusses zu thun, indem er verschiedene Ziegelstücke auflas und sie kunstgerecht über die Wasserfläche hinschlenderte, welches Amüsement unter dem Namen „Butterstullenwerfen" seit langer Zeit in Berlin bekannt ist.

„Ich will dem Artillerieschuppen einen Besuch abstatten," sagte Forcade zu dem Kutscher, „bleibe Er hier halten! Ich bin bald zurück."

Er ging in die „letzte Straße".

Während dessen war der König erwartungsvoll den Baumgang entlang geschritten, der zu dem Gehölze von Schwarztannen führte, in dessen Mitte ein alter, baufälliger Pavillon stand. Dieses Stück Architektur stammte noch aus den Tagen des großen Kurfürsten und erinnerte trotz seiner Verfallenheit an die ersten Gebäude in der ehemaligen Meierei der Kurfürstin. Der König sah sich während seines Vorschreitens sorgfältig um. Er hatte seinen Ueberrock aufgeknöpft, den langen, breiten Offizierdegen locker gemacht, so daß er jeden Augenblick vom Leder ziehen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Am Familientische.

Klagen eines Antivelocipedisten.

(Zu dem Bilde auf S. 429.)

„Na ja, so muß es kommen!" polterte mein alter Freund, der Rentier K., ein Junggeselle mit allerhand berechtigten Eigenthümlichkeiten, heraus; „das habe ich schon lange vorhergesagt. Man ist ja wahrhaftig seines Lebens nicht mehr sicher mit allen diesen verwünschten neuen Erfindungen!"

Und dabei warf er das Zeitungsblatt, das augenscheinlich diesen Zornausbruch veranlaßt hatte, wüthend auf den Tisch.

„Was ist denn geschehen? Von welchen Erfindungen sprechen Sie?" entgegnete ich.

„Na wovon denn sonst, als von diesen abscheulichen, häßlichen, verrückten Dingern, diesen . . . pfui! ich mag ihren Namen gar nicht einmal in den Mund nehmen. Gottlob! unsere ehrliche deutsche Sprache hat keinen Ausdruck für sie!"

„Ah, Sie meinen die Velocipedes! Ja, hübsch sind sie nicht, aber die Dinger thun ihren unglücklichen Besitzern mehr wehe, glaube ich, als den Zuschauern."

„So! Meinen Sie? Da können Sie's ja in der Zeitung lesen. Da ist so ein Schlingel von vierzehn Jahren auf diesem modernen Reitungethüm neulich gefahren und hat einen ältlichen Herrn umgeworfen und ihn ziemlich bedeutend am Beine verletzt. Der dumme Junge ist dabei mit auf die Erde gefallen, er ist aber mit einem blauen Auge davongekommen. Die Polizei hat ihm natürlich auch nicht viel gethan — abscheulich! Verbieten, ausrotten sollte man diese lebensgefährlichen Dinger!"

„Gründen Sie doch einen Antivélocipèdeverein! Einstweilen ergötzen Sie aber Ihre Augen an Hiddemanns reizendem Bilde. Das bringt Wasser auf Ihre Mühle!"

Ich zeigte ihm einen Abzug unserer heutigen Illustration. Seine Augen leuchteten vor Freude.

„Ja," rief er aus; „der hat es ihm heimgegeben. So ein Geck mit spitz in die Luft stechendem Schnurrbart gehört auf das eiserne Ungeheuer! Kann's wohl begreifen, daß dem Alten die Pfeife ausgeht über dem Spuk und er ihm mit offenem Munde nachstarrt. So was Verrücktes ist ihm in seinem langen Leben noch nicht vorgekommen! Ja, die alte solide Zeit war doch besser, die solchen Schwindel noch nicht kannte."

„Man könnte es auch anders auslegen —" erwiderte ich.

„Ja, freilich," unterbrach mich der alte Herr; „weiß schon, was Sie sagen wollen, z. B. man sieht hier, wie der Geist des neunzehnten Jahrhunderts geflügelt an dem altbackenen, altmodischen, schwerbeweglichen des vorigen vorübersaust, oder: wie der Menschengeist sich eine Naturkraft nach der andern unterthänig macht, und dergl. Alles Schwindel, Herr; Redensarten, mit denen man keinen Hund aus dem Ofen lockt! Ich halte es mit dem braven Weißrock da!"

Mein alter Freund war in einer Stimmung, wo es klüger war, ihn durch Widerspruch nicht noch mehr zu reizen. Ich empfahl mich deshalb bald nach diesem Ausbruch. Als ich das Zimmer verließ, saß er noch immer, bald schmunzelnd, bald ärgerlich polternd vor dem Bilde, auf dem jetzt Deine Augen ruhen, lieber Leser. Was sagst Du dazu? A. M.

Der Letzte von der „großen Armee".

Am 1. Februar 9 Uhr abends starb zu Cannes der Marschall Regnauld de Saint-Jean d'Angély im Alter von 76 Jahren.

Ich habe den Marschall oft gesehen. Derselbe repräsentirte in allem den Typus, das Ideal eines echten Soldaten der grande armée. Ich sah ihn schwerfällig und langsam in den Senat schreiten, in seiner Rechten einen Stock mit großem Goldknopf, einen wahren Marschallsstab von Frankreich. Er war der bedeutendste, schweigsamste und chauvinistischste von den 38 Generalen, welche den französischen Senat bevölkern. Um den Mund des Alten bemerkte man nie ein Lächeln. Sein Gesicht war von einer eigenen Röthe, es schien vom Bivouacfeuer erleuchtet. Aber trotz seines stummen und ernsten Aussehens war Regnauld doch nicht ohne jene derbe Heiterkeit, Offenheit und Herzensgüte, wie man sie bei alten Soldaten so oft findet. Es wird manches von ihm erzählt, das auf einen ausgezeichneten Charakter schließen läßt.

Eines Tages, als er in die École militaire, deren Commandant er war, fuhr, sah er auf dem Marsfelde einen Invaliden, welcher die größten Anstrengungen machte, sich auf seinem Holzbein aufrecht zu erhalten. Der Marschall läßt den Kutscher halten und fragt den Invaliden, was ihm fehle. „Denken Sie sich," lautet die Antwort, „einige Straßenjungen haben mir meinen Stock genommen und sind lachend davon gelaufen. Nun ist jetzt gerade die Stunde, wo im Invalidenhause die Suppe gar ist, und bis ich dahin krieche, wird wohl schon alles aufgegessen sein." Der Marschall fand die Situation um so interessanter, als er selbst hinkte.

„Steig ein," sagte er zu dem Invaliden, ihm in den Wagen helfend.

Die Senatorencarosse kommt in der Kriegsschule an. Das Diner wartet schon und der alte Soldat speist an der Familientafel seines alten Marschalls. Nach dem Essen sagt Regnauld: „Jetzt werde ich Dir einen Stock geben, damit Du nach Hause gehen kannst." Und er holt einen von seinen Stöcken, einen altmodischen, wie man sie früher im Palais Royal sah, wie sie aber im modernen Paris nicht mehr gebräuchlich sind, deren Krücke zugleich mit einer kleinen Tabaksdose versehen ist. „Dankbar angenommen!" rief der Soldat von Eylau, und eine Thräne fiel auf das Ehrenkreuz an seiner Brust.

Als Regnauld am nächsten Tage im Senat ankam, streckte ihm am Thore jemand einen Stock mit geöffneter Krücke entgegen. „Eine ganz frische, mein General." Es war der Invalid, der seinen Wohlthäter erwartete, um ihm eine Prise anzubieten.

Regnauld de Saint-Jean d'Angély war am 29. Juli 1791 in Paris geboren, er war Page der Kaiserin Marie Luise, 1812 war er Lieutenant bei der Armee in Rußland. Bei Leipzig wurde fast sein ganzes Regiment aufgerieben. Während der hundert Tage wurde er Ordonnanzofficier Napoleons und Escadronschef auf dem Schlachtfelde von Waterloo. Der Restauration verweigerte er seine Dienste, dagegen bot er seinen Degen den Griechen an. Nach der Unabhängigkeitserklärung Griechenlands nimmt er einen sehr thätigen Antheil an der Revolution von 1830 und wird unter der neuen Dynastie wieder Escadronschef. 1848 stellt er sich der Republik zu Diensten, welche ihn zum Brigadegeneral bei der Alpenarmee ernennt. Drei Monate später wird er Divisionsgeneral. 1849 erhält er das Commando über die Truppen, welche nach Rom geschickt sind, und in demselben Jahre wird er zum Deputirten in der Assemblée législative gewählt. Einen Monat nach dem Staatsstreich wird er zum Kriegsminister ernannt, was er aber nur wenige Tage bleibt. Darauf tritt er in den Senat ein, dessen Secretär und bald darauf Vicepräsident er wird. Im Jahre 1854 beauftragt ihn der Kaiser, eine Garde zu bilden und an der Spitze dieses neu organisirten Truppenkörpers macht er den italienischen Feldzug. Nach der Schlacht von Magenta telegraphirt er nach Paris: „Die kaiserliche Garde hat ganz allein vier Stunden lang das feindliche Feuer ausgehalten." Und der Kaiser antwortet: „Mein lieber General, durch Ihren Muth haben Sie die Armee gerettet." Darauf wurde Regnauld de Saint d'Angély zum Marschall von Frankreich ernannt. Er hatte ebenso viele Kreuze auf seiner Brust als Wunden.

Paris. A. Wittstock.

Alte Freunde in neuem Gewande.

Das Daheim hat von Anfang an seinen Lesern kein Uebermaß an poetischen Gaben aufgetischt; gar manchem sind es eher zu wenige gewesen. Dafür hat es aber eine Anzahl Gedichte gebracht, die zu alten Freunden, zu einer Art Hauspoesie geworden sind. Wie oft sind uns die Verse:

Daheim! daheim! wie schwingt das Wort
Sich von der Lippe jubelnd fort!
Denn was mir Gott an Glück beschert,
Das schlingt sich, reich an Duft und Glanz,
Ein voller, frischer Blütenkranz,
Daheim um meinen Heerd.

und wie sie weiter lauten, aus begeistertem Munde im Laufe der Lebensjahre des Daheim entgegengeklungen! Und wer hat nicht von Herzen eingestimmt in das Friedenslied von 1866, das uns Süddeutschland sang:

Friede, Friede, tönt's in allen Gauen
Von den Alpen bis zur Nordsee hin:
Seht, auf Silberschwingen, hoch im Blauen
Gottes Engel mit dem Oelzweig ziehn!
Seht den Dämon in den Schlangenhaaren
Mit der Fackel halberloschnem Brand
Scheu im Sturmgewölk von dannen fahren,
Abwärts in die Nacht gewandt! 2c.

Den beiden Sängern dieser Lieder — Julius Sturm und Karl Gerok — ist wohl jedes Lesers Auge und Herz immer wieder gern in unsern Spalten begegnet und wird ihnen gewiß eben so gern noch oft wieder begegnen.

Aber auch in neuem Gewande thut es wohl, alte Freunde wieder zu treffen, namentlich wenn sie nicht allein, sondern mit zahlreichen Genossen sich präsentiren, und darum wird es unsern Lesern willkommen sein, zu hören, daß die zwei erwähnten Gedichte, wie alle andern Daheimgaben Sturms und Geroks, in neuen Sammlungen der beiden Dichter, die des Schönen gar viel enthalten, Aufnahme gefunden haben. Julius Sturm hat in zwei Bändchen: „Lieder und Bilder" (Leipzig, F. A. Brockhaus) seine neuesten Dichtungen veröffentlicht; Karl Gerok in einem einzigen: „Blumen und Sterne" (Leipzig, F. Volkmar) sie zusammengestellt.

Es ist nicht unsere Absicht, diese zwei Gedichtsammlungen hier eingehend zu besprechen, nur die Freunde unserer Dichter wollten wir darauf aufmerksam machen. Daß sich beide nicht überschätzen, sondern eher in demüthiger Selbstkritik zu weit gehen, davon zeugen Karl Geroks Schlußworte seiner „Blumen und Sterne":

Und ist mir im Liede kein einziger Ton
Der Welt zu gefallen, gelungen:
So ist mir doch selber zu Lied und zu Lohn
Mein schüchterner Psalter erklungen,
So hab' ich mir oft von beladener Brust
Das drückende Leid und die drängende Lust
Zu eigenem Ergötzen gesungen.

und noch mehr Julius Sturms „Kritik" in seiner auch vor kurzem erschienenen Sammlung: „Von der Pilgerfahrt" (Halle, G. E. Barthel), die da lautet:

Dein Lied, o Luther, tönt wie Meeresrauschen,
Wie Waldesrauschen, Gerhardt, Dein Gesang;
Wir hören drin die Gottesland'gen Grüße tauschen,
Erfüllt von eines Geistes heil'gem Drang.
Doch unser Lied, was ist's? — an flachem Strande
Ein Wellenschlag, der sich verliert im Sande.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.

Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

VI. Jahrgang. Ausgegeben am 9. April 1870. Der Jahrgang läuft vom October 1869 bis dahin 1870. 1870 № 28.

Das schöne Käthchen.

Novelle von **Paul Heyse.**

(Fortsetzung.)

Nur einen Spielkameraden hatt' ich, an dem mir etwas gelegen war, und das gerade darum; weil er mir eher böse als gute Worte gab; ein Junge, anders als alle anderen, weder besonders hübsch noch lustig, und einer der ärmsten. Sein Vater war ein Kohlenschiffer auf dem Rhein, der sich mühsam durchbrachte, und die Mutter eine stille kränkliche Frau, immer zu Hause oder in der Kirche, mit einem kummervollen Gesicht, vor dem ich mich meines blanken Lärvchens und sauberen Anzugs ordentlich schämte. Auch der Sohn — er war etwa fünf Jahr älter als ich und mußte dem Vater schon an die Hand geben — sah immer noch finstrer aus den Augen, als sonst, wenn er mir Sonntags begegnete und die Mutter hatte mich wieder mit irgend einem bunten Fähnchen herausgeputzt. Er sagte mir nichts darüber, aber er wich mir dann aus, und so kindisch ich war und eitel darauf, daß ich das schöne Käthchen war, es gab mir immer einen Stich durchs Herz. Ich machte, daß ich wieder in meine Alltagskleider kam, schlich mich gegen Zwielicht an den Rhein hinunter, wo ihr Häuschen stand, und war sehr froh, wenn der Hans Lutz dann gnädig zu mir war und gar einmal sagte: Nun siehst du doch wieder wie ein Mensch aus, nicht wie eine Docke. Er wußte dann, so wenig Worte er machte, besser als jeder Andere mich zu unterhalten, schnitzte mir Rindenschiffchen, die in einem eigenen kleinen Hafen, den er baute, vor Anker gingen, pfiff mir auf einer Weidenpfeife meine Lieblingsstücke, und es wurde oft Nacht und ich mußte mich dafür schelten lassen, daß ich mich nicht von ihm trennen konnte.

Sie merken schon, worauf das hinauslief. Ich konnte nicht mehr ohne ihn bestehen, obwohl mich die Anderen mit ihm hänselten, da er auch von Allen der Unscheinbarste war, zumal seit er die Blattern gehabt hatte, und in der gröbsten und fadenscheinigsten Jacke ging. Ich denke fast, es war auch dabei die Eitelkeit mit im Spiel. Ich kam mir wie die Prinzessin vor, die sich zu dem Köhlerbuben herabläßt. Dann wieder, in meinen besseren Stunden, merkt' ich, daß ich eigentlich großen Respekt vor ihm hatte, so viel wie sonst vor gar keinem Menschen, und daß ich nie mehr Respekt vor mir selbst hatte, als wenn er einmal ein freundliches Wort an mich gewendet hatte.

Nun waren wir fast schon aus den Spieljahren heraus, er fünfzehn, ich zehn, da fiel seinen Eltern eine Erbschaft zu, nicht eben um sich Wagen und Pferde zu halten, aber sie konnten sich's nun doch bequemer machen. Der Vater gab das Schiffergeschäft auf und fing eine kleine Handelschaft an, ich weiß nicht recht, womit, so eine Art Makler- oder Agentenwesen; den ältesten Sohn, meinen Hans Lutz, schickte er, da der es heftig begehrte, in eine Gewerbsschule; er wollte Ingenieur werden, wozu er auch wie gemacht war. Der jüngere, etwa von meinem Alter, blieb zu Hause und legte sich eifrig auf das Geigenspiel, weil er gern in die herzogliche Kapelle eintreten wollte. Sie hatten da einen weitläufigen Vetter, der Fagot blies.

So ging es denn eine Weile. Erst fehlte mir mein Kamerad erschrecklich, ich wußte gar nicht, wie ich die Sonntage hinbringen sollte, und merkte jetzt erst, was ich an ihm gehabt hatte. Mit der Zeit gewöhnte ich mich daran, ihn zu entbehren und wieder als Docke herumzuprangen, von den Studenten, die durch die Stadt zogen, mir Ständchen bringen zu lassen oder Gedichte und Liebesbriefe zu lesen, die man mir ins Fenster warf, auf die ich freilich nie antwortete. Denn meine Mutter hielt mich ziemlich streng, und wie ich erst eingesegnet war, durfte ich nie allein mehr aus dem Haus. Ich glaub', sie fürchtete, einer der verrückten Engländer, die mich besonders angafften, möchte mich entführen, oder die Rheinnixen aus Neid und Eifersucht mich hinabziehen. — Dann und wann hatte sich auch schon ein ernsthafter Freier gemeldet, ganz annehmbare Leute, die wohl eine Frau versorgen konnten. Aber die kamen schön an. Der Vater wollte mich so billig nicht weggeben; unter einem Grafen thue er's nicht, hörte ich ihn einmal zur Mutter sagen; oder er müsse so reich sein, daß er mein volles Gewicht in Gold in die Wagschale legen könnte. — Mir war Alles sehr gleichgültig. Die Vortheile, die ich davon hatte, das schöne Käthchen zu sein und wie die wichtigste und merkwürdigste Person in unserer Gegend verehrt zu

werden, genügten mir völlig, und seit der Hans Lutz fort war, spürte ich auch gar nicht mehr, daß ich so etwas wie ein Herz hatte.

Er schrieb mir nie, ließ mich auch nie grüßen, selten einmal hörte ich von seiner Mutter, daß es ihm gut gehe, und wie fleißig er sei, und wie er von seinen Lehrern gelobt würde. Daß er gar nicht einmal zum Besuche kam, wunderte mich doch. Von Karlsruhe war es ja nicht weit, und obwohl er mit Zeit und Geld sparsam haushalten mußte, das hätte er doch wohl noch erschwingen können, wenn's ihm darum gewesen wäre, mich wiederzusehen.

War aber das wunderlich, so konnte ich es vollends nicht begreifen, daß er nun doch einmal kam, aber den ganzen Tag nur mit seinen Eltern war und that, als ob sonst gar nichts Sehenswürdiges in der Nähe sei. Ich kriegt' ihn nicht einmal von fern zu Gesicht, und einen Gruß hatte er mir nicht hinterlassen. Natürlich war ich sehr beleidigt und nahm mir vor, wenn ich ihn je wiedersähe, es ihn entgelten zu lassen.

Dazu war aber erst über Jahr und Tag wieder Gelegenheit. Ich war gerade siebzehn Jahr alt geworden, er also zweiundzwanzig, und es hieß, er habe die Schulen alle mit großem Ruhm durchgemacht und werde nun irgendwo eine praktische Stellung suchen, an der es ihm gar nicht fehlen könne. Daß er erst seine Eltern besuchen würde, verstand sich von selbst; aber Tag und Stunde hatte er nicht geschrieben. Also erschrak ich nicht wenig, als ich eines Nachmittags oben im Wäldchen hinter der Burgruine mit meiner Schwester saß und die Aussicht abzeichnete — denn ich nahm auch Zeichenstunden, ohne ein besonderes Talent zu haben — und wie ich eben den Namen aussprechen und das Lenchen fragen will, ob sie von dem Tage der Heimkehr nichts wisse, tritt ein langer schlanker schwarzbrauner junger Mann aus den grünen Büschen, zieht den Hut und will ohne Weiteres vorbei und den Berg hinab. Ich kannt' ihn auf der Stelle, er hatte noch das alte Gesicht, nur einen dunklen Bart und sah viel saubrer aus. Auch hatten sich die Blatternarben fast verwachsen. Herrgott! ruf' ich, und fahre von meinem Sitz auf, Sie sind es, Hans Lutz? Wie können Sie einen so erschrecken! — Ich bitte um Vergebung, sagte er ganz fremd und höflich, ich hatte keine Ahnung, hier die Fräuleins zu stören. Ich will auch nicht länger lästig sein. Und damit greift er wieder an den Hut, der abscheuliche Mensch, und geht richtig davon, so kaltblütig, als wenn er ein altes Holzweib gefunden hätte, und nicht seine Jugendkameradin, den Ausbund von Schönheit, die zu bewundern andere Leute weite Reisen machten, und die noch eine so schöne Strafpredigt für ihn in der Tasche hatte.

Ich glaube, ich hätte hell herausgeweint, wenn ich allein gewesen wäre. Aber vor dem Lenchen nahm ich mich zusammen, sagte nur: Der ist aber hochmüthig und grob geworden! und versuchte weiterzuzeichnen. Nichts da! Keinen Strich brachte ich mehr zu Stande, so naß war es mir vor den Augen.

Und mitten in meinem Zorn und Aerger fühlte ich, was das Schlimmste war, daß ich ihm nicht gram sein konnte, daß ich Alles gethan haben würde, ihm nur einen freundlichen Blick abzugewinnen, und meine Beschämung über diese Schwäche machte mich erst recht unglücklich, daß ich mir in den Stunden mit all meiner gepriesenen Schönheit wie das armseligste Menschenkind auf der ganzen Welt vorkam.

Ich konnte mich auch auf die Länge nicht verstellen, sondern fiel meiner guten Schwester um den Hals und gestand ihr unter vielen Thränen, wie sehr ich mich gekränkt fühlte, und ich müsse erfahren, was der Grund von seinem feindseligen Betragen sei, oder es würde mir das Herz abdrücken. Die treue Seele redete mir zu, so gut sie konnte, und am Abend half sie mir eine Ausrede bei der Mutter finden, daß wir noch einmal hinausdürften an den Rhein hinunter, gerade an die Stelle, wo sonst unser kleiner Hafen gewesen war. Da ließ sie mich allein, machte sich im Hause des Hans Lutz ein Geschäft und raunte ihm heimlich zu, ich wartete draußen an der Weidenbucht und hätte ihn was zu fragen. Erst, sagte sie mir hernach, habe er ein finsteres Gesicht geschnitten und sie in Zweifel gelassen, ob er darauf hören würde. Dann aber brachte er's doch nicht übers Herz, und eine Weile später sah ich ihn die Straße daherkommen, gerade auf mich zu, und weiß noch nicht, wie ich den Muth fand, stehen zu bleiben und ihn zu erwarten.

Dann aber wurde ich für meine Tapferkeit belohnt. Denn er war nicht mehr so bärbeißig, gab mir sogar die Hand und sagte: es ist ja hübsch, Kathrin', daß du auch noch an einen alten Spielkameraden denkst. Und was hast du mir denn zu sagen? — Nichts, sagt' ich, als daß ich wissen wollte, was ich ihm zu Leide gethan, oder wer mich bei ihm verschwätzt hätte, daß er thäte, als sei ich kein Wort und keinen Blick mehr werth. Das wollt' ich wissen, und dann würde ich gleich wieder gehn. — Da sagte er mir denn in seiner ruhigen Manier, als wenn es ihn selber das Wenigste anginge, er habe gehört, daß ich ein hoffärtiges, vornehmes Prinzeßchen geworden sei, mich sehr kostbar mache, nichts Anderes thue, als in den Spiegel schauen oder mich von fremden Laffen bewundern lassen, und da er der Mensch nicht sei, das mitzumachen, auch andere Dinge zu thun hätte, als vor so einem Madonnenbildniß das Rauchfaß zu schwingen, so habe er gedacht, ich verliere nichts an ihm, und es sei für uns Beide besser, wenn er mir aus dem Wege ginge.

Alles, was er mir sagte, und noch mehr, wie er es mir sagte, that mir so heftig weh, daß ich nicht eine Silbe darauf antworten konnte, sondern in einen Strom von Thränen ausbrach, der gar nicht versiegen wollte, sondern es schüttelte mich je länger je heftiger ein förmlicher Krampf von Schluchzen und Herzweh, und ich meinte, ich müsse davon auf der Stelle sterben und umsinken. Wie er das sah, wurde er plötzlich ganz verwandelt. Er umfaßte mich und sagte mir mit der zärtlichsten Stimme tausend Sachen, die ich zuerst, da es mir vor den Ohren saus'te und braus'te, nur zur Hälfte verstand: daß er sich nur so rauh gestellt hätte, um sich gegen sein eignes Herz zu schützen, daß er in all den Jahren keinen andern Gedanken gehabt hätte, als mich, und nur nicht gekommen sei, um sich nicht um alle Vernunft zu bringen, und wenn es wahr wäre, daß ich mir etwas aus ihm machte — nun, Sie können sich das Uebrige hinzudenken. An jenem Abend gaben wir uns das Wort, nur für einander leben zu wollen, und wie das Lenchen endlich dazukam und mich fortzog, damit die Eltern nicht zanken sollten, hatte ich ganz vergessen, daß ich das *schöne* Käthchen war; ich dachte nur, ein *glücklicheres* Käthchen könne es am ganzen Rhein und überhaupt unterm Monde nicht geben. — —

Sie schwieg, als sie soweit gekommen war, und stand auf, um einmal an die Schwelle zu treten, als wollte sie sich nach dem Kinde umsehen, das ruhig draußen auf einer Gartenbank saß und an seinem Kränzchen flocht. Als sie sich wieder zu uns wandte, sah ich, daß sie sich verstohlen die Augen wischte. Van Kuylen schien davon keine Notiz zu nehmen. Er hatte einen alten Kork zwischen den Fingern, an dem er mit einem Messer herumschnitzelte, immer dabei die kalte Thonpfeife im Munde.

Und wie kam es, fragte ich nach einer Weile, daß das Glück euch nicht treu blieb und was so schön angefangen hatte, so traurig ausging? Ich kann doch nicht glauben, daß er es nicht redlich gemeint haben sollte!

Er! sagte sie darauf, mit einem unbeschreiblichen Ton und Ausdruck. Wenn es auf ihn allein angekommen wäre! Aber sehen Sie, das Unglück war eben, daß ich solch ein Meerwunder war, mit dem man hoch hinaus wollte, ob ich auch selbst darüber zu Grunde ging. Meine älteren Schwestern — wenn der Hans Lutz um eine von ihnen angehalten hätte, mit tausend Freuden hätte man sie ihm gegeben, und die Männer, die sie bekommen hatten, konnten sich wahrhaftig neben meinem Schatz nicht gerade in die Brust werfen. Aber *ich* — daß er *mich* haben wollte, da er weder ein Graf war, noch das Rheingold aus dem Grunde gehoben hatte — das war eine solche Keckheit, daß man kaum glauben konnte, er habe seine richtigen fünf Sinne beisammen. Es fiel ihm zwar selbst nicht ein, nun gleich Hochzeit zu halten; er wollte nur ein festes Verlöbniß und dann ein paar Jahre sein Glück versuchen, und ich — *zehn* Jahre auf ihn zu warten, wäre mir *Nichts* gewesen. Aber da hätten Sie den Vater hören sollen! Der Kaiser von China, wenn der erste beste verrückt gewordene Matrose um die Hand seiner Tochter anhält, kann kein vornehmeres Gesicht aufsetzen und nicht mitleidiger Nein sagen. Er war nicht einmal aufgebracht, er behandelte die ganze Sache wie einen dummen Spaß. Nur als die Mutter, die wohl wußte, wie es um mein Herz stand, ihm dareinzureden wagte und den Hans Lutz gar nicht als den schlechtesten Freier schilderte, wurde er zornig und ließ sie nicht ausreden. Ich wurde eingesperrt, als ich auf Befragen gestand, ich wolle keinen Andern zum Manne, und saß acht Tage lang wie eine gefangene Prinzeß oben in der Boden-

kammer, wo nur Mutter und Schwester mich besuchten. Ich hatte freilich noch mein schönes Gesicht, aber wenn ich's noch nicht wußte, konnte ich's jetzt erleben, daß ich was Rechts daran hatte.

Dem Hans Lutz schickte ich durch das Lenchen einen Brief, ich würde ihm doch treu bleiben, er solle mich nur um Gotteswillen den Zorn und Hochmuth meines Vaters nicht entgelten lassen. Darauf aber schrieb er mir zurück, er habe keine Hoffnung, er gehe auf und davon, vielleicht bis Amerika, und wisse nicht, ob er jemals zurückkäme. Ich sollte nur den Gedanken an ihn aufgeben, und er schicke mir auch ausdrücklich mein Wort und meinen Ring zurück. Denn er wisse wohl, wie es kommen würde. Die Eltern würden mir doch einen Mann nach ihrem Herzen aussuchen und ich endlich des Wartens müde sein, und so wolle er mich nicht binden, daß ich zu allem Traurigen auch noch die gebrochene Treue auf dem Herzen hätte. — Sie können wohl denken, mit wie viel Thränen ich den Brief las, da mir das Lenchen sagte, der Schreiber sei schon wer weiß wie weit; sie habe den Brief erst nach seiner Abreise mir zustellen dürfen.

Nun kam scheinbar Alles wieder ins alte Geleise, bis auf das Eine, daß ich zwar noch das schöne Käthchen war und als solches gefeiert wurde, aber einen stillen und unbezwinglichen Haß auf mein Gesicht bekam, da ich um seinetwegen mein liebstes Glück verloren hatte. Wenn der Vater nicht gewesen wäre, der mit mir prunken wollte, ich wäre gar nicht mehr von meiner Bodenkammer heruntergegangen, und kam jetzt auch nur zum Vorschein, wenn es gar nicht zu vermeiden war. Den dummen Fensterparaden wandte ich den Rücken, auf ein Dampfschiff, wo mich die Engländer anglotzten, war ich ums Leben nicht mehr zu bringen, und den Malern, die mich abzeichnen oder malen wollten, hielt ich nicht still, der Vater mochte böse werden, so viel er wollte.

Aber all mein Stubensitzen und Grollen und Grämen half mir nichts, ich wurde alle Tage hübscher, und da ich gar nichts auf meinen Anzug mehr hielt, gefiel ich den Meisten noch besser, die früher gleich dem Hans Lutz gefunden hatten, ich sei ein rechtes Aeffchen. Von meinem Liebsten aber kam kein Brief, auch keine mündliche Nachricht. Und so vergingen drei bis vier Jahre; das Leben, merkt' ich da, ist ein recht schlechter Zeitvertreib, wenn man nicht hat, was das Herz begehrt.

Dazu noch all die Anfechtungen im Hause; bei jedem neuen Heirathsantrag einen neuen Streit und Kummer; denn es waren manche darunter, wenn auch keine Grafen, die dem Vater doch sehr recht gewesen wären: ein reicher Russe, der schwor, in den Rhein zu springen, wenn er mich nicht bekäme, hernach aber doch lieber sich in Champagner stürzte und in Wiesbaden mit allerlei Damen herumzog; dann ein junger Baron, der irgendwo bei einem Fürsten Ober-Stallmeister war und außer mir nur noch für Pferde schwärmte, und von wohlhabenden guten Leuten eine Masse, die mir alle unausstehlich waren, wenn ich sie im Stillen mit meinem Hans Lutz verglich. — Das Lenchen war längst auch verheirathet und glücklich, und ich saß noch immer als unnütze Brotesserin an meiner Eltern Tisch, und da der Vater nicht der beste Wirth war und die Mutter kränklich wurde, sah es oft kümmerlich genug bei uns aus, und während ein reicher Freier nach dem andern mit einem Korb abzog, hungerten wir ganz rechtschaffen. Wenn man aber bei Tisch nicht satt wird, tischt man sich gewöhnlich zum Nachtisch böse Reden und spitzige Bemerkungen auf, und so können Sie sich vorstellen, daß ich mir oft meinen Tag verwünschte und Nachts mir die Augen roth weinte.

Endlich riß meinem Vater die Geduld und als sich wieder Einer meldete, der ihm würdig schien, das Kleinod von Schönheit davonzutragen, da er es baar bezahlen konnte, erklärte er mir: Entweder — oder; ich müsse einwilligen, oder er werde mich seine ganze Strenge fühlen lassen. Was er damit meinte, wußte ich freilich nicht. Mir selbst aber war eine Aenderung willkommen, denn den Zorn des Vaters und das Leiden der Mutter konnte ich nicht mehr mit ansehen. Ich sagte also: ja, ich wolle dem Herrn Soundso meine Hand geben, falls in den nächsten drei Monaten von meinem Hans Lutz keine Botschaft käme. Damit waren die Eltern vorläufig zufrieden, und der Bräutigam mehr als selig; er wurde schier närrisch vor Entzücken, sagte mir die verrücktesten Sachen und machte mich damit in all meinem Elend ordentlich wieder einmal stolz und kindisch, daß ich solch eine Macht über einen Menschen hatte. Es war ein junger steinreicher Lederfabrikant aus dem benachbarten M., so weit nicht übel von Gesicht und Figur, er galt vielmehr für einen hübschen Menschen, mir aber wurde immer förmlich übel, wenn ich länger als eine Viertelstunde neben ihm sitzen mußte, einmal, weil ihn die Verliebtheit gar zu einfältig und zuckersüß machte, und dann weil er sich so stark mit wohlriechenden Wassern anspritzte, wahrscheinlich um den Fabrikgeruch zu vertreiben. Ich will Sie nicht mit der Geschichte dieses schrecklichen Brautstandes langweilen. Mich selbst überläuft noch jetzt eine Gänsehaut, wenn ich dran zurückdenke, die Besuche hüben und drüben, die Glückwünsche, zu denen ich lächeln sollte, da mir das Weinen viel näher war, der eine Tag, wo er mir sein Haus und seine Fabrik zeigte, und ich meinte, der Farbe- und Lohgeruch erstickt mir den Athem. Kurz, es ging so lang es gehen konnte, d. h. bis Ernst werden sollte. Am Tag vor der Hochzeit tractirte mein Bräutigam meine liebsten Gespielinnen und ihre Eltern in seinem Hause, da die eigentliche Hochzeit bei meinen Eltern gefeiert werden sollte. Er war so ungewöhnlich glücklich, läppisch und wohlriechend, daß ich mir plötzlich sagte: lieber Alles erdulden, als solch ein Glück machen. Und in der Nacht darauf, als Alles schlief, ging ich richtig aus dem Hause, nur mit den nothwendigsten Sachen in einem Bündel, und hinterließ einen Brief an die Eltern: sie möchten mir den Schmerz verzeihen, den ich Ihnen machen müsse, aber heirathen könne und würde ich nicht, und um ihnen nicht länger zur Last zu fallen, ginge ich zu der Tante nach Speyer und würde sehen, wie ich mich auf meine eigene Hand durchbrächte.

Zur Flucht aber half mir der Bruder meines Hans Lutz, der gerade bei den Eltern zu Besuch war und für mich durchs Feuer gegangen wäre. Er brachte mich unangefochten dahin, wo ich wollte, zur Tante Ameley; ihr eigentlicher Name war Amalie, aber wir Kinder nannten sie nicht anders. Sie war eine verwittwete alte Frau, lebte von ihrem wenigen Gelde und hatte mich immer sehr lieb gehabt, aber auch über die Abgötterei, die meine Eltern mit mir trieben, den Kopf geschüttelt. Wie ich ihr jetzt Alles erzählte, lobte sie mich nicht und schalt mich auch nicht, schrieb aber an die Eltern und suchte sie wieder gut zu machen. Das war nur leider umsonst. Der Vater antwortete sehr bündig, wenn ich den Lederfabrikanten nicht heirathete, sei ich sein Kind nicht mehr. Die Mutter suchte mich zu bereden. Ich merkte jetzt erst, daß sie an mir auch nur die unglückliche Schönheit geliebt hatten, daß bei meinen eignen Eltern die weiß' und rothe Larve zwischen ihrem Herzen und dem ihres Kindes stand. Vor lauter Bewunderung und Anbetung hatten sie mich eigentlich nie so recht von Herzen gern gehabt, wie all ihre anderen Kinder.

Oder hätten sie sonst in dem ganzen Jahr, seit ich nun fort bin, nicht Zeit gefunden, zu begreifen, daß das mein Glück nicht sein konnte, wovor ich davonlief, und daß ich darum keine schlechte Tochter sein müßte, weil ich ihnen den Gefallen nicht thun konnte? Aber nein, sie sind steinhart geblieben, wie man gegen kein lebendiges Wesen bleibt, das eine Seele hat, sondern nur gegen ein seelenloses Bild, wofür sie mich so lange betrachtet und zur Schau gestellt hatten. Zuerst freilich, so lange ich in Speyer war, konnten sie denken, ich würde mich anders besinnen. Aber da war meines Bleibens nicht lange. Die alte Frau war an ein ganz eingezogenes Leben gewöhnt. Nun so plötzlich sich eine Schönheit ins Haus schneien zu lassen, der alle jungen Leute nachgingen, und die Besuche und Anfragen meinethalb von ihren Bekanntinnen, und Die und Jene, die im Auftrag Des und Jenes anklopfen sollte, ob ich zu haben wäre — das wurde der guten Frau zu viel. Sie erklärte mir daher eines Tages, ich könne nicht länger bei ihr bleiben, sie habe mir aber eine sehr gute Stelle ausgemittelt, bei einer Baronin, die auf ihrem Gut nahe bei München lebe und für zwei kleine Töchter eine Gouvernante suche; und da ich gut erzogen sei, Französisch spräche und Klavier spielte, habe sie in meinem Namen die Sache richtig gemacht und ich würde übermorgen abreisen.

Ich war damit sehr zufrieden. Ich sehnte mich, mich auf meine eignen Füße zu stellen und mir mein Brod zu verdienen. Aber es sollte wieder Nichts sein, und wieder war Niemand Schuld, als das verhaßte Gesicht, das ich nun doch nicht loswerden konnte. Denn um es kurz zu machen: die Baronin und die Kinder gefielen mir und ich ihnen, und die ersten Tage, die wir allein mitsammen waren, ging Alles vortrefflich. Dann aber kam der Baron aus der Stadt zu uns heraus, da schlug von heut auf morgen das Wetter um. Er

betrug sich ganz anständig, nur daß er das gewöhnliche erstaunte Gesicht machte, das ich nun schon bis zum Ekel kenne, wenn die Leute mich zum ersten Mal sehen. Ich bin schon gewohnt, nicht desgleichen zu thun, sondern ruhig meines Wegs zu gehen. Aber der gnädigen Frau, die das Gesicht an ihrem Mann nicht kennen mochte, wurde die Sache bedenklich und das Ende vom Liede war, daß sie mich am andern Tag, nachdem es eine sehr lebhafte Scene zwischen dem Herrn und der Dame des Hauses gegeben hatte, in ihr Kabinet kommen ließ und mir erklärte, sie bedaure, mich nicht behalten zu können, sie brauche das Zimmer, das ich bewohnte, für eine junge Verwandte, die plötzlich ihren Besuch für den ganzen Winter angemeldet habe. Uebrigens war sie billig genug, mir, ohne daß ich es forderte, meinen Gehalt für diesen ganzen Winter auszuzahlen.

Da stand ich wieder auf der Landstraße. Ich hätte gute Lust gehabt, mir eine schwarze Maske zu kaufen, wie die Dame mit dem Todtenkopf, und mein Gesicht ein für alle Mal darunter zu verstecken, damit es mich nicht weiter unglücklich machen könne.

Und wenn ich vorausgewußt hätte, was ich noch Alles auszustehen haben sollte, wahrhaftig, ich hätte es gethan, oder etwas noch Tolleres. Ich wäre katholisch geworden, blos um in ein Kloster gehen zu können.

Dreimal hab' ich in der Stadt ein andres Zimmer miethen müssen, weil man mir keine Ruhe ließ. Ich kann Ihnen sagen, wenn ich gestohlen hätte, oder falsches Geld gemacht, oder sonst etwas Schändliches gethan, das herauskommen konnte, ich hätte nicht mehr in Angst und immer auf der Flucht leben können, als jetzt, da ich Niemand hatte, mir von Gottes und Rechtswegen beizustehen gegen die schlechten Menschen und mein unglückliches Schicksal. Ich will Ihnen das nicht weitläufig erzählen, Sie können sich's denken. Und dazu nichts zu thun haben und eigentlich nichts verstehn, die halben Tage lesen, die andere Hälfte vor mich hin sinnen, was aus mir werden sollte, da das Geld und meine Geduld doch einmal ein Ende nehmen mußte. Meine Hausleute, die letzten, zu denen ich zog, die Eltern des Babettels, hatten alles Mitleiden mit mir, da sie sahen, daß ich kein verlaufenes Geschöpf war, sondern nur das Unglück hatte mit dem Kirchenfenstergesicht. Aber was wollten sie thun? Ich half ein bischen im Haus, ich lernte etwas nähen, da der Mann ein Militärschneider ist, ich ließ das Babettel lesen und schreiben; aber eine Gouvernante zu halten, sind die Leute denn doch zu arm. Und wie es gegen den März ging und ich auch eine Stelle in einem Juwelierladen hatte aufgeben müssen, da das Gesicht wieder Unheil anrichtete, mußte ich doch wieder an die Eltern schreiben, ob sie sich meiner annehmen wollten. Nun dachten sie wohl, nur noch eine kleine Weile müßten sie hart bleiben, um mich ganz zu erweichen. Sie schrieben also, der Lederfabrikant warte noch immer auf mich und werde Alles verzeihen, wenn ich endlich Vernunft annähme. Thäte ich das aber nicht, so möchte ich nur bleiben wo ich wäre. — Die Tante Ameley schickte mir etwas Geld, aber nicht viel; sie hatte eben selbst fast ihr ganzes Vermögen an einen Betrüger verloren. Und so saß ich denn wieder, die Hände im Schooß, und wenn ich zufällig mich im Spiegel sah, wurde ich so falsch und wild auf das Unglücksgesicht, das mich daraus anstarrte, daß ich mir die Augen ausgekratzt hätte, wenn meine Nägel und mein Muth dazu ausgereicht hätten.

Nun hatte mir die Schneidersfrau schon oft gerathen, ich sollte mir meinen Unterhalt mit Modellsitzen verdienen. Eine Verwandte von ihr lebte davon, die nicht einmal hübsch war, aber gut gewachsen. Es sei eine Gottesgabe, wie andere, und wenn eine Sängerin sich ihre schöne Stimme mit Gold aufwiegen lasse, warum sollte ich mir von demselben Gesicht, das mich in Noth gebracht, nicht wieder heraushelfen lassen? — Ich gab auf all solche Reden nur immer zur Antwort, ich wüßte, daß es meinem Geliebten das Bitterste sein würde, wenn er je erführe, ich hätte mich für Geld sehen lassen, wie ein Jahrmarktswunder, und sei als Malpuppe heut zu Dem und morgen zu Jenem gegangen. Das würde er mir nie verzeihen. Dann sagte die Frau: Der hat auch was zu verzeihen! Er soll froh sein, wenn Sie ihm verzeihen, daß er auf und davon ist und läßt kein Sterbenswort von sich hören. — Nun blieb ich aber doch standhaft — bis endlich das Wasser mir an den Hals ging und ich nicht wußte, wovon ich die letzte Monatsmiethe bezahlen sollte. Wenn da nicht der Herr van Kuylen gekommen wäre, dem ich zutraute, daß er keine schlimmen Absichten hatte — Gott weiß, ich bin manchmal schon durch den englischen Garten gegangen und habe mir gedacht, wenn ich da ein kaltes Bad nähme, wäre ich am raschesten aus aller Noth.

Und nun verzeihen Sie, ich habe Ihnen da so lang und breit was vorgeklagt; aber Sie haben mir eine rechte Wohlthat damit erwiesen, daß Sie mich angehört haben ohne den Kopf zu schütteln oder zu lachen. Denn die Meisten wollen es nun einmal nicht glauben, daß man unglücklich sein kann ohne sein Verschulden, und zwar gerade durch das, was die Menschen für ein großes Glück halten. Babettel, sagte sie zu dem Kinde, das eben mit dem fertigen Kränzchen hereintrat, nimm dein Strickzeug und leg das Buch wieder auf seinen Platz. Wir wollen gehn; es hat fünf geschlagen, und die Mutter wartet.

Van Kuylen fuhr in die Höhe, als hätte ihn Jemand aus dem Schlaf aufgerüttelt.

Kommen Sie morgen um dieselbe Zeit wieder, Fräulein Käthchen? fragte er, ohne sie anzusehen.

Morgen gehen meine Hausleute auf eine Hochzeit, erwiederte sie, indem sie ihr schwarzes Hütchen aufsetzte, das ihr Gesicht ganz allerliebst einrahmte. Ich muß zu Hause bleiben bei den Kindern. Aber übermorgen, wenn es Ihnen recht ist —

Er nickte stumm und bemühte sich, ihr ein dunkel wollenes Tuch umzugeben, was sie aber nicht duldete. Sie wickelte sich selbst so unförmlich ein, daß die schlanke Gestalt kaum noch für ein Malerauge durchschimmerte. Dann band sie einen fast undurchsichtigen schwarzen Schleier am Hute fest und verneigte sich mit einem reizenden Erröthen gegen mich.

Ich lachte, und bot ihr herzlich die Hand. Ich danke Ihnen, liebes Fräulein, sagte ich, daß Sie auch mich in Ihre Schicksale eingeweiht haben. Ich bin ein verheiratheter Mann und Gottlob noch immer in meine Frau verliebt, so daß von Eifersucht bei uns keine Rede sein kann. Wenn Sie also einmal Rath und Hülfe brauchen, ich wohne da und da, es sollte mich sehr freuen, wenn Sie Zutrauen zu uns hätten und wir Ihnen irgend helfen könnten. Uebrigens sehen Sie die Sache nicht so verzweifelt an. Wer weiß, ob Sie Ihrem Gesicht nicht noch einmal Alles abbitten, was Sie ihm an bösen Worten ins Gesicht gesagt haben. Es kann einer auch durch das große Loos, das er gewinnt, in allerlei Verlegenheiten kommen, und doch ist das große Loos keine üble Sache und entschädigt auch wieder für das angerichtete Unheil. Jedes Ding hat Licht und Schatten, und so weiter; — denn es fällt mir nicht ein, die wohlfeile Weisheit, mit der ich das liebe Kind zu trösten versuchte, jetzt nachträglich noch einmal auszukramen.

Auch merkte ich damals eben nicht, daß ich viel damit ausrichtete. Vielmehr war das schöne Gesicht wieder ganz so müde und traurig geworden, wie vor ihrer Beichte, und sie verließ uns auch, ohne noch eine Silbe zu sagen; nur ein Seufzer drang noch unter dem Schleier hervor, der eine totale Sonnenfinsterniß bewirkte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Krebsnoth und ihre Abhilfe.

Wem läuft nicht das Wasser im Munde zusammen, wenn ein leckres Gericht rothgesottner Krebse, zierlich garnirt mit grüner Petersilie auf der Tafel erscheint? Oder wer freute sich nicht des bunten Anblicks, den das berühmte „Leipziger Allerlei" gewährt, wenn es, im bunten Durcheinander junger Gemüse, geschmückt mit Krebsnasen zur Frühjahrzeit in jeder echten Haushaltung der „großen Seestadt" seinen Einzug hält? Aber mit Wehmuth macht der Freund kulinarischer Genüsse die Bemerkung, daß alljährlich die schmackhaftesten Bewohner unsrer Bäche kleiner und kleiner werden, daß sie schon seit langem nicht das Militärmaß mehr erreichen und zu einem Geschlecht von Pygmäen herabgesunken sind. Krebse, von denen unsre Altvodern erzählten, daß ihrer drei auf ein Pfund gingen, sind ohnedies schon zur Sage geworden, und eine ganze Tischgesellschaft kann heute in freudiges Erstaunen gerathen, wenn

in einer Schüssel winziger Gesellen noch ein altehrwürdiger Krebsveteran auftaucht, der in Häusern, wo altpatriarchalische Sitte noch nicht zur Mythe geworden, dann sicher dem Familienhaupte zu Theil wird.

Aber wer trägt die Schuld an diesem Verschwinden? Doch gewiß der Mensch selber, der mit rauher Hand der ruhig schaffenden Natur in die Speichen fällt und die jungen Krebse wegfischt, bevor



Krebsschmaus.

Nach seinem Gemälde gezeichnet von C. Böker.

sie ausgewachsen sind. Auch draußen auf dem Lande wissen die Leute was gut schmeckt, und Barthel, der muntre Bauernknabe auf Bökers Bilde, hat heute im Bache vor dem Dorfe gekrebst. Das Resultat war kein ungünstiges, und ohne Brot oder sonstige Zuspeise macht der kleine Gourmand sich über die Panzerritter der Bäche her und verzehrt sie heiteren Sinnes. Groß oder klein, ihm ist es gleich: er rottet die Krebse aus und wie er, so machen es alle seine Kameraden.

Wohin man jetzt auch kommt, überall wird gekrebst, und die wohlschmeckenden Schalthiere fangen in vielen Gewässern schon an gänzlich zu fehlen. Ihre Seltenheit erhöht ihren Preis auf vielen Märkten, besonders seitdem man den größten Theil der bei uns gefischten Krebse nach Paris sendet, wo sie das Hundert für vier bis zehn Thaler verkauft werden; ja, im Winter, wo nur die dem Consum überliefert werden können, welche in besonderen Teichen und Behältern aufbewahrt wurden, erreichen sie auch wohl den fabelhaften Preis von acht bis zehn Silbergroschen das Stück.

In meiner Jugend versuchte ich zu meiner Belustigung und im Kleinen, die Krebse zu vermehren und aufzuziehen, und es gelang mir dies vollkommen. Seitdem wiederholte ich in verschiedenen Gewässern und Ländern diese Versuche, die mir keinen Zweifel über den Erfolg und die großen Vortheile, die man aus ihrer Vermehrung im großen ziehen könnte, übrig ließen.

Ich will hier nicht in alle Einzelheiten eingehen, welche die Naturgeschichte dieser feinschmeckenden Langschwänze anlangt, sondern nur bemerken, daß die Krustenthiere Eier legen und daß der Süßwasserkrebs seine Eier unter der Schwanzflosse trägt.

Der Krebs ist so recht eigentlich ein Stubenhocker, welcher sich selten und alsdann nur auf eine geringe Strecke, vom Ort seiner Geburt entfernt. Seine Auswanderung hat man daher nicht zu befürchten, und von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, bietet seine Zucht und Vermehrung unbestreitbare Vortheile dar.

Klares Wasser liebt er, weil er mit körperlichen Unebenheiten mancherlei Art und mit ganz eigenthümlichen Athmungswerkzeugen versehen ist; der Schlamm von trübem Wasser aber füllt jene Unebenheiten aus und erschwert seine Respiration. Gewässer, in denen sich viele Wasserpflanzen befinden, sind ihm besonders angenehm, denn er flüchtet gern hinter dieselben, verbirgt seine Jungen darunter vor Raubfischen, oder nährt sich von gewissen Theilen dieser Pflanzen. Die hohen und unterhöhlten Flußufer sucht er auf, weil er sich hier leicht eine Höhle graben kann, um den Winter darin zuzubringen und um sich, wenn es nöthig wird, während des Sommers und während gewisser Tagesstunden, hierher flüchten zu können.

Ihre Höhlen graben die Krebse mit ihren Scheeren und ziehen die Erde mit dem Schwanz, der ihnen hierbei als Schaufel dient, an sich, um sie hinter sich zu werfen. Machen sie sich eine Winterhöhle, so erhält dieselbe einen engen Eingang, den sie nach ihrer Größe abrunden, durch die sie rückwärts kriechen, unbeweglich darin bleiben, die beiden Fühlhörner nach hinten, die großen Scheeren nach vorn gestreckt, stets bereit, den Feind zu packen, sowie er sich naht.

Das Eierlegen findet bei ihnen im November und December statt und die Zahl der Eier, welche das Weibchen in Träubchen von ungefähr zehn Stück unter dem Schwanze trägt, beläuft sich auf 103 bis 125. Den Winter bringen die Krebse in ihrer Höhle zu, ihre Eier in der angegebenen Weise in der Schwanzrinne bei sich führend und scheinbar sich hier dem Geschäft des Ausbrütens hingebend. Während dieser Zeit nehmen sie keine Nahrung zu sich.

Erst im darauf folgenden Frühling, d. h. gegen den Monat Mai, kriechen die Kleinen aus, wobei die Fädchen, mittelst deren die Eier befestigt sind, als Nabelschnur zu dienen scheinen, denn die kleinen Krebse bleiben mittels derselben ungefähr vierzehn Tage an der Mutter hängen. Erst nach dieser Zeit verlassen die Mütter ihre Höhlen, um ein thätigeres Leben zu führen und sich ohne Zweifel Nahrung zu suchen, deren sie nach einem so langen Fasten gewiß auch bedürfen und endlich, um ihren Mutterpflichten zu genügen.

Nach vierzehn Tagen haben sich zwar die kleinen weichen, durchsichtigen und nur stecknadelkopfgroßen Krebse von ihrer Nabelschnur befreit, aber sie verlassen ihre Wiege darum noch nicht. Die Mama spaziert auf dem Sand umher, und die Kleinen entfernen sich zwar von ihr, aber nicht weit und flüchten bei der geringsten Gefahr sofort unter den schützenden Schwanz der Alten, die nun selbst das Weite sucht und sich und ihre zahlreiche Familie hinter Kraut und Gras gegen die große Menge ihrer Feinde sicher stellt. Die vorsichtige, erfahrene Mutter verläßt ihre Kleinen erst nach und nach und nachdem sie ihnen einen Zufluchtsort hinter oder unter Steinen oder hinter dichtem Gestrüpp oder Wurzelwerk nachgewiesen hat.

Obgleich nun die Krebschen durch den bewundernswerthen Instinkt ihrer Mutter am sichersten Ort untergebracht sind, um sie den Nachstellungen ihrer Feinde zu entziehen, so richten diese doch sehr große Verwüstungen unter ihnen an, und nur aus dieser Thatsache muß dann auch geschlossen werden, daß der Schutz der Menschen unumgänglich da nothwendig wird, wo es sich um die Vermehrung dieser wohlschmeckenden Schalthiere handelt.

Die Feinde der Krebse sind der feige Gründling, der furchtsame Beißker und der schüchterne Kaulbars. Der letztere ist der größte Zerstörer und Vernichter aller kleinen Fische, die unsere Flüsse bewohnen. Erst wenn der Krebs sechs Monate alt und seine Schale härter geworden ist, vermag er sich gegen seine Feinde zu vertheidigen und eine schützende Höhle zu graben.

Ungeachtet des sehr leichten Krebsfangs, ungeachtet der Feinde, welche die Krebse haben und welche eine große Menge derselben in ihrer Jugend vernichten, vermehren sich diese noch ziemlich schnell in denjenigen Flüssen, welche die vortheilhaften Bedingungen in sich vereinen, die ich vorher angab. Um ihre Zahl beträchtlich zu vermehren, handelt es sich nur darum, die jungen Krebse in den ersten sechs Monaten ihrer Existenz gegen die Verfolgungen ihrer Feinde zu sichern.

Ein Krebsgehege von 18 Fuß Länge und 9 Fuß Breite kann ganz gut 2000 Krebse enthalten und zwar 1000 Männchen und 1000 Weibchen. Dieses in laufendem Wasser angelegte Gehege muß außerdem bei niedrigem Wasserstande drei Fuß Tiefe haben und der Uferrand muß aus Erde oder trockenem Mauerwerk von unregelmäßigen Steinen bestehen. Die Erde erleichtert die Anlegung von Höhlen; Steine aber bilden sogar eine Menge kleiner Höhlungen. Der Boden des Geheges muß wenigstens bis zur Hälfte des Wasserstandes mit Steinen von verschiedener Größe, unregelmäßiger Gestalt und wenn möglich kalkhaltiger Natur angefüllt sein. In der Mitte läßt man einen leeren sandigen Raum von mindestens $1^1/_2$ Fuß Breite.

Im Laufe des Monats October, spätestens in den ersten Tagen des November wird das Gehege mit seinen neuen Bewohnern besetzt. Die beiden genannten Wintermonate sind der Krebsfischerei sehr günstig, allein man darf nur vollständig ausgewachsene und so viel als möglich solche Krebse wählen, die in demselben Wasser gefischt sind.

Im Laufe des nächsten April, oder vielleicht auch gegen die ersten Tage des Mai hin, je nach dem Wetter und der Wassertemperatur, verlassen die Krebse ihre Höhlen. Erst ungefähr gegen Mitte Mai hin beginnt bei allen, Weibchen und Männchen, ein thätiges Leben, und alle miteinander suchen nun durch eine andauernde Gefräßigkeit nachzuholen, was sie durch Fasten und Eierlegen an Embonpoint verloren haben.

Bald nach der Geburt der Kleinen, d. h. wenn sie sich selbst überlassen sind, wird es nothwendig, die ausgehungerten Alten aus dem Park zu entfernen, da diese hier lange nicht hinreichende Nahrung finden und Männchen und Weibchen über die Kleinen herfallen und diese verschlingen würden. Die aus dem Park entfernten alten Krebse verkauft man, oder wirft sie an anderen Orten ins Wasser, um hier eine neue Generation zu liefern.

Nach der Zahl der Eier eines jeden Weibchens, die fast alle auskommen, würde der Park von 103,000 bis 120,000 kleinen Krebsen bevölkert sein. Diese zahlreiche Bevölkerung muß ungefähr sechs Monate im Gehege verbleiben, würde hier aber nicht ausreichende Nahrung finden, welchem Mangel man dadurch vorbeugt, daß man Regenwürmer, Engerlinge, Hühnereingeweide, todte Frösche, todte kleine Fische und andere thierische Ueberbleibsel hineinwirft.

Gegen Ende September, spätestens im October, nachdem das Wasser aus dem Park abgelassen wurde, nimmt man die 120,000 kleinen Krebse heraus, bringt sie unmittelbar darauf in mit Wasser und frischem Gras gefüllte Gefäße, um nun nach demjenigen Theil des Flusses gebracht zu werden, den man mit ihnen bevölkern will. Dieser Transport muß schnell und so viel als möglich ohne Stöße und Erschütterungen vor sich gehen.

Zur vollständigen Entwickelung und Ausbildung des Krebses sind acht Jahre nöthig. Vom vierten Jahre ab können die Krebse gefischt und dem Verbrauch überliefert werden. In diesem Alter legen sie zum ersten Mal Eier.

Das Fischen der für den Tisch bestimmten Krebse kann von Ende April an, wo sie ihre Höhlen verlassen, bis zum November stattfinden, wo sie dahin zurückkehren, um hier zu überwintern. Die, welche dazu bestimmt sind, den Park zu besetzen, dürfen erst im October oder November gefischt werden.

Das Fischen wird in verschiedener Weise und mit Hilfe verschiedener Lockmittel betrieben. Die älteste Methode oder das celtische Verfahren besteht darin, Fleischüberreste im Innern eines Dornbündels anzubringen, letzteres abends ins Wasser zu werfen und am nächsten Morgen herauszuziehen. Dies anscheinend so einfache Verfahren ist indes eins der besten und erfolgreichsten. Der Krebs hat ein sehr entwickeltes Geruchsorgan und kömmt von weither, um in die Dornen zu dringen und hier dem Fleisch nachzustellen, nach welchem er sehr lüstern ist. Hat er sich gesättigt, so verbleibt er in den Dornbündeln, da er sich hier vollständig in Sicherheit glaubt.

Das zweite Verfahren besteht in der Anwendung etwas über Hand breiter Reifen mit einem Netzboden, d. h. der eiserne Reifen ist mit einem Netz garnirt, auf dessen Mitte man ein Stückchen Fleisch als Lockmittel anbringt. Diese Art Falle heißt der Teller und wird mit einem Stiel versehen, dessen Länge sich nach der Tiefe

des Wassers richtet, wo sie in Anwendung kommt. Die drei Schußre, welche den Reisen halten, müssen gleichfalls der Wassertiefe angemessen sein. Weißes Fleisch, wie das von Kaninchen, Hühnern oder enthäuteten Fröschen zieht der Krebs allem andern vor. Fehlt es an solchen Fleischarten, so wendet man Rinder- oder Schaflungen oder Lebern an.

Beim dritten Fischereiverfahren bedient man sich kleiner Netze, welche unter dem Namen Querreusen bekannt sind und einer kleinen Reuse gleichen, die an beiden Enden geöffnet ist, damit die Krebse hineinkriechen können. In der Mitte dieser Reuse bringt man ein Lockmittel an, das gewöhnlich in einem Stückchen Fleisch besteht.

Für gewisse Orte hat der Krebsfang eine solche Wichtigkeit, daß man daselbst Reservoirs oder große hölzerne, vielfach durchlöcherte Kästen findet, letzteres deshalb, damit das Wasser eindringen kann. Diese mit Eisen beschlagenen und mit einem Deckel versehenen Kästen sind den sogenannten Fischkästen ähnlich und verschließbar. Auf ihren Boden legt man Steine, um so das Wasser in der nöthigen Höhe darin zu erhalten. Gegen October oder November besetzt man sie mit einer großen Menge Krebse, die für den Winter zum Verkauf oder zu eigenem Verbrauch vorräthig gehalten werden. — Diese Aufbewahrungskästen werden in fließendem Wasser angebracht, denn solches scheint zur Existenz der Krebse durchaus nothwendig zu sein. Während zwölf bis fünfzehn Tagen kann man sie auch am Leben erhalten, indem man sie an einem kühlen Ort unterbringt, wo sie gegen das Licht geschützt sind und indem man ihnen junge und zarte Nesseln zur Nahrung giebt. Ebenso nähren sie sich auch von Roggen- und Gerstenmehl.

Die Vermehrung der Krebse kann somit der Gegenstand einer sehr wichtigen Industrie werden. Unsere Flüsse und Bäche sind seit langer Zeit von Krebsen entvölkert. Eine sechszehntel Meile Fluß kann in den von mir angegebenen Verhältnissen in wenigen Jahren ihrem Besitzer oder den Gemeinden einen ganz bedeutenden Gewinn liefern. Nehmen wir blos an, daß man darin die im Park gezogenen 120,000 jungen Krebse untergebracht hat, so können diese nach Verlauf von vier Jahren zum Preise von 1 Thaler das Schock dem Handel und Consum übergeben werden, was (pro 100 Stück 1 Thlr. 20 Sgr.) einen Reingewinn von 1900 Thaler ohne große Ausgaben geben würde, denn die ganze Einrichtung des Geheges kommt höchstens auf 60 Thaler zu stehen. In dieser Weise kann man also ernten, ohne groß zu säen.

K. L.

Das Kloster von Port Royal.

Von Professor Hermann Jacobi in Königsberg.

(Fortsetzung)

Von den Beschränkungen, die den Jesuiten auferlegt wurden, fiel bald diese bald jene. Je länger, je mehr wuchs ihr Einfluß. Aber der größeste Kampf stand ihnen noch bevor.

Bis dahin waren die Gegensätze, die sie überwunden hatten, mehr weltlicher, politischer und socialer Natur gewesen; nun sollten sie gegen Feinde streiten, welche sich auf die Grundgedanken christlicher Frömmigkeit, Sittlichkeit und Kirchlichkeit ihnen gegenüber beriefen. Ihre Gegner waren Jansenius und St. Cyran.

Vielleicht schon in Löwen, vielleicht aber auch erst später in Paris hatten beide Männer sich kennen, schätzen und lieben gelernt. In Bayonne hatten sie gemeinsam dem Studium der Kirchenväter sich gewidmet, besonders aber die Werke Augustins erforscht. Als Jansenius nach Löwen zurückgekehrt war, lehrte er im Geiste Augustins; und der Boden Belgiens, dem die Brüder vom gemeinsamen Leben, ein Thomas a Kempis, dem Erasmus und Hadrian VI, dem die Antoinette Bourignon, dem der Lehrer Jansens, Bajus, entsprossen waren, konnte wohl geeignet erscheinen, den Samen Augustinischer Ideen in sich aufzunehmen. Aber Jansenius hatte die Absicht, in einem großen Werke Augustins dogmatische Ideen niederzulegen. Er nannte es „Augustinus“. St. Cyran unterzog sich einer verwandten Aufgabe. Im Geiste Augustins wollte er die Verfassung und Zucht der Kirche erneuern. Den Erwerb seiner Forschung und seines Nachdenkens sprach er in einer Schrift aus, der er den andern Namen Augustins, „Aurelius“ gab. Beide Männer wußten, daß Rom ihren Restaurationsversuchen Widerstand entgegenstellen mußte. Und mit Recht! Augustin war der Patron der Reformation geworden, weil er mit Heroldstimme das Evangelium von der freien und unbedingten Gnade Gottes verkündet hatte.

Aus Augustinus hatten Luther und Calvin geschöpft. Aus dem Bewußtsein heraus, die unmittelbare Gnade Gottes erfahren zu haben, war ihr Wort gedrungen. Ihr Glaube, ihr Friede, ihre sittliche Kraft schöpften sie aus den inneren Bürgschaften des heiligen Geistes, der durch die Predigt des göttlichen Wortes und das Werk der Sakramente sich ihnen mitgetheilt hatte. Konnten sie nun noch der sichtbaren Kirche die Macht zuerkennen, Heil und Frieden der Seele zu gewähren; konnten sie nun noch an das Wort des Priesters Heil und Unheil der einzelnen Seele knüpfen? Eine Predigerin der Wahrheit, eine Erzieherin zum Heil blieb sie ihnen; sie hörte aber auf, ihnen als Herrin zu gelten.

Während Jansens „Augustinus“ den Ideenkreis wieder herzustellen suchte, in dem ein hervorragender Vertreter der alten Kirche gelebt, wollte St. Cyrans „Aurelius“ die kirchliche Verfassung erneuern, der zu den Zeiten Augustins die Kirche sich erfreut hatte. Die Kirche war gerade jetzt im Begriff, eine streng monarchische Zuspitzung zu empfangen, sie hatte früher eine aristokratische Verfassung besessen. Jetzt sollte der Papst der Träger der Gewalt werden, aus seiner Machtvollkommenheit sollte die bischöfliche Gewalt hervorgehen; früher waren die Bischöfe die Inhaber der höchsten Gewalt gewesen, der Papst hatte sich nur als den Vorsitzenden der Bischöfe, als den ersten unter den gleichberechtigten, ansehen können. Für die monarchische Verfassung der Kirche stritten die Jesuiten, für die aristokratische, treu den Traditionen der französischen Kirche, kämpfte St. Cyran.

Das siebzehnte Jahrhundert war von einem monarchischen Zuge beherrscht. Das Zeitalter der absoluten Monarchie ist angebrochen. Schon seit längerer Zeit hatten die französischen Könige gestrebt, die Macht der Aristokratie, die Gewalt der selbständigen Körperschaften, des Parlaments, der Stände und der Universität zu brechen. Richelieu bahnte mit großem Erfolg diesem Gedanken den Weg, Ludwig XIV vollendete sein Werk. Aus dem französischen Reich entstand der französische Staat. Der Eckstein der Einheit war der Monarch. Dem berüchtigten Ausspruch Louis XIV: „L'état c'est moi“ fehlte nicht die thatsächliche Wahrheit. Parallel diesem politisch-monarchischen Zuge läuft eine kirchlich-monarchischer Entwicklung. Auch die Kirche soll aus einem Reiche ein Staat werden. Die Basis der Einheit soll das Papstthum gewähren. Auch der Papst will sprechen: „L'église c'est moi.“ Die Jesuiten waren die Handlanger des Papstes, sie waren auch häufig die Pioniere des Königs. Sie bilden eine Gemeinschaft, die bald demokratisch, bald monarchisch gestimmt ist, nie aristokratisch. Sie stehen auf Seiten des Hofes, wenn er ihnen geneigt ist; wenn nicht, stützen sie sich auf die Massen. Sie dienen dem Papst, begünstigt von der niederen Geistlichkeit und ihren Gemeinden, beneidet vom höheren Klerus, gefürchtet von den Bischöfen. St. Cyran und seine Freunde sind die Gegner der Jesuiten in jeder Hinsicht, sie vertheidigen die alte Verfassung Frankreichs und der französischen Kirche.

Jansens „Augustinus“ erschien erst nach seinem Tode, St. Cyrans „Aurelius“ nicht unter seinem Namen. Erst nach dem Tode Jansens begann die Verfolgung gegen sein Werk; St. Cyran sollte sie noch früher treffen.

IV.

Wir kehren zu Port Royal zurück. St. Cyran ist der Beichtvater des Sakramentsordens geworden. Von manchen schwärmerischen Anschauungen wurden die Nonnen geheilt und zur Besonnenheit zurückgeführt. Die innere Heiligung des Herzens machte St. Cyran nicht von Kasteiungen des Fleisches abhängig. Sein Einfluß wuchs. Aber er war nicht unbestritten. Die Protektoren des Sakraments-

ordens suchten ihn zu hemmen. Um sich ihm ganz hinzugeben, verließ Angelika die neue Stiftung und kehrte nach Port Royal zurück. Doch wurden die Statuten des Sakramentsordens auf Port Royal übertragen. Aber St. Cyran durfte nicht mehr lange ungestört wirken. Seine Lehre und Praxis wurden verdächtigt, er hatte sich geweigert, die politischen Operationen des allmächtigen Richelieu zu billigen. So war sein Schicksal entschieden. Er wurde verhaftet. Die Anklagen concentriren sich in dem Vorwurf, daß er mit der Kirche in Widerspruch stehe, ihre Autorität antaste. Er habe behauptet, sie sei im Abfall von sich selbst begriffen; er habe die Absolution nicht sowohl an die Furcht vor den Sündenstrafen sondern vielmehr an die Liebe zu Gott geknüpft. Ja, die Absolution des Priesters sei ihm nicht ein Richterspruch, der mit göttlicher Vollmacht Heil und Unheil spende, sondern nur ein Zeichen, daß Gott dem Reuigen die Schuld vergeben habe; und nur dies lasse er zu, daß Kräfte zur Heiligung in ihr enthalten seien. Auch habe er die Absolution nicht unmittelbar auf die Beichte folgen lassen. Die Anklagen waren zum großen Theil nicht unbegründet. St. Cyran erklärte sich bald ausweichend, bald beschränkend, einiges nahm er als unbedachte Aeußerung zurück. Die Trübung der Kirche solle, so vertheidigte er sich, sich nicht auf die Lehre, sondern nur auf die Sitten beziehen; jene Unterscheidungen der Seelenzustände der Beichtenden seien ihm fremd; die Absolution gelte ihm als Spendung der Gnaden; zwischen die Beichte und die Absolution eine Zeit einzuschieben, die geeignet sei, von dem Ernst der Beichte zu überzeugen, sei Praxis der alten Kirche gewesen.

St. Cyran war ein warmer Freund der bischöflichen Verfassung, aber fern davon, dem Priesterthum die Entscheidung über das Heil der Seelen zuzuerkennen. Seine religiöse Anschauung war eine durchaus sittliche. Dies mußte ihn mit Rom in Widerspruch bringen. Sie ging aus dem tiefsten Bewußtsein der Schuld und Sünde hervor. Dies mußte ihn zum Dorn im Auge der Jesuiten machen. Er blieb verhaftet. Seine Gesinnungsgenossen, die Einsiedler von Port Royal des Champs, konnten ebenfalls der Verfolgung nicht entgehen. Um so weniger, als die Stelle St. Cyrans sein einsichtsvoller und frommer Schüler Singlin einnahm. Er wurde der Beichtvater von Port Royal des Champs, wie er bis dahin St. Cyran in Port Royal de Paris vertreten hatte. Eine erfolglose Untersuchung hinderte nicht, daß Le Maitre und Sericourt von Richelieu den Befehl erhielten, Port Royal zu verlassen. Sie gingen nach La Ferte Milon, einem Städtchen in der Nähe von Paris, aber nur, um nach einem Jahre nach dem geliebten Port Royal zurückzukehren.

St. Cyran leitete die Einsiedlergemeinde nicht blos durch Singlin, sondern auch selbst schriftlich durch seine Briefe, und wie er die schwärmerische Mystik der Nonnen gemäßigt, so auch die religiöse Leidenschaftlichkeit der Einsiedler. „Ich fliehe alle Extreme," schreibt er, „um die Seele im Mittelstand zu halten, ohne welchen alles fehlerhaft ist." Die Harmonie der Seele, gegründet auf gleichmäßige Theilung des Lebens in Theorie und Praxis, geordnet von der beherrschenden Gewalt christlicher Frömmigkeit — dies war das Ideal, dem er selbst sich geweiht hatte, auf das er seine Freunde hinwies.

Indessen schlug die Befreiungsstunde St. Cyrans; der Tod Richelieus löste seine Bande. Sein erster Weg ging nach der Kirche von Port Royal de Paris. Dann eilte er zu den Einsiedlern von Port Royal des Champs. Die Entfernung von den Seinen war nicht ohne Segen geblieben. Befruchtet von seinem Geiste und doch in eigner Freiheit reifend, fand St. Cyran seine Beichtkinder wieder. Er befestigte ihre Gesinnung, läuterte sie von der Neigung, mehr menschlicher, als göttlicher Gesinnung zu dienen, und prägte die lebendige Sehnsucht nach der Verwirklichung der kirchlichen und christlichen Ideale, denen er wie sie sich geweiht hatten, tief in ihr Herz ein.

Nur eine kurze Zeit irdischer Wirksamkeit war ihm beschieden, der Kerker hatte die Kraft des Leibes gebrochen. Am 6. Februar 1643 verließ er die Festung Vincennes, am 11. Oktober 1643, im Alter von 62 Jahren, rief ihn der Herr ab. Sein Geist aber sprach durch die Worte und Werke der Seinen.

Es war zuvörderst der Bruder Angelikas, Dr. Anton Arnauld, der den Kampf aufnahm. Seine Schrift: „De la fréquente communion" war ein Schlag gegen die kirchliche Praxis der Jesuiten. Das kirchliche Thun, abgesehen von der Gesinnung des Handelnden, war ihnen der Weg des Heils, wenigstens beschränkten sie ihre Forderung an das menschliche Herz auf das geringste Maß. Furcht vor der Strafe der Sünde reichte zum würdigen Genuß des Abendmahles aus. In Paris war es, Dank der jesuitischen Praxis, dahin gekommen, daß man sich höchlichst verwunderte, als die Prinzessin Guiémené die Theilnahme an einem Ball ablehnte, weil sie am selben Tage kommunicire. Anton Arnauld fordert aufrichtige Buße als Bedingung einer heilsamen Abendmahlsfeier, darin eins mit der evangelischen Kirche; und genugthuende Werke nach der Bestimmung des Priesters, darin in Einklang mit den Anschauungen des Katholicismus. Diese sühnenden Handlungen sind freilich selbst von der göttlichen Gnade gewirkt, aber auch das nothwendige Mittel, zu höheren Stufen derselben emporzusteigen. Das priesterliche Wort der Absolution ist entscheidend, aber es muß sich auf die offenbaren Werke des Beichtenden stützen. Gewiß stehen viele dieser Ansichten auf einem Boden, der uns fremd erscheint. Aber der tiefe, sittliche Ernst, die rein sittliche Behandlung des religiösen Lebens, verknüpft uns mit ihnen. Die Macht der Gnade und die Pflicht der Buße predigte Arnauld; und war dies nicht auch das Evangelium der Reformation gewesen? Die Reformatoren sowohl, wie Anton Arnauld, wählten zu ihrem Führer den Apostel Paulus. Es gab keinen geringen Anstoß in Rom, daß Arnauld die Apostel Petrus und Paulus als die Fundamente ansah, auf denen die Einheit der Kirche ruhe. Rom ahnte, daß die Gleichstellung der beiden Apostel nichts anderes bedeute, als die Reformation der Kirche durch das Evangelium von der Freiheit der durch Christus erlösten Seele. Arnaulds Werk erregte ebenso heftigen Widerspruch, wie begeisterte Zustimmung. Viele Erzbischöfe und Bischöfe, viele Doctoren der Sorbonne, das Parlament, stellten sich auf die Seite Arnaulds, der Hof und die Jesuiten befehdeten ihn. Seine Feinde wollten ihn nach Rom senden, um ihn dem Urtheilsspruch des Papstes zu überantworten; seine Freunde hielten ihn zurück, im Bewußtsein der Selbständigkeit der Kirche Frankreichs. Arnauld zog sich mit seinem Neffen Sacy, dem jüngsten Bruder Le Maitres zurück, bald vereinigten sie sich mit den Einsiedlern von Port Royal des Champs. So wuchs ihre Zahl, einige Jahre später gesellte sich Angelikas Bruder, Robert, nach seinem Landgut Andilly, gewöhnlich d'Andilly genannt, hinzu. Das Leben dieser Einsiedler war nicht blos frommen Uebungen, es war auch pädagogischer und wissenschaftlicher Thätigkeit gewidmet. Die Schriften Port Royals — denn die einzelnen Verfasser pflegten sich häufig nicht zu nennen, um so weniger, als sie oft gemeinsam arbeiteten — zeichnen sich durch Reinheit der Sprache, Gewandtheit der Satzbildung und Kraft der Darstellung aus. Ein namhafter Schriftsteller Frankreichs, St. Beuve, hat in einem großen Werk die literarischen Verdienste Port Royals gewürdigt. Mit den Philosophen Descartes und Leibnitz stand Arnauld in Verbindung.

So geht Freiheit des Glaubens und tiefe Frömmigkeit Hand in Hand mit wissenschaftlichem Eifer und literarischen Interessen. Der Humanismus schloß mit Port Royal Freundschaft, wie einst mit der Reformation. Waren doch auch die großen Dichter Racine und Boileau mit Port Royal verbunden, und der große Mathematiker, der geistreiche Philosoph und Theolog Pascal, lebte in ihrer Mitte. Racine hatte in Port Royal seine Bildung erhalten.

Port Royal des Champs wurde jetzt der Mittelpunkt der Bewegung; auch Angelika kehrte zur alten Stätte zurück, die durch den Fleiß der Ansiedler freundlicher und gesunder geworden war. In den Gebäuden der Meierei wohnten die Einsiedler, in den Klostergebäuden die Nonnen.

V.

Indes war die Spannung zwischen den Jesuiten und Port Royal so stark geworden, daß eine Lösung nicht mehr lange auf sich warten lassen konnte. Die Stunde der Entscheidung sollte bald schlagen. Die Jesuiten setzten es durch, daß eine Petition an den Papst gerichtet wurde, er möge bestimmen, ob fünf Sätze, welche die Anhänger des Jansenius lehrten, auf Grund seines Buches „Augustinus", der Wahrheit entsprächen. Der Papst verurtheilte sie und erklärte in einer zweiten Bulle, um Auswege abzuschneiden, die man gewählt hatte, sie seien im Buche Jansens enthalten. Er forderte, daß seine Bulle allgemeine Anerkennung fände. Es handelte sich um die Fortdauer des Besitzes von Aemtern, Würden und Ehren. Viele Geistliche, Bischöfe und Erzbischöfe unterschrieben den päpstlichen Erlaß, obwohl

sein Inhalt ihrer Ueberzeugung widersprach. Sie beschwichtigten ihr Gewissen in verschiedener Weise. Bald sagten sie, man müsse dem Frieden ein Opfer bringen, um jeden Preis eine Kirchenspaltung vermeiden, bald behaupteten sie, es sei ihre Pflicht, ihre Stellung zu bewahren, um nicht jesuitischen Nachfolgern den Platz zu räumen; bald endlich meinten sie, es sei erlaubt, wider die persönliche Ueberzeugung sich der Autorität der Kirche zu unterwerfen. Solche wohlfeile Entschuldigungen pflegen denen selten zu fehlen, die nicht den Muth besitzen, für ihren Glauben das Martyrium zu leiden. Was that Port Royal, was ihr Führer Arnauld? Ihr Verhalten ist charakteristisch, es verräth diplomatisches Raffinement. Jene fünf Sätze, sagen sie, können allerdings in einem ketzerischen Sinne verstanden werden, aber in diesem ketzerischen Sinne finden sie sich nicht im Buche Jansens. Der Papst kann wohl Glaubensregeln feststellen und Ketzereien verurtheilen, hierin ist ihm unbedingter Gehorsam zu leisten; aber ob eine bestimmte Lehre in einem bestimmten Sinne in einem bestimmten Buche vorhanden sei, darüber kann er kein sicheres Urtheil fällen. So suchte Port Royal seine Ueberzeugung und die dem Papste gebührende Ehrfurcht zu gleicher Zeit zu wahren. Der Katholicismus thut sehr unrecht, dem Protestantismus vorzuwerfen, die Schrift sei durch die mannigfaltige Auslegung, der sie unterworfen werden könne, unfähig, als höchste Glaubensnorm zu dienen. Auch päpstlichen Dekreten wird von denen, die ihnen nicht zustimmen, exegetische Gewalt angethan; das Gutachten der theologischen Fakultät in München zeigt den Weg, den viele einschlagen werden, wenn die Jesuiten durch die gefügige Majorität des Concils die Unfehlbarkeit des Papstes erobern sollten. Aber Arnauld sollte und wollte dem Martyrium nicht entgehen; von der Sorbonne ausgeschlossen, lebte er in tiefer Verborgenheit mit einigen Freunden in Paris.

Die Bulle des Papstes gegen den Jansenismus war ein heftiger Schlag; er wurde parirt. Ein Meisterwerk, das fast sofort in alle europäische Sprachen übersetzt, in vielen tausend Exemplaren verbreitet und mit dem begierigsten Eifer gelesen wurde, ging aus Port Royal hervor. Es waren Pascals „lettres provinciales“. Mit vernichtender Schärfe wurde darin die Moral der Jesuiten und ihre verwerfliche Beichtpraxis an den Pranger gestellt. Der sittliche Geist des französischen Klerus ermannte sich und stimmte Pascal bei. Port Royal schien zu siegen. Aber die Jesuiten, wenn auch von der öffentlichen Meinung geächtet, wurden vom jungen König Louis XIV gestützt. Er wollte Ruhe in seinem Lande um jeden Preis. Der Jansenismus sollte mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden. Die Stunde des Leidens brach an. Le Maitre und fünfundzwanzig Nonnen entgingen ihr. Der Herr rief sie vorher heim. Der Einsiedlerverein von Port Royal des Champs wurde aufgelöst, die Nonnen sollten das päpstliche Dekret unterschreiben. Angelika eilte an den bedrohtesten Punkt, nach Paris. Sie wurde noch Zeuge, wie alle Mädchen, die im Kloster bis dahin Unterricht und Erziehung empfangen hatten, es verlassen mußten. Auch die Novizen wurden dem Hause entzogen. Vergeblich protestirte Angelika. Ihren Beichtvater Singlin durfte sie nicht mehr sehen. Von allen menschlichen Unterstützungen wurde Angelika, wurde Port Royal abgeschnitten. Die göttliche Hilfe verließ sie nicht. Angelika hatte sie reichlich in ihrem Leben erfahren, sie fehlte nicht ihrem Sterben. Ihr Leib brach zusammen. Freudig und geduldig erwartete sie den Tod. „Es scheint mir,“ schreibt sie, „Gott sei Dank, daß ich weder Tod noch Leben begehre, sondern die Erfüllung seines heiligen Willens in dem einen, wie in dem anderen. Die wahre Vorbereitung auf den Tod ist doch, gänzlich auf sich selbst verzichten und sich in Gott versenken.“ Am 6. August 1661, um 9 Uhr Abends, starb sie. Ein männlich stolzer Geist, zur Herrschaft wie geboren, hatte in dieser Jungfrau gelebt. Aber der Gehorsam gegen Gottes Willen hatte den Stolz in Demuth verwandelt, die Herrscherin zur Dienerin gemacht. Der Gehorsam gegen Gottes Willen härtete die weiche Seele ihrer Schwester Agnes, der jetzt die ausschließliche Leitung Port Royals zufiel.

(Schluß folgt.)

Der Herzog von Montpensier und seine Gemahlin.

Eine Erinnerung von **Julius v. Wickede.**

Die armen Spanier! Sie kommen aus ihrem Provisorium nicht heraus und können trotz aller Anstrengung keinen König finden, der im „schönen Land des Weins und der Gesänge“ sich auf dem erledigten Thron Isabellens niederließe. Nach allen Seiten haben sie ausgeschaut, und nur der Herzog von Montpensier, der als Candidat für die Cortes auftrat und kürzlich Henrique von Bourbon im Duell erschoß, hat sich als eifriger Thronbewerber hervorgethan, nachdem andre Prinzen und Fürsten dankend abgelehnt. Ob der Herzog von Montpensier in Spanien beliebt sei? Nun, ich glaube das Gegentheil versichern zu können. Wenigstens haßte man ihn zur Zeit, als ich Sevilla besuchte, wo er residirte, grimmig, und auch die Urtheile über seine Gemahlin lauteten keineswegs günstig.

Doch zunächst muß ich berichten, wie ich nach Sevilla kam. Ich befand mich in Cadix, und hier brummte mir fortwährend Mr. E., ein englischer Flottenofficier, die Worte ins Ohr:

Quien no ha vista Sevilla
No ha vista maravilla!

Also wer Sevilla nicht gesehen, hat kein Wunder gesehen. Das half, und seinem Drängen nachgebend, entschloß ich mich zur Reise. Am Kai lag der kleine Dampfer Rapido bereit, der uns nach der herrlichen Stadt bringen sollte, und ihm vertraute ich mich sammt meinem geringen Gepäck an. Da in der Bai von Cadix ein ziemlich starker Wellenschlag herrschte und der Wind uns gerade entgegen stand, so kamen wir nur langsam vorwärts, fuhren bei der Einfahrt in die Mündung des Guadalquivirs auf eine Sandbank fest und hätten auf ein Haar fast Havarie gelitten. Die Seekrankheit wüthete mit allen ihren Schrecken ziemlich stark an Bord unsers Schiffes, und gar manche der sonst so reizenden Sennoritas gewährte jetzt einen keineswegs anziehenden Anblick.

Mit so herrlichen Landschaften die Ufer der Bai von Cadix auch geschmückt sind, so wird die Gegend doch ziemlich einförmig so wie man in den Guadalquivir einfährt. Zwar verkünden einzelne hohe Palmen den tiefen Süden, sonst ist die Gegend flach und ziemlich unbebaut und lange Strecken von Wiesen, ohne weitere Cultur und nur spärlich mit einzelnen Gehöften versehen, umsäumen die beiden Ufer des sehr breiten, aber ziemlich langsam dahinfließenden Flusses, mit seinen schmutzig gelben Gewässern. Die ganze Gegend erinnerte mich lebhaft an die Donau unterhalb Pest.

Diese weiten andalusischen Ebenen am Guadalquivir, die meist das Eigenthum großer Grundbesitzer aus den vornehmen spanischen Grandenfamilien sind, dienen zahlreichen in ungebundener Wildheit umherschweifenden Rinderherden zum steten Aufenthalt, die von berittenen Hirten mit langen Stachellanzen in der Hand, gehütet werden. Der Hauptzweck dieser Herden ist jedoch nicht wie bei uns in Deutschland, England und jedem anderen civilisirten Lande, die Erzeugung von Milch, Butter, Käse oder Schlachtvieh, sondern von wilden Stieren für die Stiergefechte. So wie bei uns der Werth eines Zuchtbullens nach dem Milchreichthum seiner Nachkommenschaft geschätzt wird, so bei diesen zuweilen nach der Kraft und besonderen Wildheit seiner Söhne. Je unbändiger die jungen Stiere sind und je mehr Unfug sie schon von Jugend auf angerichtet haben, desto höher steht ihr Werth und desto größer ist ihr Marktpreis, den die Unternehmer der Stierkämpfe in den Arenas aller größeren Städte von Spanien, sich gegenseitig überbietend, dafür zahlen.

Da die Seekrankheit unserer Damen auf dem Guadalquivir glücklich aufgehört hatte, so kam nun auch mehr Leben in die Gesellschaft auf dem ersten Verdeck des Dampfers, und so war die Fahrt trotz der Langsamkeit des Rapidos ganz amüsant. Schon schlug die Mitternachtsstunde von dem mächtigen Dome von Sevilla, diesem Meisterstück gothischer Bauart, dessen Kuppel scharf hervortrat in dem grellen Schein hellflammender Blitze, die die tiefe Dunkelheit des Himmels gerade durchzuckten, als wir vor einem Hafendamm der Stadt anlegten. Diese Landung unter strömenden Regen bot die komischsten Scenen der mannigfachsten Verwirrung, denn außer den zuckenden Blitzen und einigen halb erlöschenden

Schiffslaternen, fehlte jede Beleuchtung, wie es denn auch an Droschken, oder sonstigen Fahrgelegenheiten gänzlich mangelte, ja kaum ein halbes Dutzend Lastträger am Ufer sich befanden.

Wir traten unsern weiten Weg in die dunkle, schlecht gepflasterte Stadt an, und es verging noch eine ganze Weile, bis wir endlich in der sehr zu empfehlenden Fonda Europa Unterkunft und die dringend gewünschte Ruhe fanden.

Sehr weit würde es den Zweck dieses Aufsatzes und auch den dafür vergönnten Raum überschreiten, wollte ich auch nur eine annähernde Schilderung von Sevilla und seinen mannigfachen Sehenswürdigkeiten hier zu geben versuchen.

Nur von einem Gebäude will ich sprechen, weil es das Zeitinteresse fesselt, von dem Palast St. Telmo, in welchem damals der Herzog von Montpensier mit seiner schönen Gemahlin seine Residenz aufgeschlagen hatte.

Da wir schon in Cadix einen Adjutanten des jetzt als spanischen Throncandidaten vielfach genannten Herzogs persönlich kennen gelernt hatten, so machte dieser auf die liebenswürdigste Weise den Führer, und wir besahen den weitläuftigen Palast mit seinen prachtvollen Gärten sehr genau. Es ist wirklich ein herrlicher Aufenthalt, mit allem geschmückt, was selbst der verwöhnteste Mensch sich für seinen Wohnort auf dieser Erdenwelt hienieden nur wünschen kann, und es bleibt mir wahrhaft unbegreiflich, wie dessen glücklicher Besitzer nur den Wunsch hegen konnte, ein ruhig idyllisches Leben in einem solchen Aufenthalt mit dem schwankenden, dornenvollen spanischen Thron zu vertauschen. Und doch ist das der Fall, gerade in den prachtvollen Räumen dieses Palastes von St. Telmo, fanden schon seit Jahren die geheimen Verschwörungen statt, um die Königin Isabella aus Madrid zu vertreiben, und die zahllosen Fäden, welche man über ganz Spanien gespannt hatte, die bethörte, übelberathene Frau zu umgarnen, liefen hier in dem Arbeitscabinet ihres Schwagers Montpensier zusammen, dessen Name an dem Ort seines Wohnsitzes niemals mit sonderlicher Achtung genannt wurde. Es soll viel von dem Blute seines Großvaters, des berüchtigten Ludwig Philipp von Orleans, des Hauptwühlers der französischen Revolution von 1789, der dann 1793 durch die Guillotine den Lohn seiner Thaten fand, in diesem blonden, schlanken Herzog von Montpensier stecken, und wie mir genaue Kenner der orleanischen Familie versicherten, die Sucht zu Intriguen und allerlei heimlichen Ränken bereits von Kindheit auf sich bei ihm gezeigt haben.

Und doch hätte das Beispiel von Großvater und Vater, die beide, von glühendem Ehrgeiz getrieben, sich um jeden Preis, und selbst durch die Revolution, des Thrones ihrer Verwandten zu bemächtigen suchten und wofür der eine auf dem Schaffot, der andere in der Verbannung sterben mußten, ihm ein warnendes Beispiel sein sollen. Die ewig neue, durch tausende von Beispielen stets bestätigte Wahrheit, daß die Revolution niemandem zum Heil und Segen gereichen kann und wird und stets ihre eigenen Väter und Kinder am ersten verschlingt, scheint aber auch von diesem ehrsüchtigen Montpensier nicht beherzigt zu sein. Ob er das Ziel seiner vieljährigen geheimen Intriguen, die Krone Spaniens, erhalten wird, dürfte wohl ziemlich ungewiß sein, gewiß ist es aber, daß ihr Besitz, selbst wenn er ihn erreichen sollte, nicht von langer Dauer für ihn sein wird. „Wer Wind säet, wird Sturm ernten", heißt es mit Recht.

Die Gemahlin des Herzogs, die Infantin Louise Ferdinande, Schwester der Königin Isabella, sahen wir, von zwei reizenden Kindern begleitet, in einem Hain hochstämmiger Orangenbäume wie solche der Garten des Palastes so viele enthält, umherwandeln. Sie ist eine echt spanische Schönheit, mit vollem, blauschwarzem Haar und edlem Gesicht, in welchem ein Paar dunkelfeurige Augen flammen. Am anderen Tage, wo wir einem großartigen Stiergefecht in der weiten Arena de las Corridas beiwohnten, war unsere Loge in der Nähe der herzoglichen, und so fand ich Gelegenheit, durch mein Opernglas die Frau Herzogin recht genau zu betrachten. Sie war, wie alle Damen der Aristokratie von Sevilla, bei diesem spanischen Nationalfest auch in echt spanischem Kostüm erschienen, und die schwerseidene, schwarze Mantilla, wie der schwarze Blondenschleier, der auf dem dunklen Haar durch eine reiche Diamantagraffe festgehalten wurde, während sonst eine purpurne Rose ihren einzigen Kopfschmuck bildete, standen ihr vortrefflich.

Und mit welchem Eifer verfolgte sie das blutige Schauspiel, wie electrisirt erhob sie sich von ihrem Platze, als ein besonders kräftiger und wilder Stier, nachdem er schon drei Pferde getödtet hatte, einen unglücklichen Piccador, der sich nicht so schnell unter seinem getödteten Pferde aufraffen konnte, förmlich auf den Hörnern spießte, und so eine Strecke in der Arena umhertrug. Je blutiger das Schauspiel wurde, und je häufiger die Stiere den Pferden der Piccadores die Bäuche aufschlitzten, daß die schlanken, behenden Banderilleros sich kaum vor den Angriffen der wüthenden Thiere zu retten vermochten, desto lauter durchraste der Beifall alle Räume des großen Gebäudes, und auch die Herzogin von Montpensier rief unaufhörlich ihr Bravo; ihre Augen glühten vor innerer Erregung, und sie klatschte so heftig mit den zierlichen Händen, daß die feinen, weißen Glaceehandschuhe in allen Nähten platzten. Und als zuletzt der Matador José einen mächtigen, wuthschnaubenden, kohlschwarzen Stier, wie er laut ausrief, „zu Ehren der Frau Herzogin von Montpensier" mit vollendetem Anstand unmittelbar unter deren Loge, durch einen sicheren Schwertstoß so tödtlich traf, daß das stolze Thier wie vom Blitzstrahl getroffen, sogleich todt zusammenstürzte, und dann mit der blutigen, scharfen Schwertklinge ehrfurchtsvoll gegen die Loge salutirte, da erhob sich die schöne Frau und warf dem Matador eine Börse von Sammet und Seide in den königlichen Farben Spaniens, mit Goldstücken gefüllt, als üblichen Lohn, und darauf ferner noch, als höchstes Zeichen ihrer Huld, zwei prachtvolle, purpurne Rosen, die sie bisher in der Hand gehalten hatte, zu. Es ist ein wildes, blutgieriges Volk, das spanische, und wenn die Leidenschaft sie erfaßt, kennen selbst die Frauen der höchsten Stände kein Mitleid gegen die Menschen, wie Thiere.

Wie uns aus guter Quelle in Sevilla versichert ward, soll übrigens die Herzogin von Montpensier sehr bigott und gänzlich unwissend sein; und als vor ein paar Jahren der Fürst eines deutschen Mittelstaates dem ihm verwandten Herzog in St. Telmo seinen Besuch machte, hatte sie vorher von der Existenz dessen Reiches auch keine Ahnung und mußte schleunig erst nothdürftig darüber unterrichtet werden. Aehnliches wird man überhaupt bei fast sämmtlichen Frauen in Andalusien finden, die es nicht lieben, sich den Glanz ihrer schönen Augen durch vieles Lesen zu trüben, und, außer einem Andachtsbuch, fast niemals etwas Gedrucktes in die Hand nehmen.

Ein Meister des Leipziger Conservatoriums.

„Haben Sie den ausgezeichneten Claviervirtuosen Ignaz Moscheles gehört?" So fragte Ende März 1808 ein eifriger Concertbesucher der Stadt Prag einen angesehenen Musiker.

„Gewiß," antwortete dieser, „ich war erstaunt über die Fortschritte des Wunderknaben, welcher schon vor zwei Jahren in dem von Dionys Weber eingerichteten Privatconcert Demoiselle Melitsch bei Ausführung von Mozarts Doppelconcert in Es fast verdunkelte und im vorigen Jahre in der Vocal- und Instrumental-Academie des Oboevirtuosen Sandrini durch seine Reproduktion der Mozartschen Concerte in C und D die höchste Bewunderung erregte. Damals erstaunte ich auch über das Compositionstalent des Knaben, welches sich in einer Sonate in Fisdur zu erkennen gab. Jetzt aber bin ich noch mehr überrascht, nachdem ich ihn als Componist eines Concerts für Pianoforte, eines Quatuors für Pianoforte, Flöte, Clarinette und Fagott und von Variationen für Pianoforte und Flöte kennen lernte."

„Ob man die Kleinheit seiner Gestalt nicht dazu benutzt, ihn um ein paar Jahre jünger zu machen?"

„Sein Alter ist allerdings auf 12 Jahre angegeben worden; ich weiß jedoch aus zuverlässiger Quelle, daß er am 30. Mai dieses Jahres seinen vierzehnjährigen Geburtstag feiert."

So sprach man über den am 30. Mai 1794 geborenen jungen Moscheles, dessen Erziehung von 1804 bis 1808 der Director des Prager Conservatoriums Dionys Weber leitete, nachdem schon vorher zuerst Zahbradka, sodann Hozelsky durch den einsichtsvollen Vater als Lehrer gewonnen, den Elementarunterricht im Pianofortespiel eifrig begonnen und betrieben hatten.

Dem jungen Künstler erschien seine Vaterstadt Prag aber bald

zu klein, als daß er hier seinen Wirkungskreis ausschließlich hätte suchen sollen; ihn drängten Neigung und inneres Kraftbewußtsein in die Welt hinaus, um die Proben echter Künstlerschaft vor Meistern und Laien abzulegen. Zunächst war das musikalische Wien der Zielpunkt seines Strebens, wo Mozart, dessen Genius ihn hauptsächlich in das Reich der Tonkunst geführt hatte, seine größten Werke geschaffen, wo Vater Haydn noch die Früchte seines Fleißes erntete, und Beethoven die Universalität seines Geistes entfaltete. Der letztere war die Ursache, daß Moscheles, der die Gewalt dieses Tonheros wohl erkannte, bei Salieri Unterricht in der Composition nahm, bei welchem er einst einen Zettel auf dem Tische mit der Anzeige erblickte, daß der „Schüler Beethoven" dagewesen sei. Dies erregte den Wunsch in ihm, ebenfalls Salieris Schüler zu werden. Schon vorher von Albrechtsberger im Contrapunkt unterwiesen und jetzt die Lehren beider Meister benutzend, reifte er schnell in der klassischen Kaiserstadt zu einem Musiker heran, dessen Fähigkeiten und Kenntnisse Aufsehen erregten.

Bereits am 12. April 1809 konnte er durch Veranstaltung eines eigenen Concerts im Redoutensaal glänzende Beweise von seiner Tüchtigkeit ablegen. In demselben dirigirte er eine selbstcomponirte Symphonie und spielte ein Clavierconcert von Mozart.

Durch solche glänzende Leistungen erwarb er sich die Zuneigung seines Lehrers Salieri in so hohem Grade, daß dieser dem sechszehnjährigen Künstler die Theateradjunctenstelle übertrug.

Seine Stellung brachte es mit sich, daß er als Musiker populärer, aber auch schärfer vom Publikum beurtheilt wurde, wie die Recensionen über sein Spiel im Mai 1813 beweisen, in welchen eine strenge Kritik über sein freies Fantasiren auf die Läuterung des Virtuosengeschmacks hinweist.

Solche Urtheile hatten auf den Entwickelungsgang des jungen Meisters den bedeutendsten Einfluß; denn schon in den nächsten Jahren, wo seine Concertreisen begannen, wurde er mit den größten Virtuosen seiner Zeit in meist ehrenvoller Weise verglichen. Sein Muth wuchs mit der allgemeinen Anerkennung, und so unternahm er denn im Bewußtsein seiner künstlerischen Fähigkeiten eine Reise, auf welcher er zunächst in Leipzig die seinem Talente gebührenden Lorbeeren erntete.

Hier leitete damals Johann Philipp Schulz (1810—27) die großen Concerte, deren Ruf schon in jener Zeit über die ganze Erde verbreitet war. Das Publikum war nicht wenig gespannt, den jungen, von Celebritäten warm empfohlenen Pianisten zu hören. Derselbe erfüllte diese Erwartungen am 8. October 1816 in so vollem Maße, daß die gestrenge Kritik jener Zeit hervorhob, „man könne Herrn Moscheles nicht ohne Bewunderung und lebhafte Theilnahme hören, in welcherlei Verhältniß man auch zur Tonkunst stehe. Behendigkeit und Fertigkeit nicht nur in allen laufenden, sondern auch in den künstlichsten und häkelichsten Passagen, im Vollgriffigen, in Sprüngen ꝛc. habe in diesem Grade vielleicht noch kein Clavierspieler besessen."

Von seinen Compositionen zeichneten sich eine Ouvertüre und eine concertirende Polonaise mit Einleitung aus, „die nicht nur gewaltsam effectuirten, sondern auch von Geist, nicht gemeiner Erfindung, von guter Schule und löblichem Fleiß" Zeugniß ablegten. Ein zweites Concert am 14. October hatte ebenfalls großen Erfolg, so daß also die Stadt, in welcher Moscheles später die höchsten Ehrenstufen ersteigen sollte, schon dem Jüngling von 20 Jahren Hochachtung zollte und einen angenehmen Aufenthalt bereitete, an welchen sich der Meister oft und gern erinnerte.

In Dresden, wo er ein Vierteljahr später im Verein mit Madame Schüler-Biedenfeld und Herrn Klengel concertirte, wurden die neuen Effecte seiner Compositionen schärfer beurtheilt, als in Leipzig, während sein Talent und virtuoses Spiel Kenner wie Laien mit Bewunderung erfüllten.

Nach Wien zurückgekehrt, finden wir ihn in den Concerten des Kunstfreundes Herrn von Zizius thätig und mit der Composition eines Kinderballets von Horschelt beschäftigt. Auch componirte er Potpourris für Pianoforte und Violoncell, die er mit seinem Freunde Merk, einem vorzüglichen Cellisten, in kleineren und größeren Aufführungen häufig zum Vortrage wählte, und deßgleichen excellirte er in den s. g. „Dukatenconcerten", welche die Tripelallianz Moscheles (Klavier), Mayseder (Violine) und Giuliani (Guitarre) veranstaltete.

Was der Mensch werth ist, das widerfährt ihm, und so widerfuhr Ignaz Moscheles, dem allgemein geschätzten Virtuosen, Componisten und Lehrer Wiens, daß ihm die Verleger gern Compositionen abkauften, weshalb auch das damals bedeutendste Fachblatt, die Leipziger Allgemeine Musikalische Zeitung in ihrem redactionellen Theile hervorhob, Herr Moscheles sei eben im Begriff, seine neuesten Claviercompositionen mit und ohne Begleitung in einer Sammlung unter dem Titel: „Flore, ou Recueil des plus brillantes Compositions pour le Pianoforte" bei Artaria in Wien herauszugeben.

In diesem Jahre 1819 war es auch, wo Moscheles, ohne eine Ahnung davon zu haben, ein junges Genie im höchsten Grade begeisterte, welches später als der Erbe Beethovens in der symphonischen Gestaltung und als der Gipfelpunkt der modernen Lyrik bezeichnet wurde. Der Claviervirtuose gab nämlich am 4. und 17. August in Karlsbad zwei Concerte mit dem durchschlagendsten Erfolge. Unter den Zuhörern befand sich ein neunjähriger Knabe, welcher, von dem Eindruck der großen Künstlerschaft des Meisters hingerissen, hier wohl zuerst den Entschluß faßte, auch einst zu solchem Ziele zu gelangen. Wie mächtig der Einfluß auf den Knaben war, geht daraus hervor, daß er später bis in die letzten Lebensjahre gern von diesem Ereigniß sprach, welches seinem Denken und Empfinden eine bestimmte Richtung gegeben hatte. Ja, als der Knabe ein berühmter Mann geworden war und die herrlichen Tondichtungen seines Genius die Mitwelt begeisterten, da schrieb er an den Meister Moscheles, der ihm seine Sonate, Op. 121, für Pianoforte und Violoncello gewidmet, folgende vom 20. November 1851 datirte Zeilen: „Freude und Ehre haben Sie mir bereitet durch die Widmung Ihrer Sonate; sie gilt mir zugleich als eine Ermunterung meines eigenen Strebens, an dem Sie von jeher freundlich Antheil nahmen. Als ich, Ihnen gänzlich unbekannt, vor mehr als 30 Jahren in Carlsbad mir einen Concertzettel, den Sie berührt hatten, wie eine Reliquie lange Zeit aufbewahrte, wie hätte ich da geträumt, von so berühmtem Meister auf diese Weise geehrt zu werden. Nehmen Sie meinen innigsten Dank dafür!" Jener Knabe, der nach dem Karlsbader Erlebniß mit verdoppeltem Eifer dem gewonnenen Ideale nachzustreben suchte, war — Robert Schumann.

In der That muß schon damals Moscheles Spiel von bezaubernder Macht gewesen sein, da er neben Hummel, dem ersten Clavierspieler zu jener Zeit, in Wien bestehen konnte und selbst Beethoven ihn für einen seiner hervorragendsten Interpreten erklärte. Dabei ist der schöne Zug in dem Charakter des jungen Meisters bemerkbar, daß er niemals irgend welchen Rivalitätsneid zeigte; im Gegentheil spielte er die Werke Hummels oft und gern, er war erfreut, wenn dieselben dem Publikum gefielen und widmete nicht selten der Bedeutung dieses ausgezeichneten Mannes die begeistertsten Worte.

Endlich kam die Zeit heran, wo er Wien verlassen und in den Hauptstädten Frankreichs und Englands seine Kraft erproben wollte. Hoffnungsvoll trat er die Reise nach Paris an und nahm seinen Weg zunächst über München, wo ihm das kunstsinnige Publikum eine glänzende Aufnahme bereitete.

Fast noch mehr wurde er in Frankfurt gefeiert, wo man ihm nachrühmte, daß er sowohl als Virtuos wie als Componist Goethes Wort wohl beachte: der Dichter müsse besonnen sein, wenn er ein leidenschaftliches Werk erzeuge, und der Künstler sein kaltes Blut bewahren, um stärker auf die Einbildungskraft der Zuhörer zu wirken! Daneben gewann seine Bescheidenheit und Humanität die Herzen der Frankfurter, deren musikalische Kreise, wo man über den Künstler den Menschen nicht vergessen mochte, durch die Improvisationen des Meisters noch mehr inflammirt wurden, als das große Concertpublikum. Daß die brillanten Variationen über den Alexandermarsch, mit welchen Moscheles schon in Wien sein Publikum entzückt hatte, oft repetirt werden mußten, geht aus allen Berichten über den „jungen Heros des Clavierspiels" hervor, und so war auch dieses Stück in Amsterdam, wo er vier Concerte hintereinander gab, ein Mittel von immenser Anziehungskraft.

So wuchs sein Weltruf fort und fort und drang schon vor seiner Ankunft in Paris in die französische Metropole, wo es nach vierwöchentlichem Aufenthalt im J. 1821 von ihm hieß: „Moscheles erregt durch sein äußerst brillantes Spiel große Sensation und weiß Künstler wie Dilettanten für sich zu gewinnen, erstere durch den

Vortrag seiner geistreichen Compositionen, letztere hauptsächlich durch seine freien Fantasien, in denen er sich dem Pariser Geschmack, so weit es ihm sein Deutschthum erlaubt, zu nähern weiß."

Zu jener Zeit hielten sich überdies die Franzosen für die ersten in der Tonkunst, und selbst der Besuch von Spohr und Moscheles konnte sie nicht von ihrer Eitelkeit curiren. Die meisten Concertberichte fingen damit an, die eigenen Künstler und ihre Kunstbildung über die aller Nationen zu erheben, sie meinten, das Land, welches die Herren Baillot, Habeneck und Lafont als Geiger besitze, brauche kein anderes um seine Geiger zu beneiden. Man wird daher wohl erkennen, wie weise Moscheles handelte, daß er sich mit Lafont, diesem Schoßkinde der Pariser, zu Concerten verband und so Gelegenheit nahm, die Vorurtheile gegen das Deutschthum wenigstens für den Augenblick zu besiegen. Man dachte schließlich kaum mehr daran, daß Moscheles ein Deutscher sei und behandelte ihn wie einen der großen Nation entsprossenen Künstler.

Trotz dieser enormen Erfolge hatte man in London noch wenig und gar nichts von den Leistungen des berühmten Virtuosen gehört. Er kam dort an, ohne mehr zu finden, als einige gute Freunde, die ihm über sein verspätetes Eintreffen Vorwürfe machten. Doch gelang es diesen, die Aufmerksamkeit des Publikums auf den jungen Meister zu lenken. Kurz vor Schluß der philharmonischen Concerte wurden die Hebel so in Bewegung gesetzt, daß Moscheles noch im letzten derselben zum Spielen kam, und dieses Auftreten gestaltete sich zu einem Ereigniß, was über sein ferneres Leben entschied.

Man erklärte ihn einstimmig für den größten Clavierspieler, den man je in London gehört hatte, und es war daher ganz natürlich, daß der Meister den Bitten seiner Freunde nachgab und sich zu einem längeren Aufenthalt in England entschloß. Sein Ansehn befestigte sich immer mehr durch die Meisterschaft, welche er neben dem berühmten Pianofortevirtuosen J. B. Cramer, dessen unübertroffene Etudenwerke jetzt noch der Schule unentbehrlich sind, und seinem Freunde Kiesewetter, dem in London gefeierten Violinspieler, vor dem musikdurstigen Publikum entwickelte.

Ueber seine Kunstreisen nach Oxford, Bath, Manchester, Birmingham, Liverpool, Dublin, Glasgow, Edinburg, welche er mit Kiesewetter unternahm, berichteten die verschiedenartigst gesinnten Kunstrichter in den angesehensten Blättern mit vollster Uebereinstimmung, so daß es bald gar keinem Zweifel mehr unterlag, Moscheles sei der erste unter allen lebenden Claviervirtuosen. Die Jahre 1821 bis 23 waren somit die für sein ferneres Leben entscheidenden; er hatte in denselben nicht allein den Gipfel der höchsten Meisterschaft erreicht und alle Rivalen besiegt, sondern auch die ungetheilte Liebe der Kunstgenossen und des Publikums durch seine Eigenschaften als Mensch in seltenem Maße errungen. Um so mehr erschreckte plötzlich die Anzeige: „Moscheles sei todt." Die Zeitungsente flog über das Meer und machte seine Freunde nicht wenig betroffen. Glücklicherweise wurde die allerdings schwere Krankheit des Künstlers bald gehoben.

Auf der Höhe seines Ruhmes stehend, machte Moscheles im August 1823 eine Kunstreise nach Deutschland, spielte in Spaa und Aachen, und kam im Oktober in Wien an, wo er am 22. November 1823 sein Concert in Edur und eine freie Phantasie vortrug, sodann am 15. December in einer für ihn veranstalteten Akademie sein Pianoforteconcert in Es, die Variationen über den Alexandermarsch, mit welchen er schon im Jahre 1815 die Wiener begeistert hatte, und eine freie Phantasie auf einem englischen Flügel von Broadwood producirte. Dieser Flügel war dasselbe Instrument, welches Beethoven aus London zum Geschenk erhielt und wofür er an Mauthen, Zöllen und Frachtgebühren mehr bezahlen mußte, als das Instrument eigentlich werth war. Trotz der schweren Behandlung desselben leistete Moscheles Außerordentliches darauf, besonders durch seine freie Phantasie, in welcher er Haydns Thema aus dem Kaiserquartett mit einem Händelschen Chor aus dem Alexanderfeste vereinigte, nachdem er früher in der Regel Themen von Rossini, Weber, Mozart und Beethoven benutzt hatte.

Carl Maria von Webers Ausspruch vom Jahre 1813: „Hummel und Moscheles seien Sterne von braver aber gewöhnlicher Größe" traf hier nicht mehr zu und wurde auch corrigirt durch das spätere Auftreten des Meisters in Leipzig im Oktober 1824, wo er am 18. dieses Monats im Saale des Gewandhauses durch sein unbestritten bedeutendstes Werk, durch sein Clavierconcert in G moll, die größten Siege errang. „Sein Pianofortespiel," sagte die Kritik, „ist unvergleichlich. Kraft, Fülle, Zartheit, Lieblichkeit, Rundung überall. Ebenso verhält es sich mit seinen Compositionen, die wir hier hörten. Wir fanden sie großartig vom Anfange bis zum Ende und doch voll der anmuthigsten Melodien."

Seine weiteren Triumphe in Berlin, Dresden, Magdeburg, Braunschweig, Bremen beunruhigten die Engländer nicht wenig, weil sie den Meister zu verlieren glaubten.

Der Grund seines langen Aufenthaltes in Deutschland war das eminente Talent des jungen Felix Mendelssohn-Bartholdy, welches ihn Monate lang an Berlin fesselte. Der Knabe hatte den Virtuosen im Concert und bei Gelegenheit einer Abendgesellschaft im Hause seiner Eltern gehört, wo die musikalischen Capacitäten Berlins und auch Hummel zugegen waren. Der Cirkel wurde besonders durch die freien Phantasien von Hummel und Moscheles belebt, während Felix im Stillen den Wunsch hegte, bei Moscheles Unterricht zu erhalten. Auf die Bitte der Mutter willigte der gefeierte Künstler ein und übernahm die musikalische Erziehung des Knaben, dessen begeisterte Zuneigung ihm fortan gehörte.

Zurückgekehrt nach London wurde er zum Professor der königlichen Akademiemusik ernannt, wonach er zwar auch noch als Virtuos Bewunderung erregte, aber doch namentlich in seiner Eigenschaft als Lehrer die segensreichste Thätigkeit entfaltete.

Als solcher bereits hochgeehrt, kam er 1826 wieder nach Deutschland, spielte auch in Leipzig und gab dann seine „Studien" Op. 24 für Pianoforte heraus, die bereits Marx in der Berliner Musikzeitung als Charakterstücke von einer geistigeren Richtung hervorhebt.

Das Leben unseres Meisters, so bewegt es im einzelnen noch lange Zeit blieb, gestaltete sich im allgemeinen nach und nach doch ruhiger und beschaulicher. Zunächst unternahm er eine Reise nach Edinburg, gab hier drei Concerte, von denen das letzte besonders besucht war und knüpfte ein Freundschaftsbündniß mit Walter Scott, in dessen Wohnung er über schottische Bardengesänge, die man ihm vorsang, frei phantasirte und den Dichter dadurch in nicht geringes Erstaunen setzte.

Nach London zurückgekehrt, widmete er sich als gefeiertster Lehrer der englischen Aristokratie mit der ihm eigenen Pflichttreue seinem Berufe, ohne die Concertreisen ganz aufzugeben. Er war jetzt ein Virtuos in der gereifteren Manneskraft, und als solchen nahm man ihn in Hamburg 1829, in Kopenhagen 1830 und in Paris in demselben Jahre auf. Ein Sturz vom Wagen blieb glücklicherweise ohne nachtheilige Folgen, so daß er in Leipzig, wo er schon gewissermaßen seine zweite Heimat gefunden hatte, die ganze Größe seiner männlich ernsten Meisterschaft am 22. October 1832 entwickeln konnte.

Man gab ihm an diesem Concertabend vier Themata von Mozart zur freien Phantasie. Durch interessante Anklänge wußte er das erste Thema einzuleiten, durch überraschende, frappante Uebergänge und hauptsächlich durch jene glänzenden Episoden, die ihm besonders eigen waren, reihte er die Aufgaben aneinander, nicht in jener Zusammenführung und Ineinanderschmelzung, worin z. B. Hummels Meisterschaft vorleuchtete, sondern in jener imposanten Aufeinanderfolge, welche die stillere Gewalt kunstreicher Verknüpfungen, das Sentimentale und Lyrische nur anklingen ließ.

Nach England zurückgekehrt, führte er bald sein Concert pathétique vor und nahm die Stellung als Mitdirector der philharmonischen Concerte an, in welcher er eifrig bemüht war, die Werke des jungen Felix Mendelssohn-Bartholdy einzubürgern. Auch Bachs Schöpfungen gewannen theilweise durch ihn Verbreitung, namentlich aber ein Concert für drei Pianoforte, welches er mit Benedict und Döhler dem Publicum vermittelte, verdankte besonders seiner Anregung die Popularität in England.

In den aristokratischen Kreisen fand in Folge seiner Lehrthätigkeit die beste Musik Eingang und selbst der Hof nahm so regen Antheil an seiner Wirksamkeit, daß er zum Hofpianisten des Prinzen Albert, Gemahls der Königin von England, ernannt wurde. Im Verein mit Benedict errichtete Moscheles in London eine Singacademie, nachdem er von Paris heimgekehrt war, wo er mit Chopin in St. Cloud gespielt und vom Könige ein kostbares Reisebesteck erhalten hatte, welchem Geschenk später noch viele ehrende Auszeichnungen von Fürsten und angesehenen Gesellschaften folgten.



Ignaz Moscheles.

Seit seinem letzten Aufenthalte in Leipzig im Jahre 1840, wo er mit Mendelssohn sein Hommage à Haendel spielte, waren fünf Jahre verflossen — Moscheles sehnte sich dorthin zurück. Schon früher brachte ihm Wien nicht mehr die Huldigung dar, welche er in seiner jüngeren Periode neben Hummel entgegenzunehmen gewohnt war; denn man zog hier die Romantik eines Liszt, Thalberg und Chopin der alten Schule vor, während diese Virtuosen auf ihrer künstlerischen Pilgerfahrt in London Ruhm ernteten, aber Moscheles nicht verdunkeln konnten. England ließ sie weiterziehen und bewahrte seinen Moscheles fast wie einen Heiligen. Auch Leipzig kannte den sinnbestrickenden Zauber des modernen Virtuosenthums und war dem Fortschritte der Zeit gefolgt, doch ohne die classische Gesundheit, die Bedeutung der alten Schule vergessen zu haben. Nach fünf Jahren erschien der größte Repräsentant der letzteren wieder in seiner zweiten Heimat.

Daß er sich hier in Kreisen, wo ein so gediegenes Urtheil über Talent und Richtung herrschte, wohlfühlen mußte, ist sehr begreiflich, und so beschloß er wohl schon damals, auf das Zureden seines Freundes Mendelssohn hin, London mit Leipzig zu vertauschen. Gewiß war auch Leipzig, diese von Goethe so belobte Stadt, ein so interessanter Ort, daß der Meister gern das Londoner Musikleben und die dortige Aristokratie dem geistigen Verkehr in der musikalischen Metropole Europas, als welche Leipzig noch jetzt mit Recht gilt, hinopferte. Im Mittelpunkte stand der edle, große Felix Mendelssohn-Bartholdy, als artistischer Leiter des Conservatoriums und der Gewandhausconcerte, an seiner Seite der treue Freund und Rathgeber Konrad Schleinitz, dessen Directionstalent nach Mendelssohns Tode das Conservatorium, dieses weltberühmte Institut, zu immer höherer Blüte brachte. Da glänzte der geistvolle, scharfsichtige Musterconcertmeister und Geigerkönig Ferdinand David; der schwärmerische und doch wieder so muntere Gade bewegte sich mit der ihm angeborenen Grazie in den eleganten Salons, wo auch der tiefe Denker, Moritz Hauptmann, in dessen Wirksamkeit sich schon damals „die Natur der Harmonik und der Metrik" zum Segen seiner Schüler zu entwickeln begann, mit feinem sarkastischen und doch dabei so liebenswürdigen Lächeln ein gutes Wort zu rechter Zeit hören ließ und immer so zu sagen den Nagel auf den Kopf traf. Ernst Friedrich Richter, der jetzt als würdiger Nachfolger des Vorerwähnten im Cantorat der Thomasschule und als Professor am Conservatorium fungirt, der Dirigent par excellence Julius Rietz, der gewandte, redefertige Improvisator und angesehene Componist der Zerstörung Jerusalems Ferdinand Hiller, der Liedertondichter Robert Franz, der sinnende Robert Schumann, welcher oft mit seiner genialen, alles bezaubernden Gattin Clara von Dresden aus Leipzig besuchte, die ausgezeichnete Sängerin Frau Livia Frege, Elise Polko, welche später unter die Schriftstellerinnen ging; diese und viele andere bildeten musikalische Cirkel, in welchen sich auch Dichter, wie Gustav Freytag, Adolf Böttger, Berthold Auerbach, Julius Hammer u. v. a. oft wohlfühlten.

Wo hätte da Meister Moscheles widerstehen sollen! Er nahm die Professur am Conservatorium der Musik an, siedelte im Oktober 1846 ganz nach Leipzig über und wirkte hier als erster Lehrer des Clavierspiels. Leider mußte er bald einen herben Schmerz erleiden; denn der Todesengel rief seinen treuesten Freund Felix Mendelssohn-Bartholdy am 4. November 1847 von der Erde. „Der lichte Tag war vergangen," und die Wolken des Trübsinns flohen erst nach und nach im Zusammenwirken mit Ferdinand David, dessen köstliches Violinspiel sich oft mit seinem Clavierspiel zur Freude der Kunstfreunde in Concerten und in Privatkreisen vereinte.

Wie er als gewissenhafter Mann und als sorgsamer Familienvater stets pünktlich seine Pflicht erfüllte, so war er auch als Lehrer ein Muster in der Ausübung seines Berufes. Mit dem Glockenschlag der bestimmten Stunde trat er in das Musikzimmer der Anstalt, wo die Lernbegierigen seiner Unterweisung harrten. Hier wurden die bedeutendsten, aus seiner Feder geflossenen Werke studirt: die Concerte in F dur (Gesellschaftsconcert), in Es dur, G moll, E dur, C dur, B dur (fantastique) C moll (pathétique), D dur (pastorale), von welchen besonders das in G moll noch oft die Concertprogramme schmücken wird; ferner sein Trio in C moll, das Hommage à Haendel, welches er selbst mit Mendelssohn oft gespielt hatte, und andere Schöpfungen seines Geistes, deren Werth nicht allein für die Schule, sondern auch für das Leben ein bleibender ist.

Hier erzog er mit Hilfe seiner charakteristischen Etuden, Präludien und Studien, welche gewiß als unentbehrliche Hilfsmittel im Lehrfache für immer Gültigkeit behalten werden, so viele ausgezeichnete Pianisten, die sich in der alten und neuen Welt die geachtetsten Stellungen erwarben. Hier pflegte er die classischen Meister und interpretirte die Werke von Haydn, Mozart, Beethoven, Mendelssohn, ja selbst Chopin und Schumann mit der ihm eigenen Genauigkeit und bis in die subtilsten Details dringenden Gründlichkeit.

Wie er die Vortragszeichen in den Beethovenschen Sonaten, die verschiedenen Arten von Verzierungen mit ganz besonderer Beobachtung der Stylweise des großen Meisters, die er im Umgange mit dem gewaltigen Tonschöpfer in allen Einzelheiten kennen gelernt hatte, zu erklären, die ganze Haltung des Stückes dem Schüler begreiflich zu machen und den Gehalt in die Seele desselben gewissermaßen hineinzulegen wußte, ist jedem dankbaren Kunstjünger bekannt, welcher das Glück hatte, von dem hochbedeutenden Pädagogen in das Wesen der Tondichtungen eingeführt zu werden.

Das Maß im Tempo, die Vermittelung der gegenüberstehenden Themen im Tonstücke, die künstlerische Ruhe bei Darlegung des Stoffes, die Auffassung der im Charakter verschiedenen Sätze einer Sonate, die Hervorhebung der Contraste, ohne dabei in subjective Willkür zu verfallen, die strenge Ordnung im Technischen: das waren die Dinge, auf welche er die größte Aufmerksamkeit verwendete und deren Beachtung er stets mit Energie forderte. Der milde Ernst seines Unterrichts und die interessanten Streiflichter, welche er auf die verschiedenen Kunstepochen bei passender Gelegenheit fallen ließ, zogen unwiderstehlich an und fesselten die jungen Talente an die Methode des greisen Lehrers, der, wie bekannt, im ganzen 142 Compositionen herausgab, der aber auch als Schriftsteller thätig war, indem er als solcher eine Biographie Beethovens in englischer Sprache veröffentlichte.

So lehrte er Jahr aus Jahr ein, in der Schule, wie im Leben, sah alle bedeutenden durchreisenden Künstler in seinem gastfreundlichen Hause, wo die geistreiche, hochgebildete Gattin, oft umgeben von ihren Kindern (dem ausgezeichneten Maler Moscheles und ihren geistvollen Töchtern), durch würdevolles Walten, liebenswürdigen Empfang und interessante Unterhaltung dem Familienkreis eine große Anziehungskraft gab, und unterstützte alle Talente, die sich ihm vertrauensvoll nahten, mit Wort und That.

Von seiner großen Reise durch Ungarn 1869 zurückgekehrt, wo ihm von Künstlern und vom Publikum Ovationen dargebracht wurden, fing seine kräftige Gesundheit an zu wanken, bis er am 10. März 1870 sanft verschied. In seine edel geformte Hand, die im Leben so oft dem künstlerischen Willen bei ernsten und scherzhaften Productionen gehorchte, drückte die treue, von ihm so geliebte Tochter, Frau Dr. Gerhard, einen Lorbeer- und Myrthenzweig. Die ganze Stadt nahm Theil an der Bestattung, sie trauerte um den Verlust eines Mannes, dessen Geist, Kenntniß und edler Charakter so vielen Segen und Glück bereitet hatte.

Er wußte fremdes Verdienst zu empfinden und freute sich an dem Emporkommen anderer; ihm ist es mit zu danken, daß das Leipziger Conservatorium, wo er neben David, Richter, Reinecke, Wenzel, Papperitz, Coccius, Röntgen, Hermann, Hegar, Gloggner, Werder und dem Schreiber dieser Zeilen noch im letzten Lebensjahre segensreich wirkte, in so unerschütterlicher Festigkeit besteht.

Dr. Oscar Paul.

Eine Cabinetsintrigue.

Historischer Roman von **Georg Hiltl.**

(Fortsetzung.)

Es herrschte Grabesstille in dem Garten. Nur aus der Ferne schallten die Schläge der Lederzurichter, welche am Spreeufer ihrer Beschäftigung oblagen. Einzelne Krähen belustigten sich auf den breiten Plätzen des großen Gartens und oben, an dem Dachfenster des weiter unten liegenden Wohnhauses, drehten sich mit heiserem Pfeifen die Wetterfahnen. Der König ging bis zu dem Pavillon, der hie und da mit halbzerfallenen Läden geschlossen war, und vor dessen Eingangsthüre eine starkausgetretene Steinschwelle lag.

„Hier soll ich ihn finden — wie Jablonski sagte," murmelte der König, die Schwelle betretend, „wollen einmal sehen."

Er faßte die Klinke der Thüre, sie gab seinem Drucke nach, öffnete sich, und als der König in das Innere des Pavillons blickte, sah er einen schwarzgekleideten Mann, der sich bei dem Erscheinen des Königs tief verneigte, Friedrich Wilhelm legte unwillkürlich die Hand an den Griff seines Degens, der Fremde schien diese Andeutung zu verstehen, denn er trat von dem kleinen Tische, an welchem er gelehnt hatte, zurück und breitete die Arme aus, gleichsam um zu zeigen, daß er ohne Waffen sei. Der König zog die Thüre hinter sich zu, er war mit dem Fremden allein; ehe er jedoch seine Fragen begann, prüfte er sorgfältig Gestalt und Gesicht des sonderbaren Mannes. Diese Musterung fiel nicht zu Ungunsten desselben aus.

Die hohe schlanke Gestalt zeigte edle und doch kräftige Formen. Das Gesicht war bleich, aber von edlem Schnitte, wenngleich seine unstäten Augen den angenehmen Eindruck des Ganzen veränderten. Der König betrachtete den Fremden sehr genau, er schien nach einer Person in seinem Gedächtnisse zu suchen, welche mit jenem Aehnlichkeit haben mußte, und diese Aehnlichkeit gab dem Könige Veranlassung das Gespräch zu beginnen.

„Sie erinnern mich lebhaft an jemand, den ich schon irgendwo gesehen haben muß, mein Herr," sagte der König, „aber ich kann mich nicht gleich dessen entsinnen. Oder sollten wir schon einmal zusammengetroffen sein?"

„Ich muß dies leider bestimmt verneinen, Majestät," antwortete der Fremde mit tiefer Stimme und einem leichten Anklange seines Dialektes, der Polen und Ungarn zu eigen bleibt, wenn sie unsere deutsche Sprache sprechen, der aber etwas Reizvolles besitzt. „Ich war noch nie so glücklich Euer Majestät nahen zu dürfen. Vielleicht hätte ich es gekonnt — aber ich dränge mich nicht gern vor. Mein heutiges Zusammentreffen hat freilich ernstere Ursachen. Was meine Gesichtszüge betrifft, welche Euer Majestät bekannt vorkommen, so will ich Ihrem Gedächtnisse ein wenig zu helfen mir erlauben. Wenn Sie sich der Gesichter des Herzogs von Orleans, Regenten von Frankreich und des Königs von Dänemark erinnern, so werden Sie eine große Aehnlichkeit mit mir und den genannten Herren finden. Deshalb komme ich Euer Majestät vielleicht bekannt vor."

„Der Regent — ja. Es ist wahr. Ich kenne ihn freilich nur aus den Porträts her — aber wenn ich Sie genau betrachte — wahrhaftig, das ist es. Sie sehen ihm sehr ähnlich — viel ähnlicher als dem Könige von Dänemark. Nun — es mögen so manche umherlaufen können, die dem Regenten gleichen — die ihm täuschend ähnlich sehen."

Dieser Anspielung auf die galanten Verbindungen des Regenten wich der Fremde nicht aus.

„Man thut mir die Ehre an, mich für einen Sohn des Regenten zu halten," sagte er.

Der König zuckte leicht die Achseln.

„Zur Sache!" begann er. „Sie nennen sich?"

„Jakob Clement aus Ungarn."

„Sie sind der Mann, den Jablonski mir empfahl? der mir eine wichtige Sache entdecken will?"

„Ja, Sire. Ich komme, von meinem Herzen getrieben, ich will nicht der Mitwisser einer Abscheulichkeit sein und dieselbe vor sich gehen lassen, ohne mindestens gewarnt zu haben. Ich weiß, daß man mir Vorwürfe machen kann, mich überhaupt darauf eingelassen zu haben — darauf antworte ich: Ich stand in sächsischen Diensten, ich hatte keine Ahnung davon, daß die Cabinette ein offenbares Attentat gegen höchst Ihre Person in erster, gegen Ihren Staat in zweiter Linie beabsichtigten."

Der König fuhr heftig auf.

„Also, es ist doch Wahrheit? Sie lügen nicht?"

„Ich gab ja meine Person als Unterpfand. Anfangs konnte ich nicht ahnen, wie weit die Intrigue gehen werde, aber ich beschloß Ihnen, gnädigster Herr, zu dienen, da ich Gelegenheit genug hatte, Höchstdero Biederkeit aus verschiedenen Negotiationen kennen zu lernen. Ich blieb zu dem Ende in Diensten Ihrer Feinde, und es ist mir gelungen, der gegen Sie bestehenden Verschwörung bis in die kleinsten Details auf die Spur zu kommen. Ich bin sogar zum Theil mit in das Geschäft der Conspirateurs verwickelt, es ist mir gelungen, wichtige Briefe an mich zu bringen, welche ich im Laufe der heutigen Unterredung Euer Majestät vorlegen werde." Der König ließ sich in einen Sessel fallen, er blickte, die Lippen fest aufeinander gepreßt zur Decke empor und hätte am liebsten sofort die Namen der Verschwörer gehört, um selbige gleich beim Schopfe zu nehmen. Er hielt jedoch an sich. Konnte dieser Clement nicht auch ein Betrüger sein? Eine Zufälligkeit hatte ihn vielleicht irgend eine läppische Aeußerung aufgreifen lassen. Der König beschloß zu prüfen. Wenn Clement wirklich in Diensten eines der großen Cabinets gestanden hatte, dann mußte er mit dem Gange der Politik nicht unvertraut sein.

„Ich kann mir immer noch nicht denken, daß es wirklich so schlimm gegen mich gemeint sein soll," fuhr er fort, seinen Mann scharf fixirend. „Freilich habe ich hin und wieder einiges gehört — aber — lieber Gott, Sie wissen, wie das sich macht. Einer und der andere hört etwas, macht sich wichtig und fertigt aus dem Zoll eine Elle. Weshalb sollte ich gerade das auserwählte Beutestück sein? Wo ist die Veranlassung?"

Clement dachte ein wenig nach, dann fuhr er fort:

„Um Euer Majestät darauf Antwort zu geben, muß ich mich des weiteren über Politik verbreiten. Ich war, ehe ich in sächsische Dienste als Agent trat, eine geraume Zeit lang am Wiener Hofe. In der bekannten Rakoczyschen Verschwörung leistete ich Dienste von höchster Wichtigkeit. In meiner Eigenschaft als Agent, dessen man sich zu den gewagtesten Unternehmungen bediente, ward es mir nicht schwer, einen Einblick in die verwickeltesten Dinge zu erhalten. Schon damals ward es mir klar, daß die Wiener Hofpartei — ich nehme den Kaiser nicht aus — jede Gelegenheit zur Beeinträchtigung Preußens ergreifen würde. Seit den Tagen des großen Kurfürsten, dann während der Regierung Ihres erlauchten Herrn Vaters, also seitdem Preußen ein Königreich wurde, ist man überall in Deutschland bemüht gewesen, gegen die Krone Preußen in schlimmster Weise Intriguen zu spinnen."

„Das sei Gott geklagt," rief der König schmerzlich, „und ich habe nie Anlaß dazu gegeben."

„Jeder Unbefangene weiß das, Majestät. Es ist bekannt, wie Eure Majestät mit seltner Treue und Ihrer Verpflichtungen als deutscher Reichsfürst eingedenk zu des Kaisers Majestät halten — aber wie lohnt man Ihnen dieses? Die Fürsten vereinen sich zu Ihrem Verderben."

Der König stieß mit dem Fuße zornig den Boden.

„Herr, das ist nicht möglich," rief er.

„Hören Sie mich an, Majestät, und Sie werden am besten prüfen, ob ich Unwahrheiten vorbringe. Nicht nur der Wiener, nein auch der sächsische und der hannöversche Hof arbeiten an dem Werke Ihrer Beseitigung. Um Ihnen zu beweisen, daß ich nicht leere Worte spreche, will ich mir erlauben, dem Gedächtnisse Euer Majestät zu Hilfe zu kommen, damit Sie sehen, daß ich den Gang der Unterhandlungen genau kenne. Das Spiel gegen Sie beginnt mit dem Jahre 1715. Die Eroberung Rügens, Stralsunds, die Vernichtung des schwedischen Uebergewichtes sind recht eigentlich den glänzenden Waffenthaten von Euer Majestät Armee zuzuschreiben. Damals waren Sie im Bunde mit Hannover und den nordischen Alliirten vereint. Hannover, das sich in ähnliche Bündnisse eingelassen, hatte die Verpflichtung, mit den dänischen Truppen vereinigt Wismar zu erobern. Nachdem Georg der Erste die englische Krone gewonnen hatte, wurden die Hoffnungen der welfischen Politik sehr gehoben. Es ist seit langer Zeit für Hannover ein schwarzer Punkt, daß Preußen Successionsrechte auf Mecklenburg besitzt. Nach dem Kriege von 1715 — nachdem Georg die englische Krone erhalten, ließ er sich bekanntlich noch den Besitz Verdens garantiren. Hannover gewann außerdem noch Enclaven, Dörfer und damit die Elb- und Wesermündungen. Es spielte dafür die Rolle eines sehr saumseligen Bundesgenossen wider Schweden, weshalb es dieser Macht möglich wurde, sich in Wismar zu halten. Es gab seine Zustimmung, daß zur endlichen Bezwingung Wismars russische Truppen in Sold genommen würden. Georg der Erste übernahm in Gemeinschaft mit Euer Majestät und Dänemark den dritten Theil der Kriegskosten; hier schon zeigt sich die Doppelzüngigkeit Georgs, denn es wird Euer Majestät durch Dero geheime Correspondenz nicht unbekannt sein, daß Georg der Erste schon im März 1716 ein Rescript an den Rath Püchler in Kopenhagen erließ, in welchem Dänemark ermahnt wird, bei den Tractaten zu bleiben und alles aufgeboten wird, um Preußen nicht die Mitbesetzung Wismars zu gestatten. Um Ihnen zu beweisen, daß ich ganz mit der Verhandlung vertraut bin, erwähne ich, daß in diesem Rescripte ein Hinweis enthalten war, der die bevorstehende Heirath des Herzogs von Schwerin mit einer russischen Prinzessin brachte."

Der König nickte. „Er kennt die Sachen genau," murmelte er, „es ist der erste schlagende Beweis. Es scheint — jener Mensch kein Betrüger zu sein."

„Nachdem Wismar capitulirt hatte," fuhr Clement fort, rückte der Czar in das Mecklenburgische. Karl Leopold hatte aus Furcht vor den Uebergriffen einer Partei in seinem Lande — derselben Partei, die gegen Preußen agirte — die Russen herbeigewünscht. Dänemark ersehnte ebenfalls den Schutz des Czaren gegen Karl den Zwölften, man schiffte die Russen nach Seeland hinüber, die längs der preußischen und pommerschen Küste daher gefahren waren. Jetzt wurde der Schrecken groß in England und Holland. Der Czar konnte bald Herr des Sundes sein, und es ward durch diplomatische Künste in Kopenhagen dahingebracht, daß die Einschiffung der russischen Armee, welche den Angriff des Schwedenkönigs pariren sollte — nicht stattfand. Die Russen kehrten nach Mecklenburg zurück und mit ihrer Hilfe zügelte der Herzog seine widerspenstigen Edellente."

„Er weiß gut Bescheid," sagte leise der König.

„Sie selbst, Majestät bestimmten seine czaeische Majestät, einen Theil der russischen Truppen aus Mecklenburg zu ziehen, um größere Besorgnisse zu zerstreuen. Sie konnten es damals recht wohl thun, denn Sie hielten in verschiedenen Garnisonen etwa dreißigtausend Mann für alle Fälle marschbereit."

„Ah," rief der König, „Sie wissen alles."

Clement neigte sich leicht und fuhr fort:

„Ich werde Ihnen noch viel mehr enthüllen. Der König August von Sachsen und Polen mußte sich sagen, daß durch den Rückmarsch der Russen Großpolen und Litthauen in den Händen der Russen blieb — mit ihm fühlte alle Welt des Czaren wachsendes Uebergewicht im Norden Europas. Peter unterhandelte in Amsterdam, in Paris, während er als Zimmergeselle und einfacher Reisender auftrat, mit allen bedeutenden Personen. Er trat mit dem Spanier, mit dem englischen Kronprätendenten in Verbindung. Der schwedische Baron Görz, war einer seiner Hauptagenten."

„Richtig — sehr richtig," rief der König, „und er hat Recht gethan. Er hat sie ins Bockshorn gejagt."

„Ich weiß wohl, daß Majestät sogleich mit des Czaren Majestät d'accord waren. Wie genau ich unterrichtet bin, wird Ihnen daraus klar werden, daß ich weiß, wie Georg der Erste Sie zu einem Besuche nach der Göhrde einlud, gerade um dieselbe Zeit, als der

Czar Euer Majestät eine Zusammenkunft in Havelberg vorschlug. Sie schlugen Georgs Ladung aus und gingen nach Havelberg. Das war ein großes Ereigniß. Es ist darüber viel correspondirt worden, denn noch am fünf und zwanzigsten Dezember erhielt der englische Gesandte General Saint-Saphorin von Georg eine Note, in welcher die Befürchtung ausgesprochen wird, daß Euer Majestät mit dem Czaren in Havelberg Dinge abgemacht haben möchten, welche des Reiches Sicherheit gefährdeten."

Der König starrte Clement betroffen an.

„Ich übergehe die Verhandlungen des Barons Görz mit Karl dem Zwölften," fuhr Clement fort, „es sind das Dinge, die jedem in den Gang der geheimen Politik einigermaßen eingeweihten Menschen bekannt sind. Dinge," warf er gleichgültig hin, „die jeder Canzleisecretär wissen kann. Was aber nicht jeder weiß, ist folgendes." Er heftete nun seine Augen fest und unverwandt auf den König, der den eigentlichen Moment der Unterredung herannahen fühlte. „Der Czar hatte keinen Rückhalt als Preußen — Preußen wider England — Hannover wider Sachsen, und der Kaiser keinen Rückhalt als den Czaren. Der Kaiser will durchaus seine Rechte über jene Grenzen hinweg ausdehnen, welche der westfälische Frieden zog. Reichskammergericht, Reichsexekutionen und Bestimmungen des Hofrathes zu Wien, das alles braucht man, um ein halbverlornes Ansehen zu gewinnen. Euer Majestät halten treu zum Reiche, aber Sie wollen im ganzen Gefühl Ihrer Kraft sich nicht bevormunden lassen. Man hat deshalb sein Augenmerk auf Ihre Staaten, Ihre Person gerichtet. Die Sachen des Abtes von Verden, die Lüneburgische Angelegenheit und noch mehrere andere, bieten dem Wiener Hofe erwünschte Gründe, in das Räderwerk Ihrer Staatsuhr zu greifen."

„Das Donnerwetter soll sie — ich will," — rief der König.

„Erlauben Majestät mir zu enden," sagte Clement, „ich komme zum wichtigsten Punkte. Längst schon suchte man nach einem genügenden Vorwande. Sie haben bereits im Jahre 1718 dem Hannoverschen Rath Elz recht deutlich gesagt, daß die deutschen und englischen Minister gegen Preußen arbeiteten, ich besitze darüber Briefe, welche Elz an Herrn von Bernstorff richtete. Durch die Abfertigung des Herrn von Elz ist jede Hoffnung auf Nachgiebigkeit Euer Majestät geschwunden. Von diesem Augenblicke an hat der englische Gesandte in Wien, der General Saint-Saphorin, Befehl erhalten: auf eine Allianz zwischen England, dem Kaiser und Polen wider Preußen hinzuarbeiten."

„Bonnet — !" rief der König, „Er hätte recht gesehen?"

„Wahrscheinlich, aber er sah nur flüchtig."

„Und der Dessauer warnte mich in Brandenburg!" sagte zu sich selbst der König.

„Diese Allianzverträge," referirte Clement weiter, „mußten zunächst einen Vorwand haben, auf den sie sich stützten, um Preußen entgegentreten zu können."

„Da wäre ich neugierig — ich wittre es aber schon," sagte der König.

„Der Vorwand ist schnell gefunden worden, Majestät. Man weiß, daß der Czar Euer Majestät unter der Hand Hilfe versprochen hat, wenn Sie derselben benöthigt sein sollten. Nach der Kälte, welche in England gegen Preußen herrscht, mußten Sie auf ernste Wendungen gefaßt sein. Man wird sich nun von Seiten des Reiches dem Einmarsche russischer Truppen widersetzen, jeden für einen Reichsfeind erklären, der solchen Einmarsch durch seine Lande gestatten würde, und die Reichsexecution gegen ihn vollstrecken. Noch hält der Herzog von Mecklenburg russische Truppen im Solde, diese geben den Vorwand zunächst. Die Partei, welche sich in den Schutz der Welfen begeben will, wird auf Entfernung jener Truppen dringen; da Euer Majestät mit dem Czaren vereint sind, wird man nach Polen und Litthauen kaiserliche Truppen senden, um russische Hilfe fern zu halten. In Hannover und Sachsen, den Euer Majestät benachbarten Staaten, werden Truppen bereit gehalten, und sobald Sie sich nicht nachgiebig zeigen, die russischen, also zugleich die Vortheile des Herzogs von Mecklenburg unterstützen, fällt von allen Seiten eine große Reichsmacht über Sie her. Dänemark wird gegen Sie durch Verheißung des Wiederbesitzes von Stralsund und Rügen, Holland durch den von Mörs, Lingen und Geldern, verschiedene kleine Staaten durch ähnliche Verheißungen gewonnen. Rußland wird fern gehalten, und Sie stehen all ihren Feinden allein gegenüber." *)

Der König erhob sich. Seine Brust arbeitete heftig, er sah bleich und verstört aus. Von allen Seiten hatte er bereits schon Andeutungen vernommen, sie kamen ihm stückweise zu, hier trat ihm zum ersten Male die ganze Schwere der Sache — die unheilvolle Bedeutung entgegen, hier war ein ganzer Plan enthüllt — der die Zerstückelung seines geliebten Reiches sich zur Aufgabe machte. Aber noch fehlte immer die Bestätigung — der handgreifliche Beweis. Dies alles konnten Entwürfe eines heißblütigen politischen Faiseurs sein. Der König dachte an die geheimnißvolle Warnung Jobs, an Bonnets Hinreise.

„Eh bien," sagte er sich fassend, „es wird wohl nicht so schlimm sein. Die Kerls da im Wiener Hofrathe gehen nicht so schnell. Bis die kommen, dauert es eine Weile."

„Dieses Mal nicht, Sire," sagte Clement ernst. „Man hat schneller gehandelt, als es sonst wohl geschah. Schon stehen die kaiserlichen Truppen, fünfzigtausend Mann stark, bereit in Schlesien einzurücken, sich unter dem Commando des Prinzen Eugen mit den Hannoverschen zu vereinen und dem Herzog von Mecklenburg die Reichsexecution zu bringen."

Des Königs Unmuth erpreßte ihm einen lauten Wuthschrei.

„Ha — es ist also doch wahr — dieser tolle Notar hat nicht gelogen," flüsterte er mit zornerstickter Stimme. „Ja — ja. Darum waren sie so verlegen in Wusterhausen. Es ist alles wahr."

Er trat dicht zu Clement, seine Stimme war vor Erregung unsicher. „Wenn Sie nun aber dieses alles wissen," sagte er, „wie wollen Sie den Beweis liefern, daß es Wahrheit ist? Können Oberhäupter des deutschen Reiches also handeln?"

„Dafür behielt ich mir den Beweis bis zuletzt," entgegnete Clement ruhig. „Am fünften Januar dieses Jahres ist die Allianz zu Wien gegen Euer Majestät unterzeichnet worden, und ich bin in der glücklichen Lage, Ihnen eine getreue Copie des gefährlichen Schriftstückes überliefern zu können. Es enthält fünfzehn offne, sechs geheime Artikel und vier Erklärungen."

Er griff in eine große Mappe und reichte dem Könige ein Convolut von Schriften. Friedrich Wilhelm begann mit fieberhafter Aufregung zu lesen; je weiter er kam, desto mehr wich seine Erregung einem Erstarren, einem schmerzlichen Staunen, und wie überwältigt von der Last der abscheulichen Entdeckung sank er wieder in den Lehnsessel.

„Das ist — das ist —" begann er stammelnd, „das ist eines der schändlichsten Dinge, so seit langer Zeit im deutschen Reiche gemacht worden sind, das thut kaum der Franzos ärger wider uns, und es wird schwer gerächt werden von Gott an all denjenigen, die solches Unheil bringen."

Er heftete seine Augen auf die Unterschriften.

„Mein Herr Schwiegervater," rief er, „Flemming, dem ich traute als gebornen Preußen und er — Prinz Eugenius — auch der König August — es ist schändlich — schändlich. Wollen Sie mir dieses Papier lassen?"

„Es steht zu Eurer Majestät Verfügung," sagte Clement ruhig, „und ich habe nichts weiter über den schrecklichen Plan zu enthüllen, denn alles enthalten jene Artikel." (Fortsetzung folgt.)

*) Die historischen Details sind nach dem trefflichen Aufsatze von Droysen in der „Zeitschrift für Preußische Geschichts- und Landeskunde" zusammengestellt.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig. Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.

Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

VI. Jahrgang. Ausgegeben am 16. April 1870. Der Jahrgang läuft vom October 1869 bis dahin 1870. **1870 № 29.**

Das schöne Käthchen.

Novelle von **Paul Heyse**.

(Fortsetzung.)

Ich war mit van Kuylen allein, und eine Zeitlang dampfte jeder stillschweigend dicke Wolken vor sich hin, da auch der kleine Holländer seine Thonpfeife sofort in Brand gesetzt hatte, als das schöne Kind gegangen war.

Nun, Mynheer, sagte ich endlich, ich muß Euch gratuliren; Ihr seid ein Glücksvogel.

Ich? erwiederte er mit einem kurzen ironischen Auflachen. Durch welche Fernröhre seht Ihr die Welt an, daß Ihr solche Weissagungen ertönen laßt?

Durch ganz unbewaffnete Augen, versetzte ich. Oder ist es etwa nicht schon beneidenswerth genug, daß Euch dies scheue Wild ins Garn gegangen ist, dem so Mancher vergebens nachgeschlichen ist? Wenn Ihr's nur recht anstellt, so wird es Euch noch so zahm, daß Ihr es am Bande führen könnt.

Er kehrte sich ab; ich sollte nicht sehen, daß eine helle Röthe sein gelbliches Gesicht überlief.

Ihr kennt sie nicht, brummte er; die ist ganz anders, als alle andern, und wenn ich der Narr wäre, für den Ihr mich haltet —

So wärt Ihr durchaus kein Narr, fuhr ich fort und ereiferte mich dabei selbst, ohne es zu merken. Ihr werdet's meiner Frau natürlich nicht wiedersagen, aber bei der heiligen Katharina schwöre ich's Euch, Meister Jan, wenn ich in Eurer Lage wäre, ich spielte nicht lange den heiligen Antonius, ich setzte meinen Kopf darauf, das arme Kind aus ihrem Fegefeuer zu erlösen —

Und in ein Paradies einzuführen, wo solch ein Adam — Geht mir! sagte er mit einer fast unhöflichen Geberde; aber ich wußte, wie ich ihn zu nehmen hatte. Ich trat ihm näher und legte ihm die Hand auf die Schulter.

Wenn es Euch ungelegen ist, will ich kein Wort mehr sagen; aber wenn Ihr glaubt, jener gewisse Hans Lutz —

Da fuhr er von seinem niedrigen Sitz in die Höhe und rannte wie unklug in dem Atelier auf und ab. Macht mich nicht rasend, rief er. Wenn Ihr's gemerkt habt, daß ich über beide Ohren in das Mädchen vernarrt bin — meinethalben, es macht mir, denk' ich, keine Schande. Aber solch ein hirnwunder Hansaff bin ich nicht, daß ich mir einbilden sollte, meine werthe Visage werde diesem guten Kinde ihre erste Liebe aus dem Herzen vertreiben, und daß eine bloße Versorgung sie nicht kirrt und ködert, habt Ihr ja wohl gehört. Wozu also mit dem Blasebalg Eurer Allerweltsphilosophie in die Kohlen fahren? Bin ich nicht schon übel genug daran, daß ich sehe, wie hoffnungslos die ganze Geschichte ist, und doch nicht ablassen kann, sie stundenlang anzugaffen, um mir das heillose Gesicht so recht wie mit glühendem Stempel ins Gedächtniß zu brennen? Und nun kommt Ihr noch und schwatzt von soliden Absichten und gratulirt mir und — hol's der Henker! Das ist gerade, wie wenn einer die Nadel, an der der Käfer lebendig gespießt ist, ins Licht hält und rothglühend macht!

Er warf sich auf einen niedrigen Divan im Winkel mit solcher Heftigkeit, daß er einer kostbaren Florentiner Laute, die dort lag, den Hals knickte, aber ohne es zu beachten.

Meine unbedachten Reden hätte ich nun gern zurückgenommen.

Wenn es so steht, Mynheer, sagt' ich, so ist da freilich nichts zu gratuliren. Aber ich begreife nicht, wie ein Mann, wie Ihr, so desperat sein kann. Ihr habt keine Lederfabrik, sondern seid ein berühmter Künstler; Ihr riecht nicht nach Bisam, sondern wie ein Mann nach kräftigem Portorico, und alles Uebrige ist Geschmackssache. Weiber sind Weiber, und ihr Geschmack ist unberechenbar. Daß sie nicht gerade auf einen Adonis versessen ist —

Ich hätte wohl noch eine ganze Weile, in der besten Absicht ihn zu trösten, solche Dummheiten fortgeschwatzt, wenn er nicht plötzlich ganz phlegmatisch sich aufgerichtet hätte, um mich, zwar mit sichtlicher Mühe, aber doch ohne ein Zittern der Stimme zu fragen, wie viel Uhr es sei und ob nicht heute Abend die Stumme von Portici gegeben würde? Nun merkte ich freilich, was die Glocke geschlagen hatte, verschluckte den Aerger über meine einfältige Einmischung in so zarte Angelegenheiten und nahm Abschied unter dem Vorwande, meine Frau warte auf mich, um noch einen Besuch zu machen.

Am Pfingstmontag-Nachmittag, wo man Niemand zu Hause

trifft! — Aber so taumelt man aus einer Kopflosigkeit in die andere.

Und damit war die Reihe meiner Beschämungen für heute noch nicht einmal beschlossen. Denn wie ich wirklich zu meinem guten Weibe heimkomme und ihr ganz treuherzig Bericht erstatte, wo ich gewesen und was ich erlebt, und schließlich, obwohl ihr stummes Zuhören schon nichts Gutes weissagt, hinzufüge: es würde mir eine wahrhafte Beruhigung sein, wenn ich für das schöne Kind etwas thun könnte, und ob wir ihr nicht anbieten sollten, in unser Gastzimmerchen zu ziehen, das gerade leer stand, — da brach ein kleines Ehegewitter los, das ich wie angedonnert über mich ergehen lassen mußte. Sie habe es mir schon längst einmal sagen wollen, daß dieser van Kuylen den schlechtesten Einfluß auf mich ausübe und gar kein Umgang für mich sei; ein leichtfertiger Junggeselle, der vor nichts Heiligem Respekt habe und mich schon angesteckt hätte mit seiner heidnischen Spott- und Lästersucht. Sie hätte gedacht, als sie einen Landschaftsmaler heirathete, ihr Haus sei wenigstens sicher vor so zuchtlosem Gesindel, wie die Modelle zu sein pflegten, die aller Scham und Schande den Kopf abgebissen haben und von denen man die gräulichsten Geschichten erzähle. Nun brächte ich von diesem frivolen Holländer nicht nur den schlechtesten Tabaksgeruch in meinen Kleidern mit nach Hause, sondern eine ganz verwilderte Phantasie, und hätte so ganz vergessen, was ich meiner ehrbaren jungen Frau schuldig sei, daß ich ihr zumuthen könnte, diese verdächtige Person, die mir mit ihrem bischen Gesicht und einem Haufen zweideutiger Abenteuer den Kopf verdreht, förmlich in die Familie aufzunehmen. Eh sie darein willigte, lieber nähme sie ihre unschuldigen Kinder auf den Arm und räumte gleich das Feld. Denn was daraus werden würde, das sei nach dem Feuereifer, mit dem ich diesen sauberen Plan vorgetragen, leicht abzusehen! — und dabei zog sie unsere Christel, die hereingetrippelt kam, in so leidenschaftliche Thränen ausbrechend an sich und drückte ihren kleinen blonden Kopf so besorgt an ihre Brust, als wollte sie das arme Wesen vor dem bösen Blick des sündhaften Vaters beschützen, der seine Seele unrettbar dem Gottseibeiuns verschrieben hatte.

Ich hatte alle Mühe, das aufgeregte Gemüth meiner lieben Ehehälfte zu beschwichtigen. Sie war sonst die Geduld und Aufopferung selbst, aber in Einem Punkte verstehen die besten keinen Spaß, „da werden Weiber zu Hyänen", wie Schiller sagt, und ich schalt mich einen Dummkopf über den andern, daß ich meiner ästhetischen Begeisterung für das schöne Kind so sehr am unrechten Orte Luft gemacht hatte.

Natürlich hütete ich mich wohl, auf das verfängliche Thema wieder zurückzukommen, blieb den ganzen folgenden Tag zu Hause und malte mit solchem Fanatismus einen alten Eichwald, als ob so eine hundertjährige, zerrissene und zerschlissene alte Baumrinde weit reizender sei, als die glatteste Atlashaut eines zwanzigjährigen jungen Mädchens, und ein Eichenknorren verführerischer, als das vornehm gerümpfte Venusnäschen unserer armen verfolgten Schönheit.

Den Tag darauf feierte ich einen noch größeren Sieg über mich selbst, indem ich der Versuchung widerstand, ganz zufällig den Weg nach Mynheer van Kuylen's Atelier einzuschlagen und dort wieder als Seelsorger mich um ein trostbedürftiges Menschenkind anzunehmen. Ich war freilich den ganzen Nachmittag etwas zerstreut, und als wir nach Nymphenburg spazierten, unsere Kinder im Wägelchen von der Magd nachgefahren, und kein rechtes Geplauder in Gang kommen wollte, entschuldigte ich mich nur nothdürftig damit, daß ich Luftstudien machen müsse, obwohl am Himmel gerade nicht viel Apartes vorging. Meiner Frau aber war das immer noch lieber, als wenn ich meiner üblen Gewohnheit nach die vorbei kommenden Mädchen und Frauen gar zu gründlich studirt hätte. Es ist nun einmal eine Schwäche ihres Geschlechts, daß sie von einem rein künstlerischen Standpunkte keinen Begriff haben und ihn darum überhaupt nicht anerkennen.

Endlich, nach vier bis fünf Tagen, fand ich es denn doch mit meiner Manneswürde unverträglich, mich plötzlich von meinem ehrlichen Holländer zurückzuziehen, bloß weil er in Ungnade war bei meiner Frau. Ich machte mich also, nachdem ich Pinsel gewaschen, so zwischen Licht und Dunkel auf, wo ich wußte, daß er zwar nicht mehr malte, aber regelmäßig zu Hause war. So hatte ich vor mir selbst die beste Rechtfertigung, daß ich nicht etwa das schöne Käthchen dort treffen wollte, sondern nur meinen kleinen, so unbillig verleumdeten Freund.

Ich sah auch richtig den Schein seiner Lampe schon von weitem durchs Fenster, mußte mir aber von der alten Haushälterin sagen lassen, der Herr sei ausgegangen. — Nicht besser traf ich's am folgenden Tage, da ich, nun während seiner Arbeitszeit, an sein Atelier klopfte. Ich mochte meinen Namen rufen, so laut ich wollte, er öffnete nicht. Die alte Frau, bei der ich nachfragte, ob er vielleicht Modell habe, schüttelte den Kopf und zuckte die Achseln; sie zeigte dann mit einer bedeutsamen Geberde an die Stirn, seufzte und sagte: es sei schon seit einigen Tagen nicht mehr ganz richtig mit dem guten Herrn, er esse und trinke so gut wie nichts, gehe die halben Nächte im Schlafzimmer auf und ab und spreche mit keinem Menschen. — Ob das Fräulein vom Pfingstmontag wieder da gewesen sei, fragte ich. — Nein, sagte sie. Aber er male sie noch immer, und zwar aus dem Kopf, und sie habe selbst schon gedacht, so was wie Verliebtheit möchte dran schuld sein, daß er so stumm und hintersinnig herumgehe.

Das leuchtete mir auch nur allzusehr ein, und ich machte mir jetzt im Stillen Vorwürfe, am Ende gar Oel ins Feuer gegossen zu haben, indem ich ihm die Bewerbung um das holde Geschöpf als etwas sehr Vernünftiges und gar nicht Hoffnungsloses vorgestellt hatte. Wenn man freilich immer bedächte, was man mit seinen Scherzreden im Ernst für Unheil anrichten könnte, man nähme sich, ehe man ein Wort fallen läßt, so sorgfältig in Acht, wie man sich umsieht, ehe man eine noch brennende Cigarre wegwirft.

Indessen war da nichts zu machen, dafür kannte ich meinen eigensinnigen Mynheer Jan. Wenn er sich in den Kopf gesetzt hätte, einen ganzen Edamer Käse zum Frühstück aufzuessen, kein Mensch hätte ihn davon abgebracht. Ich versuchte noch ein paar Mal, bei ihm einzudringen; umsonst. Und als ich ihm zufällig eines Abends draußen bei der Au-Kirche begegnete — wir rannten beinah an einander, ehe wir uns erkannten — war er wie der Blitz an mir vorbei, und all mein Rufen und Schelten und Nachlaufen half nichts; er wollte mir nun einmal nicht Stand halten.

Zuletzt ward mir die Sache gleichgültiger und ich dachte: wenn er dich entbehren kann, wirst du erst recht ohne ihn fertig werden. — Von meinem lieben Weibe trug mir diese Stimmung ein um so freundlicheres Gesicht ein. Ich ließ ihr gerne den Triumph, den sie übrigens nicht ungroßmüthig ausbeutete: zu glauben, ihre Vorstellungen hätten mich von diesem Seelenverkäufer ab und auf den Pfad der Tugend und Landschaftsmalerei zurückgezogen. Als mein Eichwald fertig war, brachen wir unser Zelt in der Stadt ab, um es draußen im Gebirge, wie ich damals alljährlich that, wieder aufzuschlagen. Auf ein freundliches Billet, in dem ich von Freund Jan Abschied nahm, erhielt ich keine Antwort. Und so verging der größte Theil des Sommers, ehe ich erfuhr, ob er inzwischen gestorben oder verdorben sei. Das schöne Käthchen vollends war wie in den Erdboden versunken. Von all meinen Freunden und Collegen, die doch sonst so etwas Rares nicht lange unaufgespürt lassen, hatte Keiner auch nur eine flüchtige Spur unseres armen Meerwunders entdeckt.

Als ich aber um die Mitte Septembers das Studienmalen satt hatte und auch ein wenig die ewigen „drei Braten" unserer ländlichen Herberge und mich nach etwas genießbarerer Kultur zurücksehnte, stieg sogleich eine lebhafte Neugier in mir auf, was aus meinem Holländer und seiner Schönen geworden sein möchte. Mein erster Gang in der Stadt war nach dem Atelier an der Theresienwiese, wo ich, da ich das Nest wirklich leer fand, meinen Namen mit einem herzlichen Gruß an die kleine Schiefertafel schrieb. Von da ging ich, nachdem ich meine Frau abgeholt, auf den Kunstverein, denn wenn man so lange die Natur angegafft hat, reizt es einen zu sehen, wie weit inzwischen der Verfall der Kunst wieder vorgeschritten sein möchte. Wie erstaunte ich aber, als das erste Bild, das mir in die Augen fiel, nichts geringeres war als ein unverkennbar echter van Kuylen, auf dem die unglückseligen Käthchen-Studien in bekannter Manier bestens verwerthet waren, und zwar so anzüglich, daß ich in der ersten Verlegenheit that, als ob ich es nicht bemerkte, nur um womöglich meine Frau daran vorbeizubringen. Die aber, mit ihren Luchsaugen, hatte sofort ausgewittert, um was sich's handelte.

Ei sieh doch, sagte sie mit ziemlich gelassener Stimme, aus der ich aber doch den Hohn kichern hörte, das ist ja ein Bild deines holländischen Heiligenmalers, und noch dazu in größerem Format, damit man es ja nicht übersehen soll. Ich muß sagen, wenn es nich.

wieder so ein bedenklicher Gegenstand wäre, könnte es mich fast mit ihm aussöhnen. Es kommt mir vor, als hätte er sich ganz besonders zusammengenommen, es hängt an einem Haar, daß es fast wunderschön wäre, nicht bloß die Mache, sondern so der ganze Zug hat was Großartiges, Historisches, wie Ihr's nennt, oder Stil — (man sieht, die kleine Frau hatte nicht ungestraft nun schon sechs Jahre unter Künstlern und ihren Gesellen gelebt, und lieferte ihre Kunstkritik so tapfer, wie der erste beste Zeitungsschreiber, nur mit etwas mehr Verständniß). Aber ich glaube gar, fuhr sie fort, die Bathseba, die sich da eben auskleidet, um ein Bad in einem sehr seichten Tümpel zu nehmen, ist euer Wunderthier vom Rhein, wenigstens sieht sie nicht aus wie die anderen Studienköpfe hier, und der kleine König David, der da oben aus dem Fenster schaut und natürlich wieder das holde käsfarbene Antlitz des Herrn Malers zeigt, betrachtet die Dame mit einem rechten Malerauge, wie ich's an gewissen Leuten kenne, wenn sie schönen Mädchen auf der Straße unter den Hut sehen. (Dabei ein Seitenblick auf den getreuen Ehegatten.) Nun, ich muß sagen, sie ist nicht übel, wenn er nicht gar zu stark die Farben aufgetragen hat. Aber habe ich nun nicht Recht gehabt, daß ich damals nichts davon wissen wollte, die arme „verfolgte Unschuld" mir in's Haus zu nehmen? Eine schöne Schlange hätte ich mir da im Schooß gewärmt! Die und hülflos! Ich denke, Eine die sich so malen läßt, halbnackt, wenn auch nur vom Rücken angesehen, die weiß sich zu helfen. Und nachträglich weiß ich nicht, worüber ich mich mehr wundern soll, über meinen guten arglosen Mann, der sich von so einer ausgelernten Spitzbübin hat bethören lassen, oder, wenn er selbst nicht so ganz harmlos bei der Sache war, über seinen guten Glauben, daß er m i r ein X für ein U machen könnte. Ich bin nur froh, daß die Geschichte dies Ende genommen hat.

Nach dieser, in überlegenster sittlicher Entrüstung herausgesprudelten Stand- und Schandrede, auf die ich nicht ein Wörtchen zu erwiedern wagte, zog meine treue Hausehre mich eilig fort, als fürchte sie, daß die gefährliche Person auch noch im Bilde ihre Hexenkünste an mir auslassen könnte. Und allerdings war es nicht ganz geheuer. Alles, was mein wunderlicher Freund an reinem Schönheitsgefühl und Geschmack besaß, war auf die Figur des jungen Weibes gewendet, die, bis an die Hüften schon entkleidet, auf einem Schemel saß, im Begriff, einen kleinen Schuh abzustreifen. Sie wandte dabei das verlorene Profil, das mit den zartesten Conturen umschrieben in keinem Zuge verändert und sprechend ähnlich war, nach der linken Seite, während ihr die Flechten eben losgegangen zu sein schienen und in reizender Verwirrung über den glänzenden Nacken fielen. Rücken und Arme waren so schön gezeichnet, wie ich es dem guten Genremaler kaum zugetraut hätte.

Was mich speciell aber am meisten anzog, war der traurig gleichgültige Ausdruck, mit dem das schöne Wesen den Kopf neigte und die Augen mit den langen Wimpern zu Boden senkte. Der König David auf seinem Altan schien mir in diesem Augenblick kein so großer Sünder, wenigstens die mildernden Umstände, die den schändlichen Uriasbrief begleiteten, von viel größerer Stärke, als sie mir je auf einer bemalten Leinwand vorgekommen waren.

Ich gestehe, daß ich den Rest des Tages in ziemlich nachdenklicher Stimmung verbrachte. Mein altes Credo, daß nämlich die Weiber Weiber sind, war wieder einmal bestätigt, und die scheinbare Ausnahme hatte sich als ein Irrthum herausgestellt. War's endlich doch Eitelkeit oder Noth oder bloße Gleichgültigkeit gewesen: das schöne Kind hatte sich in seiner Unanfechtbarkeit nicht behauptet. Aber obwohl es sanft angenehm ist, Recht zu behalten, und ich überdies mich hätte freuen sollen, den armen Verliebten nun doch noch „auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege" von seiner Hintersinnigkeit geheilt und hoffentlich jetzt als glücklichen Bräutigam oder gar schon Ehemann zu wissen, — es blieb dennoch ein gewisses Mißgefühl in meiner Seele, und ich ertappte mich zuweilen auf einem unwillkürlichen Kopfschütteln, als ob etwas nicht ganz in der Ordnung wäre. Meine kluge Frau schien zu merken, was in mir vorging, aber als wäre der Gegenstand meines Sinnens ein für allemal zu niedrig und gemein, um noch davon zu reden, erwähnte sie des Bildes mit keiner Silbe mehr und behandelte mich mit einer Milde und Sanftheit, wie einen beschämten Reuigen, nach dem schönen Spruch: „Und ist ein Mensch gefallen, führt Liebe ihn zur Pflicht."

Am anderen Morgen wollte ich gleich mit frischem Muth an ein neues Bild gehen, das ich fertig componirt im Kopfe trug, aber ich merkte, daß noch ein fremder Tropfen in meinem Blut war. Die Geschichte machte mir noch immer zu schaffen. Am liebsten hätte ich gleich Mynheer Jan aufgesucht und das Nähere erforscht. Aber er pflegte vor zehn Uhr Morgens nicht aufzustehen. Also schlenderte ich einstweilen noch einmal nach dem Kunstverein, da ich das Bild gestern nur im Fluge studiren durfte, und ärgerte mich nicht wenig, als ich an der verschlossenen Thür inne ward, daß gerade ein Samstag war, an welchem Tage bekanntlich die Bilder umgehängt und die Beschauer ausgeschlossen werden. Der Diener sagte mir, das Bild des Herrn van Kuylen sei schon gestern Abend wieder in sein Atelier abgeholt worden.

Um die Stunden bis zehn hinzubringen, schlug ich mich seitwärts durch die Arcaden des Hofgartens und bog in den englischen Garten ein, wo mir nie die Zeit lang wird. Er ist ja berühmt genug, daß man ihn nicht mehr zu loben braucht. Aber ich wette, daß die Wenigsten, selbst von den alten guten Münchnern, ihn so recht eigentlich in seinem besten Glanze kennen, und das ist an einem Herbst- oder Spätsommertag in den M o r g e n stunden, wo er so feierlich und öde ist, wie ein Urwald, und man lange durch die himmelhohen Schattengänge schweifen kann, ohne einer menschlichen Seele zu begegnen. Die Wiesen wuchern dann so üppig in der Sonne und die Bäume wissen sich vor strotzendem Laube nicht zu lassen, und das Sonnenlicht liegt — ich möchte sagen, so p a s t o s auf den spiegelglatten Seeen, und zwischen all der verzauberten traumhaften Stille rieseln und rauschen auch die vielen Arme der Isar gleichsam mit verhaltenem Athem dahin, und Vögel und Eichkätzchen trippeln und huschen geräuschlos durch die Zweige, oder dreist an den einsamen Bänken vorbei, wo höchstens einmal ein Student sitzt, der sich auf das Examen präparirt, oder ein armer Poet, der hier seine Liebesgedichte ausfeilt. Von meinen Collegen, den Landschaftsmalern, habe ich hier nie einen getroffen. Für die muß es weither sein, mindestens von Mittersendling, damit sie Respekt davor haben und es für ein „Motiv" halten.

Also wie gesagt, auch an dem Morgen schlenderte ich die bekannten Wege, diesmal aber ohne sonderliche Studien-Stimmung, da mir van Kuylen's Bild und was sich zugetragen haben mochte, bis er es malen konnte, beständig durch den Kopf ging. Wie ich so für mich hin träumend in die Nähe des famosen Wasserfalls komme, den die dankbaren Münchner, zur Ueberraschung für König Ludwig, um vieles Geld so kümmerlich veranstaltet haben, seh' ich auf der Bank, die oben auf dem kleinen Hügel steht, ein Frauenzimmer sitzen, das da ganz unbeweglich vor sich hin starrt und mir auch durchaus nicht interessant zu sein scheint, bis es mir auffällt, daß sie einen schwarzen Schleier über den Kopf gezogen hat. Ich denke aber: die hat Grund, nicht erkannt sein zu wollen, außer von dem Einen, auf den sie wartet, — und will schon vorüber, als mich eine wunderliche Ahnung treibt, mich doch noch einmal nach dem verschleierten Bilde umzusehen. Da macht auch das dunkle Wesen eine Bewegung, als ob es mich erkennte, faßt sich aber gleich wieder und sitzt so stockstill, wie vorher. Mir aber war die Art, den Kopf zu heben, so bekannt vorgekommen, daß ich unwillkürlich ein paar Schritte näher trat und: Herrgott, sind S i e es, Fräulein Käthchen! ruf' ich, und wie kommen Sie denn hierher? und strecke ihr in herzlicher Freude die Hand entgegen. Aber wer sie nicht annimmt, sondern wie eine Feder aufschnellt und Miene macht, ohne eine Silbe zu sagen davonzurennen, war unser armes Kind. Halt! sag' ich, so haben wir nicht gewettet — und vertrete ihr ganz zutraulich den Weg. Vor einem alten Freunde läuft man so nicht weg, sondern steht erst Rede, wie es einem seit so vielen Monaten ergangen ist. — Und dabei wurde mir immer unheimlicher zu Muth, theils weil sie eigensinnig schwieg und sich nur umsah, wohin sie mir entwischen könnte, theils weil ich eine Flasche mit einer hellen Flüssigkeit bemerkt hatte, die sie rasch unter ihrer Schürze zu verstecken suchte. Nun war es vollends meine Pflicht, ihr nicht von der Seite zu gehen, das hätte selbst meine Frau zugeben müssen.

(Schluß folgt.)

Ein medicinisches Räthsel.

Von Dr. Kreusler.

Die Promotion lag hinter mir, das Staatsexamen war nach Wunsch erledigt, und ich lebte bereits einige Monate als hoffnungsreicher junger Arzt in einer mittelgroßen Stadt, hatte mehrere „gute Curen", die vielleicht mit besserem Recht als „glückliche" zu bezeichnen waren, gemacht und in Folge dessen in kurzer Zeit eine bedeutende Praxis gewonnen, so daß ich mit dem Anfange meiner Laufbahn mehr als zufrieden sein konnte. Natürlich stand ich auf dem allermodernsten Standpunkte meiner vergötterten Wissenschaft, das Stethoskop ruhte mir wie ein treuer Freund am Herzen, verschiedene Reagensgläser begleiteten mich in einem eleganten Etui zu jeder Zeit, den Perkussionshammer glaubte ich in meiner Tasche aus eigenem Antriebe klopfen zu hören, und wenn ich mich auf der Straße ohne Thermometer fand, machte ich mir einen stillen Vorwurf. Ich hatte scharfe Augen, ein feines Gefühl in den Fingerspitzen, ein äußerst empfindliches Ohr, das die geringste Abnormität des Herzschlages klinisch empfand, kurz, ich war dermaßen ausgerüstet und zur Zeit so heimisch in den anatomischen und physiologischen Gebieten, daß es von Rechts wegen eigentlich keinen mir dunkeln Krankheitsfall hätte geben dürfen.

Bald sollte ich aber erfahren, daß dieses doch der Fall sein konnte. Ich wurde zu einem Kranken, dem zwölfjährigen Sohne reicher Eltern gerufen, und zwar wurde mein Besuch sofort gewünscht. „Der junge Herr ist in einem merkwürdigen Zustand," sagte der dienende Begleiter, „seine Eltern sind in der größten Sorge um ihn, er liegt seit zwei Tagen zu Bett, und heute ist er nicht mehr im Stande dasselbe zu verlassen, kommt jemand zu ihm, so sind seine Augen stets auf eine Stelle gerichtet, es ist —"

„Schön gut, wir werden sehen," unterbrach ich den redseligen Diener, denn ich hatte es mir zum Grundsatze gemacht, vor der genauen Untersuchung eines Kranken so wenig als möglich durch andere von ihm zu erfahren, damit ich durchaus nicht voreingenommen an die Untersuchung gehe.

Der junge Patient lag in einem prächtigen Zimmer auf weichem Lager, die besorgte Mutter an seiner Seite, der Hausherr war verreist. Der etwas zartgebaute bleiche Knabe sah mich mit einem zweifelnden großen Blicke an, sagte aber nichts zu mir. Sein Aussehen ließ mich zunächst an ein Brustleiden denken, die Lunge erwies sich aber bei genauester Prüfung als vollständig gesund. Klopfte man in der Gegend des Herzens, so machte der Knabe eine abwehrende Bewegung und gab durch Verziehung der Gesichtszüge einen lebhaften Schmerz zu erkennen, für den ich im Augenblick keinen Erklärungsgrund wußte. Die Töne, die der Herzschlag verursacht, waren völlig normal, nur schien mir der zweite etwas klingender, als es gewöhnlich der Fall zu sein pflegt. Ich untersuchte den ganzen Körper auf das genaueste, aber es gelang mir nicht, die geringste Abweichung von der Norm zu entdecken. Auffallend war es noch, daß der Knabe öfters und jedesmal, wenn ich die Gegend des linken oberen Augenhöhlenrandes berührte, wie erschreckt zusammenfuhr und den Blick in einen Winkel des Zimmers mit so ängstlichem Ausdrucke heftete, als erblicke er dort einen Gegenstand des höchsten Entsetzens. Ich forderte ihn auf, sich emporzurichten. Er machte einige angestrengte Bewegungen, es gelang ihm aber nicht, meinem Wunsche nachzukommen. Nachdem ich über eine Stunde lang mich mit dem Kranken abgequält, war ich so klug als vorher. Aus den nunmehr mit großer Aufmerksamkeit angehörten Mittheilungen der Mutter konnte ich gleichfalls keine Aufklärung gewinnen. Sie beschränkten sich im wesentlichen darauf, daß der Knabe vorgestern, aus der Schule kommend, erklärt habe, er müsse sich zu Bett legen und zwar wegen heftiger Kopfschmerzen. Als man ihn am anderen Morgen ermahnt aufzustehen, habe er dies verweigert, und heute sei er außer Stande, sich frei zu bewegen und zusammenhängend zu sprechen. Die ganze Wissenschaft drehte sich mir im Kopfe umher wie ein Mühlrad, an dem gerade die Speiche fehlte, welche diesem Krankheitsfalle entsprach.

„Was fehlt meinem armen Kinde?" frug die besorgte Mutter.

„In der That, ich muß gestehen," sagte ich, „daß mir der Zustand noch nicht so klar ist, als wünschenswerth wäre." „Wollen Sie meinem Kinde nichts verordnen?" frug die Mutter hastig und mit ängstlicher Besorgniß.

Ich hätte es dazumal als einen Verrath an der Wissenschaft betrachtet, ohne einen klar erkannten Grund für dieselbe eine entschiedene Verordnung zu geben; einen unschädlichen Trank zu reichen, schien mir Charlatanerie, und ich lehnte es mit Bestimmtheit ab, vor klarer Erkenntniß des Krankheitszustandes irgendwie einzugreifen. So ließ ich die Mutter, deren Besorgnisse schon durch einige einfache Rathschläge gemildert worden wären, mit ihrer Angst allein und versprach, morgen wieder zu kommen.

Am anderen Tage besuchte ich den Kranken zum zweiten Male. Ich fand ihn noch in demselben Zustande, wiederholte meine Untersuchung und erhielt dasselbe Resultat, d. i. gar keins. Die Mutter war eine schöne, junge Frau, sie stand stumm neben dem Lager, als ich mich verabschiedete, und sah mich mit einem bittenden Blicke ihres großen braunen Auges an, so lange, bis ich das Zimmer verlassen. Von der Straße sah ich noch einmal zu den Fenstern empor, da stand sie abermals, die verschlungenen Hände herabgesunken, und ich fühlte den bescheidenen Vorwurf gegen mich, der in ihren Zügen geschrieben stand, so deutlich, wie eine körperliche Berührung; mein Herz that einige heftige Schläge, aber ich konnte ihr ja nicht helfen, und Rath durfte ich als echt wissenschaftlicher Arzt in diesem Falle nicht geben.

Die nächsten Tage brachten mich, aller angewandten Mühe ungeachtet, in der Erkenntniß der Sachlage um nichts weiter.

Endlich entschloß ich mich, auf eine Consultation anzutragen. Ich schlug dazu einen höchst talentvollen, jungen Arzt, der bereits eines bedeutenden literarischen Rufes genoß, vor, und mein Vorschlag wurde von der besorgten Mutter gern angenommen.

Einige Tage vorher brachte ich mit unausgesetztem Studium zu, ich durchstöberte eine Menge detaillirter Krankheitsgeschichten, um ein Analogon zu diesem Falle zu finden, denn ich hatte mir die Angelegenheit zu einer Ehrensache gemacht.

Endlich traf mein sehr beschäftigter College, der überdies an einem entfernten Orte wohnte, ein, und schon am frühen Morgen machten wir einen gemeinschaftlichen Besuch bei dem Kranken.

Gleich beim Beginne der Untersuchung erkannte ich in meinem Collegen den vollendeten klinischen Meister, an einem häufig wiederkehrenden leisen Kopfschütteln bemerkte ich jedoch, daß er ebenfalls noch keine klare Einsicht gewonnen hatte. Das Krankheitsbild hatte sich nur in so weit verändert, als alle Symptome verstärkt hervortraten. Die einzige Thatsache, die mir entgangen war, und die meinem Collegen gegen das Ende der Untersuchung auffiel, war die, daß die Pupille des rechten Auges ein wenig weiter zu sein schien, als die des linken. Auch fanden wir den Puls etwas beschleunigt und den Athem auffallend rasch gehend, was aber recht wohl durch die Aufregung erklärbar war, in die der Kranke durch den unaufhörlichen Wechsel der Lage bei unserem Messen, Horchen und Klopfen gerathen mußte. Wir einigten uns schließlich in der Ansicht, daß der Kranke an einer akuten „Ernährungsstörung" in den nervösen Centralorganen leide, und konnten uns bei diesem Ausdruck um so eher beruhigen, als die exakte Wissenschaft bis auf den heutigen Tag mit einem gewissen Stolze von Ernährungsstörungen spricht, ein Wort, dem jedenfalls der Vorzug nicht abzusprechen ist, daß es so ziemlich auf alle Krankheiten paßt.

Wir theilten der Mutter das gewonnene Resultat mit, und ich vergesse nie das Glück, das sich wie Sonnenschein über ihr Gesicht legte, als wir versprachen, den Fall nunmehr auf energische Weise behandeln zu wollen, nämlich mit . . . Strychnin. Von seiner verhängnißvollen Kraft, richtig angewandt, hofften wir den glänzendsten Erfolg. Nachdem das Mittel drei Tage lang angewendet worden war, zeigte sich zwar noch nicht die geringste Spur von Besserung, dagegen stellten sich häufig kurze Zuckungen in den Gliedern ein, ein Zeichen, daß die vergiftende Wirkung begann. Wir mußten unser Verfahren einstellen.

Unterdes kehrte der Vater des Knaben zurück. In seiner Sorge hatte er unterwegs einen dritten Arzt gebeten mitzureisen, eine mir gänzlich unbekannte Persönlichkeit, von der uns jedoch der Vater versicherte, sie sei ihm auf das dringendste empfohlen worden.

Dieser Herr, gleichfalls ein noch junger Mann, der uns zu jenen Aerzten zu gehören schien, die immer jene Krankheiten vor sich



Der Heirathsantrag.
Nach dem Gemälde von A. Kindler.

zu sehen glauben, von denen sie zuletzt gelesen haben, hatte kaum den Kopf in die Thüre gesteckt, als er auch schon den Verdacht auf Trichinenkrankheit aussprach, wodurch er nicht nur die Eltern in große Aufregung versetzte, sondern die ganze Stadt revoltirte, so daß ich noch an demselben Abende zu wenigstens einem Dutzend Patienten gerufen wurde, welche sämmtlich über „unheimliche Empfindungen" im Leibe klagten. Glücklicherweise stellte sich die Irrigkeit dieser Ansicht am anderen Tage heraus, und die unheimlichen Empfindungen hörten ohne weiteren Arzneigebrauch auf.

Der kleine Kranke hatte für seine Person meine äußerste Theilnahme gewonnen. Er hatte in seinem Wesen eine mich rührende Schüchternheit, die sich oftmals in einer sanften Röthe zeigte, welche,

wenn man ihn fixirte, seine bleichen Wangen übergoß. Wir glaubten, daß dieselbe theilweise auf eine Mitleidenschaft des sympathischen Nerven beruhe. Obgleich seine Eltern auf unser Anrathen es ängstlich vermieden, ihm die Größe ihrer Besorgniß zu zeigen, und vielmehr eine gewisse Gleichgültigkeit zur Schau trugen, haftete doch der Blick des Knaben minutenlang auf seiner Mutter mit einem tiefen, ängstlichen, ich möchte sagen reuevollen Ausdruck, als bäte er sie seines Krankseins halber um Verzeihung.

Wir versuchten nun der Reihe nach verschiedene Mittel, mit denen wir das Nervenleiden zu bekämpfen gedachten, hatten aber fortwährend nur Gelegenheit, die schädlichen Nebenwirkungen zu studiren; günstiger Erfolg blieb aus.

In einem naheliegenden Dorfe wohnte ein ganz alter Arzt, dessen Name einst in der Wissenschaft vielfach genannt worden, jetzt aber ziemlich in Vergessenheit gerathen war. Er war früher die oberste medicinische Instanz in der Stadt gewesen; der fröhlich brausende Strom jüngerer Kraft hatte ihn aber von seiner Höhe herniedergerissen, und nun war er wie ein grollender Löwe in die Einsamkeit gezogen und lebte ferne von den Menschen in seiner schönen Villa. Er galt für eine schroffe und etwas hämische Persönlichkeit, mit der ärztlichen Praxis beschäftigte er sich nur ausnahmsweise und auf dringendes Bitten.

Auf Veranlassung eines Freundes der Familie sollte dieser alte Geheime Medicinalrath zur Consultation herbeigezogen werden, und weil man die Schwierigkeit kannte, ihn zu einer solchen zu bestimmen, ward mir der Auftrag, das Herz des alten Herrn zu erweichen und ihn zu dem Zwecke persönlich einzuladen. Es war mir dies aus verschiedenen Gründen unangenehm. Einestheils ließ sich bei den gänzlich verschiedenen wissenschaftlichen Standpunkten die Erzielung einer Verständigung durchaus nicht hoffen, anderentheils standen nunmehr vier Aerzte am Krankenbette, von denen ich mit gutem Grund fürchten mußte, daß sie alle zusammen noch mehr im Dunkeln tappen würden, als jeder einzelne von ihnen. Mit einer Art von Beschämung sah ich schon jetzt in Gedanken, wie wir den armen Kranken umstanden, jeder mit seiner besonderen Miene der tiefsten Einsicht, verbunden mit dem üblichen Achselzucken des Nichthelfenkönnens. Doch ich konnte den gewordenen Auftrag nicht ablehnen und ließ mich bei dem Geheimen Medicinalrath melden. Wie angenehm ihn meine Ankunft berührte, verrieth mir ein donnerndes „Meinetwegen“, das aus den inneren Gemächern an mein Ohr schlug. Ich trat mit einer mir sonst nicht eigenen Schüchternheit in das Studirzimmer des alten Herren, und sogleich durchzuckte mich der Gedanke: „Was wird das für eine Consultation geben!“ denn alles was ich um mich her sah, war förmlich raffinirt alt. Die Tapeten waren alt, die Möbel waren alt, die Uhren schienen aus der Zeit Ludwigs XIV zu stammen, kein Buch, das nicht in Schweinsleder gebunden gewesen wäre, der Medicinalrath, selbst ein greiser Mann, saß in einem antiken Sessel und rauchte aus einer Pfeife von unberechenbarem Alter sehr alten und wohlriechenden Tabak. Das einzige was in der gesammten Umgebung an das laufende Jahrhundert erinnerte, waren die Vatermörder des Bewohners, die sich als höchst modern und an Weiße mit frischgefallenem Schnee wetteifernd auswiesen.

„Was wollen Sie?“ fuhr er mich ziemlich unfreundlich an.

Ich brachte mein Anliegen in zwar bescheidener, aber doch etwas gemessener Weise vor.

„Ich praktizire nicht mehr,“ erwiderte er unwillig, „noch weniger consultire ich, und am allerwenigsten mit so jungen Herren, wie Sie, die Sie uns in vielen Punkten überlegen sind, und sich damit heimlich kitzeln, ohne zu bedenken, daß Sie nach wenig Jahren unserem Schicksal ebenfalls anheimfallen. Mein Ohr ist zu alt, um das Gras wachsen zu hören, und meine Hand zu ungeschickt, um herauszuklopfen, ob sich jemand den Magen an Pudding oder Rindsbraten verdorben hat. Aber bitte, untersuchen Sie doch einmal meinen Famulus, der gestern sich eine Indigestion durch Fische zugezogen hatte, ich möchte wissen, ob Sie keinen Forellenton hören?“

Ich nahm die Spötterei des alten Mannes mit Geduld hin und verzog keine Miene dabei, wodurch ich sichtlich sein Wohlgefallen erwarb, denn er legte ein lateinisch geschriebenes, medicinisches Buch zur Seite, zog die Klingel und sagte dem hereintretenden Diener nichts als „unten — links — siebzehn —“ worauf dieser mit einer Flasche Wein wieder erschien, der ebenfalls tief in das vergangene Jahrhundert hineinragte und in mir die Ueberzeugung wach rief, daß, wenn es Krankheiten gäbe, die sich mit der Zunge erkennen ließen, dieser alte Medicinalrath zu den größten Diagnostikern der Erde gehören würde.

Offenbar hatte ich vor den Augen des grollenden Löwen Gnade gefunden, er wurde sehr freundlich, erzählte von seiner Vergangenheit und entließ mich mit dem Versprechen, er werde morgen um ³/₄10 Uhr, vielleicht auch 5 Minuten später, in der Stadt eintreffen.

Wir waren pünktlich zur angegebenen Zeit in dem Hause des Kranken versammelt und hörten kurz vor 10 Uhr den Hufschlag eines Pferdes, das den alten Geheimen herbeitrug. Bald darauf trat er ins Zimmer im Reitmantel, gestiefelt und gespornt. „Ich bin etwas antiquirt, meine Herren, und liebe noch die alte Art zu reisen, sie ist zwar unmodern, aber man kommt von der Stelle. Wo ist der Patient?“ Er hatte während dieser Worte seinen Reitmantel abgelegt, und wir führten ihn ins Zimmer des Kranken. Nach einem flüchtigen Blick auf den Knaben wandte er sich zur Mutter und sprach in einem eigenthümlich weichen Tone, der von seinem sonstigen harten Wesen sehr abwich, der gebeugten Frau, wie es uns schien, etwas vermessener Weise die feste Hoffnung aus, daß ihr Kind genesen werde. Sodann begann er nach seiner Manier die Untersuchung, welche uns höchst wunderlich vorkam. Was bei uns das erste gewesen, war bei ihm das letzte. Er fixirte den Kranken, mit einer fast drohenden Miene lange Zeit ihn unverwandt anblickend, während er mit der Hand, gleichsam wie zufällig, ihn an verschiedenen Körperstellen drückte. Dann that er eine Menge von Fragen, in denen sich ein bestimmter Zweck gar nicht erkennen ließ, und die zum Theil gar nicht in Beziehung zu dem Krankheitszustande zu setzen waren. Trotzdem schien er auf die wenigen, fast unverständlichen Antworten das größte Gewicht zu legen, und sah uns, sich umwendend, oft bedeutungsvoll an, als wolle er fragen: Was sagen Sie dazu? Wir wußten gar nichts zu sagen. Nachdem der Alte noch verschiedene, uns unverständliche Manöver gemacht, ging er zur speciell physikalischen Untersuchung über, indem er ein Hörrohr von solch niegesehenen Dimensionen aus der Rocktasche zog, daß uns ein wahres Entsetzen überfiel, denn immer, wenn wir glaubten, es werde nun bald endigen, brachte er noch einige weitere Handbreiten davon zu Tage. „Wie gefällt Ihnen mein Stethoskop,“ frug er mit einer Art von Grimm, es uns unter die Nase haltend, „ich hoffe, meine Herren, es gefällt Ihnen ausgezeichnet?! Es ist ein wenig lang, aber man braucht sich beim Gebrauch weniger zu bücken, und das ist mir viel werth. Also am Herzen und über dem linken Auge will der Kranke Schmerzen haben, sagten Sie mir, meine Herren!“ Damit setzte er sein Hörrohr dem Patienten direkt auf das Schultergelenk, eine Gegend, wo durchaus nichts zu hören ist, und fuhr mit der anderen Hand dem Knaben wiederholt über Brust und Stirn, immer aufs eifrigste horchend. Ueber die neue Methode, den Herzschlag am Oberarm zu studiren, konnten wir das Lachen nicht unterdrücken, ein Glück, daß der Alte es nicht hörte, denn er machte ein Gesicht, als sei er sehr stolz auf seine Untersuchung, und als befriedige ihn ihr Resultat im höchsten Grade. Zum Schluß fühlte er den Puls ununterbrochen, während wenigstens fünf Minuten. Dann erklärte er die Untersuchung für beendet, und wir traten in ein anderes Zimmer.

„Wofür halten Sie die Krankheit, Herr Geheimrath?“ frug ich gespannt. Statt einer Antwort frug er zurück: „Was haben Sie dem Patienten gegeben?“

„Anfänglich Strychnin,“ sagte mein erster College.

„Hilft nichts!“ war die kurze Kritik des Alten.

„Darauf Eisenjodür!“ bemerkte der zweite College.

„Das hilft gar nichts!“

„Auch Chinin erhielt der Knabe,“ fügte ich hinzu.

„Alle ine und üre helfen hier nichts, eins immer noch weniger als das andere,“ sagte der Alte lakonisch.

„Was wollen Sie denn geben?“ frug ich etwas gereizt.

Der Alte stützte sich auf seinen Stock und sah uns der Reihe nach mit einem durchbohrenden Blicke an, dann sagte er nach langer Pause mit feierlicher Stimme: — — — — „Camillenthee!“

Wir fuhren, wie von einer Tarantel gestochen, zurück.

„Einen Thee von matricaria chamomilla Linné in einer Medicinflasche,“ wiederholte der Geheimrath mit Ruhe.

„Wofür halten Sie denn das Leiden?“ fuhren wir gleichzeitig heraus. „Glauben Sie nicht an eine Ernährungsstörung im Rückenmark?“

„Camillenthee!“ wiederholte der Alte unerbittlich.

Aber es ist doch fast lächerlich, nach der Anwendung der energischsten Mittel, nach Chinin, Strychnin und dergleichen verordnet doch kein Mensch — —

„Camillenthee!“ sagte der Geheimerath drohend.

„Behandeln Sie auch Beinbrüche innerlich mit Camillenthee, Herr Geheimrath?“ brach mein heißköpfiger College hervor.

„Nein,“ sagte der alte Herr, sein Sammetkäppchen ruhig abnehmend und uns sein graues Haar zeigend. „Befolgen Sie meine Verordnung, und der Patient wird sicherlich in kürzester Zeit gesund. Sollte er aufzustehen verlangen, so wehren Sie ihm das nicht.“ Mit diesen Worten hing er den Reitmantel um und ergriff seine Reitpeitsche. „Doch ich habe noch eine Frage vergessen,“ fügte er hinzu, „ich will noch einmal zu dem kleinen Patienten gehen,“ und er begab sich völlig reisefertig nochmals ins Krankenzimmer, kam aber sehr bald zurück, verabschiedete sich von uns, und nach wenigen Minuten hörten wir den Tritt seines Pferdes auf der Straße. — Wir drei Collegen standen uns gegenüber und sahen uns starr an.

Ein Original von der ersten Größe, aber nicht recht bei Troste, das war unser schließliches Urtheil, doch beschlossen wir, da der Nachtheil höchstens in einer kurzen Versäumniß bestehen konnte, den Willen des Alten zu befolgen, und mit diesem wissenschaftlichen Schauder verschrieben wir den entsetzlichen Camillenthee. Lebhaft entsinne ich mich noch, wie das elegante Glas, die nichtssagende Flüssigkeit enthaltend, auf dem Tische stand; es schien mir, als mache sich die lange Etiquette mit ihrem „zweistündlich einen Eßlöffel“ ganz besonders breit, und in der Nacht träumte mir, ich segle auf einem sturmbewegten Meere von Camillenthee und die grünen Wellen drohten jeden Augenblick mich zu verschlingen. Fast noch unheimlicher aber, als dieser Traum, war am andern Morgen die Wirklichkeit. Etwa um 10 Uhr besachte ich meinen Patienten. Ich trat ins Krankenzimmer, ein eigenthümlich frisches Wehen kam mir entgegen; ich blickte um mich — alle Fenster standen offen. Todt! er ist todt! durchzuckte es mich, wie unerwartet! also wirklich ein apoplektischer Anfall! Mit bebenden Händen entfernte ich die Vorhänge des Bettes von einander, das Herz schlug mir vor dem Moment, wo ich die starren Todeszüge des armen Knaben sehen sollte. Da trat die Mutter herein, sie strahlte vor Glück.

„Ach, Sie schon da, Herr Doktor,“ rief sie mir zu, „Sie finden den kleinen Patienten nicht hier; kaum brach der Tag an, so erklärte er aufstehen zu wollen, und kaum war er aufgestanden, so verlangte er mit dem größten Ungestüm zur Schule zu gehen. Da wir ihm nicht entgegen sein sollten, gaben wir seinem Drängen nach, er wird sogleich heimkehren. Die Arznei hat Wunder gewirkt, obgleich sie noch bei weitem nicht fertig gebraucht wurde. Der Knabe ist so, als habe ihm nie etwas gefehlt.“

Während sie noch sprach, trat der Genesene herein, er erröthete sehr tief, als er mich erblickte, und ich konnte mein Wohlgefallen an der liebenswürdigen Schüchternheit des Knaben abermals nicht unterdrücken. Auch der Vater fand sich ein, und man ergoß sich, bei aller Anerkennung unserer Bemühungen, in Lobeserhebungen des alten Geheimen Medicinalrathes und bat mich, ihn von dem ausgezeichneten Erfolg seiner Behandlungsweise in Kenntniß zu setzen. Das hätte ich von selbst gethan, ich stand vor einem Räthsel, dessen Auflösung ich mir um jeden Preis verschaffen wollte.

Schon gegen Mittag fand ich mich abermals in dem Studirzimmer des alten Herren, der offenbar in der rosigsten Laune war, denn anstatt mich zu begrüßen oder sonst von meiner Anwesenheit Notiz zu nehmen, sagte er sogleich zu dem anwesenden Diener: „unten — rechts — vierundzwanzig“, und dann erst wandte er sich mit dem zuversichtlichsten Tone von der Welt zu mir:

„Der Patient ist aufgestanden! Ja, der Camillenthee, verordnen Sie nur fleißig Camillenthee, es ist nur erforderlich, daß Sie vorher den Zustand g a n z k l a r erkannt haben.“

„So schreiben Sie in Wahrheit diesen überraschenden Erfolg dem gleichgültigen Mittel zu?“

„Gleichgültig, das nennen Sie gleichgültig? Sollte ich die arme, besorgte Mutter stehen lassen, ohne ihr zu zeigen, daß etwas für das Kind geschehe? Die Angst der Umgebung wirkt nachtheilig auf den Kranken, ihre Ruhe günstig. — Ich will Ihnen übrigens volle Aufklärung über den Erfolg, an dem der Thee sehr unschuldig ist, geben. Als ich völlig reisefertig war, trat ich noch einmal ganz unerwartet in das Zimmer des Kranken. Ich sah den Knaben drohend an, hieb mit meiner Reitpeitsche zornig auf die Bettdecke und rief: Du abscheulicher Junge, glaubst Du einen alten Mann noch zum Narren haben zu wollen, und schämst Du Dich nicht, Deine Eltern in solche Noth und Sorge zu stürzen? Uebermorgen komme ich wieder, und bist Du dann nicht völlig gesund, und hast Du nicht die Schule besucht, so sprechen wir uns auf andere Weise. Zum Schluß ein zweiter Schlag auf die Bettdecke, der den Jungen erschreckt emporfahren ließ. Er gestand unter bitteren Thränen ein, daß er geheuchelt, ich möge ihn aber nicht für gar zu schlecht halten, denn er habe gar zu große Angst vor der Schule, er könne die vielen Arbeiten nimmermehr bewältigen und sein Lehrer höhne ihn vor der ganzen Klasse aus, das sei ihm unerträglich. Da sehen Sie einmal wieder eine Frucht des unmäßigen Einquälens in unseren Schulen, und des rastlos gestachelten Ehrgeizes!“

„Aber ich verstehe die ganze Art Ihrer Untersuchung nicht,“ sagte ich, ohne noch im mindesten innerlich zu lachen.

„Die zielte lediglich darauf ab, die Richtigkeit meines bald gewonnenen Eindrucks, daß hier ein Fall von Simulation vorliege, zu bestätigen. Daß hier kein physikalisch nachweisbares Leiden vorlag, konnte ich mir sagen, denn das hätten Sie sicher herausgefunden, und vielleicht besser als ich. Aber Sie haben in diesem Falle, wie man sagt, den Wald vor Bäumen nicht gesehen.“

„Warum setzten Sie Ihr Hörrohr dem Knaben auf die Schulter? Wir wußten in der That nicht, was wir zu einer so sonderbaren Art, das Herz zu untersuchen, sagen sollten.“

Der alte Arzt lächelte und sagte: „Weil Sie mir sagten, der Knabe habe Schmerzen in der Herzgegend und oberhalb des Auges. S i e glaubten das ohne weiteres, so unmedicinisch die Erscheinung auch war, i ch glaubte es keinen Augenblick, weil ich sah, daß in der Seele des Knaben ganz besondere Vorgänge stattfanden, und war damit der Mühe überhoben, nach einer Menge ebenso gelehrten als irrigen Erklärungen mich umzusehen. Dadurch, daß ich mein Rohr auf die Schulter setzte, richtete ich des Kranken Aufmerksamkeit auf diesen Punkt und deshalb vergaß er es, bei meinem gleichzeitigen Druck auf Herz und Auge die Schmerzen zu zeigen, mit denen er Sie angeführt hat.“

Der Geheimrath goß sich ein neues Glas Wein ein, that sehr langsam und mit dem Ausdruck der größten Sachkenntniß einen langen Zug und sagte dann mit einer gewissen Feierlichkeit zu mir:

„Nun will ich Ihnen einen Rath geben, den zu befolgen Sie wohl thun werden. Bevor Sie einen Kranken als Kranken ansehen, sehen Sie ihn als Menschen an; der Blick durch die Zustände der Seele läßt die Zustände des Körpers klarer erkennen, und mit dem was sich sich Ihnen daraus erschließt, können Sie manchen Leidenden zwar nicht heilen, aber seinen dornenvollen Weg ebnen, und ihn hier und da mit Blumen bepflanzen, durch die er freier und glücklicher dem Tode entgegenwandelt. Mit einem richtigen Worte an richtiger Stelle läßt sich manche Dosis Morphium sparen, und manche ruhige Nacht gewähren ohne Migräne am anderen Morgen. Vielleicht schütteln Sie den Kopf zu meinen Worten, wie Sie ihn über meine ganze Persönlichkeit geschüttelt haben, ich meinerseits aber zolle Ihnen volle Anerkennung, wie ich Ihnen beweisen will.“

Der Alte ergriff von seinen schweinsledernen Bänden einen der kleineren, und hielt ihn aufgeschlagen mir vor die Augen. Es war — meine eigene Schrift, mit der ich meinen Ruf zu begründen gedachte, versehen mit zahlreichen Randbemerkungen, deren Bedeutung mir nach einem kurzen Einblick klar wurde.

„Mit demselben Stolze,“ fuhr der Geheimerath fort, „mit dem Sie jetzt vor Ihrem Werke stehen, stand ich einst vor manchem der meinigen, die jetzt niemand mehr liest. Auch das Ihre wird bald niemand lesen, und während Sie binnen kurzem vielleicht in stiller Arbeit sich abmühen, um neues zu schaffen und Lorbeeren zu gewinnen, wirbelt der eilende Tritt der jüngeren Generation schon den Staub auf, der Ihre Kränze entfärben soll. Darum sollen die jungen Vertreter der Wissenschaft demüthig sein, bevor sie gedemüthigt werden. — — — — — —

In Gustav Schauers photographischem Kunstatelier.

Wer heute an den Schaufenstern unsrer Kunst- und Buchläden vorübergeht und, durch die Gewohnheit bereits ziemlich gleichgültig dagegen gemacht, einen flüchtigen Blick über jene bräunlich getönten photographischen Reproductionen hingleiten läßt, welche dort eben so wie in den Mappen der Kunstfreunde den ehedem alleinherrschenden, den Kupfer-, Stahl- und Steindrucken, den Platz immer enger und streitiger machen, und sich an der unbedingten Trefflichkeit, der Treue und Präcision dieser Copien der schönen Wirklichkeit und der Gebilde der Malerei, der Sculptur und Architectur erfreut, — für den hält es schwer, sich in die doch so nahe hinter uns liegende Zeit zurückzudenken, wo man sich noch um die ersten photographischen Blättchen oder um die ersten kleinen daguerrischen Platten wie um ein Wunder drängte und Leistungen der Art bestaunte, die sich heute nicht ans Licht eines Winkelladens mehr hervorwagen würden.

Ja mächtig hat sich die Photographie emporgeschwungen trotz aller Anfeindungen. Fuhrleute, Kutscher und Chausseepächter können ihrer Zeit nicht heftiger gegen die Eisenbahnen protestirt und geeifert, nicht trostlosere Prophezeiungen von den unseligen Wirkungen der Einführung dieser dämonischen Erfindung verkündet haben, als bei dem ersten Auftreten der Daguerrotypie in Bezug auf deren Folgen und natürliche Wirkungen für die Kunst laut geworden sind. Und was hat sich von diesen, wie von jenen bestätigt? Jeder Künstler erkennt heute freudig an, daß für das wahre Gedeihen und den Fortschritt der Kunst, ebenso wie für die Verbreitung rechter Erkenntniß und Liebe derselben bei den Menschen, nichts Segensreicheres in die Welt kommen konnte, als eben die Photographie.

Jedermann sind die großen und erfreuenden Wirkungen offenbar, welche die Photographie (von ihrer immensen Bedeutung für die Wissenschaft ist hier nicht einmal die Rede) in Bezug auf die allgemeine und weiteste Verbreitung der Kunst und des Genusses an ihren Werken und somit für die Bereicherung unsers ganzen häuslichen Gemüths- und Geisteslebens gehabt hat.

Keine der frühern Reproductionsweisen, nicht Kupferstich noch Lithographie, war fähig, eine ähnlich unbegrenzte Masse der durch ihr Verfahren hergestellten Nachbildungen zu schaffen, am wenigsten aber diese in jener absoluten Treue gegen das Original zu liefern, welche allein das durch einen willen- und selbstlosen Naturproceß erzeugte photographische Bild zu geben vermag. Jene unbegrenzte Vervielfältigungsfähigkeit wurde der Grund der Wohlfeilheit der sich nun in unerschöpflichen Massen durch die Welt ergießenden Copien der Wirklichkeit und der Kunstwerke alter und neuer Zeit; und diese so in aller Hände und jedes Besitz gelangenden Reproductionen konnten sich rühmen, annähernd die Spiegelbilder der Originale zu sein, mithin auch richtige Anschauung und Kenntniß dorthin zu verbreiten, wo ehedem kaum einmal das lächerlich verzerrte Abbild von echter Stümperhand hingedrungen war.

So lange die photographische Technik noch in ihren Anfängen steckte, begnügte sie sich außer mit der mehr oder weniger künstlerisch geleiteten Portraitdarstellung und der Aufnahme landschaftlich-architectonischer Ansichten, mit der Copirung der bereits vorhandnen Stiche und Lithographien, welche jenen keine Schwierigkeit bereiten konnten, die erst mit der, gleichsam zu übersetzenden, Farbe des Bildes beginnen. So wurden die bis dahin geschätztesten Stiche alter Meisterwerke der Alten und Neuen plötzlich aus einem kaum bezahlbaren seltnen Alleinbesitz bevorzugter Liebhaber und Sammler zum Gemeingut alles Volks. Die Möglichkeit, sie in jedem noch so kleinen Maßstab in gleicher Treue und Schärfe photographisch herzustellen, kam noch hinzu, um diese Popularisirung des Herrlichsten und Größten zu befördern, — und gewiß, dessen Werthschätzung konnte nur durch sie gewinnen. Seit einigen Jahren aber ist es dem vervollkommneten photographischen Verfahren gelungen, ohne der Vermittlung der ältern Reproductionsmittel zu bedürfen, die Werke der Meister, das Oel- und Aquarellbild (nachdem die Handzeichnung schon längst keine Schwierigkeit mehr bot) direkt zu copiren, seine Farbenharmonie und Wirkung durch die entsprechende des reich abgestimmten photographischen Tons gleichsam übersetzend.

Die deutschen Photographen sind weder damals noch jetzt hinter ihren französischen und englischen Collegen zurückgeblieben, nicht in der speculativen Ausbeutung, aber auch nicht in der technischen künstlerischen Ausbildung, am wenigsten in der Verwendung der großen Erfindung zur Erreichung ihrer idealen Mission.

Es wären nach allen diesen Richtungen hin deutsche Firmen zu nennen, die sich durch Regsamkeit, Unternehmungsgeist und erzielte Resultate einen bekannten und klangvollen Namen in der photographischen Welt erworben haben. Eins der berühmtesten derselben, das ihnen allen, wenigstens was die geistige Auffassung der Aufgabe der Photographie betrifft, seiner Zeit vorausgeschritten war, ist das vielgenannte Kunst- und Verlaginstitut des Hofphotographen Gustav Schauer in Berlin. In der Friedrichstraße fällt jedem Vorübergehenden das zierliche mittelgroße Haus No. 188 auf, dessen große Fenster im Erdgeschoß eine der reichsten und werthvollsten Ausstellung photographisch-künstlerischer Erzeugnisse zeigen, welche Berlin überhaupt zu bieten vermag, während das ganze Gebäude von dort bis zum hohen Dach hinauf eine photographische Copienwerkstatt im größten Stil darstellt. Der Mann, dessen Namen diesem Institut noch heut geblieben ist, bezog hier vor wenig mehr als 20 Jahren miethweise ein Dachkämmerchen, experimentirte gänzlich mittellos, aber mit scharfer Einsicht und glücklichem Instinkt für das Wesen und die Zukunft der Photographie begabt, mit der neuen Erfindung, stieg von Erfolg zu Erfolg, und damit zugleich von Etage zu Etage dieses Hauses, bis das Ganze sein Eigenthum und eben zu jener großartigen Werkstatt geworden, die es geblieben ist, auch seit ihr genialer Begründer längst die Arbeiten und Aufregungen eines vielverzweigten Geschäftsbetriebs und immer productiver Thätigkeit mit der behaglichen Muße eines prächtigen Ruhesitzes auf seiner Villa bei Coburg vertauscht, und Haus und Geschäft an einen Nachfolger, den Bruder des berühmten Malers Adolf Menzel, abgetreten hat, nach dessen frühem Tode die geistvolle, kunstverständige Gattin des Verstorbenen das große Institut in dem Sinne seines Begründers noch heut mit schönem Erfolge leitet. Schauer überließ die blos speculative, schnell Geld bringende Ausbeutung den vielen, denen sie goldne Ernten getragen hat. Er ergriff mit Lebhaftigkeit und Wärme eine vorher noch gar nicht berücksichtigte Seite der Bedeutung und Wirksamkeit der Photographie: die kunstgeschichtliche. Die täglich anwachsende Masse des Materials, die tausend Copien der besten Stiche und Steinzeichnungen älterer Kunstwerke, wie die der populärsten und der gediegensten neuen, begann er nach Meistern und nach Museen zu ordnen und zu theilen; und indem es ihm gelang, allmählich alle namhaftern und bewährtesten Kunstforscher und Kunsthistoriker Deutschlands dafür zu gewinnen, gab er den so vertheilten Bildstoff mit Texten, Einleitungen von der Hand dieser Männer, in einer langen Folge von Meister-Albums und von Galerien-Albums heraus, welche eine glückliche originelle Idee in glänzendster Form verwirklichten. Diese Albums, in denen das gediegenste Wort und das vollkommenste Bild sich so vorzüglich gegenseitig erläuterten und ergänzten, während die Eleganz der äußern Ausstattung dem ernsten Gehalt so leicht den Eingang in die Salons der besser situirten Gesellschaftskreise eröffnete und bahnte, haben in diesen mehr für die Freude an echter Kunst, mehr für die Kenntniß ihres Wesens und ihrer Geschichte gethan, als dickleibige kunsthistorische Bände, deren Auseinandersetzungen, ohne von der Anschauung unterstützt zu werden, ein leerer Schall bleiben mußten, je vermochten. Diese Rafael-Albums von Ad. Stahr; Michelangelo, Tizian-, Paul Veronese-Album von Lübke; Rembrandt- und Van Dyck-Album von Eggers; Rubens-Album von Waagen; Dürer- und Van Eyck-Album von Hothe; Murillo-Album von T. Ulrich, Correggio- und Niederländer-Album von H. v. Blomberg; Holbein-Album von A. Woltmann, diese Albums der Dresdner-, Münchner-, Wiener-, Berliner-, Pariser-, Petersburger-, Londoner National-, Madrider-, Florentiner- und Venetianischen-Galerien, sind längst von der Presse und vom Publikum nach ihrer vollen Wichtigkeit gewürdigt worden. Auch die Kunst der Gegenwart ging nicht leer aus; das Delaroche-Album mit Text von Delaborde, das Ary Scheffer-Album von Vitet, das Horace

Vernet-Album von L. Pietsch vermittelten in gleicher Weise durch Bild und Wort das Werk der drei berühmten modernen französischen Meister dem deutschen Publikum. Die gegenwärtigen Leiter des Schauerschen Instituts haben noch einige Albums neuerer Meister und ein Galerienalbum den genannten nachfolgen lassen: das der Kaulbachschen Wandgemälde im Neuen Museum von Berlin, mit Text von K. Frenzel, das Menzel-Album und das der Kasseler Gallerie, mit Text von L. Pietsch. Die Hauptthätigkeit dieser Werkstätten hat neuerdings eine andre Richtung genommen: die Reproduction der modernen Meisterwerke deutscher Kunst unmittelbar nach den Originalen, gegenwärtig von ihm zu einer, von keinem übertroffnen, von wenigen erreichten Vollendung gebracht, hat die Copirung der Stiche dort fast ganz verdrängt. Die schönsten Schöpfungen der an Talenten so reichen heutigen Berliner Künstlerschaft zumal gehn direct von der Staffelei ihrer Maler noch früher als zur öffentlichen Ausstellung in das Schauersche Glashaus und jene, wie das Publikum, wünschen sich Glück dazu. Die Virtuosität dieses Ateliers in der Lösung der schwierigsten derartigen Aufgaben erwies sich besonders überraschend in der großen bewundernswerthen Reproduction der Menzelschen „Tafelrunde Friedrichs des Großen", welche dem Institut die höchsten Ehren der Pariser Weltausstellung erwarb; und neuerdings wieder in der Copie des Bleibtreuschen Bildes „König Wilhelm bei Königgrätz", eine photographische Meisterleistung, welche König Wilhelm selbst durch Uebersendung eines schönen Zeichens der Anerkennung in Gestalt einer kostbaren, kunstvollen Broche an die Besitzerin des Institutes ehrte.

Die Photographien aus der Schauerschen Werkstatt bilden denn auch die Grundlage für manche Holzschnittblätter, durch welche das Daheim seine Leser, und alle die, welche keins dieser großen Lichtbilder erreichen könnte, in fortlaufender Kenntniß von den neuesten sinnigsten, liebenswürdigsten, den ernsten und lustigen Kunstschöpfungen erhält, wie sie ihrer Maler schaffensfrohen Händen entstehn, und damit an seinem Theil dafür sorgen und wirken hilft, der reinen Freude am Schönen, dem erhebenden Genuß an der edlen Gottesgabe der Kunst immer neue Herzen und Geister in allem Volk zu gewinnen.

L. P.

Eine Cabinetsintrigue.

Historischer Roman von Georg Hiltl.

(Fortsetzung.)

Der König ging mit so heftigem Tritte auf und nieder, daß der Staub aus den Dielen emporstieg.

„Wenn ich nun," sagte er, stehen bleibend und den Agenten anblickend, „Sie beim Kopf nähme und Sie nach Dresden lieferte."

„Dann würde ich freilich mit dem Tode meine Neigung zu Euer Majestät büßen, aber ich würde gern sterben, weil ich einem Monarchen, den ich verehre, Dienste erwiesen habe," entgegnete Clement, ohne eine Miene zu verziehen.

„Haben Sie keine Furcht," fiel der König ein, „ich muß aber — Sie sehen es selbst ein — diese Anzeige nützen. Ich überlege nur, wie es anzufangen ist. Vielleicht werde ich mit einem Schlage zwischenfahren. Sie haben sicherlich keine Vorbereitungen für so etwas getroffen."

Clement seufzte. „Ich bin untröstlich," sagte er halblaut, „der Ueberbringer so schlimmer Neuigkeiten sein zu müssen, aber die Pflicht gebietet mir Euer Majestät nichts zu verschweigen.

„Noch mehr?" rief der König.

„Leider Sire. Sie haben nur einen Theil des ungeheuren Complottes erfahren. Ich komme nunmehr zum zweiten: der erste bedroht den Staat — der zweite Ihre Person."

„Ha," rief der König mit der Hand zum Degen fahrend, „das wäre! — Richtig — ja, es stand schon in Ihrem Briefe. Aber wie? wann?"

„Die letztere Frage kann ich nicht genau beantworten. Aber ich glaube richtig zu schließen, wenn ich als den Zeitpunkt des Attentates gegen Euer Majestät den Augenblick bezeichne, wo Sie gegen die Mächte, in Folge der von mir gemachten Enthüllungen auftreten würden. Es würde daher die erste und nächste Aufgabe Euer Majestät sein, Ihre erhabne Person zu sichern."

„Eine Hand legt sich an einen Gesalbten Gottes?" rief der König erbleichend.

Es lag in diesem Aufrufe so viel Abscheu, daß selbst Clement erschüttert war, es war ihm die Gewißheit geworden, daß der König nicht allein um seine Person besorgt und seinetwegen entrüstet war: Friedrich Wilhelm sah in der projectirten Attacke vielmehr einen Angriff auf das gesammte Königthum. Er vermochte nicht, seine Gedanken zu sammeln und trommelte mechanisch aber heftig und wüthend auf den vor ihm stehenden Tisch.

„Gebt mir Nachweis — wie es mit mir gehalten werden soll," sagte er kalt.

„Eure Majestät meinten vorhin, es sei nicht gehörige Vorbereitung getroffen — Sie irren. Gerade um Sie bei den beabsichtigten Gewaltstreichen unschädlich zu machen, würde man Ihrer Person sich zunächst versichern."

„Und wie?"

„Ich muß ein wenig ausholen. Es finden gewöhnlich gegenseitige Einladungen der hohen Herren statt. König August ladet Eure Majestät — Sie den König von Sachsen ein. Man würde nun die Gastfreundschaft nicht verletzen, aber man würde einen weit kühneren Streich wagen, — indem man Eure Majestät aus Ihrem eigenen Lande entführt."

„Teufel und Donner," schrie der König.

„Es ist so. Der Anschlag ist folgender. Man wird eine Jagdpartie etwa in der Nähe von Braunfels oder Zossen arrangiren. Unter irgend einem Vorwande werden Sie beim Treiben in der Hitze der Verfolgung des Wildes an einsame Stellen gelockt, hier werden im Dickicht einige der gedungenen Personen, lauter Leute übrigens von Distinction und gutem Namen verborgen sein, welche, sobald Eure Majestät an der bezeichneten Stelle angekommen sind, Sie von allen Seiten umzingeln, mit den Waffen in der Hand Sie zum Halten zwingen, Ihnen, wenn Sie sich zur Wehre setzen, die leichten Jagdwaffen aus der Hand schlagen und dann sich Ihrer Person bemächtigen. In den Stallungen des Schlosses zu Stülpe, welches dicht in der Nähe liegt, werden drei wohlbespannte Wagen bereit gehalten. Einer derselben ist bestimmt, Eure Majestät aufzunehmen, natürlich mit Ihren Wächtern, der zweite wird eine Sauvegarde enthalten, eben so der dritte. Wenn das Manöver gelungen ist, das heißt, wenn Sie im Wagen sitzen, nimmt ein Fuhrwerk die Spitze, dann kommt Ihr Wagen, dann folgt der dritte, welcher langsam fährt und ganz mit Bewaffneten gefüllt ist, für den Fall, daß Ihre Begleiter etwa Versuche zur Befreiung machen sollten. Während die Leute im letzten Wagen die beiden ersten Fuhrwerke und den Raub decken, wird man in gestrecktem Carriere mit Ihnen über die Grenze jagen, die ja nicht weit entfernt ist, und dann — dann sind Sie in der Gewalt Ihrer Feinde."

Dieser Plan war so genau beschrieben, daß der König nicht an der Wahrheit zweifelte, zumal da er schon durch Clements eingehende Schilderungen der großen politischen Intrigue vollkommen von dessen Redlichkeit überzeugt, von seiner Kenntniß eingenommen war.

„Schändlich," rief er. „Aber ehe sie mich in den Wagen brächten, würde es doch einige blutige Köpfe setzen. Wenn sie mich nun aber haben, die Sappermenters! was haben sie dann? he? was soll denn nun geschehen!"

„Auch dieses ist abgemacht. Es befindet sich in Euer Majestät Verschluß — oder in den Händen Ihrer Majestät der Königin — oder sonst wo, sicher untergebracht ein von Eurer Majestät entworfenes Testament, welches in Bezug auf die Thronfolge im Falle eines frühzeitigen Ablebens Eurer Majestät — seltsame oder doch besondere Bestimmungen enthalten soll."

„Wieder dieses Testament," flüsterte der König.

„Gewisse Personen Ihres Hofes haben alle Ursache, dieses Testament recht genau kennen zu lernen," fuhr Clement mit den

Augen blinzelnd fort, „und dasselbe, falls es nicht zu ihren Gunsten abgefaßt ist, zu vernichten oder aus eigner Machtvollkommenheit umzustoßen. Wie dem auch sei, wenn der freche Gewaltstreich gegen Eure Majestät geglückt ist — dann würden die bewußten Personen sich sogleich an die Arbeit machen und diese Arbeit zerfällt in folgende Theile: Ein bereitstehendes hannöversches Corps wird, sobald Sie entführt sind, direct auf Berlin dringen, dann würde die Königin gezwungen werden, entweder ihre Verzichtleistung auf den Thron zu unterzeichnen, oder sich ganz kaiserlicher Gewalt zu unterwerfen. Um ihr jedes Mittel zur Abwehr oder glücklichen Niederwerfung ihrer Feinde zu entreißen wird eine besondere Commission der Verschwörer sogleich auf den königlichen Schatz die Hand legen und alles baare Geld in Beschlag nehmen."

Der König stöhnte vor Zorn, denn er sah in Gedanken schon seine herrlichen blanken Thaler nach Sachsen oder Hannover wandern.

„Damit sogleich eine vollständige Sprengung aller königlich preußischen Angehörigen und deren Autorität zur Thatsache werde, wird der Kronprinz in sicherm Gewahrsam nach Wien transportirt, um dort — es ist dies ein Vorschlag, der von dem sächsischen Hofe ausgeht — in der katholischen Religion erzogen zu werden."

Der König schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Das sind die Renegaten, die Convertiten," rief er.

„Es ist somit alles vorgesehen und auch für die Zukunft gesorgt, denn es handelt sich später um eine Vermählung des Kronprinzen mit einer Erzherzogin von Oesterreich. Majestät wissen, daß dieses Project schon früher einmal auftauchte."

„Er weiß alles, Element — sag' ich noch einmal — ja, die Wiener haben es so gewollt, aber dann? dann?"

„Dann würde der Kronprinz unter Vormundschaft des Kaisers auf den kleinen brandenburgischen Thron gesetzt werden."

„Und die Königin?"

Ist eine Tochter Georgs von England-Hannover. Sie muß gehorchen, da ihr Papa der Gegner des Gemahls ist —"

„Und ich? was wird aus mir?"

„Sie werden in Dresden ein ritterliches Gefängniß erhalten — weigern Sie sich, auf Wort da zu bleiben, so nimmt Sie der Königstein auf, bis Sie entsagt haben."

„Und wie will man diesen unerhörten Gewaltakt vor Europa rechtfertigen?"

„Man wird einfach Sie, Majestät, beschuldigen, ein Attentat gegen Deutschland im Bunde mit dem Czaren beabsichtigt zu haben. Weil durch Ihre Verhaftung ein Krieg vermieden würde, wird man leicht die Stimmen beschwichtigen, und was den Widerstand Ihrer Unterthanen betrifft, so kann davon nicht die Rede sein, denn es würde den kaiserlichen und königlichen Armeen gegenüber an einer leitenden Hand fehlen."

„Ich bin also ein verlorener Mann — wenn —"

„Wenn Sie nicht der Sache zuvorkommen, wenn Sie nicht eine Macht entfalten, die stark genug ist, dem Czaren, der auch bereits von Dresden bearbeitet wird, die Hand zu reichen, wenn er mit seiner Armee bereit ist. Demnach dürfen sie nicht zu schnell handeln, Majestät, weil erst alles bereit sein muß, die Feinde müssen so vor Europa compromittirt werden, daß an eine Wiedervereinigung der entlarvten und zersprengten Mächte nicht mehr zu denken ist. Ich bin von Flemming beauftragt, nach dem Haag zu gehen, um dort gegen Sie zu arbeiten. Noch sind die Seemächte nicht für den Plan gewonnen. Es ist ein Glück, daß die Negociirung in meine Hand gelegt ward, denn nur so konnte ich Eurer Majestät dienen."

Der König schwieg traurig — er ergriff Elements Hand, schüttelte sie und sagte:

„Sie sind mein rettender Engel gewesen — ich glaube Ihnen, denn schon mein Resident in London hat mich vor den Höfen gewarnt. Dazu habe ich es auch von anderer Seite gehört — was die Schuftereien gegen meine Person betrifft, so höre ich das freilich zum ersten Male von Ihnen, obwohl ich auch dafür einige Andeutungen erhalten zu haben glaube. Aber nun," der König kämpfte sichtlich mit seinen Gefühlen, als er diesen Satz begann, „nun komme ich zu einer schweren — großen Frage: Wenn so mit mir verfahren werden soll, wie Ihr gemeldet habt, so müssen in Berlin, an meinem Hofe, in meiner nächsten Umgebung Personen sein, welche mit im Complotte sind. Es ist nicht denkbar, daß meine Feinde sich auf sich selbst verlassen sollten. Wer sind diese Personen, die ihre Hände wider mich strecken, wer sind die, von denen geschrieben steht: Der mein Brot isset, tritt mich mit Füßen?"

Element schwieg.

„Majestät," sagte er, „ich bin nur ein schlichter Mann, aber ich kenne die Gewalt, die Macht der Großen, wie ich ihre Schliche kenne. Wenn Sie mir Ihren Schutz zusichern wollen, wenn Sie mich gegen die Angriffe der Familien Ihrer bald entlarvten Feinde in Obhut nehmen wollen, dann werde ich Namen nennen, dann zeige ich Ihnen Briefe und Verhandlungen, das Complott gegen Ihre Person betreffend."

„Ihr sollt meinen Schutz auch hierin haben, wie er Euch schon zugesichert worden ist, wenn Ihr das Land verlassen wollt."

„So unterschreiben Sie gnädigst dieses Papier."

Er reichte dem Könige ein beschriebenes Papier, es enthielt einen vollständigen Schutzbrief für Element, welcher auch die Clausel in sich schloß, daß der Ungar nie wegen seiner Aussagen gerichtlich belangt oder von den betreffenden Personen zur Verantwortung gezogen werden könne, da er alles im Auftrage des Königs gethan habe. Nachdem der König es gelesen, unterschrieb er schnell mit der ihm von Element dargereichten Feder. Der Ungar athmete nun sichtlich leichter — sein ganzes Wesen veränderte sich, und er sagte mit freier Stimme:

„Wohlan — jetzt, wo ich Ihren Schutz habe, kann ich ganz ohne Rückhalt reden."

Er öffnete wieder seine Mappe, gespannt folgte der König jeder Bewegung des gewandten Mannes, es war, als wollte er die Lippen Elements durch die scharfen Blicke seiner Augen öffnen.

„Majestät," begann der Ungar, „jede Verschwörung hat ein Haupt oder — mehrere Häupter. Bei der gegen Sie gerichteten sind Häupter; in Wien: der Kaiser, der Prinz Eugen, Graf Sintzendorf, der Fürst Wenzel Lichtenstein. In Sachsen: König August, Graf Flemming, die Königsmark, Manteuffel."

„Auch der? ich hielt ihn für einen guten Mann."

„Er ist charakterlos — das ist eben so schlimm als böse sein — noch schlimmer. In London und Hannover: Ihr Schwiegervater, der König Georg."

Friedrich Wilhem schüttelte betrübt das Haupt.

„Der Lord Stanhope," fuhr Element fort, „der böse Robethan. In Berlin — —"

Der König beugte seinen Kopf vorn über und drückte die Faust auf die Tischplatte, so daß das ganze Gewicht seines Körpers auf dieser Faust ruhte. „Nun in Berlin?" fragte er in banger Erwartung.

„An der Spitze des Unternehmens steht der Minister von Grumbkow. Ihm zur Seite der Fürst von Anhalt Dessau."

Der König ließ einen Schrei des Entsetzens hören, dann warf er sich in den Sessel zurück und barg sein Gesicht in die Hände. Er weinte. „Auch der — auch der," seufzte er. „Ich komme mir vor wie der alte Cäsar," setzte er naiv hinzu. „Na — sei's drum."

Er fuhr mit der Hand über die feuchten Augen. „Das ist mir seit meines Vaters Tode nicht passirt," sagte er unwillig.

„Befehlen Majestät, daß ich endige?" fragte Element.

„Nein — nein, weiter."

„Es werden ferner die Herren von Kraut und der Generalauditeur von Katsch sich bei dem Complotte betheiligen. Sie sind es besonders, welche die Absicht haben, den Tresor in feindliche Hände zu spielen."

„Schufte!" knirschte der König.

„Um Eure Majestät ganz sicher zu machen, werden, wenn der rechte Zeitpunkt nahe ist, einige Jagden veranstaltet werden, die ganz ruhig und amüsant verlaufen. Endlich wird die entscheidende Partie ins Werk gerichtet. Damit etwaige Vorbereitungen gar kein Aufsehen erregen, wird der Baron von Bossen in Gemeinschaft des Herrn von Manteuffel diese Partie veranstalten, sie laden dazu ein und zwar deshalb, weil Manteuffel als sächsischer Chargé d'Affaires gleich in der Nähe der Grenze seine Freunde hat. Diese sind hier angesiedelt, haben große Häuser — es würde leicht sein, Eure Majestät hier im Nothfalle festzusetzen."

„Es sind Kanaillen — es sind Schurken," rief der König. „Nur weiter."

„Es ist nothwendig gewesen, den Verbündeten von allen Schritten Eurer Majestät Kenntniß zu geben. Namentlich soll in

Wien stets genau rapportirt werden. Man hat zu dem Ende an Ihrem Hofe verschiedene Personen engagirt, welche jeden Ihrer Schritte bewachen."

„Da bin ich doch neugierig," sagte der König finster.

„Es sind zunächst der Kammerjunker des verstorbenen Königs Majestät, Herr von Troschke, der Herr von Kamcke, dessen Gattin und die Dame von Leti. Selbst unter dem ganz gewöhnlichen Personal Eurer Majestät hat man rekrutirt, und es sind Leute in dem Marstall gewonnen, welche im entscheidenden Augenblicke Hand an Eure Majestät legen werden. Es werden zunächst diese großen Intriguen von Dresden aus durch Herrn von Flemming und durch diesen in Berlin von Grumbkow dirigirt."

Der König hatte die furchtbare Anklage mit jener Gleichgültigkeit angehört, welche sich fast immer einstellt, wenn viele große und unerwartete Schläge hinter einander auf das menschliche Herz fallen. Sein Gesicht zeigte gar keinen besonderen Ausdruck, was bei ihm um so drohender war, als seine excentrische Natur sonst immer durch heftige Ausbrüche sich Luft machte, nach denen er ruhiger ward und den Zorn verrauchen ließ.

„Sie wollten," sagte er fast tonlos, „mir ja auch Beweise bringen."

„Sie sind hier, Majestät," entgegnete Clement, „ich bitte zu prüfen. Ich wagte viel, aber ich that es für Ihr Heil. Sehen Sie hier zunächst ein Schreiben des Prinzen Eugen, welches den Entwurf des Entführungsplanes betrifft. Es ist an den Fürsten von Dessau gerichtet. Nummer zwei ist die Antwort des Fürsten. Sie werden sehen, wie derselbe noch mit sich kämpft, dann aber zusagt."

Er reichte beide Briefe dem Könige. Diesen hatte die Anklage so erschüttert, daß er kaum die Papiere zu halten vermochte. Endlich faßte er sich, denn es galt, mit einiger Ruhe zu prüfen. Der König, der die Handschriften der Herren genau kannte, besah die Züge aufmerksam. Ja — es unterlag keinem Zweifel. Es waren die Handschriften Eugens und des Dessauers. Es waren ihre scharf ausgedrückten Siegel. Der König stand inmitten eines Complottes.

„Ich fahre fort, Majestät," begann Clement wieder. „Sehen Sie hier zwei Briefe. Sie sind von der Hand des Herrn von Grumbkow und beide an den sächsischen Minister Herrn von Flemming gerichtet. Der erste bespricht die Nothwendigkeit, Eure Majestät zum Nachgeben in der von dem kaiserlichen Hofe geforderten Sache, Verzichtleistung auf ein Bündniß mit Rußland zu bewegen. Der zweite behandelt die von mir enthüllten Pläne zu der Gewaltthat wider Ihre Person, welche Herr von Grumbkow in enge Verbindung mit dem Testamente Euer Majestät bringt."

Der König, dem die Handschrift Grumbkows, dessen Namenszug und Siegel noch genauer bekannt waren, als die der andern Personen, konnte keinem Zweifel an der Echtheit der Schriftstücke mehr Raum geben. Er reichte stumm die Briefe zurück und empfing ebenso lautlos die noch vorhandenen Beweisstücke, Schreiben Flemmings, Manteuffels, seines eignen Schwiegervaters und verschiedner in das Complott verwickelter Personen.

„Es ist eine höllische Intrigue," sagte er, „aber wie erklären Sie die Abscheulichkeit? Was habe ich denn Grumbkow — dem Fürsten von Dessau, der mich heuchlerisch noch obenein vor den Intriguen der Mächte warnte, gethan, daß sie also gegen mich — ihren Herren und König verfahren?"

„Was den Herrn Fürsten anbelangt, so weiß ich nicht Euer Majestät zu antworten, vermuthe jedoch, daß eine vermeintliche Zurücksetzung in der Testamentsangelegenheit die Ursache seines Handelns ist. Der Herr von Grumbkow ist längst als ein zweideutiger Charakter bekannt. Seine Liaison mit Herrn von Bossen unterliegt den verschiedensten Deutungen. Uns, die wir nicht in Berlin anwesend sind, blieben die Verhältnisse gewisser Personen Ihres Hofes doch kein Geheimniß. Herrn von Grumbkows Vermögensumstände sind nicht die besten, obwohl er eine bedeutende Revenue von nahezu vierzigtausend Thalern genießt, reichen die Summen für seinen glänzenden Haushalt doch nicht aus. Die zwölftausend Thaler Tafelgelder, welche Eure Majestät ihm zahlen, damit er die Bewirthung fremder Prinzen, Gäste von Rang und sonstiger Fremden übernehme, fließen zum Theil in seinen Beutel. Dagegen lebt er sehr gut, denn der französische Koch, den er hält, hat einen Sold von vierhundert Thalern und arbeitet für das Grumbkowsche Haus sehr gut, versteht es aber meisterlich, die Fremdentafeln zu beschneiden. Majestät verzeihen, daß ich auf solche Kleinigkeiten eingehe, sie werfen indes Licht auf die ganze Sachlage."

„Nein, nein! Ihr habt recht, und ich staune, wie gut Ihr unterrichtet seid. Die Tafelgeldergeschichte ist ein ganz separates Abkommen zwischen mir und Grumbkow. Woher könnt Ihr in Dresden das wissen?"

„Wir wissen vieles," sagte Clement wichtig. „Wenn nun ein Mann, wie Herr von Grumbkow viel braucht, wenn seine Familie ihm ebenfalls viel Geld kostet — wenn die Vermögensverhältnisse dadurch schwankend werden, so ist es erklärlich, daß bei einem solchen Mann diejenigen leichtes Spiel haben, welche ihn durch große Summen zur Untreue verlocken können. Ich stehe nicht an zu behaupten, daß Herr von Grumbkow von Wien aus für seine Intriguen gegen seinen Herrn bezahlt wird. Ich erinnere an die Affaire mit Herrn von Görtz, der ihm vorwarf: Grumbkow habe von ihm viertausend Thaler angenommen, um im schwedischen Interesse zu wirken, als es sich um Räumung Stettins handelte. Das Duell kam nicht zu Stande. Es ist kein Geheimniß für uns in Dresden, daß Herr von Grumbkow mit Hannover in enger Verbindung steht und auch von dem Kaiser Brillanten annimmt."

„Ich hörte davon," sagte der König, „aber ich hielt es für eine gewöhnliche Aufmerksamkeit."

„Es sind Bestechungen, Majestät. Daß Herr von Kraut im Interesse seines Gönners arbeitet, ist ebenso erklärlich, als daß Herr von Katsch, eine Kreatur des Fürsten von Dessau mit diesem verbunden bleibt. Herr von Kraut, der den Wein und die Weiber liebt, braucht sich, wenn Eure Majestät nicht mehr der Befehlende sind, keinen Zwang aufzuerlegen. Majestät wissen wohl, daß Herr von Kraut, nachdem er geadelt worden, seinen Sohn Militärdienste nehmen ließ, Sie wissen aber vielleicht noch nicht, daß dieser Sohn eine gewöhnliche Person, aus Flandern gebürdig, heirathete, daß aber der Vater, der Herr von Kraut, dieser Frau fünfzigtausend Thaler bietet, wenn sie sich von seinem Sohne trennen wolle, da ihm die Mißheirath zuwider ist. Wenn Leute, die königliche Einkünfte zu verwalten haben, dergestalt mit Summen von solcher Bedeutung um sich werfen, so kann man, ohne boshaft zu sein, annehmen, daß sie eifrig bemüht sind, diese Ausgaben, welche vielleicht aus sonderbaren Quellen stammen, zu decken."

„Sie erzählen mir Dinge, von denen ich nichts weiß, und ich kann mich nur wundern, daß Sie besser unterrichtet sind von den Vorgängen an meinem Hofe, als ich selbst, der ich mich sonst um alles kümmere," sagte der König erstaunt.

„Majestät kennen noch vieles nicht. Es ist ebenso unrecht, daß Herr von Ilgen selbst im Jahre 1704 von Patkul ein Versprechen von zweitausend Dukaten erhielt und in die Zahlung willigte, aus der freilich nichts wurde, als es verwerflich ist, daß Troschke und die Kamckeschen Eheleute eine Art von Bündniß gegen gewisse Personen des Hofes geschlossen haben, um fortwährend den Zwiespalt zu unterhalten."

„Das ist ja ein wahres Sodom, in welches ich hineinschaue," rief der König, „und ich werde betrogen. Betrogen — um meine Ruhe, vielleicht auch um mein Geld."

„Ich will wegen des letzten Verdachtes schweigen. Aber mit den Finanzverhältnissen aller Höfe vertraut, möchte ich mir wohl die Bemerkung erlauben, daß einseitige Verwaltungen, das heißt solche, wo die Ausgaben der Gelder nur durch die Hände einer Person gehen, wo diese Person sich gewissermaßen selbst Decharge ertheilen kann, daß solche Verwaltungen nie einen Vortheil für den Staat herbeiführen. Sehen Sie Frankreich an: ein verschwenderischer Minister im Bunde mit einer Maitresse schaltet, ohne Rechenschaft abzulegen, mit den Einkünften des Staates. Genau so ist es in Sachsen — nicht viel anders in Wien, wo die sogenannten geheimen Ausgaben zum Unterhalte italienischer Sängerinnen dienen helfen; die Fürsten sind in den Händen ihrer Finanzbeamten und der Staat wird an den Rand des Abgrundes gebracht."

„Sehr wahr!" rief erfreut der König, „Ihr habt recht — ich habe es kennen gelernt bei der Wartenbergschen Wirthschaft unter meinem Vater. Ich kann noch nicht glauben, daß Ilgen — —"

„O, Sire," fiel Clement ein, „ich schuldige diesen Herrn nicht direct an, ich meine nur: es ist eine riskante Sache, so ohne weiteres jeden wirthschaften zu lassen. Mensch ist — Mensch."

„Ich passe genau auf die Finger — ich sehe alles nach, und ich

habe noch etwas im Gedanken, das solche Geschichten ganz unmöglich machen und mich in den Stand setzen wird — jedes, auch das kleinste unsaubre Stückchen in meinem Staatshaushalte zu erfahren."

Clement verneigte sich und sagte: „Das wird wohlgethan sein, Majestät. Solche Einrichtung würde vielleicht einzig in der Welt dastehen, es wäre eine Fessel, welche der Gebieter sich selbst anlegte. Die höchste Controle des Staatseinkommens, so hieße dieses große Werk, Eure Majestät haben weise und groß gehandelt, als Sie den Plan zur Errichtung einer preußischen Oberrechenkammer entwarfen."

Der König trat erstaunt und fast erschrocken ein paar Schritte zurück. „Wie? was? auch davon wißt Ihr? ich habe diesen Plan im tiefsten Geheimniß, nur mit Creutz und Culemann entworfen. Herr," sagte er, Clement nahe tretend, „woher wissen Sie das?"

Clement lächelte. „Lassen Sie das Woher?— Geheimniß eines Mannes bleiben, der Ihnen Beweise der Treue gegen Ihre Person gab. Aber gestatten Sie mir meine Verehrung einem Monarchen darzubringen, der den hohen Beruf: Selbstverwalter der Staatseinkünfte zu sein, ergriffen hat."

Der König war sichtlich erfreut von dieser Anerkennung, welche übrigens keine fade Schmeichelei, sondern nur die Wahrheit enthielt. Eine Wahrheit, welche der preußische Staat noch heute durch seine großartig eingerichtete, meisterhafte Finanzverwaltung bethätigt; diese Verwaltung eben ist Friedrich Wilhelms großes, unsterbliches Werk.

Fühlte der König sich geschmeichelt, so hatte er zugleich großes Interesse für den Mann gewonnen, dessen klare Anschauung der Finanzlage sich in wenigen Worten kund gab. In der That hatte Clement in wenig Worten das Richtige bezeichnet, den faulen Fleck aufgedeckt, von welchem aus die Verderbniß sich in alle Staatskörper verbreitete. An der Untreue ihrer Financiers krankten die Staaten Europas. Der König mußte Neigung für einen Menschen fassen, der nicht nur ihm eine Doppelgefahr enthüllte, sondern der auch zugleich nicht gewöhnliche Begabung zeigte.

„Nicht wahr?" rief er. „Ich meine es gut mit dem Staate, und es ist doch doppelt schändlich, einem Mann an den Hals zu wollen, der, wie ich — Gott weiß es — redliche Absichten hat. Aber wie? wie greife ich die Buben?"

„Majestät," rief Clement, „Ruhe — Vorsicht! Es ist, wie gesagt, ein Glück, daß ein Theil der Unterhandlungen in meine Hand gegeben wurde. Ich gehe jetzt von hier in den Haag."

„Nein, bleiben Sie," rief der König, „ich werde Ihnen Wohnung anweisen. Sie sollen sehen — —"

„Vergebung, Majestät, wenn ich bitte, Ihre Huld zu sparen," sagte Clement demüthig. „Zunächst muß ich in den Haag. Einmal, weil ich die Unterhandlungen gegen Sie leiten soll. Hier ist meine Bestallung, mein Creditiv."

Er reichte dem Könige ein Schreiben, welches von dem Minister Flemming, dem Grafen Sintzendorff, dem General St. Saphorin unterzeichnet war und fuhr, während der König kopfschüttelnd las, fort: „Es liegt nun in meiner Hand, diese Unterhandlungen in Ihrem Interesse zu leiten, aber es ist dringend nöthig, daß ich in den Haag gehe, um bei den Höfen zu Wien und Dresden keinen Verdacht zu erwecken."

„Da habt Ihr recht," sagte der König, „und somit glückliche Reise."

„Noch nicht. Ich bleibe allerdings in Berlin, bis ich von Dresden die Weisung erhalte, abzureisen; dann erst ist im Haag alles vorbereitet für meine Unterhandlungen."

„Das ist gut!" rief der König. „Also sehe ich Euch öfter."

„Wenn Majestät befehlen. Zu jeder Zeit kann die gegenseitige Berufung durch den Herrn Hofprediger Jablonski stattfinden. Er ist der einzige in Berlin, der da weiß, wo ich bin, weshalb ich hier bin, weshalb ich hier weile. Ich wohne in der Brüderstraße im Hause des Herrn Vincent."

„Manteuffel?" sagte der König.

„Kennt mich nicht. Flemming hält seine Agenten sehr geheim. Ich bin hier unter dem Namen von Zoreck, wie es auch der von Euer Majestät mir ausgestellte Paß besagt. Mein Charakter ist: ehemaliger Officier in hispanischen Diensten — Ungar von Geburt."

„Und wo sehe ich Euch?"

„Immer hier in diesem abgelegenen Hause."

„Wessen Haus ist es? wo bin ich denn eigentlich?"

„Es gehört einem Notar Namens Job."

Der König fuhr zusammen. „Wieder dieser Notar," flüsterte er. „Ich komme stets mit dem tollen Kerl in Berührung. Woher kommt es, daß wir gerade in diesem Hause zusammentreffen?"

„Ich weiß es nicht, Majestät. Der Hofprediger hat mir diesen Ort bestimmt."

„Aber noch eins," sagte Friedrich Wilhelm. „Es ist Gefahr im Verzuge. Wenn nun die Mordbrenner früher mit ihren Anschlägen herausrücken?"

„Ohne Sorge. Die große Intrigue gegen Preußen wird erst ins Werk gesetzt, wenn alle Staaten damit einverstanden sind. Holland fehlt, wie ich dargethan habe, noch — ich berichte Euer Majestät vom Haag aus, wie die Dinge stehen, dann ist Zeit einzugreifen —"

„Aber der Angriff gegen meine Person?"

Clement zuckte die Achseln und stellte sich verlegen.

„Das ist ein anderes, Majestät," sagte er. „Ich weiß wohl die Art des Unternehmens, aber ich kann nicht sagen, wenn es ausgeführt werden soll. Es wäre sogar möglich, ich verhehle es Euer Majestät nicht, daß irgend ein Bösewicht sich vielleicht früher den Lohn einer Schandthat verdienen wollte — —"

„Ha," fuhr der König entsetzt auf, „also bin ich nie meines Lebens sicher — ich muß ewig auf der Hut sein? ein versteckter Mordknecht kann sich an mich machen."

Clement schwieg, indem er zugleich seine Augen niederschlug.

„Wohlan denn, ich werde auf der Hut sein," murmelte der König, dessen Augen wehmüthig blickten.

Clement sah es ihm an, wie tief die Besorgniß und das Mißtrauen in seinem Herzen Wurzel gefaßt hatten. Des Königs Ruhe war dahin, und sicherlich zog ihn die kleinlichere Sorge um seine Person von den großen Dingen ab, da er folgerichtig zunächst sich decken mußte, von dessen Erhaltung auch die des Staates abhing. Clements erste Rechnung stimmte also vollkommen; indem er Flemmings Auftrag: den König durch die Entdeckung einer Intrigue gegen seine Person von den sich vorbereitenden, großen Ereignissen abzuziehen, erfüllte — setzte er sich zugleich in des Monarchen Gunst fest, der ihn für den einzigen und alleinigen Freund und Retter hielt. Auf der andern Seite enthüllte er eine wirklich bestehende große Intrigue, von welcher er Mitwisser geworden war, ohne daß die Höfe von seiner Mitwissenschaft eine Ahnung hatten. Gelang es ihm — woran er nicht zweifelte — im rechten Augenblicke den König eingreifen zu lassen, so war er vollkommen gesichert, denn wenn auch das Attentat gegen des Königs Person nicht bewiesen werden konnte und als fingirt dastand, so war dagegen das Complott der Mächte gegen den preußischen Staat eine Thatsache, und der König konnte gegen den Mann, der eine so schreckliche Gefahr von ihm abwendete, nicht streng verfahren, selbst wenn eine seiner Anklagen falsch oder ungegründet war. Außerdem sagte sich Clement, daß Flemming ihn, den er geworben hatte, den König argwöhnisch gegen seine Umgebung zu machen, in der Folge nicht bloß stellen könne. Endlich hatte der König in Betreff der großen Intrigue, schon von seinen Gesandten und andern Seiten her — Wind bekommen. Clement hielt es daher für unmöglich, daß die betreffenden Kabinette sich von dem Verdachte befreien konnten. Ihm mußte also der Lohn des Entdeckers und Retters werden, wenn der König, was ebenfalls nicht zu bezweifeln war, durch rasches Handeln den gefährlichen Anschlag im entscheidenden Momente zerstörte.

„So lassen Sie uns denn scheiden," sagte der König. „Ich danke Ihnen viel — sehr viel. Glauben Sie nicht, daß ich es beim bloßen Dank bewenden lassen will."

„Majestät,!" rief Clement mit gutgespieltem Staunen, „ich begreife in der That nicht, was Sie darunter verstehen. Ich diene Ihnen, weil ich Sie verehre und weil ich einen Staat, dessen Wohl jedem Einsichtigen am Herzen liegen muß, nicht zur Beute der Feinde gemacht wissen will."

Friedrich Wilhelms Züge erheiterten sich ein wenig. „Er ist uneigennützig," dachte er. Seine Hand Clement reichend, sagte er: „Und diese Briefe? Es wäre doch nothwendig, daß sie in meinen Besitz kämen."

„Lassen Majestät sie mir. Sie stehen Ihnen jeder Zeit zu Diensten. Uebrigens hafte ich ja mit meiner Person."

„Die soll nicht verhaftet sein," rief der König. „Ich werde Ihnen einen Geleitbrief ausstellen, damit Sie vollständig frei sind und handeln können, wie es Ihnen beliebt."

„Zu gnädig, Majestät. Es ist doch meine Person nur Neben-

sache — Sie sind es, dem ich Hilfe bringen möchte, und mit dieser Aussicht bitte ich, beschwöre ich Sie: Schweigen — Schweigen gegen Jedermann, bis der rechte Augenblick gekommen sein wird."

„Ihr habt meine Parole darauf — das sei Euch genug — nun lebt wohl für heute."

Er seufzte tief auf, winkte dem Ungarn noch einmal seinen Gruß und verließ schnell den Pavillon. Clement wartete einige Minuten. Schon begann es dunkel zu werden, und die Rückkehr ward vollkommen sicher. „Ein guter Anfang — mein Spiel liegt vortrefflich," murmelte der Abenteurer, seine Briefe und Papiere in eine große Mappe schließend. — —

(Fortsetzung folgt.)

Der westfälische Schaiper.

„Es wae einmal ein Schäfer,
Ein rechter Siebenschläfer —"

Da liegt er vor uns und hat keine Ahnung davon, daß ihn doppelt so viele Augen, als es Daheimleser gibt, mit Wohlgefallen betrachten. Es ist richtig ein westfälischer „Schaiper"; aber noch keine jener verwetterten Gestalten, sondern erst ein angehender. Er hat nun die dritte Stufe im Hofdienst erklommen; nachdem er zuerst „Gausejunge" (Gänsehirt) und dann ‚Schwein' („der Schwein" heißt der „göttliche Eumaios" in Westfalen) gewesen, ist er seit kurzem zum „Schaiper" avancirt. Eben hat er auf dem behaglichen Sitz einer Garbe das Mittagsmahl, das er in der festen Ledertosche bei sich geführt, mit seinem „Phylax" beendet, und: plenus venter non studet libenter, zu deutsch: ein befriedigter Magen will seine Ruhe haben — dies Wort bauscht sich in der Differenz zwischen Weste und Hose sichtlich auf. Die liebe Sonne thut auch ihre Schuldigkeit, und so lehnt er sich zurück in die Garben und schiebt den geschmückten Hut über die Stirne. Er will nur ein wenig dämmern; die Schafe ruhen und sein Phylax wacht. Aber die Lerchentriller in der Luft, das Summen der Käfer über seinem Haupte und das sanfte Schwirren der Libelle zu seiner Rechten sind zu verführerische Schlummerlieder an einem Sommermittage, als daß er widerstehen könnte, und die Schäferhippe entsinkt seiner Hand. Wie die Augen sich schließen, thut sich ihm das Eldorado eines Schäfers auf, das wundervolle Schlaroffenland: „Wer träg' ist, schläft bei Sonnenschein, dem gibt man für die Stund 'nen Thaler." Und die beiden Lerchen da oben sind Leipziger und gebraten; die eine senkt sich schon herunter, und er öffnet den Mund — da drängen sich die Schafe zu ihm, Phylax bellt, und, o Graus — ein Wolf fällt plötzlich den Schaiper an. Er fühlt schon dessen Biß am linken Ohr, will aufspringen und sich zur Wehre setzen, aber er kann nicht, denn vor ihm steht der ‚Meier' und hält ihn am Ohre fest. Der Traum ist aus, u. die Wirklichkeit blickt ihn mit finstern Augen an, denn die Schafe haben unterdessen die umliegenden Garben rein abgeweidet. Doch so weit ist unser Schäfer auf dem Bilde noch nicht, und wir gönnen ihm um so mehr „das bischen Schlaf", als wir bereits wissen, welch unangenehmes Erwachen ihm bevorsteht.

O. Th.



Ein Mittagsschläfchen. Originalzeichnung von Otto Günther.

Das Kloster von Port Royal.

Von Professor Hermann Jakoby in Königsberg.

(Schluß.)

VI.

Vergegenwärtigen wir uns die Heldinnen und Helden, die jetzt Port Royal zu führen berufen werden. An der Spitze der Jungfrauen stehen Agnes und ihre Nichte, Angeliko von St. Johann, eine Tochter Arnauld d'Andillys. Die Männer Port Royals führt Dr. Arnauld, Singlin, der Neffe St. Cyrans, Barcos, der auch am

„Aurelius" mitgearbeitet hatte, und Pascal. — Die Einsiedler waren zerstreut, nur einige wenige lebten, als Tagelöhner verkleidet, in der Nähe von Port Royal des Champs.

Die ersten Angriffe auf die Nonnen schienen wirkungslos zu sein. Eine Visitation des Klosters freilich konnte die Rechtgläubigkeit der Jungfrauen nicht antasten. Aber der Conflict mit der kirchlichen Autorität blieb dennoch nicht aus. Sie sollten die vom französischen Klerus anerkannte päpstliche Bulle unterschreiben, durch welche jene fünf Sätze Jansens verurtheilt wurden. Sie hätten es nicht gethan, wenn nicht Dr. Arnauld selbst dazu gerathen hätte. Er wie seine Freunde unterwarfen sich jener Bulle nur in dem Sinne, daß sie erklärten, über diese Angelegenheit ein ehrfurchtsvolles Schweigen beobachten zu wollen. Die Unterschrift solle nicht die Zustimmung zum Inhalte des Dekrets, sondern nur Gehorsam und Respekt gegen dasselbe bezeugen. Die Nonnen Port Royals unterschrieben, indem sie ausdrücklich hinzufügten, in welchem Sinne sie es thäten. Zu solchen Advokatenkünsten mußte man seine Zuflucht nehmen, um persönliche Wahrhaftigkeit mit Gehorsam gegen die kirchliche Autorität zu vereinen. Dieses Mal sollten sie ohne Erfolg sein. So lange der Papst und der König zerfallen waren, hatte Port Royal noch ein Recht zu hoffen; als die Versöhnung zwischen beiden eingetreten war, begann die Verfolgung. Die einfache Unterschrift wurde gefordert. Port Royal weigerte sich. „Können wir, sagten die Nonnen, „über diese theologische Frage urtheilen? Wir billigen jene fünf Sätze ebensowenig, wie wir sie mißbilligen können. Wir sind völlig unwissend." Und in der That hatten die Nonnen Port Royals sich nicht jene dogmatischen Lehren angeeignet, die in den fünf Sätzen ausgedrückt waren. Sie hatten nur die geistige Richtung eingeschlagen, die zu ihnen geführt hatte. So waren sie mittelbar mit Jansen verbunden. Eine persönliche Beziehung zu ihm trat hinzu. Jansen war Freund und Gesinnungsgenosse des Mannes gewesen, dem Port Royal die Fülle geistlichen Segens verdankte, St. Cyrans. Und alle Männer, die Port Royal berathen und geleitet hatten, ein Singlin, Arnauld, Pascal, Barcos, standen auf Seite Jansens. Hieß Jansen verdammen etwas anderes, als das Werk der göttlichen Gnade verrathen und wider Gott streiten? Hieß es nicht den empörendsten Undank zeigen? Port Royal unterschrieb nicht. Die Folgen blieben nicht aus. Zuvörderst wurde den Nonnen das Abendmahl verweigert. Port Royal appellirte an den himmlischen Hohenpriester, der jedem, der dem unsichtbaren Altar nahe, sich selbst mittheile, um die Seele seiner Seele zu werden.

Es kam der 26. August 1661. Zwölf Nonnen, darunter die 76jährige Agnes, Angelika von St. Johann und zwei andere Töchter d'Andillys wurden weggeführt. Nicht der herzzerreißende Abschied, nicht der Protest und die Appellation der Nonnen, nicht die ernsten Worte d'Andillys, der an der Klosterpforte wartete, um von den Seinen Abschied zu nehmen, lähmten den Arm der Gewalt. Andre Nonnen aus Klöstern, die von Jesuiten beherrscht wurden, traten an die Stelle der entrissenen. Diese aber wurden in die verschiedensten Klöster zerstreut. Es kamen Tage der Prüfung und Versuchung. Die geschlossene Gemeinschaft, getragen von dem tiefen Glauben der Agnes, hatte Entschlossenheit des Widerstandes gezeigt; nun aber, von einander getrennt, schwankten manche Jungfrauen und blieben den Traditionen des Hauses nicht treu. Mehrere, die zurückgeblieben waren, unterschrieben; selbst zwei Arnaulds, Nichten der Agnes, Töchter d'Andillys, die weggeführt waren, unterzeichneten, freilich nur, um bald, von Reue ergriffen, zu widerrufen, wie auch einige zurückgebliebene ihre Unterschrift für ungültig erklärten.

Die Trennung der treuen Glieder sollte nicht zu lange dauern. In Port Royal des Champs sahen sie sich wieder. Freilich nicht das Klosterleben erwartete sie, das sie einst hier geführt hatten. Port Royal war in ein Gefängniß verwandelt worden. Soldaten bewachten das Kloster, um jede Verbindung mit den Freunden, jede Stärkung, Berathung und Tröstung unmöglich zu machen. Alle Rechte wurden ihnen entzogen, sie durften keine Novizen annehmen, keine Vorsteherin wählen. Der Genuß des heiligen Abendmahls war ihnen schon längst verboten worden; nun wurde ihnen selbst verboten, die Gebete zu sprechen, die frommen Lieder zu singen. Ohne kirchliche Feier sollten sie beerdigt werden.

Ein noch traurigeres Schicksal war den Freunden Port Royals beschieden. Sacy und vier seiner gleichgesinnten Hausgenossen wurden in die Bastille geworfen. Sie hatten an die Jungfrauen geschrieben, ihre Proteste und Appellationen verbreitet, durch Wort und Schrift in ihrem Interesse gewirkt. Dies war ihr Verbrechen; die Bastille war die Strafe, die der Staat, die Entziehung der Sacramente die Strafe, welche die Kirche über sie verhängte.

Das Jahr 1668 brachte für Port Royal Tage der Erquickung. Clemens IX hatte den päpstlichen Stuhl bestiegen. Auf ihn setzten die Freunde Jansens ihre Hoffnung, und nicht ohne Grund. Vier Bischöfe, darunter ein Arnauld, erneuerten den Versuch, eine Vermittlung herbeizuführen, indem sie jene fünf Sätze in dem ketzerischen Sinne verwarfen, darüber aber, ob sie so in der Schrift Jansens enthalten seien, sich eines eignen Urtheils enthalten wollten. Dies Mal hatte das Unternehmen Erfolg. Der Papst, der den Jesuiten nicht günstig gesinnt war, reichte die Hand zum Frieden; Sacy und seine Freunde verließen die Bastille. Dr. Arnauld durfte sich ungescheut frei und öffentlich zeigen, Port Royal wurde von dem Bann befreit, der drei Jahre drückend auf ihm gelastet hatte.

VII.

Port Royal hatte Ruhe, aber um welchen Preis? Die reformatorischen Ideen St. Cyrans und Jansens hatten ihre Macht verloren. Port Royal dachte nicht mehr daran, eine Erneuerung der Kirche in Wandel, Lehre und Verfassung hervorzubringen; es war zufrieden, seine Existenz ohne Schaden des Gewissens erkauft zu haben. Willig hatte es darauf verzichtet, jene Lehren, denen Jansenius und St. Cyran sich geweiht hatten, zu verkündigen. Nur den Kampf gegen die jesuitische Moral hatte es nicht aufgegeben. Und eben deshalb war sein Recht gefährdet, der Verdacht der Ketzerei empfing immer neue Nahrung. Und als Port Royal, ebenso wie es einst gegen die Allgewalt des Papstes gestritten, nun ebenso gegen den Einfluß des Staats auf die Kirche sich aussprach, erregte es den Haß des Königs und des Hofs. Sein Schicksal sollte sich bald erfüllen. Die Helden und Heldinnen, ein Dr. Arnauld und Sacy, eine Agnes und Angelika von St. Johann rief der Herr ab. Eine Erfrischung des Klosters hinderte das königliche Verbot, neue Novizen anfzunehmen. Port Royal sollte ausgehungert werden, es sollte aussterben. Aber eine neue Anregung der jansenistischen Streitigkeiten trieb den König, Port Royal ein gewaltsames Ende zu bereiten. Pascal Quesnel, ein Mitglied des Oratoriums, jenes Vereins frommer wissenschaftlicher Priester, hatte in einer erbaulichen Auslegung des Neuen Testaments die praktischen Anschauungen Port Royals ausgesprochen. Noailles, der Bischof von Chalons, hatte diese Schrift gebilligt und empfohlen. Er hatte als Erzbischof von Paris es von neuem anerkannt. Er theilte mit Port Royal die Antipathie gegen die Jesuiten. Die jansenistischen Ideen waren ihm entgangen. Als scharfsichtigere Männer, wie Bossuet, die Schrift angriffen, vertheidigte er sie. Um sich aber von jedem Verdacht zu reinigen, sprach er sich gegen den Jansenismus aus und verurtheilte eine Schrift, die aus den Kreisen Port Royals hervorgegangen war, eine Arbeit von Barcos, dem Neffen St. Cyrans. Der König, den nur politische Erwägungen eine Zeitlang zu einer schonenden Behandlung veranlaßt hatten, hegte gegen den Jansenismus den bittersten Haß. Die Einheit Frankreichs in religiöser und politischer Hinsicht war das Ideal, welches den Inhalt und die Triebfeder seiner Regierung bildete. Diesem Ideal war der Protestantismus geopfert worden; sollte der Jansenismus die Tendenzen kreuzen, denen all sein Thun und Handeln gegolten hatte? Bis auf die Wurzel sollte er ausgerottet werden. Auf den Wunsch des Königs erließ der Papst Clemens XI eine Bulle, welche die unbedingte und rückhaltslose Verwerfung jener fünf Sätze als Lehren Jansens verlangte. Der Klerus, die Sorbonne, das Parlament nahm die Bulle an. Port Royal des Champs — denn Port Royal de Paris war gänzlich getrennt worden — weigerte sich, es blieb seiner Vergangenheit treu. So wurde der entscheidende Schlag ausgeführt. Am 29. October 1709 wurden die 22 betagten Nonnen Port Royals in andre Klöster gebracht, im Juni 1710 wurde Port Royal abgebrochen, im November und December 1711 wurden selbst die Leichen ausgegraben.

Werfen wir noch einen Blick auf die Ausgänge des Jansenismus. Von Frankreich aufgefordert, hatte Rom das Buch Quesnels verurtheilt. 101 Sätze desselben waren als ketzerisch bezeichnet worden. Ein langer Streit erhob sich; weder Louis XIV, noch der Regent, erlebte sein Ende. 1730 sah sich Noailles genöthigt, jene

Verurtheilung der Sätze Quesnels anzuerkennen, nachdem ihm der Minister, Cardinal Fleury, erklärt hatte, daß jene Sätze nicht einzeln für sich, sondern nur in ihrem Zusammenhange verwerflich seien!? Nun hatten die Jesuiten freies Spiel. Viele Pfarrer, die nicht unterschrieben, wurden verjagt oder gefangen gesetzt, viele Bischöfe von kirchlichen und politischen Versammlungen ausgeschlossen, hundert Doctoren mußten die Sorbonne verlassen. Nur das große Hospital in Paris blieb die Zufluchtsstätte des Jansenismus. Aber der Erzbischof von Paris, Christophe von Beaumont, vertrieb sie auch von hier, ja er befahl sogar, keinem Sterbenden die Sakramente zu reichen, der nicht in die Verdammung der Quesnelschen Sätze willige.

Der Jansenismus hatte ein zähes Leben, schien doch selbst das in Trümmer verfallene Port Royal noch eine Macht auszuüben. Man wanderte zu Scharen von Paris nach Port Royal; die Gebeine, Steine, selbst das Gras sollte Wunder wirken. Heftige Convulsionen stellten sich bei den Wallfahrern ein. Aehnliche Erscheinungen zeigten sich am Grabe eines jungen Jansenisten, des Franz von Paris, der als Heiliger verehrt wurde. Der Kirchhof mußte vermauert werden, um die Schwärmer zurückzuhalten.

Die Bevölkerung von Paris sympathisirte mit dem Jansenismus, und die öffentliche Meinung war schon im Begriff, eine Macht zu werden. Von ihr getragen wagte das Parlament, den Jansenismus gegen die Maßregeln des fanatischen Erzbischofs Beaumont zu schützen. Der Widerstand des Königs Louis XV wurde vom Parlament gebrochen. Das Parlament, unter Louis XIII und XIV fast zu einer Null herabgedrückt, hob sich zu ungeahnter Macht. Es konnte jetzt dem alten Haß gegen die Jesuiten Nachdruck geben, es vernichtete den Jesuitenorden in Frankreich und verbannte seine Mitglieder. So wurde Port Royal gerächt. Aber freilich zu neuem Leben konnte es nicht erstehen, es siechte dahin. Und die selbständige kirchliche Gemeinschaft, die der Jansenismus in Holland gegründet hat, scheint den Inseln der Nordsee zu gleichen, denen jedes Jahr das Meer neue Opfer entreißt, um sie endlich ganz zu verschlingen.

Aber, weshalb hatte das Werk der Mönche von Port Royal keinen Erfolg? Sie wollten gute Katholiken, Glieder der römischen Kirche sein mit evangelischen Gesinnungen, mit protestantischem Bewußtsein. Sie wollten als Gegner des Protestantismus gelten, während ein protestantisches Herz in ihnen schlug. So mußte ihr Leben verkümmern. Port Royal war groß im Leiden, klein im Handeln; stark in der Vertheidigung, bewunderungswürdig im selbstverläugnenden Verzicht; aber schwach im Angriff, unfähig zu energischer That. Port Royal besaß den weiblichen Heldenmuth zu stillem Dulden, aber nicht den männlichen zu kühnem Kampf. Port Royal zeigt uns, welchen Ausgang die Reformation genommen hätte, wenn sie der kirchlichen Autorität nur passiven Widerstand geleistet hätte. Wohl den geschichtlichen Bewegungen, an deren Wiege die irdische und himmlische Legitimität sich begrüßen! Ein Weg des Friedens ist ihnen gebahnt. Wehe den geschichtlichen Bewegungen, welche die göttliche Ordnung der menschlichen zum Opfer bringen!

Am Familientische.

Wird sie nachgeben?

(Zu dem Bilde auf Seite 453.)

Es ist Sonntag Nachmittag im Mai oder Juni. Drinnen im Wittwenstübchen liest die Mutter aus der alten Postille die Predigt übers Evangelium des heutigen Sonntags und vergleicht, ob die des jungen Vicars ebenso kräftig als die alte, längst und immer wieder gelesene sei. Sie scheint ganz in das Buch vertieft, aber ob sie nicht noch nebenbei hinhorcht auf das, was in der Kammer verhandelt wird? Traun, ein schönes, stattliches Paar im Sonntagsschmuck! ist's schon verlobt, oder will es erst ein Brautpaar werden, oder ist die Sache am Auseinandergehen? Die schmucke Dirne ist jedenfalls schwierig, sie hört halb zu und halb auch nicht; denkt und denkt auch in der Zerstreuung nichts. Ihr will etwas nicht einleuchten. Gut, daß sie wenigstens die Klunkerkette an der Schürze hat und damit derweil spielen kann, das hilft etwas über die Verlegenheit hinüber. Will er sie zum Tanze abholen, und sie hat wenig oder nur halb Lust, oder weiß sie, daß die Mutter es nicht erlaubt? oder ist sie heute überhaupt mit dem linken ihrer ansehnlichen Füße aufgestanden, daß ihr alles nicht recht ist und sie durchblicken läßt, welcher Launen sie einst als „angetraute Gattin“ fähig sein werde? Sie scheint ungeduldig und nicht viel Zeit zu haben, denn das Posto, das sie gefaßt, ist nur zur Noth, und die rechte Hand hält das Stützen nicht allzulang aus. Sie ginge lieber weg, aber der Mann verstellt ihr den Weg.

Drum ist etwas Ernstlicheres im Anzuge. Der junge Mann mit dem aufrichtigen, ehrlichen und offenen Gesicht, hat ein gewichtiges Wörtlein zu reden, auf das das Mägdlein nicht gefaßt war. Aus seinen Augen schaut das gute Gewissen heraus, und sein Mund ist beredt wie die Wahrheit, die keine Schminke und hohe Worte braucht, um sich Recht zu verschaffen. Aber sie ist geschlagen, und jedes seiner Worte trifft, ihre Verlegenheit kommt vom bösen Gewissen her. Sie kann nicht anders, sie mag nun mit dem Klunker spielen, wie sie will, als dem Manne recht geben. Ob sie mit einem andern getanzt und den Verlobten vernachlässigt, und er ihr darüber den Vorhalt macht? Die Sache scheint nicht zum ersten Mal vorgekommen, denn der Mann sieht aus, als wolle er heute ein Ultimatum stellen und nicht eher von der Seite weichen, auch wenn sie es noch so gern „kurz“ machen möchte, als bis er Antwort hat. „Du hast die Wahl: entweder — oder — aber die Halbheiten haben ein Ende und es ist mit „uns zwei beiden“ aus und am Ende.“

Vielleicht besinnt sie sich und thut Abbitte und die zwei setzen sich zur Mutter in die Kammer und bitten um ihren Segen aufs neue. Aber vielleicht geht's auseinander, und

wem das just passiret,
dem bricht's das Herz entzwei. —

Er wird's dann schwerer verwinden und vergessen können, als sie, die in dem Unterkinn und der Unterlippe einen gehörigen Trotz entwickelt. Aber sie wird's einst bereuen, dem treuen Mann den Abschied gegeben zu haben, und mit Wehmuth an den Sonntag Nachmittag denken, da sie noch einmal hätte reden und alles zum Besten wenden können, aber geschwiegen hat aus Trotz. Der letzte Strauß aus seiner Hand wird dann verwelkt sein — mit ihm aber auch das trotzige Herz.

E. F.

Ein Schmarotzer am Weinstock.

Unter den französischen Weinzüchtern herrschte im verflossenen Herbste große Aufregung. Eine neue Krankheit, weit schlimmer als der Oidiumpilz, war über die Reben gekommen und jetzt, bei herannahendem Frühjahr, sucht man nach Mitteln, um die Stöcke von vorne herein gegen das Uebel zu schützen. Ursache des Verderbens ist ein zu den Blattläusen gehöriges, an den Wurzeln der Reben schmarotzendes Insekt, die Phylloxera vastatrix, welches nicht größer als der Punkt am Schlusse dieses Satzes ist. Aber es vermehrt sich in unglaublich kurzer Frist millionenweise, und ist durch die Verwüstungen, die es in den Weinpflanzungen anstellte, zur wahren Landplage geworden. Das Oidium vernichtete nur die Früchte eines Jahres; die weit schlimmere Phylloxera zerstört aber den Weinstock selbst, mithin das ganze Capital und nicht blos die Zinsen.

Man nimmt an, daß die Phylloxera zuerst im Jahre 1863 sich in einigen Gegenden der Provence zeigte. Sicher nachgewiesen hat man sie aber erst 1866 an den Rebwurzeln bei Arles. Die Weinblätter begannen dort schon im Juni und Juli zu vergilben, die Ranken hörten auf zu wachsen, das Laub war im August abgefallen und die Trauben erreichten ihre Reife nicht. Nun starben auch die Schößlinge ab, und gegen Ende des Jahres war der ganze Stock so gut wie vernichtet; nur wenige zeigten frische Triebe im kommenden Frühjahr. Im Jahre 1867 stellten sich dieselben Erscheinungen ein, und jetzt fand man, daß die Wurzeln mit eigenthümlichen Knötchen bedeckt waren und wie verbrannt aussahen.

Die wahre Ursache entdeckte erst, nachdem ein großer Schrecken unter die Weinbergsbesitzer gefahren war, der Professor der Botanik zu Montpellier, Planchon. Am 15. Juli 1868 sah er das schädliche Schmarotzerinsekt zum ersten Male unter der Loupe an den Wurzeln eines Weinstockes, der gerade im Beginne der Krankheit stand. An den abgestorbenen Stöcken dagegen war das Insekt nicht mehr zu finden, da es die Gewohnheit hat, sich sofort nach einem gesunden Rebstock zu wenden, wenn es einen andern vernichtet hat.

Planchon studirte nun die Lebensweise des Thiers. Unter dem Vergrößerungsglase erscheint es eiförmig, ambrafarbig, hat sechs Füße, zwei Fühler und einen zugespitzten Saugrüssel. Bei weitem die meisten sind ungeflügelt, nur einige wenige haben Flügel. Ob dieses die Männchen sind, weiß man noch nicht mit Bestimmtheit. Vom Mai bis zum September legen die Weibchen rings um die Weinstockwurzeln ihre Eier, und in jedem bald darauf auskriechenden durchscheinenden Thierchen kann man, mit Hilfe des Mikroskops, bereits wieder drei Eier unterscheiden. Nach jedesmaligem Eierlegen macht das Insekt eine Pause von acht Tagen, dann beginnt es dieses Geschäft von neuem. Mit wahrem Heißhunger fallen die auskriechenden Jungen über die Wurzel her, bohren ihre kleinen Saugrüssel ein und nähren sich von dem Safte. Es ist klar, daß bei der ungeheuren Menge dieser Thierchen, die am Stocke saugen, dieser selbst bald zu Grunde gehen muß. Schlimm ist auch, daß diese Insekten von der Winterkälte nicht zerstört werden; sie verfallen in einen Erstarrungszustand und leben im Frühjahr wieder auf. Eben so wenig wie man noch die Ursache dieser neuen Weinstockskrankheit ergründet hat, konnte man bisher ein Mittel gegen dieselbe auffinden, und das ist für Frankreich, wo die Weinkultur eine so bedeutende Rolle spielt, so viel zum Nationalreichthum beiträgt, außerordentlich traurig.

M. P.

Pestalozzis größter Schüler.

Eines der besuchtesten Collegien war zu meiner Studentenzeit in Berlin das des großen Geographen Carl Ritter über allgemeine Erdkunde; es mochten wohl oft gegen 400 Zuhörer das Auditorium füllen. Das war dieselbe Vorlesung, die im Winter 1820—1821, als sie zum ersten Male angekündigt worden, zunächst keinen einzigen Zuhörer gefunden hatte, und die noch im darauf folgenden Winter von einer sehr mäßigen Zahl von Studenten besucht wurde. 25 Jahre später verstand es sich unter uns von selbst, daß man dieses Colleg besuchte; mindestens mußte man darin hospitirt haben; aber

außer Studenten aller Facultäten saßen zu den Füßen des Meisters auch viele Nichtstudirende, namentlich Officiere.

Carl Ritter war damals den Siebzigern nicht mehr ferne, aber noch in ungebrochener Kraft und Frische unermüdlich thätig. Seine stattliche, ehrwürdige Gestalt, sein bedeutendes Haupt mit der hohen Stirn und den ernsten, aber so wohlwollend blickenden Augen, sein ruhiger, dabei durchweg anregender, durch gewandte, anschauliche, an der Tafel rasch entworfene Skizzen oft unterbrochener Vortrag werden mir unvergeßlich bleiben. Freilich habe ich wenig mehr als einen dilettantischen Geschmack an der von ihm erst geschaffenen Wissenschaft durch seine Vorlesungen gewonnen, obgleich ich, wie nur je ein neugebackener Student, bemüht war, schwarz auf weiß die vernommene Weisheit nach Hause zu tragen. Und doch fühle ich mich wenigen meiner Lehrer zu so tiefem bleibenden Danke verpflichtet, als gerade diesem großen Gelehrten dessen Schüler ich mich kaum zu nennen wage.

Oft habe ich mich gefragt, weshalb das so sei? Eine volle Antwort darauf hat mir erst sein von Dr. Kramer geschriebenes Lebensbild gegeben, dessen zweiter Theil*) im Begriffe ist, die Presse zu verlassen. „Seine Zuhörer erlebten oft mit Erstaunen in sich," heißt es darin, „welcher Antrieb zu ferneren Studien in der ihnen ganz neuen und sinnigen Betrachtungsweise, die ihnen in Ritters Vorträgen entgegentrat, enthalten sei; nicht wenige wurden zum Studium der Erdkunde, soweit sie erschienen war, hinzugeführt." Aber nicht nur die großen Schüler Ritters, wie Sydow, Moltke, Roon, Beizke, Zimmermann &c., auch wie, die wir uns zu keinem eingehenderen geographischen Studium führen ließen, trugen einen reichen Gewinn aus den Vorträgen dieses „unvergleichlichen Lehrers", wie ihn sein Schwager ohne Uebertreibung nennt, davon.

Die pädagogische Anregung und Einwirkung ist eben ganz unberechenbar und am wenigsten nach Regeln meßbar. Wie Carl Ritter von Pestalozzi, der — nach seiner eigenen Aeußerung — „von der Geographie nicht so viel wußte, als ein Kind unserer Elementarschulen," doch am meisten in dieser Wissenschaft gelernt zu haben versichert, weil durch den Verkehr mit dem großen Pädagogen der „Instinkt der naturgemäßen Methode" in ihm erwacht sei**): so sind viele Zuhörer Ritters durch seine Behandlung der Geographie zu einer tieferen Erfassung und zu der richtigen Lehrmethode jeder anderen Wissenschaft gelangt.

Wie Ritter seine Wissenschaft auffaßte, davon zeugen am beredtesten die Worte, die er mit dem letzten Bande seines großen Werkes an Dr. Hoffmann schrieb: „Es soll nur ein Ton zum Accord des allgemeinen Lobgesanges sein," sagte er, „in den alle Zweige der Wissenschaften einstimmen müssen, wenn sie sich ihres eigentlichen Werthes, den auch ihnen der Herr durch seine Gnade von vornherein verliehen, bewußt werden sollen und können, bis sie in Demuth ihr gloria in excelsis anstimmen werden." Das war kurz vor seinem Tode; aber schon 1830 finden wir in seinen Tagesnotizen folgende Stelle: „Anfang der Ausarbeitung der zweiten Auflage von Asien! Glücklicher Anfang! Die Einleitung ganz nach Quellen. Das wird die Arbeit des folgenden Jahres sein. Gott segne sie: sie sei mein Lobgesang des Herren!" Das war dasselbe Werk, über welches Alexander von Humboldt an ihn schrieb: „Es gibt für mich in keiner Sprache Ausdrücke, um Ihnen, mein verehrtester College, die wahre Bewunderung auszusprechen, mit der mich Ihre riesenhafte Arbeit über Asien erfüllt hat &c."

Dieser Geist der Demuth und der schlichtesten Frömmigkeit spricht sich in Ritters Verkehr mit den Großen der Erde wie mit der ihm so ans Herz gewachsenen Jugend, mit seiner Frau wie mit seinen Freunden, ja in seinem ganzen Leben aus, wie es in seiner Biographie jetzt vollendet vor uns liegt; vornehmlich in den zahlreichen Briefen an seine Frau und an Freunde, die mehr als die Hälfte des zweiten Bandes füllen und ungemein anschauliche Bilder seiner zahlreichen und weitausgedehnten Reisen enthalten. Bis in sein höchstes Alter setzte er dieselben fort, ja, nachdem er bereits das 74. Lebensjahr überschritten hatte, erstieg er noch das Faulhorn in fünfstündigem Ritte.

Nur eine Stelle, um den knappen Stil und die ausdrucksvolle Anschaulichkeit jener Reisebriefe zu charakterisiren! 1824 schreibt er aus Paris:

„Es ist etwas Ungeheures eine große Stadt! eine solche Weltstadt ist das künstlichste Product der Geschichte; es ist die allerkünstlichste Frucht, welche die Erde trägt, das verwickeltste Gebilde der Civilisation eines Volkes! Die Anlage zu einem paradiesischen Eden ist darin unverkennbar, und das Bild eines himmlischen Jerusalem kann davon genommen werden, aber diese Anlage voll tausend schöner Blüten, Blumen und Früchte ist mit den ungeheuersten Wucherkräutern, Dornen und Disteln wild überwachsen, voll Schlangen und giftiges Ungeziefer, ein undurchdringlicher Wald voll Schlingstauden, durch den nur wenige gefahrlose Wege führen, wo überall der böse Feind auf sein schwaches Wildpret lauert. Nie hat eine Stadt einen solchen Eindruck auf mich gemacht, wie Paris; weder Berlin, Rom, Venedig sind damit zu vergleichen. Neapel nur in einzelnen Rücksichten. Was anderwärts einfach, das ist hier alles hundertfach. Man sieht es und hört es und fühlt es, daß man in einer ungeheuren Maschine steckt, in der seltsamsten, welche je die Menschen erfunden, daß man nur ein kleinstes Rädchen derselben ist, das mit herumgerollt wird, weil das Ganze im unaufhaltbaren Schwunge ist."

Durch diese im edelsten Wortsinn populären Reiseschilderungen, wie durch die mit großer Frische von Kramer erzählte Geschichte seines Lebens wird hinfort Carl Ritter in unsern Familien ebenso belehrend und anregend wirken, als er es in eminenterer Weise bisher in der Gelehrtenrepublik der ganzen Welt durch seine wissenschaftlichen Werke gethan hat. R. K.

*) Carl Ritter. Ein Lebensbild nach seinem handschriftlichen Nachlaß dargestellt von G. Kramer, Director der Franckeschen Stiftungen zu Halle. 1870. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses.

**) So berichtet es der Historiker Vulliemin in Lausanne, der es aus Ritters eigenem Munde — 40 Jahre nach dessen Aufenthalt in Yverdun — gehört hat.

Die ersten in Amerika gedruckten Bibeln.

Nicht ganz ungerechtfertigt ist der Vorwurf, daß der Deutsche in der Fremde, namentlich in Nordamerika, gar zu leicht seine Nationalität aufgebe und in dem herrschenden Volke aufgehe. Aber in der neuesten Zeit ist, selbst in den Vereinigten Staaten, hierin vieles besser geworden, und daß dem so ist, haben wir vorzugsweise den mit rastloser Thätigkeit wirkenden deutschen Gesellschaften zu danken. Wir haben kürzlich den 105. Jahresbericht der deutschen Gesellschaft von Pennsylvanien (Philadelphia 1870) empfangen, welche aus den achtbarsten Deutschen besteht, und armen Landsleuten, namentlich auch Auswanderern, mit Rath und That an die Hand geht. Wir ersehen daraus, daß die Gesellschaft auch ein Archiv gegründet hat, in welchem alle auf die Geschichte der Deutschen in den Vereinigten Staaten bezügliche Schriften niedergelegt werden. Besonders interessant ist aber folgende Stelle im Berichte des Archivcommittees, die wir hier wörtlich wiedergeben:

„Im letzten Jahresberichte wurde erwähnt, daß es uns gelungen sei, mehrere Druckwerke von Christopher Sauer, in Germantown, dem ersten deutschen Drucker und Verleger in den Vereinigten Staaten, für das Archiv zu gewinnen. Es gereicht dem Committee zu großer Genugthuung, dieses Jahr zu berichten, daß die drei Bibelausgaben desselben Verlegers aus den Jahren 1743, 1763 und 1776 in unsern Besitz gelangt sind. Diese zu Germantown in der Uebersetzung von Martin Luther gedruckten Bibeln sind die ersten, welche auf der westlichen Hemisphäre in einer europäischen Sprache erschienen sind, und nur die Eliotsche Uebersetzung in die Indianersprache, 1663 gedruckt in Cambridge bei Samuel Green und Marmaduke Johnson (Mamusse Wunneetupanatamwe Up Biblum God) ging der deutschen voraus. Die erste englische Bibel in Amerika erschien 1782 bei Robert Aitken in Philadelphia. Es war eine kleine Duodezausgabe (6 Zoll lang und 3½ Zoll breit) und, um ihren erfolgreichen Absatz zu sichern, wurde nicht nur der Einfluß geistlicher Behörden, sondern selbst ein Congreßbeschluß (passirt den 12. September 1782) für nöthig erachtet. Zu dieser Zeit hatte Ch. Sauer bereits seine drei großen Quartausgaben verbreitet, ohne irgend welche Hilfe, als die einiger vorauszahlender Subscribenten anzurufen. Die Sauerschen Bibeln, für Bibliotheken und von Privatsammlern eifrig gesucht, sind äußerst selten geworden, und ohne das Interesse, welches Herr Abraham H. Cassel in Montgomery Co., für das Archiv der Deutschen Gesellschaft bezeigt, würden wir noch nicht in den Besitz derselben gelangt sein."

Briefkasten.

In Anlaß der Artikel über die Frauenfrage sind uns zahlreiche Zuschriften zugegangen, theils zustimmenden theils widerstreitenden Inhaltes, deren Erledigung wir den Specialjournalen überlassen müssen. Zur erbetenen Ergänzung wollen wir indeß einige aus dem Leipziger Frauenbildungsverein zugesandte Notizen hier nicht zurückhalten. Nicht nur auf der Berliner — wie es nach unserm Artikel scheinen könnte — auf allen Versammlungen des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins haben sich Männer an den Debatten betheiligt. Derselbe hat 1867 eine Petition an den Norddeutschen Reichstag um Zulassung der Frauen zum Post- und Telegraphendienst; 1869 eine an den sächsischen Landtag um Errichtung eines Seminars für Volksschullehrerinnen und Erweiterung des Unterrichts am Hebammeninstitut eingereicht. Im Leipziger Frauenbildungsverein mußte man „aus localen Gründen sich auf die Vorbildung für den geschäftlichen Beruf beschränken und konnte die Handarbeiten nicht beibehalten, weil der größte Theil der Mädchen schon in Geschäften thätig ist. Rechnen und Buchführung, deutsche Stylistik, Geschichte und Geographie, Gesundheitslehre sind obligatorische Unterrichtsfächer. Zeichnen, Gesang, Französisch und Englisch sind facultativ." — Herr Sillib in Mannheim schreibt uns, daß einer der im „Studentenmütterchen" (Nr. 23) erwähnten Trauringe Luthers, und zwar der mit den Leiden Christi geschmückte, sich in der im Friedrichsbau der Heidelberger Schloßruine aufgestellten v. Graimbergschen Sammlungen befindet, was wir dankend hier weiter mittheilen. — Herr Lehrer Schubert in Briesnitz bei Wartha (Schlesien) theilt uns infolge des Artikels „Ein verschwundener deutscher Waldbaum" die erfreuliche Nachricht mit, daß die Eibe im Eulengebirge zwischen Wartha und Silberberg noch jetzt an einigen Stellen häufig vorkomme. Sie erfreut sich dort einer ganz besonderen Fürsorge der Förster, welche jeden Frevel an den Bäumen empfindlicher strafen, als Beschädigungen, die an anderm Holz vorgenommen werden. — Pfarrer E. v. St. in H. Die von Ihnen angeregten Fragen bezüglich des Suezcanals sind in deutschen, englischen und französischen Schriften nach allen Seiten hin schon erschöpfend erörtert. Vergleichen Sie die Literaturnachweise in den letzten sechs bis acht Heften von Petermanns Mittheilungen. — Herrn L. K—g in B. — Alle die von Ihnen erwähnten Fragen und Bedenken werden Sie auf das eingehendste besprochen und, wie uns dünkt, auf das befriedigendste gelöst finden in der so eben erschienenen zweiten Auflage von Dr. Christlieb's apologetischem Werke: Moderne Zweifel am christlichen Glauben für ernstlich Suchende erörtert. (Bonn, Adolf Marcus.) Wir können diese eben so warm und frisch, als nüchtern und bei aller wissenschaftlichen Gründlichkeit doch populär gehaltenen Vorträge Ihnen angelegentlich empfehlen. — W. V. am Rhein und Käthch. R. in Sp. Bitte sich die Mühe zu sparen. — St. in Be. Doch zu Ende gelesen. Zu fernerem Gebrauch notirt. — Ungeeignet: St. W. in Waldenburg. — Spr. — J. H. in B. — C. H. R. in D. — H. K. in Wien. — A. J. in Gr. G. — G. H. B. — Reb in Basel. — Dr. Franz K. in W. bei L. — Fr. v. D—t in R. — Die in Nr. 22 beschriebene Probe mit der Notenschreibmaschine wurde in Leipzig, nicht in Magdeburg, wo allerdings der Erfinder lebt, angestellt. — Cona in B. Zur Kritik von eingesendeten Gedichten fehlt es uns an Zeit; das Ihrige ist auch wohl darüber erhaben. — Frl. R. F. in D. Die unter dem Titel: „Adolpha" in Altona herausgekommenen Gedichte sind allerdings von unserem Mitarbeiter Theodor Kirchhoff in San Francisco und dessen in Deutschland lebendem Bruder herausgegeben.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

VI. Jahrgang. Ausgegeben am 23. April 1870. Der Jahrgang läuft vom October 1869 bis dahin 1870. **1870 № 30.**

Das schöne Käthchen.

Novelle von **Paul Heyse.**

(Schluß.)

Ich werde Sie nicht verlassen, Fräulein Käthchen, fing ich, nachdem ich mich von meinem Schrecken erholt, wieder an, bis Sie mir, wie bei unserer ersten Bekanntschaft, ein wenig Vertrauen schenken. Sie wissen, daß ich es gut mit Ihnen meine. Sie haben etwas auf dem Herzen, läugnen Sie es nicht, und ich glaube auch, Sie haben sonst Niemand, der so uneigennützig Ihr Freund wäre und Ihnen rathen könnte, wie ich. Kommen Sie, liebes Fräulein, setzen wir uns da auf die Bank. Und nun sagen Sie mir, warum Sie so zusammengefahren sind, als Sie mich erkannten, und was Sie da für eine Herzstärkung bei sich führen, die ich nicht sehen soll. Ei ei, Fräulein Käthchen, wollten Sie sich gar dem stillen Trunke ergeben, in so jungen Jahren?

Sie antwortete noch immer nicht, ließ sich aber ohne Widerstreben zu der Bank zurückführen, und mich neben sich sitzen.

Ich, um ihr Muth zu machen, fing von ganz gleichgültigen Dingen an, vom Wetter und wie schön es hier am Wasserfall sei, und wie ich den Sommer zugebracht hätte, wobei ich absichtlich viel von Frau und Kindern sprach, da es immer einen guten Eindruck macht, wenn Aerzte und Seelsorger Familienväter sind.

Sie schien für Alles taub zu sein.

Es half also nichts, ich mußte gerade auf die Sache losgehen.

Fräulein Käthchen, sagt' ich, haben Sie Herrn van Kuylen lange nicht gesehen? Mein erster Gang gestern war zu ihm, aber als ich Niemand zu Hause traf —

Sie war bei Nennung des Namens zusammengezuckt; aha! dacht' ich, es ist etwas nicht sauber.

Er soll sehr fleißig in der letzten Zeit gewesen sein, fuhr ich mit der möglichsten Unbefangenheit fort. Ich selbst habe zwar nur Ein Bild von ihm auf dem Kunstverein gesehen —

Kaum hatte ich das heraus, so brach unter dem Schleier des stummen Kindes neben mir ein so herzzerschneidendes Schluchzen los, daß ich ganz erschrocken in die Höhe fuhr.

Um Gotteswillen, rief ich, was haben Sie nur? Hier ist ein Geheimniß, das Ihnen das Herz abdrücken wird, wenn Sie es nicht abschütteln können. Sagen Sie mir — erklären Sie mir —

Lassen Sie mich gehn! rief sie leidenschaftlich und wollte sich mir wieder entwinden. Ich bin so unglücklich, daß mir Niemand helfen kann, und wenn Sie es auch wirklich gut mit mir meinen — nun ist es doch zu spät, nun bleibt mir nichts, als —

Sterben! wollte sie sagen, aber sie verschluckte das Wort. Ich hatte inzwischen die Gelegenheit ersehen, mich des Fläschchens zu bemächtigen, das sie einen Augenblick neben sich auf die Bank gestellt hatte. Mit einem raschen Wurf schleuderte ich es in die kleine Cascade uns gegenüber. So! sagt' ich, das wäre das. Sie sind ein kleiner Feuerteufel, Käthchen, und bei Ihrer heroischen Gemüthsart wären Sie im Stande gewesen, hier mir nichts dir nichts etwas zu tief in jenes Fläschchen zu gucken und mich zu Ihrem Testamentsvollstrecker zu machen.

Sie schüttelte den Kopf. Sie irren sich, sagte sie. Es war kein Gift, nur ganz gewöhnliches Scheidewasser, und nicht für den innerlichen Gebrauch. Wenn Sie's denn durchaus wissen wollen: ich hatte vor, mir das Gesicht damit zu waschen.

Käthchen! rief ich entsetzt — sind Sie von Sinnen?

Gar nicht, versetzte sie ernsthaft. Das Mittel ist ein bischen grob, aber es hilft. Ich wäre dann das verwünschte Gesicht los geworden, das an all meinem Unglück Schuld war und jetzt auch noch — an meiner Schande!

Das Letzte hauchte sie fast unhörbar in die beiden Hände, mit denen sie sich die überfließenden Augen bedeckte. Aber ich verstand sie falsch; und daher wußte ich nicht gleich, was ich antworten sollte.

Sie überhob mich selbst der Verlegenheit.

Sie hörte plötzlich zu schluchzen auf und sah mir mit einem eigenthümlich entschlossenen Ausdruck steif ins Gesicht. Jetzt erst konnte ich sie ruhig betrachten; ich fand, daß sie womöglich noch schöner geworden war, die Formen etwas schlanker und vornehmer, die zarte Blässe, jetzt von den Thränen überschimmert, das Reizendste und Rührendste, was man sehen konnte.

Sie denken Wunder, was Sie da gethan haben, sagte sie mit ihrer ruhigsten Stimme. Ist es nicht in dieser, so ist's in der nächsten Stunde; aber ausgeführt wird es, denn dies Leben bin ich satt. Wenn Sie Alles wüßten, Sie könnten mir wahrhaftig nicht Unrecht geben. Aber die Hauptsache wissen Sie ja, Sie waren ja selbst auf dem Kunstverein — Sie haben ja gesehen, was ein schlechter und boshafter Mensch sich herausnehmen darf gegen ein armes, ehrliches unglückliches Mädchen, das nichts von ihm hat wissen wollen.

Wie? rief ich, und die Aufklärung dämmerte mir leise vor den Augen — er hat Sie — Sie haben — nicht einmal dazu gesessen?

Ich! rief sie mit allem empörten Stolz einer kleinen Königin. Ich weiß ja nicht einmal, wie es so eigentlich aussieht, ich habe mir nur von meiner Hausfrau davon erzählen lassen, die es auch nicht selbst gesehen hat, aber ein Offizier, dem sie gestern Abend eine Uniform hintrug, hat ihr gesagt: Ihr Zimmerfräulein, das schöne Märchen, das so zimpferlich thut, wenn man kommt, um bei Ihnen etwas zu bestellen, und immer sich einriegelt — sie scheint gegen Leute vom Civil nicht so spröde zu sein. Auf dem Kunstverein ist sie ja abgemalt, wie sie Gott geschaffen hat; die holländischen Ducaten sind freilich echter, als unsereinem seine Uniformknöpfe. — Dann hat die Schneidersfrau sich weiter erkundigt und Alles, was sie erfahren hat, mir wieder erzählt. Sie selbst war ganz außer sich; das hätte sie dem Herrn van Kuylen doch nicht zugetraut, und Alles bloß weil ich mich geweigert habe, wieder in sein Atelier zu kommen, nachdem er mich, gerade den dritten Pfingsttag, im Haus besucht, weil er wußte, ich war allein mit den Kindern, und da hat er mir einen Heirathsantrag gemacht, auf französisch, damit das Babettel es nicht verstehen sollte, ich aber habe gerade deßhalb ihm immer nur auf deutsch geantwortet: ich wolle gar nicht heirathen, und er wisse ja auch warum, und jetzt, nachdem er mir seine Liebe erklärt, könne ich ihm auch nicht mehr sitzen, das werde er wohl begreifen. Er schien es aber gar nicht zu begreifen, war überhaupt wie unsinnig, und ich hatte Mühe, ihn wieder aus dem Zimmer zu bringen, denn immer fing er von Neuem an, bald spaßhaft, bald mit den fürchterlichsten Betheuerungen, mich zu bestürmen. Seitdem habe ich kein Wort mehr mit ihm gesprochen, ihn nicht hereingelassen, wenn er an meine Thür pochte, und auf der Straße bin ich ihm so geschickt ausgewichen, daß er gar keine Hoffnung mehr haben konnte. Und was thut er? Aus Rache und Bosheit stellt er mich so an den Pranger, daß Alle mit den Fingern auf mich zeigen müssen und ich die Augen in Zukunft vor keiner ehrbaren Frau mehr aufschlagen darf. O die Männer! Und ich bildete mir ein, gerade der mache eine Ausnahme, weil er nicht viel schwatzt und auch so aussieht, daß man sich nicht gerade um ihn in Thorheit und Schande stürzen wird. Nun habe ich mein dummes Vertrauen bezahlen müssen, daß ich mein Lebtag daran denken werde! —

Da brach sie wiedee in Thränen aus.

Ich versuchte nun sie zu trösten und zugleich Mynheer Jan zu vertheidigen, indem ich ihr auseinandersetzte, daß Maler über solche Dinge anders dächten, als Frauenzimmer, daß er es gewiß nicht aus Rache gethan, und daß sie auch in den Augen vernünftiger Menschen nichts dadurch verlieeen würde, zumal wenn das Bild, wie alle van Kuylen's, in die Galerie irgend eines Amsterdamer Kaufherrn käme, der von dem Dasein des schönen Käthchens so wenig wisse, wie wir von dem seinigen. Aber es war Alles umsonst. Mit der geschäftigen Phantasie aller Selbstquäler malte sie sich's aus, wie das Bild gestochen oder lithographirt werden und dann an den Schaufenstern der Bilderläden und in den Gastzimmern der Hotels längs dem Rhein hängen würde und Jeder würde sagen: Sieh da, das ist aus der spröden kleinen Schullehrerstochter geworden. Man kann es doch weit bringen mit einem sauberen Lärvchen! — und was ihre Eltern und Geschwister von ihr denken würden — und wenn so ein Bild sich gar bis nach Amerika verirrte und dem Hans Lutz eines schönen Tages vor Augen käme — nein, nein, lieber wollte sie, nachdem sie sich möglichst unkenntlich gemacht, in die Isar springen, als so fürchterliche Dinge Tag und Nacht kommen sehen.

Wissen Sie was? sagte ich endlich. All diese desperaten Reden und Wehklagen haben keinen Sinn und Verstand und führen nicht zu dem Ziel, das Sie wünschen müssen: das Uebel nämlich so ungeschehen als möglich zu machen. Seien Sie gescheidt, Käthchen, und begleiten Sie mich jetzt zu unserm gemeinschaftlichen Freunde, der gewiß nicht ahnt, wie übel Sie auf ihn zu sprechen sind. Da lassen Sie sich, für alle Fälle, ein Zeugniß ausstellen, daß er das bewußte Bild rein aus dem Kopf gemalt hat, daß Sie ihm nur zu einem ganz anständigen Porträt gesessen haben und nie unter vier Augen. Ich will dann schon ihn zu bewegen suchen, daß er entweder bei Frau Bathseba die Aehnlichkeit mit Ihrem Kopf verwischt, oder der Dame eine honette Draperie über den Rücken legt. Nicht wahr, das ist doch zweckmäßiger, als daß Sie sich mit Isar- oder gar Scheidewasser den Teint verderben. Denken Sie nur, was man dann erst reden würde: Sie hätten sich ein Leids angethan aus unglücklicher Liebe zu unserm kleinen Holländer, der Sie hätte sitzen lassen!

Dieser letzte, allerdings abschreckende Gedanke schien es über all' ihre Bedenken davonzutragen. Sie sah ein, daß ein solches verständiges Verfahren sie gar nicht hinderte, hernach noch immer die verzweifeltsten Dinge zu thun, und da gerade eine herrenlose Droschke die große Allee daherkam, stiegen wir beide ein, um ohne Aufenthalt die Sache mit van Kuylen in Ordnung zu bringen.

Auf dem ganzen Weg sprach sie kein Wort, außer Ja und Nein zu meinen Fragen. Auch ich war schweigsam und drückte mich, so tief ich konnte, in den Fond der halboffenen Kutsche zurück. Wir mußten nämlich durch die Straße, in der ich wohnte. Wenn zufällig meine gute Frau aus dem Fenster gesehen oder zu Fuß ihrem Gemahl begegnet wäre, wie er mit einer verschleierten Dame spazieren fuhr — wie gesagt, sie ist eine von den besten, aber jede hat eine Stelle, wo sie sterblich ist, und der Schein wäre sehr bedenklich gegen mich gewesen. Denn wie kommt ein Landschaftsmaler dazu, im englischen Garten weibliche Modelle zu engagiren und mit ihnen in eine Droschke zu steigen? Zur Staffage reicht am Ende seine eigne Familie aus.

Indessen langten wir ohne Fährlichkeiten vor van Kuylen's Hause bei der Theresienwiese an.

Eine leere Droschke, die auf der Straße wartete, kündigte uns an, daß schon ein anderer Besuch uns zuvorgekommen war. Als wir durch das kleine Gärtchen auf den Hof traten und uns dem Atelier näherten, hörten wir auch deutlich, daß drinnen gesprochen wurde.

Setzen Sie sich dort ein wenig auf die Bank, Fräulein, sagt' ich. Ich will einmal horchen, ob ich die Stimme erkenne, und ob Aussicht ist, daß der andere bald geht.

Damit näherte ich mich der Thür, die zwar zugemacht war, aber da sie nur dünn war — im Winter kam noch eine Vorthüre hinzu — konnte man doch jedes Wort deutlich verstehen, wenn der Sprechende nicht absichtlich nur flüsterte.

Das Mädchen war viel zu aufgeregt und ungeduldig, um an Sitzen zu denken. Sie blieb dicht hinter mir.

Ich habe Ihnen schon erklärt, hörten wir jetzt van Kuylen's Stimme, daß ich das Bild nicht verkaufe. Eine Copie aber, wie Sie wünschen, mache ich von keinem meiner Bilder. Ich bin froh, wenn ich mich nur einmal so nothdürftig ausgesprochen habe, und zum Bilderfabrikanten fehlt mir das kaufmännische Genie.

Wenn Sie es selbst nicht wiedeeholen wollen, sagte nun eine etwas rauhe männliche Stimme, die mir ganz fremd war, so erlauben Sie vielleicht, daß ein anderer es füe mich copirt, oder daß ich wenigstens eine Photographie davon machen lasse.

Ich bedaure, erwiederte van Kuylen, ich kann überhaupt eine Vervielfältigung dieses Bildes nicht zugeben. Es hat damit seine eigene Bewandtniß. — Dann murmelte er noch etwas, was man draußen nicht verstehen konnte.

Er fertigt ihn kurz ab, sagte ich und wandte mich zu dem Mädchen um. Wir werden nun gleich an die Reihe kommen — wollt' ich hinzusetzen, aber das Wort blieb mir in der Kehle stecken. Todtenblaß, mit weitaufgerissenen Augen, als wenn sie ein Gespenst sähe, stand das gute Kind hinter mir, und ich glaube, sie wäre umgefallen, wenn ich sie nicht noch zur rechten Zeit umfaßt und gehalten hätte.

Was ist Ihnen, Fräulein? rief ich. Kommen Sie, ich bringe Sie hinein auf van Kuylen's Sopha — ist Ihnen übel?

Sie aber schüttelte, ohne ein Wort zu sagen, den Kopf und wehrte mir ab, mit einem Zeichen, das sagen wollte: Schweigen Sie nur! ich muß horchen! Und da hörten wir auch wieder den Fremden sagen: Ich bitte Sie mir nur noch das Eine zu beantworten: Sie haben zu der weiblichen Figur ein Modell gehabt?

Gewiß, erwiederte van Kuylen's Stimme. Ich mache keinen Strich ohne Natur.

Also kennen Sie dieses Mädchen näher, wissen, wo sie sich aufhält, und können mir sagen —

Geben Sie sich keine Mühe, mein Heer, unterbrach ihn van Kuylen. Ich begreife, daß dieses Bild auch andere Liebhaber findet, als unter den Kunstfreunden. Aber zu verrathen, wer mir dazu gesessen hat — nein, mein Herr, ein Adreßbureau ist mein Atelier nicht, und überhaupt — Das Letzte wurde wieder gemurmelt.

Verzeihen Sie, sagte der Fremde mit desto heftigerer Stimme, ich begreife, daß bei dem intimen Verhältniß, in dem Sie zu Ihrem Modell zu stehen scheinen —

In diesem Augenblick riß sich das Mädchen blitzschnell von mir los, fuhr auf die Thüre zu, und eh ich sie noch zurückhalten konnte, war sie hineingestürmt und stand nun wie die reizendste kleine Furie, die jemals ihre Tugend vertheidigt hat, zwischen den beiden Männern.

Ich war ihr auf dem Fuße gefolgt und öffnete schon den Mund, um zu vermitteln, da hörte ich den Fremden einen dumpfen Laut ausstoßen und einige Schritte zurücktaumeln. — Ich sah mich nach ihm um; es war ein recht stattlicher Mensch, sehr elegant und ganz in Schwarz gekleidet, mit einem resoluten, etwas sonnegebräunten Gesicht, in dem ich sofort einige leichte Blatternarben entdeckte.

Entschuldigen Sie, stammelte ich betroffen, ich habe die Ehre, Herrn Hans Lutz —

Aber das Käthchen ließ mich nicht ausreden. Ein rascher Blick auf das unglückselige Bild, das mitten im Atelier auf einer Staffelei stand, hatte ihr das Blut wieder ins Gesicht gejagt.

Das ist schändlich, rief sie und trat dicht vor van Kuylen hin, der in dem Augenblick mit seinem strohfarbenen Gesicht und dem Nanlingauzug eine ziemlich unglückliche Figur spielte — das also ist der Dank dafür, daß ich mit Ihnen allein eine Ausnahme gemacht habe und Ihnen zu einem Portrait gesessen bin, und aus Rache, weil ich mich auf weiter nichts eingelassen habe, beschimpfen Sie mich so vor aller Welt und stellen mich als eine schlechte Dirne hin, als ein unverschämtes Mädchen, das sich für Geld sehen läßt und nichts dagegen hat, wenn seine Schande öffentlich ausgehängt wird? Hier vor diesen Zeugen erklären Sie jetzt, ob Sie mich je so gesehen haben, wie ich da gemalt bin, ob ich überhaupt jemals mit Ihnen allein gewesen bin, und ob ich Ihnen nicht die Thüre gewiesen habe, als Sie mir ins Haus kamen und mich himmelhoch beschworen haben, Ihre Frau zu werden!

Die Augen blitzten ihr, auch wie sie nun schwieg; ihre Nasenflügel zitterten, und ich sah, wie sie ihre kleinen geballten Fäuste mit Gewalt dicht an ihrem Leibe hielt, als fürchte sie, sich sonst thätlich an dem kleinen Gelben zu vergreifen.

Mich wunderte, daß Der so kaltblütig das Alles hinnahm.

Ich merke nun, sagte er endlich ganz phlegmatisch, und warf die Pfeife weg, wen ich vor mir habe. Sie sind ohne Zweifel der Herr Ingenieur, von dem das Fräulein uns erzählt hat. Ich gratulire Ihnen zu Ihrer Rückkehr, durch die nun hoffentlich Alles in Ordnung kommen wird. Wenn nicht Alles in Ordnung war, so sind Sie selbst Schuld. Wer so lange nichts von sich hören läßt, kann sich nicht wundern, wenn hinter seinem Rücken Andere sich melden. Uebrigens bin ich bereit, dem Fräulein Alles schriftlich und mündlich zu erklären, was sie nur wünschen mag. Die beste Erklärung ist wohl das!

Damit ging er in einen Winkel, wo allerlei Skizzen und angefangene Bilder aufgestapelt waren, und griff nach einigem Suchen eine Studie heraus, auf Papier gemalt, ein weiblicher Akt genau in der Stellung der Bathseba, und wenn auch das Gesicht nicht ganz ausgeführt war, erkannte man doch auf den ersten Blick, daß ein ganz anderes Modell dazu gesessen hatte, eine große gemeine Person mit schwarzem Haar, deren Schultern und Rücken aber unter den Künstlern berühmt waren.

Ich danke Ihnen, sagte jetzt der Fremde, der sich von seinem unverhofften Wiedersehen etwas erholt hatte. Ich glaube Ihnen jedes Wort. Aber Sie werden mich nun nicht zudringlich finden, wenn ich die Bitte wiederhole, mir das Bild abzulassen. Sie begreifen —

Alles begreif' ich, sagte van Kuylen trocken, während er mit einem großen Fidibus seine Thonpfeife wieder anzündete. Und weil ich etwas gut zu machen habe und sehr wünschte, daß mir das Fräulein meinen ganz arglosen Streich nicht ewig nachtragen möchte — so schenke ich Ihnen das Bild zu Ihrer neuen Einrichtung. Und nun — Sie verzeihen — ich habe einen Geschäftsgang zu machen, der sich nicht aufschieben läßt. Glückliche Reise!

Ehe noch einer von uns ein Wort darauf sagen konnte, war er mit einer kurzen Verbeugung durch die andere Thür, die in das Innere des Hauses führte, verschwunden.

Wir drei Zurückgebliebenen standen in ziemlicher Unbeholfenheit bei einander, ich merkte, daß ich hier zu viel war, und sann eben auf eine schickliche Art, das Paar allein zu lassen, als plötzlich das schöne Mädchen auf mich zutrat, mir die Hand hinhielt und mit scheinbar ganz ruhiger Stimme sagte:

Leben Sie wohl, lieber Herr. Ich danke Ihnen für alle Freundschaft, die Sie mir erwiesen haben. Ich will jetzt nach Hause gehen und Sie nicht weiter bemühen.

Damit wandte sie sich, ohne den schwarzbraunen Liebsten auch nur flüchtig anzusehen, der Thüre zu.

Katharina! rief der junge Mann und stürzte ihr nach.

Lassen Sie mich! sagte die Beleidigte. Wir haben nichts mehr mit einander zu theilen. Wer das von mir glauben konnte, wer denken konnte, ich würde mich so weit erniedrigen —

Hören Sie, liebes Käthchen, fiel ich ihr ins Wort, da ich merkte, die beiden stolzen und hitzigen Menschen wären im Stande, jetzt plötzlich wieder auseinander zu laufen, nachdem sie sich kaum wiedergefunden, — wenn Sie wirklich glauben, daß ich es gut mit Ihnen meine, so folgen Sie mir und behandeln die Sache gelinde. Versetzen Sie sich nur einmal in die Lage Ihres Herrn Hans Lutz — Sie verzeihen, mein Herr, wenn ich mich nur Ihrer Vornamen bediene, da wir uns noch nicht vorgestellt sind — und fragen Sie sich, ob ein Liebhaber noch seine fünf Sinne behält, wenn er irgend wo in eine Bildergallerie kommt und sein Schatz kehrt ihm plötzlich in effigie so den Rücken zu. Und wenn Sie nun wirklich Frau van Kuylen geworden wären und Ihr Mann hätte Sie hinter Ihrem Rücken so gemalt, wie das die größten Künstler mit ihren Frauen und Geliebten gethan haben, so wäre das auch noch nicht, um ins Wasser zu springen. Anstatt also die Sache so tragisch zu nehmen, danken Sie vielmehr dem lieben Herrgott, daß er Alles so glücklich hinausgeführt hat, versöhnen Sie sich mit Ihrem Heern Liebsten, mit meinem armen Freunde, der am schlimmsten daran ist, weil er leer ausgeht, und auch mit Ihrem eignen Gesicht, auf das Sie so böse waren. Es hat Ihnen viel zu Leide gethan, aber schließlich verdanken Sie ihm doch auch wieder das Glück, Herrn Hans Lutz wiederzuhaben. Denn wenn Frau Bathseba nicht Ihr reizendes Profil gestohlen hätte, wer weiß, ob der Herr Liebste Ihre Spur hier in München entdeckt und endlich Bild und Original davongetragen hätte.

So ungefähr redete ich ihr zu, und meine Beredsamkeit hatte die erwünschteste Wirkung. Es erfolgte eine rührende Versöhnung, ein Umhalsen, Küssen und Händedrücken, wobei, wenigstens von dem Letzteren, auch auf mich mein redliches Theil kam, und nach fünf Minuten sah ich das glückliche Paar in der Droschke abfahren, strahlend von traumhafter Seligkeit, und hatte kaum Zeit, sie zu einem Besuch in meiner Wohnung einzuladen und dem Kutscher zuzurufen, er solle den Weg nach dem englischen Garten einschlagen, weil der die besten Koulissen für solche Liebesidyllen liefert.

Von van Kuylen war nichts mehr zu sehen. Nur als ich den Fortrollenden zu Fuße nachging und noch einmal zurückblickte, glaubte ich aus einem der oberen Fenster des kleinen Häuschens eine resignirte Rauchwolke aus einem weißen Pfeifenkopf aufwirbeln zu sehen. Er hatte sich's also nicht erspart, den Liebenden von seiner einsamen Warte nachzuspähen. — —

Ich brauche nicht zu sagen, daß ich sogleich nach Hause ging und die ganze abenteuerliche Geschichte meiner lieben Frau haarklein berichtete. Leider machte ich nicht den gehofften Effect damit. Es blieb nun einmal in der Seele dieses trefflichen Weibes ein Vorurtheil gegen ein Mädchen, das sich herausnahm, so schön zu sein, daß alle Männer ihr nachliefen und selbst die solidesten Landschaftsmaler ein, wenn auch väterliches, doch bedenklich warmes Interesse an ihr nahmen. Der Verdacht, es möchte doch nicht so ganz richtig damit sein, schien auch wirklich bestätigt werden zu sollen, da Tag um Tag verging, ohne daß das glückliche Paar, wie es doch ver-

sprochen hatte, sich bei uns sehen ließ. Mein Weib ging wieder mit der bekannten Miene großherzig unterdrückten Triumphs herum und behandelte mich so schonend und überlegen, daß ich zuweilen ordentlich wild wurde. Aber was war zu machen? Ich mußte es schon hinnehmen und hatte nur die Wahl, für einen schlechten Menschenkenner oder heimlichen Sünder zu gelten.

Endlich nach vierzehn Tagen sollte sich das Blatt wenden. Ich sitze so gegen Mittag ruhig bei der Arbeit, da läuft mein Christinchen herein und ruft mich ab, ich möchte eilig zur Mama kommen, eine wunderschöne Dame sei da mit einem Herrn, und sie hätten auch nach mir gefragt. Da waren sie's denn, und zwar als junges Ehepaar auf der Hochzeitsreise über Italien nach New-York. Gleich an jenem Tag hatten sie sich aufgemacht, heimzureisen und sich erst wieder den Eltern vorzustellen, und da der Herr Hans Lutz — sein bürgerlicher Name war Johann Ludwig Weinmann — drüben in Amerika eine schwere Menge Geld verdiente, konnte es dem Vater des schönen Käthchens am Ende gleich sein, ob das mit Eisenbahn- und Brückenbauten geschah, oder mit Lederfabrikation. — Meine gute Frau hatte zuerst, wie sie mir selbst gestand, etwas einsilbig dagesessen. Als ich aber eintrat und weder die junge Frau noch ich roth wurde oder sonst Zeichen illegitimen Einverständnisses gewechselt wurden, fand sie endlich das Gleichgewicht wieder und mußte nun auch daran glauben: sie verliebte sich in der halben Stunde so complet in das holde Meerwunder, daß sie sie gar nicht fortlassen wollte und am Ende mit den zärtlichsten Umarmungen von ihr Abschied nahm. — Gut ist es freilich, sagte sie mir nachher, daß sie bis nach Amerika reisen.

An demselben Abend fand noch ein Abschied Statt, aber nur ein brieflicher. Mein guter Mynheer schickte mir ein Billet, in dem er mir nach seiner Weise mit allerlei humoristischer Verbrämung seine Abreise nach Italien meldete. Er hatte eine kleine Federzeichnung zum Andenken beigelegt, sehr sauber ausgeführt, auch im Uebrigen ein echter van Kuylen. Vor einer Hütte im Urwald sitzt ein junges Paar unter Palmen, Bananen und Brodfruchtbäumen, ein paar muntere Kinder spielen zu ihren Füßen, die Frau ist mit irgend einer Handarbeit beschäftigt, der Mann lies't ihr vor. Ueber ihnen aber, im Gezweig eines uralten Baumes, hockt ein magerer kleiner Affe, der eben im Begriff ist, der schönen jungen Frau eine Ananas in den Schooß zu werfen. Wem die Gesichter des Ehepaars glichen, und wer dem Künstler zu der seltsam verkniffenen resignirten Physiognomie des Aeffchens gesessen hatte, braucht wohl nicht ausdrücklich gesagt zu werden.

Ein Förderer des deutschen Holzschnittes.

Andere Zeiten, andere Ideale! Was zu Jeanne d'Arcs Zeiten ein König gesprochen:

„Es soll der Sänger mit dem König gehn —"

dürfte, unserer Zeit angepaßt, etwa lauten:

„Es soll der Sänger mit dem Buchhändler gehn —"

wobei statt Sänger — Dichter oder Künstler nach Bedürfniß substituirt werden könnte. Es ist das übrigens nicht so prosaisch und materiell, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte und wie es oft dargestellt wird; aus solchem Zusammengehen hat sich vielmehr häufig ein engeres Verhältniß, ein Freundschaftsbündniß entwickelt, das nicht nur menschlich schön, sondern auch für Kunst und Wissenschaft ersprießlich gewesen.

Einem solchen edlen Bündniß verdankt unser Volk unter anderem nichts Geringeres, als die Blüte der Holzschnitte seines Ludwig Richter. Denn der Freund des jetzt in allen deutschen Häusern heimischen Künstlers, der Buchhändler Georg Wigand, hat den vorher wenig gekannten Mann gewissermaßen erst entdeckt und ihn — wie Otto Jahn sagt — „zumeist veranlaßt, sich dem Holzschnitt und der Illustration zuzuwenden, welches beides ihn populär gemacht und seinem Namen den Klang gegeben, den jetzt jeder kennt."

In einem humoristischen Gelegenheitsschriftchen — in dem Scarnbaeus melolontha orator —, das nur für einen engeren Freundeskreis gedruckt erschien, sagt Georg Wigand von sich selbst: „Teutschland ist sein Vaterland, in Göttingen ist er geboren, unter den Slowacken hat er seine Frau Liebste kennen gelernt, und nach Paris ist er mit Blutigeln gereiset. Hernach ist er immer mehr in der Welt herumgekommen, und wenn er einmal seine höchst gefährliche und curiöse Reisebeschreibung unter der Bank hervorholen wird, o Sapperment, wie werden dann die Leute die Mäuler aufsperren!" Leider ist die Reisebeschreibung, wie jede weitere Lebensbeschreibung unter der Bank nie hervorgekommen; aus wohlverbürgten Quellen können wir indes einiges daraus mittheilen.

Als das zwölfte Kind sehr achtbarer, durch die Kriegeszeiten nach und nach verarmter Eltern, erblickte Georg Wigand am 13. Februar 1808 in Göttingen das Licht der Welt. Knapp genug ging es in dem elterlichen Hause zu, und mit Recht legen ihm an seinem silbernen Hochzeitstage gute Freunde in einem „Fragment aus seiner noch ungedruckten Familienchronik" die Worte an seine Kinder in den Mund: „Was ihr jetzt eure Bedürfnisse nennt, davon kannte ich die meisten gar nicht, und was ihr gar nicht denkt, daß man es etwa entbehren könnte, das fehlte mir oft genug, wenn ich mir nicht selbst mühselig etwas verdiente. Was meint ihr, wenn ihr euch jetzt neue Strümpfe und Schuhe selbst verdienen solltet? Und was für Mühe habe ich mir geben müssen und mich quälen, um nur die Gelegenheit zu finden, wo ich etwas lernen könnte!" — Ja, man konnte damals den kleinen freundlichen Burschen nach den Schulstunden in der Stadt umhertraben und Zeitungen austragen sehen; und noch der Mann hat in dankbarer Erinnerung einiger Professorenfamilien oft erwähnt, die ihm damals etwas zu essen gaben, wenn er gerade zur Mittagszeit die Zeitung brachte; aber wie oft mußte er hungrig zu Bette gehen, wenn die Einquartirung das Letzte verzehrt hatte!

Unter solchen Umständen konnte seine Schulbildung nur eine nothdürftige sein; dennoch hat ihn schon damals das Leben so manches gelehrt, freilich unterstützt durch seinen ernsten Wissensdrang und seine leichte Auffassungsgabe. So hat er die in jenem obenerwähnten „Fragment" des weiteren humoristisch erzählte und illustrirte Reise mit einem Blutegelhändler nach Paris, die in allen ihm näherstehenden Freundeskreisen genau bekannt ist, wirklich gemacht, und obgleich er den Rückweg in einem leeren Blutegelkasten ausführen mußte, hat er sich doch gehörig in allen Städten umgesehen, wo zur Belustigung der Bewohner sein Krauskopf mit einem Male unter dem geöffneten Deckel emportauchte. Bald aber sollte er noch mehr von der Welt sehen.

Im Jahre 1822 ließ nämlich sein in dem oberungarischen Städtchen Kaschau als Buchhändler etablirter Bruder Otto den 14jährigen Knaben zu sich kommen, um ihn für sein Geschäft auszubilden. Mit unermüdlichem Fleiße war er hier darauf bedacht, die Lücken seines Schulunterrichtes auszufüllen, aber auch für seinen Beruf zeigte er praktisches Talent und Energie auf den Geschäftsreisen, die er im Ungarlande — ohne ein Wort von der Sprache zu verstehen — machen mußte. Und als, vier Jahre später, Otto Wigand Kaschau verließ, um zuerst in Preßburg, darnach in Pest sich niederzulassen, führte Georg das Geschäft ganz allein bis zum Jahre 1828, wo er für einige Zeit zu seinem Bruder nach Pest ging. Nachdem er sodann im folgenden Jahre eine Geschäftsreise nach Paris gemacht, kehrte er im Herbst 1829 wieder nach Kaschau zurück, um das dortige Geschäft seines Bruders als Filiale auf eigene Rechnung zu übernehmen.

In dieser nun ganz selbständigen Thätigkeit entwickelte er sofort eine eben so große geistige Rührigkeit in seinem Sortimentsgeschäft, als eine durch die engen Grenzen zwar beschränkte, aber das künftige große Wirken verrathende erfindungsreiche Thätigkeit im Verlage. Bald aber wurde ihm die als letzter Vorposten deutscher Cultur am Fuße der Karpathen liegende Kleinstadt zu enge, dazu kamen die österreichischen Censurplackereien, die ihm vollends seine



Schnorr von Carolsfeld. Ludwig Richter. Georg Wigand

Eine Berathung bei Georg Wigand.

zweite Heimat verleideten, obgleich er daselbst bereits 1831 einen häuslichen Herd gegründet hatte. Es zog ihn nach Deutschland zurück.

Im Jahre 1833 besuchte Georg Wigand zum ersten Male die Leipziger Ostermesse. Die Bedeutung des buchhändlerischen Verkehrs, der Umgang mit Collegen und hervorragenden Schriftstellern und Gelehrten, die Anregung, die er auf Schritt und Tritt von dem höheren deutschen Culturleben empfing, förderten nun vollends rasch seinen Entschluß, Ungarn zu verlassen; und schon im Frühjahr 1834 fuhr er mit Weib und Kind durch den tiefen Schnee der Karpathenstraße über die ungarisch-galizische Grenze und langte kurz vor der Buchhändlermesse wieder in Leipzig an, wo er alsbald ein neues Geschäft eröffnete.

Der jugendlichen Begeisterung wartete allerdings manche Enttäuschung; und trotz einer unermüdeten Rastlosigkeit verging manches Jahr voll Sorgen, ehe das mit geringen Mitteln begonnene Werk auch nur einigen Aufschwung nahm. Aber obgleich er manchmal in verzagten Stunden bereute, zu früh Kaschau verlassen zu haben, ermüdete er doch keinen Augenblick, sondern fuhr mit seltenem Geschick und ernster Beharrlichkeit fort zu arbeiten, und bald gelang es ihm, sein Ziel zu erreichen und einer jener Verleger zu werden, die von der Geschichte des Buchhandels mit Recht als Bahnbrecher bezeichnet werden.

Zwei Unternehmungen waren es, die ihm einen festen Boden in Leipzig verschafften; das eine: die erste deutsche Volksausgabe Shakespeares, die in ganz unerwarteter Weise sich außerordentlich rasch verbreitete; das zweite: „Das malerische und romantische Deutschland“, das er unter großen Schwierigkeiten glücklich zur Vollendung brachte. Beide — wie überhaupt die schönsten und bedeutendsten Unternehmungen seines Verlags — verdankten Georg Wigands eigenen Ideen ihr Entstehen, namentlich seinem künstlerischen Geschmack und seiner Vorliebe für den Holz-

schnitt, auf dessen Entwicklung er einen entscheidenden Einfluß geübt hat.

Als Georg Wigand aus Ungarn nach Leipzig übersiedelte, war die neuere deutsche Holzschneidekunst noch in ihrem Entwicklungsstadium befangen. Durch Ungers und Gubitz' Wirken in Berlin zuerst wieder aus ihrer Vergessenheit hervorgezogen, war ihr bis zum Beginn der 30ger Jahre nur wenig Gelegenheit geboten, zu zeigen, was sie leisten konnte. Erst die Befruchtung des deutschen Verlagshandels durch englische Ideen und das beginnende Streben nach Popularisirung der fortgeschrittenen Wissenschaften mit Hilfe von Illustrationen, boten der bis dahin stiefmütterlich behandelten Kunst Gelegenheit sich neu emporzuschwingen. Allerdings lehnte man sich anfänglich noch an englische Vorbilder an, aber bald kam die Zeit, wo deutsche Originalunternehmungen der alten Kunst die Möglichkeit einer neuen selbständigen Entwicklung und Fortbildung schafften, die zunächst Unzelmann in Berlin — unterstützt durch die künstlerische Beihilfe J. Kirchhoffs — anstrebte.

Zu solchen Originalunternehmungen gehörte das so eben zweiterwähnte Georg Wigands, wie bei dem Herannahen der Erinnerungsfeier des tausendjährigen Bestehens des deutschen Reiches seine Idee zur Herausgabe der Dullerschen Geschichte des deutschen Volkes, illustrirt durch 100 Holzschnitte, nach Zeichnungen von J. Kirchhoff und Ludwig Richter. Die dadurch begründete enge Freundschaft Wigands mit Richter*) war für die Folge von bestimmendem Einfluß auf den vorwiegenden Charakter des jungaufstrebenden Verlages.

Wie Wigand sich bestrebte, dem neugewonnenen Freunde ein neues Schaffensgebiet zu eröffnen, das seiner künstlerischen Individualität sympathischer war, als das bisherige, ja wie er durch seine Anregungen und Ideen von großem Einfluß auf die künstlerische Thätigkeit Richters war, so war es andererseits Richter und seine Zeichnungsweise, die Wigand zu einem Gegner der englisch-französischen Holzschnittmanier, die sich einer Nachahmung des Kupferstichs befliß, und die ihn zu einem Anhänger des Anschlusses an die alten deutschen Meister des XVI. Jahrhunderts machte.

Welch eine Reihe schöner Leistungen ward nun „durch das Zusammenwirken praktischer Erfahrung und künstlerischer Produktion, die sich in wahrem Interesse für die Kunst begegnete, hervorgerufen!" Otto Jahn, dem diese letzten Worte angehören, bezeugt es in seinen „Mittheilungen über Ludwig Richter" ausdrücklich, wie viel Richter „der freudigen Bewunderung, der unermüdlich anregenden und fördernden Lebendigkeit seines Freundes" verdankt. — „Für wen könnte ich lieber arbeiten, als für Sie?" schrieb der Künstler einmal an den Verleger; „ich habe mich an Ihre warme Theilnahme so gewöhnt, daß ich mir ganz verwaist vorgekommen bin, wenn einmal eine kurze Pause eingetreten ist. Es ist mir doch immer, als gehörte ich Ihnen ganz besonders an, und als müßte ich eigentlich alles für Sie machen." — „Und man mußte die herzinnige Freude sehen," fügt Jahn hinzu, „mit der Georg Wigand eine neue Zeichnung Richters den Freunden vorlegte, oder einen Einfall aussprach, den er Freund Richter mittheilen wollte, daß er ihm Leben und Gestalt geben möge."

Wir können hier nicht alles aufzählen, was die beiden Freunde ins Leben gerufen; nur des im Jahre 1818 erschienenen Richteralbums wollen wir noch gedenken, das denn auch Otto Jahn — als dem Dritten im Bunde — Veranlassung zu seiner meisterhaften Richtercharakteristik gab. Denn dieser uns kürzlich entrissene Gelehrte gehörte zu dem reichen Kranze von edlen Männern, den Georg Wigand um sich zu versammeln verstand. Mit Freude gedenkt Jahn der in seinem Hause verlebten schönen Jahre, und als er 1861 allein das Richteralbum in vierter Auflage herausgehen lassen mußte, sagte er wehmüthig: „Mir fehlt die ermunternde Theilnahme Georg Wigands, des trefflichen, ehrenhaften Kernmenschen, der mit seiner frischen Originalität, seiner unermüdlichen Thatkraft, mit seinem gesunden Humor und seinem warmen Herzen, ein ganzer Mann aus einem Stück, seinen Freunden in guten und bösen Tagen hilfreich die Hand bot."

*) Daß Ludwig Richter an der seinem Freunde zu nahe tretenden, von Otto Wigand im Vorworte zu den von ihm herausgegebenen „202 Holzschnitten nach Zeichnungen von L. R." erwähnten Correspondenz aus Dresden im Morgenblatte völlig unschuldig ist, können wir aus bester Quelle versichern.

Von Jahr zu Jahr faßte das Verlagsgeschäft Georg Wigands festere Wurzeln, und sein Begründer erwarb sich eine angesehene Stellung, sowohl in Leipzig, als im ganzen deutschen Buchhandel. „Georg Wigand war," schreibt uns einer seiner competentesten Collegen, „einer der ersten, aber auch einer der hervorragendsten Vertreter der neuen Betriebsweise im deutschen Verlagshandel, welche — das alte, häufig gemüth- und pietätvolle Verhältniß des Verlegers und seiner Autoren, die theilweis wie zu einer Familie zusammengeschlossen erscheinen — durchbrechend und umgestaltend, dem Verleger eine größere speculative Initiative in der literarischen Produktion zuwies, allerdings damit aber wohl auch vielfach die Hand zur Entwicklung eines Literatenthums und einer speculativ organisirten, häufig sich nur in Nachahmungen und Todhetzen glücklicher Ideen manifestirenden Bücherfabrikation bot, die unseren deutschen literarischen Verhältnissen nicht durchweg zum Segen gereicht haben. Was aber so manchem andern nur eine möglichst schnellen und reichlichen Erfolg versprechende Geschäftsmaxime — das war Georg Wigand tiefinnerstes Bedürfniß, der Ausfluß eines schöpferischen Genies, eines rastlosen Thätigkeitsdranges. Ihm genügte nicht das gemächliche, geschäftlich-herkömmliche Ausnutzen des Errungenen, selbst nicht das langsam-organische Entwickeln desselben — nur das Gelungenste, alles ins Leben Gerufene als Basis bewahrend, war ihm ein fortwährendes Neugestalten und Schaffen Bedürfniß. Wenige Verleger hatten daher auch wohl einen solchen Wandel in ihrem Verlagsbestande und in dem Charakter ihres ganzen Geschäftes aufzuweisen, aber wohl auch wenige Veranlassung, auf eine solche Reihe von gedeihenden jüngeren Firmen zurückzublicken, als Georg Wigand."

So überließ er 1842 einen Theil seines Verlags an J. Klemann in Berlin; begründete mit Gustav Mayer die Firma: Mayer und Wigand in Leipzig (jetzt Haendcke und Lehmkuhl in Altona); kaufte und erweiterte das Commissionsgeschäft der Wigandschen Buchhandlung in Leipzig, das er 1856 wieder an H. Häffel überließ; trat 1847 das „Malerische und romantische Deutschland" an Händel in Leipzig ab, einen weiteren ansehnlichen Theil seines Verlags 1855 an Bernhard Schlicke in Leipzig, und begründete noch zwei Jahre vor seinem Tode in Gemeinschaft mit A. Kirchhoff ein Antiquariatsgeschäft unter der Firma: Kirchhoff und Wigand, dessen gedeihliche Entwicklung ihm nur in den Anfängen zu erleben gestattet war.

Nur in der Kürze können wir schließlich der Krone aller Verlagswerke Georg Wigands gedenken: der Schnorrschen Bibel in Bildern, an der er — unter anfänglich starken Sorgen — bis zu seinem Tode mit der größten Liebe und Hingebung arbeitete. Die künstlerische Bedeutung dieses echt deutschen, klassisch großartigen Werkes, das vielleicht nur in Luthers Uebersetzung der Bibel seines Gleichen hat und das — wenn auch scheinbar über dem Glanze der Doréschen Illustrationen vergessen — dieselben doch sicherlich überleben wird, können wir hier nicht nachweisen; wer sich aber daran erinnert, mit welchem bedenklichen Kopfschütteln fast der gesammten buchhändlerischen Geschäftswelt die Herausgabe dieses Werkes im Jahre 1852 begrüßt wurde, der wird ermessen, welch großes Verdienst dabei auch dem genialen und kühnen Verleger gebührt, der es wagte, damit hervorzutreten, und wird sich freuen, daß demselben vor seinem Tode noch die Genugthuung zu Theil ward, daß dessen unvergänglicher Werth nicht nur in Deutschland, sondern auch in England und Frankreich den verdienten Erfolg errang.

* * *

Schon Eingangs erwähnten wir einer Art privatester Literatur, die sich auch an den Namen Georg Wigand knüpft und die unter seinen Auspicien erschien. Dazu gehört vor allem die „Chronika derer Maykäfer zu Leipzig," deren Vater eben Wigand war,

Denn wir sich rühmt der Preußen Potentat:
Durch uns, die Zolleen, wurde diesre Staat,
Darf Wigand laut verkünden allen Landen:
Durch mich nur ist die Käferschaft entstanden.

heißt es poetisch schwungvoll in einem zum 20. Hochzeitstage in der Marienvorstadt bei Ihm aufgeführten Drama, das den erschütternden Titel: Il cravallo oder: Die Maikäferrevolution, (Leipzig, druckt's der Maikäfer R. Härtel 1851) führte.

Am 31. des Lenzmondes 1844 gegründet, vereinigte diese höchst denkwürdige Gesellschaft — außer Wigand, ihrem Vater — eine Zahl der bedeutendsten Männer Leipzigs, wie den jetzigen Oberbürgermeister Koch und seinen Collegen Stephani, ferner

Dr. Volkmann, den Chronisten der Gesellschaft, Prof. Wenck, Dr. Härtel, Prof. Biedermann, Dr. Clarus &c., wie auch vorübergehend Berthold Auerbach, Gustav Kühne u. a. Aber Georg Wigand war und blieb immer die Seele des Ganzen.

„Am 22. Mai 1845 ist das erste Capitul bei dem Maykäffer Vatter mit Maytrank begangen worden," lesen wir in den Blättern der Chronika.

Außer diesen Capitelversammlungen, denen auch der Damenschmuck nicht fehlte, ging man gemeinsam auf den Kuhthurm kegeln; so lesen wir aus demselben Jahr:

„Ist auch beym Kegeln poeta Auerbach am 20. des Heumondes erschienen, und später in die Sippschaft aufgenommen worden."

Und etwas weiter:

„Am 27. des Regenmondes hat sich dokumentiret, welchen Einfluß das Maykäffertum exercire, daß nämlich Dominus Wigandus und Professor Biedermannus in das Collegium derer Stadtverordneter per suffragium civium recipiret worden."

Aus dem Jahre 1847 citiren wir:

— „Dominus Wigand hat sein neu Hauß in der Marienstraß am Egelpfuhl am 9. ejusdem (Junii) gericht, hat aber kein Richtschmauß geben, darob ihme denn der Himmel mit tüchtigem Platzregen in die Richtung hineingeleucht."

„Derweylen hat in dem Schlesier Lande poeta Auerbach sich in den heiligen Ehestand begeben und eine breslauische Jungfer heimführet, so er am 15ten dieses sechsten Monats in der Pleißenstadt denen Kumpanen vorgestellet. Ist ein fein Weiblein mit blauem Aug und goldenem Flachshaar. Wird den Pantoffel mildiglich handieren."

Im Jahre 1848 wird erzählt, wie „Domini Wigandi neu Hauß ist mit Maytrank inauguriret worden". Und weiter:

„Als nun derer Maykäffer-Genossenschaft eine fast große aversion derer politiae überkommen, hat es deme Domino Wigando nicht gar ungeschicklich bedünken mögen, wiederumb ein capitulum zu convociren, so sein sessionem am 22sten des Weinmonds in deme neuerbauten Hauße des Maykäffer-Vatters solenniter gehalten. Hat der advocatus Volkmannus darzu ein fein Eselein dem Gastgeber cum parvula peroratione darboten, sintemalen selbiger vor Zeitten eine heiße, obschon harmlose Sehnsucht nach solch ein Thierlein oftmalen expektoriret. Ist sothaner Esel, so von Holz gewest, auch als membrum societatis von Domino Wigando amicaliter recipiret und auf der Tafel placiret worden."

Doch nur wenige Jahre erhielt sich die ehrenwerthe Gesellschaft in ihrer harmlos gemüthlichen Weise. Bereits vom Jahre 1850 berichtet der Chronist wehmüthig: „Ein langweilig Jahr, weil alle Maykäffer sich verehlicht und der heitere spiritus entflohn, sich auch alle cogitationes auf das Materielle geworfen. Das Maykäfferthumb mit gänzlichem Ruin hoc anno bedrouet." Noch einmal lesen wir dann im Jahre 1851, wie „am 1. Hornung der 20. Jahrestag der Verehlichung domini Wigandi cum uxore celebriret worden," wie denn auch der „Ehr- und tugendbelobten Maykäffermutter Wiegenfest" erwähnt wird. Danach schweigen die Akten aber gänzlich, und die sehr ehrenwerthe Maykäfergenossenschaft ist dann wohl allmählich still auseinandergeflogen.

Seit dem Jahre 1852 beanspruchte Schnorrs Bibel überdem, wie wir gesehen haben, fast ausschließlich Georg Wigands Gedanken und Zeit. Später kam ein Leberleiden hinzu, das den strebsamen Mann einem frühen Tode zuführte. Nach mehrwöchentlichem schweren Leiden starb er am 9. Februar 1858 in noch nicht vollendetem 50. Lebensjahre.

Sein Andenken wird unter den deutschen Buchhändlern, aber nicht minder unter Schriftstellern und Künstlern in Ehren bleiben. Jeder aber, der sich an Ludwig Richters Bildern freut, möge sich auch dankbar des Mannes erinnern, der diesen Schatz zuerst ihm erschlossen!

Robert Koenig.

Faulthiere und faule Thiere.

Von Dr. Franz Schlegel.

Faulthiere in unsern zoologischen Gärten sind große Seltenheiten; nur London und Amsterdam waren so glücklich, das Ai einige Zeit lang wenigstens lebend zu besitzen.

Des alten Geßners Wissenschaft von dem seltsamen Thiere glauben wir heutzutage mitleidig belächeln zu können. „Dieses Thier wird aus dem Land, Amerika genannt, über Meer hergebracht" — sagt er — „ganz scheußlich und ungestalt, hat einen tiefen hängenden Bauch, ein Angesicht wie ein jung Kind, und so es gefangen wird, soll es auch erseufzen wie ein jung Kind, seine Haut aschenfarb gehaaret, wie eines jungen Bären Haut; an jedem Fuß hat es nicht mehr denn drei Klauen, vier Finger lang, mit welchem es auf die Bäume steiget; denn auf solchen wohnt es mehr, denn auf der Erden. Der Schwanz drei Finger lang, mit wenig Haaren. Seine Speis' ist allein Laub von einem Baume derselbigen Landschaft. So es heimisch gemacht wird, hat es den Menschen sehr lieb, begehrt auf seine Schultern zu springen, welches die Einwohner nicht gedulden mögen, dieweil sie nackend und bloß wandeln, von wegen der Schärfe der Nägel."

Das war der Inbegriff der Kenntniß, die man um die Mitte des 16. Jahrhunderts etwa von dem südamerikanischen Faulthier hatte. Noch trug es diesen Namen nicht — Bärenaffe nannte man das Thier — noch war es nicht zum Spuk der Reiseberichte geworden. Während die Gelehrten Europas hin- und herstritten, ob hier oder da im System das befremdende Thier unterzubringen sei, schmuggelten sich die abgeschmacktesten Dinge über Leben und Wesen des Faulthieres bei uns ein, so daß eigentlich vor nicht gar langer Zeit noch wir geradehin Ursache gehabt hätten, aufrichtig zu bedauern, mehr von dem Thiere zu wissen, als die Weisheit des alten Geßner besagte. Von seiner Unbeholfenheit und Trägheit wurden Wunderdinge erzählt, und es ist der Glaube daran heute noch nicht ganz getilgt. Der Fisch außerhalb seines heimischen Elementes erscheint tölpelhaft; unser Schwan, der majestätische Schwimmer, spielt zu Lande eine traurige Figur, watschelnd und humpelnd nur arbeitet er sich mühsam fort; der vollendetste Schwimmkünstler, unsere Fischotter, gegen deren Virtuosität alle Schwimmer sammt und sonders stümperhaft erscheinen, wird als Fußgänger vom Menschen leicht überholt. Ebenso ist das Faulthier auf plattem Lande nicht in seinem Elemente; es ist ein Kletterthier und dies in so ausschließlicher Weise, daß es im vollen Sinne des Wortes weder stehen noch gehen kann. Auf dem Boden hilft es sich höchst mühsam nur in wirklich jammererregender Weise fort, und kämen dem Thiere dabei nicht die langen Klauen wenigstens einigermaßen zu statten, sich damit fest zu häkeln, so würde ihm eine Ortsveränderung vollständig unmöglich sein. Seine gesammte Organisation ist lediglich für ein Baumleben berechnet. Mächtige krummgebogene Krallen befähigen das Thier, Baumäste mit einer Sicherheit zu umklauen, wie kein anderes Säugethier das vermag; dazu die nach einwärts gewandten Sohlen der Hinterfüße, mit denen es sich gegenstemmt, charakterisiren das Faulthier als vollendetes, wenigstens ausschließliches Kletterthier. Zwar nicht die Schnelligkeit, doch des Thieres Sicherheit im Klettern ist dem entsprechend, und überraschend mag es sein, ein Ai, das man so eben wie gelähmt am Boden liegen fand, so wie es einen Baumstamm erreicht, mit seinen langen Armen ausgreifen und sich emporarbeiten zu sehen. Da gewahrt man, daß das Thier bedächtig wohl, auch etwas schwerfällig vielleicht zu nennen, keineswegs aber faul zu schelten ist. Außerdem ist sein Auge nicht darauf eingerichtet, blendende Tageshelle zu ertragen, und so finden wir das Thier zu solchen Zeiten nur wider Willen und gegen Gewohnheit in Bewegung.

Was würden wir aber sagen, wenn einer von uns von 6 Jahren seines Lebens deren 5, mithin auf die Dauer eines Menschenalters von 90 Jahren volle 75 Jahre, verschlafen wollte? Der dürfte doch wohl ein exemplarischer Faullenzer gescholten zu werden verdienen. Ein Thier aber gibt es, das solches Kunststück fertig bringt. Das Murmelthier, das Faulthier der Savoyarden, schläft in den unwirthlichsten Alpenregionen seiner Heimat alljährlich bis 10 Monate, mithin von 6 Jahren seines Lebens deren 5.

Das Thier nur, dem, pflanzengleich, unbewußt der Zeit,

lediglich die eine Aufgabe zugefallen, zu leben, nicht um seinetwillen, sondern um der Gattung willen, durfte solchen Anordnungen der Natur unterworfen und ihnen blind zu gehorchen angewiesen sein. Durch den Winterschlaf ist das Thier der Selbsthilfe gegen die sinkende Wärme seines Wohnortes überhoben und vormundschaftlich geschützt vor dem Hungertode. So wurde es der Segnungen einer Art Lebensverlängerungskunst theilhaftig, deren auch von uns Menschen gesuchtes Geheimniß darin besteht, Einnahme und Ausgabe im gehörigen Gleichgewicht zu halten, Ueberschüsse vorsorglich gutzuschreiben und etwaigen Fehlbetrag wohlweislich zu decken. Und wo in der Natur zeigt sich diese Oekonomie treffender als bei dem Winterschlafe, dieser interessanten, immer aber für den Forscher noch ziemlich räthselhaften Erscheinung!

Winterschläfer finden sich in fast allen Thierklassen und ganz allgemein bei unseren Lurchen. Nur von winterschlafenden Vögeln weiß man nichts, da sie die Fähigkeit haben, durch Auswanderung sich zu bergen. Der einzige Vogel, dem man nachsagt, daß er durch irgend welche Ursache verspätet oder sonst an dem Wegzuge verhindert, über die nahrungslose Jahreszeit durch Winterschlaf sich hinwegzuhelfen vermöge, ist die Schwalbe. Die gewöhnliche Erzählung von in Schlamm versenkt und erstarrt aufgefundenen Schwalben, die in der Wärme auflebten, hat durch keinen Mann von Fach bisher bestätigt werden können und ist deren Glaubwürdigkeit vom Standpunkte der Wissenschaft sehr stark zu bezweifeln. Unmöglich aber wäre es nicht, daß solche unter Dächern erstarrt aufgefundenen Vögel, wie die Berichte besagen, in einem Winterschlafzustande gelegen. Zu verwundern ist nur, daß derlei Beobachtungen so selten im ganzen gemacht werden und noch keinem vorurtheilsfreien und urtheilsfähigen Forscher haben glücken wollen. Einem französischen Berichte zufolge fand man im Thale Maurienne in den Höhlen eines Berges, der, weil im Herbst oft ganz mit Schwalben bedeckt, Schwalbenberg genannt wird, eine Unzahl dieser Vögel — wenn es nicht etwa Fledermäuse waren — an der Decke aufgehängt, Bienenschwärmen gleich und winterschlafend.

Als Ursache des Winterschlafs gelten in oberster Linie Kälte und Mangel an Nahrung. Dennoch aber schläft unser Murmelthier, ferner Schlafratzen, Igel und andere, mit denen man Versuche gemacht, im warmen Zimmer und bei voller Nahrung, so wie ihre Zeit kommt, gleichwie im Freien, nur weniger fest und weniger lang. Wir wissen, es erben sich von Mutter auf Kind Bedürfnisse, Neigungen, Gewohnheiten mehr oder weniger fort und sind sie ebenso allmählich erst wieder auf demselben Wege in Kindern und Kindeskindern zu tilgen. Die zukünftige Generation unserer Pferde wird vor dem vorüberbrausenden Dampfer nicht mehr scheuen. Nicht, daß jedem einzelnen Thiere zur Aufgabe fällt, sich an die erschreckende Erscheinung zu gewöhnen, vielmehr dem Fohlen, dessen Mutter jenen Schreck bereits überwunden, wird der „Lärm um nichts" schon von Haus aus viel weniger bedenklich dünken, und so dessen Wirkung von Generation zu Generation abgeschwächt werden.

Eine meiner Schlafratzen stand in einem Drathkäfig, 6 Fuß von einem geheizten eisernen Ofen entfernt, hatte hinreichende Nahrung, und fiel dennoch schon Ende October in Schlaf, so daß das Thier auf dem Boden hin und her gekollert werden konnte, ohne zu erwachen. Ich erinnerte mich dabei lebhaft eines Patienten aus meiner Studienzeit, welchem die Hand amputirt worden war. Als wir unter Leitung unseres Lehrers den Operirten tags darauf besuchten, wurde die Wunde im besten Zustand befunden. Der Betroffene klagte über keinerlei Schmerz, befand sich äußerst wohl und zeigte gar gesunden Appetit. Dennoch aber mußten wir zu unserer Verwunderung auf die Frage, ob und wie er die Nacht geschlafen, die Antwort hören: „Geschlafen hab' ich nicht!" Und warum denn nicht? Ganz einfach, der Mann war Nachtwächter und nun einmal gewohnt, am Tage zu schlafen. So mag mein Schlafratz auch der Gewohnheit gehuldigt haben, obschon das Thier am warmen Ofen und bei reichlicher Kost gar nicht nothwendig hatte, zu schlafen.

Der Winterschlaf ist bei den verschiedenen Thierarten der Tiefe ebenso der Dauer nach, wie schon gesagt, sehr verschieden. Während die einen den ganzen Winter durch mit fast nicht nennenswerthen Unterbrechungen todtenähnlich erstarrt, kaum athmend vergraben liegen, schlafen andere selten nur andauernd längere Zeit, erwachen öfters, um nach längerer oder kürzerer Pause wieder einzuschlafen. Diejenigen von ihnen, welche im Herbst auf Vorräthe bedacht gewesen, befriedigen einfach aus dieser Quelle ihr Nahrungsbedürfniß, die Sorglosen unter ihnen aber sehen sich beim zeitweiligen Erwachen in der Nothwendigkeit, ihr Winterlager zu verlassen und tappen oft lange nach Futter umher, wiewohl auch ersteren ein Spaziergang in der frischen Luft zuweilen Bedürfniß und Erquickung scheint.

Jedenfalls ist es unnütze Wortklauberei, unter Winterschlaf nur die todesähnliche Erstarrung verstehen zu wollen, wie sie beim Murmelthier etwa, beim Ziesel und den Schlafratzen beobachtet wird. Müssen nicht alle diese Verschiedenheiten bis zum gewöhnlichen täglichen Schlaf herab nur als Abstufungen eines Zustandes gelten oder ist der Sperling nicht auch ein Singvogel, trotzdem dieser Künstler von dem Urbild der Sänger, der Nachtigall, gar weit entfernt ist?

In solcher Auffassung nur ist es möglich, einigermaßen wenigstens Licht und Klarheit in den ganz natürlichen Hergang zu bringen und das Räthselhafte möglichst abzustreifen. Unserer schulmeisterlichen Anschauung erscheint manches blos darum sonderbar, weil es von dem Gewöhnlichen abweichend nicht recht in unser System passen will, weil wir vergessen, daß nur Bruchstücke der Schöpfung zu überschauen uns vergönnt ist, und daß unser Systematisiren nichts ist, als ein Nothbehelf für menschlich beschränkte Auffassung, keineswegs aber dem Werden und Sein des großen Ganzen entspricht, am wenigsten aber in dem Sinn des Schöpfers gelegen haben kann.

Die Thätigkeit der Lungen ist bei winterschlafenden Säugethieren fast ganz aufgehoben, innerhalb 60 Stunden soviel etwa betragend als beim Wachen in der Zeit einer halben Stunde. Ebenso verlangsamt sich der Blutlauf. Der Pulsschlag der Fledermaus beträgt in der Minute 200, im Winterschlafe zählt man bei ihr deren nicht mehr als 20. Als nothwendige Folge ergibt sich Verminderung der thierischen Wärme, warmblütige Thiere werden zu kaltblütigen.

Das Urbild aller Winterschläfer ist das Murmelthier. Im Breslauer Thiergarten schlafen sie den ganzen Winter durch in ihrer Steingrotte, natürlich gehörig in Laub und Stroh gehüllt. Und fühlen sie ja in unserm schnellwechselnden Klima durch anhaltend wärmeres Wetter Verlockung zum Erwachen, dann beknabbern sie wohl ein Stück von dem ihnen vorsorglich zugedienten Commißbrot, erkennen aber, wie es scheint, ihren Irrthum sehr schnell und suchen das altgewohnte warme Lager wieder auf. Bis 5 Monate verschlafen sie immer auch bei uns und erwachen bald etwas früher bald etwas später im Frühjahr, je nachdem die Sonne es gut mit ihnen meint.

Ein winterschlafendes Murmelthier spielt eine komische Figur. Zum Pelzklumpen zusammengerollt, gleicht es weit eher einem Jagdmuff als einem lebenden Thiere. Allen Thierfreunden aber möchte ich die allerliebste kleine Haselmaus zur Beobachtung im Winterschlafe empfehlen, schon darum, weil sie die schlafsüchtigste der bei uns heimischen sogenannten Schlafratzen und gleichzeitig so artig ist, beim Erwachen nicht wüthend um sich zu beißen, wie das zumal der Siebenschläfer zu thun pflegt. Viele Jahre lang waren diese harmlosen Thierchen meine Lieblinge und regelmäßig zur Winterzeit mußten sie es sich gefallen lassen, auf einem eigens für sie hergerichteten Miniaturarmstuhl als Spiegelbilder behaglichsten und tiefsten Schlafes meinen Freunden präsentirt zu werden.

Der Kopf, auf die Hinterfüße gestützt, wird vom Schwanze überdeckt. Lüftet sich die Vermummung, so sehen wir ein Antlitz, zur Karikatur verzerrt, dessen Entzifferung nicht ganz leicht ist. Die Mundwinkel krampfhaft auf- und eingezogen — die langen Bartborsten, sonst fächerförmig ausstrahlend, wie langhaarige Pinsel über die Wange hinauf- und hinausragend — die Zehen der Hinterfüße, zur Faust geballt, fest ins Gesicht gestemmt — das Auge zugezwickt unter den aufgewulsteten Wangen verborgen. Jetzt nehmen wir das schlafende Thierchen in die Hohlhand! Die überströmende Wärme wirkt Wunder, die Pelzkugel regt sich, beginnt wirklich zu athmen, reckt sich und streckt sich, die Hinterfüße rutschen von der Wange herunter, die Zehen der eingezogenen Vorderfüße kommen unter dem Kinn, tief aus dem Pelz zum Vorschein, und der Schwanz gleitet langsam über den Leib herab. Das Auge zwinkert und blinzelt, das eine thut sich auf; doch wie geblendet kneift der Langschläfer die Lider zusammen! Das Leben kämpft mit dem Schlafe. Noch einmal lugt das schwarze Perlenauge scheu und vorsichtig aus der schmalen Spalte hervor. Der Tag lächelt ihm freundlich zu.

Das Athmen wird immer schneller und tiefer. Noch ist das Gesichtchen in verdrießliche Falten gelegt; doch mehr und mehr macht sich das behagliche Gefühl der Wärme und des rückkehrenden Lebens geltend. Die Furchen glätten sich, die Wange verstreicht, die Schnurren senken sich und strahlen auseinander. Da auf einmal nach langem Kampfe entwindet sich auch das andere Auge dem betäubenden Schlafe, der es umnachtet, und trunken noch staunt das Thier behaglich in den Tag hinaus. Jetzt ermannt es sich und sucht ein Nüßchen zur Entschädigung für die lange Fastenzeit; bald ist das Versäumte nachgeholt, und das Thierchen ist — munter? Nein, immer wie träumend noch, jedenfalls mit den Freuden des nahenden Frühlings beschäftigt; bald aber gewahrt es seinen Irrthum, sucht sein Lager, rollt sich fester und fester zur Kugel zusammen und schläft von neuem, bis der Frühling wirklich und ernsthaft sich geltend macht.

Das Murmelthier erwacht in seinem Heimatlande ziemlich spät zwar, immer aber zu Zeiten, wo die Alpennatur noch rauher ist als unser April etwa. Und dennoch will das Thier in diesem Monat bei uns sich schwer nur aus seinem Schlafe aufraffen. Es ist gleichsam, als ob ihm der Schlaf noch in den Gliedern läge, und es unmöglich schon Zeit zum Erwachen wäre. Das ist eben die Macht der Gewohnheit, die Erbsitte des Murmelthiers. Doch was hilft's? Die Sonne scheint ihm behaglich auf den Pelz, es streckt sich, dehnt die Glieder, gähnt und nascht vom sprossenden Gras. „Murmelchen!" ruf' ich ihm von weitem zu. Doch gänzlich meiner entwöhnt, der menschlichen Stimme überhaupt, sucht der Langschläfer eiligst Rettung in der liebgewordenen Winterbucht. Doch Zureden hilft. Schmeichelnd und liebkosend wird dem verscheuchten Thiere zugesprochen, und allgemach, scheint es, dämmert in dem annoch schlaftrunkenen Hirne die Erinnerung an seinen sommerlichen Freund wieder auf. Beherzt lugt es, doch vorsichtig aus dem Baue hervor, und winkt ihm vollends gar ein Blättchen Schafgarbe zu, ja, da erkennt es mich wieder und morgen schon sind wir alte traute Freunde wie vordem.

Ein Pariser Börsenkönig.

Von **Dr. Ernst Eckstein.**

Versetzen wir uns in das Jahr 1818. — Wir langen nach einer beschwerlichen Postfahrt in der guten alten Stadt Bordeaux an. Die Diligence hält an dem Stationsbüreau, und wir blicken uns unschlüssig nach einer Droschke um, die uns in das Hotel bringen soll. — Die wenigen Fuhrwerke, die den Fremden zur Disposition stehen, sind längst vergeissen. Aergerlich fassen wir unsern Reisesack und schicken uns an, den Weg zu Fuße zu machen. Da springt ein neunjähriges Bürschchen auf uns zu.

„Erlauben Sie, mein Herr," ruft er in dem unverkennbaren Dialekt der Gironde, dem sich noch ein weiteres fremdartiges Element beimischt, „erlauben Sie, daß ich Ihnen das Gepäck trage."

„In Gottes Namen; aber laß es nicht im Koth schleifen, kleiner Gnom!"

„Keine Sorge, mein Herr! ça me connaît."

Und flink wie der Wind packt er unser schweres Felleisen und wirft es über die Schulter, als ob es ein Federball wäre.

Der Junge gefällt uns. Krauses, dunkles Haar lockt sich um seine hohe, intelligente Stirn. Ein paar feurige Augen blitzen uns lebhaft, fast unruhig entgegen. Sein decidirtes, selbstbewußtes Auftreten verräth eine gewisse Energie, eine Art Entschlossenheit, wie man sie kaum bei dem Pariser Gamin, geschweige denn in der Provinz, zu finden gewohnt ist. Der Weg ist lang. Wir knüpfen mit unserem kleinen Gepäckträger ein Gespräch an.

„Wie heißt Du, Junge?"

„Jules Mirès."

„Mirès, Mirès! Das ist ja ein portugiesischer Name."

„Ganz recht. Papa ist Portugiese."

„Ah! und wie kommt ihr hierher nach Bordeaux?"

Jules mustert uns mit einem eigenthümlichen, mißtrauischen Blick.

„Verhältnisse, mein Herr, Verhältnisse."

„Ah so, ich verstehe. Wohnt ihr schon lange in Frankreich?"

„Ich glaube, ja. Ich bin wenigstens in Bordeaux geboren."

„Und Dein Vater ist hier ansässig!"

„Papa ist Juwelier."

„Juwelier, sagst Du? und er läßt seinen Sohn so herumvagabundiren? Gehst Du denn nicht in die Schule?"

„Papa sagt, das sei weggeworfenes Geld. Wenn ich zehn Jahre alt geworden bin, so trete ich in sein Geschäft ein, und dazu brauche ich keine Gelehrsamkeit."

„Seltsam! so kannst Du auch nicht lesen und schreiben?"

Er schüttelt den Kopf.

„Höre, Junge, Du scheinst mir auf dem besten Wege, ein Taugenichts zu werden. Wo wohnt Dein Vater?"

„Am Quai, Nr. 71."

„Gut. Und hier sind wir am Hotel du Nord. Hier hast Du fünf Sous."

„O, ich bitte, mein Herr, das ist zu wenig! dafür kann ich's wahrhaftig nicht!"

Jules entwickelt nun mit einer sprudelnden Beredsamkeit, daß er mindestens zehn Sous verdient habe. Wir fügen uns seiner Argumentation und begeben uns auf unser Zimmer.

Es wird Abend; wir haben in der Eile ein paar Kirchen angesehen und dann dinirt. Da uns nicht Besseres einfällt, so beschließen wir, nach der Oper zu fahren. Wir kommen an. Ein neunjähriger Gamin öffnet uns den Wagenschlag und hält seine Kappe hin.

Wir erneuern eine alte Bekanntschaft. Es ist wiederum Jules Mirès, der uns diesen Liebesdienst erweist. Toujours perdrix!

„Der da?" erwidert uns der Theaterhuissier auf unser Befragen; „pah, der ist stadtbekannt. Wo es etwas zu verdienen gibt, da ist er vorn! Morgen früh können Sie ihn in der Passage an dem Boulevard sehen; da hält er Briefcouverts und Siegellack feil! Er ist der zudringlichste Bursche in ganz Bordeaux. Sein Vater ernährt sich mit Reparaturen und dergleichen; er löthet zerbrochene Ketten und bringt alte Uhren in Ordnung... Nichts Solides, nichts Solides! wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen!"

Die Jahre fliehen pfeilgeschwind. — Die Schilderung, welche uns der Huissier von dem Geschäfte des alten Herrn Mirès entworfen, mag etwas übertrieben gewesen sein. Jedenfalls war jedoch die pecuniäre Lage der Familie beim Tode ihres Chefs keine besonders rosige. Jules zählte 25 Jahre, als sein Vater starb. Er hatte inzwischen gemeinschaftlich mit seinem älteren Bruder Eduard das Juweliermetier erlernt, und so einigte man sich dahin, daß Jules und Eduard das väterliche Geschäft übernehmen und ihren drei Schwestern und dem jüngeren Bruder Adolph, der nach Paris zu gehen beabsichtigte, eine entsprechende Entschädigungssumme bezahlen sollten.

Allein der rege Geist des jungen Mannes hielt es in der engen Sphäre des Bijouterieladens nicht lange aus. Nach wenigen Monaten hing er die Arbeit an den Nagel und begann zu privatisiren, in der Erwartung, das Schicksal werde ihm schon einen Finger entgegenstrecken, den er alsdann mit rascher Entschlossenheit ergreifen wollte. Zunächst sah er ein, daß die Theorie seines Vaters über das moderne Schulwesen doch eine mehr oder weniger einseitige war. Er nahm also das ABC-Buch zur Hand und lernte in vierzehn Tagen lesen und schreiben. Ein günstiger Zufall verschaffte ihm ein paar Wochen später eine Stelle bei der Steueradministration. Mit einem wahren Feuereifer bemächtigte er sich des neu erschlossenen Terrains, und ehe ein halbes Jahr verging, war er mit allen Höhen und Tiefen des Verwaltungswesens so vollständig vertraut, daß er seinen Vorgesetzten einigermaßen lästig wurde. Sein Scharfblick entdeckte jede Unregelmäßigkeit, jeden Mißbrauch, und ehrgeizig, wie er war, versäumte er nie, die Ergebnisse seiner Forschungen an die große Glocke zu hängen. Mit Vergnügen benutzte man daher eine an sich unbedeutende Gerichtsaffaire, um sich des ungebetenen Controleurs zu entledigen. Jules Mirès hatte in seiner Leidenschaftlichkeit einem der Subalternbeamten seines Bureaus eine so massive Ohrfeige gegeben, daß der Mißhandelte vier Tage das Bett hüten mußte. Vor das Polizeitribunal gestellt, wurde der lebhafte junge Mann zu drei Tage Gefängniß verurtheilt, und als er seine Strafe

verbüßt hatte, fand er zu Hause ein Actenstück vor, in welchem ihn die Administration von seiner Entlassung in Kenntniß setzte.

Jules durchstreifte nun die Gassen von Bordeaux, ohne zu wissen, womit er seine Blöße decken sollte. Seine Bekanntschaft mit Polydore Millaud, die für sein späteres Leben so bedeutungsvoll war, blieb damals noch ohne Einfluß auf seine materiellen Verhältnisse. Millaud verfuhr, wie es scheint, bei einigen gemeinschaftlichen Unternehmungen ziemlich eigennützig, und so kam unser Jules trotz aller Anstrengungen auf keinen grünen Zweig.

Adolph Mirès, der oben erwähnte Bruder des Jules, hatte sich unterdessen in Paris als Weinmakler eine leidliche Position geschaffen. Von der traurigen Lage unsres Helden unterrichtet, schrieb er ihm einen sehr brüderlichen Brief, in welchem er ihm seine Unterstützung anbot und ihn aufforderte, nach der Hauptstadt zu kommen. Wenn die Fama recht berichtet, so hatte sich Adolphs Frau, welche von der Ohrfeigenaffaire und anderen ähnlichen Vorfällen gehört hatte, diesem edelmüthigen Beginnen ihres Gemahls widersetzt, da sie von dem leidenschaftlichen Charakter ihres Schwagers eine Störung ihres häuslichen Friedens befürchtete. Jules traf indes in der besten Stimmung in Paris ein, und die Sache ging anfangs vortrefflich. Die beiden Brüder arbeiteten gemeinschaftlich und verdienten ein hübsches Geld. Als sich nach einiger Zeit gewisse Differenzen geltend machten, bei denen Madame Adolph Mirès nicht ganz ohne Schuld gewesen sein mag, entschloß sich Jules, sein Glück auf eigne Hand zu versuchen, und bezog mit seiner ältesten Schwester eine möblirte Wohnung im Centrum der Stadt. Seine Stunde schien jedoch noch nicht gekommen. Fortuna war ihm entschieden abhold, und zum vierten Mal sah er sich ohne alle Hilfsquellen.

Adolph grollte ihm nicht. Sein Geschäft hatte inzwischen eine bedeutende Ausdehnung erlangt, und so offerirte er dem weniger glücklichen Bruder die einträgliche Stelle eines Commis Voyageur für Holland und Belgien. Der Vertrag wurde abgeschlossen, und Jules reiste mit wohlgefüllter Tasche gen Norden. Er muß indes die Aufträge seines Bruders nicht so ganz zu dessen Zufriedenheit besorgt, oder sich sonst irgendwie gegen die Bestimmungen des Geschäftscodex vergangen haben, kurz und gut, das Vergnügen dauerte auch diesmal nur wenige Monate.

Nach Paris zurückgekehrt, mit Adolph ernstlich brouillirt, kam er nach verschiedenen mißglückten Versuchen auf die Idee, mit seiner Vergangenheit rundweg zu brechen und ein neues Leben anzufangen. Der Peristyl der Börse hatte ihn von jeher mit einer geheimnißvollen Ahnung erfüllt. Es war ihm, als ob eine innere Stimme ihm zuriefe: Hier, Julius, hier blüht Dein Weizen! hier kannst Du Deinen Durst nach Reichthum, nach Macht, nach Größe stillen! Also vorwärts!

Er begann mit sehr bescheidenen, man möchte sagen, lächerlichen Speculationen. Gleichzeitig gelang es ihm, bei einem Banquier Beschäftigung zu finden. Er arbeitete mit eisernem Fleiße. Der Lohn, den seine Bemühungen fanden, war einstweilen noch ein sehr kärglicher. Allein das Feld, auf dem er siegen konnte, war gefunden!

In einer niedrigen Entresolwohnung im Mittelpunkte der Stadt saß eine junge, etwas bleich aussehende Frau bei einer Stickarbeit. Es war im Juli 1848. Durch das halbgeöffnete Fenster strömte eine erquickende Kühle in das enge, dürftig möblirte Zimmer. Jetzt ließ die Stickerin die Hände in den Schoß sinken und seufzte.

„Arbeiten, und nichts als arbeiten!" sagte sie zu sich selbst; „er von früh bis spät am Comptoir, ich von früh bis spät am Stickrahmen. Und das alles, nur um das liebe Leben zu fristen!"

Eine schwere Thräne tropfte auf ihre kleine, weiße Hand hernieder. Und wieder flogen ihre emsigen Finger über die breite Canevasfläche.

Da ertönten hastige Schritte. Die Thüre flog auf, und ein etwa vierzigjähriger Mann stürzte athemlos ins Zimmer.

„Jules!" rief die junge Frau erschrocken, „was hast Du? Um Gottes willen, was ist geschehn?"

„Brillante Aussichten! Polydore Millaud ... ah! laß mich nur erst zu mir selbst kommen! ... ich bin gelaufen, daß mir alle Sergeanten nachgeblickt haben ... Therese, ich sage Dir, wir sind gemachte Leute! Wirf Deine Stickerei weg! Du sollst in Sammet und Seide gehen! ..."

„Ich verstehe kein Wort! was ist denn passirt? So rede doch."

„Hier, komm her! setze Dich zu mir! Du sollst alles erfahren! denke Dir, ich gehe da eben über das Boulevard Montmartre und denke an Gott weiß was ... und da renne ich wider einen Herrn an! „Pardon!" rufe ich mechanisch, und will weiter. „Ei sieh doch, Mirès, Du bist's," tönt's an meine Ohren — und wen erblicke ich? ..."

„Nun?"

„Nun, niemand anders, als unsern Freund aus Bordeaux, den alten Jungen, den Polydore."

„Nun, und weiter?"

„Hast Du Geld, fragt er mich in seiner brüsken Weise. Nein, sage ich. Schade! ruft er. Wir könnten's gerade brauchen. Ich habe ein brillantes Geschäft auf dem Strich..."

„Jules," warf Therese ein, „dieser Polydore hat Dir bis jetzt noch wenig Glück gebracht!"

„Kind, das verstehst Du nicht. Aber nun höre doch weiter. Also ein Geschäft, sage ich. Laß los, was ist's? Da zieht er eine Nummer der „Petites affiches" aus der Tasche, setzt den Klemmer auf und liest mir eine Annonce vor. Und die Annonce betraf das „Journal des Chemins de fer". Seine Besitzer haben aus Angst vor der Revolution den Entschluß gefaßt, ihr Unternehmen zu verkaufen. Die Bedingungen sind glänzend. Millaud und ich verstehen uns darauf: wir werden das Journal acquiriren!"

„Bist Du toll?"

„Keineswegs. Wir zahlen 1000 Franken, und zwar erst in vier Monaten. Die 200 Francs Anzahlung besorgt Millaud."

„Und was wollt ihr mit einem Eisenbahnjournal?"

„Das wirst Du bald erleben. Wir werden das Geschäft ausdehnen. Wir werden unserem Unternehmen eine industrielle Bedeutung geben. Wir werden eine Art Börsenzeitung daraus machen, und Du sollst sehen, die Speculation rentirt sich colossal."

„Eure Pläne sind mehr als verwegen!"

„Wer nichts wagt, gewinnt nichts. Verlaß Dich darauf, in wenigen Wochen ist unser „Journal des Chemins de fer" eine Großmacht, vor der sich alle Capitalisten, alle Gesellschaften in Demuth und Ergebenheit beugen! Wie gefällt Dir die Idee?"

Therese schwieg.

„Und nun," fuhr er fort, „laß einmal Deinen Canevas sein, mach Toilette und komm mit! Wir diniren heute bei Brébant!"

Die sanguinischen Hoffnungen unseres Helden erfüllten sich buchstäblich. — Es klingt wie ein Märchen, aber es ist exacte Thatsache: Jules Mirès kaufte, ohne einen Sou in der Tasche, ein journalistisches Unternehmen, das nachmals Hunderttausende einbrachte. Es weiß heutzutage Jedermann, was von diesen finanziellen Blättern, mögen sie sich nun Börsenzeitungen oder Actienmoniteure nennen, zu halten ist. Die Bestechlichkeit wird hier zum System erhoben; wer am besten zahlt, dessen Unternehmen wird am meisten herausgestrichen; die Feilheit hat hier einen festen Tarif. Geschäftsleute von Fach lassen sich durch diese Manöver selbstverständlich keinen Sand in die Augen streuen; aber das große Publikum, die Dummen im Lande, die vertrauenseligen Philister, sie gehen regelmäßig in die Falle. Es wird den Leser daher nicht Wunder nehmen, wenn er erfährt, daß auch das „Journal des Chemins de fer" die signalisirten Grundsätze befolgte und z. B. die Eisenbahngesellschaften von Lyon und Orléans erst dann in üblicher Weise pries und verherrlichte, als dieselben eine gewisse Anzahl von Actien deponirt hatten. — Das Mirès-Millaudsche Unternehmen hielt sich trotz der Schwierigkeiten der Epoche über dem Wasser und brachte bedeutende Summen ein. Bald genügte dieser Wirkungskreis nicht mehr; die beiden Freunde verfolgten höher fliegende Plane. Durch eine sehr gewagte Speculation verschafften sie sich die erforderlichen Capitalien und gründeten den „Conseiller du Peuple"; Lamartine acceptirte die Chefredaction. Nach weniger als zwei Monaten hatte der „Conseiller du Peuple" gegen 30,000 Abonnenten. Als dieses Unternehmen nach allen Richtungen hin ausgebeutet war, kauften die beiden Speculanten die Theaterzeitung „L'Entr'acte", welche sich binnen kurzem zur unbedingten Herrschaft über die Bühnen emporschwang. Madame Millaud und Madame Mirès, deren Träume sich endlich realistet hatten, thronten allabendlich in den elegantesten Logen und empfingen die Huldigungen der Schriftsteller und Schauspieler. Das „Journal des Chemins de fer" wurde inzwischen keineswegs vernachlässigt. Je vollständiger sich die Befürchtungen der Bourgeoisie bezüglich des „rothen Gespenstes" beruhigten; je mehr sich der Cre

dit hob, um so bedeutender wurde der Einfluß dieser Zeitung, bis sie endlich an der Börse eine unumschränkte Machtvollkommenheit ausübte.

Es läßt sich begreifen, daß ein Mann, dem ein solches Organ zur Verfügung stand, mit seinen eigenen finanziellen Speculationen ein verhältnißmäßig leichtes Spiel hatte. Nach verschiedenen kleineren, sehr glücklichen Unternehmungen kam er auf die Idee, die „Eisenbahnkasse" zu gründen. Gleichzeitig kaufte er das „Pays", um seinem Projecte eine neue, wirksame Unterstützung zu verschaffen. Keine Reclame wurde gescheut, und von allen Seiten strömten ihm die Capitalien zu. Binnen kurzem war Mirès Millionär; aber die Eisenbahnkasse legte auch den Grundstein zu seinem nachmaligen Unglück! —

Wir können uns nun kürzer fassen. Wir haben gesehen, wie unser Held sich von der untersten socialen Stufe zu einer schwindelnden Höhe emporgeschwungen. Diese Vorgänge sind die entschieden interessantesten in seinem bewegten Leben. Nachdem er einmal über Millionen verfügte, war es leicht, diese Summen zu verzehnfachen. Es liegt daher nicht in unserem Plane, die colossalen Unternehmungen unseres Börsenkönigs zu detailliren. Nur das Wichtigste möge hier seine Stelle finden. Nachdem er bereits im Jahre 1849 seine Geneigtheit gezeigt hatte, eine kleine Anleihe des Seinedepartements zu negociiren, ohne indes damit betraut zu werden, übernahm er im Jahre 1852 die Fünfzig-Millionen-Anleihe der Stadt Paris. Ein ähnliches Geschäft mit dem Crédit-Foncier von Marseille und Nevers scheiterte an der Intervention der Regierung. Im Jahee 1854 kaufte Mirès die Kohlenbergwerke von Portes und Sénéchas, im Jahre 1855 acquirirte er fast die Hälfte der Actien der „Sociétés des terrains et immeubles des Champs-Elysées", sowie eine bedeutende Anzahl derer der Droschkengesellschaft. In Marseille gründete er eine „Société du gaz", und erwarb daselbst für eine Reihe von Jahren das Monopol der Straßenbeleuchtung. Die spanische Einundachtzig-Millionen-Anleihe, die römischen Eisenbahnen und zahllose kleinere Speculationen trugen ihm die unglaublichsten Summen, und überdies den Orden Isabellas der Katholischen, sowie das Kreuz der Ehrenlegion ein.

Da ereilte ihm im Jahre 1860 mitten in seiner rastlosen Thätigkeit das Verhängniß. Verschiedener Unterschlagungen in der Verwaltung der Eisenbahnkasse angeklagt, wurde er von dem Pariser Tribunal zu mehrjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt. Der Gerichtshof von Douai stieß dieses Verdict zwar um und sprach ihn frei; allein der dritte Richter bestätigte das Urtheil erster Instanz.

Schon dieser Widerspruch der Tribunale ist nicht geeignet, die Schuld des Unglücklichen zur Evidenz zu erheben. Mirès verbüßte seine Strafe, sammelte danach in aller Stille die erforderlichen Argumente und suchte alsdann den Nachweis zu führen, daß verschiedene sachliche Unrichtigkeiten, verknüpft mit persönlichen Motiven der erst- und drittinstanzlichen Richter, seine Verurtheilung herbeigeführt hätten. Er beantragte eine Revision des Processes vor unparteiischen Behörden. Dies Verlangen wurde indes nicht nur zurückgewiesen, sondern der Antragsteller erhielt eine neue Citation wegen Beleidigung von Magistratspersonen. Er ward abermals verurtheilt. So viel muß indes der Unbefangene zugestehen, daß die Art und Weise, wie Mirès in seinem neuesten Organ, der „Presse", seine Vertheidigung führte, durchaus würdig war, und nur den besten Eindruck machen konnte. Ich kenne viele, sonst sehr vorsichtige Leute, die ihm trotz seiner Verurtheilung noch immer ein unbedingtes Vertrauen schenken und die Ueberzeugung hegen, daß er das Opfer widriger Umstände, wenn nicht böswilliger Intriguen geworden ist. Mit einem Worte, es fällt schwer, über diese merkwürdige Persönlichkeit ins Klare zu kommen. Wir lassen denn auch die Frage der Schuld oder Nichtschuld völlig unerörtert.

Was Mirès äußere Erscheinung anlangt, so ist dieselbe unstreitig der ächte Typus eines gewiegten Finanzmannes. Sein glattes Gesicht wird von einem spärlichen Backenbarte in Cotelettesform begrenzt. Auf seinen schmalen Lippen schwebt nicht selten jenes stereotype Lächeln, das eine gewisse Ueberlegenheit verräth, abee im Grunde die wahre Stimmung der Seele eher verbirgt, als verräth. Sein Blick hat etwas Festes, Beobachtendes; der Totalausdruck seiner Physiognomie ist dee einer durchdringenden Intelligenz; allein die Grazien sind an seiner Wiege ausgeblieben; das Ideal dürfen wir hinter dieser marmornen Stirne nicht suchen. Seine Freunde schreiben ihm Uneigennützigkeit und Wohlthätigkeitssinn zu; seine Gegner zeihen ihn eines herzlosen Egoismus. In einem Punkte begegnen sich jedoch die Urtheile aller: in der Anerkennung seines unermüdlichen, eisernen Fleißes. Er entwickelt eine Arbeitskraft, die ans Unglaubliche grenzt. Des Schlafes scheint er kaum zu bedürfen. Die einzige Erholung, die er sich gönnt, besteht in einem hastigen Spaziergang über die Boulevards. Hier kann man ihn täglich sehen, in seinem einfachen dunklen Paletot, den Hut in die Stirne gedrückt, und anscheinend in tiefes Nachdenken versunken.

In seiner Häuslichkeit ist Mirès das Muster von einem Gatten und Vater. Die Leidenschaftlichkeit, welche ihn in jüngeren Jahren nicht selten zu Unbesonnenheiten hinriß, hat im Lauf der Jahre einer gewissen philosophischen Ruhe Platz gemacht. Nie kommt ein Murren über seine Lippen, wenn von seinen Verurtheilungen die Rede ist. Er zuckt alsdann die Achseln — und lächelt.

Eine Cabinetsintrigue.

Historischee Roman von **Georg Hiltl.**

(Fortsetzung.)

Langsamer noch als er gekommen, ging der König zurück. Sein Gemüth wae aufs tiefste erschüttert, seine Lust am Leben war zerstört. Feind jeder hinterlistigen Handlung war es ihm ein schrecklicher Gedanke, inmitten heimlicher Feinde stehen zu müssen. Die Bilder aller der Personen, welche Clement verdächtigt hatte, die einst seinem Herzen nahe gestanden hatten, zogen an seinem inneren Gesichte vorüber. Zornig ballte er die Faust, als er über die Brücke schritt. Er fand den Pagen, welcher bereits höchst mißgestimmt des langen Harrens wegen wohl hundertmal am Flußufer auf- und abspaziert war.

„Den Wagen," sagte der König kurz.

Der Page eilte den Quai entlang, um die Kalesche zu holen, fast um dieselbe Zeit kam Herr von Forcade aus der Seitengasse.

„Nun, sind Majestät zurück?" fragte er unbefangen.

„Ja wohl — ja wohl," entgegnete finster der König.

Forcade bemerkte sogleich die Verstimmung des Monarchen.

„Was fehlt Ihnen? Majestät sind doch nicht unwohl?" fragte er besorgt.

„Was hat Er danach zu schnüffeln? Weswegen will Er das wissen? He? ich soll wohl wieder aufs Krankenbett?"

Forcade blieb betroffen stehen. „Dergleichen Fragen bin ich nicht von Euer Majestät gewohnt."

Der Wagen kam im schnellen Trabe näher.

„Forcade," sagte dee König ein wenig ruhiger, „haben Sie gesehen, in welches Haus ich ging?"

„Zufällig — ja, Majestät. Es war das des Notar Job."

Der König blickte ihn fest an.

„Sie sind Soldat und Familienvater, Sie werden wissen, was Pflichten und Soegen sagen wollen. Ich verlasse mich auf Sie und befehle Ihnen, niemand zu verrathen, in welches Haus ich gegangen bin. Verstanden?"

„Mein Wort darauf."

„Gut. Hat der kleine Pannewitz etwas gesehen?"

„Ich glaube nicht. Er spielte am Ufer."

„Desto besser."

Der Wagen wae herbeigekommen, der König stieg ein, Forcade und der Page nahmen ihre Plätze. — „Ins Schloß!" befahl der König.

Als die Fahrt vor sich ging, ergriff der König seinen Stock, der neben dem Platze im Wagen stehen geblieben war, legte die Hände auf den Knopf und dann seine Stirn auf die Hände. In dieser Stellung blieb er, ohne die Honneurs der Wachen zu bemerken. Mit ängstlicher Neugiee betrachtete Forcade den Monarchen, wagte aber keine Frage zu thun. Der Wagen rollte unter das Portal des Schlosses."

„Forcade," sagte der König, „heute Abend um neun Uhr ist die letzte Ablösung. Von heut Abend an werden zwei Posten mehr gestellt."

„Wohin sollen sie gestellt werden?"

„In mein Vorzimmer — in dem nach dem Lustgarten hinaus sollen von jetzt an zwei Posten gestellt werden. — Merkt Euch das."

Er ging die Treppe hinauf. Forcade schritt über den Schloßhof, ganz betroffen über die seltsame Veränderung, welche mit dem Könige vorgegangen war.

* * *

„Kommt Ihr? Wie ging es ab?" rief Heidekam dem eintretenden Element entgegen, der seine Mappe sorgfältig bei Seite legte.

„Vortrefflich," sagte der Ungar, „gebt mir einen Trank Wein, denn ich bin trotz aller Kühnheit sehr angegriffen.

Heidekam schenkte ein Glas voll und reichte es dem Genossen.

„Ah — das ist gut," sagte Element, langsam den stärkenden Trank schlürfend.

„Es ging alles nach Wunsch. Wir werden einen Sieg feiern, von welchem die Akten der Familien- und Kabinetsarchive noch lange ein Zeugniß geben, über den die Diplomaten Europas staunen sollen. Aber in Sorge war ich doch. Die Augen des Königs setzten mich in Schrecken."

„Er nahm es gut auf?" fragte Heidekam nicht ohne Zittern. „Er glaubte es?"

„Alles. Meine Beweismittel sind ächt und schlagend. Dazu kommen die Winke über Personen dieses Hofes. Die Blicke in Finanzverhältnisse, die Hinweise auf des Königs zukünftige Einrichtungen, wodurch er eine sehr günstige Meinung von den Fähigkeiten seines Retters erhielt — genug, ich bin zufrieden."

„Ihr seht, daß ich mein Wort erfüllt habe," sagte Heidekam lächelnd. „Ich habe den Kriegssecretär Bube genau instruirt, Ihr verdankt ihm die Notizen über die Persönlichkeiten des Hofes. Nicht minder gut und wirksam waren die Berichte meines Freundes Lehmann, dessen Verbindungen mit den Finanz- und Domänenräthen uns in den Stand setzten, sogar einen bis jetzt geheim gehaltenen Plan des Königs zu erfahren."

„Ihr habt wesentliche Dienste geleistet, und der Lohn wird groß sein. Aber ich rathe Euch: seid mit den Rapporten nach Wien, die Euer Freund Bube aus der Kriegskanzlei trägt, vorsichtig. Der König wird sicherlich aufpassen. Vor allen Dingen dürfen wir uns nicht kennen, wenn der Zufall uns im großen Leben zusammenführt. Wann wollt Ihr mich zu Eurem Freunde, dem Notar, bringen?"

„Ich lasse Euch die Weisung zukommen. Seid auf der Hut."

„Ich habe vorläufig niemand zu fürchten. Laßt mich gehen — es wird Nacht, und es ist noch ein Gang zu thun." — — —

Eine halbe Stunde später stand der Ungar im Zimmer Manteuffels.

Der Baron war mit den Intriguen der Diplomatie jener Zeit vollkommen vertraut, er wußte also die Agenten solcher gefährlichen Geschäfte richtig zu behandeln. Sein Benehmen dem Ungarn gegenüber war kalt und gemessen. Element diente in der Angelegenheit für Geld — er war ein Söldner.

Herr von Manteuffel fragte also kurz: „Sie haben den ersten Schritt gethan?"

„Zu dienen, Herr Baron. Wollen Sie die Güte haben, dem Herrn Minister von Flemming zu melden: daß der König gewarnt ist."

„Er glaubt an die Hausintrigue?"

„Vollkommen."

„Und wie verhielt er sich?"

„Er war sichtlich tief erschüttert, und es wird großer Anstrengung bedürfen, ihn wieder vertraulich zu machen."

„Sie haben nach Flemmings Weisung ihn vor Hannover gewarnt? Dies war eine Hauptbedingung, damit er das sächsische Kabinet für seine Interessen gestimmt glaube."

„Ich habe also gehandelt," sagte Element ruhig, „es war eine schlimme Stunde, und wäre ich nicht ein ergebener Diener des Herrn Ministers, ich hätte mich schwerlich dazu hergegeben — der König that mir leid. Es ist viel, was er um einer Hauskabale willen leiden muß," setzte Element mit lauernden Blicken hinzu.

„Kümmern Sie sich nicht darum," fuhr Manteuffel auf, „wir tragen die Verantwortung, nicht unsere Agenten."

Element verbeugte sich schweigend, aber er blickte verstohlen den Residenten wüthend an.

„Sie bleiben vorläufig in Berlin."

„So lautet meine Instruction. Ich habe dem Könige mitgetheilt, daß ich in gewissen Geschäften nach dem Haag gehen müsse, wenn ich Ordre von Dresden erhielte. Bis dahin bleibe ich hier, denn der König wird mich öfter sprechen wollen."

„Welche Geschäfte gaben Sie vor, im Haag abmachen zu sollen? fragte Manteuffel ein wenig unruhig.

„Dieser Vorwand war leicht gefunden. Ich gehe nach Holland, um für den Minister von Flemming eine Lieferungsrechnung auszugleichen."

„Der König glaubte alles?"

„Er ist mißtrauisch gegen die Menschen, daher erklärt sich dieser Glaube."

Manteuffel winkte beschwichtigend mit der Hand. „Haben Sie hier Vertraute gefunden?" fragte er.

„Ich kenne niemanden, Herr Baron, außer Jablonski, ich brauchte auch keine Bekanntschaften zu machen, denn ich war mit vielen Dingen schon vertraut, ehe ich nach Berlin kam."

„Natürlich kennen w i r u n s nicht, wenn wir zusammentreffen," sagte Manteuffel.

„Darum wollte ich dringend gebeten haben," entgegnete Element boshaft. „Ich werde während des hiesigen Aufenthaltes auf die Ehre verzichten, von Ihnen gekannt zu sein."

„Auch a u ß e r h a l b Berlins kennen wir uns nicht," sagte Manteuffel mit Nachdruck und Beziehung.

„Wie Sie wünschen. — Ich bin entlassen für heute?"

„Ja wohl. Es kann übrigens sein, daß Sie mich gar nicht mehr sprechen, denn es wäre möglich, daß besondere Geschäfte mich plötzlich nach Dresden riefen."

Er beobachtete bei diesen Worten scharf des Agenten Gesicht. Dieser verzog jedoch keine Miene, sondern zeigte den Ausdruck der größten Gleichgültigkeit.

„Hat man Sie gesehen, als Sie kamen?" fragte Manteuffel.

„Ja wohl. Der Hausmeister sah mich. Da aber die Interessen Spaniens in diesem Augenblicke hier nicht vertreten werden, fällt es nicht auf, daß ein ehemaliger spanischer Officier, für den ich gelte, sich an den sächsischen Residenten um Beistand wendet."

„Künftig lassen Sie mir Ihre Nachrichten brieflich zukommen."

„Das wäre gefährlich."

„Ja, ja, Sie haben recht. Bestimmen Sie lieber einen Ort der Zusammenkunft. Hier ist es für öftere Besuche gefährlich."

„Ein solcher Ort wird sich finden."

„Baron Bossen kennt Sie nicht?"

„Nein."

„Gut denn — gehen Sie."

Element verbeugte sich wieder und ging aus dem Zimmer.

„Warte nur, stolzer Bursche," murmelte er, die Treppe hinabsteigend, „Du sollst es büßen, mich wie einen Lakaien behandelt zu haben. Meine Sachen stehen gut, und ich habe Dich und Dein ganzes Geschmeiß in Händen."

Folgen der Zusammenkunft.

Gleich am nächsten Tage fiel es jedem im königlichen Schlosse Heimischen auf, daß der Monarch sich nicht wie sonst am frühen Morgen vor den Räthen und Officieren in gewohnter heitrer Laune zeigte. Abt und Eversmann mußten drei bis vier Mal klopfen, ehe er aus seinem Zimmer Antwort gab, und als sie endlich zum Oeffnen mahnten, schob der König drei Riegel zurück, während er sonst nur immer einen anwendete, um die Thüre zu schließen. Als Eversmann ins Zimmer trat, sah er den König schon in Beinkleidern und Pantoffeln am Fenster stehen, das Gebetbuch in der Hand, aus welchem er wie immer einen Morgensegen las.

„Wasser herein!" befahl er. „Und es ist genug, daß E i n e r kommt. Ich brauche nicht zweie."

Dann, als Eversmann den Kaffee brachte, trat der König auf ihn zu. „Bleib!" rief er.

Eversmann blieb. Der König goß die Tasse zur Hälfte voll, that sodann Milch hinzu und ergriff den Löffel. Er rührte den Trank durcheinander, schöpfte einen Löffel voll heraus, und indem er dieses kleine Quantum dem Kammerdiener hinreichte, sagte er mit

schrecklichem Blicke: „Nimm das auf der Stelle zu Dir! Schlürf den Löffel aus!"

Eversmann schreckte auf, aber ohne sich weiter zu besinnen, schlürfte er den Kaffee aus dem Löffel.

„Es ist gut — geh!" rief der König.

diener hatten bereits die Köpfe geschüttelt und einzelne Andeutungen gemacht, aus denen Jedermann ersehen konnte, daß es nicht wie sonst sei, daß der König nicht durch Zufall, sondern absichtlich seine Anwesenheit unter den Wartenden verschob. Für diese letztere Annahme gab es bald eine Lösung, aber sie war nur dazu angethan,



Maikäfer flieg!

Nach dem Gemälde von F. Hiddemann.

Eversmann schlich aus dem Zimmer.

Draußen waren die Räthe, die Officiere und Ordonnanzen versammelt. Alles harrte der Befehle des Königs, der sonst nie eine Minute länger blieb, als im Tagesrapport von ihm bestimmt war, und heute ließ er schon eine Stunde lang warten. Die Kammer-

das Gebahren des Königs nach anderer Richtung hin noch räthselhafter zu machen.

Ehe der Monarch erschien, marschirten nämlich plötzlich vier Mann mit aufgepflanzten Bajonnetten, geführt von dem Unterofficier Berends von Forcades Regiment, in das Vorzimmer, mitten hindurch durch

die Menge der Wartenden. Das Staunen über solche um diese Tageszeit und an diesem Orte ganz ungewöhnliche militärische Maßregel wuchs, als Eversmann berichtete, daß während der Nacht zwei Mann im Vorzimmer postirt gewesen seien.

„Halt!" kommandirte der Unterofficier mit donnernder Stimme, die halb flüsternde Unterhaltung der Herren übertönend. „Linksum kehrt! Marsch!"

Die vier Kerle avancirten gegen die Thür, welche in des Königs Zimmer führte. „Halt! rechtsum!" schallte Berends Kommando.

Nach diesem Befehle standen nunmehr zwei Mann an jeder Seite der Thüre, aus welcher der König kommen mußte.

„Gewehr auf!" rief Berends.

Die Soldaten blieben gleich Statuen in der befohlenen Haltung.

„Sapperment, Berends," sagte jetzt Finkenstein, „was hat denn das zu bedeuten?"

„Kann nicht dienen," entgegnete der Unterofficier, die steifen Honneurs machend. „Habe nur Ordre, vier Kerls hier während der Austheilung der Rapporte und sonstigen Geschäfte an Seiner Majestät Thür zu postiren und solche Posten nach Beendigung des Geschäftes wieder einzuziehen. Beurlaube mich gehorsamst."

„Er bleibt nicht hier?"

„Nein. Sollen nur Kerls genommen werden, die außer dem Kommando kein Deutsch verstehen. Das da sind zwei Schweden, ein Isländer und ein Polacke."

Er schwenkte hinaus. Nunmehr brach sich das Erstaunen ungehindert Bahn durch die ganz offen ausgesprochene Verwunderung.

„Was soll das bedeuten?" fragte der Oberst von Plathen den General Finkenstein.

„Ich kann mir keine Rechenschaft geben," entgegnete dieser. „Sehen Sie nur — ich mag nicht nachsuchen, aber mein Auge ist zu geübt, ich täusche mich nicht, die vier Kerle haben Patronen in den Taschen."

Wirklich schienen die Patrontaschen mit Schießbedarf gefüllt, denn sie zeigten ein bedeutenderes Gewicht, indem die Riemen straff gezogen wurden und der Umfang der Taschen merklich erweitert wae.

Allen Reden machte die Ankunft des Königs ein Ende. Er riß schnell die Thüre auf. Die Wachen präsentirten, die Anwesenden verbeugten sich, oder machten ihre Honneurs.

„Guten Morgen!" rief der König.

Sein Gesicht war bleich, und ein zorniger Ausdruck lagerte um seinen sonst so schön geformten Mund. Die Augen, welche gewöhnlich mit großer Klarheit und Ruhe auf die Personen oder Gegenstände gerichtet wurden, blickten unstät.

„Zuerst die Herrn Officiere vom Stadtkommando!" rief er, „Abtreten — die übrigen — alle!"

Es geschah. Die Officiere blieben im Zimmer, aber es war für sie ein neues und ganz wunderliches Schauspiel, daß der König, ohne sich ihnen einen Schritt zu nähern, auf der Schwelle seiner Thür blieb und zwar dergestalt, daß er inmitten der vier Soldaten stand. Er ertheilte von dieser Stelle aus seine Befehle mit kurzer schneidender Stimme, entließ dann die verdutzten Officiere, rief andere herein, empfing und fertigte sie in derselben Weise ab, und änderte selbst seinen Standpunkt nicht, als die Räthe an die Reihe kamen; nur ließ er sich die Akten und Schriftstücke, welche er mit Randbemerkungen versehen mußte, reichen. Dann als alles Geschäftliche abgethan war, rief er: „Entlassen für heute!", schlug seine Thür zu, öffnete sie noch einmal und kommandirte den Soldaten: „Rührt Euch!" worauf er in sein Zimmer verschwand.

Einige Minuten darauf erschien Berends, zog den Posten ab, kommandirte: „Links um! Marsch!" und war bald unten in der Schloßwache.

Dieser sonderbare Vorfall, welcher nicht verborgen bleiben konnte, machte in der ganzen Stadt großes Aufsehen. Der König mußte ganz außerordentliche Absichten hegen, es mußte irgend etwas von Bedeutung vorgegangen sein, das ihn bewogen hatte, solche Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Am Hofe selbst erinnerte man sich, schon einmal — vor nicht langer Zeit, den König in ähnlicher Gemüthsstimmung gesehen zu haben. Eversmann rief sich die Vorfälle mit den Pistolen ins Gedächtniß zurück, als der König von der Unterredung mit Jablonski aus seinem Zimmer kam. Aber diese trübe Stimmung hatte nicht lange gedauert — jetzt überfiel sie den Monarchen mit doppelter Gewalt, wie es den Anschein hatte.

Berlin war um jene Zeit schon lebendig genug, um dergleichen Neuigkeiten schnell durch seine Straßen tragen zu lassen, und so brachte denn am Nachmittage der Sekretäe Bube bereits dem Baron Heidekam die sonderbare Neuigkeit. Heidekam zitterte. Eine Angst befiel ihn, als er die erste Wirkung jener schrecklichen Enthüllungen vernahm. Bube ahnte nichts von der Anwesenheit und dem Treiben Elements. Als Heidekam die Berichte von ihm verlangt hatte, meinte er, daß der Baron sie für die gewöhnlichen Spionagen nach Wien benutzen wolle. Der von Heidekam erwähnte Lehmann war eine nicht minder zweideutige Persönlichkeit, als der Baron. Er betrieb in Berlin Geschäfte für den Herzog von Sachsen-Weimar und hatte deshalb vieles mit der Domänenverwaltung zu thun. Man sagte ihm nach, daß er auf unerlaubte Zinsen Gelder vorschoß, da aber höhergestellte Personen seine Dienste in Anspruch nahmen, ging er unbehelligt weiter.

Der Baron Heidekam blieb, wie gemeldet, nicht unberührt von den Folgen der Enthüllungen, und er warf bedeutungsvolle Blicke um sich. Sein Treiben war ein seltsames, er wußte, daß mancher sich den Kopf darüber zerbrach. — Wenn Elements Unternehmen einen schlimmen Ausgang hatte, so war es ziemlich gewiß, daß er — Heidekam, in die Untersuchung verwickelt wurde. Er durfte nicht gegen den Abenteurer auftreten, der Beweise von der Spionage des Barons in Händen hatte, aber er mußte alles aufbieten, sich von der Gemeinschaft in diesem gefährlichen Spiele reinigen zu können. Des Barons Blicke richteten sich auf eine Kassette, welche unter seiner Bettlade stand. Sie enthielt Elements Beweismittel — ohne Zweifel waren dort viele wichtige Dinge eingeschlossen, deren sich der Ungar bediente. Wenn bei einer plötzlichen Gefahr, beim Scheitern der Pläne Elements, dieses Kästchen im Hause des Barons gefunden ward, dann konnte Heidekam seine Betheiligung nicht läugnen. Er mußte also zunächst den gefährlichen Schatz aus seiner Wohnung entfernen, den Element ihm zur Bewahrung übergeben hatte, weil derselbe ihm im Gasthofe nicht sicher genug war. Heidekam wußte, welcher Freund ihm die anklagenden Dinge hüten werde. — — —

Als die Schreiber des Advokaten Job bereits ihre Pulte verlassen, ihre Lampen gelöscht hatten, als der Notar eben in sein Arbeitszimmer getreten wae, um nach den Geschäften des Tages sich einige Minuten der Ruhe zu gönnen, erschien Heidekam mit einem Fremden an der kleinen Thüre. Job übersah sogleich, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, wo der Baron ihm den seit lange angekündigten, geheimnißvollen Gast vorstellen werde. Er hatte sich nicht getäuscht. Element wurde nach den ersten Begrüßungen ihm als der Hauptmann Zoreck, aus Ungarn gebürtig, früher in hispanischen Diensten, vorgestellt. Der Notar musterte aufmerksam den stattlichen Fremden, er mühte sich, seine prophetische Gabe an diesem seinen Gesichte zu erproben und sagte plötzlich:

„Mein Herr, nehmen Sie sich in Acht — Sie werden in Berlin Schlimmes erfahren."

„Herr Notar," sagte Element gelassen, „ich kam nicht hierher, mir mein Schicksal verkünden zu lassen, sondern um Ihnen den Dank für die Erlaubniß auszusprechen, welche Sie mir gewährten — den Garten und den Pavillon für gewisse Zusammenkünfte benutzen zu dürfen."

Job neigte sich. „Ich hoffe," sagte er auf Heidekam blickend, „daß diese Unterredungen keinen gefährlichen Zweck haben."

„Sie könnten sich hierin täuschen," antwortete der Ungar ruhig.

„Wie, mein Herr? Sie vermöchten es, meine Gastfreundschaft zu mißbrauchen?" rief ängstlich der Notar. „Sie haben — —

„In gewissem Sinne gefährliche Unternehmungen in Ihrem Pavillon ins Werk gerichtet."

„Baron," rief Job, „das ist wider die Abrede."

„Ruhig, mein Freund," sagte Heidekam, „hören Sie zu Ende."

„Gefährlich sind diese Unternehmungen allerdings," sagte Element, „aber nur nach einer Richtung. Sie werden nutzbringend in kurzer Zeit, und Sie, Herr Notar — Sie werden noch großen Vortheil daraus ziehen."

„Aber ich will mit solchen gefährlichen Dingen nichts zu schaffen haben."

„Das, mein bester Herr, hätten Sie früher bedenken müssen. Nachdem ich einmal in dem Pavillon Ihres Gartens die Sache eingefädelt habe, sind Sie in einer Hinsicht der Mitschuldige — mindestens der Mitwisser."

Job stand zornig auf.

„Das ist ein ganz schreiender Mißbrauch des Vertrauens," rief er; „Heidekam, ich nehme Sie als Zeugen. Ich verbat mir jedes Hineinziehen meiner Person."

Heidekam zuckte mit den Achseln.

„Herr Notar," sagte Clement, „es ist zu spät. Sie würden sich umsonst bemühen, von den Fesseln frei zu kommen, welche die Verhältnisse um Ihre Person gelegt haben. Um Ihnen das in aller Kürze zu beweisen, werde ich Ihnen nur ein Wort sagen: Die Person, mit welcher ich in Ihrem Garten eine Zusammenkunft hatte, ist Friedrich Wilhelm, der König von Preußen."

Job wankte vor Schrecken.

„O," rief er klagend, „meine Elisa hatte recht. Sie bringen Unheil in mein Haus, Herr Baron."

„Darüber ließe sich streiten," nahm Clement das Wort, während Heidekam verlegen mit seinem Stocke spielte, „wissen Sie denn, ob das, was ich dem Könige mittheilte, so nachtheilig sein dürfte? Wenn ich dem Monarchen Entdeckungen gemacht habe, so können Sie sich doch wohl denken, daß sie nur nützlich für ihn gewesen sind."

Job blickte den Abenteurer betroffen an — er dachte ein wenig nach, dann rief er: „Ha! jetzt ist mir alles klar. Heute schon — auf der Rathsstube ward von dem Gerüchte gesprochen, welches die Stadt durchläuft, von der Unruhe des Königs, von seiner plötzlichen, auffallenden Veränderung. Ohne Zweifel steht diese mit den Nachrichten in Verbindung, welche Sie dem Könige brachten."

„Sie haben es getroffen, Herr Notar. Sie werden ohne Zweifel nun einsehen, daß es sehr nothwendig ist, — Schweigen zu beobachten, denn das große Werk ist im Gange, und wenn nur ein unbedachtes Wort fällt, so könnten alle, die nur einen Finger geliehen haben, in die größte und schwerste Verlegenheit gerathen. Wer wird Ihnen glauben, daß Sie ohne weiteres Ihren Pavillon hergegeben haben?"

Job nickte traurig zustimmend mit dem Kopfe.

„Aber bleiben Sie ohne Sorgen. Es ist ein gutes Werk, welches Sie fördern helfen, und ich komme, um mich Ihnen erstens persönlich vorzustellen, dann aber, Sie zu bitten, mir für alle Fälle dieses Kästchen bewahren zu wollen."

Er hielt dem Notar eine kleine Kassette hin. Job betrachtete argwöhnisch die Kiste.

„Es sind nur gewisse Papiere, die ich gern sichern Händen anvertraut wissen möchte, denn ich habe auch meine Feinde."

„Ich habe dem Baron Heidekam mein Wort gegeben," sagte der Notar, „und ich will es halten, aber ich stehe für nichts — wenn Unheil über uns kommt."

„Sehen Sie, daß es nur ganz harmlose Dinge sind."

Clement öffnete den Deckel der Kassette. Sie enthielt Papiere, Briefe und — was dem Notar freilich auffällig war: eine Anzahl verschiedener Petschafte und Stempel.

„Das sieht nicht harmlos aus," sagte er, auf die Stempel deutend.

„Es sind Dinge, welche ich nothwendig zu meinem Unternehmen brauche, und Sie werden mir erlauben, zuweilen davon eines oder das andere herauszunehmen — natürlich sollen alle diese Sachen stets nur durch Ihre Hand gehen."

„Dann bin ich ja ein vollständiger Mitwisser — ein Bundesgenosse Ihrer Unternehmung."

„Das sind Sie allerdings — nur nicht seit heute, sondern von dem Augenblicke an, wo Sie mir Ihren Pavillon für die wichtige Unterredung mit Seiner Majestät überließen."

„Geben Sie die Kassette her," sagte Job resignirt, „ich werde sie verwahren. Aber ich allein darf wissen, wo sie bleibt — wenn Sie etwas von diesen Dingen benutzen wollen, dann werden Sie mich darum ersuchen — gehen Sie jetzt, meine Herren, Sie haben mich aufgeregt, ich will nicht länger Rede stehen, und Sie, Herr Baron — ich bitte Sie, mich nicht wieder mit jenem Herrn zu beehren, als bis derselbe es ohne Gefahr für sich und mich thun kann."

„Das wird sich nicht machen lassen, mein Freund," sagte Clement. „Wenn Sie so ungeheure Angst vor mir hatten, dann durften Sie in gar nichts willigen. Ich verspreche Ihnen aber, im tiefsten Geheimniß Ihr Haus zu betreten, denn es dürfte nothwendig sein, in Zukunft noch andere wichtige Dokumente oder sonstige werthvolle Sachen Ihrer Obhut anzuvertrauen."

„Job," fiel der Baron ein, „seid kein Kind! Ihr könnt Euch doch vorstellen, daß wir selbst jedes Aufsehen vermeiden müssen wollen — bis die Sache zur Reise gediehen ist."

„Sie machen mich zum ruhelosen Manne," jammerte der Notar. „Und doch — ich sehe es ein — ich kann nicht zurück. Schonen Sie nur mein Haus."

„Es soll geschehen. Und um Ihnen zu beweisen, daß wir jedes Aufsehen vermeiden wollen — gehen wir jetzt gleich von Ihnen fort."

Job ließ sich diese Aeußerung nicht entschlüpfen — er drängte den beschwerlichen Besuch zur Thüre hinaus und schloß sich, nach flüchtigen Complimenten, wieder in sein Zimmer.

„Warten Sie noch einige Minuten," flüsterte Heidekam dem Agenten zu. Der Baron huschte leise zurück. Er legte sein Ohr an die Thüre und horchte scharf.

„Richtig," sagte er zu sich selber, „er verbirgt die Kassette — jetzt schiebt er das Bild zurück — er öffnet die Thür — jetzt schließt er sie wieder — gut so. Ich weiß, wo er sie verborgen hat."

Er zog Clement mit sich fort.

„Kommen Sie — ehe wir der Tochter in den Wurf rennen."

Beide verließen den Gang, der vor des Notars Sprechzimmer hinlief, und wurden durch den Diener hinausgelassen.

Am folgenden Tage hatte sich eine neue und betrübende Nachricht im Schloße verbreitet. Der König ließ Befehl ertheilen, daß die Familientafel ohne ihn stattfinden solle. Das war unerhört. Jetzt zum ersten Male regte sich die Besorgniß der Königin. Sie hatte bis heute die ganze seltsame Veränderung auf eine Verstimmung des Königs geschoben, ihr waren die außerordentlichen Maßregeln bei den Vorträgen der Officiere und Staatsbeamten nur als eine der so häufig vorkommenden militärischen Marotten des Königs erschienen — jetzt aber steigerte sich ihre Besorgniß. Sie beschloß, auf eigne Hand den Versuch zu wagen. Durch die Zimmer des Schlosses eilend, kam sie bis zur Thüre des Monarchen. Sie fand wie gewöhnlich zwei Posten davor stehen. Die Soldaten wagten es nicht, die Königin zurückzuweisen, und ohne Zaudern pochte Sophie Dorothea an die Pforte. Es währte lange, ehe sie den Schritt des Gatten vernahm. — „Wer da?" rief der König.

„Ich — ich bin es, mein Gemahl."

„Ich spreche niemanden," antwortete Friedrich Wilhelm.

„Wie? Sie weisen mich von der Thüre zurück? Sie wollen mich — die Vertraute — die Gattin, nicht einlassen?"

Der König öffnete die Thüre, erschrocken fuhr die Königin zurück, als sie den Gemahl erblickte. Sein Wesen war verstört, seine Hände zitterten.

„Um Gottes willen, was ist Ihnen?" rief sie. „Sprechen Sie mit mir, schenken Sie mir nur wenige Minuten."

„Meine Minuten sind gezählt," antwortete der König mit dumpfer Stimme, und den Thürgriff nicht aus der Hand lassend, „gehen Sie — ich werde bald vielleicht wieder der Alte sein — lassen Sie mich jetzt in meinem Zimmer, ich verabscheue die Menschen — aber sagen Sie es niemandem! Gehen Sie."

Er schob sie sanft zurück und schloß in demselben Moment die Thüre wieder. Ihre Sorge bemeisternd, eilte die Königin wieder in ihr Zimmer zurück; hier aber vermochte sie nicht länger zu widerstehen, und schluchzend sank sie in die Arme der Blaspiel.

„Oh, Maria," rief sie, „es ist gewiß — ich werde das Schrecklichste erleben: des Königs heller Verstand ist zerrüttet, ich fürchte —"

Sie deutete mit der Hand auf die Stirne. Frau von Blaspiel befand sich in noch schrecklicherer Aufregung, als die Königin. Ihr waren die schwarzen Stunden des Monarchen kein Geheimniß mehr, sie hatte zuerst den unheilvollen Brief des Fremden in Jablonskis Hand gelegt, der ihn dem Könige übergab, sie hatte dem Notar die von Manteuffel ihr anvertraute Nachricht eingeflüstert, damit er dem Könige diese Warnung zukommen lasse. Friedrich Wilhelms energischer Charakter war schnell der ersten Bewegung Herr geworden, aber seitdem Jablonski der Blaspiel die Ankunft Clements mitgetheilt hatte, war die furchtbare Aenderung in dem Wesen des Königs eingetreten. Schon raunten sich Grumbkow und seine Freunde zu, daß Gefahr im Anzuge sei, und sie — die Blaspiel, hatte dies alles heraufbeschworen. Warum nahm sie das Schreiben? warum wollte sie dem Minister eine Niederlage bereiten?

Frau von Blaspiels Herz schlug gewaltig, aber sie sagte sich endlich: daß sie nur in der besten Absicht gehandelt ha[be], daß ihr von

Manteuffel, dem Freunde, eine Gefahr angedeutet worden sei, welche den König bedrohe. Hing diese Gefahr nicht mit dem Testamente zusammen? und hatte Manteuffel ihr nicht das Bekenntniß entrissen, nach welchem die handelnden Personen von der einstigen Regentschaft ausgeschlossen waren? — aber er hatte ihr betheuert, daß dieses Bekenntniß gute Folgen für die Ruhe des Königs — des Landes haben werde; alles — alles dieses hing zusammen wie die Glieder einer Kette. Frau von Blaspiel durfte nicht wagen, den Ungarn auszuforschen, sie durfte nicht sagen, daß sie Mitwisserin des Geheimnisses war, sie ahnte sogar nur, um was es sich handelte, denn welche Dinge Clement eigentlich dem Könige enthüllt hatte, davon war niemandem etwas bekannt.

„Aber," rief die geängstigte Frau sich selbst zu, „war es denn nicht Manteuffel, der auf Flemmings Wunsch den Ungarn nach Berlin bringen wollte? War er es nicht selbst, der mich bat, dem Hofprediger das Schreiben zu übergeben? Manteuffel allein kann Auskunft geben, wie sich die Dinge verhalten — hin zu ihm, er wird mir einen Theil meiner Ruhe wiedergeben."

(Fortsetzung folgt.)

Am Familientische.

Ein Maikäferliebhaber.

(Zu Hiddemanns Bilde auf S. 477.)

Bei den prosaischen Leuten ist der Mai seit einigen Jahren etwas in Verruf gekommen. Nur den Poeten gilt er noch als der Wonnemonat. Aber wenn er auch nicht kalt und ungemüthlich auftritt, wenn er wirklich alles thut, um seine wonnigsten Eigenschaften zu entfalten, so bietet er als Kehrseite eine Danaergabe, die uns den Spaß doch verdirbt. Denn jener pflanzengierige, baumverwüstende Geselle, der schon drei Jahre vor seiner Entstehung als Engerling an den Wurzeln der Vegetation sein Zerstörungswerk treibt, ist ein Geschenk des Wonnemonats Mai, woher auch sein Name ... Maikäfer!

Kaum ist der Winter vertrieben, und die den Menschen freundliche Sonne einigermaßen zur Herrschaft gekommen, da gilt es, gegen einen neuen Feind ins Feld zu ziehen, um unsere Gärten und Wälder zu schützen. Jeden Morgen geht es nun auf die Maikäferjagd, und Preise werden ausgesetzt für die am meisten erfolgreichen Jäger. Das ist denn ein ganz besonderes Plaisir für die jungen Bursche, die nach Herzenslust die feindlichen Thiere von den Bäumen herunterschütteln können, und sich dazu noch ein Stück Geld verdienen.

Höchst lustig und vergnügt ist auch der Junge auf Hiddemanns Bilde! Aber sein Vergnügen ist ein ganz anderes, ein weit ideelleres. Er denkt nicht an den Gewinn, den ihm die eingesammelten Maikäfer bringen könnten, er achtet es nicht, daß der bereits damit ganz gefüllte Becher sich allmählich entleert, daß seine Gefangenen sämmtlich herauskriechen, über seine eigenen Hände hinweg auf den langschößigen Rock, und von da auf den Baum zurückfliegen, er genießt nur das behagliche Herumkrabbeln der Thiere an seinen Fingern, und ist ganz entzückt über den zum Fliegen gerüsteten Käfer, der noch einen Augenblick verweilt, als wollte er des Jungen Lust möglichst verlängern.

Für diesen Jungen ist der Mai noch unverändert ein Wonnemonat, wie für die Jugend überhaupt, wenn sie den Ausdruck auch nie gehört und nie genannt hat. Ist er's dir nicht mehr, so blicke nur unser Bild recht lange an, und es wird dir wieder ganz jung und maiwonnig ums Herz werden; wer weiß, ob du nicht auch noch sogar die Maikäfer wieder liebgewinnst?

R. K.

Die zweite Rennthiernase.

Eine zweite Nase, wird der Leser sagen, ist das möglich? So fragte auch ich, als ich mit den Eskimos und ihrer Sprache näher vertraut geworden war, und stets erhielt ich von ihnen die ernste Versicherung: „Ja, das Rennthier hat eine zweite Nase!" Seit 1850 lebte ich als Missionar auf der eisigen Haidinsel Labrador unter diesem Volke, mit dessen Sitten und Gebräuchen ich genau bekannt geworden war. Die Eskimos dort gehen namentlich dem Fischfang und der Jagd nach, und besonders sind es die zahlreichen wilden Rennthiere, die sie gerne jagen. Mit der Lebensweise dieses Wildes sind sie genau vertraut, und alle, die ich kennen lernte, behaupteten, das Rennthier habe zwischen den gespaltenen Klauen der Vorderfüße eine zweite Nase, und diese Thatsache sei so selbstverständlich, wie daß sie selbst zwei Augen und zwei Ohren hätten. Näher nach diesem wunderbaren Organe forschend, vernahm ich von den Eskimos, daß das Rennthier, wenn es über die weiten Schneefelder marschire, damit das zu seiner Nahrung so nothwendige Moos unter der Schneehülle rieche, ja, daß es damit sogar die Spur des Menschen und Wolfes auffinde. Ich stand vor einem Räthsel, denn so oft ich auch mit den Eskimos über diesen Gegenstand sprach, sie blieben fest bei ihrer Meinung. Endlich untersuchte ich den abgeschnittenen Vorderfuß eines Rennthiers und fand zwischen den Hufen oder Klauen die Mündung eines schleimigen Kanals, der sich allerdings nicht weit verfolgen ließ. Das ist die zweite Rennthiernase der Eskimos, von der allerdings noch zu erweisen wäre, daß sie als Riechorgan dienen könne.

Beachtenswerth bleibt noch, daß unter den grönländischen Eskimos, welche mit den unsrigen auf Labrador sehr nahe verwandt, aber seit Jahrhunderten von ihnen getrennt und ohne Berührung sind, genau dieselbe Behauptung aufgestellt wird. Interessant wäre es nun, zu erfahren, ob die Lappländer, welche, wie die nordasiatischen Völker das Rennthier zähmen — was die Eskimos nicht thun — eine gleiche Behauptung aufstellen, oder ob diese blos auf die Eskimos beschränkt ist.

Samuel Weiz.

Der Leuchtthurm von Wolf-Rock.

Seit 1830 hat man in England und Frankreich außerordentlich viel dafür gethan, die gefährlichen Küsten des Kanals mit Leuchtthürmen und Leuchtfeuern zu versehen. Auf den unzugänglichsten Felsenklippen, die zeitweilig vom Meere bedeckt sind, hat man sie angebracht, so auf dem Eddystone vor dem Hafen von Plymouth. Dort steht bereits der dritte Thurm, nachdem seine beiden Vorgänger, der eine von den Wogen, der andere vom Blitz, zerstört wurden. Dieser Leuchtthurm galt bisher als der merkwürdigste seiner Art, jetzt aber ist ihm die Palme geraubt worden: der neue Thurm von Wolf-Rock, der sich neun englische Meilen von Cap Landsend inmitten der stürmenden Woge des atlantischen Oceans erhebt, ist bedeutend höher als jener. Jener Wolfsfelsen war bei den Schiffern übel berüchtigt, gar manches stolze Fahrzeug hatte in der viel befahrenen Bahn, in der er gelegen ist, Schiffbruch gelitten. Dank einer zehnjährigen Ausdauer der englischen Ingenieure ist nun die Gefahr abgewendet, und an der Stelle der tückischen Klippe erhebt sich ein freundlich dem Seemann leuchtender Thurm, der allerdings unter fast übermenschlichen Schwierigkeiten erbaut wurde.

Im Jahre 1860 begann man in der kleinen Hafenstadt Penzance in Cornwall, dem Endpunkte der englischen Eisenbahnen, die Materialien zum Bau zu sammeln. Der Felsen ragte nur mit der höchsten Spitze zur Zeit der Flut einige Quadratruthen groß über die Fläche des Oceans empor, fortwährend brachen sich schäumend an ihm die Wogen und nur mit der größten Gefahr konnten die ersten Arbeiter auf ihm Platz greifen. Während der Winterzeit verbot sich der Bau ohnehin, der aus Porphyrblöcken für die Grundlage und Granitquadern für den Obertheil ausgeführt wurde. Zwei Jahre lang war man damit beschäftigt, die unebene Oberfläche der Klippe zuzurichten, und erst am 17. März 1862 konnte der erste Stein gelegt werden. Der Bau des Untertheils, welcher besonders solide ausgeführt werden mußte, da von diesem das Gelingen des ganzen Unternehmens abhing, dauerte bis 1866. Am 24. Juli des genannten Jahres war man über den höchsten Wasserstand des Meeres hinausgelangt, und nun begann der leichtere Theil des Baus. Unter großen Festlichkeiten wurde am 19. Juli 1869 der letzte Stein eingefügt und die Laterne mit dem Leuchtapparat aufgesetzt, und am 1. Januar 1870 warf das neue Werk zum ersten Male seinen Schein über die weiten Wogen des atlantischen Oceans, als ein neues Zeugniß der Ausdauer und Erfindungskraft der technischen Wissenschaft in unsern Tagen, als ein Werk, das den vielgerühmten Pharus des Alterthums bei weitem übertrifft.

Wenn man die Hindernisse in Betracht zieht, welche die Natur dem Bau in den Weg legte, die Schwierigkeiten, die sich bei dem Transport der Materialien ergaben, wird man auch die Gefahren begreifen, denen die Arbeiter ausgesetzt waren. Nur ein bis zwei Stunden war der Felsen täglich ganz wasserfrei, und in dieser kurzen Zwischenzeit mußten die Arbeiten für den Grundbau vollführt werden. Nach ein- bis zweistündiger Thätigkeit trat eine gezwungene Pause von 22 Stunden ein, und oft konnte wegen stürmischen Meeres selbst jene kurze Frist nicht benutzt werden. Es war ein fortdauernder Kampf der Menschen gegen das Element, aus dem die ersteren siegreich hervorgingen.

Der Wolf-Rock trägt nun einen Leuchtthurm erster Ordnung. Seine Eingangsthüre liegt, wegen der hochaufflutenden Wellen, in einer Höhe von 10 Metern; bis dahin führt eine eiserne Treppe. Die Laterne erhebt sich 35 Meter (110 Fuß) über dem Meere; sie ist mit einem Linsensystem nach der neuesten Construction versehen und wirft abwechselnd rothe und weiße Lichter über den Ocean.

R. A.

Zur Charakteristik der Frauenfrage.

Die unter obigem Titel erschienenen drei Aufsätze in Nr. 24—26 habe ich, mehrfachen Aufforderungen zufolge, mit Genehmigung der Verlagshandlung, in einem unveränderten Separatabdruck herstellen lassen, den ich gegen Einsendung von fünf Groschenmarken darauf Reflektirenden franco zuzuschicken bereit bin. Außerdem ist das Schriftchen auch auf buchhändlerischem Wege durch jede Buchhandlung von der Firma Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig zu beziehen.

Dr. Robert Koenig.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig. Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

VI. Jahrgang. Ausgegeben am 30. April 1870. Der Jahrgang läuft vom October 1869 bis dahin 1870. **1870 № 31.**

Eine Cabinetsintrigue.

Historischer Roman von **Georg Hiltl.**

(Fortsetzung.)

Frau von Blaspiel hatte viele Verbindungen. Sie hatte dieselben eifrig benutzt, um zu erfahren, ob große Ereignisse, welche Manteuffels Hinweis ihr angedeutet hatte, jenes Vorgehen der kaiserlichen Macht im Werke sei — aber niemand vermochte ihr darüber Andeutungen zu geben. Sie beobachtete Grumbkow genau — er war ganz unbefangen, und keine Vorbereitung außerordentlicher Art wies darauf hin, daß der König irgend welchen Verdacht gegen die Cabinette schöpfe. Es mußten besondere Dinge sein, welche ihn so gewaltig erschütterten — vielleicht hatte Manteuffel dem Minister verrathen, daß er von ihr, der Blaspiel, um den Ausschluß Grumbkows und des Fürsten von der Regierung wußte, und nun wob der Minister eine neue, gefährliche Intrigue. Ja — das konnte es sein, denn der König hatte seit langer Zeit seine Gattin nicht so kühl empfangen, und gerade in dem Augenblicke, wo die Königin ihn um eine Unterredung bat, wo sie als Bittende ihm nahte.

Frau von Blaspiel durfte sich ohne alles Aufsehen bei dem Baron einfinden. Manteuffel kam ihr, wie gewöhnlich, mit größter Freundlichkeit entgegen.

„Sie sind in großer Erregung, meine Theuerste," begann er, da Frau von Blaspiel nach Worten suchte.

„Ja — ja," keuchte die Dame. „Es gehen Dinge vor, die auf einen baldigen schrecklichen Ausbruch deuten."

Manteuffel hob den Kopf, als sei ihm eine ganz unerwartete Neuigkeit mitgetheilt worden. „Ah!" machte er.

„Sie fragen noch, Baron?" rief die Blaspiel, „*Sie* sollten nicht wissen, daß der König seit kurzer Zeit sich wie ein von Mördern umringter Mann einschließt, verbirgt, für niemanden zugänglich ist!"

„Ah — ja! ma foi — ich hörte gestern so etwas. Et vous — Seine Majestät sind eine excentrische Natur. Man hat ähnliche Dinge erlebt. Ein Diebstahl seines Schloßkastellans brachte ihn im vorigen Jahre hors de soi."

„Nein — Sie *müssen* mehr wissen, Baron," drängte die Blaspiel. „Es muß etwas Außerordentliches sein."

Manteuffels Antlitz verfinsterte sich ein wenig, er nahm seine Zurückhaltung an. „Was soll ich wissen?"

„Die Sorge um den König macht uns alle desperat. Mich am meisten. Sie wissen doch, daß ich von vielem unterrichtet bin — daß ich Mittheilungen machte — —"

„Sie?" fragte Manteuffel mit gut gespieltem Erstaunen.

Frau von Blaspiel erblaßte leicht.

„Nun — ja —. Sie baten mich, um eine größere Gefahr von dem Könige abwenden zu können, Ihnen bezüglich des Testamentes eine Mittheilung zu machen. Ich that es — haben Sie stets reinen Mund gehalten, dem Herrn von Grumbkow gegenüber? ich fürchte, der Minister hat bei des Königs schlimmer Gemüthsstimmung die Hand im Spiele."

Manteuffel verrieth keine Bewegung. „Ich habe kein Wort geplaudert. Wenn Herr von Grumbkow dessenungeachtet etwas wittert, so kann es nur eine Vermuthung sein — aber," fuhr er fort, „wenn ich nun Ihnen, beste Freundin, diese Frage zurückgebe und Sie auffordere, mir zu sagen: ob *Sie* nicht vielleicht durch jene Mittheilung, die ich Ihnen, bezüglich der Maßregeln des Wiener Cabinets machte, dem Könige schwarze Stunden bereitet haben, was würden Sie darauf erwidern?"

„Ich würde sagen: daß Sie mir jene Mittheilung doch nur in der Absicht gemacht haben, daß ich sie dem Könige hinterbringen sollte."

Manteuffel sah die Frau von Blaspiel groß an.

„Ah — Sie irren darin," sagte er, „ich habe gar nicht an so etwas gedacht. Ich möchte um keinen Preis der Welt in den Ruf eines Indiscreten kommen. Ich theilte Ihnen die Sache, welche noch im weiten Felde liegt, nur als ein Curiosum mit, als ein kleines Gegenpräsent für das, was Sie mir von dem Testament erzählt hatten."

„Baron," rief Frau von Blaspiel, sich erhebend, „Sie spielen grausam mit mir."

„Also haben Sie dem Könige eine Mittheilung gemacht?"

„Nei — in — nein!“ sagte zögernd die Blaspiel, „ich habe Seiner Majestät nichts zugetragen.“

„Dann ist es eine seltsame Fügung des Schicksals, daß dem Könige durch Wahrsager oder Propheten Warnungen zugehen,“ entgegnete Manteuffel, lauernd auf die geängstigte Frau blickend. „Indessen wenn Sie nicht plauderten, was kümmert Sie die üble Laune?“ —

„Sie haben recht — ganz recht. Der König wird durch Bonnet irgend ein Gerücht erfahren haben, das ihn nachdenklich machte.“

„Sehen Sie — das wird es sein.“

„Oder,“ fuhr Frau von Blaspiel fort, bereit, den letzten Zug zu thun, „oder jene geheimnißvolle Person, der Ungar, dessen Brief ich auf Ihren Wunsch, im Auftrage Flemmings, zur Weiterbeförderung an Jablonski geben mußte, hat dem Könige wirklich eine Gefahr enthüllt, von welcher wir alle keine Ahnung hatten. Er ist seit einigen Tagen in Berlin.“

Herr von Manteuffel richtete sich hoch auf. Er fuhr mit der Hand an seine Stirne, als wolle er durch Berührung dieses wichtigen Schädeltheiles seinem Gedächtnisse zu Hilfe kommen, dann blickte er Frau von Blaspiel wieder mit jener fragenden Miene an, die er schon früher zur Schau getragen hatte.

„Ungar? geheimnißvolle Person? Jablonski?“ sagte er. „Ich verstehe von allem kein Wort, beste Freundin.“

Jetzt schien Frau von Blaspiel nur mühsam ihre Fassung behalten zu können. Sie holte Athem und fragte dann mit fester Stimme: „Sie erinnern sich wirklich nicht, mich mit einem Schreiben des Ungars Clement an Herrn Hofprediger Jablonski gesendet zu haben?“

„Nein,“ sagte Manteuffel, ohne nur eine Muskel seines Gesichtes spielen zu lassen.

Die Oberhofmeisterin kreuzte ihre Arme und fragte noch eindringlicher: „Sie erinnern sich wirklich nicht, mich gebeten zu haben: die Ueberweisung dieses Briefes an den König fördern zu wollen, da ich erstens nicht ohne Einfluß sei und zweitens alle Ursache habe, gegen den Minister von Grumbkow und seinen Anhang im Interesse der Königin zu wirken?“

„Nein,“ sagte Herr von Manteuffel in derselben Weise.

„Sie würden also,“ fuhr Frau von Blaspiel in leisem Tone fort, „wenn die ganze Angelegenheit zur Sprache käme, Ihre Mitwissenschaft, Ihr Mitwirken leugnen?“

„Ja,“ sagte Manteuffel keck und mit fester Stimme.

„Herr Baron von Manteuffel, Sie sind ein Wortbrüchiger,“ rief die Blaspiel außer sich, und ehe der Baron noch etwas erwidern konnte, war sie schon aus dem Zimmer verschwunden. Sie lief mehr, als sie ging, ins Schloß zurück — sie wollte die Königin sprechen, aber diese hatte eine Fahrt nach Charlottenburg unternommen.

Frau von Blaspiel befand sich in furchtbarer Aufregung. Die ganze Gefahr, welche am Horizonte schwebte, enthüllte sich ihr jetzt schon. Sie allein war es, welche dem Fremden durch ihre Fürsprache bei Jablonski Hoffnung auf Gelingen gemacht hatte. Es handelte sich um ein Komplott gegen den König, das war ziemlich gewiß, ebenso gewiß ein Unternehmen gegen den Staat — aber welcher Art dies war, das konnte die Oberhofmeisterin nicht wissen, sie hatte der Freundschaft, der Empfehlung Manteuffels getraut, der vorgab, im Interesse des Königs zu handeln, auf ihn allein konnte sie sich berufen, und Er war es, der jetzt nicht nur seine Mitwissenschaft leugnete, der sogar entschieden jede Kenntniß in Abrede stellte und der unglücklichen Frau die Verantwortung allein zuschob, einen gefährlichen Mann in die Nähe des Monarchen gebracht zu haben.

Wer war jener Clement? wenn er die ganze Sache nur erfunden hatte? wenn eine tiefangelegte politische Intrigue hinter der geheimnißvollen Warnung sich barg und diese nur dazu diente, ein noch verderblicheres Spiel zu maskiren? Wohin die Blaspiel sah — sie allein blieb verantwortlich, sie besaß nichts, was ihr als Beweis dienen konnte, sie hatte keine Zeile, kein Stücklein beschriebenen Papieres, welches sie ihren Anklägern entgegenhalten und mit Berufung darauf sagen konnte: „Seht her — ich bin von Euch ersucht worden, die Mittlerin in dieser gefährlichen Sache zu spielen.“ Es war zu spät.

„Zu spät,“ jammerte die Blaspiel. „Es ist kein Zweifel mehr. Der Ungar hat dem Könige bereits Enthüllungen gemacht — nur daher stammt seine Schwermuth und wehe! wehe! wenn er getäuscht wurde.“

Frau von Blaspiel hatte in ihrer Zerstreuung den Eintritt des Hofpredigers Jablonski nicht bemerkt. Dieser war leise hereingetreten, und seine sorgenvolle Miene belehrte Frau von Blaspiel, daß auch er in der schlimmen Angelegenheit komme. Noch aber durfte die Oberhofmeisterin nicht verzweifelt erscheinen, noch durfte sie hoffen. Es konnte ja sein, daß Clement wirklich einige werthvolle Enthüllungen machte, daß es sich wirklich um Gefahr für den König handelte — dann war die Blaspiel gerechtfertigt — erhoben in einem Augenblicke. Sie reichte dem Hofprediger mit erzwungenem Lächeln die Hand.

„Gnädige Frau,“ sagte Jablonski, „ich komme in tiefer Betrübniß.“

„Sie? die Stütze, der Trost der Zagenden?“

„Mag das sein — aber ich möchte meine Ruhe wieder finden, — ich möchte den Frieden wieder in mein Haus ziehen sehen, der geflohen ist seit dem Tage, an welchem Sie mich baten, jenen unheilvollen Brief dem Könige zuzustellen.“

„Es war ein gutes Werk, Herr Hofprediger, welches ich fördern wollte.“

„Gebe Gott, daß es ein solches sei! Ich komme schon von Ihrer Wohnung — ich fand Sie nicht — ich eilte hieher ins Schloß, um mir Gewißheit zu schaffen, zu erfahren, ob jenes Gerücht wahr ist, welches behauptet: unser allergnädigster Herr und König sei der furchtbarsten Schwermuth verfallen, ein Raub finstrer Mächte.“

„Es ist wahr,“ sagte die Blaspiel schmerzvoll.

„Nun dann — dann ist er es geworden, seit jenem Tage, wo der Ungar zum ersten Male ihn im Garten des Notars Job gesprochen hat.“

„Des — Notars?“ rief die Blaspiel.

Sie hatte davon noch nicht gewußt — eine schreckliche Ahnung stieg in ihr auf: Job war sicher in das Geheimniß gezogen — der diabolische Heidekam — dessen Treiben sich mit einem Schleier bedeckte, tauchte vor ihr auf, sie brachte, ohne selbst zu wissen warum, diesen Menschen in Verbindung mit Clement, denn woher sonst gerade die Zusammenkunft in Jobs Garten?

„Sie wußten das nicht?“ fragte Jablonski weiter.

„Nein. Ich wußte durch Sie die Anwesenheit Clements, aber nicht den Ort der Zusammenkunft.“

Frau von Blaspiel mußte so unbefangen, als möglich erscheinen.

„Jener Clement nennt sich Zoreck,“ fuhr Jablonski fort.

„Das ist nothwendig. Er muß seinen Namen, seinen Stand verbergen, um sicher zu gehen. Solche Leute müssen auf der Hut sein.“

„Er kommt nur verstohlen zu mir.“

„Es ist aus denselben Gründen nöthig. Niemand als der König soll um den wahren Grund seiner Anwesenheit wissen — der König und Sie.“

„Und Sie, gnädige Frau.“

„Oh — ich — ich war ja nur ein Werkzeug des Herrn von Manteuffel. Sie haben doch niemandem meinen Namen genannt?“

„Sie vertrauten mir die Sache ja als Beichtgeheimniß!“

„Wie kam Clement zu Job?“

„Ich weiß es nicht. Er schlug den Garten des Notars vor und bat mich, den König dahinzubestellen — in welchen Beziehungen er zu Job steht, weiß ich nicht — dieses alles wäre Nebensache — aber des Königs Seelenfolter jammert mich; hätte ich mich doch nie zum Abgesandten in dieser Sache hergegeben!“

„Aber wir müssen doch den König retten.“

„Handelt es sich wirklich um seine Rettung? Sie müssen davon Kenntniß haben, gnädige Frau, ein Wort des Herrn von Manteuffel kann Sie aufklären — sprachen Sie ihn? was sagte er?“

„Er glaubt, daß wir dem Könige einen großen Dienst geleistet haben,“ antwortete die Blaspiel, ihre Hand auf das Herz pressend.

„Er glaubt? er hat also keine Gewißheit? o — gnädige Frau, dann gebe Gott nur Eines.“

„Und das wäre?“

„Daß es diesem Clement nicht gelinge, sich aus Berlin fortzustehlen.“

„Stehlen? wie so? — was meinen Sie damit? Warum sollte er sich fortstehlen? Sie sehen ja, daß er seine Person als Bürgschaft einsetzt.“

„Ja — freilich — Sie haben Recht, ich dachte nicht daran. Aber schrecklich wäre es — —“

„Nun? was?“

„Wenn dieser Clement ein Betrüger wäre.“

Frau von Blaspiel wankte, sie sprach noch etwas zu dem Hofprediger, sie vermochte nicht zu sagen, was sie gesprochen, ihre Worte und Gedanken schienen nicht mit einander zu harmoniren, und eben so wenig hörte sie genau auf das, was Jablonski ihr beim Scheiden sagte. Sie kam erst wieder zu sich, als sie allein im Zimmer war.

„Job ist Clement bekannt,“ flüsterte sie. „Er hat ihm seinen Garten überlassen. Der Ungar hat also schon gelogen, wenn er sagte: niemand in Berlin kenne ihn und Heidekam!“ Sie sah ängstlich um sich her — als habe sie selbst in ihrem Zimmer Lauscher zu fürchten. „Und in Jobs Händen ist das Testament,“ rief sie. „O — ich bin schwer gestraft für meinen guten Willen, gestraft für mein Kämpfen gegen den tückischen Grumbkow, er wird am Ende doch noch triumphiren.“ Sie raffte sich auf. „Nein,“ rief sie, „ich will keine Furcht zeigen, ich will fest sein. Ich hatte keine böse Absicht, und es muß sich erst ausweisen, ob alles, alles ein so abscheulicher Trug ist, als die Handlungsweise Manteuffels. Noch bin ich nicht beschuldigt — Jablonski wird meine Person verschweigen — und Manteuffel kann nicht so weit gehen, mich zu nennen. Der räthselhafte Fremde wird im schlimmsten Falle verschwinden, wie er gekommen.“ Eine Glocke tönte. „Die Königin ist zurück. Niemandem ein Zeichen der Sorge — auch Job darf nichts merken — zeigen wir eine dreiste Stirn.“ Sie ging in das Vorzimmer der Königin.

Wie der Minister von Grumbkow keine Seefische erhielt, statt derselben aber einen andern Fisch fing.

Berlin war trotz der Einförmigkeit des Hofes und der strengen, für Freunde des Luxus und Wohllebens nicht anziehenden Sitten, doch häufig genug das Ziel der nach dem Norden Deutschlands Reisenden. Seit den glanzvollen Tagen Friedrichs I. hafteten für viele Erinnerungen der angenehmsten Art an der preußischen Hauptstadt. Obwohl die Sehenswürdigkeiten ebenso beschränkt waren, als das gute oder großstädtische Leben, und nur in militärischen Schaustellungen bestanden, zogen gerade diese letzteren viele Neugierige herbei, besonders war es für Militärs aller Länder eine Art von Bedürfniß geworden, die preußischen Paraden und Manöver zu besuchen, um die in ihrer glanzvollen Art einzig dastehenden Soldaten Friedrich Wilhelms an Ort und Stelle studiren zu können.

Zum großen Leidwesen der Fremden hatte der König, der sonst gerne Militärpersonen empfing, letzthin die Audienzen abgelehnt und nur einige der höchstgestellten Personen vorgelassen, welche er indessen ganz kurz abfertigte. Zu den in Berlin anwesenden, dem Publikum bekannten Personen gehörten: der Herzog von Kurland, der englische Oberst Dickens, der Niederländer Nedderkamp und Graf Neipperg. Außer diesen bekannten Herren, sah Berlin noch manche minder bedeutende Persönlichkeit in seinen Mauern, aber die Leute gingen an einander vorüber und niemand kümmerte sich um seinen Nächsten, daher fiel es nicht auf, daß mancher der Anwesenden oft ganz allein auf den Promenaden gesehen ward.

Seit längerer Zeit hatte ein ungarischer Herr, der bei Vincent in der Brüderstraße wohnte, dort nicht luxuriös, aber höchst anständig lebte, die Aufmerksamkeit des Publikums in Anspruch genommen. Besagter Herr ging stets allein. Man sah ihn um die Mittagszeit durch das Neustädter Thor wandeln, die Lindenallee entlang, bis zur Thiergartenbrücke promeniren, und dann sich in den einsamen Wegen des großen Parks verlieren.

Herr Vincent in der Brüderstraße konnte den Neugierigen die beste Auskunft geben. Von ihm erfuhr man, daß der Ungar ein Herr von Zoreck sei, der im Dienste Spaniens stehe oder gestanden habe, daß er sehr viel Geld besitzen müsse, alles gut und prompt bezahle, sonst aber nur für die militärischen Einrichtungen Preußens Interesse zu haben scheine, da er mit niemand umgehe. Einige Leute wollten zwar gesehen haben, daß er das Haus des Hofpredigers Jablonski besucht, doch war dies natürlich, denn die Ungarn und Polen hatten an dem Hofprediger in kirchlichen Dingen ihre Stütze. Die Polizei Berlins war vollkommen durch die Gültigkeit der Papiere befriedigt, der Fremde hatte einen mit der königlichen Unterschrift versehenen Paß — also ging er ungehindert in der Stadt umher. Da er mit niemandem verkehrte, blieben ihm die Antworten auf müßige Fragen erspart, und er gehörte bald zu den alltäglichen Dingen, welche durch die mannigfachen Gerüchte über des Königs bedenkliche Stimmung ganz in den Hintergrund gedrängt wurden.

Herr Vincent erfreute sich zu jener Zeit eines besonders großen Rufes, die beste Küche für die Hochzeiten, Festlichkeiten jeder Art zu liefern. Die vollendetste Tafel führte der Minister von Grumbkow. Es war bekannt, daß der König selbst geäußert hatte: „Wer gut mangiren will — der muß nicht bei mir — sondern bei Grumbkow tafeln.“ Der Minister machte ein großes Haus. Seine Gattin, eine geborne Hannoveranerin, Tochter des französischen Emigranten Barons La Motte de La Chevallerie, verstand die Honneurs trefflich zu machen. Da Vincent eine brillante Küche lieferte und der Minister von Grumbkow gern große Tafel hielt, geschah es häufig, daß der Koch des Ministers in Verbindung mit dem Herrn Vincent trat, welcher namentlich viel Delikatessen: Austern, Hummern, seltne Fische und dergleichen nach Berlin kommen ließ.

Zum größten Leidwesen des Herrn Vincent blieben seit einiger Zeit die Tafelfreuden im Grumbkowschen Hause auf das Minimum beschränkt. Ehemals speiste dort alles, was zum eleganten Berlin gehörte, und daher waren Grumbkows Tafeln sehr mit Gästen besetzt. An Leuten von Distinction war in Berlin kein Mangel und trotz des Königs starrer Haltung, trotz seiner Aufmerksamkeit waren eine Menge Personen in der Residenz, welche sich ohne offenkundigen Zweck hier einfanden. Einige davon hatte der König sogar selbst hergezogen, so den Herrn Baron von Bossen, der von dieser Zeit an, obwohl keineswegs officiell, doch wie wir gezeigt haben, die eigentliche Seele der geheimen Unterhandlungen war, während der Rathsherr Christian Boß den kaiserlichen Hof in Berlin vertrat.

Eine andre uns bekannte Persönlichkeit dieser Art war der Baron Manteuffel, der, streng genommen, nur zwischen Dresden und Berlin hin- und herfuhr, seine diplomatischen Intriguen als ein Chargé d'Affaires betrieb und keine Verantwortlichkeit auf sich nahm. Alle dergleichen Herren waren für gewagte Unternehmungen geeignet und zugänglich, und bei Grumbkow verkehrten sie besonders häufig. Der Minister wurde deshalb ein Gegenstand des Bedauerns — er mußte der schlechten Stimmung seines Herrn Rechnung tragen und die schönen Gastereien bis auf bessere Zeiten einstellen. Aber der Minister war nicht nur aufmerksam, wenn es galt, sein Hauswesen der königlichen Stimmung anzupassen. Er lauerte sorgfältig auf alle, die in Berlin waren und verkehrten; namentlich auf die, welche in den großen staatsgefährlichen Plan verwickelt worden, der nur noch kurze Zeit bis zur Reife bedurfte.

Grumbkow hatte seine Späher in der Nähe des Königs und weit — weit außer Berlin. Er war sogleich nach den ersten Ausbrüchen der bösen Stimmung des Monarchen auf die Vermuthung gekommen: daß Friedrich Wilhelm dem Complotte auf der Spur sein müsse, hatte er doch in Wusterhausen deutliche Anspielungen gemacht. Die politischen Herren hatten sofort darüber nach Wien und Dresden berichtet, aber da keine Maßregeln von dem König getroffen wurden, der drohenden Gefahr zu begegnen, hielten die Eingeweihten dafür, daß ein blinder Lärm gemacht worden sei, daß der König kaum eine Ahnung von dem ganzen Umfange habe.

Da stellte sich urplötzlich jene drohende Stimmung Friedrich Wilhelms ein. Der König mied seine Umgebung, er blieb in einer fast defensiven Stellung, er umgab sich bei Revuen und Paraden mit Wachen — die Veränderung war so ungeheuer, so in die Augen fallend, daß etwas Besonderes an den König herangetreten sein mußte. Vergebens besprach Grumbkow sich mit dem Baron Bossen, Manteuffel und seinen Vertrauten. Niemand vermochte sich die Ursache zu erklären — im Stillen rieb sich Manteuffel die Hände und der Dessauer hielt sich ganz fern vom Berliner Schlosse. Manteuffel und Flemming sahen den Moment des Ausbruchs herannahen: fiel die Execution für Preußen ungünstig aus, dann waren sie aller Sorge und Verantwortung überhoben — blieb Preußen oben, dann war es ihnen leicht, zu beweisen: daß sie die Warner, die Retter gewesen, welche den Ungarn nach Berlin gesendet.

Der Minister von Grumbkow hatte hin und her überlegt, welches der Grund der Schwermuth des Königs sein könne? Er hatte die kleinsten Vorfälle recapitulirt und nichts gefunden, was auffällig erschien, als eins: die dunklen Reden der Frau von Blaspiel an jenem Tage, wo der Minister schon die Vernichtung des Testaments

sicher vollzogen glaubte: „Die Beträgereien Scapins haben noch ein Nachspiel.“

Bei diesen Worten blieb Herr von Grumbkow stehen. Er verarbeitete diesen an sich unbedeutenden Stoff zu einer ganz ansehnlichen Gestalt, und da es genau mit der Zeit stimmte — der König war eigentlich von jenem Tage an so unzugänglich geworden — dämmerte eine unbestimmte Ahnung in ihm auf, daß Frau von Blaspiel wohl um den Grund der bösen Laune wissen könne. Er beschloß, niemanden zum Vertrauten seiner Ideen zu machen, obwohl er dies eigentlich hätte thun müssen, um weiter zu kommen, er brütete für sich allein, bis ein sonderbarer Zufall ihn auf einen ganz seltsamen Weg führte.

Der Minister hatte den Herzog von Curland und den Herrn von Nedderkamp auf ein kleines seines Diner zu sich geladen. Nun war es eine sorgliche Rücksicht für seine Gäste, welche den Minister bestimmte, sich den Küchenzettel immer vorlegen zu lassen, wenn er Tafel halten wollte. Als daher der Haushofmeister ihm das Menu für besagtes Diner vorlegte, vermißte Grumbkow zu seinem Erstaunen die Fischplatte.

„Es ist nichts Gutes zu bekommen,“ sagte der Haushofmeister wehmüthig.“

„Diable!“ rief der Minister, „was hat denn Anatole gemacht? Wie kann er ein Diner ohne Fische proponiren?“

Anatole war der französische Koch, den schon Clement in seiner Unterredung mit dem Könige erwähnt hatte.

„Er kann nicht Fische zaubern, Excellenz,“ sagte der Haushofmeister, „und daher werden wir keine haben.“

„Hat man schon zu Vincent geschickt?“

„Von ihm kommt das Malheur. Er hat gestern den herrlichsten Lachs Preis gegeben.“

„Ah — wohin denn?“

„Es war ein Diner in seinem Hause.“

„So? und wer speist denn dort so splendid?“

„Gestern hat ein Mann, der bereits seit einiger Zeit in Berlin verweilt, mehreren fremden Officieren ein Diner gegeben.“

„Wer ist das?“

„Der Herr von Zoreck. Ein Ungar in spanischen Diensten.“

Grumbkow blickte auf.

„Das ist der räthselhafte Monsieur, der sich hier aufhält — ja ja! Er hat also viel Geld. — Hm! ich denke dieser Herr verkehrt mit niemandem?“

„Es scheint doch, als werde er seit einiger Zeit vertraulicher. Mindestens hat er gestern den Herren bei Vincent das Diner gegeben als eine Art von Revanche, weil er vorige Woche eine Invitation bei ihnen annahm.“

„Kennt Er den Herrn?“

„Ja wohl. Die Leute bei Vincent haben ihn mir oft gezeigt. Er scheint sich in Berlin ankaufen zu wollen.“

„Woraus schließt Er das?“

„Weil der Herr mit einem Manne verkehrt, welcher häufig ähnliche Geschäfte besorgte, mit dem Notar Job.“

Der Minister wurde aufmerksam: Die Nennung dieses Namens schien ihn zu beschäftigen.

„Wer sagte Ihm das?“

„Je nun, wenn ein Mann im Hause des Herrn Vincent wohnt, dann kann wohl sein Treiben nicht so ganz unbeachtet bleiben. Die Aufwärter sehen ihn kommen — gehen; da ist es denn ganz natürlich, daß sie auch den spanischen Militär zu Herrn Job gehen sahen. Es ist selbst nicht ganz unwahrscheinlich, daß er einen Handel mit Herrn Job schließen will, denn er hat schon zwei Mal dessen Garten auf dem Weidendamme besucht. Möglich, daß er jenes Grundstück kaufen will.“

„Das Diner muß also ohne eine Platte Fisch bleiben,“ sagte der Minister, plötzlich abbrechend — was den Haushofmeister veranlaßte, mit einer geringschätzenden Miene rückwärts schleichend, sich zu empfehlen. — —

Drei Stunden nach dieser Unterredung sah man den Wagen des Ministers vor der Hausvogtei halten. Der Minister hatte eine Unterredung mit dem Herrn Oberauditeur Kretschmar. Der Inhalt dieser Unterredung war sehr kurz.

„Haben Sie Ihre Listen in Ordnung und bei der Hand?“ fragte der Minister.

„Zu jeder Zeit, Excellenz.“

„Schlagen Sie nach. Wann ist der spanische Officier Herr von Zoreck, Ungar von Geburt, in Berlin eingetroffen?“

Kretschmar sah in seine Listen: „Freitag den Vierzehnten.“

Grumbkow biß sich die Lippen: „Was wissen Sie über jenen Herrn?“

„Was die Berliner Polizei wissen muß.“

„Was heißt das? Sie werden doch den Menschen kennen?“

„Nun ja — aber das genügt uns auch, wir sind noch keine Sartines oder Bernavilles wie in Paris.“

„Schlimm genug. Haben Sie keine Notizen über ihn?“

„Wir wissen zufällig, daß er dem Herrn Hofprediger Jablonski einige Besuche machte.“

„Jablonski?“

„Ja. Dann hat er sich durch den sächsischen Secretarius, während Herr Baron von Manteuffel in Berlin war, die Erlaubniß zum Verweilen in dieser Residenz ertheilen lassen.“

„Manteuffel,“ sagte Grumbkow wieder.

„Er wohnt in der Brüderstraße bei Vincent.“

„Das weiß ich. Achten Sie auf diesen Mann.“

Der Minister warf sich wieder in seinen Wagen.

„Job, Jablonski!“ sagte er. „Mit beiden verkehrt er — mit beiden verkehrt die Blaspiel. Manteuffel — sie ist ihm befreundet. Wenn dieser sächsische Aventurier eine schlechte Rolle mir gegenüber spielte! Ich habe diesem Flemming nie getraut — bah. Sie haben sich schon zu tief in die Geschichte eingelassen, um mit mir brechen zu können. Aber sollte der seltsame Mensch — dieser Ungar, in Verbindung mit den Ereignissen am Hofe stehen? es ist auffällig, wie die Zeit stimmt. Am Freitag dem Vierzehnten ist er in Berlin angekommen — am Sonnabend hat die Blaspiel zu mir die höhnischen — dunklen Reden gethan — am Montag darauf begann des Königs Verstimmung — halt! und war nicht kurz vor jenem Hohne der Blaspiel Jablonski im Vorzimmer? Richtig! und dieser Zoreck verkehrt mit ihm — —“

Der Minister begann zu combiniren. — —

Er hatte Muße genug, in der Stille seiner großen Kutsche nachzudenken, und als er wieder in seinem Zimmer war, stand die ganze Angelegenheit in recht sonderbarem Lichte vor seinen Augen. Ihm erregte besonders die Bekanntschaft der Frau von Blaspiel mit dem Baron Manteuffel ernste Bedenken. Ein diplomatischer Instinct — wenn man es so nennen will — hatte ihn vom ersten Augenblicke der Unterhandlungen an gegen Flemming argwöhnisch sein lassen — und der Baron Manteuffel, der als politischer Aventurier bekannt war, galt für den intimen Freund Flemmings. Grumbkow hielt die Ereignisse mit den Personen zusammen. Er war bald nicht mehr allzuweit von der Aufklärung entfernt und mußte nur noch einen Ausgangspunkt finden, von welchem er seine Forschungen beginnen konnte. Dieser Punkt lag ziemlich nahe: es war nothwendig, zu wissen, wohin der König gefahren sei, ehe er in so trüber Stimmung zurückkehrte und wen er damals gesprochen habe.

Grumbkows Ansehen war bedeutend genug, ihm diese Entdeckung zu erleichtern, doch fühlte er selbst, wie vorsichtig er dabei zu Werke gehen mußte. Er konnte nicht Forcade, nicht den Pagen um diese Angelegenheit befragen — aber es blieb noch eine Person übrig, welche die erste Auskunft zu geben vermochte, dies war der Kutscher. Herr von Grumbkow zeigte von dem Momente an, wo er diese Fährte entdeckt zu haben glaubte, eine ganz besondere Vorliebe für den Marstall in der Breiten Straße und besuchte noch an demselben Tage die Pferde und deren Wärter. Natürlich ward der Minister mit großer Ehrerbietung empfangen.

Herr von Grumbkow that, als stehe ein hoher Besuch in Aussicht, und es war seine Pflicht, ein wenig die Carossen zu inspiciren, weil ihm der officielle Empfang der hohen Gäste oblag. Nie war der Minister so leutselig gewesen. Er unterhielt sich mit den Stallknechten und lobte ihre Führung, dann plauderte er ganz cordial mit dem Bereiter Juhren, den Vorreitern Müller und Stern, bis sich endlich der Leibkutscher des Königs, der breitschulterige Jobst Marx, einstellte und dem Herrn Minister die Freude bezeugte: „Seine Excellenz nach langer Abwesenheit einmal wieder hier zu erblicken.“

„Der Vorreiter Schulz hat die Stallwache, Excellenz,“ sagte



Die Waldmühle. Nach dem Gemälde von A. Keßler.

Marx, „und er hat schon zu Herrn von Schlieben gesendet, den der Besuch Eurer Excellenz gewiß sehr erfreuen wird."

„Er hätte es nicht thun sollen," sagte Grumkow verlegen. „Ich komme nur so im Vorübergehen mit herein. Es kann sein, — daß wir mit ganzer Pracht bald wieder den Marstall präsentiren müssen — aber — es kann auch nicht sein — denn," sagte er leise dem Leibkutscher zuflüsternd, „wenn es mit dem Allergnädigsten Herrn so weitergeht, dann werden wir wohl für immer der Freude an solchen Dingen Valet sagen können."

„Ja, ja, Excellenz," bestätigte Marx, „das sei Gott geklagt, wir leiden alle darunter."

„Ein schönes Pferd," sagte der Minister plötzlich, sich von Marx fort und zu einem Stande wendend, in welchem ein kräftiger Mecklenburger Fuchs scharrte. „Ich kenne es noch gar nicht."

„O, — ich sollte doch meinen," sagte Marx. „Es ist seit November schon bei uns. Dieses hier und sein Nachbar sind Präsente von Seiner Hoheit dem Herrn Herzog von Mecklenburg. Sie sollten eigentlich nach Brandenburg hinüber, aber die Krankheit von Majestät verhinderte es damals. Nun werden sie nur täglich eingefahren, ohne daß der Allergnädigste sie benutzt hätte."

Grumbkow trat in den Stand und streichelte das schöne Thier. Marx folgte ihm, keine der übrigen Personen des Stallpersonals war nachgekommen; der Minister war mit dem Leibkutscher allein, er konnte mindestens ein Gespräch mit ihm führen, ohne gehört zu werden.

„Es ist recht traurig," fuhr Marx fort, „daß es so mit Majestät gekommen ist. Die Leute fabuliren schon allerlei."

„Albernheiten," sagte Grumbkow, „dem Herrn wird ein großes Geschäft den Kopf warm machen."

„Hm — es ist nur seltsam —"

„Was?"

„Ich meine, daß der König so schen gegen uns alle ist."

„Auch gegen uns, lieber Marx. Er kann mir glauben, es ist für niemand angenehm, jetzt im Schlosse zu verkehren."

„Wirklich, Excellenz? Na — das ist eigentlich ein Trost."

„Er wird doch nicht des Königs Härte empfinden, Marx. Sein Dienst ist immer derselbe."

„Ah — da irren Excellenz, mit Verlaub zu melden, gerade ich bin in schlimmer Lage, an mir läßt der König auf der Fahrt seinen Unmuth aus. Bald will er schnell — dann wieder langsam fahren — jetzt sagt er: diesen Weg, dann: jenen; am bösesten wird er, wenn viel Menschen uns begegnen."

„So? Das ist auffallend! Und warum meidet er wohl die Menschen?"

„Ja — das sind so Sachen," sagte Marx, den dicken Kopf wiegend, „es soll doch eigentlich nicht davon gesprochen werden."

„Wer verbietet Ihm das?"

„Der König selber."

„Ei — und weshalb? der König ist ein Herr, der stets auf gradem Wege wandelt, was könnte den veranlassen, Ihm zu verbieten, zu sagen, wohin Er den Herren gefahren hat?"

„Ja, das ist's eben, da liegt — glaube ich, der Hund begraben," sagte Marx, pfiffig lächelnd.

Grumbkow warf besorgte Blicke den Stallgang hinunter, er fürchtete Schliebens Ankunft, die nothwendig das Gespräch unterbrechen mußte. Der Minister ging scharf auf sein Ziel los — er hatte keine Zeit zu verlieren. „Ei ja, Marx — Er ist ein kluger Mann," fuhr er fort, „Er mag schon recht haben, daß des Königs Unmuth darin seinen Grund habe."

„Na, worin denn, Excellenz?"

„Nun — in dem — in dem — was Er meint," sagte Grumbkow lavirend, „in dem Meiden der Menschen."

„Richtig — das meine ich. Aber woher, Excellenz, meidet er die Menschen?"

„Ja, mein Freund, das kann ich nicht wissen — wer das ergründen könnte, müßte mehr verstehen, als Brot essen."

„Oho — da wäre ich so einer, Excellenz," fuhr der Leibkutscher wichtig fort, „denn ich glaube bestimmt zu wissen, woher es seinen Grund hat, daß der König die Menschen meidet."

„Nun?"

„Ja, Excellenz — ich will nichts gesagt haben, der Herr von Forcade könnte das besser thun, als ich."

„Possen! Er hat gerade so viel klaren Verstand als ein General."

„Mich gehorsamst zu bedanken."

„Bleiben Sie nur noch eine Viertelstunde aus, Herr von Schlieben," dachte Grumbkow.

„Sehen Sie, Excellenz," fuhr der Leibkutscher fort, „ich sollte es nicht sagen, weil der Herr das so verboten hat — aber ich denke, einem Manne, wie Excellenz, kann man schon etwas vertrauen — und dann ist es ja eigentlich nur eine Vermuthung — und dann denke ich: daß es vielleicht dadurch für den allergnädigsten Herren besser werden könnte, wenn man so vielleicht die Ursache von der bösen Laune ergründete."

„Nun gewiß — aber was ist es denn?"

„Sehen Sie, Excellenz, von dem Augenblicke an, wo ich den König — dahin fahren mußte — war er ganz umgekehrt und kam finster zurück."

„Von wo kam er zurück? Wo hat Er ihn hingefahren?"

„Ich mußte durch die letzte Straße bis an die Spree fahren, da blieb Herr von Pannewitz bei mir, Herr von Forcade ging in den Artillerieschuppen, und der König ging über die Brücke auf den Weidendamm in ein Haus und blieb lange. Als er zurückkam, sah er schrecklich aus — es war so mit ihm, als wollte er uns alle köpfen lassen. Von dem Tage an ist er so — so wie er ist."

„Wann war das?"

„Ich weiß es ganz genau. Es war am Siebzehnten, am Montage dieses Monats."

„Es stimmt alles," flüsterte Grumbkow. „Und in welches Haus ging der König?" fragte er gespannt.

„Es sollte wohl niemand wissen, Herr von Forcade natürlich ausgenommen. Ich sah es aber deutlich und kenne das Haus, es gehört dem Notarius Job."

Grumbkow schlug dem mecklenburgischen Fuchs unwillkürlich auf den Hals, so daß der Gaul hinten ausfeuerte.

„Ruhig, Joseph," rief Marx, den Fuchs beschwichtigend. „Ja — das ist es. Ich behaupte: der König sieht da was — oder hört was, das ihn so böse macht, denn vorgestern sind wir wieder um die Dämmerungsstunde dahin gefahren, aber ohne Herrn von Forcade, nur mit dem Junker von Pannewitz, und wieder ist der König in das Haus gegangen, und als er zurückkam, war er wieder in so furchtbarer Laune, daß, als er mir zurief: „Nach Hause", ich vor Schreck über seine donnernde Stimme fast vom Bock gefallen wäre."

„Also Er fuhr schon zwei Mal den König dahin?"

„Ja wohl, Excellenz. Und ohne Zweifel geht es morgen Abend wieder an den Ort, denn ich habe vor einer Stunde Befehl erhalten, zu morgen Abend die kleine Jagdkalesche bereit zu machen, weil der König ganz allein fahren will."

Grumbkow horchte hoch auf.

„Sah Er sonst einen Menschen in der Nähe jenes Hauses?"

„Niemanden, Excellenz."

„Und um welche Zeit will der König morgen fahren?"

„Ich bin um sieben Uhr bestellt, aber Excellenz — ich bitte, um Gottes willen mich nicht zu verrathen —"

„Schon gut, Marx. Wie sollte ich ein Wort davon sprechen? Er mag recht haben — ja ja — aber wer würde es glauben? am Ende lachten mich die Leute aus — nein, mein Guter, da thut man besser zu schweigen – ah, da kommt Herr von Schlieben."

Grumbkow trat mit dem Leibkutscher aus dem Pferdestande.

„Er ist bis zur rechten Zeit fortgeblieben," sagte der Minister zu sich, „ich wette Tausend gegen Eins: ich bin auf der Fährte."

Er reichte dem Oberstallmeister die Hand. „Sie sehen, daß ich meine freie Zeit benutze, Herr von Schlieben," rief er, halb lachend, „um auch einmal Ihr Gebiet zu bereisen."

„Verzeihen, Excellenz, daß ich nicht sogleich bereit war," entschuldigte sich der Stallmeister.

„Keine Umstände. Marx hat mich gut geführt. Es war nur eine Laune, und ich bedaure, Sie derangirt zu haben."

„Darf ich Ihr Kommen als ein Zeichen günstiger Aenderung nehmen?" fragte Schlieben, nach der Richtung deutend, wo das königliche Schloß lag.

„Leider nein," seufzte der Minister. „Der König leidet sichtlich unter der Last eines Kummers."

„Er ist menschenfeindlich gestimmt. Ich staune darüber, denn seit heute Mittag habe ich Befehl erhalten, die kleinste Kalesche für

ihn in Bereitschaft zu setzen, er will ohne jede Begleitung ausfahren."

„Seltsam," sagte Grumbkow, „indessen wollen wir nicht zu schwarz sehen. Kommen Sie — zeigen Sie mir Ihre Geschirrkammer. Ich bin frei — habe Muße, die Minister unsres Herrn sind augenblicklich zur Disposition gestellt."

Er ging mit Schlieben den Gang hinab und grüßte noch einmal den Leibkutscher, der flehende Blicke auf ihn richtete.

* * *

Das Diner, welches der Minister dem Herzoge von Kurland und dem Herrn van Nedderkamp gab, ging in gewöhnlicher Weise von statten, nur mußte der Minister sich ohne eine Platte Seefisch begnügen. Wenn die Gäste ein wenig in den Gang der Verhältnisse eingeweiht gewesen wären, hätte ihnen allerdings die Zerstreutheit des Wirthes auffallen müssen, der nur matt in das Gespräch einstimmte, und häufig genug Blicke auf die Uhr warf. Endlich gab der Herzog das Signal zum Aufbruch. Herr von Grumbkow verabschiedete seine Gäste, und hatte dann nichts Eiligeres zu thun, als sich mit einem recht gewöhnlichen Oberrock, mit einem unscheinbaren Hute und Lederstiefeletten zu versehen. Er nahm einen derben Stock in die Hand, schritt aus dem Thor seines Hauses, ohne den Thürsteher zu beachten, der wohl glauben mochte, daß der Minister wie gewöhnlich seinen Spaziergang machen wolle, und schlug den Weg nach dem Schlosse ein. Er vermied es, mit den Hofbedienten in Berührung zu kommen, hielt sich ein wenig unter dem sogenannten Schlüterschen Portale auf, von wo aus er die kleine Kalesche beobachtete, welche schon, von Marx geführt, im Hofe stand, und als die Uhren die siebente Stunde anzeigten, machte der Minister sich eilig davon.

Er richtete seine Schritte direct nach dem Weidendamm, und kam glücklich, ohne aufgehalten zu werden, in die noch ziemlich einsamen Theile jenes Stadtviertels. Der Minister hatte vollkommen richtig gerechnet; er sagte sich nämlich, daß der König ohne Zweifel nicht direct nach dem Orte seiner Bestimmung fahren, sondern einige Umwege machen werde. Das traf auch genau so ein. Herr von Grumbkow hatte hinlänglich Zeit, sich zu orientiren, und da er sorgfältig nach dem Hause des Notars und dem anliegenden Garten geforscht hatte, vermochte er es, seine Beobachtungen auf das genau bestimmte Ziel zu wenden — ja, er wagte sogar einen Streifzug in die Nähe des Hauses, recognoscirte den Pavillon aus der Ferne, vermochte jedoch kein menschliches Wesen zu entdecken. Die Abgeschiedenheit und Stille dieser erst im Entstehen begriffenen Anlage ließen es zu, daß jedes außergewöhnliche Geräusch deutlich vernommen werden konnte. Der Minister hörte deshalb schon, ehe er des Wagens ansichtig wurde, diesen von der letzten Straße her durch die Kirchgasse kommen, und zog sich zurück, indem er an den Gartenzäunen entlang promenirte. Er sah, wie die Kalesche in der Nähe der Brücke hielt — der König stieg aus, ging über die Brücke, blieb einige Minuten stehen, schaute rings umher, ging dann schnell in das Gitter des Jobschen Gartens und verschwand in der kleinen Allee, welche zu dem Pavillon führte.

„Dort also ist der Ort des Zusammentreffens," sagte sich Herr von Grumbkow. „Ich gäbe eine Hand voll Dukaten darum, wenn ich einige Minuten lauschen könnte." Anfangs schien der Minister geneigt, diesem Drange zu folgen, er überlegte jedoch, welchen Gefahren er sich aussetzen würde, falls der König oder derjenige, zu dessen Zwecken das Rendezvous stattfand, irgendwo einen Wächter verborgen hatten — und da er keine Lust verspürte, mit dem Könige bei dieser Gelegenheit in Berührung zu kommen, blieb er auf seinem Vorposten, um mindestens zu sehen, ob eine Person sich dem Garten nähern werde — es kam jedoch niemand, aus welchem Umstande Herr von Grumbkow sehr weise schloß: daß die vom König bevorzugte Person schon früher an Ort und Stelle gewesen sein müsse. Der Minister nahm sich vor, auszuharren, denn er zweifelte nicht, daß der fragliche Mann den Garten nach geendeter Unterredung wieder verlassen, und so von ihm gesehen werden müsse. — —

(Fortsetzung folgt.)

Der Doppelmord.

Ein Votum zur Beurtheilung der Todesstrafe.

Es war am 20. April 1868 gegen Mittag, als die Bewohner unsers friedlichen Dörfchens durch Feuerlärm von ihrer eifrigen Frühjahrsarbeit gescheucht wurden. Ich eilte zur Stelle. Nur aus einem Kammerfenster des Hauses quoll dichter Dampf; von einer Flamme war nichts zu sehen. Aber wüstes Geschrei der versammelten Leute empfing mich. „Sie liegen beide im Bett und sind erstickt!" rief man mir zu. — „Wer?" — „Riekchen und Clärchen," lautete die Antwort.

Man hatte, weil man die Hausthür verschlossen gefunden, eine Leiter angesetzt, das erwähnte Fenster eingeschlagen und in dessen Oeffnung Wasser gegossen, um das in demselben Augenblick aufflammende Feuer zu löschen. Ein kühner Mann war dann hineingestiegen, aber alsbald, von erstickendem Qualm vertrieben, mit der Schreckenskunde zurückgekehrt. Bald hatte man auch Mittel gefunden, die Hausthür zu öffnen, und war so in die Wohnung der beiden Verunglückten eingedrungen. Die durch die schnell geöffneten Fenster eingedrungene Zugluft entfernte schnell den Dampf insoweit, daß man wenigstens ohne Lebensgefahr in die verhängnißvolle Kammer dringen konnte. Auch mich trieb es hinauf, um mich durch den Augenschein von der Wahrheit des Gehörten zu überzeugen. Aber welch ein entsetzlicher Anblick bot sich mir dar! Unter halb verbranntem Bettzeuge und versengten Federn lagen zwei Leichen, die eine, die des 13jährigen Kindes, halb verkohlt, die andere, die der Mutter, wie es schien, ziemlich unversehrt, letztere noch in der Lage einer ruhig Schlummernden. Diese Wahrnehmungen waren indes die einzigen, welche der noch immer vorhandene Dampf, so wie der erstickende Geruch versengter Federn zuließen. Eine gerichtliche Untersuchung und Obduction der Leichen mußte weiteren Aufschluß ergeben. Bis dahin galt es, an der Lage der Leichen nichts zu ändern, was um so eher zulässig war, als das Feuer jetzt gänzlich gelöscht erschien.

Die beiden Verunglückten waren Mutter und Tochter, nämlich die unverehelichte Friederike W., hinterlassene Tochter eines vor mehrern Jahren verstorbenen Schullehrers, und ihre Tochter Clara. Zu dem Verdachte des Selbstmordes, den man anfangs aussprach, lag keine Veranlassung vor. Daß die Katastrophe durch Unvorsichtigkeit der Verunglückten herbeigeführt sein könne, wie manche meinten, war auch unwahrscheinlich; es führte darauf keine einzige Spur. Die gerichtliche Obduction sollte nur zu bald die wahre Ursache ans Licht bringen. Sie ergab, daß Mord und Brandstiftung vorliegen müsse. Die Schädel der Leichen erwiesen sich als zerschmettert durch mehrere Schläge mittelst eines stumpfen Instruments, anscheinend eines Hammers. Verhältnißmäßig geringe Blutspuren an der Wand und am Fußboden bestätigten den Befund an den Leichen. Endlich zeugte ein erbrochener Koffer von einem zugleich verübten Raube. Das Feuer war augenscheinlich nach verübtem Raubmord angelegt worden; es hatte jede Spur des Verbrechens vertilgen sollen.

Das waren haarsträubende Thatsachen. Die kleine Gemeinde war starr vor Entsetzen; vor allem empörte sie sich gegen die Annahme, als könne eins ihrer Mitglieder dieses abscheuliche Verbrechen verübt haben. Aber wer war der Thäter? Noch fehlte jeder gegründete Verdacht. — Schon der nächste Morgen brachte schreckliche Klarheit.

Einer der Angehörigen der Erschlagenen, ein Handwerker in dem nahen Städtchen Sch., war von Gott zum Werkzeuge ausersehen, die Entdeckung herbeizuführen. Ein durch Trägheit und Spielsucht herabgekommener Schuhmacher, Namens S., war, wie jener wußte, öfter bei den Erschlagenen ein- und ausgegangen und kannte, weil seine Eltern früher die Wohnung derselben inne gehabt, genau alle Räume im Hause. Seine bedrängte Lage war hier, wie in Sch. allgemein bekannt; dazu kam, daß einige Bürger, namentlich ein Lederhändler, verhältnißmäßig bedeutende Forderungen an ihn zu machen hatten. Auffallen mußte es daher, daß dieser Mann am Morgen

des 20. April verschiedene Waaren, auch Leder, gegen Baarzahlung in der Stadt einkaufte. Besonders auffallend waren mehrere seltene Münzsorten, die er dabei verausgabte. Jener Anverwandte der Erschlagenen erkannte sofort die erwähnten Münzen als diejenigen, welche er früher oft bei seiner Schwägerin, der ermordeten Friederike W., gesehen, deren Vater eine besondere Vorliebe für seltene Münzen gehabt und eine Anzahl Species-, Kron- und Laubthaler gesammelt und seinen Kindern hinterlassen hatte. Die erschlagene Tochter aber hatte wiederum aus Pietät gegen den Vater mehrere derselben aufbewahrt, so wie auch einige ungültige Münzen. Jene hatten, wie gesagt, auf die Spur des Thäters geführt: diese, welche noch im Besitz desselben sich vorfanden, gaben fast untrügliche Gewißheit. Schon bei der ersten Vernehmung der Zeugen stellte sich das bis zur klarsten Evidenz heraus.

So wurde denn S. gegen Abend geschlossen zunächst nach Sch. abgeführt, um morgens darauf nach dem Hauptgefängnisse in W. gebracht zu werden. Die Straße nach Sch. wimmelte von Leuten, die sich in den heftigsten Verwünschungen gegen den Mörder ergingen. Wenig hätte gefehlt, so hätte das Volk eine schauerliche Lynchjustiz an ihm geübt.

Die nächsten Verhöre ergaben wenig mehr, als bis dahin ermittelt worden war. Der Verbrecher namentlich leugnete hartnäckig und suchte sich in ein künstliches Lügengewebe zu hüllen. Auch der plötzliche Anblick der Leichen, den man ihm am Begräbnißtage bereitete, vermochte ihn scheinbar nicht zu erschüttern. Er war eben eine beschränkte und dazu verhärtete Natur. Zu wiederholten Malen habe ich ihn im Gefängnisse besucht, sein Gewissen zu wecken, ihn zu offenem Geständniß zu bewegen mich bemüht, im Verein mit dem wackern jungen Geistlichen der Anstalt wenigstens auf sein religiöses Gefühl zu wirken versucht, — alles, wie es schien, vergebens! Oft glaubten wir in seinen Mienen den Entschluß zum Geständniß zu lesen, sahen seine bebenden Lippen schon geöffnet zu dem ersehnten Wort, allein immer gewann die Hoffnung, seine Richter noch täuschen zu können, wieder die Oberhand über die bessern Regungen seines Herzens.

So kam endlich im Monat Juli die entscheidende Schwurgerichtssitzung heran, deren feierliche Eröffnung die zahlreiche Versammlung mit banger Erwartung erfüllte. Mehr als siebzig Zeugen sollten vernommen werden. Wichtige, schlagende Aussagen erfolgten schon am ersten Tage, und aufmerksame Beobachter sahen es dem Angeklagten an, daß seine Hoffnung auf ein günstiges Verdict bald mächtig erschüttert war. Der zweite Tag sollte entscheidend werden. Während der Pause in den Mittagsstunden ließ der Angeklagte seinen Vertheidiger zu sich rufen und erklärte diesem, er sei zu einem offenen Geständniß bereit. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese Kunde in der Stadt, und vor der lautlos lauschenden Menge legte der Verbrecher ein unumwundenes detaillirtes Geständniß ab. Nicht mit einem Hammer, wie die Experten meinten ermittelt zu haben, sondern mit dem Nacken eines Beiles hatte er die schwarze That vollbracht, und zwar mit vollem Vorbedacht. Zunächst freilich sich auf den Raub des Geldes beschränken wollend, hatte er, als eine der Schlafenden durch das Geräusch erwachte, sofort beide durch mehrere Schläge getödtet, sodann das gefundene Geld zusammengerafft und endlich das Bett angezündet.

Es läßt sich nach der herrschenden Zeitströmung erwarten, daß dieser Criminalfall reichen Stoff bot zur Erörterung der Frage, ob Abschaffung oder Beibehaltung der Todesstrafe? Bei den Gebildeten, besonders bei den Juristen, war die Ansicht stark vertreten, die Todesstrafe müsse abgeschafft werden; bei der Masse des Volkes aber machte sich die entgegengesetzte Ansicht geltend. Auf die Verhandlungen des Schwurgerichts konnte freilich jene Ansicht keinen Einfluß üben, da nach unsern Gesetzen die Todesstrafe gegen wirkliche Mörder noch angewandt wird. Es konnte daher auch nicht von Erfolg sein, wenn der Vertheidiger des Mörders, obgleich er die Thatsache des qualificirten Mordes nicht in Abrede stellen konnte, doch mit den jetzt häufig geltend gemachten Gründen gegen die Todesstrafe eiferte. Das Urtheil des Gerichtshofes lautete auf: „Tod durch das Schwert."

Es ist nicht meine Absicht, hier mit Gründen für oder wider die Todesstrafe aufzutreten. Wohl aber gestehe ich offen, daß ich die Vollziehung derselben möglichst beschränkt sehen möchte. In den seltensten Fällen wohl mordet der Mensch mit kaltem Blute; in den seltensten Fällen bleibt der Mörder verstockt und verhärtet. Warum sollte man nicht Milde eintreten lassen, wo mildernde Umstände dafür sprechen? Nicht wenige Beispiele in der Neuzeit haben aber bewiesen, daß die gepriesene Humanität unsers Jahrhunderts noch nicht in alle Schichten des Volkes eingedrungen ist. Solchen Bestialitäten gegenüber, wie sie in Pantin und selbst hier zu Tage getreten, befindet sich in der That das Volk noch immer im Stande der Nothwehr und wird die Todesstrafe, wie es auch in vorstehendem Falle geschah, laut fordern. Man hat sich freilich auf die Erfahrung berufen, daß in Sachsen und Oldenburg seit Abschaffung der Todesstrafe die Zahl der Morde nicht gestiegen sei. Doch das beweist noch nichts für die Abschaffung derselben. Die Zeit ist eben noch zu kurz gewesen. Dazu kommt der gewiß nicht zu unterschätzende Umstand, daß die Bevölkerung Sachsens vorzugsweise intelligent, diejenige Oldenburgs vorzugsweise dünn gesäet ist. Es wird also abzuwarten sein, was die Erfahrung späterer Jahrzehnte lehren wird. Man kann nicht nachweisen, wie viele Morde bisher durch das drohende Damoklesschwert der Todesstrafe verhütet worden sind. — Raubmorde namentlich sind in der Regel Akte elender Feigheit, dictirt in den meisten Fällen durch die Furcht vor Entdeckung. Erweist sich die dabei angewandte Schlauheit auch oft als Selbsttäuschung, da das allsehende Auge und die heilige Gerechtigkeit Gottes manches noch so fein angelegte Verbrechen an den Tag bringt: wird nicht die Bosheit des feigen Raubmörders noch dadurch bestärkt werden, daß er im schlimmsten Falle, im Falle der Entdeckung, mit dem Leben davon zu kommen sicher ist? Was liegt ihm daran, ob er zu lebenslänglicher Haft verurtheilt werden wird? Hat er nicht immer die Hoffnung, seine Banden zu brechen, oder endlich begnadigt zu werden?

Man wende nicht ein, daß ich zu schwarz sehe. Meine Ansicht gründet sich auf wirkliche Erfahrung. Auch in S.'s verdüsterter Seele regten sich ähnliche Gedanken. Hatte man ihm Hoffnung gemacht auf Begnadigung, oder gar schon auf Abkürzung seiner Haft? Ich weiß es nicht. Allein das weiß ich, daß er, bevor ihm seine Hinrichtung angekündigt wurde, sich mit allerlei Hoffnungen für seine Zukunft trug, von Reue aber keine Spur zeigte. Es war ein trostloses Geschäft, mit ihm über seine Vergangenheit, über seine unselige That, über seinen Seelenzustand, über die Nothwendigkeit seiner Buße zu reden; denn er wich dem stets aus, sprach über seine Familie, über seine irdische Zukunft, ja über gleichgültige Dinge.

Welche Umwandlung aber ging mit ihm vor, als er die Gewißheit seines Todes erfuhr! Das wurde mir klar, als ich am Abend vor seiner Hinrichtung nach W. kam. Der junge Geistliche der Strafanstalt empfing mich auf dem Bahnhofe mit den Worten: „S. läßt Sie dringend bitten, ihn noch heute Abend zu besuchen." Natürlich ging ich bald zu ihm. Er lag in seiner Zelle auf seinem harten Lager, an Händen und Füßen geschlossen, ein Bild des Jammers, Todesbläße in den abgemagerten Zügen. Gleichwohl keine Spur von Verzweiflung, keine Spur von seinem früheren zerfahrenen Wesen, von der Hast, ernsten Gesprächen auszuweichen. Die Bibel lag aufgeschlagen neben ihm, das Gesangbuch hielt er in der Hand, ein Zug von Verklärung lag auf seinem sonst schlaffen, düstern Antlitze. Der Anblick entlockte mir Thränen; ich bedurfte einiger Zeit, um mich zu fassen. Dann brachte ich ihm Grüße von den Seinen, die letzten, sprach von deren Zukunft, von meiner Hoffnung, daß der Vater der Wittwen und Waisen sich ihrer annehmen werde. Er hörte das alles ruhig und gefaßt an und erwiderte endlich: „Ja, das wolle Gott geben! Aber das ist nicht der Grund, weshalb ich Sie gebeten habe, mich noch so spät zu besuchen. Ich habe jetzt nur noch einen Gedanken, nämlich den, mich mit Gott und Menschen zu versöhnen. Meine Strafe habe ich verdient, und ich murre nicht darüber. Was kann mir auch an meinem elenden Leben noch liegen? Ich bin es der Welt schuldig, daß ich damit mein Verbrechen bezahle. Mich quält nur die Frage: Kann und wird Gott mir meine Sünde vergeben?"

„Wenn Sie sie ernstlich bereuen," erwiderte ich, „und Ihre Hoffnung ganz auf die Gnade des Herrn setzen, so wird der Herr Ihnen sicherlich gnädig sein."

Es war das erste Mal, daß S. solcher Unterredung zugänglich war. Wie freudig ergriff ich diese Gelegenheit, um weiter mit ihm über das Heil seiner Seele zu reden, um von dem Ernst seiner Buße mich zu überzeugen. Den Inhalt dieser Unterredung verschweige

ich, denn sie deckte das innerste Leben des Unglücklichen auf, und ich halte mich nicht für berechtigt, dieses Bekenntniß zu veröffentlichen. Wenn aber der arme Sünder mich beauftragte, seine Eltern, seine Gattin, die Gemeinde um Verzeihung zu bitten, wenn er alle, die ihn kannten, durch mich bitten ließ, ihm, der sich durch seine schwarze That den größten Schaden zufügte, ihr Mitleid nicht versagen zu wollen: so habe ich keinen Grund, dies dem Leser vorzuenthalten.

Die Hinrichtung war auf die siebente Morgenstunde des folgenden Tages festgesetzt. Vor Tagesanbruch eilte ich zu S., der mich gebeten hatte, ihm um 6 Uhr das heilige Abendmahl zu reichen. Ich fand ihn gefaßt und ruhig, anscheinend ganz in der ernsten Stimmung, die der Augenblick erheischte. Bessere Speisen und Weine, die ein menschenfreundlicher Mann ihm gesandt, wollte er nicht mehr genießen. Ihn hungerte und dürstete nach einem andern Brote und Tranke. Mit verklärten Mienen lauschte er meinen vorbereitenden Worten, genoß er das heilige Mahl.

Der furchtbare Augenblick war gekommen. Wankenden Schrittes, gestützt von zwei Gefangenwärtern, gefolgt von uns beiden Geistlichen und von den Herren, welche ihr Amt verpflichtete, bei der Execution gegenwärtig zu sein, trat er hinaus auf den Hof der Anstalt, wo das Schaffot errichtet war. Leider war eine große Menge von Zuschauern zugelassen worden. An den Stufen des Schaffots knieten wir Geistlichen mit S. nieder, um noch einmal mit ihm zu beten. Dann überwies ihn der Staatsanwalt mit den üblichen Worten dem Nachrichter, der seine Aufgabe rasch und sicher löste. Entsetzlich war es, daß das Volk dem Scharfrichter zum Lohn ein Bravo zuschrie. Manche wollten darin eine Kundgebung zu Gunsten der Todesstrafe erkennen, allein wohl mit Unrecht. Es bewies nur, daß die in den meisten Ländern beobachtete Maßregel die richtige ist, wonach von solchen Scenen die Oeffentlichkeit ausgeschlossen wird.

Meine Schilderung macht keinen Anspruch auf einen Beweis für die Beibehaltung der Todesstrafe; sie möchte nur zu reiflichem Nachdenken über das Für und Wider anregen. Möchte man in dieser Sache nichts übereilen, nicht voreilig nach Majoritätsbeschlüssen urtheilen, vielmehr dem Volksbewußtsein Zeit lassen, sich zu klären.

Es frommt nach meiner Ansicht, bei den jetzt in der Laienwelt herrschenden Vorurtheilen gegen die Todesstrafe, wenig, wenn Geistliche als Vorkämpfer für die Beibehaltung derselben auftreten. Die Oberflächlichkeit aber, mit der auch Laien in dieser Sache jetzt oft die Schrift auszulegen suchen, hat viel dazu beigetragen, das Urtheil des Volkes zu verwirren. Wie gewagt ist es z. B., zu behaupten, jener Ausspruch 1. Mos. 9, 6: „Wer Menschenblut vergießt, des Blut soll auch durch Menschen vergossen werden: denn Gott hat den Menschen zu seinem Bilde gemacht" sei nichts als Menschenwort, eingegeben oder getragen von der orientalischen Unsitte der Blutrache! Gesetzt auch, jüdische Verkehrtheit hätte dieses Gotteswort so gemißdeutet oder gemißbraucht, haben wir Christen nicht das neutestamentliche Wort, durch welches die Ausübung jenes göttlichen Befehls in die rechten Schranken verwiesen wird: „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat!" Und heißt es nicht eben von der Obrigkeit: „sie trägt das Schwert nicht umsonst, sie ist Gottes Dienerin"? Man sage doch also nicht, das Christenthum, die „Religion der Liebe", habe die Grundgesetze des Judenthums fallen lassen. Christus hat keine Veranlassung zu solcher Ansicht gegeben, wenn er sprach: „Ich bin nicht gekommen, das Gesetz und die Propheten aufzulösen, sondern zu erfüllen." Vergesse man doch nicht, daß er sprach: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: du sollst nicht tödten; wer aber tödtet, der soll des Gerichts schuldig sein. Ich aber sage euch: Wer mit seinem Bruder zürnet, der ist des Gerichts schuldig; wer aber zu seinem Bruder sagt: Racha, d. i. du Nichtswürdiger, der ist des Raths schuldig (der ja in älteren Zeiten das Recht der Entscheidung über Leben und Tod hatte)." Man darf freilich nicht so weit gehen, zu behaupten, Christus wolle schon für solche Vergehen die irdische Todesstrafe androhen. Wohl aber hatte er hier solche Fälle im Auge, wo eine Steigerung derjenigen Leidenschaft eintritt, aus welcher unter Begünstigung der Umstände der factische Mord hervorgeht. Und indem er das zu Recht bestehende jüdische Gesetz keineswegs antastet, sondern erfüllen, d. h. auch sittlich vertiefen und begründen will, kann man wenigstens, ohne sich der Willkür schuldig zu machen, nicht behaupten, er sei principiell gegen die Todesstrafe. Weniger zulässig ist es, wenn man den an Petrus gerichteten Ausspruch Christi: „Stecke dein Schwert in die Scheide; denn wer das Schwert nimmt, der soll (wird) durch das Schwert umkommen" als für die Todesstrafe redend citirt. Er ist vielmehr nur eine Warnung vor unzeitigem Eifer.

Dieser Hinweis auf die häufig citirten und durch Unkenntniß und Vorurtheil exegetisch gemißhandelten Schriftstellen möge genügen, um den denkenden Leser zur nochmaligen Prüfung derselben, wie der ganzen Frage aufzufordern.*)

N.

*) Das Votum des Reichstags für Abschaffung der Todesstrafe kann in diesem Falle nicht als untrüglicher Ausdruck des Volkswillens gelten. Auch unter den hervorragenden Männern unseres Jahrhunderts ist die Frage nicht entschieden; ja die große Mehrzahl von Goethe bis auf Hegel hat sich für Beibehaltung ausgesprochen, unter den Neueren Staatsmänner wie Bismarck und Mathy, Juristen wie Leonhard, E. Hermann, Kunze, Philosophen wie David Strauß und Trendelenburg, ein Historiker wie Heinrich v. Treitschke. D. R.

Zur Charakteristik der merkwürdigsten Gifte.

Von Dr. Dyrenfurth.

V. Nicotin.

Wir treten an das Krankenlager eines Jünglings. Elend ist sein Zustand, die Angst spricht aus seinen Zügen, Todtenblässe bedeckt sein Antlitz, kalter, klebriger Schweiß seine Haut. Heftig schmerzt ihn der Kopf, den Magen bedrängt ein Gefühl von Schwere, Vollsein und Ekel. Da bricht mit Macht die wohlthätige Natur sich Bahn, es ist ein Ringen, ein Kämpfen, als ob es zu Ende ginge — nunmehr erfolgt eine unsägliche Abspannung und Hinfälligkeit; der Aermste fühlt sich matt und hilflos zum Sterben, die ganze Welt dünkt ihn schaal und widerwärtig.

Dieser Unglückliche war, wie die Zeitungen des jüngsten Sommers berichteten — das Kind von Frankreich, der Kaisersohn aus den Tuilerien, und seine Zufälle die einer offenbaren Nicotinvergiftung. Er hatte so eben, unter Anleitung seines zärtlichen Vaters, der ihn in alles zum künftigen Regenten Nöthige einweihte, der Göttin Nicotiana tabacum sein erstes Rauchopfer gespendet. — Aber müssen wir nach Paris gehen, um die Wirkungen dieses Giftes kennen zu lernen? Waren uns selber ähnliche trübe Erfahrungen erspart worden? Und doch, was in aller Welt ließ uns die ausgestandenen Leiden vergessen, was bewog uns, den Versuch trotz seiner, anfangs so traurigen Folgen, mit rühmlicher Standhaftigkeit immer und immer zu wiederholen? Versuchen wir es, die am deutlichsten hervortretenden Erscheinungen dieses Genusses uns klar zu machen.

Der Tabak gewährt uns nicht Speise, noch Trank, er dient uns weder als Ernährer, noch, im physiologischen Sinne, als Erwärmer. Im Gegentheil, er mäßigt die Verdauung, verlangsamt den Stoffwechsel, und verringert die Eßlust, daher der Jäger die einsamen Wälder, der Indianer Nordamerikas die Prärieen fast hungernd, ohne die Beschwerden des Hungers zu empfinden, tagelang durchstreifen kann, wenn er nur die geliebte Pfeife im Munde nicht mißt. Aber der Tabak ist ein Genußmittel des Geistes, er verursacht uns ein Gefühl von Befriedigung, Behaglichkeit, erscheint als Tröster der Langeweile und Einsamkeit, stimmt die Gemüther zur Geselligkeit, belebt das Gespräch und fördert den Meinungsaustausch.

Nicht immer ist dem Tabak dies Loblied gesungen worden. Aus Kampf und Ungemach vielmehr ist er im Triumph hervorgegangen, ihn verehrt der Europäer und der Hottentotte, ihm huldigt Arm und Reich, der Fürst raucht mit demselben Behagen seine Manilla, wie der Tagelöhner seinen „Dreikönig". Von dem Dichter des Nathan erzählte — wie eine freilich nicht verbürgte Anekdote angibt — seine alte Aufwärterin: „Schmauchen und Schreiben konnte Herr Lessing wohl, sonst war er aber zu nichts zu gebrauchen." Milton, Newton, Walter Scott, Byron, Klopstock, Kant, Voß, Blumenbach, Hufeland — sie alle waren vollgültige Ritter des Raucherordens. Das Tabakscollegium König Friedrich Wilhelms I ist mit unvergänglichen Lettern in die Geschichtstafeln

eingetragen. Wenn Goethe den Tabak verabscheute und Raucher in seiner Nähe nicht duldete, so mag das nicht außer Zusammenhang mit seiner so wunderbar, und von der der übrigen Menschenkinder so abweichend angelegten Natur gewesen sein. Er war eben in allen Dingen eine Ausnahme!

Und zu den Ausnahmen gehört heutzutage, wer nicht raucht, zu den noch seltenern, wer überhaupt des Tabaks in einer seiner Genußformen sich enthält. Auf 4500 Millionen Pfund wird der jährliche Gesammtverbrauch dieses Artikels geschätzt! Und welche Capitalien, wieviel Industriezweige, wie viel Arbeitskräfte setzt er in Bewegung! Was für riesige Steuersummen führt er in den Staatssäckel! 130 Millionen Thaler beträgt der Werth dessen, was der biedere Deutsche jetzt jährlich in Rauch aufgehen läßt. Bereits vor 5 Jahren beschäftigte Bremen für seine Tabaksfabrikation ein Heer von 25,000 Arbeitern! Eine lange Stufenleiter der verschiedensten Sorten führt von der feinsten Havannacigarre, welche der District Buelta de Habajo auf der Insel Cuba hervorbringt, zu so manchem vaterländischen Kneller herab, der Bitterfeld, Schwedt, Vieraden und Ohlau als seine heimatliche Stammerde rühmt.

Um uns als Genußmittel zu erfreuen, bedarf der Tabak gar ernster Pflege und Vorbereitung, er muß gähren, schwitzen und ablagern, muß sich wohl auch putzen, beizen und mischen lassen. Es geht dem Tabak darin wie dem Wein. Wie mancher ehrliche Pfälzer prunkt unter dem Namen Cuba oder Portorico — Inseln, die er in seinem Leben mit keinem Fuße betreten hat. Schon in Westindien mengen manche Fabrikanten geringere unter die edleren Blätter — sollen da unsere einheimischen ganz zurückbleiben, und in zuckerreichen Gegenden das köstliche Arom der Runkelrübe hochmüthig verschmähen? Gewissen Sorten wird durch ätzende Säuren das Tigerfleckige einer abgelagerten Waare ertheilt, diese zeichnen sich dann durch eine besondere Grausamkeit gegen den unglücklichen Raucher aus. Andere führen die Inschrift: „Nur Muth! nur Muth! der Tabak raucht sich gut!" — eine Ermunterung von gewiß oft dringender Nothwendigkeit.

Bekanntlich gibt es dreierlei Arten, sich die Freuden des Tabaks zu verschaffen: der eine liebt das Rauchen, der andere zieht das Kauen vor, des dritten Labsal besteht in der Prise.

Das goldene Zeitalter der Pfeife scheint jetzt für immer entschwunden zu sein. Einstmals die treue Gefährtin unserer Vorfahren bei den sonntäglichen Spaziergängen mit der Familie und den abendlichen Kannegießereien im Wirthshause, geräth sie jetzt mehr und mehr in Vergessenheit, und wird bald in den Alterthumsläden als vorsündfluthliche Merkwürdigkeit angestaunt werden. Dem Pfeifelschen: „Gott grüß Euch, Alter! schmeckt das Pfeifchen?" werden die Gelehrten als unverständlichem Räthsel nachforschen. Die Cigarre hat jetzt die Herrschaft an sich gerissen, sie dampft im Munde des Schusterburschen, wie in dem des Ladenjünglings und des Grafensohnes. Mit den ersten Zügen aus dem Glimmstengel hält der Knabe die Kinderjahre für abgethan und sich zum Manne gereift. Die Cigarre entspricht dem ganzen Geist der Zeit, welcher die Standes- und Altersunterschiede auswetzt; Hand in Hand mit dem Streichfeuerzeug, gewährt sie unserer Generation das, was sie haben will, einen schnellen und mühelosen Genuß; sie schenkt im Augenblick, was unsere Vorfahren mit sehr viel Aufwand an Zeit, Geld und Mühe erkaufen mußten. Es heißt gewöhnlich, die Cigarre sei im Anfang dieses Jahrhunderts mit den französischen Heeren nach Deutschland gedrungen — ich meine, sie ist ein Kind der Revolution, und mit der Mutter, auf ihrem Zug durch die Welt, zu uns gekommen.

Noch eine andere, bis jetzt hauptsächlich in Amerika und bei Seeleuten heimisch gewesene Sitte greift nunmehr auch bei uns um sich, wird aber sicher in Deutschland nie salonfähig werden — das schauderhafte Tabakskauen. Jenseits des Oceans freilich herrscht dieser wunderliche Genuß in allen Schichten der männlichen Bevölkerung; in den gesetzgebenden Versammlungen, im Theater, in der Cajüte des Dampfschiffes, im Eisenbahncoupé — überall wird mächtig gekaut. Dagegen schmilzt die früher so ansehnliche Armee der Tabaksschnupfer mehr und mehr zusammen, die alte Garde stirbt allmählich aus und ergänzt sich nur spärlich durch neuen Zuwachs.

Wohl hat kaum ein Tabak unter so zahlreichen Verfälschungen zu leiden, wie der zum Schnupfen gebrauchte; Zusätze von Nus, Schafgarbe und anderen Kräutern gehören noch zu den unschuldigen; manche Fabrikanten bedienen sich aber noch des Euphorbiums und des Helleborus (Wolfsmilch und Nießwurzel), zweier höchst giftiger Pflanzen, um die Nasenschleimhaut recht kräftig zu reizen. Beimischungen von Salmiak und Pottasche zu letzterem Zwecke findet man fast in jedem Schnupftabak, diese schaden aber nicht, ebenso wenig die theils zu seiner Feuchterhaltung, theils zur Erhöhung des Wohlgeruches beigegebenen Stoffe: Tamarinden, Corinthen, Hefe, Rosenholzöl, Vanille, Veilchenwurzel u. s. w. Früher verpackte man ihn in ausgewalztes Blei; da aber die Folie durch Verbindung mit Essigsäure sich alsbald in Bleizucker verwandelt, und in Folge dessen gefährliche Bleivergiftungen der Schnupfer beobachtet wurden, so ist diese Art der Verpackung jetzt auf das strengste verpönt.

Wir haben den Tabak in den verschiedensten Formen des Genusses als den Liebling aller Völker und Stände kennen gelernt. Nun, welcher Stoff in ihm hat ihn uns denn so werth gemacht? Was in ihm bewirkt denn eigentlich diesen wohlthuenden, ausgleichenden, harmonischen Einfluß, den unsere Gemüthsstimmung ihm verdankt? Möge uns zuerst der Raucher Farbe bekennen! — Der aus angebranntem Tabak aufsteigende Rauch entwickelt die Produkte einer trockenen Destillation, die an Zahl sowohl höchst mannigfaltig sind, als auch in chemischer Beziehung sich sehr von einander unterscheiden. Läßt man Tabak durch einen Apparat, den Aspirators rauchen und die entstandenen Verbrennungsprodukte in Kolben übergehen, so erhält man unter anderem Wasser, Ammoniak, Kohlen-, Blau- und Buttersäure, Schwefelwasserstoff und Nicotin, welches wir bald näher in Augenschein nehmen wollen. Ohne Zweifel kommen beim Rauchen alle diese Stoffe in Betracht, denn es ist ihrer keiner, dem unser Organismus die Aufnahme versagt, und zumal die brenzlichen Theile werden gewiß den Magen nicht wenig belästigen. Es geht daraus hervor, daß für die Gesundheit die Cigarre als das allerungünstigste Rauchwerkzeug erscheint, denn sie vermittelt den Lippen alle Verbrennungsprodukte auf dem kürzesten Wege und sammelt dieselben in dem oberen, stets befeuchteten, und deshalb zu ihrer Auflösung vorzüglich geeigneten Mundende in allmählich mehr und mehr concentrirter Masse. Das Rauchen mit Spitze gewährt hiergegen wenigstens die Abhilfe, daß darin ein Theil der destillirten Stoffe sich verdichtet und absetzt. Je länger der zwischen Tabak und Mund befindliche Hohlraum, desto mehr von dem Eingesogenen kann sich auf die Innenwände desselben vertheilen; je kürzer dieser Zwischenraum, desto mehr von den dem Tabak und seinen Verbrennungsprodukten eigenthümlichen Substanzen wird in den Mund aufgenommen, daher das Ausrauchen einer Cigarre bis auf das letzte Stümpschen so oft Uebelkeit erregt und entschieden die Gesundheit benachtheiligt. Am zweckmäßigsten ist die persische Art, durch die Wasserpfeife, Nargile, zu rauchen, denn hier zieht der Tabaksdampf erst durch eine Schicht Wasser, bevor er ins Rohr kommt, und verliert dadurch eine nicht unerhebliche Menge schädlicher Beimischungen — allerdings auch von Nicotin. Auf diesem aber beruhen die wohlthätigen, wie die ungünstigen Wirkungen des Tabaks.

Das Nicotin ist eine farblose, ölige, durchsichtige Flüssigkeit, die schon bei gewöhnlicher Luftwärme sich schnell verflüchtigt, äußerst brennend schmeckt, nach Tabak deutlich riecht, und — einen solchen Gestank verbreitet, daß ein Zimmer schon durch einen einzigen verdunstenden Tropfen wie verpestet wird. Seine Entdeckung schreibt man dem Chemiker Vauquelin (1809) zu, doch ist es erst von Posselt und Reimann (1828) rein dargestellt worden. Uebrigens berichtet ein französisches, schon vor mehr als 200 Jahren erschienenes Buch: es sei kürzlich eine Tabaksquintessenz aus Florenz nach Paris gebracht worden, von solcher Giftigkeit, daß schon ein Tropfen, in eine Wunde gethan, den Tod herbeiführe. Und sicher ist, sowohl, was die Schnelligkeit der Wirkung, als auch die Kleinheit der tödtlichen Gabe anbelangt, das Nicotin fast mit der Blausäure zu vergleichen. Nach 2—6 Tropfen, auf die Zunge oder ins Auge eines Kaninchens oder Hundes gebracht, erfolgt entweder ein fast unmittelbarer Tod, oder es gehen ihm Benommenheit des Kopfes, große Muskelschwäche, Zittern und Krämpfe voran, also die Erscheinungen einer Gehirn- und Rückenmarkslähmung. Das Verhalten der Pupille ist unbeständig, manchmal findet man sie nach Nicotinvergiftungen verengt, manchmal erweitert. Die Wirkung des Giftes auf das Herz ist noch nicht genügend ermittelt, es scheint, daß es den Puls abwechselnd beschleunige und verlangsame. Seine wesentliche Wirkung erfolgt dadurch, daß es das Gehirn rasch lähmt und das Rückenmark

vorübergehend zu Krampf und Starrkrampf anreizt, um es alsbald durch Erschöpfung ebenfalls zu lähmen. Glücklicherweise vereinzelt gebliebene Fälle haben bewiesen, daß das Nicotin in überaus kurzer Zeit und in höchst geringfügiger Tropfenzahl auch für den Menschen todbringend sei. Sogar schon durch $^1/_{32}$—$^1/_{16}$ Gran haben sich bei Aerzten, die damit ihren eigenen Körper wissenschaftlich mißhandelten, überaus schwere Vergiftungszufälle eingestellt. Man darf 1—2 Gran als tödtliche Gabe ansehen.

Das Nicotin, früher ziemlich unbeachtet, verdankt seine Berühmtheit einem der merkwürdigsten Processe der Neuzeit, dem Fall Bocarmé, welcher im Jahre 1851 vor belgischen Geschwornen spielte. Graf Hippolyte Bocarmé, einem alten Adelsgeschlechte des Hennegaus angehörig, auf dem Meere, bei der Ueberfahrt nach Java geboren, als Kind von schweren Krankheiten fast wunderbar gerettet, als Jüngling in den Wäldern von Arkansas im Kampf mit Wild und Wilden geübt, von jeher ein Sonderling, der Verschwendung und Ausschweifungen ergeben, war mit Lydia, der Tochter eines reichen Kleinhändlers, Namens Fougnies, verheirathet, und setzte sein tolles, lasterhaftes Leben auch in der Ehe mit Wissen seiner Frau fort. Maitressen in und außer dem Hause, große Dienerschaft, prunkvolle Geräthe, seine Diners, übertriebener Luxus jeder Art führten zuletzt dahin, daß das gräfliche Paar ein Grundstück, einen Schmuck nach dem andern verkaufte oder versetzte, sich in eine Schuldenlast von 100,000 Francs stürzte, und nicht einmal den Dienstboten und Hofleuten ihren armseligen Tagelohn auszuzahlen vermochte. Hippolytes einzige Hoffnung, in nicht ferner Zeit den Bruder seiner Frau, Gustav Fougnies, einen reichen Gutsbesitzer, zu beerben, drohte dadurch zu scheitern, daß der schwächliche, stets sieche Mensch — man hatte ihm als Jüngling wegen eines scrophulösen, langjährigen Knieleidens das Bein ablösen müssen — plötzlich auf Heirathsgedanken kam und sich mit Fräulein van Dudzeelen verlobte. Bocarmé beschloß Gustavs Tod. Wohl schon früher hatte er sich mit diesem Plan beschäftigt und sich bereits im Februar 1850 Herrn Loppens, Professor der Chemie zu Gent, unter dem Namen Bérant vorgestellt, um unter seiner Leitung das Studium der feineren Pflanzengifte zu betreiben. Besonders eifrig warf er sich auf das Nicotin und war ganz glücklich, als ihm am 10. November die Bereitung von zwei Phiolen dieses Giftes gelungen war. Am 20. kam Gustav in Bitremont, dem Wohnsitz seines Schwagers, an. Kein Wort der Warnung von seiner Schwester, die um das Vorhaben ihres Mannes wußte; ja, sie entfernt noch ihre Kinder und Bedienten, damit das entsetzliche Werk ungestört und unbelauscht von Statten gehen könne. Nur Justine Thibaut, die Bonne, hörte — es war um die Zeit des Abendbrots — auf der Treppe einen erstickten Schrei aus dem Speisesaal: „Gnade, Hippolyte!" dann ward alles still. — Bei den andern Bonnen und den Kindern angelangt, erzählt sie entsetzt, was sie gehört, berichtet, daß sie gesehen, wie die Gräfin die Thüren des Speisesaals und des Vorzimmers sorgfältig verschlossen habe, um das Weiterdringen des Lärmes zu verhindern. Der Leichnam des Unglücklichen wurde gefunden, es hieß — und so lautete auch die Botschaft der Gräfin an Fräulein van Dudzeelen — er sei am Schlagfluß gestorben. Allein sein Gesicht zeigte so viele Kratzwunden, sein Körper — wie auch die Hand des Grafen — so viele Spuren eines stattgefundenen Kampfes, daß alsbald die gerichtliche Untersuchung gegen das gräfliche Ehepaar eingeleitet wurde, denn es war nach der ganzen Sachlage unmöglich, daß eine einzige Person den Ermordeten hätte bewältigen, und ohne Beistand bei festgehaltenen Händen ihm hätte ein Fläschen Gift in den Mund gießen können. Der Professor Stas, mit dem chemischen Theil der Untersuchung beauftragt, löste seine durch die Neuheit des Giftes sehr erschwerte Aufgabe mit hohem Geschick. Er entdeckte Spuren des Nicotins auf der Diele des Zimmers, worin die Unthat geschehen war, sowie auf den Hosen des Arbeiters, der Bocarmé bei der Bereitung des Giftes geholfen hatte, und auf der Zunge des Leichnams. Namentlich wies er es aus dem Mageninhalt in so bedeutender Menge nach — gegen 6 Gran — daß es zur Tödtung eines Erwachsenen völlig hinreichend erscheinen mußte. Von dem ausgezogenen Gifte wurde ein möglichst kleines Tröpfchen aus einem Haarröhrchen auf die Zunge eines Zeisigs und einer Taube geträufelt; der erste starb nach 30, die andere nach 90 Secunden. — Nachdem die Voruntersuchung sich lange hingeschleppt hatte, wurden die Assisen am 27. Mai 1851 unter einem ungeheuern Zudrang Neugieriger eröffnet; allein 90 Juristen waren zugegen, und über 100 Zeugen vorgeladen. Die Verhandlung mit ihrer umständlichen Beweisaufnahme erforderte 17 Sitzungen, und gewährte das widerwärtige Schauspiel, daß zwar keiner der beiden Angeklagten seine Schuld ganz leugnete, jeder aber den Hauptantheil daran auf den andern schob, Mann und Frau sich also gegenseitig beschuldigten. Aehnlich verfuhren die beiden Anwälte, jeder suchte seinen Schützling auf Kosten des anderen reinzuwaschen. Am Schluß der mehrwöchentlichen Verhandlung wurde Bocarmé einstimmig für schuldig, seine Frau mit 10 gegen 2 Stimmen für nichtschuldig erklärt. Bis zum letzten Augenblick betheuerte der Verbrecher seine Unschuld, er war sprachlos und wie niedergedonnert, als er vernahm, sein Cassationsgesuch sei verworfen; jedem der Wächter bot er 100,000 Francs, wenn sie ihn entfliehen ließen. Am 19. Juli endete er auf der Guillotine. Schloß Bitremont, die Stätte des Brudermordes, ist übrigens noch dadurch merkwürdig, daß es einem politischen Flüchtling, der neuerdings als Mörder Victor Noirs vor den Geschwornen gestanden hat, dem Prinzen Pierre Bonaparte, dereinst ein Zufluchtsort gewesen ist. Frau Gräfin Bocarmé aber, durch das Testament eines Engländers zur Erbin eines reichen Vermögens eingesetzt, ließ das Schloß restauriren, die Wände und Dielen, die von dem Blut ihres Bruders besudelt waren, reinigen und hobeln, und hielt als Braut ihren erneuten Einzug in die unheimlichen Hallen.

Der Reichthum der verschiedenen Tabaksarten an Nicotin ist ungleich; gerade die feinste, die Havannasorte, enthält dessen am wenigsten, noch nicht 2 Procent, der virginische Tabak beinahe 7, der französische du Nord aber über 11 Procent. Im Rauch von 100 Gran Tabak fand Melsens $^3/_4$ Gran Nicotin. Bekanntlich ist der Tabakssaft oder Suder, der sich in dem Pfeifenstiefel ansammelt, ungemein giftig, lediglich wegen seines starken Nicotingehalts. Ein paar Tropfen davon geben Tauben und Hühnern in wenigen Secunden den Tod. Broda tödtete eine Katze mit einem Tropfen Suder. Bauernknechte in der Provinz Posen gaben einem schon berauschten Menschen Branntwein, in den sie den Saft ihrer Pfeifen gegossen hatten; er trank und starb bald darauf; die chemische Prüfung des Mageninhaltes erwies eine beträchtliche Menge Nicotins. Vor mehreren Jahren hatte eine Arzt eine Vergiftung sich dadurch zugezogen, daß er beim Rauchen, um seine Meerschaumpfeife zu schonen, diese mit einem Ueberzug umwickelt hatte, der sich mit Tabakssaft volltränkte, und letzteren dem Munde mittheilte. Gewiß, der Tabak, als solcher innerlich oder äußerlich angewandt, gehört zu den heftigsten Giften! Ein Geisteskranker, der noch nicht 2 Loth rohen Tabak verschluckt hatte, starb 7 Stunden darauf; ein anderer, nachdem er 12 Gran rohen Schnupftabaks genossen; beide an allen Zeichen einer narcotischen Vergiftung. Oft bedienen sich Quacksalber aufgelegter Tabaksblätter oder aus Schnupftabak angefertigter Salben zur Heilung von Rheumatismus, Grinden, Ausschlägen und Geschwüren; sie stiften aber damit nur Unheil an.

Geben wir zu, daß solche Fälle plötzlicher Tabaksvergiftung im ganzen nicht häufig vorkommen, so verlangt doch die Frage der chronischen Nicotinkrankheit von uns eine genauere Erwägung. Die einen halten sie für ein Gespenst, die andern für eine Thatsache von großer Bedeutung. Wer hat recht? Ist Nicotin ein Heilmittel für die Seele, ein Gift für den Körper? Offenbart es seine Tücken nur an dem angehenden, und verliert sie vollständig an dem ausgebildeten Raucher? Kann der Körper ungestraft tagtäglich ein halbes Quent Nicotin in sich aufnehmen in der Gestalt von Rauch, während er zu Grunde geht durch einen Tropfen des flüssigen Giftes? Hasemann erzählt, er habe selbst einen Mann — es war freilich ein amerikanischer Wilder — 60 Cigarren ohne Schaden an einem Tage rauchen gesehen; stimmt Schlössings Berechnung, wonach eine Cigarre im Gewicht von 80 Gran (= $1^1/_3$ Quent) $2^1/_2$ Procent Nicotin enthält, so hätte jene ehrliche, aber rothe Haut, sich an 2 Quent des tödtlichsten Giftes eine Erquickung angethan — ohne zu sterben. Und erzählen nicht die Schriftsteller von Menschen, die die Pfeife ihr Leben lang kaum aus dem Munde und es doch dabei zu einem ungewöhnlich hohen Alter, auf 103, 106 und 116 Jahre gebracht haben? Ist nicht der Schlesier Hartz, einer der tapfersten Raucher, gar 142 Jahre alt geworden? Bei solchen Methusalems muß wohl das Gift als ein sehr schleichendes gewirkt haben!

Wie paßt zu solchen Thatsachen die Warnung so vieler Aerzte vor dem Tabak, die Anklage, daß er die jetzt so verbreiteten Magen-,

Brust- und Geisteskrankheiten mit verschulde? Der englische Arzt Mackenzie hat in einer Reihe von Fällen in Folge unmäßigen Rauchens eine eigenthümliche Art von Erblindung beobachtet, die er „Amaurosis of the smokers“ benennt, ein französischer Arzt bescheeibt eine besondere Herzkrankheit der Raucher, andere berichten von Ohrenleiden, Schwindel, Schlagfluß und merkwürdigen Nervenzufällen durch übertriebenen Tabaksgenuß. Ein Mann litt seit lange an stets zunehmenden Brustbeschwerden, Magendruck, Appetitlosigkeit, Schwindel und Gliederzittern, die dagegen gerichteten Heilmittel blieben fruchtlos, bis der Arzt entdeckte, daß ee täglich 25 Cigarren rauchte. Als der Kranke aufhörte, diesem Genuß zu fröhnen, war auch seine Krankheit verschwunden. Raucher von Profession haben stets eine belegte Zunge, sind ewig verschleimt, und pflegen an chronischer Rachenentzündung, Räuspern und Halsschmerzen zu leiden. So ziehen wir denn aus der Erfahrung den Schluß, daß der Tabak im Nicotin ein Gift entwickle, an welches die meisten Naturen bei nicht übertriebenem Genuß ohne Nachtheil sich gewöhnen, das aber, im Uebermaß gebraucht, die Gesundheit und das Leben gefährdet. Es sind plötzliche, in Folge starken Rauchens (nach 17—18 Pfeifen) eingetretene Todesfälle bekannt. Ein Winzer ging mit seinem Nachbar die Wette ein, daß er an einem Nachmittag 25 Pfeifen rauchen werde; er gewann die Wette, wurde aber nach einigen Stunden betäubt und verlor die Besinnung. Er kam wieder zu sich, litt aber noch anderthalb Jahre an Schwindel und heftigen Kopfschmerzen; seitdem hegte er den größten Abscheu gegen das Rauchen. — Wer an Husten, Augenübeln, Schwindeln und Kopfschmerz, Appetitsmangel und Magendrücken leidet, sollte das Rauchen gänzlich meiden. Geradezu als Gift wirkt der Tabak auf Herz- und Lungenkranke, besonders auf Blutspeiee. Vermehrt doch das Rauchen schon bei Gesunden die Pulszahl um 10—12 Schläge in der Minute — wie sollte es nicht bei solchen, deren Circulationsorgane krank und reizbar sind, der Blutumlauf und das Fieber steigern? — Wem der Tabak nicht bekommt, der entsage ihm, oder beschränke sich. Maß halten ist die Würze alles Genusses, und bleibe es auch in unsern Nicotinfreuden!

Aus der Wurzelhütte.

Am Spitzingsee hauste bis in die letzten Jahre ein altes Paar, das mündlich durch sein Kauderwelsch und schriftlich durch Herrn Steub berühmt geworden ist. Da der Staat ihrer Verheirathung Hindernisse in den Weg legte, so lebten sie in dem einsamen Bergesthal ungetraut zusammen. Das ging Jahre und Jahrzehnte so fort, und wenn sie überhaupt Hochzeit gehalten hätten, so hätten sie schon längst die silberne gefeiert. Der Mensch muß sich indessen auch nützlich machen auf Erden. Dies empfanden die Alten, und in dieser Erwägung ward es ihr Lebensberuf, Wurzeln zu suchen und sich dem Branntwein zu ergeben. In geheimnißvoller Kammer ward das mysteriöse Getränk gebraut; Herren und Knechte verlangten darnach, und wenn ihre Köpfe davon glühten, dann saß die verjährte Frau vor ihrer Hütte und freute sich der bösen That. Wenigstens hatte der Enzianschnaps dieselbe Wirkung, daß nämlich stets ein Glas sich aus dem anderen gebar.

Wie ein Kohlenbrenner fortwährend rußig ist, so darf ein Schnapsbrenner fortwährend betrunken sein. Das gehört zum Handwerk, und der Pseudogatte legte Gewicht darauf, daß er der beste Gast seiner Schenke war. Man sollte sehen, daß er sich um die Sache annahm, seine Figur machte für die Güte des Stoffes Reclame. Was er übrig ließ, das ward an die wilden Holzarbeiter verkauft, oder an die neugierigen Herrschaften, die in großer Zahl zu der wildromantischen Stätte kamen. So geschah es, daß die Speculation in das stille Idyll hineinfuhr und daß die kleine Hütte bald „einen Namen“ bekam.

Die persönlichen Verhältnisse haben sich unterdessen allerdings geändert, seit der alte „Giegl“ das Zeitliche gesegnet hat. Er war fast 80 Jahre alt, und wenn die Welt nicht so undankbar wäre, dann würde sie eine Enzianblume auf sein Grab pflanzen. Die greise Gattin aber hat sich ins Zillerthal und in den „wohlverdienten Ruhestand“ zurückgezogen.

Gleichwohl blüht die Firma, welche diese beiden mitten in der Wildniß begründet haben, noch in ungestörtem Glanze fort. Statt der alten „Burgl“ sind zwei junge stattliche Mädchen erschienen, die gleichfalls aus dem Zillerthale kamen und unter der Aegide einer wirklichen oder nominellen Mutter das Branntweingeschäft betreiben. Es sind echte Tirolermädchen von jener Schmiegsamkeit, die mit demselben Worte so zuthunlich und doch so scheu sein kann, die so viel Begehrlichkeit hat und doch so sittsam erscheint. Wenn man sie fragt, was sie den ganzen Tag über treiben, dann sagen sie: „Wurzzen graben thän mer.“ Für die ganze Umgegend haben die Bewohner der Spitzinghütte das Recht gepachtet, Wurzeln und werthvolle Kräuter zu sammeln, die sie zu den erwähnten geistigen Zwecken verwenden.

Daß die Verfolgung dieser Zwecke körperlich sehr ermüdend ist, liegt auf der Hand. Wenn der erste Morgen graut, brechen die beiden Mädchen auf; allein, um größere Strecken auszubeuten, geht jede ihre eigenen Wege, die oft stundenweit auseinanderliegen. Fast alle Beschäftigung in den Bergen fordert einen gewissen Muth und so auch diese. Nicht nur, daß man beim Wurzelsuchen an die steilsten Stellen kommt, wo der Fuß mit doppelter Kraft sich an den Boden klammern muß, auch die Einsamkeit hat ihre Bedenken. Denn wo auf Stunden weit in der Runde Niemand ist, da ist es eher bedenklich, als erfreulich, wenn plötzlich Jemand des Weges kommt. Auch in dieser Beziehung müssen die Mädchen entschlossen und muthig sein.

Das Geräthe, das sie von Hause mitnehmen, ist nicht sehr weitläufig. Es besteht in einem breiten Korb, in einer scharfen Hacke, die als Werkzeug und Waffe dient, und in einem bescheidenen Mittagsmahl, wo sich die Hacke nach Belieben auch zum Tranchiren verwenden läßt.

So durchstreifen die beiden die weiten dunklen Staatsforste, in denen viele tausend Morgen noch niemals von der Axt berühet wurden. So ziehen sie hin über die steile Wiesenhalde, wo die Almhütten wie kleine Nester am Felsen hängen und die schönsten Blumen nur von den Wiederkäuern gepflückt werden. Hier und dort finden sich auf den Höhen kleine Wasserbecken, „Tümpl“ oder „Gümpl“ genannt. Sie liegen in einem schmalen Kessel und erscheinen als Krater, die von früheren vulkanischen Evolutionen herrühren und sich im Laufe der Zeit mit Wasser gefüllt haben. Deshalb sind sie oft von schauerlicher Tiefe. Dichte Schlingpflanzen bekränzen die steilen Ufer, über den Spiegel ragt der Felsblock hervor, auf dem der Bergvogel zwitschert; auf dem Grunde liegen morsche, riesige Tannenstämme. Große Fische steigen herauf aus der Tiefe und spielen in der Sonne; hierher kommt der Hirsch in der Sommernacht und trinkt die kühle Labung.

Auch die Flora der Alpenwelt wuchert am üppigsten an solcher Stätte. Manch köstliches Kraut blüht an jenem Rande, aber nur mit Lebensgefahr neigt sich die Hand über das trügerische stille Wasser. Um das Ufer solch kleiner Seen hat sich oft ein Kranz von Geheimnissen gewunden, und manche herrliche Sage liegt in dem Kelche dieser Blumen.

Weil in der Wurzel eine natürliche Kraft verborgen ist, so hat das die Menschen verlockt, eine wunderthätige Kraft in sie zu verlegen. Manches Kraut, das aus der Wurzel sprießt, ward als ein Zauberkraut betrachtet. Ganze Bücher hat der Aberglaube vergangener Zeiten mit solchen Recepten angefüllt, die nicht blos von Krankheiten, sondern auch von allerlei stillen Wünschen erlösen sollten. Wer darüber Näheres lesen will, dem empfehlen wir das „Kräuterbuch von 1687“.

Es ist freilich ein einsames, fast versunkenes Leben, wenn man so Tag für Tag durch die Wälder streift, wie die beiden Mädchen thun, und die Blätter am Boden betrachtet. Kein Laut ertönt, nur die Eidechse raschelt auf der sonnigen Erde, nur das Eichhorn schaukelt sich in den Zweigen. Und doch hat auch dies Treiben seinen Reiz, denn man kommt dem Kleinleben der Natur so nahe. Der Verkehr mit einer schönen großartigen Umgebung wirkt auf den Charakter. Viele Züge, die zum Wesen des Hochländers gehören, finden darin ihren Grund, treffende Feinheiten des Dialekts sind daher entnommen.

Früher, als noch das alte Paar in der „Wurzelhütte“ regierte, blieb dieselbe auch zur Winterszeit bewohnt. Jetzt ist eine

Art von Saison eingeführt, denn Ende November ziehen die beiden Mädchen mit ihrer Gardedame und einem Maskulinum, das sie „den Wirth“ nennen, von dannen. Den Winter verbringen sie im Zillerthal. Hunderte von Bewohnern dieses engen, reizenden Thales befolgen dieselbe Gewohnheit, indem sie über Sommer die Heimat verlassen, um Arbeit zu suchen. Ganze Familien lösen sich in dieser Weise auf. Die einen finden als Handwerker oder Holzarbeiter ihr Brot, die anderen beim Wegbau oder bei den Eisenbahnen; warum sollte nicht auch die Specialität gestattet sein, auf fremder Erde Schnaps zu brauen?

Manchen Sommer ist das bairische Hochland förmlich überschwemmt von Tirolern, meistentheils aus dem Zillerthal.

Wenn ein ländliches Fest gefeiert wird, dann haben sie im Wirthshaus ihren eigenen Tisch, sie haben ihre eigenen „Madeln“ (denn es kommen fast mehr Weiber als Männer) und singen auf eigene Faust ihre Schnaderhüpfeln.

Die Tiroler verkehren fast nur unter sich, denn im bairischen Blute ist seit dem Jahre 1809 eine gewisse Abneigung gegen dieselben stecken geblieben, und wenn sie auch als Arbeiter geschätzt sind, so werden sie doch als Freunde nicht gesucht. Kein oberbairisches Mädchen hat einen Tiroler zum Schatz. Wird irgendwo gerauft, so ist es am gefährlichsten dann, wenn die Tiroler und Baiern hintereinander kommen, wenn der Kampf eine nationale Färbung erhält. Denn daran nährt sich die Erbitterung. Sobald der Schneefall beginnt und die Arbeit eingestellt wird, geht der größte Theil dieser Zugvögel wieder nach Hause. Da sie sparsamer sind, als die



Enziangräberinnen.

Originalzeichnung von Mathias Schmid.

Baiern, so nehmen sie gefüllte Taschen mit und entschädigen sich durch eine Winterfrische mit Familienleben für die Mühen und die Trennung des Sommers. Vielschreiberei ist nicht in der Ordnung, und die meisten überzeugen sich erst bei der persönlichen Begegnung, daß sie noch leben. Manche, die bei der Holzarbeit „verunglückt wurden", kehren niemals wieder.

Wenn es Mai wird, beginnt die Wanderschaft aufs neue; dann wird auch die Wurzelhütte am Spitzingsee wieder bevölkert. Freilich ist es dort im Mai noch nicht Frühling, sondern der See trägt eine fußdicke Eisrinde, selbst während im Thal schon die Schlüsselblumen grünen.

Welche Massen von Schnee der Winter dort anhäuft, das weiß nur der, der sie gesehen hat. Zwischen Schliersee und der Spitzinghütte wird wenigstens ein Weg ausgegraben durch die tausende von Klaftern, die hier hinabgefrachtet werden: zwischen Sallep und Spitzing dagegen liegt der Schnee wie eine undurchdringliche Mauer, 10—20 Fuß hoch und eine Stunde dick.

Nur in aller Frühe, wenn er noch hart gefroren ist, kann man es wagen, mit Schneereifen darüber hinzugehen; die Straße liegt zwei Mann tief unter dem Wanderer. Wer hier versinkt, der ist verloren; über die Spitzen der Bäume, über die Dächer der Almhütten, die neben dem Wege liegen, schreitet er dahin. Vor zwei Jahren ward auf diesem Wege im Frühjahr der Cadaver eines prächtigen Hirsches gefunden, der im Schnee versunken war.

Einen der merkwürdigsten Gegensätze erlebt man, wenn man von Schliersee im Mai hinaufsteigt nach Spitzing. Unten im warmen Thalkessel sind schon die Bäume grün, die Luft hat jenen warmen Ton, ohne den wir den Frühling nicht empfinden können. Und dann die Höhe. Hier starren uns die nackten grauen Felsklippen entgegen, hier liegt das glatte Schneefeld und die eisgewordene Fläche des Sees.

Kein Vogel singt, keine Knospe regt sich noch hier. Da erst weiß man es, was die Sehnsucht nach dem Frühling bedeutet, wenn Winter und Frühling so hart aneinander gerückt sind. Niemand jodelt im Winter. Man sehnt sich nach einem hellen Menschenlaut, und wenn der erste Juchschrei hier oben tönt, dann ist es nicht nur ein Zeichen der Freude, es ist ein Zeichen der Befreiung.

Eine Bärenjagd in Norwegen.

Seit drei Wochen durchstöberte ich mit meinem Gefährten das südwestliche Norwegen nach Bären. Vergeblich hatten wir das Gaustafield in Tellemarken abgesucht. Ueberzeugt von dem Vorhandensein der Bären durch den Anblick ihrer Fährten und ihrer Nägelspuren in der weißlichen Rinde der Birke, war unser Jagdeifer durch die Erzählungen unseres Führers, des alten Knud-Bloom Haughen, eines weit berühmten Bärenjägers, auf den höchsten Grad gestiegen. Seinem Rathe folgend begaben wir uns an den nördlicher gelegenen Krödensee, und fanden es bald bestätigt, daß hier recht eigentlich das Standquartier der Bären sei. Gleich bei dem Eingang in das Thal des Kröden erblickten wir über der Hausthüre eines Norwegers gleichsam als Wahrzeichen einen Bärenschädel angenagelt, welcher uns die blendend weißen Zahnreihen des weit aufgesperrten Rachens entgegenwies.

Im scharfen Trabe eilten unsere zweirädrigen, einsitzigen Carriolen an dem Gestade des Sees dahin, dessen Spiegel von der Abendsonne vergoldet wurde. Wir erreichten Green, ein einzelnes Gehöft am Kröden, das Ziel unserer Tagesreise. Der Hauswirth von Green trat vor seine Thüre, als wir in das Gehöft einbogen. „Seid ihr Bärenjäger?" rief er uns zu, indem er unser Gewerbe an unserer Ausrüstung erkannte. Mit einer hoffnungsvollen Ahnung bejahten wir seine Frage und erfuhren, daß eine starke Bärin mit zwei Jungen die Nachbarschaft beunruhige. Die nöthigen Vorkehrungen seien getroffen; wir möchten bleiben und uns an der Jagd betheiligen.

Freudig erregt sprangen wir von unsern Wagen zur Erde, schüttelten mit dem üblichen: „Willkom! Mange Tak" (Willkommen! Vielen Dank!) dem stattlichen Hauswirth die Hände, und lösten die Schnüre, welche unsere in Lederfutteral verwahrten doppelläufigen Spitzkugelbüchsen befestigt hielten. Inzwischen spannten unsere Schußbonden (Postbauern) ihre Pferde aus — die Carriolen waren unser Eigenthum — und schickten sich an heimzureiten, als plötzlich der eine derselben mit dem Ausruf: „Biörnen, Biörnen!" (der Bär!) auf die Höhe des felsigen Abhanges hinaufzeigte, welcher dicht hinter Green steil aufsteigend den Horizont begrenzte. Und richtig, es war die Bärin, wie unser Hauswirth bekräftigte, welche dort einen Lagerplatz hatte, und vermuthlich durch den ungewohnten Verkehr von Pferden und Wagen erschreckt, wie ein dunkeler Schatten über das Gestein hingleitend, sich bald unsern Blicken entzog. Die Sache ließ sich wirklich zu gut an; doch konnte vorerst nichts weiter geschehen; denn bereits rötheten sich die Felshänge in den Strahlen der niedersinkenden Sonne. Dienstfertige Hände beförderten unser Gepäck in die Gaststube, köstlich durchduftet von den eingestreuten frischen Fichtensprossen, und bald saßen wir behaglich in dem großen Wohnraume am Herdfeuer und sprachen von unseren Jagdaussichten.

Die Bärin hatte einige Schafe zerrissen, ein Rind niedergeschlagen, und nachdem sie das Blut des zahmen Viehes gekostet, mußte man weitere Ausbrüche ihrer räuberischen Natur befürchten. Zudem reizte die Jagdlust und der Werth der Beute. Die Regierung zahlt für jeden erlegten Bären ein Schußgeld von 10 Speciesthalern. Den gleichen Preis hat das Bärenfell, und an Fleischwerth wird der erlegte Bär einem gemästeten Schweine gleich geachtet.

Die wenigen Stunden der nordischen Sommernacht sind schon in diesen hohen Breitengraden mehr einer Dämmerung ähnlich. Das Tagesgestirn taucht nur mit einem flachen, kurzen Bogen unter den Horizont hinab, und die Abendröthe fließt mit der Morgenröthe in derselben Himmelsgegend benachbart zusammen. Noch ruhte die Natur in dieser zauberischen Dämmerung und der See unter wallenden Schleiern von Nebel, als wir wohlgerüstet die nahe Bergwand unter Führung unsers Norwegers hinanstiegen. Zu übersehen war das Terrain nicht wegen der vielen dort zerstreut liegenden Felsblöcke, welche häufig umgangen werden mußten; doch ungefährdet gelangten wir auf den Rand eines Abhanges, überschritten eine mit knorrigen Fichten dicht bestandene Hochfläche, und bald konnte unser Norweger uns einen Schießstand zeigen, welchen er sich eingerichtet hatte, um mit möglichster Sicherheit auf die Bärin zu schießen. Eine mäßig tiefe Schlucht durchsetzte die Hochfläche, abgeschlossen nach allen Seiten hin, durch ein schwaches Gewässer feucht und moorig im Grunde. Dort in der Tiefe war ein todtes Pferd zur Lockspeise für die Bärin ausgelegt. Damit aber das kleinere Raubzeug, der Graabeen (Graubein, Wolf), der Vielfraß und Luchs, sich nicht an dem Köder vergreifen möchte, umgab denselben ein Kasten, aus rohbehauenen Fichtenstämmen gezimmert. Nur die Kraft eines Bären vermochte die schweren Blöcke zu beseitigen, welche dicht neben einander gelegt die Decke des Kastens bildeten. Aus dem Kasten fortzuschleppen vermag er den Köder nicht; er muß sich dazu bequemen, an Ort und Stelle seinen Bärenhunger zu stillen, und so findet man ihn alsdann in der Regel nach genossener nächtlicher Mahlzeit des Morgens früh neben dem Köder schlafend. Das war der Ort, an dem uns für alle Fälle das Glück lächeln mußte! Wir schlichen an dem Rande der Schlucht in einen Verhau, hinter einem Felsblock in der Höhle gesichert durch in einander gefügte Tannenstämme, und mit Schießscharten versehen, welche in richtiger Schußweite den Köder beherrschten. Sogar ein Lager, aus einer Streu von Haferstroh mit einem darüber gebreiteten Bärenfelle bestehend, war hier bereit; nur eins fehlte, nämlich die Bärin. Bis gegen Mittag warteten wir in lautloser Stille, selbst ohne zu rauchen; aber so pünktlich sie gestern Abend auf der Bühne erschienen war, heute kam sie nicht, und wir kehrten durch die Schlucht hinab nach Green zurück. Kühleren Blutes setzten wir uns hinter den Tisch, um einer aufgetragenen Lachsforelle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Während ich ermüdet das Lager aufsuchte, war v. B., begleitet von einem jungen Norweger, abermals auf den Anstand gegangen. Aber schon eine halbe Stunde später stürmte er wieder hastigen Schrittes in das Zimmer, warf den triefenden Hut auf den Tisch und schüttelte den Regen aus dem Plaid. Die

Bärin war nicht geschossen, das sah ich auf den ersten Blick, und bald erfuhr ich die ganze Geschichte.

Bis gegen Mitternacht hatten beide resultatlos gewacht — da hörten sie das Gepolter der Holzblöcke, welche die Bärin von dem Kasten abräumte. Mein Gefährte erinnert den Norweger, ihm den ersten Schuß zu lassen; vorsichtig setzt er frische Zündhütchen auf, und behutsam werden die Büchsen durch die Schießscharten geschoben. Die beiden Jungen sitzen bereits im Kasten bei dem Köder; die Bärin schickt sich an nachzufolgen und richtet sich in ihrer ganzen Länge hoch auf, den Rücken dem Schießstande zugewendet. Die Gelegenheit konnte nicht günstiger sein. Mein Gefährte, sicher, den Schädel des Hinterhauptes der Bärin mit einer unfehlbar tödtlichen Kugel zu zerschmettern, drückt ab. Pätsch! knallt das Zündhütchen; der Schuß aber versagt. In demselben Moment springt die Bärin erschreckt zurück; aber gleichzeitig donnert auch die Büchse des Norwegers; die Bärin jedoch trollt lautlos ab, und die Jungen folgen ihr wie zwei Pudelhunde. Rasch feuert nun v. B. über die Brüstung hinüber den zweiten, mit einer Hand voll Pistolenkugeln geladenen Lauf hinter den Jungen drein; doch verschwinden Bärin und Junge im Nebel.

Mir ließ die Sache keine Ruhe. Zu oft hatte ich gesehen, mit welcher Sicherheit mein Gefährte auf laufendes Wild schoß, und war fest überzeugt, daß er die Jungen der Bärin getroffen habe. Ich erklärte, sofort nach dem Anstand hinausgehen zu wollen.

Das Unternehmen war toll genug, indessen erreichte ich nach unsäglichen Anstrengungen glücklich die Höhe. Die Bärenhöhle war leer, und bald kreuzte ich die Hochfläche, um an den Verhau mit dem Köder zu gelangen. Ich glaubte die Schlucht gar nicht verfehlen zu können, und doch fand ich sie nicht. In dem Gewirr der Felsentrümmer mußte ich die Richtung verloren haben. Die Gegend wurde öder und wilder. Der Tag war angebrochen; aber dichter, rieselnder Nebel hüllte alles ein, und der Stand der Sonne war nicht zu entdecken. Um mich auf dem öden, weiten Field nicht gänzlich zu verlaufen, kehrte ich um auf meinem Pfade und hoffte, den Abhang nach dem Kröden See wieder zu erreichen. Bereits länger als zwei Stunden trieb ich mich im Nebel zwischen seltsamen Steinblöcken umher. Kein Vogel regte sich, kein Luftzug strich durch die Fichten; unter der bleiernen Nebeldecke schien alles Leben erstorben zu sein; doch plötzlich drang ein entfernter winselnder Laut an mein Ohr. Wie ein Blitz durchzuckte mich der Gedanke an die Bärin mit ihren vermuthlich verwundeten Jungen, und rasch drückte ich mich hinter einen Felsblock, um mich zu sammeln und meinen Plan zu fassen. Zunächst überzeugte ich mich, daß meine doppelläufige Büchse in guter Ordnung war, und daß mein Hirschfänger locker in der Scheide saß. Einige Minuten hielt ich mich ruhig, um mich genauer über den Ort zu orientiren, von welchem her das Winseln in Pausen sich bemerklich machte. Höchstens einige hundert Schritte konnten mich von diesem Orte trennen. Das Terrain stieg dorthin etwas an, und durch den ein wenig dünner gewordenen Nebel entdeckte ich dort eine stärkere Anhäufung von Felsblöcken, in welche sich die Bärin mit ihren Jungen zurückgezogen haben mochte. Mein Blut pulsirte anfangs fieberhaft; doch kehrte mit der Sicherheit des Angriffsplanes meine Ruhe zurück. Ich überzeugte mich, daß ich nur einfach auszuführen hatte, was mir durch Erzählungen und Besprechungen so bekannt war, wie mein Katechismus. Also rückte ich vor, indem ich stets neue Deckung hinter den reichlich dort liegenden erratischen Blöcken suchte, bis ein Schnauben und Schnaufen in unbedeutender Entfernung mich belehrte, daß die Bärin jetzt auch Witterung von mir bekommen habe. Jetzt galt es, sich zu zeigen, und die Bärin zum Angriff zu reizen. Ich trat auf einen freien Platz hinaus, fest entschlossen, nicht früher zu schießen, bis die Bärin sich gegen mich aufgerichtet haben würde. Lange zu warten brauchte ich nicht. Vermuthlich durch ein erneuertes stärkeres Gewinsel der Jungen gereizt, stürzte die Bestie auf mich los, so wie sie mich erblickte, und wahrlich, sie sah entsetzlich genug aus. Den Rachen weit aufgesperrt, die Lefzen ganz zurückgezogen, die kurzen Ohren dicht an den Kopf gelegt, ein heiseres Gebrüll ausstoßend, gewährte sie das Bild der äußersten Wuth. Noch immer sehe ich die gewaltigen, blendend weißen Zahnreihen, und dahinter das tückisch-wilde Auge meiner Feindin, und ich gestehe gern, daß mich dieser Anblick doch überraschte, obwohl ich ihn in meiner Phantasie mir oft genug früher vor Augen gestellt hatte. Schnell war die Bärin auf dem Kampfplatze angelangt und bereit, sich mit mir zu messen. Auf ihren Hinterbeinen aufgerichtet, um ihre Vordertatzen, die eigentliche Waffe des Bärengeschlechts, gegen mich zu gebrauchen, stand das gewaltige Thier mir gegenüber. Plump und schwerfällig bewegte sie sich auf mich zu, und obwohl sie mich um fast eines Hauptes Länge überragte, und ihre weit ausgebreiteten Pranken von riesiger Kraft zeugten, so verschwand doch jetzt meine vorher jählings aufgestiegene Furcht vor diesem Bilde der Plumpheit. War sie mir doch sicher! Mit einer gewissen Siegesfreude gab ich ihr auf sechs Schritt Entfernung einen Schuß dicht unter den aufgespannten Rachen durch die Mitte des Halses, worauf ich sofort seitwärts sprang, für den Fall, daß sie dennoch auf mich losstürzen würde. Meine Vorsicht war überflüssig gewesen, die Bärin überschlug sich rückwärts auf ihrem Platze und rührte kein Glied. Triumph! Da lag die zottige Königin der nordischen Wälder vor mir; da ich aber wußte, daß die Bären ein sehr zähes Leben haben, so trat ich, um meines Sieges ganz gewiß zu sein, heran und feuerte meine zweite Kugel der Bärin durch das Gehör in den Schädel. Sie zuckte nicht einmal mehr.

Unmittelbar nach diesem Schuß hörte ich ein lautes H a l l o h! aus der Ferne. Das war die Stimme meines Gefährten, und ich verfehlte nicht, mit einem kräftigen H u r r a h! zu antworten. Begleitet von unserm Hauswirth kam v. B. herbeigeeilt. Sie waren in der ganz nahen Schlucht bei dem Köder gewesen und hatten von dort ab die Fährte der Bärin verfolgt. Die Spur führte sie allmählich auf die Hochfläche, als sie plötzlich meine Schüsse hörten. Freudig schüttelten wir uns die Hände und besahen das erlegte Raubthier. Meine erste Kugel hatte die Kehle durchbohrt, war aber nicht durch den Nacken hindurchgedrungen. Wir fanden sie später zwischen den zerschmetterten Halswirbeln stecken. Ihre Wirkung mußte den augenblicklichen Tod herbeiführen. Die Bärin wies sich als ein sehr starkes, bejahrtes Thier, die Farbe des Pelzes schattirte bereits stark ins Graue. Um die Beute fortzuschaffen, wollte unser Hauswirth ein Pferd herbeiholen; zuvor aber sahen wir uns jetzt um nach den Jungen. Das eine fanden wir bald, da es fortwährend winselte, unter dem Gestein auf dem Lagerplatze. In der That war es schwer verwundet von dem Schusse meines Gefährten, und erst jetzt war auch dessen Freude vollkommen. Wir mußten dem Thiere den Rest geben, um seinen Leiden ein Ende zu machen. Das andere der Jungen suchten wir lange vergeblich. Endlich entdeckten wir es zwischen den Aesten einer uralten, knorrigen Birke unweit des Lagerplatzes, an welcher die Jungen schon oft ihre Kletterkunst geübt haben mochten; denn sie glänzte stellenweise von Fett, und die rissige Borke trug hier und dort einen förmlichen Filz von wolligen Bärenhaaren. Unser Norweger wollte auch seinen Antheil an dem Ruhme und der Arbeit der Jagd haben, und holte den Burschen mit der Gefahr, einige tüchtige Ohrfeigen zu bekommen, denen er aber glücklich auswich, herunter von dem Baume. Bald lag der kleine Petz mit zusammengeknebelten Beinen in größter Resignation auf seinem alten Lager.

Nun ruhten wir von den Strapazen der Jagd aus und labten uns an dem mitgebrachten Proviant, dann schlief ich ermüdet ein; als ich erwachte, war unser Hauswirth mit einer zweirädrigen Karre zur Stelle, auf welche wir die ganze Bärenfamilie hinausschafften. das Pferd wurde vorgespannt; glücklich erreichten wir den Grund der Schlucht, in welcher ein Waldweg nach Green hinabführte.

Ich übergehe unsern Triumph in Green und unser Siegesmahl, bei welchem das Bärenfleisch nicht fehlte. Die Alte freilich war uns Deutschen zu zäh und mager, aber unsere aus der ganzen Nachbarschaft herbeigeeilten Norweger, deren Zähne an langjährig geräucherten Ziegenschinken gewöhnt waren, wußten auch die zähesten Bissen zu bewältigen. Das Fleisch des jungen Bären fanden auch wir schmackhaft, es erinnerte an das Fleisch des wilden Schweines.

Unsern kleinen verwaisten Petz gaben wir zunächst in Green in Fütterung und nahmen ihn bei unserer Rückreise aus Norwegen mit in unser deutsches Vaterland; doch wurde er uns bald lästig, und wir mußten ein sicheres Asyl für ihn suchen. In einem Bärenzwinger — wo? verrathe ich nicht — ist unser Norweger heute noch zu sehen.

Kr……

Am Familientische.

Frühlingslied.*)

Nun vergiß der Klagelieder
Und erhebe dein Gemüth,
Endlich steigt der Lenz hernieder,
Der für dich, mein Volk, erblüht.

An der tausendjähr'gen Eiche
Drängt sich junger Knospen Schwall,
Ein prophetisch Lied vom Reiche
Schmettert drein die Nachtigall.

Sieh, und dichter stets, getroster
Bricht hervor das lichte Grün,
Südwärts nur ein starr bemooster
Ast noch zaudert mitzublühn.

Kommt herab denn, Himmelskräfte,
Maienthau und Sonnenschein!
Treibt den Strom der Lebenssäfte
Bis ins letzte Reis hinein!

Steht verjüngt vom Frühlingsbrausen,
Erst der ganze Baum in Blust,
Wird der Freiheit Aar drin hausen,
Deutsches Volk, zu deiner Lust.

Eines hast du schon errungen,
Daß die Welt, dir dich erkennt,
Ehrfurchtsvoll in allen Zungen
Deinen Namen wieder nennt.

Emanuel Geibel.

Die Frau mit der eisernen Maske.

Was ich hier erzählen will, spielt nicht etwa im 17. Jahrhundert, sondern im verflossenen Jahre, auch nicht in Paris, wo die berühmte „Eiserne Maske" männlichen Geschlechts war, sondern auf der kleinen, England gehörigen, an der französischen Küste gelegenen Insel Jersey. Dort habe ich in der herrlichen Natur einige genußreiche Monate verbracht, das Völkchen studirt und manches Eigenthümliche kennen gelernt. Das Merkwürdigste kam aber in einer Gerichtsverhandlung zu Tage, deren Verlauf ich hier mittheilen will.

John Le Roy war ein armer Uhrmacher, ein Mann von etwa 60 Jahren, den mehr der häusliche Kummer als die liebe Noth gebeugt hatte. Von früh bis Abends saß er an seinen Uhren und reparirte; aber er konnte nicht ruhig bei der Arbeit bleiben, und daran war Madame Adolphine Le Roy schuld. Sie war fünfzehn Jahre jünger als ihr Gemahl, aber, wie man zu sagen pflegt, eine böse Sieben. Arbeitete er, dann lief sie in der Nachbarschaft umher und klatschte; oft hetzte sie die Einwohner der ganzen Straße zusammen; kam sie dann nach Haus, so mußte der arme Uhrmacher die Ausbrüche ihres Zornes ertragen. Das war aber noch nicht alles. Madame Adolphine trank gern, ja sie war eine Gewohnheitstrinkerin, und einem Glase Cancan — so nennt man auf Jersey einen scharfen Likör — oder Mêlé cassis konnte sie niemals widerstehen.

Aber der Krug geht so lange zu Wasser bis er bricht; auch bei dem geduldigen John Le Roy verwandelte sich die Milch der frommen Denkungsart in gährend Drachengift, und er beschloß Madame Adolphine zu strafen. War nicht ihre heillose Zunge an allem Uebel schuld? Zankte, klatschte, trank sie nicht mit dieser? Das Mundwerk also mußte unschädlich gemacht werden, und um dieses zu thun, verfiel Le Roy auf einen eigenthümlichen Gedanken.

Er nahm Metallplatten, die er künstlich zusammenfügte, feilte und bohrte, hämmerte und glättete, bis ein Ding fertig war, das einem Helm nicht unähnlich sah; unten war eine Oeffnung daran, und oben, an einer gewissen Stelle, war eine feste Stahlplatte eingefügt. Freudig beschaute er sein Machwerk, das ihm Ruhe verschaffen sollte; dann verbarg er es sorgfältig, bis der geeignete Moment zur Verwendung gekommen.

Und dieser ließ nicht lange auf sich warten. Mêlé cassis ist, wie wir schon wissen, der Stoff, den Madame Adolphine über alles liebt, und auch heute hatte sie ihm zugesprochen, mehr als recht und billig war. Bewußtlos lag sie auf ihrem Lager ausgestreckt und nun nahte die Rache. Schlau lächelnd betrachtete Meister John die in seine Gewalt gegebene Ehehälfte, welche sonst den Pantoffel zu schwingen pflegte. „Es ist genug des grausamen Spiels!" flüsterte er und holte das seltsame eiserne Geräth aus seinem Versteck. Schmunzelnd blickt er es an — ein Ruck, eine Feder wird geschlossen, und angegossen fest sitzt es auf dem Haupt Adolphinens, dieses mit einer eisernen Maske umhüllend; die Stahlplatte aber genau an der Stelle, wo sich der Mund, der böse Mund befand. Ruhig schläft Adolphine weiter.

Der Morgen graut, die Schläfer werden wach. Auch im Hause des Uhrmachers regt es sich. Da — welch entsetzt Geschrei dringt auf die Straße? Ist das nicht die Stimme von Madame Le Roy? Alle Nachbarn kennen sie ja. Und nun stürzt heulend und schimpfend ein merkwürdig Wesen auf die Straße, es greift nach dem Kopfe, den fest und sicher der eiserne Kürbis umschließt. Ha, welche Lust für die Straßenjugend von St. Hélier, die vergnügt ausruft: Madame Le Roy au Masque de fer! denn an der Stimme hatte man sie längst erkannt. Meister John aber schaute hocherfreut aus dem Fenster der Scene zu.

Erst als die Behörde sich ins Spiel mischte, wurde Madame Le Roy von ihrer Hülle befreit, von der Stahlplatte, die als gewaltiges Temperanzinstrument ihre keifenden Lippen deckte. Der Meister aber hatte sich vor dem Polizeigericht zu verantworten. Zwar wollte er nicht zugeben, seine Rechte als Ehemann überschritten zu haben, aber er wurde doch zu einer Strafe von einem Pfund Sterling verurtheilt. Madame Adolphine ihrerseits mußte zugeben, daß sie die bösen Getränke Cancan und Mêlé cassis allzusehr liebe; sie willigte aber auf Anrathen des Magistrats in eine „freundschaftliche" Trennung von Meister John, der ihr wöchentlich 5 Schilling zu zahlen hat.

Er fand die Buße nicht zu theuer und wies der eisernen Maske den Ehrenplatz in seiner Werkstatt an.

So verhandelt zu St. Hélier auf der Insel Jersey im Herbste des Jahres 1869.

*) Aus einer ungedruckten Sammlung neuerer Zeitgedichte.

Mühlenpoesie.

(Zu dem Bilde auf S. 485.)

So lange es Mühlen gibt, lauschig, geheimnißvoll im Waldesgrunde und einsam von der großen Heerstraße fernab gelegen, hat es die Poesie geliebt, sie zum Gegenstande oder zum Schauplatz oder auch nur zum Hintergrunde ihrer Gebilde zu machen. Der reiche Schatz unserer Volkslieder und die Erzeugnisse der Kunstdichtung bis auf die jüngste Zeit herab sind ein Beweis dafür.

Da drunten in jenem Thale,
Da treibt das Wasser ein Rad,
Das malet nichts als Liebe
Von Morgen bis Abend spat —

klingt es uns entgegen aus älterer Zeit, und wie ein Echo antwortet es darauf aus der neuesten in Eichendorffs bekanntem Liede:

In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad,
Mein Liebste ist verschwunden,
Die dort gewohnet hat &c.

Meist sind es Wassermühlen, von denen gesungen wird; doch kommen auch Windmühlen vor, so bei Chamisso:

Die Mühle, die dreht ihre Flügel,
Der Sturm, der sauset darein;
Und unter der Linde am Hügel,
Da weinet die Müllerin —
Laß sausen den Sturm und brausen,
Ich habe gebaut auf den Wind;
Ich habe gebaut auf Schwüre —
Da war ich ein thörichtes Kind &c.

Bald ist's der Müller, bald die Müllerin, bald des Müllers Tochter, oder auch der Müllerbursch, die in den Liedern die Hauptrolle spielen; unzählig verschieden Weisen sind es, aber ein Grundton herrscht fast ausschließlich in allen vor, und meist ist er trüb und schwermüthig und erzählt von Untreue und Tod.

Und doch liegt tiefer Frieden und stilles Glück auf so einem rechten Mühlenbilde, wie es Keßler auf seinem Gemälde naturtreu, aber poetisch verklärt und vergeistigt entworfen, und wir zweifeln nicht, daß tausende und abertausende seiner Urbilder auch innerlich der von Gustav Pfarrius besungenen Waldmühle gleichen:

Wo rauscht aus düstrer Waldnacht
Hinaus ins Freie der Bach,
Da blickt aus Erlenbüschen
Ein weißbestäubtes Dach.
Da dreht sich am Gemäuer
Ein schwarzes Mühlenrad,
Das wirft viel kühle Tropfen
Herüber auf den Pfad —

Und auf der Wiese spielen die Kinder der Mühle:

Sie knieen hin und wieder
Im tiefen duftigen Grün,
Und scheinen auf der Wiese
Als Blümchen selber zu blühn.
Der Mühle heimlich Klappern
Erhöht des Thales Ruh;
Vom Stege schau' ich stille
Dem Spiel der Kleinen zu.

So heiter und so schuldlos
So frisch im Frühlingshauch,
So voll des innersten Lebens,
So still und selig auch.
Und eine Stimme hör' ich,
Die spricht so warm und weich:
Werdet wie die Kindlein,
Ihrer ist Gottes Reich!

Doch so friedlich frommes Leben verbirgt sich am liebsten, denn am besten gedeiht des Hauses Glück in der Stille, wie auch unser anmuthiges Bild ohne Erklärung und ohne Zusatz gewiß am meisten gefällt und am tiefsten wirkt.

R. K.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

VI. Jahrgang. Ausgegeben am 7. Mai 1870. Der Jahrgang läuft vom October 1869 bis dahin 1870. **1870 № 32.**

Eine Cabinetsintrigue.

Historischer Roman von **Georg Hiltl.**

(Fortsetzung.)

Als der König in den Pavillon trat, fand er den Ungarn, wie bei den früheren Unterredungen, vor dem Tische stehend und schon in verschiedenen Papieren wühlend.

„Mein Freund," begann der König, „Sie haben eine Unterredung gewünscht. Offenbar haben Sie mir eine wichtige Nachricht mitzutheilen."

Clement schob dem Könige einen Sessel hin und sagte: „Ich bin heute in der Lage, Eurer Majestät mitzutheilen, daß ich den Befehl erhalten habe, nach dem Haag abzureisen."

„Ah," rief der König, „es soll also losgehen."

„Ohne Zweifel. Freilich kann ich Eurer Majestät nicht mittheilen, um was es sich handelt, denn ich finde erst im Haag die Verhandlungen vor; indessen werde ich sofort an Herrn Jablonski die nöthigen Nachrichten senden. Es scheint, daß man von Seiten der Cabinette die letzten Schritte thun will, und daß demgemäß nach Wien oder Dresden die Weisung gegangen ist, einen sicheren Agenten in den Haag zu senden."

„Demnach ist jetzt der Augenblick gekommen — —"

„Noch nicht, Majestät. Warten Sie auf mein Zeichen. Es muß mir nun leicht werden, den Theil des Planes, der mir selbst noch unenthüllt war, zu durchschauen. Sie werden auf diese Weise alle Fäden des Gewebes in Händen halten."

„Ich kann wohl sagen," fuhr der König fort, „daß ich Euch ungern entlasse. Ich habe unter der Hand nachgeforscht, und mich von den Intriken ein wenig in Kenntniß zu setzen versucht — es wird unter dem Siegel des Geheimnisses etwas für mich gekocht — das steht fest. Was aber eine Attacke gegen meine Person betrifft, so habe ich noch keine Anzeichen davon."

„Es ist das wohl natürlich. Da Eure Majestät sich von allem entfernt halten, würde es schwer sein, an Sie zu kommen."

„Ja — ja, da habt Ihr recht," sagte der König traurig, denn er fand wieder eine Bestätigung des Verdachtes in der Bemerkung Clements. „Es ist wohl so — ja, ich bin in böser Lage."

„Es wird alles in kurzer Zeit besser werden, Majestät."

„Darum wünschte ich, Ihr möchtet hier bleiben. Vielleicht gelänge es uns, die Buben zu fassen, und ich hätte dann Euer Zeugniß gleich bei der Hand."

Clement ward unruhig. „Sire," wendete er ein, „es ist für das Land dringend nothwendig, daß ich in den Haag gehe, denn dort entwickelt sich die große Schändlichkeit gegen Preußen — hier ist nur Ihre Person bedroht, welche Sie leicht schützen können."

„Da habt Ihr wieder recht," rief der König mit edlem Eifer. „Das Land geht vor — und einige wackere Männer werde ich doch finden, die mich, ihren König, vor Mördern schützen."

„Gewiß, Sire," fiel Clement ebenso feurig ein, „und dann, wer weiß, ob meine Abwesenheit nicht dazu beiträgt, die Verschwörer sicherer zu machen, sie mit ihrem Anschlage früher hervortreten zu lassen? Denn offen gestanden: ich habe die Vermuthung, daß man bezüglich meiner Person einigen Verdacht hegt, daß man, nach dem zurückhaltenden Wesen Eurer Majestät schließend, argwöhnt, es sei Ihnen eine Warnung zugekommen."

„Ich fürchte das," rief der König, mit dem Stocke den Boden stoßend. „Ihr habt Euch zu viel öffentlich gezeigt — es werden Spione gegen Euch thätig sein — handeln wir schnell: ich werde Ordre geben, jeden zu greifen, den Ihr mir bezeichnet."

„Um Gottes willen nicht, Majestät," beschwichtigte Clement, „damit wäre alles verloren. Ich meinte nur, daß vielleicht der Herr Hofprediger Jablonski, aus Sorge über den Trübsinn Euer Majestät, ängstlich werden und sich diesem oder jenem anvertrauen möchte."

„Das wird er nicht, ich habe ihm Schweigen anbefohlen."

„Sollte Seine Excellenz der Herr von Grumbkow vielleicht auf meine Person ein Auge haben?" fragte Clement lauernd.

„Das wäre eher möglich. Der Grumbkow schnüffelt umher — das weiß ich von der Testamentsgeschichte. Es ist eine Familiensache, die ihm Kopfzerbrechen macht und die ihn zur Abscheulichkeit gegen mich treiben wird — aber er soll nichts erfahren, ich rede zu niemandem ein Wort, als nur das, was ich reden muß."

„Majestät werden mir verzeihen — aber ich glaube ein Recht auf

das Vertrauen Eurer Majestät erworben zu haben — jene wichtigen Papiere sind doch wohl verwahrt?"

„Hm — es wird wohl so sein," sagte nachdenklich der König, „sie sind in den Händen der Königin. Ihr haltet es für möglich, daß man selbst einen frechen Griff nach solchen Dokumenten thun könnte?"

„Ich traue den Verschwörern alles zu. Wenn Ihre Majestät die Königin aber jene wichtigen Dokumente gesichert hat, dann wäre nichts zu fürchten, und selbst im Falle einer Palastrevolution könnte man nicht sofort zur Vernichtung schreiten."

„Dahin sollte es kommen?" rief der König außer sich. „Ich werde jedes Mittel zur Sicherung ergreifen — ich werde heut noch die Papiere zurückfordern."

„Das muß ich auf das entschiedenste widerrathen. Eure Majestät dürfen nicht den geringsten Lärm schlagen, wie ein Blitz muß die Vergeltung treffen, jede strenge Maßregel würde jetzt nur die Verschwörer warnen und sie veranlassen, auf der Hut zu sein."

„So will ich an mich halten, bis Ihr mir Nachricht gegeben habt. Für meine Verfügungen brauche ich nicht in Sorge zu sein. Die Königin hütet sie gewiß ängstlich, und es kann nur eine Person geben, welche um den Ort der Aufbewahrung wissen könnte. Aber diese Person ist treu und anhänglich."

„Welche wäre dies?"

„Die Oberhofmeisterin, Frau von Blaspiel."

Clement fuhr betroffen auf, setzte aber sogleich ruhiger hinzu: „Ich kenne die Dame nicht."

„Eine brave Frau," fuhr der König fort, „sie ist eine Feindin Grumbkows und des Fürsten, die haben ihr schon oft genug Geheimnisse entlocken, sie erkaufen wollen, aber es hilft nichts. Ich werde die Treue lohnen — den Verrath strafen."

„So wäre alles aufs beste vorbereitet, und mir bleibt demnach nur übrig, mich von Euer Majestät zu beurlauben."

Der König war über diese Dringlichkeit verstimmt.

„Ich entlasse Euch nur, weil Ihr durchaus reisen müßt, das sehe ich ein, damit Ihr aber ganz sicher, frei, und ohne jedes Hinderniß handeln könnt, nehmt hier. Es ist der versprochene Freibrief. Er sichert Euch jede Hilfe zu, welche Ihr dereinst gegen Eure Feinde beanspruchen könntet."

Er reichte dem Agenten ein Schriftstück, welches dieser nur flüchtig überblickt, aber doch schnell genug als werthvoll erkannt hatte, denn es enthielt die Zusicherung des königlichen Schutzes. Clement drückte das Papier ehrerbietig an seine Brust.

„Und ehe Ihr reist," fuhr der König fort, „nehmt diese Andenken von mir mit Euch."

Er gab Clement zwei kleine offene Etuis. In dem einen lag ein goldener Ring, das andere enthielt eine kostbare Busennadel. Der Ungar betrachtete beides.

„Sire," sagte er nach einer Pause, „Sie werden es nicht ungnädig aufnehmen, wenn ich bitte, eines dieser königlichen Geschenke zurückweisen zu dürfen."

„Wie? Es ist noch nicht alles, was ich Euch bieten will — ich bin einem Mann, der mich — der meinen Staat rettet, ganz andere Erkenntlichkeiten schuldig, und Ihr sollt sehen, wie das von mir gelohnt wird. Ich bin willens, Euch auf meine Kasse die Summe von zwölftausend Thalern anweisen zu lassen."

Clement machte eine leichte, abwehrende Bewegung mit der Hand. „Majestät," sagte er bescheiden, „das darf ich nicht annehmen, das hieße Ihre Gnade mißbrauchen. Noch habe ich nichts gethan, was mich berechtigte, solche Gnade zu empfangen, seien Sie nicht großmüthig, ehe Sie nicht handgreifliche Beweise meiner Ergebenheit besitzen. Ich würde mir selbst widersprechen, nähme ich eine solche große, unverdiente Auszeichnung für meine Person an, während ich es tadelte, daß andere mit den Gnadenbezeigungen prunken — nein, Sire, ich bitte: halten Sie noch zurück — nehmen Sie auch das kostbarste dieser Geschenke wieder, aber gestatten Sie mir, diesen goldenen Reif tragen zu dürfen, als Erinnerung an Sie und die Stunden, welche ich in Ihrer Nähe verbringen konnte."

Der König nahm die Nadel wieder. Die Worte des Ungarn, der halb unterthänig, halb stolz zu ihm sprach, hatten dem Monarchen imponirt. „Es ist einer der wenigen, welche uneigennützig sind — ein solcher Mann muß es treu meinen," sagte er zu sich selbst. Er schob die Nadel in seine Rocktasche, reichte dem Ungar die Hand und sagte kurz, aber mit Empfindung: „Reisen Sie mit Gott — halten Sie Wache für mich und kehren Sie bald wieder." Dann, ohne noch einmal den Agenten anzublicken, verließ er das Gemach. — —

Er ging schnell über die Brücke. Der Minister von Grumbkow hatte Zeit genug gehabt, einen guten Beobachtungsposten auszuwählen, und er sah von hier aus die Personen genau, welche das Gartengitter verließen. Der Lauscher hatte sich ganz richtig gesagt, daß die betreffenden Persönlichkeiten aus dem Gitter kommen müßten, eine andere Verbindung mit der Stadt als die Brücke war nicht vorhanden, wenn nicht ein großer Umweg genommen werden sollte, und dann war es auch unmöglich den Damm zu passiren, ohne von Grumbkow gesehen zu werden. Es gab nur noch eine Möglichkeit: die fragliche Person konnte in dem Hause bleiben — dort übernachten. Sie hatte vielleicht daselbst ein stehendes Quartier.

Ohne über diese Möglichkeit weiter nachzudenken, blieb der Minister auf seinem Posten; er sah, wie am jenseitigen Ufer der Wagen des Königs herankam, wie der König hineinstieg und davonrollte — nun mußte es sich bald zeigen, was nach diesem Besuche geschah. Die Ausdauer des Ministers wurde belohnt. Er sah aus dem Gitter des Jobschen Gartens einen Mann treten. Dieser Mann war dunkel gekleidet, hatte eine Art von Mappe unter dem Arme und blieb einige Minuten auf der Straße, indem er vorsichtig nach allen Seiten umschaute, dann schlug er seinen Weg nach dem Südende des Dammes ein. Grumbkow hatte sogleich den angeblichen Herrn von Zoreck erkannt, und mit dieser Gewißheit steigerte sich auch der Verdacht des Ministers. Er blieb etwa fünfzig Schritt hinter dem Schwarzen, der ganz gemächlich dem Flußufer nachging und endlich in dem kleinen Garten verschwand, welcher das Haus umgab, das Baron Heidekam bewohnte.

„Sie sitzen zusammen," frohlockte der Minister. „Ich glaube, ich habe eine Spur gefunden."

Da Herr von Grumbkow nun einmal in der edlen Beschäftigung des Spionirens begriffen war, wollte er dieselbe auch nicht so schnell aufgeben. Er blieb eine Zeit lang in der Nähe des Hauses, machte bald größere, bald kleinere Promenaden, umkreiste wie ein Adler die Behausung und achtete der Vorübergehenden nicht, die ihn neugierig anblickten, weil er bereits einige Male wieder auf derselben Stelle erschienen war, an welcher man ihn vor zehn Minuten erblickt hatte.

Der Minister sollte heute Abend glücklichen Fang thun. Es währte zwar einige Zeit, aber zuletzt erschien der Herr von Zoreck in Begleitung des Herrn von Heidekam. Dieser trug nun die Mappe. Beide Herren wandelten zur Stadt. Der Minister beschloß als Dritter — Ungesehener ihnen zu folgen. Die Wanderung dauerte ziemlich lange, sie endete in der Roßstraße, und Herr von Grumbkow war erfreut über seine glückliche Combination, denn die beiden Genossen verschwanden in dem Hause des Advokaten Job. Hier hätte nun Herr von Grumbkow seine Forschungen beenden können, allein er zog es vor, auszuharren und sich eine sichere Stelle zu wählen, welche ihm erlaubte, die kommenden Dinge in Ruhe abzuwarten, denn hier in der Straße lief er Gefahr, erkannt zu werden.

Der sichere Ort war bald gefunden. Herr von Grumbkow wählte das Wächterhäuschen an der Brücke, welches schrägüber von dem Jobschen Hause gelegen, einen vollständigen Ueberblick gestattete. Der Brückenwächter schätzte es sich zur besonderen Ehre, den hohen Herrn als seinen Gast begrüßen zu dürfen, und dieser machte es sich an der Thüre bequem, deren kreisförmig ausgeschnittenes Fenster den Blick auf die Roßstraße gewährte. —

Als Clement und Heidekam in das Zimmer des Notars traten, fanden sie diesen noch bei der Arbeit. Er klappte jedoch schnell seine Akten zusammen und lud die Herren ein, Platz zu nehmen.

„Vor allen Dingen," sagte Clement, „bitte ich, diese Mappe in guten Gewahrsam zu nehmen." Er übergab dem Notar die Mappe. „Dann, mein Freund," fuhr er fort, „bitte ich um das Euch anvertraute Kästchen."

Job nickte, er stand aber zugleich von seinem Sitze auf und sagte mit fester Stimme: „Ihr sollt es haben, es ist jedoch an einer Stelle bewahrt, die ich niemandem gern zeige. Verlaßt deshalb dieses Zimmer und geht in das Vorderhaus. Ihr findet dort meine Tochter, meine Gattin und einen Besuch. Gleich bringe ich das Kästchen." — Clement erhob sich.

„Bleiben wir im Gange,“ flüsterte Heidekam, während der Advokat in seinen Papieren kramte.

„Weshalb?“

„Weil ich nicht gern mit der Tochter zusammenkomme.“

„Pah! warum nicht?“

„Es ist nicht gut. Sie wittert Unheil.“

„Lassen wir es einmal geschehen. Herr Job, wir gehen in Eure Wohnzimmer.“

Sie verließen das Arbeitscabinet.

„Ihr seid zu kühn,“ warnte Heidekam.

„Und Ihr seid ein Hase,“ lachte der Ungar. „Ich gehe in Berlin frei umher. Wer will mir etwas anhaben? Ich kam schon zwei Mal hieher ins Haus des Advokaten, ist das nicht erlaubt?“

Sie traten in das Erkerzimmer. Der Baron schreckte leicht zusammen. Er fand hier nicht allein die Frau und Tochter des Job, sondern noch einen jungen Mann in der schwarzen, sauberen Tracht der Gottesgelehrten jener Zeit. Was wollte dieser Mann hier? Heidekam hatte schnell den Predigeramtscandidaten Laurentius erkannt. Diese Erkennung beruhigte ihn allerdings, denn Laurentius galt in seinen Augen für einen sehr harmlosen — fast beschränkten Menschen, aber er scheute dennoch die Berührung des Ungarn mit einem Bekannten des Jobschen Hauses.

Elisa war aufgestanden. Sie hatte sofort erkannt, daß der eintretende Fremde, der mit Heidekam erschien, jener seltsame Mann sein müsse, von dessen sonderbarem Treiben sie schon seit einiger Zeit gehört hatte, der in Beziehungen zu ihrem Vater stand, welche ihr verborgen blieben. Sie ward nicht lange in Zweifel gelassen.

„Erlauben Sie mir, tugendbelobte Jungfrau,“ begann Heidekam, „Ihnen den Herrn Hauptmann von Zoreck vorzustellen.“

Elisa verneigte sich, die Frau Advokatin schob einen Sessel herbei.

„Ich habe viel — sehr viel von der Schönheit und dem Verstande der Tochter des Herrn Job gehört,“ sagte Clement, sich in den Sessel werfend, mit dreistem Tone, „und so sehr ich auch bedauerte, bis jetzt noch nicht so glücklich gewesen zu sein, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, kann ich doch nur den Zufall preisen, der mich heute in ihre Nähe führt, um mit Augen sehen zu können, daß der Ruf nicht zu viel von Ihren Reizen verkündete.“

Elisa ward verlegen. So sehr sie auch Herz und Mund auf dem rechten Flecke hatte, schienen dennoch die dreisten Blicke des Hauptmanns ihre Gedanken zu verwirren. Sie suchte nach Worten, aber es war ihr nur möglich, einige nichtssagende Reden zu stammeln. Clement entging diese Verwirrung nicht. Er sagte sich gleich, daß er alles aufbieten müsse, um eine wichtige Person des Jobschen Hauses, die ihm mißtraute, in gehörige Schranken zu halten.

„Sie scheinen verstimmt, mein schönes Fräulein,“ fuhr er fort, „es trifft sich unglücklich für mich. Gern hätte ich einen angenehmen Empfang gehabt.“

„Sie erschienen sehr plötzlich, mein Herr,“ stotterte Elisa.

„Aber Sie sind darum willkommen,“ fiel Frau Job ein, mit tiefem Knixe.

„Sehr gütig,“ versetzte Clement, „indessen ist die Tochter des Hauses wichtig beim Empfange eines Gastes.“

„Sie sind ein Gast?“ fragte Elisa, sich sammelnd.

„Der Hauptmann meint: Ihr Herr Vater sehe ihn als solchen an — wenn sich beide erst genauer kennen werden,“ sagte Heidekam.

„Wir haben dann Zeit, uns näher kennen zu lernen,“ fuhr Elisa fort.

„Ich werde die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen,“ lächelte Clement. „Vorläufig komme ich, um von Ihnen Abschied zu nehmen, nachdem ich Ihnen kaum zum ersten Male einen Gruß bot.“

„Sie wollen Berlin verlassen?“ fragte Elisa, nicht ohne den Ausdruck der Freude in ihrem Gesicht verbergen zu können.

„Fast möchte man glauben, diese Nachricht sei Ihnen willkommen?“ scherzte Clement.

„Das wäre hart,“ fiel Heidekam ein, bemüht, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben. „Indessen, Jungfrau Elisa ist nun einmal so — so — wie sie ist. Es ist kein Mann im Stande, ihr felsenhartes Herz zu rühren — sie ahnt in jedem, der ihr nahe tritt, einen frechen Lüstling, der sich erlauben will — —“

„Herr Baron,“ begann Elisa, „ich verbiete Ihnen, also zu sprechen. Sie sind im Hause meines Vaters, und Sie werden daran denken, daß ich den Herrn Hauptmann zum ersten Male sehe.“

Der Baron machte ein erschrecktes Gesicht.

„Mon dieu — Sie nehmen alles gleich gar zu ernst. Es ist doch eine Wahrheit, daß Sie gegen Jedermann, der Ihr Herz zu gewinnen sucht, grausam — spröde sind. Muß ich an den armen Bube erinnern?“

„Herr Baron,“ rief Elisa empört, „wie dürfen Sie es wagen, in der ersten Minute, welche mich diesem Herrn dort gegenüberführt, dergleichen Dinge zu besprechen? Sie scheinen mich in bösen Leumund bringen zu wollen.“

Elisa heftete ihre Augen fest auf den Baron, ihr klarer Verstand sagte ihr, daß diese plötzliche, ganz aus der Luft gegriffene Wendung des Gespräches den Zweck habe, eine andere Sache zu maskiren.

„Aber Demoiselle,“ rief der Baron verletzt, „ich bitte Sie, solchen Ideen keinen Raum in Ihrem schönen Kopfe zu geben. Der Herr Hauptmann — mein Freund, kam hierher, Ihnen seine Huldigungen darzubringen, und ich will ihn warnen, dem Feuer allzusehr sich zu nahen — ja wohl — o, Sie leugnen es nicht, nein, nein. Nicht wahr? und wollten Sie allzuheftig widersprechen, dann würde ich Zeugen für meine Behauptung beibringen, gewiß, denn dort — dort sitzt einer, der sich stumm, wehmüthig Ihnen gegenüber verhält, der Herr Predigeramtscandidat Laurentius, er schmachtet ebenfalls — nicht wahr, Herr Laurentius?“

Laurentius erröthete heftig. Er stand schnell auf.

„Herr Baron,“ rief er, „Sie häufen auf alle, welche in diesem Hause aus- und eingehen, Verlegenheiten, denen zu begegnen ich nicht der Mann bin. Meine Stellung verbietet mir, Ihnen gebührend darauf zu antworten.“

„Silence!“ sagte Clement jetzt. „In der That, Baron, Sie gingen zu weit — Sie sind indiscret und bedenken nicht, wie arg Sie mir das erste Zusammentreffen mit der schönen Demoiselle Elisa stören. Pardon, mein schönes Fräulein! O, ich kenne solche höchst fatalen Rencontres — aber in Spanien, England und Frankreich — an allen Höfen dieser Länder, wo ich gern gesehen, wo ich ein willkommener Gast war, nimmt man dergleichen Freiheiten nicht übel auf, und wenn wirklich ein dreister Herr, wie hier mein Freund, der Baron, sich erlaubt, die zarten Geheimnisse auf den Markt der Unterhaltung zu bringen, so trifft der Zorn nicht den unschuldigen Hörer. Ein solcher bin ich aber in diesem Falle, und bitte deshalb, nicht auf mich den Unmuth übertragen zu wollen. Verzeihung für mich.“

Er erfaßte mit dreister Geberde die Hand Elisas, um sie an seine Lippen zu führen. Laurentius glühte vor Zorn, er verwünschte in diesem Augenblicke seinen Stand, er hätte Officier, mit dem Degen an der Seite, sein mögen, um den Dreisten sofort züchtigen zu können. Elisa jedoch war nicht gewillt, so ohne weiteres dem Fremden ihre schöne Hand zu überlassen. Mit einem zornigen Blicke entriß sie ihre Hand aus der Umspannung des Fremden, und eine abweisende Geberde machend, rief sie:

„Mein Herr! Sie scheinen der würdige Genosse des Barons, Sie scheinen in Frankreich oder Spanien zu sein — Ihren Gedanken nach. Wir befinden uns aber in Berlin, mein Herr, in der Stadt guter Sitte und Ehrbarkeit, und da ist es denn Brauch, daß achtbare Bürgerstöchter sich entfernen, wenn Zudringlichkeiten solcher Art sie in Verlegenheit setzen könnten.“

Sie verließ heftig das Zimmer, Frau Job folgte ihr, und der Prediger hielt es ebenfalls für gerathen, den Rückzug anzutreten. Clement wollte ihnen nacheilen, aber Heidekam hielt ihn zurück.

„Um keinen Preis rufen Sie das Mädchen zurück,“ flüsterte er. „Es war meine Absicht, sie aus dem Zimmer zu entfernen, deshalb suchte ich diese Scene herbeizuführen.“

„Wie? Das war eine bestimmte Absicht?“

„Gewiß. Der Alte muß sogleich mit dem Kästchen hier sein, sie darf nicht sehen, wie er Ihnen dasselbe übergibt, jener Laurentius darf ebensowenig Zeuge davon sein. Hätte ich ohne weiteres die beiden Leutchen gebeten, das Zimmer zu verlassen, würde es Verdacht erweckt haben.“

„Sie meinen, daß der junge Mann — —“

„Gefährlich genug ist. Die Ereignisse gehen schnell vorwärts. Schon haben Sie, mein Bester, die Augen vieler Leute auf sich gezogen, und dieser Laurentius ist ein Hausgenosse des Hofpredigers Jablonski.“

„Was sagen Sie?" rief Clement erschrocken.

„Es ist die Wahrheit. Sie trauen zuviel auf Ihr Glück, Clement."

„Ich habe dem Advokaten meine Papiere in Verwahrung gegeben, und der freie Geleitsbrief des Königs befindet sich dabei. Ich habe sein schriftliches Wort, daß mir nichts in den Weg gelegt werden, daß ich für nichts verantwortlich gemacht werden darf."

„Teufel, wo bleibt Job?" sagte der Baron, ängstlich nach der Thür schauend, „wir haben Eile, wenn Sie durchaus reisen wollen."

„Es muß sein. Einmal, weil der König meiner Mission nach dem Haag Glauben schenkt, dann aber, weil ich dort in Ruhe den Gang der Ereignisse abwarten kann, deren Entwickelung bald vor sich geht, endlich muß ich für einige Wochen aus Berlin verschwinden."

„Haben Sie Pässe für die Generalstaaten?"

Clement lächelte seltsam. „Das Kästchen, welches Job in Verwahrung hat, wird mir alles liefern."

Heidekam holte mit gepreßter Brust Athem.

„Der Alte kömmt noch immer nicht. Ah — weshalb mußten Sie auch hierher kommen — in dieses Zimmer? Ein Wort mehr macht Sie verdächtig. Diese Elisa ist gefährlich, und wenn nun jener Minister zum Beispiel — Grumbkow Verdacht schöpfte!"

„Sie sorgen ohne allen Grund," sagte Clement dreist. „Grumbkow ist nicht mehr gefährlich — seine Rolle ist schon ausgespielt. Habe ich nicht aus des Königs Munde gehört, wie schlecht er steht? Der König hält nichts mehr auf ihn — gar nichts. Ich weiß alles. Grumbkows Ungnade ist längst entschieden, der König hat ihn aus dem Testamente gestrichen, er hat keine Stimme, kein Recht, er ist ein Geächteter, wie die Ereignisse auch kommen mögen."

„Was wissen Sie?" fragte Heidekam staunend. „Es war ja ein Geheimniß, dessen Bewahrung jedem Betheiligten dringend zur Pflicht gemacht war, dessen Werth mit schwerem Golde aufgewogen sein würde."

„Sie sehen, mein Freund, wie ich stehe," sagte Clement mit stolzer und nachlässiger Haltung, an den Berloques seiner Uhr spielend. „Das ist Grumbkows Zorn, der ihn zu den tollsten Dingen treibt. Sie sehen, wie hoch mich der König hält — wird man mich anzutasten wagen — mich, der des Königs Freibrief in Händen hat? Lächerlich!"

„Ich würde dieses Papier nicht von mir lassen."

„Es ruht sicherer bei Job, als bei Ihnen und bei mir."

„Wenn Sie sich aber hier so sicher halten — —"

„Ein kühner Raubanfall kann mich um den Schatz bringen, den bei dem Advokaten niemand sucht, und würde selbst bei Ihnen nachgespürt, so fände sich nichts. Sie selbst schlugen den Advokaten als Hüter vor."

„Ja, das ist wahr. Aber Grumbkow ist zu allem fähig. Fürchten Sie ihn!"

„Er ist ohnmächtig, sage ich noch ein Mal."

„Sie glauben nicht, wie sehr er zu scheuen ist. Ich weiß bestimmt, daß die Königin selbst ihn fürchtet. Nach jener Aenderung des Testaments in Brandenburg war sie in größter Sorge, sie soll den Schatz, das Document, nicht aus ihren Händen gelassen haben."

„Ich weiß es," sagte Clement ruhig. „Ich bin ganz unterrichtet. Die Königin handelte damals genau so, wie wir jetzt handeln. Sie hielt den Schatz nicht sicher in ihrer Hand, sondern gab ihn in die Obhut bewährter Freunde. Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß dieselbe Person, welche im Stillen unter dem Deckmantel tiefsten Geheimnisses meine Einführung bewerkstelligte, oder mindestens das Werkzeug dafür war, daß diese auch die Hüterin des wichtigen Documents wurde. Ich bin überzeugt, daß Frau von Blaspiel den Schatz bewahrt."

Der Baron drehte sich wie ein Kreisel auf seinen Hacken herum und that einen lauten Ruf des Staunens.

„Die — Blaspiel — die Oberhofmeiste — rin, — die —?"

„Dieselbe. Ich möchte tausende verwetten."

Heidekam fuhr mit der Hand an seine Stirn. Vor ihm stand plötzlich jene Scene zwischen Job und der Blaspiel, welche er vor nicht langer Zeit verborgen hinter der kleinen Thür belauschte — er konnte nicht irren, sein in Winkelzügen und Schleichwegen geübter Verstand brachte ihn schnell genug auf die rechte Fährte. Ja — das war es, es mußte jenes sorgsam geschlossene, mit vielen und schweren Siegeln versehene Packet sein, welches Job aus seiner geheimen Höhle hervorgeholt, dessen Wichtigkeit und sorgfältige Bewahrung ihm die Blaspiel so dringend angerathen hatte. Der Baron rief sich die Worte ins Gedächtniß, welche er vernommen — ja, der wichtige Schatz befand sich in diesem Hause, er lag ohne Frage neben dem Kästchen des Ungarn und der Advokat hatte alle Ursache, beides sorgfältig zu hüten.

„Die Blaspiel?" wiederholte Heidekam. „Ha — das ist gut — jenes Document, an dessen Besitz der Königin eben so viel liegen muß, als Grumbkow an der Vernichtung desselben — ist — —"

In diesem Augenblicke trat der Advokat mit der Kassette ins Zimmer. Er hatte gleich überschaut, daß etwas vorgefallen sein müsse, denn die Augen der beiden Herren glänzten, die Bewegungen hatten noch eine absonderliche Heftigkeit.

„Geben Sie schnell die Kassette her," rief Clement. Er nahm sie aus Jobs Händen, öffnete den Deckel und betrachtete den Inhalt.

„Freund Job," fiel der Baron schnell ein, den Advokaten bei Seite ziehend. „Ihr werdet den Herrn dort eine Zeit lang nicht sehen; wir dürfen aber hoffen, daß seine Schätze gut verwahrt werden."

„Offen gestanden," fuhr der Notar auf, „ich wäre sie hundert Mal lieber los. Ich bin nicht gern Hüter solcher Dinge. Ihr treibt beide verborgnes Spiel, Ihr kommt und geht in geheimnißvoller Weise, ich weiß nicht, woran ich mit Euch bin. Es gährt irgendwo, es ist eine Schwüle in der Luft."

Clement schloß geräuschvoll den Kasten. Er hielt einen daraus entnommenen Gegenstand in seiner Hand.

„Hier, mein Freund, nehmt die Kassette zurück," sagte er.

„Ihr werdet mich sehr verbinden," bat Job, „wenn Ihr sie behalten wolltet. Auch Eure Mappe könnt Ihr wieder nehmen."

„Wie? das ist Eure Freundschaft? nicht einmal die unbedeutenden Dinge wollt Ihr hüten?"

„Es ist eine Thorheit — eine Erbärmlichkeit von Euch," fiel Heidekam ein.

„Sei es! Ich mag nicht Dinge bei mir wissen, deren Zweck ich nicht kenne."

„Und doch liehet Ihr mir Euren Pavillon?"

„Ich bereue es sehr. Meine Kunst weissagt mir Unheil."

„Ihr seid in der That ein sonderbarer Prophet," sagte Heidekam, dicht zu dem Notar tretend. „Wenn Ihr so bestimmt alles wissen wollt, dann hättet Ihr vorsichtiger sein müssen mit andern Dingen. Wer weiß denn, ob die Hütung großer Schätze, die Euch anvertraut wurden, nicht gefährlicher für Euch ist, als jene Kassette dort."

Job wurde unruhig — er blickte den Baron zitternd an.

„Schätze? — Gefahr? was wollt Ihr damit sagen?"

„Fragt Eure Sterne — ich weiß es nicht, aber wie wollt Ihr uns die Aufbewahenng der kleinen Dinge dort abschlagen, wo Ihr von hochgestellten Damen gefährliche Documente in Obhut nehmt?"

„Mensch!" schrie der Advokat außer sich und schnell die Thüre verriegelnd. „Was wollt Ihr damit sagen?" frage ich wieder. „Was — was wißt Ihr?"

Des Advokaten Ruf war so laut erschallt, daß seine Familie besorgt an die Thüre eilte, und da sie geschlossen war, pochte Elisa heftig unter dem Rufe: „Oeffnet, öffnet, lieber Vater!"

Heidekam begann eine neue Scene zu fürchten.

„Schnell, verbergt die Kassette — kommt, Freund," flüsterte er, Clement fortziehend. „Job, Ihr müßt dies Kästchen hüten."

Neues Pochen und Rufen Elisas tönte.

„Ich komme, Kind," antwortete der bleiche Notar.

„Wir gehen," sagte Clement. „Nehmen Sie die Kassette."

Job barg den Kasten hinter einem Schranke.

„Aber, Herr Baron! Was war es? was meintet Ihr — ?"

Heidekam schob den Ungar zur entgegengesetzten Thüre hinaus, dann noch ein Mal sich nach Job wendend, flüsterte er sehr vernehmlich: „Frau von Blaspiel." Job taumelte zurück.

„Es ist, wie ich vermuthete," kicherte der Baron, die Thür schließend.

Job öffnete seiner Tochter, Elisa und Laurentius stürzten ins Zimmer. „Mein Vater!" rief das Mädchen. „Was ging hier vor? Ihr seid bleich — Ihr zittert."

„Ich hatte eine heftige Scene — mit Heidekam — es ist nichts — es sind Geldsachen." — Er rang mühsam nach Fassung.



Fischerfrau von der Insel Marken.

Nach dem Gemälde von R. Jordan.

„O, jene Leute bringen Unheil," jammerte Elisa.

Job richtete seine Blicke auf Laurentius.

„Ihr habt uns lange gemieden," sagte er; „Herr Laurentius kommt in ernster Zeit wieder."

„Ich hielt es für Pflicht," sagte der Prediger, „mich Ihnen als bestätigten Hilfsprediger zu Sanct Georgen vorzustellen."

Er blickte wehmüthig auf Elisa — sie reichte ihm stumm die Hand. Job wurde ruhiger. Er sah in dem Erscheinen des Predigers gerade in dieser Stunde ein günstiges Omen, und nun seinen Glückwunsch stammelnd, sagte er bedeutungsvoll:

„Nun, Elisa, was soll die Hand? wie soll ich es verstehen?"

„Es ist eines Freundes Hand, die ich erfaßte," sagte Elisa. „Laurentius weiß, was ich denke. Er hat heute noch ein Mal recht herzlich gesprochen — ich habe ehrlich geantwortet."

„Ich verzichte auf Ihren Besitz, liebwertheste Jungfrau," sagte Laurentius traurig. „Aber ich darf Ihr Freund bleiben?"

„Gewiß — gewiß!" rief Elisa. „Bleiben Sie uns nahe — wir werden Freunde brauchen."

Der Advokat senkte sein Haupt. Er wagte nicht die jungen Leute anzublicken. Laurentius trat zu ihm. „Herr Notarius," sagte er leise. „Jener spanische Hauptmann scheint mir ein gefährlicher Mensch zu sein. Hüten Sie sich."

Job drückte die Hand des Predigers. „Es ist nicht so schlimm, als Ihr meint."

„Ich fürchte es doch. Soll ich mit dem Hofprediger sprechen? Vielleicht ist noch Zeit, dem Unheil vorzubeugen."

„Thun Sie es — thun Sie es," keuchte Job.

„Schließt dem Heidekam die Thüre," bat Elisa.

„Ich sah jenen Mann bei Jablonski," sagte Laurentius. „Was kann er nur treiben?"

„Wir dürfen nicht Zeit verlieren, wenn wir handeln wollen," mahnte Elisa.

Gerade jetzt öffnete Frau Job die Thüre und rief in das Zimmer die prosaische Aufforderung: „Die Gans ist angerichtet! Kommt."

„Laßt der Mutter nichts merken," mahnte Job.

„Ich rede heute noch mit Jablonski," sagte Laurentius.

„Und ich eile zur Blaspiel," flüsterte Job vor sich hin. Er schielte nach dem Schranke, wo die Kassette verborgen stand.

„Bleiben Sie mein Freund," bat Elisa, dem Prediger die Hand reichend.

„Für immer — für immer, Elisa."

„Wäre Dumoulin hier," flüsterte das Mädchen. „Ich glaube, wir werden bald kräftigen Schutzes bedürfen."

„Ihr habt etwas aus dem Kasten genommen," sagte Heidekam zu Clement, als beide auf der Straße waren.

Der Ungar blieb stehen. „Was war es, das den Notar so in Bewegung brachte? Sagt mir das zuerst," entgegnete Clement.

„Hm — es ist eine wichtige Sache — sie muß mein Geheimniß bleiben; aber verlaßt Euch darauf: es wird uns großen Vortheil bringen. Job kann sich nicht mehr aus unserm Bunde stehlen — von heute an glaube ich, daß unser Werk gelingen wird."

„Ich zweifelte nie daran, aber dennoch muß ich fort."

„Habt Ihr alles Nothwendige für Eure Reise?"

Der Ungar hielt dem Baron den Gegenstand vor, welchen er aus dem Kasten genommen hatte. Es war ein großes, in Messing gearbeitetes Petschaft, welches einen Löwen, der in der rechten Tatze ein Bündel Pfeile hielt, zeigte, um dieses Bild lief eine Schrift.

„Ihr müßt dieses Siegel kennen," sagte Clement.

„Es ist das Signum der Generalstaaten."

„Richtig. Ihr werdet nun begreifen, daß ich die Vermittlung des Herrn Ancillon nicht brauche, der die Generalstaaten hier vertritt. Es wäre gefährlich, wollte ich bei ihm einen Paß erbitten — ich mache das schneller selbst. Ihr werdet auch nun erst ganz einsehen, wie wichtig es ist, daß Job die Kassette bewahrt. Sie enthält eine genügende Anzahl von Stempeln, Siegeln und Petschaften aller Herren Länder. Damit reise ich durch die ganze Welt."

Clement lachte triumphirend — der Baron schwieg — dann sagte er: „Ich wünsche Euch Glück. Wer so vorsichtig und überlegt handelt, der muß hoch steigen."

„Ihr steigt mit mir, Freund. In wenig Wochen haben wir alles zu unsern Füßen."

Beide gingen die Roßstraße hinab. Sie bemerkten in ihrem eifrigen, halbleise geführten Gespräche nicht, daß ein Mann dicht bei ihnen vorüberging, der schon seit einiger Zeit die Gestalten genau gemustert hatte.

„Es ist richtig," frohlockte der Mann. „Jetzt hat er die Mappe nicht mehr bei sich — er hat sie also im Hause des Notars gelassen. Dieser Job ist mit ihnen im Bunde. Sie bringen gewisse Dinge bei ihm unter. — Ha! ha! ha! und diese Frau von Blaspiel ist eine Bekannte des Herrn Advokaten — eine Freundin. Es müßte seltsam zugehen, wenn die Blaspiel dem allen ganz fern stände. Ich bin zum Hinsinken müde von der anstrengenden Jagd, aber ich ertrage die Arbeit gern, denn ich habe gewiß heute einen prächtigen Fisch in diesem großen Teiche aufgestöbert, und wenn mir das Glück nur ein wenig günstig ist, dann habe ich ihn schon in meinem Netze."

Herr von Grumbkow bog schnell um die Ecke und ging dann hastig über den Platz, wobei er sich an dem Gemäuer der Petrikirche entlang drückte, bis er im Dunkel der kleinen Kirchgasse verschwinden konnte. —

Wie Cromwell.

Der Minister, welcher seine Entdeckungen schnell und vorsichtig nutzen wollte, da er sie ganz für sich allein auszubeuten beschlossen hatte, war am folgenden Tage ziemlich früh auf den Beinen. Er ließ die Beamten der Sicherheitsbehörden Berlins zu sich entbieten, um sofort nach dem sonderbaren Fremdling forschen zu können. Die Rapporte über Zoreck waren, wie der Leser bereits weiß, durchaus nicht compromittirend für denselben, sondern stellten ihn in die Kategorie der Fremdlinge, welche Berlin mit ihrem Besuche beglückten und für eine kurze Zeit ihr Geld in der Residenz verzehrten.

Herr von Grumbkow hatte nichts Eiligeres zu thun, als bei Vincent in der Brüderstraße nach dem Hauptmann Zoreck fragen zu lassen. Er hoffte, daß es ihm auf irgend eine Weise glücken werde, aus dem Manne einiges herauszupressen. Um so größer war sein Mißbehagen, als er vernahm: daß der Hauptmann bereits am frühen Morgen Berlin in einer Postkutsche verlassen habe und sei ohne Zweifel schon ziemlich weit entfernt von der Hauptstadt.

Wohin die Fahrt gegangen, wußte niemand zu sagen, da Herr von Zoreck nur bis Potsdam den Wagen gemiethet hatte. — Herr von Grumbkow durfte, ohne Aufsehen zu erregen, seine Nachforschungen nicht bis Potsdam ausdehnen. Es blieb ihm nichts übrig, als seinen Eifer zu zügeln und Herrn Baron Heidekam möglichst genau zu observiren.

Der Minister zweifelte nicht, daß der mysteriöse Hauptmann und demgemäß sein Freund, der Baron von Heidekam, mit jener trüben Stimmung des Königs in unmittelbarer Verbindung standen, nur wollte Herr von Grumbkow, wie berichtet, allein von diesen Wahrnehmungen profitiren und ging um so behutsamer zu Werke, als ihm die schwebenden Intriguen genau bekannt und durch das Hineinziehen seiner Person doppelt gefährlich waren. Er hatte versucht, zu erfahren: ob Herr von Manteuffel, Baron Bossen, oder sonst einer der hervorragenden Herren mit dem Hauptmann Verbindungen unterhalten hatten, war aber von allen ohne Resultat zurückgekommen. Gleiches Schicksal traf ihn in seinen Nachforschungen bei Jablonski.

Er glaubte schon, daß mit dem Verschwinden des räthselhaften Fremden aus Berlin die ganze Sache begraben sein, daß die Laune des Königs sich bessern werde, und die Unruhe, welche er empfand, wenn er der immer näher rückenden Entwicklung gedachte, verminderte sich bereits — als neue, auffallende Ereignisse im königlichen Schlosse den Minister belehrten, daß der König in noch menschenfeindlicherer Stimmung als ehedem seine Stunden hinbrachte. Um dies dem Leser vorzuführen, ist es nothwendig, einige Zeit in unserer Erzählung zurückzugehen. —

Als der König von der letzten Unterredung, welche er mit Clement gehabt hatte, zurückgekehrt war, schien er noch melancholischer und düstrer gestimmt, als es bisher der Fall gewesen. Er machte sogar seinen Wachtposten auf den Gängen und im Vorzimmer nicht mehr den militärischen Gegengruß, ging — den Kopf auf die Brust gesenkt — schnell, scheue Seitenblicke werfend, durch die Gemächer in sein Cabinet.

Daß er nicht mehr mit seiner Familie speiste, war bereits ausge-

machte Sache, aber die Kammerdiener machten noch eine andere Wahrnehmung: des Königs Schwermuth ließ ihn sogar, wider alle frühere Gewohnheit, vollständig gleichgültig gegen die Anforderungen der Sauberkeit und Sorgfalt bezüglich seines Anzuges werden, dessen militärische Nettigkeit sonst eine Bedingung für den König war. Die Weste ward nicht mehr scharf geschnallt, das kurze Jabot hing zerknittert hervor, der Degen schlenkerte ein wenig und die Stiefelmanschetten leuchteten nicht wie sonst in blendender Weiße. Die Rathssitzungen hatte der König schon einige Mal versäumt, und jedes Zusammentreffen mit Menschen, selbst den ehemaligen Freunden, vermied er sorgfältig. Seine Stimme klang heiser, das Auge war unstät, die Geberden kurz und abweisend.

Die Königin wurde in die größte Angst versetzt. Sie wollte schon das Aeußerste wagen, dem Minister Grumbkow oder dem Fürsten von Anhalt sich in die Arme werfen, nur die Hoffnung auf Aenderung der bösen Laune hielt sie ab.

Und Frau von Blaspiel? sie war der Verzweiflung nahe — hatte der Hofprediger doch schon ein paar Mal gesucht, an den König zu kommen — vergeblich!

Jablonskis Besorgniß war seit den letzten Tagen wesentlich gestiegen, denn der Predigeramtscandidat Laurentius hatte ihm die Mittheilung gemacht, daß der Hauptmann, der früher bei Jablonski gewesen sei, im Hause des Notars Job verkehre.

Jablonskis Sorgen wuchsen mit jedem Tage. Er wußte, welche Person sich hinter der Maske des Hauptmanns Zoreck barg, und nun befand sich dieser Mann in genauer Verbindung mit Job und einem zweideutigen Menschen: dem Baron Heidekam — —. Jablonski durfte seit dem Streite Jobs mit Lysius nicht den Notar aufsuchen, und die ganzen, sehr dürftigen Mittheilungen erhielt er von der nicht minder geängstigten Frau von Blaspiel. — O wie bereute der Hofprediger seine schnelle Einwilligung — wie wehmüthig blickte er in seinen heimischen Gemächern um sich — wie sauer ward es ihm, der sorgenden Gattin die Ursache des Schmerzes zu verbergen! Dahin war seine Ruhe, seine schöne, glückliche Häuslichkeit zerstört, seit jenem unseligen Abende, wo Frau von Blaspiel in der Sänfte vor seinem Hause erschien. —

Wie ein Spion fand Jablonski sich im Schlosse ein, er spähte nach allen Dingen, die ihm Auskunft geben konnten, und so wie er, handelten alle, welche im Schlosse, in der Nähe des Königs und an den Ereignissen betheiligt waren. Es konnte deshalb nicht verborgen bleiben, daß Friedrich Wilhelm ein vollkommener Menschenfeind geworden und es blieb nur noch zu erforschen: woher diese Wandlung gekommen sei?

Die lauernden Genossen in der großen Sache waren ziemlich ruhig — des Königs vollständige Gleichgültigkeit gegen alle Dinge hielt ihn von der Hauptsache fern. Keine Anordnungen oder Vorbereitungen, welche auf irgend einen beabsichtigten Gegenstoß deuten konnten. Die Heeresabtheilungen der intriguirenden Cabinette formirten sich immer besser — die Verhandlungen gediehen und die Häupter der Verbindung hielten sich für vollkommen sicher.

Herr von Manteuffel war der Meinung, daß lediglich die von Clement gemachten Entdeckungen eines gegen des Königs Person beabsichtigten Familenattentates die schreckliche Stimmung erzeugt hatten, und da dies in den Plan des sächsischen Cabinettes paßte, war es dem Freiherrn willkommen. Er kümmerte sich nicht um Clements Abreise, denn er hielt dessen Mission: „den König in Unruhe und Sorge zu versetzen, Mißtrauen gegen seine Umgebung zu erwecken" für beendet.

Es war natürlich, daß die Kammerdiener des Monarchen zunächst bestürmt wurden, Aufklärungen zu geben. Aber sie wußten nicht viel zu berichten. Abt, der schon mehrere Male hart angelassen worden, wagte nicht mehr dem Herrn zu nahen. Eversmann war zäher. Der Minister ließ es an klingenden Beweisen seiner Gunst nicht fehlen. Er wollte durch Eversmann erfahren, was des Monarchen Laune so düster färbte — am Ende mußte doch derjenige, welcher trotz alles Abschließens dennoch in des Königs Nähe blieb, etwas ausfinden können. Eversmann beschloß sich dem Minister gefällig zu zeigen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Eiland in der Zuidersee.

(Zu dem Bild auf S. 501.)

Wer heute noch Reisebilder aus den Niederlanden schreiben will, der muß, bei der Ueberfülle, welche die betreffende Literatur aufweist, etwas Neues, noch wenig Bekanntes bringen. Der letzten Bedingung glaube ich genügen zu können; stets bestrebt abseit der Heerstraße, fern von den großen Verkehrswegen suchend und forschend umherzustreifen, habe ich in unserm Nachbarlande ein Eiland gleichsam entdeckt, von dem bisher kaum etwas in unsrer heimischen Literatur verlautete, ja das manchen Amsterdamern nur dem Namen nach bekannt war. „Marken, so sagte man mir, ist eine Fischerinsel, auf der ein eigenthümliches Völkchen lebt." Und damit Punktum. Aber meine Neugier war rege geworden, seit ich einige der Insulaner in Amsterdam gesehen, die in ihren kleinen Booten die Früchte des Meeres dorthin zum Verkauf gebracht; ich wollte Marken besuchen.

Zwei Wege standen mir offen. Entweder vertraute ich mich einem Fahrzeug an, das mich direct über die tückischen Wogen der ländergierigen Zuidersee nach dem ersehnten Ziele brachte, oder ich ging über Monnikendam, ein kleines Städtchen Nordhollands, von dem man bequem in einer halben Stunde nach Marken überfährt. Diesen Weg wählte ich; aber nicht Roß noch Wagen, sondern die Treckschuite, die auf dem nach Edam führenden Kanale geht, war mein Beförderungsmittel, und bald befand ich mich auf einem jener niederländischen Wasserwerke, das mit seinen Schleusen als eine wahre Riesenarbeit dasteht, an der ganze Generationen thätig waren, wie an den Pyramiden Aegyptens, oder am Kölner Dom. Ringsum, so weit das Auge reicht, dehnten sich große, saftige Weiden aus, von herrlichen Viehherden belebt. Der Kanal war bis an den Rand voll Wasser und die Schiffe auf ihm segelten mit geschwellten Segeln ruhig neben den Kühen hin, die nicht einmal das Haupt erhoben. Versteht sich doch ein solches Fahrzeug mitten im Lande hier von selbst! Wer von ferne, ohne den Kanal zu bemerken, es sieht, der glaubt, es rolle auf Rädern über die Weide dahin. Auf die Weiden folgt ein Torfmoor mit düstrem Grunde, aus welchem Birkengebüsch mit atlasweißem Stamm hervorleuchtet und zwischen durch hübsch ungebaute Dorfoasen. Aber so reich das Land an Wasser hier auch ist, der geringe Fall desselben macht es dem Menschen schwer, es als Triebkraft zu benutzen. Da kommt der Wind, der in Hollands Culturgeschichte eine so große Rolle spielt, zu Hilfe; er ist es, dessen billige Kraft, durch Windmühlen nutzbar gemacht, alle Dienste thut, die bei uns Pferde oder Dampfmaschinen verrichten. Hier, in Nordholland, muß er die einfach construirten, mit einer archimedischen Schraube versehenen Entwässerungsmühlen treiben, die große Wassermassen heben und wieder ausschütten.

Das sind die Bilder, die auf unsrer Kanalfahrt an uns vorüberziehen, in denen Wasser und Marschlandschaft den Hintergrund, Kühe und Hirten nebst einer alten Weide die Staffage bilden, wie wir das ja auf Ruysdaels, Berghems, Hobbemas, Potters Gemälden sehen.

So geht es ein paar Stunden fort. Da ändert sich das Bild. „Dort, hinter dem Deiche liegt die Zuidersee," sagt mein Begleiter, „und der prächtige, alterthümliche Thurm, der dort emportaucht, schmückt die reformirte Kirche von Monnikendam, in der Jan Nieuwehuizen, der redliche Begründer der gemeinnützigen Gesellschaft, begraben liegt, die soviel Segen über Niederland verbreitet."

Wir langten an und durchschritten die saubern Straßen der kleinen, kaum 3000 Einwohner zählenden Stadt, die einst von Franziskanern begründet wurde, und in der heute noch zahlreiche Katholiken leben; aber auch Menneniten und Juden haben hier sich niedergelassen. An den Grachten ankerten zahlreiche Fisch-, Obst- und Gemüseschiffe, unter denen wir auch bald Boote von Marken erkannten. Die Insel selbst aber lag, nur durch die etwa dreiviertel Stunden breite Goudzee vom Festlande getrennt, deutlich vor uns.

Hinüber durch das seichte Meer! Wild schäumen die Wogen und Delphine, die uns nicht fürchten, umschwärmen das sicher ge-

führte Boot, das uns nach kurzer Fahrt in den kleinen Hafen bringt. Schnell überschauen wir das Eiland: da steht der Leuchtthurm, dort die bescheidene Kirche, hier die Schule. Aber es ist ein trauriger Anblick, den der Boden Markens uns darbietet. Auf der Ebene sproßt, der Ueberschwemmungen wegen, kein fröhliches Gewächs, keine nährende Frucht; nur fahles Grün, das von schmutzig grau überschlickten Stellen unterbrochen wird, bedeckt das Land. Wohl findest du vom Wellenschlag zerrissene Ufer, tiefe Einbrüche des Meeres, aber die sprudelnde Quelle suchst du vergebens. Auf den Flutbergen (Vloetbergen), wo die Bewohner gegen den Wogendrang geschützt wohnen, ist eine Cisterne ausgegraben; dort sammelt sich das vom Himmel kommende Naß; es dient den Leuten zur Bereitung des Thees, obwohl es einen Bodengeschmack angenommen hat. An der höchsten Stelle stehen die Fischerhäuser; sie sind einstöckig, Menschen und Vieh wohnen unter demselben Dache; Stroh ist die gewöhnliche Bedachung, und die Mauern bestehen aus Ziegeln. Treten wir ein, dann erkennen wir trotz der Armuth, die hier herrscht, eine wohlthuende Sauberkeit. Ein Mosaik bunter kleiner Steine überzieht oft den Flur, Fließen decken manchmal die Wände, blankes Kupfergeschirr, das den niederländischen Malern so oft glänzende Muster lieferte, hängt umher, und der übrige Hausrath mit seinen massiven, oft schön verschnörkelten Möbeln, scheint aus der Urväter Zeit zu stammen.

Es ist ein hartes, ernstes Geschlecht, das hier im Kampfe mit dem Elemente heranwuchs. Kaum tausend Seelen zählt Marken, und alle leben von den Gaben des Wassers, sie sind Fischer und Schiffer, denen das Meer zur zweiten Heimat wurde, freilich zur Heimat, die oft sie verschlang. Das muntre Treiben des täglichen Fischfangs hat auch seine Kehrseite, und mancher, der frühmorgens zum mühseligen Erwerbe auszog, liegt abends schon gebettet auf dem kühlen Grunde der Zuidersee. Daheim aber klagen die Wittwen, und Marken heißt auch geradezu „das Eiland der Wittwen", deren Zahl dort außerordentlich groß erscheint.

Der Ausflug nach Marken, das in vieler Beziehung mich an die Halligen der Nordsee erinnerte, wurde wieder lebhaft in mir wach gerufen, als ich eine Reihe der hübschen Gemälde Prof. Rudolf Jordans in Düsseldorf zu Gesichte bekam, die in außerordentlicher Treue das arme Fischervolk zur Darstellung bringen. Eins dieser Bilder, das uns der Aufgabe überhebt, die Tracht der Bewohnerinnen von Marken zu schildern, bringt heute das Daheim: es ist das getreue Porträt einer Fischerswittwe, die ihre einsamen Stunden in Gesellschaft einer Katzenfamilie verbringt. A. M.

Aus dem Sprechzimmer eines alten Sachwalters.

IV. An der Weißen Brücke.

In der Mitte der vierziger Jahre lebte in einer kleinen Stadt eines kleinen deutschen Staates ein Viehhändler, Namens Wirth, der sich der allgemeinen Achtung seiner Mitbürger erfreute. Man schätzte den Mann in der ganzen Stadt als vortrefflichen, witzigen und stets aufgeräumten Gesellschafter, der in behaglichem Lebensgenuß etwas „draufgehen" ließ, man schätzte ihn allgemein für wohlhabend, ja reich! Daß er sein eigenes geräumiges Haus in der Stadt besaß, galt bei dem geringen Bodenpreis fast selbstverständlich. Seine Familienverhältnisse waren musterhaft. Er war ein zärtlicher Gatte und Vater gegen seine noch jugendliche Frau, seine kleinen Kinder, ein guter Sohn gegen seine alternde Mutter. Sein Beruf hielt ihn viel von Hause abwesend, ja länger, als dies bei der heutigen Ausbildung der Verkehrsmittel geboten wäre; denn nur auf einer Seite war damals das kleine Land, das auf wenige Meilen Entfernung mit vier oder fünf deutschen „Auslanden" zusammenstieß, durch eine Eisenbahn mit der Welt verbunden. Die Stadt hatte ehedem einen eigenen Hofstaat in ihren Mauern gesehen, mit fürstlichem Residenzschloß und Park. — Aber der Glanz jener Tage war erloschen; in dem Schlosse hauste das Kreisgericht und ein bischen Regierung, und der fürstliche Park, in dem einstmals Baum und Busch nach dem strengen Zwang von Versailles verschnitten wurde, war zum wildverwachsenen deutschen Wald geworden. Man hatte die Chausseen dort durchgelegt. Der Ortskundige mied die Biegungen der Landstraße, wenn er die schnurgeraden verfallenen Pfade des alten fürstlichen Lustgartens einschlug. Auch Wirth pflegte diese kürzeren Wege zu wählen, wenn er zum Einkauf die nähere und fernere Umgegend durchstreifte. Denn die längstmögliche Zeit brachte er stets daheim zu; seine Abwesenheit strebte er nach Kräften zu verkürzen.

Nirgends so sehr, als in kleinen Ortschaften hat die öffentliche Theilnahme an dem Wohl und Wehe des Nachbarn und Mitbürgers zugleich einen kleinen Beigeschmack mißgünstiger Kritik. Die enge Grenze des gemeinschaftlichen Nahrungsspielraums bringt das mit sich. Die lose Fama ist ringsum geschäftig. Sie heftete sich auch an die Sohlen des Viehhändlers Wirth. Man raunte sich im Städtchen zu, der Mann sei ein leidenschaftlicher Spieler, und er spiele unglücklich, so oft er in die Residenz komme. Beweise wußte niemand zu geben, wenn sie verlangt wurden. Denn daß Wirth in neuerer Zeit größere Hypotheken auf sein Haus aufgenommen hatte, durfte niemand mit diesen Gerüchten in Verbindung bringen, der die stete Geschäftsvergrößerung des Wirthschen Viehhandels ins Auge faßte. Dazu kamen die denkbar ungünstigsten Handelsconjuncturen, die allgemeine Verkehrsstockung jener Tage, eine ungewöhnlich große Sterblichkeit des Viehs.

Eines Abends, zu der Zeit, wo der Spätherbst schon die rauheren Saiten des Winters aufzieht, war Wirth wieder die Seele der städtischen Abendversammlung der Honorationen der sogenannten Ressource gewesen: die Gesellschaft befand sich in heiterster Weinlaune, als einer der Anwesenden im Scherz die Bemerkung hinwarf: man möge doch ein Bänkchen legen, und Wirth seine großen Erfahrungen im Hazardspiel der Gesellschaft zum Besten geben. Der Mann sprang zornsprühend in die Höhe, er war von Grund aus verändert, seine Fäuste ballten sich dem „Verleumder" entgegen. Nur das sehr energische Dazwischentreten des Bürgermeisters verhinderte einen schlimmen Exceß. Aber Friede und Fröhlichkeit war nicht nur für diesen Abend dahin. Wirth kam von Stunde an nicht wieder in die Ressource. Alle Vermittlungs- und Versöhnungsversuche blieben vergebens. Er ging finster und menschenscheu seiner Wege. —

Der Winter war eingezogen in Berg und Thal, und hatte alles in seinen weißen Mantel gehüllt. Schnell war harte Kälte eingetreten. Nur das rasche dunkle Wasser, das an der Stadt vorüber durch das Holz des verfallenen Parkes der nördlichen Ebene zuströmte, spottete der eisigen Fesseln der Jahreszeit.

Da, eines Morgens, beim ersten Grauen, weckten mich laute Reden und Rufe aus dem Vorsaal. „Was, sagen Sie?" rief entsetzt die Köchin. „Ich sage Ihnen, Wirth ist todt!" erwiderte der Milchmann, mit der Sicherheit des Fatum, „er liegt ermordet an der Weißen Brücke."

„Warten Sie, Mann!" rief ich in höchster Aufregung durch meine Thür, und in der nächsten Minute stand ich vor ihm. „Was sagen Sie da?"

„Der Viehhändler Wirth liegt todt und anscheinend erschossen draußen an der Weißen Brücke," wiederholte der Mann sicher. „Ich täusche mich nicht. Ich kannte ihn sehr gut. Ich ließ wie gewöhnlich meine Frau mit dem Hund den Wagen auf der Chaussee entlang ziehen und schlug selbst mit einigen Kannen den nähern Waldweg über die Weiße Brücke nach der Stadt ein. Da stieß ich an der Weißen Brücke an einen menschlichen Körper. Ich leuchtete ihm ins Gesicht. Es war Wirth, ganz ohne Zweifel, todt, erstarrt. Aus seiner linken Brust war Blut geflossen, der Rock war durchlöchert. Ich ließ die Leiche des unglücklichen Mannes völlig unberührt und eilte schnellen Laufes der Stadt zu. Dem Herrn Gerichtsdirector nebenan machte ich rasch Anzeige. Nun kam ich zu Ihnen, Herr Rechtsanwalt."

Schwere Schritte kamen die Treppe herauf, der Gerichtsamtmann selbst, mit zwei Amtsboten. Ich ließ die Herren eintreten, „Sie müssen uns begleiten," sagte der Director zum Milchmann. „die Sache muß verschwiegen bleiben, bis das Gericht den Befund aufgenommen hat. Und Sie, Herr College," wandte er sich an mich, „begleiten uns vielleicht auch. So lange das geheime Strafverfahren dauert, ist bei allen Acten der Criminaljustiz das Zeugniß und der Augenschein unabhängiger Bürger sehr erwünscht."

Ich erklärte mich gern bereit. „Und nun gestatten Sie, daß wir den Kreisarzt hier erwarten?“ Wir nahmen ein Frühstück, bis der Bezirksarzt kam, der die Theilnahme am Kaffee ablehnte. Dann schritten wir alle dem Wald zu.

Dicht vor der Stadt zweigt sich der Waldweg von der Chaussee ab, der in schnurgerader Linie bis zur Weißen Brücke führt. Im Sommer hängen die Zweige von beiden Seiten über den Weg und lassen kaum einen Sonnenstrahl durch; dann sieht man nichts von Licht, als die Weiße Brücke an einem, die letzten Stadthäuser am andern Ende des Laubdachs. Nachts mied man den Weg; es waren häufig Ueberfälle von Landstreichern hier vorgekommen. Aber Wirth war ein beherzter Mann und stets mit einem doppelläufigen sichern Pistol bewaffnet. Er war immer unangefochten hier durchpassirt. Unmittelbar vor der Weißen Brücke hört der Wald auf. Das rauschende schwarze Wasser strömt vorbei, und jenseits der Brücke stehen zu beiden Seiten majestätische Eichen in dichtem Nachwuchs von Buchen und Laubunterholz. Dann zieht der Weg durch eine lange waldlose Ebene.

Die Nacht war grimmig kalt gewesen. Der Schnee trug fast die menschliche Körperschwere, ohne andere Spuren, als die scharfen Außenlinien der Tritte zurück zu lassen. Die Luft war windstill, und der weite Schneeplan und der klare, nebelfreie Morgen führte, zeitiger als gewöhnlich, das volle Tageslicht herauf. Als wir aus dem Waldweg schweigend und düsteren Sinnes an die Weiße Brücke herantraten, war alles um uns deutlicher kennbar. Leider konnte auch in der Hauptsache keine Täuschung obwalten. Hier lag wirklich der unglückliche Wirth, mit dem Rücken uns zugekehrt, den Kopf dicht am Geländer, den rechten Arm außerhalb des Geländers der Brücke, auf der rechten Seite, den Leib quer über den Weg gestreckt. Einer hinter dem andern, und in des Vormanns Fußtapfen eintretend, um alle etwa vorhandenen Fußspuren, die auf den Thäter schließen lassen mochten, möglichst unversehrt zu erhalten, stiegen wir hart dem Geländer entlang über die Leiche, um die Ursache des Todes und das Gesicht zu schauen. Das Antlitz des Todten trug die Spur eines harten Todeskampfes. Wer die Verhältnisse Wirths kannte, wie wir, mochte eben so sehr aus diesen starren Zügen und dem schrecklich gebrochenen Auge herauslesen die Seelenqual, aus einem Leben voll unbeendigter Entwürfe, aus dem trauten Kreise der Seinen jählings gerissen zu werden, als den heftigen Schmerz einer qualvollen, nicht sofort tödtlichen Wunde. Der Amtmann notirte in raschen Bleistiftzeilen genau die Lage, das Aussehen des Todten; die Lage der Leiche vom Geländer ab über den Weg wurde genau gemessen, das Maß zu Papier gebracht, nach Länge, Breite und Höhe. Erst dann durfte der Arzt seine traurige Pflicht beginnen. Noch ehe er die Leiche näher untersucht hatte, erklärte er, daß die Wunde, welche in der linken Brust sich zeige und Rock und Weste durchlöchert habe, vermuthlich die Ursache des Todes sei. Der Schnee war an der Stelle reichlich von Blut geröthet. Die Vermuthung wurde zur Gewißheit, sobald der Kreisarzt die Gewänder abstreifte. Aller Wahrscheinlichkeit nach lag eine Schußwunde vor: die Kugel war dicht unterm Herzen eingedrungen, und hatte das Leben des Mannes rasch, wenn auch nicht sofort, vernichtet. Dafür, daß ein Schuß die Todesursache, und daß er aus nächster Nähe abgefeuert war, sprach der Umstand, daß der Ueberrock da, wo er durchlöchert war, versengte Stellen zeigte. Ueber die Zeit des Todes hielt sich der Kreisarzt reservirt, da die ungewöhnliche Starrheit der Glieder eben so gut der Kälte, als dem Tode zugeschrieben werden könne. Im allgemeinen aber glaubte er die Vermuthung aussprechen zu dürfen, daß die Erschießung des Unglücklichen um Mitternacht stattgefunden habe. Man untersuchte nun die Kleider und Taschen des Todten. Nirgends fand sich ein Werthgegenstand. Die Uhr, die Börse, die Brieftasche, selbst der Ring, den er zu tragen pflegte, fehlte. Die Weste fand sich zerrissen vor, als habe ein heftiger Kampf stattgefunden. Der Hut Wirths lag eine Strecke weiter nach der andern Seite des Geländers zu, das Futter des Rockes hing in Fetzen, die Pistole, die er zu tragen pflegte, war nirgends zu finden. Und vor allem: der Boden rings um den Schauplatz der blutigen That zeigte sich mit Fußspuren besät. Zahlreiche Eindrücke im Schnee wurden genau von Wirths rechtem und linkem Stiefel ausgefüllt, andere dagegen dicht neben und zwischen diesen zeigten den Eindruck eines ungleich größeren, mit dicken Nägeln besetzten Stiefels, stets in entgegengesetzter Richtung, wie die Spuren Wirths, so daß der Mörder und das Opfer offenbar Auge in Auge mit einander gerungen hatten. Sehr bald aber fanden sich auch Fußspuren des Mörders, welche in derselben Richtung gingen, als diejenigen des unglücklichen Wirth, der offenbar, von der Stadt herkommend, hier sein Ende gefunden hatte. Die Spuren der Nagelschuhe zweigten sich da, wo der größte Wirrwarr der Tritte aufhörte, links über der Brücke drüben, dem letzten Stücke Wald zu ab, das, von der Stadt aus gerechnet, jenseits der Weißen Brücke lag. Es galt, sie zu verfolgen. Bis zum Walde war die Sache leicht. Aber hier hatte der Mörder, offenbar absichtlich, die Spur nach verschiedenen Richtungen gelenkt, bis der fast schneelose Waldboden des größten Scharfsinns spottete. Da blitzte im Kopf eines der Amtsboten ein Gedanke auf, der ihm freilich näher lag, als uns andern.

„Was meinen Sie, Herr Amtmann,“ fragte der Mann bescheiden, „wenn der Mörder nach der „Vagabundenscheune“ zu entflohen wäre?“

„Sie können recht haben!“ rief der Amtmann mit dem Eifer eines ergrauten Inquirenten. Die „Vagabundenscheune“ war ein altes halbverfallenes Scheunengebäude, das im freien Feld zwischen dem Wald und der Landstraße stand, und zum Gemeindegut der Stadt gehörte. Kleinere oder größere Vorräthe von Heu, Stroh oder Buschholz, die dort stets aufbewahrt wurden, zogen das herumtreibende Volk, auf welches damals mit Strenge gefahndet ward, vorzugsweise an. Auf dem geradesten Wege von der Unglücksstätte aus, an welcher der Arzt und der eine Amtsdiener zurückblieben, drangen wir übrigen durch den Wald ins Freie, der „Vagabundenscheune“ zu. Und richtig! nicht weit von dem Punkt, wo wir die Grenze des Waldes gewannen, zeigten sich wieder die Spuren der Nagelschuhe des Mörders, in der Richtung nach der Scheune zu. Wir folgten ihnen, als plötzlich der Amtmann uns Einhalt gebot. Aus der Scheune stiegen leichte blaue Rauchwolken in die klare Luft. „Wir fangen am Ende den Vogel noch im Nest,“ sagte er erregt. „Aber, meine Herren, einen ernsten Kampf wird es kosten. Wir sind es der Justiz und Wirth schuldig, ihn zu wagen.“ Mit raschen Schritten ging es vorwärts, die Eingänge der Scheune wurden von uns allen gleichzeitig betreten, aber niemand regte sich. Ein Feuer war im Verglimmen auf dem Herd, aber niemand fand sich, der es angezündet hätte! Diese Hoffnung war also vergeblich; nur war leicht möglich, daß der Mörder hier vor sehr kurzer Zeit geweilt, unser Herannahen entdeckt und sich geflüchtet hatte.

Dies wurde in hohem Grad wahrscheinlich gemacht durch die Funde, welche eine genaue Durchsuchung der Scheune zu Tage förderte. Man fand nämlich nicht weit von dem glimmenden Feuer, unter einem Haufen Heu nur leicht versteckt, die Brieftasche des Ermordeten, seine Uhr, seinen Ring u. s. w., kurz, alle Werthgegenstände, die man an ihm vermißte, eingewickelt in einen Fetzen Futterstoff, den alle Anwesenden erkannten als genau übereinstimmend mit dem Rockfutter des unglücklichen Wirth. Hier lag ein Raubmord vor, ohne Zweifel. Der Mörder war vielleicht vor wenigen Minuten noch hier gewesen; dann hatte er seine Verfolger aus dem Walde brechen sehen, er hatte rasch den Raub von sich geworfen, um nicht sofort überführt zu werden, mit der Absicht, ihn später ungefährdeter zu holen, denn er mußte annehmen, daß der Person des Thäters das Nacheilen am meisten gelten, daß man ihrer zuerst sich zu bemächtigen streben werde.

Und während dieser wichtige Fund gemacht, aufgeschrieben und in Verbindung mit der That und dem Thäter gesetzt wurde, hatte der tüchtige Gerichtsbote einen andern nicht minder wichtigen gemacht: er hatte, an einer trocknen Stelle der Wand, unter Reissig versteckt, einen Munitionsbeutel mit Kugeln und wenig Pulver gefunden, von dem er mit größter Bestimmtheit erklärte, daß der Erschossene ihn geführt habe. Oftmals, wenn sie spät zusammen durch die unheimliche Waldung nach Hause zurückgekehrt seien, habe Wirth vor Eintritt in den Wald seine lange Pistole aus dem Beutel geladen und die starken Spitzkugeln aufgesetzt. Beutel und Kugeln, sowie das Pulverhörnchen erkannte er bestimmt wieder. Alle Gegenstände nahm der Amtmann in sorgsame Verwahrung und fragte den Milchmann, ob er sich im Interesse einer thunlichst raschen Verfolgung des Flüchtigen, natürlich gegen Vergütung, der Mühe der Hereinschaffung der Leiche nach der Stadt mit unterziehen wolle. Der Mann bejahte bereitwillig, und der Amtmann entsandte nun den

Gerichtsdiener schleunigst nach dem nächsten vor uns liegenden Dorfe, um dort von der Ortsobrigkeit Berittene nach den nächsten Orten und namentlich dem nächsten Amt, aufbieten zu lassen, zur Fahndung auf den Flüchtigen. Dann sollte er schleunigst zur Stadt zurückkehren, und von hier aus nach den rückwärts liegenden Ortschaften und Aemtern gleichfalls Streichpatrouillen aussenden und die Kunde von dem geschehenen Verbrechen tragen lassen. Der Bote flog davon.

Wir kehrten nach dem Schauplatze des Verbrechens zurück, nachdem die Eingänge zur Scheune versiegelt waren, und unterwegs von jeder eigenthümlichen Stellung der Schneetritte des muthmaßlichen Mörders genaue Messungen, Zeichnungen und Papierausschnitte genommen waren. Hierzu war die dringendste Eile erforderlich, denn die Luft hatte sich inzwischen verdichtet und der Himmel mit Wolken umzogen; es war wärmer geworden und fing an zu schneien. Der Arzt war inzwischen nicht unthätig gewesen. Er hatte die Leiche äußerlich vollständig untersucht; sie zeigte außer der Schußwunde und einer leichten Schürfung am Kopfe, die durch das Aufschlagen auf das Geländer entstanden sein konnte, keine weitern Verletzungen. Er hatte mit der Sonde auch die Kugel ermittelt, ohne indessen dieselbe herauszuziehen und die Leiche zu öffnen; dies konnte nur in Gegenwart des Gerichts und am besten in der Stadt geschehen. Er erklärte, die Kugel müsse eine Spitzkugel sein. Der Amtmann zeigte ihm den vorgefundenen Munitionsvorrath; der Arzt sprach sich bestimmt dahin aus, daß eine derartige Kugel in die Herzgegend des Todten eingedrungen sei. Wirth war daher aller Wahrscheinlichkeit nach durch seine eigene Waffe gefallen, die ihm der Mörder entwunden hatte, die ihm vielleicht beim Fallen entglitten und vom Mörder aufgegriffen war. Wer konnte das wissen? Dem Eigenthümer hatte die Waffe vielleicht versagt, dem Mörder nicht. — Der Amtmann paßte das abgerissene Stück Futter, in welches die Beute gewickelt war, in das Rockfutter des Ermordeten: jede Faser des Stoffs schmiegte sich zur andern.

Unsere Untersuchungen im Freien waren vorläufig beendet; der Schnee fiel zudem in dichten Flocken, so daß die weiteren Lokalbesichtigungen der Fußspuren zu keinem Resultat führen konnten, wenn sie überhaupt noch sorgfältiger geführt werden konnten. Denn der Schnee war in kurzer Zeit so reichlich gefallen, daß selbst unsere frischen Tritte sofort verschwammen. Der Todte wurde also auf eine mitgenommene Tragbahre geladen und vom Gerichtsboten und Milchmann, vom Arzt und mir durch den Waldweg getragen. Auch hier zeigten sich unsere Trittspuren schon ganz verwischt, so daß unmöglich war, für die Vermuthung Bestätigung zu erhalten, daß der Ermordete hierdurch seinen letzten Gang gethan hatte. Auf unserm Hinweg nach der Todesstätte hatten wir wenigstens vom Ausgang des Waldes an deutlich die Fußspuren des Ermordeten bis zur Weißen Brücke verfolgen können.

Eine große Zahl unserer Mitbürger stand auf der Straße nach dem Wald zu, als wir das Freie gewannen. Gerichts- und Polizeibeamte hatten den Eingang zum Waldweg streng verwehrt. Die Stimmung der Menge, als sie unseres traurigen Conducts ansichtig wurde, schien lebhaft erregt. Neben Rufen tiefen Mitleidens mit dem Ermordeten und den armen Verwaisten, die er zurückließ, wurden Rufe der Verwünschung und Rache gegen den Mörder zahlreich laut. Die Familie des Ermordeten war schon unterrichtet von dem entsetzlichen Unglück, das ihr Haupt betroffen hatte; doch hielt ich mich nicht verpflichtet, der namenlos schmerzlichen Scene Zeuge zu sein, wo sie den froh und gesund Geschiedenen als Leiche ins Haus getragen sähen. Und doch blieb sie uns allen nicht erspart. Das Haus des Todten war eines der ersten auf der Straße, die dem Park am nächsten ist. Die Wittwe und die Kinderchen standen laut schluchzend in der Hausthür, als man den Vater getragen brachte. Es war herzzerreißend. Ich eilte nach Hause. Nach einer halben Stunde kam der Amtmann, mir zu danken. Der Arzt hatte die Kugel herausgezogen, sie sah genau so aus, wie die Kugeln im Munitionsbeutel; und die Wittwe hatte erklärt, daß ihr Mann kurz nach zehn Uhr von ihr gegangen sei. „Er habe von ihr, den Kindern und seiner Mutter so wehmüthig und schwer Abschied genommen, wie noch nie.“

Der Amtmann war noch bei mir, als die auch jetzt noch dicht vorm Hause des Ermordeten gescharten Einwohner der Stadt laute, drohende Rufe hören ließen, und sich der Trupp rasch dem Eingang der Stadt zuzuwälzen schien, von wo wir hergekommen waren. Die Ursache des Tumults ließ sich sofort erkennen. Zwei berittene Gensdarmen brachten einen Menschen ins Gerichtsgefängniß ein, der sehr herabgekommen und elend aussah, in einem von zahllosen Flicken bedeckten Anzug, Hände und Gesicht vom Frost aufgetrieben, nichts auf dem Leibe, was wie Wäsche aussah. Nur mit Mühe vermochten die Gensdarmen die wüthende Menge abzuhalten, an dem Manne Lynchjustiz zu üben. Auch als der Amtmann sofort zur Straße hinabstieg, die Menge zur Ruhe ermahnte, und die Gerichtsthore absperren ließ, verharrte die Menge noch stundenlang vor den Thoren in drohender Stimmung, die wieder zu den leidenschaftlichsten Zornesausbrüchen anschwoll, als der muthmaßliche Mörder unter starker Escorte in das Haus des Todten vor die Leiche geführt wurde. Ich sah den Mann nun näher. Er hatte etwas Scheues, aber nichts Bösartiges im Auge, und namentlich fehlte dem Gesicht der Ausdruck feiger Tücke, den der Raubmörder stets im Auge, auf der Stirn, oder um den Mund zeigt. So sah er aus, *bevor* er ins Trauerhaus geführt wurde. Aber wie mochte der Anblick des Opfers auf ihn wirken? Nach einer Viertelstunde sah man ihn und das Amtspersonal wieder heraustreten. Sein Gesicht machte jetzt einen entschieden günstigen Eindruck auf mich. Er war offenbar bis zum Anblick der Leiche in Unbekanntschaft mit dem furchtbaren Verdacht gelassen worden, der auf ihm lastete. Man wollte ihn mit einem Male zerschmettern. Aber gerade das Bewußtsein der Gefahr, in der sein Kopf schwebte, schien ihn mit einem Muth erfüllt zu haben, den er vorher nicht zur Schau trug. Er blieb beim Anblick der geballten Fäuste der drohenden Menge unbeweglich. Der Amtmann, der vor ihm herschritt, schien indes nicht an seiner Schuld zu zweifeln.

Die Menge füllte immer noch die Straße; doch wurde sie bald spärlicher, denn ihrer Neugierde war bis Nachmittag keine neue Nahrung geworden. Einer nach dem andern der alarmirten Gensdarmen und Reiter kehrte ohne Resultat nach dem Gericht zurück. Weit und breit hatte nichts Verdächtiges sich gezeigt. Das Volk erklärte den Gefangenen rundweg für den Mörder. Er war ein wegen kleiner Diebstähle schon oft bestrafter Vagabund, der, obwohl wiederholt aus dieser Gegend verwiesen, sich nun doch wieder seit Tagen arbeitslos hier herumgetrieben hatte. Man hatte ihn richtig in dem Dorfe, welches der Vagabundenscheune am nächsten lag, in einer Scheuer versteckt, aus dem Heu gezogen. Seine Fußspuren hatten ihn verrathen. Der Amtsbote versicherte, es seien dieselben Abdrücke nägelbeschlagener Sohlen gewesen, wie von der Unglücksstätte bis zur Vagabundenscheune.

Gegen Abend ließ mich der Amtmann bitten, sofort ins Gericht zu kommen. Ich folgte und war sehr betroffen, zu vernehmen, daß der angebliche Mörder Wirths mich zum Vertheidiger wünsche. Die Annahme des Auftrags war nur möglich, wenn das Gericht auf meine Abhörung als Zeuge verzichtete. Ich erklärte das dem Amtmann. „Wir brauchen Sie keinesfalls, lieber College,“ entgegnete er bestimmt. „Der Angeschuldigte leugnet zwar hartnäckig, aber die Beweismasse erdrückt ihn, ohnehin ist ja für alle der von uns gemeinsam beobachteten Indicien, mindestens noch ein Zeuge außer mir, der Milchmann da, für die meisten noch die zwei Boten und der Herr Bezirksarzt. Und, wie gesagt, er ist der Mörder, kein Zweifel mehr, lieber College; denken Sie, die Schuhe des Angeklagten passen genau in die Maße und Zeichnungen, die ich vor Ihren Augen von den Tritten des muthmaßlichen Mörders genommen habe. Und außerdem hat man die Brieftasche des Ermordeten bei ihm gefunden, in welcher derselbe seine Legitimationspapiere zu bewahren pflegte.“

„Das scheint mir nur unter Umständen ein Verdachtsmoment,“ warf ich ein. „Denn die Papiere hätten ihn ja doch, ohne allen wirklichen Werth für ihn, geradezu ans Messer liefern müssen, wenn er hätte fliehen wollen.“

„Ganz richtig, lieber Herr College,“ erwiederte der Amtmann fast unwillig. „Aber wie, wenn der Mörder die Tasche mit der Geldbrieftasche verwechselte und die Legitimationspapiere statt der Cassenscheine an sich nahm, als er uns vom Wald kommen sah? Denn er gesteht selbst zu, in diesem Augenblick in der Scheune gewesen zu sein und vor uns die Flucht ergriffen zu haben. Und dann, lieber College, hören Sie einmal selbst die albernen Ausreden des Angeschuldigten. Sie sollen ihn gleich ganz allein, unter vier

Augen sprechen; ich will Ihnen, soweit ich kann, in Ihrem Amt als Vertheidiger behilflich sein. Aber in *diesem* Fall werden Sie wohl selbst bald zu dem Bewußtsein kommen, daß nicht die Justiz, nur die Gnade des Fürsten Ihrem Clienten einen Hoffnungsschimmer gewähren kann."

So sprach einer der vorurtheilsfreiesten Richter des Landes. Er war im voraus von der Schuld dessen, den er zu richten hatte, vollständig überzeugt. Er allein sammelte, nach dem alten geheimen und schriftlichen Inquisitionsverfahren Belastungs- und Entlastungsmaterial zu den Akten. Und „was nicht in den Akten, ist nicht in der Welt," lautete der Hauptproceßgrundsatz jenes alten Strafverfahrens. Es war auch nicht zu leugnen: das Gewebe von Thatsachen und Schlüssen, welches die einzelnen Indicien abgaben, zog sich zu einer fürchterlichen Last über dem Haupt des Verdächtigen zusammen, den ich vertheidigen sollte, schriftlich und geheim, wie er angeklagt war, ohne die Hoffnung, durch die Macht der Rede auf die Richter zu wirken. Alles stand in den Akten zu lesen und — dann wurde das Urtheil gefällt. Es war meine erste größere Vertheidigung obendrein, und die handelte um Leben und Tod. Der Amtmann war nicht so mild, und viel erfahrener, als ich; er hatte nicht die Gewohnheit, jemand schuldig zu sprechen, ohne vollste Ueberführung und vollständigen Beweis der Schuld. Die Hoffnungen, welche ich auf meine Unterredung mit dem Gefangenen, auf meine Vertheidigung setzte, waren sehr gering. (Schluß folgt.)

Ein Maestro der modernen Oper.

Von **Otto Gumprecht.**

Von dem ruhmgekrönten Triumvirat, das während eines vollen Menschenalters die gesammte Welt des gesungenen Dramas unter sich getheilt, ist allein der achtundachtzigjährige Componist des Maurer und der Stummen unter den Lebendigen geblieben. Der Zeitraum, in welchem die moderne Oper zur üppigsten Blütenfülle sich entfaltete, wird durch die Namen *Meyerbeer*, *Auber* und *Rossini* bezeichnet. Drei andere Tondichter, abermals einen Deutschen, einen Franzosen und einen Italiener, hat die Gegenwart auf den Thron gehoben. *Wagner*, *Gounod* und *Verdi* sind es, die den neuesten Richtungen der dramatischen Musik Weg und Ziel gewiesen. Von ihnen insgesammt dürfen wir wohl behaupten: nur unsere Armuth ist ihr Reichthum, unter lauter Kleinen sind sie die Größten, vereinzelten Hügeln gleichend, die aus einem weit hingebreiteten Flachland emporragen. Ihnen fast ausschließlich verdanken wir alles, was in den letzten fünfundzwanzig Jahren in dem Repertoir unserer Theater festen Fuß zu fassen vermochte. Verschwindend gering erscheint die Ausbeute, wenn wir uns daran erinnern, daß ein einziges Decennium der Stummen, dem Tell, dem Fra Diavolo, dem Robert und den Hugenotten die Entstehung gab, zahlloser Werke zweiten Ranges gänzlich zu geschweigen, die sich fort und fort auf der Tagesordnung behaupten. Unsere deutsche Zukunftsoper gemahnt an ein Schiff, das unter vollen Segeln in die unendliche Wasserwüste hinaustreibt, während hinter ihm das musikalische Festland zu immer unbestimmteren Umrissen verdämmert. Der Componist des Faust scheint aber in dieser einen Partitur den ganzen künstlerischen Reingewinn seines Lebens niedergelegt zu haben. Wie ein Schüler den Meister, so umklammert er in seinen späteren Arbeiten das eigene frühere Schaffen. Nicht besser als bei uns und in Frankreich, ja noch schlimmer, finden wir es im Vaterlande des dramatischen Gesanges um die Produktion bestellt. Längst versiegt ist der breite tiefe Strom der Töne, der während des ersten Dritteis dieses Jahrhunderts von Italien aus alle Theater weit und breit überfluthete, und die welsche Bühne, ehedem die große melodische Vorrathskammer der gesammten civilisirten Welt, sieht sich selbst auf die Einfuhr vom Ausland gegenwärtig angewiesen. Der musikalische Genius der Nation, der über die Werke Rossinis, Bellinis, Donizettis, der geringeren wie Caraffa, Mercadante, Pacini, der Brüder Ricci und vieler anderer hier gar nicht zu gedenken, so reichen Segen ausgegossen, scheint auf geraume Zeit verstummen zu wollen, nachdem er sich noch einmal zu Verdi hinabgeneigt, um bereits müde und einsilbig durch dessen Mund seinen Scheidegruß uns zuzurufen. Seit mehr als zwanzig Jahren blieb der Componist des Trovatore und Rigoletto, der Traviata und des Ballo in Maschera als der einzige namhafte Vertreter der italienischen Oper übrig. Um ihn her ist alles still geworden, unter dem jüngeren Nachwuchs, den Pedrotti, Ferrari, Petrella suchen wir vergeblich nach einem Namen von vollerem Klang.

Noch immer gibt es unter den deutschen Musikern nicht wenige, denen die italienische Oper für den Inbegriff alles Uebels gilt. Wer ihrer Entwicklung einige Aufmerksamkeit schenkt, sie zum Gegenstand einer Betrachtung macht, welche das in Criminalsachen übliche Verfahren nicht schlechthin sich zum Muster nimmt, hat von ihnen kaum etwas anderes zu gewärtigen, als ein mitleidiges Lächeln, oder eine finster gerunzelte Stirn. Wenn ehedem Rossinis lorbeerbekränztes Haupt das Ziel gewesen, gegen welches diese Gesinnungstüchtigkeit ihre heftigsten Zornausbrüche schleuderte, so richtet sie heutigen Tages dieselben verstärkt gegen Verdi. Wer indessen es dahin gebracht, einen Hörerkreis um sich zu versammeln, der nach Millionen zählt, wer eine Reihe von Weisen zu ersinnen vermochte, die allenthalben ertönen, soweit überhaupt Musik der Menschen Herz erfreut, der ist, wie uns dünkt, schon in culturgeschichtlicher Rücksicht einiger Beachtung werth. Bühnenerfolge werden nicht gewonnen, wie ein Treffer in einem Glücksspiel. Nie pflegt die Welt Gold und Beifall ohne triftigen Grund zu spenden. Gegenüber den Günstlingen des großen Publikums, den geräuschvollen Huldigungen, die sie alle aller Orten umdrängen, spricht man nun wohl gern von dem verwirrten Sinn, dem entarteten Geschmack der ungebildeten Masse, von ihrer Bereitwilligkeit, mit klingender Anerkennung die gewandten Schmeichler und Liebediener zu überschütten. Dergleichen geläufige Stichworte erklären und beweisen indessen gar nichts, denn leider fehlt es zu keiner Zeit an Künstlern, die, um zu gefallen, bereit gewesen, den letzten Rest ihres ästhetischen Gewissens preiszugeben, und trotzdem war es nur den allerwenigsten verliehen, das heiß begehrte Ziel zu erreichen. Wir sind weit entfernt, die rohen und gemeinen Elemente in Verdis Natur zu verkennen, gestehen gern zu, daß sie ihm auf seinen Siegeszügen erheblichen Beistand geleistet. Keineswegs verdankt er jedoch ihnen allein seine Triumphe, noch andere Eigenschaften mußten im Spiele sein, um ihn nicht nur zum unumschränkten Herrn und Gebieter der italienischen Bühne zu machen, sondern auch die Pforten unserer deutschen Theater vor ihm weit aufzuthun. Versuchen wir dem viel gepriesenen, viel geschmähten Maestro etwas näher zu treten und unbefangene Musterung über seine Thaten zu halten.

Dem Publikum des Berliner Opernhauses bot sich im Frühling 1857 die erste Gelegenheit, den jüngsten Liebling Italiens von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Lange vorher, schon im Beginn der vierziger Jahre hatte die italienische Gesellschaft des alten Königsstädtischen Theaters mit einigen seiner Erstlingsarbeiten ihr Glück erfolglos versucht. Verdi war daher für die preußische Hauptstadt ein Fremdling, als der Trovatore zur erwähnten Zeit seinen Einzug in ihre vornehmste Kunstanstalt hielt. Er kam kläglich zu Fall und brauchte mehrere Jahre, um sich von seiner Niederlage zu erholen. Allmählich tauchte er jedoch im Repertoir wieder auf, zunächst schüchtern und in weiten Zwischenräumen, dann immer zuversichtlicher, und seit 1861 gehört er zu den bewährtesten Kassenstücken. Sehr deutlich erinnert sich der Verfasser dieser Skizze des abschreckenden Eindrucks, den ihm die erste Bekanntschaft mit dem Werk und dessen Autor hinterließ. Er meinte unter eine erbarmungslose Faust gerathen zu sein und die Nachwehen ihrer schlimmen Griffe tagelang zu spüren. Alles Hohe, Schöne und Edle, an das er bisher im Tonreich geglaubt, schien in den Gestalten des Componisten herabgewürdigt und zu schnöder Karrikatur verkehrt. Sie gemahnten ihn an jene Gebilde des Teufels in der alten Sage, der dem lieben Herrgott sein Schöpfungswerk nachmachen wollte, aber statt der Menschen nur häßliche Affen und grinsende Kobolde erschuf. Wohl schon manchem mag es ebenso ergangen sein, denn in seinen festesten ästhetischen Gewohnheiten und Ueberzeugungen aufs tiefste verletzt und mißhandelt muß bei der ersten Berührung mit der Verdischen Oper sich jeder fühlen, der

bisher mit seinem gesammten musikalischen Empfinden und Genießen nur in der idealen Welt heimisch gewesen, die sich in den Schöpfungen unserer großen deutschen Meister ausbreitet. Inzwischen sind der Trovatore und seine Geschwister in zahllosen Aufführungen an uns vorübergezogen. Der fortgesetzte Verkehr mit ihnen hat den Widerwillen gegen ihre wilden Sitten und rohen Kraftausdrücke nach und nach abgestumpft. Das ist es aber nicht allein. In derselben Zeit lernten wir eine ganze Anzahl deutscher Opern aus neuer und neuester Zeit kennen. In Rücksicht auf künstlerische Gesinnung durfte keine den Vergleich mit denen des Italieners scheuen, dabei waren sie aber mit geringen Ausnahmen entweder schier zum Verzweifeln öde, langweilig und philisterhaft, oder von Anfang bis zu Ende voll des unerquicklichsten Gegensatzes zwischen himmelanstürmenden Intentionen und allerhand kleinlichen Versuchen und Ansätzen, das mehr oder weniger klar geschaute Ideal in Klang und Ton zu verkörpern. In beiden Fällen hatte man das Gefühl, in trockenem Sande festzusitzen, nur mit der Abwechselung, daß entweder der Componist unserem Leiden gelassen zusah und es gar nicht zu verhehlen schien, dies sei der normale Zustand, während er ein anderes Mal die gewaltigsten Anstrengungen machte, es ihm aber, obgleich seine Brust keuchte, doch nicht gelang, uns aus der trostlosen Lage zu erlösen. Bei Verdi kommen wir wenigstens von der Stelle. Es gibt angenehmere Wege als die seinen, er bringt uns indessen, wenn auch vielfach gestoßen und zuletzt tüchtig durchgerüttelt, mit fester Hand zum Ziel. Als heimisches Erbtheil besitzt er eine sichere, freilich in der Wahl der Mittel keineswegs ängstliche Bühnentechnik, die Fähigkeit, die Stimmen so zu behandeln, mitunter auch zu mißhandeln, daß stets ein Effekt dabei herauskommt, endlich eine gewisse Gabe von melodischer Erfindung.

Zwar verhalten sich in der letzteren Beziehung seine Gebilde zu denen seiner unmittelbaren Vorgänger wie die bleichen Kinder des Herbstes zur üppigen Blütenfülle des Frühlings. Wir begegnen aber doch bei ihm noch wirklicher, leibhaftiger Melodie, und nicht lediglich blutloser Rhetorik und Deklamation. Sein musikalisches Wissen umfaßt einen sehr engen Kreis. So gut wie unberührt hat es die überreichen Schätze des Geistes gelassen, welche die ununterbrochene Arbeit der Jahrhunderte aufgehäuft, und seinen gesammten Inhalt nur aus der Produktion der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart geschöpft. Verdis einzige Lehrer sind die gefeierten italienischen Tondichter des neunzehnten Jahrhunderts und die letzten hervorragenden Vertreter der großen französischen Oper gewesen. Er hat namentlich, wie wir noch näher sehen werden, aus den Meyerbeerschen Partituren eine Menge dramatischer Schlagworte und Handgriffe sich angeeignet und damit seine angeborenen Gaben und Fertigkeiten bereichert. Das alles zusammengenommen ist sehr wenig, und doch wieder, wie die Dinge stehen, recht viel. Alle unsere Verehrung vermag Gluck, Mozart, Beethoven und Weber nicht aus dem Grabe zu erwecken. Von ihren Schöpfungen allein, und denjenigen, auf die noch ein Abglanz ihres Geistes fällt, kann aber kein Opernrepertoir sein Leben fristen. Börne sagt irgendwo: „In der deutschen Literatur gibt es blos Gold oder Kupfer, in der französischen nur Silber," und etwas Aehnliches läßt sich von unserer dramatischen Musik gegenüber der des Auslandes behaupten. Allein deutsche Genialität und Begeisterung schuf eine Reihe von Werken, die für alle Zeiten geschrieben sind, es fehlt uns aber fast ganz an jenem Mittelgut, dessen kein Theater entbehren kann. Stets von neuem muß unsere Gesangesbühne zu Anleihen bei den Italienern und Franzosen sich entschließen, um dem täglichen Bedürfniß zu genügen.

Ehe wir uns indes zu einer genaueren Betrachtung derjenigen unter den Verdischen Opern wenden, von denen das deutsche Publikum Besitz ergriffen, mag es zunächst gestattet sein, den Blick noch etwas freier und weiter schweifen zu lassen, um die Stellung zu bezeichnen, die der Componist im Verhältniß zu seinen Vorgängern einnimmt.

Keine andere Kunstform verdankt den Italienern mehr als die Oper. Fast bis auf die Gegenwart herab floß ihr aus dem innersten Wesen der Nation immer von neuem ein Strom frischen Lebens zu, während die Kirchenmusik, wie sämmtliche Gattungen der instrumentalen, schon sehr früh eine zweite und bessere Heimat in Deutschland gefunden. Italien hat das gesungene Drama, dieses eigenthümliche Kind des modernen Geistes, geboren und großgezogen, sein Verdienst ist es gewesen, daß das künstlerische Material so weit geklärt und geschmeidigt worden, um der innigen Verschmelzung von Ton, Wort und Handlung zum gefügigen Ausdrucksmittel sich darzubieten. Wetteifernd griffen Deutsche und Franzosen nach dem neuen Erwerb, und dem eng verbundenen Zusammenwirken der drei Völker entsproß als edelste Blüte die klassische Oper. Alle nationalen Unterschiede und Gegensätze sind in ihr zu vollendeter Harmonie vermittelt und aufgelöst, und sie kann deshalb als das idealste Widerspiel der gesammten modernen Cultur gelten. Für jede Entwickelung, mag sie nun geistiger oder materieller Art sein, kommt aber nach einem unabänderlichen Naturgesetz eine Periode, wo die bis dahin einträchtig verbundenen Elemente die Gemeinschaft aufgeben, um durch ihre selbständige Entfaltung neue Kreise des Lebens zu gewinnen. Vorbereitet und begünstigt durch den Gang der großen Weltereignisse, trat auf dem Gebiet der dramatischen Musik im Beginn unseres Jahrhunderts diese Wendung ein. Der fehlgeschlagene Versuch der buntesten Mannigfaltigkeit, den Völkern eine naturwidrige Vereinigung aufzunöthigen, mußte die einzelnen mit einem um so lebhafteren Gefühl ihrer Eigenart durchdringen, sie dazu treiben, ihre besondere Persönlichkeit um so nachdrücklicher zu bethätigen. Unter der napoleonischen Herrschaft, und unmittelbar nach ihrem Sturz sehen wir daher allenthalben den Nationalgeist erwachen und die verschiedensten Gebiete, die praktischen wie die idealen, sich erobern.

Während die Literatur von ihrer weltbürgerlichen Höhe hinabstieg, um sich liebevoll in die vaterländische Sage und Geschichte zu versenken, heimische Sitten und Anschauungen poetisch zu verklären, schöpfte die Musik aus der innigen Berührung mit dem Volksgesang neue Kraft und Jugend. Am augenscheinlichsten stellt sich uns dieser Umschwung gerade in derjenigen Gattung dar, die der Wirklichkeit am nächsten steht, die in heller Oeffentlichkeit an die größten Massen sich wendet. Auber, Weber und Rossini sind aber die drei Tondichter, denen die französische, deutsche und italienische Oper die nationale Wiedergeburt verdankt. Die Weisen des Tancred versetzten nur deshalb aller Orten von den Alpen bis nach Sicilien das Volk in einen Taumel des Entzückens, weil es in ihnen den Widerhall jener Musik vernahm, die in seinem eigenen Herzen lebte. Die alte Opera Seria hatte ihren akademischen Ursprung nie ganz verleugnen können. Verschanzt hinter dem hoch aufgethürmten Wall hergebrachter Regeln und Satzungen, war sie taub geblieben gegen den Strom des Wohllauts, der überall draußen so wohlgemuth rauschte. Unaufhaltsam ergoß er seine erfrischende Flut über die Bühne, als Rossini die von der Schule aufgerichtete künstliche Scheidewand mit jugendkräftigem Arm niedergeworfen. Indem er die Oper mit dem melodischen Inhalt des Volksgesanges erfüllte, wurde er ihr Reformator. Es war indessen doch nur ein neues Scheinleben, das er ihr mitzutheilen vermochte, weil er seine Töne nicht aus dem Sinn des Dramas schöpfte, sondern sie von außen als etwas schon Fertiges herzubrachte. Selbst mußte er noch davon Zeuge werden, daß der Blütensegen dahinwelkte, der unter seiner Hand so üppig emporgesproßt. Weit rascher verlor man den Geschmack an diesen dramatisch-costümirten Vokalconcerten, den sybaritischsten Tongastmahlen, die je dem Publikum geboten worden, als einst an der trocknen Melodik Jomellis, Piccinis und Paisiellos. In seinen letzten Schöpfungen wandte der Componist der vaterländischen Bühne den Rücken, deren Scepter an Bellini überging.

In ihrem innersten Wesen trat eine Wandlung ein, die Oper entsagte dem äußerlichen, nur auf sinnlichen Genuß gerichteten Treiben, hüllte sich in Trauerflöre, nahm in die eine Hand den Cypressenzweig und in die andere ein Thränentuch. War es ihr bisher blos darum zu thun gewesen, das Ohr zu liebkosen, es mit allen Reizen zu ersättigen, die der menschlichen Stimme, diesem begnadigtsten Organ der Musik, innewohnen, so trug sie nun Sorge, den Durst des Gemüths nach wahrer echter Empfindung zu stillen. An die Stelle der nur auf Wohllaut bedachten Rossinischen Melodie, ihrer gleichgültigen Abkehr von allem ernsteren und tieferen Gehalt trat die überschwenglichste Gefühlsseligkeit, eine hinschmachtende Sehnsucht, die aus jedem Gegenstand, den sie ergriff, nur Nahrung für ihren Schmerz sog. Diese wollüstige Abspannung, diese thatenlose, alle Bestimmtheit des Ausdrucks in einen Strom süßer Thränen auflösende Wehmuth fingen gerade an lästig zu werden, als Doni-



Giuseppe Verdi.

zetti erschien. An schöpferischer Ursprünglichkeit weder mit Rossini noch mit Bellini zu vergleichen, aber wenigstens dem letzteren in Rücksicht auf technische Gewandtheit und geschmeidige Aneignung bei weitem überlegen, entlehnte er den beiden Vorgängern, was sich überhaupt ablernen und nachahmen ließ, und gewann aus der geschickten Mischung und Verbindung der solchergestalt zusammen gebrachten Elemente den fruchtbarsten Boden für die Bethätigung seines reichen vielseitigen Talentes. Er blieb dabei nicht stehen, sondern knüpfte auch innige Beziehungen mit der französischen Oper an, die gerade damals zu ihrer vollen künstlerischen Reife gelangt war. Bis zu dem Grade machte er sich mit ihr vertraut, daß er es wagen durfte, mehr als eines seiner Werke unmittelbar an das Pariser Publikum zu addressiren. Aber auch auf seine italienischen Partituren übte dies enge Verhältniß zum Ausland einen tiefgreifenden Einfluß. Was er begonnen, führte Verdi mit rücksichtslosem Eifer weiter. Die nationale Selbständigkeit der heimischen Gesangsbühne gab er preis und tauschte dafür die französische Vasallenschaft ein.

Die Geschichte der Oper, dieses doppelartigen Geschöpfes, ist ein endloser, nur durch eine kurze Periode des Friedens und der Eintracht unterbrochener Kampf zwischen Musik und Drama. Naturgemäß strebt jeder der beiden Faktoren in dem Bunde, den sie miteinander eingegangen, nach der Oberherrschaft. Von den ersten Versuchen der Florentiner Gelehrten, die Herrlichkeit der antiken Tragödie in Sang und Klang wieder zu erwecken bis hinab zu Richard Wagners Experimenten mit dem Kunstwerk der Zukunft, liegt dieser innere Gegensatz der gesammten Entwickelung zu Grunde. Wahrhaft aufgehoben und versöhnt finden wir ihn nur in der klassischen Oper, in der südliche Formenschönheit mit nordischer Geistes- und Gemüthskraft sich vermählt. In demselben Maß aber als die künstlerische Produktion der drei Völker, die unter sich die Tonwelt getheilt, einem rein nationalen Zuge zu folgen begann, trat auch der alte Zwiespalt wieder zu Tage. Während die französische und deutsche Oper das dramatische Prinzip auf Kosten der Musik immer schärfer zuspitzte, ging die italienische gänzlich in bell canto auf, in der Freude an dem durch keine Charakteristik des Ausdrucks beunruhigten Wohllaut. Weit rascher mußte sich die letztere Einseitigkeit abnutzen, als die umgekehrte, denn die Natur des rein sinn-

lichen Genusses bringt es nun einmal mit sich, daß er stets in Ekel und Ueberdruß umschlägt. Wenn zuerst in die Werke Donizettis französische Gefühls- und Ausdrucksweise Eingang fand, wenn dann bei Verdi dies Element alles erfüllt und durchdringt, so geschah es in dem unabweisbaren Bedürfniß nach einer geistigen Würze, nach dem die Tonsprache erfrischenden und belebenden Sauerstoff der Charakteristik.

Mit der dramatischen Unschuld und Harmlosigkeit der italienischen Oper war es aber zu Ende, als sie einmal begonnen, nach Paris hinzuhorchen und sich von dort ihre Stichworte zu holen. Hatte sie früher einer Nachtwandlerin geglichen, die, unbekümmert um die Außenwelt, versunken in sich, lediglich vom Zug des Herzens auf ihrer dämmerhaften Bahn geleitet wurde, so hörte sie sich nun plötzlich beim Namen gerufen und öffnete ihren Sinn der Wirklichkeit, die für sie in den Vorgängen des Dramas bestand. Die nächste Folge des Erwachens war aber ein jäher Fall der traumbefangenen Schönen. Sie verlor die naive Anmuth, die aller unverfälschten Natur eigen ist, ohne dafür die geistige Freiheit und edle Bildung der echten Kunst einzutauschen. Schon Mozart gab einst einem lernbegierigen, in italienischen Traditionen aufgewachsenen Componisten den Rath, er möge sein hübsches Talent nicht durch halbes Wissen verderben, und erinnerte ihn an das Sprichwort: chi sa più, meno sa.*) Die Verdische Musik hat von dem Baum der Erkenntniß gegessen, das Paradies des melodischen Dolce far niente liegt hinter ihr, im Schweiß ihres Angesichts ißt sie ihr Brot, und nur hier und da unterbricht eine träumerische Erinnerung an die vergangene Glückseligkeit die harte Arbeit. Das Wesen der klassischen Oper war, wie wir sahen, darin begründet, daß sie den ganzen künstlerischen Gewinn, welchen die Produktion der an der musikalischen Entwickelung betheiligten Völker im Lauf der Jahrhunderte aufgehäuft, zusammenfaßte und als Stoff für ihre Gebilde verwerthete. Dasselbe Ziel verfolgt scheinbar der Kosmopolitismus der modernen Bühne; näher betrachtet thut er aber genau das Umgekehrte. Jene hatte die verschiedenen nationalen Unterschiede und Gegensätze zu reiner Harmonie versöhnt und ausgeglichen, dieser läßt sie, wie er sie gefunden, und bemächtigt sich ihrer nur, um sie als Mittel des Contrastes auszunutzen. Im ersteren Fall ist die Verbindung eine organische, durchaus idealer Art, im letzteren eine mechanische, lediglich materieller Natur, dort wirkliche Verschmelzung, hier bloße Vermischung.

Den vornehmsten Vertreter der kosmopolitischen Oper, die ihre Ernten in sämmtlicher Herrn Länder schneidet und alles in ihren großen Topf wirft, erblicken wir in Meyerbeer, ihm ist Verdi mit Leib und Seele verschuldet. Während aber jener von jeder Waare die reichste Auswahl feil bietet, führt die Commandite nur die gröberen, landläufigen Artikel. Es ist ein Unterschied, wie zwischen Paris und der Provinz. Allenthalben im ganzen und im einzelnen verräth die Verdische Tonsprache den Meyerbeerschen Einfluß. Wir gewahren ihn in der auf handgreiflichste Bestimmtheit gerichteten Weise des Ausdrucks, in seinem psychologischen haut goût, in der Lust am Häßlichen als ergiebiger Fundgrube des Charakteristischen. Er zeigt sich in der pointirenden Behandlung der Melodie, in der Freude an scharfem harmonischen Gewürz, in der vordringlichen Rhythmik und Instrumentirung. Weit roher und gewaltsamer schlägt freilich der Italiener darein, denn es fehlt ihm die erfindungsreiche Gewandtheit und der wählerische Geschmack, um es seinem Vorbild gleich zu thun.

Nicht minder beredtes Zeugniß, als die Literatur, legt in ihrer Weise die Musik von dem innersten Stimmungsgehalt der Zeit ab, der sie entsprang. Man braucht kein Träumer und Geisterseher zu sein, um in ihren Schöpfungen das getreue Widerspiel der verschiedenen, im Lauf der Geschichte einander ablösenden Culturströmungen zu erkennen. Wenn man mit Recht gesagt hat, daß Spontinis blechgepanzerte Partituren die stolze Kriegsglorie des ersten Kaiserreichs abspiegeln, daß Rossini, der Componist der Restauration, süßen melodischen Schlaftrunk der des wilden Waffenlärms müden, nach den Genüssen des Friedens schmachtenden Welt geboten: so wurde die Verdische Muse von dem Geist einer Periode groß gezogen, in welcher Italien an seinen Ketten zu rütteln begann, der ganze, unter dem Druck der Fremdherrschaft Tropfen für Tropfen angesammelte Haß alle Gemüther vergiftete, geheime Verschwörungen und politischer Meuchelmord auf der Tagesordnung waren.

Seit jeher hatte der tondichtende Genius der Nation die komische Oper gehegt und gepflegt. Wie ihr Rossini die frischesten Blüten seiner Phantasie dargebracht, so nahm sie auch noch in dem Schaffen Donizettis eine hervorragende Stelle ein. Umsonst suchen wir aber unter den mehr als zwanzig Werken, die bis jetzt Verdi vollendet, nach einem einzigen, das der heiteren Gattung zugeeignet wäre. Spielende Anmuth, die Segnungen des Humors, das Ineins von Lust und Schmerz, sind dem Componisten versagt. Er kann nicht lächeln; wo er es ja versucht, bringt er es blos zu einer häßlichen Grimasse. Von Gift und Blut triefen die Stoffe, die er sich erwählt, ein zorniges Pathos bildet den Grundzug seiner Tonsprache. Weitaus am freiesten athmet er in der hochgehenden Brandung der Leidenschaft, zum breit und ruhig strömenden Gefühlserguß fehlt seinem Empfinden die Milde und Harmonie. Den wildesten Trieben und Affekten dahingegeben sind die Menschen, mit denen er die Bühne bevölkert, aber arm an Liebe ist ihr Gemüth. Einem pessimistischen Zuge folgend, vertieft sich die musikalische Charakteristik in die Darstellung des Bösen. Seine grimmigsten Weisen lehrte ihr der Haß, sie kennt den gierigen Aufschrei der Rachsucht, die falsche Melodie des Verraths und das heisere Lachen des Hohns und der Bosheit. Unholde, wie Azucena, die zerlumpte Zigeunerin, und Rigoletto, der bucklige Narr, innerlich und äußerlich gleich mißgestaltet, sind ihre Lieblinge. Nicht allein Laster und Verbrechen, überhaupt das Pathologische in seinen mannigfachen Erscheinungsformen, das Siechthum der Seele und des Körpers, leihen ihr Stoff und Farben zu ihren Gebilden. Sie lauscht den krampfhaften Zuckungen todeswunder Herzen, beugt sich über das Krankenbett, um die letzten matten Pulsschläge des Lebens zu zählen. Ein Componist, der nach solchen Dingen seine Hand ausstreckte, dem Spannung und Aufregung als das einzige Ziel aller dramatischen Musik galt, konnte sich nicht mehr mit dem Rüstzeug begnügen, welches bis dahin die italienische Oper in Bewegung gesetzt.

Vergleicht man die Arbeiten Verdis mit denen seiner Vorgänger, so erscheint zunächst die Melodie weit spröder, trockener, kurzathmiger, jedes freundlichen Fioriturenschmucks entkleidet, dafür mit allerlei scharf einschneidenden Accenten durchsetzt und beladen. Das im Grunde genommen allem Gesang feindliche, nur in gewissen Ausnahmefällen berechtigte chromatische Element hat beträchtlichen Raum gewonnen. Die Harmonie, auf deren glatten, klaren Spiegel die Kantilene sich ehedem so wohlig schaukelte, ist trüb und unstet geworden, die Dissonanz spielt in ihr eine große Rolle. An die Stelle der weichen, wellenartig auf und nieder wogenden metrischen Bewegung sind die gewichtigen Keulenschläge der zudringlichsten Tanz- und Marschrhythmen getreten. In das Kampfgetümmel der Leidenschaften, das die Bühne erfüllt, mischt das Orchester seine lautesten Schlachtrufe, der Militärmusik hat es die Tuba, große Trommel und ähnliche schwere Artillerie entlehnt. Von seinen Sängern fordert der Componist weder technische Virtuosität noch wählerische, jedem Wechsel der Empfindung sich behend und verständnißinnig anschmiegende Kunst des Ausdrucks. Ueber das Schicksal der Tonschlachten, zu denen er sie kommandirt, entscheidet nur eines, die eherne, selbst der gewaltsamsten Heimsuchung siegreich trotzbietende Naturkraft des Tones. Die rohe Sinnesart der Verdischen Oper, der ihrem Wesen eingeborene Hang zur Grausamkeit, sie verrathen sich recht deutlich in diesen unersättlichen Vampyrgelüsten nach dem Blut und Mark der Stimmen. Unter dem Einfluß der Rossinischen Schule hatte sich eine vollendete Gesangesmeisterschaft entwickelt, deren letzte gefeierte Vertreter noch in unsere Zeit hineinreichen, denn wie jene die letzte Stimmbildnerin gewesen, so sicherte sie auch den unter ihrer Führung Aufgewachsenen die Langlebigkeit des Organs. Dem Naturalismus, der sich in unseren Tagen immer massenhafter auf die Bühne drängt, leistet der Verdische Kraftstil den nachdrücklichsten Vorschub. Und das ist noch nicht einmal das Schlimmste, er macht auch sehr bald zu Invaliden, die unter seiner Fahne kämpfen, nur ganz besonders athletisch geartete Kehlen vermögen ihm länger zu widerstehen. In der Erinnerung an die Sonntag, Rubini, Tamburini und Lablache, die in den Werken Rossinis drei bis vier Dezennien ohne Nebenbuhler glänzten, rief schon Ulibischeff aus: „Wie märchenhaft erscheint diese ewige Jugend, im Verhältniß zu dem kurzen Lebenslauf unserer Sänger, die zwar

*) Wer mehr weiß, weiß weniger. (Je gelehrter, je verkehrter.)

nicht, wie die Rosen, an demselben Frühlingsmorgen blühen und hinwelken, deren Brauchbarkeit aber, wie die Courierpferde, einen Zeitraum von 5—6 Jahren nicht zu überdauern pflegt."

Giuseppe Verdi wurde im Flecken Busetto, etwa 4 Meilen von Parma und ebenso weit von Piacenza gelegen, am 9. October 1814 geboren. Er empfing vom Ortsorganisten Provesi den ersten musikalischen Unterricht und hatte sich bald alles angeeignet, was ihm der Lehrer überhaupt mitzutheilen vermochte. Wie sehr es ihn nun aber auch hinaustrieb in die Welt, nach den großen Mittelpunkten künstlerischen Lebens, durfte doch der völlig Mittellose zunächst nicht daran denken, seine Heimat zu verlassen. Schon in das neunzehnte Jahr war er getreten, da fand sich endlich Hilfe. Ein wohlhabender Freund der Familie, Antonio Barezzi, faßte Vertrauen zum Talent des Jünglings und versah ihn mit den nöthigen Mitteln, um auf dem Mailänder Conservatorium das Versäumte nachzuholen. Stolze Zukunftspläne im Herzen eilte er nach der Lombardischen Hauptstadt. Allein das erste, was ihm dort zu Theil werden sollte, war eine bittere Enttäuschung. Als er zur Aufnahme in die musikalische Lehranstalt, deren Director Francesco Basili sich vorstellte, wies ihn dieser kurz und trocken ab. Das Gesicht des jungen Künstlers hätte ihm unüberwindlichen Widerwillen eingeflößt, meint Fétis, der Verfasser des bekannten musikalischen Lexikons, und er fügt hinzu: „Il est évident que jamais physiognomie de compositeur ne fut moins révélatrice du talent." Wer aber auch geneigt wäre, dem gelehrten Biographen auf das trügerische Gebiet der physiognomischen Studien zu folgen, müßte ihm Unrecht geben, denn der Gesichtsausdruck unseres Maestro ist zwar streng, finster, abwehrend, aber keineswegs ohne Geist und Charakter. Vom Conservatorium verschmäht, wählte sich Verdi zum Lehrer Lavigna, Capellmeister bei der Scala. Mit Unterricht in der Theorie wurde der Schüler nicht geplagt, sondern drei Jahre lang lediglich angehalten, frischweg zu componiren. Er schrieb in dieser Zeit Klaviersachen, Militärmärsche, Ouvertüren, Symphonien, Serenaden, Lieder, Cantaten, selbst Kirchenmusik, z. B. ein Stabat Mater. Von allen diesen Jugendarbeiten ist bis jetzt noch nichts in die Oeffentlichkeit gelangt. Rossini und Donizetti hatten auf dem Lyceum in Bologna bei Padre Stanislao Matthei den contrapunktischen Cursus absolvirt, und das Neapolitanische Conservatorium zählte Bellini zu seinen fleißigsten Zöglingen. Nie ist dagegen Verdi des Segens einer strengen, gründlichen Schule theilhaftig geworden. In zuchtlosem Naturalismus aufgewachsen, hat er später umsonst gerungen, zu dem reichen angeborenen Talent den diesem entsprechenden Erwerb der Bildung zu fügen. Sichere Herrschaft über das musikalische Handwerkszeug, edler Geschmack, strenge Selbstkritik und was sonst zu den Früchten einer geregelten künstlerischen Erziehung gehört, haben ihn nicht bei seinem Schaffen gefördert und geleitet.

Im Jahr 1839 brachte Verdi in der Scala seine erste Oper: „Oberto, Conte di San Bonifacio" zur Aufführung. Von Anklängen an Bellinis Norma strotzend, voll grober Fehler gegen die Satzkunst, besonders im Harmonischen äußerst verwahrlost, gewann sie sich doch den lauten Beifall des Publikums. Den Erfolg entschied namentlich ein schlagkräftiges Quartett im zweiten Akt. Es sprühen hier bereits einige Funken von jenem Feuer, das durch den jeder schönen Fessel ledigen Ausdruck der Leidenschaft genährt, in den späteren Werken zu immer wilderem Brande emporloderte. Die Oper des nächsten Jahres „Un Giorno di regno" fiel durch, ein um so glänzenderes Schicksal war dem „Nabuco" 1842, dessen Textbuch Nicolai, der Componist des „Templario" und „der lustigen Weiber" zurückgewiesen hatte, so wie dem „I Lombardi alla prima Crociata" 1843 beschieden. In allen diesen Arbeiten war Verdi, abgesehen von ganz vereinzelten Streifzügen in das Gebiet des dramatischen Effects, das eigentliche Feld seiner späteren Triumphe, der breiten, von Bellini und Donizetti vorgezeichneten Bahn gefolgt. Der „Ernani", der 1844 zum erstenmal in Venedig das Licht der Lampen erblickte, gehört ebenfalls noch in diese Reihe. Er trug den Ruhm seines Autors über die Grenzen Italiens; auch im Ausland öffneten sich dem siegreichen Werk die Pforten der Theater. Da es noch heutzutage im Repertoir mancher deutschen Bühne auftaucht, müssen wir bei seiner Betrachtung einen Augenblick verweilen.

Gleich und gleich gesellt sich gern, lautet ein altes Wort, und Weber that einmal den treffenden Ausspruch: „Glaubt Ihr denn, daß ein ordentlicher Componist sich ein Buch in die Hand stecken läßt, wie ein Schuljunge den Apfel? Daß er alles so unversehens hinnimmt und blindlings Töne darüber gießt, froh nur, irgendwo die langverhaltenen loslassen zu können?" Bereits in den Textbüchern Meyerbeers und Wagners, Gounods und Verdis kann man zwischen den Zeilen lesen, wes Geistes Kind die Musik eines jeden ist. Genügte den älteren italienischen Componisten sehr wenig zu einem brauchbaren Libretto, griffen sie ohne Bedenken zu, wenn es ihnen nur die äußeren Unterlagen zu ihren Arien und Ensemblesätzen in der nöthigen Anzahl und wünschenswerthen Abwechslung darbot, so hatten die literarischen Arbeitsgenossen Verdis vor allem darauf Bedacht zu nehmen, den Heißhunger seiner Tonsprache nach Scenen des Grauens und Schreckens zu befriedigen. Den dramatischen Brennstoff, der von ihnen erwartet wurde, mußten sie oft weit genug herholen; bei der französischen, spanischen, englischen und deutschen Poesie haben sie Zwangsanleihen gemacht, Shakespeares Macbeth und nicht weniger als vier Schillersche Dramen, die Räuber, die Jungfrau von Orleans, Kabale und Liebe, endlich den Don Carlos zu Nutzen und Frommen der unersättlichen Opernküche eingeschlachtet. Dem Ernani liegt die gleichnamige Tragödie Victor Hugos zu Grunde. Schon Donizetti hatte mit der Lucrezia Borgia seinen Landsleuten den Weg zu den blutgetränkten Dichtungen des französischen Romantikers gewiesen. Daß der letztere einen gewaltigen Lärm bei jener Gelegenheit erhoben, zum Schutz seines geistigen Eigenthums selbst die Gerichte angerufen, half ihm nichts, noch manche ähnliche Heimsuchung mußte er über sich ergehen lassen.

Von den fünf Opern, die den Namen Verdis beim deutschen Publikum populär gemacht haben, steht Ernani am tiefsten. Ein lebensfeindlicher Hauch erfüllt schon das Libretto; befremdet und verletzt wendet sich das Gefühl ab von der Zerfahrenheit und Zusammenhangslosigkeit der Handlung, der Unnatur und Hohlheit der Charaktere, von der gewaltsamen, nur nach den grellsten psychologischen Dissonanzen lüsternen Willkür, welche jeder einzelnen Situation Weg und Ziel gewiesen. Zu den größten Abgeschmacktheiten, die uns je auf der Bühne begegnet, gehört die Katastrophe. Durch ein ähnliches Uebereinkommen, wie es dem sogenannten amerikanischen Duell zu Grunde liegt, hat Ernani sein Leben dem alten Silva zur Verfügung gestellt. Ein Hornsignal, welches die Nähe des letzteren ankündigt, schreckt den ehemaligen Banditen und jetzt neuvermählten Herzog aus der Seligkeit der Flitterwochen auf. Seine Bitten sind ebenso vergeblich wie Elvirens Thränen. In dem Terzett, das sich entspinnt, fleht der Tenor mit der ganzen Kraft des hohen Brustregisters um Gnade, mit seinem schmelzendsten Wohllaut unterstützt ihn der Sopran, aber der rachsüchtige Baß bleibt ungerührt, bis endlich seinen Blutdurst ein doppelter Selbstmord stillt. Wenn in der Victor Hugoschen Tragödie die geistige Ohnmacht und Armseligkeit unter dem Donnergepolter der rhetorischen Phrase sich noch einigermaßen versteckt, so tritt sie in dem Textbuch, dem es lediglich um den dramatischen Rohstoff zu thun war, unverhüllt zu Tage. Die Partitur zeigt uns die Verdische Muse in ihrer Sünden Maienblüte. Auf Schritt und Tritt gewahrt man noch die Abhängigkeit von Donizetti, allerlei melodische Bissen von der reichbesetzten Tafel der Lucia und Lucrezia bilden den Hauptinhalt der Tonsprache. Ein eigenthümlich herbes und widerliches Element ist aber diesen Süßigkeiten beigemischt, es soll sie, wie der Harzzusatz den griechischen Wein, davor bewahren, schaal und fade zu werden. In den späteren Werken des Componisten erscheint nicht allein die Technik viel geschmeidiger, sondern auch die Erfindung weit flüssiger und mannigfaltiger. Gewiß läuft auch im Rigoletto und Trovatore alle Kraft der Charakteristik lediglich auf den, jeder holden künstlerischen Schranke baren Naturlaut der Leidenschaft hinaus. Aber wie niedrig man auch das Ziel nennen mag, nach welchem hier die Musik ihre Hand ausstreckt, sie greift doch wenigstens nicht in die leere Luft, die Mittel, die sie wählt, thun ihre Schuldigkeit. Im Ernani bietet sie dagegen umsonst ihr gesammtes Vermögen auf; alles krampfhafte Zucken, pathetische Schnauben und athemlose Keuchen läßt sie die so heißbegehrte Beute, den rohesten sinnlichen Effect nicht erjagen. Daß die Oper bis auf den heutigen Tag ihr Leben gefristet, verdankt sie der Bravourarie Elviras im ersten Akt und dem zweiten Finale. Gelegentlich finden diese beiden Nummern selbst den Weg in den Concertsaal.

(Schluß folgt.)

Am Familientische.

Die Newyorker Fährboote.

An Großartigkeit des Lebens und Treibens, an Masse der einlaufenden Kauffahrer und Dampfer aus aller Herren Ländern, steht Newyorks Hafen keinem nach, wohl aber besitzt er eine Eigenthümlichkeit, die ihn vor Häfen wie London, Liverpool oder Hamburg auszeichnet: wir meinen die riesigen Dampffähren, welche den Verkehr Newyorks mit den umliegenden Vorstädten Jersey-City, Hoboken, Brooklyn, Greenpoint und Staten-Island vermitteln.

Der tief im Wasser gehende, flachgebaute Rumpf des Fährbootes ist etwa 50 Fuß breit, 250 Fuß lang, auf dem Deck ist in der Mitte ein freier Gang für Fuhrwerke, auf jeder Seite desselben eine hohe, geräumige Cajüte mit großen Fenstern; jedes der beiden Enden der Fähre dient nach Bedürfniß als Vorder- oder Hintertheil. Große Fährboote, wie die nach Staten-Island gehenden, haben noch ein doppeltes Verdeck und fassen bis zu 2000 Personen. Das Innere der Cajüten ist einfach aber zweckmäßig eingerichtet, die Gentlemen-Cajüte zeichnet sich vor der andern meist nur dadurch aus, daß der Boden mit Tabakssaft bespuckt ist. Die Sitze sind hölzerne, durch Eisengeländer in Abtheilungen getheilte Bänke; längs der Wand und in der Mitte oder außen stehen diejenigen Passagiere, welche keinen Sitzplatz fanden oder die Ueberfahrt stehenden Fußes vorziehen. Man schätzt, daß eine halbe Million außerhalb Newyorks wohnender Personen in dieser Stadt beschäftigt, und auf die Fähren, als einziges Communicationsmittel, angewiesen sind, und daß 300,000 Personen alle 24 Stunden auf den Fähren ankommen und abfahren. Der Gewinn der verschiedenen Fährboatgesellschaften ist auf 1½ Millionen Dollars jährlich veranschlagt. Das Fahrgeld variirt auf den verschiedenen Routen zwischen 2 und 10 Cents. Fährboote nach Brooklyn, Hoboken und Jersey City fahren die ganze Nacht, andere beginnen um vier Uhr morgens ihre Fahrten. Wenn das Morgengrauen die auf dem Strom liegenden Nebel erhellt, treiben die Gärtner und Farmer von Long-Island und New-Jersey ihre mit Obst, Blumen, Gemüse, Geflügel, Butter, Milch oder Eiern beladenen Wagen auf die Fähren und fahren nach den Newyorker Märkten hinüber. Viele darunter, besonders die Gärtner, sind Deutsche, deren Fleiß, Ausdauer und Sparsamkeit ihnen lehrt, daß „Morgenstund'“ wenn auch nicht gerade „Gold“, so doch „Greenbacks“ im Mund hat. Dann kommen Fabrikarbeiter mit Blechbüchsen, in denen sie ihr Mittagessen tragen. Nach sieben Uhr erscheinen jüngere Clerks, Verkäufer, Schreiber. Sie sprechen eifrig von „unserem Hause“, seinen Aussichten, seinen Geschäften, seinem Profit und ihren Erwartungen, Theilhaber zu werden, oder sich zu etabliren und es zum „Börsenfürst“ zu bringen.

Wenn die erwartungsvollen Jünger nach der rasselnden, rauchenden, dampfenden und tobenden Stadt übergesetzt sind, erscheinen ihre Vorgesetzten auf der Bühne. Sie sind meist Leute mittleren Alters, behäbig, selbstbewußt, hin und wieder ernst, aber doch meist selbstzufrieden, wie Männer, die gerungen und gewonnen haben. Sie sind Hauptbuchhalter, Procuristen oder Geschäftsführer mit Gewinnantheil. Die Herren und Meister folgen ihnen beinahe auf dem Fuße, selten vor den Stunden zwischen 11 und 12 Uhr. Sie sind die älteren Mitglieder prosperirender Firmen, haben wenig zu thun, dafür aber um so mehr zu bekommen, sie halten sich im Comptoir ein oder zwei Stunden auf und ertheilen ihre Befehle. Später nehmen sie bei Delmonico ihren „Lunch“ ein und unterhalten sich bei einer Flasche Bordeaux oder Champagner mit ihren reichen Collegen über die Folgen eines plötzlichen Ablebens Louis Napoleons, oder über Handelsverhältnisse Japans. Bei all ihrem Reichthum sind sie unzufriedene Sclaven des Mammons. Nachmittags sind die Fähren von Damen belebt, die nach Newyork herüberfahren, um Einkäufe zu machen oder wenigstens Rundschau in den Modewaarenmagazinen zu halten. Nach drei Uhr fängt der Strom der Passagiere an, in umgekehrter Ordnung wieder rückwärts zu fließen. Die Zugänge zu den Fähren sind von „newsboys“ (Zeitungsjungen) umlagert, die gellend ihre Waare ausschreien. In der Masse, die sich jetzt wieder auf die Boote drängen, befinden sich alle möglichen Elemente der Bevölkerung. Die Boote sind gestopft voll, und geschäftseifrige „Reporters“ malen sich aus, was für ein Sensationsbericht sich schreiben ließe, wenn das Boot in die Luft fliegen oder sinken würde. Lange bevor das Boot die Landungsbrücke berührt, sind schon Männer und Knaben über die Kette am Rande des Boots gestiegen, messen die Entfernung mit den Augen und springen hinüber, meist ohne daß ihnen ein Unfall zustößt. Die übrigen Passagiere folgen, sobald die Kette niedergelassen ist, während oft zugleich ein Gegenstrom von Passagieren auf das Boot springt. Am Abend kommen die Besucher von Vergnügungsorten herüber und fahren später, zwischen 11 und 12 Uhr, wieder zurück. Nach Mitternacht und in den frühen Morgenstunden beobachten sich die wenigen, die über den Fluß fahren, mit argwöhnischen Blicken. Journalisten halten erschöpfte Drucker aus ihrer eigenen Officin für Wegelagerer, und Drucker halten den Mann, dessen Manuscript sie schon tausendmal gesetzt, für einen Mondsüchtigen, der nur auf einen günstigen Augenblick warte, um über Bord zu springen.

Newyork. Carl Winter.

Staub und Krankheiten.

Mancher, der durch ein Sonnenmikroskop die widerwärtig erscheinenden Infusorien sah, die einen Wassertropfen beleben, hat sich schon mit Widerwillen von dem besten Naß abgewandt. Was würde er erst thun, wenn er eine genaue Kenntniß des Staubes besäße, der alles was an uns ist und uns umgibt, unsere Speisen und Kleider bedeckt? Wir wollen hier nicht von den unorganischen, mineralischen Substanzen reden, die naturgemäß sich überall im Staube finden. Daß in einer Schmiede alles mit feinen Eisentheilchen, in einer Bildhauerwerkstatt mit Marmorstaub und auf unsern Straßen mit zermalmten, feinpulverisirten Pflastersteinen sich bedeckt findet, ist natürlich. Aber überall und stets zeigt sich zwischen diesem mineralischen auch organischer Staub fein vertheilt, der die verschiedenartigsten und sehr bemerkenswerthen Erscheinungen hervorbringen kann. Dr. Angus Smith und J. Davies haben jetzt die Luft in Manchester genau untersucht und gefunden, daß in einer Quantität, welche genügt, um die Athmung eines Menschen zehn Stunden lang zu unterhalten, nicht weniger als 37½ Million Sporen, d. h. Keimkörner, kryptogamischer oder blütenloser Pflanzen enthalten waren! Ferdinand Hebra, der berühmte Wiener Arzt und große Kenner der Hautkrankheiten, zählt acht Arten Pilze auf, welche auf der Haut, in den Haaren und Nägeln des Menschen wachsen. Das gewöhnliche Zittermal der Schädelhaut ist weiter nichts als ein solcher Pilz. Dr. Küchenmeister hat Pilze abgebildet, die in den Ohren, den Lungen, dem Magen und andern Organen vorkommen. Aber außer diesen Organismen existiren in der Atmosphäre Krankheitskeime, welche wir weder nachweisen noch beschreiben können. So z. B. der Keim des Scharlachfiebers. Es liegen genug Beispiele vor, daß durch ein Kleid, einen Teppich u. s. w., welche der inficirten Atmosphäre ausgesetzt waren, das Uebel in gesunde Räume übertragen wurde. Auch bei der Cholera hat man bekanntlich eine Weiterverbreitung durch Pilze angenommen, doch ist die Sache noch nicht spruchreif genug, um darüber urtheilen zu können. Noch niemand hat bisher das ansteckende Element unter ein Mikroskop legen und untersuchen können; anderseits gibt es aber genug Analogien, die darthun, daß solch ein Element vorhanden ist, entweder in der Form eines winzigen organischen Keimes oder als gleich winzige Spore eines Pilzes. Die Fähigkeit der Pilze, Krankheiten zu erzeugen, ist sowohl bei Pflanzen als Thieren nachgewiesen worden; wir erinnern nur an das bekannte Oïdium, welches die Weinstockkrankheit verursacht. Doch erst in der jüngsten Zeit, seit wir das Mikroskop zur Entdeckung von Krankheitsursachen anwenden gelernt haben, hat man herausgefunden, daß der Mensch auch ein sehr geeigneter Boden für das Gedeihen kleiner Schwämme und Pilze ist. Die intermittirenden Fieber, wie sie in der Atmosphäre von Sumpflandschaften entstehen, nicht minder das s. g. Heufieber, werden auf Pilze oder Vibrionen zurückgeführt, die im menschlichen Körper sich vermehren. Die Krankheitskeime vermehren sich in rapider Weise, wenn sie auf einen zusagenden Boden fallen, so schnell, wie ein wenig Hefe ein ganzes großes Gefäß voll geeigneter Flüssigkeit in Hefe verwandeln kann. Wie dieses zu verstehen ist und wie außerordentlich schnell die Ansteckung stattfindet und den ganzen Körper durchzieht, ist aus den Berichten der Commission zu ersehen, welche vor zwei Jahren vom britischen Parlament zur Untersuchung der großen Viehseuche niedergesetzt wurde. Die Veterinärärzte nahmen etwa so viel, wie ein Stecknadelkopf groß ist, von dem krankhaften, am Auge ausgeschiedenen Stoffe eines gefallenen Ochsen und impften diese Materie einer gesunden Kuh ein. Ein Tropfen Blut, der 48 Stunden nach dieser Operation von der Kuh genommen wurde, war schon geeignet wieder eine andere anzustecken; oder mit andern Worten, der ganze Körper des Thieres war durch einen der Fermentation ähnlichen Proceß in 48 Stunden angesteckt worden. Wäre jener vom Auge des todten Ochsen ausgeschiedene Stoff getrocknet und zu Pulver zerfallen vom Winde hinweggeführt, so hätte er genau dieselben krankheiterzeugenden Wirkungen behalten und großes Unheil über alles in der Nähe befindliche Rindvieh bringen können. So verhält es sich mit der Ansteckung; aber wie soll man ihr vorbeugen? Bisher kannte man kein anderes Mittel, als das ansteckende Element schonungslos zu vernichten und alles, was angesteckt werden kann, möglichst fern von ihm zu halten. Unglücklicherweise haben die mikroskopischen, ansteckenden Pflanzengebilde ein äußerst zähes Leben. Man weiß, daß feste Steine mit unverwitterter Oberfläche, wenn sie nur ein wenig feucht sind, selbst unter den Strahlen der brennenden Sonne bald Spuren kryptogamischer Pflanzen zeigen; ja es gibt solche, die in heißen Mineralquellen von hoher Temperatur existiren, während andere auf dem Eis der Gletscher oder den Eisschollen des Polarmeers gedeihen und ihren Entwicklungsproceß durchmachen. Dr. Tyndall hat kürzlich vor der polytechnischen Gesellschaft in London über diesen Gegenstand einen Vortrag gehalten, in dem er hervorhob, daß weder Aetzsoda noch Schwefelsäure, also heftig wirkende chemische Mittel, jene Ansteckungskeime zu vernichten vermögen, und daß nur Rothglühhitze sie völlig zerstöre. Aber wir können nicht in der Rothglut leben, während gewisse auch den Ansteckungsstoff vernichtende Dämpfe, wie die von Chlor, brennendem Schwefel, Carbolsäure, dem Menschen nicht gestatten, darin zu athmen. Noch sind wir schutzlos gegenüber den durch organischen Staub bewirkten Ansteckungen, aber wir können sie durch Ventilation, durch Einathmen reiner oder gereinigter Luft abzuschwächen suchen und Dr. Tyndall schlägt einen mit Baumwolle gefüllten Respirator vor, den man zur Zeit ansteckender Epidemien tragen solle. Die Baumwolle läßt nämlich die Luft rein hindurch, verhindert aber den Eintritt des Staubes in die Athmungsorgane.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

VI. Jahrgang. Ausgegeben am 14. Mai 1870. Der Jahrgang läuft vom October 1869 bis dahin 1870. **1870 № 33.**

Eine Cabinetsintrigue.

Historischer Roman von **Georg Hiltl**.

(Fortsetzung.)

Die Nacht hatte wieder einmal ihre Fittige auf Berlin niedergesenkt. In den einsamen Gängen des Schlosses hallten nur die Tritte der auf- und niederschreitenden Wache. An zwei Stellen war noch Licht zu erblicken in den Gemächern, welche die königliche Familie bewohnte: auf dem rechten Flügel des Schlosses in den Zimmern der Königin.

Sophie Dorothea wachte hier in großer Sorge, mit demselben Kummer im Herzen, den die Gattin des kleinen Handwerkers empfindet, wenn der Dämon der Zwietracht das stille Glück des Hauses — der Ehe vernichtet. War der König auch kein übertrieben zärtlicher Gatte gewesen, so hatte er doch stets der Gemahlin die Achtung vor der Welt bezeigt, welche der Königin zukam — der musterhafte Ehemann Friedrich Wilhelm hielt die Reinheit seines Hauses so hoch — er sah die Königin als die Repräsentantin weiblicher Würde an, und dennoch — jetzt, in der unheilvollen Zeit mied er auch sie, die noch vor kurzem für den Fall seines Todes zur Regentin Preußens ernannt worden war.

Auf dem linken Flügel des Schlosses waren ebenfalls einige Fenster erleuchtet. Das Licht brannte im Arbeitszimmer des Königs. Eversmann hatte den Dienst. Er konnte es freilich kaum so nennen; was er hier thun mußte, war kein Dienst mehr, es war ein Aufhalten im Vorzimmer, damit seine Stellung als Kammerdiener doch einen Namen behielt. Eversmann war sehr mißgestimmt darüber — nicht weil seine Arbeit geringer wurde, sondern weil der König ein Geheimniß hütete, welches den Forschungen des Dieners sich ebenso hartnäckig entzog, als das Testamentsgeheimniß es gethan hatte. Vergeblich hatte der Kammerdiener wie ein Geier die Zimmerthüren umkreist, welche die Posten bewachten. Er sagte sich — aus einem ihm selbst räthselhaften Ahnungsgefühle — daß er, wenn es ihm vergönnt sei, an des Königs Schränke kommen zu können, dort wichtige Aufklärungen erhalten werde; der König hütete aber alles so sorgfältig, er stellte vor seine Spinden, Tischkasten und Schubladen Gegenstände in so eigenthümlicher Weise auf, daß er sicher die geringste Veränderung oder Annäherung bemerkt und sie schwer geahndet haben würde. Eversmann war nun in großer Verlegenheit, denn heute früh hatte ihm der Minister, der den König beobachtete, eine schwere Börse in die Hand gedrückt und dabei den Wunsch geäußert: Eversmann möge sich, so viel als in seiner Gewalt liege, anstrengen, um etwas herauszubringen.

In der Stille der hereinbrechenden Nacht saß der Kammerdiener deshalb gedankenvoll in seinem Sessel und klimperte mechanisch mit den Goldstücken — als ihn wider jede Vermuthung ein scharfer Glockenruf aus dem Cabinette des Königs emporschnellen machte. Dieses Zeichen hatte Eversmann seit längerer Zeit nicht vernommen, und sein erster Gedanke war: dem Könige sei ein Unglück, ein Schlagfluß oder dergleichen zugestoßen. So gern er auch bereit war, sich in das Zimmer zu begeben, überfiel ihn doch ein Frösteln, wenn er daran dachte, daß er sich jetzt, inmitten der Nacht, zu dem Monarchen begeben sollte, der schon lange genug ihn nicht mehr zu sich beschieden hatte, sondern die Befehle auf ein Papier schrieb und höchstens bei Tische sich bedienen ließ, ohne nur ein Wort an seine Umgebung zu richten. Eversmann waffnete sich mit Muth und schritt durch die Wachen, welche ihm Platz machten, da der König ihm geschellt hatte, durch das Vorzimmer in das kleine Zimmer des Königs.

Eversmann hatte vorsichtig die Thür geöffnet. Er gewahrte bei seinem Eintritte den König, der im Hausrocke hinter einem Tische saß. Die Lampe mit breitem grünen Schirme versehen, erleuchtete nur spärlich das kleine Zimmer. Eversmann blieb auf der Schwelle stehen — er wagte nicht laut zu sprechen, denn der König begann keinen Befehl zu ertheilen, sondern saß vielmehr ganz starr in dem breiten Lehnsessel, die Augen zur Decke gerichtet, als sehe er da oben irgend einen besonderen Gegenstand. Der Kammerdiener wußte sich nicht zu sagen, was er eigentlich hier thun solle; er hielt es fürs beste, leise den Rückweg anzutreten; so sorgfältig er aber auch dieses Vorhaben ausführen mochte — es konnte doch nicht ohne Geräusch geschehen. Der König fuhr bei dem leisen Knarren empor.

„Wer ist da?“ rief er mit heftiger Stimme, indem er die Lampe ergriff, sie emporhob und ihr Licht ins Zimmer fallen ließ.

„Ich bin es! Eversmann,“ antwortete der Diener furchtsam.

„Was hat Er hier zu suchen? Will Er spioniren?“

„Um Gottes willen, nichts — von alledem nichts, Majestät. Ich kam nur, weil ich Eurer Majestät Glocke hörte, und auf diesen Ruf ist es meine Pflicht, zu kommen.“

„Ich die Glocke gerührt? Ich nach Ihm geschellt? Er lügt.“

„So wahr mir Gott gnädig sei — es tönte laut und vernehmlich die Handglocke. Die Posten können es bezeugen, sie hätten mich sonst nicht durchgelassen.“

Der König setzte die Lampe nieder, er blickte auf dem Tische umher und schüttelte sein Haupt wie nachdenkend. Wirklich stand die schwere Handglocke dicht neben dem Buche, in welchem er gelesen hatte, sie war von dem Teller, auf dem sie ruhte, genommen, und der König hatte sie gerührt.

„Sollte ich wirklich geschellt haben?“ flüsterte er halb ängstlich.

Er ging schnell von dem Tische fort, trat in den Hintergrund des Zimmers und ging hier, wie es seine Gewohnheit war, heftig auf und nieder. Eversmann wagte nicht, die Pause zu unterbrechen, er harrte der kommenden Dinge. Nach einer geraumen Zeit sagte der König kurz: „Nehme Er die Lampe und folge Er mir nach einiger Zeit in mein Schlafzimmer. Ich muß heut die Orden herausgeben, die Er mir morgen anzulegen hat, weil Audienz ertheilt wird.“

Ohne den Kammerdiener anzusehen, schritt der König durch die Seitenthür in sein Schlafcabinet. Eversmann eilte zum Tische, er ergriff die Lampe und benutzte die wenigen Minuten, um zu recognosciren, nach irgend einem Briefe, nach einem Schriftstücke zu spähen. Er fand nichts, aber die kurze Zeit genügte doch, einige Blicke in das noch aufgeschlagene Buch zu werfen, Eversmann las:

„— dieweil nun Mylord Protector von der Ausfahrt zurückgekehrt waren. Es begabe sich alsdann, daß als Seine Lordschaft zur Nacht, nach genossenem Mahle in ihrem Zimmer gantz einsam und allein gesessen und sich keiner Felonie versehen hatten, ein hefftiges Geräusch entstunde in dem Gange, so nach des Lord Protectors Schlaffgemach führete, und als Sie sich darnach umwendeten, ein Mann, so gantz und gar in einen Mantel gehüllet war und sein Gesicht mit einer Masque bedecket hatte, durch die Thüre trat, dem Platze, wo Seine Lordschaft saßen, näher kame, zu vermelden, mit solchen Gebehrden, die da Nichts Gutes vermuthen ließen, woraufl Seine Lordschaft den Degen ergriffen, dem Kerl zurieffen: „Schurke, was willst Du thun?“ und zugleich hefftig die Glocke rühreten — —“

Bis hierher las Eversmann. Bis hierher hatte auch der König gelesen, und es schien diese Lectüre ihn dergestalt erregt zu haben, daß er sich ganz in die gefährliche Situation versetzt glaubte. Seine erregte Phantasie hatte ihm vielleicht eine Gestalt erscheinen lassen, welche in der Stille der Nacht sein Leben bedrohen wollte; unwillkürlich hatte er, dem Gange jener Erzählung folgend, die Glocke gerührt. Eversmann schlug hastig die Blätter um, er las den Titel:

„Berichte von denen Attentaten, so die Rotte Korah wider das Leben des hochmögenden Protectors Herrn Oliverus Cromwell zu London geschmiedet, und derer Vereitlung durch göttliche Gnade. Gedruckt zu Cöln am Rhein.“

Der König hatte diese Blätter gelesen — seine Schwermuth, sein Mißtrauen beschäftigten sich fortwährend mit den Gedanken an die Möglichkeit eines Angriffes seiner Person, und es war bezeichnend — schrecklich genug — daß er die Geschichte der Verschwörungen gegen das Leben des gehaßten und gefürchteten Protectors las. Eversmann verweilte nicht länger in dem Zimmer. Er eilte dem Monarchen nach.

Friedrich Wilhelm stand bereits in Hemdsärmeln vor seinem schlichten Bette; auf dem kleinen Tische zur Seite des Ofens lagen in einem Sammetkästchen die Orden des Königs.

„Nehme Er das da — für morgen,“ befahl der König.

„Soll ich Majestät behilflich sein beim Auskleiden?“

„Wozu? Ich kann alles selbst machen.“

Eversmann zitterte stark, als er den breiten und schweren Kasten ergriff, während der König, ihm den Rücken wendend, sich auszukleiden fortfuhr. Der Kammerdiener blickte verstohlen den Herrn an. Wie schwer mußte dieser leiden in seinem Gemüthe? wie tief wurzelten bei ihm Mißtrauen und Haß gegen seine Umgebung? Eversmann lief es eiskalt über den Rücken, wenn er die Folgen aller dieser geheimen Dinge bedachte, und er hatte Mühe den Kasten zu halten, seine Arme bewegten sich wie die Blätter einer Espe, er wollte schnell aus dem Gemache entweichen und vermochte es doch nicht, und als er endlich die Kraft gewonnen zu haben glaubte, strauchelte er, die Füße versagten ihm den Dienst, er schwankte und stieß gegen den Thürpfosten so heftig an, daß die kostbaren Insignien laut klirrten und durcheinander fielen, daß er nur noch mit krampfhafter Bewegung den Kasten umklammern konnte, um dessen Sturz auf den Boden zu verhüten.

Ein Ruf des Schreckens entfuhr ihm. Jetzt aber geschah etwas, das der Kammerdiener weder erwartet noch überhaupt geahnt hatte. Der König wendete sich blitzschnell um, seine Augen funkelten, seine Lippen bebten, er that einen Seitensprung, und ehe der entsetzte Diener noch ein Wort zu sprechen vermochte, sah er, wie der König das Kopfkissen seines Bettes zurückwarf, dadurch ein paar Pistolen aufdeckte und hastig eine derselben ergriff, schnell den Hahn spannte und das Rohr auf Eversmann richtete.

„Was hast Du im Sinne, Schlange?“ rief der König; „heraus mit Deinem Anschlage! Willst Du an Deinen Herrn Hand legen?“

Eversmann sank, unbekümmert um die kostbaren Orden, mitsammt dem Kasten zu Boden.

„Gnade, Majestät,“ wimmerte er. „Schonen Sie mein Leben. Ich habe nichts Böses im Schilde geführt — nur das Geräusch, welches ich mit den Juwelen machte — erschreckte Majestät.“

Der König hielt noch einige Secunden das Pistol auf ihn gerichtet, dann zog er es zurück, setzte den Hahn in Ruhe, und sagte mit dumpfer Stimme: „Hinaus! O, er sieht, ich bin auf alles gefaßt.“

Eversmann raffte sich auf. — „Aber ich schwöre, Majestät — —“

„Schweige Er,“ donnerte der König. „Weshalb hat Er gezittert? Weshalb fiel Er gegen die Thüre? He?“

„Ich — ich bin krank — krank vor Gram über Majestät Ungnade, die wir alle empfinden müssen.“

„Ich brauche Sein Mitleiden nicht — gehe Er fort und melde Er allen, daß ich auf der Hut bin — hinaus!“

Eversmann schien es sehr einleuchtend, daß der König sich auf keine weiteren Erklärungen einlassen werde. Er hob seinen Kasten auf, schlich gebückt aus dem Cabinette, und hörte, wie der König die Thür verriegelte. — —

Am folgenden Tage hatte der Minister, Herr von Grumbkow, schwere und bange Stunden. Eversmann konnte ihm allerdings Eröffnungen machen, aber sie waren höchst unerfreulicher Natur. Die schwarzen Gedanken des Königs wichen nicht — die Hoffnung des Ministers, der den Fremden als den Urheber des Unheils betrachtete, war gestört, und er verhehlte sich nicht, daß eine drohende Gewitterwolke am Horizonte schwebe.

Aber der Kammerdiener war nicht nur bei dem Minister thätig gewesen. Seine Angst trieb ihn zur Königin. Er theilte die Scene der Nacht der besorgten Gattin mit, die er dadurch nur in so schlimmere Lage brachte, denn es gab keine Möglichkeit, dem Könige zu nahen, der sich von der ganzen Umgebung abschloß und selbst während der Audienzen, die er ertheilte, keinen der ehemaligen Günstlinge nahe kommen ließ, auch beim Ankleiden, Speisen und Ausfahren das tiefste Schweigen beobachtete.

Diese neuen schlimmen Wahrnehmungen versetzten nicht allein Frau von Blaspiel und Jablonski in noch größere Angst, sie trugen auch dazu bei, die Stimmung des gesammten Hofes zu verdüstern, denn es war bereits kein Geheimniß mehr, daß der König mit Pistolen unter seinem Kopfkissen schlafe und gewisse Bücher lese, welche über Attentate auf fürstliche Personen handelten. Man wagte freilich nicht offen davon zu reden, aber flüsternd, wie ein verderbenbringender Windhauch ging die Kunde von Mund zu Mund.

Eversmann hielt es für gerathen, seine Person so wenig als möglich in den Vordergrund treten zu lassen. Er wählte die Stunden aus, wo ihn die Fragenden und Neugierigen am wenigsten treffen konnten, um seine Dienste zu thun. Ebenso scheu ging der Minister an ihm vorüber. Er spähte sorgfältig umher — kein Zeichen des Verrathes wurde von ihm bemerkt, und mit Resignation in das scheinbar Unvermeidliche vernahm er die Nachricht: daß der Kaiser dem Herrn von Flemming die Vollmacht ertheilt habe, in der Angelegenheit wider Preußen vorzugehen und den Kampf, sei es auf diplomatische oder kriegerische Weise, zu beginnen, ehe der König Friedrich Wilhelm die Hilfe der Russen in Anspruch nehmen oder sich wirksam auf seine Vertheidigung vorbereiten könne. Nun mußte es sich entscheiden — nur kurze Zeit noch, und es wurde klar: welche

Partei Sieger bleiben würde, denn der Kampf mußte unter allen Umständen von kurzer Dauer sein.

Eversmann hielt sich von einer Last befreit, als er Grumbkows Fragen, Drängen und Forschen nicht mehr zu fürchten hatte. Er wendete das Haupt auf die Seite, wenn er zufällig dem Ministee begegnete, und dieser schien dem Kammerdiener ebenfalls auszuweichen zu wollen, die Feindschaft zwischen Grumbkow und der Blaspiel schlummerte — wie eine bleierne Decke legte sich die, von dem König ausgehende, melancholische Stimmung auf alle, und Eversmann befand sich wohl dabei. Er hatte niemandem Rede zu stehen, sein Gedächtniß beschwerte sich nicht mit neuen, gefährlichen Aufträgen oder Wahrnehmungen, und leichteren Schrittes ging er die Wendeltreppe des Schlosses hinan, als er plötzlich einer Person gegenüberstand, deren Anblick ihn, der Kammerdiener wußte sich selbst nicht zu sagen warum? in ängstliche Bewegung versetzte. Diese Person war Fürst Leopold von Anhalt Dessau, der ehemalige Busenfreund des Königs, den die böse Laune des Monarchen auch verbannt hatte.

Es gibt Momente im Leben, wo ein ganz unnennbares Etwas dem Menschen auf die Schulter klopft, ihn seltsam schüttelt oder berührt; so erging es auch dem Kammerdiener, und er machte deshalb den Veesuch, mit einer eecht tiefen Verbeugung an dem Fürsten vorüberzukommen. Der Dessauer schien abee heute sehr geneigt, mit dem Kammerdiener, dessen Person auch von ihm in verschiedenen Angelegenheiten gebraucht worden war, zu sprechen. Er klopfte dem Eiligen auf die Achsel und versuchte sein wetterbraunes Antlitz in wohlgefällige Falten zu legen, was ihm nicht oft gelang.

„Ei, mein lieber Eversmann," begann er, „was schlüpft Er denn so dicht an dee Wand hin, daß Ihm der Kalk auf dem Rocke bleibt? Was macht er denn für Katzenbuckel?"

„Ehrfurcht, Durchlaucht — Ehrfurcht."

„Glaub's wohl," sagte der Fürst, den Rockkragen des Kammerdieners fassend, „Er hat mir oft schon was zurecht gebracht — na! nu wird's wohl aus sein."

„Wie so? wie so?"

„Mach Er keine Faxen! Er weiß recht gut, wie der König uns alle zum Tempel hinausgejagt hat, ergo ist nicht mehr gut Zeit für uns, und da kann Ee unser Einen nicht mehr brauchen."

Der Kammerdiener neigte sich schweigend. Der Fürst hielt noch immer den Rockkragen fest und begann nun den Kammerdiener ein wenig zu schütteln. „Eigentlich ist Er doch ein grundschlechter Kerl," sagte der Dessauer während dieser Prozedur.

Eversmann eeblcichte — sein böses Gewissen schlug laut an. Sollte der Fürst etwa plaudern wollen? Aber er selbst hatte den Kammerdiener ja mit allerlei Aufträgen beehet — Eversmann durfte sich deshalb wohl beruhigen. „Ich? — schlecht? O, Durchlaucht belieben zu scherzen," sagte er, gezwungen lachend.

„Ja wohl, mein Freund. Was gehen denn da — da drinnen bei Seinem Herrn, bei unserm Herrn für Teufeleien vor? He?"

„Ich weiß nicht, was Durchlaucht meinen."

„Bah — stelle Er sich nicht so dumm — sonst werde ich aus anderm Tone mit Ihm reden. Verstanden? Er hat an Ihre Majestät die Königin, an verschiedene andere Personagen von den Dingen geredet, die da in der Nacht vorgefallen sind, von Pistolen und solchen Geschichten. Warum erfahre ich von Ihm davon nichts? He? weiß Er nicht, wie nahe mie des Königs Kummer geht? He? weiß Er nicht mehe, daß ich des Königs ältester Freund bin?"

Eversmann stotterte eine Ausrede.

„Larifari! ich habe ein Recht zu fragen. Ich will wissen, was da vorgeht." Er machte mit seinem Stocke sehe bezeichnende Bewegungen, dergestalt, daß Eversmann erschrocken einen halben Schritt zurücktrat.

„Durchlaucht," sogte er, „Sie haben zu befehlen — ich bin gern bereit, aus Anhänglichkeit an Ihre Person — aber hier, Durchlaucht, auf der Wendeltreppe — wo jeder uns höeen, sehen kann."

„Da hat Er recht — also wo anders denn. Ich muß einmal der Sache auf den Grund kommen, und ich werde Ihm eine Beichte höeen. Also punkt ein Uhr im Fürstenhause! Ich rathe Ihm zu schweigen und aufrichtig zu sein. Er wird zufrieden von mir gehen."

Um die fünfte Stunde des Nachmittags sah man den Fürsten von Dessau in das Haus der Kommandantur am Königsthor treten. Er ließ sich bei Herrn von Forcade melden. Als er fortgegangen war, befahl der Kommandant seinem Adjutanten, an die Schloßwache den Befehl zu bringen: daß morgen der Fürst von Dessau bis zu den Zimmern Seiner Majestät des Königs feeie Passage habe.

Aufklärungen und Maßregeln.

Der heutigen Tages sogenannte „Lustgarten" vor dem königlichen Schlosse zu Berlin, welchee schon seit langen Jaheen jene Benennung, und zwar mit vollem Rechte trug, war unter Friedrich Wilhelm I nichts als ein Exercierplatz geworden. Den Uebungen seiner Soldaten wohnte der König täglich in Person bei. Er ertheilte hier den Fremden, selbst den Gesandten Audienzen und hatte oft genug alles bisher übliche Ceremoniell bei Seite gesetzt. So genau der König auf Pünktlichkeit im Dienste hielt, ließ er doch seinen Officieren die Freiheit, sich im „Lustgarten" selbst während der Paraden zu restauriren, wenn sie nur zur bestimmten Minute an Ort und Stelle waren. Da, wo jetzt der Dom steht, hatte ein ehemaliger Kammermohr des Königs: Monsieur Ollivier, die Erlaubniß erhalten, ein Kaffeehaus nebst Billardspiel anzulegen. Die Officiere erfrischten sich hier und machten einige Parthieen, bis der Dienst sie zur Parade rief.

Am Tage nach der Unterredung, welche zwischen dem Fürsten von Dessau und dem Herrn Eversmann auf der Treppe des Schlosses stattfand, war der König schon um elf Uhe Vormittag im Lustgarten. Das Regiment von Lottum sollte seine neugebildeten Rekruten voe dem Monaechen exerciren lassen. Trotz des Trübsinns und der menschenfeindlichen Stimmung, welche sich des Königs bemeistert hatten, war er verhältnißmäßig guter Laune. Unter den blauen Kindern, von ihren Bajonetten umblitzt, fühlte er sich wohler, freiee.

Sobald der König aus dem Portal des Schlosses trat, erschallte der Trommelwirbel, die Bataillone rangirten sich, die Officiere traten näher, und die Exercitien nahmen ihren Anfang. Aus dem Kaffeehause des Herrn Ollivier eilten die Nachzügler herbei, um auch ihre Ansichten erforderlichen Falles geltend machen zu können, denn es geschah nicht selten, daß der König sich plötzlich an diesen oder jenen mit einer Frage wendete. Derschau, Goltz, Stahmer, Platen und Schenk befanden sich in der unmittelbaren Nähe des Königs. Der Gebieter wae indessen nur mit dee Inspection der Teuppen beschäftigt und richtete nicht, wie es sonst wohl geschah, ein Wort der Unterhaltung an seine Officiere.

„Des Königs Wesen wird von Tag zu Tag räthselhafter," sagte Stahmer halblaut zu Platen.

„Es ist hohe Zeit, daß einer mal zwischen fährt," brummte Derschau.

„Wollen Sie es wagen?" entgegnete Stahmer. „Ich möchte mir keine schlimme Antwort geben lassen."

„Da haben Sie vollkommen recht," stimmte Platen bei. „Aber sehen Sie nur, da kommt der Baeen von Manteuffel. Er wird den König speechen wollen. Sehen Sie, welche Reverenzen er schon von weitem macht."

Der Diplomat war in der That von der Seite der Schloßfreiheit oder des „Ganges an den Mühlen" her in den umhegten Platz gelangt. Er mußte nothwendigerweise etwas von Bedeutung vorzubeingen haben, denn er suchte sich auf jede Weise dem Könige, dessen Blicke fest an den Bewegungen seiner Teuppen hingen, bemerkbar zu machen. Um so auffälliger schien es, daß der Monarch Herrn von Manteuffel gae nicht bemerkte oder bemerken wollte.

Nach einiger Zeit gesellte sich der Herr von Grumbkow zu dem Baeon. Man sah beide Herren sich in ein Gespräch vertiefen, noch einmal gemeinschaftlich Versuche machen, des Königs Aufmerksamkeit zu gewinnen, dann aber, als ihnen dies wieder mißlang, mit eiligen Schritten zur Kaffeehalle des Herrn Ollivier gehen. Gleich darauf trat der Lieutenant von Blankenstein, militärisch salutirend, an den König heran und machte die Meldung, daß Seine Durchlaucht, dee Fürst von Dessau, Seiner Majestät Rapport erstatten wolle. „Kann warten bis morgen," rief der König kurz und drehte sich auf seinem Absatze herum.

Das war viel — fast zu viel füe die nächststehenden Militärs, denn noch nie hatte der Monarch eine dienstliche Sache, eine Meldung von der Hand gewiesen. Es mußte ganz Absonderliches vorgehen, wenn der König Geschäfte, die seine Armee betrafen, nur kurze Zeit verschob. Der Lieutenant ging quer über den Platz. Er brachte das Resultat seinee Meldung dem Fürsten. Leopold von Dessau stieß zornig seinen Stock in den Sand des Platzes, er bedachte

jedoch schnell genug, daß er Untergebener sei, und daß er selbst seinen Officieren kein übles Beispiel geben dürfe, wenn es sich um Subordination oder „Maul halten", wie er es selbst nannte, handelte. Leopold ging deshalb schweigend und ruhig, die Hände auf den Rücken legend, vor seinen Fronten hin und her.

Nachdem der König „Gewehr ab" und „Rührt Euch" kommandirt hatte, richtete er noch einige Worte an die Officiere, dann grüßte er militärisch, winkte aber sogleich abwehrend mit der Hand, als die Nächststehenden ihm folgen wollten. Verblüfft blieb die ganze Versammlung auf dem Platze stehen, während der König mit großen Schritten ins Schloß zurückging, ohne auch nur eines Mannes Begleitung anzunehmen. Wenn aber die Officiere betroffen und unschlüssig in ihrer Stellung verharrten, so setzte sich dagegen der Fürst von Dessau schnell in Bewegung. Er verbat sich ebenfalls durch eine ablehnende Geberde jede Begleitung, ging im Schnellschritt hinter seinen Truppen entlang, bei der Kaffeehalle und dem Seitengebäude des Schlosses, „die Bibliothek" genannt, vorüber, eilte unter das Portal über den Hof des Schlosses und von da zur Wendeltreppe. Er sah, wie der König noch im zweiten Hofe verweilte und mit dem Schloßkastellan ein Gespräch führte, der Fürst war also ganz zu rechter Zeit an dem passendsten Orte angelangt, den er sich zu seinem Rencontre mit dem König ausersehen hatte. Die Wachen zogen an, als der berühmte General bei ihnen vorüberschritt, der Fürst flog die Treppe mehr hinan, als er sie ging, denn es mußte ihm besonders daran gelegen sein, den König wie ein edles Wild zu stellen, da alles vereitelt ward, wenn der menschenfeindliche Gebieter erst wieder in seinem Zimmer, hinter den festverschlossenen Thüren war.

Mit diesen Gedanken beschäftigt, kam der Fürst auf den Corridor, welcher zur Wohnung des Königs führte, hier ließen ihn, gemäß des Befehles, den Forcade auf des Fürsten Wunsch ertheilt hatte, die Wachen passiren, sie blieben sogar in steifer Haltung, das Gewehr beim Fuße haltend, stehen, was dem Fürsten ebenfalls lieb war, denn sie wurden dadurch ganz und gar von jeder Theilnahme oder Annäherung zurückgehalten. Leopold war bis in die Nähe des großen Schrankes gekommen, vor welchem der erschrockene Eversmann durch den König die harte Begegnung erfahren hatte.

Trotz der fast beispiellosen Herzhaftigkeit des Fürsten, war ihm doch nicht ganz wohl ums Herz, denn er sagte sich, daß hier um eine große Entscheidung gerungen werden müsse. Wäre es mit dem Degen in der Faust abzumachen gewesen, der tapfere Dessauer hätte nicht eine Secunde gezögert — sich vielmehr auf dieses Abenteuer gefreut, so aber war es ein weit schwierigeres Unternehmen, denn trotz der Aufklärung durch Eversmann, welche nur sehr oberflächlich gewesen, hatte der Fürst noch keine Ahnung, um was es sich eigentlich handle — und auch ihm war der Zorn des Königs, der keine Grenzen kannte, nicht gleichgültig — mußte er sich doch selbst sagen: daß er nicht immer von Dingen fern geblieben war, welche ihn leicht in den Verdacht eines Verschwörers bringen konnten.

Leopold fuhr daher wirklich ein wenig zusammen, als er am Eingange des Corridors die festen Tritte der Königs und das Klirren der Gewehre vernahm, welche die Posten bei seinem Erscheinen präsentirten. Der König schritt den Corridor entlang, ohne viel um sich zu schauen. Er hatte wieder eine sorgenvolle Miene angenommen, grüßte kurz die Posten und warf nur flüchtige Blicke durch die breiten Fenster, sein Haupt war gesenkt — er schreckte deshalb heftig auf, als plötzlich hinter dem Schrank eine Person mit Geräusch hervor in den Corridor trat und sich ihm gerade in den Weg stellte. Friedrich Wilhelm sah sich dem Fürsten von Dessau gegenüber. Die plötzliche Erscheinung hatte allerdings etwas Seltsames, in seiner Lage konnte der König wohl glauben, daß der Fürst, von dessen Betheiligung bei dem Complott Clement Beweise gebracht hatte, jetzt einen Streich gegen seinen Monarchen beabsichtige. Der König sprang deshalb einige Schritte zurück, er gewann einen der breiten Fensterpfeiler, deckte seinen Rücken durch diese Stellung, und indem er zu gleicher Zeit seinen langen Infanteriedegen zog, nahm er die Position eines zum Ausfallen bereiten Fechters an.

„Was soll das?" rief er zornglühend, „was willst Du hier? Ich bin bereit — ich werde fechten — obwohl ich Dich von den Wachen greifen lassen könnte."

Der Fürst hatte seine ganze Geistesgegenwart schnell wieder erlangt. Er that das Beste, was er in diesem kritischen Momente thun konnte — mit rascher Bewegung fuhr seine Rechte an das Gehenk seines Degens, er zog denselben mit der Scheide aus dem Koppel, hielt ihn hoch empor und warf ihn mit kraftvollem Schwunge etwa sechs bis sieben Schritte weit von sich auf den Boden nieder.

„Ich bin jetzt wehrlos, Majestät," sagte er, seine Arme auseinanderbreitend, „stoßen Sie zu — ich erwarte Ihre Klinge."

Der König warf sein Haupt ein wenig hintenüber — noch einige Zeit verblieb er in seiner Stellung, dann ließ er den Degen sinken, die straffe Haltung seines Körpers wich allmählich, und mit kurzem Rucke stieß er die Waffe wieder in die Scheide. Der Fürst stand noch immer unbeweglich, er fühlte, daß die Entscheidung ganz nahe gerückt war, und sagte sich, daß er einige Schritte Terrain gewonnen hatte.

„Wenn Du nicht böse Absichten hattest, was wolltest Du denn hier — hier allein mir gegenüber?" fragte der König, die Augen niederschlagend, mit dumpfer Stimme.

„Sie können noch fragen? Sie können dem alten Freunde — dem Waffenbruder, noch eine solche Frage vorlegen?" rief der Fürst, „hol mich der Teufel — die Augen werden mir jedesmal naß, wenn ich Sie jetzt sehen muß, wie Sie umherschleichen, vorüber an jedem Menschen — und selbst an mir — an mir, der ich nie in Ihre Nähe kam, ohne mindestens einen anständigen: Guten Morgen zu hören. Friedrich Wilhelm, ist es dahin mit uns gekommen?"

Der König ward sichtlich ergriffen durch den treuherzigen Ton; aus des Fürsten Worten, aus der Bewegung, welche ihn während der kurzen Anrede durchbebte, konnte er recht wohl erkennen, wie nahe ihm die Trennung ging. Er that wieder einen Schritt auf den Fürsten zu. „Ich darf — ich kann Dir also trauen?" fragte er nicht ohne Wehmuth.

„Mir? — na, wenn ich Euch — wenn ich Dich, Friedrich Wilhelm, nicht so lieb hätte — diese Frage könnte mich erst zum Feinde machen. Mir trauen? Ich will meine Orden, meine Reichsfürstenwürde und all den Plunder auf den Boden dieses Ganges werfen — dahin, wo schon das Beste vom Soldaten, mein Degen liegt, wenn ich nur um eines Haares Breite von Dir gewichen bin, oder weichen würde. Aber ich will mich stellen, wie der gemeinste Deiner Unterthanen, und mein Kopf soll für alles haften, was mir zur Last gelegt wird — nur sage mir, Friedrich Wilhelm: was quält Dich? Was treibt Dich hinweg von Deinem alten Freunde?"

Der König blickte noch einige Secunden lang in das braune Antlitz seines Waffengenossen, dann nickte er zustimmend mit dem Kopfe, als habe er aus den Zügen die Wahrheit dessen herausgelesen, was der Fürst gesprochen — dann winkte er mit den Augen nach der Thür seines Zimmers hin und sagte kurz — halblaut: „Komm." Er wendete sich zum Gehen, that einige Schritte, blieb stehen, wendete sich wieder um und sagte mit sanftem Tone: „Nimm Deinen Degen auf, Leopold! Du sollst nicht eher in mein Zimmer kommen."

Leopold raffte die Waffe auf und schob sie in das Gehenk, dann folgte er dem König, der schon den Thürgriff seines Cabinets in der Hand hielt. „Jetzt habe ich gewonnen," flüsterte er, in das Zimmer tretend. — Der König verriegelte die Thür. Es schien wirklich, als sei eine große, schwere Last von seiner Brust gewälzt, es war ihm eine Wonne, eine merkliche Erleichterung: nach langer Zeit wieder einmal dem Freunde nahe sein — ihm gegenüber sich aussprechen zu können, und er eilte, damit zu beginnen.

„Nimm einen Sessel," befahl er, „und höre mir aufmerksam zu — dann beantworte meine Fragen."

Der König begann nun eine Schilderung der von Clement ihm mitgetheilten, noch in der Luft schwebenden Complotte, verschwieg aber sorgfältig noch den Namen des Entdeckers und Warners. Je weiter er in seiner Erzählung kam, desto aufmerksamer ward der Fürst, er folgte den Worten des Monarchen mit Blicken, Händen und Athem. „Urtheile," schloß der König, „ob ich nach diesen Enthüllungen nicht berechtigt war, Mißtrauen zu hegen?"

„Aber," rief nun der Dessauer emporspringend, „wer ist denn betheiligt bei diesen Schändlichkeiten? Wer kann denn seine Hand dazu leihen?"

„Wer?" entgegnete ebenso heftig der König, „Männer, an deren Redlichkeit ich fest geglaubt habe, wie an Gottes Wort. Ist es nicht furchtbar, wenn der Prinz Eugen, Lichtenstein — wenn meine eignen Minister in das Complott verflochten sind? Bin ich ein verrathner — verlassener Mann, oder nicht?"



Die Gänsehirtin am Brunnen.
Originalzeichnung von Roland Risse.

„Aber woher denn die Beweise? Woher der unumstößliche Verdacht? Ich traue weiß Gott niemals, wo Perrücken und die Kerls, die so gut schreiben können, damang sind; aber an so was möchte ich nicht glauben."

„Woher die Beweise?" fiel der König ein. „Ich habe dutzendweis die Briefe gesehen, die Briefe mit den Siegeln daran — mit den Unterschriften. Ich kenne die Schreibweise, die Buchstaben von all denen, oder soll ich Grumbkows Handschrift etwa nicht kennen? He? und soll ich meines — meines —" der König zauderte — „meines Herrn Schwiegervaters Hand nicht kennen? Stimmt nicht alles überein mit den Berichten, die ich empfing — wenn auch ein Höllencomplott wider mein Leben mir erst jetzt mitgetheilt ward?"

„So schlage das Donnerwetter drein," sagte der Fürst, in den Sessel sich zurückwerfend. „Man lernt alle Tage was Neues. Ich möchte es noch immer nicht glauben — aber — nur eins sage mir, Fritz Wilhelm," fuhr er aufmerksam fort. „Wenn ich nun die vérité von der Geschichte nicht mehr bezweifeln wollte, warum hast Du so lange geschwiegen? Und zwar zu mir geschwiegen? Zum Henker, wenn Du alle Kerls für Lumpe halten willst, aber meine allbekannte Personage — die mußtest Du doch ausnehmen?"

Der König zögerte sichtlich mit seiner Antwort auf diesen Einwurf. Er hatte ihn kommen sehen — er mußte heraus mit der Sprache, denn der Fürst war nun einmal der Vertraute.

„Leopold," sagte er fast kleinlaut. „Ich konnte — ich mochte nicht zu Dir reden — ich war auch mißtrauisch gegen Dich geworden — denn — ich muß deutsch reden — rundweg: auch Du bist als Einer von denen genannt, die mir nach dem Leben — mindestens nach der Freiheit stehen."

„Schwerenoth!" brüllte der Dessauer, vom Sessel aufschnellend, indem er mit der Faust den Tisch schlug, daß verschiedene Gegenstände übereinander fielen. „Ich! ich trachte Dir nach dem Leben — nach Freiheit? So soll doch gleich ein Blitz und Donner niederfahren — ha! ha! ha! es ist beinahe zum Lachen, wenn es nicht so ernst wäre. Hast Du etwa auch Briefe von mir gesehen?"

Der König sah ihn prüfend an — er fürchtete sich trotz seiner Energie weiter zu gehen, der Fürst stand hoch aufgerichtet vor ihm — seine Blicke waren herausfordernd, fast trotzig, und der König mußte sich selbst sagen, daß die Ehre des Mannes — des Soldaten — des Unterthanen befleckt war, sobald der Name Leopold über die Lippen des Königs gekommen war.

„Nun denn," entgegnete er mit fester Stimme. „Ich bin Dir die Wahrheit schuldig; ja, auch von Dir habe ich Briefe in der Hand gehabt, auch Du bist derjenigen Einer, die mich vernichten wollen."

Auf dieses Wort hatte der Fürst, dessen Mund sonst ziemlich gut zu antworten verstand, wenn auch in derber Weise, keine Antwort. Das Ungeheuerliche der Verleumdung schloß ihm auf einige Zeit die Lippen. Er kreuzte die Arme über die Brust, sah mit einem Ausdrucke des Schreckens den König an, und deutlich vernahm dieser die keuchenden Athemzüge, welche der Fürst mühsam zu unterdrücken strebte. „Sollte er schuldig sein?" flüsterte der König.

Fürst Leopold athmete tief.

„Bevor ich Eurer Majestät auf diese gräßliche Anschuldigung eine Antwort gebe, muß ich eine Frage thun — Sie müssen dieselbe beantworten. So lange meine Person aus der Conjunction blieb, hatte ich dazu kein Recht. Nun aber fragt der Freund, der Waffenbruder — der Blutsverwandte — ein Fürst in Deutschland, den König von Preußen, der sich den ersten Edelmann nennt: Wer hat dieses alles berichtet?"

Der König war bereits zu weit gegangen — nachdem er die Beschuldigung gegen den Fürsten ausgesprochen hatte, konnte er nicht mehr den Namen des Anklägers zurückhalten. Er gab seiner Stimme einen besonderen Nachdruck, als er sagte:

„Es ist der Mann gewesen, der sich Zoreck, Officier in spanischen Diensten, nennt, aber sein Name ist eigentlich Jakob Clement."

„Der ist es? Der abenteuerliche Kerl?" rief der Fürst betroffen. „Ich werde ein Wort mit ihm reden."

„Es wäre fruchtlos. Er ist bereits in Holland, wo er mir durch seine Vermittlung helfen wird, das Unheil zu beseitigen."

„Fritz Wilhelm," rief der Dessauer außer sich. „Was hast Du gethan? Wie konntest Du diesen Burschen aus den Händen lassen? Er hätte gepackt vor Katsch geschleppt werden müssen — da mußte er beichten — alles sagen! Höllenelement, wie kann man solchen Racker frei gehen lassen!"

„Nummer eins, Leopold, hat er mein Wort, Nummer zwei ist es nothwendig gewesen, ihn fortzulassen, wenn er mir Nutzen bringen soll, denn es gibt doch, und ohne Zweifel, eine Rotte Corah, die gegen mich conspirirt, Nummer drei ist auch noch nicht erwiesen, daß Clement alles, was die Attacke gegen meine Person betrifft, gelogen hat."

Der Fürst hielt nun nicht länger an sich, er vergaß, daß der König vor ihm stand. „Und ich sage Dir ohne alle Federlesens," schrie er, mit der Faust auf den Tisch schlagend, „du bist über den Löffel balbirt. Dieser Clement ist ein Hundsfott, ein Schurke, der an den Galgen gehängt werden muß! Das ist noch eine gelinde Strafe. Von all den Infamien glaube ich kein Wort — dem Prinzen Eugenius traue ich so etwas nicht zu, eben so wenig den andern Herrn. Denn wie es im alten Worte heißt: Was du nicht willst, daß man dir thu, trau auch keinem andern zu — also schließe ich von meiner Person auf die übrigen, und ich will nicht dermaleinst ruhig vom Leben zum Tode gehen, will wie ein schlechter Kerl verkommen, wenn ich jemals eine Ahnung von alledem hatte, was Dein Lumpenkerl mir nachgesagt hat. Hier ist meine Hand darauf — ich weiß von den ganzen Geschichten keine Silbe."

Der König ergriff des Fürsten Hand, er drückte sie unwillkürlich mit einem freudigen Blicke, obwohl ihm zugleich die Röthe des Aergers ins Antlitz stieg, da er sich als Betrogenen erkannte, soweit es die Person des Dessauers betraf.

„Du hast also nie in solche Conspirations Dich eingelassen?" fragte er noch einmal scharf.

„Wie kannst Du von mir so was denken? Na — ja ich will zugeben, daß ich gegen die Weiber hier am Hofe eingenommen bin, daß ich damals in Brandenburg und später noch der klatschigen und großmäuligen Blaspiel gern eins angehängt hätte, daß ich auch nicht immer mit der Königin auf bestem Fuße stehe; aber wer mir nachsagt, daß ich einen Anschlag wider Dich oder Preußen beigetreten wäre oder beitreten könnte, der ist ein Schurke und verdient, daß ich ihn auf offenem Markte prügle. Hast Du noch einen Verdacht gegen mich, so nimm mir den Degen ab und schicke mich in Prison; da will ich so lange bleiben, bis mir der Betrüger, Dein Clement, gegenüber gestellt wird. Mehr kann ich nicht thun."

„Schon gut, Leopold," sagte der König. „Ich glaube Dir — vielleicht aber ist der Clement selber getäuscht worden — ich befehle Dir, nichts wider ihn zu unternehmen — laß mich machen und geh — wir sind die Alten."

Sie schüttelten sich die Hände, sie blickten einander fest in die Augen. „Leb wohl für heute," sagte der Dessauer und fuhr mit dem Rockärmel über seine Augen. Der König klopfte ihm die Schulter und schob den Freund sanft zum Zimmer hinaus.

Einige Zeit lang blieb der König in Nachdenken versunken vor dem Tische stehen, dann ging er in das Zimmer, welches an sein Schlafcabinet stieß, rief einen der Lakaien und befahl mit barschem Tone: „Der Staatsrath Herr von Ilgen soll auf der Stelle zu mir kommen!"

Alle Beamten waren stets auf plötzliches Erscheinen bei dem Könige vorbereitet. Ilgen stand daher eine halbe Stunde später vor dem Könige. Friedrich Wilhelm hatte sich während dessen beruhigt. Sein klarer Verstand war Meister der Leidenschaftlichkeit geworden. „Ilgen," begann er, im Zimmer auf und niedergehend, „Sie wissen, was uns Bonnet schon aus London meldete."

„Ich denke mir, Euer-Majestät meinen jene seltsame Warnungen wegen eines politischen Complottes," sagte der Rath mit Zurückhaltung.

„Das meine ich — ja. Es schwebt schon seit längerer Zeit was in der Luft, und ich habe genug Anzeichen, daß es mit der Ehrenhaftigkeit einiger Messieurs im deutschen Reiche sehr schlecht bestellt ist."

„Ein hartes — ein großes Wort, Majestät — das eben nur ein König aussprechen darf — wenn ein kleiner Mann solches thäte, er würde zu schwerer Rechenschaft gezogen werden, könnte er nicht Beweise für solche Behauptung beibringen."

„Ich will hier nur ein kleiner Mann sein," rief der König. „Und so sage ich Ihnen: Ich habe Beweise, daß ein gründliches Complott wider den Staat existirt — aber zugleich will man sich an

meine Person machen und das kann ich Ihnen zur Noth schwarz auf weiß zeigen." — Ilgen trat erschrocken zurück.

„Sie haben den spanischen Officier, den Herrn von Zoreck, kennen gelernt?" fragte der König weiter.

„Nur flüchtig, Majestät."

„Nun denn, dieser Mensch ist mit im Complotte, aber er hat es nicht über sich gewinnen können, die Hand zum Verbrechen zu bieten, er hat mir alles gebeichtet. Es ist ein sehr gewandter Mann, der vielleicht hier und da mehr erfahren hat, als wirklich vorbereitet wurde; allein in der Hauptsache hat er doch Recht."

„Ich müßte näher und tiefer in das Geheimniß gezogen werden, um darüber urtheilen zu können," sagte Ilgen, sich mit gutgespielter Bescheidenheit neigend.

„Ich will Euch einweihen," entgegnete der König. „Hört zu."

Er wiederholte nun zum zweiten Male die ganze Reihenfolge der Enthüllungen Elements. Der Rath und Minister ward während dieser Aufschlüsse immer stiller und nachdenklicher. Er hatte anfangs gelächelt, als aber der König ihm die Details des Attentats gegen seine Person mittheilte, die Personen bezeichnete — legte der Minister sein Gesicht in ernste Falten.

„Ich bin nun beinahe zu Ende," fuhr der König fort. „Was sagen Sie zu dem allen? Es wird Leute geben, die da meinen, ich sei leichtgläubig, ich hätte erst untersuchen sollen, aber kann man mir verdenken, daß ich Verdacht schöpfte? Stimmen diese Berichte des Clement nicht mit denen überein, die uns Bonnet aus London sendete? Hat nicht der Grumbkow eine wahre Sucht, in allen Dingen mitreden, mitregieren zu wollen? Habe ich nicht unterschiedliche Male bereits dazwischen fahren müssen, wenn es sich um Intriguen gegen die Königin handelte?"

„Aber Ihre Person, Majestät," sagte Ilgen. „Sie wird heilig bleiben — ich kann an ein Attentat nicht glauben."

„Aber ich habe doch die Briefe — die Siegel gesehen," rief der König, dessen Argwohn trotz der Unterredung mit dem Dessauer nicht ganz beseitigt war.

„Ich glaube es," sagte Ilgen ruhig.

Der König blickte ihn fragend an, der gewandte Staatsmann durchschaute sogleich die Absicht des Königs — dieser wollte des Ministers Meinung wissen, denn Leopold von Dessau erschien ihm nicht als vollgültig, wenn es sich um Urtheile in so schwieriger Sache handele.

Ilgen fühlte sogleich, welche große Verantwortung er auf sich nehmen mußte, wenn er dem Könige einen Rath ertheilte. Er hatte in der That noch keinen Anhaltepunkt, der ihn bewegen konnte, ein strenges Verfahren zu empfehlen.

„Nun denn," fuhr der König fort. „Ehe ich nicht ganz vom Gegentheil überzeugt bin, wird es mir keiner verargen, wenn ich mißtrauisch meine Umgebung mustere — ja — ich muß offen sein. Auch Sie, Ilgen — auch Sie sind bei mir angeklagt worden. Sie sollen nicht ganz ehrliches Spiel treiben — ich theile es Ihnen mit, da alles klar werden muß zwischen uns."

Jetzt hatte der Minister das gefunden, was er suchte. Sobald seine Person mit bei der Sache betheiligt war, durfte er ein schweres Vorgehen anrathen, denn er mußte wünschen, sich selbst von jedem Verdachte gereinigt zu sehen — es wäre ihm sogar als ein Act der Feigheit, als Gefühl seiner Schuld, ausgelegt worden, hätte er n u n nicht auf Untersuchung gedrungen. Er hielt seine Empfindungen jedoch trefflich im Zaume und sagte mit unerschütterlicher Ruhe:

„Wenn jener Clement mich angeschwärzt, meinen Wandel, die Reinheit meiner Gesinnungen und Handlungen verdächtigt hat — so ist er ganz einfach ein frecher Lügner — ich muß das tragen. Gegen schamlose Verleumder ist niemand sicher. Ich aber, Majestät — ich entschuldige von diesem Augenblicke an jede Härte, jedes Mißtrauen, welches Sie während der letzten Zeit so auffällig, zum Leidwesen aller Ihrer Getreuen an den Tag legten. Wem die nächste Umgebung so verdächtigt wurde, der befindet sich in einer schlimmen Lage und d a r f mißtrauen. Möglich, daß Clement ein Betrüger — es ist aber auch möglich, daß er ein ehrlicher Mann ist. Er kann getäuscht worden sein — und es können ebensogut wirkliche Originalbriefe ausgeliefert oder entwendet worden sein, als Clement andererseits in geschickter Weise F ä l s c h u n g e n b e g a n g e n h a b e n k a n n."

Er hatte besonderes Gewicht auf diese letzten Worte gelegt, sie trafen den König wie Pfeile. „Gefälscht!" murmelte er. „Ja, ja. Das wäre möglich. Aber was hätte Clement bewegen können, mir seine Dienste zu widmen? Er ist uneigennützig."

Ilgen zuckte die Achseln.

„Die geheimen Triebfedern zu den Handlungen solcher Leute werden erst durch die Untersuchungen blosgelegt, Majestät; sie verbergen sich oberflächlicher Betrachtung."

„Nun denn, was rathen Sie mir zu thun?"

Der Minister richtete sich hoch auf, sein feines Gesicht nahm einen fast imposanten Ausdruck an, und mit volltönender Stimme antwortete er: „Majestät! Auch ich stehe als ein Angeklagter vor Ihnen; hätte ich Furcht, hätte ich Grund, meine Handlungen nicht offen vor Euer Majestät ausgebreitet zu sehen: ich würde zum Nachgeben rathen, ich würde rathen, in der S t i l l e die Gefahr zu beseitigen. Aber ich bin meiner Unschuld mir bewußt, und wenn ich auch nicht die Reinheit der Gesinnungen aller übrigen Personen, die in diesem argen Handel verwickelt scheinen, verfechten kann, so muß ich doch das Recht achten, welches sie haben, das ist: eine Prüfung, eine Untersuchung zu verlangen. S i e m ü s s e n k l a r s e h e n, mein allergnädigster Herr, und zugleich den Streich pariren, wenn ein solcher gegen Sie geführt werden soll."

„Seht Ihr wohl," rief der König erfreut, daß der Moment zum Handeln herannahte. „Aber wie macht man es?"

„Sehr einfach. Die betheiligten Höfe werden aufgefordert, sich betreffs des persönlichen Attentats gegen Euer Majestät offen auszusprechen. Sie fordern eine Erklärung. Führt Clement gegen Sie den Beweis, ist er ein Agent jener Conspirateure, nun, so ist die Ehre der Höfe in den Augen Europas dahin. Was das Complott gegen den Staat, gegen unser Vaterland Preußen betrifft, so müssen Euer Majestät zeigen, daß Sie dem Argwohn gegen jene Herren und Cabinette einen Ausdruck geben, und dies geschieht am besten dadurch, daß Sie den Bataillonen und Schwadronen, welche bestimmt sind, zum Heere des Zaren zu stoßen, Befehl ertheilen, sich in Marsch zu setzen."

„Bravo! bravo!" rief der König. „Meine Kerls sollen marschiren. Gewehr auf! Es ist gut. Wem sendet man aber an die Höfe?"

„Haben Majestät die Gnade, mir sofort den Befehl auszufertigen, und heute Nacht noch sende ich den Herrn von Enyphausen nach Wien."

„Sie sollen alles haben, Ilgen!" rief der König erfreut. „Schweigen ist natürlich Bedingung. Auf Wiedersehen! Ich bin ordentlich lustig, weil die Sachen vorwärts gehen."

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Märchengestalten.

(Zu dem Bilde auf S. 517.)

IV. Die Gänsehirtin am Brunnen.*)

„Gemeinsam allen Märchen," sagt Wilhelm Grimm, „sind die Ueberreste eines in die älteste Zeit hinaufreichenden Glaubens, der sich in bildlicher Auffassung übersinnlicher Dinge ausspricht. Dies Mythische gleicht kleinen Stückchen eines zersprungenen Edelsteins, die auf dem von Gras und Blumen überwachsenen Boden zerstreut liegen und nur von dem schärfer blickenden Auge entdeckt werden. Die Bedeutung davon ist längst verloren, aber sie wird noch empfunden, und gibt dem Märchen seinen Gehalt, während es zugleich die Lust an dem Wunderbaren befriedigt; niemals sind sie bloßes Farbenspiel gehaltloser Phantasie."

Je weiter die Märchen hinaufreichen in die Urzeit unseres Volkes, desto deutlicher tritt dieser Verwandtschaftszug hervor, wie in Dornröschen, Sneewittchen und selbst noch in Aschenbrödel; je näher sie der Gegenwart rücken und sich schon mehr oder minder mit modernen Elementen mischen, desto schwerer ist jener Zusammen-

*) Vgl. Jahrgang V. Nr. 1—III. S. 572. 630. 820.

hang erkennbar. Das gilt insbesondere von dem überhaupt weniger bekannten Märchen: „Die Gänsehirtin am Brunnen“, aus dem Roland Risse einen charakteristisch-entscheidenden Moment geschickt ausgewählt und wirkungsvoll dargestellt hat. Aber dennoch spürt man auch durch dieses Märchen den fernen mythischen Ur- und Hintergrund hindurch.

In seltsamer, fast komischer Weise erinnert der eigentliche Ausgangspunkt unseres Märchens an die Eingangsscene des König Lear, die der große englische Dichter aus alter Ueberlieferung entnommen. Denn die zur Gänsehirtin erniedrigte Königstochter — eine beliebte Erscheinung der alten Sagen — schweigt zuerst ebenso wie Cordelia auf ihres Vaters Frage nach dem Maße ihrer Liebe, und antwortet dann: „Ich weiß es nicht, und kann meine Liebe mit nichts vergleichen.“ Weiter freilich geht die Aehnlichkeit nicht, denn von dem Vater noch härter gedrängt, antwortet die schöne Königsmaid des Märchens naiv: „Die beste Speise schmeckt mir nicht ohne Salz, darum habe ich den Vater so lieb wie Salz,“ was denn ihren Vater ebenso empört, wie Cordelias tiefere Antwort den alten Lear, und ihn veranlaßt, sein jüngstes Kind mit einem Sack voll Salz auf dem Rücken in die Wildniß hinauszujagen.

Von einem alten, als Hexe verrufenen Weibe aufgenommen, und ihrer blendenden Schönheit wegen mit einer entstellenden Gesichtshaut und grauen Haaren bekleidet, empfängt sie nun eine dreijährige praktische Erziehung, wie sie auch eine Königstochter ganz gut gebrauchen kann, und wie sie ihr unter dem Dache ihres Vaters nicht zu Theil werden konnte. Sie lernt spinnen und dreht den Faden so flink, wie irgend ein junges Mädchen, sie geht mit einer Ruthe in der Hand hinter ihrer Gänseschar, wie es seit uralten Zeiten die unglücklichen Königstöchter in der Verbannung und Erniedrigung thun. Dazu hat sie aber noch eine tägliche Arbeit angenehmerer Art. Diese ist der Gegenstand unseres Bildes.

Allabendlich geht sie zu einem Brunnen, bei dem drei alte Eichbäume stehen. An dem für ihre Erlösung entscheidenden Tage war der Mond rund und groß über dem Berg aufgestiegen, und es war so hell, daß man eine Stecknadel hätte finden können. Und nun beginnt die Arbeit der Verbannten. Sie zieht die Haut von ihrem Gesichte ab, bückt sich zu dem Brunnen und fängt an, sich zu waschen. Als sie fertig ist, taucht sie auch die Haut in das Wasser und legt sie dann auf die Wiese, damit sie wieder im Mondschein bleichen und trocknen sollte. „Aber wie war das Mädchen verwandelt!“ ruft der Erzähler aus. „So was habt ihr nie gesehn! Als der graue Zopf abfiel, da quollen die goldenen Haare wie Sonnenstrahlen hervor und breiteten sich, als wär's ein Mantel, über ihre ganze Gestalt.“ Auch diese goldenen Haare der Schönheit sind als ein Zeichen königlicher Abkunft ein altmythischer Zug, der sich in vielen Märchen wiederholt.

Die schöne Jungfrau aber war traurig; Thränen drangen aus ihren Augen und rollten zwischen den langen Haaren auf den Boden. Da wird sie durch ein knitterndes Geräusch in den Aesten des nahestehenden Baumes aufgeschreckt, rasch schlüpft sie wieder in die alte Haut und verschwindet wie ein Licht, das der Wind ausbläst.

Risses Bild zeigt uns die Ursache des Erschreckens der unglücklichen Königstochter. Der zu ihrem Befreier bestimmte Graf, auf dem Wege sie zu suchen und dabei von der Nacht überrascht, hat sich für dieselbe auf jenem Baum ein Quartier eingerichtet und sie zuerst in ihrer entstellenden Vermummung — wie schon früher einmal vor dem Hause der alten Hexe — dann aber in ihrer wahren Gestalt erblickt. „Kaum daß er zu athmen wagte, aber er streckte den Hals zwischen dem Laub so weit vor, als er nur konnte, und schaute sie mit unverwandten Blicken an. Ob er sich zu weit überbog, oder was sonst Schuld war, plötzlich krachte der Ast, und in demselben Augenblicke schlüpfte das Mädchen in die Haut, sprang wie ein Reh davon, und da der Mond sich zugleich bedeckte, so war sie seinen Blicken entzogen.“

Den Schluß erräth die geneigte Leserin gewiß, wenn sie ihn nicht bereits aus Grimms Märchensammlung kennt. Der Graf findet die ihm durch die Wolke Entzogene ohne große Mühe wieder, König und Königin kommen dazu, und da die beiden älteren Töchter bereits das Königreich ihres Vaters erhalten haben, stattet die Alte, unter deren Dach die jüngste Schwester drei Jahre lang gelebt, und die wohl eher eine gütige Fee, als eine Hexe zu nennen ist, ihr Pflegetöchterchen mit den zu lauter kostbaren Perlen gewordenen Thränen aus, die dasselbe aus Schmerz über seine Verstoßung vergossen hat. Die Alte verschwindet, ihr ärmliches Häuschen wird in ein Königsschloß verwandelt, in dem zum Schluß dann die Hochzeit stattfindet.

So lustig, wenn auch nach schweren, trüben Tagen, enden meist die Märchen, wie so manche der alten Sagen, und wie häufig auch die Lebensführungen der Menschen, deren getreue, wenn auch phantastische, Spiegelbilder ja Märchen sowohl als Sagen sind.

R. Koenig.

Moderne Hellenen.

Die barbarische Blutthat, die auf dem Felde von Marathon, wo einst die alten Griechen den unsterblichen Sieg über die Perser erfochten, von modernen Hellenen begangen wurde, hat im gesitteten Europa einen Schrei des Entsetzens wachgerufen, und mit Recht wird sich auch die große Menge jetzt darüber klar, daß jenes Volk, welches heute den Boden Altgriechenlands bewohnt, nicht aus den Nachkommen der hochbegabten Nation bestehen kann, dem die Göttin des Schönen die Stirne geküßt, dessen geistige Werke einst dazu beitrugen, Europa aus einer düstern in eine reinere Atmosphäre zu heben, und dessen Thaten noch immer unsere Jugend begeistern. Kaum vierzig Jahre sind verflossen, seit „Griechenlieder“ von Munde zu Munde tönten, als eine Begeisterung unter den Gebildeten unserer Nation erwachte für den Unabhängigkeitskampf der Griechen gegen die Türken, wie sie ähnlich nur in den Tagen der Befreiungskriege Deutschland durchglühte. „Phönixartig“, so wurde damals prophezeit, „wird das vom Joch befreite Land der Hellenen bald zu neuer Ordnung, Kraft, Schönheit und Würde sich emporarbeiten!“ Von dem unwiderstehlichen Strome des Philhellenismus hingerissen, nahmen Europas Regierungen Theil an dem Unabhängigkeitskampfe. Griechenland wurde selbständig. Aber das angekündigte Morgenroth ist nicht erschienen, kaum ein leises Dämmern verkündigt den einstigen Tag, und nur das, was fremde Hand seit mehr als einem Menschenalter nach Attika und dem Peloponnes gebracht, entwickelt sich. Fragt ihr nach eignen Thaten der modernen Hellenen, da ist wenig, fast nichts Erfreuliches zu melden! Ein hochfahrender Stolz, eine wirre politische Zuchtlosigkeit, kleinliche Intriguen, eine grauenvolle Finanzwirthschaft kennzeichnen das zerrüttete Land und Volk, auf das selbst der Türke vornehm herabschaut.

Als im verflossenen Jahre der junge Dänenprinz, der heute Griechenlands Krone trägt, die Rundreise durch sein Land machte und durch Morea fuhr, da fand er auf der ganzen, 60 Meilen langen Strecke keine Straße, keine Brücke. Oft unter Lebensgefahr mußte er durch angeschwollene Ströme und Bäche setzen, über die zur Zeit der Türkenherrschaft freilich noch Fähren oder Brücken führten. Der Sultan oder der Khedive, sie erhalten heute Geld geborgt an unsern großen Börsenplätzen; von Griechenland aber will niemand etwas wissen, ist es doch bekannt, daß nirgends so zerrüttete Finanzen, wie gerade dort herrschen, und daß redliche Arbeit dem Athener wie dem Griechen überhaupt ein fremdes Ding ist. Das wenige, was einkommt, wird von den Beamten und Soldaten aufgezehrt, denn in Griechenland, dem armen Griechenland, kommt schon auf fünfzig Seelen ein Mensch, der vom Staate erhalten wird; die Gensd'armerie ist stärker als das stehende Heer, und im letzten Decennium hat, um das Unbeständige zu charakterisiren, durchschnittlich alle drei Monate das Ministerium gewechselt.

Kein Wunder ist es, daß unter solchen Verhältnissen der Rausch der Philhellenen bald in schale Ernüchterung überging und daß selbst der glühendsten einer, Lord Byron, zuletzt wenig von jenem Volke wissen wollte, das auch die heutige Wissenschaft nicht mehr als „Griechen“ anerkennt, das seit Philipp Jakob Fallmerayers, des tiefgelehrten und geistreichen Fragmentisten Vorgange als „gräcoslavisches Bastardvolk“ bezeichnet wird. Schon wenige Meilen von der Hauptstadt Athen entfernt, ist die neugriechische Sprache verklungen und tönen arnautische Laute; über ganz Morea erstreckt sich das Netz slavischer Ortsnamen, und ein Melnik, wie es in Böhmen, ein Lößnitz, wie es bei Dresden liegt, ist dort zu finden, als Zeug-

niß der slavischen Einwanderung, die ausschlürfte, was von alten Griechen vorhanden war.

Dazu gesellte sich der Abschaum aller europäischen Völker, die nach dem Orient zogen, nicht minder aber das raublustige Volk der Schkypetaren (Arnauten, Albanesen), das sein Gepräge den modernen Hellenen aufdrückte. Nur homöopathisch ist die Dosis von altem Griechenblut, die noch in jenem Volke rinnt, während die Inselgriechen des Archipelagus sich wohl reiner erhalten haben. Dem Hellenen von heute gefällt diese Anschauung allerdings nicht, er möchte der echte, unverfälschte Nachkomme der alten Heroen sein. Aber wo ist heute die Weisheit eines Plato, die Kunst eines Phidias, der Heldenmuth eines Themistokles oder Epaminondas? Wohl aber ist vieles vorhanden, was Altgriechenland nicht kannte, und außer der unruhigen Stadt Athen mit ihren Handwerkspolitikern und Advokaten, in der die stets geldbedürftige Regierung haust, sehen wir ein verödetes, verarmtes Land, in dem trotz aller Anstrengung das Räuberwesen nicht auszurotten ist. In Spanien, in Italien, da sterben die romantischen Herren von der Landstraße wohl auch nicht aus; aber dort sind sie nicht über das ganze Reich verbreitet — im Lande der modernen Hellenen, vor den Thoren der Hauptstadt aber, da sind sie die Herrschenden, die Männer der Regel, und der Finanzminister Soteropulos mag uns Zeugniß darüber ablegen, wie seine Landsleute das Räuberhandwerk verstehen. Hat er doch selbst aus ihren Händen vor wenigen Jahren sich loskaufen müssen, zu einer Zeit, als, nach seinem eigenen Geständniß, von der Million Einwohner, die das heutige Griechenland zählt, nicht weniger als 100,000 wegen Criminalverbrechen vor Gericht geladen waren — denn so groß war damals die Zahl der schwebenden Criminalfälle.

Wie der englische Geistliche, J. O. Bagdon, in seinem 1868 zu London erschienen Werke über die Briganten der Morea erzählt, lebte Herr Soteropulos — gegenwärtig oder bis vor kurzem Finanzminister — wenn er seiner Pflicht als Deputirter in Athen genügt, auf seinem Gute Agrile in Arkadien, wo er den Sommer verbrachte und als achtungswerther Mann sich vom Ertrage der Korinthenernte seines kleinen Gutes nährte. Auch Oelbäume, Wein und Sultanrosinen gediehen dort, und von den Fenstern des freundlichen Landhauses schweifte sein Blick weit über die tiefblaue, im Glanze südlicher Sonne blinkende Fläche des Golfs von Nauplia. Aber das behagliche Dasein im Kreise der Familie, das schöne Landleben, sollte eines Abends plötzlich ein Ende nehmen, und Soteropulos mußte es bereuen, in Arkadien geboren zu sein. Er galt als reich, und da Arkadien, das wir uns seit den Tagen des Alterthums noch immer als einen Sitz sanfter Sitten, harmloser Ruhe und Fröhlichkeit, als den Aufenthalt eines milden, dem Tanz und der Musik ergebenen Hirtenvolks vorstellen, nun in der neugriechischen Aera eine von Räubern durchschwärmte Mordhöhle geworden ist, so mußte der „reiche" Herr Soteropulos dem Räubervolk eine besonders günstige Beute dünken, aus der man ein großes Lösegeld herauszupressen vermöge. Denn das ist die Praxis dieser modernen Hellenen: heimtückischer Ueberfall und dann Tod oder Lösegeld. Vor dieser unangenehmen Alternative stand auch Soteropulos, als man ihn zwischen seinen Weinstöcken ergriffen hatte, wo er eben den Stand der Sultanrosinen inspicirte: unversehens war er überfallen und in Sicherheit gebracht worden. Die Summe, die man von ihm verlangte und die er, bei Verlust seines Kopfes, aufzubringen hatte, betrug nicht weniger als 80,000 Drachmen, oder etwa 18,000 Thaler nach unserm Gelde. Vielleicht war es mehr, als das ganze Gut des Deputirten werth war, allein die Summe mußte beschafft werden und sie wurde auch beschafft, nachdem folgender, das griechische Räuberwesen charakterisirender Brief in die Hände der Frau Soteropulos gelangt war:

„Heute Abend haben wir uns in Agrile des Herrn S. Soteropulos bemächtigt, für dessen Freilassung wir die Summe von 80,000 Drachmen verlangen. Sorgen Sie dafür, daß wir das Lösegeld erhalten, damit Herr Soteropulos wieder heimkehren könne, widrigenfalls würden wir Ihnen seinen Kopf übersenden. Die Franken, welche überall Zwietracht säen und das arme Volk quälen, müssen dafür mit ihrem Halse herhalten. Fast vergeht kein Tag, an dem sie nicht einen von uns armen Pallikaren tödten, und wenn ich — falls wir das Lösegeld nicht empfangen — meine Kugel nicht mit Frankenblut röthe, wie soll da die Pallikaria (das Räuberwesen) sich auf ihrer Höhe erhalten und ihr Gewerbe forttreiben? Es ist unser Befehl, daß Sie keinerlei Lärm machen und die Sache geheim halten. Nehmen Sie sich wohl in Acht: stacheln Sie die Freunde des Herrn Soteropulos nicht auf, daß sie uns verfolgen. In einem solchen Falle würden wir ihm zunächst den Kopf abschneiden und dann gegen die Verfolger wie Pallikaren fechten, welche es verstehen, Blut zu vergießen, falls das eigene Leben in Gefahr. Auch der Regierung darf der Fall nicht angezeigt werden, ebensowenig dürfen uns Gendarmen oder Soldaten verfolgen, wenn Ihnen daran liegt, Soteropulos lebend wieder zu sehen. Sorgen Sie auch dafür, daß Sie sich nicht so benehmen, wie die Frau des Bambas aus Spezzia, welche die Behörden gegen uns aufhetzte. Als der Kampf mit den Soldaten begann, schrie ihnen der unglückliche Bambas zu, sie möchten ferne bleiben. Da sie aber seinen Bitten kein Gehör gaben, erschlugen wir ihn. Handeln Sie also so, wie es die Liebe zu Ihrem Manne Ihnen eingibt. Nach fünf bis sieben Tagen werden Sie von uns wegen des Lösegeldes einen Befehl erhalten, wie und wo wir es empfangen wollen; aber — wohl zu merken — von Papiergeld und Silber kann keine Rede sein, wir nehmen nur Gold. Gleichzeitig ist der gegenwärtige und der spätere Brief uns wieder einzuhändigen. Ohne diese Briefe senden wir Ihnen den Kopf des Herrn Soteropulos. Auch falsches Geld wird höflich verbeten, weil sonst wiederum der Kopf des Herrn Soteropulos auf dem Spiele steht. Bedenken Sie, daß Sie es nicht mit Barnibatzia (alten Weibern) zu thun haben, sondern mit der Pallikaria, bei der es heißt: den Kopf oder das Lösegeld. Hiernach haben Sie sich zu richten, falls wir aber gar nichts erhalten, dann empfangen Sie den Kopf, damit Sie ihn in eine Pastete backen können. Sorgen Sie daher für das Lösegeld.

„Was Herrn Soteropulos angeht, so brauchen Sie sich über dessen Befinden keineswegs zu ängstigen. Wir sorgen für ihn, und er lebt hier so gut wie zu Hause. — — — Nach Verlauf von zehn Tagen wird, wenn wir das Lösegeld erhalten, Soteropulos wieder in seinem Hause sein, den Gesetzen und Gewohnheiten der Pallikaren gemäß. Dies zu Ihrer Beachtung. Wir bleiben —

die Unbekannten."

Von diesem schmutzigen und rohen Räuberthum ist allerdings der letzte Schimmer der Romantik abgestreift. Im vorliegenden Falle wurde das Geld nach Vorschrift erlegt und das gequälte Opfer wurde in Freiheit gesetzt. Diejenigen, welche seinen Kopf in eine Pastete hatten backen lassen wollen, küßten aber, glücklich über den Erfolg, noch beim letzten Abschiede Herrn Soteropulos.

Richard Andree.

Ein Maestro der modernen Oper.

Von **Otto Gumprecht.**

(Schluß.)

Nach dem Ernani trat zwar nicht in dem Schaffen Verdis, wohl aber in seinen Erfolgen, eine unheimliche Pause ein. Man schien seiner überdrüssig, jeder neue Versuch, die wankelmüthige Gunst des Publikums zurückzugewinnen, endigte mit einem Fiasco. I due Foscari kamen 1844 in Rom zu Fall, Giovanna d'Arco 1845 in Mailand, Alzira in demselben Jahr in Neapel, Attila 1846 in Venedig, Macbeth 1847 in Florenz, in demselben Jahr I Masnadieri in London, Il Corsaro 1848 in Triest, La Battaglia di Legnano 1849 in Rom, endlich Stiffelio 1850 in Triest. Daß alle diese Fehlschläge den Muth des Maestro nicht zu beugen vermochten, zeugt gewiß von einem unerschütterlichen Vertrauen auf die eigene Kraft, der besten Wehr und Waffe gegen die Wechselfälle des Glücks. Nur zweimal sehen wir die lange Reihe von Niederlagen unterbrochen, welche die Periode von 1844—1850 aufzuweisen hat. Einigen Dank erntete der Componist mit seinem, 1847 unter dem Titel „Jerusalem" für Paris umgearbeiteten Lombardi und mit Luisa Miller, 1849 für Neapel geschrieben. Hatte Verdi mit seltener Charakterstärke jedem Mißgeschick die Stirn geboten, in der ablehnen-

den Gleichgültigkeit, auf die seine Werke stießen, nur den Antrieb zu neuen, erhöhten Anstrengungen gefunden, so sollte ihm zuletzt doch noch der Lohn für seine mannhafte Ausdauer in reichem Maße zu Theil werden. Rigoletto schlug 1851 in Venedig durch, und zwei Jahr später folgten ihm der Trovatore und die Traviata. Die gesammte musikalische Welt hat von diesen drei Werken Besitz ergriffen, sie gewannen ihrem Schöpfer den Preis, um den er so lange mit heißem Bemühen gerungen, hoben ihn zu einer der obersten Stellen im Kunstleben der Gegenwart empor, umgaben seinen Namen mit dem hellsten Glanz des Ruhmes. Wie sie nun schon ein halbes Menschenalter hindurch zum festen Bestand des Opernrepertoirs gehören, so ist ihr Inhalt zu Phantasieen, Potpourris, Quadrillen verarbeitet, das Gemeingut des Dilettantismus geworden. Man pflegt wohl zu sagen, ein Tondichter sei erst dann wirklich unter die Massen gedrungen, wenn sich seiner die Drehorgel bemächtigt. Liegt diesem Ausspruch in der That etwas Wahres zu Grunde, so muß man Verdi den populärsten Componisten der Gegenwart nennen. Seinen Melodien kann man nirgends entgehen, weder im großstädtischen Getümmel, noch im fernsten Gebirgswinkel. Sie sind über Länder und Meere gezogen, erklingen allenthalben, wohin der menschliche Verkehr sich verbreitet.

Wieder war es eine Tragödie von Victor Hugo, die dem Rigoletto zur Unterlage diente. Le roi s'amuse — so lautet ihr Titel — ist eigentlich ein verkapptes politisches Pasquill und zugleich eine der abscheulichsten ästhetischen Schandthaten, welche überhaupt die Literatur aufzuweisen hat. Das ganze Stück lebt und athmet in jenem Duft sittlicher Verwesung, der die neue französische Romantik köstlicher dünkt, als alle Wohlgerüche Arabiens. Einem frevelhafteren Mißbrauch der Antithese kann man wohl nirgends wieder begegnen. Segen und Fluch, Gebete und Blasphemie, rücksichtslosester Egoismus und Hingebung, die in die äußerste Selbsterniedrigung umschlägt, nackteste Frivolität und noch widerlichere Empfindsamkeit sind fratzenhaft nebeneinander gestellt. Eine seltsame Laune der Natur hat dem buckligen Zwerge Triboulet (die Oper taufte den Namen in Rigoletto um) die süßeste Mädchenblume, „une rose de grâce et de virginité“, zur Tochter geschenkt. Er ist der Hofnarr König Franz des Ersten, den das Libretto zu einem Herzog von Mantua gemacht. Gefälliger Handlanger bei allen Verbrechen seines Herrn, ihn mit tückischer Lust zu immer neuen Unthaten reizend, trägt das Scheusal doch in seiner schnöden Brust das zärtlichste Vaterherz. Damit die Tochter vor jeder Berührung mit der bösen Welt bewahrt bliebe, ist sie in der strengsten Abgeschiedenheit erzogen. Trotz dieser mißtrauischen Vorsicht hat aber der Herzog, als armer Student verkleidet, den Weg zu ihr gefunden und ihre Liebe gewonnen. Er läßt sie durch seine Höflinge entführen, und Rigoletto, in der Meinung, der Streich gelte einer anderen, leistet dabei thätige Hilfe. Erst, nachdem sein Kind nichts mehr zu verlieren hat, schließt er es wieder in die Arme. Gilda liebt noch immer den Räuber ihrer Ehre, statt seiner bietet sie sich selbst dem gegen ihn gedungenen Dolche als Opfer dar. Während der Narr seine Rache noch an der Leiche des Feindes kühlen will und aus dem Sack, der sie enthalten soll, die eigene Tochter hervorzerrt, taumelt der Herzog, von Wein und den Erinnerungen an eine wilde Nacht trunken, ein gemeines Spottlied auf die Frauen trällernd aus Sparafuciles Mordhöhle, in welche ihn die Schwester des Bravo durch ihre buhlerischen Künste gelockt.

Wäre Donizetti auf diesen Stoff verfallen, so würde er wahrscheinlich jede innere Gemeinschaft mit ihm abgelehnt und sich nur begnügt haben, ihn in die allzeit bereite Flut seiner Töne einzutauchen. Verwandelte er doch die Gifttränke der Lucrezia in süße Milch und unschädliches Orangenwasser. Die ältere italienische Melodie gleicht jenen üppigen Schlingpflanzen, die zwar dem kräftigsten Stamm den Lebenssaft aussaugen, dafür aber auch jedes hölzerne Gerüst, und wäre es selbst ein Blutgerüst, zur anmuthigen Gartenlaube umschaffen. Anders verfuhr Verdi. Seine Musik macht bitteren Ernst mit der Handlung, die im Text zusammengehäuften Gräuel sind für sie keineswegs bloße Schaugerichte, sondern sie greift herzhaft mit beiden Händen zu. Der Haupttrumpf des Werks ist das bekannte Quartett im letzten Akt, stets versetzt es das große Publikum in einen Rausch des Entzückens. Ihm liegt die folgende Situation zu Grunde.

Die Bühne stellt Sparafuciles Osteria dar, der Herzog tändelt mit dem Schenkmädchen, und von ihm unbemerkt, sehen Gilda und Rigoletto seinem Treiben zu. Der gemeinste Cynismus und die opfermüthigste Entsagung der Liebe, zügellose Ausgelassenheit und Seufzer, welche die Brust sprengen müssen, aus welcher sie hervorbrechen, alle diese Gegensätze sich immermehr aneinander schärfend und zuspitzend und doch zugleich in dem engsten Rahmen zusammengefaßt, das war die Aufgabe, die den Componisten erwartete, und in glänzender Weise hat er sie gelöst. Nur ein ungewöhnliches Talent konnte aus solchem Stoff ein fließendes wohlgerundetes Tonstück formen. Bewundern muß man die realistische Kraft der Charakteristik, die geschickte Führung und Verknüpfung der Stimmen, die wirkungsvolle Vorbereitung und Steigerung des Effects. Aber unwillig wendet sich von dem allen der feinfühligere Sinn ab, denn ihm kann kein größeres Aergerniß gegeben werden, als wenn er gewahren muß, daß eine begnadigte Phantasie ihr gesammtes Vermögen aufbietet, um eine Todsünde gegen den versöhnenden Beruf aller echten Kunst zu begehen.

Noch an mancher anderen Stelle enthält die Partitur Züge von hervorragender musikalischer und dramatischer Bedeutung. Rigolettos Duett mit Sparafucile (es trägt die Meyerbeersche Widmung an der Stirn), die Begegnung zwischen ihm und den Höflingen, eine Scene voll ätzenden Hohnes, gehören dahin. Eine Menge von Rohheiten und Trivialitäten schlimmster Art müssen wir freilich fast überall mit in den Kauf nehmen. Gleich das Fest, das die Oper eröffnet, zeigt den Maestro von seiner schwächsten Seite. Die Grazien haben seine Stirn nicht geküßt, leichter Scherz und verbindliches Wesen sind ihm fremd. Gildas Bild gewinnt erst Leben und Farbe, nachdem sie selbst im innersten Kern ihrer Natur gebrochen. Wie ein Mehlthau fallen Verdis Töne auf den Liebesfrühling in ihrem Herzen. Zur Darstellung jungfräulicher Unschuld fehlt eben der Musik das gute Gewissen, umsonst sucht sie diesen Mangel zu überschminken, stets wird sie bei solchen Gelegenheiten steif, schwerfällig und manierirt.

Das Jahr 1853 brachte den Römern den Trovatore, dasjenige Werk, welches in Rücksicht auf Reichthum und Mannigfaltigkeit der musikalischen Erfindung, wie auf dramatische Kraft des Ausdrucks den höchsten Gipfelpunkt im Schaffen Verdis bezeichnet. Ein Erfolg wurde ihm zu Theil, dessen Gleichen innerhalb der letzteren zwanzig Jahre nur noch eine einzige Oper sich rühmen kann — Gounods Faust. In allen Zungen erklingen seine Weisen; von den großen Hoftheatern, wie von den kleinsten Winkelbühnen wird es als unfehlbares Kassenstück in Ehren gehalten. In dem Repertoir keiner Altistin darf die Rolle der Azucena fehlen. Unsere Sopranstimmen, mögen sie als ihre Besonderheit das lyrische, dramatische oder Koloraturfach cultiviren, pflegen sich um den Besitz der Leonore zu streiten, und nicht minder liegt den heutigen Heldentenoren der Manrico, den Baritonisten der Graf Luna am Herzen. Vier dankbare Partien in einer einzigen Oper, wer das Handwerk kennt, weiß, was das zu sagen hat. Den Stoff, ein wüstes Durcheinander von Gräuel und Verbrechen, entlehnte das Libretto der spanischen Bühne. Zigeunerwirthschaft, Kinderraub, Gift, Schaffot, Scheiterhaufen und was der erquicklichen Dinge mehr sind, bilden den tragischen Apparat der Handlung. Obgleich ein flammender Holzstoß fast auf jede Scene seinen grellen Schein wirft, bleiben doch die wichtigsten Beziehungen der Personen zu einander in tiefes Dunkel gehüllt; sie kommen und gehen, niemand weiß woher und wohin, man muß sich daran genügen lassen, daß sie stets bei der Hand sind, sobald eine Arie, ein Duett oder Terzett gesungen werden soll. Wenn zuletzt Azucena im Angesicht des Feuertodes rachetrunken dem Grafen zuruft, es sei das Haupt des Bruders gewesen, welches auf sein Geheiß gefallen, so ist das genau derselbe Schlußeffect wie in Halevys Jüdin. Zu allen Verstößen des Libretto gegen den gesunden Menschenverstand und das poetische Gefühl fügt die deutsche Uebersetzung noch die barbarischste Rohheit und Unbeholfenheit des Ausdrucks. Weder Mühe noch Aufwand pflegen unsere Bühnen zu sparen, handelt es sich um den Glanz der Costüme und Decorationen; die Bearbeitung der italienischen und französischen Texte gilt ihnen dagegen als etwas rein Nebensächliches, das von Rechts wegen den untergeordnetsten literarischen Tagelöhnern zufällt. An Voltaires verächtliches Wort über das Opernwesen: „Man singe, was zu albern sei, gesprochen zu werden,“ gemahnen Stellen wie die folgenden: „Dein harret schon der Feuertod, bald fühlest Du die Qualen; wenn Dein Verbrechen wird gestraft, die Flammen

hell erstrahlen. In schreckensvollen Gluten, wirst Du nun bald verbluten" — und an einem anderen Ort: „Einst schleppte ein wilder Haufe meine Mutter, die Arme, zum Holzstoß; sieh, wie die gier'ge Flamme lechzend die Arme faßt! Schon brennt ihr Haupthaar, in Funken sprüht es gen Himmel, sieh, wie ihr glühend Auge sich drängt aus seiner Höhle!"

Keine andere Verdische Partitur legt erschöpfenderes Zeugniß von der aus den verschiedenartigsten Elementen gemischten Persönlichkeit ihres Urhebers ab, als die des Trovatore. Vielgewährendes productives Vermögen und der dreisteste Naturalismus, dem jedes Mittel des Ausdrucks recht ist, eine seltene Fähigkeit, den dramatischen Gehalt der Situation mit festem Griff zu erfassen und die Freude an ganz nutzlosen Gewaltthaten gehen miteinander Hand in Hand, das Gemüth des Hörers bald zu antheilvoller Spannung, bald zu unwilliger Abwehr aufregend. Hier ein Zug schlagfertigster Charakteristik und dicht daneben allerlei musikalische Abfälle aufs Gerathewohl von der breiten Heerstraße zusammengerafft. Statt mit einer ausgeführten Ouvertüre pflegt der Componist seine Opern mit einem kurzen tumultuarischen Aufschrei des Orchesters zu eröffnen, auch der Trovatore beginnt mit einem solchen Lärmsignal. Hat jene die Bestimmung, unser Gemüth, in welchem des Werkeltags Leid und Freud gewühlt, die festliche Weihe zu geben, es gelind und allmählich von der wirklichen Welt zum Traumreich des schönen Scheins emporzutragen, so war jede Vermittlung und Vorbereitung der Art für eine Tonsprache überflüssig, die mitten im Dunst und Staub des gemeinen Lebens sich umhertummelt. Bis hinein in den zweiten Akt herrscht der Charakter der Tanzmusik vor, freche Mazurek-, Galopp- und Walzerrhythmen bestürmen abwechselnd unser Ohr. Einen edleren Ton schlägt nur das Adagio von Leonorens Arie an, wofür sich dann freilich das Allegro durch um so größere Zügellosigkeit entschädigt. In der Erzählung der Zigeunerin begegnen uns neben vielem Verzerrten und Fratzenhaften doch auch Wendungen, die tief hineingreifen in den innersten Kern eines in glühender Leidenschaft sich verzehrenden Herzens. Die melodischen Oasen des dritten Akts sind Azucenas Arioso und das Andante von Manricos Arie. Das Allegro der letzteren, ein roher Faustschlag für das ästhetische Gefühl, pflegte in Italien vor dem österreichischen Kriege stets einen Sturm des Beifalls zu entfesseln. Auf das Vaterland wurden nämlich die Worte gedeutet: „Ach, theure Mutter, Du sollst nicht sterben, Du meine Wonne, bleibe bei mir! Bald soll die Erde Feindesblut färben, flieht dann Dein Leben, sterb ich mit Dir!" Eine im Andante weich und innig empfundene, aber wieder durch ein abscheuliches Allegro entstellte Arie der Leonore eröffnet den vierten Akt. Daran reiht sich eine der wirkungsvollsten Ensemblescenen, welche die moderne italienische Oper aufzuweisen hat. Die bangen, unheilverkündenden Klänge des Miserere, von einem den Zuschauern unsichtbaren Chor intonirt, der in den tiefsten Schmerz getauchte Gesang Leonorens, Manricos wehmüthiger Liebesgruß leise, wie aus weiter Ferne heranschwebend, endlich eine nach Verdischem Maßstab wählerische Behandlung des Orchesters, alles das vereinigt sich zu einem Gesammteindruck, der jeden ergreifen muß, welchem nicht nationales Vorurtheil oder hochmüthige Schulweisheit den Sinn verschließt. Da ist musikalische Kraft und dramatische Bedeutsamkeit, eine Fülle charakteristischer Einzelheiten und doch Ernst und Harmonie der Grundstimmung, mit einem Wort: warmes volles Leben. Auch die letzte Scene mit dem leidenschaftlich bewegten Abschied der Liebenden, in welchen das über die Lippen der schlafenden Zigeunerin gleitende Stammeslied so mild und träumerisch hineinklingt, gehört zu dem Besten, das uns der Tondichter geschenkt.

Zwischen dem Geburtstag des Trovatore und dem der Traviata liegen blos zwei Monate. Als die letztere im März 1853 den Venetianern zum erstenmal sich präsentirte, fand sie die übelste Aufnahme. Sie erhob sich aber rasch von ihrem Fall und zog Arm in Arm mit ihren beiden Vorgängern über alle italienischen Bühnen und weiterhin durch die gesammte civilisirte Welt. Des jüngeren Dumas Sensationsnovelle: „la Dame aux camélias", vom Verfasser selbst schon zu einem Drama verarbeitet, war bekanntlich die Quelle, aus der das Libretto seinen Inhalt schöpfte. Dem Componisten bot sich hier eine wesentlich andere Aufgabe, als bei allen seinen früheren Opern. Hatte er bis dahin fast ausschließlich die Gelegenheit zu den gewaltsamsten Kraftexplosionen, den blutigen Gladiatorenspielen der wildesten Leidenschaften gesucht, so erkor er sich diesmal für seine Töne ein zahmes Rührstück, das nur durch einige Zuthaten aus dem Gebiet socialer und medicinischer Pathologie einen gewissen haut goût empfing. Das Grundmotiv der Handlung, die zweiseitige Natur der Liebe, die Rettung und Läuterung eines Gemüthes durch dieselbe Macht, die es in das tiefste Verderben verstrickte, ist an sich weder unsittlich noch unkünstlerisch. Nicht in ihm selbst, vielmehr in dem Mißbrauch, der mit ihm getrieben wird, liegt das Anstößige. Die plumpe Weise, in welcher die Cameliendame um Thränen buhlt, macht sie unserer Theilnahme unwerth. Eine falsche zudringliche Sentimentalität, ebenso unlauteren Ursprungs, wie gierig nach dem Beifall der Massen hinschielend, hat den Stoff hergegeben, aus dem sämmtliche Charaktere gebildet sind, der tugendhafte Vater Germont, nicht minder als sein lockerer Sohn Alfredo und die bußfertige Violetta. Als ästhetisch erschwerender Umstand kommt noch hinzu, daß die letztere nicht allein durch ihr reuiges Herz, sondern auch durch ihre kranke Lunge unser Mitleid zu gewinnen trachtet. Das ganze Stück duftet nach der Apotheke. Durch alle Stadien der Schwindsucht müssen wir die Heldin begleiten, sie von einer Ohnmacht zur anderen sich hinschleppen sehen, bis sie endlich unter unseren Augen regelrecht, wie es in jedem Compendium der Medicin geschrieben steht, ihrem unheilbaren Siechthum erliegt.

An der Traviata haben die deutschen Musiker geringeres Aergerniß genommen, als an den übrigen bei uns bekannten Schöpfungen Verdis, nicht, weil ihm hier die Quelle der Erfindung am vollsten strömte; das Gegentheil ist vielmehr der Fall, denn auf den Rigoletto und Travatore kommt eine ungleich größere Zahl melodischer und dramatischer Treffer, sondern, weil in dieser Oper die Tonsprache den künstlerischen Anstand etwas gewissenhafter wahrt, die schlimmsten Kraftworte vermeidet, hier und da selbst idealistische Regungen erkennen läßt. Die Behandlung der Stimmen erinnert an die sanfteren Traditionen der älteren Schule, die Instrumente befleißigen sich der größten Rücksicht und Demuth. Nur ganz leise und mit den äußersten Fußspitzen wagen sie aufzutreten, ungefähr wie wohlerzogene Domestiken im Krankenzimmer der Herrschaft. Während die Musik im Trovatore mit wilder Mordlust die Scheite zum Autodafé schichtet, im Rigoletto dem Text behaglich in alle Mysterien des Lasters folgt, steht sie hier: „mit Freuden, durch tiefes Verderben ein menschliches Herz". Nach dem wirklichen Gefühlsinhalt, welcher als Kern in der unsauberen Schale sich birgt, streckt sie ihre Hand aus und breitet zugleich einen mildernden Schleier über die Handlung, deren abstoßende Widerlichkeit das gesprochene Drama uns kahl und nackt entgegenhält.

Ihr Bestes spart die Traviata für den letzten Akt auf. Violettas Arie und ihr Duett mit Alfredo fesseln durch melodischen Wohllaut und Innigkeit des Ausdrucks. Ganz und gar vermag freilich auch hier nicht die Verdische Phantasie ihre zügellosen Triebe zu bändigen. Kontrastsüchtig mischt sie in die thränenschweren melodischen Liebesseufzer der Sterbenden das von draußen hereinklingende Getümmel des Fastnachtszuges, der den Preisochsen jubelnd durch die Pariser Straßen geleitet. Wenn ferner der Componist seine Töne dazu hergibt, um mit dem Arzt nach dem Befinden der Kranken zu fragen, mit dem Kammermädchen die letzten Goldstücke in der Schatulle zu zählen, so sind das Stillosigkeiten, die den Hörer plötzlich in die geistige Atmosphäre der Opera Buffa versetzen. Zu den gewichtigeren Stellen der Partitur gehört das zweite Finale mit seiner dem dramatischen Blitz und Donner so ausdrucksvoll vorher verkündenden schwülen Spannung. Charakteristisch ist hier namentlich die unstet umhergetriebene Figur des Orchesters, auf welches die unmittelbar folgende Katastrophe schon ihren Schatten wirft.

Seit der Traviata macht sich in Verdis Production ein augenfälliges Decrescendo bemerklich. Das Stockende und Mühselige der Erfindung, das unstete Umherlangen, um in fremden Partituren oder auch in seinem eignen früheren Schaffen Stützpunkte für die ermüdete Phantasie zu gewinnen, der der Musik angehängte scenische Pomp, diese und ähnliche Erscheinungen weisen unverkennbar darauf hin, daß der Componist den Gipfel überschritten, daß alle Wege zu Thale führen. Nur in dem Ballo in maschera, auf den wir sogleich zu sprechen kommen, hebt sich die melodische Kraft wieder einigermaßen. Unter den Werken der letzten Periode ist er das einzige, zu welchem das deutsche Publikum in ein gewisses Verhältniß getreten. Les Vêpres siciliennes, die Frucht des Jahres 1855, schon

durch ihren Titel auf die Hugenotten als ihr Vorbild hindeutend, konnten im Repertoir der Pariser großen Oper, der sie zugeeignet worden, sich nicht behaupten. Simone Boccanegra, in welchem der Versuch gemacht sein soll, die deutsche Zukunftsmusik ins Italienische zu übersetzen, kam 1856 in Venedig zu Fall. Unter dem Namen Aroldo präsentirte sich 1857 der Stiffelio in zweiter veränderter Auflage. La Forza del Destino fand 1863 in Petersburg eine sehr kühle Aufnahme, in Wien machte das Werk ein paar Jahr später vollständiges Fiasko. Don Karlos endlich, die Novität der Pariser und Londoner Saison von 1867, vermochte nur durch den verschwenderischen Glanz der Ausstattung die Schaulust zu reizen.

Il Ballo in maschera kam 1859 in Rom zur ersten Aufführung. Vom Arbeitstisch des Componisten bis unter die Lampen mußte die Oper einen langen Weg zurücklegen. Mit dem Auberschen Gustav ou le bal masqué hat sie das Textbuch gemein. Wie aber manche andere Leute, die aus tristigen Gründen ihren bisherigen Verhältnissen sich entzogen, so suchte auch der unglückliche schwedische König unter dem Namen Riccarde Graf von Warwich in Amerika eine neue Heimat, und ein ähnliches Incognito erschien für seine ganze Umgebung rathsam. Daß auf solche Weise das Werk genöthigt war, seinen Titel weit hinaus über die ursprüngliche Absicht beim Wort zu nehmen, daß es nicht nur mit einem Maskenball schließt, sondern gleich mit einer Maskerade beginnt, geschah auf das Gebot der Theatercensur, die es für ihre Pflicht hielt, dem Publikum das Schauspiel eines Königsmords zu ersparen. Verdi hatte seine Arbeit zuerst für Neapel bestimmt, sie sollte die Saison von 1858 einweihen, allein im letzten Augenblicke mußte er sie zurückziehen, weil die Behörden das Libretto staatsgefährlich fanden. Bei der römischen Censur stieß er im nächsten Jahr auf dieselben Schwierigkeiten. Um ihre Genehmigung zu erhalten, willigte er darein, daß die Handlung den Ort und deren Träger die Namen wechselten.

Der Vergleich zwischen der Auberschen und Verdischen Partitur fällt in der Hauptsache zum Nachtheil der letzteren aus. Zwar ist hier das tragische Element weit kräftiger in den Vordergrund gestellt, aber in dem Ausdruck höfischer Sitte und tändelnder Frivolität, dieses Grundelements, in welchem das ganze Stück lebt und athmet, erscheint der französische Componist weit überlegen. Um dieser Seite des Stoffs ihr Recht widerfahren zu lassen, fehlt dem Italiener die leicht gestaltende Hand und der schillernde Glanz der Farben. Im ersten Akt ist auch keine einzige duftigere Gesangesblüte gewachsen, sondern überall nur wirres melodisches Unkraut; mit dem Beginn des zweiten, wo es gilt, die Hexe Ulrike zu introduciren, macht die Musik größere Anstrengungen, dergleichen Nachtgestalten gedeihen aber nicht in den hellen Strahlen der südlichen Sonne. Auch Auber wußte mit der Scene nichts Rechtes anzufangen. Für das Phantastische haben nun einmal Italiener und Franzosen keine Töne, sie haften viel zu sehr am Realen und Handgreiflichen, um in einem Gebiet sich heimisch zu fühlen, in welches die deutsche Kunst seit jeher aus der hausbackenen Wirklichkeit mit besonderer Vorliebe geflüchtet. Der Hexenspuk beschränkt sich auf ein paar ganz äußerliche und materielle Effekte, dumpfe Paukenwirbel und tiefe Klarinetten, viele verminderte Septimenaccorde und ähnliche Fledermäuse der Harmonie sollen den Hörer in die der Situation angemessene Stimmung versetzen. Mitten unter diesen Kindereien begegnen ihm aber doch auch einige freundliche Lichtblicke, so z. B. ein wohlabgerundeter, sehr wirkungsvoller Ensemblesatz, in welchem die Hauptpersonen charakteristisch hervortreten und die gefällige, in echt nationalen Wohllaut getauchte Barcarole Riccardos. Im dritten Akt wird die Hauptschlacht geschlagen. Die Tonsprache findet hier endlich ihre Lieblingsnahrung, in vollen Zügen schlürft sie das warme Blut der Leidenschaft. Wir vernehmen zuerst eine wohlklingende, auch nach italienischem Maß ernsthaft empfundene Kantilene der Amelia. Das folgende Duett hält zunächst die glücklich angeschlagene Stimmung fest, verläuft aber dann ins Triviale. Der vierte Akt gewinnt im Finale dem Gegensatz zwischen der Ballseligkeit des Pagen und dem finsteren Werk Renatos und seiner Genossen einige fesselnde Züge ab. Das unmittelbar vorangehende Terzett der drei Verschworenen ist freilich musikalische Grobschmiedearbeit der rohesten Art. In einem liebeschwülen Duett zwischen Riccardo und Amelia besteht die Hauptnummer des fünften Akts.

Wie die Traviata, so gehört auch der Ballo in maschera, eines in das andere gerechnet, immer noch zu den reinlichsten Partituren Verdis. In der Bildung der Melodieen glaubt man eine gewisse Sehnsucht, etwas wie Heimweh nach dem bell canto, dem Lebenselement der älteren italienischen Oper zu erkennen. Die Stimmen sind sanfter, man möchte sagen, liebevoller geführt. In Rücksicht auf Kraft und Umfang wird ihnen wenigstens nicht in jedem Augenblick das Alleräußerste abgefordert. Wo sie zu zweien oder dreien erscheinen, finden wir sie natürlicher und anmuthiger gruppirt, ihr gewaltthätiges Unisono, diese Ohrenplage der Verdischen Finales, bleibt uns meist erspart. Auch Rhythmen und Instrumentationen befleißigen sich milderer Sitten.

Mit einem Gefühl stolzer Befriedigung darf Verdi auf sein Tagewerk zurückblicken. Nicht zählt er wie Rossini zu jenen Lieblingen des Glücks, denen der Sieg fast ohne Arbeit als königliches Gnadengeschenk des Genius verliehen gewesen. Schritt für Schritt, langsam und mühselig mußte er sich die steile Höhe des Ruhms hinankämpfen, aber fest und ruhig, sein Ziel im Auge, ward er aller Ehren theilhaftig, mit denen die Welt künstlerisches Verdienst zu lohnen pflegt. Nun schon seit 25 Jahren der oberste musikalische Machthaber in seinem Vaterland, ist er zugleich während dieses ganzen Zeitraumes der einzige italienische Operncomponist, der seinen Werken das Weltbürgerrecht erobert. An Mitbewerbern hat es ihm nicht gefehlt, keiner vermochte ihm den Preis zu entreißen. Wie wir sahen, erwies sich sein Talent am fruchtbarsten in der Periode von 1842—1857, in diesen fünfzehn Jahren sind nicht weniger als 641 neue Opern über die italienische Bühne gegangen, um spurlos zu verschwinden. Keinen anderen Namen sprechen Verdis Landsleute mit mehr nationalem Selbstgefühl aus, als den seinen, geraume Zeit mußte er der patriotischen Partei selbst als politisches Symbol dienen. Ehe die italienische Einheit eine vollendete Thatsache geworden, lautete das Feldgeschrei ihrer Anhänger: „Viva Verdi!“ Es barg sich darin der polizeilich verbotene Ruf: „Viva Vittore Emmanuele Rè d'Italia!“ Die Anfangsbuchstaben der einzelnen Wörter ergeben zusammengelesen den Namen „Verdi“. In den Reihen des ersten italienischen Parlaments, fiel ihm ein Platz zu, das Mandat des Volksvertreters war nur die Ehrengabe, durch welche das Land seinen Dank dem Künstler darbringen wollte. Gegenüber einem Tondichter, wie hoch man auch seine Bedeutung anschlagen mag, hat ein solcher Cultus gewiß für uns etwas Befremdliches. Es ist indessen dabei zu bedenken, daß Italien, ehedem die vornehmste Quelle europäischer Civilisation, aber im Lauf der Jahrhunderte auf sämmtlichen geistigen Gebieten von seinen Nachbarn unendlich überholt, in den ausschweifenden Huldigungen, mit denen es einen Opercomponisten umgab, vor allem dem Drang gehorchte, seinem Glauben an das noch immer schöpferische Vermögen der Volksseele Ausdruck zu leihen und sich in ihm zu kräftigen.

Verdi lebt in ländlicher Zurückgezogenheit bei Busseto, seinem Geburtsort. Durch die Früchte seiner Arbeit ist er der reichste Grundeigenthümer der Gegend. Der König von Italien und der Kaiser von Frankreich haben seine Brust mit Orden bedeckt, die französische Academie den durch Meyerbeers Tod erledigten Sessel ihm eingeräumt.

Ein Hasenkampf.

Text und Bild von Fedor Flinzer.

Von Lampe, dem Hasen, spricht der Volksmund nicht gerade viel Gutes, ebenso weiß der Jäger über den von Jedermann angefeindeten und gehetzten armen Schelm wenig Vortheilhaftes zu berichten. Darin stimmen zwar alle überein, daß Hasenbraten gut schmeckt, aber am lebenden Hasen wird kaum ein gutes Haar gelassen. Man erzählt sich gar viel von der Grausamkeit der Hasenmutter, welche ihre hilflosen Jungen wenige Tage nach der Geburt leichtsinnig verlasse, um neuen Liebesabenteuern nachzugehen, von der Bos-

heit des männlichen Hasen (Rammlers), welcher die armen Kleinen förmlich zu Tode martere, von seiner Leidenschaftlichkeit und namentlich von seiner Furchtsamkeit. Es ist freilich wahr: ist er wirklich der Bösewicht, dem man mit Recht die geschilderten Schandthaten nachsagt, so bestätigt sich bei ihm auch das berühmte Kennzeichen eines solchen:

„Der Wind im Hain, das Laub am Baum
Rauscht ihm Entsetzen zu.“

Diese immense Furchtsamkeit ist es ganz besonders, welche dem Volksmunde zu einer Menge von Sprichwörtern und Redensarten Gelegenheit bot. Wörter, wie z. B. Hasenfuß, Hasenherz, Hasenpanier u. s. w., geben genugsam Zeugniß von der geringen Tapferkeit Lampes, oder zum mindesten von dessen schlechtem Rufe bezüglich seiner Ritterlichkeit. Zu zwei verschiedenen Malen ward mir jedoch Gelegenheit geboten, Scenen zu beobachten, in denen sich unser zweifelhafter Held tapfer zeigte, und die ich in folgendem erzählen will.

herrlich sich entfaltende Schauspiel des Sonnenaufgangs fesselte und entzückte mich, das Lied einer jubilirend zur Höhe steigenden Lerche vervollständigte noch mehr das erhebende Gefühl beim Anblick der erwachenden Natur, und ließ mich träumend weiterschließen auf die baldige Ankunft des Frühlings mit seiner Wonne und frischgrünen Herrlichkeit. Ich spähte im Helldunkel nach weiteren Boten des Lenzes aus, nach den sammetweichen, weißen Maikätzchen, den lieblichen Blüten der Salweide und brauchte nicht lange zu suchen, denn an der Hecke am Wege hatten sie in Menge ihre braunen Kapseln gesprengt und glänzten im frischesten Silberweiß der pflückenden Hand entgegen. Unten aber, zwischen altem graugelben Winterlaub, sproßten keck ein paar hellblaue Leberblümchen, als ob mir der Vorgeschmack des Frühlings mit einem Male so recht voll zutheil werden solle. Eben bückte ich mich zum Pflücken, als sich mir ein neues Schauspiel bot. Lustig und ungenirt, als ob ihm die ganze Welt gehöre, rückte Freund Lampe ins Feld. Ich blieb gebückt, um ihn



Hasen auf der Mensur.

Das erste Mal war es auffälligerweise eine Häsin, welche, ganz entgegen ihrem sonstigen schlechten Rufe, ihre Jungen gegen die Angriffe einer Hauskatze vertheidigte. Ich hatte den Kampfeslärm gehört, kam aber leider etwas zu spät auf die Wahlstatt, so daß ich nur noch Zeuge von dem schmählichen Rückzuge der Katze wurde, welche fauchend und spuckend sich seitwärts ins Getreide schlug. Die „Heldenmutter“ saß jedoch, sehr erregt, aufrecht inmitten ihrer Jungen und trommelte mit ihren Vorderläufen, als ob sie den Feind von jedem nochmaligen Angriffsversuche zurückschrecken wolle. Die Jungen mochten ungefähr 8 Tage alt sein, und schienen von der Nähe einer Gefahr keine Ahnung zu haben, denn sie äßten ruhig weiter.

Ein anderes Mal, es war an einem kühlen Märzmorgen um die Zeit des Aufgangs der Sonne, sah ich Hasen ziemlich hitzig miteinander kämpfen. Daß ich zu so früher Stunde auf freiem Felde war, hatte seinen natürlichen Grund. Ich hatte den Eisenbahnzug versäumt und schlenderte, um die Zeit bis zum Abgange des nächsten Zuges auszufüllen, in der frischen Morgenluft querfeldein. Das

zu belauschen. Mit einigen großen Sprüngen maß der Hase erst die ganze Breite des Feldes, und kam mit wunderlichen Bogensätzen wieder in meine Nähe. Jetzt begann ein tolles Spiel. Er tanzte einige Secunden auf den Hinterbeinen, überschlug sich, stand „Kegel“ und sprang wie unsinnig im Kreise, plötzlich innehaltend und niederduckend, um dann ebenso toll wieder aufzuspringen und dieselben Manöver zu wiederholen. Der lustige Lampe kam mir fast vor wie ein räthselhaftes Wesen aus der Gnomenwelt, welches hier in seiner Art den neuerwachenden Frühling feierte. Da ward mit einem Male die Scene lebendiger. Von links nahten noch zwei frische Krautjunker, welche ebenfalls tanzen wollten, und nun begann das Trio ein Ballet, welches für mich höchst komisch war, für die Betheiligten aber nicht minder interessant zu sein schien, denn ein nicht zu unterdrückendes Niesen von meiner Seite wurde von den aufgeregten Groteskttänzern gar nicht gehört. Ebenso schienen sie einen vierten Spielgefährten erst zu bemerken, als er mitten unter sie sprang. Es war dies, wie ich später sah, eine Häsin. Mit ihrem Erscheinen

veränderte sich plötzlich die ganze Scene. Wie kommandirt standen sämmtliche Herren Krautjunker knurrend auf den Hinterfüßen und maulschellirten und beohrfeigten sich nach Herzenslust. Die „Dame" saß aufrecht dabei und spitzte die Löffel. Da sich drei Duellanten gleich lebhaft am Kampfe betheiligten und jeder die beiden anderen als Gegner ansah, war vorerst der Streit ein ziemlich sonderbarer. Bald hatte jedoch der eine genug. Er wälzte sich ein paarmal an der Erde und schien die Lust am Duell verloren zu haben. Die beiden anderen schlugen sich um so tapferer. Plötzlich hielten sie gleichzeitig inne. War es wirklich Erschöpfung oder abscheuliche List, welche den zuerst abgetretenen Hasen den Kampf aufgeben ließ? — Die beiden verblüfften letzten konnten ihn deshalb nicht zur Rede setzen, denn er hatte mit der Häsin das Weite gesucht.

Aus dem Sprechzimmer eines alten Sachwalters.

IV. An der Weißen Brücke.

(Schluß.)

Ich wurde in das Wartezimmer geführt; der Gefangene erschien.

„Sie haben mich zu Ihrem Vertheidiger erwählt," sagte ich ernst. „Ich will nach Kräften Ihrem Vertrauen entsprechen —"

„Wollen Sie, wollen Sie wirklich?" rief der Mann mit offenherzigster Freude, als habe er nicht gehofft, irgendwo eine Menschenseele zu finden, die sich seiner annehme.

Ich wollte ihm den wohlthuenden Eindruck, den auch jetzt wieder die Prüfung seiner Züge mir hervorrief, nicht zeigen, um nicht übertriebene Hoffnungen in ihm zu erregen, und fügte hinzu: „Gern will ich Sie vertheidigen, aber — es gibt Processe, wo sich die Schuldbeweise so verstricken, daß kein Entrinnen, die Vertheidigung nutzlos ist. In solchen Fällen handelt der Angeschuldigte weitaus am klügsten, wenn er sein Verbrechen ehrlich eingesteht."

Der Mann hatte mich mit größter Spannung angehört. Von Wort zu Wort war sein Wesen mürrischer, sein Blick scheuer geworden. „Halten Sie mich denn auch für schuldig?" rief er dann mit einem verzweiflungsvollen Ausdruck.

„Das sage ich nicht, ich habe mir überhaupt kein Urtheil über den Fall gebildet und kann auch nicht, bevor ich Sie gehört habe. Ich sage auch nicht, daß andere Sie für schuldig halten. Doch das verhehle ich Ihnen nicht, daß sich sehr schwere Verdachtsmomente wider Sie ergeben haben, die wir nur mit ganz glaubwürdiger Erklärung werden entkräften können." Wieder war das Auge des Gefangenen hell, dann wieder scheu geworden. „Wenn Sie schuldlos sind, wie Sie sagen — und ich habe keinen Grund, Ihren Worten zu mißtrauen — so fassen Sie Muth', armer Mann. Ein höherer als menschlicher Beistand wird Ihnen dann nicht fehlen. Und die schöne Aufgabe der Vertheidigung ist es, alles dem Angeklagten Günstige zusammenzutragen. Helfen Sie mir dazu! Antworten Sie mir nun auf meine Fragen. Erzählen Sie von Ihrer Vergangenheit. Sie sollen früher einige kleine Diebstähle begangen haben. Wie kamen Sie dazu?"

„O fragen Sie mich danach nicht, lieber Herr Rechtsanwalt," rief er mit flammendem Auge und voll Bitterkeit. „Fragen Sie mich lieber, wie Unsereiner zum Vagabunden gestempelt wird, was es heißt heimatlos sein, als ein Spielball von einem deutschen Staatchen dem andern zugesaggt zu werden, nirgends eine Stätte, die man *sein* nennen, um deren Erhaltung man arbeiten kann, und wenn's sein muß, auch einmal hungern und frieren. Meiner Lebtag bin ich gehetzt worden, wie ein flüchtiges Wild. Ich bin aufgewachsen ohne Familie, fast ohne Schule; wo ich aus Versehen einmal mit in eine Dorfschule gesteckt wurde, merkte man in der Regel den Irrthum bald. So habe ich verbotener Weise lesen und schreiben gelernt. Einmal erzählte uns der Lehrer von einem alten blinden Dichter, um den sich sieben alte Städte gestritten haben. Sehen Sie, Herr Rechtsanwalt, mit mir ging es ebenso. Fast sieben Dörfer und eine Stadt stritten sich um meine Wenigkeit, und keine wollte mich haben. Berge von Akten sind über meine Herkunft und Abstammung gewechselt worden, aber ohne Erfolg. Der Erfolg war wenigstens nur der, daß ich von Rechtswegen heimatlos wurde. Sobald ich nun trotzdem die Orte, die sich um mich gestritten hatten, „unsicher" machte, d. h. dort meine ehrliche Nahrung suchte, wurde ich ausgewiesen, und so bald ich trotzdem zurückkehrte, wurde ich als „Vagabund" erklärt und eingesperrt. Ich hatte ein einziges Legitimationspapier, auf welchem die Namen der Orte reinlich verzeichnet waren, wo ich ausgewiesen war, und im übrigen war über meinen Charakter gesagt, ich sei „krätzfrei". Als ich das Papier eines Tages verloren hatte, kam die Welt und ich mir selbst noch einmal so schön vor. Im Sommer ging es immer leidlich. Da konnte jeder Bauer die starken Arme des „Vagabunden" brauchen, aber im Winter da wollte niemand meinen Hunger stillen. Ich that es selbst. Und das war Diebstahl, Herr Rechtsanwalt!"

Er hielt in lebhafter Erregung inne. Zwei große Thränen rannen ihm die Backen herab. Ich hatte eine Erklärung für seinen scheuen Blick und seine Flucht aus der Scheune. Meine Theilnahme für den Armen war sehr gestiegen. Ich sagte ihm das in freundlichen Worten und bat ihn dann, mir zu erzählen, wo er sich von gestern Abend nach zehn Uhr an bis zu seiner Flucht aus der Scheune aufgehalten habe und wie er den Besitz der Legitimationspapiere Wirths erklären könne. Er erzählte folgendes:

„Ich bin seit mehreren Tagen in hiesiger Gegend. Ich kenne sie von Kindheit an. Ich habe, wenn ich nicht Sommers bei Bauern diente, stets in der Gemeindescheune gewohnt, bis ich aufgespürt war und mich verziehen mußte. Ich war gestern Abend bis gegen 10 Uhr in dem Dorf gewesen, wo ich heute arretirt wurde, um ein bischen Essen zu erhalten und ging der Scheune zu, um dort zu übernachten. Ich pflege niemals zu der Hauptthüre hineinzugehen, sondern hinten hineinzuschlüpfen, wo eine Latte los ist. Ich war so auch gestern hineingekommen. Ich recognoscirte noch einmal, ehe ich mich zur Ruhe legte, nach allen Seiten. Sie wissen, die Chaussee zieht von der Stadt her am Dorfe vorbei. Nach der Scheune führt kein Weg von irgend einer Seite. Gleichwohl sah ich gegen elf Uhr einen Mann schnellen Schrittes nach der Scheune zu kommen; er bog etwa eine Viertelstunde vor dem Dorf, zwischen der Stadt und dem Dorf gegen die Scheune zu ab. Ich hielt mich nahe an meiner losen Planke verborgen, um so rasch wie möglich das Freie zu gewinnen, wenn ich verfolgt wurde. Der Unbekannte hatte die Scheune erreicht; auch er schien genau hier bekannt; er öffnete die Hauptthüre, die auch verschlossen leicht zu öffnen ist wegen ihres geringen Haltes. Die Nacht war überaus klar. Ich konnte die Umrisse des Fremden deutlich erkennen. Er trug einen Hut, einen dicken Rock mit aufgestülptem Kragen, ein Tuch um den Hals, die Hosen steckten in den Stiefeln. Der Mann war beleibt. Er schloß die Thüre hinter sich zu. Ich konnte nun nichts weiter sehen, nur hören. Aber was ich hörte, war eigenthümlich genug. Er schien zunächst seinen Rock zu zerreißen und schien in die Brusttasche zu greifen. Dann machte er einige Schritte und raschelte im Heu; was? konnte ich nicht erkennen; es war aber so, als ob er etwas versteckte oder herausnahm. Dann schien er viel mit seinen Stiefeln zu thun zu haben, es war so, als ob er ein paar andere Stiefeln oder Schlittschuhe anziehe. Er klopfte stark mit dem einen, dann mit dem andern Fuß auf den Boden, als er fertig war. Dann machte er ein Geräusch, als ob er einen der Pflastersteine der Scheune ausgrabe und zu sich stecke. Am Morgen überzeugte ich mich, daß wirklich einer fehle. Dann hörte ich — und das füllte mich mit Angst und Schrecken — einen Gewehrhahn knacken, und wieder in Ruh bringen, und dann deutlich ein Gewehr laden, vermuthlich eine Pistole, denn die Stöße waren kurz, und eine Flinte hätte ich beim Eintritt des Mannes sehen müssen. Dann ging er in einen andern Winkel der Scheune, und schien auch dort etwas zu verbergen, oder herauszunehmen. Dann verschwand er vor der Thür. Ich athmete leichter, als er fort war, und schalt mich selbst einen Thoren ob meiner Bangigkeit. Der Mann hatte vielleicht hier blos sein Pistol laden wollen, um eine Nachtwanderung sicher zu machen. Aber plötzlich sah ich ihn dicht neben mir außerhalb der Scheune, er ging

nun bergauf dem Wald zu durch den weglosen Schnee. Er war vorhin so leicht gegangen, jetzt hob er seine Füße langsam und schwer. Ich wartete, bis ich nichts mehr von ihm sah, dann schlüpfte ich hinaus, um die freie Luft zu athmen und seine Tritte anzusehen. Ich wollte anfangs meinen Augen nicht trauen, aber es war ganz unzweifelhaft — die Schritte, welche er dem Wald zugethan hatte, sahen so aus, als ob sie vom Waldweg zur Hütte liefen. Er hatte sich offenbar Sohlen verkehrt unter die Füße gebunden. Ich schlüpfte unter das schirmende Dach vor der grimmigen Kälte und steckte mich tief ins Heu, um ein wenig warm zu werden. Aber ich war im höchsten Grade aufgeregt. Ich hatte hier ungefähr eine halbe Stunde gelegen, da hörte ich einen Schuß, der von jenseits des Waldes zu kommen schien. Dann war alles still. Ich schlief nach stundenlangen quälenden Gedanken ein, und länger, als mir gut war. Ich machte mir am Morgen ein Feuer an, um mich zu wärmen, recognoscirte dann noch einmal ringsum und sah den Gerichtsboten und drei andere Männer oben aus dem Walde kommen. Ich trat schleunigst meine Flucht an. Eben wie ich fort wollte, sah ich an der Hauptthür eine Brieftasche liegen. Ich griff sie rasch auf. Ich bin seither dem angeblich Ermordeten gegenüber gestellt worden, ich habe seine Kleider vorgelegt erhalten; ich habe in meinem neuen Versteck seine Papiere durchmustert. Ich bin vollständig gewiß, daß der Ermordete und der Mann, den ich in der Scheune beobachtete, ein und dieselbe Person ist, und vermuthe, daß er sich selbst entleibt hat, nicht durch fremde Hand gefallen ist."

„Aber was sollte ihn dazu getrieben haben?"

„Ich weiß nicht," sagte der Gefangene, „aber das müßte doch zu erforschen sein."

Ich hatte dem Unglücklichen mit größter Spannung zugehört und die Ueberzeugung gewonnen, daß dies alles, so unwahrscheinlich die Sache klang, vollkommen wahr sei. Der Ausdruck des Angeklagten beim Erzählen hatte nichts gemein mit einer Unschuldsfabel, wie sie jeder Verbrecher zusammenbaut, der sich aufs Leugnen legt. Aber meine Ueberzeugung nützte dem Manne nichts. Es galt zu beweisen, und wie sollte das möglich sein? „Haben Sie das alles dem Untersuchungsrichter erzählt?" fragte ich. „Ach freilich," erwiderte der Mann seufzend, „aber — wenn man einen Hund prügeln will, so findet man auch den Stack dazu." Ich sprach ihm Trost ein, ich erklärte ihm bestimmt, daß ich ihn nun für schuldlos halte und alles aufbieten würde, ihn zu retten. Aber ich bat ihn, Geduld zu haben, wenn er mich in den nächsten Tagen nicht sähe. Dann schied ich.

Den andern Morgen früh suchte ich den Amtmann auf. Ich hatte die Nacht durch kaum schlafen können vor Aufregung; drei sehr wichtige Punkte waren es, die ich zunächst klar stellen wollte. „Darf ich einmal die Stiefelsohlen des Delinquenten mit den Zeichnungen vergleichen?" Bereitwillig wurden sie mir vorgelegt. „Ist Ihnen nicht aufgefallen, Herr Amtmann, daß die Schneespuren und Ihre Zeichnungen stets an der Spitze und häufig auch in der Sohlensenkung vor der Hacke des Fußes eine breite Doppellinie zeigen, die quer über die Sohle geht, während die Sohlen meines Clienten nichts aufweisen, was einen derartigen Eindruck im Schnee hätte hervorrufen können?" — „Was schließen Sie daraus, lieber College?" „Daß die Erzählung meines Clienten wahr ist." Der Amtmann lächelte und erwiderte: „Kann er sich nicht die Nacht Riemen umgebunden haben, um heute aus deren Nichtvorhandensein einen Unschuldbeweis zu gewinnen?" — „Die Riemen müßten zu finden sein, denn bis zur Scheune gehen die Riementritte." — „Er kann sie verbrannt haben." Ich zuckte die Achseln. „Darf ich nun einmal den Rockfutterfetzen mit dem Rock vergleichen?" Es geschah; der Amtmann sah mir forschend zu. „Herr Amtmann," sagte ich nach kurzer Prüfung, „sehen Sie hier auf dem Rockfutter des Todten diese dunklen Flecke?" „Gewiß; die Sachverständigen erklären, es seien Blutflecke; es ist auch nicht anders möglich, denn Sie werden sich erinnern, daß der zerrissene Rockschoß unter dem Todten so weit nach vorn lag, daß das Blut der Herzwunde darauf herabströmen mußte." — „Eben daran denke ich," erwiderte ich lächelnd, „und freue mich sehr, Ihnen nachweisen zu können, daß das abgerissene Stück Futter die Blutflecke nicht trägt, keinen einzigen, Herr Amtmann. Und das müßte doch geschehen sein, wenn das abgerissene Stück noch am Rock des Todten fest gewesen wäre, als die Wunde beigebracht war. Das Stück Futter war also vor der Verwundung schon losgetrennt, Herr Amtmann, ganz wie mein Client sagt." Der Amtmann verstummte einen Augenblick und erwiderte: „Das Blut, was auf den Fetzen gespritzt war, hat er abgewaschen." — „Hätte er dann nicht besser den Fetzen auch verbrannt, wie er die Riemen verbrannt haben soll?" Der Amtmann zuckte seinerseits die Achseln. „Wünschen Sie noch mehr?" sagte er, an seiner Feder kauend. „Ja wohl, ich wünsche constatirt zu sehen in den Akten, daß nicht möglich war, nachzuweisen, daß die Schritte des Todten nach der Unglücksstätte durch den Waldweg gegangen sind, daß man sie erst vom Waldsaum ab nach der Weißen Brücke zu feststellen konnte." — „Legen Sie Werth darauf?" fragte er etwas ironisch. „Sehr großen, Herr Amtmann." — „Dann glauben Sie wohl gar an einen Selbstmord des Todten?" — „Auf das bestimmteste," erwiderte ich. „Und kennen Sie einen Schatten von Beweggrund, der Wirth zu dieser Selbstentleibung hätte bestimmen können?" — „Diesen sollen Sie mir verschaffen, Herr Amtmann!" — „Ich?" — „Ja wohl; ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß es Ihre Pflicht ist, Licht und Schatten zwischen Schuld und Nichtschuld des Angeklagten gleich zu vertheilen. Ich trage darauf an, daß die Wittwe baldigst über die Vermögensverhältnisse des Nachlasses vernommen wird." „Das Gericht wird den Antrag in Erwägung ziehen," erklärte der Amtmann fast barsch. Er begann, mich für einen Rabulisten zu halten; ich zweifelte mit vielleicht noch größerem Grunde an seiner Vorurtheilslosigkeit im vorliegenden Falle. Ich hörte nach wenigen Tagen, die Wittwe sei vernommen worden. Sie hatte sich eine längere Bedenkzeit ausgebeten. Was gerüchtweise in die Oeffentlichkeit drang über die Verhältnisse des Nachlasses, war den Erben wenig günstig, um so hoffnungsreicher für meinen Clienten. Die Kunde von dem Morde hatte inzwischen die Runde durch ganz Deutschland gemacht. Ich sprach dann und wann dem Angeklagten Muth ein.

Da ließ sich eines Tages ein feiner Herr bei mir melden. Er fragte mich, ob ich der Anwalt der Hinterlassenen Wirths sei, und als ich verneinte, machte er mir folgende Mittheilung: „Wirth hatte sich bei der von mir vertretenen Lebensversicherungsgesellschaft für 30,000 Thlr. versichert. Wir erfuhren bald, nachdem er die Versicherung geschlossen, d. h. vor etwa einem halben Jahr, daß er sehr schlecht stehe. Er hatte in Ihrer Residenz stark gespielt, und über die Spielschulden Wechsel ausgestellt, die wuchsen und immer höher wuchsen, als sein Viehhandel zur Deckung nicht mehr ausreichte. Die Police war auf seine Frau und Kinder gestellt, aber nicht in deren Besitz. Sie wußten bis gestern nichts davon; er hatte die Police bei einem ausländischen Sachwalter deponirt. Wir sind entschlossen, nicht zu zahlen. Wir halten einen Selbstmord für die einzige Todesursache Wirths. Wir dringen darauf, daß die Unglücksstätte nochmals untersucht werde."

Ich hatte denselben Antrag bisher vergeblich bei Gericht gestellt. Diese Mittheilung veränderte aber natürlich die Sachlage von Grund aus. Der Gerichtsamtmann schien selbst in seinem Vorurtheil von der Schuld des Angeklagten wankend zu werden. Noch denselben Tag sollte auf meinen Antrag das Wasser oberhalb der Weißen Brücke gestaut werden, damit man das Bett des Wassers unterhalb der Brücke, nach der Seite abwärts, wo der Kopf des Todten gelegen und sein rechter Arm herausgehangen hatte, untersuche. Die Arbeit des Stauens nahm mehrere Tage weg. Endlich minderte sich das Wasser abwärts der Brücke sichtbarlich. Wir beobachteten alle mit größter Spannung den Erfolg. Unter dem Brückenbogen, mit seinen Aesten halb über das Wasser hinweg und theilweise auch unter den Wasserspiegel reichend, stand ein Weidenbaum. Als das Wasser nun in kurzer Zeit von Fuß zu Fuß fiel, hoben sich alle Aeste des Baumes frei aus dem Wasser bis auf einen. Er schien von unsichtbarem Druck niedergehalten. Jetzt war deutlich ein starker Bindfaden zu sehen, der ihn niederzerrte. Zwei schwere Gegenstände mußten an den Enden befestigt sein. Wir ließen von der Brücke das Senkblei abwärts an die Stelle, wo der Bindfaden festsaß. Genau an der Stelle, die der senkrechte Faden nun am Brückengeländer bezeichnete, hatte Wirths Kopf gelegen. Wir ließen behutsam den Bindfaden herausheben mit seinen Ankern. Der eine dieser Anker war ein Pflasterstein, der andere eine Pistole, diejenige Wirths, wie der anwesende Amtsbote aufs bestimmteste erklärte; der Stein paßte genau in die

Lücke der Vagabundenscheune, wie noch denselben Tag nachgewiesen wurde. Wirth hatte sich also offenbar selbst erschossen und die Schußwaffe durch den vorher schon angebundenen Stein ins Wasser hinabziehen lassen. Stein und Waffe waren aber in dem brüchigen Schieferbett des Flusses stecken geblieben. Als das Flußbett endlich ganz zu Tage trat, fanden sich auch die verhängnißvollen Sohlen weiter unten am Flusse. Sie hatten Riemen zum Anschnallen, die nach unten der Sohlen zu gingen. Auch der Verkäufer der Sohlen, der Wirths Sohlen persönlich kannte, und sie ihm auf Verlangen besonders angefertigt hatte, fand sich später bei öffentlichem Aufruf. —

Der angebliche Mörder wurde noch denselben Tag entlassen und hat seitdem ein ordentliches Unterkommen in der Stadt gefunden, wo ihn die erhitzte Bevölkerung lynchen wollte. Die Kinder Wirths sind in bescheidenen Verhältnissen tüchtige Menschen geworden.

Am Familientische.

Waldmeister.

Die einzige stoffliche Gabe, welche der Mai unseren Geschmacksnerven bietet, ist die Duftessenz eines lieblichen Krautes, nach dem der Wohlgeschmack eifrig suchen läßt und um dessentwillen allein schon mancher den Mai als den gesegneten Wonnemond preist. Das ist der Waldmeister, der König der Kräuter, der dem goldigen Weine im Römer eine eigene Weihe gibt.

Was will aber der Name Waldmeister sagen? So köstlich Otto Roquette in seiner Brautfahrt zur Prinzessin Rebenblüte den Namen gepriesen hat, daß, wenn seine Lieder uns vor der Seele stehen, ein junger Frühlingsmuth uns überkommt beim bloßen Klange dieses schlichten Namens — unsere Ahnen haben für ihn doch fast allerorten einen anderen gehabt. In den ersten deutschen Kräuterbüchern, im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, heißt er fast immer nur: „Herzfreud". Ein sicherlich herrlicher, zutreffender Name. Und aus diesem Namen erhebt sich das Bild der Alten, wie sie gleich den Jungen der heutigen Zeit in gründämmeriger Laube und an sonnigen Plätzen den poetischen Frühlingswein schlürften und wie sie anstießen auf Liebe und Freundschaft und Treue und Wohlergehen. Ganz wie es heute zu geschehen pflegt, wenn Liebende beisammensitzen oder Freunde sich zusammenthun, während die Maisonne am Himmel lacht und auf der Maierde alles grünt und blüht und singt und jubelt; dann erfahren die Menschen von heute es auch noch immer, warum die alten Väter den Namen „Herzfreud" ersannen.

Das wahre Recept zur Bereitung ist nun aber auch zunächst von diesem Geiste beseelt. Es lautet: Kaufe das Waldmeisterbündel wo möglich nicht aus fremder Hand! Mache Dich selber auf nach dem hohen, herrlichen Buchenwald, dessen Stämme wie eine weite, hohe Säulenhalle ragen, und deren Wipfel die Sonnenstrahlen nur grün verklärt hindurchlassen. Da ist die rechte Stelle, wo zwischen moderndem vorjährigen Laube und niedrigen Waldblumen und Waldgräsern die köstliche Waldmeisterpflanze aufsprießt. In saftiges Grün getaucht, mit Blattquirlen durchweg besetzt, steigt das weithin verbreitete Kraut vom Boden auf, Stengel bei Stengel aus den überwinterten niederliegenden Wurzelsprossen. Und jedes Gipfelchen des Stengels ist mit zahllosen feinen Silberblüten doldig gekrönt, so daß ein weißer Blütenschleier das prächtige Grün überschimmert. Nun gilt es zu pflücken.

Die Wonne des Waldtages bringen wir von dem Ausfluge noch mit heim, und sie verschmilzt sich mit der heitern Lust, welche dann um die Bowle im fröhlichen Kreise sich entfaltet. Gerathen aber wird der edle Trank ganz zweifellos. Nur will wenige Stunden das frische Kraut erst sich matt gelegen haben, um die ätherische Substanz um so freigebiger an den Weinstrom abzugeben; dann gönnt der Herr der Bowle dieser Vermählung einige Zeit, der Zucker wird in bescheidenem Maße hinzugefügt, und — fertig ist alles! Doch niemand störe den Zauber und fische das eingetränkte, wie Saphir im Weingolde schwimmende Waldmeisterkraut heraus. Auch das Auge will ja sein Theil haben, und auch sehen wollen wie bei jedem Zuge, wie beides zusammengehört. Dann die Gläser hoch und fröhlich angeklungen auf das Liebste, was wir kennen! Und der Frühling schaut selig in unsern Kreis und will seinen Segen zu solchen Stunden geben.

Ein echtes Waldkind ist das duftige Kraut, gleich der silberglöckigen Maiblume, die wir oft freundnachbarlich neben ihm treffen. Fast nirgends sonst finden wir beide in freier Natur. Aber wunderbar, wie die schlanke, waldschöne Maiblume an den Menschen liebevoll sich gewöhnt hat und auch in unseren Gärten sich's ganz gut gefallen läßt, so ist der Waldmeister nicht minder zu ziehen und zu zähmen. Eine schattige Stelle im Garten, ein feuchtes Erdreich voll verrotteten Laubes — und es gibt keinen prächtig dankbareren Zögling. Fast zu jeglicher Jahreszeit läßt er sich da anpflanzen, am besten im Herbst und Frühling. Einige aus der Erde gerissene Wurzelsprossen, im Herbste selbst wurzellose Stengel, wollen der Erde nur anvertraut sein, um alsbald fortzukommen.

Es ist der Waldmeister auch ein Kraut, das in allen Nöthen hilft, wenigstens im Garten. In einem jeden Garten gibt es Stellen, wo um des Gebüsches oder der zu dicht gestellten Bäume oder einer beschattenden Wand willen nichts auf dem Boden gedeihen will außer dem Unkraut, das man nicht haben mag, wo selbst der Rasen mißräth. Man versuche es mit dem Waldmeister! Wunderbar kommt er da grade fort, und in oft ganz besonderer Ueppigkeit. Ich habe in meinem Garten alle solche Plätzchen und Winkel damit bedacht. Fußweit von einander in die Erde gelegte Stengelchen machen im nächsten Jahre die ganze Stelle schon grün, und es ist ein Grün, wie es der Wald nur kennt; und wenn im Mai es silberweiß blüht, so hat mir bisher noch Jedermann eingestanden, daß es die köstlichsten Stellen meines Gärtchens seien.

Aber es gibt auch nur einen Waldmeister! trotz alles Protestes, den Botanik und Praxis dagegen erheben mögen. Die Gattung Asperula (Waldmeister) zählt nämlich noch manche, und zwar auch manche stattliche Art: aber meist nur an felsigen oder sandigen, sonnigen Orten kommen sie vor. Sie alle tragen ihren Gattungsnamen nur dem edlen Bruder zu Ehren, mit dem sie durch botanische Charaktere verwandt sind. Aber wie die Wohnstätte, so ist auch das äußere Aussehen, und, was vor allem bedeutsam, die innere Tugend verschieden. Es sind geruchlose, würzlose Pflänzchen, die nur den Botaniker interessiren.

Weniger ist allerdings mit dem Praktiker zu rechten, der einzelne Gräser anführt, welche es mit dem Waldmeister aufnehmen sollen, indem sie dasselbe Arom, wirklich chemisch denselben ätherischen Stoff, das Cumarin enthalten. Es ist das in den Laubwäldern überall vorkommende „Hirsegras" (Milium effusum), ferner das auf allen Wiesen gemeine „Ruchgras" (Anthoxanthum odoratum), dem das Heu den lieblichen Geruch allein verdankt, und endlich das sehr seltene „Heiligen"- oder „Mariengras" (Hierochloe odorata). Wahr ist's, der Wein behagt, der damit angerichtet ist, und wer nur schmecken will und nach weiter nichts fragt, dem mag es genügen. Aber im Namen der Poesie sind diese Gräser als ebenbürtig zurückzuweisen, im Namen der Poesie, welcher im Waldmeister zugleich das Kraut in seiner Herrlichkeit, der Wald, der es geboren, die Blüte, die es schmückt, der Mai mit seiner flüchtigen Zeit, ja, das alles und noch mehr, am Herzen liegt.

Darum bleiben wir mit unseren Vätern und mit unseren Dichtern und mit der Stimme unseres eigenen Herzens dabei: es gibt nur einen Mai, und es gibt auch nur einen Maitrank! Paul Kummer.

Briefkasten.

Noch immer gehen uns Fragen von verschiedenen, uns gänzlich unbekannten Schreiblustigen zu, die sich darauf beschränken: ob wir Gedichte, Erzählungen rc. von ihnen aufnehmen und wie wir dieselben honoriren würden. Wir bedauern, solche Briefe niemals beantworten zu können. Man wolle doch gefälligst künftig immer eine Probe seiner Leistungen und — was zuweilen bereits geschieht und höchst nachahmungswerth ist — die zur Rücksendung erforderlichen Freimarken beilegen. Daß an- und aufnehmbar gefundene Beiträge von uns gut honorirt werden, versteht sich von selbst. — Den zahlreichen Freundinnen des Davidis'schen Kochbuches wird es angenehm sein, zu erfahren, daß das Portrait seiner Verfasserin, Henriette Davidis, in der Klingenberg'schen Buchhandlung zu Detmold in Visitenkartenformat erschienen und durch jede Buch- und Kunsthandlung für 7½ Sgr. zu beziehen ist. Der ganze Ertrag des Verkaufes ist — ohne irgendwelchen Abzug — zu einem wohlthätigen Zwecke bestimmt. — Ungeeignet sind die Einsendungen von F. R. in Z. — L. S. in W. — T. v. B. — auch die von Anna M., der wir selber mit der gewünschten „recht beißenden Kritik" nicht dienen können, da ihre Gedichte einer solchen wirklich nicht werth sind. Da ihre krankhafte Neigung zum Versemachen mit ihrem 10. Lebensjahre begonnen und sie jetzt noch nicht 20 alt ist, darf sie an ihrer Heilung übrigens keineswegs verzweifeln. — Ein Abonnent theilt uns mit, daß Cranachs Originalportrait der Katharina von Bora, von dem wir vor einiger Zeit eine Copie brachten, sich in der Sammlung des verstorbenen Herrn G. Baruch befinde, die am 23. Mai und folgenden Tagen in Köln zur öffentlichen Versteigerung (bei J. M. Heberle) komme. — Das an die „Löbl. Administration" gerichtete Anerbieten einer Broschüre unter dem Titel: „Sein und Nichtsein, oder Gedanken über die Bestimmung des Menschen nach den Naturgesetzen" müssen wir ablehnen. — St. R. E.! Eine ähnliche Unterstützungskasse für alte arbeitsunfähige Lehrerinnen und Gouvernanten, wie sie der Pestalozzi-Verein für Lehrer-Wittwen und Waisen ins Leben gerufen, existirt unseres Wissens nur ganz vereinzelt bei einzelnen Instituten, wie z. B. die vortreffliche „Schwesternstiftung" in dem Lehrerinnenseminar von Droyßig. Eine ähnliche allgemeinere Stiftung wäre gewiß höchst wünschenswerth; wir wollen hiermit Ihre Anregung dazu allen denen, die dazu helfen können, ans Herz gelegt haben.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.

Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

VI. Jahrgang. Ausgegeben am 21. Mai 1870. Der Jahrgang läuft vom October 1869 bis dahin 1870. 1870. № 34.

Eine Cabinetsintrigue.

Historischer Roman von G. Hiltl.

(Fortsetzung.)

Der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau war nach seiner Unterredung mit dem Könige sofort in seine Wohnung, das ehemalige Palais Danckelmanns, nun das Fürstenhaus genannt, zurückgekehrt. Er schien jedoch durchaus nicht in der Stimmung, hier länger verweilen zu wollen, sondern ließ von seinem Kammerdiener sich die Paradekamaschen ab- und die Reitkamaschen anknöpfen, dann befahl er, sein Pferd in den Hof zu führen, den Reitknecht aufsitzen zu heißen, der ihn begleiten sollte, und sobald alles in Bereitschaft war, eilte der Fürst in den Hof, schwang sich in den Sattel und trabte, von dem Diener gefolgt, durch die Straßen nach dem Wohnhause des Herrn von Grumbkow. Er wurde sogleich gemeldet. Der Minister kam ihm entgegen. Grumbkow vermochte sein Erstaunen nicht zu unterdrücken, als er den Fürsten zu so ungewöhnlicher Stunde in sein Sprechzimmer treten sah.

„Na, nur schnell die Thüre zugemacht,“ sagte der Fürst, der die Augen bedeutungsvoll rollte, „und dann zugehört.“

„Was ist denn geschehen?“ fragte Grumbkow, dem Wunsche des Fürsten nachkommend.

„Da haben wir die Bescheerung,“ rief der Fürst, Hut und Stock auf einen Tisch werfend, „es lag mir schon immer im Kopfe.“

„Ich bitte, Durchlaucht, sprechen Sie,“ bat der Minister, von bösen Ahnungen erfaßt. „Was hat sich zugetragen? Ich hoffe nicht, daß der König —“

„Der König ist ganz wohlauf,“ lachte Leopold, „aber es könnte sich ereignen, daß einige andere recht schwer liegen würden, wenn nicht alles — wie die Juden sagen — koscher ist.“

Er kreuzte seine Arme und streckte, ohne Rücksicht auf den parkettirten Fußboden zu nehmen, die Beine lang aus, wobei seine Sporen Furchen in die Dielen schnitten. „Hören Sie einmal an, Grumbkow — ich will und kann nicht allzulange bleiben. Kurz und bündig: es besteht unter den Sacramentern in den Reichscabinetten eine Verschwörung gegen den Staat Preußen — und was noch mehr ist: eine Verschwörung gegen die Person des Königs — paff — da haben Sie es in kurzen Worten.“

Grumbkow fiel in seinen Sessel zurück, er fühlte, wie es ihm eiskalt über den Nacken lief, aber geübt in den Künsten der Verstellung, blieb er dennoch Meister seiner Empfindung. „Ich bin wie vom Donner gerührt,“ sagte er, sich verbeugend, „aber woher wissen Sie das, Durchlaucht? Es ist gewiß ein leeres Gerücht — eine Salonklatscherei — —“

„Larifari! ich hab' es aus bester Quelle: vom König selbst.“

Grumbkow stöhnte leise. „Sie — sprachen ihn? den mißtrauischen Herrn?“

„Ich habe 'mal den Alexander Magnus gespielt und den Knoten durchgehauen,“ lachte der Fürst, „heut, vor einer Stunde, hab' ich ihm den Weg verstellt, habe ihn gebeten, mir zu vertrauen — er hat es gethan, und da sind denn ganz tolle Geschichten herausgekommen. Wissen Sie, woher der König alles weiß? Jener Zoreck, den hier alle Welt neugierig begaffte, hat dem Herrn die Nachricht von der großen Verschwörung gebracht. Alles ist vorbereitet; Sachsen und Oesterreich, dazu die Hannoveraner, wollen über uns herfallen, die Verschwörer sind bereit, den König aufzuheben — Namen hat der Kerl genannt, die ich kaum nachsprechen möchte, aber Sie, Herr von Grumbkow, sind auch darunter.“

„Ich?“ rief der Minister aufspringend, „ich? Der Fremdling ist ein Betrüger — ich bin ihm schon lange auf der Spur — es ist ein Betrüger, sag' ich noch einmal.“

„Ich will's glauben, denn der Schuft hat auch mich dabei genannt.“

„Nun, daraus können Sie ersehen, was von ihm zu halten ist,“ sagte Grumbkow, ruhiger werdend.

„Mag sein,“ fuhr der Fürst fort, „aber ich will zugeben, daß der Kerl lügt — dennoch scheint mir nicht alles erlogen — etwas ist daran. Uebrigens heißt er nicht Zoreck, sondern Clement oder Clemens, und von Unterdrücken ist keine Rede, denn der Schlingel sitzt bereits im Haag; er hat dem Könige Papiere gezeigt, Siegel und Schriften, Prinz Eugen Lichtenstein, die ganze Wiener und Dresdner Gesellschaft, Herrn von Flemming an der Spitze, ist dabei

betheiligt. Was wissen Sie davon? Könnten Sie sich an einer Verschwörung wider Staat und König betheiligt haben?"

Grumbkow rang nach Fassung. „Ich bin noch so betroffen von diesen plötzlichen Eröffnungen, daß ich zu träumen glaube," sagte er.

„Dann kneifen Sie sich in die Beine, Grumbkow — Sie werden sogleich merken, daß Sie wach sind. Wehe — wenn nicht alles erlogen ist! Der König wird ein strenges Gericht halten — Conspiration gegen den Staat: es ist ungeheuer. Ich habe den Ambassadeurs von draußen her niemals getraut und mich immer fern gehalten — wünsche, daß es Ihnen auch geglückt ist."

„Mir? o — Durchlaucht, ich fühle mich rein — vollkommen rein. Was Sie da sagen, ist mir eine vollständige Neuigkeit, ein im Finstern schleichendes Geheimniß, von welchem ich keine Ahnung hatte — das war also der Grund von des Königs Melancholie?"

„Richtig! Er glaubt sich von Verräthern umgarnt, und wer kann's ihm verdenken? — na, nun ists heraus. Ich mache wieder Kehrt; denken Sie nicht mehr an das Testament, suchen Sie dem Herrn unter die Arme zu greifen. Adieu, Grumbkow, ich will weiterreiten."

Der Minister war trotz aller Selbstbeherrschung so ergriffen, daß er nur einige unverständliche Complimente stotterte und den Fürsten mechanisch hinausgeleitete.

„Der scheint mir etwas in der Bredouille zu sitzen," murmelte der Fürst, sich in den Sattel schwingend.

Grumbkow war, am ganzen Leibe zitternd, in sein Zimmer gegangen. Er warf sich schnell in die Kleider, die Glocke rief den Diener herbei. „Meine Sänfte," donnerte der Minister.

Eine Viertelstunde darauf befand er sich schon auf der Treppe zu den Gemächern Manteuffels. Seine ganze Erscheinung trug das Gepräge der inneren Besorgniß und Angst.

„Wir sind in der größten Gefahr," das war sein erster Ausruf, als er Manteuffels ansichtig ward, „der König weiß alles — das große Unternehmen — die beabsichtigte Entführung — alles. Ein Abenteurer, der sich Zoreck genannt, dessen wahrer Name Clement ist, hat es verrathen. Dieser Mensch muß auf irgend eine Weise hinter das Geheimniß gekommen sein — zaudern Sie nicht eine Secunde, sonst bricht das Unheil über uns herein."

Manteuffel griff an seine Stirn. „Ich hoffe, Sie sprechen in einer Art von Fieberwallung."

„Nein, nein — der König hat endlich sein Schweigen gebrochen, hat dem Fürsten von Dessau sich anvertraut, der von nichts wußte, der gleich seinen Handschlag geben konnte, daß er fern von dem Unternehmen stehe."

„Ah — mein Freund," sagte Manteuffel mit lauerndem Blicke. „Sehen Sie, das ist ein diplomatischer Fehler gewesen. Der Fürst mußte sogleich mit in das Geheimniß gezogen werden — dann waren wir seiner gewiß, jetzt kann er uns schwer zu schaffen machen."

„Sind Sie bei Verstande?" brauste Grumbkow auf. „Ich würde mir den Degenstoß des Fürsten zugezogen haben, hätte ich ihm den Vorschlag gemacht, solchen Dingen seinen Arm zu leihen. Aber ich — ich, Freiherr, bin auf eine andere Fährte gekommen: Herr von Flemming hat eine Doppelrolle gespielt, und Sie, Sie halfen ihm dabei; das Opfer dieser ganzen, sehr geschickt angelegten Intrigue steht vor Ihnen. Ich sollte die Suppe ausessen."

„Sie sind zu erregt, Herr Minister, als daß ich Ihnen zürnen könnte; was wir gemeinschaftlich durchführen wollten, hätten wir auch in seinen Folgen gemeinschaftlich getragen," sagte Manteuffel.

„Aber was ist zu thun?" fragte schnell Grumbkow.

„Es muß schnell gehandelt werden," fiel Manteuffel ein. „Pah — keine unnütze Sorge — es ist eben ein verlornes Treffen — rien que ça — ich werde sogleich Baron Vossen benachrichtigen."

Er eilte schnell aus dem Zimmer, und Grumbkow stürzte schnell einige Gläser Wasser hinunter, welche er sich aus der vor ihm stehenden Karaffe einschenkte. Die kurze Dauer der Abwesenheit Manteuffels schien ihm stundenlang zu währen.

Der Diplomat kehrte zurück.

„Ich habe auf alle Fälle Couriere bereit gehalten," sagte er.

Grumbkow erging sich in Vorschlägen zur Abwendung des Unheils, er ließ dem Baron nicht undeutlich merken, daß er jedenfalls bereit sei, dem Könige alles zu beichten.

„Sie verlieren den Kopf, mein Bester," sagte Manteuffel ruhig. „Es wird nicht so schlimm werden."

Während die Herren noch in ruhelosem Hin- und Herrathen schwankten, erschien Baron Vossen auf der Schwelle des Zimmers.

„Ah, siehe da, Sie sind es schon," riefen beide ihm entgegen.

„Leibhaftig," sagte der Eintretende. „Und Sie werden mein Talent zum Rathen bewundern: ich fürchte, der König ist von dem politischen Spiel unterrichtet — er hat die Fäden in der Hand."

„Sie haben es errathen," rief Manteuffel.

„Nicht nur durch Zufall," sagte Vossen. „Ich combinirte. Denn heute Abend um zehn Uhr verläßt Cnyphausen auf Befehl des Königs, von Ilgen auserwählt, Berlin, um sich in besonderer und geheimer Mission nach Wien zu begeben."

Die diplomatischen Collegen stießen einen Ruf der Ueberraschung aus. „Wir sind verloren," sagte Grumbkow dumpf.

„Noch nicht," warf des Kaisers Resident kurz ein. „Wir müssen zuvorkommen."

„Wie denken Sie es zu machen?"

„Herr von Manteuffel — Herr von Grumbkow," begann Baron Vossen. „Sein Sie offen zu mir, Offenheit ist jetzt die einzige Politik, die uns allen frommt. Wer hat dem Könige die Mittheilung gemacht?"

„Ein Ungar, Namens Clement, der in Berlin unter dem Namen Zoreck einige Zeit verweilte," sagte Grumbkow.

„Eine verdächtige Person," fuhr der Resident fort. „Wie kam er zu den Geheimnissen?"

„Ich weiß es nicht," antwortete Manteuffel trocken.

„So — wissen Sie nicht, ob Flemming Agenten hatte?"

„Möglich."

„Wenn Sie das zugeben, dann habe ich schon Boden gewonnen. Ich sage Ihnen: ohne Zweifel hat jener Abenteurer Gelegenheit gehabt, die Verhandlungen, welche zwischen den Cabinetten schweben, zu erspähen. Um seinen Aussagen mehr Gewicht zu verleihen, hat der schlaue Betrüger auf eigene Hand politisirt — hat dem Könige Gefahren vorgespiegelt, sich als seinen Retter hingestellt — ich hoffe doch nicht, daß Herr von Flemming dem Manne Briefe anvertraute?" setzte er, den Baron scharf fixirend, hinzu.

„Wohin denken Sie?" sagte schnell Manteuffel. „Wir sind darin vorsichtig bis zur Peinlichkeit."

„Dann ist alles gewonnen. Heute — in dieser Stunde noch müssen die Couriere nach Wien, Dresden und Hannover jagen. Setzen Sie genaue Instructionen auf, es muß alles über Bord geworfen werden — die Reichsexecution, die gewaltsamen Einschreitungen. Die Cabinette müssen jede feindliche Absicht entschieden in Abrede stellen, sonst entpuppt sich vor den Augen Europas ein Complott, das uns und unsere Höfe auf ewig compromittirt, das nutzlos sein wird, wie es auch angefangen werden dürfte, denn der König hat die Hand bereits an den Degen gelegt und die preußische Armee hat die Tage des großen Kurfürsten, die Feldzüge in Italien — am Rhein, auf Rügen, noch frisch im Gedächtniß."

„Dieser Clement ist ein Werkzeug höherer Mächte," sagte Manteuffel. „Er wird für einen Betrüger gelten, aber seine Frechheit stiftet wider seinen Willen Großes; er macht den Schlag wirkungslos, der gegen Preußen geführt werden sollte."

„Dieses Land wird nicht mehr zersplittert — glauben Sie mir," sagte Vossen. „Wir wollen doch an unsere Sache denken."

„Aber das Complott gegen des Königs Person?" fiel Grumbkow ein.

„Das ist es, was uns den Sieg leicht macht," frohlockte Vossen. „Der Abenteurer kann nichts beweisen. Hat er Briefe, Documente — so müssen sie gefälscht sein. Wenn die Cabinette beharrlich alles in Abrede stellen — wenn keine der Personen, welche er vielleicht genannt hat, compromittirt werden kann, dann ist es leicht, den Frechen als schamlosen Betrüger hinzustellen, — oder hätten Sie — oder Flemming dabei zu fürchten?"

Manteuffel vermochte seiner Verlegenheit kaum Herr zu werden. „Wie — Flemming? Ich?" sagte er, „ich sagte schon ein mal: durchaus nicht."

„Hm! aber wer brachte den Abenteurer nach Berlin — in des Königs Nähe? War er nicht hier — in Ihrem Hause?" fragte Grumbkow aufmerksam und eindringlich.

„Das wohl — er kam in Paßangelegenheiten, wie ich glaube — ich fertigte ihn kurz ab. Wer ihn hierher brachte? — ah richtig, der Hofprediger Jablonski, wenigstens scheint es so."

„Seltsam," lächelte der Baron Bossen. „Und so ohne weiteres führte ihn Jablonski zum Könige?"

„Das nicht; es geschah durch Vermittlung der Frau v. Blaspiel."

Grumbkow fuhr auf. „Der Blaspiel?" rief er. „Und Sie sagten davon gar nichts? und jener Mensch kam von Dresden — von Flemming hierher gesendet — wie? o, täuschen Sie uns nicht länger. Ueber meinen Fall hinweg sollte es gehen — diese Blaspiel ist meine bittere Feindin. Jener Clement ist ein Werkzeug, dessen sich Flemming bedienen wollte, mich zu stürzen, indem er zugleich für die Erfüllung seines Projectes handelte."

Manteuffel kämpfte noch einige Sekunden mit sich selbst, dann sagte er, ohne zu zaudern oder zu stocken: „Sie irren sich, Herr Minister, wenn Sie dieser Auffassung der Verhältnisse Raum geben. Der Graf Flemming weiß gar nichts von der Existenz oder Anwesenheit jenes Clement, der auf noch nicht enträthselte Weise in den Besitz einiger Theile des politischen großen Projectes gekommen sein muß. Er steht uns vollständig fern — glauben Sie mir. Anders freilich ist wohl seine Stellung zur Frau von Blaspiel. Sie ist — wie Sie wissen — mir befreundet, eine Jugendbekanntschaft, aber bei so ernsten Dingen muß jede Rücksicht schwinden, und ich stehe nicht an zu behaupten: daß Clement zwar auf eigne Faust hin Politik getrieben hat, daß aber höchst wahrscheinlich das Hineinziehen Ihrer Person — die übertriebenen Hinweise auf ein Attentat durch Frau von Blaspiel veranlaßt wurden."

Nach diesen Worten trat eine Pause ein. Die Herren blickten einander an. „Ich muß die Blaspiel fallen lassen — sonst sind wir die Verlorenen," sagte Manteuffel zu sich selbst. „Ich kann sie nicht frei lassen von der Verantwortung."

„Jenes intriguante Weib wollte mich also verderben," knirschte Grumbkow. „Ja — ja! jetzt erinnere ich mich des Tages, als Jablonski in das Schloß kam — ihrer verfänglichen, triumphirenden Worte — es ist klar: sie hat sich des Clement gegen mich bedient."

„Sie werden einen Sieg feiern können, wenn der Verräther als Betrüger entlarvt wird," sagte Manteuffel. „Ich gratulire Ihnen dazu — Ihnen und uns, die wir von nichts wissen, deren Hände rein sind."

„Eilen wir, meine Herren," rief Baron Bossen. „Schnell an die Arbeit. In einer Stunde müssen die Couriere unterwegs sein. Der nach Wien gesendete muß doppelte Relais legen lassen. Vorwärts — adieu, Messieurs. Gewinnen wir die letzte Chance."

„Sie hat sich im eigenen Netz gefangen," murmelte Grumbkow, die Treppe herabsteigend. „Wenn Clement als Betrüger entlarvt ist, ist sie verloren. Hätte ich jetzt nur das Testament in Händen!"

Die Antworten der Cabinette.

Nach den letzten Ereignissen war eine vollständige Windstille eingetreten. Die betheiligten Personen wagten oder konnten nicht aus ihrer Stellung heraus, sie mußten abwarten, denn der König ließ ebensowenig von den ihm gemachten Mittheilungen etwas hören, als er die Maßregeln, welche er ergriffen, zur allgemeinen Kenntniß brachte. Er wollte die Antwort Cnyphausens, der in Wien die Sache betrieb, abwarten. Die Mitwisser des gefährlichen Unternehmens hatten bereits vor der Abreise Cnyphausens ihre Boten an die betreffenden Cabinette mit der Weisung gesendet: alles fallen zu lassen, da die Sache in den Händen des Königs liege, und für jetzt kein günstiges Resultat irgend eines Anschlages zu hoffen sei. Sie hofften mit Bestimmtheit, daß der nach Wien abgesendete Courier vor Cnyphausen daselbst eintreffen und das Cabinet deshalb schon vorbereitet sein werde, wenn Cnyphausen seine Eröffnungen zu machen beginne.

Aber während so in den verschiedenen Lagern auf Antwort geharrt wurde, erhielt der König aufs neue aus Ilgens Händen gewisse Artikel, welche auf das Bestehen eines Allianztractates, dessen Inhalt gegen ihn gerichtet war, deuteten.

Für Frau von Blaspiel hatte diese schwüle Ruhe genug des Beängstigenden. Sie vernahm wohl, daß etwas Besonderes vorgegangen sei, aber da sich der König noch immer sehr zurückhaltend zeigte, vermochte niemand Auskunft zu geben. Den größten Schrecken bereitete aber diese Angelegenheit aufs neue dem Hofprediger Jablonski, als eines Morgens der Kammerdiener Abt bei ihm erschien und den Befehl brachte: der Hofprediger solle sich um zwölf Uhr Mittags bei Seiner Majestät einfinden.

Jablonski nahm seine ganze Würde an, als er aufs Schloß ging, er sagte sich: daß ihn kein Vorwurf treffen könne, daß er nur im besten Glauben, dem König Dienste zu leisten, sich herbeigelassen habe, den Fremden bei Hofe einzuführen. Nur verhehlte er sich nicht eine große Schwierigkeit: es ward ihm schwierig, den Beweis zu bringen, daß Clement ihm empfohlen sei — ohne daß er Frau von Blaspiel schwer compromittirte. Er ging auf das Schloß, in der festen Ueberzeugung, von dem König die Namen, die beabsichtigten Thaten und Pläne der von Clement entlarvten Verbrecher zu hören. Er fand den König hinter dem Schreibtische sitzen, emsig in großen Briefschaften lesend und zuweilen mit Rothstift eine Notiz machend.

„Setzen Sie sich," begann der König, zwar ernst, aber doch wohlwollend. „Sie haben gewiß in bester Absicht gehandelt, als Sie mir den Clement zuführten."

„Gott ist dessen Zeuge," sagte Jablonski. „Ich vermeinte, Euer Majestät einen Dienst schuldig zu sein."

Der König wiegte ernst das Haupt. „Sie werden sicherlich frei von aller Schuld sein —", sagte er.

„Schuld? Ich sollte eine Schuld tragen?" fragte der Geistliche betroffen.

„Es könnte denn doch so scheinen, wenn einer boshaftig genug denken wollte."

„Majestät stellen mich auf die Folter."

„Nun denn, so erfahren Sie, daß alles, was dieser Clement vorgebracht hat, von Attentaten wider mich und den Staat, eitel Lüge und Betrug gewesen ist."

Jablonski stieß einen Schrei aus, seine schwarze Kappe, welche er in Händen hielt, fiel zur Erde. Der König hob sie wieder auf und reichte sie ihm zu.

„Ich begreife Ihren Schrecken," sagte er, „aber es ist also. Dieser Clement ist ein Betrüger — mindestens habe ich bis jetzt nur Beweise gegen ihn," setzte er mit Stirnrunzeln hinzu. „Hier — hier sehen Sie." Er raffte eine große Anzahl von Briefen auf, welche erbrochen über seinen Tisch verstreut waren. „Hier sind Briefe vom Wiener, Dresdner, Londoner und hannöverschen Cabinette — hier sind Schreiben von Sintzendorff, vom Prinzen Eugen und anderen, die alles, alles ganz in Abrede stellen. Die Herren betheuern, von dem ganzen Handel nichts zu wissen, sind höchlichst empört, daß man sie für fähig solcher Thaten halte, und verlangen eine genaue, auf das strengste geführte Untersuchung. Na — da kann ich denn nicht umhin zu glauben — ich muß es eben thun." Der König pfiff bedeutungsvoll zwischen den Zähnen hervor.

„Aber es ist, wie ich wohl annehmen darf, Thatsache, daß der Clement im Besitze einer Menge von Briefen war."

„Ich habe sie selbst gesehen, gelesen, geprüft."

„Nun denn, Majestät?"

„Man erklärt Siegel, Briefe und Unterschriften für groben Betrug — für Fälschung."

„Gott des Himmels und der Erden," rief Jablonski, „ich wollte, ich hätte den Menschen nie gesehen."

Der König nahm nun einen Anlauf zu der nächsten Frage. „Wie machten Sie seine Bekanntschaft?" fragte er plötzlich.

Jablonski schwieg. Er war jetzt an der gefährlichsten Stelle der Unterredung angekommen, ein Wort von ihm, und die Blaspiel hatte die ganze Wucht der Verantwortung auf ihren Schultern — konnte es ihr Schaden bringen? Hatte nicht Flemming den Ungar ihm durch Manteuffel empfohlen? Was wagte Jablonski denn, wenn er die Blaspiel nannte? Jene Herren waren es doch eigentlich gewesen, die den gefährlichen Menschen nach Berlin sendeten — aber da trat ein Hemmniß entgegen. „Ich vertraue Ihnen dieses als ein Beichtgeheimniß an," hatte die Blaspiel gesagt. Jablonski hielt sich durch das Gelöbniß gebunden, wie es nur ein römisch-katholischer Priester sein konnte. Religion und Mannesehre fesselten seine Zunge, er mußte die Last auf sich nehmen und mit fester Stimme sagte er: „Ich kann das Euer Majestät nicht verrathen."

„Wie? Sie weigern sich, mir so expreß nothwendige Angaben zu machen?"

„Entschieden weigere ich mich."

„Herr Großsenior," rief der König, hitzig werdend, „es ist Ihr König, der klar in der Sache sehen muß — der Ihnen dannenhero befiehlt zu sagen: wie jener Mensch Ihnen bekannt wurde."

„Es gibt Dinge, welche Sie mir nicht befehlen können, Majestät,“ entgegnete Jablonski ohne Zagen.

„Und die wären?“

„Etwas zu verrathen, das mir, dem Priestee, dem Diener Gottes anvertraut wurde. Solcher Art ist es aber, wie ich mit jenem Menschen bekannt waed, und ich werde es nicht verrathen.“

„Aber wenn ich nun mit dem Richter zu Euch komme?“

„Dann werde ich die Strafe erdulden, die über mich verhängt wird — aber nicht das Vertrauen mißbrauchen.“

„Das ist so was wie Pabstthum, wie Ohrenbeichte,“ rief der König. „Ihr seid nicht verpflichtet dazu.“

„Wenn ein Predigee, ein Mann von Ehre, es auf sich nimmt, ein Geheimniß zu wahren, dann preßt es ihm keine irdische Macht ab und es ist ein schönes Zeugniß für den Mannesmuth, das die Katholiken dem Johann von Nepomuk ausstellen, den sie hoch verehren, weil seine Treue zum gegebenen Wort ihm den Tod brachte.“

Der König teat schnell auf Jablonski zu und legte seine Hand auf dessen Schulter. „Sie haben eecht; Sie sind ein braver Mann, der nicht nur mit dem Worte, sondern mit dem Herzen bei der Sache ist. Gehen Sie in Frieden. Ich werde schon ohne Sie die Sache herauskriegen — freilich, freilich es wird Blat fließen — vielleicht unschulriges, daean ist der Element schuld.“

„Aber Majestät,“ eief Jablonski, „wäre denn kein Ausweg möglich? Wenn Element verhört, wenn er wagen würde, zu sagen: wer ihn zu dem Betruge angestiftet — hätte sich dann da nicht alles erfüllt? Könnte dann nicht Gnade für Recht ergehen?“

Der König wandte sich schnell herum und öffnete die zweite Thür. „Foreade,“ rief er, „kommt herein.“

Der General trat, den Hofprediger grüßend, in das Zimmer.

„Jablonski ist ebenfalls belogen worden, wie es scheint,“ sagte der König, dem Prediger einen bedeutsamen Blick zuwerfend. „Der Ungar hat ihn mit falschen Schreiben wohl getäuscht — aber was Jablonski sagt, ist nicht so ohne Grund. Wir müssen durchaus den Element hier haben, damit ich klar sehe, was der Kerl eigentlich wollte.“ Es wae dem Könige anzumeeken, daß er einige Hintergedanken hegte, er glaubte noch immer nicht an Elements vollständige Schuld.

„Es wird schwer halten,“ sagte Forcade. „Der gewandte Agent wird leicht Gefahr wittern — er wird sich nicht stellen.“

„Man müßte aber doch versuchen,“ entgegnete der König in gewohnter Weise, auf und niedergehend. „Es wäee dringend nothwendig, denn wenn ich die Cabinette auffordern ließ, mir unverzüglich zu erklären, was an der Sache Wahres sei? Wenn die alles leugnen und die Bestrafung des Thäters und seiner Anhänger verlangen — dann m u ß ich das Gericht eröffnen. Jetzt denkt, welch eine mühevolle Arbeit, und wie leicht können Unschuldige in den Handel verwickelt werden. Ilgen sagt mir, Element habe hier mit vielen verkehrt; man kann wohl fehlgreifen. Wenn ich ihn hier hätte, so könnte ich immer nachher Gnade voe Recht ergehen lassen.“

„Wird der Element gutwillig nach Berlin folgen, wenn Eure Majestät ihn holen lassen?“

„Wenn er das nicht thut — dann ist er ein Betrüger — das ist klar. Und der ihn holt, muß Gewalt gebrauchen, er bringe ihn dann lebend oder todt — kommt er ohne Widerrede — nun so ist es schon ein Zeichen, daß er eine gerechte Sache — ich bin begierig, das Ganze bis aufs Tippelchen zu erfahren.“

Man sah dem Könige an, wie gern er Element unschuldig wissen mochte.

„Wen Eure Majestät mit solcher Mission betrauen, der müßte ein resoluter Mensch sein — müßte keine Gefahr scheuen — müßte schlau zu Werke gehen.“

„Alles richtig. Wen wählt man aus?“

„Hm, ich weiß Einen.“

„So? Na, wer ist es denn?“

„Der Lieutenant Dumoulin.“

„Alle Hagel — ja. Der wäre recht dazu — da kann er sich zeigen. Ich werde dem Lieutenant selbst seine Ordres geben — soll sich morgen hier melden um Mittag.“

„Nur eins,“ wendete Forcade ein. „Wird Element nicht sogleich Verdacht schöpfen? Er kennt vielleicht den Lieutenant?“

„Glaub's nicht,“ sagte der König.

Jetzt näherte sich der Hofprediger dem Monarchen.

„Majestät,“ sagte er, „es ist nicht abzuleugnen, daß ein Theil des Handels mir zugeschoben werden kann. Wie Majestät bemerkten, sind vielleicht Schuldlose bedroht, dann steht es noch dahin, ob Element alles, was er gesagt, erlogen hat, seine Vertheidigung muß ihm gegönnt werden.“

„Freilich, freilich!“ rief dee König schnell.

„Endlich,“ fuhr der Hofprediger fort, „sehe ich, wie Euee Majestät zur Milde geneigt sind und da ich auf solche baue — wage ich einen Vorschlag zu thun: Lassen Majestät auch mich in den Haag reisen, es wird mir gelingen, Element zur Rückkehr zu bewegen.“

„Wie, Sie wollten?“ rief der König erstaunt. „Wenn aber jener Mensch auch ein Bösewicht wäre, der Hand an Sie legt?“

„Für diesen Fall hätte ich Herrn von Dumoulin bei mie.“

„Topp,“ entschied der König, „Sie gehen nach dem Haag mit Dumoulin. Aber tiefsties Schweigen — Messieurs — sonst wäre alles verdorben.“ Ee klingelte dem Kammerdiener.

„Ist der Generalauditeur da?“

„Zu Befehl,“ antwortete Abt.

Jablonski schauderte. Der Erwartete war jener fürchterliche Richter, der bei allen schweren Processen fungirte und dessen Herz einem Felsen gleich an Härte war, der Generalauditeur von Katsch. Aber der König hatte die Audienz beendet und winkte dem Prediger zum Abschied mit der Hand, wobei er rief: „Auf Wiedersehen.“ Dicht an dem Hofprediger vorüber streifte dee Generalauditeue, nachdem auch Forcade das Zimmer des Königs verlassen hatte.

Katsch stellte sich in die Nähe des Tisches und begann eine Mappe voll Schriften auszupacken. Seine äußeee Erscheinung stimmte genau zu dem nicht vortheilhaften Rufe, den sein Charakter genoß. Er war lang und dürr, hatte scharfe, finstere, deohende Züge und auf seinem Antlitz lagerten die deutlichen Anzeichen eines Leber- und Gallenleidens. Dem Könige war ee nothwendig, denn obgleich sein Wesen, sein Herz und Gemüth höchst unangenehm, verhärtet und jeder fremden Regung fern waren, versah er doch sein Amt mit geoßer Umsicht und Thätigkeit.

„Nun Katsch, wie steht es? Wieder was herausgebracht, wieder verhört?“ fragte der König.

„Ja, Majestät.“

„Beweise, Beweise,“ sagte der König.

„Die habe ich freilich noch nicht — werde sie aber wohl finden. „Nummer zwei hat der Element verkehrt mit dem Advokaten Job.“

„Da ist der Kerl schon wieder,“ fiel der König ein.

„Mit einem Baron von Heidekam,“ fuhr Katsch fort. „Mit dem Gastwirth Bonnet und dem Residenten Lehmann.“

„Nun, und daraus folgt?“

„Daß alle die Sippschaft mit bei der Sache betheiligt ist — werde es schon herauskriegen.“

„Weiß Er denn, ob der Element alles erlogen hat?“ fuhr der König heftig auf.

„Alles,“ entgegnete Katsch ruhig. „Dee Kerl ist ein Betrüger — wenn er nur nicht entwischt wäre.“

„Er ist im Haag.“

„Da sitzt er warm, Majestät.“

„Aber wenn ich ihn nun holen ließe?“

„Ja, das wäre was anderes, aber es wird ein Kunststück sein, ihn herzubringen — der kommt nicht. Wer den hierher beingt, dee kann mehr wie Brot essen.“

„Will doch mal sehen, ob er nicht kommt,“ schmunzelte der König.

„Hier, Majestät, sind die Ordees zur Unterschrift für die Verhandlung. Wenn morgen das letzte Schreiben aus Dresden einteifft, dann werden wir wissen, wer Herr Element früher gewesen ist. Eine so schlimme Persönlichkeit verdient keine Rücksicht und seine Genossen ebensowenig. Ich lasse sie morgen greifen.“

„Her damit,“ sagte ärgerlich der König, die Schriften nehmend. Er tauchte die Feder ins Dintenfaß und begann langsam zu unterzeichnen.

„Wenn ich nicht die Sache in der Hand hätte,“ sagte Katsch zu sich, „könnte Grumbkow lange warten, ehe er sein Müthchen an der Blaspiel kühlte. Der König ist ungern bei der Sache.“

Missionen und Entschuldigungen.

„Wird Er im Stande sein, gleich abzureisen, wohin ihn mein Befehl dirigirt?“ Mit diesen Worten redete der König den vor ihm



Ein Religionsgespräch in der Reformationszeit.
Originalzeichnung von E. Gebhardt.

stehenden Lieutenant Dumoulin an, der auf Ordre Forcades von Potsdam nach Berlin gekommen war. — Der Lieutenant besann sich nicht lange. „Eure Majestät haben zu befehlen," entgegnete er kurz.

„So? na — das ist gut. Halten Ihn keine Amours hier in Berlin fest?"

„Ich würde die Unwahrheit sagen, wollte ich behaupten: Nein. Ich habe Eurer Majestät bereits erklärt, daß ich die Jungfrau Jobin liebe, und nur Eurer Majestät Befehl hat mich fern von ihr gehalten."

„Er ist aber da in eine ganz absonderliche Sippschaft hineingerathen, sage ich Ihm," rief der König. „Es wird Ihm gleich klar werden, daß es sich mit dem Job nicht sonderlich gut verhält. Zur Sache oder ad rem. Bei mir hat sich ein Mann gemeldet, der mir Aufschlüsse und Specificationen überbracht hat, welche darauf mit Fingern weisen, daß in den Cabinets eine Conjunction wider mich und den preußischen Staat zu Stande gebracht ist. Ich bin noch nicht klar über die ganze Sache — ich weiß nicht, wie viel des Wahren daran ist und wie viel ich über den Löffel balbirt worden

bin — eins aber ist sicher: der Musjeh Job ist nicht ganz fremd bei der Geschichte, denn ich habe gestern genau erfahren, daß er mit dem bewußten Menschen verkehrt hat."

Dumoulin erzitterte. Er wußte, daß der König keine Täuschung verzieh, daß er die Hehler gefährlicher Unternehmungen ebenso streng bestrafte, als die Thäter — die Sorge um Elisa bemächtigte sich seiner. „Ich kann darüber kein Urtheil fällen, Majestät, denn mir liegt die ganze Sache fern," antwortete er.

„Sein Glück!" fuhr der König fort. „Er verdankt es wohl nur meinem Befehle, der Ihn nach Potsdam wies, daß er nicht in die Geschichte mit verwickelt wurde. Aber weil Er allem fern steht, habe ich Ihn auserlesen, die Aufklärung herbeizuführen. Jener Mensch, der mir solche gefährliche Dinge mitgetheilt hat, nennt sich Jakob Clement und war hier in Berlin unter dem Namen eines Obersten Zoreck. Er hat vorgegeben, für mich im Haag wirken zu wollen, und dort befindet er sich zur Zeit. Die Cabinette, welche Clement bei mir angeklagt, haben ihn nun auf meine Anfrage für einen Faiseur — für einen Lumpen und Betrüger erklärt, was freilich noch zu beweisen steht, aber dazu ist es nothwendig, daß der Mensch nach Berlin komme. Weil ich nun nicht weiß, ob der Clement auf meine Ordre gutwillig eintreffen wird, so muß ich ihn mit Gewalt holen lassen und dazu habe ich Ihn, den Lieutenant Dumoulin, ersehen."

Der König heftete sein Auge fest auf den Officier.

„Kurz und gut — Er wird den Clement im Haag aufsuchen, ihn auffordern, nach Berlin zu kommen und ihn — falls er sich weigert, mit Gewalt fortschaffen. Solches ist mein Befehl."

Dumoulin rang mühsam nach Fassung. Es unterlag keinem Zweifel, daß Job auch einen Theil der Strafe tragen mußte, wenn Clement schuldig befunden ward — und er, der Geliebte, der Freund Elisas, wurde erwählt, das schwere Verhängniß über des Vaters Haupt heraufzubeschwören, er sollte den Mann herbeischaffen, dessen Aussagen mit einem Schlage die ganze Existenz der Familie des Notars vernichten konnten. Dumoulin machte einen letzten — schwachen Versuch, den furchtbaren Auftrag von seinen Schultern zu wälzen.

„Majestät," begann er nach kurzer Pause, „wie es einem getreuen und ehrliebenden Soldaten geziemt, werde ich die Befehle meines Herrn und Königs ausführen, nur fürchte ich, ich kann dieses Mal Eurer Majestät nicht so dienen, als ich möchte."

„Ha! ha!" rief der König, die Stirne in Falten ziehend. „Niemand kann zweien Herren dienen. Er kann sich nicht verstehen zu der Sache, weil die Jobs dadurch in schlimme Händel verwickelt werden könnten — wie?"

„Das — das will ich nicht gesagt haben," entgegnete Dumoulin, von des Königs Scharfblick betroffen. „Aber ich kenne den zu Ergreifenden nicht, ich habe ihn ja nie gesehen — ich kenne kein Merkmal, kein Zeichen."

„Dafür ist gesorgt," fiel schnell der König ein. „Ich gebe Ihm einen Mann mit, der den Clement genau kennt, es ist der Hofprediger Jablonski. Der reist mit Ihm. Papiere, Ordres, Pässe und Geld werdet Ihr beide erhalten!"

Dumoulin konnte kein Wort entgegnen, die letzte Aussicht war geschwunden, welche ihm noch gewinkt hatte, er mußte sogar alles aufbieten, die Befehle des Königs pünktlich zu vollziehen. Stumm, ohne aufzublicken, verneigte er sich. Dem Könige entging die Verlegenheit des Officiers nicht. Er trat zu ihm, legte die Hand auf die Schulter Dumoulins und sagte mit fester, beinahe drohender Stimme: „Denke Er daran, daß Er *nur* Soldat sein darf! Wenn Er sich gut annimmt, wenn ich den Mann hierherkriege durch Ihn, wenn ich ihn mit seinen Anklägern oder vielmehr mit den von ihm Angeklagten confrontiren kann — dann dürfte es vielleicht für Manchen eine bessere Wendung nehmen, als es der Fall sein sollte. Habe Er das vor Augen und im Herzen. Ich kann Gnade üben, wenn sich Einer hat vom Teufel reiten lassen — aber ich kann nicht durch die Finger sehen, wenn ein Soldat mir nicht gehorcht."

Dumoulin athmete ein wenig leichter. Des Königs Worte deuteten offenbar darauf hin, daß Job mit einem blauen Auge davon kommen solle, wenn Clement sicher nach Berlin geschafft würde.

„Ich werde kein Mittel unversucht lassen," sagte er, „um Eurer Majestät Auftrag getreu zu erfüllen."

„Wird wohlgethan sein. Und nun gehe Er zu Jablonski, der alles weiß, dorthin wird meine Ordre für Ihn geschickt, Stunde, Ort der Abreise, Route für den Weg — alles wird Ihm bestimmt. Gott befohlen!"

Er öffnete dem Lieutenant selbst die Thüre und dieser war von dem plötzlichen, nicht geahnten Befehle so verwirrt, daß er gar nicht die Herren von Bossen, Manteuffel und den hannöverschen Rath Guy bemerkte, sondern dicht bei ihnen vorüberstreifte.

„Ah — Messieurs," rief der König, in der Thür stehen bleibend, „auch da? Wollen mich sprechen? Einzeln jeder? — oder alle zugleich?"

„Wir bitten um die Vergünstigung, Eurer Majestät zugleich aufwarten zu dürfen," sagte Baron Bossen.

„Aber Ihr seid ja kein eigentlicher Chargé d'Affaires, Baron," rief der König, „nur Resident, nicht wirklicher kaiserlicher Vertreter."

„Aber ich bin Eurer Majestät nicht unangenehm — ich weiß es, und bin von Wien beauftragt, in den schwebenden Fällen wohl meinen allergnädigsten Herrn zu vertreten."

„Näher denn," sagte der König, „die Stunden sind gezählt und ich werde jeden hören."

Die drei Herren standen vor dem Monarchen, der sie sorgfältig und fast etwas spöttisch musterte.

„Sire," begann der Baron Bossen, „seit gestern Abend bin ich in den Besitz eines umständlichen Berichtes, den geheimnißvollen Vorfall betreffend, der leider die Stimmung Eurer Majestät bis zu einer bedenklichen Melancholie steigerte und Ihr offenes, treues Herz für Dero Freunde und Anhänger verschloß. Eure Majestät haben bereits durch mich auf Höchst Ihre zu Wien durch Herrn von Cnyphausen gethane Anfrage den kaiserlichen Bescheid erhalten, nach welchem alles, was ein Bösewicht, der sich Clement oder Zoreck nennt, wider die erlauchten Cabinette bei Eurer Majestät vorgebracht, eitel Lug, Trug und nichtswürdige Erfindung ist. Ich bin von meinem Herrn beordert, Eurer Majestät diese Versicherung noch einmal zu wiederholen und zugleich aufs neue die strengste Untersuchung, die schwerste Strafe des Verbrechers zu fordern."

„Aber ich soll ihn doch erst verhören dürfen?" fragte der König schneidend.

„Gewiß, Majestät."

„Und wenn dieser Clement nun eine genügende Anzahl von Beweisen vorbringt?"

„Dann können Eure Majestät vor Europas Richterstuhl die Cabinette ziehen, welche einen Weltfrieden stören wollten — aber es wird nichts wider die Mächte gefunden werden."

Der König ging einige Male hin und her, dann blieb er stehen. „Messieurs," sagte er. „Hier — lesen Sie die Depesche Bonnets, die Notizen Ilgens." Er reichte den Herren verschiedene Schriftstücke. „Sie sehen, daß ich diese Warnungen lange *vor* des Clement Eintreffen erhielt!" — Manteuffel war der letzte, welcher die Actenstücke durchgesehen hatte. — „Nun? was sagen Sie dazu?" fragte der König.

„Herr Bonnet hat sich durch Hirngespinnste täuschen lassen," sagte Manteuffel kalt, das Schriftstück zurückgebend.

„Aber es ist doch seltsam," rief der König, „daß gerade, genau so — ganz in derselben Weise, jener Clement berichtete, daß er mich auf dieselben Gefahren hinwies — wie kommt denn der Mensch dazu? He? Hat er wirklich das alles nur aus der Luft gegriffen und steht er ohne jede Verbindung da? Ich sage: es ist nicht ohne, und der Clement hat Glocken läuten hören."

„Majestät," fuhr Manteuffel mit trefflich gespielter Entrüstung auf, „Sie können glauben — —"

„Ich *glaube* nichts," sagte der König, „aber ich halte alles für möglich. Es ist nicht das erste Mal, daß uns hier in Preußen solche Coups von draußen her gespielt worden sind, und ich konnte sehr wohl Verdacht hegen, ohne mich dem Vorwurf der Leichtgläubigkeit auszusetzen, denn wenn ich meiner Residenten Berichte mit den Eröffnungen Clements zusammenhalte, so muß einer die Menschen verdammt schlecht kennen, wenn er nicht kuriosen Verdacht schöpft — darin werden Sie mir wohl beistimmen, meine Herren."

Die Dreie schwiegen einige Minuten, dann nahm Bossen wieder das Wort. „Majestät," sagte er, „ich darf wohl für mein Cabinet sprechen. Mir ist die Person jenes Clement vollständig fremd. Ich weiß nicht das Geringste von seiner Mission. Wenn es irgend jemand gefallen hat, ihn mit Material zu versehen, welches sich auf

gewisse Vorfälle bezog, so stehe ich der zweideutigen Person fern." Er blickte während dieser Rede den Herrn von Manteuffel bedeutungsvoll an, der jedoch keine Miene verzog. „Was die Mächte bewogen haben mag, sich in große politische Spekulationen einzulassen, weiß ich nicht — ich meine jedoch: auch dafür bedürfte es des Beweises. Leicht genug finden Gerüchte der seltsamsten Art ihren Weg in die große Welt. In dieser Art möchte vielleicht auch Herr Bonnet in London getäuscht worden sein. Wenn die Cabinette erklären: sie haben nie ein Unternehmen gegen Eurer Majestäten Staaten beabsichtigt, dann gnädigster Herr, dann müssen Sie glauben."

Der König fuhr auf.

„Muß ich? Muß ich? Wer sagt das? — Na ja! freilich. So nolens volens," setzte er boshaft hinzu. „Aber zugegeben das, wie steht es denn nun mit meiner Person? Ist dieser ganze höllische Anschlag gegen mich etwa auch aus der Luft gegriffen?"

„Ich wage dreist zu sagen: Ja! es ist erlogen," sagte Bossen.

„Bombenelement!" rief der König. „Da — seht Ihr nicht hier die Beweise? Nehmt einmal die Briefe vor. Es ist eine briefliche Unterhaltung des Herrn Prinzen Eugenius mit einem unbekannten Herrn. In diesem Schreiben ist die Rede von einer Attacke gegen mich, auf deren Gelingen sich Eugen freut."

Er gab den Herren ein Schriftstück. Aufmerksam prüften Bossen und Manteuffel die Züge, die Unterschrift und das Siegel. Manteuffels Hand zitterte merklich und das Papier bewegte sich lebhaft hin und her.

„Diese Schrift ist allerdings der des Prinzen Eugen außerordentlich gleich — aber ich versichere Eurer Majestät, daß Schrift und Siegel gefälscht sind," sagte Manteuffel.

„Gefälscht?" rief der König.

„Es ist so, Majestät, und ich bin erfreut, daß Sie diese Probe in unsere Hand gaben, denn es wird mir nun die Entdeckung der ganzen Machination bedeutend näher gerückt. Ja dieser Clement ist ein Betrüger, und seine erlogenen, nichtswürdigen Enthüllungen unterstützt er durch gefälschte Papiere und Siegel. Es ist zu bedauern, daß der Schurke sich durch die Flucht der gerechten Rache entzogen hat; nun werden wir freilich nichts erfahren — die Aufdeckung seiner Verbrechen ist unmöglich."

„O nein, meine Herren," sagte schlau lächelnd der König. „Es ist noch nicht alle Hoffnung verloren. Ich habe bereits Vorkehrungen getroffen, daß dieser Clement in Gutem oder mit Gewalt nach Berlin zurückgebracht werde. Hoffentlich wird es gelingen, ihn in meine Hand zu liefern — dann werde ich eine Confrontation veranlassen — dann wollen wir den Burschen selbst hören, und es wird sich dann zeigen: ob alles so krystallhell in Wien, in Dresden und Hannover schimmert, oder ob auf dem Spiegel sich ein paar Flecke zeigen."

Manteuffel war sichtlich betreten, er wünschte Clement den sichersten Versteck. „Diese Untersuchung kann nur vortheilhaft für die Cabinette sein," sagte er. „Wenn aber Clement ein Schurke ist — woran niemand von uns zweifelt — dann verlangt mein Cabinet von der Gerechtigkeit Eurer Majestät: daß der Anstifter dieses abscheulichen Complottes die Strafe erleide, welche dem Verräther zukommt, der es gewagt hat, durch frevelhaftes Beginnen die größten Herrscher entzweien zu wollen."

„Auch ich fordere solches im Namen meines Hofes," rief Baron Bossen. „Ich ergreife hiermit auch das Wort für den Herrn Guy, den hannöverschen Residenten, der vielleicht sanftere Regungen haben möchte."

Guy neigte sich zustimmend, aber der König gab nicht sogleich die Einwilligung. Man sah es ihm wohl an, daß er noch nicht geneigt war, die Person Clements Preis zu geben. „Wir wollen zunächst erst nach dem alten Worte der Nürnberger verfahren: die keinen henken — ehe sie ihn haben," sagte er. „Wenn ich aber nun auch eine Meinung in den diplomatischen Affairen äußern soll, meine Herren, so möchte ich mir die Frage erlauben: Ist es denn so ganz unmöglich, daß irgend ein geschickter Mensch da in Wien oder Dresden auf die Idee gekommen wäre, hinter dem Rücken von Euch, Ihr Herren, ein besonderes Spiel zu spielen? He! — Wenn sie nun auch Euch getäuscht hätten?"

Baron Bossen und Guy rissen die Augen weit auf, der gewandte Manteuffel machte sich mit seinem Busenstreif zu schaffen, das Gewissen schlug ihm doch ein wenig, und die Entdeckung des ganzen, von Flemming und ihm selbst eingefädelten Streiches, schien nicht außerhalb der Möglichkeit zu liegen, wenn Clement wieder nach Berlin kam.

„Ich spreche meinen Hof von der Schuld frei," erwiderte Manteuffel auf des Königs Bemerkung.

„Ich will es wünschen," rief der König, „daß alles sich so verhalten möge, denn ich setze jede Rücksicht bei Seite, wenn ich auf unlautere Dinge stoße. Dann wird man mich kennen lernen und es soll ein Tonnerre dazwischen fahren, welches durch meine Armee veranlaßt wird. Ich lasse nicht mit mir spaßen, Messieurs — melden Sie das Ihren Höfen."

Der König hatte eine drohende Haltung angenommen, er ballte unwillkürlich die Faust und rüttelte im Sprechen an dem Tische, vor welchem er stand.

„Sparen Eure Majestät diese Aufregung für die Verhöre des Betrügers," sagte Manteuffel ruhig.

„Gut — gut — es soll seinen Gang gehen," sagte der König, „Katsch wird alles besorgen, wenn Clement hier ist, und dann wird man ja sehen."

Er that wieder einen Gang durchs Zimmer, dann sagte er: „Lassen wir es für heute genug sein. Handeln will ich, darauf gebe ich mein Wort, wie ein gerechter Richter handeln soll. Adieu Messieurs für heute! ein jeder thue seine Schuldigkeit."

Er grüßte zum Abschied, nahm Platz hinter seinem Tische und begann zu schreiben. Als die Herren außerhalb des königlichen Zimmers waren, blieben sie stehen und blickten sich halb verlegen, halb neugierig an, dann entfernte sich Guy mit stummer Verbeugung und eilte fort. Baron Bossen drückte leicht Manteuffels Arm.

„Herr Freiherr," sagte er leise, „was soll man wünschen: daß Clement nach Berlin komme? — Oder daß er über den Canal entkommen sei, um nie mehr in diese Stadt seinen Einzug zu halten?"

„Ich verstehe nicht, was Sie mit diesem Worte sagen wollen," entgegnete Manteuffel gleichgültig.

„Ei — nun, es gibt Leute, welche viel Aehnlichkeit mit einem sehr sonderbaren Thiere haben, das da unten in Amerika oder Indien — ich bin nicht so bewandert in der Naturgeschichte — lebt, und das man Chamäleon nennt. Dieses Thier soll Farben nach Belieben annehmen. Es wäre doch recht merkwürdig, wenn eines dieser seltsamen Geschöpfe sich in einen Menschen — etwa in einen großen, vielvermögenden Hofherrn verwandelt und seinen Wohnsitz — etwa in Dresden genommen hätte."

Er grüßte und ging denselben Weg, den Guy eingeschlagen hatte.

„Verdammt," sagte Manteuffel, „es war hohe Zeit. Die arme Blaspiel thut mir leid, aber sie muß die ganze, schwerverdauliche Suppe ausessen. Es ist nur ein Mittel aus dem Dilemma zu kommen: alles, alles für erlogen zu erklären, was Clement vorgebracht hat. Er ist nach Berlin gekommen, um auf eigene Rechnung Politik zu treiben — die Blaspiel hat ihn benutzt, um — um —" Der Freiherr dachte einige Minuten nach. „Ich hab's," rief er plötzlich, sich an die Stien schlagend, „das wird der Sache eine gute Wendung geben — und er schlägt zwei Fliegen mit einer Klappe."

Manteuffel ging schnell die Stiegen hinab über den Schloßhof und lenkte seine Schritte zum Hause Grumbkows.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Luthers Magistertagen.

(Zu dem Bilde auf S. 533.)

Es war in den Morgenstunden eines schönen Julitages im Jahre 1505, da schritt ein jugendlicher Wandrer durch das St. Johannisthor zu Erfurt, in die blühende und grünende Landschaft hinaus. Er trug das Gewand eines Magisters der feinen Künste der dortigen Universität, das enganliegende Studentenkleid mit einem leichten, faltenreichen Mantel und dem Barett, welches

das gewöhnliche Abzeichen des gelehrten Standes war. Als er in die Nähe der Papiermühle gekommen war, und eben auf den Weg nach Ilversgehofen abbog, kam ihm auf stattlichem Rosse ein jugendlicher Reiter entgegen. Auch er trug die gewöhnliche Studententracht, das enganliegende Wams, mit den gleichen Hosen, und drüber den leichten blousenartigen Mantel, auf dem Haupte ein Barett mit wallenden Federn, wie es Jünglinge ritterlichen Standes zu tragen pflegten, und schaute lustig, ein fröhliches Studentenlied summend, in die Landschaft hinaus, über welcher sich stattlich die zahlreichen Zinnen und Thürme der prächtigen Stadt, vor allem die des vielgegipfelten Petersberges mit dem Klostergiebel erhoben. Als die beiden Wanderer an einander vorüber eilten, war der zu Fuß so in sein Grübeln versunken, daß er ohne Gruß vorbeieilen wollte, der Reiter aber hielt plötzlich sein Pferd an, sprang gewandt zu Boden, faßte den Träumer herzhaft an der Schulter, und rief lachend aus: „Beim heiligen Alexius, meinem Namensvetter und Schutzpatron, entweder sind meine Augen in Italien blöd geworden, oder du bist mein Herzensfreund Martinus!"

Der Angeredete erhob staunend seine Augen vom Boden, sah den Fremdling einige Secunden zweifelnd an, dann aber warf er sich mit Heftigkeit in seine Arme, und rief: „Mein Alexius! Gott sei gelobt, Du bist wieder da! O nun kann das Leben wieder schön werden. Wie habe ich mich in meiner Noth nach Dir gesehnt!"

„In Deiner Noth, mein Martinus, wie soll ich das verstehen?" entgegnete der Reiter, indem er den Zügel seines Rosses leicht um den linken Arm schlang und sich anschickte, mit seinem Freunde zu Fuß zu gehen, „in Deiner Noth? Und doch höre ich, wohin ich komme, daß Du ein hochangesehener Mann geworden bist, eine Zierde der Universität! Daß die Studenten in Deine Vorlesungen sich drängen, — und Du sprichst von Noth?"

„Ach ja, lieber Bruder," antwortete Martinus, „wer aufs Aeußerliche siehet, der muß ja meinen, daß ich dem Glück im Schoße sitze. Ich fühle es aber täglich tiefer, wie viel mir fehlt; meine Sünde und meine Unvollkommenheit drückt mich zu Boden, wo soll ich finden, was mich über mich selbst hinaus hebt; denn in mir steht es gar trübe und gährend aus. Ich ahne, daß es etwas geben muß, was dem Herzen ein Genüge und eine Befriedigung gewährt, ich suche und ringe darnach; aber wenn ich es gefunden zu haben meine, entschlüpft es mir wieder, und je öfter ich mich so selbst betrogen, um desto verzagter und unglücklicher fühle ich mich. Ach, daß ich einen fände, der mich verstände und mit mir nach dem Einen, das ich ersehne, suchte. Vielleicht führt Dich Gott zu rechter Zeit wieder heim, vielleicht bist Du im Finden glücklicher gewesen, und kannst mich leiten und führen; jedenfalls wirst Du mich verstehen, mein Herzensbruder!"

„Ich kenne Dich nicht wieder, mein Martin! Ist das der frische, gottmuthige Geist, den ich an Dir so bewunderte, als uns mein theurer Oheim **Johannes Hoenshehm** von Berka zu Bakkalauren kreirte, und Deine Seele von Wonne überschwoll, daß die erste Stufe auf der Leiter der Ehre glücklich erstiegen war. Und erst zwei Jahre sind es her, daß wir uns so fröhlich trennten!"

„Alexius, wir werden uns verstehen! O wie habe ich mich nach einer Aussprache gesehnt! Ich war oft so verzweifelt, wenn ich mit meiner Sehnsucht so vereinsamt mich fühlte, daß ich schon daran gedacht habe, der Welt ganz abzusagen und in ein Kloster zu gehen. O wer die Welt in sich und außer sich los wäre! Ach wie köstlich muß es sein, in aller Stille und Ruhe, unangefochten von Ruhmbegierde und Lust, mit den Geistern des Alterthums zu verkehren, und durch Entsagung und fromme Werke den Himmel zu stürmen!"

„Da sei Gott vor, o mein Martinus! Du mit Deinem reichen Geiste Dich in ein Kloster vergraben! O glaube mir, ich habe es in Wälschland auch erfahren, wie es in diesen heiligen Zufluchtsstätten aussieht; das ist eitel Unnatur, Schein und Heuchelei. Die Mönche putzen nur ihre Unsittlichkeit mit frommen Redensarten schön auf, gerade wie es die Poeten mit dem Flitterwerk thun, das sie den alten Classikern abgreifen. Aber Hand in Hand wollen wir unserm lieben deutschen Vaterlande vereint gegen die Wälschen dienen. O es weht allenthalben ein Frühlingsodem; ich kann Dir auch erzählen, wie viel treffliche Leute ich auf meinen Reisen allenthalben kennen gelernt. Sie hoffen und weissagen alle, eine Reformation der Kirche und des Staates könne nicht lange mehr auf sich warten lassen. Aber keiner will der erste sein, der das entscheidende Wort spricht; jeder wartet auf den andern. Nicht ins Kloster, mein Martinus, Du bist ein Mann, der mit offenem Visir in der Geisterschlacht, die bald kommen wird, stehen muß; Du mußt einer der Heerführer werden, denn Du hast das Zeug dazu!"

Martin Luther hatte mit leuchtenden Augen der Rede seines Freundes zugehört, und drückte ihm innig die Hand. „Ach, mein Alexius, was Du da sprichst, das schlummert als eine stille Hoffnung auch in meiner Seele; Du, ja Du, mit Deinem frischen, muthigen Geiste, bist wohl zu einem Heerführer brauchbar, ich will zufrieden sein, wenn ich Dir als treuer Schildknappe folgen darf."

Die beiden Jünglinge schritten noch ein gut Stück Wegs mit einander auf Schwerborn zu, und tauschten ihre Hoffnungen und Befürchtungen brüderlich gegen einander aus. Endlich riß sich Alexius von seinem Freunde los, er müsse eilen, daß er zu Mittage noch zu seinem Oheim rechtzeitig komme; das sei auch einer von den stillen Bundesbrüdern, und er habe ihm manche Freundesgrüße aus Wälschland und Süddeutschland zu bringen. So trennten sie sich; Luther setzte seinen Spaziergang gen **Stotternheim** weiter fort, Alexius schwang sich auf sein Roß und trabte der Stadt fröhlichen Muthes zu, die mit ihren Thürmen stattlich am Horizonte sich erhub. —

Nicht weit von dem herrlichen Dome, nur durch eine Gasse davon geschieden, erhob sich ein stattliches Gebäude, eine Bursa, d. h. eine Stiftung für Professoren und Studirende, das Collegium Amplonianum. Außer den reichen Stipendien für Lehrende und Lernende hatte der Stifter der Anstalt auch seine reiche Bibliothek vermacht, und alle diese Stiftungen verwaltete 1505 der Präceptor Johann Hoenshehm von Berka. Der stattliche Mann, im Docentenmantel mit dem Doctorbarett auf dem Haupte, stand am Fenster seiner Studirstube, als sein Neffe Alexius an dem Thorweg hielt, den Zügel seines Rosses einem Diener zuwarf und die steile Wendeltreppe herausflog, den geliebten Oheim zu begrüßen. Herzlich war das Wiedersehn der beiden Verwandten. Der alte Cleriker hatte sein ganzes Leben den Wissenschaften gewidmet; er war einer der freieren Geister, wie sie sich damals aller Orten regten, welche die Uebelstände des herrschenden Kirchenwesens wohl fühlten, auch im tiefsten Herzen nach Besserung seufzten, aber doch den Muth nicht hatten, mit einem offnen Zeugniß vor die Welt zu treten.

Der alte Herr setzte sich mit seinem Neffen ans offne Fenster, und schaute mit väterlichem Wohlgefallen dem jungen schönen Manne ins geistvolle Gesicht. Es war ein traulicher Winkel, zu einem ernsten Gespräch wie gemacht; unser Bild gewährt einen Blick in denselben und auf das dort zusammensitzende Paar.

„Mein Alexius," sagte der Alte, „welch eine reiche Zeit hast Du durchlebt, wie freue ich mich auf Deine Erzählungen!"

„Und das alles danke ich Eurer Güte, o mein theurer Oheim; wo soll ich beginnen zu berichten? Mit tausend Grüßen von den edelsten Menschen beladen kehre ich zu Euch zurück!"

„Nun, theile mir's nur brockenweise zu, was Du stromweise genossen. Welche Hoffnungen und Aussichten haben sich Dir auf Deiner Reise aufgethan?"

„Große, lieber Oheim; ich weiß es nun bestimmt, was Ihr uns so oft ahnend und mahnend gesagt: wir stehen am Vorabende einer herrlichen Zeit! Allenthalben regt sich's, wie im Lenz; die Schneedecke beginnt zu schmelzen, die Gräser und Blümlein brechen hervor. Daß ein Neues sich vorbereitet, dessen ist man allenthalben in fröhlicher Erwartung; nur über das Wie sind die hervorragenden Geister nicht einig. Der treffliche Erasmus" —

„Also auch diesen leuchtenden Stern hast Du gesehen; o, wo trafst Du ihn, wie sieht er aus, berichte mir auch das Kleinste; wie liebe und verehre ich diesen Mann!"

„Ich traf ihn in Venedig, bei dem gelehrten Buchhändler Aldus Manutius, an den Ihr mir einen Brief mitgegeben. Er setzte uns auseinander, von der Theologie müsse die Reformation ausgehen; die andern Wissenschaften müßten wohl auch helfen, aber zur Entscheidung komme es nur in der Theologie. Darum hat er sich jetzt mit Eifer auf die theologischen Schriften geworfen; in Italien hat er dafür keine große Empfänglichkeit gefunden, aber mit den großen Basler Buchhändlern Amerbach und Froben hat er einen umfassenden Plan ausgearbeitet. Schon hat er eine ganze Reihe lateinischer und griechischer Kirchenväter dort erscheinen lassen."

„Auch in Basel warst Du, lieber Alexius, wie ging Dir's dort?"

„In Basel wurde ich von Froben auf Eure Empfehlung warm

und herzlich aufgenommen. Das ist eine herrliche Stadt, und mich soll es wundern, ob sie nicht bestimmt ist, der Mittelpunkt der künftigen Reformation zu werden. Die beiden großen Druckereien von Amerbach und Froben können die Welt mit guten Büchern versorgen; es ist unglaublich, welche Schätze sie schon gehoben, und wie rastlos sie weiter arbeiten. Da habe ich auch den gelehrten Reuchlin kennen gelernt; er ist nicht mehr in Basel, hat aber dort viel gewirkt; er ist jetzt Vorsteher des schwäbischen Bundesgerichts zu Stuttgart, steht aber mit Basel im lebendigsten Verkehr. Das ist ein herrlicher Mann; er meint, das Heil komme von der Wissenschaft; hier müsse es hell werden, das werde dann schon in die Theologie hinüber leuchten. Aber wie will er auch die Wissenschaft getrieben haben? Recht deutsch, fromm und sittlich; er zürnt mit der ganzen Gewalt seines warmen Herzens dem wälschen Unwesen, das von den italienischen Universitäten zu uns herüberdringt; dies neue Heldenthum der Epicuräer verdammt er in die tiefste Hölle. Er will die Universitäten zu Leuchtern machen, von denen das neue Licht in die Welt ausstrahlen soll. Aber nun, lieber Oheim, will ich Euch verlassen; Ihr müsset wohl an Eure Collegiatentafel, denn es ist hoher Mittag."

„Willst Du nicht mein Gast sein, lieber Alexius? Unsere Regel verbietet es nicht, daß ich Dich zum Mittagsmahle mitbringe."

„Ich danke Euch, lieber Oheim; ich möchte mir einmal das Treiben der Studenten, namentlich der Freisinnigen, der Epicuräer, wie Ihr sie nennt, in der Nähe umschauen. Ich denke, ich finde noch manchen guten Freund unter ihnen. Ich möchte selbst sehen, ob sie in das rohe wälsche Wesen wirklich so tief versunken sind, wie Martinus es mir schilderte. Wo finde ich sie wohl beisammen?"

„Sie haben ihren Verkehr zum Steinlöwen bei St. Pauli; aber ihre Orgien feiern sie erst gegen Abend. Deshalb kannst Du immer mein Gast sein; Du triffst sie erst nach 5 Uhr beim Gelage."

„Und doch danke ich Euch, lieber Oheim; ich bin noch ganz in Reisekleidern, und möchte wohl auch noch einen und den andern Gang thun!"

„O Du Schelm", sagte der alte Herr, und gab dem Jüngling einen leichten Backenstreich, „Deinen alten Oheim betrügst Du nicht. Meinst, ich weiß nicht, was Dich zieht? Die schöne Jungfer Gertraud, Deine stille Verlobte, willst Du aufsuchen; dort weißt Du, wird Dir ein Imbiß nicht versagt. Nicht wahr, Du Schelm?"

Der Jüngling war hocherröthend aufgestanden: „Warum soll ich's Euch läugnen, lieber Oheim, mein Herz zieht mich zu der theuren Braut; sie ist doch mit ihrer Mutter wohl auf?"

„Das ist sie, lieber Alexius, und doch wirst Du sie heute kaum sehen. Ich habe über sie gewacht, wie ein Vater; ihr Vater war mein theuerster Freund, ihre Mutter ist mir entfernt verwandt; ich weiß, wie theuer sie Dir, mein Herzensjunge, ist. Da schlich nun einer der wälschen Gesellen, von denen ich Dir gesagt, wie ein Fuchs um sie herum, und, um sie seinen Scherwenzeleien zu entziehen, habe ich sie seit einigen Wochen nach Weimar reisen lassen, wo sie bei einem wackern Freunde gut aufgehoben ist."

„Wenn es so steht, lieber Oheim, habe ich nichts dagegen, Euer Gast zu sein. Aber morgen will ich mich nach Weimar aufmachen und sie heimholen. Nun bin ich da und will den Wälschen jagen, der es wagt, um sie herumzuschleichen. Ich habe in Bologna diesen Füchsen oft genug ins Auge gesehen; meist genügt dies, sie in Ordnung zu halten; vor die Spitze des Degens kriegt man die Gesellen selten. Eher thut man wohl, sich vor ihren Stiletten zu hüten."

Damit erhoben sich die beiden und gingen mit einander nach dem Refectorium der Bursa, wo die sämmtlichen Stipendiaten gemeinschaftlich zu speisen pflegten.

Des Nachmittags machte sich Alexius auf, seinen alten Freund und Studiengenossen Spalatin aufzusuchen, um ihn zu bitten, mit ihm das Abendgelag der humanistischen Studenten zu besuchen. Außer den eigentlichen Studirenden pflegten sich da wohl auch die Docenten einzufinden, welche dieser Richtung zugethan waren; namentlich die jüngeren. Aber auch die älteren waren meist umgängliche und lebenslustige Leute, welche einen guten Trunk und ein Zechgelage nicht scheuten. Die beiden Freunde schritten Arm in Arm durch die Stadt, dem Steinlöwen bei St. Pauli zu. Sie traten durch die große weite Hauspforte, und gelangten in einen langen, schmalen, aber sehr geräumigen gepflasterten Hof; in der Mitte desselben zog sich eine rohgezimmerte Tafel hin, und zur Seite waren eben solche Bänke angebracht. Auf diesen saßen und lagen wohl an die 200 Studenten, in malerischen Trachten und Stellungen umher, sämmtlich nach der Sitte der Zeit in enganliegenden Wämsern, den Studentenmantel darüber, das Barett auf dem Haupte und den Degen an der Seite. Spalatins Eintritt wurde mit einem rohen Gebrüll begrüßt: „Ha, sieht man Euch Nachteulen auch wieder einmal hier!" Manch ein bärtiger Gesell weihte ihnen den vollen Humpen zum Willkommen, und sie mußten Bescheid thun. Um Erfurt herum waren damals viel Weinberge, die ein ziemlich saures, aber doch leidlich trinkbares Gewächs lieferten.

Spalatin verschaffte sich endlich Gehör und stellte der Trinkgesellschaft seinen Freund als einen Gesinnungsgenossen vor, der von großen Reisen komme, Erasmus und Reuchlin gesehen und gesprochen, und von fremden Brüdern erzählen könne. „Hoch Erasmus! Hoch Reuchlinus!" brüllte der schon etwas angetrunkene Chor. „Ja, ja," schrie ein stämmiger Gesell, dem der Bacchusdienst seinen rothen Stempel ins Angesicht gedrückt hatte, „das sind ganz treffliche Leute; sie sollen hochleben. Aber wir sind nicht hier, um gelehrte Dinge zu treiben; jetzt wollen wir trinken und singen und scherzen."

Dabei stand er auf, schwenkte sein Glas und stimmte ein damals beliebtes Gassenlied an. Brüllend fiel der Chorus ein, und Alexius sah wohl, daß hier mit einem vernünftigen Gespräch nicht anzukommen sei. Er setzte sich mit Spalatin still in eine Ecke, um dem Treiben eine Zeitlang zuzuschauen, als ein Gespräch in seiner Nähe ihn bewog, sich still beobachtend wieder hinzusetzen. Es war der Name seiner Braut, der aus dem rohen Gelächter an sein Ohr schlug. Nicht weit von ihm saßen drei oder vier wüste Gesellen, deren italienische Abkunft gar nicht zu verkennen war; sie waren die lautesten und ungestümsten des ganzen Kreises, und überboten sich in ziemlich gebrochenem Deutsch oder schlechtem Latein in Witzen aller Art. Einer der deutschen Studenten hatte so eben seinen Humpen dem stattlichsten der Italiener entgegengestreckt, den sie Pietro Liglio nannten, und fragte ihn mit rohem Gelächter: „Nun, Bruder Pietro, wie steht's denn um Deine Liebschaft mit der schönen Gertraud am Roßmarkt? Hat sich das spröde Täubchen bald ergeben?" Der Gefragte schlug ein widerliches Gelächter auf und gab mit unzweideutigem Mienenspiel in gebrochenem Deutsch zu verstehen, er sei mit seinem Glücke zufrieden. „Ja Du bist ein Mordskerl," entgegnete der Deutsche, „wer wollte Dir widerstehen? Stoß an, es lebe Dein Schätzchen!" Der Wälsche wollte eben mit Lachen Bescheid thun, als zornglühenden Angesichts Alexius vor ihm stand und ihn andonnerte: „Mensch, wer gibt Euch das Recht, den Namen eines edeln Mädchens in Euren schmutzigen Mund zu nehmen? Ihr sollt mir für diesen Schimpf Rechenschaft geben: wißt, sie ist meine nahe Verwandte!" Der Italiener trat erbleichend einen Schritt zurück, faßte sich aber sogleich und antwortete: „Wenn Ihr ein solches Recht habt, Rechenschaft von mir zu fordern, so stehe ich zu Befehl!" — „Das Recht habe ich, und werde Rechenschaft fordern! Habt die Güte, mir Euren Namen zu sagen; ich werde Euch das weitere zu wissen thun." — „Ich heiße Pietro Liglio, und mein Wohnort ist nahe am Collegium magnum; ich werde Eure Botschaft hören!" Damit trank er sein Glas aus und ging keckes Schrittes mit seinen Spießgesellen dem Thore zu. Draußen unterhielten sich die Cumpane lange eifrig; Liglio sagte sehr ärgerlich: „Das ist beim Zeus der tolle Deutsche, der uns in Bologna schon so auf den Hacken saß; der darf hier nicht aufkommen, Kameraden, sonst müssen wir fort. Ich will hoffen, daß er uns nicht erkannt hat!" Laut gestikulirend und sprechend entfernten sich die Gesellen durch das hereinbrechende nächtliche Dunkel, das durch einen feinen Strichregen, der seit den Abendstunden des gewitterschwülen Tages fiel, noch dichter gemacht war. Auch Alexius blieb nur so lange, bis sich sein heftiger Zorn etwas gelegt hatte; dann brach er mit Spalatin auf, um heimzugehen. Die Wälschen, die sich hinter der nächsten Ecke versteckt, folgten ihnen schleichend durchs Dunkel nach. „Ich hab' ihn wohl erkannt," sprach Alexius zu seinem Freunde, „es ist derselbe hinterlistige Gesell, mit dem ich schon in Bologna einen Strauß gehabt. Er galt dort für einen römischen Spion und drängte sich immer an die deutschen Studenten heran, bis wir ihm endlich unsanft die Thür wiesen. Wir machten uns bereit, eine Herausforderung von ihm zu erhalten, er hatte es aber vorgezogen, heimlich die Stadt zu verlassen. Nun habe ich ihn hier vor der Klinge, und diesmal soll er mir nicht entgehen!" Nach kurzer Zeit trennten sich die Freunde, Spalatin, um seine Wohnung

aufzusuchen, Alexius wollte seinen Oheim um ein Nachtquartier bitten und ihm das Erlebniß des Tages noch mittheilen.

Magister Martinus Luther setzte, nachdem ihn sein Freund Alexius verlassen, seinen Spaziergang weiter fort. Die freudige Stimmung, die durch seines Genossen begeisterte Schilderungen über ihn gekommen, hielt noch eine Weile nach, und er schritt fröhlicheren Gemüthes und elastischeren Ganges dahin. Bald aber gewannen seine trüberen Gedanken wieder die Oberhand; die quälende Gewißheit seines Sündenstandes und das Sehnen nach Ruhe und Vergebung trat wieder in den Vordergrund. Schon war er, in seine Selbstquälereien versunken, über Schwerborn hinaus in die Nähe von Stotternheim gelangt, als er auf einer Höhe, wo sich ihm eine weitere Aussicht aufthat, angekommen, mit Schrecken bemerkte, daß der ganze Himmel mit schweren Gewittern überzogen war. Schon hatte sich der Sturm aufgemacht, und jagte die Wolken mit rasender Schnelligkeit auf ihn zu. Er schritt eben in geflügelter Eile durch einen Wald, über eine lichte und ausgeholzte Stelle, als das Unwetter mit voller Macht ihn erreichte; unaufhörlich rollte der Donner, und die Blitze zuckten um ihn her; sein Herz war vor Angst ganz zusammengepreßt. „Ach Herr, ich veestehe Dich," rief er, „Du willst mir zeigen, wie Du zürnest; ach schone meiner und gib mir Frist, ein neues Leben der Entsagung und Stille zu beginnen, reiße mich nicht hin in meinen Sünden!" Da zuckte ein furchtbarer Blitz hernieder und zerschmetterte ganz in seiner Nähe eine der stehen gebliebenen Eichen, daß die Luft von Schwefeldunst ganz erfüllt war, und die Splitter des Baumes rings umher flogen. Geblendet und betäubt, vom Druck der Luft fast des Odems beraubt, sank Luther zu Boden und schrie in seiner Angst, als er zusammenbrach: „Hilf, heilige Mutter Anna, so will ich gewiß ein Mönch werden!" Das Bewußtsein verließ ihn; so lag er einige Zeit; das Gewitter rauschte vorüber, und ein starker Regenguß mit Hagel vermischt bildete den Nachtrab der gewaltigen Naturerscheinung. Der kalte Wasserguß belebte den Dahingesunkenen wieder; noch halb betäubt raffte er sich auf und stürzte unaufhaltsam in rasender Eile durch das Feld der Stadt zu. Wie er in dieselbe, durch das Thor und in seine Zelle gekommen war, wußte er später selbst nicht mehr; er hatte sich auf sein Bett geworfen, unausgekleidet in den nassen Gewändern, und ein ohnmachtartiger Schlaf hatte sich seiner Sinne bemächtigt, aus welchem er erst am nächsten Morgen aufwachte.

Der Morgen brach in unbewölktem Glanze an; die Nacht über hatten sich die Wetter ausgetobt. Auf dem freien Platze bei St. Michaelis und Allerheiligen, wo der Mittelpunkt der Universität, das Collegium magnum, sich befand, tummelten sich in den Morgenstunden viele der Studenten umher, den Beginn der Vorlesungen erwartend. Ihre Aufmerksamkeit ward auf einmal rege gemacht durch einen langen Zug von Handwerkern und Bürgeen, die einen anscheinend leblosen Körper auf einer Tragbahre herbeibrachten. Der Tracht nach war es ein Student, aber keiner der Anwesenden kannte ihn. In einer kleinen einsamen Seitengasse am Flusse war er aufgefunden worden, ganz starr und kalt, offenbar hatte er die Nacht hindurch schon gelegen. Sein Degen hatte sich neben ihm gefunden; mehrere Stichwunden waren an seinem Leibe zu sehen.

Die Sache machte an und für sich kein großes Aufsehen; Raufereien der Studenten unter einander und mit den stets bewaffnet gehenden Bürgern und Handwerkern waren etwas sehr Gewöhnliches, Todtschläge bei solchen Gelegenheiten kamen nicht selten vor. Hier verlor die Begebenheit für die Behörden schon deshalb an Interesse, weil man hinsichtlich der Thäter schwerlich irgend etwas herausbekommen konnte. Die bürgerlichen Behörden, nachdem sie ein Protocoll über den Vorfall aufgenommen, entfernten sich bald wieder. Unter den durch das Gerücht herbeigezogenen Akademikern war auch Spalatin, der mit großem Schrecken seinen Freund Alexius erkannte und alsbald anordnete, daß seinem Oheim Hoensheym der Trauerfall gemeldet werde. Unter den Studenten tauchte zwar der Argwohn auf, daß die Wälschen, mit denen Alexius den Streit gehabt, ihn heimtückisch überfallen, da aber keine Beweise gegen sie vorlagen, ließ sich gegen sie nichts unternehmen. Die Kälte und Verachtung, der sie überall begegneten, trieben sie bald von der Universität hinweg. Der alte Hoensheym brach bei der Nachricht ganz zusammen; er konnte nichts thun, als den Leichnam in seine Wohnung schaffen lassen und ihm ein feierliches Begräbniß bereiten.

Sobald Spalatin den alten Herrn an seine Wohnung zurückgebracht, eilte er zu Luther, um diesem in schonendster Weise die Nachricht beizubringen. Er traf ihn noch in tiefem aber unruhigem Schlafe auf dem Bett angekleidet liegen. Das Knarren der Thür erweckte ihn, er richtete sich todtenbleich und verstört auf, und brauchte lange Zeit, um seine wirren Gedanken zu sammeln. Spalatin erschrak über dies eingefallene, hohläugige Gesicht, und lockte ihm durch zärtliche Fragen die Erzählung der gestrigen Begebenheit bruchstückweise ab. Man kann sich vorstellen, wie tief und hart der neue Schlag dieses schon in seinem Innersten verwundete Gemüth traf. Händeringend und in Thränen zerfließend schritt er in der Stube auf und ab: „O mein Alexius, mein Alexius, wollte Gott, ich wäre an Deiner Statt gestorben!" war alles, was er von Zeit zu Zeit herausstoßen konnte. Spalatin redete ihm ernst und liebevoll zu, konnte aber nicht viel erwidern, als ihm Luther mit großer Bestimmtheit zuletzt erklärte: „Du stehst, lieber Freund, Gott selbst will es, ich muß ins Kloster. Mein Gelübde an die heilige Anna bindet mich schon fest; und nun ist mein trautester Geselle dahin; die Welt ist mir verleidet, ich will und muß Ruhe suchen, und die kann ich nur da finden, wohin ich mich gelobt." Ein heftiges Fieber, die Folge der Angst, die Erkältung und die heftigen Gemüthsbewegungen warfen ihn viele Wochen lang aufs Krankenbett; das war auch der Grund, daß er seinem Freunde die letzte Ehre nicht erweisen, ihn nicht zu seiner Ruhestatt begleiten konnte.

Die Universität bereitete ihrem ermordeten Mitgliede, dem Neffen eines ihrer angesehensten Lehrer, ein feierliches Leichenbegräbniß auf dem Reglerkirchhofe; der alte Hoensheym wankte, an Leib und Seele gebrochen, als erster Leidtragender dem Sarge nach. Etwa ein Vierteljahr danach sahen ihn die Leute staunend durch die Straße gehen; er führte ein tief verschleiertes junges Mädchen. Der stattlichen Kaufmannskirche gegenüber erhub sich ein kleines Kloster der Weißen Frauen. An der Pforte desselben zog der Greis die Klingel; noch eine lange Umarmung, dann schloß sich die Thür hinter dem jungen Mädchen; der alte Mann wankte einsam seinem Collegium zu.

Luther genas unter der treuen Pflege seines Freundes Spalatin langsam wieder; sein Entschluß, ins Kloster zu treten, stand unwiderruflich fest. Er theilte ihn dem obersten Regenten seiner Schule, dem Präceptor Mag. Andreas Stoffelstein mit, der ihm sogleich zustimmte und ihm rieth, sich zu den Franziskanern zu begeben.

Ein Jahr nach dem Tode seines Freundes, am Tage St. Alexii, den 19. Juli 1506, versammelte Luther noch einmal alle seine Freunde zu einem festlichen Abschiedsmahl. Es ging bei demselben, nach der Sitte der Akademiker, heiter und fröhlich zu; die edle Musika, in der Luther selbst ein Meister war, wurde fleißig geübt. Sie hatten schon einige Stunden beisammen gesessen und gezecht, und Luther eben seine Laute in der Hand, um den Freunden ein Lied vorzusingen, als sich gegen Abend die Thür aufthat, und Stoffelstein nebst einigen Würdenträgern der Universität hereintrat, um den künftigen Mönch seinem Kloster zuzuführen. In kurzen, bewegten Worten nahm Luther Abschied von seinen Freunden und bat sie, seinen Namen als den eines Todten zu vergessen. Vergebens boten sie noch einmal all ihre Beredsamkeit auf, ihm seinen Entschluß auszureden, er blieb fest, und die Gegenwart der Professoren legte den jüngeren Akademikern Zaum und Zügel an. Seine treue Laute hing Luther an die Wand, dann trat er an seine kleine Liberei und steckte den Plautus und Virgilius, seine Lieblingsdichter, in die Tasche seines Magisterrockes. Er drückte allen noch einmal die Hand, und sprach zu den Präceptoren: „In Gottes Namen, ich bin bereit." Die Freunde gaben ihm das Geleit. So ging der Zug schweigend zum Kloster der Augustiner weiter; die Pforte öffnete und schloß sich hinter dem Eintretenden, nachdem er den Freunden den letzten Gruß gewinkt. Diese bewachten abwechselnd noch mehrere Tage das Kloster unausgesetzt, aber es gab seine Beute für jetzt nicht wieder heraus.

Die Geschichte belehrt uns, wie dieser 6jährige Aufenthalt im Kloster dazu beigetragen, Luther zu seinem reformatorischen Berufe auszureifen; seine innern Kämpfe haben ihm auch hier hart zugesetzt, aber er fand in dem edeln Vicar Staupitz den Mann, den er so lange gesucht, der ihn verstand, und der den echten Trost für ihn kannte. Als er mit dessen treuem Beistande den Sieg errungen, öffnete dieser selbst ihm die Pforte wieder und bahnte ihm den Weg zu seinem größeren Berufe.

Zur Charakteristik der merkwürdigsten Gifte.

Von Dr. Dyrenfurth.

VI. Schwefelsäure.

Der Schwefel gehört zu den wichtigsten, verbreitetsten und vielgestaltigsten Naturkörpern. In gediegenem Zustand ein Kind der Vulcane und zu mächtigen Massen in Sicilien und Neapel aufgeschichtet, verkehrt er in unserm Hause als unentbehrlicher Feuerbereiter, verleiht dem vulcanisirten Kautschuk seine fast unzerstörbare Härte, seine fast unbegrenzte Elasticität und Bildsamkeit, und begegnet uns in der Heilkunde als werthvolles Arzneimittel für innere und äußere Krankheiten. Auf ihm, als einem der Bestandtheile des Schießpulvers, ruht die ganze neuere Kriegführung, die Entwicklung der modernen Völkergeschichte; ohne ihn kein Friedrich und Napoleon, kein Roßbach und Leipzig, kein Magenta und Königgrätz. Schwefel tragen wir, so lange wir leben, mit uns im Körper herum — er rollt mit dem Blut durch unsere Adern; die Milch und das Fleisch, Nägel und Haare, sie alle enthalten Schwefel. Ihn genießen wir mit unserm täglichen Brot, er ist den Hülsenfrüchten in beträchtlichem Grade zu eigen. — Unser Silberlöffel, so eben erst blitzblank aus der Küche gebracht, warum belegt er sich, kaum mit dem Eigelb in Berührung getreten, mit einem schwärzlichen Anflug? Er hat die Schwefeltheile desselben an sich gelockt, und sich mit einer Schicht Schwefelsilbers bedeckt. Als Genosse anderer Verbindungen bildet er in Form von Gyps (schwefelsaure Kalkerde) ganze Gebirgslager, und strömt als Element des Glaubersalzes (schwefelsaures Natron) in Marienbads Heilquellen. — Die meisten verwesenden Thier- und Pflanzenstoffe, die Kloaken, Lohgruben und Grüfte entwickeln ihn als Schwefelwasserstoff — eins der giftigsten Gase, das glücklicherweise nie ohne Warnungstafel erscheint, denn es verräth sich stets durch einen unerträglichen Geruch (wie nach faulen Eiern), so daß ein Kubikzoll davon einen Raum von 3000 Kubikfuß förmlich verpestet, und seine Bewohner zu eiliger Flucht nöthigt.

Für unsere heutige Betrachtung haben wir diejenige Verbindung des Schwefels mit Sauerstoff gewählt, welche unter dem Namen Schwefelsäure als eines der heftigsten Gifte, und doch zugleich als ein bedeutender Culturträger des modernen Lebens bekannt ist.

Was finge wohl die Industrie der Gegenwart an, wenn sie plötzlich — vielleicht durch ein Ausfuhrverbot des Schwefels oder durch Versiegen des Eisenvitriols — der Schwefelsäure entrathen müßte? Ein vollkommener Stillstand unzähliger Fabriken und Gewerbe wäre die unmittelbare Folge davon; wir müßten auf viele unserer unentbehrlichsten Bedürfnisse verzichten. Der Hut, der unser Haupt bedeckt, und die Wichse, durch die unser Schuhwerk erglänzt, das Phosphorhölzchen, wie die Stearinkerze, die es uns anzündet, die blauen Tuche, die uns kleiden, das künstliche Selterwasser, das uns im Sommer erquickt, das schmerztilgende Chloroform, die belebenden Hoffmannstropfen, der Stärkesyrup, das Brennöl, die Chemikalien, wie Salpetersäure, Chlor, Soda, Chinin, der blanke Thaler aus der Münze — sie alle sind durch die Hand der Schwefelsäure gegangen, nur durch sie das, was sie sind, geworden. Der Gerber könnte ohne sie seine harten Leder nicht beizen, der Färber sein Indigo nicht auflösen, der Luftschiffer seinem Ballon nicht die nöthige Füllung mit Wasserstoffgas geben, der Chemiker eine große Zahl von Verbindungen nicht zerlegen und nicht herstellen. Handel und Ackerbau, Gewerbe und Wissenschaften haben der Schwefelsäure ihre heutige Gestalt zu verdanken.

Wir treffen dies merkwürdige Produkt — es besteht im wasserfreien Zustand aus einem Theil Schwefel und drei Theilen Sauerstoff — von der Natur fertig gebildet, oft in großer Menge, aber sehr verdünnt in manchen Gewässern vulcanischer Gegenden Italiens, Javas und Südamerikas. Auch im gewöhnlichen Bedarf finden wir sie überall nur mit Wasser verbunden, theils als rauchende oder Nordhäuser, theil englische Schwefelsäure. Sie führen beim Volk auch den Namen Vitriolöl oder Oleum. Aus Nordhäuser, einem Gemenge wasserfreier mit wässeriger Säure, wird das reine Schwefelsäurehydrat dargestellt, eine farblose, ölartige Flüssigkeit, die Wasser an die Schwefelsäure chemisch gebunden enthält, unter 34 Grad erstarrt und bei 326 Grad sich in Dämpfen verflüchtigt, welche durch Anziehung der in der Luft enthaltenen Feuchtigkeit sich sofort zu starken, weißen Nebeln verdichten. Erhitzt man dieses Hydrat gelinde, so entweicht das Wasser, und es erscheint die reine, vollkommen concentrirte Schwefelsäure in Krystallen, die so biegsam wie Asbest sind, und in der Luft erstickende weiße Dämpfe ausstoßen.

Die Schwefelsäure zerstört augenblicklich jede organische Substanz, mit der sie in Berührung kommt. Einige Tropfen davon auf die äußere Haut gegossen, machen dieselbe gelbbraun und lederartig hart, dagegen die Schleimhaut der Zunge, des Mundes, der Wangen weiß. Im Moment, wo das Gift in den Schlund gelangt ist, entsteht das furchtbarste Brennen, das schrecklichste Würgen. Ist es in den Magen gedrungen, so erfolgt ein unstillbares Erbrechen von schleimigem Wasser und von Blut. Nur selten und nach sehr concentrirten Gaben stellt sich durch Zerstörung des Magens und anderer wichtiger, zum Leben nothwendiger Organe ein schneller Tod ein; meist dauert die Angst und Qual stunden-, ja oft tagelang, unter entsetzlichen Schmerzen, stetem Würgen und Erbrechen saurer, chocoladenbrauner Massen, hartnäckiger Verstopfung und nicht zu löschendem Durst. Ein inneres Feuer verzehrt den Unglücklichen. Ja, es gibt Fälle, wo ein monatelanges Siechthum ihn auf das Lager wirft, wo das Gift durch Verschwären eine Zusammenschnürung der Speiseröhre erzeugt und dadurch einen langsamen Hungertod hervorbringt.

Woher diese furchtbare Wirkung der Schwefelsäure? Sie beruht auf der Neigung dieser Substanz, sich mit Wasser zu verbinden. Die Schwefelsäure entzieht allem, womit sie in Berührung kommt, also auch den Pflanzen- und Thierstoffen, mit höchster Begierde den Wassergehalt und hinterläßt denselben in verkohltem, zum Leben völlig untauglichem Zustand.

Zufällige und absichtlich herbeigeführte Unglücksfälle durch Schwefelsäure gehören, namentlich in den großen Städten, zu den allergewöhnlichsten. Casper hat berechnet, daß in Berlin $^{9}/_{10}$ aller Vergiftungen durch Vitriol geschehen. Im allgemeinen Krankenhause zu Wien waren unter 30 Vergiftungsfällen, die dort im Jahre 1856—1858 beobachtet wurden, 13 durch Schwefelsäure erfolgt. Und in der That, bedenkt man die allgemeine Verbreitung dieses Produkts, seine leichte Beschaffung für Jedermann, und seinen billigen Preis, so kann man sich über die Häufigkeit der dadurch entstehenden Unglücksfälle nicht mehr wundern. Für wenige Pfennige ist hier ein Tod zu haben, freilich ein so schrecklicher, wie man ihn durch das theuerste Gift sich nicht erkaufen kann. Die Schwefelsäure ist das Gift der Proletarier; unglückliche Dienstmädchen stellen das größte Contingent in das Heer ihrer Opfer; der Wirthschaftsbedarf — man braucht das Vitriol ja so oft zum Putzen der Metalle — liefert es ihnen so leicht in die Hand. Nicht selten liest man, wie unnatürliche Mütter ihren Säuglingen Vitriol einflößen, wie Eifersucht, Bosheit und Rache sich seiner bedienen, um das Gesicht einer Nebenbuhlerin für ewig zu entstellen. Causes célèbres, wie sie im Pitaval verzeichnet sind, hat die Schwefelsäure noch nicht geliefert und wird sie auch nicht liefern, denn ihre Wirkungen sind zu zerstörend, treten zu schnell an das Tageslicht, und wer sich ihrer bedient, folgt einem raschen Impuls, selten einer sorglichen Ueberlegung.

Auch Zufall und Irrthum spielen bei den Schwefelsäurevergiftungen eine große Rolle. Bekannt ist der schreckliche Fall, wo in der Berliner Charité einer Kranken statt des verordneten Ricinusöls eine Portion Schwefelsäure, die zum Putzen des Messings hingestellt worden war, in den Schlund gegossen wurde; die Gefährtin, die es ihr eingab, hatte in ihrer Arglosigkeit ihr noch die Zunge recht weit hinuntergedrückt. Die Unglückliche starb nach 6 qualvollen Tagen. — In einem anderen Falle hatte ein junges, 18jähriges Mädchen zur Feier ihres bevorstehenden Geburtstages alle Messingbeschläge am Ofen, an den Thüren und Fenstern ihres Zimmers mit Vitriol geputzt; in der Nacht von heftigem Durst befallen, trank sie aus dem Glase, in der Meinung, es sei Wasser; der Tod erfolgte alsbald.

In solchen Fällen heißt es: doppelt gibt, wer schnell gibt. Die Säure tilgen und das Gift verdünnen sind die beiden Hauptregeln, die man vereint befolgen muß. Man gebe dem Unglücklichen gebrannte Magnesia mit vielem Wasser, denn die Schwefelsäure mit diesem Alkali verbunden, verwandelt sich im Magen in das unschuldige Bittersalz. Wo Magnesia nicht schnell zu beschaffen, thut es allenfalls Seifenwasser, gestoßene Eierschale, Kreide, Aschenlauge, aber immer mit vielem Wasser; der Kranke kann zum Trinken nicht oft genug genöthigt werden.

Aus alten Skizzenbüchern.

I.

Das Skizzenbuch ist ein Tagebuch in Bildern. Hundert kleine Eindrücke, die ohnedem längst abgestorben wären, lassen sich auf den verwischten Blättern nieder; die ganze Summe der Zufälligkeiten, welche der Stunde Reiz verleihen, lebt in denselben.

Wenn man abends bei der Winterlampe sitzt, wenn der Theekessel ausgebrodelt hat und die Reden hier- und dorthin geschweift sind, dann hat es einen unbegrenzten Zauber, in den alten Mappen zu stöbern. Es ist ein Stück Wanderlust, das wir ruhend befriedigen, ein Stück Leben, das wir aufs neue genießen.

„Lieber Gott, sie sind staubig geworden im Laufe der Zeiten! Thun Sie das Tischtuch bei Seite," sagt die sorgsame Hausfrau, „Sie werden es dann bequemer haben;" in Wahrheit aber ist sie nur besorgt für ihre zarten Linnen! Und wenn das geschehen ist, wenn auch die Lampe sich in Sicherheit befindet, dann beginnt die kleine Reise. Aus dem einen Blatte guckt uns ein frischer Neapolitaner entgegen, auf dem anderen tummelt sich ein Füllen in grüner Wiese und schmeichelt seine vierfüßige Mama. Der Hahn kräht auf der Leiter, die Buben prügeln sich vor der Schule und selbst der Raum in der Ecke ist noch benutzt, um ein paar Farrenkräuter dort einzupflanzen. So liegt eine kleine Welt vor uns mit allen möglichen Nöthen und Freuden; was die Minute vorüberführte, hat Form gewonnen und blieb im Reflex auf diesen Blättern stehen. Dann kommen auch große, sorgfältig durchgeführte Stoffe, hier ein wilder Gebirgssee mit steilen Felsen, dort das Häusergedränge aus Venedig und Compositionen von verschiedenster Weise.



Unter den Buchen.

Originalzeichnung von Pixis.

„Ei, welche wundervolle Buchengruppe, wie das Licht durch die Zweige fällt, wie die Aeste sich sehnsüchtig niederneigen!" so spricht der eine der versammelten Freunde, und mit der Lebhaftigkeit des Künstlers zeichnet seine Hand in der Luft die schlanken Conturen nach.

„Ja, unter den Buchen liegt manche meiner schönsten Stunden," fuhr der andere fort. „Es war das reizendste Plätzchen in der ganzen Gegend, besonders wenn die Junisonne glänzte, da sah man so prächtig hernieder auf die vollen blauen Wellen im Thale. Es war auch der Lieblingsplatz einer kleinen, blonden Fee, die jeden Morgen mit ihrem Buche dorthin kam und so eifrig las, als ob sie ein Gelehrter werden wollte. Damals zeichnete ich viel dort oben und wenn meine Blicke aus der blühenden Landschaft auf das blühende Mädchen fielen, dann erröthete sie ganz entsetzlich. Aber es war nur die Morgensonne, die ihr durch die Wangen schimmerte — nicht wahr, Mathilde?" So sprach der Künstler und lächelte sachte, die junge Hausfrau aber senkte die Augen und machte sich zu schaffen auf der anderen Seite. „Den letzten Gang unter die großen Buchen werde ich nimmermehr vergessen. Es war am Abend vor der Abreise, wo man ja unvermeidlich elegisch wird. Ueber das Kleid der kleinen Fee warfen die Zweige ihre Schatten, sie gab mir den müden Arm, denn das Steigen ward ihr diesmal so schwer; und dennoch kamen wir stets dem alten Herrn zu weit voran, welcher keuchend den Martersteig emporklomm, und seinen Beruf als Gardedame sehr mangelhaft erfüllte.

„Auf der bemosten Bank, wo die Vögelein pfiffen, hielten wir die letzte Rast und sahen der Sonne zu, die hinter den Bergen versank. Die Sonne kam am nächsten Morgen wieder, aber wir?" — „Bei uns hat es drei Jahre gedauert," sprach das junge Weib und legte den Arm auf die Schulter, „allein zuletzt ist es doch Morgen geworden. Im übrigen aber will ich Deine Skizzenbücher unter meine spezielle Controle nehmen, wenn Deine Bleistiftstriche so unbescheiden

sind und unsere größten Geheimnisse ausplaudern. Ich möchte wohl gern einmal wieder in das schöne Innthal kommen und unser altes Lieblingsplätzchen heimsuchen."

„Thun Sie das nicht, verehrte Frau," versetzte der Freund des Hauses; „denn Sie würden wenig mehr davon finden. Eine Actiengesellschaft hat die gesammten Wälder weit und breit gekauft und wüthet darinnen schonungslos gegen alle Lieblingsplätzchen. Da, wo einst das schlanke Mädchen mit seinem traulichen Buche stand, steht jetzt der Aufseher mit seinem Rechenbuch, wo dereinst Ihr Herz geschlagen, tönt jetzt nur mehr der Schlag der Axt. Das Lieblingsplätzchen existirt nunmehr hier im Skizzenbuch." „O, wie schade, pfui, wie häßlich!" rief man von allen Seiten. „Dieser Meinung sind jene nicht," sprach der trockene Freund aufs neue, „welche 100 Procent an jedem Stamm gewinnen. Wenn es so fortgeht, wird nächstens das ganze Gebirge in Actien zerlegt, und man kann sich seine Sommerfrische beim Banquier bestellen. Aber das ist noch lange nicht das Schlimmste; denn wenn das Land auf diese Weise der Industrie verfällt, so wird es mit den Leuten bald ebenso gehen, und der Egoismus wird die Idylle bald verdrängt haben."

„Ei, es gibt noch immer schöne Idyllen," fuhr der Künstler fort, indem er das nächste Blatt hervorzog; „wenn man sie nur zu erleben versteht. Das ist die eigentliche Kunst, und diese fehlt freilich manchen, obschon sie sich Künstler nennen. In jenem Sommer, da ich das Innthal durch meine Gegenwart unsicher machte, habe ich mich ganz in das echte und volksthümliche Leben hineingefunden und ihm reizende kleine Züge abgelauscht, die man nicht auf der Heerstraße findet. In der Saison, wo die ganze Stadt auf dem Lande ist, wird das freilich nicht möglich, da liegen uns die heimischen Sitten und Menschen noch viel zu nahe, allein, wenn es nur einmal Herbst geworden ist, und die Einsamkeit über Dorf und Feldern liegt, dann fühlt man erst das Reizende, das Neue auf dem Lande. Die Natur spricht dann gleichsam deutlicher, die Menschen sprechen vertrauter.



Der unerwartete Gast.
Originalzeichnung von Vigl(?).

„Mit der Mappe unter dem Arm, die stets einen neugierigen Verdacht erregt, kommt man durch jede Thüre. Die Kinder und Frauen umdrängen den orakelhaften Feldstuhl, die Alten aber bleiben am Wege stehen, und wenn man zu Ende ist, tritt man über die Schwelle des conterfeiten Hauses, wo man aufs herzlichste empfangen ist. In manchem Sommer hab' ich auf diese Weise Table d'hote gespeist, und das Convert mit 6 Kreuzern bezahlt. Vor manchem der Bauernhäuser ist eine offene Veranda, und wenn es die Jahreszeit erlaubt, wird dort die Mahlzeit eingenommen. Um den runden Tisch versammelt sich dann die Familie, zu der auch das Gesinde nach patriarchalischer Weise zählt; die Thür nach der Küche ist offen, so daß man das lustige Feuer auf dem Herde flackern sieht. Sobald der jüngste Sprößling das Gebet gesprochen, richten sich alle Blicke mit Leidenschaft auf die dampfenden Klöße. Bei der Mahlzeit der Bauern herrscht noch das Princip der Centralisation, und deshalb werden die Teller für entbehrlich gehalten. Groß und klein sättigt sich aus derselben Schüssel, deren Inhalt dem Angriff der zinnernen Löffel sehr schnell erliegt. Nur einmal in Tirol habe ich es anders gesehen und mit Mühe bezwang ich damals ein verhängnißvolles Lachen. Vor jedem Platze nämlich war eine tiefe Mulde in den eichenen Tisch geschnitten, in die man den einzelnen ihre Portion vertheilte.

„Dutzend Male war ich an solchen Diners betheiligt, einmal aber hat es mir so vortrefflich gemundet, wie nie mehr wieder im Leben. Vor der Terrasse war eine Leiter angelehnt, und plötzlich erschien mein hungriges Haupt am Horizonte der Tafel. Natürlich bemerkte mich die schmucke Tochter des Hauses zuerst, da ich ebenfalls ein schmucker Bursche war," sprach der Erzähler und blickte neckend auf das junge Weib. „Ihre Augen forderten mich auf, nur ein paar Sprossen höher zu steigen, während die kleinere Schwester, die solche Besuche noch nicht zu schätzen wußte, derart zu schreien begann, als ob ein Kettenhund über das Geländer spränge. Staunend hielt der Alte mit seinem Bissen inne, den er up ewig ungedeelt verschlang, allein eh man mich noch begriffen hatte, war ich oben. „Jesses, der

Karl," hieß es nun von allen Seiten, denn das Haus war eines, wo ich seit Jahren einzukehren pflegte, wenn ich ins Gebirg kam. Unwillkürlich mußte ich an Auerbachs Frau Professorin denken, an jene reizende Scene, da der verwilderte Maler plötzlich bei seinem bäuerlichen Freunde einrückt und so ungeheuchelte Freude erregt. Auf diese Weise wird das Wanderleben in den Bergen doppelt anziehend, denn es hat gleichsam seine gastlichen Pausen; es bringt uns dem Volke, dem Urquell des Echten, näher. Daß ich sofort an dem breiten Tische Platz nahm, versteht sich von selber, und daß die Klöße zu meinen Gunsten alsbald eine zweite Auflage erlebten, nicht minder. Und wie hat mir dieser Schmaus gemundet! Ich würde mich schämen, zu erzählen — wieviel es waren."

So sprach der junge Maler, dessen Antlitz von der fröhlichen Erinnerung und von der raschen Rede noch stärker belebt schien, als es gewöhnlich war. Er hatte sich in einen förmlichen Appetit hineinerzählt, und der jungen Gattin schien diese löbliche Thatsache nicht zu entgehen.

„Es ist neun Uhr," erwiderte sie lächelnd, „und das Abendbrot steht bereit. Räumen Sie jetzt die Mappen beiseite; nach der Mahlzeit kann die Fortsetzung folgen, denn von gezeichneten Speisen und von erzählten Schmausereien wird man nicht satt. Darf ich Sie bitten, ins Nebenzimmer zu treten; hoffentlich werden Sie mehr bekommen als — Klöße."

Fürst Anatol Demidow.

Die so angesehene und vom Glück überaus begünstigte fürstliche Familie der Demidow stammt von einem Waffenschmiede ab. Als ein hochgestellter Graf, dessen Stammbaum allerdings bis ins zwölfte Jahrhundert zurückreichte, einst dem am 29. April 1870 verstorbenen Haupte der Familie, Fürst Anatol Demidow, seine Abkunft fühlen ließ, antwortete er: „Ich bin stolz darauf, von einem Tulaer Schmiede zu stammen." Er konnte auch stolz auf seinen Urahn sein; wie dieser aber zur Adelswürde und zu seinen Glücksgütern gelangte, lesen wir in den Mémoires du prince Pierre Dolgoroukow (Genf 1867).

Es war im Jahre 1694, als Peter der Große auf einem Jagdzuge nach der südlich von Moskau gelegenen Stadt Tula kam. In seinem Gefolge befand sich der junge Graf Schafirow, ein ausgezeichneter Schütze und leidenschaftlicher Jäger, dem gerade bei der Ankunft in Tula zu seinem Leidwesen eine vortreffliche Kuchenreutersche Pistole zerbrach. Eine derartige Waffe war damals besonders geschätzt, und der Verlust ging dem Besitzer nahe. Aber im russischen Volke liegt eine großartige industrielle Geschicklichkeit. Gebt ihm nur ein Muster, und ihr werdet sehen, wie es euch alles auf das vortrefflichste nachahmt. So auch hier. Man übergab die zerbrochene Pistole dem Nikita Antusejew, einem jungen Waffenschmiede, der nach kurzer Frist sie dem Besitzer nicht nur völlig reparirt zurücklieferte, sondern auch ihm ein paar neue, gerade so gut gearbeitete Pistolen dazu überreichte. Das galt als eine außerordentliche Leistung, in einer Zeit, in welcher man in Rußland alles Heil vom Auslande erwartete, dem eignen Volke aber nichts zutraute.

Durch diesen Vorfall wurde Nikita Antusejew, ein Sohn des Kronbauern Demidius Grigoriewitsch, mit Peter dem Großen bekannt. Zwei Jahre später erschien der Czar abermals in Tula, um bei den dortigen Schmieden Waffen zum Türkenkrieg anfertigen zu lassen. Die Aeltesten des Gewerbes machten ihm ihre Aufwartung; unter allen Abgesandten ragte aber einer durch stattliche Gestalt und freundliche Gesichtsbildung hervor. Es war Nikita.

„Du bist wie gemacht für die Preobraschenskischen Garden," herrschte ihn Peter an. „Laß Hammer und Ambos und stelle Dich zum Militär!"

Nikita stürzte auf die Kniee und umklammerte die Füße des Czaren. „Väterchen," rief er, „ich bin der einzige Sohn einer alten Mutter, die ich durch meiner Hände Geschicklichkeit unterhalte. Laß mich für Dich arbeiten, ich will alles andre für Dich thun, nur bei der Mutter muß ich bleiben."

Peter fühlte ein menschliches Rühren. „Beruhige Dich," sprach er, „nimm diese in Deutschland gefertigte Partisane, liefere mir nach deren Muster, so schnell es angeht, 300 Stück und bringe sie mir nach Woronesch. Paschol!"

Wer war glücklicher als Nikita! Er hämmerte den Stahl, daß die Funken flogen, und bald stellte er sich mit seinen Partisanen in Woronesch ein. Der Czar war über das Ergebniß hoch erfreut, bezahlte seinen Arbeiter weit höher als ausbedungen und schenkte ihm obendrein einen silbernen Becher — ein Erbstück, das heute noch in hohen Ehren von den Demidows gehalten wird. Von jener Zeit an verlor er aber den geschickten Mann nicht aus den Augen; er besuchte ihn öfter, ließ ihn dann nach Moskau kommen, schenkte ihm Ländereien und ertheilte ihm das Recht, im Ural nach Metallen zu forschen. Dort auf jener Grenzscheide zwischen Asien und Europa, die durch ihren Reichthum an Gold und edlen Metallen ausgezeichnet ist, erwarb sich auch Nikita Schätze, die für jene Zeit kolossal zu nennen waren und den Grund zu dem königlichen Vermögen der Familie legten. Schon stand er, durch Fleiß und Glück erhoben, als angesehener Mann da, als 1707 Peter der Große ihm den persönlichen Adel unter dem Namen Demidow — nach seinem Vater Demidius — schenkte und ihm dann 1720 die erbliche Adelswürde verlieh. Im Jahre 1726 starb Nikita; und alle, die ihn gekannt, trauerten tief. „O, Majestät," rief damals der Großadmiral Apraxin aus, wie gut wäre es für Rußland, wenn wir ein Viertelhundert solcher Männer besäßen!" — „Ich wäre schon mit einem halben Dutzend zufrieden," antwortete Peter.

Die Nachkommen des Schmiedes, die später den Fürstentitel erhielten, zählen zu den reichsten und angesehensten russischen Adligen; es sind Staatsmänner und Generale aus ihnen hervorgegangen, die dem Vaterlande ersprießliche Dienste leisteten — keiner aber von allen zeichnete sich durch Wohlthätigkeit, vielseitige Begabung und Liebe zu Kunst und Wissenschaft in dem Maße aus, wie der so eben verstorbene, 1813 zu Moskau geborene Anatoli Nikolajewitsch Demidow. Eine Erziehung, die nicht einen französischen Anstrich hatte, galt damals in Rußland für unvollkommen, und so entschied auch Fürst Nikolai Nikititsch, Anatols Vater, daß sein Sohn in Paris erzogen werden solle. Dort sehen wir ihn denn mitten zwischen den Studenten der Collegien St. Louis und St. Barbe, in der Rechtsschule und im Polytechnikum sich den Wissenschaften mit einem Eifer hingeben, als gälte es dadurch den Lebensunterhalt zu gewinnen. Tüchtige Lehrer, unter anderen François Arago, nahmen sich des Jünglings freundlich an, und so konnte er bereits im Jahre 1830, jung an Jahren, doch reich an Kenntnissen, in die Heimat zurückkehren, wo er sofort durch seine unbegrenzte Wohlthätigkeit die Augen aller Menschenfreunde auf sich zog. Ein hochgestellter Adliger, im Besitze eines kolossalen Vermögens, der ganz von echt christlichem Geiste erfüllt, nur dem Wohle seiner armen Mitmenschen zu leben schien, das war damals eine seltene Erscheinung. Andre seines Alters suchten ihre Zeit in Vergnügungen zu verbringen, er aber errichtete eine in der großartigsten Weise fundirte Wohlthätigkeitsanstalt, theilte alljährlich 200,000 Portionen Mittagsessen an Arme aus, rief ein Frauenasyl und ein Waisenhaus für 150 Knaben und Mädchen ins Leben. Und das alles geschah ohne die geringste Ostentation, aus warmem mitfühlenden Herzen. Doch nicht nur sein Geld warf der junge Fürst in die Wagschale, auch seine Person, sein Leben setzte er Gefahren aus, wo es sich darum handelte, als Helfer in der Noth aufzutreten. Gleich einem finstern Gespenst hielt damals, ihre Opfer fordernd, die entsetzliche asiatische Cholera ihren Rundgang durch Europas Hauptstädte. Vorzüglich hart trat sie in Petersburg auf, und da war es wieder Anatol Demidow, der der Seuche kühn begegnete. Er errichtete ein großes Hospital, das er ganz aus eignen Mitteln unterhielt, und in dem er, tröstend, Hilfe reichend, von Bett zu Bett ging und selbst Hand ans Werk legte, wo andern der Muth sank.

Solche aufopfernde Thätigkeit blieb nicht unbeachtet. Der Czar ernannte ihn zum Kammerherrn, dann zum Attaché bei der russischen Gesandtschaft in Wien. Aber die diplomatische Carriere war nicht das Feld des edlen Menschenfreundes. Daheim in Rußland war noch viel zu thun, und wenn er nicht durch Wohlthätigkeitsakte seine Zeit in Anspruch genommen sah, dann trieb ihn sein Herz zur Pflege der Künste und Wissenschaften. Die großen Bergwerke und Hüttenanlagen im Ural, die Goldwäschen, Eisenschmelzen

und Kupferhämmer, aus deren Ertrag er die Mittel zu seinen guten Werken schöpfte, verlangten eine unausgesetzte Thätigkeit, sollten sie mit den Etablissements anderer Länder gleichen Schritt halten. Fern von allem Neid und russischem Nationalitätsdünkel, nur darauf bedacht, zu fördern, rief Fürst Anatol daher tüchtige fremde Beamte auf seine Güter, die nun immer mehr sich entwickelten, immer reicheren Ertrag abwarfen. Bei dieser Gelegenheit knüpfte er Beziehungen mit hervorragenden Gelehrten und Naturforschern an, die seine Besitzungen inspiciren kamen und mit denen er dann ein Unternehmen durchführte, wie sonst es nur Könige oder Staaten ins Werk zu setzen pflegen. Es galt die Steinkohlenlager Rußlands im Süden zu untersuchen, in Gegenden, wo der Holzmangel bei der ärmeren Bevölkerung im Winter sich empfindlich fühlbar machte. Dem sollte abgeholfen werden, und aus dem edlen Bestreben zu helfen, ging eins der vortrefflichsten wissenschaftlichen Werke hervor, das wir über Rußland besitzen.

Es war im Beginne des Jahres 1837, als Fürst Anatol Demidow eine Schar von zwanzig ausgezeichneten, meist französischen Gelehrten um sich versammelt hatte. Da war Le Play, Chef der französischen Bergwerke, der Botaniker Leveille, der Geolog Huot, der Zoolog von Nordmann, dann Gaubert, Rousseau — alles Männer, die in ihrem speciellen Fache zu einer hohen Autorität gelangt waren. Mit diesem glänzenden Stabe brach er auf und untersuchte Südrußland nach der geographischen, meteorologischen, geognostischen und botanischen Richtung; er ließ mit enormen Kosten Bohrversuche nach Steinkohlen am Donetz ausführen, fand nutzbare Mineralien auf und eröffnete einem Landstriche, in dem mehrere deutsche Mittelstaaten bequem Platz finden, neue Quellen bisher ungeahnten Reichthums. Aber nicht nur die Praxis, auch die theoretischen Wissenschaften haben aus jenem großartigen, auf vier Jahr ausgedehnten Unternehmen reichen Nutzen gezogen. Das Ergebniß desselben liegt in dem 1842 zu Paris erschienenen vierbändigen Werke: „Voyage dans la Russie méridionale et la Crimée par la Hongrie, la Valachie et la Moldavie“ vor, dem sich 1849 ein prachtvolles, aus 100 Folioblättern bestehendes „Album du voyage“ anschloß, lithographirt nach Zeichnungen von dem berühmten Historienmaler Raffet, den der Fürst eigens als Reisebegleiter engagirt hatte. Nur wenige Expeditionen unsres Jahrhunderts waren in gleicher Weise vortrefflich ausgerüstet, und wohlverdienter Ruhm wurde auch seinem Unternehmer zu Theil. Orden und Titel von Seiten Rußlands fehlten dem Fürsten Anatol nicht; mehr aber als diese erfreute ihn seine Ernennung zum Mitglied des Instituts von Frankreich. Drei glänzende Namen standen auf der Candidatenliste: Sir John Franklin und Parry, die beiden berühmten Nordpolfahrer, dann Demidow. Ihm wurde die Palme zu Theil, und nun beeilten sich auch andere gelehrte Körperschaften ihn in die Zahl ihrer Mitglieder aufzunehmen; voran ging die altehrwürdige Leopoldinisch-Carolinische Akademie der Naturwissenschaften, die vielfach durch Preise und ansehnliche Summen für Publikationen vom Fürsten unterstützt wurde, dann die Akademieen zu Petersburg, München, Stockholm. Ueberall theilte Fürst Anatol mit freigebiger Hand seine Schätze aus, für Rußland aber stiftete er den bekannten „Demidowschen Preis“ im Betrage von 5000 Rubeln, welcher dem besten gemeinnützigen Werke, das innerhalb eines Jahres erscheint, verliehen wird.

So wirkte Demidow in seinem Heimatlande. Nächst diesem hing aber sein Herz zumeist an Italien. Dort hatte, im reizenden Arnothale, unweit der schönen Stadt Florenz, schon sein Vater jene prachtvolle und vielbewunderte Villa San Donato erbaut, deren Kunstschätze und herrliche Umgebung die Fremden von nah und fern herbeilockten, und die eine der vornehmsten Sehenswürdigkeiten der an Wundern reichen Stadt ist. Dort, in jenem Tempel der Musen, dessen weitberühmte Bildergalerie vor wenigen Monaten in Paris versteigert wurde und große Summen einbrachte, hielt Fürst Anatol sich am liebsten auf, wenn er von seinen Arbeiten ruhte, dort lebte er der Kunst, waltete er als Mäcen, der mit freigebiger Hand den Malern und Bildhauern Aufträge ertheilte. Aber auch hier verließ ihn keineswegs der wohlthätige Sinn, der ein Erbstück aller Demidows zu sein scheint. Schon sein Vater hatte bei San Donato eine Armenschule und Erziehungsanstalt gegründet, die der Sohn zu erweitern beschloß. Wo in der Fremde nur tüchtige Erziehungs- und Bildungsanstalten bestanden, dahin sandte Fürst Anatol auf seine Kosten geeignete Männer, deren heimgebrachte Erfahrungen dann verwerthet wurden. Die armen Kinder, die ihren ersten Unterricht in San Donato empfingen, wurden daselbst in verschiedenen praktischen Gewerben weiter ausgebildet, und zu diesem Zwecke wurde im Anschluß an die Elementarschule eine Lehranstalt für Buchbinder, für Buchdrucker, für Seidenwirker, Schuhmacher u. s. w. gegründet, aus der tüchtig geschulte Kräfte hervorgingen, die sofort auf eigenen Füßen stehen konnten. So verbreitete der seltene Mann auch Segen über Italien, und der Großherzog von Toskana säumte nicht, ihn in Anerkennung dieser Verdienste zum Grafen von San Donato zu ernennen.

San Donato, schon unter Anatols Vater entzückend schön, wurde zu einem Feenschloß umgestaltet. Was der Ural an edlem Gestein, an Malachit und Gold lieferte, hier kam es bei der Ausschmückung zur Anwendung, und die Gärten ringsum, die der Fürst angelegt, wetteiferten erfolgreich mit dem Parke des Fürsten Pückler-Muskau. Die Gewächshäuser waren mit den seltnen tropischen Pflanzen gefüllt, die der deutsche Reisende Freiherr von Hügel aus Indien und dem malayischen Archipel mitgebracht hatte und die Fürst Demidow für eine hohe Summe erstanden hatte. Dem Palaste, in dem der edle Mann waltete, fehlte nur noch eins — die Herrin.

Zu jener Zeit lebte in Florenz ein vertriebener König, ein Mann, der von der höchsten Stufe des Glücks jäh herabgestürzt war und der als Witwer mit seinen Kindern mit Hilfe einer kleinen russischen Pension eine bescheidene Existenz führte. Jérôme Bonaparte, einst König von Westfalen, nannte sich jetzt Graf von Montfort, und seine Tochter, die schöne Mathilde Lätitia Bonaparte, in deren Adern von mütterlicher Seite das königliche Blut Württembergs floß, war es, die die Augen des Fürsten Anatol auf sich zog. Ist den Quellen zu trauen, denen wir nachberichten, so war die damals zwanzigjährige Comtesse Monfort eine ungemein ätherische Erscheinung — heute als kaiserliche Prinzeß Mathilde gilt sie freilich in den Tuilerien als eine der wohlbeleibtesten Gestalten, aber immer noch für eine interessante Dame. Mit dem ganzen Zauber ihres Liebreizes hatte die junge Gräfin den Fürsten Anatol umstrickt, und trotz verschiedener Hindernisse fand am 21. October 1841 die Trauung beider nach katholischem Ritus in Florenz statt. Wonnestrahlend zog die arme Comtesse als Fürstin in den reichen Palast San Donato ein, und alles schien sich glücklich gestalten zu wollen, als plötzlich von Norden her ein schwarzes Gewitter über dem jungen Paare sich zusammenzog. Der Fürst, welcher der orthodoxen griechischen Kirche angehörte, hatte nämlich bei seiner Heirath das Versprechen gegeben, seine Kinder in der römisch-katholischen Religion erziehen zu lassen, und dies zog ihm die Ungnade des Czaren Nikolaus zu, der sofort den Fürsten aus dem russischen Staatsdienst entließ und ihn zur Verantwortung nach St. Petersburg berief. Dort angelangt, wußte er den Kaiser zu beschwichtigen — über der jungen Ehe aber lagerte fortan eine Wolke. Sie war nicht glücklich, und 1845 wurde sie nach vierjährigem Bestande bereits wieder getrennt. Der geschiedenen Gemahlin aber setzte Demidow eine wahrhaft fürstliche Rente aus, groß genug, um die ganze, in beschränkten Verhältnissen lebende Familie Jérômes zu unterhalten.

Abwechselnd in Paris, Petersburg und San Donato verbrachte Fürst Anatol nun seine Tage; immer größer wurde seine Wohlthätigkeit, immer mehr vertiefte er sich in Kunststudien, und allmählich wuchs seine Gemäldesammlung zu einem der größten Privatmuseen Europas heran, in dem kein berühmter Maler alter und neuer Zeit unvertreten war. Aus der Beschaulichkeit des Kunstlebens wurde der Fürst noch einmal herausgerissen. Es war zur Zeit des orientalischen Krieges, und halb Europa waffnete gegen das heilige Rußland — da erwachte im Fürsten das alte russische Blut seines Urahnen, des Schmiedes von Tula. Rasch entschlossen eilte er nach St. Petersburg zu den Stufen des bedrohten Thrones: „Majestät“, so redete Fürst Anatol den Czar Nikolaus an, „den Degen für das Wohl des Vaterlandes zu führen, ist mir nicht gegeben — aber nehmen Sie, was ich besitze“ und damit legte er eine Million Silberrubel zu den Füßen des Kaisers nieder.

Wahrlich, dieser Mann hat es verstanden, großartig, echt fürstlich und stets zur rechten Zeit zu geben. In seinem liebgewordenen San Donato, dann in Paris, brachte er seine letzten Tage zu, stets bestrebt Noth und Elend zu lindern und mit vollen Händen denen zu geben, die es bedurften.

R. A.

Am Familientische.

Haideschacht.

Gegenwärtig macht F. von Holsteins Oper „Haideschacht" mit Erfolg ihren Rundgang über die deutschen Bühnen. Der Text derselben stützt sich bekanntlich auf eine schwedische Bergmannssage, die auch von Rückert, Oehlenschläger und anderen poetisch behandelt wurde. Nach dieser Sage besitzt der tiefste unter den Schächten des berühmten Kupferwerkes zu Falun die Eigenschaft, die in ihm verunglückten Bergleute in einem so guten Zustande zu conserviren, daß, wenn die Leichen nach vielen Jahren entdeckt und an das Licht der Erde gebracht werden, sie sofort wieder zu erkennen sind und aussehen, als ob sie eben erst gestorben seien. In der Auffindung einer solchen Leiche gipfelt denn auch die Oper. Mit Unrecht hat man die Thatsache bezweifelt, die sich vollkommen natürlich erklären läßt, ja, wir können zu deren Erhärtung einen besonders merkwürdigen Fall anführen, der alle Zweifel ausschließt. Vor uns liegt ein altes Buch, das den Titel führt: M. Michael Ranfts Diaconi zu Nebra Tractat von dem Kauen und Schmatzen der Todten in Gräbern, worin die wahre Beschaffenheit derer hungarischen Vampyrs und Blutsauger gezeigt wird. Leipzig, bei Teubner 1734. Der gute Herr Diaconus bricht hier eine Lanze gegen den Aberglauben seiner Zeit und beweist mit allen möglichen Gründen, daß die sogenannten Vampyre, an welche die slavischen Völker heute noch glauben, Truggebilde seien. Aber, so sagt Magister Michael Ranft, daß Todte noch lange unverwest bleiben können, dafür will ich ein Beispiel anführen, das ich den durchaus glaubwürdigen Freiberger Annalen des Andreas Moller (S. 293) entnahm. Dort steht zu lesen: „Anno 1568 den 20. September hat man zu Ehren Friedersdorff in Sachsen Oswaldum Barthels, einen Bergmann, welcher vor 61 Jahren anno 1507 im Berge, der Seuberg genannt, verfallen (verunglückt), noch ganz unverweset in seiner ledernen Bergkappe und Kleidern, mit dem Grubenbeile, Unschlitttasche und Zscherper unversehener Weise wiedergefunden und mit gewöhnlichen Ceremonien zur Erde bestattet. M. Georgius Ruta, der damals Pfarrer in dem gedachten Städtgen, nachmals aber Superintendent zu Chemnitz gewesen, hat sich in der Leichenpredigt, die er diesem Bergmann gehalten, und die anno 1568 zu Freiberg gedruckt worden, von diesem sonderbahren Exempel eines unverweseten menschlichen Körpers also vernehmen lassen: „Wunderbar ist der Herr in seinen Werken! und wird dies forthin wunderbarlich und unglaublich zu sagen und zu hören seyn, zumahl an fremden Orten, daß man eine Leiche eines Bergmanns zur Erde bestattet, auch dabei eine Leichenpredigt gethan, der 60 Jahre zuvor verstorben, ehe denn der Prediger geboren, denn ich jetzo Gottlob! 31 Jahre bin." R. M.

Das Londoner Findelhaus.

Wenig Reisende, die London auf längere Zeit besuchten, haben es wohl versäumt, an einem Sonntag Vormittag dem Gottesdienst im Findelhaus (Foundling Hospital) in Guilford Street beizuwohnen und nach demselben zuzusehen, wie die Kleinen gespeist werden. Stets ist rings um die lange Tafel eine große Menschenmenge versammelt, man sieht dort Leute aus allen Ständen, und oft fällt unser Blick auf Frauen aus den niederen Ständen, deren Auge spähend über die Schar der lustig zugreifenden Kinder hinschweift. Da haftet plötzlich der Blick der Mutter auf einem der Kleinen, sie glaubt ihr eigenes Kind zu erkennen, das sie lange Jahre nicht gesehen — doch sie ist ungewiß, und fragen, mit dem Kinde sprechen darf sie nicht. Eine Thräne rollt ihr die Wange herab; dann schleicht sie tief seufzend davon. —

Gar manche solche Scenen hat das Londoner Findelhaus gesehen, über dessen Insassen das tiefste Geheimniß herrscht. Den Müttern gegenüber führen alle Kinder nur Nummern, und ersteren ist es einzig und allein gestattet, am Montage nach dem Wohlergehen von Nr. 50 oder Nr. 200 zu fragen. Zur Ehre des mütterlichen Herzens sei es gesagt, daß ziemlich viele Frauen hier Nachfrage halten, ja, daß einzelne regelmäßig am Montage erscheinen und still wieder davongehen, wenn sie erfahren haben, Nummer so und so viel ist gesund. Nur in den allerseltensten Fällen erfährt ein Findling seinen Namen; nie wird er den Eltern, selbst wenn diese nach ihm verlangen und in guten Verhältnissen sich befinden, ausgeliefert. Selbst da, wo es sich um Erbschaftsangelegenheiten handelt, und ein Findling durch bloße Nennung seines Namens zu großem Vermögen gelangen könnte, verweigert man die Auskunft. Ausnahmen von dieser unverletzbaren Regel verzeichnen die Annalen des Findelhauses nur sehr wenige. Im Jahre 1833 wurde aus besonderen Gründen ein schon 70jähriger Mann mit seinem wahren Namen bekannt gemacht, und einmal durfte eine Mutter ihr Kind wieder zu sich nehmen, nachdem der Arzt ein Zeugniß ausgestellt, daß ihr Leben in Gefahr stehe, wenn sie das Kind nicht wieder erhalte.

Das sind harte, ja unmenschliche Grundsätze, die im Foundling Hospital herrschen, ersonnen, um die Mütter abzuschrecken, ihre Kinder dort unterzubringen, um sie zu zwingen, nur in der höchsten Noth von dem Institut Gebrauch zu machen. Das „Haus der Mysterien" wird das weitläufige Gebäude in Guilfordstreet darum von den Londonern auch genannt; mancher Roman hat es sich zum Schauplatze erwählt, und vor kurzem ist es von dem königlichen Commissar Wrottesley sorgfältig im Auftrage der Regierung untersucht worden. Aus seinem keineswegs günstig lautenden Berichte, der theilweise den Schleier der Geheimnisse lüftet, wollen wir hier einiges Thatsächliche mittheilen, ohne uns in den Streit über Werth und Unwerth der Findelhäuser einzulassen.

Gegründet wurde es im Jahre 1739 von einem edlen Menschenfreunde, dem Kapitän Thomas Coram, der, entsetzt über den in furchtbarer Weise um sich greifenden Kindermord, armen Müttern hier ein Asyl eröffnen wollte, in welchem sie ihre Kinder unterbringen konnten. Noch bevor das Kind ein Jahr alt geworden, muß es in das Hospital gebracht werden. Die Aufnahme erfolgt nur unter den obenerwähnten harten Bedingungen, und nachdem eine Bittschrift von Seiten der Mutter eingereicht wurde, über deren Erfüllung die Directoren beschließen. Ist die Zulassung gewährt, so wird das Kind zunächst ärztlich untersucht; ist es gesund, so findet es Aufnahme — im entgegengesetzten Falle wird es abgewiesen. Nun aber beginnt eine Sorge für dasselbe, die im ganzen eine angemessene genannt werden kann. Es erhält seine Nummer, die auch in alle Kleidungs- und Wäschstücke eingenäht ist, wird zunächst in der Hauskapelle getauft und empfängt nun einen ganz gewöhnlichen Namen, wie Smith, Jones oder Brown, was in Deutschland etwa Müller und Meier bedeuten würde. Schon am folgenden Tage wird das kleine Wesen hinaus in die frische Luft auf das Land gebracht, wo es Unterkommen bei der stillenden Frau irgend eines ländlichen Arbeiters findet. Bringt dieses Verfahren auch naturgemäß manche Unzuträglichkeiten mit sich, da jene Frau das fremde Kind für Geld nie so gut wie ihr eigenes behandeln wird, so ist dieses doch die beste Art," um die Kinder aufzuziehen, weit besser, als das massenhafte Auffüttern in einem und demselben großen Gebäude. Ohnedies bleiben die Kinder unter der steten Aufsicht der umherreisenden Inspectoren des Findelhauses. Mit dem vollendeten fünften Jahre kehren die Kleinen nach London zurück; nun beginnt die Erziehung, der Schulunterricht. Mit 14 Jahren kommen die Knaben in die Lehre, auf die Marine; die Mädchen mit 15 Jahren in den Dienst. Aber noch bis zum 21. Jahre behält sie das Findelhaus im Auge und sorgt für sie. Dann sind sie sich selbst überlassen.

Ehe man zu diesem System gelangte, hatte das Institut mancherlei Entwicklungsphasen durchzumachen. Die Zahl der Kinder, welche anfangs aufgenommen wurden, war eine sehr beschränkte; war diese erreicht, dann hing man einen Zettel mit den Worten: „Das Haus ist voll" vor die Thür. Menschenfreunde unterstützten das Hospital, das bald vergrößert wurde; aber ob man auch Flügel auf Flügel anbaute, es ereignete sich doch, daß zuweilen hundert Mütter mit Kindern auf dem Arme vergeblich wartend vor der Thür standen. Da bewilligte 1754 das Parlament eine Summe von 10,000 Pfund jährlich, und verordnete, daß alle Kinder, welche gebracht würden, aufgenommen werden sollten. Diese Wohlthätigkeit en gros hatte üble Folgen und dauerte nur vier Jahre. Sie beförderte die Immoralität der Eltern und die Sterblichkeit unter den Kindern. Die Zahl der im ersten Jahre nach dieser Einrichtung aufgenommenen Kinder betrug 3727; im ganzen belief sich die der innerhalb jener vier Jahre zugelassenen auf 15,000, von diesen starben aber in demselben Zeitraume nicht weniger als 10,000. Nicht nur aus London, sondern auch vom Lande schaffte man die Kinder ins Findelhaus; arme Gemeinden verpflanzten kranke Waisenkinder dorthin, nur um für diese, deren Tod in Aussicht stand, die Begräbnißkosten zu ersparen. Kurz, die wohlthätige, echt christliche und menschenfreundliche Absicht, die bei der Gründung des Hauses obgewaltet, wurde geradezu in das Gegentheil verkehrt. Da hob 1759 das Parlament seinen Beschluß wieder auf, und die Zahl der Aufzunehmenden wurde auf 1000 beschränkt. Gegenwärtig beträgt sie 430, und die jährliche Aufnahmezahl beschränkt sich im Durchschnitt auf 32. Noch ein unglaublicher Mißgriff ist hier zu erwähnen, welcher in der Zeit Platz griff, als das Parlament seine Unterstützung zurückzog. Man gestattete nun, daß Kinder, ohne weiter nach deren Herkunft zu fragen, gegen die Erlegung einer Summe von 100 Pfund Sterling aufgenommen werden konnten. Damit war der Immoralität in den höheren Ständen wiederum Thür und Thor geöffnet, und nichts war bequemer, als auf diese Weise sich einer Frucht unerlaubten Umganges zu entledigen, und gleichzeitig das Gewissen einigermaßen zu beschwichtigen.

Das sind Mängel des Instituts, die zum Theil heute noch nachwirken. Schlimmer ist aber das System der Verheimlichung. Ein anderer Uebelstand, vielleicht der schlimmste, besteht darin, daß die Knaben nur zwei- bis dreimal im Jahre das Findelhaus verlassen dürfen, um einen Ausflug nach Primrose Hill (im Nordwesten Londons) zu machen; die Mädchen aber kommen niemals, bis zu ihrer Entlassung, ins Freie. Das wirkt natürlich auf die Körperbeschaffenheit der sonst gut genährten und gekleideten Kinder zurück. Wie der erwähnte Bericht sagt, erreichen nur wenige Findlinge von beiden Geschlechtern das mittlere Maß des Wachsthums. H. V.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.

Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

VI. Jahrgang. Ausgegeben am 28. Mai 1870. Der Jahrgang läuft vom October 1869 bis dahin 1870. **1870 № 35.**

Eine Cabinetsintrigue.

Historischer Roman von Georg Hiltl.

(Fortsetzung.)

Herr von Grumbkow handelt.

Die Entdeckungen, welche der Minister von Grumbkow gemacht hatte, waren von Erfolg gekrönt gewesen. Er beschloß deshalb schleunigst zu handeln, denn die Abwesenheit Clements mußte benutzt werden. Dennoch schien es ihm besser und seinem Vorhaben günstiger, die Abendzeit für den schweren Gang zu wählen, den er vorhatte. Als die Straßen Berlins schon einsam wurden, schlug der Minister den Weg nach dem Weidendamme ein.

Der Herr Baron von Heidekam saß in seinem mit den holländischen Kupferstichen geschmückten Zimmer. Seine Beschäftigung war eine höchst amüsante, denn sie bestand darin, daß der Baron kleine Geldrollen formirte, in deren Hülsen er verschiedene Münzsorten barg. Vor ihm stand ein kleines eisernes Kästchen, welches offenbar bestimmt schien, die Schätze aufzunehmen. In dieser angenehmen Beschäftigung unterbrach ihn der scharfe Ton der Hausglocke. Er schob eilig die Gelder zusammen und ließ sie in die Kassette verschwinden, dann entfernte er auch diese. „Es ist Bube," murmelte er, „keine Ruhe hat man. Ich darf dem Lüderjahn nicht das Geld zeigen — ich muß auf der Hut sein, für alle Fälle bin ich gesichert." Er warf einen freudigen Blick nach der Stelle, wo die Casse verborgen lag.

Sein Diener öffnete die Thür, steckte den Kopf ins Zimmer und rief halblaut: „Herr Baron, ein Besuch."

„Du solltest sagen, ich sei abwesend — ich habe Geschäfte," erwiderte Heidekam ärgerlich. „Gewiß der Herr Secretarius?"

„O nein — eine sehr hohe Person."

„Der König?" rief Heidekam zusammenfahrend.

„Beinahe."

„Nun zum Teufel, wer ist's denn?"

„Der Herr Minister von Grumbkow."

Heidekam schnellte fast bis zur Thüre. „Der Mi — ni — ster," stotterte er. „Bitte ihn herauf."

Heidekam war zwar betreten, der außergewöhnliche Besuch machte ihn ängstlich, indessen sagte er sich, daß Grumbkow mit sich reden lasse. Er ging deshalb festen Schrittes dem Minister entgegen, der ohne alle Umstände ins Zimmer trat.

„Ich störe wohl," begann Grumbkow, seine Augen durch den Raum schweifen lassend.

„Excellenz können stets nur willkommen sein," erwiderte Heidekam, der dem hohen Gaste einen Sessel brachte.

Grumbkow ließ sich auf das dargebotene Polster nieder. „Herr Baron," begann er. „Nicht wahr, Sie sind Baron?"

„Es ist so, Excellenz."

„Also, Herr Baron, Sie werden sich wundern, daß ich Ihnen zu so außergewöhnlicher Zeit meine Aufwartung mache."

„O! — Excellenz — ich —"

„Keine Complimente, vielmehr schnell zur Sache! Ich bin darauf bedacht, meine Freunde, meine Gesellschaft stets mit den interessantesten Persönlichkeiten der Residenz bekannt zu machen — das ist so vortheilhaft für die Conversation —"

„Gewiß — gewiß," fiel Heidekam ein, der mit gespannter Erwartung auf den eigentlichen Zweck dieser Unterhaltung lauerte.

Nun denn, ich hörte viel von einer interessanten Persönlichkeit, dem ehemaligen Officier in spanischen Diensten, einem geborenen Ungar, Herrn von Zoreck reden. Ich wünschte sehr die Bekanntschaft dieses Herrn zu machen — ihm mein Haus zu eröffnen."

Heidekam rückte auf seinem Sessel hin und her — er sah eine Wetterwolke aufsteigen, es schien ihm geboten, einen abweisenden Ton anzunehmen. „Excellenz, ich bedaure," sagte er, mit den Fingern auf seinem Knie trommelnd, „daß Sie sich des interessanten Umganges jenes Herren nicht erfreuen werden. Denn so viel ich in der Stadt gehört habe — ist Herr von Zoreck schon seit längerer Zeit fern von Berlin."

„So viel Sie *gehört* haben?" fragte der Minister scharf.

„Ja wohl. Ich hörte es — wenn ich nicht irre, bei Vincent in der Brüderstraße."

„So, so — ich meinte vernommen zu haben, daß Sie sich der besonderen Freundschaft jenes Herren zu rühmen hätten."

„Nicht mehr, als noch viele andere. Der Hauptmann von Zoreck hat mit den Gästen Vincents vielfach verkehrt."

„Machte er auch mit ihnen Promenaden die Roßstraße entlang, um im Hause des Notars Job zu verweilen?" fragte mit erhobener Stimme der Minister, indem er seine Hand fest auf des Barons Knie legte.

Heidekam warf den Kopf zurück. „Excellenz, ich bin — ich weiß nicht — was soll das heißen?" rief er trotzig.

„Das soll heißen, mein Herr Baron: ich verlange von Ihnen zu wissen, was Sie in Gesellschaft jenes soi-disant Hauptmanns bei dem Notar Job zu thun hatten, als Sie am fünften dieses Monates ein Packet Papiere dort niederlegten und nach einiger Zeit wieder ohne dasselbe in der Straße erschienen."

„Bin ich Ihnen Rechenschaft schuldig?"

„Ja — mir, dem Minister, sind Sie es. Sie müssen mir erkenntlich dafür sein, daß ich in Person diese Erkundigungen einziehe, und nicht, kraft meines Amtes, den Polizeimeister mit dem Verhöre beauftragte."

„Aber meine Bekannten — meine Freunde —"

„Müssen sich ebenfalls einer Unterhaltung mit der Polizei unterwerfen, wenn sie so verdächtige, zweideutige Personen, wie Ihr Freund der Hauptmann Zoreck, sind."

„Sie wollten ihn also nicht zu Tische laden?" fragte Heidekam, boshaft lächelnd.

„Vielleicht doch, mein Herr. Aber es müßte dann hinter dem Stuhle des Eingeladenen ein Büttel stehen, der ihn nach kurzem Verhör in die Hausvogtei liefern würde."

„Man bringt aber in Preußen die Leute nicht so ohne weiteres in Ketten und Bande — und da auch der schwerste Verbrecher ein Verhör zu bestehen hat, möchte es sich allenfalls ereignen, daß besagter Hauptmann Zoreck doch Mittheilungen machen könnte, die selbst hohen Personen keine angenehme Nachtruhe bereiten dürften."

Grumbkow biß sich zwar die Lippen, aber er war dennoch von dieser Auslassung sehr befriedigt. Es ward ihm zur Gewißheit, daß der Ungar den Baron Heidekam zum Mitwisser gemacht hatte. Grumbkow k a n n t e die Gefahr — das verringerte sie. „Ich werde mich nicht darauf einlassen, Ihnen über diese Phrase Erklärung abzufordern," sagte er kalt. „Ich komme auf den Hauptpunkt: was wissen Sie von jenem Zoreck?"

„Gar nichts, als daß er ein entlassener Hauptmann ist."

„Mein Herr Baron, spaßen Sie nicht mit mir, ich bin gefährlich."

„Ich zweifle nicht daran, Excellenz, aber was wollen Sie mir anhaben? Kann ich nicht mit einem Manne, der frank und frei in Berlin lebt, umhergeht und sich amüsiert, zum Notar Job in das Haus kommen, um dort Papiere jenes Mannes niederzulegen?"

„Ja! das ist es," rief Grumbkow. „Sie haben also bei Job Papiere jenes Ungarn niedergelegt?"

Heidekam knirschte leise mit den Zähnen. Er hatte sich eine Blöße gegeben. Grumbkow benutzte ohne Zögern seinen Vortheil. „Was waren das für Papiere?"

„Ich weiß es nicht," entgegnete Heidekam, der unsicher wurde.

„Sie wissen nicht, welche Papiere ein Mann bei dem Ihnen befreundeten Notar hinterlegt?"

„Soll ich — muß ich das wissen? Ich weiß es nicht."

Grumbkow stand auf. „Ich werde Sie nicht länger behelligen, mein Herr," sagte er höhnisch, „sondern veranlassen, daß der Herr Generalauditeur von Katsch diese Unterhaltung mit Ihnen fortsetze."

Bei Nennung dieses Namens überflog eine Leichenblässe das schon ohnehin nicht sehr lebhaft gefärbte Antlitz des Barons. „Wie, Excellenz, Sie wollten einen unbescholtenen Mann —"

„Vor dem Richter gibt es keine Unbescholtenheit."

„Das ist eine seltsame Anschauung."

„Ich habe sie nun einmal. Am wenigsten halte ich Leute für unbescholten, welche dergleichen Connaissancen haben, wie Herr von Zoreck es ist. Kurz und gut — Sie sind der Genosse, oder Sie sind Spielball eines Betrügers."

Es ist leicht begreiflich, daß Heidekam bei den energischen Worten des Ministers in Schrecken gerieth. So hielt er es nicht für angemessen, die persönliche Betheiligung des Herrn von Katsch bei dieser Sache abzuwarten. Er durfte aber dennoch nicht allzu vorschnell mit der Beichte über Clement heraustreten, hatte doch der Minister nicht einmal den wahren Namen Zorecks genannt. „Ich bleibe dabei stehen, daß ich den Inhalt jener Papiere nicht kenne," sagte er. „Soviel ich gesehen zu haben glaube, enthielten sie Verschreibungen über ein in Böhmen abzuschließendes Geschäft. Ich kann den Hauptmann nicht für einen Betrüger halten."

„Das thut nichts zur Sache," fuhr Grumbkow fort. „Es ist Ihr eigener Schaden — wie der des Herrn Job, in dessen Hause allerlei Dinge geschehen, die nicht geschehen sollten. Es haben daselbst Leute — Personen Zutritt, welche ganz geeignet sind, Intriguen von höchster, nachtheiligster Bedeutung anzuknüpfen. Durch diese Personen ist man veranlaßt worden, das Haus des Notars genauer zu beobachten, und diesem Umstande verdanken Sie es, mein Herr, daß auch Ihre ziemlich räthselhafte Persönlichkeit der Gegenstand polizeilicher Recherchen werden wird, ich kann Ihnen nur rathen — offen zu sein und mir zu entdecken: was es für eine Bewandniß mit jenem Hauptmann von Zoreck hat, in dessen Gesellschaft Sie sich oft genug befunden haben — ich gebe Ihnen die Versicherung, daß ich, wenn Sie schweigen, wenn Sie Auslassungen verweigern — Ihre Verhaftung veranlasse. Sie stehen alsdann morgen früh vor dem Generalauditeur Herrn von Katsch."

„Aber ich weiß nichts, Excellenz," rief Heidekam in einem weinerlichen Tone. „Was soll ich denn aussagen?"

„Ist Zoreck der wahre Name des Menschen — der sich in Berlin umhertrieb?"

„Nein —" antwortete nach einigem Zögern Heidekam. „Sein Name ist Jakob Clement."

Grumbkows Gesicht zeigte einige Befriedigung. „Wie und weshalb kam dieser Mensch nach Berlin?" fragte er mit schärfer, befehlender Stimme.

„Excellenz, rütteln Sie daran nicht," entgegnete Heidekam. „Ich kann Ihnen in der That nichts Bestimmtes darüber sagen — Sie sehen sonst meine Bereitwilligkeit, Ihnen zu dienen — aber ich weiß nur so viel: daß jener Mann, der heute schon ganz außerhalb Ihrer Gewalt ist, im Besitze von Geheimnissen, von Mitteln zur Enthüllung wichtiger Dinge sich befindet, die ebenfalls geeignet sind, die darin verwickelten Personen in nähere Berührung mit Herrn von Katsch zu bringen."

Jetzt vermochte Grumbkow eine Regung der Besorgniß nicht zu unterdrücken. Er war jedoch mit der Kunst der Selbstbeherrschung vertraut genug. Der Baron merkte diese Bewegung nicht.

„Es besteht also," fuhr der Minister fort, „ein vollständiges, wohlgeformtes Complott. Es gibt Leute, welche darauf bedacht und gerüstet sind, Diener des Staates in schrecklicher Weise zu verläumden — m i c h zum Beispiel. Sie haben mir das deutlich genug zu verstehen gegeben — wohlan denn, um Ihnen zu zeigen, daß ich nichts fürchte, werde ich jetzt, gerade darauf hin, in der nächsten Viertelstunde, Ihre Verhaftung beantragt haben."

Der Minister spielte einen Trumpf gegen Heidekam aus. „Excellenz," rief dieser, „was habe ich verbrochen? Weshalb diese Strafe für meine Bekanntschaft mit dem Ungar?"

„Bekennen Sie," rief der Minister. „Jener Clement ist angestiftet, mich zu verderben. Ich weiß, daß er durch Feinde von mir, welche in Wien, in Holland und Hannover ihren Sitz haben, gedungen ward, ich weiß, daß die Königin ihn kommen ließ."

Grumbkow bohrte bei diesen Worten seine Augen in das Antlitz des Barons, er wartete sehnsüchtig auf den Erfolg dieses Manövers.

„Nein," rief Heidekam, „Sie täuschen sich, Excellenz. Nicht die Königin ließ den Ungarn kommen. Er kam — ich weiß nicht, durch wen gesendet, an Frau von Blaspiel empfohlen."

Grumbkow ließ einen hellen Laut der Freude hören, seine List war gelungen. Indem er vorgab, die Königin in Verdacht zu haben, entlockte er dem Baron den Namen der Blaspiel. „Frau von Blaspiel?" fragte er, den Ueberraschten spielend. „Aber freilich — was wundere ich mich? Sie war von jeher meine Feindin, meine Verderberin. Sie also ist die Anstifterin des Complottes, der König soll es wissen — es wird ein Gericht ergehen über diese Leute."

Er schritt heftig in dem Zimmer hin und her, dann blieb er einige Schritte vor Heidekam stehen. „Ich bedauere," fuhr er fort, „daß alle, welche hierbei betheiligt sind, in ihr Verderben rennen — also auch Sie, mein Herr, dessen Bekanntschaft mit jenen Dingen durch Ihr eigenes Geständniß außer Zweifel ist."

„Excellenz, was soll ich thun? Wie kann ich mich retten?"

„Durch nichts," sagte Grumbkow kalt, seinen Handschuh anziehend. „Sie, jener Clement, wenn man ihn erreichen kann, die ganze Familie Job — sind verloren. Wenn ich vorhin von verdächtigen Personen sprach, welche im Hause des Notars Zutritt haben, so schwebte mir dabei Frau von Blaspiel — meine alte Feindin, vor. Ich weiß, daß sie viel bei dem Job verkehrt — sie hat jenen Betrüger gedungen, nach Ihrer Aussage ist es so — ich zweifle nicht daran, und ohne alle Frage soll ich das Opfer dieses bösen Weibes werden — ich bin Ihnen dankbar für diese Enthüllung, aber ich kann den Lauf des Rechtes nicht hemmen, besonders wenn der König erst die Sache in der Hand hält — ich muß außerdem wissen: was die Blaspiel beabsichtigt hat — zu welchem Zwecke sie jenen Menschen gegen mich brauchen wollte, welche Gründe solche Schandthat veranlaßten."

Grumbkow betrachtete mit Seitenblicken den Baron — er erwartete noch mehr Enthüllungen — er sollte sich nicht täuschen. Auf dem consiscirten Gesichte Heidekams vermochte der Minister einen Kampf zu beobachten. Der Baron hatte während Grumbkows Rede plötzlich eine Art von Traumbild oder Vision vor sich aufsteigen sehen. Es war ihm, als sehe er nicht weit von dem Platze, wo er stand, eine Oeffnung im Fußboden, und als stiege aus dieser Oeffnung eine Hand, welche ein wohlversiegeltes Packet halte, dessen Form dem Baron sehr bekannt vorkam — ebenso schnell, als sie entstanden, verschwand die Vision auch wieder, aber Heidekam wußte jetzt, was er gesehen. Er mußte sich zu retten suchen, und er meinte, den Preis für diese Rettung gefunden zu haben.

„Excellenz," sagte er, sich verneigend, „ich bitte um Vergebung, wenn ich indiscret erscheine, aber meine Verbindungen sind verschiedener Art, außerdem ist es kein Geheimniß, daß Sie nicht besonders freundschaftlich zur Frau von Blaspiel — ja, zu einer noch höheren Person stehen. Meine Kenntniß der Verhältnisse geht aber noch weiter. Ich glaube zu wissen, daß Euer Excellenz in große Conflicte wegen eines Actenstückes gerathen sind, dessen Inhalt für Ihre staatsmännische Zukunft von unabsehbaren Folgen sein dürfte."

„Mensch — was wißt Ihr davon?" rief der Minister, den Baron an die Brust greifend. „Hat jener Abenteurer, mit welchem Ihr verkehrt, sich bereits so fest in die Gunst eines hohen Mannes gesetzt, daß ihm die gefährlichsten Geheimnisse anvertraut wurden?"

„Woher ich meine Kenntniß habe, kann Euer Excellenz gleichgültig sein — genug, ich weiß es, und wenn meine Aeußerungen vorhin zum Verräther an mir wurden, so sehe ich jetzt ganz klar, daß Euer Excellenz ebenfalls durch meine Andeutungen sich ein wenig bloß geben." Er konnte den Triumph nicht unterdrücken, er hatte einen Vortheil über den Minister errungen.

„Seht Ihr nicht ein," fuhr Grumbkow fort, „wie Euch solche Wissenschaft erst recht verderben muß? Meint Ihr, ich würde nicht alle Mittel aufbieten, einen Menschen, der mir durch Plaudereien schaden kann, unschädlich zu machen?"

„Ich hoffe, Excellenz werden mit sich reden lassen. Es wäre gar nicht so unmöglich, daß ich Euer Excellenz recht nützlich sein könnte — ja, vielleicht könnte ich ein wichtiges Werkzeug für Ihre Pläne werden. Wenn es sich daher nur um Frau von Blaspiel handelt, so könnte ich Euer Excellenz wohl auf gewisse Spuren bringen — vorausgesetzt, daß ich nicht weiter in Verwickelungen geriethe —"

„Heraus mit der Sprache," rief der Minister ungeduldig.

„Es ist nach der sehr scharfsinnigen Combination Euer Excellenz wohl außer Zweifel, daß Frau von Blaspiel die Intriguen mit Clement eingeleitet hat; wie viel Wahres an der ganzen Sache ist — das vermag ich selbst nicht zu entscheiden, das würde eine Untersuchung ans Tageslicht bringen, jedenfalls handelt es sich für Sie, Herr Minister, auch zugleich um die Erlangung — mindestens um die Einsicht in ein höchst wichtiges Document, nach dessen Besitz Sie wohl schon seit langer Zeit streben."

Grumbkow fuhr auf. „Das Testament," sagte er.

„Das meine ich eben," erwiderte Heidekam. Wenn mein Freund Clement etwa nicht wieder nach Berlin käme, was er gewiß beabsichtigt, dann wäre es doch sehr wichtig für Eure Excellenz, wenn Sie jenes Actenstück in Händen haben könnten, wenn es möglich wäre, dem Könige zu beweisen, daß Frau von Blaspiel gegen Ihre Person intriguirte und sogar die geheimsten Vorfälle, Familienangelegenheiten des königlichen Hofes in höchst leichtfertiger Weise der zweideutigen Discretion ihrer Freunde anvertraut hat."

„Nun? Der Schluß? Wie soll das bewiesen werden?"

„Einfach dadurch: daß ich Euer Excellenz jenes Testament im Original verschaffe und Ihnen die Mittel an die Hand gebe: dem Könige den Beweis zu liefern, daß Frau von Blaspiel ein so wichtiges Document dem Notar Job zur Aufbewahrung übergeben, demnach ohne Zweifel diesen vom Könige nicht besonders gern gesehenen Mann zum Mitwisser des Inhaltes besagten Testaments gemacht hat, um ihn von der Wichtigkeit des anvertrauten Schatzes zu überzeugen."

„Sehr richtig — sehr richtig," rief Grumbkow. „Wie? Das wichtige Document hat die Blaspiel dem Advokaten Job anvertraut? Es befindet sich in seinen Händen?"

„Ich kann nicht sagen, ob dies noch jetzt der Fall ist, aber ich weiß bestimmt, daß es sich in seinen Händen, in wohlverwahrtem Verstecke befand."

„Wo ist der Ort, der diesen Schatz birgt?"

„Das müßte nun mein Geheimniß bleiben," sagte Heidekam ruhig. „Aber ich würde Euer Excellenz gern die Gefälligkeit erweisen, mich in den Besitz des Documentes zu bringen, um dasselbe Ihnen alsdann auszuliefern."

„Wenn das möglich wäre," rief Grumbkow mit funkelnden Augen, „dann würde ich Euch von allen Fährlichkeiten befreien — sucht mir dieses Ding zu schaffen, und nicht nur eine vollständige Befreiung von jeder Gefahr — nein, eine hohe Belohnung soll Euch zu Theil werden."

Heidekam macht einen tiefen Diener.

„Ich verlasse mich auf Euer Wort," sagte der Minister, seinen Hut ergreifend. „Wenn Ihr mir das Document verschafft — dann soll es Euch zu großem Nutzen gereichen. Merkt auf, mein Herr Baron. Von diesem Augenblicke an habe ich alle Ursache, Euch genau beobachten zu lassen. Ihr seid ganz in meiner Hand, und nur die pünktlichste Ergebenheit kann Euch retten — bringt Ihr mir das Document, so ist das Urtheil für Euch geschwunden, und es wird alsdann alles sich gut verlaufen."

Er griff den Drücker der Thür. Heidekam geleitete ihn hinaus.

„Es muß gelingen," sagte Grumbkow, die Treppe hinabsteigend. „Die Herren Diplomaten haben alle Beschuldigungen abgewälzt — die ganze schreckliche Sache wird als ein Betrug des gefährlichen Abenteurers hingestellt, beweisen kann er nichts. Sein Zeugniß wird er nie mehr selbst abgeben können, denn er wird froh sein, daß er fern von Berlin in Sicherheit ist — also wäre diese Gefahr vorüber. Die Cabinette leugnen alles — he! he! Herr von Flemming, Herr von Manteuffel, ich wäre beinahe in die Falle gegangen — aber noch schlug sie nicht zu — im Gegentheil, ich werde siegreich hervorgehen mit dem Testamente in der Hand. Wenn jener Schuft aber log?" Der Minister zog seine Stirn in Falten um nachzusinnen. „Jedoch," fuhr er in seinem Monologe fort, „da wäre ein kühner Handstreich so recht am Platze. Man müßte das Haus jenes Notars überfallen — alles versiegeln lassen, dann mit Katschs Hilfe jeden Winkel durchstöbern, das Document suchen und wenn es in meinen Händen ist — — sehr gut, sehr wichtig, daß ich weiß: es befindet sich in Jobs Händen. Nun brauchen wir den Herrn Baron Heidekam nicht. Ich werde ihm zuvorkommen; ehe er sich an die Entwendung macht, werde ich das Document in Händen haben und dann wirft man den Schurken als unnütz bei Seite. Warten Sie nur, Frau von Blaspiel, auch mit Ihnen werde ich bald furchtbare Abrechnung halten." Er beschleunigte seine Schritte.

„Es geht nicht anders," sagte Heidekam, die Thür schließend und in dem Zimmer auf- und niedergehend. „Ich muß mich herausziehen. Nach solchem Dienste ist der Minister mir zu großem Danke verpflichtet. Ich habe nichts mehr zu fürchten. Wann und wie aber komme ich an das Document —? Es liegt in dem Wandschranke Jobs — hm! Ueberlegen wir einmal, wie es zu erlangen wäre."

Der Baron von Heidekam warf sich in einen Sessel und verfiel in Nachsinnen.

Die ersten Schläge.

Trotz der sorgfältigsten Bemühungen von Seiten des Königs und aller bei den Ereignissen Betheiligten war dennoch das Gerücht von außerordentlichen Entdeckungen, von einem furchtbaren

Complotte, welches gleich der Pulververschwörung in England sich durch Hochsprengung eines Theiles des königlichen Schlosses bemerkbar machen sollte, in das Publikum gedrungen. Selbst in der königlichen Familie wurde trotz der günstigen Veränderung im Wesen des Monarchen die Stimmung nicht heiterer, weil der König über das, was nur ihm bekannt geworden, unverbrüchliches Schweigen bewahrte.

Wie in jeder gefährlichen Lage des Lebens, war auch hier für die Personen des Hofes, welche in Beziehungen zu den Vorfällen standen, jenes Schweigen furchtbarer, als die schlimmste Gewißheit — und unter diesen Personen stand Frau von Blaspiel in erster Linie. In steter Besorgniß vor dem nahen Ausbruche hatte sie nur die Hoffnung: Clement werde nicht wieder nach Berlin zurückkehren; sie mußte Gewißheit zu erlangen suchen, und es schien ihr dazu niemand geeigneter, als der Advokat Job, der ihr befreundet war, der die Hütung eines Schatzes übernommen hatte, dessen Werth für Frau von Blaspiel wichtiger, als der Besitz vieler Tausende sein mußte.

In ihren schweren, seidenen Capuchon gehüllt, schlich Frau von Blaspiel weit mehr, als sie ging, dem Hause in der Roßstraße zu. Sie zog behutsam die Glocke. Einige Zeit darauf ward geöffnet; Elisa stand vor der Harrenden.

„Laß mich schnell eintreten, mein Kind," flüsterte Frau von Blaspiel. „Ich komme mit schwerem Herzen."

„Sie finden stets Freunde, gnädige Pathe," sagte Elisa, die Dame in das große Zimmer mit dem Erker führend.

Frau von Blaspiel warf ihren Mantel ab und erfaßte Elisas Hände. — —

Um die nun folgenden Ereignisse dem Leser genau zu vergegenwärtigen, ist es nothwendig, einige Stunden zurückzugehen. Noch ehe Frau von Blaspiel den Entschluß faßte, bei Job über die Sachlage Erkundigungen einzuziehen, war der Minister von Grumbkow in das königliche Schloß geeilt. Als er oben im Vorzimmer angekommen war, fand er Eversmann, der seit des Königs Umwandlung wieder freier athmete, das heißt, seine alte Dreistigkeit angenommen hatte.

„Eversmann," rief der Minister so laut, daß es die nächststehenden Wachtoffiziere hören konnten, „melde Er mich bei Seiner Majestät."

Eversmann zuckte die Achsel und trat dem Minister ganz nahe. „Excellenz," flüsterte er, „Sie wissen, wie gern ich Ihnen zu Diensten bin, aber ich glaube in Ihrem eigenen Interesse bitten zu müssen, auf dieser Audienz nicht bestehen zu wollen. Seine Majestät haben Sie seit längerer Zeit nicht privatim empfangen, und ich meine, es sollten von Ihrer Seite doch erst Schritte geschehen, die zu einer höchsten Erlaubniß führen könnten —"

„Wischiwaschi," rief der Minister, „ich komme mit wichtigen Dingen, und ich werde mich nicht abweisen lassen. Ist Er dazu da, die Leute von Rang beim Könige zu melden? Ja oder nein?"

„Ja — allerdings."

„Gut denn, ich nehme alles auf mich. Ich muß den König sprechen —" er setzte leise hinzu: „Wage Er die Meldung — ich will es Ihm wohl vergelten."

Eversmann schlich von dem Minister fort und in des Königs Cabinet. Nach einiger Zeit kam er wieder heraus und zwar mit heiterem Gesichte. „Der König hat Ihnen eine Audienz bewilligt, Excellenz," sagte er.

Ohne ihn weiter einer Antwort zu würdigen, eilte Grumbkow in das Cabinet, als habe er keine Sekunde zu verlieren. Er fand den König in seiner gewöhnlichen Promenade begriffen, die auch nicht bei des Ministers Eintritt unterbrochen wurde.

„Aha — endlich sehe ich Euch einmal wieder," sagte der König ein wenig höhnisch, seinen Gang fortsetzend, „es ist lange her, daß ich das Vergnügen hatte."

„Nicht meine Schuld, Majestät," entgegnete der Minister, „ein böses Wetter lag hier auf dem Schlosse, und man fürchtete die Blitze. Wenn Sie gewollt hätten, es wäre sogleich reiner Himmel gewesen, und dann hätten Sie nur zu kommandiren brauchen — wir wären gleich gekommen."

„Na ja, ich kenne das," rief der König, „wer ein recht gut Gewissen gehabt hat, der konnte immer hereinkommen."

„Zweifeln Majestät an der Reinheit meines Gewissens?" rief Grumbkow mit einer Stimme, die fast drohend klang.

„Schweige Er," brauste der König auf, „ich habe meine Gedanken wie ich will, denn ich bin der Herr — verstanden?"

Grumbkow ließ sich jedoch nicht irre machen. Seine Blicke fielen auf das Zifferblatt der großen Standuhr, und er sagte sich, daß jede Minute den Baron Heidekam näher zum Ziele bringen werde, denn der Genosse Clements wollte das wichtige Papier in des Ministers Hände liefern und konnte dabei zugleich Dinge auf die Seite schaffen, welche ohne Zweifel zu den geheimnißvollen Vorgängen nothwendig waren, die Clement vorbereitet hatte und deren verworrene Fäden in die Cabinette von Dresden, Wien und London ausliefen, denn daß Clement auf irgend eine Weise in den Besitz wichtiger Aufschlüsse über das Complott gekommen war, daran konnte der Minister nicht zweifeln. In dem Hause Jobs aber mußte eine Art von Hafen sein, in dem die Genossen ihre Mittel zur Durchführung der Pläne bargen. Grumbkow brannte vor Begierde, seine Hände nach diesen Schätzen auszustrecken.

„Majestät," sagte er ruhig, „mögen urtheilen wie Sie wollen — das müssen wir, die Diener, uns gefallen lassen, aber hören Sie, gnädigster Herr, unsere Rechtfertigung an, denn es ist sehr leicht möglich, daß Sie eben dadurch auch für Ihre hohe Person einen Vortheil ziehen."

„Worin habe ich eine Rechtfertigung von Ihm verlangt?"

„Dadurch Majestät, daß Sie mir vorwarfen, die Furcht, das Gewissen habe mich so lange von Eurer Majestät ferngehalten. Sie selbst, mein gnädigster Herr, haben Ihre Getreuen fern gehalten, weil ein Nichtswürdiger es gewagt hat, uns zu verleumden, den König in ein Meer von Sorgen zu stürzen, durch die falsche Anklage wider Männer, welche bereit sind, für Sie ihr Leben zu lassen."

Grumbkow hatte sich glücklich in eine Extase hineingeredet, welche fast der Erregung eines empörten Gefühles gleich kam.

„Was wißt Ihr von jenem Menschen? He? Was sagt Ihr von ihm?" rief der König, dicht an den Minister tretend.

„Oh — Majestät," sagte Grumbkow, einen bitter lächelnden Zug um seinen Mund spielen lassend, „wenn Sie Ihre besten Freunde nicht rufen, wenn ein nichtswürdiger Schurke im Stande ist, Sie in ein Meer von Trübsinn zu versenken, dann freilich dürfen Sie sich nicht wundern, wenn jene Freunde fern bleiben, aus Furcht von Ihnen wie Verräther oder Complottirer behandelt zu werden — nicht des bösen Gewissens halber. Aber das ist nur ein Nachtheil für Sie, gnädigster Herr. Ich war jenem Clement längst auf der Fährte."

„Wie, Ihr wißt den Namen?" fragte der König, den Minister erstaunt anblickend.

„Ich wußte ihn längst," sagte Grumbkow gleichgültig, „ich weiß auch, welche Verleumdungen er ausstreute."

„Das wißt Ihr vom Dessauer," fiel der König ein.

„Nur eine Bestätigung hätte ich durch den Fürsten erfahren können, wenn dieser mit mir darüber gesprochen. Ich selbst wußte längst, wie die Sachen standen, und um Eurer Majestät den unumstößlichen Beweis zu liefern, bitte ich nur, mir vorher einige Fragen gnädigst zu beantworten."

„Alle Wetter, da bin ich doch neugierig," sagte der König, sich in einen Sessel werfend und die Hände auf seine Knie stemmend.

„Haben Eure Majestät sich an die Höfe von Dresden, Wien und Hannover um Aufklärung gewendet?"

„Ja," sagte der König.

„Es ist dies hinter meinem Rücken geschehen," sagte Grumbkow verletzt, „mag es darum sein. Haben die genannten Höfe nicht diesen Verdacht als einen abscheulichen zurückgewiesen?"

„Das haben sie freilich", rief der König; „Cnyphausen schreibt mir alle Tage von Wien aus, daß sie sich vor Zorn überschlagen, und ich erhalte täglich neue Briefe und Schreibereien, in denen sich die Herren hoch und theuer verschwören, daß sie nichts Böses wider mich im Schilde geführt haben."

Grumbkow preßte seine Hand auf die Brust und holte tief Athem. „Sie haben also das Complott fallen lassen — es ist geschehen, wie Manteuffel gesagt hat — dieses Mal waren sie wenigstens ehrlich," sagte er zu sich selbst.

„Ich habe nie daran gezweifelt," sagte er laut. „Man kann wohl eine offne Fehde, aber nicht einen so schlechten, hinterlistigen Kampf erwarten."

„Stille — stille," sagte der König. „Es wäre nicht das

erste Mal. Ich habe schon genug zu hören gekriegt, und mein Vater selig hat nicht umsonst über das Reich geklagt. Uebrigens wird es sich wohl herausstellen, denn es wird mit dem Clement hart aus Verhör gehen, wenn ich ihn wieder in Berlin habe."



Der Handel um das Vogelnest.

Nach dem Gemälde von F. Hiddemann.

„Clement — kommt — nach Berlin!" rief der Minister, erschreckt einen Schritt zurückweichend. „Er wagte es?"

„Sehr möglich," entgegnete der König. „Ich habe Ordre gegeben, ihn herzubringen."

Grumbkow biß sich die Lippen, er mußte jetzt den Hauptschlag thun. „Und seine Mitschuldigen hier in Berlin?" sagte er.

„Mitschuldige?" fragte der König verwundert.

„Eure Majestät haben mich vorhin unterbrochen, sonst wäre ich bereits am Ende meines Berichtes. Ich sagte: daß ich dem Abenteurer längst auf der Spur gewesen sei — aber ich kannte nicht nur seinen Namen, seine Absichten — ich weiß sogar, wo eine Art von Magazin für seine schädlichen Waffen, ein Depositorium für seine Ränkeschmiedereien sich befindet."

Der König blickte den Minister scharf und drohend an. „Hüte Er sich, mir Märchen aufbinden zu wollen," sagte er, langsam seine Hand erhebend.

Grumbkow zitterte — wußte er doch nicht mit Bestimmtheit, ob sich in dem Hause des Advokaten wirklich so wichtige Papiere oder Gegenstände vorfinden würden, welche Clement einen schweren Sturz bereiten konnten. Indessen hatte er doch das Testament in Aussicht, und da sicherlich Katsch die ganze Angelegenheit leitete, unterlag es keinem Zweifel, daß das wichtige Document in Grumbkows Hand gelangen werde. Der Minister hielt des Königs Falkenblick aas und sagte: „Es wäre möglich, daß der Verrath, welcher jetzt nach allen Richtungen hin arbeitet, auch hier zuvorgekommen wäre, wenn es aber gelänge, demselben die Spitze abzugewinnen, so möchten sich wohl Entdeckungen machen lassen — aber Eile ist nothwendig. Jener Hafen, in welchem der Betrüger einen Theil seiner Waffen birgt, ist das Haus des Advokaten Job in der Roßstraße."

Der König schlug heftig mit der Faust auf den Tisch, als er diesen Namen wieder hörte. „Ist denn der Kerl des Teufels?" rief er. „Ihr wißt gewiß, daß jener Clement mit dem Job verkehrte?"

„Das kann ich Eurer Majestät auf mein Wort versichern. Ich weiß, daß Clement die öfteren Besuche im Hause des Advokaten Job gemacht hat — ich habe Anzeichen, daß er daselbst gewisse Dinge verborgen hat."

Heftiger als sonst schritt der König im Zimmer auf und nieder. „Ueberall Verräther — Schurken" knirschte er. „Was ist zu thun? Wie soll ich ihnen an den Hals kommen?"

Grumbkows Moment war gekommen. „Da Eure Majestät mir ein wenig geneigter scheinen," sagte er mit sanftem Tone, „möchte ich mir einen Varschlag erlauben, dessen Annahme die Sache mit einem Schlage beenden würde. Ich gebe jedoch zu bedenken, daß hier nur die größte Eile Nutzen schaffen kann."

„Nun denn? Wenn's Eile thut, warum denn so viel Federlesens?" rief der König ungeduldig.

„Geben Majestät mir die Ordre, sofort dem Herrn Generalauditeur von Katsch in Höchst Ihrem Namen den Befehl zu ertheilen, das Haus des Notars Job polizeilich besetzen und die Acten räumen, die Bibliothek, das Arbeitszimmer des Notars unter gerichtlichen Siegel legen zu lassen. Von großer Wichtigkeit dürfte es sein, den Notar Job mindestens auf ein paar Tage in die Hausvogtei stecken zu lassen. Während dessen müßten dann die Papiere, die Acten und dergleichen Schlupfwinkel genau — unter scharfer Controlle des Herrn Auditeurs durchsucht und durchstöbert, auch Job genau befragt werden — sicherlich würde man alsdann der ganzen Sache auf die rechte Spur kommen."

Grumbkow hatte diese Auseinandersetzung mit großer Geläufigkeit gemacht, er war wieder mitten in der Sache, er griff in das Getriebe ein, aus welchem er schon als unnützes Rad entfernt zu werden fürchtete. Der König schien geneigt seinem Vorschlage beizupflichten. „Es ist mir lieb, daß Ihr selbst den Katsch vorgeschlagen habt. — Wohlan denn, die Gerechtigkeit soll ihren Lauf haben. Fiat justitia pereat mundus," sagte er schnell zum Tische tretend und eine Ordre schreibend, welche er dem Minister reichte.

Grumbkow betrachtete die ungeheuerlichen Buchstaben, aber der König sagte: „Gebt sie nur an Katsch, der kennt die Kritzeleien schon — und ich lasse das tiefste Stillschweigen über alles befehlen, was auch gefunden wird — sonst nehme ich jeden beim Kragen, der plaudert. Wenn's geschehen ist, will ich alles selbst hören und sehen."

Grumbkow machte keine Gegenrede, sondern drückte das Papier fest an sich und huschte zur Thür hinaus, mit zwei Sätzen war er über den Corridor, dicht bei Forcade vorüber, und dann stürmte er die Treppe hinab. Der König blieb nach Grumbkows Abgang einige Minuten in tiefem Sinnen stehen.

„Sollte er wirklich ganz und gar ein Betrüger sein? Sallte Bonnet, sollte Ilgen sich getäuscht haben? — Hm — 's ist schade um den Kerl; wenn er wirklich gelogen hat, dann — ja dann bricht es ihm den Hals; aber er hat's doch gut mit mir gemeint."

Er ging bei diesem Selbstgespräche zur Thüre und öffnete sie. „Forcade," rief er, „tretet ein." Der General erschien vor dem Könige. — „Nun?" fragte dieser, „wie steht es? ist der Dumoulin fort?" — „Ja Majestät." — „Hm — er reist wohl sehr schnell?" — „Er und Jablonski haben Relais legen lassen." — Der König schwieg. „Er ist also sicher fort?" — „Ohne Zweifel. Er folgt seiner Ordre." — Neue Pause. — „Es ist gut, Forcade," sagte der König, seine Hand auf des Generals Schulter legend. „Geht — geht." — Forcade salutirte und verließ das Zimmer. „Es ist des Himmels Wille," sagte der König. „Wenn Dumoulin ihn bringt, wird Clement ein verlorner Mann sein, — ob er ihn bringen wird?"

Grumbkow eilte über die lange Brücke in die Königsstraße zum Hause des Generalauditeurs. „Wenn dieser Clement wirklich nach Berlin kommt," murmelte er, „dann gebe der Himmel, daß er so schuldbeladen wie zehn Mörder sein möge, denn wenn er nur ein Fleckchen weiß am Leibe zu brennen ist, dann nimmt der König ihn sicher in Schutz, — vorausgesetzt, daß wir nicht im Hause des Notars Beweise gegen ihn finden — finden wir Beweise, die für ihn sprechen könnten — hat Flemming sich seiner bedient, so werden sie vernichtet, ehe der Abenteurer ankommt, und ich — ich habe die ganze Sippschaft in Händen — vor allem aber das Testament." Er trat in den Hausflur und zog die Glocke des großen Gitters, welches die Wohnung des Generalauditeurs absperrte. — — —.

Frau von Blaspiel hatte also die Hände Elisas erfaßt. „Mein Kind," sagte sie hastig, „ich komme zu Dir in großer Sorge."

„Meine Pathe, Sie machen mir bange — was gibt es denn? Seit einigen Tagen wird mir so unheimlich im Hause der Eltern."

„Ich muß wissen, woran ich bin," fiel die Blaspiel ein. „Höre denn: Dein Vater — —" Die bevorstehende Enthüllung der Frau von Blaspiel ward unterbrochen durch den Eintritt des Lieutenants von Dumoulin, der in Reisekleidung, mit hohen Stiefeln angethan, über die Schwelle des Zimmers schritt.

„Gott im Himmel," rief die Frau, „was bedeutet Euer Herkommen in diesem Augenblick?" fragte Elisa.

Dumoulin sah verstört, bleich aus. Er heftete seine Augen auf Elisa, dann betrachtete er wehmüthig Frau von Blaspiel. „Ich komme nur in aller Eile — ich will Abschied nehmen, Elisa — ein königlicher Befehl sendet mich nach dem Haag, ich gehe," er erhob seine Stimme. „Ich gehe dahin, Frau von Blaspiel, mit dem Hofprediger Jablonski."

Frau von Blaspiel erbebte, sie faßte Dumoulins Arm, ihre Stimme sank zu einem heiseren Geflüster herab, als sie fragte: „Um Himmels willen, was sollen Sie dort?"

Dumoulin zögerte. Er biß seine Lippen.

„Reden Sie! Reden Sie!" bat Elisa. „Bleiben Sie nicht so stumm — Sie foltern uns."

„Nun denn," sagte Dumoulin, „wenn Sie schweigen wollen — und ein Wort würde Sie dem Tode überliefern: Ich werde den Ungar Jakob Clement verhaften, und geknebelt nach Berlin bringen."

Frau von Blaspiel rang nach Athem, sie machte Elisa ein Zeichen, ihr beizustehen, endlich gelang es ihr, wieder die Sprache zu gewinnen. „Dumoulin," sagte sie, „ich fordere viel von Ihnen, aber ich weiß, Sie werden für die Frau etwas wagen, welche mit mütterlicher Zärtlichkeit Ihrer Elisa anhängt. Sie dürfen den Ungar Clement nicht ergreifen. — Sie müssen ihn entwischen lassen."

„Wie? Was fordern Sie von mir, gnädige Frau?" rief der Lieutenant erschrocken.

„O Elisa, — vereine Deine Bitten mit den meinigen, — beschwöre ihn, diese schreckliche Mission nicht zu erfüllen."

Elisa richtete auf Dumoulin flehende Blicke, — aber der Officier blieb regungslos auf dem Flecke stehen.

„Bleiben Sie nicht so fühllos," flehte Frau von Blaspiel. „Sagen Sie ein Wort — ein Wort der Einwilligung."

„Aber wie hängt das mit Ihnen zusammen, gnädige Frau? Diese Bitte bestätigt meinen Verdacht: Sie sind einem sicherlich furchtbaren Complotte nicht ganz fremd. Sie haben triftige Gründe, den Hauptverschwörer Clement entwischen zu sehen — den zu ergreifen ich dem Könige mein Wort verpfändet habe."

„Sie sind nicht fern von der Wahrheit," sagte die Blaspiel. „Aber ich bin in diesen unseligen Handel verwickelt worden, in der besten Absicht dem Könige nützen — jene Partei stürzen zu wollen, welche die Königin verdrängen, die Fremden an die Herrschaft bringen will." — —

Dumoulin ward bewegter. „Es enthüllt sich ein Staatsverbrechen," murmelte er.

„Wissen Sie," fuhr die Blaspiel fort, „daß Sie, wenn Clement nach Berlin kommt, eine Menge von Personen in Gefahr bringen: den Vater Ihrer Geliebten, mich selbst, die Königin?"

„Die Königin?"

„Gewiß, Elisa — Dumoulin — erfahren Sie, weshalb ich kam. Der Advokat Job bewahrt ein Testament der Königin auf,

welches die wichtigsten Bestimmungen enthält; es ward entworfen an jenem Tage, wo der König krank zum Sterben in Brandenburg lag — es ist eine Beute für Grumbkow und seine Partei, noch der sie suchen und spähen, die sie in ihre Hände bekommen wollen — und da vor ihnen nichts sicher ist im Schlosse, habe ich das Document dem Job übergeben zur Aufbewahrung. Dieses Testament hängt mit dem Complott zusammen, welches sich gegen Preußen spinnt; entweder ist Clement ein Betrüger — dann bin ich schrecklich hintergangen —, oder er ist wahr und wahrhaftig ein Abgesandter auswärtiger Mächte, der ein furchtbares Geheimniß entdeckte — dann sieht Berlin ein Blutgericht, wie es noch nicht verzeichnet steht in den Annalen dieser Stadt. Entkommt der Ungar, so ist alles beseitigt, was Gefahr droht."

Elisa hatte seit der Erwähnung ihres Vaters jede Zurückhaltung bei Seite gelegt; sie bat und beschwor Dumoulin in den rührendsten Ausdrücken. — „Und jener Heidekam — der Bube — sie sind sicherlich dabei betheiligt?"

„Sie sind es — Heidekam ist ein Freund des Clement, das ist sicher — er hat Verbindung mit Job."

„Großer Gott," rief Elisa, „ich erinnere mich, gesehen zu haben, daß auch er meinem Vater eine Chatoulle überlieferte — o, Dumoulin, haben Sie Barmherzigkeit!"

Der Lieutenant reichte tief bewegt seine Hand dem schluchzenden Mädchen. „Ich bin unglücklich — sehr unglücklich," sagte er. „Aber ich habe nur die Wahl zwischen: Ehrlosigkeit und Liebe. Elisa, Sie werden den Mann, den Sie lieben, nicht zu einer elenden Handlung bewegen wollen. Der König ist mein Herr — ich habe ihm mein Soldatenwort gegeben, den Clement nach Berlin zu schaffen, und wenn nicht eine höhere Macht mich daran hindert — so werde ich ihn hieher liefern — komme dann was da wolle."

Er kreuzte die Arme und starrte den Fußboden an. Elisa aber erfaßte seine Hand und sagte mit fester Stimme: „Sie haben recht, Dumoulin! Die Ehre des Soldaten muß aufrecht erhalten werden; sie ist die Ehre des M a n n e s. Gehen Sie, und glauben Sie mir, daß ich den Mann nicht weniger liebe, der sein Herz seiner Ehre opferte."

„Erhören Sie meine Bitte," rief Frau von Blaspiel; aber Dumoulin kämpfte nur noch kurze Zeit mit sich selbst — er riß sich gewaltsam los, er preßte stumm Elisa in seine Arme, dann stürzte er aus dem Zimmer.

„Das Verhängniß hat seinen Lauf," sagte die Blaspiel, „ich bin glücklich, daß Dein Vater den Schatz der Königin wohl verwahet hat — sie werden vergebens im Schlosse danach suchen, bewahre dieses Geheimniß wohl!"

Sie verließ das Zimmer und das Haus des Notars und eilte ins Schloß zurück. Elisa blieb allein. Niemand war in der Nähe; die Mutter war ausgegangen, auch der Vater erschien nicht. Die Stille im Hause war drückend. Elisa raffte sich empor und trat an das Fenster. Sie blickte hinunter in die Straße — plötzlich fuhr sie erschrocken auf, denn gerade jetzt erschienen vor der Hausthüre die durch blaue Uniform mit gelben Kragen kenntlichen Polizeidiener. Es waren ihrer fünf bis sechs, zwei Gerichtsherren begleiteten sie, und ihnen voraus schritt der Profoß mit einem Papier in der Hand. Im Nu ward die Straße lebendig, alle Leute eilten an die Fenster, die Schreiber des Notars erfüllten den Hausflur, Schrecken war auf allen Gesichtern zu lesen. Elisa sagte sich sogleich, daß ein Unheil im Anzuge sei, sie eilte die Treppe hinunter — hier trat so eben Notarius Job in den Flur. Er war aus seinem Zimmer in den Hof durch den Lärmen gelockt worden.

„Herr Notarius," sagte der Profoß, „ich bitte Sie, mir unverweilt zu folgen — hier ist der Haftbefehl des Herrn Auditeurs Katsch, der proprin mann unterzeichnet ist."

Alle Hörer fuhren zusammen bei Nennung dieses Namens. Der Notar blieb gefaßt. „Elisa!" rief er.

„Mein theurer, mein lieber Vater," schluchzte die Tochter.

„Sei ruhig, mein Kind," sagte Job, „sie können mir nichts anhaben. Herr Ambacher," sagte er zu dem Profoßen, „Sie werden mir gestatten, daß ich zurückkehre und mein Haus bestelle."

„Leider nein, Herr Notarius," entgegnete der Profoß, „ich habe die strengste Ordre, Sie s o f o r t mit mir zu nehmen."

„Aber dieses ist wider alles Gesetz und Recht."

„Ich bin nicht dafür zur Verantwortung zu ziehen," replicirte Ambacher achselzuckend.

„Ich darf nicht in mein Zimmer?"

„Nein, denn hier die Herren vom Gerichte werden sofort die Siegel an alle diejenigen Gemächer und Dinge legen, welche ihnen für sothane Procedur wichtig scheinen."

Job erbebte. Ohne Zweifel wollte man bei ihm gewissen Dingen auf die Spur kommen; das Testament der Königin und die Chatoulle Heidekams fielen ihm schwer aufs Herz. Beides waren Dinge, welche ihn verderben mußten, wenn man sie bei ihm fand — aber es war zu spät — der Profoß drängte, ein Wagen fuhr herbei; noch einmal, aber ganz flüchtig, durfte Elisa den Vater umarmen, dann ward er fortgeführt — die Mutter trat soeben ins Haus — ihr Jammer vermischte sich mit dem Getümmel, welches draußen auf der Gasse stattfand. Elisa zog die Mutter in das Haus, während Job mit dem Profoßen in den Wagen stieg, der ihn zur Hausvogtei brachte. Nun erst wurden die Zungen lebendig — die Leute ergingen sich in allerlei Muthmaßungen, wie ein Lauffeuer eilte die Kunde von des Notars Verhaftung durch die Stadt, und die Schreiber Jobs, die Leute, welche sein Brot aßen, waren die ersten, durch deren Geschäftigkeit die Nachricht überall verbreitet ward. Sie machten heut schon früh Feierabend, die Akten, die Briefe — alles blieb wüst durcheinander in der Schreibstube liegen, bald war das Haus wie ausgestorben, in der Gasse nur verweilten einige Neugierige, und drinnen im Hause stiegen die Gerichtsbeamten umher, die Siegel an jeden ihnen auffälligen Gegenstand legend.

„Sie wird uns sagen," begann der eine ziemlich artig, „liebwertheste Jungfrau, in welchem Zimmer Sie zu weilen gedenket — damit Sie nicht in Ungelegenheit komme."

Elisa bezeichnete schnell die Wohnzimmer. Die Gerichtsleute begannen nun ihre Versiegelung fortzusetzen. Sie legten vor allen Dingen ein doppeltes Band an die Thür des Arbeitszimmers, denn dort durfte man mit Recht die wichtigsten Sachen vermuthen. Hierauf empfahlen sie sich.

„Bekannt dürfte Ihnen sein, daß die Verletzer dieser Siegel mit lebenswierigem Gefängnisse bestraft werden," sagte der eine.

Elisa nickte stumm, sie hatte ihre Gedanken mit den schrecklichen Folgen beschäftigt, die aus dieser Katastrophe entspringen mußten — aber als die Beamten das Zimmer verlassen hatten, athmete sie hoch auf — ihre Blicke nahmen einen Ausdruck der Freude an, und ein Lächeln umspielte ihren schönen Mund. Sie hatte die tiefgebeugte Mutter der Obhut der Magd anvertraut, sie mußte jetzt allein, ungestört die Mittel zur Rettung ihres Vaters bedenken — die gefährlichen Documente mußten ausfindig gemacht werden. Elisa hatte sich gedankenvoll in den Sessel geworfen, sie hörte nicht, wie sich leise die Thür öffnete, wie ein junger Mann hereintrat. Endlich knisterte sein Schritt — Elisa fuhr auf —

„Sie? Sie sind es?" rief sie bewegt.

„Verzeihe mir die tugendbelobteste Jungfrau — durch die ganze Stadt läuft ein schreckliches Gerücht — die Verhaftung Ihres Herrn Vaters — ich bin leider von der Gewißheit überzeugt, Sie werden vielleicht der Hilfe bedürfen, und wenn Sie mir auch Ihr Herz nicht schenken, so stoßen Sie die Hilfe nicht zurück!"

Elisa wendete sich ganz zu ihm — sie blickte gerührt in das ehrliche Gesicht — sie vermochte nichts zu sagen — sie reichte ihm die Hand und sprach mit innigem Tone seinen Namen: „Laurentius."

(Fortsetzung folgt.)

Das alte und das neue Meerschaumreich in Wien.

Von Friedrich Bücker.

Das moderne Meerschaumreich, das auf einem untergegangenen begründet worden, befindet sich in Wien, und wer einen Rundgang um jenen volkreichsten Platz Wiens (den viele seines Gedrücktseins wegen auch wohl eine Straße nennen), den „G r a b e n", macht, wird durch die Pracht und Mannigfaltigkeit der ausgestellten Meerschaumwaaren gefesselt. Sie finden sich in allen Abstufungen, in den feinsten

Unterschieden vor, und zwar von der zierlichen geschweiften Cigarrenspitze an bis zu dem fußhohen, reich mit Schnitzwerk bedeckten, mit schwerem Silber beschlagenen Paradekopf, der im reinsten Weiß auf purpurnem Sammtpolster unter einer Glasglocke ruht, wie ein König unter dem Thronhimmel. Doch da die Zahl der Wiener Drechsler und Pfeifenschneider Legion ist und die Matadore im Meerschaumpfeifenschneiden nicht am „Graben" wohnen und auch nicht dort ausstellen, so kann man sich denken, welche Schätze von Meerschaumarbeit in Wien, auch noch anderswo, aufgehäuft sind. Ich selbst hätte, nachdem ich circa 30 Meerschaumetablissements besucht, fast Wien verlassen, ohne den König der Drechsler gesehen zu haben. Derselbe residirt hart neben dem Theater „an der Wien", stellt, keines Ruhms mehr bedürftig, seine kostbarsten Sachen gar nicht aus Schaufenster und führt nur denjenigen in sein tiefinnerstes Drechslerreich, der mit Empfehlungsbriefen (womöglich von der Wiener Handelskammer ausgestellt) zu ihm kommt. Sein Name ist Hartmann. Dies zur Notiz für diejenigen Adreßkalenderstöberer, die einmal gewaltsam bei diesem ältesten und bedeutendsten Drechslerkünstler Wiens, und vielleicht der ganzen Welt, vorrücken wollen.

Was habe ich nun Hartmann zu verdanken? Keiner dürfte es so leicht errathen. Weder die Vorzeigung seiner preisgekrönten Paradeköpfe, von denen einige unbezahlbar sind, weil sich der Meister nicht von ihnen trennt, noch seine Enthüllungen über die Fundstätte, den Versand und die Verarbeitung des Meerschaums, die er endlich laut werden ließ, nachdem ich dem schweigsamen, kurz angebundenen Mann allmählich den Mund geöffnet, sind das Wichtigste, was ich ihm zu verdanken. Auch die Bernsteinstücke, roh und bearbeitet, wie ich sie nur bei Hartmann in solcher Größe und Schönheit zu Gesicht bekommen und die vielleicht für den Schlauch einer Rosenwasserpfeife eines persischen Großen verdrechselt wurden, waren nicht das Beste, was mie der Drechslerkönig (diesen Namen führt Hartmann in der That in Wien) enthüllte. Ich habe am Anfang gesagt, daß ein modernes Meerschaumreich auf einem untergegangenen begründet worden, und dieses letztere begehrte ich, wenigstens in seinem Sarkophage, zu sehen. Freilich, anfangs erklärte mir Hartmann ganz bestimmt, daß es nicht in seiner Macht liege, mir einen Blick in diese alte Meerschaumwelt zu verschaffen. Er selbst hatte auch diese alten Cabinetsstücke, von denen manche das Mußestück eines Künstlers waren, der sonst nur in caracischem Marmor arbeitete, nicht in seinem Unterthanenverbande, aber er wußte doch, wo sie zu finden waren. Endlich wies er mich an ein ihm befreundetes Mitglied der Handelskammer. Ich hatte nun noch eine ganze Menge Schwierigkeiten zu beseitigen und verlor oft die ganze Lust, weiter nachzuforschen, bis sich mir endlich das Wiener Privathaus öffnete, das die älteste und reichste Meerschaumpfeifensammlung hinter seinen durch schwere Draperieen verhängten Fenstern barg.

Es werden weniger Ceremonien gemacht, wenn man die heiligen drei Könige in der Kölner Domkapelle zeigt, als sie mir gegenüber gemacht wurden, da ich in das alte Meerschaumpfeifenreich geführt werden sollte. Ich konnte mir aber das Umständliche bei der Sache sehr wohl erklären. Jedes Stück hat seine Geschichte, jedes Stück stammt von einem theuern Anverwandten, und jedes Mitglied der alten ungarischen Familie, das bei seinem Ableben sein Kostbarstes, seine Pfeife, in dieses Wiener Stammhaus vererbt, hatte sich dringend ein Paradiren mit den Familienstücken verbeten. Da rasselte der letzte Schlüssel, öffnete die Thür des Peivatschatzes, und ich stand in dem ehemaligen, mit schweren Tapeten versehenen, divanreichen Rauchkabinet eines Ungarsohnes, der bei seinen Lebzeiten für den passionirtesten Raucher der Residenz galt. Der schwere Teppich auf den Boden machte meine Tritte unhöebae.

Pfeifen und Köpfe in allen Formen und Größen, schlicht, mit reichem Bildwerk, prächtig beschlagen, oder nur mit feinem Silberrand eingefaßt, standen und lehnten auf einem umfangreichen, kunstvoll gearbeiteten Pfeifentisch. Jeder Kopf — und darin lag mit sein Werth — war mit einer Sorgfalt und Umsicht angeraucht worden, wie man es heutzutage bei unserer Dampfwuth nicht mehr auszuführen vermag. Nach der Versicherung desjenigen, der mich diesem seltenen und einzigen Pfeifenschatz nahe brachte, war jeder Kopf hinsichtlich seiner Bohrung und Form das älteste vollendetste Muster seines Genres. Da war die echte türkische, die echte ungarische, die untadelhafteste Ulmer Form. Da war der deutsche Schnitt, der Göttinger Schnitt, der Ruhlaer Wappenkopf, der kurländische Kopf, der Schwanenhals, dee Langhals, der Kurzhals, der Geisbart, der Bocksbeutel, der Brückenkopf u. s. w. Die Rohre, Spitzen, Tabakskisten und Zündrequisiten waren in eben so reicher Mannigfaltigkeit vertreten, und ich würde den Raum meines ganzen Meerschaumkapitels allein mit der Schilderung dieses originellsten Pfeifentisches ausfüllen können. Da hatten die ältesten berühmtesten ungarischen und Wiener Pfeifenschneider bis auf den noch jetzt lebenden bekannten Wiener Professor Geiger mitgewirkt, der hier ebenso meisterhaft in Meerschaum gearbeitet, als er in Marmor zu meißeln versteht. Der älteste Kopf der Sammlung stammt aus dem siebzehnten Jahrhundert, und wir geben unsern schmauchenden Lesern auf, darüber nachzudenken, ob damals wohl schon Tabak, oder vielleicht gar nur Hollunderblüte aus ihm geraucht woeden. Noch vor einigen Decennien wurde dieser Kopf jährlich einmal von dem Stammhalter der Familie geraucht und zwar mitten zwischen Polstern, damit demselben kein Unglück widerführe, aber jetzt bleibt er unangetastet und harrt in doppeltem Etui und unter dreifachem Verschluß vergebens wieder auf ein Jubelrauchen.

Ich muß hier durchaus constatiren, daß ähnliche Meerschaumpfeifensammlungen, wie die hier skizzirte — und sie ist gewiß nicht die einzige in Wien — in Norddeutschland absolut nicht zu finden sind. Ich habe reiche Sammlungen, bis zu 50 Köpfen, bei alten passionirten Sammlern, meistens Nichtrauchern, zwischen Rhein und Oder vorgefunden, aber ein Kopf glich dem andern, wenn er auch länger oder kürzer war, wie der andere, und sämmtliche Köpfe verriethen den Meister im Nichtanrauchen.

Dies ist nun kein Vorwurf, im Gegentheil, es zeugt davon, daß in Norddeutschland die Pfeife den Raucher nicht ganz und gar für sich in Beschlag nimmt und sein ganzes Denken und Sinnen absorbirt. Das Delicate und Zeitraubende eines untadelhaften Anrauchens und auch die schönere Form und das bessere Material des Kopfes verbleibt auf der Seite des größten Rauchfreundes, des Wieners, während wir die Anhänglichkeit an eine alte, durch Erbschaft auf uns übergegangene Meerschaumpfeife durchaus mit ihm theilen. Keiner von uns vermag einen solchen, mit vergilbten Scripturen auf ihn übergegangenen Kopf mit den nüchternen Gedanken zu betrachten, mit denen unseee Nachkommen einst die Cigarrenstummel betrachten werden, die sie in unserm Nachlasse vorfinden.

So viel über das alte Meerschaumreich, betrachten wir jetzt das neue.

Mit den Meerschaumkenntnissen (und auch Bernsteinkenntnissen) des Wiener Deechslerkönigs ausgestattet ist es leicht, auch jetzt noch, wo die Glanzperiode des Meerschaums hinter uns liegt, in kurzer Zeit ein Vermögen zu erwerben und zwar einfach durch den Handel mit rohem Meerschaum, denn die spuma murina ist eine theure Waare, an welcher mit dee nöthigen Einsicht in die Sache viel verdient, aber im andern Falle auch viel verloren werden kann. Schon mancher Pfeifenschneider hat eine Kiste Meerschaum mit tausend Kaisergulden bezahlt, die nicht fünfhundert Werth war, was sich aber leidee zu spät, nämlich eest bei der Bearbeitung der Waare, herausstellte. Dennoch lag kein Betrug vor, dean der Händler war vielleicht eben so kurzsichtig gewesen, wie der Pfeifenschneider, der gekauft. Doch Hartmann überläßt den Handel mit Meerschaum den Meerschaumhändlern und sorgt mit seinem geübten Blick und seinem Gefühl nur dafüe, daß er für sein eigenes Atelier Waaee in Primafeinheit so billig wie möglich bekommt. Es dauerte lange, ehe ein Kaufmann aus West- und Mitteleuropa zu den Fundstätten des Meerschaums vordringen konnte, und darum erhielt sich auch das Märlein so lange (es läuft auch wohl noch um), daß die spuma murina eingekochter oder eingetrockneter Schaum des Meeres sei. Die Türken boten alles auf, um die Rajahs von dem Meerschaumgebiete so fern wie möglich zu halten, denn sie fürchteten, man könne ihnen zu scharf in das Handwerk gucken und nach Besichtigung der Meerschaumgegend leicht ähnliche Gegenden weiter westlich ausfindig machen, was natürlich ihr Meerschaumgeschäft bis in die Grundvesten erschüttern mußte. Selbst unsere großen reisenden Naturforscher umgingen gern den Meerschaumbezirk und erzählten uns lieber von Hinterhindostan, als von dem wichtigen Pfeifenmaterial, das ihnen als Liebhaber von Cigarren und Bernstein auch ziemlich gleichgültig sein mußte. Und mittlerweile gruben in Kleinasien bei der

Stadt Eski-Sheher, am Flusse Sakarija, die Türken weiter, beuteten eine Meerschaumgrube nach der andern aus, reinigten, zerschnitten die thonweiche Masse und stellten sie, in Löschpapiere gewickelt, zum Trocknen auf, um sie den rechtzeitig eintreffenden armenischen und griechischen Großhändlern für das Meistgebot zu überlassen. Diese schafften nun die sorgfältig zwischen Baumwolle eingepackte Waare in Körben oder in Kisten zur See über Triest, oder zu Lande über Semlin nach der „einzigen“ Kaiserstadt.

Die massiven, hin und wieder auch schon etwas ausgebohrten, roh geformten Meerschaumstücke gelangen nun in das Atelier des Pfeifenschneiders, und jetzt folgt eine Ueberraschung auf die andere. Das Stück, das sich anfangs als untadelhaft empfahl, zeigt bei weiterem Angriff, d. h. während des Schneidens, tief innerlich verborgene Blößen. Der Arbeiter stößt auf Höhlungen und Steine, sogenannte Masern, und in dem schlimmsten Falle wird aus dem Stück, das einen recht schönen Kopf abzugeben schien, nur ein bescheidenes Köpfchen, oder gar nur eine Spitze. Die größte Kunst des Pfeifenschneidens besteht also darin, das Meerschaumstück hinsichtlich seiner Blößen, der Adern, Masern, Fasern, Höhlungen, Sandstellen, so vortheilhaft wie möglich zu benutzen, oder mit andern Worten, einen so großen und reinen Kopf herauszuarbeiten, als es im Bereich der Möglichkeit liegt. Der mit Sägen, Schneiden und Schnitzen oberflächlich gestaltete Kopf geht auf der Drehbank seiner weitern Vollendung entgegen, und hier müssen Vorder- und Hinterbohrer, Centrum-, Löffel- und Kniebohrer, sowie Meisel aller Art, Hohl-, Platt- und Löffelmeisel gut gehandhabt werden. Endlich ist der glatte, roh e Kopf fertig, der Kopf, aus dem es am besten schmeckt, der aber leider nicht angeraucht werden kann. Um ihm diese letzte schöne Eigenschaft zu geben, die Jedermann an einen Meerschaumkopf stellt, muß er in Wachs oder Oel gesotten werden. Auch dieses Verfahren hat seine ganz besondere Schwierigkeit, denn einmaliges Sieden genügt nicht, und der aus dem heißen Bade hervorgegangene Kopf ist so empfindlich, daß ihn der geringste Luftzug, der unbedeutendste Hauch, mit einer Gänsehaut überzieht. Zahlreiche Manipulationen, die noch zwischen dem rohen Meerschaum und der vollendeten Pfeife liegen, muß ich hier leider übergehen, da sie zu weit in das technologische Gebiet überschweifen, um andern, als Fachmännern, verständlich zu sein. Kurz und gut, es ist nicht alles Gold, was glänzt, und es ist auch seit einem Jahrhundert nicht alles echter Meerschaum, was sich als solcher präsentirt. Es kann als richtig angenommen werden, daß unter hundert, die gegenwärtig aus echtem Meerschaum zu rauchen wähnen, neun und neunzig im Irrthume sind. Woraus rauchen nun diese armen Getäuschten? Aus sogenannten Massaköpfen. Der beträchtliche Abfall bei der Fabrikation der echten Meerschaumköpfe wird gemahlen, in einen Teig verwandelt, wieder getrocknet, und der aus diesem Abfall fabricirte Kopf heißt Erst-Massakopf, für deren Erfindung im Jahre 1770 die Welt zwei Fabrikanten in der Rahl, Müller und Göffel, zu Dank verpflichtet ist. Die Ueberbleibsel bei der Fabrikation der Erst-Massaköpfe gehen abermals nicht verloren, und so entsteht der Zweit-Massakopf. Der Turnus läuft aber noch nicht ab und so gibt es sogar Dritt-, Viert- und vielleicht Zehnt-Massaköpfe. Es ist in diesem Jahre (1870) gerade das hundertjährige Jubiläum der Massaköpfe.

Wenn wir nun bedenken, daß es in Wien 1000 Drechsler, 14 Meerschaumhändler, 150 Meerschaumpfeifenschneider, 35 Pfeifenbeschläger und 15 vorzügliche Bernsteinarbeiter (Meister) gibt, so liegt auf der Hand, daß das moderne Meerschaumreich das alte in dem Grade an Größe übertrifft, als es ihm an Gediegenheit nachsteht. Hunderte von Hausirern durchziehen die Stadt, belagern die Tabagieen, die Bahnhöfe und bieten Meerschaumköpfe feil, aber sämmtliche von Hausirern vertriebenen Köpfe sind Massa.

Jedenfalls bin ich bei meinem wiederholten längern Aufenthalt in Wien nie einem Hausirer begegnet, der echten Meerschaum feil bot. Der letztere steigt tagtäglich im Preise, da er immer seltener wird, und es kann als richtig angenommen werden, daß in diesem Augenblick fünfzehn schöne Massaköpfe oder Massaspitzen noch nicht den Werth eines einzigen Kopfes oder einer einzigen Spitze von gleicher Größe aus echtem Meerschaum repräsentiren. Der echte Meerschaum muß hinter den Spiegelglasscheiben renommirter Meister aufgesucht werden, und wer sich daselbst eine schöne Spitze oder einen schönen Kopf von Primawaare zulegen will, der muß aus seinem Portefeuille viele Gulden-Bankozettel nehmen oder, in Ermanglung derselben, mit Napoleons- oder Friedrichsd'er zahlen. Aus Meisterstücken der Meerschaumschneidekunst, d. h. aus größeren, mit reichem Bild- und Schnitzwerk bedeckten Köpfen von echtem Meerschaum wird aber — mit wenigen Ausnahmen — heute gar nicht mehr geraucht, denn solche Cabinetsstücke verbleiben als Paradeköpfe eben nur für Schaufenster reservirt. Ein solcher Kopf ist nie unter hundert Gulden zu kaufen, und für dieses Geld kann man hundert Dutzend Studenten- oder Philisterpfeifen mit Rohr, Spitze, Abguß, bemaltem Kopf, Beschlag und Schnur franco Leipzig haben.

Aus der Geschichte und dem Katechismus der Mormonen.*)

I.

Die Indianerbibel vom Berge Cumorah. — Schatzgräber und Prophet. — Von Manchester nach dem Missouri. — Zion am Mississippi und Zion am Salzsee.

Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als unsre Philosophie sich träumen läßt. Und auch auf Erden, setze ich hinzu. Ein Beispiel habe ich neulich in meiner Mittheilung über den Spiritismus gegeben.**) Ein zweites, das auf demselben Boden gewachsen ist, das Mormonenthum, wollen wir jetzt in Augenschein nehmen.

Nicht fern von jenem Rochester, wo 1851 die ersten Klopfgeister sich hören ließen, im Städtchen Manchester, verbreitete sich im Spätherbst des Jahres 1827 das Gerücht, daß auf einem benachbarten Berge eine Art Bibel gefunden worden sei, welche, von altindianischen Propheten auf Metallplatten geschrieben, die großen Thaten Gottes auf dem westlichen Continent erzähle, und deren Finder behaupte, vom Himmel beauftragt zu sein, das Christenthum in seiner ursprünglichen Reinheit, mit seinem alten Priesterthum, seinen echten Sacramenten und seinen Gnadengaben wiederherzustellen, und dem Herrn Jesu ein Volk zu bereiten für die nahebevorstehenden Tage seiner Wiederkunft. Finder wie Fund waren wenig geeignet, Vertrauen zu erwecken. Jener, der Farmerssohn Joseph Smith, war bis dahin nur als Schwindler bekannt, der sich mit Geisterbannen und Schatzgräberei zu nähren suchte. Dieser, der Fund, sollte „in neuägyptischer Sprache“ verfaßt sein, aus der ihn Smith vermittelst der „Urim und Thummim“, einer bei den Platten entdeckten Brille, zu übersetzen gedenke. Als die Uebertragung im Frühling von 1830 im Druck erschien, hatte man ein ziemlich plumpes und langweiliges Machwerk vor sich, welches allen historischen Voraussetzungen widersprach. Als sie bekannter wurde, ergab sich, daß die angeblich uralte Bibel im wesentlichen die Arbeit eines gewissen Spaulding war, der darin die absurde Hypothese, die amerikanischen Rothhäute seien Nachkommen ausgewanderter Israeliten, zu einem Roman ausgesponnen hatte. Auf nicht ganz aufgeklärte Weise war das Manuscript dieses Romans nach dem Tode seines Verfassers in den Besitz des Campbellitenpredigers Rigdon gelangt, der eben dabei war, eine neue chiliastische Secte zu stiften, und von diesem in ein Religionsbuch umgeprägt worden. Smith aber, mit dem Rigdon am Susquehanna Bekanntschaft gemacht, hatte sich gewinnen lassen, das Fabrikat unter wunderbaren Umständen, scheinbar unabhängig von dem Verfertiger, zu finden und in Manchester eine Gemeinde von Gläubigen zu sammeln, die später mit der Rigdonschen zusammenfließen sollte.

Trotzdem der Welt mit alledem viel zugemuthet wurde, gelang der Plan, wenn auch nicht ganz so, wie Rigdon sich ihn zurechtgelegt haben mag. Denn binnen kurzem war Smith, dem er ohne Zweifel nur die Rolle des Werkzeugs, höchstens die zweite Stelle zugedacht, von Johannes dem Täufer umgetauft, von Gott „fast täglich persönlicher Besuche und sehr specieller Offenbarungen“ gewürdigt, als

*) Die obige Skizze von kundiger Hand kommt unsern Lesern jetzt gewiß um so willkommner, als kürzlich in den Vereinigten Staaten ein Gesetz gegen die Polygamie der Mormonen erlassen wurde, welches „die Heiligen des jüngsten Tages“ in nicht geringe Verlegenheit versetzt und sie voraussichtlich ihrem Ende entgegenführen wird.

**) S. Nr. 11 und 13.

Führer an der Spitze der Secte, die beide gestiftet. Zwar machte, da der Prophet in seinem Vaterlande nichts zu gelten pflegt, die Gemeinde in Manchester nur geringe Fortschritte, wogegen Rigdon mit seiner vorbereitenden Thätigkeit im nordöstlichen Ohio bessern Erfolg hatte. Als aber Smith, nachdem jener ihn besucht und seiner Lehre öffentlich beigetreten, im Mai 1831 mit den Seinigen nach Ohio auswanderte und sich hier im Städchen Kirtland niederließ, wußte er seinen Genossen bald in den Hintergrund zu drängen.

Rigdon war ein fanatischer Schwärmer, dessen wilde Beredsamkeit nur aufregte, und dessen phantastische Pläne oft stark gegen die Wirklichkeit verstießen. Auch Smith scheint einen gewissen religiösen Zug, und von der Zeit an, wo seine Erfolge ihn an sich glauben ließen, schwärmerische Momente gehabt zu haben. Weit mehr aber war er ein gewandter Schauspieler, ein kluger Rechner, der sich auf Welt und Menschen verstand, ein Organisations- und Verwaltungstalent, und ein Politiker, der seine Leute auch in irdischen Dingen vorwärts zu bringen wußte. Mit nicht gewöhnlichem Muth bot er Gefahren Trotz, denen sein Tact nicht auszuweichen vermochte. Mit einer Dreistigkeit, die unerhört war, die sich aber aus seiner geringen Bildung erklärte und in der noch geringeren Bildung der Hinterwälderbevölkerung, an die sich seine Predigten und Offenbarungen richteten, eine breite Operationsbasis fand, trug er der Welt die größten Ungereimtheiten vor. Vergebens versuchte Rigdon gegen ihn aufzukommen. Er brachte es nur dahin, daß die religiöse Glut, die sich in der Gemeinde entzündet, einige Mal in wildem Ausbruch mit Gesichten, Verzuckungen und Reden in Zungen aufflammte, und ähnlich wie ihm erging es andern Mormonen, die nach der Hauptrolle in der Secte strebten. Smith sorgte für Ordnung unter seinen Leuten, die jetzt den Namen der „Heiligen vom jüngsten Tage“ annahmen, und hielt sie fleißig zum Beten, aber auch zur Arbeit an. Er richtete eine Priesterschaft ein und schuf durch den Zehnten, welchen alle Gläubigen zu entrichten hatten, einen gemeinsamen Schatz. Er bemühte sich, seinen Aeltesten einige theologische Bildung zu verschaffen, sandte sie massenhaft als Verkünder des neuen Evangeliums durch das Land, predigte selbst in Kirtland und dessen Nachbarschaft — wobei er beiläufig einmal von Gegnern seines Unternehmens grausam getheert und gefedert wurde — und war daneben auch als Krämer, Müller und Landspeculant für sich und sein Volk thätig.

So gedieh die Secte in Kirtland recht wohl. Bald hatten sich hier einige tausend Heilige gesammelt, deren Zahl trotz mancher Verfolgung fortwährend wuchs. Die Arbeitsamkeit und die gute Organisation der Mormonen ließ sie wohlhabend werden. Man fand Mittel, sich einen stattlichen Tempel zu bauen. Indes hatte Smiths Scharfblick bald erkannt, daß in Ohio seines Bleibens auf die Dauer nicht sein könne, und daß die Secte, die sich immermehr zu einer Theokratie und zu einem Staat im Staate gestaltete, mehr Isolirung, mehr Ellbogenraum und weniger geordnete Zustände aufsuchen müsse, um weiter zu gedeihen. So schickte er schon 1831 Kundschafter nach dem westlichen Missouri, um dort auf Grund einer ihm gewordnen Offenbarung die Stelle für das eigentliche Zion aufzusuchen und den Grund dazu zu legen. Dieselben fanden bei Independence in Jackson County, was sie wünschten; eine neue Niederlassung wurde, wieder nach einer directen Offenbarung des Mormonengottes, organisirt, und bald blühte auch diese Colonie lustig empor. Smith aber blieb vorläufig in Kirtland und machte den Brüdern in Missouri nur gelegentlich Besuche. Er wollte, ehe er ganz nach dem Westen übersiedelte, noch mehr Geld verdienen, wozu sich gute Aussicht bot.

Die Mormonen in Jackson County vertrugen sich anfangs mit dem dortigen halbwilden Grenzvolke ziemlich gut. Allmählich jedoch kam es zu Reibung und Hader. Die Heiligen wurden, jemehr sie sich zu fühlen begannen, desto hochfahrender gegen die „Heiden“, wie man alle Nichtmormonen im Stil der Kirche nannte. Sie rühmten sich, daß Gott ihnen den ganzen Westen zum Erbtheil beschieden habe. Sie waren ferner, meist aus den Yankeestaaten eingewandert, entschiedene Gegner der in Missouri herrschenden Sklaverei. Wie das zu gehen pflegt, hatten sich auch unsaubere Elemente ihnen angeschlossen, und man sagte ihnen Viehdiebstahl und Falschmünzerei nach. Endlich besaßen sie wohleingerichtete Farmen, deren man sich durch ihre Vertreibung auf wohlfeile Art bemächtigen konnte. Nach verschiedenen Neckereien wurden die Mormonen im Juli 1833 von einer Volksversammlung aufgefordert, das County bis zu bestimmter Frist zu räumen, und als dieselben zögerten, trieb man sie im November mit Gewalt von dannen. Sie gingen über den Missouri zunächst nach Clay County, wo ihnen der Prophet im folgenden Sommer mit einer bewaffneten Schar zu Hilfe zog, aber unverrichteter Sache nach Kirtland zurückkehren mußte, dann wendeten sie sich nach den Counties Caldwell und Davies, wo sie im Jahr 1837 durch fortwährende Zuwanderung von Glaubensgenossen die Zahl von etwa zwölftausend Köpfen erreicht hatten.

Um diese Zeit brach auch über Kirtland das Unglück herein. Man hatte eine Bank errichtet, die zuerst mit Vortheil operirte, schließlich aber ihre Noten entwerthet sah. Smith, der sie mit Rigdon geleitet, fand sich veranlaßt, vor dem Zorn der Gläubiger nach Missouri zu entweichen; was bis dahin von Mormonen in Kirtland zurückgeblieben, folgte dem Propheten während der nächsten Monate in großen Zügen nach, und das Hauptquartier der Secte war fortan das Städtchen Far West in Nordmissouri.

Auch hier war den Mormonen kein dauernder Aufenthalt beschieden. Die Klagen, die in Jackson County über sie laut geworden, wiederholten sich. Abgefallene Gemeindeglieder schürten den Haß gegen ihre früheren Glaubensgenossen. Eine Art geheimer Polizei oder Vehme, „die Danitenschar“, von den Häuptern ursprünglich zur Säuberung der Kirche von schlechten Elementen geschaffen und deshalb auch die „große Wurfschaufel“ (Big Fan) genannt, ließ ihre „Würgengel“ bisweilen auch gegen besonders mißliebige „Heiden“ einschreiten und zwar gewöhnlich im Stil der polnischen Hängegendarmen von 1863. Von Klagen kam es zu Schlägereien und zuletzt, im Herbst 1838, zu einem förmlichen kleinen Kriege. Die Mormonen stellten ein Heer ins Feld, der Gouverneur ließ dagegen die Staatsmiliz marschiren. Nach einigen Scharmützeln, in denen es auf beiden Seiten Todte und Verwundete gab, streckten jene die Waffen. Einige zwanzig von ihnen wurden von den erbitterten Milizen in ein Blockhaus gesperrt und hier mit kaltem Blute niedergeschossen, viele andere mit Ruthenhieben zerfleischt. Den Propheten und einige andere Führer warf man ins Gefängniß. Alle übrigen trieb die Grausamkeit der Sieger ohne Rücksicht auf den vor der Thür stehenden Winter mit Weib und Kind vom häuslichen Herde weg und über die Grenze des Staates hinaus in die Wildniß. Monate brauchten die Unglücklichen, um durch den Sturm und Frost der Prairien von Iowa nach der Gegend von Quincy in Illinois, wohin die Mehrzahl sich wendete, zu gelangen, und nicht wenige unterlagen den Mühsalen dieser traurigen Wanderungen.

Es war eine schwere Heimsuchung. Aber der Glaube der Heiligen wurde durch die Verfolgung nur gestärkt, ihre Organisation nicht erschüttert, und bald kamen bessere Tage. Die Missourier hatten die Mormonen ohngefähr mit dem Gefühl angesehen, mit dem die Römer zu Christi Zeit die Juden betrachteten. Das Volk in Illinois kannte diese zum Theil auf Vorurtheil beruhende Abneigung nicht. Es empfand zunächst nur Mitleid mit den auf gesetzwidrige und unbarmherzige Weise Vertriebnen, und es lernte dann in ihnen fleißige und geschickte Arbeiter kennen, die der damals dünn bevölkerte Staat brauchen konnte. Auch der Prophet machte, als er, aus dem Gefängniß in Missouri entflohen, im April 1839 bei den Seinen erschien, anfangs einen vortheilhaften Eindruck, und so geschah es, daß seine Politik selbst die Legislatur von Illinois der Secte ungewöhnlich günstig zu stimmen wußte. Unter diesen Umständen gelangten die Mormonen in verhältnißmäßig kurzer Zeit aus verzweifelter Lage zu behaglicher und dann sogar zu vergleichsweise glänzender Existenz. 1840 gründeten sie an der untern Stromschnelle des Mississippi auf einem Hügel, wo bis dahin ein ärmliches Dorf gestanden, eine Stadt, der sie den Namen Nauvoo, d. h. auf neuägyptisch: „die Schöne“ gaben. Dieselbe wuchs rasch empor, indem ihr die Heiligen aus allen Gegenden der Union und später auch aus England zuströmten, wo das Evangelium Smiths gepredigt worden war und zahlreiche Gläubige gefunden hatte. Man errichtete, auf Grund einer Offenbarung, einen prächtigen Tempel, der gegen eine halbe Million Dollars kostete. Man organisirte eine Legion, die zuletzt dreitausend Mann stark war, und die von dem Propheten unter dem Titel eines Generallieutenants befehligt wurde. Man bildete ein Stadtregiment, welches auf Grund der unerhörten Vorrechte, welche die Gesetzgebung von Illinois der Gemeinde verliehen, in Verwaltung und Gerichtsbarkeit fast unabhängig von den Staatsbehörden war, und an dessen Spitze Smith als Bürgermeister stand.

Die kühnsten Träume des Propheten schienen sich verwirklichen zu wollen, als es allmählich wieder bergab mit ihm zu gehen anfing.

Die Mormonen erweckten durch ihr Gedeihen den Neid und durch ihr nun wieder hochmüthiges Auftreten den Haß ihrer Nachbarn. Die Keckheit, mit welcher Smith im Januar 1844 als Candidat für die Präsidentur der Vereinigten Staaten aufzutreten wagte, war auch nicht geeignet, ihm und seinen Heiligen Freunde zu erwerben. Zu den sich wiederholenden alten Klagen, daß sich Diebe und Falschmünzer unter ihnen befänden, kam seit dem Sommer 1843 die wohlbegründete neue, daß die Vielweiberei bei ihnen erlaubt sei und von den Führern prakticirt werde, und hierüber kam es zum Losbruch des allgemeinen Unwillens gegen die Secte.

Zunächst erhob sich aus der Mitte der Mormonen selbst eine heftige Opposition gegen den Propheten. Als ihm die Angriffe des Blattes derselben lästig wurden, ließ er die Druckerei der Gegner zerstören. Eine deshalb wider ihn und seine Genossen angestrengte Klage blieb erfolglos, da das Gericht in Nauvoo die gegen jene ergangenen Verhaftsbefehle nicht respectirte. Nun allgemeine Bewaffnung gegen das verhaßte Volk. Bewaffnung auch der Mormonen. Dann zwar Nachgeben Smiths, der sich mit seinem Bruder Hiram dem Gericht in Carthago stellt. Aber schon ist es zu spät. Der Pöbel hat sich in Masse gesammelt, der Gouverneur weiß die Aufregung nicht zu steuern. Eine Rotte stürmt am 27. Juni 1844 das Gefängniß der beiden Brüder, die Milizwache läßt sich überwältigen, und die Smiths werden niedergeschossen.

Mit Mühe wurden die Mormonen von den Besonnenen unter ihren Führern abgehalten, für diesen Frevel Rache zu nehmen. Es gelang indes, sie zu beruhigen, und auch die Streitigkeiten, die sich unter ihnen wegen des Ersatzes Smiths, als des obersten Leiters und des Vermittlers zwischen Gott und seinen Heiligen erhoben, wurden in befriedigender Weise beigelegt. Die „zwölf Apostel" der Kirche kamen im Herbst in Nauvoo zusammen, und auf diesem Concil wurde Rigdon, der eine Offenbarung erhalten haben wollte, nach welcher er die Stelle des ermordeten Propheten einnehmen und die Secte nach Pennsylvanien auswandern sollte, aus der Gemeinschaft der Heiligen ausgestoßen, und man wählte Brigham Young, den „Löwen des Herrn", einen ebenso klugen, als energischen Mann, zum Nachfolger Smiths.

Young mußte bald einsehen, daß an ein Behaupten der Stellung in Nauvoo nicht zu denken sei. Die Privilegien der Stadt waren im Januar 1845 widerrufen worden. Die Klagen der Bevölkerung von Illinois über die Secte wiederholten sich. Unaufhörlich folgten sich Bedrohungen, kleine Neckereien und ernsthafte Angriffe von Seiten des Pöbels, die von den Mormonen mit gleicher Münze vergolten wurden. So entschloß man sich denn zu Anfang des Jahres 1846 zur Auswanderung, und zwar gedachte man sich jenseits der großen westlichen Prairiewildniß und der Felsengebirge eine neue Heimat zu gründen. Es war etwas von dem Geiste in ihnen, der die Krieger Cromwells und die alten Pilgerväter beseelte. Sie kämpften und litten in Hoffnung und trösteten sich mit den Liedern Zions, ein rührendes und erhebendes Beispiel für die Macht der Religion, selbst wo sie auf Irrwegen geht.

Im April 1847 brach der Prophet mit einigen andern Mormonen von den Winterquartieren auf der Ebene nach den Felsengebirgen auf, überstieg die ersten Ketten derselben, gelangte an den großen Salzsee und gründete hier nach einer Vision die Stadt Neujerusalem. Die Massen des Hauptheeres folgten ihm allmählich dahin, auch die letzten der Heiligen, die in Nauvoo zurückgeblieben und kurz nach der Einweihung des dortigen Tempels mit Waffengewalt verjagt worden waren, erreichten endlich die Brüder im fernen Westen, und so entstand in der Wüste ein neues Zion.

Das Verhältniß zur Regierung der Vereinigten Staaten war auch hier, da die Mormonen sich jetzt völlig theokratisch einrichteten und den ihnen aus Washington gesandten Beamten mit Mißachtung begegneten, kein freundliches, und 1859 sandte der Präsident Buchanan gegen die Secte sogar Truppen aus, die indes nicht viel ausrichteten. Gefährlicher war das Zerwürfniß, welches dadurch hervorgerufen wurde, daß Young jetzt, wo man von der „heidnischen" Cultur und ihren Gesetzen fern lebte, mit der Vielweiberei offen hervortrat und sie nicht nur für erlaubt, sondern sogar für ein Gott wohlgefälliges und für Zeit und Ewigkeit segensreiches Verhältniß erklärte. Die Opposition dagegen war stark, stärker aber die Partei Youngs, zu der sich auch ein großer Theil der Frauen hielt, und so fand das Institut Einführung in den meisten wohlhabenden Familien, und namentlich der Prophet und die höhere Priesterschaft haben gegenwärtig förmliche Harems.

Von Jahr zu Jahr trug die im übrigen gute Organisation der Mormonen und ihr Fleiß bessere Früchte. Neujerusalem wuchs wie Nauvoo, die Wildniß ringsum verwandelte sich durch Bewässerung in reichtragende Aecker und fette Weiden. In Menge sammelten sich aus den Staaten im Osten, aus England, wo 1850 mehr als 30,000 Mormonen lebten, aus Wales and aus Dänemark und Norwegen, die Heiligen im „Thal der Verheißung" am „westlichen Jordan" und in den andern Colonien des Utah-Landes, deren fortwährend neue gegründet wurden. Man errichtete Schulen und legte den Grund zu einer Universität. Die regierende Priesterschaft hielt auf gute Ordnung. Der Zehnte brachte viel Geld in den Schatz, aus dem allerlei gemeinnützige Anstalten geschaffen und unterstützt, Straßen gebaut und die ankommenden mittellosen Heiligen in den Stand gesetzt wurden, sich eine Existenz zu begründen. Wer irgend arbeiten wollte, der brachte es bald zu einem gewissen Wohlstand, und die Mormonen wollten alle arbeiten.

Indem ich die Leser, welche Genaueres über die wunderbare Geschichte der Mormonen wissen wollen, auf meine Schrift über dieselben verweise*) und einen kurzen Bericht über den Glauben der Secte für die nächste Nummer verspare, schildere ich im Folgenden mit einigen Worten die Hauptstadt von Deseret, wie die Heiligen ihre Colonie in den Felsengebirgen genannt haben wollen.

Neujerusalem, von den Profanen schlechtweg Saltlake City genannt, liegt am westlichen Fuß der Wahsatchberge etwa 16 englische Meilen vom großen Salzsee und circa 1000 Schritt von einem Gebirgsstrom, den die Mormonen den westlichen Jordan getauft haben. Der Raum, den die Stadt bedeckt, beträgt 4 englische Quadratmeilen, die Einwohnerzahl ungefähr 20,000. Die schnurgeraden, sich im rechten Winkel schneidenden Straßen werden nur im Mittelpunkte des Stadtplans, wo sich das Rathhaus, das Tabernakel, ein Gebäude, in welchem der Gottesdienst gehalten wird, das Gerichtshaus, das Theater und die Polizeiwache, sowie eine Anzahl von Läden und Magazinen befinden, einigermaßen dicht von Häusern eingefaßt. Weiterhinaus werden die letzteren immer seltner, und ganze Stadtvierecke bestehen nur aus Gärten. Die Häuser sind meist aus Ziegeln, die an der Sonne getrocknet sind, erbaut, einstöckig und mit Schindeln gedeckt, und fast alle liegen halb versteckt im Grün von Pfirsich- und Aepfelbäumen, Rosen und Sonnenblumen, Rebengeländen und Schlingpflanzen. An den Fußwegen der breiten Straßen laufen in Kanälen, die von Akazien und Ailantus beschattet sind, die klaren Fluten eines Gebirgsbachs der Ebne zu. Im ganzen trägt Neujerusalem einen ländlichen Charakter. Die Viehherden, die sich zu allen Tageszeiten durch die Straßen bewegen, die Kühe, die in ihnen gemolken werden, geben ihm das Aussehen einer Stadt von Hirten. Doch sind auch Handel und Handwerk genügend vertreten, und es gibt selbst einige Fabriken, die vorzüglich Wollenstoffe und Nägel verfertigen. Das Schulwesen ist noch nicht weit über die Elementarstufe hinausgekommen. Dagegen ist sehr reichlich für Vergnügungsanstalten gesorgt. Wie Young ein Theater ins Leben gerufen hat, dessen Regisseur sein Schwiegersohn Clawson ist, und in welchem die Töchter des Propheten Komödie spielen helfen, so hat er ihnen auch einen Gesellschaftssaal gebaut, wo es Concerte und Bälle gibt, an welchen letzteren die obersten geistlichen Würdenträger der Kirche sich ganz ungenirt betheiligen.

Die Vielweiberei hat die Frauen herabgedrückt. Die Mehrzahl derselben scheint sich nur auf die Geschäfte der Küche und der Kinderstube zu verstehen. Ruhig und unterwürfig, zeigen sie nur selten einen lebhaften Geist, Takt und Anmuth; und mögen einige verblendet das Joch loben, das man ihnen auferlegt, die meisten empfinden ohne Zweifel, nach ihrem schlaffen müden Blick und ihrer schüchternen Haltung zu schließen, daß es ein unnatürliches Joch ist, und nicht wenige erklären, daß sie sich nie in dasselbe fügen würden.

Wie jeder erwachsene Mormone Arbeiter ist, so hat jeder auch

*) Geschichte der Mormonen nebst einer Darstellung ihres Glaubens und ihrer gegenwärtigen socialen und politischen Verhältnisse von Dr. Moritz Busch. Leipzig. Abel. 1870.

die Pflicht Soldat zu sein. Ihre Legion ist gut bewaffnet und tüchtig geübt. Als einst das Alarmzeichen gegeben wurde, waren binnen einer Viertelstunde 3000 Büchsen, jede von einem Revolver unterstützt, um die Stadthalle von Zion versammelt.

Auf die Dauer wird diese Kriegsmacht aber Verlegenheiten und Gefahren von der Secte so wenig abhalten können, wie in Independence, Far West und Nauvoo. Die Mormonen können sich nur in der Isolirung von der östlichen Cultur behaupten. Die letzten zwanzig Jahre hatten sie sich isolirt. Die große Pacificbahn hat sie wieder in Zusammenhang mit der Welt gebracht, und sobald diese Weltstraße ihnen so viele „heidnische“ Elemente zugeführt haben wird, daß sie nicht mehr die Mehrzahl bilden, werden sich die alten Conflicte wiederholen, zumal die Gegner der Vielweiberei auch innerhalb der Secte zahlreich sind. Vermuthlich werden wir bald von solchen Conflicten hören, und dann dürfte mit der Zeit die Partei Youngs den Wanderstab wieder ergreifen und die weitere Geschichte der Heiligen auf den Sandwichsinseln spielen, wo man sich in einer starken Mormonencolonie, die schon seit etwa zwanzig Jahren besteht, einen Rückzugspunkt gesichert hat, der wieder für einige Jahrzehnte genügen wird.

Aus den Werkstätten der Altvorderen.

Schilde der Renaissancezeit.

Es sind keine großen und hellen Räume gewesen, in denen unsere Vorfahren ihre kunstreichen Arbeiten vollendeten. Kleine Erkerfenster warfen das Licht in die ziemlich niedrige Werkstätte des alten, fleißigen Steinschneiders oder Bildschnitzers. Die runden, in Blei gefaßten Fensterscheiben oder Scheibchen aus dickem grünlichen Glase lassen den Strahl der Sonne fast spärlich eindringen in die rußige Schmiede, wo der Meister und seine Gesellen arbeiten, wo zuweilen ein glutrother Schein noch in später Nacht die Fenster düster erhellt, und aus der halbverfallenen Esse der Dampf emporwirbelt — so daß einige der Vorüberschreitenden sich verstohlen bekreuzen. Man sehe heut noch die Orte, wo die berühmten Meister gearbeitet haben: in Nürnberg, in Regensburg und selbst in Italien. Die Stätten ihres Wirkens sind meist eng und klein. Was brauchten sie auch große, umfangreiche Räume — sie ließen nicht die Gewalten der Dämpfe, die Maschinen, los, sie arbeiteten nicht mit hunderten von Gesellen. Was sie erzeugten, war ein Stück von ihrer Hand gefertigt, und wenn es in den kleinen, halbdunkeln Werkstätten pochte und hämmerte, dann war es der emsige Meister, der das Eisen, die Drähte und den hellklingenden Stahl in herrliche Formen zwang, durch seinen Hammer, durch die Gewalt seiner wohlgeübten Faust.

Das Aushämmern des Eisens, das „Treiben“ zu schönen, halberhabenen Figuren aller Art, ist eine, ganz besonders der Zeit des 16. Jahrhunderts, eigne Kunst. Wie folgten der Geist, die lebendige Anschauung, die Phantasie jedem Schlage des Hammers — bis das Reliefbild fertig und scharf ausgeprägt auf dem Amboß lag! An solchen schönen Arbeiten jener Art, die besonders viel auf den Waffenschmuck angewendet wurden, ist die berühmte Waffensammlung des Prinzen Karl von Preußen, aus welcher wir unsern Lesern schon früher*) ein Stück vorgeführt haben — sehr reich.

Da hängt ein runder, aus feinstem Stahl gearbeiteter Schild, dessen halberhabene Figuren ein Gewirr von Reitern, Ungeheuern und Mohren bilden — diese Gestalten kämpfen miteinander, auf ihren Gesichtern prägt sich die Wuth aus; es zeigt sich der Schmerz, die Freude — alles scharf hineingetrieben in die fügsame Metallplatte, und dazwischen liegen kleine, goldene Perlchen und Schriftzüge oder feines Blattwerk wie hineingestreut. Wieder andere zeigen schwarze Gestalten, als wären sie aus Schiefer gemeißelt, das getriebene Eisen ist von der kunstgerechten Hand des Meisters durch ein besonderes Verfahren im Feuer geschwärzt, dazwischen aber treten die prächtigen Vergoldungen der Harnische, welche die Gestalten tragen, der Binden und Gewänder hervor, welche ebenfalls im Feuer ihre Vergoldung empfangen haben.

Es ist ein schönes Zeichen jener Zeit, welche wir mit dem Namen „Renaissancezeit“ belegen, daß sie, oder vielmehr ihre Repräsentanten, einen — man darf es dreist so nennen — unüberwindlichen Hang zum Schönen zeigen. Alles ist geschmackvoll verziert. Da reitet er hin der prächtig gerüstete Gewappnete: der Ritter. Auf dem Haupte der kannelirte Helm, die Brust, die Arme, die Lenden und Schienbeine gehüllt in den blitzenden Stahl, der in hunderte von feinen Kanten und Linien aufgetrieben — dem Schwerte und der Lanze des Gegners undurchdringlich ist. Alles an dem Harnisch ist schön, elegant und zugleich fest, schützend. Meisterhaft, ja — bewunderungswürdig, schließen die Eisenstreifen, die kleinen und großen Platten in- und aufeinander. Die scharfen, feinen Schrauben trotzen jedem Stoße. Und ebenso geschmackvoll, so fest und sicher als der Harnisch des Kämpen — ist der herrliche Schrank gezimmert, dessen Thüren prachtvolles Schnitzwerk bedeckt, dessen Füße in zierlichen und doch kräftigen Formen sich in allerlei Gestalt winden und recken, gleich starrgewordenen Schlangen. Nicht minder schön ist der Bügel, die Schlüsselkette an dem Gürtel der Hausfrau hängend, und der Krug, aus welchem der Fuhrmann, an der Schenke haltend, trinkt, ist mit zierlichem Deckel versehen und zeigt rings umher auf seinem Bauche geschmackvolle, tief eingebrannte Malerei.

Ja, es war gewiß ein kunstreiches Geschlecht, dessen Nachlaß wir heute noch bewundern, und es ist niemandem zu verdenken, wenn er darnach trachtet, einige Stücke dieses köstlichen Erbes zu sammeln und die Zimmer anzufüllen mit dem schönen Hausrath der Altvorderen. Das Waffen- und Rüstzeug hat für solche Aufbewahrung den größten Vorzug vor allen anderen Erzeugnissen. Eisen, Stahl — das hält am längsten; daher sind die Waffensammlungen diejenigen Orte, an welchen man jene Zeit bestens repräsentirt in ihren Erzeugnissen findet. Berlin schließt unter manchem Sehenswürdigen auch jene schöne prinzliche Sammlung in sich.

Schon bei dem Eintritte überkommt den Freund des Historischen und Künstlerischen jenes ganz unnennbare Gefühl eines Wohlbehagens, von welchem man sich keine Rechenschaft geben kann; es ist da — es erhebt den Beschauer ganz mächtig. Viel tragen dazu die herrlichen, gegen zwanzig Fuß hohen Fenster bei — sechs an der Zahl — welche ganz und gar mit den prachtvollsten gemalten Gläsern angefüllt sind, und stellenweis Figuren in Lebensgröße zeigen. Durch diese lichten, dunklen, rothen, gelben — kurz, alle Farben tragenden Glasplatten, durch die reichen Gewänder der Figuren hindurch spielt das Tageslicht und wirft die Farbentöne gleich Wölkchen auf den Boden der Halle, oder auf die funkelnden Waffenmassen, die Harnische, die Geschmeide, welche von den Wänden, von den Pfeilern herniederhängen. Da ist recht deutlich die Pracht der vergangenen Zeit zu erschauen, und die Sonne spielt sicherlich auf manchem Helm, auf manchem Schild, auf vielen Schwertklingen, die ehedem schon in ihrem Strahle und Glanze an anderer Stätte gefunkelt haben, auf einem weiten, weiten Felde, inmitten der blitzenden Reihen riesiger Kämpfer, als es zur furchtbaren Schlacht ging, in welcher Mann gegen Mann focht, ehe der unheimliche Mönch Berthold Schwarz oder Anklitzen das mörderische Präparat erfand — oder vielmehr wiedererfand — welches Geschosse schleuderte, die den besten Ritter leblos in den Sand streckten.

Wenn man die Sammlung mustert, so geräth man — soll irgend eines der Stücke zu künstlerischen Zwecken benutzt werden — wahrhaft in Verlegenheit, denn die Halle des Prinzen birgt so viel des Schönen, daß die Wahl schwer wird. Dem Leser liegen in beifolgender trefflich ausgeführter Illustration vier verschiedene Stücke aus den Werkstätten der Altvordern — und der prinzlichen Sammlung entnommen — vor. Der hohe Besitzer hat die Copie derselben für das Daheim zu nehmen gestattet.

Viel könnte an dieser Stelle über die Schilde gesagt werden. Von dem rohen Holzschilde, der mit Gyps belegt, mit Ochsenschwänzen benagelt, dann mit Werg überdeckt und roh bemalt wurde — bis zu jenem prachtvollen Erzeugniß italienischer Waffenschmiede, welches hier in Abbildung wiedergegeben wird — ist eine große Zeitkluft, die von gewaltigen Ereignissen ausgefüllt wird.

Der Schild, den wir hier betrachten, ist ein Prunkschild. Er gehört einer Epoche an, in welcher die Kunst der Renaissance bereits ausarten mochte — der späteren Renaissance. Aber wenn man

*) Die Rüstung Kaiser Karls V. Jahrgang III S. 573.



Aus der Waffenhalle
des Prinzen Karl von Preußen.

Schlüssel zum Aufspannen des Radschlosses.

Französische Kugeltasche. Schild. Deutsches Pulverhorn.

eine Ueberladung an Muskulatur, Anhäufung gespreizter Stellungen — hie und da einige fast absichtliche Verkürzungen bemängeln kann, so muß man doch die Kühnheit der Composition, die wilde Lebendigkeit, welche für den Moment wohl geeignet erscheint, anerkennen. Die reizenden Arbeiten des Schildrandes, lauter Phantasiegebilde des alten Meisters, schließen sich harmonisch an die Furiengestalt des Schlußtheils. Die himmelstürmenden Titanen bilden einen Lieblingsvorwurf für Künstler in Waffenarbeit aus der Renaissancezeit, und so dürfte der schöne Schild zugleich eine Probe für die Geschmacksrichtung der Meister abgeben. Hoch wird der Werth der Arbeit gesteigert, wenn man bedenkt, daß diese Figuren mit dem Hammer getrieben, d. h. aus der Platte herausgeschlagen wurden. Wie viel Schläge — jeder mit gutem Bedachte — mit sorgfältiger Ueberlegung, sind nöthig gewesen, ein solches Gebilde erstehen zu lassen; das ist ein seltsames Rechnenexempel, und doch hat ein italienischer Waffenschmied es einmal ausgerechnet — oder vielmehr bewiesen: daß er mit zweitausend Schlägen eine fußhohe Reliefsfigur aus dem Eisenblech treiben könne.

Vielleicht hat der Schild später noch bei festlichen Aufzügen gedient, denn der Gebrauch der Schilde reicht viel weiter in die neue Zeit hinein, als man gewöhnlich glaubt. Namentlich ist die s. g. Tartsche lange in Gebrauch geblieben — noch zu Anfang des ersten schlesischen Krieges zeigen sich ungarische Reiter mit Tartschen bewaffnet. Im Jahre 1562 war der kleine, runde Schild bei der spanischen Armee in Gebrauch, und die Franzosen führten ihn noch 1621 bei der Belagerung von Saint-Jean d'Angeli.

Die an den Seiten des Schildes sichtbaren Stücke sind ebenfalls aus der prinzlichen Sammlung entlehnt. Das Werkzeug, welches oben über den Schild gelegt ist, dürfte nicht jedem Leser sogleich kenntlich sein. Die Gestalt des Hammers birgt eine weit weniger harmlose Vorrichtung. Es ist ein sehr kunstvoll ciselirter Schlüssel zum Aufspannen eines Gewehr- oder eines Radschlosses.

Das Täschchen ist am Bügel und an den Einfassungen mit einer wahrhaft künstlerischen und vollendet schönen Arbeit versehen. Die Ausführung der kleinen Köpfchen, das leichte Muschelwerk und die geschmackvolle Anordnung des Ganzen zeugen von geübter Hand, von einem künstlerisch gebildeten Geschmacke. Man glaube jedoch nicht, daß die kleine Tasche zu harmlosem Gebrauche bestimmt gewesen sei — daß sie an der Seite einer jener schönen, in malerischer Kleidung daherschreitenden Hausfrauen sich geschaukelt habe — nein — auch jenes Täschchen ist zum Gebrauch auf der Jagd oder im Gefechte bestimmt gewesen — es ist eine französische Kugeltasche, aus der echten — will sagen guten Zeit — der Renaissance. Prüft man die kleinen, satyrartigen Köpschen genau, so wird man in ihnen Nachbildungen der zierlichen Masken des großen Meisters Benvenuto Cellini finden, dem jene Zeit so viel herrliche Erzeugnisse verdankt.

Dagegen nimmt sich denn freilich das biedere, deutsche Pulverhorn recht spießbürgerlich aus. Die Platten aus gefärbtem Knochen, sind aber dennoch ganz kräftig ausgearbeitet, und die Zeichnung hat etwas von der Bestimmtheit und Festigkeit des Holzschnittes — dazu die gute, schlichte, fromme Darstellung — der gewaffnete Mann, vor dem Heilande knieend — das ist charakteristisch für den deutschen Verfertiger, und gewiß für den einstigen Besitzer des Pulverhornes, der den Erlöser schon im voraus um Vergebung zu bitten scheint für all das Unheil, welches vielleicht aus dem verzierten Behältniß hervorgehen könnte.

G. Hiltl.

Ein Kapitel für Reiselustige.

Auch das Wandern ist eine Kunst, die gelernt sein will und die fast immer schwieriger wird, je leichter sie durch die wachsenden Eisenbahnnetze und die überall für uns denkenden rothen Reisehandbücher zu werden scheint.

> Mit dem Baedeker in der Hand
> Komm' ich durchs ganze Land,

meinen heute freilich tausende und abertausende, und reisen munter drauf los; sie kommen auch glücklich durch und wieder nach Haus, aber selten sind sie klüger davon geworden und selten können sie mehr erzählen, als wie die Table d'hôte in diesem Hotel und das Theater in jener Stadt gewesen sei. Andere haben etwa so viel gesehen, als der Herr Urian Wandsbeckischen Angedenkens, und wiederholen mit selbstbewußtem Stolz seine Schlußweisheit:

> Und fand es überall wie hier,
> Fand überall 'n Sparren,
> Die Menschen grade so wie wir,
> Und eben solche Narren.

Wer Land und Leute besser, als der Herr Urian kennen lernen will, dem können wir einen bewährten Geleitsmann empfehlen. Es ist freilich ein Professor, aber er versteht das Wandern aus dem Grunde; das hat er schon in seiner „Naturgeschichte des Volkes" bewiesen, namentlich in dem ersten Theile derselben, in „Land und Leute". Zu diesem weitverbreiteten prächtigen Buch hat Professor Riehl kürzlich einen zweiten Theil, gewissermaßen einen Schlüssel dazu, als: „Wanderbuch"*) in die Welt hinausgehen lassen, aus dem nun Jedermann, dem es um ein lehrreiches Wandern zu thun ist, sich Raths erholen kann.

In der Einleitung seines neuen Buches gibt Riehl Auskunft über die „Handwerksgeheimnisse des Volksstudiums", d. h. eine kurze Anweisung, wie man wandern solle, „um dem Volk und Land ins Gesicht zu sehen und aus den Augen zu lesen". Er räth allen, die auf der Wanderschaft forschen und lernen wollen — allein zu gehen. „Nur der einsame Wanderer, der sein Reisegepäck selber auf dem Rücken trägt, und seinen Schulsack obendrein, findet den raschen Blick und die nie erlahmende Spannkraft zum rastlosen Beobachten." Demnächst fordert er zweierlei Probestücke einer genügenden Vorbereitung zur Reise: „erstlich, daß man im fremden Lande niemand um den Weg zu fragen brauche, und zweitens, daß man bereits mehr von des Landes Geschichte und heutigem Zustand wisse, als die große Mehrzahl der gebildeten Einwohner selber weiß."

„Einen Führer mitzunehmen, zerstört alle Poesie des Wanderns, denn die tiefste Wanderpoesie ist Selbstsuchen, Selbstfinden, Selbstverfehlen, kurzum durchaus auf eigenen Füßen gehen und sein eigener Herr sein." Um aber den Führer entbehren zu können, genügt es nicht, die Landkarte im Kopf und in der Tasche zu haben, man muß auch die Leute über sie selbst zu fragen verstehen. Und um diese Fragekunst zu lernen, ist „vier Wochen Vorbereitung auf vierzehn Tage Wanderschaft nicht zu viel, ja, man wird mehr und Besseres heimbringen, als wenn man sich nur ein paar Tage oder gar nicht vorbereitet hätte und monatelang gereist wäre."

Eine weitere Reiseregel lautet: „Vom Kleinen zum Großen," oder: „Vom Einzelnen zum Ganzen." Dieser Regel entsprechend, hat unser Wandermeister viele kleine Gebiete durchforscht und in den weiteren Abschnitten seines neuen Buches als Exemplification seiner Methode dargestellt. Wie er seine Skizzen dazu entworfen, das lehrt er in dem Capitel über das „Tagebuch". — „Mein Tagebuch," sagt er, „gehört dem Tage, es gehört mir und ist blos für mich geschrieben. Es soll mir die subjektiven Eindrücke der Wanderschaft treu bewahren, es soll den Tag mit all seinen Zufälligkeiten festhalten, um mir späterhin unter den Büchern des Arbeitszimmers den Hauch der frischen Luft zu retten, die Poesie des Erlebten, des unmittelbaren Verkehrs mit den Leuten."

Das „Salz des Tagebuches" bilden aber erlebte Züge und Anekdoten des Volkslebens, nur muß man sie richtig zu deuten verstehen. „Man soll Anekdoten nicht generalisiren, sondern umgekehrt, man soll auf Grund allgemeinerer Kenntniß und Beobachtung individualisiren durch die Anekdote. Der oberflächliche Tourist macht die Anekdote, den erlebten einzelnen Charakterzug, zur Quelle; dem wirklichen Forscher ist sie das nicht, sie ist ihm blos Mittel zur Darstellung eines Allgemeinen, welches er bereits anderswoher gründlicher kennt."

*) Wanderbuch als zweiter Theil zu „Land und Leute". Von W. H. Riehl. Stuttgart, Cotta. — Von jedem der drei ersten Bände der „Naturgeschichte des Volkes" sind jetzt je 19,000, also in Summa 57,000 Exemplare gedruckt, und wenn alle Schriften des Verfassers in ihren verschiedenen großen und kleinen, billigen und theuren Auflagen zusammengezählt werden, so hat Cotta seit 19 Jahren einmalhundert und neuntausend Bände „Riehl" gedruckt und versendet. In unserer statistischen Zeit gewiß eine interessante Notiz.

Den Schluß der Handwerksgeheimnisse bildet die „literarische Wanderung nach der Heimkehr", und damit ist die Theorie der höheren Wanderkunst beendet. Es folgt das Buch selbst, das „die verschiedensten Spielarten dieser Methode, auf große und kleine Stoffe angewandt" zeigt. „Auf dem Wege nach Holland" lernen wir die „allmählichen Uebergänge deutschen und holländischen Wesens am Rhein und an der Nordseeküste" kennen, während die Skizze: „Aus dem Leithawinkel" die Gegensätze der drei dort herrschenden in Stamm, Sprache und Sitte grundverschiedenen Nationalitäten wohl berührt, eingehender uns jedoch an den Orten verweilen läßt, an welche sich die Geburt, die früheste Ausbildung und das kräftige Manneswirken des von Riehl so geliebten Meisters Joseph Haydn knüpft.

Doch wer der Wandermethode unseres Professors Geschmack abgewonnen, wird nun am liebsten gleich zu dem Buche selbst greifen, dessen weitere Analyse überdem nicht in unserem Plane liegt; außer den bereits erwähnten zwei Wanderungen wird er den Verfasser gern auf seinem Gange durchs Tauberthal, dann in die Hollebau und in den Rheingau begleiten, wird sich freuen, mit ihm die geistliche Stadt Freysing zu besuchen und einen neubeflügelten Ritt in das alte romantische Gerauer Land zu machen. Jeder aber möge den Wunsch des Verfassers wohl beachten, mit dem er sein Vorwort schließt: „Ich gehe rasch und schreibe langsam, darum wünsche ich mir dann auch Leser, welche recht langsam lesen, bei diesem langsamen Schritt aber von lebhafter Sehnsucht ergriffen werden, das deutsche Land im raschen frischen Schritte selber zu durchwandern."

„Ach wie umständlich, wie ermüdend!" höeen wir manchen unserer Leser ausrufen; „etwas eingehendere Anleitung zum Reisen, als die „Rothen" uns bieten, wäre uns schon recht, aber ehe wir die Sache so gelehrt angreifen, bleiben wir lieber ganz zu Hause."

Nun auch für diese Klasse der Reiselustigen hat unsere bücherzuvorkommende Zeit gesorgt. In der „Reiseschule" von Arthur Michelis*) werden sie finden, was sie suchen. In der That lehrt uns dieses so recht con amore geschriebene Buch, auch con amore und dabei doch mit Nutzen reisen. Im gewandtesten Feuilletonstil geschrieben und dazu von einem heutzutage seltenen gesunden Humor durchwürzt, bietet es doch zugleich so viel gründliche und vielseitige Belehrung und eine solche Fülle der mannigfachsten Rathschläge und Reiserecepte, daß Jedermann — selbst ein Jünger Riehls — daraus etwas profitiren kann.

Schon die Introduktion des Büchleins ist ansprechend. Der Herausgeber trifft an einem regnerischen Nachmittage im Wirthshause zu Meiringen mit zwei reisenden Engländern, Oheim und Neffe, zusammen. Der erstere, ein vielgereister Mann, ist beschäftigt, seinen Neffen in der Reisekunst zu unterrichten, und erklärt sich gern bereit, den Herausgeber daran Theil nehmen zu lassen, ja, er ernennt ihn zum Universalerben seiner ganzen Reiseweisheit und liefert ihm seinen Vorrath von Aufzeichnungen zu unbeschränkter Verfügung. So ist die Reiseschule entstanden, die übrigens keineswegs irgendwie systematisch ihre Aufgabe löst, sondern echt touristisch bunt verfährt und nur durch ein alphabetisches Sachregister dafür sorgt, daß der Reiselustige sich überzeugen kann, wie nichts für ihn Wichtiges vergessen ist und daß er das ihm gerade augenblicklich Wichtigste ohne Mühe herauszufinden vermag.

Einige Titel charakterisiren am besten den Inhalt und die Lehrweise dieses Buches, als z. B. „Reisepläne, deren Sclaven und Narren" — „Livree für Gepäckgegenstände" — „Nothbehelfe in Robinsonzuständen" — „Narrenwagnisse" — „Läuferwahnsinn" — „Kunst, mit Anstand und guter Laune krank zu sein" (speciell für Curgäste) — „Reisequecksilber" — „Reisejagden" — „Waffen gegen Langeweile" — „Lectionen im Müßiggang" — „wie man gute Gasthöfe ermittelt" — „Culinarische Erziehung des Menschengeschlechtes" — „Eitelkeits- und Phantasietouristen" — „Heimgekehrte" ꝛc. ꝛc. Dazwischen gestreut sind ganz nüchterne, praktische Reisewinke; da wird eine „Hauptliste für Mitzunehmendes" mitgetheilt, da wird die Ausrüstung für Gebirgstouren eingehend besprochen, da werden Mittel gegen Uebertheuerung an die Hand gegeben, aber alles so launig, so unterhaltend, daß man auch — ohne eigene Reisepläne — höchst selten in Versuchung kommt, etwas zu überschlagen.

Ein paar Proben mögen meine Behauptung erhärten. Der wichtige Punkt der Reisekleider wird also introducirt: „Das Hemd ist mir näher als der Rock, sagt das Sprichwort. Näher noch als das Hemd ist aber dem Touristen etwas anderes: — Wolle. So mag denn auch dieses Capitel mit § 1 des Codex turisticus, Titel Kleiderordnung, beginnen, welcher lautet: „Jedweder Tourist, wes Standes und Alters er auch sei, soll sich mit wollenen Unterkleidern versehen. Wer ohne solche auf anstrengenden Fußwanderungen oder längeren, dem Witterungswechsel ausgesetzten Wagenfahrten betreten wird, hat das Leben verwirkt." Aus den Annalen der Touristik geht nun zwar hervor, daß dies strenge Gesetz nur selten nach dem Wortlaute vollzogen, und selbst schwere Delinquenten oft begnadigt werden zu lebenslänglichem Rheumatismus oder Lungensucht, unter mildernden Umständen auch wohl mit Brustentzündung, Grippe, Husten, Zahnschmerzen u. dgl., zuweilen sogar ganz straflos wegkommen; aber auch abgehärtete Naturen sind nachdrücklich zu warnen vor Märschen in die Hochregionen, wenn sie den Oberkörper nicht durch Wolle auf bloßer Haut und die Füße durch wollene Strümpfe geschützt haben ꝛc."

Abwechselnd wird auch die Belehrung in freier Dialogform ertheilt, die aus Unterredungen des Oheims mit seinem Neffen sich zwanglos ergibt; charakteristische Reiseanekdoten, illustrirende Touristenerlebnisse wechseln mit Schilderungen empfehlenswerther Reiseinstitute und Umrissen einzelner Persönlichkeiten. So schließt sich an eine warme Befürwortung der s. g. Pensionen, wie sie in der Schweiz vornehmlich zu finden, die Charakterschilderung der Vorsteherin einer solchen.

„Die Königin der glücklichen Insel, unsere Pensionsmutter oder Providenz, wie sie gewöhnlich von ihren Pfleglingen genannt wurde, war ein Wesen eigenthümlicher Art. Seit jeher hatte sie die Satzung einzuführen und, trotz allen Anfechtungen, aufrechtzuerhalten gewußt, daß der Platz beim Mittagstisch nicht vom Belieben der einzelnen abhing, ebenso wenig überließ sie einem Zufall, wie dem Tage der Ankunft, die Rolle des Quartiermeisters, vielmehr nahm sie diese als ihr Recht in Anspruch. Im Speisesaal und in den Stuben hing ein Placat, worin das in drei Sprachen proclamirt wurde, neben anderen Paragraphen der Hausordnung über Rauchen, Klavierspielen, Singen, Zimmerturnen, gestiefelte Zimmerpromenaden u. s. w. Dabei aber war unter uns die Meinung vorherrschend, daß diese Tyrannei in der Tischordnung und andere unerhörte Bestimmungen von der alten Dame so gehandhabt wurden, daß dadurch Quellen der Unterhaltung geöffnet und der Disharmonie verstopft wurden ꝛc."

Doch, wird man einwenden, warum wird all diese Weisheit einem Engländer in den Mund gelegt, oder doch ihm mindestens abgelauscht? — „Ihr seid das Literaturvolk," antwortet darauf der Oheim des Buches; „von je 100 Deutschen sollen 99 schreiben gelernt haben. Ob dasselbe günstige Verhältniß sich auch auf Eure Autoren erstreckt, ich meine, ob von je hundert derselben neunundneunzig auch schreiben können, mögen die Literaturzeitungen entscheiden, hoffentlich sind Sie nicht grade einer von denen, die es nicht können. — — Wie nun aber Ihr das literarische Volk seid, so sind wir Engländer das touristische. Während Ihr mehr Literaturgeschichten besitzt, als alle anderen Völker zusammen, gibt es bei uns mehr Reisebeschreibungen, als im ganzen Schriftenthum der übrigen Welt, und wenn viele Uebung den Meister macht, so müssen wir die Reisemeister sein. Es würde mich freuen, wenn Ihre Landsleute aus meinen Erfahrungen und Einfällen einigen Nutzen zögen."

„Aber wird nicht Ihre Theorie eine gar zu specifisch englische sein?"

„Befürchten Sie nichts der Art," erwiderte er. „Ich bin dem Blute und der Erziehung nach zur Hälfte deutsch, habe den Haupttheil meiner Reisezeit auf deutschem Gebiet und im geselligen Verkehr mit Deutschen zugebracht, und könnte in der That der entgegengesetzten Einseitigkeit weit eher verfallen. Ich habe mich davor jedoch zu hüten gesucht, von der Ansicht ausgehend, daß der Tourist als solcher „Kosmopolit" ist, und die gediegene Touristenpraxis keinen nationalen Stempel trägt, sondern die reisegültigen, allgemein verwerthbaren Erfahrungen aller Völker in sich aufgenommen hat."

„Aber ein englischer Tourist ist doch ein gar zu unausstehliches Wesen!" wendet jemand hartnäckig ein.

*) Reiseschule für Touristen und Curgäste. Von Arthur Michelis. Leipzig, Adolf Gumprecht.

Der Verfasser hat eine Reihe Seiten darauf verwendet, um die landläufigen Ansichten des Festlandes über englische Touristen, denen er dann noch die demnächst unbeliebteste Klasse — die Berliner, anreiht — auf das richtige Maß zurückzuführen. Wir führen aus dem interessanten Gespräch über diesen Gegenstand nur das Schlußvotum an, in dem es heißt: — „So schlage ich denn vor, wir wollen dem Engländer wie dem Berliner gegenüber Gnade für Recht ergehen und uns nicht von Aeußerlichkeiten zu raschen, absprechenden Urtheilen über eine ganze Bevölkerung verleiten lassen, denn wir würden sonst gerade in den Fehler fallen, der jenen hauptsächlich zum Vorwurf gemacht wird."

Und das ganze — im Grunde durch und durch deutsche — Buch schließt mit dem Satz, der jenen obenerwähnten § über Reisekleidung ergänzt: „Mit bloßer Erwärmung des Körpers ist's nicht abgethan, auch die Seele darf keiner Erkältung ausgesetzt werden, und das ist allein möglich durch Annäherung an Menschen, gleichviel, ob sie Einheimische oder Fremde sind."

* * *

Den tausenden, deren Köpfe und Herzen um diese Zeit von Reiseplänen erfüllt sind, wird gewiß eine oder die andere der vorstehend skizzirten Reisemethoden zusagen; viele werden gerne beide miteinander benützen. Noch eine dritte, die freilich gar manchem unpraktisch vorkommen wird, und die allerdings die beiden ersten nicht ersetzt, aber sie ganz gut ergänzt und vervollständigt, ist kürzlich von einem neuen Autor Funcke in einem Reisebilderbuch*) angewandt worden; wir möchten sie die erbauliche und beschauliche nennen, weil sie den Blick beständig aus der Zeit in die Ewigkeit lenkt und, außer der Freude am Reisen, auch der noch größeren an der Heimkehr, ja dem Heimweh nach dem irdischen, wie nach dem himmlischen Vaterlande den gebührenden Raum läßt. Ernsten Gemüthern wird sie gewiß willkommen sein.

Und damit Gottbefohlen und glückliche Reise! R. K.

*) Reisebilder und Heimatklänge. Von O. Funcke. Bremen, 1870. C. Ed. Müller.

Am Familientische.

Der beste Vogelschutz.

(Zu dem Bilde auf Seite 549.)

Was der poetischen Befürwortung und der Liebe zu der Vogelwelt früher nicht gelungen, fängt seit einiger Zeit an, immer entschiedener durch die Ergebnisse der Wissenschaft und durch den noch stärker sprechenden nationalökonomischen Nutzen erreicht zu werden; und selbst von Obrigkeits wegen ertönt energischer als sonst das Gebot: „Schützet die Vögel!"

Friedrich der Große und Kaiser Joseph hatten bekanntlich noch einen Vernichtungskrieg gegen die Spatzen angeordnet, von dessen Schädlichkeit man sich freilich schon längst überzeugt hat; aber auch bis in die jüngste Zeit hat man dem Vogelfang in vielen Theilen unseres Vaterlandes zu viel Raum gelassen. Neuere Untersuchungen haben es unwiderleglich herausgestellt, daß überall das culturschädliche Ungeziefer sich in dem Maße mehrt und die Bodencultur schädigt, als die nützlichen Vögel weggefangen und mehr oder minder vertrieben werden.*) Zu den nützlichen Vögeln gehören aber nicht nur Spatzen, sondern auch Nachtigallen und Lerchen, ja fast sämmtliche Singvögel.

Wissenschaftliche Vogelfreunde, wie Baldamus u. a., sind in Büchern und Journalen — auch zu wiederholten Malen im Daheim — für die von Jung und Alt bedrängten und verfolgten Thiere aufgetreten; und noch ganz neuerdings hat Direktor Lippert in Budweis in einem Vortrag: „Zum Schutz der Vögel und der Pflanzen" sich geradezu dafür ausgesprochen, daß überall das Fangen der nicht schädlichen Vögel rundweg verboten werden solle, wie es in einzelnen Staaten bereits geschieht.

Unsere Aufgabe ist es nicht, zu entscheiden, wie weit der Staat hierin gehen darf und soll; aber davon sind wir überzeugt, daß seine negative Thätigkeit immer nur ein schwacher Schutz für die Vögel bleiben wird, wenn nicht die positive Unterstützung durch Hegen und Pflegen derselben, vor allem aber durch Belehrung der Jugend in Schule und Haus dazu kommt.

Wer Hiddemanns anmuthiges Bild in unserer heutigen Nummer recht aufmerksam betrachtet, wird uns gewiß zustimmen, wenn wir behaupten, daß es garnicht so schwer sein dürfte, die Jugend selbst zu Schützern und Hütern der Vögel zu erziehen. Der große Bursche, der alle seine Ueberredungskünste und dazu andere, noch verlockendere Mittel anwendet, um in den Besitz des ersehnten Vogelnestes zu gelangen, mag wohl nicht die besten Absichten mit demselben haben, aber viel zahlreicher sind die Kinder, die mehr aus Wißbegierde oder Neugierde, als aus Bosheit Nester ausnehmen, und sich an ihnen, wenn auch in thörichter Weise, erfreuen. Oder sprechen nicht dafür die drei anderen Bürschlein, deren eines seinen Schatz ganz ängstlich und sorgfältig hütet und fast mißtrauisch auf die ihm dafür angebotene Lockspeise hinblickt? Und wie sorgfältig hält das jüngste Kind seine Händchen hinter dem Rücken, um nur mit den Augen die allerliebsten Piepvögelchen zu genießen und ihnen ja nicht wehe zu thun!

Darum, wer es versteht, die Jugend für das Leben der Vögel zu erwärmen, wer ihren Wissenstrieb durch ein richtiges Interesse an den Nestern derselben — wozu auch die zur Vermehrung so nützlichen Nistkästchen dienen können — befriedigt; kurz, wer der Kinder Herz für die Vögel gewinnt, der wird am meisten zum Schutze derselben beigetragen haben. D. R.

*) Beispielsweise ist dadurch im Jahre 1866, wie die Köln. Zeitung mittheilt, nach sorgfältigen, dieserhalb in vier Kreisen der Provinz Sachsen angestellten Ermittelungen für diese Kreise allein ein Verlust von 1½ Mill. Thaler nachgewiesen worden, und es steht fest, daß die Menge der mit ihrer Nahrung auf das Ungeziefer angewiesenen nützlichen Vögel in Abnahme begriffen ist.

Der Zahnkönig.

„Von einem „Eisenbahnkönig" habe ich wohl schon gehört, auch eine „Galmeikönigin", die Besitzerin der reichsten Zinkgruben Oberschlesiens, ist mir wohl bekannt — aber von einem „Zahnkönig" habe ich noch kein Sterbenswörtchen vernommen." Diese Worte richtete ich an einen deutschen Landsmann in London, während ich, halb rasend vor Zahnschmerz, im Zimmer umherlief und mit der Hand den Backen hielt.

„Und doch, bester Freund," antwortete jener, „ist Mr. Coleman der berühmteste Zahnarzt, der jetzt in London existirt; er ist ein wahrer und echter Zahnkönig, welcher unbedingt Ihren Leiden ein Ende machen wird. Seine neue Methode macht Furore, und ich verspreche Ihnen, daß Sie binnen kurzem geheilt sein werden, ohne Ihren Zahn zu verlieren. Versuchen Sie es."

Schnell warf ich mich in ein Cab und fuhr nach der bezeichneten Wohnung. Während ich den Klopfer heftig an der Thür erschallen ließ, sah ich noch das Messingschild an, auf dem zierlich eingravirt stand: „Coleman, American Dentist." Aha, auch einer von den amerikanischen Schwindlern, dachte ich, die hierherkommen, und, ohne viel zu nützen, den Engländern die Guineen aus der Tasche ziehen. Gewiß so ein Barbier, der in den Newyorker Hafenschenken Matrosen schröpfte und hier nun den „Zahnkönig" spielt! —

Ein Diener öffnete und führte mich in das Wartezimmer, in welchem eine große Anzahl Leidensgefährten wimmernd und mit verbundenen Gesichtern des Eintritts harrten. Endlich kam auch ich an die Reihe. Ich muß gestehen, der Eindruck, den Mr. Coleman auf mich machte, war kein ungünstiger; nichts von der bekannten Yankeephysiognomie, der der Humbug aus den Augen schaut. Sein Benehmen war ruhig und geschäftsmäßig. Er begann die Untersuchung. „Sie leiden," sagte er, „an chronischer Periodontitis, Ihr Zahnfleisch ist durchweg aufgelockert, Sie haben Schmerzen bei jedem Biß, auch finde ich Spuren von Eiterung. Gerade gegen diese Art Zahnkrankheit wende ich mein neues Verfahren der Replantation oder Wiedereinpflanzung der Zähne an. Mit absoluter Gewißheit kann ich Ihnen jedoch einen Erfolg nicht versprechen; die Erfahrung ist noch bei dieser Methode zu gering."

„Und worin besteht Ihre Methode?"

„Ich werde Ihnen den schmerzenden Zahn herausnehmen. Das geschieht leicht, denn ohnehin sitzt er locker. Ich untersuche die Wurzeln desselben, entferne durch sorgfältiges Abschaben alle kranken Theile, und wasche ihn schließlich sauber in desinfizirender Karbolsäure; diejenigen schleimigen Theile des Zahnes aber, die gesund sind und zur Verbindung mit dem Zahnfleische dienen, bleiben erhalten. Auch das Lager, aus dem ich den Zahn genommen, werde ich untersuchen und reinigen. Ist das geschehen, so findet die Replantation statt, ich setze den Zahn an seine alte Stelle, und verlaufen die Umstände günstig — dann heilt er wieder an und in vierzehn Tagen können Sie mit ihm beißen, wie mit jedem anderen gesunden Zahn."

Erstaunt über dieses neue Verfahren war ich anfangs unschlüssig. Dann aber unterwarf ich mich der Prozedur. Ich habe sie nicht zu bereuen gehabt, und besitze heute an Stelle eines kranken, einen gesunden Zahn. Wunderbar erscheint nur die Lebenskraft, die dem bischen Fleischgewebe innewohnt, das an dem Zahne beim Ausbrechen sitzen blieb und später das Zusammenheilen mit dem Kiefer und dem Zahnfleisch bewirkte. Manchmal, so hörte ich später, kommen allerdings Mißerfolge vor; aber das neue Verfahren verdient Beachtung im hohen Grade. Nach einem Vortrage, den Dr. Coleman in der Londoner Odontological Society kürzlich über seine Methode gehalten, entschlossen auch andere Zahnärzte sich zu derselben, und hoffentlich wird der Continent nicht lange zögern, in gleicher Weise vorzugehen. Ch. D.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

VI. Jahrgang. Ausgegeben am 3. Juni 1870. Der Jahrgang läuft vom October 1869 bis dahin 1870. **1870. № 36.**

Eine Cabinetsintrigue.

Historischer Roman von Georg Hiltl.

(Fortsetzung.)

Das Testament des Königs.

Frau von Blaspiel war zur Königin auf das Schloß geeilt. Für den Augenblick schien alle Gefahr vollkommen beseitigt, denn es fragte sich immer noch: war Clement wirklich ein Betrüger? Hatte er aber in der That ein gutes Gewissen und genügende Beweise gegen die Cabinette, dann ging ja auch Frau von Blaspiel triumphirend hervor aus allem. Es blieb nur noch das Testament. Aber Frau von Blaspiel hatte keinen Grund, an Jobs Ehrenhaftigkeit zu zweifeln — das wichtige Document lag gut und sicher bei ihm verwahrt — verlangte es der König, so konnte man es leicht erhalten, ohne daß jemand nur eine Ahnung hatte, bei wem das hochwichtige Papier verwahrt worden. Die Königin wurde durch die Mittheilungen der Blaspiel ebenfalls beruhigter.

Allmählich fanden sich die Damen zum Thee ein. Fräulein von Sonnsfeld hatte heute das Geschäft des Einschenkens und Präsentirens übernommen. Sie war von Charlottenburg gekommen, wo ihre Tante wohnte, und sehr gesprächig — übrigens fehlten noch einige Damen. Man plauderte über die harmlosesten Dinge, als endlich auch der Kammerherr von Gersdorf erschien. Er war zu seiner Zeit einer der gesuchtesten Herren, soweit überhaupt damals ein Cavalier den Löwen des Tages spielen konnte und durfte.

„Majestät haben heut keine Ausfahrt unternommen?" fragte Gersdorf im Laufe des Gespräches.

„Nein, lieber Baron," sagte die Königin. „Die Luft ist zwar schön, aber ich mochte nicht meine Briefe vernachlässigen. Ich habe heute correspondirt."

„C'est ça," sagte der Kammerherr. „Es ist schönes Wetter — freilich nicht für jeden."

„Wie meinen Sie das?" fragte die Sonnsfeld.

„Je nun; es gibt Leute, die sich in der heutigen Luft nicht wohl fühlen. Zum Exempel Herr Notarius Job."

Die Königin und die Blaspiel horchten auf. „Job? Job?" fragte die Königin. „Jener bekannte Notar — der Wahrsager?"

„Eben derselbe." — „Und was ist mit ihm?"

„Aber mon dieu, wissen denn Euer Majestät das nicht?" sagte Gersdorf. „Herr Job ist ja vor wenig Stunden auf Befehl des Herrn von Katsch verhaftet — seine Wohnung unter Siegel gelegt worden." — Frau von Blaspiel hatte Mühe, die Anwandlung einer Ohnmacht zu bekämpfen, die Theetasse klapperte hörbar, so heftig zitterte die Hand der unglücklichen Frau — die Königin erbleichte und preßte eine Hand auf ihre Brust. — „Man sagt," fuhr Gersdorf fort, „daß sich im Hause des Notars gewisse Dinge befinden sollen, die auf eine Verbindung des Job mit Personen schließen lassen, welche dem triste accident nicht fern stehen, der Seine Majestät den König vor einiger Zeit so sehr zum Misanthrop machte. Aber ich bitte unterthänigst, machen Sie nicht Gebrauch davon, daß ich es Ihnen mittheilte. Mon dieu, man erfährt allerlei — il est possible — die Sache ist vielleicht nur halb wahr — c'est-à-dire — Verhaftung und Versiegelung, das ist sicher, denn ich sprach Herrn von Wensen, der gerade vor Jobs Hause war, als man diesen arretirte."

„Um Gottes willen, die Königin," rief Fräulein von Sonnsfeld. Wirklich hatte die Königin ihrer inneren Bewegung nicht Meister werden können, die Sinne schwanden ihr. Alle sprangen hinzu, die Blaspiel unterstützte, obwohl selbst an allen Gliedern bebend, die ohnmächtige Gebieterin.

„Es ist infolge des angestrengten Schreibens," sagte Frau von Blaspiel. „Wir müssen die Majestät in das Schlafzimmer schaffen."

„Gersdorf hielt es für gerathen, sich zu entfernen, die Kammerfrauen eilten herbei, man trug die Königin auf ihr Bett. Sie erholte sich. „Eile — eile, Blaspiel," flüsterte sie, „ich sterbe —"

Die übrigen Damen verließen das Zimmer, da die Königin mit der Vertrauten flüsterte.

„Wir sind verloren," murmelte die Königin. „Es ist ein Schlag, den Grumbkow führt; nur er hat die Versiegelung anbefohlen — er wird alles durchsuchen lassen; er findet das Testament."

Die Blaspiel hauchte leise: „Verloren!"

„Wenn die Siegel angelegt sind, ist es unmöglich, in die Räume zu dringen, wo das Document sich befindet," stöhnte die Königin.

„Wenn der König das Testament durch Grumbkow erhält, wenn es aus den Schränken des Notars hervorgeholt, ihm überliefert wird — dann sind wir morgen um diese Zeit schon Staatsgefangene, und ich kann nur immer an den Verbannungsort denken, an welchem ich meine Tage beschließen will."

Frau von Blaspiel raffte sich auf. Eine Stärke der Verzweiflung erfaßte sie. „Bleiben Sie ruhig, Majestät," sagte sie entschlossen, „ich will suchen, das Document zu retten, koste es mein Leben."

„Bleib, bleib!" rief die Königin außer sich.

Aber die Blaspiel war schon zur Thür hinaus. Sie ging durch die Garderobezimmer, eilte die Hintertreppe hinab in den Schloßhof und dann, ihren Schleier überwerfend, durch die breite Straße. —

Die Königin schellte ihrer Kammerfrau. „Sorge dafür, daß der König nichts erfahre," bat sie, „ich hoffe, es ist nur vorübergehend, die Hitze — dieser starke Thee —." Sie lehnte ihr Haupt in die Kissen und schloß die Augen. — —

„Auf morgen um acht Uhr," sagte Katsch zu Grumbkow. „Wir haben gut speculirt. Sie sind ledig von all dem Gesindel. Der Mosjöh Heidekam wird nicht mehr in die Wohnung können — wo er gefunden wird, lasse ich ihn verhaften."

„Nur Frau von Blaspiel?" sagte Grumbkow mit bösem Lachen. „Da wollen wir weiter sprechen."

Während dieser zuletzt erzählten Vorgänge war allmählich die Dämmerung hereingebrochen. Unter ihrem Schatten schlüpfte ein Mann durch die auf dem kölnischen Fischmarkte befindlichen Buden und näherte sich der Roßstraße. Er war nicht nur einfach, sondern fast ärmlich gekleidet. An dem Bernauer Keller angelangt, blickte er in die Straße. Hier sah er nur noch wenig Leute und er beschloß einen Gang hinabzuthun. Zur Verwanderung des Herrn Barons von Heidekam — denn er war der ärmlich gekleidete Mann — schien das sonst so belebte Haus des Notars wie ausgestorben. Selbst unten im Bureau des Herrn Job war niemand zu erblicken. Da Herr von Heidekam mit der sehr löblichen Absicht: das Testament zu stehlen, wenn er es ausfindig machen könne — in die Nähe des Jobschen Hauses gekommen und mit einer absonderlichen Kleidung angethan war — mochte er es nicht wagen, näher zu gehen. Er blieb beobachtend vor dem Hause stehen.

„Ja ja," sagte ein dicker Mann, der so eben vorüberwatschelte. „Er sieht sich auch das Häus da an — unverhofft kommt oft. Der Herr Jobus hat Jedermann wahrgesagt — nur sich selbst nicht — nun hat er's."

Heidekam blickte den Mann betroffen an. „Nun? Was hat er denn?" sagte er.

„Je nun, — er sitzt im Arrest."

Heidekam ballte erschreckt die Faust. „Im — Ar — rest?"

„Weiß Er das nicht? Heut haben sie ihn abgeholt — alles ist versiegelt — er soll Gelder veruntreut haben — —"

Heidekam hörte nicht weiter zu — schon war er über den Damm der Straße. Daß der Notar eine solche grobe Sünde begangen habe, das war eben nur ein Gerede, Heidekam sagte sich das gleich — aber dann mußte ein für Heidekam wichtigerer Grund die Verhaftung Jobs herbeigeführt haben. Der Baron knirschte vor Wuth mit den Zähnen. Wie war es möglich gewesen, daß die von Katsch dirigirte Polizei so schnell dem Anschlage zuvorgekommen war? Dem Minister mußte vor allen Dingen an dem Besitze des wichtigen Documentes liegen, und dies konnte er nur durch Heidekam erhalten. Der Baron geberdete sich wie ein Verzweifelter — schien aber endlich einen Entschluß gefaßt zu haben, denn er lief mehr, als er ging, auf den einzigen Ort zu, wo damals Miethkutschen standen und ließ sich in seine Wohnung fahren. Er blieb daselbst nur kurze Zeit, dann erschien er wieder. Er hatte statt des Hutes eine Kappe über den Kopf gezogen, und in seinen Rocktaschen klirrte es, als wenn Eisen gegen Eisen schlage. — — —

Wir haben Elisa und Laurentius in dem großen Zimmer allein nebeneinander sitzend verlassen. Elisa war glücklich, ein Wesen gefunden zu haben, welches ihren Schmerz theilte, und der wackre junge Mann ließ es nicht an Tröstungen fehlen. Elisa wollte wieder sich nach dem Befinden der Mutter erkundigen; gerade als sie die Thür öffnete, stand sie Frau von Blaspiel gegenüber.

„Elisa," keuchte die Dame, „ist es wahr?"

„Wahr — alles wahr."

„Entsetzlich — wir sind verloren — das Testament —"

Elisa hielt der Frau von Blaspiel den Mund zu. „St — um Gotteswillen — kommen Sie hier hinein!"

Sie zog die Dame in das Zimmer. Frau von Blaspiel prallte bei Laurentius Anblick erschrocken zurück.

„Es ist ein Freund," sagte Elisa. „Vertrauen Sie ihm ganz."

„Nun denn," begann die Blaspiel hastig sprechend. „Es ist alles verloren — das Testament liegt im Verschlusse — dieser ist versiegelt, die Haussuchung kann jede Stunde erfolgen — wenn das Testament gefunden wird, dann ist die Königin verloren, und ich war es, die sie unglücklich machte."

Elisa erhob sich — sie ging leise zur Thür und horchte, dann kam sie wieder zurück. „Kennen Sie das Testament, gnädige Frau — ich meine das Packet oder den Umschlag, das Schriftstück, welches Sie meinem Vater gaben?" fragte sie.

„Ganz genau. Er zeigte es mir noch vor einiger Zeit, als ich unruhig ward. Er holte es aus dem geheimen Schranke hervor, den das Bild des alten Gregorius verbirgt."

„Es ist sein geheimer Schrank," sagte Elisa leise, „und wenn Sie das Document recht genau kennen — so sollen Sie es haben."

„Aber die Siegel," wandte die Blaspiel ein, „die fürchterlichste Strafe trifft den Verletzer — wir kommen nicht in das Zimmer."

Elisa beugte den Kopf und flüsterte:

„Es ist Rettung da. Vom Hofe aus führt eine Treppe in das Zimmer des Vaters, die Thür dieser Treppe ist nicht versiegelt. Sie haben den Eingang nicht entdeckt, sondern nur die Hauptthüre versiegelt, welche vom Gange aus in des Vaters Zimmer führt."

Die Blaspiel that einen Freudenruf; Laurentius desgleichen.

„Indessen ist keine Zeit zu verlieren," mahnte Elisa — „wir wollen eilen — jede Minute ist ein Verlust."

„Junger Mann," sagte die Blaspiel zu Laurentius, „Sie wissen um eine wichtige Sache — wahren Sie Ihren Kopf."

„Ich bin treu und schweigsam," entgegnete Laurentius.

Elisa war unterdessen wieder hinausgegangen, sie hatte eine Blendlaterne in der Hand, als sie zurückkehrte, und den Schlüssel zur Thüre. Alle drei verließen das Zimmer. Da im Hause niemand war, so konnten sie ohne den geringsten Aufenthalt in den Hof gelangen. Die Hausthüre hatte Elisa vorher abgeschlossen.

„Folgen Sie mir," bat Elisa leise. Sie stieg eine schmale Treppe hinauf — es war derselbe Weg, den die Blaspiel einst mit dem Könige zu dem Notar gegangen war. Sie leuchtete gegen die Thür — es war kein Siegel angelegt, und schnell öffnete Elisa diesen Eingang. Sie traten in das Zimmer, es war dunstig und schwül, der öde, von räucherigen Scharteken und allerlei Gerümpel erfüllte Raum machte den Eindruck, als sei zwischen seinen Wänden jemand gestorben. Das Gesicht des alten Herrn Gregorius schaute mit trüben Blicken aus dem Rahmen hernieder. Elisa hatte das Licht geborgen. „Nun frisch ans Werk," flüsterte sie, „Herr Laurentius bleibt im Zimmer, wir suchen das Packet." Sie begann das Bild zu schieben, es wich zurück: die eiserne Thür ward sichtbar. —

Gerade in diesem Momente schwang sich ein Mann von den Buden aus, welche mit ihrer Rückseite das Grundstück des Notars begrenzten, in den Hof und näherte sich der Hintertreppe. Er fand sie zu seinem Staunen offen.

„Was bedeutet das?" murmelte Heidekam. Er blieb auf der dunklen Treppe stehen — es war ihm, als höre er flüstern — er griff in die Tasche und zog ein starkes, sehr sauber gearbeitetes Sperreisen hervor, dann stieg er einige Stufen höher, bis er an die Eingangsthür gelangte. „Sie ist verschlossen!" murmelte er wieder.

Elisa hatte das Bild glücklich zurückgeschoben, aber es blieb noch die Thür zu öffnen. Der Schlüssel fehlte — wenn Job ihn bei sich hatte, war alles umsonst. Alle drei, auch Laurentius, begannen zu suchen — sie wühlten in den Schränken umher — die Zeit verging, die Uhren schlugen draußen — die Angst der Blaspiel stieg bei jedem Schlage, sie gedachte der Königin.

„Ha," rief Elisa, „da ist er." Sie hatte hinter dem Bilde zwischen Thür und Wand den Schlüssel gefunden. „Leuchtet hierher, Laurentius," bat sie, und nun öffnete sie die Thüre, welche mit hellem Klange aufschlug.

Diesen Ton hatte Heidekam gehört — er sagte sich, daß hier etwas Außerordentliches vorgehe. Sein für alle Intriguen sehr scharfer Verstand hatte ihn auf den richtigen Weg gebracht, er hatte ganz richtig geschlossen: daß die Siegelbeamten wohl die Hinterthür

vergessen haben konnten, und nun war er dicht davor — er wollte nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Wer auch im Zimmer sein mochte, der Baron spielte um seine Existenz — er wollte mit dem Eindringling kämpfen. Indes Elisa und die Blaspiel in die Höhlung stiegen und Laurentius leuchtete, handhabte der Baron mit großer Geschicklichkeit sein Sperreisen. —

Elisa und die Blaspiel durchwühlten in fieberhafter Hast die Höhle. Es fanden sich eine Menge verschiedener Documente, die Akten und Schriftbündel waren ringsum an den Wänden aufgehäuft, und kleine Cassetten standen umher. Endlich hob Elisa eine Platte empor, welche vor einem Theile des Schrankes lag.

„Da ist es," rief die Blaspiel freudig. Sie ergriff ein mit vielen Siegeln versehenes Päckchen und preßte es heftig an sich. „Leuchtet, Herr Candidat," rief sie.

Sobald das Licht der Laterne auf den Gegenstand fiel, sah die Blaspiel vollends, daß sie sich nicht getäuscht hatte, denn an dem Packet befand sich ein Zettel mit der Aufschrift: „Von Frau von Blaspiel mir zur besondern Verwahrung übergeben."

„Wir haben es," frohlockte sie, „nun schnell hinaus."

Sie stiegen aus der Höhlung, Elisa warf die Thüre zu und wollte eben das Bild wieder in die Falze schieben, als ein lauter Schrei des Entsetzens, den die Blaspiel ausstieß, die Tochter des Notars und Laurentius erschreckte.

„Was ist Ihnen?" riefen beide.

„Dort ist ein Gespenst," schrie die Blaspiel. „Ich habe ihn — es — gesehen." Sie deutete mit dem Finger nach der Thüre, und aus dem Dunkel derselben trat die Gestalt eines Mannes.

„Heidekam," rief Elisa, den Unheimlichen anstarrend.

„Ich bin es," sagte der Baron, „ich kam zur rechten Zeit; Sie macht in Gesellschaft der Freundin einer Königin Anfälle auf das, was Eigenthum des Gerichtes ist — meine schönste Jungfrau."

„Sie lügen, Herr Baron," rief Elisa, „wir haben ein Recht, dieses Gemach zu betreten, denn es ist kein Siegel verletzt, kein Band des Gerichtes gelöst — wir haben aus dem, was meines Vaters Heiligthum war, ein wichtiges Päckchen entnommen —"

„Das für Leute, wie Frau v. Blaspiel, sehr schwer wiegt," rief Heidekam mit donnernder Stimme. „Es ist das Testament des Königs."

Frau von Blaspiel schwankte, und Elisa vermochte nicht dem fürchterlichen Blicke Heidekams zu begegnen. Er hatte einen Schritt vorwärts gethan und lächelte boshaft, die Frauen waren in seinen Händen. „Sie sehen," sagte er, „ich weiß alles, und Sie werden nicht diese Schwelle überschreiten mit jenem Packet in den Händen — denn ich will — ich muß es haben."

Er streckte den Arm nach dem Päckchen aus — die Blaspiel wich zurück. Elisa stellte sich zwischen beide.

„Also ein Raub ist es, der Sie herführte," rief sie. „Ei mein trefflicher Herr, das hätten Sie nicht sagen müssen, das ist einfältig von dem Verschlagenen gewesen — Sie haben noch die Diebeswerkzeuge in den Händen, Sie erbrachen eine Thür, um ein Document zu stehlen — ich werde Hilfe rufen gegen den Räuber — —".

„O — rufen Sie doch. Hier im Zimmer des verhafteten Notars? Hier, wo Sie hinter dem Siegel des Gerichtes Ihren dreisten Eingriff vollführt haben — rufen Sie."

Er that einen neuen Schritt auf Frau von Blaspiel zu — als plötzlich Laurentius sich dem Barone gegenüberstellte. Der Candidat hatte eine Schürstange ergriffen, welche an dem Ofen lehnte. „Zurück, mein Herr," rief der Candidat, „oder ich vergesse, daß ich ein Diener der Kirche bin und zerschmettere Ihnen den frechen Schädel, wenn Sie es wagen, diese hohe Dame mit Ihrer dreisten Hand zu berühren."

Heidekam trat entsetzt und erschrocken zurück; er packte krampfhaft das wuchtige Sperreisen und hob es empor — er glaubte den Candidaten zu schrecken — aber Laurentius, seiner jugendlichen Kraft sich bewußt, wich keinen Fußbreit, er stellte sich schlagfertig und rief: „Treten Sie zurück, meine Damen — noch ein Schritt vorwärts, Mann der Sünde, und ich thue etwas — das mich reuen wird."

Er hob das Eisen, aber der Baron war gewandter, er unterlief den Arm des jungen Mannes und suchte ihm die Stange zu entreißen — Laurentius stieß ihn zurück — jetzt schallten von unten herauf starke Schläge gegen die Hausthüre, welche durch die Stille mit dumpfem Echo dröhnten.

„Zu Hilfe, zu Hilfe!" rief Elisa, alles vergessend.

Heidekam ließ von seinen Angriffen ab. Wieder donnerte es kraftvoll gegen die Thür — der Baron begriff sehr wohl, daß er in einer gefährlichen Lage war, wenn man ihn hier finden sollte, mit einem Fluche sprang er zur Thür und eilte in den Hof.

„Ihm nach," rief Elisa.

Sie folgten schnell. Elisa schloß die kleine Hinterthür — im Hofe war nichts von dem Baron zu erblicken. Das Pochen gegen die Hausthür begann aufs neue.

„Treten Sie zurück, gnädige Frau," sagte Elisa, „ich werde öffnen."

„Nein, lassen Sie mich öffnen," sagte Laurentius und ging zur Thür. Als er den Flügel öffnete, fiel der helle Strahl eines Laternenlichtes in den Flur. Auf der Gasse standen einige Polizeidiener mit Stangen und Hellebarden bewaffnet.

„Was sucht Ihr, meine Freunde?" fragte Laurentius.

„Ah — der Herr Predigeramtscandidat," sagte der erste, seinen Hut lüftend, „halten zu Gnaden, aber wir müssen in das Haus — wir müssen es durchsuchen."

„In diesem Hause ist nichts, auf das Ihr fahnden könnt. Die Siegel des Gerichtes sind unverletzt, wollt Ihr sie sehen?"

„Das ist es nicht —" sagte der Häscher. „Wir müssen hinein, um einen Mann zu suchen, der sich offenbar hier im Hause versteckt hat. Er ist von den Buden aus in den Hof gesprungen — es ist schon ein Weilchen her — ich habe an den Buden am Fischmarkte meine Leute aufgestellt er kann dort nicht zurückgeflohen sein, er muß hier im Hause stecken; ich habe absichtlich eine Zeit lang gewartet."

Laurentius zitterte. Es war ohne Zweifel Heidekam, den man suchte, aber wenn der elende Baron auch sein Schicksal verdiente, so war der Gedanke: einen Menschen seinen Verfolgern ausgeliefert zu haben, dem Theologen doch schrecklich. Er sagte:

„Was Ihr thun müßt, meine Freunde — thut in Gottes Namen, nur steigt nicht in die Wohnung hinauf — ich gebe Euch mein Wort als Diener des Herrn: droben ist niemand, den Ihr suchen oder fahnden wollt."

„Es genügt Ihr Wort vollkommen," sagte der Häscher. „Gehen Sie hinauf, wir werden unten suchen."

Elisa zog Frau von Blaspiel mit sich, die das Packet fest an sich preßte; die Häscher begannen den Flur zu durchsuchen.

„Ich kann noch nicht hinaus," flüsterte die Blaspiel.

„Lassen Sie erst alles vorüber sein," bat Laurentius, „dann eilen Sie fort — ich geleite Sie — gnädige Frau."

Der Häscher war unterdessen in den Hof gegangen, seine Leute durchsuchten jeden Winkel, man fand nichts vor.

„Er ist den Wachen durchgeschlüpft," sagte der Anführer der Runde. „Wir müssen weiter — in das Nebenhaus."

„Hollah — was gibt es dort?" rief jetzt einer.

Alle traten näher, der erste Häscher hob die Laterne und leuchtete in eine zwischen dem Hause und dem Brunnen befindliche Ecke. Hier stand, ganz in den Winkel gedrückt, hoch aufrecht, ein Mann.

„Ah — das ist er," rief der Polizeidiener. „Heraus, mit Ihm!"

„Mit welchem Rechte wagt Er — —?" sagte der Gefundene.

„Wird sich gleich finden," fiel der Häscher ihm ins Wort. „Ihr seid der Baron Heidekam?"

„Ja."

„Gut denn — so bin ich meiner Sache gewiß."

Er hielt ein Papier an das Licht der Laterne.

„Lest diesen Verhaftsbefehl des Herrn von Katsch: Euch sofort zu greifen — wo wir Euch finden."

Heidekam knirschte mit den Zähnen und begann sofort in den wüthendsten Ausdrücken zu schimpfen. Die an solche Ausbrüche vollständig gewöhnten Schergen blieben jedoch ganz kalt und nahmen ihn, ohne sich weiter im Hause umzusehen, in ihre Mitte. Elisa, Frau von Blaspiel und Laurentius, welche auf dem Absatze der Treppe lauschten, hörten das Toben des Barons im Hausflure — er schrie laut, daß größere Verbrecher hier seien, als er — aber die Beamten kehrten sich daran nicht — der Lärm rollte durch den Flur, von da auf die Gasse, setzte sich hier noch ein Weilchen fort, und dann wurde es still.

„Sie sind fort," sagte die Blaspiel, „jetzt will ich eilen — habt Dank."

Laurentius ergriff seinen Hut, er küßte Elisas Hand. Die Tochter des Advokaten drückte die Hand des wackeen Mannes.

„Ihr habt uns große Dienste erwiesen," sagte sie, „ich bleibe in Eurer Schuld."

Laurentius blickte Elisa wehmüthig an.

„Wenn ich auch bäte —" sagte er, „aus ganzem Herzen würde mir das doch nicht gegeben, was ich sehnlichst zu besitzen wünsche; also: auf innige Freundschaft fürs Leben, theuerste Jungfer Elisa."

Er stieg mit der Blaspiel die Treppe hinab, und sie eilten zum Hause hinaus, die breite Straße entlang bis zum Schlosse — hier schied der Candidat von der Hofdame.

Die Königin lag noch wachend in Fieberhitze in ihrem Bette. Als die Blaspiel eintrat, erhob sie sich krampfhaft.

„Was ist für Nachricht?" lispelte sie.

„Gerettet — gerettet," sagte die Freundin, athemlos in einen Sessel sinkend. Sie reichte der Königin das Packet.

Sophie Dorothea ergriff es und verbarg den werthvollen Schatz unter ihr Kopfkissen. „Gelobt sei Gott," sagte sie, die Hände faltend, „wir waren am Rande des Verderbens."

„Seine Majestät lassen sich nach dem Befinden Ihrer Majestät erkundigen und fragen: ob nicht der Leibmedikus Herr Stahl gesendet werden solle," fragte die eintretende Kammerfrau.

„Ich lasse dem Herrn danken," antwortete die Königin mit heller Stimme, „aber es scheine mir unnöthig, denn ich befinde mich — gerade in diesem Augenblick — recht wohl. Ich hoffe, morgen wird alles vorüber sein, und ja gewiß für immer," setzte sie leise hinzu.

„Wenn Element nicht nach Berlin kommt," flüsterte die Blaspiel vor sich hin. — — —

Der Baron Heidekam betrat, finster und trotzig um sich blickend, das Meldezimmer der Hausvogtei. Er hatte die Polizeibeamten mit größter Geringschätzung behandelt — aber sein Stolz ließ nach, als er in dem Zimmer die furchterweckende Gestalt des Herrn von Katsch erblickte. Heidekam überschaute jetzt seine Lage sofort. Es war ein wohlangelegter Plan des Herrn von Grumbkow, aber der Baron mußte sich das Ansehen der Unbefangenheit geben. Er grüßte den gefürchteten Auditor artig, dessen Anwesenheit allein schon auf besonders wichtige Ereignisse schließen ließ.

„Sie sind der sogenannte Baron v. Heidekam!" fragte Katsch.

„Der Baron von Heidekam bin ich — ja —"

„Gleichgültig. Sie sind verdächtig."

„Welches ist der auf mir ruhende Verdacht?"

Katsch trat dicht an den Baron heran, spreizte seine langen Beine und schob mit nachläßiger Bewegung seine Hände in die Hosentaschen. „Schweige Er," begann der Auditor, in dieser Stellung verharrend, „Er ist ein Schurke."

„Herr, Sie werden mir — —"

„Halt Er das Maul," donnerte Katsch. „Ich will Ihm nur einige Worte zurufen: Jakob Element ist ein Betrüger."

Heidekam erbebte.

„Und Er," fahr Katsch fort, „Er ist der Freund des Element. Einige andere Worte aber auch noch, mein Zeisig! Kennt Er den, der seines Herren und seines Landes Geheimnisse verkauft? Kennt Er den Kriegssecretär Bube?"

Heidekam taumelte, eine dunkle Wolke lagerte sich um seine Augen — er griff unwillkürlich an seine Kehle — dann stammelte er: „Der Herr Minister haben mir — doch — Gnade verheißen."

„Wenn Er ein wichtiges Dokument retten — es dem Herrn Minister ausliefern könnte — hat Er das?"

Heidekam seufzte. „Nein — ich habe mir Mühe gegeben, es zu erhalten — ich war dicht daran — es wurde mir entrissen."

„Larifari," sagte Katsch, „Er hat nur Flausen gemacht."

„Nein — bei Gottes Barmherzigkeit — ich that alles, was ich konnte. Der Herr Minister hatte mich beauftragt —"

„Was?" rief Katsch, eine große Entrüstung heuchelnd, „was untersteht Er sich zu sagen? Er ist von dem Herrn Minister beauftragt worden? Er? Der Minister hätte einen elenden Lumpen beauftragt? Er hat sich erboten vielleicht — aber im Auftrage des Herrn Ministers hat Er doch nie gehandelt. Wage Er noch einmal, dieses Wort auszusprechen!"

Der unglückliche Heidekam ließ das Haupt sinken — er sah ein, daß er jetzt schon verloren war. Man verleugnete ihn vollkommen. Katsch brach das Gespräch ab. Es war ihm nur daran gelegen gewesen, dem Baron Heidekam sofort die Ueberzeugung beizubringen: daß er sich nicht auf eine Protection des Ministers verlassen, oder dieselbe in Anspruch nehmen solle. Zehn Minuten später saß Heidekam in der finstern Zelle, die für Schwerverdächtige bestimmt, und mit eisernen Thüren gesperrt war. — —

Am folgenden Margen durchliefen dumpfe Gerüchte die Stadt Berlin. Es hatten schon in der frühen Morgenstunde Verhaftungen stattgefunden. Man wollte wissen: daß, außer des Königs Kämmerer Lehmann, auch Herr von Troschke, Frau von Leti und noch verschiedene andere Personen arretirt worden seien. Den Kriegssecretär Bube hatte man schon in der Nacht verhaftet. Berlins Einwohner waren in großer Erregung, denn bei dem Zorne und der schnellen Justiz des Königs war ein großes, furchtbares Gericht zu erwarten, und die Betheiligten hatten vollkommene Ursache, zu zittern.

Das Kaffeehaus im Haag.

Der Leser muß nun so gütig sein, mit uns den Schauplatz auf einige Zeit zu verlassen, und sich nach der schönen, reichen und freundlichen Stadt, der Haag genannt, versetzen. Hier auf der Prinzensgracht — einem der schönen und sauberen Quais, welche, mit großen Quadersteinen aufgemauert, heute noch eine Zierde der Stadt bilden — stand um die Zeit unserer Erzählung schon ein Kaffeehaus, dessen Gesellschaft stets eine sehr auserlesene war.

Das Haus selbst stand an einer sehr schönen Stelle der Gracht. Es hatte ein Laubdach aus den Zweigen der Linden und Buchen geformt, welche hier angepflanzt waren und die Gracht zu einem anmuthigen Spaziergange umwandelten. Glänzende Toiletten der Herren und Damen erhöhten den Reiz dieser Scenerie. Um den Rand des Quais lief, soweit das Kaffeehaus seine Flügel ausdehnte, ein zierliches, vergoldetes Gitter, durch dessen Stäbe man die Farbenspiele der seidenen Roben, der sammtenen Röcke, der Schleifen und Bänder recht wohl betrachten konnte.

Auf den Canälen war ein lustiges Treiben, denn reichbeflaggte und bewimpelte Barken segelten auf und nieder, kostbare, vergoldete Ruderboote, mit buntgekleideten Matrosen bemannt, schossen durch die Fluten, von den Quais grüßten die Leute, einander zurufend, und von der Stadt her trugen Sänften und glänzende Carossen neue Gäste in die weiten Räume des Kaffeehauses und des daranstoßenden Gartens.

Unter solchen Umständen war es natürlich, daß eine große Menge Fremder den Haag zu Ausflügen erwählte. Selbst von den umherliegenden Ortschaften kamen viele Bewohner herbei und mischten sich in das Gewimmel, und dieses Herbeiströmen der Fremden hatte die häufig ernsten, oder doch sehr soliden Bewohner des Haags zu allerlei Extravaganzen verleitet.

Die Gäste bildeten den stets ein wenig schwerfälligen Holländern gegenüber den belebenden Theil der Gesellschaft, in welcher sie verkehrten, und benutzten ihren Einfluß in sehr verderblicher Weise. Sie führten namentlich das Hazardspiel in jenen Kreisen ein, die ehedem nur in stiller, gemüthlicher Unterhaltung, bei einem redlichen, stets in Schranken bleibenden Kartenspiele, mit der thönernen Pfeife im Munde der Betheiligten — ihee Zeit angenehm verbrachten.

Das Hazardspiel ward schnell genug beliebt — von den Ressourcen und geschlossenen Kreisen ging es in die Familien über, dann wurde es ganz öffentlich in den Speisehäusern, endlich auch in den Kaffeehäusern betrieben, und so sehen wir denn auch in einem mit Balkon versehenen Seitenzimmer des Kaffeehauses an der Prinzengracht im Haag den berüchtigten grünen Tisch aufgestellt, den verschiedene Leute umstehen. Auf der Decke liegen Haufen Goldes oder einzelne Stücke rollen umher, die Karten werden auf- und abgehoben — es klirrt und klimpert. Eine ganze Landkarte verschiedener Nationalitäten setzte sich aus all den beim Spiele Betheiligten zusammen — Franzosen und Spanier — Deutsche — Holländer und Schweden — lange, hagere Engländer und braune, italienische Marquis bildeten das eifrig pointirende Publikum, dem ein starker, ganz in rothen Sammet gekleideter Flamänder die Bank hielt.

Die Hitze im Salon war drückend, man hatte deshalb die hohe Balkonthüre geöffnet, welche auf einen kleinen Altan ging, der über den Wasserspiegel hinausgebaut war, und dessen Gitter ebenso zierlich durchbrochen, als das große, vor dem Hauptgebäude, einen vollständigen Blick in den Salon gestattete. Die Spieler suchten dies keineswegs zu verhindern, denn sie machten aas iheer Beschäf-



Polnische Flößer auf der Wanderschaft.

Nach ihrem Gemälde auf Holz gezeichnet von Ernestine Friedrichsen.

tigung kein Hehl — sie lockten im Gegentheil jeden heran, dessen sie habhaft werden konnten, weshalb sich die Ansicht verbreitet hatte, daß der Eigenthümer des Kaffeehauses auch stiller Theilnehmer der Bank sei. Die geöffneten Balkonthüren ließen die erquickende Luft eindringen, welche von dem am Spielsalon vorüberfließenden, sehr reinen Wasser des Canals aufstieg, der nur etwa vier Fuß unter dem Balkone, dessen Tragsteine er bespülte, angelegt war. —

Die Spieler führten zuweilen eine sehr lebhafte Unterhaltung, wenn es galt, Irrthümer zu berichtigen — zwischen allzuheftigen Pointeuren Frieden zu stiften, oder eine Wette auf diesen und jenen zu halten. Die französische Sprache war das allgemeine Verständigungsmittel.

„Teufel, es ist das dritte Mal, daß der Valet mir umschlägt," rief ein eleganter, junger Mann, dessen schönes, bleiches Gesicht von der Routine zeigte, welche er in allen Ausschweifungen besitzen mußte.

„Gehen Sie auf das Bild, welches Ihnen immer hold blieb: die Dame," sagte ein neben ihm stehender Herr.

„Nein," rief der Marquis, „ich will bleiben. Ein Double auf den Valet."

Zu gleicher Zeit klirrten wieder die Münzen und das eigenthümliche Klappern der auf die Karten gesetzten Goldsäulen ließ sich vernehmen, dann begann der Bankhalter abzuziehen — sofort erschallten verschiedene Flüche, und der junge Mann rief: „Wieder zum Henker — o, auf welche Bilder komme ich nur."

„Wir wollen den Valet einmal ehrlich machen, lieber Chevalier," sagte jetzt ein neben ihm stehender halb militärisch gekleideter Herr.

„Freilich — wenn Sie mit ihrem Glücke ankommen, Herr von Zoreck, dann möchte es gehen."

Zoreck lächelte und setzte ein Geldtäschchen auf den Valet. Seine Karte gewann. „Wohin gehen wir nun?" lachte er. „Erst haben wir es mit dem Diener versucht, nun wollen wir probiren, ob der Herr günstig gestimmt ist — o, mein lieber Chevalier, Sie wissen nicht, was ich mir alles beim Spiel denke. Ich lause nicht so mit — ich habe immer meine absonderlichen Gedanken. Wenn ich eine Karte besetze, denke ich — nun: wenn sie dir zuschlägt, trifft dies oder das ein. Wollen Sie mit mir auf den König gehen?"

„Ich bin's zufrieden," sagte der Chevalier. „Gehen wir."

„Attention!" rief Zoreck.

Der Bankier hielt inne. Beide Herren besetzten die Karten — der Bankier zog weiter ab. Zoreck blickte mit festgekniffenen Lippen starr auf die Karte. Sie gewann aufs neue. Der Chevalier erhielt seinen Verlust, den er auf dem Valet erlitten, reichlich ersetzt, und Zoreck schien doppelt glücklich.

„Was machen Sie nun?" fragte der Chevalier.

„Ich gehe noch einmal auf den König mit der dreifachen Summe." Er besetzte die Karte.

„Sagen Sie mir, Herr Baron," fragte in deutscher Sprache ein Herr seinen Nebenmann, „was ist eigentlich dieser Herr von Zoreck? Er ist jeden Tag hier zu finden und wagt ziemlich hohe Summen — freilich ein glücklicher Spieler!"

„Es ist ein Ungar von Geburt — in spanischen Diensten," antwortete der Gefragte. „Wie man sagt, hat eine geheime, politische Mission von großer Wichtigkeit ihn in die Generalstaaten geführt."

Beide Herren traten auf den kleinen Balkon.

„Es sind viele Fahrzeuge auf dem Canal," sagte der Baron.

„Ja, um diese Zeit belebt es sich sehr. Sehen Sie dort — da schießt ein großes Ruderboot herbei; es holt gewiß einige unserer Kaffeegäste ab — und da — jene kleine, elegante Gondel, ganz im venetianischen Geschmacke, sehen Sie nur die reizenden Damen."

In diesem Augenblicke traten zwei andere Herren in die Balkonthür. Es waren Zoreck und der junge Chevalier.

„Ein wenig Luft," ächzte Zoreck.

„Es ist verteufelt heiß da drinnen," sagte der spanische Officier. „Sie erlauben, meine Herren?"

„Mit Vergnügen, Herr von Zoreck," sagte der Baron. „Sie waren scharf im Feuer."

„Ja," antwortete Zoreck, „und der Chevalier von Novarrais ist immer mit mir."

„Ich halte mich an Sie," lachte der Chevalier.

„Sie sind nicht schlecht dabei gefahren," entgegnete Zoreck. „Wissen Sie, daß der Roi fünfmal zuschlug? — Ja — es ist gar nicht so übel, mit Königen auf gutem Fuße zu stehen."

Die Herren lachten und Zoreck lehnte sich nachlässig gegen das Balkongitter.

„Sie betrachten wohl das Gewimmel auf dem Flusse?" fragte er.

„Allerdings," sagte der Baron, „hier, dieser Herr ist zum ersten Male im Haag. Es ist ihm neu."

„Dann ist es allerdings sehr frappant," sagte Zoreck. „Wenn man freilich die reichen Bilder Venedigs, Neapels, Constantinopels und Genuas vor sich sah, erscheint das hier kleinlich."

„Er ist viel in der Welt umher gewesen," flüsterte der Herr dem Baron zu. — „Viel von einem Aventurier," sagte dieser leise.

„Was originell ist," fuhr Zoreck fort, „das ist die Verschiedenartigkeit der Fahrzeuge. Es gibt hier nicht, wie in Venedig, lauter übereinstimmende Formen, alles geht bunt durcheinander. Sehen Sie nur zum Beispiel dort: die reichvergoldete Gondel, daneben das nicht minder elegante Trabakelchen — aber zwischen diesen der erbärmliche, grüngestrichene, offene Kahn mit ebenso komischen Passagieren. Bemerken Sie den steifen Herrn dort, sein Gesicht ist nicht zu erkennen, aber sehen Sie nur die Kugelperrücke, als ob man einen echten, preußischen Magister sähe, wie sie jetzt in Berlin herumlaufen unter dem strengen Herrn — daneben sitzt wohl der Herr Sohn. Ein junger Mann, der sehr unter Controlle zu stehen scheint — das Boot kommt gerade hieher — wir wollen den beiden Seefahrern ein wenig mit Witzen zu Leibe gehen."

Als der Officier diesen Entschluß kund that, ertönte aus dem Spielsaale der Ruf: „Avancez, Messieurs — faites votre jeu — vite!"

„O — das ist wichtiger," rief Zoreck. „Kommen Sie, Herr Chevalier. Wir müssen pointiren."

Er verließ den Balkon, auch die anderen Herren gingen in das Spielzimmer, welches von der untergehenden Sonne, deren Strahlen durch die Fenster fielen, grell erleuchtet ward. Das von Zoreck bezeichnete Boot glitt unterdessen näher zu dem Balkon, und wirklich waren die Passagiere ziemlich einfache Leute. Das kleine Fahrzeug ward nur von einem Ruderer geführt, und der junge Mann handhabte das Steuer.

„Wir müssen sehen, ob wir hier etwas entdecken," sagte der Junge, „denn vorn im Kaffeehause ist er nicht. Ich habe alles genau durchstöbert. Gehen wir nicht in den Spielsalon — ich habe gestern schon ausgekundschaftet, daß man von hier aus in den Saal blicken kann. Erst muß ich Gewißheit haben."

„Ganz recht," sagte der ältere ein wenig zaghaft, „aber weshalb hier? Es wäre doch besser, ihn in seiner Wohnung zu erwarten."

„Ehrwürdigster — wir haben dort schon zweimal vergebens gelauert. Diese Abenteurer bringen oft Wochen von ihrem Hause entfernt zu — ich muß mich überzeugen, ob es unser Mann ist. Der Name, den man uns angab, stimmt; aber wir müssen doch sehr vorsichtig verfahren, denn wir dürfen nicht Verdacht bei ihm erwecken, und die Generalstaaten schützen die Flüchtlinge."

Er wendete jetzt den Kahn so, daß derselbe mit seiner Bordseite dem Balkone gleich lag, der vor dem Spielzimmer sich befand.

„Jetzt halte hier, mein Freund," sagte er zu dem Ruderer.

Er stieg nun auf den Rand des Kahnes und klammerte sich mit den Händen an die Gitterstäbe fest, sein Gesicht lag zwischen denselben, und da der Wasserspiegel dicht unter dem Balkone hinlief, vermochte der Lauscher genau alles zu erkennen, was im Zimmer vorging. Er sah deutlich jedes Gesicht, die Bewegungen, das Abwerfen der Karten und die rollenden Goldstücke — ebenso vermochte er die Unterhaltung zu hören, die außerdem, wie wir wissen, sehr laut geführt wurde.

Der ältere Herr blieb gespannter Erwartung voll, drunten im Kahne sitzen. Eine Zeitlang sprachen beide kein Wort. Der Aeltere wartete, der Jüngere sondirte sehr genau die im Spielsaale Befindlichen. Jener hörte nur einzelne Töne, das Rollen und Klingen von Geld. Einige Schiffe fuhren vorüber, und die Leute, welche darin saßen, riefen den beiden Männern verschiedene schlechte Witze zu. Der Schiffer — ein Stockholländer, saß, gleichgültig gegen alles, auf der Ruderbank. Plötzlich stieß der junge Mann einen Ruf aus.

„Nun?" fragte der Aeltere, „was sehen Sie?"

„Was ich zu sehen wünschte. Wir sind dicht an ihm — ich

sehe ihn deutlich. Dort, neben dem Tische, das Geld des Königs verspielend, steht Jakob Clement." — —

Der im Kahne sitzende Jablonski — der Leser hat ihn gewiß sogleich erkannt — schreckte auf. „Was werden wir nun beginnen?"

„Was wir uns vorgenommen haben," antwortete Dumoulin. „Euer Ehrwürden müssen thun, als wären Sie hier im Haag des Buches wegen, welches Sie herausgeben wollen — ich spiele meine Rolle, wie ich es mir vorgesetzt habe."

Dumoulin gab dem Schiffer Befehl, seitwärts von der Treppe anzulegen. Hier lohnte er ihn ab, dann schritt er mit Jablonski in den das Kaffeehaus umgebenden Garten. „Wir dürfen den Spielsalon nicht zugleich betreten — bleiben Sie hier," sagte Dumoulin.

Der Hofprediger blieb bei seinem Glase im Garten — der Lieutenant trat in das Spielzimmer. Zufällig kam er dicht neben Clement, der so eben eine Karte besetzte. Die Hände des Lieutenants zitterten unwillkürlich, er war seinem Opfer ganz nahe — er hätte den Abenteurer greifen und halten mögen — aber was würde es ihm genützt haben? Hier wäre er sofort im Nachtheil gewesen. Er begnügte sich also, ebenfalls zwei Dukaten auf eine Karte zu setzen. Das war ein armseliger Einsatz gegen die Rollen Goldes, welche hier verspielt wurden. Es entging dem Lieutenant nicht, daß Clement und seine Freunde den zahmen Spieler belächelten — Dumoulin wollte das gerade. Es lag in seinem Plan. Die Karte des Lieutenants verlor. Statt zu doubliren, setzte Dumoulin jetzt nur einen Dukaten. Die Nächststehenden kicherten — er hörte deutlich einige höhnische Bemerkungen. Der Lieutenant blieb ruhig — die Karte gewann. Von den zwei Dukaten nahm Dumoulin jetzt einen fort und steckte ihn recht auffällig in die Westentasche. Nunmehr lachten die Herren laut, und Clement sagte zu Herrn von Novarrais in französischer Sprache: „Sicherlich ein armer Teufel aus Cöln oder sonst aus dem deutschen Lande entlaufen." Er fuhr jedoch zusammen, als der verkappte Lieutenant sich umwendete und ihn, groß anschauend, fragte: „Was wollen Sie damit sagen, mein Herr?"

Clement biß die Lippen, die übrigen wurden aufmerksam — der Abenteurer fühlte sich in der Uebermacht sicher. „Ich sage, daß, wenn jemand hier so klein pointirt — er ein armer Teufel sein muß," antwortete er keck.

„Mein Herr," rief Dumoulin, „das ist eine Unverschämtheit."

Die Spieler erhoben sich — der Bankhalter rief: „Ruhe", und man wollte das gewöhnliche Mittel des Hinauswerfens anwenden, um jede Störung zu vermeiden, aber Dumoulin war nicht einzuschüchtern. „Meine Herren," rief er in französischer Sprache, „ich rufe Ihre Ehrenhaftigkeit an. Ich darf pointiren, wie ich will — ein Dukaten ist der niedrigste Einsatz — ich setze zwei — darüber werde ich verhöhnt — ich werde armer Teufel genannt — darf ich dafür keine Rechenschaft fordern?"

Die Ansichten waren sofort getheilt — ein Streit entstand. „Alles geht nach Wunsch," sagte Dumoulin zu sich selbst.

„Was soll ich Ihnen denn für Revanche geben?" fragte Clement frech. „Etwa — Geld borgen?"

„Herr," rief Dumoulin, „wenn wir nicht in anständiger Gesellschaft wären, so erhielten Sie Schläge. Wissen Sie, wen Sie vor sich haben?"

Die Gesellschaft wurde einigermaßen unruhig — das ganze Wesen des Beleidigten deutete darauf hin, daß er kein Mann von gewöhnlichem Stande sei — Clement selbst verließ seine Kühnheit auf einige Minuten. „Wer sind Sie denn, mein Herr?" fragte er kalt.

„Wer sind Sie?" entgegnete Dumoulin.

„Ich bin der Baron Joseph von Zoreck, Officier in spanischen Diensten — diese Herren hier können es bezeugen."

„Und ich bin der Lieutenant Karl von Nordheim, im Dienste Seiner Majestät des Königs von Preußen, reise in Familienangelegenheiten nach England — hier mein Paß." Er hielt den Anwesenden das Papier entgegen.

Clement und Novarrais waren verlegen, die anderen sprachen ihre Meinung ziemlich lebhaft aus — das Spiel stockte.

„Ja, was soll denn nun werden?" fragte der Bankhalter.

„Was werden soll?" rief Dumoulin, der ruhig den vom König für England ausgestellten Paß einsteckte. „Das fragen Sie noch? Wenn dieser Herr, der Baron von Zoreck, Officier ist — so wird er mir morgen früh um sieben Uhr Genugthuung geben — und zwar auf Pistolen. Ich wohne im „Prinzen von Oranien", und ich erwarte, daß ein Officier nicht eine Ehrensache zurückweisen werde."

Er grüßte artig und verließ schnell das Zimmer. Er fand Jablonski, eine Thonpfeife rauchend, im Garten. „Bis jetzt geht alles nach Wunsch," flüsterte er im Vorbeigehen. „Ich eile in unseren Gasthof. Spielen Sie jetzt die Scene weiter."

Clement befand sich in großer Verlegenheit. Nichts konnte ihm unerwünschter als ein Duell kommen. Der Abenteurer war, im Grunde genommen, feig. Seine Kühnheit war nur die eines gewandten Industrieritters, eine Frechheit, welche sich, den Unbewaffneten gegenüber, bei Intriguen und Kabalen wohl behauptete, die jedoch im Augenblicke persönlicher Gefahr nachließ. Allein er sah, daß er jetzt nicht zurückweichen könne. Er war in der ganzen Gesellschaft, in welcher er eine Rolle spielte — unmöglich, wenn er die Forderung ausschlug — er galt als Officier, wie durfte er einem Ehrenhandel den Rücken kehren? Unter den Spielern befanden sich viele Soldaten, er selbst war stets sehr großartig aufgetreten, er mußte also auf eine Beschimpfung gefaßt sein, wenn er zurückwich.

„Meine Herren," rief ein alter Oberst, „ich freue mich, zu sehen, wie morgen früh unser Zoreck auch im Duell Glück haben wird — wie im Spiele."

„Ich werde hoffentlich den Burschen züchtigen," sagte Clement.

Alle umringten ihn — mehrere boten ihm Dienste als Secundanten an. Er wählte Novarrais und zwei Engländer als Zeugen, dann verließ er scheinbar ruhig den Saal.

„Ein Teufelskerl," sagten die Spieler. „Er hat mir aufgetragen, ihn morgen um sechs Uhr abzuholen," sagte Novarrais zu den Engländern. „Sie werden ebenfalls dort sein, meine Herren. Das Rendezvous ist auf Oraniensaal."

Clements Unruhe stieg mit jedem Schritte, den er vorwärts that. Wenn der Officier ihm nur die Glieder zerschoß, so waren seine großen Pläne vernichtet, seine Maßregeln nutzlos. Er war zwar ein guter Schütze, aber nur aus dem Hinterhalte — die Brust vor die Mündung des Pistols stellen, war nicht seine Sache. Und doch blieben nur wenige Stunden bis zur Entscheidung über seine nächste Zukunft. Er irrte rathlos im Garten herum — es dunkelte bereits, die Lichter und Laternen brannten schon — einzelne Gruppen von Gästen saßen noch im Freien — da war es Clement, als steige eine bekannte, aber dennoch unheimliche, Gestalt vor ihm auf.

„Herr — Hof — prediger?" rief er und faßte Jablonskis Arm, um sich zu überzeugen, daß er keine Luftgebilde vor sich habe.

„Herr von Clement — wie kommen wir zusammen?" rief Jablonski, den Erstaunten spielend. „Ich wollte morgen damit beginnen, Sie aufzusuchen."

„So — so —" sagte Clement zerstreut. „Und was — was thun Sie hier im Haag? So bald nach meiner Abreise aus Berlin?"

„Ei, mein Freund, einmal — und das ist die Hauptsache — will ich mit den Gebrüdern Van Dole, den großen Druckern, verhandeln wegen der neuen Ausgabe des Buches „Stundenlange Spaziergänge im Garten Gottes", welches in polnischer und deutscher Sprache an das Licht gebracht werden soll — dann aber hat mir der König den Auftrag gegeben, Euch aufzusuchen — Euch zu sagen: daß Seine Majestät großes Verlangen nach Euch haben, daß Ihr dem Könige fast unentbehrlich geworden seid, und daß jeder Wunsch Euch erfüllet werden solle, wenn Ihr nur so bald als möglich wieder nach Berlin kommen wolltet. Der König bedarf dringend Eures Rathes."

Clement athmete ein wenig auf. Wer unter solchem Schutze stand, der konnte leicht ein Duell mit einem preußischen Officier umgehen. Dennoch fühlte Clement, daß er im Haag unter der Gesellschaft nicht weilen durfte — seine ganze Wirksamkeit lag alsdann offen. Er gab zu, eine zweideutige Person zu sein, die unter falschem Namen und Stande hier im Haag lebte. Andererseits stieg in dem Abenteurer der Gedanke auf, daß er wohl auf die beste und leichteste Art dem Duelle entgehen, vielleicht den Haag für jetzt verlassen könne, unbeschadet seines Rufes.

„Ehrwürden," sagte er nun, „ich bin beschäftigt, im Interesse des Königs zu arbeiten. Schon einige zwanzig Mal habe ich mit den fremden Ministern verkehrt. Es ist Zeit, daß Seine Majestät handle — ich würde sogar jetzt schon neue Aufschlüsse geben können — aber ich darf um meiner selbst willen den Haag nicht verlassen."

„Weshalb nicht?" fragte Jablonski, der wohl errieth, worauf das hinaus wollte.

„Hören Sie schnell. Es ist kaum eine halbe Stunde her, daß ich zu morgen früh sieben Uhr auf Pistolen gefordert bin."

„Was sagen Sie?" rief der Hofprediger mit gut gespieltem Erstaunen. „Ein Duell?"

„Ja — ich gelte hier als Officier, ich darf nicht zurücktreten."

„Aber ich bitte Sie, wenn Sie bleiben — o — ich glaube, der König wäre untröstlich."

Clement zuckte die Achsel. „Meine Ehre," sagte er mit Pathos.

„Ganz gut, allein der Dienst des Königs?"

„Meine Ehre," wiederholte Clement.

„Und wer — wer ist denn Ihr Gegner?"

„Das wiegt eben schwer. Es ist ein preußischer Officier, mit dem ich Streit beim Spiel bekam."

„Ein Preuße?"

„Ja — Herr Lieutenant Karl von Nordheim, der in Familienangelegenheiten nach England geht."

„Was," rief Jablonski, aufspringend, „der ist es? Derselbe, der im Gasthause zum Prinzen von Oranien wohnt?"

„Derselbe," antwortete Clement, schon leichter sich fühlend.

„Heilloser Mensch," murmelte Jablonski.

„Wie? Was meinen Sie?"

„Herr von Clement," sagte Jablonski leise, „Sie sind ein Freund unseres Königs. Sie können alles wissen — dieser Nordheim reist nicht in Familienangelegenheiten — er ist lediglich als Werber für das Riesenregiment hier." Clements Gesicht erheiterte sich. „Und," fuhr Jablonski fort, „mit einer so gefährlichen Mission beauftragt, die ihm hier den Kopf kosten kann — wagt dieser tolle Bursche einen Officier zum Duell zu fordern — es ist unglaublich, und der König wird außer sich sein."

„Ich bin bereit, aus Rücksicht für Seine Majestät den Streit zu vergessen," sagte Clement. „Auch will ich dem Officier sogar Vorschub leisten. Denn er schwebt in Gefahr. Wenn das Duell nicht zu Stande kommt — was allerdings im Interesse Seiner Majestät liegen muß — dann wird man Herrn von Nordheim nachforschen, ihn als Werber entdecken, und Sie glauben nicht, welche Wuth man hier gegen preußische Werber hegt."

„Sie haben recht," sagte Jablonski. „Glücklicherweise wohne ich mit ihm im Prinzen von Oranien Wand an Wand. Ja, wir müssen das Duell verhindern."

„Ihre Sache — ich bin um sieben Uhr früh mit meinen Secundanten bereit."

„Herr von Clement," sagte Jablonski, „seien Sie milde. Kommen Sie schleunigst mit mir — wir finden Nordheim noch wach — er muß mit uns die Sache ausgleichen — kommen Sie."

„Dem Könige zu Gefallen — es sei."

Sie gingen schnell aus dem Garten des Kaffeehauses zum Gasthause des Prinzen von Oranien. (Fortsetzung folgt.)

Affenstudien.

Von Dr. Franz Schlegel.

I. „Man hüte sich vor Taschendieben!"

Im Berliner zoologischen Garten liest man am Affenpavillon die Warnung: „Man hüte sich vor Taschendieben", ein Beweis, wie mächtig dahin der Andrang des Publikums ist, und wie sehr dort dessen Aufmerksamkeit in Anspruch genommen wird. Affen in Gefangenschaft sind freilich nur halb das, was freilebend, doch gerade ihr geistiges Wesen scheint im Umgang mit Menschen erst recht sich zu läutern, ihr Verstand erst recht zu schärfen. Durch unsere Thiergärten sind sie befreit von der engen Haft wandernder Menagerien; wahre Prunkhäuser, ausgestattet mit allem Comfort, hat man ihnen erbaut, weite, hohe, lichte, luftige Gesellschaftsräume für sie geschaffen, den Urwald freilich kann ihnen unser Kletterbaum nicht und unser Schwungseil nicht die Lianenranken ihrer Heimat ersetzen. Schaukeln, Glocken, kollernde Fäßer, Ringe und Leitern zur Kurzweil, welch ein elender Nothbehelf! Und dennoch gar viel ist gewonnen, Gesellschaft nämlich, deren das allezeit rege Völkchen neben Speise und Trank ganz vor allem bedarf. Unterhaltung ist ihnen Bedürfniß und wie immer, gut oder schlecht, jeder Affe wird sich zu beschäftigen wissen, kann er, mit lustigen Streichen oder mit Tollheiten, kann er das nicht, in Kurzweil und wenn er dafür mit Gesundheit und Leben büßen sollte.

Oken nennt die Affen dem Menschen ähnlich in allen Unsitten und Unarten. Sie sind boshaft, sagt er, falsch, tückisch, diebisch und unanständig; sie lernen eine Menge Possen, sind aber ungehorsam und verderben oft den Spaß mitten im Spiel, indem sie dazwischen einen Streich machen, wie ein tölpelhafter Hanswurst. Es gibt keine einzige Tugend, die man einem Affen zuschreiben könnte, fährt er fort, und noch viel weniger irgend einen Nutzen, den sie für den Menschen hätten. Wachestehen, Aufwarten, verschiedene Dinge holen, thun sie blos so lange, bis sie die Narrheit anwandelt. Sie sind nur die schlechte Seite des Menschen, sowohl in leiblicher, wie sittlicher Hinsicht.

Allerdings nicht ganz leicht ist es, in dem wirren Durcheinander eines Affenhirns sich zurecht zu finden, zumal wir zumeist, getroffen von dem unleugbar Menschenähnlichen in Gestalt und Wesen des Thiers, eine Herausforderung finden, uns gegen dergleichen unsaubere Verwandtschaft zu wehren.

Neugier ist der Grundzug seines Wesens. Nur geistig regsame und befähigte Thiere sind neugierig, das lehrt vielfältig die Beobachtung, und welches Thier dürfte neugieriger sein, als der Affe? Reicht man einem Affen etwas, das ihm unbekannt, oder wohl gar verdächtig ist, so würdigt er es — zumal wenn schon gewitzigt durch allerlei Streiche, denen er in unseren Gärten seitens der Besucher ausgesetzt ist — gleichgültig fast und sehr altklug eines oberflächlichen Blickes nur. Die tiefgewurzelte Neugier aber läßt ihn nicht ruhen. Schon hat er sich abgewendet vielleicht; gewiß aber er lenkt um; er muß wissen, was es ist. Und könnte es nicht etwas Genießbares sein? Er betrachtet das Ding näher, vorsichtig aber; denn das lustige Völkchen vor seinem Käfig wartet nur darauf, ein Hohngelächter aufzuschlagen. Er liebt es aber durchaus nicht, verlacht zu werden. Nimmt er es auf, dann jedenfalls möglichst gleichgültig, zieht sich damit in ein Versteck zurück und mustert es hier, sich unbeobachtet glaubend. Reißt ihn die Neugier hin, begierig über das Dargebotene herzufallen, der Aerger über etwaige Täuschung kann ihn erbosen bis soweit, den Bettel seinen Peinigern draußen verächtlich zuzuschleudern. Eben langt aber ein Vater mit seinem Söhnchen an; da gibt's sicher was zu naschen. Die Ankömmlinge werden aufmerksam gemustert und dabei natürlich verlangend angeblickt. Schon greift Papa in die Tasche, um einige Nüsse hervorzuholen. Zuerst kommt ein zusammengefaltetes Papier heraus; es wird dem Söhnchen einstweilen zu halten übergeben. Sofort langt ein Affenarm durch das Gitter, faßt das Papier, zieht es zu sich herein, die Untersuchung beginnt, etwas stürmisch; in keiner Falte findet sich was, vielleicht aber ganz im Verborgenen; das Papier fällt in Stücken, werthlos für den Affen und doch — ein Staatsschuldschein. Mit Mühe und Noth gelingt es dem Wärter, einige Bruchstücke und darunter wenigstens die Nummer zu retten. Brillen natürlich, Lorgnetten, Cigarren, Hutbänder, Uhrketten und andere näherer Untersuchung werthe Gegenstände, sind ebenso in Gefahr, zu verschwinden und wirklich das „man hüte sich vor Taschendieben", hat von Affen gleichwie von Menschen zu gelten.

Die Neugier ist es auch, die sie in den Ruf des sprichwörtlich gewordenen Nachäffens gebracht hat. Alle meine Leser kennen die Hunderte oftmals wiederholter Erzählungen. Sie dürfen hier füglich übergangen werden. Niemals aber — so scheint mir — zeigt sich diese Nachahmungssucht, gepaart mit und bedingt durch Neugier, treffender und komischer, als wenn man dem Menschthier einen Spiegel in die Hand gibt. Er schaut hinein und staunt nicht wenig, sich einem Kameraden gegenüber zu sehen. Kaum glaubt er seinen Augen trauen zu dürfen, doch der Affe im Spiegel zeigt Leben gleich wie er, Bewegung, Mienenspiel. Die Erscheinung fesselt ihn mächtig. Er tappt mit den Fingern, zu untersuchen, ob das Bild auch

Körper hat. Da entdeckt er scharfsinnig, daß das Glas ihm hinderlich ist. Hinter dem Glase also muß der leibhaftige Doppelgänger sein. Flugs wird der Spiegel umgedreht. Die Rückwand des kleinen Taschenspiegels ist von Blech und demnach kann der Affe nur zwischen Blech und Glas sitzen. Also runter mit der Scheidewand! Die Arbeit, wie wenig leicht sie sein mag, wird bis zum Gelingen mit Ausdauer fortgesetzt. Noch immer ist nichts zu finden, ein Blick aber lehrt, daß der Schalk im Spiegel nach wie vor ihn narrt. Doch noch ist nicht alle Hoffnung verschwunden. Der quecksilberne Beleg des Glases läßt sich ebenfalls lösen. Emsig wird gearbeitet. Endlich ist auch dieses Hinderniß entfernt. Aber auch hier findet er leider nicht, was er sucht. Verdrießlich schaut der Enttäuschte nochmals in das Glas, jetzt aber durch und durch und sieht zu seinem größten Staunen keinen Affen mehr, sondern einfach ein Menschenkind da draußen, durch dessen verschmitztes Lachen er wieder einmal als der Gefoppte sich gebrandmarkt fühlt.

Des Menschen Thun und Treiben dünkt ihnen ganz besonders interessant, und fast möchte es scheinen, als ob sie an der von uns zurückgewiesenen Verwandtschaft nicht nur besondere Freude empfänden, sondern in uns geradezu ihr Vorbild erblickten. Eins nur mögen sie an uns, ihrem Ideale, stümperhaft oder unwürdig, oder als Eingriff in ihre Gerechtsame betrachten. Grinst man nämlich einen Affen an, da kann das Thier, selbst ein Meister in der Kunst, ganz unsäglich wüthend werden. Einige Affenarten und von diesen wieder einzelne besonders begabte Individuen, tauchen nicht selten den ihnen gespendeten Zucker in das Wasser, das süße Naß begierig zu lecken; ein andermal wieder mühen sie sich eine Nuß durch heftiges Klopfen gegen Stein, Holz oder Eisen zu knacken. Es will aber nicht gelingen. Da sehen sie, daß der freundliche Gast die Schaale gar leicht zertrümmert und ihnen den enthülsten Kern reicht. Dankbar nehmen sie das an und versäumen gewiß nicht, ihren gesammten Vorrath dem Helfer da draußen anzuvertrauen. Wenn man weiß, wie schwer nun Thiere von Leckereien sich trennen, so muß dieser ganz besonders bei den sogenannten Kapuzineraffen zu beobachtende Zug wirklich überraschen.

Affen sind Leckermäuler. Sie benaschen alles und nicht selten mit größerer Vorsicht noch, als das in der Kinderstube geschieht. Levaillants Affe gerieth in Abwesenheit seines Herrn über dessen Insectensammlung, zerzauste und verzehrte unterschiedslos, was ihm beliebte, durchblätterte kostbare Kupferwerke der Bibliothek, fand hier gleichfalls verlockend prächtige Schmetterlinge und Käfer, auch sie schienen ihm des Anbeißens werth, ohne daß deswegen der Künstler ein Zeuxis gewesen zu sein braucht, nach dessen gemalten Trauben bekanntlich die Vögel pickten. So dumm ist ein Affe nicht, ja wir zweifeln selbst, daß vor den Spatzen des neunzehnten Jahrhunderts Zeuxis noch einmal bestehen würde.

Eine Tugend nur hat man dem Affen zugesprochen, doch nicht ohne zu bedauern, daß selbst diese einzige Lichtseite durch Uebertreibung wieder in Schatten gestellt wird. Es ist das die Liebe der Mutter zu ihrem Kind, die sprichwörtlich und zum Hohne gewordene „Affenliebe". Die Sorgsamkeit einer Affenmutter ist rührend, und wenn auch hier und da uns übergroß scheinend, doch in Wahrheit nicht lächerlich, nur müssen wir freilich nicht so schnellhin, und am wenigsten so weit wir des Thieres Beweggründe nicht kennen, aburtheilen. In den ersten Tagen erlaubt die Mutter Aeffin dem Kinde allerdings durchaus nicht, sich aus der beiderseitigen innigsten Umarmung, selbst nicht auf einen Augenblick und auch nicht um die Weite einer Spanne, loszumachen. Und das hat bei dem Baumleben der Affen und der uranfänglichen Unbeholfenheit der Säuglinge jedenfalls seinen guten Grund. Jetzt emancipirt sich der Pflegling, und so oft die Mutter irgendwie anders beschäftigt ist, werden die kleinen Glieder auf ihre Selbständigkeit erprobt. Die Mutter gönnt ihm wohl auch Freiheit, aber Sicherheit muß ringsum sein und bei Leibe darf nicht das Bereich ihrer schirmenden Hand überschritten werden. Und das mit Recht; denn gilt es zu fliehen, hat das Kind, den Mutterleib umklammernd, die gewagtesten Sprünge mitzumachen und noch dazu hoch oben in den Baumkronen von einem schwanken Zweig zum andern. In Gefangenschaft freilich, ganz zumal in engen Behältern, dünkt uns derlei ängstliche Sorgsamkeit unnöthig, übergroß wenigstens und lächerlich fast. Warum aber? Weil wir der Mutter die Albernheit andichten, daß sie im engen Raum ihres Käfigs, vielleicht gar am Boden hockend, auch hier ihr Kindlein vor einem vermeintlichen Sturz aus schwindelnder Höhe einer Baumkrone herunter zu schirmen denke. Es ist uns gänzlich fremd, Thieren unsere eigenen Gedanken, menschliche Empfindungen überhaupt um jeden Preis unterzuschieben, und wo immer haben wir stets gegen derlei Vergewaltigung der Wahrheit angekämpft; dem Affen aber gerade eine wirklich so ausgesuchte Dummheit anzudichten, dazu können wir uns doch nicht so leichthin entschließen. Die Wahrheit ist, daß die Affenmutter, sowie ein Mensch sich naht, ihr Kind sofort an sich rafft und um so sorglicher, je unbekannter seine Erscheinung ist, nicht um es vor jähem Sturz im engen Käfig zu bewahren, sondern um sich ihres Liebsten zu vergewissern, damit es nicht geschädigt oder entführt werde. Das sind die Motive ihrer Angst, ihrer sorglichen Liebe, der Affenliebe, wie wir höhnend fast sagen. Die Beobachtung lehrt, daß das Thier recht wohl zu unterscheiden weiß zwischen Befreundeten und Unbekannten und ganz dem entsprechend seine Maßregeln trifft.

Auch selbst mit eintretendem Tode des Kindes hört die Liebe der Mutter nicht auf. Wahrhaft menschlich rührend sind ihre vergeblichen Versuche, in dem erkaltenden Wesen noch einen vielleicht verborgenen Funken Leben anzufachen und ergreifend geradezu, wenn alle Hoffnung geschwunden, ist das Jammern der über den Verlust ihres geliebten Kindes verzweifelnden Mutter. Ebenso inbrünstig umklammert aber auch das Affenkind den Leib seiner Mutter und kann selbst nach deren Tod mit Gewalt nur aus der Umarmung losgelöst werden. Levaillant schoß nach einem Affen, die Beute fiel zur Erde, die Aeffin war tödtlich getroffen, deren Junges aber unversehrt. Das Kind ließ nicht los und mußte in die Behausung getragen, gewaltsam entfernt werden, kletterte aber sofort auf den Holzstock, der Levaillant-Vaters Perücke trug und umklammerte sie mit allen Vieren. Hier blieb es drei Wochen lang hängen und wurde mit Ziegenmilch getränkt. Jetzt erst erkannte es seinen Irrthum oder emancipirte sich wenigstens von der Perückenamme.

Doch nicht alle Mütter sind gleich geartet, nicht alle gleich sorglich und nicht sie alle im Stande, sich selbst vergessend, wie wahre Mutterliebe das soll, alles dem geliebten Kinde zu opfern. Viele aufopfernde Thiermütter kümmern sich bald, nachdem ihre Jungen selbständig geworden, wenig mehr um deren Fortkommen und deren zukünftiges Heil. Affenmütter aber bewahren auf sehr lange Zeit hinaus dem Kinde ihre Anhänglichkeit in zärtlicher Weise, nicht immer aber erstreckt sich auch jetzt noch ihre Aufopferungsfähigkeit bis dahin, dem Jungen einen Bissen zu gönnen, in Gefangenschaft wenigstens, so lange sie nicht selbst vollauf befriedigt sind. Immer aber sind das nur Einzelfälle.

Alle anderen Affen wenden einer Affenmutter, vorzüglich aber dem Jungen, besondere Aufmerksamkeit zu. Freilich wird die Aeffin ihren Säugling nicht aus den Händen geben. Jeder aber möchte es hätscheln und herzen. Und wohl möglich, daß solch ungestümem Andrängen gegenüber die Mutter in ihrer Herzensangst das Kind gewaltsam an sich drückt und dabei vielleicht wohl gar erdrückt, wie man erzählt. Setzt man eine Aeffin mit ihrem Jungen in den gemeinschaftlichen Käfig, da sammeln sich sofort sämmtliche Bewohner um die glückliche Mutter, aber selbst gegen den eigenen Vater des Kindes wird sie sehr zurückhaltend sein. Bevorzugt sie ihn aber wirklich, da kann man eine menschlich rührende Scene sich abspielen sehen. Im Pariser Pflanzengarten brachte ein Pavian ein Junges zur Welt. Dem Männchen wurde gestattet, sein Weibchen nicht nur, sondern auch sein Kind zu liebkosen. Dicht an einander gehockt, plappern sie emsig hin und her; sie haben sich seit Wochen nicht gesehen; die Aeffin lebte in der letzten Zeit getrennt, und was war da alles geschehen! Sogar seinen Armen vertraute die Mutter den Sprößling an, doch nur auf einen einzigen Augenblick, nahm ihn sofort wieder zurück; denn eben drängten sich ungeduldig sämmtliche andere Genossen heran; keiner aber, so zärtlich verlangend er auch der Mutter nahen mochte, durfte es wagen, das Kindlein auch nur zu streicheln. Sie umkreisten die Wöchnerin und papperten bald ihr zu, bald unter einander. Jeder streckte seine Hand nach dem zarten Sproß aus, stets aber wurde der Vorwitzige durch einen Klapps seitens der Mutter abgewiesen. Während aber ihre Aufmerksamkeit vorn in Anspruch genommen, wird von hintenher der Versuch gemacht, das Aeffchen, und wäre es nur mit der Fingerspitze, zu berühren. Wem das gelang, der war überglücklich.

Wer jemals einen sterbenskranken Affen gesehen, oder gar sein genannt, dessen Mitleid wurde noch immer unwiderstehlich wach gerufen. In solchen Momenten klärt sich des Thieres Wesen und getroffen von dessen klagenden, anklagenden Blicken, stehen wir heut noch jederzeit, so oft uns auch schon der Tod sein Antlitz gezeigt, wahrhaft gerührt und fast beschämt. Die vielberufene Menschenähnlichkeit der Affen ist uns niemals sprechender, das unleugbar Menschliche im Thiere geläuterter erschienen, als eben vor der Krankenzelle solcher unserer Lieblinge. Gleiches widerfuhr selbst alten, im blutigen Waidwerk erprobten und verhärteten Jägern. Ein solcher Nimrod gondelte am Ufer des Amazonenstroms hin, da machte sich hoch über ihm in den Wipfeln des Urwaldes eine Affenbande bemerklich. Furchtsam zwar und bedächtig, doch neugierig wie sie eben sind, folgen sie der langsam dahingleitenden Barke. Der Keckste der Bande, aller Wahrscheinlichkeit nach der Führer und Meister der Herde, schwingt sich über die zaudernden Genossen vor und mit seinem Wickelschwanz an einem über das Ufer weit hinausreichenden Zweig aufgehängt, mustert er neugierig prüfenden Blickes den Fremdling, wähnend jedenfalls nur eine Riesenspecies seines eigenen Geschlechts vor sich zu haben. Wohl mochte der treuherzige Affe noch nicht Bekanntschaft gemacht haben mit jenen wegelagernden Touristen, die jedweres Thier als Zielscheibe betrachten. Der Schießprügel wird angelegt. Feuer! Der Affe fällt und taucht in den Strom, aber nicht todt, verwundet nur, tödtlich verwundet. Seine Qual zu enden, faßt ihn der Jäger am Schwanze und schwingt ihn gewaltsam gegen das Boot. Dennoch das zähe Leben des Thieres war damit noch nicht erloschen.

Sterbend schon, aber erschreckend menschlich, sagte der Reisende, schaut das halbgebrochene Auge des verendenden Thieres mich, seinen Mörder, an, Erbarmen erflehend, Mitleid erweckend und dennoch strafenden Blickes. In diesem Momente war unserem Reisenden nichts zu kostbar, was er nicht darum gegeben, wenn ihm die ganze Scene erspart worden, oder das Thier endlich wenigstens ersterben wollte. In dieser seiner Herzensangst, gleich als wenn er sein Gewissen mit schwerem Verbrechen belastet — so schildert der Jäger seinen Seelenzustand — taucht er krampfhaft zitternd das Opfer unter Wasser, und brechend noch verfolgen ihn die kleinen Augen vorwurfsvoll, fast bis ihnen das Licht versagt. Endlich hat das unglückliche Geschöpf seinen letzten Athemzug gethan. Nie in seinem Leben hat unser Reisender das Andenken an diesen Vorfall niederzukämpfen vermocht, noch weniger es über sich gewonnen, ein sonst wohl so gerühmtes Gericht, wie Affenbraten sein mag, zu genießen.

Eine Unmasse von Affenstreichen glaubt man einfach auf Neid, Schadenfreude, Bosheit oder andere unsaubere Gelüste, als ihre Grundursache zurückführen zu müssen. Zumeist aber ist die Sache so einfach nicht, und nur allzuleicht sind wir geneigt, was an unserem eigenen Geschlecht als Muthwille, Neckerei oder sonstwie möglichst mild bezeichnet wird, beim Thiere unbarmherzig zu verurtheilen. Blicken wir stets vergleichend in unsere Kinderstuben hinein, wo nöthig in unsere eigenen Herzensfalten und — ich glaube das auf vieljährige Beobachtung hin versichern zu können — Zug um Zug, wenn auch zuweilen satyrisch verzerrt, werden wir in der Affenwelt unsere nächsten Ebenbilder, wenigstens nach thierischer Seite hin, unverkennbar wieder finden.

So erst gewinnen die Thiere wahres, höheres Interesse, so erst werden wir gerecht gegen die verlachten, verhöhnten und verurtheilten Affen, und so erst ist es erklärlich, wie nicht etwa Kinder nur, Erwachsene selbst, kälteste Verstandesmenschen vom Affenpavillon unserer Thiergärten angezogen werden. Und um solcher Magie willen ist das „*man hüte sich vor Taschendieben*" ganz gerechtfertigt und wohlbegründet.

Aus der Geschichte und dem Katechismus der Mormonen.

II.

Die Götterwelt der Secte. — Geister, Menschen und Engel. — Durch die Vielweiberei wied man zum Gotte. — Die Gnadengaben der Kirche. — Die Sacramente. — Die Priesterschaft. — Hochzeiten mit Todten. — Die letzten Dinge.

Waren die Mormonen anfänglich nur ein Zweig der Campbelliten oder Christians, der sich von den übrigen Angehörigen dieser chiliastischen Secte durch nicht viel mehr als dadurch unterschied, daß er an die Indianerbibel und an die göttliche Sendung Joseph Smiths glaubte und sich als die Erneuerung der christlichen Urkirche mit ihren Charismen ansah, so veränderte sich ihr Glaube im Laufe der Jahre sehr wesentlich. Zuerst scheint die fruchtbare und wilde Phantasie Rigdons vorzüglich hierauf eingewirkt zu haben. Dann schuf Smith verschiedene neue Dogmen, offenbar nur zu dem Zwecke, um für gewisse, in der Vorbereitung begriffene Pläne weltlicher Art, z. B. für die Einführung der Vielweiberei, eine Rechtfertigung und Empfehlung in Händen zu haben. Endlich arbeitete der Apostel Orson Pratt, mit der Geschichte der Religionen und der philosophischen Systeme vertraut, in den Glauben der Mormonen wohl oder übel eine Anzahl Sätze hinein, die er den verschiedensten mystischen Schulen vom Gnosticismus und Neuplatonismus an bis auf den Spiritismus der Neuzeit entlehnte, und so ist der Katechismus der Secte allmählich ein widerspruchsvoller Mischmasch geworden, in welchem man zwar noch Spuren eines Systems erkennt, welcher aber mit dem Christenthum nur noch lose zusammenhängt. Die Hauptlehren dieses wunderlichen Glaubens aber sind folgende.

Gott ist kein Geist, sondern eine Persönlichkeit aus Stoff und Geist, die sowohl einen Leib als Theile hat. Seine Gestalt ist die eines Menschen. Er ißt und trinkt und nimmt in der Welt eine bestimmte Stelle ein. Er ist also nicht allgegenwärtig, sondern kann sich nur, wenn er will, schnell von Ort zu Ort versetzen. Und wie er im Raume lebt, so auch in der Zeit, er ist also auch nicht von Ewigkeit da. Vor dem Anfang aller Dinge gab es zwei durch sich selbst existirende Prinzipien: Geist und Materie, Intelligenz und Leiblichkeit. Als dieselben sich mit einander „verglichen" und dann vermählten, entstand aus ihnen die erste Kraft, der *Urgott*. Aus diesem gingen dann „nach dem Gesetz der Geschlechtlichkeit" andere *Götter*, Könige des Himmels und Königinnen, hervor, die wiederum andere Götter erzeugten, von denen jeder seine bestimmte Sphäre im Universum hat.

Es gibt also viele Götter, und jeder derselben ist vermählt und besitzt Kinder, jedem ist eine bestimmte Stelle im Weltall angewiesen. Hat ein solcher Gott sein Reich mit seinen Sprößlingen in dem Maße bevölkert, daß seine himmlische Wohnung sie nicht mehr faßt, so schafft er einen neuen Stern, dem die *Geister* der jungen Götter als Bewohner zugesandt werden.

So ist also der Gott, den wir zunächst verehren, der Vater unsrer Geister. Die Kinder, die dieser erzeugt, sind ursprünglich weder Götter noch Engel, noch Menschen, sondern eben *Geister*, die zwar einen Leib und Theile, aber nicht eigentliches Fleisch und Blut besitzen. Sie sind Intelligenzen, die ihre Einführung in die materielle Welt erwarten, in der sie durch Geburt, Tod und Auferstehung vollkommner werden.

Alle Geister sind, wenn sie auf der Erde anlangen, um einen Leibestempel zu beziehen, völlig unschuldig; denn wenn sie in ihrem vorhergehenden Leben gesündigt haben, so haben sie dafür Buße gethan und Vergebung erlangt. Wenn sie aber gleichwohl unter sehr verschiedenen Verhältnissen in die Menschheit geboren werden, wenn die einen da in die Leiblichkeit kommen, wo ihnen Gelegenheit geboten ist, das Evangelium zu hören, die andern im Zeitalter der Finsterniß in die Welt gelangen, wenn einige in Geschlechtern des auserwählten Volks, wo das Priesterthum fortgepflanzt wird, Leiber annehmen, andere in Körper von Negern fahren, die vom Priesterthum ausgeschlossen sind, so ist die Erklärung hiervon in dem verschiedenen Verhalten der Geister im Urzustande vor dem Erdenleben zu suchen, ganz ebenso wie das Schicksal der Menschen nach diesem Leben sich nach deren Verhalten auf Erden gestalten wird.

Der Mensch, der hienieden in Sünde und Unglauben lebt, während er vom Evangelium weiß, wird verdammt. Die dagegen,

welche das Wort Gottes geglaubt haben und ihm gehorsam gewesen sind, auch „das Gesetz des Lebens“, wie Abraham und Jakob, wie David und Salomo erfüllt, d. h. mehre Frauen geheirathet haben, erlangen die vollkommene Seligkeit. Sie werden nach der Auferstehung *Götter*, welche die Macht haben, jeder für sich einen neuen Stern zu schaffen und denselben durch ihre Kinder zu bevölkern, was als „die Gewalt endloser Lebensspendung“ bezeichnet wird. Die endlich, welche gar nicht oder nur *eine* Frau geheirathet haben, bringen es im Jenseits nur zu *Engeln*, sie werden „nur einer geringen Herrlichkeit theilhaftig werden, sie werden den himmlischen Königinnen die Schleppe tragen, Holzhacker, Laufburschen, Schuhputzer, Küchenjungen u. dgl. sein; denn die zukünftige Welt ist nur die verklärte Wiederholung der gegenwärtigen.“ — „Je mehr Weiber, desto mehr Erlösung,“ desto mehr Erhebung im Jenseits, desto mehr Herrschaft und königliche Herrlichkeit in den himmlischen Sphären. Nichtbeachtung der Pflicht, sich mit möglichst vielen Frauen zu vermählen, ist aber nicht blos Sünde gegen sich selbst, sondern auch Versündigung an anderen; denn nur durch Vereinigung der Geschlechter wird die Sehnsucht der unzählbaren im Himmel auf ihre Geburt wartenden Glieder nach Existenz im Fleische erfüllt.

Die *Schöpfung* der Welt fand bald nach dem großen Aufstande des Satans gegen Gott statt. Der erste Geist, der in einem Menschenleibe wohnte, war derjenige, welcher die Heerscharen der treugebliebnen Kinder Gottes gegen die Rebellen angeführt hatte, „Michael, der Alte der Tage, mit Haaren wie Wolle“. Er hieß als Mensch Adam. Die englische Bibelübersetzung ist in Betreff der Schöpfungsgeschichte nicht genau. Denn erstens wurden die Pflanzen und Thiere in den ersten sechs Tagen nicht geschaffen, sondern nur geistig, d. h. in ihren Urbildern hervorgebracht. Sodann aber ruhte Gott am siebenten Tage nicht, sondern schuf den Menschen leiblich, dann die Eva und die Thiere. Endlich sind unter den Tagen „Gottestage“ zu verstehen, die nach den Umdrehungen des großen Centralsternes Kolob gemessen werden, und von denen jeder tausend Jahre umfaßt.

Die Erde war unmittelbar nach der Schöpfung vollkommen. Infolge des Apfelbisses aber ging alle diese Herrlichkeit verloren. Durch *Christus* wurde ein Versuch gemacht, die Menschen und die Erde in ihre Ursprünglichkeit zurückzuführen. Das verloren gegangene Priesterthum wurde wieder hergestellt, und zwar zunächst auf dem östlichen, dann auf dem westlichen Continent, und eine Fülle göttlicher Kräfte ergoß sich über die gläubige Menschheit. Allein dieser glückliche Zustand erhielt sich weder hier noch dort, und allmählich gingen jene Gnadengaben der urchristlichen Welt allenthalben verloren. Da endlich erbarmte es den Herrn, wie Daniel, Jesaja und Ezechiel und wie gleichermaßen amerikanische Propheten vorausgesagt, und im Jahr 1827 verlieh er dem von ihm erweckten Joseph Smith, nachdem er ihm seine Sünden vergeben, das Priesterthum der Ordnung Melchisedeks aufs neue und beauftragte ihn, die rechte Kirche wieder aufzurichten und die Welt dadurch vorzubereiten auf die Wiederkehr Christi und sein tausendjähriges Reich.

Die *Gnadengaben*, in deren Besitz die Mormonen zu sein sich rühmen, und deren Vorhandensein unter ihnen sie als Hauptzeugniß für die Wahrheit ihrer Lehre und die Echtheit ihrer Kirche ansehen, bestehen in der Voraussicht der Zukunft, die indes auf das Haupt der Secte, den „Seher und Offenbarer“ beschränkt ist, welcher allein in unmittelbarem Verkehr mit Gott steht; ferner in Heilungen durch bloße Handauflegung und Austreibung von bösen Geistern aus Besessenen, endlich im Reden in Zungen und in der Deutung dieser modernen Glossolalie. Während nur Priester Kranke in der gedachten Weise heilen und Geister austreiben können, vermögen alle Heiligen in Zungen zu reden. Indes hat dies mit dem Pfingstwunder der Apostelgeschichte nicht viel gemein, sondern es ist im besten Falle ein Lallen oder Gurgeln ohne Sinn und Verstand, hervorgegangen aus krankhafter Gemüthsaufregung, zuweilen ähnlich dem Phantasieren von Fieberkranken, mitunter eine Folge unzusammenhängender englischer oder indianischer Worte, häufiger aber ein Ausstoßen willkürlich zusammengeworfener Vocale und Consonanten.

Sacramente haben die Mormonen drei: Taufe, Abendmahl und Priesterweihe.

Die *Taufe* wird nur mit Zurechnungsfähigen vorgenommen, und man nimmt an, daß der Mensch mit dem achten Lebensjahre zurechnungsfähig wird. Sie besteht im Untertauchen des Täuflings durch einen Priester und in nachheriger Handauflegung, wobei auszusprechen ist, die Ceremonie habe den Zweck, Vergebung der Sünden zu vermitteln. Da niemand, ohne mormonisch getauft zu sein, in das Himmelreich eingehen kann, so hat man zum Trost für pietätvolle Heilige das Institut der *Taufe für die Verstorbenen* geschaffen. Ein Mormone kann den Wunsch hegen, auch diejenigen seiner Freunde und Verwandten um sich zu haben, welche ohne wahre Taufe aus der Welt gegangen sind. Dies aber wird dadurch erreicht, daß der Hinterbliebene sich stellvertretend für jene taufen läßt, worauf schon Paulus, wie Smith meint, 1. Korinther 15, 29 hingedeutet hat. Die Abgeschiedenen befinden sich in einem unseligen Zustande, sie haben bereut und Buße gethan und sehnen sich nach dem unerläßlichen Ritus, durch den ihnen Vergebung ihrer Sünden wird. Da sie die Taufe an ihrem Orte nicht haben können, so erwächst ihren Angehörigen die Pflicht, sich dieser Ceremonie für sie zu unterziehen. Dieselben stellen damit einerseits ihre Todten zufrieden und mehren andrerseits das Reich Gottes. So kommt es vor, daß Mormonen ein Dutzend und mehr Mal getauft sind. Andere haben mehr die Macht im Auge, die sie sich durch stellvertretendes Getauftwerden erwerben, und so lassen sie sich das Sacrament auch für solche Abgeschiedne applieiren, die nicht zu ihrem Geschlechte oder ihrer Bekanntschaft gehört haben. Es heißt nämlich, daß alle die, welche von dem Stellvertreter, der auch als „Pathe“ bezeichnet wird, auf diesem Wege erlöst worden sind, künftig, nach der Auferstehung, zu dem Haushalt und Gefolge desselben gehören werden.

Das *heilige Abendmahl* wird von den Mormonen „zur Erinnerung an den Leib und das Blut des Sohnes“ genossen, „auf daß die Heiligen allezeit seiner eingedenk sind und seine Gebote halten, und daß sie stets seinen Geist bei sich haben.“

Die *Priesterweihe* wird durch die höhere Geistlichkeit vermittelst Gebet und Handauflegung ertheilt. Die Priesterschaft zerfällt in zwei Klassen: die Ordnung *Melchisedeks* und die Ordnung *Aarons*. Die Melchisedekspriesterschaft ist die vornehmere. Sie „hat die Schlüssel zu allen geistlichen Segnungen der Kirche, das Vorrecht, die Geheimnisse des Himmelreichs zu erfahren, mit der allgemeinen Versammlung der Erstgeborenen zu verkehren und sich der Gemeinschaft und Gegenwart Gottes des Vaters und Jesu, des Mittlers des neuen Bundes, zu erfreuen“. Die aaronische Ordnung hat nur ein Recht auf den Verkehr mit den Engeln, und ihre Aufgabe ist, „den Buchstaben des Evangeliums in äußerlichen Anordnungen auszuführen und die Taufe der Reuigen nach den Bündnissen und Geboten zu vollziehen.“

Die Melchisedekspriesterschaft besteht aus Oberpriestern und Aeltesten. Jene sind zunächst zur Leitung des Gottesdienstes, zur Ordination der Priester und zur Ausspendung der Sacramente berufen. Ist in einer Gemeinde kein Oberpriester vorhanden, so kann für ihn ein Aeltester eintreten. Ueber den Oberpriestern stehen die Apostel, zwölf an der Zahl, deren Gesammtheit auch „der reisende hohe Rath“ genannt wird, da ihre Hauptaufgabe in der Beaufsichtigung der außerhalb Deserets befindlichen Gemeinden der Heiligen besteht. Unter ihnen arbeiten auf dem Missionsfelde die Siebzig, welche Aelteste sind und die Befugniß haben, nach Bedürfniß sich durch andere siebzig, ja nach Befinden durch siebenmal siebzig Priester vom Orden Melchisedeks zu ergänzen. Die höchste Stelle im Regiment der Kirche, die zugleich der Staat ist, nimmt ein Collegium von drei Oberpriestern, „die erste Präsidentschaft“ ein, deren vornehmstes Mitglied der Prophet ist. Neben demselben gibt es noch einen aus zwölf Oberpriestern zusammengesetzten „hohen Rath in Zion“, der aber neben der Macht und dem Ansehen, die der Prophet als Offenbarer des Willens Gottes besitzt, nicht mehr als das Ministerium eines absoluten Fürsten zu bedeuten hat.

Die Aaronspriesterschaft zerfällt in Bischöfe, Priester, Lehrer und Diakonen. Die Bischöfe sind die Richter in den Mormonengemeinden, sie beaufsichtigen die Arbeit, in welcher die Armen ihren Zehnten entrichten, sammeln den Zehnten ein, der von den Wohlhabenden in Gestalt von Geld oder Naturallieferungen eingeht, besorgen die Verwaltung der Magazine und haben die Armenpflege in der Hand. Die Priester leiten den Gottesdienst, wo kein Oberpriester oder kein Aeltester ist, predigen und spenden die Sacramente. Die Lehrer und Diakonen sind Gehilfen der Priester, aber nicht zur Handauflegung und Austheilung der Sacramente befugt.

Ein Mormone kann sich mit einem Weibe nur für das irdische Leben verheirathen, oder sie sich für die Erde und zugleich für den Himmel antrauen lassen. Dieselbe Frau, welche einem Manne nur auf Zeit vermählt ist, kann einem andern für die Ewigkeit „angesiegelt“ werden, und zwar muß die Ansiegelung, da im Himmel nicht gefreit wird, auf Erden stattfinden, und sie darf bei Lebzeiten des Mannes, mit dem die Betreffende blos für dieses Leben vermählt ist, vorgenommen werden, so daß eine Frau zu gleicher Zeit zwei Männer haben kann.

Ein anderer seltsamer Brauch, der aus der Lehre von den Heirathen für die Zeit und für die Ewigkeit hervorgegangen ist, besteht darin, daß man in Neujerusalem lebende Personen mit Verstorbenen traut. Nicht selten geschieht es, daß ein Mädchen mit verirrter Einbildungskraft sich in den Kopf setzt, eine von den himmlischen Königinnen eines vornehmen Heiligen zu werden, der das Zeitliche bereits gesegnet hat. Sie hat sich dann nur an den Propheten zu wenden, der auch vor jeder zweiten Heirath um seine Einwilligung anzugehen ist, und dieser erfüllt ihren Wunsch, falls es ihm paßt, und siegelt sie dem todten Manne an, gibt demselben aber zugleich in der Person eines seiner Aeltesten oder Apostel, oder in sich selbst einen Stellvertreter mit allen Rechten des Ehemanns.

Ist die Zeit erfüllt, d. h. ist das „Evangelium Bruder Josephs“ allen Völkern und Zungen gepredigt, so hebt eine Periode großer Wunder und Schrecken an. Dann erscheinen bei den Mormonen „die vier Zeugen der Wahrheit“, die niemals den Tod geschmeckt haben: Johannes der Evangelist, dem es erlaubt wurde, zu bleiben bis zur Wiederkehr des Herrn, und drei Heilige der Kirche, die Christus nach dem Buche Mormons in Amerika gestiftet hat. Dieselben wandern jetzt in der Gestalt von Männern mittleren Alters über die Erde und sind schon verschiedene Male einzelnen Mormonen erschienen. In der Zeiten Erfüllung aber werden sie sich allem Volk in Deseret zu erkennen geben und ihm von der Kanzel herab verkünden, was zu thun ist. Ferner werden die verloren gegangenen zehn Stämme Israels, die jetzt in einem geheimnißvollen Lande, das als eine Art Planet jenseits des Polareises mit der Erde um die Sonne kreist, wohnen, auf ihrer Heimkehr nach Palästina den Heiligen in Amerika einen Besuch abstatten. Ihr Erscheinen wird das Signal zu allgemeiner Bekehrung der Indianer, „dieses Restes vom Samen Josephs“, sein. Auf einem Hügel bei der Mormonenhauptstadt, dem sogenannten Ensign-Mound, wird dann „die prächtigste Fahne entfaltet werden, die jemals in den Lüften flatterte, gemacht aus den Nationalfarben aller Völker“, so daß sich die Weissagungen Jesaia 2, 2, und 18, 3 erfüllen werden.

Und nun werden die Kriege des Herrn anheben. Viele „Heiden“ werden sich bekehren, viele aber auch im Unglauben beharren. Beide Massen werden sich zum Kampfe rüsten, die einen unter dem Panier des Papstes zu Rom, die andern unter der „Flagge aller Nationen“ zu Neujerusalem. Die Heerschar der Heiligen wird von ihrem Seher und Propheten geführt sein, der einen von Smith zugleich mit der Indianerbibel gefundenen Brustharnisch trägt und das ebenfalls bei jener entdeckte Schwert Labans schwingt. Ungestüm werden sie gegen die Armee der Ungläubigen anstürmen und sie in einer großen Schlacht niederwerfen. Der Herr aber wird seinem Volke dadurch beistehen, daß er die Gegner mit Feuerregen, Pestilenz und Hungersnoth heimsucht. Sie werden vollständig ausgerottet werden und ihre Ländereien sowie alles, was sie sonst besitzen, den Siegern zufallen, die inzwischen bei Independence in Missouri da, wo Smith im Jahre 1831 den Boden gesegnet, das rechte und letzte Zion erbaut haben, welches nun die Hauptstadt des westlichen Festlandes wird.

Und während so das tausendjährige Reich Christi im Westen sich vorbereitet, ist der östliche Continent Zeuge von einer nicht geringeren Umwälzung. Wie die zehn Stämme Israels, kehren auch die Zerstreuten Judas nach dem gelobten Lande zurück. In Jerusalem wird der Tempel wieder aufgebaut. Die Ungläubigen, die wider die Stadt heranziehen, erleiden in einer Schlacht am Oelberge durch die von Christus geführten Juden eine furchtbare Niederlage, und ihre Könige müssen den Messias als Oberlehnsherrn anerkennen.

Entsprechend dieser Vereinigung der Erdvölker wird auch eine Wiedervereinigung der infolge des Sündenfalls getrennten Erdtheile stattfinden. Das Meer wird sich nach andern Gegenden unsres Planeten zurückziehen, und alle Inseln und Continente werden „beulah“, d. h. auf Neuägyptisch „verheirathet“, will sagen in Eins mit einander verbunden werden, so daß von dem östlichen nach dem westlichen Jerusalem, in welchem Christus sein zweites großes Heiligthum und seinen zweiten Thron haben wird, jene riesenhafte Heerstraße erbaut werden kann, „welche der Löwe nicht betreten und des Adlers Auge nicht gesehen hat“. Schließlich wird die „erste Auferstehung“ beginnen, indem unter Erdbeben unzählige Heilige des Alterthums und alle später Verstorbenen, welche das Gebot der Vielweiberei befolgt haben, aus ihren Gräbern steigen werden, um an der Glückseligkeit dieser Tage theilzunehmen.

Gegen das Ende des tausendjährigen Reichs wird denen, die nicht aufrichtigen Herzens und dem Willen des Herrn nicht gehorsam gewesen sind, auf kurze Frist gestattet werden, ihren aufrührerischen Geist unter Anführung ihres Feldhauptmanns Satan, des großen Drachen, zu bethätigen. Zuletzt aber werden sie in einer gewaltigen Schlacht besiegt und hinausgeworfen werden aus dem Reiche der Gerechten. Und nun folgt die zweite Auferstehung, die alle Todten umfaßt, und das Jüngste Gericht. Die Erde aber wird, durch Feuer geläutert und zu himmlischer Schönheit verklärt, eine Wohnung derer werden, die demüthig und reinen Herzens sind.

So die Zukunft, von der die Mormonen träumten, jetzt aber wohl abgekommen sind. Ihre wirkliche Zukunft deutete ich am Schlusse des ersten Aufsatzes an. Die Pacificeisenbahn ist der große Strich durch ihre Rechnung. Sie ist eben eher fertig geworden, als die Weltstraße des tausendjährigen Reiches, die Altjerusalem mit Neujerusalem verbinden sollte.

Moritz Busch.

Westfälische Bauernhochzeit.

Zu den deutschen Stämmen, die sich am meisten noch eine ausgeprägte Eigenart bewahrt haben, gehören unzweifelhaft auch die Westfalen. Es war daher echt westfälisch, wenn vor kurzem ein Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, dessen Stammhof im Teutoburger Walde liegt, von einem andern Mitglied französischer Abkunft nicht ohne Selbstgefühl sagte: „Er ist kein Niedersachse!“ Die Söhne verleugnen heute noch nicht die „Deftigkeit“, welche ihre Väter einst da bewiesen, „wo Hermann den Varus schlug,“ und die zähe Widerstandskraft, welche die Macht des großen Frankenkönigs auf demselben Boden fand. Der Kern des westfälischen Stammes ist heute sein Bauernstand, bei welchem der echte Sachsencharakter sich u. a. auch in dem Zuge noch ausspricht, daß der Besitz der Person den Namen gibt, und nicht umgekehrt wie anderwärts üblich. Der Mann, welcher durch Erbschaft oder durch Heirath einer Erbtochter in den Besitz eines Hofes gelangt, legt seinen bisherigen Namen ab und nimmt den des Hofes an. Die Nachkommen der Recken Wittekinds haben die Schwerter in Pflugscharen verwandelt, aber ihren ritterlichen Stolz haben diese im Blute vererbt. Wie der Adel seine Rangstufen hat, so haben sie auch die großen westfälischen Bauern. — Der Hof geht jedesmal auf den ältesten Sohn oder „Anerben“ über; wenn kein Sohn da ist, auf die „Erbtochter“.

Aber auch das Westfalenland wird von der modernen Kultur sehr stark beleckt, und die alten Meierhöfe nach Immermanns Schilderung werden immer seltener. Ebenso schwinden die alten Volksgebräuche, die nach den verschiedenen Gegenden sehr mannigfaltig waren, immer mehr in neuester Zeit. Wenn wir es daher unternehmen, das Bild einer westfälischen Bauernhochzeit, nebst dem, was vorgeht und nachfolgt, zu entwerfen, so müssen wir vorausschicken, daß die einzelnen Züge nicht in allen Gegenden Westfalens in diesem Ensemble und nicht alle noch heute anzutreffen sind.

Der Westfale ist sehr bedächtig und überlegt, also auch wenn er „op Friggers Fäuten“ geht. Er sagt: „Frigg din Nabers Kint, dann wes du, dat du finns; kop din Nabers Piärt, dann wes du, dat du hiäs.“ Dies kluge Wort der Erfahrung hat der „Anerbe“, dessen Vater „abmeiern“, d. h. ihm den Hof übergeben will, und der den stattlichen Freiwerber auf unserm Bilde ausgeschickt hat, wohl beachtet und sein Hof liegt sicher in demselben Kirchspiel, wie der, auf dessen „Dehle“ jenes Bild uns versetzt. Die Erkorene ist

nebst dem kleinen Bruder allein und mit der Zurichtung zur Mittagsmahlzeit beschäftigt. Sie wird verlegen über den Antrag. Aber es scheint nur so: „Bai de Dochter friggen well, dai maut de Moër striken.“ Und so sind die Alten bereits für die projectirte Heirath gewonnen, wobei besonders „der Mutter gestreichelt“ wurde; und auch die Tochter weiß davon, weiß sogar, daß der Freiwerber heute kommt, um in feierlichster Weise das Jawort zu holen. Aber dieser muß dennoch pflichtschuldigst alles aufbieten, um nicht „met 'me krummen Arme to kueme,“ d. h. dem Hochzeiter einen Korb zu bringen. Denn „friggen un hailedrögen (heirathen) geschüht vake (oft) ümsüß.“

Es ist ein wichtiger Mann, so ein Freiwerber, und der unsrige ist ganz erfüllt von dem Bewußtsein seiner Würde; jeder Zoll ein Freiwerber! Er hat sich in seinen Sonntagsstaat geworfen, — Vatermörder, langer Tuchrock, mit großen silbernen Knöpfen, Kniehosen und hohe Stiefeln, an welchen die Züge nicht etwa aus Nachlässigkeit, sondern ganz ordnungsmäßig hervorstehen. Die Meerschaumpfeife, welche der Westfale wie der Friese auch nach der Kirche mitnimmt, darf nicht fehlen. Zur Erhöhung der Feierlichkeit ist der Hut reich mit bunten Bändern und gemachten Blumen geziert, ebenso trägt er einen Strauß vor der Brust, vor welcher ein geblümtes seidenes Tuch herabhängt. Nun setzt er sich in Positur, der Rockschoß ist mit Bedacht zurückgeschlagen und der Fuß gravitätisch vorgeschoben. In wohlgesetzter Rede, natürlich platt, bringt er seine Werbung vor und ist gerade daran, an den Fingern aufzuzählen, wie viel Scheffelsaat an Aeckern und Wiesen der „Frigger“ hat, wie viel Pferde, Milchvieh, Jungvieh, Schafe, Schweine :c. auf seinem Hofe gehalten werden.



Ein westfälischer Brautwerber.
Originalzeichnung von Otto Günther.

Es ist noch etwas von den Sitten der alten Germanen, wie sie Tacitus schildert: „Mitgift bringt nicht die Frau dem Mann, sondern der Mann der Frau zu. Zugegen sind die Eltern und Verwandte und prüfen die Geschenke; Geschenke, nicht nach den kleinen weiblichen Neigungen gewählt, noch zum Schmuck der jungen Frau bestimmt, sondern Stiere, ein gezäumtes Pferd und ein Schild nebst Speer und Schwert. Auf diese Geschenke hin wird die Frau in Empfang genommen; auch sie hinwieder bringt dem Manne einige Waffenstücke zu.“ — Der Sinn der Niedersachsen ist jedoch nicht mehr ein kriegerischer, sondern ein ökonomischer; darum fehlen nun die Waffen, und die Braut bringt außer ihrer Aussteuer einen „Brautgaul“ und eine „Brautkuh“ dem Mann zu. Eine Ausnahme macht der Fall, wenn die Braut eine Erbtochter ist.

Wie auf dem Gesicht des aufzählenden Freiwerbers, so prägt sich auch in den kräftigen Zügen des Mädchens, in der einfachen Haustracht, die Bedächtigkeit aus. Sie hört so aufmerksam zu, daß sie die Kartoffelnschalen statt in den Korb ins Feuer legt, und die Kartoffeln selbst nahe daran sind, aus der Schürze ungeschält in die Schüssel zu entlaufen. Endlich wird die Sache richtig, so daß nach demnächstiger Eheverschreibung das Paar schon an den nächsten Sonntagen kann „von der Kanzel geworfen werden“.

Der Tag der Hochzeit naht heran. Auf dem Hofe des Bräutigams, wenn er ein Anerbe, auf dem der Braut, wenn sie eine Erbtochter ist, wird sie gefeiert. Großartige Zurüstungen werden getroffen, mehrere Kühe, Kälber und Schweine geschlachtet, Brot und Kuchen gebacken, Bier und Branntwein angefahren. Denn eine richtige Hochzeit dauerte ihre drei Tage und Nächte ununterbrochen!

Nun beginnt die Thätigkeit eines andern Mannes, des Hochzeitbitters, welcher die zahlreichen Gäste zu laden hat. Auch dieser erscheint im vollen Sonntagsstaat mit einer Art von Heroldsstab, gleichfalls reichbebändert, und hält in Platt etwa folgende Anrede:

„Hört mal, Leute, ich habe einen freundlichen Gruß zu bestellen von N. N. und N. N. (Bräutigam und Braut) und einzuladen auf künftigen Sonntag zum Ehrentag und einem Biergelag. Ihr möchtet ihnen doch die Ehre erweisen und Euch daran betheiligen. Ihr werdet lustige Musik, kostbares Essen, Bier und Branntwein nach Herzenslust bekommen, und was es sonst noch alles geben wird.“ Dann fügt er noch bei, man möchte seine Bitte nicht vergessen, damit sie (die Hochzeitsleute) sähen, daß er da gewesen wäre. Und wenn es mal wieder so fiele, dann würden jene auch ihre Schuldigkeit thun.

Am Hochzeitstage sammelt sich zunächst eine stattliche Reiterschar von jungen Leuten aus der Verwandtschaft und Nachbarschaft, von jedem Hofe wenigstens einer, um die Braut zur Trauung abzuholen, welche auf dem Hofe stattfand. Jetzt haben die großen Bauern ihre schönen Communalwege und ihre Glaskutschen, und fahren mit der berittenen Eskorte zur Trauung nach der Kirche. Aber früher, bei den oft bodenlosen Wegen, nahm der erste der 6 — 12 Brautführer die Braut hinter sich aufs Pferd, die andern Brautführer desgleichen die Brautjungfern, und fort ging's unter Scherzen, Jubeln und Pistolenschüssen.

Ist der Weg nach dem Hofe des Bräutigams weit, so wird in jeder Bauernschaft, durch welche der Zug kommt, die Braut „geschaxt“: es wird von jungen Leuten ein Wiesbaum, oder eine Kette über den Weg gezogen und nicht eher entfernt, bis die Braut eine Hand voll Geldstücke „in die Rapuse“ geworfen hat.

Auf dem letzten Theil des Weges beginnen nun die Reiter — früher allerdings nur diejenigen, die nicht eine süße Last noch hinter sich auf dem Pferde hatten, — ein Wettrennen, das schon manchem Roß oder Reiter übel bekam. Beim Hofe angekommen, wurde nicht der Thorweg eingeschlagen, sondern an einer Stelle der hölzerne Plankenzaun, mit dem das Gehöfte umgeben war, niedergeritten. Der Sieger hält dann die Anrede an den Bräutigam, welcher unter der Hausthüre erscheint. Es wird ihm die Ankunft der Braut gemeldet und gefragt, ob sie mit den Hochzeitsgästen willkommen sei. Dies wird vom Bräutigam versichert und zum Zeichen ihr eine Erquickung, eine Flasche Wein, entgegen geschickt, die sich aber das reisige Gefolge größtentheils selbst zu Gemüthe führt. Bald hält dann die ganze Cavalcade ihren Aufzug vor der Hausthüre der Dehle, wo der Bräutigam die Braut vom Pferde hob und ihr den Arm reichte.

Im Niederlande wird die Braut bei der Ankunft dreimal um das Herdfeuer oder den Kesselhaken geführt. Sonst wird sie von den Schwiegereltern an der obern Thüre, der „Bovendör“, in Empfang genommen; es wird ihr ein Stuhl an den Herd gerückt, sie setzt sich und erhält eine Zange und Feuerbrand in jede Hand; dann wird sie zur untern Thüre, der „Neddendör“, geführt, von wo die Hochzeitgäste sie zur Kirche geleiten. Im Lippeschen aber führte der Bräutigam die Braut sofort zur Trauung, welche auf der Dehle an einem weißgedeckten Tisch unter der Luke stattfand, auf demselben Platz, auf welchem später die Leiche des Meiers wie der Meierfrau einmal aufgebahrt stehen, um zu Grabe gebracht zu werden. Wo die Traurede einst gehalten wurde, wird dann auch die Trauerrede oder Parentation gehalten.

Die Brautleute suchen während des Traualts sich möglichst stramm zu halten, worauf die ganze Gesellschaft ein strenges Auge hat; denn welches von beiden zuerst die Farbe wechselt, oder nur einen Fuß anders setzt, — es wird zuerst sterben. Viel Unglück gibt es in der Ehe, wenn beim Wechseln der Ringe einer zu Boden fällt. So haftet an allen Gebräuchen in unserm Volksleben noch ein gutes Stück Aberglauben.

Die folgende Mahlzeit wird auf der geräumigen Dehle eingenommen. Früher fand sie auch wohl bei günstigem Wetter im Schatten der gewaltigen Eichen auf dem Hofraum statt. Nach altem Herkommen muß nämlich jeder rechte Meier stets so viel schlagbares Eichenholz auf seinem Hofe stehen haben, daß er, wenn derselbe ihm einmal abbrennen sollte, ihn damit wieder aufbauen könnte. — Das Hochzeitspaar sitzt oben an, Pastor und Küster zu beiden Seiten auf den Ehrenplätzen, dann kommen die Brautjungfern und Brautführer, an welche sich die ganze, nicht selten 500 Personen und darüber zählende Gesellschaft anreiht. Die Hauptgerichte sind Suppe, dicker Reis und Braten; eine besondere Delikatesse war als Dessert der „Implock“ (von einpflücken oder einbrocken). Es wurde dicker Honigkuchen in kleine Würfel geschnitten, mit Zucker oder Honig noch übersüßt und mit Branntwein übergossen. So wurde diese Schnabelweide in einer großen Schüssel herumgereicht, und jeder Gast genoß mit dem darin steckenden Löffel einige Bissen davon. Wohl bekomm's!

Nach der Mahlzeit werden die Tische weggeräumt und es beginnt unter den Klängen einer Hornmusik der Tanz; denn es ist eine „lustige Hochzeit“, im Gegensatz zu den stillen Hochzeiten, wie sie in den sogenannt geschlossenen Zeiten gehalten werden. Der Tanz dauerte mit einziger Unterbrechung, nicht etwa durch den Schlaf, sondern durch Essen und Trinken, oft 2 bis 3 Tage und Nächte hindurch. Am ersten Tage eröffnete ihn der Hochzeitbitter mit der Braut und den Brautjungfern durch ein zierliches Menuett („Willewett“), wobei er mit der Rechten seinen Rockflügel und die Tänzerin mit der Linken ihre Schürze anfaßt. Nach diesem sogenannten Brauttanze geht es dann allgemein los, und es folgen Walzer, Hopser und Lang-Englisch.

Der junge Ehemann betheiligt sich nicht beim Tanze, ihm liegt die aufmerksame Bewirthung seiner Gäste ob.

Zwischendurch wird dann die Runde auf dem Hofe gehalten und das Vieh in den Ställen besehen, wie das auch sonst bei einem Besuche auf dem Hofe geschieht. Auch werden wohl, wie das bei dem Tode des Meiers und der Meiersfrau noch Brauch ist, die Bienenstöcke angeklopft und zwar mit folgendem Spruch:

„Imen in, Imen ut —
Hir is de junge Brut!
Imen üm, Imen an, —
Hir is de junge Mann!
Imekes verlatt se nitt,
Wann se nu mal Kinner kritt!“

Neigte sich die Hochzeitsfeier ihrem Ende zu, dann wurde der nunmehr abgekommene „Hochzeitsbrief“ geschrieben. Einer aus der Gesellschaft, der etwas federfix war, setzte sich an einen Tisch, um aufzuschreiben, was die Gäste dem jungen Paare als Haussteuer in Gelde gaben, wobei oft 5 — 600 Thaler zusammen kamen, da sich bei dieser öffentlichen Aufzeichnung doch keiner konnte „lumpen lassen“. Zum Schluß stieg dann der abgehende Meier in der Dehle auf eine Leiter, auf welcher ihn einige starke Männer schwebend hinaus und hinüber trugen in die „Leibzucht“ (das Altentheil), wo er fortan mit seiner „Altsche“ resivirt und den ausbedungenen Unterhalt vom Hofe empfängt.

— —

Alle diese Herrlichkeiten einer großen Bauernhochzeit entfalten sich vor den träumerischen Blicken des Jungen, der im Bilde hinter der Schwester auf dem Treppengeländer lehnt und schon im Geist, wie man in der Pfalz sagen würde, „die Finger bis an den Ellenbogen danach leckt“.

Otto Thelemann.

Die Diplomatie in Nöthen.

„Alles ist theurer geworden!“ So seufzt mit schmerzlicher Miene der Freund der guten alten Zeit, denn er erinnert sich, wie in seiner Jugend das Bier und das Fleisch, die Butter und jegliches Bedürfniß weit billiger waren. Er berechnet auch, um wie viel Prozent in den letzten zwanzig oder vierzig Jahren alles in die Höhe gegangen ist, und schließt: „In meiner Jugend war das doch anders, und was damals viele sich gönnen konnten, kommt heute nur den Reichen zu!“ Und doch — auch aus den oberen Regionen ertönt ein gleich schmerzerfülltes Klagelied, aus den Kreisen der Diplomatie, die wir so gerne uns aus Männern bestehend denken, welche im Ueberflusse irdischer Güter sich wiegen, die Sorgen des Lebens nicht kennen, und zwischen Austern und Champagner ihr müheloses Dasein vollbringen.

„So ist's recht!“ hat wohl schon mancher mit schadenfrohem Lächeln ausgerufen, wenn in der zweiten Kammer irgend eines Landes bei der Budgetberathung der Posten „Gesandtschaften“ recht gehörig verkürzt wurde. Aber der Grimmige hört nicht die Stoßseufzer, die nun in den Gesandtschaftshotels an der Seine und Themse, an der Newa und am Manzanares erklingen, und die, wir müssen es gestehen, nicht unberechtigt sind. Ja, wer einen Einblick gewinnt in die Noth, welcher unsere heutige Diplomatie ausgesetzt ist, der wird ein Einsehen haben und sein Mitleid den armen Gesandten nicht versagen, die mit ihrem fixirten Gehalte der zunehmenden Theurung nicht gewachsen sind. Werft ihn nur zu den Todten euren Traum von den lustigen Gesandtschaftsattachés, diesen Helden so vieler Lustspiele. Als Sprößlinge der ersten Häuser des Landes, von ihren edlen Vätern mit einem fürstlichen Jahresgehalte ver-

sehen, erscheinen sie uns noch immer als die Löwen der Gesellschaft. Beneidenswerth erschien in der That ihr Leben gar manchem, und wenn auch gelegentlich einmal um die schwarzen oder blonden Augen einer Baronesse ein Duell zu bestehen war, wenn sie in wichtigen Angelegenheiten, hochpolitische Depeschen an den Busen drückend, durch Nacht und Sturm, Schnee und Regen, ohne Rast und Ruhe in einer Tour von Petersburg bis Paris, oder von Neapel bis Stockholm eilen mußten, so waren doch diese Unterbrechungen das Salz und die Würze des sonst allzu vergnügt und zu glatt verlaufenden Daseins. Ihr glücklichen Attachés! Doch ach — die schönen Tage sind vorüber! Wir wollen nicht von den vielen Nebenbuhlern sprechen, die, den Beutel mit klingendem Golde gefüllt, sich all die Genüsse verschaffen, die einst jener Bevorzugten Privilegium zu sein schienen; wir wollen nur den Grund aufdecken, weshalb es gekommen, daß jenes einst so hervorragende Geschlecht nicht mehr die alte Rolle spielt. Die böse Zeit ist schuld, die Theuerung ist schuld, und die Kammern sind schuld, die ewig am Budget nörgeln und streichen.

Daß wir mit allen Geheimnissen des Lebens der Diplomaten in der Fremde vertraut wurden, daß wir ihnen in Küche und Keller schauen können, erfahren, wie sie speisen und wohnen, das ist der verzweifelten Offenherzigkeit der britischen Regierung zu danken. Das Parlament in London will alles wissen, und Ihrer Majestät Ministerium beeilte sich, von den Gesandtschaften Bericht über deren ökonomische Verhältnisse einzufordern. Gewiß, ein Attaché, der sich um die Marktpreise bekümmert, ein Chargé d'affaires, der Calculationen über Droschkentaxen anstellt, ist uns ein Ding, von dem unsere Weltweisheit sich nichts träumen ließ. Und doch! Der erdrückende Beweis, daß dem so ist, und daß diese Misère des Alltagslebens auch an die Diplomaten herantritt, er liegt jetzt vor in den Reports from Her Majesty's Representatives respecting the British and Foreign diplomatic Services. Ein langes Lied des Wehs zieht melancholisch durch diese Berichte; Gehalte, die einst als fürstlich galten, sie sind heute kaum noch bürgerlich, überall steigen die Preise, und vom Gehalte allein kann kein Gesandter mehr leben. Von Persien bis Paris, von Amerika bis Coburg und von Berlin bis Buenos-Ayres — überall, überall schallt uns die gleiche Klage ins Ohr. Aber hören wir sie zu unserer Belehrung und Aufklärung in volkswirthschaftlichen und socialen Dingen, und greifen wie uns — wenn wir Abgeordnete sind — an die Brust und geloben wir: keine Streichung mehr am Budget der Gesandtschaften!

In Berlin — wir beginnen billigerweise mit dem, was Lord A. Loftus über die Metropole des norddeutschen Bundes schreibt — in Berlin hat die Lebensweise der guten Gesellschaft ihre alte Einfachheit eingebüßt. Während in dieser staubigen Stadt im Jahre 1837 für ein jüngeres Gesandtschaftsmitglied, das gut Haus hielt, 300 Pfund Sterling (2100 Thaler) eben genügten, repräsentiren 500 Pfund (3500 Thaler) heute gerade eine „gentile Armuth". — Vergleichen wir das, was über die Stadt an der Spree gesagt ist, mit den Berichten aus Paris oder St. Petersburg, so steht Berlin, was Preise belangt, keineswegs zurück, und wenn man gewohnt ist zu hören, daß Prunk und Pracht nur an der Seine herrschen können, so steht dem das Zeugniß des Lord Loftus entgegen, welcher schreibt: „Kein Hof in Europa führt einen glänzenderen Haushalt, als der in Berlin." Ganz recht, und in der Ordnung nach außen hin würdig, um den großen Staat zu repräsentiren, fügen wir hinzu; aber wir wissen auch, daß diejenigen, welche an der Spitze dieses Hofes stehen, für ihre Person sich einer musterhaften Einfachheit befleißigen. „Mehr Geld! Mehr Geld!" so lautet der ewige Refrain im Schreiben des Botschafters, denn Berlin ist ein theures Pflaster. Damit aber Ihrer britischen Majestät Ministerium sehe, daß nicht allein ihr Botschafter diese Ansicht hegt, sondern daß auch Deutsche diese theilen, legt Lord Loftus Zeugnisse von distinguirten Berliner Persönlichkeiten bei. Um volle 90 Prozent sei das Leben in der großen, mächtig aufblühenden Hauptstadt Deutschlands seit zwanzig Jahren theurer geworden, schreibt ein Reichstagsabgeordneter, und ein deutscher Diplomat führt an, daß ein Mann von 100,000 Thalern früher für reich gegolten habe, daß er heute damit aber nur einen anständigen Haushalt führen könne.

Wie steht es denn da in Paris aus, wird man fragen? Nicht besser, kein Haar besser! Nehmen wir alte Memoiren, ältere Gesandtschaftsberichte zur Hand, die von der Lutetia erzählen, zur Zeit als der Faubourg Saint Germain noch seine Geltung hatte, da war es ein ganz anderer, ein legitimer Duft, der uns aus den Kreisen entgegenwehte, in denen die Diplomatie verkehrt. War schon unter dem Bürgerkönigthum den Salons der Lebensnerv unterbunden, die Proklamirung der Republik gab ihnen den Todesstoß. Das allgemeine Stimmrecht consternirte die Schlösser, der Anblick des bewaffneten Volks paralysirte die Salons völlig. Zwar versuchte das zweite Kaiserreich mit der Sicherheit zugleich den Luxus und das Vergnügen wiederzubringen, was ihm wohl auch gelang, aber man gewahrte auch, daß die alte Gesellschaft verfallen war. Jene zarte Blüte aristokratischer Muße, ohne welche es keinen feinen Salon gibt, die große Dame, ist verschwunden. Die Traditionen der alten Höflichkeit sollen nicht mehr vorhanden sein, und der Pariser Salon von heute ist nicht mehr im Stande, jene edle, vornehme Natürlichkeit aufzuweisen, welche der Dame von Geburt das vererbte Bewußtsein unbestrittener Superiorität und Freiheit verleihen. Die von der Pariser Gesellschaft adoptirten fremdländischen Gewohnheiten, Club, Turf, Rauch- und Lesezimmer haben denn noch mehr zur Verödung der Salons beigetragen. Geld freilich ist da — wofür gäbe es Börse und Crédit Mobilier? Haben es aber darum auch die Gesandten und die Leute mit fixirtem Gehalt? Der Botschaftssecretär West in Paris gibt an, daß ein Attaché bei der Pariser Gesandtschaft für Wohnung, Kost und Bedienung allein 600 Pfund (4200 Thlr.) gebrauche; er müsse dann aber noch auf vieles verzichten, denn die Preise seien um mehr als 80 Prozent gestiegen; im übrigen aber, fügt er hinzu, „seien Pomp und Luxus des diplomatischen Lebens nicht so nöthig, als in früheren Jahren". Aber trotzdem herrscht Noth unter den Diplomaten.

Wien steht hinter Berlin und Paris nicht zurück. Im Gegentheil, die Steigerung aller Bedürfnisse, die Ansprüche an das Leben, die Zunahme des Luxus ist dort noch weit größer. Die Wiener sind leichtlebiger und leichtsinniger, ihre papiernen Guldennoten fliegen leichter dahin, als silberne Thaler oder goldene Zehnfrankenstücke, und auch Lord Bloomfield jammert, obgleich das Agio, das er auf seine blanken Sovereigns erhält, ein nicht unerhebliches sein dürfte. „Die sociale Stellung der Fremden," schreibt er, „die durch ihren offiziellen Charakter in die beste Gesellschaft Wiens Aufnahme finden, eine Gesellschaft, die nur aus reichen Leuten besteht, ist durch diesen Reichthum gedrückt. Wien ist einer der theuersten Plätze der Welt. Ich glaube bestimmt, daß keiner von den jüngeren Mitgliedern meiner Gesandtschaft seine angewiesene Stellung aufrecht erhalten kann, ohne ganz bedeutend mehr auszugeben, als sein Gehalt beträgt." Und in Dresden klagt der Sekretär Burnley, daß Amerikaner und Russen alles vertheuerten und die Dresdner Krämer verwöhnten, die ganz enorme Preise forderten; alle Ansprüche seien größer geworden, und die Chemnitzer Kaufleute, die im schönen Elbflorenz sich zur Ruhe setzten, trügen auch nicht wenig dazu bei, die Preise in die Höhe zu schrauben. Ueberall dasselbe laute Klagelied, und die Berichte aus Petersburg, Madrid und Florenz lauten nicht anders.

„Europa, alternde Königin, Dein Abend ist gekommen!" — so sang ein amerikanischer Dichter, der gewiß recht hat, stolz auf uns in der alten Welt herabzuschauen, wenn er die Preise seiner Heimat mit den unsrigen vergleicht. Nun, es wird gewiß unsern Lesern von Interesse sein zu vernehmen, daß die Theuerung in Amerika und Asien, in den Städten, wo der Großhändler die Alleinherrschaft führt, wo der Weltverkehr pulsirt, eine noch viel bedeutendere ist. Es sind wenig beneidenswerthe Menschen, die Diplomaten, die jenseit des Oceans mit geringem Gehalt ihre Laufbahn beginnen. In Buenos Ayres, der Hauptstadt der argentinischen Republik, bewohnen die zwei Attachés der britischen Gesandtschaft ein kleines äußerst bescheidenes Häuschen, für das sie 312 Pf. St. oder 2180 Thlr. Miethe bezahlen. Für Beleuchtung, Heizung und Wäsche braucht jeder von beiden monatlich im Durchschnitt 245 Thlr., wobei zahlreiche, unumgängliche anderweitige „Items" noch nicht mit einbegriffen sind. Man staune z. B. über die Droschkentaxe von Buenos Ayres. Eine gewöhnliche Fahrt von einer Viertelstunde kostet vier Schilling zwei Pence, oder nach unserm Gelde 1 Thlr. 12 Groschen, eine Stundenfahrt das Doppelte. Geht zu Fuße, wird mancher denken! Gern, sagen die Attachés, wenn es nur ginge! Aber die Straßen von Buenos Ayres sind nach einem Regen nur mit Stelzen zu passiren, und daher muß man fahren. Oft ist dort das Klima rauh und kalt; dann muß eingeheizt werden, aber der Centner Kohlen kostet nicht

weniger als 1 Thaler 20 Groschen und im gleichen Verhältnisse wachsen die Preise aller andern über See eingeführten Waaren. Es ist gewiß ein theures Vergnügen, unbesoldeter britischer Attaché und ein nur um weniges billigeres besoldeter mit 550 Pfund jährlich in Buenos Ayres zu sein.

Der Posten eines solchen Attachés in Rio de Janeiro, Brasiliens Hauptstadt, erscheint eben so lucrativ, denn unter 600 Pfund Sterling lebt dort ein junger Diplomat nicht, ja es ist nach des Gesandschaftssecretärs Mathew Bericht sogar Aussicht vorhanden, daß diese Summe bald verdoppelt werden muß, falls die Preise in gleicher Weise wie bisher sich steigern. In einer andern südamerikanischen Hauptstadt, in Bogota, hat der Lebensunterhalt in den letzten Jahren sich um 75 Procent vertheuert. Dabei muß man jedoch stets im Auge haben, daß dort viel leichter als in Europa ein Vermögen kaufmännisch erworben wird; aber auf einen Attaché hat dieses keinen Einfluß, und der englische Gesandte in Rom räth in seinem Berichte daher allen jungen Landsleuten ab, die diplomatische Carrière zu ergreifen, falls sie nicht über ein Privateinkommen von 7000 Thalern jährlich zu verfügen haben. Aber ist es etwa besser bestellt mit der Hauptstadt der Vereinigten Staaten? Nach dem Zeugniß des dortigen Gesandten hat sich die allgemeine Lebensweise dort außerordentlich luxuriös entfaltet und die Ausgaben der Gesellschaft, in welcher die Mitglieder des diplomatischen Corps in Washington zu verkehren pflegen, haben sich seit 15 Jahren um das Dreifache gesteigert.

Auch aus dem „Blumenreiche der Mitte" klingt derselbe Ton wieder. Ein englischer Consul in einer chinesischen Hafenstadt berichtet, daß dort alle Europäer luxuriös leben; hohe geräumige Zimmer, mit allem geziert, was Comfort und Reichthum nur zu gewähren vermag, zeugen von dem Wohlstande der Besitzer, eine zahlreiche chinesische Dienerschaft besorgt das Hauswesen und die Tafel. In Schanghai haben die Kaufleute einen englischen Rennclub errichtet der die feinsten Rassepferde aus der Heimat verschreibt. Aber bei allem Luxus und Vermögen zeigte sich mancher Nachtheil, denn in China, dem Lande der Vorurtheile, sind die Europäer fast ganz in den Händen der chinesischen Dienerschaft. Ihre Butlers oder Haushofmeister haben die Ankäufe für die Haushaltung zu besorgen und die Vorräthe zu überwachen. — Es gibt deren z. B. mehrere in Schanghai, welche binnen kurzem sich ein Vermögen von 40,000 Piastern erworben haben, während ihr Jahresgehalt 200 Piaster beträgt. Die Unterschleife der Chinesen sind großartig, und die armen diplomatischen Vertreter, die es den reichen Kaufleuten nicht gleich thun können, leiden gewaltig. Das Geld rollt wie durch ein Sieb und acht Groschen für ein Pfund Brot ist ein gewöhnlicher Preis auf dem Markte von Tschefu oder Amoy. Wohlgemerkt der Preis auf dem Markte, denn wenn das Brot durch den Butler ins Haus gebracht wird, kostet es schon das Doppelte. Der Europäer kommt gegen den Chinesen nicht auf, und wenn er ein fettes, schweres Huhn nach dem Gewichte gekauft hat, so bemerkt er beim Aufschneiden desselben in der Küche, daß das Thier schon bei Lebzeiten mit Sand gefüttert war, um es schwerer zu machen. „Der Schöpsenbraten besteht hauptsächlich aus Knochen, und um ein Schöpsencotelette zu haben, muß man sich einen ganzen Schöps kaufen." Da nimmt es denn nicht Wunder, wenn der britische Consul in Amoy schreibt, daß der Sovereign (= 20 Shilling) dort nur einen Shilling repräsentire und daß es keine ärmeren Leute als Ihrer Majestät diplomatische Agenten in China gebe.

Steigerung der Preise, Steigerung des Luxus, so ertönt es von allen Seiten, und auch die Würdenträger des Papstes haben sich um Erhöhung ihres aus dem Peterspfennig fließenden Gehalts an S. Heiligkeit gewandt, da sie sonst die Kirche nicht würdig repräsentiren können. So berichtet der englische Gesandte Odo Russell in Rom, und wir haben keine Ursache, ihm zu mißtrauen. Ist doch die Klage allenthalben die gleiche, diesseit und jenseit des Oceans. Die Thatsache von der allgemeinen Preis- und Luxussteigerung mag daher constatirt sein. Damit begnügen wir uns und überlassen es anderen, weiter darüber vom wirthschaftlichen und sittlichen Standpunkte aus nachzudenken.

A. M.

Am Familientische.

Nomadenheimweh.

(Zu dem Bilde auf S. 565.)

Unausgesungen und unaussingbar ist das Lied von Heimatlust und Heimweh, von dem

Gefühl, das wie der Tod so stark
Uns eingesenkt ward bis ins Mark,
Das uns das Thal, da wir geboren,
Mit tausendfarb'gem Schimmer schmückt,
Und wär's im Steppensand verloren,
Und wär's vom ew'gen Schnee gedeckt —

und doch wird es uns vielbeweglichen und wanderlustigen modernen Culturmenschen mehr und mehr unverständlich. Ist auch das nationale Bewußtsein mit neuer Kraft in unserm Volke erwacht, denken wir auch im Auslande mit Freude daran, daß wir Deutsche sind, und jubelt es in unserer Brust, wenn wir nach langer Abwesenheit die Muttersprache wieder rings um uns hören: die heimwehkranke Sehnsucht nach dem engeren und engsten Stück Vaterland kennen wir meist nicht mehr, ja, ohne übergroßen Schmerz schlagen wir, fern davon, neue Lebenswurzeln.

Am befremdlichsten erscheint aber das unbezwingbare Verlangen und Streben nach der Heimat bei Menschen, die dort nichts als ein Dasein allerkläglichster Art zu finden sicher sind, während sie in der Fremde verhältnißmäßig ein Wohlleben führen könnten. Was drängt z. B. die armen Dschimlos, die wir auf dem Bilde Ernestine Friedrichsens auf der Wanderschaft begriffen sehen, so unwiderstehlich heimwärts?

Vor einiger Zeit gedachten wir, durch ein ähnliches Bild derselben Künstlerin veranlaßt, des nomadenartigen Lebens und Treibens unserer alten Freunde am Ufer der Weichsel,*) ihrer Arbeit und ihrer Erholung, ihrer uns Kindern als Kunstwerke erscheinenden Schnitzereien und ihrer wildnaturwüchsigen Musik. Welch behäbiges Leben führten sie dort in der alten Hansestadt bei ihrer so großen Bedürfnißlosigkeit! Auch für den Winter wäre ihnen ein gastliches Obdach nicht versagt gewesen, ja, sie hätten es sich leicht erworben, da sie im Grunde nicht eigentlich faul sind. Und doch war — trotz oft hoher Lohnanerbietungen — kein Haltens, sobald ihre Sommerarbeit vollbracht war. Was konnte sie so ungestüm heimwärts treiben?

Mangelhaft sind die Nachrichten über ihr heimatliches Leben in Russisch-Polen. Das aber steht fest, daß es ein kaum menschenwürdiges ist. An irgend einer öden, unwirthlichen Stelle denke man sich ein Loch maulwurfartig in die Erde gegraben — darüber erhebt sich, rund gewölbt, einem Backofen nicht unähnlich, eine Decke aus Lehm und Stroh, und man kennt das Heimwesen einer Flissakenfamilie. In diesen elenden Löchern vegetiren diese halbwilden Wesen den ganzen Winter, ja, zum Theil den Sommer dazu, da manche Frauen und hin und wieder auch Männer zurückbleiben. Ihr Lager ist faulendes Stroh, von Ungeziefer bevölkert; in ihre Hütte führt ein Loch, das kaum verschlossen werden kann; selten findet sich eine Art Fenster oder ein Schornstein — der Rauch muß hinaus zu jenem Thürloch — und wenn ein starker Regenschauer oder ein Hagelwetter hereinbricht, stürzt der ganze elende Bau zusammen, und die Bewohner müssen sich herausflüchten und abwarten, daß ein günstigeres Wetter ihnen erlaubt, sich eine neue Wohnstätte zu errichten.

Diesem tristen Ziele pilgern die auf der Rast, theils vor dem Crucifix betenden, theils lustig geigenden und singenden Flissaken eifrigst zu, getrieben von dem geheimnißvollen Drange des Heimwehs. Fast scheint es, als dämmerte durch die Seele der Beter die Ahnung einer schöneren Heimat, als die Erde ihnen darbietet; und warum sollte es einst nicht auch noch ganz licht werden in diesem lange vernachlässigten und doch mit so manchen Talenten und Gemüthsanlagen von Gott ausgerüsteten Völkchen?

R. K.

*) Vgl. Nr. 21. S. 351

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

VI. Jahrgang. Ausgegeben am 11. Juni 1870. Der Jahrgang läuft vom October 1869 bis dahin 1870. **1870. № 37.**

Eine Cabinetsintrigue.

Historischer Roman von Georg Hiltl.

(Fortsetzung.)

Der Hofprediger und Clement stiegen die Treppe hinauf, und Jablonski pochte an die Thür des angeblichen Nordheim. „Herein“, rief eine Stimme. Die Thür ward geöffnet, die beiden traten ein. Nordheim, oder vielmehr Dumoulin, stand von einem Tische auf, an welchem er geschrieben hatte. Er schien sichtlich überrascht und betroffen, als er den Hofprediger, und in dessen Begleitung den angeblichen Zoreck erblickte.

„Herr von Nordheim,“ begann Jablonski ernst, „Sie spielen gewagtes Spiel. Wie dürfen Sie, den eine gefährliche Mission des allergnädigsten Herrn in den Haag führte — hier an die Spielbank treten? Wie dürfen Sie Ihre Unvorsichtigkeit so weit treiben, einen Mann zu fordern, der, wie Herr von Zoreck, Seiner Majestät dem König von Preußen wohlbekannt ist? Bedachten Sie nicht, daß Ihre Person, und damit die Sache des Königs, gefährdet wird?“

Dumoulin spielte den ohnmächtig Zornigen. Er ging heftig im Zimmer auf und nieder, dann blieb er stehen. „Ich frage Herrn von Zoreck, ob er mich reizte — oder ob ich ihn gereizt habe.“

„Ich bekenne, Sie gereizt zu haben,“ sagte Clement, „aber da Sie mit einer Mission von Seiner Majestät beauftragt waren, mußten Sie alles über sich ergehen lassen, um nicht die Sache in Gefahr zu bringen.“

„Ich — ich sehe mein Unrecht ein — aber — ich bin in doppelter Verlegenheit — denn, in der That, als ich nach Hause kam, fand ich hier ein Handschreiben Seiner Majestät vor, welches neben verschiedenen Instructionen auch die Weisung enthält: falls ich im Haag einem Officier, Herrn von Zoreck, in spanischen Diensten stehend, begegnen sollte, denselben mit schuldiger Devotion zu begrüßen — ihn der Affection Seiner Majestät zu versichern und ihn zu bitten, bald wieder nach Berlin zu kommen — er habe in den Audienzen Herrn von Zoreck sehr schätzen gelernt.“

Jablonski und Dumoulin betrachteten aufmerksam des Abenteurers Antlitz, auf welchem sich der Triumph malte.

„Ich würde freilich nicht so aufgetreten sein, hätte ich ahnen können, daß ein von Seiner Majestät Bevorzugter mir gegenüberstand,“ fuhr Dumoulin fort.

„Danken Sie dem Zufall, der alles so fügte. Ich traf Herrn von Zoreck, der eben seine Vorbereitungen treffen wollte. Wir hatten uns in Berlin kennen gelernt,“ sagte Jablonski.

„Aber was wird nun?“ rief Dumoulin, eine Erregung heuchelnd. „Ich stehe als ein Feiger da — ich kann mich nicht mehr sehen lassen — wenn das Duell nicht vor sich geht.“

„Herr von Nordheim,“ sagte Clement, „Sie werden gut thun, meinen Rath anzunehmen. Weil Sie — was eben zu meinem Bedauern die Umstände erheischen — das Duell ablehnen müssen, wird man Ihnen nachforschen; man wird Sie bald als Werber entdecken — das bringt Ihnen Gefahr. Sie müssen im Zimmer bleiben — drei bis vier Tage.“

Die beiden Agenten des Königs wechselten verlegene Blicke. Wenn Clement ohne Dumoulin blieb, so konnte er Jablonski leicht täuschen, falls er Verdacht hegte — aber der Abenteurer beruhigte sie bald, denn er fuhr fort: „Nach vier Tagen kommen Sie und der Herr Hofprediger mit mir, wir reisen alsdann zusammen nach Berlin.“

„Sie werden nach Berlin reisen?“ rief Jablonski, fast aus der Rolle fallend vor Erstaunen über die Kühnheit.

„Allerdings,“ sagte Clement ruhig. „Es ist meine Pflicht, dem Willen des Königs nachzukommen. Ich reise, wenn Sie Ihre Geschäfte beendet haben, mit Ihnen nach Berlin.“

„Aber was werden Sie zu den Herren sagen?“ rief Dumoulin. „Ich bin ein Mensch, der als Feigling dasteht.“

Clement zuckte die Achseln. „Sie müssen in einer Weise Ihre Heftigkeit büßen. Ihre Werbemission ist eine verfehlte.“

Dumoulin sank, von der Gewalt der Umstände scheinbar überwältigt, in den Sessel.

„Mein Herr,“ sagte Clement, näher tretend, „überlassen Sie es mir, bei Seiner Majestät dem Könige diesen Ihren Fehler zu entschuldigen, versprechen Sie mir nur, das Zimmer nicht eher zu verlassen, als bis ich Sie freigebe.“

„Ich verspreche es,“ sagte Dumoulin, dem Abenteurer seine Hand reichend, wobei er sein Gesicht abwendete.

„Nun denn gute Nacht. Ich habe morgen noch ein Geschäft," sagte er bedeutsam, Jablonski winkend. „Dann treffe ich alle Vorbereitungen."

Er verließ, von Jablonski begleitet, das Zimmer. Dieser kehrte bald zurück. Die beiden Männer blickten sich erstaunt an. „Er geht in die Falle," jubelte Dumoulin halblaut. „Es ist alles gekommen, wie wir uns dachten — seine Furcht vor dem Duell treibt ihn zur Flucht oder Abreise — er pocht auf des Königs Freibrief — er wird fallen."

„Aber," sagte Jablonski, „wenn er wirklich gerechte Sache hat? Sollte ein Mann, der sich schuldig fühlt, so schnell bereit sein, dem Willen des Königs zu gehorchen?"

Dumoulin schüttelte den Kopf. „Wer weiß es? Wir erfüllen des Herrn Befehl, wenn wir ihn nach Berlin bringen — vielleicht auch zum Unglück vieler Menschen, lieber, theurer Menschen," setzte er seufzend hinzu. „Aber die Pflicht ruft gebieterisch!" — —

Am folgenden Morgen um zehn Uhr war das Kaffeehaus gefüllt von den noblen Müssiggängern. Die angebliche Flucht Nordheims bildete das Gespräch, und Zoreck, der erschien, ward mit Glückwünschen überhäuft, die seinem festen Auftreten galten.

„Meine Herren," sagte der Ungar, „ich freue mich Ihrer Theilnahme — zugleich aber bin ich betrübt, denn ich muß Ihnen die Mittheilung machen, daß ich in drei Tagen den Haag verlasse."

„Wie? Wir verlieren Sie? Wie schade!" riefen die Freunde.

„Ja. Eine besondere Mission ist mir durch das Berliner Cabinet angetragen worden." Alle staunten den großen Mann an. „Welche es ist — ich weiß es noch nicht, aber der König von Preußen hat mich durch einen besonderen Charge d'Affaires, Herrn von Jablonski, einladen lassen, nach Berlin zu kommen — ich reise am Sonnabend mit ihm und seinem Begleiter ab."

Hierauf gingen alle wieder in den Spielsaal. — —

Carl von Dumoulin fand in seiner unfreiwilligen Muße Gelegenheit, an die ferne Geliebte zu denken. Was würde des alten Job Loos sein, wenn es zu Tage kam, daß er in Verbindung mit Clement gestanden? Noch einmal schwankte der Lieutenant — wenn er Clement alles entdeckte — wenn dieser floh — dann blieb die schreckliche Sache unenthüllt — dann war der B e t r ü g e r entlarvt. Der König konnte nur verdrießlich sein — er konnte dem Lieutenant darüber nicht Vorwürfe machen, daß ein listiger Mensch wie Clement nicht in die Falle ging. Aber hier trat die Disciplin des Soldaten, — der starre Begriff der eisernen Pflicht in seine Rechte. Dumoulin setzte alle sanfteren Regungen bei Seite — er mußte den Dienst des Königs gewissenhaft erfüllen.

Der Lieutenant befand sich also in einer fieberhaften Erregung. Jeden Abend rapportirte Herr Jablonski: „Clement reist. Noch ist er entschlossen — er muß unschuldig sein."

Der vierte Abend nahte. Dumoulin vermochte nicht ruhig auf dem Sessel zu bleiben — es war spät — Jablonski erschien nicht — sollte der Ungar Verdacht schöpfen? einen Wink erhalten haben? Dann war Dumoulin in großer Gefahr — da pochte es an die Thür, der Lieutenant öffnete.

„Er reist," flüsterte der eintretende Jablonski, „ich habe einen Reisewagen für morgen früh bestellt. Halten Sie sich bereit."

„Ah," sagte Dumoulin, „ist der Wagen auch fest?"

„Ich denke."

„Von morgen früh an müssen wir auf allen Stationen bis zur preußischen Grenze Postpferde finden. Sie müssen heute noch einen Courier voraussenden."

Jablonski war in sichtlicher Unruhe.

„Mein theurer Herr," sagte Dumoulin, „sobald wir den Vogel haben — geht m e i n e Amtsverrichtung an."

„Ja — ja, wenn er aber wirklich gerechte Sache hat?"

„So wird ihm die Reise nicht schaden."

„Ich verlasse Sie — morgen mit dem frühesten — also — Clement kommt hierher — ich habe schon nach Berlin berichtet — Gott, wenn nur alles vorüber wäre!"

Die Sonne schien recht freundlich in das Zimmer Dumoulins. Drunten vor dem Hause war es lebendig. Ein Reisewagen mit vier starken Pferden bespannt war vorgefahren, die Bauern staunten dieses Fuhrwerk an, als sie zum Markte zogen — die Ausrufer blieben stehen. Dumoulin hatte nur seine Kamaschen noch nicht angelegt, sonst war er fertig. Da pochte es an seine Thür. Er öffnete sie Clement, der in Reisekleidern auf der Schwelle erschien.

„Nun, mein Herr Eisenfresser, sind Sie frei," lachte er, „der Wagen steht unten; meine Leute laden die Mantelsäcke sofort auf."

„Nehmen Sie Begleiter mit?" fragt Dumoulin schnell.

„Nein — nein — ohne Sorge," lachte Clement, „niemand soll Sie sehen. Wir sind nur drei."

Dumoulin legte eilig seine Kamaschen an, dann schloß er seinen Mantelsack und schob zwei doppelläufige Sackpistolen in die weite Brusttasche seines schweren Rockes. Hierauf verließ er das Zimmer. „Meinen Dank für Ihre Bemühungen, Herr von Zoreck," sagte er, als dieser in den Wagen stieg. „Ich werde es Seiner Majestät noch besonders rühmen."

„Sie können von Glück sagen, daß alles so kam, es wäre wohl schlimm für Sie geworden," sagte Zoreck-Clement zum Wagen hinaus. „So steigen Sie doch ein — der Postillon wartet schon."

Dumoulin hatte schnell das Fuhrwerk gemustert. Er untersuchte die Räder, die Felgen, die Ortscheite, das Lederzeug.

„Sehr gut," murmelte er, „es ist alles fest — nöthig, wenn wir verfolgt werden."

Er stieg ein. Er setzte sich auf den Rücksitz — gerade Clement gegenüber. Jablonski saß neben demselben. Des Hofpredigers Gesicht war bleich. Der Wagen rollte fort.

„Lehnen Sie sich ein wenig zurück, Herr von Nordheim," sagte Clement. „Wir kommen bei dem Kaffeehaus vorüber."

Clement beugte sich zum andern Fenster hinaus, denn eben brachten ihm seine am Kaffeehause versammelten Freunde einen Abschiedsruf. Dumoulin aber benutzte den Augenblick, um den Griff der Wagenthür zu besichtigen. Er war nur durch einen Stift an der Schließfeder befestigt — er konnte daher leicht entfernt und das Oeffnen d i e s e r Thür verhindert werden.

Bald verschwammen die letzten Häuser des Haag im Nebel und Dunst, der Wagen rollte auf Delft zu. Clement war sehr heiter — er hatte keine Ahnung davon, daß jede Drehung der Räder ihn seinem Untergange näher brachte. Utrecht war das erste, Dyl das zweite — Nymwegen das dritte Nachtquartier.

„Alle Hagel," sagte Clement am vierten Morgen, „Herr von Nordheim, was ist das mit Ihnen? Sie schlafen sehr unruhig. Ich meine, Sie machen Promenaden auf den Gängen der Wirthshäuser — ja — ich wollte wetten — ich hätte Sie heute Nacht auf der Gasse, dicht unter meinem Fenster gesehen."

„Ich gehe zuweilen nachts umher — auch bin ich unruhig —"

„O — es wird nicht schlimm werden."

Dumoulin zog die Stirn in Falten. Er hatte unvorsichtiger Weise die Bewachung Clements allzu eifrig betrieben. —

Da schaut aus dem Buschwerk — am Graben ein schwarz und weißes Feld hervor — es ist auf einen Pfeiler aus Sandstein gemalt — darüber ist ein Adler zu sehen — noch wenig Minuten, und das preußische Gebiet ist erreicht. Wird Clement dahin gehen? Wird er nicht eben vor der Grenze den Wagen verlassen? Dumoulins rechte Hand senkt sich in die Brusttasche des Rockes — sie umfaßt den Kolben einer Pistole — der Wagen rollt näher — ah — die Grenze ist passirt.

„Dieu merci! Wir sind auf preußischem Gebiet," rief Clement.

Dumoulin läßt seine Hand sinken. „Jetzt haben wir ihn sicher," sagt sein Blick, den er Jablonski zuwendet.

Clement ist heiter und lustig — er plaudert von seinen Erlebnissen — er unterhält seine Reisegenossen.

„Er ist sicher schuldlos," sagte Jablonski zu sich.

„Wenn er jetzt entspringen wollte — requirire ich die Behörden —" murmelt Dumoulin, an seine Tasche greifend, in welcher des Königs Befehl für ihn steckt, nach dem alle Behörden verpflichtet sind, dem Lieutenant zu helfen.

Der Wagen rollt durch das Thor von Cleve. — — —

Eine kleine auserlesene Gesellschaft ist im Salon des Herrn von Bossen versammelt. Man plaudert, trinkt und lacht. Die weniger ernsten Gesichter haben sich in eine Ecke gezogen und scheinen sehr wenig beachtet von den übrigen Gästen.

„Wir hätten gern ein Spiel gemacht," sagte Manteuffel, „ei spielen Sie doch ohne Herrn von Grumbkow," sagte Bossen.

„Er ist sehr ungenießbar," meint Herr von Manteuffel.

„Entre nous,“ flüsterte Bossen; „er hat alle Hände voll zu thun mit der Geschichte — der König ist sehr exakt — ein wahres Glück, daß der Mensch zum Gudguck und Geier gegangen ist — Grumbkow soll im Hause des Advokaten wichtige Papiere durch Katsch aufgefunden haben.“

„Pah. Das geht auf des Heidekams Rechnung. Der ganze Handel ist zum Glück für uns vereitelt durch dieses — —“

„Herr von Grumbkow, Excellenz,“ meldete der Diener.

„Ah, Sie Ausbleiber,“ rief Bossen, ihm entgegentretend, „Sie sind ein pünktlicher Soldat — das muß ich gestehen.“

„Pardon, Messieurs,“ sagte Grumbkow, „ich ward durch wichtige Angelegenheiten zurückgehalten.“

„Aha — wieder eine neue Mission,“ sagte Manteuffel boshaft, „einige Soldatenuniformen auszusuchen, oder wohl gar einen neuen Gast in Berlin empfangen.“

„Das erstere nicht, Herr Freiherr,“ sagte Grumbkow, „wohl aber vielleicht das zweite. Es kann sich ereignen, daß ich einen Gast in Berlin empfangen muß.“

„Da werden wir ja doch in Jubel schwelgen.“

„Ob dies der Fall sein würde — ich möchte es bezweifeln — denn Sie werden gerade nicht in acclamations de joie ausbrechen, wenn Sie erfahren: daß jemand auf geradem Wege nach Berlin sich befindet, den Sie alle nicht gern erwarten — Jakob Clement trifft in Begleitung von Jablonski und Dumoulin hier ein.“

Ein Donnerschlag schien die ganze Gesellschaft gelähmt zu haben. „Er kommt wirklich,“ stotterte Manteuffel.

„Ja, Messieurs, nun werden Sie vielleicht Herrn von Katsch nicht mehr häßlich finden, er kann allerlei thun. Aber nicht so traurig, Messieurs. En avant, machen wir ein Spielchen.“

Die Masken fallen.

Am Horizonte stiegen die Thürme der alten Stadt und Festung Magdeburg empor. Der Wagen näherte sich dem Thore.

„Hier ist mein Abschiedsmoment gekommen,“ sagte Dumoulin, „ich bitte nochmals um Ihre Hilfe, Herr von Zoreck.“

„Ich werde alles thun, was ich kann,“ sagte Clement, dessen Sicherheit vollständig befestigt war.

Auf der ganzen Fahrt keine Andeutung durch Jablonski, daß ihm Gefahr oder sonst eine Unannehmlichkeit drohe. Er hatte im Haag Erkundigungen eingezogen, wie weit die Cabinetsintrigue vorgerückt war, und er beschloß, den König zum Handeln zu treiben. Es mußte noch alles verborgen sein, denn an keinem Orte hörte man von besonderen Ereignissen in Berlin. Clement merkte nicht, wie geschickt seine Begleiter sich mit ihm von der Gesellschaft zu trennen wußten. „Ei, Herr von Nordheim,“ sagte Jablonski, „Sie werden uns doch nicht das Vergnügen rauben, Sie noch einmal mit uns zusammen am Tische zu sehen?“ — „Jawohl,“ fiel Clement ein, „Sie müssen heut noch einmal mit uns speisen.“

Dumoulin willigte ein. Man stieg am nächsten Gasthause ab, und die Reisenden traten in das Gastzimmer. Hier fanden sie bereits eine zahlreiche Gesellschaft. Drei sehr fein gekleidete Herren, zwei Damen, eine Erzieherin und ein Dienstmädchen, vier Kinder und zwei Diener tafelten und bedienten an einem langen Tische.

Die Reisenden erfuhren sogleich, daß es der englische Gesandte Baronet Mountford sei, der sich mit seiner Familie von Hannover nach Dresden, an seinen neuen Bestimmungsort, begab. Sie nahmen in geringer Entfernung Platz, um ihr Diner zu erwarten.

Baronet Mountford war sehr stolz, sehr einsilbig — er ließ sich etwas erzählen und musterte die Anwesenden mit halbgeschlossenen Augenlidern. Als die Kellner so eben einen Braten auf den Tisch setzten, erschien ein eleganter junger Mann. Er trat gestiefelt und gespornt an den Tisch des Gesandten, der ihn freundlich grüßte. „Willkommen, Herr von Rochlitz,“ sagte einer der Begleiter des Baronet, „Sie waren kurz nach uns aus Berlin gefahren.“ — „Ich holte Sie eben ein,“ lachte der Junker, „und wenn Herr Baronet erlauben,“ fuhr er in englischer Sprache fort, „so fahre ich nebenher bis Dresden mit Ihnen.“

Mountford nickte und Lady Mountford sagte etwas von „sehr angenehm“ und dergleichen.

„Und bringen Sie keine Neuigkeiten aus Berlin mit?“ fragte der Begleiter Mountfords in deutscher Sprache.

„Ach — was soll aus Berlin kommen? Paraden — Soldaten — Kleiderverbote — aber halt — doch etwas. Einige Nachspiele oder Vorspiele zu der bewußten Hochverrathsgeschichte.“

Clement horchte auf — seine Begleiter wurden unruhig.

„Und was?“ fragte der Herr.

„Ei nun, man hat gestern einen Bruder des Herrn von Kamke verhaftet und zu gleicher Zeit den einen der Gefangenen, den Baron von Heidekam auf der Folter examinirt.“

Diese Mittheilung des Junkers unterbrach ein gellender Schrei — ein Mann sprang empor —

„Verrath! Verrath!“ rief Clement, der seinen Sessel umwerfend, zur Thür stürzte.

Erschrocken schnellte der steife Mylord wie ein Pfropfen empor, die Damen ächzten, aber im Nu war Dumoulin von seinem Sitze gesprungen. Er trat schnell zwischen Clement und die Thür, in seiner Hand blitzte eine Pistole.

„Zurück von der Thür, Jakob Clement,“ rief er, „oder ich schieße Dich nieder.“

„Millionen Clement!“ schrie der Junker, „was ist das?“

Clement war, da er seinen Namen ausrufen hörte, zurückgeprallt, als hätte ihn bereits eine Kugel getroffen. „Also ein Häscher bist Du? Du und der Priester dort?“ rief er.

Jablonski hatte sich erhoben, er stand ernst und würdevoll vor dem Entsetzten. „Im Namen des Königs,“ sagte er, „sollen wir Sie, Jakob Clement, nach Berlin zurückführen. Was schrecken Sie auf — weshalb zittern Sie? Sie sollen Zeugniß geben in wichtiger Sache, auf daß die Wahrheit an das Licht komme und Gericht gehalten werde über Gerechte und Ungerechte.“

Clement faßte sich bald wieder. Seine Hand fuhr in die Weste. Er nahm eine herausfordernde Stellung an. War er nicht gegen jede Gefahr geschützt? Lag nicht in Berlin in sicherem Gewahrsam der Freibrief des Königs? — Wie konnte er noch zittern? — Und dennoch: die Folterung Heidekams — die drohenden Blicke des verkappten Officiers, der nicht von der Stelle wich — er that wieder einen Schritt auf die Thür zu — Dumoulin hob die Pistole.

„Aber — was soll denn hier werden?“ schrie jetzt der Baronet, sich hinter dem Tische hervorbeugend, „man wird doch nicht — in Gegenwart des Gesandten Seiner Großbrittanischen Majestät ein Blutbad beginnen wollen?“

„Sobald dieser Mann dort noch einen Schritt vorwärts thut — strecke ich ihn zu Boden,“ rief Dumoulin, „Mylord, gehen Sie aus der Schußlinie, oder — —“

„Zurück, Godolphin,“ wimmerte die Lady; aber Clement wendete sich schnell zum Baronet.

„Mylord,“ sagte er in gutem Englisch, „ich nehme Ihre Hilfe in Anspruch — ich stelle mich unter den Schutz des Vertreters Englands, der mächtigen Nation, die jedem Flüchtlinge eine Stätte gewährt, um ihn vor Verfolgern zu sichern — gestatten Sie nicht, daß ein Akt der Gewalt ausgeübt werde. Ein Wort von Ihnen, und niemand darf mich antasten. Ich gehöre zu den Mitwissern jenes großen Staatsgeheimnisses — ich rufe Ihnen nur zu: Bonnet, der preußische Resident, sendet Nachrichten — ich selbst bin ein Mann, dem Herr von Flemming traut. Wenn Sie mich bis Dresden unter Ihren Schutz nehmen wollen, wird man es Ihnen danken.“

Mylord Mountford war ohne Zweifel von den Vorgängen unterrichtet — er sah sofort ein, daß der Bedrohte der Sache nahe stand — daß seine Verhaftung dem Anschlage Gefahr bringen könne. „Kommen Sie in meinen Wagen,“ sagte er stolz und mit einem Herrscherblick den Lieutenant musternd.

Jablonski ward von Furcht ergriffen, aber Dumoulin ließ sich nicht einschüchtern. „Ich verstehe nicht genug englisch, um der Unterhaltung folgen zu können,“ rief er, „aber so viel begreife ich wohl, daß Mylord jenen Herrn dort in Schutz nehmen wollen — ich rufe Ihnen zu: hüten Sie sich. Ich bin von Seiner Majestät für richtige Erfüllung verantwortlich gemacht, und ich werde mit Gewalt meinen Anvertrauten zurücknehmen.“

„Wie? Was?“ schrieen die Herren, der Junker und Mylord, „gegen den Willen Englands?“

„Gegen den Willen Englands.“

„Und wenn ich mich vor den Herrn stelle, — werden Sie schießen?“

„Stellen Sie mich nicht auf die Probe, Mylord.“

„Wer sind Sie?“

„Der Herr Oberhofprediger — Senior Jablonski dort kann

es mir bezeugen: ich bin Carl von Dumoulin, Officier in Seiner Majestät von Preußen Regiment Forcade."

„Ah — verdammt!" knirschte Clement.

Es war nun ein solches Geschrei unter der Dienerschaft, den Mägden und Damen, Kindern und Aufwärtern entstanden, daß die Scene tumultuarisch werden wollte.

Mylord hatte zwar bei Nennung von Jablonskis Namen sich ehrfurchtsvoll verneigt, war jedoch, wie es schien, nicht Willens, den Hilfesuchenden Preis zu geben, und Dumoulin sah den Augenblick herannahen, wo er von seinen Waffen schrecklichen Gebrauch werde machen müssen — da blitzten durch das Fenster die Bayonette einer vorbeimarschirenden Patrouille — mit einem Satze war der Lieutenant am Fenster, klirrend flogen die Scheiben ausgestoßen in tausend Stücken auf die Gasse.

„Herbei — herein — Hilfe im Namen des Königs," rief er.

„Rechts um kehrt!" tönte es draußen.

„Gott schütze uns," riefen die Damen — und kaum zwei Minuten darauf traten acht Mann, von einem Corporal geführt, in das Zimmer und machten, breitbeinig dastehend, Front.

„Was heißt das?" fragte der Corporal. „Wer ruft Hilfe im Namen des Königs?"

Da nun kein Entkommen möglich war, senkte Dumoulin das Pistol und zog aus der Tasche seinen mit des Königs Siegel und Namen, sowie mit dem schwebenden Adler versehenen Brief hervor.

„Ich bin der Lieutenant Dumoulin, vom Regiment Forcade," sagte er. „Kann Er lesen?"

„Zu Befehl."

„Lese Er. Er wird finden, was der Wille des Königs ist."

Es trat eine peinliche Stille ein. Die Engländer sollten jetzt erfahren, ob der Angreifer wirklich recht habe.

„Alles richtig," sagte der Corporal, den Brief zurückgebend. „Befehl dem Herrn Lieutenant jede Hilfe zu leisten."

„Also: Achtung!" kommandirte Dumoulin. „Zwei Mann vor — halt — links um. Dort an die Hinterthür. — Zwei Mann, kehrt! Dort an die Hauptthür. Niemand geht hinein oder hinaus. Er Corporal eilt zum Herren Kommandanten und bringt ihn hieher — das weitere wird sich finden — rapportire Er: Dienst und Befehl Seiner Majestät des Königs."

Der Corporal ging ab. Die Engländer raisonnirten, Clement durchschritt heftig das Zimmer — Jablonski saß starr und steif — Dumoulin spielte mit dem Hahn seiner Pistole. Die Ankunft des Kommandirenden machte dieser peinlichen Scene ein Ende. Der Officier nahm Dumoulins Meldung entgegen, und dann ersuchte er die Herren Engländer höflich, sich keinen Unannehmlichkeiten aussetzen zu wollen — Baronet Mountford zuckte die Achsel und beruhigte die Damen, und Clement sah ein, daß er folgen müsse.

„Ist sonst noch etwas zu Ihrem Dienst nothwendig, Lieutenant?" fragte der Kommandant.

„Ich bitte mir für den Herrn Hofprediger eine Feldkalesche aus. Er soll nicht mit uns fahren. Dann ersuche ich, mir einen Officier mitzugeben, der neben Herrn Clement Platz nehmen wird."

Jablonski trat zu dem Ungar. „Fassen Sie sich," ermahnte er, „es ist sicher nicht schlimm für Sie."

Clement hatte seine Ruhe wiedergewonnen. Er richtete einen Blick auf Jablonski, der halb lauernd, halb siegesgewiß war. „Ich habe mich übereilt, Hochwürden," sagte er. „Ich war kindisch. Die Nachricht von der Folterung schreckte mich — ich habe des Königs Freibrief und gehe ruhig nach Berlin. Herr Lieutenant, ich stehe zu Ihren Diensten, und habe nur eine Bitte: lassen Sie mich in Berlin bei dem Minister von Marschall absteigen — mit ihm will ich reden."

„Es soll geschehen," sagte Dumoulin. „Kommen Sie." —

Aus dem Thore von Magdeburg rollten zwei Wagen. Im ersten saßen Clement, neben ihm ein junger Officier — diesen gegenüber wieder Dumoulin. Der Lieutenant hatte jetzt seine Pistolen in die Sacktasche gesteckt, bei jeder Bewegung gewahrte Clement die blitzenden Läufe der Waffen. Hinter diesem Wagen kam die Feldkalesche, welche Jablonski erhalten hatte. Man rastete nicht, sondern fuhr Tag und Nacht. Als die Wagen durch das Leipziger Thor von Berlin rasselten, seufzte Clement auf. Er hatte während der Fahrt kein Wort gesprochen — Dumoulin hatte nicht ein Mal die Augen geschlossen, der junge Officier schien sehr erschöpft. Die Wagen fuhren vor das Haus des Herrn von Marschall in der Spandauer Straße. Dumoulin stieg zuerst aus. Er half Clement aus dem Wagen, dann folgte der Officier, dann erschien Jablonski. Marschall empfing die Reisenden. Dumoulin hatte ihn von Potsdam aus durch Estafette benachrichtigt.

„Kommen Sie — die Tafel ist gedeckt," sagte Marschall zu Clement. „Es kann nicht schlimm stehen," dachte Clement. „Er würde mich sonst nicht zur Tafel laden."

„Ich muß zu Seiner Majestät auf das Schloß," entgegnete Dumoulin. „Excellenz — ich vertraue Ihnen Herrn Clement an."

Jablonski, Marschall und Clement gingen ins Speisezimmer. Dumoulin und der Officier schlugen den Weg nach dem Schlosse ein.

Clement hatte nur wenig Lust zur Unterhaltung — er würde viel darum gegeben haben, wäre die Tafel vorüber gewesen — aber das Furchtbarste erwartete ihn erst. Marschall, der absichtlich die Unterhaltung verzögerte, theilte förmlich und stückweis ihm die Ereignisse mit. Der Abenteurer wäre fast vor Entsetzen von dem Stuhle gesunken, als er die Verhaftung des Notars Job vernahm.

„Und — sein Haus? Seine Familie? Seine —"

„Alle seine Papiere — sein Zimmer — seine Akten sind versiegelt, Katsch hat Haussuchung gehalten," sagte Marschall.

Clement erfaßte die Tischplatte, um sich zu stützen. Draußen hörte man das Rollen eines Wagens, der vor dem Hause hielt. —

Während der Scene bei Marschall war Dumoulin im Schlosse angekommen. Man ließ ihn sogleich zum König, der eilig hinter seinem Schreibtische hervorkam.

„Also hier?" fragte der König kurz.

„Hier, Majestät."

„Und wie ging es alles zu?" Dumoulin rapportirte genau.

„Das hat Er schlau angefangen, und ich bin Ihm zu hohem Danke verpflichtet. Wer ist der junge Soldat dort?"

„Der Lieutenant Hillmann vom Magdeburger Infanterieregiment — er ward mir auf meinen Wunsch mitgegeben."

Der König that einen Gang durch das Zimmer, dann seufzte er. „Er hält den Clement für schuldig?" fragte er Dumoulin.

„Ich erlaube mir kein Urtheil darüber."

„So — na, sein Freund, der Herr Job — der muß doch um die Geschichten wissen."

„Ich habe, auf Ehrenwort, Herrn Job seit meiner Versetzung nach Potsdam nicht gesprochen."

„Der sitzt im Arrest," sagte der König lauernd. „Der wird schlecht wegkommen."

Dumoulin konnte eine Bewegung des Schreckens nicht unterdrücken! „Aha! Er zittert des Mädels wegen," sagte der König.

„Allerdings," entgegnete Dumoulin. „Ich werde die Jungfer Elisa stets lieb behalten — auch wenn mich Euer Majestät Befehl fern von dem Hause des Notars hält."

„Das ist honett, wird aber nicht nützen," fiel der König ein. „Der Job ist ein schlimmer Patron — sonst —"

Der König machte wieder einen Gang durch das Zimmer. „Ich denke immer noch, der Clement ist schuldlos," begann er aufs neue. „Würde er es sonst wagen, hieher zu kommen?"

Die Antwort Dumoulins wurde durch den Eintritt des Herrn von Katsch verhindert. „Majestät," begann Katsch, „ich komme so eben von der Hausvogtei. Ich höre — ja — ja — ich täusche mich nicht — Herr von Dumoulin steht ja dort — Clement ist hier?"

„Warten wir alles ab —" rief der König. „Clement soll sich in Vincents Gasthof begeben — und dann — —"

„Majestät," rief Katsch außer sich; „ich darf um der Ehre des Gesetzes, um unser aller Ehre willen das nicht zugeben, daß —"

„Was nicht?" fragte der König.

„Daß ein so schwer verdächtiger Mensch frei umhergehe. Wenn Clement sich durch die Flucht der Untersuchung entzieht —"

Der König biß sich die Lippe. „Aber wenn er schuldlos ist?"

„Aber um Gottes willen, Majestät, das muß sich erst zeigen. Niemand darf sich einer Untersuchung entziehen. Wir sind alle schwer beleidigt — Kaiser und Reich haben feierlich gegen die Beschuldigungen protestirt — Sie müssen diese große Sache untersuchen. Sie müssen ein Richter sein, damit die Schuldlosen nicht leiden."

Der König trommelte mit den Fingern auf der Platte des Tisches und pfiff einen Marsch; was immer zeigte, daß er überlegte.

„Weshalb haben Sie überhaupt den Menschen vom Haag



Fürst Karl von Rumänien auf der Jagd.

Originalzeichnung von Emil Volkers.

hieherkommen lassen? Sie geben den Spöttern in Wien und Dresden Nahrung," sagte Katsch dreist. Dies entschied.

„Na, zum Donner, was soll ich thun?" rief der König.

„Sofort den Clement nach Spandau schicken — Befehl geben: daß er dort von jedem Umgange fern bleibe — ihn selbst verhören in meiner Gegenwart — in Spandau die ganze Untersuchung führen."

Der König überlegte kurz. Man sah ihm den Kampf an, dann sagte er: „Es sei also!" trat zum Tisch und schrieb den Haftbefehl.

„Herr von Dumoulin," rief er, „sind Sie müde?"

„Nie — wenn es der Dienst erheischt, Majestät."

„So eilen Sie. Nehmen Sie acht Dragoner von der Hauptwache mit. Eine Kutsche aus dem Feldschuppen — und bringen Sie den Mosjeh Clement von Marschall aus — nach Spandau. Aber — halt —" wendete er sich zu Katsch, „der Mensch hat einen Freibrief von mir."

„So?" fragte Katsch mit schrecklichem Lächeln. „Hat er ihn? Lassen Sie sich doch von ihm diesen Freibrief zeigen."

Der König stutzte. „Wie meint Er das, Katsch?"

Katsch ward trotz seiner Kühnheit ein wenig verlegen. „Lassen Sie sich den Freibrief zeigen," wiederholte er.

„Und wenn er ihn nicht mehr hätte," rief der König. „Er hat mein königliches Wort."

„Majestät, dieses alles wird das Gericht — wird die Untersuchung ordnen," wendete Katsch ein, um aus diesem Dilemma zu kommen. „Jetzt muß gehandelt werden. Majestät müssen gnädigst selbst das Verhör abhalten — ich werde dabei sein. Die Papiere des Clement hat man bei Job gefunden," sagte er, Dumoulin betrachtend, „sie sind bereits durchgesehen worden, um bei der Untersuchung dienen zu können — es sind aber noch verschiedene andere Kisten, Mappen und dergleichen dort — was soll damit geschehen?"

„Diese bleiben unter Siegel, bis ich das weitere befehle," sagte der König. „Auf morgen also — in der Citadelle von Spandau."

Er winkte unmuthig allen abzutreten. Als Dumoulin draußen angekommen war, trat Katsch auf ihn zu und faßte seinen Arm. „Herr Lieutenant," sagte er eindringlich, mit halber Stimme, „Sie lieben Fräulein Job?"

„Mehr denn je; sie ist unglücklich."

„Nun denn," fuhr Katsch fort, indem er seine Froschaugen auf den Officier richtete, „wenn Sie das Fräulein lieben, so lassen Sie sich nicht etwa bestimmen, jenen Clement entwischen zu lassen —"

„Wer sollte es wagen?"

„O, es gibt Leute, die so etwas gern sehen würden — die viel Geld deshalb zahlten — man hat nicht geglaubt, daß Clement kommen würde — ha, ha! Also hüten Sie sich. Der Herr Notarius Job ist schwer verdächtig bei der Sache — es geht um jedes Menschen Hals und Kragen, der bei den Geschichten betheiligt ist, und der Untersuchungsrichter Katsch hält die Hand dicht neben dem Beil des Henkers — ein Wink, und es fällt nieder. Guten Abend."

Katsch eilte durch den Schloßhof. An der Ecke der breiten Straße traten drei Männer auf ihn zu. „O, meine Herren — Sie haben getreulich Posten gestanden," sagte er.

„Was gibt's? Was wird?" fragten jene. — „Morgen wird Clement in Spandau vom Könige verhört werden," sagte Katsch. Die Männer wurden verlegen. Katsch fixirte sie scharf, dann sagte er: „In meinen Händen ist die mit falschen Siegeln, Stempeln und Papieren, mit gefälschten Briefen und Pässen gefüllte Cassette — beruhigen Sie sich, Messieurs."

„Ah — das ist trefflich," riefen Bossen und Manteuffel. Sie wechselten noch einige Worte mit Katsch, dann eilten sie hinweg. Grumbkow blieb bei dem Generalauditeur.

„Nun? Und das Testament?" fragte er.

„Ist bis jetzt noch nicht zu finden gewesen. Aber es sind noch versiegelte Behälter da, welche ich aus der Wohnung des Notars fortschaffte — ohne Zweifel befindet es sich in diesen."

„Ah — das wäre trefflich. Und die Blaspiel?"

„Ist so sicher verloren, als Sie dort die Spitze des Nikolaithurmes vor sich sehen — die Herren Diplomaten müssen alles leugnen. Adieu, Excellenz."

Grumbkow verabschiedete sich von dem Minister. „Es ist jammerschade, daß ich sie alle schonen muß," knirschte er. „Wenn ich nicht selbst die Finger in diese verdammte Geschichte gesteckt hätte — ich lieferte die Patrone aus Messer. Dieser Manteuffel hat sicherlich nichts anderes bezweckt, als meinen Sturz — na — mindestens werde ich der Blaspiel eins anhängen, daß sie zeitlebens an Grumbkow denken wird." — — —

Clement vernahm trotz seiner Betäubung das Rasseln des Wagens. Er sprang auf. „Was bedeutet das?" fragte er hastig. Aber schon klirrten Tritte im Vorzimmer, die Thür ward aufgerissen und Dumoulin erschien.

„Herr Clement," sagte er, den Befehl des Königs zeigend, „Sie werden mir folgen."

„Wohin?" rief der Abenteurer trotzig.

„Nach Spandau führe ich Sie."

Marschall erbleichte. Clement versuchte sich zu fassen. „Wohlan — ich gehe — ich bin bereit." Er ergriff seinen Hut. Er war so ermattet, daß er weder von Marschall, noch von Jablonski Abschied nahm. Dumoulin mußte ihn stützen — mühsam stieg er in den Wagen. Dumoulin setzte sich an die Spitze der kleinen, aus acht Reitern bestehenden Escorte. Drei Stunden später rollte das Fuhrwerk über die Brücke der Citadelle von Spandau.

„Werda?" rief der Posten.

„Kommando Seiner Majestät des Königs."

„Was bringt es?"

„Staatsgefangener an den Kommandirenden abzuliefern."

Fünf Minuten verstrichen, dann sank die Zugbrücke nieder, der Wagen und seine Escorte fuhren in den Hof. Hier stand bereits Herr von Kowalski, der Kommandant, mit seinen Officieren. Clement stieg aus dem Wagen. Dumoulin übergab den Befehl des Königs. In diesem war ausdrücklich gesagt worden: der Gefangene sei g u t zu halten. Herr von Kowalski führte ihn also in ein ziemlich anständig eingerichtetes Gemach. Es war dasselbe, in welchem der Sage nach einst A n n a S y d o w, die schöne Gießerin, gesessen hatte.

Clement versank in tiefe, schwere Gedanken, als die Riegel sich schlossen. Ein Stockwerk unter ihm lag, bis zum Tode matt, Karl von Dumoulin. Es war seit dreimalvierundzwanzig Stunden der erste Schlaf, der sich auf seine Augenlider senkte.

Erstes Verhör.

Am folgenden Tage war die Straße von Berlin nach Spandau sehr lebendig. Wagen und Reiter fuhren und trabten dieselbe entlang, und die Leute in Charlottenburg, Lützow und Ruhleben staunten, als sie plötzlich den König, von zwei Officieren begleitet, zu Pferde ankommen sahen. Er ritt im scharfen Trabe über die Brücke der Citadelle, schwang sich, von den Officieren militärisch begrüßt, aus dem Sattel, eilte schnell die Treppe des Thurmes hinauf und trat in das an der Treppe liegende Zimmer. Hierin befanden sich etwa sechs Stühle, vor diesen eine lange, mit grüner Decke behängte Tafel, welche ein Cruzifix, eine Bibel, Schreibmaterialien und einen mit einem schwarzen Tuche bedeckten Gegenstand trug. Hinter der Tafel war augenscheinlich eine Nische oder ein Nebengemach. Der Eingang dazu war jedoch durch einen Vorhang aus grünem Friestuche geschlossen. Eine kleine Seitenthür lag der Hauptthür fast gegenüber. Anwesend waren Katsch, Kretschmar, der Stadtrichter Julitz von Spandau, außerdem die beiden mit dem König gekommenen Officiere und zwei Gerichtsschreiber. Der König war so aufgeregt, daß er nur flüchtig grüßte und, die Hände auf den Rücken haltend, das Zimmer in seiner gewöhnlichen Weise auf- und niederschritt, ehe er sprach. Endlich blickte er Katsch an. „Wie hoch an der Zeit?" fragte er.

„In fünf Minuten zehn Uhr."

„Anfangen!" befahl der König.

Katsch öffnete die Thür und sagte etwas hinaus. Dann ward dem König ein Sessel hingetragen. Katsch, Kretschmar und die Schreiber nahmen an einer Seite der Tafel Platz. Julitz und die Officiere standen an der Wand hinter dem König.

Die Seitenthür öffnete sich mit einigem Geräusch. Es traten zwei Infanteristen ein und stellten sich präsentirend — rechts und links vor der Thüre auf. Dann erschien, zwischen zwei Schließern, Clement. Hinter ihm der Kommandant mit zwei Officieren. Der König konnte beim Anblick Clements nicht eine heftige Bewegung unterdrücken. Der Abenteurer verbeugte sich und nahm dann, dicht am Tische stehend, eine ruhige, zwanglose Haltung an. Er war sehr bleich, und seine Augen blickten ein wenig unstät.

„Ich wünsche Euch einen guten Morgen," sagte der König, zwar nicht in freundlichem, aber doch mildem Tone.

„Ich nehme mir die Freiheit, Eurer Majestät ehrfurchtsvoll dasselbe zurückzuwünschen," entgegnete Clement.

„Die Herren Officiere, welche zur Besatzung hiesiger Citadelle gehören, die Schließer und Soldaten, werden gebeten und beordert, das Verhörzimmer zu verlassen," sagte Katsch, „nur der Herr Kommandant wird gebeten, zu bleiben, um seinen Namen unter das Protokoll zu setzen." Die Bezeichneten verließen das Gemach, nur die früher Anwesenden blieben.

Katsch begann eine von ihm selbst verfaßte Anklage vorzulesen. Der angebliche Baron Zoreck, olias: Clement, alias: Baron von Rosenau ward der Verleumdung hoher Potentaten und deren Cabinette, sowie Vertreter, der Majestätsbeleidigung und des Betruges, der Documentenfälschung und der Verrätherei, der böswilligen Absicht: Hoß zwischen befreundeten Höfen zu erwecken — angeklagt.

So lange diese Vorlesung dauerte, saß der König, den rechten Arm auf seinen Schenkel gelegt, das Haupt geneigt und den Boden anstarrend. Erst als Katsch mit schneidender Stimme fragte: „Jakob Clement — was habt Ihr darauf zu erwidern?" hob er sein Haupt und blickte dem Angeklagten fest in die Augen.

Clement wendete sein Gesicht dem Könige ab und Katsch zu. Er begann mit fester Stimme seine früheren Verhältnisse zu schildern, wie er durch seine diplomatischen Verwendungen in den Stand gesetzt worden sei, die ganze Intrigue der Cabinette zu durchschauen, wie ihm Briefe anvertraut worden seien, welche ihm die Beweise geliefert hätten, daß Preußens, ja des Königs Existenz ernstlich bedroht sei. Katsch winkte nun dem Stadtrichter, und es begann ein Kreuzfeuer von Fragen, welches Clement mit Festigkeit aushielt.

„Halt!" rief der König, fast unwillig aufstehend, „diese advokatischen Kniffe und Embuskades liebe ich nicht. Ich werde einmal dem Angeklagten selbst zu Leibe gehen."

Katsch biß zornig seine Lippe. Der König wollte verhören, es war sicher anzunehmen, daß er dem gewandten Clement nicht gewachsen war, aber wenn dieser sich glücklich herausredete, so stand zu fürchten, daß der König auch eine jedenfalls für Clement günstige Entscheidung treffen werde.

„Was trieb Euch an, mir die Geschichte, die Ihr vorgabet, zu erzählen?" fragte der König.

„Ich sagte es Eurer Mojestät bereits bei der ersten Unterredung, die ich zu erreichen die Ehre hatte: nur eine tiefe Ehrfurcht und Anhänglichkeit für Eure Majestät."

„Es ist wahr," wendete sich der König zu Katsch.

„Ich berufe mich auf Eurer Majestät Zeugniß: ob ich irgend welche selbstsüchtige Absichten an den Tag legte."

„Niemals."

„Also, wie kann man es wagen, mich — den treuen Anhänger Eurer Majestät als einen Landesverräther anzuklagen?"

„Weil es eine Schmach wäre für die Potentaten," fiel Katsch ein, „welche nicht abzuwaschen sein dürfte. Könnt Ihr es beweisen?"

„Ich kann es beweisen."

„Hört Ihr? Er kann es beweisen," rief der König triumphirend. „Ich werde diesen Mann nicht sogleich fallen lassen."

Katsch wurde unruhig. Er selbst mochte om besten wissen, daß die Angelegenheit eine unsaubere, eine abscheuliche war — er wußte, daß ein Sieg Clements der Sturz der Verbündeten sei — er mußte heute, — in diesem Verhöre den entscheidenden Schlag führen.

„Ich bitte Eure Majestät," rief er heftig, „die heilige Justitia nicht mißtrauisch anzusehen."

„Na, es wird viel mit Wasser gekocht," lachte höhnisch der König.

„Wenn Eure Majestät damit etwa sogen wollen, daß ich ein ungerechter Richter bin, dann nehmen Sie mir die Akten jenes Mannes ab — dann bin ich aber auch kein Justitiär für Ihre Armee," sagte Katsch.

Der König ward betroffen; er selbst predigte die Achtung vor dem Gesetz stets mit großem Eifer: er winkte Katsch begütigend zu.

„Wohlan," fuhr dieser, seinen Vortheil wahrnehmend fort, „ich will einmal zugeben, diese schredliche Anllage sei richtig: die Cabinette von St. James oder Hannover, von Wien und Dresden hätten sich vereinigt, einen so fürchterlichen Streich zu führen — Preußen zu verderben — alle jene Personen: Grumbkow, Manteuffel, Vossen — der Fürst von Dessau — ich selbst, der ich ja auch betheiligt sein soll — wir alle hätten uns vereinigt, den Staat, dem wir dienen, zerstören zu wollen — wo sind die Beweise?"

„In einer wohlverwahrten Chatoulle, welche ich im sichern Gewahrsam eines Freundes niedergelegt hatte," antwortete Clement nicht ohne merkliche Unruhe.

„Wer war jener Freund?"

„Der Advokat, Herr Job."

„Gut," fuhr Katsch fort, wir haben also Beweise — —"

„Es ist damit nicht so ganz ohne," fiel der König ein, „Bonnet hat mir fast dasselbe aus London geschrieben."

Katsch ballte die Faust in der Tasche. Seine Sache stand sehr ungünstig, wenn er nicht scharf vorging, der König war mißtrauisch. „Gut denn — es soll an jenen Gerüchten etwas Wahres sein —" eiferte er, „aber jetzt — jetzt frage ich im Hinweis auf dieses Gnodenbild des gekreuzigten Heilands: Wie steht es mit dem beabsichtigten Attentat auf Leben und Freiheit Seiner Majestät in Preußen? Werdet Ihr, Jakob Clement, auch jetzt noch behaupten, daß die Unterthanen Seiner Majestät — daß deren Freund und Waffenbruder, der Fürst von Dessau, sich zum Morde herbeilassen, oder den Gesalbten des Herrn wie einen geworbenen Soldaten entführen werde? Wollt Ihr den glorreichen Prinzen Eugenius zu einem Räuberhauptmann verdächtigen? Klagt Ihr jene Männer der Felonie an?"

„Ich thue es," sagte Clement mit eiserner Ruhe.

Ein Gemurmel des Staunens lief durch das Gemach.

„Er klagt sie on," sagte der König mit dumpfer Stimme.

„Furchtbar," rief Katsch, „Majestät, wenn dieser Mann wahr spricht — dann muß der Henker von Berlin seine Gehilfen verdreifachen; denn Ströme Blutes müssen fließen — die Galgen in Wien, Dresden und Hannover — in London und Amsterdam müssen nicht leer werden von gehenkten Missethätern!

„Es ist wahr," rief der König, „aber solche Abscheulichkeit kann kein Mensch sich imaginiren; da muß portont was hinter sitzen."

„Ich redete die Wahrheit," rief Clement.

„Beweise! Beweise!" schrie Katsch.

„Ich zeigte Eurer Majestät Briefe," erinnerte Clement.

„Ja — ich habe sie gesehen," antwortete der König mit fester und drohender Stimme.

„Und wenn das war," fuhr Katsch fort, „wissen Sie genau, daß jene Briefe echt waren?"

„Ich kannte die Handschriften zu genau."

„Ich muß dennoch die Möglichkeit annehmen, daß Eure Majestät sich irrten."

„Herr Auditeur — —" rief der König, wüthend den Boden stampfend — aber Katsch ließ sich nicht einschüchtern. Er wußte, daß eine feste Entgegnung zur rechten Zeit dem Könige imponirte.

„Sie können mich auf das Schaffot schleppen lassen, Majestät," rief er mit gut gespielter Ehrlichkeit und Würde, „oder Sie werden mich nicht dahin bringen, meine ehrliche Ansicht, die offene Meinung des Richters zu verleugnen, aus Furcht vor einem Könige, der ja selbst die gerechten Richter schützt."

Katsch zog unter dem Tische die Mappe hervor — dieselbe, welche Clement mit Heidekam einst zu Job getragen hatte.

„Ich kenne diese Mappe wieder," sagte der König.

Clements Augen waren glasig und quollen vor Angst und Zorn aus ihren Höhlen, er zog sein Taschentuch und wischte sich die mit Schweiß bedeckte Stirn.

„Wird Er noch weiter leugnen wollen?" rief Katsch, „wird Er hier diese Briefe," er zog einige hervor, „wird Er sie ebenso für echt ausgeben wollen, als diese Siegel hier?"

„Sie — sind — echt — alle: Siegel, Stempel und Briefe!"

„Und ich sage Ihm — dieses alles sind Fälschungen," brüllte Katsch. „Er soll selbst beweisen, daß Er ein Fälscher ist, daß er die unheilvolle Kunst der Nachahmung und Nachbildung versteht — er soll in Gegenwart Seiner Majestät fälschen."

Alle Anwesenden blickten erstaunt zu Katsch auf, der König machte eine Bewegung.

„Ich? Ha! ha! ha!" lachte Clement krampfhaft, „ich soll hier fälschen? Was denn, Siegel?"

„Nein, — Briefe."

„Das also ist Ihre Taktik, Herr Auditor — ich muß gestehen, sie ist eben so audacieuse als brutal — leider werden Sie nur damit nicht weit kommen, denn ich weigere mich, solche angedrohte possenhafte Experimente zu machen."

„Und ich befehle Ihm, sofort einen Brief, dieses angebliche Schreiben des Herrn von Grumbkow, hier sofort in Gegenwart Seiner Majestät des Königs nachzuahmen, auf daß man seine Fourberien kennen lernt und die Manier, wie er solches ausübt — hier sind Federn, Dinte und Papier."

„Ich bin solcher Dinge nicht fähig," rief Clement.

„Er muß schreiben," rief Katsch.

„Lasset ab, wenn der Angeklagte erklärt, solche Chosen nicht prästiren zu können," fiel der König ein.

„Majestät," versetzte Katsch energisch, „ich bin jetzt der, der auf dem Stuhle sitzet — ich kämpfte für Sie — für die Angeklagten, welche dieser Mensch dort an den Rand des Schaffottes gebracht hat — Sie müssen mie freie Hand lassen."

„Ho! ho! mein Herr Auditor," rief Clement, durch des Königs Einschreiten wieder ermuthigt, „ich werde vor Seiner Majestät eine so elende Posse nicht freiwillig aufführen, und wer will mich dazu zwingen?"

„Dieser hier," rief Katsch mit allee Gewalt seines schneidenden Organs. Er wendete sich um und sching den Vorhang zurück, der die hinter dem Tische befindliche Nische oder Thür verbarg. Ein Ruf — ein Gemisch von Tönen des Schreckens und der Ueberraschung schallte durch das Zimmer.

Man sah ein bisher verhüllt gewesenes kleines Gemach. Es war dunkel und ward jetzt nur durch eine von der Decke herniederhängende Ampel erleuchtet.

Diese Ampel ließ verschiedene Gegenstände erkennen, die ganz geeignet waren, Entsetzen zu erregen. Eine hohe Leiter war an die Wand gelehnt, an beiden Seiten dieser Leiter sah man Winden, Walzen, Kloben und Stricke. Unter diesem Gegenstande standen zwei Schemel, auf welchen allerlei unheimlich aussehende Geräthschaften lagen: Zangen und Schrauben, breite Eisen und Pechpfannen. In einem kleinen metallenen Topfe brannte ein Docht, dessen halb schwelende Flamme einen widerlichen Geruch verbreitete. Zwischen diesen Werkzeugen standen drei plump aussehende Männer. Sie hatten die Röcke ausgezogen, ihre herkulischen Aeme waren bis zum Ellbogen entblößt.

Clement sank halb auf die Tafel nieder — er richtete flehende Blicke auf den König. Aber Friedrich Wilhelms Antlitz blieb regungslos. Er wollte jetzt Gewißheit haben.

„Dieser dort," fuhr Katsch fort, „wird Ihm Zwang anlegen. Kennt Er die Streckleiter? Kennt Er die Daumschrauben und Beinstöcke? Die Zangen und das Pecheisen? — Kennt Er die Folter? Dort steht der Henker mit seinen Gesellen — will Er jetzt schreiben, oder soll ich diese Schulmeister dort anrufen, daß sie Ihm die Kunst beibringen? He?"

Der Abenteurer erwiderte nichts — seine Hände sanken matt nieder, der Unterkiefer hing herab, als sei er aus den Bändern gelöst. Ebenso schweigend blieb der König, aber er stand hoch aufgerichtet, seine rechte Faust ruhte auf dem Tische, die linke Hand stemmte die Seite und hielt zugleich den Rohrstock.

Katsch, der zwei Effecte glücklich hervorgebracht und die günstigste Wirkung dadurch erzielt hatte, kam hinter dem Tische hervor. Er rückte dem Abenteurer einen Sessel heran, drückte den willenlosen Clement nieder und schob ihm eine Feder zwischen seine zitternden eiskalten Finger.

„Hier liegt der Brief, Majestät," sagte Katsch. „Jetzt wird der Patron schreiben — aber," rief er Clement barsch zu; „daß er genau so schreibt, wie Herr von Grumbkow. Wehe ihm, wenn ein Buchstabe anders wird. Angefangen!"

Es herrschte eine so tiefe Stille im Zimmer, daß man deutlich das Rascheln der Mäuse hörte, welche sich, durch den ungewohnten Lärm erschreckt, in den alten Wänden umherjagten. Die Anwesenden traten unwillkürlich einen Schritt näher und machten lange Hälse. Clement saß in dem hochlehnigen Sessel. Rechts von ihm, die linke Hand auf die Lehne des Sessels gestemmt, stand der König, der auf das vor Clement ruhende Papier blickte; linker Hand stand Katsch in derselben Stellung. Erwartungsvoll sah der König bald auf den angeblich von Grumbkow geschriebenen Brief — bald auf das vor Clement liegende, noch leere Blatt.

Clement fühlte, daß die Stunde der Entdeckung geschlagen habe — aber er sagte sich, daß des Königs Mißtrauen gegen die Cabinette durchaus noch wach sei, daß er — Clement — selbst für seinen Hals nichts zu fürchten habe, da des Königs Freibrief ihn sicherte. Er rang nach Fassung und hatte sie bald gefunden. Er gefiel sich in sehr kurzer Zeit in der Rolle eines durch seine Fähigkeiten gefährlichen Menschen und er wollte, wie so mancher Verbrecher, glänzen.

Clement schnitt die Feder bedächtig und langsam zurecht. Er brauchte eine breite dicke Feder für Grumbkows Scheift — jetzt tauchte er die Feder in die Dinte — jetzt setzte er an. Der König folgte jedem Zuge der Hand, er verglich die auf dem Papiere erscheinenden Buchstaben mit denen des Briefes — Clement schien alles um sich her vergessen zu haben, Zug auf Zug — Wort auf Wort — Satz auf Satz — gingen aus seiner Feder hervor, und mit einem an Furcht vor der gefähelichen Kunst grenzenden Staunen sah der König die Handschrift Grumbkows auf dem Papiere erscheinen — sie war genau der des angeblichen Schreibens nachgebildet, jeder Strich stimmte überein. Der König athmete schnell und schneller — als Clement mit einem kühnen Schnörkel den Namenszug Geumbkows unter die Schrift setzte, stieß der König den lauten Ruf: „Wahrhaftig!" aus und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. Katsch schwieg jetzt absichtlich.

(Fortsetzung folgt.)

Leben um Leben.

Eine oberbairische Geschichte von **Max von Schlägel.**

I.

„Guten Morgen, Jachenau!" riefen wir, als wir das freundliche Thal betraten, durch das sich die Loisach schäumend gegen die Isar wälzt.

„... Morgen, Jachenau ... nau ... nau!" tönte es den Gruß zurück, den niemand unterläßt, der mit den Gewohnheiten des Ortes verteaut ist.

Selten jedoch wae wohl die Jachenau so oft und jubelnd begrüßt worden, als von mir und meinem Freund und Mitgymnasiasten Otmar, dem Sohn des bekannten Genremalers Gisbert Flüggen und gegenwärtigem Theaterdirector zu Magdeburg.

Unsere Eltern hatten uns nur ungern die Erlaubniß zur Reise gegeben, obwohl wie schon sechszehn Jahre alt waeen und obwohl wir dieses Jahr, trotzdem es erst Ostern war, schon sehr warmes Wetter hatten.

Ich wollte auch des schönen Echos wegen das Terzerol losbrennen, das Otmar in seiner Reisetasche mit sich führte, aber Otmar machte mich darauf aufmerksam, daß wir nur wenig Munition besaßen und daß wir am Kochelsee, wohin wir am andern Morgen gelangen mußten, noch ein weit schöneres Echo fänden.

Wir waren selig. Wir waren frei, zum eesten Mal nach langen Jahren ganz frei, ohne Lehrer, ohne Hofmeister, ohne ängstlich auf die Uhr sehen zu müssen, ob wir nicht zu spät nach Hause oder zur Schule kämen! Zum ersten Mal frei — für vierzehn Tage. Diese Zeit schien ohne Ende.

An jeder murmelnden Quelle hätten wir uns gerne niedergelassen, jeden Vogel, der auf den Bäumen sang, hätten wir gern erspäht, nicht um ihn zu fangen, o nein! — wir betrachteten ihn als rechtmäßigen Herrn des Waldes; jedem Eichhörnchen wollten wir nachkletteen und erst, als wir ein Reh erblickten, das neugierig an der Straße stand und dann den Kopf zurückwerfend in langen Sätzen durch die Tannen flog — da kannte unser Entzücken keine Grenzen mehr, und allen Ernstes machte ich den Vorschlag, einige Tage in dem schönen Walde zuzubringen.

Auch war es schon spät am Abend, als wir Benediktbeuren erreichten, wo wir Nachtlager hielten. Fest aneinander gedrückt, neugierig schauernd, sahen wir dem Flug der Eulen und der Fledeemäuse nach, oder lauschten dem eintönigen Ruf der Eulen und Schuhus.... Und oben am Himmel die Sterne, die ebenfalls ganz anders leuchteten, als in der Stadt zwischen den hohen Schornsteinen und Dächern, das Rauschen der Loisach und kein Laut einer menschlichen Stimme ringsum — bei all dem deuchten wir uns wie verzaubert, und die wilden unbändigen Knaben, mit denen die Eltern zu Hause ihre wirkliche Noth hatten, wurden ganz still und träumerisch.

Die Natur ist eine vortreffliche Besserungsanstalt, und man sollte

niemanden verloren geben, der noch Freude hat an einem Spaziergang unter freiem Himmel und dessen Herz noch weich wird beim Gesang der Vögel und beim Rauschen der grünen Bäume.

Was die Lehrer mit ihren Strafen, was der Pfarrer mit seinen Ermahnungen, was die Mutter mit ihren Thränen oft nicht bewirkte, das that ein einziger Tag in der herrlichen freien Natur. Still und ehrfurchtsvoll wandelten wir durch die hohen Wälder und manchmal hatte ich ein Gefühl, als müßte ich die Mütze abnehmen, wie in der Kirche.

Zu Hause hatte ich mit Blasrohr und Zimmerbüchse stets Tod und Verderben unter den Sperlingen der Nachbarschaft angerichtet, heute den ganzen Tag war ich sorgfältig dem unscheinbarsten Käfer ausgewichen, der mir über den Weg kroch, und den hübschen Citronenfalter auf Otmars Hut ließ ich ganz ruhig sitzen, ja ich plauderte sogar mit ihm und gab ihm schöne Grüße mit an seine Anverwandten, statt ihm die Brust einzudrücken und ihn an eine Insektennadel zu spießen, um mich zu Hause an dem farbigen Leichnam zu ergötzen.

Wie gesagt, es war schon Abend, als wir in die hohen Schatten der Benediktenwand traten, welche mit ihren zerrissenen Zacken an die Sterne des Himmels zu reichen schien. Wir schritten rüstig aus und befanden uns bald im Wirthshaus zu Benediktbeuren.

Es ging ziemlich lebhaft zu in der Wirthsstube.

Es kennt fast Jedermann die Kleidertracht in den bairischen Alpen, deren einzelne Arten nach den Thälern wenig von einander abweichen. Die Joppe, die eisenbeschlagenen Schuhe, die Wadenstrümpfe und Kniehosen, die breiten gestickten Gurte, das lose um den Hals hängende schwarze Tuch bleiben dieselben, nur die Form des Hutes ändert sich vom hohen Spitzhut des Miesbachers mit schmaler Krempe bis zur niederen breitrandigen Kopfbedeckung des Bauern von Lenggrieß.

Es war um die Osterzeit, die Zeit der ersten Besuche, wo der Schnee schon ziemlich weg ist von den Bergen. Darum waren auch wohl im Wirthshaus so viele Gäste versammelt, deren verschiedene Hutform mehr noch als der ebenfalls etwas verschiedene Dialekt anzeigte, daß sie aus verschiedenen Thälern waren.

Die Unterhaltung schien übrigens nicht von festlichem Frohsinn beseelt. Die zornige Aufregung, die ich unter den Gästen wahrnahm, hatte sogar einen so bedrohlichen Charakter, die Stimmen, die mein Ohr trafen, waren so laut und heftig, daß ich gerne unter der Thüre zurückgetreten wäre, wenn ich mich nicht geschämt hätte. Fast alle Bauern hatten sich um einen großen Jachenauer versammelt, der zum Zeichen seiner Erbitterung und Kampflust die drei Spielhahnfedern seines Hutes nach vorn gedreht, die eine Hand im Gurt, die andere an einem langen eisenbeschlagenen Bergstock, dastand, die Gesellschaft, die ihn umgab, fast um Kopflänge überragend.

Der Große schien so eben eine Erzählung beendigt zu haben, ein allgemeines Geschrei der Wuth brach los, alles sprach wirr durcheinander — der Große betrachtete einen Moment die Aufregung, welche er hervorgerufen, dann stieß er mit dem Stock auf den Boden, um die Ruhe wiederherzustellen, und begann wieder nicht ohne ein gewisses rhetorisches Geschick:

„Ja, weinen hätt' ich können, wie ein kleines Kind! wie ich'n so hab' dalieg'n sehen mit dem Rücken am Moos und der Schuß ist ihm mitten in der Stirn gesess'n. Und sein' Büchs' is daneb'n g'leg'n und nicht einmal den Hahn hat er g'spannt g'habt. Ich möcht' d'rauf schwör'n, keiner wie der neue Förster hat den Sepp todtg'schoss'n. Ein jeder weiß, was der Förster im Wirthshaus z' Kochel g'sagt hat. Niederschieß'n thue ich ihn wie einen Hund, wenn ich den Sepp mit einem G'wehr in mein'n Revier triff. Und er hat sein Wort g'halt'n; aber net weg'n die paar Gems oder Reh, die der Sepp g'schoss'n hat, sondern weg'n der schwarzaugeten Toni z' Walchensee, die den Sepp, den Wilderer, lieber mög'n hat, als den königlichen Herrn Förster."

„Keiner ist es g'wes'n, als wie der Teufelsförster," ertönte es im Kreise der Bauern. . .

Nur einer saß still, abseits von den andern — wir hatten bei ihm Platz genommen, als die robuste Wirthin, der wir den Eingang versperrten, uns zur Seite schob mit den Worten: „No geht's nur hinein, ihr Bürsch'ln, der Martlbauer von Jachenau frißt Euch net."

Wir schämten uns und nahmen neben dem ruhigsten der Anwesenden Platz.

Er war ein bleicher, braunhaariger Bursche, kleiner als alle übrigen, ja fast schwächlich gebaut. Er trug keine Sonntagskleider, wie die übrigen, seine Joppe war schon abgetragen und fadenscheinig, seine ledernen Kniehosen waren vor Alter mehr grau als schwarz. Ueber seinen Schultern lief nach Art der Jäger der sogenannte Rucksack, der sich so sehr ausdehnt, oder an den Körper anschmiegt, daß man darin das Größte oder das Kleinste verbergen kann, eine Gemse, wie eine Branntweinflasche. Es schien nicht die Gewohnheit des Burschen, diesen Rucksack je abzulegen . . . . Er schien an dem Gespräch der andern keinen Antheil zu nehmen, vielleicht deshalb, weil er, wie die Hosenbänder auf dem weißen Hemde bewiesen, nicht aus der Gegend, sondern aus Tirol drüben war. Es mußte also um so mehr wundern, daß er die Menge Spielhahnfedern auf seinem kleinen runden Hut tragen konnte — mindestens sechs. Dieser Hutschmuck der Gebirgsbewohner ist das Zeichen der Mannheit, und eine Feder wird an jedem Burschen geduldet, welcher nicht schon Beweise von Unmännlichkeit oder Feigheit gezeigt hat. Zwei Federn sind jedoch schon ein gefährliches Ding — denn sie heißen: Ich bin stärker als ein gewöhnlicher Mann und fürchte im Nothfall zwei Gegner nicht im Ring- und Faustkampf. Diese beiden Federn erregen dann natürlich Aufsehen in jedem Wirthshaus, wohin er kommt, und wenn er sich nicht schon zum gefürchteten Raufer gemacht hat, so muß er gewärtigen, daß jeder beliebige Bursch seine eigenen Federn nach vorne dreht, d. h. ihn zum Kampf herausfordert. Unterliegt er, so muß er seine Federn dem Sieger übergeben, welcher sie den eigenen beigesellt, dadurch aber — Würde bringt Bürde — sich selber vielfachen Anfeindungen und Spötteleien aussetzt, die sehr oft wieder mit dem Zweikampf endigen. Diese Zweikämpfe werden gewöhnlich dadurch provocirt, daß einer den andern im Wirthshaus durch sogenannte „Spottg'sang'ln" oder „Schnadahüpferln" zur Belustigung der Anwesenden reizt und aufzieht. Der Angegriffene erwidert sie nach Möglichkeit, bis einer den andern wüthend vor die Thüre ruft. Der Faustkampf, manchmal bei besonderer Erbitterung werden auch die langen eisenbeschlagenen Bergstöcke benutzt, wird besonders gefährlich durch einen dicken eisernen Schlagring, welchen die Bauern am kleinen Finger der rechten Hand tragen, und den alle Verbote nicht abzuschaffen vermochten, durch den Gurgelschlag, einen mit der Schneide der flachen Hand gegen den Kehlkopf des Gegners geführten Schlag, der sogar den Erstickungstod herbeiführen kann, das „Patzeln" oder Augenausdrehen und andere Praktiken, wodurch der Unterliegende gezwungen wird, sich für besiegt zu erklären und die Federn als Trophäen abzuliefern.

Bei diesen Sitten, denen man bei aller Rohheit eine gewisse Ritterlichkeit nicht absprechen kann, mußte es um so mehr auffallen, daß der schmächtige Tiroler an unserem Tisch ein halbes Dutzend Spielhahnfedern auf seinem Hute tragen durfte.

Er schien dem Gespräche wenig Aufmerksamkeit zu schenken, obwohl der Martlbauer ihn jetzt geradezu ansprach.

„Nun Tirolerwast'l! Du thuest ja g'rad, als ob der Sepp gar net Dein Freund g'wes'n wär', und doch weiß es jeder, daß Ihr ganze Nächt' miteinand auf der Pirsch g'wes'n seid und daß der Sepp einmal sechs Woch'n in Untersuchung g'sess'n is, weil man g'seh'n hab'n will, wie er einen andern, der trotz sein' rußig'n G'sicht ganz ausg'schaut hat, wie der Tirolerwast'l, aus die Forstpollaken rausg'holt hat, wie sie'n schon bund'n g'habt hab'n."

Die Aufmerksamkeit aller wendete sich nach dem Tirolerwast'l, welcher bei dieser direkten Anrede aufblickte und sein tiefes braunes Auge auf den Redner geheftet hielt.

„Martlbauer! Du weißt es so wenig g'wiß, daß der Förster den Sepp erschoss'n hat, als wie ich. Mach also Dein Maul net so weit auf. I mag den Förster net, aber bevor man so was net g'wiß weiß, soll ma net red'n."

Aus Wastls Dialekt klangen etwas die Kehllaute der Tiroler durch, und die Ruhe und Sicherheit, womit er auf die Anrede des Martlbauern antwortete, mußte sehr überraschen, da sie sich anscheinend so ungleich an körperlicher Stärke waren, neben einem gewissen volksthümlichen Witz und dem Pfarrer das einzige, was den Leuten dieser Gegend imponirt.

Ein beifälliges Gemurmel ertönte ringsum, und der Tirolerwastl machte Anstalten, sein Brüten vor uns wieder fortzusetzen.

Der Martlbauer drängte sich durch die Menge und stellte sich vor unserem Tisch auf, den er mit beiden Händen an den Ecken hielt. Doch schien diese Bewegung keineswegs einer feindseligen Absicht zu entspringen, sondern dem Wunsche, Wastl zu überzeugen, und dadurch seine schwankende Autorität unter der Zuhörerschaft wieder ins Gleichgewicht zu bringen.

Er griff mit einem vielsagenden düstern Lächeln in seine Tasche und holte ein Stück Papier heraus, schob die steinernen Krüge zur Seite, welche die Wirthin vor uns hingestellt hatte, und legte es auf den Tisch gerade vor uns hin. Unser Eintritt war bei der allgemeinen Aufregung fast unbemerkt geblieben. Ich fuhr erschreckt zurück. Das Papier zeigte Spuren, als wenn es mit blutigen Händen angerührt worden wäre.

„Da“ — sagte der Martlbauer, indem er auf einen kleinen, mit Bleistift gezeichneten schwarzen Punkt auf der Mitte des Papiers wies, der kaum größer war, als ein Silberkreuzer. „Da — wer in der ganz'n Gegend schießt mit einer Kugel, die ein solches Loch macht. Wie aus'm Papier g'schnitt'n war die Wund'n auf dem Sepp seiner Stirn. Das Loch kann nur eine spitzige Kugel g'macht hab'n, wie's die Erfindung heiß'n. Auf kein Scheibenschieß'n find't man ein solches G'wehr, und kein Wilderer und kein Forstg'hilf führt's, weil er weiß, daß wenn er nicht aufs Blatt trifft, das Wild noch stundenlang laufen kann und keine Spur läßt.“

Mit dem Tirolerwastl war eine große Veränderung vorgegangen. Er war sehr bleich geworden, sein Mund verzerrte sich krampfhaft, seine großen braunen Augen traten weit aus ihren Höhlen. So starrte er auf das blutige Papier mit dem schwarzen Punkt in der Mitte. Dann zog er den Rucksack nach vorne, griff hinein und brachte ein kleines birnenförmiges Bleistück hervor, welches er mit dem unteren Ende auf den schwarzen Punkt auf dem Papier stellte. Das Blei deckte ihn fast.

Der Martlbauer griff danach und betrachtete es.

„Das ist eine solche Kugel,“ rief er, „und noch dazu eine abg'schossene. Man sieht die Züg' und's Holz, wo sie stecken blieb'n ist. Wo hast Du die Kug'l her — Wastl?“

Der Tirolerwastl lächelte wie geistesabwesend in sich hinein, als die Kugel von Hand zu Hand ging.

„Die Kugel hab' ich auf'm Heimgarten aus einem Tannenbaum g'schnitt'n, auf den der Förster Scheib'n g'schoß'n hat.“

Ein wilder Racheschrei ertönte durch das niedere Wirthszimmer. „Auf Dich hat er g'schoß'n!“ rief der Martlbauer.

„Das weiß ich net!“ entgegnete der Tirolerwastl. „Das Ding is zwar so nah an mein'm Kopf vorbeipfiff'n, daß ich anfangs selber g'meint hab', es g'höre für mich und fortg'sprungen bin, weil ich ohne G'wehr g'wes'n bin. Aber was ich net g'wiß weiß, das sag' ich net. D'rum hab' ich g'sagt, der Förster hat auf'n Baum g'schoß'n, um seine Flint'n z' probir'n, die er noch net lang hab'n kann. Laß'n wir's dabei.“

„Aber den Sepp hat er erschoß'n!“ schrie der Martlbauer. „Die Kugel paßt gerad in das Loch auf seiner Stirn.“

Der Tirolerwastl blickte düster vor sich nieder.

„Wohl, wohl! Die Kugel paßt .. und ich hab's selber g'hört, wie er dem Sepp 'droht hat z' Kochel. Und um die schwarz Toni hat er sich immer 'rum'druckt. Wohl, wohl .... es chan fast gar net anders sein. ...“

„Der Förster ist's g'wes'n, der den Sepp todtg'schoß'n hat!“ ertönte es wieder und die Bauern drängten sich wild um den Tisch, wo der Tirolerwastl, den Kopf in die Hand gestützt, dasaß und auf das weiße Papier und die Spitzkugel niederstarrte.

Da wurde es plötzlich still. Dem Martlbauer blieb der Anfang seiner Rede im Halse stecken, selbst der Tirolerwastl blickte überrascht in die Höhe und die Wirthin schlug ein Kreuz. Die Thüre hatte sich geöffnet, ein neuer Gast war eingetreten und ließ einen raschen Blick über die Versammlung gleiten.

Eine riesige silbergraue Dogge folgte ihm auf dem Fuß.

Der Revierförster! durchzuckte es mich, als ich den Mann sah, ohne daß ich mir über diese Vermuthung Rechenschaft zu geben wußte. Allerdings trug der Eintretende die übliche Kleidung der königlichen Forstleute, einen grauen Rock mit grünen Aufschlägen, nebst der grünen Dienstmütze mit goldenem Emblem, aber so trugen sich auch die Gehilfen und Forstcandidaten, und das Aussehen des Eintretenden war noch jugendlich genug, um ihn für einen solchen halten zu können.

Er war auch ein schöner Mann — aber dennoch lag in dem ziemlich lebhaft gefärbten Gesichte mit schwarzem Barte etwas Starres und Unheimliches, in den schwarzen stechenden und doch unstäten Augen etwas Arrogantes und Scheues zugleich. Der Mann blickte unter seinen dichten geradegezogenen Brauen hervor, als habe er Furcht zu befehlen und sei zugleich allen Leuten spinnefeind, weil er sich vor ihnen fürchtete.

Als er die Menge Menschen um den Tirolerwastl versammelt sah, deckte eine erdfahle Blässe sein Gesicht. So war dieses Gesicht häßlich.

Dann schien er sich zu fassen. Er stellte sein Gewehr in eine Ecke, rückte seine Waidtasche nach vorn und setzte sich abseits von den Bauern an einen Tisch. Der Hund legte sich ruhig zu seinen Füßen. Selbst ich wußte, daß diese Art Hunde bei der Jagd auf Rothwild mehr hindern, als nützen und ins Hochgebirge gar nicht mitzunehmen sind.

Die Wirthin näherte sich schüchtern. Der neue Gast bestellte Bier, Brot und Käse.

Die Bauern waren noch immer stumm und blickten mit regungslosem Erstaunen auf den Eindringling, welcher mit anscheinendem Gleichmuth einen Schluck Bier nahm und sich mit seinem Jagdmesser ein Stück Käse und Brot abschnitt. ...

Alles blickte auf den Martelbauer und den Tirolerwastl. Offenbar erwartete man von ihnen etwas.

Der „Wastl“ saß ruhig da, bleicher hatte sein Gesicht nicht wohl werden können, um seinen hübschen Mund spielte ein fast häßliches Lächeln, seine Hände zerknitterten an den Ecken das blutige Papier und spielten mit der Kugel, die darauf lag. Seine Augen waren auf den Förster gerichtet, und schlossen sich nur manchmal wie müde oder geblendet, und wenn sich die Wimpern in die Höhe zogen, wußte man, daß die Augen des Tirolers auch geschlossen ihre Richtung nicht verändert hatten. Ich mußte unwillkürlich an unsere Katze denken, wenn sie sich ihre lebendige Beute betrachtete, die vor ihr herumkroch.

Der Martlbauer war ganz Feuer und Flammen. Er schnaubte, er reckte, er dehnte sich, er blickte wild und martialisch um sich und auf den Forstmann, aber dennoch erschien es mir, als wäre es ihm lieber gewesen, wenn der Förster nicht gekommen wäre.

Aber die Renommage siegte über die Befangenheit. Er warf einen bedeutsamen Blick um sich und trat vor.

„Guten Abend, Herr Revierförster!“

„Guten Abend, Martlbauer!“ tönte es zurück, und der Angeredete erhob den Kopf nach dem Gesichte des Bauern. Es lag etwas wie Spott darin — er schien seinen Mann zu kennen. Auch der Hund erhob den Kopf, legte ihn aber sogleich wieder nieder.

„Hat der Herr Förster schon von dem Sepp g'hört?“ fuhr der Martlbauer mit einiger Anstrengung fort, als unter den Bauern, die nun den Tisch des Försters umringten, eine unruhige Bewegung entstand.

Der Revierförster konnte seine Bewegung kaum bemeistern; seine erste Absicht schien zu sein aufzuspringen und den Fragesteller niederzuschlagen, der Zwiespalt, der in seinem ganzen Wesen lag, drückte ihn jedoch wieder auf den Stuhl nieder.

Der Tirolerwastl war aufgestanden und ganz nahe an den Tisch getreten und beobachtete nun aus nächster Nähe jedes leiseste Zucken auf dem Antlitz des Försters.

Auch die Bauern hatten sich näher herzugedrängt und umgaben den Förster im engsten Halbkreis.

Die Lippen des Försters waren bleich, als sie mühsam hervorstammelten: „Der Sepp? Welcher Sepp? Was ist mit ihm?“

Dem Martlbauer schwoll der Kamm.

„Der Herr Förster kennt'n recht gut. Er is der schneidigste Wilderer g'wes'n in der ganz'n Geg'nd und der Toni z' Walchensee ihr Schatz.“

Die Augen des Försters irrten unstät umher in diesem Kreis von gaffenden und finsteren Gesichtern und begegneten dem Blick des Tirolers, der wie fascinirend an seinem Antlitz hing. Die Dogge ließ ein leises Knurren hören und richtete sich auf.

Jetzt bewegten sich auch die Lippen des Tirolers. Er sprach

langsam und leise; „Der Sepp ist todt, Herr Förster! Um'bracht, durch d'Stirn g'schoß'n. Sie hab'n da hint'n a schön's G'wehr, Herr Förster; dürft' man's net einmal anschau'n, das G'wehr?"

Und der Tiroler ging um den Tisch herum und auf die Ecke zu, wohin der Förster sein Gewehr gestellt hatte.

Der Förster sprang auf, aber schon stand der Hund zähnefletschend vor der Büchse —

„Frecher Bursch! Was soll das heißen?"

„O nix für ungut, Herr Förster!" lächelte der Tiroler und ließ die ausgestreckte Hand sinken. „Man sagt, daß Sie so ein schönes G'wehr hab'n, mit dem's der Gems auf zweihundert Schritt in's Aug' schieß'n können — ich hab' halt Freud' an schöne G'wehr!"

Und nochmal streckte er die Hand aus, indem er verächtlich auf das Thier blickte, das mit funkelnden Augen und gesträubten Haaren auf ihn zustürzen zu wollen schien.

Der Förster ergriff das Gewehr und spannte den Hahn.

„Zurück! Und merk Dir, daß ich auf zweihundert Schritt nicht nur Gemsen treff' mit dem G'wehr, sondern auch einen frechen Wilderer in das schwarze G'sicht."

„Mitten auf d' Stirn!" ergänzte der Tirolerwastl mit tiefer Stimme, und das drohende Murren der erregten Bauern gab Antwort.

Der Förster machte eine Bewegung nach vorwärts, als wolle er auf den Tirolerwastl zustürzen, aber sogleich faßte er sich wieder, wendete sich, ohne seine Büchse aus den Händen zu lassen, an die Wirthin und verlangte für die Nacht ein Lager.

Die Wirthin gehorchte zögernd und ging durch die Küche voran. Der Förster folgte ihr, ohne sich umzusehen oder zu grüßen. Der Hund deckte ihm den Rücken.

Der Tirolerwastl sah ihm träumerisch nach.

Die Bauern wurden wieder laut, vorzüglich der Martlbauer.

„Wenn der Sepp mein Freund g'wes'n wär!" sagte er, „wie der Deine, Wastl! dann wär mir der hochmüthige Förster net lebendig in sein Bett kommen."

Der Tiroler blickte ruhig auf den Sprechenden.

„Und was hätt'st Du g'than, Martlbauer?"

„Er hätt' mir müß'n vor die Thür kommen und mit sein'n zwei Aug'n im Kopf wär' er mir net wieder aufg'stand'n."

„So! Es macht's eben jeder, wie er's versteht!"

Weiter antwortete der Tirolerwastl nichts, sondern ging ruhig an seinen Tisch, wo auch wir noch saßen, und trank sein Bier aus.

Dann bezahlte er die Wirthin, sagte allen ein „Schlaft's g'sund!" griff nach seinem Bergstock und wollte gehen.

„Wohin geht der Weg?" fragte der Martlbauer.

„Heim!" antwortete der Tiroler nachlässig.

„Heim!" rief der Martlbauer, „wo der Sepp noch nicht einmal kalt ist — Du bist mir ein schöner Freund, Wastl!"

Der Tiroler, schon im Begriff zu gehen, wandte sich nochmal um. „Martlbauer!" sagt er, „Du hast selber g'sagt, der Sepp war mein Freund! Sei also auch so gut und kümmer Dich net um Sach'n, die Dich nichts kümmern und bei denen Du Dir nur 's Maul verbrennen kannst."

Damit ging er rasch zur Thüre hinaus.

„Der Wastl ist ein lahmer Sakermenter 'worden," sagte der lange Renommist kopfschüttelnd, „wenn der Sepp mein Freund g'wes'n wär', der Förster . . . ." er vollendete seinen Satz nicht, denn eben war die Wirthin wieder eingetreten, um auch uns in unser Schlafgemach zu leuchten.

Wir kamen neben des Försters Zimmer und hörten ihn lange noch mit dem Hahn seiner Büchse hanthieren und mit sich selber reden und manchmal laut und höhnisch lachen. Der Hund stieß dann ein leises Wimmern aus. Trotz der Aufregung des Abends schloß uns die Müdigkeit bald die Augen.

Gegen Morgen, als sich die niederen Fenster durch das Hellgrau der Morgendämmerung von der Finsterniß der Dachstube abhoben — wachte ich durch ein Geräusch in der Nebenstube auf. Mir war, als ob der Förster das Zimmer verließe. Auch das Trippeln von Hundepfoten, ein leises Knurren und die beschwichtigende Stimme des Forstmanns hörte man.

Dann erknarrte die Treppe von den Schritten eines Hinabsteigenden. Auch die untere Hausthüre hörte man und einige Minuten darauf aus der Ferne das kurze muntere Bellen eines Hundes.

(Fortsetzung folgt.)

Der preußische Staatsschatz.

Hart auf der Scheide der beiden alten Städte Berlin und Cölln, in letzterer gelegen, erhebt sich das wunderliche, mächtige Gebäude: das königliche Schloß. Jedes Jahrhundert, fast jeder Regent hat daran gebaut, seitdem die Kurfürsten die alterthümliche Wasserseite gegründet, um von hier aus den Trotz der übermüthigen Stadtbewohner zu brechen; immer weiter, wie das Reich, dessen Herrschaft es repräsentirt, dehnte es sich aus, die Höfe wurden erweitert, neue Seiten, neue Räumlichkeiten angebaut; endlich stand es groß und herrlich da. Der erste König versah es mit stolzem Triumphbogen und mit Inschriften; jeder spätere fügte hinzu, was nöthig schien; Friedrich der Große ritt die Wendeltreppen hinauf bis in die oberen Zimmer; die folgenden schmückten das Innere, Friedrich Wilhelm IV setzte die stolze, gewaltige Kuppel auf, in der die Schloßkapelle sich befindet, König Wilhelm ließ auf den Zinnen des Schlosses die kolossalen Statuen, die Regententugenden darstellend, errichten, deren jede das Portrait eines der Mitglieder des Königshauses zeigt — nur schade, daß die Entfernung vom Beschauer so groß ist, daß man die Aehnlichkeit nicht mehr erkennt — und so thaten alle das Ihrige, den Königsbau zu fördern. Nur einen vermissen wir in dieser Reihe: den König Friedrich Wilhelm I, ihn, der auch das Land nicht durch Kriege vergrößert. Und doch hat er das Größte dazu geliefert, ohne welches alle seine Nachfolger nichts hätten leisten können, ja, ohne welches wohl Preußen selbst nicht mehr existirte: er hat den spiritus familiaris ans Haus gebannt! Darum aber auch ist sein Werk nicht offen vor aller Augen, sondern es ruht in der Tiefe der Keller und unterirdischen Räume und sieht unscheinbar genug aus, nur Fässer und Tonnen sind es, die da wohlverschlossen und gut bewacht in ungestörter Ruhe liegen; mit einem Wort: der Staatsschatz ist es, der dort unten verborgen ist, der preußische Staatsschatz, zu dem Friedrich Wilhelm I den Grund gelegt.

Man hat in den letzten Zeiten oft und viel darüber gestritten, ob es überhaupt heilsam sei, einen Staatsschatz zu haben; die Nationalökonomen waren dagegen, weil es volkswirthschaftlich nicht zu billigen sei, daß so kolossale Summen unnütz, unproduktiv in den Kellern des Schlosses verborgen liegen; weil diese Summen, benutzt, dem Nothstande ganzer Provinzen abhelfen, ja vorbeugen könnten, und zu Bauten, Chausseen und Eisenbahnerrichtungen, oder zum Unterrichtswesen verwandt, für alle Zeiten Großes wirken könnten, und weil sie endlich, richtig angelegt, oder wenn sie aus Mehreinnahmen stammen, dann an den Steuern nachgelassen, das ganze Volk vollständig oder beinahe vollständig in den Stand setzen würden, im Fall der Noth Opfer zu bringen, welche den Leistungen dieses Schatzes gleichkommen würden. Aber es darf der Regierung nicht die Möglichkeit entzogen werden, im Augenblick der höchsten Gefahr selbstständig und auf eigene Verantwortung zu handeln. Und darum ist es gut, einen wohlgefüllten Staatsschatz zu haben. „Der letzte Thaler" heißt eine Posse von Dohm, die vor einigen Jahren in Berlin gegeben wurde; „der letzte Thaler" hat aber in der Geschichte einen ganz anderen, viel ernsteren Klang; er hilft die Geschicke des Krieges, der Staaten entscheiden, er gibt den Sieg, er gibt die Kraft; wer ihn hat, besitzt das Mittel, doch endlich seine Sache durchzuführen. Das erkannten schon die Alten; die Athener brachten den Staatsschatz von ganz Griechenland von Delphi nach ihrer Stadt, um damit auch ganz Griechenland zu beherrschen; die römischen Kaiser, wie die alten egyptischen Könige, legten sich einen Staatsschatz an, nur daß sie ihn nach dem uralten, längst geübten und von Louis XIV nur präcisirten Grundsatz: l'état c'est moi! am häufigsten für ihre eigenen Privatzwecke verwendeten; das erkannte denn auch der Gründer des preußischen Staatsschatzes, Friedrich Wilhelm I, an.

Die Hohenzollern hatten schon früh die Wichtigkeit eines solchen eingesehen, aber sie waren in den Kriegen, die sie führen mußten, wie der große Kurfürst, oder bei den großen Kosten, welche die Er-

hebung des Kurfürstenthums, in ein Königreich erforderte, nicht dazu gekommen, Geld zurückzulegen. Da beschied sich Friedrich Wilhelm I in weiser Erkenntniß der Lage der Welt und seiner eigenen Befähigung, nicht aufs neue durch Kriege das junge Reich vergrößern zu wollen, und es dadurch vielleicht zu gefährden, auch selbst nicht als Kriegsheld zu glänzen, sondern nur für die Zukunft zu sorgen. Daß dieser König sich nicht so sehr durch strahlende, blendende Herrschergröße, als durch bürgerliche Tugenden, durch strenge Redlichkeit, Sittlichkeit und Sparsamkeit auszeichnete, war des Landes Glück; durch seine ökonomischen Talente konnte er einen Schatz sammeln und ein Kriegsheer aufstellen, das im Vereine mit ersterem seinem großen Sohne die Möglichkeit bot, mit den mächtigsten Reichen seiner Zeit zu rivalisiren und im Kampfe mit ihnen zu siegen.

Aus den Erträgen der Domänen, die unter ihm geregelt wurden, und aus den Staatseinkünften gelang es ihm, bei seinem Tode, nachdem er während seiner Regierung gegen 20 Millionen Thaler auf außerordentliche Ausgaben (auf den Ankauf neuer Krongüter, auf die Stiftung von Dotationen für jüngere Prinzen und den Erwerb von Silberbarren) verwendet, doch noch einen Schatz von mehr als 11 Millionen, eine für die damalige Zeit ganz kolossale Summe, zu hinterlassen*). Einen solchen Reichthum und ein trefflich ausgerüstetes Heer von 80,000 Mann fand Friedrich II bei seiner Thronbesteigung vor; hierdurch allein konnte er den anderen Fürsten, deren keiner über gleiche Mittel zu gebieten hatte, ebenbürtig zur Seite, und später gegenübertreten. Wie er diese Mittel benutzte, das war sein Genie; daß er sie benutzen konnte, seines Vaters großes Verdienst.

Der erste schlesische Krieg brach aus und griff den Schatz bedeutend an; doch betrug derselbe bis zum folgenden Kriege schon wieder über 6 Millionen Thaler. Auch diese wurden wieder stark in Anspruch genommen, selbst das überflüssige, reichlich vom Vater angeschaffte und noch vorhandene Gold- und Silbergeschirr des Schlosses wanderte in die Münze; doch aber war noch ein Theil der Silberbarren übrig geblieben. Und nun begann eine Zeit rastloser, ökonomischer Thätigkeit des Königs, der den Werth eines gefüllten Schatzes zu gut kennen gelernt, als daß er ihn nicht aufs neue herzustellen und zu vergrößern hätte suchen sollen. Und er arbeitete an diesem Ziele doch mit soviel Energie, Weisheit und Glück, daß er, obwohl er Schulden abzuzahlen und die schlesischen Schulden mit allen rückständigen Zinsen übernommen hatte, doch noch große Summen zur Verbesserung des Landes, zur Unterstützung der Industrie und zur Aushilfe manches Nothstandes gewähren konnte, und bei alledem bei Ausbruch des siebenjährigen Krieges einen Schatz von gegen 17 Millionen Thalern vorräthig hatte. Aber schon die ersten beiden Kriegsjahre mit ihren ungeheuren Rüstungen leerten denselben vollständig, so daß vom Ende des Jahres 1757 bis 1762 keine Mittel für den Krieg mehr vorräthig waren. Und doch mußte derselbe weiter geführt werden; englische Subsidien, Gehaltseinhaltungen, Münzverschlechterungen, Contributionen und dgl. mußten die Mittel dazu liefern. Und sie lieferten diese Mittel so reichlich, daß bei Beendigung des Krieges wieder ein Ueberschuß von etwa 19 Millionen vorhanden war, welche Friedrich sofort zur Gründung eines neuen Staatsschatzes bestimmte. Zwar war das Land verarmt und große Strecken lagen verwüstet; der König gab Unterstützungen in wahrhaft großartigem Umfange, auch aus seiner Privatschatulle, er baute zerstörte Dörfer und Städte wieder auf, unterstützte die Gewerkthätigkeit auf alle Weise, hielt dabei doch seine Armee mit einer jährlichen Ausgabe von 11—13 Millionen in Achtung gebietendem Zustande, aber er hatte doch zu wohl die Wichtigkeit eines gefüllten Schatzes erkannt, als daß er nicht mit aller Kraft für einen solchen hätte sorgen sollen. Er hielt dabei die schon früher eingerichtete Trennung in einen großen, im Berliner Schloß verwahrten Hauptschatz und in einen kleinen, zur Bestreitung augenblicklicher Mobilmachungskosten bestimmten aufrecht, welcher letztere in Berlin in der Generalkriegskasse, in Breslau und Magdeburg in kleineren Posten aufbewahrt wurde. Aber vor allem galt es, im Lande selbst wieder Vertrauen herzustellen; es mußte daher das schlechte, während des Krieges geprägte Geld wieder in gutes umgemünzt werden, was dem Schatz einen Verlust von nicht weniger als 60 Procent des umzuprägenden Geldes bereitete. Der kleine bairische Erbfolgekrieg nahm auch den kleinen Schatz etwas in Anspruch, aber nicht viel, auch wurden die Kosten desselben schnell wieder ergänzt. Und nun sorgte Friedrich II so unablässig für Herstellung eines großen Tresors, daß derselbe bei seinem Tode etwas über 55 Millionen Thaler betrug. Man sieht, was der 1440 zur Regierung gekommene Kurfürst Friedrich II als seinen Wahlspruch hingestellt: „Es will uns nicht geziemen, daß wir anderen Reichthum suchen, als Ehre, Macht, Land und Leute", das hat der 1740 auf demselben Throne folgende König Friedrich II in vollstem Maße erfüllt, da er erkannt, welche Macht im Gelde liegt, das er wahrlich nicht aus Geiz so angehäuft.

Friedrich Wilhelm II konnte in seiner kurzen Regierung nicht viel für den Schatz sorgen; zwar erwarb er einige Provinzen, Anspach, Bayreuth und aus den polnischen Theilungen nicht weniger als 2055 Quadratmeilen, aber diese neuen Länder kosteten einstweilen mehr, als sie einbrachten; viele Beamte mußten pensionirt, die Gehälter der übrigen verbessert, neue, gemeinnützliche Institute für Civil und Militär angelegt, und Bildungsanstalten gegründet werden. So ließ sich nichts sparen; dann kamen gar die allerdings unnützen Feldzüge nach Holland, zuletzt die „Revolutionscampagne" gegen Frankreich und leerten den Schatz vollständig, häuften sogar noch eine große Schuldenlast auf Preußen, so daß bei des Königs Tode, obwohl in der letzten Zeit seiner Regierung wieder etwas gespart wurde, einer Passivsumme von 48 Millionen nur ein im Staatsschatz befindlicher Baarbestand von $1^1/_2$ Millionen gegenüberstand.

Da kam der einfache, bürgerlich sparsame Friedrich Wilhelm III zur Regierung; ihm gelang es in den wenigen Jahren von 1799, wo die ersten Summen in den Schatz abgeführt werden konnten, bis 1805, wiederum gegen 13 Millionen zu ersparen. Eine unglückselige Politik, die erst Oesterreich im Stich ließ, dann allein mobil machte, 1805, raubte die ganze Frucht der Sparsamkeit und leerte den Schatz so vollkommen, daß das selbstverschuldete Unglück des Jahres 1806 schon kein Geld mehr vorfand. Die folgenden Zeiten der Noth und des Elends, der Fremdherrschaft und der Zerstückelung Preußens, dann die herrliche Epoche der Erhebung Deutschlands — sie waren allerdings nicht danach angethan, den Schatz wieder zu füllen, und erst als der Staat zur Ruhe und festen Gestaltung gekommen war, als sich die Verhältnisse wieder consolidirt hatten, konnte der König daran denken, diesen Grundpfeiler einer allgemeinen Sicherheit neu zu stiften. Die Kabinetsordre vom 17. Januar 1820, weiter ausgeführt durch eine andere vom 17. Juni 1826, gründete den jetzigen Staatsschatz und gab ihm eine feste Basis. Die erstere bestimmte, daß alle bisher gemachten Ersparnisse, alle in der Verwaltung entbehrlichen Mehreinnahmen, alle möglich werdenden Minderausgaben demselben zufließen sollten; um aber dies in einer dem Lande nicht drückenden Weise geschehen zu lassen, präcisirte die zweite Kabinetsordre die „zufälligen Einnahmen", auf welche in der ersten hingewiesen war, näher als solche, welche aus Anlagen und Instituten des Staates, welche nicht zur Domänenverwaltung gehörten, hervorgingen, aus Ablösungen von Lasten, aus zurückgezahlten Vorschüssen u. s. w. Dieser neugegründete Staatsschatz wurde zuerst dem Staatsminister Grafen Lottum zur Verwaltung übergeben. Ueber seine Verwendung ward nichts bestimmt; erst die Denkschrift des Staatsminister v. Thile vom 6. April 1817 erklärte, daß er nur baares Geld enthalten und nur zu Kriegszwecken verwendet werden solle. Von beiden Bestimmungen ist aber öfter abgewichen worden; theils enthielt er manchmal Effekten, theils wurde er, wie im Jahre 1847, schon bei dem allgemeinen Elend, welches damals überall die s. g. Kartoffelunruhen hervorrief, zur Linderung eines Nothstandes in Anspruch genommen. Ueber die Größe der vorhandenen Summe wurde aber tiefes Geheimniß bewahrt; Herr von Thile erklärte zwar dem 1847 versammelten allgemeinen Landtag, daß der beim Regierungsantritt König Friedrich Wilhelms IV vorhanden gewesene Bestand noch unversehrt derselbe geblieben — wie groß er aber sei, wurde nicht gesagt, nur daß seitdem über $7^1/_2$ Millionen Thaler hinzugekommen seien. Der Finanzminister Hansemann gab zwar nähere Mittheilungen, aber diese widersprachen sich in hohem Grade, es herrschte noch zu viele Unklarheit, und man scheute die Oeffentlichkeit. So viel aber stellte sich später heraus, daß der Schatz am Schluß des Jahres 1847 über 23 Millionen Thaler enthielt. Die Jahre 1848 und 1849 mit ihren großen Einnahmeausfällen, und den bedeutenden Mehrausgaben zu dem

*) Wir folgen hier in den Angaben dem trefflichen Aufsatz von K. Kletke über den Staatsschatz in der „Zeitschrift für preußische Landeskunde", 3. Jahrg.



Die Seekalesche. Originalzeichnung von Hugo Becker.

dänischen Krieg rc. räumten wieder gründlich darin auf, so daß im Jahre 1850 nur noch wenige Millionen vorhanden waren. Zwar faßte die zur Prüfung des Bestandes niedergesetzte Commission den Beschluß, es solle künftig derselbe jährlich im Staatshaushaltsetat aufgeführt werden, und außerdem vorzugsweise zur prompten Kriegsbereitschaft bestimmt bleiben. Aber die erste Bestimmung wurde nicht ausgeführt, man hielt es für ebenso gefährlich, den Bestand des für Kriegszwecke bestimmten Geldes als den der effektiven Ausrüstungsstücke bekannt zu machen — möglichst viel Geheimniß war damals noch Regierungsmaxime — die s. g. Landrathskammer faßte auch wirklich 1854 die dem damaligen Beschluß entgegengesetzte Resolution, daß aus Gründen des Staatswohls künftig von einer Veröffentlichung des Bestandes des Staatsschatzes und seiner in Aussicht stehenden Einnahmen abzusehen sei. Freiherr von Vincke war dagegen gewesen, aber vergebens. Aber trotz der Geheimhaltung that die Regierung ihre Pflicht, und am Ende des Jahres 1859 war der Schatz schon wieder auf mehr als 12 Millionen Thaler angewachsen. Endlich, im Jahre 1862, als über die Nützlichkeit eines Staatsschatzes überhaupt debattirt wurde, kam auch der Beschluß zu Stande, fernerhin darüber keine Geheimhaltung in dieser Beziehung zuzulassen, sondern alljährlich in öffentlicher Sitzung darüber Bericht zu erstatten. Es stellte sich denn auch der Bestand am Schlusse dieses Jahres auf $20^1/_2$ Millionen. Der Verlauf der folgenden Periode zeigte, wie gut es war, einen Staatsschatz zu besitzen — er half den dänischen Krieg führen und siegreich beenden. Seine Folgen sind bekannt und gewürdigt. Da kam der österreichische Krieg; eine Gefahr, größer als die bei Beginn des siebenjährigen Krieges, trat an Preußen heran — es galt, den Feinden zuvorzukommen; eine unseliges Friedensverlangen hemmte die Regierung, Geld wurde nicht bewilligt, wäre auch kaum möglich zu beschaffen gewesen, wieder half der Staatsschatz — und jetzt steht ein mächtiges, nach innen befestigtes, geeinigtes, nach außen Achtung gebietendes Deutschland da.

In den Sitzungen vom 24. und 25. September 1866 nach lebhaften Debatten wurde die Höhe des Staatsschatzes, über die derselbe nicht hinausgehen solle, in Folge des bekannten Michaelisschen Antrages, auf 30 Millionen festgesetzt. Einnahmen, welche demselben über diese Summe hinaus zufließen würden, sollten den allgemeinen Staatseinnahmen zu gute kommen, und soweit sie nicht nach einem besonderen Beschlusse des Landtages verwendet würden, zur Tilgung der Staatsschulden dienen. Die Verwaltung des Staatsschatzes ist dem Ministerpräsidenten und dem Finanzminister gemeinsam übertragen.

So ist denn endlich der vielfach schwankende und wechselnde Zustand desselben in ein festes Stadium getreten; sein Bestand ist klar dargelegt, seine Verwendung und Verwaltung geordnet — möge der Zeitpunkt fern sein, ja, möge er nimmer eintreten, wo ein Krieg ihn wieder leert, und wir wollen den Verlust an Zinsen, den das Land durch die nicht produktiven Kapitalien erleidet, für den höchsten Gewinn erachten. Möge seine Achtung gebietende Höhe helfen, den Frieden in der Welt zu erhalten — hat sie doch schon geholfen, Preußen und Deutschland eine Stellung zu geben, welche diesem Frieden eine Bürgschaft zu bieten vermag.

Theodor Coßmann.

Die Seekalesche.

Zu Hugo Beckers letztem Bilde.

Die Seekalesche! Mit Recht sehe ich Verwunderung auf den Gesichtern meiner Leser bei Nennung dieses Namens, aber die Folge wird lehren, wie gut gewählt die Bezeichnung war. Mich aber berührt die Erinnerung daran in doppelter Weise: heiter war die Fahrt, die wir in der Seekalesche unternahmen, doch Wehmuth beschleicht mich, wenn ich denke, daß der, welcher den Namen erfand, der das Bild zeichnete, nun schon unter dem kühlen Rasen schlummert! Die einfache Geschichte ist folgende.

Während der Mobilmachung des Jahres 1866 mußte ich mich als Artillerieofficier zur Landwehr stellen. Als solcher erhielt ich den Auftrag, aus dem Depot zu Treptow an der Rega eine bedeutende Anzahl junger Remontepferde zu holen, zu welchem Zwecke mir 30 Kanoniere zur Hilfeleistung beigegeben wurden. Um aber die Fahrt auch in angenehmer Begleitung zurückzulegen, lud ich meinen Bruder Hugo ein, der leider seit Jahren den Keim einer verderblichen Krankheit in sich trug — sich mir als Gesellschafter anzuschließen. Unvergeßlich wird mir sein helles Gelächter bleiben, das er aufschlug, als er meine antiquirte Reisekalesche, die gewiß schon im Beginne des Jahrhunderts Dienste gethan, erblickte. Aber ein anderes Fuhrwerk war nicht aufzutreiben, und so hieß es denn vorwärts. Die riesigen Schwankungen des Wagens machten sich in jeder Gangart des Vorspanns geltend, und schon nachdem wir das Pflaster der Stadt eben verlassen und auf die Chaussee hinausgekommen, sagte mein Bruder in der ihm eignen lakonischen Weise: „Das ist das achte Wunder der Welt, eine wahrhafte Seekalesche; wenn es so noch weiter geht, haben wir in einer Stunde die Seekrankheit in optima forma!“

Nach längerer Marschzeit langten wir in Treptow, dem Ziele meiner Sendung, an. Nach der Erledigung der dienstlichen Geschäfte blieben mir noch einige freie Tage; wir benutzten einen derselben zu einem Ausfluge nach dem Seebade Deep und machten auch die Fahrt in unserer lieben Seekalesche. Der Weg bis nach dem Flecken Triebus ist malerisch begrenzt und bietet den mannigfachsten Wechsel an Schönheit, namentlich für ein kunstsinniges Gemüth. Der Himmel war uns besonders günstig; bald zeigte sich die Landschaft in vollem Sonnenschein, dann wieder verhüllte sie ein mit uns wandelnder Wolkenschatten, hinter dem die lichtvollsten Fernen sichtbar wurden. In Triebus mußten wir uns einen Führer dingen, denn bald hinter der Ortschaft verliert sich die Landstraße plötzlich in einen See, und diese nasse Fläche, die sogenannte Wasserstraße, zieht sich fast eine halbe Stunde lang bis nach Deep. Trotzdem die Dürre schon lange währte, betrug die Höhe des Wassers stellenweise noch einige Fuß. Auch war es unbegreiflich, daß die durchführende Strecke nicht einmal durch Merkzeichen abgesteckt worden war, eine Fahrlässigkeit, die dem Fremden leicht zum Verderben werden konnte. Freilich wissen die Führer die Richtung ganz genau; auf ihren langen Stab gestützt, durchwaten sie die Flut, und ihre Merkzeichen sind die einzelnen Büschel und Halme des schlanken Schilfgrases. Als wir in den See hineinfuhren, sahen wir vor uns eine kleine Herde Rindvieh. Bald hatten wir sie erreicht, und die Thiere scharten sich instinctmäßig um unser Fuhrwerk. Ihr Führer, ein jüdischer Händler, saß auf einem Pferde, so elend, als ob ihm bei seinem Herrn die Wiederkehr der sieben mageren Jahre immer von neuem erstände.

Wir befanden uns in einer höchst eigenthümlichen Situation. Die Pferde sanken bei jedem Schritt bis an die Knie ins Wasser, und bei dem rauhen Untergrunde traten die Schwankungen stärker hervor, so daß sich nun die Bezeichnung „Seekalesche“ im vollen Sinne des Wortes bewahrheitete. Was war natürlicher, als daß mein Bruder diese Situation gleichfalls in sein Studienbuch skizzirte? Die Erinnerung an unsere Reise hatte Hugo nicht verlassen. Einige Wochen vor seinem Tode begann er das Bild unseres Zuges durch die Wasserstraße bei Deep auf Holz zu zeichnen, wobei er seinen Freunden gern von der „Seekalesche“ erzählte.

Von den vielen vortrefflichen Holzzeichnungen, die seinen Künstlernamen zu einem hochgeschätzten machten, erhielten Sie in dem umstehenden Bilde die letzte, die er mit sterbender Hand ausführte.

B.

In einem chinesischen Theater von San Francisco.

In San Francisco befinden sich mehrere chinesische Theater, welche von den hier zahlreich ansässigen Kindern des blumigen Reiches der Mitte fleißig besucht werden. In dem Theater an der Dupontstraße, in welches ich den wißbegierigen Leser mich zu begle[…] spielt gegenwärtig eine berühmte Schauspielergesell[…] jüngst von Hongkong hier angekommen ist, um Ga[…]

Es war neun Uhr abends und die Vorstellung bereits im vollen Gange, als ich mit einem Freunde durch die unsaubere und spärlich erleuchtete Vorhalle des genannten chinesischen Theaters schritt, dem Klange einer wahren Höllenmusik entgegen, welche aus dem oberen Stockwerke herunterschallte.

An der Eingangsthüre verstattete uns ein mit einem dicken Knüppel bewaffneter Polizist, nachdem wir unsere Billette vorgezeigt und er uns scharfen Blickes gemustert, den Zutritt. Die Billette, jedes für einen viertel Dollar, hatte ich mir schon früher durch meinen Waschmann, einen intelligenten Chinesen, besorgt, um uns einer Zurückweisung an der Theaterthüre nicht auszusetzen. Dieses geschieht nämlich nicht selten durch den wachthaltenden Polizisten, der allen ihm verdächtig scheinenden Kaukasiern, welche die Vorstellung etwa stören könnten, den Zutritt in den Musentempel versagt. Auch pflegt der Polizist von den weißen Theaterbesuchern, die ohne Billette erscheinen, einen halben Dollar Entree zu fordern, falls er sie überhaupt einläßt.

Ein Chinese würde sich zu einem solchen Thürsteherposten schlecht passen, da der erste beste Bummler der großen Goldstadt mit Gewalt und umsonst den Eingang in das Theater erzwingen würde. Mit einem San Francisco Polizisten ist aber nicht zu spaßen, zumal er außer seinem gewichtigen Knüppel immer mehrere scharfgeladene Revolver in verschiedenen Taschen stecken hat, die er ohne sonderliche Gewissensscrupel gelegentlich in Anwendung bringt.

Wir sind im Parquet. Ein paar Chinesen haben die Freundlichkeit, bei unserem Erscheinen aufzustehen und uns ihre Sitze anzubieten, offenbar geschmeichelt, daß solche elegant gekleidete „Melican men“ (Amerikaner) wie wir, ihr Theater mit einem Besuche beehrt haben. Wir nehmen diese gastfreundliche Einladung mit den Worten „thank you, John“ herablassend an, und setzen uns neben unseren mongolischen Brüdern auf einer Holzbank nieder.

Neugierig schauen wir uns um. Das Theater, d. h. der Raum, wo die Zuschauer sitzen, besteht aus einem Parterre und nur einer Galerie. Auf letzterer sitzen die Damen in schönem Kranze, ohne Herrenbegleitung; das Parterre haben die männlichen Zuschauer dicht gefüllt. Die Damen sind seltsamerweise alle äußerst einfach gekleidet, und jeglicher Sonntagsputz fehlt an ihnen. Sogar die eleganten zusammengekleisterten hohen Coiffüren sind nicht zu bemerken, welche doch sonst bei festlichen Gelegenheiten der Stolz jeder himmlischen Schönheit sind. Die chinesischen Gentlemen haben sämmtlich den Hut auf und rauchen hin und wieder, benehmen sich im übrigen aber höchst anständig und folgen dem Spiel mit ungetheilter Aufmerksamkeit. Die sich zwischen dem Publikum auf- und abdrängenden Fruchtverkäufer machen mit ihrem Geschrei, womit sie Weintrauben, Birnen ꝛc. feilbieten, die einzige nennenswerthe Störung, worüber man sich übrigens auch in amerikanischen Theatern genug ärgern kann.

Die Bühne unterscheidet sich von unseren Bühnen namentlich dadurch, daß alle Coulissen und auch der Vorhang bei ihr fehlen. Im Hintergrunde derselben befinden sich zwei nur halb mit rothem Zeuge verhängte Thüren, durch welche die Schauspieler eintreten und abmarschiren. Im hinteren Raume drängen sich diese in buntem Costüm an den halboffenen Thüren und bilden, so zu sagen, eine zweite Zuschauerabtheilung. Auch kann man immer lange im voraus ihr Erscheinen auf der Bühne gewahr werden. Eine Anzahl von jungen Chinesen sitzt und balancirt auf Tischen und hohen Lehnstühlen auf der Bühne und betrachtet sich das Schauspiel in nächster Nähe. Man scheint hier Jungchina besondere Freiheiten einzuräumen, und die älteren Chinesen betrachten diese bezopften Sprößlinge, welche durch ihr halbamerikanisirtes Wesen eben nicht an Liebenswürdigkeit gewonnen haben, mit sichtbarem Stolze.

Auf der Bühne herrscht die größte nur denkbare Ungezwungenheit. Die Mimen laufen hin und her und schnattern laut miteinander, lachen und machen Witze, ohne sich im geringsten vor den Zuschauern zu geniren. Ein Souffleur existirt nicht, und ist das Gedächtniß der Schauspieler um so mehr zu bewundern, da e i n chinesisches Stück von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang ohne jegliche Unterbrechung von Acten und Scenen gespielt, und an den nächsten Abenden oder vielmehr Nächten f o r t g e s e t z t wird.

Oft dauert e i n chinesisches Schauspiel acht und gar vierzehn Tage lang. Während der heiligen Neujahrswoche (den einzigen chinesischen Feiertagen) wird Tag und Nacht unausgesetzt gespielt.

Außer den rothen Hieroglyphen an der Hinterwand der Bühne und verschiedenen gleichfalls mit chinesischen Schriftzeichen bestickten Tischdecken und etlichen Tischen und hohen Stühlen ist dort nichts Besonderes zu bemerken, als das Orchester, das an der Hinterwand, zwischen den beiden Thüren, Platz genommen hat.

Die Musikbande besteht aus zehn Künstlern. Welch eine Musik! Orpheus würde, hörte er sie in der Unterwelt, vor Entsetzen seine goldene Leier an eine Trauerweide am Lethe aufhängen. Der Name „Bande“ ist hier richtig angebracht. Da sind ein paar Gongs, Tantams und Pauken, ein großer kupferner Kessel, mehrere klappernde Castagnetten, ein paar Blechbecken, fast so groß wie Wagenräder, und verschiedene Streichinstrumente, welche einen quiekenden und schnarrenden Ton von sich geben, ein Mittelding zwischen einem miauenden Kater und einer verstimmten Maultrommel. Mitunter dringt ein Geheul durch die Orchestermusik, das genaue Aehnlichkeit mit einem Concert von einem halben Dutzend ächter Dudelsackpfeifen hat. Die Ohren eines Chinesen müssen sicherlich ganz anders, wie die eines Weißen organisirt sein, denn bei den grauenvollsten Passagen ist auf den Gesichtern aller anwesenden Chinesen gesteigerte Kunstfreude deutlich zu lesen.. Wenn diese Kapelle einen Sologesang eines chinesischen Opernsängers accompagnirt, so ist das genug, um Steine weinen und weiße Menschen rasend zu machen.

Selten schweigt die Musik. Während die Schauspieler declamiren, fällt alle paar Minuten ein wilder Tusch ein, um den Glanzpunkten der Rede Effect zu leihen, und zwischen dem Vortrage lärmt und trommelt und rasselt, quiekt und miaut das Orchester in wilden Fanfaren durcheinander, daß es einem das Herz wehe macht.

Die Costüme der gewöhnlichen Schauspieler sind so bunt und grotesk, wie nur denkbar; die ersten Künstler dagegen, welche die Rollen fürstlicher und angesehener Personen spielen, sind mit einem Reichthum und einer Eleganz gekleidet, die imponiren.

Viele Schauspieler tragen Masken, die meistens schauerlich aussehen. Da gibt es Mandarinen und fürstliche Personen in überreich gestickten seidenen Gewändern, Weltweise mit ellenlangen schneeweißen Bärten, Krieger und Feldherren mit Helmen wie Hamburger Nachtwächter, und Schilden wie große Regenschirme, Bürgerliche in Kleidern, die in allen Farben des Regenbogens schimmern, Diener und Bauern mit halbentblößtem Oberkörper, Damen (deren Rollen aber ausschließlich von jungen männlichen Chinesen gespielt werden) im Nationalcostüm, mit gestickten kahnartigen Filzpantoffeln, großen ausgeschnittenen blauen und weißen Steinen und aus Porzellan verfertigten Ringen an den Fußknöcheln und Handgelenken, hohen zusammengekleisterten Coiffüren und in Pumphosen ꝛc. Eine sehr unpassende Verschönerung der Darstellung sind die unnachahmlichen eleganten Purzelbäume, in denen sich die Schauspieler nicht selten vor, zwischen und nach den Reden ergehen. Das wogt auf der Bühne durcheinander in der ausländischen Tracht und declamirt und macht Purzelbäume und singt und schreit, während das Orchester mit dämonenartigem Lärm dazwischen rumort!

Das Stück, welches über die Bühne geht, hält ungefähr die Mitte zwischen einer Wagnerschen Oper und einem Ritterspiel der älteren Schule. Die Haupthandlung dreht sich um eine Dame, die eine ganze Legion von Liebhabern hat, welche sich alle Augenblicke in die Haare gerathen. Nachdem ein reichcostümirter alter Herr der holden Donna eine lange Rede gehalten und ihr, wie es scheint, väterliche Ermahnungen gegeben hat, wobei das Orchester ein reizendes Interludium nebst verschiedenen Kraftuschen gespielt, tritt ein ganz einfach gekleideter Jüngling auf, anscheinend ein Bauer und offenbar der Held des Stückes, und redet die Dame mit eleganten Gestikulationen und unter einer katzenmiauenähnlichen Musikbegleitung mit näselnder Stimme folgendermaßen an: „Nui jan bi bi djak schan guan ga“, was ich auf gut Deutsch übersetzen möchte: „Mein schönes Fräulein, darf ich wagen, meinen Arm und Geleit Ihr anzutragen?“ — worauf er mit verschiedenen Purzelbäumen und Kratzfüßen schließt.

Die Dame singt eben eine rührende Antwort in Moll, als ein zweiter Liebhaber mit zornigen Geberden eintritt, worauf jene kreischend entflieht. Während jetzt das Orchester die wildesten Fanfaren spielt, rennen beide Liebhaber wüthend auseinander los, ohne sich aber zu fassen zu bekommen; beide schlagen diverse Räder, hinten und vorne über, und singen dann ein Duett. Dieses wird

aber bald durch eine wildhereinstürmende Menge von Liebhabern unterbrochen, die meisten von ihnen in Masken, und es herrscht während zwanzig Minuten ein Lärmen und Reden, Singen und Schreien auf der Bühne, während das Orchester rast und rumort. Nachdem der alte Herr vergebens versucht hat, Frieden zu stiften, fordert der Bauer seine sämmtlichen Nebenbuhler zu einem Zweikampfe heraus, und es wird ein Turnier abgehalten.

Der Bauer, der den Oberkörper entblößt hat und sich stolz in die Brust wirft, hat nur eine lange Stange zur Vertheidigung, während seine Widersacher prachtvoll uniformirt und bewaffnet sind. Jeder von diesen hält unter Musikbegleitung eine Rede, ehe er auf den Bauer eindringt, wie es scheint, um seine Tapferkeit auszuposaunen und sich selbst Muth einzusprechen, ungefähr wie die Helden in der Ilias. Beim Angriff macht jeder erst einige Purzelbäume und duckt sich dann hinter seinen riesigen schirmartigen Schild, hinter dem er hockend herangekrochen kommt, seinen Hirschfänger auf dem Boden wetzt und drohende Schimpfworte ausstößt. Aber jedesmal, wenn der Bauer mit der Stange auf ihn loshaut, macht er erschrocken drei, vier Purzelbäume nach rückwärts.

Der Bauer schlägt alle seine Feinde nacheinander in die Flucht; ein paar Mal fliegt ein Helm, den er einem besonders kühnen Angreifer vom Kopfe haut, bis mitten unter die Zuschauer ins Parterre. Zuletzt dringen alle auf einmal auf den Bauer ein; er aber macht einen riesigen Purzelbaum bis mitten unter die feindliche Phalanx und entwaffnet alle im Nu. Während des Turniers hat sich die Kapelle in wahre Wuth hineingespielt. Der Künstler, welcher mit den wagenradgroßen Blechbecken musicirt, zeichnet sich namentlich aus und schlägt, auf einen Stuhl springend, die Becken mit aller Kraft hoch über dem Kopfe zusammen, indes die Pauken, Gongs und Tamtams einen Höllenlärm machen, die Streichinstrumente dazwischen schnarren, quieken und miauen und die Castagnetten wie Mühlräder klappern.

Doch genug über die barbarische Schaufpielerkunst der bezopften Asiaten. Bei obiger Beschreibung habe ich keineswegs übertrieben und meiner Phantasie nichts weniger als freien Lauf gelassen. Im Gegentheil, diese Darstellung kann dem Leser nur ein schwaches Bild von der Höhe der chinesischen Theaterkunst geben.

San Francisco. Theodor Kirchhoff.

Am Familientische.

Eine Reiseerinnerung aus Rumänien.

(Zu dem Bilde auf S. 591.)

Während meines Aufenthaltes am Hofe des Fürsten Carl von Rumänien fand eine große Hofjagd statt, zu welcher ich eingeladen war und die ich auch mitmachte. Bei Olteniza, fünf Stunden von Bukarest, in der Nähe der Donau, sollte gejagt werden. — Es war ein herrlicher Dezembertag, als früh 7 Uhr vom Palais zu Bukarest unsere zwei vierspännigen Wagen mit kleinen, schwarzen, wallachischen Hengsten bespannt, sich in Bewegung setzten. Die Landschaft war leicht mit Schnee bedeckt, dessen Krystalle bei einer Kälte von 10 Grad in der rosenfarbigen Sonne flimmerten.

Jeder von uns war in einen guten Pelz gehüllt, und die bequemen, offenen Wagen rollten im Galopp die hartgefrorene Chaussee nach Dschurdschewo hinunter. Nach einer Stunde wurde links abgebogen, lange Zeit durch endlose Felder, dann durch verschiedene Dörfer, deren Einwohner neugierig aus ihren elenden Hütten stürzten, um die vorbeisausenden Wagen zu sehen. Hinter den Dörfern sah man links eine weite Ebene: die große wallachische Steppe. Wie eine Linie am Lineal gezogen, lag hier der Horizont. Rechts bot sich dem Auge eine bewaldete Hügelkette dar, die größtentheils mit Niederholz bewachsen war. Dort sollten die verschiedenen Treiben abgehalten werden.

Zwischen der Steppe und den Hügeln windet sich in vielen Schlangenlinien der Fluß Argisch hindurch, den wir später auf einer schlechten Pontonbrücke passirten. Am anderen Ufer ging es bergauf, bis nach einer halben Stunde der Jagdplatz erreicht war, wo Fürst Carl von der versammelten Menge herzlich begrüßt wurde.

Welch ein Anblick! Es waren über 100 Schützen und 200 Treiber versammelt. Unter ersteren viele hervorragende Personen, so auch der oftgenannte General Golesco, der Prinz Ghika, der Fürst Cantakuzeno u. a., die übrigen waren größtentheils Bauern, die in ihren langen, braunen und weißen Röcken, der Pelzmütze und durch ihre pikanten, braunen Gesichter einen höchst malerischen Anblick gewährten. Die Gewehre dieser Leute waren meistens lange Einläufer mit selbstverfertigten Kolben und Feuersteinschlössern. Nachdem von fürstlicher Seite, nach dortiger Sitte, Munition an die Bauernschützen vertheilt war, ging es zum ersten Treiben.

Während das Treiben im besten Gange war, hatte ich Gelegenheit, den Ort Olteniza zu studiren, woselbst der Fürst mit seiner Begleitung Nachtquartier halten wollte. Für einen Maler bietet jedes rumänische Dorf stets Unterhaltung genug, Olteniza um so mehr, da es zu den größeren Dörfern zählt. Der Primare (Ortsvorsteher), welcher ziemlich gut deutsch sprach, nahm sich meiner auf das zuvorkommendste an. Zuerst zeigte er mir das Häuschen, in welchem der Fürst wohnen sollte. Es bestand aus zwei Zimmern. Zu jedem derselben führte ein directer Eingang von der Straße, vor welchem ein Dorobanze (Landgensdarm) Wache stand. Allerliebst erschien das Wohnzimmer geschmückt. Die Wände waren mit feinen, weißen, gestickten Tüchern behangen, welche die rumänische Landbewohnerin so kunstvoll und sinnig zu verfertigen weiß. Fußboden, Bett und Bänke zeigten selbstgemachte, geschmackvolle Teppiche — kurz, alles gab mir Gelegenheit, den äußerst feinen Farbensinn der Wallachen zu bewundern. Das zweite Zimmer, welches als Speisesaal dienen sollte, war ähnlich ausgeschmückt. Nach Besichtigung dieses Hauses führte mich der Primare im Dorf umher, dessen Einwohner momentan fast nur aus Frauen und Mädchen bestanden, da die Männer zur Jagd gezogen waren. Sie trugen zu Ehren des hohen Gastes, der am Abend erwartet wurde, ihre schönsten Costüme.

Unterdessen war die Jagd vom besten Erfolge begleitet gewesen. Bald kamen uns die Schlitten entgegen, welche zur Aufnahme des Wildes dienten. Der erste war mit zwei starken Sauen, Hasen und Füchsen beladen, der zweite mit fünf Wölfen! Meine Erwartungen waren weit übertroffen, und als ich näher heran wollte, die Raubthiere genau zu sehen, widersetzte sich mein Pferd derart, daß es unmöglich war den Plan auszuführen. Ich stieg nun ab und besah mir die gewaltigen Thiere, unter denen einige sich besonders durch Größe auszeichneten. Die Hasen weichen in der Farbe von den unsrigen ab, auch erschienen sie mir größer, nur die Löffel (Ohren) sind etwas kürzer. Die Füchse dagegen sind kleiner wie bei uns, aber wunderbar schön von Farbe; die Sauen endlich weit größer wie unsere heimischen.

Wir ritten weiter, und bald kamen uns die Schützen entgegen. Fürst Carl voran, der mir mit freudiger Aufregung erzählte, er habe den stärksten Wolf geschossen. Für heute war die Jagd beendet, und alles zog nach Olteniza. Imposant nahm sich der Jagdzug aus. Der Fürst, welcher im Dorf lebhaft begrüßt wurde, zog sich in das vorhin erwähnte freundliche Quartier zurück, das Wild wurde vor seinem Hause niedergelegt, und auf der Straße zündete man zwei große Feuer an. Nachdem ein kräftiges Jagdmahl gehalten, wobei es an Unterhaltung nicht fehlte, die durch des Fürsten liebenswürdiges Wesen besonders gewürzt wurde, suchten wir unser Lager auf; war es auch hart, so schlief sich's doch ganz gut.

Am anderen Morgen gegen 9 Uhr wurde wieder zur Jagd ausgezogen. Angekommen, wo das erste Treiben stattfinden sollte, waren bereits alle Treiber und Bauernschützen versammelt. Einer der letzteren, ein großer, kräftiger Mann, wurde dem Fürsten vom General Golesco vorgestellt. Der Mann hatte den rechten Arm mit blutigen Lappen umwickelt in der Binde, der Lauf seiner Flinte war verbogen, hinter ihm lag ein todtes Schwein. Dasselbe war tags vorher angeschossen, der Bauer war ihm in der Nacht nachgegangen und hatte es nach hartem Kampf erlegt. Der verbundene Arm und der gebogene Lauf bezeugten die Heftigkeit des Kampfes. Die Scene war malerisch: da stand der junge, kräftige Fürst, ihm zur Seite Golesco mit seinem charakteristischen Kopfe, und vor beiden der verwundete Mann, der echte Typus eines Wallachen. Schnell nahm ich mein Skizzenbuch zur Hand, um die Gruppe, die hier sich den Daheimlesern darbietet, festzuhalten.

Das Ergebniß des zweiten Tages war unbedeutend, da das Wild durch die Jagd des ersten Tages verscheucht war. Die Jagd wurde früh abgebrochen, um 4 Uhr nachmittags fuhr der Fürst mit seiner Begleitung zurück nach Bukarest, das er nach einer flotten Fahrt gegen 7 Uhr glücklich erreichte.

Emil Volkers.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

VI. Jahrgang. | Ausgegeben am 18. Juni 1870. | Der Jahrgang läuft vom October 1869 bis dahin 1870. | 1870 № 38.

Eine Cabinetsintrigue.

Historischer Roman von Georg Hiltl.

(Fortsetzung.)

„Das muß ich sagen," rief der König endlich, die beiden Briefe ergreifend, „so was ist mir noch nicht arrivirt; dagegen ist keine Kasse sicher; da kann er ja in die Millionen Anweisungen machen. Clement! Clement! Warum hat Er das gethan?" setzte er in wehmüthigem Tone hinzu. „Ich hatte es gut mit Ihm im Sinn."

„Ich habe gegen Eure Majestät nicht gefehlt — ich halte meine Aussage heute noch aufrecht. Man will Ihnen und Ihrem Staate ans Leben; wenn ich unerlaubte Mittel anwendete, Eure Majestät zu überzeugen, so ist das strafbar; strafen Sie mich, ich werde diese Strafe gern tragen, habe ich doch den Staat gerettet."

„Und mein Leben am Ende doch auch," rief der König.

Katsch sah die neue Schwankung. „Nur noch einige Augenblicke, Majestät," rief er. „Nur noch eine Viertelstunde lang schieben Sie Ihre gnädige Entscheidung auf — eine Portion Folter, und Sie werden wissen, woran Sie sind. Daß Er die beschuldigenden Briefe gefälscht hat," sagte er zu Clement, „hat Er eingestanden. Die Anklagen gegen jene Herren sind also erdichtet. Einem Menschen, der das wagt, dem ist alles zuzutrauen; ergo hat Er auch das Attentat erdichtet. Damit aber, wenn's wahr ist, kein Schuldiger ungestraft bleibe, — heda, herbei, Meister Hans — legt dem Herrn hier die Schrauben an."

Clement war verloren. „Halten Sie ein," rief er. „Ich kann getäuscht sein, ich will es bekennen — mir kam die Kunde —"

„Aha — Teufel und Donner!" rief der König jetzt. „Es stimmt auch damit nicht? So soll doch gleich — —"

„Sehen Sie, Majestät!" rief Katsch frohlockend. „Ich wußte es; und jener Verrath der Cabinette ist ebenfalls Hirngespinnst des Betrügers, oder nicht? Kann Er Namen nennen?"

Clement mußte jetzt seinen Trumpf ausspielen. „Was ich gethan — ich that es für den König, ich wiederhole es noch ein Mal. Ich war beauftragt, alle Unterhandlungen zu führen. Daß man mir nicht Briefe mitgab, das ist scheinbar richtig — nur scheinbar, denn die wirklichen Briefe sind mir entwendet bei der Haussuchung." — „Schurke!" rief Katsch außer sich.

„St — Silentium!" befahl der König, der wieder hoffte.

„Ich bestehe darauf, daß jenes Complott gegen den Staat Preußen existirt — Herr Bonnet hat aus London davon geschrieben — die wichtigsten Sachen sind Euer Majestät zugekommen — Herr von Knyphausen hat ebenfalls Andeutungen gemacht — ich bin gesendet worden, um Majestät zu warnen, und wenn ich einen Fehler beging, so war es der, daß ich mich stellte, als sei alles nur meine eigne Veranstaltung, als sei in mir allein der Plan entstanden, das Complott, die Cabinetsintrigue zu verrathen — aber ich mußte es thun, weil ich meine Vorgesetzten nicht compromittiren wollte und als ein redlicher Agent es auch nicht thun konnte — in dieser Stunde aber bekenne ich, daß ich von Herrn von Flemming abgesendet wurde, um das Complott zu offenbaren, daß ich deshalb eine Empfehlung des Herrn von Manteuffel an seine Freundin, die Frau von Blaspiel, erhielt, welche von Flemming ebenfalls durch Manteuffel ersucht worden war, mein Schreiben an den Hofprediger Jablonski abzugeben."

Bei dem Namen der Blaspiel zuckte der König heftig auf. Katsch verfolgte gewandt das Interesse seiner Freunde. „Also wieder diese Frau, diese Blaspiel," rief er. „Majestät, ich wage jetzt zu behaupten, daß diese ganze Sache nichts ist, als eine furchtbare Intrigue der unheilvollen Frau und ihrer Anhänger: Troschke, Kamke, ich wage nicht auszusprechen wessen noch — um mißliebige, treue Diener Eurer Majestät zu stürzen — eine gefürchtete Maßregel Eurer Majestät zu verhindern — die Cabinette zu entzweien — das muß genau untersucht werden."

„Es soll untersucht werden — Gott straf' mich, wenn ich es nicht thue," rief der König, jetzt ausbrechend. Sein Gesicht nahm eine bläuliche Farbe an — seine Hände zitterten, und er warf wilde Blicke umher, als suche er einen Gegenstand, woran er seine Wuth auslassen könne. „Lumpe und Spitzbuben habe ich um mich her," schrie er. „Sie scheuchten den Schlaf von meinem Lager, um ihre erbärmlichen Stänkereien auszufechten mit allerlei Wortgeklingel und Waschweiberkram — aber," er runzelte die Stirn in wahrhaft erschreckender

Weise, „ich sage Euch allen, die Ihr hier versammelt seid: hinter diesen Kleinlichkeiten verbirgt sich ein großes Unheil — sie brauen gegen den Staat etwas, wenn sie mich auch nicht beim Wickel zu nehmen wagen — sie wollen mein Preußen verspeisen — aber ich will ihnen den Appetit danach verscheuchen."

„Majestät können glauben — —," fiel Katsch ein.

„Schweige Er zum Donnerwetter!" rief der König. „Der dort — der Clement — der mag gelogen haben, daß die Wände wackeln — aber in einem Punkte, in dem der gemeinen Intriken der Cabinette, ist die Sache nicht erfunden, und es soll alles heraus —"

„Das wird gut sein," sagte Katsch.

„Treskow," rief der König einem der Officiere zu. „Gleich voraus nach Berlin." Er warf einige Zeilen seiner ungeheuerlichen Handschrift auf das Papier. „Hier — an Marwitz — komme gleich nach. Katsch mit mir nach Berlin fix — kein Wort sagen — alle überraschen. Alle verhören — den da ins Zimmer zurück," setzte er, auf Clement deutend, hinzu. „Wagen bereit halten für ihn — Kowalski, Er haftet mit seinem Kopfe für ihn. Wenn ich Befehl schicke, dann ihn nach Berlin senden; aber ihn gut halten."

Er ging auf Clement zu. „Wenn Er auch verdammte Geschichten gemacht hat," sagte er, „ich meine doch — Er hat's nicht allzu schlimm im Sinne gehabt, und es gibt noch größere Schurken." Mit diesen Worten verließ er das Zimmer.

Clement wurde abgeführt. „Noch bin ich lange nicht verloren," murmelte er.

„Wenn nur ein Schimmer von Wahrheit aufzufinden ist," keuchte Katsch, in den Wagen steigend, „dann sind alle verloren, und trotz meiner Mühe siegt dieser Clement mit sammt der Blaspiel."

Er lehnte sich in den Wagen zurück, denn er sah den König auf der Höhe des kleinen Berges mit seinem Officier langsam in die Niederung hinabreiten, welche sich bis nach Charlottenburg zieht — bald waren sie durch den Berg seinen Blicken entzogen. Gerade jetzt kam ein Reiter von Spandau her an dem Wagen vorüber. „Es ist Herr von Dumoulin," rief Katsch.

Dumoulin hielt sein Pferd an. „Herr Lieutenant," sagte Katsch eilig, „haben Sie meine Worte im Gedächtniß behalten?"

„Allerdings, Herr Auditor."

„Clement ist ein Betrüger — Heidekam sein Genosse — wehe allen, die mit ihm jemals in Verbindung traten. Sie haben das Unheil nach Berlin zurückgeführt," sagte Katsch.

„Ich that meine Pflicht."

„Allerdings — aber Ihre Freunde sind verloren."

„Gott möge ihnen helfen — ich werde nicht von ihnen weichen."

„Sie können für dieselben wirken."

„Wodurch?"

„Indem Sie sich uns, das heißt mir, geneigt zeigen."

„Wenn es geschehen kann, ohne wider meine Pflicht — —,"

„Gewiß. Ich bitte Sie, diesen Zettel — ungelesen — Herrn von Grumbkow bringen zu wollen." Der Auditor hatte aus seiner Brieftasche ein Blatt gerissen und mit Bleistift beschrieben. „Sie müssen nur eins thun — Sie müssen dem König nicht jetzt begegnen."

„Ich verlasse mich darauf, daß es nichts Pflichtwidriges ist!"

„Sie können ruhig sein. Ich werde Ihnen den Dienst nicht vergessen."

Dumoulin spornte sein Pferd und schlug den Weg über Schöneberg nach Berlin ein; da er in scharfem Trabe ritt, kam er früher nach Berlin als der König, der noch einige Minuten in Charlottenburg hielt, um die neue Anlage zu besichtigen, welche am Flußufer zur Dämmung und Schälung hergestellt wurde. Dumoulin eilte spornstreichs vor Grumbkows Haus. Der Minister war gerade bei Tafel, als ihm der Lieutenant gemeldet wurde. Dumoulin brachte einige gewöhnliche Redensarten vor, dann überreichte er den Zettel. Grumbkow las die Schrift und eilte, ohne ein Wort zu sagen, ins Speisezimmer zurück, dann kam er wieder, reichte dem Lieutenant die Hand und sagte: „Ich bin Ihnen sehr verpflichtet — Sie würden mich verbinden, wenn Sie mein Gast sein wollten."

„Ich bedaure, Excellenz — mich rufen andere Pflichten."

„Hm," sagte der Minister, „ich kann mir's denken. Sie sind in Sorgen um eine Person; wir wollen sehen, was sich thun läßt. Sie hätten den Clement dem Mountford überlassen sollen."

Er grüßte Dumoulin artig und ging, einige Entschuldigungen stammelnd, aus dem Zimmer. Dumoulin stieg zu Pferde — nach wenig Minuten hielt sein Roß vor dem Hause des Notars. Er eilte die öden Treppen hinauf.

„Karl! Karl!" rief es ihm entgegen. „Gelobt sei Gott — ich habe Dich wieder."

„Geliebte Elisa," rief Dumoulin, das schöne Mädchen in seine Arme schließend.

„Karl," begann Elisa sofort, „ist es wahr, was die Leute erzählen, daß Du den Clement gefangen hast?"

„Es ist wahr."

„Und Du brachtest ihn hieher — nach Berlin — er ist hier?"

„Es ist so, wie Du fragtest."

„Dann ist mein Vater ein verlorner Mann," sagte Elisa mit dumpfer Stimme.

Verloren.

Wie es häufig zu gehen pflegt, so hatten die am meisten bei Clements Sache Betheiligten wenig oder gar nichts erfahren. Im Schlosse hütete sich jeder zu sprechen, da der König selbst tiefes Schweigen beobachtete. Daß die Königin und Frau von Blaspiel in großer Sorge waren, bedarf keiner Erwähnung, die Verhaftungen vieler angesehener Leute, die unausgesetzten Verhöre, die frostige und böse Stimmung des Königs ließen alles fürchten, aber was konnte geschehen ohne Clements Zeugniß? So lange er fern blieb, war für die Betheiligten nichts zu besorgen, und weder die Königin noch Frau von Blaspiel glaubten an seine Wiederkehr.

Frau von Blaspiel tröstete sich also vollkommen; die Abwesenheit des Königs fiel nicht auf. Man war gewöhnt, ihn in Spandau zu wissen — Frau von Blaspiel machte daher, wenn auch nicht ganz ruhig — so doch in ziemlich beruhigter Stimmung ihre Toilette. Sie war gerade damit beschäftigt, die Manschetten an ihre schönen Arme zu befestigen, als das Kammermädchen den Kopf durch die Thür steckte. „Gnädige Frau," sagte sie, „es ist ein Herr da."

„Wer ist es?" fragte die Blaspiel, sich halb umwendend — aber ihr Blick fiel durch die halb geöffnete Thür des Toilettenzimmers, und sie gewahrte zu ihrem Erstaunen den in voller Uniform befindlichen Obersten von Marwitz. Sogleich eilte sie zur Thüre. „Oberst," rief sie freundlich; „Sie hier? Zu so ungewohnter Zeit?"

Marwitz antwortete durch eine Verbeugung und ängelte, wie man zu sagen pflegt, das Kammermädchen zur Thür hinaus.

„Mon dieu — was ist Ihnen?" fragte die Blaspiel. „Sie sehen ja so verlegen aus? Ja, die Herren Obersten — —"

„Theure Freundin," sagte Marwitz, „Sie finden mich in schrecklicher Lage; „ich habe Befehl, Sie sofort zu Seiner Majestät dem Könige zu geleiten."

Frau von Blaspiel erbleichte. „Mich? Sofort?"

„Es ist der Befehl Seiner Majestät," wiederholte Marwitz

„Es ist wohl eine besonders wichtige Veranlassung — die mich — —" fragte die Blaspiel mit bebender Stimme.

„Ich weiß es nicht," entgegnete Marwitz verlegen, „es scheint fast so — denn der König hat heute den Vormittag in Spandau zugebracht, um jenen seltsamen und gefährlichen Menschen — den Ungar Zoreck, oder — wie die Fama sagt, Clement zu verhören."

Frau von Blaspiel fühlte bei diesen Worten etwas wie eine unsichtbare Hand — wie eine Kralle sich um ihren Hals legen — sie bewegte krampfhaft ihre Finger. „Was — was sagen Sie? Der Ungar — der Clement ist also hier? oder in — —"

„In Spandau. Dumoulin hat ihn dahin abgeliefert."

Frau von Blaspiel that sich Gewalt an — sie kämpfte durch schnellen, kraftvollen Entschluß ihre ungeheure Bewegung nieder.

„Ich fürchte," sagte sie mit fester Stimme, „die Ankunft jenes — wie heißt er doch? — ja — jenes Clement, wird für viele Leute verhängnißvoll sein, daher meine Bewegung. Kommen Sie, mon ami — ich will nur meiner Kammerfrau — ich bin sogleich zurück."

Marwitzs Verlegenheit erreichte den höchsten Grad — er trat fast ängstlich der Hofdame in den Weg.

„Verzeihen Sie mir — oder rechnen Sie es vielmehr dem mir gewordenen Auftrage zu, wenn ich Ihnen sagen muß, Sie dürfen nicht mehr von meiner Seite gehen — Sie dürfen nichts von dem anrühren, was in Ihrem Zimmer liegt."

Frau von Blaspiel war vernichtet. Die Nähe der Gefahr war unmittelbar — dennoch vermochte sie nicht zu erfahren, um was es

sich eigentlich handelte — ihr lag daran, vor allen Dingen Gewißheit zu haben und sie trieb deshalb jetzt den Obersten zur Eile.

Der unten vor dem Hause haltende Wagen führte sie in Gesellschaft Marwitzs in das Schloß. Beide mußten einige Zeit vor dem Cabinette des Königs warten.

Endlich öffnete sich die Thür desselben, Marwitz ließ die Dame eintreten. Vor seinem Tische stand in voller Uniform — der König. Zu beiden Seiten Grumbkow und der Dessauer.

„Ich bin verloren," murmelte die Blaspiel bei dem Anblicke ihrer Feinde. „Nur das Zeugniß Manteuffels wird mich retten."

Der Köaig wies mit einer raschen Geberde auf einen Sessel — als wolle er die Blaspiel einladen, Platz zu nehmen.

„Madame," begann er, „es sind arge Dinge in der Luft."

„Ich hoffe von Eurer Majestät zu erfahren — welche Dinge es sind," sagte die Blaspiel.

„Ist Ihnea etwa mein schlechter Humor entgangen, den ich vor einiger Zeit gegen alle Welt an den Tag legte?"

„Leider nein. Ich habe innig Eure Majestät bedauert."

„So? Und *Sie*, Sie wissen den Grund wohl nicht —?"

„Ich *weiß* ihn nicht — aber ich vermuthe ihn."

„Aha — da kommen wir auf die Causa — wie der Lateiner sagt. Jawohl, Madame, müssen Sie diese Causa kennen — da Sie," er erhob seine Stimme bedeutend, „da Sie es waren, welche einem Betrüger den Weg zurechte gemacht hat, auf dem er bis in meine Wohnung kommen konnte — verstanden? Sie sind Schuld daran, daß jener infame Kerl es fertig kriegte, meine besten Freunde, meine treuesten Diener bei mir anschwärzen zu können."

Frau von Blaspiel hatte bereits Beherrschung genug gewonnen, um zu merken, daß des Königs Ton, daß seine Behauptungen, trotz der scheinbaren Härte, nicht fest und entschieden waren.

„Majestät," antwortete sie, „ich wäre eine Erbärmliche — wollte ich leugnen, daß ich ohne Mitwissenschaft wäre."

Diese Offenheit imponirte dem Könige. Er warf den beiden Herren einen sonderbaren Blick zu.

„Ja," fuhr die Blaspiel fort, „ich habe etwas gewußt von dem, was Jakob Clement Eurer Majestät mitzutheilen hatte — es war eine Sache von größter Wichtigkeit für Preußen, und ich weiß, daß ohne Clement die höchste Gefahr in diesem Augenblicke vor der Thür stände — also habe ich nur meine Pflicht gethan."

„Na?" fragte der König kurz, sich zu dem Minister wendend.

„Ah — was da," fiel jetzt der Dessauer ein, „ich will mal reden. Es ist eine alte Quasselei von Pflicht und dergleichen thun: die ganze Gesellschaft da im Zuchthaus von Spandau oder in Brandenburg ist schuldlos, wenn sie gefragt werden. Wer eine unsaubere Geschichte eingerührt hat und damit nicht durchkommt — na — der brennt sich nachher rein."

„Majestät," rief die Blaspiel erröthend, „Sie gestatten, daß man einer Ehrendame Ihrer erlauchten Gattin solche Beleidigungen an den Kopf wirft?"

„Gestatten Sie sich nicht, erbärmliche Helfershelfer, Betrüger, Banditen zu Hilfe zu rufen, um die Anhänger und Freunde, die Diener und Vasallen Seiner Majestät, die Ihnen hinderlich sind — aus dem Wege zu räumen?" fiel Grumbkow schnell ein.

„Sie sind ein treuer Diener?" höhnte die Blaspiel, „ha! ha! Sie, der in eine der schändlichsten Intriguen verwickelt war?"

„Ich dulde das nicht," schrie Grumbkow, alles vergessend, „das Weib dort schändet diesen Raum — sie blasphemirt —"

„Ruhe! sage ich," rief der König, „das ist ja ein Gezanke wie auf dem Kölnischen Fischmarkt. Madame, Sie werden beweisen müssen, was Sie sagen. Haben Sie Beweise?"

„Jener Clement hat sie."

„So? Natürlich Briefe — Anweisungen — Beglaubigungen — gewiß. Und wenn Sie nun erfahren werden: daß alle solche Dinge gefälscht sind? Daß der Mosjeh Clement ein Betrüger ist? Daß er heute früh in meiner Gegenwart Handschriften nachgeahmt hat — so genau, wie ich es noch niemals gesehen? He? Daß er gestanden hat: wie er die Geschichte von einem Attentat gegen mich durch nichts beweisen könne — was werden Sie dann sagen?"

Die Blaspiel hielt sich nun an nichts mehr gebunden.

„Dann würde ich sagen: es ist möglich, daß alle jene Dinge unwahr sind — allein, ich bin schuldlos daran. Die Warnung kam mir von hohen Leuten zu — ich sage wiederum: Meine Pflicht war es, den Mann zu Eurer Majestät gelangen zu lassen, der mir von einem Freunde empfohlen ward, um Unheil von Preußen abzuwenden und die Verräther entlarven zu können."

Sie blickte Grumbkow fest an. Dieser ward verlegen — er stotterte einige unverständliche Worte.

„Na nu?" rief der König, „Er schweigt darauf?"

Das Antlitz Friedrich Wilhelms drückte Erwartung — ja, einen gewissen Schimmer von Triumph aus — der König hätte Clement, der einen so günstigen Eindruck auf ihn gemacht hatte, gern wieder obenauf gesehen — er wollte so eben mit der größten Energie Grumbkow auffordern, Rede zu stehen, als Eversmann, ohne zu klopfen, ins Cabinet trat.

„Was gibt es?" rief zornig der König, „was hat Er wie ein Marder hereinzuschlüpfen? Ich werde Ihn rausschmeißen."

„Mein Gott, Majestät," entschuldigte sich Eversmann, „es ist ja doch nicht möglich, die Herren Gesandten abzuweisen. Sie *wollen* vorkommen, sie verlangen im Namen ihres Souverains eingelassen zu werden, und da Herr von Derschau, der dienstthuende Kammerherr, sie nicht melden will — nahm ich es auf mich."

Grumbkow und der Dessauer wechselten bedeutsame Blicke. „Sie sehen — ich habe alles vorbereitet," sagte Grumbkows Lächeln.

„Es ist wohl nothwendig, daß die Herren eingelassen werden," entschied der König. „Sie können uns Aufklärungen geben. — Laß die Herren eintreten," befahl er.

„Messieurs," rief der König, als die drei Herren eintraten, „Sie kommen wie gerufen. Wir sind in harter Arbeit von wegen der Allotria, welche jener Clement getrieben. Sie wissen den Status — es ist aber seit gestern ein Abschnitt erfolgt; ich weiß, daß ein Theil der Geschichten erfunden und erlogen ist. Clement ist ein Betrüger, was die Briefe anbelangt." Er berichtete kurz das Verhör in Spandau. Die drei Herren stellten sich höchlichst erstaunt.

„Und diese Abschealichkeit wird doch hoffentlich nicht ungeahndet bleiben?" rief Bossen.

„Wenn sie wirklich zu ahnden ist — dann werde ich mein Machtwort sprechen," sagte der König, zweifelnd das Haupt schüttelnd.

„Damit wollen Eure Majestät sagen: daß Sie die Intrigue, die Enthüllungen jenes Menschen für möglich halten," rief Elz.

„Hm, hm!" machte der König. „Und Bonnets Berichte?"

„Majestät, das ist ein Angriff auf meinen Souverain," rief Elz. „Sie selbst erzählen uns, daß Sie die Gewißheit haben: Clement sei ein Schriftfälscher — ein Betrüger. Wie ist es möglich, daß Sie einem solchen Menschen noch Glauben schenken können? Wo sind seine Beglaubigungen? Wo sind *echte wahrhafte* Papiere?"

„Damit sieht es freilich nicht gut aus," versetzte der König. „Aber es ließe sich das erklären. Man wird ihm nicht allzuviel mitgegeben haben, aus Vorsicht — nachher hat Musjeh Clement gefunkert, das will ich einräumen, aber an der Sache *muß* doch etwas sein, denn hier steht eine ehrenwerthe Frau — lächeln Sie nicht, Grumbkow, es *ist* eine brave Frau, die Blaspiel. Sie hat offen bekannt, jenen Clement zum Hofprediger Jablonski geführt zu haben, im Auftrage hoher Personen, — um mich und das Reich zu retten." Alle blickten Frau von Blaspiel an, die sich hoch emporrichtete. Manteuffel hatte nichts gesprochen — sie legte das günstig für sich aus. „Wird diese Dame — eine Freundin meiner Gemahlin — wird sie eine Sache aus der Luft greifen? Das ist denn doch nicht acceptabel — also sage ich: Es ist eine Intrike gegen mich gesponnen — irgend einem ist es leid geworden — der hat dann einen dreisten Kerl abgesandt — der sollte die Sache verrathen, damit ich hinter die Schliche käme — dabei sind denn noch so allerhand faule Geschichten mit unterlaufen, und nun haben sie da draußen Manschetten gekriegt, weil die Bombe zu früh geplatzt ist."

Alle Betheiligten hatten Mühe, ihre Bewegung zu bergen. Sie zitterten vor dem klaren Verstande des Königs. Hatte dieser auch nicht den ganzen labyrinthischen Gang durchlaufen können, so hatte er doch in der Hauptsache das Rechte getroffen.

„Und auf welche Annahme hin wollen Majestät die Person jenes Betrügers in Zusammenhang mit den Cabinetten bringen?" fragte Bossen.

„Worauf hin?" rief der König. „Auf das Zeugniß der Frau von Blaspiel. Reden Sie, Madame."

Frau von Blaspiel holte tief Athem, dann blickte sie Manteuffel an und sagte: „Wenn Clement ein Betrüger wäre — so

wären die Herren Diplomaten schlimm daran. Hier steht Herr von Manteuffel. Er wird keinen Augenblick anstehen können, mir zu bezeugen, daß er es war, der auf Wunsch und Veranlassung des Herrn von Flemming mich ersuchte, jenem Clement Zutritt bei Seiner Majestät durch Jablonski zu verschaffen, weil — meine Herren, ich spreche es noch ein Mal aus: weil Clement im Stande sein werde, ein furchtbares Complott zu enthüllen."

Manteuffel war ein trefflicher Schauspieler. Sein bisher vollständig kaltes, nichtssagendes Antlitz — zeigte jetzt einen Ausdruck, aber es war der des ängstlichen Staunens. Frau von Blaspiel verfolgte jedes Zucken seiner Gesichtsmuskeln — Manteuffel sah ihr ins Gesicht, als wollte er sagen: Ist diese Frau bei Sinnen? — Eine Geberde mit der Hand an seine Stirn sagte dies noch deutlicher. „Was? Was heißt das?" begann er, die Anwesenden betrachtend. „Ich? — ich sollte jenen Clement auf Wunsch Flemm — o, ich weiß wahrhaftig nicht, was ich davon zu denken habe. Der Betrüger ist mir ganz fremd."

Der König stieß einen Laut der Wuth heraus.

„Wie?" rief die Blaspiel außer sich. „Sie läugnen, daß Sie mir den Clement in Flemmings Namen mit einem Briefe sendeten — mit der Bitte: ihn Jablonski zuzuführen? Sie erinnern sich unsrer Unterredung nicht mehr?" — — „Welcher?" — „Gott — jener Unterredung, in der von einem Geheimniß die Rede —"

„Geheimniß?"

„Manteuffel — ich rufe Gott zum Zeugen an. Es war das Geheimniß — —" Die unglückliche Frau stockte — ihre Sinne verwirrten sich — sie bedachte noch schnell, daß sie sich eine neue, schreckliche Verantwortung zuzog, wenn sie von dem Testamente sprach, dessen Geheimniß sie Manteuffel gegen das von dem beabsichtigten Ueberfalle Preußens austauschte — sie konnte nicht zurück — nicht vorwärts. Ueberall kalte, drohende Gesichter — finsteres Schweigen — überall Feinde. „Also — Sie hätten," begann sie mühsam wieder — „Sie hätten mir niemals eine Mittheilung über jenen Clement gemacht? Mir keine Intrigue der Cabinette mitgetheilt?"

„Schon wieder das?"

„Sie haben," schrie die Blaspiel mit kreischender Stimme, daß es dem Obersten durch Mark und Bein ging, „Sie haben gar keine Kenntniß von einem Complotte gegen Preußen und seinen König?"

„Gar keine."

Frau von Blaspiel brach zusammen. Marwitz zog sie in einen Sessel. Es war ein furchtbarer Augenblick. Alle schwiegen.

„Und Sie, meine Herren," sagte der König mit eiserner Ruhe; „Sie wissen auch nichts von der Sache?" Sein Ton ward höhnisch.

„Gar nichts. Wir haben es schon einmal Euer Majestät betheuert," nahm Bossen das Wort.

„Aber Sie — Elz — Hannover — London?" rief der König.

„Sind der ganzen Sache eben so fremd, als Wien und Dresden."

Grumbkow athmete auf.

„Dann aber ist diese Frau eine Betrügerin," rief wüthend der König, auf die Blaspiel zugehend.

„Oder eine Betrogene," fiel Manteuffel ein.

Der König machte Halt. Er blickte die bleiche, zitternde Frau an. „Ja — ja — es kann sein," sagte er.

„Ich — kann betrogen sein," stammelte die Blaspiel — „wenn ich von jenen Herrn eine falsche Nachricht erhielt — dann freilich —"

„Madame," rief Bossen, „Sie dürfen nicht Vertreter deutscher Mächte verläumden."

„Sie dürfen Ihrer wohlangelegten Hausintrigue nicht den Anstrich eines Staatscomplottes geben," fiel jetzt Grumbkow ein. „Ja, mir ist nun alles klar," fuhr er fort. „Mit jenem Betrüger im Verein hat Frau von Blaspiel versucht, die Diener Eurer Majestät zu stürzen. Das Geheimniß des Testamentes ist ihr bekannt gewesen. Sie hat es leichtfertig ausgeplaudert, um sich Freunde zu verschaffen — ein Glück, daß sie nicht überall willige Ohren fand. Ich will Herrn von Manteuffel nicht in Embarras bringen, aber ich wette darauf, er hat durch jene Dame etwas erfahren."

Manteuffel zuckte die Achsel.

„Es ist bei Ihnen zu gut aufgehoben," fuhr Grumbkow fort. „Aber diese Entdeckung sollte der Preis sein, der von Frau von Blaspiel bestimmt wurde, falls Herr von Manteuffel sich bewegen ließ, auf Seite der Kamkes, der Troschkes und jener Leute zu treten, denen wir Dornen im Auge sind — ich und der Fürst. Deshalb eine gräßliche Anklage, ein Attentat gegen Majestät beabsichtigt zu haben — deshalb ein angebliches Complott der Cabinette, nur um Eure Majestät mißtrauisch zu machen — o — Madame, reden Sie doch! Reden Sie," rief er wüthend. „Ich erwarte Ihre Beweise."

Er wußte wohl, daß die unglückliche Frau zu niedergedonnert war, um Beweise führen zu können, denn jetzt brach der Zorn des Königs aus. Seine Stimme ward kreischend — er vergaß sich so weit, daß er die Blaspiel beim Arme ergriff und sie aus dem Sessel in die Höhe zerrte. Manteuffel suchte eine Ecke des Zimmers zu gewinnen — die Scham drückte ihn fast nieder.

Der König nahm in seinem Zorne das Schweigen der Blaspiel für ein Bekenntniß ihrer Schuld. „Und Ihnen hat man vertraut?" rief er wüthend. „Ihnen hat man ein Geheimniß mitgetheilt, für dessen Bewahrung Sie mit Ihrer Ehre bürgen sollten! — o — ich habe es immer gesagt: meine Frau Gemahlin überlegt nie, wenn es sich um die Vertrauten handelt — niemals — ich werde jetzt das zurückfordern, was ich in die Hände leichtsinniger Weiber legte."

Grumbkow hatte darauf nur gewartet. „Im allgemeinen Interesse flehe ich Euer Majestät an, so schnell als möglich diesen wichtigen Gegenstand suchen — bringen zu lassen," sagte er. „Nach diesen Erfahrungen halte ich alles für möglich."

„Was hält Er für möglich?" donnerte der König.

„Daß man gefürchtet habe — Euer Majestät könnten ein höchst wichtiges Papier zurückfordern — und man hat vielleicht das Papier in andere Hände gegeben."

Der König brauste auf, wie eine Sturmwelle. „Blaspiel," rief er, „wäre das möglich? So etwas könnte geschehen sein? Ein Familiendocument hättet Ihr aus den Händen gegeben?"

Frau von Blaspiel war in eine Art von Apathie gesunken. Sie machte nur eine abwehrende Bewegung mit den Händen und lispelte: „Senden — Sie zur Königin."

„Beim Himmel, das werde ich," rief der König.

Grumbkow stieß den Fürsten leicht in die Seite. „Wir werden endlich im Besitze des Testamentes sein," raunte er ihm zu. „Majestät," sagte er laut, „der Herr Rath Canisius ist im Bibliothekzimmer — er wäre der geeigneteste — —"

„Wahr — wahr." Canisius ward hereingerufen.

„Canisius," befahl der König, „Sie begeben sich augenblicklich zu Ihrer Majestät der Königin, und nehmen Einsicht von jenem Documente, bei dessen Abfassung Sie selbst thätig waren — es ist mein der Königin übergebenes Testament, welches ich in der Krankheitsnacht zu Brandenburg entwarf. Lassen Sie es sich z e i g e n, und —"

Die Thür öffnete sich. Katsch erschien wie ein Dämon. Hinter ihm Clement, von zwei Infanteristen escortirt.

Grumbkow bebte vor Erregung. Er hätte Katsch verwünschen mögen, denn dessen Eintritt hatte die Befehle des Königs unterbrochen — das Testament z u r ü c k z u b r i n g e n, hatte Friedrich Wilhelm noch nicht befohlen. Seine ganze Aufmerksamkeit nahm jetzt wieder Clement in Anspruch, und Canisius hatte sich im Momente der Erregung schnell entfernt. „Majestät," rief Grumbkow, „Sie haben vergessen, dem Herrn Rathe den Befehl zur Herbeibringung des Documentes zu geben — soll ich ihn zurückrufen?"

„Laßt nur," fiel der König ein, „Canisius wird es wohl selber thun — er weiß, was er zu machen hat."

„Verdammt!" murmelte Grumbkow vor sich hin.

„Katsch," rief der König, „wir haben in Eurer Abwesenheit verhört. Diese Madame hier ist aufs Glatteis geführt worden — wie sie angibt. Aber jene Herren Gesandten dort erklären auf das bestimmteste, niemals in irgend einer Verbindung mit ihr oder dem — dem — Menschen dort gestanden zu haben."

„Was meine Bedenken anbetrifft," sagte Katsch, „so haben sich dieselben seit dem ersten Verhöre nur noch vermehrt. Dieser Clement dort hat, wie die heute mir zugekommenen Berichte aus Wien bezeugen, die unwürdigsten Rollen gespielt: Spion, Agent, Secretär bei zweien Herren zugleich."

„Ist das wahr?" rief der König.

„Allerdings, Majestät," sagte Clement keck. „Aber eben nur durch solche Stellungen ist es mir möglich gewesen, hinter den ungeheuren Verrath zu kommen."

„Hat Er nicht vorgegeben, mit dem Herren dort — mit dem Herrn von Manteuffel conferirt zu haben?" rief der König Clement zu.

„Ich habe nicht v o r g e g e b e n, sondern a u s g e s a g t," ent-

gegnete Clement fest. „Denn ich habe mit Herrn von Manteuffel eine Conferenz gehabt, gleich nach der ersten Zusammenkunft mit Eurer Majestät. In jener Conferenz theilte ich ihm mit, daß ich Euer Majestät von den drohenden Gefahren unterrichtet — daß ich besonders die Absichten des hannöverschen Cabinettes verdächtigt habe.“ — „Er hat mir alle verdächtigt,“ fiel der König ein.

„Weil alle strafbar sind,“ fuhr Clement fort. „Daß ich aber Herrn von Manteuffel besonders über Hannover berichtete, hatte seinen triftigen Grund. Herr von Flemming hatte mir ausdrücklich befohlen, bei jeder vorkommenden Gelegenheit Hannover zu verdäch-

„Sie soll bedeuten, daß ich das Lügentalent des Menschen bewundere; denn diese Aussage ist erlogen.“

Clement ballte die Faust. Der König machte eine zornige Bewegung. „Wie? Er hätte alles erlogen? Sie kennen ihn nicht?“

„Allerdings kenne ich ihn — als den Baron von Zoreck — Officier in spanischen Diensten, der in mein Bureau kam, um seine Papiere stempeln zu lassen, da ich als sächsischer Resident die Interessen Spaniens zu vertreten habe.“

„Und Sie, Herr van Bossen?“ fragte der König.

„Ich habe den Mann nie gesehen.“



Ungebetene Gäste am Backofen.

Originalzeichnung von F. Lossow.

tigen, damit im Falle der Entdeckung oder der Vereitlung des Planes das Dresdner Cabinet als lauter und ehrlich dastehe.“

„Recht liebenswürdig,“ sagte Elz mit leichter Verbeugung.

„Nun?“ fragte der König, Manteuffel scharf fixirend.

„Was soll ich darauf entgegnen?“ sagte Manteuffel mit eiserner Ruhe. „Ich bewundere jenen Menschen! Das ist alles, was ich sagen kann — ich bedaure, so viel diplomatisches Intriguentalent auf dem Wege des Verbrechens anzutreffen, denn wäre Clement in redlicher Weise einem Fürsten dienstbar, so könnte er Großes leisten.“

„Was soll diese verblümte Rede bedeuten?“ fragte der König.

„Sie, mein Herr Rath?“ — „Ich ebenso wenig,“ sagte Elz.

„Nun — dann wird es Ihm wohl schlecht gehen,“ sagte der König zu Clement.

„Wenn sich die strafbaren Herren gegen mich verschwören — wie sie sich gegen Eure Majestät verschworen hatten — dann bin ich freilich verloren! Aber ich schwöre es hier vor Eurer Majestät mit dem höchsten und heiligsten Eide: daß ein Complott wider den preußischen Staat und Euer Majestät bestanden hat, und daß ich ausgewählt war, die Fäden desselben zu leiten — daß ich aus Liebe zu Eurer Majestät Ihnen die Cabinetsintrigue enthüllte.“

Trotz ihrer Kühnheit wurden sämmtliche Betheiligte doch von

dem feierlichen Tone des Abenteurers ergriffen — es trat Stille ein, die aber Katsch sofort geschickt unterbrach.

„Ha! ha! ha!“ rief er brutal lachend, „der Eid eines Betrügers? eines Fälschers? Die Ehre eines Bösewichtes, der den eigenen Herrn, den Prinzen Ragoczy, verkaufte?“

„Dies sind Schändlichkeiten, die mir nachgesagt werden von meinen Feinden,“ rief Clement; „wenn ich Briefe nachmachte, so that ich es im Interesse Seiner Majestät — ich wollte die Intriguanten verlocken — auf falsche Fährte bringen — —“

„Ausflüchte der erbärmlichsten Art,“ rief Katsch, „er hat für sich ein Geschäft machen wollen.“

„Das hat er nicht,“ sagte der König fest, „das verbitte ich mir. Wenn dieser Mann da — dieser Clement, gefehlt hat, so hat er aus Interesse für mich gefehlt, und ich werde deshalb — —“

„Halten Sie ein, Majestät,“ rief jetzt Bossen, mit Heftigkeit vortretend, „diesen Mann dürfen Sie nicht begnadigen.“

„Gewiß nicht!“ riefen Elz und Manteuffel. „Wir protestiren.“

In diesem Augenblicke erschien Canisius wieder.

„Er hat das Papier nicht,“ knirschte Grumbkow.

„Nun?“ fragte der König.

„Auf Eid und Pflicht — auf Ehre und Gewissen,“ sagte der Rath, „das Document ist in den Händen Ihrer Majestät der Königin. Sie holte es in meiner Gegenwart aus dem Schranke, und ich habe sorgfältig Siegel und Unterschriften geprüft.“

„Warum brachten Sie es nicht mit?“ fragte der König.

„Majestät,“ entgegnete Canisius mit fester Stimme, „ich hatte erstens dazu keinen Befehl, zweitens würde ich nie wagen, einen Vorschlag zu thun, welcher dahin ginge: einer Königin von Preußen Documente abzufordern, um deren Richtigkeit zu prüfen.“

Der König winkte ihm schweigend mit der Hand.

„Wenn also,“ fuhr er fort, dem Gange der Untersuchung eine Wendung gebend, „wenn Sie also verlangen, daß Clement gerichtet werde — nun, Herr von Manteuffel — was rathen Sie mir dann, mit diesem Frauenzimmer hier zu thun?“

Er wies auf die Blaspiel, welche während der ganzen Zeit stumm und starr auf dem Fauteuil gesessen hatte.

„Ich kann nur wiederholen: daß ich auch Frau von Blaspiel für getäuscht halte.“

„Nein,“ rief Katsch, „da irren Sie denn doch. Ich klage die Frau von Blaspiel der Verleumdung und der Majestätsbeleidigung an — außerdem der Absicht, innerhalb der erlauchten königlichen Familie Hader und Zwietracht stiften zu wollen.“

„Nur zu — nur zu!“ rief die Blaspiel, sich erhebend.

„Auch Beleidigungen der Majestät?“ rief der König.

„Hier sind sie,“ donnerte Katsch, einige Briefe hervorziehend.

Die Blaspiel bedeckte ihr Antlitz.

„Herr von Manteuffel,“ sagte Katsch mit seltsamen Blicken, den Diplomaten fixirend, „Sie sind gewiß schuldlos in der Sache — ob aber Ihr Freund, Herr von Flemming — —“

„Was wagen Sie, Herr Auditor?“ rief Manteuffel.

„O, lassen Sie mich aussprechen — ich sage nicht: daß Herr von Flemming bei jenen Abscheulichkeiten betheiligt war — nein — der Himmel bewahre mich — daß er aber so gewisse Erbärmlichkeiten — persönliche Beleidigungen gegen Seine Majestät unsern Herrn nicht zurückwies, Beleidigungen, welche jene Dame dort aussagt — davon habe ich Beweise — und es ist sehr möglich, daß der Betrüger dort Kenntniß von dem unehrerbietigen Tone hatte, den Frau von Blaspiel und Flemming annahmen, und daß er darauf zum Theil seinen Plan gründete.“

„Was haben sie denn für Niederträchtigkeiten von mir gesagt?“ rief der König.

„Ich kann Eurer Majestät eine ganze Correspondenz zur Verfügung stellen — hier nur die neuesten Beweise. Bei so verdächtigen Leuten ist jedes Mittel erlaubt — ich habe deshalb die Briefe der Frau von Blaspiel an Flemming auffangen lassen.“

Auf den Gesichtern aller malte sich Staunen und Abscheu — — aber Katsch fuhr fort:

„Hier ist ein Schreiben,“ sagte er, „aus welchem ich nur eine Stelle anführen will. „Die Untersuchungen hier,“ schreibt Frau von Blaspiel, „werden mit einer Strenge betrieben, als säßen die Richter des Empereurs von China oder der wilde Dschingis Khan zu Gericht. Die Tyrannei wird mit aller puissance gehandhabt werden. Was heißt hier Gerechtigkeit? Man kennt sie nicht.“

Katsch schwieg. Der König war todtenbleich — seine Hand fuhr zitternd an den Knöpfen seiner Weste auf und nieder.

„Aehnliche Dinge finden sich in den Papieren der Frau von Blaspiel,“ sagte Katsch.

„Ah — Sie haben also meine Papiere durchstöbert?“ fragte die unglückliche Frau.

„Sogleich, nachdem Sie das Haus verließen,“ sagte Katsch. „Hier ein zweites Schreiben — von gestern — nur eine Stelle daraus. „Was wollen Sie noch, mein Freund, von den Faquins hier verlangen?“ läßt sich Frau von Blaspiel vernehmen. „Der arme Mann ist zu bedauern — sie tanzen ihm auf der Nase herum, er kommt mir mit seiner Souverainetät vor, wie das heilige Grab — aber es ist im Besitze der Türken.“ — Das heilige Grab und der Mann, dem auf der Nase getanzt wird, sind Eure Majestät —“

„Schweige Er — Er — Er —“ stammelte der König, dem die Wuth fast die Sprache benahm, „weiß Er, daß dieses schon Hochverrath ist, was Er sagt?“ Sein Gesicht war schrecklich verändert, er packte wüthend den Arm der Blaspiel und, alles um sich her vergessend, schüttelte er sie heftig. „Was hat Sie gesagt? He? Ich bin ein Faquin? Ich bin ein schwacher Mensch — ein Dschingis Khan? Antworte Sie.“

Die Blaspiel war jetzt auf dem Punkte angekommen, wo alles gleichgültig wird — wo die größten Eindrücke ebenso spurlos vorübergehen, als die unbedeutendsten. Sie wollte aber mindestens mit Würde fallen. „Wohlan denn,“ sagte sie muthig, „was jener Mensch da gelesen hat, das habe ich geschrieben. Flemming ist mein Freund; ich glaubte gegen ihn mich aussprechen zu dürfen.“

„Ah — Sie leugnen nicht einmal?“

„Nein, Majestät. Ich habe noch mehr geschrieben. Sie könnten Briefe aufgefangen haben, worin ich Sie mit Nero verglich.“

„Das ist eine Infamie,“ schrie der König, „ich nehme fast zu große Rücksicht — Sie verdient — —“

Schrecken ergriff alle, denn des Königs Hand fuhr zum Degen — aber die Blaspiel richtete sich hoch auf, warf die Spitzenmantille, die sie bisher um ihre Schultern hängen hatte, zurück und breitete die Arme aus. „Stoßen Sie mir den Degen durch die Brust,“ sagte sie, „das wird Ihr Werk krönen.“

Dem Könige imponirte stets der Muth; er ehrte ihn, auch wenn er ihm entgegentrat. Er ließ die Hand sinken und sagte mit halberregter Stimme: „Was können Sie zu Ihrer Vertheidigung sagen?“

„Nichts — als daß ich die Gewalthätigkeiten des Herrn von Grumbkow und des Fürsten von Anhalt verabscheue, und daß ich mit allen ehrlichen Leuten darüber seufze, wenn Eure Majestät sich den Einflüsterungen jenes Mannes dort überlassen.“

Grumbkow lächelte höhnisch.

„Ich werde Gericht halten,“ stieß der König hervor, dessen Stimme fast zu einem Geflüster herabsank.

„Halten Sie aber gerechtes Gericht,“ rief die Blaspiel, kühn gemacht. „Gericht über alle — auch über die, welche es wagten, Ihre Gattin, die Königin von Preußen, zu verläumden, die sich nicht entblödeten, ein Familiendocument vor dieses Gericht ziehen zu wollen — um zu prüfen: ob die erlauchte, die edelste aller Frauen nicht etwa den Inhalt einer Urkunde verändert hätte.“

Das wirkte. Der König sprang zornig empor und ging an den Tisch. „Es ist wahr,“ rief er, „mit dem Documente ist eine schändliche Faxe gespielt — da ist verläumdet worden.“

In ihrem Eifer hatte die Blaspiel nicht bemerkt, daß Katsch zwei Mal die Thür geöffnet hatte, welche zur Bibliothek führte. Jetzt schien er das Erwartete in der Nähe zu haben. Sein Gesicht erheiterte sich auffallend, und er sagte: „Geruhen Eure Majestät einen Moment noch uns Gehör zu geben.“ Hierauf öffnete er die Thür. Der erste, welcher eintrat, war der Gerichtsassessor von Jänisch. „Sind die Leute da?“ sagte Katsch.

„Zwei, Herr Generalauditor,“ sagte Jänisch. „Ich wollte melden, daß — —“ sagte er leise hinzu.

„Still,“ flüsterte Katsch. „Führen Sie die Leute herein.“

Entscheidungen.

Durch die geöffnete Thüre schritten nun zum Entsetzen Clements und der Blaspiel zwei Männer, von denen der eine nie-

mand anders war, als der Baron von Heidekam. Der zweite war ein ältlicher Mann, spindeldürr und mit einem langen dürren vogelartigen Halse versehen, auf welchem sein kleiner Kopf balancirte. Es war der angebliche Resident des Herzogs von Sachsen-Weimar, der erwähnte Lehmann. Der König hatte diesen Menschen, dessen Aeußeres ihm schon unangenehm war, kaum erblickt, als er wüthend auf ihn losstürzte. Ein Zurückhalten war unmöglich. Der König packte Lehmann bei der Brust und schüttelte ihn furchtbar, dann ergriff er seinen Rohrstock und hieb auf ihn ein — bis Marwitz ihm in den Arm fiel.

„Solch ein Racker — solch eine Bestie," keuchte der König, „der ich Gutes erwiesen habe — der ich den Aufenthalt in Berlin gestattete — diese Natter macht sich zum Spion. Ist in Verschwörungen verwickelt. Das da ist Musjeh Heidekam?"

Heidekam erwartete, daß auch an ihn die Reihe kommen werde. Er stand unbeweglich — aber Katsch, der ebenfalls eine Mißhandlung des Barons fürchtete, trat schnell zwischen diesen und den König. „Majestät," sagte er, „ich habe die beiden herführen lassen, weil ich den Herrn Baron da — als Zeugen nutzen will. Frau von Blaspiel trägt selbst die Schuld — wenn ich als ein gerechter Richter genöthigt bin, den erlauchten Namen Ihrer Majestät der Königin in dieses Verhör zu bringen. Frau von Blaspiel aber wälzt eine falsche Anklage auf mich — sie behauptet: ich verläumde die Königin — es sei nur eine Bosheit von mir, wenn ich behaupte: jenes Document war in fremder Hand und sollte in der noch nicht entschleierten furchtbaren Cabale verwendet werden. Ich behaupte das wiederum. Nach dem von Heidekam abgelegten Geständnisse, hat er selbst jenes Document zu entwenden versucht — es befand sich in der Wohnung des Notars Job — Heidekam drang durch eine Thür, welche nicht mit dem Sigillum des Gerichts geschlossen war, in das Gemach des Notars, woselbst, wie er wußte, ein Versteck — ein Aufbewahrungsort wichtiger Papiere eingerichtet ist — er traf zu seinem Staunen daselbst Frau von Blaspiel — die Tochter des Notars und noch einen jungen Geistlichen an. Die Blaspiel hatte so eben das Document — eines der wichtigsten Papiere des Staates, aus den Händen der Tochter des Notars empfangen. Heidekam wollte das Document ihr entreißen, allein die drei Personen rangen es ihm ab — gleich darauf erfolgte die von mir angeordnete Verhaftung des Heidekam — das Document blieb in den Händen der Frauen — und es ist — ich weiß nicht wie, in die Hände der Königin zurückgelangt."

Der König hatte diese Darlegung mit Neugierde und verbissener Wuth angehört. „Woher weiß Er denn, daß es das Testament war, was die Blaspiel in Händen hatte?" sagte er zu Heidekam.

„Ich hatte einst eine Unterredung belauscht, in welcher Frau von Blaspiel es dem Notar Job zur Aufbewahrung übergab."

„Und Sie?" wendete der König sich zur Blaspiel.

„Ich erwidre darauf, daß dieser Schuft dort lügt."

„Keine Beleidigungen, Madame," rief Heidekam.

„Ja — ja, dreifacher Schuft," rief die Blaspiel. „Aber Er ist geprellt, Er Elender — in dem Packete waren Rentenverschreibungen für das Gut meines Gemahls enthalten — weiter nichts — aber es ist richtig, daß der Elende dort in dem Packet eine wichtige Sache — o — ja ich will es schon glauben, jenes Testament vermuthete und daß er abgeschickt war, es zu stehlen."

Grumbkow erzitterte, seine Feindin war auf der rechten Fährte. „Fragen Sie doch den Buben, Majestät, wie er denn überhaupt dazu kam, das Document zu suchen?" sagte sie höhnisch.

Dem Könige leuchtete diese Frage ein. Er machte zu Heidekam eine fragende Geberde. Heidekam wandte sich halb gegen Katsch; sein Blick traf auf Grumbkow, dieser machte eine schnelle Bewegung, indem er die Pantomine des Gehängtwerdens ausführte.

Heidekam verneigte sich vor dem Könige und sagte: „Majestät — ich hatte von Clement erfahren, daß im Hause Jobs jenes wichtige Document verborgen werden solle — ich wohnte der Uebergabe desselben bei — und ich wollte es entwenden, um von diesem Diebstahl einen Nutzen zu ziehen, der auf der Hand liegt. Da ich Mitwisser der Betrügereien Clements war, konnte ich in seinen Sturz leicht verwickelt werden — dann war jenes Document ein wichtiges Mittel für mich: Gnade zu erlangen."

„Eine Tollhausfrechheit," rief der König.

„Und eine neue Lüge," sagte Clement. „Niemals hat dieser Lump dort von mir gehört, daß das Testament in Jobs Hause war."

„Also Er ist Mitwisser der Geschichten des Clement?" sagte der König entrüstet." — „Ja, Majestät."

Der elende Heidekam begann nun, in der festen Voraussicht sein jämmerliches Leben dadurch zu retten, die Anklage gegen Clement. Er schilderte dessen Sicherheit im Fälschen, daß Clement ihm Mittheilung von den Zusammenkünften mit dem Könige gemacht rc.

Der König erbleichte und erröthete abwechselnd vor Zorn — „Schändlich! schändlich!" klagte er.

„Majestät," rief Clement, „verdammen Sie mich nicht — ich bin nicht ganz schuldig — ich sprach die Wahrheit — ich bedurfte eines Bundesgenossen, und jener Elende, der mich verrieth, wurde es zu meinem Unheil — aber ich will jetzt ein Bekenntniß machen: Dieser Heidekam ist es gewesen, der die Beamten des Königs bestach — daß sie mir die Geheimnisse der Finanzoperationen verriethen — der dort, Lehmann, war es, welcher die Leute erkaufte."

Der König riß seinen Degen aus der Scheide. „Schurke verdammter," brüllte er, auf Lehmann den Degen zuckend, „wer war es, den Du erkauftest —?"

Die Anwesenden horchten gespannt. Der Unglückliche, dessen Namen jetzt über Lehmanns Lippen ging, war einer fürchterlichen Strafe gewiß; aber seine Entdeckung beförderte auch zugleich das Elend vieler anderen, und die Herren von Wien und Dresden sahen sich ebenfalls abscheulich compromittirt.

„Nun?" rief der König, „heraus mit dem Bekenntniß."

„Es ist der geheime Kriegssecretär Bube," stammelte Lehmann.

„Der Hund — der Elende!" eiserte der König. „Herbei mit dem Schurken, er soll bekennen, ehe ich ihn massakrire."

Clement hob das Haupt — die Blaspiel athmete ein wenig leichter. Katsch und Grumbkow warfen sich verlegene Blicke zu, und die drei Diplomaten überlegten bereits, wie sie sich kraft ihres Amtes schützen konnten. Da trat Jänisch vor.

„Majestät halten zu Gnaden," sagte er, „ich wollte sogleich bei meinem Eintritt Herrn von Katsch eine Meldung machen, ward aber unterbrochen. Der Bube kann nicht erscheinen."

„Nicht? Warum nicht?" rief der König.

„Weil er seit gestern Abend nicht mehr unter den Lebenden weilt. Er hat im Gefängnisse Gift genommen!"

Laut und vernehmlich schallte der Ruf der Ueberraschung durch das Zimmer, nur übertönt von dem Wuthschrei des Königs. Die Gefahr für die Intriguanten war vorbei — für die Blaspiel und Clement jede Hoffnung geschwunden.

Der König beruhigte sich sehr bald wieder. „Es ist eine höhere puissance, die ihn vorgeladen hat," sagte er. „Ich glaube, es ist vielen damit gedient — daß der Bube sich ins Jenseits spedirt hat," setzte er mit einem drohenden Seitenblicke hinzu. „Aber nun? Ist nun alles klar oder nicht?"

„Nein," rief Katsch. „Es bleibt noch die Angelegenheit des Testamentes, die — —"

„Laß Er mich ungeschoren damit!"

„Nein, Majestät," sagte Katsch, der jetzt recht genau das Günstige seiner Lage überschauen konnte. „Nein — alle Schleier müssen gehoben werden. Frau von Blaspiel, strafen Sie den Heidekam Lügen."

„Ich wiederhole meine Aussage," sagte die Blaspiel.

„Der Jobus hatte nicht das Testament in seinen Klauen?" fragte der König. — — „Nein."

„Die Königin gab es nie aus ihren Händen?" — „Nein."

Katsch, der für seine Freunde alles wagen und thun wollte, trat zur Blaspiel. „Madame," sagte er, „ich bin Richter — ich muß dem Könige, der hier steht, diese Sache klar vorlegen, und ich schene kein Mittel," seine Stimme ward drohend. „Bekennen Sie, ein wichtiges Document von Ihrer Majestät der Königin erhalten und dasselbe leichtsinnig fremden Händen anvertraut zu haben — oder ich schreite zum Aeußersten; auch für Damen von Rang und Ansehen existirt die härteste Strafe — auch für Sie gibt es die Folter."

Der König und alle übrigen hatten diese Wendung nicht erwartet — aber die drohenden, wüthenden und unheimlichen Blicke Katschs schüchterten die Versammlung förmlich ein — nur nicht die muthige Blaspiel. Die schrecklichen Scenen hatten ihr eine Spannkraft gegeben, statt sie zu erlahmen — ihr Muth wuchs mit der Gefahr, und kühn dem bösen Manne ins häßliche Antlitz blickend, sagte sie: „Herr Auditor — wenn das Ihr letztes Wort war, so hören

Sie nun auch das meinige. Ich bin bereit, mich auf die Folterbank werfen zu lassen — aber ich gebe Ihnen mein Wort, daß keine Marter mir ein Geständniß wider meine Herrin abpressen wird."

Der König winkte mit der Hand — der Muth der Frau von Blaspiel, die Scheu vor solcher Gewaltthat, schienen ihm achtungswerth und hielten ihn zurück von der Bestätigung.

„Wir siegen nicht ganz!" murmelte Grumbkow.

Der König ging an den Tisch. „Der da," sagte er, auf Lehmann deutend, „den werde ich mit der schwersten Strafe belegen! Verleitung zum Meineid und Verrath ist ärger als Mord — den da," er wies auf Heidekam, „werde ich ins Zuchthaus sperren — die Gesellschaft unter Mordbrennern und Banditen ist ärger als der Tod. Der dort," seine Hand wies auf Clement, „der — der soll mit ewiger Landesverweisung bestraft werden."

„Halten Sie ein, Majestät," riefen die Diplomaten. Es entstand eine Art von Sturm. „An den Galgen! auf das Schaffot mit ihm! Wenn des Kaisers Majestät nicht diese Genugthuung haben sollen, dann ist es mit der Freundschaft vorbei," rief Bossen.

„Er muß sterben, oder ich bin genöthigt, meine Pässe zu verlangen," sagte Elz.

Jetzt erhob sich die knorrige Gestalt des Fürsten von Anhalt Dessau. Er hatte während der ganzen Verhandlung still und aufmerksam, seine Hände auf dem Knopfe seines Stockes faltend, gesessen — nun erhob er sich. „Majestät," sagte er, „ich habe mich um den ganzen Advokatenkram nicht gekümmert — ich habe alle die Redereien ruhig mit angehört, aber jetzt fälle ich eine Sentenz oder sage vielmehr meine Meinung — meinen Entschluß: wenn der Schwerenöther — der Schuft, der Clement, am Leben bleibt — dann ist es lumpig bestellt um die Justitia in Preußen."

„Fürst Leopold," rief zornig der König.

„Kann nicht eine Silbe zurücknehmen," sagte der Fürst ruhig. „Ich bin von einem Straßenräuber verläumdet — ein elender Gauner hat mich um meines Freundes und Königs Gunst gebracht — ich war nahe daran, meine Ehre als Soldat zu verlieren, und ich muß die größte Genugthuung vor einen solchen Affrontus haben — wenn der Kerl nicht auf dem Rabenstein endet, so lege ich Degen und Generalspatent zu Eurer Majestät Füßen nieder."

„Und ich," sagte Clement ruhig, „ich berufe mich auf des Königs Freibrief — das ist meine Entgegnung."

Der König blickte erschreckt empor. „Ja — er hat meinen Freibrief," sagte er. — „Wo ist er?" fragte Katsch.

„Vermuthlich in Ihren Händen," entgegnete Clement, „aber der König wird den Inhalt bestätigen." — „Es ist wahr," sagte der König.

„Nun denn," rief Clement, „so berufe ich mich auf dieses Schreiben — sei es, in wessen Händen es welle. Ich verlange frei ausgehen zu dürfen, ich verlange einen unparteiischen Richterspruch, den ich abwarten will auf freiem Boden."

„Das kann Ihm gewährt werden," sagte der König.

„Nie und nimmer," entgegnete Katsch. „Jenen Freibrief haben Eure Majestät ausgestellt in gutem Glauben an die Ehrenhaftigkeit und Redlichkeit eines Menschen, der nunmehro als ein Betrüger, als ein Verräther und Malefieant demaskiret ist, und mit dieser Entdeckung ist das Anrecht auf Höchstdero gnädigen Schutz erloschen. Wenn dieser Mensch dort frei ausgeht, dann ist das Recht in Dero Staaten nicht mehr beständig, und es steht jedem Betrüger frei, herzukommen und die höchsten Männer zu verleumden."

Der König ging in höchster Aufregung umher.

„Punctum satis," rief jetzt der Dessauer, „ich nehme hiermit meinen Degen aus dem Gehenke und gebe ihn Eurer Majestät zurück!"

Der König schwieg. Er preßte die Lippen fest auf einander, sah alle Anwesenden mit durchdringenden Blicken an und sagte dann: „Führt diesen da hinweg — zurück nach Spandau." Er deutete auf Clement.

Katsch winkte den Infanteristen und Jänisch; — der unglückliche Abenteurer ward hinausgeführt, aber er verließ das Gemach mit einem Lächeln. Die Entscheidung schien ihm nicht zweifelhaft.

„Diese Canaillen ebenfalls hinaus!" sagte der König, auf Heidekam und Lehmann deutend. „Nun, und was geschieht mit Ihnen?" fragte er, zur Blaspiel tretend.

„Ich erwarte den Ausspruch Eurer Majestät mit größter Ruhe und sage Ihnen noch einmal, daß ich mich vor nichts in der Welt — insbesondere aber vor keines Menschen Zorn fürchte, stehe jener auch so hoch, als er wolle," entgegnete Frau von Blaspiel.

„Wir werden sehen, wie lange Ihre Courage aushält," versetzte der König, „und ob Sie auch noch so keck parliren werden, wenn ich mit dem Jobus einen derben Tanz abgehalten habe."

Die Blaspiel konnte einen heftigen Schreck nicht unterdrücken — aber der König sah es nicht. Er hatte sich bereits umgewendet und rief: „Oberst von Marwitz!" Dieser trat vor. „Nehmen Sie," befahl der König, „diese Frau mit sich und lassen Sie dieselbe nicht von Ihrer Seite. Alsdann lassen Sie sich sofort einen Wagen geben und fahren mit ihr nach Spandau."

Die Blaspiel stieß einen furchtbaren Schrei aus — sie wankte.

„Aha!" murmelte der König, „Sie werden die Frau von Blaspiel," fuhr er fort, „an den Kommandanten der Citadelle als Arrestantin abliefern. Sie erhält ein enges Gewahrsam."

„Ich frage, was soll ich dort?" fiel die Blaspiel ein.

„Ihr Urtheil abwarten," antwortete der König, „Sie werden sich die Sache erleichtern, wenn Sie offen bekennen."

„Was soll ich bekennen?"

„Daß Sie ein böses Spiel mit dem wichtigen Documente getrieben haben, daß dieses Spiel zusammenhing mit der Intrike, in welche Clement verwickelt war und daß Sie alles genau gewußt haben — dann werde ich überlegen, ob Sie Pardon erhalten können."

„Und ich erwidere Ihnen darauf," rief die Blaspiel, ihre Stimme erhebend, „daß Sie mich foltern und hinrichten lassen können, daß Sie mich aber niemals dazu bringen werden, ein so niederträchtiges Bekenntniß abzulegen. Ich gehe in das Gefängniß — dahin, wo jene Leute dart gehörten," sie wies auf Grumbkow und die Diplomaten, „aber ich werde mich daselbst wohler befinden, als in der Nähe jener Menschen, die meinen Sturz veranlaßten, weil ich treu meiner Herrin anhing. Kommen Sie, Herr von Marwitz."

Sie neigte sich vor dem Könige und verließ das Zimmer mit festem Schritte. Jetzt erst fiel den Verbündeten die Last von der Brust. Der König verharrte noch einige Minuten in tiefem Schweigen.

„Die Verhöre werden noch fortgesetzt mit den Hallunken," sagte er — dann stellte er sich breitbeinig, die Hände auf den Rücken legend, vor die Herren hin und nickte einige Male mit dem Kopfe.

„Es gibt wohl recht favorable Zufälle in der Welt," sagte er langsam und nachdrücklich. „Solch ein Zufall ist es, daß der Hallunke, der Secretarius Bube, seinen Leib mit Gift gefüllet und sich in die Hölle spedirt hat — wohin er gehört, denn wäre das nicht geschehen, so möchten vielleicht noch Dinge in das Protocollum gekommen sein, die einigen anderen so etwas von Angst und Zittern in die Boxen geblasen hätten — na, meine Gedanken sind remarkabler Art — aber ich liebe die Streitereien nicht, und es ist schon oft in der Historia vorgekommen, daß einer zum Opferlamm hat werden müssen, damit Ruhe im Reich geblieben ist. — Adjes, meine Herren — packt den Schreiberkram zusammen."

(Schluß folgt.)

Wie man in Berlin baut.

Jeder Massenzuwachs der Bevölkerung großer Städte erzeugt das Bestreben unternehmender Geister, den neuanziehenden Mitbürgern Stätten zu bereiten, wo sie ihr Haupt hinlegen können. Der Volksmund bezeichnet diese gemeinnützigen Geschöpfe kurzweg als Häuserspeculanten; die andern, denen ihre Thätigkeit in erster Linie zu Gute kommt, als Trockenwohner. Der Häuserspeculant Berlins begann nach bisheriger Ueberlieferung seine Thätigkeit damit, daß er eine märkische Einöde dicht an den bisher bewohnten Theilen der Stadt ankaufte, und zum großen Aerger des heranwachsenden Geschlechtes durch eine Einfriedigung des historischen Rechts des Drachensteigenlassens auf diesem Gebiet Hohn sprach. Wenn der Kampf mit dem Drachen erfolgreich geführt, und das neue Viertel von Magistrat und Polizei mit Namen und Straßen versehen war, schossen einzelne Häuser wie Pilze aus der Erde, meist

an der Ecke der Zukunftsstraßen und des Nachts als Leuchtthürme für den verwegenen Wanderer, der diesem Wirrsal von Pfützen, Sandwellen, Schutt und Geröll sich anvertraute. Aber die Häuser wurden bevölkert, die Rechnung war also richtig gewesen, rasch folgten ganze Straßenfronten von Häusern, die der unternehmende Sinn weniger Männer aus der Erde stampfte. Der enorme Zuwachs der städtischen Bevölkerung, der gewaltige Erfolg der bisherigen Unternehmer, weckte Nacheiferungen nach allen Himmelsrichtungen der Stadt. Von allen Enden der Stadt aus flogen in den letzten Jahrzehnten lange, neue, schnurgerade Straßenzeilen in den Sand der Umgegend hinaus, der kühnsten Phantasie voran, ausgestattet mit allem Geschmack und Luxus großer Städte. Aber wiederholt ist der Rückschlag für die Bauspeculanten sehr fühlbar gewesen. Nach der Bevölkerungsstatistik Berlins hat im letzten Jahrzehnt der Zuwachs wohl stetig, aber keineswegs gleichmäßig, sondern ruckweise zugenommen, während der Speculationsbau von der Voraussetzung ausging, daß die Zuwanderung nach Berlin die stärksten bis dahin gekannten Ziffern fortwährend noch überbieten werde, und danach die Massenhaftigkeit neuer Bauten bemaß. Die ungünstigsten Conjuncturen für den Bauspeculanten traten aber namentlich seit dem Jahre 1866 ein: zuerst das long hingezogene Schwanken zwischen Krieg und Frieden, dann der Krieg selbst, die Furchtsamkeit des Capitals, die Entwerthung des Grundbesitzes, die der Krieg stets mit sich führt, die hier aber in Folge der schlechten Hypothekengesetzgebung doppelt und dreifach fühlbar waren, dann der Mißwachs und Nothstand des Jahres 1867, und gleichzeitig die Erhöhung der städtischen Miethsteuer auf 8½ Procent, endlich die Einführung der hohen städtischen Einkommensteuer. Das waren harte Schläge für die Bauspeculanten; die freiwilligen und unfreiwilligen Subhastationen beim Stadtgericht mehrten sich in colossalem Umfang, ein reicher Bauabenteurer nach dem andern stürzte in die Arme des Concurses, und das mit den unwirthbaren Schlingen des einheimischen Steuernetzes und den Reizen von Charlottenburg und Schöneberg vertraute Berliner Kind wanderte aus, und überließ dem unerfahrnen norddeutschen Freizügling das Nachdenken über die Licht- und Schattenseiten der Wohnsässigkeit in Berlin und das Verhältniß seines Portemonnaies zum hochwohlweisen Rathe der Stadt. Es ist wirklich auffallend, wie der eingeborene Berliner von der fremden Einwanderung immer mehr und mehr eingeengt, vertrieben und vertilgt wird; aber es ist so, wir haben einen berühmten Stadtrath als Gewährsmann.

Inzwischen hat sich jedoch auch die Bauspeculation von den zahlreichen Schlägen erholt und an ihnen gewitzigt, und zeigt nun in der That in den jüngsten Jahren ein wesentlich anderes Bild. Auf der einen Seite große Vorsicht und Mäßigung im Unternehmen, kühles Erwägen aller Möglichkeiten, auf der anderen Seite aber freilich eine ganz neue Physiognomie der alten Krankheit. Der unverbesserliche Speculant nämlich, der entweder fast alles verloren, oder bisher sehr wenig erworben hat, ist zu der Erfahrung gediehen, daß das Bauen auf eigene Kosten gar keine Kunst sei, und mindestens ein zweifelhaftes Geschäft. Dagegen das Bauen auf andrer Leute Kosten sei viel bequemer und lohnender. Die schlechte Hypothekengesetzgebung, welche bis in die allerneueste Zeit in Preußen bestand, gab ihm von selbst die Mittel an die Hand, dieses lohnende Geschäft zu machen. Und zwar so:

Der Hausbesitzer N. besitzt in einer der belebtesten Straßen Berlins ein zweistöckiges, verfallenes, winkeliges Eckhaus. Es ist ein Erbstück seines Vaters. Dieser Vater war Vorsteher der Gesellschaft Humanität, die heutzutage allerdings in Berlin nicht mehr besteht, sondern nur in Breslau, nämlich als Gesellschaft; in Berlin kommt die Humanität nur noch als schätzbare menschliche Eigenschaft vor. Die Berliner Gesellschaft Humanität machte in ihren letzten Zügen sehr stark in „Meine Tante, deine Tante", d. h. im Hazardspiel, und der alte N. hatte ursprünglich aus Vorsteherpflichtgefühl, dann aus Interesse, und endlich aus Leidenschaft diesen Spielabenden stets bis zuletzt beigewohnt. Er hatte meist stark verloren; die Spielschulden hatte er bezahlt und Hypotheken aufgenommen. Als er starb, war das Grundstück weit über die Taxe und den Werth mit Hypotheken beschwert. Der junge Erbe war ein vernünftiger Wirth, ein guter Sohn; er hatte den väterlichen Nachlaß angetreten, er hoffte durch Fleiß und Energie und Errichtung eines Modegeschäfts im väterlichen Hause die Ungunst der Verhältnisse zu zwingen. Aber auch ihn schlugen die trübseligen Conjuncturen der letzten Jahre aufs Haupt. Er setzte die Ersparnisse eines Jahrzehnts, die kleine Baarschaft seiner Frau zu, um den Gläubigern des Vaters gerecht zu werden, sein Modegeschäft auf der Höhe der Zeit zu halten; das half aber alles nichts, die fälligen Zinsen der Hypotheken waren unerschwinglich, die Subhastation des Familienhauses war ausgeschrieben, sie stand jetzt vor der Thür. Da läßt sich ein Herr melden, Herr Schademacher, Bauunternehmer. „Was verschafft mir die Ehre?" fragt der junge N. gedrückt, den Herrn in den Salon führend, den er nur noch auf Widerruf inne hat. „Freundschaft zu Ihrem seligen Herrn Vater, lieber N., reine Freundschaft, war mit mir in der Humanität." Die Stirne des jungen Mannes runzelt sich. „Doch zur Sache. Ich höre, das alte Ding da — mißverstehen Sie mich nicht, ich meine nur vom architektonischen Standpunkt — kommt nächstens zur Subhastation. Ich habe Lust, es zu erstehen, aus reiner Freundschaft, Herr N., denn sonst würd' ich keinen Groschen dran wagen. Ich werde Ihnen tausend Thaler herauszahlen, sobald das neue, fünfstöckige Gebäude, das ich hier an die Stelle setzen will, den dritten Stock erreicht hat. Treiben Sie mich also im Subhastationstermine durch Ihre Vertrauten nicht in die Höhe. Ich habe mich schon mit den Hypothekengläubigern verständigt. Die Herren sehen ihren Nutzen ein. Ich lasse die ganze Pastete, sammt meinem einstöckigen Haus nebenan, einreißen, und ein großes, colossales, monumentales Haus an die Stelle setzen. Hier der Plan, Herr N." Was soll der arme N. machen? Im Subhastationstermin wäre das Haus doch für eine Kleinigkeit weggegangen, die Hypothekenlast lange nicht abgeschüttelt worden, und bei dem Vorschlag blicken ihm tausend blanke Thaler entgegen, die er aus seinem Schiffbruch rettet, mit denen er in einer kleinen, billigen Provinzialstadt wieder anfangen und selbständig werden kann. Ueberdem ist Schademacher ein Mann von bekannter Energie. Der junge N. läßt sich also das Versprechen schriftlich geben und willigt ein. Schademacher ersteht das Haus wirklich um einen lächerlichen Preis. Er hat sich wirklich vorher mit den N'schen Gläubigern geeinigt; Häuser „Unter den Linden" sind auf diese Weise einem Gebot von 2—3 Thalern zugeschlagen worden. Die alten Hypotheken werden nun allerdings nach der Subhastation gelöscht, aber Schademacher hat den Hypothekengläubigern Antheilscheine an dem neuen, monumentalen Bau in der Höhe ihrer Forderungen ausgestellt. Die alten Häuser werden wirklich auf den Abbruch verkauft und niedergerissen. Der neue, monumentale Bau steigt aus der Erde, die alten Hypothekarier sehen's mit Freuden, nicht minder der junge N., der inzwischen vorübergehend eine passende abhängigere Stelle gesucht und gefunden hat. Der Bau ist bis zu den Parterrefenstern gediehen, er zeigt achtzehn Fenster Front, zwölf nach der einen, sechs nach der andern Straße. Schademacher beginnt ein begehrter Mann zu werden. Die breiten, schönen Höhlen, wo dereinst die Schauläden prangen sollen, ziehen die Augen vieler unternehmender Kaufleute an.

Schademacher läßt sich die Anwartschaft auf diese glänzende Lage gut bezahlen. Er nimmt außerdem neue Hypotheken auf, auf die fünf Stock, die hier werden sollen, nicht blos auf die Parterrelage, die steht. Er erklärt endlich, vor Aufnahme der neuen Hypotheken, den alten Hypothekengläubigern, daß sein Baucapital erschöpft sei, sie möchten wenigstens soviel zulegen, daß die erste Etage hergestellt werden könne, hernach lasse sich leicht weiteres Capital schaffen. In ihrer Verzweiflung bringen sie die erforderliche Summe zusammen. Jetzt verändert sich aber auf einmal die Lage. Die bestürzten alten und neuen Pfandgläubiger trauen ihren Augen kaum, als sie den Bau tage-, wochenlang öde und verlassen sehen, immer nichts weiter als die Höhlen der Fenster und Schauläden des Erdgeschosses. Man überläuft Schademacher, man stellt ihn zur Rede, man wird grob, man droht. Denjenigen, die das zufällige Glück haben, ihn zu Hause zu treffen, setzt er mit der wohlanständigen Miene tiefgekränkten Rechtsgefühls die unabweisbare Einrede entgegen, daß die niedrige Gesinnung des Architekten ihn schlechterdings hindere, den Bau fortsetzen. Der Mann stelle so unglaubliche Forderungen, daß er sich und seiner Familie schuldig sei, passiven Widerstand zu üben. Er sei übrigens gern bereit, den Gläubigern gegen eine weitere Abfindungssumme für seine Mühe und seine betrogenen Hoffnungen die Ausführung des ganzen Bauprojects zu überlassen. Anfragen beim Architekten beantwortet dieser mit derselben sittlichen Entrüstung gegen die Schademacherschen Zumuthungen, wie der Bauspeculant seinerseits. Und das Ende vom Liede ist, daß die Gläu-

biger männiglich entweder ihren verlorenen Tausenden nachweinen und das unfertige Parterre stehen lassen, oder neue Tausende opfern, um nur das Haus bis zu einer bewohnbaren Höhe zu bringen.

Selbstredend läßt sich diese Art von Raubbau nicht sehr häufig und nicht mit jedem treiben. Aber er wiederholt sich doch in dieser oder einer ähnlichen Form leider nicht selten.

Die hervorragendste Eigenthümlichkeit der namhaften Bauten Berlins der letzten Jahre ist deren fürstliche Großartigkeit. Die Finanzgrößen, die hohe Aristokratie und der Herr Fiscus haben den Ehrgeiz, Hausbesitzer, und zwar im Mittelpunkt der guten Stadt Berlin, zu werden. Ohne Sang und Klang und in wenig Monden ist auf der Wilhelmsstraße das Strousbergsche Haus emporgewachsen, dessen fabelhafte Pracht nach einer kleineren Stadt hunderte von Fremden ziehen würde, und das in seiner geflissentlichen Verschwendung nur den „goldenen Häusern“ des sinkenden Rom zu vergleichen ist. Fast im Rücken des Dr. Strousberg hat der Fürst Blücher, ein Enkel des Siegers von Leipzig und Belle-Alliance, in der Form eines colossalen Würfels einen Palast erbaut.

Glücklicher, auch in monumentaler Hinsicht ist die Bauspeculation der Großindustrie gewesen, an der Stelle einer der abstoßendsten alten Casernen Berlins, in der Commandantenstraße, ein gewaltiges Industriegebäude hervorzuzaubern, das gewissermaßen zum Centralpunkt des Handels und Wandels in jener verkehrsreichen und bisher äußerlich so vernachlässigten Gegend dienen soll. Dem Gebäude kommt sehr die Weitläufigkeit und das freie Behagen zu gute, das der Vorbesitzer, der Militärfiscus, auch an diesem Punkte seiner vormaligen Niederlassung sich erworben hatte. So ist es gelungen, eine Frontlänge von ungewöhnlicher Ausdehnung herzustellen. Die Verschwendung bei diesem Bau liegt wesentlich in dessen Einstöckigkeit. Für den architektonischen Eindruck ist aber gerade diese Eigenschaft sehr förderlich. Denn eine Reihe von Stockwerken würde jeden Ueberblick des Ganzen in der engen Straße hindern und dem Beschauer die Idee einer Industriekaserne beibringen, statt der frühern Militärkaserne. So aber gewährt die lange, geschmackvolle Façade des Gebäudes reine Freude, mit ihren schönen, steinernen Figuren über dem erhabenen Dachfirst des Einganges, und der buntmannigfaltigen Großartigkeit der 29 stattlichen Schauläden, welche im Erdgeschoß ebensoviele Zweige moderner Industrie geschmackvoll vertreten. Hier ist in der That alles, und für alle Lagen des Menschen zu haben — mit Ausnahme der Situation der Geldlosigkeit —: Modewaaren und Wechsel, feine Fleischwaaren und Trauersachen, Cigarren und Hüte, Südfrüchte, Blumen, telegraphische Depeschen und Edelsteine u. s. w., „nichts ausgenommen“, wie die Gesetzgeber des weil. römischen Reiches Deutlichkeits halber hinzuzufügen pflegen. Ohne Zweifel ist der Anblick dieser Schauläden, zumal des Abends, wenn der Glanz der Gasflammen darüber ausgegossen ist, die bestrickendste Reclame, welche die Berliner Industrie bisher aufzubringen vermochte. Aber eines regt zu Fragen in die Zukunft dabei an. Die Namen der Inhaber dieser einzelnen Läden verschwinden unter dem Eindruck des Ganzen, und namentlich unter der auf den Jalousien und über dem Laden angebrachten Ziffer des Ladens. Nummer 2 ist das norddeutsche Telegraphenamt, Nr. 29 ein Modegeschäft, Nr. 9 ein Trauermagazin. Die Namen der Besitzer sind uns gleichgültig. Wer weiß, ob der exacte Materialismus unserer Tage diesen Gedanken der Zukunft nicht nutzbringend überliefert? Namen wechseln, Zahlen bleiben unverändert bestehen. Wozu soll ein Kaufmann seinem Sohn noch ein Accreditiv mitgeben, das auf seinen profanen Namen lautet! Klingt nicht viel bestimmter, wenn man schreibt: „der Sohn von Nr. 16 wird Ihnen bestens empfohlen“, oder wenn man in der Vossischen liest: „Fräulein 15 und Herr 3 Verlobte.“ Man weiß doch im voraus, was bei dem Additionsexempel herauskommt. Und die Nullen hören mit einem Mal auf.

Die Vorderfronte des Industriegebäudes ist aber noch aus einem anderen Grunde einstöckig gehalten, denn in der rechten Ecke der Hofgebäude, zu denen man durch den großen Thorweg der Mitte gelangt, befindet sich die Kunstausstellung der Berliner Künstler, ein tapferer Versuch, die deutsche bildende Kunst der Procentsaugerei der Kunsthändler zu entziehen, die bisher am Marke des Künstlers gezehrt hat. Für jetzt hat die Wanderung die gewaltige Halle zu anziehend gemacht, welche fast in der vollen Ausdehnung der vordern Front im Hofe parallel mit jener einherläuft, wenig niedriger als das Industriegebäude, und welche sich uns bereits beim Eintritt durch den Thorweg als „Graweilers Bierhallen“ vorgestellt hat. Ein wirklich colossaler Raum bietet sich unserm Blick, nachdem wir eingetreten sind, ein Saal von 175 Fuß Länge und entsprechender Breite und Höhe, in rein maurischem Geschmack decorirt und gemalt, ist dicht gedrängt voll von Mitgliedern des gemüthlichen, witzsprühenden Berliner Mittelstandes. Mühsam gelangt man durch den Menschenknäuel bis zum dritten Viertel des Saales, wo plötzlich ein Arm des Hauptsaales in gleicher Breite und Höhe, aber in geringerer Tiefe in einem rechten Winkel abspringt, der Billardsaal. Acht Billards stehen hier in zwei Reihen, dazwischen die nöthigen Tische und Stühle. Auch hier eine dichtgedrängte Menge Spielender, Harrender, müssiger Zuschauer, die nur der „koddrigen Bemerkungen“ halber sich hier aufhalten.

Die Erfolge dieses großartigen Bauwerks haben in den Köpfen einiger Berliner Speculanten, denen sich sonderbarerweise sehr solide Bankfirmen zugesellen, den bekannten Spruch des Archimedes in Erinnerung gebracht: „Gib mir einen Standpunkt, so werd' ich die Erde aus den Angeln heben.“ Sie meinen nämlich: schaffen wir einen neuen Verbindungsweg zwischen den belebtesten und elegantesten Straßen, mit einer schweren Menge Schauläden, so bekommen wir das ganze Schaugepränge der Berliner Industrie auf unsern Grund und Boden. Sie wollen deshalb die Linden, die Behrenstraße und Friedrichstraße durch einen ungeheuren, mit Glas gedeckten Gang verbinden. Die Illustration dieses Zukunftbaues hängt schon jetzt in jedem Laden, und ellenlange Reclamen verkünden in jeder Zeitung die Weisheit und Gemeinnützigkeit der Gründer der „Passage“ in alle Welt. Es gilt ja, das Publikum für das Unternehmen zu erwärmen, das natürlich auf Actien gegründet werden soll. Millionen sind erforderlich, um nur den Boden für die „Passage“ zu gewinnen, Hunderttausende, um die jetzt dort stehenden Häuser niederzureißen und den neuen, gedeckten Gang aufzuführen. Und wozu der ganze Lärm? Um den Verkehr, das industrielle Angebot zu vermehren, in einem Viertel der Stadt, wo schon jetzt eine Ueberfülle von Verkäufern, bei enormen Miethen, das Publikum kaufunlustig langsamer oder schneller vorbeischlendern sieht.

Die Zeit, wo der hochwohlweise Magistrat der Stadt Berlin innig mit ergriffen war von dem allgemeinen Bautrieb seiner Mitbürger, liegt nun abgeschlossen hinter uns und hat als Denkmal das gewaltige rothe Rathhaus hinterlassen, das noch einmal mehr imponiren würde, wenn es gelungen wäre, auf drei Seiten um den Palast die Häuser in doppelter Entfernung wegzurasiren, als dies jetzt geschehen ist. Aber schon die Kosten dieses Baues und des geringen freien Platzes, der um den Rathspalast gewonnen wurde, belaufen sich auf einige Milliönchen mehr, als der Bau und Platz ursprünglich veranschlagt war. Die Sache gab viel zu denken, namentlich den Herren Berliner Stadtverordneten und den Steuerzahlern. Aber der wohlweise Rath hatte einmal den Bau angefangen, und man konnte ihn doch nicht liegen lassen. Beati possidentes! Andern gibt die Geschichte noch heute zu denken. Im Stadtrath von Berlin sitzen eine Reihe bekannter Politiker: v. Hennig, Graf Schwerin, Runge, Hagen u. s. w., die alle sehr vorsichtig sind, wenn sie im Abgeordnetenhaus und Reichstag die Geldforderungen der Regierung bewilligen sollen. Als Stadträthe von Berlin ließen sie sich keinen Groschen von dem steinernen Bauetat ihres Rathhauses absetzen, im Gegentheil! Sie kamen mit Nachforderungen auf Nachforderungen, und die Stadtverordneten bezähmten ihre angeborenen Steuerverweigerungstriebe. Merkwürdig, wie sehr sich Soll und Haben verwandelt, sobald man den Sitz der Regierung einnimmt! Bekanntlich hat das Berliner Rathhaus seine großen Schattenseiten; vor allem die eine, daß der colossale Bau doch viel zu klein ist für die vielgliederige und vielköpfige Verwaltung, die in diesen Räumen hat untergebracht werden sollen; dann ist der vielgerühmte Rathskeller viel zu niedrig, um dem Menschen das Dasein erträglich zu machen, und endlich sendet die nahe Gerichtslaube ihre polizeiwidrigen Miasmen zum Himmel. Indessen andererseits gewährt dieser Palast einen Eindruck von der Großartigkeit und Tüchtigkeit des Berliner Bürgerlebens und Gemeinsinnes, wie kein zweites Haus in Berlin. Und vor allem ein einziger Blick von dem himmelanstrebenden Thurm des Rathhauses hinab auf das unendliche Meer der Häuser, Wohn- und Arbeitsstätten und der frommen Gebäude der gewaltigen Stadt, hinterläßt jedem eine tiefe, fürs ganze Leben bleibende Erinnerung,

so tief, daß ihr nur eine zweite gleichkommt, die Rundsicht von einem hohen, einsamen Gipfel der Alpen. Auf dem Piz Languard in Graubünden, wo der Blick auf eine Entfernung von vierzig Stunden und darüber nichts gewahrt, als die strahlenden Bergriesen mit ihren ewigen Schneehäuptern, ungeheure Gletscher und Felsklüfte, wo lange vor dem Scheitel die Pflanzenwelt scheidet, alles so wild und starr, wie die letzte große Umwälzung unserer Erde es aus dem Chaos gehoben und gesenkt hat, und überall, soweit das Auge sucht, nur drei Stätten, wo Menschen wohnen können; da spüren wir den Odem Gottes näher als sonst. Aber hier oben auf der Thurmgallerie des Berliner Rathhauses haben wir dagegen einen seltenen Ueberblick über menschliche Ausdauer und menschliche Schaffenskraft.

Auch hier oben verhallt tief unter uns das laute Geräusch des kleinen täglichen Sorgens und Treibens. Wir sehen in das Angesicht von Jahrhunderten, in den Werdegang des ganzen deutschen Staats, an dieser einen Stelle. Hier sind sie noch alle zu sehen die Thürme, die in meinem „trewen Reis-Gesert" (treuen Reisegefährten) abgebildet sind um das Jahr 1650, wo ein Theil dessen Berlin ausmachte, was man heute die „alte Stadt" nennt. Aber wie unendlich hat sich der Stadtgürtel seit jenen Tagen erweitert. Ueberall liegen die Staatsgebäude jenseits der Grenze, die den Kurfürsten von Brandenburg Residenz gewesen. Seit Jahrhunderten ist die Spree übersprungen; nun dehnt sich die Stadt stundenweit vor unserm Blicke nach allen Seiten, überall sind die hervorragendsten Häuser, nicht wenige der zierlichen Kirchthürme in unseren Tagen errichtet. Und der breite Gürtel von himmelragenden Schornsteinen vollends, der ringsum die Stadt abzugrenzen scheint, gehört ausschließlich unserer Zeit an. Jeder dieser rußigen Colosse gemahnt uns so gut wie ein Besuch in dem entzückenden Palmenhaus Borsigs oder eine Wanderung durch die stolzen Gärten und Villen der Vorstädte, daß Berlin so von Grund aus anders ist als man sich's vielfach, und namentlich in Süddeutschland, vorstellt, ganz was anderes als eine todte, gelangweilte Residenz, wo die schnarrenden Lieutenants, die wimmelnden Referendare und die „ausverschämten" Handlungsreisenden den Ton angeben. Nein, Berlin ist, auch Hamburg und Bremen nicht ausgenommen, zum ersten Platze deutschen Handels, zu der Metropole deutscher Großindustrie geworden; durch welche Mittel, in einer sandigen Einöde, an einem mäßig schiffbaren Strom? — das lehrt uns zum Theil der Nebelschleier, der sich dort im Westen, im Süden und Norden an der Stadtgrenze erhebt, er steigt von dem großen Canal auf, der ansehnliche Fahrzeuge bis an die Schwelle der Waarenlager der Stadt führt. Und dann, welch anderer Stamm hätte der Ungunst der Verhältnisse so ausdauernd Stand gehalten, welcher den Kampf mit Sand und Haide so unermüdlich geführt, als der eingeborene Märker, wer hätte vor dreihundert Jahren, als die Sonne der Reformation in Kursachsen aufging, prophezeien mögen, daß hier an der Spree die Wiege der deutschen Hauptstadt stehen würde?

H. V.

Die unterbrochene Lesestunde.

Eine Plauderei von **Robert Pfell.**

(Zu dem Bilde auf S. 605.)

Genovefa Chedeville klappte ihr Buch zu. Es war der Telemach. Sie griff zu einem anderen. Die drei jungen Damen, welche am Tisch saßen, schauten ihr, die schönen Züge schlaff herabhängend und hie und da gewaltsam ein Gähnen unterdrückend, mit schlummerschweren Augenlidern zu. Doch nein — nicht alle. Die älteste von ihnen, die reizende Blondine mit dem kecken Profil und dem kokett um die Schultern geworfenen Spitzentuch, scheint zwar nicht viel mehr Interesse an den Lehren des großen, hageren Fräuleins zu finden, die am Ende des Tisches in schulmeisterlicher Würde thront, aber ihr Gesicht zeigt nicht die geringste Ermüdung. Im Gegentheil malt sich darauf bald eine fieberhafte Ungeduld, hie und da schießt eine jähe Röthe darüber, ihre Augen öffnen sich weit und leuchtend, um wie triumphirend um sich zu blicken; dann wieder sitzt sie, in träumerisches Nachdenken versunken, da und scheint den Stimmen zu lauschen, die im eignen Herzen laut werden. Sie lächelt.

„Fräulein Elsbeth von Rannow!" ertönte jetzt die Stimme der alten Dame in tadelndem Tone, „geniren Sie sich gar nicht, Ihre Langweile zu gestehen bei einem Meisterwerke unserer Literatur —?"

Fräulein von Rannow hatte in der That, weniger ihrer selbst mächtig, als die zur Seite sitzende Schwester, das kleine Mündchen so weit als möglich geöffnet, in Folge jenes Reizes der Kinnladenbänder, den man gewöhnlich der Langweile zuschreibt. Sie war zwar rasch wie der Blitz mit der zierlichsten aller Hände vor den Mund gefahren, aber hatte Mademoiselle Chedeville dadurch nur noch mehr auf ihren Gemüthszustand aufmerksam gemacht.

Fräulein Elsbeth von Rannow erröthete, wie es sich geziemte, und ihre Schwester, wie es sich gebührte, ebenfalls; die blonde Dame im Spitzenshawl jedoch heftete ein energisches graues Auge auf die Vorleserin und sagte:

„Unserer Literatur? Ich dächte doch, der Verfasser des Telemach ist ein Franzose."

„Es gibt blos eine Literatur, und das ist die französische! Also ist es auch die Ihrige, Baronesse Dornewitz, wie die aller übrigen Völker!"

Genovefa Chedeville war eine der ersten französischen Lehrerinnen, welche durch die Vorliebe des großen Friedrich für die Sprache ihres Landes nach Berlin gelockt worden war, und alle dem Hofe nahestehenden Familien hatten sich natürlich beeilt, der Vorliebe ihres Monarchen zu Gefallen ihre Töchter dieser Dame zur weiteren Ausbildung in der französischen Sprache und Literatur zu übergeben.

Mademoiselle Chedeville meinte es ernst mit ihrem selbstgewählten Beruf, aber mit einer ziemlichen Dosis Nationalstolz begabt, der durch die Vorliebe des Herrschers für ihre Sprache noch erhöht wurde, war sie wirklich dahin gelangt, die Franzosen für die geborenen Schulmeister der ganzen Welt zu halten. Die erste Bemerkung hatte sie als eine jugendliche Aeußerung ohne Bedeutung aufgenommen. Sie war aber sehr erstaunt, als die blonde Baronesse mit dem größten Eifer erwiderte:

„Nein, die deutsche Sprache hat ebenfalls ihre Literatur; das, was mir davon bekannt geworden ist, paßt viel eigentlicher zu unserem Gemüth, als die glatten, künstlichen Formen der Fremde."

Genovefa Chedeville fühlte sich in ihrem eigensten Streben, in den Bedingungen ihrer Existenz angegriffen; ihr sonst ziemlich gutes Deutsch wurde fremdartig und gebrochen.

„Und worin besteht diese Literatur, wenn es ist erlaubt zu fragen?"

„Da haben wir vor allem unsere herrlichen Minnesänger!" sagte Fräulein von Dornewitz mit glühenden Wangen, während die beiden Fräulein von Rannow ihr mit den runden, weitoffenen Augen erstaunt ins Gesicht schauten.

„Was ist das, — Minnesänger?" fragte Mademoiselle Chedeville wegwerfend.

„Minne ist das alte Wort für Liebe und Minnesänger wohl gleichbedeutend mit Troubadour."

„Ah!" machte die alte Dame überrascht. „Ich war nicht bekannt, daß auch in diese Land es hat gegeben Troubadours. Aber —" und jetzt lagen die Blicke der alten Dame so forschend auf dem Gesichte der Baronesse, daß diese verwirrt die Augen zu Boden schlug — „aber Sie haben doch früher nicht gewußt von deutsche Troubadour — wer hat Sie gelehrt die deutsche Troubadour, die deutsche Minnesänger?"

Baronesse Dornewitz sah nicht auf.

In diesem Augenblick hörte man unten — die Fenster des Fräuleins gingen auf den Schloßplatz — die Pfeifen und Trommeln, die kriegerischen Klänge, mit der die Schloßwache aufzog.

Baronesse Dornewitz sprang auf und wandte, ohne zu antworten, ihr glühendes Gesicht nach dem Fenster, die beiden Fräulein von Rannow folgten ihrem Beispiel, und wie von Federn emporgeschnellt, neigten sich ihre beiden schlanken nordischen Gestalten über den Tisch nach dem Fenster zu.

„Aber meine Damen," rief Genovefa Chedeville und versuchte eine strenge Miene anzunehmen, während sich jedoch — sie mochte wohl

ihrer eigenen Jugend gedenken — ihr Mund zu einem wohlwollend spöttischen Lächeln verzog — „aber meine Damen, ich weiß, daß der große König, meine hohe Protecteur, macht selbst aus die Dam' eine kriegerische Nation, aber, meine Dam', alles zu seiner Zeit, darum je vous prie — passons à Lafontaine!“

Die jungen Damen hörten nicht, vorzüglich Fräulein von Dornewitz, welche wie gebannt auf die vorübermarschirende Soldatenabtheilung hinabstarrte.

Genovefa Chedeville stand kopfschüttelnd auf.

Das Lächeln um ihre Lippen war verschwunden. So war ihr Ansehen als Lehrerin und die Autorität Lafontaines noch nie in Frage gestellt worden.

„Mais, chère baronne!“ rief sie plötzlich, nachdem sie einen Moment ihrer widerspenstigen Schülerin über die Schultern geblickt. „Sie kennen diese junge Officier mit schwarze Bart. Il vous salue mit sein épée — nochmal. O, Fräulein von Dornewitz, das ist sehr schlimm, ich dulde nicht, daß man sich gibt in meine Haus die Rendezvous durch die Fenster.“

Die Soldaten waren indes durch das Schloßthor gezogen, die Pfeifen und Trommeln verstummten. Fräulein von Dornewitz wendete sich mit vor Verlegenheit bleichem Antlitz um.

„Sie kennen diesen Officier!“ sagte Mademoiselle Chedeville streng.

„Ich kenne ihn, er grüßt mich stets, wenn ich ihm begegne, oder hier oder zu Hause aus dem Fenster sehe.“

„Und Sie haben noch nicht mit ihm gesprochen,“ fuhr die alte Französin fort.

„Ich nicht — aber er mit mir!“ stotterte Fräulein von Dornewitz, „er begegnete mir, Sie erinnern sich, als wir mit Ihnen den Spazlergang nach Charlottenburg machten. Ich war sehr müde und blieb etwas zurück ...“

„So!“ bemerkte die Lehrerin trocken.

„Und da trat er zu mir und —“

„Und?“

„Sagte mir, daß er mich liebe, daß er nicht ohne mich leben könne. Ich mußte mich vor Schreck auf eine Bank setzen.“

„Ei! Und Sie sagten?“

„Ich? Nichts! Ich ging rasch hinweg.“

„Nun! Das ist ja sehr tugendhaft. Ich erinnere mich, Sie kamen auch sehr außer Athem bei uns an. Und am andern Tage waren Sie es, welche durchaus wieder nach Charlottenburg wollten. Trafen Sie da ihren Verfolger wieder? Sie waren doch wieder müde geworden.“

„Nein — aber ich fand ein Buch auf jener Bank.“

„Und darin ein lettre d'amour auf papier rose!“

„Nein — blos das Buch — es sind Lieder deutscher Minnesänger, von einer derben Soldatenhand abgeschrieben. Vorne steht sein Name, Capitaine Graf Reinhard!“

„Und was geschah weiter?“

Fräulein von Dornewitz blickte rasch auf, wie verwundert, daß darüber noch eine Frage entstehen könne.

„Er hat unsern großen König gebeten, mich heirathen zu dürfen.“

„Ohne nur zu wissen, ob Sie ihn lieben?“

„Er weiß es. Ich hätte ihn ja sonst nicht angehört und das Buch nicht mitgenommen.“

Mademoiselle Chedeville betrachtete erstaunt das junge Mädchen. „Heirathen ohne lettre auf papier rose, ohne postillon d'amour, sans intrigue — sans duel — sans échelle de soie — das ist sehr sonderbar!“ murmelte sie und gedachte der eignen Jugend.

Fräulein von Dornewitz lächelte:

„Sie sehen, es gibt nicht blos eine deutsche Literatur, sondern auch eine deutsche Liebe.“

Genovefa Chedeville wendete sich rasch ab und setzte sich:

„Passons à Lafontaine, mesdemoiselles!“

Leben um Leben.

Eine oberbairische Geschichte von **Max von Schlägel.**

(Fortsetzung.)

II.

Als die Sonne völlig am Horizonte heraufgestiegen war, und dazu brauchte sie in diesen Thälern lange, machten wir uns wieder auf den Weg. In der Wirthsstube, wo wir unser Frühstück einnahmen, wurde eben gefegt und weißer Sand auf den nassen Boden gestreut, und die Stühle und Bänke hatte man, die Füße gen Himmel, oder vielmehr gegen die Stubendecke, auf die Tische gehoben. Blos der Tisch, wo gestern der Förster gesessen, war in Ordnung und dahin retteten wir uns, um die saure Milch mit Schwarzbrot zu verzehren, die uns die Wirthin als Frühstück vorsetzte. Wir sprachen von gestern. Ich drückte mich sehr heftig gegen den Tiroler aus, der sich so wenig aus seinem getödteten Freunde gemacht habe.

Otmar stimmte mit bei. Da trat die Wirthin zu uns.

„Glaubt's nur net, daß der Wast'l ruhig ist,“ sagte sie. „Er schreit nur net, wie der Martlbau'r. Aber Schneid hat er, wie kein anderer, und wenn er beleidigt word'n is, das vergißt er sein Lebtag net.“

Wir bezahlten unsre Nachtherberge und gingen. In wenigen Stunden waren wir am Kochelsee, auf der Seite von Kochel. Der Kochelsee ist berühmt wegen seines achtfachen Echos. Ehe wie uns daher erfrischten, bestiegen wir einen sogenannten Einbaum, einen aus einem ausgehöhlten Baumstamm verfertigten Nachen, der stehend und mit einem Ruder regiert wird, und fuhren hinaus gegen die rothe Wand zu, die sich steil und zerklüftet am andern Ufer neben den weißglänzenden Häusern eines Dorfes erhebt.

In der Mitte des Sees hielten wir, hier sollte das Echo am schönsten sein. Wir luden unser Lütticher Terzerol bis zum Rande und schossen los. Die Wirkung war überaschend, die Lüfte schienen von Geistern bewohnt, die ihren Groll herunterriefen über diese Störung ihrer Ruhe, und wenn man nach einer minutenlangen Pause die Töne erstorben glaubte, begann in einer entfernten Schlucht wieder das dumpfe Grollen, bis es in leisem fernen Murmeln erstarb. Da gesellten sich zu dem Echo plötzlich andere Töne — nämlich das Geschrei eines graugekleideten Menschen, welcher am Ufer hin und hersprang und uns mit Hand und Stimme zum Landen aufforderte.

Als wir ihn nicht gleich verstanden, wurde der Kauz ganz ungeberdig und nahm endlich etwas vom Rücken und legte es auf uns an, was nichts anderes zu sein schien, als ein Gewehr.

Revierförster, Tirolerwast'l, die Leiche des Sepp, alles das zog in nichts weniger als reizenden Bildern an meinem Geist vorüber, und mein Puls klopfte merklich schneller.

Otmar theilte meine Unruhe, und damit der Mensch nicht losschoß, ruderte ich aus Leibeskräften ans Ufer.

Als wir näher kamen, bemerkten wir zwar, daß das gefürchtete Gewehr nichts sei, als ein riesiges Fernrohr aus Pappe, erfuhren aber auch zugleich, daß Jagd und Fischerei im Umkreis von so und so viel Stunden dem Gutsbesitzer Herrn v. D. gehöre, daß der graugekleidete Düerbein dessen Sohn sei, daß wie durch unsre Schießen uns gegen die Jagdgesetze vergangen, und daß wir sowohl das Werkzeug unserer Frevelthat auszuliefern, als auch per Mann einen Gulden dreißig Kreuzer Strafe zu bezahlen hätten, wenn wir nicht vorzögen, angezeigt zu werden und vor dem nächsten Landgericht als Wilderer zu figuriren.

Dazu hatten wir nun nicht die geringste Lust, aber die theure Pistole herauszugeben auch nicht.

Ich hielt daher einige fünfzig Schritt vom Ufer an, erklärte, daß wir blos das Echo hätten wachrufen wollen, und wenn das Echo auch unter die jagdbaren Gegenstände gehörte, so hätten wir es jedenfalls nicht todtgeschossen, wie sich der junge Herr jeden Augenblick überzeugen könnte.

Otmar, nachdem er gesehen, daß die Sache nicht übertrieben gefährlich wurde, gewann so großes Vergnügen daran, daß er, so laut er nur konnte, gegen die Wand rief: „Esel!“

„Esel... Esel... Esel“ tönte es achtmal zurück, accompagnirt von unserm herzlichen Lachen.

Fälschlicherweise bezog der junge Mann am Ufer den Esel auf



Die Wachtparade kommt! Nach dem Gemälde von Otto Erdmann.

sich, sprang bis an die Kniee ins Wasser und machte ganz ernstlich Anstalten, auf uns zuzuwaten .....

Dies veranlaßte uns, wieder etwas in See zu stechen. Wir fuhren, so rasch wir konnten, an eine weiter abwärts gelegene Fischerhütte, wohin der junge Mann wegen der Krümmung des Ufers jedenfalls erst eine halbe Stunde nach uns gelangen konnte, übergaben den Kahn einem kleinen Jungen zum Zurückrudern, orientirten uns auf unserer Karte und stiegen rüstigen Schrittes den Kesselberg hinan. Ganz oben auf der bewaldeten Spitze aßen wir zu Mittag. Wir hatten Proviant in der Tasche und Wein in unsern Feldflaschen, und so setzten wir uns ins weiche Moos, ließen die Beine über einem Miniaturwasserfall hin- und herbaumeln und spotteten die Finken aus, die über unseren Köpfen schlugen und lachten über den Wildhüter, dem wir entwischt, und hatten den todten Sepp, den Tirelerwast'l und die ganze Gesellschaft längst vergessen.

Da tönte ein Schuß durch die Stille; es mußte ziemlich weit sein, wo er abgeschossen worden war, er kam von unten herauf, vom Walchensee, zu dem wir hinabsteigen wollten. Es durchschauerte uns ganz eigenthümlich bei diesem langgezogenen Echo, dessen einzelne Theile hier oben fast in eins verschmolzen. Wir waren plötzlich ernst geworden und wußten nicht warum.

Wir brachen auf und stiegen schweigend die andere Seite des Kesselbergs hinab, welcher den Kochelsee vom Walchensee trennt. Vom Walchensee, welcher sehr hoch liegt und keinen sichtbaren Abfluß hat, geht die Sage, daß er einst seine Wälle durchbrechen und München und die ganze bairische Hochebene überfluten werde. Im Algäu habe ich, angewendet auf dortige Verhältnisse, dasselbe gehört von einem hochliegenden Alpsee.

Wie dieser, so rechtfertigte auch der Walchensee durch sein düstermelancholisches Aussehen einigermaßen die Phantasiegebilde des Volks. Als sei er sich des Verhängnisses wohl bewußt, das er in sich birgt, ruht er schwarz und schweigend zwischen seinen hohen Wächtern, unter denen der Heimgarten mit seinen drei Kreuzen auf dem langen Grat gebietend hervorragt.

Obwohl es noch ziemlich früh am Nachmittag, war die Sonne doch schon hinter dem Heimgarten verschwunden und beleuchtete nur noch die drei Kreuze auf seinem Scheitel.

Von einer Landzunge, auf der eine Kapelle stand, bewegte sich ein langer Zug von Kähnen gegen die weißen Häuser von Walchensee, und die Vesperglocke läutete ihnen einen melancholischen Abschied nach.

Wir stiegen vollends hinab gegen den Walchensee. Die Glocke war verstummt, als wir ankamen, die Kähne angebunden, die Leute in ihren Häusern oder im Wirthshaus; es war Ostersonntag heute.

Wir stiegen die Stufen empor, welche von einem Geländer eingefaßt, an beiden Seiten zu der hochgelegenen Thüre des Wirthshauses führten; über ihr, als Schild, schwankte an einem langen eisernen Haken ein frischer Tannenkranz im Abendwind.

Auch hier war die Wirthsstube voller Leute, aber ganz im Gegensatz zu der lärmenden Versammlung zu Benediktbeuren herrschte hier eine ernste, fast feierliche Stimmung. Die Bauern und Burschen unterhielten sich nur flüsternd miteinander — und stumm und finster gingen die beiden Wirthstöchter ab und zu.

Es waren zwei eigenthümliche Mädchen. Groß und wohlgebaut, besaßen sie jenen südlichen Gesichtschnitt, den man unter den Bauern dieser Gegend trifft, im ausgeprägtesten Maße. Die Sonne hatte heuer noch keine Zeit gehabt, ihre Haut zu bräunen, und die noch nicht zwanzigjährigen Gesichter sahen sich noch ähnlicher durch die Marmorbläße, welche sie bedeckte. Die beiden Mädchen hatten ihre hohen Hüte, ähnlich denen der Männer, noch nicht abgelegt und hinter denselben hingen lange schwarze Zöpfe bis zur Taille herab, und unter dem Hute sahen Augen hervor, schwarz und unergründlich, wie der See.

Unser Eintritt, so selten auch um diese Zeit Touristen sein mochten, erregte nicht die geringste Aufmerksamkeit. Die Leute waren offenbar mit wichtigen Dingen beschäftigt.

Mir wurde ordentlich unheimlich in dieser Gesellschaft, und es tröstete mich sogar einigermaßen, als ich in einer Ecke den Martlbauern von Jachenau erblickte. Aber auch er hielt sich heute sonderbarer Weise schweigsam.

Wir hatten kaum an einem leeren Tisch Platz genommen, als die Thüre aufging und unser Verfolger vom Kochelsee hereintrat. Er ging direkt auf uns zu, zog ein Papier aus der Tasche, entfaltete es und hielt es uns vors Gesicht.

Mein jugendlicher Ungestüm regte sich. Ich schlug das Papier zur Seite und fragte den Mann, was er wollte.

„In dieser Schrift ertheilt mir das Landgericht die Befugniß, jedem auf unserer Jagd mit einer Schießwaffe Betroffenen dieselbe abzunehmen und ihn selbst um einen Gulden dreißig Kreuzer zu büßen. Wenn Sie also nicht gutwillig ....."

„Nein!" rief ich — „Eine Pistole ist keine Jagdwaffe, der See gehört zur Fischerei ....."

Jagd und alles darauf Bezügliche hat ein hohes Interesse in einer Gegend, wo die Jagdliebe der jungen Leute im steten Kampfe liegt mit dem Gesetz und seinen Repräsentanten, den königlichen Jägern. Sämmtliche Gäste hatten sich sofort um uns versammelt. Auch der Martlbauer trat vor.

„Das war wieder ein Gaunerstück'l!" sagte er.

Der junge Herr fuhr auf.

„Das verbitt' ich mir, Martlbauer! Kümmer' Er sich um seine Angelegenheiten und daß Er immer rein dasteht! Mit Seinem verlauten Maul kann er einmal einen Proceß bekommen, der Ihn Seinen halben Hof kostet."

„Hoho!" lachte der Martlbauer, während bei der Drohung des jungen Menschen ringsum ein unwilliges Murren entstand. „Hoho, junger Feinspinner! Meinst etwa, weil Dein Alter mit seine Advokatenkniff schon a paar Bauern von Haus und Hof bracht hat, er könnt's einem jeden so machen. So, und jetzt wollen wir einmal mitsammen processiren," rief er, indem er die Federn seines Hutes nach vorne rückte und Miene machte, nach der Thür zu gehen, „komm, wenn D'a Schneid' hast." — Der junge Gutsbesitzer erbleichte.

„Ich habe jetzt keine Zeit, mich mit Euch abzugeben, Martlbauer! Ich muß jetzt zum Förster, um denen da (er deutete auf uns) Mores zu lernen!"

Bei diesen Worten war im Zimmer das höhnische Gelächter verstummt, welches die ersten Worte des jungen Herren empfangen hatte. Der Martlbauer nahm den Hut ab und sagte ernst:

„Der Förster wird Euch wohl nimmer gefällig sein können. Während das ganze Dorf in der Vesper war, ist z' Walchensee ein Schuß g'fall'n und wie man heimkommen ist, hat man den Förster todt in seinem Zimmer g'funden. — Es muß ihn einer durch's Fenster todtg'schoss'n hab'n, denn die Thür war von inwendig verriegelt, und er selber kann's net g'wes'n sein, denn alle seine Büchs'n war'n g'lad'n."

„Der Tirolerwastl!" murmelten einige.

„I kann's net glaub'n, daß er's g'wes'n ist," meinte der Martlbauer. „Der Förster war a böser Herr, der manchen ins Unglück bracht hat. Aber das hat er doch net verdient, daß man 'n so elendig von hinten niederschießt."

Der Sohn des Advokaten zitterte am ganzen Leibe. Ich selbst war tief erschrocken. Da trat eine von des Wirths Töchtern herzu, legte dem Martlbauer die Hand auf die Schulter und sagte:

„Bauer! Wenn Dir a Bär in Dein Stall bricht und das liebste Vieh umbringt, so schießt Du'n halt nieder, wo Du'n triffst und fragst net, ob's von hinten oder vorn ist. Der Wast'l war dem Sepp sein bester Freund, und ich sag' — er hat recht g'habt."

„Recht hat er g'habt! Recht!" murmelten die Bauern.

Der Martlbauer betrachtete voll Mitgefühl das bleiche Mädchen.

„Der Sepp war Dein Schatz, Toni! desweg'n darf man Dir nix übelnehmen. Aber d' Urschl hat den Wast'l gut leid'n mög'n und hat jetzt das Nachschau'n."

„Der Wast'l hat recht g'habt!" sagte die Urschel.

Das waren die Nachkommen jener Bauern, welche sich 1705 auf dem Sandlinger Kirchhof von österreichischen Panduren in Stücke hauen ließen, aber sich nicht ergaben.

Der Martlbauer blickte auf den jungen Jagdbesitzer, der noch immer wie geistesabwesend da stand:

„Dir thut man nix solches!" höhnte er. „Du wirst höchstens, wenn D' wieder n' arm's Weib weg'n a parr dürre Asteln anzeigst, mit Deine Ohr'n an 'n Baum g'nagelt wie a Feldermaus. Todtgeschoß'n wirst net, denn den schlechtesten Wilderer thät der Schuß Pulver reu'n für Dich!"

Der junge Mensch taumelte hinaus.

Der Martlbauer setzte sich nun zu uns und erzählte uns eine

Menge Geschichten von der Härte des todten Försters, bei Holz- und Wilddiebstählen und von den Denunziationen des jungen von D . ., welchen man selber noch nie eine Flinte habe abschießen sehen . . . . . .

Der Martlbauer unterbrach sich plötzlich und wendete sich nach den übrigen Bauern zurück:

„Eigen ist es, daß dem Förster sein großer Hund wie vom Erdboden verschwunden ist, seit sein Herr todt ist. Und das Vieh ist doch sonst mit niemanden 'gangen und hat jedem die Zäh'n zeigt, der's g'lockt hat."

„Das ist wahr!" murmelten die Bauern — „es ist aber gut, sonst brächt er d' Jäger auf d' Spur vom Wast'l."

III.

Am andern Morgen ließen wir uns schon zeitig über den See rudern, um auf dem nächsten Wege nach Tölz zu gelangen. Obwohl die Sonne schon mindestens eine Stunde aufgegangen war, lag der See doch noch im tiefsten Schatten und sah, an einzelnen Stellen von weißen Nebeln behängt, noch einsamer und todestraulicher aus, als gestern.

Auch der Fährmann, wohl unter dem Eindruck der Ereignisse des letzten Tages, war finster und schweigend, als müsse er den Schatten des ermordeten Försters über die Gewässer der Unterwelt führen, und wir waren froh, als wir ihm seinen Obolos gegeben hatten und neben dem Kesselberg bergan stiegen.

In der Schlucht, die wir emporstiegen, lag an einzelnen Stellen noch zwei bis drei Fuß tiefer Schnee, und wir hatten Mühe fortzukommen. Seit Wochen hatte es nicht mehr geschneit, und der Schnee war also schon sehr alt. Dessenungeachtet fiel es uns auf, daß nicht die geringste Fußspur sich zeigte. Wenn man die Einsamkeit nicht gewöhnt ist, wird man aufmerksam auf alles, was sie zu unterbrechen scheint. Da war der Fuß eines Mannes im Schnee abgezeichnet — die Spuren führten den Kesselberg herab und vor uns weiter. Es war ein mit großen Nägeln beschlagener Bergschuh, der seine Form in den Schnee gedrückt hatte, aber bereits war Wasser in den Eindrücken, und dies Wasser war gefroren. Es mußte also die Sonne auf die Spur geschienen haben und die Nacht darüber hinweggegangen sein. Die Spur führte auf dem Wege dahin, den wir gingen. Jetzt bemerkten wir auch die Spuren eines Thieres. Diese führte bald rechts, bald links. Ich erinnerte mich an Coopers Pfadfinder, und in der phantastischen Stimmung, in der ich mich seit gestern befand, suchte ich die Spur als diejenige eines großen Hundes oder Wolfes festzustellen.

Wir wurden etwas unruhig. Es war nicht ungewöhnlich, daß Wölfe in besonders strengen Wintern bis hierher verschlagen wurden. Unsere Unruhe verschwand, als wir an ein einsam stehendes Bauernhaus gelangten.

Wir wollten uns ein Frühstück kaufen, nämlich Milch und Brot, das einzige, was zu haben war. Die Frau gab uns reichlich und stellte die Zahlung unserm Belieben anheim. Die Frau wußte noch nichts von dem Morde des Försters. Wir fragten nach dem Wolfe — die Frau wußte nichts von einem solchen, sondern blos von einem großen grauen Hunde, der gestern Abend in großen Sätzen am Hause vorbeigerannt sei und sich weder habe locken noch aufhalten lassen.

Als Otmar bezahlen wollte, bemerkte er zu unserm nicht geringen Schrecken, daß er unsere Reisekasse verloren habe.. Sie mußte ihm aus der Tasche gefallen sein, während er mit mir die Spuren des vermeintlichen Wolfes untersuchte. Wir waren zweiundzwanzig Poststunden von München ohne jegliche Hilfe. Die Frau hörte unsere Verlegenheit, und da sie an der Wahrheit unseres Jammers nicht zweifeln konnte, erklärte sie es für gänzlich nutzlos, in dem tiefen weichen Schnee nach etwas Verlornem zu suchen. Sie bot uns Brot an für die Weiterreise. Aber wir mußten auch einmal übernachten, ehe wir nach Tölz gelangten, denn die Sonne stand bereits hoch am Himmel. Die Frau wußte keinen Rath. Ihr Mann hatte sich für einige Tage nach Tölz ins Bad verdingt und sie selber hatte nicht den Muth, uns aufzunehmen.

Aber die Almhütten seien jetzt noch leer, meinte sie. Da könne man prächtig schlafen. Am nächsten sei die Braunalm.

Unsere romantische Gemüthsrichtung folgte eifrig dieser Idee. Wir erkundigten uns nach dem Weg, verabschiedeten uns von der Frau und stiegen bergan.

Es dämmerte, als wir die Alm erreichten. Wir hatten uns verirrt und waren bis auf den Gipfel des Berges gestiegen, oft durch knietiefen Schnee, und hatten endlich tief unter uns, halb schon in Nebel gehüllt, unsere Zufluchtsstätte für die Nacht entdeckt.

Zum Glück konnten wir die Entfernung auf den schneebedeckten Halden rasch zurücklegen. Die Abendkühle hatte über den in der Sonne weich gewordenen Schnee bereits wieder eine ziemlich harte Kruste gezogen, wir rissen uns daher buschige Tannenzweige ab, setzten uns, den Ast mit der linken Hand haltend, rittlings darauf, stemmten als Steuer den Bergstock unter den rechten Arm und fuhren wie der Blitz in die Tiefe.

Ich bekam von dem raschen Niederfahren den Schwindel und stieß mit dem Fuß an einen der Baumstrünke, welche wie heimtückische Gnomen aus dem Schnee hervorragten. Ich fühlte mich wie von Menschenhänden am Knie gepackt, überstürzte mich und kollerte unaufhaltsam die abschüssige Halde hinunter, bis ein neuer Baumstrunk mich zum Stillstand brachte.

Endlich waren wir todtmüde an der Alphütte angelangt. Die Thüre der Sennhütte war verschlossen. Wir waren nahe daran zu verzweifeln. Bald jedoch entdeckten wir, daß der Verschlaß in einem einfachen Holzriegel bestand, welcher von innen zurückgeschoben werden konnte. Unsere nächste Untersuchung betraf daher die Fenster. Diese bestanden aus kleinen, runden, in Blei gefaßten Scheiben, und eines der letzteren war mit Hilfe meines Federmessers bald herausgelöst. Der Fensterriegel wurde geöffnet, Otmar als der Schlankeste durch das offene Fenster geschoben, und die Thüre öffnete sich. Jetzt waren wir wenigstens unter Dach, und das war bei dem zunehmenden Nachtfrost schon etwas werth.

Wir hatten Holz genug und machten Feuer auf dem offenen Herde, welcher aus vier Mauern bestehend, die eine Wand der Hütte einnahm. Aber bald konnten wir kaum mehr athmen, denn der enge Raum war gänzlich mit Rauch angefüllt.

Rathlos umherblickend entdeckten wir endlich mit schmerzenden Augen ein Loch in der Decke, das gegen Schnee und Wind mit einem Bret bedeckt war, worauf man noch einen Stein gewälzt hatte.

Unseren vereinten Anstrengungen gelang es, das Kamin zu öffnen, und obwohl ein Theil des Rauches menschliche Gesellschaft so sehr zu lieben schien, daß er unschlüssig an der Decke hin- und herwogte, so wurde doch allmählich das Athemholen wieder eine angenehmere Beschäftigung.

Wir gingen endlich, nachdem wir das Feuer mit Wasser ausgelöscht, auf unser Lager, d. h. auf das der Sennerin. Es bestand aus einer hölzernen Pritsche, welche oben an der Decke, gegenüber dem Fenster, angebracht war. Eine Leiter bildete den Zugang und darunter befand sich die Vorrathskammer.

Die harten Bretter waren mit etwas Heu bedeckt. Die nöthige Wärme mußten uns unsere Plaids geben. Otmar schlief schon längst; aber ich konnte nicht schlafen. Der Wind rauschte so seltsam in den Tannen, der Mond schien so gespensterhaft durch die Kaminlucke herein und warf einen breiten Streifen Licht auf den Boden. Ich dachte immer an den erschossenen Förster, und die blutbefleckte Gestalt des Tirolerwastl tauchte vor mir auf und legte das mörderische Gewehr auf mich an.

Da horch! Was war das? Draußen ganz in der Nähe tönte ein greller Pfiff, jetzt in weiterer Entfernung noch einer und noch einer. Gerne hätte ich Otmar geweckt, aber starre Angst lähmte mir Zunge und Glieder.

Es stand bei mir fest, daß das der Tirolerwastl mit einer ganzen Schar von Wilddieben sei, und daß sie uns, wenn sie uns hier fänden, um Entdeckung zu vermeiden, jedenfalls umbringen und irgendwo im Wald unter einer Tanne verscharren würden.

Ich hatte keine Zeit zum Nachdenken. . . Denn vor dem mondbeglänzten Fenster tauchte zuerst der Kopf eines Menschen, dann ein Arm empor und machte sich zu schaffen, und mit Entsetzen hörte ich, wie dieselbe runde Scheibe aus dem Blei gelöst wurde, welche wir selber, um Eingang zu erhalten, entfernt und wieder an Ort und Stelle gebracht hatten.

(Schluß folgt.)

Am Familientische.

Geräuschvolles Stillleben.

(Zu dem Bilde auf S. 597.)

Das Leben der Großstädte nimmt von Jahr zu Jahr an Unruhe und Aufregung zu, und selbst wer sich in eine Vorstadt flüchtet, ist nicht sicher davor, allnächtlich durch die Musik eines benachbarten Tanzsalons, oder am Tage durch so und so viel über, neben und gegenüber ihm bearbeitete Klaviere — falls nicht andere, die Ohren noch mehr angreifende Instrumente hinzukommen — heimgesucht zu werden. „Keine Ruh bei Tag und Nacht!“ kann mit Recht der geplagte Städter mit Leporello ausrufen.

Und genau in demselben Maße, als Industrie und Handel, Vergnügungen und Musikexercitien eine nimmerendenwollende, lärmende Bewegung erzeugen und den Gelehrten, wie jeden anderen Liebhaber der Stille, oft in Verzweiflung bringen, in demselben Maße — oder vielleicht noch etwas schneller — werden unsere Nerven immer schwächer, empfindlicher und den Strapazen des Stadtlebens immer weniger gewachsen.

So eilen wir denn alljährlich hinaus in die Wälder, auf die Berge, an die See, um in etwas das gestörte Ebenmaß der Kräfte wieder herzustellen und den Winter besser aushalten zu können. Bekannt ist es freilich, wie hunderte und tausende sogenannte Erholungsorte keineswegs wirkliche Erholung darbieten, und so mancher flüchtet sich deshalb ganz fern von dem großen Strom der Touristen in irgend ein abseits gelegenes Dörfchen, oder in eine noch möglichst wenig bekannte einsame Sommerfrische.

Vorsicht ist indes solchen Freunden des Stilllebens auch dort geboten; denn selbst auf dem unbesuchtesten Dorfe kann es ihnen gehen, wie einem unserer Bekannten, der, in eine Bauernwirthschaft einquartiert, gleich am ersten Morgen eine Scene erlebte, wie sie unser Bild für das Auge freilich ganz anmuthend und anschaulich darstellt. Den damit verbundenen, weniger anziehenden Ohrenschmaus hat jener Stadtflüchtling allein genossen; die lebhafte Phantasie unserer Leser wird ihn vielleicht einigermaßen reproduciren können. —

Wie rund, voll und warm sind die Laibe echt hausbackenen Brotes aus dem Ofen hervorgegangen; wie stattlich und zum Einbeißen verlockend liegen sie da auf dem weißgescheuerten Brette! Auch die Gäste zum Schmause bleiben nicht aus — freilich sind es durchaus ungeladene — sobald die edle Backkünstlerin nach vollendetem Werke sich einen Augenblick entfernt, um mit einer Nachbarin beredter Zwiesprach zu pflegen! Lustig wiehernd beschnobert das jugendliche Roß die duftende Speise; des Hauses krähender Wächter hat von einem Laib festen Besitz genommen, und verkündet von dem solid begründeten Throne die gute Botschaft seinem ganzen Volke, von dem etliche auch nicht lange sich bitten lassen, sondern emsig pickend bereits zugreifen, während andere, bedächtig gluckend, heranschreiten. Auch die rastlos schnatternde Schar der Gänse naht langgestreckten Halses, von dem vielversprechenden Nachwuchs gefolgt, und während ein kleines Ferkelchen gestreckten Laufes seine Beute in Sicherheit zu bringen sucht, stürzt ein bellender Köter auf ihn zu, um sie ihm wieder abzujagen.

Dieser vielstimmige Thierchor, der um die Menschenspeise den Wettstreit erhoben, stört indes die beiden plaudernden Weiber ganz und garnicht, während er meinem unsichtbaren Bekannten in seinem hinter den Coulissen verborgenen Stübchen anfing, ganz neue Begriffe über die ländliche Stille beizubringen. Man kann sich vorstellen, welch ein Crescendo entstand, als endlich die Unterhaltung der Frauen einen Ruhepunkt gefunden, und die Bäckerin ihre keifende und heiser wüthende Stimme erhob aus Entsetzen über das hinter ihrem Rücken vollendete Zerstörungswerk.

Vor diesem „Schrecklichsten der Schrecken“ schwand unserem Bekannten der letzte Rest idyllischer Träume von den Reizen eines ländlichen Aufenthaltes, und er entfloh schleunigst dem lange ersehnten, aber in der Wirklichkeit ihm gar zu geräuschvoll erscheinenden Stillleben. R. K.

Bartordonnanzen.

Die Nachricht von den Bartverordnungen, welche in einem deutschen Kleinstaate kürzlich in verschärfter Weise beim Beamtenstande in Anwendung kamen, hat nicht verfehlt, Aufsehen zu erregen. Wir nennen keinen Namen, sondern erwähnen nur, daß die einen gar keinen Bart, die andern ihn nur nach bestimmter Regel tragen dürfen, und daß nur wenigen Glücklichen gestattet wurde, das, was der liebe Herrgott ihnen gegeben, frei und nach Belieben wachsen zu lassen. Uns hat diese Ordonnanz vergangene Jahrhunderte wieder vor Augen geführt, in denen Seitenstücke zu jener Verordnung genugsam zu finden sind. Auch erinnern wir uns, daß in einer freien, großen Handelsstadt des deutschen Nordens noch vor 20 Jahren kein junger Mann auf dem Comptoir erscheinen durfte, der einen Schnurrbart trug. Von vornherein galt er für „unsolide“. Die Geschichte des Bartes von den Geboten im alten Testament an, welche den Juden befehlen, ihn wachsen zu lassen, bis auf die Ordonnanz des deutschen Kleinstaats herab, ist eine höchst interessante — indes wir verzichten auf Vollständigkeit und berichten nur über die Revolution, die Peter der Große unter den russischen Bartträgern hervorbrachte. Heute vermögen wir uns den Russen ohne Branntwein und Bart nicht mehr vorzustellen, aber es gab eine Zeit, in welcher er auf den letzteren verzichten und sich nur an den ersteren halten mußte. Jener Begründer der russischen Macht hatte gesagt: „Borodo lichnojo tiagota, der Bart ist eine nutzlose Unbequemlichkeit.“ Er ließ sich selbst glatt rasiren, und befahl nun allen Russen dasselbe zu thun. Darob entstand großes Aufsehen; die Iwan und Peter, die Sascha und Anastasius fuhren sich verzweifelnd mit den Händen in den Urwald, der das Kinn bedeckte, die zahlreichen Kinder Israel im russischen Reiche jammerten laut, und bärtige Kosaken erklärten, lieber das Leben, als das theure Anhängsel lassen zu wollen. Es war wirklich eine Revolution im Anzuge. Peter hatte ein Einsehen. Aber das kaiserliche Wort mußte in Kraft bleiben, und nur wer eine ganz bestimmt normirte Taxe zahlte, durfte den Bart beibehalten. Das erwies sich als praktisch. Großwürdenträger, Hofleute und die Kaufleute von St. Petersburg mußten für die Erlaubniß jährlich 100 Rubel, Kleinhändler und andere Bürger 60 Rubel, jeder Einwohner Moskaus 30 Rubel, und die Bauern jedesmal etwa 3 Groschen zahlen, wenn sie in eine der beiden großen Städte kamen. Die Beamten, welche mit der Erhebung dieser Taxe betraut waren, lieferten dafür als Quittung eine kupferne Marke ab, auf deren einer Seite eine Nase mit einem großen Bart darunter und die Worte: „Borodo lichnajo tiagota,“ auf deren anderer in russischer Sprache: „Die Barttaxe ist bezahlt“ standen. Was war die Folge? Viele reiche Leute zahlten allerdings, um den lieben Bart zu erhalten, die Bauern aber, denen die drei Groschen beim jedesmaligen Besuche der Stadt zu viel erschienen, blieben weg, und nun begonnen die Petersburger und Moskauer zu klagen, daß auf ihrem Markte die nothwendigsten Waaren fehlten. Peter stutzte und hob die Bauerntaxe auf; die Bauern durften von nun an ihre Bärte wieder tragen. Auch unter den Nachfolgern des großen Kaisers blieben die Ordonnanzen in Kraft, als aber 1731 Kaiserin Anna sie gar verdoppelte, da war des Unwillens kein Ende, und viele reiche Adlige verließen Petersburg, um sich der unerträglichen Tyrannei nicht ferner unterwerfen zu müssen. Erst seit die erleuchtete Kaiserin Katharina II den russischen Thron bestieg, durften die Bärte wieder in Petersburg unbelästigt floriren. Diese Mittheilung ist vielleicht geeignet, in dem Kleinstaate nach der einen oder anderen Seite hin zu wirken: entweder reizt sie zur Auferlegung einer zeitgemäßen Bartsteuer, oder zur Abschaffung der Verordnung an.

Jedem das Seine! das möge auch hier gelten. Wir aber wollen mit den Worten des großen Naturforschers Cuvier schließen, der sich über das Rasiren folgendermaßen aussprach: „Ich fand,“ sagt er, „daß ich, um mich zu rasiren, täglich eine Viertelstunde brauchte. Das macht sieben und eine halbe Stunde monatlich, und neunzig Stunden, oder drei Tage und achtzehn Stunden, also beinahe vier Tage, im Jahr. Diese Entdeckung machte mich stutzig. Fortwährend hatte ich darüber geklagt, daß die Zeit zu kurz sei, das Leben zu schnell verfließe und daß es mir an Arbeitszeit mangele. Jetzt sah ich zu meinem Schrecken, daß ich jährlich fast vier Tage damit zubrachte, mein Gesicht zu schaben — das war zuviel, und ich beschloß, den Bart wachsen zu lassen.“

Briefkasten.

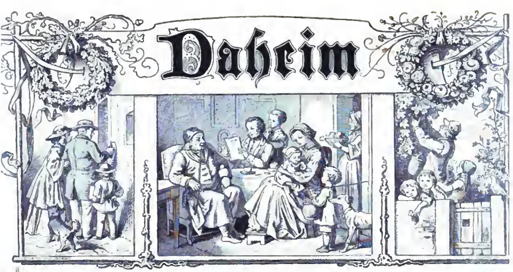
Unbeachtet werfen wir nichts in den Papierkorb; selbst die Geleitbriefe zu dem noch immer unerschöpflichen Strom eingesandter Poesieen lesen wir mit Aufmerksamkeit. Zum Beweise sei folgende Stelle aus einem solchen wörtlich citirt. E. W. schreibt uns: „Es treibt mich keineswegs, die schöne Krone des Dichterruhms zu erwerben, aber ein Plätzchen in Ihren Spalten möchte ich wohl einnehmen, um die Menschheit durch die Sprache der Musen aus dem Chaos ihres cultivirten Daseins in ihre Ursprünglichkeit zurückzuführen; ihre von der Geschäftlichkeit in Anspruch genommene Seele in die Sphären der Imagination zu führen, vielleicht auch manchem von Wehmuth erfüllten Herzen Balsam einzuflößen, kurz mit einem Worte: das hohe Streben der Poesie zu erfüllen.“ Auch diesem Streben wollen wir unsere Anerkennung nicht versagen, wenn wir auch außer Stande sind, ihm unsere Spalten zu öffnen. Es sei zu dem Uebrigen gelegt, wie die Sendung von C. M. B. — Die sprachlich kosmopolitische Stilbildung des Rhätiers in Marsre ist keineswegs in den Papierkorb „flonkiret“, sondern attentivement gelesen und bestens „considerirt“. Ein erneuter Krieg gegen alle überflüssigen Fremdwörter soll die Folge sein. — Dem Reiselustigen in E. noch zur gewünschten Ergänzung unserer in Nr. 35 mitgetheilten Methoden die Hinweisung auf ein so eben bei Wiegandt & Grieben in Berlin herausgekommenes „Deutsches Wanderbüchlein“, das in der That einen ganz prächtigen poetischen Reisegefährten in seinem sorgfältig gepflückten und gebundenen Strauß deutscher Naturgedichte darbietet. Die Vorrede ja nicht zu übersehen. — Dem Nicotinvergifteten rathen wir, sich an einen Arzt zu wenden, eventuell an Dr. Dyrenfurth in Crossen a. O. selbst. — Auf zahlreiche, eben so des Lobes volle, als nach weiteren Gaben ungeduldig begehrende Zuschriften über „Kloster Roßdyk“ von Hans Tharau erwidern wir, daß zwei neue Novellen desselben Verfassers dem Abdrucke entgegensehen; die erste wird das neue Quartal eröffnen. Kloster Roßdyk hat auch über Deutschland hinaus bereits Anerkennung gefunden. Ins Französische wurde es schon vor Monaten übersetzt, gegenwärtig wird eine englische Uebersetzung vorbereitet.

Zur gefälligen Beachtung.

Mit der nächsten Nummer schließt das laufende Quartal. Wir ersuchen unsere Abonnenten, besonders die der Post, ihre Bestellungen zur Vermeidung von Unterbrechungen baldigst erneuern zu wollen. **Daheim-Expedition.**

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

VI. Jahrgang. Ausgegeben am 25. Juni 1870. Der Jahrgang läuft vom October 1869 bis dahin 1870. **1870. № 39.**

Eine Cabinetsintrigue.

Historischer Roman von Georg Hiltl.

(Schluß)

Die Entlassenen hatten nichts Eiligeres zu thun, als sich zu entfernen. Sie verließen das Schloß, und Bossen, Elz und Manteuffel begaben sich in die Wohnung des letzteren. Als sich die Thür des Cabinettes hinter ihnen schloß, brachen sie fast zusammen.

„Ah," stöhnte Manteuffel, in den Sessel fallend, „eine fürchterlichere Procedur habe ich mein Lebtag noch nicht ausgehalten."

Bossen saß unbeweglich. Er blickte die beiden Collegen an und sagte dann: „Was meinen Sie nun zu der Affaire, Messieurs?"

„Ich meine," entgegnete Elz, „wir können von Glück sagen, daß alles so gekommen ist — die Sache stand sehr schlimm."

„Ein Wagen? Ah, Grumbkow," rief Bossen, durchs Fenster blickend. Wirklich erschien kurz darauf der Minister im Zimmer.

„Sie werden sehr agitirt sein, meine Herren," begann er, „nicht minder bin ich es — ich komme nur noch, um Ihnen mitzutheilen, daß die Rettung für uns alle einem Wunder gleich kommt. Nicht allein, daß Herr Bube so gefällig war, Platz zu machen —" er neigte sich gegen Bossen und Manteuffel — „ich kann Ihnen auch die sichere Meldung bringen: daß dem Herrn von Ilgen von London aus eine seltsame Copie heute — im Laufe des Tages zugestellt wurde." Elz horchte auf.

„Und welche wäre das?" fragte Bossen.

„Es ist eine Copie des Wiener Tractates, der die ganze Absicht Ihrer respectablen Cabinette enthüllt. Zum Glücke sind die Namen des Zaren von Rußland und Seiner Majestät von Preußen nicht genannt — und da Ihre Cabinette bereits als vollkommen rein — frei von jeder Schuld und mit dem Bewußtsein dastehen: nicht das Geringste gegen Preußen im Schilde geführet zu haben — so wird der König um des Friedens im Reiche willen keinen Werth auf dieses Schriftstück legen, sondern es wird in der Nacht der Archive verschwinden."

Manteuffel summte eine französische Arie vor sich hin — Bossen trommelte auf der Armlehne des Sessels — und Elz säuberte sehr emsig sein Jabot, indem er dadurch überhoben ward, Herrn von Grumbkow anblicken zu müssen.

„Eh donc, c'est frappant," lispelte Manteuffel, „und dieser Bericht ist wirklich in des Königs Händen?"

„In diesem Augenblicke gewiß. Der König, meine Herren, ist von der Wahrheit der Mittheilungen Clements vollkommen durchdrungen — glauben Sie mir. Sein klarer Verstand läßt ihn genau erkennen, was Wahrheit — was Lüge in den Berichten des Abenteurers ist, und er durchschaut die Intrigue. Wünschen wir uns Glück, daß einmal Clement gelogen, gefälscht und betrogen hat und daß zum andern Male die Testamentsangelegenheit den König so ganz in Anspruch nahm."

Manteuffel war aufgestanden.

„Sie werden es mir gewiß," sagte er, „als ein bedeutendes Zeichen meiner Ergebenheit für Sie anrechnen, Herr Minister, daß ich Ihnen zu Liebe eine Freundin, wie Frau von Blaspiel es war, geopfert — daß ich mich bei ihr und der Königin, welche sicher darum weiß — ja ohne Zweifel noch bei andern Leuten von Reputation in den Ruf eines Mannes sans fidélité, eines Verräthers gebracht habe."

Grumbkow spielte mit seiner Uhrkette, er lächelte boshaft. „Herr von Manteuffel," sagte er mit schneidender Stimme, „Sie haben in wahrhaft rührender Weise für mich gehandelt, und ich muß aus diesem an den Tag gelegten, sehr regen Interesse für meine Person schließen, daß Ihnen der Werth derselben ziemlich hoch steht, daß Sie mich als einen derjenigen betrachten, welche zur Wahrung kaiserlicher und sächsischer Interesse am Berliner Hofe dringend nothwendig erscheinen — es ist das meine, wie Sie sehen, sehr wohlwollende Auffassung der Verhältnisse. Wäre ich argwöhnisch, Herr von Manteuffel" — er faßte bei diesen Worten wie zufällig die Handmanschette Manteuffels und zerrte sie — „wäre ich argwöhnisch, so würde ich sagen: Herr von Manteuffel und Herr von Flemming — ja auch Herr von Bossen und in dritter Linie Herr Rath Elz — haben sich hinter dem Rücken ihres Verbündeten Grumbkow die Hände gereicht, um eine Doppelcabinetsintrigue einzufädeln, welche nichts anderes als folgendes bezweckte: sich nämlich gedachten Herrn von Grumbkows zu bedienen, um eine großartige, gegen Preußen

ins Werk gerichtete Intrigue durchzusetzen — im Falle des Gelingens, weil alsdann die Gewalt in den Händen der Sieger gelegen hätte, jenen Grumbkow vor die Thür des Siegestempels zu werfen; im Falle des Mißlingens aber alle Schuld auf ihn zu wälzen — ja ihn dergestalt zum Sündenbocke zu machen, daß es sehr leicht möglich gewesen wäre, statt eines Ministers Grumbkow, den pommerschen Edelmann Christoph Ernst von Manteuffel mit einem preußischen Ministerposten am Berliner Hofe betraut zu sehen. Der neue Ministeraspirant hätte dann leicht Gelegenheit gefunden, sich auf das Zeugniß der Frau von Blaspiel berufen zu können, als derjenigen Person, welcher er — hören Sie das, Herr von Manteuffel — ohne allen Zweifel im Auftrage des Grafen Flemming eine Warnung im Interesse des Königs von Preußen zukommen ließ. Die Anlage war sehr gut — es ist nur schade, daß der Abenteurer auch für eigne Rechnung arbeitete und daß durch die Zungenfertigkeit und Bedientengewandheit eines bezahlten Agenten drei hohe Cabinette — die langweiligen Holländer will ich noch gar nicht rechnen — sowie deren sämmtliche Vertreter auf das jämmerlichste geschlagen und mit ihren hochfliegenden Plänen vollständig ins Wasser gefallen sind, allés en fumée — wie der Franzose sagt. Angesichts solcher événements secrets ist es wirklich ein ungeheurer Freundschaftsdienst gewesen, daß Sie mir Frau von Blaspiel geopfert haben. — Sie haben aber nicht minder Glück, Herr von Manteuffel, denn nicht nur, daß Sie und Herr von Bossen so edelmüthige Freunde, wie den Kriegssekretär Bube finden, der sich, um nicht plaudern zu müssen, aus Liebe für Sie selbst umbringt — nein — Sie participiren auch noch an dem Glückszufalle, daß Herr von Katsch Briefe aufsing, welche die Blaspiel compromittirten.

„Aber Messieurs — Sie haben doch nicht mehr Glück, als dieses Land mit der sogenannten Streusandbüchse des heiligen deutschen Reiches, als dieses angefeindete, um seinen Wachsthum beneidete Preußen. Die mächtigsten Leute arbeiten an seinem Verderben, sie zimmern die kühnsten Pläne, sie gewinnen durch Vorspiegelungen sogar Alliirte im Herzen des Landes — Sie sehen, ich spreche mich nicht frei — und alles dieses, alle diese hohen Projecte, diese bereitstehenden Hilfsmittel, diese näherrückenden Heere — werden umgeworfen, nutzlos gemacht — zerstreut durch das vorzeitige Geschwätz eines Spions und ehrsüchtigen Abenteurers, und als er geplaudert hat, als der bedrohte König auf seiner Hut, als er mißtrauisch ist — haben die Gegner des Streusandlandes nicht die Courage: à tout prix die Beute anzufallen, das Land und sein Fürst flößen ihnen solchen Respect ein, daß sie ihrem Gott danken, als der Abenteurer in die Citadelle einer Festung geschleppt wird und daß sie wahrscheinlich erst dann ruhig schlafen werden, wenn sie erfahren, daß Monsieur Clement mit dem Henker von Berlin Bekanntschaft gemacht hat —

„Es ist nicht das erste Mal, daß die Herren vom heiligen römischen Reiche sich an dem glühenden Eisen, wie Herr Graf Kinsky sehr witzig das neue Königreich Preußen nannte, die Finger verbrannt haben, es dürfte das in der Zukunft noch öfter geschehen, und ich möchte daher rathen: bleiben Sie mit großen Entwürfen gegen dieses Preußen lieber zurück, Sie werden diesem kräftigen jungen Körper schwerlich etwas anhaben. Lieber kleine Minauderien — sogenannte coups d'épingle — das arbeitet sich viel leichter, Jedermann kann dabei etwas gewinnen, und keiner kommt hinterher auf das Schaffot, wie es jetzt nach der Clementschen Angelegenheit wohl geschehen dürfte — also in Zukunft petit jeu, messieurs, wozu ich gern ein Mal die Karten mischen will, aber keine Armeen, keine Aufbietung der gesammten Reichskräfte zu einer Plünderung en grande échelle — im großen Maßstabe. Dieses Preußen hat schon jetzt so feste Mauern, daß man sich recht leicht die Köpfe daran einrennen kann, und ich für mein Theil — ich würde nie wieder zu ähnlichen gewagten Expeditionen meine Hand bieten. Noch ein Mal den besten Dank — die ergebenste Anerkennung für das mir geschenkte Vertrauen und die wahrhaft collegialische Manière, mit welcher Sie alle meine Person beehrten bei jenen Unternehmungen, die hinter meinem Rücken abgemacht wurden."

Nach dieser sehr fließend gesprochnen Rede warf Grumbkow den Herren noch einen Kußfinger zu und tänzelte dann aus dem Zimmer. — Die drei Diplomaten blickten sich schweigend an.

„Ha! ha! ha!" begann Herr von Bossen, Manteuffel in das Gesicht lachend.

„Ha! ha! ha!" lachte dieser in derselben Weise.

„Hi! hi! hi! kicherte Elz.

„Ja wohl — wir haben gut lachen," sagte Manteuffel plötzlich ernst. „Die drohende Gefahr ist vorüber. Es ist ein Glück, daß Grumbkow in die Sache verflochten war — sonst säßen wir jetzt wo anders, als in diesem Zimmer."

Elz erhob sich. „Unser Geschäft ist aus," sagte er. „Ich habe meiner Regierung zu melden, daß die Sache vorüber, daß die geheime Allianz der Cabinette zum Zwecke der Reichsexecution gegen Preußen aufgelöst ist."

„C'est ça," sagte Manteuffel, leichtfertig seine Frisur ordnend.

„Einigen wir uns über die für unsre Cabinette abzufassenden Berichte — wenn Sie gestatten, werde ich einen solchen entwerfen," sagte Bossen, an den Schreibtisch tretend.

Noch während er schrieb, erschien der Kammerdiener mit drei Briefen. Sie waren an Bossen, Manteuffel und Elz gerichtet. Die Herren öffneten sie und lasen lachend den Inhalt — der nichts anderes als eine Einladung war. Sie lautete:

„Der Minister von Grumbkow wird auf
morgen Abend in seinem Hause petite soirée
halten und erbittet sich die Ehre, Euer Gnaden
unter seinen Gästen sehen zu dürfen."

„Sie werden doch hingehen?" fragte Bossen.

„Ohne Zweifel," antwortete Manteuffel. „Was sollte ich gegen Herrn von Grumbkow, unseren Alliirten, haben?"

„Dann werde auch ich nicht fehlen," setzte Elz hinzu.

„Gut denn — schließen wir jetzt die Depesche," sagte Bossen.

„Ich muß die Blaspiel retten," murmelte Manteuffel. — —

Die Königin saß still und niedergedrückt in ihrem Gemache. So streng auch jeder Bericht über die Vorgänge im Schlosse auf Befehl des Königs geheim gehalten wurde, hatte sie doch schon vor Beginn des Verhörs Nachrichten erhalten — Canisius Erscheinen, seine Frage nach dem Testamente ließ jeden Zweifel schwinden, daß etwas Ungeheuerliches im Schlosse vor sich gehe. Sie hatte jede Bedienung entlassen und las, aber die Buchstaben tanzten vor ihren Augen, und sie war unfähig, eine Seite des Buches zu vollenden. Verschiedene Male ging sie zu dem Schranke, in welchem das Testament verwahrt lag, sie nahm es heraus und prüfte die Siegel, die Unterschriften, es war ihr, als sei es nicht das echte Document, sie fürchtete eine Fälschung — gerade als sie es wieder in den Händen hielt, schallten wuchtige Schritte im Vorzimmer — sie kannte diesen Schritt — es war der des Königs. Er pochte heftig. Schnell ließ die Königin das Document in den Schrank zurückfallen und öffnete. Der König stand auf der Schwelle. Sein Antlitz glühte von der Aufregung des langen Verhörs, und hinter ihm erhob sich, eisern dareinschauend, die knorrige Gestalt des Fürsten von Dessau — ihres Gegners. Der König that keinen Schritt vorwärts. Er kreuzte, auf der Schwelle stehend, seine Arme.

„Meine Gemahlin," sagte er kurz, „wo ist das Ihnen anvertraute wichtige Document?"

„Welches, mein Gemahl? — Sie meinen wohl das in Brandenburg verfaßte Testament, nach dem sich Canisius schon erkundigte."

„Dasselbe, ich will es sehen."

Die Königin ging mit festem Schritt an den Schrank, öffnete ihn und nahm das Document heraus.

„Nun wird Grumbkow doch endlich in den Besitz kommen," dachte der Fürst, dessen Blicke durch den Umschlag dringen wollten.

Der König hatte während dieser Zeit das wichtige Papier schnell entfaltet, seine klugen und scharfen Augen prüften die Siegel, die Schriftzüge — ja, es schien, als habe er an irgend einer Stelle ein besonderes Kennzeichen gemacht, denn seine Augen weilten dort länger. Endlich faltete er es wieder zusammen, schob es in die Hülle und blickte die Königin finster an.

„Ich habe heute," sagte er langsam, „strenges Gericht halten müssen. Es sind Dinge vorgegangen, die ich für unglaublich gehalten hätte — indessen sie sind wirklich passirt, und wie ein Blitzstrahl hat die Entscheidung die Malefieanten getroffen — das Ihnen anzusagen bin ich eigentlich gekommen — zugleich auch wollte ich mich von dem Vorhandensein dieses Papieres überzeugen."

„Wie, mein Gemahl — Sie hatten Mißtrauen?"

„Nicht gegen Sie," entgegnete der König ein wenig sanfter, „wohl aber fürchtete ich, daß auch Sie betrogen sein könnten

durch eine Person, deren Charakter nicht das gute und simple Vertrauen verdiente — durch jene Madame Blaspiel."

„Die Blaspiel sollte mich täuschen?"

„Ich halte sie dazu im Stande. Sie hat jedenfalls was Méchantes mit den Papieren vorgehabt — aber nun wird es ihr nicht mehr möglich sein."

„Ah, er nimmt es zu sich," dachte die Königin.

„Was wird geschehen?" murmelte der Fürst.

Mit einer schnellen Handbewegung reichte der König das Testament seiner Gattin wieder, deren Antlitz wie von plötzlicher innerer Erleuchtung strahlte — ein Schein, der den Fürsten gleich Blitzstrahlen traf. „Bewahren Sie es fernerhin gut auf," fuhr der König fort. „Es ist richtig und unversehrt. Die unsauberen Finger Ihrer Favoritin werden es wohl nie mehr berühren können —"

„Um Gottes willen — was ist geschehen? Wo ist die Blaspiel?" rief, von schrecklicher Ahnung erfaßt, die Königin.

„Heute Nacht schon wird sie auf dem Juliusthurm, in der Citadelle von Spandau zubringen," rief der König, sich schnell zum Gehen wendend.

Er warf die Thür ins Schloß. Ohnmächtig sank die Königin nieder. Als sie wieder zu sich kam, machte ihre Herzensangst sich in einem Thränenstrome Luft. „Meine Freundin," schluchzte sie, „sie leidet um meinetwillen — ihre Treue gegen mich ist ihr Verderben."

Sie barg das Document, dann klingelte sie heftig der Kammerfrau. „Es ist schon spät," sagte sie, „eile Sie und hole Sie den Herrn Hofprediger Jablonski."

Im Zimmer der Schloßbibliothek.

An einem dunklen Abende hielt am letzten Portale des Berliner Schlosses ein Wagen, den zwei Gerichtsdiener escortirt hatten. Die Vorübergehenden sahen einen wohlbeleibten Mann aussteigen, der in das heute sogenannte „Apothekengebäude" geführt wurde. Hier befand sich damals die Bibliothek. Der Mann ward in den großen, nur von zwei Schirmlampen erhellten Büchersaal geführt.

„Mein Vater — mein lieber Vater," rief eine weibliche Stimme.

„Meine Elisa," schluchzte Herr Job — aber der gefühllose Jänisch trat dazwischen.

„Es ist mir streng anbefohlen, jede Unterhaltung zwischen Ihm, Herr Notar, und der Tochter zu verhindern," sagte er.

Job brummte ängstlich; er suchte das Halbdunkel zu durchdringen; er sah, daß ein Officier neben Elisa stand — es war Dumoulin — kein Zweifel, und dann stand noch eine schmächtige, dunkel gekleidete Gestalt neben ihm, die der Notar nicht zu erkennen vermochte. „Hübner," flüsterte Job dem einen der Gerichtsdiener zu, „ich habe Ihm den Hals mit Schinken und Wurst während meiner Gefangenschaft in der Hausvogtei gestopft; ich habe Ihm die Kehle mit Bier ausgespült; sage Er mir zum Dank, was soll hier vorgehn?"

„Euer Ehren, ich weiß es wahrhaftig nicht," lispelte Hübner.

„Will Katsch uns zusammen verhören? Er hat mich heute doch den ganzen Tag in den Klauen gehabt — fast fünf Stunden lang verhört! Weshalb sind wir hier gerade?"

Hübner zuckte die Achsel, als mit heftigem Rucke die Bibliothekthür aufgerissen ward. „Allmächtiger Gott — der König," ächzte Job, in die Knie sinkend.

Wirklich erschien der König allein im Zimmer. „Jänisch — und die beiden Diener da — entfernen," sagte er. Hierauf warf er den Blechschirm der Lampe zurück, so daß der Raum hell erleuchtet ward. Job erkannte jetzt auch den Prediger Laurentius. Der König hatte Hut und Stock abgelegt — seine Handschuhe ausgezogen und ein Papier hervorgeholt. Er musterte die Anwesenden — dann sprang er fast auf Job zu, der wie Espenlaub zitterte.

„Schämt Er sich nicht, solche Dinge zu machen?" rief er.

Der Notar begriff seine Lage vollkommen, als Mann von Fach wußte er sehr wohl, daß Einschüchterung beim Verhöre schon die halbe Niederlage war. Der König war außerdem viel zu gerade und ungewandt in juristischen Dingen, als daß seine Procedur Herrn Job in Verlegenheit hätte bringen können. „Welche Dinge meinen Euer Majestät? Ich thue niemandem wider seinen Willen meine Prophezeiungen aufdringen. Wenn meine Sehergabe — —"

„Ach, halte Er den Mund von wegen seiner Faxen," rief der König. „Ich will von ernsteren Geschichten reden. Ich meine Seinen Handel mit Heidekam, mit Bube, mit Clement. Er hat da allerlei Krimskrams aufbewahrt in seiner Wohnung."

Job strengte seinen Kopf an. Welche Dinge meinte der König? Katsch hatte in dem Verhöre nur darauf hingehalten zu erfahren: ob Job mit dem Clement politische Dinge getrieben habe? — von den anderen ihm vertrauten Schätzen war nicht die Rede gewesen. Job konnte also nicht wissen, was der König eigentlich erfahren wollte, aber das von der Blaspiel ihm anvertraute Packet mußte von hoher Bedeutung sein — ohne Zweifel handelte es sich darum.

„In meiner Wohnung sind Dinge aufbewahrt, welche Euer Majestät nach Dero Mißbehagen wider alle Advokaten Krimskrams zu nennen belieben. Aber unter diesem Krimskrams waren von jeher Dinge, welche zu bewahren ein Mann von Ehre alles aufbieten mußte. Ich kann nur bedauern, wenn davon einiges abhanden gekommen sein sollte."

„Ich verbitte mir derlei Muthmaßungen," rief der König. „Meine Beamten sind Leute von Reputation." Er erröthete unwillkürlich — er dachte an Clements Freibrief. — „Was für Dinge waren denn bei Ihm untergebracht?" fuhr er fort, dicht an Job herantretend. „He! Nenne Er mal solche Dinge! Wie?"

„Majestät — wie sollte ich wohl die Menge von Papieren nennen können, die mir zur Wahrung übergeben wurden?"

„Ich meine doch, daß Er sich eines Documentes erinnern wird, welches die Blaspiel Ihm übergeben," rief der König mit heller Stimme.

„O — Er hat keine Anlage zum Inquirenten," dachte Job. „Ich bin am Ziele." „Allerdings Majestät," sagte er laut, „es war eine Verschreibung von dem Gatten der Frau von Blaspiel — glaube ich," setzte er hinzu. „Was das Packet eigentlich enthielt, das hat mir Frau von Blaspiel nie vertraut."

„Und Sie da, Sie Jungfer, Sie hat es dem Heidekam abgerungen, mit Hilfe von dem da, dem Prediger!" sagte der König.

„Es ist so, Majestät," entgegnete Elisa.

Job überschaute jetzt die Lage. „Er hätte jeden einzeln verhören müssen," kicherte er vor sich hin. „Noch steht alles gut."

„Wie kommt Er — ein Prediger ins Haus des Notars?" fragte der König den Laurentius.

„Ich bin als ein armer Candidat dem Herrn Notar empfohlen worden — ich habe Gutes im Hause genossen, und ich durfte nicht fern bleiben in den Stunden der Trübsal. Ich bot meine Hilfe an gerade zur Zeit, als ein frecher Mensch im Zimmer des bereits in Banden sitzenden Herrn Notars einen Diebstahl versuchte, und da er jenen Damen ein Päckchen abringen wollte, war ich es, der ihm mit der Eisenschaufel drohte," sagte Laurentius.

„So? Er hat also Courage?" sagte der König.

„Mit dem Worte weiß ich besser zu fechten denn mit dem Arm — aber Gott ist mächtig in den Schwachen."

„Da hat Er recht. Allein hat Er nicht gewußt, daß die Leute da — im Verdachte standen?"

„Dieses alles konnte mich nicht abhalten — meinen Freunden in der Noth beizustehen," sagte Laurentius kühn.

„Nicht meine Ungnade?"

„Auch nicht Euer Majestät Ungnade."

Der König blickte ihn groß, aber nicht unfreundlich an. Er hat nicht gewußt, was in jenem Packete war?" — „Nein."

Der König wendete sich zu Job. „Aber weshalb hat Er mit dem Heidekam und dem — dem — Manne aus Ungarn, dem sie alle so auf den Pelz wollen — dem Clement verkehrt?"

Job war verschlagen genug, um aus den Reden des Königs zu entnehmen, daß er selbst noch nicht von Clements Schuld vollkommen überzeugt war. „Majestät," sagte er, „ich bin bestallter Notar — ein Mann, der Euer Majestät gnädigstes Decretum erhalten hat. Ich kann niemanden zurückweisen, der meine Dienste in Anspruch nimmt. Möglich und — ich kann dagegen nicht disputiren, daß sothanes Verfahren des Heidekam nicht ein sauberes war — aber ich habe derlei Allotria nie von ihm bemerkt — ich habe nicht die Aufgabe, den Clientes ihre Geheimnisse abzulocken — ich stand mit mehrgenanntem Heidekam in ganz simpler und honorabler Geschäftsverbindung — weiter nichts. Aber wüßte ich auch ein Geheimniß von ihm — welches nicht der Fall ist — so würde ich dennoch, selbst nicht durch die Quaestio rigorosa, mir einen Verrath abpressen lassen. Ich halte mein Wort," sagte er

mit fester, nachdrücklicher Stimme, „auch denen Clientes, die zu mie in besonderer Absicht kommen. Ich bewahre das Schweigen in denen Dingen, die mein Amt als Notarius publicus betreffen, als auch in denen, wo es sich um einen Ausspruch meines peophetischen Mundes handelt.“

Der König verstand diesen Hinweis sehr wohl. Job hatte die einst stattgehabte Zusammenkunft streng geheim gehalten.

„Na — und jener Clement?“ feagte der König.

„Ich kenne den Mann nur oberflächlich. Was er verbrochen haben soll — ich weiß es nicht. Allein er scheint mir nicht ein Bösewicht zu sein.“

Der König ging wiedee heftig umher. Er machte einige Male „hm — hm.“ Man sah es ihm an, daß er innerlich erregt war. „Aber Heidekam ist ein Schurke,“ rief er. „Bube ist in der Hölle. Und die Frau von Blaspiel — die ist — die muß eine Lehre kriegen von wegen der Uneheerbietigkeit.“

Er winkte Job zu sich und zog ihn an den Tisch. Hier packte er den Arm des Notars. „Jetzt rede Er die Wahrheit,“ flüsterte er. „Hat Ihm jemand die Peophezeinng damals — die von der drohenden Gefahe — hat Ihm die einee gesteckt, oder hatte Er die aus der Kabbala, oder wie das Donnerwetterzeug heißt, gelesen?“

„Ich habe sie aus meinen Berechnungen entziffert,“ sagte Job ruhig und ohne Zagen.

„So? — ich habe nun m e i n e Ansichten davon — will sie abee verschweigen. Ich muß ohnehin schaef sein — und mehe als ich möchte,“ setzte er für sich hinzu. „Aber das sage ich Ihm: Sein Glück ist jenes Peotokoll dort, das Katsch mie nach dem Verhör von heute überliefeet hat — wäee Ee in die Politika verwickelt gewesen — Er könnte der Welt Valet sagen.“

Ee schob den Notar zueück — dann ging er auf Elisa zu. „Sie ist recht hübsch, Mamsell,“ sagte er. „Aber ich meine — Sie beaucht Ihre Larve, um meine Officiees im Dienste wankend zu machen.“

„Ich darf das nur von meinem Könige hören,“ sagte jetzt Dumoulin.

„Ah — Er kann auch reden?“ fiel der König ein. „Ee wied doch nicht leugnen, daß diese junge Person Ihm den Kopf veedeeht hat?“

„Ich liebe die Jungfrau Elisa Jobin — aber ich habe niemals meine Pflicht meiner Liebe geopfert.“

„So? niemals?“ fragte schaef der König. „Wae Ee nie im Hause des Notaes, wenn Er wo anders sein sollte?“

„Ich erwaete die Anklage deejenigen, welche mich dort gesehen haben,“ antwortete Dumoulin.

Der König biß sich die Lippe —. „Ich bin auf krummen Wegen gewandelt,“ sagte er zu sich selbst, „daher muß ich schweigen. Er hat geschwiegen, als er mich zu dem Notae gehen sah.“ Er legte seine Hand auf Dumoulins Schultee. „Na, sei Ee nicht heftig. Er ist ein braver Soldat, ich weiß das wohl. Er gehoecht immer — nue nicht in puncto puncti — das heißt, wenn es sich um Seine Liebschaften handelt.“

„Eure Majestät ireen,“ sagte Dumoulin schnell. „Gerade in dieser Sache kann ich den Beweis füe mich führen.“

„So?“

„Ja.“

„Kurz und bündig?“

„Kurz — und bündig. — Ich wußte, in welcher Gefahr sich der Vatee meiner Elisa befand, von der mich Ihe Befehl fern hielt. Ich wußte, daß er mit Heidekam und durch ihn mit jenem Clement in Verbindung stand — aber ich konnte nicht wissen: wie eng, wie gefähelich jene Veebindungen waeen. Sie konnten — Mensch ist Mensch — derart sein, daß sie den Vater meiner Elisa auf das Schaffot brachten, wie sie die andeen dahin beingen werden — ich wurde — i c h, welchee jenes beave Mädchen liebt, ich selbst wurde abgesendet, den Clement zu fangen. Ein schweeer Auftrag —. Wenn ich widee meine Pflicht hätte handeln wollen — dann Majestät, wäee es mie ein Leichtes gewesen, Heeren Clement entwischen zu lassen.“ — Der König seufzte.

„Ich d u e f t e das nicht,“ fuhr Dumoulin fort. „Eure Majestät hatten befohlen. Wenn ich ihn entfliehen ließ — ihn warnte: dann war alles vorüber — Job konnte noch so schuldig sein — der Verbrecher Clement war frei, kein Zeugniß konnte wider Job abgelegt werden, gegen die, welche mie befreundet waren. Aber ich that das nicht — ich erfüllte meine Pflicht — ich habe Clement nach Berlin gebracht, selbst auf die Gefahr hin, daß er meine Freunde ins Elend bringe.“

„Er hat rechtlich gehandelt,“ rief der König. „Der Dienst und die Pflicht vor allem! Aber nun? — Ich habe meine Absicht ausgespeochen: Er solle die Notarstochter nicht heieathen! Ich habe bei meinen Officieren mitzusprechen. Was wird Er sagen, wenn ich Ihm den Consensus verweigere?“

„Ich würde Euee Majestät um meinen Abschied aus Dero glorreicher Armee bitten. Die Verhältnisse sind hiee füe die Familie Job dann nicht mehe erfreulicher Art — wie würden auswandern und in Holland etwa eine Stätte finden. Einen ehemaligen preußischen Officier nimmt man überall mit offnen Armen auf.“

„Ja, das glaube ich,“ rief der König, „aber ich will den Kerls was pfeifen — ich gebe meine Leute nicht weg. Einen Offizier, wie Er einer ist — den lasse ich nicht foet. Wenn ich Ihm also den Abschied nicht gebe und auch den Consensus zu seiner Maeiage verweigere — was will Er dann thun?“

„Ich wüede mir eine Kugel voe den Kopf schießen — vorher aber Euee Majestät an Dero gegebenes Wort unterthänigst erinnern. Sie versprachen mir Belohnung, wenn ich den schwierigen Auftrag treu und sicher ausführte — dieses ist geschehen. Lassen Euee Majestät einen Strahl der Sonne Deeo Gnade auf mich fallen und geben Sie den Consensus zur Heieath mit der Tochter des Notarius Job und Ihres Offiziers Carl von Dumoulin — wie flehen beide um Euee Majestät Gnade.“

„Ich habe ein Mal gehört,“ sagte dee König, „Ee — Musjeh Job mache sich nichts aus dem Soldatenschwiegersohn?“

„O — ich bin, Herr von Dumoulin — —“

„Ist ein braver Mann und glaube Er mir — Er hat doch dem Officier zu danken, daß ich nicht schäefer inquieiren lasse, und selbst der bissige Katsch hat da, wie mir scheint, ein wenig auf die Uniform von Foecades Regiment gesehen — na — Schwarzrock, was sagt Er dazu? Hat Er einen guten Spruch für den Soldaten doet?“

Laurentius befand sich in einem Kampfe. Ee sah, daß die letzte Aussicht, Elisa von Dumoulin geteennt zu sehen, veeschwunden wae, der König schien geneigt einzuwilligen, und der junge Theologe, der dem innig geliebten Märchen nahestand — er selbst sollte einen Ausspruch thun, ein Wort der Schrift citieen, welches des Königs Entschluß vollends zue Reife und Dumoulin in den Besitz Elisas beachte. Laueentius wae aber eine viel zu edle Natur. Er blickte Elisa noch ein Mal wehmüthig an — es lag ein Abschied in diesem Blicke, dann sagte er:

„Wenn Eure Majestät mie befehlen, ein Wort der Schrift anzuwenden auf diesen Actus, so möchte ich sagen, es gehört hierher der Speuch: Wie die Kälte des Schnees zur Zeit der Ernte, so ist ein geteeuer Bote dem, der ihn gesandt hat, und erquicket seines Herren Seele.“

„Sprüche Salomonis,“ sagte dee König, dessen Bibelkunde bekannt war, „das hat Ee gut getroffen. Gehe Ee wacker vorwärts — wenn der Arm schwach ist — thut das Wort viel, und man kann auch von der Kanzel heeab hauen.“

Ee raffte die Papiere zusammen und rief: „Jänisch.“ Dee Beamte teat ein. „Der Herr Jobus da — wied heute Nacht in seinem Hause schlafen —“

Eine Bewegung der Feeude duechzuckte die Anwesenden.

„Er hat eecht wohl daean gethan, mich an mein Woet zu erinnern,“ sagte der König zu Dumoulin, „aber lasse Er solche unchristliche Redensarten von Todtschießen. Dienst um Dienst — Ee wied den Consensus haben — Er hat meine Befehle treu ausgeführt. Geb' Sie mir die Hand, Jungfer — ich bin nicht Nero, wie Ihee Pathe, die medisante Blaspiel, gekeitzelt und geklatscht hat — na — die wied wohl auf dem Citadellenthneme Jesum keanen leenen — ist nuch eine von der Philosophia Angesteckte. Gute Nacht allerseits. Er da, Jobus,“ er zog den Notar noch ein Mal zu sich, „daß Er mir ordentlich etwas heraus rückt für den Dumoulin — und daß in dem wüsten Garten binnen Jaheesfrist ein anständiges Haus gebaut wird, sonst werden wie zusammen eeiten. Quod bene notandum!“

Noch konnten alle ihren Sinnen nicht teauen. Erst als sie deaußen in der freien Luft im Sande des Lustgaetens standen — als sie sich frei sahen, da begeiffen sie, welch eine Gewitterwolke

glücklich, ohne vernichtende Blitze zu senden, an ihnen vorübergezogen war. Sie hielten sich umschlungen: Job, Dumoulin und seine Elisa — Laurentius ging schweigend neben ihnen her — er war nicht mehr unglücklich — er war still vergnügt, wenn sich auch eine Thräne aus seinen Wimpern stahl — er sagte sich: „Ich habe beigetragen zu ihrem Glücke, war es auch nur durch ein einzig Wort.“ Dumoulin drückte ihm stumm die Hand, als sie vor des Notars Hause ankamen.

wieder einziehen in mein Haus, ein glänzend Gerechtfertigter.“ — Unter dem Halloh der Menge schritt er in sein Haus.

„Dieses Mal haben Katsch und Grumbkow Wort gehalten,“ sagte Dumoulin leise zu Elisa. „Ich hätte Clement noch in der zwölften Stunde entwischen lassen können. Seine Haft war Deines Vaters Rettung. Ein so mildes Protokoll, wie das, welches der König heute in Händen hielt — hat Katsch in seinem ganzen Leben noch nie verfaßt.“



Ein interessantes Kapitel.
Nach dem Gemälde von Siegert.

Hier erwartete alles den Notar, denn Hübner war bereits mit der Kande vorausgeeilt. Auch die Nachbarn und viele Neugierige hatten sich versammelt — als Job von seiner Gattin begrüßt wurde — erschallte ein Hoch aus der Menge. Der Notar wendete sich gravitätisch um und dankte.

„Einen treuen Gruß Euch allen, meine Freunde,“ sagte er. „Ihr seht, ich bin der Alte geblieben. Kein Kerker war im Stande, mich zu beugen, mich zu verändern — ich wußte es ja — meine Kunst täuschte mich nicht: So mußte es kommen — ich mußte

Eine Stunde nach jenem Verhöre in der Bibliothek sah man den König eilig aus den Zimmern der Königin kommen. Er ging in sein Cabinet und schellte Eversmann. „Wer ist von den Ordonnanzen draußen?“ — „Herr von Brandenstein.“ — „Ruf ihn.“ — Der Hauptmann erschien.

„Holen Sie mir sofort den Obersten von Marwitz.“

Der König trat zum Fenster, als er allein war. Die weite Fläche des Lustgartens schimmerte wie die Fläche eines Sees im Mondlichte — drüben leuchteten die Laternen — der stille Abend

brachte auch in des Königs Seele einige Ruhe. Er trommelte leise gegen die Schriben und sagte vor sich hin: „Sie sollen nicht die Frendr haben zu sehen, daß alle verderben, die zu ihm hielten."

„Majestät, zu Befehl," sagte der eintretende Marwitz.

„Ah — Marwitz, kommen Sie einmal her — Sie müssen ein gutes Werk thun, und dazu haben Sie ja immer Zeit. Hören Sie mich schnell an."

Später Besuch.

Das enge Gemach in dem obersten Stocke des Julinsthurmes der Citadelle von Spandau gewährt einr ganz reizende Fernsicht. Die Havel durchzieht die breite, mit grünen Wiesen, Fichtenwäldern, kleinen bewaldeten Höhen und einzelnen Ortschaften bestreute Fläche. Am Horizonte erheben sich die Thürme Berlins, und aus dem Dunkel seines mächtigen Parkes streckt der Schloßthurm von Charlottenburg sein rundes Haupt hervor.

An jenem Fenster saß Marie von Blaspiel. Sie war seit acht Tagen dir Gefangene des Julinsthurmes. Streng hatte man sie gehalten; erst ihr Schwager, der Baron von Fink, hatte einige Wohnlichkeit in den öden Raum gebracht, und immer noch ohne Verhör, immer noch ohne Entscheidung, hielt eine fürchterliche Laune des Königs sie frst! — Waren ihre Feinde willens, sie für immer in dem traurigen Gefängnisse schmachten zu lassrn? — Frau von Blaspiel athmete schwer bei dem schrecklichen Gedanken — alle Gedanken an die Treulosigkeit ihrer Freunde — an die abscheuliche Lüge der Diplomaten — an den fernen Gatten, der ihr nicht helfen konnte, die Ungewißhrit ihres Schicksals stürmten auf sie ein und von der drückenden Luft des Kerkers belastet, öffnete sie das Fenster.

Die Landschaft lag in tiefer Ruhe vor ihr — da unterbrach das Rasseln eines mit Laternen versehenen Wagens die Stille. Dieser Wagen kam schnell die Berliner Landstraße herab — er fuhr auf die Citadelle zu. Jetzt konnte sie ihn nicht mehr sehen — aber er fuhr auf der Brücke — die Gefangene hörte deutlich, wie dir üblichen Losungsworte gewechselt, wie die Brücken niedergelassen wurden und der Wagen in den Hof rollte.

„Ein neues Opfer des abscheulichen Processes!" seufzte sie. Sie schloß das Fenster — sir horchte. Die Steintreppen hinan kamen Tritte, es waren mehrere Personen. Einr tödtliche Angst überfiel die Blaspiel — dieser Besuch konnte nur ihr gelten, denn weder übrr, noch neben ihr war ein Gefangner — immer näher kamen die Tritte — die Stimmen — jetzt ward die Thür ihres Zimmers erschlossen. „Gott — wenn man sie in ein anderes, in ein entfernteres Gefängniß schleppte!"

Die Thür ging auf, zwei Männer traten ein.

„Marwitz — ah — und Sie? — Manteuffel," rief die Blaspiel, sich hinwegwendend.

„Meine Freundin," begann Marwitz, „ich komme auf Befehl Seiner Majestät — —"

„Mich in einen viel schlimmeren Kerker zu begraben?"

„Nein. Ihnen anzukündigen, daß Sie frei sind. Ich habe den Wagen unten, der Sie mit uns nach Berlin führen soll."

„Wie? Sind meine Feinde vernichtet? Sind die Aussagen Clements endlich als wahrhaft anerkannt?"

„Ich weiß nicht, wen Sie Ihren Feind nennen — aber die Sache des Clement steht schlimmer als je. Er und seine Genossen werden schwer büßen. Sie aber, Madame, sind frei — allerdings haben Sie nur die Erlaubniß, bis morgen früh in Berlin zu verweilen — dann begeben Sie sich laut königlichem Befehl nach Cleve zu Ihrem Gatten."

„Ah — die Mitwisserin soll entfernt werden?" lachte höhnisch die Blaspiel, Hrrrn von Manteuffel anblickend. „Es wäre doch weit besser gewesen — man hätte den neuen, den steigenden Einfluß aufgeboten, die unbequeme Person beseitigen zu lassen."

Sie machte die Pantomime des Erdolchens. Manteuffel trat näher und suchte ihre Hand zu fassen.

„Maria," bat er, als Frau von Blaspiel ihm heftig ihre Hand rntzog, „Maria — bleiben Sie nicht feindlich gegen mich gesinnt — ich habe in der That Ihretwegen gelitten. Ich war es, der zunächst den Einfluß der Königin benützte, um auf den König zu wirken, daß er sie freigäbe."

„Die Königin würde ohne Sie meine Rettung bewirkt haben."

„Es war das nicht so leicht, als Sie glauben. Der König ist hoch erzürnt über Sie — so gern die Königin wollte — sie hatte kaum den Muth dazu, und es bedurfte meiner ganzen Ueberredungskraft, die Majestät für den Sturm zu waffnen — reichen Sie mir die Hand — es ist gelungen — Sie sind frei."

Frau von Blaspiel kreuzte ihre Arme und sah Manteuffel mit verächtlichem Lächeln an. „Wenn Sie aufrichtig gegen sich selbst sein wollen," sagte sie, „so müssen Sie doch zu sich selbst sagen: Ich bin ein erbärmlicher Bursche — ich habe nicht den Muth gehabt, offen die Partei einer Frau zu ergreifen, welchr ich hintergangen — ins Unglück gestürzt habe. Das müßten Sie sich sagen, mein Herr, und wenn Sir trotz aller Anstrengung sich das nicht sagen können, dann Herr von Manteuffel, dann sind Sie tiefer in jene schreckliche Intrigue verwickelt, welche jetzt der Schleier des Staatsgeheimnisses bedeckt, dann sind Sie ein Helfer zu furchtbaren Dingen gewesen, und Sie müßten von Rechts wegen da sitzrn, — wo heute der unglückliche Clement sitzt."

„Ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen," entgegnete Manteuffel, zu Boden blickend und ihr aufs neue die Hand reichend.

„Wenn Sie genau den Sinn meiner Worte begriffen haben und meiner Ansicht zustimmen werden, dann will ich Ihnen verzeihend und mitleidig meine Hand reichen — eher nicht."

Sie stieß heftig seine Hand zurück, hüllte sich in einen Mantel, warf die Kapuze über und rief ihre Dienerin, dann sagte sie: „Ihren Arm, Marwitz. Ich will jetzt den Kerker verlassen."

Wechselnde Bilder.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Im Hofe des Schlosses zu Berlin hielt die große königliche Equipage. Die Lakaien und Läufer harrten an der Wendeltreppe. Die seidenen Gewänder rauschten auf den Steinen, und es erschien die Königin in Begleitung des Fräuleins von Pannewitz. Beide stiegen in den Wagen, der sogleich aus dem Hofe des Schlosses rollte.

Die Zeit zur Kirche war noch nicht gekommen, die Königin mußte daher vor Beginn des Gottesdienstes noch einen andern Ort besuchen wollen, und so war es auch. Der Wagen fuhr durch die Königs- und Spandauerstraße und hielt vor dem Friedrichshospital, wo die Königin von dem Prrdiger und den Vorständen empfangen wurde. Es sollte vor Beginn des Gottesdienstes die Kirche besichtigt werden, welcher die Angehörigen der französischen Colonie einen neuen Schmuck an Altardecken und Leuchtern verehrt hatten.

Die Königin ward in die Kirche geführt. Sie betrachtete sehr aufmerksam die geschenkten Gegenstände — mitten in der Unterhaltung gab sie Fräulein von Pannewitz einen Wink mit den Augen. Das Fräulein begann nun die Mitglieder der Verwaltung eifrig zu beschäftigen, während die Königin mit dem Prediger Herrn Andrä in die Sacristei ging.

„Jetzt hier durch diese kleine Thür, Majestät," flüsterte der Prediger, „die Trrppe führt gerade in den Garten."

Die Königin eilte durch die bezeichnete Seitenthür in den kleinen Garten, dessen Mauern von der Spree bespült werden. Sie trat unmittelbar von der Treppe in eine Laube.

„Marie," rief sie tief bewegt. Sie schloß Frau von Blaspiel in ihre Arme. „Es ist ein kurzer, aber glücklicher Augenblick," sagte sie schluchzend, —„ ich darf Dich an mein Herz drücken, Du bist frei!"

„O, meine Fürstin," sagte Frau von Blaspiel, „ich habe schwer gelitten in der Sorge um Sie — ich sah Sie als eine Unterliegende. Die Feinde sind mächtig."

„Nein, nein," rirf die Königin, „ich habe gelitten um Dich. Ich wollte vergehen vor Angst, als ich hörte, daß Du im Kerker zu Spandau seiest — daß Du eine Gefangene warst um meinetwillen. Verzeihe — denke nicht klein von mir, weil ich nicht mächtig genug bin, Dich ganz wieder in Deine Rechte zu setzen."

„Wie können Sie glauben, geliebte Majestät, daß ich Ihnen grollen könnte? — Nein! ich habe gern, freudig das Unwürdige getragen, denn ich trug es für Sie. Auch dem Lande habe ich gedient, denn ich bin schuld daran, daß jene Intrigue an des Königs Ohr gelangte, und so klein ich auch hier stehen mag, ich weiß doch, daß ein großes Unheil durch mich von diesem Lande abgewendet worden ist."

„Und Dich verbannt der König? Dich und Deinen Gatten?"

„Wir müssen das tragen — es wird nicht für immer sein. Der böse Grumbkow wird stürzen — ich werde wieder erscheinen — ich werde mit meiner Fürstin sein können, um deren Liebe

willen ich in die Verbannung gehe — o, meine Königin, ich war glücklich, als ich heute durch Marwitz erfuhr, daß Sie mich hier sprechen, sehen wollten, ich bin glücklich, daß ich Ihre Hand küssen, daß ich sagen darf: die Königin hat dich fest und treu gefunden und ihrer würdig, weil deine Feinde dich nicht erbärmlich und zitternd gesehen haben — und nun leben Sie wohl, die Zeit drängt — lassen Sie sich diese hier empfohlen sein."

Sie winkte und aus dem Gebüsch traten Dumoulin und — Elisa.

„Sie mußten mich noch einmal sprechen. Ich bestimmte ihnen diesen Ort, und ich wollte das junge Mädchen Ihrer Gnade empfehlen. Sie war es, welche das Document retten half."

Die Königin reichte Elisa die Hand zum Kusse.

„Sie wird nicht aus meinem Gedächtnisse schwinden, mein Kind," sagte sie, „ich freue mich, Sie gesehen zu haben. Der König hat mir gestern erzählt, daß er seine Einwilligung zur Heirath mit Herrn von Dumoulin ertheilt habe — ich werde Ihrer gedenken, und ich habe auch Sie nicht vergessen, Herr von Dumoulin. Das Geschick hat Sie oft schon der Königin von Preußen nahe gebracht — wenn dereinst Zeiten kommen, wo Sophie Dorotheas Wort von Geltung sein wird, dann darf der Officier von Dumoulin auf den Dank seiner Königin zählen — ich werde den Ritt von Brandenburg nach Berlin in der Krankheitsnacht des Königs nicht vergessen."

Die Glocken begannen zu läuten.

„Die Zeit drängt," sagte sie, „ich muß der Predigt Jablonskis im Dome beiwohnen — o — nimm dieses kurze, innige, schmerzliche Lebewohl, Marie — Freundin — Schwester."

Sie drückte Frau von Blaspiel noch einmal an ihre Brust.

„Leben Sie wohl, geliebte — theure Majestät!"

Sie drückte noch einen Kuß auf die schöne Hand der Königin, dann verschwand sie mit Elisa und Dumoulin im Gebüsch — die Königin betrat die Sacristei. — — —

Der Mittagstisch nach dieser Sonntagspredigt, der bei dem Hofprediger Jablonski stattfand, versammelte nur heitere, glückliche Menschen. Die behagliche Ruhe in der Wohnung ward durch fröhliches Lachen unterbrochen, und die Frau Hofpredigerin sprach recht eindringlich mit Job, den sie in eine Ecke gezogen hatte, und sie schien auch mit dem Resultate der Unterhaltung zufrieden, weil sie dem Notar gestattete, sie zu Tisch führen zu dürfen.

Dieses Mal war die Gesellschaft zahlreicher als sonst, und außer dem Prediger Herrn Andrä waren noch die Geistlichen Quandt und Roloff zugegen, auch zwei Candidaten nahmen Theil — aber Laurentias fehlte. Er hatte es nicht über sich gewinnen können, in Elisas Nähe zu bleiben, denn auch sie saß am Tische und zwar neben Carl von Dumoulin.

Der Oberhofprediger ergriff das Glas und sprach zu seinen Gästen von der glücklichen Gegenwart — und wie die Ruhe, der Frieden wieder in sein Haus eingekehrt seien, nach Tagen der Sorge und des Kummers. Dann brachte er das Wohl des Brautpaares aus, in welchen Toast die Anwesenden fröhlich einstimmten.

Die Gläser klangen zusammen, und alle klatschten in die Hände.

* * *

Am Abende dieses Sonntags hielten vor dem Thore der Spandauer Citadelle zwei Reiter. Eilig ward vor ihnen der schwere Flügel geöffnet, und sie trabten in den Hof. Der Kommandant und seine Officiere liefen herbei, die Wache des ersten Hofes trat beim Wirbeln der Trommel unter Gewehr, und der Kommandant half dem Reiter aus den Bügeln. Der also Empfangene war König Friedrich Wilhelm der Erste.

„Das Zimmer des Clement öffnen!" befahl er.

Diese Besuche des Königs bei dem gefangenen Ungar waren seit jenem Verhöre im Schlosse sehr häufig. Den König sah man fast täglich zwischen Berlin und Spandau auf der Landstraße, nur von einem Officier begleitet, dahintraben. Er ritt dann in die Citadelle und stieg in das Zimmer des Clement hinauf, den er nur allein verhörte.

Nachgerade wurden die Besuche des Königs bei Clement den Herren von Grumbkow und Katsch beunruhigend. Was ging dort vor? Es konnte noch in der letzten Stunde eine Aenderung des Zustandes herbeigeführt werden — der Abenteurer war noch nicht entschieden verurtheilt, denn nach jenem Verhör, nach der Erklärung des Dessauers hatte der König den Proceß dem Kammergericht übergeben zum endlichen Gutachten, und von der langsamen Procedur desselben war alles zu befürchten.

Die beabsichtigten Eingriffe der verbündeten Cabinette unterblieben freilich, und es trat eine sehr zahme diplomatische Verhandlung an die Stelle gewaltsamen Verfahrens. Desto gefährlicher ward der noch immer in Haft befindliche Clement für die Familienintriguanten.

An jenem Sonntage hatte — früh um zehn Uhr, der königliche Rath von Plathow dem Könige ein kaiserliches Schreiben aus Wien überreicht. Der König las es — schob es in seinen Schreibtisch und blieb während des ganzen Tages sehr ernst. Abends eilte er nach Spandau — er hielt, wie erzählt, vor dem Thurme der Citadelle und begab sich alsdann zu dem gefangenen Abenteurer.

Die Thüre ward fest geschlossen; wenn die Unterredung beendet war, schlug der König gegen die eisernen Klammern, dann erschien der Kommandant und öffnete. Heute währte die Unterredung sehr lange, einige Male schlich der Kommandant zur Thüre — er hörte heftiges Gespräch — er huschte wieder hinab. Als er zurückkehrte, begegnete er unten an der Treppe Herrn von Grumbkow.

„Was geht vor?" keuchte der Minister.

„Ich kann es nicht sagen, Excellenz. Seine Majestät sind schon geraume Zeit bei dem Gefangenen."

„Hm — wir besorgen Schlimmeres. Der König wird am Ende den Verbrecher begnadigen wollen."

„Sie können es nicht hindern."

Grumbkow stampfte mit dem Fuße.

„Der König hat befohlen, daß ihm sofort das Urtheil des Gerichtes überbracht werden solle — es ist eingetroffen, als der König Berlin verlassen hatte — ich bringe es. Ich habe mich gleich auf den Weg gemacht — melden Sie mich bei dem Herrn."

„Ich darf nicht."

„Sie müssen. Der König hat ein Schreiben aus Wien erhalten, welches den Tod Clements und seiner Genossen fordert —"

In diesem Augenblicke tönten die Zeichen des Königs.

„Jetzt werde ich öffnen," sagte der Kommandant.

Er eilte die Stiegen hinan und öffnete. Der König kam herab. Als er Grumbkow gewahrte — fuhr er zurück.

„Ich gehorche Eurer Majestät Befehl," sagte Grumbkow, „demzufolge Ihnen sofort die Entscheidung des Kammergerichtes überbracht werden soll — hier ist sie."

Vor Aufregung zitternd, nahm der König den Bericht — er durchlas ihn schnell, dann winkte er lautlos dem Kommandanten. Beide stiegen wieder hinauf in das Zimmer Clements. Der König trat hinein.

Grumbkow konnte sich nicht halten — jetzt mußte die Entscheidung kommen. Er schlich die Treppe hinauf. Lauter Wortwechsel schallte durch die Kerkerthüre — ein Kreischen — ein Heulen ertönte — der König öffnete die Thür.

„Wenn ich Dich retten könnte — es sollte geschehen — aber es sind im Himmel und auf Erden größere Gewalten, als die eines Menschen, selbst wenn ihm vergönnt ist, Macht zu haben über Leben und Tod — Gott sei Deiner Seele gnädig!"

Diese Worte vernahm Grumbkow. Dann sah er, wie der König hinabeilte — er rief heftig und barsch nach seinem Pferde, schwang sich in den Sattel, und wenige Minuten darauf sah man vom Walle der Citadelle aus ihn in Begleitung seines Officiers die Straße nach Berlin traben.

„Es ist entschieden," murmelte Grumbkow, „der gefährliche Feind wird fallen."

Es war schon dunkel; als der Minister auf dem schmalen Wege von der Citadelle nach der Stadt hinfuhr.

Aus dem Fenster von Clements Kerker schimmerte noch ein mattes Licht. Vom Walle der Festung donnerte dumpf der Kanonenschuß, welcher den Schluß der Thore verkündete.

Prophetische Losung.

Brausend und summend verlief sich eine ungeheure Menschenmenge durch die Straßen Berlins. Unter Trommelschlag kehrten die Regimenter in ihre Quartiere zurück. Die Marketender, welche

ihren Kram an den Straßenecken feil geboten hatten, rasselten mit ihren kleinen Wagen über das Steinpflaster; hier und da standen noch Gruppen von Schwatzenden an den Ecken der Gassen, und den neuen Markt umringte eine Menge von Janhagel. In der Mitte derselben waren Zimmerleute beschäftigt, ein Gerüst abzubrechen.

Die Gerechtigkeit hatte in grausiger Weise ihren Arm gebraucht. Jakob Clement und der diebische Lehmann waren dem Ausspruche des Gerichtes gemäß vor einer Stunde durch das Beil des Henkers vom Leben zum Tode befördert: als Verräther, Fälscher und Beleidiger des Königs von Preußen und hoher Potentaten.

Heidekam hatte die Streiche des Henkers empfangen, er war von dessen Hand geschlagen, seine Name an den Galgen geheftet, er selbst mit Fußtritten vom Schaffotte gestoßen worden — der König hatte ihn zu lebenslänglichem Gefängnisse verurtheilt. Der König wähnte: die öffentliche Schmach werde für Heidekam eine schrecklichere Strafe als der Tod sein. Er irrte. Heidekam stieg ganz ruhig in den Wagen, der ihn für immer der menschlichen Gesellschaft entführte, und lebte noch fünf Jahre zwischen dem Auswurfe, ohne das geringste Mißbehagen über seine Schändung an den Tag zu legen. —

Der König war an dem Hinrichtungstage für niemand zu sehen gewesen. Er hatte das Mittagsmahl allein auf seinem Zimmer eingenommen. Keiner der Räthe wagte ihn zu stören.

In der Abendstunde faßte Grumbkow Muth. Er wollte zeigen, daß er die schlimme Laune seines Gebieters nicht zu fürchten habe. Er pochte an des Königs Cabinetsthüre. Friedrich Wilhelm öffnete selbst. Der Minister erwartete, einem Strom von Zornausbrüchen sich entgegenstemmen zu müssen — aber der König blieb gelassen. Ein furchtbarer Ernst lag auf seinem Gesichte.

„Was wollt Ihr?“ fragte er, sich von dem Minister abwendend und an das geöffnete Fenster tretend.

„Ich komme, Eurer Majestät zu melden, daß der Rapport über das heutige Ereigniß fertig daliegt, und daß auch die Rede, welche jener Clement auf dem Schaffotte hielt, worin er Reue über seine Thaten ausspricht, gedruckt dem Rapporte beigefügt und zur Durchsicht Eurer Majestät bereit ist.“

„Ich werde es morgen lesen,“ sagte der König, ohne seine Stellung zu ändern.

Grumbkow ließ seine Blicke über den Tisch — durch das Zimmer schweifen. Er gewahrte des Königs Gesangbuch, eine Bibel — beide Bücher waren geöffnet auf dem Tische; der König hatte so eben noch darin gelesen.

Grumbkow wagte weder eine Frage, noch sich zu verabschieden. Er stand schweigend am Tische. Plötzlich wendete sich der König zu ihm. Er trat auf den Minister zu und deutete auf die Bücher.

„Er weiß recht wohl, Grumbkow,“ sagte er, „daß ich kein Frömmler bin, — aber ich nehme, wenn es hier drinnen bei mir nicht in Ordnung ist — gern meine Zuflucht zu solchen Schriften, die uns nach Oben rauf sehen machen — und das sage ich Ihm: heut ist es hier —“ er wies auf seine Brust — „nicht richtig mit mir. Hier drinnen — im Gewissen nicht, denn ich sage Ihm: der Mensch, der heute abgethan worden ist — der ist gefallen als ein Opfer für die Ruhe und den Frieden — als eine Beute der Rachlust derer, die er durch sein Zeugniß in schwere Pein gebracht hätte — wären es nicht hohe Häupter, die den Kopf aus der Schlinge zogen, indem sie ihn zu Falle brachten. Was ich gethan, wie ich den Spruch über ihn gefällt, dieses geschah um der Ruhe im Reiche willen, ich hätte sonst in die Gesichter derer schlagen müssen, die da Verrath gesponnen wider mich — darum wird Gott mir verzeihen, auf daß das Blut jenes nicht über mich komme.“

Sein Ton war so feierlich, daß der Minister viel mehr dadurch erschüttert wurde, als hätte der König in heftigem Zorne gesprochen.

„Majestät hegen,“ sagte schüchtern der Minister, „ich glaube es zur Ehre der Mächte, ein nicht gerechtfertigtes Mißtrauen — die heiligsten Versicherungen — —“

„Bedeuten in der sogenannten Staatskunst nichts,“ fiel der König ein, „ich sehe klar — ich bin von dem bösen Treiben überzeugt. Mag der Mann, den sie heute gerichtet haben, manches hinzugelogen haben — aber das sage ich Ihm, Grumbkow,“ rief er, mit starkem Griff des Ministers Arm fassend, „eines ist wahr und richtig. Eine schändliche Intrike derer Cabinette ist im Werke gewesen wider Preußen. — Was sie versucht haben, durch List zu Wege zu bringen unter meines Großvaters und Vaters selig Regierung, das haben sie jetzt vollenden wollen mit Gewalt — es ist gescheitert an dem Geplauder dessen, der heute für ewig stumm gemacht worden.“

Grumbkow überlief es eiskalt. Der König ließ seinen Arm nicht frei, er zog den Minister an das geöffnete Fenster. Ueber den Lustgarten oder Exercierplatz vor dem Schlosse hinweg sah man auf die fern liegende Spandauer Vorstadt, hinter deren letzten Häuserreihen soeben die Sonnenkugel glühend hinabsank. Ihr Schein überflutete den Platz, die Stadt und zeichnete lange, rothe Wellen und Streifen am Firmamente.

Der König deutete darauf hin. „Sieht Er wohl, Grumbkow,“ sagte er, „es steht — wie die Leute sagen — viel Blut am Himmel; das ist so ein Gerede der Schäfer und der Schiffer — es ist heute vielleicht eine Vorbedeutung. Es wird nicht das letzte Mal sein, daß sie es wagen wollen, dieses mein Land Preußen anzufallen und daß sie versuchen es in Stücke zu reißen — aber es wird alsdann ihnen nicht so vorübergehen wie heute — denn es wird Einer da sein, der die Hände der Verwegnen herabhauet von ihren Leibern — der die Künste der Staatsleute über den Haufen wirft und der die frechen Feinde erstickt im Blut der Schlachten, darinnen so viel fließen wird, als heute zur Abendstunde am Himmel zu sehen ist — darauf kann Er rechnen, Grumbkow — und nun gute Nacht! Schlafe Er wohl, wenn Er das kann.“

Er geleitete den Minister zur Thüre und winkte ihm einen Abschiedsgruß.

Bebend, in tiefe Gedanken versunken, schritt Grumbkow durch die öden Corridore des Schlosses, die breiten, leeren Treppen hinab und trat in den Hof.

„Werden sie es noch einmal wagen?“ flüsterte er vor sich hin. „Sollte des Königs Prophezeiung einst Wahrheit sein?“

„Wer da?“ rief in diesem Augenblicke der Posten am Portale der eintretenden Patrouille zu. „Gebt Losung.“

„Und wer wird dann den Feind ersticken mit kraftvollem Arme?“ fuhr der Minister leise fort.

„Kronprinz Friedrich!“ schallte die Antwort der Patrouille.

„Ha!“ rief Grumbkow, emporschreckend. „Diese Soldatenrufe antworten auf meine Fragen — dem Sohne hat das Wort des Königs gegolten — wird es erfüllet werden?“

Roman und Leben.

(Zu dem Bilde auf S. 613.)

Haben Sie Hans Hopfens Peregretta gelesen? Nein? Das thut mir leid, schöne Leserinnen, weil ich deshalb genöthigt bin, Ihnen einzelne Theile jener rührenden Geschichte vorzutragen, was ich schwerlich so gut vermag, als der Autor. Gabriele ist Ihnen in diesem Punkte überlegen, sie kennt die Peregretta wenigstens zur Hälfte, sie ist gerade bei dem interessanten Kapitel, in dem dieselbe ihrem Manne davonläuft, um eine berühmte Künstlerin zu werden.

Gabriele findet, daß das so ganz auf ihr eigenes Schicksal passe. Welches romanlesende junge Mädchen findet nicht, daß die Heldin der Geschichte Aehnlichkeit habe mit ihr selber, daß die Schicksale der Heldin nur unter veränderten Verhältnissen vor sich gehen, aber eigentlich die ihrigen sind? Gabriele ist zwar noch unverheirathet, ist niemals Straßensängerin gewesen noch Komödiantenkind, sondern das zarte Töchterlein eines Dorfkrämers, der sie, als ihre Mutter gestorben war, schon in ihrer Jugend zu einer wohlhabenden unverheiratheten alten Tante nach Hamburg gethan hatte, welche sich schon aus dem Grunde zur Erziehung von fremder Leute Kinder am geeignetsten hielt, weil sie selbst nie welche besessen. Peregretta war schwarz, Gabriele war blond; sehen Sie nur auf das dieser Skizze beigegebene Bild, in welch reizenden natürlichen Wellenlinien ihr Haar zurückfällt bis zu dem blauen Seidenbande!

Ja, Gabriele findet Aehnlichkeit zwischen sich und Peregretta,

trotzdem Peregretta unregelmäßige Züge hat und sie selber das niedlichste deutsche Geschichtchen, das man finden kann. Sehen Sie nur, wie das spitze, zur glatten Stirn in einem Winkel von sechzig Grad stehende gerade Näschen sich neugierig auf das Buch senkt, welches von dem Linnen, an dem sie arbeitet, halb bedeckt jeden Augenblick in die Lade des Tisches schlüpfen kann, wenn Großtantes Pantoffel vor der Thüre hörbar werden. Großtante hat zwar ihre Brille auf dem Tische liegen lassen und ihr Strickzeug dabei und prr! die Tabaksdose daneben — aber so sehr auch von den Gelehrten das Gegentheil behauptet wird, Brillen ohne Augen können glücklicherweise nichts sehen, wie eine Tabaksdose ohne Nase nichts riechen kann.

Gabrielens Großtante hält nämlich, weil es ihr selber große Schwierigkeiten bereitet hat, das Lesen eines anderen Buches, als ihrer Bibel und des Gesangbuches für etwas sehr Ueberflüssiges. Dazu kommt noch, daß sie schon sehr viel von schlechten Büchern gehört hat, und da sie dieselben in eigener Person nicht controliren kann, so hat sie ihrer Gabriele alles Lesen verboten. Ein anderer Grund war das massenhafte Linnenzeug, das Gabriele seit acht Tagen zu säumen und zu nähen hatte. Die Großtante hatte eines Tages plötzlich ihre Kästen aufgemacht und ganze Massen der schneeigsten, besten Leinwand, wie sie jetzt gar nicht mehr gewoben wird, herausgenommen und viel davon in Arbeit gegeben. Gabriele durfte gar nicht zugegen sein, als sie mit der Näherin verhandelte, aber sie erhielt eine Menge Laken, Servietten &c. zu säumen, die doch unmöglich für ihre kleine Wirthschaft gehören konnten. Gabriele zitterte vor Neugier, wozu dies viele Leinenzeug gehöre, aber die Großtante war stumm, wie das Grab. Gabriele hielt das ganze endlich für eine Grille, wie sie alte Leute oft haben, und beeilte sich deshalb nicht sehr mit der Arbeit, besonders seit sie in der Leihbibliothek die Peregretta bekommen.

Die Peregretta also war ihrem Mann davongelaufen, um eine berühmte Künstlerin zu werden — darin hatte sie also auch nichts gemein mit Gabriele, denn erstens hatte diese keinen Mann, zweitens wäre sie, wenn sie einen gehabt hätte, ihm nicht davongelaufen, und drittens hatte sie, als ihr Vater bei einem Besuch sie einmal ins Theater mitgenommen, einen furchtbaren Schreck bekommen über die Ungenirtheit der Frauen, die da oben herumhanthierten und die Männer umhalsten und küßten — alles zum Spaß, wie ihr Vater sagte. „Nein, eher sterben, bevor ich das könnte!“ hatte sie damals gesagt. Also Lust und Anlage zum Theater hatte Gabriele auch nicht. Aber wo bleibt denn die Aehnlichkeit? höre ich Sie wieder rufen, schöne Leserin. Nur Geduld, ich komme ja auf die Aehnlichkeit ihres Schicksals mit Peregretta zurück. Ihr war nämlich — ihr Schatz davongelaufen. Wie das gekommen war, wußte sie eigentlich selbst nicht. Darum konnte sie auch noch nicht so recht daran glauben.

Sie kannte den Roderich schon lange. Sie hatte als Kind mit ihm gespielt und Fische gefangen unter den Steinen und unterhöhlten Ufern des heimatlichen Baches. Er war der Sohn des Grobschmieds, sie die Tochter des Krämers. Sodann waren sie miteinander in die Schule gegangen, in dasselbe Schulzimmer sogar, wo die Märchen links und die Knaben rechts saßen, und wenn sie auf dem Nachhausewege geneckt wurde, hatte sich der rothbackige kräftige Roderich mit den frischen blauen Augen stets ihrer angenommen und die Necker und Angreifer so zerbläut, daß sie heulend nach Hause liefen. Gabriele war immer zarter, als andere Dorfkinder, kleidete sich hübscher und trug stets Schuhe, ein Umstand, der ihr die meisten Angriffe ihrer kleinen Mitbürger und Mitbürgerinnen zuzog. Das war so gegangen, bis ihre Mutter starb. Sie war damals vierzehn Jahre alt. Sie sollte zu ihrer Großtante in die Stadt. Sie erinnerte sich noch lebhaft an den Schrecken in Roderichs Gesicht, als sie eines Sonntags nach der Feiertagschule von ihm Abschied nahm. Roderich war damals siebzehn. Er fiel ihr um den Hals und küßte sie. Sie erinnerte sich, daß ihr das trotz ihrer vierzehn Jahre ein ganz sonderbares Gefühl erregte. Sie zog also zur Großtante. Nach einem Vierteljahr war der Roderich auch da. Er war zu einem Mechaniker in die Lehre gegeben worden, denn er hatte zu viel Talent verrathen zu einem Grobschmied und combinirte bereits die kunstvollsten Stallriegel.

In Hamburg da war's nun freilich mit dem gemeinschaftlichen Schulbesuch aus. Auch hatte ihm die Großtante das häufige Besuchmachen bald abgewöhnt. Er sah Gabriele zuweilen monatelang nicht, und wenn er sie dann sah, dann wußte er nichts zu erzählen und war schüchtern wie ein kleines Kind und wurde einmal übers andere roth bis über die Ohren. Gabriele fiel das auf, daß er immer schüchterner wurde, und doch war ihr ebenso, zuletzt schien es ihr sogar etwas ganz eigenes und wie halbes Unrecht, wenn sie ihm nur die Hand gäbe. So war sie zweiundzwanzig Jahre alt geworden, er hatte es vom Lehrjungen zum Gesellen gebracht und ..... eines Tages kam er, verlegener als sonst und hatte einen schwarzen Rock an und eine helle geblumte Weste und erzählte ihr, daß er sein Meisterstück gemacht habe und mit Lob zum Meister gemacht worden sei und daß er ein Schloß erfunden habe, das besser sei, als die besten englischen und daß sein Vater ihm ein Geschäft einrichten wolle, und dabei wurde er roth und blaß, als habe er das Fieber und stotterte und versprach sich oft.

Gabriele kam das alles sehr sonderbar vor, auch ihr wurde bald heiß, bald warm, und als er sie endlich stotternd fragte, ob sie die Frau Meisterin werden wolle — da schrie sie laut auf und rannte mit brennrothem Kopf davon. Das hatte er gewiß recht übel genommen, denn als sie wieder ins Zimmer kam, war er fort, und nur die alte Tante schalt sie aus und lachte dabei. Bei der hatte er sich gewiß beklagt, und sie war froh, daß er nun nicht wieder kam. Das war auch der Tag, da die Großtante auf die Idee kam, die große Masse Leinwand verarbeiten zu lassen.

Gabriele that es doch recht weh, wenn sie daran dachte, daß Roderich recht böse sei und am Ende eine andere zur Frau Meisterin mache. Bei dem Gedanken bekam sie sogar einen sehr großen Schrecken. Und um sich zu zerstreuen, las sie, natürlich wenn es die Großtante nicht sah, aber immer sah sie in der Heldin sich selber, und der Held hatte immer die rothen Backen und die blauen Augen Roderichs, auch wenn er in der Geschichte bleich und schwarz war.

In der Geschichte stand auch, daß Peregrettas Mann seiner Frau nachreiste. Sie dachte daran, wie es denn wäre, wenn sie sich bei Roderichs früherem Meister nach ihm erkundigte, aber sie verwarf den Gedanken augenblicklich wieder. Nein, sagte sie, wenn ein Mann seiner Frau nachläuft, oder die Frau dem Mann, das geht — aber ich dem Roderich — nein, das geht nicht — da müßten die Leute und er denken, mir liegt ja entsetzlich viel ... sie stockte. Sie glaubte die Stimme ihrer Großtante zu vernehmen und noch andere. Was nur die Großtante heute für viele Besuche hatte.

Da öffnete sich die Thüre. Herein kam zuerst ein großer Blumenstrauß, dann eine mächtige Grobschmiedsfaust, die ihn hielt und dann der Roderich im schwarzen Rock und eine weiße Cravatte mit einem ganz erschrecklichen Knoten um den Hals. Sie wußte nicht, wie ihr geschah, sie lag an seiner Brust und schrie nicht und lief nicht einmal davon. Und wie im Traum, sah sie ihren Vater und den alten Grobschmied, die sich zur Thüre hereindrängten, und die alte Großtante wischte sich die Augen mit dem Schürzenzipfel und suchte in ihren Taschen nach der Schnupftabaksdose, die auf dem Tische stand.

Gabriele hatte nicht mehr Zeit gehabt, das Buch zu verbergen — aufgeschlagen lag es da, aufgeschlagen gerade an jener Stelle, wo der Mann verrückt wurde ..... Dazu hatte sie keine Ursache — denn andere hatten den Roman ihres Herzens früher gelesen, als sie selber.

Robert Pfeit.

Pariser Küchenstudien.

Von **Dr. Ernst Eckstein.**

Die Gegensätze der menschlichen Existenz treten bekanntlich nirgends so handgreiflich zu Tage, als in einer Weltstadt. Hier brüstet sich der wahnwitzigste Luxus neben dem entsetzlichsten Elend. Während tausende kein wichtigeres Problem kennen, als die Frage: „Wie werde ich heute meine Hundertfrancsnoten mit möglichst viel Behagen und Genuß losschlagen?“, erwachen andere tausende mit dem niederdrückenden Bewußtsein, nicht so viel in der Tasche zu haben, um eine warme Suppe oder einen Bissen Brot bezahlen zu können. Zwischen beiden Extremen liegt eine ununterbrochene Kette von Mittelgliedern, deren nähere Betrachtung eben so unterhaltend als lehrreich erscheint. — Wenn der freundliche Leser diese Ansicht theilt, so begleitet er uns vielleicht auf einer kleinen Rundreise durch

die zahlreichen Etablissements der französischen Hauptstadt, in welchen die verschiedenen Klassen der Pariser Gesellschaft ihre Mahlzeiten einnehmen. Wir beginnen mit den Restaurants ersten Ranges, um schließlich in Regionen anzulangen, von denen man sich nur durch eigene Anschauung einen entsprechenden Begriff zu bilden vermag. Die Redensart: „Sie leben schlechter, als die Hunde," hört in diesen Tiefen auf, eine Hyperbel zu sein, und als unterste Stufe der Scala finden wir jenes blasse Gespenst, das uns angrinst, wie ein Hohn auf die Menschheit — den Hungertod.

Die Stätten, an welchen die „Elite der Gastronomie" ihre schwelgerischen Mahlzeiten einnimmt, liegen fast sämmtlich im Mittelpunkte der Stadt, zwischen „Madeleine und Château d'Eau", wie der Pariser zu sagen pflegt. Im „Café Anglais", im „Café Bignon", in der „Maison Dorée", bei den „Drei provençalischen Brüdern", bei Véfour, bei Brébant etc., kostet ein normales Mittagsessen kaum unter 20 Francs. Man versteht unter dieser Bezeichnung etwa folgende Speisen: Austern. Eine Suppe. Fisch. Braten. Gemüse. Süße Speise. Käse. Diverse Früchte. Eine Flasche Tischwein. Sobald man von dieser Norm abgeht und sogenannte erlesene Schüsseln beansprucht, steigert sich der Preis ins Unberechenbare. — So kostet z. B. die zuerst im Café Anglais aufgekommene Camerani-Suppe per Teller 25 Francs. Sie besteht aus einer ebenso theuren, als absonderlichen Mischung, vornehmlich aus fetten Hühnerlebern, bei denen es aus feinschmeckerischen Gründen unumgänglich ist, daß die betreffenden Vögel nicht geschlachtet, sondern durch die Entladungen einer elektrischen Batterie getödtet worden sind. — Die echten Feinschmecker halten an dieser conditio sine qua non mit unglaublicher Hartnäckigkeit fest, und die Restaurants schlagen aus der Albernheit solcher Leute klingende Münze.

Wir befinden uns in einer großen unterirdischen Halle. — Unsere Aufmerksamkeit wird zunächst durch einen riesigen Kamin in Anspruch genommen, vor welchem acht oder zehn Bratspieße von einem uhrwerkartigen Mechanismus in Bewegung gesetzt werden. — Auf dem Gesimse über dem Bratofen blitzt und funkelt, was der Koch seine Batterie nennt, d. h. die achtzig oder hundert kupfernen Kessel, Pfannen, Töpfe und sonstige Gefäße. — Es ist vier Uhr. — Die Arbeit beginnt. — Der „Grand-Chef", auch „Chef-Chef" geheißen, schreitet mit emsiger Würde auf und nieder und leitet die Thätigkeit seiner Untergebenen. Er prüft jedes Gericht; kein Mißgriff, keine Unregelmäßigkeit entgeht seinem Scharfblicke. Hier weist er einen Küchenjungen zurecht, dessen Kleidung in Unordnung gerathen ist; dort kritisirt er die Zubereitung einer Pastete; dort endlich wirft er eigenhändig ein paar Messerspitzen Pfeffer an eine mangelhaft gewürzte Sauce. Für seine Bemühungen erhält er ein sehr anständiges Gehalt, ein Neujahrsgeschenk und einen Antheil an den Trinkgeldern der Kellner. Im ganzen steht er sich nicht leicht unter 4000 Francs, wobei die freie Kost nicht mit in Anschlag gebracht ist.

Seine nächsten Untergebenen sind die „Chefs de partie", deren jeder drei oder vier Gehilfen zur Seite hat. Je nach ihren Functionen heißen diese Unterköche, rôtisseur (Brater), entremétier (Zwischengerichtler), légumier (Gemüsler), saucier (Saucenkoch) etc. Der Rôtisseur hat außer der Oberaufsicht über die Bratspieße die Verantwortlichkeit für alles Gebackne, Geröstete oder Geschmorte, während der Entremétier neben den süßen Speisen auch die Suppen besorgt. Alle haben ein Fixum von mindestens 1800 Francs. Eine nicht weniger wichtige Rolle spielt der Aufseher der Speisekammer. Er übermittelt seinen ausübenden Kameraden das erforderliche Material an Fleisch und Fischen. Die Speisekammer befindet sich unmittelbar neben der Küche; die Vorräthe liegen auf Lattengerüsten und werden durch täglich erneuertes Eis frisch erhalten. (Das Café Riche verbraucht an Eis im Durchschnitt täglich drei Centner.) Der Aufseher der Speisekammer ordnet überdies alle kalten Gerichte und die sogenannten Garnituren, jene Verzierungen, bestehend aus Gelée, harten Eiern, Gurken, Früchten etc., in deren künstlerischer Anordnung er ein wunderbares Geschick zu entwickeln pflegt. Er steht sich fast auf 3000 Francs jährlich.

Die „Gehilfen" sind mit dem vierten Theil dieser Summe zufrieden; dafür haben sie ein Anrecht auf das „bijou", auf die Reste, für die man in der Wirthschaft selbst keine Verwendung mehr hat. Das „Bijou" wandert gegen eine mäßige Zahlung in die Markthallen und findet dort willige Abnehmer.

Zu einer Küche ersten Rangs gehört ferner ein eigens hierzu angestellter Spüljunge; in den kleineren Wirthschaften liegen diese Geschäfte den „Gehilfen" ob. — Der Spüljunge erhält nur 60—70 Francs per Monat, allein es erschließt sich ihm eine Quelle des Verdienstes in dem riesigen Napfe, in welchem er die Teller und Schüsseln reinigt. Er schöpft das Fett ab, welches im Spülicht an die Oberfläche steigt, und verkauft es, in kleine Fäßchen gefüllt, an die Seifenfabrikanten. Der Spüljunge des Restaurants Bachette erzielt auf diese Weise eine Nebeneinnahme von monatlich 300 Franken! Wenn die Arbeit an dem dampfenden Kessel nicht gar so aufreibend wäre, so würde dieser Posten der beste im ganzen Lokal sein, allein wie die Bergleute in den Quecksilbergruben, leidet der Spüljunge meist an einer unheilbaren Krankheit.

Wenn wir nun außerdem das sehr beträchtliche Kellnerpersonal und die bedeutende Miethe in Erwägung ziehen, so können wir uns über die hohen Ziffern der Speisekarte kaum wundern, zumal das Bereithalten aller erdenklichen Gerichte, die manchmal ganze Wochen hindurch nicht verlangt werden, die einzelnen Schüsseln ungemein vertheuert. Der jährliche Umsatz in einem Restaurant ersten Rangs zählt nach Hunderttausenden; die Gäste dieser Kategorie bestehen aus vergoldeten Diplomaten, reichen Aerzten und Advokaten, Parvenüs aller Art, zweideutigen Frauenzimmern, Mitarbeitern des „Figaro", Herzögen und Opernsängern.

Steigen wir eine Stufe abwärts. Als Typus der Häuser zweiten Rangs mag die Wirthschaft von Bonvallet am Boulevard du Temple gelten. — Der Uneingeweihte merkt beim ersten Anblick wenig Unterschied. Nur das Publikum dünkt ihm weniger vornehm. Die Speisen sind theilweise ebenso vortrefflich, als in den Restaurants der vorigen Gattung; nur ihre Auswahl ist etwas beschränkter. Auch der äußere Luxus des Lokals ist nicht ganz so splendid, wie er in No. 1, aber noch immer glänzend genug, um das Gefühl eines verschwenderischen Ueberflusses in uns zu erwecken. Das wesentliche Kennzeichen dieser Klasse im Vergleich zu der vorgenannten ist ihre verhältnißmäßige Billigkeit. Hier kann man sich schon einmal die Zügel schießen lassen, ohne vor der bevorstehenden Rechnung Alpdrücken zu empfinden. Fleischspeisen, Fische, Pasteten sind sämmtlich von tadelloser Qualität; der Wein ist gut und billig; drei Personen können für 28 Franken alle erdenklichen Genüsse haben. Ein normales Essen, bestehend aus Suppe, Fisch, Braten, Gemüse und Dessert, sowie einer halben Flasche Wein, kostet nicht leicht über 6 Franken, wobei zu bemerken ist, daß die Portionen für einen ganz bedeutenden Hunger berechnet sind. — Das Publikum, welches diese Lokalitäten besucht, gehört dem Mittelstande an.

Die dritte Klasse umfaßt alle diejenigen Wirthschaften, welche Diners zu festen Preisen geben. — An ihrer Spitze steht das „Diner de Paris" im Passage Jouffroy; Preis: 4 Fr. 50. — Wer es nicht vorzieht, sich die freie Wahl seiner Gerichte vorzubehalten, der mag in einigen dieser Wirthschaften seine Rechnung finden; im allgemeinen ist jedoch wenig von ihnen zu halten. Von 4 Frc. 50. geht es abwärts bis zu 65 Centimes; allein schon bei 2 Franken beginnt das Uebel. — Es besteht eine große Anzahl von Wirthschaften, welche für einen Franken 50 Centimes ein Essen geben, das auf den ersten Anblick das Unmögliche zu leisten scheint: Eine Suppe, drei Gerichte nach Belieben, ein Dessert, eine halbe Flasche Wein, und Brot nach Belieben. Ich möchte jedoch niemanden rathen, auf diesen Köder anzubeißen. Wer nur $1\frac{1}{2}$ Franken auf sein Diner verwenden kann, der versuche sein Heil in den „Etablissements de Bouillon" von Duval oder Porret. Er wird dort allerdings sehr haushälterisch zu Werke gehn müssen, denn die Portionen sind sehr, sehr klein, und um satt zu werden, dürfte er sich genöthigt sehn, der Suppe und dem Brot stark zuzusprechen, allein er ist doch wenigstens sicher, eine gute schmackhafte, gesunde Nahrung zu finden, während die „Diners à 1 Fr. 50." in den andern Localitäten nur für sehr abgehärtete Gaumen genießbar sind. — Man hat es oft räthselhaft gefunden, wie ein Wirth, bei der übermäßigen Theuerung aller Lebensmittel, im Stande sein mag, für 1 Fr. 50 Cent. die oben angeführten Leistungen zu bieten. Allein sehen wir einmal näher zu. Eine Suppe! Verdient das grünlichgelbe Gebräu, das man uns auftischt, diesen Namen? Unter drei Gästen lassen zwei ihren Teller unberührt; er wandert in die Küche und wird wieder in den Kessel gegossen. Auf diese Weise macht sich die Sache billig, nicht wahr? — Eine Portion Fisch! Wenn Dir der Appetit nicht ver-

gehen soll, so befrage den Tarbutt, den man Dir reicht, nicht um seine Biographie; iß muthig drauf los und halte Dir die Nase zu. Die Restaurants dieser Art kaufen die Reste aus den Centralhallen auf und suchen den Mangel an Frische durch starkduftende Knoblauchsaucen und dergleichen zu bemänteln. Auch das Wildpret leidet an ähnlichen Schwächen, abgesehen davon, daß der Chef-de-Cuisine zwischen Katze und Hase keinen strengen Unterschied macht. Das Roastbeef erinnert an die Wettrennen von Vincennes und Vésinet; hunderte von lebensmüden Mähren finden im Restaurant à prix fixe ein ruhmloses Grab. Das Dessert besteht aus einem bescheidnen Apfel, einer halben Orange, oder einigen Pflaumen. In Summa kostet die ganze Geschichte noch keinen Franken. Dem Ausländer pflegt namentlich die „halbe Flasche“ Wein zu imponiren; das Staunen hört jedoch auf, wenn man erfährt, daß das Faß, aus welchem der Restaurant 800 halbe Flaschen schenkt, mit Octroi und Steuer nicht mehr als 120 Franken kostet.

Wir sind nunmehr bei der eigentlichen Volksküche angelangt. — Die große Masse des Verbrauchs und der Mangel an allem äußeren Comfort ermöglicht hier das Beschaffen einer unsrer Ansicht nach besseren und gesünderen Nahrung, als in den Wirthschaften mit festen Preisen. Hier speist der bemitteltere Arbeiter. — Als Vertreter dieser Klasse mag die „Californie“ an der Barrière du Maine gelten. — Dieses Riesenetablissement verbraucht monatlich 100 Ochsen, 500 Hämmel, 350 Kälber und 2500 Kaninchen. Seine Säle fassen 2000 Personen. Man sitzt dort an rohen Holztischen und ißt von irdenen Platten. Jeder Gast holt sich seine Portion selbst aus der Küche und zahlt sofort beim Empfang. Kellner im eigentlichen Sinne des Wortes gibt es nicht; sie sind durch handfeste Hausknechte ersetzt, welche die Ordnung aufrechtzuerhalten, und eintretenden Falls die Ruhestörer an die Luft zu befördern haben. Der Wein wird in Krügen servirt; die Flaschen würden eine zu verführerische Handhabe bei Streitigkeiten bieten. Das Publikum macht einen Lärm, der jeder Schilderung spottet; es wird fortwährend gesungen, gepfiffen und auf die Tische getrommelt; dazwischen lassen fahrende Spielleute ihre schreienden Melodieen erklingen; Bettler wimmern um eine milde Gabe; Hunde bellen und Gläser klirren, — kurz, es ist eine babylonische Wirthschaft. Wenn ein Gast aufsteht, so stürzen sechs, acht gierige Gesellen auf die Speisereste, die er auf dem Teller gelassen, und prügeln sich um einen abgenagten Knochen, oder um eine ausrangirte Kartoffel. Man speist hier bequem für 80, 90 Centimes, — allein starke Nerven sind eine unerläßliche Vorbedingung . . .

Die Volksküche wird kleiner, schlechter, ärmlicher. — Der übermüthige Lärm verstummt. Wir befinden uns an einer Stätte des Elends. Treten wir ein. Welche Umgebung! Ein enges, niedriges, verräuchertes Loch, dessen ungesunde Atmosphäre uns fast den Athem benimmt. Ein schmutziges altes Weib verabreicht für drei Sous ein abenteuerliches Gericht, dessen Ingredienzien wir auf den ersten Anblick absolut nicht unterscheiden können. Wir sehen näher zu, — Fischköpfe, Knochen, Fleischreste, Brotfragmente, Kohlblätter... dies alles mischt sich hier, halbverfault, in grauenvollem Durcheinander. Es sind die verdorbnen Ueberbleibsel aus allen möglichen Markthallen, Restaurants und Fleischerladen .... Die technische Sprache bezeichnet dieses bunt zusammengesetzte, gräßliche Mahl als „arlequin“... Die Reste sind großentheils von der Straße aufgelesen; die Lumpensammler, welche abends die Kehrichthaufen durchstöbern, rühmen sich, die Hauptlieferanten dieser Wirthschaften zu sein..... In den Polizeiannalen von Paris ist ein Fall verzeichnet, der für die Arlequins und ihre Geschichte charakteristisch erscheint. Aus Gesundheitsrücksichten wurde früher allwöchentlich in den hiesigen Markthallen eine Razzia auf verdorbene Fische angestellt; die erbeuteten Opfer fuhr man nach der Villette und warf sie dort in die Cloaken. Eines Tags verhafteten die Sergeanten zwei Burschen, welche hier „im Trüben“ fischten, d. h. die Fische aus jener unbeschreiblichen Flüssigkeit wieder herausholten, um sie, horribile dictu, für menschliche Gaumen herzurichten.

Wo sind wir hingerathen! Welche Gegensätze: das Café Riche und der Arlequin! Aber so scheußlich dieser Auswurf auch sein mag, er fristet doch noch nothdürftig das Dasein.

Die unterste Stufe der „Dineurs“ von Paris dinirt gar nicht. — Die amtlichen Berichte schweigen von den Opfern des Hungertodes. Gleichwohl steht es fest, daß jährlich viele hunderte dem Mangel an Nahrung erliegen. Auf 16 Menschen kommt hier ein Paria, der weder besitzt noch erwirbt... Was vermögen die Wohlthätigkeitsanstalten gegen ein so riesiges Elend! Die Summen, über die sie verfügen, sind lächerlich klein im Vergleich zum obwaltenden Bedürfniß; — es trägt dem einzelnen täglich etwa einen Centime!! Wenn aber beispielsweise jeder, der mehr als fünf Franken für sein Diner verwendet, auch nur ein Zwanzigstel von dem, was er in die großen Restaurants wandern läßt, dem darbenden Proletariat zukommen ließe, so wäre mit einem Schlage geholfen! Leider weiß die eine Hälfte der Gesellschaft absolut nicht, wie die andre lebt; was kümmert sich der Boulevardier um die Entbehrungen der Faubourgs!

Leben um Leben.

Eine oberbairische Geschichte von Max von Schlägel.

(Schluß.

Der Arm bog sich herein, öffnete den Riegel, dann das Fenster, ein dunkler Körper schwang sich geräuschlos herauf, und ebenso geräuschlos ließ sich der Mann an der innern Seite der Wand herab und tappte nach dem Herde.

Meine Blutwärme stand auf dem Gefrierpunkt, nur mein Herz schlug fast hörbar.

Die heiße Asche im Herde hatte den Eindringling stutzig gemacht, er blickte forschend umher und setzte sich einen Moment dem vollen Mondlicht aus. Es war eine malerisch wilde Gestalt in Schlapphut und Banditenmantel, und allerlei glänzende Mordwerkzeuge hingen an seinem Gürtel. Also hatte der Tirolerwasil das Mördergeschäft schon zu seinem Handwerk gemacht.

Zunächst begann der Eindringling eine Durchsuchung der Hütte, und trotz meiner furchtbaren Aufregung mußte ich die große Geschicklichkeit bewundern, mit der das geschah.

Endlich hatte er die Leiter entdeckt, die zu unserem Bett führte. Ich zog den Kopf zurück, und langsam stieg er herauf. Keine Sprosse knarrte an der Leiter.

Indessen hatte sich das Pfeifen draußen genähert und wiederhallte in regelmäßigen Zwischenräumen. Es mußten ihrer wenigstens sechs Mann sein, und unser Untergang war also gewiß.

Ich dachte daran, Otmar zu wecken, aber im Erwachen hätte er jedenfalls Geräusch gemacht, ich dachte an die Pistole, aber sie war blos blind geladen, und was hätte sie auch gegen die Uebermacht genützt! Da faßte ich einen heldenmüthigen Entschluß. Ich beschloß, den Tirolerwastl zu überwältigen, zur Geißel zu machen und mich dann mit Otmar in der Hütte aufs äußerste zu vertheidigen.

Eben erschien Hand und Kopf über der Leiter, erstere streckte sich behutsam aus, zog sich aber blitzschnell wieder zurück, denn sie hatte Otmars Nase gefaßt, der nun schrecklich zu niesen begann, Zugleich wollte der Mörder wieder die Leiter hinab, ohne Zweifel. um seine Mordgesellen herbeizurufen. Das durfte nimmermehr geschehen. Mit aller Kraft meiner sechszehn Jahre packte ich Hals und Arm des Banditen. Es war zum ersten Mal, daß ich im ernsten Kampf mit einem Menschen rang und mir daher etwas Fürchterliches, als ich den röchelnden Athem und den sich windenden Körper an dem meinen fühlte.

Mein Gegner ließ sich zurückfallen, um sich von mir zu befreien, erreichte jedoch seinen Zweck nicht, sondern riß mich ebenfalls mit hinunter auf den Boden der Hütte. Er lag zu unterst, ich auf ihm. Mein Gegner machte furchtbare Anstrengungen, loszukommen, aber meine Kraft verdoppelte sich, denn ich bezweifelte nicht, daß ich einen Messerstoß zwischen die Rippen bekäme, sobald mein Gegner einen Arm frei habe.

Ich blieb Sieger und fühlte, wie der Athem des unter mir Liegenden allmählich abnahm. Er mußte in den nächsten Sekunden

erstickt sein. Das wollte ich nicht, denn außer meinem Schreck vor einem Morde dachte ich daran, daß wir derart die ganze Rache seiner Kameraden herausforderten.

Otmar war erwacht und schaute mit vor Schrecken weit offnen Augen auf den Boden herab, wo wir zwei uns herumwälzten.

„Otmar!“ rief ich, und kaum hatte der Gute meine Stimme gehört, als er mit einem Sprung neben mir war.

„Halt dem Banditen den einen Arm!“

Otmar that, wie ihm geheißen. Ich setzte das Knie auf des Feindes Brust und ließ seine Kehle los.

„Nicht umbringen, gnädiger Herr!“ wimmerte es jetzt, während es draußen wiederum fragend pfiff. „Nix Bandit, nix stehl, armes Slowak, das wo verkauft Mausfall'n und kein Geld hat, um schlof'n im Wirthshaus. Bauer jagt fort armes Slowak, weil er nicht will Ungezieser, sagt Bauer. Drum sein Slowak und Bruder hier 'raufg'stieg'n, um schlof'n.“

Die kurze Rede und ihr Ton trug so sehr das Gepräge der Wahrheit, daß all mein romantischer Heldenmuth urplötzlich in die tiefste Beschämung umschlug. Wir ließen den Slowaken los, und kaum war er wieder auf den Beinen, als er mit ein paar Streichhölzern Licht schlug und uns erstaunt betrachtete.

„O Dank Ihnen, daß Sie nicht hab'n umbracht armes Slowak,“ rief er, als er sich von unserer Ungefährlichkeit überzeugt, und war mit einem Sprung aus der Thüre.

Fast reute es mich, ihn losgelassen zu haben, als er mit einem andern Slowaken, der drei Jahre älter sein mochte, als er selbst, unter der Thüre erschien. Dieser trug dieselben Geräthschaften, Maus- und Rattenfallen, wie sein Gefährte. Ich hatte den glänzenden Draht für Waffen gehalten.

„Aber wo sind die andern?“ fragte ich mißtrauisch.

„O wir sain blos zwai!“ antwortete der Entfesselte.

„Aber ich habe doch mehrere pfeifen hören.“

„O das war Stimme des Waldes,“ sagte der Slowak, halb lächelnd über meinen Irrthum, halb ehrfurchtsvoll vor den unverstandnen Eindrücken der Natur. Drei Tage hatten wir mit dem Echo uns abgegeben, und jetzt hatte ich nicht daran gedacht.

Mein Gegner nahm die Sache gar nicht übel, und nachdem mich mein Begleiter tüchtig ausgelacht, erzählte ich unsern neuen Gefährten den Grund unseres Hierseins, um ihnen etwaige Raubgelüste zu benehmen, da wir denn doch einmal wohl oder übel die Nacht miteinander zubringen mußten. Das amüsirte nun meinen Slowak, denn der andere schien stumm, und er schaute uns mit seinen großen, braunen Augen freundlich an und sagte, daß sie sich sehr stolz fühlen, daß su schöne Herrn hab'n auch kein Geld, wie armer Slowak.

Dabei zog er aus dem Sack, den sein Genosse auf dem Rücken trug, einige Flaschen Kirschwasser, eine Kette Würste, Brot, überhaupt einen ganzen Reichthum an Lebensmitteln und lud mich mit einer nicht ungraziösen Handbewegung ein, an dem Mahl theilzunehmen, zu dem ihnen eine Art Kienfackel leuchtete.

Das Anerbieten war lockend und Otmar hatte bereits ohne weiteres Raisonnement Wurst und Flasche in der Hand. Auch in mir erwachte sehr indiscret die Erinnerung an nicht gehaltene Mahlzeiten, und mein Gesicht mochte wohl aussehen, wie eines jener wehmüthigen Fragezeichen in Klammern, die ich bei Regelscripturen manchmal hinter das dubiose Perfectum eines unregelmäßigen Zeitworts zu setzen pflegte.

„Aber wie habt ihr denn die Sachen kaufen können, wenn ihr kein Geld habt?“ fragte ich und mochte dabei den Angeredeten wohl etwas polizeilich betrachtet haben, denn er schlug die Augen nieder.

„Hat's uns g'schenkt ein guter Herr!“ antwortete er nach einer Pause; aber sein schweigsamer Bruder lächelte dabei so eigenthümlich, daß mir die Antwort jenes Ungarn einfiel: „Die Uhr? Hab' sie gefund'n Herr Hauptmann, im Wald, am Fensterbrettl.“

Zu Ehren meiner Erziehung sei's gesagt, ich hätte herzlich gerne Anstand genommen, von all den guten Dingen zu genießen, die mir nicht mit Einwilligung ihres früheren Besitzers dessen Kamin, Keller und Vorrathskammer verlassen zu haben schienen, aber ich war, aufrichtig gestanden, zu hungrig dazu, und das Beispiel Otmars besiegte mich gänzlich.

Ich ließ es daher geschehen, daß mir mein Gegner von vorhin die Schnapsflasche bot, und trank sogar herzhaft und aß zum ersten Mal — eine gestohlene Wurst. Und um das Maß des Uebels voll zu machen — sie schmeckte mir vortrefflich.

Die beiden Ritter von der Mausfalle ergötzten sich höchlich an unserm Appetit, wie sie sich überhaupt mit einer gewissen chevaleresken Bescheidenheit benahmen.

Der Mond stieg immer höher, und wir öffneten trotz der Kälte die Thüre und ließen seinen Glanz voll und hell hereinströmen. Und die beiden braunen Kinder lehnten an der Thüre und starrten hinaus in den Zauber der Nacht, auf die wallenden Nebel und die zackigen Spitzen der Tannen, mit ihren dunklen brennenden Augen hinaus in die freie Gottesnatur.

Otmar und ich stiegen zu Bette, die Slowaken blieben noch eine Zeitlang stehen, bis der tiefe Baß eines Hirschen durch die Nacht tönte. Da schraken sie zusammen, schlossen die Thüre und kauerten sich in eine Ecke, wo sie gegeneinander und an die Wand gelehnt mit angezogenen Knieen und auf die Brust herabhängenden Köpfen herrlich schliefen bis zum Morgen.

IV.

Als wir am andern Morgen von unsern Schlafgenossen Abschied nahmen, schenkten wir ihnen manches, was für sie nützlich sein konnte, ein Messer, Seife, Kämme.

Die Seife wollten sie zurückweisen, weil das Waschen blos gut sei für reiche Leute, wie sie sagten. Wir suchten ihnen im Gegentheil zu beweisen, daß Reinlichkeit das beste Mittel sei, der Armuth das Abschreckende und Häßliche zu benehmen.

Daraufhin nahm mein nächtlicher Gegner das Stück Seife mit einer Art Feierlichkeit in Empfang und betrachtete die kabbalistischen Zeichen „Savon“ und „Paris“ ungefähr mit derselben ehrfurchtsvollen Scheu, wie sich eine griechische Jungfrau wohl dem Quell ewiger Schönheit genähert haben mag. Nachdem er es lange sorgfältig betrachtet, wickelte er das Stück Seife mit großer Sorgfalt in dasselbe Papier, auf das ich ihm meine Adresse für den Fall bemerkt hatte, daß er auf seinen Reisen meine Vaterstadt berühre.

Endlich ging's flott hinunter über die schneebedeckten Halden in der Richtung nach Tölz. In Tölz konnten wir den Floß besteigen und noch an demselben Abend nach München gelangen.

Wir waren noch nicht weit bergab gegangen, als mich Otmar beim Arm faßte und auf den Boden wies. Da sah ich wieder die Spur von einem Mann und einem Hunde, wie auf dem Weg von Walchensee hieher. Und diesmal war auch die Spur des Mannes frisch; er konnte eben erst vorübergekommen sein. Wir folgten den Fußtritten eine Weile, sie führten zu einem dichten Walde, der in der Nähe lag. Auch das Klappern einer Mühle hörte man in der Nähe. Je weiter wir der Spur folgten, desto sonderbarer wurde sie, mehrmals führte die Spur des Hundes in großem Bogen um die des Mannes, an einer anderen Stelle war der ziemlich tiefe Schnee zerstampft, und es war, als ob ein Mann zu Boden gefallen wäre — einige Schritte weiter fanden wir auch Blut. Und die Blutspur, eine frische Spur von rothem Blut führte zum Walde.

Eine grause Neugier kam über uns, mit vor Angst auseinander schlagenden Zähnen folgten wir. Die Spur war nicht zu verlieren, das Blut wurde sogar reichlicher. Da hörten wir plötzlich Laute. Es war das heisere Gebell eines Hundes und einzelne halbunterdrückte, wilde Rufe eines Menschen. Am ganzen Leibe zitternd stürzten wir vor. Im Gehen lud ich noch unsere Pistole mit gehacktem Blei, welches wir aus kindischer Laune unseren Munitionsvorräthen beigefügt hatten.

Das Heulen und Bellen wurde lauter — das Klappern der Mühle ertönte immer näher . . . Da öffnete sich vor uns der Wald zu einer kleinen Lichtung, und ein Schauspiel bot sich uns, das das Blut in den Adern gerinnen machte.

Mit keuchendem Athem und blutunterlaufenen Augen umkreiste eine Bestie, die mehr einem tollen Wolf als einem Hunde ähnlich sah, eine Tanne von ungemeinem Umfang, hinter welcher sich ein Mensch vor den Angriffen des riesigen Thieres zu schützen suchte. Das Thier hatte ihn schon übel zugerichtet. Seine Kleider hingen ihm zerrissen vom Körper, und darunter wohl auch die Haut, denn wo er stand, färbte sich augenblicklich der Schnee roth.

„Der Tirolerwastl,“ sagte Otmar. Er hatte recht. Auch ich hätte ihn erkannt, so sehr er sich verändert hatte. Sein Gesicht war



Der Johannisfriedhof zu Leipzig.
Originalzeichnung von R. Püttner.

fast zum Todtenkopf abgemagert, die Haare seines unbedeckten Kopfes starrten wild nach aufwärts, die Augen waren in schrecklicher Angst weit aus dem Kopf getrieben. So starrte er mit abergläubischem Schreck auf den Hund und erwiderte dessen heiseres Bellen mit Tönen, die nicht mehr einer menschlichen Stimme anzugehören schienen. Der Hund glich einigermaßen dem Menschen, er war abgemagert, aus Wuth und Erschöpfung hing ihm die Zunge weit über die großen, spitzen Zähne herab, seine Haare hatten sich gesträubt und sein Rücken gekrümmt. Der Tiroler war waffenlos. Möglich, daß er sich seiner Waffen entledigt, um schneller und unerkannt fliehen zu können.

Es schien eine Art Waffenstillstand eingetreten zu sein, der nun seinem Ende nahte. Vielleicht, weil es mit direkten Angriffen nichts ausgerichtet, änderte das Thier jetzt seine Taktik und umkreiste in weiten Sätzen Baum und Mann, wie auf den Moment lauernd, wenn letzterer ermattet zusammenbräche.

Und es schien auch bald so zu kommen, denn obwohl der Tiroler den kürzern Weg hatte, so war er doch schon fast kraftlos und taumelte sichtlich. Beide Theile waren stumm geworden, wohl weil ihnen bewußt war, daß der Kampf jetzt seinem Ende nahe.

Es war ein gräßlich wildes Schauspiel. Ich faßte die Pistole, Otmar fiel mir in den Arm.

„Was willst Du thun?"

„Den Hund tödten!"

„Es ist der Hund des todten Försters, derselbe, den er in Benediktbeuren bei sich hatte. Ich kenne ihn wieder."

„Gleichviel — ein Mensch darf nicht an einer wüthenden Bestie zu Grunde gehen!"

Ich hob das Pistol — eben jetzt machte der Hund wieder Halt und der Tiroler hielt sich wankend an der Tanne.

Der Schuß krachte in Folge der Ueberladung schauerlich. Der Hund fiel lautlos zusammen, wie vom Blitz getroffen, zuckte noch ein paarmal und verendete. Als ich näher trat, sah ich seine Weiche von der Menge Blei furchtbar zerrissen. Ich erschrak vor meiner eigenen That.

Da hörte man lautes Rufen im Walde, der Tiroler blickte auf mich, dann nach der Richtung, woher das Geräusch kam, und war mit drei Sätzen über die Lichtung weg, nach der anderen Seite verschwunden.

Mich überkam eine furchtbare Angst. Ich nahm Otmar beim Arm und floh, so rasch uns unsere Füße tragen mochten. Wir liefen aufs Gerathewohl in den Wald, und wenn wir auf der Straße nach Tölz herauskamen, so war es wahrhaftig nicht unsere Schuld.

In der Gesellschaft jener Riesen, wie es die Flößer der Isar gewöhnlich sind, unter den echten Söhnen des Bergwalds, fuhren wir nach München.

Diese Flößer sind ein eigenthümliches Volk. Sie fahren mit ihren Flößen die Isar hinab in die Donau, manchmal bis Wien und Pest, ja noch weiter ins Ungarland oder die Türkei. Ist die Ladung an Ort und Stelle und der Floß verkauft, so treten sie auf dem Dampfboot die Bergfahrt an. Ihre um den Leib geschnallten „Geldkatzen" strotzen von österreichischen Gulden, denn gegen Papiergeld haben sie eine unüberwindliche Abneigung. In Wien hat man die stämmigen Bursche nicht ungern. Sie wissen zu leben und sind nicht knauserig. Sie nahmen es auch ganz loyal auf, als wir ihnen den Verlust unserer Börse erzählten und erst bei der Ankunft die Fahrt zu zahlen versprachen. Ja, sie theilten mit uns ihr einfaches Mahl auf das brüderlichste. Wir stießen ab und befanden uns bald mitten in den schäumenden Strudeln der Isar ... Von unseren Abenteuern wagten wir nicht zu sprechen, denn wir kamen uns nach der Ermordung des Hundes fast wie Mitschuldige des Tirolers vor.

Einige Tage darauf schickte mir meine Mutter, gegen die ich aufrichtiger gewesen war, mit dem Frühstück eine Zeitung, was ihr sonst nie eingefallen war. Sie hatte einen Artikel mit einem Bleistiftstrich versehen. Er lautete:

„In der Gegend zwischen Lenggrieß und Kochel, bei der sogenannten Braunalm, hat sich wieder der Schluß einer jener ländlichen Tragödien abgespielt, an welchen die Härte unserer Jagdgesetze und die zur verwerflichsten Selbsthilfe und zu Excessen so sehr hinneigenden Gewohnheiten der Landbevölkerung wohl zu gleichen Theilen die Schuld tragen. Wir haben gestern von der Tödtung eines Wilddiebs, der auf frischer That ertappt, sich zur Wehre setzte, berichtet. Heute schreibt uns unser Correspondent, daß der königliche Revierförster Oberklau bereits der Rache des gesetzlosen Gesindels anheimgefallen und am hellen Tag in seiner Amtswohnung in Walchensee erschossen worden sei, während die Dorfbewohner in der Kirche der Vesper beiwohnten. Aber den Mörder hat bereits die Vergeltung ereilt. Von dem Hunde des Ermordeten Tag und Nacht verfolgt, fiel er in einem Walde bei besagter Braunalm endlich in die Hände der Forstleute, die sich zu seiner Verfolgung aufgemacht. Aufs äußerste gebracht durch die immerwährende Todesgefahr, der sie ausgesetzt sind, durch das Ueberhandnehmen der Wilddiebe, haben die Kameraden des Ermordeten den Mörder dadurch zu einem qualvollen Tode gebracht, daß sie den Verwundeten mit dem Kopf nach abwärts, mit den Füßen an einen Baum hingen, und so mit gebundenen Händen langsam einen qualvollen Tod sterben ließen. Als die von diesem Frevel unterrichtete Gensdarmerie dazwischentrat, war es zu spät. Hoffentlich wird die Ahndung des Frevels eine rücksichtslose sein. Dies ist schon deshalb nothwendig, um das schwerverletzte Gefühl des Volkes zu beruhigen, denn jetzt ist die Stimmung so, daß in einzelnen Ortschaften niemand, der die Uniform eines Forstbeamten trägt, sich allein und ohne die äußerste Vorsicht sehen lassen kann. Unser Gebirgsvolk steht eben noch ganz auf dem Standpunkte des Wortes: „Aug' um Aug' und Zahn um Zahn!" Hier kann man mit gutem Recht hinzufügen: Leben um Leben."

Der Baum des deutschen Volkes.

Ein sinniger Zug bei fast allen Völkern ist's, sich mit den Bäumen zu vergleichen und vor allen einen bestimmten Baum als ihr Wahrzeichen zu erwählen, in welchem sie das Spiegelbild ihres Charakters erkennen und zu dem sie in der Erniedrigung aufschauen, um sich wieder zu erheben, ja dessen sie sich stets würdig zu erweisen suchen. Manche Völker meinen sogar, daß ihr Schicksal an diese Bäume geknüpft sei und ein geheimnißvoller Segen von denselben ihnen komme. So blickt mit Stolz der Morgenländer auf seine herrlichen Palmen, der Inder verehrt den heiligen Feigenbaum, der Perser die Cypresse, die Gesänge der Hellenen waren voll vom Preis des Oelbaums, der slavische Volksstamm hat die Weide sich auserkoren. — Und auch der Deutsche hat seinen Volksbaum:

In den frischen Eichenhainen
Webt und rauscht der deutsche Gott!

so singt der für alles Vaterländische hochbegeisterte Dichter, und wie er's meint, so meint man's aller Orten. Wenn Liedertafeln oder Turnvereine eine festliche Ausfahrt in den grünen Wald unternehmen, so muß es eben in einen Eichwald sein, und der patriotische Sinn verlangt, daß zu einer rechten deutschen Stimmung vor allem Eichenlaub an Hut und Mütze stecke. Die Eiche, heißt es, ist ein specifisch deutscher Baum, unter dem unsere Väter schon ihre Götter ehrten und gegen Varus siegten, und als Symbol knorriger deutscher Kraft sei sie von der Vorsehung grade auf deutschen Grund und Boden gesetzt. So ist's von Kindheit auf uns vorgesungen, und wir haben es auf Treu und Glauben angenommen.

Aber die Eiche ist durchaus kein ausschließlich deutscher Baum, so sehr der kenntnißlose Nationalstolz sich dadurch verletzt und beeinträchtigt fühlen mag. Sie ist fast für die ganze nördliche Erdhälfte ein allverbreiteter Baum. Besonders in Frankreich, England, Kleinasien findet sie sich am schönsten und massenhaftesten vertreten und nicht etwa in Deutschland allein. Als vorzugsweise das Land der Eichen ist sogar Nordamerika zu nennen, wo sie nicht nur viel zahlreichere Arten aufweisen, als bei uns, wo sie, wie in Californien und in dem Stromgebiet des Mississippi, auch so sehr den Charakter mancher Strecken ausmachen, daß selbige im Volksmunde mit Recht nur die Oaklands, d. h. die Eichenländer heißen. Als specifisch deutschen Baum, der unser Symbol, unser Stolz, unser Vorbild, gewissermaßen unser Wappen sein soll, hat sie denn in der That auch

erst die Neuzeit uns vorgeführt. Sie ist's nicht immer gewesen. Die Dichter sind erst seit Klopstock, und zwar durch dessen Anregung in seinen Bardiaten, voll von Huldigungen und Lobsprüchen gegen sie. Von daher ist es verschuldet, daß sie nun zu jeder Festlichkeit ihrer Zweige beraubt wird und ihre Tugenden uns zum Vorbilde in jedem nationalen Festgedichte abgesungen werden.

Mannigfach freilich ist sie vormals den Göttern heilig gewesen, wie denn die Bekehrung der Hessen zum Christenthume mit dem Falle der Eiche zu Geismar vollbracht war. Die Götter wohnten ja in Hainen. Da wurde Gottesdienst abgehalten, wurden Opfer gebracht, heilige Geräthe und Altäre standen da und Thierhäupter hingen an den Baumästen. Aber die Wälder als solche nur waren Heiligthümer, und es wird die Eiche nirgends als zum Bestand solches Waldes nöthig erwähnt. Die Buche, die Esche, der Haselstrauch und andere Bäume thaten's gar nicht minder und wurden ebenso für göttlich gehalten, wenn auch an verschiedenen Orten von Niedersachsen und Westfalen besonders Spuren heiliger Eichen lange sich erhalten haben, denen das Volk lange noch einen halb heidnischen, halb christlichen Dienst erwies. So erzählt Grimm in seiner deutschen Mythologie, daß im Fürstenthum Minden die jungen Leute beiderlei Geschlechts am ersten Ostertage unter lautem Freudengeschrei um eine alte Eiche den Reigen zu führen pflegten.

Aber darum war sie noch nicht der dem Deutschen innerlich entsprechende Baum. Unsere Ahnen haben in seiner mächtigen Krone nur das Rauschen der Götter ganz besonders gespürt und eine heilige Schea empfunden. Daher durfte in solchen besondern Heiligthümern, wie z. B. vom heiligen Eichenhain zu Romove überliefert ist, kein Baum gefällt, kein Zweig versehrt, kein Thier erlegt werden. Nach wahrscheinlicher Annahme betraf das alles aber mehr den Druidencultus der keltischen Völkerstämme, denen die Eiche nachweislich heilig war. Das Herz unserer Urahnen hing jedoch an einem ganz andern Baume, von dem ihre Dichter am liebsten träumten und das Volk in seiner Sage sich unterhielt, dem es sich voll innigster Sympathie erschloß, in dessen Anschauen es sich erwärmte, in dessen Schatten es des Lebens Ernst und Freude verlegte, — eben weil in dessen gemüthlichem Charakter der Deutsche sich selber wiederfand. Und dieser Baum war — die L i n d e.

Sie hat der Deutsche sich auserkoren gehabt, wie sich aus seinen Ueberlieferungen, aus alter Sitte und Gewohnheit, aus der ganzen Literatur des Mittelalters klar erkennen läßt. Nicht erst Goethe läßt das Volk sich um die Linde erquicken; seit alten Zeiten war es so:

Der Schäfer putzte sich zu Tanz,
Mit bunter Jacke, Band und Kranz,
Schmuck war er angezogen.
Schon um die Linde war es voll,
Und alles tanzte schon wie toll.

Sie ist der Baum, der immer wiederkehrt im deutschen Volksleben. In dem Nibelungenliede wird sie allein bedeutungsvoll erwähnt, wo ein Lindenblatt auf des gehörnten Siegfried Schulter fällt, nachdem er unter ihr den Drachen erschlagen hat. Walther von der Vogelweide erwähnt in seinen ganzen Liedern die Eiche nicht, weiß immer und immer nur die Linde zu preisen.*) Und ähnliches Lob derselben klingt aus dem Munde aller andern Dichter jener und der spätern Zeit. So bezeugen es auch die Lieder in „des Knaben Wunderhorn", von denen H. Heine in seinem Buche zur neuern deutschen Literatur deshalb sagt: „Dies Buch enthält die holdseligsten Blüten des deutschen Geistes, und wer das deutsche Volk von einer liebenswürdigen Seite kennen lernen will, der lese diese Volkslieder. In diesem Augenblicke liegt dieses Buch vor mir, und es ist mir, als röche ich den Duft der deutschen Linden. Die Linde spielt nämlich eine Hauptrolle in diesen Liedern, in ihrem Schatten kosen des Abends die Liebenden, sie ist ihr Lieblingsbaum und vielleicht aus dem Grunde, weil das Lindenblatt die Form eines Menschenherzens hat." Wie ist dazu der süße betäubende Duft der Blüten tiefinnerlich verstanden worden, daß, wie das alte Heldenbuch es aus dem Glauben jener Zeit erzählt, unter dem Laubschatten der Linde gern die Zwerge ihr Wesen haben und die Helden in Zauberschlaf fallen. Auch die Reformationszeit redet zu uns fast nur von Lutherlinden, unter denen der gewaltige Volksmann gepredigt. Sprechender aber vielleicht als alles das ist ihre Anpflanzung an allen Wohnorten. Die Linde, welche schützend den Blitzstrahl abwendete, war eben der H a u s b a u m, der Freud und Leid der Geschlechter theilnehmend mit ansah und den man auch über das letzte kleine Haus unter grünem Hügel pflanzte. Fällt doch der Schatten fast aller der heutigen ältesten Linden noch auf die Dächer der Häuser oder die Kreuze der Friedhöfe. Vor die Thore, vor die Kirche, auf den Marktplatz aber auch pflanzte man sie, und jetzt noch steht ausschließlich sie in uralter Herrlichkeit um die Kirchen her, wie auf den offnen Dorfplätzen, wo unter ihrem Schatten alle wichtigen Angelegenheiten verhandelt, die Gerichte abgehalten und die ländlichen Freudenfeste begangen wurden. Sie war der D i n g b a u m, unter dessen weitem Gezweige, besonders in den sächsischen Landen, die wichtigsten Begebenheiten, Berathungen und Beschlüsse der Gemeinde besorgt und auch die Rechtsurtel über Leben und Tod gesprochen wurden. Solche alte Linden stehen noch heute in Bordesholm und in Pinneberg im Holsteinschen, in Dortmund, in Westfalen, bei Göttingen, im Braunschweigschen und anderwärts. Und die Unterschrift: „Gegeben unter der Linde", welche sich unter vielen noch vorhandenen Verordnungen des Kurfürst August von Sachsen aus der Zeit von 1564 — 1592 findet, bezieht sich auf einen vor dem Schlosse Augustusburg vor wenigstens einigen Jahren noch vorhandenen Baum. Die Vehmgerichte auf rother Erde, durch welche die Gemeinden ihre Rechtspflege mit kühnem Muthe selber besorgten, wurden auch unter der Linde abgehalten, wovon die beiden Dortmunder Linden noch Zeugniß geben.

Die Linde ist unsern Ahnen aber auch der B a u m d e r F r e i h e i t und der S i e g e s b a u m gewesen. Wenn der Feind überwunden war, pflanzte man sie zur heiligen Erinnerung, wie z. B. von einer Linde in der Stadt Freiburg berichtet wird, daß sie von den Einwohnern gepflanzt sei, als die Nachricht vom Siege der Schweizer bei Murten gekommen war. Und von einer Linde bei Süderheistedt im Lande der alten Dithmarschen, die der „Wunderbaum" genannt wurde, erzählt die alte Chronik, daß sie bis zur Eroberung Dithmarschens gegrünt habe, aber nach dem Verlust der Unabhängigkeit des Landes sei sie verdorrt; dann aber werde sie wieder ausgrünen, wenn eine Elster in ihrem Gezweige fünf weiße Jungen ausbrüte und dann werde das Land auch wieder seine Freiheit erlangen.

Der Baum oder doch sein Blatt findet sich darum auch auf vielen Wappen und Siegeln, wie auch der Name Linde aus vielen deutschen Ortsnamen herausklingt: Lindau, Lindenau, Lindenthal sind ja wohlbekannte Klänge. Der slavische Name Lipa für Linde liegt andern Orten zu Grunde: Leipzig ist die schöne „Lindenstadt" und die Dorfnamen Lips, Lepte und ähnliche, welche vielfach vorkommen, haben dieselbe Bedeutung. Alles Hohe und Herrliche wurde ihr darum auch nachgesagt, und eine uralte Meinung unserer Ahnen war, daß sie selbst Gold in ihrem Innern trage, welches sie allein dem Erdboden zu entnehmen vermöge.

Die Linde, sie ist der Baum, dessen süße Innigkeit, dessen gemüthansprechende Fülle dem deutschen Gemüthscharakter entsprach. Nicht die rohe Kraft und die ungestüme Gewalt ist ja das innerste Wesen unserer Vorfahren gewesen; das war vorwiegend der Charakter der scandinavischen Stämme, vor allem der Normannen, der Schotten. Vielmehr Weichheit des Gemüthes, wie sie aus den alten Dichtungen herausklingt, die sinnige Beschaulichkeit, die Innigkeit der Leidenschaft, wovon die alte Kunst, die Hingabe an die religiösen Faktoren des Lebens, das Kämpfen für das Ideale uns laute Kunde gibt. Selbst auf dem Grabe Klopstocks in Ottensen, des tonangebenden Eichensängers, hat die Verehrung ihm doch nicht eine Eiche, sondern eine Linde zu pflanzen gewußt. In den Kämpfen, von denen ja die Geschichtsschreiber vor allem zu berichten pflegten, weil sie am mächtigsten hervortreten und weil die Epochen der Geschichte sich daran knüpfen, wußte freilich auch der Deutsche Muth und Kraft herauszukehren und hat das Schwert geführt mit männlichem Trotze. Aber der Mann im Kriege ist im Ausnahmezustand, wie das Raubritterthum und ganze Fehdewesen in der ka! erlosen, der schrecklichen Zeit nur Ausartungen waren. Die Minne, das frohe sinnige Naturleben und die Freude am häuslichen Herde haben dem echten deutschen Sinne immer am meisten entsprochen. Und diesem innern Zuge war die Linde vor allen anmuthend, die süßduftende, gelbblütige, weitschattende herz- und weichblättrige Linde.

*) Eins seiner schönsten Minnelieder beginnt:
Unter der Linden, an der Haiden,
Wo ich ich mit meiner Trauten saß.

Wohl nur aus den Zeitverhältnissen am Wendepunkt des vergangenen Jahrhunderts läßt sich's erklären, daß die Eiche als unser Zeichen, unter dem wir stehen, gepriesen ward. Es waren rauhe Zeiten, wo der Sturm der Geschichte durch unsere Lande brauste und die deutschen Herzen gestählt sein mußten, um Stand zu halten. Da wiesen die Dichter, Klopstock und Körner voran, auf die Eiche. Und das Volk, welches aufstand, als der Sturm losbrach, fühlte sich innerlich eins mit diesem trotzigen Baume seines Grund und Bodens, der in den Wettern nicht zagt. Es war eine Zeit, wo die Eiche unser Zeichen sein mußte, und unsere Väter haben aufgeschaut zu ihr und gestanden wie sie. Aber die Zeit ging vorüber, und die innere Sympathie ist zu Ende. Nicht der Trotz und der Kampf ist unser Ziel mehr. Es sind edlere, des Geistes und Gemüthes würdige Aufgaben nämlich uns zugesagt: die Werke des Friedens zu weihen, uns des Lebens zu freuen mit tiefem warmen Gemüthe und die Ideale der Menschheit, die nicht mit Trotz und Streit zu thun haben, zu nähren und zu fördern.

Gewiß, die Linde ist unser Baum nach der Stimme unseres Innern noch heute, ganz wie sie es vordem war.

Und Gott sei Dank, daß dem so ist! Paul Kummer.

Am Familientische.

Das Friedhofsfest der Leipziger.

(Zu dem Bilde auf S. 621.)

Der Johannisabend, d. h. der Vorabend des Johannistages, ist in Leipzig dazu bestimmt, die wohlgepflegten und schon mit Blumen gezierten Gräber noch ganz besonders mit Rosen zu schmücken. Warum wohl dieser Tag dazu gewählt wurde, der Tag, der in der Vergangenheit Leipzigs eben keine schöne Rolle spielte, weil an ihm früher der Kelch des Taumels und der Freude bis auf die Hefen geleert wurde? Rechten wir nicht mit alten Ueberlieferungen und veralteten Gebräuchen, sondern freuen wir uns darüber, daß sich aus ihnen mildere Sitten entwickelten. Wohl kein Tag erinnert uns mehr daran, als der Johannistag, daß alles Irdische vergänglich, alles „erdich“ sei. Selbst derjenige, der sich um die eigentliche Bedeutung dieses Tages im Haushalte der Natur nicht kümmert, vergißt doch selten, zu Johanni seufzend daran zu denken, daß jetzt die Tage wieder abnehmen. Die Sonne hat wieder gewendet. Der Frühling und die Zeit der Blüten ist abgeschlossen. Die Vegetation hat ihren Höhepunkt, das Land den Gipfel seiner Schönheit erreicht, der Blumen Königin steht gerade jetzt in üppigster Blütenpracht da und nimmt auch ihre andauernde Schönheit mit in den Hochsommer hinüber. So viel von ihrem Purpur auch erblaßt und verblüht, es entfalten sich in lauer Sommernacht neue Knospen, um dem jungen Tag entgegenzuleuchten und die entstandene Lücke wieder auszufüllen. So erklärt es sich, warum die Zeit der Sonnenwende und weshalb die Rose dazu ausersehen, in Leipzig den Friedhof mit einem ganz besonderen Schmuck zu bedenken, und so der Todten eingedenk zu sein. Von den beiden Leipziger Friedhöfen ist aber wieder der altehrwürdige Johannisfriedhof vorzugsweise derjenige, zu welchem am Johannisabend eine förmliche Pilgerfahrt angetreten wird, um ihn zu schmücken. Die älteste Abtheilung dieses Friedhofes, rings um die Johanniskirche, ist längst zu einem öffentlichen Platze umgeschaffen, und nur Gellerts unangetastet gebliebenes Grab erinnert noch daran, daß an dieser Stelle früher eine gemeinsame Stätte der Todten gewesen. Die anderen, noch erhaltenen Abtheilungen des Johanniskirchhofes, von denen die eine durchschnittlich um etwa ein halbes Jahrhundert älter ist, wie die andern, und die durch Mauern von einander getrennt sind, bilden das Ziel derer, welche Gräber schmücken oder geschmückte Gräber sehen wollen. Die letzte, fünfte Erweiterung, datirt vom Jahre 1826, während die vierte gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zurückreicht.

Wie ernst das Gepräge des Johannisfriedhofes zeigt die Abtheilung des alten Begräbnißplatzes, welche hier im Bilde vorliegt. Im Hintergrunde hebt sich die fein gegliederte Spitze der Johanniskirche scharf gegen den klaren Himmel ab, während im Vordergrunde unter dem Schatten ehrwürdiger Bäume die Grabdenkmäler ragen. Die Aufschrift auf dem ehernen Kreuz: „19. Oct. 1813“ erinnert an die Völkerschlacht und an die Scenen des Schreckens, die sich auch auf diesem Friedhof entrollten. Die Kirchhofmauern wurden durchbrochen und mit Schießscharten versehen. In den zur Linken hier im Bilde gähnenden Grüften bivouakirten die Krieger; sie hatten die Särge aufgeschlagen und als kurze Ruhestätte benutzt, nachdem sie die Ueberreste der Todten daraus entfernt.

Doch über der „siegverschriebenen“ Erde tagte der Morgen der Freiheit und der Erlösung! Das Beseligende dieses Gedankens fühlte ich doppelt, als auch ich am Johannisabend einen Umgang über den Johanniskirchhof hielt, und dem Kreuze mit der Aufschrift: „19. October 1813“ gegenübertrat. Von allen Seiten näherten sich Gruppen, um die Gräber zu schmücken, Kinder, Greise, Jungfrauen und Frauen. Hier stand einsam unter herabhängendem dichten Gezweig, und darum ungestört, ein Mann in tiefes Sinnen versunken und des Ahnen gedenkend, der unter dem Steine ruhte, darauf ein schlichter Kranz niedergelegt war. Dort wieder wurde das Grab fast unter Rosen, Kränzen und Guirlanden begraben, als sollte der Ruhende darunter gleichsam die Wucht des ihm dargebrachten Opfers verspüren. Wieder an einer anderen Stelle ragte ein alterthümlicher, längst in der Verwitterung begriffener Gedenkstein auf ungepflegtem eingesunkenen Grabhügel und mahnte, ungeschmückt inmitten des Schmuckes der Nachbargräber, daran, daß der hier Bestattete vielleicht der letzte seines Stammes, oder daß doch seine etwaigen Anverwandten nicht mehr am Orte wohnten. Der ungeschmückten Gräber gab es aber nur sehr wenige, ja, mancher hatte gewiß aus der Fülle seiner Kränze den einen oder den anderen auf das verlassene, vereinsamte Nachbargrab niedergelegt, wenn auch nur aus dem Grunde, um die Blöße in seiner Nähe zu beschönigen oder zu verhüllen. Auch solche mochten wohl auf dem Friedhofe weilen, die hier keinen Todten zu betrauern, und die dennoch den Schmuck eines Kranzes auf ein Grab niederlegten nur, um sich an der allgemeinen Sitte des Tages zu betheiligen. Ich schließe dieses aus einer Scene, die ich auf demselben Kirchhofe gesehen habe. — Ich wollte nämlich den üppigen Rosengarten, darin der Kirchhof gleichsam wie mit Zauberschlag umgewandelt worden war, verlassen, und gelangte auf dem Wege nach dem Ausgange an ein in der Nähe der Kirchhofmauer befindliches Grab, dessen alterthümliches Steinmonument meine Aufmerksamkeit einen Augenblick fesselte. Das Denkmal war seiner Sculpturzierrathen größtentheils beraubt worden, sei es durch den Zahn der Zeit, sei es durch die Kugeln feindlicher Geschosse. Da näherten sich zwei junge Freunde, vielleicht Studenten, die noch ein langes Leben voll Sonnenschein vor sich hatten. Sie trugen ein paar Centifolienkränze.

„Fast hätten wir den alten Obersten diesmal vergessen. Er war jedenfalls ein tüchtiger Haudegen, und darum soll er nicht leer ausgehen,“ sagte der eine zum andern, und nachdem das Denkmal bekränzt war, unterhielten sich die beiden auf einer nachbarlichen Ruhebank im traulichen Zwiegespräch. Vielleicht gelobten sie sich gegenseitig, zusammenzuhalten in guten und bösen Tagen, zu bleiben

„Dem Alten treu, das aus dem Strom
Der Zeiten ward zu uns gerettet,
Hab' es in Burg sich oder Dom,
In Dorf sich oder Stadt gebettet.

Doch auch dem Neuen, Frischen hold,
Des Geistes jüngster Offenbarung,
Die sich bewährt als lautres Gold
Am sichern Prüfstein der Erfahrung.“

Ja, dem Alten treu und auch dem Neuen, je nach seinem Werthe, und so möge sich auch die Sitte des Friedhofschmückens am St. Johannistage noch lange in Leipzig in ihrer Bedeutung erhalten, und sie wird nicht Gefahr laufen, in eine bloße Ceremonie auszuarten, und so ihres Reizes verlustig zu gehen.

Friedrich Bücker.

Zur gefälligen Beachtung.

Mit der nächsten Nummer beginnt das vierte Quartal. Wir ersuchen unsere Abonnenten, besonders die der Post, ihre Bestellungen baldigst erneuern zu wollen, um Unterbrechungen in der Zusendung zu vermeiden.

Nr. 40 wird, außer andern werthvollen und fesselnden Beiträgen, den Anfang einer neuen Novelle von **Hans Tharau**, dem Verfasser der f. J. mit lebhaftem Interesse aufgenommenen Erzählung „Kloster Roßdyk“ enthalten unter dem Titel:

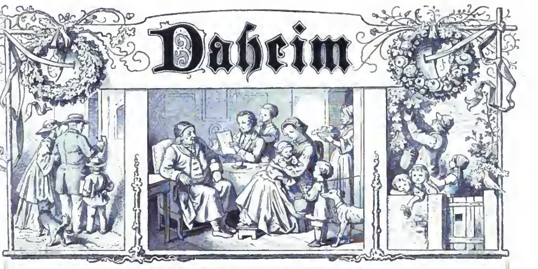
Leidenschaft und Liebe.

Wir sind gewiß, daß dieses neueste Werk des talentvollen Autors nicht minder als „Kloster Roßdyk“ ungetheilten Beifall finden wird.

Redaktion und Expedition des Daheim.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

VI. Jahrgang. Ausgegeben am 2. Juli 1870. Der Jahrgang läuft vom October 1869 bis dahin 1870. **1870. № 40.**

Leidenschaft und Liebe.

Novelle von **Hans Tharau.**

I.

Ein Frühlingsabend am Rhein! — Wer ihn malen wollte, müßte den Pinsel tief eintauchen in goldenes Abendroth, in silberblinkende Wogen, in Blütenschnee und Märchenzauber, und es wäre doch ein mattes, kaltes Bild, und ein ungenügendes für den, der ihn nicht kennt, den fröhlichen, deutschen Strom, und wer ihn kennt, der trägt das wirkliche, lebendige Bild im Herzen, dem braucht man nur zu sagen: es war Frühling am Rhein — und er weiß genug.

Ja, es war ein Frühlingsabend am Rhein, und auf der dicht an den Strom angrenzenden Terrasse einer herrschaftlichen Besitzung lehnten zwei junge Mädchen und schauten hinaus in den Abendschein.

„Das Dampfschiff hat sich schon wieder verspätet heute Abend," sagte die eine, „es ist längst über die Zeit hinaus, wo es hier sein sollte."

„Ja, und wenn es nicht bald kommt, so gehe ich nach Hause, ich finde es überhaupt eine viel zu große Ehre für den Herrn Vetter, daß wir hier auf ihn warten!"

„Er weiß es ja gar nicht, Adelheid," entgegnete die jüngere Schwester begütigend, „auch ist es nicht seine Schuld, wenn das Schiff unterwegs aufgehalten wird. Uebrigens ist es so wundervoll heute Abend, daß ich gar nicht einsehe, warum es ein besonderes Unglück ist, hier eine Weile bleiben zu müssen."

„Ich bitte Dich, Asta, wann wirst Du es wohl ablegen, Dich so kindisch an allem zu freuen? Wenn Du nur wüßtest, wie albern es klingt, und wie langweilig Du dadurch andern Menschen wirst!"

„So?" sagte Asta mit scheinbarer Unterwürfigkeit, aber in ihren Augen blitzte der Schalk auf. „Das thut mir ja sehr leid! vielleicht würde ich amüsanter sein, wenn ich so recht aus Weltschmerz krächzen könnte, wie der alte Rabe dort, der oben auf der Pappel sitzt! Aber siehst Du, schöne Schwester, das kann ich noch nicht — habe daher Geduld mit den Fehlern meiner Jugend! wenn ich erst Deine ehrbaren zwanzig Jahre erreicht habe, wird es schon anders werden! Unterdessen kann ich's nicht lassen, es wie Beata zu machen und mich am Sonnenschein zu freuen — und heute sehe ich überall Sonnenschein!" und sie fing an, ein fröhliches Lied zu trällern.

„Ihr seid die reinen Kindsköpfe, Beata und Du," sagte Adelheid, „und bei ihr ist es geradezu Affectation mit ihrem fortwährenden Vergnügtsein; was hat denn das Leben ihr zu bieten? Nichts, gar nichts! Sie wird den einen steifen, vorgeschriebenen Gang gehen, wie alle die, zu denen sie gehört, ich könnte Dir's jetzt alles voraussagen, von A bis Z — und das weiß sie auch selbst — und sollte sich noch über irgend was freuen? Unmöglich!"

Asta war nachdenklich geworden. „Gerade so habe ich auch schon so oft gedacht, Adelheid," sagte sie, „und mich gewundert über Beata, daß sie so lustig sein konnte, wo sie doch nie in die große Welt, auf Bälle und ins Theater gehen kann und niemand ihr schönes Gesicht — — — ja, ja, sie hat wohl ein schönes Gesicht, da kannst Du die Achseln zucken, wie Du willst — niemand sie feiern, oder ihr den Hof machen wird! und neulich, da konnte ich's nicht lassen, ich sagte ihr so was — —"

„Das sieht Dir wieder einmal ähnlich!" warf Adelheid dazwischen, „nun, und was sagte sie da?"

„Erst lachte sie mich aus," antwortete Asta, „und meinte, das läge nun einmal in ihrem Namen, eine Beata könne doch nie anders als glücklich sein; dann wurde sie aber sehr ernsthaft und frug mich, was ich mir denn eigentlich unter Glücklichsein vorstelle? und — —"

„Ja, ja, grade wie ich mir's dachte, wieder die alten, überspannten Redensarten, verschone mich nur damit! überdies, hörst Du nichts? Da kommt das Dampfschiff!"

„O ja, da kommt es! und es ist Musik darauf, das ist ja herrlich!" rief Asta und eilte ans äußerste Ende der Terrasse.

Buntbeflaggt und unter den Klängen einer bekannten Melodie legte das Schiff am Landungsplatze an und setzte dann, nach kurzem Aufenthalte, seinen Weg weiter fort, den breiten, spiegelglatten Strom durchschneidend.

Allein die Augen der Schwestern folgten nicht seiner Bahn, sie spähten vielmehr neugierig nach den wenigen Passagieren, die das

Schiff verlassen hatten, und die sich von der Landungsbrücke aus nach der Stadt bewegten.

Es dämmerte schon zu sehr, um in der Ferne irgend eine Gestalt deutlich unterscheiden zu können, und indem die Schwestern sich in Vermuthungen ergingen und hin und her disputirten, welche von ihnen die schärfsten Augen besitze, war ein junger Mann rasch den steilen Fußpfad heraufgeeilt, welcher von dem Ufer zu der kleinen Gitterthür der Terrasse führte, die eigens zur Benutzung der Schloßbewohner diente.

„Da sind Sie ja, Vetter Stauffen!“ rief Asta, ihm die Hand entgegenstreckend.

„Sie haben mich nicht vergessen, Cousinchen? Das ist ja schön! und Adelheid?“ wandte er sich an letztere, die ihm herablassend die Fingerspitzen hinreichte.

„Guten Abend, Vetter!“ sagte sie, „Sie haben recht lange auf sich warten lassen!“

„Wie konnte ich ahnen, daß Sie so liebenswürdig sein würden, mich hier zu empfangen?“ entgegnete er, den Hut in der Hand behaltend und auf Adelheid blickend. „Und selbst in dem Falle — ich konnte ja leider nicht über das Schiff verfügen, und mußte, wie andere abhängige Menschen, mich in mein Schicksal ergeben.“

„Ich glaube, wären Sie nicht hier den Pfad hinaufgestiegen, sondern mit andern Leuten den Hauptweg entlang gekommen, ich hätte Sie nicht wieder erkannt, Vetter,“ sagte Asta.

„Habe ich mich denn so sehr verändert?“ frug er.

„Ich glaube, ja,“ antwortete sie, „findest Du das nicht auch, Adelheid?“

„Wir haben uns wohl alle verändert in den — wie viele Jahre sind es doch? —“ entgegnete diese.

„Nun, vor fünf Jahren sahen wir uns in Berlin,“ antwortete der junge Mann, „aber zehn Jahre sind es, seit wir hier zusammen als Kinder spielten — zehn Jahre!“

„Ja, wir drei und Beata,“ sagte Asta, „das war eine lustige Zeit! Denken Sie wohl auch noch manchmal an Beata?“

„An Beata? Gewiß, ja!“ antwortete er zerstreut, aber er sah auf Adelheid.

„Auch Sie haben sich verändert, Cousine,“ sagte er mit bewunderndem Blick. Sie erröthete, und ihre dunkeln Augen funkelten.

„Das ist möglich,“ sagte sie. „Doch genug der Rückerinnerungen! Ich lebe am liebsten in der Gegenwart, und so wollen wir zu Papa gehen; er hatte einen leichten Gichtanfall und scheute die Abendluft. Ihr Gepäck wird wohl Heinrich besorgen.“

Sie gingen auf das Schloß zu.

„Ich habe eine besondere Vorliebe für Rückerinnerungen,“ sagte der junge Mann, um sich her blickend, „und wie drängen sie hier auf mich ein!“ dabei schien ihm einzufallen, daß er Asta bisher doch gar zu sehr vernachlässigt habe. „Können Sie noch so viel Unsinn treiben wie damals, Cousinchen?“ frug er.

„Das will ich meinen!“ antwortete sie schnell. „Das heißt, wenn ich unbeobachtet bin. Sie müssen wissen, Vetter, daß Adelheid mein ausgelassenes Wesen sehr strafbar findet und sehr auf meine Besserung bedacht ist, bis jetzt mit recht geringem Erfolg!“

Er lachte. „Also ganz die Alte!“

„Ja wohl, immer noch das schwarze Schaf der Familie!“ setzte sie hinzu.

Adelheid war ihnen vorausgegangen, die beiden andern blieben noch einen Moment vor dem Schlosse stehen. Die Abendschatten lagen tief auf den Baumgruppen des Parkes, und das Lied der Nachtigall drang weich und voll zu ihnen hin.

„Wir wollen auch ferner gute Freunde bleiben, nicht wahr, Asta?“ sagte ihr Vetter herzlich.

„Gewiß, wenn Sie neben Ihrer Bewunderung für Adelheid in Ihren Mußestunden noch Zeit für dergleichen behalten!“ versetzte sie lachend, und sprang die Treppe hinan.

Sehr herzlich war das Willkommen, das den Ankömmling seitens des Grafen Weißenrode erwartete, welchen dieser auch als „lieber Onkel“ anredete, wiewohl er keineswegs sein leiblicher Oheim war; die Verwandtschaft war vielmehr eine ziemlich entfernte, und wäre vielleicht von beiden Seiten kaum anerkannt worden, hätte es sich nicht durch die Verhältnisse gefügt, daß der früh verwaiste junge Graf Stauffen einen Theil seiner Erziehung in einer Herrnhuter Gemeinde genossen, die ihre Niederlassung in der nahegelegenen kleinen Stadt hatte.

So waren die jungen Verwandten, deren Eltern sich gar nicht gekannt hatten, einander nahe gebracht und die gegenseitigen Benennungen von „Vetter“ und „Cousine“ angenommen worden; und als Graf Weißenrode seinen versammelten Gästen den Fremden als — „mein Neffe, Graf Felix Stauffen“ vorstellte, so dachte niemand daran, den Grad der Verwandtschaft zu untersuchen, ebenso wenig wie es den beiden Grafen nach so langer Gewohnheit eingefallen wäre, zu bedenken, daß sie doch nicht in so naher Beziehung zu einander standen.

Ein ziemlich großer Kreis war augenblicklich unter dem gastlichen Dache des Schlosses versammelt, junge und alte Gesichter; einige Jugendfreunde des Hausherrn, jetzt ergraute Männer, wie er selbst, blühende Mädchenerscheinungen, Freundinnen der beiden Comtessen, ein paar junge Männer, die diese umschwärmten, und mehrere ältere Damen, die ihre Töchter zu chaperonniren für angemessen gefunden hatten; denn Adelheid, die seit dem vor einigen Jahren erfolgten Tode ihrer Mutter die Stelle der Schloßherrin einnahm, war doch ein sehr jugendlicher und ungenügender Schutz.

Mit großer Sicherheit und Gewandtheit behauptete indes die junge Comtesse ihre Stellung, und mit sichtlicher Bewunderung folgten ihr die Blicke ihres Vetters, indem sie sich in der Gesellschaft bewegte, von allen gehuldigt und gefeiert. Schön war sie, sehr schön, die volle, blühende Gestalt, wie eine dunkelrothe Rose anzusehen, mit dem brillanten Colorit, dem massenhaften blauschwarzen Haar und den glühenden, funkelnden Augen.

Klein, schmächtig, unansehnlich, sah die um zwei Jahre jüngere Schwester neben ihr aus; ihre einzige Aehnlichkeit bestand darin, daß auch sie brünett war, allein ihr fehlten die lebhaften Farben der Schwester, und ihre Augen waren so ganz andere, als die Adelheids, sie konnten zwar auch leuchten in Heiterkeit und Uebermuth, sie hatten aber nichts von dem strahlenden Glanz jener, nichts von ihrem blitzartigen Auflodern. Und dennoch war es ein feines, liebliches Gesicht, das der Comtesse Asta, und gar manche fanden es auch so, die sich die Zeit nahmen, von der älteren Schwester auf die jüngere zu blicken. Nicht so Graf Felix, nein, er hatte keine Zeit dazu; es war, als übe Adelheids Gegenwart einen Bann auf ihn aus, er war wie versunken in ihren Anblick.

Und mit dem Selbstbewußtsein einer Siegerin ward sie des Eindrucks gewahr, den sie auf ihn machte, er war ja nicht der erste, den sie sich zum Sclaven gemacht, und sie hatte sich vorgenommen, in diesem Falle die Eroberung zu vollziehen; sie schien allerdings eine leichte zu werden!

„Nun, verehrter Vetter, die Mußestunden, in denen wir der Freundschaft pflegen und in Jugenderinnerungen schwelgen wollen, scheinen mir noch nicht angebrochen!“ rief Asta lachend ihrem Vetter zu, als man spät am Abend auseinander ging, „doch nehmen Sie sich nur Zeit, ich kann warten!“ und fort war sie, wie eine neckende Fee, ehe er sich auf eine Antwort besinnen konnte.

Lange lehnte Graf Felix am offenen Fenster seines Zimmers, trotz der Ermüdung der Reise war es ihm unmöglich, zu schlafen, eine ungewohnte Aufregung hatte sich seiner bemächtigt; war es die Rückkehr zu der altgewohnten Stätte, die Erinnerung aus der fernen Knabenzeit? — War es ein neues, ihm selbst noch unklares Gefühl? — Er wußte es nicht.

Ihm zu Füßen aber rauschte der mächtige Rhein und ein leiser Wind wiegte die Gipfel der Bäume hin und her. Dann kam schnaubend und keuchend, wie ein mystisches Ungeheuer, ein Schleppdampfer gezogen, mit einer ganzen Reihe angehängter Schiffe, jedes ein strahlendes Licht auf hohem Mast. Heiser tönte der Ruf der Matrosen und ein Hund bellte vom letzten Schiffe in die Dunkelheit hinein.

Lang und langsam schlugen die Wogen am Ufer an, bis endlich das aufgewühlte Wasser wieder zur Ruhe kam,

Balsamische Düfte stiegen empor, und Nachtigallen riefen und antworteten sich von nah und fern; es war eine zauberische Nacht, jene Frühlingsnacht am Rhein!

II.

Lange, breite Straßen, mit unansehnlichen, meist zweistöckigen Häusern, deren alleiniger Reiz darin besteht, daß sie sehr frisch und

sauber verputzt und viele ihrer Fenster mit Blumentöpfen geziert sind, mitten unter ihnen die bescheidene Kirche, das Gras zwischen dem Straßenpflaster wachsend, als Zeuge des geringen Menschenverkehrs — lautlose Stille rings umher; wer erkennt nicht schon aus diesen kurzen Andeutungen eine Niederlassung der Brüdergemeinde, oder wenigstens das „Herrnhuter Stadtviertel", wie es hier am Orte, von dem wir reden, genannt wird?

„Tödtlich langweilig!" sagt Comtesse Adelheid Weißenrode, so oft sie diesen Stadttheil betritt; „tödtlich langweilig!" wiederholt auch wohl mancher Leser in dem bloßen Gedanken daran.

Ob jener einsame Fußgänger es auch denkt, der so eben die Straße entlang geht? Wir glauben es kaum, denn er geht langsam schlendernd einher, nicht wie jemand, der sich schnell von der Stelle hinweg zu versetzen wünscht, und ein paar Mal bleibt er stehen und sieht sich um.

„Alles ganz unverändert, gerade wie damals!" sagt er halblaut vor sich hin; dann geht er auf das der Kirche gegenüberliegende Haus zu, zieht die Klingel, und bald steht er in einem freundlichen, wenn auch höchst einfachen Zimmer zu ebener Erde. Die blank geputzten Dielen sind mit weißem Sand bestreut, die Möbel von veralteter Form, doch einige gute Kupferstiche religiösen Inhalts, wiewohl in dem schlichtesten Rahmen, schmücken die Wände, die hohen Bücherschränke enthalten eine Anzahl seltener Werke in verschiedenen Sprachen, und neben dem Nähtisch am Fenster prangt ein reicher Blumenflor.

Ein junges Mädchen, das anscheinend in eine Lectüre vertieft dort gesessen, fährt empor bei dem Eintritt des Fremden. Einen Moment steht sie sprachlos, und wer sie scharf beobachtete, hätte ein leises Zittern ihren Körper durchfliegen sehen. Dann trat sie einen Schritt näher an den Fremden heran, und ein unbeschreiblicher Wohlklang lag in der Stimme, die ruhig, wenn auch herzlich, die Worte aussprach: „Willkommen, Graf Felix!"

„Beata, Schwester Beata!" sagte der junge Mann freundlich und ergriff ihre Hand, „so kennen Sie mich noch?"

Sie lächelte. „Ich will es den Eltern sagen," rief sie und öffnete eine Seitenthüre.

„Vater! siehe, wer gekommen ist!"

Der junge Graf war ihr gefolgt, er kannte es ja so gut, das kleine, enge Studirstübchen seines Pflegevaters; und nun stand die wohlbekannte Gestalt vor ihm, im langen schwarzen Rock und der schneeigen Halsbinde, mit den edeln Zügen und dem bis auf den Nacken herabfallenden, nun schon stark ergrauten Haar.

„Ist es möglich! — Felix, bist Du's wirklich?" und beide Männer hielten sich umfaßt.

Und — „Felix," rief es wieder, und eine ältere, schmächtige Frau trat hastig ein. Ein dunkles, einfaches Kleid umschloß die zarte Gestalt, das dünne Haar war glatt gescheitelt, und auf dem Hinterkopfe befand sich ein kleines Häubchen, blüthenweiß und von einem äußerst feinen, dichten Gewebe, in der Form eines Kohlblattes unter dem Kinn mit einem blaßblauen Bande befestigt; — das Kennzeichen der verheiratheten Frauen der Brüdergemeinde.

„Liebe, liebe Mutter!" rief der junge Mann, sichtlich bewegt und die Hände der bleichen Frau mit Küssen bedeckend. Sie suchte sie ihm zu entziehen und drückte einen langen Kuß auf seine Stirn. —

„Wie verändert!" sagte sie und strich ihm über das kastanienbraune Haar und die gebräunten Wangen, „nur Deine Augen sind dieselben geblieben, und bist Du auch sonst noch derselbe? Immer noch Felix, der Glückliche, wie damals in der Kinderzeit?" setzte sie hinzu und sah ihm tief in die schönen blauen Augen.

Er erwiderte den Blick ehrlich und offen.

„Ich glaube ja, Mutter," sagte er, „es ist ja so leicht, glücklich sein, das Leben ist so schön!"

Ein leichter Schatten zog über das sanfte Frauengesicht, doch sie antwortete nicht.

Nun trat ihr Mann wieder hinzu, und Fragen und Antworten flogen hin und her.

„Jetzt laß mich einmal nachrechnen, wie lange es her ist, seit ich Dich einsegnete, Felix, und Du von uns Abschied nahmst," sagte der Pastor, „neun Jahre wohl, nicht wahr, Beata?"

„Gerade zehn Jahre vorige Ostern, Vater," sagte Beata, „Ostern war aber vierzehn Tage früher in dem Jahre, als in diesem."

Sie hatte sich bis jetzt schweigend, anscheinend theilnahmlos, verhalten, nun wandte sich Felix zum ersten Male ihr wieder zu; welch ein eigenthümlicher Schmelz lag doch in ihrer Stimme!

„Wie genau Du das — Sie das noch wissen!" sagte er, über seinen Zungenfehler in Verlegenheit gerathend.

Ein leichter, rosiger Schimmer färbte einen Augenblick ihr sonst so blasses Gesicht.

„Ja," sagte die Mutter, als erriethe sie seine Gedanken, „auch Beata ist herangewachsen in der Zeit, aber ihr gutes Gedächtniß hat sie behalten."

„Welch eine schöne, glückliche Kindheit habe ich hier verlebt!" sagte Felix und sah sich in dem bescheidenen Wohnzimmer um, in dem man sich niedergelassen, nachdem die ersten Begrüßungen vorüber waren; „nie kann ich es meiner seligen Mutter genug danken, daß sie mich damals auf ihrem Sterbebette Dir, ihrer Herzensfreundin, anvertraute, und daß mein Vater, wenn auch widerstrebend, seine Einwilligung gab; denn als er so bald darauf selbst starb, wer weiß, in welche Hände ich armes Kind dann gefallen wäre!"

„Ja, Deine liebe Mutter hielt immer sehr treu zu der Gemeine," sagte die Pastorin, „wie es ja so viele thun, die, ohne ihr zuzugehören, doch manchen Segen durch sie empfangen haben. Dazu kam noch die innige Freundschaft, die wir in der Mädchenanstalt zu einander gefaßt, und die uns zeitlebens verband."

„Und so verschieden die Lebenswege der beiden Freundinnen auch sich gestalteten," setzte der Pastor hinzu, „die reiche, vornehme Gräfin und die einfache Herrnhuter Schwester, sie haben bewiesen, daß die wahre Freundschaft nichts von solchen bloßen Aeußerlichkeiten weiß, sondern daß es eine höhere Treue gibt, die, trotz der verschiedensten Verhältnisse, Seele an Seele unauflöslich aneinanderbindet."

„Meine arme Mutter," sagte Felix, „ihr war kein leichtes Dasein beschieden! Ich habe natürlich keine Erinnerung von ihr, allein ich weiß genug, wie unendlich sie gelitten haben muß unter meines Vaters heftigem jähzornigen Temperament, und ihr früher Tod soll allein durch tiefes Seelenleiden herbeigeführt worden sein."

„Ja, sie war eine Dulderin, wie ich wenige gekannt habe," versetzte die Pastorin, und ihre Augen schimmerten feucht, „und es ist mir immer eine wehmüthige Freude, daß wir, so lange sie lebte, noch in Schlesien und in ihrer Nähe blieben. Wie wenig ahnten wir damals, daß sobald schon nach ihrem Heimgang mein Mann hierher an den Rhein berufen werden sollte, und wir ihr so heißgeliebtes Kind mit uns führen würden!"

„Hat meine Mutter viel von dem, was sie in ihrer Ehe gelitten, mit Dir gesprochen?" frug Felix weiter.

„Nein, mein Sohn, entgegnete die Pastorin, „Deine Mutter war eine jener edeln, hochherzigen Naturen, die zu dulden wissen, ohne daß ein Wort der Klage über ihre Lippen dringt, und die Gott allein zum Zeugen ihrer Thränen machen; und vornehmlich hatte sie einen so hohen Begriff von der Treue in dem Verhältniß zwischen Ehegatten, daß sie es für ein Unrecht angesehen hätte, sogar mir, ihrer vertrautesten Freundin, von dem zu reden, was ihr Herz bedrückte."

„Und da meine liebe Frau ganz dieselben Grundsätze hegt," unterbrach sie der Pastor, „so führte dieser scheinbare Mangel an Vertrauen keine Entfremdung zwischen den Freundinnen herbei, sie sind einander treu geblieben bis in den Tod."

„O, bis über den Tod hinaus!" sagte Felix warm. „Das habt Ihr an mir erwiesen, geliebte Pflegeeltern!"

Bruder Kröger legte die Hand auf die Schulter des jungen Mannes. „Und bist Du nicht die vierzehn Jahre lang unser lieber Sohn gewesen? — Unser Felix — der Sonnenschein unseres Hauses?"

Und nun mußte Felix genauen Bericht erstatten von der Studienzeit in der fernen Residenz, von seinen Reisen, seinen Beschäftigungen, und wie er jetzt, nach dem Aufenthalt bei seinen Verwandten, sich endlich entschließen müsse, die ihm angestammten Güter in Schlesien selbst zu übernehmen und sich als solider Landwirth dort niederzulassen.

„Wäre es nur nicht so weit fort von uns allen," sagte Schwester Kröger, „so könnte ich mich nur darüber freuen, denn es ist doch ein liebes schönes Land, unser Schlesien, wenn es auch kein Rheinland

ist, aber es ist so traurig, sich immer wieder trennen zu müssen von seinen Lieben!"

„Das ist nun wieder einmal recht Frauenart!" sagte der Pastor heiter, „gleich beim ersten Wiedersehen denken sie schon an den Abschied und verderben sich womöglich dadurch die Freuden des Beisammenseins, statt jede Stunde als ein liebes Geschenk Gottes anzunehmen, an dem man sich freuen soll und dafür danken, es gibt so viel zu danken im Leben, nicht wahr, Beata?"

„Sehr viel, Vater!" antwortete sie, und schlug mit einem seelenvollen Lächeln die Augen zu ihm auf.

„Auch wir wollen unser schönes Beisammensein recht genießen," sagte der junge Graf. „Ich denke recht lange bei meinen Verwandten zu bleiben; mein Onkel redet mir sehr zu, es doch zu thun, wo ich noch frei bin, später wird es mir schwerer sein, auf längere Zeit abzukommen; da müssen wir uns viel sehen, ich darf oft herkommen, nicht wahr, liebe Mutter?"

Die herzlichsten Versicherungen seitens der Pflegeeltern folgten.

„Wir müssen wieder Bekanntschaft anknüpfen," sagte Felix beim Weggehen zu Beata. „Ich erkenne in Ihnen kaum mehr das kleine Mädchen, das mir so treulich beistand in allen möglichen Fährlichkeiten und mich immer beim Vater zu entschuldigen wußte, wenn ich irgend einen meiner tollen Streiche ausgeführt; wissen Sie das auch noch?"

„Gewiß!" sagte sie und sah ihn mit ihren klaren Augen an.

„Ich glaube nicht, daß Beata sich viel verändert hat in der Zeit," sagte ihr Vater und zog das schlanke Mädchen zu sich heran. „Sie versteht es noch immer meisterlich, den Missethäter zu vertheidigen, und weiß bei jedem irgend eine gute Seite zu entdecken."

„Das freut mich!" sagte Felix, sich an Beata wendend, „bitte, thun Sie das auch in Bezug auf mich!"

Sie lächelte und reichte ihm die Hand.

„Soll das ein Versprechen sein?" frug er, „eine Absolution im voraus?"

Doch ehe sie antworten konnte, hatte ihn die Mutter zurückgerufen, sie mußte noch einen Kuß auf ihres Lieblings Stirn drücken, ehe er ging, und als er sich wieder nach Beata umsah, war sie verschwunden. —

Bei Tisch mußte Felix von seinem Besuch bei seinen Pflegeeltern erzählen.

„Sie sind ja den ganzen Vormittag ausgeblieben, Vetter," sagte Asta, „da haben Sie sich wohl viel mit Beata unterhalten?"

„Fast gar nicht," antwortete Felix, „ich hatte so viel mit meinen Pflegeeltern zu sprechen."

„Schwester Kröger finden Sie gewiß recht gealtert?"

„Ich erschrak recht über ihr Aussehen, sie scheint sehr leidend zu sein," antwortete Felix, „doch klagt sie nicht."

„Und Beata — finden Sie nicht, daß sie schön geworden ist?" frug Asta gespannt.

„Schön?" entgegnete Felix. „Nein, ich würde nie auf diese Bezeichnung in Bezug auf Beata kommen."

„Siehst Du nun, Asta!" rief Adelheid triumphirend, „ich sage Dir ja immer, daß ich es nicht begreife, wie Du so viel Aufhebens von Beata machen kannst, das ist eben eine von Deinen Schwärmereien!"

„Was hat Asta denn wieder für eine neue Schwärmerei?" frug Graf Weißenrode dazwischen.

„O, keine neue, Papa," antwortete Adelheid, „sie behauptet nur, Beata Kröger sei eine Schönheit."

„Das habe ich nicht gesagt!" behauptete Asta trotzig. „Ich sagte, sie sei s c h ö n, und das ist doch etwas anderes, als eine Schönheit sein, wenigstens verstehe ich ganz was anderes darunter."

Alle lachten.

„Comtesse Asta hat ganz recht," bemerkte ein mittelgroßer Herr, der ihr gegenüber saß; er hatte ein gelbliches Gesicht, die Brille verdeckte seine kleinen, scharfen Augen, und eine deutlich sichtliche Glatze trotzte seinen sehr wahrnehmbaren Bemühungen, sie zu verdecken. Ein sorgfältig gepflegter, haarfein auslaufender Schnurrbart und ebensolcher Imperial war von dunkler Farbe, die ganze Erscheinung die eines eleganten Weltmannes, womit die Sicherheit seines Wesens, die etwas sarkastische Art seiner Redeweise, vortrefflich harmonirten.

„Comtesse Asta hat ganz recht," wiederholte er. „Es ist ganz etwas anderes, schön sein, oder eine Schönheit sein."

„Definiren Sie, was Sie damit meinen, Herr von Brugk!" riefen verschiedene junge Herren untereinander, deren Aufmerksamkeit auf die Conversation gelenkt worden war.

„Mit Vergnügen!" antwortete der Angeredete. „Meinen Begriff einer Schönheit zu definiren, wird mir nicht schwer fallen," setzte er hinzu, einen bedeutsamen Blick auf Adelheid werfend. „Unter einer Schönheit verstehen wir wohl alle: eine imponierende Gestalt, brillantes Colorit, regelmäßige Züge, jene Fülle der Grazien, wie ein Rubens sie malt, wo man das Weib nicht von der Göttin zu unterscheiden vermag, und wo denn natürlich jener leichte Anflug von Siegesbewußtsein nicht ausbleibt, vor dem wir, als unterwürfige Sclaven, uns bereitwilligst beugen!"

Herr von Brugk hatte mit erhobener Stimme gesprochen, und sich am Schluß wieder gegen Adelheid gewendet, die ihn mit einem ihrer funkelnden Blicke belohnte. Die Herren applaudirten, es wurde gescherzt, gelacht, disputirt; endlich rief Graf Weißenrode: „Herr von Brugk ist uns aber noch eine Definition schuldig, wenn ich nicht irre!"

„Richtig!" riefen die andern dazwischen. — „Was können Sie jenem glänzenden Bilde zur Seite stellen, Herr von Brugk?" frug Graf Felix in aufgeregtem Ton. — „Was können Sie daneben noch schön finden?"

„Schön?" sagte Herr von Brugk leicht hin, — „schön ist manches Gesicht nur durch einen Augenaufschlag, — durch den Fall der Wimpern, — durch einen Zug um den Mund, oder ein halbverstecktes Grübchen; — das blendet nicht, das berauscht nicht, aber — — —"

„Aber man liebt es!" fiel ihm Asta rasch ins Wort, — „ich danke Ihnen, Herr von Brugk, — Sie haben gerade das gesagt, was ich meinte, wenn auch nicht alles, — Sie haben Beata beschrieben!"

„Wahrhaftig, gnädigste Comtesse? — Sie machen mich neugierig! Vor allem aber geruhen Sie doch die fehlenden Züge hinzuzusetzen, ich malte ja nur aus der Phantasie!"

„Ja, Asta, beschreibe doch Deine Freundin genauer!" sagte eine der jungen Damen.

„O, das hält sie für Profanation!" sagte Adelheid.

Seien Sie nicht zu hart gegen Ihre Schwester, gnädigste Comtesse," sagte Herr von Brugk, „sie weiß ja, daß wir alle, die wir der Schönheit huldigen —" und wieder traf sie einer seiner vielsagenden Blicke, — „nicht leicht mit etwas anderm zufrieden zu stellen sind."

„O nein! Das ist es gar nicht!" rief Asta übermüthig, — „und ich wüßte niemanden hier am Tische zu nennen, — nein, niemanden, die ich mit Beata vergleichen könnte!"

„Danke schön, Asta!" sagte Adelheid.

„Bravo, Comtesse!" riefen mehrere Herren.

„Junge Mädchenschwärmerei!" sagte Graf Weißenrode.

„Ist sie groß, diese vielbesprochene Herzensfreundin?" frug Herr von Brugk, nachdem wieder etwas Stille eingetreten.

„Einen halben Kopf größer als ich," antwortete Asta kurz.

„Also etwas über Mittelgröße," fuhr er fort, „die beste Größe für eine Dame, — schlank, gut gewachsen, — das versteht sich von selbst, — nun also weiter, — Hände und Füße klein —"

„Nein!" unterbrach ihn Asta.

„Wie?! — Eine Herzensfreundin mit großen Füßen und Händen?"

„Ihre Füße sind klein, oder vielmehr lang und schmal, — aber sie hat große Hände, — ich hasse kleine Hände!" sagte Asta, anfangend heftig zu werden.

„Also große Hände," fuhr Herr von Brugk fort, — aber wohl schön geformt und weiß?"

„Ja, beides."

„Und nun die Hauptsache, — Gesichtsform ein reines Oval, nicht wahr?"

„Ja!"

„Züge regelmäßig?"

„Vielleicht nicht nach Ihrem Maßstabe, nach meinem wohl."

„Cela passe! — Augen natürlich groß und blau, — nein? — Nicht blaue Augen? — Ah, also die braunen sammtenen des Südens? — Auch nicht?! — Ich erkläre mich geschlagen!"

„Arme Asta!" riefen die jungen Damen, „es ist doch zu arg, Dich so zu necken!"



In Abwesenheit des Principals. Nach dem eignen Gemälde von H. Sonderman.

„O, daraus mache ich mir gar nichts!“ sagte Asta, aber sie war dem Weinen nahe, — „meine Freundin hat graue Augen, Herr von Brugk, große graue Augen mit langen schwarzen Wimpern.“

„Ja, die kleine Herrnhuterin hat ein paar hübsche Augen, das ist wahr,“ sagte Graf Weißenrode, „aber das ist auch alles, was ich von ihrem Gesicht zu sagen wüßte, so gern ich sie sonst auch habe.“

„Noch zwei Fragen, gnädigste Comtesse, und Sie sind erlöst,“ hub der Baron wieder an, — „Haarfarbe und Teint?“

„Aschblondes Haar,“ sagte Adelheid, als Asta trotzig schwieg, „und eine ganze Masse, aber das verschwindet unter der Schwesternmütze; und Colorit, — nun, gar keins!“

„Wie so, gnädigste Comtesse?“

„Nun, eben was ich sage, sie hat gar keine Farben.“

„Also eine bleiche Nonne!“

„O von einer Nonne hat sie nichts!“ fuhr Asta wieder auf, „und bleich ist auch nicht das rechte Wort, — sie ist nicht weiß und roth, wie — — nun, wie alle anderen Mädchen, aber ihre Haut hat einen Ton, wie wenn man sich Marmor vom Leben angehaucht denkt, und man sieht die blauen Adern an den Schläfen durch.“

„Ei wahrhaftig, das bedeutet Rasse!“ rief Herr von Brugk, — „verbindlichsten Dank, gnädigste Comtesse! Diese letzten Details waren äußerst interessant; und nun die eine Bitte — geruhen Sie doch, uns Unwürdige einen Blick auf diese Perle werfen zu lassen! Führen Sie uns — ich bin überzeugt, daß alle hier anwesenden Herren sich meinem Ersuchen anschließen, — führen Sie uns zu dieser unvergleichlichen Jungfrau —!“

„Das sollte mir einfallen!“ rief Asta gereizt, — „wenn Beata hierher kommt, so ist es, um bei mir zu sein, — nicht um in Gesellschaft zu gehen, — und wenn Sie hingingen, so würden Sie wohl ihren Vater, aber nicht sie zu sehen bekommen!“

„Ich kann meine Cousine nur hierin unterstützen,“ sagte Felix, der bisher wenig Antheil an der Unterredung genommen, — „die Grundsätze der Brüdergemeinde sind hierin sehr streng, und meine Pflegeeltern würden es keineswegs gerne sehen, daß ihre Tochter von denselben abwiche.“

„Also auch das noch — unerreichbar!“ sagte Herr von Brugk mit sarkastischem Lächeln, indem man sich von der Tafel erhob. —

Asta stürzte mit hochrothen Wangen auf ihr Zimmer.

„Daß Felix auch nicht den Mund aufthun konnte, mir beizustehen!“ rief sie zornig, — „und Beata ist doch wie eine Schwester für ihn gewesen!“ —

Unten aber auf dem Altane stand Adelheid, — ihr zur Seite Graf Felix; der Frühlingswind strich durch ihr schwarzes Haar und löste einige Blätter der dunkelrothen Rose, die in den reichen Locken befestigt war; wie Blutstropfen hingen sie sich an ihr weißes Kleid.

„Sie haben wenig Lust gezeigt, eine Lanze für die Tochter Ihrer Pflegeeltern zu brechen, vorhin,“ sagte Adelheid.

„Sie hatte ja eine so gute Fürsprecherin,“ entgegnete er etwas verlegen, — „und dann, — achtet der wohl die andern Blumen, der die Blumenkönigin selbst vor sich sieht?“

(Fortsetzung folgt.)

Zur Charakteristik der merkwürdigsten Gifte.

Von **Dr. Dyrenfurth.**

VII. Digitalin.

Einen eigenthümlich reizenden Anblick gewähren uns viele Gegenden des schlesischen und Harzgebirges, wenn in den Sommermonaten die Fingerhutblüte ihren bunten Farbenschmuck ausbreitet. Da sind Waldblößen, Bergabhänge, Thäler, Hecken und Felder über und über mit gelben, braunen und rostfarbenen, vorherrschend aber mit purpurrothen Blumen bedeckt, die traubenförmig von dem drei Fuß hohen Stengel sich niederbeugen und die zierlichen Glöckchen öffnen. Kein Duft entströmt dieser Pflanze, und ihr Geschmack ist scharf und widerlich bitter. Aber eine mächtige Heilkraft ruht in ihr, vornehmlich in den Blättern des rothen Fingerhuts, kurz vor der Blütezeit, eine so wohlthätige, daß der Arzt, ihrer beraubt, waffenlos vielen schweren Leiden gegenüberstände. Darum preist er Digitalis purpuron als eines seiner köstlichsten Mittel. Mit ihr beschwichtigt er des Herzens stürmisches Klopfen und den eiligen Lauf der Blutwelle, sie hilft ihm die Fieberglut bändigen, die Athemnoth lindern, die Macht der Entzündung brechen. Und alle diese Wunderthaten vollbringt sie einzig durch ihre Eigenschaft, den Herzschlag zu verlangsamen, was sie dadurch bewirkt, daß sie diejenigen Nervenfasern anspornt, deren Aufgabe es ist, die Herzthätigkeit zu hemmen. Deshalb ist Digitalis das Hauptmittel bei Herzkranken. Sie schafft, wie kein anderes, Ruhe dem gequälten Herzen, das gewaltig in der Brust hämmert. Bei ihrem Gebrauch fängt, meist schon nach wenigen Tagen, das Herz an, sich seltener zusammenzuziehen (in manchen Fällen tritt zuerst wohl auch eine vorübergehende, den Herzschlag beschleunigende Wirkung ein), der Puls fällt mehr und mehr, sinkt auf 60, 50, manchmal selbst auf 30 und 25 Schläge in der Minute, macht unregelmäßige Pausen, wankt und schwankt, schier wie ein Betrunkener, und taumelt bald mit hartem, bald mit weichem Anprall an die Gefäßwand. Das sind schon beginnende Vergiftungserscheinungen. Bis hierher und nicht weiter! ruft sorglich der Arzt, wenn sein Finger an dem Puls des Kranken eine solch ungebührliche Art der Vorwärtsbewegung wahrnimmt, und er gebietet, das Mittel, das nun seine Schuldigkeit gethan, bei Seite zu setzen. Denn ein längerer Fortgebrauch, oder große Gaben desselben verkehren Wohlthat in Unheil und führen die Zufälle der heftigsten Magen- und Gehirnreizung herbei. Es entsteht eine Trockenheit im Halse, Uebelsein, Würgen, Erbrechen und Leibschmerzen; Hitze im Kopf, ängstliches Träumen, Gesichtsverdunkelung und Farbenschein, Ohrensausen, ein Gefühl der äußersten Schwäche und Hinfälligkeit; der Puls wird immer unregelmäßiger, nimmt wohl auch an Schnelle wieder zu; das Gesicht wird bleich, die Augen geröthet und stier aus den Höhlen hervorragend, die Pupille starrt erweitert und unbeweglich. Endlich, nach 2 bis 3 Tagen, auch selbst erst nach Wochen, erfolgt der Tod durch Stillstand des Herzens und Nervenlähmung. Als Gegengift müssen starker Kaffee und kalte Uebergießungen versucht werden. — In Irland gilt der Fingerhut unter dem Namen fairies horb als untrügliches Mittel gegen das Behextsein der Kinder und sogenannte Wechselbälge, und hat in den Händen abergläubischer Mutterliebe, die jede Erkrankung der Kinder für ein Zauberwerk ansieht, schon oft als Todeswerkzeug gedient.

Außer dem Fingerhut besitzen noch der Sturmhut, Nießwurz und die Herbstzeitlose deutliche herzlähmende Eigenschaften; aber entschieden steht jener an der Spitze der einheimischen Herzgifte. Auch die Tropenwelt zeigt sich nicht aem an solchen herztödtenden Mitteln; so benutzen die westafrikanischen Elephantenjäger in dem Onage oder Inée ein Pfeilgift, welches das Herz mit furchtbarer Sicherheit lähmt. Aus Asien hat der Reisende Fedor Jagor eine Reihe von Giftproben der Mintras von Malacca mitgebracht, welche sämmtlich in verderblicher Beziehung zum Herzen stehen. —

Gegen 25 Arten des Fingerhuts weiß der Pflanzenkenner aufzuzählen, und keine derselben mag des mächtigen darin wirkenden Stoffes, den man Digitalin nennt, gänzlich entbehren. Gewiß aber entwickelt sich letzteres in den Samen und Blättern des rothen Fingerhuts, wenn er das zweite Lebensjahr erreicht hat, am kräftigsten, und wieder überragt die wilde, auf dem Gebirge wachsende, an den Blättern behaarte Pflanze an Wirksamkeit ihre zahme, künstlich gepflegte, glattblättrige Gartenschwester bei weitem. Indessen hat es mit dem Digitalin seine eigene Bewandtniß. Es scheint, als ob der Chemie mit diesem Stoff kein rechtes Glück beschieden sei. Was im Jahre 1824 von Le Royer dargestellt und mit dem Namen Digitalin bezeichnet wurde, war, wie Homolle (1845) nachwies, kein einfacher, sondern ein Gemenge verschiedener Körper. Das nach Homolles Verfahren erzeugte, und seitdem medicinisch gebräuchliche Präparat hat zwar ausgeprägte physiologische, aber wenig scharfe chemische Kennzeichen. Es concentrirt schon in außerordentlich kleiner Gabe die Wirkungen

des Fingerhuts, erregt, mit der Nasenschleimhaut in Berührung gebracht, das heftigste Niesen, und ist von solch bitterm Geschmack, daß es sich noch in 200,000 facher Verdünnung bemerklich macht. Digitalin ist eine weißgelbliche, schwer krystallisirbare, warzen-, schüppchen- oder nadelförmige, in 2000 Theilen kalten, in 1000 warmen Wassers sich auflösende Substanz, die im übrigen keine auffallende chemische Reaction aufweist, und durch jeden einigermaßen energischen Stoff zerstört wird. Nativelle hat bei seinen Untersuchungen gefunden, daß Digitalin eigentlich aus zwei Stoffen zusammengemengt sei, deren einem er diesen Namen belassen, dem andern aber die Bezeichnung Digitalein gegeben hat; letzteres sei der wahre Träger der Digitaliskraft. Zu andern Resultaten ist Walz gekommen; auch nach ihm ist Digitalin ein Gemenge verschiedener Körper, aber der einzig wirksame derselben soll das Digitasolin sein. Doch auch diesem ist man chemisch zu Leibe gegangen, und hat es glücklich in zwei neue Substanzen zerfällt, mit deren die Zunge zerbrechenden Benennungen ich den Leser nicht behelligen will, und von denen man nicht weiß, ob die nunmehr Getrennten vor neuen Spaltungen fortan gesichert seien. Genug, Digitalin hat bis jetzt kein sicheres chemisches, sondern nur ein physiologisches Reagens gefunden, und dies ist das lebendige thierische Herz. Die Wissenschaft hat noch viel zu thun, wenn sie den chemischen Nebel, der das Digitalin umhüllt, zerstreuen, und letzteres zu gleich vollendetem Abschluß bringen will, wie sich dessen das Nicotin und das Strychnin rühmen dürfen.

Als Arzneimittel ist das Digitalin in Frankreich sehr beliebt, hat sich aber bei uns in Deutschland noch nicht einbürgern wollen und dient hier meist nur zu physiologischen Versuchen. Auch bei diesen zeigt sich der Frosch in seiner vollen Größe und Erkenntniß seines wissenschaftlichen Berufs. Heroisch erträgt er Gaben von Digitalineinspritzungen, die selbst Menschen schon gefährlich sind, hüpft munter und beherzt mit stillstehendem Herzen herum, und endet erst bei 72 Milligramm des gefährlichen Giftes sein den höheren Interessen gewidmetes Leben. Beim Menschen bewirkt das Digitalin nach 1—2 Stunden Unbehaglichkeit, Hitze und Schmerzen im Kopf, Frost und Hitze, heftiges Erbrechen mit Durchfall, Magenschmerz, mühsames Athmen, seltnen, bis auf 30 und 20 Schläge sinkenden Puls, raschen Verfall der Kräfte bis zur Sprachlosigkeit. Vor den, wie vergrößert erscheinenden Augen leuchtet es mit Flammen, die Haut wird kühl, der Körper von Zuckungen durchschüttert. Dennoch gehört ein tödtlicher Ausgang einer Digitalinvergiftung nicht zur Regel; von 5 bis jetzt beobachteten Fällen hat nur einer mit dem Tode geendet; dieser eine aber rechnet zu den allerbedeutendsten der Tribunale und der gerichtlichen Medicin, und verdient es, daß wir uns ausführlicher mit ihm beschäftigen.

Ein Arzt, mit Betrübniß und Beschämung gestehen wir es, ist der Held dieses Processes. Edmond Désiré Couty de la Pommerais, 1830 als der Sohn eines würdigen Landarztes im Departement Loire geboren, stammte aus einer altadeligen, ursprünglich bretonischen, später nach der Normandie eingewanderten und dort begütert gewesenen Familie, die allmählich ihre aristokratischen Ueberlieferungen aufgegeben und ihren Lebensunterhalt in dem Betrieb ehrsamer bürgerlicher Gewerbe zu finden gelernt hatte. Nur ein Rest erinnerte an die alte Herrlichkeit — das mit einer Grafenkrone verzierte Wappenschild, mit den von einem Drachen bewachten goldenen Aepfeln, und der Inschrift: „Quis poma aurea tanget?“ (Wer wagt es, an die goldnen Aepfel zu rühren?) Der Glanz dieser Früchte muß einen bösen Schimmer in das Gemüth des jungen Edmond geworfen haben, so daß nur zu bald der Haß gegen die redliche Arbeit, das feurige Streben nach Rang und Reichthum, Prunk und Weltlust daraus hervorloderten. Nach des Vaters Wunsch sollte der Sohn dessen Stand erwählen. Edmond Désiré ging demzufolge nach Paris und erwarb sich auf der dortigen Universität im Jahre 1854 den Doctorhut.

Der Arzt war fertig, aber wie sich Kundschaft, An- und Aufsehen verschaffen? Zunächst schwor er zur Fahne der Homöopathie und schrieb ein vollständiges Lehrbuch dieser Heilmethode, voll von paradoxen Sätzen und kühnen Behauptungen, worunter die These, bei der Anwendung eines Arzneimittels komme es in Bezug auf die Heilwirkung nicht darauf an, ob es in großer allopathischer, oder in der mehr als winzigen Gabe der Homöopathen verabfolgt werde, noch nicht als die dreisteste erschien. Seinen Begriffen von Anstand widersprach es nicht, sich durch Circulare und Zeitungsreclamen als den unfehlbaren Arzt für alle Krankheiten anzupreisen, seine Collegen durch unverschämten Dünkel und hohle Prahlerei zu beleidigen, und mit einem Apotheker Weber ein derartiges Abkommen zu treffen, daß dieser von dem Preis der ihm zugewiesenen Recepte an La Pommerais die Hälfte abtrat. Trotz aller dieser Mittel brachte er es auf dem Gipfelpunkt seiner ärztlichen Laufbahn doch nur auf einen für Paris sehr mittelmäßigen Jahresertrag von 12,000 Franken.

Während er so dem Mammon nachjagte, blieb er auch für die anderen Lockungen der Welt nicht unempfänglich und huldigte ihren Freuden, vorausgesetzt, daß sie nicht mit großen Kosten erkauft werden durften — denn Geiz und Habgier waren die Grundzüge seines Charakters. Nächstdem spannte er alle Segel an, um den längst untergegangenen Adel seiner Familie wieder zu erneuen, und das war zu jener Zeit — im Jahre 1855 — nicht schwer. War ja doch, zum Staunen der Welt, ein versunkener Kaiserthron wieder erstanden, umgeben freilich und geschaffen von Abenteurern und Börsenspeculanten. In dem Glanze dieses Thrones sonnte sich ein Schwarm zweifelhafter Herzogthümer, Marquisate und Grafschaften wie die Mücken an einem warmen Abend. Herr Borel d'Hauterive, Secretär und außerordentlicher Professor an der kaiserlichen Urkundenschule, war der gefällige Mann, der mit seiner gründlichen Siegel- und Wappenkunde jedem Gastwirth und Schreiner ein uraltes, bis über die Kreuzzüge hinaus ragendes Ahnenthum nachweisen und solches durch ein Pergamentdiplom, mit Ritterhelm, Emblème und Devise ausgemalt, bescheinigen konnte — natürlich gegen preiswürdige Bezahlung. Mit Hilfe dieses Orakels der Heraldik gelang es unserm Couty, in Kürze sich der Welt als Edmond Désiré Grafen Couty de la Pommerais vorzustellen. Uebrigens stieg der Baronen- und Grafenschwindel jener Zeit bald zu einem solchen Grade, daß die Kaiserliche Regierung im Jahre 1858 ein Siegel- und Wappenamt errichtete, welchem jeder Adelsanspruch zur Prüfung vorgelegt werden mußte.

Unserm neugebackenen Grafen fehlte zu seiner völligen äußeren Ausstattung nur noch ein Orden, oder, wo möglich — deren zwei. In einer tief unterthänigen Bittschrift geht er den Papst Pius IX um Verleihung des Sylvesterordens an. Er, der vollendete Materialist und Freigeist, rühmt sich in diesem Gesuch, „daß er, von christlichen Eltern in der tiefsten Verehrung für den Stuhl des heiligen Petrus und die katholische Religion erzogen, stets der gehorsame und ergebene Sohn der römischen Päpste geblieben ist, und all seine Kraft anstrengen wird, um zum Sieg der katholischen Lehre und zum Ruhm der Kirche beizutragen, der Mutter der Völker und der Erhalterin alles Schönen und Großen auf der Welt, daß er die Schmerzen Sr. so grausam geprüften und im Unglück so erhabenen Heiligkeit bitterlich beweint hat, und daß er sich stolz und glücklich gefühlt, der großen Nation anzugehören, welche durch ihre Thaten bekundet, daß sie in Wahrheit die älteste Tochter der römischen Kirche und der Schutz und Schirm von deren Rechten ist.“ Auch an den Kaiser, an Minister und Generäle wendet er sich mit Bettelbriefen, um das allen Franzosen so theure rothe Band, allein alles vergebens: sein Knopfloch bleibt kahl und ohne den ersehnten Schmuck.

Indem wir andere, noch mehr unlautere Züge seines Lebens übergehen, eilen wir zu dem Knotenpunkt unsrer Erzählung, seinem Verhältniß zur Malerin Julie Françoise de Pauw, geb. Testu. Im Jahre 1856 begab sich ein armer, kranker Künstler, welcher de Pauw hieß und sich durch Malen, Restauriren, Kaufen und Verkaufen von Bildern kümmerlich ernährte, in seine Behandlung. Er starb zwei Jahre darauf und hinterließ seine Wittwe und drei Kinder in den dürftigsten Umständen. Julie de Pauw war eine nicht schöne, aber sehr interessante, fast geniale Frau von 36 Jahren, thätig, aber unpraktisch und von einem gewissen liebenswürdigen Künstlerleichtsinn. La Pommerais trat ihr näher und wußte sie durch den Zauber seiner anmuthigen Persönlichkeit so zu umstricken, daß sie sich ihm mit heißer Leidenschaft hingab. Dabei blieb sie ihrer Mutterpflicht getreu und arbeitete an ihren Bildern früh und spät, heitern Geistes, nach Kräften bemüht, den Ihren das Leben zu fristen. Nur Edmond und ihre Kinder füllten ihr Herz aus. Doch dem kalten Egoisten blieb Julie nur ein Spiel des Zeitvertreibs. Vor seiner Seele stand einzig die Million, und nur eine reiche Heirath konnte ihm diese gewähren.

Da lernte er auf einer Fahrt im Omnibus — es war im

Jahre 1860 — zwei Damen, die Wittwe eines Arztes, Madame Dubizy, und ihre reizende jugendliche Tochter Clotilde kennen. Die jungen Leute gefielen sich außerordentlich. Doch Männer, wie La Pommerais, lassen ihr Herz erst dann sprechen, wenn sie sich genügend nach der Vermögenslage erkundigt haben. Und diese war, wenn auch weit von der Million entfernt, doch keine ungünstige; eine Frau mit 140,000 Franken durfte von Edmond geliebt werden. Er machte seinen Antrag. Die Mutter lehnte ihn ab, voll Mißtrauen und Argwohn und wie im Vorgefühl des kommenden Unheils, allein die Thränen der Tochter wußten den Widerstand der Mutter zu besiegen. Am 8. August 1861 wurde die Hochzeit des Grafen de la Pommerais mit Fräulein Dubizy gefeiert. Unter den zahlreichen, vor der Kirche zusammengeströmten Zuschauern befand sich eine gebrochene Gestalt: Julie de Pauw. Von ihrem Geliebten verlassen, wollte sie ihn und ihre glückliche Nebenbuhlerin zum letzten Male sehen.

Es sollte nicht zum letzten Male sein. —

Frau Dubizy zog zu den Neuvermählten, hatte aber bald Ursache, über das schroffe, abstoßende Betragen ihres Schwiegersohns Klage zu führen, so daß sie bald den Entschluß faßte, eine getrennte Wohnung zu beziehen. Am 8. October, wenige Tage vor der beabsichtigten Ausführung dieses Planes speiste sie noch zu Mittag im Zimmer ihrer Kinder, anscheinend in der vortrefflichsten Gesundheit; doch bald nach Tische wurde ihr sehr unwohl, und es stellte sich häufiges Erbrechen ein. Ihr Zustand verschlimmerte sich mehr und mehr und veranlaßte La Pommerais, seiner Schwiegermutter 10 Centigramm ($1^2/_3$ Gran) Digitalin und 25 Centigramm (über 4 Gran) Morphium zu verordnen, — Dosen, die sogar weit über den Horizont eines allopathischen Arztes gehen. Zu bemerken ist noch, daß am 4. Oct. La Pommerais bei dem Chemiker Menier 50 Centigr. Digitalin gekauft hatte. — Da die Krankheit der Frau Dubizy immer noch zunahm, so wurde am Morgen noch ein anderer Homöopath, Dr. Leboucher, gerufen, und das von diesem verordnete Recept — es enthielt etwas Veratrum — von La Pommerais selbst nach der Apotheke des Herrn Weber getragen, mit der Bitte, das Recept möge aufbewahrt werden. Später verordnete La Pommerais wieder hinter dem Rücken seines Collegen in einer andern Apotheke 10 Centgr. Morphium. Ein neuer hinzugezogener Arzt De Loisean schüttelte verdächtig den Kopf, lächelte ironisch bei der auf Cholera gestellten Diagnose, verordnete aber nichts Eingreifendes, weil La Pommerais doch nur nach seinem Gutdünken handle.

Letzterer verließ, um Krankenbesuche zu machen, seine Schwiegermutter am Vormittag. Als er abends nach Hause kam, fand er sie entseelt, und hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als ihre Werthpapiere an sich zu nehmen. Da ein besonderer Verdacht gewaltsamen Todes nicht ausgesprochen war, — wenigstens nicht öffentlich, dafür munkelte man im Stadtviertel im Geheimen um so mehr, — so wurde die Beerdigung der Leiche erlaubt.

Der folgende Sommer beglückte das Ehepaar durch die Geburt eines Knaben, welcher indes frühzeitig starb. Mit ihm verblich das ganze Lebensglück der Mutter; die Illusionen der Liebe waren ihr ja längst verrauscht, nachdem die Schattenseiten ihres Mannes, Geiz und Gemüthshärte, sich ihr enthüllt hatten.

Es war im Juni 1863, als La Pommerais die bisher gemiedene Julie wieder aufsuchte und mit seinen Betheuerungen nie erloschener Liebe, mit seinen Klagen über sein trostloses häusliches Leben bei der schnell Bethörten hoffnungsreichen Glauben und inniges Mitleid fand. Ohne Scrupel empfing sie, wie vordem, seine regelmäßigen Besuche und schenkte ihm ihr Vertrauen, ohne Rückhalt, ohne Grenze. Und auf diese schrankenlose Hingebung baute der Verräther seinen mörderischen Plan. Er theilte ihr gegen den Schwur der tiefsten Verschwiegenheit mit, daß es ein Mittel gäbe, sie und ihre Kinder auf einen Schlag der drückenden Armuth für immer zu entreißen. Er wolle bei acht verschiedenen Gesellschaften ihr Leben auf die Gesammtsumme von 550,000 Franken versichern, und die erste Jahresprämie im Betrage von 20,000 Francs für sie erlegen; nach einem halben Jahr etwa sollte sie sich krank stellen und eine Reihe von Aerzten befragen; zur Täuschung derselben würde er ihr die erforderlichen, Unwohlsein und Aufregung bewirkenden Mittel verabfolgen. Seine Sache würde es dann sein, auf die ihre Kränklichkeit bescheinigenden ärztlichen Atteste gestützt, die Gesellschaften zu einer Abfindung zu bewegen, durch die ihr mindestens eine Rente von 3000 Franken zeitlebens gesichert wäre. —

Julie de Pauw ging auf die angebliche Komödie, die sich für sie zum furchtbarsten Trauerspiel umwandeln sollte, ein, und vollzog ein Document, mittelst dessen sie alle ihre Anrechte auf die verschiedenen Versicherungssummen rechtsgültig an La Pommerais abtrat.

Kaum eine Ahnung, daß ihr Vorhaben ein strafwürdiges Verbrechen einschloß, nicht das geringste Vorgefühl, daß ruchlose Tücke ihr eignes Verderben ausgesonnen habe — so beschritt die Aermste ihre Todesbahn. Fünf Monate lang betrog sie die Aerzte mit erdichteten Klagen, brauchte keine der ihr gemachten Verordnungen, nahm aber aufs pünktlichste die tödtlichen Mittel ihres Geliebten!

Am 16. November speiste sie mit gutem Appetit und froher Stimmung noch um 5 Uhr mittags ein Gericht von Sauerampfersuppe und Blumenkohl und empfing am Abend den Besuch des Freundes. Am folgenden Morgen, um 7 Uhr, wurde sie in schrecklichem Zustand von ihrer Tochter gefunden! Unstillbares Erbrechen, eiskalte Hände und Füße, mächtiges Herzschlagen, wüstes Kopfweh. Um 8 Uhr, zu ganz ungewohnter Zeit, aus freien Stücken, erschien La Pommerais, gab der Kranken ein Fläschchen, aus dem sie einnehmen solle, befahl, das Erbrochene solle fortgeschafft werden und erklärte die Krankheit für Cholera. Bei seiner Wiederkehr um 2 Uhr mittags überzeugte er sich kühl von der Hoffnungslosigkeit des Zustandes und riß alle von ihm herrührenden Briefschaften an sich. Gegen 6 Uhr fand Dr. Blanchez eine Sterbende, in kaltem Schweiß wie gebadet, pulslos, von Ohnmacht in Ohnmacht fallend. Eine halbe Stunde später war sie verschieden.

Wird auch diesmal das Verbrechen straflos ausgehen, wohl gar noch klingenden Lohn einstreichen? Keines Zeugen Auge hat gesehen, wie dem Opfer das Gift eingeflößt wurde. Die Leiche war am 19. November beerdigt, die Verwandten abgereist. Nur eine derselben, Frau Gouchon, war von der Verstorbenen in das Geheimniß eingeweiht, aber sie wagte anfangs nicht, davon zu sprechen. Endlich erzählt sie es ihrem Mann, auch dieser bedenkt sich, bis er doch am 21. November dem Gericht sich mittheilt. Die Untersuchung wird eingeleitet, die Leiche erst am 30. November ausgegraben, geöffnet und durch die berühmten Sachverständigen Tardieu und Roussin chemisch geprüft; auch der Fußboden des Zimmers, in welchem Frau de Pauw gestorben war, wird da, wo sich dunkle, mit Erbrochenem bedeckt gewesene Stellen bemerklich machen, sorgfältig abgeschabt und gesammelt. Die Sachverständigen konnten nach beendigter Untersuchung nur die Wahrscheinlichkeit behaupten, daß eine Vergiftung mit einem heftig wirkenden Stoff stattgefunden habe; das Gift chemisch zu fixiren, war ihnen — wir wissen, aus welchen Gründen — nicht gelungen. Um so glänzender gelang der physiologische Beweis. Mit den verschiedenen gewonnenen Extracten gelang es, bei Hunden, Fröschen und Kaninchen unzweifelhafte Resultate der Digitaliswirkung: Sinken des Herzschlages und der Hautwärme und Erbrechen hervorzurufen.

La Pommerais wurde verhaftet; bei der vorgenommenen Haussuchung fand man eine Sammlung der furchtbarsten Gifte, Arsenik, Stechapfel, Blausäure, Strychnin, Sublimat in großer Menge, weit über den Bedarf von hundert Homöopathen, dagegen von Digitalin nur $^{15}/_{100}$ Gramm, während er doch im Juni in der Menierschen Droguenhandlung 3 Gramm von diesem Artikel gekauft hatte. Die französischen Aerzte geben gewöhnlich 3 — 4 Mal täglich $^{1}/_{40}$ Gran Digitalin und halten $^{1}/_{10}$ Gran schon für höchst gefährlich.

Die gerichtliche Untersuchung gegen den Angeklagten dauerte volle fünf Monate, da sie zugleich wegen des Todes der Frau Dubizy eingeleitet war; die Hauptverhandlung nahm neun Tage in Anspruch. Mit einem ungemeinen Scharfsinn begegnete de la Pommerais allen Angriffen des Staatsanwalts, aber seine aalglatten Windungen und Drehungen stießen auf gerüstete Gegner. Das Résumé des Präsidenten Salvaing de Boissien war vernichtend. Der Wahrspruch der Geschworenen erfolgte nach einer Berathung von nur 17 Minuten und lautete auf: Schuldig des Giftmords an Frau de Pauw, Nichtschuldig desselben Verbrechens an Frau Dubizy. Der Gerichtshof erkannte auf die Todesstrafe, welche an dem Verurtheilten, nachdem das Cassationsgesuch, sowie Gnadengesuche seiner Angehörigen verworfen worden waren, am 9. Juni 1864 vollstreckt wurde.

Ein Abenteuer Corneilles.

Skizze von **Georg Hiltl.**

Im Jahre 1636 sah die Bühne des Hôtel de Bourgogne zu Paris ganz besonders prächtig aus. Man findet heutzutage vielleicht weit mehr Pomp in der Decoration, die Requisiten, die Möbel und sonstige Zuthaten blenden das Auge durch ihre glänzende Ausstattung — aber damals verliehen die Zuschauer selbst dem ganzen Arrangement einen absonderlichen Glanz und Reiz. Es war nämlich Sitte, daß ein Theil der Zuschauer Platz auf der Bühne nahm und zwar so, daß an beiden Seiten der Coulissen Reihen von Sesseln standen; diese Sessel waren von glänzend gekleideten Cavalieren und Damen besetzt, die prachtvollsten Toiletten bildeten eine Art von Umrahmung für die Darsteller, welche sich zuweilen inmitten der Zuschauer befanden. War eine außerordentliche Veranlassung zu großem Andrange der Bühnenfreunde vorhanden, so erregte der Besitz eines solchen Platzes in der Nachbarschaft der Coulissen den größten Neid eines minder Glücklichen, der vergebens nach dem ersehnten Tabouret blickte.

Eine solche Veranlassung war die Aufführung des „Cid" von Corneille. Es war eine dramatische Festlichkeit, man wußte, daß die Academiker und das Publikum, der Hof und der Cardinal Richelieu diesem Abende und dem Ausgange der ganzen Darstellung mit größter Spannung entgegensahen. Die Tabourets auf der Bühne, die reservirten Plätze, waren deshalb schon lange genug vorher mit Beschlag belegt und der junge Chevalier de Rieux frohlockte, als der Hausmeister des Hôtel de Bourgogne ihm seinen Platz anwies.

Paris war am Abende der Aufführung sehr bewegt. Schon damals konnte ein Theaterstück die leicht beweglichen Massen hinreißen. Man drängte sich, stieß, und warf einander Beleidigungen an den Kopf, um in das Theater zu gelangen. Die Besitzer der reservirten Plätze schritten mit lächelnden Blicken und einer gewissen heroischen Ruhe durch diese streitenden Gruppen, sie fanden ihre Sitze — sie waren glücklich in diesem Bewußtsein.

Der junge Graf Rochefort erschien auf der Bühne. Noch war es zwar halbdunkel, noch konnten die Plätze nicht eingenommen sein, aber man wollte so gern recht lange in diesen Räumen weilen, wo sich ein wichtiges Ereigniß für die dramatische Kunst vorbereitete: der Triumph oder die Niederlage eines begabten Dichters, dessen Talent der Cardinal Richelieu beneidete, der selbst gar zu gern für einen eben so großen Poeten, als Staatsmann gelten wollte. Rochefort ging also auf die Bühne. Er wußte genau seinen Platz — aber zu seiner Verwunderung fand er denselben schon besetzt. In höchst eleganter Toilette dehnte sich der Chevalier de Rieux bereits auf dem Tabouret, welches Rochefort als sein ersehntes Eigenthum in Besitz nehmen wollte.

„Chevalier — Freund," sagte der Graf, „Sie irren, hier ist mein Platz. Ich habe Herrn Léonard gestern noch ausdrücklich gesagt: wo mein Tabouret steht." Léonard war der Hausmeister.

„Graf," entgegnete Rieux sich kaum bewegend, „S i e irren. Léonard hat mir selbst diesen Sessel angewiesen. Ich bin so früh hier — weil ich jeden Conflict vermeiden wollte, der bei diesem Andrange ganz leicht stattfinden kann."

„Aber ich weiß bestimmt: es war das sechste Tabouret in der zweiten Reihe," grollte Rochefort.

„Eben dieses ist auch das meine."

„Ich muß mir erlauben, daran zu zweifeln."

„Ah — Graf, das ist stark. Ich gebe Ihnen mein Wort —"

„Lieber Rieux, ich halte ihr Wort in Ehren, aber Sie werden mir doch zugeben, daß man sich irren kann. Ein Gedächtnißfehler ist leicht zu entschuldigen."

„Ich habe keinen solchen Fehler begangen, mein Herr."

„Nun dann ursurpiren Sie also einen Platz, der Ihnen nicht gebührt."

„Das ist eine Beleidigung."

„Es s o l l auch eine solche sein," schrie Rochefort.

Es hatten sich bereits viele Zuschauer eingefunden — der größere Theil kannte beide Streiter genau — es waren meist Cavaliere des Hofes und die Beleidigung eine öffentliche, daher konnte sie nicht anders gesühnt werden, als wenn Rochefort um Verzeihung bat, oder Rieux sofort eine Herausforderung dem Gegner ins Gesicht schleuderte. Das letztere geschah.

„Herr Graf," sagte Rieux sehr gelassen, „Sie werden mir beweisen, daß Ihr Degen ebenso schnell und scharf ist, wie Ihre Zunge. Morgen früh treffen wir uns. Wo? das sollen Sie heut Abend erfahren, — wenn Sie anders meine Forderung nicht zurückweisen."

„Ich?" rief der Graf. „Ich eine Forderung zurückweisen? Oh — mein Herr, Sie fügen eine neue Beleidigung hinzu — ich nehme ihre Forderung an."

„Sehr verbunden. Damit Sie aber sehen, daß ich auch meinen Widersachern gegenüber galant bin — so verzichte ich ebenfalls auf dieses Tabouret. Ich werde mich ins Parterre begeben, um dem Stücke beizuwohnen."

„Und ich begleite Sie dahin, mein Herr."

Beide Zänker verließen die Bühne. Das Tabouret blieb leer und die Zuschauer hatten bald diese Scene vergessen. Unter großartigem Beifalle des zahlreichen Publikums ging die Vorstellung zu Ende — — —

Corneille hatte vor Beginn des Stückes jene große Unruhe empfunden, welche alle Menschen von Bedeutung beschleicht, wenn sie an der Schwelle der Entscheidung stehen. Die Unbedeutenden sind viel glücklicher — sie bilden sich meist ein: der Erfolg könne ihnen nicht fehlen. Das Talent ist selten mit sich zufrieden. Corneille hatte aber noch einen andern Grund in gewisser Erregung zu sein. Er wußte, daß Seine Eminenz der Herr Cardinal Richelieu ihm nicht besonders gewogen seien — Dichterneid!! Nun hatte sich am Morgen des Aufführungstages bei Corneille der Marquis de Suze gemeldet. Suze galt für einen Schöngeist und Ludwig XIII protegirte ihn sehr. Der Marquis stieg also die drei Treppen des Hauses in der Rue des deux Écus hinauf. Hier im bescheidenen Stübchen wohnte Corneille, wenn er aus seinem Wohnorte Rouen nach Paris kam.

„Mein theuerster Herr," sagte Suze, als Corneille ihn zum Sitzen genöthigt hatte, „ich freue mich ihrer höchst wahrscheinlichen Erfolge."

„Wir wollen hoffen, Marquis."

„Kein Zweifel. Ich habe den Cid gelesen — kein Zweifel. Jedes Wort eine Perle." Nach d a m a l i g e n Begriffen hatte Suze vollkommen recht.

„Ah — Marquis," sagte Corneille, „Sie machen mir große Hoffnung. Ja — wenn das Publikum all die Worte so recht verstehen will — —"

„Es sind sehr viele," sagte der Marquis.

„Finden Sie zu viel Worte?"

„Nein gewiß nicht. I c h finde nichts zu streichen — aber Seine Majestät der König sind andrer Meinung."

„Ah — Wie?" sagte Corneille leichenblaß. „Ich soll streichen?"

„Es ist nur eine Kleinigkeit. Nicht etwa, als sei der König von Ihrer Dichtung an irgend einer Stelle unangenehm berührt — nein — im Gegentheil: der Strich, den der König wünscht, ist sogar eine Art Compliment für Sie, denn er beweist, welch großen Einfluß Seine Majestät Ihrer Dichtung auf die Gemüther zutrauen."

„Die Stelle! Die Stelle!"

Suze zog ein Buch hervor. Er hatte sich ein Zeichen hineingelegt. „Hier — sehen Sie," sagte er, „es ist die Stelle in der Scene des zweiten Actes, wo Graf Gormas über den Zweikampf spricht:

„

Les satisfactions n'appaisent point une ame;
Qui les reçoit n'a rien, qui les fait se diffame:
Et de pareils accords l'effet le plus commun
Est: de perdre d'honneur deux hommes au lieu d'un!*)

*) Abbitten beruhigen das Gemüth nicht. Wer sie annimmt — hat nichts — wer sie thut entehrt sich — Solche Uebereinkunft bewirkt gewöhnlich nichts weiter: als daß sie statt e i n e s Menschen z w e i ehrlos macht.

„Sie wissen, wie eifrig bemüht Seine Majestät sind," fuhr Suze fort, „dem Unheil der Duelle zu steuern — wenn solche Worte von Ihnen, dem gefeierten Dichter, ausgesprochen werden, so ist das fast eine Verherrlichung jenes schrecklichen Gebrauches und Seine Majestät lassen Sie ersuchen: die vier Verse zu streichen."

Corneille hatte Mühe, sich zu beherrschen — er sagte endlich wehmüthig: „Mein Herr — einem Dichter vier Verse nehmen — das ist, als ob man Seiner Majestät eine Ihrer schönsten Festung entreißt."

Suze redete freundlich dagegen — Corneille hatte allerdings noch Schlimmeres gefürchtet — und zwar von der Tücke des Cardinals — er willigte ein, die Verse zu streichen. Suze ging sehr befriedigt von dannen und der Dichter, dessen Verstimmung nicht ganz beseitigt war, erheiterte sich erst wieder, als trotz der vier gestrichnen Zeilen das Stück mit größtem Enthusiasmus vom Publikum begrüßt wurde.

Als die Menge noch ganz erfüllt von dem Genusse, den Dichtung und Darstellung ihr bereitet hatten, aus dem Theater in die Straßen eilte, stieg Corneille heiter und glücklich in sein kleines, bescheidenes Zimmer. Inmitten des Menschenstromes aber zogen zwei Menschen schweigend nebeneinander hin. Es waren Rochefort und Rieux. Die beiden zornigen jungen Männer hatten sich während der Vorstellung kaum angesehen. Sei es nun, daß die Dichtung sie hinriß — sei es, daß der Aerger und die schlechten Plätze sie für alle vorhergegangenen Dinge unempfindlich gemacht — genug — sie widmeten dem Stücke ihre ganze Aufmerksamkeit. Die vielen, in der That schönen und edlen Gedanken, denen der Dichter Worte lieh, mochten sie beide auch versöhnlicher gestimmt haben. Sie sagten sich: daß sie der Aufführung beigewohnt hatten — auch ohne jenes alberne Tabouret zu besitzen, daß es am Ende doch kindisch sei, sich die Hälse um eines Platzes an der Coulisse wegen zu brechen. Der Graf begann zuerst einige Worte an Rieux zu richten. Dieser antwortete. Sie plauderten über das Stück und gerade, als sie in der Straße Dauphine angekommen waren, sagte Rieux: „Ich habe ganz vergessen, Graf — wohin ich Sie auf Morgen früh bestellen wollte."

„Wenn Sie so denken wie ich," entgegnete lachend Rochefort, „dann geben Sie sich auch keine weitere Mühe, den Ort in Ihr Gedächtniß zurückzurufen."

„Topp," rief der Chevalier, „es ist alles vergessen."

Der böse Zufall spielt aber häufig eine ganz wichtige Rolle — so auch hier. Gerade in jenem Versöhnungsmomente bog ein, von zwei Lakaien begleiteter Cavalier um die Ecke der Straße Dauphine.

„Ah — meine Herren, willkommen," rief er den Versöhnten entgegen, „Sie hatten leider schlechte Plätze. Aber nicht wahr? Es ist ein herrliches Stück?"

„Gewiß, Herr von Suze," sagte Rochefort, „wir beide, Herr von Rieux und ich, haben trotz der schlimmen Plätze alle Schönheiten von Corneilles Machwerk genossen."

„Ich bin davon überzeugt," meinte Suze, „selten hat das Publikum einen so unverkürzten Genuß wie heut Abend. Die Academiker sind sonst grausam genug, viel zu streichen und was sie nicht thun, das bringen die Fünfe fertig." Die Fünfe waren: Bois-Robert, Colletet, l'Estoile und Rotrou. Corneille gehörte auch dazu. Diese fünf Autoren mußten — jeder einen Act arbeiten und zwar nach Stoffen, welche der Cardinal ihnen ertheilte. Dieser dramatische Frohndienst hatte Corneille, der vielfach dagegen sprach, die Gunst des Cardinals entzogen.

„Corneille ist selbst einer der Fünfe," sagte Rieux, „er würde die Verstümmelung seines Werkes nicht geduldet haben."

„Dennoch," fiel Suze ein, „hat man eine kleine Amputation gemacht. Es ist aber auf Befehl des Königs geschehen."

„Und welche?" fragte Rochefort. Zum Unglück für die Ruhe der beiden Herren war Suze eben ein Schöngeist. Er hatte sich die gestrichenen Verse eingeprägt und recitirte sie sofort mit großem Ausdrucke. Er wußte freilich nicht, daß Rieux und Rochefort hart daran gewesen waren, ihre Degen zu kreuzen, daß sie sich kaum versöhnt und also nach Corneilles Versen zu urtheilen einer Erbärmlichkeit schuldig gemacht hatten. Sofort zeigte sich die Wirkung der Verse. Rochefort schlug unmuthig an seinen Degen, Rieux schrie laut auf:

„Corneille hat recht — wer die Versöhnung sucht, ist ein Entehrter — wer sie annimmt, ein Lump —"

„Sie haben richtig empfunden," rief Rochefort, „morgen denn — wo?"

„Auf dem Pré-aux-Clercs —"

„Welche Stunde?"

„Sieben Uhr früh."

„Ich werde mich einfinden."

„Ich werde Sie erwarten."

„Und wie rasend eilten beide nach verschiedenen Seiten ab. Der Marquis von Suze blieb einige Minuten wie angewurzelt stehen. Er konnte sich keine Rechenschaft von dem Ereignisse geben. Endlich hatte er einen Plan gefaßt.

„Ich kann beim König schlecht davon kommen," murmelte er, „wenn die Sache bekannt wird — hm — es ist zehn Uhr. Noch ist Zeit genug. Schnell zum Marquis de Verdes — er wird wissen, was er zu thun hat — o diese Dichter! sie bringen viel Schönes, aber auch viel Unheil."

Corneille war sehr glücklich. Jedermann wird das begreiflich finden. Nach einem solchen Triumphe aber ist das, einer erregten See zu vergleichende, fieberhaft wallende Blut, nicht leicht zu beruhigen. Corneille fühlte, wie noch all die verschiedenen Empfindungen von Sorge und Hoffnung in seinem Herzen nachzitterten. Er sehnte sich, seine Familie hier — in dem kleinen Zimmer zu haben — er hätte gar zu gern ein Wesen vor sich gesehen, dem er seine Freude, seinen Triumph mittheilen konnte. Die Einsamkeit drückte ihn. Bunte Bilder des soeben Erlebten gaukelten vor seinen Augen auf und nieder — der glänzende Hofkreis — das zahlreiche, stürmisch applaudirende Publikum, der Lichtglanz, die Glückwünsche — der Lärm der Enthusiasten — bildeten allzu mächtige Contraste gegen das stille, einfache Zimmer, in welchem der Dichter auf und nieder schritt, mühsam die Ruhe sich erkämpfend, welche sein Glück ihm geraubt hatte. Corneille hatte sich selbst einen Sieg errungen — er hatte keiner Hilfe bedurft, um ein Dichtwerk zu schaffen — keine Autoren hatten die Stoffe bearbeitet, wie es bei des großen Cardinals poetischen Machwerken der Fall war. Mit diesen Gedanken beschäftigt, hatte Corneille schon das zwei Mal erfolgte Pochen an der Thür seines Zimmers überhört. Endlich rief er herein. Die Thür ging auf, und der Dichter sah eine ganz allerliebste Erscheinung vor sich. Es war eine bildschöne junge Dame, deren graziösen Wuchs das lange, braune Mäntelchen kaum verbergen konnte. Aus dem Capuchon aber blickte das reizende Gesichtchen, welches durch den Glanz einer von der Dame gehaltnen Stocklaterne vollkommen deutlich zu sehen war. Corneille blickte diesen unerwarteten Besuch erstaunt an. „Mein Fräulein?" fragte er.

„Sie verzeihen," sagte die junge Dame mit leicht bebender Stimme, „Sie verzeihen, Herr Corneille, daß ich zu so unpassender Zeit — allein — und nach einem für Sie so bewegten Abende in Ihr stilles Zimmer komme, aber es betrifft mein Besuch eine Sache von hoher Wichtigkeit. Ihr Stück ist herrlich."

Der Dichter schmunzelte recht vergnügt einige „Ohs" — und „Hms". —

„Nein, Herr Corneille — es ist in der That ein edles Stück, aber leider hat es doch großes Unheil gestiftet."

„Ich bitte, nehmen Sie Platz," sagte Corneille, einen Sessel hinschiebend, denn er sah jetzt erst ein, daß er unartig genug den hübschen Gast nicht zum Sitzen genöthigt hatte. „Ein Unglück? Durch mein Stück?" fragte er schnell, während die Dame Platz nahm.

„Ja, Herr Corneille. Hören Sie. Um einen Platz im Theater auf der Bühne zu erhalten, haben sich zwei Cavaliere, die Herren von Rieux und Rochefort, so heftig entzweit, daß es zu einer Herausforderung gekommen ist. Die herrlichen Verse Ihres Stückes haben die beiden Gegner wohl allen Streit vergessen lassen, denn als das Theater aus, der Cid beendigt war, gingen auch die beiden Streiter viel ruhiger hinaus und — versöhnten sich."

„Ei, mein Fräulein," sagte Corneille, „das ist doch ein Beweis von den versöhnlichen Ideen, welche meinem Stücke inne wohnen, denn für einen Streit um den Platz auf der Bühne kann mein Cid nicht."

„Oh" — rief die Dame, „es wird Ihnen gleich klar werden. Haben Sie nicht auf Wunsch des Königs vier Verse in ihrem Dichtwerke unterdrücken oder fortlassen müssen?"

„Allerdings," entgegnete Corneille ein wenig verstimmt.

„Nun jene fortgelassenen Zeilen haben das Unheil herbeigeführt. Als die versöhnten Herren bei der Straße Dauphine angekommen waren, erschien Herr de Suze. Alle drei sprachen über Ihr Stück und Herr von Suze erzählte: daß er heut Morgen bei Ihnen gewesen sei, um im Namen des Königs die Fortlassung von vier Versen zu begehren. Als die Herren ihn baten, diese Verse zu sprechen, war Herr de Suze sofort bereit — er hat ein unglücklich gutes Gedächtniß — und kaum hatte er die unterdrückten Verse vorgetragen, als auch sofort der Streit zwischen beiden Cavalieren aufs neue ausbrach. Sie forderten sich wieder heraus — sie gingen erhitzt von dannen — und ich glaube daher: daß Ihre Dichtung, Herr Corneille, so viel Aufreizendes enthielt, um die kaum beruhigten Gemüther jener beiden Herren wieder heftig zu entflammen."

Corneille vermochte ein Lächeln des Stolzes nicht zu unterdrücken. Seine Dichtkunst übte so gewaltigen Eindruck auf die Menschen, daß sie sich demselben nicht zu entziehen vermochten — das war ein Triumph. „Mein Fräulein," sagte er, „die Verse, welche jenes Unheil heraufbeschworen haben, sind nicht die schlechtesten in meinem Stücke gewesen — das beweist mir die Wirkung, welche sie hervorbrachten."

„Aber mein Herr, es ist doch entsetzlich, daß zwei junge, brave Männer — oder doch einer von ihnen, durch ein paar Verse getödtet werden sollen — durch Verse — die — nun ja, sie mögen recht gut sein — ich kenne sie nicht — —"

> Les satisfactions n'appaisent point une âme;
> Qui les reçoit n'a rien, qui les fait se diffame:
> Et de pareils accords l'effet le plus commun
> Est: de perdre d'honneur deux hommes au lieu d'un.

recitirte Corneille mit stolzem Ausdruck.

„Da haben wir es," rief entsetzt die Dame. „Und sie können noch solche Verse schön nennen?"

„Nach bester Ueberzeugung — ja."

„Oh — Herr Corneille — diese Verse werden vielleicht — nein sicher, das Unglück meines Lebens sein — denn wenn der Chevalier de Rieux getödtet wird, so ist mein Glück ganz vernichtet — ich liebe ihn. Fällt der Graf Rochefort durch den Degen des Chevaliers, so muß dieser flüchtend in der Welt umherirren, denn der König wacht strenge über der Befolgung des Gesetzes gegen die Duellanten — in beiden Fällen also werden Ihre bösen Verse mich unglücklich gemacht haben."

„Ah —" sagte Corneille, „jetzt erst begreife ich, weshalb Sie mein Fräulein ein so reges Interesse an dem Ausgange jenes Streites nehmen. — Glücklicher Chevalier de Rieux," setzte er galant hinzu, die schöne junge Dame anblickend, deren Gesicht von Aufregung geröthet war, in deren Augen Thränen blitzten.

„Herr Chevalier," bat sie, „helfen Sie — retten Sie."

„Aber wie?"

„Sie müssen das Duell zu verhindern suchen."

„Wie könnte ich das?"

„Sie müssen als Dichter eine Lösung finden. Nehmen Sie an: das Ganze wäre nur eine Erfindung — Sie hätten ein Stück geschrieben, in welchem der Schluß versöhnend, eine Verhinderung des Duells gebracht werden sollte — —"

Corneille ging schnell im Zimmer auf und nieder, sein Kopf arbeitete. Es schien, als beschäftige er sich wirklich mit der Lösung des Knotens, das Abenteuer reizte ihn. „Und mit wem?" fragte er stehen bleibend, „mit wem, mein Fräulein, habe ich eigentlich die Ehre?"

„Ich darf Ihnen trauen. Sie sind nicht nur ein berühmter Dichter und Schriftsteller — Sie sind auch ein Ehrenmann. Ich bin die Tochter des Marquis de Verdes."

Corneille verbeugte sich. Der Name dieser alten und hohen Familie mahnte ihn noch dringender, der jungen Marquise zu helfen.

„Herr von Suze," fuhr die Marquise fort, „eilte, um das Unheil zu verhüten, in das Haus meines Onkels. Dieser kam sofort zu uns. Mein Vater ist sehr in Sorge — ich aber handelte, indem ich — ohne daß jemand es weiß — zu Ihnen eilte, dessen Worte so viel Schlimmes herbeiführten."

„Glücklicher Chevalier," sagte Corneille noch ein Mal, „ha — es ist fast wie Rodrigo und Ximene — —"

„Oh, lassen Sie jetzt Ihre dichterischen Studien," flehte die Marquise, „denken Sie nach — wie Sie dem drohenden Streiche vorbeugen können. Wenn Rieux fällt — dann will auch ich sterben — dann —"

„Beruhigen Sie sich," fiel Corneille ein, „ich hoffe ein Mittel gefunden zu haben."

„Wirklich? und welches?"

„Das ist meine Sache. Das Duell soll morgen stattfinden?"

„Um die siebente Morgenstunde."

„Und wo?"

„Auf dem Pré-aux-Clercs, dem gewöhnlichen Orte für Duelle."

„Wohlan — ich werde mich daselbst einfinden und das Duell zu verhindern suchen."

„Dank, tausend Dank — und ich erhalte sofort Nachricht?"

„Ja. Aber wohin soll ich sie Ihnen bringen."

„Ich werde in der Nähe des Pré sein — Sie sollen mich in der Straße Saint Thomas vor dem Hause Coissier in einer Sänfte finden."

„Alles abgemacht — gebe der Himmel seinen Segen."

„Er gebe Ihnen, wie immer, gute Gedanken."

„Ich kann so ziemlich darauf bauen."

„Innigen Dank, Herr Corneille. Leben Sie wohl."

„Darf ich Sie begleiten?"

„Ich danke. Einer meiner Diener erwartet mich unten vor Ihrem Hause." Sie hüllte ihr reizendes Gesicht in den Capuchon und verließ schnell das Zimmer des Dichters.

Corneille blieb in Gedanken versunken stehen. Sein Wunsch nach Gesellschaft hatte sich schnell erfüllt. „Eine reizend schöne Dame," murmelte er, „man muß ihr helfen. Freilich, ich sollte vorsichtig sein — ich habe schon ein Mal durch die Frauen bittre Stunden gehabt." Corneille gedachte seiner unglücklichen Liebe — aber er lächelte dennoch bei diesen Erinnerungen. Der traurige Ausgang jener Liebe hatte ihn der Dichtkunst in die Arme geführt. Natürlich dachte Corneille nicht mehr an Schlaf. Er war ohnehin zu erregt und als die Morgensonne durch die kleinen Fenster schien, nahm der Dichter seinen Mantel um und ging aus dem Zimmer. Er stieg die Treppe hinab und trat in die noch öde Straße. Der Morgennebel schwebte an den Dächern der Häuser hin, mit der Sonne kämpfend.

Corneille trat auf den Pré-aux-Clercs. Er hatte nicht lange zu warten. Bald genug erschienen die beiden Herren, von verschiedenen Seiten auf den Kampfplatz tretend und mit ihnen: Herr de Suze. Ohne zu sprechen grüßten sie sich stumm, warfen die Mäntel ab, zogen die Degen und wiesen den Herrn de Suze energisch ab, als er noch ein Mal Frieden stiften wollte. Nunmehr hielt Corneille es für Zeit, zwischen die Kämpfer zu treten. Bei seinem Anblick prallten alle auseinander.

„Herr Corneille!" rief Suze, „was führt Sie hierher?"

„Der lebhafte Wunsch, Frieden zu stiften — sprechen Sie nichts. Ich weiß alles — ja — mein Herr: Frieden zu stiften, den Sie, Herr von Suze, durch eine seltsame Eigenmächtigkeit zerstört haben."

„Ich?" sagte der Marquis verwundert.

„Allerdings. Durch vier Verse, welche aus meinem Stücke gestrichen wurden, sind diese beiden Herren hier — ich weiß es — gereizt worden, einen schon beseitigten Ehrenhandel wieder aufzunehmen. Es wäre das nicht geschehen, wenn Sie, Herr de Suze, meine Verse richtig citirt hätten. Meine Herrn," wandte er sich zu Rochefort und Rieux, „der Herr Marquis de Suze hat meine Verse verändert. Ich will sie Ihnen richtig und genau hersagen, deshalb stehe ich hier:

> Les satisfactions — valent mieux que le glaive.
> Qui les reçoit fait bien, qui les dit, se relève.
> Et l'effet bien heureux de ces accords admis
> Est au lieu d'un meurtre de faire deux amis.*)

*) Viel besser als das Schwerdt ist die Versöhnung. Wer sie annimmt thut wohl — wer sie beantragt: zeigt sich brav. Eine glückliche Wirkung solcher Versöhnung ist: daß sie statt eines Mörders zwei Freunde macht.

Corneille sprach diese Worte mit so vielem Feuer und aller ihm zu Gebote stehenden Kraft des Ausdrucks, daß die beiden Gegner — ohne ein Wort zu sprechen, sich die Hände reichten, Herr de Suze aber trat heftig auf den Dichter zu:

„Herr Corneille — Sie lügen,“ rief er.

Corneille trat einen Schritt zurück, legte die Hand an seinen Degen und sagte: „Herr Marquis — ich bitte — diese beiden Cavaliere werden Zeugen sein — ziehen Sie.“ Er legte sich sogleich in Fechterstellung aus: „Ich bitte,“ rief er, „ich nehme die Aenderung, welche Sie mit meinen Versen sich erlaubten, an. Ich verwerse die Aussöhnung.“

Der Marquis zauderte. „Corneille,“ sagte er endlich, dem Dichter die Hand reichend, „jedem das Seine. Sie nehmen die Aenderung der Verse an, welche ich gestern machte — ich lasse mir die gefallen, welche Sie heute bringen — wir sind quitt. Ihre Hand.“

Corneille reichte sie ihm. „Herr Marquis,“ sagte er leise, „um einer guten That willen kann man wohl schlechte Verse machen — aber schlechte Verse und dazu Mangel an Muth, das ist nicht möglich — —“

„Bei Ihnen nicht, Corneille. Sie messen Ihre Verse so trefflich, als Sie Ihre Gegner mit der Klinge messen werden,“ lachte de Suze.

Alle vier gingen fröhlich heim.

„Gehen Sie noch ein wenig voraus,“ sagte Corneille, „ich habe noch ein Rendezvous.“ Er eilte zum Hause Coissier. Die junge Marquise war eben so pünktlich, als die Duellanten. Corneille fand die Sänfte.

„Nun?“ rief die Harrende, ihren allerliebsten Kopf zum Sänftenfenster hinausstreckend.

„Alles ist vorüber — glücklich beseitigt.“

„Das Duell? — —“

„Hat nicht stattgefunden.“

„Dem Himmel sei Dank — Sie sind nicht nur ein großer Dichter — Sie sind ein Engel. Leben Sie wohl für heute — Dank Ihnen.“ Sie zog den Kopf zurück, und die Schnur an der Thüre. Ihre Diener trugen die Sänfte davon. —

Als Corneille die drei Herren verlassen und sein Zimmer wieder gewonnen hatte, wurde ihm eine Stunde später ein Brief des Marquis de Verdes überreicht. „Der Marquis de Verdes bittet Herrn Corneille, ihm heute Mittag die Ehre eines Besuches zu erweisen und an dem Familiendiner theilnehmen zu wollen.“

Corneille fand sich ein. Unter der zahlreichen Gesellschaft sah er auch Rieux und Rochefort, sowie Herrn de Suze. Man that als sei nichts vorgefallen. Die junge Marquise erschien. Auch sie grüßte den Dichter achtungsvoll, aber sie lächelte verstohlen und legte ihre Hand auf ihr Herz, wie um zu danken. Alles feierte Corneille.

„Ist es wahe,“ fragte der Baron von Guercheville, „ist es wahr, Herr Corneille, daß Sie einige ihrer Verse fortgelassen haben?“

„Allerdings, Herr Baron. Ich gab einem dringenden Wunsche nach.“

„Oh — bitte, lassen Sie uns diese Verse hören,“ rief Guercheville.

„Gestatten Sie mir, Herr Baron — diese Verse verschweigen zu dürfen,“ sagte Corneille, einen Seitenblick auf die vier Mitwisser des Abenteuers werfend, „solche poetischen Nachzügler richten zuweilen Unheil an. Die Leute meinen oft: die Verse seien ihretwegen gestrichen und beziehen die Gedanken auf sich selbst — das gibt Anlaß zu Reibungen, und wenn man als Dichter besonders Unglück haben soll, dann finden sich auch noch Leute, welche die gestrichnen Verse ganz unrichtig recitiren —; was beseitigt ist in dem Stücke, das lassen wir zur Seite liegen — es ist nur interessant für den gekränkten Dichter: wenn er eine Gesammtausgabe seiner Werke veranstaltet. Sie werden die gestrichenen Verse einst in der meinigen finden.“

Junge Wilddiebe.

(Zu dem Bild auf S. 637.)

Wie jede Gegend ihre eigenartige Beleuchtung, ihren landschaftlichen Localton hat, so läßt sich auch in ästhetischer, in sittlicher Beziehung dasselbe Princip aufstellen. Positive und negative Eigenschaften des Menschen haben örtlich begrenzte Regionen, wo sie besonders gut „gedeihen“ und wie spezielle Pflanzen, so floriren spezielle Untugenden in vereinzelten Gebieten. Sieht man das Gebirge in dieser Hinsicht an, sowohl das bairische, als die tiroler Berge, dann wird man mancherlei Fehler wahrnehmen, die sich aus der örtlichen Lage naturgemäß entwickelt haben. Die souveräne Lebensweise, welche der Bergbewohner pflegt, hat ihn übermüthig, herausfordernd, gewaltthätig gemacht. Die Nähe der Gefahr und die immerwährende Gelegenheit, dieselbe zu besiegen, bringt jene Vermessenheit in den Charakter der Alpenvölker, die sich in Wort und Lied, und nicht selten in der That bewährt.

Bei dieser Geistesrichtung, bei diesem stolzen Gefühl der Persönlichkeit liegt es sehr nah, welchen Weg die Excesse und die Missethaten wählen, es ist klar, daß sie nicht gegen das Eigenthum, gegen die todte, ohnmächtige Welt der Sachen, sondern gegen die Person, gegen Leib und Leben gerichtet sind. Die Körperverletzung ist das angesehenste Delikt im Gebirge, wenn man so sagen darf, der Diebstahl aber wird nirgends mehr verachtet, als dort.

Für den Städter hat die Sorglosigkeit, mit der man Hab und Gut verwahrt, beinahe etwas Komisches; man läßt die Sachen auf offener Straße liegen, und holt sie bei Gelegenheit wieder ab; die Hausthür bleibt unverschlossen, auch wenn niemand daheim ist, und je werthvoller die einzelnen Gegenstände sind, desto sicherer sind sie vor jeder Antastung, vor jedem fremden Eingriff. Ereignet sich dennoch ein solcher, so wird er von der öffentlichen Meinung, wie von den Betheiligten, gleich scharf geahndet. Ich war selber Zeuge eines Falles, wo ein junger Mann etwa einen halben Gulden veruntreut hatte; der Vater desselben war wie rasend, und versicherte in Gegenwart des Jungen sein Bedauern, daß es ihm nicht erlaubt sei, denselben „todtzuschlagen“. Als man am nächsten Morgen in die Kammer des Sohnes kam, hatte sich dieser am Thürpfosten erhängt, dermaßen waren ihm Reue und Scham zur Last geworden.

Man könnte nach dem Gesagten glauben, daß in den Bergen alles, was lebt und webt, sich einer paradiesischen Sicherheit erfreue, doch das soll mit „dem Gesagten“ nicht gesagt sein. Es wird in der That viel entwendet, allein, wo das geschieht, da ist die Wegnahme meistens von Umständen begleitet, welche den Diebstahlsbegriff ganz in den Hintergrund drängen. Es vermengt sich mit demselben persönlicher Muth, die Leidenschaft der Gefahr, kurz, solche persönliche Momente, daß die ganze Scene sich weit von einem gemeinen Diebstahl entfernt.

Als Beleg hiefür dient vor allem das Treiben der Wildschützen, ein Wilddieb würde in sittliche Entrüstung gerathen, wenn man ihn einen Dieb nennen wollte. Selbst die Strafgesetze theilen diese Ansicht, indem sie den Jagdfrevel vom gewöhnlichen Diebstahl trennen; in noch höherem Grade thut es die öffentliche Meinung. Nicht das todte Gerümpel macht dem Wildschützen Freude, er will das Lebendige erjagen, mit eigener Faust, mit eigener Gefahr. Allein da keiner mit dem Virtuosen anfängt, so hat auch der Wildschütz seine niedere Schule durchzumachen, ehe er die hohe Schule (6000 Fuß hoch) besucht; und in diesem Falle sehen wir allerdings mehr vom Dieb, als vom Wilde.

Das Bild unseres trefflichen Künstlers führt uns solche Eleven vor, die noch im ABC ihrer Thaten begriffen sind. Da die Feldhasen für ihr Alter unzugänglich erscheinen, so müssen die Stallhasen Ersatz leisten und wenn man kein Birkhuhn schießen kann, so schießt man wenigstens ein Huhn.

Es haben sich ihrer drei zusammengethan, blutjunge, aber bitterböse Buben. Da der Vater wallfahrten gegangen ist, so läßt sich seine Büchse leicht erhaschen, und da der Stall des Nachbars gewöhnlich offen steht, so ist für das Attentat eine herrliche Gelegenheit. Niemand wird die Kugel hören, wenn sie plötzlich knallt, aber

dennoch treten die Rangen leise auf, als ob der Schritt noch hörbarer wäre.

Langsam schleichen sie in den Stall, die Sonne scheint durch das offene Fenster, das bei jedem Luftzug knarrt, die Lappen, die an der Wand hängen, flattern, als ob sie lebendig wären. Der älteste von den dreien führt die Büchse; der jüngste muß den Treiber spielen und das harmlose Wild aus seinem Versteck, aus dem Strohdickicht aufjagen. Ungehalten über den störenden Besuch fliegt das Federvieh empor und will durch das Fenster entweichen, aber siehe, da knallt das Rohr, und im Fluge fällt die Beute zu Boden. Ob der kleine Bengel die Antwort träfe, wenn man ihn früge, wieviel fünf mal fünf ist, bleibt dahingestellt, aber mit der Kugel trifft er stets ins Schwarze. Das ist ländlich-sittlich. Nicht besser als seinem Mitbewohner ergeht es dem armen Karnikel, das von der Natur schon zur Duldsamkeit geschaffen wurde. In dem zweiten Laufe des Stutzens ist noch eine Kugel, und damit ist sein Schicksal entschieden, denn daß sie nicht daneben geht, ist nur allzugewiß.



Junge Wilddiebe.
Nach dem Gemälde von F. Defregger.

Ein leiser Schrecken (den man auch das böse Gewissen nennt) fährt den losen Schlingeln in die Glieder, als der zweite Schuß so ungestüm verhallt. Sie hören die Thüre im Nachbarstalle knarren, aber es ist nur der Geisbock, der sich persönlich überzeugen will, was diese unerhörte Ruhestörung bedeutet. Als er der Jungen ansichtig geworden, zieht er sich mit stiller Verachtung zurück, und annexirt gelegentlich noch die Kohlstaude, die dem Karnikel nicht mehr beschieden war. Die Burschen aber schleichen lautlos von dannen, halb mit dem Bewußtsein ihres Triumphs, halb von dem Bewußtsein jener Prügel erfüllt, die im Entdeckungsfalle unvermeidlich sind. Wenn wir in zehn Jahren wieder nach ihnen fragen, dürfen wir nicht im Stall eines Dorfes suchen, dann sind sie uns längst entwachsen und über alle Berge. Denn was ein Haken wird, krümmt sich bei Zeiten.

Der Künstler aber, dessen Name unter den besten in der Piloty-schule genannt wird, hat mit dem vorliegenden Bilde einen glücklichen Griff gethan; weil es ein Griff ins Leben ist. Geboren in den tiroler Bergen, kennt er das Gepräge des Volkes genau und wie er Schatten und Licht im Bilde findet, so findet er sie mit seinem Sinn im Leben. Das Anspruchslose, das in seiner Darstellung liegt, gibt ihm jene lebendige Wahrheit, die erzählend vor den Beschauer tritt. Auch in der kleinen Erzählung verräth sich der Meister; wie prächtig seine größeren Motive gestaltet sind, davon werden die Leser dieser Blätter auch eine Probe erhalten.

Affenstudien.

Von **Dr. Franz Schlegel.**

II.

„Den Menschen gleichst Du, abscheulich Affenthier,
Mit nichten! — Leider nur die Menschen gleichen Dir!"
F. A. Krummacher.

Die Araber nennen den Affen ein Mittelding zwischen Mensch und Teufel, und das will in unserer Sprache sagen, zwischen Mensch und Thier. Zweifelsohne sind die Affen die geistig befähigtsten Thiere, bringen es aber, flatterhaft wie sie sind, selten nur dazu, all ihre Kraft mit Ausdauer einem Punkte zuzuwenden; halbwegs schon lenken sie ein, etwas anderes hat sie eben in Anspruch genommen. Geht es doch lebhaften Menschenkindern nicht besser; erst

der Zwang der Schule oder der Ernst des Lebens lehrt sie, sich sammeln und, wenn nicht, bleiben sie Stümper Zeit ihrer Tage, wie geistreich immer sie sein mögen. Manche unserer Thiere, der Hund z. B., stehen dem Affen geistig nicht nur gleich, überragen ihn sogar nach verschiedener Richtung hin. Ein geschultes Thier aber, ein Thier, auf dessen geistige und körperliche Ausbildung durch tausende von Generationen hindurch in sorgfältigster Zuchtwahl und ausgesuchtester Erziehung eingewirkt worden, kann billigerweise nicht mit einem seiner naturwüchsigen Stammesgenossen verglichen werden, ebensowenig wie das neunzehnte Jahrhundert mit dem Steinzeitalter zu vergleichen ist, und noch weniger wir in unseren Tagen mit Pfahlbauern und Urmenschen in eine Linie uns gestellt wissen möchten. Die vielgerühmte Klugheit des Hundes ist dem Thiere nicht eingeboren, sondern anerzogen, Natur nicht, sondern Dressur. Und sofern bei Affen durchgreifende Versuche zu deren Schulung nicht gemacht wurden, sind wir gänzlich außer Stand, über deren mögliche Leistungen zu urtheilen. Sehr richtig hat man daran erinnert, daß ein Hund, der sich z. B. in seine Kette verwickelt, nur schwer sich zu helfen wissen wird. Mit Gewalt sucht er das Hinderniß zu überwinden, die Umschlingung zieht sich fester zusammen, er schreit um Hilfe und doch, vermöchte er sich Rechenschaft von dem Unfalle zu geben, würde er gar leicht sich selbst befreien können. Der simpelste unserer Affen aber, wenn er in derlei Lage kommt, wie das in Thiergärten bei den an Kletterstangen angeketteten Affen oftmals zu sehen ist, forscht, sehr richtig blinde Gewaltversuche meidend, einfach nach der Ursache der Behinderung, und noch immer sah ich sie aus solchen verwickelten Lebenslagen ohne fremde Hilfe sich selbst herausfinden.

Im Affenstaate unserer zoologischen Gärten, im Affenpavillon herrscht die vollendetste Sultanwirthschaft. Nicht gerade immer der Stärkste, wohl aber der Keckste, Gewandtste und Verschmitzteste der Schaar spielt den Dictator und das mit unerhörter Willkür. Erliegt er aber auch nur ein einziges Mal einem seiner Untergebenen als Gegner, so ist es um seine Herrschaft geschehen. Fortan hat er das Scepter an seinen Ueberwinder abzutreten, und jeder seiner einstigen Unterthanen ist bereit, den Winken des neuen Gebieters zu folgen, freilich nur in Furcht und in der Hoffnung, mit dem Wechsel des Tyrannen vielleicht auch einen Wechsel des Systems zu gewinnen. Von dauernder Freundschaft ist bei ihnen selten nur die Rede, am wenigsten aber im Wohlleben und ganz besonders so lange sie nicht zu frieren brauchen. Frost macht ihnen Muth und Muthwillen vergehen, Geselligkeit und engstes Aneinanderschmiegen wird ihnen alsdann Bedürfniß, sie rücken dicht und immer dichter zusammen, sich gegenseitig zu erwärmen.

Auch in einer Gemeinschaft selbst nur von zwei Affen kann man mitten im zärtlichsten Zusammenleben gar schnell einen Hader entflammen sehen, und gewöhnlich prägt sich auch hier ein Verhältniß aus, wie zwischen Herrn und Sclaven. Jedweder Hader aber gilt als beigelegt, sobald die Temperatur im Hause unter das Niveau affenmäßiger Behaglichkeit gesunken; jetzt bedürfen sie der Gegenseitigkeit ihres Pelzes und ihrer Eigenwärme, jetzt hocken sie dicht zusammen, ein Bild beneidenswerther Brüderlichkeit, und erzeugen sich allerlei Liebesdienste. Sonst aber stehen sich beide zumeist als Herr und Sclave gegenüber, und ganz auffällig klar wird dieses Verhältniß, wenn das Semmelfrühstück aufgetragen wird. Erst sättigt sich der Herr, wirft, was ihm nicht gut genug scheint, übermüthig zur Seite, und gewiß nicht früher wagt sich der Sclave vom Kletterbaum herunter, oder wenigstens an den Milchnapf heran, bis sein „Meister“ sich übervoll gestopft hat. Natürlich der Herr mästet sich, wie auch zumeist der Augenschein lehrt, auf Kosten des Untergebenen. Endlich aber empört sich der also Geknechtete gegen solche Ungerechtigkeit. Dreist macht er sich über das Frühstück her. Es entspinnt sich ein wüthender Zweikampf, doch nicht lange bleibt er unentschieden. Den Peiniger belehrt eine tiefe Klaffwunde, daß es mit seiner Herrschaft vorüber ist. Fortan hat er auf den Wink des von ihm lange genug unterdrückten Genossen zu pariren. Gleichwie Sclavenseelen, zur Herrschaft gelangt, wohl immer unerträgliche Tyrannen werden, so übt auch unser Parvenü einen gewaltigen Druck auf seinen Untergebenen. Der einstige Feinschmecker und Schlemmer magert sichtbarlich ab, wagt niemals wieder sein Haupt zu erheben und ärgert sich schließlich die Schwindsucht an den Hals.

Dasselbe Schauspiel wiederholt sich fast überall, wo mehrere Affen einen gemeinschaftlichen Käfig bewohnen. Im Breslauer Affenpavillon hat sich jener blödsinnige Javaner, dessen wir schon früher gedachten, die Herrschaft über alle, klein und groß, angemaßt. Sie alle neckt er dummdreist und übermüthig, allen weiß er gewandt zu entschlüpfen, auch den als Gesellschafter beigegebenen reizbaren, zähnefletschenden Nasenbären versteht er ein Schnippchen zu schlagen. Furcht kennt er nicht, selbst der Wärter mit der Peitsche vermag ihm nicht zu imponiren. Nicht nur aber, daß er sich nicht fürchtet, sei es aus Stumpfsinn, oder in dem Wahne, als Oberhaupt über dem Gesetz zu stehen, sowie der Wärter als strafende Hand den Pavillon betritt, klettert er an des Mannes Beinen empor, postirt sich auf dessen Schulter, liebkosend in seinen Haaren zu nisteln, während sämmtliche Affen, als wenn keiner unter ihnen unbefleckten Gewissens wäre, hoch oben sich furchtsam zusammenknäueln. Der einzige, dem die Strafe gilt, sitzt in Sicherheit, und schließlich kostet es noch Mühe und guter Worte, um den zudringlichen Friseur loszuwerden. Aber auch aller Bedrängten nimmt er sich herzhaft an. Eines Tages spazierten sämmtliche Affen aus den Nachtquartieren in den großen Pavillon, nur der blödsinnige Javaner blieb zurück. Sofort bemächtigte sich einer unserer sonst ziemlich furchtsamen Paviane des Scepters und begann sein Debüt damit, daß er ein kleines Aeffchen haarsträubend mißhandelte. Durch kein Schreckmittel war er zu bewegen, das arme geplagte Thier freizugeben. Da wurde ihm jener Javaner auf den Hals geschickt, und flugs ließ der Peiniger ab, der Friede war wieder hergestellt.

Nicht immer freilich laufen die gar leicht in Ernst umschlagenden Neckereien ganz ohne Verwundung ab. Zuweilen reißen sie sich handbreite Fetzen des locker anhaftenden Felles vom Leibe, so daß zur Heilung des Schadens chirurgische Hilfe unbedingt nothwendig scheint. Der Blessirte wird eingefangen, der herunterhängende Hautlappen in die richtige Lage gebracht und mittelst einiger Fäden geheftet, das alles natürlich unter dem erbittertsten Widerstreben des Patienten — wahrlich ein saures Stück Arbeit. Kaum aber ist das Werk gethan, da untersucht der Affe die Wunde, die Heftfäden spannen und brennen; sie also sind der Gegenstand seiner ungetheilten Aufmerksamkeit, und sicher arbeitet er rastlos, bis die Knoten sich lösen, die Fäden reißen oder ausreißen. Sind die Nähte so gelegen, daß außer mit den Händen auch noch mit den Zähnen beizukommen ist, dann ist schnell alle Mühe des Operateurs vereitelt. Der Hauptlappen löst sich wieder ab, wunderbar aber, die Wunde zieht sich mehr und mehr zusammen, und trotzdem das ungeduldige Thier mit seinen vorwitzigen Fingern die Heilung ununterbrochen stört, wird sie schmäler und schmäler, verharscht zur Narbe, und das ziemlich schnell — unseren schlimmsten Befürchtungen zum Trotz. Der losgelöste Hautlappen ist abgestorben, nach und nach vertrocknet und verschwunden. Noch lange Zeit macht sich die Verkürzung der Haut bei der Bewegung des Thieres hinderlich bemerkbar. Bald aber gleicht sich auch das wieder aus und die mit Haaren überdeckte Narbe ist fast unsichtbar und deren verfilztes Gewebe so dicht und fest, daß bei der nächsten Katzbalgerei, die gewiß nicht gar zu lange auf sich warten läßt, an dieser Stelle ein Einriß nicht zu befürchten ist.

Schwänze scheinen nach Ansicht des Affen sämmtlichen Thieren, auch seinem eigenen Geschlecht, natürlich sich selbst ausgenommen, nur dazu angeschaffen zu sein, um als treffliche Handhabe für seinen Muthwillen zu dienen. Und wirklich ein Thier ohne jenen Appendix hat Affen gegenüber ganz außerordentlich viel voraus. Man berichtet, daß die Araspapageien mit ihren langen, prachtvoll gefärbten Schweifen, den Affen ihres Heimatslandes ein ewiges Aergerniß, oder wenigstens ein willkommner Zielpunkt ihrer losen Streiche sind. Vielleicht mag auch in der pedantischen Gemessenheit jener Papageien eine Herausforderung geradezu für das neckische Chor liegen.

Gilt es, einen Affen aus der Herde herauszufangen, da hat der Wärter einen schweren Stand. Von keinem ihrer Genossen mögen sie sich gern trennen lassen, und wäre es der Verhaßteste der Gesellschaft. Auf seinen Hilferuf stürzen alle herbei, die Kühnsten voran, den Häscher zu schrecken und, wenn möglich, seinen Plan zu vereiteln, und ist er ihnen nicht Respectperson lebendigen Andenkens, dann versteigen sich einzelne sogar bis dahin, den Mann anzufallen, und ganz sicher werden alle dem gegebenen Beispiel folgen, wenn es dem Wärter nicht rechtzeitig gelingt, sich der frechen Rädelsführer zu erwehren.

Einem plötzlich erscheinenden, zumal unbekannten Thiere, mißtrauen sie stets. Ignorirt der Ankömmling die Affengesellschaft, so erlöst das sie zwar von der Furcht, aber will ihnen ganz und gar nicht passen. Das gibt keinen Stoff zur Unterhaltung. Vorsichtig nähert man sich dem unbegreiflich gleichgültigen und langweiligen Gesellen. Liebe kennt er nicht, nicht Haß, nicht einmal Neugier, wirklich sonderbar, und das gibt Muth den Burschen, versuchsweise am Schwanze zu zupfen, doch schnell und flugs dann hinauf auf den Kletterbaum. Untersucht aber wird er gründlich. Läßt er das alles ruhig über sich ergehen, da kann das Schlimmste sein, was ihm widerfährt, zur Strafe für sein kaltes Blut von der ganzen Affengesellschaft fernerhin ignorirt zu werden. Stellt er sich aber zur Wehr, dann sind die Affen sofort bei der Hand, die Herausforderung anzunehmen und können sie ihn auch nicht bemeistern, verleiden werden sie ihm sein Dasein gründlich und das mit vereinten Kräften. Eben zeigt er grimmig die Zähne, da wird er von hinten am Schwanze gezerrt, schnell wendet er sich um, und wieder sein armer Schwanz muß herhalten als Handhabe. Jetzt wird es bedrohlich, alle Kniffe versagen, da retten sich die Peiniger auf ihren Kletterbaum, an der machtlosen Wuth des armen Geplagten in sicherer Ruhe sich zu ergötzen. Fürchtet sich aber das Thier gar, flüchtet oder schreit, da haben die Hasenfüße sämmtlich Courage, und alles fällt über ihn her, so daß häufig genug nichts übrig bleibt, als den allseitig Bedrängten aus der tollen Gesellschaft zu erlösen.

Es geräth wohl auch eine flügellahme Wespe oder Hummel in den Affenkäfig. Ihr Summen und Brummen verfehlt nicht die Aufmerksamkeit der ganzen Bewohnerschaft zu erregen. Das ist eine völlig ungewohnte Erscheinung und die Stimme dazu ganz und gar unheimlich. Jetzt wird es still, vorsichtig nähert man sich, die Hummel summt nochmals auf und flugs kleben sämmtliche Affen wie gebannt an dem Gitterwerk ihres Käfigs. Ein Beherzter aber findet sich. Er hat sich einen Plan gemacht und der ist wirklich schlau durchdacht. Er steigt nieder, nimmt eine eben geleerte Papierdüte auf, schlendert die unbeholfen am Boden schwirrende Hummel in die Düte, schließt sie bestmöglich und bearbeitet die Gefangene zu Brei. Ueberzeugt endlich, daß nichts mehr sich regt, wird das Papier geöffnet, die Reste beschnüffelt, benascht wohl auch, es mundet aber nicht, oder scheint nicht ganz geheuer, oder ein neues Abenteuer taucht auf.

Nicht selten gibt man den rechtmäßigen Bewohnern eines Affenhauses zur Gesellschaft einige andere Thiere bei, als Nasenbäre, Waschbäre, Gürtelthiere. Letztere sind um ihrer gepanzerten Haut willen gegen Angriffe so ziemlich geschützt und lassen es ruhig über sich ergehen, am Schwanze hin und hergeschleift, oder wohl auch auf den Rücken gewendet zu werden. Für gewöhnlich liegen sie am Tage still in einem Winkel. Wandelt sie aber die Lust an, einen Gang durch den Raum zu machen, da kann das Affenvolk selten nur widerstehen, und einer findet sich immer, dem das schnellfüßige Armadil mit seinem breiten Rücken ein bequemes Velociped dünkt. Kaum aber sitzt er auf, da trifft ihn der Neid seiner Kameraden. Alsbald gesellen sich ihm mehrere zu; er weicht nicht, wieder der Schwanz muß herhalten, die Katzbalgerei ist fertig, und das Gürtelthier tappelt, von dem Reiter befreit, seines Weges weiter.

Gibt man ihnen einen Igel als Gesellschafter zu, da ist die Verlegenheit groß. Anzufassen ist er nicht; er stachelt. Zum Reiten taugt er auch nicht und kaum, daß ein Affe Miene macht, nach dem Gaste die Hand auszustrecken, flugs rollt er sich zur Kugel zusammen und nun gar nicht einmal einen Schwanz hat das Thier, ein langweiliger Kumpan, der mit vollem Rechte ignorirt zu werden verdient.

Wir staunen nicht wenig über die unvergleichliche Behendigkeit der Affen in unserem Pavillon, und doch im Freileben erst lernt man verstehen, was vier Hände zu bedeuten haben. Fast durchweg für das Baumleben geschaffen, kommen sie selten nur und nicht ohne triftigen Grund zur Erde herunter. Heimisch fühlen sie sich auf plattem Boden nicht; gewiß länger nicht, als unbedingt nöthig, verweilen sie hier, und sowie sie sich unsicher glauben oder überrascht werden, eilen sie dem nächsten Baume zu und verschwinden thunlichst schnell in den verflochtenen Kronen ihres heimatlichen Urwaldes. Einzelne Arten, vor allem die Paviane, bevorzugen felsige Gegenden, besteigen wohl Bäume, doch ohne ein eigentliches Baumleben zu führen, aber auch von ihnen wird der platte Boden, wenigstens Flachland gern vermieden. Im Nothfall freilich wissen sie sich aber auch in einem ihrer Natur noch weniger zusagenden Element zu bewegen. Freiwillig dürfte wohl nicht leicht ein Affe ins Wasser gehen, und einzelne Arten scheinen in dem Gefühle der Unsicherheit gar sehr bedenklich zu sein. Man fand zuweilen Affenherden durch Ueberschwemmung auf den von ihnen bewohnten Bäumen festgebannt. Wenn aber Noth, seien es nun Feinde oder Hunger, sie bedrängt, werden sie den verzweifelten Schritt durch das Wasser hindurch ganz sicher wagen. Einzelne Arten schwimmen sogar, wie man beobachtet hat, ganz vortrefflich, andere wissen sich in dem ungewohnten Elemente gar nicht zu benehmen, mögen aber wohl auch vor Schreck, zumal bei dem jähen Temperaturwechsel außer Fassung kommen und dadurch des rechten Gebrauchs ihrer Glieder zum Schwimmen unfähig werden. Im Breslauer Thiergarten entwischte einst ein Javaaffe. Er flüchtete sich vor seinen Häschern in die dichtesten und höchsten Bäume. Der Abend brach herein, und unser Deserteur wurde seinem Schicksal und der Nacht überlassen. Mit dem Grauen des Morgens umtobten ihn Krähen zu Scharen, fielen ihn sogar mit Schnabelhieben an. Dadurch ließ er sich bestimmen, zu seinem am Fuß des Baumes lockenden Wärter und den ihn winkenden Leckereien nieder zu steigen. Hier aber kaum angekommen, der bedrohlichen Fangwerkzeuge ansichtig werdend, flüchtete er ins Weite und allerseits bedrängt, schien ihm kein anderer Ausweg offen, als quer durch einen Weiher hindurch. Er sank sofort unter, lief aber auf dem Grunde des Wasserbettes hin und erschien auf der entgegengesetzten Seite, in einer Verfassung aber, daß er leicht ergriffen werden konnte. Nie in meinem Leben habe ich einen so erbärmlichen Wicht von Affen gesehen. Das urplötzliche, unwillkürliche Wasserbad hatte den sonst so dreisten Burschen in eine klappernde Jammergestalt umgewandelt. Ein gutgeheizter Ofen erst brachte ihn wieder zu neuem Lebensmuth. —

Bislang haben wir nur von der Menschenähnlichkeit der Affen ihrem Wesen nach gesprochen, aber auch körperlich werden sie uns als Ebenbilder vorgehalten.

Man nennt die Affen bekanntlich Vierhänder, weil wie an den Vordergliedern der Daumen, so an den Füßen die große Zehe den übrigen Zehen in gleicher Weise wie bei Händen gegenüber gestellt werden kann. Bei allen amerikanischen Affen aber liegen sämmtliche Finger der Vorderglieder ganz so wie bei unseren Füßen in einer Ebene. Nur die Affen der alten Welt also, nebst den Halbaffen, sind Vierhänder, die amerikanischen Affen dagegen Zweihänder, in dieser Beziehung vom Menschen nur dadurch verschieden, daß sie umgekehrt vorn Füße und hinten Hände haben.

Bory de St. Vincent ist der Meinung, daß mit vier Händen sich mehr anfangen läßt, als nur zweien und scheint geneigt, die Einbuße der Hinterhände beim Menschen zu bedauern, ohne aber den dafür eingetauschten Vortheil der Sprache missen zu mögen. Doch die Affen führen ein Baumleben und sind dazu durch vier Hände ganz vortrefflich organisirt. Uns würden jedenfalls Hinterhände, wenn nicht hinderlich, doch wenigstens, weil wir einmal auf ebener Erde wandeln, unnütz sein, wir haben dafür den Vortheil aufrechten Ganges, wobei nicht wie bei den Vierfüßern die Vorderglieder gleichfalls mit in Anspruch genommen werden, im Gegentheil beide Hände frei sind, was als ein ganz unberechenbarer Vortheil zu gelten hat, dessen kein einziges Thier in dem Grade theilhaftig ist.

Der Form nach ähneln die Affen die einen mehr, die anderen weniger dem Menschen, äußerlich wie innerlich. Die menschliche Anatomie des Galenus, 170 v. Chr., gründete sich einzig auf Zergliederung von Affen, indem damals, bis ins 13. Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinein, Menschenleichen zu zergliedern nicht erlaubt war. Gar lange behalf man sich mit diesen Kenntnissen, und merkwürdig im 16. Jahrhundert noch kostete es dem Anatomen Vesalius Mühe genug, zu beweisen, daß Galens Anatomie sich nicht auf Studien am Menschen, sondern an Affen gründe.

Die Affen ähneln uns, und doch wie weit sind sie von dem Ideale der Menschengestalt entfernt! Ueberall fast vermissen wir das schöne Ebenmaß der Glieder, als Theile eines harmonischen Ganzen. Und nun das Gesicht, mit Recht der Spiegel der Seele genannt! Besteht nicht außer Kinn und Stirn etwa in einem edelgeformten Munde die eigenthümliche Schönheit des Menschenantlitzes? Manche Thiere haben minder häßliche Nasen, als viele von uns und andere wieder Augen gleich schön, selbst schöner noch, als

Menschenaugen, kein Thier aber, selbst der Affe nicht, hat einen Mund, auch nur annähernd so gebildet, wie der des Menschen; bei den meisten wird er zur Schnauze, zur geradlinigen zwischen dicken aufgewulsteten Lippen sich öffnenden Querspalte.

Die Bildung des Affenschädels und seine Entwickelung zeigt eine ganz merkwürdige Erscheinung. Ein Pavian z. B., mehr noch der Orangutan, erscheint in der Jugend der Bildung des Schädels nach ein hoch intelligentes Thier, mit zunehmendem Alter aber umgekehrt wie beim Menschen, bleibt die Entwickelung des Hirnkastens zurück und schieben sich die Freßwerkzeuge schnauzenartig vor. Und hier zeigt sich denn ein auffälliger Unterschied in der Organisation des Affens gegenüber uns. Während nämlich der Mensch mit aufsteigendem Alter zunimmt an Intelligenz und Gesittung, kehrt sich beim Affen, wie das ebenso die Erfahrung lehrt, mit den Jahren das Thierische seiner Anlage immer mehr in Wesen und Ausdruck heraus. Zwar auch beim Menschen zeigen sich vereinzelt wohl dergleichen Erscheinungen. Hier ist es Ausnahme, dort aber Regel. Die Signatur des Menschen ist hier wie überall der Fortschritt.

Am Familientische.

Aus dem Schreiberleben.

(Zu dem Bilde auf S. 629.)

Der deutsche Schreiber tritt als halber Bube in das Bureau, mit zünftigem Ernst. Mit Andacht athmet er den Staub der Akten. Täglich nimmt er zu an Weisheit, Größe und Weltkenntniß, d. h. lange bevor er körperlich ausgewachsen ist, kennt er die fürchterliche Bedeutung einer Nothfrist, die ihn zwingt, jähen Laufes vor dem fünften Glockenschlag Nachmittags die wohl innerlich, aber nicht äußerlich trockenen Proceßschriften bei Gericht präsentiren zu lassen. Er wird vertraut mit allen groben Registratoren seines Gerichtssprengels; er meint, es fehle ihm was am täglichen Brot, wenn er nicht vom Bureauchef seines Principals und bei Gericht vom Registrator täglich gründlich abgeschnauzt würde. Er kennt die geheimsten Räume der verschiedenen Gerichte der volkreichen Stadt, alle Privatwohnungen der städtischen Clienten. Er begreift jetzt auch, warum man die Menschen in gute und böse theilt. Die bösen wohnen meist in schlechten Vierteln, nennen ihn „Du“, und tractiren die von seiner eigenen, edelen Hand mundirten Mahnbriefe seines Chefs per „Wische“. Die guten dagegen wohnen meist Chambre-garnie, oder sind selbstständige Leute, pflegen durch ihn Geldposten zu empfangen und ihre Erkenntlichkeit in glänzendem Kupfer auszudrücken, mitunter auch in angemessener Naturalverpflegung, wenn sie Kram und Laden besitzen. Nur der alte, dicke Werner treibt immer seinen Schabernack. Er weiß, mit welcher Sehnsucht die Blicke des wachsenden Copisten auf den hellgelben Pfälzern seines Ladens ruhen. Und er gibt ihm auch jedesmal eine Cigarre — aber von Chocolade. Diese Kränkung in Beziehung auf Beruf, Alter und Herzensbedürfniß ist auf die Dauer nicht zu ertragen. Da gibt er lieber die süße, trinkgelderreiche Freiheit als „Nomade“, d. h. Ausläufer des Bureaus, auf, mit welchem Posten er seinen Beruf eingeweiht hatte. Bisher wurden seiner Schönschreibekunst nur ganz werthlose Duplicate oder energische Mahnbriefe anvertraut, deren Grobheit hauptsächlich darin bestand, daß sie aus seiner „Pfote“ hervorgingen, wie der Expedient einst mit der ihm eigenthümlichen Mißachtung des kunstvollen Gebildes seiner jugendlichen Hand und ihrer Geschicklichkeit bemerkt hatte. Aber auch die „Pfote“ wird täglich menschlicher. Die hochklopfende Jünglingsbrust erfaßt mit Schwärmerei das Studium der linearen Kunst, welche Kalligraphie heißt. Er freut sich schamroth, als ihn der Principal zum ersten Mal wegen seiner „schönen Hand“ öffentlich lobt. Das fernste Ideal seines Lebens ist ihm erheblich näher gerückt. Auf diesen Haken und Schnörkeln kann er getrost dermaleinst in das gelobte Land pensionsfähigen Gerichtsschreiberthums einreiten und gar Registrator werden, und die „Nomaden“ so souverän abschnauzen, wie ihm das bisher selbst erging.

Aber auch die Herrschaft über die Schönheitslinien, über Fraktur, Gothik, Canzlei und Current ist erworben. In mechanischer, aber edler Gleichförmigkeit fliegen die Buchstaben auf das Papier. Er hat die höchste Staffel der äußeren Seite seines Berufs erreicht, er schreibt ebenso schnell als schön. Er heißt nun „erster Copist“.

Gleichzeitig mit dieser Entwicklung der schwarzen Kunst pflegt aber auch sein Inneres zu wachsen. Er lernt Menschen kennen. Vor allen Dingen, und zwar nicht blos die regelmäßigen Typen, welche jede Advocatenstube bevölkern: den Unglücklichen, der am Rechtswahn leidet, den Krakehler, den Superklugen, der sich einen Anwalt hält, nur um ihm von seinem enormen Besserwissen gnädig etwas abzugeben, den Betrogenen, der zu spät sich hier Raths erholt, den Spitzbuben, der unter dem Schein des Rechts seine Missethaten üben möchte u. s. w. Nein, er lernt auch einzelne Menschen kennen, so charaktervoll, eigenartig und unvergeßlich, wie sie nur das volle, ganze Leben der Wirklichkeit schafft, keine Phantasie. Und neben diesen weiten Blicken in die weite Welt, die ihm aufgethan werden innerhalb der engen Wände der Schreibstube, geht ein so unmerklicher und so gründlicher Unterricht in den Formen des Landesprocesses, wie er keinem studirten Manne zu eigen ist, wenn er das Hochschulexamen absolvirt hat. Man vernimmt oft die Behauptung: völlig ausgewachsene Schreiber haben einen Sparren. An diesem fürchterlichen Ausspruche ist jedenfalls soviel richtig, daß der schreibende Mensch, wenn er's bis zur Staffel eines ersten Copisten gebracht, und sich nach seiner Weise Welt- und Menschenkenntniß, Proceßwissenschaft und Schriftgelehrsamkeit angeeignet hat, wesentlich eklektisch gestimmt wird. Er macht Ansprüche, er fühlt das Bedürfniß nach Veränderung, er braucht Luft, viel Luft für den Flügelschlag seiner freien Seele. Er ist in Spanien lieber der erste, als in Rom der zweite. Er sucht daher nun vorzugsweise in kleinen Landstädten Beschäftigung, wo er für die Sicherheit seines Auftretens noch empfängliche, unverdorbene Gemüther zu finden hofft; oder bei alten Sachwaltern, die den Schreiber einen guten Mann sein lassen, und gern auch höhere Lehren von ihm annehmen über Geschäftssitten und Formen, die der gewandte junge Mann bei jüngeren Principalen gesammelt hat.

Dieses interessante Stadium im Leben des Schreibers hat der Pinsel Sondermanns verherrlicht. Der Herr Principal hält auswärtige Termine, vielleicht auch ein geheimes Mittagsschläfchen ab, während ein ehrlicher Bauer mit Weib und Bub gekommen ist, um seinen Anwalt zu consultiren. Wahrscheinlich ist grade Markttag, denn ein Rest unverkaufter Eier befindet sich in dem Körbchen unter der Bank. Von ungefähr kommt die Familie gewiß nicht her. Es sind ja, wie die rechte Hand des goldgelockten Helden des Bildes deutlich aufweist, bereits „Akten in der Sache ergangen“. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind sie von ihrem Anwalt hierherbestellt worden, um eine wichtige Mittheilung in Empfang zu nehmen. Aber er ist gerade nicht da. Solche Gelegenheit zur Entfaltung der reichen Schätze seines Wissens kann der talentvolle Jüngling im weißlichen Flausrock, dem das Foulard kokett aus der Tasche sieht, und der den schweren Siegelring von wenigkaräthigem Gold am Finger spielen läßt, nicht vorübergehen lassen. Er beginnt, nachdem er mit der Förmlichkeit des Antichambre die Eingetretenen zum Sitzen genöthigt hat, mit einem „Referat“ aus den Akten. Wir vermögen wohl zu ermessen, in welcher Weise! Er schildert die Schwierigkeiten des Processes in den düstersten Farben, um die weise Sicherheit, mit welcher „wir“ den Proceß gewinnen müssen, am Schlusse des „Referats“ als tröstenden und versöhnenden Regenbogen aufzuspannen. Eben ist er in der Aufzählung einer ganzen Kette gleich bestürzender Möglichkeiten oder Beweispunkte begriffen. Vielleicht handelt es sich um einen uralten Grenzstreit oder die geheimen Fehler eines verkauften Rindes. In dem Gesicht des Alten malt sich der gläubigste Schauer, und andachtsvolle Schwärmerei für den Jüngling, über dessen junges Haupt schon wortreiche Weisheit ausgegossen ist.

Aber nur mit halbem Glauben hört die jüngere Frau der grünen Weisheit zu. Sie scheint zwar entschlossen, auszuharren, bis ihr Mann zum Gehen das Zeichen gibt. Doch schon hängt ihr Blick weniger am Mund des Sprechers als an einer Musterung seiner Figur, seines Anzugs. Auch er, der Held, spricht nur zum Bauer, nicht zur Bäuerin. Am ungemüthlichsten aber findet der kleine Mensch, über dessen Schulter die Mutter die Hand gelegt hat, diese Lage. Er beginnt bereits, seine Schuhsohlen an seinen Strümpfen abzuputzen, und zwar abwechselnd, der Gleichmäßigkeit halber. Das gilt seiner Mutter als ein untrügliches Zeichen mächtiger Langeweile, die auch damit nicht zu versöhnen ist, daß man die Familienarche seiner Obhut anvertraut hat.

Meist macht die allgemeine Wehrpflicht auch den Schreiber zu einem weit brauchbareren und vielseitigeren Glied der menschlichen Gesellschaft, als er ohnehin geworden wäre. Nach der Rückkehr vom Heere bietet sein Benehmen „in Abwesenheit des Principals“ gegen die Clienten jedenfalls ein anderes Bild, als dasjenige so unfreiwilliger Komik, wie die Gestalt des Helden auf dem vorliegenden Blatte.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig. Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

VI. Jahrgang. Ausgegeben am 9. Juli 1870. Der Jahrgang läuft vom October 1869 bis dahin 1870. **1870 № 41.**

Leidenschaft und Liebe.

Novelle von **Hans Tharau**.

(Fortsetzung.)

III.

Baron Hugo von Brugk saß, seine Cigarre rauchend, an der offenen Balconthüre seines Zimmers.

Er war übler Laune.

Wenn es ein Wort gab, das ihn unangenehm berührte, so war es das: „Unerreichbar!" das er vor mehr als acht Tagen selbst ausgesprochen und das er nie im Leben in Bezug auf seine eigenen Wünsche und Absichten hatte gelten lassen. In wiefern ihm dies geglückt, wollen wir dahin gestellt sein lassen, jedenfalls gab er selbst nie zu, von irgend einer Seite her überwunden worden zu sein.

Und hatte er sie auch alle durchkostet die Freuden des Daseins, nie hätte er sich zu dem ehrlichen Geständnisse aufschwingen können, daß auch er „alles eitel" gefunden. Er verachtete die Welt und seine Mitmenschen — er verhöhnte beide, doch nie zeigte er die Wunden, die auch sie ihm geschlagen, und das nicht aus edler Selbstüberwindung, sondern weil er es einfach unzulässig fand, daß er, Hugo von Bengk, sich vor irgend einer Macht, sei sie göttlich oder menschlich, beugen könne.

Und so auch jetzt; was lag ihm, dem gefeierten Weltmann, dem Helden der Ballsäle daran; denn sein Beutel und sein bestechendes Wesen hatten ihm, trotz seines wenig einnehmenden Aeußeren, bei Männern wie bei Frauen Glück gebracht, was konnte ihm an der Bekanntschaft einer einfachen Herenhuter Schwester liegen, die, wie es schien, nur in der Phantasie einer sie anbetenden Jugendfreundin einige äußere Vorzüge besaß, und die selbstverständlich auffallend gegen die glänzenden Erscheinungen contrastiren mußte, die allein er bisher für würdig erachtet, seine Huldigungen entgegenzunehmen?

Und dennoch ärgerte er sich.

Einmal über Comtesse Asta, die in ihrer kindischen, absprechenden Weise ihn wie einen dummen Jungen behandelt hatte, dann aber vornehmlich über Felix Stauffen.

Wahrlich, der junge Graf hatte wenig Lust gezeigt, ein anerkennendes Wort für die Tochter seiner Pflegeeltern einzulegen, wie es eigentlich die Pflicht der Dankbarkeit erheischte! Um so schneller war er bei der Hand gewesen, ihm, dem erfahrenen Mann, als Zurechtweiser und Moralprediger entgegen zu treten.

Impertinent! Ja, eigentlich, als er so darüber nachdachte, wurde ihm dieser junge Stauffen immer unausstehlicher, und sollte sein glühendes Umschwärmen von Adelheid noch viel länger andauern, so würde er, Hugo von Brugk, es für seine Pflicht halten, der jungen Schönheit ebenfalls lebhafter den Hof zu machen; nicht aus irgend ernstlichen Absichten, denn trotz ihrer äußeren Vorzüge war Adelheid ihm keineswegs das Ideal eines weiblichen Wesens, wenn ihm überhaupt ein solches aus den Trümmern seiner Vergangenheit geblieben, sondern einfach, um dem jungen Gelbschnabel zu beweisen, wie er nicht zu erwarten brauche, daß gerade er das große Loos ziehen müsse vor allen andern, ja, ja, er würde schon — — —

Die Ankunft eines Briefes unterbrach diese Reflexionen; nicht daß dieser hastig aufgerissen und mit erwartungsvollen Blicken durchflogen wurde, nein, der Empfänger untersuchte Handschrift, Siegel und Poststempel mit großer Gleichgültigkeit, warf den Brief uneröffnet auf den Tisch, nahm ihn erst nach einiger Zeit wieder zur Hand und erbrach schließlich das Couvert, wie jemand, der sich durch eine große Ueberwindung zu einem Act der Höflichkeit entschließt. Doch bald erheiterte sich seine Miene.

„Famos!" rief er, nachdem er die erste Seite durchgelesen, „das ist ja höchst erwünscht! Meine alte Tante ahnt nicht, daß, indem sie mich ersucht ihr einen Gefallen zu thun, sie mir eigentlich einen erweist; braucht es auch nicht zu wissen; die Sache, um die es sich handelt, bleibt ja dieselbe, ob ich einen Nutzen daraus zu ziehen weiß oder nicht, und so empfinde ich keinerlei Verpflichtungen ihr gegenüber, ich hasse das! — und nun, Graf Felix Stauffen, und nun, Comtesse Asta!" fuhr er mit höhnischem Lächeln fort, indem er sich zum Ausgehen anschickte, „wir wollen doch sehen, ob Sie mir auch fernerhin Moral predigen werden!"

Nicht lange darauf, und Baron Hugo von Brugk zog die Klingel an der Hausthüre Bruder Krögers.

„Unter Larven die einzig fühlende Brust!“ declamirte er halblaut vor sich hin, indem er die menschenleere Straße hinauf und hinabspähte. „Man sollte ja meinen, die Pest habe hier gewüthet und sämmtliche Einwohner dahingerafft! Auf Ehre! Ein eigenthümlicher Ort, um — —“

Hier öffnete sich leise die Thüre; ein junges Mädchen stand vor ihm, ihr graues Kleid von einfachstem Schnitt, das Schwesternhäubchen durch ein rosenrothes Band unter dem Kinn befestigt.

„Ist Herr Pastor Kröger zu Hause?“

„Bitte, treten Sie ein,“ antwortete sie, die Thüre zum Wohnzimmer öffnend, „mein Vater wird sogleich kommen,“ und damit war sie verschwunden.

Herr von Brugk starrte auf die hinter ihr sich schließende Thüre. „Mein Vater!“ wiederholte er, „was?! Da führt mir mein guter Stern gleich im ersten Augenblick diejenige zu, nach der ich suche, und ich verfehle die günstige Gelegenheit! Nein, eine Schönheit ist sie allerdings nicht, die Augen schienen nicht übel, allein sonst — — — doch ich muß sie wieder sehen, ich muß sie sprechen, und das zu bewerkstelligen, dazu mögen mir die Götter helfen!“

Bruder Kröger trat in diesem Momente ein und bewillkommte den Fremden mit der ruhigen Sicherheit, welche bewies, daß dies ein bei ihm alltäglich vorkommendes Ereigniß sei. Es lag etwas in der würdevollen Erscheinung des alten Mannes, das dem gewandten Weltmann imponirte, er wußte selbst nicht wodurch.

„Erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle, Herr Pastor,“ begann er, „mein Name ist von Brugk, und ich bringe Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin Grüße aus Schlesien von meiner Tante Schwednitz.“

„Ist es möglich! Von der alten lieben Frau von Schwednitz!“ sagte der Pastor sehr herzlich, „wie wird sich meine Frau freuen, endlich wieder einmal etwas von ihr zu hören!“ Und nun erfolgte ein lebhaftes Gespräch, bei welchem Herr von Brugk seine ganze Geschicklichkeit ansbot, um den Pastor glauben zu lassen, daß er seiner Tante sehr nahe stehe und sie ihn ganz in ihr Vertrauen ziehe, wogegen sie sich doch nur in diesem Falle an ihn gewandt hatte, weil sie ihn gerade an Ort und Stelle wußte, um ihr die erforderliche Auskunft zu ermitteln.

„Meine Tante hat den Wunsch, ihren jüngsten Enkel, den Sohn ihrer verstorbenen Tochter, der, wie Sie vielleicht wissen, ganz bei ihr lebt, Ihrer Leitung zu übergeben; sie hofft, daß Sie ihn in Ihr Haus aufnehmen werden.“

Bruder Kröger sprach sein Bedauern aus, sich hierauf nicht einlassen zu können, seine durch sein seelsorgerisches Amt so sehr in Anspruch genommene Zeit erlaube ihm solches nicht.

Herr von Brugk sprach gleichfalls sein lebhaftes Bedauern aus. „Ich hatte gehofft,“ sagte er, „da Sie schon einmal, ich meine, da Sie ja die Erziehung meines Freundes, des Grafen Stauffen, so vortrefflich geleitet —“

„Das war ein Ausnahmsfall,“ versetzte Bruder Kröger, „die selige Gräfin war von Jugend an mit meiner Frau befreundet und nahm ihr auf dem Sterbebette das Versprechen ab, ihr Kind bis zu seiner Einsegnung bei sich zu behalten; auch sind wir in den fünfundzwanzig Jahren alt geworden, meine Frau und ich; sie muß sehr geschont werden, und ich habe vollauf mit meinen Amtspflichten zu thun. Ich kann Ihnen nur den Rath geben, sich an den Inspector unserer Knabenanstalt zu wenden und Ihrer Tante vorzuschlagen, den Knaben dort erziehen zu lassen.“

Herr von Brugk bemerkte, daß er vorerst schriftlich mit seiner Tante darüber verhandeln müsse, und erhob sich zum Gehen.

„Es würde mir eine besondere Freude machen, der Frau Pastorin vorgestellt zu werden,“ sagte er, wie zögernd, „ich möchte so gern meiner Tante berichten können, ihr persönlich die mir aufgetragenen Grüße überbracht zu haben.“

„Meine Frau ist im Garten,“ antwortete Bruder Kröger, „ich bin gern bereit, Sie zu ihr zu führen; wenn Sie erlauben, zeige ich Ihnen den Weg.“

Mit innerlichem Erstaunen folgte ihm der Baron. Wie viel Lebensart, welche feine Bildung fand er bei dem einfachen Mann; mit welcher Würde schritt er ihm voraus und wie edel war seine ganze Erscheinung, trotz des alterthümlichen langen Rockes! Um so hausbackener würden wohl die Damen der Familie sein, dachte er bei sich, und dabei triumphirte er heimlich über den Erfolg seines Unternehmens.

In der kleinen Weinlaube hinter dem Hause fanden sie Schwester Kröger, das Strickzeug in der Hand, am Kaffeetische sitzend. Sie sah bleich und leidend aus, als aber ihr Mann ihr den Fremden als einen Landsmann vorstellte und dieser ihr die Grüße aus ihrem geliebten Schlesien brachte, da erheiterten sich ihre Züge, und sie bat Herrn von Brugk, ihr doch recht viel von seiner Tante zu erzählen, die ihr einst gut bekannt gewesen und erkundigte sich nach verschiedenen Personen, die er allerdings nur dem Namen nach kannte, von denen er aber mit der ihm eigenen Geschicklichkeit alles Mögliche zu erzählen wußte.

Auch Beata saß mit einem großen Arbeitskorbe neben der Mutter; sie hatte, ohne jegliche Verlegenheit, in Herrn von Brugk den Fremden erkannt, dem sie selbst die Thüre geöffnet, und als dieser irgend eine halb schmeichelhafte, halb verlegene Aeußerung in Bezug darauf gethan, ihn mit ihren großen Augen wie erstaunt angesehen.

Ja, Herr von Brugk war zum ersten Male in seinem Leben verlegen geworden, denn er fand alles ganz anders, als er es sich ausgemalt. Er hatte geglaubt, der schlichten Herrnhuter Familie durch sein Erscheinen zu imponiren und erwartet, sich heimlich über sie lustig zu machen, das Ganze sollte ja ein glücklich ausgeführter Scherz sein, und nun traten ihm diese Leute entgegen, als seien sie es gewohnt, jeden Tag mit Seinesgleichen zu verkehren.

Indem er mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit sich mit der Pastorin über Schlesien unterhielt und mit scheinbar größtem Interesse sich von ihren Erinnerungen erzählen ließ, hatte er Muße Beata zu beobachten, wie sie ihm gegenüber an ihrer Arbeit saß.

Nein, eine Schönheit war sie nicht, aber je länger er sie betrachtete, je mehr mußte er Asta recht geben. Etwas wunderbar Anziehendes lag in dem blassen Gesicht. Es war durchaus keine krankhafte Blässe, sondern war ganz treffend als ein nur eben vom Leben angehauchter Marmorton geschildert worden. Und zu dem Gesicht paßte die Hand, groß und weiß, mit schön geformten, wohl gepflegten Nägeln; eine Hand, der man es ansah, wie sie zum Helfen geschaffen, wie sie einen kranken Kopf stützen, ein Kissen sanft zurechtrücken konnte.

Hugo wußte selbst nicht, was über ihn gekommen, daß er immer wieder nach ihr hinüber sehen mußte und allmählich immer zerstreuter die Fragen der Pastorin beantwortete, er hätte sich selbst verhöhnen mögen, wie er sonst andere zu verhöhnen pflegte, daß er für seine Träumereien eine Heldin in grauem schmucklosen Kleide, mit einem kleinen leinenen Stehkragen wählen sollte, er, der bisher nur Schönheiten in glänzendem Putz gehuldigt? — Nein, es war doch einmal etwas anderes, und niemand brauchte von der momentanen Schwäche zu wissen!

„Ihre Freundin, Comtesse Asta, beklagte es noch dieser Tage, Sie so lange nicht gesehen zu haben, Fräulein Kröger,“ sagte er in der ersten Pause, sich an Beata wendend.

„Ich hatte vor, diese Woche sie zu besuchen,“ antwortete Beata, — wie weich und voll klang doch ihre Stimme! — „Doch wir hatten Missionsfest und dadurch mehrere liebe Gäste im Hause, — und dann war meine Mutter leidend, und ich konnte sie nicht verlassen.“

„Ein solches Missionsfest muß in Ihrer Gemeinde sehr interessant sein!“ sagte Herr von Brugk aufs Geradewohl hin, „ich bedaure nichts davon gewußt zu haben.“

„O, es war wunderschön!“ sagte Beata mit strahlendem Blick.

„Ja,“ versetzte der Pastor, „man empfindet bei solchen Gelegenheiten so sehr die Gemeinschaft, die unter uns herrscht, wenn die Brüder aus weiter Ferne, vom eisigen Lappland und vom brennenden Afrika kommen, — alle von demselben Geist beseelt, — —“

Dem Baron fing es an unheimlich zu werden. — „Könnten Sie sich je entschließen, wie man mir erzählt hat, daß so manche Ihrer Glaubensgenossinnen es thun,“ wandte er sich wieder an Beata, — „die Heimat und alles, was Sie lieben, aufzugeben, und in eines jener fernen, unwirthbaren Länder zu ziehen?“

Natürlich ein unbedingtes Ja! sagte er zu sich, — solche religiösen Schwärmereien kennt man ja! — wie überraschte es ihn daher,

als nach einer kurzen Pause Beata mit gesenkten Wimpern und zuckenden Lippen erwiderte:

„Ich weiß nicht, ob ich die Kraft dazu hätte, — Gott würde sie mir wohl geben, wenn es nöthig wäre!“

Die Mutter sah zärtlich auf sie hin, der Pastor aber klopfte ihr liebevoll auf die Schulter. — „Vor der Hand hat unser Kind ihr Missionsfeld hier im Hause; — man kann auch im engsten Kreise eine echte Beata, — eine Gesegnete und Segenspendende sein, — nicht wahr, meine Tochter?“

Hier wurde Bruder Kröger abgerufen. Mit der ihm eigenen würdevollen Freundlichkeit schied er von Herrn von Brugk, ihn versichernd, daß er sich jederzeit freuen würde, ihn bei sich zu sehen, wenn auch seine mannigfachen Pflichten ihn verhindern würden, seinen Besuch zu erwidern.

Noch einen Augenblick verweilte der Baron stehend bei den Damen, — er mußte noch eine Frage thun.

„Sie sehen Ihren einstmaligen Pflegesohn, den Grafen Felix Stauffen, wohl recht oft?“ frug er die Pastorin.

„Ach, nicht so oft, wie ich gehofft,“ entgegnete diese, — und es lag etwas von Enttäuschung in ihrer Stimme — „er scheint sehr in Anspruch genommen zu sein durch seine Verwandten.“

„Das ist doch natürlich, Mutter,“ sagte Beata, „sie haben ihn so lange nicht gesehen!“

„Liebes Kind, ich mache ihm auch keinen Vorwurf daraus,“ entgegnete ihre Mutter, — „er ist die vierzehn Jahre lang mir wie ein eigener Sohn gewesen,“ setzte sie hinzu, sich wieder an den Baron wendend, — „so wird mir jede Stunde zu lang, wo ich ihn in der Nähe weiß, ohne ihn sehen zu können.“

„Ja wohl, das kann ich begreifen!“ sagte Herr von Brugk, — „allein, wie Sie vorhin bemerkten, — er ist sehr in Anspruch genommen, — und wenn ich nicht irre, hat er nichts dagegen, — wenigstens, was e i n e Person anbelangt — recht sehr von ihr in Anspruch genommen zu werden!“

Er lächelte und blickte verstohlen auf Beata, — hatte der Wurf getroffen?

Sie stand hochaufgerichtet am Tisch, — die Augen gesenkt, die Lippen fest aneinander gepreßt; — plötzlich hob sie die Augen auf, und ein Blick traf den Baron, der ihm entschieden unbequem sein mußte, denn er sah unwillkürlich zur Erde.

„Ich möchte nie durch einen Dritten meines lieben Pflegesohnes Geheimnisse belauschen!“ sagte die Pastorin mit einer Bestimmtheit, die Hugo überraschte; — er fühlte, daß er sich beeilen müsse, den unangenehmen Eindruck zu verwischen.

„Verehrte Frau!“ sagte er mit Wärme, „seien Sie versichert, daß ich nur gegen Sie, vor welcher, wie ich weiß, Felix keine Geheimnisse hat, — von seinen privaten Angelegenheiten reden würde! — Ich interessire mich von Herzen für den jungen Mann. In meinem Alter, — wo man die Illusionen der Jugend bereits hinter sich gelassen“ — Baron Brugk coquettirte gerne zuweilen mit seinem Alter — „da lebt man wieder auf in den Hoffnungen und Freuden der Generation, die uns folgt! — Hierbei kommt noch dazu, daß ich vor Jahren mit einem andern Gliede der Stauffenschen Familie genau bekannt war, — ich interessire mich also doppelt für den jetzigen Vertreter dieses Namens.“

Die Pastorin war wieder ganz ausgesöhnt, — ja, sie war gewonnen durch die aufrichtige Art und Weise des Barons.

„Wirklich ein sehr angenehmer, gescheuter Mann!“ bemerkte sie, als er gegangen.

„Das mag sein,“ antwortete Beata, — „aber ich könnte mich vor ihm fürchten!“

„Ich bin im Stande, gnädigste Comtesse, Ihnen den neuesten Bericht über Ihre Freundin, Schwester Beata, zu erstatten,“ sagte Herr von Brugk leichthin zu Asta, als er abends beim Thee im Salon erschien, — „ich hatte heute die Ehre, längere Zeit in ihrer Gesellschaft zuzubringen; doch Comtesse Adelheid hatte recht, — eine Schönheit ist sie nicht!“

IV.

An einem herrlichen, wolkenlosen Nachmittage zog eine fröhliche kleine Gesellschaft vom Schlosse aus in den, ungefähr eine Stunde rheinaufwärts gelegenen Wald.

Im offenen Wagen saßen der Graf Weißenrode mit seinen Töchtern und Beata Kröger; Felix und Herr von Brugk ritten zu beiden Seiten.

Der Kreis der Gäste auf dem Schlosse war auf die beiden Herren zusammengeschmolzen und Asta hatte daher um so leichter die Erlaubniß von Beatas Eltern erwirken können, diese zuweilen zu solch kleinen ländlichen Vergnügungen mitzunehmen. Felix war ihr doch kein Fremder, und Herr von Brugk hatte ja, wie sich's herausstellte, alle möglichen gemeinschaftlichen Beziehungen mit der Familie Kröger, die er häufig besuchte.

Auch hatte Graf Weißenrode eine Vorliebe für die „kleine Herrenhuterin“, wie er ein für allemal das große schlanke Mädchen nannte. Auf ihren Arm stützte er sich am liebsten, wenn er seinen gichtkranken Fuß kaum nachzuschleppen vermochte; ein paar heitere, freundliche Worte von ihr konnten ihn aus seiner quersten Laune retten, ja vor ihrem Blick allein mußte ein drohendes Unwetter hinwegschmelzen, wie der Schnee vor dem Sonnenschein.

Der alte Graf war allerdings nicht schwer zu erweichen; — er war eine brave, wenn auch etwas rauhe Natur, von hitzigem Temperamente, schnell zum Zorne gereizt, ebenso schnell durch ein geschickt angebrachtes Wort wieder besänftigt. Er spielte gerne den Haustyrannen und hatte seinen Spaß daran, Fremde durch ausgesucht strenge Aeußerungen zu dem Glauben zu bringen, daß er mit eiserner Faust die Seinen regiere, wo doch so ganz das Gegentheil der Fall war; — wehe dem aber, der es sich merken ließ, daß er die kleine Comödie durchschaute! — Der verlor auf immer die Gunst des alten Herrn! —

Beata, die von Kind auf als Gespielin der jungen Gräfinnen im Schlosse ein- und ausgegangen, verstand es meisterlich, sich in diese Eigenthümlichkeiten zu finden, wogegen die eigenen Töchter, insbesondere Adelheid, ihn häufig reizten und ärgerten, indem sie es nicht verstanden, bei ihm Scherz von Ernst zu unterscheiden.

Dennoch war gerade Adelheid entschieden sein Liebling, — er war stolz auf ihre Schönheit; — sie imponirte ihm durch die kalte Besonnenheit, durch die — wenn man so sagen soll — unjugendliche Ueberlegenheit ihrer Natur, die sich nie, wie die seinige, von einem Impulse hinreißen ließ.

Asta, die ihm innerlich gewiß sympathischer war, befand sich gerade in einem ihm ganz unleidlichen Stadium, — in der Zeit des Sturmes und Dranges, — der glühenden Freundschaften und sentimentalen Schwärmereien, wie Adelheid sie nie durchgemacht, und die er von Grund der Seele haßte.

Im ganzen aber war es ein ganz erträgliches Leben, das er mit seinen Töchtern führte, und wenn er, wie heute noch dazu, seine dritte Tochter, wie er Beata auch oft nannte, sich gegenüber hatte, konnte er sehr heiter sein und aufgeräumt.

Beata machte, was ihren Anzug anbelangte, bei solchen Gelegenheiten wenig Unterschied gegen sonst. Ihr helles Kleid war von gleich einfachem Schnitte, wie das graue, alltägliche, — ebenso umschloß ein schmaler, blendend weißleinener Streifen ihren Hals; nur das Schwesternhäubchen hatte sie abgelegt, weil es unter dem Druck des Hutes zu sehr gelitten hätte; so sahen denn ausnahmsweise unter dem breitrandigen, von einem braunen Bande umschlungenen Strohhut, die reichen aschblonden Zöpfe hervor.

Gegen Adelheids glänzende Erscheinung, im duftigen, weiß gestickten Kleide mit flatternden blauen Bändern, mußte sie allerdings sehr abstechen, ebenso wie ihr blasses Gesicht neben den brillanten Farben der Comtesse; — und doch besaßen die statuenartigen Züge einen solchen Reiz und ihre ganze Gestalt ein so sehr an das Classische gränzendes Gepräge, daß beide Gräfinnen, trotz ihres aristokratischen Blutes, sie hätten beneiden können, wenn sie darauf gekommen wären. Allein Asta war eine zu edle Natur, um auch nur im entferntesten eine derartige Empfindung zu kennen, — und in eben dem Grade, wie sie ihre eigenen äußeren Vorzüge übermäßig geringschätzte, ging sie auch in ihrer Bewunderung der Freundin zu weit.

Adelheid war dagegen von klein auf an gänzliche Alleinherrschaft gewöhnt; — sie wußte es ja, wie schön sie war, und wo sie täglich im Spiegel ihr strahlendes Bild erblickte, täglich von allen Seiten die glühendsten Huldigungen erfuhr, war es, bei einem Charakter wie der ihrige, kaum ein Wunder, daß ihr nie der Gedanke kam, daß es andere Menschen gäbe, die man neben ihr noch ansehen könne.

Hätte dieser blendend schönen Blume auch noch der Vorzug des Reichthums als Folie gedient, so hätte wohl schon manche Hand sich verlangend nach ihr ausgestreckt, allein es war bekannt genug, daß des Grafen einziger Sohn, der angenblicklich auf Reisen war, ungeheure Summen verbrauche! — daß bereits schwere Schulden auf dem herrschaftlichen Besitze lasteten und daß dennoch der alte Graf, ihm, seinem Lieblinge, gerne alles zum Opfer bringen würde, trotzdem er oft in fürchterlichen Drohungen von Enterbung u. s. w. sprach. Jeder wußte, wie viel das im Munde des alten Herrn zu bedeuten hatte, — und so ließ sich's voraus sagen, wie wenig eigenes Vermögen den Töchtern einst zufallen würde, — und Comtesse Adelheid in kleinen, — ja nur in bescheidenen Verhältnissen, — nein, das war nicht denkbar! Hatte sie es doch selbst oft genug offen ausgesprochen, daß ein Mann, der nicht in seiner eigenen eleganten Equipage vorfahren könne, um sie zu werben, von vornherein eines Korbes gewiß sein dürfe!

Sich mit Luxusgegenständen jeglicher Art umgeben zu sehen, — die reichsten Toiletten zu tragen, — das alles war ihr Lebensbedürfniß, wie sie es auch jedem, der es hören wollte, mittheilte. So war es denn bis jetzt bei den Bewunderern geblieben, — obwohl sie gar manchem Herzen tiefe Wunden geschlagen hatte. Wie stand es wohl mit ihrem eigenen dabei? — Das hatte bisher noch keiner erfahren.

Und so zog man denn hinaus in den herrlichen Sommernachmittag, denn es war mittlerweile Juni geworden, und die Blütezeit war vorbei.

Im Walde wurde Halt gemacht, — die kleine Gesellschaft lagerte sich im Schatten hoher Bäume, und dann sollte eine alte Ruine besucht werden.

Allein halbwegs den Berg hinan, erklärte Graf Weißenrode, sein Fuß schmerze ihn, er wolle lieber im Thale die Rückkehr der anderen erwarten.

Natürlich entstand sofort ein edler Wettstreit, — wer ihm zur Gesellschaft zurückbleiben dürfe; — nur Adelheid nahm keinen Theil an demselben, da es sich ja von selbst verstand, daß man ohne sie nicht weiter gehen würde.

Felix, durch die Pflicht der Höflichkeit gezwungen, machte Miene zum Bleiben, konnte aber seine Befriedigung nicht ganz verbergen, als sein Anerbieten abgewiesen wurde.

Auch Herrn von Brugk wollte der Graf durchaus nicht bei sich behalten; ihm war dieser Punkt noch ganz fremd, und es wäre unerhört gewesen, wenn er den einzig schönen Blick auf das Rheinthal verloren hätte.

Zwischen Asta und Beata entspann sich der heftigste Kampf, — insofern überhaupt bei einem Wesen wie Beatas von Heftigkeit die Rede sein konnte.

„Ich bitte Dich, laß mich bei Deinem Vater bleiben!" hatte sie dringend zu Asta gesagt und auch der Graf hatte große Lust gezeigt, seine kleine Herrnhuterin bei sich zu behalten, — allein Asta erinnerte ihn in glühenden Worten daran, wie Beata in Jahren nicht oben gewesen, wie sie heute noch eine kindische Freude geäußert habe, den Lieblingspunkt einmal wieder zu sehen und ihr Skizzenbuch eigens dazu mitgenommen, um oben zu zeichnen.

„Noch ein Vorschlag!" sagte Herr von Brugk, als Beata immer noch nicht zu bewegen war, — „lassen wir die Damen loosen! — So wird der Streit am einfachsten geschlichtet."

Schon hatte er ein Blatt aus seinem Taschenbuche genommen, und wollte es in zwei Theile reißen, da trat Beata einen Schritt vor.

„Ich bin bereit, zu thun, wie Du willst, Asta!" sagte sie, und ein leichtes Roth färbte einen Moment ihre Wangen.

„Mein süßes Herz!" rief Asta, und flog auf sie zu. „Du glaubst doch nicht, daß ich Dich hätte zum Loosen zwingen wollen, wo ich weiß, wie Ihr darin denkt? Nein! aber Du thust mir einen wahren Gefallen, wenn Du gehst, ich habe Kopfweh und bleibe viel lieber hier."

Das entschied.

Ohne ein Wort mehr wandte sich Beata, um Adelheid und Felix zu erreichen, welche die Lösung der Discussion nicht abgewartet, sondern langsam vorausgegangen waren.

„Sie nehmen mich doch mit, Fräulein Kröger?" sagte Herr von Brugk, indem er sie einholte, „doch Sie sollten nicht so rasch gehen," fuhr er fort, ohne auf ihre Antwort zu warten, „das ist Ihnen beim Steigen gar nicht gut, und wenn Sie nicht an sich denken wollen, so haben Sie doch Erbarmen mit mir, ich bin über die schönen zwanzig Jahre hinaus, Schwester Beata!"

Dabei lachte er und strich seinen schönen, glatten Schnurrbart, in dem noch kein graues Haar zu sehen war.

Augenblicklich mäßigte Beata ihren Schritt. Sie sah ein, daß sie die beiden anderen doch nicht erreichen konnte, denn auch sie fingen an, rascher zu gehen. Es war doch nicht ganz freundlich von ihnen, d. h. von Adelheid, dachte sie dabei, denn Felix mußte natürlich gehen, wie sie wollte, und es wunderte sie gar nicht, daß er gerne neben ihr ging und andere Menschen darüber vergaß — wie sah sie doch schön aus, Adelheid! und so liebenswürdig, wie sie heute war, erinnerte sie sich kaum, sie je gekannt zu haben.

„Ich fürchte, vorhin ganz unwissentlich einen faux pas gemacht zu haben," fing Hugo wieder an, dem es darum zu thun war, seine Begleiterin zum Sprechen zu bringen. „Darf ich fragen, in wiefern es Ihnen unangenehm sein konnte, des Scherzes halber an das Loos zu appelliren?"

„Nur eben, weil es des Scherzes halber geschehen sollte," antwortete Beata, ohne daß ihre Befangenheit von vorhin zurückkehrte. „In unseren Gemeinden wird das Loos sehr hoch gehalten, aber im Ernst als Gebetssache," setzte sie zögernd hinzu, „da möchte ich nicht einen Spaß daraus machen."

„Was Sie sagen!" entgegnete der Baron gespannt, „so gewinnt doch schließlich eine Aussage meinen Glauben, die ich bisher immer als ein Märchen verwarf, daß nämlich unter Ihren Glaubensgenossen das Loos über die Ehe entscheidet; ist dem so?"

„Nicht bei allen Ehen," antwortete Beata, „nur in besonderen Fällen."

Sie stockte. Wer ihr Gesicht gekannt hätte, würde an den zusammengepreßten Lippen und den gesenkten Mundwinkeln gesehen haben, wie unangenehm ihr die Unterredung war, allein Herr von Brugk fand sie äußerst pikant.

„Also in besonderen Fällen?" forschte er weiter. „Ich nehme an, in solchen, wo das Herz nicht gerade mitspricht, wo man sich unentschieden fühlt? — Habe ich recht?"

Sie senkte zustimmend den Kopf.

„Eigenthümlich! höchst eigenthümlich!" sagte er, „und wäre es eine unerlaubte Frage, Schwester Beata, ob Sie in gleichem Falle sich einer gleichen Entscheidung unterziehen würden?"

Sie stand einen Moment stille, mit gesenkten Wimpern, den Hut, den sie abgenommen, in der Hand haltend, „wie eine Marmorstatue!" dachte Hugo, sie bewundernd betrachtend.

Plötzlich schlug sie die Augen auf, und sie fest auf ihn richtend, antwortete sie leise, aber mit großer Bestimmtheit:

„Ja, ich glaube, es wäre eine unerlaubte Frage!" Dann schritt sie wieder voran.

„Verzeihung! dreimal Verzeihung!" rief Hugo und berührte leicht ihre Hand. „Sie glauben doch nicht, daß ich Sie beleidigen wollte, Fräulein Kröger?"

„Gewiß nicht!" erwiderte sie sanft, „doch ich rede nicht gern von solchen Dingen — ich meine — —" sie wurde verlegen.

„Ich verstehe," antwortete er gedrückt, „Sie meinen, mit Menschen, die Sie nicht für werth halten, Ihr Heiligstes anzutasten, wie ich es bin!"

„Das wollte ich nicht sagen," entgegnete sie, „ich kenne Sie ja auch nicht genug, Herr von Brugk, um überhaupt über Sie zu urtheilen."

„Sie halten aber für Indiscretion, ja, vielleicht für strafbare Neugierde das, was bei mir ein wirkliches, aufrichtiges Interesse für Sie — für Ihre Gemeinde ist!"

„Daher wäre es gewiß am besten, wenn Sie sich mit allen Fragen an meinen Vater wendeten," erwiderte Beata naiv, „er kann sie viel besser beantworten als ich."

Das ist doch einmal eine echte, erfrischende Unschuld! dachte Baron Brugk bei sich, daneben halten die wohlconservirten Backfischchen unserer Ballsäle nicht Stich!

„Wie könnte ich es verantworten, Ihrem Herrn Vater auf so egoistische Weise seine kostbare Zeit zu rauben?" sagte er laut, „ich



Der gelungene Ueberfall.
Originalzeichnung von A. Weinberger.

weiß ja, welch eine gute Tochter Sie sind, und daß Sie ihn eher schonen, als ihm neue Bürden auferlegen möchten; überdies, Schwester Beata," setzte er in weichem Tone hinzu, „Sie, die Sie fern von der Welt und ihren Versuchungen, in glücklicher Abgeschiedenheit leben, Sie ahnen nicht, was es für einen Mann wie ich, der draußen im Kampf und Streit des Lebens Höhepunkt überschritten, was es für mich eine Wohlthat ist, mit edlen, einfachen Frauen, wie Sie und Ihre Frau Mutter, verkehren zu dürfen! Sie sind ja die Gesegnete und Segenspendende, wie Ihr Vater Sie so gerne nennt, lassen Sie doch auch auf mich einen Tropfen Ihres Segens fallen, ich bitte Sie darum!"

Sie war sichtlich bewegt. „Lebt Ihre Mutter nicht mehr?" frug sie.

„Meine Mutter und meine einzige Schwester, die ich sehr geliebt, sind lange todt!" antwortete er, und für einen Moment nahm sein Gesicht einen Ausdruck an, daß es Beata weniger unangenehm erscheinen ließ. „Doch Sie blieben mir eine Antwort schuldig," setzte er schnell hinzu, „wollen Sie mich in die Zahl derer aufnehmen, denen Sie Ihre milden Gaben zukommen lassen?"

„Ich habe nichts zu geben," sagte sie ausweichend.

Sie waren beinahe oben angekommen, und jetzt zeigte ihnen eine plötzliche Biegung des Weges in nächster Nähe das ihnen vorausgeeilte Paar.

Adelheid hatte sich im Schatten der Ruine auf einen Felsenvorsprung gesetzt, ihr Haar hatte sich, wie es schien, in Folge der raschen Bewegung gelöst, und hing in schweren, schwarzblauen Wellen bis auf ihren Gürtel hinab, und ihre Wangen glühten in mehr als ihrer gewohnten Farbenpracht.

Ein paar Schritte tiefer, gleichsam ihr zu Füßen, ruhte Felix, den Kopf auf die Hand gestützt, zu ihr emporschauend; auch er sah erhitzt aus, ob durch das schnelle Steigen oder das eifrige Gespräch, in welches beide vertieft schienen, mußte dahingestellt bleiben.

„Wenn ich nicht irre, ist dort auch von Geben und Nehmen die Rede!" sagte Hugo halblaut vor sich hin. Er sah schnell auf seine Begleiterin — hatte sie die Worte gehört? Nein, sie war wieder einen Moment mit dem statuenartigen Ausdruck stehen geblieben, die Augen auf die Gruppe vor ihnen gerichtet; dann winkte Adelheid sie mit dem Taschentuche heran, und indem sie zu ihnen trat, sprang Felix auf, ihr Platz zu machen.

„Wie lange Ihr geblieben seid!" sagte Adelheid, „ich kann es nicht leiden, so langsam zu gehen."

„Es war ein Werk der Barmherzigkeit von Fräulein Kröger, das ich ihr nicht hoch genug anrechnen kann," sagte Herr von Brugk, „sie kargt sonst etwas mit ihren Wohlthaten!"

„So?" frug Felix zerstreut, ohne Beata anzusehen.

„Soll das heißen, daß Ihnen das rasche Bergsteigen beschwerlich ist, Herr von Brugk?" lachte Adelheid, „da müssen Sie sich ja schämen; Sie stehen ja gerade im besten Mannesalter!" fuhr sie fort, und als sie den eifersüchtigen Blick bemerkte, den Felix bei ihren letzten Worten auf den Baron warf, wandte sie sich ausschließlich an Hugo und unterhielt sich scherzend und neckend mit ihm.

Beata hatte sich seitwärts von den anderen zurückgezogen und skizzirte den ihr gegenüberliegenden Theil der Ruine.

Felix, der in einer sehr eigenthümlichen, aufgeregten Stimmung zu sein schien, kletterte zwischen den Trümmern der einstigen Burg umher; nach einiger Zeit kam er zurück und rief den anderen zu, ihm auf einen besonders schönen Punkt zu folgen, von wo aus die weiteste Aussicht zu genießen sei.

„Ein herrliches Panorama!" sagte Herr von Brugk, indem er auf die liebliche Gegend hinabsah, das stille Dorf zu ihren Füßen, und in der Ferne den Rhein, sich gleich einem silbernen Bande durch die gesegneten Fluren windend.

Auch Beata stand wie in stiller Verzückung, ganz versunken in das sonnige Bild.

Adelheid war aber mehr davon erfüllt, so weit als möglich auf einen ziemlich gefährlich aussehenden Felsenblock zu klettern, wobei ihr Felix helfen mußte; als sie aber an der äußersten Spitze angekommen, rief sie Herrn von Brugk herbei, um ihm die Aussicht zu zeigen, und Felix ließ sie zusammen dort stehen, und schien wieder zurück nach der Ruine zu wollen.

Als er an Beata vorbei kam, mußte er sich erinnert haben, daß er den ganzen Tag kaum noch ein Wort zu ihr gesprochen.

Er blieb stehen und erkundigte sich freundlich nach ihrer Mutter, die in letzter Zeit viel leidend gewesen, und bat sie, ihn bei ihr zu entschuldigen, daß er sich so lange nicht habe sehen lassen, er würde in den nächsten Tagen kommen.

Sie sah ihm freundlich in das erhitzte Gesicht und es war ihm, als ob seine Aufregung sich lege vor den sanften, friedlichen Augen.

„Ich glaube, wir sind als Kinder auch einmal hier gewesen," sagte er plötzlich.

„Gewiß!" sagte Beata, „ich weiß die Stelle noch genau, wo wir uns lagerten, dort an der Mauer. Ich bin seitdem nicht wieder hier gewesen."

„Das ist lange her!" sagte er, und strich sich das kastanienbraune Haar aus dem Gesicht.

Da hörte er Adelheid seinen Namen rufen, und eilte zu ihr.

Beata sah ihm nach — ja, es war ganz der alte Felix, zerstreut und leicht erregbar — aber so freundlich und gut! und nun er so herzlich zu ihr gesprochen, konnte sie sich viel mehr an der schönen Landschaft freuen.

Beim Hinuntergehen hielt man so ziemlich zusammen. Graf Weißenrode und Asta erwarteten sie im Dorfe am gedeckten Tische, und nach der Abendmahlzeit brachte eine kurze Fahrt sie an den Rhein, wo die Rückfahrt im Nachen angetreten wurde.

Nur bei außerordentlichen Gelegenheiten, und wenn der Thermometer, wie heute, einen besonderen Höhegrad zeigte, unternahm der alte Graf eine solche Rheinfahrt, die einst ihm, wie jedem echten Rheinländer, ein Hauptvergnügen gewesen war.

Jetzt hatten die Diener Decken in Menge herbeigeschafft, damit kein Luftzug das empfindliche Glied berühren könne.

Der Abend war wie ausgesucht zu der Fahrt. Die Sonne war längst untergegangen, und der Vollmond spiegelte sich in der klaren Flut; kein Lüftchen regte sich.

Beata und Asta saßen in der vordersten Spitze des Bootes ihnen gegenüber, am anderen Ende, Adelheid und Felix. Herr von Brugk hatte in der Mitte, neben dem alten Grafen, Platz genommen.

Der Mondschein fiel hell auf die ganze Gruppe und ließ alle Züge mit besonderer Schärfe erkennen.

Hier und da tönte eine Abendglocke vom Ufer her.

Dann fing Asta an zu singen, und allmählich stimmten alle ein, auch die beiden Schiffer, die auf Wunsch der jungen Leute den Kahn meist treiben ließen, und nur von Zeit zu Zeit ihre Ruder senkten, um sie, wie von Silber übergossen, wieder zu heben.

Adelheid hatte die Finger in die Flut getaucht und sich einigemal das aufgelöste Haar mit den Wassertropfen bespritzt, sie funkelten wie Diamanten auf dem schwarzen Grund.

Herr von Brugk beobachtete sie scharf. Er sah, wie sie wieder die Hand in die Wellen sinken ließ, wie Felix, der seinen Platz ihr dicht gegenüber genommen, dasselbe that und beider Hände eine Zeitlang unter Wasser blieben; dabei redete Felix, wie es schien, leise und dringend auf sie ein, sie aber lachte und schüttelte ihr langes Haar, daß die Tropfen ihm ins Gesicht flogen.

Dann wandte sich Hugo nach dem anderen Ende des Bootes — hatte Beata die kleine Scene dort unten beobachtet? — fast glaubte er es, denn sie sah unverwandt hin.

Ob es wohl der Mondschein war, der ihrem Gesicht mehr als die gewohnte Marmorblässe verlieh?

(Fortsetzung folgt.)

Aus Reineckes Räuberleben.

(Zu dem Bilde auf S. 645.)

Von der Abendsonne vergoldet liegt der Weiher; wie ein Silberspiegel glänzt seine Fläche, die nur von den weiten Ringen unterbrochen wird, welche von einer Schar munterer Wildenten ausgehen, die in der Nähe des Röhrichts am Rande des Teiches ihr lustiges Wesen treiben. Das ist ein Geschnatter und Gequieke, ein Tauchen und Flügelklatschen, das weithin über die schon dem Schlummer zu-

eilende Landschaft hintönt. Einer nach dem andern von den munteren Vögeln ermüdet jetzt, das Geschnatter wird leiser, und allmählich verlieren sie sich im dichten Schilfe, das mit einem grünen Kranze den Weiher umsäumt. Nur ein stolzer Erpel übt noch seine Taucherkünste; er schwimmt im scharf abgezirkelten Bogen durch die klare Flut, die er beherrscht, wie das stolzeste Rennpferd den festen Boden. Jetzt erhebt er sich auf den mit breiten Schwimmhäuten versehenen Füßen über dem Wasser und schlägt munter die schön glänzenden Fittiche in die Luft, die weiße Brust den letzten Strahlen der Sonne aussetzend. Das ganze Thier wird sichtbar über der vergoldeten Fläche; dann sinkt es zurück und rudert langsam mit stolz erhobenem Kopfe dem Röhricht zu, um in demselben zur Nachtruhe sich niederzulassen. Am Ufersaum, etwas abseit von den Genossen, wählt das Haupt der Familie seine Schlafstatt. Während er den Kopf unter dem Flügel verbirgt, ist die Sonne unter dem Horizont versunken.

Tiefer sinkt der Abend. Vom nahen Buchenwalde her ertönt jetzt der schauerliche Schrei der Waldkäuze; Igel, Spitzmäuse, Wiesel und andere nächtlich raubende Thiere huschen aus ihren Schlupfwinkeln hervor, um, geschützt von der Dunkelheit, ihre Beutezüge zu beginnen. Das Nachtleben der Natur hat begonnen. Nur noch eine fahle Dämmerung überzieht die Landschaft, da steigt mit geröthetem Scheibe der volle Mond empor, um einen kurzen Lauf am nächtlichen Firmamente zu beginnen. Sein mildes Licht, das in fast wagrechten Strahlen über die Fläche fällt, übergießt die Landschaft mit hellem Schein, von dem die gespenstisch langgezogenen Schatten der Bäume und Sträucher sich rabenschwarz abheben. Ruhe ringsum. —

Doch was ist das? Dort oben am Hag, der sich am Abhange hinzieht, welcher zum Teiche hinabläuft, bewegt es sich. Das ist ein größerer Nachträuber, unser Fuchs. Bedächtig ist er seiner Feste Malepartus entstiegen, die unter dem Hag sich hinzieht und ursprünglich ein Dachs- oder Kaninchenbau war. Denn sich selber eine unterirdische Zufluchtsstätte zu graben, dazu ist der Faullenzer viel zu bequem; er hat sich lieber sein Dasein auf Kosten fremder Arbeit bequem gemacht. Schon am Tage hat Reinecke gejagt, aber die Beute muß nicht ergiebig ausgefallen sein; dann war es auch so heiß, und ein Schläfchen im kühlen Bau hat ihn wieder gestärkt, zu neuer Raublust ihn angestachelt. Mürrisch erwacht er und empfindet Hunger. Sollte nicht ein Abendstreifzug dem abhelfen? denkt der Erzschelm. Er macht sich auf. Vor dem Bau deuten die blutigen Federn eines Feldspatzen darauf hin, daß Reinecke heute schon gemordet; auch hat er am Teiche einen harmlos quakenden Frosch überlistet, doch das alles stillte seinen Hunger nicht. Die fetten Enten auf dem Weiher regten seine Lüsternheit an, und ihnen ist der schlaue Heuchler jetzt auf der Spur. Er hat ausgekundschaftet, wo sie im Röhricht zu ruhen pflegen. Ihnen gilt sein Nachtwandeln. Seht nur, wie er geduckt dahinschleicht, als ob er nichts Böses im Sinne hätte! Der schlaue Kopf hängt hernieder, aber die Ohren sind gespitzt, die buschige Ruthe fegt schlaff über den kurzen Rasen. Langsam, Blutgier und böse Gedanken mit sich führend, schleicht er dahin, so unschuldig thuend, als könne er kein Wasser trüben.

Aber wartet nur! Jetzt kriecht er sachte den Abhang zum Teiche hinab. Er hält inne und „windet", die spitzige, schwarze Nase schnobernd nach dem Röhricht hingewendet. Ja, er hat etwas im Sinne. Der Heuchler! Die fromme Miene, mit der er herabschleicht, sie ist nur Schein; sie verbirgt arge Mordgedanken, und vorwärts geht es, mit leisem Schritte dem Schilfdickicht am Saume des Weihers zu.

Jetzt steht er abermals stille und überlegt. Er muß der Sache sicher sein, denn womöglich noch vorsichtiger als zuvor schleicht er in der Richtung weiter, in der wir den alten Enterich im Rohr verschwinden sahen. Nun hat er den Rand erreicht und ist unentdeckt. Aber wozu soll er noch die fromme Maske tragen? Sie fällt, und das wildgierige Auge des Mörders sucht die leise vom Winde bewegten, schwanken Stengel des Schilfes zu durchdringen. Die Beute ist erspäht, und nur wenige Schritte trennen den Meuchler von dem arglos träumenden Vogel, der geduckt zwischen den Halmen ruht.

Reinecke richtet sich auf. Er ist jetzt ein anderer, denn seine ganze Kraft muß der Wegelagerer zur bösen That nun zusammennehmen. Mißlingt der Sprung auf dem halbsumpfigen Boden, knittert das zerbrechliche Rohr — dann erwacht der Vogel und die Abendmahlzeit ist verloren.

Der alte Wegelagerer erscheint ganz Muskel und Sehne; er zieht den schlanken Leib an, die buschige Ruthe ist erhoben, wild leuchten die schiefgestellten Chinesenaugen aus dem trotzig breiten Schädel hervor, und gleich einer Säge starren uns aus dem weißlippigen Maule die perlweißen, spitzigen Zähne unter den kühnen Schnurrhaaren entgegen. Auge, Nase, Gehör — alles scheint an ihm zu arbeiten. Noch einmal schwenkt er die rothe Ruthe, dann erhebt er die schwarzbraunen Läufe zum Sprung und knitternd durchsetzt er das Röhricht.

Laut und angstvoll schreiend erhebt sich der Erpel, die Flügel schlagend. Zu spät! schon hat ihn der Spitzbube am Halse erfaßt, und während ringsum das Schilf vom lauten Geschnatter der erschreckt ins Wasser stürzenden Entenschar ertönt, und der tiefe Frieden, der auf der weiten, vom Mondlicht übergossenen Fläche des Weihers ruhte, durch den Ueberfall des Nachträubers gestört ist, trottet dieser, seine Beute zwischen den scharfen Zähnen mitschleppend, den Abhang hinauf, seiner Feste Malepartus zu. N. M.

Der Kassendieb.

Criminalskizze von H. Engelke.

Die eben aufgegangene Junisonne des Jahres 1821 vergoldete die Fenster des großherzoglichen Justizministeriums in W...... Der Minister war am Abende vorher von einer langen Inspectionsreise zurückgekehrt. Er hatte sämmtliche Amtsgerichte des Landes einer genauen unverhofften Visitation unterworfen. Erst vor kurzem aus einem Nachbarstaate zu seiner hohen Stellung berufen, hatte er seit der Zeit seines Amtsantrittes unablässig gearbeitet.

Im ganzen war er mit dem Resultate seiner Reise zufrieden. In Nachdenken versunken, ließ er die amtlichen Erlebnisse seiner Visitationsreise im Geiste an sich vorübergehen. Da verzogen sich seine ernsten Gesichtszüge zu einem Lächeln. Er gedachte seines Empfanges auf dem Amte zu D., wie er in seiner fast für einen Minister zu unscheinbaren Kleidung in die Amtsstube getreten war.

Der Minister war gerade gekommen, als der Gerichtsamtmann Börner hinter der Schranke gesessen und ein Protokoll dictirt hatte.

„Kommt Er endlich, ich habe lange genug auf Ihn gewartet."

„Auf mich?"

„Jawohl, ist Er nicht der Schneider Wimpel?"

„Nein, der bin ich nicht!"

„Nun, was will Er denn?"

„Zuhören, Herr Gerichtsamtmann!"

„Zuhören! Was hat Er zuzuhören, wie heißt Er, was ist Er?"

„Ich bin der Justizminister und komme zur Visitation des Amtes."

Der Gerichtsschreiber, der bis dahin das Protokoll geführt, war urplötzlich mit seinem Kopfe hinter einem großen Actenstoße verschwunden, Gerichtsamtmann Böener aber war in unglaublicher Verlegenheit von seinem Platze aufgesprungen, dem Minister entgegengeeilt und hatte einmal über das andere: „Verzeihung, Vergebung, Excellenz!" gestottert. Dieses komische Quidproquo war dem Minister in das Gedächtniß zurückgekehrt, und deshalb überzog ein Lächeln sein Gesicht. Da trat der Diener ein und überbrachte einen Stoß Briefe, die sich während der Abwesenheit des Ministers, „persönliche Angelegenheiten" betreffend, aufgesammelt hatten.

Er öffnete die Briefe nach einander, durchflog kurz deren Inhalt und legte sie in ein Fach seines Schreibtisches.

Da hielt er plötzlich inne. Ein Brief mit dem Poststempel D. hatte seine ganze Aufmerksamkeit erregt.

Der Minister stand auf und ging hastig im Zimmer auf und ab. „Das ist ja unmöglich, ganz unmöglich." —

Wieder nahm er den Brief zur Hand und las:

Exellenz!

Wenn Sie diesen Brief erhalten, bin ich nicht mehr unter den Lebendigen. (Ich sühne das [redacted], das ich begangen, selbst durch meinen [redacted]! An der Depositalcasse fehlen fünftausend Gulden. Ich habe sie aus dem Schranke — gestohlen. Der Cassirer ist unschuldig. Ich habe Bleirollen anstatt der Geldrollen in

den eisernen Bestand gelegt. Ich habe einen Nachschlüssel zum zweiten Schlosse mir zurecht gefeilt und damit den Schrank geöffnet. Ich gestehe und bekenne dies auf dem Wege zur Ewigkeit.

D., den 21. Mai 1821.

Börner,
Gerichtsamtmann.

„Unmöglich!" murmelte der Minister abermals und griff nach den Visitationsprotokollen, „am 20. Mai fand die Revision statt, er war so sicher, so ruhig, als die Casse geöffnet wurde, er war nicht von meiner Seite gekommen, seit ich in das Verhörzimmer eingetreten war." Der Minister läutete und der Kammerdiener trat ein.

„Ist der Geheime Canzleirath Splitter schon auf dem Bureau?"

„Er ist eben gekommen."

„Rufe ihn!"

Der Geheime Canzleirath trat ein und verbeugte sich tief.

„Guten Morgen, Splitter! Sind in meiner Abwesenheit wichtige Nachrichten eingegangen?"

„Nur wenige, Excellenz, ein Bericht von einem Feuer in der Canzlei zu S. und die Nachricht von dem Tode des Gerichtsamtmanns Börner in D."

„Wann ist er gestorben?"

„Nach dem Berichte des Obergerichts am 21. Mai. Er ist beim Baden ertrunken!"

„Bestellen Sie Postpferde, Splitter! Ich will in einer Stunde verreisen, rüsten Sie sich selbst, Sie fahren mit."

„Eure Excellenz, zu Befehl!"

„Splitter! warten Sie noch einen Augenblick! Suchen Sie mir aus den Generalacten, betreffend Beförderungen und Unterstützungen, eigenhändig geschriebene Gesuche des Gerichtsamtmanns Börner heraus."

„Sofort, Excellenz!" — Der Beamte ging.

„Sollte ich mich getäuscht haben?" sagte der Minister vor sich hin. „Ich hätte es nie geglaubt, so grob er war, so ehrlich sah er aus."

Geheimrath Splitter erschien mit dicken Actenstücken, in denen er verschiedene Folien eingekniffen hatte.

Der Minister trat an das Fenster und prüfte die Acten, in der Hand die Handschrift des Briefes.

„Splitter!" — „Excellenz!"

„Haben Sie den verstorbenen Börner gekannt?"

„O, wie meinen Bruder, Excellenz, wir waren zusammen auf dem Gymnasium und haben zusammen studirt."

„Was war es für ein Mann?"

„Brav und gut, aber etwas komisch und grob. Er hat in seinem Leben viel Unglück gehabt. Wir nannten ihn schon, als wir Auditoren waren, nur den Pechvogel. Ueberall hatte er Unglück. Auf der Universität erhielt er sich durch Unterricht, den er gab. Er hatte sich ein kleines Capital erspart und als er Accessist wurde, schaffte er sich selbst Meubles an, um die hohen Preise der meublirten Wohnungen zu ersparen. Zwei Tage später reiste er mit seinem Chef über Land zu einem Termine. Als er zurückkehrte, war das Haus, in dem er wohnte, abgebrannt. Von seinen Meubles war nichts gerettet. Als er das zweite Examen machte, hatte er das Unglück, daß seine Uhr stehen geblieben war. Statt um 8 Uhr, kam er um 10 Uhr und wurde auf sechs Monate zurückgewiesen. Zum Assessor befördert, hielt er um die Schwester seiner nachherigen Frau an. Der Vater des Mädchens klopfte ihm auf die Schulter und erwiderte ihm: Liebster Börner, Sie kommen zu spät, das Mädchen hat sich vor einer halben Stunde mit dem Lieutenant B. verlobt. So ging es fort, Unglück auf Unglück. Der härteste Schlag traf ihn aber voriges Jahr in seiner Stellung als Gerichtsamtmann. Durch die Nachlässigkeit seines Secretärs wurde die Eintragung einer Schuldforderung in das Grundbuch unterlassen. Der Regreß ließ nicht lange auf sich warten, und er wurde durch alle Instanzen zur Zahlung von 5000 Gulden und Zinsen verurtheilt. Und nun dieses letzte Unglück!"

Der Minister horchte auf. „Hat er das Geld bezahlt?"

„Nein, Excellenz, er hatte nichts. Seit einem Vierteljahre wurden ihm die gesetzlichen Abzüge vom Gehalte gemacht. Sein Tod ist sehr hart. Es waren Mündelgelder, zu deren Ersatz er verurtheilt war. Die Abzüge reichten wenigstens hin, um die Kinder zu erziehen."

„Hinterläßt er selbst Familie?"

„Ach ja, Excellenz, Frau und eine Tochter, so brav, so gut!"

„Hat die Frau Vermögen?"

„Wenig; aber sie bezieht ja ihre Wittwenpension."

„Das ist fraglich!"

„Wie befehlen Excellenz?"

„Lesen Sie hier, Splitter!" und der Minister reichte seinem Vertrauten den Brief.

„Mein Gott, mein Gott, wie ist das möglich? Es ist wahrhaftig seine Handschrift, es sind seine großen krummen Schriftzüge — — sollte er — —"

„Was meinen Sie, Splitter?"

„Ich meine eigentlich gar nichts, Excellenz, aber unmöglich wäre es doch nicht, daß er das Geld genommen, um — —"

„Die Mündel zu befriedigen, was?"

„Das meine ich, Excellenz!"

„Machen Sie sich zur Reise fertig! was wir gesprochen — sub sigillo, Sie verstehen mich, Splitter!"

Der Beamte verbeugte sich tief und ging.

Am Abende desselben Tages waren der stellvertretende Assessor Höhner und der zweite Cassirer höchst überrascht, als sie, noch um 10 Uhr auf das Amtsgericht gerufen, dort den hochgebietenden Minister in Begleitung des Präsidenten des Obergerichts und zweier anderer Beamten vorfanden.

„Wann haben Sie die Geschäfte übernommen, Herr Assessor?"

„Am 22. Mai früh, an dem Tage, als ich hier ankam!"

„Auch die Cassen, insbesondere die Depositalcasse?"

„Jawohl, sie stimmte genau mit den Büchern."

„Haben Sie das Geld gezählt?"

„Theils gezählt, theils gewogen, wie die Vorschrift für Beutel und Rollen besagt."

„Oeffnen Sie den Depositalschrank, und Sie, Herr Secretär, reichen Sie den Tagesabschluß her!"

Beides geschah. Rolle auf Rolle wurde geöffnet und nachgezählt. Bald kam eine Rolle, die dem Drucke der Hände widerstand, dann noch eine und noch eine, bis zehn auf dem Tische lagen.

„Reißen Sie das Papier herunter!"

Dies geschah unter fieberhafter Erregung der Anwesenden. Das Deficit war da. Anstatt des Goldes lange bleiernen Uhrgewichten ähnliche Stücke, so rund gefeilt, wie Rollen Goldstücke, nur um ein geringes dicker und länger, um die größere Schwere des Goldes zu ersetzen. Es fehlten gerade 5000 Gulden. Der Cassirer war auf einen Stuhl gesunken und rang die Hände.

„Ich bin unschuldig, ich bin unschuldig!" jammerte er.

„Es hat Sie noch niemand einer Schuld bezüchtigt, fassen Sie sich," sagte der Minister ernst, aber freundlich.

Dann wendete er sich zum Geheimrath Splitter, befahl die Aufnahme des Revisionsprotokolls, dem Assessor Höhner aber die Einleitung der Untersuchung und gerichtliche Feststellung des Thatbestandes.

Der Minister reiste mit seinen Begleitern noch in derselben Nacht zurück und der Assessor ging am andern Morgen an seine Arbeit.

Er wandte sein Augenmerk zuerst auf die Hinterbliebenen des Gerichtsamtmanns und nahm sofort eine Haussuchung vor. Geld war blutwenig vorhanden. Die Wittwe war in voller Verzweiflung über die Schmach, die man ihrem todten Gatten anthun wollte, die hinterlassene Tochter im Alter von 16 Jahren, eine reizende blonde Erscheinung, mit dem unverkennbarsten Ausdrucke der Ehrlichkeit auf dem Gesicht, öffnete laut schluchzend und weinend alle Behältnisse der Wohnung.

Die Haussuchung dauerte fast den ganzen Tag, bis zum Abend.

Gensdarm Leopold, den der Assessor zugezogen hatte, ließ keine Ecke, keinen Winkel des Hauses undurchsucht. Kisten und Kasten wurden geöffnet, Boden und Keller umgewendet, auch nicht ein Kreuzer fand sich, mit Ausnahme der wenigen Gulden, welche die Wittwe für sich beanspruchte, als Rest des kärglichen monatlichen Gehaltes. Mutter und Tochter erboten sich zum Eide, daß sie ein weiteres Geld nicht besäßen, auch nichts weiter, als den Gehalt besessen und nichts verschwiegen und nichts heimlicher Weise abhanden gebracht hätten. Während sich der Assessor noch mit den Damen unterhielt und sie zu trösten suchte, hatte Spürnase Leopold den Schreibtisch des Ver-

storbenen durchwühlt. Leise rief er den Assessor in das Nebenzimmer. „Sehen Sie hier, Herr Assessor, was ich gefunden!"

Es war ein großes Stück Wachs, eine große, alte Feile, ein dickes zehn Pfund schweres Stück Blei und eine Partie ziemlich starken Papieres, das augenscheinlich von alten Actendeckeln abgeschnitten war. Die Rinnen der dreikantigen Feile bildeten ein schweres Indicium. Zwei der Flächen enthielten Bleispähne, die dritte Eisenfeilspähne. Letztere waren auch, wenn auch nur in sehr geringen Spuren, auf dem Wachse vorhanden, das zu einer großen Kugel zusammengeknetet war. Das Papier war von derselben Sorte, wie es zum Einpacken der Goldrollen benutzt wurde.

Der Assessor rief die Frauen herein.

„Können Sie mir nicht sagen, wozu der Verstorbene die Feile benutzt hat?"

Die Wittwe wußte nichts, aber ihre Tochter Therese trat hervor.

„Vater hat sie gar nicht benutzt, sondern ich. Vater war ein eifriger Scheibenschütze. Ich mußte ihm die Kugeln gießen und habe die Spitzen derselben damit abgefeilt."

Leopold nickte mit dem Kopfe; ihm war die Leidenschaft des Scheibenschießens Seitens des Verstorbenen sehr wohl bekannt.

„Und das Stück Wachs?"

„Das ist ein altes Wachslicht, in das der Docht einzuziehen vergessen war, es liegt schon seit Jahren im Schreibtische neben der Feile," sagte die Wittwe.

Das Papier war dem Assessor vorläufig zu unbedeutend, um darnach zu fragen. Am nächsten Tage besichtigte er den Depositalschrank. Nirgends war eine Spur von Gewalt zu sehen. Der Cassirer beschwor, daß er die Schlüssel zu seinem Schlosse seit 20 Jahren Tag und Nacht bei sich trage. Somit war es unzweifelhaft, daß ein Nachschlüssel angewendet war, woher hatte aber der Dieb den Abdruck zu dem überaus künstlichen Schlüssel genommen?

Wie alle Personen bei Gericht, so theilte auch der Assessor die Ansicht, daß wenn der Gerichtsamtmann das Geld wirklich genommen, er dies niemals zu Gunsten seiner Familie gethan haben könne. Die Frauen konnten nicht lügen, oder wenn sie die Unwahrheit gesagt hätten, so würde man dies sehr bald an ihrer Lebensweise gemerkt haben. Man merkte aber das gerade Gegentheil, und schon nach wenigen Tagen war vollständige Noth ausgebrochen, und die befreundeten Familien mußten helfen.

Auch nicht die geringsten Schulden wurden ermittelt und es blieb gar nichts anderes übrig, als anzunehmen, daß der Diebstahl zu Gunsten der Belowschen Minorennen, die durch die Schuld des Gerichtsamtmanns ihr ganzes Vermögen verloren hatten, verübt sei. Börner war bei all seiner Grobheit ein weichherziger Mann gewesen. Erst, nachdem das Urtel auf Regreßpflichtigkeit gegen ihn die Rechtskraft beschritten hatte, war ihm bekannt geworden, daß die eingeklagte Summe alles gewesen, was die Minorennen besessen hatten. Er hatte laut geweint, als er dies erfuhr, und laut geklagt, daß er zu alt und kränklich sei und den Minorennen niemals gerecht werden könne, daß seine Familie ihm ebenso nahe stehe und er mehr als den gesetzlichen Abzug vom Gehalte nicht mehr zu entbehren im Stande sei.

Der Vormund der Minorennen wurde vernommen. Er beschwor, von Börner nicht mehr als den halbjährigen Abzug erhalten zu haben. Die Belowschen Minorennen, zwei Zwillingsbrüder, die nach dem Verlust ihres Vermögens die Schule aus Mangel an Subsistenzmitteln verlassen hatten und bei einem Kaufmann in die Lehre getreten waren, besaßen kaum die Kleider auf dem Leibe und leisteten einen gleichen Eid, wie ihr Vormund. Wo war das Geld geblieben?

Bald wurde der Verdacht gegen den Verstorbenen noch mehr erschüttert.

Der Assessor vernahm die Zeugen, die ihn kurz vor seinem Tode gesehen hatten.

Börners Angehörige beschworen, daß er bei seinem Weggange zum Bade wie immer ein Butterbrot eingesteckt habe, um dasselbe vor der Badehütte im Freien zu genießen.

Von seiner Tochter hatte er sich ein Handtuch geben lassen und die Familie gebeten, ihm nach einer Stunde entgegenzukommen, um mit ihm spazieren zu gehen. Vor dem Thore, so wurde weiter ermittelt, war er in den Laden eines Kaufmanns getreten und hatte sich ein kleines Fläschchen, das er bei sich trug, halb mit Liqueur füllen lassen, um, wie er bemerkt hatte, sich nach dem Bade zu erwärmen. Beim Baden selbst war es dann allerdings den sich im Wasser tummelnden Knaben aufgefallen, daß der Gerichtsamtmann eine ganze Strecke am Ufer stromauf gegangen und dann an einer verbotenen Stelle in das Wasser gesprungen war, wo die Wellen ihn sofort weggerissen hatten, ohne daß ein Hilferuf erschollen wäre. Es wurde constatirt, daß Börner die Schwimmkunst nicht erlernt hatte.

Auch rücksichtlich der Authenticität des an den Minister gerichteten Briefes wurden erhebliche Zweifel laut. Der Gerichtsamtmann war nachmittags 5 Uhr zum Baden gegangen und um 6 Uhr todt aus dem Wasser gezogen worden. Der Brief trug auf dem Couverte in dem Ausgabestempel die Zeitbestimmung 6—9. Möglich war es nun allerdings, daß er den Brief, der übrigens mit dem amtlichen Siegel verschlossen war, unter die durch den Gerichtsdiener um 6 Uhr abends zur Post zu befördernden Briefe gelegt hatte, so daß hieraus die spätere Ausgabezeit sich erklären ließ. Der Gerichtsdiener, der sich die Adressen nicht angesehen, wußte nur zu bekunden, daß er um halb 6 Uhr die zum Abgange bestimmten Briefe aus dem Zimmer des Gerichtamtmanns abgeholt und dieselben gegen 6 Uhr zur Post getragen und in den Briefkasten geworfen hatte.

Die schriftverständigen Beamten, welche die Hand des Gerichtsamtmanns seit langen Jahren kannten, waren anfänglich der festen Ueberzeugung, daß sie es mit der echten Handschrift des Verstorbenen zu thun hatten. Das Papier, das zum Briefe verwendet worden, war Gerichtspapier der feinsten Sorte, wie es zum Ausfertigen von Urkunden benutzt wurde, die Tinte hatte, wie die eigenthümliche Schwärze derselben ergab, gleiche Beschaffenheit wie diejenige, welche auf dem Gericht verwendet wurde und von dem ersten Gerichtsdiener angefertigt war. Dennoch wurden die Sachverständigen bald zweifelhaft. Sie vermißten bei genauester Prüfung einige charakteristische Bogen und Haken, deren der Amtmann sich stets bedient hatte. Vor allem aber fiel ihnen die Kürze der Sätze auf. Börner war unglaublich weitschweifig in allen seinen Verfügungen und Erkenntnissen gewesen. Er baute stets, auch in seinen Privatbriefen, lange schwerfällige Sätze mit Participialconstruction und Zwischensätzen. Endlich war in dem Worte Excellenz sogar ein orthographischer Fehler. Hinter dem x war das c weggelassen und die Ueberschrift lautete: Exellenz!

Börner, der überaus peinliche Börner, sollte einen solchen Verstoß begangen haben!

So lag die Sache im Juli 1821, als der Assessor die Untersuchung schloß und die Acten dem Ministerium einsendete.

Die Entscheidung ließ nicht lange auf sich warten. Der Minister befahl die Einstellung des Verfahrens, der Brief wurde als eine Mystification bezeichnet, und die Wittwe erhielt, da auch der Selbstmord zweifelhaft geworden war, ihre Pension ausgezahlt. —

Das Geld blieb und war verschwunden. Jeder Anhalt zu weiteren Ermittelungen fehlte. Bald war die Geschichte halb vergessen. Zu der Zeit, als der Amtmann gestorben war, waren die beiden Belowschen Zwillingsbrüder 19 Jahre alt gewesen.

Zwei Jahre später, im Jahre 1823, wurden dem Assessor eines Tages die Belowschen Vormundschaftsacten, gleichzeitig aber auch die Belowschen Testamentsacten, zur Verfügung vorgelegt.

Aus ersterem ersah er, daß die Minorennen vor ihrem Majorennitätstermin standen und Decharge zu leisten hatten, aus dem letzteren dagegen, daß sich im Depositorio des Gerichts ein Testament des verstorbenen Vaters der Minorennen befand, welches auf dem Converte folgende Aufschrift trug:

Hierin befindet sich mein Testament, welches ich eigenhändig ge- und unterschrieben habe und welches in meiner Gegenwart mit dem Gerichtssiegel dreimal verschlossen worden ist.

Ich verbiete die Versiegelung meines Nachlasses und ordne an, daß dieses mein Testament am Großjährigkeitstage meiner Zwillingssöhne eröffnet werden soll.

D., am 2. Januar 1820. Carl Heinrich Below.

Mit den Gerichtssiegeln verschlossen.

D., den 2. Januar 1820. Der Gerichtsamtmann Börner.

Der Assessor beraumte sofort für den Großjährigkeitstag Termin zur Dechargeleistung und Eröffnung des Testaments an. Der Vormund und die Mündel erschienen und der Assessor holte das Testament aus dem Depositorium. Die drei Gerichtssiegel waren vollkommen unverletzt und das Convert wurde durch behutsamen

Scheerenschnitt eröffnet. Man nahm das Testament heraus. Es lag wieder in einem besonderen Umschlage, der nur leicht mit Oblate verklebt war. Das Testament wurde entfaltet. In demselben lagen ein kleines Bild des Verstorbenen und 10 Scheine zu 500 Gulden.

Auf das höchste überrascht, sprachlos vor Erstaunen, sahen sich alle an.

Wie ein Blitz durchfuhr sie der Gedanke, daß Börner das gestohlene Geld in Papier umgewechselt, das Testament bei irgend einer Gelegenheit sich aus dem Depositorio verschafft, das Couvert geöffnet, das Geld hineingelegt und das Couvert dann mit dem ihm zu Gebote stehenden Gerichtssiegel wieder verschlossen habe.

Das Testament, das Testament, es mußte Aufklärung schaffen! Das Testament brachte aber keinen Aufschluß, im Gegentheil, es vermehrte die Verwirrung! Es war ein kurzes Scriptum und begann damit, daß der Vater den Kindern an das Herz legte, die guten Lehren nicht zu vergessen, die er ihnen eingeprägt; brüderlich sich zu lieben und des todten Vaters zu gedenken, „der," so schloß das Testament wörtlich, „nur für Euch gearbeitet und geschafft und der in seinem stillen Grabe noch sich freuen wird, wenn Ihr beim Lesen dieser Zeilen erkennen werdet, wie väterlich er für Euch gesorgt hat. Gott segne Euch, lebt wohl!"

Von dem Gelde kein Wort! War der letzte Passus eine bloße Redensart, oder hatte er Bezug auf die einliegenden 5000 Gulden?

Die Belowschen Zwillingsbrüder waren selbst in der größten Verlegenheit und wußten vor Ueberraschung nicht, was sie sagen sollten. Man untersuchte nochmals die Siegel des Converts. Auch nicht die Spur einer Verletzung oder Erneuerung derselben war zu finden. Der Lack war glatt, fein und dünn auf das Papier aufgetragen, ohne hervorstehende, überragende oder wulstige Ränder. Der Vormund legte sich jetzt in das Mittel.

„Nehmt Euer Geld und geht nach Hause, es lag im Testamente und gehört Euch! Kein Mensch hat außer Euch Anspruch darauf und wer es Euch bestreiten will, der mag klagen!"

Assessor Höbner konnte nicht widersprechen, der Vormund hatte recht, wer etwas wollte, mochte klagen!

Der Assessor versuchte zunächst Erkundigungen einzuziehen, in welchen Vermögensverhältnissen sich der Erblasser befunden habe. Niemand wußte etwas Bestimmtes. Der Erblasser hatte ruhig und still für sich hingelebt. Er war Makler gewesen, hatte bald gewonnen, bald verloren.

Der Assessor berichtete an das Justizdepartement über den Inhalt des Testaments. Er setzte auseinander, daß der Verdacht gegen den verstorbenen Börner neue Nahrung erhalte, daß die Niederlegung der 5000 Gulden im Testament seitens des Erblassers mehr als unwahrscheinlich sei, da sie mit dem Zinsenverluste für drei Jahre verbunden gewesen. Er reichte aber auch gleichzeitig das Couvert des Testaments mit den unverletzten Siegeln ein und bat um Bescheid, was etwa weiter geschehen solle. Das Justizdepartement befahl, von weiteren Maßregeln gegen die Zwillingsbrüder Abstand zu nehmen, da die Zweideutigkeit des Testaments und die unverletzten Siegel einen günstigen Proceßausgang nicht erwarten ließen. Die Brüder blieben im ungestörten Besitze des Geldes, errichteten damit ein Geschäft, waren fleißig und sparsam, und ein augenscheinlicher Segen ruhte auf dem Gelde.

Im Publikum war fast eine Stimme. Die meisten zweifelten nicht mehr, daß Börner der Dieb gewesen sei. Aber merkwürdiger Weise traf sein Andenken kein gehässiges Wort. Zum Theil lachte man über die Geschichte und behauptete, daß der Staat die 5000 Gulden leichter entbehren könne, als die Zwillinge. Es gab aber auch nur wenige Stimmen, und dazu gehörte vor allen die des Assessors Höbner, welche eine Schuld Börners trotz alledem bestritten. Assessor Höbner war näher in der Familie des Verstorbenen bekannt geworden und setzte im Interesse der Hinterbliebenen, welche durch den Inhalt des Testamentes wieder an der Redlichkeit ihres Gatten und Vaters zweifeln mußten, alles daran, um Aufklärung zu schaffen.

Ein Jahr war seit der Eröffnung des Testaments vergangen, als eines Freitags früh der Assessor, der zum Gerichtsamtmann befördert war, außerordentliche Depositalcassenrevision abhalten wollte. Er begab sich auf das Gericht und ging geradezu nach dem Cassenzimmer, wo er den zweiten Cassirer bereits anwesend traf. Seit der Zeit des Diebstahls war von dem Obergerichte die Anordnung getroffen worden, daß der Castellan des Gerichts in einer kleinen, neben dem Cassenzimmer befindlichen Kammer, welche durch dicke dicht nebeneinander liegende Eisenstäbe, die nur den Einblick, nicht aber den Eintritt in das Cassenzimmer gestatteten, schlafen und von Abend 10 Uhr bis zum andern Morgen um 7 Uhr in der Kammer anwesend sein mußte.

Der Cassirer war an diesem Freitage schon um 8 Uhr auf die Casse gekommen und hatte sich an die Arbeit begeben. Um 9 Uhr erschien der Gerichtsamtmann Höbner und theilte dem Cassirer sein Vorhaben mit. Beide Beamten nahmen ihre Schlüssel und öffneten jeder sein Schloß.

Es gab zu jener Zeit noch keine eisernen diebessicheren Geldschränke. Der Depositalschrank war vielmehr, nach der damaligen Anschauung der größten Sicherheit, eine in einer sehr starken Mauer angebrachte Nische, die nur mit einer zolldicken eisernen Thüre durch zwei große Vorlegeschlösser verschlossen war. Die Hinterwand des Schrankes bildete die Umfassungsmauer des Gebäudes, das Jahrhunderte alt und ehemals ein Castell gewesen war. Die Umfassungsmauer war 6 Fuß dick, der Schrank, oder vielmehr die Nische nur 2 Fuß tief, so daß also die Rückwand des Schrankes noch eine Dicke von 4 Fuß hatte. Draußen auf dem Hofe stand Tag und Nacht ein Posten der Garnison, so daß an einen Einbruch von außen her nie gedacht werden konnte. Die inneren Seitenwände des Schrankes befanden sich selbstverständlich innerhalb der dicken Mauer.

Beide Beamte öffneten jetzt die Thür und der Cassirer prallte im nächsten Augenblicke entsetzt zurück. Die Casse war abermals bestohlen, wenn auch nur in sehr geringem Maß, da der größte Theil des Inhalts einige Tage vorher abgesendet war. Die Casse war dieses Mal total ausgeräumt, der Dieb hatte auch nicht einen Kreuzer zurückgelassen. Die Beamten sahen sich sprachlos an. Der Cassirer zitterte wieder am ganzen Leibe.

„O, ich Unglücksvogel, ich armer geschlagener Mann, ich verliere mein Amt, mein Gott, mein Gott, habe doch Erbarmen!"

Gerichtsamtmann Höbner faßte sich zuerst.

„Das übersteigt denn doch alle Begriffe," sprach er, „ist denn der Kukuk hier los! Gut, daß der alte Börner todt ist, sonst würde man wieder sagen, daß er das Geld gestohlen habe!"

Der Cassirer blieb in fortgesetztem Jammern und Klagen.

„So hören Sie doch mit ihrem Gewimmer auf, dadurch kommt das Geld nicht wieder. Bringen Sie Licht, wir müssen den Schrank untersuchen."

Der Gerichtsamtmann nahm die schmalen, ein Fuß breiten Bretter, welche im Innern des Schrankes auf Leisten lose auflagen, heraus, so daß der Raum vollständig hohl war, und stieg auf einen Stuhl, um den dunkeln etwa drei Fuß hohen Schrank mit einem Lichte und einem Hammer zu untersuchen. Mit letzterem schlug er an die Wände des Schrankes, und überall gab der Hammer den hellen Ton der Eisensteine zurück, nirgends war eine Fuge, nirgends eine Ritze zu entdecken.

„Entsetzlich," jammerte der Cassirer, „entsetzlich, die Schlüssel sind ja doch verändert und doch und doch!"

„Warten Sie, warten Sie, was ist das!" rief der Amtmann. Er hatte eben mit dem Hammer an die Decke des Schrankes geschlagen. Der Schlag klang zwar auch hell, aber eine Partie Kalk war dem Amtmann in das Gesicht gefallen.

Der Amtmann legte den Hammer weg und prüfte die Steine. Es fand sich, daß einer derselben lose war und sich von unten ein wenig bewegen ließ. Der Amtmann stürzte mit seinem Cassirer nach der oberen Etage. Ueber dem Cassenzimmer lag eine Stube, welche mit den übrigen Räumen dieser Etage nur selten und zwar dann betreten wurde, wenn die dort liegenden reponirten Acten zur Cassation und Vernichtung ausgesucht wurden, was alle Jahre vielleicht einmal geschah. Diese obere Etage bestand nur aus dünnem Fachwerk und war Jahrhunderte später, als der Unterbau, auf dessen dicke Mauern aufgesetzt, um Raum für die Unterbringung der Acten zu gewinnen. Die Beamten räumten nun an der Wand über der Gegend, wo sich unten die Cassennische befand, die Repositorien und Actenhaufen fort, und als die letzten Stöße an die Reihe kamen, da zeigte sich der objective Thatbestand in voller Deutlichkeit. Eine Diele war aufgerissen, und nur leise wieder mit den Nägeln in die Nagellöcher gedrückt. Unter der Diele lagen die Steine. Einer davon, ein nach unten spitzer und nach oben breiterer Eisenstein, konnte leicht herausgenommen werden, schloß aber vortrefflich, wie ein

Schlußstein, wenn man ihn wieder in den Raum paßte und die Diele darüber legte. Wenn der Stein herausgenommen war, konnte ein recht langer Arm mit Bequemlichkeit den ganzen Schrank ausräumen.

„Herr Gerichtsamtmann," unterbrach der Cassirer, „nur jemand, der hier im Amte beschäftigt ist, kann der Dieb sein. Seit dem Tode des Herrn Amtmann Börner ist nicht gestohlen worden. Das Personal des Gerichtes wußte, daß nach der Verfügung des Obergerichts größere Summen noch am Tage des Einganges, oder höchstens am folgenden Tage an die Bank abgesendet werden mußten. Gestern um die Mittagsstunde suchte mich der Advocat Berger auf und traf mich in der Canzlei. Er fragte mich, ob ich am Nachmittag auf der Casse wäre und als ich das bejahte, theilte er mir mit, daß er gegen Abend in der Hohendorfschen Ablösungssache 60,000 Gulden einliefern werde. Er kam auch am Abende auf die Casse, brachte aber wieder kein Geld, da dasselbe wider alles Erwarten mit der Post nicht angekommen war. Der Dieb hat offenbar geglaubt, das Geld sei eingezahlt!"

„Wer war bei dem Gespräche in der Canzlei zugegen?"

„Nur der taube Bodenmeister und der Canzlist Schreiber."

„War Schreiber nicht früher Lithograph?"

„Jawohl, aber das Geschäft ging nicht und da ist er bei uns als Canzlist eingetreten."

„Wir sind auf der rechten Spur, geben Sie Acht!"

Und der Gerichtsamtmann war wirklich auf der richtigen Spur. — Nach fünf Minuten war Schreiber verhaftet. In der Canzlei hinter Acten versteckt, lag im obersten Fache das ganze gestohlene Geld in ein Taschentuch gewickelt, welches letztere als Schreibers Eigenthum recognoscirt wurde. Schreiber konnte nun nicht mehr leugnen. Er legte ein unumwundenes Geständniß ab, welches folgendermaßen lautete.

„Ich war bis zum Jahre 1818 Lithograph in hiesiger Stadt. Durch Mangel an Beschäftigung war ich derartig in meinen Vermögensverhältnissen reducirt, daß ich einen anderen Nahrungszweig suchen mußte. Ich meldete mich um die Canzlistenstelle beim hiesigen Gericht und erhielt dieselbe im Herbste 1819. — —

„Wenn ich nicht Schulden gehabt hätte, die sich damals auf über 7000 Gulden beliefen, so würde ich, wenn auch unter großen Beschränkungen, mit meinem Gehalte meine starke Familie haben ernähren können. Kaum war ich aber in meine neue Stellung eingetreten, so fingen meine Gläubiger an mich zu drängen. Meine Gläubiger waren Fabrikanten in W .... Sie schrieben an mich, daß Sie von mir um so mehr Befriedigung verlangen könnten, als ich jetzt ein einträgliches Einkommen besäße. Vergebens antwortete ich ihnen, daß mein Gehalt eben nur zur Erhaltung meiner Familie hinreiche. Sie glaubten mir nicht, Sie behaupteten, daß ich bedeutende Nebeneinnahmen hätte, mein früheres Geschäft noch neben meinem Amte betreiben könnte, und drohten endlich mit Personalarrest. So zog sich die Sache bis zum Ende des Jahres 1820 hin. Um diese Zeit wurde ich als Canzlist nach der Casse versetzt. Ich versah nebenbei Bureaudienste und ging dem Cassirer bei Einnahme und Ausgabe der Gelder zur Hand.

„Der Anblick des vielen Geldes machte mich schwindeln. Oft hielt ich das Dreifache von dem in der Hand, was hingereicht hätte, alle meine Schulden zu tilgen. Der Versucher trat an mich heran. Ich unterlag. Ich beschloß, das Geld aus der Casse zu nehmen, nur die Art der Ausführung war mir noch nicht klar.

„Ich wußte, daß der eiserne Bestand der Casse in Goldrollen im Schranke aufbewahrt wurde. Ich kannte genau deren Gewicht, Länge und Dicke. Ich hatte oft für den Gerichtsamtmann Blei zum Kugelgießen besorgen müssen. Es fiel nicht auf, wenn ich solches kaufte. Ich that dies, goß in starkem Papier Bleirollen, ähnlich den Goldrollen, feilte und bohrte sie zurecht, um sie in Rundung, Umfang und Gewicht den Goldrollen möglich gleich zu machen.

„Ich beschloß, bei der ersten Gelegenheit die Goldrollen aus dem Schranke zu nehmen und Bleirollen an deren Stelle zu legen.

„Da war ich eines Tages im Mai, es war der 21. Mai 1821, mit Sortiren der Acten auf der Oberstube beschäftigt. Indem ich die Acten wegräumte, fiel mir eine Diele an der Wand auf, die unter meinem Tritte schwankte. Ich hob sie empor, das Gemäuer kam zum Vorschein. Ich kannte die Localität, ich wußte, daß der kleine Mauerschrank im niedrigen Cassenzimmer bis an die Decke reichte. Ich konnte annehmen, daß der Schrank gerade unter mir lag und daß er nur eine einfache Decke von Eisensteinen haben konnte. Mein Entschluß war gefaßt. Dies war nachmittags 6 Uhr. Ich beschloß, am Schlusse der Bureaustunden, der für die Canzlei auf 7 Uhr Abends festgesetzt war, im Gerichte mich zu verstecken, mich einschließen zu lassen und in der Casse während der Nacht einzubrechen. Um ein Stemmeisen zu holen, begab ich mich einen Augenblick nach Hause. Auf dem Wege dahin hörte ich, daß der Gerichtsamtmann Börner beim Baden ertrunken sei. Im Augenblicke überlegte ich, daß ich den Diebstahl, den ich vollbringen wollte, mit dem Tode des Gerichtsamtmanns in Verbindung setzen und so den Verdacht von mir ablenken könnte. Der Todte konnte ja nicht mehr sprechen. Mir fiel eine alte Erzählung ein, daß ein Beamter, der Defecte gemacht, sich das Leben genommen und seinen Vorgesetzten diesen Entschluß und den Defect angezeigt habe. Ich beschloß ein Gleiches. Als Lithograph konnte ich täuschend alle Schriftzüge nachahmen; ich schrieb zu Hause einen Brief an den Herrn Minister, der sich in den Acten befindet, ging aufs Gericht, versiegelte denselben und ging nun zur Post, wo ich ihn in den Kasten warf. Dann eilte ich auf das Gericht zurück, um mich dort einschließen zu lassen.

„Als alles ruhig und still war, ging ich an die Arbeit. Sie war leichter, als ich sie mir gedacht hatte. Der Schlußstein in dem dünnen Gewölbe folgte der ersten Anstrengung meines Meißels. Meine Hand griff in den Raum und faßte die auf dem obersten schmalen Brette liegenden Goldrollen. Ich nahm deren zehn und legte zehn Bleirollen an die Stelle. Dann setzte ich den Stein wieder ein, befestigte ihn mit etwas Lehm, der bei der heißen Jahreszeit in wenigen Stunden trocken wurde, drückte die Diele in ihre alte Lage und packte die Acten darüber.

„Die Nacht war vorüber, die Sonne ging auf und ihre ersten Strahlen trafen mich — den Dieb, den Verbrecher.

„Bald wurde es im Hause lebendig, die Gefangenen kamen, um die unteren Zimmer zu reinigen. Ich schlich mich ungesehen aus dem Hause. Meiner Frau sagte ich, daß ich auf Anordnung des Canzleidirectors an der Leiche des Gerichtsamtmanns Wache gehalten.

„Der nächste Tag war ein Sonntag. Ich reiste in der Nacht nach L., wechselte das Gold in Papier und bezahlte nun meine Gläubiger von hier aus, indem ich, um jeden Verdacht zu vermeiden, nur ganz geringe Summen auf den Couverts der Briefe declarirte. Vor einer Entdeckung durch meine Gläubiger sicherte ich mich dadurch, daß ich jedem einzelnen schrieb, er möge über den Empfang des Geldes schweigen, damit die andern Gläubiger die Zahlungen nicht erführen und mich nicht drängten. Nicht einen Pfennig behielt ich für mich zurück und lebte so karg und ärmlich wie vorher.

„Nur einen Gläubiger, einen Fabrikanten in Z., hatte ich nicht befriedigt. Er hatte mir Ausstand versprochen und ich hatte nur so viel gestohlen, als ich nothwendig brauchte. Nach drei Jahren begann aber auch er zu drängen. Vielleicht hatte er doch erfahren, daß ich meine übrigen Gläubiger befriedigt hatte. Er schrieb mir einen Brief, der so verdächtige Zeilen enthielt, daß eine entsetzliche Angst mich faßte. Wenn dieser Gläubiger die Thatsache, daß ich die übrigen befriedigt, kannte und dem Gerichte Anzeige machte, so war ich verloren, denn Jedermann wußte, daß ich kein Vermögen besessen."

„Ich war der Verzweiselung nahe. Ich wußte, daß in dem Schranke sich nur sehr wenig Geld befand, das zur Befriedigung dieses Gläubigers nicht hinreichte. Da hörte ich gestern früh auf der Canzlei, daß ein Advocat zu gestern Abend die Einlieferung einer großen Summe Geldes ankündigte und mein Entschluß, abermals zu stehlen, war gefaßt. Ich stahl heute Nacht den Inhalt der Casse, und als es Tag wurde, sah ich, daß es nur 100 Gulden waren. Die Noth trieb mich zum ersten, die Angst, entdeckt zu werden, zum zweiten Diebstahle."

Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen! Der verstorbene Börner war unschuldig, war kein Dieb, kein Selbstmörder!

Gerichtsamtmann Höhner hatte das Protokoll abgeschlossen und eilte, so schnell er konnte, zu den Hinterbliebenen seines Vorgängers. Da war eine unbeschreibliche Freude. Thränen des Dankes gegen Gott, daß er das Andenken des Verstorbenen von jedem Makel gereinigt, flossen über die Wangen der Frauen.

Am andern Tage aber durcheilten Lohndiener die Stadt und meldeten:

Therese Börner und Gerichtsamtmann Höhner
empfehlen sich als Verlobte.

Aus alten Skizzenbüchern.*)

II.

Die Gesellschaft war im Speisezimmer versammelt und das Gespräch zertheilte sich in kleine Gruppen, soweit die Kiefer überhaupt dafür Muße hatten. Es gibt kein reizenderes Thema, keines von allen, das unerschöpflicher wäre, als das Reisen. Wie wir auf der Wanderschaft selbst in schnellerem Tempo durchs Leben gehen, so wird die Rede rascher, wenn wir davon erzählen, und an hundert Kleinigkeiten nehmen wir Anstoß zu neuen Erinnerungen. Durch den Rahmen der Fremde, der sie umgibt, wird die kleinste Scene zum Bild und nun gar erst, wenn die Maler erzählen.



Auf einen Zug!
Originalzeichnung von Th. Pixis.

„Sie haben einen guten Zug," sprach die junge Hausfrau lächelnd zu einem, als er einen Römer voll Rheinwein leerte, „wenn's mit dem Pinsel ebenso schnell geht, dann können Sie in 14 Tagen unsterblich werden."

„So lange ich solchen Trank genieße, will ich lieber sterblich bleiben," erwiderte dieser schelmisch. „Das Schlürfen und Nippen kann ich nicht leiden; die langen Pausen beim Trinken können unmöglich gesund sein. — Und außerdem ist es so ungermanisch. Was übrigens „den guten Zug" betrifft, will dieser kleine Römling hier nicht sehr viel sagen; wenn nicht das Gefäß gleich einen Fuß im Durchmesser hält, ist es noch kaum der Rede werth. Ich erinnere mich eines solchen Trunks auf einer Alm und daß ich bei demselben nicht ertrunken bin, geschah nur deshalb, weil das Unkraut eben nie verdirbt.

„Damals streifte ich durch die bairischen Berge und verlor eines Tages nicht blos den Weg, sondern auch den Kopf. Immer dichter verschlangen sich die Pfade, auf der einen Seite Felsen und Gestrüpp, auf der anderen Gestrüpp und Felsen. Da ich die Gegend noch zu wenig kannte, so fehlte es mir an jedem Anhaltepunkt, um mich herauszufinden: es war ein steinernes Labyrinth, aber keine Sennerin mit ihrem Strickkorb saß am Wege, um mir den Dienst der Ariadne zu erweisen. Nur die Sonne zwickte mich mit ihren glühenden Strahlen, und der Durst (mein Todfeind, wie Sie wissen), fing an, unerträglich zu werden. Sieben Stunden rannte ich solchermaßen auf und nieder, da endlich kam ich an eine kleine verrottete Almhütte, die tief in der Einöde lag. Die Sennerin war nicht hübsch, mir aber erschien sie schöner, als alle Engel in dieser Stunde. Ohne zu sprechen, verrieth meine Zunge, was mich bedrückte, und siehe da, der gute Engel holte einen vollen kolossalen Topf mit Milch, zweimal so groß, als ihr eigener Kopf und als der meinige.

„In der Hütte sah es sehr unwohnlich aus, denn auf dem Herde prasselte ein riesiges Feuer, und wenn man selber schon wie gebraten ist, kann man das Feuer nicht leiden. Zudem gewahrte man einen mächtigen Block mit einem Beile darauf, und die Sennerin stand daneben, wie der Scharfrichter bei Maria Stuart.

„Schlotternd vor Vergnügen, führte ich den Bottich an meine Lippen, und wenn ich geköpft worden wäre zur selben Stunde, ich hätte nicht davon lassen können. Mit einem Zuge war er geleert, und damals hörte ich zum ersten Mal versichern, daß ich „einen guten Zug" besäße.

„Doch nun, gnädige Frau, da mir von der Erzählung etwas heiß geworden, einen neuen Römer!"

Lachend fuhr der heitere Künstler fort und malte in beweglichen Worten das Erstaunen seiner Sennerin. „Das gute, treuherzige Gesicht derselben," sprach er, „werde ich mein Lebtag nicht vergessen; sie wußte wahrhaftig nicht mehr, ob ich verrückt oder durchgebrannt oder wirklich blos — durstig sei. Von Löffel oder Trinkgefäß war natürlich keine Rede; das ist überhaupt eine ganz erbärm-

*) Vgl. Nr. 34. S. 540.

liche Erfindung der Kultur, um unser Vergnügen zu messen und zu dividiren.

„Um mich dankbar zu erweisen, skizzirte ich, nachdem ich ausgeschlafen, die ganze Scene an die Wand der Almhütte, und die kleine Zeichnung, die wir davon in der Mappe Ihres Gatten finden, ist nichts als eine Copie. Das Original besitzt die Burgei al Fresco. Seit jener Zeit habe ich auch eine Schwäche für die bairischen Sennerinnen, aus der ich mir natürlich weder Gewissensscrupel, noch andern ein Hehl mache, da sie durchaus harmloser Art ist."

Da es vom Schauplatz unserer Scene nur eine Stunde bis ins „Kaiserliche" ist, so überschritt das Gespräch bald die blauweißen Grenzen und gerieth (da Gedanken zollfrei sind) ohne Hinderniß nach Tirol.

„Was mich betrifft," sprach der Gemahl der schönen jungen Frau, „so sind mir die Tirolermädchen weit lieber, als die bairischen, wenn mir überhaupt Mädchen noch lieb sein dürfen. Im andern Falle will ich gern im Präteritum sprechen; doch bin ich überzeugt, daß die Geistesgegenwart meiner Frau nur das Präsens gestattet."

„An geistigen Eigenschaften steht das Gebirgsvolk in Tirol gewiß zurück hinter dem bairischen, allein der Reiz der Erscheinung ist jenem weit mehr verliehen, als diesem. Sie haben so etwas geschmeidig Sanftes die Mädchen in Tirol; sie schauen fast alle so drein, als ob sie tugendhaft wären, und die frische Derbheit in Baiern ist durch eine scheinbare Schüchternheit wohlthätig gemildert. Obwohl sie vielleicht mehr Mißtrauen gegen den Fremden hegen, sind sie doch leichter zu behandeln und zuthunlicher, als dort.

„Auf meinen Streifzügen ins Passeyerthal kam ich eines Tages vor ein gar reizendes, trautes Haus. Es lag ab von der Straße versteckt, und nur der spitze Kirchthurm grüßte herüber aus dem Dorfe. Vom Altan nickten die Nelken, und an der braunen Wand rankte der Kürbis empor in breiten Blättern. Es fehlte nichts mehr, als ein reizendes Mädchen zur Staffage, doch da ich Maler bin, wird man mir dies Bedürfniß nach Staffagen wohl verzeihen.



Bekanntschaft am Wege.

Originalzeichnung von Th. Pixis.

Eben hatte ich mir's im Geiste dazu componirt, da bog ich plötzlich um die Ecke und sah es in Wirklichkeit zu meinen Füßen. Der hohe Bretterzaun bot einen vortrefflichen Anhaltspunkt zunächst für meine Ellenbogen und dann für ein Gespräch.

„Nachdem ich alle Wege durch das Passeyerthal erforscht, obwohl sie mir längst bewußt waren, kamen wir ungezwungen auf die Wege des Herzens, die bekanntlich sehr wunderbar sind. Die junge Schöne erhob das Haupt; der breite Hut mit der goldenen Schnur beschattete zur Hälfte ihr Gesicht; durch ihre Wangen schimmerte jenes Roth, mit welchem die Mädchen solche Gedanken lasiren.

Philomela*) (denn dieser griechische Name ist der einzige Ueberrest oder Anfang der Classicität in Tirol) sollte heirathen und wollte nicht; ein leibhaftiger Lustspielstoff lag hinter dem Zaune, und wenn ich ein Dichter wäre, würde ich ihn sicher vom Zaun gebrochen haben.

„Philomela diente hier im Hause, aber der Gebieter diente anderseits auch ihr — er wünschte sie zu seinem Weibe. Sie sagte nicht, daß sie jung und schön sei, aber das sagte sie, daß er alt und häßlich sei, und die Schilderung, die sie von ihm entwarf, erinnerte mich lebhaft an den Cyklopen in der Odyssee. Also „Polyphem und Philomela" müßte der Titel des Lustspiels heißen.

„Das reizende Haus sah allerdings verlockender aus, als die Höhle jenes antiken Unholds, so daß man die Gewissensscrupel der schönen Dienerin wohl begreifen konnte.

„Mit witziger Schlauheit faßte sie die Lage zusammen, indem sie sprach: „Die Capellen wär' mir schon recht, aber der Heilige taugt mir nit."

„Eben wollten wir die Debatte über diesen kritischen Fall eröffnen, da hörte ich auf dem Altane ein seltsames Rascheln, das mir die Nähe der Eifersucht zu bedeuten schien. Da ich wohl wußte, wie ein Cyklop unverhoffte Gäste behandelt, so brach ich den Faden

*) Philomela ist einer der verbreitetsten Namen in Tirol, die Heilige ist neben Rothburga Schutzpatronin.

des Gespräches ab; das Mädchen aber nahm dann ihre Arbeit wieder auf, und nach kurzem Gruß ging ich meiner Wege.

„Im Kopfe jedoch ging mir noch lange das Lustspiel herum: „Polyphem und Philomela“. Das Schwerste bei jedem Lustspiel ist bekanntlich die Lösung, und ich möchte manchmal wissen, wie es gelöst ward.“

Ein socialer Krebsschaden.

Von Zeit zu Zeit, wenn durch ein grauenvolles Sensationsereigniß der Schleier weggezogen wird von den Nachtseiten der Gesellschaft, wenn die Pestbeulen sich offenbaren, die unsern socialen Verhältnissen anhaften, und weit klaffend vor uns der Abgrund gähnt, der sich hinzieht neben dem fröhlichen und kulturfreundlichen Leben unsrer großen Städte, — dann stutzen auch jene, welche gewohnt sind, heiter und sorglos ihr Dasein zu verbringen, die dahin wandeln wie auf Rosen, unbekümmert um das Schicksal ihrer Nebenmenschen. Unter der glänzenden, gleißnerischen Decke der im Taumel der Vergnügungen dahinvegetirenden Gesellschaft birgt sich Schlamm und Moder in Hülle und Fülle, und die Entladung eines Gewitters thut wohl, um die Erkenntniß zu zeitigen, um beizutragen zur Reinigung und Besserung von Verhältnissen, die jedem Menschenfreund, wes Standes und Ranges er auch sei, ein Greuel sein müssen.

Noch nicht verklungen ist die Kunde von dem Proceß der „Ogresses“ in Frankreich, jener abscheulichen Weiber, welche die Tödtung angenommener Säuglinge systematisch um ein Geringes betrieben und schamlose Mütter von Sorgen und Lasten befreiten, die sie durch einen leichtsinnigen Lebenswandel sich zugezogen. In einer südfranzösischen Stadt hat man in einem Garten einen förmlichen Todtenacker entdeckt, in welchem die zarten Skelette der unschuldigen Geschöpfe reihenweise neben einander moderten, Zeugnisse der mörderischen Thätigkeit eines Ungeheuers, das dem Arme der strafenden Gerechtigkeit nicht entging.

Die Behörden konnten nicht umhin, näher auf den schauerlichen Fall im Interesse der öffentlichen Moral einzugehen, und der Minister des öffentlichen Unterrichts lenkte die Aufmerksamkeit der medicinischen Facultät in Paris auf den Fall. Untersuchungen ergaben, daß viele Pariser Mütter weit hinter den heidnischen wilden Müttern zurückstehen, ja hinter vielen Thieren, die ihren Pflichten genügen und mit Zärtlichkeit und Liebe die neugeborenen Geschöpfe aufziehen. In Paris und andern französischen Städten aber nimmt mehr und mehr die Gewohnheit überhand, die Neugeborenen zu „Ziehmüttern“ weit weg aufs Land zu thun, angeblich — so spricht man, um das mahnende Gewissen zu beschwichtigen — um den Kleinen die Wohlthat frischer Luft zu Theil werden zu lassen. Die Sterblichkeit unter den zu Bauerweibern in die Pflege gegebenen Kindern hat sich aber als eine so grauenvolle erwiesen, daß sie in ihrer gewaltigen Ausdehnung einer öffentlichen Gefahr nahe kommt. Von 20,000 neugeborenen Pariser Kindern, die aufs Land gegeben werden, sterben laut dem amtlichen Berichte 15,000 bis zum vierten Jahre, und die übrigen kommen skrophulös zurück. Wenige aber erreichen das durchschnittliche Lebensalter des Menschen.

Die medizinische Facultät stand denn auch nicht an, 1867 Untersuchungen vorzunehmen und statistische Daten zu sammeln, die in der That schaudervolle Zustände enthüllten. In einem Dorfe des Bezirks Nogent-le-Rotron starben von 14 dort untergebrachten Pariser Kindern nicht weniger als 12; in einem andern aber sämmtliche Pfleglinge und zwar ohne daß eine Seuche dort ausgebrochen wäre. Die Ursachen liegen auf der Hand, und je unglücklicher eine Ziehmutter in ihren Resultaten ist, desto eifriger wird sie aufgesucht. Es ist der systematische Kindermord, der unter heuchlerischer Maske hier betrieben wird. Beweis dessen heben wir einige Aussprüche von Mitgliedern der medizinischen Facultät hervor.. Dr. Chevalier schreibt: er habe 7 Pflegekinder bei einer Amme gefunden und diese Amme habe weder selbsteigene Milch gehabt noch eine Kuh gehalten. Dr. Galopin berichtet: „Ich kenne sehr wenig gute Ammen auf dem Lande, dagegen eine große Anzahl schlechter. Ich weiß von einigen, die das Ziehmuttergeschäft 10, 12, 15 Jahre lang betrieben haben und niemals während dieser langen Periode im Stande waren, nur ein einziges Kind den Eltern zurückzugeben. Ich habe mich oft des Gedankens nicht erwehren können, wie thöricht doch die Pariser Mädchen seien, daß sie ihre Kinder tödten und sich selbst der Strafe aussetzen, während es ihnen ja so leicht gemacht ist, das Gesetz zu umgehen, da sie ja dadurch, daß sie ihre Kinder den Ammen von Montigny und Teliers übergeben, leicht zu dem nämlichen Ergebnisse gelangen. Ein Maire in einem dieser Dörfer, der als Zeuge vernommen wurde, erklärte: Mein Kirchhof ist voll von den Leichnamen kleiner Pariser. Den 75 Prozent, welche sterben, müssen die Verkrüppelten und Siechen beigerechnet werden, die von jenen scheußlichen Ammen den Eltern zurückgebracht werden. Auch eine Verwechslung der Kinder kommt weit öfter vor, als man gemeinhin annimmt.“ — Schließlich spricht die Pariser medizinische Facultät ihre Ansicht dahin aus: daß, wenn die Einwohnerzahl Frankreichs seit 1789, trotz der nicht verminderten Anzahl der Geburten, sich nicht sehr vermehrt habe, die Ursache hierfür allein in dem System der Ziehmütter zu suchen sei.

So in Frankreich. Und nun ereilt uns dieselbe Schreckenskunde aus England, und ein Schrei des Entsetzens wird wach über eine Unthat, welche die Londoner Polizei an das Licht der Oeffentlichkeit gezogen. „Baby-Farming“ lautet der unschuldige Ausdruck dort für den Kindermord en gros. Wir dürfen den Fall als bekannt voraussetzen. In den öffentlichen Blättern war öfter die Anzeige zu finden gewesen: „Adoption. Eine gute Heimat mit Liebe und Sorge einer Mutter wird irgend einer achtbaren Person angeboten, welche ihr Kind ganz und gar adoptirt zu sehen wünscht. Prämie fünf Pfund Sterling, welche Summe alles umschließt. Schriftliche Anfragen an Mrs. Oliver zu richten.“ Die Polizei kam dem unsaubern Handel jüngst auf die Spur, sie fand ein vor Schmutz verkommenes Haus, und darin unter der Obhut zweier Megären zehn dem Sterben nahe Säuglinge, die durch Hunger und narkotische Mittel langsam hingemordet wurden. Die verhafteten Weiber gestanden zu, im Verlauf von vier Jahren vierzig, meist uneheliche Kinder „adoptirt“ zu haben, die zum Theil von Eltern aus den sogenannten besseren Ständen stammten, und die weitere Untersuchung ergab, daß in der Nähe der Wohnung der Angeklagten während der letzten paar Wochen nicht weniger als sechzehn Kinderleichen auf der Straße gefunden worden waren.

Man hat geglaubt, dem Uebel durch Findelhäuser abhelfen zu können, und vor kurzem erst ist in diesen Blättern die Aufmerksamkeit auf das große Londoner Foundling Hospital gelenkt worden.*) Aber die Sache hat zwei Seiten, und die Resultate eines Findelhauses können uns unmöglich immer zu dessen Gunsten stimmen. Es ist nicht alles Gold was glänzt. Nichts erscheint auf den ersten Blick geeigneter als ein solches, um das Leben der Kinder zu retten; es fehlt ihnen nicht an Mitteln, sie sind Tag und Nacht offen, und nach der Herkunft eines Kindes wird selten gefragt. Und doch — das Ergebniß ist Tod, Tod in einem riesenhaften Verhältniß, in einem Verhältnisse, daß wir schaudern und es als eine andere Art des Kindermordes betrachten müssen. Beiege dafür sind leicht beizubringen.

Vor uns haben wir einen Bericht des Oberarztes des Findelhauses zu Oporto in Portugal aus dem Jahre 1848, in welchem es wörtlich heißt: „Die progressive Zunahme der auf das Drehrad unseres Findelhauses gelegten Kinder ist erschreckend, und bringt mich zu der Ansicht, daß diese Zunahme in der Anzahl der ausgesetzten Findlinge mit der Errichtung von Findelhäusern überhaupt im Zusammenhange steht, und daß die gute Absicht hier dem Bösen Vorschub leistet. Die Immoralität hat seit langem alle Schranken der Scham und des Anstandes niedergerissen. In der niedrigsten, schamlosesten Weise werden zu allen Tagesstunden uns die unglücklichen kleinen Wesen übergeben. Viele derselben stammen von uns wohlbekannten Eltern, und werden uns von Subjekten übergeben, die hieraus sich in Oporto ein förmliches Geschäft machen. Der Mißbrauch, welcher mit unserem Findelhaus getrieben wird, ist ein

*) Nr. 34.

arger. Und trotzdem alle gesundheitlichen Verbesserungen, die die Wissenschaft uns an die Hand gibt, vorgenommen werden, ist der Grad der Sterblichkeit unter den Kindern in unserer Anstalt doch ein geradezu Schauder erregender."

In den vier Jahren 1756—1759, als das Londoner Findelhaus in vollster Blüte stand, wurden dort 14,934 Kinder eingeliefert, die dem Staate die kolossale Summe von 500,000 Pfund Sterling oder 3½ Mill. Thaler kosteten. Statt daß aber dieser Riesenaufwand etwas genützt hätte, vermehrte sich die Sterblichkeit auch mit der Zunahme der Findlinge. Das Institut wurde geradezu als „Beinhaus" bezeichnet. In einer Geschichte des Findelhauses, die von dem Sekretär desselben, Brownlow, herrührt, wird berichtet, daß von jenen 14,934 eingelieferten Kindern nur 4400 am Leben blieben, die später das Haus verlassen konnten.

Das sind grauenvolle Beispiele der Sterblichkeit. Was aber wird man zu den folgenden statistischen Daten sagen, die sich, dreißig Jahre später, auf das Dubliner Findelhaus beziehen? „Von 12641 Kindern, heißt es in einer offiziellen Mittheilung, die innerhalb sechs Jahren aufgenommen wurden, waren 9804 gestorben." Das ist also eine noch weit größere Sterblichkeit. Nach einem Berichte des Dr. Routh betrug die mittlere Sterblichkeit in sechs europäischen Findelhäusern 63½ Prozent. In einem Reisebericht aus Spanien finden wir eine Schilderung des Findelhauses La Cuna in Barcelona, in dem 500 Kinder im Durchschnitte untergebracht sind. „Schon beim Eintritt in den Gang vernahmen wir ein entferntes Wimmern, das sich beim Nähertreten als das herzzerreißende Schreien hilfloser Kinder zu erkennen gab. Sie alle schienen gleichzeitig nach Nahrung zu verlangen, und doch war für je drei oder vier Kinder nur eine Amme vorhanden. Es war zum Erbarmen, das ewige Gewimmer zu vernehmen. Wir hoben die Gardinen über einigen der Wiegen hinweg und schauten nun in die wachsbleichen, abgemagerten Gesichter drei bis zehn Tage alter Kinder, die hier ihrem Tode entgegen gingen."

Die Sterblichkeit bei Kindern im zarten Alter ist bekanntlich die verhältnißmäßig größte. Am bedeutendsten aber ist sie unter den unehelichen Kindern und damit in Findelhäusern und bei Ziehmüttern. Nach Ländern geordnet finden wir, daß ein Reich, welches man uns vielfach in neuer Zeit als ein Muster in socialer Beziehung hinstellen wollte nämlich Rußland, am tiefsten steht. Während der Herbstmonate, wann dort die Bauerfrauen in der Ernte beschäftigt sind, überlassen sie die Kinder ihren drei- oder vierjährigen Geschwistern und sie selbst, die ein ungewöhnlich hartes und mühseliges Leben führen, die meist von Kohl und Roggenbrot leben, sind nur ausnahmsweise im Stande, ihre Kinder an der Brust zu nähren. Daher ist auch die durchschnittliche Sterblichkeit unter den Kindern in Rußland am stärksten. Nur 51¾ Prozent der russischen Kinder erreichen das Alter von fünf Jahren, — so berichtet eben jetzt der britische Generalconsul in St. Petersburg — während, nach derselben Quelle, der Durchschnitt in Großbritannien, Frankreich und Belgien auf 72½ Prozent steigt. Viele Umstände tragen in Rußland zu der großen Sterblichkeit bei; die Wöchnerin muß im äußersten Falle schon drei Tage nach ihrer Entbindung wieder bei der Arbeit sein, und das Kind wird — nach dem Ritus der griechisch-orthodoxen Kirche — bei der am dritten Tage nach der Geburt stattfindenden Taufe ganz unter Wasser gesetzt; als eine Sünde aber würde es betrachtet, wollte man diesem Wasser seine natürliche Kälte nehmen. Als eine unausbleibliche Folge unterliegen denn schon in der ersten Woche eine große Anzahl Säuglinge den mörderischen Einflüssen dieser Welt, die sie kaum betreten haben. Hier also in Rußland finden wir Zustände als normal, die Gottlob in andern Ländern nur als abnorm erscheinen.

Uns ist darum zu thun, hier auf die grauenvollen Thatsachen, wie sie vorliegen, hinzuweisen und dadurch zur Besserung derselben anzuregen. Jeder Menschenfreund wird leicht die nöthigen Betrachtungen darüber selbst anstellen können, aber auf die wesentlichste Ursache der traurigen Zustände hinzuweisen, mag uns noch vergönnt sein. Wir fragen nun nach den „Müttern" der unglücklichen Wesen, die in Findelhäusern und bei Ziehfrauen dahinsiechen. Niemals scheint uns der heilige und schöne Name der Mutter mehr entweiht, als gerade hier.

Nach dem Census von 1864 gab es in England und Wales eine Million weiblicher Dienstboten und 300,000 Näherinnen, und unter diesen beiden Klassen findet der Verführer am ersten seine Beute. Fast anderthalb Millionen weiblicher Wesen in der Blüte des Lebens stehen unverheirathet, meistens schutzlos da. Nur zu gerne leihen sie das Ohr treulosen Einflüsterungen, und in ihren innersten Gefühlen verletzt, mit gebrochener Ehre, sind sie hilf- und hoffnungslos, wenn der Verführer sie verläßt. Ausgestoßen von der Gesellschaft, gemieden von ihren Freundinnen, gebrandmarkt, sucht die Gefallene sich ihrer Bürde zu entledigen; sie unterliegt im Kampfe, und Kindsmord, Aussetzung, Findelhaus, Ziehfrau sind die Auswege, die sich darbieten. Nach den officiellen Listen des Registrar-General of Births betrug die Zahl der unehelichen Kinder in England und Wales 1847 erst 36,125, in der Stadt London 2702. Im Jahre 1862, wobei die Zunahme der Bevölkerung in Betracht zu ziehen, schon 45,222, in der Hauptstadt 4320. Doch diese Summe gibt keineswegs die wahre Zahl an, da viele Mädchen, welche niederkommen, falsche Angaben machen und sich als verheirathet ausgeben. Eine Schätzung will daher 60,000 uneheliche Kinder als die richtige Anzahl angesehen wissen.

Wir geben zum Schluß, um einen Vergleich zwischen den verschiedenen Ländern zu ermöglichen, einige statistische Daten über den Procentsatz der illegitimen Geburten. Er betrug:

In Spanien	1864: $5_{,5}$ pCt.	In Oesterreich	1864: $10_{,0}$ pCt.
In Italien	1867: $1_{,0}$ „	In Württemberg	1864: $16_{,1}$ „
In Holland	1864: $4_{,1}$ „	In Bayern	1862: $22_{,5}$ „
In Frankreich	1864: $7_{,5}$ „	In Norwegen	1860: $8_{,4}$ „
In Preußen	1864: $8_{,1}$ „		

Die Umstände, die zur Hervorbringung dieser Ziffern mitwirken, sind verschiedener Natur, und die Hindernisse, welche der Eheschließung in den Weg gelegt werden, spielen dabei eine große Rolle. Was Deutschland betrifft, so ist hier durch die Gesetzgebung des norddeutschen Bundes vieles zum bessern gewendet worden, und künftige statistische Erhebungen werden uns wohl ein günstigeres Bild vorführen. Wenige Länder ausgenommen, die in Deutschland ja zur Genüge bekannt sind, wo die unehelichen Geburten auf dem platten Lande ihre größte Verbreitung finden, sind die großen Städte deren Hauptsitze. Und leider ist es eine deutsche Stadt, die hierin unter allen europäischen Städten am tiefsten steht, die trotz aller glänzenden Außenseiten das sittliche, sociale, wirthschaftliche und politische Elend am grauenvollsten in ihrer Statistik offenbart, nämlich Wien. Dort belief sich im Jahre 1860 die Zahl der Trauungen noch auf 5134; fünf Jahre später, während deren die Bevölkerung stark zugenommen hatte, aber nur noch auf — 3602. Es ergibt sich danach in fünf Jahren eine Abnahme von 29 Procenten! In Paris, der als leichtsinnig und frivol verschrieenen Stadt, hat sich die Zahl der Ehen in demselben Zeitraume dagegen um 8 Procent, in London um 12, in Berlin um 13 Procent vermehrt. Auf 1000 Geborene entfielen in demselben Zeitraum in Wien nicht weniger als 491 uneheliche Kinder. Im Jahre 1866 aber war bereits die Hälfte überschritten — die Zahl der unehelichen Geburten betrug über 61 Procent. Zum Vergleich wollen wir hervorheben, daß in den statistischen Listen 1867 Paris mit 28 und 1863 Berlin mit fast 16 Procent figuriren. London steht am niedrigsten mit $4_{,1}$ Procent im Jahre 1867. Geht man auf frühere Jahre zurück, so findet man, daß in Wien eine grauenvolle Zunahme stattfindet, denn seit 1830 hat sich dort das Verhältniß zum Nachtheil der ehelichen Kinder um 49 Procent verschlimmert. Ueber das entsprechende Gegenbild, die Prostitution, können wir hier nicht reden.

Als Ursache des sittlichen und öconomischen Verfalls, der zweifelsohne sich durch diese Zahlen in unsern großen Städten nachweisen läßt, wird die abnehmende Möglichkeit, die Mittel zur Gründung eines eigenen Herdes zu erlangen, angegeben. Wir kennen noch tiefer liegende Gründe —. Aber solchen schauderhaften Thatsachen gegenüber, wie wir sie hier angeführt haben, mag es wohl an der Zeit sein, ein Caveant consules! auszurufen. R. A.

Am Familientische.

Kaffee und Reis.

Kaffeezoll erhöht, Reiszoll erniedrigt! So lautete das Ergebniß der letzten Zollparlamentssitzung, und je nach dem verschiedenen politischen oder volkswirthschaftlichen Standpunkte fallen die Urtheile über dieses Resultat bald günstig, bald unfreundlich aus. Lassen wir die Politiker, die am Familientische des Daheim zu schweigen haben, und erwägen wir lieber die großartige Bedeutung, die beide Naturprodukte im Haushalte des Menschen, die immense Rolle, die sie im Welthandel spielen. Mancher Leser, der ruhig zweimal täglich den braunen Trank schlürft, der so und soviel Mal im Jahre seinen Reisbrei ißt, hat wohl kaum geahnt, daß er es gerade hier mit zwei Nahrungsmitteln zu thun hat, die zu den allerwichtigsten Handelsgegenständen zählen, und neben Thee, Kohlen und Zucker, Baumwolle und Seide rangieren.

Freilich, gleich dem Tabak, hat auch der Koffee bei seiner Einführung in England Anfeindungen zu bestehen gehabt, und zwar aus dem Grunde, weil er von Beginn seiner europäischen Laufbahn an die Klatschsucht förderte. König Karl II von England wollte 1675 die Kaffeehäuser aufheben, „weil dieselben von misliebigen Personen besucht werden, die verschiedene falsche und böswillige Gerüchte verbreiten, welche die Regierung herabsetzen und den Frieden des Volks stören.“ Auch der hierüber befragte oberste Gerichtshof gab die Meinung ab, „daß das Ausschenken von Kaffee an sich ein unschädliches Gewerbe sei; da es aber benutzt werde, um Aufregung zu nähren und Lügen zu verbreiten, so könne es auch als allgemein schädlich angesehen werden.“

Auf der ganzen Erde werden jetzt, je nach der guten oder schlechten Ernte, zwischen $5^1/_2$ und 10 Mill. Centner Kaffee erzeugt, oder im Durchschnitt $6^1/_2$ Millionen Centner im Werthe von 153 Millionen Thaler. Etwa ein Drittel liefert dem Gewicht nach Brasilien. Wie viel Kaffee läßt sich aus diesen Millionen Centnern brauen! Ja, in Jahren mit schlechter Ernte übersteigt sogar der Verbrauch die Production, d. h. der Bedarf wird durch die aus früheren Jahren aufgespeicherten Vorräthe gedeckt. Jedenfalls ist es interessant, zu erfahren, wo denn am meisten Kaffee getrunken wird, wobei die niedrigen oder hohen Eingangszölle eine wesentliche Rolle spielen. Die vereinigten Staaten verbrauchen jährlich über 3 Millionen Centner, Deutschland und Oesterreich $2^1/_2$ Millionen Centner, Frankreich mit Spanien, Portugal und die Schweiz 2 Millionen Centner, Holland und Belgien 1 Million Centner, Rußland und Skandinavien $^3/_4$ Million Centner, endlich Großbritannien nur $^1/_2$ Million Centner, denn hier überwiegt das Theetrinken. Vertheilt man jene Millionen Centner Kaffee nach der Einwohnerzahl auf den Kopf, so ergeben sich noch weit interessantere Daten und man erkennt, daß die Holländer die stärksten Kaffeetrinker der Welt sind, denn bei ihnen entfallen auf den Menschen, Greise und Säuglinge eingerechnet, durchschnittlich 12 Pfund im Jahr. Es folgen darauf die Belgier mit mehr als 9, die Nordamerikaner mit 9 und die Schweizer mit 6 Pfund pro Kopf. Erst als das fünfte Land in der Reihe sehen wir unser Vaterland. Auf jeden Deutschen kommen vier Pfund im Jahre, woraus sich berechnen läßt, daß bei einer Erhöhung des Kaffeezolls von 15 Groschen pro Centner auf die Person ein jährlicher Mehrbetrag von 6 Pfennigen entfällt. In Frankreich kommen auf den Einwohner $1^1/_2$, in Oesterreich etwas über 1 und in England 1 Pfund Kaffee. Wir haben hier nur die Länder Europas im Auge; aber der Koffee, ein kosmopolitisches Getränk, ist bei Christen und Heiden gleichmäßig beliebt, und sein Name ist fast überall derselbe. Der Engländer nennt ihn Coffee, der Franzose Café, der Perser Kewé, der Spanier Café, der Hindu Kawa, der Malaye Kawa und der Singhalese auf der Insel Ceylon copi.

Aehnlich verhält es sich mit dem Reis, der nun seinen Rundgang über die Welt gehalten hat und fast überall den gleichen Namen trägt. Der Engländer nennt ihn rice, der Franzose riz, der Spanier arroz, der Tamile in Indien arisei, der Araber aruz, im Sanskrit heißt er vrihi und malayisch bras. Ueberall ist hier dieselbe Grundform zu erkennen. Was uns Roggen, Weizen, Gerste sind, das ist dem Bewohner der Tropenländer der Reis. In den bevölkertsten Ländern Asiens, in Indien, China, Japan, in Afrika und Westindien macht der Reis die wichtigste Nahrung der Bewohner aus, und da, was Bevölkerungszahl betrifft, keine andere Gegend unserer Erde sich mit jenen asiatischen Völkern vergleichen kann, so ist die Behauptung vollkommen am Platze, daß keine andere Getreideart in größerer Menge verzehrt wird und mehr als Gradmesser des Wohlbefindens von mehreren hundert Millionen Menschen angesehen werden kann, als der Reis. Indien wird als die Urheimat des Reis angesehen, doch wissen wir, daß er schon vor 5000 Jahren in China gebaut wurde. Durch die Araber ist er seit alten Zeiten in den Ländern um das Mittelmeer heimisch geworden, doch die neue Welt kennt ihn erst seit dem Beginn des vorigen Jahrhunderts, und zwar wurde 1701 der erste aus Madagaskar stammende Reis in den Sümpfen Südcarolinas gebaut, die bald eine der wichtigsten Culturstätten dieses edlen Getreides wurden. Amerika liefert nun für fast 3 Millionen Dollars Reis alljährlich in den Handel, doch kommt die Hauptmasse aus Asien. Im Handel unterscheidet man Carolina-, ostindischen und westindischen, Java-, egyptischen, italienischen und levantinischen Reis. Zur Brotbereitung wird der Reis selten verwendet, aber er dient zur Herstellung verschiedener Getränke, von denen der Arak oder Reisbranntwein auch europäischen Gaumen mundet. In der Gaze- und Florweberei findet endlich das Reismehl vielfache Verwendung, und Poudre de Riz, dürfte es auf dem Toilettentisch der Pariserin fehlen? Fragen wir noch nach dem Nahrungswerth des Reis, so ist dieser gering. Er besitzt allerdings 85 Procent Stärkemehl, ist ein anerkanntes Sättigungsmittel, aber er sättigt, ohne zu kräftigen. Daher sind auch die in Indien und Ostasien lebenden Europäer, welche größtentheils Fleisch und andere kräftigende, blutbildende und stickstoffhaltige Speisen genießen, in Bezug auf Ausdauer und Widerstandsfähigkeit immer im Vortheil, gegenüber den reisessenden Chinesen, Malayen und Hindus.

Ch. D.

Das „Schnupftabakdippen“ der Amerikanerinnen.

Viele von den Damen im sonnigen Süden der Vereinigten Staaten haben die häßliche Angewohnheit, sich die Zähne mit Schnupftabak einzureiben, was mit dem technischen Ausdrucke Dippen bezeichnet wird. Der in Schottland verfertigte, dunkelbraune Schnupftabak, welcher in kurzen, vierkantigen Flaschen massenweise nach den amerikanischen Südstaaten importirt wird, ist dazu besonders beliebt. Das „Dippen“ wird folgendermaßen betrieben: die jener Unsitte ergebene Dame hat ein Stäbchen von weichem Holze, dessen eines Ende sie mit ihrem Speichel anfeuchtet, und in die breithalsige Flasche tunkt (dippt, daher der Ausdruck dippen), und dann den daran haftenden Schnupftabak mit dem Stäbchen auf und hinter die Zähne reibt; ein für den Zuschauer nicht eben einladender Proceß.

Wie mir von dippenden Damen in Texas oft versichert worden, ist der durch den Schnupftabak auf das Zahnfleisch und die Gaumennerven erzielte Reiz äußerst angenehm und pikant. Es geht den südländischen Schönen hierin ähnlich wie den chinesischen Opiumrauchern. Haben sie die häßliche Gewohnheit einmal angenommen, so ist es fast ein Ding der Unmöglichkeit, dieselbe zu bewältigen, obwohl die schädlichen Folgen davon unausbleiblich und bald sichtbar sind.

Das „Dippen“ wird von jungen Damen meistens insgeheim betrieben, da die Herren dasselbe mit nichts weniger als freundlichen Augen betrachten; verheirathete Damen geniren sich weniger dabei. Oft habe ich solchen meine Aufwartung gemacht, welche mich, mit der Schnupftabaksflasche in der Hand, im Parlor empfingen. Ich mußte bei der Unterhaltung über ihre Geschicklichkeit im Handhaben des Schnupftabakstäbchens unwillkürlich erstaunen.

Die erste dippende Dame sah ich im Staate Alabama. Ich kehrte, wie es dazumal Sitte war (es war zu Anfang der fünfziger Jahre), auf meiner Reise bei einem reichen Pflanzer ein, der mir auf der Thürschwelle seiner Wohnung freundlich entgegenkam, und mich als willkommenen Gast einlud, es mir in seinem, allen anständig gekleideten Fremden stets geöffneten Hause, bequem zu machen. Mit der Tochter des Hauses, einer blendenden Schönheit im Alter von sechzehn oder siebzehn Jahren, hatte ich bald eine rege Unterhaltung angeknüpft. Sie hatte in einem Schaukelstuhle Platz genommen, und wiegte sich darin mit der allen Südländerinnen eigenen Grazie. Mit einem reichbordirten, pariser Fächer wehte sie sich Kühlung zu, und war ohne Frage in dem mit hellen Blumenstickereien besetzten, schillernden Seidenkleide eine reizende Erscheinung. Plötzlich legte sie den Fächer beiseite, und nahm eine ordinäre, breitmaulige Schnupftabaksflasche in die mit kostbaren Ringen geschmückte elfenbeinweiße Hand, und begann zu meinem nicht geringen Entsetzen den von mir oben beschriebenen, widerlichen Proceß des „Dippens“. Dabei wiegte sie sich schneller und schneller im Schaukelstuhle hin und her, und spritzte den Speichel mit unglaublicher Gewandtheit weithin von der Veranda in den Hof. Daß meine Bewunderung für die südländische Schöne sofort ein Ende erreicht hatte, brauche ich wohl kaum hinzuzufügen.

In Texas halten die dem Schnupftabak verfallenen Damen ordentliche Zusammenkünfte, wobei bei geschlossenen Thüren nach Herzenslust „gedippt“ wird und Tagesneuigkeiten, Moden, die neuesten Romane, Klatschereien 2c. abgehandelt werden. Die Gegenwart von Männern ist bei diesen Dippgesellschaften verpönt. Während des Krieges, als die Importation von schottländischem Schnupftabak nach dem Süden durch die Blokade außerordentlich erschwert, und der Artikel eine Seltenheit geworden war, fingen viele südländische Frauen, denen der Gebrauch des Tabaks zum Lebensbedürfniß geworden war, nach Art der Männer an, Tabak zu kauen. Jetzt wird aber wieder um so eifriger „gedippt“, wie vor dem Kriege.

Die schädlichen Folgen des „Dippens“ sind im Süden allgemein bekannt. Nicht selten dringt der feine Tabak in die Lungen ein und verursacht gefährliche Brustkrankheiten. Ein bleicher, wächserner Teint ist das untrügliche Kennzeichen einer „alten Dippschwester“. Es ist aber eine große Seltenheit, wenn eine solche den Schnupftabak verbannt; der eigenthümliche Nervenreiz ist ihr bald so zum Bedürfniß geworden, daß sie nicht davon ablassen kann, obwohl sie weiß, daß die ihr zugemessene Lebenszeit dadurch bedeutend verkürzt wird.

Clarksville, Texas.

Theodor Kirchhoff.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

VI. Jahrgang. Ausgegeben am 16. Juli 1870. Der Jahrgang läuft vom October 1869 bis dahin 1870. **1870. № 42.**

Leidenschaft und Liebe.

Novelle von **Hans Tharau.**

(Fortsetzung.)

V.

Kummer und Schmerz herrschten in der kleinen Pfarrwohnung; Beatas Mutter war einige Tage nach jener Landpartie schwer erkrankt, und ernste Besorgnisse wurden rege um das theure Leben.

Nur so kurze Zeit hatte das Fieber gedauert, und doch schien es bereits, als könne die ohnehin so zarte Constitution seiner Gewalt nicht mehr widerstehen.

Mit vollem und klarem Bewußtsein erkannte die Kranke ihre Lage und unterhielt sich mit den Ihrigen viel und oft von ihrem nahen Heimgang, wie die Brüdergemeinde in ihrer einfachen und doch so natürlichen Ausdrucksweise den Tod zu benennen pflegt.

Friedlich und still sah sie ihm entgegen, nicht mit der mühsam errungenen Ergebung, die sich dem Unabänderlichen zu unterwerfen sucht, sondern mit dem freudigen Aufjauchzen eines Kindes, das nach langer Abwesenheit heimkehren darf ins geliebte Vaterhaus.

Doch Bruder Kröger wollte immer noch nicht an einen solchen Ausgang der Krankheit glauben. Er hatte seine Frau schon so manches Mal am Rande des Grabes gesehen, und immer wieder hatte sie sich erholt, warum sollte es diesmal nicht auch so sein?

Mit der ganzen Hingebung ihres liebenden Herzens widmete sich Beata der Pflege ihrer Mutter und wich Tag und Nacht nicht von ihrer Seite. Allein die Hoffnungen ihres Vaters theilte sie nicht. Sie hatte schon so mancherlei Erfahrungen an Kranken- und Sterbebetten gemacht, sie kannte besonders die Natur ihrer Mutter zu genau, um nicht die Wahrheit zu erkennen, aber sie trug ihren Schmerz still für sich, und ihre sanfte Gleichmäßigkeit wirkte wie ein Friedenshauch auf das Krankenzimmer und die Kranke selbst.

Felix war bei der Nachricht von der Erkrankung seiner Pflegemutter sogleich herbeigeeilt, und war zuerst ganz außer sich, sie nicht sehen zu dürfen. Er machte sich die bittersten Vorwürfe, sie in jüngster Zeit so vernachlässigt zu haben und bat wie ein Kind, doch nur auf einen Augenblick bei ihr Einlaß zu finden.

Allein mit der ruhigen Festigkeit, die man einem unvernünftigen Kinde gegenüber zeigt, hatte Beata ihm die Unzulässigkeit seines Begehrens auseinandergesetzt, ihm aber das Versprechen gegeben, ihn rufen zu lassen, sobald der Zustand der Kranken es erlauben würde.

Traurig hatte er vor ihr gestanden, und seine schönen blauen Augen hatten ganz den Ausdruck wie vor Jahren, wenn er in seinen kleinen Nöthen und Leiden zu ihr gekommen, um sich Rath und Hilfe zu suchen, und das zwei Jahr jüngere, aber um so vernünftigere Mädchen ihm das Kindische und Unvernünftige seines Benehmens vorgehalten.

Wie auch jetzt, so hatte sie es damals ebenfalls nie in einem hofmeisternden Tone gethan, dagegen hätte sich der Knaben- wie der Männerstolz gesträubt; ihre Macht lag in der echt weiblichen Bescheidenheit ihres Auftretens, gepaart mit der ruhigen Bestimmtheit eines Charakters, der erst über seine eigene Handlungsweise ins Klare gekommen, ehe er andern beizustehen suchte.

Und wieder, wie damals, hatte Felix ihr schließlich doch recht gegeben und sich ruhiger und glücklicher gefühlt, seit er in die tiefen grauen Augen gesehen; wußte er doch, daß er auf ihr Wort bauen dürfe, sie würde ihn keinen Augenblick länger aus dem Krankenzimmer entfernt halten, als es nöthig war.

Und schon nach einigen Tagen, als die Heftigkeit des ersten Anfalls vorüber, verlangte Schwester Kröger selbst nach ihrem Pflegesohn, und von nun an brachte er täglich, je nachdem der Zustand der Kranken es erlaubte, Minuten oder Stunden an ihrem Lager zu.

Zuweilen begleitete ihn Asta, die dann im Vorzimmer bei Beata blieb und an deren Sorgen und Beschäftigungen sich betheiligte, immer aber schickte sie durch ihn frisches Obst und Blumen zur Erquickung und Freude der Kranken.

Oft vermochte die Leidende während des Besuches ihres Pflegesohnes sonst nichts zu thun, als ihm still die Hand zu reichen und liebevoll in sein bekümmertes Gesicht zu sehen, zuweilen aber, wenn sie sich stärker fühlte, liebte sie es, sich mit ihm zu unterhalten und sich vieles von ihm erzählen zu lassen.

Als Felix eines Tages nach besonders langem Aufenthalt im

Krankenzimmer das Haus verlassen, trat Beata zu ihrer Mutter ein, besorgt, ob es ihr doch nicht zu viel geworden.

„Nein, ich bin nicht besonders ermüdet, liebes Kind," sagte diese, „wohl aber etwas bewegt und ergriffen. Komm, setze Dich her, Beata, ich habe mir die Erlaubniß erbeten, Dich an dem, was mir jetzt Herz und Kopf erfüllt, Theil nehmen zu lassen. — — Felix hat mir soeben ein großes Geheimniß anvertraut — — er hat sein Herz verschenkt! — — Ah, ich sehe, Du erräthst es schon! — — An seine Cousine Adelheid! Hattest Du schon etwas davon gemerkt?"

„Ja, Mutter!"

„Durch Asta?"

„Nein, nicht durch Asta, ich wußte es aber."

„Und Du hast nicht mit Asta darüber gesprochen?"

„Nein, es war ja nicht mein Geheimniß."

„Das sieht Dir ähnlich, Beata!" sagte die Mutter lächelnd, „und es wird Felix lieb sein, denn Asta und niemand soll noch für eine kurze Zeit davon wissen, weil es alles so sehr rasch gegangen und man mit dem alten Grafen vorsichtig sein muß."

„Und Adelheid?" frug Beata.

„Natürlich liebt sie ihn, ich dachte, das hättest Du gleichfalls entdeckt! — —"

„Nein!" antwortete Beata einfach.

„Ja, sie liebt ihn! Wie könnte sie auch anders?" fuhr die Pastorin fort, indem es wie mütterlicher Stolz in ihren Augen aufleuchtete, „und zwischen ihnen beiden ist alles im klaren, es soll nur eine günstige Gelegenheit abgewartet werden, um es dem alten Grafen beizubringen. Es war so hübsch von Felix, daß er mich noch gern Theil nehmen lassen wollte an seinem Glück, denn es könnte doch noch eine Zeit darüber hingehen bis zu der öffentlichen Verlobung, und bis dahin — — —"

Sie drückte liebevoll die Hand ihrer Tochter, zärtlich erwiderte diese den Druck.

„Wie Gott will!" sagte sie mit leiser, fester Stimme.

„Nun aber, Beata," fuhr die Kranke fort, noch ganz von dem einen beschäftigt, „nun mußt Du mir recht viel von Adelheid erzählen, Du kennst sie ja so viel besser als ich; ich sehe sie das ganze Jahr kaum einmal, als vielleicht auf dem Saal, und da habe ich es oft nicht lassen können, sogar während der Predigt nach ihr hin zu sehen, sie ist so schön, so wunderschön! Aber das ist nicht genug; glaubst Du, daß sie unsern Felix glücklich machen wird?"

„Ich hoffe es zu Gott, Mutter!" sagte Beata feierlich und faltete die Hände wie zum Gebet.

„Asta war ja immer unser aller Liebling," setzte die Kranke hinzu, „aber wir kennen sie auch so gut, sie kommt so oft her, weil sie Dich und die Gemeine überhaupt so lieb hat. — — Ach, ich weiß nicht warum, ich wollte, es wäre Asta gewesen! Aber Adelheid ist gewiß auch gut, nicht wahr? Beschreibe Du mir einmal ihren Charakter, Kind, denn was Felix mir alles von ihr erzählt," sie lächelte, „das weiß man ja, konnte nur von rosigster Farbe sein!"

Beata versprach ihr Möglichstes zu thun, nur jetzt müsse die Mutter Ruhe suchen, sie war gar zu sehr erschöpft von der langen Unterredung.

Die Gelegenheit, um das Versprechen zu halten, kehrte nicht wieder. Einerseits wich Beata ein paar Mal aus, als ihre Mutter davon anfing, andererseits nahm die Schwäche und Mattigkeit bei der Kranken in so hohem Maße zu, daß sie keiner fortgesetzten Unterhaltung mehr fähig war, und überhaupt die Dinge dieser Erde ihre Wichtigkeit für sie verloren.

Sie hatte mit dem Leben abgeschlossen und ging friedlich und glaubensfroh ihrer letzten Stunde entgegen.

Am Tage der Beerdigung schloß sich Herr von Brugk Felix an, um Schwester Kröger die letzte Ehre zu erweisen, und so unangenehm es dem jungen Grafen auch war, konnte er ihn natürlich nicht davon zurückhalten. Graf Weißenrode war durch einen Gichtanfall verhindert, zu erscheinen, aber Adelheid und Asta waren mit Beata in der Kirche zugegen.

Die nun folgenden, in der Herrnhutergemeinde gebräuchlichen Begräbnißfeierlichkeiten, so befremdend sie Herrn von Brugk auch erscheinen mußten, erstaunten ihn doch nicht so sehr; aber die äußere Fassung, mit der Beata die ganze Feier durchmachte, war ihm geradezu unbegreiflich.

Für Mangel an Gefühl konnte er ihr Benehmen kaum halten, hatte er doch das schmerzliche Zucken ihres Mundes beobachtet, und als er mit Felix zusammen die Gräfinnen zur Rückfahrt abholte und einen Moment mit ihr zusammentraf, war sie unfähig, ihm auf seine Anrede zu antworten. Allein keine Thräne hatte man aus ihren Augen fallen sehen, und mit ihrer gewohnten würdevollen Haltung hatte sie an allem Theil genommen.

Es war noch einmal der seltene Fall eingetreten, daß Baron Brugk durch etwas imponirt worden.

„Das ist ein merkwürdiges Mädchen!" bemerkte er gegen seine Begleiter.

„Ich weiß nicht, was Sie Merkwürdiges an ihr finden," entgegnete Adelheid, „ich nenne das einfach gefühllos!"

„O nein, gefühllos ist Beata nicht!" rief Felix, noch ehe Asta, die mit rothgeweinten Augen neben ihrer Schwester im Wagen saß, Zeit hatte, ihre Freundin zu vertheidigen, „gefühllos ist sie gewiß nicht, sie hat aber ungeheure Selbstbeherrschung; ich erinnere mich gut, wie sie schon als Kind bei den heftigsten Schmerzen oder Gemüthsbewegungen ebenso wie jetzt die Lippen zusammenpreßte, um nicht zu zeigen, wie sie litt."

„Ei, welch gutes Gedächtniß Sie plötzlich bekommen haben, Graf Stauffen!" rief Adelheid höhnisch und warf den Kopf zurück, „Sie haben nicht immer so warm für Fräulein Kröger Partei genommen!"

Das Blut schoß Felix ins Gesicht, er schien antworten zu wollen, doch Adelheid ließ ihm keine Zeit zu einer Entgegnung.

„Sie haben wohl großen Geschmack für Steinbilder?" frug sie, mit ironischem Lächeln sich an Herrn von Brugk wendend.

„Sehr großen!" antwortete dieser. „Vor kurzem, auf meinen Reisen," fuhr er fort, „wenn ich nicht irre, war es auf dem Rathhause in Nürnberg, sah ich die Statue einer betenden Maria, so wenigstens wurde sie im Katalog angeführt, eine Frauengestalt von seltener Anmuth, in lang herabwallendem Gewande, den Kopf leicht emporgehoben, die Hände gefaltet; — — Schwester Beata erinnerte mich heute lebhaft an diese Statue. — —"

„Nehmen Sie sich in Acht, Herr von Brugk!" lachte Adelheid, aber man merkte ihr die Verstimmung an, „Asta scheint Sie mit ihrer Schwärmerei angesteckt zu haben!"

Die Ankunft am Schlosse unterbrach das Gespräch. Ohne die dargebotene Hand von Felix zu beachten, sprang Adelheid aus dem Wagen.

Später am Abend jedoch, als Herr von Brugk, seine Cigarre rauchend, auf dem Balcon lehnte, sah er Adelheid und Felix zusammen auf der Terrasse auf und niedergehen; er hatte eine Epheuranke gepflückt, und sie ließ sie sich von ihm um das Haar winden.

„Es ist also wieder Friede geschlossen!" lachte Hugo vor sich hin, „und er hat sich auf Gnade und Ungnade ergeben müssen! — Armer Narr! Als ob das die Art sei, ein Frauenherz festzuhalten! Mit der da müßte man's ganz anders machen; das wollte ich ihn lehren, denn die Frauen sind sich ja alle gleich, falsch, launenhaft, — alle? —"

Was ließ ihn plötzlich inne halten, Baron Brugk, indem ein blasses, ernstes Mädchenbild vor seine Augen trat?

Er warf die brennende Cigarre fort und ging lang und heftig im Zimmer auf und nieder, er konnte es nicht los werden, das bleiche Bild. —

War es vielleicht sein guter Engel, der unter diesen Zügen noch einmal um seine Seele rang? Noch einmal ihm alles ins Gedächtniß rief, was er einst von seiner Mutter Lippen gehört, von edler Frauen Tugend und Treue? Und was er die langen Jahre hindurch zertreten, verachtet, verhöhnt?

Er kämpfte dagegen an, er wollte nicht unterliegen, aber sie ließ nicht von ihm, die seltsame Erscheinung, und noch in seinen Träumen verfolgte sie ihn, mahnend, warnend, ringend; doch er konnte sie nie ganz klar erkennen, war es Beata, die bleiche Herrnhuterin? Oder war es die betende Maria im Rathhaus zu Nürnberg?

VI.

„Hoch lebe das Brautpaar! — Gräfin Adelheid Weißenrode und Graf Felix Stauffen, sie leben hoch!" — so klang es von Mund zu Munde, unter Gläserklirren und rauschender Musik.

Es wurde das Verlobungsfest gefeiert, und an der lang ge-

deckten Tafel waren viele Gäste vereinigt, um den Tag festlich zu begehen. Die glänzend schöne Braut zog aller Blicke auf sich. Wie eine Königin saß sie da, im rosa seidenen Gewande, einen einzigen Stern von Brillanten in dem reichen, blauschwarzen Haar.

Der jugendliche Bräutigam, selbst eine so ritterlich schöne Erscheinung, schien ganz in ihren Anblick versunken.

„Ach, Vetter Felix!“ rief ihm Asta neckend zu, die an Herrn von Brugks Seite in der Nähe des Brautpaares saß, — „habe ich nicht recht gehabt, als ich sagte, Du würdest schwerlich die Zeit finden, mit mir Freundschaft zu schließen?“

„Aber Asta, ich denke, Du siehst mich doch als Deinen Freund an?“ sagte er erstaunt.

„Nein, bis jetzt nur als meinen zukünftigen Schwager!“ erwiderte sie trocken.

„Nur?!“ wiederholte Herr von Brugk lachend, — „scheint Ihnen das so wenig, Comtesse Asta?“

„In Vergleich zu einem Freunde? ja, sehr wenig!“ antwortete sie.

Zum ersten Mal an dem Tage zog ein Schatten über das Gesicht des glücklichen Bräutigams und als er später im Garten einen Augenblick sich mit Asta allein sah, nahm er sie freundlich bei der Hand. „Asta!“ sagte er ernsthaft und sah sie fast traurig mit den treuen Augen an, „war das Dein Ernst, was Du vorhin sagtest, daß ich nur Dein Schwager und nicht Dein Freund sei!“

„Das meinte ich gerade nicht,“ sagte sie ausweichend, — „ich dachte nur — —“

„Nun, was denn?“

„Ich sage Dir's lieber nicht!“

„Asta!“ entgegnete er vorwurfsvoll, „da muß ich wirklich glauben, daß Du sehr wenig Freundschaft für mich übrig hast, wenn Du so Schlimmes von mir denkst, daß Du mir's nicht einmal sagen kannst!“

„Ich denke gar nichts Schlimmes von Dir,“ antwortete sie, — „nur mußt Du ja Adelheid jetzt alles sagen, — und das ist mir unangenehm!“

„Wie kommst Du darauf?“ frug er.

„Nun, ich denke, Eheleute — oder Brautleute, — was doch dasselbe ist, — sollten keine Geheimnisse vor einander haben, — Beata sagte das neulich noch.“

„So? — und das, was Du mir nicht sagen willst, — damit hat wohl auch Beata zu thun?“ frug er in etwas beleidigtem Ton.

„Ja!“ antwortete sie.

„Und wenn ich verspreche, es Adelheid nicht zu sagen? —“ er wußte selbst nicht, warum ihm plötzlich so dringend darum zu thun war; — Asta sah ihn erstaunt an.

„Ei, Felix!“ rief sie neckend und drohte ihm mit dem Finger, — „Du fängst ja früh an mit Deinen Heimlichkeiten, noch dazu heute, an Deinem Verlobungstage!“

Er wurde sichtlich verlegen.

„Es ist ja nur ein Scherz!“ sagte er, „und nicht der Mühe werth, daß man so viele Worte darum macht! —“ Er sah dabei aber gar nicht aus, als scherze er.

„Nun denn,“ sagte Asta, „wenn Du's durchaus wissen willst, — wir sprachen neulich zusammen von Dir, — Beata und ich, — — denn ich ging natürlich gleich zu ihr hin, so wie Papa es mir gesagt, daß Du um Adelheid angehalten, — damit sie es zuerst von uns erfahre. — — Sie war nicht so überrascht, wie ich es erwartete, — vielleicht kam es aber mit daher, daß sie eigentlich seit dem Tode ihrer Mutter so sehr still und ernst geworden ist — —“

„Nun?“

„Wir sprachen also von Dir, — und da meinte ich, — — nimm mir's nicht übel, Felix, Du willst es ja durchaus wissen, — ich meinte, ich wisse noch gar nicht so recht, ob Du ein guter Ehemann sein würdest, denn es heiße ja, um ein guter Ehemann zu werden, müsse man erst ein guter Sohn und treuer Freund sein — —“

„Wahrhaftig?!“ rief er mit einer Bitterkeit, die sonst gar nicht seine Art war, „und da haben die beiden jungen Damen den Stab über mich gebrochen, indem sie behaupteten — —“

„Ich wußte doch, daß Du mir's übel nehmen würdest!“ unterbrach ihn Asta, — „Ihr Männer könnt es ja nun einmal nicht vertragen, wenn man Eure Unfehlbarkeit antastet! — Du irrst aber, wenn Du in der Mehrzahl sprichst, denn das war es ja gerade, worin wir aus einander gingen, Beata und ich. Ich behauptete, das müsse mir noch bewiesen werden, ob Du treu in der Freundschaft seist, — davon hätte ich noch wenig gemerkt, — Du hättest ja nur Augen für Adelheid gehabt und alle andern Menschen um Dich her vergessen, — und ich finde, das läßt sich doch mit aller Verliebtheit nicht entschuldigen.“

„Und Beata?“ frug er gespannt.

„Beata nahm Dich natürlich in Schutz!“ sagte Asta, — „das thut sie ja immer, wenn einer angegriffen wird; — ja sie wurde beinahe heftig, — nein, nicht heftig, — das wird Beata ja nie, — aber, wie soll ich sagen? — erregt, und behauptete, ich thue Dir großes Unrecht, — ihre selige Mutter habe immer gesagt, Du seist ihr mehr als ein Sohn gewesen, — und ein treuer Freund wärest Du gewiß auch; — in dieser Zeit sei es ja natürlich, daß Du Dich nicht viel um andere Menschen habest kümmern mögen, aber, — — —“

„Aber?“ wiederholte er. —

„Aber überführt hat sie mich doch nicht,“ — fuhr Asta fort, — „ja, wir zankten uns beinahe darüber, zum ersten Mal, seit wir uns kennen, und ich bleibe dabei — — —“

„Comtesse Asta!“ unterbrach sie eine Stimme, indem Herr von Brugk plötzlich hinter einem Bosquet hervortrat, — „ich bin ausgesandt, Sie zu suchen; — und Sie, Graf Stauffen, —“ fügte er in sarkastischem Tone hinzu, — „Sie lassen ihre schöne Braut recht lange auf Sie warten! Man will auf dem Grasplatz eine Française arrangiren, — allein der Held des Tages fehlt!“

Felix eilte davon.

„Ein eigenthümliches Benehmen für einen glücklichen Bräutigam!“ sagte Herr von Brugk, indem er mit Asta langsamer nachfolgte, — „erst monatelanges Umlagern des kostbaren Preises, — und nun, nachdem er ihn errungen, läßt schon am ersten Tage die Wachsamkeit nach.“

„Es wäre aber doch sehr langweilig, wenn Brautleute sich nie aus den Augen verlieren dürften,“ meinte Asta, — „überdies hat es mich doch auch gewundert, daß Felix mich gerade heute mit so viel seiner Aufmerksamkeit beehrte, — das bin ich nicht gewohnt an ihm. Es war auch nur die liebe Neugierde, — die, wie ich behaupte, Ihrem Geschlechte viel mehr, als dem unsrigen anhaftet, — welcher ich diese Auszeichnung zu verdanken habe.“

„So?“ sagte der Baron, — „ich bin nun meinerseits gar nicht neugierig, Comtesse Asta — —“

„Nicht?“ lachte Asta, — „Sie möchten aber doch gar zu gern erfahren, — nicht wahr? — was da gerade zwischen Felix und mir verhandelt wurde?“

Herr von Brugk hatte entschieden sehr in Astas Meinung gewonnen, seit dem Tage, an welchem er so bereitwillig für ihre Freundin Partei ergriffen.

„Wie sollte mir das einfallen!“ versetzte er mit scheinbarer Gleichgültigkeit.

„Das ist ja recht gut!“ antwortete sie schalkhaft, — „denn ich würde es Ihnen doch nicht verrathen; nur das kann ich Ihnen sagen daß wir von meiner Freundin Beata sprachen.“

„Ah!“ sagte Herr von Brugk, — „ich wußte nicht, daß Graf Felix sich viel um die Tochter seiner Pflegeeltern kümmerte; — doch sind Sie wohl die Vermittlerin, Comtesse?“

„Keineswegs,“ antwortete Asta, — „es gibt auch nichts zu vermitteln zwischen ihnen, sie sind ja sehr gute Freunde; — wenigstens weiß ich, daß Beata eine sehr hohe Meinung von Felix hat.“

Der Baron fixirte seine Begleiterin scharf.

„Und wie ist es mit Graf Felix?“ frug er.

„Nun, das wissen Sie ja selbst,“ entgegnete sie, — „der hat nur Augen für Adelheid!“

Sie waren bei der übrigen Gesellschaft angelangt, und stellten sich als vis-à-vis des Brautpaars in der Française auf.

„Sie sind mir doch genügend dankbar, gnädigste Comtesse, daß ich Ihnen den Vermißten wieder zugesandt?“ frug der Baron bei der ersten Figur, die ihn mit Adelheid in Berührung brachte.

„Da beklage ich sehr, Sie in Ihren Erwartungen täuschen zu müssen!“ entgegnete sie, indem sie ihm die Fingerspitzen reichte und den Kopf stolz zurückwarf, — „ich hatte niemanden vermißt!“

„Das würde ich Graf Felix nicht zu wiederholen wagen!“ versetzte er.

„Da kann ich Ihnen die Mühe ersparen und es selbst thun!“ war die Antwort, indem die Tanzenden an ihre Plätze zurückkehrten.

„Les dames en avant!“ hieß es bald danach.

„Sie Glücklicher!“ rief Hugo Felix zu, als er in der darauf folgenden allgemeinen Confusion in dessen Nähe kam, — „Sie Glücklicher, dem alle Damenherzen zufallen! — Hüten Sie sich vor Uebermuth! Es droht Ihnen eine verdiente Strafe!“

„Was soll das heißen?“ frug Felix.

„Fragen Sie Gräfin Adelheid!“ lautete die Antwort zurück, — und schon trennte ein weiter Raum die Sprechenden.

Allein die Prophezeiung schien nicht in Erfüllung zu gehen, — denn, strahlender noch als zu Beginn des Festes, nahm Adelheid beim Schlusse desselben, neben ihrem Bräutigam stehend, die Verabschiedungen der auswärtigen Gäste entgegen; — dann schritt sie, majestätisch grüßend, an Herrn von Brugl vorbei, Felix, der ihr folgte, warf ihm einen triumphirenden Blick zu.

„Verblendeter Thor!“ murmelte der Baron zwischen den Zähnen, — „es soll ihn doch noch einmal reuen, daß er die Unrechte genommen, — ein Weib, das keinen Funken Liebe für ihn besitzt, statt jener, die ihm ihr ganzes Herz geschenkt! — Ihr ganzes Herz? — Das käme doch auf die Probe an! — Die Frauen spielen gern mit ihren Herzen, wie Federbälle, die ein Lufthauch auf und niederwirft! — Und wir Männer? — Ja, auf uns kommt es an, den Ball geschickt aufzufangen, den uns ein günstiger Zufall in den Weg schleudert! — Das alte Spiel, Hugo! — Das alte Spiel! — Und Du solltest es noch einmal versuchen wollen? — Ich begreife mich selbst nicht, was ich damit will! — Sie hat mir's angethan, und wäre ich klug, so machte ich mich davon! — Bah! — Ich die Flucht ergreifen, vor mir selbst? — Das wäre doch das erste Mal! — Auch soll es ja nur ein Zeitvertreib sein, — ein Federballspiel! — — — Und wie, wenn es Ernst würde? — Wenn ich es auffangen und festhalten könnte, jenes Herz, — jenes reine, edle Frauenherz? — Wenn ich jetzt noch ein anderer werden könnte? — Mutter! Mutter! — Gedenkst Du vielleicht in diesem Augenblicke Deines Sohnes in jenem Lande der Seligen, von dem die Frommen reden, — an das Beata glaubt?“

VII.

Mehrere Wochen waren seit dem Verlobungsfeste vergangen, — der Sommer eilte mit raschen Schritten dahin.

Auf dem Schlosse gingen viele Gäste aus und ein, doch Felix und Hugo weilten noch immer.

Letzterer sprach sich so entzückt über die Rheingegend aus, daß es sein Wunsch und Vorhaben sei, noch auf einige Zeit sich in der kleinen Stadt einzumiethen. Hiervon hatte aber Graf Weißenrode nichts wissen wollen, — es sei Raum genug im Schlosse, meinte er, warum sollte der ihm angenehme Gast seinen Aufenthalt nicht ausdehnen, so lange es ihm gefiel? — Der kleine Ort bot dem Grafen nur wenig ansprechenden Umgang, umsomehr freute er sich einen solchen innerhalb des eigenen Hauses auf eine Zeit lang fesseln zu können.

Baron Brugl hatte es verstanden, sich überall so ziemlich beliebt zu machen, — Adelheid hörte gern auf seine schmeichelhaften Redensarten und benutzte ihn dazu, Felix Eifersucht wachzuhalten; von Asta wissen wir es ja schon, wodurch sie sich hatte günstiger gegen ihn stimmen lassen; — nur mit Felix stand er geradezu auf gespanntem Fuße und das gegenseitige Verhalten der beiden Männer wurde, besonders wenn sie sich ohne Zeugen gegenüberstanden, ein so schroffes, daß es gewiß eines besonderen Zweckes bedurfte, den jeder im Auge hatte, um unter solchen Umständen noch länger unter demselben Dach zu weilen.

Felix hielt sein neugefundenes Glück — aber Hugo? — —

Auch in der Pfarrwohnung gingen beide häufig aus und ein, wenn auch, selbstverständlich, nie gemeinschaftlich.

Felix suchte an Aufmerksamkeiten gegen den Pastor wieder gut zu machen, was er glaubte, bei seiner Pflegemutter versäumt zu haben, und empfand den wohlthuenden Einfluß von Beatas gleichmäßigem Wesen auf sein in dieser Zeit so vielfach bewegtes Gemüth.

Hugo seinerseits hatte, er wußte es selbst kaum wie, — sich das Vertrauen Bruder Krögers erworben. Der biedere, einfache Pastor hatte wirklich Vergnügen an dem Umgange mit dem jüngeren Mann, der doch so viel mehr als er in der Welt herumgekommen und ihm viel Interessantes erzählen konnte, und er dankte es ihm, daß er so herzlichen Antheil an seinem Verluste nahm und sich sichtlich bemühte, ihn durch seine Besuche zu erheitern.

Beata trug ihre Trauer still im Herzen; — sie empfand tief die Oede um sich her, — es schien, als ob sie ihre einstige Fröhlichkeit nie wieder gewinnen könne. Auf das Schloß kam sie fast nie. Sie scheute, wie sie Asta sagte, die vielen fremden Gesichter und sah es lieber, wenn die Freundin zu ihr kam.

„Sie überlassen sich zu sehr der Einsamkeit, Fräulein Kröger,“ sagte Herr von Brugl eines Tages zu ihr, als er sie allein im kleinen Garten bei ihrer Arbeit sitzen fand.

Er hatte sein unangemeldetes Erscheinen dadurch entschuldigt, daß er den Pastor dort zu finden geglaubt; — dieser war aber ausgegangen und Hugo hatte um die Erlaubniß gebeten, auf ihn warten zu dürfen.

„Die Einsamkeit kann oft sehr wohlthätig sein,“ entgegnete Beata.

„Aber nicht zu viel, — nicht in Ihrem Alter,“ antwortete Hugo, — „Sie sind dazu zu jung — und schön!“ setzte er zögernd hinzu.

Sie sah ihn erstaunt und strafend an, — so hatte er noch nie zu ihr gesprochen. Sie hatte es allerdings bemerkt, wie er in letzter Zeit den Ton eines fast väterlichen Freundes abgelegt, allein dieser war ihr immer zuwider an ihm gewesen und sie hatte stets das Unnatürliche darin durchgefühlt; — es war dies aber das erste Mal, daß er sich zu faden Schmeicheleien verstieg, — sie wollte nur eine günstige Gelegenheit abwarten, um ihn zu verlassen.

„Die Hand aufs Herz, Schwester Beata!“ fuhr er fort und seine kleinen Augen blitzten eigenthümlich, — „ist Ihnen nie der Wunsch gekommen, — kommt er Ihnen nie, — einmal hinaustreten zu können aus diesen fast klösterlichen Mauern, und die Welt, die schöne bunte Welt kennen zu lernen?“

„Er kommt mir nie,“ antwortete sie, — doch das leichte Erröthen, das ihr so selten kam, färbte einen Augenblick ihre Wangen.

„Ah! Ich verstehe die ausweichende Antwort!“ rief Hugo, — „und ich weiß, daß es wohl eine Zeit gegeben, wo Sie also gewünscht und geträumt! — Ich kenne Ihr Geheimniß, Schwester Beata,“ fuhr er leise fort und beugte sich an ihr Ohr, — „und weil ich es kenne, bin ich heute gekommen, um mit Ihnen zu reden; — Sie lieben Felix Stauffen! —“

Wie ein Zischen klangen die letzten Worte, — allein Beata war aufgesprungen, — bebend, und doch wie hehr und hoch stand sie vor ihm; — „wie dürfen Sie es wagen?!“ hub sie an.

„Stille! Schwester Beata!“ antwortete er, „Sie müssen, — Sie sollen mich anhören! — Setzen Sie sich nieder! — Was ich Ihnen zu sagen habe, betrifft nicht nur Sie, — betrifft auch ihn, der so unwürdig Ihrer Liebe ist!“

Wieder zuckte sie zusammen, aber sie setzte sich wie vorhin.

Hugo war ruhiger geworden.

„Wenn Sie mir geduldiges Gehör schenken wollen, Schwester Beata,“ sagte er, — „so werde ich Sie vielleicht überzeugen können, daß es eine andere Liebe gibt, die Ihrer würdiger wäre, als die dieses charakterlosen, elenden — — — nein, springen Sie nicht wieder auf! — Lassen Sie mich erst ausreden!“

Er lehnte ihr gegenüber am Eingang der Laube.

„Wie ich Ihr Geheimniß errathen? — Was thut das zur Sache?! — Die Liebe hat scharfe Augen, Beata, und ich habe Sie geliebt seit jenem Tage, da Sie mir zuerst in der Thüre Ihres Hauses entgegentraten! Was mußte ich empfinden, als ich entdeckte, daß Graf Felix Stauffen Ihr ganzes Interesse, — Ihre ganze Neigung besaß! —“

Beata hatte das Gesicht mit den Händen bedeckt; er hielt einen Moment inne.

„Das, was Sie leiden, Beata,“ fuhr er langsam fort, „das leide auch ich — ist Adelheid die Zerstörerin Ihres Glücks, so ist Felix der Zerstörer des meinigen, und ich will meine Rache haben!“

Sie sah erschreckt zu ihm auf.

„Auch ich habe ein Geheimniß,“ fuhr er fort, „und ich brauche nur dies Geheimniß zu offenbaren, nur ein paar Worte der schönen Adelheid ins Ohr zu flüstern, und sie kehrt Felix auf ewig den Rücken und er ist — so unglücklich wie wir. Sprechen Sie, Beata — soll ich es thun?“

„O, nie, nie!“ rief sie, ihn entsetzt ansehend, „wie könnten Sie so grausam sein? Aber ich verstehe nicht, ich begreife nicht,“ setzte sie hinzu, und stützte den Kopf auf die Hand, „wie können Sie



Unbequeme Nachbarschaft.

Nach dem Gemälde von Carl Hertel.

so Schreckliches über ihn, über Felix wissen, daß Adelheid ihn aufgeben würde, wenn sie es wüßte?"

Hugo lächelte ob der Einfalt der Frage.

„Wenn ich es wollte, könnte ich es Ihnen sagen," antwortete er, „und auch Sie würden sich von ihm abwenden in Abscheu und Verachtung, doch ich thue es nicht, weil ich Sie nicht betrüben möchte, weil mir alles an Ihnen heilig ist, Schwester Beata — auch die Träume und Illusionen Ihres unschuldigen Herzens!"

Ein plötzlicher Argwohn zuckte in ihr auf. „Ich glaube es nicht!" entgegnete sie fest, „ich werde es nie glauben, daß Felix etwas Unehrenhaftes gethan, etwas, wofür man ihn verachten könnte!"

„Auch nicht, wenn ich es Sie auf mein Wort versichere?"

Sie schüttelte den Kopf.

Wie ein gereiztes Thier sprang Hugo auf sie zu und legte die Finger wie eiserne Klammern um ihr Handgelenk; ein böser Blick schoß in seinen Augen auf.

„Wiederholen Sie das!" sagte er zähneknirschend. „Ihr Glaube an ihn steht Ihnen höher, als mein Wort?"

Er fühlte, wie sie zu Eis erstarrte unter dem Druck seiner Hand, aber aus den bebenden Lippen drang ein festes, leises „Ja!"

Er schleuderte ihre Hand von sich und ging mit langen Schritten zweimal durch den kleinen Garten; dann kehrte er zu ihr zurück, wo sie noch immer regungslos saß, und stellte sich mit verschränkten Armen vor sie hin.

„Hören Sie mich an, Fräulein Kräger!“ sprach er mit gewaltsam unterdrückter Leidenschaft. „Sie haben mich gekränkt, wie man tiefer einen Mann nicht kränken kann. In Ihrer blinden Hingebung zu einem Buben, der Sie nie geliebt, wenden Sie sich von einem Herzen, das Sie vergöttert hätte! Sehen Sie, Beata,“ fuhr er weicher fort, einen Schritt näher tretend, und zum zweiten Male, seit sie ihn kannte, sah sie jenen besseren Ausdruck über sein Gesicht ziehen, „ich hatte meinen Glauben an Ihr Geschlecht verloren, und ich dachte, Sie sollten mir ihn wiedergeben — wehe Ihnen, daß Sie es nicht gethan!“ setzte er hinzu und die alte Leidenschaft brach wieder durch, „und wehe mir, denn dreimal unglücklicher, als ich es gewesen, kehre ich zurück! Doch ich vergesse, ich muß ja mein Wort rechtfertigen, und zwingen Sie mich auch dadurch, Ihre Illusionen aufs schmerzlichste zu zerstören — Sie wollen es ja!“

Er zog einen Brief aus der Tasche.

„Lesen Sie!“ sagte er, indem er ihr denselben reichte, „erst aber lassen Sie mich Abschied nehmen, ich verlange nicht, Zeuge Ihres begreiflichen Schmerzes zu sein. Leben Sie wohl, Beata, und wenn Sie den Brief aus der Hand legen, so erinnern Sie sich, daß in derselben Stunde Comtesse Adelheid das Original desselben auf ihrem Zimmer finden wird!“

Mit einem höhnischen Lächeln verbeugte er sich und wollte gehen; doch, wie aus einem Starrkrampf erwacht, war Beata aufgesprungen.

„Herr von Brugk!“ rief sie, „das können Sie nicht wollen! das kann nicht Ihr Ernst sein! Wenn es wirklich wahr ist, daß die Kenntniß des Inhaltes dieses Briefes scheidend zwischen Felix und Adelheid treten muß, wie könnten Sie es verantworten, dieses Unglück über zwei Menschen zu bringen, die sich lieben?“

„Was liegt mir an ihrer Liebe?“ frug er kalt. „Muß denn ein Felix immer der Glückliche sein, weil sein Name so heißt? Soll ihm allein alles erspart bleiben, was andere drückt und quält? Nein, nein! auch er soll hinab in die Tiefen des Elends, und soll der Menschheit fluchen, wie ich es thue!“

Schaudernd wandte sich Beata von ihm ab, nur einen Augenblick jedoch, dann stand sie wieder an seiner Seite.

„Haben Sie kein Erbarmen?“ frug sie ihn.

„Für jene Glücklichen? Nein!“ antwortete er.

„Und keins für mich?“ setzte sie leise hinzu.

„Sie haben mir keins erwiesen,“ entgegnete er.

„O ja, Erbarmen wohl, unendliches Erbarmen!“ sagte sie bewegt und hielt die Hand einen Moment auf die Augen gepreßt. „Sie sind ja weit unglücklicher als ich, Herr von Brugk!“

„So gehen Sie einen Schritt weiter,“ sagte er, halb wieder zu ihr hintretend. „Man sagt, daß in der Frauen Herzen Mitleiden oft zur Liebe führt — und dann — ja, dann zerreiße ich gern jenen zweiten Brief.“

Beata rang die Hände.

„Verlangen Sie nicht, was ich nicht geben kann, was ich niemandem mehr geben kann!“ flehte sie.

„O, ich vergaß!“ sagte er bitter, „Sie gaben mir ja bereits meine Antwort vorhin! Ich Thor — daß ich wieder fragen konnte! Zum letzten Mal — leben Sie wohl, Schwester Beata!“

„Und jener Brief?“ rief sie, gefoltert.

„Er kommt an seine Bestimmung!“ antwortete er.

Sie eilte ihm nach.

„Herr von Brugk!“ bat sie, und wie ein leises Schluchzen klang ihre Stimme, ob auch die Augen thränenlos blieben, „Sie sprachen mir einmal von Ihrer Mutter, von Ihrer Schwester, die Sie so sehr geliebt; können Sie es vor den Seelen jener beiden Heimgegangenen verantworten, daß Sie im Begriffe stehen, so schweres Unglück über zwei Frauenherzen hereinbrechen zu lassen?“

Er zuckte zusammen, und wieder war es, als rängen unsichtbare Mächte um seine Seele. Wer sollte den Sieg davontragen?

Da sah er auf Beata zurück. Wie ein Marmorbild stand sie da, den Kopf leicht emporgehoben, die Hände ineinandergepreßt, wie in brünstigem Flehen.

„Die betende Maria!“ sagte er leise.

Eine kurze Pause entstand.

„Schwester Beata!“ sagte er dann mit gedämpfter Stimme, „um jener beiden Namen willen, die Sie mir genannt, und denen ich hätte Ihren Namen hinzufügen wollen — aber Sie haben nicht gewollt — um jener beiden Namen willen soll heute noch und morgen noch, jener Brief in meiner Mappe bleiben, vielleicht auf immer — ich weiß es nicht, es kommt auf die Verhältnisse an, ich mache mich nicht besser als ich bin, Schwester Beata — aber ich verspreche Ihnen: vor der Hand bewahre ich das Geheimniß!“

Schmerzlich enttäuscht, drang sie nicht weiter in ihn. Man hörte es an der Hausthür klingeln.

„Mein Vater!“ sagte sie bittend, und verbarg den Brief in ihrem Kleide. „Auch er darf es nicht wissen.“

„Noch immer liegt es in Ihrer Hand, daß kein Mensch es je erfahre! ich gebe Ihnen Zeit, Schwester Beata!“ sagte er und eilte davon.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Blick in den Polizeistaat Berlins.

Wer die großen Städte der Welt: Paris, London und selbst Newyork gesehen hat, und dann Berlin besucht, dem fällt bei einer Vergleichung des Straßenlebens dieser Städte die geringe Zahl von Polizeipersonal in den Berliner Straßen sehr in die Augen. Der preußische Staat ist von jeher ein Knauser in Bezug auf Menschenkraft gewesen, und hat dafür von allen, die ihm dienten, um so mehr Arbeit gefordert. So zeigt sich dem Fremden, der in den Straßen Berlins nach Polizei sucht, auch garnichts, als der eintönige Schutzmann an der Ecke einer gefährlichen Passage, wo vier belebte Straßen einen Knäuel von Menschen und Wagen ineinanderwirren, Kinder und Hilflose stürzen, der Taschendiebstahl lauert, und der Fremde am ehesten geneigt ist, sich im Labyrinth der Straßen zu verirren. Ihnen allen ist der Schutzmann ein aufmerksamer Beobachter. Er schrillt den Kutschern, welche den Uebergang im Trabe forciren wollen, das absolute Veto seiner Pfeife entgegen, er springt den Hilflosen bei, er fixirt den Bummler, der Taschendiebstahls halber um das nächste große Schaufenster streicht, er weist dem betäubten Kleinstädter den richtigen Weg bis zum nächsten Schutzmann. Aber von dem zahlreichen wandernden Polizeipersonal der westlichen Großstädte Europas hat Berlin nur schüchterne Seitenstücke aufzuweisen; wieder nur den Schutzmann, der einsam oder paarweise sein Revier begeht, oder zur Ablösung des nächsten Postens commandirt ist. Damit steht nicht im Widerspruch, daß bei großen, öffentlichen Aufzügen oder Ansammlungen von Menschenhaufen, zu bestimmten Zeiten und Orten, wo Excesse oder Verbrechen oder Unglücksfälle in größerer Anzahl erwartet werden dürfen, wie Unter den Linden in der Neujahrsnacht oder bei den bekannten Klostertumulten in Moabit, oder wo die Aufspürung von Verbrechern systematisch betrieben wird, wie bei den nächtlichen Razzias in den Verbrecherspelunken der Stadt und in Wald und Heide der Umgegend, eine wirklich imposante Schar von Schutzmännern auf dem Platze erscheint, nach gethaner Arbeit geräuschlos verschwindet, und mit wunderbarer Schnelligkeit wieder an einem ganz anderen Ende der Stadt auftaucht, wohin der unterirdische Telegraph das Hauptgros gerufen hat. Mehr als tausend Schutzmänner zu Fuß, sechzig zu Pferde, acht Hauptleute und sechzig Polizeilieutenants existiren aber in ganz Berlin nicht; vielmehr werden von diesen Mannschaften auch die vier ländlichen Polizeireviere in Schöneberg, Ricksdorf, Lichtenberg und Pankow, sowie das Polizeiamt in Charlottenburg besetzt. Die Masse der übrigen vertheilt sich auf die 46 Polizeireviere der Stadt, deren jedem ein Polizeilieutenant vorsteht. Der Revierposten enthält acht bis zehn Schutzmänner; alles, was in der Stadt von polizeilichem Interesse passirt, wird hier gemeldet; Unglücksfälle und Verbrechen, Funde und Verluste, Feuer und Einsturz, das Verschwinden und Finden von Menschen, die Unthaten der Droschkenkutscher und die Wahrnehmungen der Strompolizei, kurz, alles, alles. Jedes der Reviere ist mit dem andern und mit dem Centralpunkt des Polizeitelegraphen im „Amt Mühlenhof“ neben dem Molkenmarkt durch unterirdische Telegraphen verbunden, was selbst in Paris nicht der Fall ist. Durch diese elektrische Verbindung ist möglich, daß häufig gestohlene Sachen

dem Eigenthümer von der Polizei zurückgebracht werden, ehe er den Verlust nur bemerkt hat, verirrte oder verlockte Kinder den Eltern zugeführt werden, wenn diese eben erst die Nachbarschaft nach ihren Lieblingen absuchen, oder entsetzt die Meldung des Verlustes machen.

Am Molkenmarkt Nr. 1, dem Centralsitz, hält endlich stets eine Reserve von 60 Schutzleuten zu Fuß und dreißig zu Pferde, um auf den ersten Hilferuf die Meilen der Stadt zu durchfliegen, in dringenden Nothfällen jagt dann der Schutzmann zu Fuß zwischen den berittenen, halb schwebend, halb laufend dahin, wie Cäsar die Schlachtlinien unserer Altvordern unter Ariovist beschreibt.

Die acht Hauptleute der Schutzmannschaften sind mächtiger, als mancher kleine deutsche Staatsmann. Sie sind die Inspectoren der 46 Polizeireviere; doch das gibt ihnen ihre souveräne Macht noch nicht. Aber an ihnen kann man lernen, was heutzutage die Durchführung der Arbeitstheilung bedeutet. Sie haben sich in die einzelnen Zweige ihrer polizeilichen Wirksamkeit getheilt.

Der eine von ihnen ist das vielgewaltige Haupt der Marktpolizei, vor dem sich der böse Mund der Fischweiber und die unabhängige Gesinnung der Apfelsinenfrauen in Demuth beugen. Ein Wink seines Auges läßt die leichtwichtige Butter, bankunwürdiges Fleisch und die Mischung von Mehl, Kalk und Wasser, die der Berliner Milch nennt, spurlos vom Markt verschwinden. Ein zweiter ist der Alleinherrscher der Droschken, Omnibusse, Kutscher, Fuhrwerksbesitzer und Gäule, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts. Der Mann scheint sehr versöhnlicher und mildherziger Natur gegen seine Unterthanen zu sein; denn derjenige, welcher in Berlin ohne Gefahr für seine Gesäßknochen und die Erschütterung seines Gehirns eine Droschke zweiter Classe benutzen kann, soll noch geboren werden. Der dritte Schutzhauptmann ist der Flußgott Berlins, oder die Strompolizei, womit aber keineswegs gesagt werden soll, daß er nur über strömendes Wasser gebietet. Er ist vielmehr im Sommer wesentlich Schlammgott, soweit er über die Panke, den faulen Graben, die pontinischen Sümpfe des Thiergartens und die verschiedenen Schlammvergnügen gesetzt ist, die der Berliner Flußbäder und Gondelfahrten nennt. Im Winter ist er der Eisgott der Gegend. Der schlittschuhlaufenden Menschheit, welche die Rousseauinsel umkreist, und am Gilka Belebung trinkt, fühlt er sich menschlich nahe gerückt. Man sieht ihn dann höchst eigenhändig Menschen und Thiere aus dem Paradies verbotener Eiswege treiben.

Man wird gestehen müssen, mit diesen kaum 1100 Mann Polizei richtet Berlin mindestens soviel aus, als Paris mit seinen 8000 Polizisten. Allerdings ist der Berliner durchschnittlich auch harmloser und gutmüthiger, auch wenn er erregt ist, als der Pöbel der englischen und französischen Hauptstadt. Drohungen gegen den Schutzmann, der Ruhe gebietet, wie die: „Schutzmänneken, Sie haben wohl schon lange keene Keile mehr gekriegt," sind ebensowenig ernst gemeint, als die Aufforderung des Schutzmanns zum Herunterkommen an ein paar Bummler, die Unter den Linden auf die Bäume gestiegen sind. „Schutzmänneken, holen Sie ihm doch," räth freundschaftlich ein fadenscheiniger Einwohner an der Seite des Schutzmannes. „Schutzmann, woll'n Sie ein paar Cocosnüsse?" ruft's aus den Zweigen herab.

Die gesammte Schutzmannschaft steht unter der vierten Abtheilung des Polizeipräsidiums, d. h. der „Abtheilung für Vagabonden-, Transport- und Gesindewesen und Criminalpolizei". Diese vierte Abtheilung des Polizeipräsidii, mit der wir im Nachstehenden den Leser näher bekannt machen wollen, ist aber nur eine der sechs Abtheilungen, die, außer dem Präsidialbureau selbst, dem Polizeipräsidenten von Berlin (jetzt dem liebenswürdigen und bei Guten und Bösen beliebten Präsidenten von Wurmb) unterstellt sind. Man sieht dem bescheidenen Gebäude, welches sich Nr. 1 des Molkenmarktes nennt, nicht an, welche colossale Geschäftsthätigkeit, welch unermüdlicher Scharfsinn und welche Fülle von Intelligenz hinter diesen Mauern die wichtigsten Interessen der gewaltigen Stadt erhält, ordnet, bearbeitet, und weit über die Grenzen Berlins hinaus segensreich wirkt. Hier befindet sich zunächst das Präsidialbureau, im Vordergebäude nach dem Molkenmarkt zu. Hierhin gehen alle Eingänge, und werden hier an die einzelnen sechs Abtheilungen vertheilt. Die für das Criminalcommissariat bestimmten Einläufe bewegen sich monatlich zwischen 2800 und 3000 Nummern. Mit dem Präsidialbureau verbunden ist die erste Abtheilung, d. h. die eigentliche Regierung der Residenz, und namentlich auch die berühmte Berliner Feuerwehr. Weiter befindet sich hier auf dem Molkenmarkt Nr. 1 die Polizeihauptkasse, die jährlich mehrere Millionen Thaler einnimmt und verausgabt, vor allem aber im Hof hinten, durch die starke Wache im zugigen Durchgange kennbar, die schon mehrgenannte vierte Abtheilung, namentlich das Criminalcommissariat und das Bureau für Fundsachen. Ein sehr großes Zimmer ist hier mit Fundsachen vollgestopft; manche derselben sind nicht vom Eigenthümer, sondern vom Dieb verloren worden, und spielen die schweigenden Verräther der Spur der Flüchtigen. Im Erdgeschoß sind die Stallungen für die Pferde der berittenen Schutzmänner, die Stuben der Schutzmänner u. s. w.

Die übrigen Abtheilungen des Polizeipräsidii befinden sich auf der Poststraße 16, vom Molkenmarkt schnell erreichbar. Wir führen sie nur der Vollständigkeit halber hier an, denn über jede derselben ließen sich Bogen schreiben. Da ist die Gewerbepolizei (zweite Abtheilung) von einem Dirigenten, drei Räthen und drei Assessoren besorgt; da ist die Bauabtheilung (dritte Abtheilung) unter Leitung eines Bauraths, die so lange den Heldenkampf um Erhaltung der Gerichtslaube gekämpft hat, nun aber glücklicherweise doch zum Rückzug blasen muß. Vier Bauinspectoren sind außer ihrem Chef in diese gemeinnützige Niederlage verflochten. Endlich befindet sich dort die fünfte Abtheilung, die Paß- und Gewerbepolizei und das Einwohnermeldeamt, die allerseits durch die norddeutsche Gesetzgebung zu großer Muße verurtheilt sind, und die sechste Abtheilung „für Uebertretungen", mit der die Polizeianwaltschaft verbunden ist, welche infolge des norddeutschen Strafgesetzbuches wahrscheinlich in eine ebenso gesteigerte Thätigkeit versetzt werden wird, als die fünfte Abtheilung an Muße gewonnen hat. Außer diesen größeren Abtheilungen sitzt endlich im Amt Mühlenhof, neben dem Molkenmarkt am Mühlendamm, eine Commission für Sittenpolizei. Sie hat von Jahr zu Jahr leider gesteigerte Arbeit. Und die männlichen Individuen, die sie vor sich citirt, die s. g. „Louis", d. h. die Zuhalter liederlicher Dirnen, die sich von diesen mit erhalten lassen, wandern meist von hier noch ein Haus weiter, nach dem Molkenmarkt Nr. 1. Denn in jedem Streit, den die Louis anzetteln, fallen jetzt seit fünf bis acht Jahren regelmäßig Messerstiche, meist schwere, tiefe Wunden. Die Unsitte ist durch Amerikaner und amerikamüde Berliner, sowie durch Matrosen hier eingetragen, und von hier auch schon nach Wien verpflanzt worden.

Vom größten Interesse für das Publikum, und seiner Natur nach in das geheimnißvollste Dunkel gehüllt, ist aber von all diesen Abtheilungen der Berliner Polizei das Criminalcommissariat, das am Molkenmarkt Nr. 1 im Hintergebäude zwei Treppen hoch, in niedrigen, muffigen, überheizten Räumen seine rastlose, wichtige Thätigkeit entfaltet, Verbrechen zu hindern, und deshalb namentlich bestrafte Personen zu überwachen, und geschehene Verbrechen zu entdecken. Außer dem Chef dieser Commission, Herrn v. Drygalski, arbeiten drei Polizeiräthe, zwei Assessoren und zehn Criminalcommissare in diesem Fache. Namentlich unter den Criminalcommissaren sind die berühmten Veteranen der Entdeckungspolizei zu finden, Menschen von Stahl und Eisen, von riesiger Kraft bei leichtem, gewandten Tritt, und jener angebornen, nachhaltigen Spürkraft und Berufsliebe, ohne die der Criminalbeamte immer nur Stückwerk bleibt. Manche dieser Männer haben unter Hinkeldey, Stieber, Bernuth und Wurmb gearbeitet, und noch merkt man ihnen nicht an, daß die Fünfzig überschritten sind. Diese leitenden und ausführenden Kräfte haben nun weiter die tüchtigsten Leute aus der Schutzmannschaft zu ihrer Verfügung, zwei Wachtmeister und zwanzig Mann; zu Razzias in der Verbrecherwelt steht ihnen natürlich außerdem die ganze Schutzmannschaft zu Gebote. Auch müssen alle Polizeilieutenants, die sich zu Reviervorstehern ausbilden wollen, sechs Monate bis ein Jahr hier als Hilfsarbeiter der Criminalcommissare arbeiten, in der Regel drei bis vier auf einmal. Solange der Schutzmann zum directen Dienst des Criminalcommissariats commandirt ist, trägt er keine Uniform. Diese 22 Schutzmänner also, die vier Hilfsarbeiter und die zehn Commissare, bilden zusammen die ganze geheime Polizei von Berlin. Alles was sonst von geheimer Polizei in Berlin geredet wird, gehört ins Bereich der Fabel.

„Wie ist möglich, daß diese wenigen Menschen die Verhütung und Entdeckung von Verbrechen in einer Stadt von über 700,000, einem Amtsbezirk von über 800,000 Seelen bewältigen sollen?"

wird der geneigte Leser einwerfen. Wir wollen versuchen, es zu erklären. Jeder der Criminalbeamten, und meist auch jeder Schutzmann, der hierher commandirt ist, besitzt eine außerordentlich große Personal- und Sachkenntniß in der Welt der Berliner Verbrecher, Verbrechen und Verbrecherschlupfwinkel. Außerdem steht ihnen eine Sammlung von Personalakten zu Diensten, wie wohl auf der ganzen Welt nichts Aehnliches existirt. Diese Personalakten geben Auskunft über jedes Individuum, das jemals der Berliner Polizei in den Weg gekommen ist. Hier stehen die Verbrechen und der Lebenslauf Fritz Reuters, Ernst Moritz Arndts, Heckers ebenso genau zu lesen, als die Carriere und das Signalement des jüngsten Taschendiebes oder Einbrechers der Hauptstadt. So radical nivelliren die Berliner Personalakten ihre „Objecte".

Die Arbeitstheilung ist unter den Commissaren so streng durchgeführt, wie in irgend einem Gewerbe oder einem Fabrikationsartikel der modernen Zeit. Hier begnügt man sich nicht mehr blos damit, einem Commissar Raub, einem anderen Todtschlag, einem dritten Diebstahl zuzuweisen oder „zuzuschreiben", wie der technische Ausdruck bedenklich lautet, sondern jeder Commissar ist z. B. auf eine ganz besondere Gattung von Diebstahl dressirt und eingepaukt. Der eine untersucht alle Diebstähle in Schlafstellen, der andere nur Diebstähle von Kesseln und von Zinkwerk an Gräbern — die, beiläufig gesagt, jetzt sehr grassiren — der dritte nur Einbrüche, die durch das Aufschieben von Jalousieen und das Erbrechen von Schauläden verübt sind. Auch in dieser Richtung hat man gegenwärtig eine weitverzweigte Bande ertappt. Ein vierter arbeitet nur in Entdeckung von Capitalsachen. Ein fünfter hat sich in alle Geheimnisse des „Bauernfanges" eingearbeitet, des charakteristischsten, lohnendsten und sichersten Veebrechens, das auf und unter dem Berliner Pflaster verübt wird.

In der That ist gerade der „Bauernfang" allmählich zu einem festgefügten System geworden, an dessen künstlichem Ausbau jeder Bauernfänger sein Lebtag arbeitet, und welches namentlich dadurch so interessant und gemeingefährlich ist, daß niemals ein Bauernfängee allein ans Ziel gelangen kann, sondern sich des Beistandes von acht bis zehn Genossen versichern muß, und außerdem dadurch, daß die Bauernfänger gerade so gut wie die Polizei ihre Zusammenkünfte haben, wo die Gegenminen gegen polizeiliche Nachforschungen gegraben, die Schlupfwinkel gewechselt, neue, größere Schlachtpläne ausgeheckt, und die „Schlachthäuser", d. h. Wirthschaften, bestimmt werden, wo die kleineren Opfer, die der Zufall des Tages bringt, „ausgeschlachtet" oder „ausgemistet", d. h. ihrer Baarschaft im „Kümmelblättchenspiel" beraubt werden. Der Bauernfang verfügt über einen Geheimbund von Mitgliedern aller Stände, Berufe, Alter und Nationalitäten. Da finden sich relegirte Studenten, herabgekommene Edelleute und Kaufleute, verarmte Gutsbesitzer, Künstler, bedenkliche Börsentalente u. s. w. Dann auch Leute, die ein perfectes Französisch, Englisch, Russisch und Polnisch sprechen, Leute im modischen Rock und Hut, die Unter den Linden flaniren, andere im biedern Schafpelz des Oeconomen, welche die Besucher des Wollmarktes oder der Garnbörse durch ihre Liebenswürdigkeit und Geschäftskenntniß bezaubern. Es sind dies die „Quasler" oder „Quatscher", welche sich die Opfer aus den Ständen suchen, denen sie selbst zur Unehre gereichen, oder aus dem Beruf, den sie betrieben, so lange sie ehrlich waren. Sie knüpfen mit ihnen das bekannte Gespräch an: „Ach, sind Sie nicht aus Schlesien, oder Petersburg, oder London?" — je nachdem, und erwidern auf eine bejahende Antwort: „da bin ich auch her." Dann erfolgt die gegenseitige Vorstellung, wobei der Quasler sein Opfer mit Auszeichnung und landsmannschaftlicher Zärtlichkeit behandelt, und ihm sich als Begleiter zu einer gerade zusagenden Sehenswürdigkeit erbietet. Auf dem Wege nach diesem Weltwunder kommt ein Standesgenosse odee Landsmann an die beiden heran, der den Quasler begrüßt und vor Freuden außer sich ist, die werthe Bekanntschaft des Opfers zu machen. Dieser Dritte ist der „Schlepper". Er hat zwar nicht viel Zeit zu verlieren, aber die Ehre der neuen Bekanntschaft ist zu groß, er besieht sich also den Alten Fritzen oder das Nationalmuseum auch mit. Zugleich ist er aber eine durstige Seele und wird durch die Einnahme der Kunstgenüsse noch viel durstiger. Er schlägt vor, ein feines Glas Bairisch, oder ein Glas feinen Rheinwein oder Sherry zu trinken, je nach dem Standesdurst des Opfers. Das Opfer kann die viele genossene Herrlichkeit doch nicht mit einer Weigerung erwidern. Er folgt also in das Local, das stets nach der muthmaßlichen Gewohnheit des Opfers gewählt wird, bald feiner, bald „recht gemüthlich", meist aber unter der Erde. Dies Local ist das „Schlachthaus". Die Ankömmlinge setzen sich und lassen sich zu trinken geben. An ihrem Tisch sitzt der „Scharfmacher", der harmlos zusieht, wie zwei andere am benachbarten Tische Sechsundsechzig spielen. Dies sind die „Schlächter" oder „Macher". Der „Scharfmacher" ruft nach einiger Zeit: „Jott, Kinder, is det langweilig das Sechsundsechzig, wir woll'n doch 'mal wat andres spielen." Die Macher gehen darauf ein und setzen sich mit an den Tisch des Scharfmachers. Es beginnt nun das Kümmelblättchen, d. h. derjenige, welcher unter drei Karten, die gemischt und auf drei Haufen gelegt werden, denjenigen Haufen richtig bezeichnet, in welchem sich die Karte befindet, die er gewählt hat, gewinnt meist mindestens einen Thaler. Der Scharfmacher gewinnt, gewinnt ansehnlich. Es scheint aber auch so einfach, die Karte im richtigen Haufen zu finden. Wenn nun das Opfer noch nicht scharf gemacht ist, so betheiligen sich noch der Schlepper, oder ein anderer Ehrenmann, den wir unsern Lesern gleich vorstellen wollen, am Spiel, gleichfalls mit Erfolg. Nun spielt das Opfer gewiß mit. Inzwischen ist ja auch ein Mehreres an Getränke genossen worden. Auch das Opfer gewinnt, es verdoppelt den Einsatz; der Verlust beginnt. Aber jetzt ist die Karte zu deutlich zu erkennen, er setzt gleich zehn Thaler, oder fünfzig, oder hundert, je nach der Höhe des Spiels, oder seines Vermögens und Spieleifers. Auch diese sind verloren, ganz unerklärlicherweise. Denn, daß einer der Macher die Volte geschlagen hat, ist ihm natürlich entgangen. Nach kurzer Zeit ist er vollständig „ausgemistet", Uhr, Kette und Ringe sind gleichfalls dahin. Er sieht ein, daß er betrogen ist, er fordert sein Eigenthum zurück. Da tritt ihm der „Rausschmeißer" entgegen, der in den beleidigendsten Ausdrücken die Ehre der Gesellschaft gegen die Verleumdungen des Opfers in Schutz nimmt. Das Opfer replicirt, droht mit Polizei. Da ist es in weniger als gar keiner Zeit reinlich an die Luft gesetzt. Keiner von den Spießgesellen aber darf das Local verlassen, ehe die Theilung des Raubes stattgefunden hat. Dafür sorgt der „Habsburger", der sich bis zur vollendeten Theilung an dem Ausgange des Schlupfwinkels aufpflanzte, dann ist die Scene zu Ende, und wenn das Opfer mit dem nächsten Schutzmann ankommt, ist die Bande längst zerstoben.

Die Opfer der Bauernfänger sind meist Provinzialen oder Landleute, und von Nichtdeutschen Russen und Polen, namentlich aber Russen. Den Einfang der Russen und Polen besorgt gegenwärtig hauptsächlich ein gewisser v. Starezewsky, der sich natürlich fälschlich anders nennt, wie überhaupt der Bauernfänger sowohl seinen Opfern gegenüber, als im ganzen bürgerlichen Verkehr niemals seinen wahren Namen nennt. Die meisten führen Spitznamen, wie „Trabuco", „der Blumenanton" u. s. w., zwei sehr gefährliche Bauernfänger des heutigen Berlins, von denen der erstere Cigarrenhändler, der zweite Inhaber eines Blumenladens gewesen ist. Die wenigsten Bauernfänge gelangen zur Kenntniß der Polizei. Denn das Opfer schämt sich seiner Thorheit meist so, daß es jede Anzeige unterläßt. Aber die Bauernfänge, welche die Polizei erfährt, bekunden, wie kühn, und in welchem Umfang diese Gauner ihr Geschäft betreiben. So lockten sie einen russischen Major, der den zoologischen Garten besuchen wollte, dadurch in ihre Falle, daß sie ihm zuriefen: „Der Tiger ist los!" Einem Polen, der zur Zeit des letzten polnischen Aufstandes (1863) von seiner provisorischen Regierung zum Waffeneinkauf hierher gesendet war, nahmen sie im Kümmelblättchenspiel 12,000 Thaler ab! Indessen, die große Zeit des Bauernfanges ist doch vorüber, seit der „lange August", oder der „Bauernfängergeneral" das Zeitliche gesegnet hat, der von seiner Wohnung an der Grenzstraße, d. h. dem fernsten Winkel Berlins aus, die hunderte seiner Raubgesellen despotisch beherrschte, und mit einem esprit de corps erfüllte, der einer besseren Sache werth gewesen wäre. Er war ein Unicum, wie die Welt es nicht ein zweites Mal hervorbringt. Er stand sich mit der Polizei ausgezeichnet, denn ihm konnte selten etwas bewiesen werden. Er war wirklich leutselig gegen die Polizei. Eines Tages war ein Sohn guter Berliner Eltern durchgebrannt und spurlos verschwunden, mit ihm natürlich eine anständige Summe. Der unglückliche Vater hatte glücklicherweise einen guten Bekannten unter den Criminalcommissaren, und zwar unter den schärfsten. Der Commissar setzt seinen Kopf ein, daß der zarten Pflanze kein Haar gekrümmt sei, höchstens seinem Portemonnaie, was die Thränen der braven Mutter sofort eindämmte, dem Vater aber nur theilweise an-

genehm zu hören war. Der Criminalcommissar dachte natürlich in erster Linie an Bauernfang und den langen August, und da bestimmte Anzeichen dafür sprachen, daß der lange August in Charlottenburg sei, so nahm der Commissar eine Droschke und fuhr nach Charlottenburg, immer entlang der Hauptstraße, bis er plötzlich an der Restauration zum „Türkischen Zelt" halten ließ. Da stand der lange August vor dem Gasthof, und rauchte eine „Ziehjarre", als hätte er nie was andres getrieben. Der Commissar redet August an: „Hör 'mal, Aujust, Du könntest mir einen Jefallen thun."

„Ja, recht jerne, Herr Commissar," sagte der lange August ganz ungestört, „wenn ick dienen kann, ick habe da enen sehr schönen Wagen, woll'n Sie vielleicht in die Stadt rein fahren?"

„Nee, Aujust, an't Fahren wird nischt verdient, und denn würd' ich schon lieber in Deiner Bejleitung fahren, Aujust."

„O, janz auf meiner Seite, Herr Commissarius, wie meinen Sie dat?"

„Nu ja, Du stehst ja man doch blos Wache hier, während se drin einen ausmisten."

„Nu, nehmen Sie et nur nicht übel, Herr Commissarius."

„Nee, Jott bewahre, Aujust, ick würde doch nischt finden, als en paar sehr bekannte Gesichter. Ick will Euch och ja nich stören — aber, Aujust, einen Kerl suche ick, wie ene Stecknadel!"

„Hm, so," sagte August, „meinen Se den, Herr Commissarius, ja, der hat aber blos tausend Daler bei sich jehabt, die haben se ihm abjenommen, und ihm denn noch 25 Daler dazu jejeben, aus Mitleiden, Herr Commissarius."

„Nu, was hat er denn mit die 25 Daler anjefangen?"

„Nu, da wird er wohl nach Hamburg gereist sind, um sich en bisken 'ne Seestadt zu besehn."

„Aujust, wenn Du aber lügst."

„Herr Commissarius — Sie kennen den langen Aujust," dabei machte er eine Handbewegung, zum Zeichen, daß der Commissar entlassen sei.

Und richtig, der strebsame Jüngling wurde noch denselben Tag telegraphisch in Hamburg ermittelt.

Die Personalkenntniß unter der Verbrecherwelt Berlins wird auf dem Criminalcommissariat dadurch unterhalten, daß jeder Bauernfänger, jeder Taschendieb, der einmal dringend verdächtig, oder auf frischer That ertappt, hier eingeliefert wurde, ferner jedes Individuum, das unter Polizeiaufsicht steht, sämmtlichen Beamten und Schutzmannschaften persönlich vorgestellt wird. Aber mit all diesen Hilfsmitteln ist allerdings doch nur für die Entdeckung geschehener, noch nicht für die **Verhütung erst beabsichtigter Verbrechen** gesorgt. Hierzu würde die Handvoll Leute am Molkenmarkt allerdings nicht ausreichen. Aber da der im Vergleich zu England und Frankreich noch jugendliche preußische Constitutionalismus — und zwar im ganzen mit Recht — der Bildung großer Cadres geheimer Polizei widerstrebt, so hat sich die Nothwendigkeit mit einem Ersatzmittel beholfen, das in mancher Hinsicht moralisch noch bedenklicher ist, als die geheime Polizei, die man vermeiden will: mit dem Institut der **Vigilanten** oder **Polizeispione**. Die Vigilanten sind fast durchweg bestrafte Subjecte, welche infolge ihrer verbrecherischen Laufbahn und des Verlustes der bürgerlichen Ehre zu einem ehrlichen Beruf in der Heimat fernerhin untauglich sind, von jedem, dem sie ihre Dienste anbieten, gemieden und abgewiesen werden. In dieser verzweifelten Lage bleibt ihnen nichts, als die Auswanderung, die Rückkehr zum Verbrechen, oder die Spionage im Dienste der Polizei. Sie spielen dann die Spitzbuben nach wie vor, sei es activ oder als Hehler, bleiben in fortwährender Gemeinschaft mit der Verbrecherwelt, sind hier Zeugen und Mitwisser, der vollen Täuschung halber oft auch Mitvollführer der Verbrechen, die geplant und ins Werk gesetzt werden. Insgeheim aber dienen sie der Polizei, verrathen ihr gerade die wichtigsten Anschläge, stören rechtzeitig die Ausführung.

Wahrlich, ein Leben, das man keinem Menschen wünschen mag! Gemieden und ausgestoßen von der menschlichen Gesellschaft, schleppt der Vigilant seine Tage unter dem Abschaum der Berliner Bevölkerung dahin, gleich mißtrauisch von den Verbrechern behandelt, als von der Polizei, der er dient, jederzeit gewärtig, eine entdeckte Verrätherei mit dem Dolch, oder einem Sturz in die Spree zu büßen,

und für diese stete Lebensgefahr abgefunden mit 25, höchstens 30 Thaler im Monat. Und doch, wie die Verhältnisse einmal liegen, kann die Berliner Polizei der Vigilanten nicht entbehren. Das Oel, das die Maschine der staatlichen Ordnung und Rechtssicherheit erhält, ist leider nicht immer aus den edelsten Säften zu ziehen. Indessen wird die Abschaffung der Polizeiaufsicht und die Beschränkung des Ehrenverlustes auf die schwersten Verbrechen, wie sie das norddeutsche Strafgesetzbuch durchgeführt hat, auch die Reihen, aus denen sich bisher die Vigilanten rekrutirten, erheblich lichten, und die Berliner Polizei doch über kurz oder lang zur Einführung wirklicher geheimer Polizei zwingen. Die Volksvertreter des preußischen Staates können, so lange die Geheimen nur in einer zur Aufspürung von Verbrechensanschlägen ausreichenden Zahl eingesetzt werden, nichts einwenden. Und ebensowenig die Polizei. Denn der jetzige Zustand ist schlechthin unsittlich, und obendrein unvollkommen, weil der Vigilant um seines Lebens willen niemals öffentlich als Zeuge vernommen, niemals dem Verbrecher gegenübergestellt werden darf, wenn dieser leugnet.

Doch wie gesagt, unter den jetzigen Verhältnissen sind die Vigilanten die einzigen, welche wirksam Verbrechen vor ihrer Ausführung aufspüren. Jeder Beamte im Criminalcommissariat hält einen oder mehrere, „seine" Vigilanten, die er aus eigener Tasche bezahlt, und deren Gehalt er der Polizeihauptcasse in Rechnung stellt. Jeder Criminalcommissar weiß aber auch aus seiner Praxis manch schweren Verbrechensplan zu erzählen, der durch den Vigilanten vereitelt, manchen Verbrecher zu nennen, dessen Spur durch den Vigilanten ermittelt worden ist. Namentlich leisten sie vorzügliche Dienste bei den Verbrechen, die mit Hilfe chiffrirter Posterestante-Adressen am Briefschalter zur Ausführung kommen sollen. So z. B., wenn jemand sich in Folge gefälschter Briefe u. s. w. Geld von Personen zu erschleichen sucht, als deren Sohn, Bruder, Freund er sich in dem gefälschten Brief benannt hat. Auch kommt es in einer so lebhaft politisch angeregten Stadt, wie Berlin, gar nicht selten vor, daß ein schlechtes Subject an eine Reihe von Personen schreibt: nur die und die Summe an die und die Adresse (meist nach auswärts, oder von auswärts nach Berlin) Posterestante geschickt, werde den Schreiber der Zeilen hindern, die schlechte — d. h. entweder zu liberale oder zu reactionäre — Gesinnung bei der Partei oder dem Vorgesetzten des Adressaten anzuzeigen, für die er Beweise in Händen habe. Die meisten werfen solche Wische in den Papierkorb, andere senden sie nach dem Molkenmarkt Nr. 1.

Vor mehreren Jahren kam ein äußerst eifriger Vigilant zu einem Commissar, eben als dieser abends das Bureau verlassen und nach Hause gehen wollte.

„Was willst Du denn noch?" fragte der Commissar.

„Ich habe enen Mord ausbaldowert (ausgekundschaftet)."

„Wer will ihn denn thun?"

„Nu, et sind dreie; der eine davon ist einäugig."

„Aha," sagte der Commissar, „haben wir diese Bestie wieder mal hier in Berlin. Wann soll der Mord geschehen?"

„Heut Nacht punkt elfe an der Chausseestraße."

„Aber Mann, da können wir ja mit knapper Noth eben nur noch ankommen; warum sagst Du denn das nicht früher?"

„Ja, ick habe et eben erst ausbaldowert."

„Wer soll denn ermordet werden?"

„Ein paar Officiersdamen (Officierswittwen); sie sollen 1500 Daler in'n Kasten in't Sopha haben, und enen Schmuck och."

Eiligst wurde das Adreßbuch nachgeschlagen; die Damen wohnten Chausseestraße 217 parterre; dann zwei kräftige Schutzleute mitgenommen, dann eine Droschke durch ein ansehnliches Trinkgeld beflügelt. Dann auf und davon! Man hütete sich, auf die Chausseestraße zuzufahren, umfuhr sie in Bogen und näherte sich dem Schlachthause von der dem Herzen Berlins fernsten Seite, so zu sagen von draußen herein. Es war halb elf Uhr vorüber, als man anlangte, glücklicherweise war noch Licht parterre. Es schimmerte durch die herabgelassenen Jalousieen. Vielleicht erfreuten sich die Damen eben noch einmal des Anblicks ihrer Staatspapiere, ihres Schmucks? Die Glieder der heiligen Hermandad zogen die Klingel.

„Wer ist da?" rief es erschrocken.

„Der Polizeicommissar mit zwei Schutzleuten," sagte der Commissar leise. „Oeffnen Sie rasch, Ihr Leben ist in Gefahr."

„Um Gottes willen!" riefen die Damen entsetzt. „Aber wer bürgt uns für Ihre Redlichkeit?"

„Diese Papiere," sagte der Commissar, seine Legitimationen durchs Schiebfenster reichend. „Aber eilen Sie, eilen Sie!"

Die Polizei trat ein.

„Sie haben 1500 Thaler und Schmuck in Ihrem Sophakasten," sagte der Commissar leise.

„Woher wissen Sie das — am Ende sind Sie selbst die Spitzbuben!" kreischten die Unglücklichen.

„Ruhig," sagte der Commissar, „reden Sie leise, nehmen Sie Ihren Mammon an sich, und legen Sie sich ruhig schlafen; wir werden die ganze Nacht hier Wache halten."

Fünf Minuten darauf hatten sich die Damen zurückgezogen und mit ihrem Gelde fest verriegelt.

Sie hatten in dieser Zeit zu dem vollen energischen Gesicht des Commissars und wohl noch mehr zu den scharfen Klingen und Revolvern ihrer nächtlichen Besucher volles Vertrauen gewonnen. Bis elf Uhr hatten sie ihr Versprechen, vollkommenste Ruhe zu halten, oftmals gebrochen; dann aber schliefen sie fest. Der Commissar hörte ihre langen lauten Athemzüge in der stillen dunklen Nacht. Er saß in einem Vorzimmer vor ihrem Schlafgemach auf einem Stuhl. Dieses Vorzimmer war mit einer Glasthür nach links mit dem Salon der guten Damen in Verbindung, wo das Sopha mit dem Geldkasten stand. Noch weiter links von diesem Salon lagen die beiden Schutzleute in einem dunkeln, nach dem Salon zu nur durch Portierenvorhänge abgeschlossenen Raum auf Sophas ausgestreckt. Der Commissar hatte zu seiner Rechten ein Fenster, das gerade über dem Kellerhals stand. Er erwartete von hier den Hauptangriff. Er wußte, daß ein einziger seiner Fausthiebe genüge, den stärksten Mann lautlos zu Boden zu strecken. Es mochte halb zwölf Uhr sein, als der Commissar einen eigenthümlichen Ton im Schloß der Hausthür hörte. Nicht so, als ob ein Dietrich oder ein Schlüssel eingelassen wurde, sondern so, als ob das Schloß selbst im Innern verletzt würde. Wenige Secunden später wurden die Schnuren der Jalousieen des Salons von außen durchschnitten, und außen zeigte sich ein Kopf über dem Sims des Salonfensters. Plötzlich flammte ein Zündhölzchen auf, das der Kerl vor sich in einer Weise hinhielt, daß die fernsten Enden des Salons erleuchtet wurden, und er spähte hinein wie ein Uhu. Es war der Einäugige.

„Am Ende hab' ich mir doch den falschen Platz ausgesucht," murrte der Commissar in sich hinein. „Das wär' schade für Dich, Einäugiger. Ich habe Dir den ersten Willkommen zugedacht."

Aber selbst seine beherzte Seele fühlte sich eine Secunde gepreßt, als in diesem Moment von außen ein gewaltiger Schatten in das Vorzimmer fiel, indem er sich an die Wand drückte und sich ein riesiger Raubmörder auf dem Kellerhals, nun auf dem Sims des Fensters zu seiner Rechten zeigte. Im nächsten Augenblick fiel die oberste Scheibe, mit einem Pechpflaster bedrückt, ohne Klang in die Stube; gleichzeitig aber hatte der Starke draußen für seine Masse doch zu wenig Platz auf dem Sims gefunden, war vielleicht auch bei Eindrückung der Fensterscheibe zu nahe an die untere gekommen; kurz, plötzlich klirrte die untere ins Zimmer. Die Mörder waren spurlos davon gestoben; drinnen stöhnte eine der Damen aus dem Schlafe, schlief aber wieder fest ein, als alles still und ruhig um sie blieb. Der Commissar wartete eine halbe Stunde, dreiviertel; nichts regte sich; seine Natur machte sich geltend, er war seit zwanzig Stunden wach, seit mehr als zwölf ohne Nahrung. Er fühlte Schlaf. Er raffte sich auf, er weckte leise die Schutzleute. Sie untersuchten die Hausthür, sie versuchten von innen zu öffnen; es ging nicht. Ein fremdartiger Körper saß im Schloß, der auch mit dem Centrumbohrer nicht zu beseitigen war. Sie hoben die Thür und sprengten sie auf. Niemand konnte das gehört haben. Sie traten hinaus, untersuchten das Schloß. Die Mörder hatten einen Bohrer von außen eingetrieben, um ihren Opfern das Entrinnen ganz unmöglich zu machen, dann gingen sie leise dem Hause entlang und gerade wie sie um die Ecke biegen wollten, stießen sie auf die drei Mörder, die zurückgekehrt waren. Den Riesen streckte ein Faustschlag des Commissars nach der Schläfe nieder, der Einäugige leistete furchtbaren Widerstand, der dritte war wie vom Donner gerührt. Alle drei sind in der Nacht der Zuchthauszelle verkommen.

Wir deuteten oben schon an, daß die Arbeit der Berliner Criminalpolizei keineswegs jenseits der Bannmeile der Stadt aufhöre. Namentlich nach Pommern und den östlichen halbslavischen Landestheilchen werden häufig Berliner Criminalcommissare telegraphisch bestellt zur Entdeckung schwerer Verbrecher.

So wird eines Tages derselbe Commissar, den wir auf die Chausseestraße begleiteten, in Folge telegraphischer Anfrage nach N * * * abgesandt zur Entdeckung eines Mörders. Der Mord war verübt an einer einzelnen Dame, die ganz allein ein abgelegenes Haus mit Hintergebäude bewohnte. Der Staatsanwalt hatte vergebens am Ort der That irgend eine Spur des Thäters gesucht. Er hatte nicht einmal, als sich das Gerücht aufmachte, das Fräulein sei ermordet, ohne Gewalt in das Haus zu gelangen vermocht, denn die Thür war von innen verriegelt, wie das Fräulein stets zu thun pflegte. Man hatte die Aermste gefunden, den Kopf vom Rumpf getrennt. Sie war beraubt. Die Blutspuren fanden sich bis weit oben an der Wand, so hoch, wie der Hals der Lebenden auf den Schultern getragen wurde. Im Waschbecken der Ermordeten hatte sich der Thäter gereinigt. Alle Fenster des Hauses waren sorgfältig von innen verriegelt gefunden worden.

„Ich bin geneigt, eine Beihilfe mehrerer anzunehmen," sagte der Commissar, als er von diesem Thatbefund an Ort und Stelle unterrichtet wurde. „Ich vermuthe, daß die Unglückliche von mindestens einem Kerl von hinten wehrlos gemacht, von dem andern noch stehend enthauptet wurde. Ein einzelner würde sie zuerst zu Boden gestreckt und dann ermordet haben."

„Möglich," sagte der Staatsanwalt.

„Haben Sie sonst die Räume des Hauses untersucht?"

„Sie bieten nichts Verdächtiges," erwiderte der Staatsanwalt.

„Sie gestatten mir wohl eine nochmalige Revision?"

Die Männer durchwanderten alle Räume. Nichts!

„Wie steht's mit dem Boden?" fragte der Commissar.

„Da ist gar nichts, als ein Haufen Hobelspäne."

„Hobelspäne!" rief der Commissar, „lassen Sie sehen."

Der Staatsanwalt folgte mürrisch. Der Commissar besah sich zunächst den Dachsaum. Nirgends eine Oeffnung, durch welche jemand hätte einsteigen können. Da lagen die Hobelspäne, das einzige, was auf dem Boden war. Der Commissar betrachtete sich die Sache genau. Er hob eine Schicht der Späne nach der andern ab. Er blieb auf einmal voll Freude stehen.

„Herr Staatsanwalt," sagte er, „hier hat jemand gelegen sehen Sie hier die Vertiefung des Kopfes, des Rumpfes, der Füße, deutlich ausgeprägt — fünf Fuß, drei Zoll war der Kerl, der hier gelegen hat," fuhr er fort, sein Maß wieder zusammenschiebend.

„Möglich," sagte der Staatsanwalt, mit der Skepsis eines Vorgesetzten. Man kam nach dem Hintergebäude. Auch hier in den untern Räumen keine Spur.

„Der Boden ist ganz leer," sagte der Staatsanwalt abwehrend, als der Commissar nach oben sah.

„Auch den möchte ich gerne sehen."

Der Boden war in der That ganz leer, glatt gedielt und sauber, man konnte jedes Stäubchen sehen. Der Commissar bückte sich.

„Herr Staatsanwalt," sagte er, „für was halten Sie dieses weiße Pulver, das hier in einer einzelnen Prise am Boden liegt?"

„O, das ist Mehlstaub," erwiderte der Staatsanwalt gleichgültig, „nebenan wohnt ein Bäcker, wenn der seine Säcke ausklopft, mag immer ein Stäubchen durch den Kamin hierher wehen."

Der Commissar hatte die Prise aufgenommen.

„Sie verzeihen, Herr Staatsanwalt, es ist Kalkstaub, und wie kommt der unter den Kamin? Ich will's Ihnen sagen, hier durch ist der Mörder ein- u. d ausgestiegen, d. h. der eine. Der andere hat sich wahrscheinlich schon bei Tageszeit in die Hobelspäne geschlichen, oder ist von dem Einsteiger ein- und ausgelassen worden. Denn sehen Sie, von hier aus übersieht man durch die Dachlucke genau die Hausthür."

„Aber, lieber Commissar," sagte der Staatsanwalt herablassend, „wie soll durch diese Esse ein Mensch können? Sie ist ja viel zu eng."

„Gewiß, Herr Staatsanwalt, wenn man so durchwollte. Aber

sehen Sie einmal her.“ Der Commissar stellte sich in die Oeffnung. Sein Kopf ragte gerade hinein, er streckte den Arm aus, prüfend, ob nicht ein Stein locker sei. Er hob mit Leichtigkeit sechs Steine heraus, die nur lose saßen. Die Esse konnte jetzt jede nicht allzu corpulente Figur hindurchlassen. Er setzte die Steine wieder ein, d. h. fünf, den sechsten konnte er in keiner Weise einpassen.

„Zu fein speculirt,“ sagte der Staatsanwalt, mit etwas boshaftem Lächeln.

„Ich kann allerdings den sechsten Stein nicht einfügen,“ erwiderte der Commissar achselzuckend, „und Sie auch nicht; aber der Mörder konnte es, denn er war ein Maurer, Herr Staatsanwalt. Ich rathe, sofort den Maurermeister des ermordeten Fräuleins darüber zu befragen, welcher seiner Gesellen zuletzt hier gearbeitet hat. Denn daß hier vor unlanger Zeit Reparaturen vorgenommen wurden, sieht man aller Enden.“

Es geschah nach dem Willen des Commissars. Noch denselben Morgen wurde einer der geschicktesten Gesellen des Maurers verhaftet, und dessen Schlafsaalgenosse, ein Schneidergeselle. Der letztere maß ohne Stiefel genau 5 Fuß 3 Zoll. Sie gestanden den Mord ein.

So übt sich der schwere Beruf des Berliner Criminalpolizeicommissarius, häufig durchkreuzt mit Todesgefahr, wenn der gehetzte Verbrecher den Dolch wider ihn schwingt, das bis an die Mündung geladene Pistol ihm entgegenstreckt. Und auch der Erfolg ist dem menschlich Fühlenden nicht befriedigend. Ewiges Zuchthaus hat er dem Eingefangenen eingetragen, vielleicht das Schaffot. Wenn das Ziel erreicht ist, bebt seine Hand vor Mitleid in der des Hoffnungslosen, richtet sich sein Auge zu dem empor, der jeglichem zumißt nach dem Maß seiner Schuld, gerechter als die Gerechtigkeit auf Erden; und erst, wenn er in wenigen freien Stunden daheim ruhen kann, wenn die Kleinen seine Kniee umklammern, und „Mutter“ die Lieblingsspeise bereitet, fühlt er den vollen Reiz heiterer Menschlichkeit.

Hans Blum.

Aus dem Schwalmgrunde.

Mit sechs Illustrationen von W. Friedrich.

Mancher unserer Leser ist wohl schon durch den Schwalmgrund gekommen, ohne es zu ahnen. Wer von Kassel nach Frankfurt am Main mit der Bahn fährt, der berührt ihn wenigstens in seinem unteren Theile, und wer in dem alten, durch eine herrliche, gothische Kirchenruine ausgezeichneten Städtchen Treysa den Zug verläßt, der versäume es nicht, dort einzutreten in dies Stückchen gottgesegneter, fruchtbarer und eigenthümlicher deutscher Erde, das von der Schwalm und ihren Zuflüssen, der Wiera und Antreft, durchzogen wird. Der Anblick des fruchtbaren, oberen Schwalmthales wirkt um so erquickender auf das Gemüth, als man von Norden her durch verhältnißmäßig rauhe Gegenden kommt, auf die man versucht ist, den alten Vers anzuwenden:

Im Lande zu Hessen hat's große Berge und nichts zu essen,
Große Krüge und sauren Wein,
Wer möchte im Lande zu Hessen sein?

Aber hier im eigentlichen Schwalmgrund des Kreises Ziegenhain, auf der Linken des munter dahinfließenden Stroms von Mengsberg und Flörshain bis Holzburg, zur Rechten aber von Seigertshausen und Asterode bis Schrecksbach, dann im Seitenthale der Antreft, da erheitert sich der Blick, da fällt das Auge auf liebliche Hügel, üppige Getreidefelder, die mit saftigen Wiesen wechseln, sieht es herrliche Herden und stolze Rosse, große freundliche Dörfer und in ihnen ein Volk, das der Urväter Sitten noch vielfach treu geblieben, und mit leidenschaftlichem Stolze an seinem scharf ausgeprägten Volksthum hängt, wenn auch, wie allenthalben in Deutschland, hier sich mehr und mehr moderne Art eindrängt, sodaß nur wenige Dörfer der Schwalm heute sich noch rein erhalten haben.

Riehl hat in seinem „Wanderbuche“ eine feine Bemerkung gemacht. „Wer ein Flußthal durchwandern will,“ sagt er, „der geht am besten thalab, von der Quelle zur Mündung, d. h. den Weg aus der Einsamkeit ins immer reichere Culturleben; wer dagegen Landschaften sehen will, der geht besser thalaufwärts, weil die Naturschönheit der mittleren und oberen Flußbecken so gerne zunimmt, im umgekehrten Verhältnisse zur Fülle der Siedlungen und des Verkehrs.“ So ist es auch bei der Schwalm. Vom Vogelsberg in Oberhessen kommend, zieht sie anfangs durch ein dürres Hochthal und einsame Gegenden, dann durch den fruchtbaren Schwalmgrund und schließlich in das von der Eisenbahn durchkreuzte Gebiet, überall aber interessant und dem Freunde des Volksthums Anlaß zu mannigfachen Betrachtungen bietend.

„Wie wäre es,“ meinte ein Freund, der mit mir die Tour machte, „wenn wir in diesem eigenthümlichen Völkchen Nachkommen jener Slaven zu suchen hätten, die der Apostel Bonifacius in Hessen ansiedelte und die der heilige Mann „ein elendes Volk“ nannte?“

„Sind Sie auch einer von den Slavenriechern,“ fiel ich ihm fast grimmig ins Wort, „die auf jedem ansprechenden Fleckchen deutscher Erde gleich Wenden wittern, wie z. B. Professor Sepp sie komischer Weise ins Isarthal verpflanzt? Nichts da, hier ist allweg gut kattischer Boden gewesen! Lesen Sie nach in Dr. Landaus „Beschreibung des Hessengaues“, da werden Sie finden, daß die alte Swalmanaha mit Wenden nichts zu thun hat, und daß auch unser Volk innerhalb seines großen, weiten Rahmens solche eigenthümliche, von den Nachbarn sich streng unterscheidende Menschen hervorbringt.“

Damit schritten wir fürbas und ließen es uns wohl sein in der herrlichen Landschaft, bei den kräftigen Menschen. So ein Schwälmer Dorf mit der Fachwerkarchitektur seiner hohen, spitzdachigen Häuser bietet einen grundverschiedenen Anblick von einem niedersächsischen oder fränkischen Dorfe. Die letzteren zeigen Umfassungsmauern um das Grundstück, hier aber fehlen sie und die Wagen, die Pflüge und anderes Ackergeräth stehen frei auf der Straße umher. Aber die Bauergüter sind geschlossene Allodien, in denen der älteste Sohn dem Vater als Besitzer folgt, während die übrigen Kinder mit einem geringen abgefunden werden. Auf diesen Majoraten beruht auch theilweise der Reichthum der Schwälmer, unter denen man verhältnißmäßig wenig arme Bauern findet. Und auf den Reichthum der Dorfinsassen ist die ganze Gemeinde stolz, ja, es ist vorgekommen, daß, wenn ein Schwälmer sein Hauswesen durch eigene Schuld herabbrachte, das Dorf zusammentrat, und entweder ein Kuratel über ihn erwirkte, oder ihn zum Verkauf des Gutes zwang. Der Ansässigmachung von Fremden sind sie grundsätzlich abhold, wie denn auch ein Schwälmer nur selten eine Fremde heirathet.

Aber auch ärmere Dörfer gibt es im Schwalmgrund; dahin gehört Willingshausen, das im Seitenthale der Antreft, eine Stunde östlich von der Bahnstation Neustadt liegt, gerade aber wegen seiner Armuth mehr von dem ursprünglichen, charakteristischen Aeußeren beibehalten hat, und deshalb auch viel von Künstlern aufgesucht wird, wie denn die ansprechenden Bilder, die unsere Skizze begleiten, dort ihren Ursprung haben.

Kaum hatten wir dort den Staub von den Füßen geschüttelt, und uns ein frugales Mahl vom Wirthe, der recht gut auf den Empfang der Fremden eingerichtet ist, vorsetzen lassen, als uns auch schon von Meister Knaus in Düsseldorf erzählt wurde, der die Schwalm in malerischer Beziehung erst entdeckte und dessen Name hier allgemein bekannt und geachtet ist. Und wieder dauerte es nicht lange, da steckte ein Sohn Israels sein Gesicht mit einem „Nix zu handeln?“ ins Wirthszimmer, denn hier ist der Jude auf dem platten Lande der Kleinhändler, der Mann, der den Verkehr zwischen den Künstlern und der Bevölkerung vermittelt. So hat uns auch Levi all die Modelle vorgeführt, die zu Friedrichs hübschen Bildern gesessen, und obendrein wollte er uns noch Schwälmer Costümstücke aufschwatzen, die einen großen Absatz finden, und die in einem ethnographischen Museum sicherlich gut am Platze wären.

Drei Tage lang hat im verflossenen Oktober die Kirchweih im Dorfe gedauert, dabei ist's lustig zugegangen, und war Gelegenheit vollauf, das Volk in seinen Eigenthümlichkeiten zu beobachten. Auch der alte Nationaltanz, „Schwälmee“ genannt, wurde mit seinen bestimmten Gestikulationen und Körperbewegungen aufgeführt, die meist mit einem taktmäßigen Zusammenschlagen der Absätze und mit



Schwälmer Nachwuchs.

Gesang begleitet waren. Dabei wurden dann Strophen laut, wie die folgende: „Sind die Hosenbänder länger als die Strümpfe, ist das rechte Bein viel kürzer als das linke.“ Den tieferen Sinn zu ergründen, überlassen wir dem Leser. Die einzelnen Tanzpaare hielten fest zusammen, denn schon seit der Walpurgisnacht waren sie zusammengegeben nach altem Brauch. Dabei geht es aber folgendermaßen zu: Wenn die seit altersher gefeite Nacht gekommen, dann rücken die Burschen, mit Peitschen versehen, vors Dorf hinaus und der Führer stellt sich, entfernt von der Masse, auf eine Erhöhung. Nun klatscht er laut mit der Peitsche und ruft:

Hier steh' ich auf der Höhe
Und ruf' aus das Lehn, das Lehn,
Daß es die Herren wohl verstehn,
Wem soll das sein?

Der Haufen antwortet mit der Nennung des Namens eines Burschen und eines Mädchens, die zusammengegeben sein sollen: „in diesem Jahre noch zur Ehe“, die aber gewöhnlich nur ein Tanzpaar werden, aus dem sich wohl manchmal ein Ehepaar entwickelt. Findet die Verlobung statt, dann schickt die Braut dem Bräutigam ein feines Hemd, und dieser gibt ihr Geld; aber Ringe werden nicht gewechselt. Nun folgt — oder dürfen wir schon sagen, folgte? — die Unsitte des „Fensterns“, die noch heute weiter verbreitet ist, als mancher glauben mag und im Schweizer Kiltgang ihren Gipfelpunkt erreicht.

Levi meinte, daß vieles von den alten Sitten „sei begriffen im Verfall und daß das Geschäft in Kaffee sich beginne zu heben, da statt der Hafersuppe des Morgens schon viele trinken den Kaffee“, wobei er sicher den Mehrgewinn berechnete, der aus diesen Umschwung für ihn und seinen Kramladen erwuchs. „Aber,“ so fügte er hinzu, „ein fleißiges Volk, ein sparsames Volk — fast zu sparsam.“ Die letzten Worte klangen wehmüthig.

In der That versteht der Schwälmer sich gut aufs Sparen und manche derbe, charakteristische Sprichwörter, die ihm allein eigen sind, weisen darauf hin, daß der Erwerbssinn bei ihm scharf ausgeprägt sei. Wo noch einmal in der Welt hört man ein Wort wie das folgende: „Wan di Parr sti und de Weiwer gi, kan'mer zu 'nem Mann gewärrn“, d. h. wenn die Pferde stehn (am Leben bleiben) und die Weiber gehn (sterben), kann man zu einem Mann (wohlhabend) werden. Aber viel mehr gute Eigenschaften decken die Habsucht des Schwälmers, die er mehr oder minder mit allen Bauern theilt, wieder zu. Seinen Charakter kennzeichnet am besten Landau, der ihn studirt hat, wie wohl kein andrer: „Die Schwälmer sind gerade bis zur Grobheit, aber bieder und brav. Treue und Glauben ist bei ihnen noch heimisch; machen sie sich Darlehen, so geschieht das in der Regel auf das Wort, oder durch einen einfachen Handschein und es ist schon ein Zeichen von Creditlosigkeit, wenn der Schuldner die Verbriefung gerichtlich machen muß. Der Schwälmer ist unendlich fleißig und nur wenige Stunden in der



Bauer aus Willingshausen.



Zur Kirschenzeit.

Nacht vergönnt er sich Ruhe, meist so wenige, daß es oft unbegreiflich ist, wie der Körper die schweren Anstrengungen zu ertragen vermag. Ein Schläfer zu sein, gilt für hohe Schande, für Ehre aber der erste zu sein, der das Lager verlassen hat, so daß darin ein wahrhaft eifersüchtiger Wetteifer herrscht. Auch das gilt für eine Ehre, die landwirthschaftlichen Geschäfte und die Ernte am ersten besorgt zu haben; darum sieht man denn auch in keiner andern Gegend Hessens um diese Zeit eine größere Rührigkeit und ein lebendigeres Eilen, als eben in der Schwalm."

Alle die Gestalten, die unser Künstler abgebildet hat, wir haben sie genau so wieder getroffen, und kommt dieses Blatt in die Schwalm, dann wird mancher sein Ebenbild darin erkennen. Die Männer zeigen eine hohe, kräftige Figur, ein offnes, schönes Gesicht und ein blaues Auge. Das Haar ist in der Regel blond und fällt in langen Ringeln über den Nacken herab. Eine besondere Erwähnung verdient die Tracht, die bei den Männern vielfach an niedersächsische oder schwäbische Kleidung erinnert, während sie bei den Frauen durchaus eigenthümlich ist. Den Kopf des Mannes deckt Sommer und Winter die pelzverbrämte Sammetmütze mit Goldschnuren, statt deren er, wenn er über Feld wandert, den mächtigen Dreispitz aufsetzt, dessen hintere Krempe durch eine Schnur emporgehalten wird. Die mit Metallknöpfen besetzte Weste ist hochroth, der lange Rock blau oder von blendend weißem Linnen.


Alt und Jung in der Schwalm.

Für das weibliche Geschlecht ist das zierliche rothe Käppchen zunächst charakteristisch, das aber nur für die Jungfrau gilt, denn die Verheirathete muß es schwarz tragen. Um den Hals schlingt sich die rothe „Krellschnür" (Korallenschnur), oft ein theures Erbstück. Den Oberkörper bekleidet das Mieder und das mit Gold, Perlen und Seide gestickte Brustflück. Eine Specialität aber, auf welche die Schwälmerin nicht wenig stolz ist, sind ihre Röcke, deren Zahl sich bis auf zehn steigern kann. Sie sind kurz und reichen nur bis zum Knie, treten aber stufenförmig untereinander hervor, so daß schließlich noch das feine weiße, mit einem breiten Saum versehene Hemd zu erblicken ist. Ein weißer Strumpf und Absatzschuhe vollenden den malerischen Anzug.


Bauart in Willingshausen.


Straße in Willingshausen.

Es ist ein prächtiger Anblick, das Volk am Sonntagsmorgen in seinen alten Trachten, sauber geschmückt, zur Kirche wandern zu sehen. Dann erst wird man gewahr, wie armselig unsere moderne Tracht trotz aller ihrer Kostspieligkeit gegenüber der Kleidung dieser Bauern erscheint. Wer aber den Schwälmer in seiner ganzen Glorie betrachten will, der muß ihn sehen, wenn er hoch zu Rosse im schön geordneten Reitzuge dem Landesfürsten entgegeneilt. Er ist ein geborener Rosselenker, Mann und Pferd erscheinen bei ihm wie eins, und so wünschen wir denn, daß auch dem neuen Fürsten, der jetzt segensreich seinen Scepter über den fruchtbaren Schwalmgrund walten läßt, der Anblick zu Theil werden möge, wie das urkräftige Volk dieses echt deutschen Gaues hoch zu Rosse herbeieilt, ihm zu huldigen.

Die Alpenbahnen und ihre Bedeutung.

Der moderne Welthandel folgt den Eisenbahnen und großen Wasserstraßen, und der Dampf ist sein stärkster Hebel. Eine einfache Steinstraße, und wäre sie noch so trefflich gebaut und muthete sie dem Handel nur einen kurzen Weg zu — sie ist für den Weltverkehr nicht mehr vorhanden. Sie wird verlassen, umgangen, die Reisenden und die Waaren schlagen andere Wege ein. So sehen wir die berühmten Alpenstraßen, die einst nicht nur von romfahrenden Kaiserheeren beschritten, sondern auch von den goldenen Fluten des Welthandels belebt wurden, jetzt im ganzen still und einsam daliegen; das Saumthier, das über sie hinabstieg nach den weinumkränzten Thälern des schönen Wälschlands, es ist zur Sage geworden.

Wie war es einst, wie ist es jetzt! Die Uebergänge über den schneegekrönten Alpenwall nach Italien, sie waren schon lange vor Christi Geburt eröffnet. Cäsar fand schon keltische Zollschranken am großen St. Bernhard, und über den Brenner verknüpfte eine Hauptstraße das Etsch- und das Innthal, durch Kärnthen zog der Waarenverkehr von Italien nach dem germanischen Osten. Und im Mittelalter, wie wogte und lebte es dort oben, nahe der Grenze des ewigen Schnees! Von Venedig, von Genua kamen die Waarenballen, die Schätze des Orients, durch die Pässe der Alpen nach den stolzen Reichsstädten Augsburg und Nürnberg, von wo sie ihren Weg nahmen in alle deutschen Lande. Aber all die Herrlichkeit ging dahin, als mit der Entdeckung Amerikas der Welthandel eine andere Achse erhielt, als er oceanisch wurde und das Mittelmeer zur Bedeutungslosigkeit eines Binnensees herabsank. Mit den Straßen sind dann auch die von ihnen durchzogenen Gegenden, sowie die süddeutschen Städte, wo sie mündeten, wenn auch nicht gerade verödet, so doch sicherlich nicht in demselben Grade mächtig und volkreich geworden, wie unsere nordischen Hafenstädte, wo das belebende Element des Salzwassers das Mittel bildete, um Theil zu nehmen an dem großen Weltverkehr. Wie die Gewässer von den Alpen hinabrinnen zur See, so sind auch die Fluten des Handels von dem schwer zu überwindenden Landgebiete gewichen, das nach Süden zu abgeschlossen dalag.

Nun ist eine neue Zeit hereingebrochen, und auch der trotzige, himmelanstrebende Wall der Alpen ist von den Eisenschienen überbrückt, und wird noch mehr überbrückt werden. Auch dort schwindet die Romantik der alten Landstraße nun gänzlich. Der Fuhrmann im blauen Kittel, der mit kunstgerechtem Peitschenknall sein Vier- und Sechsgespann antrieb, der muntere Postillon, der vom Bock des gelben Eilwagens seine Hornklänge ertönen ließ, sie drohen auszusterben. Statt ihrer schleppt keuchend das Dampfroß unabsehbare Güter- und Menschenmengen die Eisenstraßen entlang, klingt schrill der Pfiff der Locomotive. Leb wohl, Romantik! Wir bewundern nicht mehr die Triumphe der modernen Wegebaukunst, die schönen Chausseeen über die Alpen, wir stehen staunend vor den Bahnen, die sie verdunkeln, die über den Semmering, den Brenner, den Mont-Cenis führen, und denen nun auch die Bahn über den St. Gotthard sich anschließen wird.

Betrachten wir diese großartigen Leistungen der heutigen Technik, versuchen wir uns klar zu werden über ihre Bedeutung für den Weltverkehr!

Oesterreich machte den Anfang, und seine Semmeringbahn, die östlichste unter allen Schienenstraßen über die Alpen, galt lange Zeit als ein Wunderwerk, das von den Fremden angestaunt wurde, nun aber schon weit übertroffen ist. Sie hat den Zweck, Wien und ganz Oesterreich mit seinem Haupthafen Triest in Verbindung zu setzen, und somit dem Handel des Kaiserreichs freien Zug nach dem adriatischen Meere und dem Orient zu verschaffen. Noch immer steht sie als eine der kühnsten und großartigsten Eisenbahnbauten in Europa da, bei der ungeheure Schwierigkeiten zu überwinden waren. Ihre Eröffnung fand im Jahre 1854 statt; die Anlage kostete 15 Millionen Gulden. In höchst romantischer Umgebung führt die Bahn in einer Länge von $5^1/_2$ Meilen von Gloggnitz nach Mürzzuschlag, wobei sie fünfzehn Tunnels und ebenso viele Riesenviadukte passirt. Der Paß, den sie überschreitet, liegt in 1000 Meter Höhe.

Auch die zweite große Alpenbahn baute Oesterreich. Im Jahre 1867 wurde die Eisenstraße über den Brenner eröffnet, die in technischer, militärischer und commercieller Beziehung gegenwärtig noch die wichtigste aller Alpenbahnen ist, wenn ihr auch von der Gotthardbahn die Palme geraubt werden sollte. Ihre Länge von Innsbruck bis Bozen beträgt $16^1/_2$ Meilen, ihre Höhe auf dem Brennerpaß über dem Meere 1367 Meter. Innsbruck liegt 578 Meter über dem Meere, und es steigt die Bahn von da an im Maximum mit 1 : 40; Bozen, der südliche Endpunkt, liegt 255 Meter, und das Maximum des Falls beträgt 1 : 44. Die Anlage der Brennerbahn unterscheidet sich von anderen projectirten Alpenbahnen (Mont-Cenis, Gotthard) wesentlich dadurch, daß der eigentliche Gebirgspaß nicht mittels eines Tunnels unterfahren wird, sondern daß die Bahn bis zur höchsten Höhe zu Tage geführt wurde. Von Innsbruck steigt die Bahn im Sillthal aufwärts, und geht jenseits im Eisackthal abwärts. Ihr Eingangsthor hinter Innsbruck ist der Berg-Iseltunnel, der 700 Meter lang ist und durch den historisch berühmt gewordenen Berg führt, an dem die Tiroler Bauern siegreich unter Andreas Hofers Führung für ihre Freiheit kämpften. Aber noch durch größere Tunnel geht die Bahn, hinweg über Viadukte, in Schlangenlinien der Paßhöhe zusteigend. Aus der Großartigkeit und Kühnheit der Bauten läßt sich schließen, daß die Fahrt über den Brenner im höchsten Grade interessant und unterhaltend sein muß.

Die Ueberraschungen, welche sie aber wirklich bietet, entziehen sich jeder Beschreibung. Man muß selbst jene Art von Bangigkeit empfunden haben, welche den Reisenden befällt, der sich fragt: wie jener Punkt dort erreicht werden soll, da doch der Weg wie abgeschlossen ist. Jetzt geht es in einen engen Tunnel, im Bauche des Berges wendet sich die Bahn, und plötzlich fahren wir in den sonnigen Tag hinaus, ruhig auf das Ziel los. Endlich sind wir auf dem Brennerpaß angelangt. Neben uns liegt der fischreiche Brennersee mit seinem grünen Wasser. Auf uns herab schauen die Bergriesen, deren Häupter bis in den Sommer hinein mit Schnee bedeckt sind. Beinahe eine ganze Meile zieht sich nun die Bahn auf der Ebene hin, und wir sehen auf der linken Seite den Ursprung der Sill, die durch Inn und Donau dem schwarzen Meere zueilt, auf der rechten die Quelle des Eisack, der mittels der Etsch sich in die Adria ergießt. Prächtige Wasserfälle erhöhen noch den Reiz der Gebirgslandschaft. Nun aber verlassen wir rasch den Brenner, hinunter geht's ins romantische Eisackthal, das von der Franzensfeste völlig abgeschlossen wird. Unterhalb dieser weht schon ein anderer Wind; die Luft ist milder, die Vegetation weiter vorgerückt, Kastanien, Wein, Orangen zeigen sich den Blicken und verkünden, daß wir bald eintreten in das wälsche Land, dessen Zunge in Trient schon die herrschende ist.

Wir wenden uns nun der dritten, jedoch provisorischen Alpenüberschienung, jener des Mont-Cenis, zu, die bald allerdings durch eine definitive ersetzt sein wird. Während die Bahn über den Brenner eine Höhe von 1367 Meter erreicht, führt der provisorische Schienenweg über den Mont-Cenis in gerade 2000 Meter Höhe. Hier ist vor der Hand die höchste Steigung erreicht, welche die Locomotive in Europa erreicht hat; in Nordamerika auf der Pacificeisenbahn wird sie allerdings noch um 500 Meter übertroffen. Diese Bahn führt in einer Länge von 77 Kilometern von

Susa in Piemont nach St. Michel in Savoyen. Sie ist nach dem System Fell eingerichtet, dessen Hauptcharakter in dem Geleis mit einer Mittelschiene besteht. Ein Hauptvorzug dieses Systems liegt in der Leichtigkeit und Sicherheit, mit welcher durch dasselbe Curven passirt werden können. Jede Locomotive, jeder Waggon ist nämlich unten mit vier horizontalen Rollen von 20 bis 25 Centimeter Durchmesser versehen, welche auf senkrechter, an das Gestell des Wagens befestigten Achsen stecken, und zu zweien an den Enden des Fahrzeugs zu jeder Seite der Mittelschienen angebracht sind. Durch diese Rollen wird die gleitende Reibung der Räder an den äußeren Schienen bei Curven aufgehoben und in eine rollende Reibung an der Mittelschiene verwandelt. Durch diese Einrichtung lassen sich nicht nur alle Curven passiren, sondern es ist auch eine Entgleisung unmöglich gemacht. Aber wie gesagt, diese bis jetzt am höchsten gelegene europäische Bahn, die den unmittelbaren Verkehr zwischen Frankreich und Italien herstellt, ist nur eine provisorische. Sie ist während des Winters, vom Anfang October bis Ende April, nicht fahrbar, da in jenen Höhen dann 40 bis 60 Fuß Schnee fallen. Dies ist auch der Grund, warum man von vornherein den Gedanken faßte, die Bahn durch ein noch weit großartigeres Werk zu ersetzen, durch einen Riesentunnel von 12,220 Meter Länge, der von Bardonnèche auf der piemontesischen nach Modane auf der savoyischen Seite führt, der eine Weite von 8, eine Höhe von 6 Metern erhält, eine Arbeit, die 20 Millionen Franken kostet, die 1860 begonnen und sicher im kommenden Jahre vollendet sein wird. Frankreich und Italien betheiligen sich gleichmäßig an dem Werke; derjenige aber, welcher sie in der genialsten Weise durchführt, ist der französische Ingenieur Sommeiller. Da keine Schächte in das Innere des Berges niedergetäuft werden können, so kann das Werk nur von den beiden Eingangspunkten aus betrieben werden. Große Schlagbohrsteine trieben zuerst einen Vorstollen hinein, von dem aus der eigentliche Tunnel durch Menschenhand vollends hergestellt und zur größeren Sicherheit ausgemauert wurde. Anfänglich wurden die Bohrmaschinen, deren 8 bis 12 in unausgesetzter Thätigkeit sind, durch gewaltige Wasserräder in Bewegung gesetzt, später fand man es für zweckmäßiger, comprimirte Luft als bewegende Kraft anzuwenden, die am Eingang in den Tunnel in besonderen Maschinenhäusern durch sechs Maschinen erzeugt wird. Durch sie getrieben, gaben die riesigen Bohrer in der Minute 180 bis 300 Stöße ab. Außerdem führen diese Maschinen den tief im fernen Erdinnern arbeitenden Bergleuten die nöthige frische Luft zu und treiben nach den Sprengungen den Pulverdampf aus. Ohne diese frische, durch die Röhren zugeleitete Luft wäre es gar nicht möglich, anderthalb Stunden weit im Erdinnern, in der engen finstern Tunnelröhre zu existiren. Sprengungen, bei welchen die Maschine auf dem provisorischen Schienengeleis zurückgeführt und durch Thore von dem Sprengraum abgeschlossen wird, werden täglich drei ausgeführt, wodurch man durchschnittlich alle vierundzwanzig Stunden, je nach der Härte des Gesteins, drei bis vier Meter vorrückt. Ein eigener Telegraph verbindet die Arbeitsstelle mit den außen gelegenen Maschinenhäusern und mit dem Baubureau, so daß man hier stets über jedes Vorkommniß im Innern des Berges unterrichtet ist. Dieser Tunnel, dessen nahe Vollendung in Aussicht steht, der über drei Stunden lang wird, wird einer der größten seiner Art sein, ein Wunderwerk, das dem Suezcanal und anderen technischen Errungenschaften unsers Jahrhunderts sich würdig an die Seite zu stellen vermag. Unbehindert um die hohen Schneewälle, die oben in 2000 Meter Höhe den Mont-Cenispaß bedecken, wird dann das Dampfroß hier durch die Eingeweide der grajischen Alpen eilen, Frankreich und Italien verbindend.

Dank der Initiative, welche der norddeutsche Bund, Baden und Italien unbekümmert um kleinliche Rücksichten und einzig mit großen Zielen vor Augen, ergriffen haben, wird nun sicher noch eine neue wichtige Alpenbahn den vorhandenen sich anschließen, die, im Centrum des gewaltigen Bergwalls gelegen, in commercieller Bedeutung alle übrigen noch überragen wird. Wir meinen die vielbesprochene Gotthardbahn, die jetzt sicher von den Schweizern gebaut wird, nachdem die genannten Staaten bedeutende Unterstützung zugesagt haben. Wenn auch in der Schweiz selbst die allgemeinen Interessen für die Bahn über den Gotthard überwogen, so war doch nicht zu verkennen, daß einzelne Theile der Schweiz durch den Bau derselben in ihren wesentlichen Interessen verkürzt wurden. Daher stammt denn auch die Agitation der westlichen Cantone für die projectirten Bahnen über den Splügen und den Lukmanier. Schwerlich aber würde die Gotthardbahn so bald zur Durchführung gelangt sein, hätten nicht jene drei Staaten sich „definitiv und exclusiv“ in identischen Noten zu deren Gunsten ausgesprochen. Ist nun einerseits die Gotthardbahn, wie der italienische Minister Jacini in der Kammer zu Florenz sich ausdrückte, die nothwendige Vollendung, die natürliche Krönung des italienischen Eisenbahnnetzes, so ist sie nicht minder für den gesammten deutschen Westen wichtig, denn erst eine Ueberschienung der Schweizeralpen, im Anschluß an unsere deutschen Eisenbahnsysteme, setzt uns jetzt nach dem Durchstich der Landenge von Suez in kürzeste Verbindung mit dem Süden und Osten der alten Welt; erst die vollständige Alpenüberschienung verbindet Italien mit dem Herzen Europas, und nur durch eine solche kürzeste Linie erhalten wir auch auf unserm Continent eine wahrhafte Weltbahn, welche die zweite große Weltbahn Europas, die von Paris über Wien nach dem Orient führt, durchschneidet.

Was die technische Seite der Frage betrifft, so hat hier der Ingenieur Grattoni die Berechnung und die Pläne aufgestellt. Die Gotthardbahn, die kürzeste Verbindung zwischen dem Vierwaldstättersee und dem Lago Maggiore, geht im Canton Uri durch das Reußthal aufwärts und durch das Thal des Ticino im Canton Tessin wieder abwärts der Lombardei zu. Die Gesammtlänge der eigentlichen Bahn wird $290\frac{1}{2}$ Kilometer betragen, die Länge der Gebirgsstrecke nur $110\frac{1}{3}$ Kilometer; die Länge des großen projectirten Tunnels 14,900 Meter. Für dessen Bau hat man, nach den am Mont Cenis gemachten Erfahrungen, die Zeit von $8\frac{1}{2}$ bis 9 Jahren angenommen. Der höchste Punkt, den die Bahn überschreitet, liegt 1137 Meter über dem Meere (Semmering 1000 Meter; Brenner 1367 Meter; Mont-Cenis-Bahn 2000 Meter); das Maximum der Steigung beträgt $26\frac{1}{2}$ Procent. Die Gesammtkosten sind auf $184\frac{1}{2}$ Millionen Franken veranschlagt, wovon 68 Millionen auf den großen Tunnel entfallen.

Die Gotthardbahn liegt genau auf der geographischen Mitte zwischen Mont Cenis und Brenner, und die Interessen der letzteren Alpenbahnen, von denen die erstere den speciell französischen, die zweite den österreichischen und ostdeutschen Interessen dient, werden durch eine Gotthardlinie nicht berührt, dagegen nimmt diese den großen internationalen Verkehr in sich auf; sie bildet die directe Linie zwischen den beiden großen Handelsemporien Hamburg und Bremen einerseits und Genua anderseits. Diese Bahn, der Theil einer Weltbahn, wird auch, wenn sie vollendet ist, der europäisch-indische Verkehr einschlagen, und der Reisende, der von London nach Bombay oder weiter nach China und Japan eilt, wird über den St. Gotthard ziehen. Vor der Hand ist hier noch die Brennerroute im Vortheil; auf ihr gelangt man von London, mit Benutzung Brindisis in Italien, in 150 Stunden nach Alexandrien in Aegypten. Die Fahrt über Marseille wie über Triest ist dadurch entbehrlich gemacht worden.

Ueberall sind die Alpen, die als eisige Mauer sich hindernd dem Verkehr in den Weg stemmten, bezwungen und überschient: herüber und hinüber ziehen die Völker, und neue Interessen verknüpfen die Länder diesseit und jenseit der Alpen, die oft feindlich gegenüber standen. Es sind eiserne Friedensstraßen, die der Mensch über Europas höchstes Gebirge geschlagen, dienstbar dem Welthandel, dem Völkerverkehr und der Civilisation, die in deren Gefolge einherschreitet.

Richard Andree.

Am Familientische.

Häuslicher Kunststreit.

(Zu dem Bilde auf S. 661.)

„Sonderbare Käuze, diese Dichter!“ rief mein alter Freund, der Rentier K., dessen sich die Leser vielleicht noch von seiner Wuth auf die Vélocipèdes her erinnern, und schlug dabei halb belustigt, halb ärgerlich auf ein Buch, das er geöffnet in der Hand hielt. „Habe ich mich da beschwindeln lassen, auf meine alten Tage so 'ne billige Classikerausgabe zu kaufen, und da finde ich nun das tollste Zeug, wo ich nur die Dinger aufschlage!“

„So! so!“ wagte ich einzuwenden; „ist aber doch auch viel Schönes und Wahres drin, wenn auch nicht immer so nüchtern und hausbacken ausgedrückt, wie Sie es wünschen möchten.“

„Schönes und Wahres? Hat sich was! — Na, schön mag es allenfalls sein, das ist Geschmacksache, und de gustibus non est disputandum! Aber was das Wahre anbelangt, so habe ich bis jetzt bitterwenig davon bei diesen Herren Poeten gefunden. Hören Sie nur mal, wie hier der Schiller die Künstler anredet:

„Vertraute Lieblinge der sel'gen Harmonie
Erfreuende Begleiter durch das Leben“ —

Kann man sich einen größeren Blödsinn vorstellen —?“

„Aber Herr K.,“ fiel ich, nun auch etwas in Harnisch gebracht, ihm in die Rede, „wie können Sie solche Ausdrücke von unserm großen Dichter brauchen? Und was können Sie gegen diese Stelle einwenden?“

„Was ich einwenden kann? Einfach, was ich gesagt habe! Daß sie unwahr, daß sie Blödsinn ist! Künstler — „Lieblinge der sel'gen Harmonie“ — die Kerle leben ja immer im Zank und Streit! Ich hab's als Hauswirth erfahren. Und „Erfreuende Begleiter durch das Leben“ — na, ich bedanke mich schön für solche Begleiter — habe mein Haus von ihnen rein gemacht. Lieber vermiethe ich an einen Kesselflicker, als wieder an einen Künstler.“

„Das ist etwas anderes!“ erwiderte ich. „Künstler sind auch Menschen, und haben als solche ihre Schwächen. Schiller nimmt freilich einen idealen Standpunkt ein, und —“

„Ach was! Idealer Standpunkt! Was helfen mir alle Ideale, wenn sie auf das tägliche Leben nicht auch ein bischen Licht fallen lassen! Aber ich sage Ihnen, ich habe sie kennen gelernt, von allen Sorten: Dichter und Maler, Schauspieler und Sänger, Musikanten und Bildhauer, aber wo ihrer zwei zusammenkamen, da gab es einen häuslichen Kunststreit, bei dem alle Harmonie flöten ging! Am schlimmsten war freilich das letzte Paar, das gerade über meinem Kopfe wohnte.“

„Was haben die denn verbrochen?“

„Ja sehen Sie, da wohnte schon seit längerer Zeit ein Maler oben, ein ganz netter, ordentlicher Mensch, ich muß es gestehen, so lange er das Terrain allein inne hatte. Nun wurde aber eines Tages das Logis neben seinem Atelier vacant, und ich vermiethete es an einen Musiker, nach dessen Instrument ich mich unvorsichtiger Weise nicht erkundigt hatte. Gleich des nächsten Tages ging der Skandal los. Denken Sie, der neue Miethsmann war ein … Tubabläser. Bis hierher drangen an jenem Morgen die ganz unheimlichen Töne, die ich mir anfangs garnicht zu erklären wußte, bis mir einfiel, daß ich ja an einen Musiker vermiethet hatte. Das wurde immer ärger, und nun hörte ich auch die Thür oben aufreißen und eine wüthende Stimme versuchen, die Tuba zu überschreien. Ich eilte hinauf — da sah ich meinen Maler mit Palette und Pinsel, voller Verzweiflung in der offenen Thür stehen — ihm den Rücken zugewendet stand in Hemdsärmeln der kleine, dicke Kerl mit der großen Baßtuba, und blies, daß ihm die Backen zu platzen drohten. Endlich gelang es mir, den Tonkünstler — so nennt sich das ja wohl? — zur Ruhe zu bringen, ja eine Art von Compromiß zwischen den beiden Nachbarn herzustellen, das ein paar Tage vorhielt; aber was half das? Nur zu bald ging der edle Kunststreit wieder los, ja, er wurde bald sogar thätlich, bis ich schließlich die „Lieblinge der Harmonie“ alle beide an die Luft setzte.“

„Da haben Sie jedenfalls dem Künstler — ich meine, dem Maler — sehr unrecht gethan; denn den anderen werden Sie doch wohl nicht unter die Künstler rechnen wollen.“

„Nicht? Er würde Sie schön ansehen, wenn Sie ihn nicht als Künstler gelten lassen wollten. Heutzutage ist alles Künstler, bis auf den Trommel- und Beckenschläger herab. Uebrigens meinte er, als ich ihm Vorstellungen über die oft sehr unzeitgemäße Ausübung seiner Kunst machte, der Oelgeruch, der zu ihm aus dem Atelier seines Nachbarn dränge, sei mindestens ebenso schlimm, als seine Exercitien auf der Tuba, und er hatte ganz recht. Also — mitgefangen, mitgehangen! Gottlob, daß ich sie beide los bin!“

Ich erwiderte nichts mehr; denn so ganz unrecht konnte ich dem alten Junggesellen doch nicht geben — als Hauswirth hätte ich vielleicht ebenso gehandelt.

A. M.

Erins Söhne in Amerika.

Die Irländer sind die Schmerzenskinder der Briten. Kaum eine Woche vergeht, daß man nicht von Mordthaten und agrarischen Freveln hört, und was die Fenier zu bedeuten haben, weiß heute Jedermann. Auch hier in den Vereinigten Staaten bilden die „Söhne Erins oder der grünen Insel“ ein höchst gefährliches und keineswegs beliebtes Element. Wie die echten Irishmen sich hier aufführen, davon will ich ein Stückchen erzählen.

Eine Prügelei en masse (an Irish fight) gilt bei den Irländern für das höchste denkbare Vergnügen. Kürzlich ward mir die Gelegenheit, einer solchen irischen Massenprügelei zuzuschauen. Als der Mississippidampfer „Henry Ames“ die Stadt Natchez im Staate Mississippi verlassen wollte, um seine Fahrt stromabwärts fortzusetzen, kam eine Bande von fünfundsiebzig irländischen Deicharbeitern mit geschwungenen Knitteln und Hurrah vom Berge herabmarschirt, und verlangte von unserem Capitän Passage nach dem 135 englische Meilen entfernten Baton Rouge zu einem Dollar den Kopf. Nach längerem Debattiren ward die Fahrt bewilligt, jedoch nur unter der Bedingung, daß sich die Herren Irländer unterwegs nett betragen sollten.

Die gestellte Bedingung fand in dem Aussehen der neuen Reisegesellschaft ihre volle Berechtigung. Die liederliche Kleidung der Neuankömmlinge, sowie ihre Mantelsäcke und Reisetaschen, die offenbar schon manchen Sturm erlebt hatten, erinnerten mich lebhaft an die drei Handwerksburschen in dem weltbekannten Lustspiel „Lumpacivagabundus“. Und dann diese Gesichter! Die rothen, aufgestülpten Nasen, die pfiffigen Augen, verkratzten, purpurnen Backen, wilden Haare und Bärte — in meinem ganzen Leben hatte ich nicht eine solche Blumenlese von originellen Bummlerphysiognomieen beisammen gesehen. Jeder führte den historischen, irländischen Knittel, Scheläle genannt, in der Hand. Gelegentlich einem der schwarzen Deckarbeiter freundschaftlich einen festen Rippenstoß versetzend, kam die Bande lustig an Bord marschirt. Sobald der letzte Mann dieser „alten Garde“, von denen jeder seinen Papierdollar Passagegeld in der Hand hielt und an der Landungsplanke abgeben mußte, an Bord war, wurde das Brett eingezogen, unsere fünfundsiebzig neuen Passagiere brachten ein donnerndes Hoch aus auf das „bloody Natchez!“ und hinaus in den Mississippi schoß unser prächtiger Dampfer.

Während der nächsten Stunde hatte unser „Barkeeper“ (Schenkwirth an der Bar) alle Hände voll zu thun, um seine neuen fünfundsiebzig, stets durstigen Gäste zu bedienen. In dichtem Haufen drängten sich dieselben an die Bar, um einen Schluck zu einem viertel Dollar zu erobern. Dieser Schluck bestand jedesmal in einem bis zum Rand gefüllten Wasserglas mit Whisky. Jeder Irländer hatte fünf Dollars, welche Summe ihnen als Abschlag für Deicharbeit in Natchez ausgezahlt worden, im Vermögen, und konnte, nach Abzug des einen Dollar für Passage, folglich über vier Dollars verfügen, ein Aequivalent für sechzehn solche Schlucks. Die köstlichsten Einfälle gaben die lustigen Zechbrüder bei diesem Festgelage gratis zum besten; kein Volk in der Welt besitzt so viel Mutterwitz und natürlichen Humor, wie die Irländer.

Bald fing der Whisky an, seine Wirkung auf unsere heiteren Kumpane auszuüben. Paddy, Patrick Maloney und Mac Carty (irländische Namen) versetzten einander gelegentlich einen freundschaftlichen Hieb mit dem Schelāle auf den Hirnschädel, oder einen wohlgemeinten Rippenstoß, und das Fordern von mehr Whisky ward immer ungestümer. Zuletzt erklärte der „Barkeeper“, dem vor seinen lärmenden, durstigen Kunden angst und bange wurde, daß er keinen Tropfen Whisky mehr im Vorrath habe, schloß den Trinkstand und machte sich aus dem Staube. Mit einer Flut von entsetzlichen Flüchen auf den Ganymed und den „trockenen Steamer“ zogen sich unsere interessanten Reisegefährten alsdann aus der Cajüte auf das untere Deck zurück.

Während der nächsten sechs Stunden wurde nun auf dem unteren Verdeck des Dampfers zur Feier des Tages eine förmliche Schlacht geliefert, ein echtes „Irish fight“. Jeder prügelte sich mit allen; die Scheläles, welche Nationalwaffe die Irländer mit unglaublicher Gewandtheit zu handhaben verstehen, und zwar so, daß sie den Stock allemal in der Mitte anfassen, kreisten umher wie Windmühlenflügel und klapperten beim Pariren, nicht selten auf den Knöcheln und Hirnschädeln. Dabei wurde geflucht und geschrieen, ein wahrer Bedlamslärm. Alles dieses war aber nur zum Spaß. Wurde mitunter einer böse, der einen guten Hieb davongetragen hatte, so forderte er zunächst Jedermann mit haarsträubenden Flüchen im Ernst zum Zweikampf heraus und fand auch bald seinen Mann. Den Oberkörper halb entblößt, stürzten die Gegner wie wilde Bestien auf einander los, rollten übereinander auf dem Boden hin und bearbeiteten sich gegenseitig mit Faustschlägen und Fußtritten. Mit Beißen und „Gaugen“ (mit dem Daumen die Augen des Gegners aus den Höhlen drücken), wie die Amerikaner bei einer Schlägerei zu thun pflegen, befaßt sich der Irländer nicht; dafür ist er zu civilisirt. Um so lieber reißen sie sich an der Nase und an den Lippen, und packen sich in den Haaren. Gegen Pistolen und Messer hegt der Irländer einen unüberwindlichen Widerwillen. Selten wird daher einer bei einer solchen Rauferei ernstlich beschädigt. Die Gesichter der Kämpfenden sehen allerdings nach derselben entsetzlich aus.

Während des Gefechts, das die Irländer, dreiviertel angetrunken wie sie waren, so recht con amore unter sich veranstalteten, standen die schwarzen Deckarbeiter mit weiß rollenden Augen bewundernd umher, und die Cajütenpassagiere bildeten das feinere Zuschauerpersonal oben auf der Cajütengallerie, so zu sagen auf dem ersten Rang.

Als ich gegen Abend das Schlachtfeld besuchte, lagen an vierzig mehr oder weniger Blessirte durch- und übereinander auf dem Verdeck und schliefen ihren Rausch aus. Keiner war seltsamer Weise während des Handgemenges über Bord gefallen.

Baton Rouge, im Staate Louisiana.

Theodor Kirchhoff.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.

Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

VI. Jahrgang. Ausgegeben am 23. Juli 1870. Der Jahrgang läuft vom October 1869 bis dahin 1870. 1870. № 43.

Leidenschaft und Liebe.

Novelle von Hans Tharnn.

(Fortsetzung.)

VIII.

In Gräfin Astas traulichem Wohnzimmer saßen die Freundinnen beisammen. Die junge Gräfin hatte sich auf den Fenstertritt niedergeworfen und sah zu Beata empor, die, über eine feine Straminarbeit gebeugt, am Fenster saß.

„Wie einzig gut von Dir, Beata, mir zu helfen!" sagte Asta, „ich war in wahrer Verzweiflung und alle Nerven zuckten mir bei dem unleidlichen Auftrennen; nun Du aber den Fehler entdeckt hast, wird alles bald in Ordnung sein; es ist doch ein wahrer Segen für mich, daß Du jetzt so oft kommen kannst!"

Eine leichte Röthe färbte Beatas bleiche Wangen, doch sie antwortete nicht. Ja, sie kam oft in letzter Zeit und wäre noch öfter, wäre täglich gekommen, wenn sie sich nicht mit Gewalt zurückgehalten hätte.

Seit jenem Tage, an welchem sie mit bebendem Herzen den Brief gelesen, den Herr von Brugk ihr übergeben, hatte eine seltsame Rastlosigkeit sich ihrer bemächtigt. Ihr sonst so ruhiges, gelassenes Wesen hatte einer fast krankhaften Erregung Raum gegeben. Bei dem geringsten Geräusch fuhr sie zusammen, der Besuch eines Fremden brachte sie in Verwirrung, und zum ersten Male im Leben bemerkte der Pastor, daß die schönen Hände seiner Tochter bei deren täglichen Handreichungen unsicher waren.

Bruder Kröger beobachtete mit Sorge diese Veränderungen, allein der Grund schien ihm ein nur allzu natürlicher. Die, wenn auch nicht sehr lange, doch anstrengende Krankenpflege, die vielen durchwachten Nächte, der Schmerz um den Verlust der geliebten Mutter, das alles konnte an einer so tieffühlenden Natur, wie der Beatas, nicht spurlos vorübergehen; er staunte nur darüber, daß sich der Einfluß aller dieser schmerzlichen Erlebnisse so ganz anders bei ihr äußerte, als er es an ihr gewohnt war, und schob es mit dem zu Rathe gezogenen Arzte auf eine Ueberreizung der Nerven, die um so hartnäckiger zu überwinden, als sie sich erst allmählich gezeigt hatte.

Umsomehr freute sich der Pastor, daß Beata in letzter Zeit ihre Freundin auf dem Schlosse häufig aufsuchte und, wunderte er sich auch im Stillen darüber, da dies sonst gar nicht Beatas Art gewesen, so hoffte er doch, daß der Umgang mit Asta eine wohlthuende Wirkung auf sie haben und sie zerstreuen würde.

Die übrigen Schloßbewohner bekamen Beata allerdings fast nie zu sehen, und der alte Graf beklagte sich oft, daß ihn seine „kleine Herrnhuterin" allzusehr vernachlässige, doch sie wich scheu jeder Aufforderung Astas aus, sie zu den andern zu begleiten; die junge Gräfin war es selbst ganz zufrieden, die geliebte Freundin für sich allein zu besitzen. Und ein Gefühl der Beruhigung, wie sie es jetzt zu Hause nie empfand, kam über Beata, wenn sie, eine von den sonstigen Schloßbewohnern wenig benutzte Seitentreppe hinaufschlüpfend, sich in Astas Zimmer befand, wohin selten während der Vormittagsstunden irgend jemand störend eindrang.

Jedesmal fiel es ihr wie ein Stein vom Herzen, wenn Asta sie mit gewohnter Wärme empfangen und sie die Gewißheit hatte, daß während ihrer Abwesenheit nichts Ungewöhnliches vorgefallen.

Auch heute lag der alte friedliche Ausdruck auf ihrem Gesicht, als sie dort im epheuumrankten Fenster an der Arbeit saß.

„So erwartet Ihr also in diesen Tagen Deine Tante mit den Kindern?" nahm Asta das Wort.

„Ja, sie sind bereits unterwegs," antwortete Beata.

„Ich freue mich so sehr für Euch," fuhr Asta fort, „es wird eine rechte Erheiterung sein, glaubst Du, daß sie ganz bei Euch bleiben?"

„Ich hoffe ja," entgegnete Beata, „es hat sich so wunderbar gefügt, daß meine Tante jetzt gerade nach dem Heimgang ihres Mannes sich eine neue Heimat gründen wollte und daher gleich bereit war, auf den Vorschlag meines Vaters einzugehen und zu uns zu ziehen."

„Auch aus egoistischen Gründen freue ich mich," setzte Asta hinzu, „denn dadurch, daß Dein Vater nun immer Gesellschaft haben wird, wirst Du Dich viel freier fühlen und öfter von Hause weggehen können."

Beata schwieg. Sie hatte die Arbeit auf den Schooß sinken lassen und das Gesicht zum Fenster gewendet.

Hätte die junge Gräfin aufgesehen, sie würde das schmerzliche Zucken der Lippen bemerkt haben; doch Asta sah nicht empor, sie spielte mit ihrem Taschentuche, das sie in unbeschäftigten Momenten zusammenzuknüpfen und zu flechten pflegte.

„Hörst Du, Beata!“ fuhr sie fort, „ich rechne darauf, daß wir uns dann noch viel mehr sehen, denn wenn Du jetzt auch oft kommst, so bleibst Du nie lange, und ich fühle Dir's an, daß es Dich immer zu Deinem Vater zurücktreibt, weil Du ihn allein weißt; dann aber wird's anders sein, und denke Dir nur, wie einsam ich bald sein werde, wenn Adelheid fort ist!“

„Ist die Hochzeit noch nicht bestimmt?“ frug Beata.

„Wahrhaftig, Beata,“ lachte Asta, „ich glaube, das fragst Du mich jedesmal, wenn ich Dich sehe! Was hast Du nur damit? Nein, der Hochzeitstag ist noch nicht bestimmt, aber Papa sagte gestern, es würde wohl October werden.“

„October!“ wiederholte Beata, als rede sie zu sich selbst, „und jetzt ist es erst Ende August!“

In dem Augenblicke trat Adelheid ins Zimmer, sie sah gelangweilt aus und warf sich, nach kurzer Begrüßung mit Beata, auf das Sopha.

„Adelheid!“ rief ihr Asta zu, „Beata kann es gar nicht erwarten, bis Ihr heirathet, und fragt mich eben, ob noch nichts über Eure Hochzeit bestimmt sei?“

„Um Gottes willen!“ erwiderte Adelheid gähnend, „fangt Ihr nun auch davon an? Ich bin hierher geflüchtet, weil ich es geradezu nicht mehr aushielt. Felix quält den ganzen Morgen an mir herum, ich möchte doch den Hochzeitstag bestimmen, und wie kann man das schon jetzt bis zum October? Denn vor dem October will es Papa nun einmal nicht, und das ist mir auch recht; wozu denn die Eile? Und sollte es auch noch später darüber werden! Ich will erst alle meine Sachen haben, und die Pariser Toiletten können erst nächsten Monat gemacht werden, sonst sind sie bis zum Winter außer Mode, und dafür danke ich!“

Adelheid schien ihre Langeweile zu vergessen, sobald sie auf dieses Thema zu reden kam.

„Mir wäre es gräßlich, so viel an meine Toilette denken zu müssen, und ich werde es auch nie thun,“ sagte Asta, die noch an ihrem Schnupftuche fortknüpfte, „stelle Dir vor, Beata, jeden Tag muß Adelheid jetzt irgend etwas anprobiren.“

„Wenn Du je vor hast, in der Welt etwas zu gelten, Asta,“ sagte Adelheid, „so wirst Du dafür sorgen müssen, daß Du anständig gekleidet bist, sonst sieht Dich kein Mensch an. Solche überspannte Ideen, wie Du eben geäußert hast, passen nur in eine Einsiedelei oder ins Kloster!“

Sie warf dabei einen höhnischen Blick auf Beata; diese aber hatte sich wieder über die Arbeit gebeugt und bemerkte ihn nicht.

„Es ist ein schlechtes Compliment,“ sprach Asta weiter, „wenn einen die Menschen um des Anzugs halber achten; auch habe ich mir vorgenommen, wenn ich je heirathen sollte, das alte weiße Atlaskleid anzuziehen, worin unsere Mutter getraut wurde. Du wolltest es zu einem Unterkleide zerschneiden, Adelheid, aber ich duldete es nicht; die Erinnerungen, die an dem Kleide haften, sind mir lieber, als alle neuen Spitzenroben!“

„Wahrhaftig, Asta, Du bist eben so kindisch, wie Felix, in solchen Dingen! Denken Sie sich, Beata, ich habe mich mit meinem Bräutigam gezankt heute morgen, und das ist auch mit der Grund, weshalb ich jetzt hier bin, denn ich will ihm Zeit geben, Reue zu empfinden.“

„Nun, was ist denn heute wieder gewesen?“ frug Asta, „denn daß Ihr Euch zankt, oder wenigstens, daß Ihr sehr verschiedener Meinung seid, das kommt oft genug vor; Du bist gewöhnlich auch gar zu unbillig gegen Felix.“

„So? Findest Du das, Frau Weisheit?“ sagte Adelheid und warf sich in die Kissen zurück. „Du könntest Deine Meinung für Dich behalten, bis Du gefragt wirst!“

Asta war an dergleichen Aeußerungen zu sehr gewöhnt, um sich dadurch beleidigen zu lassen. „Erzähle also!“ sagte sie, „was war es?“

„Stellen Sie sich vor, Beata,“ sagte Adelheid und drückte mit dem einen Fuß den Absatz ihres kleinen Pantoffels tief in den weichen Sammet des Sophas, „stellen Sie sich vor, welche altfränkischen, lächerlichen Ideen Felix zuweilen hat! So hat er sich von zu Hause einen Theil des Familienschmuckes kommen lassen, damit er für mich arrangirt werde. Heute früh kamen die Sachen an. Darunter ein Diamantencollier, das nach einer Familienbestimmung immer der Frau des ältesten Sohnes gehören und von ihr am Hochzeitstage getragen werden soll; es kommt also mir zu, und das um so unbedingter, als Felix ja nicht nur der einzige Sohn, sondern zugleich Majoratsherr und dadurch Obmann der so vielfach verzweigten Stauffenschen Familie ist.“

„Nun,“ fuhr Asta dazwischen, „Felix hat sich doch nicht durch irgend eine neidische Subseniorin, oder wie sie heißen mag, bereden lassen, der künftigen Frau Obmännin dieses Recht streitig zu machen? O, Beata,“ unterbrach sie sich lachend, „findest Du nicht diesen Titel ausgezeichnet für Adelheid? Frau Obmännin! Ja, das wird sie immer bleiben, und der Herr Obmann mag sehen, wie er mit ihr fertig wird!“

Beata antwortete nicht, aber ihre Hände zitterten so, daß sie kaum den Faden zu ziehen vermochte.

Adelheid ließ ihr keine Zeit zum Antworten. „Schwatze nicht wieder Blödsinn, Asta!“ sagte sie, nur auf deren erste Worte zurückgehend, obgleich ihr das Letztgesagte gar nicht unangenehm zu hören gewesen. „Von Recht streitig machen, kann hier überhaupt nicht die Rede sein! Worüber wir aus einander gingen, ist dies: besagtes Collier, es sind prachtvolle, große Steine, es steckt ein ganzes Vermögen darin, ist seit Menschengedenken, so lange es in der Familie ist, nicht umgefaßt worden; da kann man sich vorstellen, wie altmodisch es aussieht! Es sollte mir doch nicht einfallen, an meinem Hochzeitstage in einem Schmuck zu erscheinen, der aus der Arche Noah herzukommen scheint; ich will ihn natürlich umgefaßt haben, und hier stoße ich bei Felix auf eben so unerwarteten, wie ungerechten Widerspruch. Alles übrige will er mir modernisiren lassen, sagt er, das verstehe sich von selbst; aber dieses Collier müsse bleiben, wie es ist, das sei von jeher in der Familie Brauch gewesen, und es hefte sich eine Art Sage, ein Aberglauben daran, daß wenn je einmal etwas daran verändert würde, dem betreffenden Paare Unheil drohe — —“

Asta horchte gespannt auf, sogar das Schnupftuchgeflechte wurde für den Augenblick unterbrochen. Auch Beata hatte die Arbeit sinken lassen und, wie alles um sich her vergessend, ihre Augen auf die Erzählerin gerichtet.

Adelheid lachte spöttisch und drückte den Kopf tiefer in die Kissen zurück. „Das ist nun recht was für Dich, Asta, nicht wahr?“ rief sie, „da gruselt's Dich schon, daß Du blau anläufst! Aber von Ihnen, Beata, hätte ich keine solche Schwäche erwartet, Sie sehen mich ja an, als erblickten Sie Gespenster! Sie, eine Herrnhuterin, dürfen doch nicht abergläubig sein!“

Beata hatte schnell wieder ihre vorige Stellung eingenommen. „Abergläubig denke ich auch nicht zu sein,“ sagte sie ernst, „doch glaube ich wohl, daß Gott uns oft Warnungen und Mahnungen zukommen läßt, die wir wohl thun zu beachten.“

„Hörst Du, Adelheid,“ setzte Asta hinzu, „Beata hat ganz recht. Ja, so denke ich auch!“

„Natürlich!“ antwortete Adelheid ironisch, „Sie müssen mir's aber nicht verdenken, Beata, daß ich Ihre Worte nicht ganz so blind unterschreibe, wie meine Schwester es thut; nein, ich weiß nichts von solchem Aberglauben, denn, entschuldigen Sie, das, was Sie so eben aussprachen, betrachte ich doch als solchen, und ich verachte ihn. Das habe ich Felix gesagt und ihm erklärt, daß ich so das Collier nicht tragen will.“

„Und hat Felix wie gewöhnlich nachgegeben?“ frug Asta.

„Bis jetzt nicht!“ entgegnete Adelheid trocken, „doch, wir werden sehen!“

„Ja, wir werden sehen, wie er sich von Dir bereden läßt und gegen seine bessere Ueberzeugung handelt; — wie verachte ich doch einen Mann, der so schwach ist!“ sagte Asta.

„Noch hat er es nicht gethan!“ bemerkte Beata leise, aber Adelheid fing die Worte auf.

„O, Fräulein Beata!“ rief sie, sich aufrichtend, „mein Bräutigam scheint ja in Ihnen eine Verbündete zu finden! Schade, daß er es nicht weiß! Uebrigens begreife ich jetzt, woher seine abgeschmackten Ansichten herzuleiten sind,“ fuhr sie fort, als Beata nichts erwiderte, „sie werden wohl von seiner einseitigen Erziehung stammen!“

„Aber Adelheid!“ fuhr Asta dazwischen, doch ruhig antwortete Beata:

„Es ziemt mir nicht, über eine Erziehung zu urtheilen, Gräfin Adelheid, die meine Eltern nach ihrer besten Ueberzeugung geleitet, ich weiß nur, daß es Felix — Graf Felix,“ verbesserte sie sich, leicht erröthend, „als Knabe wenigstens nicht an der Festigkeit fehlte, ohne welche ein männlicher Charakter so sehr an Achtung verlieren muß, und ich glaube und hoffe, — daß er sie noch besitzt.“

„So? Das ist ja recht freundlich von Ihnen,“ rief Adelheid, mit einer Aufwallung von Zorn, wie er sonst ihrer mehr kalten, berechnenden Natur nicht eigen war, „Sie hoffen also, daß mir mein künftiger Gemahl meinen Wunsch nicht gewähren wird? Sprechen Sie, Beata, — ist dem so?“

„Ich kann nicht zurücknehmen, was ich einmal gesagt,“ antwortete Beata traurig.

„Nun,“ sagte Adelheid in ihrem alten, spottenden Tone, — „ich hoffe doch sehr, daß ich auf keine weiteren solcher Charaktereigenthümlichkeiten bei Felix stoßen werde, denn, da ich ihn nicht mit Ihren begeisterten Augen betrachte, Fräulein Kröger — —“

Beata hatte sich erhoben.

„Was ich sagte, bezog sich eben so auf Männer im allgemeinen, wie auf Ihren Bräutigam, Gräfin Adelheid!“ sagte sie mit Würde.

„O wirklich!“ lachte die schöne Comtesse, Beata scharf fixirend, „da bin ich doch erstaunt über Ihr Urtheil! Ich dachte, in Ihrer Gemeinde kämen die Schwestern viel zu wenig mit Männern zusammen, um so aus eigener Erfahrung sprechen zu können, wie Sie es thun; ich sehe, ich hatte mich geirrt!“

Beata hatte den Kopf gesenkt, doch keine Spur von Farbe zeugte von der innern Erregung.

Asta war gleichfalls aufgesprungen und hatte den Arm um ihre Freundin geschlungen. „In diesem Falle, Adelheid, vergißt Du, daß Beata und Felix wenigstens bis zu seinem sechszehnten Jahre zusammen erzogen wurden!“

„Ich wünsche es zu vergessen!“ erwiderte Adelheid scharf.

„Verzeihung, Gräfin Adelheid!“ sagte Beata weich, an sie herantretend und ihr die Hand hinhaltend; „seien Sie mir nicht böse, wenn Ihnen auch vielleicht meine Worte unangenehm waren, — es ist ja mein Wunsch — mein tägliches Gebet, daß Sie, — daß Sie glücklich werden mögen!“

„Schönen Dank!“ entgegnete Adelheid, die dargebotene Hand kaum berührend, „ich bezweifle nicht, daß Ihr Wunsch in Erfüllung gehen wird, — wenn auch vielleicht auf etwas andere Weise, als Sie sich denken!“

Einige Augenblicke später ging Beata die gewohnte Seitentreppe hinab. Unten angekommen, stand ihr Herr von Brugk plötzlich in der Thür gegenüber. Mit einem ehrerbietigen Gruße trat er zur Seite, um sie vorbeigehen zu lassen.

„Wie steht es mit unserm Geheimniß, Schwester Beata?“ frug er leise, als sie schon an ihm vorübergegangen.

Sie wandte den Kopf nach ihm um, und die ernsten Augen wie flehend auf ihn richtend, legte sie einen Finger auf die Lippen, dann war sie verschwunden; der Baron aber konnte den ganzen Tag jenen Blick nicht vergessen.

IX.

„Wie leid thut es mir, gerade in diesem Augenblicke ausgehen zu müssen!“ sagte Pastor Kröger, Felix auf der Schwelle seiner Thür begegnend, „allein ich werde im Brüderhause zu einer wichtigen Besprechung erwartet, ich darf mich nicht aufhalten.“

„Auch mir thut es sehr leid,“ entgegnete Felix, und auf seinem Gesichte war die Enttäuschung zu lesen, „ich hätte so gerne mit Dir gesprochen, lieber Vater, und morgen verreise ich auf kurze Zeit, ich habe verschiedene Vorbereitungen für meine Hochzeit zu treffen — —“

„Nun, das sind ja lauter schöne, erfreuliche Dinge,“ erwiderte der Pastor, „und lange wirst Du nicht fort bleiben!“

„O nein, so kurz wie möglich!“ antwortete Felix, „das Weggehen wird mir so schwer!“

Kröger lächelte. „Es sieht ja meinem Pflegesohn gar nicht ähnlich, eine Sache nur von der trüben Seite aufzufassen,“ bemerkte er; „bedenke doch, welch ein reiches Glück Dir Gott in Deiner Braut beschieden hat, und trage geduldig die kleine Prüfung einer kurzen Trennung von ihr; wenn es keinen Abschied gäbe, so gäbe es ja auch kein Wiedersehn!“

Die herzlich gesprochenen Worte schienen Felix heute nicht erheitern zu können, er wollte gehen.

„Ich darf doch Beata Lebewohl sagen?“ frug er, sich besinnend.

„Gewiß,“ antwortete Bruder Kröger, „so viel ich weiß, ist sie allein in der Wohnstube, meine Schwester ist mit den Kindern ausgegangen; doch ich muß fort! Gott geleite Dich, mein Sohn!“ Und mit einem warmen Händedruck verließ er den Grafen.

Unschlüssig blieb Felix an der offenen Hausthüre stehn; er wäre am liebsten umgekehrt, und es reute ihn schon, daß er nach Beata gefragt, nun er es aber gethan, fühlte er, daß er nicht gut anders könne, als hineingehen.

Er fand sie, wie ihr Vater gesagt hatte, in der Wohnstube.

Sie fuhr zusammen, als er eintrat, und sah ihn mit einem so erschrockenen Blick an, daß er selbst frappirt stehen blieb.

„Ich habe Sie doch nicht erschreckt, Schwester Beata? Ihr Vater sagte mir, ich würde Sie hier finden, — —“

„Es ist nichts!“ sagte sie, aber sie mußte sich an ihr Arbeitstischchen fest halten, um aufstehen zu können.

„Beata! Was fehlt Ihnen? Sie sind gewiß krank!“ sagte Felix theilnehmend; zum ersten Male fiel ihm die Veränderung auf, die in letzter Zeit mit ihr vorgegangen. Sie lächelte.

„Ich danke Ihnen, — ich bin ganz wohl!“ — doch als sei ihr die Anstrengung zu viel gewesen, sank sie auf ihren Stuhl zurück.

Felix nahm neben ihr Platz.

„Ich bin überzeugt, daß dem nicht so ist, Beata!“ sagte er, „Sie muthen sich gewiß zu viel zu!“

„Das nicht,“ antwortete sie, „ich bin nur etwas müde, — — dieser Sommer — —“

„Ja, es ist ein schwerer Sommer für Sie gewesen,“ setzte Felix hinzu, „Sie, — wir — haben viel dahin geben müssen! Ach, Schwester Beata,“ fuhr er fort, „jetzt erst empfinde ich, was ich in Ihrer lieben Mutter alles verloren habe! Was gäbe ich darum, wenn ich heute mich gegen sie aussprechen, mir Rath bei ihr holen könnte!“

Er war aufgestanden und ging gedankenvoll im Zimmer auf und nieder.

„Könnten Sie nicht mit meinem Vater reden?“ frug Beata nach einer kurzen Pause.

„Er hatte keine Zeit,“ entgegnete Felix, „und wozu ihn auch noch mit meinen Angelegenheiten belästigen, wo er ohnehin mit Geschäften überhäuft ist? Ueberdies reise ich morgen ab.“

„Sie gehen fort?“

„Ja, auf acht bis zehn Tage, denke ich, um die nöthigen Vorkehrungen zu unserer Vermählung zu treffen.“

„Und dann?“

„Dann soll so bald wie möglich unsere Hochzeit stattfinden.

„Ja, so bald wie möglich!“ wiederholte Beata leise, doch er hörte die Worte nicht.

„Beata!“ sagte er plötzlich, vor ihr stehen bleibend, „Sie waren früher immer wie eine Schwester für mich, wollen Sie es wieder sein? Wollen Sie mich mit Ihnen sprechen lassen, wie ein Bruder zu seiner Schwester spricht? Zu einer Schwester, der er ganz vertraut?“

Ein Zittern durchflog Beata. Mit Blitzesschnelle jagten sich die Gedanken durch ihr erregtes Gehirn; was wollte er ihr anvertrauen? War es jenes schreckliche Geheimniß, von dem sie bereits wußte und das sie nur als eine elende Verleumdung betrachtete, die ihm wohl in den Augen der Welt, aber nie und nimmermehr in den ihren zu schaden vermochte. Sie sah ihm fest in das offene Gesicht — Nein! Er war unschuldig! Und komme, was da wolle, nie würde sie sich irre machen lassen in ihrem Glauben an ihn!

„Sie zögern, Beata,“ fuhr er fort, als sie nicht antwortete, und traurig blickten sie die blauen Augen an, „und ich kann es Ihnen nicht verdenken, ich bin in dieser letzten Zeit kein guter Bruder gewesen, ich habe Ihnen wenig Dankbarkeit erwiesen für alles, was Sie in früheren Jahren für mich waren; es ist nicht mehr, als was ich verdiene, wenn Sie mich jetzt abweisen, wo ich Ihrer bedürftig bin!“

„O, Graf Felix!“ sagte sie bewegt, „wie können Sie das von mir denken? Mein Zögern hatte einen ganz anderen Grund; ich erwägte nur, ob mein Rath Ihnen so nützlich sein könnte, wie der von jemandem, der mehr Erfahrung hat, wie mein Vater — —“

„O doch, doch!" rief Felix, und nun er den ersten Anlauf genommen, schien es ihm Herzensbedürfniß zu sein, sich durch Aussprechen Erleichterung zu verschaffen, „gerade Sie, Beata, werden mir gewiß besser helfen können, als es irgend jemand außer Ihrer Mutter gekonnt," — er ging wieder im Zimmer auf und nieder.

„Ich bin so unruhig seit einiger Zeit," fuhr er fort, „es hat mich eine seltsame Angst erfaßt, — — werde ich Adelheid wohl glücklich machen?"

Als erwartete er einen Orakelspruch von Beatas Lippen, stand er vor ihr. Sie sah ihn betroffen an.

„Sie lieben sie!" antwortete sie einfach.

„Ich liebe sie! Ja, Gott weiß es, wie ich sie liebe!" rief er erregt, und fing wieder an zu gehen, „mit der ganzen Glut meines Herzens, mit der ganzen Hingabe meiner Seele! Aber das ist Adelheid nicht genug!"

Beata hatte die Hände gefaltet, der statuenartige Ausdruck war wieder über ihr Gesicht gekommen.

„Nicht genug!" wiederholte sie tonlos.

„Sie ist nicht zufrieden, daß ich ihr täglich wiederhole, wie sie, nur sie allein, mein ganzes Sein und Denken erfüllt," fuhr er heftiger fort, „sie verlangt von mir ein gänzliches Aufgeben meines persönlichen Willens, sie will nicht einen Mann, der ihr eine Stütze und ein Rathgeber sein soll, sondern einen Sclaven, der jeder ihrer Launen huldigt, und das kann ich nicht, Beata, das darf ich nicht; um Adelheid selbst wegen, um ihres eigenen Glückes halber muß ich mir meine Freiheit erhalten! Sie würde mich ja verachten lernen mit der Zeit, wenn ich in blinder Unterwürfigkeit mich in alles ergeben würde, auf was sie in oft kindischer Unvernunft besteht; ich versichere Sie, Beata," setzte er hinzu, an sie herantretend, „in diesen letzten Wochen vergeht kaum ein Tag, wo es nicht zu den peinlichsten Auseinandersetzungen zwischen uns kommt. Sie endigen gewöhnlich damit, daß ich nachgebe, denn wenn Adelheid an meine Liebe zu ihr appellirt, dann werde ich schwach und thue, was sie verlangt; aber ich sehe selbst ein, so darf, so kann es nicht weiter gehn! Aber was thun? — O, Beata, es ist doch nicht so leicht glücklich zu sein, wie ich es dachte!"

Ein schmerzliches Lächeln zuckte um ihre Lippen, wehmüthig sah sie ihn mit den tiefen Augen an, mit einem Blick, wie eine Mutter ihn wohl auf einen Sohn heftet, der sie zur Theilnehmerin seines Kummers macht.

„Beata!" fuhr er fort, und wie flehend klang seine Stimme, „rathen Sie mir, helfen Sie mir, Sie wissen es gewiß, wie ein weibliches Herz am besten zum Guten zu beeinflussen ist, wie es sich am liebsten halten und lenken läßt!"

Sie schüttelte ernst den Kopf.

„Nur durch Liebe!" antwortete sie.

„Nur durch Liebe!" wiederholte er mit bitterer Betonung. „O, die habe ich ihr ja im vollsten Maße entgegengebracht! Nein, es muß etwas anderes sein, worin ich es verfehlt habe! — oder — o Beata!" rief er und warf sich auf einen Stuhl, das Gesicht mit den Händen bedeckend, „oder, könnte es möglich sein, daß sie mich nicht liebt? Nicht so liebt, wie ich sie liebe? Ich will es nicht, ich kann es nicht glauben! Mein Gott, so Schweres würdest Du mir nicht auferlegen! das ertrüge ich nicht!"

Beata war aufgestanden; einen Moment berührte sie sein gebeugtes Haupt. Wie manches Mal hatten ihre kleinen, runden Kinderhändchen mit den kastanienbraunen Locken gespielt! Jetzt glitt sie nur leicht über dieselben hinweg, die schöne, große Hand.

„Graf Felix!" sagte sie mit fester Stimme, „nicht uns ziemt es zu sagen, ich kann es nicht tragen, wenn uns Gott ein Kreuz auferlegt! Doch ich glaube, Sie lassen sich durch die Heftigkeit Ihrer Empfindungen täuschen, warum sollten Sie an der Liebe Ihrer Braut irre werden? Was Gott zusammengefügt hat, das soll auch kein Zweifel und kein Mißtrauen trennen!"

Er sah zu ihr empor. Erhobenen Hauptes, wie eine Priesterin stand sie da, und ihre Stimme drang wie ein Friedensgruß in seine stürmische Erregung hinein.

„Sie haben recht, Schwester Beata!" sagte er milder, — „ich hätte sie nicht des Mangels an Liebe anklagen sollen, meine Adelheid, mein Weib in wenig Wochen, der bloße Verdacht ist ihrer unwürdig. Denken Sie nicht zu klein von mir, Beata, daß ich ihn aussprechen konnte! Wenn man liebt, ist es so schwer, immer geduldig, gefaßt und ruhig zu sein!"

Fast vorwurfsvoll sah er auf das stille Gesicht vor ihm, es war als verstehe sie seinen Blick, und unwillkürlich legte sie eine Hand aufs Herz. Er bemerkte es nicht.

„Und haben Sie sonst keinen Rath, keinen Trost für mich, Schwester Beata?" frug er seufzend.

Sie war zu ihrem Platz am Fenster zurückgekehrt.

„Nur diesen, Graf Felix," sagte sie, „vertrauen Sie Gott und seien Sie fest und treu in dem, was Sie einmal für recht erkannt, dann wird Ihnen die Achtung Ihrer Frau, und dadurch auch Ihre Liebe, immer bewahrt bleiben!"

„Wenn sie aber die Liebe in meiner Handlungsweise nicht erkennen will?" drang Felix weiter.

Beata sah einen Augenblick sinnend vor sich hin.

„Geduld!" sagte sie dann und sah ihn freundlich an, „Geduld und Sanftmuth, und nie ablassen in der Liebe!"

„Ich danke Ihnen, Schwester Beata!" sagte er, als er sich zum Weggehn anschickte, „es hat mir wohlgethan, mich bei Ihnen aussprechen zu dürfen, ich fühle mich zuversichtlicher und muthiger durch Ihre Worte, Sie werden sehen, daß ich, mit Gottes Hilfe, Ihren Rath befolgen werde!"

Beata sah ihm nach, wie er, ohne sich weiter umzusehn, die Stufen vor dem Hause hinunter; sie hörte seine Schritte ferner und immer ferner durch die stille Straße schallen, dann bedeckte sie das Gesicht mit den Händen und weinte bitterlich.

X.

Der Herbst war gekommen.

Fast immer ein segenbringender Gast, hatte er in diesem Jahre seine reichen Spenden mit besonders freigebiger Hand über die Ufer des grünen Rheins ausgegossen.

Goldgelb und vom tiefsten Schwarzblau hingen die Trauben zwischen den röthlich gelben Blättern, singend sammelten die Winzer die reiche Ernte ein.

Im Schloßgarten hoben sich die Baumgruppen in den buntesten Schattirungen von einander ab, und in den Morgenstunden hingen schimmernde Nebelschleier feucht und kalt über der Landschaft, um jedesmal gegen Mittag von den siegreichen Sonnenstrahlen zerrissen und verdrängt zu werden. Nur auf den reifen Beeren ließen sie jenen zarten Hauch zurück, der, nach dem Urtheil des Weinbauers, diesen ein besonderes Aroma verleiht — und um die ferner liegenden Bergesspitzen sah man sie geheimnißvoll schweben, als ob sie nicht ganz scheiden möchten von der liebgewonnenen Stätte.

Es war noch frühe Morgenstunde, als eine einsame Spaziergängerin die Felder durchschritt, welche das Herrnhuter Stadtviertel von dem der Brüdergemeinde zugehörenden Friedhofe trennten.

Noch war es nicht die Zeit, wo die Sonne ihre altbewährte Kraft beweisen konnte, noch lag rings alles grau und trüb, und die Feuchtigkeit der Atmosphäre hing sich an Beatas Kleid und legte sich auf ihr weiches Haar.

Sie beachtete es nicht, sie gab sich kaum Rechenschaft darüber, warum sie fröstelnd ihr Tuch fester um die Schultern zog, hatte sie doch diese Stunde gewählt, um allein, ganz allein zu sein, um an dem Grabe ihrer Mutter die Ruhe und Fassung zu erkämpfen, deren sie sich bedürftig fühlte.

Denn Schwester Beata war keine Stoikerin, die Selbstbeherrschung und Selbstüberwindung, die wir an ihr kennen lernten, waren nicht die Erzeugnisse einer an sich starken Natur, sie waren vielmehr die schmerzlich errungenen Früchte mancher heiß durchkämpften Stunden, und die gleichmäßige Heiterkeit, die als ein Grundton ihres Wesens so segenbringend auf ihre ganze Umgebung wirkte, war einem duftenden Blumenflor zu vergleichen, wie man ihn auf Gräbern sieht, wie manches hatte dort unten begraben und zur Ruhe gebracht werden müssen, ehe es droben so lieblich blühte!

Beata war doch nur ein schwaches, liebebedürftiges Weib, wenn sie es auch erreicht hatte, von sich selbst abzusehn und ganz aufzugehen in dem Wohl und Weh jenes Heißgeliebten, dessen Weg zum Glück sie mit so innigen Wünschen begleitete, wiewohl gerade die Erfüllung dieser Wünsche ihn fürs Leben von ihr scheiden mußte.

Es gab aber auch für sie Stunden, in denen das eigene Herz sein Recht behauptete, in denen es die trüben Schleier des Schmerzes nicht in gänzlichem Selbstvergessen abzuschütteln vermochte, wie jene



Zarte Anfrage.

Nach dem Gemälde von Otto Erdmann.

fernen Bergesspitzen, an welchen teotz alles Sonnenscheines die grauen Nebelschleier haften blieben.

Heute kam noch ein besonderer Grund dazu, weshalb Beata das Bedürfniß empfand, sich eine kurze Zeit der Sammlung und des Nachdenkens zu ermöglichen, wozu sie jetzt im eigenen Hause, inmitten des fröhlichen Kinderkreises, selten kam.

Ihr Vater hatte ihr am vorhergehenden Abend eine Mittheilung gemacht, die sie tief erregen mußte.

Ein in Westindien thätiger Missionar der Brüdergemeinde hatte sich von dort aus an Pastor Kröger gewendet und bei diesem um Beata angehalten.

Der Pastor kannte den aufopfernden Mann aus früherer Zeit. Beata, die damals noch ein Kind gewesen, hatte ihn nie gesehn; allein bekanntlich geht bei den ehelichen Verbindungen unter den Herrnhutern sehe häufig keine persönliche Bekanntschaft voran, weder Beata noch ihr Vater konnten demnach die Handlungsweise des Missionars als etwas Außergewöhnliches betrachten.

Die Bedenken lagen nach einer andern Seite hin. Ob auch Pastor Kröger niemals einen solchen Ruf ohne reifliches Uebeelegen abgewiesen hätte, weil er ihn, nach der Auffassung seiner Glaubensgenossen, als nicht von Menschen allein, sondern von diesen nur als Werkzeugen einer höheren Hand anzusehen gewohnt war, so stand es doch bei ihm ziemlich fest, daß er sein einziges Kind, wenn es möglich wäre, lieber in einem Wirkungskreise sehen möchte, der sie nicht so weit von ihm entfernen würde; er hatte dies auch Beata gesagt, ohne jedoch sie hierdurch in ihrer Entscheidung bestimmen zu wollen.

Auch bei Beata war der erste Eindruck der, daß sie den Antrag entschieden ablehnen müsse. Nicht etwa aus romantischer Pietät für ihre Jugendliebe, diese hatte sie ja insofern überwunden, daß sie alles eigene Hoffen und Wünschen zu Grabe getragen, und jener ihr unbekannte Mann, jenseits des Oceans, warb ja nicht um ein schwärmerisch liebendes Mädchenherz, sondern um eine Helferin, die gesonnen sei, des Tages Last und Hitze mit ihm zu tragen, Theil zu nehmen an seiner Arbeit unter den Heiden, ja vielleicht mit ihm dem Gifthauch jener tödtlichen Pestilenz, die dort schon so manchen seiner Vorgänger hingerafft, zu unterliegen.

Das alles war für Beata mehr anziehend, als abschreckend gewesen. Sie war ein rechtes Kind ihrer Vorfahren, der Geist der schwergeprüften, im Glühofen der Verfolgungen bewährten mährischen Brüder hatte sich auch auf sie vererbt.

Wie die Väter des griechischen und römischen Alterthums das Leben ihrer Töchter, in blindem Fanatismus, einer Idee zum Opfer brachten, und diese sich ohne Murren, ja mit Begeisterung, ihrem Schicksal unterwarfen, so vollziehen auch heute noch die Väter und Töchter der Herrnhuter Brüderkirche ähnliche Thaten der Selbstaufopferung, um so größere, weil sie den Glauben anstatt des Aberglaubens zum Hebel haben, weil an die Stelle der todten Götzenbilder der eine, lebendige Gott getreten ist.

Mit allen diesen Dingen war Beata von Kind auf vertraut, sie hatten nichts Schreckliches, nichts Außergewöhnliches mehr für sie; doch hatte es ihr immer geschienen, als läge bei ihren alternden Eltern ihr Wirkungskreis hauptsächlich im eigenen Hause, und auch jetzt, wo ihr Vater durch das Zusammenleben mit seiner Schwester sie gewiß leichter entbehren konnte, kam es ihr wie eine Unmöglichkeit vor, ihn zu verlassen.

Allein eine übereilte, durch rein persönliche Gefühle beeinflußte Antwort hatte weder ihr Vater, noch sie selbst zu geben gewünscht, eine kurze Bedenkzeit sollte der endgültigen Entscheidung vorangehn.

Kein Wunder also, daß Beata das Bedürfniß nach Einsamkeit empfand und die frühe Morgenstunde benutzte, um auf wenig betretenem Wege die letzte Ruhestätte der geliebten Mutter aufzusuchen. Um so unangenehmer mußte es sie berühren, als sie, halbwegs von der Stadt entfernt, den raschen Tritt eines Pferdes hinter sich vernahm und bald darauf eine bekannte Stimme ihr „Guten Morgen!“ zurief.

Herr von Brugk war mit der Behendigkeit eines jüngeren Mannes von seinem Thiere gesprungen und, dieses am Zügel führend, schloß er sich der Fußgängerin an.

„Sie wählen einen recht ungünstigen Augenblick zu einem Gang ins Freie, Schwester Beata,“ sagte er; „ist es eine Indiscretion, wenn ich frage, was Sie bei dem feuchten, kalten Nebel zu dieser Stunde herausgeführt?“

„Ich besuche das Grab meiner Mutter,“ antwortete Beata leise, und es war ihr, als ob die Worte allein ihr Kraft verliehen und sich schützend zwischen sie und den Mann stellten, in dessen Gegenwart sie stets eine nicht zu beschreibende Angst befiel.

Herr von Brugk schwieg einen Moment.

„Es ist lange her, seit ich das Glück hatte, Sie ohne Zeugen zu sprechen, Schwester Beata,“ begann er wieder; „wenn ich mich recht erinnere, verhandelten wir bei unserer letzten Unterredung eine Angelegenheit, in der ich nicht gerne voranschreiten möchte, ohne vorhergehende Besprechung mit Ihnen. Sie sehen, Fräulein Kröger,“ setzte er mit einem bittern Lächeln hinzu, „ich bin ein gewissenhafter Mann und ein geduldiger, allein auch die Geduld hat ihre Geenzen und ich glaube, daß die meinige diese fast überschritten hat!“

Er hielt inne und warf einen Blick auf seine Begleiterin.

Schweigend schritt sie neben ihm einher, die Augen gesenkt, die Lippen fest aneinandergepreßt.

Der Baron fuhr fort:

„Gestern Abend ist Graf Stauffen zurückgekehrt, wie es scheint in bestem Wohlsein und heiterster Stimmung; über drei Wochen soll die Hochzeit sein. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich geduldig bin, Fräulein Kröger, allein den Mann, der mir mein eigenes Lebensglück gestohlen, ruhig das seinige ergreifen lassen, wo ein Wort von mir ihm den Becher von den Lippen reißen kann, das wäre zu viel verlangt; ich bin nur ein Mensch, Schwester Beata, und die Rache ist zu süß!“

Mit Mühe bekämpfte er den leidenschaftlichen Ton, in dem die letzten Worte gesprochen waren, und fuhr milder fort:

„Sie wissen, daß es einen Ausweg gibt, Beata, ein Mittel der Rettung für ihn von Schmach und Schande! Ich kenne mich selbst nicht wieder und mein stolzes Herz, daß ich Ihnen diesen einen Ausweg noch einmal nenne, daß ich noch einmal, es ist zum letzten Male, als ein Bittender vor Ihnen stehe; vergessen Sie ihn, Beata, an den Sie ihre Liebe verschwendet haben, und werden Sie mein! Dann soll er immerhin seine schöne Gräfin heimführen und sie in glücklicher Unwissenheit erhalten ob dem Makel, der auf seinem stolzen Namen ruht! — Wenn aber nicht — — —“

„Wie dürfen Sie sich erlauben, mich mit Ihren Drohungen zu verfolgen?“ unterbrach ihn Beata mit bebender Stimme, indem sie plötzlich vor ihm stehen blieb, den Rücken gegen den Eingang des Kirchhofs gewendet, an dem sie so eben angelangt waren.

„„Drohungen?“ wiederholte Hugo, „Sie mißverstehen mich, Schwester Beata, Sie vergessen unser Uebereinkommen; die Wahrung seines Geheimnisses beruhte auf gegenseitigen Verpflichtungen —“

„Ich bin mir nicht bewußt, auf solche eingegangen zu sein,“ entgegnete Beata fest.

„Stillschweigend doch,“ erwiderte der Baron, „jedenfalls gaben Sie mir zu verstehen, daß Ihnen das Glück des Grafen Felix sehr, sehr am Herzen liege.“

Sie zitterte heftig, und fast mit Erbarmen sah der Baron auf ihr marmorweißes Gesicht, allein schon ihre nächsten Worte vernichteten jenen Eindruck.

„Und wenn ich das auch nicht zu leugnen vermag, Herr von Brugk“ sagte sie mit Hoheit, „so glauben Sie doch nicht, daß ich jenem verleumderischen Brief den geringsten Glauben schenke! — eher würde ich — —“ ihre Stimme wankte, „eher würde ich an der ganzen übrigen Menschheit irre werden, als an ihm!“

Das letzte Wort war kaum hörbar, doch wie ein Wassertropfen auf glühendes Eisen, fiel es auf die Seele des Hörers.

„Es ist gut!“ zischte ee zwischen den Zähnen hervor, „und das ist Ihr letztes Wort, Fräulein Kröger?“

„In Bezug auf mich selbst, ja!“ erwiderte sie, wie mit einer letzten Anstrengung noch alle ihre Kraft zusammennehmend, „aber ich kenne die Welt, ich kenne Gräfin Adelheid nicht genug, um zu wissen, inwiefern jene, wenn auch noch so falsche Anklage, Graf Felix in ihren Augen schaden kann, daher, wenn Sie ein Herz haben, Herr von Brugk, so schweigen Sie auch fernerhin!“

Welch eine Macht sie immer über ihn gewann, wenn sie so bittend vor ihm stand! — —

„Ihretwegen?“ frug er weicher.

„Nein, meinetwegen nicht!“ entgegnete sie und wandte sich dem Kirchhofe zu. Er machte eine Bewegung, ihr zu folgen.

„Hier scheiden wir!" sagte sie ernst und drehte den Kopf nach ihm hin, die Augen voll auf ihn gerichtet. Ihr Blick wirkte wie ein Bann auf ihn, er trat zurück.

„Und Graf Felix?" rief er ihr nach.

„Gott wird ihm helfen!" sprach sie leise und feierlich, dann wandte sie sich von ihm und ging langsam, ohne sich wieder umzusehen, zwischen den Gräbern hin.

Einen Moment noch blieb Hugo stehen, ihr wie im Traume nachstarrend, dann schwang er sich aufs Pferd, und die Zügel anziehend, daß das Pferd sich schäumend bäumte, jagte er von dannen. —

An allen Gliedern bebend, sank Beata am Grabe ihrer Mutter nieder. Die Fluten des Schmerzes überwältigten sie.

Hatte sie den Geliebten preisgegeben jenem grausamen, rachedürstigen Manne, und so sein Lebensglück vernichtet? Hätte sie nicht lieber sich selbst zum Opfer bringen sollen, ihr geknicktes, verödetes Leben? Doch nein! das konnte nicht Gottes Wille sein, das würde die Mutter nie geduldet haben; es wäre ja Sünde gewesen, wenn sie Böses gethan, um Gutes dadurch erreichen zu wollen! Und vermochte Gott nicht alles glücklich zu Ende zu führen ohne die Hilfe ihres schwachen Arms? Sie wurde ruhiger bei dem Gedanken. Ja, sie hatte mehr auf sich geladen, als sie tragen konnte, und nun sollte sie lernen stille werden und alles jener starken Hand überlassen, die ihres Zuthuns nicht bedurfte. Schaudernd gedachte sie Hugos und der Macht, die er in letzter Zeit allmählich über sie gewonnen, nun war sie endlich frei, er hatte keine Gewalt mehr über sie.

Und indem sie seiner jäh auflodernden Neigung gedachte, vor der sie jetzt noch ein inneres Grauen überfiel, kam ihr unwillkürlich der Gedanke an jenen ernsten Mann jenseits des Meeres, der sie zu sich rief, nicht zu tändelndem Liebesgeplauder, sondern zu angestrengter Arbeit in einem Felde, das reif zur Ernte und wo der Arbeiter so wenige. Die bloße Erinnerung, daß sie der Gegenstand eines so ernsten Rufes gewesen, nachdem sie so eben auf die Ausdrücke einer sinnlichen Leidenschaft hatte hören müssen, wirkte auf sie, wie auf den Fieberkranken ein kühlender Trank, zum ersten Male wollte es ihr nicht ganz als ein Ding der Unmöglichkeit erscheinen, daß sie jenem Rufe Folge leiste; allein sie mißtraute ihren eigenen Gefühlen und wollte sich nicht von einem plötzlichen Impulse leiten lassen. Lange saß sie in tiefem Nachdenken, und manche Thräne fiel von ihren Wimpern nieder, doch ein Friede, wie sie ihn lange entbehrt, hatte sich ihrer Seele bemächtigt. Endlich stand sie auf.

„Der Herr selbst soll entscheiden!" sagte sie halblaut, „ich will mir durch das Loos den Weg von ihm zeigen lassen!"

Einen zärtlichen Blick warf sie noch auf den einfachen Grabstein, dann verließ sie den Friedhof.

Als sie zur Pforte hinaustrat, an der sie vor kurzem in so schwerem Seelenkampf gestanden, sah sie, wie der Nebel sich zertheilte und die Sonne voll und hell hervortrat; ein leuchtender Strahl küßte mit rosigem Schimmer ihr bleiches Gesicht und drang warm bis in ihr Herz hinein.

(Fortsetzung folgt.)

Der Menschenstrom nach Amerika sonst und jetzt.

Von **Carl Winter** in Newyork.

I. Sonst.

Vor hundert, ja selbst noch vor fünfzig Jahren, war eine Reise über See ein Unternehmen, das mehr als gewöhnlichen Muth erforderte. Wer über den Ocean reisen wollte, pflegte vorher sein Testament zu machen und sein Haus zu bestellen. Ein wohlbehalten zurückgekehrter Passagier war das Wunder seiner Stadt und war er von Amerika zurückgekehrt, so hieß er bei seinen Bekannten: „Der Amerikaner".

Das Deck eines Emigrantenschiffs war bis zum Jahre 1819 herab nicht besser, als das eines Sclaven- oder Kulischiffs. Dort waren die Passagiere gerade so gedrängt und ebenso wenig beachtet, als jene unglücklichen Geschöpfe von Afrika oder China. Fünf oder sechs Fuß war eine außergewöhnliche Höhe für ein Zwischendeck; hierzu kam noch Wassermangel und ungenügender oder schlechter Proviant. Was Wunder daher, daß die Sterblichkeit unter den Passagieren damals die schreckenerregende Höhe von einem Zehntel bis zu einem Fünftel, ja oft einem Drittel der Gesammtzahl erreichte. Die tausende, welche auf der Reise starben, oder vielmehr langsam hingemordet wurden, warf man mit ebenso wenig Umständen, wie überflüssigen Ballast, über Bord. Könnten Kreuze und Grabsteine auf der Wasserfläche errichtet werden, wie auf den Ebenen des Westens, wo sie die Ruhestätte durch Indianer getödteter, oder den Elementen zum Opfer gefallener Weißen bezeichnen, — so hätte die ganze Route der Auswandererschiffe von Europa nach Amerika schon längst das Aussehen gedrängter Kirchhöfe angenommen. Welcher Gegensatz zu den „fliegenden Hotels", wie man unsere modernen Dampfer genannt hat, die mit der Regelmäßigkeit von Dampffähren den „großen Teich" durchkreuzen und selbst in ihrem Zwischendeck dem Auswanderer noch eine erträgliche Unterkunft bieten!

Mit wenig Ausnahmen wurden damals die Auswanderer vom Tage ihrer Abreise bis zum Augenblick ihrer Ankunft in ihrer neuen Heimat beraubt und geplündert von beinahe allen, die mit ihnen in Berührung kamen. Es schien ein geheimes Abkommen zwischen allen, die mit Auswanderern zu thun hatten, zu bestehen, daß man sie ohne Barmherzigkeit rupfen und von Hand zu Hand weiter gehen lassen solle, so lange etwas aus ihnen zu „machen" sei. Die armen Ausländer waren wirklich hilflos gegen jede Art Betrug und Prellerei.

Wir würden vermuthlich nie etwas von der Geschichte des Auswanderers und seinen Leiden gehört haben, außer von Hörensagen und Familientraditionen, hätte nicht die Gier von Agenten und Schiffseignern die Regierungen, namentlich die des norddeutschen Bundes, veranlaßt, zu seinen Gunsten einzuschreiten und ihn gegen die gröbste Uebervortheilung zu schützen. — Noch ein Reformator der Auswandererbeförderung ist der Dampf, welcher die lange Reise von früher bedeutend verkürzt. Während noch 1864 von 180,270 Personen 102,843 in Segelschiffen ankamen, kamen 1869 von 257,523 nur 28,409 in solchen an; alle übrigen aber in Dampfern.

Ehe das jetzige Bureau der Einwanderungscommission (Commissioners of Emigration) im Castlegarden zu Newyork existirte, war es um die ankommenden Einwanderer übel bestellt. Erreichte damals, vor etwa zwanzig Jahren, ein Emigrantenschiff das amerikanische Ufer, so wurde es von einer gewissen Menschenclasse, die den Namen „Runners" führte und entweder im Solde von Gast- und Kosthäusern, oder von Beförderungsagenten stand, bestiegen, und die Einwanderer wurden überredet, sich und ihr Gepäck nach einem Emigrantenkosthaus bringen zu lassen, wobei sie drei oder vier Mal mehr bezahlen mußten, als recht war. Das Gepäck wurde, wenn die Emigranten zahlungsunfähig waren, zurückgehalten, und auch sonst wurden sie direct oder indirect bestohlen. Die Wirthe sorgten natürlich dafür, die armen Emigranten unter allerhand Vorspiegelungen zurückzuhalten, um deren Zeche so hoch als möglich auflaufen zu lassen, während dann bei der Weiterbeförderung ins Inland die Emigranten von den Passagier- und Frachtagenten übers Ohr gehauen wurden. Um ihre Zwecke zu erreichen, nahmen die Runners zu allen möglichen Lügen ihre Zuflucht und so gelang es ihnen, den Einwanderer über die Fahrpreise und Beförderungsmittel in die Irre zu führen und zu täuschen. Was diese abscheulichen Betrügereien in einem noch grelleren Lichte erscheinen ließ, war der Umstand, daß ein großer Theil derselben von eigenen Landsleuten an den schlichten und unerfahrenen Einwanderern verübt wurde. Deutsche beuteten hauptsächlich Deutsche, Irländer die Irländer, Engländer die Engländer aus, wenn auch Amerikaner an dem Geschäft betheiligt waren. Dazu kam noch die brutale Behandlung, die der Einwanderer von Seiten der Runners, Agenten, Wirthe und Eisenbahnbediensteten zu erdulden hatte. Einige Runners gingen sogar so weit, daß sie von recht leichtgläubigen „Grünhörnern" ein Eintrittsgeld für den Zutritt auf amerikanischen Boden erhoben!

Doch kamen diese Einwanderer wenigstens als freie Menschen an und blieben es, während sie im vorigen und noch im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts als Soldaten von ihren Fürsten nach

Amerika verschachert, oder, wenn mittellos, gegen Gewährung freier Ueberfahrt bei ihrer Ankunft als Leibeigene in temporäre Knechtschaft verkauft wurden. Damals war Philadelphia der Haupteinwanderungsplatz, der in dieser Beziehung weit über Newyork stand. Während des ganzen letzten Jahrhunderts war Vorausbezahlung des Passagegeldes die Ausnahme und dessen nachherige Abtragung durch Zwangsarbeit die Regel. Die Schiffseigner und Rheder zogen, wie der jetzt in die alte Heimat zurückgekehrte frühere Einwanderungscommissär Friedrich Kapp in seinem verdienstvollen Werke: „Immigration and the Commissioners of Emigration. 1870" bemerkt, enorme Gewinne aus dem Verkauf der Emigranten. Sie nahmen sehr hohe Passagepreise, zu welchen sie schwere Procente, oft mehr als hundert, für ihr Risico hinzurechneten. Aber die Einwanderer litten bitter von diesem Menschenhandel. Alte Leute, Wittwen und Krüppel gingen nicht so gut ab, während gesunde Eltern mit gesunden Kindern und junges Volk beiderlei Geschlechter stets einen willigen Markt fanden. Waren die Eltern zu alt zum Arbeiten, so hatten ihre Kinder um so viel länger zu dienen, um den Unterschied auszugleichen.

Wenn die Eltern auf der Reise starben, hatten die Kinder für die Verstorbenen zu dienen. Die Ausgaben für die ganze Familie wurden aufsummirt und damit die Ueberlebenden belastet. Erwachsene hatten drei bis sechs Jahre, Kinder zehn bis fünfzehn Jahre zu dienen, bis sie mündig waren; kleinere Kinder wurden unentgeltlich Herrschaften übergeben, welche sie aufzuziehen und zu verköstigen hatten. Wann immer ein Schiff in Philadelphia oder Newyork anlangte, wurden seine Passagiere in öffentlicher Auction ausgeboten. Das Schiff war der Marktplatz und die Dienstleute wurden an den Meistbietenden losgeschlagen. Die Landleute kamen entweder selbst, oder sandten Agenten oder Freunde, um sich zu verschaffen, was sie brauchten; sei es ein Mädchen, oder ein passender Knabe, oder eine alte Haushälterin, oder eine ganze Familie.

In den Berichten über diesen Menschenhandel befindet sich eine charakteristische Anecdote über die Frau von Sir William Johnson, dem Indianeragenten und hervorragendsten Mann im Westnewyork zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts.

Catharine Weißenberg, ein armes deutsches Waisenmädchen, war in Newyork angekommen und als Dienstmagd an zwei Brüder verkauft worden, Farmer im Mohawkthale, Namens Alexander und Hermann Philipps. Catharine galt bald als die Schönheit der Niederlassung; sie hatte viele Anbeter, aber keiner war reich genug, um sie zu kaufen. Johnson sah sie auf der Durchreise und beschloß sofort, sie zu seiner Frau zu machen. Er bot dem einen Philipps fünf Pfund Sterling und drohte zugleich, ihm eine tüchtige Tracht Prügel zu geben, wenn er sich nicht freiwillig von dem Mädchen trenne. Philipps wußte, daß Johnson der Mann sei, sein Wort zu halten, nahm die fünf Pfund und verkaufte Catharina an Johnson, der sie sogleich heirathete. Die Ehe war eine vortreffliche.

„Kräftige Bauern und stämmige Arbeiter," sagt der Militärschriftsteller D. von Bülow, welcher zuerst im Jahre 1791 die Vereinigten Staaten besuchte, „finden einen sehr willigen Markt. Zuweilen läuft jedoch ein unverkäuflicher Artikel mit unter, der lange auf Lager bleibt. Die schlechtesten dieser Artikel sind Militärofficiere und Gelehrte. Der Capitän, welcher solche Waare importirt, kennt den Markt nicht. Ich sah einen russischen Capitän länger als eine Woche an Bord eines Schiffes, schwer wie Ballast, ohne daß er einen Käufer finden konnte. Er war in der That unverkäuflich. Der Schiffscapitän drang in ihn, wenigstens zu versuchen, daß er einen Käufer finde, und um ihn los zu werden, erbot er sich, ihn zu einem Disconto von fünfzig Procent abzulassen. Er sandte den Capitän ans Ufer, damit die Leute eine Vorliebe für ihn fassen sollten; aber es nutzte nichts, niemand wollte ihn kaufen. Der Russe sprach stets vom Bayonnettfechten, was er, wie er sagte, oft gegen die Türken und Polen geübt habe. Gegen genommen war der Gebrauch des Bayonetts die einzige Kunst, die er verstand. Schließlich ließ der Capitän ihn auf das Versprechen hin frei, seine Passage nach sechs Monaten zu bezahlen, und schmeichelte ihm mit der Hoffnung, er könne eine Schulmeisterstelle im Lande bekommen. Wirklich erhielt er eine solche. Was er den Knaben und Mädchen lehren will, weiß ich nicht, wenn es nicht das Bayonettfechten ist."

Je gebildeter ein Mann war, je mehr er in seiner Heimat gelernt hatte, desto schlimmer für ihn. Trunksucht und Selbstmord war oft das Loos, dem solche Unglückliche verfielen. Eltern verkauften ihre Kinder, um selbst frei zu bleiben.

Wenn ein junger Mann oder ein Mädchen eine Gelegenheit zum Heirathen hatten, so mußten sie ihrem Herrn fünf bis sechs Pfund für jedes Jahr bezahlen, das sie noch zu dienen hatten. Entlaufene Dienstboten hatten eine Woche für jeden Tag, einen Monat für jede Woche und sechs Monate für jeden Monat ihrer Abwesenheit zu dienen, falls sie wieder erwischt wurden.

Wenn der Herr seinen Dienstboten nicht halten wollte, so konnte er ihn auf den noch nicht abgelaufenen Termin seiner Dienstzeit verkaufen. Es passirte alltäglich, daß ganze Familien für immer getrennt wurden. Kurz, das ganze System war durch und durch verrottet und wenig besser, als Sclaverei. Es war nur Sclaverei auf eine gewisse Anzahl Jahre, in allen anderen Beziehungen aber gerade so grausam und unbillig, als jene Form von echter Knechtschaft.

Diese Art, den Einwanderer seine Ueberfahrt bezahlen zu machen, hörte im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts auf. Die letzten Verkäufe von Passagieren fanden in den Jahren 1818 und 1819 in Philadelphia statt. Wir hören von keinen verkauften Dienstleuten mehr nach dem Jahre 1819, als die Einwanderung aus einer weit besseren und vermögenderen Classe von Leuten zu sein und die Regierung der Vereinigten Staaten zum ersten Mal zu Gunsten dieses wichtigen volkswirthschaftlichen Interesses einzuschreiten begann.

Von 1784 bis 1794 wanderten jährlich im Durchschnitt nicht mehr als 3000 Personen ein. Von da an bis 1810 4000 Personen. Die große Hungersnoth von 1816 und 1817 trieb viele tausende herüber. Materielles Elend einerseits und politische Unzufriedenheit andererseits übten stets einen vorwiegenden Einfluß auf die Auswanderung aus. Nach der Handelskrisis in England und der Noth in Irland im Jahre 1826 hob sich die Einwanderung von dort von 7709 im J. 1826 auf 11,952 im J. 1827 und auf 17,840 im J. 1828.

Die Einwanderung von Irland erreichte im Jahrzehnt von 1846 bis 1854 ihren Höhepunkt, nach der großen Hungersnoth des Jahres 1846.

Von Deutschland ergossen sich größere Massen von Auswanderern nach den fehlgeschlagenen Revolutionsversuchen von 1830 bis 1833, auf welche die politischen Verfolgungen verschiedener Staatsregierungen und die Reactionspolitik des Bundes folgten. Während 1831 nur 2395 Deutsche in den Vereinigten Staaten ankamen, war die Zahl angekommener Deutscher in 1832 10,618, in 1833 6823 und in den Jahren 1834 bis 1837 17,654, 8,245, 20,139 und 23,036 in den betreffenden Jahren.

So auch nach dem Fehlschlagen der Revolutionen von 1848 und 1849. Vom 1. Januar 1845 bis 31. December 1854 kamen 1,226,392 Deutsche in den Verein. Staaten an, wovon 452,943 in den ersten fünf Jahren, und 773,449 in den letzten fünf dieser Periode anlangten. Im Jahre 1866 war die deutsche Einwanderung in Newyork 106,716 Seelen, im J. 1867 war sie um 10,000 größer, weil 1866 viele mit der neuen Ordnung der Dinge unzufriedene Familien auswanderten. Hannover stellte das größte Contingent zu dieser Art Auswanderung. 1868 und 1869 nahm dieser Zustrom wieder ab, als das Volk sich mit der plötzlichen Veränderung versöhnte. Kurz, schlechte Zeiten in Europa vermehren regelmäßig, und schlechte Zeiten in Amerika vermindern in gleichem Maße die Einwanderung. So nach den großen amerikanischen Handelskrisen von 1837 und 1857.

Die Zahl der im Hafen von Newyork angekommenen Emigranten vom 5. Mai 1847 bis zum 1. Januar 1870 ist 4,297,980. Fügt man dem Capitalwerth (an Arbeits- und Productionskraft) von 1125 Dollar, den jeder Einwanderer, nach Herrn Kapps Schätzung, repräsentirt, 150 Dollar per Kopf für den Werth des von ihm mitgebrachten persönlichen Eigenthums zu, so findet man, daß die Einwanderung den Nationalreichthum der Verein. Staaten in obiger Periode um mehr als fünf Billionen Dollars erhöhte, oder um mehr als doppelt soviel als die jetzige amerikanische Bundesschuld beträgt. Da die Einwanderung in den Verein. Staaten jährlich 300,000 Seelen beträgt, so gewinnt das Land nahezu vierhundert Millionen Dollars jährlich, oder mehr als eine Million per Tag. Die Gründe, weshalb der Union, als dem gelobten Land, von den Europamüden der Vorzug gegeben wird, sind einleuchtend. Mögen

andere Länder an Fruchtbarkeit des Bodens, Gesundheit des Klimas, Sicherheit des Eigenthums und Leichtigkeit der Beförderungsmittel der Union gleichstehen: der Einwanderer zieht diese vor, als ein Land, wo Arbeit den besten Lohn findet, Land billig ist, und wo die Regierung sich nicht in seine Angelegenheiten mischt. So finden wir, daß auch in dieser Hinsicht moralische ebenso wie physische Ursachen die Auswanderung beeinflussen. Die ersteren sind so mächtig, wenn nicht mächtiger, als die letzteren. In den Vereinigten Staaten wirken beide zusammen, daher kommt es, daß eine größere europäische Auswanderung nach diesem Lande stattfindet, als nach irgend einem anderen Lande der Erde.

In natürlichen Vortheilen steht der Nordwesten hinter den nördlichen Staaten des Südens bedeutend zurück. Mittel- und Südvirginien z. B. sind wahre Gärten, die von keinem Staat der Union übertroffen werden können, und doch liegen sie noch theils im Urzustande. Hinfort werden der Norden der Union und Europa



Das Einwandererlandungsdepot von Castle Garden in Newyork.

ihre friedlichen Armeeen von Handwerkern und Farmern auch über jenes Gebiet senden und es zu jener Höhe bringen, die es ohne den Bann der Sklaverei vor fünfzig Jahren schon erreicht hätte. So wird denn die große Republik in Zukunft mehr als je das beliebte Ziel des Auswanderers werden; die Stadt Newyork aber ist das Hauptthor, durch welches der große Strom der Einwanderung eintrifft.

II. Jetzt.

Seit dem Jahre 1855 findet die Einwanderung im Hafen von Newyork nicht mehr in der früheren regel- und aufsichtslosen Weise statt, sondern unter Aufsicht der Commissioners of Emigration (Einwanderungscommissäre) in dem von ihnen zu diesem Zweck eingerichteten, früher als Concertlocal benutzten „Castle Garden", einem großen, runden, mit einer Kuppel versehenen Gebäude auf der Südspitze der Manhattan Halbinsel.

Durch dieses Emigrantenlandungsdepot ergoß sich fortan der Strom der Einwanderung. Diese Einrichtung hatte mannigfache Vortheile: für die Einwanderer in einer schnelleren und sichereren Landung und größerer Sicherheit ihres Eigenthums, während sie zugleich vor den Schwindeleien der „Runners" bei der Landung geschützt waren, und nach Belieben sogleich, ohne übermäßiges Fahrgeld zu bezahlen, nach dem Inneren weiterreisen konnten. Die Commissäre konnten um so besser Fälle entdecken, in welchen besondere Bürgschaft für den Unterhalt von Einwanderern nothwendig war.

Bei der Ankunft an der Quarantänestation, sechs engl. Meilen unterhalb der Stadt, wird jedes Auswandererschiff von Beamten des „Boarding Department", welches dort seinen Sitz hat, bestiegen, die Zahl der Passagiere, Todesfälle während der Reise, Krankheitsfälle, sowie der Zustand des Schiffes in Bezug auf Reinlichkeit werden festgestellt, und etwaige Klagen angenommen, die an den Generalagenten und Superintendenten zu Castle Garden berichtet werden.

Wenn das Schiff im Strom, nahe dem Landungsdepot, Anker geworfen hat, gehen die Passagiere in die Obhut des Landungsdepartments über, unter dessen Aufsicht der Landungsagent mit Barken und Dampfschleppkähnen, begleitet von einem Zollinspector, sich nach dem Schiff begibt. Nach zollamtlicher Untersuchung des Gepäcks wird dasselbe markirt, und die Passagiere nebst Gepäck werden auf die Barken und Schleppkähne übergeführt und am Castle Garden Pier gelandet. Beim Landen werden die Passagiere von einem ärztlichen Beamten untersucht, um etwaige, den Gesundheitsbeamten der Quarantäne entgangene Kranken zu entdecken, welche dann auf einem Dampfer nach den Hospitälern auf Ward's oder Blackwell's Island gebracht werden, wohin auch die dem Gesetze gemäß specieller Bürgschaft Unterworfenen, wie Blinde, Krüppel, Geisteskranke, transportirt werden, die zur Last fallen könnten. Ist diese Untersuchung vorüber, so werden die Einwanderer nach der Rotunda gewiesen, einer hohen, kreisförmigen Halle im Mittelpunkt des Depots, von einem Flächenumfang von 50,000 Quadratfuß, und mit einem Dom im Centrum für Ventilation, etwa 75 Fuß hoch, mit getrennten Abtheilungen für englisch sprechende und andere Nationalitäten. Dort werden vom Registrirungsdepartement Namen, Nationalität, früherer Wohnort und Bestimmungsort eingeschrieben.

Die Passagiere werden dann nach den Agenten der Eisenbahncompagnieen gewiesen, die im Gebäude ihre Stände haben, und wo die ins Inland reisenden Einwanderer vor Betrug geschützt, ihre Fahrbillets kaufen können. Mittlerweile ist das Gepäck in dem ans Ostende der Rotunda stoßenden Gepäckraum, der 15,000 Stück Gepäck fassen kann, gebracht worden, von wo es nach Anweisung des Einwanderers entweder gratis nach den Landungsplätzen und Depots der zur Weiterreise benutzten Eisenbahnen und Dampfschiffe, oder zu mäßigen Preisen nach irgend einer Adresse in der Stadt befördert wird. Die Ablieferung geschieht gegen Messingmarken, eine mit einem Buchstaben, die andere mit einer Zahl, die der Einwanderer bei der Ausschiffung des Gepäcks an Bord empfängt. Geldwechsler, die unter der Aufsicht der Einwanderungscommissäre stehen, wechseln dem Einwanderer Gold- oder Silbermünzen im Depot zum Cours um. Sind die vorstehenden Operationen erledigt, so sind die Einwanderer in der Rotunda versammelt, und ein Beamter der Commission ruft die Namen derer auf, deren Freunde sie im Wartezimmer am Eingang des Depots erwarten, und zu denen sie geführt werden. Zu gleicher Zeit werden die Namen derjenigen aufgerufen, für die Briefe oder Gelder warten, welche dann durch das Beförderungsdepartement an die Eigenthümer abgeliefert werden.

Die bevorstehende Ankunft eines Emigrantenschiffes oder Dampfers wird schon einige Stunden vorher von Sandy Hook aus nach der Stadt hinaustelegraphirt, so daß bei der Ankunft an Castle Garden viele, die jemand auf den betreffenden Schiffen erwarten, versammelt sind. Kosthausbesitzer, die als zuverlässig bekannt sind, werden dann in die Rotunda zugelassen. Im Briefbureau sind Clerks, die mit allen Sprachen der civilisirten Welt vertraut sind, bereit, Briefe für den Einwanderer zu schreiben, der im Falle der Dürftigkeit oder Krankheit durch ein anderes Departement nach dem Einwandererasyl auf Ward's Island befördert wird. Ein Generalagent, dessen Bureau im Centrum des Gebäudes, führt die Oberaufsicht über alle Zweigbureaus. Mit dem Einwandererdepot ist ferner noch das Arbeitsbureau (Labour Exchange) verknüpft, wodurch dem Einwanderer entweder sofort bei Ankunft, oder bei späterer Nachfrage Beschäftigung verschafft wird. Wenn innerhalb fünf Tagen nach seiner Landung ein Einwanderer krank wird, so hat er das Recht, Aufnahme in das Emigrantenhospital zu verlangen, wo er unentgeltlich verpflegt und nach seiner Genesung im Asyl unterhalten wird, bis er Arbeit bekommen kann. Die Einwanderungscommission erhält von den Schiffsrhedern ein Kopfgeld von $2\frac{1}{2}$ Doll. auf jeden Einwanderer, und die hieraus erwachsenden Einnahmen übersteigen die Ausgaben bedeutend, so daß nicht nur großartige Hospitalgebäude aus dem Fond gebaut, sondern jährlich noch ein Ueberschuß zurückgelegt werden konnte.

So ist bei der Landung des Einwanderers dafür gesorgt, daß er nicht betrogen werden kann, so lange er im Bereich der Commissäre ist. Die Einrichtungen bei Landung der Einwanderer, wenn auch mit manchen Mängeln behaftet, sind doch so gut, als es nur möglich ist. Läßt sich der Einwanderer später übers Ohr hauen, so ist es seine eigene Schuld.

„Würden uns," sagt Fr. Kapp in seinem oben erwähnten Werke, „die Leute, für die wir bei ihrer Landung hier sorgen, in ihrem Heimatland, in ihrem altgewohnten Lebenswandel begegnen, so wäre die Aufgabe vergleichungsweise leicht, denn in diesem Falle würden sie viel leichter ihr Interesse und ihren Vortheil verstehen; sie würden nicht durch hundert neue Eindrücke verwirrt werden, und die Mehrzahl davon würde den Ehrlichen von dem Spitzbuben unterscheiden können. Beim Auswandern treten jedoch die Massen in ganz neue Beziehungen in einer neuen Welt; zwei Drittel davon kennen die Landessprache nicht, und alle fassen in einer einzigen Stunde mehr Begriffe auf, als früher in Jahren. So finden sie sich ohne gehörige Leitung und fallen desto leichter in die Hände von Betrügern, vielleicht gerade deshalb, weil sie vor denselben gewarnt worden sind. Dieser plötzliche Uebergang von einem Land in das andere, diese Veränderung alter, heimatlicher Umgebungen, mit neuen Lebensbedingungen, was alles den Auswanderern fremd, oft abstoßend, betäubt sie auf einige Zeit und ruft eine allgemeine Verwirrung hervor, welche selbst einen Intelligenten unbeholfen und dumm erscheinen läßt."

Newyork schützt und schirmt den Einwanderer in seinem Eigenthum, und die wachsenden Gemeinwesen des Westens gedeihen von den Früchten seiner wachsamen Sorgfalt. Denn wenn immer der arme Einwanderer von Gaunern geschunden wird, leidet seine Urtheilskraft, seine Energie vermindert sich, und im allgemeinen geht die moralische Elasticität verloren, deren er mehr als je zu einem Anlauf in einem neuen Lande bedarf; und so wird seinem Adoptivvaterlande ein schwerer Schaden zugefügt, wenn es, statt selbständiger, unabhängiger Männer, Leute erhält, die an Geist gebrochen und, wenigstens zeitweise, nutzlos, sich selbst und anderen eine Bürde sind. Von diesem Standpunkt aus hat jeder, dem das Wohl seiner Mitmenschen und seines Adoptivvaterlandes am Herzen liegt, das stärkste Interesse dafür, daß der Einwanderer gehörig geschützt wird. Das beste Mittel für den Einwanderer, pekuniären Verlusten zu entgehen, ist, gleich nach dem Westen weiterzureisen. Newyork wirkt, so zu sagen, als ein Filter, der den Strom der Einwanderung reinigt; das Gute läuft durch, das Schlechte bleibt meistens zurück. Die Erfahrung lehrt, daß es der kräftige, selbständige, reiche Einwanderer ist, der sein Capital, seine Intelligenz und seine Arbeitskraft nimmt, um die westlichen oder südlichen Staaten zu bereichern. Soweit man es berechnen kann, gehen von hundert Einwanderern vom europäischen Continent (meist Deutsche) 75 nach dem Westen und 25 bleiben in den großen Städten des Ostens, während von den Engländern und Irländern 25 sich im Lande niederlassen und 75 in den Städten des Ostens bleiben; also gerade das umgekehrte Verhältniß. So gehen fünfzig Prozent aller neuen Ankömmlinge nach dem Lande, und von diesen wieder drei Viertel nach dem Westen.

Es erübrigt nur noch, auf die Wirksamkeit einer der neuesten, aber wichtigsten Branchen des Castle Garden-Depots näher einzugehen. Es ist dies das 1867 durch Ph. Bissinger begründete Arbeitsbureau (Labour Exchange). Im Mittelpunkt des geräumigen Saales finden sich mehrere für den Gebrauch der Beamten und Arbeitgeber bestimmte, mit einem Geländer eingefaßte Pulte. Zahlreiche, durch einen Gang von einander getrennte Bänke sind zu beiden Seiten. Auf der einen Seite sitzen die Einwanderer weiblichen, auf der anderen die männlichen Geschlechtes. Diese wieder sind, je nach ihren Beschäftigungen und der Länge ihres Aufenthaltes auf amerikanischem Boden eingetheilt, und auch in solche mit und ohne Referenzen. Jeder Emigrant trägt beim Eintritt seinen Namen, Schiff, Datum der Ankunft und Beschäftigung ein; ebenso trägt jeder Arbeitgeber in ein Buch seinen Namen, Adresse, Referenzen, Beschreibung der gewünschten Arbeitskräfte in ein Buch ein.

Dieses Arbeitsbureau leistet somit die Dienste eines Nachweisungsbureaus unentgeltlich für Einwanderer, die innerhalb oder außerhalb der Stadt Beschäftigung wünschen, und liefert alle Arten Arbeitskräfte für Landwirthschaft und Handwerke nach allen Theilen der Ver. Staaten an solche Arbeitgeber, die mit einer gehörigen Garantie des Charakters und anderen nöthigen Qualificationen sich an dasselbe wenden. Es hat seit den zwei Jahren seiner Reorganisation in 1868 31,143 Einwanderern, davon 18,114 männlichen und 13,029 weiblichen Geschlechts und im Jahre 1869 34,955 Einwanderern, wovon 22,841 männlichen und 12,111 weiblichen Geschlechts, Beschäftigung verschafft.

Die Beschäftigten repräsentirten 1868 fünfzehn, 1869 sechzehn Nationalitäten. Irländer und Deutsche waren vorherrschend. England, Irland und Schottland stellten 1868 9269 männliche und 11,975 weibliche, 1869 11,703 und 11,340. Deutsche und Schweizer waren es 1868 8,034 männlichen und 921 weiblichen Geschlechts, 1869 10,021 und 659 beziehungsweise. Als Curiosität mag erwähnt werden, daß 1868 6 und 1869 8 Mauren erwähnt wurden; sie trugen ihre Namen in arabischen Buchstaben ein. Von 11,703 Individuen aus England, Irland und Schottland, die 1869 engagirt wurden, konnten 3058 weder lesen noch schreiben; von 10,020 Deutschen und Schweizern, gab es deren nur 321, ein glänzender Beweis für deutsche Volkserziehung.

Die Staaten Newyork und Newjersey gaben den Einwanderern mehr Arbeit, als der Rest der Ver. Staaten zusammengenommen. Die Nachfrage nach Arbeitern war viel größer, als das Angebot. Nicht ein Zehntel der großen Aufträge auf Eisenbahnarbeiter konnte ausgeführt werden, und nur ein kleiner Theil der Aufträge für Farmer (Deutsche) und Tagelöhner (Irländer) konnte erledigt werden. Von einwandernden Ackerbauarbeitern blieben nur wenige in Newyork, die Mehrheit, namentlich die wohlhabende Klasse, reisten sofort nach den westlichen und nordwestlichen Staaten

weiter. Nur wenige deutsche Dienstmädchen kamen durch das Arbeitsbureau um Beschäftigung ein. Die Nachfrage überhaupt ist so stark, daß die Arbeitgeber bei Ankunft eines Dampfers sich in großer Anzahl im Arbeitsbureau versammeln und daß oft in weniger als einer Stunde die hunderte von Arbeit suchenden Einwanderern engagirt und abgefertigt sind. Das Frühjahr ist die beste Zeit für Arbeitsuchende. Im Winter können nur wenige placirt werden.

Arbeiter und Handwerker wenden sich zumeist nach dem Westen und Nordwesten, weil sie dort sicherer sind, Arbeit zu erhalten. Der Farmer auf dem dortigen fruchtbaren Boden kann eher Arbeiter beschäftigen; der Arbeiter kann sich von seinem Lohn in nicht zu langer Zeit so viel sparen, daß er sich unter dem „Heimstättegesetz" 80 Acker Land kostenfrei auswählen und es bewirthschaften, oder daß er von den an den Pacifiebahnen gelegenen Eisenbahnländereien sich billig Land kaufen kann. Bis er dieses Ziel erreicht, hat er durch Erfahrung gelernt, wo er sich niederzulassen und wie er es anzugreifen hat, um Erfolg zu haben. Die großen Landbesitzer im Süden wünschen nach wie vor ihre weiten Besitzungen ohne Zeitverlust zu bestellen; zu diesem Zweck brauchen sie freie Sklaven, und das fällt ihnen täglich schwerer, denn Arbeiter werden immer rarer. Der europäische Einwanderer verabscheut die Arbeit truppweise ebenso sehr, wie sie der Neger liebt. Seine Individualität wird übersehen, seine Selbstachtung angetastet und er als bloße Ziffer in der Masse betrachtet. Er sucht nicht den Pflanzer, sondern den Farmer auf, wo er in einer patriarchalischen Weise mit dem Farmer wohnt und arbeitet. Auch ist die den Farmarbeitern im Süden verabreichte Kost, Speck und Mais, Mais und Speck, mit Molasses, den europäischen Mägen nicht zuträglich. Die Pflanzer in Südcarolina, Tennessee, Georgia, Alabama und anderen Staaten haben, um nur ihre Pflanzungen bewirthschaften zu können, neuerdings weißen Ansiedlern gegen geringen Pacht Theile ihrer Plantagen zum Bebauen angeboten, mit dem Recht, sie nach so und so viel Jahren für eine gewisse Summe zu kaufen. Dies ist unstreitig das beste System, durch welches der Süden mittellose, aber arbeitsame Einwanderer an sich ziehen kann.

Der arme Bauer aus den Binnendörfern, der danach strebt, diesseits des Oceans ein unabhängiger Landbesitzer zu werden, der Reiche und der Dürftige, der zügellose Schwindler und der Ehrliche, der Gelehrte und der Handwerker; — sie bilden eine bunte Menge, aber die meisten davon wandern mit dem intelligenten und festen Vorhaben aus, den Kampf des Lebens neu aufzunehmen und ihn stark und ehrenvoll durchzukämpfen, und dafür gibt es kein besseres Feld als die Union.

Affenstudien.

Von **Dr. Franz Schlegel.**

III.

„Die Thiere sprechen nicht, weil sie nichts zu sagen haben."
Lordat.

Der englische Naturforscher Brookes hatte in seinem Thiersystem den Menschen zu den Affen gestellt. Der Prinz von Wales machte dem Zoologen darüber heftige Vorwürfe. Brookes nahm die prinzlichen Einreden anfangs ruhig hin, endlich aber sagte er: „Hoheit befehlen, ich bekenne meinen Irrthum und werde mein System dahin ändern, daß ich die Affen dem Menschen anreihe."

Die Eingeborenen Westafrikas und die Malayen des indischen Archipels betrachten die großen Affen ihrer Heimat, den Schimpanse und den Orangutan, als wilde Menschen, die nur darum nicht sprechen, nicht weil sie dessen unfähig sind, sondern weil sie fürchten, dadurch der Menschen Sclaven zu werden. Die alten Reisenden nahmen derlei Erzählungen auf Treu und Glauben hin, und putzten sie womöglich noch phantastisch auf. Heut selbst sind die Nachklänge jener märchenhaften Naturgeschichte nicht verklungen, heut noch hören wir erzählen, daß sie in geordneten Colonieen leben, daß sie, mit Stöcken bewaffnet, aufrechten Ganges einherschreiten, daß sie sich Hütten bauen als Wohnsitze, und daß sie ferner Menschen überfallen, ja sie als Sclaven fortschleppen. Dergleichen wurde Jahrhunderte lang so hartnäckig wiederholt und alles Ernstes betheuert, daß schließlich selbst Gelehrte, allzumal Philosophen, in jenen Affen nicht nur dem Menschen nächstverwandte Wesen, sondern Menschen im Urzustande erblicken zu müssen glaubten. Auch Vater Linné war seiner Sache nicht sicher. In den ersten Ausgaben seines berühmten Natursystems betrachtete er sie als wilde Menschen, und nannte darum die einzige ihm damals bekannte Art, den Schimpanse, homo sylvestris, d. i. Waldmensch, und homo troglodytes, d. i. Höhlenmensch. In der zwölften Ausgabe seines Werkes erst, im Jahre 1766, verbesserte sich seine Ansicht dahin, daß der Schimpanse nicht mehr mit dem Menschen, sondern mit den anderen Affen vereinigt wurde.

Es ist bekannt, J. J. Rousseau und ebenso Lord Monboddo behaupteten ganz im Ernste, daß wir Menschen Affen wären, durch Zufall nur aus der niedrigen Urnatur erlöst, und durch stufenweise Entwickelung des Geistes, wie des Körpers zum Besseren, Schöneren, Edleren, im Lauf der Zeit zu dem hohen Grade von Vollkommenheit, dessen wir uns jetzt erfreuen, herangereift. Und gerade in unserer Zeit ist diese Frage wieder auf der Tagesordnung.

Die Gegner Rousseaus werfen ein, wo denn der Affenschwanz beim Menschen geblieben, ob wir dereinst auch auf allen Vieren gegangen und unsere Füße ehedem auch Hände, wir also Vierhänder wie die Affen gewesen. Bory de St. Vincent leugnet zwar, daß unsere Urahnen geschwänzt gewesen, oder auf allen Vieren gelaufen, ist jedoch überzeugt, daß bei ihnen ebenso, wie bei den Affen, die große Zehe daumengleich den anderen Zehen gegenübergestellt werden konnte, daß also deren Füße sozusagen Hände gewesen. Bei den Bewohnern des südfranzösischen Landstriches „Landes" genannt — so erzählt er uns — deren Hauptbeschäftigung ist, in den ausgedehnten Fichtenwaldungen ihrer Heimat Harz zu sammeln, scheint die Andeutung des Urtypus unseres Geschlechts noch erhalten, insofern, als deren große Zehe sich daumengleich frei den anderen Zehen entgegenbewegt. Und unser Gewährsmann bedauert, daß seine Pariser Landsleute diesen Vorzug eingebüßt, findet das aber begreiflich, darum, weil die entarteten Städter ihre Füße in Schuhwerk zwängen und keine Bäume zur Verfügung haben, um zu klettern, wie jene Harzsammler. In Afrika ist es keine Seltenheit, Eingeborne, deren Hände mit Flechten beschäftigt sind, den Strick, an welchem ihre Ziege angebunden, mit dem Fuße, wie mit einer Hand halten zu sehen. Gewiß viele meiner Leser werden sich der ohne Arme geborenen Frau erinnern, welche vor etwa zwei Jahrzehnten Deutschland als Schaustück durchwanderte, und deren Füße handgleiche Entwicklung zeigten. Die Zehen waren fingerartig gestreckt und wohlgebildet, dabei so freibeweglich und geschickt, um alles, was wir sonst mit den Händen, und mit ihnen einzig und allein zu verrichten gewohnt sind, wie Schreiben, Stricken, Nähen, Zeichnen u. s. w., auszuführen. Selbst einen Gänsekiel sah ich sie geschickt und vollkommen brauchbar zum Schreiben schneiden. Durch solche Veredlung des Fußes ist freilich aus dem Fuße nicht auch a n a t o m i s c h eine Hand geworden. Uebrigens sind die Anatomen sehr abweichender Ansicht über die Verschiedenheit zwischen Fuß und Hand, der Affenhand wenigstens. Hier weist man nach, daß die Hinterhände der Affen so gut wie beim Menschen eigentlich nur Füße seien; dort, daß die vorderen sowie die hinteren Extremitäten sämmtlicher Thiere in der Hauptsache Füße zu nennen seien, und daß auch die Affenfüße, wenn auch einigermaßen handartig entwickelt, dennoch mit der menschlichen Hand nicht verglichen werden können.

Ob unsere Urahnen geschwänzt gewesen oder nicht, das scheint uns eine Sache von weit geringerem Belang. Dieser Appendix ist allerdings einzelnen Thieren von besonderer Wichtigkeit, zumeist aber nicht mehr als ein Ornament. Was nun „geschwänzte Menschen" betrifft, so wußten die alten holländischen Seefahrer und andere Reisende des 17. Jahrhunderts von den s. g. K a k e r l a k e n zu erzählen, die auf den Inseln des indischen Archipels heimisch waren. Die große Menge in China glaubte bis vor kurzem noch steif und fest, daß sämmtliche Europäer geschwänzt seien, und daß die englischen Matrosen nur darum so weitbauschige Hosen trügen, um jenes Anhängsel bequemer unterbringen zu können. Und in demselben Verdachte, so erzählt man, standen die Engländer dereinst bei den Spaniern. Dafür sind bekanntlich in neuerer Zeit die s. g.

„Niam-Niams“ aufgetaucht, eine angeblich geschwänzte, in Afrika heimische Menschenrasse. Alle diejenigen, welche natürlich sich selbst am wenigsten, aber auch nicht einmal das niedrigst stehende Wesen, dessen Ansprüche auf einige Verwandtschaft mit uns nicht ganz zurückgewiesen werden kann, mit solch thierischem Anhängsel denken mögen, haben sich dagegen gesträubt. Vom Standpunkte der Wissenschaft aus jedoch liegt kein irgendwie vernünftiger Grund vor, geschwänzte Menschen für schlechterdings unmöglich zu halten.

Daß einzelne Menschen selbst aus der kaukasischen Rasse sich finden, deren Wirbelsäule mit ihrem bei uns allen vorhandenen, s. g. Schwanzbein mehr oder weniger schwanzartig sich verlängert, ist unleugbare Thatsache. Ganz neuerdings beobachtete unser Landsmann Dr. Hübsch in Constantinopel den zehnjährigen Sohn eines Apothekers, geboren mit einem etwa einen Zoll langen Schwanz am Rücken. Auch schon früher war dieselbe Erscheinung in eben dieser Familie aufgetreten. Und im Orient ist die Sache allbekannt; man betrachtet diese Verlängerung der Wirbelsäule als besonderes Zeichen seltener thierischer Kraft, und in der Türkei wundert man sich nicht wenig, daß das wissenschaftlich gebildete Europa immer noch nicht daran glauben will, und soviel Aufhebens von der Sache macht.

Der schon genannte Dr. Hübsch hat aber außerdem Gelegenheit gehabt, zwei geschwänzte Menschen, dem Negerstamme zugehörig, zu sehen, deren Wirbelsäulenverlängerung 1½″ lang war. Ob das, gleichwie in der obigen kaukasischen Familie, nur vereinzelte Ausnahmefälle gewesen, oder ob wirklich, wie man behauptet, in Afrika eine ganze Rasse geschwänzter Menschen lebt, das ist allerdings damit nicht entschieden, ist aber auch unserer Ansicht nach ganz bedeutungslos insofern, als wir wissen, daß Anomalieen der verschiedensten Art sich forterben und schließlich in Familien und ganzen Stämmen zur Regel werden können. Die Affentheoretiker sagen, es ist darin ein „Atavismus“, ein Anklang an den Urtypus, an den Urstamm, von welchem die Menschen ausgegangen, zu erkennen. Und existirt wirklich eine geschwänzte Menschenrasse, nun, da wird man auf sie als das vermittelnde Glied zwischen Menschen und Affen verweisen. Trösten wir uns aber; Orangutan, Schimpanse, Gorilla und die Gibbons, die uns als höchststehende Quadrumanen am nächsten kommen, und die man darum Menschenaffen genannt hat, entbehren ebenfalls dieses zweideutigen Schmuckes, so daß wir also, wenn sonst nichts anderes, gar nichts vor den Affen voraushaben würden.

Auch darauf hat man verwiesen, daß die Affen Backentaschen haben, wie dergleichen noch nicht in der Organisation irgend eines der verschiedenen Menschenstämme aufgefunden wurden. Sorglich glaubt man jedweden Anhalt aufgreifen zu müssen, um damit das drohende Gespenst thierischer Abstammung unseres Geschlechts aus dem Felde zu schlagen. Jene oben schon erwähnten Menschenaffen aber sind gleichfalls ohne Backentaschen, außerdem aber noch manche andere, so sämmtliche Affen der neuen Welt. Ohnedem sind Backentaschen keineswegs ausschließliches Attribut der Affen, sondern sie sind bekanntlich bei verschiedenen anderen Thieren, wie Ziesel, Hamster, Erdhörnchen u. s. w. auch zu finden.

Berufen wir uns auf die Gesäßschwielen der Affen, so sind wiederum jene höchststehenden Vierhänder, Gorilla wenigstens, Schimpanse und Orangutan, ganz ohne solche.

Es bliebe uns somit der Organisation nach nichts mehr übrig, was wir des Menschen Vorrecht nennen könnten, als der aufrechte Gang. Aber ist nicht vielleicht der Mensch im Naturzustande ursprünglich auf allen Vieren gelaufen, und ist nicht vielleicht sein gegenwärtiger Gang auf zwei Füßen lediglich die Folge allmählicher Schulung? Doch selbst die uncultivirtesten Menschenrassen gehen aufrecht, soweit man sie bis jetzt kennt, und in Wahrheit, unsere gesammte Organisation, wenn sie nicht einstmals durchweg anders gewesen, ist nicht dazu angethan, ein Gehen auf allen Vieren wahrscheinlich zu machen. Wir würden sehr stümperhafte Vierfüßer sein; jeder Versuch lehrt sofort, daß nicht etwa nur Mangel an Uebung, sondern geradezu organische Hindernisse vorliegen. Es zeigt sich, daß die Beine zu lang, die Arme zu schwach sind; ferner, daß, wie unser Kopf am Halse eingelenkt ist, es fast zur Unmöglichkeit wird, gerade nach vorn oder seitwärts zu blicken. Die dazu nöthige anatomische Umänderung würde nicht unbedeutend sein, so bedeutend wenigstens, daß es nach den Erfahrungen der kurzen Spanne Zeit, welche die Menschheit selbstbewußt durchlebt hat, fast nicht erlaubt sein dürfte, an deren Möglichkeit zu glauben, und darum nimmt man den gewaltigen Factor einer unberechenbaren Zeit zu Hilfe. — Von anderer Seite hat man wenigstens den s. g. Menschenaffen aufrechten Gang zugesprochen. Bei näherer Untersuchung aber und vorurtheilsfreier Beobachtung zeigt es sich, daß, wie bei keinem Säugethiere überhaupt, der Gang des Affen, selbst der höchststehenden, ein aufrechtes Gehen genannt zu werden nicht verdient. Dennoch ist Gang und Haltung der Menschenaffen weitaus verschieden von dem anderer Affen. Fast ausschließlich angewiesen, ein Baumleben zu führen, sind sie keineswegs dazu angethan, auf ebener Erde zu wandeln. Es fällt ihnen sehr schwer aufrecht zu stehen, noch schwerer aber auf den Hintergliedern ohne Unterstützung seitens der Vorderhände zu gehen. Ihr Gehen ist nicht mit dem Gange vierfüßiger Thiere, nicht einmal mit dem anderer Affen zu vergleichen, die obendrein zumeist etwas schief laufen, wie das auch manche Hunde zu thun pflegen; er macht vielmehr den Eindruck, als wenn sie auf zwei Beinen zu gehen sich bestrebten, in dem Gefühle der Unsicherheit aber abwechselnd der beiden Vorderglieder als Stütze gleichsam sich bedienten. Sie tragen beim Gehen den Leib halb aufgerichtet, so daß dessen Hauptlast auf die Hinterglieder fällt, schreiten aber mit solcher Unsicherheit einher, daß sie wankend und schwankend vornüber zu fallen nicht nur scheinen, sondern selbst fürchten, und, wie um sich davor zu wahren, mit den Fingern der Vorderarme bald rechts bald links den Boden berühren, oder bei mehr Uebung, schon die Hände im Nacken, oder auf dem Kopfe zusammenfalten, oder, wie das die Gibbons zuweilen thun, balancirend auf und nieder fechten. Man hat ihren Gang mit dem eines Lahmen auf Krücken verglichen, doch trifft das Bild nicht zu, indem die Beihilfe der Vorderarme nicht darin besteht, wie bei Krücken die Hinterglieder zu entlasten, sondern lediglich darin, das durch den schwankenden Gang zeitweilig gestörte Gleichgewicht herzustellen. Es ist also der Gang der Menschenaffen nicht ein aufrechter zu nennen, in welchem Sinne wir von uns das meinen, dennoch aber kann er ein Gang mit allen Vieren nicht heißen, ähnelt vielmehr der Fortbewegung eines alters- oder krankheitsgebeugten Mannes, der sich zweier Stöcke zur Beihilfe bedient. Dennoch aber, muß man sagen, ist ihre naturgemäße Stellung die auf beiden Hintergliedern, wohl aber mit stark eingeknickten Knieen. Beim Fortschreiten dagegen überkommt das Thier ein Gefühl der Unsicherheit, so daß die Vorderglieder gleichzeitig mit in Activität versetzt werden. Fällt ihnen die Aufgabe zu, zu gehen, wenn die Vorderhände anderweit in Anspruch genommen sind, dann zeigt sich, daß sie auch zur Noth auf beiden Hintergliedern ohne Unterstützung der Arme einige Schritte wenigstens machen können, freilich noch unsicherer und langsamer als sonst, und nicht ohne daß die Kniee noch weit mehr eingeknickt werden. Fast scheint es, als ob der Schimpanse etwas geschickter sich dazu anstellte, wie z. B. der Orangutan, doch sind die Individuen, deren Beobachtung uns in Europa vergönnt ist, gewöhnlich noch sehr jung, und obendrein wohl auch leidend schon, so daß der Schluß auf die Gesammtheit immerhin sehr trügerisch ist. Außerdem ist der Schimpanse noch so unzureichend beobachtet, weitaus unvollständiger als der Orangutan, daß schon darum ein vergleichendes Urtheil mindestens verfrüht sein dürfte.

Vom Orangutan weiß man, daß er auf ebener Erde von dem Menschen gewöhnlichen Schrittes leicht überholt werden kann, zumal ihm gar bald die nöthige Dauer abgeht, während die Gibbons schneller zwar aber womöglich mit noch geringerer Dauer eigentlich nicht gehen, sondern wackelnd springen, und dabei die Arme auf- und niederschwingen.

Die große Unsicherheit der Menschenaffen auf ebener Erde ist aber theilweis wenigstens dadurch bedingt, daß sie mit den Hinterhänden nicht platt auftreten, sondern eigentlich auf deren Außenrande mit einwärts gekrümmten Fingern laufen. Vom Orangutan leugnet man geradezu, daß er jemals aufrecht auf den Hintergliedern zu stehen oder zu gehen versucht, in Freiheit wenigstens. Möglich aber, daß er es in Gefangenschaft zu lernen vermag.

Wenn nun aber auch der Mensch seiner ganzen Organisation nach den Affen so nahe steht, wie es in Wahrheit scheint, etwas ist ihm doch zugesprochen, dahinauf kein Thier jemals gereicht. Es ist das die Sprache.

Wir wissen, daß auch Thiere sprechen, d. h. Worte nachplappern lernen, und gewiß bei sehr vielen liegt es nicht am Bau des Sprachorgans, wenn sie nicht sprechen, sondern einfach daran, daß sie, wie Lordat sich ausdrückt, nichts zu sagen haben.



Prinz Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen.

Unter den zahlreichen spanischen Throncandidaten hat der neueste, Prinz Leopold von Hohenzollern, mehr als alle früheren die Blicke der gesammten Welt auf sich gerichtet, weil seine Nationalität und sein Name den Zorn und das Kriegsgelüste Frankreichs wachgerufen hat. Es wird deshalb unsern Lesern gewiß willkommen sein, wenn wir dem Bildniß des Prinzen einige Notizen über ihn und seine Familie hinzufügen.

Der Erbprinz Leopold entstammt den in Süddeutschland bis zum Jahre 1850 regierenden Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen, die man mit denen von Hohenzollern-Hechingen auch als die schwäbische Linie des Hauses Hohenzollern bezeichnet hat. Irgend eine nähere Verwandtschaft zwischen ihnen und der fränkischen Linie der Hohenzollern, d. i. dem regierenden preußischen Königshause, ist nicht vorhanden — der gemeinsame Ursprung beider nebeneinander laufenden Linien muß im 12. Jahrhundert gesucht werden. Erst als in Folge der politischen Erschütterungen die beiden schwäbischen Fürsten im December 1849 ihre Kronen niederlegten und sich mediatisiren ließen, wurde ihnen der Charakter als „preußische Prinzen“ beigelegt. In der am 3. Januar 1850 den preußischen Kammern vorgelegten Denkschrift über diese Angelegenheit wurde aber ganz ausdrücklich jede etwaige Successionsberechtigung für sie ausgeschlossen.

Prinz Leopold wurde am 22. September 1835 geboren als der älteste Sohn des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen und Josephinens, Prinzessin von Baden, durch deren Mutter, Stephanie Beauharnais, sein Haus — wenn auch entfernt — doch jedenfalls näher verwandt ist mit Napoleon III, als mit dem preußischen Königshause. Entfernt verwandt ist er auch mit einem der erlauchtesten Häuser Spaniens, mit der Familie des Herzogs von Frias.

Fürst Karl Anton, der, durch den Decembervertrag vom Jahre 1849 ins Privatleben zurückgetreten, dasselbe nur durch das Ministerpräsidium des preußischen Cabinets vom 2. December 1858 bis zum März 1862 unterbrach, hat seinen gegenwärtigen Wohnsitz als Infanteriegeneral und Militärgouverneur für die Rheinprovinz und Westfalen zu Düsseldorf. Dort residirt er in dem schön gelegenen Jägerhof, einem ehemaligen kurpfälzischen Jagdschloß, ein schon bejahrter, fast 60jähriger, aber noch sehr rüstiger Mann, inmitten

seiner Kinder und Enkel, geachtet und geliebt von der ganzen Bevölkerung. Schwere Heimsuchungen haben ihn im Laufe der Jahre getroffen: seine Tochter Stephanie starb nach kaum einjähriger Ehe mit dem König von Portugal; Prinz Anton erlag den schweren Verwundungen, die er an der Spitze seiner stürmenden Compagnie vom ersten Garderegiment bei Königgrätz erhalten. Und während er sich des Glückes seiner an den Grafen von Flandern verheiratheten Tochter Maria erfreut, und sein jüngster Sohn, Uhlanenrittmeister Friedrich, noch bei ihm lebt, mögen seine Gedanken wohl oft sorgenvoll bei seinem Sohn Karl, dem Fürsten von Rumänien, verweilen. Dazu ist nun die Throncandidatur seines Erstgeborenen hinzugekommen, die ganz Europa in diesem Augenblicke in die lebhafteste Unruhe versetzt hat.

Und doch ist wohl nicht daran zu zweifeln, daß Erbprinz Leopold mit Gutheißung seines Vaters — des einzigen Chefs seines Hauses — gehandelt hat. Wie glaubwürdig erzählt wird, haben die letzten Unterhandlungen in der schwäbischen Heimat der Familie, in dem Städtchen Sigmaringen, stattgefunden. Am 13. Juni begab sich der Prinz mit seiner Familie von dort aus ins Bad nach Reichenhall, und die Sigmaringer waren höchlich erstaunt, ihn schon am 17. Juni in Begleitung seines Vaters zurückkehren zu sehen. Was die gleichzeitig in der Gegend auftauchenden Spanier, die anscheinend nur Naturstudien machten, dort gewollt, ist ihnen erst nachträglich klar geworden.

Der Erbprinz, wie seine jüngeren Brüder, sind von ihrem Vater mit fast militärischer Strenge erzogen worden; aber wenn sie auch alle drei Soldaten wurden, ergriffen sie diesen Beruf doch nicht alle mit gleicher Lust. Leopolds Interesse war stets vorwiegend wissenschaftlichen Studien zugewendet; während seine Kameraden ihren Vergnügungen nachgingen, beschäftigte er sich mit Philosophie und Geschichte, und — wie man sagt — in gründlichster Weise. Dennoch war er stets bei Kameraden, wie bei Untergebenen sehr beliebt wegen seines einfachen, anspruchslosen Wesens.

Der neue spanische Throncandidat — augenblicklich noch preußischer Oberst à la suite des ersten Garderegiments zu Fuß — ist seit dem 12. September 1861 mit Antonia, Infantin von Portugal, vermählt. Drei Söhne, deren jüngster 1868 geboren, bürgen für ein Fortbestehen des Mannesstammes der Familie und sind auch für das dem Vater zugedachte Erbkönigreich von Wichtigkeit. Wie sein ganzes Haus, gehört er der katholischen Kirche an; als der älteste Sohn ist er der Erbe eines wirklich fürstlichen Vermögens, das so groß ist, daß bekanntlich sein jüngerer Bruder Karl ganz auf eine rumänische Civilliste verzichten konnte.

Am 22. Juli sollen die Cortes in Madrid zusammentreten, am 1. August die Königswahl stattfinden. Wird Erbprinz Leopold vorher zurücktreten, oder wird er am 1. November seinen königlichen Einzug durch die Puerta del Sol halten?

So fragte man sich noch am 12. Juli; tags darauf verbreitete der Telegraph die Kunde von der Verzichtleistung des Prinzen durch die ganze Welt. Auch dieses hochherzige Opfer hat Frankreich nicht genügt; aber auf seine erneuten unverschämten Forderungen ist seinem Botschafter von Preußens Könige die Thüre gewiesen worden. Wenn diese Zeilen in die Hände unserer Leser kommen, ist der Krieg vielleicht schon ausgebrochen. Deutschland, dem er aufgezwungen, wird ihn getrosten Muthes durchführen, und Gott wird mit ihm sein!

R. K.

Beim Bischof Stroßmayer in Diakovar.

Wo liegt Diakovar? wird mancher Leser fragen. Diakovar ist nur ein Marktflecken im östlichen Slavonien von kaum 7000 Einwohnern — hinten, nahe der türkischen Grenze, und doch viel genannt in der letzten Zeit als Sitz des muthigen Führers der Opposition im Concil, des Bischofs Stroßmayer. Wenige Abendländer haben den fern von allen großen Heerstraßen gelegenen Flecken besucht, und wir erwerben uns vielleicht den Dank der Leser, wenn wir sie einführen in die Häuslichkeit des berühmten, in mehr als einer Beziehung hervorragenden Mannes, auf den jetzt die Augen der civilisirten Welt gerichtet sind.

Es war im Frühjahr 1869. Se. Eminenz hatte mir in der liebenswürdigsten Weise geschrieben, daß er meinem Besuche entgegensehe und daß in Bukovar eine seiner Equipagen bereit stehe, um mich nach dem Bischofssitz zu bringen. Bukovar ist ein kleiner unbedeutender Ort in Syrmien, am rechten Ufer der unteren Donau und Station der Dampfer, die zwischen Pest und Belgrad verkehren. In dem mit vier kräftigen Rossen bespannten Wagen, auf dessen Bock ein ungarischer Pferdebändiger saß, fand ich den Leibarzt des Bischofs, Dr. H., der mir Grüße Sr. Eminenz brachte und mir sagte, ich werde in Diakovar sehr willkommen sein. Kroate von Geburt, sprach der Arzt doch fließend deutsch und suchte meine Aufmerksamkeit von manchen Schattenseiten des Landes, durch das wir fuhren, abzulenken.

Die Dörfer, die wir passirten, wie Michovce, Benkovce u. a., bestanden aus elenden Strohhütten, und nur einmal wurde mir ein freundlicher Anblick zu Theil, als ich durch das deutsche protestantische Dorf Neudorf kam, dessen spitzer Kirchthurm schon von ferne grüßte und dessen rothe Ziegeldächer freundlich aus dem Grün der Obstbäume uns entgegenlachten. Selbst der eifrig national gesinnte Dr. H. konnte nicht umhin, die Arbeitsamkeit und Tüchtigkeit dieser deutschen Colonisten gegenüber seinen Landsleuten zuzugestehen. Auch an einem Zigeunerlager, das prächtig zu der wilden Umgebung paßte, kamen wir vorüber.

Mitten in diesem uncivilisirten Lande, in dessen zum serbischen Stamme gehörigen Bevölkerung aber ein tüchtiger Kern schlummert, liegt nun, da, wo der Boden anfängt wellig und hügelig zu werden, der Bischofssitz Stroßmayers, des apostolischen Vicars für Bosnien und Serbien. Diakovar selbst ist gleich allen andern slavonischen Marktgemeinden und Dörfern aus ärmlichen Hütten zusammengesetzt, und das ganze Leben daselbst gruppirt sich um die bischöfliche Residenz, die aus der umgebenden Armuth fast großartig und mächtig hervortritt, obgleich sie in ihrem Baustyle den nüchternen architektonischen Charakter zeigt, der zu Ende des verflossenen Jahrhunderts herrschte. Sie ist ein weitausgedehntes, massives, einstöckiges Gebäude mit hohem Ziegeldach, inmitten eines herrlichen Parks. Daran schließt sich das Priesterseminar, und riesige Massen von Baumaterial, die überall umherlagen, bewiesen, daß man daran dachte, noch fernere großartige Gebäude aufzuführen. Und in der That erhoben sich schon die Mauern einer neuen Kathedrale, die der Bischof auf seine Kosten herstellen lassen wird. Was will dieses besagen! Ein einzelner Mann baut eine Kathedrale und wahrlich keine geringe. Wenn sie einst vollendet dastehen wird, ein Muster serbisch-byzantinischer Architektur mit ihren Kuppeln, geschmückt mit den Fresken, zu denen unser Landsmann Overbeck noch theilweise die Entwürfe lieferte, dann wird sie aufs neue Zeugniß ablegen von der Freigebigkeit dieses südslavischen Mäcens, auf den die Kroaten mit Stolz als einen der ihrigen blicken.

Was man schon in Wien gewahrt, was in Pest sich noch steigert, hier, nahe der türkischen Grenze, gelangt es zu einer Art Gipfelpunkt, nämlich das schon an den Orient erinnernde Farbige und Malerische in den Gestalten, das uns entgegentritt. So empfingen mich an den Thüren der bischöflichen Residenz malerisch costümirte Panduren in vergoldeten Küraffen, die über und über mit Schnüren bedeckt waren und ungarische Tschischmenstiefeln trugen. Sie geleiteten mich die breite, mit Teppichen belegte Treppe hinauf, durch mehrere klosterartige Gänge hindurch nach dem mir angewiesenen Zimmer.

Nachdem ich mich umgekleidet, wurde ich zu Sr. Eminenz geführt. Ich passirte eine lange Flucht von Sälen, die zum Theil altmodig möblirt waren, an den Wänden aber schöne Oelgemälde, meist der italienischen Schule angehörig, zeigten. Der Bischof war so freundlich, mich in seinem Arbeitszimmer zu empfangen.

Oft ist man enttäuscht über das Aeußere einer Persönlichkeit, mit der man geistig sich viel beschäftigt und die in der Wirklichkeit dann ganz anders erscheint, als in der Vorstellung, die man sich von ihr gemacht. Aber ganz ähnlich, wie er in der That ist, hatte ich den

Bischof mir vorgestellt. Er stand da im gewöhnlichen Ueberrock, unter dem die violette Seide und das Kreuz auf der Brust den Würdenträger der Kirche anzeigten. Das Haupthaar war bereits spärlich geworden; aber obgleich er in der Mitte der Fünfziger steht — Stroßmayer ist 1815 geboren — so hatten die Züge des Gesichts doch etwas ungemein Elastisches und höchst Geistvolles. Die Stirn ist hoch und breit, den Denker anzeigend, das Auge mild und lebhaft zugleich, die Nase fein und von seltener Eleganz, der Mund scharf geschnitten, energisch und nicht ohne einige Ironie. Die Manieren zeigten den vollkommenen Weltmann, der in der höchsten Gesellschaft sich zu bewegen weiß; sie waren dabei ruhig und würdevoll, wie es einem Kirchenfürsten geziemt. Man sah es ihm bei aller Bescheidenheit, die sich sonst in seinem Wesen kund gab, an, daß er seines Werths sich bewußt war, und niemand aus der Umgebung wagte es, ihm ohne tiefe Verbeugung, oder ohne ihm die Hand zu küssen, nahe zu treten. Und dennoch fühlte ich hindurch, daß er diese Huldigungen mehr im Interesse seiner Kirchenwürde, als seiner eigenen Person entgegennahm.

Unser Gespräch bezog sich zunächst auf rein geschäftliche, künstlerische Angelegenheiten, die mit dem Bau der neuen Kathedrale im Zusammenhang standen. Den Menschen, den liberalen Katholiken, den nationalen Parteiführer der Südslaven, den Mäcen und Kunstfreund, sollte ich erst später kennen lernen.

Die reich gallonirten Diener luden zur Tafel ein. Wieder nahmen wir unsern Weg durch eine lange Reihe von Zimmern, bis wir im Speisesaal eintrafen. In dieser von Reichthum zeugenden Umgebung, wo alle Blicke auf einen Mann gerichtet sind, dessen Stimme weit über seinen Sprengel hinaus Geltung hat, wurde mir die Bedeutung klar, die früher unsere Fürstbischöfe hatten, zur Zeit als noch die Kurwürde in ihren Händen lag. Denn nicht minder bedeutend als die kirchliche ist auch die national-politische Stellung Stroßmayers. Das sollte ich sofort bei der Tafel bemerken, wo neben hohen Geistlichen auch hervorragende Parteiführer der Kroaten, die gleich mir Stroßmayers Gastfreundschaft genossen, versammelt waren. Tagtäglich, mittags wie abends, ist für 24 Personen in der Residenz zu Diakovar gedeckt, denn Gastfreundschaft ist ein Bedürfniß für Stroßmayer geworden; wir möchten sagen, daß er diese ohnehin im Südosten so hoch gepflegte Tugend im gesteigerten Maße besitzt, und die Liebenswürdigkeit, mit der er den Wirth an der reichbesetzten Tafel zu machen versteht, ist wahrlich über alles Lob erhaben. Ich hatte neben Sr. Eminenz den Ehrenplatz; neben mir saß ein geistlicher Professor des bischöflichen Seminars, dann folgten Canonici des Kapitels, der Leibarzt, ein Architekt aus Wien, der den Bau der Kathedrale leitet, und zwei italienische Künstler, welche die Decorationsarbeiten der Kirche übernommen haben. Die Gerichte waren vorzüglich und zum Theil speziell südslavischer Natur, wie denn Bischhof Stroßmayer in allen Dingen seiner Volksthümlichkeit gerecht zu werden weiß; so fehlten denn neben dem goldenen Naß vom Rheine auch keineswegs die feurigen kroatischen und syrmischen Weine. Die Unterhaltung war frei und ungezwungen; sie drehte sich um politische Dinge und wurde in einer so polyglotten Weise geführt, wie dieses eben nur in der österreichischen Monarchie der Fall sein kann. Keiner aber von allen Anwesenden reichte auch nur entfernt an die erstaunliche Sprachgewandtheit des Bischofs heran. Während er mit den Professoren vom Seminar, mit den Geistlichen und den übrigen Slaven meist serbisch redete, wandte er sich zu mir im fließenden Deutsch, das nur in dem etwas harten Accent den Fremden erkennen ließ, sonst aber tadellos war. Später wieder hatte ich Gelegenheit seine lateinische Eloquenz zu bewundern, denn diese sonst todte Sprache ist in Ungarn und Kroatien noch zu den lebenden zu rechnen, in der Adel und Geistlichkeit noch häufig verkehren und die — will man nicht zu dem oft verpönten Deutsch greifen — manchmal zum Auskunftsmittel zwischen den Gliedern verschiedener Nationalitäten wird. Wahrlich, die Gegner des Bischofs im Concil, die nicht so gesattelt wie er in der klassischen Sprache sind, müssen dieser ciceronischen Beredsamkeit gegenüber einen harten Stand haben! Und um das Maß voll zu machen, redete Stroßmayer die beiden italienischen Künstler ebenso fließend in ihrer Muttersprache an. Auch versteht er englisch und französisch.

Nach der Tafel ergingen wir uns in dem schönen Park der bischöflichen Residenz. Hier nun, wo der Bischof mir eine Viertelstunde ganz allein widmete, hatte ich schon damals Gelegenheit, zu erkennen, wie dieser Mann berufen war, eine große Rolle zu spielen. Sein lebhafter Geist, seine hohe Bildung, die glühende Leidenschaft, die in ihm für seine Ideale, für seinen Beruf brennt, die unabhängige Stellung, in welcher er sich befindet — alles das vereinigt, befestigte in mir die Ueberzeugung, daß er zu einem Parteiführer im eminenten Sinne des Worts geschaffen sei.

Damals beschäftigten nationale, südslavische Gedanken vor allem seinen Geist. Ich spielte auf seinen rein deutschen Namen an.

„Ja wohl," sagte er, „mein Name ist allerdings deutsch, und auch mein Vater, ein Bürger in Essek, war von deutscher Herkunft, ihm auch verdanke ich es, daß ich Ihre Sprache rede. Aber meine Mutter war eine echte Slavin, mit ihrer Milch sog ich slavische Ideen ein, wenn sie auf ihren Knieen mich schaukelte, sang sie südslavische Weisen, sie berichtete mir die Thaten meines Volkes, erzählte mir von der weißen Wila, und all der romantische Zauber, der in unsern Sagen und Märchen ruht, ergoß sich tief in mein Herz. Ich denke und fühle slavisch, mit jeder Faser meines Daseins gehöre ich diesem Volke an, dem ich mein Leben gewidmet."

Ich ging nicht näher hierauf ein, um keinen Mißton hervorzurufen, aber wieder erkannte ich, was ja in Oesterreich so überaus häufig der Fall ist, daß Deutsche und Männer deutscher Abstammung den andern Nationalitäten die besten Lehrer und Vorkämpfer geliefert haben.

Im Verlaufe unseres Gesprächs erfuhr ich noch manches aus dem Leben Stroßmayers. Dieses aber ist in der letzten Zeit oft und ausführlich geschildert worden, und ich resumire daher nur kurz. Schon frühzeitig erkannten die Eltern in dem kleinen Joseph Georg bedeutende Anlagen, und der Vater bestimmte ihn zum Geistlichen. Er besuchte die Schule in Essek und kam dann auf das Seminar in Diakovar, wo er bald sich vor seinen Kameraden hervorthat. Auch soll es damals schon nicht an Prophezeiungen gefehlt haben, die darauf hindeuteten, daß er einst in dem bischöflichen Schlosse residiren würde. In Pest, wo Stroßmayer sein Studium vollendete, erwarb er sich den philosophischen Doktorgrad, dem er später in Wien den theologischen hinzufügte. Schon in dem jungen Studenten offenbarte sich eine hinreißende Beredsamkeit, unterstützt von einer herrlichen sonoren Stimme, und da er die verschiedenen theologischen Disciplinen überall cum laude absolvirt, da er die Liebe seiner Vorgesetzten sich im reichen Maße zu erringen gewußt, da seine Sittenreinheit über allem Zweifel erhaben war, so konnte es nicht fehlen, daß er bald Carriere machen mußte. Dazu gesellte sich noch eines: Slave durch und durch, begeistert für das Wohl seiner Nationalität, ein Feind der Wiener Mißregierung und der auf Unterdrückung der Südslaven gerichteten Bestrebungen der magyarischen Partei in Ungarn, war er frühzeitig mit den nationalen Führern der Kroaten in Verbindung getreten. Der Banus Jelacic, den man vielfach als „Henkersknecht" falsch beurtheilt hat, der vor allem aber gleich Stroßmayer südslavisch gesinnt war, wurde des letzteren Freund, und er auch wußte es zu vermitteln, daß schon 1849 Stroßmayer den erledigten Bischofssitz von Diakovar erhielt. Als Bischof hatte Stroßmayer nun eine Virilstimme im kroatisch-slavonischen Landtage, und hier auch war es, wo er die begeisterten Reden nicht nur gegen die Regierungen eines Bach und Schmerling, sondern auch gegen die Magyaren hielt. Hervorragend war in dieser Beziehung seine Rede, in der Adreßdebatte im Dezember 1866, welche eine vollständige Autonomie Kroatiens, Slavoniens, Dalmatiens (des dreieinigen Königreichs) gegenüber Oesterreich und Ungarn verlangte. Stroßmayer ist in Agram nicht durchgedrungen; die ungarnfreundliche Partei erlangte 1868 das Uebergewicht, und der Ausgleich mit den Magyaren wurde vollzogen; Kroatien ist wieder den Ländern der Stephanskrone beigezählt, und Stroßmayer, der dennoch auf die Zukunft baut und dessen Ansichten gewiß noch einmal zur Geltung gelangen werden, zog sich von der politischen Arena zurück. Auch legte er die Würde eines Obergespanns des Comitats Essek, die er zwei Jahre lang bekleidet, nieder. Nichtsdestoweniger sehen Deak, Andraßy und alle andern ungarischen Führer, die viel Mühe sich gegeben haben, um Stroßmayer zu gewinnen, in diesem ihren gefährlichsten Gegner.

Hat Stroßmayer nun auch vor der Hand der politischen Thätigkeit entsagt und nimmt ihn gegenwärtig gänzlich die kirchliche ein, so widmet er sich doch mit ungeschwächtem Eifer der geistigen und sittlichen Hebung seines Volkes, und auf diesem Felde hat er Großes ge-

leistet. Mit Vorliebe sprach er mir von der südslavischen Akademie in Agram, als deren vorzüglichster Stifter er angesehen werden muß. „Die äußersten Verhältnisse in unserm Vaterlande," sagte der Bischof, „sind gegenwärtig dieser Akademie nicht besonders förderlich. Man thut vieles gegen uns. Aber ich hoffe, daß, wenn die südslavische Literatur allseitige Unterstützung findet, die südöstlichen Völker bald ihre westlichen Nachbarn einholen werden. Das Vermögen unserer Akademie besteht jetzt schon aus einem Kapitale von einer Viertelmillion Gulden, und wir stehen mit allen gelehrten Gesellschaften des Auslandes in Verbindung." Stroßmayers Gedanken flogen hoch, er sah schon im Geiste eine zukünftige hohe Blüte der kroatisch-serbischen Literatur.

Interessant war mir auch ein Einblick in die Bibliothek, welche die herrlichsten Schätze barg, und in der namentlich auch die deutsche und französische Literatur gut vertreten waren. Daß es an allem theologischen Rüstzeug nicht fehlte, brauche ich nicht besonders zu erwähnen. Neu waren mir aber die vielen slavischen Werke, die alten glagolitischen und kyrillischen Drucke, die gelehrten Zeitschriften aus den verschiedensten Gegenden der großen slavischen Welt, von Rußland bis zum adriatischen Meere.

„Hier sehen Sie Schriften, die unsere Akademie herausgegeben hat," sagte der Bischof. „Da sind die poetischen Werke Marulitschs, da ist die kroatische Statistik von Matkowitsch, hier sind medicinische, naturwissenschaftliche Bücher. Dort liegt ein kroatisches Unterhaltungsblatt, der Dragoljub von Deschelitz, und hier sind Nummern von der Danica ilirska des talentvollen Dr. Ludwig Gaj." Ich mußte es beim Anschauen belassen, den Werth der Schriften konnte ich nicht prüfen, aber Stroßmayer wies diese Früchte literarische Thätigkeit der Südslaven mir mit Stolz hin — hat er doch Gevatter bei den meisten gestanden.

Am andern Morgen nahm ich Abschied von Sr. Eminenz. Als ich mich für die gastfreie Aufnahme bedankte, meinte er freundlich: „Der Dank ist auf meiner Seite. Wie gerne sehen wir in unserer Abgeschiedenheit hier Gäste! Wenn Sie aber eine gute Meinung von unsern südslavischen Bestrebungen mit ins Reich nehmen wollen, dann sollte mich es sehr freuen." Ich erwiderte, daß jedes ehrliche Streben, jeder geistige Aufschwung, gleichviel bei welcher Nation er auch stattfinde, in Deutschland auf Freunde und Theilnahme rechnen könne, nur möge man auch nicht das Gute übersehen, was Deutschland geleistet. Der Bischof lächelte und meinte: „Ja, Ihre Landsleute sind die Allerweltsschulmeister."

Wieder fuhr die bischöfliche Equipage vor und abermals machte Dr. H. meinen Begleiter; ich fuhr nach Brod an der Save, das etwa fünf Meilen von Diakovar entfernt ist, wo ich den Dampfer erwarten wollte, um damit weiter nach Sissek zu fahren. Von dort aus geht schon Eisenbahn nach Agram. Unterwegs erfuhr ich noch manches, was mir Aufschluß über die großartige Freigebigkeit des Bischofs gab. Er wendet eine rege Aufmerksamkeit der Verwaltung seiner ungeheuren Güter zu, die ihm die Mittel an die Hand geben, überall fürstlich zu spenden. In guten Jahren betragen die bischöflichen Einkünfte Diakovars 250,000 Gulden, und damit läßt sich schon etwas bewerkstelligen. Sechzigtausend Gulden hat Stroßmayer allein für seine in Italien zusammengebrachte Bildergalerie angewandt; in seinen Ställen stehen 60 herrliche Rosse und 24 Kühe, die den Milchbedarf für das Schloß und Seminar liefern; die Dienerschaft, die ihren Herrn über alles liebt, wird großartig besoldet. Freilich liefern auch die Ländereien von mehr als zwanzig Dörfern ihre Einkünfte — Korn, Heu, Holz, Vieh — nach Diakovar, und die bischöfliche Domänenverwaltung hat keine leichte Aufgabe zu erfüllen, wenn sie die massenhaften Vorräthe gut absetzen will.

Es ist ein Glück, daß dieser Reichthum in würdigen Händen liegt, und daß er dem Manne die Mittel zu einem unabhängigen Auftreten gibt. Damals in meinen Gesprächen, die meist um nationale Angelegenheiten sich drehten, erschien mir der Bischof schon als ein gewaltiger Mann: seine sonore Stimme, seine blühende, bilderreiche Sprache, die edlen Gesten — alles das machte einen tiefen Eindruck. Und wie muß er erst gewirkt haben in der neuesten Phase seines Lebens, als hervorragendster Redner der Opposition im Concil, gegen den ein Sturm des Aufruhrs der Jesuiten sich erhob, als er seine gewichtige Stimme erhob gegen die von jenen erfundene — Unfehlbarkeit!

Am Familientische.

Der Roccocomaler.

(Zu dem Bilde auf S. 677.)

Es gibt Bilder, die so sprechend sind, daß sie jedes Wort der Deutung und Erklärung geradezu überflüssig machen; Bilder, in welche sich die Phantasie des Beschauenden sofort hineinlebt, ja, deren Gegenstand sie ohne weiteres miterlebt. Zu ihnen gehört unser heutiges Roccocobild von Erdmann. Welche Leserin bedürfte dazu eines Commentars?

Das einzig Befremdliche in der hier dargestellten alten, aber immer neu bleibenden Geschichte könnte das Costüm sein; doch auch darüber, wie über den Geist und Charakter der Roccocozeit sind unsere Leser durch frühere Darstellungen in den Spalten unseres Blattes*) eingehend unterrichtet. So bleibt nur übrig, einer Frage noch zuvorzukommen: wer ist es, dem wir alle diese anmuthigen Bilder verdanken?

Otto Erdmann, ein Sohn des unlängst in Leipzig verstorbenen, durch seine wissenschaftlichen Leistungen in weiten Kreisen bekannten Professors der Chemie, Dr. Otto Linné Erdmann, wurde am 7. December 1834 zu Leipzig geboren. In früher Jugend entwickelte sich unter dem Einfluß seines kunstliebenden Vaters sein angeborener Drang zur Malerei, in deren ersten Elementen ihn der Zeichner Schlick unterwies. Seine weitere künstlerische Entwickelung wurde vorzüglich von Professor Jäger in Leipzig geleitet, in dessen Atelier er lange arbeitete, bis er den Entschluß faßte, nach Düsseldorf zu gehen und dort seine Studien fortzusetzen. Nachdem er dort noch einige Zeit zwischen den Traditionen seines ersten Unterrichtes und denen der alten Düsseldorfer Schule geschwankt, auch nicht ohne Glück sich im Landschaftsmalen versucht hatte, erwählte er das Genre, in dem er sich heute auszeichnet, und das so sehr sein eigenes ist, daß es ihm den Namen des Roccocomalers erworben hat.

Wenn Erdmann aber mit seinem Humor und vorwiegend Bilder aus der Zeit des Puders und der Perrücken vorführt, so sind doch viele darunter weit entfernt, blos Darstellungen des Roccoco, im Sinn von Zeit- und Costümbildern zu sein. Das Costüm ist ihm nicht Zweck, sondern Mittel; Mittel zu dem Zwecke: Gegenstände des modernen Lebens, besonders der gebildeten Stände, im Bilde vorzuführen. Unser heutiges Costüm, an sich wenig geeignet für bildliche Darstellung, ist schon deshalb für den Künstler unbrauchbar, weil das, was heute Mode ist und uns ganz hübsch erscheint, nach wenigen Jahren ein Lächeln hervorruft. Das Roccococostüm dagegen ist für uns schon historisch; es ist uns von der Bühne her vertraut. Wir nehmen jetzt so wenig Anstoß an einem gepuderten oder bezopften Liebhaber, als an einem solchen im Costüm des 30jährigen Krieges, während uns ein solcher in der Tracht, welche vor einigen Jahrzehnten sehr modern war, im Frack mit hohen Kragen, schwalbenschwanzartigen Schößen &c. komisch erscheint. Dazu ist das Roccococostüm überhaupt entschieden malerischer, als unsere moderne Tracht, namentlich als die männliche.

Die Roccocozeit liegt in vieler Beziehung zwar weit hinter uns, aber es wäre doch ein großer Irrthum, zu meinen, daß Denken und Fühlen der Menschen, in Bezug auf das Allgemeinmenschliche in jener Zeit so wesentlich anders gewesen sei als heute. Manche Formen hinderten wohl damals das freiere Hervortreten dessen, was in unseren heutigen Zuständen lebt, aber das Bedeutendste, dessen unsere Zeit als ihres Eigenthums sich rühmen kann, hat doch seine Wurzeln in der Perrückenzeit; ihr gehörte ja die Jugend der ersten Heroen unserer Literatur an. Je mehr sich die Gegenwart von ihr entfernt, desto mehr wird sie der Zukunft Stoffe für die bildende Kunst liefern.

Nicht die unschönen Uebertreibungen der Formen, wie sie in der Roccocozeit vorkamen, nicht die Lüderlichkeiten, in welche die damaligen Sitten oft ausarteten, malt uns Erdmann in seinen Roccocobildern. Es ist das, was das Herz bewegte zu allen Zeiten, es ist das Menschliche und darum Bleibende in den menschlichen Zuständen, was er uns unter den anmuthigen Formen der Roccocozeit vorführte, und was darum auch in unseren Herzen anklingt.

*) Nr. 1. S. 7 f. — Nr. 16. S. 246 ff.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

VI. Jahrgang. Ausgegeben am 30. Juli 1870. Der Jahrgang läuft vom October 1869 bis dahin 1870. **1870. № 44.**

Der Deutsche Kriegsherr.

Die Campagne des Daheim beginnt hiermit. Wir setzen das Porträt König Wilhelms, dessen greises Haupt französische Frechheit zu insultiren gewagt, hierher als ein **Symbol**, als das Symbol des mit einem Schlage geeinten Deutschlands. Zum ersten Male ziehen alle deutschen Heere in einen Kampf; der Feldherr von Königgrätz führt sie, in seinem 74. Jahre; und Gott wird mit ihm sein!

Haltet Euch wacker, Ihr Schwaben, Baiern, Preußen, Sachsen und wie Ihr Stämme alle heißet; das Daheim wird Eure Thaten verzeichnen. Wohl hat es seine Künstler und Berichterstatter hinausgeschickt in alle Feldlager, doch kann es nicht gleichen Schritt halten mit den Ereignissen. Der Schnitt, Satz und Druck erfordern bei enormen Anstrengungen 14 Tage Zeit, also muß es mindestens 14 Tage hinter den Tagesblättern zurückbleiben. Die Tagesblätter sind da in besserer Lage, aber gutgeschnittene, saubergedruckte Bilder lassen sich in so großer Auflage nicht eher herstellen. Darum bitten wir um billige Geduld, und werden durch Güte und Abgeklärtheit unserer Leistungen für die Verspätung Ersatz zu bieten suchen.

Die Redaction.



König Wilhelm.

Leidenschaft und Liebe.

Novelle von **Hans Tharau**.

(Fortsetzung.)

XI.

„Wo bleibt denn heute Asta?" frug Graf Weißenrode; „sie pflegt sonst immer die erste zu sein."

Die Familie war beim Frühstück versammelt und Gräfin Astas Platz blieb leer.

„Asta treibt ja alles nur periodisch," antwortete Adelheid, „so ist wohl mit dem Sommer auch ihre Manie für frühes Aufstehen vorübergegangen, und sie wird sich verschlafen haben."

„Das will ich nicht hoffen," entgegnete der Graf, „sie weiß es doch, wie sehr ich auf pünktliches Erscheinen bei den Mahlzeiten halte!"

„Noch ist es kaum neun Uhr," bemerkte Herr von Brugk, die Uhr hervorziehend, „mithin bleibt der Comtesse eine Gnadenfrist von anderthalb Minuten!"

„Wenn ich nicht irre, hatte Asta schon Besuch heute morgen," sagte Felix, „ich glaube, daß ich Beata Kröger vor ungefähr einer Stunde über den Schloßhof kommen sah."

„Ei," entgegnete Adelheid, „ich denke mir, daß Du Deiner Sache doch ziemlich sicher sein konntest, Du hast ja sonst gute Augen! Uebrigens brauchen wir nun so bald nicht auf Astas Kommen zu rechnen," fuhr sie fort, sich an ihren Vater wendend, „wenn die ihre Herzensfreundin bei sich hat, vergißt sie Zeit und Stunde."

„Das wollen wir doch einmal sehen!" fuhr der alte Herr auf und klingelte heftig.

„Wo ist Gräfin Asta?" rief er dem herbeieilenden Diener zu.

„Die gnädigste Comtesse sind auf ihrem Zimmer, Herr Graf."

„Ist jemand bei ihr?"

„Nein, Herr Graf; Fräulein Kröger waren da, sind aber schon seit einer Viertelstunde wieder fort."

„Lassen Sie meiner Tochter sofort wissen, daß wir bereits alle beim Frühstück sind!"

„Zu Befehl, Herr Graf!" sagte der Bediente und ging.

Bald darauf trat Asta ein. Sie hatte rothgeweinte Augen, und als sie ihrem Vater den gewohnten Morgenkuß gab, fiel eine Thräne auf seinen grauen Bart.

„Alle Wetter!" donnerte der alte Herr sie an, „es fällt Dir doch nicht ein, die Wasserkünste hier spielen zu lassen? Du weißt doch, daß mir Weibergeplärre bis in den Tod verhaßt ist! und wie man aussieht mit solch einem verheulten Gesicht und der rothen Nase! — — Besieh Dich nur einmal im Spiegel, dann wirst Du genug haben!"

„Was hast Du nun wieder, Asta?" frug Adelheid.

Asta hatte schweigend ihren Platz neben Herrn von Brugk eingenommen.

„Ihr Kanarienvogel ist doch nicht gestorben, gnädigste Comtesse?" bemerkte dieser, „oder Ihr Schooßhündchen, der reizende Fidelo, hat am Ende das Bein gebrochen? Denn, daß eine Differenz zwischen Ihnen und Ihrer Herzensfreundin stattgefunden, darf man doch nicht annehmen?"

Asta warf ihrem Nachbar einen Blick zu, in dem der Zorn über seine Aeußerung mit ihrem eigenen Schmerz seltsam contrastirte. Wie unleidlich war ihr der Baron doch in den letzten Tagen wieder geworden! So verbittert und sarkastisch war er ihr noch nie vorgekommen; und wie gelb und häßlich er aussah, als spiegele sich die innere böse Stimmung auch in seinem Aeußeren wieder! Ja, der bessere Eindruck, den er ihr in letzter Zeit gemacht, war durch sein jüngstes Benehmen ganz verwischt.

„Wenn Sie begriffen, was wirkliche Freundschaft heißt, Herr von Brugk," sagte sie gereizt, „dann würden Sie auch meinen Kummer verstehen, so aber können Sie doch kein Verständniß für meinen Schmerz haben."

Eine scharfe Entgegnung schien auf Hugos Lippen zu schweben; doch Felix schnitt sie dadurch ab, daß er sich an seine künftige Schwägerin wandte.

„Liebe Asta, ich hoffe, es ist nichts so sehr Schlimmes, was Dich heute bekümmert! Wir wissen es ja, wie es bei Asta geht, himmelhoch jauchzend — zu Tode betrübt!"

„Nun, ich denke, eine Kleinigkeit ist es nicht für mich, Beata zu verlieren!" antwortete sie.

„Beata verlieren!?" wiederholten Adelheid und Felix zugleich.

„Was? Die kleine Herrnhuterin sollte verloren gehen? Wie so denn? Die soll man schon wieder finden!" rief Graf Weißenrode dazwischen, dessen Laune einmal verdorben war.

„Nein, ich werde sie nie wiedersehen!" klagte Asta, unter frisch hervortretenden Thränen, „denn sie wird sterben, wie sie alle dort sterben, in dem schrecklichen Land!"

„In welchem Lande denn? Und warum sterben?" frug Felix gespannt.

„Asta setzt ja immer voraus, daß man sie gleich verstehen muß, auch wenn sie in Räthseln zu sprechen beliebt," lachte Adelheid.

„Wenn Du nicht reden kannst ohne die Wasserfälle, so geh auf Dein Zimmer, Asta!" rief ihr Vater.

Asta rückte an ihrem Stuhl, um zu gehen.

„Laß uns doch eben erst hören, was sie eigentlich hat, Papa!" sagte Adelheid.

„Meinetwegen!" knurrte der alte Herr, „sonst geht es später von neuem los! Bleib sitzen, Asta, und benimm Dich wie ein vernünftiges Frauenzimmer, wenn es überhaupt solche gäbe!" brummte er noch in den Bart.

„Was ist es denn mit Beata?" frug Felix gespannt.

„Sie heirathet!" antwortete Asta, die Thränen gewaltsam unterdrückend.

„Heirathet?!" riefen alle im Chor, mit Ausnahme Herrn von Brugks, der mit seinem Theelöffel spielte und nur durch ein Heben der Augenbrauen seine Theilnahme an der Unterredung verrieth.

„Das ist das Allergescheuteste, was sie thun konnte," setzte der alte Graf hinzu, „Dir wäre es wohl lieber gewesen, sie sollte eine alte Jungfer werden, Asta, nicht wahr?"

Tiefgekränkt blickte Asta nach ihrem Vater hin.

„So erzähle doch, Asta, wie ist es denn gekommen?" drang Felix weiter.

Adelheid sah ihren Bräutigam spöttisch an.

„Nun, wer ist der Glückliche, Asta?" unterbrach sie ihn, „Du siehst doch, daß Felix es vor Aufregung kaum aushält, verkürze ihm die Spannung! Wir kennen ja alle sein reges Interesse für die Tochter seiner Pflegeeltern!"

Wie unangenehm berührte Felix der scharfe Ton, in dem die Worte gesprochen waren! Allein er sah schweigend zu Asta hinüber.

„Beata hat einen Antrag von einem Missionar in Westindien erhalten," sagte Asta mit zitternder Stimme, „sie hat ein paar Tage lang geschwankt, ob sie ihn annehmen sollte oder nicht, und da sie zu keinem Entschluß kommen konnte, unterwarf sie sich dem Loos —"

Ein Ausruf von den Lippen der Herren unterbrach die Erzählerin; sogar der Baron hatte diese Kundgebung seines Interesses nicht zu unterdrücken vermocht, jetzt ließ er aber wieder seinen Löffel auf dem Rande seiner leeren Kaffeetasse balanciren.

„Gestern," fuhr Asta fort, „versammelten sich die Aeltesten der Gemeinde bei Bruder Kröger, und wie gewöhnlich wurde unter Gebet das Loos gezogen; es lautete — ja!"

Wieder traten der jungen Gräfin die Thränen in die Augen.

„Potz Blitz!" rief der alte Graf, „das hätte ich von der kleinen Herrnhuterin nicht erwartet! ich dachte nie, daß die sich so würde verkuppeln lassen! Was mag nur in das Mädel gefahren sein? Schwärmerei! verwünschte Schwärmerei!"

„Mein armer Bruder Kröger!" rief Felix bekümmert.

Adelheid zog ein verächtliches Gesicht.

„Für solche Leute empfinde ich nicht die geringste Theilnahme, sie wollen es ja nicht besser haben, und es ist doch alles Hochmuth bei ihnen, sie glauben sich durch solche verschrobene Dinge den Himmel zu verdienen!"

„Das ist doch zu viel gesagt, Adelheid," sagte Felix ernst, „ich weiß recht gut, daß weder Bruder Kröger, noch Beata so denken, sie handeln einfach wie sie es für ihre Pflicht halten und wie es einmal der Gebrauch bei ihren Glaubensgenossen ist."

„Du scheinst ja recht genau mit Beatas Ansichten und Gedanken vertraut in jüngster Zeit!" sagte Adelheid. „Sie hat nicht immer einen so warmen Fürsprecher an Dir gehabt!"

Felix nahm keine weitere Notiz von der Bemerkung, obwohl seine Farbe höher stieg.

„Wird der Missionar sich selbst seine Braut holen?" wandte er sich wieder an Asta.

„Nein, das kann er nicht, er hat zu viel zu thun, es ist gerade eine neue Schule in St. Thomas gegründet worden, die kann er nicht verlassen, und die Schwester, die der Mädchenabtheilung vorstand, ist kürzlich am gelben Fieber gestorben, daher fehlt es ihm ganz und gar an einer weiblichen Stütze. Sein Amtsbruder und dessen Frau sind zur selben Zeit hingerafft worden, es hat sich aber gleich wieder ein Bruder gemeldet, der bereit ist, mit seiner Frau die Stellen jener einzunehmen — — —"

„Das muß man ihnen lassen, Muth und Opferwilligkeit haben sie, die curiosen Menschen!" unterbrach sie der alte Graf, „und ‚mort sur le champ d'honneur!' könnte man da auch manchem zur Grabschrift setzen; mir will's nun einmal nicht in den Kopf, daß es so wichtig ist, alle die elenden schwarzen Teufels bekehren zu wollen und die gute weiße Haut dafür zu opfern! — doch das ist Ansichtssache, — da sehe jeder, wo er bleibe."

„Da will sich denn Beata ihnen anschließen," fuhr Asta fort und rang die Hände, „in vierzehn Tagen reisen sie!"

Herr von Brugks Löffel fiel klirrend in seine Tasse.

„Sobald schon!" rief Felix, „ist es möglich?"

„Und sie wird auch sterben!" setzte Asta hinzu und ließ ihren Thränen freien Lauf, die sogar ihr Vater dies Mal nicht rügte, „sie wird sterben an dem schrecklichen Fieber — und ich werde sie nie wiedersehen!"

„Ach was! alle miteinander können sie doch nicht sterben!" sagte der alte Graf, der seine eigene Rührung nicht aufkommen lassen wollte, „paß auf, Asta, nach ein paar Jahren kommt sie wohl und munter zurück und bringt Dir einen ausgestopften Gorilla für Deinen Nippesschrank mit! Es ist doch merkwürdig," fuhr er, an Hugo gewandt, fort, „daß man bei den Herrnhutern nie von einer unglücklichen Ehe hört, geschweige denn von einer Scheidung, trotz der eigenthümlichen Art und Weise, wie sie meist dieselben eingehen."

Herr von Brugk verbeugte sich.

Man erhob sich vom Frühstückstisch.

„Ich werde gleich zu meinem Pflegevater gehen, um ihm meine Theilnahme auszudrücken!" sagte Felix, der mit seiner Braut allein im Zimmer zurückgeblieben war, „willst Du mich nicht begleiten, Adelheid? Wir sind noch nie zusammen dort gewesen, wie sehr ich es auch gewünscht, so oft ich es vorschlug, Du hattest immer irgend eine Verhinderung, und dies scheint mir ganz eine passende Gelegenheit dazu."

Adelheid stand am Fenster und trommelte auf den Scheiben.

„Da thut es mir leid, Dich wieder enttäuschen zu müssen," entgegnete sie kalt, ohne sich umzusehen, „ich habe einen nöthigen Brief zu schreiben, überdies könnte meine Gegenwart nur störend auf Euch wirken!"

„Adelheid!" rief Felix vorwurfsvoll und ergriff ihre Hand, „wie kannst Du nur so reden? Wie könntest Du mich je stören? Glaubst Du mir denn immer noch nicht, daß Du mir überall die einzige, die erste und liebste bist?" — Er versuchte ihr Gesicht sich zuzukehren, aber sie warf den schönen Kopf zurück und wollte ihn nicht ansehen.

„Werde nur nicht überschwenglich," sagte sie, „das kann ich nicht leiden! Auch bleibe ich dabei, daß ich zu Deiner Condolenz- oder Gratulationsvisite — wie soll ich sie nennen? — nicht passe; ich vermag es nun einmal nicht, Eurer Heiligen Weihrauch zu streuen, wie sie das verlangen wird; sie hält sich wohl für eine Art von Märtyrerin, weil sie ihren alten Vater verläßt, um wie eine Abenteurerin einem fremden Manne ans andere Ende der Welt nachzulaufen! Ich habe keine Sympathie für dergleichen Ueberspanntheiten!"

Felix ließ ihre Hand los.

„Du thust Beata großes Unrecht," sagte er, strenger, als er je mit Adelheid gesprochen, „und es schmerzt mich tief, ein so hartes, ungerechtes Urtheil von Deinen Lippen zu hören, Adelheid, ich dachte, daß Du einen Charakter wie Beatas besser verstehen und würdigen könntest! sie steht so weit über — — —"

„So, so, Graf Stauffen!" unterbrach ihn Adelheid, sich plötzlich nach ihm umwendend; ihr Ton blieb kalt und verächtlich wie zuvor, aber der Zorn loderte auf in ihren dunkeln Augen. „Bitte, thun Sie sich doch keinen Zwang an, reden Sie ganz frei, so wie es Ihnen vom Herzen kommt! Also diese heilige Beata steht so weit über mir, Ihrer Braut, das wollten Sie doch sagen, nicht wahr? daß ich eigentlich nicht werth bin, den Saum ihres Kleides zu berühren!"

„Du weißt recht gut, daß ich das nicht sagen wollte, Adelheid," entgegnete Felix und sah ihr voll in die Augen; „hättest Du mich ausreden lassen, so würdest Du mich nicht mißverstanden haben. Ich gebe aber gerne zu, daß ich Beata für ein besonders begabtes Wesen halte, für eine Natur, die in ihrem Selbstvergessen, ihrer Opferfähigkeit und Selbstüberwindung weit über dem Gewöhnlichen steht und daß wir alle vieles von ihr lernen könnten!"

„Auch das noch!" hohnlachte Adelheid, „wahrhaftig, Felix, Du vertheidigst Dich schlecht, denn Du gehst ja noch weiter, als ich Dir zumuthete, nicht nur stellst Du diese makellose Jungfrau als einzig in ihrer Art dar, sondern Du machst sie mir sogar zum Vorbild! Es wäre Dir wohl lieb, wenn ich auch im grauen Kleide einherginge?! Doch nun es einmal so weit gekommen," unterbrach sie sich plötzlich, „so laß mich Dir's nur sagen, Felix, daß ich sie hasse, diese Beata Kröger, ja, ich hasse sie!" fuhr sie fort und drückte ihre Hand schwer auf den Arm ihres Bräutigams, daß sich ihre Nägel tief in das Tuch seines Rockes eingruben, dann stieß sie ihn von sich und ging heftig im Zimmer auf und nieder, indes Felix ihr staunend nachsah. So gereizt hatte er sie noch nie gesehen — und doch, wie schön sie aussah! Die glühenden Wangen, die sprühenden Augen, ein herrliches, wenn auch ein etwas erschreckendes Bild! — Und gehörte nicht eine große Kühnheit dazu, dieses wundervolle Weib sein eigen zu nennen und leiten und lenken zu wollen? Da war es ihm, als rufe eine unsichtbare, leise Stimme ihm zu: „Nur durch Liebe! nur durch Liebe!"

Er ging Adelheid nach und schlang die Arme um sie.

„Was hat sie Dir nur gethan, die arme Beata?" frug er mild.

Sie schüttelte ihn ab.

„Was sie gethan hat? Euch alle hat sie umstrickt, mit ihren Ränken! Den Papa, Herrn von Brugk, und — —"

„Den Baron?" rief Felix erstaunt, „wahrhaftig, das hätte ich nicht geglaubt!"

„Ja, meinst Du nicht, daß ich scharfe Augen habe? Das hatte ich längst heraus, dem hat sie's schon lange angethan — und Dir auch!"

„Mir?" sagte Felix lächelnd, „nun wirst Du wirklich absurd in Deinen Behauptungen, Adelheid, wie kannst Du nur so etwas sagen?"

„Ich sage, was ich will," entgegnete sie und warf den Kopf zurück, „auch will mir Dein zurechtweisender Ton heute garnicht gefallen. Felix, ich rathe Dir, ändere ihn!" und ehe er antworten konnte, war sie zur Thür hinaus.

In tiefem Sinnen blieb er auf der Stelle stehen, wo sie ihn verlassen. Ein Schatten zog über sein schönes Gesicht. „Wie soll es gehen, in der Zukunft?" frug er sich verzagt, „wird es sich je beugen lernen, jenes stolze, ungebändige Herz?!"

Und wieder war es ihm, als höre er eine wohlbekannte Stimme leise die Worte flüstern: „Nie ablassen — nie ablassen in der Liebe!"

XII.

Wer hat nicht in seinem Leben Abschied genommen von altbekannter Stätte? In wessen Augen haben nicht einmal wenigstens Thränen gestanden, indem sie auf liebe Gestalten blickten — zum letzten Mal? Hier und da mag es ja einzelne Bevorzugte geben, die solche Empfindungen noch nicht kennen lernten, allein sie bilden wohl die seltensten Ausnahmen, und über die meisten Menschenleben könnte man die Devise Giovanni Goitas als Ueberschrift setzen: „Etcetera", „und so weiter!" ein Pilgerdasein und ein Pilgerspruch!

Ist es doch ein stetes Losreißen und Aufgeben, ein Verwandelt-

werden in uns selbst und um uns her; und wo wir nicht verlassen, da werden wir verlassen, wo wir nicht fortgehen, geht man von uns fort; die Gegenwart ist, ohne daß wir uns selbst Rechenschaft über ihr Entschwinden geben, zur Vergangenheit geworden; mit fremdem Antlitz starrt unser eigenes Ich uns an, sind wir allein denn dieselben geblieben?

Ja, war sie denn noch dieselbe, wie vor wenig Tagen nur? frug sich Beata, als sie sich am Tage ihrer Abreise zum letzten Male in ihrer kleinen Stube allein befand. Alle Vorkehrungen zur Reise waren getroffen, der bescheidene Koffer gepackt, der kurze Gottesdienst in der Kirche vorüber, in welchem die Scheidende zu ihrem schweren Beruf eingesegnet worden. Noch klang es in Beatas Ohren nach:

„Viel Glück zur Pilgerreis'
Es ist des Herrn Geheiß,
Wer könnt's unterlassen?“

Auch das war vorbei.

Es war gegen Ende Octobers, und der Tag war trüb und regnerisch gewesen. Schon fing es an zu dämmern.

Die Reisenden wollten das Nachtschiff benutzen, um bis zum folgenden Abend den Seehafen erreichen zu können, wo ihre Einschiffung stattfinden sollte.

Lange hatte Beata bei ihrem Vater gesessen. Sie hatten von der Mutter geredet und von Beatas künftigem Wirkungskreis; von ihrer Thätigkeit unter den armen Negerkindern, und wie sie dort so ganz besonders eine Segenspendende werden könne.

Vom nahen Abschied redeten sie nicht viel, wohl aber von einem Wiedersehen dort, wo es keine Trennung gibt.

Und dann hatte Beata zum letzten Mal ihres Vaters kleine Studirlampe angesteckt und sie auf seinen Schreibtisch gesetzt; wenn diese erlöschte, so würde sie hinausgezogen sein aus dem Vaterhause in die dunkle Nacht, in die dunklere Zukunft hinein, und die einzigen Thränen, die Beata an dem Tage vergossen, fielen heiß aus ihren Augen nieder.

Dann war sie in ihr Zimmer gegangen, um noch eine kurze Zeit der Ruhe und Sammelung zu suchen, ehe es Zeit zum Aufbruch war.

Wie öde und unwohnlich sah es hier schon aus! die schlichten Wände waren der wenigen, einfachen Bilder und Erinnerungen beraubt, die sonst ihren einzigen Schmuck bildeten — ein verwelkter Blumenstrauß lag auf dem Tische.

Beata stand lange am Fenster und schaute hinaus in die Abenddämmerung.

Dort blickte das blaue Schieferdach der Mädchenanstalt hervor, wo sie am täglichen Unterrichte theilgenommen. Da lag der kleine Garten, in dem sie als Kind mit Felix gespielt, und wo sie noch vor wenig Wochen um ihn gelitten und gerungen — und auch jetzt noch wandten sich ihre Gedanken zu ihm hin.

Wie hatte sie ihn geliebt, in jenen goldenen Kinderjahren, in denen er ihr Gespiele, Freund und Bruder, ja, alles in allem gewesen! Dann kam die Erinnerung an sein Fortgehen, wo er sie weinend in seinen Armen gehalten und ihr gesagt, sie solle seine geliebte kleine Schwester bleiben, immer, immer; und wie in ihrer Kinderseele mit dem ersten Schmerz auch die erste Ahnung einer Liebe einzog, wie man sie nur einmal empfinden kann.

Die zehn Jahre, die nun folgten, wie rasch waren sie dahingeflogen in stiller Einförmigkeit, in der friedlichen Heiterkeit eines glücklichen Familienlebens, wo doch wie ein rother Faden sich die Erinnerung an Felix hindurchzog! Der Glaube an ihn, daß er derselbe bleiben würde, auch draußen in der großen, weiten Welt; das treue Festhalten an allem, was er gesagt und versprochen, und seine, wenn auch spärlichen, doch so herzlichen Briefe hatten die Lichtpunkte gebildet, an denen die Erinnerung noch gerne haften blieb. In erster Zeit waren einige derselben an die „liebe kleine Schwester“ gerichtet gewesen, sie hatte sie alle aufbewahrt und fast auswendig gelernt; später hatte er nur den Eltern geschrieben, und in den letzten Jahren auch an diese fast gar nicht mehr, doch auf seine Rückkehr und seine Treue hatte sie gezählt, wie man auf die Sonne baut, daß sie wieder aufgehen wird, trotzdem sie vor unseren Augen am Horizonte verschwindet. Inwiefern sie seine Rückkehr mit sich selbst und ihrer Zukunft in Verbindung gebracht, war ihr damals noch ganz unklar gewesen, sie hatte garnicht darüber nachgedacht, es war genug, daß er kam.

Und er war gekommen, und in jenem ersten Wiedersehen war es auf Beatas Seele gefallen, wie der Reif in einer Frühlingsnacht, die jungen Knospen und Blüten, sie waren geknickt und dahin.

Zuerst war es ihr gewesen, wie jemandem, der aus tiefem Schlummer plötzlich geweckt wird, und der nicht recht begreifen kann, was um ihn vorgeht. Dann kam es wie ein großes, schmerzliches Erstaunen über sie. Ihr eigenes Herz war so stark und treu, daß sie es nicht zu fassen vermochte, wie andere es weniger sein konnten, und lieber schob sie auf jede andere erdenkliche Ursache den Grund von Felix verändertem Wesen, als auf den der Untreue und Gleichgültigkeit.

Doch als sie seine Leidenschaft zu Adelheid vor ihren Augen hatte wachsen und zunehmen sehen, da hatte sie erst die ganze Stärke ihrer eigenen Gefühle für ihn erkannt; allein ihr edles Herz klagte nur sich selbst an, daß es sich unbegehrt in Liebe hingegeben, daß sie, die weltentsagende Herrnhuter Schwester, ihr Dasein als unzertrennlich von dem des Erben einer Grafenkrone gedacht; und also hatte sie überwunden und nur noch betende Hände erhoben für ihn und sein Glück.

Und jetzt blieb ihr noch eins zu thun übrig, wodurch sie vor ihrem eigenen Herzen das Zeugniß ablegen mußte, daß kein Schatten je Felix' geliebtes Bild in ihrer Erinnerung trüben solle. Sie machte Licht, und jenen Brief hervorziehend, den ihr der Baron gegeben, und den sie seitdem wie ein erschreckendes Geheimniß in dem verborgensten Fach ihres Schreibtisches aufbewahrt, hielt sie ihn an die Flamme und ließ ihn langsam verbrennen.

Dann athmete sie hoch auf. Sie fürchtete nicht mehr die Drohungen jenes grausamen Mannes, durch den sie so viel gelitten; es war ihr nicht mehr bange um Felix, denn seitdem sie ihre eigene Schwachheit erkannt und alles in Gottes Hände gelegt, war sie stark und ruhig geworden.

Stark und ruhig, wenn auch marmorbleich trat sie kurz darauf in ihrem einfachen grauen Reisekleide in die Wohnstube ein, wo ihr Vater, ihre Tante und einige wenige Freunde ihrer warteten. Unter diesen Gräfin Asta.

Beata hatte am vorhergehenden Tage vom Grafen Weißenrode Abschied genommen; er hatte von seinem alten Vorrecht Gebrauch gemacht, und ihre weiße Stirne mit seinen bärtigen Lippen berührt und sie, um doch ja seine eigene Rührung nicht aufkommen zu lassen, ein über das anderemal ein „albernes Mädel“ und seine „treulose, kleine Herrnhuterin“ genannt.

Adelheid hatte aber mit so kalten Worten, und einem so verächtlichen Blick ihr ein kurzes Lebewohl gesagt, daß es sie zu jeder anderen Zeit bitter geschmerzt hätte, doch war es, als halte eine unsichtbare Hand ihr Herz in seiner Hut, so daß nichts mehr dessen Frieden zu stören vermochte.

Auch jetzt lächelte sie freundlich, als Asta sich um ihren Hals hing und ihr sagte, daß Felix vorgehabt sie zu begleiten, allein von Adelheid wegen irgend einer Berathung zurückgehalten worden sei; er hoffe noch zur rechten Zeit vor Abgang des Schiffes am Landungsplatze einzutreffen.

„Ich fände es unverzeihlich von ihm, wenn er es nicht möglich machte,“ schloß Asta, „in acht Tagen werden die beiden sich ja ganz besitzen, da können sie sich wahrhaftig jetzt noch auf eine Viertelstunde trennen.“

„Und sollte es ihm doch nicht möglich sein,“ sagte Beata ruhig, „dann übernimmst Du meinen Abschiedsgruß an ihn, nicht wahr, liebe Asta? Und sagst ihm, daß ich mich immer sehr, sehr freuen werde, von seinem Glück zu hören!“

Dann nahm sie ihres Vaters Arm und ging mit ihm voran, durch die stillen, nur spärlich erleuchteten Straßen. Die andern folgten. Der Regen hatte aufgehört, aber die Atmosphäre war feucht und drückend, und schwere Wolken hingen am Himmel, als wollten sie sich nach kurzem Rasten wieder herabsenken auf die Erde.

Das Dampfschiff ließ lange auf sich warten, und still und ernst saß die kleine Gesellschaft im Wartezimmer beisammen.

Es waren für Beata die schwersten Augenblicke des Tages; sie war so fertig mit allem, alles war durchgesprochen und erledigt worden. Der Tante hatte sie mit heißen Worten alles ans Herz gelegt, was zu den kleinen Gewohnheiten und Bequemlichkeiten ihres Vaters gehörte, und diesem wieder und immer wieder gedankt für all sein Lieben und treues Sorgen, und jetzt war es ihr wie ein lang hin-



Garde du Corps. Wrangel. Der Kronprinz. Prinz Friedrich Carl. Prinz Carl. Bismarck. Roon. Prinz August von Württemberg. Steinmetz. Vogel von Falckenstein. Moltke.

König Wilhelm mit seinen Generälen.

gezogenes Sterben, neben ihm zu sitzen, seine Hand in der ihren zu halten, und auf seine schönen, edlen Züge zu blicken — zum letzten Mal. Endlich ertönte die Glocke, und einen weiten Bogen umschreibend, sah man das Schiff mit seinen bunten Lampen dem Landungsplatze nahen.

Convulsivisch schluchzend hatte sich Asta in Beatas Arme geworfen. Mit sanfter aber fester Hand zog Pastor Kröger die Tochter hinweg. „Mein Kind, meine Gesegnete! so ziehe mit Gott!“ sagte er mit tiefem Gefühl. Dann führte er sie zu ihren Reisegefährten, die bereits das Schiff bestiegen hatten.

Schon war er auf die Landungsbrücke zurückgekehrt, und die Schiffsleute zogen das schmale Bret hinweg, welches jene mit dem Dampfschiff verbunden hatte, da kam eine dunkle Männergestalt nach dem Ufer hingeeilt, mit langen Schritten bis an den äußersten Rand der Landungsbrücke stürmend.

„Zu spät! zu spät!“ riefen ihm die Umstehenden nach, die in ihm einen Mitreisenden wähnten.

Ihm grade gegenüber, an das Geländer des Schiffes gelehnt, stand Beata, wie ein bleiches Marmorbild. Doch jetzt sah sie ihn, und in ihren großen, thränenlosen Augen leuchtete eine hohe Freude auf, als danke sie für die Erfüllung eines letzten Wunsches.

Der junge Graf streckte den Arm nach ihr aus, allein durch das Abwenden des Schiffes wurde der Raum zwischen ihnen immer breiter, so daß es ihm unmöglich war, sie zu erreichen.

Er nahm den Hut ab. „Beata!“ rief er, und beugte das Haupt, als verlange er einen Segensspruch von ihren Lippen.

Sie aber hob ihre weiße Hand, halb grüßend, halb segnend.

„Felix!“ klang es zu ihm hinüber; dann legte sich die Dunkelheit zwischen sie. Hoch auf spritzten die rauschenden Wogen, und bald zeigte nur noch das rothe Licht, hoch am Maste, welchen Weg das Schiff genommen; auch dieses wurde kleiner, immer kleiner und verschwand.

Langsam wiegte sich der mächtige Strom zur Ruhe.

Melodisch, und in immer längeren Zwischenräumen schlugen die Wogen am Ufer an; ein letztes heimatliches Schlummerlied für sie, die hinausgezogen in ein fernes Land.

XIII.

Die Wolken waren fortgezogen, der Himmel war wieder klar, und nach dem vorhergehenden Regentage schien die Sonne hell und warm auf die herbstliche Landschaft, wie ein letzter Gruß des längst geschiedenen Sommers, ein letztes sich Aufraffen der Natur, vor dem todtenähnlichen Schlummer des nahenden Winters.

Alles ging seinen gewohnten Gang, als ob es keinen Trennungsschmerz, kein Auseinanderreißen gäbe, als ließen sich die Thränen, die über Nacht geweint, eben so schnell vergessen, wie der Regen, der die Erde netzte.

Gräfin Adelheid Weißenrode saß allein im Salon, am hellflackernden Kaminfeuer. Trotz des Sonnenscheins war es doch schon recht empfindlich kühl in den ersten Vormittagsstunden, sowie am Abend.

Die Comtesse trug ein elegantes Négligé von einem feinen, weißen Wollenstoff, mit amaranthrothen Schleifen reich verziert, die Farbe, die ihr am besten stand, und ein vollendet schöneres Bild konnte man sich kaum vorstellen, als das, welches sie darbot, wie sie dort in den weichen Polstern zurücklehnte, eine Modezeitung in der Hand. Nur den Ausdruck hätte man ändern mögen, er war so stolz und selbstbewußt, und etwas Lieblichkeit hätte dem schön geschwungenen Munde gar gut gestanden.

Es mochte wohl dazu kommen, daß Gräfin Adelheid sich einsam und gelangweilt fühlte, denn ein halblauter Ausdruck des Mißmuthes drang ein paarmal aus ihren Lippen, und sie gähnte öfters.

„Guten Morgen, gnädigste Comtesse! so ganz allein?“ bemerkte Herr von Brugk, mit seinem gewohnten leisen Schritt hereintretend, „ist es da erlaubt, Ihnen etwas Gesellschaft zu leisten?“

„Wenn Sie Lust haben,“ antwortete Adelheid und deutete auf einen ihr gegenüberstehenden Stuhl, „da Sie sich ebenso wie Felix, beim Frühstück entschuldigen ließen, glaubte ich, daß Ihre schmerzbewegten Gefühle Ihnen heute nicht gestatten würden, mit gewöhnlichen Menschen umzugehen!“

„Mein Nichterscheinen heute früh kam daher, daß ich mich verschlafen hatte, und durch unpünktliches Kommen den Zorn des Herren Grafen nicht erwecken wollte,“ erwiderte der Baron, indem er Platz nahm, „allein Ihre Anspielung bedaure ich nicht verstanden zu haben, gnädigste Comtesse, und muß um Aufklärung bitten.“

„Nun,“ sagte Adelheid spöttisch, „ich denke, ein so glühender Anbeter von Fräulein Kröger, wie Sie es waren, sollte bei deren Abreise wenigstens aufs tiefste ergriffen sein.“

„Da scheint mir doch ein Mißverständniß vorzuliegen, Comtesse,“ entgegnete der Baron, ohne auch nur eine Miene zu verziehen, „ich bin mir nicht bewußt, durch mein Auftreten irgend welchen Grund zu einer solchen Anklage gegeben zu haben.“

„O, als Anklage sollte meine Bemerkung nicht gelten,“ erwiderte Adelheid wie zuvor. „Sie hatten ja in der Wahl des Gegenstandes Ihrer Huldigungen, nach der Ansicht gewisser Leute, grade den edelsten und reinsten Geschmack gezeigt! Mein Bräutigam zum Beispiel betrachtet Fräulein Kröger als eine Zierde unseres Geschlechts.“

Sie lachte bitter und warf den Kopf zurück. Herr von Brugk strich sich langsam über den wohlgepflegten Schnurrbart, ein schlimmes Lächeln umzog seine Lippen.

„Wirklich?“ sagte er mit Betonung. „Ich wußte nicht, daß Graf Stauffen so rückhaltlos sogar gegen Sie seine Gefühle für Fräulein Beata ausspräche, das ist eine Offenherzigkeit zwischen Brautleuten, wie sie gewiß ebenso selten, als schätzenswerth ist. Was mich anbelangt, gnädigste Comtesse, so sind Sie jedenfalls falsch berichtet worden, es wäre mir, selbst wenn mich darnach gelüstet hätte, nie eingefallen, dort eine Annäherung zu versuchen, wo Graf Felix so ganz und gar das Feld behauptete!“

Eine dunkle Röthe schoß in Adelheids Wangen auf. „Das war ja sehr rücksichtsvoll von Ihnen!“ sagte sie bitter, „übrigens behauptete mein Bräutigam immer, daß seine häufigen Besuche im Pfarrhause dem Pastor gälten. Auch heute früh ist er wieder hin, um, wie er sagte, sich zu erkundigen, wie es seinem Pflegevater gehe. Ich verwünsche diese Leute!“ rief sie in plötzlich aufwallendem Zorn.

„Lassen Sie sich durch dergleichen nicht außer Fassung bringen, gnädigste Comtesse!“ sprach Herr von Brugk beruhigend, „wo ein so schönes Verhältniß besteht, wie zwischen Ihnen und Graf Felix, da wird er Ihnen nichts vorenthalten, sogar die letzten Abschiedsgrüße nicht, und die Versicherung eines treuen Gedenkens seitens Schwester Beatas, die von den Lippen ihres Vaters in Empfang zu nehmen, er heute gewiß gegangen ist!“

„Sie spotten, Herr von Brugk!“ entgegnete Adelheid scharf und warf ihm einen feindlichen Blick zu.

„Keineswegs, gnädigste Gräfin!“ erwiderte er betheuernd, „Sie beurtheilen mich schon wieder durchaus verkehrt, es war wirklich der aufrichtige Ausdruck meiner Gesinnungen, als ich Ihnen vorhin sagte, wie sehr ich ein solches Vertrauen zwischen Brautleuten bewundere und hochstelle, besonders wo, wie ich in diesem Falle annehme, Graf Stauffen Sie ganz und gar in allen Dingen zu seiner Vertrauten macht?“ Seine kleinen Augen blickten durch die Brillengläser scharf auf die Gräfin hin.

„Was soll ich unter dieser Aeußerung verstehen?“ frug sie stolz.

„Nun, nichts mehr und nichts weniger, als was ich sagte,“ bemerkte Hugo leichthin, „doch verzeihen Sie die Indiscretion der Frage! Ich habe zufällig von jeher so manchen Einblick in die Stauffenschen Familienverhältnisse gethan, indem ich mit dem damaligen einzigen Sohn und Erben sehr nahe befreundet war, daß ich immer noch ein Recht zu haben glaube, mein altes Interesse zu bekunden und nicht ganz als ein Fremder betrachtet zu werden. Graf Felix hat allerdings alle meine Annäherungsversuche zurückgewiesen — er wird seine Gründe haben, ich begreife, warum ich ihm unbequem bin — ebenso, daß er Sie, Comtesse, in jene eingeweiht hat und Sie seine Ansichten theilen. Also nochmals — Verzeihung.“

Er erhob sich, um zu gehen.

„Bleiben Sie!“ herrschte Adelheid ihn an und richtete sich gebieterisch auf. „Was meinen Sie damit, daß Sie Andeutungen fallen lassen, von denen Sie wissen, daß ich sie nicht verstehen kann? Glauben Sie mit mir spielen zu dürfen, Herr von Brugk? Ich verlange eine Erklärung Ihrer Worte, und das sofort — in dieser Stunde noch!“

„Mein Gott, gnädigste Comtesse, was habe ich gethan?“ entgegnete Hugo mit scheinbarem Entsetzen. „Wäre es möglich, daß ich bestimmt bin, Sie in jenes unselige Geheimniß einzuweihen? Doch nein, Sie wollen mich nur irre führen, Sie wünschen nicht, mich in

Ihr Vertrauen zu ziehen; es wäre ja unfaßlich, daß Graf Felix so unredlich, so unehrenhaft an Ihnen handeln könnte! nein," setzte er, wie zu sich selbst redend, hinzu, „so schlecht will ich nicht von ihm denken!"

„Kein Ausweichen, Herr von Brugk!" rief Adelheid, und ihr ganzer Körper bebte vor innerer Erregung, „Sie müssen, Sie sollen mir alles sagen! Daß ich nichts von alledem weiß, worauf Sie hindeuten, haben Sie wohl längst begriffen, nun reden Sie, ich will es!"

Der Baron hatte wieder Platz genommen, nun bog er sich vor und fixirte die Gräfin scharf, um die Wirkung seiner Worte zu beobachten.

„Wollen Sie mich glauben machen, Gräfin Adelheid, daß Ihnen Ihr Bräutigam nie von seinem Bruder, seinem älteren Bruder, gesprochen hat?"

„Felix hat nie einen Bruder gehabt!" erwiderte die Comtesse. „Die erste Frau seines Vaters hatte allerdings einen Sohn, der in seinem zweiundzwanzigsten Jahre starb."

„Das hat Ihnen Graf Felix gesagt?"

„Gewiß! Warum nicht? Es ist eine mir gänzlich gleichgültige Thatsache."

„Weniger gleichgültig würde es Ihnen aber sein, zu vernehmen, daß jener Bruder lebt, nicht wahr?"

„Warum stellen Sie denn solche leere Suppositionen auf, Herr von Brugk?" sagte Adelheid gereizt, aber er sah ihr an, daß sie beunruhigt war.

„Es ist aber keine leere Supposition, gnädigste Gräfin," erwiderte Hugo langsam, wie vorhin, „denn jener ältere Bruder, Graf Karl Adolf Stauffen, lebt, und wird binnen kurzem seinem jüngeren Bruder das ihm so lange unrechtmäßig vorenthaltene Majoratsrecht streitig machen."

Adelheid war leichenblaß geworden, aus ihren Augen sprühte es wie Blitzeszucken. „Und das weiß Felix?" frug sie in gellendem Tone.

„Daß sein Bruder zu seinen Gunsten enterbt wurde, weiß er ohne Zweifel," entgegnete der Baron, „denn wiewohl Graf Felix damals noch ein Kind war, und es seine Mutter gewesen, die sowohl das Verschwinden des Sohnes aus ihres Mannes erster Ehe, sowie das Eintreten ihres eigenen Kindes in die Rechte jenes bewerkstelligte, ist es doch nicht anzunehmen, daß Graf Felix über diese Thatsachen in Unwissenheit blieb, allein es konnte ja nur zu sehr in seinem eigenen Interesse liegen, sich wenigstens unwissend zu stellen!"

„Der Heuchler!" brachte Adelheid zwischen den Zähnen hervor, „und das alles sagen Sie mir erst heute?" setzte sie vorwurfsvoll hinzu. „Warum nicht schon längst? — warum — —"

„Gnädigste Gräfin," unterbrach sie Hugo mit glatter Ehrerbietung, „bedenken Sie, daß ich Ihnen vor wenig Monaten als ein Fremder gegenüberstand. Meinem Freunde, Baron Helmstedt, verdanke ich es, daß er mich bei Ihnen einführte, und als die Gastfreiheit Ihres Herrn Vaters mir ein längeres Weilen unter seinem Dache gestattete, und ich das werdende Glück des Grafen Felix und Ihre Verlobung mit erleben durfte, wie hätte ich es gewagt, mich in Familienverhältnisse einzumischen, die ich als längst zwischen Ihnen besprochene Thatsachen betrachten mußte? Sie selbst können es mir bezeugen, daß jene Angelegenheiten nur ganz zufällig im Laufe des Gespräches zwischen uns zur Verhandlung kamen, glauben Sie mir, gnädigste Comtesse, ich bereue tief meine Unvorsichtigkeit!"

„Ei, das ist ja recht menschenfreundlich von Ihnen!" bemerkte Adelheid bitter, „Sie bereuen, daß Sie es nicht zugegeben, daß ich mich mit einem Menschen verband, der mich auf das schnödeste hintergangen hat, und der noch dazu im Begriffe steht, sein unrechtmäßig an sich gebrachtes Vermögen hergeben zu müssen, und als entlarvter Heuchler und Bettler vor der Welt zu stehen!"

„Sie gehen zu weit, gnädigste Gräfin," sagte der Baron im beruhigenden Ton, „einmal nehme ich an, daß Graf Felix sich vollständig gegen die Ansprüche seines Bruders gesichert glaubt, zweitens, wenn sich diese auch, wie ich zu glauben geneigt bin, als vollständig gerechtfertigt erweisen, so bleibt ihm jedenfalls sein Antheil als jüngerer Sohn und das Vermögen seiner Mutter, immer noch hinreichend, um bei mäßigen Ansprüchen ganz standesgemäß auftreten zu können; allerdings in keinem Verhältnisse zu den brillanten Einkünften des Majoratsherrn!"

Adelheid war aufgesprungen und durch das Zimmer gegangen, sie drückte die geballte Faust auf die Stirn.

„Und wer bürgt mir für die Wahrheit dessen, was Sie mir sagen?" rief sie plötzlich, vor dem Baron stehen bleibend.

„Vor allen Dingen Graf Karl Adolf Stauffen selbst," entgegnete er lächelnd, „dessen baldige Rückkehr aus Australien er mir heute morgen selbst mittheilt," er zog zwei Briefe aus der Tasche, „und zweitens die in diesen beiden Briefen genannten Zeugen, die ich jederzeit herbeirufen kann."

Adelheid streckte die Hand nach den Papieren aus. Hugo hielt sie zurück. „Noch einen Moment, gnädige Gräfin! Es ist manches in dem einen Schreiben, was Ihnen unverständlich sein würde, wenn ich nicht ein paar erklärende Worte vorausschicke; erlauben Sie mir das zu thun, ehe ich Ihnen die Briefe übergebe?"

Adelheid warf sich wieder in den Sessel. „Reden Sie!" sprach sie und preßte die Lippen fest zusammen.

„Ich werde mich kurz fassen. Die Thatsache, daß der Vater des Grafen Felix zweimal verheirathet war, und daß seine erste Gemahlin bald nach der Geburt eines Sohnes starb, ist Ihnen bekannt?" — Adelheid nickte.

„Ich weiß nicht, ob Ihnen der Charakter des alten Grafen ebenfalls geschildert worden ist," fuhr Hugo fort, „er war ein höchst eigenthümlicher, excentrischer, vom heftigsten Jähzorn beherrschter Mann. Die einzige mildernde Regung seines Lebens scheint seine Liebe zu seiner ersten Frau gewesen zu sein, er hatte eine Art von Abgötterei mit ihr getrieben und ein eben so unnatürlicher, wie unberechtigter Haß erfaßte ihn gegen das Kind, das ihr das Leben gekostet. Kaum daß er den kleinen Karl Adolf in seiner Nähe ertrug, und so früh es irgend ging, schaffte er ihn ins Cadettencorps, wiewohl durchaus kein Grund vorlag, weshalb der einzige Sohn und künftige Majoratsherr eine ausschließlich militärische Erziehung genießen sollte; es geschah augenscheinlich nur, um den Knaben los zu sein. Ich befand mich damals ebenfalls im Cadettenhaus, und von da ab datirt meine Freundschaft mit Karl. Er war ein sonderbarer Junge. Des Vaters jähzorniges Temperament hatte sich auf ihn vererbt, doch hatte er dabei soviel Wärme und Herzensgüte, daß man ihn gerne haben mußte.

„Da er bis dahin gänzlich von seinem Vater vernachlässigt und nur den Dienstboten überlassen worden, läßt es sich denken, daß die Lehrer am Cadettencorps keine leichte Aufgabe mit ihm hatten, und die Zeit änderte wenig darin, er war und blieb ein Querkopf, und die schlechten Zeugnisse und die Klagen der Vorgesetzten bei dem Vater mehrten sich von Jahr zu Jahr.

„Nach Hause kam er nie wieder, denn nach all den schlechten Berichten wollte der Graf ihm in den Ferien die Rückkehr nicht gestatten. Als nun die Zeit des Examens herankam, bestand er natürlich nicht, wurde mehrmals zurückgesetzt, und als es ihm immer nicht gelingen wollte, packte ihn die Verzweiflung — und er machte sich davon. Ich erspare Ihnen die Details seiner Flucht und seines abenteuerlichen Lebens. Eine Zeitlang trieb er sich in Berlin herum, wo ich damals bereits zum Secondelieutenant avancirt war.

„Ich that, was ich konnte, für ihn, um ihm wenigstens sein Leben fristen zu helfen, es war aber ein elendes Dasein.

„Er war nicht ohne Talent, und wußte auf diese und jene Art sich kummervoll zu ernähren; zuweilen verschwand er monatelang und tauchte dann plötzlich wieder auf, nachdem er sich in einer benachbarten Provinz mit irgend einer Schauspielertruppe umhergetrieben.

„Wiederholt hatte er sich an seinen Vater gewendet, und jedesmal waren seine Briefe uneröffnet zurückgekommen; da — er mochte in seinem zweiundzwanzigsten Jahre sein — erschien ein Aufruf an ihn in der Zeitung, worin er um Angabe seiner Adresse ersucht wurde. Er gab diese in der Expedition des Blattes ab und erhielt dagegen ein Schreiben seines Vaters, worin dieser ihm mittheilte, daß er sich wieder verheirathet und ihm ein Sohn geboren worden, den er von nun an zu seinem Erben einsetze, und daß Karl sich nie wieder um Unterstützung an ihn zu wenden brauche, da er ihn von nun an nicht mehr als seinen Sohn anerkenne.

„In wilder Verzweiflung, und seinem ungerechten Vater fluchend, beschloß mein Freund, dem Vaterlande auf immer den Rücken zu kehren, und nach Amerika auszuwandern. Ein paar Mal schrieb er mir von dort, wo er viel Elend durchmachte. Im letzten Briefe, ungefähr vor fünfzehn Jahren geschrieben, theilte er mir mit, daß

er im Begriffe stehe, nach Australien zu gehen, wo er glücklicher zu werden hoffe, als er es bisher gewesen.

„Damit ging mir seine Spur gänzlich verloren, er schrieb nie mehr, und ich glaubte ihn todt.

„Da erhielt ich vor einem halben Jahre unerwartet diesen Brief von seiner Hand. Er hatte ihn an meine alte Adresse geschickt, und nach vielem Umherirren gelangte er endlich in meinen Besitz.

„Sie können sich leicht vorstellen, mit welchem Interesse es mich nun erfüllte, den Grafen Felix hier kennen zu lernen.

„Ich hatte meine besonderen Gründe, weshalb ich ihm nicht gleich meine Bekanntschaft mit seinem Bruder mittheilte, ich wollte damit noch warten. Später, als er so offen seine Abneigung gegen mich zu erkennen gab, zog ich mich selbstverständlich zurück, zumal ich den Grund jener Abneigung nur darin zu finden glaubte, daß er meine Kenntniß jener traurigen Familienverhältnisse erfahren habe, und sich deshalb vor mir fürchte.

„Vor wenig Tagen nun erhielt ich diesen zweiten Brief; und da allerdings frug ich mich, ob es nicht meine Pflicht sei, falls Ihnen jene Thatsachen unbekannt wären, wie ich jedoch nicht glauben konnte, Ihnen die Augen darüber aufzuthun, welch eine Demüthigung und Beschämung vor der Welt Ihrem künftigen Gatten bevorstehe."

„Meinem künftigen Gatten!" wiederholte Adelheid stolz, „wahrhaftig, Herr von Brugk, Sie kennen mich schlecht, wenn Sie glauben, daß ich einem solchen Manne meine Hand reichen könnte!"

„Um Gottes willen, Comtesse!" rief der Baron mit erheucheltem Entsetzen, „Sie werden doch nicht in der Uebereilung handeln? Sie werden den armen Grafen Felix nicht doppelt unglücklich machen?"

„Sie zeigen ja plötzlich eine sehr rührende Theilnahme für Graf Stauffen, Herr von Brugk!" sagte Adelheid höhnisch, „um mich und mein Geschick scheinen Sie sich weniger zu kümmern!"

„Gräfin Adelheid!" sagte Hugo mit Pathos und legte die Hand aufs Herz, „wie wenig können Sie meine Gefühle errathen, wie wenig geahnt haben, was ich diesen Sommer hindurch gelitten, sonst könnten Sie nicht so hart über mich urtheilen!"

„Und nun die Briefe!" unterbrach sie ihn kurz.

Er reichte sie ihr und wollte gehen.

„Noch eins!" sagte Adelheid, die ganz wieder ihr gewohntes kaltes Wesen angenommen, „was Sie mir so eben mitgetheilt, bleibt unter uns, bis ich es für gut finde zu reden, ich selbst muß diesen Heuchler demaskiren!"

„Sie haben ganz über mich zu befehlen, gnädigste Comtesse!" antwortete Hugo, sich tief verbeugend, dann verließ er das Zimmer. Adelheid riß hastig die Briefe auf und breitete sie vor sich aus.

Der erste war von Anfang des Jahres und aus Paramatta in Australien datirt. Es war ein langes Schreiben, dessen Abschrift wir gestern von Beatas Händen den Flammen übergeben sahen.

Der Schreiber fing damit an, daß er an Hugos einstige Freundschaft appellirte und sich ihm ins Gedächtniß zurückrief.

Er wiederholte in bitteren Ausdrücken die Unbill, die er von Jugend an erfahren, und klagte in den heftigsten Worten seinen Vater an, der ihn so ungerecht behandelt, und den Bruder, der in seine Rechte eingetreten.

„Bis jetzt war mir's auch gleichgültig," fuhr das Schreiben fort, „denn ich war reich und glücklich geworden, und konnte ihm sein widerrechtlich erworbenes Gut mit Verachtung überlassen, allein jetzt ist es anders geworden. Durch eine unglückliche Spekulation habe ich den größten Theil meines Vermögens eingebüßt, und habe nicht Lust, in meinem Alter wieder von vorne anzufangen, wenigstens nicht ohne einen Versuch zu machen, mein angestammtes Erbe wieder an mich zu bringen. Sobald ich meine Geschäfte hier abwickeln kann, wahrscheinlich noch im Laufe dieses Jahres, will ich nach Europa zurückkehren, und dann soll es hart hergehen, wenn es mir nicht gelingt, vor Gericht zu beweisen, daß jene veränderte Erbfolge von meiner Stiefmutter meinem Vater zu Gunsten ihres eigenen Sohnes abgepreßt wurde, ohne daß er das Recht hatte, auf diese Weise zu handeln. So hoffe ich denn das Beste, und jedenfalls glaube ich annehmen zu können, daß mein Stiefbruder, der wohl ebenso ränkesüchtig wie seine Mutter, viel von seiner Stellung und der Achtung der Welt einbüßen wird, wenn es erst in die Oeffentlichkeit gelangt, auf welche unehrenhafte Weise er sein fettes Erbe errungen und bisher behalten hat."

Der zweite Brief war von England aus geschrieben, und kündigte die baldige Ankunft des Schreibers an. „Nur noch ein paar Tage," lauteten die Schlußworte, „und ich sehe die Heimat wieder; nicht mehr — so hoffe ich — um als ein Verstoßener und Geächteter umherzuschleichen und ein elendes Dasein zu fristen, sondern als der, welcher sich ohne Scheu und mit vollem Recht nennen kann

Karl Adolf, Graf zu Stauffen."

(Schluß folgt.)

Der treue Bundesgenosse.

Von den Alpen bis zum Meere durchzieht der gewaltigste Strom der Einheit Deutschlands Völker, und aller Zwist im Hause schweigt, wo es gilt, in den heiligen Krieg gegen den gemeinsamen Feind zu ziehen. Und wie die Stämme aus Nord und Süd einträchtig beisammen stehen, so sind auch Deutschlands Fürsten eines Sinnes engverbunden; sie, unter denen Hader so oft geherrscht, sie reichen sich die Bruderhand, um gemeinschaftlich, alle für einen und einer für alle, geschart um das Bundesoberhaupt, den Kreuzzug zu beginnen gegen den Neffen des Mannes, gegen dessen Oheim schon ihre Väter vereint gekämpft.

Keiner, keiner fehlt. Die vor wenig Jahren im Bruderzwiste noch sich gegenüberstanden, sie wetteifern in Bruderliebe und Bundestreue. Als König Johann von Sachsen 1866 an der Spitze seines tapferen Heeres wieder heimkehrte in das schöne Sachsenland, da sprach er die goldenen Worte: „Mit derselben Treue, wie ich zu dem alten Bunde gestanden, werde ich auch an dem neuen halten." Und wahrlich, nicht ein Schatten von Makel behaftet dieses königliche Wort. Redlich und mit Eifer hat der König am Ausbau des norddeutschen Bundes mitgewirkt, und sein Heer, in Waffenbrüderschaft mit dem preußischen verbunden, ist gleich jenem verschmolzen in der deutschen Armee. Wenn heute wir das Bildniß des ruhm- und sieggekrönten Bundesfeldherrn an die Spitze unsres Daheim stellen, so wollen wir es nicht hinausgehn lassen, ohne ihm das Porträt seines treuen Bundesgenossen beizugesellen — denn in diesen beiden gekrönten Häuptern versinnbildlicht sich gleichsam ganz Deutschland. Hier Deutschlands Kraft und Schwert, dort Deutschlands Wissenschaft und Gerechtigkeit.

König Johann, ein echter Friedensfürst, der am 9. August 1854 den Thron seiner Väter bestieg, ist in weiteren Kreisen durch seine wissenschaftliche Thätigkeit bekannt geworden. Abgesehen von dem Studium einiger Zweige der Naturwissenschaften, ferner der höheren Sprachvergleichung, zu welchem Zwecke er selbst die Schwierigkeiten des Sanskrit zu überwinden unternahm, sind es besonders zwei Zweige der Literatur, denen er mit Vorliebe sich zuwandte. Von dem Verlangen beseelt, die ehrwürdigen Quellen unsrer Religion in der Ursprache lesen zu können, wandte sich Prinz Johann vor vierzig Jahren dem Studium der griechischen Literatur zu und brachte es, unterstützt durch die Gaben seines Geistes und in Folge seines eisernen Fleißes wie seiner bewunderungswürdigen Ausdauer dahin, daß er die Freude hatte, die edelsten Erzeugnisse des althellenischen Geistes lesen zu können. So wurden Homer, Plato, Thukydides Vertraute seiner Muße, so wandte er sich in einer Zeit, in der er es für angemessen hielt, sich von der Theilnahme an der Gesetzgebung des Staates zurückzuziehen, der Politik des Aristoteles zu.

Gleichzeitig aber mit diesen griechischen Studien fesselte ihn eine andere wissenschaftliche Aufgabe, die für ihn ganz eigentlich zur Lebensaufgabe wurde. Frühzeitig hatte ihn, den mit italienischer Sprache und Literatur Vertrauten, die Riesengestalt des Vaters der italienischen Poesie, des Dante Alighieri, angezogen, und nach vertrauter Bekanntschaft mit dessen göttlicher Komödie reifte in ihm der Entschluß, anfangs zu eigener Erholung, später mit bestimmter Rücksicht auf ein größeres Publikum, das gewaltige Gedicht rhythmisch zu übersetzen und zu commentiren. Vor allem zog der Inhalt des Gedichtes, das die gesammte Anschauungsweise der damaligen Welt in politischer wie kirchlicher Hinsicht darstellt, den Prinzen Johann an, und nach den umfassendsten Vorarbeiten, wozu namentlich das



König Johann von Sachsen.

Studium mehrerer Scholastiker jener Periode gehörte, beschenkte 1839—1849 Prinz Johann unter dem bedeutsamen Namen Philalethes das deutsche Volk mit seiner Danteübersetzung und Erläuterung, die alsbald von den Kundigen mit dem Ausdrucke der vollsten Anerkennung begrüßt wurde.

Alle diese Studien ruhten, als er in seinem 53. Jahre den Thron bestieg. Jetzt ging er ganz und ungetheilt in den Regierungsgeschäften auf; er widmete sich nur dem Wohle seines Volkes. Welche segensreiche Folgen aber für ein Volk eine solche Verbindung von Wissenschaft und königlicher Macht, wie sie im Herrscher Sachsens sich findet, haben muß, das hat die nun sechszehnjährige Regierung König Johanns bewiesen, dem die ungetheilte Liebe seiner Sachsen entgegenschlägt, dessen Namen den besten Klang im weiten deutschen Vaterlande und darüber hinaus hat. A. M.

Frankreichs Raub an Deutschland.

— Dort an den Vogesen
Liegt ein verlornes Gut,
Da gilt es deutsches Blut
Vom Höllenjoch zu lösen.

Es kommt ein Tag der Rache
Für aller Sünder Haupt,
Dann sieget Gottes Sache,
Da schauet, wer geglaubt!

Max von Schenkendorf.

Voll Lug und Trug und Hinterlist, voll verrätherischer Tücke, schamlosen Verraths und niedriger Heuchelei ist allzeit der Wälschen Gebahren gegen Deutschland gewesen. Man hat uns belogen, betrogen, bestohlen von den Zeiten an, da unser Vaterland tief erniedrigt, zerspalten und zerstückelt eine Beute der Fremden dalag, und auch heute noch ist dieser selbe Geist nicht erloschen in Frankreichs Volk und Regierung, noch heute klingt das wüste Geschrei

nach unserem Rhein bei ihnen wieder, noch heute erhebt mit gleichem Fanatismus sich Europas Störenfried zu neuen Schandthaten!

Die Geschichte, die Lehrmeisterin des Lebens, die als getreuer Eckart warnend uns zur Seite steht, sie ist es, die wir in diesen Tagen anrufen, an deren Hand wir unserem Volke erzählen wollen, was Frankreich an uns verbrochen, um zu zeigen, was wir von ihm zu gewärtigen haben, was wir gut machen müssen. Aber nicht uns allein ist es so ergangen. Kaum ein Jahrzehnt ist vorüber, daß wir ein ähnliches Spiel gesehen; die Italiener haben an das „uneigennützige" Frankreich Nizza und Savoyen verloren. Der abenteuernde Bonaparte, der Frankreich despotisch beherrscht, dieser Vorkämpfer der „Idee" von Unabhängigkeit und Nationalität, hat die Italiener betrogen, er verhindert die Spanier an der Ausübung einer Königswahl, er giert nach Belgien, zettelt jenseits des Oceans Kriege an und wälzt nun, um den wankenden Thron zu stützen, seine Scharen gegen Deutschland.

Wiederum, wie so oft, erklingt das wüste Geschrei nach den „natürlichen Grenzen". Zu seinem Vortheil hat Frankreich, schon als 1681 Straßburg gefallen war, den geradezu verrückten Satz erfunden: daß Flüsse „natürliche Grenzen" bilden. Aber in allen Ländern und Erdtheilen wird dieser Satz von Völkerkunde und Geschichte Lügen gestraft. Was uns betrifft, so antwortet darauf der Spruch, der in ehernen Lettern eingegraben steht in dem Sockel von Vater Arndts Denkmal zu Bonn: „Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze!"

Für jeden ehrlichen Deutschen ist der Verlust des Elsasses, unserer uralten Vorburg am Oberrhein, eine schmerzlich brennende Wunde, deren Heilung wir jetzt erwarten. Dort oben auf dem Kamme des Wasgangebirges liegt unsere natürliche Grenze, denn das Elsaß war von Anbeginn der Geschichte kerndeutsches, allemannisches Land. Erst seit es uns — und die benachbarten lothringischen Gebiete — von Frankreich gestohlen, wurde dieses vorwaltende Macht in West- und Mitteleuropa. Im Laufe von zwei Jahrhunderten ist freilich viel wälsches Wesen im Elsaß eingedrungen, aber der Kern der Bevölkerung ist noch immer mit allemannischer Zähigkeit deutsch geblieben; wo man den französischen Firniß findet, ist er nur ein Ueberzug, der unter naturgemäßen Verhältnissen bald entfernt werden kann.

Bis 1268 gehörte das Elsaß zum Herzogthum Schwaben; später, als es in eine Menge von reichsstädtischen, geistlichen, fürstlichen und ritterschaftlichen Territorien zerfiel, kam diese herrliche Landschaft an das Haus Oesterreich. Es war ein Bollwerk des Reiches. Schon Kaiser Karl V hatte gesagt: „Wenn Wien und Straßburg gleichzeitig bedroht würden, dann nehme ich im Nothfalle keinen Anstand, Wien preiszugeben, um Straßburg zu retten." Und Friedrich der Große hat nicht minder die hohe Bedeutung des Elsasses für Deutschland und dessen Vertheidigung erkannt. Dafür zeugt sein Ausspruch: „Wasgaus Höh, Deutschlands Thermopylä!"

Aber schon ehe die Franzosen auf die hinterlistigste Räuberart uns das Elsaß entfremdet, hatten sie uns bestohlen. Es war eine Zeit des Jammers, das Reich lag machtlos und zerfahren da. Der urdeutsche, glaubensstarke Gottesmann Luther hatte es seiner Zeit folgendermaßen gekennzeichnet: „Deutschland ist wie ein schöner, weidlicher Hengst, der Futter und alles genug hat; es fehlt ihm aber an einem Reiter. Gleich nun wie ein stark Pferd ohne einen Reiter, der es regiert, hin und wieder in die Irre läuft, also ist auch Deutschland mächtig genug von Stärke und Leuten, es mangelt ihm aber an einem guten Haupt!" Gott Lob, diese Worte galten einst!

Metz, Tull (Toul) und Virten (Verdun) gingen zuerst verloren. Am 5. October 1551, einem Tage des Unglückes und der Schmach für Deutschland, schloß Kurfürst Moritz von Sachsen, als er eben im Namen des Kaisers Magdeburg belagerte, einen heimlichen Bund mit Heinrich II von Frankreich.

Er verrieth ihm nicht nur jene wichtigen Grenzstädte, sondern versprach ihm bei der nächsten Kaiserwahl die deutsche Krone zu verschaffen. Im Frühjahr 1552 brachen die Franzosen gegen die drei Städte los und besetzten sie, während Moritz den Kaiser im Schach hielt. So ging des Reiches „westliches Horn" verloren. Der Kaiser, innerlich gebrochen, versuchte die Städte, vor allem Metz, wieder zu gewinnen; aber das Glück, wie er klagte, zeigte sich als Weib, das nur den Jungen hold ist. Unter den Deutschen aber war der Nationalsinn schon so gesunken, daß man in Spottliedern triumphiren konnte:

Die Metz und die Magd (Magdeburg)
Haben dem Kaiser den Tanz versagt.

Als ein gut deutsches Gewissen war es der edle Melanchthon, der in jenen Tagen des Verraths seinen Kurfürsten warnte, indem er schrieb: „Ew. kurfürstliche Gnaden wissen, daß der Kaiser die ordentliche Obrigkeit ist, und daß Gott gemeiniglich seine Regel hält, daß er diejenigen stürzt, so wider die Obrigkeit etwas anfangen." Erst im westfälischen Frieden ward Frankreich im Besitz von Metz, Tull und Virten bestätigt. Alle drei sind nebst ihrer Umgebung ganz französisch, und Deutschland kann nichts daran gelegen sein, sie wieder zu erlangen.

Ganz anders liegt es mit dem deutschen Elsaß. Deutschland, das Herz Europas, wurde im dreißigjährigen Kriege der Kampfplatz für alle Völker. Die katholischen Kaiser zogen Spanier und slavisches Kriegsvolk ins Land; den Protestanten halfen Schweden, Dänen und Franzosen. Jedes Volk aber, das den Ausländern Thür und Thore zu bewaffneter Einmischung öffnet, bedeckt sich mit Schimpf und Schande und muß solchen Frevel am Vaterlande allemal theuer bezahlen. Noch nie hat eine Nation Segen und Vortheil davon gehabt, wenn sie Fremden erlaubte, sich in ihre Angelegenheiten zu mischen. Für die „Hilfe, welche es geleistet", begehrte Frankeeich, das damals übermächtig dastand, im westfälischen Frieden das rein deutsche Elsaß. In dem unglückseligen Friedensinstrument heißt es: „Das Haus Oesterreich tritt ab die Stadt Breisach, die Landgrafschaft Ober- und Unter-Elsaß, den Sundgau und die Reichsvogtei über die zehn Reichsstädte, so im Elsaß liegen, nämlich Hagenau, Colmar, Schlettstadt, Weißenburg, Landau, Oberehnheim, Roßheim, Münster, Kaisersberg und Türkheim. Das alles soll der Krone Frankreich einverleibt sein, so daß Kaiser und Reich zu keiner Zeit auf diese Striche irgend Anspruch erheben sollen." Die zehn Reichsstädte, uralte Sitze deutschen Bürgerstolzes, rings von Frankreich umflutet, konnten sich gegen den Schwall nicht halten und wurden Frankreich einverleibt. Ausdrücklich war jenen Städten die Freiheit und Selbständigkeit garantirt worden, aber 1674 rückten die Franzosen vor dieselben, und wenn auch die Bürger von Colmar Kanonen auf die Wälle führten — was half es? Sie mußten sich ergeben. Im Jahre 1677 überfiel der Mordbrenner Labrosse das schöne Städtchen Weißenburg und ließ es, nachdem er es rein ausgeplündert, an allen Ecken anzünden. Am folgenden Tage erschien er vor Hagenau, das er eigenhändig anzündete und in einen Aschenhaufen verwandelte. „Es hat dieser mordbrennerische Franzos", so berichtet eine gleichzeitige Quelle, „nicht einmal zulassen wollen, daß die Leute ihre unschuldigen Kinder aus dem Feuer retteten. Aus dem Munde dieses Ungeheuers selbst hat man gehört, daß er sagte: „nichts könne ihm so großes Plaisir machen, als das Prasseln der Flammen und das Gerassel einstürzender Häuser." So brannte man eine Stadt nach der andern nieder und machte sie — französisch. Das alles geschah mitten im Frieden, plötzlich, ohne vorhergehende Kriegsanzeige, zum Jammer der Bürger, die deutsch fühlten und trotz allem deutsch bleiben wollten. Aber nach ihren Sympathieen wurden sie nicht befragt.

Doch nicht genug hiermit. Noch war die „allzeit freie" Stadt Straßburg, die das Volkslied die „wunderschöne" nennt, noch war die Königin des Oberrheins deutsch und kein Tittelchen von Rechtsanspruch besaßen die Franzosen auf sie. Auch viele kleinere Gebiete auf dem linken Rheinufer, die heute im Bereich der grande nation sind, waren noch beim Reiche. Nach ihnen gelüstete Ludwig XIV, jenen Sünder auf Frankreichs Thron, dessen ganzes Leben ein gotteslästerlicher Skandal war. Schnöde Rechtsverdrehung sollte den Vorwand zu neuem Raube liefern. Auf Eingaben des Parlamentsraths Roland de Ravaulx errichtete 1680 der König zu Metz, Breisach und Besançon die sogenannten Reunionskammern, die nicht nur untersuchten, welche Territorien vormals mit den zusammengeraubten Ländern in irgend einer Verbindung gestanden hatten, sondern diese Gebiete auch förmlich und im Frieden dem Könige zusprachen. Das Verfahren war ein einfaches und durch und durch gewaltthätiges. Die Herren der kleinen reichsfreien Gebiete, die Magistrate der Städte wurden „wegen unterlassener Huldigung" vorgeladen und, wenn sie sich weigerten, auf die völlig

unberechtigte Vorladung zu erscheinen, dann rückten die französischen Mordbrenner ein, verwüsteten Städte und Dörfer und zogen die Besitzungen als verwirkte Lehen ein. Auf diese Weise fielen 1681 — allein was Deutschland betrifft, von Piemont und den spanischen Niederlanden zu schweigen — gegen 600 Herrschaften, Städte, Flecken und Dörfer, darunter Zweibrücken, Saarbrücken, Veldenz, Sponheim, Germersheim, Mömpelgard u. a. an Frankreich.

Straßburg war zu wichtig, als daß Ludwig XIV nicht zugreifen sollte, nirgends hat die Natur den Uebergang über den Rhein so leicht wie hier gemacht; denn während zehn Meilen ober- und zehn Meilen unterhalb der Fluß ein vielarmiges, wildes Gewässer darstellt, besteht er bei Straßburg aus einem einzigen Arme. Zudem treffen hier dir wichtigsten Straßenzüge durch die nördlichen Vogesen über Saarburg, Pfalzburg und Zabern auf den Rhein; hier passirte von Alters her die Hauptstraße von Paris, jetzt die Eisenbahn. Wer Straßburg inne hatte, konnte leicht den Rhein von Basel bis Mainz mit Proviant, mit Waaren, mit Kriegern versehen, konnte links und rechts Herrschaft üben. Hier in Straßburg ist denn auch stets der Herrschersitz, der Hauptmarkt, die Handelskapitale des Oberrheins gewesen. Schon zu der Römer Zeiten war Argentoratum der Sitz der weit gebietenden achten Legion, denn der zeitweilige Aufenthaltsort vieler Kaiser und Fürsten, die Residenz von Bischöfen, die einen großen Theil des Rheinlandes zu ihrem Sprengel zählten, und noch jetzt ist es die Handelsmetropole des ganzen Oberrheins. Alle diese Umstände waren hinreichend, Straßburg ein bedeutungsvolles Leben zu sichern, und da nun auch jenseit von dieser Stadt die große Heer- und Handelsstraße durch den Schwarzwald (bei Pforzheim) weiter führte, so erhielt hierdurch Straßburg seine volle Bedeutung, es hob sich von einer rheinischen zu einer europäisch wichtigen „Straßenburg". Es ist der Stationsplatz der ganzen großen europäischen Heerstraße, von der Donau quer zur Seine, von Wien nach Paris. Die Wichtigkeit der Stadt lag auf der Hand, und Ludwig beschloß zuzugreifen.

Ringsum war alles gefallen, aber Straßburg hob noch sein Haupt empor. Doch auch seine Tage waren gezählt. Reichsfrei und stolz stand jene Stadt da, die sich deutsch fühlte und zum Reiche hielt wir keine. Da sprach die Breisacher Reunionskammer sie dem Könige zu, weil er souveräner Herr des Elsasses sei. „Deshalb sei sie verbunden der Krone Frankreich den Eid der Treue zu leisten und wolle sie dessen sich weigern, dann werde man sie durch Gewalt zu ihrer Pflicht zwingen." Die Straßburger wandten sich an das Reich, auf dessen Thron der Schwachkopf Leopold I saß, den gerade die Türken bedrängten. Keine Hilfe! Denn das Reich fürchtete sich vor Louvois, der Drohungen ausstieß und rings um die Stadt Truppen sammelte. Da bemannten die Bürger die Wälle, und vor allem war es die ehrsame Schneiderzunft, die auszuharren beschloß. Aber selbst im Inneen ward Verrath geschmiedet, und für ewige Zeiten sind die Namen des Stadtrichters Johann Georg von Zedlitz, des Stadtschreibers Günzer, der Senatoren Stößer und Obrecht als Vaterlandsverräther gebrandmarkt, die im Einverständnisse mit Frankreich handelten und von diesem Geld empfingen. Draußen vor den Thoren standen im September 1681 vierzigtausend Franzosen unter Montclar und Louvois und versprachen der Stadt goldne Berge, wenn sie ihre Thore öffne. Die Freiheiten sollten erhalten werden, aber Straßburg gehöre von Rechts wegen Frankreich. Als die Abgesandten des Raths dieses bestritten, da schrie Louvois sie an: „Ich verlange eine kurze und bündige Erklärung, ob Straßburg den König von Frankreich für seinen souveränen Herrn erkennen, seinen Soldaten die Thore öffnen und eine Besatzung einnehmen, oder ob die Stadt in einen Aschenhaufen verwandelt sein will."

Große Bestürzung herrschte nun in der Stadt. Man war nur wenig auf den Ueberfall vorbereitet, und ein Widerstand — auf den die tapferen Schneider drangen — wäre unnütz gewesen. Auch die Verräther im Inneren drängten. Da öffnete denn die niemals bezwungene Feste, an der so manches fremde Heer zerschellt, am 30. September 1681 ihre Thore. Gar manches Bürgerauge ward damals thränenfeucht, als um 4 Uhr nachmittags die Franzosen einzogen, und gar mancher fragte, was bringt uns die Zukunft? Und grauenvoll war sie, diese Zukunft. Alle Privilegien sollten aufrecht erhalten werden, der Protestantismus würde nicht angetastet, keinerlei Contribution würde auferlegt — so versprachen hoch und heilig die Franzosen. Aber der niederträchtigste Wortbruch, nach jener Art und Sitte, folgte auf dem Fuße. Binnen der achtzehn folgenden Jahre mußte die ausgesogene, von französischen Truppen überfüllte Stadt $3^{1}/_{2}$ Millionen Livres Contribution zahlen. Alles lag darnieder, Handel und Wandel stockten, und Armuth und Elend traten an die Stelle der einst gerühmten Wohlhabenheit. Weit schlimmer aber war der geistige Zwang, den Ludwig auf Anrathen seiner von den Jesuiten geleiteten Mätresse, der Maintenon, gegen die protestantische Stadt ausübte. — Hoch über den alten Häusern Straßburgs ragt der hehre Münster über der Stadt empor. Für uns Deutsche steht er da als ein Warnungszeichen, das an schlimme Tage unserer Geschichte erinnert, als ein Ausrufungszeichen des Schmerzes darüber, daß unsere westliche Vorburg in die Gewalt der Fremden fiel und als ein Fragezeichen nach unseren natürlichen Grenzen. An dem Portale dieses altehrwürdigen Gotteshauses spielte die scheußlichste Scene, die nach der Uebergabe der Stadt sich ereignete. Ludwig XIV nahm diese Kirche sofort den Protestanten und übergab sie dem Bischof von Zabern, Franz Egon von Fürstenberg, einem für alle Zeit mit Schmach und Schande bedeckten Landesverräther. Er war es, der dem Könige, als er zuerst Straßburg besuchte, mit seiner Geistlichkeit dankend entgegenzog und die gotteslästerlichen Worte zu jenem lüderlichen Herrscher sprach: „Ich kann mit dem alten Simeon sagen: Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen!" Straßburg aber trauerte in Sack und Asche; die Bürger hatten sich in ihre Häuser zurückgezogen, und übel gelaunt verließ Ludwig die Stadt, welche nun bitter büßen mußte. Noch viele Kirchen hatten die Protestanten „freiwillig" herzugeben, und der Zahlungen war kein Ende.

Was Lothringen betrifft, so war dieses schöne Herzogthum, das zum oberrheinischen Kreise gehörte, seit 1648 von französischem Gebiete umzogen. Es lag zu gelegen da, um nicht bald dem Erbfeind zuzufallen und hatte auch vorwiegend französische Einwohner. Nur der Nordosten ist von Deutschen bewohnt. Im Jahre 1733 wurde es dem Könige Stanislaus, dem Schwiegervater Ludwigs XV, gegeben, der bis 1766 in Nanzig (Nancy) und Lünstadt (Luneville) residirte. Nach dessen Tode fiel es an Frankreich, doch war den Großen des Herzogthums Sitz und Stimme auf den deutschen Reichs- und Kreistagen vorbehalten, welches Verhältniß erst 1801 der Friede von Luneville aufhob.

So sind, theils durch die eigene Schuld des zerfallenen Reichs, theils durch die Hinterlist und Gewalt der Franzosen Deutschland werthvolle und wichtige, seit uralter Zeit ihm gehörige Länder abhanden gekommen, und seitdem haben wir auch nicht Ruhe und Frieden vor dem westlichen Nachbar gehabt, der nach mehr und mehr lechzt. Die Begeisterung der Befreiungskriege war auch auf das Wiedergewinnen des Elsasses gerichtet, aber namentlich die zärtliche Fürsorge Rußlands und Metternichs Einsprache ließ solche Schwächung der französischen Grenze nicht zu. Nur Landau mit einigen Ortschaften ward 1815 zurückgegeben.

Das deutsche Sprachgebiet in Frankreich umfaßt heute noch 229 Quadratmeilen, auf denen eine Million dreimalhundertneunundfünfzigtausend Deutsche wohnen, zumeist in den Departements Bas-Rhin und Haut-Rhin (Elsaß), in den Departements Meurthe und Vosges, sowie im Departement Moselle. Sie alle sind, als Frankreich sie raubte, nicht nach ihren Sympathieen für dieses Land gefragt worden. Sollte Deutschland sie heute umgekehrt fragen, ob sie noch Sympathieen für die alte Mutter haben, die nun groß und geachtet, einig und stark dasteht? Wir brauchen unsere natürliche Grenze, damit Ruhe und Frieden werde vor dem ewigen Störenfried, vor dem bösen Nachbar. „Ich weiß leider nur zu gut," lauten die Worte Prinz Eugens aus dem Jahre 1714, „daß, nachdem die politischen Verhältnisse Europas nunmehr für alle künftigen Jahrhunderte verdorben, selbst der beste Friede mit Frankreich ein stummer Krieg ist. Es läßt sich sehr leicht berechnen, daß Frankreich bei der ersten Gelegenheit immer weiter gehen und den Rhein zur Grenze verlangen wird." Aber es wird anders kommen! Ein großes, einiges Deutschland, das an Preußen sich aufgerichtet, steht da, und muthig hat es den Fehdehandschuh aufgenommen und zieht in den Krieg „Mit Gott für König und Vaterland"! Uns gehört der Rhein, und er muß ganz deutsch werden.

Richard Andree.

Von Ems nach Berlin.

Zwei Tage aus dem Leben eines Königs.

Mit 9 Illustrationen nach dem Leben.

Tiefer Friede ruhte über der Welt. Auch der lang hinausgesponnene Kampf des Winters mit dem Sommer war beendet und der warme Sonnenschein war zur Herrschaft gekommen. Die Eisenbahnzüge füllten sich täglich mehr mit fröhlich den Städten entfliehenden Reisenden; Kranke und Angegriffene eilten hoffnungsvoll in die Bäder, in die Berge, an die See.



„Ich heiße auch Wilhelm."

Auch das alte Bad Ems hatte sich neu belebt durch zahlreichen Zuzug aus allen Theilen der Erde. In dem waldigen bergumschlossenen Thal, wo die Lahn ihre klare Flut rheinwärts rollt, umschwirrten die verschiedensten Sprachen die warmsprudelnden Heilquellen, und die elegantesten Toiletten promenirten in dem Curhause und in den daran grenzenden Anlagen miteinander wetteifernd umher.

Seit einigen Wochen ragte eine hohe und mächtige Gestalt um Hauptes länge aus der Menge hervor: ein Greis mit silberweißem Haar und Bart, aber jugendfrisch noch in seinem Schritt und in seiner ganzen Erscheinung. Meist in einfacher schwarzer Kleidung erscheinend, verräth doch seine feste, stramme Haltung auf den ersten Blick den Soldaten; ein schärferes Auge entdeckt unter dem einfachen und leutseligen Wesen des alten Herrn den hochgeborenen Fürsten.

Es ist ein König, der alljährlich nach dem anstrengenden arbeitsvollen Winter in Ems einige Wochen sich Erholung gönnt, obgleich er auch hier noch täglich stundenlang mit seinen Räthen arbeitet. In dem warmen Sprudel, welcher hier heilkräftig der Thalsohle entquillt, will er sich erfrischen und stärken zu neuer Arbeit.



In den Anlagen von Ems.

Die Bewohner des Städtchens, wie seine regelmäßigen Besucher freuen sich jedesmal über seine Ankunft; Jedermann hat ihn lieb, wie einen alten Freund.

Vor allem ist er gern gesehen bei der Kinderwelt zu Ems. Wie denken sich die Kleinen doch einen König so ganz anders, ehe sie einen echten und wirklichen gesehen! Dieser trägt keine goldene Krone und keinen Purpurmantel, ja nicht einmal Scepter und Reichsapfel, wie sie's in den Bilderbüchern gesehen; er hat meist nur ein Stöckchen in der einen, eine Cigarre in der andern Hand, gerade wie Papa, und er trägt gewöhnlich einen Hut und einen schwarzen Rock mit weißer Weste gerade wie Onkel; doch wenn er auch im Militärrock und mit der Soldatenmütze spazieren geht, sieht er so freundlich und zutrauenerweckend aus, daß sich keins vor ihm fürchtet. Und wenn eins ihm die Hand gibt, trotz Mamas Verbot, so schilt er nicht, sondern lächelt freundlich und schüttelt das Händchen ganz herzlich.

So faßt sich denn einmal ein Emser Bub ein Herz, läuft plötzlich auf den alten Herrn zu, umspannt seine Kniee und ruft: „Bist Du wirklich der König Wilhelm?" — „Ja, ich denke, kleiner Mann," lautet die Antwort; „und wie heißt denn Du und was willst Du werden?" — „Ich heiße auch Wilhelm, und Soldat will ich werden," ruft der Kleine freudestrahlend, „aber weißt Du, König Wilhelm, einer von denen mit den rothen Aufschlägen und den weißen Federbüschen, damit ich auch meine Uniform brauchen kann." „Gott segne Dich, mein Junge," erwidert der König; „und wenn Du mal groß wirst, dann sag meinem Sohn Fritz, Du wollest unter die Soldaten mit den rothen Aufschlägen und weißen Federbüschen, der alte König Wilhelm habe Dir's erlaubt." Und glücklich springt der Bursch davon, um Mama ganz brühwarm die denkwürdige Begegnung zu berichten.



Im Salonwagen unterwegs.

Die kleinen Mädchen von Ems haben natürlich nicht so kriegerische Wünsche und begegnen in ihrer angeborenen Schüchternheit ihm weniger keck. Indessen kommt es doch auch vor, daß eines oder das andere sich ganz in seine Nähe wagt, namentlich wenn er auf einer Bank der Anlagen sitzt, wo er nicht so groß aussieht; ja zuweilen rollt selbst ein Spielball ganz dicht an seine Füße. Die Angehörigen des Kindes und andere Curgäste blicken etwas verlegen auf die Scene, der König aber, seine Unterhaltung unterbrechend, winkt dem zaghaften Kinde, seinen Ball sich zurückzuholen oder wirft ihn demselben freundlich selbst hin.



Beim Austritt aus dem Palais.

Nur wenige Wochen sollte dieses friedliche Stillleben dauern. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel fielen in dasselbe die Berichte von den leidenschaftlich aufbegehrenden Reden in Frankreichs Hauptstadt. Die diplomatisch glatte Physiognomie des französischen Unterhändlers, die plötzlich im Bade auftaucht, scheint freilich keinen Sturm zu künden; aber so oft sie sich dem geraden, deutschen Antlitz des Königs genaht, läßt sie darauf Spuren der unmuthigen Bewegung zurück.

Immer rücksichtsloser wird die aus Paris ertönende Sprache, in so elegante Phrasen sie auch der gewandte Botschafter zu kleiden weiß; immer weiter gehen die Forderungen, mit denen man den friedlich seiner Cur lebenden Fürsten stört.

Von der Promenade zurückgekehrt, ging der König in seinem Gemache erregt mit großen Schritten auf und ab. Vor seiner Seele lebten die Erinnerungen der alten Zeit wieder auf. Dreiundsechzig Jahre zurück — 1807, am 1. Januar war der zehnjährige Prinz Wilhelm ins Heer getreten, als seine Familie mit ihm flüchtig in Königsberg geweilt. Wenig fehlte damals, und der übermüthige Corse hätte das Wort gesprochen: „Das Haus Hohenzollern hat aufgehört zu regieren!" Aber auf die Zeiten der Schmach war die Erhebung gefolgt; 1813—1814 — als kaum siebzehnjähriger Jüngling war der jetzt ergraute Mann damals an der Seite seines Vaters mit nach Paris gezogen! Und jetzt — sollten die alten Zeiten sich erneuern?

Lange sinnend hatte der König so verweilt — jetzt richtet er das Haupt still und langsam empor. „Gott, Du bist mein Zeuge," ruft er, „daß ich den Krieg nicht will; wenn sie mich aber dazu aufs neue zwingen, dann werde ich ihnen zeigen, daß auch der dreiundsiebzigjährige Mann noch vermag, was einst der siebzehnjährige Jüngling vollbracht!"

Es klopft an die Thür. Der eintretende Adjutant erbittet für Graf Benedetti eine Audienz.

„Sagen Sie dem Grafen, ich hätte ihm nichts weiter mitzutheilen," erwidert der König mit ruhiger Stimme.

Gleich darauf wird Frankreichs Gesandtschafter aus den Vorgemächern des Monarchen gebührend hinanscomplimentirt. —



Die Scene in Ems.

Der 15. Juli war angebrochen. Curgäste und Emser Einwohner standen zahlreich um das Curhaus versammelt. Da erschien der König, zur Reise in seine Residenz gerüstet. Ein begeistertes, nicht endenwollendes Hochrufen begrüßt ihn; Blumen bedecken seinen Weg. Er erwidert — Thränen der Rührung in den Augen — einige Worte und ruft den Versammelten zu: „Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen!" Die Equipage führt ihn fort bis zum Bahnhof. Auch dort ein dreifaches Hoch, und fort braust der Zug.

Und nun geht es den 84 Meilen langen Weg von Ems nach Berlin, den der Dampfwagen in kaum einem Tage zurücklegt. Schweigsam lehnt der König in dem Fauteuil seines Saloncoupé, selten schweift sein Blick hinaus auf die reichgesegneten Fluren seines Landes. Gar manche Sorge lagert noch auf seinem Haupte. „Wie werden die Hessen, wie wird Hannover die neue Wendung der Dinge aufnehmen? Wird Süddeutschland fest und unerschütterlich zu uns stehen?"

Da fährt der Zug in einen großen Bahnhof. Es ist Kassel. Der Perron ist von Menschen überfüllt. Nicht nur die obersten Spitzen der bürgerlichen und militärischen Behörden, tausende von Bürgern aller Stände, aller Parteien geleiten den Oberbürgermeister, um die von ihm überreichte Ergebenheitsadresse mit herzlicher Zustimmung zu begleiten. Und niemand weicht von dem Perron, bis der König mit seinem Gefolge im Wartesalon sein Diner beendet hat. Als er heraustritt und wieder in den Wagen steigt, erneuern sich die jubelnden Hochrufe, das Hüte- und Tücherschwenken. Mit solcher Begeisterung und Liebe empfangen ihn die Hessen.

Tiefgerührt und bewegt winkt der Monarch wieder und wieder vom Fenster seines Coupé dem Publikum seinen Dank zu, und dann geht es rasch vorwärts.

Es ist eine denkwürdige Reise. Die Liebe und Begeisterung des Volkes, das auf allen Stationen, ja oft weite Strecken längs der Bahn, in großen Scharen versammelt ist und ihm zuruft: „Auf nach Frankreich! Auf nach Paris! Hoch König Wilhelm!" scheinen ihn mehr zu tragen, als die Flügel des Dampfes, die den Zug dahin treiben.

Der Empfang der Hannoveraner in Göttingen, der Braunschweiger in Börssum thun ihm ganz besonders wohl; er weiß jetzt, daß nur Ein Sinn in Norddeutschland herrscht, und er zweifelt nicht mehr, daß auch der Süden denselben theilen werde. Und ist noch ein Rest von Sorge in seinem Herzen, jetzt weicht er, als es in Brandenburg hineingeht. Sein ernstes Gesicht heitert sich auf, als er seinen Sohn, den Kronprinzen, erblickt und als gleich dahinter Bismarck, Moltke und Roon erscheinen; in ihrer Begleitung macht er den letzten Theil seiner Reise.

Der blumen- und guirlandenbekränzte Potsdamer Bahnhof empfängt den Zug in Berlin. Der Perron ist überfüllt — ein donnerndes Hurrah, untermischt mit dem Rufe: „Nieder mit Frankreich!" ertönt. Der König steigt aus seinem Salonwagen, reicht dem greisen Wrangel seine Hand und schreitet dann langsam, die Hände links

und rechts reichend, nach allen Seiten freundlich grüßend und von den Damen Blumensträuße entgegennehmend, ins Wartezimmer.

Nach kurzem Verweilen besteigt der König seinen Wagen und fährt langsam durch die dichtgedrängten, ihm zujubelnden Menschenmassen nach seinem Palais. Orkanartig erdröhnt dort noch einmal ein hunderttausendstimmiges Hurrah, der König richtet einige Worte des Dankes von der Rampe, dann tritt er in sein Palais.



Unter den Linden.

Doch nicht lange wird dem von der anstrengenden Fahrt ermüdeten Monarchen Ruhe gegönnt: die Volksmenge umsteht noch immer den Palast und läßt nicht nach, bis er sich aufs neue am Fenster zeigt. Da entblößen sich rasch alle Häupter, und aus vieltausendstimmigem Chor braust die Nationalhymne zu ihm hinauf, männlich, gewaltig und doch oft vor innerer Erregung und Mannesthränen zitternd. Der Feuergeist von 1813 leuchtet aus dem Gesang hervor.



In der Kaserne.

Es ist 11 Uhr. Noch immer wogt das Volk auf und ab vor dem Palaste. Da erscheint Moltke, der schweigsame Denker der Schlachten. Stürmischer Willkommen wird ihm von allen Seiten zu Theil, fast hebt man ihn auf die Schultern, um ihn ins Palais zu tragen. Eine halbe Stunde später, da die begeisterten Rufe nicht aufhören, treten einige Schutzleute unter die Versammelten: der König ließe bitten, nach Hause zu gehen, er habe noch viel zu arbeiten diese Nacht! „Der König will Ruhe! Nach Hause! Nach Hause!“ erschallt es durch die Menge, und in wenig Augenblicken ist der ganze Platz geleert.

Noch spät in die Nacht hinein brannte die Lampe in dem königlichen Arbeitszimmer; und doch hat man schon in der Frühe des nächsten Morgens den rastlosen Fürsten wieder aus dem Portal des Palais hinaustreten sehen, einen leichten Soldatenmantel übergeworfen und eine einfache Dienstmütze auf dem Kopf.



Aufmarsch der Truppen.

Voll Achtung vor dem Manne, der noch immer in gewissem Sinne „des Königs erster Soldat“ — wie er sich selbst oft als Prinz Wilhelm genannt — obgleich er bereits 1867 sein 60jähriges Militärdienstjubiläum gefeiert, präsentiren die Schildwachen, ohne ihr Erstaunen merken zu lassen. Aber wenn sie abgelöst und unter ihre Kameraden zurückgekehrt sein werden, werden sie viel zu erzählen haben von dem Könige, der früh und spät unermüdlich thätig ist, und sie werden sich wundern, wohin sich ihr hoher Kriegsherr in so großer Frühe schon hinbegeben haben möge.

Natürlich ist in allen Kasernen der König der Mittelpunkt der Gespräche, wie überhaupt an allen Orten, wo Soldaten zusammentreffen. Die Soldaten lieben ihn trotz seiner Strenge, denn so streng er manches Mal gegen sie, so strenge ist er auch gegen sich selbst; aber noch mehr, er liebt die Soldaten, als wären es alles seine Kinder. Er besucht die Casernen, er hat ein Auge auf die gebotene Ordnung und Sauberkeit ihrer Insassen, aber er sieht auch danach, ob das Essen, das ihnen gereicht wird, gut sei, und er spricht freundlich mit diesem und jenem, und insbesondere mit den jüngsten Rekruten. Da erkundigt er sich nach Namen und Heimatsort der Frischeingetretenen, da ermuntert er sie, sich brav zu halten und tapfer zu sein; und jedes Wort, das er an sie gerichtet, wird von den also Ausgezeichneten in treuem Herzen bewahrt, und wird mit in den blutigen Kampf hinausgenommen.

In Ausübung militärischer Pflichten, in ernsten und langen Berathungen mit den Ministern, in Audienzertheilungen geht der erste Tag des Königs nach seiner Rückkehr in die Residenz schnell dahin.



Inspicirung des 1. Garderegiments zu Fuß.

Das königliche Palais ist vom Morgen bis zum Abend von Volksmassen umdrängt, und so oft der König sich am Fenster zeigt, ist des Beifalljauchzens kein Ende. Und wenn er im offenen Wagen ausfährt, wird er mit immer neuem Jubel begrüßt; es ist, als wollte Jedermann ihn durch seine Liebe und Begeisterung entschädigen für die ihm von Frankreich angethane schwere Unbill.

Voll ernster, strenger Arbeit sind auch die folgenden Tage für den greisen Monarchen. Da sind Deputationen zu empfangen und die massenhaft eingehenden Zuschriften zu beantworten. Da gibt es vor allem militärische Pflichten zu erfüllen. Am 3. Oktober 1807 hatte König Friedrich Wilhelm III drei Prinzen seines königlichen Hauses, den Kronprinzen (Friedrich Wilhelm IV), den Prinzen Wilhelm, seine Söhne, und Prinz Friedrich, seinen Brudersohn, in die Garde zu Fuß eintreten lassen. Seitdem hatte Prinz Wilhelm dem ersten Garderegiment zu Fuß — wie es später genannt wurde — angehört. Als König ist er Chef dieses Regiments, und wie gerne nimmt er ihm die Revüe ab! Wie stramm und straff, wie kräftig ist seine Haltung, wenn er die Reihen der hochgewachsenen, das Gewehr präsentirenden Truppen salutirend entlang geht! Wie freudig ist sein Blick, der sie mustert, wie schlägt sein Herz seinen Kriegern entgegen, deren Herz ihm auch gehört!

Oder er wird — wie unser großes Bild (S. 693) es darstellt — von seinen wackeren Generälen umgeben, eine größere Heerschau vornehmen. — Hoch zu Rosse sitzend begrüßt er auch noch einmal im Geleite der beiden ritterlichen Prinzen, des Kronprinzen und Friedrich Karls, die

kriegsgerüsteten und ihm zujubelnden Truppen, die beide ihm vorausziehen zur Führung der zwei Hauptarmeen nach Süden und Norden. Der Herr der Schlachten geleite sie!

Aber auch er selbst, des ganzen deutschen Heeres oberster Feldherr, wird nicht zurückbleiben, sondern wie vor vier Jahren wird der greise Held mit hinausziehen in den Kampf gegen den Erbfeind; ja, es ist uns, als hörten wir ihn mit den jüngstgesungenen Worten eines Dichters jugendfrisch ausrufen:

Jetzt zieh' ich noch einmal den Degen,
Den Degen vom großen Fritz,
Und schleudre ihnen entgegen
Den alten Schlachtenblitz;

Und zieh' ich aus den Degen,
Parole soll Roßbach sein,
Und Gott gibt seinen Segen
Wie an der Katzbach drein!

Der Reichstag in der Stunde der Entscheidung.

Thaten, nicht Worte! Das war der Gedanke aller der Männer, die als Vertreter der Nation am 19. Juli der telegraphischen Berufung des Bundesoberhauptes folgten, um in einer außerordentlichen Reichstagssitzung die schwere Lage des Vaterlandes zu berathen.

Thaten, nicht Worte! verlangte auch Deutschland; einmüthig erhob sich das gesammte Volk wider den Reichsfeind, mit gleicher Begeisterung der Preuße und Baier, der Sachse und Schwabe, der Hanseate und Badner und Hesse. Wehe uns, wenn der Reichstag nicht dieselbe Einmüthigkeit zeigte! Wenn die erwählten Vertreter des Volkes in der letzten, gewitterschwülen Stunde, da eine zündende Ansprache an die Nation, an die scheidenden Krieger noch vernehmbar war und herzstärkend wirken konnte, ehe der Donner der Kanonen und der Blitzstrahl der Feuerschlünde jeden menschlichen Laut und jede milde Regung übertönte, etwa den Hader der Parteien und das kleinliche Gezänk des Alltags übertrugen auf diese ernstesten Stunden, die Deutschland seit bald sechzig Jahren beschieden waren!

Diejenigen, die in stiller Schadenfreude dem Reichstage diese Rolle voraussagen mochten, haben sich verrechnet. Selbst jener winzige Bruchtheil von Deutschen, der in dem unausrottbaren Drang sich selbst zu entwürdigen, das deutsche Volk auf die Schande vorbereitete, daß bei einem Kampfe mit Frankreich wiederum Deutsche an der Seite der Wälschen streiten würden, nur um den verhaßten preußischen Staat womöglich zu zerschlagen, hat in den Stunden der Entscheidung den Muth des Lasters nicht gefunden, seinen papierenen Landesverrath durch die That zu krönen.

So gewann denn der Reichstag dasselbe große Gepräge innigster Versöhnung und Einheit, welches die Erregung des *ganzen* deutschen Volkes und der *ganzen* deutschen Presse so unbeschreiblich erhebend machte!

Wer in den Kreisen unserer Volksvertreter zu Hause war, mochte schon an dem Händedruck des Wiedersehens erkennen, daß alle *eines* Sinnes waren in diesen Stunden. Männer, die sich sonst monatelang während ihres parlamentarischen Wirkens nie ein gutes Wort gönnten, wohl aber sehr viel böse, traten sich gegenüber wie alte Busenfreunde. Die deutschen Augen, die sich oft feindlich einander angeblitzt hatten von der Tribüne des Reichstages, flammten jetzt auf zu demselben Feuer vaterländischer Erregung. Nun kam auch dem politischen Gegner der vertrauliche Gedanke, nach des andern Haus und Heimat zu fragen. „Wie steht's bei Ihnen?“ fragte ein streitbarer Annexionist einen „bundesstaatlich-constitutionellen“ Sachsen. „Wenn Sie damit fragen nach der Stimmung unseres Landes,“ konnte dieser mit gutem Gewissen erwidern, „so finde ich die norddeutsche Hauptstadt matt und alltäglich gestimmt im Vergleich zu dem glühenden Strom nationaler Erhebung, der bei uns dahinbraust von den Höhen der Lausitz bis zum Voigtland, von der Elbe bis zur Elster. Unsere Soldaten würden es als eine bittere Schmach empfinden, wollte man sie etwa gegen ihren alten Feind, die Dänen, ins Feld stellen, statt gegen die Rothhosen. Sie brennen für den deutschen Kampf gegen den Erbfeind.“ Und daneben fragte ein alter „Stockjunker“ einen „sehr liberalen“ Collegen: „Wie steht's *daheim*, in Ihrem Hause?“ Keiner hatte je den anderen nach der *Familie* gefragt. Erzog ja doch der andere seine Kinder in ganz anderem politischen Glauben; aber jetzt griff die Frage ins innerste Mark. Die Augen der beiden harten Kämpen wurden feucht. Sie hatten beide große Opfer gebracht, um ihrer hiesigen parlamentarischen Pflicht zu genügen, noch den Abend vor der Eröffnung des Reichstags den Berathungen der Fractionen beiwohnen zu können. „Ich habe meine Frau verlassen,“ erwiderte der Gefragte, „unmittelbar vor ihrer schwersten Stunde. Meine Hand wird nicht in der ihren ruhen, wenn sie um ihr und ihres Kindes Leben kämpft! Und was machen die Ihrigen, College?“ Sie wechseln einen innigen Druck der Hand und der „Stockjunker“ sagte mit leiser bebender Stimme: „Zwei Söhne, meine einzigen Kinder, haben ihre Einberufungsordre empfangen. Sie sind auf dem Weg nach der Heimat. Ich konnte sie nicht erwarten, ich *mußte* hierher. Ich werde sie nicht wiedersehen, ehe sie in den heiligen Kampf ziehen. Gott möge sie schützen.“

So sprachen politische Feinde miteinander. Haben sie wohl auch an der Seine sich so traulich begegnet vor ihrer Entscheidung? Kann dort der eine den andern freien Auges nach der Familie fragen, in einem Lande, wo die eheliche Untreue fast zum guten Ton gehört?

Immer hat der Deutsche die denkwürdigsten Entschließungen und Thaten seines Staates eingeweiht durch einen Ausblick nach dem höchsten Lenker der Welten und Völker. Da ist das Beisammensein im Gotteshause schon ein inbrünstiges Gebet, das jeden ergreift und erhebt, welch Glaubens immer er sonst sei. Nie mehr als in diesen Stunden empfand jeder das Bedürfniß andachtsvoller Sammlung. Der Dom am Schloßplatz zu Berlin, der am Morgen des 19. Juli den Reichstag vor dem Altare des Herrn versammelte, war wol selten so besucht gewesen. Bis auf den letzten Platz gefüllt waren die Plätze, die dem Volke frei gehalten waren. Tausende harrten noch draußen schweigend auf dem Platze. Nur die protestantischen Abgeordneten waren hier zur Kirche geladen; aber die meisten Katholiken mochten sich nicht genügen lassen an einer lateinischen Messe, wollten zusammen mit ihren Collegen, mit dem König und seinem Hause, mit dem Kanzler, den Ministern und den Mitgliedern des Bundesraths zu dem Gotte beten, der Eisen wachsen ließ und keine Knechte wollte, und der das Flehen des deutschen Volkes stets erhört hat, wenn es seine Hilfe, seinen Beistand anrief zu gerechter Nothwehr. Das war kein confessioneller Gottesdienst mehr. Das war ein Kirchgang, wie ihn unsre Väter und Großväter gehalten, ehe sie hinauszogen in den Befreiungskrieg wider den ersten Napoleon und mit priesterlichem Segen die Waffen weihen ließen, die sie freiwillig erhoben wider das Joch des corsischen Fremdlings! Und welcher Tag gemahnte mehr als dieser an jene vergangenen großen Tage? War doch heute vor sechszig Jahren die Königin Luise von Preußen heimgegangen, gebrochenen Herzens über den Jammer ihres Volkes, aber in ewiger Jugend fortlebend und wirkend im treuen Gedächtniß der Deutschen. Diese einzige Erinnerung genügte, um der Predigt des Generalsuperintendenten Hoffmann einen mächtig bewegenden Hintergrund zu verleihen.

Der greise König war tief ergriffen. Jetzt war die Stunde der Vergeltung gekommen für jene brutale Demüthigung, welche die hochsinnige Königin Luise einst von dem Frankenkaiser erfahren. An Kind und Kindeskindern soll nun die Sühne genommen werden für immer. Aber welch andere Zeit wieder heute und damals! Bis in seine Grundvesten erschüttert ward damals der Preußische Staat durch eine einzige verlorene Schlacht; mit eiligst zusammengerafften freiwilligen Heerscharen, und nicht ohne Beihilfe fremder Heere wurden die Befreiungskriege geschlagen, ja anfänglich selbst gegen deutsche Truppen. Und jetzt: *ein* deutsches Heer vom Meere bis zu den Alpen dem Befehle des greisen Feldherrn freudig gehorchend, stark genug, *allein* den Kampf bis zur Vernichtung des Gegners zu führen, wenn es sein müßte. In der hintersten Ecke des Schiffs der Kirche, auf der letzten Bank der Abgeordneten, betete *Moltke*. Sein Auge wurde nicht feucht, wie das vieler seiner Collegen, seine Züge bebten nicht. Aber der sonst festgeschlossene schmale Mund war geöffnet. Das war das einzige Zeichen der Bewegung, das bemerkbar ward an diesen eisernen ruhigen Zügen. Schweigend wie immer, mochte er sich seine eigenen Gedanken machen über den Text der Predigt: „*Mit Gott wollen wir Thaten thun.*“

Unmittelbar nach der Kirche fand die Eröffnung des Reichstags im Weißen Saale durch den König statt. So gefüllt hatte man das alte Prunkgemach in den preußischen Staatsactionen nie gesehen; auch die Galerien waren so dicht nie besetzt gewesen. Hier sahen

erst alle Abgeordneten sich wieder, hier erst tauschten sie mit den ersten Räthen der Krone ehrfurchtsvolle Begrüßung. Von dem begeisterten Hoch, mit welchem der König empfangen wurde, von dem stürmischen Jubel, welcher die kraftvolle Thronrede buchstäblich bei jedem Satze begrüßte, so daß der greise König nur mit tief erregter Stimme zu lesen vermochte, kann nur der Augenzeuge sich ein getreues Bild machen. Gehobensten Herzens trat der Reichstag eine Stunde später an seine Arbeit, hochgemuthet auch um deswillen, weil inzwischen sich Gerüchte von der erfolgten ersten Grenzüberschreitung der Franzosen, von der Ueberreichung der Kriegserklärung verbreiteten.

Mit 230 Anwesenden eröffnete der Reichstag seine erste Sitzung. Die Ausbleibenden waren überall durch Krankheit, Militär- und Civildienst, mangelnden Anschluß der Züge reichlich entschuldigt. Die vaterlandslosen Socialisten waren in dem richtigen Gefühle weggeblieben, daß sie in Räume, wo deutsche Männer ihre Pflicht thun, nicht gehören; die Lassalleaner dagegen, die auch ihre unbestreitbar deutsche Gesinnung an den Tag legten, waren in allen Schattirungen voll vertreten. Eine tiefe Stille lagerte über der Versammlung, als Bismarck sich zu der kurzen Mittheilung erhob, daß so eben ihm die französische Kriegserklärung überreicht worden sei. Aber mehr konnte er nicht sprechen. Ein so gewaltiger, minutenlang anhaltender Beifallssturm, wie dieser, ist selten in einem Parlament erlebt worden. Da galt keine Geschäftsordnung mehr. Die Galerien des Publikums, der Presse, des Bundesraths, ja selbst der Diplomatie, schlossen sich mit lautester Stimme dem Beifallsjubel im Hause an. Ja, was in diesem Hause unerhört war, man klatschte: im Sitzungssaal und ungestraft auch auf den Galerien. Für lange Zeit waren Bismarcks Versuche vergeblich, sich weiter Gehör zu schaffen; er ließ aber unverdrossen die nationale Erregung ausschwingen. Ueber sein Antlitz flog und leuchtete es hellfreudig und kühn, als sei in dieser Minute das Streben seiner ganzen Lebensarbeit erreicht.

Und noch mehr solche erhebende ewig unvergeßliche Augenblicke hat der Reichstag in dieser außerordentlichen Session erlebt. Kein Auge blieb trocken, und des Präsidenten Simson Stimme bebte unter dem Eindruck der unvergleichlich hohen Weihe der Stunden, als am folgenden Tage das vollzählige Haus und die hunderte von Zuhörern im lautlosesten Schweigen, von ihren Plätzen erhoben, der Vorlesung der Adresse an den König lauschten, mit welcher der Reichstag würdig und groß die mächtige königliche Botschaft erwiderte. Nicht geringer aber schätzen wir die kurzen Minuten, in welchen der Reichstag, ohne ein Wort zu verlieren, nicht nur alles bewilligte, was die Regierungen zum Kampf und Schutz des Vaterlandes, oder als Gesetz in der außerordentlichen Zeit forderte, sondern aus eigenem Antrieb zum Schutze des Verkehrs den Bund ermächtigte, dreißig Millionen Darlehnscassenscheine auszugeben.

Als die Friedensbrecher in Paris von diesen Ereignissen und Thaten lasen, da mag sie doch erfaßt haben ein Grauen vor der einstigen Vergeltung und dem Zorne des Deutschen!

Ein Wetter kommt gezogen
Herauf mit Donnerton,
Der Teufel hat dich belogen,
Neffe Napoleon!

Hans Blum.

Am Familientische.

Meine Freunde, die Turkos.

Der patriotische Leser des Daheim möge mir obige Bezeichnung verzeihen. Sie stammt aus der jüngsten Vergangenheit, als niemand an einen Krieg zwischen unseren beiden Nationen dachte, und mag um so eher stehen bleiben, als wir uns wirklich keine besseren Feinde wünschen können, wie ich in den folgenden Zeilen zu begründen hoffe.

Vor mir liegt ein Artikel über kleine Erlebnisse des vergangenen Winters in Algier, den ich für das Daheim geschrieben hatte, und der nun einer ruhigeren Zeit entgegenharrt. Als ich ihn wieder lese, kann ich ein Lächeln nicht unterdrücken über eine fast prophetische Stelle, die von den Turkos handelt, und welche lautet: „....... gar zu gern möchte ich das Gesindel vor den Bajonnetten unserer Füsiliere sehen.“ — Der Wunsch scheint eher in Erfüllung zu gehen, als ich damals dachte, und da noch vielfach irrige und übertriebene Vorstellungen von der berühmten Turkostruppe in den Köpfen spuken, so mag eine getreue Schilderung derselben, wie ich sie den Winter über in der schönen Piratenstadt am blauen Mittelmeer beobachten konnte, vielleicht von Nutzen sein.

So wisse denn, deutscher Soldat: wenn dir ein brauner oder schwarzer Kerl begegnet, wüsten Angesichts, dem der Gebrauch der Seife vollkommen fremd ist, mit wulstigen Lippen und hervorspringendem Gebiß, den glattgeschorenen Kopf bedeckt von einem weißen Turban, in blauer Jacke, welche mit gelben Schnüren benäht ist, angethan mit einer blauen Pumphose, die ein rother, handbreiter Gurt um den Leib hält — so ist das ein Turko. Er führt noch keinen Hinterlader, sondern das alte Infanteriegewehr, ein Haubajonnett und riecht stark nach Knoblauch. Sein Gepäck ist beträchtlich, denn auf dem umfangreichen Tornister balancirt er Zeltstangen und umständliches Kochgeschirr; manche führen irgend eine Lieblingsbestie mit sich, eine räudige Katze, einen kleinen Hund oder dergleichen. Dies Volk sieht auf den ersten Blick etwas ungewohnt aus, und man erzählt von ihnen, daß sie sich mit fürchterlichem Geschrei auf den Feind stürzen, ja daß ihr Gethier wüthend mitkämpfe, und daß man nach der Schlacht bei Solferino eine brave Turkoskatze tief betrübt auf der Leiche ihres Herren habe sitzen sehen. Das ist alles dummes Zeug — „zu dumm“ — würde die Norddeutsche Allgemeine sagen — theatralischer Aufputz, von dem sich ein bairischer Jäger aus Tegernsee oder ein westfälischer Füsilier aus Bielefeld nicht schrecken läßt. In Wahrheit sind die Turkos ein zusammengeperschtes Pack, gegen das die Falstaffsche Armee ein Elitecorps genannt werden kann. Einige kleine Beobachtungen mögen das bestätigen.

Schon oft hatte ich die Turkos unter der grünen Fahne des Propheten exerciren sehen. Wenn sie abends einzogen in ihr Quartier auf der Kasbah, der alten Veste der Deys von Algier, waren sie mir aufgefallen durch die harmlose Heiterkeit, die kindlichen Späße, welche sie miteinander trieben. Ein krummbeiniger, kurzwolliger Neger, der die Stelle eines Unterlieutenants bekleidete, war mir besonders interessant. Er sah äußerst komisch aus in seiner stutzerhaften Uniform, die ihm saß wie dem Schimpanse im Berliner Aquarium die Jacke. Doch schienen sich seine europäischen Kameraden und Vorgesetzten (Neger und Farbige können es nur bis zum Kapitän bringen, die höheren Stellen werden von Franzosen besetzt) seiner keineswegs zu schämen. Ich machte die Bekanntschaft dieses schmutzigen Schuftes im Café Bordeaux, indem ich einige Gläser Absinth an ihn wendete und meine Cigaretten mit ihm theilte, wofür er mich in die Turkocaserne einführen mußte. Diese ist in der Caserne der alten Janitscharen, deren modernes Afterbild die Turkos sind.

Da lag der fettige Neger aus Darfur, behaglich grinsend, neben dem Galgengesicht eines hierher verschlagenen Riffpiraten, dort spielte der harmlose Kabyle mit einem confiscirten Wüstenbeduinen das arabische Kümmelblättchen. Abscheuliche Physiognomieen von der tunesischen Grenze gab es da, feigen Mördern angehörend, deren Stämme unbewaffnete Karawanen anfallen, und von denen kaum einer sein möchte, der nicht gewiß mit Lust Hälse abgeschnitten hat. Es konnte einem der Ekel ankommen vor dem Gesindel und der Zorn gegen einen europäischen Monarchen, der solche Bestien gegen ein civilisirtes Land loslassen will. Am besten gefielen mir noch die Neger. Diese munteren Kerle schmatzten vor Vergnügen über eine geschenkte Cigarette, und über einen dargereichten Sou, den übrigens auch die anderen Kameraden nicht verschmähten, schlugen sie Purzelbäume. Ich genoß in Folge der Großmuth, mit der ich eine Anzahl Soustücke vertheilt hatte, eine ziemliche Popularität unter den Turkos, und wurde von da ab häufig von ihnen grinsend begrüßt und unterwürfig angebettelt. Auch einen kleinen, zahmen Schakal trug mir eines Tages ein Turko zu hohem Preise an, ein wohlwollendes Anerbieten, das ich dankend ablehnte. In der Stadt Algier sind sie gefürchtet wegen ihrer Rohheit und Zügellosigkeit. In betrunkenem Zustande sind sie geradezu gefährlich. Sie sind die einzigen Mohamedaner, die ich je betrunken gesehen habe, und man muß den Abscheu des Muselmannes gegen dies Laster kennen, um die Verachtung zu begreifen, die er gegen die Truppe hegt.

Das sind die Turkos, mit denen so viel renommirt worden ist, gewiß die ungefährlichste und schlechteste Truppe der französischen Armee. Vielleicht wird Napoleon klug genug sein, sie zu Hause zu lassen, sollte er sie aber wirklich an den Rhein bringen, und sollten dir einige davon vor das Bajonnett kommen, dann, deutscher Soldat: laß dich nicht verblüffen! O. K.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Daheim



VI. Jahrgang.] [1870. № 45.

Der Mobilisator des norddeutschen Bundesheeres.



Kriegsminister von Roon.

Mit rastloser Geschwindigkeit, mit geräuschloser Pünktlichkeit ist die große Umwandlung des Friedenszustandes in die Kriegsfertigkeit vor sich gegangen. Deutschlands Wehrkraft ist mobil und zum ernsten Kampfe fertig. Wohl darf der Mann, dessen klarer Kopf uns so weitgefördert, **Albrecht von Roon**, von seiner riesenhaften Arbeit einen Augenblick ruhen. Auch sein Haupt ist ergraut, wie das seines Königs; aber ob er schon das 67. Lebensjahr überschritten, ist sein Herz noch jugendfrisch und feurig begeistert. Und ob sein Leib unter mancher angreifenden Krankheit gelitten, jetzt ist er mit verjüngter Kraft an das Werk gegangen und hat es mit Gottes Hilfe vollbracht. Des gedenkt er frommen Sinnes bei der kurzen Rast, die er sich gönnt; bald wird er wieder mobil sein und wird es bleiben, bis ihn Gott die herrlichste Frucht seiner Arbeit sehen läßt: die Vernichtung des alten Feindes unseres Volkes und die feste Begründung des **Friedens!**

Ein ausführliches Lebensbild des Kriegsministers brachten wir im III. Jahrgang S. 92 ff.; wie damals, ist er noch heute — des Königs **Feldwebel.**

Leidenschaft und Liebe.

Novelle von Hans Tharau.

(Fortsetzung.)

XIV.

Einige Stunden später saß Graf Weißenrode vor seinem Schreibtisch; Herr von Brugk und ein Gerichtsschreiber waren zugegen. Gräfin Adelheid stand am Fenster, den Rücken gegen die Anwesenden gekehrt.

Eine fieberhafte Aufregung schien sich ihres sonst so kalten Wesens bemächtigt zu haben, sie fuhr sich von Zeit zu Zeit über das reiche Haar, und ihre Finger gruben sich dabei so tief hinein, als stehe sie auf dem Punkte, es mitsammt den Wurzeln auszureißen.

„Ich begreife den Grafen Felix nicht!“ sagte der alte Herr ungeduldig — „er weiß doch, wie sehr ich Unpünktlichkeit hasse! Und noch dazu heute, wo es sich darum handelt, die für seine Vermählung nöthigen Papiere zu unterschreiben! Es ist höchst rücksichtslos von ihm!“

Adelheid nahm einen Brillantring ab, es war ihr Verlobungsring, und schien spielend etwas auf die Scheibe zu schreiben, dann legte sie ihn auf die Fensterbank.

Da trat Felix hastig ein; er sah erregt aus.

„Verzeihung, lieber Graf!“ sagte er, zu diesem hintretend, „es ist, wie Sie sich denken können, eine ganz besondere Angelegenheit, die mich verhindert hat, zur rechten Zeit zu erscheinen, und noch auf eine Viertelstunde muß ich Ihre Geduld in Anspruch nehmen, und die Ihrige, meine Herren!“ wandte er sich an die beiden andern, dann schritt er zu Adelheid. „Kann ich Dich allein sprechen, Adelheid?“ frug er und suchte ihre Hand zu erfassen, „bitte, folge mir auf einen Augenblick ins Nebenzimmer!“

Kalt und stolz betrachtete ihn Adelheid.

„Ich wüßte nicht, was Sie mir unter vier Augen zu sagen hätten, Graf Stauffen!“ sagte sie laut, „auch ich habe mit Ihnen zu reden, allein ich ziehe vor, daß es vor meinem Vater und diesen Zeugen geschehe!“ Sie trat näher zu der Gruppe hinan.

Felix war sehr bleich geworden.

„Adelheid!“ sagte er erstaunt, ohne sich zu rühren. Graf Weißenrode rückte an seiner Brille und sah über sie weg auf das Brautpaar. „Alle Wetter! Was hat das Mädel im Sinn?“ murmelte er, „die sieht ja aus, wie eine zürnende Juno!“

Herr von Brugk lehnte in seinem Stuhl zurück und spielte mit seiner Uhrkette. Der Schreiber kaute an einem Gänsekiel und sah verdächtig von einer Person zur andern; der Anfang zu den Vermählungspräliminarien schien recht eigenthümlich zu werden, allein bei Damen konnte man oft einer kleinen Scene gewärtig sein!

„Ist Ihnen vielleicht diese Handschrift bekannt, Graf Stauffen?“ frug Adelheid und hielt Felix die offenen Briefe entgegen. Er warf einen raschen Blick hinein.

„Allerdings!“ antwortete er befremdet, „das heißt, erst seit wenigen Stunden kenne ich sie, — — aber wie — —?“

„Ah wirklich! Erst seit wenigen Stunden?!“ unterbrach ihn Adelheid mit verächtlichem Lächeln. „Vater!“ fuhr sie fort und wandte sich an den alten Grafen, „auch Dir wird es eine unerwartete Mittheilung sein, daß Graf Felix Stauffen nicht, wie er uns immer zu verstehen gab, der einzige seines Namens ist, sondern daß er einen älteren Bruder hat, den er bisher schändlich um sein Recht betrogen!“

„Adelheid!“ drang es wieder in schmerzlichem Ausruf von Felix Lippen. Er wankte und griff nach dem Tisch, um sich zu stützen.

„Bist Du verrückt, Mädel?“ rief Graf Weißenrode.

„Nein, Vater,“ erwiderte sie kalt, „wohl aber glaube ich, daß Graf Stauffen uns alle zu Narren machen wollte!“

Sie warf einen bitteren Blick auf Felix.

„Um Gottes willen, Adelheid!“ rief dieser außer sich, „was soll das heißen? Wie soll ich mir diese grausamen Worte erklären?“

„Schweig, Adelheid!“ fuhr der alte Graf auf, mit geballter Faust auf den Tisch schlagend, als er sah, daß seine Tochter antworten wollte.

„Wollen Sie mit Weiberzungen fechten, Graf Felix? Dann müssen Sie den Kürzeren ziehen — und ich habe keine Lust, dem ungleichen Kampfe beizuwohnen; ich denke, Sie auch nicht, meine Herren! Was Graf Stauffen hier zu sagen hat, bitte ich an mich zu richten! Was sollen die Worte bedeuten, Herr Graf, die ich so eben von Ihren und meiner Tochter Lippen hören mußte?“

Felix war gefaßter geworden.

„Ich weiß nicht, wem ich eine so perfide Verleumdung zu verdanken habe, wie sie hier obzuwalten scheint,“ sagte er finster und warf einen Blick auf Hugo, „allein ich denke, ich kann mich verantworten, und wäre Adelheid, — — wäre Ihre Tochter meiner Bitte gefolgt und hätte mir Gehör geleistet, so wäre Ihnen diese ganze peinliche Scene erspart geblieben, Herr Graf; so aber bitte ich jetzt vor diesen Zeugen reden zu dürfen.“ Eine kurze Pause entstand.

Graf Weißenrode setzte sich erwartungsvoll in seinen Stuhl zurecht; Adelheid stand aufrecht neben ihrem Vater; ihr Blick ruhte kalt auf Felix. Herr von Brugk blinzelte lauernd, bald nach Adelheid, bald nach dem jungen Grafen; der Schreiber hörte auf, an seiner Feder zu kauen und fixirte scharf den Sprechenden.

„Wie Sie wissen, Herr Graf,“ hub Felix an, sich halb an den Grafen, halb an Adelheid wendend, „verlor ich als einjähriges Kind meine Mutter, auf deren letzten Wunsch ich der Pflege und Erziehung ihrer Jugendfreundin, der Pastorin Kröger, übergeben wurde und daß diese, nach dem kurz darauf folgenden plötzlichen Tode meines Vaters, mich mit sich hierher in ihre neue Heimat führte, wo ich bis zu meinem sechzehnten Jahre verblieb. Natürlich stellte ich, als ich heranwuchs, manche Fragen an meine Pflegeeltern, in Bezug auf meine Angehörigen, die sie so ausführlich wie möglich beantworteten. Nur von meinem verstorbenen Stiefbruder, mit dem sich meine Phantasie viel beschäftigte, konnten sie mir nicht so viel erzählen, wie ich gewünscht; sie hatten ihn nie gesehn und wußten nur, daß er meinem Vater viel Kummer verursacht, so daß in dessen Gegenwart sein Name nie genannt werden durfte, und daß, ungefähr zur Zeit meiner Geburt, die Nachricht gekommen, daß er plötzlich gestorben; wo und auf welche Weise, hatten sie nie erfahren können. Als ich nun als Erwachsener zum ersten Mal meine Heimat kennen lernte und dort als Majoratsherr jubelnd willkommen geheißen wurde, da erkundigte ich mich bei manchen der alten Gutsleute nach meinem Bruder, konnte aber nirgends genügende Auskunft erlangen. Es hatte keiner ihn je wieder zu sehen bekommen, seit er als Kind die Heimat verließ, und kopfschüttelnd meinten sie, daß ein unerklärliches Dunkel über seinem Schicksal und seinem frühen Tode ausgebreitet sei, und nur dem unbegreiflichen Haß meines Vaters sei es zuzuschreiben, daß er seinem ältesten Sohne noch nicht einmal eine letzte Ruhestätte im Erbbegräbnisse zugewiesen. Niemand wisse, wo er sein Grab gefunden.

„Und mit diesen spärlichen Berichten mußte ich mich begnügen,“ fuhr Felix fort — er war während des Erzählens ruhiger geworden, jetzt wurde er wieder erregter — „und bis zum heutigen Morgen ahnte ich nicht, daß mein Bruder noch lebe. Da brachte mir die Frühpost diese Briefe, —“ er zog einige Briefe hervor, „der eine, in einer mir bisher unbekannten Handschrift, sagt mir, daß der Schreiber mein Bruder, mein älterer Bruder sei, der nach langem Aufenthalte in der Fremde zurückgekehrt, um mir das, wie er behauptet, von mir unrechtmäßiger Weise angetretene Erbe streitig zu machen. Der zweite Brief ist von einem alten Manne, der über ein halbes Jahrhundert hinaus in unserer Familie gedient. Er war der Milchbruder meines Vaters und Hausmeister zu dessen Zeiten. Als meines Vaters einziger Vertrauter in der Angelegenheit mit meinem Stiefbruder hatte er unverbrüchliches Schweigen geloben müssen; jetzt aber ist er todtkrank und glaubt nicht ruhig sterben zu können, ohne durch offenes Geständniß sein Gewissen erleichtert zu haben. Er theilte die ganze Sache dem Prediger mit, dem er auch den Brief an mich diktirte und der die nöthigen Zeugen berief, die mit ihm das Schreiben beglaubigten. Der Prediger, der mir gut bekannt ist, fügt selbst einige Zeilen hinzu, worin er mir mittheilt, daß kurz nach Abfassung obigen Briefes mein Bruder plötzlich angekommen und daß seine Identität vom alten Hausmeister so wie von mehreren anderen festgestellt worden sei.“

Felix hielt inne, sein Athem ging rascher, seine Lippen bebten. Aller Augen waren mit Spannung aaf ihn gerichtet.

„Eine curiose Geschichte! Alle Wetter, eine sehr curiose Geschichte!" murmelte der alte Graf, „und was denken Sie zu thun, Graf Felix?" frug er lauter.

„Ich?" sagte Felix, als überrasche ihn die Frage.

„Ja wohl; was denken Sie in Beziehung auf Ihren Bruder, — Ihren Stiefbruder, — zu thun?"

Felix richtete sich hoch auf und warf den Kopf zurück; es war, als sei er gewachsen über Nacht und als sei eine ernste Männlichkeit über seine Züge gekommen, die bisher noch gefehlt, um seiner schönen Erscheinung die letzte Vollendung zu geben.

„Was könnten Sie anders erwarten, daß ich thun sollte, Herr Graf," sagte er mit Hoheit, „als daß ich meinen Bruder sofort als das Oberhaupt unserer Familie anerkenne und ihm sein von mir unwissend angeeignetes Gut zurückerstatte!"

Ein Ausruf drang von den Lippen aller Anwesenden; Adelheid war wieder an das Fenster zurückgetreten.

„Wiewohl Sie damit das Testament Ihres Vaters umstoßen und Ihre Güter wahrscheinlich einem Verschwender in die Hände spielen?" frug Graf Weißenrode ärgerlich, der die Bewunderung nicht zeigen wollte, die des jungen Mannes Hochherzigkeit in ihm hervorrief.

„Wo es sich um meine Ansichten von Ehre und Recht handelt, Herr Graf, da kenne ich keine solche Bedenken," antwortete Felix mit leuchtenden Augen, „auch habe ich keinen Moment geschwankt, und mein Pflegevater, an dessen bewährten Rath ich mich sofort wandte, billigt vollkommen meinen Entschluß. Und wäre es nur, um das Gedächtniß meiner verstorbenen Mutter vor falschen Anklagen zu befreien, so könnte ich nicht anders handeln, als ich es thue. Weit davon entfeent, meinen Bruder um sein Erbe verkürzen und mich an seine Stelle einschieben zu wollen, war das traurige Verhältniß zwischen meinem Vater und seinem Sohne aus erster Ehe der große Schmerz ihres Lebeas. Der alte Hausmeister bestätigt dies in seinen Aussagen und erzählt, wie schwere Kämpfe sie deshalb mit meinem Vater zu bestehen hatte. Ja, sie allein war es, welche die auch ihr aufgedrungene Mähr von dem Tode meines Bruders nie recht glauben wollte und dadurch oft den Zorn meines Vaters auf sich lad."

„Das ist alles recht schön und gut, junger Freund," begann Graf Weißenrode von neuem, als Felix wieder einen Moment erregt inne hielt, „wer aber bürgt Ihnen dafür, daß Ihr Bruder, nach einem Leben, wie das seinige gewesen sein muß, die ihm nun so plötzlich zufallenden Reichthümer auch zu verwalten weiß? Es scheint mir ein mehr als gewagtes Experiment, ihm diese so rückhaltslos zu übergeben; erkennen Sie ihn aber ein Mal für den Erben an, dann haben Sie natürlich keine Stimme mehr in der Sache und können dem Unheil nicht mehr steuern."

„Auch das haben wir erwogen," entgegnete Felix ernst, „ohne auf ein Hinderniß in meinem Vorhaben zu stoßen. Sollte auch mein Bruder, was übrigens noch zu beweisen bleibt, durch seine bisherigen Verhältnisse nicht der Geeignetste sein, ein so bedeutendes Vermögen zweckmäßig zu verwalten, so sind unsere Familienbestimmungen solche, daß wenigstens das Majorat unantastbar dem ältesten Sohne verbleibt, und da mein Bruder sich in Australien verheirathete, und zwei heranwachsende Söhne hat, kann ich kaum annehmen, daß er, eingedenk der traurigen Erfahrungen seiner eigenen Jugend, sie um ihr gutes Recht verkürzen werde.

„Abgesehen von dem allen ist es aber fraglich, ob mein Vater wirklich das Recht hatte, jenes Testament zu verfassen und seinen damals bereits majorennen Sohn um sein Erbe zu bringen. Ich weiß nicht, wie die Rechtsgelehrten darüber urtheilen würden, ich weiß nur, daß ich nicht gesonnen bin, der Welt das Schauspiel zu liefern, zwei Brüder, die Kinder desselben Vaters, einander vor Gericht als Gegner bekämpfen zu sehen; das wäre eine Entehrung unseres Namens und unseres Geschlechts!"

Der alte Graf hatte sich erhoben.

„Bravo, Felix!" rief er und klopfte dem jungen Manne recht herzhaft auf die Schulter, „wie wir auch in unsern Ansichten aus einander gehen mögen, das sage ich Ihnen, Sie sind ein ganzer Mann, und ich muß Sie achten! Potz Blitz! Es hätte an Ihrer Stelle nicht jeder so gehandelt!"

Felix schüttelte warm die dargebotene Hand. „Ich danke Ihnen, lieber Onkel!" sagte er herzlich, doch seine Augen suchten Adelheid. Hatte sie keinen Blick für ihn? Kein Wort der Reue über ihre vorhergehenden ungerechten Anklagen? Doch sie hatte den Kopf zum Fenster gewendet. Herr von Brugk stand leise auf und verließ das Zimmer, der Schreiber machte Anstalten, ihm zu folgen.

„Wir werden Sie ein anderes Mal rufen lassen," sagte Graf Weißenrode zu letzterem; „heute sind wir noch alle zu aufgeregt durch die neue Wendung der Dinge. Und nun noch eine Frage," wendete er sich an Felix, als die beiden Herren sie verlassen, „eine Frage, zu der ich ein Recht zu haben glaube, wie steht es mit Ihnen, Felix, und wie steht es mit Ihren eigenen Vermögensverhältnissen aus?" — Felix lächelte.

„Allerdings hat sich meine Stellung aus der des reichen Majoratsherrn in die bescheidenere eines jüngeren Sohnes verwandelt, allein das nicht unbedeutende Vermögen meiner Matter kommt mir ungeschmälert zu und dieses, neben meinem, wenn auch an sich geringem Antheil an meinem väterlichen Erbe, wird es mir möglich machen, eine, wenn auch gerade nicht glänzende, doch meinem Stande entsprechende Stellung in der Welt einzunehmea. Die schriftliche Bestätigung meiner Aussage bin ich jederzeit bereit, Ihnen vorzulegen, Herr Graf!"

„Schon gut, schon gut!" antwortete der alte Herr, befriedigt; „auf Sie kann man sich verlassen, auch ohne dergleichen Hocus Pocus, das weiß ich! Und nun scheint mir nur noch eins zu thun übrig, Sie müssen da Frieden schließen — —" er wies mit dem Daumen über seine Schulter weg nach Adelheid, die ihnen noch immer den Rücken gekehrt hatte, „und dazu bin ich überflüssig. Machen Sie es rasch ab, das heißt, wenn sich mit Weibern je etwas rasch abmachen läßt! Ich will unterdessen mit Brugk eine Partie Billard spielen, das thut wohl nach allen Aufregungen, Sie schließen sich uns später an, wo wir das weitere besprechen, nicht wahr?"

Ohne eine Antwort abzuwarten, hatte der alte Graf die Thüre hinter sich zugemacht. Felix war mit seiner Braut allein.

Einen Augenblick stand er schweigend, Adelheid sah wie vorhin aus dem Fenster. Er ging zu ihr hin.

„Adelheid!" sagte er mild und berührte leicht ihre Schulter, „hast Du mir nichts zu sagen? Kein Wort der Reue, daß Du mich vorhin so bitter gekränkt? Keinen Ausdruck der Selbstanklage, daß Du mich so falsch beurtheilen, so verkennen konntest?"

„Auch das noch," entgegnete Adelheid und wandte sich plötzlich um, ihre Augen sprühten seltsam, und dunkle Röthe lag auf ihren Wangen, „Sie glauben wohl, daß, weil Sie selbst sich erniedrigen und aus wahnwitziger Phantasterei sich dazu hergeben, jenem abenteuerlichen Landstreicher die Bruderhand zu reichen und ihm Ihr väterliches Erbe abzutreten, auch ich mich bereit finden solle, mich meinerseits vor Ihnen zu beugen und Ihrem sogenannten Edelsinn nachzueifern? Da kennen Sie mich wenig, Graf Stauffen! Und Sie irren sich sehr, wenn Sie mich als eine zerknirschte Büßende vor sich zu sehen hofften!"

„Adelheid!" unterbrach sie Felix in höchster Erregung, „wer spricht von Büßen oder Zerknirschung? Ich bat Dich ja — und ich bitte Dich noch, mir nur sagen zu wollen, daß Du jene anklagenden Worte zurücknimmst — —"

„Und wenn ich es nicht thue?" fuhr sie auf.

„So muß ich dennoch darauf bestehen," sagte Felix mit einer Bestimmtheit, die Adelheid staunen machte, „und das," fuhr er fort, als er sah, daß sie ihn unterbrechen wollte, „nicht um meinet-, sondern um Deinetwillen, Adelheid! Die Liebe muß auf Achtung gegründet sein, und wie könntest Du einen Mann achten, der sich eine Beleidigung, wie ich sie von Dir erfuhr, ungerügt bieten ließe?"

Ein verächtliches Lächeln umzog den schönen Mund der Gräfin.

„O Adelheid!" fuhr Felix weicher fort, „wird es Dir denn so schwer, mir Dein Unrecht einzugestehen? Sieh, ich verlange ja nicht ein Mal, daß Du es vor denen thust, in deren Gegenwart Du mich so bitter kränktest! Nur hier an meiner Brust, an meinem Herzen, sollst Du das Wort sprechen, das sühnende Wort, und alles ist vergessen, alles verziehen! Adelheid, laß mich nicht umsonst bitten, mich, Deinen Verlobten!"

In tiefer Bewegung breitete er die Arme nach ihr aus; doch kalt und stolz wich sie einen Schritt von ihm zurück.

„Mein Verlobter nicht mehr, Herr Graf!" sagte sie hochfahrend, „denn ich löse hiermit unser Verlöbniß!" Sie hielt ihm den Ring hin, der bis jetzt auf der Fensterbank gelegen.

Felix ließ die Arme sinken und starrte sie an, als suche er vergeblich den Sinn ihrer Worte in sich aufzunehmen.

Der Ring entfiel ihren Fingern und rollte auf den Boden.

„Ich habe es eingesehn, ehe es zu spät war, Herr Graf!" fuhr Adelheid fort, „daß unsere Ansichten zu weit auseinander gehen, als daß wir je hätten glücklich zusammen werden können; es ist besser, daß sich unsere Wege scheiden!" — Sie wollte an ihm vorüber.

„Adelheid!" rief Felix, wie aus einem Traum erwachend, und trat ihr in den Weg, „es ist nicht möglich, meine Sinne müssen mich täuschen, das kann nicht Dein Ernst sein, was Du eben gesagt, das ist nicht Deine Erwiderung auf all meine Liebe!"

„Erlauben Sie mir, an dieser zu zweifeln, Graf Stauffen!" sagte sie höhnisch, vor ihm stehen bleibend, „es war mir ein sehr geringer Beweis Ihrer Liebe, daß Sie so bereitwillig die künftige Stellung Ihrer einstigen Frau einer schönen Idee zum Opfer brachten, ohne einmal ihre Zustimmung einzuholen oder die Entbehrungen zu bedenken, die Sie ihr auferlegten!"

„Adelheid!" entgegnete Felix wie zuvor, „frage doch Dein eigenes Herz, wenn Du ein solches hast, ich könnte in dieser Stunde fast daran zweifeln, frage Dein Gefühl von Ehre und Recht, konnte ich anders handeln, als ich gethan?" — Sie zuckte die Achseln.

„Ich bin nicht in den überspannten Grundsätzen der Brüdergemeinde erzogen," sagte sie verächtlich, „und also ist es begreiflich, daß meine Ansichten von Ehre und Recht von den Ihren abweichen; übrigens kennen Sie mich genug, Graf Stauffen, um zu wissen, daß ich nicht für kleine Verhältnisse geschaffen bin. Ich verspüre keine Lust, mir unnöthige Opfer aufzuerlegen!"

„Also das ist es!" sagte Felix schmerzlich und sah vorwurfsvoll auf sie nieder, „Sie liebten nicht mich, sondern meinen Reichthum, meine Stellung in der Welt; und nun ich diese verloren, bin ich Ihnen nichts mehr! Da ist es allerdings besser, daß wir scheiden! Ich habe mich in Ihnen getäuscht, Gräfin Adelheid, bitter getäuscht, möge Gott Ihnen verzeihen! Ich gebe Ihnen Ihr Wort zurück; aber mir, wer gibt es mir wieder, mein verlornes Glück?!"

Er drückte die Hand auf die Augen und wandte sich von ihr. Er hörte, wie sie nun wirklich an ihm vorüber ging, und hinderte es nicht. Erst als die Thüre sich hinter ihr geschlossen, sah er wieder auf.

Der Herbstwind seufzte um das Haus, und eine Ranke wilden Weins klopfte mit rothem Finger gegen das Fenster; es kam ihm vor, als höre er seinen Namen rufen, von einer weichen, wohlbekannten Stimme, wie ein Blitzstrahl durchzuckte ein Gedanke seine Seele, von einem Gefühle bittersten Selbstvorwurfs gefolgt.

„Zu spät!" rief er aus, „zu spät!"

(Schluß folgt.)

Warum, warum trotz alledem?

Napoleon hat Macht und Geld,
Ist groß in Thaten und in Worten,
Er ist der klügste Mann der Welt,
Man rühmt und preist ihn allerorten;
Ihn schmückt ein Kaiserdiadem
Und Ruhm folgt seiner Feldstandarte —
Warum, warum trotz alledem
Verachtet man den Bonaparte?

Das schönste Weib schmückt seinen Thron
Und sein Geschlecht kann nicht verderben,
Ein allerliebstes Prinzchen schon
Gebar sie ihm, ihn zu beerben;
Ein Vetter macht's ihm auch bequem,
Der lange schon als Erbe harrte —
Warum, warum trotz alledem
Verachtet man den Bonaparte?

Er lebt und herrscht als Sultan ganz,
Sultan der Turcos und der Zuaven,
Sein Regiment schmückt Pracht und Glanz,
Und stolze Pairs sind seine Sklaven;
Sie thun nur, was ihm angenehm,
Wie oft und arg er sie auch narrte —
Warum, warum trotz alledem
Verachtet man den Bonaparte?

Ein neuer Heiland, hat er frei
Auf sich genommen alle Sünden,
Er hört der Völker Schmerzensschrei
Und stillt ihn mit Kanonenschlünden;
Er macht's den Königen bequem
Und revidirt Europas Karte —
Warum, warum trotz alledem
Verachtet man den Bonaparte?

Er hat Ideen, er hat Verstand,
Hat selbstgezogene Kanonen;
Ob auch Despot im eignen Land,
Ist er doch andern Nationen
Der Freiheit leuchtendes Emblem,
Hoch über der Parteien Warte —
Warum, warum trotz alledem
Verachtet man den Bonaparte?

„Erob'rer liebt man heut nicht mehr —"
Sprach er — „die Zeit macht Unterschiede,
Und meine Zeit versteh' ich sehr,
Drum ist mein Kaiserreich der Friede!"
Er annectirt, was ihm genehm
So friedlich, daß man's kaum erwarte —
Warum, warum trotz alledem
Verachtet man den Bonaparte?

Weil er Europas Hohn und Fluch,
Weil morsch der Grund von seiner Größe,
Weil seine Herrschaft Lug und Trug
Und Heuchelei deckt seine Blöße.

Sein Name ist der Lüg' Emblem,
Er spielt sein Spiel mit falscher Karte:
Darum, trotz Kron' und alledem,
Verachtet man den Bonaparte!

Friedeich Bodenstedt.

Die Feldpost.*)

Von unserm Berichterstatter **Georg Hiltl.**

Es ist während des Krieges ein Treffen geliefert worden — so melden die Telegraphen nach den Städten. Welch eine Erregung zittert durch alle Schichten der Bevölkerung! Es währt nicht lange, so sind die öffentlichen Bureaus der Stadtverwaltungen, der Militärbehörden von hunderten belagert, welche Kunde von den Lieben erlangen wollen, die bei den kämpfenden Truppentheilen mit den Waffen in der Hand stehen, und ganz sicher mit im Feuer bei dem vom Telegraphen gemeldeten Treffen gewesen sind. Die Besorgniß um diese Theuren ist so groß, daß sie an das Unmögliche ihre Forderungen stellt; die Unruhe läßt den Harrenden keine Berechnung anstellen, er vergißt, daß die langen Strecken vieler Meilen zwischen ihm und dem fernen Geliebten liegen, er will durchaus, daß die brieflichen Nachrichten mindestens eben so schnell einlaufen sollen, als die telegraphischen, und geht nicht nur betrübt, sondern selbst zornig von den Orten hinweg, an denen er sicher Nachrichten zu finden hoffte. Außergewöhnliche Zeiten erzeugen in der That außergewöhnliche Annahmen. Die Ordnung, in welcher man bis zu dem Augenblicke des Ausbruches lebte, ist entwichen, alles hat eine andere Färbung angenommen, handelt nach anderen Bedingungen, und von dieser Umkehr alles Bestehenden sind die Anstalten gewiß am allerwenigsten ausgenommen, welche die Nachrichten überliefern, und den Angsterfüllten einen Stein vom Herzen nehmen sollen, also die Postanstalten. Welche Freude bringt oft schon ein erwarteter Brief in ruhigen Zeiten, nun erst während des Krieges — nach dem Treffen! Lebt der Geliebte, der Bruder, Gatte, Sohn? Ja — es sind die Züge seiner Hand — er lebt, er ist da! Aber vielleicht schrieb er die Zeilen aus dem von Jammer erfüllten Lazarethe — zitternd wird das Couvert geöffnet, wenn die Nachricht eine freudige ist — wie preßt der Empfänger das Papier an seine Lippe! Aber auch die schmerzliche, die Nacheicht von Verwundung oder gar — Tod ist beglückend, weil sie der Ungewißheit — der schrecklich quälenden — ein Ende macht, weil sie anzeigt, wohin man zu eilen hat, um zu pflegen, oder doch an dem großen Grabe zu beten, in welchem der Gebliebene neben so vielen Freunden und Genossen ruht. Diese Nachrichten vermittelt die Feldpost. Die brave, eben so oft gepriesene, hoch erhobene als bekeittelte — Feldpost. In Nachstehendem sollen unsere Leser ein Bild von dieser mit dem Kriegswesen so eng verbundenen, großartigen Anstalt erhalten.

(Fortsetzung auf Seite 710.)

*) Unsere Leser werden gerne hören, daß unser 1866 so bewährter Berichterstatter, Georg Hiltl, auch dieses Mal wieder als unser Berichterstatter auf den Kriegsschauplatz gehen wird. Da heute (28. Juli), wo diese Nummer in die Presse kommt, noch nichts geschehen ist, geben wir einstweilen eine gedrängte Darstellung seiner damaligen eeichen Erfahrungen über die Feldpost. D. R.



Zwei von Kissingen.

Es ist der 10. Juli 1866. Auf dem Marienkirchhofe zu Kissingen wüthet ein harter Kampf. Der friedliche Ort, wo sonst Ruhe und Andacht geherrscht, er hallt wieder vom Büchsengeknatter, vom wüsten Lärm der Streitenden. Hin und her schwankt der Kampf; hier Preußen, dort Baiern, ihr Blut röthet die Leichensteine, und grimmig schauen sich die feindlichen Söhne einer Mutter, welche eine Sprache reden, in die Augen, die tödtlichen Haß blickenden.

Der Kampf ist zu Ende. Zwischen den Blumen, die liebende Hände den theuren Verblichenen gepflanzt, ruhen zwei verwundete Krieger; das gemeinsame Unglück führt sie einander näher, und die eben noch als Feinde, als Vertreter des unseligen Haders, von Nord und Süd auf einander geschossen, sie theilen den Rest in der Feldflasche, sie vergessen Groll und Haß, erkennen sich als deutsche Brüder und schließen Freundschaft fürs Leben.

Vier Jahre sind verflossen. Noch immer nicht ist der alte Ruf: „Hie Welf! Hie Waibling!“ verklungen, noch klafft die Wunde zwischen Nord und Süd. Da klopft frech der Erbfeind an die Thür des Hauses — aber wie ein Donnerton antwortet's ihm von drinnen. Der Zwietracht Feuer ist verloschen, und die bitter bei Kissingen sich bekämpft, sie ziehen hochjubelnd eines Sinnes gegen den gemeinsamen Feind.

Wo die rebenumkränzten Hügel der Pfalz hinüberschauen in das wälsche Land, da haben die Zwei von Kissingen sich wieder gefunden, da drücken sie sich die treue Bruderhand, da richten sie der Büchsen Lauf beide gegen den alten, gemeinsamen Feind, da tönt nicht mehr der Ruf: „Hie Preuß, hie Baier“, da schmettern sie laut und frisch hinaus in die Luft die vom Waskenwalde wiederrauschenden Worte: „Hier stehen Zwei von Kissingen, die einst sich bitter befehdet. Hier steht nicht Preußen, nicht Baiern, hier wacht Alldeutschland in seiner Majestät!“

Wir geben es natürlich in großen Zügen, wobei wir speciell die sehr entwickelte preußische Feldpost im Auge behalten.

Sobald die Mobilmachung der Armee ausgesprochen ist, organisirt sich die Feldpost, denn während des Friedens steht sie in keiner Beziehung zur Militärverwaltung, sondern letztere besitzt nur ein Verzeichniß des von der Postverwaltung designirten Personals für den Ausbruch des Krieges. Jedes mobile Armeecorps behält: 1 Feldpostamt und 4 Feldpostexpeditionen. Ersteres verbleibt beim Generalcommando, die letztgenannten werden den 3 Divisionsstäben und der Reserveartillerie zugetheilt. Für jedes Armeecommando wird außer dem 1. Armeepostamt und für das große Hauptquartier des Königs das Feldoberpostamt errichtet. Das Personal besteht bei dem Feldpostamte aus: dem Feldpostmeister, 5 Feldpostsecretären, 1 Feldbriefträger, 1 Feldpostschaffner, 12 Feldpostillonen, 10 Trainsoldaten; bei einer Feldpostexpedition aus: 1 Feldpostsecretär als Vorsteher, 1 zweiten als assistirenden Beamten, 1 Feldbriefträger, 1 Feldpostschaffner, 3 Feldpostillonen, 3 Trainsoldaten.

An Transportmitteln besitzt ein Feldpostamt: 1 Registraturwagen, 2 Packwagen, 2 Courierwagen, 28 Pferde. Eine Feldpostexpedition: 1 Registraturwagen und 7 Pferde. Die Feldpostexpeditionen sind dem Feldpostamte untergeordnet, im übrigen ressortiren alle Feldpostanstalten in technischer Beziehung von dem Generalpostamte, in anderen Beziehungen von der Militärbehörde. Jede mobile Feldpostanstalt bleibt bei dem Stabe, dem sie zugetheilt ist (mit seltener Ausnahme). Wir haben nun zu schildern: das Verfahren, um die in der Heimat aufgelieferten Briefe der richtigen Feldpostanstalt zuzuführen; die Art der Verbindung zwischen den mobilen Feldpostanstalten und der Heimat; den Dienstbetrieb bei den mobilen Feldpostanstalten selbst. Indem wir das erstere betrachten, wird es sogleich klar, wie ungeheuer verschieden die Zustände zwischen dem Postbezirke in ruhigen Zeiten und dem während eines Krieges sind. Dort genügt eine Adresse des Absenders, um Brief oder Packet an die richtige Stelle zu liefern. Dies ist hinsichtlich der Feldpostsendungen, sobald die Truppen sich auf dem Marsche resp. im Auslande befinden, unmöglich, da der Aufenthaltsort des Adressaten fast niemals dem Absender und ebensowenig der Aufgabepostanstalt mit Sicherheit bekannt ist. Deshalb erfolgt die Spedition der Feldpostsendungen nicht nach Maßgabe des Bestimmungsortes, sondern des Truppentheiles, welchem der Adressat angehört. Ausgenommen hiervon sind die Sendungen an: Truppen in Festungen, an Ersatzbataillone, an stehende Lazarethe an bestimmten Orten, an Etappenofficiere, welche einen bestimmten Standort haben, und Sendungen, von denen der Absender ausdrücklich wünscht, daß sie nach dem von ihm bezeichneten Bestimmungsorte gesendet werden. Bei allen Sendungen, welche nicht zu einer dieser fünf Kategorien gehören, wird derjenige Ort, nach welchem sie zunächst zu schicken sind, von der Aufgabepostanstalt auf die Adresse gesetzt. Deshalb braucht bei solchen Briefen seitens der Absender ein Bestimmungsort überhaupt nicht angegeben zu werden, dagegen ist es wichtig, daß der Truppentheil genau bezeichnet sei, da andernfalls der Brief nicht unverzögert an seine Adresse gelangen kann.



Feldpostreiter.

Man hat diesen Eventualitäten durch vorgedruckte Feldpostcouverts vorgebeugt, und man erreichte es während des Krieges 1866 zuletzt, daß $^2/_3$ aller Briefe mittels solcher Couverts versendet wurden. Jedes Feldpostamt bestimmt für sich und die ihm untergeordneten Feldpostexpeditionen eine oder mehrere preußische Landespostanstalten, von welchen aus die angekommenen Sendungen auf die Feldpostanstalt überliefert werden sollen. Von Festsetzung dieser Speditionspunkte wird auf das schleunigste, wo es irgend möglich ist, durch den Telegraphen dem Generalpostamte in Berlin, und den sonst dabei interessirten preußischen Betriebsstellen Kenntniß gegeben. Aus diesen Benachrichtigungen muß wiederum genau hervorgehen, auf welche Truppentheile sich ein jeder Speditionspunkt bezieht, der Aufstellungsorte einzelner Truppentheile darf aber darin nicht gedacht sein.

Die Feldpostrelais verbinden die mobilen Feldpostanstalten mit der Heimat, sie besorgen außerdem den Postdienst für die detachirten und zurückbleibenden Truppen und Branchen, welche von ihren mobilen Feldpostanstalten oft genug 20 Meilen und weiter entfernt waren. Die Relais haben auch bei Zuführung der Privatpäckereien an die Truppen sehr wesentliche Dienste geleistet. Da es ihnen in Feindes Land an Transportmitteln mangelte, so schickte das Generalpostamt eine genügende Anzahl von Postpferden und Wagen nebst Postillonen aus Berlin nach dem Kriegsschauplatze, durch welche sodann die Feldposttransporte den mobilen Feldpostanstalten bis zu gewissen Punkten entgegengeführt wurden. Diese Postillone oder Feldpostreiter sind gewichtige Kerle. So brav und willig, so treu in der schweren Pflicht, daß wir den Lesern wohl die Schilderung eines so guten Burschen bringen dürfen, der seinen gefahrvollen Ritt durch Feindes Land thut, um Briefe, Sendungen von Geld und überhaupt Nachrichten den harrenden Soldaten zu überbringen. Die Feldpost ist eines der von dem Feinde begehrtesten Dinge während des Krieges. Aufschlüsse aller Art hofft er zu finden. Wenn man durch die vom Kriege überflutheten Landstraßen fährt, wenn der Abend sich niedersenkt, und die Schatten der Nacht über Wald und Flur ziehen, dann vernimmt man auf einsamer Straße aus der Ferne herüberschallend den Trab eines schweren Pferdes. Näher und näher kommt es, deutlich hörst du den wuchtigen Säbel klirrend gegen die Weichen schlagen, ein Reiter erscheint am Kreuzwege. Tief in dem breiten Sattel sitzend, hat er um den Hals eine Ledertasche; vor ihm auf dem Sattelknopf liegt festgebunden das Felleisen mit Briefen; der Mantelsack, der vielleicht werthvollen Inhalt birgt, ist dem Rosse vorn aufgeschnallt, die kurze Pfeife wirbelt zuweilen ihren Dampf in die Nachtluft, oft wagt der Mann nicht zu rauchen. Das ist ein Reiter, ein Postillon der Feldpost. Allein — umhüllt von hundert werthvollen Gegenständen, trabt er dahin, meilenweit muß er sich wagen, oft nicht ahnend, daß dicht am Wege Verrath auf ihn lauert.

Oft genug hört man: „Gestern ist eine Feldpost beraubt, erschossen, überfallen." Kann er sich nicht der Feinde erwehren, mit dem schweren Säbel sich nicht durch die Räuber schlagen, oder durch den wohlgezielten Schuß seines Pistols den Angreifer zu Boden strecken, dann bleibt ihm nur noch Rettung bei einem Ueberfalle durch die Kraft, Schnelligkeit und Ausdauer seines Pferdes; wenn der nachsetzende Feind ihn einholen kann, wenn ein Schuß das treue Roß niederstreckt, oder zum Weitergehen untauglich macht — dann sind Mann, Pferd und Gut die Beute gieriger Räuber. Der Postreiter wird nicht gutwillig seine anvertrauten Schätze sich entreißen lassen; unter dem gestürzten Pferde sich emporarbeitend, steht er mit dem Säbel und dem Pistol in der Faust, dem herannahenden Feinde gegenüber. Aber selten ist dieser allein; drei, vier Banditen vereinen sich zu solchem Angriffe, und wenn keine höhere Macht ihm hilft, dann sinkt der Arme unter mörderischen Stößen und Hieben in den

Sand der Landstraße, blutend, zum Tode getroffen. Mit der Beute machen sich die Räuber davon; einsam, ungerächt verendet der Postreiter neben seinem Rosse, und wenn eine Colonne am frühen Morgen über die Straße zieht, dann findet sie den erkalteten Leichnam neben dem noch zuckenden Thiere, einige Schritt weiter liegt das zerrissene, leere Felleisen, Papierfetzen sind umhergestreut, und in das dunkle Gehölz hinein führt eine Huf- oder Fußspur; sie bezeichnet den Weg, den die flüchtenden Räuber eingeschlagen haben. — Am Rande der Chaussee wird dann vielleicht der treue Bote eine Ruhestätte finden.

Entrinnt der Postreiter seinen Verfolgern, dann bringt er, lustig pfeifend, die gefüllten Taschen in das Quartier, seine Schätze werden jubelnd in Empfang genommen, und nach langem beschwerlichen, gefahrvollen Ritte sinkt der Brave auf die Streu neben seinem lieben Pferde nieder und träumt von der fernen Heimat, von dem stillen Dörfchen, von seinen kleinen Kindern, seinem guten Weibe, bis ihn der Strahl der Morgenröthe weckt, damit er sich wieder in den Sattel schwingen und seinem gefährlichen Berufe aufs neue obliegen kann.

Werfen wir nun einen Blick auf den Betrieb während der Action. „Die Colonne steht um 7 Uhr morgens zum Abmarsch bereit," lautet der Befehl für morgen, den vielleicht um neun oder zehn Uhr abends der Feldbriefträger oder eine Ordonnanz vom Generalcommando überbringt. Das bedingt ein Aufstehen um fünf Uhr, denn vor dem Abmarsche muß noch ein Transport abgefertigt, und dann erst kann gepackt werden. Heute aber ist der Haupttransport fertig zu machen, d. h. tausende und aber tausende von Briefen sind zu stempeln, zu sortiren, erst in „Bunde", dann in Beutel zu verpacken, die Geldbriefe sind speciell einzutragen, die Packete zu verlesen 2c., und vor der Thür wartet noch ein armer Postillon, der Sachen von seiner Divisionsexpedition gebracht hat, und andere auf seinem nächtlichen Ritte dorthin zurücknehmen soll. Doch es geht gut, um elf Uhr abends ist der praktische Dienst beendet, und nur der Vorsteher muß noch einige Stunden daran setzen, um die eingegangenen Dienstbriefe, welche fast immer umgehend Erwiderung erheischen, zu beantworten, die nöthigen Meldungen u. s. w. aufzusetzen, die ebenfalls morgen fort müssen, und einen Berg von Laufzetteln durchzulesen, von denen tagtäglich 50—60 Stück ihm zugehen und ihn der Verzweiflung nahe bringen.

Der Marsch ist nicht weit, aber lang, und das Ziel wird erst um 4 Uhr nachmittags erreicht, ein kleines Dorf, das vollgepfropft von Truppen ist. Auch die Feldpost hat ihren Quartiermacher vorausgeschickt und zwar einen, der sich die Butter nicht vom Brote nehmen läßt, aber trotz heroischer Kämpfe hat er doch nur äußerst „magere" Quartiere für die Mannschaften auftreiben können. Selbst das gelingt nicht oft. Wir sehen die Feldpost mehr als ein Mal bivouakiren und trotzdem unter freiem Himmel ihre Briefe annehmen, ausgeben, sortiren und verpacken. Die Pferde müssen im Freien bleiben, für 29 Personen und 28 Pferde will gesorgt sein. Wer hat aber dazu Zeit? Wer kann seine durchnäßten Kleider trocknen, oder an eine Mahlzeit denken? die Feldpost gewiß nicht. Kaum hat man sie einziehen sehen, und schon wird sie mit Fragen bestürmt: „Wo ist das Bureau?" „Wann kommt der Transport?" „Sind Briefe für mich da?" 2c. Auch von 2 Divisionen sind die Transporte schon eingetroffen, es heißt also vor allem: das Bureau etabliren, und dann an die Arbeit. Ersteres ist im Umsehen geschehen, groß und elegant ist es freilich nicht, das Bureau, aber man arrangirt sich bald, das Postwappen wird an der Hausthür befestigt, und es übt fast größere Anziehungskraft aus, als ein Wirthshausschild auf die Soldaten, die ja — leider — leider — Dank der herrschenden Bildung des deutschen Kriegers — alle Briefe schreiben und lesen können. Jetzt tönt ein wohlbekanntes Hornsignal — ohne Zweifel: der Transport ist da: seht ihn Euch genau an, es sind zwei vierspännige Frachtwagen, die jetzt abgeladen werden, zählt richtig, dann werdet Ihr 51 große Getreidebeutel voll Briefe, 72 kleinere mit Geldbriefen und gegen 200 Packete vorfinden. Es ist nämlich ein doppelter Transport, der zwei Tage und zwei Nächte unterwegs war und schon sehr sehnsüchtig erwartet wurde. Wir kümmern uns nicht darum, wo die neu zugekommenen Postbegleiter mit ihren requirirten Fuhrleuten und Pferden ein Unterkommen finden, das ist des Postmeisters Sache.

Wir sehen lieber zu, was die Feldpost mit all den Sachen anfängt und wie sie sich damit einrichtet. Zum Glück bleibt das Wenigste davon beim Feldpostamt, das meiste geht zu den Divisionen, von denen allen sich inzwischen je ein Schaffner oder Postillon mit requirirten Fuhrwerken eingefunden haben. Die ganze Masse der Sachen will gesichtet, vertheilt, geprüft sein, dazu gehören Raum und Menschenhände. Was von Soldaten in der Nähe ist, faßt auf freundliches Ersuchen mit an, die Packete werden theils in einem gewaltsam geöffneten Kaufladen hinter und auf dem Ladentische, zwischen stänkrigen Heringstonnen oder Cichorienbündeln ausgelegt, und nach mehrstündiger, angestrengter Arbeit sind alle Divisionstransporte abgefertigt. Zwei Beamte haben in der Zwischenzeit die fürs Feldpostamt bestimmten Beutel geöffnet, die Briefe und Zeitungen in die fliegenden Sortirtaschen vertheilt und schon zum größten Theile ausgegeben, resp. durch den Briefträger bestellen lassen, den Befund an Geldbriefen festgestellt und viele davon an die abholenden Ordonnanzen gegen Quittung verabfolgt. Nun geht man mit vereinten Kräften an die Bearbeitung der abzusendenden, in großen Körben aufgeschichteten Briefe und freut sich im voraus der dann in Aussicht stehenden Erholung — da wird Alarm geblasen, und athemlos kommt der Schaffner gelaufen: „In einer halben Stunde rückt die Colonne ab." Jetzt, liebe Feldpost, packe schnell ein, bringe auch deine Geldbriefe und Packete hübsch sicher unter und vergiß keines von deinen Inventarien, auch das Wappen nicht vor der Thüre; die armen Pferde dauern uns aber am meisten, die vor wenigen Stunden den Transport angebracht haben und natürlich auch mit fort müssen, sie werden es wohl nicht lange mehr machen. — Diese flüchtige Skizze ist vollkommen wahrheitsgetreu, ohne Zuthun der Phantasie. Sie wird die großen Beschwerden veranschaulichen, welche dem Feldpostdienste sich entgegenthürmen. Sie hätten sogar in noch grelleres Licht gestellt werden können, hätte man die Schilderung der Feldpostexpedition zum Vorwurfe genommen, wo nur zwei Beamte fungiren und dabei dieselben Arbeiten verrichtet werden müssen.

Eine solche Anstalt, ein solches Wirken und Schaffen durch Worte rühmen zu wollen, wäre fast nur Anmaßung. Dergleichen Erscheinungen und Schöpfungen sind über jedes Lob erhaben. Wir haben den Leser einen Blick in das ungeheure Getriebe dieser Maschine thun lassen, deren Leistungen wir wohl jetzt zu beobachten Gelegenheit haben, deren ganze Bedeutung aber erst durch die Erläuterungen eines praktischen und bewährten Beamten der königlichen Postanstalt erkannt wurde, dessen Güte wir die vorliegende Zusammenstellung verdanken.

Möchten diese Blätter zur richtigen Würdigung der großartigen Anstalt beitragen; es kann gewiß jeder, der sie liest, mit Dank auf den Leiter und die Beamten der Feldpost blicken — aber auch mit Vertrauen, da wieder die Zeit gekommen ist, wo die Kinder unseres Landes, sowohl die unter den Waffen stehenden, als die in der Heimat gebliebenen, der Dienste unserer Feldpost bedürfen.

Friedenspflichten im Kriege.

Von **Dr. Ploß.**

Der Krieg ist ausgebrochen! Ein Krieg — schnell und unerwartet, wie er kam, rief er das deutsche Heer auf den Kampfplatz.

Während unsere Brüder und Söhne hinausgezogen sind zur Vertheidigung des Vaterlandes, erwachsen uns allen, die wir daheim bleiben, Aufgaben, deren Erfüllung nicht schwer wird, obgleich wir bei ihrer Ausführung wohl unsere besten Kräfte daransetzen müssen. Es gilt, den Verwundeten beizustehen, ihre Leiden zu mildern und ihre Pflege zu übernehmen. Niemand von uns kann und wird sich diesen schönen Pflichten entziehen. Sage man nicht, daß man entfernt vom Kriegsschauplatze erst zuwarten dürfe, bis sich die Feldschlachten allmählich in die Nähe spielen! Es wird nämlich zum Wohle der Verwundeten jetzt in der Sanitätspflege der Heere ein System der Hilfeleistung befolgt, durch welches auch die weitab vom Kriegsschauplatz liegenden Gegenden zur Mitbetheiligung an der Sorge für Kranke und Verwundete herbeigezogen werden. Es ist dies das sogenannte Zerstreuungssystem. Man sendet die Ver-

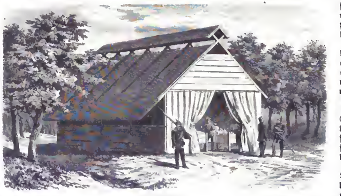
wundeten und Erkrankten, um ihre Concentration und Anhäufung, um die Ueberfüllung der großen Kriegslazarethe unmittelbar im Rücken der kämpfenden Truppen zu vermeiden und um den Ausbench ansteckender Krankheiten unter ihnen zu verhüten, in immer weiter gelegene, größere und kleinere Städte. Mit jeder Stunde Entfernung von den Gräueln des Kriegsschauplatzes wird bei den Blessirten die Hoffnung und Zuversicht auf eine baldige Genesung geweckt und gefestigt. Ihn erwarten dort reine Luft, gute Lageenung, sorgfältige Pflege und Behandlung — alle Bedingungen zu seiner Heilung, die ihm mit dem besten Willen niemand in der unmittelbaren Nähe der Kämpfenden gewähren kann.



Stromeyersche Zeltbaracke.

Diese heilsame, namentlich mit Benutzung der Eisenbahnen ausführbare Maßregel der Krankenzerstreuung ist es nun, durch welche der gesammten, nicht kämpfenden Bevölkerung die Pflicht der Mithilfe besonders nahe gelegt wird. Wir alle sehen die Leiden der im Kriege Beennglückten in unsere unmittelbare Nähe gerückt. Die eigene Anschauung steigert unser Mitgefühl. Wir empfinden aber auch, wie nöthig es ist, dem Staate die große Last der Sorge für die Unterbringung und Pflege der Blessirten abzunehmen. Denn eine große Schlacht am Rhein kann Verwundete bis nach Schlesien liefern.

Alles muß zugreifen und helfen! Und wie anders gestalten sich nunmehr im einzelnen unsere Aufgaben, als sonst! Ehemals begnügte man sich damit, daß die Frauen und Kinder Charpie zupften, die Männer durch Sammlungen in ihrem Freundeskreise eine Summe Geld zusammenbrachten, und dann beides, Charpie und Geld, dem Staate zur Disposition stellten. In unserem Jahrzehnt bekam dagegen die allgemeine Hilfeleistung eine nie geahnte Ausdehnung. Wie groß dieser jüngste Fortschritt auf der Bahn der Humanität ist, dafür legten die unzähligen Hände, welche sich im Jahre 1866 an der Pflege Verwundeter und Kranker betheiligten, ein beredtes und herrliches Zeugniß ab. Ganze Nationen und Völker haben jetzt den größten Theil dieser Pflichten von überbürdeten Schultern der Regierungen freiwillig abgenommen. Ein Band umschlingt alle in dieser Hinsicht; dies sind die Statuten des Genfer Vertrages vom Jahre 1864. Das rothe Kreuz im weißen Felde, das Symbol der durch diesen Vertrag von allen Regierungen anerkannten Genossenschaft, schwebt jetzt rettend und behütend über allen, deren Blut das Feld der Ehre tränkt, über Freund und Feind.



Hospitalbaracke.

Und nicht blos Männer sind es, welche zur Hilfe zusammentreten, sondern auch Frauen entfalten dabei eine edle Thätigkeit. Während der letzten Jahre des Friedens trafen sie in ihren Vereinen die Vorsorge zur zweckmäßigen Krankenpflege. Und auf diesem Felde werden unsere deutschen Frauen wieder bald Gelegenheit haben, in aufopfernder Weise ihrem schönen Berufe nachzukommen.

Worin bestehen nun insbesondere die segensreichen Aufgaben dieser Männer und Frauen?

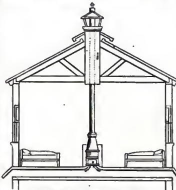
Durch ihren Zusammentritt wird sich zunächst an jedem Orte, in dem ein „Verein zur Unterstützung und Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger“ noch nicht besteht, ein solcher sofort bilden; derselbe wird sich mit einem geschäftleitenden Directorium und einem Bureau versehen, aber auch mit dem Centralcomittee des Landes in Verbindung setzen. Die treue und gewissenhafte Verwendung der Gelder und des ihnen zur Verpflegung, Stärkung und Erquickung kranker und verwundeter Soldaten übergebenen Materials, welches die Mitglieder des Vereins durch öffentlichen Aufruf, durch Hauscollecte u. s. w. aufbringen, ist nicht die geringste Pflicht dieses Vereins. Die Augen der Vereinsmitglieder müssen sich alsbald auch auf Beschaffung eines geeigneten Locales zur Unterbringung Verwundeter, auf Ausstattung desselben mit den zweckmäßigsten Apparaten, auf Herstellung der Transportmittel für Kranke, und auf Organisation theils der Verschickung des gesammelten Materials an die größeren Kriegslazarethe, theils der persönlichen Krankenpflege richten.

Die Wirksamkeit des Vereins erhält weitere oder engere Grenzen, je nach den Verhältnissen. Daß die Mitglieder sich selbst auf das Schlachtfeld begeben, um dort persönlich Hilfe zu leisten, bei der Aufhebung und dem Transporte der Verwundeten behilflich zu sein, und die Erschöpften mit Speise und Trank zu erquicken — kann wohl dringend nöthig werden, sobald ein Gefecht in größter Nähe stattfand. Allein wir rathen, nur äußerst vorsichtig in dem Unteenehmen zu sein, aus weiter Ferne sich hin auf den Kampfplatz begeben zu wollen. Ebensowenig ist es zweckmäßig, selbst auch nur Agenten mit der unmittelbaren Unterbringung der Verpflegungsgegenstände durch eine weite Reise auf Eisenbahnen und Dampfschiffen zu beauftragen. Denn in der Regel sind in der Nähe des Kriegsschauplatzes alle Transportmittel so sehr in Anspruch genommen, daß der Versuch, mit vollge-

packten Kisten hindurchzukommen, mißlingt. Zur Vermittelung solcher Commissionen kann man sich an eine Genossenschaft wenden, die an der Spitze der internationalen Vereine steht, und durch ihre großen Verbindungen und reiche Erfahrung Mittel und Wege zu finden weiß, — an den Orden der Johanniter.*) Die Kranken und Verwundeten werden uns mit der Zeit wol zugeführt; und man hat, wenn man nicht zu entfernt von Eisenbahnstationen wohnt, immerhin Gelegenheit, Verwundeten, welche bei Krankentransporten die Waggons füllen, Speise und Trank zur Erquickung darzureichen.


Preußisches Hospitalzelt.

Diejenigen Plätze, welche an oder in großer Nähe von Eisenbahnstationen, und insbesondere unweit des Kriegsschauplatzes liegen, haben sich selbstverständlich vor allen auf directe Zufuhr Verwundeter zu rüsten. Adressen solcher Personen, welche in ihren Wohnungen Verwundete unterbringen und verpflegen können, nimmt der Hilfsverein in Empfang, um letztere, wenn nöthig, sogleich vertheilen zu können. Allein, man muß sich auch nach Localitäten umsehen, die man im Falle des Bedürfnisses schnell zu Kriegslazarethen umzuwandeln im Stande ist. Daß sich dazu nur Gebäude mit leicht zu lüftenden, hohen und lichten Räumen eignen, über deren Brauchbarkeit noch besonders die Meinung eines Arztes zu hören ist, versteht sich von selbst. Allein unter allen Umständen kann sich jede kleine Stadt, ja fast jedes Dorf ein kleines Lazareth schaffen, dessen gesundheitliche Verhältnisse alles andere übertreffen. Wir meinen die Errichtung einer Hospitalbaracke, deren Vortrefflichkeit sich namentlich 1866 herausgestellt hat. In aller Eile lassen sich bloße Holzschuppen, ja auch bedeckte und sonst gut gelegene Kegelbahnen zu Lazarethzwecken herrichten.


Durchschnitt einer amerikanischen Lazarethbaracke.

Besonders nützlich erwiesen sich die von Stromeyer erbauten Zeltbaracken, ein Holzschuppen mit einem s. g. „Reiterdach“, an beiden Giebeln breite Oeffnungen, die durch ein darüber befindliches Bretterdach geschützt sind; Seiten- und Giebelwände durchweg mit Leinwand bekleidet, welche theils festgenagelt, theils aufgeschlagen ist, freistehende Diele, der Unterbogen zwei Fuß tief mit Steinkohlenschlacken ausgefüllt. Jenes „Reiterdach“ ist für die Ventilation längs des Firstes von wesentlichem Vortheil, und hat zuerst an den Lazarethbaracken oder Krankenpavillons der Nordamerikaner Anwendung gefunden.


Reiterdach.

Da die amerikanischen Lazarethbaracken sich außerordentlich gut bewährt haben und leicht für eine größere Anzahl Kranker hergestellt werden können, so geben wir die Dimensionen eines solchen für 60 Betten bestimmten Gebäudes. Das Ganze stellt einen großen, von Gebälk und einfachen Bretterwänden umschlossenen Krankensaal dar, 187 Fuß lang und 24 Fuß breit; an jedem Ende sind zwei kleinere Zimmer je 11 Fuß lang und 9 Fuß breit, welche zwischen sich einen 6 Fuß breiten Durchgang lassen; in der einen Abtheilung ist Raum für den Aufseher oder die Wärter, für Wäsche, Tischzeug u. s. w., auf der andern Seite für Badewanne, Water-Closet u. s. w. Die Höhe der Seitenwände von der Diele bis zum Dachstahl ist 14 Fuß, jene des Dachstuhls etwa 10—12 Fuß, so daß die Höhe des Krankensaales in der Mitte 24—26 Fuß mißt. Die Diele des Pavillons muß wenigstens 18 Zoll von der Erde erhöht sein, um freien Luftzutritt zu gestatten. Die Betten stehen sich paarweise an jedem Fensterpfeiler gegenüber. Im Innern sind die Wände 8 Fuß hoch über dem Fußboden mit Lehm bedeckt. Das Bretterdach belegt man mit Theerpapier. Bei warmem Wetter werden die Krankensäle durch den First ventilirt, der durch einen Oberbau geschützt ist; bei kaltem Wetter wird der First geschlossen, und die Ventilation durch Kanäle bewirkt, indem vier, mit einer Hülle von dünnem Eisen umgebene Oefen, die unten mit einem luftzuleitenden Kanale in Verbindung stehen, ihr Ofenrohr durch einen im Dache befindlichen, die schlechte Luft abführenden Kanal aufsteigen lassen. Der Untergrund, auf dem eine solche Baracke aufgestellt wird, sei trocken, etwas erhöht, von Sumpfgegenden entfernt.

Auch das preußische Hospitalzelt leistete 1866 gute Dienste. Für 16 Mann bestimmt, besteht es aus einem Gerippe von Gasrohr verschiedener Dimension und entsprechender Stärke. Die ganze Länge des Zeltes mißt 40 Fuß, die Breite 20 Fuß, die Höhe der längs der Mitte stehenden vier Hauptpfeiler 13 Fuß, die Höhe der je sieben auf jeder Seite stehenden Säulen 5 Fuß. Das Dach besteht aus einer doppelten Lage von starkem Segeltuch; die Seitenwände bilden nur eine einfache Lage und sind mit dem Dache mittels Drahthaken verbunden, so daß sie bei gutem Wetter ausgehakt und niedergelegt werden können. An einem Ende ist ein für zwei Krankenwärter abgesonderter Raum. Im First befinden sich zwei gegen Regen geschützte Ventilationsöffnungen. Das Hospitalzelt gewährt freilich gegen extreme Witterungseinflüsse unvollkommeneren Schutz, als die Lazarethbaracke.

Zum Transport der Blessirten von den Eisenbahnstationen nach den Krankenhäusern dienen theils Krankentragen, theils Krankenkarren, theils Wagen der mannigfachsten Art. Als zweckmäßige Krankentragen hatten auf der Industrieausstellung zu Paris unter anderen die Schweizer ein Modell aufgestellt, welches viel Beifall fand. Als Krankenkarren benutzten wir in Leipzig im Jahre 1866 mit großer Befriedigung die auf Federn ruhenden, und mit Matratzen bedeckten Handwagen unseres Dienstmanninstituts. (S. 714).

Wir können es uns wohl ersparen, das für die Kranken-

*) In Preußen zu adressiren: An den Kgl. Commissar und Militär-Inspektor der freiwilligen Krankenpflege Fürsten von Pleß. Berlin Leipziger Str. Nr. 3. In Sachsen: An den Albertverein in Dresden.

zimmer oder die Baracken nöthige Mobiliar aufzuzählen, die Bettstellen, Matratzen und Decken, die Steck- und Sitzbecken, die Glas- und Thongefäße, und was da sonst noch hingehört. Wohl aber wollen wir daran erinnern, daß man für die ärztliche Behandlung der Verwundeten eine Anzahl Requisiten und Apparate vorräthig halten muß, an deren Anschaffung man nicht zu spät denken darf. Da sind Schwämme, wasserdichte Stoffe, als Wachstuch, Wachstaffet, Kautschukzeug, gefirnißtes Linnen und dergleichen, Watte- auch Eisbeutel nöthig. Statt letzterer gebrauchte man sonst Schweinsblasen, die man jetzt nur noch als Nothbehelf benutzt, da man die sogenannten amerikanischen Kautschukbeutel mit Recht vorzieht. Da muß man für Wund- und Augendouchen, für Irrigateure (S.715) sorgen; dies sind Apparate zur Bespülung der Wunden mit einem Wasserstrahle; sowie für Wannen zu continuirlichen oder permanenten Wasserbädern, in welche man die verletzten Glieder, besonders bei Hand- und Fußverletzungen, stunden-, tage-, ja wochenlang eintaucht. Da müssen Eitermulden aus Blech, auch Schienen von hartem Holze, verzinntem Eisen- oder Zinkblech oder von Pappe, es



Schweizer Krankentrage

muß Gyps zum Gyps-, Stärke zum Kleisterverband, es müssen sogenannte Beinladen vorräthig gehalten werden. Ueberall wird es patriotisch gesinnte Handwerker (Klempner, Tischler, Tapezierer, Maler u. s. w.) geben, welche durch freiwillige Lieferung der in ihr Fach einschlagenden Arbeiten die schönen Bestrebungen der Hilfsvereine fördern helfen. Dann werden Heftpflaster, Collodium, Oel, Glycerin, Cerat, Bleiwasser und andere Apothekerwaaren gebraucht; vor allem aber Charpie, Leinwand, Binden und Compressen — und hier gelangen wir in das Gebiet, auf welchem die Frauen ihre Aufgabe zu erfüllen haben.



Leipziger Krankenkarren.

Die Frauen haben sich nicht blos der Herstellung und Anfertigung der Charpie- und anderer Verbandsstücke zu unterziehen, sondern auch die Beaufsichtigung des Depots, in dem die Verband- und Wäschstücke zweckmäßig geordnet in Regalen aufbewahrt, und aus dem dieselben den Aerzten und Wärtern ausgeliefert werden. Wir alle haben unsere Pflichten für den Krieg, und unter den meinigen, d. h. den ärztlichen, galt es mir stets als eine der angenehmsten, Frauen und Kinder in den kleinen Handgriffen und im Zuschneiden bei Herstellung der nöthigsten Verbandstücke zu unterweisen. So will ich denn auch hier erwähnen, worauf man dabei am meisten zu achten hat.

Bekannt ist, daß alte, viel gebrauchte und durch vieles Waschen weich gewordene Leinwand das beste Material für Verbandgegenstände ist; allein es lassen sich auch gemischte und ganz baumwollene Stoffe, wie Shirting und Inlettstoffe, letztere wenigstens zu Sprenkissen und Unterlagen, sehr wohl für diesen Zweck verwenden. Nur ganz reine Stücke dürfen in Gebrauch kommen. Deshalb werden alle Stücke, welche Schmutzflecken oder irgend einen besonderen Geruch zeigen, mit kochendem Wasser und Seife oder Lauge noch einmal durchgewaschen, ehe man sie braucht. Die Verbandstücke werden nach dem Waschen, oder nach ihrer Anfertigung nur gerollt, aber niemals geplättet, weil dadurch das Leinen zu steif und hart wird.

Die Verbandmittel, welche am häufigsten in Anwendung kommen, sind folgende: 1. Binden aus alter Leinwand oder Baumwollenstoffen. Man reißt dieselben oder schneidet sie nach dem Faden und der Länge nach aus den am besten erhaltenen Partieen großer Stücke (Betttücher, Tischtücher u. s. w). Im allgemeinen sind fünf Sorten wünschenswerth: nämlich die $1\frac{1}{2}$ Zoll breiten leinenen Binden müssen 3 Ellen lang, die $1\frac{3}{4}$ Zoll breiten 4 Ellen, die $2\frac{1}{4}$ Zoll breiten 6 Ellen, die $2\frac{1}{2}$ Zoll breiten 8 Ellen und die $2\frac{3}{4}$ bis 3 Zoll breiten Binden 10 Ellen lang sein. Die Länge kann sehr wohl durch Anstücken gewonnen werden, was durch Aufeinandernähen mit einem durchzogenen Faden, aber nicht durch Zusammenstopfen umgeklappter Säume zu geschehen hat. Das Umsäumen der Ränder ist unnütz, ebenso das Annähen eines Bändchens am Ende; vielmehr wird jede zusammen gerollte Binde mit einer Stecknadel geschlossen (nicht mit einem Faden). Flanellbinden, von der angegebenen Länge und Breite der zwei- und dreiviertelzölligen und zehnelligen Leinwandbinden, werden aus neuem, feinerem oder gröberem Flanell gerissen und dürfen nicht geflickt werden. Gypsbinden, 2 bis 3 Zoll breit und 8 Ellen lang, aus neuer Futtergaze dienen zur Anlegung des erhärtenden Gypsverbandes.

2. Compressen sind viereckige Lappen aus alter Leinwand oder Baumwolle ohne Nähte von 9—12 Zoll im Gevierte, welche 2—3 mal zusammengeschlagen, und zu je 10 mit der Bezeichnung, „große", „kleine Compressen" zusammengebunden werden. Zu Salbenläppchen gebraucht man ganz weiche Stücke Leinwand oder Shirting verschiedenster Größe; man kann dazu schadhafte und durchlöcherte Stücke gebrauchen, welche zu anderen Zwecken nicht mehr zu gebrauchen sind. Mit dem Locheisen durchlöcherte oder als „Gitterleinwand" gezupfte, respective gewebte Leinwand ist entbehrlich.

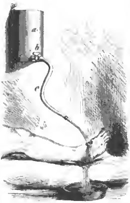
3. Longuellen sind $\frac{1}{2}$—$\frac{3}{4}$ Ellen breite, $1\frac{1}{2}$—2 Ellen

lange Leinwandstücke, welche ihrer Länge nach wie Cravatten von vier bis fünf Zoll Breite zusammengelegt und die dann aufgerollt werden.

4. Dreieckige oder viereckige Tücher aus neuer oder nicht zu schadhafter Leinwand, oder stärkerem Baumwollenstoff verwenden die Aerzte bei Armbrüchen u. s. w. Sie sollen $1^1/_2$—2 Ellen im Gevierte haben und gesäumt sein.

5. Charpie wird am besten aus reiner, weicher Leinwand gemacht. Bei weitem am häufigsten brauchen die Aerzte die krause oder verwirrte Charpie; man zupft sie aus Stücken von der Form und Größe einer Spielkarte und wirft die ausgezogenen Fäden nach allen Richtungen durcheinander. Es ist zweckmäßig, Fäden von verschiedener Feinheit nicht mit einander zu vermischen und jede Sorte für sich in sauberes Papier zu verpacken. Seltener kommt die geordnete oder glatte Charpie zur Anwendung, doch fehlt sie jetzt in den Depots so sehr, daß ihre Anfertigung in größeren Mengen wünschenswerth ist. Man zupft dieselbe aus 8 Zoll langen und breiten Lappen, indem man die Fäden alle in einer Richtung legt.

6. Unterlagen sind große Stücken alter Leinwand, am besten ganze oder halbe, recht weiche Betttücher, Bettinlette, Ueberzüge mit wenig groben Nähten und Flickflecken; es können auch bunte Stoffe verwendet werden. Bänder und Knöpfe sind abzutrennen.



Irrigateur.

a. Blechgefäß. b. Hahn zum Verschließen. c. Kautschukrohr.

7. Sprenkissen, das sind mit Federn, Roßhaaren oder Häcksel gefüllte Kissen von verschiedener Länge und Breite; sie dienen zum Ausfüllen der Schienenverbände, Unterlegen unter den Rücken, Nacken, Lagerung gebrochener Gliedmaßen; zu ihrer Herstellung näht man $^1/_4$—$^3/_4$ Elle breite und 1—4 Fuß lange Säckchen aus groben, leinenen oder baumwollenen, etwas dichten Stoffen, und läßt eine schmale Seite offen. Beim Gebrauch werden sie mit Haferspreu, Häcksel, Werg, Papierspähnen u. s. w. zu dreiviertel gefüllt.

8. Kopfnetze von Filet, aus groben baumwollenen Fäden gehäkelt, mit einem Zugbande am Rande. Anwendung finden sie bei Kopfwunden zur Befestigung der Umschläge, der Eisbeutel u. s. w.

Weiter betheiligen sich die Frauen bei der Einrichtung von Anstalten, deren Leitung sie dann vorzugsweise übernehmen: die Küche und die Speiseanstalten sind ja ihre eigentliche Domäne. Die Küche, von welcher die in Lazarethen liegenden Verwundeten mit Nahrung versorgt werden, erhält in der Regel den Charakter von Speiseanstalten; und in Orten, die schon eine Speiseanstalt besitzen, übernimmt letztere unter entsprechenden Verhältnissen am zweckmäßigsten die Lazarethverpflegung. Frauen und Mädchen, welche beim Anschaffen und Bereiten der Nahrungsmittel für die Kranken und Verwundeten in solchen Kochanstalten behilflich sind, nützen in der That mehr, als jene Uebereifrigen, deren im Jahre 1866 viele in den Kriegslazarethen von einem Kranken zum andern wandelnd, letzteren zum Verdruß der Aerzte durch Austheilen von Fruchtsäften und anderen Leckereien gründlich den Magen verdarben. Die Disposition in der Küche, Anwerbung und Beaufsichtigung des Hilfspersonals, Bestellung und Einkauf der Nahrungsstoffe, Bereitung einer Krankensuppe und einer kräftigen, aus Fleisch und Gemüse bestehenden Mahlzeit, dann auch die Buchführung und Rechnung über das Küchenbudget — das alles sind recht eigentlich Geschäfte, die man zum großen Theil den Frauen überlassen wird.

Die deutschen Frauen haben schließlich noch einen weiteren Beruf, als die hier angedeuteten Leistungen. Ihre zarte und sorgende Hand, ihre gemüthvolle Art und Weise üben bei der unmittelbaren Pflege des Verwundeten auf letzteren einen so wohlthätigen Einfluß aus, daß das dankbare, vielleicht schon brechende Auge des Leidenden unzweideutig errathen läßt, wie sehr die Schmerzen weichen, sobald die mütterlich helfende Pflegerin dem Krankenbette naht. Freilich ist nicht jede Dame dazu angethan, bei der Größe einer so schweren Aufgabe, die sie aufopfernd übernahm, mit ihren Kräften auszuhalten. Florence Nightingale gab ein Beispiel, dem nicht alle zu folgen vermögen. Es können ja wohl nur auserlesene, mit starken Nerven versehene Naturen innerhalb der Lazarethe thätig sein und das herzerreißende Weh schauen, das sich hier ihren Blicken darbietet.

Zur Ausübung der Krankenpflege ist in der That nicht blos die Bereitwilligkeit, persönliche Opfer zu bringen, sondern vor allem auch ein Verständniß der Handleistungen nöthig, welches man sich nur durch eine richtige praktische Anleitung erwerben kann. Jene große Wohlthäterin der Menschheit, Florence Nightingale, hat es zwar versucht, in einer kleinen Schrift: „Die Pflege bei Gesunden und Kranken“ (deutsche Ausgabe, Leipzig bei Brockhaus 1861), kurze Winke über die Aufgaben der Pflegerinnen den „Frauen aller Stände“ zu geben. Allein immerhin ist für diejenigen, die sich dem schwierigen Berufe widmen wollen, ein geordneter Unterricht am Krankenbette selbst erforderlich. Deshalb erzieht man nicht blos die Diakonissen zum Geschäft der Pflegerinnen, welche wirklich mehr leisten, als alle unerfahrenen Krankenwärterinnen, sondern es haben auch schon seit 1866 die Frauenvereine in den größeren Städten die Mittel zur Anlernung freiwilliger Krankenpflegerinnen herbeigeschafft, deren Thätigkeit sich ebenfalls recht segensreich entfalten wird. Demnach ist es wohl Pflicht, diese verschiedenartigen Bestrebungen, eine immer größere Zahl von Wärterinnen heranbilden zu lassen, aufs kräftigste zu unterstützen.



Irrigationsapparat nach Velpeau.

Allein die Hausfrauen dürfen sich doch auch ihren Theil an der unmittelbaren Pflege der Verwundeten ausbitten. Fast in jeder Häuslichkeit findet sich ein passendes Zimmer, vielleicht eine sogenannte „Gaststube“, in der man einen Reconvalescenten oder Leichtverwundeten aufnehmen und verpflegen kann. Darum richtet sie nur immer her, ihr Hausfrauen, um einen solchen „Gast“ im Nothfall beherbergen zu können! Ihr erwerbt euch nicht blos den Dank des Mannes, den das Schicksal traf, von des Feindes Kugel verletzt zu werden, und dem nun fern von den Seinen eine zweite Mutter an der Seite steht; — euch dankt das Vaterland — die deutsche Nation widmet euch einen stillen „Nationaldank“. Und wenn der große Feldzug, den das ganze Volk der Deutschen jetzt antritt, mit Gottes Hilfe beendet sein wird, und wenn wir dann, wie wir ja alle wünschen, den Sieg über unseren gemeinschaftlichen Feind mit Aufgebot aller unserer Kräfte errungen haben, so wird man wohl sagen dürfen:

„Jeder Mann und jede Frau — sie alle haben auf ihrem Platze gestanden und ihre Schuldigkeit gethan!“

Mobilisirungsbilder.

Von unsern Berichterstattern.

I. Vom Rhein.

Wenn ich Ihnen alles schreiben könnte, was ich erlebt und gesehen habe auf meiner Reise nach dem Kriegsschauplatze — das Herz würde Ihnen aufgehen, wie es mir aufgegangen ist; aber mit Engelszungen müßte ich reden können, um es recht zu schildern, das wackere deutsche Volk, wie es sich in seinen verschiedenen Stämmen so verschieden zeigt und doch so einig in seiner Tüchtigkeit, seinem Enthusiasmus, seiner Treue. Zur Sache. —

...... Die Provinz Sachsen lag hinter mir, ebenso das Braunschweigische und Hannoversche Land In Westfalen und zwar in der Grafschaft Ravensberg machte ich den ersten Aufenthalt. Ich wollte sehen, wie sich die blonden Söhne der rothen Erde verhielten, meine wackeren Fünfzehner, die Kämpfer von Alsen und vom Mainfeldzug. Sie waren bereit. Aber dies einfache, fast ungeschlachte Volk, wie war es verändert! Wie leuchteten die blauen Augen, wie ballten sich die schwieligen Fäuste und wie mächtige, in ihrer großartigen Einfachheit fast biblische Worte hörte ich von den alten Bauern auf ihren einsamen, von grünen Eichen beschatteten Höfen ... Wahrlich, wenn jetzt der rechte Beobachter unter dies Volk, d. h. unter das ravensbergische Landvolk ginge, — es gäbe da wunderbar schöne Einzelzüge zu fixiren.



Vor einem Extrablatt der Kölnischen Zeitung
Von unserm Specialartisten Emil Hünten.

Ich näherte mich dem Rhein; die glühenden Hochöfen, die rauchenden Schornsteine der Kohlen- und Industriebezirke lagen hinter mir, — nur einen Blick stolzen Vertrauens hatte ich hinüber nach Krupps Fabrik senden können, — jetzt rollten wir ein in Düsseldorf, meine liebe, vertraute Kunststadt, die ich stets so friedlich in ihrer grünen Promenadenpracht gesehen hatte und die jetzt wimmelte von Roß und Reisigen. Unsern Freund und Specialartisten Hünten fand ich reisefertig und bereit, auf den Kriegsschauplatz abzugehen. Mit beifolgenden ersten beiden Zeichnungen, die ich Ihnen übersenden kann, hat er seine Wirksamkeit inauguriren wollen. Ich habe die Scenen mit ihm erlebt und sie mit entstehen sehen.

An einer Straßenecke hatte sich die Menge gestaut. Ein Extrablatt der Kölnischen Zeitung war die anziehende Kraft. „Sehen Sie die brillante Scene!“ rief Hünten. Das Auge des Malers, das da etwas Interessantes sieht, wo wir andern theilnahmlos vorübergehen, hatte recht gesehen, ihm gestaltete sich der Vorgang sogleich zum Bilde. Und wahrlich, er war malerisch genug. — Als ob sie die Augen hineinbohren wollten in die französischen Lügen, so standen vorgestreckten Kopfes junge und



Bei der Pferdeaushebung in Düsseldorf. Von unserm Specialartisten Emil Hünten.

alte Männer; rußige Arbeiter eilten herbei, und auch Rieke, die Köchin, deren Schatz — er steht bei den Uhlanen — auch hat mit fortmüssen, wollte wissen, was wieder los sei. Konnte nicht ihr „Drickes" einen französischen Zuaven gespießt haben, — hatte er nicht gesagt, wenn er nicht das eiserne Kreuz sich hole, dann brauche sie ihm nie wieder einen Kuß zu geben? . . . . .

Ja, die Uhlanen, wer kann denen etwas abschlagen! —

Und daneben der Schusterjunge, dem es gar nicht eilt, die neuen Stiefel zum Herrn Hauptmann zu tragen, der sie doch so eilig zum Ausmarsch braucht, er hat sich fast zwischen den Beinen der Erwachsenen durchgedrängt und reckt sich zum Extrablatt empor, zum ersten Male erkennend, welch ein vortrefflich Ding doch der Schulzwang trotz mancher störenden Eigenthümlichkeit sei. Und in dieser fast humoristischen Genrescene war auch eine heroische Figur, eine Figur, trotz ihrer Bescheidenheit so großartig, so typisch preußisch und zugleich so wehmüthig, daß es einem Berichterstatter, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, leicht hätte feucht im Auge werden können. . . . . . — Er war auch herbeigehinkt der Reservist von Anno 66; . . . . . . was kann er thun, dem die Kugel von Prüm das Bein vom Knie ab genommen hat, — als drohend die Faust ausrecken gegen den Feind, den er nicht achten kann, wie Anno 66 die Oesterreicher, nein, den er haßt und verachtet! . . . . . Wie ein lebendiger Haß- und Verachtungsparagraph gegen Napoleon steht er da auf seinen Krücken, er kann nur ohnmächtig drohen, und — ach — wie gern ginge er mit! —

Indes hatte Hünten leicht und leise die Scene zu Papier gebracht. „Das ist mein erstes Kriegsbild fürs Daheim," meinte er, „und Sie schreiben den Text dazu."

„Was machen wir sonst noch, theuerster Bataillemaler?" fragte ich, als wir einige Straßen weiter gewandert waren und unsere Schritte einem der großen Plätze zugewendet hatten, an denen Düsseldorf so reich ist. „Zwei Bilder müssen es wenigstens sein, unter dem thut's die Redaction nicht."



„Was wird nun aber Mutter sagen?" Von unserem Specialartisten H. Lüders

„Ich kenne Ihre Unersättlichkeit," entgegnete er. „Ich rathe Ihnen, schaffen Sie sich eine Illustrationsmitrailleuse an, Herr Berichterstatter, — Sie könnten, glaube ich, zehn Künstler todtmachen. Und außerdem . . . . . . es ist ja noch nichts passirt, was soll ich Ihnen da zeichnen?" — —

„Nichts passirt? — Greif nur hinein ins volle — —"

„Um Gottes Willen, keine alten Citate in dieser ernsten Zeit, wir wollen sehen, was sich machen läßt. . . . . ."

Wir waren zur Pferdeaushebung gekommen. Ein gegenseitiger Blick genügte, um uns zu verständigen.

„Sehen Sie, Herr Hünten, — das ist unser zweites Bild, nachher machen Sie Bataille." — — — — — — —

. . . . . . Es geht doch nichts darüber, wenn man mit seinem Specialartisten bewaffnet ist . . . .

II. Aus Berlin.

Wir hatten Leipzig in ungewöhnlicher Aufregung verlassen. Diese besonnene, gute, deutsche Stadt hat eine so warme Empfindung in Sachen des Vaterlandes, daß sie in kriegerischen Tagen anderen Städten niemals nachgestanden ist, an beredtem Zeugniß und guten, großen Werken ihrer Vaterlandsliebe. Die Straßen wogten voll Menschen; todesmuthig und kampfbegeistert zogen die zu den Fahnen einberufenen, jungen Männer, ungewöhnlich viel Freiwillige darunter, denn Leipzig hält was auf die gute Bildung seiner Söhne; ungewöhnlich viel auswärtige Soldaten, die hier die Ihrigen zum Abschied umarmen wollten — denn Leipzig ist eins der begehrtesten Ziele norddeutscher Freizügigkeit.

Wenn in dieser guten, deutschen Stadt also die Straßen schon vom Tage der Mobilmachung an einem Heerlager glichen, wie gewaltig mußte es erst in Berlin, der deutschen Hauptstadt, gähren! Aber von alledem das Gegentheil. Noch waren die Kränze und Guirlanden nicht vertrocknet, welche die Liebe des Volkes vor den Fenstern des Königs um das Denkmal des Großen Friedrich geschlungen hatte. Aber nun, als der König das deutsche Volk von dem Belt bis an die Alpen, und von der Weichsel bis zum Rhein unter die Waffen gerufen, war über die Hauptstadt die alte, zähe, stille Thatkraft gekommen. Man sprach nicht, man handelte schweigend. Dieselbe Pracht der Läden strahlte wie zuvor, derselbe Luxus an Kleidern und Schmuck, Pferden und Equipagen, dieselbe ruhig-kühle Behandlung der Geschäfte; nicht voller, aber auch nicht leerer die Straßen und öffentlichen Plätze. Wer ohne Kenntniß der Weltlage in die Hauptstadt versetzt worden wäre, hätte nimmer glauben mögen, daß tausende und aber tausende dieser Menschen, die hier vorbeischritten, lachend und scherzend, daheim schon die Ordre liegen wußten, die binnen wenig Stunden sie zu Kampf und Tod rief wider das Vaterland. Und auch die älteren Männer, die Frauen und Mädchen Berlins, bewahrten den alten Gleichmuth, die gewohnte Heiterkeit der Gedanken. Und doch trat auch dem älteren Geschlechte der Männer und Frauen, und den blühenden Frauen und Mädchen, die hier in gewohnter Unbefangenheit unter den Linden wandelten, der Krieg nahe ans Herz — in dem Mutterlande der allgemeinen Wehrpflicht.

Aber freilich, dieses streitbare Volk kennt es nicht anders. Wie der Vater seinen Arm dem Vaterlande lieh, sieht er in dem Leben des heißgeliebten Sohnes von Geburt an nur ein ihm auf Widerruf verliehenes Geschenk des Himmels, das er jederzeit opfern muß, wenn das Vaterland gebeut. Und mit derselben Gewöhnung, den geliebten Mann dem Dienste des Vaterlandes hinzugeben auf Leben und Tod, schreitet die preußische Jungfrau zum Verlöbniß, die Braut zum Altar. Brautstand und Ehebündniß, Vaterliebe und Kindespflicht überragt das Gebot des Vaterlandes. Das ist man hier seit Ge-

schlechtern gewöhnt, und möchte es gar nicht anders; ich kenne die drei einzigen Söhne einer Wittwe, von denen der jüngste freiwillig mit den ältern in den heiligen Krieg geht. Wir übrigen Norddeutschen erfüllen zum ersten Mal im Felde das Kriegsdienstgesetz des Bundes; uns mag daher wohl der ungewöhnliche Anblick der massenhaft zur Fahne herbeiströmenden Landeskinder das Blut rascher durch die Adern jagen, als diesem spartischen Volke Preußens.

Und noch einen anderen Grund hat die höhere Ruhe der Hauptstadt. Man lebt am Centralsitz der Regierung Deutschlands; hier arbeiten in einem Hause die Strategen, die in Süd und Nord die Führung unserer Heere übernehmen mit dem obersten Leiter des norddeutschen Generalstabs; hierher bringen zuerst die Nachrichten aller wichtigen Ereignisse. Der ärmste Schlucker, der Berliner Pflaster tritt, kennt die neuesten Nachrichten weit früher, als der Redacteur oder Landrath der Provinz, nämlich unmittelbar, nachdem Wolfs Bureau sie ausgegeben hat. Dafür sorgt das zu hunderten angewachsene Contingent der fliegenden Depeschenjünglinge und Drahtberichtsjungfrauen, die an den Ecken der Straßen stehen, in den Straßen und neben den Wagen einherrennen, als hinge das Schicksal beider Armeen an ihren Sohlen. Von ihnen erhascht auch der vermögenslose Bummler die geflügelten Worte, mit denen sie die Wichtigkeit des Inhalts ihrer Blätter übertreiben. Der Berliner Bummler hat dabei den großen Vorzug, immer von dreimal bedeutenderen und natürlich auch dreimal erfreulicheren Dingen zu hören, als wir übrigen Sterblichen, und wenn ihm „det Berliner Blau von die Depeschenjungens“ zu „jraulich“ wird, dann guckt er ihm einfach umsonst in das Blatt, und spricht die erzieherischen Worte: „Siehste, Bengel, ick jebe Dir nich eenen Sechser vor Deine Erziehung. Du lügst ja wie een jetelejraffirter kleener Ollivier.“

Daß der böse Berliner Witz „mit mang jeht“, ist selbstverständlich. Wie in den Befreiungskriegen, wird der ganze zornige Spott vornehmlich gegen Napoleon selbst gerichtet und gegen seine verlogenen Räthe. Ich selbst hörte aus dem Munde eines mit „Spreewasser jetooften“ Landwehrmannes die vermessene Rede: „Wenn wir Louis'n fangen, denn sperren wir Ihm in die Jerichtslaube.“ — „Der Rheinwein wird Ihm sauer uffstoßen,“ meinte ein anderer.

Noch bis zur Bahn, die den Krieger vielleicht für immer den Fluren der Heimat entführt, behält er seinen munteren Witz. Ein Herr mit einem funkelnagelneuen Strohhut hat sich leichtsinniger Weise auf den Perron gestellt. Ein Berliner Kind, das mit einem gräulichen Filzhut zu „seinem Regiment“ abgeht, richtet die bescheidene Bitte an den Besitzer des Strohhutes: „Tauschen Sie doch Ihr Hütjen jejen dem meinigen.“ Der Fremde bebt vor diesem zweiseitigen Rechtsgeschäft sichtlich zurück. „Nu, aber der Hut von so'n ollen Landwehrmann is en richtiges Ehrenzeichen,“ meint der einberufene Biedermann treuherzig. „Laß ihm doch,“ meint ein anderer Landwehrmann; „so'n Hut koof ick mir un Dir, wenn ick nach Frankreich komme.“

Die großartigste Erhebung aber herrscht nun unter unseren Augen, da der Krieg erklärt ist.

In langen Scharen wallfahren Männer, Weiber und Kinder nach dem Mausoleum zu Charlottenburg, wo über den Sarkophagen der Königin Luise und des dritten Friedrich Wilhelm die Meisterhand Rauchs die Züge der theuern Verewigten in Marmor gebildet hat. Wenn der Abend herniedersteigt, bleiben die heimkehrenden Arbeiter in flutender Menge stehen vor dem Palast des Königs, um sein Haupt in der Stunde der Entscheidung zu sehen. Auswanderer aus Böhmen, die in die Fremde übers Meer zu ziehen gedachten, kehren mit Hab und Gut mitten in die Stadt nach dem Bahnhof zurück, der sie herführte. In den Vorstadttheatern widersetzt sich das Publikum dem Auftreten französischer Tänzerinnen und Sängerinnen. Keiner hält sich zu hoch und vornehm, das Leben für das Vaterland zu wagen. Im Gegentheil ziehen die Prinzen den Traditionen ihres heldenhaften Königsgeschlechtes treu, allen voran in den Kampf. Keiner hält sich zu arm und niedrig, keiner vermeint die Seinen dem Elend und Hunger preiszugeben, wenn er dem Rufe der Kriegstrompete folgt. Erschütternd und himmelhoch erhebend zugleich sind die Bilder, die nun die Controlversammlungen der einberufenen Landwehr bieten. Auch hier noch allerdings sucht der muntere Humor des Berliners die bittere Stunde des letzten Abschieds zu versüßen, indem er zum letzten Mal, ehe ihn die „blaue Jacke“ oder „dat Sterbekleid“ zum schweigenden Gehorsam gegen seine Officiere zwingt, den ganzen Apparat seiner Berliner Volksversammlungen spielen läßt. Ganz ungenirt begleiten Schlußrufe: „Hört, hört“, „Murren links“, „Bravos“, „Gelächter“ u. s. w. die Ansprachen der Officiere, die dem lustigen Völkchen gegenüber gute Miene zur bösen Disciplin machen. „Habt Ihr die Jacke an, Jungens, dann seid Ihr von alleene still, dat weiß ick,“ sagt ein blutjunger Lieutenant. „Dat hat Ihnen wohl Ihre Großmutter jesagt, Lieutenanteken?“ — „Sagen Sie dat doch mal uf Französisch,“ schallt es unter homerischem Gelächter zurück. Doch nun verstummt auch dieses.

Die letzte Minute des Scheidens ist gekommen. Weib und Kind hängen zum letzten Mal an der Lippe des Vaters, der Sohn an derjenigen der Eltern. Ein hoher Diplomat hat den letzten seiner Söhne hieher geleitet; die älteren liegen auf Alsen und bei Chlum begraben, „aber ihnen ist wohl,“ sagt er; hier sieht ein alter Haudegen zwei seiner Söhne, ebensoviel Schwiegersöhne und sechs Neffen in den Krieg ziehen.

Begeistert trägt der Knabe seinem wehrhaften Vater Helm, Patrontasche und Seitengewehr. „Was wird nun aber Mutter sagen?“ jubelt er dem Vater entgegen. Erst im Moment, wo der Zug abgehen soll, der die Landwehr von dannen führt, erhält diese Frage des Knaben ihren vollen Sinn. Er hatte sich mit zahlreichen andren Kameraden unter den Bänken der Wehrmänner versteckt.

Nur das Berliner Kind kann den tiefen Schmerz des Abschieds so rasch verwinden mit Hilfe einiger „Kalauer“. Aber das Publikum und die weißen und bunten Tücher von „Muttern“, von Weib, Kind und Eltern winken und folgen noch lange dem Zuge der Truppen, der nun singend durch die Straßen zieht. „Du auch, Freund Zaber, und so spät?“ „Natürlich, mein Junge,“ ruft der alte Studirnfreund aus dem Glied zurück. „Ich denke, Du kommst als Assessor zur Intendantur?“ — „Das hätt' ich können, aber da kriegte der Franzos doch nicht meinen Kuhfuß zu kosten.“ Und er warf einen verliebten Blick nach seinem massiven Kolben. — Vorüber! vorüber! Ein anderer Freund kommt mir von weitem entgegengeritten. „Was liest Du denn da, zu Pferde?“ — „Vormittags Demosthenes, nachmittags einen Gesang der Ilias — man muß in Uebung bleiben.“ Es ist das Geschlecht von Anno 13. Wenn die mal in Paris einziehen, können sie auch in der Bibliothek des Louvre dem französischen Frager antworten, wie der freiwillige Lützower und spätere Professor Dr. Kortum: „Ich bin ein ganz gemeiner preußischer Soldat, aber bei uns spricht jeder Hausknecht Griechisch und Lateinisch.“

Da dringt unendlicher Jubel von den Landwehrleuten herüber. Die Mützen fliegen, die Augen strahlen, das donnernde Hurrah erschüttert die Luft. Die Thränen sind trocken, die Kinder werden emporgehalten, und tausendstimmig klingt es wieder und wieder:

„Mit Gott für König und Vaterland, Hurrah!“

Und der vorüberfahrende König grüßt freudestrahlend und gehobenen Herzens aus dem Wagen.

H. B.

Am Familientische.

An mein Volk.

Kein Feind, mein Volk, macht dich erbangen,
Denn deine Hoffnung steht auf Gott;
Er macht der Ruhmsucht eitles Prangen
Mit einem Augenwink zu Spott,
Und wird mit seinem Arm zerstreuen,
Die sich vor blutgem Raub nicht scheuen.

Wirf dich vor ihm in Demuth nieder
Und laß dir Schwert und Rüstung weihn;
Dein alter Erbfeind droht dir wieder
Und seine Loosung heißt: der Rhein.
Schreib ihm die Antwort mit dem Schwerte:
Nicht einen Fuß breit deutscher Erde!

Auf denn! und vorwärts ohne Zagen,
Voll heiliger Begeistrung Glut!
Gott selbst hilft dir zu Boden schlagen,
Des Feindes frechen Uebermuth.
Laß hoch und frei die Fahnen fliegen!
Du kämpfst um Frieden und wirst siegen.

Julius Sturm.

Eine Heimreise aus Frankreich.

Schon war in ihrer jüngsten Phase die spanische Thronfrage zu einer drohenden Frage geworden, als mein Reiseplan mich aus der Pfalz nach Frankreich führte. Die Franzosen, dachte ich, haben schon oft mit dem Säbel gerasselt; etwas échauffement und bruit gehört zu ihrem Naturell, und wenn sie eine Weile vom Krieg schwadronirt haben, werden sie wieder stille werden. Inzwischen kamen die Ereignisse von Ems, über die ich aber nur durch französische Blätter Kunde erhielt, und am 15. Juli traf ich auf der Eisenbahn bei Straßburg schon mit Kanonen und Munitionswagen zusammen, und durch die Stadt fuhr die Artillerie große Ladungen von neuen Schanzkörben nach den Forts. Die Luft schwirrte bald von Gerüchten: Der Krieg ist erklärt, die Mitrailleuse ist in Paris probirt und hat 500 alte Cavalleriepferde in einer Minute abgethan oder „mitraillirt"; die Truppen von Paris und Chalons stehen schon an der Grenze, Luxemburg ist von den Franzosen besetzt, welche die vorher eingedrungenen Preußen herausgeworfen haben, und bei Saarbrücken sind die Preußen in einem Treffen geschlagen. Das glaub', wer's mag! sagte ich und reiste mit aller Gemüthsruhe auf der Pariser Linie weiter nach Lothringen. In der Abenddämmerung kam ich in dem Städtchen S. an, wo ich einen Freund besuchen wollte. Ich trat in das alterthümliche, hochgiebige Haus ein und pochte im Parterre an allen Thüren, bis aus einer ein altes Mütterchen hervorguckte, nach meinem Begehren fragend. Als ich ihr sagte, daß ich Monsieur R. suchte, antwortete sie mir ganz lakonisch: „En haut premier! Sonnez!" Ich stieg hinauf. Eine rührende Erkennungsscene auf dem finstern Hausflur erfolgte. Bis in die Nacht wurde politisirt, mein Freund glaubte an den Krieg, ich immer noch an den Frieden. Aber der Morgen bewies, daß er recht und ich unrecht hatte. Eine kaiserliche Proclamation war an dem Gebäude der Unterpräfectur unter der wehenden Tricolore angeheftet, in welcher die Einberufung der Reserven und der Mobilgarde angekündigt wurde. Da merkte ich, daß es für mich Zeit sei, den Rückweg anzutreten, wenn ich noch über die Grenze und vor Ausbruch des Krieges heim zu Weib und Kinder kommen wollte. „Der Krieg ist gewiß," wurde mir von ernster Seite gesagt; „seit einem halben Jahre wird Tag und Nacht an der Ausrüstung gearbeitet, und zur Kriegsrüstung gehörte auch das Plebiscit; der Kaiser will Krieg." — „Aber soviel ich sogar aus den Darstellungen der französischen Blätter entnehmen kann, ist ihm doch durch die Vorgänge in Ems noch kein Anlaß zum Krieg gegeben. Kein vernünftiger Mensch kann je vom König von Preußen erwarten, daß er sich der unverschämten Zudringlichkeit eines französischen Gesandten füge!" — „Thut nichts; Napoleon will Krieg, er spielt um seine Existenz, es ist seine letzte Karte."

So reiste ich ab. Auf der Eisenbahn wurden in der zweiten Klasse viel Zeitungen gelesen, und man besprach den Krieg, wie eine interessante Neuigkeit; in der dritten Klasse dagegen, deren ich mich auf einer Strecke bediente, hörte ich manchen den Kaiser verwünschen, der durch den vom Zaune gebrochenen Krieg so plötzlich eine Stockung in allen Geschäften herbeiführe. Andere sagten: „Der Preiß werd komme unn holt uns", oder: „Am Enn werre mer noch preißisch!" Und die Umsitzenden lachten dazu. Sonst meinte auch wohl mancher: Siegt Frankreich, dann wird das linke Rheinufer ganz französisch; siegt Preußen, dann wird es ganz deutsch, und Elsaß mit Lothringen ist für Frankreich verloren. Nirgends im Elsaß, das früher so bonapartistisch war wie keine andere Provinz, fand ich Zustimmung oder gar Begeisterung für den Krieg, und ich konnte letztere auch nicht entdecken, als ich die Reservisten beim Einzug in die Fabrikstadt B. singen hörte: „Jetzt reiten wir zum Thor hinaus, adje; do löit (lugt) mei Schatz zum Fenschter 'raus, adje x." Das waren auch „französische" Soldaten, die in den Krieg gegen Deutschland zogen!

Auf dem Weg, den ich gekommen war, gedachte ich als dem kürzesten wieder zum Lande hinauszureisen, und da die Sperrung der Grenze drohte, wollte ich gegen meine Gewohnheit am Sonntag meine Rückreise antreten. Dreimal ging ich zum Bahnhof, und dreimal blieb der regelmäßige Zug aus, weil nur Militär und Kriegsgeräth befördert wurde und alles Transportmaterial hierfür in Straßburg concentrirt war. Da wurde noch ein vierter Versuch gemacht, aber wieder ohne Erfolg. Als ich mit einem deutschen Freunde, den nach jahrelanger Wirksamkeit in Frankreich unter den gegenwärtigen Verhältnissen die Vaterlandsliebe heimtrieb, auf einem Char-à-banc nach der alten Reichsstadt H. fuhr, um von dort weiter zu kommen, war daselbst kein Pferd mehr aufzutreiben. Wir mußten also wieder umkehren, und eine halbe Stunde nach der Ankunft stand ich in B. auf der Kanzel und hielt zum Schluß dieses bewegten Tages im Abendgottesdienst als Deutscher in Frankreich eine Kriegspredigt. Denn wes das Herz voll ist, des gehet der Mund über, und die Herzen der zahlreichen Zuhörer waren auch voll von den Gedanken an den Krieg, welcher zum ersten Mal in Frankreich durch die neue Organisation fast keine Familie persönlich unberührt läßt.

Die „Flucht am Sabbath" war also nicht zu Stande gekommen. Aber am andern Morgen um 2 Uhr fuhren wir auf einem leichten Wägelchen die Straße über die Rheindörfer, um die pfälzische Grenze zu erreichen; dort mußte sich für uns beide, die wir mit den Oertlichkeiten bekannt waren, irgend ein Ausweg finden. Während wir in der Stille der Nacht dahin fuhren, hörten wir noch in kurzen Unterbrechungen die Locomotiven mit ihren schweren Lasten schnauben und keuchen; es waren Militärzüge, welche die ganze Nacht hindurch nach Saargemünd („Sarreguemines") und Bitsch gingen.

Es ist was gar Erquickliches so eine Fahrt in der Sommernacht auf offenem Wagen. Kein Lüftchen regte sich, als wir unter dem Schatten des Hochwaldes hinfuhren, in dessen Lichtungen ab und zu der Mond mit seinem Vollschein uns begrüßte. Und wie dann die Vöglein wieder aufwachten, eins um's andere, und der Glanz des Mondes unmerklich in dem Schimmer des jungen Tages sich verlor, und die goldenen Erntefelder so friedlich vor uns sich ausbreiteten, da mußten wir uns sagen, daß wir nicht vom Krieg geträumt haben, sondern daß er wirklich da sei.

In einem größeren Rheindorfe machten wir Halt, um zu frühstücken und dem Pferde einige Rast zu gönnen. Bei dem Dorfwirthe fanden wir schon einige Frühschöppler, welche viel von dem bevorstehenden Eindringen der Preußen erdeten und arge Verwüstungen befürchteten, wogegen ihnen der Wirth versicherte, daß die Preußen „ganz ortnliche Lüt" wären. An der Hauptwand des Zimmers hingen im Bilde hoch zu Roß der alte Fritz, der König Wilhelm und sein tapfrer Kronprinz; auf der anderen Seite Napoleon, Franz Joseph und Victor Emanuel!

Im Laufe des Vormittags kamen wir in Weißenburg an, wo wir auf der pfälzischen Bahn weiter zu reisen gedachten. Aber der deutsche Bahnhof war wie ausgestorben, und an der Grenze waren auf französischer Seite die Schienen aufgerissen. Das Gerücht hatte sich nämlich verbreitet, daß auf der nächsten pfälzischen Station drei badische Dragoner, sage drei badische Dragoner, seien gesehen worden, und dadurch fühlte sich der Commissaire in W. bewogen, der Sicherheit wegen schleunigst die Bahnlinie zerstören zu lassen. In dem Berichte nach Paris mag er wohl mit wachsendem Eifer den drei Dragonern noch drei Nullen angehängt haben.

Endlich erreichten wir auf einem andern in W. gemietheten Fuhrwerke die deutsche Grenze, die wir freudig begrüßten, und kamen nach einigen Kreuz- und Querzügen, welche der des Weges unkundige Rosselenker verschuldete, zuletzt über einen Kleeacker, auf dem Bahnhof in Winden an. In Weißenburg hatten wir noch den Einnehmer der pfälzischen Bahn in unsern Wagen aufgenommen und ihm die nicht unbedeutende Kasse retten helfen. Hier war sie nun sicher, da bis Winden bereits ein bairisches Detachement Cavalerie und Infanterie vorgeschoben war, zu denen sich auf kurze Zeit noch ein Zug Jäger gesellte, die ihre schönen Werderbüchsen mit sichtlichem Vergnügen ihren Kameraden in der Infanterie, welche noch nicht damit bewaffnet waren, zeigten und explicirten. — — —

Aber welch einen Contrast der Stimmung nahm ich nun unter dem Volke auf meiner weiteren Reise wahr! Von der Grenze an immer und überall glühende Begeisterung bei Jung und Alt, Arm und Reich, ohne daß man den Ernst der Lage verkennt und sich dem Gedanken an die großen Opfer verschließt, welche dieser Krieg an Gut und Blut fordern wird. Wir haben eine gerechte Sache; dieses Bewußtsein erhebt und belebt, während man in Frankreich, wo irgend noch ein Funke von Gewissen ist, den frivolen Charakter der napoleonischen Provocirung des Krieges nicht in Abrede stellen und im besten Falle sich in die unerwünschte Lage ergeben kann. Jene Begeisterung und jener Opfermuth zeigen sich gleich groß und lebendig im Süden wie im Norden unseres Vaterlandes, auch in den Bergen des Teutoburger Waldes, wohin ich glücklich und in gehobener Stimmung heimkam und thatsächlich das Gerücht widerlegte, daß ich in Straßburg oder gar in Paris als Deutscher eingesteckt sei.

Otto Thelemann.

Der neunzehnte Juli 1870.*)

Zu Charlottenburg im Garten,
In den düstern Fichtenhain
Tritt, gesenkt das Haupt, das greise,
Unser theurer König ein.

Und er steht in der Kapelle,
Seine Seele ist voll Schmerz,
Drin zu seiner Eltern Füßen
Liegt des frommen Bruders Herz.

An des Vaters Sarkophage
Lehnet König Wilhelm mild
Und sein feuchtes Auge ruhet
Auf der Mutter Marmorbild.

„Heute war's vor sechzig Jahren,"
Leise seine Lippe spricht,
„Als ich sah zum letzten Male
Meiner Mutter Angesicht!

„Heute war's vor sechzig Jahren,
Als ihr deutsches Herze brach
Um den Hohn des bösen Feindes,
Um des Vaterlandes Schmach!

„Jene Schmach hast du gerochen
Längst, mein tapfrer Vater du,
Aber Frankreich wirft auf's neue
Heute uns den Handschuh zu!

„Wieder sitzt ein Bonaparte
Ränkevoll auf Frankreichs Thron
Und zum Kampfe zwingt uns heute
Wieder ein Napoleon!

„Tret' ich denn zum neuen Kampfe
Wider alte Feinde ein,
Dann soll's mit dem alten Zeichen
Mit dem Kreuz von Eisen sein!

„Der Erlösung heilig Zeichen
Leuchte vor im heil'gen Krieg
Und der alte Gott im Himmel
Schenkt dem alten König Sieg!

„Blicke segnend Mutterauge,
Vater, sieh! dein Sohn ist hier,
Und auch du, verklärter Bruder,
Heute ist dein Herz bei mir!"

Leise weht es durch die Halle —
König Wilhelm hebt die Hand,
All die gold'nen Sprüche funkeln
Siegverheißend von der Wand.

Zu Charlottenburg im Garten,
Aus dem düstern Fichtenhain
Tritt der König hoch und mächtig,
Um sein Antlitz Sonnenschein!

Georg Hesekiel.

*) Während der König in Charlottenburg am Grabe der Mutter betete, wurde die französische Kriegserklärung übergeben; an demselben Tage erfolgte die Wiederaufrichtung des Ordenszeichens vom eisernen Kreuz.

Die Königin Luise und das eiserne Kreuz.

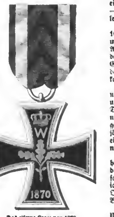
— — — — — — — — — — —
So soll dein Bild auf unsern Fahnen schweben
Und soll uns leuchten durch die Nacht zum Sieg.
Theodor Körner.

Um die kühnen Heldengeister
Schlingt sich dieses Ordensbund.
Und der König ist sein Meister,
Der das alte Zeichen fand.
Max v. Schenkendorf.

Es war im Jahre 1807. Die Schlacht bei Friedland war geschlagen. Das tief zerspaltene Deutschland lag gedemüthigt darnieder unter der rohen Siegerhand des corsischen Eroberers. Preußens Königsfamilie weilte nahe den Grenzen ihres von französischem Uebermuth zertretenen Reiches. Friedrich Wilhelm III unterhandelte mit Napoleon um den Frieden. Magdeburg und Danzig standen auf dem Spiel. Nur ein verzweifeltes Mittel schien übrig, wenigstens Magdeburg zu retten. Die Königin Luise sollte — auf Kaiser Alexanders Rath — dem Sohne der Revolution gegenübertreten und durch ihre rührende Bitte es versuchen, ihn milder zu stimmen.

Es war ein fast übermenschliches Opfer, das man der hohen Frau zumuthete. Mit dem unedlen Kampfe gegen sie hatte Napoleon, in dessen Charakter keine Spur eines ritterlichen Zuges war, noch vor 1806 den Krieg gegen Preußen eröffnet. In seinen Bulletins hatte er sie als die Furie des Krieges dargestellt, die mit unweiblicher Leidenschaft zum Kampfe gedrängt habe, während sie in Wirklichkeit an dem Entschlusse zum Kriege gar keinen Antheil hatte. Elende Lügen und Klatschereien noch gemeinerer Art fügte der große Mann hinzu. Die Königin sei als Amazone zu Pferde vor der Front der Regimenter erschienen; ihre „Schönheit sei den Preußen so verderblich geworden, wie die Helenas den Trojanern" ꝛc. ꝛc. Und seine Lohnschreiber hatten in französischen und deutschen Zeitungen und Pamphleten die Rohheiten dieser Schmachbulletins wiederholt und zum Theil noch übertrieben. Einem so unedlen Feinde sollte die tiefgebeugte Frau jetzt gegenübertreten.

Luise von Preußen war eine fromme und tapfere Frau. Ihr Land, ihr Volk, ihren Gemahl, ihre Kinder liebte sie mehr als sich selbst, darum überwand sie sich, vergaß die ihr angethane Schmach und erklärte sich zu dem Opfer bereit. Muthig machte sie den Schmerzensweg von Memel nach Tilsit.



Das eiserne Kreuz von 1870.

Am Abend des 4. Juli traf die Königin in dem Dorfe Piktupöhnen unweit Tilsit ein, wo ihr Gemahl während der Friedensunterhandlungen wohnte. Am folgenden Tage fand die Begegnung zwischen Napoleon und der Königin in Tilsit statt.

Dem trotz aller seiner Genialität rohen Soldaten begegnete Luise mit der ihr angeborenen Würde und Anmuth, ihr schönes blaues Auge schaute ihn mit solcher Ueberlegenheit an, daß der bisher Unbesiegte oft verlegen und befangen ward und sie trotz aller seiner Mühe Herrin der Unterhaltung blieb, wie er es später selbst bekannte. Auf jede seiner oft höchst unzarten Fragen ist sie mit einer schlagfertigen Antwort gerüstet; als er geringschätzig ihrem Gemahl die unverschämte Bemerkung hinwirft:

„Aber wie konnten Sie es wagen, mit mir den Krieg anzufangen?" antwortet sie schnell das von Talleyrand selbst berichtete berühmte Wort:

„Sire, dem Ruhme Friedrich des Großen war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn wir anders uns getäuscht haben."

Nie hat der Eroberer dieses Wort vergessen, wenn dasselbe auch im Augenblicke ihm imponirte: der Friede von Tilsit, den er Preußen diktiete, zeigte, wie tief sein Hochmuth dadurch gekränkt worden war. Magdeburg und Danzig waren verloren.

Aber dennoch hatte die königliche Frau den Sieg davon getragen. Die ihr angethane Schmach entflammte alle deutschen Herzen zu wachsendem Haß gegen den übermüthigen Despoten, und als sie drei Jahre darnach, am 19. Juli 1810, gebrochenen Herzens starb, lebte sie doch fort — im Herzen ihres ganzen Volkes, ja, es wurde ihr in Reden und Gesängen gehuldigt, wie kaum jemals einer Frau seit den Zeiten des ritterlichen Frauencultus im Mittelalter. „Aus höheren Sphären," sagt Fouqué, „entzündete sie ihres königlichen Gemahles Krieger noch mit zwiefach schöner Begeisterung für Sieg und Tod." So ward sie die Dame des Ritterthums der Freiheitskriege, — der Theodor Körner in seinem „Aufruf" zurief:

Luise, schwebe segnend um den Gatten!

und deren nie in seinem Herzen erlöschendes Gedächtniß Friedrich Wilhelm III durch die Stiftung des eisernen Kreuzes ehrte. Am 10. März 1813, dem Geburtstage der verklärten Königin, erließ er den Aufruf: „An mein Volk" und an demselben Tage die Urkunde über das eiserne Kreuz, dem er ein Jahr später, an seinem eigenen Geburtstage, am 3. August 1814, den Luisenorden hinzufügte: ein schwarz emaillirtes goldenes Ehrenkreuz für „Frauen und Mädchen, deren Opfer" — wie einst das der Königin in Memel und Königsberg — „in der Pflege der Kranken allen als Vorbild leuchtete."

An dem ersten Stiftungstage des Ordens, am 10. März 1814, war Prinz Wilhelm von seinem Vater mit dem eisernen Kreuz II. Klasse geschmückt worden. Am Tage von Bar sur Aube, den 27. Februar, hatte der junge Prinz mit solcher Kaltblütigkeit im heftigsten Gewehrfeuer einen Auftrag seines Vaters ausgerichtet, daß ihm diese höchste Auszeichnung zu Theil werden konnte.

Auf dieses Ehrenzeichen ist auch König Wilhelm noch immer ganz besonders stolz, und er trägt es obenan und vor allen anderen Orden an seiner Dienstschnalle. Darum war es auch eine seiner ersten Handlungen, nachdem er am 19. Juli, dem Todestage seiner unvergeßlichen Mutter, den Reichstag eröffnet und, wie alljährlich, an ihrem Grabe gebetet, die Stiftung des eisernen Kreuzes für den bevorstehenden Krieg zu erneuern.

„Angesichts der ernsten Lage des Vaterlandes", heißt es in der Verordnung vom 19. Juli, „und in dankbarer Erinnerung an die Heldenthaten unserer Vorfahren in den großen Jahren der Befreiungskriege, will ich das von meinem in Gott ruhenden Vater gestiftete Ordenszeichen des Eisernen Kreuzes in seiner ganzen Bedeutung wieder aufleben lassen."

Es soll, wie in den Jahren 1813—15, ohne Unterschied des Ranges oder Standes verliehen werden, für das entweder im wirklichen Kampfe mit dem Feinde, oder daheim in Beziehung auf diesen Kampf für die Ehre und Selbstständigkeit des theuren Vaterlandes erworbene Verdienst. Ordenszeichen wie Band bleiben unverändert, nur daß — wie es unsere Abbildung zeigt — auf der glatten Vorderseite ein W. mit der Krone und darunter 1870 statt F. W. und 1813. stehen wird. Das Band — schwarz mit weißer Einfassung — bezeichnet unser Kreuz als ein im Kampf mit dem Feinde zu erwerbendes, während es an einem weißen Bande mit schwarzer Einfassung getragen wird, wenn das Verdienst daheim erworben wird. Es werden wiederum zwei Klassen und ein Großkreuz — letzteres ausschließlich für eine gewonnene entscheidende Schlacht, für Wegnahme einer bedeutenden Festung, oder für die anhaltende erfolgreiche Vertheidigung einer Festung — errichtet.

Es ist eine wunderbare Fügung, daß — außer König Wilhelm — eine Reihe ergrauter Ritter des eisernen Kreuzes von 1813—15 zum zweiten Male in den Kampf für Deutschlands Freiheit und Ehre ziehen werden. Vogel von Falkenstein, der es als 17jähriger Officier bei Montmirail davongetragen; General von Steinmetz, der es eben so jung für seine Auszeichnung in den Schlachten von Laon und Paris erhielt, General von Peucker u. a. werden unter den Führern unseres Volkes sein.

Ein treffenderes Symbol für den uns bevorstehenden Kampf konnte nicht gefunden werden: an die eiserne Zeit unserer tapferen Vorfahren und an ihr siegreiches Eisen mahnend, an die edle Königin, deren Herz warm für Deutschlands Einigung schlug, erinnernd, weist es zugleich hin auf das Kreuz der Erlösung, auf das Zeichen, in dem wir so oft schon gesiegt haben und in dem wie auch dieses Mal, — wir hoffen's zu Gott — siegen werden.

Robert Koenig.

Briefkasten.

Vielen Freunden des Daheim, die uns mit Zuschriften, den Krieg betreffend, beehrt haben, den besten Dank! Wir acceptiren gern die Anerbietungen von Schilderungen und Zeichnungen, die uns litterarische Männer aus der Armee anbieten und werden sie nach Möglichkeit verwenden. Im übrigen bemerken wir, daß der Generalstab des Daheim von Künstlern und Berichterstattern mobil ist und nur auf Thaten wartet, um sie unseren Lesern in Wort und Bild vorzuführen. Die vorliegende Nummer bringt einstweilen Mobilmachungsscenen. Hoffentlich können wir in den weiteren bereits von Erfolgen berichten. Ferner bitten wir unsere Leser und vor allem auch unsere Leserinnen, den vorzüglichen Artikel unseres Mitarbeiters Dr. Ploß in dieser Nummer recht aufmerksam zu lesen und zu beherzigen. Das Daheim glaubte sich darin gerade an Deutschlands Frauen in erster Reihe wenden zu sollen. — An Gedichten soll es auch nicht fehlen, nur können wir unmöglich alle uns eingesandten abdrucken, namentlich, wenn sie wie die Balladen von R. H. 172 Zeilen lang sind, oder wenn sie wie die von v. R. eingesandten anderen Blättern gleichzeitig angeboten werden. — Auf den Wunsch des Herrn **E. W. Kröger in Berthelsdorf** bei **Herrnhut** theilen wir mit, daß unter dem in Hans Tharaus Novelle auftretenden Pastor **Kröger** weder er noch sein verstorbener Vater verstanden ist. Sämmtliche Personen der Novelle sind Geschöpfe freier Dichtung.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

VI. Jahrgang. Ausgegeben am 13. August 1870. Der Jahrgang läuft vom October 1869 bis dahin 1870. 1870. № 46.

Ein Ehrensenior des eisernen Kreuzes.

Die deutsche Armee ist schlagfertig. Ihr königlicher Feldherr ist an ihre Spitze getreten. Die Heerführer stehen auf den Posten, die er ihnen angewiesen hat. Unter ihnen ragt Karl Friedrich von Steinmetz hervor, dessen „Alter blüht wie greisender Wein", und, der in seinem 74. Jahre fast noch eben so frisch gegen den Feind zieht, als er vor 57 Jahren, kaum 16 Jahre alt, im Februar 1813, in die Armee trat. In den Schlachten von Laon und Paris erhielt er für seine persönliche Tapferkeit das eiserne Kreuz, zu dessen Ehrensenioren er jetzt gehört. Die langen Friedensjahre benutzte er rastlos zu seiner wissenschaftlich-militärischen Ausbildung. Der dänische Krieg rief ihn zuerst wieder ins Feld. Als Führer des Königsregimentes focht er bei Schleswig und Düppel, und zeichnete sich so aus, daß



General von Steinmetz.

ihm der Orden pour le mérite zu Theil wurde. Unsere Leser kennen ihn aber vornehmlich aus den Schilderungen unseres Berichterstatters als den Helden von Nachod, Skalitz und Schweinschädel, und haben ihn dann im Reichstage und im Zollparlament gerne wieder begrüßt. Wer die mittelgroße, feste und stramme Gestalt mit dem ehrwürdigen, schneeweißen Haupt und dem wetterfrischen Antlitz einmal gesehen, vergißt sie niemals wieder. Sein Name ist in allen Schichten des Volkes rasch beliebt geworden — die Soldaten jubeln ihm zu, wenn er erscheint, denn trotz seiner eisernen Disciplin hat er ein väterliches Herz für sie, und seine westfälischen Füsiliere, deren Regiment Nr. 37 er als Chef commandirt, werden ihm mit Begeisterung in das Schlachtenfeuer folgen.

Leidenschaft und Liebe.

Novelle von Hans Tharau.

(Schluß.)

XV.

Drei Jahre sind vergangen.

Was kann ein solcher Zeitabschnitt nicht alles in sich schließen! „Ein paar kurze Jahre!“ wie der Glückliche es nennt, dem sie nur frohe Tage brachten. „Drei lange Jahre!“ wie es der bezeichnet, dem sie viel Schweres zu tragen gaben.

Auch dem Grafen Felix mochte es so erscheinen, als er auf jenen Tag zurücksah, wo er in bitterem Schmerz um seine betrogene Liebe dem schönen Strom den Rücken kehrte, an dessen Ufern er das größte Glück seines Lebens gefunden zu haben glaubte, um nichts als herbe Enttäuschung dagegen zu erhalten.

Wohl sind es bittere Thränen, die man an den Gräbern geliebter Todten weint, doch wer könnte sie vergleichen mit denen, die an dem Grabe einer gestorbenen Liebe vergossen werden, wo man sich sagen muß, daß man unwürdig geliebt, daß man seine tiefsten und heiligsten Gefühle vergeudete, verschwendete, und aus der verglimmenden Asche einst hellodernder Empfindungen nichts retten konnte, keinen Funken mehr, keinen Hoffnungsstrahl! Unter dem ersten Eindruck von Adelheids Treubruch war Felix unwillkürlich die Erinnerung an Beata aufgestiegen, und wie eine plötzliche Offenbarung war es über ihn gekommen, daß er dort ein reines, lauteres Gefühl mißachtet habe, indem er der Bethörung einer Leidenschaft gefolgt, und unsägliche Reue erfaßte ihn, daß er zu spät zu dieser Einsicht gelangt.

Allein später, als er ruhiger geworden, schämte er sich fast vor sich selbst, daß er solchen Gedanken Raum gegeben.

Wie konnte er es wagen, zu glauben, daß jene edle, hohe Natur sich zu einem Wesen wie das seine hingezogen gefühlt habe, daß es etwas anderes als ein rein schwesterliches Interesse gewesen, das sie für ihn empfunden!

Wie dem auch gewesen — jetzt war sie ihm doch verloren, der weite Ocean lag zwischen ihnen, und sie gehörte einem andern an, an dessen Seite sie in edler Selbstaufopferung, in friedlichem Glück ihre hohe Bestimmung erfüllen würde. Er sollte sie nie wieder sehen, ja der Gedanke wurde fast zum Wunsche bei ihm, daß er sie nie wiedersähe!

Er hätte es nicht ertragen können, ihr in die tiefen ruhigen Augen zu blicken und ihr zu sagen, daß all sein stolzes Liebesglück ein eitler Traum gewesen; daß er, der hinausgezogen mit vollen Segeln, mit froher Zuversicht, zurückgekehrt sei mit gescheiterten Hoffnungen, ein schiffbrüchiger, ein betrogener Mann!

Noch schwerer aber wäre es ihm gewesen, sie neben dem Manne ihrer Wahl zu sehen und an dessen Glück zu ermessen, welch ein kostbares Gut er unbeachtet gelassen, um einem leeren, trügerischen Schein nachzujagen. Ja, es war gut, daß keine Möglichkeit war, daß ihre Pfade sich je wieder kreuzten.

Es war natürlich, daß Felix nach den eingreifenden Schicksalswendungen des vergangenen Herbstes, und diese nicht nur nach einer Seite hin, nicht gleich die nöthige Spannkraft empfand, um in der Heimat ein ganz neues Leben zu beginnen.

Das Verhältniß der beiden Brüder zu einander war zwar das allerschönste geworden.

Die hochherzige Handlungsweise des Jüngeren hatte bei dem Aelteren volle Anerkennung gefunden, und Graf Karl Adolf zeigte, neben mancherlei Charaktereigenthümlichkeiten, die wohl theils ihm angeboren, theils aber auch sich während seines langen Lebens in der Fremde herausgebildet hatten, doch so viele vortreffliche Eigenschaften, daß Felix mit Ruhe das väterliche Erbe seiner Verwaltung übergab.

Auf den Wunsch seines Bruders, daß er sich aus dem Gütercomplex ein Gut wählen und sich dort niederlassen solle, wollte Felix sich vor der Hand nicht einlassen, er behielt sich das für die Zukunft vor. Im Augenblicke empfand er nur das Bedürfniß, eine gänzliche Umwälzung in seiner Existenz vorzunehmen, wenn er später mit neuer Kraft und frischem Muthe seine Stellung in der Welt wieder einnehmen sollte.

Sein Bruder, der seine Empfindungen, wenn auch nicht alle die Grundursachen verstand, die diese hervorgerufen, rieth ihm zu größeren Reisen, zu der näheren Bekanntschaft mit jener großartigen Urwelt, von welcher der an der Scholle klebende Europäer so wenig Begriff haben kann.

Er wußte es aus eigener Erfahrung, wie wohlthätig ein solches Heraustreten aus den beengenden Schranken unserer socialen Verhältnisse auf eine der Ruhe und des Friedens bedürftige Natur ist.

Und es bedurfte bei Felix nicht vieles Zuredens. Wie eine Eingebung des Himmels nahm er den Vorschlag auf. Ja, nur weit, weit fort vom heimatlichen Boden, hinweg aus dem leeren Getreibe einer Welt, die ihn um sein Heiligstes betrogen, um seine Liebe und um seinen Glauben an die Menschheit, hinaus in die Wälder und Steppen jener unbekannten Zonen, wohin noch keine civilisirende und nivellirende Hand gedrungen, wo die Natur, die große Trösterin ihrer müden Kinder, noch ihr einsames und unbestrittenes Scepter schwingt! Da wollte auch er sich den verlornen Frieden wiederholen und das verlorne Gottvertrauen.

Schon das beginnende Frühjahr fand ihn auf den Fluten des königlichen Nils, wo ihn eine günstige Fügung mit einer Expedition deutscher Naturforscher zusammen führte, denen er sich anschloß und unter mancherlei Fährlichkeiten und Abenteuern viele bis dahin noch unbekannte Theile des Inneren Afrikas kennen lernte. Es war gerade das, was ihm Noth gethan. Ganz sich selbst überlassen, hätte, nachdem der Reiz der Neuheit vorbei, die Einsamkeit seines Daseins bedrückend auf ihn eingewirkt; er war eine zu sehr der Mittheilung und des Verkehrs mit seines Gleichen bedürftige Natur, um nicht, wenn ihm beides abgeschnitten, zum Misanthropen geworden zu sein; so aber wirkte der Umgang mit Männern von Tüchtigkeit und wissenschaftlicher Bedeutung höchst wohlthätig auf sein verwundetes Gemüth, und die körperlichen Anstrengungen und Gefahren trugen das Ihrige dazu bei, um auch seinem Geiste neue Schwungkraft und neue Frische zu geben. Daß er das Jünglingsalter mit seinem Hoffen und Sehnen, seiner Begeisterung und seinem Idealismus ganz und für immer abgestreift, das war ihm klar bewußt, dafür fühlte er sich aber von einer neuen Jugendkraft durchdrungen, die eine bessere, weil sie eine bleibendere war.

An Geist und Herz gesundet, konnte er wieder die Gegenwart genießen und ohne Zagen der Zukunft ins Auge sehn; es gab ja für einen Mann mehr zu schaffen, als um ein betrogenes Liebesglück zu trauern, und er staunte jetzt über sich selbst, daß er sich von der Leidenschaft also hatte umgarnen lassen, daß er ihr sein besseres Erkennen unterworfen und einer Gefühlsverirrung fast zum Opfer gefallen wäre.

Er konnte sogar wieder an die Heimat denken und an seine Rückkehr und sein neues Leben dort; wenn auch jetzt noch nicht. Nein, das wunderbare Afrika wollte ihn noch nicht aus den heißen Armen lassen, und dann standen noch seine Pläne nach dem großen westlichen Welttheile, jenseits des Meeres.

Doch erst im Frühjahre hatte er vor, seine Schritte dorthin zu lenken; er wollte jetzt nur einigen scheidenden Mitgliedern der Expedition bis zur Capcolonie das Geleite geben, dort die Briefe aus der Heimat in Empfang nehmen, die wohl schon seit Monaten seiner harrten und dann noch auf eine Zeitlang mit einigen zurückbleibenden Genossen den Zambesi besuchen.

Fast unangenehm berührte ihn der civilisirte Anstrich der Capstadt; die geraden, regelmäßigen Straßen, die meist aus rothen Ziegelsteinen erbauten Häuser, es wirkte alles so ernüchternd auf den Beschauer, der eben erst jene wildromantische Einsamkeit verlassen.

Nur das Meer, das ewig gleiche, unendliche Meer, zog ihn mächtig an, und ein Gefühl, das fast an Heimweh streifte, ergriff ihn, als er die scheidenden Freunde an die Küste begleitete, von wo aus sie sich nach Europa einschiffen sollten.

Es mochte dazu kommen, daß die Nachrichten aus der Heimat, welche er in Empfang genommen, mit dazu beigetragen hatten, jene Empfindung in ihm wach zu rufen.

Es war Abend, als die Reisenden sich zur Abfahrt rüsteten, ein

herrlicher Sommerabend jener heißen Zone, wenn auch in der fernen deutschen Heimat um diese Zeit rauhe Herbststürme wehen mochten.

Draußen in der augenblicklich spiegelglatten Tafelbai wiegte sich gravitätisch der mächtige Dampfer, der die Wanderer zum langentbehrten Vaterlande tragen sollte.

Man bediente sich kleiner Boote, um den Seefahrer zu erreichen, und Felix konnte dem Drange nicht widerstehen, den Freunden bis an Bord das Geleite zu geben, es würde doch noch einige Zeit vergehen, bis dasselbe in See stechen würde.

Er war nicht der einzige, der auf den Einfall gekommen.

Eine kleine Gesellschaft schlicht gekleideter Menschen — ebenfalls Deutsche — schienen einem scheidenden Gliede gleichfalls das Abschiedsgeleite geben zu wollen, allein die dort immer plötzlich eintretende Dunkelheit verhinderte ein deutliches Erkennen der Mitschiffenden.

Es wurde nicht viel geredet, während die dunkelfarbigen Matrosen mit geschickten Ruderschlägen das Boot dem harrenden, schnaubenden Dampfer zuführten.

Da, als dasselbe zur Seite des schwarzen Ungeheuers anlegte, und Felix, halb träumerisch, die Mitglieder der kleinen Reisegesellschaft beobachtete, wie sie einzeln auf der schmalen Leiter emporkommen, um das Verdeck zu erreichen, durchzuckte es ihn plötzlich wie eine Erinnerung aus längst vergangener Zeit.

Das Licht einer Laterne war grell auf eine Frauengestalt gefallen, die, dort oben angelangt, sich über das Geländer bog, um den im Boot zurückbleibenden Freunden einen letzten Abschiedsgruß zuzusenden.

Hatte er es nicht einstmals eben so vor sich gesehen, das marmorbleiche Gesicht? Und in der Erinnerung wie oft, ach, wie oft noch seitdem!

Er starrte hinauf, es mußte eine Sinnestäuschung sein, und er fürchtete, sie durch eine Bewegung seinerseits zu zerstören.

Noch einmal winkte sie hinab, die schlanke Gestalt, winkte mit weißer Hand, und „Leb wohl, Schwester Kröger! — Gott geleite Dich, Schwester Beata!“ klang es neben ihm empor.

Da ward das Traumbild zur Wirklichkeit, der Bann war gebrochen; er wußte nicht, wie ihm geschah, nicht, wie er die Leiter hinaufkam, er wußte nur, daß er neben ihr stand und ihre Hände in den seinen hielt.

— — — — — — — — — — — — —

Felix hatte noch hinreichende Zeit, vor Abgang des Dampfschiffes einige flüchtige Zeilen durch das zurückkehrende Boot in die Stadt gelangen zu lassen, mit dem Auftrage, ihm seine hinterlassenen Effecten bei nächster Gelegenheit nach Europa nachzuschicken. Es gab ja für ihn jetzt nur das eine Ziel — die Heimat, an Beatas Seite!

Nur weniger Worte hatte es bedurft, um den beiden, so wunderbar Zusammengeführten die nöthige Auskunft über einander zu geben.

Beata hatte damals, vor drei Jahren, St. Thomas erreicht, als kurz vorher ihr Verlobter dem gelben Fieber erlegen; sie selbst war von der schrecklichen Krankheit befallen, und nur wie durch ein Wunder erhalten geblieben; allein ihre Gesundheit hatte einen Stoß erlitten, der, nach Aussage des Arztes, ihr Bleiben in jenem Klima zu einer Unmöglichkeit machte. Sie hatte sich deshalb schnell entschlossen, sich einer Schwester anzuschließen, die sich grade nach Afrika zu ihrem Manne begab. Die lange Seereise hatte ihr die entschwundenen Kräfte wiedergegeben, und über zwei und ein halbes Jahr hatte sie segensreich in der südafrikanischen Niederlassung der Brüdergemeinde gewirkt.

Sie selbst wäre gerne dort geblieben, allein ihr Vater hatte dringend ihre Rückkehr verlangt.

Nun sie nach Gottes unerforschlichem Rathschlusse den Mann, dem sie als Gehilfin hatte zur Seite stehen sollen, nicht mehr unter den Lebenden gefunden, schien es dem alternden Vater, als dürfe er es mit Recht verlangen, daß die geliebte Tochter für die Dauer seiner letzten Lebensjahre zu ihm zurückkehre, und es war ihr klar, daß sie seinem Rufe folgen müsse.

Dann war es an Felix zu erzählen.

Was sich vor seiner Abreise aus dem Vaterlande zugetragen, hatte Beata längst durch des Vaters und Astas Briefe erfahren. Mit feuchten Augen hatte sie die Bestätigung ihres unerschütterlichen Vertrauens in Felix gelesen und Gott gedankt, daß er auch vor der Welt die edle Rechtlichkeit des Geliebten offenkundig werden ließ. Mit unaussprechlicher Wehmuth aber hatte die Nachricht sie erfüllt, daß Adelheid sich seiner so unwerth gezeigt, und tief trauerte sie mit ihm um sein verlorenes Glück.

Jetzt, wo er vor ihr stand, in seiner ernsten Männlichkeit, in der neuerworbenen Schönheit einer durch Leiden geläuterten Natur, da begriff sie erst ganz, warum auch er durch den Glühofen des Schmerzes hatte hindurchgehen müssen, und sie schickte ein stilles Dankgebet empor zu Dem, der ihr Bitten erfüllt, wenn auch auf so ganz andere Weise, als sie je zu ahnen vermocht.

Felix hatte sie zu einem einsamen Theile des Schiffes geführt und über eine etwas erhöht stehende Kiste weiche Decken zu einem bequemen Sitz für sie gebreitet; dieser bot dazu noch den Vortheil, daß er sie gänzlich von der übrigen Schiffsgesellschaft trennte, die sich am anderen Ende des Dampfers aufhielt und sich auch allmählich in die Kajüten zurückzog.

Es war eine jener herrlichen tropischen Nächte, wo nach des Tages Gluthitze der erquickende Hauch der Seeluft wie ein weicher Balsam die Atmosphäre durchzittert.

In majestätischer Ruhe lag die weite, unabsehbare Meeresfläche: Die mächtigen Wogen hoben und senkten sich wie in langsamen, regelmäßigen Pulsschlägen, und das große, schwerfällige Schiff hob und senkte sich mit ihnen, als sei es eine Nußschale.

Ein wolkenloser Himmel umspannte in feierlicher Pracht die schlummernde Flut, und die Sterne funkelten in strahlendem Glanz.

Felix war zu erregt, um sich niederzulassen. Er stand vor Beata, den Kopf zu ihr erhoben, wie sie auf ihrem etwas erhöhten Sitze vor ihm saß.

Seine Reiseberichte, die inneren Kämpfe und Erfahrungen der letzten Jahre, das alles war durchgesprochen; jetzt ging er zu den Nachrichten aus der Heimat über.

Daß Adelheid vor einem Jahre Herrn von Brugk ihre Hand gereicht und ihm in eine norddeutsche Residenz gefolgt war, wo er eine Kammerherrenstelle bekleidete, war Beata schon bekannt. Nun theilte ihr Felix mit, daß man ihm in den jetzt erhaltenen Briefen schreibe, wie alle Pracht und Herrlichkeit, mit welcher das neuvermählte Paar sich umgeben, doch nicht vermocht, ihr Glück zu sichern, und wie man bereits von traurigen Zerwürfnissen zwischen den Gatten erzähle. Die Nachricht aber, welche Beata am schmerzlichsten überraschte und bewegte, war die, daß der alte Graf Weißenrode einem Gichtanfalle erlegen sei, der sich auf innere Theile geworfen, und daß seine, hauptsächlich durch die Schuld seines Sohnes, zerrütteten Vermögensverhältnisse letzteren zwangen, sich der schönen Besitzung am Rhein zu entäußern, was er aber um so bereitwilliger zu thun geneigt sei, als er, seinen Neigungen und Gewohnheiten nach, das Ausland als Aufenthaltsort vorziehe. Man suche jetzt nur noch einen Käufer, der sich bereit zeigen werde, auf die ziemlich hochgestellten Kaufbedingungen einzugehen.

„Meine arme Asta!“ sagte Beata, „wie hart wird es ihr sein, ihr elterliches Haus in fremde Hände übergehen zu sehen!“

„Ich hoffe, daß ihr dieser Schmerz erspart bleibt,“ sagte Felix mit mühsam behaupteter Ruhe, „denn es ist mein Wunsch und Vorhaben, das liebe Haus nicht in fremden Besitz übergehen zu lassen, sondern es käuflich zu erwerben, um an dem geliebten vaterländischen Strome mir eine endgültige Heimat zu gründen, wo dann auch Asta, so lange es ihr gefällt, ihr altes Heimatsrecht behaupten soll.

„Doch Beata,“ fuhr er mit bebender Stimme fort, dicht vor sie hintretend, „nur auf einer Bedingung ruht die Erfüllung dieses goldenen Zukunftstraumes! kannst Du alles Herzeleid vergessen, das ich Dir angethan, kannst Du vergessen, wie ich Dich mißachtet und verkannt, und Deine segenbringende Hand in die meine legen? Ich weiß, daß ich Deiner nicht werth bin, aber ein Gottessegen kommt ja auch auf ein unwürdiges Haupt! Beata! laß Dein Herz mir Antwort geben — Dein treues, liebestarkes Herz!“

Tief bewegt und flehend sah er zu ihr auf.

Da bog sie sich zu ihm nieder und legte die Arme um seinen Hals, indem ihr Kopf auf den seinen sank.

„Felix, mein Geliebter!“ sprach sie leise.

Es war still geworden an Bord, still um sie her; das eintönige „Heiho!“ der Matrosen störte die sabbathliche Ruhe nicht, und über den Häuptern der Glücklichen flammte das südliche Kreuz in unauslöschlichem ewigen Licht.

Das Saarthal zwischen Krieg und Frieden.

Von unserm Berichteestatter.

Wenn Sie mich fragen würden, wie ich von Düsseldorf nach Trier gekommen, so würde ich nur sehr ungenügende Auskunft geben können. Ein wirres Durcheinander von Militärzügen, Postchaisen, Dampfschiffen durchzieht kaleidoskopisch mein Gedächtniß; viel Rheinwein, patriotische Lieder, Empfang auf den Bahnstationen mischen sich ein. Endlich gewährte Koblenz einen Ruhepunkt. Hier traf ich Ihren Specialartisten Friedrich aus Weimar, der gerade eine hübsche Skizze für Sie entworfen hatte. Er wollte sich mir anschließen. Aber wer kann hier über sich verfügen! Es dauerte keine fünf Minuten, so waren wir in dem Menschentrubel auseinandergerissen, und ich mußte meine Reise allein per Post bis Trier fortsetzen.

In Trier beginnt wieder die Eisenbahn. Von hier nach Norden zu, durch die Eifel nach Köln, ist leider die Bahn noch nicht vollendet, ein Umstand, der bei den gegenwärtigen großartigen Militär-Braunschweiger, Trierer, Osnabrücker — am 11. August 1675 gegen die Franzosen unter Marschall Créqui und versalzten ihnen das freche Eindringen. Sie bekamen gründliche Hiebe, und der Marschall ward gefangen." — „Hurrah, die Brücke von Conz soll leben!" schrieen die wackeren Leute; „sie mag als gutes Vorzeichen gelten."

Mit wie anderen Augen schaute ich sonst mein liebes Saarthal an, das schon der römische Dichter Ausonius in seiner Mosella verherrlicht! Wie haben sonst mich die alterthümlichen Städtchen, die schönen Burgruinen, die herrlichen Ueberreste aus der Römerzeit angeheimelt oder gefesselt! Das ging heute wie im Rausch an mir vorüber, nur nach Süden, wo der Feind stand, war der Blick gerichtet; die Extrablätter, die von Scharmützeln berichteten, wurden verschlungen, der muthmaßliche Feldzugsplan erwogen, das Gelingen oder Mißlingen des Sieges besprochen. Da freilich blieb wenig Zeit für die Romantik des Saarthales übrig; was auch mein Blick



Fouragirende Preußen in Tromborn (französ. Grenzdorf bei Saarlouis).
Von unserm Specialartisten Friedrich Kaiser.

transporten schwer ins Gewicht fiel, denn nun mußten alle Züge längs des Rheins befördert werden. Trier selbst bot den Anblick eines Waffenlagers; die Agnetenkaserne und die Palastkaserne, welche letztere an die altberühmte Basilica angebaut ist, spieen ihre Menschenmassen aus, und auf dem Palastplatze war eine gewaltige Wagenburg aufgefahren. Mit lautem Hurrah und der unvermeidlichen „Wacht am Rhein" marschirte ein Bataillon nach dem andern über die Moselbrücke dem Bahnhofe zu, und hier war es auch, wo ich zum ersten Male von Ihrem Empfehlungsschreiben Gebrauch machte — die Legitimation verhalf mir zur freien Fahrt nach Saarlouis und Saarbrücken.

Der Geist unter den Truppen war ein vortrefflicher; die Offiziere gingen mit außerordentlicher Zuversicht in den Krieg. „Geb's Gott, daß es wieder wie hier ausfällt", bemerkte mir ein Artilleriehauptmann, als der Zug bei Conz die Moselbrücke passirte und in das romantische Saarthal einlenkte. „Hier hieß es schon vor zwei Jahrhunderten: „Druf uf die Wälschen!" hier standen auch die vereinigten Deutschen — es waren Lothringer, Münsterer, erfaßte, unwillkürlich knüpften sich Kriegsgedanken daran. Mit kaltem Vorbedacht mähte der Schnitter seine weiten Felder nieder; die Schwaden fielen vor dem scharfen Stahl der Sense — so auch wird in wenig Tagen ein anderer Schnitter Ernte halten — das Stoppelfeld ist geröthet, statt der Kornschwaden liegen Menschen in Reih und Glied da — Compagnieen, Bataillone!

Schwermuth überkam mich einen Augenblick, als gerade, während diese Gedanken mein fieberhaft aufgeregtes Gehirn durchschwirrten, unsere Truppen das „Morgenroth, Morgenroth" anstimmten, aber ebenso schnell wichen die trüben Gedanken wieder, als hinterher ein frisches „Wohl auf Kameraden" in die Lüfte geschmettert wurde. Wir fuhren in den langen Tunnel von Mettlach ein, der eine Krümmung der Saar abschneidet. „Immer 'rin in die Franzosen!" schrieen die Füsiliere, guten Muthes voll, als finstere Nacht sich um uns lagerte.

Bald waren wir in Merzig, wo unser Zug halten mußte. Es war auf der Bahn ein Hinderniß eingetreten, und vor zwei Stunden ginge es nicht weiter, so hieß es. „Kommen Sie schnell

mit in den Trierschen Hof", rief Hauptmann v. S., „dort können wir die besten Saarweine an der Quelle probiren, hier ist das Wort nicht am Platze: der Prophet gilt nichts im Vaterland."

„Was wünschen die Herren?" rief der behäbige Wirth, der zwei Söhne ins Feld gestellt hatte, „Wiltinger, Scharzberger, der König der Saarweine: Bockſteiner, der an keiner Tafel der Kurfürsten von Trier fehlen durfte, endlich Kantzemer stehen zu Diensten."

„Wählen wir Scharzberger. Hoch König Wilhelm, hoch Deutschland!" erklang es in der Runde und:

Wo solch ein Feuer noch gedeiht
Und solch ein Wein noch Flammen speit,
Da lassen wir in Ewigkeit
Uns nimmermehr vertreiben.

Merk's dir, Franzos! Dann wurden die Feldflaschen mit dem vortrefflichen Gewächs gefüllt, und weiter ging's über Pachten — wo nach der Volkssage Pontius Pilatus begraben liegt — nach Saarlouis. Hier verließ ich den Zug und ging von Fraulautern, so heißt die Bahnstation, nach der Festung hinüber, die auf dem rechten Saarufer liegt. Alles in bester Ordnung und zum Empfang bereit, das war der Eindruck, den diese Festung auf mich machte. Mehr darüber zu schreiben, ist verboten. So lange Luxemburgs Neutralität aufrecht erhalten bleibt, bildet sie den Stützpunkt unsers rechten Flügels und die Franzosen muß es schwer ärgern, daß gerade sie es waren, die diese Feste uns erbauten. Saarlouis, ebenso Saarbrücken, ist nämlich lothringischer Boden, es gehörte zum Moseldepartement und mußte 1815 an Preußen abgetreten werden. Die Festungswerke erbaute 1681 Vauban in der Zeit eines Jahres — es galt eine Wette — und nannte sie seinem Herrn, Ludwig XIV, zu Ehren Saarlouis. Jetzt thut sie gute Dienste gegen den ländergierigen Thronnachfolger jenes gekrönten Räubers. Marschall Ney, der „Bravste der Braven", ist hier geboren, und noch heute bezeichnet eine Marmortafel sein Geburtshaus.

„Alles besetzt!" so lautete die wenig tröstliche Nachricht, die ich im Rheinischen Hof vernahm; es war erklärlich, denn wo man hinblickte, sah man nur Pickelhauben und wieder Pickelhauben, der Civilstand verschwand förmlich in diesem blaurothen Meere von zweierlei Tuch. Endlich fand ich in den „Zwei Hasen" ein bescheidenes Unterkommen. Es war noch von nichts anderem die Rede, als von dem Ueberfall des Zollhauses in Schrecklingen durch eine Patrouille der Unseigen. Das Grenzdorf Schrecklingen, dessen Name Sie wohl nun auch schon vernommen haben, liegt etwa fünf Stunden westlich von Saarlouis. Die Landstraße führt über Ober-Felsberg und Illersdorf dorthin; Schrecklingen war, nachdem die Unsrigen die Douaniers nebst der Kasse, in der allerdings nur 47 Franken 80 Centimes gewesen sein sollen, fortgeführt hatten, stark von den Franzosen besetzt worden. Diese waren von dem Städtchen Busenweiler — oder wie sie sagen Bouzonville — an der Nied herübergekommen. Als ich die Erlaubniß erhalten hatte, mich einer Patrouille anschließen zu dürfen, bin ich selbst bis auf eine halbe Stunde von Schrecklingen gekommen. Auf kleine Knallereien wurde schon kein Gewicht mehr gelegt, und fast täglich fragten und antworteten Dreyse und Chassepot einander.

Drüben standen Chasseurs zu Pferde, die ich deutlich eine Anhöhe herabreiten sah; durch mein Glas konnte ich jede Medaille auf ihrer Brust erkennen. Der Patrouillendienst ist hier ungemein anstrengend, aber die Leute thaten ihn gern und es fehlte nicht an Abwechslung, an Ueberraschungen und Abenteuern. Wenn nur erst diese kolossale Hitze ein Ende nähme! 25 Grad Reaumur im Schatten und noch mehr, das ist keine Kleinigkeit. Auf der Stirn drückt der Helm, auf dem Buckel der „Affe", dazu kommt die „gerollte Pelle" und das Gewehr; Schweiß dringt den Leuten durch alle Poren und Staub, der darauf sich ablagert, überzieht sie mit einer Turcofarbe. Dringt die Patrouille jenseit der Grenze in ein feindliches Dorf vor, dann heißt es: doppelte Vorsicht. Die Einwohner haben sich zurückgezogen. Alles ist todtenstill. Aber lauert nicht hinter jedem Fenster der Feind, kann die Kugel nicht aus dem Hinterhalte treffen? Da muß Haussuchung gehalten werden und, während der Patrouillenführer gewaltsam die Thüre öffnet, stehen die übrigen bereit ihn zu decken. Es sind saure Gänge, diese Patrouillenmärsche, zumal in dieser wahrhaft tropischen Glut! Endlich geht die Sonne „hinter den Franzosen" unter, nun wird die Losung vertheilt, und die Doppelposten machen ihre Runde. Alles athmet auf, die Kühle des Abends bricht herein; auf und ab schreiten die Patrouillen und suchen mit ihren Augen die stockfinstre Nacht zu durchbohren — —

„Wenn Sie noch nach Saarbrücken wollen, müssen Sie eilen," sagte mir ein befreundeter Officier. „Die Franzosen haben es auf die Bahn abgesehen; sie wollen die Verbindung stören; bei Gersweiler hat ein Scharmützel stattgefunden, und größere Dinge stehen in Aussicht." Da hieß es also Eile! In Lisdorf setzte ich über die Saar und ereilte glücklich bei Station Ensdorf einen Zug, der mich nach Saarbrücken brachte.

Hier ist alles in der größten Aufregung, hier ist der Feind am nächsten, und der Zusammenstoß jede Minute zu gewärtigen. Aber wie sollen sie auch empfangen werden! Da sind Vierziger und Neunundsechziger, da sind unsere wackeren Ulanen vom siebenten, die alle schon Auge in Auge dem Feinde schauten, und, ohne ihn zu unterschätzen, doch fest darauf rechnen, ihn unterzukriegen. Und die Bürger, wie soll ich sie loben! Alle Achtung vor den Saarbrückern, so echt preußisch und deutsch ist ihre Haltung; sie, die am frühesten die Noth des Krieges kennen gelernt, sie sind opferbereit bis zum äußersten. Ja, sollte der Franzmann, was Gott verhüte, diesen schönen, kohlenreichen Landstrich, der jährlich für sieben Millionen Thaler Kohlen liefert, uns entreißen, er würde an diesen Deutschen sich selbst eine Zuchtruthe binden. Es ist hier ein gesegnetes Ländchen, von Eisenbahnen durchschnitten, mit Glashütten, Stahl- und Eisenwerken, mit Fayencefabriken, Gießereien — ein fetter Bissen, den wir am besten selbst behalten.



Der Eierkuchen von Fürstenhausen.

Gestern hatte ich mich einem Zug der Vierziger angeschlossen, die eine Recognoscirung längs der Grenze machten. Wir passirten den Damm der aufgerissenen Bahn nach Forbach und Metz — so weit das Auge reichte, war deutscher Boden auch jenseit der Grenze; ja in jenem Forbach, auf dessen Kirchthurm vom frühen Morgen bis zum späten Abend die französischen Teleskope nach uns auslugen, lebte und wirkte ein in der deutschen Literatur vielberühmter Mann, Johann Fischart, der auch hier als Hohenfels-Ripingscher Amtmann starb. Damals (1589) war noch weithin alles Land gut deutsch — aber heute?

Unsern braven Vierzigern gingen die Kalauer nicht aus. Links vom Wege, der an der Saar sich hinzieht, lag ein kleines Holz. Es wurde abgesucht. Die Spürkraft der Augen ist verdoppelt, der ganze Mensch scheint Ohr und rückt vorsichtig vorwärts. Da raschelt etwas — freudige Erregung blitzt durch die Gesichter, haben wir den Feind? Aber es ist nichts, und nur Füsilier Kutschke macht die schlechte Bemerkung:

Was kriecht denn da im Busch herum,
Ich glaub', es ist Napoleum.

Unter Singen und Lachen ziehen wir in dem Dörfchen Fürstenhausen an der Saar ein. Die biedern Landleute werden ausgefragt, ob der Feind da war. Der eine hat ein ganzes Regiment gesehen, aber sein Begleiter sagt, es sei nur eine Patrouille gewesen. So widerspricht sich alles. Die Posten werden ausgestellt, und wir andern suchen einen Imbiß. Aber hier ist Schmalhans Küchenmeister. Das Dorf ist schon aufgefressen, und die Theurung hier

enorm. „Mutter, haben Sie denn gar nichts, nicht einmal ein paar Eier?"

Die Alte blinzelt mit den Augen, schiebt dann das Zehngroschenstück vergnügt in den Sack und öffnet ihren Eiervorrath. Premierlieutenant M. übernimmt die Leitung der Küche, sein Kamerad v. F. wirft den Waffenrock ab, Kutschke — der Eulenspiegel des Regiments — feuert ein; der Speck brodelt in der Pfanne, und während M. die Minuten auf der Uhr abzählt, die zum richtigen Backen des Pfannkuchens nöthig sind, hat v. F. das heiße Werk vollbracht. Ein Schoppen Landwein dazu, und das Mahl mundete vortrefflich. Das ist ein echtes Kriegsgenrebild, wie ich es täglich, stündlich zu sehen bekomme. Eine kleine Skizze sende ich Ihnen anbei; sehen Sie zu, was Ihre Künstler daraus machen können.

Und nun Gott befohlen! Im nächsten Briefe kann ich Ihnen wohl schon etwas anderes, blutiges, melden. Die Ereignisse gehen mit Riesenschritten vorwärts. Jede Minute kann einen Schlag bringen. Während ich diesen Brief schließe, rücken neue Truppen ein, der Jubel ist wieder groß, und der Kehrreim des Liedes, das die munteren Burschen singen, lautet:

Unsre Büchsen müssen knallen,
Die Franzosen müssen fallen
In der Pfalz, in der Pfalz, in der Pfalz.

Der Feldtelegraph.

Von Georg Hiltl.

Die ganze vom Sturme des Krieges durchrauschte Gegend scheint in vollständiger Bewegung. Es ist, als hätte der ungeheure Wirbel die Menschenmassen zusammengefegt, welche man in langen Zügen über die Ebene, über die Straßen und Chausseen, durch die Gassen der Dörfer und Städte ziehen sieht, theils in langen Colonnen als Infanterieabtheilungen, theils als lustig dahintrabende Cavalerieschwadronen. Zwischen diesen Zügen rasseln die Geschütze und Proviantcolonnen, hundert verschiedenartige Wagen, von den sehr mißmuthig dreinschauenden Landbewohnern gelenkt, bilden lange Linien.

Unter diesen Fuhrwerken, welche bald schneller, bald langsamer ihre Fahrt fortsetzen, bemerkt man auch eine Anzahl Wagen, die von starken, munter und intelligent aussehenden Soldaten besetzt sind. Einige dieser Wagen gleichen fast den Pack- oder Güterwagen auf Eisenbahnstationen, welche die ausgeladenen Gegenstände von einem Bahnhofe zum andern transportiren; andere sind feiner, zierlicher gebaut. Die Thüre zu denselben ist hinten angebracht, und wenn sie sich öffnet, blickt man in ein kleines Gemach mit zwei Sitzen und einigen schrankartigen Behältern ausgestattet; über diesen improvisirten Schränken zeigt sich eine Art Uhr mit Zeiger und Zifferblatt. Die Bespannung der Wagen besteht aus starken, muthigen Pferden, und die Soldaten, welche auf, hinter oder neben den Fuhrwerken Platz genommen haben, tragen Pionieruniformen. Die Fortbewegung geschieht fast immer in schnellem Trabe, oft im Galopp, und voraus reitet ein Officier, der seinem Fuhrwerke mit möglichst gebieterischem Tone den Durchgang durch alle die zahllosen Wagen und Karren, welche die Straße sperren, zu erzwingen weiß. Die Wagen scheinen vor allen übrigen die größte Eile zu haben, sie jagen oft querfeldein, und verwundert fragt man sich: weshalb ein Weg eingeschlagen wird, der eigentlich nirgends wohin führt? Halten dann die Wagen inmitten eines Feldes oder einer Ebene, einer niedergeholzten Waldung, dann sieht man die Pioniere herabspringen, die Thüren und Klappen der großen Fuhrwerke öffnen sich, Werkzeuge und Requisiten aller Art werden herausgenommen, die Mannschaften beginnen mitten im freien Felde ihre Thätigkeit. Stangen werden gesetzt — einige Wagen entfernen sich immer weiter, Drähte spannen sich — die Arbeiter graben und schaufeln, und zwischen den Küchenpflanzen kleiner Nutzgärten, oder durch die Kornfelder schreiten die leitenden Officiere.



Eine Feldtelegraphencolonne in Thätigkeit.

Diese Arbeiten finden in der Nähe von Telegraphenleitungen statt und es währt nicht lange, so sieht man, wie die Drähte derselben mit denjenigen verbunden worden sind, welche die Pioniere aus dem großen Wagen genommen oder vielmehr abgewickelt haben. Eine große, an dem Wagen befindliche Inschrift gibt uns schnell Aufschluß: „Feldtelegraphenabtheilung Nr. 1 oder 2 :c." Wir haben den Feldtelegraphen vor uns, dessen Bedienungsmannschaft sich damit beschäftigt, eine neue Verbindung mit der Staatstelegraphenleitung herzustellen. Sicherlich ist wieder eine Action in der nächsten Zeit zu erwarten, denn die Telegraphencolonne eilt den schnell vorrückenden Truppen nach, um die Berichte aus den Hauptquartieren in die Ferne zu befördern, die Rufe nach Proviant, die Befehle von den verschiedenen Punkten nach anderen hin zu senden.

Ihren militärischen Zweck zu erfüllen, bedarf die Feldtelegraphie zunächst der größten Beweglichkeit. Sie soll die directe, unmittelbare Verbindung zwischen den einzelnen Hauptquartieren verschiedener Abtheilungen und den Commandos der Truppenabtheilungen einer und derselben Armee herstellen, um nicht nur eine außerordentlich schnelle Uebermittelung der Befehle an die verschiedenen Commandeure zu bewirken, sondern auch Einheitlichkeit in die Leitung der Ausführung aller Operationen zu bringen.

Ein richtig organisirter Feldtelegraph wird sogar während der offenen Feldschlacht von größtem Nutzen und sicher anwendbar sein. Der Feldtelegraph hat aber außer diesen taktischen Zwecken noch strategische zu erfüllen, und um dies zu können, muß er in steter Verbindung mit der eigentlichen Operationsbasis und dem Centralorgan des Staates bleiben, d. h. er muß mit der Staatstelegraphie direct verbunden sein. Hierzu ist vor allen Dingen große Beweglichkeit erforderlich. Die Telegraphencolonne darf nur wenig Material (6 Meilen) mit sich führen. Schnell und unaufhaltsam rückt aber die Armee vor. Der Zusammenhang der Armee mit der Staatstelegraphenverbindung geht daher bald verloren, dennoch richten sich manche Blicke sehnsüchtig auf die einförmig durch die Luft streichenden Drähte auf den hohen Stangen, sie sind das einzige Mittel, in Verbindung mit der Operationsbasis der Armee und mit dem Hinterlande — mit der Heimat zu bleiben. Aber schon zeigen sich die Wagen der Feldtelegraphencolonne, die Hoffnung, eine Verbindung

hergestellt zu sehen, ist wieder da, die Staatstelegraphenleitung wird, sobald der Feind die Gegend verlassen hat, immer weiter nach vorn entwickelt, geschickte Hände verlängern sie, zweigen sie ab, und die Feldtelegraphenabtheilung behält die vollständige Fühlung mit diesen Ausläufern.

Die Abtheilungen der Feldtelegraphie besitzen dieselben Apparatsysteme, wie die Staatstelegraphie. Ist also nur an einer Stelle eine Verbindung zwischen beiden hergestellt, so wird die Feldtelegraphie ein integrirender Theil der Staatstelegraphie.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Feind alles aufbietet, seine telegraphischen Leitungen bei einem etwaigen Rückzuge zu zerstören und die Verbindungen im Rücken unserer Armee zu vernichten. Diese Aussichten machten die Schöpfung eines neuen Organes nothwendig, welches mit leichterem Material als das des Staatstelegraphen ausgerüstet, schnell der Feldtelegraphenabtheilung folgend, die zerstörten feindlichen Linien in kurzer Zeit wieder herzustellen, oder neue Linien zu bauen im Stande ist und somit direct oder indirect das Material der Feldabtheilung frei macht, auch die Verbindung zwischen den Feldabtheilungen und den Staatstelegraphen beständig erhält. Es ist ferner die schleunigste Entwicklung des ganzen Telegraphennetzes, in Feindesland hinein, mit möglichst vielen Abzweigungen, um recht viele Verbindungen nach dem Kriegsschauplatze zu gewinnen — nothwendig.

So zieht sich vor uns das Netz der Kriegstelegraphen durch die vom Sturm der Waffen erregten Länder. Auf diese Weise allein ist es aber eben nur möglich, die operirenden Armeen in steter Verbindung unter einander und mit dem Hinterlande zu erhalten.

Zur Erfüllung seiner tactischen Aufgabe bedarf der Feldtelegraph vor allem: Einfachheit der Einrichtung und die möglichst große Beweglichkeit, welche ihm gestattet, den Bewegungen der Truppen zu folgen und seine Verbindungen ebenso leicht herzustellen, als erforderlichen Falles abzubrechen. Unter solchen Umständen muß die Telegraphencolonne in kurzer Zeit oft genug bedeutende Längen Telegraphenleitungen herstellen.


Ein Feldtelegraphenwagen.

Jeder Armee ist eine Feldtelegraphenabtheilung beigegeben, welche aus 3 Stationswagen mit 10 Apparatsystemen nebst dazu gehörigen Batterien und 6 Requisitenwagen mit den nöthigen Equipagewagen besteht. Sie führen das Material für 6 Meilen Leitung mit sich. Das Personal jeder Abtheilung besteht aus einem Ingenieurofficier als Commandeur, nebst einem zweiten Officier als Gehilfen, 12 Staatstelegraphenbeamten zur Bedienung der Apparate und der erforderlichen Anzahl Pioniere zur Herstellung und Abnahme der Leitungen. Die Leitung kann nach Belieben oder nach der Oertlichkeit entweder unterirdisch oder mittelst dünner Stangen oder sonstiger Vorrichtungen oberirdisch angelegt werden; es sind Einrichtungen getroffen und mechanische Hilfsmittel construirt, die ein verhältnißmäßig sehr schnelles Herstellen der Leitungen möglich machen. Noch sieht man am Rande des Thales kaum die letzten Bataillone der vorrückenden Armee verschwinden, und diesen nach winden und ziehen sich schon die Drähte des Feldtelegraphen, um die Kunde von allem nach der Heimat, und von dorther zu den Kämpfenden gelangen zu lassen, Befehle laufen an diesen leichten Metallschnüren entlang, Hilferufe für die Verwundeten und Kranken, Proviant- und Munitionsforderungen befördert der luftige Bau, der gleich langen Spinnenfäden durch Feld, Wald, Dorf und Stadt fast von den Winden getragen, über dem Boden schwebt, oder zuweilen unter der Erddecke verschwindet. Der Feldtelegraph kann in vier, unter günstigen Verhältnissen in zwei Stunden eine deutsche Meile Leitung legen und sie betriebsfähig herstellen. Das ist staunenswerth, denn die Arbeiten geschehen nicht auf glattem Boden. In der Regel sind die Terrains von tausend Fuhrwerken und Geschützen durchfurcht, von großen Massen Cavallerie und Infanterie zerstampft, die durchmarschirende Armee hat eine Menge kleiner Vorsprünge, welche ihr hindernd entgegenstanden, beseitigt, aber diese Vorsprünge wären den Arbeitern der Telegraphencolonne gerade willkommen gewesen, um ihre Drähte daran zu knüpfen, Bäume sind gefällt, an denen die Linie sich befestigen konnte, der Damm durchwühlt, in dessen Boden die Stangen der Leitung gesetzt werden sollten.

Aber unermüdlich sind die Pioniere und ihre Führer. In das feuchte Feld, oft bei Schlackerwetter und Sturm, gehen die zur Abtheilung gehörenden Stationswagen. Sie befinden sich in der Nähe des Ortes, der zum Aufenthalt des Hauptquartiers oder der Unterfeldherren bestimmt ist und woselbst Telegraphenstationen etablirt werden sollen. Es ist eine Bedingung, daß die Leitung der Feldtelegraphen sich an die Staatstelegraphenlinien anschließen. Ist der richtige Ort gefunden, so bleibt der letzte von den sechs Requisitenwagen an jener Stelle halten. Hier findet die Vereinigung mit dem Staatsnetze statt, indem ein Stück Gummischlauch über die Verbindung gezogen wird. Die fünf andern Wagen bewegen sich nach Maßgabe des Vorrückens des Linienbaues weiter; der erste Wagen wird geöffnet, eine Anzahl Pioniere, 10 Mann, empfängt die 12 Fuß langen, leichten Stangen und dazu gehörigen Isolatoren. Die Arbeiter legen dieselben unter Führung eines Unterofficiers in der Richtung der Linie seitwärts der Straße in je 50 Schritt Entfernung nieder. Unterdessen hat eine zweite Arbeitscolonne die mit dem Leitungsdrahte versehenen eisernen Trommeln aus dem Wagen genommen, das Ende eines Drahtes wird an einer Stange durch besondere eiserne Isolatoren mit der Staatsleitung verbunden, die Trommel auf eine mit 2 Rädern versehene Leiter gelegt und der Draht in der Richtung der Linie abgewickelt, indem 1 resp. 2 Mann die Leiter im starken Schritt weiter fahren. Sobald eine Strecke von 200 Schritt ausgelegt ist, werden von 2 Mann die Isolatoren an den Stangen befestigt, der Draht in dieselben gelegt, die Stange aufgerichtet. Jetzt ist ein Augenblick der Mühe und besonderer Arbeit gekommen, denn oft ist der tückische Boden nicht gewillt, eine Höhlung für die Stange machen zu lassen. So klein der Umstand erscheint — er ist sehr wichtig und mit aller Gewalt wird durch 3 Mann in die stets wieder zusammensinkende Erde ein Loch gebohrt und die Stange hineingesenkt, worauf das Erdreich festgestampft und geglättet wird. Ist der Draht von einer Trommel verbraucht, so nimmt man eine neue aus dem Wagen und legt sie auf die Leiter. Die Enden der Drähte werden durch Zusammendrehen fest verbunden, und es beginnt nun das Abwickeln in derselben Weise. Kommt eine Stange auf einen Punkt zu stehen, wo die Telegraphenlinie eine andere Richtung annimmt, dann wird, das Umbrechen der Stange durch den seitlichen

Zug des Drahtes zu verhüten, ein Drahtband auf der andern Seite der Zugkraft an einem in die Erde geschlagenen Pfahl befestigt und mit dem andern Ende um die Stange gelegt.

In der beschriebenen Art wird die Arbeit fortgesetzt, bis man an einen bewohnten Ort, einen Wald, oder — allgemeines Stocken — an einen Sumpf, ein Gewässer kommt. Hier kann man die Linie nicht durch eine Stangenleitung fortsetzen. Aber das Innere der scheinbar plumpen Requisitenwagen birgt die Abhilfe für solche Stockungen: aus demselben geht ein isolirtes Kabel oder ein Guttaperchadraht hervor. Die geschickten Hände der arbeitenden Soldaten legen es durch die Zweige der Bäume, oder befestigen es mittelst eiserner Haken an den Häusern oder werfen es auch unmittelbar in das Wasser. Der geheimnißvolle Strom findet seinen Weg durch alle diese Hindernisse und wälzt sich unaufhaltsam weiter, während über oder unter ihm die Geschützdonner erschallen und zwischen seinen Stangenportalen die Wagen mit Zerschmetterten dahin fahren. — Ist das Material eines Wagens verbraucht, so kommt das des nachfolgenden zur Verwendung. Hat man endlich die bezeichnete Station erreicht, so wird das Ende des Drahtes in den Wagen eingeführt, mit den Apparaten verbunden, und es kann nun sofort die Correspondenz nach rückwärts mit allen am Telegraphennetze gelegenen Stationen beginnen.

Hartnäckige Feinde hat die Telegraphenleitung im occupirten Lande. Das begreift sich leicht. Sie ist das nächste und greifbarste Object, an welchem eine fanatisirte Bevölkerung, versprengte Truppenmassen des Feindes und zurückgebliebene, verborgene feindliche Beamte ihren Zorn auslassen können. Andererseits läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Zerstörung der Telegraphenverbindungen auch für den Gegner von großer Wichtigkeit sein muß. Im Kriege von 1866 befanden sich daher die Telegraphencolonnen und ihr Chef in stetem Kampfe mit den Feinden ihrer Werke — dennoch haben sie Bedeutendes geleistet. Bosheit und Rohheit zerstörten die Leitungen überall. Selbst die Freunde sind, natürlich ohne es zu wollen, oft Zerstörer der Leitungen. Ein Marketender kann die zarten Drähte und Stangen zerreißen und brechen, wenn er ungeschickt dagegen fährt, eine nächtlich dahinfahrende Pontoncolonne vernichtet die Leitung stellenweis und unter den Truppen sind es vorzugsweise die Ulanen, denen möglichste Sorgfalt den Telegraphenleitungen gegenüber empfohlen werden dürfte, da ihre furchtbare Waffe: die Lanze, auch den Drähten der Telegraphenleitungen oft ebenso verderblich geworden ist, als der Brust des feindlichen Reiters. Beim Dahintraben über die Straßen reißen die Lanzen oft genug die Drähte entzwei.

Oberst von Chauvin, der Leiter des preußischen Telegraphenwesens, darf mit großer Befriedigung auf die Resultate seiner wichtigen und herrlichen Einrichtungen zurückblicken. Es gehört aber auch die Begeisterung des wackeren Mannes für seinen Beruf dazu, um — oft unter den schwierigsten Verhältnissen — so erfolgreich wirken zu können. Zuerst angewendet im Krimkriege (1854—56), gewann der Feldtelegraph im italienischen Kriege von 1859 eine hohe Bedeutung. Die amerikanischen Kriege von 1861—65 hatten ihm unter den für einen Feldzug nothwendigen Ausrüstungen eine der ersten Stellen angewiesen. Daß der preußische Feldtelegraph mit seinen Leistungen nicht hinter seinen älteren Genossen zurückgeblieben ist, das ist ein neuer glänzender Beweis für die bei unserer Armee und deren Leitern herrschende Intelligenz, welche es 1866 vermochte, kriegerische Einrichtungen jeder Art zur rechten Zeit und Stunde auf den Kampfplatz zu werfen.

Kriegsruf.

Von Georg Hesekiel.

Grimm bäumt die alte Schlange
Sich auf im gift'gen Trug,
Da sind wir all geladen
Zu einem deutschen Zug.

Voran, du Volk von Baden,
Du stehst am deutschen Thor,
Stoß einen Eisenriegel
Mit beiden Händen vor!

Voran, ihr lust'gen Pfälzer,
Fest zwischen Rhein und Wein,
Ihr sollt nun rechte Pelzer
Mit blanker Klinge sein!

Voran, ihr Württemberger
Mit „furchtlos und getreu",
Macht eure alten Ehren
Im heil'gen Kampfe neu!

Herauf, ihr Bajuwaren,
Die Löwenfahne stolz!
Um Helden draus zu schnitzen
Seid ihr das rechte Holz.

Und ihr, altedle Sachsen!
Tod und Verderben sprühn,
Im heil'gen Kampf soll wachsen
Das Rautenbanner grün!

Ihr schlachtgewohnten Stämme
Vom Pregel bis zur Saar,
Werft auf das Siegesbanner
Mit dem schwarzen Aar!

Die deutschen Völker alle,
König Wilhelm voran,
Die deutschen Fürsten alle
Zum deutschen Heeresbann!

Hell jubelt's durch die Lande,
Die Herzen werden weit,
Denn Wahrheit ist die Mähre
Der deutschen Einigkeit!

Des Rauches Fahne wehet
Vor unserm Volk, habt Acht!
Die Flammensäule lodert
Hell auf in dunkler Nacht.

Der Herr der Heere ziehet
Voran in Dampf und Rauch,
Als Flammensäule zeiget
Er uns die Wege auch.

Es wird vor unserm Schwerte
Des Feindes Macht zu Spott;
Denn mit dem deutschen Volke
Der alte deutsche Gott!

Die Feldherren des Feindes.

I.

Als wir vor drei Jahren*) unsern Lesern die Feldherren des zweiten Kaiserreiches vorstellten, glaubten wir nicht, daß sie nach so kurzer Zeit als die Feldherren des Feindes unserem Volke entgegentreten würden, obgleich es schon damals an Anzeichen der Kriegslust unserer unruhigen Nachbarn nicht fehlte. Jetzt sind die schlimmsten Befürchtungen zur Wirklichkeit geworden; da verlohnt es sich wohl, einen erneuten und vervollständigten Blick auf die Männer zu werfen, welche den Feind gegen uns führen.

An der Spitze der ganzen französischen Armee steht Napoleon III als der nominelle Oberbefehlshaber, während der wirkliche Oberbefehlshaber der Chef des Generalstabes (Major-General) Marschall Leboeuf ist, dem als Adjutanten und Divisionsgenerale General Lebrun und General Jarras zur Seite stehen. Unter den Corpscommandanten nimmt die erste Stelle ein der Marschall

Mac Mahon, Herzog von Magenta,

der Commandant des ersten Armeecorps, nach dem Urtheil der französischen Soldaten der bedeutendste Feldherr des zweiten Kaiserreiches.

Marie-Edmund-Patril-Moritz, Graf von Mac Mahon, am 13. Juni 1808 auf Schloß Sully bei Autun geboren, ist der Nachkomme einer irischen Familie von hohem Adel, die nach dem Sturze Jacobs II. Stuart mit ihrem Herrn sich nach Frankreich geflüchtet hatte; der Pariser Chauvinismus hat ihn sogar einmal zu einem leiblichen Nachkommen des letzten unabhängigen Königs von Irland und zu dem berechtigten Prätendenten auf die irische Königskrone

*) S. Jahrgang III, S. 520. 552. 584.

emporgehoben, was natürlich den Söhnen Erins sehr zusagte und ihm — wenn auch keine Krone — so doch einen prächtigen Ehrendegen von dem irischen Adel eintrug.

Der heutige Marschall erhielt seine erste militärische Ausbildung in der Vorbereitungsschule zu Versailles; in seinem siebzehnten Jahre — 1825 — trat er in die berühmte Kriegsschule von St. Cyr, in der er zwei Jahre blieb und sie dann als Secondelieutenant, wozu er durch ein glänzend bestandenes Examen so schnell avancirt war,



Mac Mahon.

verließ. Als solcher trat er sofort in die Generalstabsschule, in der er sich ebenfalls auszeichnete, so daß er 1830 bereits als Premierlieutenant sich an der algerischen Expedition betheiligen konnte.

Rasch steigt er nun von einer Staffel der militärischen Würden und Ehren zur anderen und zeichnet sich bei den hervorragenden Waffenthaten der Franzosen aus: 1832 wohnt er als Adjutant des General



Bazaine.

Achard der Belagerung von Antwerpen bei; wird bald darauf Hauptmann und kehrt nach Afrika zurück; 1837 wird er beim Sturm auf Constantine verwundet, 1840 erwirbt seine persönliche Tapferkeit als Changarniers Adjutant ihm den Majorsrang im Generalstab. In die Infanterie übergetreten, erhält er sodann das Commando eines der neu errichteten Bataillone der chasseurs d'Orléans, das er vorzüglich ausbildet und an dessen Spitze er sich so auszeichnet, daß wir ihn 1842 als Oberstlieutenant, 1845 als Oberst, 1848 als Brigadegeneral, 1852 als Divisionsgeneral und Commandanten der Provinz Constantine begegnen.

Mac Mahons Betheiligung am Krimkriege, sein glücklich ausgeführter Sturm auf den Malakoff, sind noch in unser aller Erinnerung. Kaum nach Jahresfrist ist er wieder in Afrika und bekämpft mit Erfolg die Kabylen, endlich 1859 im italienischen Kriege erwirbt er sich den Herzogstitel von Magenta und den Rang eines Marschalls von Frankreich. Im Jahre 1861 vertritt er Frankreich bei der Krönung König Wilhelms mit unerhörtem Pomp. Nach dem Tode Pélissiers wird er Generalgouverneur von Algerien, welchen



Ladmirault.

Posten er bisher verwaltet und dabei Frankreich durch einen wahrhaft fürstlichen, hofartigen Haushalt repräsentirt hat.

Mac Mahon ist — außer Canrobert — unter den jetzigen französischen Corpsführern der einzige, der sich als Feldherr bewährt und sich einen wirklich geachteten Namen im Heere Frankreichs



Bouet-Willaumez.

erworben hat. Dazu besitzt er einen durchaus ehrenhaften Charakter und einen untadelhaften Ruf*).

Auch von dem zweiten General, dessen Portrait wir unsern Lesern bringen, von

General Ladmirault,

dem die Führung des vierten Armeecorps anvertraut ist, weiß man,

*) Indem wir obiges in die Presse geben, laufen Schlag auf Schlag die herrlichen Siegesnachrichten von Weißenburg und Wörth ein. Mac Mahon von Preußens Kronprinzen geschlagen! Hurrah! Gott segne den Fortgang!

daß er ein tüchtiger Soldat ist. In gleichem Alter mit Mac Mahon, hat er seit 1831 in Algier gedient und sich im Kampfe gegen die Kabylen hervorgethan. Nach Frankreich zurückgekehrt, nahm er an dem Krimfeldzuge keinen Theil, während sein Name im italienischen Kriege mit Ehren genannt wurde. 1866 wurde er Untergouverneur in Algerien, in welcher Stellung er jedoch nicht lange verblieb. Neuerdings ist er Commandant der dritten und vierten Division in Lille gewesen.

Was man von dem Befehlshaber des III. Armeecorps weiß, wirft ein gar schlimmes Licht auf die Soldatenehre Frankreichs. Verweilen wir einen Augenblick bei dem

Marschall Bazaine.

Wie der Herr, so der Knecht. Dieses Wort trifft bei Bazaine vortrefflich ein, denn nicht minder als sein Kaiser ist er geübt in Lug und Trug, in allen bösen Künsten. Er ist ein guter Soldat, aber ein schlechter Mensch.

Hören wir die Thatsachen. Von den moralischen Fußtritten der Nordamerikaner gedrängt, ziehen im Februar 1867 die Franzosen unter Bazaine ab; Kaiser Maximilian bleibt seinem Schicksal allein überlassen. „Auf gegen diese Preußen, wir wollen Berlin mit dem Bajonnet stürmen!“ — das sind die letzten Worte, welche die mit Gräuelthaten aller Art befleckte Truppe Bazaines ausstößt. Im April landet Bazaine auf dem Dampfer „Souverain“ in Toulon, sofort begeben sich der Seepräfect und Commandant an Bord des Schiffes und kündigen ihm an, daß der Befehl gegeben sei, ihm keine Ehrenbezeugungen zu erweisen. Er steigt aus. Zischen des Publikums empfängt ihn, man ruft: pfui und spuckt aus. Der Bube hatte diesen Empfang verdient, und selbst in den Tuilerien zog alles sich vor ihm zurück. Er sollte für den größeren Schurken Sündenbock sein, auf seine Schultern wollte man den Wahnsinn der Kaiserin Charlotte, die Erschießung Maximilians in Queretaro wälzen, die im Grunde der eidbrüchige Mann des 2. December verschuldet.

Nachdem General Forey aus Mexiko abberufen war, hatte 1863 Bazaine dort den Befehl der französischen Truppen übernommen. Ein geschickt ausgeführter Feldzug gegen die Truppen des Juarez im Jahre 1864 bringt ihm den Marschallsstab ein. Aber nicht lange dauert die französische Ueberlegenheit; von Nordamerika unterstützt siegen die Republikaner; die Franzosen müssen sich concentriren. Natürlich darf kein Makel auf die Truppen der grande nation fallen, und Bazaine thut alles, um Maximilian die Mißerfolge in die Schuhe zu schieben. Er zwingt die französischen Officiere, aus der mexicanischen Armee zu treten; diese antworten in einem Aktenstück: „Wir hatten die Autorisation zum Eintritt in die Armee; Sie selbst, Herr Marschall, gaben sie uns, Sie selbst haben uns dazu aufgefordert, und Sie sind es, der nun unsern Eid brechen will. Der Eid ist heilig, Herr Marschall, und über unser Gewissen können Sie nicht verfügen.“

Als Bazaine abzog, verkaufte er französische Waffen an die Feinde Maximilians, er correspondirte mit den republikanischen Führern, er ließ ganze Ladungen französisches Pulver ins Wasser werfen, Kanonen zerschlagen, Lafetten zertrümmern, nur damit Maximilian, den doch sein Kaiser hinüber ins Unglück gelockt, nicht in den Besitz dieser ihm so nothwendigen Dinge gelange. Bazaine schnaubte vor Wuth, daß jener unglückliche Habsburger nicht mit im Gepäckwagen der Franzosen abziehen wollte, sondern auf eigene Faust die Kaisertragödie in Mexiko fortsetzte. — Soweit der Soldat!

Nun der Mensch. Nach dem unter gewöhnlichen Menschen geltenden Maßstabe ist der kaiserlich französische Marschall Bazaine einfach ein — Dieb. Er ist von der schmutzigsten Habgier beseelt und ein undankbares Geschöpf. In Mexiko heirathete er eine reiche Tochter des Landes, der unglückliche Maximilian stand bei seinem ersten Kinde Gevatter und beschenkte dieses kaiserlich. Auch zu seiner Hochzeit hatte ihm Maximilian einen Palast in der Stadt Mexiko zum Geschenke gemacht, für welche die mexikanische Regierung die Ausstattung mit Möbeln, Betten, Leinenzeug, kurz allen Hausgeräthschaften übernahm, doch unter der ausdrücklich verbrieften und von Bazaine anerkannten Bedingung, daß dieses Inventarium Eigenthum des mexikanischen Staates sei. Bei seinem Abzuge kannte der kaiserlich französische Marschall das Eigenthumsrecht nicht mehr, er verkaufte die ihm nicht gehörigen Geräthschaften; ja ein zeitweilig ihm überlassener Staatswagen, an den er nicht einen Schatten von Anspruch hatte, wanderte in die Hände eines Trödlers, die lumpigen paar tausend Franken dafür aber in die Tasche der rothen Marschallshose. Alle diese Thatsachen sind richtig, unantastbar; ihnen ist nie widersprochen worden; die Beweise dafür findet der Leser in dem Werke des ehemaligen Leibarztes Kaiser Maximilians, Dr. Basch, und in den Erinnerungen des Prinzen Felix zu Salm-Salm. Ueberdies erzählt jeder aus Mexiko zurückgekehrte europäische Krieger von Bazaines Nichtswürdigkeiten.

Was wir sonst noch über François Achille Bazaine zu sagen haben, läßt sich kurz zusammenfassen. Er ward 1811 geboren und erwarb sich 1836 in den Kriegen gegen Abd-el-Kader die Epauletten und das Kreuz der Ehrenlegion. Mit der Fremdenlegion focht er 1837 bis 1839 gegen die Karlisten in Spanien; er kehrte wieder nach Algerien zurück, wo er sich in den Kriegen gegen die Kabylen zu wiederholten Malen auszeichnete. Im Krimkriege führte er den Befehl über die aus den Fremdentruppen gebildete Infanteriebrigade, an deren Spitze er sich bei der Belagerung Sebastopols hervorthat und als Divisionsgeneral zurückkehrte. In Italien commandirte er die Zuavenregimenter, bei Melegnano und Solferino; seinen schlimmen Ruf erwarb er sich aber erst in Mexiko, der auch durch das Großkreuz der Ehrenlegion, das er 1860 erhielt, und durch den Marschallsstab niemals verwischt werden kann.

Indem wir die übrigen Feldherren der französischen Landarmee in den folgenden Nummern in Bild und Text zu bringen uns vorbehalten, werfen wir dieses Mal noch einen Blick auf den Admiral der französischen Flotte. Es ist dies

Graf Bouet-Willaumez.

Geboren am 24. April 1808, trat er in seinem fünfzehnten Lebensjahre in die Marineschule und wurde 1829 Seecadett, 1835 Lieutenant zur See. Als solcher diente er auf der Seestation am La Plata und zeichnete sich bei dem Bombardement von Mogador aus. Theoretisch wie praktisch hat er seitdem manches geleistet. Die Ergebnisse seiner Aufnahme der Westküste Afrikas veröffentlichte er 1849 in einem größeren wissenschaftlichen Werke; von 1844—1847 verwaltete er den Gouverneurposten in den französischen Besitzungen am Senegal mit großer Umsicht und erfolgreichem Geschick, wofür er durch das Commandeurkreuz der Ehrenlegion belohnt wurde. Im Jahre 1854 zum Contre-Admiral ernannt, nahm er an dem Krimfeldzuge Theil, wurde dann Marinepräfect zuerst in Cherbourg, darauf in Toulon, 1860 Viceadmiral und Befehlshaber des mittelländischen Seegeschwaders, 1865 Senator. Als solcher schlug er eine Umgestaltung der Marineartillerie vor, die indes nicht acceptirt ward. Nicht erfolgreicher war er im mexikanischen Kriege, in dem er von 1864—1866 die französische Flotte im stillen Ocean commandirte. Er bombardirte die Häfen Acapulco, Manzanillo und Tepic, besetzte dieselben auch kurze Zeit, mußte sie jedoch später sämmtlich wieder aufgeben. Viel mehr wird er, nach der Meinung der Sachverständigen, im Kampfe gegen Deutschland auch nicht ausrichten!

A. M.

Der Mitrailleur.

Nach eigener Anschauung von einem preußischen Artillerieofficier.

Es ist ein Grundzug in dem Nationalcharakter des französischen Volkes, sich in hohem Grade durch äußere Sinneneindrücke beherrschen zu lassen, durch eine glänzende Schale sich gern für einen werthlosen Kern zu entschädigen, einer grundlosen Außenseite wegen auch den edelsten Inhalt leicht zu verschmähen.

Diesen Charakterzug hat das zweite Kaiserreich mit seinem äußeren Glanz und seiner inneren Fäulniß, mit seinem Schimmer soliden industriellen Reichthums und seinem maßlosen, unfehlbar zum Bankrott führenden Börsenschwindel, mit seinem heuchlerischen „Marsch an der Spitze der Civilisation“ und seiner höchst uncivilisirten ländergierigen Raubsucht stets in ausgedehntestem Maße cultivirt und ihn allmählich auf alle Zweige des öffentlichen Lebens

übertragen; sogar das Gebiet der Kriegskunst ist nicht davon verschont geblieben, obgleich gerade diese, in ihrer unmittelbaren Anwendung auf die ernsteste Praxis, derartige unnatürliche Gegensätze von Schein und Wirklichkeit am wenigsten vertragen kann.

Keinen Krieg hat das zweite Kaiserreich bisher geführt, ohne dabei mit irgend einer unerhört wunderbaren, „noch nie dagewesenen" Ueberraschung aufzutreten, die den Feind betäuben und verblüffen sollte (es aber fast nie that!), ungefähr wie der „Knecht Ruprecht" oder der „schwarze Mann" die Kinder graulich macht.

Im Krimkriege waren es die phantastisch kostümirten, kibitzlaufenden und miauenden Zuaven und Turkos mit ihren „chatons", zum Theil echte Söhne der afrikanischen Steppe, zum Theil aber auch simple Pariser Kinder aus dem Faubourg St. Antoine, die in einem anderen Lebensberufe nicht gut thun wollten und denen man deshalb das Kibitzlaufen und Miauen künstlich und mit vieler Mühe beigebracht und ihnen imitirte afrikanische Katzen, die ebenfalls „nicht weit her waren", zugetheilt hatte. An solchen plattirten Wilden war und ist namentlich das Gardezuavenregiment sehr reich.

Im italienischen Feldzuge von 1859 fiel die Rolle des Ueberraschens den gezogenen Kanonen zu, deren ungeheuerliche Reklame wenigstens einigen realen Boden unter sich hatte und die sich den glatten Geschützen der Oesterreicher augenscheinlich überlegen zeigten.

In dem gegenwärtigen Kriege mit Deutschland endlich tritt Louis Bonaparte mit zwei neuen Mordwerkzeugen auf, die seine früheren Leistungen bei weitem überstrahlen sollen; es sind dies der „wunderthätige" Sanct Chassepot und der angeblich noch viel wunderthätigere Sanct Mitrailleur (alias: Mitrailleuse), oder, wie er officiell genannt wird, das canon à balles, das Infanteriekanon — in der That ein paar recht wunderliche Heilige!

Beide legten ihre erste praktische Probe in majorem dei gloriam in dem famosen Gefecht von Mentana oder Monte rotondo ab, um den wankenden weltlichen Thron Seiner nunmehr unfehlbaren Heiligkeit noch für einige Zeit aufrecht zu halten; beide bestanden diese Probe nach den officiellen Bülletins natürlich glänzend — „à merveille"; sie mußten sie glänzend bestehen, denn einmal hatte der Divisionscommandeur es so befohlen (und das war der triftigste Grund!) und zum anderen würden die armen, halbverhungerten und schlecht disciplinirten Freischaaren Garibaldis von der unverhältnißmäßigen Uebermacht der französischen und römischen Truppen ebenso sicher und ebenso entscheidend geschlagen worden sein, wenn letztere auch nur mit glatten Steinschloßgewehren und Piken, anstatt mit Chassepots und Mitrailleurs, bewaffnet gewesen wären.

Ueber das Chassepot-Gewehr, seine Vorzüge und seine Mängel ist in deutscher wie in französischer Sprache schon so viel gesprochen und geschrieben worden, daß es wahrlich Eulen nach Athen tragen hieße, wollte man darüber noch ein Wort verlieren.

Ein anderes ist es mit dem zweiten französischen Heiligen, dem Mitrailleur, der stets geflissentlich in ein möglichst mysteriöses Dunkel gehüllt wurde, um den lieben Nachbaren im Osten die beabsichtigte Freude der Ueberraschung nicht zu verderben. Aber den bösen „Agenten Bismarcks" gelang es nicht nur, den dichten Schleier dieses tiefen Geheimnisses vollständig zu lüften, sondern auch einen oder einige dieser französischen Wunderthäter zu erwerben und sie in Preußen einer ebenso gründlichen, wie für den Nimbus dieser Kriegsmaschine verderblichen Prüfung zu unterwerfen.

Der Mitrailleur ist unmittelbar aus den „patriotischen Beklemmungen" hervorgegangen, die nach der Schlacht von Königgrätz bei passenden Gelegenheiten auf Rouhers ehrlichem Gemüth zu lasten pflegten; der Mitrailleur ist zu einer Zeit entstanden, wo man eben im Begriff war, behufs Beseitigung dieser „patriotischen Beklemmungen" in der Luxemburger Angelegenheit einen Krieg mit Preußen vom Zaune zu brechen; der Mitrailleur ist also durchaus als ein Kind seiner Zeit anzusehen.

Er wurde im J. 1867 vom Oberstlieutenant Victor de Ressy in Meudon entworfen und ausgeführt — natürlich immer unter Louis Bonapartes Auspizien und Mitwirkung. Die Ressysche Schießmaschine besteht aus 25 stählernen, gezogenen Gewehrläufen von 11 Millimeter Kaliber, 1 Meter Länge und äußerlich quadratischem Querschnitt, die in fünf Reihen von je fünf Läufen zu einem Bündel von ebenfalls quadratischem Querschnitt zusammengelöthet und mit Bronze umgossen sind, so daß das Ganze das ungefähre Aussehen eines bronzenen Kanonenrohrs erhält. Hinter den in ihrer ganzen Länge durchbohrten Läufen befindet sich das bewegliche Verschlußstück, das ebenso viele Schlagstifte mit Spiralfeder enthält, wie das Rohr Läufe hat. Das Verschlußstück läuft in einer Art Schlitten und läßt sich durch mehrmalige Umdrehung einer mit ihm verbundenen Schraubenspindel zurück- und vorschieben, d. h. öffnen und schließen. Bei geöffnetem Verschluß wird das Geschütz geladen, indem man eine mit 25 Löchern versehene Stahlplatte (Ladeplatte), die in jedem Loche eine Patrone trägt, vor dem Verschlußstück einsetzt. Durch das nunmehrige Schließen des Verschlußes werden sämmtliche Patronen in die zugehörigen Läufe hineingeschoben und zugleich durch das Vordrücken der Schlagstifte alle Federn gespannt. Die Patrone ist eine gewöhnliche Einheitspatrone mit calibermäßigem bleiernen Langgeschoß. Metallkapsel und Centralzündung, wie solche auch für Jagd- und Infanteriegewehre vielfach in Gebrauch sind. Das Abfeuern geschieht, indem eine Schutzplatte, welche die Spitzen der Schlagstifte von der im hinteren Theil der Patronen befindlichen Zündmasse noch trennt, durch die Drehung einer seitlichen Kurbel nach unten fortgezogen wird, worauf die Schlagstifte, von ihren Federn mit bedeutender Kraft vorgeschnellt, die Patronen entzünden. Der obere Rand der Schutzplatte hat eine solche Gestalt, daß nur immer ein Schlagstift nach dem andern frei wird; man hat es also in der Gewalt, jeden Schuß einzeln abzugeben, kann aber auch durch schnelle Drehung der Seitenkurbel alle 25 Schüsse zu einer fast momentanen Salve vereinigen.

Gegenüber den anderen bisher bekannt gewordenen Systemen von Kartätschgeschützen (Gatling, Claxton, Feldle u. s. w.) hat Ressys Mitrailleur jedenfalls den entschiedenen Vorzug, viel weniger sinnreich und deshalb auch viel einfacher in seinem Mechanismus zu sein: ein Vortheil, der für eine Kriegswaffe kaum hoch genug angeschlagen werden kann.

Neuerdings sind in der Einrichtung des Canon à balles noch verschiedene Aenderungen getroffen worden, die sämmtlich darauf hinzielen, die mörderische Feuerwirkung der Waffe möglichst zu steigern; die wesentlichsten sind: die Erhöhung der Zahl der Läufe von 25 auf 37 und der Ersatz der Schraube am Verschlußstück durch einen Winkelhebel, der ein schnelleres Oeffnen und Schließen des Verschlusses gestattet.

Eine geübte Bedienungsmannschaft kann sehr wohl mit der älteren Construction des Mitrailleur 8 und mit der neueren 10 Salven in einer Minute abgeben, also 200 oder 370 Schuß per Minute verfeuern, wenn — ja, ohne die vielen Wenns, die dabei ein gewichtiges Wort mitzusprechen haben, wäre der Mitrailleur gewiß ein vorzügliches Mordwerkzeug! Also: wenn der Mechanismus nicht durch Staub und Schmutz ungangbar geworden oder vom Regen verrostet ist, wenn kein wesentlicher Theil des Mechanismus zerbricht, wenn keine Gewehrkugel und kein Granatsprengstück, geschweige denn eine Granate selbst das Geschütz trifft, wenn keine Patrone versagt u. s. f. u. s. f.

Setzen wir nun aber auch den günstigsten Fall, daß während eines Schnellfeuers von 5 Minuten Dauer nichts derartiges eintritt, sondern die Bedienung so flink und glatt, wie irgend möglich, vor sich geht, so ist das damit erreichte Maximum von Feuerwirkung immerhin kein größeres, als es auch 37 Mann mit Zündnadelgewehren zu leisten vermögen, wenn man pro Mann und Minute im Schnellfeuer nur 10 Schuß rechnet; somit würden also schon 6 mal 37, rund 220 Mann, oder eine schwache preußische Compagnie auf Kriegsfuß eine genügende Compensation bilden für die Feuerleistung einer französischen Batterie von 6 canons à balles, wie sie jeder der 24. Infanteriedivisionen der französischen Armee zugetheilt ist. Vierundzwanzig preußische Compagnien, oder sechs Bataillone, oder eine Infanteriebrigade halten also sämmtlichen Mitrailleurs der Franzosen mindestens das Gleichgewicht. Und welch ein gewaltiger Unterschied existirt dabei in dem Aufwande an Mitteln, die erforderlich sind, einerseits um 24 Batterien von je 6 vierspännigen Mitrailleurs, 6 ebenfalls vierspännigen Munitionswagen nebst den nöthigen Reservefahrzeugen — und andererseits, um eine schwache Infanteriebrigade von ungefähr 5000 Mann auf die Beine zu bringen!

Aber der eigentliche Schwerpunkt der Frage: ob Mitrailleurs, ob Infanterie vorzuziehen sei? beruht noch in anderen Verhältnissen.

Die innere Einrichtung des einzelnen Laufes im Mitrailleur und der Patrone ist von der Art, daß sich der Mitrailleur in Bezug auf Treffsähigkeit, Rasanz der Geschoßbahn, Durchschlagskraft und

Wirkungssphäre oder Schußweite von einem guten Infanteriegewehr nicht erheblich unterscheidet.

Während aber bei dem Einzelfeuer von 37 Infanteristen im glücklichsten Falle jeder Schuß seinen Mann treffen kann, ist dies bei dem canon à balle ein Ding der absoluten Unmöglichkeit. Da seine sämmtlichen Läufe eine und dieselbe Richtung haben, so sind natürlich auch die Flugbahnen der 37 Geschosse unter sich nahezu parallel und ihre seitliche Ausbreitung ist in der That so gering, daß eine volle Salve des Mitrailleur höchstens 3 bis 4 neben einander stehende Leute treffen kann, während alle übrigen leer ausgehen. Daß aber dann auf diese 4 unglücklichen Opfer des genialen Reffy nicht weniger als 9—10 Kugeln pro Mann entfallen, kann den wahren Werth der Waffe nicht im geringsten erhöhen, denn eine einzige treffende Kugel erfüllt bekanntlich den beabsichtigten Zweck in der Regel auch schon recht gut, und wenn der Getroffene auch durchlöchert wird, wie ein Sieb — etwas Schlimmeres, als einfach todt geschossen zu werden, kann ihm darum doch nicht widerfahren!

Ferner Infanterie in zerstreuter Ordnung findet fast in jedem Terrain genügende Deckung für das Feuergefecht; dem einzelnen Mann, wenn er sich niederwirft, gewährt schon ein Maulwurfshaufen wesentlichen Schutz. Der Mitrailleur dagegen bietet ein ebenso großes Ziel dar und findet im Terrain nicht mehr Deckung, als ein Geschütz, dem er doch andrerseits an Wirkung und Wirkungssphäre so unendlich nachsteht. Ueber 600 Meter Entfernung ist der Effekt des canon à balle gleich Null, während unsre gezogenen Kanonen mit ihrer vorzüglichen Treffähigkeit auch auf größeren Entfernungen die ihnen völlig unschädliche Mitrailleurbatterie in größter Gemüthsruhe mit wenigen Lagen wegblasen werden, bevor jene eine verderbliche Thätigkeit gegen unsere vorrückenden Infanteriemassen überhaupt nur zu beginnen vermag. Die preußische Infanteriedivision hat vier Batterien zu 6 Geschützen, die französische aber nur 2 Batterien ebenfalls zu 6 Geschützen, und diese doppelte Ueberlegenheit an Artillerie wird durch die Beigabe einer batterie de canons à balles zu jeder französischen Division keineswegs ausgeglichen, da sich die Mitrailleurbatterie, wie wir sahen, an dem eigentlichen Artilleriekampf doch niemals betheiligen kann.

Unsere Infanterie ihrerseits wird den Mitrailleur am besten in derselben Weise bekämpfen, die sie mit so großer Virtuosität und so ausgezeichnetem Erfolge bei Königgrätz gegen die österreichische Artillerie anwendete, indem sich die Tirailleurschwärme auf gute Schußweite an die feindlichen Batterien heranschlichen und deren Bedienungsmannschaft und Bespannung mit wohlgezielten Schüssen niederstreckten.

Also nur kalt Blut behalten und gut gezielt, wie 1866! Dann wird der Heiligenschein, welcher in der Phantasie leichtgläubiger, deutschenfressender Franzosen den wunderthätigen Mitrailleur noch umgibt, vor den deutschen Kugeln bald verblassen und verschwinden, und es wird sich, wenn man den grauligen Popanz nur dreist in der Nähe besieht, wieder einmal der gute alte Spruch der „richtigen" Berliner Jungen bewähren: „Bange machen gilt nicht!"

Mobilisirungsbilder.

III. Von den Alpen bis zur Spree.

Von unserm Berichterstatter Max von Schlägel.

An dem grünen Abhang vor dem Bauernhaus, das ich bewohnte, kletterten ein paar Kinder und pflückten Himbeeren, weiter oben auf der Halde, die wie hellgrüner Sammet sich von dem dunklen Gestrüpp abhob, weideten ein paar Kühe, deren Glockengeläute manchmal melancholisch zu mir herunterdrang mit jedem frischen Luftzug, der meine Wangen kühlte. Es war ein prächtiger Sonntagsmorgen, die Luft rein und, trotz der Hitze, erfrischend, der Himmel wolkenlos, die Erde tiefgrün, als gäbe es nie einen Herbst oder Winter.

Da tönte ein langgezogener Pfiff, und über dem schmalen, grünen Hügel links erhob sich eine weiße, qualmende Wolke.

Einzelne Bauern rannten nach dem Bahnhof.

Auch ich machte mich auf den Weg nach der Station. Es waren Rosenheimer Reservisten, welche durchkamen, und welchen auch meine Sommerheimat ihre paar kräftigen Söhne beigefellte.

Gesang und Jodler tönten mir schon von weitem entgegen. Es ist ein hochpoetischer Menschenschlag hier in der Gegend. Alles was das Herz dieses prächtigen Menschenschlags bewegt — das singt er. Der Bursche kündigt sich durch Gesang an, wenn er zur Alm seiner Geliebten emporsteigt, er jodelt ihr zu zum Abschied, und wenn sie beisammensitzen Hand in Hand am Herd, von dem der Rauch emporsteigt und sich durch die Ritzen des Daches einen Ausweg sucht, so singen sie — meistens nur ihnen eigenthümliche Weisen. Wenn den Burschen ein Gegner im Wirthshaus herausfordert, er singt sein Trutzlied, und der andere antwortet durch Gesang, und statt Thränen hat das liebeskranke Herz der Almerin nur Lieder, „von dem falsch'n Bueb'n". Und mit Gesang tröstet sich die verschmähte Mannesliebe:

Wenn d' mit dein Herzert so neidi(g) willst sei(n)
So nimm a Papiert und wickel dir's ein,
Und nimm a schön's Bandert und wicket dir's zue
So wird's dir net ruehi(g) und nimmt dir's koa Bue.

Die Lieder, die mir vom Bahnhof entgegentönten, waren meist anderer Art und von vielen Hochrufen unterbrochen. Es war ein Bild der heitersten Erregung, und doch gingen die Burschen, die hier die Soldatenmütze auf dem Kopf und ihre Gebirgstracht am Leibe, das Erinnerungszeichen von 66 an der Brust, Arm in Arm einherschritten und das Lied vom todten Kameraden sangen, hinaus in einen großen blutigen Krieg, und keiner wußte, ob er die grünen Vorberge, die schneebedeckten Gletscher da hinten jemals wieder sehen werde. Hier der Chevauxleger, der vom Urlaub einrückte, hatte das schmucke Mädel umfaßt und sagte ihr allerhand Dinge ins Ohr, bei denen sie bald erröthete, bald erblaßte. Er hatte ihr noch vor kurzem im Soldatenübermuth zugesungen:

Gel du schwarz augete!
Gel für di tanzet i
Gel für di war i recht —
Wenn i di möcht!

Sie hatte damals geweint und geglaubt, sie müsse sterben:

Und i hab a kloan's Hügerl
So ganz in der Näh',
Und über dem Hügerl
Steht a Kreuzerl in d' Höh —

Jetzt beim Abschied hat sie der Toni umg'faßt und hat ihr ins Ohr g'flüstert:

Und a Büx'n zum Schieß'n
Und an Stoßring zum Schlag'n
Und a Weiberl zum Lieb'n,
Muß a jeder Bue hab'n.

Und dabei sind ihm die Thränen in die Aug'n kommen, dem wilden Bueb'n, und er hat sie mit einer Hand an d' Brust druckt, als ob er's nimmer loslassen wollt, und mit der anderen an sein fakeischen Schnurrbart zog'n, als ob er'n ausreiß'n wollt!

Und das Mäd'l schmiegte sich an ihn, und hätte ihn gern recht herzlich angesehen und ihm so vieles zu sag'n g'habt, was ihr fast's Herz ab'druckt hat. „Aber i trau 'mer net recht!"

Dort an den Packwagen, da wollen auch zwei net von einander. Er ist schon oben und streckt die Hand herunter und hält sie fest — „Ros'l, wenn i wieder kämmet und du häst an andern, das war mein Tod." Der alte Miesbacher dort, der mit seiner Alten daherhumpelt, um seinem Enkelkind „Bhuet di Gott!" z' sag'n — der schaugt ganz wild drei — er möcht a no' mit, wie anno vierzehn — aber blos weg'n seiner Alten, welche sich vor Gespenstern fürchtet, bleibt er.

Und ganz dahinten, da steht a junger Bursch und horcht auf sein steinalt's Müetterl, die ihm einprägt, was er z' morgen und z' abends immer für Gebete beten mueß, damit 'n koan Kugel trifft. Und sie flüstert leise und schaut sich schüchtern um, denn wenn's ein anderer auch noch hört, dann verliert das Gebet seine Kraft. Der Bueb' verspricht ihr alles, und dann zieht sie einen Strumpf aus der Tasche, in dem's gerade so klingt, als wären Kronenthaler drin. Und schnell muß er'n einstecken, denn wenn's die andern sehen, dann muß er sie immer freihalten. Die Henne, die eine Brotkrume für ihr Junges bewacht, diese Mutter — rührende Bilder jener erhabenen Beschränktheit, die das Nächste voll und warm umfaßt und den edelsten Zielen der Menschheit den festesten Boden schafft.

Schüchtern höre ich hinter mir französische Laute:

„Les pauvres diables — bientôt ils ne chanteront plus —"

Ich wende mich um — das Gesicht des Mannes straft seine Worte Lügen, er schleicht schüchtern hinten und sucht die lauten Rufe seines Söhnchens zu beschwichtigen, welches durchaus mit den Soldaten in den Krieg will.

„Les pauvres garçons!" antwortet Madame und wirft einen



Mobilisirungsscene auf einem bairischen Bahnhof. Fürs Daheim gezeichnet von W. Simmler.

langen theilnehmenden Blick auf den Soldaten, der zur Aufrechterhaltung der Ordnung hier steht. „Nos Arabes les mangeront!"

Es waren französische auf der Heimreise begriffene Badegäste, die so sprachen.

„Fertig!" rief die Stimme des Conducteurs. Noch eine Umarmung — und dann: B'hnet di Gott!

Fahren wir ebenfalls. Es ist eine beschwerliche Fahrt. Wir brauchen Tage, wo wir sonst Stunden fuhren. Aber wir empfangen dafür auch das Bewußtsein, mit welcher Energie Süddeutschland in den Kampf geht gegen den gemeinsamen Feind.

Wir sind an einem der schönsten Punkte Sachsens angelangt — am Ende des Plauenschen Grundes in der Mitte von drei Thälern erhebt sich die Ruine Tharand, unter ihr das alte Städtlein Granaten. — Wir sitzen mit dem Freund auf einer Bank mitten in waldiger Bergeinsamkeit. Die dichten Büsche lassen uns nur hinabschauen auf die schäumenden Fluten der wilden Weißeritz und einen kleinen Viadukt, welcher die Eisenbahn darüber trägt.

Die Bahnsignale kündigen einen Zug an. Das Rauschen der Weißeritz verhindert ihn zu hören, bis die beiden Locomotiven mit ihren weißen Wolken hervorbrechen aus dem grünen Dunkel.

Es ist ein Militärzug, denn auf dieser Strecke gehen keine anderen.

Es ist die sächsische Gardeinfanterie, welche vorüberfährt — lauter schöne junge Leute von mittlerer Größe und ebenmäßigem Gliederbau. Mein Freund und ich erhoben uns und schwenkten die Hüte.

„Hurrah! Hurrah!" ging es den Zug entlang, und die Trompeten ertönten.

Längst war der Zug nicht mehr sichtbar — wir blickten ihm noch immer nach.

Als ich mich umwandte, sah ich, daß dem Freund die Thränen von den Wangen liefen.

„Warum so traurig? Gehst Du denn nicht selber mit?"

„Ich weine vor Freude," sagte er. „Wir leben in einer schönen Zeit!"

Ja, wir leben in einer schönen Zeit. Ich gedachte dessen noch oft auf meiner Reise bis Berlin. Von den sächsischen Reitern im Leipziger Bahnhof, die von der Hitze taumelnd, dennoch den höchsten Grad militärischen Anstands bewahrten, bis zu den preußischen Gardecürassieren in Jüterbogk, welche sich mit den Mädchen in der Restauration neckten und ihnen ein Collier von Zuavenohren versprachen, bis zum Anhalter Bahnhof, wo eben die pommerschen Regimenter abfuhren.

Wir leben in einer schönen Zeit. Alle kleinen Rücksichten fallen von uns ab wie welke Blätter, vor dem Sturm, der durch die Welt fegt.

Nur das große Ganze ist es, was noch die Herzen rascher schlagen macht.

Es ist Nacht — die imposanten Straßen Berlins sehen noch gewaltiger aus.

An einer Straßenecke liegen auf dem Boden westpreußische Soldaten, den Kopf auf dem Tornister.

„Was thut ihr hier?"

„Wir sollen hier um 1 Uhr antreten."

„Aber es ist erst zwölf."

„Wir wollen nicht zu spät kommen."

An der Sprache hört man, daß es Polen sind.

Wir sind in der Friedrichstraße. Mit klingendem Spiel zieht ein Regiment die Friedrichstraße herunter. Niemand beklagt sich über Störung der Nachtruhe. Aus einzelnen Fenstern winken weiße Tücher.

Es ist ein eigenthümlicher, wilder, klingender Marsch, den die Musik spielt — der Pariser Einzugsmarsch, wie ich belehrt werde.

Wir leben in einer schönen Zeit.

Betrachten wir uns jene Gruppe an der Litfaßsäule vor Kranzlers Ecke. Stumm stehen sie da und starren auf die zwei amtlichen Depeschen und wollen nicht begreifen, daß ein preußisches Bataillon vor drei feindlichen Divisionen zurückgehen könne. Langsam und ernst, ohne Klage, ohne zu raisonniren, geht jeder seiner Wege — es ist eine schöne Zeit.

Nirgends hört man eine Renommage, überall ruhiger, sicherer Ernst, und wenn ein Officier sein Vertrauen auf den Sieg ausspricht, so belegt er das gewöhnlich mit Gründen, die auch dem Laien einleuchten müssen.

„Die französische Armee ist nicht fertig", ist der stete Refrain.

Da kommt ein Junge mit Extrablättern.

„Hurrah Preußen!" ruft er. „Großer Sieg!"

Es ist die Nachricht vom Sieg des Kronprinzen. Wir gehen hinaus unter die Linden — die Königin fährt herein, begrüßt von dem Jubel tausender. Die Menge sammelt sich vor dem Königlichen Schloß, ein General tritt vor an die Rampe und liest mit lauter tönender Stimme die Depeschen vor.

Hurrah! Hoch!

Die Königin erscheint auf dem Balcon und winkt mit einem weißen Tuch.

Die Menge stimmt das Preußenlied und die Wacht am Rhein an.

Einzelne Häuser unter den Linden illuminiren.

Es ist eine schöne Zeit, in der wir leben!

Kriegsbilder aus der Rheinpfalz.

Von Julius von Wickede.

I.

„Fröhlich Pfalz
Gott erhalt's,"

sagt ein alter rheinischer Spruch, und wahrlich er hat recht. Es ist ein schönes, fröhliches, von der Natur reich gesegnetes Stück Erde, diese jetzige bairische Rheinpfalz, das zu den besten Landestheilen gehört, die unser großes Deutschland nur besitzt; davon konnte ich mich bei dieser meiner jetzigen Kriegsfahrt wieder so recht überzeugen.

Von der äußersten Spitze der Insel Rügen, dem lieblichen Seebade Saßnitz, mit seinen grünen Buchenhainen an den Ufern der Ostsee, führte mich der Kriegsruf in drei Tagen jetzt mitten in die Rheinpfalz hinein. Ein frecher Kriegseinfall, wie die Welt in gleicher Schamlosigkeit kaum einen ähnlichen jemals sah, bedrohte unser deutsches Land mit raublustigen französischen Scharen, und so galt es so schnell, als nur irgend möglich, dem fremden Uebermuth deutsche Kraft und Mannestüchtigkeit entgegenzusetzen. Es war eine begeisterte Fahrt von den Ufern der Ostsee bis hierher nach dem tiefsten Süden Deutschlands, zwar reich an gar mancherlei Unannehmlichkeiten und Beschwerden, aber auch dabei überreich an den erhebendsten Eindrücken, die unvergeßlich für das ganz fernere Leben bleiben. Welche patriotische Gesinnung jetzt das ganze deutsche Volk begeistert, wie es kaum einen Unterschied der Parteien und Stände unserem gemeinsamen Feinde gegenüber mehr gibt, davon sah ich zahllose Beispiele.

„Das Volk steht auf,
Der Sturm bricht los,
Wer legt die Hände noch feige in den Schoß!"

Diese begeisterten Worte Theodor Körners aus der großen Zeit von 1813 wurden mir in ihrer vollen Bedeutung erst recht klar. In Pommern und der Mark Brandenburg, im Hannöverschen wie am Rhein, all und überall in den Gegenden, die ich auf meiner Reise berührte, zeigte sich die gleiche Begeisterung. Und am lebendigsten ging es zu in der Rheinpfalz selbst, dieser äußersten und daher am meisten gefährdeten Grenzprovinz Deutschlands. Man hat wohl früher, und besonders auch in den unruhigen Jahren von 1830, den Rheinpfälzern manche französische Sympathie vorgeworfen; wenn solche wirklich jemals bestanden haben sollte, so ist die Bevölkerung jetzt gründlich davon curirt, ja hat sogar eher einen ganz entschiedenen Franzosenhaß angenommen. Das zeigt sie jetzt so recht durch Wort und That. Alle höheren Schulen sind geschlossen, da die Schüler fast ohne Ausnahme als Freiwillige in das reguläre Heer eintraten, und die Schulsäle zu Lazarethen für die Kranken oder verwundeten Krieger eingerichtet wurden. Freiwillige Vereine zur Pflege der verwundeten wie zur Stärkung der durchmarschirenden gesunden Krieger wurden selbst in kleinen Dörfern eingerichtet und erhielten überall verhältnißmäßig große Beiträge von Arm wie Reich.

Und welch reges militärisches Leben herrschte dabei in der ge-

sammten Rheinpfalz! Von Ludwigshafen, Mannheim gegenüber, bis hierher nach Bergzabern, hart an der französischen Grenze, glich sie fast einem einzigen ungeheuren Heereslager. Weit über 200,000 Mann der verschiedensten Truppengattungen stehen hier auf engem Raum concentrirt, man kann sich daher einen Begriff davon machen, welch reges Gewühl hier herrschen muß. Daß einzelne Dörfer ein ganzes Regiment und größere Bauerngehöfte eine vollständige Compagnie auf dem Kriegsfuß als Einquartirung erhalten haben, gehört gar nicht zu den Seltenheiten. Nur die Nächte sind zum Ersatz der leider nur zu heißen Tage mild und angenehm, und so zieht alles ein Bivouakiren im Freien vor.

So ein Bivouak in einer milden Sommernacht in einer reizenden landschaftlichen Gegend der Rheinpfalz, gewährt ein sehr hübsches militärisches Genrebild.

Hohe Kastanien- und Nußbäume, übervoll mit Früchten bedeckt, umsäumen eine kleine Wiese, an deren einer Seite ein klarer Bach, aus dem nahen Haardtwalde kommend, in eiligem Lauf dem Rheinstrom zuströmt. Ein Bataillon eines Magdeburgischen Regiments hat sich diese Wiese in kluger Wahl zum Bivouakplatz auserwählt, unfern davon haben preußische Husaren sich gelagert, während eine Viertelstunde seitwärts eine bairische Jägercompagnie, die zur Avantgarde gehört, hier die Nacht rastet.

Es war ein heißer Tagesmarsch für die Preußen, und Staub und Hitze setzten den armen Soldaten mit ihrem schweren Gepäck nicht wenig zu. Doch jetzt im kühlen Bivouak ist dies alles bald wieder vergessen. Die Gewehre sind in Pyramiden zusammengesetzt, Tornister, Pickelhauben und Mäntel daneben regelmäßig aufgestellt, so daß jeder Soldat auch bei der schnellsten Alarmirung in der Dunkelheit sogleich seine Sachen finden kann. Das zwar seichte aber klare Wasser des Baches lockt viele Krieger unwiderstehlich zu einer gründlichen Kühlung des erhitzten und bestäubten Körpers; Officiere, unterofficiere und Soldaten in bunter Reihe haben das Schuhzeug ausgezogen, Rock und Hemd abgestreift, und stehen nun mit bloßen Füßen und Oberkörper in dem Bach, das Wasser mit den hohlen Händen auffangend und sich damit begießend und abreibend. Ist solch ein Bad auch nur sehr improvisirt, so thut es doch ungemein wohl, und die lästige Schmutzdecke, die Schweiß und Staub auf dem Körper erzeugen, wird dadurch entfernt. Es fehlt nicht an Scherzen und Neckereien aller Art, und lautes Gelächter ertönt gar häufig; der beste Beweis, daß die Beschwerden des Feldlebens noch nicht die frohe Laune der wackeren Krieger auch nur im allermindesten getrübt haben. An einer Ecke der Wiese flammen zwei mächtige Feuer, die von dürren Weinpfählen genährt werden, hoch in den schon dunkelnden Abendhimmel hinein. Weiße Schürzen vorgebunden, sind die Köche des Bataillons im Schweiß ihres Angesichts bemüht, das Abendessen für so und so viel hundert hungrige Soldatenmagen zu bereiten.

Große Stücke von Ochsen, die so eben erst geschlachtet werden, dann volle Säcke mit Reis und Graupen werden in den Kesseln zu einer kräftigen, nahrhaften Fleischsuppe gekocht, und jeder Soldat erhält später eine gehörige Portion davon mit einem Stück Fleisch darin, dazu einen Schoppen Wein, von dem leichten Landwein, wie solchen die Pfalz in so reichlicher Menge erzeugt. Ein spekulativer Marketender hat außerdem noch ein großes Faß Wein herbeigeschafft und verzapft das halbe Maß für 2 Groschen an trinklustige Kehlen. Er findet reichliche Abnehmer, und daß der Wein des Menschen Herz erheitert, kann man an den verschiedenen Kreisen froher Sänger bald entnehmen. Ein Chor wohlgeübter Sänger, größtentheils junge Magdeburger Kaufleute, die jetzt ihre Dienstpflicht im Regimente abdienen, sang bis spät in die Nacht ganz vortrefflich patriotische Soldatenlieder, unter denen „die Wacht am Rhein“ und dann die alten prächtigen, noch unübertroffenen Gesänge von Ernst Moritz Arndt und Körner stets den lebhaftesten Beifall erhielten.

Aber kleiner und immer kleiner ward die Zahl der Sänger und Zuhörer, größer die der Schläfer. Den Tornister unter dem Kopfe, den Mantel als Decke, lagen bald die Schläfer zu hunderten im Grase und schliefen den ruhigen festen Schlaf der Ermüdung, ungestört durch den Lärm der ab- und zugehenden Patrouillen, welche unaufhörlich die ganze Nacht kamen. War die französische Grenze doch kaum eine halbe Stunde von uns entfernt, und konnte man von der Kuppe eines nahen Hügels das Städtchen Weißenburg im Elsaß sehr deutlich erkennen.

Aber ruhig und ohne feindliche Belästigung verging die Nacht, und als am Frühmorgen die Kuppen der Vogesen in violettröthlicher Färbung erglänzten, da rasselten auch die Trommeln wieder den Weckruf und riefen die Mannschaft aufs neue zu den Waffen.

Zwei Kriegslieder

von Friedrich Bodenstedt.

I. Morituri te salutant.*)

Nie von der Völker großen Schlachtenmeistern,
Nie von Cäsaren ließ ich mich begeistern:
Ich hasse das Cäsarenthum
Mit seinem blut'gen Glanz und Ruhm,
Ob es die Menschheit höhnt im Gladiator,
Der sterbend ruft: Cäsar, ich grüße Dich.
Ob's übermenschlich prunkt als Triumphator,
Gefangne Könige hinter sich.

Sein Aufgang ist der Untergang der andern,
Ein Irrlichtglanz im Dunkeln ist sein Wandern
Von Sieg zu Sieg — und sein Triumph
Wie Sonnenglanz auf einem Sumpf;
Denn Fäulniß nur erzeugt es und Verderben —
Ob sich's auch stolz mit Gold und Purpur ziert,
Es kann nur leben, wo Millionen sterben,
Weh, weh dem Volk, wo es regiert!

Denn wie das Roß mit dem geschickten Reiter
Sich eins fühlt, daß es weiter stets und weiter
Getrieben durch den scharfen Sporn
Dahinfliegt über Stein und Dorn,
Und ging es selbst in eines Abgrunds Tiefe —
Fühlt seinem Herrscher sich ein Volk vereint,
Daß es mit ihm in alle Fährniß liefe,
Da es den Ruhm zu theilen meint.

Welch schnöder Ruhm, als Volk gepriesen werden
Das keinem andern Frieden gönnt auf Erden,
Dafern sich's nicht demüthig still
Ihm unterthänig zeigen will —
Welch Ruhm, daheim ein Sklavenjoch zu tragen,
— Denn jeder Cäsar herrscht nur als Despot —
Um auswärts einem Trugbild nachzujagen,
Im Kampf auf Leben und auf Tod.

Das Schlachtfeld ist da nur ein Feld der Ehre,
Wo Fürst und Volk vereint in starker Wehre
Für Vaterland und Freiheit stehn,
Bis alle Feinde untergehn,
Die, Gottes Blitz und Donner nachzuäffen,
Verhöhnen Sitte, Recht und Menschenthum.
Solch einen Feind in Herz und Mark zu treffen
Ist heilige Pflicht und wahrer Ruhm.

Mag Frankreich sich in seinem ungestümen
Kriegsübermuth viel stolzer Siege rühmen
In pomphaft kaiserlichem Stil —
Deutschland verfolgt ein höheres Ziel:
Sein Sieg verhilft zum Sieg in allen Reichen,
Wie gleich vor dem Gesetz schon jeder steht,
So sollen künftig sich die Völker gleichen
In einem Ruhm, der nicht vergeht.

II. Deutschlands Auferstehung.

Erst hielt man ihn für einen Narren
Und schätzte seine Kraft gering,
Doch als man merkte, daß sein Sparren
Auf eine Kaiserkrone ging:
Half man ihm schnell sie zu erreichen,
Pries ihn als einen großen Mann,
Als einen Herrscher ohne Gleichen —
Das stolze England ging voran.

Nun zeigt er seine Herrscherkünste,
Haucht als des Oheims Neffe bald
Pest in die Welt durch Leichendünste,
Zum Pontus schwimmt sein Mastenwald:
Erst Rache gält's für Borodino —
Die Russen fühlten's in der Krim —
Für Aspern dann bei Solferino;
Jetzt gegen Deutschland geht sein Grimm.

Die blut'gen Hände schmunzelnd reibt sich
Nach jedem Streich der Corse froh;
Auf Rache sinnt er jetzt für Leipzig,
Auf Rache auch für Waterloo.
Schon mit gewalt'gem Kriegsgetöse
Wälzt er zum Rhein sein zahllos Heer,
Mit Chassepots und mit Mitrailleuse
Und Stahlkanonen groß und schwer.

Bald wird am Rhein die Schlacht geschlagen,
Ganz ausgekämpft der alte Streit,
Davon man singen wird und sagen
Bis in der spät'sten Enkel Zeit.

Da wird die Welt nach Kriegsgewittern
Ein großes Völkerwunder sehn:
Das ein'ge Frankreich wird zersplittern,
Ein einig Deutschland auferstehn.

*) „Caesar, morituri te salutant! — Caesar, die zum Tode Gehenden grüßen dich!“ riefen die Gladiatoren im römischen Circus, indem sie vor der kaiserlichen Loge sich verneigend vorbeischritten, ehe sie in den meist tödtlichen Kampf gingen.

Deutsches Marschlied.

Gedicht und Musik von Prof. Kleinert in Berlin.



Inhalt: Ein Ehrensemiar des eisernen Kreuzes. Mit General von Steinmetz' Portrait. — Leidenschaft und Liebe. (Schluß.) Novelle von H. Tharau. — Das Saarthal zwischen Krieg und Frieden. Mit 2 Illustrationen. — Der Feldtelegraph. Von G. Hiltl. Mit 2 Illustrationen. — Kriegsruf. Gedicht von G. Hesekiel. — Die Feldherren des Feindes. Mit 4 Portraits. — Der Mitrailleur. Von einem preußischen Artillerieofficier. — Mobilisirungsbilder. III. Von den Alpen bis zur Spree. Von Max von Schlägel. — Kriegsbilder aus der Pfalz. Von Julius v. Wickede. — Zwei Kriegslieder von Friedrich Bodenstedt. I. Morituri te salutant. II. Deutschlands Auferstehung. — Deutsches Marschlied. Gedicht und Musik von Kleinert.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

VI. Jahrgang. Ausgegeben am 20. August 1870. Der Jahrgang läuft vom October 1869 bis dahin 1870. **1870. № 47.**

Der Held von Weißenburg.

In rascher Folge hat Gott unsern Truppen Sieg auf Sieg geschenkt. Bei dem ersten, am Tage von Weißenburg, hat Hugo Ewald von Kirchbach den Ausschlag gegeben. Bis in die Mitte der Stadt waren die tapferen Baiern gestürmt, als sich ihnen neue französische Scharen entgegenwarfen und das Gefecht zum Stehen kam. Da eilte das V., das altberühmte Steinmetzsche Corps zu ihrer Hilfe herbei. Im Laufschritt dringen die Niederschlesier todeskühn vorwärts, geführt von General von Kirchbach; die Baiern schließen sich ihnen mit erneuter Kraft an; nach siebenstündiger blutiger Arbeit ist der Tag gewonnen, Weißenburg im Besitz der durch die gemeinsame Bluttaufe fest vereinten deutschen Brüder. — General von Kirchbach, der bekannten sächsischen Familie angehörig, ist am 23. Mai 1809 geboren und im Berliner Cadettencorps für seinen Beruf erzogen. Mehrere Jahre wirkte er als Lehrer an der allgemeinen Kriegsschule, wurde dann Chef des Generalstabs des III. Armeecorps, 1863 Generalmajor. An allen großen Schlachten des Jahres 1866 nahm er als Generallieutenant einen ruhmwürdigen Antheil; der ordre pour le mérite schmückt ihn für seine heldenmüthigen Leistungen bei Nachod, Skalitz, Schweinschädel und Königgrätz. Seitdem behielt er die auf den böhmischen Schlachtfeldern bewährte zehnte Division und wurde, beim Ausbruch des gegenwärtigen Krieges, an Steinmetzs Stelle mit dem Commando des fünften Armeecorps betraut. — Bei Weißenburg durch einen Streifschuß an der Backe leicht verwundet, hat der tapfere General doch bereits in der Schlacht von Wörth sein heldenmüthiges Corps wieder geführt. Hoch lebe Hugo von Kirchbach, der Held von Weißenburg!



General von Kirchbach.

Ein Wiedersehen auf dem Schlachtfelde.

Nach Thatsachen erzählt von **Arnold Wellmer.**

Es war in den ersten Tagen des April 1851. Helles Frühlingsgrün schimmerte um das freundliche Langensalza — auf den Hügeln und dem Badewäldchen, auf den fruchtbaren Feldern und den üppigen Uferwiesen der Unstrut und Salza, die hier ineinanderfließen.

Und doch war in der letzten Nacht ein verspäteter Schnee gefallen. Weich und leuchtend lag er am frühen Morgen auf den Bäumen und dem Grün der Fluren und den rothen Ziegeldächern von Langensalza. Als aber die Frühlingssonne glänzend und warm am lichtblauen Himmel aufstieg — höher und höher — glänzender und wärmer ... da mußte die unerwartete Abschiedsvisite des Winters schnell abbrechen.

An jenem Morgen schritt ein schmucker Wanderer die Straße von Gotha auf Langensalza zu. Er mochte etwa 22 Jahr alt sein. Sein Wuchs war hoch und kernig, sein hübsches, frisches Gesicht leuchtete wie die Aprilsonne. In den Weihern am Wege jubelten die Frösche, in den Lüften jubelten die Lerchen — jubelnder aber klang das helle Singen des einsamen Wanderers. Er hatte auch alle Ursache, überaus fröhlich und guter Dinge zu sein. Machte er doch seinen ersten Ausflug ins schöne, lustige Leben hinein — auf eigenen Flügeln!

Der alte Z a c h a r i a s S c h e r e r hatte in Schlesien eine gar stattliche Spinnerei und Weberei; im ganzen Gebirge nannte man ihn nur den „goldenen Leinenkönig“. G e o r g war sein einziger Sohn, und schon seit vier Jahren in des Vaters Fabrik thätig. Es verstand sich ganz von selbst, daß Georg dereinst des Vaters Compagnon und später Besitzer der Fabrik werde.

Vor einigen Wochen nun waren die Wünsche des Vaters und Sohnes darin zusammengetroffen, daß Georg sich zwei bis drei Jahre in der Welt umsehe. Die Welt des alten Scherers war aber: solide Garnspinnereien und Webereien und solide Kaufhäuser en gros, die mit diesen Artikeln handelten. Die Welt Georgs ... nun, er war sich noch nicht ganz klar über diese fremde, schöne Welt ... aber er hatte ein dämmeriges Ahnen, als ob die soliden Leinwandfabriken und die soliden Kaufhäuser en gros s e i n e Welt doch gar lange nicht auszufüllen vermöchten!

Der schlesische Leinenkönig hatte einen kurzen, geschäftsmäßigen Empfehlungsbrief geschrieben, in dem er seinen „werthen Geschäftsfreund“ bat, seinem Sohne Fabrik und Comptoir zu öffnen, und mit Rath und That bei seiner industriellen Reise zur Seite zu stehen. Zu Gegendiensten sei er gern bereit.

Diese Formel mußte der jüngste Lehrling des Comptoirs in einigen Dutzend Exemplaren copiren und nach den Contobüchern mit den solidesten leinenen Firmen in Sachsen, Preußen, Holland und England adressiren. Unter das „Hochachtungsvoll zeichnet“ hatte dann der Leinenkönig höchsteigenhändig geschrieben: Zacharias Scherer.

Vor drei Wochen hatte Georg seine Reise in die Welt begonnen, Dresden, Leipzig, Erfurt, Weimar, Gotha gesehen, und — wunderbarer Weise seine väterlichen Empfehlungsbriefe noch gar sorgsam beisammen, während von den guten Banknoten schon gar manche fehlte. Heute morgen hatte der helle Sonnenschein Georg verlockt, den Weg von Gotha nach Langensalza zu Fuß zu machen.

Und jetzt war es fast Mittag, als Georg an den ersten Häusern Langensalzas vor dem Gothaischen Gatter wohlgemuth vorüberschritt. Da hörte er von der Seite eine helle, fröhliche Mädchenstimme: „Sieh, Mutter — o sieh doch nur — unterm Schnee blühen die Veilchen!“

Er wandte den Kopf. Es war ein winziges, einstöckiges Häuschen, das da in dem Gärtchen hinter der grünenden Kreuzdornhecke stand, aber gar sauber und traulich einladend. Die beiden einzigen Fenster neben der Hausthür nach der Straße zu blitzten zwischen den grünen Jalousieen wie ein paar blanke, lachende Augen. Unter den schneeigen Gardinen blühte ein ganzer Garten von Rosen, Gelbveiglein und Hyazinthen aus grünem Waldmoose auf. Die Wände waren mit frisch aufgebundenem knospenden Wein bezogen. Ueber der Thür verschlangen sich Kletterrosen zu einer Laube; sie hatten schon fingerlange Schößlinge getrieben. In dem zierlich geharkten Gärtchen leuchteten und dufteten Aurikeln und Anemonen, Primeln und Krokus. Drüber gaukelten Schmetterlinge und summten hunderte von geschäftigen Bienen. An der Giebelseite des Hauses lag noch Schnee. Die Sonne blitzte erst vor wenigen Minuten um die Ecke, aber mit Macht zerrannen die weichen, weißen Flocken auf den üppigen, alten Veilchenbüscheln. Drüber beugte sich ein Mädchen. Nur sie konnte gerufen haben: „Sieh, Mutter — o sieh doch: unterm Schnee blühen die Veilchen!“

Im offenen Fenster lehnte eine ältere Frau mit einem stillen, freundlichen Gesichte. Sie lächelte zu dem Mädchen nieder:

„Fällt auch ein Schnee in der Frühlingsnacht
Und hüllet alle Blumen ein,
— Wer wollte zagen und traurig sein?
Hat Gottes Sonn' doch drüber Macht!

— wie mir eine Freundin meiner Mädchenzeit ins Stammbuch geschrieben hat. Ja, Margot, wenn's Herz nur warm und blütenfreudig — wenn's Herz nur fröhlich Gott vertraut ... was haben da ein paar Schneeflocken des Lebens für Macht?“

Das Mädchen nickte so zierlich leicht wie ein Reh, und schaute dann sinnend zu, wie die Schneekrystalle unter den Sonnenstrahlen mehr und mehr zerrannen, und die Veilchen blau und thauig frisch daraus hervorblühten.

Georg stand auf der Straße und schaute über die Hecke unverwandt das Mädchen an. Ihr Gesicht konnte er nicht voll sehen, nur den zierlichen Kopf, den eine Fülle natürlich geringelter, kurzer, brauner Locken umzitterte, den schlanken, edlen Nacken, die blühende Wange, die feinen Linien des Profil! Dazu klang die süße, helle, fröhliche Stimme noch immer in seinem Herzen wieder ...

Und unmerklich — fast ohne es selber zu wissen — trat er näher an die Gartenhecke, und schaute das Mädchen an.

„Margot ... ein Fremder!“ sagte die Mutter leise.

Das Mädchen sprang auf und schüttelte die Locken hintenüber. Ihre Wangen glühten hoch auf, wie sie den Fremden so unverwandt über die Gartenhecke starren sah. Die frischen Lippen wollten sich fast unmuthig-abweisend wölben, die großen, braunen Augen zornig aufblitzen, aber sie mußten es schnell wieder aufgegeben haben; die Lippen erschlossen sich zu einem unbewußten, glückseligen Lächeln, und die Rehaugen verschleierten sich feucht, und senkten sich langsam zu den Veilchen nieder.

Margot war in diesem Augenblick wunderbar schön — rührend schön — eine Mädchenknospe, umflossen von dem Dufte unbewußter, reinster Jungfräulichkeit.

Die Mutter trat in den Garten. Da erwachte Georg. Er fühlte, daß er ein Wort der Entschuldigung sagen müsse. Verwirrt bat er um Verzeihung wegen seiner Zudringlichkeit — er liebe die Blumen so sehr — er hätte sich die Freiheit nehmen wollen, nach einem guten Gasthofe zu fragen, er sei fremd in Langensalza, er —

Die Mutter nannte lächelnd den „Gasthof zum Kreuz“.

Und doch ging der seltsame Fremde nicht. Kaum war Georg sich selber klar, warum er nicht ging, aber es hielt ihn mit Macht an der Hecke fest. Er besann sich zum Glück seines leinenen Berufes — zum ersten Mal auf seiner Reise in die Welt hinein — er fragte nach den Leinwandfabriken in Langensalza.

Die Mutter nannte gutmüthig einige Fabrikanten. Auf einen Namen wußte sie sich nicht zu besinnen, sie seien auch noch nicht gar lange am Ort, und hätten wenig Bekanntschaft in der Stadt. Sie rief Margot herbei. Margot schmiegte sich erröthend an die Mutter und nannte den Fabrikherrn.

Da erinnerte Georg sich zu seinem Glück der väterlichen Empfehlungsbriefe in seiner Tasche — er müßte sich sehr irren, wenn er nicht gerade an den Herrn Fabrikbesitzer Friedrich Wilhelm Benda in Langensalza einen Geschäftsbrief abzugeben habe.

„O, der wohnt ganz in der Nähe, noch vor dem Gatter ... sehen Sie, dort drüben das weiße Haus mit den beiden Platanen auf dem Rasenplatz!“ sagte die Mutter.

So ganz sicher war Georg seiner Sache mit dem Briefe an Herrn Benda aber doch nicht — wenn die Damen erlaubten, würde er gern gleich einen Blick auf seine Briefe werfen.

Die Damen hatten nichts dagegen. Georg durchsuchte seine

Ledertasche — das machte sich im Stehen sehr schlecht — der verzwickte Brief war nicht zu finden, und doch war ihm so viel daran gelegen, ihn gleich — jetzt gleich abzugeben.

Mit echt thüringischer Gastfreundschaft forderte die Mutter den hübschen, jungen Mann auf, in ihr Stübchen zu treten und seine Briefe dort in Muße zu sortiren; er schien ja auch guter Leute Kind zu sein, und hatte ein so ehrliches Gesicht. Er folgte ihr.

Es war ein gar anheimelndes Zimmerchen, wo die Rosen und Gelbveiglein und Hyazinthen zwischen den schneeigen Gardinen so üppig blühten und dufteten. Die Sonne schien hell durch das Blattgrün und malte zitternde Schattenrisse von nickenden Blumen und Blättern auf die sauberen Dielen. Durch's offene Fenster ging die laue Frühlingsluft. Die Möbel an den Wänden mit den grüngemusterigen Tapeten waren wohl schon recht altmodisch, aber behaglich und solide. Schöne Kupferstiche und Familienbilder in Oel und Pastell hingen an den Wänden. Ueber dem Sopha lächelte aus goldenem Rahmen ein schöner Graukopf herab. Er hatte Margots große, braune, weiche Augen.

Georg blieb aufschauend vor diesen Augen stehen. „Es ist mein Seliger!" sagte die Mutter mit gefalteten Händen. „Er war Arzt in Erfurt. Als er vor zwei Jahren starb, wurde es mir zu traurig in der geräuschvollen Stadt; so zogen wir hierher."

Georg vergaß ganz nach seinem Empfehlungsbriefe zu suchen. Erst eine feine Bemerkung der Mutter erinnerte ihn daran — machte ihn erröthen. Richtig, da war der Brief an den Herrn Fabrikbesitzer Friedrich Wilhelm Benda; wie triumphirend Georg ihn in die Höhe hielt! Aber er ging doch nicht. Es plauderte sich gar zu hübsch in dem sonnigen Stübchen; mit zwei so sonnigen Lippen, wie Margots jetzt lächelten. Wovon plauderten sie? Georg erzählte von seinem Beruf, von seiner seligen Mutter, seiner schönen Heimat, dem väterlichen Weinberge, in dem er als Kind gespielt, und der einen köstlichen Wein trage. Davon habe der Vater bei seiner Geburt einige Fäßchen im Keller vergraben. Die sollten nicht eher wieder gehoben werden, als bei Georgs Hochzeit. Georgs Augen strahlten, und Margot erröthete. Georg sprach von seinen Reiseplänen nach Holland und England; da flog ein Schatten der Wehmuth über den rosigen Sonnenschein auf dem Gesicht des Mädchens.

Endlich stand Georg auf, um zu gehen. Um seine Lippen spielte ein gar eigenes, frohes, übermüthiges Lächeln.

„Darf ich mir ein Veilchen mitnehmen, zur Erinnerung an diese Stunde?" fragte Georg.

Die Frauen begleiteten ihn in den Garten. Der Schnee war jetzt auch an der Giebelwand ganz geschmolzen. In der hellen Mittagssonne blühten und dufteten die Veilchen in voller Pracht.

Margot pflückte einige Blumen und legte sie in ein grünes Veilchenblatt. Jetzt fehlte ihr ein Fädchen; da griff sie in ihre Locken und schlang ein braunes Haar darum.

An der Gartenpforte reichte Georg den Frauen die Hand. „Darf ich sagen: auf Wiedersehen?"

Margot schüttelte traurig das Köpfchen. Sie glaubte nicht an ein Wiedersehen; und doch hätte sie ihn, dem sie heut zum ersten Mal ins Auge geschaut — der nun von ihr ging, in die weite, schöne, glänzende Welt hinein, der das arme, junge, Thüringer Kind gar bald im Strudel der Reiselust und der Wunder eines neuen Lebens vergessen würde, vor allen anderen Menschen gern noch einmal — o nur ein einziges Mal wiedergesehen.

Und Margot sah ihn wieder; ja, schon am nächsten Nachmittage. Er trat durch das Pförtchen in den Garten. Fast übermüthig war sein Gang. Schon von weitem nickte er dem Fenster zu, hinter dem Margot bei einer Näherei träumte.

Margot zuckte von ihrem Sessel auf in heller Freude. Sie zitterte wie Espenlaub, als er — an den sie in diesem Augenblick, an den sie jede Minute im Wachen gedacht, von dem sie die ganze Nacht geträumt hatte — jetzt vor ihr stand, strahlend vor Freude und Zuversicht!

„Ich wollte mir doch erlauben, mich den Damen als Nachbar vorzustellen!" sagte Georg mit seiner treuherzigen, fröhlichen Stimme. Die Leinenfabrik des Herrn Benda ist über mein Erwarten bedeutend und hat so mancherlei neue Einrichtungen, daß ich sie gern in Muße kennen lernen möchte. Herr Benda war gleich herzlich bereit, mich auf einige Wochen als Volontair anzunehmen. Papa wird sich über meinen Eifer wundern. Ich habe hier in der Nähe ein hübsches Quartier gefunden; darf ich um freundliche Nachbarschaft bitten?"

Die Mutter stimmte herzlich zu und reichte dem neuen Nachbar die Hand darauf. Margot sagte nichts. Das helle Glück leuchtete aber aus ihren Augen.

Und sie hielten gute Nachbarschaft. Georg ward immer heimischer in dem Häuschen mit den Jalousieen und den vielen Blumen. Bald war er an den Nachmittagen und Abenden dort ein täglicher Gast. Er half bei der Bearbeitung des Gärtchens und pfiff dem Canarienvogel neue Melodieen vor. Er hielt Garn, sortirte Perlen und plauderte und lachte herzfröhlich mit Mutter und Tochter.

Längst waren die Veilchen im Garten verblüht. Die Kletterrosen über der Hausthür standen in voller Blüte. Georg war noch immer in Langensalza.

Und da — eines Abends standen Georg und Margot miteinander auf dem dämmerigen Hausflur. Georg hatte sich bei der Mutter verabschiedet, und Margot gab ihm, wie schon seit vielen Abenden, bis vor die Thür das Geleit. Die Thür nach dem Garten stand offen. Auf den Blumen lag der volle Mondschein. Grillen zirpten. Die rothen Kletterrosen über der Thür zitterten im Abendwinde und dufteten süß herein. Margot reichte dem Gaste die Hand zum Abschied — aber sie sagte ihm nicht, wie sonst, fröhlich: gute Nacht! Georg hielt die kleine Hand lange in seinen beiden glühenden Händen; dann sagte er leise: „Margot, könntest Du mich wohl lieb haben, so wie ich Dich liebe, — für's Leben?"

Leise und selig weinte sie auf, und senkte das glühende Gesicht an seine Brust. Er schlang den Arm um ihren Nacken, und küßte sie auf die Locken, auf die Stirn, auf den Mund.

So standen sie lange in der Dämmerung des Juniabends, ohne ein Wort zu sprechen. Und dann traten sie, Hand in Hand, glühend und strahlend, in die helle Stube zur Mutter, und baten sie um ihren Segen. Die Mutter schloß sie mit Freudenthränen in die Arme und küßte sie.

Und der „goldene Leinenkönig" in Schlesien?!

Papa Scherer hatte seinen Sohn wohl schon mehrere Male mit unverhehlter Verwunderung gefragt, was er so lange in Langensalza zu suchen habe ... Holland — England seien das wahre Feld für seine leinenen Forschungen. Georg hatte aber immer gebeten, noch kurze Zeit in Langensalza bleiben zu dürfen. Was er hier bis jetzt gefunden, habe seine kühnsten Erwartungen weit übertroffen.

So waren aus Wochen Monate geworden.

Georg kannte seinen reichen, fabrikstolzen Vater nur zu gut. Er wußte, daß der goldene Leinenkönig auch das schönste, liebenswürdigste, tugendhafteste Mädchen nicht als Tochter in sein Haus aufnehmen werde, wenn sie diesem Hause nicht durch ein sehr ansehnliches Vermögen neuen Glanz zu verleihen vermöchte. Margot war aber blutarm. Georg beschloß, seine Verlobung noch einige Jahre geheim zu halten. Als Compagnon des Vaters hoffte er seine Reiseerfahrungen bald mit Erfolg anstatt einer reichen Braut als Einlagen ins Geschäft betonen zu dürfen. Der Mutter sagte er seine Gründe für die Bitte um eine vorläufig heimliche Verlobung. Die treuherzige Frau schüttelte bedenklich den Kopf. Als sie aber ihr Kind draußen im Garten zwischen den Blumen sah, glückstrahlend für den Geliebten einen Strauß windend ... da gab sie seufzend ihre Einwilligung. Margot sollte von den Hindernissen vorläufig nichts erfahren.

In Langensalza aber konnte das Verhältniß nicht lange verborgen bleiben. Wenn Georg mit Margot und der Doctorin an schönen Abenden einen Spaziergang in das reizende Wäldchen hinaus machte, in dem das salinische Schwefelbad so freundlich liegt, — da nickten und flüsterten sich die ihnen begegnenden guten Kleinstädter bald bedeutungsvoll zu.

Auch der Fabrikherr, in dessen Comptoir, Spinnerei und Weberei Georg morgens arbeitete, — noch mehr aber die Fabrikherrin und die so schmählich von dem hübschen reichen Volontair vernachlässigten überreifen Fabriktöchterlein waren nicht mit Blindheit geschlagen. Sie hielten es natürlich für ihre Pflicht als Christen im allgemeinen und als leinene Geschäftsfreunde im besonderen, dem Herrn Zacharias Scherer von der Gefahr, die seinem werthen Sohne drohe, einen zarten Wink zu geben.

Der Wink wurde gebührend beachtet. Ganz unerwartet erhielt

Georg von seinem Vater den kurzen kühlen telegraphischen Befehl, „umgehend“ nach Hause zurückzukehren.

Am andern Morgen fuhr ein bepackter Reisewagen langsam an dem Häuschen der Doctorin vorüber, die Chaussee nach Gotha zu. Draußen vor dem letzten Hause hielt er still; ihm fehlte noch der Passagier.

In dem Häuschen, an dem der Wein schon schwere Trauben trug und in dessen Garten die ersten Astern blühten, waren zwei junge Herzen gar abschiedsweh. Bang bebten sie gegen einander …

„Behalte mich nur lieb, meine Margot, dann wird noch alles gut. Ich kehre wieder, sobald ich darf …“

„Ich bin Dein … bis in den Tod … o, bis über den Tod hinaus!“

Die Mutter mahnte an den Eisenbahnanschluß in Gotha. Georg riß sich los und eilte dem Wagen nach. Margot sank der Mutter weinend in die Arme. — — — —

Georg hatte mit dem Vater ein banges, schweres Wiedersehen. Er sprach frei und offen seine Liebe zu Margot aus. Der alte Scherer verlangte kurz und hart, Georg solle das Mädchen sogleich aufgeben — er wolle sie durch Geld entschädigen, er wolle …

Georg blieb fest. „Wir haben uns vor Gott verlobt … nur der Tod kann uns scheiden!“

Der stolze alte Leinenkönig tobte … so hatte sein Sohn ihm noch nie gegenübergestanden — so kalt und entschlossen und widersprechend … „vergißt Du, Bursche, daß ich Dich enterben … Dich zum Bettler machen kann?“

„Geld soll mich nicht zu einem Schurken machen …“

„So bist Du mein Sohn nicht mehr … so nimm meinen Fluch für Dich und für sie, wenn Du der Dirne wieder nahe trittst …“ und der Alte schlug seinem Sohn mit der Faust ins Gesicht.

Todtenblaß zuckte Georg zurück … betäubt wankte er hinaus. Bis in die dunkle Nacht saß er brütend in seinem Zimmer, den Kopf in beide Hände vergraben. Der Kopf war ihm so heiß und wüst und schwer zum Zerspringen. Noch schwerer aber war sein Herz.

Als es unten im Hause nächtlich still war, stand er auf. Sein Entschluß war gefaßt. Er nahm sein übriges Reisegeld und wenige Sachen zu sich … so verließ er das Vaterhaus … o, wie so ganz anders, als vor wenigen Monaten, da er als lebensfröhlicher, leichtherziger Jüngling in die lustige sonnige Welt hinauszog … Die Zeit war für immer vorbei. Das wußte er. Die heitere Jugendblüte hatte des Vaters Hand … sein Fluch ihm abgestreift. In wenigen Stunden war Georg ein Mann geworden.

Den Vater sah er nicht mehr. Wie er an seinem Zimmer vorüberging, hörte er Schritte — heftig und schwer.

Er war draußen in der Nacht. Er hatte kein Vaterhaus mehr. — Dort am Bergabhang mit dem rauschenden Fichtenkranz lag der Friedhof. Vom Grabe der Mutter winkte ein weißes Marmorkreuz durch die Nacht … Dort gab's ja auch noch einen Abschied!



General von Beyer, badischer Kriegsminister.

Auf dem Hügel dufteten stille weiße Herbstrosen. Georg kniete nieder. Das geisterhaft bleiche Gesicht drückte er tief in das feuchte Gras des Grabes … „Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser …“ schrie es in seinem Herzen.

„Mein Gott, in Deine Hände befehl' ich's!“ betete er laut … Dann schritt er in die Nacht hinein.

Nach Langensalza kehrte Georg nicht zurück. „So nimm meinen Fluch für Dich und für sie, wenn Du ihr wieder nahe trittst!“ … gellte es in seinem Innern unaufhörlich … o, warum nur auch für sie … für sie …?“

Er schrieb an Margot … er schrieb von dem harten Wort des Vaters … er schrieb von seiner ewigen Liebe. Er bat Margot: zu hoffen — zu vertrauen. Er erinnerte sie an das Wort, das er zuerst von ihr gehört hatte: „Unterm Schnee blühn die Veilchen!“ Er sprach von der Zukunft — von einer sonnigen, glücklichen Zukunft. Er nahm Abschied — bis des Vaters harter Sinn von Gottes Hand gebrochen! — — — — — —

Jahre lang hörte der Vater nichts von seinem Sohne. Dann schrieb Georg — ohne Bitterkeit, ohne Trotz, ohne der letzten furchtbaren Stunde im Vaterhause auch nur mit einem Wort zu gedenken. Die harte Hand des Vaters hatte ihn tief gebeugt, aber nicht vernichtet, nicht irre gemacht auf seinem Lebenswege. Der lag klar und mühevoll vor ihm — der Gedanke an Margot gab ihm Kraft, ihn muthig und sicher vorwärts zu schreiten. Unbekannt und mittellos war Georg mehrere Jahre in seinem Berufe thätig gewesen — als unscheinbarer Factor in den bedeutendsten Leinwandfabriken Böhmens und Hollands. Emsig hatte er sich fortgebildet. Jetzt, wo er an den Vater schrieb, verwaltete er selbständig eine große Spinnerei und Bleiche Westfalens. Durch eigene rastlose Thätigkeit, durch Treue und Tüchtigkeit hatte er sich diese unabhängige und geachtete Lebensstellung erworben … in kindlich ehrerbietigster Weise bat er den Vater um seinen Segen zur Verbindung mit Margot.

Aber der alte Leinenkönig hatte auf diesen und alle andern bittenden Briefe seines einzigen Sohnes nur immer die eine eisig stolze Antwort: „Kehre zu mir zurück und Du sollst mein Sohn wieder sein — ich will Dir mein Geschäft zu eigen geben … aber versprich mir, daß Du Deine tolle Bettelliebe für immer aufgibst!“

Margot sah Georg in diesen vielen Jahren nicht wieder … Der grausige Fluch des Vaters stand ja noch immer wie ein Gespenst zwischen ihnen. Sie schrieben sich aber — Briefe voll Liebe und voll Traurigkeit.

Einmal wurde es Georg aber doch fast zu schwer, sich ein Wiedersehen mit seiner Margot zu versagen. Er hatte als Landwehrmann für die Befreiung Schleswig-Holsteins mitgekämpft und sich beim Sturm auf Düppel die Officierepauletten errungen. Als nun die preußischen Krieger aus dem befreiten Bruderlande nach Hause zurückzogen und Georg in der Ferne die lieben blauen thü-

ringischen Berge liegen sah ... da wollte ihm das Herz schier springen vor Sehnsucht nach seinem Lieb hinter jenen Bergen ... Da dröhnte es ihm wieder — wie schon viel tausend Mal in diesen langen bangen Jahren — schaurig ins Ohr: „so nimm meinen Fluch für Dich und für sie!" ... und mit trübem Auge zog er an Thüringens blauen Bergen vorüber ... zum Jubel des Einzugs der siegreichen Truppen in Berlin! Dann kehrte er still zu seiner Berufsthätigkeit nach Westfalen zurück.

Und wieder blühen die rothen Kletterrosen über der Thür des stillen Häuschens mit den grünen Jalousieen und den schneeigen Gardinen und den vielen köstlichen Blumen auf den Fensterbrettern und im Gärtchen davor — draußen vor dem Gothaischen Gatter zu Langensalza ... aber zwölf lange, lange Jahre sind darüber hinweggerauscht, seit wir zuletzt durch die blanken Fenster schauten.

Es ist am 24. Juni 1866 — ein sonniger Sonntagnachmittag. In dem wohlbekannten Stübchen der Doctorin steht es noch ebenso traulich aus, als damals, da wir es zum ersten Mal mit dem jungen lustigen Georg Scherer betraten.

An dem einen offenen Fenster lehnt die Doctorin. Die kurzen Löckchen, die sich an den Schläfen unter ihrer weißen Sonntagshaube hervorringeln, sind inzwischen recht dünn geworden und stark gebleicht. Die herabhängenden Hände halten ein sauberes Strickzeug, aber sie feiern. Draußen auf der sonst so stillen Straße tost ja ein buntes, kriegerisches Leben. Sorgenvoll schaun die milden



Die bairischen Kürassiere im Hauptquartier von Speyer vor dem Kronprinzen von Preußen defilirend.

Von unserm Specialartisten Emil Hünten.

Augen der alten Frau hinaus. Das Herz ist ihr so schwer und beklommen. Oft schüttelt sie still den Kopf, als könnte sie manches in der heutigen Welt nicht begreifen.

Deutschlands Fürsten — deutsche Brüder stehn sich im blutigen Kriege feindlich gegenüber ... sie kämpfen mit einander auf Leben und Tod.

Und jetzt wimmeln die Straßen von hannoverschen Soldaten. Männer und Frauen mit angstvollen schreckensbleichen Gesichtern laufen hin und her und theilen sich die neuesten Kriegsnachrichten mit. Man spricht von einer großen Schlacht, die in den nächsten Tagen bei Langensalza unvermeidlich ist, wenn König Georg nicht noch im letzten Augenblick auf die Friedensbedingungen des Königs von Preußen hört ...

Am andern Fenster sitzt Margot. Die zwölf langen, langen Jahre voll Sehnsucht und Enttäuschung, voll demüthigem Harren und bitteren Thränen der Entsagung sind nicht still über sie hinweggegangen. Margot ist freilich erst 29 Jahr ... aber Margot ist eine alte — Braut!

Margot ist noch immer schön ... aber es ist eine wehmüthige Schönheit, — wie eine verblaßte schöne Blume. Margots Gesicht ist bleich. Es ist eine eigenthümliche glanzlose Blässe. Nur der Gram — fast möchten wir sagen: nur der Gram einer alten hoffnungslosen Braut vermag die rothen Sommerrosen so vollständig von den Wangen zu streifen.

Soll Margot auf den Tod von Georgs Vater hoffen —

harren? — O, es ist zu trostlos traurig, auf jemandes Tod zu warten . . . und dann? Steht nicht auch dann das grausige Wort noch immer ungelöst zwischen ihnen: „So nimm meinen Fluch für Dich und für sie, wenn Du ihr wieder nahe trittst!"

Margots braune Locken sind länger und weicher geworden, die Augen größer, lichter — und schmerzlich still. Um die feinen blassen Lippen, die sonst ein so lustiger, ja übermüthig kecker Zug umspielte, zittern wehmüthige Fältchen.

Margot hält, wie sie so hinter den Blumen des Fensters dasitzt, die schmalen bleichen Hände still im Schooße und schaut sinnend ins Leere. Den Lärm der Straße scheint sie nicht einmal zu hören. Da ruft in das andere Fenster eine Knabenstimme hinein: „Ein Brief für Margot, der Vater hat ihn mit von Gotha gebracht, da ja keine Posten mehr herkommen!" Es ist ein Nachbarkind.

Die Mutter erkennt die Handschrift. Seufzend wendet sie sich nach der Tochter um: „Von Georg, Kind — wollte Gott, daß es etwas Gutes ist!"

Margot wird noch bleicher — dann schluchzt sie auf: „Von ihm! — von ihm!" Das klingt wie ein verschollener Jubelton. Mit zitternder Hast erbricht sie den Brief. Es sind nur wenige Zeilen, in fliegender Eile niedergeschrieben — aber überströmend von alter, herziger Liebe. Georg ist als Landwehrmann eingezogen. Er steht als Officier beim 11. schlesischen Grenadierregiment im Gothaischen. Sein Regiment rückt näher und näher gegen die Hannoveraner heran, auf Langensalza zu . . . „o, Margot, wenn es Gottes Wille sein sollte, daß wir uns nun doch wieder sehen — ohne unser eigen Zuthun — o, so wird Gott auch das furchtbare Wort des Vaters von uns nehmen!" —

„Mutter — Mutter, er kömmt — ich werde ihn wieder sehen . . . und vergessen wird alles Leid dieser langen, langen Jahre sein!" — O wie jubelt — wie bebt ihr Herz diesem Wiedersehen entgegen.

Die Gerüchte von einer baldigen Schlacht fliegen immer bestimmter durch die geängstete Stadt . . . „und in dieser Schlacht wird auch Dein Georg kämpfen!" — bebt das Herz in der Nacht in stiller Kammer. Da klingt es draußen plötzlich so ernst, so feierlich — so mächtig überwältigend und erhebend:

„Ein feste Burg ist unser Gott
Ein' gute Wehr und Waffen..."

. . . das sind die hannoverschen Gardehusaren, die singend und mit rauschender Regimentsmusik durch die mondhelle Nacht vorüberziehn.

Das klingt wie Himmelsklang durch die angstvolle Seele des Mädchens. Ein sanfter Friede kömmt über sie.

Und immer näher rückt das blutige Gespenst der Schlacht. Die Hannoveraner besetzen kampfbereit die Höhen um Langensalza. Die Preußen marschiren von Gotha heran.

Mittwoch — der 27. Juni 1866 — wie er auf den Blättern der Geschichte blutig roth verzeichnet werden wird, bricht heran; sonnig — fröhlich — sommerduftig.

Da — bald nach neun Uhr, erdröhnt es von den Hennigsleber Höhen, auf der Straße von Gotha her — so dumpf — so schaurig.

Es sind Kanonenschüsse — die Schlacht hat begonnen!

Näher und wilder dröhnen die Kanonenschüsse; näher und wilder gellt wie ein Angstschrei aus Millionen Herzen das Kleingewehrfeuer; näher und wilder, immer wilder dröhnt, gellt die Schlacht.

Werfen wir einen dichten, schwarzen Schleier der Trauer über dies bleiche, blutige Bild! — — — — — — — — — —

Daheim in ihrer Schlafkammer liegt Margot auf den Knieen. Die langen, thränenfeuchten Locken hängen ihr wirr um das todtblasse Gesicht. Sie betet für ihn — für ihn.

Mit einem Mal schreit sie hell auf — angstvoll preßt sie beide Hände gegen die Brust.

So findet sie die Mutter, geisterhaft in die Ferne starrend. „Kind — um Gott! — was hast Du?"

„O Mutter, jetzt ist alles aus — eine Kugel hat ihn getroffen, ich fühl's an dem brennenden Schmerz hier in der Brust; der kam so plötzlich und thut so weh; aber er lebt noch — so nah mir kann Gott ihn nicht sterben lassen, ohne daß ich ihn nur noch ein Mal gesehen habe — nach so langen, langen, traurigen Jahren; hörst Du, Mutter? er ruft mich — ich will hinaus."

„Kind, ich laß Dich nicht — nicht hinaus in die Schlacht; denk an Deine arme Mutter!"

Wie gebrochen sinkt Margot zurück.

Da wimmert — da stöhnt — da schreit es draußen auf der Straße. Es sind Verwundete. Die todesmuthigen Turner von Langensalza, Gotha, Mühlhausen — Studenten von Göttingen und andere Jünglinge haben sich in das Gewühl der Schlacht gestürzt, und die Verwundeten unter den zermalmenden Hufen der Pferde fortgetragen. Freund oder Feind — gleichviel! Nur die klaffende Wunde wird angeschaut, nicht die Uniform, die ihr Blut röthet.

Jetzt vermag die Mutter Margot nicht mehr zurückzuhalten. „Mutter, wenn er unter diesen Unglücklichen wäre!" und Margot eilt auf die Straße — durch die Straßen — zu jedem neuen Wagen voll Verwundeter. Angstvoll schaut sie in jedes schmerzzuckende Gesicht; auf manchem liegt schon die letzte Blässe des Todes. Seine schmerzzuckenden Züge — sein stilles, blasses, todtes Gesicht starrt ihr nicht entgegen, und doch kann sie nicht erleichtert aufathmen; der brennende Schmerz unter ihrem Herzen mahnt sie ja unaufhörlich an die Stelle, wo die Kugel ihn getroffen hat.

Und wilder und wilder dröhnt und gellt draußen die Schlacht. Immer neue, wimmernde, stöhnende, schreiende Verwundete — stille Todte langen in der Stadt an. Georg ist nicht darunter. Immer brennender wird der Schmerz in Margots Brust. Ihr ist, als bohrte dort eine kleine, glühende Kugel.

Es wird Abend. Die Sonne geht unter — blutig roth, als zürnte, als erröthete sie über das viele Blut, das die zerstampfte Erde, die vernichteten Saaten des Schlachtfeldes tränkt.

Und immer angstvoller, flüchtiger eilt Margot durch die Straßen, von einem Transport Verwundeter zum andern. „Georg! Georg!" weint es laut aus ihrem Herzen auf — keine Antwort!

Vergebens fragt sie nach einem gefallenen Officier des 11. schlesischen Grenadierregiments — niemand hat ihn gesehen!

„Draußen im Badehause ist ein Hauptlazareth eröffnet — vielleicht dort."

Schon eilt Margot hinaus in das Badegehölz, wo sie einst mit ihm so fröhlich lustwandelte, in den sonnigen Tagen ihrer Jugend. Aber wie so ganz anders sieht dies schöne Laubwäldchen heute aus! Zerschossen, zerbrochen, zerstampft liegen Bäume und Zweige wild durcheinander. Margot achtet kaum darauf. Sie dringt in das Badehaus. Hier, wo noch vor wenigen Tagen die Wände von der Fröhlichkeit der Kurgäste wiederhallten, stöhnen, schreien, knirschen, flehen hunderte von Todtwunden.

Mit stockendem Athem, die Hände fest auf den brennenden Fleck unter dem Herzen gepreßt, fliegt Margot durch die Reihen. „Georg! Georg!" bebt es von ihren Lippen; keine liebe Stimme flüstert ihren Namen zurück, kein aufleuchtendes Auge winkt ihr; niemand hat einen Officier von dem 11. schlesischen Grenadierregimente fallen sehen — niemand — aber dort schlägt ein Grenadier jenes Regiments, — das linke Bein ist ihm weggerissen — bei dem heimischen Namen die ohnmachtumflorten Augen auf, und sagt matt: „Mein Lieutenant Scherer ist von einer Flintenkugel getroffen — ich sah ihn wanken; dann riß mir eine Kartätsche das Bein fort."

Und hinaus eilt Margot, auf das Schlachtfeld. Dort liegen ja noch hunderte, tausende — und unter ihnen liegt er.

Der Mond blickt hell und voll auf das Leichenfeld nieder. Traurig spiegelt er sein blasses Gesicht in — Blutlachen.

Samariter gehen über das Schlachtfeld, erquicken die Verwundeten und tragen sie fort; aber die Todten — die jungen, bleichen, stillen Todten, mit den gebrochenen, weit offenen Augen, den krampfhaft zusammengeballten, wachsweißen Händen, mit den klaffenden Wunden — die stillen Todten lassen sie liegen, denen ist schon geholfen! Margot bittet sie, wenn sie einen verwundeten, einen todten Officier vom 11. schlesischen Regimente finden, ihn in das Häuschen mit den grünen Jalousieen und den rothen Kletterrosen vor dem Gothaischen Gatter zu tragen. Mitleidig, ernst schauen sie dem angstvollen Mädchen ins Gesicht, stumm und traurig nicken sie.

Und weiter fliegt Margot über das mondhelle, blutige Feld, hinauf nach dem Merxleber Kirchberge, hinab die hohen Ufer der Unstrut, und wieder zurück nach dem Badegehölz. Hier war der Kampf am blutigsten, hier liegen die meisten Grenadiere des schlesischen Regiments. Margots Haar sträubt sich, ihre Kniee beben, ihr

Herz möchte vergehen vor Angst; so schaut sie jedem Verwundeten, jedem Todten ins Gesicht. Er — er ist nicht darunter.

Wieder durchsucht sie das Lazareth des Badehauses — vergebens. Sie eilt in die Stadt zurück und fragt im Rathhause, auf den Straßen nach einem verwundeten, todten, schlesischen Officier. Kopfschütteln ist die Antwort. Die Verwierung in der überfüllten Stadt ist grenzenlos. Margot klopft an das Fenster ihres Häuschens. Die Mutter öffnet es — verwacht — verweint.

„Mutter, haben sie ihn schon gebracht?"

Die alte Frau schüttelte weinend den Kopf. „Komm herein, Kind, morgen wird ja alles klar!"

„O Mutter, wenn er jetzt draußen stürbe!"

Fort fliegt sie. Die ganze lange Nacht durchsucht sie das Leichenfeld. Das Wimmern, der Schrei des Todes wird immer seltener. Der bleichen, stillen Todtengesichter werden immer mehr. Da flirrt es ihr vor den Augen, ihre Kniee brechen; mit einem leisen Schrei sinkt sie zwischen den Todten hin.

Die Sonne, die schöne Junisonne geht auf — glühend, strahlend, belebend! Ueber die stillen Gesichter der Todten steigt ein rosiger Schimmer, wie Leben. In den Lüften jubelt die Lerche. Von den Kornfeldern und Wiesen zittert ein süßer Blumenduft herüber.

Langsam schlägt Margot die Augen auf. Sie streicht sich das thaufeuchte Haar aus den Schläfen, und schaut sich verwirrt um — dann kömmt ihr ein Besinnen; sie setzt ihre trostlose Wanderung fort zwischen den — Todten.

Es kommen Leute mit Spaten und Schaufeln auf das Leichenfeld. Sie graben große Gruben, und betten die Todten hinein. Margot eilt von Grab zu Grab; wenn er erst dort unten ruht, wird sie ihn nimmer wiederschauen! Die Leute schauen ihr verwundert, kopfschüttelnd ins Gesicht. Sie weiß nicht, warum. Sie weiß nicht, daß ihre Locken in dieser einen Nacht schneeweiß geworden sind!

Sie steht an einem großen Grabe im Badegehölz. Dicht daneben liegt ein Wall von Leichen, eine über der anderen. Still werden sie hinabgesenkt — eine nach der andern; darunter liegt ein Officier, beide Hände weit vorgestreckt, auf dem Gesichte. Er trägt die Uniform des 11. schlesischen Grenadieeregiments.

Margot schreit schrill auf. „Das ist er — das ist seine Hand — sein krauses Lockenhaar! Nein, nein, er ist es nicht, diese Locken sind ja grau! Und doch — und doch!" sie wirft sich auf die Kniee und nimmt den stillen Kopf mit den grauen Locken in die zitternden Hände, und hebt ihn aus dem blutigen Grase.

„Georg! Georg! — todt!" und sie wirft sich auf ihn und preßt ihre Lippen auf seinen blassen Mund.

Da schlägt er die Augen auf — müde, matt, wie nach einem langen, wüsten Traume. Aber plötzlich leuchten diese Augen wie Sonnenschein auf. Seine Lippen umzieht ein seliges Lächeln, und sie flüstern kaum hörbar mit der alten, süßen Stimme der jungen Liebe: „Meine Margot — verklärter Engel — wie schön ist es im Himmel — nun kann uns nichts mehr trennen — nichts mehr — in Ewigkeit, meine Margot!" und die Augen und Lippen schließen sich wieder, aber das selige Lächeln strahlt noch von dem leise sich röthenden Gesicht.

Ueber ihm faltet Margot die freudezitternden Hände, und weint ihre ersten Thränen — stille Thränen der Hoffnung — des Dankes!

Die Männer tragen den Verwundeten, den Ohnmächtigen in Margots Kammer. Sie legen ihn auf ihr Bett.

Die Mutter weint laut auf, wie sie ihr Kind ansieht — in schneeweißen Locken.

„Das ist der Schnee in der Frühlingsnacht, Mutter!" sagt Margot mit einem wandersamen Lächeln.

Der Arzt kommt. Auf Georgs Herzen findet er eine goldene Kapsel — sie ist zerdrückt. „An ihr ist die Kugel abgeglitten, sonst hätte sie das Herz durchbohrt!" sagte der Arzt, und legte die Kapsel in Margots Hand. Die Kapsel ist offen — drinnen liegen einige welke, blaue Veilchen, von einem braunen Haar zusammengehalten. Eine Thräne aus Margots Auge fällt darauf — da dufteten die welken Blumen.

„Diese verwünschten, großen, scharfkantigen, hannöverschen Flintenkugeln, die so schmerzliche und schwer zu heilende Wunden wühlen!" sagte der Doctor, und sondirt die Wunde — dicht unter dem Herzen. Ganz auf derselben Stelle, wo Margot den brennenden Schmerz gefühlt hatte.

„Er wird leben?"

Der Arzt zuckt die Achsel. „Das kommt ganz darauf an, ob sich die Kugel glücklich herausziehen läßt — ob sie keine edleren Theile zerrissen — ob der Verwundete, der durch Blutverlust aufs äußerste erschöpft ist, noch Kraft genug für die Operation, für das aufreibende Wundfieber hat. Hat der Patient nahe Verwandte?"

„Einen — Vater!" — Margot durchrieselt es eisig.

„Ich würde rathen, demselben schleunigst von dem jedenfalls höchst bedenklichen Zustande seines Sohnes Nachricht zukommen zu lassen!" und der Arzt geht mit seinem Gehilfen daran, die Kugel herauszuziehen. Georg stöhnt bang auf, aber er kommt nicht zur Besinnung. Margot nimmt seine Hände in die ihrigen, da lächelt der Kranke.

Die Operation ist glücklich gelungen. Die Kugel liegt in der Hand des Arztes. Margot nimmt sie daraus und beschaut sie sinnend. Dann legt sie das blutige Blei zu der zerschossenen Goldkapsel mit den welken Veilchen. Der Arzt verbindet die Wunde. Margot geht ihm still und sicher zur Hand. Es ist eine wunderbare Ruhe über sie gekommen. Sie hat, da Georgs todtkalte Hände in den ihrigen ruhten, still gebetet: „Mein Gott, Du bist ein Gott der Barmherzigkeit und der Liebe — Dir befehl' ich ihn!"

Georg liegt noch immer bewußtlos da. Margot sitzt allein an seinem Lager und legt Eis auf die Wunde, wie der Arzt es ihr gezeigt hat. Dazwischen schreibt sie an Georgs Vater … an den Mann, der ihr den Sonnenschein der Jugend verdunkelt — ihr zwölf lange, lange Jahre der Liebe und des Glücks geraubt hat. Aber sie schreibt demüthig, schlicht, rührend — wie nur ein so kindliches Herz schreiben kann. Sie schreibt von Georgs Lebensgefahr und wie sie ihn auf dem Schlachtfelde gefunden. „Georg ist mir nicht nahe getreten — Gott hat uns wieder zusammengeführt … in Leid, in Trübsal — vielleicht im Tode!" Inbrünstig fleht sie, den grausigen Fluch vom Haupte des Sohnes zu nehmen …

Das Wundfieber stellt sich bei Georg ein und durchglüht ihn mit wilden Phantasien. Dazwischen schaut er Margot oft mit leuchtenden Augen an und spricht zu ihr, als wären sie beide gestorben. Ihre silbernen Engellocken beschäftigen ihn beständig. Als Margot ein Tuch darüber bindet — weint er. Sie bindet das Tuch wieder ab und er lächelt beseligt. Wenn Margot ihren Kopf an seine Brust legt und seine Hände gleiten über die weißen Locken, dann läßt das Fieber etwas nach, und er wird still wie ein Kind. Leise summt Margot Lieder aus alten süßen Tagen — und er entschlummert darüber. Tag und Nacht sitzt sie an seinem Lager.

Dumpf und traurig wirbeln morgens und abends Trommeln durch die Straßen — hinaus auf den Friedhof … sie wirbeln gedämpft den Todtenmarsch für die hunderte, die in den Lazarethen ihren Wunden erlegen.

Georg liegt noch immer im Wundfieber — besinnungslos da. Margot sitzt still an seinem Lager.

Da tritt eines Abends ein alter, gebeugter Mann in die Kammer. Kaum vermag er das krampfhafte Schluchzen zurückzudrängen. Er fliegt ans Bett. Lange beugt er sich über den Schlummernden. „Er lebt!" athmet er tief auf.

„Er wird leben — der Arzt gab uns heute die Gewißheit, daß die Gefahr vorüber ist!" sagte die Mutter.

Mit Angst hängt Margots Auge an dem bewegten Gesicht des alten Mannes an seinen Lippen. Ihr Herz sagt ihr, wer er ist.

„O, mein Gott, ich danke Dir, daß Du die Sünde von mir genommen hast; ich — ich hatte ihn in den Tod getrieben!" und Georgs Vater streckt dem zitternden Mädchen beide Hände entgegen: „Vergib mir, Kind, was ich Dir und ihm in meinem starren Hochmuthe zufügte; ich will wieder gut machen, so viel ich kann. Glaub mir, auch ich habe in den langen Jahren der Vereinsamung unsäglich gelitten. Gottes Hand — Dein Brief haben die eisige Rinde gebrochen."

Selig weinend sinkt Margot in die Arme seines — ihres Vaters. „Margot — Vater!" klingt es leise — glücklich durch die Kammer.

Aufgerichtet sitzt Georg im Bett da, mit klaren, leuchtenden Augen. Und sie alle halten sich umschlungen — weinend — lachend. O, wer vermöchte dies Wiedersehen zu schildern!

„Margot — meine Braut mit des Vaters Segen!"

„Eine Braut in schneeweißen Haaren!" lächelt Margot gerührt. Zwischen den schneeigen Locken glüht ihr Gesicht fast wieder so jung und schön, wie in alten Zeiten. Das macht das Glück.

„Und nun nehm' ich Euch alle mit nach Schlesien, da wird wieder frohes Leben in das öde, große Haus einziehen. Auch dem alten Hochzeitswein, der nun schon vierunddreißig Jahr auf Georgs Ehrentag wartet — eingegraben im Keller — wird die Zeit gar lang geworden sein. Spute Dich nur mit dem Gesundwerden, Georg, daß wir den armen Gefangenen bald erlösen können!" Der alte, „goldene Leinenkönig" weiß sich in seinem überströmenden Glück gar nicht zu fassen; er umarmt und küßt auch die „liebe Frau Mama", wie er die Doctorin kurzweg nennt, einmal über das andere.

Durch die Weinranken am Fenster glüht die Abendsonne und hüllt die Glücklichen in einen grüngoldigen Duft.

Der Kronprinz von Preußen in Speyer.

(Zu dem Bilde auf S. 741.)

Baiernland, o Land der Stärke,
Alles Schönen heil'ger Herd —
— — — — — — —
Darfst nicht fehlen bei dem Werke!
Schenkendorf.

Auf seinem Wege zum Kriegsschauplatze hat der bereits mit neuen Siegen gekrönte Feldherr der Südarmee, Preußens Kronprinz, eine mehrtägige Rast gehalten in der alten Reichsstadt Speyer, der jetzigen Hauptstadt der bairischen Rheinpfalz. Am 30. Juli hielt er seinen Einzug über die Rheinbrücke und wurde, wie überall auf seinem Wege durch Süddeutschland, mit begeistertem Jubel von den Spitzen der Behörden, wie von allen Schichten des Volkes empfangen.

Die „Todtenstadt der alten Kaiser", die, so reich an erhabenen und an fürchterlichen Erinnerungen, neunundzwanzig Reichstage — darunter den weitbewegenden von 1521 — in ihren Mauern gesehen, und die dann von den Räuberscharen der grande nation in zwei aufeinander folgenden Jahrhunderten mit Feuer und Schwert verwüstet wurde, war zu neuem Leben erstanden. Schwarzweißrothe und blauweiße Fahnen schmückten im glücklichsten Verein die Straßen und Plätze zum Zeichen des einmüthigen Zusammenstehens unseres Volkes.

Das Hauptquartier des Feldherrn fand in dem Präsidialgebäude am Domplatz eine gastliche Aufnahme; bairische Soldaten versahen vor demselben den Ehrendienst. Noch an demselben Tage besuchte der Kronprinz die fast zwei Meilen entfernte Festung Germersheim und verweilte längere Zeit auf dem Rückwege in dem Bivouac der bairischen Truppen eine Stunde vor Speyer.

Auf den frühen Kirchgang am Sonntag folgte wiederum ununterbrochen militärische Arbeit. Aus den bairischen Quartieren begannen die Truppendurchzüge, ebenso freudig von der Bevölkerung begrüßt, wie sie freudig dem Kampfe entgegenmarschirten.

Ein besonders glänzender Moment dieser Truppendurchzüge ist es, den unser Specialartist auf der vorstehenden Skizze dargestellt hat. Hoch zu Roß sitzt der Kronprinz, eine edle ritterliche Erscheinung. In langen Reihen reiten die schmucken bairischen Kürassiere auf ihren stattlichen, kräftigen Pferden vor ihm vorbei, kräftige, markige Gestalten, aus deren Augen Kampfeslust und Siegeszuversicht, zugleich aber volles Zutrauen auf den jugendlichen Feldherrn hervorleuchtet. Das Volk jubelt den Soldaten Hurrah! und dem deutschen Königssohn Hoch! zu.

Dabei hättet ihr sein sollen, ihr Franzosen — euch würde schon etwas von den Siegen von Weißenburg und Wörth geschwant haben, wo die Baiern so todesverachtend „bei dem Werke" waren, zu dem einst Schenkendorf sie herbeiwünschte, und von den gefangenen 346 Mann und 12 unverwundeten Officieren eurer Armee, die seitdem bereits in der bairischen Festung Ingolstadt als erstes Unterpfand des einstigen Friedens in Sicherheit gebracht worden sind.

Wie einen lieben Freund sah man den Kronprinzen nach vier Tagen von Speyer scheiden: seine große Leutseligkeit und Liebenswürdigkeit hatte alle Herzen rasch erobert. Manche Einzelzüge werden davon erzählt. So badete er täglich in dem vielbestrittenen alten deutschen Rheinstrom und unterhielt sich dabei mit den Mitbadenden aufs freundlichste. Zu einem Unterofficier sagte er: „Heute baden wir mit einander, übermorgen schlagen wir miteinander." Und als die jungen Burschen Speyers aus ihrem kleinen Schwimmbassin sich zuweilen in das des Kronprinzen hinüberwagten und der Schwimmlehrer sie hinaustreiben wollte, rief ihm der Fürst zu: „O lassen Sie sie nur; ich habe es ganz gerne, wenn die kleinen Jungen um mich herumschwimmen."

Manches Auge blickte dem Kronprinzen feucht nach, und manche Lippe sprach leise vor sich hin: „Gott segne ihn!" als er unter dem siebenfachen Hoch der Menge die Stadt verließ.

So „glorreiche Spuren", wie einst „unsere Väter" — nämlich die der Franzosen von heute*) — hat der deutsche Fürst allerdings in der Pfalz und ihrer Hauptstadt nicht zurückgelassen; aber die feste Ueberzeugung hat er in allen ihren Bewohnern zurückgelassen, daß die Zeiten, wo Monclar die Kaisergrüfte schändete und Melacs Horden das ehrwürdige Speyer in Brand steckten, oder wo die französischen Republikaner den herrlichen Dom zu einem Magazin entweihten, für immer vorüber sind! Die glorreichen Tage von Weißenburg und Wörth sind uns ein Angeld auf den völligen Sieg über den alten bösen Erbfeind unseres Volks, der durch die an Saarbrücken begangene Schandthat wohl für alle Zeit zum letzten Mal seinen bösen Muth gekühlt haben wird.

K. R.

*) „Welchen Weg wir immer außerhalb der Grenzen des Vaterlandes einschlagen, überall finden wir glorreiche Spuren unserer Väter und werden uns ihrer würdig zeigen," heißt es in der zu Metz erlassenen Proclamation Louis Bonapartes an die Rheinarmee.

Feldinstruction über die Zuaven.

„Die Zuaven sind ein besonderes Corps,
Tigeraffen zu sehen glaubt man;
Doch hoff' ich, Ihr fürchtet Euch nicht davor" …
— I, Gott bewahre, Herr Hauptmann! —

„Sie springen mit lautem Gebrüll heran,
Wilde Thiere zu hören glaubt man;
Doch hoff' ich, Ihr kehrt Euch nicht daran" …
— I, Gott bewahre, Herr Hauptmann! —

„Mit sicherm Blick und fester Hand
Leicht ihres Muths beraubt man
Die Kerle. Haltet ruhig Stand!"
— Das thun wir sicher, Herr Hauptmann! —

„Doch springen sie nun wie Tiger heran" …
— Laß sie nur springen, Herr Hauptmann! —
„Mit wildem Geheul: was thut Ihr dann?"
— Wir schlagen sie nieder, Herr Hauptmann! —

Friedrich Bodenstedt.

Die Feldherren des Feindes.

II.

Nicht nur Frankreichs größter Feldherr, Mac Mahon, ist bei Weißenburg und Wörth im Elsaß unterlegen, sondern auch Marschall Canrobert und General de Failly sind von Preußens Kronprinzen zugleich aufs Haupt geschlagen. Außer diesen drei Heerführern ist aber gleichzeitig ein vierter mit seinem aus den Elitetruppen des Lagers von Chalons zusammengesetzten Corps besiegt worden, nämlich

General Frossard,

der Befehlshaber des zweiten Armeecorps. Seine Niederlage ist für Louis Bonaparte ganz besonders empfindlich; denn Frossard ist der

Gouverneur des kaiserlichen Prinzen, und sein Corps hatte den ersten sogenannten Sieg übee die Peeußen davongetragen.

Am 2. August hatten, unter den Augen des Kaisers und seines Sohnes, drei französische Divistonen, 40,000 Mann mit 36 Stück Geschütz, drei preußische Compagnieen, 750 Füsiliere mit 2 Kanonen, aus Saarbrücken nach hartnäckigem dreistündigem Kampf heraus- und auf das rechte Saarufer zurückgedrängt. Dee vierzehnjährige Louis hatte die berühmte „Feuertaufe" empfangen, ja, er hatte,



Frossard.

wie ein Telegramm der „Feanee" meldet, in Person den ersten Schuß aus den Mitrailleusen gethan, „welche die Preußen buchstäblich niedermähten!" Tages darauf war General Frossard an der Spitze seines Generalstabes und mit großer Escorte in die eroberte Stadt eingezogen und hatte es dem Bürgermeister Schmidborn nicht glauben wollen, wie wenig Leute seinen Divisionen so lange Widerstand geleistet. Am 6. August war die kurze Siegesseende aber schon zu Ende. Der alte Steinmetz verteieb nach achtstündigem Streite das Corps Frossard aus seinee kaum erkämpften Stellung, ja schlug es bis Forbach so gründlich zurück, daß es als fast gänzlich aufgelöst zu betrachten ist.



Bourbaki.

Chaeles Auguste Frossard, am 26. April 1807 geboren, von 1825 — 1827 Zögling ver polytechnischen Schule, dann in das Geniecorps eingetreten, avancirte 1833 zum Capitän, 1846 zum Ordonanzofficier des Königs und Bataillonschef, 1849 zum Obeestlieutenant, als welcher er sich bei der Belagerung von Rom auszeichnete. Seine militärwissenschaftlichen Kenntnisse ließen ihn schnell weiter emporsteigen; 1852 wurde er Oberst und Dirigent der Befestigungen in Oean, 1855 Brigadegeneeal und Mitglied des Befestigungsausschusses, 1858 Divisionsgeneral. 1859 that er sich in dem italienischen Feldzuge hervor, obgleich sein Angriffsplan auf das Festungsviereck durch den schnellen Feiedensschluß nicht zur Ausführung kommen konnte. Seit dem Tage von Solferino trat er zu dem Kaiser in ein näheres Verhältniß als dessen Adjutant, und wurde



Graf Palikao.

1867 mit der militärischen Erziehung des kaiserlichen Prinzen betraut. Im vorigen Jahee ist er zum Präsidenten des Befestigungsausschusses ernannt worden.

General Frossard soll ein ehrenhafter Mann sein. Als der



Leboeuf.

Büegermeister von Saarbrücken ihm einige Excesse französischer Soldaten mittheilte, äußerte er sich höchst entrüstet darüber und ordnete sogleich eine Untersuchung und strenge Bestrafung der Schuldigen an. Ob er an der nichtswürdigen Beschießung und Inbrandsteckung Saarbrückens unschuldig ist, steht freilich noch dahin. Wir hoffen es zu seiner Ehre!

Gänzlich erhaben über jeden Verdacht einer ehrenhaften Gesinnung steht dagegen

General Montauban, Graf von Palikao,

der nach den bisheeigen Nachrichten das Commando über ein an Bord der französtschen Flotte eingeschifftes Landungscorps erhalten sollte, um in der Nord- und Ostsee und an den deutschen Küsten zu

plündern. Zur Erledigung dieses Auftrages wäre er durchaus der rechte Mann gewesen, er ist ein Räuber und Freibeuter ersten Ranges, und das Jammergeschrei über seine Mordbrennereien und sonstigen Greuelthaten in China war so groß, daß es selbst in Paris seiner Zeit den Jubel über die Niederwerfung des himmlischen Reiches in etwas dämpfte.

In dem Kriege nämlich, welchen 1858 bis 1861 England und Frankreich gegen China führte, befehligte **Montauban** ein französisches Corps von 9000 Mann, das sich zu Schanghai sammelte. Er nahm Theil an der Erstürmung des Takuforts (August 1860), am 18. September an der für die Europäer siegreichen Schlacht von Tschan-kia-wan und rückte dann mit vor die Hauptstadt Peking, wo er seinen Namen durch einen Akt nichtswürdiger Barbarei besudelte. Vor der Stadt lag, selbst an Größe einer Stadt vergleichbar, der kaiserlich chinesische Sommerpalast Jung-ming-jun, die Perle des Reichs genannt, geschmückt mit alten Schätzen, die seit hunderten von Jahren die chinesische Civilisation hier aufgehäuft hatte, mit herrlichen Bronzewaaren und Kunstwerken. Der kaiserliche Besitzer Hien-fong war geflüchtet, das stadtartige Gebäude lag schutzlos und ohne einen Mann Besatzung da. Den Engländern unter General Grant war streng verboten, dieses herrliche Gebäude zu betreten; Montauban aber, der Sohn der großen Nation, gab seinem raubgierigen Gesindel Befehl zur Plünderung, die unter seinen Augen drei Tage lang fortgesetzt wurde. Die herrlichsten Sachen wurden zerstört, vieles später an der Küste um einen Spottpreis verschleudert; ein großer Theil bildet heute die Hauptzierde des chinesischen Museums in Paris.

Der kaiserliche Lohn für die in China vollbrachten Thaten war ... der Titel eines **Grafen von Palikao** und ein Armeecorps, das von Lyon, welches er seitdem befehligt hat.

Montaubans Leben ist von Anfang an das eines militärischen Abenteurers, seine Existenz im vollen Wortsinne ... eine problematische, bis 1846 fast in sagenhaftes Dunkel gehüllte; selbst das Jahr seiner Geburt ist kaum mit Sicherheit nachzuweisen; doch hat er gegenwärtig schon das siebzigste Jahr überschritten. In Frankreich gilt er allgemein für einen natürlichen Sohn Louis Philippes; bis zum Staatsstreich von 1851 kannte man ihn nur unter dem Namen: **Cousin**. Daß er ein tollkühner Soldat, ein geschickter Feldherr, daß er sich in Afrika zu verschiedenen Malen — namentlich bei der Gefangennahme Abdelkaders im December 1847 — wie bei der chinesischen Expedition durch hinreißende Bravour hervorgethan, wird ihm niemand bestreiten; aber viel öfter, als er mit militärischen Ehren belohnt worden, hat er es verdient, vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen zu werden. Den Marschällen Masséna und Davoust reiht er sich auf würdige und ganz ebenbürtige Weise an.

Daß ein solcher Mann aus einem Royalisten ein eifriger Republikaner und aus einem Republikaner ein begeisterter Bonapartist geworden, ist ebenso begreiflich, als daß Napoleon ihn, trotz aller seiner Unthaten, niemals hat fallen lassen, ja daß er seine Interessen mit persönlichem Eifer — wie bei der Dotationsangelegenheit — aufs wärmste befürwortet hat. Ihm zum Trotz hieß er bei Civil und Militär: Le premier caquin de la France!

Obgleich seit seiner Rückkehr nach Europa ein wenig civilisirt, kann er doch in seinem ganzen burschikosen Auftreten seine Vergangenheit nicht verleugnen. Wehe unseren Küsten, wenn es ihm gelänge, sie als Sieger zu betreten!

Die so eben einlaufende, allerdings fabelhaft klingende Nachricht, daß **Graf Palikao** — nachdem das Ministerium abgedankt habe — mit der **Neubildung des Cabinets** beauftragt sei, wird unsern Küstenbewohnern gewiß willkommen sein, wenn dieselben auch wohl nie daran gezweifelt haben, daß unser greiser Vogel v. Falkenstein und unsere junge wackere Flotte dem blutbefleckten Ruhm dieses abenteuerlichen Helden bald ein Ende gemacht hätten!

Von den noch intakten Armeecorps befehligt das achte (Reserve-) Corps, die kaiserliche Garde, der

General Bourbaki,

ein tüchtiger, aber roher Soldat, das Urbild eines echten Zuaven, den die jubelnde Straßenjugend bei seinem Einzuge in Metz mit den charakteristischen Worten begrüßte:

Le chic exquis	ils le doivent à qui?
par les Turcos acquis	à Sidi Bourbaki.*)

Von griechischen Eltern abstammend, wurde Charles Denis Sauter Bourbaki am 22. April 1816 in Paris geboren, 1836 trat er als Unterlieutenant bei den Zuaven ein, zwei Jahre später wurde er als Lieutenant zu dem ersten Regiment der Fremdenlegion versetzt. 1842 Zuavenhauptmann, 1846 Bataillonschef der Tirailleurs indigènes, 1850 Oberstlieutenant, 1851 Oberst, 1854 Brigadegeneral, 1857 Divisionsgeneral — das sind die Daten seines Avancements. Im Krimkrieg ist sein Name mit den Schlachten an der Alma, bei Inkerman und mit dem Sturm von Sebastopol eng verbunden. Auch an dem italienischen Feldzug nahm er Theil. Im Mai 1869 commandirte er das zweite Lager von Chalons, im Juli desselben Jahres wurde er zum Adjutanten des Kaisers ernannt.

Den Schluß unserer heutigen Reihe möge

Marschall Leboeuf,

der bisherige französische Kriegsminister und Chef des Generalstabes machen.

Am 5. November 1809 geboren, in der polytechnischen Schule, dann in der Artillerieschule von Metz erzogen, nahm er an der Julirevolution von 1830 thätigen Antheil. Nach derselben strebte er, aus dem Garnisonleben herauszukommen, und ließ sich in ein Artillerieregiment Algiers versetzen. Bei der Belagerung von Constantine wurde sein Name neben dem Niels zuerst rühmlich erwähnt, doch gaben die meisten Kriegszüge in Afrika ihm keine Gelegenheit, sich mit seiner Waffe auszuzeichnen, und er kehrte nach Frankreich zurück, wo er von 1848—1850 als Untercommandant der polytechnischen Schule thätig war, 1852 zum Obersten avancirte und im Krimkrieg die gesammte französische Artillerie commandirte. 1854 wurde er Brigadegeneral, 1857 Divisionsgeneral. Seinem Artilleriegenie wird ferner der Sieg von Solferino zugeschrieben. Nach dem italienischen Feldzug wurde er Adjutant des Kaisers und Mitglied des Artilleriedepartements im Kriegsministerium. Im September 1866 wurde er als kaiserlicher Commissär nach Venedig entsendet, um dasselbe der italienischen Regierung zu übergeben, was bekanntlich auf dem napoleonischen Wege des Plebiscits geschah, wodurch die Bevölkerung ihren Wunsch aussprach, dem Königreich Italien einverleibt zu werden. Zum Leidwesen der Friedensfreunde, aber zur großen Befriedigung der Chauvinisten wurde er sodann im August vor. J. zum Nachfolger des Marschalls Niel an das Ruder des Kriegsministeriums berufen, das er auch bei dem Ministerwechsel dieses Jahres, nach kurzer Pause, wieder übernommen hat. Leboeuf galt bisher im Artilleriewesen als eine Autorität und sollte dazu ein bedeutendes Organisations- und Administrationstalent besitzen. Daß er unseren Roon und Moltke nicht gewachsen ist, hat sich bereits gezeigt. Ob der neue Kriegsminister, als welcher Premier **Palikao** selbst thätig sein wird, und General **Bazaine**, der mit der Leitung der Kriegsoperationen als **Oberbefehlshaber** betraut ist, ihre Sache besser machen werden, ist abzuwarten. Wir glauben es nicht. Das verzweifelte Mittel der Erhebung dieser gottlosen Abenteurer zu den höchsten Ehrenposten Frankreichs wird wohl für den kaiserlichen Emporkömmling der Anfang des Endes mit Schrecken sein. A. M.

*) Die ausgezeichnete Gewandtheit, die die Turcos erlangt, wem verdanken sie sie? Dem Sidi (Herrn) Bourbaki!

Der erste Sieg.

Nach dem Briefe eines preußischen Officiers.

Es ist ein lieblicher und reich gesegneter Strich deutschen Landes, von dem aus ich Ihnen diese Zeilen sende. Schon der bloße Anblick des üppigen Rebengeländes, welches aus den weiten Fruchtfeldern der Rheinebene zu dem mit Kastanien umsäumten Gehänge des waldreichen Pfälzer Gebirges aufsteigt, mit den eingestreuten, freundlichen Städtchen und schmucken Dörfern und vielen Burgruinen macht uns, wie der Wein, den das Land erzeugt, warm und freudig gestimmt. So erklärt es sich auch von selbst, wie die Bewohner der Pfalz in ihrer freien, munteren und ansprechenden Weise die leicht erregten Söhne einer freigebigen Natur nicht verkennen lassen.

Wo Sand und Kiefernwälder sich mischen, wo träge die Gefließe strömen in der Provinz Posen, da liegt meine kleine Vaterstadt. In einer Tour waren wir von dort bis hierher in diese gesegnete Pfalz befördert werden — wir trauten unsern Augen kaum, so jäh erschien uns der Wechsel nach fünfzigstündiger Fahrt. Unwillkürlich mußten auch wie schwerfälligen Söhne des Nordostens etwas von dem frischen, leichten Leben dieser Pfälzer annehmen, zumal wir alle, alle, wir von der Warthe, und die Leute hier vom Rhein, uns Eins fühlten in dem großen Gedanken, gemeinschaftlich für das Vaterland kämpfen zu dürfen. Wie schnell schlossen wir Kameradschaft mit Baiern und Badensern, die stolz darauf waren, unter unserem Kronprinzen an unserer Seite fechten zu können!

Wird der Feind uns völlig gerüstet finden? Wird er uns auf deutschem Boden zuerst angreifen, werden wir den Kampf hinüberspielen in sein Gebiet? — das waren erwartungsvolle und bange Fragen, die unsere Brust durchzogen, die unser Gespräch bildeten beim Schoppen Deidesheimer, oder mit denen wir uns schlafen legten oft auf harter Erde, nur zugedeckt mit dem Mantel und das Sternenzelt in funkelnder Pracht übee uns. Nach diesee schönen Pfalz stand des Feindes Verlangen zumal; sie war stets der Augapfel fremder Gelüste, damit auch ein Zankapfel unaufhörlichen Krieges. Wen verlockte auch nicht die Pracht der Natur, die Milde des sonnigen Klimas, der ergiebige Boden, der bequeme, in frühester Zeit schon angebahnte Verkehr! Ein Volk folgte dem anderen, keines gönnte dem anderen den Besitz. Wie sie aber auch alle heißen mögen — Kelten, Triboker, Alemannen, Franken, Römer, Vandalen, Sueven, Burgunder, Hunnen — sie haben nicht so gehaust, wie jenes, von der Geschichte gebrandmarkte Volk, das wiederum auf dem Sprunge stand, räuberisch hier einzufallen.

Einer neuen Völkerwanderung gleich fluteten nun aber, rasch, Schlag auf Schlag, die Regimenter herein. Die Pfalz war gefüllt; wohin man schaute, wohin man hörte, da stand, Brust an Brust, in Waffen starrend, die deutsche lebendige Mauer. An der alten Straße, die nach Süden in das Land des Feindes führt, in Dürkheim, Deidesheim, Neustadt, Edenkoben, Landau, Bergzabern glich jedes Haus einer Soldatenkaserne; überall eine großartige Bewegung in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.



Husarentod.

Da erschallt ein Hurrah von Regiment zu Regiment, es wird lautee und donnernder. „Der Kronprinz ist da, der Kronprinz ist da!" Die Baiern lassen ihre Jodler erklingen, rheinische Weisen tönen dazwischen, und die Polen von meiner Compagnie singen eines ihrer schönen Volkslieder. „Wir werden trinken die Franzosen ihre Wein!" meint einer, der von der russischen Grenze stammt und hier im äußersten Westen Deutschlands für unsere Sache gern und freudig eintritt. Unsere Polen sind gut, trotz aller Wühlereien, die unter ihnen getrieben werden, und stehen fest zu Preußen, das haben sie 1866 in Böhmen und jetzt wiederum hier bewiesen.

Unter lautem Jubel wird der Vormarsch begonnen; die Baiern an der Spitze. Zu unserer Rechten lag der hohe Mundatwald, aus dem munter die Bergströme herabrauschten durch die mit edlen Reben bepflanzten Hügel; Traube hing an Traube und reifte in der heißen Sonnenglut den köstlichen Trank. Wir überschritten den Dierbach und hielten gefechtbereit bei der sogenannten Winzenmühle, über dee ein erhöhter Standpunkt am Abfall des Mundat einen weiten Blick nach Süden ins Elsaß hinein gestattete. Ueber Oberetterbach, Rechtenbach und Schweigen führte die Straße gerade auf Weißenburg zu, das wir deutlich erkennen konnten. Die Entfernung betrug nur anderthalb Stunden, und die Morgensonne beschien die Kirchthürme und den Glockenthurm des Rathhauses der ehemals freien Reichsstadt, die heute nur ein Schatten einstiger Größe ist.

Im Osten zogen lange Bahnzüge daher, wir hörten die schrillen Pfiffe der Lokomotiven, sahen unsere Truppen auf freiem Felde aussteigen und sich formiren. Da beginnt der Kampf. Auf das Kleingewehrfeuer folgt bald Geschütz, Weißenburg wird erstürmt, es folgt ein hartnäckiger Straßenkampf, der den Unsrigen viele Opfer kostet; aber der Feind wird hinausgeworfen, der Geisberg im Süden der Stadt von den Achtundfünfzigern und den Königsgrenadieren mit seltener Bravour erstürmt. Der Sieg ist vollständig!

Es ist ein eigenthümliches Gefühl, in der Reserve zu stehen und, Gewehr bei Fuß, zuschauen zu müssen, wie die Brüder im Kampf um die höchsten Güter des Vaterlandes ihr Blut verspritzten. Was hätten wir nicht darum gegeben, thätig mit eingreifen zu dürfen; aber gebannt von der eisernen Pflicht standen wir still, bis Befehl kam, über den s. g. Hastelhof auf Nebenwegen durch Rebengelände hindurch nach Kapsweyer zu rücken. Ich werde den Anblick niemals vergessen, der hier sich unsern Augen bot. Es ist unmöglich, das freudige Gefühl zu schildern, das unsere Brust durchzog, als wie hier am Nachmittage auf die ersten thatsächlichen Früchte des Sieges trafen.

Von Infanterie des 47. preußischen Regiments und von bairischen Chevauxlegers geleitet, kam ein langer Zug französischer Gefangener die Straße am Hügel herab, darunter mehrere Leichtverwundete und vor allem auch eine Anzahl jener neuesten Civilisationsträger der Wälschen, der Turkos. Angesicht zu Angesicht erschaute ich nun diese wüste, vielbesprochene Rotte. Es waren junge und alte Männer, mit tiefgebräuntem Gesichte, echte Söhne der Wüste, die, zum Theil frech um sich blickend, zwischen den staunenden Soldaten und dem Pfälzer Landvolk dahinschritten. Da standen die blonden, hochgewachsenen Söhne Germaniens, diese prächtigen Pfälzer Bauern, die Männer in ihren breitkrämpigen „Schawesdeckeln" aus grobem Filz, im langen Rock, aus dem Ulmer Maserkopf ihren „Rolldnwack plotzend", und machten große Augen, als sie die Wunderthiere erblickten; die Weiber liefen zusammen und schnatterten wie die Gänse. Auch unsere Posenschen Jungen glotzten; so etwas war ihnen noch nicht vorgekommen, und manchem mag das Wort des alten Fritz auf der Zunge gesessen haben: „Mit solchem Gesindel muß man sich herumschlagen." „Czarni diabli (schwarze Teufel), jaki lajdakuw (was für Lumpenhunde)" — so lauteten die freundschaftlichen Urtheile unserer Polen, als diese fragwürdigen Gestalten vorüberzogen, die zu allerhand Betrachtungen Anlaß gaben.

Auch ihre Vorfahren kämpften einst tapfer gegen die französischen Unterdrücker, die vor vierzig Jahren über das Meer zogen und den Piratenstaat zerstörten. Jetzt stehen die verkommensten und schlechtesten Subjecte unter ihnen im Solde der Unterdrücker, und die arabische Tracht, von dee großen, nach Komödie lechzenden Nation bei den Zuaven und Turkos eingeführt, wurde mit dem ganzen Nimbus der Civilisation umgeben, dieselbe Tracht, welche früher als Symbol der Barbarei verachtungsvoll bei Seite geschoben war, offenbarte sich plötzlich in einee neuen Glorie an den Adoptivsöhnen der „civilisirtesten Nation der Erde." Unsee Herrgott hat es gut mit uns gemeint, daß dieser Abschaum Afrikas den gesegneten Boden unseres Vaterlandes nicht anders als gefangen und eingeschüchtert betreten durfte. Welche Gräuelscenen würden jene nicht hervorgerufen haben, wenn unsere Waffen sie nicht daran gehindert! Die fluchwürdige Absicht aber, solche barbarische Horden über ein gesittetes Land hereinschicken zu wollen, sie allein ist genügend, um den Machthabee Frankreichs zu verdammen; durch Benutzung dieser Wilden, die er zu seinen Verbündeten macht, stellt er selbst sich auf eine tiefe Stufe dee Gesittung und damit die „große Nation"! Jene aber, die von unseren Truppen geführt zur nächsten Bahnstation gebracht werden, sie sind in ihrer Unwissenheit und Ursprünglichkeit immer noch dem Sünder vorzuziehen, der sie hierher geschickt.

Der Tag neigte sich seinem Ende zu, als wir zum Einrücken nach Weißenburg commandirt wurden. Auf Schritt und Tritt begegneten uns Spuren der Zerstörung, lagen Kugeln umher, waren die Krankenträger und Aerzte in Thätigkeit, sahen wie Scenen des Jammers und Schmerzes in Hülle und Fülle. Die Cavallerie hatte nur wenig in dem ungünstigen Terrain zur Verwendung kommen können, aber unsere schwarzen Husaren hatten sich dennoch wacker an den Feind gemacht und dabei einige Verluste erlitten. Durch zertretene und Verfolgung des Feindes angetreten; unser Kronprinz war wieder allen voran. Rauch wirbelte am östlichen Ende der Stadt noch aus zwei alten Giebelhäusern auf, die in Brand geschossen waren, und deren verkohlte Dachsparren noch glimmten; in den Häusern, auf dem Straßenpflaster war alles voll Soldaten und Verwundeter. Unser Oberst hatte Quartier in der ehemaligen Comthurei der Johanniter erhalten, wohin ich mich zunächst mit einer Meldung begab. Auf dem kleinen Platz vor derselben saß eine lustige Schar Freiwilliger, junge, frische



Die ersten gefangenen Turcos.

zerstampfte Rebengärten hindurch näherten wir uns der alten von Mauern umgebenen Stadt. An einem Hag sah ich ein rührendes Bild — lang ausgestreckt, das Haupt an den Zaun gelehnt lag ein blutjunger Husar, den Säbel noch in der Faust — ein alter schnurrbärtiger Wachtmeister pflückte eine Hand voll Feldblumen und legte sie dem jugendlichen Kameraden auf die Brust, aus der ein kleiner Blutstrom hervorquoll. So fehlte es nicht an poetischen Scenen inmitten dieses fürchterlichen Kampfes. Die Hauptarmee hatte längst die Leute, deren vernarbte Gesichter anzeigten, daß sie auf der Hochschule schon den Gebrauch der Waffen praktisch eingeübt. Sie hatten zwei Stühle erobert und tranken aus einem gemeinsamen Glase in die Runde auf den Sieg, wobei sie ihre Lieder ertönen ließen. Sie sangen:

Im Osten erblinkte der Morgenstern schön
Sein Flammen es winkte, ins Schlachtfeld zu gehn.
Da stürmten wie Wetter, wie Wirbel im Meer,
Des Vaterlands Retter, Teuts Söhne daher.

Die erste eroberte Mitrailleuse.

Eingepfercht in die Reihen des Bataillons hat der Einzelne, dessen Leben hier eine Null ist, keinen Ueberblick über die ganze Schlacht. Er weiß nicht, ob seine Brüder fallen oder siegen, er sieht nur einen bestimmten Punkt vor sich, dem gegenüber er als Glied des Ganzen seine Pflicht zu thun hat.

Wir hörten nur das fürchterliche Feuern der Artillerie zu beiden Seiten, das Dröhnen der Trommeln, das Knattern des ununterbrochenen Kleingewehrfeuers, aus dem heraus ein eigenthümliches, fast ununterbrochenes und, ich möchte sagen, gellendes Schießen erklang, das zwischen dem Peloton- und Artilleriefeuer die Mitte hielt. Wer einmal diesen Ton gehört, der wird ihn nicht vergessen, er hat etwas von dem Laute an sich, welchen der einschlagende Blitz hervorbringt. „Die Mitrailleuse, die Mitrailleuse!“ so raunte man sich zu, und die Nachricht durchlief Glied auf Glied. Aber lügen müßte ich, hätte ich bemerkt, daß die Stimmung unserer braven Truppe nur im geringsten dadurch beeinträchtigt worden wäre.



An der ersten eroberten Mitrailleuse.

Das Hurrah, welches von anderen Bataillonen herübertönte, hatte auch bei uns begeisterten Widerhall gefunden; von einem plötzlichen Impulse hingerissen, stürzten unsere Plänkler, den kleinen, halb angeschwollenen Sauerbach durchwatend, von allen Seiten gegen die vom Feinde besetzten Höhen bei Elsaßhausen und Fröschweiler vor. Die feindlichen, uns entgegengeschickten Tirailleurs mußten vor dem rasenden Anprall flüchten und, trotzdem Tod und Verderben in unsere festgeschlossenen Reihen geschleudert wurden, ging es unaufhaltsam die Höhen hinan. Wohl zuckt die Wimper, wohl schlägt das Herz höher, wenn es vorwärts geht im Pulverdampf, wenn die Kugeln Lücken reißen, das Blut spritzt und bald hier bald da das eiserne Würfelspiel ganze Reihen niederschmettert. Aber „Vorwärts“ und „Drauf“ erschallt der deutsche Schlachtruf, und umsonst versuchen die feindlichen Bataillone auf der Höhe, den allenthalben vordringenden deutschen Truppen den Boden streitig zu machen.

Jetzt aber hören wir auch uns gegenüber das vorhin bezeichnete eigenthümliche Schießen. Einen Augenblick verjagt der Wind den Pulverdampf, und wir sehen schräg über uns das verhängnißvolle Ding, die Mitrailleuse. Wie elektrisirt von dem Anblick, durchzuckt nun alle das Gefühl, sich in den Besitz des Mordwerkzeuges zu setzen, das als Popanz so lange verschrieen war, und nun seinen Kugelregen uns entgegensandte. Mit „Hurrah!“ und „Drauf, drauf!“ schließen die nächsten Bataillone sich uns an; die ganze Schlachtlinie wogt vorwärts; umsonst versucht eine feindliche, links von uns aufgestellte

Batterie uns Einhalt zu thun; wir kommen trotz fürchterlicher Verluste näher and näher. Um die Geschütze zu retten, rücken noch mehrere feindliche Bataillone in die Schlachtlinie, noch zwei Mitrailleusen werden demaskirt und überschütten uns mit tödtlichen Geschossen, während eine Eskadron französischer Reiter rechts von den Höhen hervorbricht, sich auf unseren Flügel wirft, vor der unerschüttert im Vorrücken bleibenden Masse aber umkehren und hinter den Geschützen und der feindlichen Infanterie Schutz suchen muß.

Nur einige Minuten sind wir durch den feindlichen Kugelregen aufgehalten worden; die Reihen schließen sich wiederum dicht, und im Sturmschritt nähert sich mauergleich unsere Linie. Jetzt erschallt hüben und drüben das Commando zum Fällen der Gewehre, doch statt dessen stiegen unter donnerndem Jubel unsererseits die Kolben in die Höhe. Nur zwei von den feindlichen Bataillonen bewahren bei diesem Anblick noch die Festigkeit, mit dem Bajonett auf uns vorzugehen, die anderen stürzen zurück, in wilder, rasender Flucht, denn gleichzeitig sind auf der Straße zwischen Wörth und Fröschweiler bairische Chevauxlegers vorgegangen, die selbst den rasendsten Widerstand niederreiten. „Laßt nicht nach," dröhnt der anfeuernde Ruf der Officiere, die ihre Reiter in die wankenden Säulen des Feindes hineintreiben. „Haltet Euch mit Gefangenen nicht auf, vorwärts, vorwärts!" so schreit es, und gleichzeitig mit uns langen die braven Reiter an; das feindliche Bataillon hat Kehrt gemacht, dicht gesäet liegen die Chassepotgewehre auf dem Boden, und entblößt von der weggeschossenen Bedienung steht die erste eroberte Mitrailleuse stumm und traurig vor uns da.

Nie vergesse ich das Hurrah, das donnergleich in diesem Moment durch die Luft ertönte; unbeschreiblich war der Jubel, ein Händedruck folgte dem andern, und alles stürmte zusammen, um das merkwürdige, vielberufene und doch wenig bewährte Ding zu sehen. Auch hier fehlte es nicht, in so ernster Stunde, an heiteren Aussprüchen, und: „Hat ihm schon" rief einer nach dem andern, während er den Mechanismus zu prüfen suchte, und die Baiern gleich uns jauchzend und hell jobelnd ob des Sieges einmal über das andere Mal uns in die Arme fielen. Sie waren die nämlichen guten Streiter, wie ihre Väter bei Arcis-sur-Aube.

Von Regiment zu Regiment tönt der Siegesruf, von allen Seiten laufen günstige Nachrichten ein, und während die erste erbeutete Mitrailleuse rückwärts hinab nach Wörth geschafft ward, setzten wir den Vormarsch fort, den flüchtigen Feind verfolgend. Gott sei Dank in der Höhe! Unser ist der Sieg, und so theuer er erkauft ist, es ist ein schöner und herrlicher Sieg, zu Deutschlands Ruhm und Ehre.

In der Biwacht bei Nieder-Gundershofen, A. v. H.
7. August 1870.

Die Torpedoes im Dienste des Küstenschutzes.

Die französische Flotte mit ihren riesigen Panzerschiffen ist in der Nord- und Ostsee. Sie hat unsern blühenden Handel zur See lahm gelegt, sie führt Landungstruppen an Bord und will den Krieg gegen unsere Hafenstädte führen.

Wie sind wir dem gegenüber gerüstet? Unsere Flotte, Preußens jüngste Schöpfung, so tüchtig sie an und für sich ist, kann es mit der ihr weit überlegenen französischen nicht aufnehmen, das liegt auf der Hand. Auch die freiwillige Seewehr wird nicht so schnell eingeübt sein, um mit Erfolg den Gegner bekämpfen zu können. Sind aber unsere Küsten darum schutzlos? Mit nichten!

Es ist bekannt, daß die Häfen der Nordsee, also Emden, Wilhelmshafen, Bremerhafen, Hamburg nur äußerst schwer zugängig sind. Ueberall vor den Flußmündungen der Ems, Jahde, Weser und Elbe liegt versunkenes Land, die sogenannten Watten, zwischen dem die schmalen, fahrbaren Wasserstraßen hindurchführen. Da nun die Leuchtschiffe, Tonnen und Bojen dort fortgenommen sind, so kann ein feindliches Fahrzeug nur mit der äußersten Gefahr sich nähern. Es setzt sich sofort dem Stranden aus, auch fehlt es nicht an Strandbatterieen, und deutsche Truppen in überlegener Anzahl sind überall zur Hand.

Außerdem aber hat man unsere Häfen und Flußmündungen durch versenkte Schiffe, quergezogene Ketten u. s. w. gesperrt und die furchtbar wirkenden Torpedoes angebracht. Ueber diese unterseeischen Minen unsere Leser heute näher zu unterrichten, ist der Zweck dieses Aufsatzes. Wir können dieses aber nicht besser, als an der Hand des trefflichen Werkes, welches über die junge Marine Deutschlands vorhanden ist. Wir meinen „das Buch von der Norddeutschen Flotte", von dem vielerfahrenen Capitän zur See R. Werner, das überhaupt im gegenwärtigen Augenblicke von erhöhtem Interesse ist.

Capitän Werner schreibt: Die Torpedoes sind seit dem letzten amerikanischen Kriege in einer solchen Weise vervollkommnet worden, daß sie die furchtbarsten Feinde der Schiffe geworden, mögen diese noch so stark gepanzert sein, und selbst der doppelte Boden gewährt keinen Schutz gegen ihre verheerenden Wirkungen, da man es in der Hand hat, diese zu einem beliebigen Grade zu steigern.

Ein merkwürdiges Zusammentreffen ist es, daß ein Mann, welcher seit acht Jahren sich mit Vervollkommnung dieser Torpedoes beschäftigt hat und seitdem die Zerstörung von Schiffen zu seiner Lebensaufgabe gemacht zu haben scheint, zwanzig Jahre lang vorher in höchst erfolgreicher und von allen seefahrenden Nationen auf das ehrendste anerkannter Weise sein ganzes Streben auf die Erhaltung der Schiffe richtete.

Es ist dies derselbe berühmte, amerikanische Hydrograph Maury, der bis zum Jahre 1860 als Dirigent des Nationalobservatoriums in Washington segensreich wirkte, durch die Herausgabe seiner Wind- und Stromkarten, durch Auffindung neuer und kürzerer transatlantischer Wege der Schifffahrt die unschätzbarsten Dienste leistete, und dessen bereits in siebenter Auflage erschienene „Physische Geographie des Meeres" wohl jedem gebildeten Deutschen bekannt ist.

Die Punkte, um welche es sich bei Herstellung von Torpedoes handelt, wenn sie wirklichen Werth haben sollen, sind hauptsächlich folgende. Sie dürfen weder selbst explodirend sein, noch dadurch gefährlich werden, daß sie durch einen zufälligen Stoß oder durch eine Unvorsichtigkeit springen. Man muß sich am Lande jeden Augenblick über ihre Wirkungsfähigkeit versichern können.

Es muß ferner die Möglichkeit gegeben sein, die Torpedoes auf die größten sichtbaren Entfernungen zu jedem beliebigen Augenblicke, einzeln oder in Gruppen, und nur dann zu entzünden, wenn das feindliche Schiff sich im Bereiche ihrer zerstörenden Wirkung befindet.

Ohne diese Bedingungen haben Wasserminen sehr wenig Werth; sie sind unzuverlässig, können eben so gut dem Freunde als dem Feinde gefährlich werden, und es würde nicht lohnen, auf ihre Construction Mühe und Kosten zu verwenden.

Erfüllen sie jedoch jene Bedingungen, so geben sie die Grundlage eines geregelten Vertheidigungssystems, das gezogenen Kanonen und Panzerschiffen trotzt und feindlichen Flotten jedes Eindringen in Häfen und Flüsse unmöglich macht.

Im amerikanischen Kriege wurden diese neuen und furchtbaren Zerstörungsmittel mit praktischem Erfolg angewandt. Was die Monstregeschütze der südstaatlichen Batterien und Panzerschiffe nicht vermochten, das bewerkstelligten die Maury'schen Torpedoes. Die 16 Kriegsfahrzeuge, darunter 6 gepanzerte, welche die Nordstaaten in dem vierjährigen Kriege verloren, wurden durch Torpedoes in die Luft gesprengt.

Die Construction der Maury'schen Torpedoes ist im wesentlichen folgende. Sie bestehen aus dem Körper, der Ladung und dem Zünder nebst denjenigen Vorrichtungen, welche für die Leitung der Electricität nöthig sind.

Der Körper besteht aus einem hohlen, cylindrischen Gefäß von Eisenblech, dessen Größe, Form und Pulverladung sich nach der Tiefe richtet, in welcher die Torpedoes gelegt werden. Bei geringeren Tiefen befestigt man letztere auf dem Grunde des Hafens oder Flusses und zwar meistens durch ihr eignes Gewicht, bei tieferem Wasser gibt man ihnen ein größeres Deplacement, d. h. man construirt sie im Verhältniß zu ihrer Größe leichter und hält sie 20—25 Fuß unter der Oberfläche, an einem auf dem Boden verankerten Tau schwimmend. Zwei bewegliche, schräge Flügel, welche an ihren Seiten angebracht sind, verwandeln die horizontale Kraft der etwa auf sie einwirkenden Strömungen in eine verticale, ganz nach Analogie des

Papierdrachens, der durch seine schräge Lage ebenfalls in die Luft emporsteigt, obwohl ihn der Wind horizontal trifft, und die Torpedoes schwimmen deshalb stets senkrecht und in gleicher Höhe über ihrem Befestigungspunkte.

Die Zünder sind mit einer chemischen Composition gefüllt und werden durch Electricität vom Lande aus entzündet. Die Eigenthümlichkeit und der besondere Vorzug des Maurhschen Systems ist jedoch der, daß ein Torpedo stets durch mehrere electrische Drähte mit verschiedenen Beobachtungspunkten am Lande in Verbindung steht, daß die Beobachter durch die Minen miteinander telegraphiren und sich gleichzeitig von deren steter Wirksamkeit überzeugen können, ohne daß der dazu erforderliche electrische Strom die Torpedoes explodirt. Dies letztere war früher unmöglich, und Maurys Erfindung hat deshalb den Wasserminen erst ihre Zuverlässigkeit gegeben.

Werden die Minen gelegt, so nimmt man von den verschiedenen Beobachtungsorten, mit denen sie durch electrische Drähte in Verbindung gesetzt sind, in dem Augenblicke durch Fernröhre genaue Alliguements, wo man sie in das Wasser senkt. Treten dann später feindliche Schiffe in diese Alliguements, so befinden sie sich über den Minen und können durch einen einfachen Hebeldruck, der die electrische Kette schließt und den zündenden Strom nach dem Torpedo leitet, in die Luft gesprengt werden.

Da stets auf zwei verschiedenen Stationen die Kette durch einen solchen Hebeldruck geschlossen werden muß, um den Explosionsstrom zu erzeugen, so kann einestheils der Torpedo nicht früher springen, ehe das feindliche Schiff sich genau im Kreuzungspunkte der beiden Alliguements, also unmittelbar über der Mine, befindet, und andererseits kann einer der Beobachtungspunkte in die Hand der Feinde fallen, ohne daß dieser im Stande ist, die vorgefundenen Drähte für seine Zwecke zu benutzen.

Unzweifelhaft werden die Torpedoes auch bei unserer Küstenvertheidigung eine hervorragende Rolle spielen und sind dem Vernehmen nach damit schon praktische Versuche angestellt.

Am Familientische.

Die badische Division und ihr Führer.

(Zu dem Bilde auf S. 740.)

Außer den Baiern, die bei Weißenburg und Wörth, und den Württembergern, die bei Wörth, und namentlich bei Reichshofen, sich wacker geschlagen, sind auch die Badenser bereits ins Feuer gekommen. Am 3. August gegen Abend hatten sie den Rhein bei Maxau überschritten; schwarze, rothe und gelbe Dragoner, Infanterie und Artillerie. „Ein deutsches Herz mußte jauchzen," schreibt ein Augenzeuge, „wenn es die tausende von braven Soldaten in ziemlich raschem Tempo daherschreiten sah, denen man die Begier aus den Augen las, sich mit den Franzosen zu messen." Und tags darauf, während Baiern und Preußen Weißenburg und den Geisberg erstürmten, marschirten sie unter Anführung des Generals von Beyer auf Lauterburg, drängten die Franzosen über die Lauter zurück, bemächtigten sich der Stadt und schlugen dort ihr Hauptquartier auf, nachdem sie dreißig große französische Kähne und Rheinschiffe, die dort zusammengebracht waren, erbeutet hatten.

Wenn diese Zeilen in die Hände unserer Leser kommen, wird sicherlich schon mehr von den Badensern zu berichten sein. Der Mann, nach dem sich die badische Division nennt, bürgt dafür. Die kühnen Thaten der Division Beyer im Mainfeldzuge sind uns allen noch erinnerlich; wer gedenkt nicht ihres kühnen Flankenmarsches auf Schlüchtern zu und über das Rhöngebirge? Ebenso ist das ruhmvolle Gefecht von Helmstadt unvergessen.

General von Beyer ist seitdem bekanntlich in badische Dienste getreten und hat als Kriegsminister die badische Armee in kurzer Zeit ebenso vortrefflich reorganisirt, als er durch seine energisch nationale Politik viel zur Annäherung Süddeutschlands an Norddeutschland gethan hat. Ihm ist die Militärconvention mit dem norddeutschen Bunde zu danken, vermöge welcher Badenser bei uns und Norddeutsche in Baden als Freiwillige eintreten können. Unter seiner Leitung ist die neueste Mobilisirung der badischen Truppen mit großer Promptheit und Sicherheit ausgeführt worden.

Die Division Beyer bildet die äußerste linke Flanke der III. Armee und ist bereits über Lauterburg hinaus ziemlich weit in Feindes Land vorgedrungen. Ihren tapferen Führer zeigt uns — immer voran! — unser Bild; auf der unbeschriebenen Tafel des Wegweisers liest derselbe gewiß, wie alle deutschen Truppen im Felde und alle deutschen Herzen in der Heimat, nichts anderes, als: „Vorwärts! Nach Paris!"

Das Redactionsbureau in Kriegszeiten.

Seit drei Wochen ist unser friedliches Redactionszimmer wie verwandelt. Der große Glasschrank mit den Genrebildern, harmlosen Thierscenen, historischen Skizzen 2c. ist nicht ein Mal geöffnet worden; die Manuscriptvorräthe liegen unangetastet, nur was auf die gegenwärtige Lage paßt, wird etwa hervorgesucht und dem durchweg neuen Stoffe der Kriegsnummern hinzugefügt.

Auf dem großen Tische, der noch vor kurzem in genialer Unordnung mit Bildern aus Algier — Charakterköpfen, Architekturen, Landschaften — bedeckt war, die unser Mitarbeiter O. K. von dort mitgebracht hatte, herrscht eine fast peinlich militärische Ordnung. Auf einen Rahmen gespannt befindet sich eine große Karte des Kriegsschauplatzes, darunter specielle Kärtchen, daneben in Rollen andere zur Vergleichung und eine Schachtel mit roth- und schwarzköpfigen Nadeln und norddeutschen Fähnchen zur Bezeichnung der Siege. Jetzt sieht man nur noch die neuesten Zeitungen, die Rang- und Quartierliste der preußischen Armee, eine Orientirung über das französische Heer und dergleichen auf dem Tische.

Davor sitzt ein Redactionsmitglied, ganz versenkt in die neueste Nummer der Glasenappschen Kriegszeitung. Von Zeit zu Zeit blickt er auf und steckt eine neue Nadel an einen noch unbesetzten Ort der Karte. Bei Weißenburg und Wörth flattern schon lustig die Fähnchen — nun wird auch das königliche Hauptquartier nach Kaiserslautern vorwärts-, Mac Mahon unbestimmt zurückgesteckt.

„Das hätte ich mir auch nicht träumen lassen, daß ich so einst mit dem Herzog von Magenta umspringen müßte, als ich in seinen feenhaften Sälen ihm vorgestellt wurde und mit den Schönen Algiers tanzte!"*) murmelt er vor sich hin. „Sic transit gloria mundi!"

Ein Klopfen unterbricht seine Reflexionen. Es ist ein Telegramm. „Hr. X dort hat telegraphischen Auftrag, für mich an Sie zu zahlen. Erheben Sie und senden Sie sofort bestellte Cliché's mit Postwendung dringends."

Es sind die Kriegsscenen des Daheim vom Jahre 1866, die man nach auswärts zur Illustration des gegenwärtigen Krieges jetzt vielfach begehrt. Sie werden sogleich expedirt; und in kurzem illustrirt vielleicht der Sturm auf Gitschin den auf den Geisberg in irgend einem italienischen Blatte. A la guerre comme à la guerre! denkt unser dortiger College.

Aller buchhändlerischer Verkehr scheint überhaupt in dieser Kriegszeit durch den Telegraphen zu geschehen; uns gehen die meisten Bestellungen so zu. Schade, daß unsere Berichterstatter und Specialartisten nicht auch durch ihn uns ihre Beiträge einsenden können. Bei der Schnelligkeit der Ereignisse und der Langsamkeit der Briefbeförderung wäre das eine prächtige Erfindung. So bereiten die Poststunden häufig genug unangenehme Enttäuschungen. Eben kommt ein Convolut Briefe, Correspondenzkarten, Kreuzbänder. Das gesammte Redactionspersonal stürzt sich darauf.

Die Kreuzbänder enthalten einen Haufen von patriotischen Gedichtsammlungen, Predigten vom Bettage in Preußen und in Sachsen, illustrirten Vorschriften für Frauenarbeit im Kriege und anderen zeitgemäßen Schriften — wir würden die Hälfte einer Nummer allwöchentlich brauchen, um nur ihre Titel abzudrucken. Wir können sie nicht einmal lesen! Es wandert alles in unsere Sammlung von Documenten des Krieges 1870.

Die Briefe enthalten einen Strom von Gedichten aus Ost und West, aus Nord und Süd, oft die Anfänge ganzer Epen, die den Krieg stufenweise nach seinem Fortgange besingen wollen, darunter manches Schöne und Interessante, so einen markigen Kriegsgesang aus Cincinnati (Ohio) in Amerika, der den Elsaß zurückverlangt.

Lange haben wir geschwiegen
Zu dem Unrecht, zu der Schmach —
Länger soll die List nicht siegen,
Die die deutsche Einheit brach.
Unsre Herzen sind verbunden —
Hoch die Farben, Schwarz, Weiß, Roth!
Macht in Einheit ist gefunden —
Gib uns Elsaß oder — Tod!

Elsaß, Land der deutschen Marken,
Deutschen Rheines Wehr und Hut,
Land der Braven, Land der Starken,
Bist von unsrem Leib und Blut;
Bist die Krone deutscher Landen,
Uns geraubt in Schmach und Noth —
Deutschland ist jetzt auferstanden —
Gib uns Elsaß oder — Tod! 2c. 2c.

Wir freuen uns des neuerwachten patriotischen, von allen deutschen Bäumen schallenden Gesanges, können aber kaum den tausendsten Theil davon drucken, noch weniger kritische Urtheile darüber zurücksenden.

Andere Correspondenten senden alles Ernstes Räthsel und Rebusse ein; man denke: in dieser Zeit! Man muß auf den Poststempel sehen, um es zu glauben! Ein besonders Schlauer sendet die Lösung eines im Juni 1866 aufgegebenen Rebus und verlangt die Zusendung des darauf angesetzten Preises! Auch an sonderbaren Manuscripten fehlt es nicht; so lautet der Titel einer langen Abhandlung: „Schlüssel zur Vermeidung des Krieges und der Menschenschlächterei durch ein europäisches internationales Schiedsgericht." Kein neuer Gedanke, aber gewiß sehr zeitgemäß!

Auch Schelte bekommen wir zuweilen, so von einem 83jährigen Schulmeister in Berlin, einem Freunde E. M. Arndts und Jahns, wegen unserer noch zu häufigen Fremdwörter. Wollen's nach Kräften berücksichtigen, alter Herr, wenn wir auch Wörter, wie „Illustrationen", „Porträt", „Symbol" in unserer Sprache wohl werden lassen müssen. Seinen übrigens auch manches Lob enthaltenden Brief schließt der Ehrenmann:

„Nun drauf, Ihr Deutschen, und nicht eher geruht, bis der ewige Störenfried zur Ruhe gebracht und so klein gemacht ist, daß ihm jede Lust zur Friedensstörung vergeht. Elsaß und Lothringen — Bezahlung aller Kriegsschulden und aller unserer Landesschulden!"

Die Pfalz hat uns zwei äußerst liebenswürdige Correspondentinnen geliefert; die eine, Käthchen R., wird ihre sehr willkommene Einsendung im ersten Theil unserer Nummer benützt finden. Die zweite, Luise B., richtet

*) Der Beschreibung dieses Balles bei Mac Mahon im Daheim (V, S. 432) erinnern sich wohl noch viele unserer Leserinnen.

eine lange, reizende Epistel an das „liebe, theure, ergötzliche, wie ganz unersetzliche Daheim". — „Wie schön, wie prachtvoll warst du das letzte Mal! Liebes Daheim, du hast keine Ahnung von dem Glück, das mit dir in unser Schwalbennest geflogen kam. Wir hatten eben zwei Mann Einquartierung — die Ehre! — aus dem I. Garde-Regiment zu Fuß. Ich zeigte ihnen gleich ihren König Wilhelm, und — um den Hals hatten sich die beiden!"

„Frauenzimmergeschichten!" unterbricht ungalant ein Mitglied des Redactionspersonals den Vorlesenden; „aber ist nichts von unseren Berichterstattern Hiltl und Schlägel, nichts von Wickede oder Werner da?

„Nichts, nichts! — Doch hier ein Anerbieten, das uns vielleicht zum Ziele führen könnte," wird ihm erwidert; „ein Mann, der Philosophie, alte Sprache und Geschichte studirt hat und beabsichtigt, ins höhere Schulamt einzutreten, auch gute Zeugnisse einsenden kann, bietet sich als Berichterstatter an. Den Mann könnten wir vielleicht gebrauchen."

„Ach, lassen Sie die schlechten Witze!" entgegnet der artistische Director des mittlerweile vollständig versammelten Kriegsrathes des Daheim. „Es gilt jetzt Ernst, die nächste Nummer zu arrangiren. Also zunächst die Bilder. Welches Porträt stellen wir an die Spitze?"

Die Photographiesammlungen werden hervorgeholt. In einem Packet liegen die Deutschen, in einem andern die Franzosen, letztere noch vor Thoresschluß aus Paris eingetroffen.

„Mit Steinmetz und Kirchbach haben wir es famos getroffen in den letzten zwei Nummern; zunächst muß nun Bose gebracht werden."

Die Photographie wird nebst einem Holzstock für einen unserer Porträtmaler herausgelegt.

„Aber die Baiern müssen wir auch ehren; ihr wackerer Kriegsminister muß an die Spitze der nächsten Nummer. Aber was ist das? Herr v. Pranckh fehlt in unserer Sammlung! Wir müssen ein gutes Porträt von ihm haben. Sogleich ein Telegramm nach München."

Das Telegramm ist abgesendet; die Berathung geht fort.

„Welcher von den französischen Generalen kommt nun an die Reihe? Welcher wird zunächst wohl geschlagen? Mac Mahon und Frossard, Bazaine und Palikao haben wir zur rechten Zeit gebracht; wer folgt?"

„Lassen wir einstweilen die übrigen; unsere Generale müssen vorgehen, vor allem aber Darstellungen von Actionen. Leider hat unser Hünten seit Speyer nichts geschickt; Friedrich ist mit seiner ersten Zeichnung etwas zu spät gekommen — —"

Da kommen einige neue Briefe —

„Gottlob, neue Zeichnungen von Friedrich: Vorposten- und Kriegsscenen, gezeichnet neben einem Verwundeten, weshalb er den Blutflecken auf der Skizze zu entschuldigen bittet. Die müssen in Nr. 48. Schön gezeichnet. Müssen sogleich auf Holz photographiet werden. Und noch eine von Lüders, der in Berlin Rekruten einexerciren muß: „Turcos und Zuaven, für die Berliner Damen auf der Durchreise Briefe schreibend." Sehr gut! Das ist ein Thema für Sie, Doctor! Gelegenheit zu einem pädagogischen Plauderexcurse, — Seitenblick auf Frauenfrage — ganz für Sie gemacht!"

„Will es Ihren Freunden, den Turcos, zu Liebe thun," erwidere ich; „doch wer schafft uns noch einen Bericht für Nr. 47? An der Mitrailleusengeschichte haben wir nicht genug! Morgen muß die Nummer in die Presse, und jetzt ist es schon vier Uhr nachmittags."

„Hurrah! hier ist etwas — ein Brief von einem Officier aus Weißenburg," ruft unser Freund Dr. A.; „paßt vortrefflich zu der Turkosskizze, die uns gleich nach dem Siege von dort zuging! Der muß rasch redigirt und dann gesetzt werden."

In Zeit von zwei Stunden ist beides vollendet; Dr. A's. Redaction und der Satz des drei Spalten langen Aufsatzes, ausgeführt von fünf Setzern!

Man sieht, wir drucken nicht nur mit Dampf, wir verstehen es auch, mit Dampf zu ... setzen!

Der späte Abend bringt noch zwei Botschaften: einen zweiten, mit Bleistift fürchterlich gekritzelten Bericht von Julius von Wickede, und eine Karte von unserm Berichterstatter Max von Schlägel aus Mainz mit Blaustift, aber, wie gewöhnlich, sehr schön geschrieben, folgenden Inhalts:

„Seit Freitag nachts unterwegs (nämlich von Berlin aus, wo er den in Nr. 46 enthaltenen Bericht geschrieben) und erst hier. Noch keine Nacht in einem Bett geschlafen, die letzte bei strömendem Regen auf dem Verdeck eines Rheindampfers (unter einem Tisch). Morgen hoffentlich in Weißenburg, woher Bericht. Sie erhalten auch einen Bericht über die Reise hierher voll von denkwürdigen Eindrücken. So eben Dampfern mit bairischen Verwundeten und einem Zug gefangener Franzosen begegnet. Hurrah!"

„Hurrah!" stimmen auch wir ein, indem wir uns anschicken, die Sitzung aufzuheben und mitsammen aufzubrechen. Unser Stecknadelstrategiker wirft noch einen liebevollen Blick auf die riesige schwarzweißrothe Fahne, die eigens für den nächsten Sieg angeschafft, und auf die obligaten Illuminationslampen, dann schließt er sich uns auch an.

So geht es im Redactionsbureau des Daheim zu in Kriegszeiten! „Es riecht nach Pulver hier!" meinte neulich unser Freund, Kunsthändler B., als er in dasselbe trat. —

R. K.

Grab und Wiege.

Als wir zum letzten Male
Gezogen in das Feld,
Da trug des Vaters Fahne
Der Kronprinz, unser Held.

Sein Söhnlein lag im Sterben,
Doch er zog kühn voran,
Es ging der Krone Erben,
Wie manchem Landwehrmann.

Das Prinzlein ward begraben,
Die Thräne netzt den Bart,
So müssen wir Prinzen haben,
Das ist nach Preußenart.

Und wieder geht's zum Kriege,
Die Fahne wieder weht;
An des Prinzeßleins Wiege
Der treue Vater steht.

Die raschen Boten laufen,
Die Pathen kommen an,
Er läßt sein Kind noch taufen,
Wie mancher Landwehrmann.

Er geht von seinem Weibe,
Er fühlt wie wir den Schmerz,
Ihm schlägt im Heldenleibe
Das treue deutsche Herz.

Dann schwingt er sich zu Pferde
Und zieht zum Kampf hinaus
Für heil'ge, deutsche Erde
Und für das deutsche Haus.

Am Grab und an der Wiege,
Wir haben ihn gesehn,
Es soll voran zum Siege,
Mit Gott der Kronprinz gehn!

Georg Hesekiel.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.

Verlag der **Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin.** Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Daheim



VI. Jahrgang.] [1870. № 48.

Der bairische Mobilisator.

Ein nicht geringes Verdienst an der raschen und erfolgreichen Mobilisirung des bairischen Heeres gebührt dem Kriegsminister v. Prankh; denn in ihm fand Baiern jenes organisatorische Talent, ohne welches das beste Material todt bleibt. — Sigmund Freiherr v. Prankh, am 5. Dec. 1821 geboren, trat jung in das bairische Cadettencorps, und zeichnete sich als Knabe bald in ähnlicher Weise aus, wie jetzt als Mann. Mit dem Fähnrichsrang entlassen, trat er in das Genieregiment und avancirte dort bis zum Oberlieutenant. Ein rascher Wendepunkt kam für ihn heran, als Lüder, der frühere Geniecorpscommandant, Kriegsminister wurde, der bei aller seiner Rauhheit einen feinen Blick für begabte Naturen hatte und Prankh sofort zu seinem Adjutanten machte, woraus der Eintritt in den Generalstab und ein rasches Avancement sich von selbst ergab. Nach Lüders Tod verließ er die Büreaux und trat als Oberst in das III. Infanterieregiment Prinz Karl in Augsburg, um den äußeren Dienst in der Truppe, dem er durch seine ministerielle Thätigkeit ferner getreten war, wieder einzuholen. Kurz vor Ausbruch des Krieges von 1866 zum Commandanten des Leibregiments in München ernannt, nahm er an dessen Spitze am Feldzug theil, bis er am 1. August zum Kriegsminister und Generalmajor berufen ward. Dem jungen Minister fiel der ganze gesetzliche Umbau der mangelhaften Wehrverfassung zu: ein Werk, dessen Früchte Baiern und Deutschland jetzt genießen. Welche Kämpfe dasselbe gekostet, sei in dieser Stunde deutscher Eintracht verschwiegen! Der Mühe folgten Ehrenbezeugungen in Menge, deren wichtigste wohl die war, daß Prankh, nachdem er Reichsrath geworden, zum Inhaber des 8. Infanterieregiments ernannt wurde. — Bekanntlich trat mit 1870 eine neue Krisis in Baiern ein, da die ultramontanen Kammern vor allem das Militärbüdget zu beschneiden gedachten. Schon ehe die Franzosen kamen, stand Prankh im Feuer und hat sich auch auf diesem Felde tapfer geschlagen. Unterdessen ward die Debatte von den Ereignissen überholt, und Baiern wollte sich nicht von denselben ausschließen. Eine Rede Prankhs war für diesen Entschluß von bestimmender Tragweite. — Mit den vielseitigen Talenten dieses echt deutschen Mannes verbindet sich eine Pietät, die dem Soldaten zum schönsten Schmuck, und eine Unparteilichkeit, die dem Minister zur höchsten Ehre gereicht.



Kriegsminister von Prankh.

Der Marsch nach Hause.

Eine Soldatengeschichte aus alter Zeit von **Wilhelm Raabe.**

I.

Am siebenten August des Jahres Sechszehnhundertvierundsiebzig als am Geburtstagsfeste des Schutzheiligen des Ortes und der Gegend, des heiligen Gebhard, herrschte ein reges Leben in der alten Stadt Bregenz am Bodensee und rings um dieselbe. Seit langen Jahren hatte das Volk diesen Tag nicht mit solchem Eifer und so fröhlichen Herzens gefeiert wie heute.

Schon am frühen Morgen hatte kaiserliches Geschütz von der Klause über der Unnoth und bürgeerliches Böllergeknall von den Manern der Stadt und den umliegenden Höhen dem Heiligen die gebührende Ehre gegeben, und Glocken und Glöcklein aus Kirchen und Klöstern waren schier den ganzen Tag über nicht still geworden. Und es war ein schöner, ein heiterer Tag, der ebenfalls dem Heiligen alle Ehre gab. Leise spielten die Wellen des großen Sees an die Ufer, und die fernsten Berggiebel und Hörner des Granbündner Landes südlich über dem Rheinthal, die Roja, die Schwestern von Frastanz, die Scesa plana, der Kalanda und die Granhörner blitzten mit ihren Schneefeldern im heitern Licht herüber, während die näherzu aufgethürmten Riesen von St. Gallen und Appenzell, der Gonzen, der Alwier, der Kamor, der Hohen Kasten und der alte Säntis mit allen Zacken und Rissen, ein mächtiger Bergkamm, in wundervoller Klarheit sich vom blauen Himmel abhoben. Wer die Hand über die Augen hielt, um dieselben gegen das Glänzen und Leuchten des Wassers zu schirmen, der mochte selbst im fernen Hegän die dunkeln Kegel des Hohentwiel und Hohenkrähen deutlich erkennen.

An der Kapelle am See, wo die Gebeine der im Jahre 1407 gegen die Appenzeller Hirten Gefallenen ruhen, und wo der Graf Wilhelm von Montfort mit allen Ritteen des St. Jürgenschildes nach dem gewonnenen Siege kniete, und der Ruf Ehrguta! Ehrguta! zum ersten Mal hell hinausgerufen wurde, um durch Jahrhunderte nicht in den Gassen der alten Römerstadt Bregenz zu verhallen, waren die Schiffe und Kähne der Gäste aus dem Allgäu und dem Thurgäu mit Seilen und Ketten angelegt. Viel Volk war aus dem Walde gekommen, und die Benedictiner von Mehrerau und die Pfaffheit in der Stadt mochten den Tag wohl loben; denn wie bei allen solchen, vom Wetter und dem Lebensmuth der Menschen begünstigten, feierlichen Gelegenheiten fiel mancherlei für sie ab, was sie gar wohl gebrauchen konnten und mit Dank und gutem Gegenwillen gern hinnahmen.

Wenn nun schon am Seeufer, wie gesagt, ein munteres Leben herrschte, so nahm dieses mehr und mehr zu auf allen Wegen, die zu dem grauen Mauerviereck der Römerstadt emporführten, wurde aber am buntesten auf den waldigen Pfaden, auf welchen man rechts von der Stadt die Höhe des Pfannenberges erreicht; denn dort hinauf oder hinab mußte ja alles Volk, welches den heiligen Gebhard zu seinem Geburtstag grüßen wollte, oder ihn bereits gegrüßt hatte. Wir gehen mit den Emporsteigenden, um nachher mit einem einzelnen Gaste des guten Bischofs wieder herabsteigen zu können.

Der Heilige würde sich sicherlich nicht wenig verwundert haben, wenn er heute die Stätte gesehen hätte, wo einstmals seine Wiege stand. Die Natur hatte wohl Zeit gehabt, ihre verschönernde Hand an das schlimme Denkmal der schwedischen Furie vom Jahre Sechszehnhundertsechsundvierzig zu legen; allein alles hatte sie doch längst nicht auszugleichen vermocht. Da blickten die gewaltigen, zerrissenen, von der Flamme geschwärzten Maueen und Thürme von Hohen-Bregenz immer noch grimmig auf den jungen, freudigen Waldwuchs, der sich zwischen und an sie gedrängt hatte, herab. Und wie manches gefiederte Samenkörnlein Wurzeln geschlagen haben mochte in den Schießscharten und leeren Fensteröffnungen, die grause Göttin Bellena lachte doch nur höhnischer durch die schwankenden Kräuter und den kletternden Ephen. Das Gras und die Herbstastern, die Königskerzen und die Sternblumen hatten noch nicht den Sieg gewonnen über den Brandschutt des wilden Feldmarschalls Karl Gustav Wrangel. Hätte das Volk eine eben solche Miene gemacht, wie die Geburtsstätte seines Heiligen auf der schönen, vorspringenden Kuppe des Pfannenberges, so wäre das Fest gewißlich nicht so heiter anzuschanen gewesen.

Aber die arme, gequälte Menschheit vergißt Gottlob leicht und schnell. Die frohe Menge, die innerhalb der niedergeworfenen Burgmauern lagerte, den Wald ringsum füllte und auf allen Pfaden zog, ärgerte sich heute gar wenig an dem, was vor mehr als siebenundzwanzig Jahren geschehen war, und das historische Factum diente höchstens noch einigen älteren Leuten zu einer nicht unannehmlichen Unterhaltung.

Freilich war die schwedische Hand auf den armen Mann und kleinen Bürger am Schluß des Jahres Sechsunddvierzig verhältnißmäßig ziemlich leicht gefallen, denn der General Wrangel hatte an dem Adel und der Geistlichkeit so gute Beute gemacht, daß er das Geringere gern und willig an Ort und Stelle beließ. Die Geistlichkeit und der Adel hatten nämlich alle ihre Schätze und besten Habseligkeiten weit aus dem Lande umher in die feste Römerstadt geflüchtet, und als der falsche Commandant der Klause am See seine Thore verrätherischer Weise öffnete, da fand der Schwede alles recht ordentlich, hübsch und lieblich bei einander, und mochte sich wohl die Hände reiben. Wer heute Schweden bereist und nach Skogkloster kommt, der wird daselbst wohl noch allerlei gute Dinge finden, welche der Wrangel damals aus Brigantium mit sich nahm, und welche die Erben aus dem Allgäu und dem Vorarlberg nun doch wohl vergeblich zurückfordern möchten.

In der Mitte der Ruinen, auf der Stelle, wo seit dem Jahre 1723 die Kirche des einstigen Burgherrn von Hohenbregenz und späteren Heiligen steht, war heute am 7. August 1671 der Boden von Schutt und Trümmern gereinigt, und für den festlichen Tag ein mit Blumen geschmückter, mit Lichtern besteckter Altar errichtet, an welchem die Benedictiner von Mehrerau der Feierlichkeit vorstanden. Hier befand sich der Mittelpunkt des Gewimmels, doch im weiteren Umkreise war dasselbe auch nicht viel geringer. Da waren in den verwüsteten Räumen der Burg, im grünen Grase, unter den Bäumen Tische und Bänke aufgestellt und Fässer zusammengerollt und aufgelegt, da gab es mancherlei gute Sachen für den Mund und die Augen, und die Geburtstagsgäste saßen an den Tischen und lagerten im Grase und drängten sich um die Fässer und feilschten an den Tischen der Verkäufer von Rosenkränzen und Kreuzen und Heiligenbildern, und an einem der Tische saß einer der Helden dieser Historia, einsam und allein vor der Flasche und dem Glase, und nickte mit dem Kopfe, und blinzelte in das Gewühl seliglich, dieser, im Rücken gedeckt von einem rauchgeschwärzten Mauerwinkel, überschattet von einem Ahornstrauch, unbekümmert um das Glöckleinklingeln der Geistlichen, die Töne der Musik im Walde, das Jauchzen und helle Lachen der Buben und Mädeln — einer der beiden Helden dieser Historia, der brave Korporal Sven Knudson Knäckabröd aus Jönköping am Wettersee, welcher zuerst mit dem großen Feldmarschall Karl Gustav Wrangel hierher gekommen war.

II.

Der Korporal hatte das Kinn auf beide Fäuste gestützt, er blinzelte lächerlich-nachdenklich mit den schwimmenden Augen, und von Zeit zu Zeit schüttelte er den grauen Kopf und fuhr mit der Rückseite der Hand über die braunrothe, ehrliche, wenn auch nicht ehrwürdige Nase; es kam ihm selber ganz verwunderlich vor, daß er hier saß, und zwar zum zweiten Mal, und zwar unter gänzlich veränderten Um- und Zuständen. Er hatte des guten Tirolers manchen ehrlichen Scheppen genossen, und es war eben kein Wunder, wenn er das bunte, bewegte Treiben vor und um sich in einem phantastischen Zauberlicht sah; aber sein seltsam Geschick hatte ihn wahrlich berufen, an dieser Stelle auch ohne den rothen Tiroler mancherlei Gesichter zu erschauen. Er schüttelte den Kopf, wehmüthig und doch lustig, wie er daran gedachte, auf welche Art er damals in der Burg des heiligen Bischofs Gebhard anlangte. Wahrlich nicht um sich wie heute breit und bequem im Schatten eines grünen Ahorns vor dem Becher niederzulassen! Damals war die Welt verschneit, und die Eiszapfen hingen an den Fichtennadeln und Tannenzweigen, an den kahlen Aesten der Eichen und Buchen und an den Bärten der zehntausend Kameraden, welche durch den Allgäu zum Bregenzer Sturm heranmarschirt waren. Damals handhabte er, der Korporal Sven Knudson Knäckabröd, seine Arquebuse, wie die andern, stand wie die andern in Rauch, Dampf und Feuer und stieg bergan den

Pfannenberg, über Leichen und Verwundete. Damals half er den Geschützmeistern die Karthaunen in die rechte Position bringen, und war unter den Ersten an der Zugbrücke, als das Thor von Hohenbregenz zersplitterte, die Mauer schwankte und vornüber brach und den Graben für den verlorenen Haufen weg-, sprung- und sturmgerecht machte. Er befand sich natürlich unter dem verlorenen Haufen und schlug mit umgekehrter Muskete wacker drein, als das kaiserliche Kriegsvolk immer noch den Eingang streitig machte; er erwarb sich großes Lob bei seinem Hauptmann, und als der Feldmarschall nachher auf den Berg kam, die gewachte Arbeit in der Nähe zu sehen, da war der Korporal Sven voran unter denen, welche am lautesten Victoria schreien durften.

„Oooh!“ stöhnte der Korporal am Nachmittag des vierten Augusts 1674, in allen Reizen der Erinnerung schwelgend, und legte sich schwer auf die linke Seite und schlug mit der rechten Faust gewaltig auf den Tisch. Um seine Gefühle deutlich zu machen, hatte er nichts weiter hinzuzusetzen; aber w i r haben noch einiges über seine Vorgeschichte zu berichten, um u n s e r e n Gefühlen gegen ihn gerecht zu werden.

Den Fürberg hinauf und um den Fürberg herum, in den verschneiten Wäldern und Klüften dauerten die Scharmützel zwischen den Schweden und den Kaiserlichen auch nach der Einnahme von Stadt und Schloß Bregenz tagelang fort, und heute noch richtet auf dem Pfänder der Tourist den Blick oder das Fernrohr auf eine der großartigsten Landschaftsrundsichten Europas aus den halbversunkenen Verschanzungen jener blutigen Wochen.

Ein beträchtlicher Haufen der Sieger drang plündernd, sengend und brennend tiefer in den Wald, scheuchte das Volk dörferweise vor sich her, oder jagte es vereinzelt in unwegsame Felsenschluchten oder versteckte Thäler, wie solches seit dem Jahre 1618 bei allen kriegführenden Parteien auf des römischen Reiches heiligem Boden Brauch, Sitte und Gewohnheit geworden war. Auch unter dieser Heldenschar befand sich der Korporal Sven Knudson Knäckabröd, und dieser Expedition hatte er es zu verdanken, daß er im August des Jahres 1671 sich noch immer in der Gegend befand, und am Tage des heiligen Gebhard auf dessen von ihm selber zerstörten Burg friedlich und gemüthlich vor dem Becher saß. An diesen schwedischen Streifzug in den ersten Tagen Anno Domini 1647 knüpft sich nämlich einer jener gar nicht seltenen schönen Züge weiblichen Muthes, weiblicher Wuth und weiblicher Tapferkeit, von denen uns die von den Männern geschriebenen Geschichtswerke in verlegener und etwas bänglicher Bewunderung Kunde geben.

Zwischen Lingenau und Hüttisau schlugen am 4. Januar 1647 die voralbergischen Ehefrauen und Schmelgen, das ist: die jungen Mädchen die eingedrungenen Schweden bis auf den letzten Mann todt, und nur der letzte Mann entkam, das heißt, er — der Korporal Sven Knudson Knäckabröd wurde schwer verwundet von der Wirthin zur Taube in Alberschwende, Frau Fortunata Madlenerin, gefangen genommen, und unter sonderlichen Umständen von ihr gegen das blutdürstige Andringen der erbarmungsloseren Kampfgenossinnen mit Erfolg vertheidigt.

Die Männer, welche sich von diesem Ueberfall am „rothen Egg“ wahrscheinlich aus Bescheidenheit fern gehalten hatten, durften natürlich auch nicht in die dem Kampfe folgenden Verhandlungen dreinschwatzen; es läuten jedoch heute noch je am 4. Januar nachmittags 2 Uhr die Glocken zur Ehre und zum Gedächtniß der Heldenthat ihrer besseren Hälften.

Um 2 Uhr nachmittags lagen im blutigen Schnee am rothen Egg die schwedischen Grobiane, zerschmettert von Kugeln, Baumstämmen und Felsentrümmern, zerhackt von Beil-, Schwert- und Hellebardenhieben, still, und die Weiber vom Walde tanzten wuthentbrannt um die Leichen. Die Frau Wirthin zur Taube aber, eine junge Wittib, die keine geringe Rolle in der Schlacht gespielt hatte, brachte eben ihr Beutestück, nämlich den Corporal Knäckabröd, in Sicherheit.

Das hatte seine Schwierigkeiten! Denn kurz nachdem sie entdeckt hatte, es sei noch einiges Leben in dem gleichfalls arg mitgenommenen armen Sven, war dieselbe Bemerkung von drei anderen Kriegsgesellinnen gemacht worden, und diese drei befanden sich noch nicht in der Stimmung, den alten, lieben Beruf der Frauen, die barmherzigen Schwestern und Krankenwärterinnen zu spielen, schon jetzt wieder aufzunehmen. Im Gegentheil! Mit den Waffen in den Händen hatten sie sich auf den unseligen, zappelnden Tropf gestürzt und wie die Frau Fortunata zugepackt, und es gab ein arges Gezerr an Arm und Bein, an den Fetzen des Wammses oder am Bandelier, und die Taubenwirthin hatte alle Mühe, die erbosten Hiebe und Stöße durch ihr Geschrei, oder mit dem guten Schwerte, welches ihr seliger Gatte im Winkel hatte stehen lassen, abzuwehren. Es war ein großes Glück für den Corporal Sven, daß ihr Ansehen mächtig war unter den Wäldlerinnen, daß sie den Plan zum Ueberfall angegeben hatte, und daß ihr Haus und Zeichen in Alberschwende einen herrlichen Ruhm und Ruf besaß, weit hinaus nach allen vier Weltgegenden; denn dem allein verdankte er sein Leben nach der Niederlegung seiner Genossen an dem Fallenbache am rothen Egg!

Als doppelte Siegerin führte ihn seine Retterin auf einem Karren in ihr Haus zu Alberschwende unter der Lorena, ließ ihn da zuerst hinter verriegelter Thür auf ein Strohlager neben ihrem Schanktisch, dann in ein besseres Bett legen und besorgte den ersten Verband seiner Wunden selber. Er aber erwachte erst nach längeren Wochen aus seiner Betäubung, und wußte dann durchaus nicht anzugeben, was mit ihm vorgefallen sei, und wo er sich befinde.

Der Korporal Sven Knudson Knäckabröd wußte eigentlich noch heute, d. h. im Jahre 1674, nicht, wo er sich eigentlich befinde, und das war gar nicht so sonderbar. Seit er Anno dreißig mit dem großen Gustavus Adolfus, dem streitbaren Löwen aus Mitternacht, auf Usedom in der pommerschen Bucht landete, war er sechszehn Jahre lang durch solchen Wirrwaer hin- und hermarschirt, daß für einen Mann, der nicht Gelegenheit gehabt hatte, die Geographie zu studiren, sich das Bild der Welt wohl verwirren mochte. Hatte doch selbst der Oberst Wrangel, unter dessen Commando er damals seine Kriegszüge begann, und der während der Zeit längst Feldmarschall geworden war, Mühe, sich in dieser Beziehung die Landkarte klar zu halten.

„Donner und Nordlicht!“ sagte der Korporal am 7. August 1674, legte sich schwer auf den rechten Ellenbogen, und schlug mit der linken Faust auf den Tisch. Ja wohl, ein Mann, dessen Leben dicht an der Grenze des ewigen Eises, dem Nordpol nahe, begonnen hatte, der den Krieg mit allen Nationen Europas, mit Deutschen, Franzosen und Hispaniern, mit Italienern, Dänen, Polen und Moskowitern sah, der dann 26 Jahre des tiefsten Friedens unter dem Hirtenvolk des Vorarlberges vollendet hatte, mochte wohl bei einiger Ueberlegung seines Daseins: Donner und Nordlicht! sagen.

Die Frau Fortunata hatte am Fallenbach wohl nicht gedacht, welch eine schwere Last sie sich für die nächsten Zeiten durch ihr gutes Herz auf den Hals lud. Sie bekam ihre große Noth mit ihrem Schweden, dem noch drei Jahre lang nach dem Sturm auf Bregenz das ganze Land rings umher nach dem Leben stand. Es fand sich, daß sie ihn nur dadurch vor allen den verschiedenen Nachstellungen retten konnte, daß sie ihn zur Kindsmagd machte, dem wilden Arquebusirer ihr unmündig Töchterlein zur Wartung in die Arme gab, und ihn im Haus an ihr Schürzenband geknüpft hielt, bis das erste Gras über die Blutzeit gewachsen war, bis die Alten den „schwedischen Mann“ ohne Mordsinn ansehen konnten, und die Jungen ihn als ein natürlich gegeben Ding nahmen.

Da saß der Korporal Sven Knäckabröd denn in den Bergen verzaubert neben der Wiege der kleinen Aloysia; er, der mit dem glorreichen und sieghaften König Gustavus Adolfus über das Meer gefahren war und in hundert grimmigen Schlachten in die Linie rückte gegen den Tilly, den Wallenstein, den Pappenheim und hundert andere gewaltige Kriegshauptleute! Da saß er und spann nicht nur Trübsal, sondern auch wirklichen Flachs und Werg, und wenn das Kind schrie, so rief die Frau Fortunata: He, Schwen, sing ihm!“ und der Korporal Sven Knudson Knäckabröd sang.

Potz Lappland und kein Ende — dabei ließ sich dann recht hübsch an allerhand anderes denken! Zum Beispiel an die graue, nebelige, flammende Ebene von Breitenfeld oder von Lützen, an den Kommandoruf vor der Front, an die rasselnden Reitergeschwader, die blauen und gelben Fußregimenter, wie sie gegen die kaiserlichen Batterieen am Floßgraben vorstürzten, zurückfluteten, wieder vorstürzten und unter den Hufen und Füßen die Todten und die Verwundeten in Haenisch und in Büffelwamms zerstampften!

Wenn dann wieder der Kommandoruf der Wirthin zur Taube in solche Träumereien klang, gab es wohl ein sonderlich Auffahren, und ohne die kleine Aloysia hätte das Ding am letzten Ende doch noch einen traurigen Ausgang mit dem armen, verloren gegangenen schwedischen Mann genommen.

III.

Du lieber Himmel, eine Zeitlang, so um das Jahr 1655 herum, trug er, der Korporal, sich mit dem Gedanken, ob er sich nicht dadurch am leichtesten ranzioniren und zugleich seinem dankbaren Gemüthe am angenehmsten Genüge leisten könne, wenn er die junge Wittib freie und selber Taubenwirth zu Alberschwende werde. Eine Weile lang hatte der gute Sven die größte Lust, auch einmal das Wagstück auszuführen und zu rufen: „He, Frau Fortuna, sing!" aber zuletzt wagte er es doch nicht, abgesehen davon, daß er seinen lutherischen Glauben, oder vielmehr den Glauben hochseliger königlicher Majestät Gustavi Adolfi — denn er selbst machte sich nicht viel daraus — doch nicht gern in die Schanze schlagen wollte.

Es blieb also dabei: „He, Korporal, sing!" und Sven Knudson Knäckabeöd sang; aber wie melodisch, das wollen wir lieber doch nicht weiter aufrühren. Er war eine gute Kindsmagd, und als seine Dienstjahre in dieser Hinsicht als beendet angesehen werden konnten, da that ihm das fast leid, und als braver Veteran behielt er für alle Zeiten eine tiefe Zuneigung zu dem früheren Dienstverhältniß. Als die kleine Aloysia zehn Jahre alt geworden war, hatte das Gebirgsvolk so ziemlich vergessen, auf welche Art und Weise der schwedische Mann in seine Mitte gerathen war, und die Frau Fortunata konnte ihn allein laufen lassen.

Er lief aber noch immer nicht allein; auch die kleine Aloysia Madlener hielt fürderhin in Treuen an ihm, und die beiden schickten sich gar wohl in einander im Dorf, im Wald und auf den Matten bei jeglicher Lust und Arbeit.

Wer jene holdselige Gegend kennt, der weiß, daß im Süden des Dorfes Alberschwende der Pfad sich steil, anfangs durch Gehölz und dann über schöne Wiesen, zu einem Bergsattel emporzieht, die Lorene geheißen. Wer ihn heute geht, der findet unterwegs, ehe er zu dem herrlichen Gipfel gelangt, drei Sennhütten; um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts aber lag nur eine dort, und diese ein wenig höher, der Kuppe näher am Rande eines Tannenwaldes, und die Hütte, der Wald und die Wiesen ringsumher gehörten dem Taubenwirthshaus drunten im Dorfe, und die Frau Fortunata hatte das Besitzthum einst als ein trefflich Reisei dem jetzo seliglich abgeschiedenen Gatten mit in die Ehe gebracht.

(Fortsetzung folgt.)



Französische Gefangene durch Berliner Damen mit der Heimat correspondirend.

Von unserm Specialartisten H. Lüders.

Skizzen vom Kriegsschauplatz.

Von unserm Berichterstatter **Georg Hiltl.**

I. Aus dem Marschquartier Landstuhl.*)

Ungeheures Treiben auf dem Anhaltischen Bahnhofe zu Berlin. Die Masse der Neugierigen und Erregten wächst von Minute zu Minute. Zwischen Leuten jeden Alters, Ranges und Geschäftes halten Reiter, Droschken und elegante Equipagen mit sommerlich gekleideten Insassen. Zwischen all diesem Getümmel Züge von feldmäßig bepackten Soldaten, Ordonnanzen und Fourieren. Es ist zwar seit dem Augenblicke der Kriegserklärung jeden Tag so gegangen, aber heute ist etwas ganz Absonderliches im Werke! Die ersten Gefangenen von der französischen Armee sollen ankommen — Zuaven, Linie — und die gefürchteten übel berüchtigten Turcos werden nach Berlin gebracht. Die kronprinzliche Depesche nach dem Treffen bei

*) Vom 8. August datirt; am 12. in Leipzig eingetroffen.



Transport französischer Gefangener, escortirt von badischer Infanterie.

Für das Daheim gezeichnet von Otto v. Faber du Faur.

Weißenburg besagt: Achthundert Gefangene, darunter viele Turcos, — welch ein Jubel! besonders für die Berliner!

Inmitten dieses Getümmels steht Ihr Berichterstatter ebenfalls feldmäßig bepackt, d. h. mit einem winzig kleinen Koffer versehen, den unvermeidlichen Plaid in den betreffenden Riemen geschnallt. Meine Absicht ist: nach Mainz zu gehen, um vom königlichen Hauptquartier aus weitere Abstecher zu machen, denn es ist mir vielleicht vergönnt, dieselbe glückliche Fahrt über die Schlachtfelder zu machen, wie im großen Jahre 1866. Aber hinkommen, — das ist die große Sache! Das ist das Wort, die Frage; fortwährend, jede Stunde langen Militärzüge an — sie führen die Truppen zur Grenze. Ein jeder dieser Züge wird von dem Erfrischungscomitee und dessen Mitgliedern in eifrigster Weise unterstützt, d. h. mit Wein, Bier, Cigarren und dergl. reichlich versorgt. Mit einem solchen Zuge zu fahren — das ist sicherlich die beste Gelegenheit, das ist auch Anno 66 mein Treffer gewesen.

Hinkommen! Ich wiederholte mir dieses große Wort wohl einige zwanzig Mal; was helfen alle Versprechungen? was nützen Empfehlungen? in diesem ungeheuren Trubel geht der Einzelne sammt all seiner Bevorzugung unter. Aber das Glück lächelt, — es erscheint zunächst in der Gestalt des sehr liebenswürdigen Etappencommandanten, dem ich meine Karte vorzeige. Er meint, es werde durchaus kein Bedenken sein, daß ich mit dem nächsten Militärzuge fortkönne; nur müsse ich mich jede Minute bereit halten. Gut denn! Was wird nun werden? mit welchen Truppen werde ich in die Weite geschickt? — Drunten auf den Plätzen, vor dem Anhaltischen Bahnhofe, im Locale desselben wogt und braust die Masse immer ungeduldiger. Schon ist es halb fünf Uhr, die ersehnten Turcos sollen anlangen — sie lassen noch immer warten! — mich beschäftigen diese schwarzen Teufel durchaus nicht so sehr. Meine Blicke richten sich vielmehr nach der Königgrätzer Straße, von woher der nächste Zug mit Soldaten unsrer Armee kommen soll. Die Fenster, die Mauern des Gartens am Palais des Prinzen Albrecht sind dicht mit Menschen besetzt. Einige verwegene Leute haben sogar Attaken auf den Bahnhof gemacht und sind vom Flurfenster in den Perron gedrungen, um die ersehnten Gefangnen recht aus erster Hand genießen zu können. Sie sollen auf dem Bahnhofe selbst erquickt und dann weiter transportirt werden.

Jetzt braust ein Zug herein! Lautes, weithinschallendes Hurrah! Sind es schon die erwarteten Wüstenkinder? — nein — es sind allerdings auch braune, recht kriegerisch und schlagfertig aussehende Gesichter und Gestalten, aber sie werden ohne Yatagans, Geheul und wilde Sprünge in das Treffen gehen — es sind heranziehende Soldaten unsrer wackern Armee. Die erste leichte Reservebatterie von Posen kommend, rasselt in den Bahnhof und wird wie alle ankommenden Kriegsleute mit großem Jubel empfangen. Sofort sind die Thüren der Coupés geöffnet — Damen und Herren eilen mit Erfrischungen herbei. Die halbgeöffneten Thüren der Pferde- und Packwagen beleben sich mit den im Innern befindlichen Mannschaften, die ihre Stalljacken tragen und nach langer Fahrt, durch die Hitze ermattet, die dargereichten Erfrischungen begierig schlürfen.

„Mit diesem Zuge können Sie mit," sagte der auf dem Etappencommando fungirende, liebenswürdige Lieutenant Habel. Sogleich habe ich meine Legitimation bei der Hand. Der Lieutenant tritt an das Officiercoupé und fragt, ob die Herren mich mitnehmen wollen? — Dieser Anfrage folgt ein sehr freundliches und bereitwilliges „Ja", im nächsten Augenblicke sitze ich im Coupé 3. Classe. Ich scheine viel Glück haben zu sollen. Die Batterie ist nach Homburg in der bairischen Pfalz dirigirt. Sie wird Mainz passiren, wohin ich will — also konnte ich es nicht besser treffen.

Nach flüchtigem Abschiede und Dank dem Lieutenant Habel gewidmet, ertönt das Signal von der Maschine — der Zug setzt sich in Bewegung. Die Mannschaft läßt ein donnerndes Vivat! den Berlinern erschallen, und wir rollen aus dem Bahnhofe, immer begleitet vom Hurrah der versammelten Berliner, die heute zwischen Enthusiasmus für die abrückenden Truppen und Neugier in Betreff der erwarteten Gefangenen schwankten. Zunächst mache ich mich mit meinen lieben Reisegefährten bekannt, die mich so überaus freundlich und ohne jeden Aufenthalt, ohne nach Wie? Warum? Wohin? zu fragen, aufgenommen haben. Die Batterie commandirt Hauptmann Lange, der also der Chef der militärischen Sendung ist. Unter ihm die Herren Karuth, Premierlieutenant, und Secondelieutenant Homeyer. Mit Premierlieutenant Karuth befinde ich mich im Coupé. Der Lieutenant ist eine kraftvolle Gestalt. Er — wie sein Vorgesetzter und sein Kamerad kennen den Krieg. Sie haben 1866 mitgemacht. Hauptmann Lange ist am Tage von Nachod das Pferd unter dem Leibe erschossen worden. Unsre Bekanntschaft ist schnell gemacht, ich bin dem Namen nach den Herren nicht unbekannt, und in wenig Minuten sind wir so befreundet, als wären wir Wochen lang beisammen gewesen.

Lieutenant Karuth ist — das sieht man auf den ersten Blick — ein Praktiker. Er hat das ihm zukommende Coupé 2. Classe verlassen, weil die Hitze zu sehr ermattet — er muß immer bereit sein, der Ordre seines Vorgesetzten nachzukommen, und trotz seiner mannigfachen Anstrengungen entfaltet er einen köstlichen Humor. Mit ihm befinden sich im Coupé: der Vicefeldwebel Wiegmann und der Fähnrich Friedmann. Ersterer ist Pharmaceut, der Fähnrich ist Landwirth. Dieser hat auch schon das Kreuz von 1866.

Da haben Sie gleich wieder eine ebenso seltsame, als schöne Zusammensetzung. Dreierlei Stände in dem kleinen Raum beisammen, Soldat — Apotheker — Landwirth! Jeder für den Dienst des Vaterlandes herbeigerufen; jeder von gleichem Enthusiasmus für die große Sache beseelt und ohne Murren, freudig bereit, alles andere hinter sich zu lassen und dem Vaterlande zu dienen.

Wie anders als sonst sehen diese Männer aus! Hier ist nichts von dem so viel gerühmten, von Unverständigen oft genug bekrittelten Paradeputz, der doch so entschieden nothwendig ist. Alles ist für den bevorstehenden kriegerischen Zug hergerichtet. Wo sind die prall und elegant sitzenden Beinkleider, wo ist der feine Tuchrock geblieben? Lieutenant Karuth hat seine Lederhosen angelegt, die ihm schon 66 dienten; sein commistuchner Rock, ein stark mitgenommener Helm, hohe, dicke, plumpe Stiefel machen seine Bekleidung aus. In gleicher Weise sind die übrigen Herren costümirt. Verblichene Schärpen, Reithosen — und die Wäsche. — Lieber Himmel, wenn man sonst unsre drallen, eleganten Leute betrachtet! Aber auch das ist schön. Es macht Farbe. Die Farben, welche man an den feldbereiten Soldaten entdeckt, sind unvergleichlich schön — es ist das kein leeres Wort, ich habe im Jahre 66 das so oft beobachtet. Ganz herrlich ist die funkelnde und schimmernde Pracht der preußischen Krieger — aber viel — viel schöner noch sind diese vom Wetter, von Strapatzen aller Art mitgenommenen Ehrenkleider.

Unser Leben im Coupé gestaltet sich sogleich sehr angenehm. Nach den ersten Momenten der Bekanntschaft wird es sehr ungenirt. Wesentlich trägt dazu das treffliche Verhältniß zwischen Vorgesetzten und Untergebenen bei; Hauptmann Lange — streng und genau im Dienste — ist außerhalb desselben ein Freund seiner Officiere und Soldaten. In gleicher Weise stehen die Officiere zu den andern Leuten ihres Commandos. Man plaudert von den bevorstehenden Ereignissen, eine Kiste, welche Eßwaaren und Erfrischungen enthält, wird nach der langen ermattenden Fahrt hervorgeholt, und etliche Rationen werden genossen. — Immer weiter geht der Zug — langsam zwar noch, denn wir haben vorne dran sechs Geschütze. Sie stehen auf offenen Wagen, sogenannten Lowries. Bei ihnen ist die Mannschaft postirt, welche abwechselnd Wache an den köstlichen und doch so schrecklichen Maschinen halten muß.

Diese sechs Geschütze der dritten leichten Batterie sind Vierpfünder. Es ist die einzige gezogene Bronzebatterie der Armee. Wenn man diese Dinger betrachtet, kann man sich nicht des Gedankens erwehren, daß sie weit eher auf einen Nippestisch gehörten — so niedlich und appetitlich sehen sie aus. Alles ist wie zum Spiel hergerichtet. Die Riemen, die Kappen, das schlanke feine Rohr, welches im Sonnenlichte wie Gold funkelt, die lebhafte blaue Farbe der Laffetten und Protzen geben diesen Maschinen ein fast heiteres und angenehmes Aussehen — und doch, welch furchtbare Gewalt wird aus ihnen in die Reihen der Feinde geschleudert, sie senden ihre vernichtenden Geschosse auf 6000 Schritt mit entsetzlicher Genauigkeit. Jetzt stehen sie noch wohlverladen; um die Hebel und Kammern sind die feinen Lederlappen geschnallt. Sorgsam, mit Kloben und Klötzen befestigt, werden sie gehütet und bewahrt, als wenn sie lebende Wesen wären, die auf jede nothwendige Pflege den gerechtesten Anspruch haben. Vor ihnen sind die Munitionswagen. Unter den schweren Deckeln ruht das Material zur Vernichtung des Feindes.

Die Mannschaften sind fröhlich und guter Dinge. Sie lachen

und singen, wir plaudern und scherzen ebenfalls. Das Coupé ist nur von uns vier Personen besetzt — es ist trotz der Hitze lustig und angenehm. Plötzlich tritt eine Pause ein. Von vorne her tönt der Ruf: „Die Gefangenen! Die Turcos kommen.“ Schon braust der Zug heran. Alles eilt an die Fenster!

Schon von weitem sieht man, wie aus den offnen Thüren der herankommenden Waggens die rothen Hosen mit weißen Kamaschen daran baumeln. Es sind die ersten Franzosen, welche in diesem Kriege in die Hände der Deutschen fielen — das ist ein wichtiger Moment für die Leute im Zuge. Allmählich kommt der Zug näher. Wir haben sie dicht vor uns, die gefangenen Kinder Frankreichs — und einige Exemplare jenes gefürchteten Wüstengesindels.

Zunächst einige Gruppen Infanterie. Ein malerischer Anblick. Vorn im Waggon sitzen zwei Turcos. Wulstige Lippen, stechende Augen, das vorn glatt geschorne Haar, welches hinten noch kraus und buschig in die Höhe steigt, die dunkle Gesichtsfarbe, das phantastische Costüm, zeichnen die seltsamen Leute aus. Sie scheinen das Drückende ihrer Lage kaum zu empfinden. Mit orientalischem Gleichmuthe sitzen sie da, starren die Gesichter der vorbeifahrenden Preußen an, und eines der Wüstenkinder lächelt höhnisch. Er hat kreuzweis die Beine zusammengeschlagen, bläst große Dampfwolken aus den Wulstlippen und kümmert sich um sein Schicksal augenscheinlich gar nicht weiter. Hinter ihnen hat sich eine Gruppe Infanteristen aufgestellt. Sie lehnen halbermattet gegen den Schutzbalken, der quer vor dem Eingange des Wagens liegt. Diese Leute scheinen bereits weit mehr das Drückende ihrer Lage zu empfinden. Sie haben nur halb zornige, halb traurige Blicke zu versenden. Alle sind mit Käppis, einige nur mit dem bekannten bonnet de police versehen. Die Gesichter sind fast durchweg verschmitzt, aber entschieden interessante Köpfe findet man in Menge vor. Namentlich fiel mir ein alter Sergeant auf, der die Brust voll Ehrenzeichen hatte. Er schüttelte leise den grauen Kopf. Es schien ihm unbegreiflich, wie das hatte geschehen können. Neben ihm lehnte ein Zuave, ein ganz prächtiger Kopf, mit großem hinaufgezogenen Schnurrbarte. Im allgemeinen erschienen sie als kleine, schwächliche Leute, allein sie machten doch den Eindruck feldmäßiger Truppen. Die Uniformen sahen verbraucht, verschossen aus — das zählt aber bei den Sachverständigen nicht, denn was aus dem Gefechte kommt, daß muß so aussehen. Man bemerkte an dem leisen Bewegen ihrer Lippen, daß sie sich wohl die Empfindungen zuflüsterten, die sich ihrer bemeistert hatten — es mochten schließlich bei vielen dieselben sein, welche der alte Sergeant hegte. Die mit gefangenen Officieren besetzten Coupés waren nicht zu besichtigen. Die Insassen hatten die Gardinen halb herabgezogen. Dennoch gewahrten wir, daß auch höhere Officiere unter den Gefangenen waren. Entschiedene Niedergeschlagenheit ließ sich bei allen Gefangenen deutlich erkennen — von der sonstigen Lebendigkeit war nichts zu bemerken.

Nachdem der Zug mit den Franzosen vorüber war, ging unsere Batterie weiter. Der Abend rückte immer weiter herein, und so lebhaft auch unsre Unterhaltung sein mochte — allmählich erlahmte dieselbe. Die Herren sowohl als die Mannschaften wurden stiller. Sie waren bereits nach vielen Anstrengungen schon über 24 Stunden unterwegs. Die Nacht lagerte sich auf Zug und Gegend, und selbst der Gesang der Unterofficiere, welche aus ihrem Coupé die Wacht am Rhein erschallen ließen, verstummte nach und nach. Nun ward's bequem gemacht. Die schweren bespornten Stiefel wurden von den Füßen gezogen, Pantoffeln herausgenommen, die Pfeifen dampften munter, und zuweilen ward die Unterhaltung durch ein Hurrah der an jeder Haltestelle postirten Bevölkerung unterbrochen.

Die Ermattung, vielmehr durch die Hitze als durch die körperliche Anstrengung erzeugt, warf die Kriegsmänner in die Arme des Schlafes. Fähnrich Friedmann leistete, als der Jüngste unter uns, ganz Erstaunliches darin. Er ruhte sanft, — als wir noch plauderten. Endlich klopfte auch Lieutenant Karuth seine Kriegspfeife aus und legte sich nach einigen Bemerkungen über den interessanten Tag und die glückliche Schlaffertigkeit des braven Fähnrichs auf die Bank. Bald waren wir alle in das Land der Träume versetzt, und das Schnarchen kündete die Behaglichkeit an, welche jeder der zum schweren Dienste Erkornen empfand.

Wie lange das so fortgedauert hat, weiß ich nicht anzugeben, ich schlief selbst recht fest und gut, als plötzlich die Thür des Coupés geöffnet ward und die Stimme des Hauptmanns erschallte: „Es ist vorn im Wagen ein Pferd erkrankt — Herr Lieutenant, sehen Sie doch einmal nach.“ Auf diese Weisung hin ward Lieutenant Karuth sofort munter. Mit einem schnellen „Zu Befehl“ schlenderte er seine Pantoffeln fort und fuhr in die Stiefeln; da aber der Zug schon wieder in Bewegung war, konnte der Lieutenant nicht sofort dem kranken Liebling zu Hilfe eilen — es mußte gewartet werden, bis der Zug bei der guten Stadt Halle anhielt.

Jetzt war alles munter. „Vicefeldwebel — schnell heraus,“ befahl der Lieutenant. — Vicefeldwebel Wiegmann war bereits munter. Neben seiner Charge als Feldwebel ist er noch zugleich — wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf — eine Art fliegenden Doctors. Sein Stand als Apotheker gibt ihm eine gewisse Würde, welche der bescheidene junge Mann zwar sorgsam verbirgt, die ihm jedoch in entscheidenden Momenten, wie jener es war, nicht streitig gemacht wird. Man sprang schnell aus dem Coupé. „Krankes Pferd!“ das ist eine Art von Donnerwort bei einer reitende Batterie, und in der finstern Nacht eilte man von Wagen zu Wagen.

Der lange Perron am Bahnhof zu Halle war ganz von dem Wagentrain eingenommen. Schon sind die Leute auf den Beinen. Der Hauptmann, gefolgt von dem Lieutenant und dem Vicefeldwebel stöberte schnell den Ort auf, wo das kranke Thier sich befindet. Dieses führt den zarten Namen „Hebe“. Es ist noch nicht ermittelt, was Hebe eigentlich fehlt, hat sie sich überfressen oder ist ein abscheulicher Zugwind die Ursache? Es wird an jedem Pferdewagen die Frage erneuert: „Ist hier das kranke Pferd?“ An den meisten lautete die Antwort: „Nein“. Endlich ist der Ort gefunden. Der Vicefeldwebel springt auf einen der Lowries, wo sich der Pferdemedicinkasten befindet. Hebe hat einen kleinen Anfall von Kolik. „Eine Pille Aloë und Einreibung des Bauches mit Terpentinöl“, so lautete die Verordnung. Der Vicefeldwebel hat schon eine Pille gedreht, sie wird, in Commisbrot geknetet, dem kranken Thiere eingegeben. Der Bauch wird mit Terpentin gerieben. Hebe schnaubt, sie will dieser sorglichen Behandlung sich nicht unterwerfen und muß gewaltsam zu ihrer Heilung gezwungen werden. Sorgfältig in eine Decke gehüllt, steht sie nun, die Weichen aufblähend. Auch die Mannschaften im Wagen erhalten die nöthigen Anweisungen, und damit ist dieser Vorfall erledigt — hoffentlich wird Hebe morgen wieder „auf dem Zeuge sein“.

Noch setzt sich der Zug nicht wieder in Bewegung — die Mannschaften, welche ausgestiegen sind, benutzen diese Zeit, um sich durch Waschung zu erfrischen — Wasser ist stets etwas Herrliches, aber in solcher Lage, in solchen Zeiten und Stunden ist es geradezu eine unbezahlbare Kostbarkeit. Mit Rücksicht darauf hat die Stadt Halle eine ganz treffliche Einrichtung getroffen, welche sicherlich Nachahmung verdient. Man hat nämlich längs des Perrons auf sogenannte spanische Reiter lange blecherne Röhren, augenscheinlich zu Dachrinnen bestimmt, gelegt, welche stets mit frischem Wasser gefüllt, für die durchpassirenden Mannschaften bereitgehalten werden. Hinter diesen Rinnen hängen, dicht an den Wänden des Gebäudes eine Masse Handtücher, und so ist zum schnellen Gebrauche alles vorhanden, was nach langer, heißer und ermattender Fahrt unsern Leuten eine Labung bietet.

Während noch die Leute emsig in dem kühlen Wasser Erquickung suchten, verbreitete sich eine große Bewegung den ganzen Bahnhof entlang. Anfangs nur dumpf aus der Ferne schallend kam es immer deutlicher heran: „Großer Sieg“, „Mac Mahon vollständig geschlagen — die Franzosen zurückgeworfen.“ Die Beamten eilten herbei — ja — es war die neue Siegesnachricht, welche uns hier ereilte, der neue, nicht mehr wegzuleugnende Beweis, daß die Gewalt der deutschen Waffen dem kecken Feinde eine neue, furchtbare Lehre gegeben hatte. Trotz der Dunkelheit war es lebendig — lauter Jubel pflanzte sich von Waggon zu Waggon fort, und fröhlicher noch, als während des Tages, ward die Weiterfahrt angetreten — —

Mit heiterem „Wohlgeruht zu haben“ begrüßten wir uns am folgenden Morgen. Die Toilette ward gemacht, das klingt komisch, aber es ist doch so. Man säuberte sich, so gut es eben ging; selbst an dem unentbehrlichen Wichser fehlte es nicht, Lieutenant Karuth beordnete seinen Burschen in das Coupé. Es ist ein sehr gutmüthiger, treuer Mensch. Eine poetische Erscheinung ist der wackere Hentschel freilich nicht — aber er will es auch nicht sein. Er thut seine Pflicht mit dem unerschütterlichsten Gleichmuthe — für ihn gibt es nur ein Wort: „Ordre.“ Er bringt seine Apparate in das Coupé und beginnt die Stiefeln zu schmieren,

zu wichsen — die Röcke abzubürsten und zur Vollendung der nothwendigen, in Preußen unentbehrlichen „Propperté", mit der Knopfgabel bewaffnet, die Knöpfe hellglänzend zu poliren. Jedes freundliche Wort nimmt er dankbar auf und lächelt hochbefriedigt. Der Fähnrich betheuert, er habe schlecht geruht, obwohl er sich schwerlich ein einziges Mal umgewendet hat — es ist das glückliche Vorrecht der Jugend, zu jeder Zeit — an jeder Stelle recht sanft schlummern zu können. Die Eßkiste muß wieder aushelfen — Kaffee wird von den Einwohnern der an der Bahn liegenden Orte gereicht. Alles beeilt sich, nach besten Kräften den Soldaten Dienste zu erweisen; alles ist von dem lebhaften Wunsche beseelt: erquicken — mit noch so kleiner Hilfe bereit sein zu können. Diese Wahrnehmungen, welche fast jede Stunde, an jedem Orte gemacht werden, haben etwas Rührendes und Erhabenes zugleich — gleichviel ob große Massen von Wein oder Bier, Brot oder Speck herangetragen werden, oder ob der alte Mann dort herantritt und dem Lieutenant Karuth ein kleines Dütchen, welches zwölf Pfeffermünzkuchen enthält — in die Hand drückt.

Hin und wieder äußern sich die enthusiastischen Ausbrüche auch in komischer Weise. So ist es natürlich, daß die „Hochs" auf Deutschland, die „Pereats" auf den Franzosenkaiser den Ausbringer oftmals in überlustige Stimmung versetzen. In Halle war es ein braver Sachse, der mit thränenden Augen, schwankend wie eine Corvette im Sturm, fortwährend auf das Wohl der Vaterlandsvertheidiger trank und dabei mit zitternder Stimme wohl zehnmal das Wort: „Einig — einig — wir sind einig" hervorstieß. Dann faßte er, trotz seines augenscheinlich unsicheren Wandelns, mit kräftiger Hand vier Seidel auf einen Griff und schleppte sie zu den auf den Lowries beschäftigten Soldaten. Durch das Dunkel tönt dagegen der Ruf des Hornisten. „Einsteigen" — bedeutet dieses Signal. Hastig eilt man in die geöffneten Waggons. In wenigen Minuten ist alles wieder beisammen, nur die der Batterie beigegebenen Pioniere, welche das E auf den Achselklappen tragen, sind saumselig. Sie scheinen die frische Luft über alles zu schätzen, und sind von wunderbarer Beweglichkeit. Sobald der Zug nur einige Minuten hält, sieht man ihre Uniform auf den Perrons oder an den Haltestellen erscheinen; dessenungeachtet haben sie viel Glück. Keiner von ihnen bleibt sitzen, und wir bringen sie ganz vollzählig und wohlbehalten bis Kaiserslautern.

Von Halle ab ist in den Coupés wieder tiefe Ruhe, bis der Morgen durch die Fenster dämmert. Das rege Leben erwacht wieder. Die Mannschaften erscheinen, wenn der Zug Halt macht, und recken sich in der frischen Morgenluft. Der Tag — ein Sonntag — verspricht heiß zu werden. Wir beginnen wieder unsere lebhafte Unterhaltung, aber heute mit vielen Unterbrechungen, denn die herrliche Gegend fordert zu steter Betrachtung auf. Welch ein gesegnetes Land dieses Hannover — dieses Hessen, wie prächtig winden und steigen, breiten sich die Gegenden vor uns aus, und nun ein Sonntag! Ueberall geputzte und heitere Menschenscharen, welche die Wagen umdrängen, hier wie dort die mannigfachsten Erfrischungen reichend.

Bunt und abwechselnd werden die Bilder. Zwischen den mit Grün berankten Veranden, den Lauben vor den Häusern der kleinen Haltestellen und Bahnhöfe wimmelte es von Sonntagsgästen. Die kleidsame und charakteristische Tracht der hessischen Bauermädchen, die nicht minder interessante der Männer, verleiht diesen Gruppen einen hohen Reiz. Alte Männer mit langen, schneeweißen Haaren, gestickte, mit Pelz verbrämte Mützen auf den Häuptern, erzählen eifrig und mit jugendlichem Feuer von den Drangsalen, welche sie einst erlebt, als die Franzosen in das Land brachen. Sie deuten auf unsere Truppen, welche heute schon als Befreier begrüßt werden.

Abends wird eine längere Rast in Gießen gemacht, wo die Menschenmasse am Bahnhofe ungeheuer zahlreich ist, wo aber im naheliegenden Gasthofe trotz aller Begeisterung theures und herzlich schlechtes Essen an die Officiere verabfolgt wird. Noch vor Sonnenuntergang haben wir das ergreifende Schauspiel einer heranziehenden Wagenreihe, welche Verwundete bringt. Baiern und Preußen! Verbundene Köpfe, Arme in Binden hängend, Beine mit Verbandzeug umwunden. Aber alle muthig blitzenden Auges, stolz auf diese Wunden. Welch schneller Wechsel! Die vor wenig Jahren erbittert gegen einander fochten, standen und bluteten jetzt vereint gegen den Feind des Vaterlandes.

Im letzten offenen Packwagen lag auf einer Bahre ein schwerverwundeter Officier. Er war halb mit Decken verhüllt, die Uniform schien eine bairische zu sein. Wir hatten es uns für die zweite Nacht bequemer gemacht und in Gießen ein Brett requirirt, welches quer über die Bänke gelegt wurde und so den besten Stützpunkt für die Beine abgab. Heut Nacht schliefen alle fester als vorher — die Ermattung war groß. Nur der Fähnrich schien unruhige Träume zu haben. Er stieß Namen aus, die ich mit berichterstatterlichem Tacte verschweigen will.

Den Morgen begrüßten wir am Abhange der anmuthigen Bergstraße. Schloß Frankenstein blickte durch den Nebel von der waldigen Höhe zu uns hernieder, und weithin dehnte sich im Frühlichte die Ebene bis Worms und Speyer. Es waren die gesegneten Länder, welche schon so oft die schwere Hand des feindlichen Nachbars gefühlt hatten, durch deren Fluren und Wälder die hochmüthigen Krieger Ludwigs XIV und die wilden Scharen der republikanischen Armee gestreift waren, ihren Marsch durch Plünderung und Verwüstung bezeichnend. Da flimmerte das Morgenroth in der Richtung auf, wo das herrliche, stolze Schloß von Heidelberg lag, dessen Vernichter Melac diesem schändlichen Werke allein seine traurige Berühmtheit als Herostrat der Pfalz verdankt. Aber nicht von Melacs Frechheit allein — von der damaligen schmählichen Zerrissenheit Deutschlands gibt die prachtvolle Ruine Kunde. Was hätten die gewaltigen Heere des Vierzehnten Ludwig ausgerichtet, hätten die Deutschen zusammengehalten wie heute? Es ist eine große historische Rückerinnerung, daß zur Zeit des ersten Krieges im Jahre 1672 Friedrich Wilhelm der große Kurfürst von Brandenburg mit mächtiger Stimme zu Eintracht mahnte, und heute ist es dem Nachkommen, dem Könige Wilhelm von Preußen, beschieden, die deutschen Stämme um sich zu scharen und vereint mit ihnen denselben Feind zu besiegen, der schon vor Jahrhunderten eben diese Gegenden mit Verwüstung überzog. Als Friedrich Wilhelm den schlimmen Frieden von Saint Germain unterzeichnete, rief er: „Aus meinen Gebeinen wird der Rächer auferstehen." Es scheint, daß der prophetische Spruch des großen Fürsten seiner Erfüllung entgegen geht.

Wer von unsern behaglich daheimsitzenden Freunden die Insassen des Coupés, etwa um die fünfte Morgenstunde, am Wege des reizenden Ortes Weinheim erblickt haben würde, der hätte sicher vor Staunen die Hände über den Kopf zusammengeschlagen. Es war nämlich der große Moment der Morgentoilette gekommen. Nur wurde diese in sehr zwangloser und urwüchsiger Weise ausgeführt. Die Toilettentische waren nicht vorhanden. Es dienten zu solchem Behufe die Trittbretter der Eisenbahnwaggons. Die sonst in den meisten Hotels eleganten Waschbecken waren zwar bei uns auch vorhanden, allein in anderer Form und aus anderem Material gebildet. Die Form war eine tiefere, sich nach unten etwas verjüngende — der Stoff war Holz. Mit einem Worte: es waren harmlose Pferdeeimer, an welchen die Gesellschaft auf offenem Felde das herrliche Werk der Reinigung verrichtet.

Wir müssen dankend als den Schöpfer dieser köstlichen Erfrischungsmethode den Premierlieutenant Karuth anerkennen. Seife, Waschbürste und das einzige Handtuch wurden redlich getheilt und zur Benutzung überlassen und, nachdem Hentschels kunstgeübte Hand den Stiefeln Glanz, den Kleidern Sauberkeit verliehen, dampften wir weiter gen Kaiserslautern.

Der Anblick dieser Stadt führte uns plötzlich das Bild einer kriegerischen Thätigkeit vor die Augen. Alles bisher Erblickte war schnell an uns vorübergerauscht. Es war vielmehr eine Art von vorbereitender Thätigkeit, welche sich überall kundgab. Die Gefangenen und Verwundeten abgerechnet, war alles, was wir gesehen, noch ziemlich friedlich gewesen. Kaiserslautern bot schon ein anderes Bild. Oestlich von der Stadt lagerten lange Wagenreihen. In ein Quarré gestellt, umschlossen sie einen geräumigen Lagerplatz, auf welchem sich Pferde und Soldaten tummelten. Kürassiere ritten auf und nieder, eine andere Abtheilung war beschäftigt, die breiten Woylachs zu klopfen und zuweilen tönten Signale, während am Ende des Bivouacs Rauch emporstieg. Die Wagen gehörten zu einer Proviantcolonne, jenen Störerinnen des Landstraßenverkehrs, die ohne Ende über die Chaussee ziehen, sich an Bergen hinan- und von denselben hinabwinden — jeden Verkehr hemmen und durch ihre entsetzliche Gleichförmigkeit und nie endenwollende Reihe, auch den geduldigsten Menschen zur Verzweiflung bringen können.

Unsre Mannschaften traten zum Appell und zur Auszahlung an. Ich war willens, hier von den lieben und gütigen Personen Abschied

zu nehmen, mit denen ich so frohe Stunden in mancher kleinen Unbequemlichkeit verlebt hatte — ich vermuthete das Hauptquartier noch in Kaiserslauteen. Es war aber bereits vorwärts gezogen und so schien es vom Schicksale bestimmt, daß ich bei der Batterie bleiben sollte. Ich kämpfte durchaus nicht gegen diesen Schicksalsschluß — sondern unterwarf mich ihm gern. Hauptmann Lange brachte den Befehl: daß die Batterie nach Landstuhl in der Pfalz



Moltke in Mainz den Soldaten vom Sieg bei Weißenburg erzählend.

marschiren solle. Marschiren! Das heißt also: wir benutzen keine Bahn mehr, sondern gehen quer durch das Land!

Sofort wurden die Geschütze von den Wagen geschafft, die Pferde herausgeführt. Die armen Thiere hatten trotz aller Pflege mehr — viel mehr aushalten müssen, als die Menschen. Von Posen bis Kaiserslautern eng zusammengepferchi, im Eisenbahnwagen stehen zu müssen — das ist keine Kleinigkeit. Ich hatte vergessen, zu melden, daß Hebe durch die Medicamente und Einreibungen des Vicefeldwebels ganz hergestellt war, und auch die übrige vierbeinige Gesellschaft befand sich wohl auf.

Während der Vorbereitungen ging ich in die dem Bahnhofe gegenüberliegende Restauration. Kaiserslautern ist buchstäblich mit Soldaten und allen einer Armee zustehenden Beigabe vollgepfropft. Ein Getümmel wie in Wallensteins Lager macht sich überall geltend. Die Straßen auf- und ab ziehen die Bataillone. Vor dem Wirthshause, an den Bänken und Tischen saßen Soldaten — Soldaten in den Eisenbahnhallen — Soldaten in den Schuppen. Wo kommen sie nur alle her? Es ist viel massenhafter, als im Jahre 1866, und noch lange nicht ist alles erschöpft.

Zwischen diese kriegerischen Gruppen schob sich eine lange Reihe ernst aussehendee weiblicher Gestalten. Es waren Diaconissen, welche einen ihrer Hauptsitze in Kaiserslautern haben. Sie wurden von dem mit hochrother Uniform bekleideten Prinzen von Salm — glorwürdigen Andenkens aus Mexiko — geführt, dessen schöne und muthige Gattin ebenfalls zugegen war. So interessant und lieblich dieser Anblick auch an sich war, er weckte dennoch trübe Gedanken. Wie viel Elend werden diese Schwestern zu lindern haben?

Eine prophetische Stunde bei Bismarck.

Wenn auch nur die Freunde der Lüge und Heuchelei den jammervollen Windbeuteleien noch glauben mögen, mit denen das abgedankte Ministerium Gramont-Ollivier und der verlogene Benedetti die furchtbaren Enthüllungen zu pariren suchen, die aus dem geheimen preußischen Staatsarchiv wider sie veröffentlicht worden sind, so erscheint es doch ein gutes Werk, wenn auch Private nach ihren Kräften und aus ihrer geringen Kenntniß der geheimen Gedanken der Staatsmänner dazu beitragen, dieses Bild zu vervollständigen. *Eine* Behauptung — oder was bei dem Ministerium Gramont-Ollivier gleich bedeutend ist — *eine* freche Lüge zieht sich wie ein rother Faden durch alle officiellen französischen Erlasse und Erklärungen, vor den Kammern, vor dem Volke, in der amtlichen französischen Zeitung, in den Proclamationen an das Heer, in den Noten an die auswärtigen Mächte: die Beschuldigung wider Preußen, daß die Politik des Grafen Bismarck diesen Krieg provocirt habe, daß Frankreich nur aus verletztem Nationalgefühl und in gerechter Nothwehr zum Verbrecher am Frieden Europas geworden sei. Für Leute, die an logisches Denken gewöhnt sind und die Dinge nach den Thatsachen beurtheilen, genügt als Erwiderung auf solche Anschuldigung der Hinweis auf die Entwicklung des Kriegsfalls in diesem Streit und auf die einfache Thatsache, daß am Tage der Kriegserklärung nahezu die gesammte französische Armee an unserer Grenze zusammengezogen war, während unser deutsches Heer erst nach vierzehn Tagen vollzählig mobil am Rhein stand.

Wenn nun die Franzosen, um den unangenehmen Eindruck dieser ihrer jüngsten Händelsuchereien zu verwischen, lieber auf die Fälschung weiter zurückliegender Ereignisse zurückgreifen, so dürfen wir parlamentarischen Männer zur Vertheidigung des am meisten gefürchteten und darum am besten verleumdeten deutschen Staatsmannes wohl auch die Reden und Gespräche aus den traulichen Stunden anführen und erzählen, die wir im tiefsten Frieden an seinem gastlichen Herde aus seinem Munde vernommen haben. Sie sind bisher unter den Freunden geblieben, weil auch die in diesen zwanglosen Stunden gewechselten Worte — darunter sehr viel gewichtige des Kanzlers — uns so lange als vertrauliche galten, als ihr Urheber nicht aus eigenem Antriebe sich *öffentlich* in demselben Sinne zu äußern hatte. Nun aber, da die öffentlichen Actenstücke, welche Bismarck über den deutsch-französischen Streit veröffentlicht hat, theilweise bis auf den Wortlaut zusammenfallen mit jenen Gesprächen im engen Kreise, möge eines der letzteren in der Aufzeichnung eines der namhaftesten süddeutschen Abgeordneten folgen. Für die Treue und Echtheit bürgen nicht nur die nachbenannten Zeugen, und eine Hindeutung auf ähnliche Worte Bismarcks in den trefflichen Zollparlamentsbriefen von Ludwig Bamberger S. 24 ff.*); hierfür bürgen auch die übereinstimmenden Erzählungen der Augen- und Ohrenzeugen unmittelbar nach jenem Abend an ihre Collegen, versammelt zu löblichem Thun bei Hanns Unter den Linden; endlich die erkennbare Eigenthümlichkeit Bismarckscher Redeweise.

Es war am 12. Juni 1869. Bismarck sah zum ersten oder zweiten Mal das deutsche Zollparlament bei sich zu Hause in den einfach schönen Räumen seines Hotels an der Wilhelmsstraße. Bier, Maitrank, Oderkrebse, alles mundete den Gästen vortrefflich, die Unterhaltung ging hoch. Die widerstrebendsten Geister fanden sich hier. Zum großen Leidwesen des trefflichen Abgeordneten Prof. M. aus Erlangen hatte der große Däne und Bauer Krüger-Bestoft (dessen Verhaftung wegen landesverrätherischer Umtriebe uns die Zeitungen kürzlich meldeten) diesen nicht losgelassen und sich vergeblich abgemüht, einen Funken dänischer Sympathie aus diesem stahlharten Holsteiner von Geburt herauszuschlagen. Prof. M. war durch den zähen Danomanen der Abend verbittert, ohnehin die zehnte Stunde vorüber. Er winkte seinem Freunde Dr. Völk aus Augsburg, dem größten Redner des Zollparlaments, heimlich und französisch sich mit ihm zu drücken. Links aus dem Gobelinzimmer führt eine prächtige kleine Thür direct hinaus auf den Gang. Man verschwindet lautlos und mit Beschleunigung. Die Ministerien Manteuffel und Schleinitz und andere sind alle durch diese Thüre verschwunden. Völk und Prof. M. wollten dasselbe thun.

Da hören sie hinter sich eine volle Mannesstimme: „He, Völk, Sie dürfen noch lange nicht heim, Sie müssen noch eins trinken auf die „*Mainbrücke*"! — Und dabei hatte Bismarck seinen Arm vertraulich um den des großen Redners gelegt, der am 18. Mai 1868 die Versöhnungs- und Verheißungsworte gesprochen hatte: „Es ist Frühling geworden in Deutschland!" und ihn und seinen Freund M. zurückgezogen in das hinterste Zimmer, wo nach den parlamentarischen Abenden sich sonst noch die Familie des Kanzlers zu versammeln pflegte.

Auf die „Mainbrücke" mußte Völk schon anstoßen, wenn er auch sonst nicht gewollt hätte, es war ja sein eigen Kind, erst heute Abend seinem Haupt entsprungen und von den Freunden mit Jubel begrüßt: der treffende Name für die Streiter der deutschen Einheit im Zollparlament aus Baiern, Baden und Hessen, die bis dahin namenlos zusammen in Berlin getrunken und gewirkt hatten. Wenn solch ein Pathe sich zur Taufe einfand wie Bismarck, durfte Völk seinem Sprößling alles Gute verheißen. Mit Wasser wurde nicht getauft, sondern mit „Berliner Actien" d. h. Bier. „Ich denke, wir wählen Bier," hatte Bismarck in richtiger Erkenntniß der bairischen Natur gesagt.

So saß man denn fünfviertel Stunden bei einander, als ob man nie wieder von einander gehen wollte, als ob kein Main mehr in Deutschland flöße, und mit rückhaltloser Offenheit wurden gegenseitig Gedanken getauscht, Zustände der Vergangenheit und Gegenwart, Hoffnungen und Befürchtungen für die Zukunft besprochen. Bismarck, wie immer geistsprudelnd, witzig, in den ernstesten Erörterungen voll märkischer Einfälle.

Plötzlich wurde er still und tief-ernst. Das Gespräch war unwillkürlich bei der Luxemburger Frage angekommen, und seine Gäste machten ihm kein Hehl aus ihrer Verwunderung, daß er damals nicht losgeschlagen habe wider den französischen Uebermuth. Indem die Abgeordneten diese Frage tränkten in die Schilderung von der Stimmung ihrer Heimat, wie man damals den Krieg gern gesehen, jetzt das scheinbare Zurückweichen Preußens vor Frankreich in Luxemburg beklage und auf Seiten der Ultramontanen und Radikalen wider den Kanzler ausbeute, klang die Frage fast wie ein Vorwurf.

Mit wenigen Worten zeichnete der Kanzler die Situation von damals, als wolle er präludiren zu dem Thema, das, dem Ernst und der Energie seiner Züge nach, ihn von Grund seines Herzens beschäftigte und ergriff, wie kein anderes. Dann fuhr er fort, während rasche Blitze aus seinen tiefliegenden Augen schossen:

„Ich bin eine lange schwere Woche — sie hat aber nur von Dienstag bis Freitag gedauert — über der Frage des Kriegs mit Frankreich gesessen. Nicht die Eventualität einer Niederlage war es, was uns beschäftigte — *denn Moltke hatte versichert, daß wir siegen werden.* Aber es war die Frage zu entscheiden, ob wir Krieg mit Frankreich anfangen sollten selbst im Falle der Gewißheit oder höchsten Wahrscheinlichkeit des Sieges. Auch diese Frage haben wir verneint und *uns entschlossen, den Krieg nur zu führen, wenn wir dazu gezwungen würden.* Wir haben all die ungeheuren Verluste, all den Jammer und das Elend in den tausenden von Familien erwogen. Ja, meine Freunde, schauen Sie mich immer groß an, meinen Sie, ich habe nicht auch ein Herz? *Glauben Sie mir, ich habe ein Herz, das genau so fühlt wie das Ihre.* Krieg bleibt immer Krieg — das Elend der vom Kriege ausgesogenen Länder, all der Jammer der Wittwen und Waisen — das ist alles so schrecklich, daß ich für meine Person nur im alleräußersten Nothfalle zu *diesem* Mittel greife."

Er that einen tiefen Zug und fuhr fort:

„Wir glaubten, es könne der Krieg, je länger er verschoben werde, vielleicht ganz vermieden werden, sei es durch gewisse Ereignisse in Frankreich, oder daß das französische Volk zu der Einsicht komme, daß die beiden großen Nationen wahrlich Besseres zu thun hätten, als sich um Grenzen zu streiten. Wir glaubten namentlich, daß Gebietserwerbungen nur den Keim zu neuen Kämpfen enthielten und daß die beiden Völker — wenn man einmal sie widereinander führte — sich wie Bulldoggen ineinander verbeißen und verbluten könnten.

*) Vertrauliche Briefe aus dem Zollparlament (1868, 1869, 1870) von Ludw. Bamberger. Breslau, Ernst Günther, 1870.

Wir wollten Herren sein im eigenen Hause, aber die einmal gewordenen Grenzen nicht mehr verrücken."

Endlich sagte er, mit der ihm eigenen zornigen Kurzathmigkeit, wenn er besonders erregt ist:

„Wenn man freilich unsere Friedensliebe nicht anerkennen will, und wenn uns der Krieg aufgezwungen wird, so werden wir ihn mit aller Kraft führen, und Sie — die Baiern — dürfen und werden sich sehr beeilen, daß Sie bei der ersten Schlacht, die voraussichtlich bei Metz geschlagen wird, schon dabei sein können. Wir aber werden schon bei dieser Schlacht den Franzosen an Zahl, und auch an andern Dingen bedeutend überlegen sein."

Der Kanzler hielt inne.

„Auch General Moltke," bemerkte Völk, um das überaus interessante Gespräch weiter zu führen, „hat mir schon voriges Jahr beim Schlusse des Zollparlaments im Weißen Saale versichert, daß wir den Franzosen im gegebenen Falle an Zahl und Schnelligkeit bedeutend überlegen sein würden."

„Er hat Ihnen recht gesagt, verehrter Freund," erwiderte Bismarck zuversichtlich, und vor seinem geistigen Auge mochten die Hunderttausende deutscher Krieger vorüberziehen nach dem Rhein, und alle die guten Mächte über ihren Häuptern, die wir für einen Kampf wider den Erbfeind vorräthig hatten und nun wirklich entsendet haben.

Er war ernst und still geworden, der Kanzler, die geheimen Gedanken und Papiere, die im preußischen Archiv ruhten, und die wir nun zum Theil auch kennen, mochten ihm die Stunde vor Augen führen, wo seine Worte wahr werden sollten.

Seine letzten Gäste drückten ihm die Hand zum Abschied und gaben sich drunten vor dem Hause das Wort, dieses Tages zu gedenken.

Hans Blum.

Die Tage von Saarbrücken.

Aus den Briefen unsers Specialartisten **W. Friedrich.**

I.

Seit meinem letzten Briefe welche Umänderung an dieser äußersten Grenze unseres Vaterlandes! Ich bin aus Saarbrücken heraus und habe mich vor den „siegenden" Franzosen nach Dudweiler zurückgezogen und bin dann mit den wahrhaftigen Siegern wenige Tage darauf wieder eingerückt! Doch hören Sie mich an. In Saarbrücken lagen, wie ich Ihnen schon schrieb, nur einige Bataillone vom 40. Regiment (Hohenzollern) und einige Escadronen des 7. rheinischen Ulanenregiments unter Major von Pestel, der bald zum Oberstlieutenant befördert wurde, weil er mit seinen wenigen Truppen den Feind so vortrefflich hingehalten und denselben glauben gemacht, ein ganzes Armeecorps stände ihm gegenüber. Die kleinen Knallereien hüben und drüben, die Angriffe unsrer Ulanen fanden täglich statt — aber nichts Großes wurde unternommen. Major von Pestel hatte mir freundlich die Erlaubniß zum Zeichnen ertheilt, und so skizzirte ich frisch drauf los und fand manche prächtige Scene bei unsern Vorposten, die in mein Buch wanderte. So hatte z. B. ein Vorposten der Vierziger auf Bellevue über Saarbrücken höchst gemüthlich sein Glas zwischen zwei Faschinenmessern aufgestellt und beobachtete die französischen Chasseurs, die da drüben sich herumtrieben.

Wir hatten unterdessen einige Geschütze erhalten, was die Einwohner Saarbrückens sehr beruhigte. Auch war General von Göben ganz kurze Zeit dagewesen — alles deutete darauf hin, daß es nun endlich zu einem ernsteren Gefechte kommen werde. Uebrigens wußten wir ganz genau, daß uns eine große Uebermacht — das Corps Frossard — gegenüberstehe. Aber „bange machen gilt nicht", diesen Ausspruch hörte ich mehr wie einmal, und die Stimmung unsrer kleinen Truppe war überhaupt so herrlich, wie sie nur gewünscht werden konnte.

Der 2. August kam heran und mit ihm die erste Heldenthat der Franzosen in diesem Kriege, ihr erster „großer und epochemachender Sieg", der in Anwesenheit des Kaisers und Lulus erfochten wurde, der hier die Feuertaufe empfing und dem Spiel der Mitrailleusen zusah. Gegen 11 Uhr, als ich eben mit einigen Herren die Vorposten besucht hatte und auf dem Rückzuge nach der Stadt hin war, hieß es plötzlich, der Feind entwickle bedeutende Streitkräfte und scheine ernstlich vorgehen zu wollen. Wirklich fing nun gegen Mittag auch starkes Feuern an, das heftiger und heftiger erdröhnte, näher und näher kam. Wir waren in großer Aufregung. Deutlich erkannten wir mit dem Glase, wie unsere Vorposten sich, immerfort frisch feuernd, vor der Uebermacht langsam zurückzogen. Die Entfernung zwischen uns und ihnen wurde kleiner und kleiner. Da ertönt über unsern Köpfen ein Pfeifen, noch eines, eine matte Kugel fällt in den Sand zu unsern Füßen. — Die Mahnung war deutlich genug, und wer wollte es uns Männern des Friedens verdenken, daß wir uns in die Stadt zurückzogen?

Kaum in Saarbrücken angelangt, hörten wir, wie auch die Kanonen ihr Liedlein zu singen begannen, und wie namentlich von französischer Seite stark auf uns geschossen wurde, während den Unsrigen nur wenige Geschütze zu Gebote standen, die oben an der Straße, nahe dem Bahnhof, aufgestellt waren. Hierher waren die meisten Schüsse des Feindes gerichtet. Es war ein sonderbarer Anblick, wie die Granaten, kleine Rauchwölkchen ausstoßend, prasselnd und sausend durch die Luft ihre Bahn zogen, wie sie hier und da mit Donnerkrachen einschlugen, daß die Splitter davon stoben. Dazu gesellte sich das unheimliche Pfeifen der Chassepotkugeln, welche die beiden über die Saar nach St. Johann führenden Brücken bestrichen, und das Jammern der Einwohner, die ihr letztes Stündlein gekommen glaubten. Der Schaden, der allenthalben angerichtet wurde, sah für den ersten Augenblick schlimmer aus, als er in der That war. Im Hotel Wagen, dem Bahnhof gegenüber, wo mehrere Kugeln einschlugen, war allerdings vieles zertrümmert, und hier auch hörte ich ein lautes Wimmern und Schreien aus dem Keller ertönen; mindestens dachte ich, daß dort Todte und Verwundete lägen — aber siehe da, es war das weibliche Personal des Hotels, das dorthin sich geflüchtet hatte.

Unsre Truppen, der Uebermacht weichend, brachen das Gefecht ab, und um 2 Uhr war alles wieder ruhig. Die Franzosen hatten die Höhen über Saarbrücken gewonnen, die Unsern sich auf die Höhen bei St. Johann zurückgezogen; zwischen beiden Theilen lag die arme Stadt. Ich konnte nun wieder ruhig über die Brücke hinübergehen und sah mir die ersten Franzosen an, die ganz gemüthlich in die Stadt spaziert kamen und in ein Wirthshaus gingen. Ihr Benehmen war ein durchaus artiges; sie zahlten prompt ihre Zeche und sagten nur, der Hunger habe sie herübergetrieben, sie litten schon längere Zeit bedeutenden Mangel. Thatsache ist, daß sie schon seit mehreren Tagen unseren Kartoffelfeldern Besuche abgestattet und die halbreifen Früchte ausgegraben hatten.

In St. Johann und Saarbrücken war die Sache nun nicht mehr ganz geheuer, und ich beschloß, mich etwas zurückzuziehen. Dudweiler, auf dem Wege nach Neunkirchen, erschien mir als der passendste Platz. Hier, wo ich abends um 9 Uhr anlangte, war alles überfüllt, namentlich mit Berichterstattern aus aller Welt Ecken und Enden. Und mitten zwischen diesen Männern, die oft — namentlich die Engländer — äußerst phantastische Costüme trugen, mitten zwischen den Pickelhauben und Zündnadelbüchsen saßen traurig und fast weinend einige rosige, junge Damen, deren Dialekt man es anhörte, daß sie aus Thüringen stammten. Was hatten die armen Wesen hier auf dem rauhen Kriegspfade zu suchen? Hören Sie die kleine Geschichte, die einer Ihrer Novellendichter in ruhigeren Zeiten als dankbaren Stoff vielleicht benutzen kann.

Die eine junge Dame war Braut. Der Gegenstand ihrer Sehnsucht, das Ziel ihrer Wünsche ist ein Füsilier der elften Compagnie des 40. Regiments, das hier sich mit so viel Ruhm bedeckte. Sie hörte, daß ihr Hermann — ich glaube, so hieß er — hier vor dem Feind stehe, und reiste unter Abenteuern aller Art mitten durch die marschirenden Heersäulen hindurch nach Saarbrücken, um do noch eilig die Trauung vollziehen zu lassen. Sie langt glücklich a In den Armen liegen sich beide, die Hochzeit soll, nachdem einig Förmlichkeiten beseitigt sind, wirklich stattfinden, der andere Tag i dazu angesetzt. Aber der böse Krieg kennt kein Erbarmen, die Trom mel ertönt, und hinaus muß er mit seinem Bataillon den Franzose entgegen. Traurig begleitete das Mädchen ihn ins Bivouak, unte Thränen sieht sie ihn mit vorgehen.

Hier könnte ich nun Hermann fallen lassen, um einen recht romantischen Schluß zu erzielen. Allein ich bleibe bei der Wahrheit. Er ist nicht gefallen; aber der plötzliche Sturm der Franzosen hatte das Pärchen auseinander getrieben, und so fand ich das Fräulein hier klagend in Dudweiler.

In militärischen Kreisen legte man dem Vorgehen der Franzosen auf Saarbrücken einen großen Werth bei. „Das wird schon in den nächsten Tagen anders werden; passen Sie nur auf," so wenigstens äußerten sich mir gegenüber Officiere. Allmählich wurde es nun auf der Straße lebhafter, und Dudweiler bekam ein verändertes Aussehen. Es ist freilich nur ein Dorf, hat aber 9000 Einwohner, die zumeist von den nahen Steinkohlenwerken leben. Ueberall sah man die Bergleute in ihrer malerischen aber ernsten Grubentracht umherstehen und die Köpfe zusammenstecken. Da änderte sich das Bild und statt des düstern Maulwurfsgeschlechts, das unter der Erde minirt und uns die schwarzen Diamanten heraufschafft, sprengten plötzlich hellleuchtende, martialische Kürassiere heran. Es war das 6. Brandenburgische Regiment, herrliche, kriegerische Gestalten, den Helm tief im Nacken; mit ihren weißen Uniformen, glänzenden Kürassen und prachtvollen Pferden machten sie einen vortrefflichen Eindruck, und laut jubelnd stürzten die Einwohner ihnen entgegen. Auf flinken Rossen, leicht und gewandt, in knappen, schwarzen, mit gelben Schnüren besetzten Uniformen kamen nun die braunschweiger Husaren heran, dann preußische Dragoner, Ulanen — die Cavalerie mehrte sich; man sah den wackeren Vortrapp des Steinmetzschen Corps, der auf St. Johann zuritt und dort dem Feinde zu schaffen machte.

Immer mächtiger und mächtiger wurde nun der Andrang der Truppen; Regiment folgte auf Regiment; festgeschlossen, jubelnde Lieder singend, den Helm mit grünem Laub geschmückt, zogen die braven, kampfesmuthigen Streiter dahin. Massenhafte Artillerie, Munitionscolonnen schlossen sich an. Die Straße nach Neunkirchen war buchstäblich mit Truppen verstopft, und als ich diese mit meinem leichten Wägelchen entlang zu fahren versuchte, mußte ich bei dem Dorfe Bildstock, etwa halbwegs, Halt machen. Ich blieb völlig stecken und konnte nicht vor-, nicht rückwärts.


Vorposten des 2. Bat. 40. Reg. auf Bellevue über Saarbrücken. Von unserm Specialartisten W. Friedrich.

Es war etwas Ernstliches im Gange, und in der That leitete General von Göben bereits die Schlacht, die uns Saarbrücken zurückbringen und General Frossards Corps in die Flucht schlagen sollte.

Am 6. August nachmittags in Saarbrücken angekommen, fanden wir das Gefecht in vollem Gange, die ganze Stadt wimmelte von Militär, Krankenträgern, Wagen, die mit Verwundeten ankamen &c. Auf Bellevue angelangt, konnten wir das ganze Schlachtfeld überschauen; die Franzosen hatten sich sehr zurückgezogen nach Forbach zu, nur ganz fern war ihr Feuer zu sehen und oben auf dem Speichernberg, Bellevue gegenüber. In dem Thal dazwischen stand unsere Artillerie und feuerte fortwährend gegen die Höhen jenseits; Husaren und Dragoner und Kürassiere hielten ebenfalls da, weil sie des Terrains wegen nichts ausrichten konnten. Unsere Truppen (40., 74., 39. und 12. Regiment), welche vier Regimenter am meisten verloren haben, rückten immer mehr vor; jetzt wurde auf dem Speichernberge am Waldsaume eine unserer Batterieen aufgepflanzt, welche die ihr gegenüberstehende französische Batterie beschoß. Zwischen den beiden standen eine preußische und französische Tirailleurkette einander gegenüber, etwas tiefer als die Geschütze. Man konnte mit dem Glas deutlich die einzelnen Geschosse unserer Artillerie beobachten, wie sie immer dicht vor der französischen Infanterie in den Boden schlugen und krepierten. Die auf der ganzen Höhe langgezogenen Tirailleurlinien unterhielten ein furchtbares Feuer, was man gegen Dunkelwerden besonders gut beobachten konnte, wo das Aufblitzen der Schüsse wie ein großartiges Feuerwerk aussah. Wir gingen vor bis zu dem Artillerietrain der im Thal stehenden Batterie, und hielten uns an dem Verbandplatze auf, wohin die Verwundeten aus dem Gefecht ge-


Abends in Saarbrücken (6. Aug.). Verwundete: Franz. Caplän und preuß. Füsiliere mit ihren Frauen. Von unserm Specialartisten W. Friedrich.

tragen wurden. Einige auf unsere im Thal haltende Cavalerie gerichtete Granaten schlugen in der Nähe von uns nieder und riethen uns, den Rückweg anzutreten. Jetzt rückte unaufhörlich neue Artillerie an, unübersehbare Züge. Bis 9 Uhr dauerte das Schießen, das um 12 Uhr angefangen hatte.

Bei Dunkelwerden sah man Feuer in Forbach aufsteigen; es war in Brand geschossen und von unseren Truppen genommen. Sehr blutig war der Sieg, aber großartig; die Positionen der Franzosen waren derart, daß sie, nach der Aussage aller Officiere, kaum zu nehmen waren, und nur das heldenmüthige Vorgehen unserer Soldaten, die das übermäßig Schwierige der Aufgabe vorher nicht übersehen konnten, machten es möglich.

Die Verluste sind bedeutend, besonders beim 50. Regiment. Ganz Saarbrücken und St. Johann liegen voll Verwundeter, sowohl Preußen wie Franzosen, und immer noch kommen neue Wagen an; beifolgende Zeichnung gibt Ihnen das Bild von zwei schwerverwundeten Franzosen, die im Rheinischen Hof, meinem Hotel, zwischen den Preußen unter einer Veranda lagen. Viele Gefangene wurden eingebracht. Freund und Feind bei den Verwundeten wird hier gleich menschlich behandelt, und jeder Unterschied hört auf. So sah ich einen französischen leichtverwundeten Capitän in die Stadt auf einem Bauernwagen hereinfahren; neben ihm saßen zwei verwundete preußische Füsiliere aus der Umgebung, deren Frauen sich pflegend zu ihnen gesetzt hatten. Der matte Schein der Gaslaterne fiel auf die traurige Gruppe.

Wir fanden nach langem Umhersuchen noch in einer kleinen Wirthschaft Unterkommen für die Nacht, konnten jedoch wegen des fortwährenden Lärms der durchziehenden Truppen, Artillerie und Munitionscolonnen kaum zum Schlafen kommen. Andern Mittags fuhren



Zwei durch die Brust geschossene Franzosen zwischen preuß. Kranken im Rhein. Hof, St Johann (7. Aug. früh).

Von unserm Specialartisten W. Friedrich.



Einrücken des 6. Brandenburgischen Kürassierregiments in Dudweiler (am 3 August). Von unserm Specialartisten W. Friedrich.

wir nach Neunkirchen zurück, unsere Sachen zu holen; den Nachmittag wandte ich zum Zeichnen an, sowie den folgenden Morgen. Ich hatte außer meinem Schreiben vom Oberstlieutenant von Pestel noch eine Bescheinigung vom Etappencommandanten, Major v. Blücher, erhalten, und glaubte mich vollständig genügend empfohlen, um nach Frankreich mitzugehen, als wir, hierher zurückgekehrt, von anderen Journalisten die Nachricht empfingen, durch besondere Cabinetsordre seien jetzt sämmtliche Berichterstatter zu entfernen, und würde sich der König ausschließlich vorbehalten, einige zu autorisiren. Diese höchst unerfreuliche Nachricht bewogen Herrn Dr. K. aus London (vom General von Goeben selbst bestätigten Berichterstatter verschiedener Blätter, der auch den Feldzug von 1866 mitgemacht hat) und mich, uns direkt ins Hauptquartier Göbens zu begeben. Als wir ankamen, war der General gerade fortgeritten, und obgleich es schon dunkel war, beschlossen wir, ihm sofort nachzufahren.

Der Weg über das Schlachtfeld begann, und ich vergesse niemals die grauenvollen Eindrücke, die dasselbe auf mich machte. Oft scheute unser Pferd — ein Todter lag am Wege; ein Pferd, das nicht weiter konnte, mußte niedergestochen werden, Granatsplitter, weißleuchtende Papierfetzen von Patronen lagen umher. Durch große Colonnen, Train- und Proviantzüge am eiligen Vorrücken gehindert, kamen wir erst bei völliger Dunkelheit im Lager von Speichern an, und hier bot sich unseren erstaunten Augen abermals ein wunderbarer Anblick. So weit der Blick reichte, dehnte sich lodernd ein Biwachtfeuer neben dem andern aus. Durch die Stille erklang das Rasseln der Trommeln, der Lärm der gellenden Hörner, die den Zapfenstreich bliesen, dazwischen ertönten ernst und erhebend die Choräle der Regimentsmusik. Das Ganze machte einen höchst bunten und mannigfaltigen Eindruck. Nach langem, langem Warten wurden wir endlich vom Obrist v. Witzendorf, Chef des Generalstabs der ersten Armee, empfangen, da General von Göben selbst nicht mehr zu sprechen war. Mit der größten Bereitwilligkeit ertheilte er uns Auskunft, leider konnte er uns aber nur die bereits mitgetheilte Nachricht bestätigen. Ich habe nun unverweilt andere Schritte gethan, die wohl zum Ziele führen werden.

Kriegsbilder.

Von Julius von Wickede.

II. Ein Morgen in Weißenburg.

Mein Auge ist durch acht Feldzüge, denen ich bereits beiwohnte, längst an den Anblick aller möglichen Scenen des Krieges so gewöhnt, daß es über nichts sich so leicht mehr verwundert, und doch überraschte mich der Eindruck von Weißenburg am andern Morgen nach der Erstürmung aufs neue.

Schon vor dem Thore der Stadt lagen Dutzende von Leichen, größtentheils den hellblauen bairischen Jägern angehörend, die hier den Kampf so heldenmüthig begonnen und so hartnäckig ausgehalten hatten, bis die preußischen Kolonnen, die anfänglich weiter zurückgestanden, ihnen zu Hilfe eilen konnten. Einzelne Todte waren kaum als Leichen zu erkennen, und man hätte sie eher für Schlafende halten können, so wenig verwundet waren sie. So fiel mir ein bildhübscher junger Baier, wahrscheinlich ein Cadet, auf, der mit dem Kopfe auf einem Grashügel liegend, ganz wie von ruhigem Schlummer befangen aussah. Nur aus einer kleinen Oeffnung in der Brust sickerten die rothen Blutstropfen langsam hervor und bildeten rothe Arabesken auf dem grünen Grase. Ein Schuß mitten durch das Herz hatte den Jüngling sogleich getödtet. Wer weiß, welche frohe Hoffnungen liebender Eltern, daheim im Baierlande, durch diesen einzigen Schuß für immer vernichtet wurden. Andere Leichen waren so zerrissen und zersetzt, daß man sie kaum als menschliche Körper noch erkennen konnte.

Das sogenannte deutsche Thor in Weißenburg, durch welches der Hauptsturm geschah, war halb in Trümmer geschossen. Der rein massiv aus rothen Sandsteinquadern erbaute Thorpfeiler sah wie eine dem Einsturz nahe Ruine aus, die massiv eichenen Thorflügel hingen zersplittert umher. Auch die Dächer und Mauern der nächsten Häuser zeigten zahllose Spuren des verheerenden Artilleriefeuers, womit die bairische Artillerie den Kampf hier begonnen hatte, bis die Sturmkolonnen sich den Eintritt in die Stadt bahnen und nun unter fortwährendem Gefeuer in die Straßen einstürmen konnten. Aber wilder und blutiger als dieser Kampf vor und in Weißenburg war die Erstürmung des Geisberges gewesen, so heißt ein hoher Hügel eine halbe Stunde westwärts von der Stadt, dessen Kuppe ein alterthümliches Schloßgebäude mit angrenzenden weitläufigen Wirthschaftsgebäuden trägt. Es war dies eine ungemein starke, von dem französischen Divisionsgeneral Abel Donay, der hier befehligte und auch den Soldatentod fand, wohlgewählte Stellung. Terrassenförmig und mit Weinreben und theilweise auch mit ansehnlichen Hopfenpflanzen bewachsen, flacht sich dieser Hügel in die grüne reichbebaute Weißenburger Thalebene ab, und gewährt somit seinen Vertheidigern eine Menge der günstigsten Deckungen. Man begreift kaum, wenn man diese Position des Geisberges genau betrachtet, wie es möglich ist, daß sie unter dem verheerenden Feuer der französischen Kanonen, Mitrailleusen und zwei Infanterieregimenter, die überall geschützt dastanden, erstürmt werden konnte. Aber was ist des Königs von Preußen blauröckigem Fußvolk wohl unmöglich, welche Hindernisse gibt es wohl, die es aufzuhalten vermögen?

Wenn die Tamboure den altpreußischen Sturmmarsch schlagen, das Kommando „Vorwärts“ ertönt und die Regimenter in ein kräftig durch die Lüfte schallendes „Hurrah! Hoch der König von Preußen!“ ausbrechen, dann gibt es für sie kein Hinderniß mehr, und auch die festeste Stellung des Feindes wird mit unwiderstehlicher Gewalt erstürmt. Welche Opfer aber die Erstürmung des Geisberges gekostet haben mußte, das konnte man so recht wohl sehen. Zu hunderten lagen die Leichen der braven preußischen Soldaten überall hier auf der Wiese, in den Blumengärten, am Fuß des Hügels und zwischen den Weinreben und Hopfenstangen weiter hinauf. Ein todter Officier lag mitten in einem sehr zertretenen Rosengebüsch, und gerade über seinem schon die Blässe des Todes zeigenden Haupte blühte noch eine einzelne verkümmerte weiße Rose, deren Blätter einzelne rothe Flecke von Blutstropfen zeigten. Je weiter man den Geisberg hinaufstieg, desto häufiger wurden übrigens die Leichen der Franzosen, und oben auf dem Kamme schimmerte der grüne Erdboden ganz roth von den rothen Hosen der Leichen. Gerade in dem Thor des halb zerstörten Meierhofes lag die Leiche eines französischen Hauptmanns, eine schöne kräftige Soldatengestalt, den gezogenen Säbel noch in der starren Faust haltend, und um ihn herum war ein wirrer Haufen von mindestens sechs bis acht todten Zuaven, theilweise sehr arg von den Kugeln zerrissen. Unter einem hohen dreitästigen alten Kastanienbaum, wie es deren hier viele gibt, lagen vier bis fünf todte Turcos; der eine davon, ein riesiger, rabenschwarzer Mohr, trug auf seinem Gesicht noch den Ausdruck des fanatischen Hasses, der ihn im Leben beseelt hatte. Und als Sinnbild des Friedens nistete auf diesem Baume hoch oben in den Aesten ein Turteltaubenpaar, und mit meinem Glase konnte ich deutlich erkennen, wie die Mutter ihre Jungen in dem Neste fütterte. Wie schön lag dieses jetzt arg zerschossene und von den Bewohnern verlassene Schlößchen auf der Kuppe des Geisberges! Weit schweifte der Blick in die grünende und blühende Landschaft des Elsasses und der Rheinpfalz, die vielgezackte Linie der Schanzen der berühmten Weißenburger Linie konnte man mit dem Glase Stunden lang verfolgen, während die malerisch geformte, vielkuppelige Gebirgskette der dunkeln Vogesen mit ihren vielen Ruinen alter Schlösser den Horizont begrenzte.

Bot der Geisberg jetzt das Bild eines so eben verlassenen blutigen Schlachtfeldes dar, so zeigte der Bahnhof vor Weißenburg wieder andere, theilweise noch viel schaurigere Scenen: in den Hallen, den Wartesalons, den Gängen und Vorplätzen, allüberall lagen eng zusammengeschichtet und oft nur auf ganz dünne Strohschütten gebettet, einen alten Tornister unter dem Kopf, die zerschossenen Glieder mit einem zerfetzten blutgetränkten Mantel zugedeckt, hunderte von Verwundeten, die man so eben von dem Schlachtfelde aufgelesen hatte; in bunter Reihe, wie sie gefunden waren, lagen sie hier, der Araber aus der Wüste Saharah neben dem blondhaarigen Sohn Westfalens, der alte verwetterte Zuave, der schon an die 20 Jahre sein Waffenhandwerk in Algier, der Krim, Mexiko und Italien getrieben hatte, neben dem jungen preußischen Freiwilligen, den der Ruf, das Vaterland sei in Gefahr, aus den Hörsälen der Universität in die Reihen der Krieger getrieben hatte und dessen

erster Kampf nun auch gleich sein letzter sein sollte, denn eine französische Mitrailleuse hatte mit einem Dutzend Kugeln zugleich seinen Körper zerrissen. Baiern, Preußen und Franzosen, die noch vor wenigen Stunden mit wüthendem Grimm sich bis zur Vernichtung bekämpft hatten, ruhten jetzt friedlich auf ihrem Schmerzenslager neben einander, und frühere erbitterte Feinde suchten häufig durch gegenseitige kleine Hilfsleistungen ihren Zustand zu mildern.

Da man anfänglich nicht geglaubt hatte, daß der Kampf um Weißenburg eine so große Ausdehnung erreichen und so viele blutige Opfer erfordern würde, so waren die meisten preußischen Ambulancen noch zurückgeblieben, und es fehlte daher anfänglich sehr an Aerzten, Verbandzeugen, Medicamenten und sonstigen Erfrischungen. Ein leichter Nothverband in Eile angelegt, mußte selbst für die gefährlichste Verwundung genügen, und ein Trunk trüben Wassers mit dem Deckel eines Kochgeschirrs aus dem nahen Fluß geschöpft, war für viele schon eine heißersehnte Labung. Es war viel Elend, Jammer und Schmerz auf dem engen Raum des Bahnhofes zu Weißenburg zusammengehäuft, und inmitten all dieses Blutes und dieser hunderte von theilweise ächzenden, wimmernden oder im letzten Stöhnen des Sterbens liegenden Verwundeten wandelten wie die Engel des Friedens mehrere „Barmherzige Schwestern“ aus dem Kloster der Stadt, überall helfend, pflegend und mit milder, wohlgeübter Hand die Schmerzen mildernd. Und vermochte ihre Pflege das Leben nicht mehr zu retten, so suchten sie doch wenigstens den Sterbenden noch im letzten Augenblick durch den Zuspruch ihrer Religion zu trösten. So sah ich, wie eine „Barmherzige Schwester“, noch ein ganz junges Mädchen, mit blühenden Zügen und klaren Augen, neben einem alten verwetterten Zuaven, dem eine Kugel das rechte Bein unmittelbar an der Hüfte weggerissen hatte und der jetzt an Verblutung starb, niederkniete, dem Sterbenden die letzte Beichte abnahm und ihm dann ihr Kreuz, das am Gürtel hing, zum Küssen reichte. Solche Worte des Trostes und Friedens hatte der wilde Krieger wohl lange nicht mehr gehört, seine Züge verklärten sich förmlich, und inbrünstig küßte er wiederholt das Kreuz.

Ebenso wie 1866 haben auch jetzt wieder diese „Barmherzigen Schwestern“ und ihnen gleichstehend die Diakonissen ganz unendlich viel in diesem Kriege für die Pflege der Verwundeten geleistet, sind mit unermüdlichem Eifer Tag und Nacht auf den gefährlichsten und beschwerlichsten Posten gewesen, und gar manches Menschenleben, dessen Verlust in der fernen Heimat gar viele bittere Schmerzensthränen verursacht hätte, ließ Gottes Gnade durch ihren Beistand retten. Kein äußerer Lohn vermag solch aufopferndes Wirken belohnen, nur das innere Bewußtsein, ihre wahre Christenpflicht in vollstem Umfange erfüllt zu haben, vermag es.

Solches waren die Scenen und Bilder, die das sonst so freundlich in wohlbebauter blühender Umgebung daliegende Städtchen Weißenburg nur in zu reicher Auswahl mir zeigte, als ich am nächsten Frühmorgen nach dem blutigen Kampfe vom 4. August, der diesen Krieg auf eine für die deutschen Waffen so ruhmreiche Weise eröffnete, daselbst eintraf.

Am Familientische.

Brusquez le roi!*)

„Brusquez le roi!“ Habt ihr das Wort gehört,
Das freche Wort im Schloß der Tuilerieen?
Es hat ganz Deutschland sich darob empört —
Dies Wort, o Frankreich! — bleibt dir unverziehen.
Und glaubtest du ein frevles Spiel zu treiben,
Germania wird mit Blut dein Urtheil schreiben.

„Brusquez le roi!“ Noch duldet ungestraft
Kein Deutscher, daß man seinen König höhne,
„Brusquez le roi!“ Mit diesem Worte traft
Ihr in das Herz die besten unsrer Söhne.
So habt ihr es gewollt? Heraus die Klingen!
Das deutsche Eisen soll euch Antwort bringen.

„Brusquez le roi!“ Ha, Corse! denk daran!
Mit diesem Wort beginnet dein Verderben.
Gott nahm den Schwur von tausend Herzen an —
Du wirst ein Fluch dem eignen Volke sterben!
Aus all dem Blut, das spielend du vergossen,
Wird eine finstre Rachesaat dir sprossen.

„Brusquez le roi!“ Schon brach die Rache an!
Schon zweimal war der Sieg mit unsern Fahnen,
Ganz Deutschland kämpfet wie ein einz'ger Mann,
In seiner Hand das heil'ge Schwert der Ahnen.
Und ha! schon lodert an der Seine Strande
Empörung auf — zu unheilvollem Brande.

„Brusquez le roi!“ Es wankt dein Corsenthron,
Den du gebaut auf des Meineids Säulen,
Und zitterst du noch nicht, Napoleon?
Dein Schicksal wird dich Schritt für Schritt ereilen.
Dann wirst umsonst die Faust du grimmig ballen —
Gott ist gerecht! Dein Leben ist verfallen!

Bamberg, 10. August 1870.

Eine deutsche Frau.

Frauenthorheit und Frauendienst im Kriege.

(Zu dem Bilde auf S. 756.)

Allen Ernstes, wie es scheint, hat eine Berlinerin, Minna Hänsel, in den Zeitungen einen Aufruf an ihre Landsmänninnen zur Bildung eines Amazonencorps erlassen. Sie beruft sich darin auf die einzelnen Frauen, die in den Freiheitskriegen von 1813—1815 in den Reihen der Männer gekämpft haben, ist aber der Meinung, es genüge nicht, ihr Beispiel nachzuahmen. „Ich gebe zu,“ ruft sie aus, „daß es unnütz ist, wenn einzelne Weiber in den Reihen der Männer kämpfen. Allein wenn eine Anzahl gleichgesinnter und gleichbegabter Frauen und Jungfrauen sich zusammenfinden, um ein besonderes Amazonenfreicorps zu bilden: so kann dies den kämpfenden Heeren ganz besonders gute Dienste leisten, weil das Weib gewisse Geistes- und Charaktereigenschaften (?) besitzt, welche dem Mann mehr oder weniger nicht eigen, aber gleichwohl in einem Kriege von wesentlichstem Nutzen sind. Wenn solch ein berittenes (!) Amazonenfreicorps einem commandirenden General zur Disposition steht, um Befehle, Depeschen oder sonstige Benachrichtigung schnell von einem Ort zum andern, erforderlichenfalls durch das vom Feinde besetzte Gebiet zu bringen, z. B. an den Küsten der Nord- und Ostsee: so wird es im Stande sein, wichtigere und ersprießlichere Dienste zu leisten, als viele Männer 2c.“

So viel um zu zeigen, daß ein Krieg nicht nur leibliche, sondern auch mancherlei geistige Krankheiten im Gefolge hat! Epidemisch wird ja wohl diese neue Emancipationsmanie nicht werden; denn vorläufig ist den Frauen ein so reiches, ihren Kräften und Gaben angemessenes Arbeitsfeld im Kriege angewiesen, daß sie nach dem Amazonendienst nicht zu trachten brauchen.

In echt weiblicher Weise sehen wir die Damen des Berliner Verpflegungscommittees auf der Skizze unseres Specialartisten Lüders damit beschäftigt, der mangelhaften Bildung des „civilisirtesten aller Länder“ zu Hilfe zu kommen. Freilich der Turcosfratze, die über dem Kopf der liebenswürdigen Schreiberin ins Leere grinst, und ihren Genossen, wird nicht zu helfen sein; nach übereinstimmenden Berichten zuverlässiger Zeugen scheint an diesem afrikanischen Raubgesindel ja Hopfen und Malz verloren — an wen sollte solch Volk wohl Nachrichten senden? Nur den Zuaven, die ja zum Theil gute Franzosen, oft sogar — welche Schmach! — Elsässer d. h. Deutsche sind, und den französischen Liniensoldaten gilt ausschließlich der Dienst der weiblichen Federn.

Es ist bekannt, auf wie niedrigem Grade die Durchschnittsbildung des französischen Volkes steht. Statistische Daten legen dafür ein traurig-beredtes Zeugniß ab. Wir entnehmen sie einer französischen Quelle.

„Wo wir uns in Bezug auf Volksunterricht befinden,“ war die Ueberschrift eines kurzen Artikels von L. Jourdan, der bald nach der Luxemburger Affaire im Siècle erschien. Derselbe wurde durch zwei kleine, eben erschienene Karten veranlaßt, von denen die eine das Frankreich, das lesen, und die andere das Frankreich, das schreiben kann, vorstellte. „Diese letztere,“ sagte das Siècle, „ist schreckenerregend. Die Zahl der Departements, in welchen die des Schreibens unkundigen Brautleute zwischen 30 und 75 Proc. ausmachen, beläuft sich auf 55. Am tiefsten stehen Haute-Vienne, Finistère, Morbihan, Côtes du Nord, Ariège, Dordogne, Indre, Landes, Allier und Pyrénées-Orientales. Die 10 Departements dagegen, in welchen die Zahl der des Schreibens Unkundigen 1,44 bis 6,77 Procent beträgt, liegen sämmtlich im Nordosten. Es sind: Bas-Rhin, Meuse, Vosges, Haute-Marne, Meurthe, Haut-Rhin, Moselle, Doubs, Jura und Manche. „Ist das nicht eine Schande?“ ruft das Siècle aus. „Und dabei denken wir an eine neue Militärorganisation! Denken wir doch lieber daran, diese schwarze Schar der Unwissenden zu unterrichten, und weisen wir den zehnten Theil der Millionen, die wir nutzlos opfern, diesem nationalen Werk! Fangen wir damit an, die Preußen auf diesem Felde zu besiegen!“ Die Karte des Frankreichs, das lesen kann, ist nicht ganz so düster. In den zehn unwissendsten Departements konnten 40 bis 50,55 Procent, in den zehn vorgeschrittensten 2,24 bis 5,44 Procent der Conscribirten von 1866 nicht lesen. Die Durchschnittssumme betrug für alle Departements 23 Procent. „Darauf brauchen wir nicht stolz zu sein,“ schließt das Siècle. „In Bezug auf den Volksunterricht stehen wir in der letzten Reihe der europäischen Mächte. Und dabei bilden wir uns ein, daß wir an der Spitze der Civilisation einhergehen!“

Darum ist es nicht zu verwundern, daß die Hände dienstbereiter Damen, die nicht nur gut und fließend, sondern zum unsagbaren Erstaunen der Gefangenen sogar ein elegantes Französisch zu schreiben vermögen, vollauf zu

*) „Fahren Sie dem König grob an!“ Das bekannte Telegramm des Herzogs von Gramont an Benedetti in Ems.

thun haben; und sie thun damit eine echte und edle Frauenarbeit. Doch können wir uns nicht enthalten, eine übrigens schon mehrfach ausgesprochene Mahnung auch hier zu wiederholen.

Nach verschiedenen Mittheilungen der glaubwürdigsten Zeitungen ist es mehrfach vorgekommen, daß Damen die Gefangenen, selbst die Turcos, nicht nur mit Bonbons und anderen Leckerbissen überschüttet, nein — daß sie darüber die sie begleitenden tapferen Soldaten unsrer Armee geradezu vernachlässigt haben. Das ist auch ein krankhafter Zug des weiblichen Geschlechts, der, wie jene obenerwähnte Amazonenmanie aus den falschen Emancipationsbestrebungen, seinerseits aus dem langjährigen Buhlen mit französischen Moden, wie mit französischen Romanen x. naturgemäß hervorgegangen ist. Dagegen sollten die deutschen Frauen in erster Reihe entschieden kämpfen!

Wir freuen uns gewiß von Herzen der gleichmäßig liebevollen Pflege von Feind und Freund, welche unsere Diakonissen und andere Frauen ausüben; wir freuen uns auch, daß man die französischen Gefangenen nicht entgelten läßt, was ihr Kaiser und das von ihm irregeleitete Volk an uns verschuldet, aber ernst und maßvoll sollte ihr Empfang, besonders von weiblicher Seite, doch sein. Von den Turcos nicht zu reden, die kaum eine bessere Behandlung verdienen, als eingefangene Räuber und Spitzbuben, ist ein an Fraternisiren grenzendes Begrüßen der Kriegsgefangenen durchaus unpassend und unweiblich.

Von dem häßlichen Pariser Modeflitter befreit und endlich deutsch gekleidet, mögen unsere Frauen mit der ihnen eigenen schlichten Anmuth und Würde den fremden Soldaten, die sie zum Theil schon ihrer Brüder, Bräutigame, Männer beraubt haben, entgegentreten und sie bei aller vergebenden Liebe doch den Schmerz und Zorn durchfühlen lassen, den sie bei ihrem Anblick empfinden müssen, wenn sie echte deutsche Frauen sind! R. K.

Die erste Siegesnachricht in Mainz.

(Zu dem Bilde auf S. 761.)

Das war ein Jubel in der altehrwürdigen Festungsstadt am Rhein, als das Siegestelegramm des Kronprinzen eintraf! Kaum mag er irgendwo in deutschen Landen größer und gewaltiger gewesen sein. Noch weilte ja das Hauptquartier des greisen Monarchen hier, und Jedermann fühlte die Freude des glücklichen Vaters ebenso lebhaft mit, wie den berechtigten und doch von jeder Ueberhebung freien Stolz des deutschen Kriegsherrn auf sein ruhmgekröntes Heer.

Das stattlich auf den Rhein blickende Deutsch-Ordenshaus, in dem der König residirte, war von begeisterten Volkshaufen umringt, die ihn glückwünschend begrüßten und ihn garnicht mehr loslassen zu wollen schienen, als er am Fenster erschien und ihnen in seiner freundlichen Weise dankte. Aber es gab in Folge der eingelaufenen Nachricht mancherlei zu besprechen und zu berathen, und der König zog sich zurück, um die gute Kunde nach Berlin zu melden und seine höchsten Kriegsräthe zu empfangen. Alle waren schnell beisammen, nur Moltke fehlte noch.

Auf dem Wege von dem Holländischen Hof, wo er mit seinem Stabe logirte, zum Deutschhause war der General fortwährend aufgehalten worden durch die ihn umschwärmende Menge, die ihn wiederholt hoch leben ließ. Und er schien sich fast gerne aufhalten zu lassen. Der sonst so schweigsame Mann blieb inmitten der Soldaten sogar stehen und fing an, ihnen von dem erfochtenen Siege zu erzählen; dabei umschwebte ein Lächeln der Befriedigung seine Lippen — der ernste Denker mit den unveerückbar scheinenden Zügen war kaum wiederzuerkennen, so hatte ihn die Freude über den ersten Erfolg seines Feldzugplanes ergriffen! Dann aber wandte er sich noch einmal an die Soldaten und mahnte sie in kurzen Worten, ihren süddeutschen Brüdern nachzueifern und standhaft zu sein, wie sie. Schallende Hurrahs waren ihre zustimmende Antwort. Dann setzte der General seinen Weg zum Könige fort.

Spät in sein Hotel zurückgekehrt, entsendete Moltke noch eine Depesche über den Sieg an die zweite Hauptarmee, wo sie bald nach der direkt an Prinz Karl gesandten des Kronprinzen gerade ankam, als die Truppen aus dem Hauptquartier aufzubrechen begannen. Den durchziehenden Truppen wurde sie sofort durch metallographische Abdrücke mitgetheilt. Eine bessere Wegzehrung hätten sie auf ihren Weitermarsch nicht erhalten können.

So wurde der schweigsame Schlachtendenker der Herold des Sieges von Weißenburg für viele tausende seiner Krieger.

Ein Brief vom Schlachtfelde.

Nachstehender Brief, den wir absichtlich ganz wörtlich abdrucken, ist von einem Soldaten des 39. Regiments geschrieben, jenes Regimentes, das fast ein Drittel seiner Leute verlor. Es garnisonirte in Düsseldorf, rekrutirte aber aus ganz Westfalen. Elberfeld-Barmen schickt ihm vorzugsweise seine Einjährigen — „drob müssen die Mütter und Bräute klagen" —; der Briefschreiber ist aber ein echtes Ravensberger Kind.

Saarbrücken 6/8 1870.

Lieber Bruder und Schwiegerin.

Es sind eben 7 Uhr es kracht und knallt noch vom Gefechte wie sind nämlich 11½ Uhr vorgerückt und hatten das erste Treffen. Es fiel vom Bataillon der Major, 1 Hauptmann; 1 Hauptmann schwer verwundet und mehre Offizier wirviel kann ich noch nicht angeben, und die Verwundete und Todte der Uebrigen ist noch nicht zu ermitteln aber viel. Unsere Compagnie mußte einen Berg einnehmen, der so hoch wie die kahle Egge und so steil, mit buchen Hochwald, da haben die Kugeln um mich geflogen wie Erbsen, es fielen meher neben mich nieder, ich habe geschossen das der Lauf glühend war, da wurden wir abgelöst. Und jetzt liegen wir auf eine Anhöhe, und können das Gefecht ganz übersehen cirka von uns 30000 in der Schlacht.

Ich kann Gott nicht genug danken das ich bin noch bis dahin verschont, der Runde, Kickers Knecht, hat ein Schuß im Kopfe, hat noch gelebt, aber er *) sonst kein Bekannter bis dahin geblieben. Es ist noch ein Donnern und Krachen. Wir haben bis dohin den Sieg noch, sind schon bereits 1 Stunde weiter. Das heißt der Feind zurückgeschlagen. Ich habe sogleich Tornister und Helm geschmissen wie es loszing.

Du kannst die Zerstörung denken; ich konnte vom Geknall der Gewehre und Kanonen kaum hören und sehen. Gehe sogleich nach die Mutter und theile ihr das Schreiben mit. Es verbleibt Dein Bruder getreu bis in den Tod

W. Gr—k.

Du wirst es auch in der Depesche hören, wie die Schlacht ausgefallen, es sachten mehre die bei Königgrätz waren, es hätte so nicht gegangen. Denn die Franzosen hotten sich auf den Berg verschanzt, aber herausgeworfen mit vieler Mühe Todte und Verwundete.

Die Schlacht ist noch sehr im Gonge, wowir die Nacht bleiben ist sicher draußen, denn wir hoben jetzt schon 3 Nächte bivouak.

*) Unleserlich. Nach neuester Nachricht nicht todt, sondern verwundet im Lazareth zu Steele.

Für die Brüder.

Die Abendglocken gehen
Durch die Lande weit,
Die heil'gen Schauer wehen,
Denn es ist große Zeit.

Viel tausend stehn im Felde
Für eine Sache gut,
Denn müssen viel gute Helden
Lassen Leib und Blut.

Wir wollen beten und wachen
Für die Brüder im Krieg,
Gott wird es gnädig machen
Und uns bescheren den Sieg.

Er wird es wohl vollenden
Und herrlich führen hinaus,
Er schützt mit seinen Händen
Den König und sein Haus.

Wir dürfen nimmer zagen,
Wir stehn in Gottes Bann,
Und wer im Feld erschlagen,
Der kommt im Himmel an.

Was sie uns Uebles sannen,
Es ward vor Ihm zu Spott.
Der Gott der deutschen Mannen
Ist auch der Schlachten Gott!

Georg Hesekiel.

Es kommen uns wieder ungemein viel Wünsche und Reklamationen wegen Postbezugs des Daheim zu, die auf vollständiger Unkenntniß der Verhältnisse beruhen und unerfüllbar sind. Wir haben den Sachverhalt so oft auseinandergesetzt, daß wir wohl endlich auf Beachtung desselben rechnen dürften. Wir wiederholen also:

1) Bestellungen sind entweder an Buchhandlungen oder Postanstalten zu richten. Die Post nimmt nur direkt vom Besteller, nicht von uns Bestellungen an. Es ist also unnütz, uns etwa den Betrag einzuschicken, da wir dann das Blatt wöchentlich als gewöhnliches Kreuzband verschicken müßten, was dem Besteller wöchentlich 1 Groschen Porto extra kostet, ein Betrag, der erspart wird, wenn man die Bestellung an seine Postanstalt direkt richtet. Wir können uns hinfort nicht mehr auf kostspielige Correspondenz dieserhalb einlassen.

2) Ueberweisungen von Exemplaren, die bisher durch eine Buchhandlung bezogen wurden, an die Post sind unstatthaft, da die Post sich nicht darauf einläßt.

3) Durch Schuld der Postanstalten verloren gegangene Nummern sind bei diesen zu reclamiren; dieselben müssen nachgeliefert werden, umsomehr, als wir an die Post regelmäßig und vollständig liefern. An uns gerichtete Reclamationen müssen daher unberücksichtigt bleiben.

4) Wer das Kriegsquartal des Daheim bei der Post bestellt, möge hinzufügen: das III. Kalenderquartal oder das IV. Quartal des VI. Jahrgangs des Daheim, und sich nicht von ununterrichteten Postexpedienten abweisen lassen, wie das mehrfach vorgekommen ist.

Alle Weitläufigkeiten und Portokosten könnten vermieden werden, wenn das Publikum nur festhalten wollte, daß es bei der Post, nicht bei uns abonnirt hat, daß ihm nur die Post, nicht wir, verantwortlich ist. Wir verkaufen die ganze Postauflage in Bausch und Bogen an die Post, ohne nur im mindesten zu erfahren, wohin die Exemplare gehen, also möge sich Jedermann an die ihm direkt verantwortliche Postanstalt wenden.

Daheim-Expedition.
(Velhagen & Klasing.)

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

VI. Jahrgang. Ausgegeben am 3. September 1870. Der Jahrgang läuft vom October 1869 bis dahin 1870. **1870. № 49.**

Ein Verwundeter von Wörth.



General von Bose.

In den Jubel über die Siege unserer tapferen Soldaten mischt sich die Trauer über die Gefallenen und Verwundeten. Zahlreich sind darunter die höchstgestellten Officiere: ein Beweis, welche Helden das deutsche Heer seinem großen Ziele zuführen. Ein Ehrenplatz gebührt dem bei Wörth verwundeten Befehlshaber des XI. (hess.-nass.) Armeecorps, General von Bose. — Julius von Bose, 1809 geboren, verlebte einen Theil seiner Jugendjahre als Page am Großh. Sachs. Weim. Hofe, wurde 1829 Sec.-Lieutenant, 1843 Prem.-Lieutenant, 1848 Hauptmann, 1853 Major, 1858 Oberstlieutenant, 1860 Oberst, 1864 Generalmajor und Commandeur der 15. Inf.-Brigade, als welcher er sämmtliche Schlachten des böhmischen Krieges bis nach Preßburg ruhmvoll mitfocht. Namentlich erkämpfte er am 26. Juli 1866 bei Podol den hartnäckig vertheidigten Uebergang über die Iser, indem er zuletzt selbst das Gewehr eines Gefallenen ergriff und neben seinen Leuten auf die Feinde stürmte. Noch in demselben Jahre wurde er zum Generallieutenant ernannt und erhielt das Commando der 20. Division. An der Spitze des XI. Armeecorps hat er sich in den ersten großen Schlachten des gegenwärtigen Krieges nicht minder heldenmüthig bewiesen. Bei Weißenburg trieb er durch eine sehr geschickt angelegte Flankenbewegung die Feinde in die Flucht; bei Wörth führte er sein Corps zum Siege. Da dringt eine Chassepotkugel in seine rechte Hüfte, aber ihre Richtung wird durch die Stellscheibe seines Feldstechers, um die sie sich herumgeschlagen, abgeleitet, und verliert ihre tödliche Kraft. Dennoch blutet die Wunde stark, aber er achtet es nicht, und setzt, ohne sie verbinden zu lassen, sein Commando fort. Erst eine Viertelstunde vor dem Ende der Schlacht dringt eine zweite Chassepotkugel dem Helden durch den rechten Fuß dicht unter dem Knöchel von der rechten Seite ein, an der linken heraus. Der Stiefel wird abgeschnitten, der Fuß verbunden, während der General auf seinem Pferde sitzen bleibt, dann reitet er den Berg hinunter bis an die Chaussee nach Wörth. Da sang man:

Der Kronprinz hat uns commandirt,
Der Kirchbach grimmig attackirt,
Dem Bose schmerzt die Wunde nicht — — —
Hei! Deutsche Hiebe hageldicht!

Der Marsch nach Hause.

Eine Soldatengeschichte aus alter Zeit von **Wilhelm Raabe**.

(Fortsetzung.)

In dieses Haus auf der Lorena versetzte die Taubenwirthin ihr Beutestück aus dem Schwedenkriege um das Jahr 1656, gab ihm Vieh und Weide zu bester Pflege und Wartung unter, wie sie ihm vordem ihr Töchterlein anvertraut hatte, und verwendete den Korporal wiederum also geziemlich und nützlich.

„Sie sagen, Ihr treibt auch daheim sonderliche Zucht mit allerlei absonderlichen Creaturen in Milcherei und Käserei, Schwen. Nun seid Ihr lang genug bei uns, um zu wissen, was eine Kuh ist, und könnet wohl einen Ochsen von einem Kalbe unterscheiden. Einen Bub krieget Ihr mit auf den Berg; also jetzt zeiget Euch als einen mit Verstand begabten Menschen, haltet mir gute Ordnung und zeigt den Nachbarn, daß ich mir keinen Narren in Euch großgezogen habe," sprach die Frau Fortunata Madlener, und Sven Knudson Knäckabröd zeigte sich wahrlich als einer, der nicht nur mit Rennthieren, Elenthieren und der Luntenbüchse, sondern auch wie mit dem Kinderwiegen, so mit der Milch, der Butter und dem Käse umzugehen wußte. Es hätte nun bald wenig gefehlt, daß er jetzt eben so berühmt wurde, wie er vordem berüchtigt war.

Nun ließ es sich freilich auf der Lorena lustiger hausen, als in der niedrigen, dumpfigen, holzvertäfelten Stube drunten in der Taube; vorzüglich für einen, welcher von früher Jugend an die frische Luft gewöhnt war; und der Korporal Sven saß manch lieb langes Jahr dort oben, und ein undankbarer, hartherziger Gesell von Grund aus hätte er sein müssen, wenn er jetzt nicht sein Geschick allmählich gelobt hätte. Wir wollen zwar nicht behaupten, daß gerade er vor den andern Sterblichen der damaligen Zeiten berufen war, jubilirenden Herzens in die Pracht und Schönheit der Natur zu blicken; allein er hatte doch auch seine Freude an dem, was er von seiner Thür aus überschaute. Da hatte er zu seiner Linken den mächtigen See bis in die fernste verschleierte Ferne; zu seiner Rechten aber, über dem Thal von Schwarzenberg, da hob es sich empor: Giebel an Giebel, Zacken an Zacken, Wand über Wand; und die Glocken seiner Kühe klingelten um ihn her, und Aloysia Madlener kam, erst ein jung, leichtfüßig Kind, dann eine hübsche Jungfer, und saß wieder bei ihm und suchte ihm jetzt die Zeit zu vertreiben, wie er früher sie ihr vertrieben hatte.

Tagelang saß sie oft bei ihm auf der Lorena, und bald kam die Zeit, wo der kriegerische Kuhhirt Besuche bekam, die ihm gar schön um den Bart gingen und doch nicht seinetwegen von allen Höhen herab und aus allen Thälern hinauf zu ihm stiegen. Eitel jung Volk besuchte ihn, die besten Buben weit umher, und einige gab es darunter, die kamen mit der Mette und gingen erst mit dem Abendgeläut, bis die Katz aus dem Sack war und der Fidel Unold, der reiche Sägmüllerssohn, es allen anderen abgewonnen hatte. Da gingen denn dem Korporal Sven Knudson Knäckabröd auch wieder einmal die Augen auf, und als er seiner Verblüffung gegen die Frau Fortunata Luft machte, da stemmte diese auch wieder einmal die Arme in die Hüften und sprach:

„Schwen, daß ich einen Esel am rothen Egg aufgehoben habe, das wußte ich nach den ersten drei Tagen unserer Bekanntschaft. Na, Alterle, laßt's gut sein, ich habe hier unten die Augen offen gehalten, während Ihr da oben nur das Maul aufsperrtet und vermeintet, das ganze junge Volksspiel gehe nur deshalb zu Euch her, um Eure Lügen und Heldenthaten anzuhören. In acht Wochen ist Hochzeit, und Ihr seid freundlich geladen."

In acht Wochen war wirklich die Hochzeit der schönen Aloysia Madlener und des glücklichen Fidel Unold, und der Korporal Knäckabröd spielte, obgleich er ein Esel war, doch keine geringe Rolle an dem hohen Tage. Er tanzte sogar; — erst zu allgemeiner Bewunderung einen schwedischen Tanz; dann unter lautem Aufkreischen der Weiber und brüllendem Gelächter der Mannsleute einen Kroatentanz, und zuletzt zu seinem allereigensten Vergnügen einen zierlichen Ländler mit der Brautmutter, der Frau Fortunata Madlener; und nur verschiedene alte Weiber, die ihm einst am rothen Egg mit aufgegeigt hatten, schüttelten jetzt noch den Kopf über ihn.

Nach den Hochzeiten pflegen die Taufen zu folgen, und so geschah es auch hier. Gar häufig holte man ihn auch zu solchen Feierlichkeiten von seiner Höhe herunter, und dann stiegen wiederum kleine Füße zu ihm hinauf, und — so gingen die Jahre vorüber und hin, und der Korporal Sven Knudson Knäckabröd, der in seinen jungen Jahren so vieles durchgemacht hatte mit Märschen, Stürmen, Schlachten, Hunger und Durst, und es gar nicht besser gewußt und gewollt, der saß nun im Fett und im Frieden, und wußte und wollte nichts mehr von der Welt da draußen vor den Bergen.

IV.

„Wenn Sie mich zu Hause und in Ruhe gelassen hätten, wär's besser und mir lieber gewesen," brummte der schwedische Mann an seinem Tische auf dem Gebhardsberge unruhig auf- und abrückend. „Das Weibsvolk, das Weibsvolk, — gibt es wohl Frieden? Nimmer! Kann es wohl einen in seinem Winkel sitzen lassen? Niemalen! Das muß immer herumwuseln, und zerren und zupfen, und einem den Bart streicheln, und einen im Nothfall mit Gift anschrillen, wie eine Million Heugaisen, blos um seine eigene Million Grillen durchzusetzen. Da sitze ich nun, aber wo sind sie jetzt, meine Weibsen? Da geht es mir doch wie königlicher Majestät mit den Lappländischen Regimentern Anno Dreißig. Die sollt' man gegen den Feind führen?! Kaum hatt' man sie zusamm, so hupft's aus einander mit Gequak und Gegacker wie ein Sack voll Frösch', und der Hauptmann steht allein vor der Batterie und kann aus der Haut fahren. O Potz Käs und Kühglocken, als die Kleinen gestern Nachmittag heraufkrabbelten und einen Gruß brachten von Mutter und Großmutter und die Nachricht, heute gehe es nach Hohenbregenz zum heiligen Gebhard, da hab' ich mir bei ihrer Lust gleich gedacht, daß das für mich ein sonderlich Vergnügen werden würde. Der Tiroler ist es nicht, die Erinnerung ist's, was mich auf dem Kopf stellt. Dem rothen Egg bin ich seit einem Menschenalter nicht nahe gekommen, und nun muß ich der Alberschwendener Weiberstreifpartei hierher als Führer dienen! Ja, sicher wär's besser gewesen, wenn sie einen andern darzu commandirt hätten, und doch — o, o, es ist, es ist ein sonderlich Vergnügen. Da hielt der Wrangel! und dort fanden wir den Fähndrich Olafsohn mit eingeschlagenem Schädel. Ja, klingelt nur und räuchert nur; Ihr klingelt und räuchert uns nicht weg! Es war eben eine gloriose Wirthschaft, und es ist nur ein Elend, daß man nicht einen hat, mit welchem man anstoßen könnte: trink Bruder, die schwedische Gloria soll leben, — alle guten Gesellen zu Roß und zu Fuß sollen leben, und Du sollst auch leben, Bruderherz! — Wo stecken nur die Weibsen?. das ist doch keine Art, einen mit der alten Zeit an einem solchen Ort alleine zu lassen! Ja, wenn ich nur die Kinder hätt', da könnt' ich mich doch woran halten — ho ho, der rothe Tiroler und der General Wrangel, die haben nun die Oberhand über dich, Sven Knudson Knäckabröd — O Käse und schwer Geschütz, Sven; es ist doch eine Lust und Annehmlichkeit, heut' allhier auf Hohenbregenz zu sitzen und Anno Sechsundvierzig mit dabei gewesen zu sein, als man es mit Sturm nahm; Herrgott, die Thränen kommen einem vor Wehmüthigkeit in die Augen, und wann ich heut schwedisch reden hört, ich glaub', das Heimweh stieße mir das Herz ab."

Die „Weibsen", welche der Korporal Sven zum heiligen Gebhard hatte führen müssen, nämlich die Frau Fortunata, die Frau Aloysia und die kleinen Mädchen der letztern, hatten ihn natürlich sogleich nach der Ankunft auf dem Pfannenberge seinem Geschick und eigenem Genudium überlassen. Den schwedischen Mann hatten sie immer zu Hand, aber um den Altar des heiligen Gebhards da gab es Bekannte und Verwandte, Freunde und Freundinnen, die man nicht immer zu Hand hatte.

„Ich vertret' mir die Füß'," sagte der Korporal, „es hilft nichts, hier festzuwachsen. Sie werden mich heute nicht als Spionen hängen, wenn ich des Ortes Gelegenheit wieder einmal erkunde. Donner, es war doch eine tüchtige Arbeit, damals bei dem gefrorenen Boden, Schnee und Eis, die Artillerie den Berg hinauf zu bringen!"

Er hatte sich erhoben und reckte und dehnte sich und wandelte schwerfällig durch das Getümmel und betrachtete von neuem, und von allen Seiten aus den Schauplatz, auf welchem er selber einst mit der Pike in der Hand so tapfer mit agirt hatte. Er stieg um die Ringmauern:

„Da kamen wir mit den Leitern, und verloren manchen guten

Mann. Da wollten die Herren Generals zuerst Bresche legen lassen; aber wir besannen uns eines Bessern und führten das Geschütz weiter ab. Dort hinein kamen wir! Vivat, vivat! sieh, sieh, dort stürzt' ich die zehn Schuh tief hinunter auf den Kopf und dacht, es wär mein letztes; aber ich kam doch schnell genug wieder auf die Füße, und war mit unter den Ersten im Tanz! Es ist nicht zum Aushalten, — man muß vor seinen lieblichsten Erinnerungen Reißaus nehmen, wann es einem so ergangen ist wie mir. Da sollt' man ja ersticken. Die Mauern fallen einem auf den Kopf. Ich denk, ich nehme wirklich Reißaus und steige nieder zum See. Solch groß' Wasser hab' ich ja auch seit dem Elend am Fallenbach nimmer wieder in der Näh' zu Gesicht gehabt."

Wer des Veltliners zur Genüge trank, der weiß wohl, wie blau ihm der Himmel werden mag. Dem braven Corporal Sven wurde mehr als eine Fiedel auf dem Wege, welchen er jetzo ging, gestrichen; aber es klang ihm wie der Schall von hunderten in das Ohr, und dazu viel andere Instrumente, Pauken und Posaunen, und dann durch alles ein fernes Grummeln, gleich schwerer Constablerei in geordneter Feldschlacht. Alle Leute, die ihm begegneten, freuten sich über ihn; er aber ging so gravitätisch seines Pfades, als es sich bei der Steilheit des Berges eben thun lassen wollte, und so kam er hinab an das Ufer des Sees, und blickte mit ernstem Kopfschütteln auf die breite Wasserfläche und wandelte langsam am Gestade hin, bis zur der Seekapelle, allwo, wie wir bereits sagten, die Kähne der Gäste, die über das Wasser gekommen waren, an Stricken und Ketten lagen.

Wenn es in Bregenz und auf Hohenbregenz, in der Stadt und auf dem Pfannenberg hoch, lustig und lebhaft zuging, so war es desto stiller am Wasser um diese Zeit. Klar und ruhig lag der See da; die Enten und die Gänse ruderten und tauchten am Ufer, und fern auf der Höhe des Spiegels schwangen sich blitzend wie silberne Punkte die weißen Seeschwalben im Kreise, und weiße Segel stiegen über den Horizont hinauf, oder tauchten über ihn hinab, und die Stadt Lindau zur Rechten der Bucht streckte ihre Thürme und Giebel so klar in die Tiefe, wie sie dieselben gegen den lichten Himmel emporhob.

Der schwedische Mann von der Lorena nahm den Hut ab, trocknete sich die schweißtriefende Stirn und athmete tief und erleichtert; dann aber schüttelte er mehr denn je den Kopf, nachdem er sich auf einen Stein am Ufer gesetzt und die Hände auf die Kniee geschlagen hatte.

„Ich hätt' auch dem nicht nahe gehen dürfen," murrte er nach einer Weile. „Vom Berg' aus darauf hin zu sehen, hat mir nichts gemacht; aber in der Nähe ist's ein anderes, und schlimmer als da oben die Rudera. Die Weibsen können es nimmermehr verantworten, daß sie mich hieher geschleppt haben; denn wenn ich sie darhingegen nach Jonköping am Wettersee setzen wollt', so würd' ich mir wohl allerlei in die Ohren stopfen müssen, von wegen ihres Gehenls und Heimweh. Jonköping! Da bin ich umhergezogen mit dem großen Gustav, und nachher mit dem Baner, dem Torstenson, dem Königsmark und dem Wrangel und hab' nimmer an den Wettersee und meines Vaters Haus zu Jonköping gedacht, und heut' hab' ich selber Lust, darüber zu heulen wie ein Weib. Jetzt ist mir das Wasser noch ärger als das Land; — ja wahrlich als ich mit dem großen Gustavus Adolfus über das Meer fuhr, da hab' ich noch nicht gewußt, daß es doch zuletzt nur zum Kühmelken und Käsemachen ging — o Donner und Nordlicht, hab' ich das nur geträumet diese langen sechsundzwanzig Jahre, oder hab' ich es wirklich und wahrhaftig erlebt? O ja, da möcht' man doch auf Nimmerwiederaufgucken in den See untertauchen!"

Er war wild aufgesprungen, und dann that er noch einen Sprung, hinab vom Uferrande, doch nicht in das Wasser, sondern in den nächstliegenden Kahn, den er durch die mächtige Erschütterung fast zum Sinken gebracht hätte. Schwer fiel er auf die Bank und sah beinahe erschrocken nach der Stadt Bregenz und dem Berge des heiligen Gebhard hinüber. Aber niemand hatte ihm auf seine Schliche gepaßt, niemand auf seine That Acht gegeben. Im nächsten Augenblick schon hatte er das Messer gezogen und mit einem Hieb das haltende Seil zerschnitten. Er war im Rausch, als er die Ruder ergriff, doch nicht vom rothen Tiroler. Drei kräftige Schläge führten das leichte Fahrzeug hinaus auf den jetzt im linden Südwest sich kräuselnden See. Es gelang dem Korporal Sven Knudson Knäckabröd den kleinen Mast aufzurichten und — er hatte nicht umsonst in seiner Jugend dem Herrgott halbe Tage mit dem Fischfang auf dem Wettersee abgestohlen! — und das Segel schiffermäßig zu entfalten und zu richten. Er war nicht im geringsten Schuld daran; allein es war richtig, — er war seinen Weibsen, der Frau Fortunata, der Frau Aloysia und den kleinen drei Schmelgen durchgegangen und befand sich bei günstigem Winde auf der Fahrt nach des heiligen römischen Reiches freier Stadt Lindau am See.

V.

Es war gar lieblich auf den Wassern, vorzüglich für einen, der in so seltsamer Gemüthsstimmung darüber hinfuhr, als der schwedische Hirt von der Lorena. Wenn es still am Ufer unter dem Fürberge war, so war's noch viel stiller auf der von der Nachmittagssonne beglänzten Bucht von Bregenz, und der Korporal Sven hatte eine gute Fahrt. Er saß und hielt die Hände vor dem Bauch gefaltet und ließ sein Schifflein gleiten vor dem Winde. Wie jetzt das Ufer hinter ihm versank, oder die Berge sich vielmehr heraushoben, so hob sich nun auch vor ihm das niedrigere Hügelland des Allgäus, und vor allem wie eine Stadt aus dem Wunderschatz der Frau Saga die freie Reichsstadt Lindau.

Die grauen Mauern, deren Grund der römische Kaiser Tiberius Claudius Nero legte, als er hier die Rhätier und Vindelicier besiegt hatte, lagen noch stiller da, wie der See. Die alten Linden nickten freundlich-schläfrig von den Bastionen, und die grün und silbern, roth und goldfarbig glänzenden Thurmdächer von Sanct Peter und der heiligen Dreifaltigkeit — den Diebsthurm nicht zu vergessen — luden förmlich behaglich wie aus der Luft, so aus dem Wasser, den braven Korporal Sven Knudson Knäckabröd zum Näherkommen ein. In dem kleinen Hafen lagen ruhig, nur da und dorten von einem weißen Spitzhund bewacht, die Lädinen und Halblädinen, die Segner und Halbsegner und dazwischen die Lustgondeln der wohlhabenden Reichsstädter, so weit sie sich nicht zu Bregenz befanden. Nur eine Bürgerschildwacht war auf der Mauer zu erblicken, und die schlummerte sanft auf ihre Partisane gestützt. Das Lebendigste auf dem Wall zu Lindau am See waren um diese Stunde die Fliegen, welche in Scharen über den erwärmten Geschützröhren summten.

Der Kahn des Schweden schoß durch den Schatten der Lastschiffe hin in den Hafen hinein und an die Hafentreppe, und als der Korporal sein Schifflein mit einem letzten Ruderschlag dort antrieb, fragte ihn niemand um das Wohin und Woher, und das war recht gut; denn im Augenblick hätte er vielleicht auf beides keine Antwort zu geben gewußt. Seit dem Kolbenschlag am rothen Egg war ihm nicht so verworren zu Muthe gewesen, aber trotz allem war ihm heut doch die Welt behaglicher, als damals, wo er sich auf dem blutigen Strohlager am Schanktische an der Taube zu Alberschwende vergeblich auf sich selber und seine Umstände zu besinnen suchte.

Doch wer auf eine solche Weise, als er, im Hafen von Lindau anlangte, der mochte, nachdem das Schifflein am Lande lag, wohl selbst den Hut hin und wieder rücken um die Frage: Was nun? und wohin nun? Der Korporal Sven stand und blickte an der nahen Stadtmauer empor und durch den dunklen Bogen, welcher in das Innere der Stadt führte, hindurch und rieb sich die Stirne. In dem nämlichen Augenblick aber erschien über der Mauerbrüstung ein dicker, rother, von schneeweißem Haar umflusterter Kopf, welcher sich ächzend auf zwei gewaltige Fäuste legte und entsetzlich gähnend auf den See hinausstarrte. Dasselbige Haupt spie verächtlich von der Mauer der freien Reichsstadt hinab; ein nicht geringer Mund öffnete sich, und — plötzlich — ganz unvermuthet, und von einer solchen Erscheinung auch gar nicht zu vermuthen, fing das Ding an, zu singen und zwar eine Weise, welche Meister Wilibald Alexis dem deutschen Volk zuerst in deutscher Zunge von der Reise mitbrachte, welche aber im Munde des schwedischen Volkes schon seit einigen Jahrhunderten umging.

Und in schwedischer Zunge sang das Unding auf der Mauer heiser und gräßlich:

„König Gustav reitet nach Dalecne
Zum Thing mit den Dalkarlen sein;
Doch Christiern liegt vor Södermalm
Und ißt gestohlene Schwein;"

und wie heulend in Verdruß, Aerger, Entrüstung und Wehmuth:

„König Christiern sitzt in Stockholmschloß
Und trinkt unsern Meth und Wein!"

„Blitz und Donner! Alle guten Geister!" stöhnte der Kor-

poral Sven Knudson Knäckabröd versteinert nach dem Sänger aufstarrend; doch der da oben gähnte noch einmal und scheußlicher als zuvor, und fuhr fast noch unmelodischer fort:

„Hört alles, was ich Euch biete an,
Vom Thal, ihr meine Mannen:
Wollt ihr mir folgen nach Stockholm
Und schlagen die Jüten von dannen?"

Mit beiden Händen griff der Korporal Sven Knudson Knäckabröd nach seinem Haupte, wie im wilden Zweifel, ob er dasselbige auch noch auf den Schultern trage; und als er es noch an Ort und Stelle fand, that er einen Satz und brüllte seinerseits zu dem Sänger auf der Mauer hinauf:

„Ums Rebhuhn und ums Eichhorn ist's,
Sobald wir zielen, geschehn;
Und dem Bluthracker Christiern,
Dem soll's nicht besser gehn."

und die Wirkung nach oben hinauf war nicht geringer, als die von oben herunter.

Auch dee da oben schnellte empor und beugte sich über die Brüstung, und schrie:

„Bei der blauen Fahne Wasas, ist ein Spuk, ein Trold aus dem See aufgestiegen; oder ist's ein Landsmann? Ho Landsmann? Landsmann!"

„Ho Landsmann!" rief der Hirte von der Lorena; abee da er einmal im Zuge war, so sang er weiter, daß die Bastionen der freien Reichsstadt Lindau wie im Schrecken widerhallten:

„Das reißt nun in meiner Seite,
Ich fühle mich so beengt;
Auch ich hab' von den Fischen gekostet,
Die man in Dalerne fängt."

Die Bürgerschildwacht im Lindenschatten erwachte bei den Mißtönen aus ihrem süßen Schlummer, und faßte zusammenfahrend die Pike an. Die Mauertreppe aber herabstürzte der Hafenwärtel der freien, frommen und bioeeben Reichsstadt Lindau im See, Rolf Kok, umfaßte mit beiden Armen den Mann von der Lorena, schüttelte ihn heftig und rief:

„Kerl, in aller Welt Namen, Kerl, Kerl, wo kommst Du her? wo bist Du jung gewoeden? wer bist Du?"


General von Zastrow, Commandeur des VII. Armeecorps.

„Arquebusirer Korporal Sven Knudson Knäckabröd im gelben Regiment Oxenstierna — verspeengt im Gebirge — dorten! Melde mich zurück, Korporal Rolf Rolffson Kok, denn der seid Ihr und kein anderer! Die Finne da auf Eueem linken Nasenflügel habe ich sechszehn Jahee lang beim Ausmarsch in die Linie zur Rechten gehabt, und die Schmarre da habt Ihr von dem Nürnberger Malhör, Korporal Kok. Melde mich zurück, Korporal!"

„Und wir schreiben Vierundsiebenzig! Mensch, o Mensch, Mensch, Du bist der Sven, den wir hinter seinem Rücken Hahnentritt nannten, von wegen seiner Gangart? Und das passiret einem, nachdem man sich seit Anno Sechsundvierzig nicht mehr zu Gesicht gekriegt hat, heut hier zu Lindau an der Hafenmauer? O Sven, wo ist die Cumpaneia? wo Hauptmann, Lieutenant und Fähndrich? wo sind die Fahnen und Trommeln? wo der Herren Generale Gnaden? Sven Knäckabröd, wo Du herkommst, weiß ich noch nicht; aber ich, ich sitze hier seit dem Lindauer Sturm — erst als Invalid, dann als Bürger und Ehemann — und als Wittwer und Hafenvogt, und sie haben mir noch nicht einmal meinen Namen gelassen: Meister Gockele nennen sie mich! ja, das Gockele nennen sie mich; und Du bist Sven Knudson Knäckabröd, und wir sind beide mit dem König herübergekommen und standen mit bei Breitenfeld, bei Lützen und liefen mit bei Nördlingen und zogen mit dem Wrangel gegen die Schneeberge, o Sven, Korporal Sven, Kamerad Sven, ich heule wie ein Kind!"

„Und ich heule mit, Korporal, Kamerad Rolf," schluchzte der andere. „Siebenundzwanzig Jahre habe ich bei dem Vieh sitzen müssen, und nach so großer Gloria und gewaltigen Schlachten habe ich die Kühe gemolken und Käse gemacht, siebenundzwanzig Jahre durch. Rolf, o Rolf Rolffson Kok am Fallenbach, am rothen Egg haben die Weiber uns alle todtgeschlagen, nachdem wir Bregenz da drüben genommen hatten, und heut' hat mich erst die gute alte Zeit in den Ruderis verwirret, und nachher hat mich der Nix über den See gelockt. Im Traum bin ich über den See gefahren, und der Nix hat gewußt, daß Ihr hier auf der Mauer von Lindau auf mich wartetet, Korporal Rolf Rolffson Kok." — Sie hielten sich in den Armen, die beiden alten Schweden. Sie küßten sich, und die Thränen rollten ihnen über die gelbbraunen Backen. Sie tätschelten sich zärtlich die breiten Buckel und hatten eine Freude an einander wie ein Brautpaar im Maienmond. Es war aber auch keine Kleinigkeit, was ihnen begegnete an diesem Festtage des heiligen Bischofs Gebhard, den sie und ihre Kriegsgenossen vor dem so hart mit Geschütz und Sturmanlauf bedrängt hatten, und dessen Wiege und Burg der Eine von ihnen mit niederwerfen half.

Sie waeen sehr gerührt, die beiden braven schwedischen Korpoeale; aber nach der Rührung kam natürlich wieder um so heftiger der Durst, und dessen wurden sie nunmehr mit großer Lust inne. Da faßte der Korporal Gockele den Korporal Hahnentritt unter den Arm und sprach:

„Komm Herzensbruder, ich weiß unsern Ort, und will Dir daselbsten etwas zeigen, so Dir das Herze erfrischen soll, besser als der kühlste Trunk aus des Kronenwirthes Keller."

Er führte ihn in das Wirthshaus zur Krone.

VI.

Wer heute zu Lindau am See, sei's mit dem Dampfboot landet, oder mit dem Bahnzug anpfeift, der findet die Krone noch immer an ihrer Stelle. Einst zog sich die Stadtmauer dem Wasser entlang davor her: die Mauer ist längst gefallen; aber das gute alte Wirthshaus steht noch fröhlich aufrecht.

Wer heute durch den gewölbten Thorweg geht und die Treppe hinaufsteigt, der findet auch heute noch zu Anfang eines langen, hellen, weißen Ganges das, was der Korporal Rolf dem Korporal Sven zu höchster Herzerfrischung weisen wollte, und mag sich ebenfalls daran erfrischen. Da hängt nämlich von der Decke herab eine eiserne Kugel an eiserner Kette, — eine Bombe des Feldmarschalls Karl Gustav Wrangel, und das Bild des Feldmarschalls hängt an der Wand daneben.

Beides gehört zu dem Hause seit dem Jahre 1647, seit dem Momente, in welchem der Herr Feldmarschall diese Bombe in die freie Reichsstadt Lindau hineinschoß und Grimmiges mit ihr im Sinn hatte, was sich Gottlob nicht erfüllte, denn das Unthier durchschlug nur das Dach des guten Wirthshauses und blieb, ohne weiteren Schaden anzurichten, auf dem Hausboden liegen, — 180 Pfund schwer.

Damals hat man den unfreundlichen Gast vorsichtig aufgehoben, ihn seiner verderblichen Füllung entledigt und ihn bei ruhigerer Zeit an besagter Kette am Gebälk aufgehängt zum ewigen Gedächtniß des Generals Wrangel und seines groben Geschützes. Der Korporal Rolf aber hatte vollständig recht: im Jahre 1674 gab es keinen bessern Augentrost für den schwedischen Mann der Wirthin zur Taube in Alberschwende, als diese Kugel und dies Bildniß in der Krone zu Lindau.

Im Jahre 1674 sah die Krone nicht so hell und freundlich aus, als heute. Die Wände waren nicht mit Kalk getüncht und noch



Verwüstung des Heidelberger Schlosses durch die Franzosen unter Mélac.

Nach dem Aquarellgemälde von L. Braun; Architektur von L. Ritter.

weniger al fresco mit heidnischen und christlich ritterlichen mittelalterlichen Festivitäten bemalt. Aber das Haus war schon damals gut und verdiente seinen Ruf weit übers Allgäu hinaus, und der Hafenwärtel Rolf Kok, genannt das Gockele, kannte das Getränk und hatte sein Kerbholz fröhlich hinter der schwarzbraunen Eichenthür der Zechstube. Fürs erste aber stellte er den wiedergefundenen Kriegskameraden unter die Schwedenkugel, wies auf sie hin und wies auf das Bild des Feldmarschalls und sagte:

„Da, Herzbruder, da!"

Der Hirt von der Lorena rieb sich die trüben Augen, starrte auf die Bombe, starrte auf das Bildniß seines Generals, that einen Sprung und schüttelte sich, als ob er die Jahre und sein Leben unter dem Kommando der Frau Fortunata und sein Leben auf der Lorena mit einem Ruck abschütteln wolle. Er streckte die ausgebreiteten Arme dem Feldmarschall und der schwedischen Kugel zu und rief aus vollem Halse:

„Vivat Gustavus Adolfus! Vivat Gustavus Wrangel! Es leben die Löwen aus Mitternacht!"

Und er that einen zweiten Satz und schrie zum zweitenmal, daß die Wände erzitterten, und ein einsamer Zecher nebenan in der Trinkstube sich von seinem Tisch im Winkel erhob, aufstand und den Kopf aus der offenen Thür in den Gang vorstreckte. Dem Kopfe nach folgte der übrige Kerl, und das Ganze war wohl einer Schilderung werth.

In dem alten, langen, hagern und gelben Gesichte, mit dem eisgrauen, spitzgewichsten Knebel- und Schnurrbart umfunkelten zwei kohlschwarze Augen eine lange scharfe Nase. Zwei lange, einknickende Beine in engen schwarzen Hosen und schwarzen Strümpfen trugen den mit schwarzer Schooßweste und schwarzem Rock angethanen dünnen Leib, und als die Kreatur den Hut abnahm und in die Luft schwang, da entblößte sie einen ratzenkahlen gelblichen Schädel:

„Cospetto! o Jesus Maria! Vivat Ferdinandus!"

Wie auf ein Kommandowort fuhren die beiden Korporale herum, als ihnen so unvermuthet auf ihren eigenen schwedischen Schlachtruf

das wohlbekannte Feldgeschrei und die Losung des kaiserlichen Heeres entgegen schrillte. Und siehe, schon kam der schwarze lange Mann, auf sein spanisch Rohr mit dem Messingknopf gestützt, herangehinkt, fegte in tiefer Verbeugung den Boden mit dem Hutrande und sprach höflichst:

„Bitte um Permission, Signori; — Kriegskameraden von der andern Seit? groß Ehr! groß Ehr — — Hab' das Vergnügen mich denen Herren zu recommandir'. Signor Tito Titinio Raffa, Zahlmeister im Regiment zu Pferd' Strozzi. Hatt' schon die Ehr' vorbent' bei Breitenfelda, — groß Ehr, groß Ehr, groß Battaglia! Woll' die Herren eintret' und niedersitz' zu einem Trunk und freundlich Diskurs? Groß Ehr, viel Vergnügen und gut' Kameradschaft!"

Mit allem Eifer schüttelten die beiden versprengten schwedischen Kriegsleute dem versprengten Reitersmann vom Regiment Strozzi die dargebotene Rechte, und im nächsten Augenblick saßen sie mit behaglichem Aechzen nieder an dem Tische, von welchem der Herr Zahlmeister aufgestanden war, um sie zu begrüßen: die Frau Wirthin zur Taube in Alberschwende hatte um diese Tageszeit, das heißt um Sonnenuntergang, auf dem Gebhardsberg gut suchen und rufen nach ihrem treuen Knecht Sven Knudson Knäckabröd aus Jonköping am Wettersee.

(Fortsetzung folgt.)

Die Verwüstung des Heidelberger Schlosses durch die Franzosen.

(Zu dem Bilde auf S. 773.)

So oft wir auch dem Vater Rhein uns nahen mögen, er verliert nimmer seinen alten Zauber, er bleibt uns stets derselbe herrliche, deutsche Strom, umwoben vom Dufte der Poesie, fesselnd durch den Reiz nationaler Sage. Aber in den Stolz, der uns beim Anschauen unseres Rheines überkommt, mischt sich ein Trank bitterer Galle: die Spuren, die länder- und städteverwüstend der Franzmann hier hinterlassen, sie sind wahrhaft erschreckend, und wirken unendlich demüthigend. Von Breisach und Kehl, über Heidelberg und Speyer, bis in die Niederlande, und weitab hin in allen Seitenthälern stehen die Zeugen eines Vandalismus, wie ihn die Geschichte kaum schlimmer kennt. Tagelang könnt ihr dort auf dem Dampfer fahren, auf dem Rhein, auf dem Main, auf dem Neckar, der Mosel und die Ruinen der einst herrlichen Burgen schauen, die vernichtet wurden von unseren civilisatorischen Nachbarn. Was die Räuberbanden des vierzehnten Ludwig begannen, was die nicht minder rohen Scharen der Republik fortgesetzt, die Marschälle des ersten Kaiserreiches haben es vollendet. Und eine neue Auflage der alten Mordbrennerei stand heute zu erwarten, fuhr nicht Deutschlands Schwert rechtzeitig dazwischen.

Und im Angesichte des Blutes der hunderttausende, das Frankreich auf unserem Boden vergossen, angesichts der sprechenden Ruinen, die traurig herabschauen von unsern Bergen, wagt es der verbrecherische Bonaparte, der Frankreichs Thron noch inne hat, in seiner zu Metz erlassenen Proclamation von den „glorreichen Spuren der Franzosen" zu reden, wagt er es seine Scharen aufzufordern, „sich der Väter würdig zu zeigen".

„Dank Jude, daß du mich dies Wort gelehrt!" so können wir hier mit Shakespeare ausrufen; auch wir wollen erzählen von den „glorreichen" Spuren, von den Mordbrennereien, die Ludwig XIV inmitten seiner schändlichen Buhlerinnen zu Versailles anbefahl, von den raffinirten Scheußlichkeiten, welche auf Befehl dieses allerchristlichsten Königs seine Henkersknechte verüben mußten, voran ein Mélac, der in der Pfalz so unvergessen ist, daß sein Name dort zum Hundenamen geworden. Denn er vor allem war es, der die schöne Pfalz in eine rauchende Trümmerstätte verwandelte, er war es, der das schönste Schloß Deutschlands, der rheinischen Pfalzgrafen prachtvollen Wunderbau, umschuf zu einer traurigen Ruine.

Wo der Neckar, Schwabens lieblichster Strom, über Felsen schäumend, bei Heidelberg aus den Bergen hervorbricht, um in die Ebene des Rheines einzutreten, breitet eine der schönsten und fruchtbarsten Landschaften Deutschlands sich aus. Von den Bergen herab genießt das entzückte Auge eine der schönsten Aussichten über die pfälzer Rheinebene, schweift der Blick hinüber bis nach Speyer und zu den blauen Höhen des Wasgau. Schon Karl der Große erkannte den Reiz dieser Gegend, erwarb hier sich Besitzthum und verpflanzte sächsische Ansiedler hierher. Es konnte nicht fehlen, daß der bequeme, breite, des Neckars Ausgang beherrschende, weit ins Rheinthal hinabschauende, von lauter schönen, reichbevölkerten und wohlbebauten Landschaften umgebene Heidelberger Schloßberg bald zur Residenz eines mächtigen Geschlechtes erkoren wurde. Schon seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts fingen die Pfalzgrafen beim Rhein an, hier zu wohnen. Heidelberg wurde das Haupt und die Fürstenresidenz der Pfalz, eines großen Theiles des ganzen nördlichen Rheinbeckens, und blieb dieses, trotz aller Stürme, 600 Jahre hindurch.

Das Schloß, das die Pfalzgrafen seit dem dreizehnten Jahrhundert dort oben auf dem Jettenbühl neben einem bereits vorhandenen älteren Schloß erbauten, es ist allmählich entstanden, als ein ehrendes Zeugniß des Kunstsinnes der pfälzer Fürsten. Daß hier in der Pfalz der Geist der Renaissance frühzeitig einwanderte, ließ sich erwarten. War ja doch ihr Boden von den Resten antiker Kunst erfüllt, wie in keiner anderen Provinz, war ja doch die Erinnerung an die Antike, an ihr Gefühl für Maß und Symmetrie in der Kunst der Pfalz nie erloschen. Dazu kam, daß die Fürsten der Pfalz frühzeitig mit ganzer Seele den humanistischen Bestrebungen anhingen. Zu diesen aber gehörte auch die Vorliebe für antike Bauweise, Kunst und Literatur, die sowohl in der Architektur des Heidelberger Schlosses, wie in dem Geist, der in seinen Mauern waltete, den lebhaftesten Ausdruck fand. Kurfürst Ruprecht, der deutsche König, hatte schon viel für den Bau des Schlosses gethan, die Kurfürsten des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts aber waren es, die jene im edelsten Renaissancestil aufgeführten Gebäude anlegten, von denen der Volksmund wissen will, Michel Angelo selbst habe dazu die Pläne eingesandt. Noch sind die Namen des Pfalzgrafen Otto Heinrich (1556—1559), Friedrich IV (1583—1610) und Friedrich V (1610—1621) in den von ihnen errichteten Flügeln und Theilen des Schlosses, die alle in Trümmern liegen, erhalten. Salomon de Caus, der in einer so eigenthümlichen Beziehung zur Geschichte der Erfindung der Dampfmaschine steht, war es, der zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts die Wasserwerke und Schloßgärten des Palastes zu verwalten hatte und in einem eigenen Folianten die Wunder des Schlosses beschrieb. „Ist eine so galante Hofhaltung angelegt, daß man Heidelberg wohl Klein-Paris nennen möchte," schreibt er 1620. Die Bilder, wie sie Merian mittheilt, die Abbildung in Wundts „Geschichte der Stadt Heidelberg", sie geben uns einen Begriff davon, welche Pracht einst hier entfaltet wurde.*) Heute aber erscheint dieser Wunderbau als die großartigste und schönste Ruine Deutschlands; er liegt da mit seinen Zinnen und Thürmen, seinen Erkern und Altanen, seinen Statuen und Nischen, hohen Thoren und weiten Höfen, seinen epheuumrankten Trümmern und zerfallenen Giebeln, für uns ein Bau, der wehmüthige Erinnerungen wachruft, für die Franzosen aber — eine „glorreiche Spur".

Die Drangsale des dreißigjährigen Krieges waren überwunden, die Pfalz athmete wieder auf, und in voller Schöne leuchtete der Kurfürsten Schloß hinaus in das gesegnete Land. Die Wunden begannen zu vernarben, die Zukunft wäre eine gedeihliche gewesen. Aber freilich, auf Frankreichs Thron saß ein „Civilisationsträger", der „große" und „allerchristlichste" Ludwig XIV, der nur nach einem Vorwande suchte, aufs neue zu sengen und zu brennen.

Mit dem Tode des Kurfürsten Ludwig von der Pfalz, 26. Mai 1685, erlosch die Kurlinie Pfalz-Simmern. Ihm folgte nach den Hausgesetzen Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg in der Kurwürde und im Kurstaate; allein im Namen der Schwester des Verstorbenen, der Pfalzgräfin Charlotte Elisabeth, nahm Ludwig XIV die Allodialverlassenschaft ihres Bruders in Anspruch. Jene edle, deutsche Frau, die einzige, die inmitten des verfaulten und verlüderlichten französischen Hofes allzeit keusch, rein und deutsch geblieben ist, war die Schwägerin Ludwigs, die Gemahlin des Herzogs von Orleans. Und um ihretwillen, die ihre Pfalz über alles liebte, sollte der schnöde und ungerechte Krieg begonnen werden. Noch im späten Lebensalter erzählte die Pfalzgräfin, wie sie oft nächtlich in Thränen gebadet aus dem Schlummer auffuhr, weil ihre Vaterstadt Heidelberg, weil Mann-

*) S. Daheim I. S. 493.

heim und Schwetzingen ihr brennend im Traume erschienen. Sie hatte Ursache jahrelang zu weinen, über all den Jammer, der über ihre Heimat gekommen.

Am 24. September 1688 hatte Ludwig XIV den Krieg an Deutschland erklärt, und gleichzeitig drangen französische Heere gegen den Rhein vor; bald waren die Pfalz, Baden und Württemberg von den Franzosen überschwemmt und die Henkersknechte Mélac, Monclas und Crequi führten mit entmenschter Grausamkeit in den Jahren 1688—1693 den Befehl des Königs aus, „die Pfalz zu verbrennen." Das waren seine eigenen Worte. Auch Heidelberg fiel diesem Schicksal anheim, und zwar erging die Wuth der Franzosen zweimal, 1689 und 1693, über die unglückliche Stadt. „Kaum," so erzählt der rheinische Antiquarius, „waren die Franzosen in der Stadt, so fingen die Soldaten schon an, die Bürger ohne Unterschied jämmerlich niederzuhauen, zu Boden zu stoßen, erbärmlich zu prügeln, nackend auszuziehen oder sonst gräulich zu plagen. Diejenigen, so in das Schloß geflüchtet waren, verfolgten sie und brachten die, so nicht gleich hineinkamen, auf der Stelle um. Viele Weibsleute schändeten sie öffentlich und schlugen ihre Kinder in ihrer Gegenwart todt. Diejenigen Einwohner, so noch auf den Gassen und in den Häusern angetroffen wurden, trieben sie wie das Vieh zusammen in die Heilige Geistkirche, welche damit dergestalt angefüllt war, daß sich kein Mensch dareinnen rühren konnte. An diesen, ohnedem halbtodten Leuten, verübten diese abendländischen Türken solche Grausamkeiten und Muthwillen, die keine Feder zu beschreiben im Stande ist. Altäre und alle anderen heiligen Oerter befleckten sie, ohne der Betrachtung der Allgegenwart Gottes, mit Blut. Endlich aber zündeten sie ihnen Kirche und Thurm über den Köpfen an, welches ein solches jämmerliches Geschrei und Heulen unter diesen elenden Leuten verursachte, daß sich der Himmel darüber hätte erbarmen mögen. Es ließ sich auch dieser barbarische Feind nicht eher zum Mitleiden bewegen, als bis der Thurm fast einfallen wollte und die Kirche in vollen Flammen stund, da er sie denn endlich wieder heraus ließ. Während dieser unerhörten Grausamkeit wurde endlich das ganze Heidelberg, welches sie vorher von fünf Regimentern ausplündern und in Brand stecken ließen, nach und nach völlig eingeäschert und innerhalb zehn Stunden zu einem Stein- und Aschenhaufen gemacht; die noch übrigen elenden Leute aber in einen erbarmungswürdigen Zustand gesetzt und nach Heilbronn geleitet."

Während so die Stadt vernichtet wurde, erging es dem Schlosse nicht besser. Der östliche Thurm wurde von Mélac gesprengt und an die herrlichen Bauten die Brandfackel gelegt. Wilde Horden stürzten in die prachtvollen Säle und rissen die Schätze, welche durch Generationen hindurch von den Pfalzgrafen hier aufgestapelt waren, auf die Höfe hinaus. Gar manches herrliche Kunstwerk wurde zertrümmert, Statuen zerschlug man, die Koffer und Truhen, die Kisten und Keller wurden gesprengt, ihr Inhalt zerstreut; wer sich widersetzte, wurde unbarmherzig niedergestochen. Zwischen den geraubten Gegenständen, zwischen Leichen, Rüststücken und Kostbarkeiten aller Art begannen die Mordbrenner ein viehisches Gelag. Sie tranken die edlen Weine des kurfürstlichen Kellers und ließen ihren blutigen König leben, während die lodernden Flammen den zerstörten Wunderbau beleuchteten und trauernd die Standbilder der Pfalzgrafen herabschauten auf die wüste Rotte, die im dreieckigen Federhut, im Koller und Harnisch, mit Arkebusen und Hellebarden bewaffnet, dort unten im Hofe brüllte und zechte, einen Bauerwagen nach dem andern mit dem gestohlenen Gute beladend.

Knisternd stürzten die letzten verkohlten Balken und Sparren der einst so stolz ragenden Dächer und Giebel zusammen, als die wälschen Mordbrenner von der leergebrannten Stätte abzogen. Der allerchristlichste König Ludwig aber ließ zum Andenken an die Heldenthat eine Münze schlagen, welche das brennende Schloß zeigt mit der Umschrift: Rex dixit et factum est! Heidelbergs Pfalz aber war damit eingereiht unter die „glorreichen Spuren" der Franzosen.

R. A.

Die Berliner Erbswurstfabrikation.

„Es kommt eben alles zur rechten Zeit." Diesen so erhebenden Gedanken finden wir im Leben der Einzelnen wie der Völker durchaus bestätigt, und so ist auch jetzt wieder eine scheinbar unbedeutende Erfindung gemacht worden, die der Erbswurst, die aber doch der Regierung so wichtig schien und für den jetzigen Krieg so sehr zur rechten Zeit kam, daß sie dem Erfinder, dem hier angesessenen Koch Grüneberg, dessen Specialität bisher das Einmachen von Früchten und Gemüsen war, das Geheimniß für die Summe von 35,000 Thaler abgekauft hat. Verwundert mag sich mancher, der dies gelesen, gefragt haben, was denn bei einer Füllung von Erbsen und Fleisch für ein Geheimniß sein könne? Es ist die Zuthat, die der Füllung beigegeben wird, um sie auf Jahre hinaus vor Fäulniß und Verderben zu bewahren; der Erfinder hat ihr den sonderbaren Namen „Lupus" gegeben, und was es ist, das ist eben sein Geheimniß gewesen. Der Erfinder führt contraktlich die technische Leitung im Auftrag der Regierung; die Oberleitung ist dem Feldhauptproviantamtscontrolleur Schott übertragen.

Wie sehr diese Fabrikation aber zur rechten Zeit gekommen, zeigt der gewaltige Aufschwung, den sie sogleich genommen, obwohl sie noch nicht, wie für die Zukunft beabsichtigt ist, den Zwecken des allgemeinen bürgerlichen Lebens, sondern nur denen des Krieges dienstbar gemacht ist.

Auf freiem Felde ist das Local errichtet; eine Seitenstraße des Kanals, in der Nähe des zoologischen Gartens, führt dahin. In dieser Straße selbst sahen wir, als wir die Fabrik besuchen wollten, noch nichts; als wir aber am letzten Hause auf das Feld einbogen, glaubten wir uns in eine Messe, auf den Jahrmarkt einer kleinen Stadt versetzt, eine solche Reihe von Buden und Baracken (hier aber zu einem Ganzen geeint), und eine solche Menge emsiger Menschen, Zuschauer, Polizei u. s. w. im regsten Gewimmel erblickten wir. Die riesigen Baracken mit ihren Vorrathsräumen und ihren Arbeitsstellen, ihren Kesseln und Maschinen sind in wenigen Tagen errichtet, und jetzt arbeiten darin über tausend Menschen in so wohlgeordnetem Ineinandergreifen, wobei für alles so gut gesorgt ist, daß nicht nur das Resultat ein sehr großartiges ist, sondern auch der Anblick interessant und erfreulich.

An 36 großen Wiegeschaalen finden wir Buchhalter beschäftigt, die eingehenden ungeheuren Vorräthe sowie die zum Verbrauch kommenden zu wägen und zu controliren. Dreierlei Sorten Erbsmehl, verschieden nach der Feinheit, werden aus den Lagerräumen geschafft und in bestimmtem Verhältniß gemischt; dann wird der geräucherte Speck und Schinken (meist ungarischer, den ebenso wie das russische Talg, ein hiesiger Fleischermeister, Müller, liefert) in 12 großen, eingemauerten Kesseln weich gekocht, in kleinen Wagen nach einem anderen Raum gebracht und in Würfel geschnitten, und nun zu den Zubereitungs- oder eigentlichen Kochmaschinen geführt. An jeder derselben — es sind 50 große Kessel — überwacht ein Koch die nöthige Zusammensetzung aus jener Mischung Erbsmehl, Speckwürfeln, Salz, Talg, gewürfelten Zwiebeln und jenem geheimnißvollen Lupus und überwacht zugleich das Kochen. An jeder Maschine drehen zwei Mann ein horizontales Schaufelrad, welches die Masse fortwährend umrührt und so vor dem Anbrennen bewahrt. Ist die Füllung nun gar und dünnflüssig, so wird sie in verzinnten Wagen nach den 100 Wurstmaschinen gefahren; an jeder steht ein Mann, der die Masse in große Spritzen füllt und aus diesen in die Därme preßt, immer Stücke von 1 Pfund Inhalt auf darunter befindlichem Messer abschneidet und sie seinem Nachbar überläßt, der mit bereit hängenden Bindfäden, die schon zur nöthigen Länge geschnitten sind, die Würste oben und unten abbindet, und durch zwei mitten um gelegte Fäden das Pfund in drei Theile, jeden zu einer Portion ausreichend, theilt. Andere fahren die fertigen Würste den Frauen zu, die sie auf Repositorien lagern, nach zwei Stunden die steinhart gewordenen abnehmen, jede einzeln in Pergamentpapier einschlagen, wieder anderen Frauen zum Einpacken in die signirten und numerirten Kisten, immer 100 oder 150 Würste zusammen, überlassen, und die Waare ist zum Versandt in wenigen Stunden vom Rohstoff an fertig gestellt. Beim Gebrauch wird die Wurstmasse in heißem Wasser eine halbe Stunde gekocht, und eine sehr reichliche Portion, für einen Mann Nahrungsstoff, und zwar sehr gutschmeckenden, für einen ganzen Tag enthaltend, ist von einer Drittelwurst fertig. Für Officiere wird die Masse in kleine, 1 Pfund haltende Blechbüchsen gepackt.

Daß dies Ganze ordentlich ineinander greife, die ganze Arbeit schnell und richtig ausgeführt werde, erfordert allerdings viel Arbeitskräfte und tüchtige Aufsicht, um welche letztere sich der Herr Grüneberg selbst, der von früh bis spät abends anwesend ist, sowie seine Tochter, eine junge Dame, deren Beispiel unermüdlicher Thätigkeit die anderen zur Emsigkeit anfeuert, und deren Gegenwart das Zusammenarbeiten so vieler Männer und Frauen vor Ungehörigkeiten bewahrt, besonders verdient machen. Es schaffen hier über 200 Frauen, von denen 12 mit dem Waschen der Arbeitsanzüge beschäftigt sind; 250 Fleischer, 500 andere Arbeiter, 24 Bureauarbeiter und Buchhalter, 50 Köche u. s. w. Und die Arbeit ist lohnend, daher so gesucht, daß die Aufseher sich kaum vor der Menge von Bittstellern retten können. Die Köche erhalten für eine Arbeit von 6 Uhr früh bis 7 Uhr abends 3 Thlr., die Fleischer $1^1/_2$ Thlr., die Arbeiter 25 Sgr., die Frauen 15 bis 20 Sgr. Jeder Arbeiter erhält seine bestimmte Nummer, die er am Anzuge trägt; sie erhalten für einen billigen, ihnen vom Lohn abzuziehenden Preis zwei Arbeitsanzüge, von denen einer ihnen gratis draußen immer wieder gewaschen wird.

So werden denn täglich 60,000 Würste, jede zu 1 Pfund, hergestellt. Durch Erweiterung der Anlagen hofft man auf 100,000 steigen zu können. Mit dem Papier, das zum Einwickeln gebraucht wird, könnte man täglich den Weg von Berlin bis beinahe Potsdam mit einem Streifen von $1^1/_4$' Breite belegen; jede Wurst erhält $^5/_8$ Elle Umhüllung, das macht also $3^1/_2$ deutsche Meile.

Höchst interessant ist in der That ein Besuch dieser Fabrik, den der Chef wie die Aufseher freundlich gestatten; das rege Treiben dort macht einen ebenso großartigen, als die vorsorgliche Leitung einen erfreulichen Eindruck. Eine Spritze mit der dazu gehörigen Feuerwehrmannschaft, eine Militärwache von einem Gefreiten und einigen Mann, polizeilicher Schutz, alles ist draußen zur Vermeidung von Feuersgefahr und zur Aufrechterhaltung der Ordnung nach außen hin stationirt; mehrere Marketenderbuden haben sich umher als fliegende Restaurants angebaut, während verschiedene große Verschläge im Inneren dieses kleinen Lagers zur Aufbewahrung der Vorräthe, der Feuerungsmaterialien und, getrennt, der Garderobe der Männer und Frauen dienen.

Alle drei Tage geht ein Transport dieser gesunden, nahrhaften Kost von hier ab; möge der nächste unseren braven Truppen eine fröhliche Mahlzeit geben auf den Höhen von Paris!

Th. Coßmann.



Bairische Jäger in den Weingärten bei Weißenburg Turcos bekämpfend.

Originalzeichnung von W. Simmler.

Skizzen vom Kriegsschauplatz.

Von unserm Berichterstatter Georg Hiltl.

II. Von Kaiserslautern bis Weißenburg.

Im Innern der Stadt Kaiserslautern wimmelte es ebenfalls von Truppen und ambulanten Lazarethen, dennoch schien alles noch reichlich versorgt mit Speisen und Vorräthen. In der vielfach besuchten und überfüllten Restauration konnte man mit dem Dargebotenen hinlänglich zufrieden sein. Unsere Batterie hatte nur bis Kaisers-

lautern die Beförderung per Eisenbahn — von hier an sollte marschirt werden. In dem großen, von tausenden umdrängten und umwogten Eisenbahngebäude war für die ankommenden Truppen warmes Essen bereit: Suppe mit Kartoffeln und Rindfleisch. Aus den Tornistern wurden die Löffel genommen und dann ging's an das Essen. Die Einwohner und sonstige hier Anwesende sahen diesen ebenfalls militärisch pünktlich und auf Commando geschehenden Dingen erstaunt zu. Mit den Löffeln bewaffnet verschwanden unsere Soldaten in dem großen Gebäude, und bald ertönte das Klappern der emsig gebrauchten Löffel. Seit Posen war es das erste warme Essen, welches die Leute genossen.

Unterdessen trafen große Züge preußischer Landwehr ein. Sie stellten die Gewehre zusammen und machten Halt auf dem langen Perron und in den nächstliegenden Straßen. Hauptmann Lange hatte schon beim Eintreffen in Kaiserslautern einen Platz zum Ausladen und Auffahren der Geschütze bestimmt. Die Waggons fuhren hart an den hochaufgemauerten Ort heran, und sobald die Mannschaften abgesessen hatten, begann die Arbeit. Es gab das ein ganz prächtiges belebtes Bild. Das Stampfen der Pferde, welche nach fast dreitägiger Gefangenschaft in den Thierwagen der Freiheit entgegenwieherten, die emsige Geschäftigkeit mehrer hundert bepackter Soldaten, die Commandorufe und das Rasseln der Protzen und Geschütze bei dem Herabrollen von den Waggons — alles das wogte und lärmte bunt durcheinander, und dennoch geschah alles mit so großer Ordnung und Präcision, daß in kaum einer halben Stunde die Batterie zum Abmarsch bereit stand. Die Führer an den Pferden, die Bedienungsmannschaft auf ihren Posten — „Stillgestanden!" hatte das Commando gelautet. Noch einmal musterte der Hauptmann seine Schar — dann — nachdem die Meldung: „Alles fertig" gekommen war, ertönte das Commando: „Batterie — aufgesessen."

Im Nu schwang sich alles in die Sättel — wieder eine kurze Pause „Batterie! Marsch!" und mit dumpfem Gerassel setzten sich die Geschütze, die Mannschaften in Bewegung.

Der Himmel war insofern dem Abmarsche nicht günstig, als er gerade jetzt einen zwar feinen, aber scharf durchdringenden Regen herniedersendete. Abwärts ging es von dem Halteplatz hernieder, dann im weiten Bogen bis zur Stadt und quer durch dieselbe zur andern Seite auf die Landstraße nach Kindsbach zu. Ihr Berichterstatter hatte die Ehre, auf dem Sitze des Geschützes Nr. 1 Platz zu finden und dabei die Bemerkung zu machen, daß er durchaus nicht an dem sogenannten „Herzspann" leidet, denn die Erschütterung, welche sich dem Körper von unten her mittheilt, kann bei Empfindlichen leicht das genannte Uebel hervorbringen — in Summa — es gibt Fuhrwerke, in welchen es sich bequemer ruht als auf dem Sitze einer königlich preußischen Kanone.



Der Ansturm der Königsgrenadiere auf den Gaisberg bei Weißenburg.
Nach der Skizze unsres militärischen Specialartisten.

Zwischen den waldigen Bergen ging es dahin. Neben mir ritt lustig auf seinem stattlichen Pferde Premierlieutenant Karnth. Seine mächtige Kriegspfeife — ein Inventarstück von anno 1866 — dampfte lustig; auch die Mannschaft rauchte und schritt festen Trittes hinter den Geschützen her. Hauptmann Lange befand sich bald vor, bald hinter der Batterie, stets die Bewegungen beobachtend und sorgfältig alle Details musternd. Da mir die Nässe — der Regen war ganz gemüthlich in die Lederpolster der Sitzkissen gezogen — ein unfreundliches Sitzbad bereitete, ward mir der Platz auf der Protze eingeräumt. Hier sitzt es sich in der That sehr gut. Der aufgebundene Futtersack gewährt eine ziemlich bequeme Unterlage, die Füße können angestemmt werden und nur in dem Augenblicke des „halt" machens geräth der Laie in eine plötzlich veränderte — fast wagrechte Lage, während die Deichsel senkrecht aufsteigt und die Protze hintenüberkippt.

Der Regen hatte ein wenig nachgelassen. Wir plauderten munter und qualmten den Dampf der Lieferungscigarren in die reine Bergluft. Kurze Zeit jedoch war das leidliche Wetter vorherrschend. Die Dunkelheit brach ein — mit ihr begann der Regen stark niederzufallen. Die Landstraße ward aufgewühlt, die beiden Kothlachen glitzerten im Dämmerlichte uns entgegen, der Marsch ward immer beschwerlichee, denn der Wind trieb Massen von Regen den Leuten und Pferden entgegen. Ich hüllte mich in meine Decke und bildete — einsam auf der Protze sitzend, — eine seltsame Figur, namentlich für die an den Hausthüren lauschenden Bewohner der Dörfer, welche im Zwielicht wohl kaum erkennen mochten, was da oben sitze? — Einige mochten vielleicht glauben, daß meine Landsleute an mir einen Fang gemacht — einen französischen Agenten aufgegabelt hätten. Allmählich ward es finstre Nacht, der Regen ließ nicht eine Minute nach. Triefend von Nässe schritt die Colonne auf der zum See gewordenen Landstraße hin.

Ein solcher Marsch in der tiefen Dunkelheit hat etwas außerordentlich Unheimliches. Die Gestalten der Männer und Pferde steigen wie Schatten auf und nieder. Die noch vor kurzem lebhaften Gespräche sind verstummt — schweigend geht es weitee — dumpf rollen die Geschütze über den holprigen Weg, nur hin und wieder klirrt es hell wie von Ketten und sonstigem Eisenzeug. Man hört das Athmen der Leute, welche nachgerade den anstrengenden Marsch empfinden, der ihnen bisher keine Beschwerde verursachte — auch die Pferde schnaufen, trotz des Regens fühlt man eine Hitze im Köeper, welche auf Minutenlänge durch einen leichten Froſtschauer verdrängt wird. Bei alledem ist es doch merkwürdig, wie schnell sich auch der des anstrengenden Lebens nicht Gewöhnte in diese absonderliche Lage hineinfindet. Man macht das alles mit, die ganz ungewohnte Kost mundet, die Bequemlichkeiten, welche man daheim genießt und die sonst stets ihr Recht fordern, sind total vergessen. Das Neue, Interessante verdrängt jede Müdigkeit. Kein Wunder, daß von unseren jüngsten Mannschaften die meisten das Kriegsleben so gut ertragen und sogar gestärkt zurückkehren.

Duech das Dunkel der Nacht flimmerten in der Ferne Lichter. Einzelne Fuhrwerke krochen an der Batterie vorüber. Es waed lebhafter vor uns. Der Flecken **Kindsbach** war erreicht. Eigentlich sollte — der Marschordnung gemäß — hier bivouakirt werden, abee die Fürsoege des Hauptmanns und der Officiere hatte mit Rücksicht auf das abscheuliche Unwettee Sorge getragen, die Mannschaften und die Pferde in Quartieren unterzubringen. Besonderes Verdienst um diesen wichtigen Moment hatte sich Premierlieutenant Brennicke erworben, der als Quartiermacher vorausgesendet worden wae. Im strömenden Regen, im Dunkel der nur von Laternen spärlich durchflimmerten Nacht fuhren unsere Geschütze hoch von dee Landstraße hinab auf den bestimmten Geschützplatz, wo sie bis zum Weitermarsch stehen bleiben sollten. Hier entfaltete sich wieder ein Treiben, welches schwer zu schildern ist. Mit ausgezeichneter Präcision bringen die Fahrer die Geschütze und Protzen an die bezeichneten Stellen. Das ist außerordentlich schwierig. Die Officiere reiten voeaus, die Geschütze folgen, jede Wendung muß eingeübt und berechnet sein — dazu noch obenein in der Dunkelheit, bei dem Lärmen und Drängen. Aber es geht alles ohne jeden, auch nur den kleinsten Unfall ab — die Geschütze, diese bösen Schoßkinder — werden rangirt, die Protzen desgleichen.

Im Dunkel, im Regen gibt der Hauptmann seine Befehle für heute Nacht und für den kommenden Morgen. Die Quartiere werden bekannt gemacht, es wird bestimmt, wie viel gefüttert wird und was mit den Pferden geschehen soll. Nachdem diese soegfältigen und mit größter Ausdauer vollbrachten Anordnungen geschehen sind, heißt es: „Marsch in die Quartiere!“ Alles eilt nach Kindsbach hinein — nur die Posten an den Geschützen haben die angenehme Aussicht, in der scheußlichen Regennacht die frische Luft genießen zu können. Wirklich hatte in diesem Moment das Wetter sich bis zur Abscheulichkeit erhoben. Die Regenströme schossen wie abwärtsgehende Raketen hernieder, und zwischen Reitern und Infanteristen gedrängt, eereichte ich vollständig durchweicht den Gasthof zum Schwan — woselbst der Premierlieutenant Brennicke füe die Officiere und auch einige Mannschaft Quartier belegt hatte.

Das Abendessen versammelte uns nach dem anstrengenden Tage in behaglichster Weise. Der Fähnrich war uns gegenüber, der Vicefeldwebel bei einem alten, prächtigen baieischen Förster einquartiert, der, ein ganz besondrer Verehrer des Daheim, mich dem Namen nach sehr wohl kannte. Er vermochte nicht genug zu erzählen von der guten Haltung unsrer Truppen — von der Seelenangst, welche die Einwohner in Kindsbach ausgestanden, ehe die Preußen und Baiern heranwaren. „Wenn Napoleon **diese** Armee besiegt,“ sagte dee Alte, „dann können die sämmtlichen Völker nur sich eilen, ihre Abgesandten nach Paris zu schicken und Unterwerfung anzusagen — denn es ist eben alles dann möglich.“

Premierlieutenant Karuth war so feeundlich, sein Zimmer mit mir zu theilen — und wir schliefen beide noch sehr fest, als der Ruf des Hornisten durch die Dorfgasse tönte.

Draußen auf dem Geschützplatze war Appell, ein militärisches Schauspiel, welchem ich heute nicht beiwohnte. Dagegen setzte ich mich vor dem Schwanwirthshause, dicht an der Landsteaße niedee und betrachtete die ungeheuren Züge von Wagen, Menschen und Pferden, welche seit Tagesanbruch die Straße nach der Grenze zu passirten. Ohne Paase zogen die Colonnen der Proviantwagen heran — dann die dunkel gestrichenen Fuhrwerke mit den weißen Schildern, auf welchen das rothe Kreuz schon von fernher sichtbar wird, mit der kurzen und doch so vielsagenden Inschrift: „Erstes oder zweites oder drittes Feldlazareth des so und so vielten Armeecorps.“ Welch eine unabsehbare Menge! und wie gut, wie geordnet das alles! — es ist eine Art von Trost, im Hinblick auf die Gräuel des Kampfes, welche sich nur wenige Stunden weiter da unten vollziehen, diese trefflichen Anstalten zu betrachten.

Seht da den Wagenzug, der **nur** Matratzen füe die Verwundeten herbeibringt. Sie sind schichtweise aufgethürmt und so sauber, als wären sie für ein Hotel ersten Ranges bestimmt. Im zweiten Wagenzuge führt man eine ungeheure Anzahl wollener Decken heran — der dritte beingt Lederkränze und Schienen. Dort naht ein Fuhrwerk, welches hochaufgethürmt lauter viereckige Kasten trägt. „Zwieback“ sagt die Inschrift. — Nun ist die Wagenreihe vorüber, da trabt Cavallerie herbei — singend und jubelnd ziehen sie in den blutigen Streit. Am Rande der gegen Kaiserslautern sich absenkenden Straße blitzen Bajonette — Infanteeie folgt. Ueberall finden unsere Officiere Bekannte — Freunde — frühere Vorgesetzte, man ruft sich jubelnd an. Was sich in der Heimat seit Jahr und Tag nicht gesehen, das trifft sich hier — hier in dem kleinen halbunbekannten Flecken auf der Landstraße, mitten im Getöse des heranbrausenden Krieges. „Sie? Du hier? wie geht's seit dem letzten Zusammensein? Was macht Freund so und so?“ das hört man so oft und so innig rufen. Nue wenige Minuten sind den sich Wiedeefindenden gegönnt, denn dee Marsch geht eilig vorwärts. „Zur Armee! an die Grenzen! ins Französische hinein!“ „Lebt wohl!“ Und weiter marschiren sie immer schneller. Es ist bewunderungsvoll, mit welcher Lust — mit welcher Hast sie dem Tode entgegeneilen. Diese Regimenter **müssen** Ehrfurcht erwecken, es scheint oft so, als könnten sie nicht die Zeit erwarten, um ihrem Schicksale entgegenzutreten. Wie viele von diesen kraftvollen Leuten werden binnen acht Tagen unter der Erde ruhen, auf welchee sie heute muthig und lustig einheeschreiten?

Wieder ziehen neue Scharen heran. Das ist Landwehr! da sind Väter und Ernährer der Ihrigen, vom Pfluge, von der Werkstatt, vom Schreibtische fortgerufen; das bedrohte Vaterland zu schützen, nehmen sie das Gewehr in die Hand. Vor wenigen Tagen noch waren viele von ihnen in behaglicher Lebensstellung — heute geht es im Regen und Sturm, durch Wald und Feld dem Feinde entgegen. Auf schlechtem Lager, oft mit halbgefülltem Magen — träumt der Mann von dem fernen Hause, von den verlassenen Lieben — aber es ist kein geringee Preis, für den gekämpft werden soll. Die Gesichter der Landwehrleute drücken meist tiefen Ernst aus. Sie bilden einen entschiedenen Gegensatz zu den viel fröhlicher dreinschauenden Linientruppen. Sie sind wie diese auch sich recht bewußt, was sie zurücklassen und wofür sie fechten — aber im Kriege gibt es wie in den Verrichtungen des Friedens so viel verschiedene Auffassungen für einen und denselben Gegenstand. Ich sah in den Massen so manch bekanntes Gesicht, aber alle brausten vorüber, zwischen dem Wald von Bajonnetten nur flüchtig, wie von beweglichem Schleier bedeckt, erkennbar; ihre Rufe erstarrten unter dem ehernen Tritte, der gleichförmig mit betäubender Wucht durch die Gassen des Dorfes dröhnte.

Plötzlich sprang ein kleiner behender Mann aus dem Gliede auf

mich zu. „Herrje nee — Herr Hiltel“ — in Berlin wird mein Name oft so ausgesprochen — „sind Sie wieder mit dabei?“ Es war der Feuerwächter Heyer aus dem Schauspielhause zu Berlin — ein sehr braver ordentlicher Mann — noch vor zehn Tagen hatte er auf dem Schnürboden und in den Corridoren des Musentempels patrouillirt; heute traf ich ihn in der Pfalz, mit dem Gewehr auf der Schulter, mit Käppi und Tornister. Ich konnte nur flüchtige Worte mit ihm wechseln, der Ruf des Majors scheuchte ihn ins Glied zurück.

Am endlichen, nur auf wenige Zeit sichtbaren Schlusse der riesigen Colonnen kamen einige Wagen mit ziemlich patent gekleideten Insassen des Civilstandes. Hintenauf waren Koffer geschnallt. Es waren Armeelieferanten, welche nach Landau fuhren. Kurz darauf kehrten auch unsere Fouragenre aus Kaiserslautern zurück. Sie hatten Hafer und Heu erhalten. In dem Tanzsaale des Wirthshauses war von Seiten unsres Feldwebels ein Bureau etablirt worden, woselbst auch Feldpostbriefe geschrieben wurden. Doch der Aufbruch war bereits bestimmt.

„Vor Anbruch der Nacht in Landstuhl,“ lautete die Ordre. Ehe wir noch Pläne machen konnten, ertönte schon das Signal „Satteln und Schirren“; alles rannte durcheinander. Die Pferde wurden herausgeführt, die Geschütze auf die Landstraße gebracht, und sobald das Signal zum Sammeln ertönte, war alles bereit. —

Heute war uns der Himmel günstiger. Ein wunderschöner Abend senkte sich auf die prächtige Gegend nieder. Links von der Straße stiegen die hohen, dicht mit Laubwald bestandenen Berge, unter ihnen der schöngeformte Sickingerberg empor, während rechts die herrliche Ebene sich dehnte, deren Rand am Horizonte eine schöne im Abendroth vielet schimmernde Bergkette begrenzte. Es war ein ganz anderes Bild, welches unsere Colonne gegen gestern Abend bot. Die Witterung übt ihren Einfluß stets auf den Menschen — wie viel mehr in solcher Zeit — auf dem Marsche gegen den Feind? — Alles war denn auch fröhlich und guter Dinge — jede trübere Erinnerung, jeder Gedanke an den Ernst der Zukunft war verscheucht. Nur die Pferde spitzten einige Mal ängstlich und sorgend die Ohren — am Rande des Berges, dicht neben den Chausseegräben lagen einige gefallene Pferde. Es waren die ersten, welche wir sahen, und unsere guten Rosse mochten wohl dabei trüben Gedanken nachhängen. Waren doch mehrere von ihnen schon im heißen Kampfe von 1866 thätig gewesen und hatten wie irgend nur ein Mensch ihre Pflicht erfüllt. So ritt unser Fähnrich einen Fuchs, dem bei Königgrätz eine feindliche Pistolenkugel die obere Hälfte des linken Ohres durchlöchert hatte.

Landstuhl war bald erreicht. Auch hier hatte die sorgende Hand des Lieutenants Brennicke uns Aufnahme bereitet. Wie bei Kindsbach lag hier der Geschützplatz rechts von der Straße. Es war ein Kartoffelfeld, welches allerdings nach der Benutzung in nicht empfehlenswerthem Zustande verlassen ward — das ist ein trauriger Anblick, aber immer noch besser als die vom Feinde eingeäscherten und marodirten Plätze.*)

*) Der Schluß kommt in der folg. Nr. auf die zwei Weißenburger Bilder S. 776 u. 777 zurück.

Die Tage von Saarbrücken.

II. Ein Rückblick auf die Schlacht am 6. August.

(Aus den Briefen unseres Specialartisten W. Friedrich.)

Erst jetzt, nachdem unsere tapferen Truppen weiter gezogen sind und dem Corps des geschlagenen Generals Frossard auf dem Fuße folgen, ist es mir möglich, in Ruhe einen Rückblick auf die wahrhaft mörderische Schlacht zu werfen und Ihnen die nöthigen Erläuterungen zu meinen Skizzen zu senden, die, wie ich hoffe, besser als Worte eine Vorstellung von den furchtbaren Höhen geben, die von den Franzosen besetzt waren und von unseren Braven erstürmt wurden.

Die erste Skizze zeigt Saarbrücken am Tage des 4. Augusts, also kurz nach der Zeit des „großen Sieges“ in Gegenwart des Kaisers Napoleon und Lulus. Unten liegt die Stadt Saarbrücken, man sieht den zerschossenen Bahnhof und die jenseitigen Höhen, welche von den Franzosen besetzt waren. Im Vordergrunde finden wir bereits die Vorposten des sechsten brandenburgischen Kürassierregiments, die als Rächer herbeieilen.

Das größere Bild zeigt das eigentliche Schlachtfeld in seiner Gesammtausdehnung von dem s. g. Hahn aus, hinter dem Exercirplatz südlich über Saarbrücken. Vor uns steigen die Speichernberge auf, der Hauptgegenstand des Kampfes, an dem unsere Truppen wahrlich Wunder der Tapferkeit verrichteten. Wenn man sich diese ungemein steil, wie Bastionen ansteigenden Höhen ansah, begriff man garnicht, wie es menschenmöglich war, einmal hinaufzugelangen und dann einen weit stärkeren, vorzüglich bewaffneten Feind aus dieser furchtbaren Stellung zu verdrängen. Auch wir erklommen am 10. August — also am vierten Tage nach der großen Schlacht — diese Berge. Die Spuren des Kampfes, der hier so grauenvoll getobt, waren überall noch deutlich sichtbar; zwar hatte man die Todten schon fast alle beerdigt, die Verwundeten weggeschafft, aber Waffen, Tornister, Monturstücke lagen noch haufenweise umher, genau so wie am Tage des Gefechtes. Nur mit der größten Mühe, die Hände gebrauchend und ohne alles Gepäck, konnten wir an derselben Stelle, wo unsere Bataillone unter dem Feuer des Feindes aufwärts geklommen waren, gleichfalls die Höhe des Speichernberges erreichen.

Ueberall, so weit wir schauten, fanden sich noch Andenken an den Feind vor. Im Walde hatten die Franzosen mit vielem Geschick und gutem Geschmack zierliche Hütten aus Laub und Reisig erbaut, welche für die Officiere bestimmt waren. Diese improvisirten Lagerstätten sahen sehr einladend aus; ringsumher war massenhaft Stroh aufgeschüttet, standen Herde mit Kohlen, auf denen gekocht war, lagen große Haufen schon geschälter oder roher Kartoffeln, auch Reis und andere Lebensmittel.

In dem links liegenden Walde, St. Arnual zu, war der Kampf ein außerordentlich wilder gewesen. Hier war es, wo unser 48. Regiment zum Sturm vorging, und noch etwas weiter hatten unsere Jäger, nach Ueberwindung der gefährlichsten Steigungen, Heldenthaten verrichtet, die für ewige Zeiten mit goldenen Lettern in das Buch deutscher Kriegsgeschichte eingeschrieben sein werden. Baum für Baum war hier heldenhaft vertheidigt, aber mit unübertrefflicher Tapferkeit genommen worden. Die Schüsse, die wohlgezielt in halber Mannshöhe an den Bäumen saßen, gaben Auskunft über die Heftigkeit des Kampfes, der hier gewüthet. Bast und Rinde waren abgerissen oder hingen zersplittert umher; grosse Massen verschossener Patronenpakete lagen hinter jedem stärkeren Baume, der den Franzosen als sichere Deckung gedient, und bewiesen, wie viel hier gefeuert worden war.

So viel über die Furchtbarkeit der Speichernberge, dieser wunderbaren Vertheidigungsposition, die dennoch siegreich genommen wurde. Links quer durch das Bild zieht sich die Landstraße von Saarbrücken nach Forbach, die in der Mitte einen Bogen direct nach hinten macht und dann ihre Fortsetzung rechts in der Pappelallee findet. Der Stand des Gefechtes auf dem Bilde ist etwa zwischen 6 und 7 Uhr abends. Links oben die Höhe der Speichernberge ist bereits von einer unserer Batterieen besetzt, die das nicht genug zu bewundernde Wagstück fertig gebracht hat, auf dem steilen Bergpfade mit ihren Geschützen dort sich hinauf zu arbeiten. Mit Erfolg feuert sie nach rechts hinüber, wo die Franzosen gleichfalls eine Batterie aufgestellt haben, die tapfer antwortet.

Zwischen den beiden Rauchwolken auf halber Höhe sieht man die langgedehnte Linie unserer Infanterie feuern und die französische Infanterie dicht vor sich her drängen, während unten im Thale unsere übrige Artillerie unausgesetzt die Franzosen auf der Höhe beschießt. Das Haus, welches über der großen Baumgruppe in der Mitte des Bildes sich erhebt, am Bogen der Chaussee, ist das preußische Grenzzollhaus; weiter nach rechts, das zweite Haus, ist das französische Grenzzollhaus, die s. g. „goldene Bremm“.. Zwischen beiden zieht die Grenze hindurch, beide wurden in den Scharmützeln, die der Schlacht vorausgingen, oft erwähnt. Die „goldene Bremm“ war furchtbar zerschossen. Noch weiter rechts ziehen sich die Franzosen auf der Chaussee unter fortwährendem Feuern zurück. Die hohen Fabrikschornsteine rechts hinter dem Walde zeigen das Wendelsche Werk in Stieringen an, das hinter Forbach liegt. Dieses erste französische Städtchen ist durch die aufsteigende Rauchsäule markirt; denn dorthin war von Wehrden aus unser rechter Flügel vorgedrungen, hatte die Franzosen zurückgedrängt und die brennende Stadt genommen. Der Vordergrund zeigt das bewegte Leben, wie es im Rücken der eigentlichen Schlachtlinie sich gestaltet. Links in der Mitte sehen wir ein Bataillon des 12. Regiments im Anmarsche begriffen, während andere Bataillone desselben schon mit dem Feinde im Hand-

gemenge sich befinden. Ueber demselben am Fuße des Berges steht das 6. brandenburgische Kürassierregiment, das jedoch, so gut wie die übrige Cavallerie, des schwierigen Terrains wegen nicht zur Verwendung gelangen konnte. In der Mitte, links der Chaussee, suchen die blauen Husaren hinter einem kleinen Hügel Deckung, während vorn immer neue Artillerie herangezogen wird, die Marketender mit ihren Ambulancen, die Wagen für die Verwundeten in Thätigkeit sind.



5 Hahn (Exercierplatz). Ganz von den Franzosen besetzt. — 4 Deutsches Haus (brennt). — 1 Bahnhof (brennt). — 2 Forbacher Eisenbahnbrücke. — 3 Malstatt.

Nr. 1. Kürassierposten am Waldessaum über Saarbrücken, am 4. August früh morgens.
Aufnahme an Ort und Stelle von unserm Specialartisten W. Friedrich.

Es war ein ungemein reiches und buntes Bild, ein großartiges Schauspiel, das hier vor meinen Augen sich in wechselnder Mannigfaltigkeit zeigte. Die traurigen Scenen des Todes, die oben an den Speichernbergen in so reichem Maße sich entwickelten, konnte ich freilich nicht sehen; aber der Verbandplatz, in dessen Nähe ich mich aufhielt, bot des Herzzerreißenden genug. Ich zeichnete für Sie den beifolgenden armen Verwundeten, dem eine Kugel in die rechte Brust gegangen und hinten zum Rücken wieder herausgefahren war, und der außerdem noch einen Schuß in den Fuß erhalten hatte. Ich schnitt ihm selbst mit meinem Messer den Stiefel vom Fuße herab. Soviel wie möglich beeilten sich die wackeren Bürger und Frauen Saarbrückens, um die Verwundeten zu erfrischen und zu erquicken. Es war ein edler Wetteifer. Aber wie voll lagen auch am folgenden Tage alle Lazarethe Saarbrückens, deren eines in der Reitbahn der Ulanencaserne, deren anderes in der dabei befindlichen Turnhalle errichtet war! Die Zahl der verwundeten Franzosen war weit größer, als diejenige der unsrigen. Sie wurden von barmherzigen Schwestern und katholischen Abbés verpflegt, und erklärten mit ihrer Behandlung zufrieden zu sein. Turcos und Zuaven sind hier nicht im Kampfe gewesen, obgleich unsere muthigen, vom besten, kriegerischen Geiste beseelten Truppen sehr gern auch mit diesen angebunden hätten.



Nr. 2. Verbandplatz an der Forbacher Chaussee bei Saarbrücken, gerade vor dem Speicherenberg. Um 6. August.
Aufnahme an Ort und Stelle von unserm Specialartisten W. Friedrich.

III. Das 2. Bataillon des 12. Reg. im Gefecht bei Speichern.

(Von Einem, der auch dabei war.)

Am 6. August wurden die Bataillone des Regiments aus den einzelnen Cantonnements am Vormittage in Neunkirchen concentrirt und langten daselbst gegen 11 Uhr an. Die Mannschaften wurden einquartiert und gaben sich der Ruhe hin oder waren mit der Zubereitung des Mittagsbrotes beschäftigt. Da lief vom Generalcommando des 3. Armeecorps der Befehl ein, die einzelnen Bataillone des Regiments sollten in Zwischenräumen von je einer Stunde auf dem Bahnhofe concentrirt werden, und von dort per Bahn nach Saarbrücken gehen. In Folge dessen war um 2 Uhr das 1. Bataillon abgefahren.

Um 3 Uhr setzte sich der Train mit dem 2. Bataillon in Bewegung. Jeder wußte, daß er dem langersehnten Kampfe mit dem Erbfeinde des Vaterlandes entgegenfahre, und es herrschte deshalb während der kurzen halbstündigen Fahrt eine zwar ernste, doch freudige Stimmung, die sich in Hurrahs und Liedern kundgab.

Lange, ehe wir Saarbrücken erreichten, verkündete uns ferner Kanonendonner, daß unsere Kameraden bereits im Kampf seien. Die Aussicht auf die, etwa $^3/_4$ Stunden südlich von Saarbrücken sich hinziehenden Speicherer Höhen wurde uns vom Saarbrückener Bahn-



Hintergrund: Die 6. Kürassiere. Höhe von einer preuß. Batterie besetzt, die nach rechts (franz. Batterie) feuert. Die Speichern Höhen. Pappeln der Chaussee nach Forbach. Rauchwolke (Forbach brennend).
Wald links oben im Bilde Angriffspunkt der Jäger. Die feuernden Infanterielinien der Preußen u. Franzosen.

Mittelgrund: 12. Regiment im Anmarsch. Blaue Husaren. Verbandschuppen links von der Chaussee. Preuß. Zollhaus an der Forbacher Chaussee. Schornsteine der Wendelschen Werke in Stieringen.
Unsere Artillerie, die die französ. Höhen beschießt. (Vergrößert auf Skizze Nr. 2.) Goldene Bremm (franz. Zollhaus).

Vordergrund: Nachheranziehende Artillerie. Marketenderwagen.
Vordergrund ist der Hahn, hinter dem Exercierplatz.

Schlachttableau von Saarbrücken, Stand des Gefechts ungefähr 6—7 Uhr abends. Aufgenommen von unserm Specialartisten W. Friedrich.

hose aus durch eine zwischenliegende Höhenkette verdeckt, jedoch schon sahen wir hinter letzteren die Pulverwolken emporsteigen.

Sobald die Compagnieen ausgestiegen waren, brach das Bataillon ohne Verzug nach dem Gefechtsfelde auf. Der Weg führte anfangs stets bergan. Trotzdem — so groß war die Begeisterung der Leute, so groß das Verlangen, an den Feind zu kommen — trotzdem, sage ich, und trotz der drückenden Hitze ging das Bataillon im Eilschritt, zuweilen im Laufschritt vor. Ermahnungen von Seiten der Officiere, die Kräfte zu schonen, blieben unbeachtet. Hier ein Hurrah, den an den Straßen stehenden Bürgern zugerufen, dort ein Hurrah den in Mengen bei uns vorüberfahrenden Verwundeten. Die warnenden Stimmen der letzteren, daß man sich schonen solle, da die feindliche Stellung eine ungemein starke sei, wurden nicht gehört. „Vorwärts! Vorwärts! An den Feind! Nieder mit den Franzosen! Hurrah König Wilhelm!" Und vorwärts brauste die ganze Menge.

Die Speicherner Höhen ziehen sich in langer Ausdehnung von Osten nach Westen und fallen gegen Süden, nach Saarbrücken zu, steil ab. Der so gebildete steile Abhang ist bewaldet und mit dichtem Unterholz bestanden. Der Fuß der Bergkette ist wieder frei von Wald und Gebüsch und senkt sich gegen das ganz freie und offene Vorterrain in sanfter Böschung. So bieten diese Höhen zwei ausgezeichnete Vertheidigungslinien: einmal am Fuße des bewaldeten Abhanges und zweitens auf ihrem Kamme, es bilden dieselben so eine Position, uneinnehmbar, wenn sie von deutschen Soldaten vertheidigt werden würde. Daß sie jedoch nicht absolut uneinnehmbar, das haben preußische Truppen am 6. August bewiesen.

Da, wo die von Saarbrücken nach Speichern führende Straße auf die Bergeswand sich hinaufzieht, kämpfte und blutete bereits seit einer Stunde das 1. Bataillon unseres Regiments. Der Regimentscommandeur Oberst von Reuter wurde verwundet zurückgebracht. Hauptmann von Oppen, der Bataillonsadjutant Lieutenant von Hebe, Premierlieutenant Graf Reventlou waren gefallen. Ebenso eine große Anzahl von Unterofficieren und Mannschaften; mehrere andere Officiere, eine bedeutende Anzahl der Leute waren verwundet und kampfunfähig. Aber immer von neuem gingen die braven Compagnieen zum Angriff vor, unterstützt von den braven Füsilieren des 40. Regiments, die schon seit Beginn des Gefechtes im Feuer waren.

Etwa auf 2000 Schritt hinter dem 1. Bataillon angelangt, wurde das 2. Bataillon links, von der Straße ab, dirigirt, um auf dem linken Flügel des 1. Bataillons dessen Angriffe zu unterstützen.

Der Befehl über das Regiment war inzwischen an den Commandeur des 2. Bataillons, Oberstlieutenant von Kalinowski, übergegangen. Der Chef der 6. Compagnie, Hauptmann Jobow, übernahm das Commando des 2. Bataillons.

Und nun fingen unsere braven Bataillone das mühseligste Werk dieses Tages an, nämlich das Emporklimmen an diesem steilen Abhange. Von Hinansteigen war hier keine Rede; kriechend und sich von Busch zu Busch, von Stein zu Stein mit den Händen emporziehend, bewegten sie sich langsam aufwärts; es war dies wohl die schrecklichste halbe Stunde in diesem Gefechte für die Unseren. Mit massenhaftem Feuer überschüttete von der Höhe herab der Feind die Emporkletternden.

Aber nicht diese Kugeln, nicht der Tod, das Wimmern der rechts und links den Berg herniederrollenden verwundeten Männer waren es, die unsere Brust mit Schrecken erfüllten; das allmähliche Schwinden der Kräfte, die Furcht vor deren gänzlichem Erlahmen, die Besorgniß, aus Mangel an solcher nicht an den Feind herankommen zu können, das waren die Schrecken, die sich furchtbar dem Geiste der Unseren entgegenstellten.

Was waren unter solchen Umständen die feindlichen Kugeln! Nur Ruhm und Ehre konnten sie dem bringen, den sie trafen. Mancher brave Mann flehte da wohl zu Gott, er möchte ihm Kraft geben, daß er das Ziel zu erreichen im Stande sei, oder er möge ihn durch eine feindliche Kugel erlösen und bewahren von der Schmach, unverwundet zurückbleiben zu müssen. Wo man aber in das Antlitz eines dieser gegen die tiefste Ermattung ankämpfenden Männer sah, da las man unverkennbar auf demselben den Entschluß geschrieben, den Bergkamm zu erreichen, oder zu sterben.

Der Feind, als er diese Schar emporklimmen, als er sie, fast ohne einen Schuß zu thun, langsam sich immer näher rücken sah, las wohl und verstand gleichfalls den auf diesen Gesichtern gezeichneten unbeugsamen Entschluß. Wie gesagt, fast ohne einen Schuß zu thun, rückte die Masse bergan. Alles von dem einen Gedanken beseelt: „Heran an den Feind!" Sämmtliche Officiere, die Führer der Bataillone, der Major Brun und Hauptmann Jobow, der Führer des Regiments Oberstlieutenant von Kalinowski mitten zwischen den stürmenden Mannschaften. Hier hörte die Führung auf; wer die meisten Körperkräfte hatte, war am meisten voran, wer ermattete, folgte doch unverdrossen nach.

Unser hochverehrter Divisionscommandeur, Generallieutenant von Stuelpnagel, verschmähte es, den Erfolg abzuwarten, schloß sich in eigener Person den Stürmenden des 1. Bataillons an und erklomm mit ihnen die Bergeswand.

Diese allgemeine Energie erschütterte den Feind — die Unseren waren heran — das Gewehr gefällt! Ein Hurrah aus 2000 Herzen kommend — ich sage aus den Herzen, denn nur schwach vermochten die Kehlen das wiederzugeben, was das Herz empfand — und der Feind wich zurück, nun wirksam beschossen von den Unseren.

Auf dem Kamme des Bergrückens führt eine Straße entlang. An derselben grenzt sich der bewaldete Theil der Höhe ab. Jenseits dieses Weges fällt das nun unbewaldete Terrain in eine buschige Schlucht ab, aus der es sich dann wieder zu einer der ersten parallel laufende Höhenkette erhebt, welche unbewaldet ist. In die Schlucht hinein flüchteten nach Erstürmung des ersten Bergrückens die Franzosen; aber auch dorthin stürmten ihnen die Unseren nach. Der kurze Moment, wo das Gefecht auf der Höhe stille stand, hatte ihre Kräfte wieder belebt; wie durch ein Wunder war diese ganze, vorher so ermattete Schar wieder im Besitze ihrer Kräfte, und wo der Feind Stand hielt, wurde er mit dem Bajonnet zurückgeworfen hinter die zweite Höhenkette, hinter welcher der Feind eine starke Aufnahmestellung genommen hatte.

Hatten schon im ersten Theile des Gefechtes die Batterieen des Feindes sowohl mit Granaten, wie mit Mitrailleusen namentlich auf dem rechten Flügel thätig gewirkt, hatten schon während des ganzen bisherigen Gefechts die Franzosen bewiesen, daß sie eine ausgezeichnete Handfeuerwaffe führten, so kam doch jetzt erst beides zur vollen Geltung. Nirgends hinderte das Zwischenterrain die freie Uebersicht, und es begann nun aus der zweiten Position gegen die soeben von den Unseren eroberte ein Feuer, wie es wohl noch nie gehört worden ist.

Mehrmals brachen feindliche Bataillone aus der Position hervor, um sich unter dem Schutze dieses Feuers wieder in den Besitz unseres etwas vorgeschobenen rechten Flügels zu setzen. Aber immer wieder wurde sie durch das von den Schützen unseres dort stehenden braven 1. Bataillons unterhaltene ruhige Feuer und durch das einer dort aufgefahrenen reitenden Batterie zurückgewiesen.

Es galt nunmehr, die eroberte Linie zu halten trotz der großen Verluste, die das Regiment wie an Officieren, so auch an Mannschaften erlitten hatte, bis ein auf den linken Flügel des Feindes dirigirter Angriff diesen auch in seiner zweiten Hauptposition zum Wanken bringen würde.

Und auch diese schwere Aufgabe wurde gelöst. In unerschütterlicher Ruhe stand die ganze Linie der Unseren, gemessen und ruhig das feindliche Massenfeuer erwidernd. Nur wo Verwundete zurückgetragen wurden, oder Officiere an der Linie entlang gingen, um sich bei dem unübersichtlichen Terrain in ihrer Schützenlinie von dem Benehmen ihrer Leute zu überzeugen, sah man eine Bewegung.

Der Donner der Geschütze, das Rasseln des Kleingewehrfeuers — das Röcheln der Sterbenden, das Wimmern der Verwundeten bildeten eine furchtbare Unterhaltung. Doch auch dagegen wurden diese Männer stumpf, und, als wenn alles dies sie nicht berühre, fingen einige an sich von gleichgültigen Dingen zu unterhalten; hier trank einer aus seiner Feldflasche, wenn diese noch nicht leer war, dort zündete sich einer eine Cigarre an und rauchte und ließ es sich schmecken, bis er, von der feindlichen Kugel getroffen, niedersank, bis mit der verglimmenden Cigarre sein junges Leben erlosch.

Und so harrten diese Braven aus, treu ihrer Pflicht, unerschütterlich, bis bei einbrechender Dunkelheit der Feind, nunmehr stark in seiner linken Flanke gedrängt, sein Feuer einstellte und unter dem Schutze der Nacht sich zurückzog.

Der Kampf war zu Ende; der Sieg, der Ruhm des Tages für die preußischen Waffen errungen. Die Bataillone des Regiments erhielten den Auftrag, sich zu sammeln, und bivouakirten, wie sie es von Alters her nach der Schlacht gewohnt sind, auf der Wahlstatt.

Ein kalter Nebel fiel in der Nacht und durchschauerte die

bis zum Tode erschöpften Soldaten bis aufs Mark. Erst am späten Morgen zertheilte die Sonne diesen kalten Nebel und beleuchtete das wüste Todtenfeld, und brachte nun erst die volle Gewißheit, wie viel der Sieg uns an theuren Kameraden und braven Soldaten gekostet hatte. Der Gesammtverlust des Regiments beträgt 32 Officiere und 854 Mann. Davon sind todt 5 Officiere und 3 Officieraspiranten, die bereits in Officierstellen einrangirt waren und ihrer demnächstigen Beförderung entgegensahen.

Am Familientische.

Der Adler.

(Nach der Schlacht bei Wörth.)

Gewölke thürmt
Dort überm Rhein sich schwarz empor:
Ein Adler stürmt,
Von edlem Zorn gepeitscht, hervor.
Wie schlägt er kühn die starken Schwingen!
Er braust herbei
Mit Jubelschrei,
Den falschen Franzmann zu bezwingen.

Und mit der Wucht
Der Flügel trifft er seinen Feind;
Der stürzt in Flucht
Und knirscht ob seiner Schmach und weint.
Begonnen kaum, war's schon geschafft.
Mit hohen Brauen
Die Völker schauen
Des edlen Vogels Götterkraft.

Wer ist der Aar,
Der so den stärksten Feind bezwingt;
Der wunderbar
Auf einmal hoch zur Sonne dringt?
Ist's jener Adler ruhmbeladen,
Der ein und aus
Im Königshaus
Der Zollern fliegt zu hohen Thaten?

Der Preußenaar
Ist kühn und stark und schlachtenfroh.
Das nahmst du wahr,
O Franke, dort bei Waterloo.
Lang lag in Bann die deutsche Kraft,
Zerschellt, verdorben
Und fast gestorben,
Bis Preußen uns emporgerafft.

Doch höh're Lust
Weckt jetzt ein Aar, der neu erstand.
Wie Jünglingsbrust
Zur Mannesbrust sich weiter spannt,
Wuchsen des Preußenadlers Schwingen
Zu deutschem Flug.
Ein Siegeszug
Auf Frankreichs Herz muß ihm gelingen.

Im Preußenaar
War längst ein deutscher Aar versteckt;
Der Königsaar
Zum Kaiseraar sich mächtig streckt.
Jetzt, deutsche Brüder, ist gewonnen
Ein Vaterland
Von festem Stand;
Hoch springt der Volkskraft reicher Bronnen.

Bei Leipzigs Sieg
War Rußland unser Kampfgenoß;
Im jüngsten Krieg
In deutsche Brust schlug deutsch Geschoß;

Jetzt steh'n allein und einig wir,
Durch Todeswunden,
Durch Sieg verbunden.
Jetzt komme, Welt; wir trotzen Dir!

Karlsruhe. Karl Aug. Mayer.

General von Zastrow, Commandeur des VII. Armeecorps.

(Mit Porträt auf S. 772.)

Unter den verschiedenen deutschen Stämmen, die gen Frankreich gezogen, um der alten, fort und fort gegen uns geübten Unbill einmal gründlich ein Ende zu machen, haben auch die Westfalen zähe und ausdauernd, wie es ihre Art ist, ihren Mann gestanden und sich bereits in mehreren Gefechten hervorgethan. Das Armeecorps, welches sie bilden, das siebente, welches mit dem VIII. (rheinischen) und mit dem I. (ostpreußischen) unter dem Oberbefehl des Generals v. Steinmetz die erste Armee bildet, wurde in dem Gefechte auf den Speichernbergen, wie in den blutigen Schlachten bei Metz von seinem bewährten Commandeur, General von Zastrow, gegen den Feind geführt. Für den 15. August, den früher so glänzend gefeierten Napoleonstag, war von französischer Seite eine bataille rangée vorbereitet. Bazaine hatte demzufolge mit vier Corps, unter denen allerdings das bei Forbach fast zerschlagene Corps Frossard nicht als ein ganzes mitgezählt werden kann, östlich von Metz Stellung genommen. Diese vier Corps hatten in der Nacht vom 13. zum 14. Bivouaks in einer zusammenhängenden Linie bezogen, und es scheint, daß man zum 15. auf das Eintreffen der kaiserlichen Garde unter General Bourbaki gerechnet hatte. Diesen Plan durchkreuzte der Angriff des Generals von Zastrow, dessen Corps zum Erfolge des 14. August viel beitrug und das am 18. bei Gravelotte unter den Augen des sich persönlich dem Granatenfeuer aussetzenden greisen Heldenkönigs tapfer kämpfte.

Heinrich Adolf von Zastrow, der Führer dieses heldenmüthigen Westfalencorps, ist im Jahre 1801 geboren. 1823 zur Kriegsschule, 1826 zum Ingenieurcorps commandirt, ist er ein ebenso wissenschaftlich durchgebildeter, als praktisch tüchtiger Soldat. Sein „Handbuch der Befestigungskunst", seine „Geschichte der beständigen Befestigungskunst" werden von Fachmännern gerühmt. Im Jahre 1845 mit der Ausführung des gegenwärtigen Infanteriegepäckes beauftragt, wurde er in dem darauf folgenden Jahre zu mehreren Armeecorps geschickt, um den Truppen den Gebrauch und die Handhabung des Gepäcks zu zeigen. 1848 und 1849 nahm er einen hervorragenden Antheil an den schleswig-holsteinischen Gefechten als Commandeur der Avantgarde, später der Avantgardenbrigade. 1866 erwarb er sich als Commandeur der 11. Infanteriedivision den Orden pour le mérite auf dem Schlachtfelde von Königgrätz; in demselben Jahre wurde er mit dem Commando des VII. Armeecorps betraut, das er in dem gegenwärtigen Kriege bisher so ruhmreich geführt hat. Möchte es ihm beschieden sein, dasselbe auch persönlich unversehrt nach einst geschlossenem Frieden heimwärts zu führen!

Eine Erinnerung an die Grille.

Als ich eines schönen Morgens, im Februar dieses Jahres, die Jalousieen meines Fensters zu Algier öffnete und meine gewöhnliche Morgenrundschau über das sonnenbeglänzte mittelländische Meer, den bunten Hafen und die schneeigschimmernden Kuppen des fernen Atlas hielt, — da gewahrte ich seitab im Hafen der fremden Schiffe einen neuen Ankömmling, der über Nacht leise hereingekommen war. Es war ein kleines, ungemein schmales und langes Fahrzeug, die Takelage und der Rumpf zeigten den Charakter des Kriegsschiffes; dabei war das Schiff so leicht, so elegant, so blank und sauber, daß selbst das Auge des Laien seine Freude daran haben mußte. Eine Flagge zeigte es nicht. — Das Schiff interessirte mich. Solch eine Lustyacht möchte man haben, wenn man ein reicher Mann wäre. — Diese Schönheit der Linien .... gerade wie .... wahrhaftig, das Ding könntest du schon mal irgendwo gesehen haben!

An der Brüstung des Boulevards der Kaiserin, welche den Hafen beherrscht, standen bereits die gewohnten maritimen Bummler, die invaliden Lootsen und ähnliches Volk, betrachteten den Fremdling und besprachen seine Nationalität.

„C'est un Américain ou un Anglais, certainement!" meinten die Lootsen. — Da flog eine Flagge auf dem Schiff empor und: „C'est un Prussien, un Prussien!" tönte der verwunderte Ruf.

Was, ein Preuße, ein Landsmann? Dann ist's die Grille, also darum kam es mir so bekannt vor! Hurrah, die Grille!

Ja, es war die Grille! Da lag das kleine kecke Ding graziös und vornehm bei Seite und wiegte seinen schlanken Kiel im blauen Wasser des mittelländischen Meeres. Es hatte sich weit abgelegt von den großmächtigen französischen Kriegsschiffen, den schmutzigen Transportfahrzeugen und den Postdampfern, als wolle es ängstlich seine Mahagoniseiten und blitzenden Messingbeschläge vor der Berührung mit dem Schiffsproletariat hüten.

Die Grille ist da, unsere Grille! — Wahrhaftig, man muß an fremden Küsten solche Laute gehört haben, um zu begreifen, wie sie das Herz höher schlagen machen. Nun konnten wir doch auch den Franzosen zeigen, daß wir Schiffe halten; war es auch nur klein, fast einer Nußschale gleich, so war die Kühnheit doch um so respectabler, mit der sich das schmucke Ding durchs offne Meer wagte; und welche Vorzüge bemerkten wir nicht gleich an der Grille, — unserer Grille; — wie ungleich eleganter war ihr Bau als der aller französischen Schiffe, wie viel sauberer ihr Aussehen, wie schlank der Schornstein, und welche Geschwindigkeit .... 15 Knoten machte sie in der Stunde, unsere Grille! Und nun erst das Officiercorps, — wie mußten sich die etwas malpropren Herren Franzosen da verstecken!

Es hatte kaum eine halbe Stunde gedauert, daß alle Deutschen am Hafen versammelt waren. Ein Boot wurde bemannt, eine brillante norddeutsche Flagge aufgehißt, und 5 Minuten später legten wir an der Grille an.

Die Wache, ein Landsmann mit bedeutend ostpreußischem Dialekt, empfing uns mit freundlicher Cordialität, aber mit der überlegenen Sicherheit des befahrenen Mannes und Großstädters, ohne die mindeste provinziale Verwunderung über den Besuch von Landsleuten an so fremder Küste zu verrathen.

Wir fanden im Commandanten, dem Capitänlieutenant Ratzeburg, einen alten Bekannten und wurden aufs freundlichste aufgenommen. Als wir an einem der folgenden Abende als Gäste des Capitäns in der Cajüte saßen, nach langer Zeit einmal wieder Moselwein aus dem vorzüglich gefüllten Flaschenkeller des Capitäns tranken, von Porzellan aus der königlichen Manufactur zu Berlin, geschmückt mit dem großen königlichen Wappen, soupirten, — da hätten wir ebensogut glauben können, in Kiel oder Danzig zu sitzen. Bei dem leisen Schaukeln des Schiffes plauderten wir manches über die Geschichte und Abenteuer desselben. Die Grille ist eigentlich die Lustyacht des Königs, zu seinem persönlichen Gebrauche bestimmt. Daher die reiche, gediegene Ausstattung derselben. Sie ist durchweg von Mahagoni gebaut, die Maschine ist ein Muster von Eleganz und Sauberkeit. Alle Metallbeschläge und Eisentheile blitzen und funkeln, und die Salons, Cajüten und Cabinette sind, obschon klein, doch mit königlicher Pracht eingerichtet. Im Frieden hat die Grille einen reichen Glassalon über Deck, im Kriegsfalle wird derselbe weggenommen und das Schiff mit einer oder zwei schweren Kanonen armirt. Augenblicklich hatte sie kein Geschütz, denn die Grille ist zu klein, um auf weiteren Reisen und auf offenen Meeren dieselben tragen zu können. Sie ist 174 Fuß lang, 24 Fuß breit und hat 160 Pferdekraft.

Wir erinnerten uns an jenem Abend der bekannten That der Grille im dänischen Kriege von 1864. Capitän Werner sagt darüber in seinem „Buch von der norddeutschen Flotte":

„Es war am 14. April jenes Jahres, als der Prinz-Admiral Adalbert, welcher seit kurzem den persönlichen Befehl über das preußische Ostseegeschwader übernommen hatte, mit der „Grille“, der „Arcona“, „Nymphe“ und fünf Kanonenbooten von Swinemünde aus in See ging, um zu recognosciren. Während die letztgenannten Fahrzeuge vor der Swinemünder Bucht zwischen der Greifswalder Oye und Swinehoofd kreuzten und die „Nymphe“ bei dieser Gelegenheit einen dänischen Dampfer jagte, den sie auf der Oderbank auf Beobachtungsposten fand, steuerte die Grille allein nordwärts. Bei Jasmund fand sie das Linienschiff „Skiold“ und die Fregatte „Sjaelland“ und engagirte sie sofort.

Es ist wohl noch nicht in der Geschichte dagewesen, daß eine mit zwei Geschützen armirte Lustyacht zehn Meilen weit vom Hafen den Feind aufgesucht und zwei so schwere Schiffe von zusammen 110 Kanonen angegriffen hat. Wenn auch der Prinz wußte, daß sein Schiffchen die größte Geschwindigkeit besaß, so vollführte er damit doch ein kühnes Wagstück, das mit Recht allgemeine Bewunderung erregte.

Die Dänen kanonirten mit Breitseiten nach Herzenslust und gaben viele hunderte von Schüssen auf das verwegene kleine Ding ab, das mit halber Kraft gehend, dennoch leichtfüßig vor den beiden Kolossen hertänzelte. Bald beschrieb es eine Acht, bald einen Kreis und hielt sich dabei immer auf 3500 Schritt Entfernung, um langsam etwa 30 Schuß aus seinen beiden gezogenen 12-Pfündern zu feuern, von denen zwei Treffer beobachtet wurden.

Man kann sich denken, wie es die Dänen erbittert haben muß, von einem so winzigen Feinde in dieser Weise belästigt zu werden, und daß sie alles thaten, sich seiner zu entledigen. Ihre Breitseiten hatten jedoch nicht die gehoffte Wirkung. Wenngleich verschiedene Granaten neben und über der „Grille“ platzten, schien das Fahrzeug gefeit und wurde nicht verletzt.“

Augenblicklich kam die Grille aus dem Orient, wohin sie den Kronprinzen begleitet hatte. Sie war in Konstantinopel bei den prächtigen Festen des Sultans gewesen, hatte den Suezkanal passirt, im Mittelmeer einen so schweren Sturm bestanden, daß sie dem Untergange nahe war, — und ruhte nun hier in Algier, gutes Wetter zur Ueberfahrt nach Spanien erwartend.

Die Officiere wurden mit großer Courtoisie von den französischen Behörden behandelt. Auf den Bällen des Maire von Algier hatten sie Gelegenheit, die Ueberlegenheit des preußischen Seeofficiers über die französischen zu zeigen, vielleicht auch die überlegene Schönheit der algierischen Frauenwelt zu bewundern. Die Mannschaft trieb sich in der Stadt herum, zechte in spanischen Weinkneipen, durchstreifte das maurische Viertel und ließ sich im café chantant französische Zweideutigkeiten vorsingen.

An einem schönen dunklen Abend dampfte die Grille fort. Man sah nur ihre Lichter, die sich gleich zweien Leuchtkäfern in einem herrlichen weiten Bogen aus dem Hafen hinaus ins offene Meer bewegten. Sie ging mit unglaublicher Schnelligkeit, und wir standen am Ufer und sandten ihr unsre Glückwünsche nach.

Als Capitänlieutenant hatte Herr Ratzeburg sie hineingeführt — als Corvettencapitän führte er sie hinaus, — seine Beförderung hatte ihn in Algier erreicht. —

Damals sahen wir die Grille unter Franzosen an einem französischen Gestade. Jetzt hat sie sich gegen Franzosen geschlagen. Als die Nachricht von diesem neuen kecken Stückchen eintraf, wurde mir die Erinnerung an unsern Verkehr mit ihr am blauen Mittelmeer wieder lebendig. Sie hat ihren Commandanten inzwischen gewechselt. Graf Waldersee hat sie mit den Kanonenbooten gegen die Uebermacht der Franzosen geführt und sich brillant mit den mächtigen Panzerschiffen herumgeschossen. Die Grille lief auf 3000 Schritte an die feindliche Flotte heran, welche schleunigst ein heftiges Breitseitfeuer auf das einzelne Fahrzeug eröffnete und demnächst sich zur Verfolgung aufmachte. Das war es, was die Grille gewollt. Bald zurückweichend, bald beidrehend und mit ihren beiden kleinen gezogenen 12-Pfündern dem Massenfeuer der französischen Panzerflotte antwortend, lockte sie den Feind bis in die Nähe von Wittower Posthaus, wo unsere Kanonenboote Drache, Blitz und Salamander lagen, welche, als sie den Kanonendonner von See her hörten, sofort „Anker auf“ gingen, die herankommende Grille aufnahmen und sich sofort am Gefecht betheiligten. Der Chef der Flottille, Capitän Graf Waldersee, ließ von seinem Flaggschiff, der Grille, das Signal geben: „Jeder Commandant nach eigenem Ermessen den Feind angreifen“, und kühn dampfte die kleine Flottille gegen den weit überlegenen Feind. Ueber zwei Stunden währte nun das Gefecht und wurde endlich gegen Abend von unseren Kanonenbooten abgebrochen, da sie doch als ungepanzerte Holzschiffe nichts Offensives gegen die schweren feindlichen Panzerschiffe ausrichten konnten. Von unseren Schüssen wurden mehrere Treffer beobachtet, besonders muß ein vom Salamander abgegebener Granatschuß, dessen Springen auf feindlichem Deck man deutlich wahrnehmen konnte, unter der Bedienungsmannschaft der französischen Deckgeschütze bedeutend aufgeräumt haben.

Jeder Leser wird mit mir übereinstimmen, daß sich dies neue Stückchen würdig dem von Anno 64 anschließt. Ein Glückauf der Grille! . . . .

O. K.



Salamander. **Die Kanonenboote salutiren die Grille.** Grille

---

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

VI. Jahrgang. Ausgegeben am 10. September 1870. Der Jahrgang läuft vom October 1869 bis dahin 1870. 1870. № 50.

Der Commandeur der Württemberger.



General von Obernitz.

An dem großen Schlachttage von Wörth haben die Franzosen nicht nur deutsche Hiebe im allgemeinen, sondern noch insbesondere Schwabenstreiche zu kosten bekommen. Mit den Preußen und Baiern theilten sich die Württemberger in den Ruhm des dort errungenen Sieges. Wie Preußens Kronprinz es ihnen auf dem Schlachtfelde bezeugt, haben sich die Waffen der württembergischen Division dort wacker gehalten; ja ihre Cavaleriebrigade hat die Auflösung der fliehenden französischen Colonnen vollendet, indem sie dieselben ganz von ihrer Rückzugsstraße absprengte. Ein Wort rühmender Anerkennung gebührt ihrem intelligenten Führer, General von Obernitz, der schon in den letzten Jahren sich um die Reorganisation des württembergischen Heeres verdient gemacht hatte. — Hugo von Obernitz, 1819 geboren, kam schon in seinem 17. Jahr aus dem Cadettencorps zum 4. Infanterieregiment als Secondelieutenant, absolvirte dann später den vortrefflichen dreijährigen Cursus der Allgemeinen Kriegsschule in Berlin und wurde 1851 — nachdem er vorher zum Premierlieutenant avancirt — zur topographischen Abtheilung des Generalstabes commandirt. 1852 wurde er Hauptmann, im Jahre darauf in den Generalstab versetzt und zum Generalcommando des I. Armeecorps commandirt. Seinen hervorragenden Leistungen im Generalstabe verdankte er sodann im Jahre 1855 die Ernennung zum Director der combinirten Divisionsschule des II. Armeecorps und zum Präses der Examinationscommission für Portepeefähnrichs bei demselben und 1856 sein Avancement zum Major. Als Oberst und Commandeur der I. Gardeinfanteriebrigade machte er — zehn Jahre später — den böhmischen Feldzug mit; sein Name wird unter den Helden von Königgrätz genannt — der Orden pour le mérite wurde ihm dort zu Theil — und in demselben Jahre avancirte er zum Generalmajor. Seine militärwissenschaftliche Tüchtigkeit verschaffte ihm wiederholt ausgezeichnete Vertrauensposten; so wurde er 1865 Mitglied der Studiencommission der Berliner Kriegsakademie; und 1867 ward er als Militärbevollmächtigter an den königlich württembergischen Hof nach Stuttgart commandirt. Bei Wörth hat er zuerst die praktischen Früchte seiner dortigen Arbeit schauen dürfen; seitdem ist er wohl unaufhaltsam mit seinen braven Württembergern vorwärts marschirt dem Endziel dieses glorreichen Krieges — dem Einzuge in Paris entgegen.

Der Marsch nach Hause.

Eine Soldatengeschichte aus alter Zeit von Wilhelm Raabe.

(Fortsetzung.)

VII.

Die Lichter des Tages waren längst verglüht auf Gefild, Berg, Wald, Thal und See. Die glänzenden Spitzen des Kamor, des Hohen Kasten und des Säntis drüben im Appenzellerland hatten sich in der Nacht verloren: der Mond sollte erst später aufgehen.

Die Lichter in den Wohnungen der Menschen waren angezündet worden, und der Tisch der drei Helden in der Krone zu Lindau bot jetzt ein seltsam Schauspiel dar.

Wenn der aus dem Land Tirol, der Rothe, ein sauber Getränk ist, das des Menschen Herz erhebt, so hat der Baiern Bier auch seine löblichen Verdienste, und die drei Krieger tranken davon und hatten davon getrunken. Die beiden wackeren Schweden saßen wie aus Granit zurechtgehauen fest, mit den kurzen Thonpfeifen im Munde; aber der italienische Sprachlehrer Tito Titinio Raffa, vordem Zahlmeister im Regiment Strozzi, stand aufrecht, so viel ihm das möglich war, focht wild mit beiden Händen in der Luft umher und beweinte gellend die schönere Vergangenheit und das Elend der Gegenwart, ja, die schönere Vergangenheit, deren er Genuß gehabt hatte von dem Tage an, wo sich bei Breitenfeld nach des Schwedenkönigs Wort, eine Krone und zwei Kurhüte an einem alten Korporal rieben.

„Da ging es freilich mit Sang und Klang, mit Pauken und Posaunen herum im deutschen Lande," winselte er. „Die güldenen Ketten fielen einem aus dem Pulverdampfe um den Hals, und die güldenen Ducaten raffte man zu Haufen vom Erdboden auf und kümmerte sich wenig drum, wie arg er zerstampft war. Die Fackeln und Lichter brannten im Tanzsaal von einem Jahre ins andere, — und die Lust war immer dieselbe, ob man den Feind schlug, oder ihm die Fersen zeigte. Im letzten Grund gab es ja gar keinen Feind, sondern nur einen lustigen Bruder, der auch zum Fest von der dummen deutschen Nation eingeladen worden war, einen vergnügten Bruder und Kriegsgesellen, mit dem man bei Geigen- und Trompetenklang eben sein Tänzlein machte, wie es sich schicken wollte: heut' oben an der See, morgen mitten im Land; heut' am grünen Rheinstrom, morgen an der gelben Weser und übermorgen an der blauen Donau. Gute Kameraden, nichts als gute Kameraden in jedem Lager, unter jeglicher Fahne und Standarte! Das war ein Leben, wie es die Welthistorie noch niemalen aufgezeichnet hatte, und wie kein Kriegsmann zu Roß und zu Fuß es sich jemalen lieblicher ausdenken mag. Das Herz geht mir heut' noch im Galopp gegen die gute alte Zeit durch, wenn ich daran denk', wie der Lieutenant Schneeberg von Götzen Cavallerieregiment nach der Lützner Schlacht, nach verlorener Bataille, des Königs Gustavi Adolfi goldene Kette in Halle auf den Tisch warf und für sich allein Victoria rief."

„So ist's, obgleich Ihr davon grade nicht reden solltet, Zahlmeister," murrte der Korporal Sven. „Ein Türkis hing dran von der herrlichsten Art. Sie hatten ihn ausgegraben in dem Gebirg Piruskua, zehn Meilen von der Stadt Moscheda; ich hab' ihn tausendmal blitzen sehen, wenn die Majestät die Front' hinabritt, und wir vermeinten alle, der Stein mache schuß-, hieb- und stichfest; doch es war nicht an dem, wie sich ausgewiesen hat; aber der Teufel soll Euch doch holen, Zahlmeister, weil Ihr gewagt habt, die Hand daran zu legen!"

„Di grazia, prego perdono! Verzeihung, ihr Herren; ich rede nur davon, um des Elends von heute willen. Der Domeneddio stand damals auf jeder Seite. Ihr hattet den Sieg, wir den Türkisen schwedischer Majestät. Jeglichem seinen Spaß, und — freie Hand überall! Das war die Parol' bis zum Jahr Achtundvierzig. Nun ist es lange für alle aus, und keiner hat dem andern einen Groll nachzutragen."

„Nein, keine Feindschaft um das, was vergangen ist; ich trinke auf Eure Gesundheit, Herr Zahlmeister vom Regiment Strozzi!" rief der Korporal Rolf Rolfsson Kok. „Was uns schwedische Männer insbesondere betrifft, so brauchen wir uns wenig zu grämen. Wir haben behalten, was wir gewonnen, und decken ein gut Stück deutschen Landes von Greifswald bis Verden mit unsern Piken und Musqueten."

In demselben Augenblick setzte sich der Italiener kurz nieder, und ein Grinsen der Schadenfreude überzog, trotz aller guten Gesinnungen gegen seine früheren Feinde, sein gelbes Gesicht. Er pfiff auch einen langen Pfiff und zischelte:

„Decket es mit, Camarado, es thut Noth. Dorten werden freilich bald genug die Trompeten noch einmal zum Antraben rufen; aber für unser einen ist keine Freude mehr dabei, so wenig als bei des französischen Louis und des Kaisers Spectakul drüben am Rhein. Diesmal sollet Ihr die Prügelsuppe für Euch allein haben, Ihr nordländischen Bären."

Vier Fäuste krachten auf einmal auf den Tisch; ein halb Dutzend grausamlicher schwedischer Flüche schmetterte dazwischen, und auf den Füßen standen nunmehr die zwei Korporale und riefen wie aus einem Munde:

„Was singet der Herr da?"

Der Italiener lachte und winkte begütigend dem Hafenvogt:

„Könnt Ihr es läugnen, Camarado, daß Ihr Euch da unten Gewaltiges und Tückisches vorgenommen habt? Der Signor aus der Wildniß hat freilich bei seinen Murmelthieren geschlafen; aber wir andern wissen doch noch ein wenig, wie es in der Welt zugehet, und meine Opinion ist augenblicklich, daß Ihr Euch diesmal bei dem Handel tüchtig die Pfoten verbrennen werdet. Ha, leugnet es nur, aber es ist so! Ihr werdet ihn mit nichten halten den zehenjährigen Neutralitätsvertrag, nun da die Katz vom Haus ist, und die kurfürstlichen Gnaden von Brandenburg mit dero hohen Sposa, dero Kurprinz und dero glorreicher Armada zum kaiserlichen Commandeur, dem Duc de Bournonville am Rhein aufgebrochen sind."

„Man wird ihn halten!" schrie der Hafenwärtel.

„Ich sage no! und ich sage dazu, nehmet Euch in acht! Die Welt ist älter geworden seit unsren jungen Tagen, und neue Hände sind an einem neuen Werke."

„Zahlmeistee! Zahlmeister!" rief Rolf Rolfsson Kok drohend.

„Pazionza! adagio! möcht' wohl einmal in Eure Magazine in Stettin hineingucken. Das wird schon jetzt ein lustig Zufahren von Piken und Musqueten, Pulver, Blei und Geschütz im Hafen von Wismar sein. Ohe, Signori, das wird ein lustiges Klingen von französischem Geld auf den Tischen von Stockholm und in den Taschen Eurer Generale geben!"

„Ihr seid ja ein recht feiner politischer Kopf, Herr Kamerad vom Regiment Strozzi," brummte Sven Knudson Knäckabeöd, ungewiß ob er das Ding für eine Schmeichelei, oder das Gegentheil nehmen solle.

„Bin ich doch Zahlmeister gewesen!" lächelte Signor Tito Titinio Raffa. „Erzürnet Euch nicht, wir haben es auch nie anders gehalten. Cospetto, wünsch' Euch aus vollem Herzen, daß Ihr Euern Wunsch durchsetzen möget. Der Herr Turennius mit Eisen und Stahl am Rheinstrom, und der klingende französische Sack in Stockholm werden wohl nach Kräften dazu helfen; aber — aber nehmet Euch in Acht, daß Euch der Brandenburger nicht doch die Karten aus der Hand schlage."

„Er wird es wohl nicht," meinte Rolf bärbeißig.

„Will es Euch wünschen; aber — aber saget doch: mit dem Herrn Feldmarschall Carolo Gustavo Wrangelio, dessen Bild und eisern Gastgeschenk da draußen aufgehängt ist, seid Ihr vordem hierher gekommen?"

„Mit demselbigen!"

„Nun denn; wann Ihr heut' Abend noch von hier abreiset, so trefft Ihr ihn vielleicht schon auf dem Marsche nach Berlin."

„Vivat! es lebe der Held aus Mitternacht!" schrie der Korporal Sven, der bis jetzt mit immer steigender Verwunderung von einem der beiden Politiker auf den andern gesehen hatte und nur mit Mühe den Sprüngen ihrer Unterhaltungen gefolgt war. Jetzo aber war es ihm auf einmal ganz klar geworden, wie viel Welthistoria er im Bann und Dienste der Frau Wirthin zur Taube in Alberschwende und bei seinen Kühen und Gaisen auf der Lorene versäumt habe.

„Schultert's Gewehr! An die Piken! Aufgesessen Kürassiers und Dragoner!" brüllte er und fügte im leiseren Ton hinzu: „Aber es gehet mir auf wie ein Nordlicht, daß ich schon einmal darbei gewesen bin mit denen Brandenburgern, und damals war's nichts

Großes, und wir lachten auch allsammt über den Spaß. Ja, es war Anno Einunddreißig, Korporal Rolf, Ihr wisset, als auch wir zuerst auf Berlin marschirten, fünfzehnhundert Mann zu Fuß und zu Pferde mit dem Könige und vier Kanonen. Wir kamen von Köpenik, allwo das große Lager war, und hatten unsre Lust mit dem damaligen Kuefürsten Georg Wilhelm und seiner Kurfürstin. Sie handelten mit uns bis zum letzten Augenblick und kamen zum Vergleich erst, als die Konstabler die Lunte aufschlagen wollten, um ihnen das Verständniß zu wecken. Ja wohl, jetzt fällt es mir genau bei. Sie gaben uns nach endlich abgeschlossenem Pakt das Geleit vor die Stadt, und da wollten ihnen beim Abschied königliche Majestät doch noch eine unverdiente Ehre anthun und ließen eine Generalsalve geben aus großem und kleinem Gewehr. Das war der Spaß! Der Feuerwerker hatte vergessen, das Geschütz von der Stadt abzurichten, und weil wir zuerst als Feinde gekommen waren, so schossen wir nun auch als Freunde scharf und deckten ihnen ganz ohne bösen Willen die Dächer ab. Das gab denn freilich ein groß Geschrei der Damens, und Königlicher Majestät war's sehr unangenehm."

„Ich war nicht dabei, Korporal Sven," sprach der Korporal Rolf, „ich stand damals in Köpenik mit der Hauptmacht. Aber die Sache ist so, und zuviel ist da auch niemandem geschehen; denn während wir ihnen nur ein paar lumpige Schindeldächer abdeckten, deckte uns der alte Corporal, der Tilly, die ganze Stadt Magdeburg ab. Der Gustavus Adolfus hat es dem Brandenburger nie vergeben."

„Das sind alles alte Geschichten," meinte der Signor Raffa gähnend. „Auch ist es nicht weit von Mitternacht, und morgen früh reis' ich zurück nach Augsburg, sintenmalen niemand der hiesigen Barbaren, weder Mann noch Weib, ein Gelüst zeigt, die bella lingua toscana zu erlernen. Cospetto, um nichts Aergeres zu sagen! Die Herren und Kameraden mögen einen guten Schlaf thun; — es war mir ein' groß' Ehr' und Vergnüg', mit meiner angenehm' Conversatione aufzuwarten."

„Möge dem Herrn unsere schlechte Gesellschaft gleichfalls gefallen haben," sprach der Korporal Rolf, während der Korporal Sven stumm aber mit militärischem Anstand salutirte. Die Schenkstube der Krone hatte sich allmählich mit Gästen sehr gefüllt; aber die drei Kriegsmänner hatten wenig davon gemerkt und gar nicht sich darum gekümmert. Sven und Rolf verwunderten sich dann erst darüber, als der Zahlmeister vom Regiment Strozzi zierlich Abschied genommen hatte.

VIII.

Wer in dieser Nacht durch die Gassen der alten freien Reichsstadt Lindau wandelte, und, was freilich nicht zu vermuthen stand, einen Sinn für Naturschönheit hatte, der mochte wohl über der augenblicklichen Lieblichkeit der Erde vergessen, wie wild es auf eben dieser Erde immer noch aussah, trotzdem die drei greisen Kriegsgesellen sich so eben erst über die nichtswürdige Friedensseligkeit und jammerhafte Langweile, die ihnen in ihrem Alter zu Theil geworden waren, so herzzerbrechend beklagt hatten. Im silbernen Mondenglanz lag jetzt der See rund um die Inselstadt her und spülte nur lind und leise an die uralten Mauern. Drüben kam der junge Rhein wahrlich friedlich aus dem Graubündnerland hervor; aber auch der, nachdem er den großen See durchströmt, Constanz gegrüßt und bei Schaffhausen den lustigen Sprung gewagt hatte, sah und vernahm in seinem fernern Laufe mancherlei, was nicht nach Frieden klang und aussah. Sie waren hart am Werke mit einander: der Kaiser Leopoldus, daß er das Elsaß, um der ewigen Verdrießlichkeiten darob entledigt zu werden, so anständig und still als möglich losschlage, — König Louis, daß er es mit größtmöglichstem éclat, Jubel und Feuerwerksgeprassel in Empfang nehme. „Uns gefällt nicht ein mächtiger Fürst der Wenden an der Ostsee!" hatte der allezeit Mehrer des römischen Reiches deutscher Nation in Wien gesagt und seinem Feldherrn im Lager bei Straßburg, dem Herzog von Bournonville, Befehl gegeben, sich lieber dreimal von den Franzosen schlagen zu lassen, als einmal dem brandenburgischen Kurf■sten Friedrich Wilhelm Gelegenheit zu geben, seine Pflicht gegen das Reich mit Gloria zu erfüllen. Da hatte denn der Herr von Turenne natürlich ein leicht Spiel, und hat es auch trefflich benutzt; — doch das sind alte Geschichten, wie Signor Tito Titinio Raffa sagen würde, und wir haben uns an dieser Stelle nicht weiter damit zu beschäftigen.

Auf den Mauern der Inselstadt Lindau schritten die wenigen Wachen unter den Linden und zwischen den Geschützen langsam auf und ab, und auch auf ihren Partisanen und Musqueten blitzte das Mondenlicht. Der berühmte Gasthof zur Krone, dicht hinter der Stadt- und Hafenmauer gelegen, lag im tiefsten Schatten, bis auf die gleichfalls weiß glänzenden Giebel und die Wetterfahnen. Die beiden späten Zecher, welche jetzt aus demselben hervortraten, standen anfangs ziemlich unschlüssig ob ihres Weges in dem Dunkel.

„Nicht unter Dach," schluchzte der Korporal Sven Hahnentritt. „Bruderherz, nicht unter Dach! Ich hielt's nicht aus! Mir summt's im Kopfe, als ob zehentausend Trompeten drin zum Angriff bliesen, mir kocht es in den Adern, als ob die Regimentssudler drin für eine Armee von zwanzigtausend Mann die Feuer schürten. Unter Dach, und wäre es von purem Golde, müßt' ich ohne Gnad' und Ranzion elend verstiecken."

„Nicht unter Dach, Bruder," schluchzte auch der Korporal Rolf, zu Lindau genannt das Gockele. „Du hältst mich und ich Dich, und so kommen wir ohne Halsbrechen jene Walltreppe hinauf, und da setzen wir uns und reden weiter vom glorreichen Schweden und dem großen Könige und dem großen Kriege. Hupp — marsch — hoho, ich glaube, die Weiber nennen das Wehmuth, was uns beide am Schopf gepackt hält; ich glaub', wenn's möglich wär, käm' ich heut' Nacht zum erstenmal in meinem Leben zum Heulen und Greinen."

Sie schwankten hinein in den Mondschein und kamen glücklich auf die Mauer, und da saßen sie nieder auf der Bastion auf einer alten bronzenen, wirklich schlangenhaften Wallschlange, die vielleicht schon den Kaiser Maximilian begrüßt hatte, als er zum Reichstag nach Lindau kam, um „die Reichskammergerichtsordnung zu Faden zu schlagen".

Da saßen sie, ein Paar alter, grauer, nordischer Seehunde im Mondenlicht und sahen hinüber nach den Schweizer- und Tirolerbergen und unterredeten sich gar lieblich von neuem. Es waren zwei sehr unromantische Burschen; allein sie hatten beide genug erlebt, daß ihr Gespräch, ohne daß sie es wußten, fühlten und wollten, im hohen Grade romantisch war, vorzüglich der Theil, welchen der Korporal Rolf auf sich zu nehmen hatte.

„Das wird allmählich anjetzo ein Aufsehen um mich da drüben geworden sein," sagte Sven. „Hui, lug, da geht noch eine Rakete auf, als ob sie mich zurückriefe. O Rolf Rolfson, es wird mir wunderlicher von Minute zu Minute."

„Das macht der Mond, und die Feuchtigkeit in der Krone, und der wälsche Signor, Kamerad. O Sven, Sven, auch mir steigt es warm und heiß und immer heißer herauf. Stelle Dir vor, daß das alte Schweden da so ruhig an seiner Stelle liegen geblieben ist, mit allem, was darzu gehört, und daß wir so weit in der Welt herumgekommen sind zu Roß und zu Fuß, als Sieger und als Gefangene der Weiber und Spießbürger! Es drückt mir das Herz ab, wenn ich jetzt auf das helle Wasser sehe und denke an die Ostsee und die große Flotte und den großen König Gustav, und wie wir landeten, die Mannen aus allen Provinzen, Ost- und Westgothen, Dalkarlen, Finnen, und sogar die einfältigen albernen Lappen! Wenn ich dran gedenk', wie wir niederknieten, Gott zu danken, dann wieder aufstanden und an die Arbeit gingen und darbei blieben achtzehn Jahre, achtzehn lange glorreiche Jahre durch! O Bruder Sven, die Schweizer dorten, die reden immer von ihrem Heimweh, auch wenn's niemand verlangt; aber Du, Sven, hast mir das Heimweh heute mitgebracht! Ach Swea, Swea! Sven, möchtest Du nicht auch nochmalen die blauen und die gelben Regimenter in Linie sehen mit der Sonne auf den Helmen und Kürassen und den Herren Generals und Obristern vor der Front?"

„Sei still, ich komme um!" winselte der Korporal Sven Knudson Knäckabröd. „Ich habe die Kühe gemelkt und saß zwischen den Käsen, bis gestern morgen; und sie schulterten bis an die Weser vor den gewonnenen Städten, sie schlugen weiter gegen die Polen und gegen die Jüten! Sie schlugen bei Warschau drei Tage lang, sie marschirten über das Eis nach Seeland; um Kopenhagen lagen und ritten sie. Sie schlugen die Russen, und ich, — ich ließ mich von den Weibern fangen und zum Kinderwarten abrichten, anstatt den Verband abzureißen und in Ehren zu sterben!"

„Du hast es doch noch gut gehabt, Kamerad. Du saßest da in Deiner Wildniß und sahest nichts und hörtest nichts, und alle die guten Dinge, von denen Du eben sprachst, hast Du erst heute Abend erfahren.

Mir aber hat bis zu dieser Stunde die Kugel unseres Feldherrn in der Krone auf dem Herzen gelegen. Ach Korporal Knäckabröd, was meinet Ihr, wenn wir den Weg fänden?"

„Den Weg wohin?" scheie der Hirte von der Lorena athemlos.

„Den Weg nach Hause! Den Weg zu den Fahnen mit dem Löwen von Mitternacht!" schrie der Hafenwärtel von Lindau emporspringend. „Korporal — Kamerad, Herzbruder, wenn wir zur rechten Zeit kämen, um nochmals — kurz vor Thorschluß, Sven! — noch einmal, einmal in Reih' und Glied zu treten?! Der Karl Gustav, der Wrangel, unser General ist ja wieder an der Spitze; der nicht jünger ist als wir! Der Wrangel marschirt, der Wrangel, mit dem wir hierher kamen! Das ist das Heimweh, Kamerad, und wir gehen, Kamerad — wir marschiren, Herzbruder; wir desertiren — wir gehen zum Wrangel — in dieser — Nacht noch!"

„In dieser Nacht noch!" ächzte der Keiegsgefangene der Frau Fortunata Madlener zu Alberschwende und drückte beide Fäuste auf die Augen. Dann sprang er von dem Geschützlauf empor und sang im halben Wahnsinn des höchsten Jubels in die Mondenscheinnacht hinaus:

Auf Dovrefield im Norden
Liegen die Kämpfer ohne Sorgen.

Ruhe im Glied! .. wir gehen zum Wrangel! o wenn es doch wahr wär'; wann ich morgen früh aufwache!"

„Hast Du ein Eigenthum, drüben bei den Hirten im Gebirge, Sven?"

Der Korporal schüttelte den Kopf und schob die Hände tief in die leeren Hosentaschen.

„Ich hab' in meinem Thurm dorten aller Welt Schätze", grinste Rolf Rolfson Kok; „einen Tisch, einen Stuhl, einen Strohsack, eine Musquete, ein halb Dutzend Angelruthen und allerhand Netzwerk, drei Töpfe, eine Pfanne und einen Finken im Bauer. Den Vogel laß' ich fliegen, denn wir fliegen ja selber; — dreißig Gulden hab' ich auch, die hol' ich, und alles andere vermach' ich dem Rath und der Bürgerschaft von Lindau. In zehn Minuten sind wir reisefertig. Dort liegt mein Kahn, — in zehn Minuten schwimmen wir auf dem See und, weißt Du, in Nennenhorn landen wir und müssen dann sehen, wie wir den Weg weiter finden. Courage, Alter; sitze still, bis ich wieder komm'. Jetzt mach' ich den Kehraus in meinem Quartier, und morgen früh sind wir weit hinaus auf dem Marsche nach Hause!"

IX.

Am folgenden Morgen war die Verwunderung, nicht nur des Rathes, sondern auch der ganzen Stadt Lindau am Bodensee groß ob des Verschwindens ihres schwedischen Hafenvogtes. Die Kinder in den Gassen kannten den Meister Gockele, und die Alten waren mit seiner bärenhaften Erscheinung und seinem zerfetzten und zusammengeflickten Deutsch auf dem vertraulichsten Fuße. Es war in der That kein Wunder, daß man den Korporal Rolf Rolfson Kok sehr vermißte, sowohl in den Gassen der Stadt, wie in ihren behaglichsten und berühmtesten Schenken und Gaststuben.

„Und zur Zeit der Rädle noch gar?!" murmelten die erfahrenen und gewiegten Zechkumpane. „Zur Zeit, wo dee Neue schon an die Thüre pocht! es ist nicht auszudenken. Ja, wenn der See den Leichnam nicht bald ausspült, so ist es sicher, daß der Feind das Gockele am Fittig nahm. Aber es war doch ein guter Kamerad; — Schade um ihn."

War die Aufregung groß ob des Verschwindens des Korporals Rolf in der freien Reichsstadt Lindau, so trat sie doch vollständig in den Schatten vor dem Lärm und Aufruhr, welchen das Verschwinden des Korporals Sven jenseit des Fürberges hervorrief. Es war eben ein anderes, ob jemand für die volkreiche Stadt Lindau, und ein anderes, ob jemand für das Dorf Alberschwende und die Lorena verloren ging. Die gesellschaftlichen Zustände litten an den letzten beiden Orten viel mehr darunter als an den ersteren, und die Wirthin zur Taube war nicht ohne einige Berechtigung um ein Bedeutendes giftiger, betrübter und zorniger als der Rath und die Bürgerschaft der freien Stadt.

Wir müssen darauf verzichten, die Gefühle der Frau Fortunata, der Frau Aloysia und der drei hübschen Schmelgen zu schildern, als sie am Abend des verhängnißvollen siebenten Augustes anfingen, nach dem Korporal sich umzusehen, und sie ihn nicht fanden.

Anfangs suchten sie mit Lachen; allein das dauerte nicht lange. Mit dem Ingrimm einer erzürnten Löwin hub die Frau Fortunata an, ihr Beutestück im Kreise ihrer Bekannten und Freunde auszuschreien. Auch die Freunde und Bekannten machten sich auf die Jagd, wenn auch mit einem geheimen Mitleid in Betreff des Geschickes des schwedischen Mannes, sofern er in ihre und der Taubenwirthin Hände gegeben werde. Da blieb kein Busch am Gebhardsberge ununtersucht, so wie auch keine Schenke in der trefflichen Stadt Bregenz unter dem Gebhardsberge. Wenig hätte gefehlt, so wäre die Bürgerschaft aufgeboten worden, den Flüchtling (denn daß der Gesuchte ein Flüchtling sein mußte, war am folgenden Tage Jedermann klar) zu verfolgen und todt oder lebendig einzubringen.

Drei Tage und drei Nächte hielt sich die Taubenwirthin am Gestade des Sees auf der Suche, und erst am vierten Tage gab sie in vollkommener Verzweiflung die Hoffnung auf, den Deserteur und Verräther an Treu und Glauben wieder zu erlangen, sie trat in Grimm und Zorn die Heimfahrt in den Wald an, und für längere Zeit hatten nun die Hausgenossen und Hausfreunde für das zu büßen, was der undankbare Schwed, der nichtsnutzige Korporal Sven Knudson Knäkabröd, gesündigt hatte. Und was das Schlimmste war, es existirten noch einige verwitterte und verwetterte Veteraninnen aus dem Jahre 1647, welche sämmtlich nunmehr vor die Wirthin zur Taube, die Oberkommandantin, hintraten, das glorreiche Gefecht am rothen Egg wie in der Chronika nachschlugen und kreischend behaupteten: das hätten sie schon damals vorausgesagt, und jedes ordentliche Wäldlerweib hätte schon damals sagen können, daß das so kommen würde.

Aber wie es in allen menschlichen Zuständen und Angelegenheiten zu gehen pflegt, so ging es auch hier. Der Lauf der Tage nahm seinen gewiesenen Gang, und selbst ein so großes, merkwürdiges und unerhörtes Ereigniß, als dieses Verschwinden eines Menschen, der sich über 26 Jahre hinaus so brav hielt, versank in dem Strudel der Arbeit, in dem täglichen Kampfe mit den tausend Verdrießlichkeiten und Freuden des Daseins. Man sprach allmählich immer weniger von dem Korporal Sven, wenn man auch noch häufig genug an ihn dachte und er immerhin ein ausgiebiges Thema der Unterhaltung für jegliche müßige Stunde blieb. Die Kinder der Frau Aloysia Unold grämten sich zuletzt doch meist um den alten, grauen wackern Spielkameraden, den guten Gesellen von der Lorene: wir aber werden vor allen Dingen jetzo sehen, wo er mit seinem eigenen grauen, alten, wackern Kameraden, dem Korporal Rolf Rolfson Kok, geblieben war, und was er befuhr, nachdem er sich aus der Heimath in die Fremde fortgeschlichen hatte, um in der Fremde die Heimat, das heißt die alten glorreichen Kriegsfahnen und den alten Feldherrn Karolus Gustavus Wrangel aufzusuchen.

X.

Pasewalk ist eine schöne Stadt; fraget nur die geborenen Pasewalker drum! Im Jahre 1674 soll es eine noch viel schönere Stadt gewesen sein, doch das ist schwerlich heute noch auszumachen. Jedenfalls war es im November des ebengenannten Jahres eine recht lebhafte Stadt; denn der Feldmarschall Karl Gustav Wrangel hatte sie zum Sammelplatz der Truppen, mit welchen er im folgenden Monat in die Mark Brandenburg einfallen wollte, auserkoren. Von Pasewalk aus war er denn auch richtig im December mit 14000 Mann über die Grenze aufgebrochen, hatte Stargard, Landsberg, Wriezen, Ruppin und so weiter genommen, brandschatzte und plünderte nach alter gewohnter Art sachverständig und mit Vergnügen, und ließ es sich in Abwesenheit Kurfürstlicher Durchlaucht so wohl als möglich innerhalb Dero Grenzpfählen sein.

Auch Rathenow ist eine schöne Stadt und wurde im Anfange des Monats Juni des Jahres 1675 ebenfalls recht lebendig; denn um jene Zeit rückte der Herr Obrister von Wangelin mit sechs Kompagnieen Dragoner von seinem eigenen Regiment und einiger Infanterie von einem andern Regiment dort ein, machte es sich gleichfalls darin recht gemüthlich, und dachte an nichts Böses. Die Seinigen aber folgten in allen Dingen seinem Beispiele, ohne auf die Gefühle und Behaglichkeit der Bürgerschaft die mindeste Rücksicht zu nehmen.

In oder vielmehr vor der Stadt Rathenow finden wir unsere beiden guten Freunde aus der Krone zu Lindau im Bodensee, die Korporale Sven Knudson Knäkabröd und Rolf Rolfson Kok, genannt

Meister Gockele, richtig und für jetzt Gottlob noch in guter Gesundheit wieder. Aber um die Stelle zu beschreiben, an welcher wir sie finden, ist eine Beschreibung der Lage der Stadt Rathenow unbedingt nothwendig, obgleich wir das ziemlich kurz machen können. Die Stadt Rathenow liegt nämlich an der Havel, welche in zwei verschiedenen Armen daran vorüberfließt, und um zu den morschen, an verschiedenen Stellen eingefallenen Mauern und zum Thor zu gelangen, hatte man die beiden Arme und den dadurch gebildeten Werder zu passiren und zwar vermittelst zweier größerer Zugbrücken und mehrerer kleinerer Brücken.

An der ersten Zugbrücke, das heißt, der am meisten nach Westen zu gelegenen, hatte in der Nacht auf den 15. Juni alten und 25. neuen Stils der Korporal Rolf Kok von Wangelin Dragoner die Wacht mit sechs Mann, und der Korporal Sven Knäckabröd leistete ihm Gesellschaft.

Da waren sie denn! —

In Wehr und Waffen, wie sie es auf der Hafenmauer von Lindau geträumt hatten, saßen sie wieder an einem schwedischen Wachtfeuer und hielten sie wieder einmal den vorgeschobensten Posten gegen den Feind.

Sie saßen dicht neben einander an den verglimmenden Kohlen, die beiden braven alten Grauköpfe, und wachten hellen Auges, während ihre Mannschaft, bis auf den Posten unter dem Gewehr, ruhig auf den zusammengetragenen Strohbündeln im tiefen Schlafe lag. Es war gegen zwei Uhr morgens, der Havelnebel lag weiß und dicht auf dem Flusse und den weiten Bruch- und Moorgegenden ringsum; aber man merkte doch, daß die Dämmerung nicht fern sein konnte. Die hohen Pfeiler der Zugbrücke standen bereits ziemlich klar hervor aus dem weißen Nebel, und die schwedischen Reitersmänner hatten bis jetzt eine ruhige Nacht gehabt.

„Wie Die machten wir es auch sonst, Bruder Sven," sprach jetzt der Korporal Rolf, auf seine schnarchenden Dragoner weisend. „Das ist vorbei; wir sind zu alt dazugeworden, Kamerad; aber es hat auch sein Gutes, man sitzt und schwatzt, und eine Pfeif' Toback am Feuer ist auch was Liebliches. Vor dreißig Jahren schmauchte man noch nicht so stark in den Heeren, als heute. Das ist auch was Neues."

Er reckte und dehnte sich, während der Kamerad nur behaglich wie ein alter Hund unterm Ofen knurrte.

„Sven," fuhr der Korporal Rolf fort, „thu auch was zur Unterhaltung. Jetzt haben wir doch das Leben wieder durchgeprobt; nun sag, wo sitzest Du lieber, — hier unter den Kürassen und Eisenhelmen; oder dort — da — dahinten, da oben in Deinen Bergen zwischen den Ziegen und Böcken und sonstigem Rindvieh? Bruderherz, sag an, wie gefällt Dir Dein jung-alt Leben?"



Erstürmung des Landauer Thores in Weißenburg durch baír. Jäger.

Von unserm Specialartisten Friedrich Kaiser.

„Es ist nicht auszusagen, Wachtkommandant! Man kann nur immer von neuem darüber nachsinnen, und hat dann doch auch dazu wieder keine Zeit. Ich bin noch lange nicht mit der glücklichen Stunde fertig, wo wir wieder unter der Fahne anlangten und der Posten uns im Lager von Pasewalk die Parole abforderte. Ja Parole hin, Parole her! Die Parole hatten wir freilich nicht, aber unsern Ausweis hatten wir doch parat, und die Kniee beben mir jetzt noch, wenn ich an die Rührung denk', mit welcher wir ihn von uns gaben. Versprengt beim Sturm auf Lindau! Gefangen in den Bergen Anno 47, nach dem Sturm auf die Bregenzer Klause und Burg Hohenbregenz! Das gab ein Zulaufen und Maulaufreißen, bei Officiers und Gemeinen! Und es war dazu ein Weg gewesen, ein richtiger Weg im Zickzack, auf welchem wir angelangt waren, vom Bodensee bis an den Ukerfluß! Und lauter junge Gesichter in den Regimentern, und selbst die alten unbekannt, und kein Hauptmann, Lieutenant oder Feldweibel, so uns den weiteren Weg in das gute alte Leben weisen konnte vor Staunen und Wunder. Das Herze zittert mir immer von der Stunde, Korporal Rolf! . . . Ach der Wrangel, der Wrangel, das war das größte Glück, daß der Feldmarschall, oder wie sie ihn jetzt nennen, der Connestable, zu Handen war und uns aufnehmen konnt'! Ja, des Feldmarschalls Gnaden, die mit uns und dem König über die See gekommen waren, wußten, was mit uns anzufangen sei, Preis und Glorie über den Karl Gustav! er hat uns die Hände geschüttelt und in seinem Quartier an seinem Tische niedersitzen lassen. Alle großen Officiers und Commandanten haben uns als reine Wunderthiere angestarrt, und der Connestable hat uns zugetrunken, und alle großen Generale haben uns auch zugetrunken, und nachher hat uns das Volk, Reiter und Infanterie, auf den Schultern durch die Lagergassen getragen. Vivat Schweden! Schweden und die schwedischen Helden zu Roß und zu Fuß immerdar! Rolf Kok, nachher hab' ich oft gedacht, in der gloriosen, leuchtenden Stunde hätten wir sterben sollen. Ich glaube, sie hätten alle Fahnen über

uns gesenkt, und mit allem Geschütz uns nachgefeuert, als ob wir selber die allerberühmtesten Generale gewesen wären."

„Freilich wäre dieses eine großmächtige Ehre für uns gewesen," meinte der andere nachdenklich, „aber Sven Knudson Knäckabröd, es ist auch so, wie es jetzo ist, recht angenehm. Hat nicht der Oberst Wangelin vor der Front von seinem Regiment gesagt, es sei eine mächtige Ehre für ihn, daß wir bei ihm zu Pferde stiegen? Und wir sind zu Pferde gestiegen, Sven; Du, weil Du in Deinen Bergen eben lange genug auf der Kuh geritten bist; ich, weil ich vordem dem Rathe zu Lindau auch als Feuerreiter aufgewartet habe. Wir sind zu Pferde gestiegen, Korporal Knäckabröd; — nachdem wir lange genug im verzauberten Schlaf lagen, sind wir endlich als junge Burschen wieder aufgewacht und aufgesessen. Ist es nicht so? Und als es neulich über die Grenze ging, nach alter Weise mit fliegenden Standarten, Pauken und Trompeten, haben wir uns da nicht gefühlt wie die Jüngsten? Haben wir da nicht die Hüte geschwenkt wie die jüngsten Jungen bei der Bagag'? Daß wir heute einen rothen Rock tragen, ist mir freilich nicht so lieb, als wenn wir noch im gelb und blauen Koller auszögen; aber es ist einerlei: vivant die Helden aus Mitternacht! vivat der glorreiche, ewig siegreiche Karl Gustav, der Feldmarschall Wrangel! Und eine Lust war's doch auch, daß wir mit einreiten durften in die Städte, nach alter Art: in Landsberg, Krossen, Wriezen und wie sie sonsten heißen; und ein Plaisir ist es, daß wir — wir, Korporal Sven, heute diese Wacht halten an der Havel gegen die Brandenburger."

„Gegen die Brandenburger," lachte höhnisch der Korporal Sven Knäckabröd. „Bah, wo sind sie denn, diese Brandenburger? Wirf einen Groschen da in den Nebel hinein, so weit Du kannst, und such ihn nachher! So kannst Du auch nach den Brandenburgern suchen, Rolf Rolfson Kok."

„Nein, Sven, sie sollen sich doch ziemlich brav gehalten haben am Rhein gegen die Franzosen. Ich hab' mich hier und da umgehört, und mancherlei vernommen; die Herren Officiers und Politici munkeln allerlei. Wir haben uns eigentlich diesmal das Spiel doch ein wenig zu leicht gemacht. Der wälsche Signor in der Krone war auch ein Politicus, und was er von der Katz und den Mäusen gesagt hat, das ist nicht ohne. Bruderherz, ich gäb' viel darum, wenn dieser Kurfürst Friedrich Wilhelm bald zu Hause wieder einsähe, und zwar mit Macht und Gewalt. Um Kinderspiel sind wir doch den weiten Weg nicht hergekommen, und ich sage dir, Kamerad, ich hoff' auf den Kurfürsten wie auf eine Braut, und ich hoffe, er bringt das Doppelte unserer Armada mit, daß wir doch Ehre davon hätten. Bruder Sven, es wär' mir ein Ekel, wenn das Spiel bis zum Ende zu leicht blieb, und wir gewonnen! schrieen, wie ein Lagerweib über einen gestohlenen Unterrock."

„Da tröst Dich, Herzbruder Rolf; auch ich habe mich unter den Politikern umgehört und das Meinige in Erfahrung gebracht. Auf dem Marsche nach Hause und gegen uns sind sie; aber daß es ein weiter Weg vom Rhein bis an die Havel ist, das haben wir ja auch gespürt. Mir ist's auch lieber, wir rufen Victoria auf einem ordentlichen Felde, als daß wir uns wie der Fuchs in den Taubenschlag geschlichen haben sollten, und niemand vorhanden wäre, dem es am Herzen läge, uns zu verjagen."

„Wie geht ihr Weg eigentlich? Kannst du das mir in den Sand malen?"

„Nein, solches vermag ich nicht; aber ich zähl' an den Fingern unseen eigenen Marsch ab und vermeine, wir haben auch unsere Zeit gebraucht. Sie kommen wie wir durch der Schwaben Land, auch durch des Bischofs von Würzburg Grenzen, und nachher durch der Thüringer Berge. In der Stadt calculirten sie gestern beim Landrath von Briest, sie möchten vielleicht schon bei Erfurt stehen. Gedulde Dich noch ein paar Tage, Kamerad Rolf; dann magst Du nach Deinen Pistolen sehen und das Schwert in der Scheide lockern."

„Das gebe der Himmel zu unserem und Schwedens Ruhm," sprach der Korporal Rolf Kok, und —

„Halt! Werda?" rief in dem nämlichen Augenblick der Posten an der niedergelassenen Brücke und warf den Karabiner schußgerecht vor.

(Fortsetzung folgt)

Skizzen vom Kriegsschauplatz.

Von unserm Berichterstatter Georg Hiltl.

II. Von Kaiserslautern bis Weißenburg.

(Fortsetzung.)

Hier vor Landstuhl, während die Batterie geordnet und rangirt wurde, spielte sich einer jener tragikomischen Zwischenfälle ab, an denen das Leben im Felde und die Zeit des Vormarsches so reich sind. Schon als die Batterie hinter Mannheim durch Eisenbahn befördert wurde, hatte Premierlieutenant Karuth auf einem der offnen, mit Geschütz besetzten Wagen einen Menschen in Civilkleidung bemerkt — in einer Kleidung, welche gerade nicht die Vermuthung aufkommen ließ, daß die mit derselben bedeckte Persönlichkeit zur Elite der Einwohnerschaft irgend welcher Stadt gehörte. Der Lieutenant schüttelte nachdenklich den Kopf, aber bei der Sorgfalt, welche die Mannschaft den Geschützen widmete, und bei der Eile, in welcher es vorwärts ging, hielt der Lieutenant eine besondere Anfrage wegen des besagten Civilisten für unnöthig. Vor Landstuhl aber erhielt Hauptmann Lange die Meldung, daß sich im Gepäckwagen — oder sonst wo, genau weiß ich es nicht mehr — zwei Jungen von Berlin aus eingeschmuggelt hätten und mit der Batterie hierhergelangt seien. Diese Vermehrung der Mannschaft hatte allerdings einiges Bedenkliche. Einmal konnten die Jungen sich der Militärpflicht entzogen haben, oder sie waren ihren Eltern heimlich entlaufen — dann aber entstand die Frage: Bindet man nicht sich selbst eine Last auf? — „Na," hieß es, „wo so viele durchgefüttert werden — können auch noch zwei sich satt fressen — aber das weitere Existiren der Jungen, das hat Schwierigkeiten." Zunächst wurde der größere Junge ins Verhör genommen. „Wie alt?" — „17 Jahr." — Also noch nicht militärpflichtig. — „Woher?" — „Aus Berlin — Hegelsbergerstraße." Natürlich aus Berlin! Solche Dinge machen gewöhnlich nur Berliner.

„Wie denkt Ihr denn hier durchzukommen?" fragte der Hauptmann. Die Jungens wurden ziemlich verlegen — sie hatten das höchst wahrscheinlich nur sehr flüchtig bedacht. „Na," fuhr der Hauptmann endlich fort, „wenn Ihr Euch durchfressen könnt, soll es mir lieb sein. Hier bei der Batterie könnt Ihr vorläufig bleiben, wie Ihr durchkommt, ist Eure Sache — ein bischen Futter wird sich finden." Die Jungens waren entschieden glücklich, und ihre Dienste wurden vielfach zu allerlei kleinen Handreichungen gefordert. Dessenungeachtet hätten sie doch schwerlich ihren Unterhalt fristen können, wenn sich der Fähnrich und der Vicefeldwebel ihrer nicht erbarmt hätten. Die beiden Herren engagirten den einen Jungen als Burschen, und zwar mit verhältnißmäßig sehr anständigem Gehalte. Was beide anfingen, ob der eine den andern unterstützte — das erfuhren wir nicht. Sie waren jedoch möglichst thätig. Wie lange und ob sie bei der Batterie verblieben sind, werde ich später erfahren.

Landstuhl ist eine sehr freundliche Stadt. Hoch über derselben, auf waldigem Berge, ragen die Trümmer des mächtigen Schloß Neustall — einst der wohlbefestigte Sitz des edlen und heldenmüthigen Franz von Sickingen. Die Stadt zieht sich am Fuße des Berges hin, ist von vielen kleinen Gäßchen durchschnitten und zeigt manches uralte Gebäude, im südlichen Theil auch eine Anzahl eleganter Häuser. Die Gärten steigen hin und wieder gegen den Burgberg hinauf.

Die Stadt war buchstäblich mit Soldaten überschwemmt. Nicht weit von unserem Geschützpark lagen sächsische Truppen. Tagtäglich — stündlich, kann man sagen, zogen Regimenter ein und aus. Seit drei Tagen waren über fünftausend Wagen und mindestens 24,000 Mann Truppen durchgezogen. Alles das speiste und trank in Landstuhl — man denke sich: wenn jeder dieser sonst willkommenen Gäste nur einige Portionen an Getränken und Speisen zu sich nahm — woher das am Ende bekommen? Es hörte hier überhaupt jede Erinnerung an friedliche Zustände auf — man fühlte, wie nahe die Stellen waren, auf welchen der Kampf bereits entbrannt war. Alle Bewegungen hatten etwas Hastiges und doch genau Bestimmtes. Hier rückten Bataillone mit Trommelwirbel durch die engen Gassen, dort drängten sich hunderte von Soldaten um den die Quartierbillets ausgebenden Feldwebel, an einer anderen Stelle umlagerten viele den Bäcker- oder Fleischerladen, um für gutes, preußisches oder bairisches Geld so viel Victualien als möglich einzukaufen, dort war

wiederum ein großes Lärmen und Toben durcheinander, Pferde feuerten hinten aus, Wagen fuhren auf und die Quartiermacher schrieen sich heiser. Bürger sah man fast garnicht — sie waren vorhanden, aber je näher man einem Kriegsschauplatze kommt, desto mehr scheinen die Leute vom einfachen Tuche zu verschwinden. In Böhmen machten wir dieselben Bemerkungen, die Massen der Bewaffneten überschwemmen alles — Länder, Häuser, Menschen gehen in diesen Fluten unter.

Wir hatten im „Goldenen Engel", dem Sitze des Generalcommandes, unser Quartier. Die freundlichen und zuvorkommenden Wirthsleute waren ganz aufgelöst vor lauter Arbeit und Aufregung. Quartier geben, Essen kochen, die stete Ungewißheit der ersten Tage, alles dies hatte zusammengewirkt. Dessenangeachtet gaben sie gern das Beste. Die Furcht vor dem Einfall der Franzosen hatte ganz mächtig niederschlagend gewirkt, erst bei dem Anblicke der Deutschen, besonders der preußischen Regimenter, athmeten sie auf. Die geräumige, wenn auch niedrige Gaststube bot einen sehr glänzenden Anblick dar. Officiere aller Grade und Regimenter versammelten sich während der kurzen Rast in Landstuhl an diesem Orte. Die Wirthe machten dabei kein schlechtes Geschäft. Malerisch und höchst anziehend war die Staffage, welche in dem großen Hofe des Gasthauses fortwährend zu sehen war. Das alte Gebäude mit seinen Galerieen, darunter der Hof, hinter demselben aufsteigend gegen die Burg ein sehr netter Garten, hoch über allem auf dem Berge, überall sichtbar, die gewaltige Ruine, und nun das Gewimmel der abmarschirenden Soldaten, von denen viele hier im Hofe gemustert wurden.

Durch das hochgewölbte Hofthor traben die kraftvollen Gestalten der Dragoner und Ulanen. Eine Abtheilung Krankenträger steht aufgepflanzt im Hofraume und wird vom Oberstabsarzte gemustert, auf dem breiten Raume, welcher sich unter der Galerie hinzieht, werden Pferde beschlagen, dazu jubeln in dem Garten die an dem trefflichen Bier sich labenden Soldaten, ihre Lieder tönen, es ist allerdings ein seltsames Gemisch von Tönen aller Art, aber „die Wacht am Rhein" kann man doch unterscheiden. „Donnerwetter, Jungens," keucht plötzlich ein hastig herbeistürmender Kamerad, „Ihr sitzt hier — hört Ihr denn nicht Sammeln blasen?" — „Eiweh! wat — nich bange machen. Wir hören nichts." „Der will uns uzen." Aber in demselben Augenblicke dröhnt dicht vor dem Hause der langgezogene Ruf des Hornisten: „Sammeln". Die Leute springen auf, schnell eilt alles aus dem Garten — die letzten Schlucke werden noch hinabgestürzt — der Ruf des Hornisten wird immer dringender und die Sammelplätze füllen sich. Der kurzen Rast folgt bald der Weitermarsch — es war so hübsch drunten im Garten — es ist alles so schnell vorüber: der Abschied — der Auszug — die Rast — vielleicht das Leben. Eine halbe Stunde später rasseln die Trommeln und die Colonnen wälzen sich zur Stadt hinaus. Hinter ihnen rücken schon neue daher, welche die noch warmen, verlassenen Lagerstellen in den Quartieren einnehmen.

Die Unterhaltung drehte sich fortwährend um die neuesten Ereignisse. Man war sichtlich überrascht von den Erfolgen unserer Armeen, die man in solchem Maße, so außerordentlich gewaltig nicht erwartet hatte. Gegen Abend erhielten wir genauere Nachricht von den Ereignissen. Die gewaltigen Kämpfe und ihre Folgen wurden außerordentlich schnell durch das Land colportirt. In der Gesellschaft, die sich abends versammelte, erwog man bereits die Art und Weise der nächsten Treffen, denn heute schon stand es bei den Sachverständigen fest, daß das Chassepotgewehr eine ganz furchtbare Waffe sei und selbst die Unterschätzung der Mitrailleuse wurde zugegeben. Natürlich mußten die Wirkungen dieser Waffen dadurch paralysirt werden, daß die Franzosen nicht geübt und eingeschossen genug waren.

Das Entgegenkommen der Einwohner von Landstuhl war ein höchst liebenswürdiges — ja verbindliches. Noch spät abends wurden wir in den Club oder die Ressource geführt, hier konnte man erst erkennen, welch eine rege und begeisterte Theilnahme für den Krieg herrschte. Die aus den wohlhabendsten Bürgern bestehende Versammlung war zu jedem Opfer bereit. Sie scheuten keine Mühen; keine Sorgen, welche dicht vor der Thür des Bemittelten selbst standen, machten sie verdrießlich oder beschwerlich. Mit offenem Herzen und o f f e n e n H ä n d e n theilten diese braven Männer nach allen Seiten aus, während ihre Frauen thätig bei der Pflege der Verwundeten wirkten. Wir verdankten die nähere Bekanntschaft der trefflichen Leute unserem Lieutenant Brennicke, der bei dem Herrn Benzino im Quartier lag und uns mit demselben und dessen Familie bekannt machte. Wir wollten mit Herrn Benzino auf den Bahnhof eilen, woselbst die Transporte mit den Verwundeten aus dem Wörther Kampfe anlangten. Das Wetter war aber so furchtbar geworden, daß wir unter Dach blieben. In Strömen rauschte der Regen hernieder und ein starker Wind pfiff durch die Straßen, trieb ganze Wolken kalten Wassers von den Bergen herab, und es war den schon durchnäßten Soldaten eine kleine Erholung wahrer Balsam. Dreimal waren die Kleider auf den Leibern getrocknet. Die Posten bei den Geschützen standen, in ihre Mäntel gehüllt, schauernd in dem abscheulichen Wetter. Dabei langten fortwährend neue Truppen an. Vor der Bürgermeisterei musterten die Officiere der preußischen Landwehr fortwährend ihre Leute, sobald Halt gemacht wurde.

Am nächsten Morgen machte unser Hauptmann Appell. Alles war auf dem Platze — trotz der Anstrengung hatte man keine Lücke in der Mannschaft. Die Batterie sollte — wie es hieß — zu einer Unternehmung gegen Bitsch verwendet werden, und ich freute mich nicht wenig auf diesen ohne Zweifel höchst interessanten Fall. Premierlieutenant Karuth hatte bereits alles mit mir verabredet — wo ich mich aufhalten und beobachten sollte — Hauptmann Lange hatte mir bereits meinen Platz auf dem in Landstuhl neu angekauften Fouragewagen bestimmt — allein es kam leider ganz anders. Schon während des Vormittags traf der Befehl für die Batterie ein: sich auf Saarlouis zu dirigiren und zwar in Begleitung eines Corps der Landwehr nebst dazu gehöriger Cavalerie. Das änderte meinen Plan. Ich wollte direkt auf Saarbrücken, um von dort mittels meiner, von dem Prinzen Karl mir ausgefertigten Passirkarte weiter hinauszukommen, da leider meine Zeit eine sehr beschränkte war.

Da der Einmarsch unserer Batterie in Feindesland bevorstand, wurden alle dazu nöthigen Vorbereitungen getroffen. Die Reiter erhielten für die Pistolen die Patronenpäckchen und Zündhütchen. Alle Munitionskasten wurden wiederum genau untersucht — der Futtervorrath revidirt und vertheilt — Sattel, Zaum und Eisenzeug unterlagen der schärfsten Musterung. Der Hauptmann und seine Officiere waren Thätigkeit und Aufmerksamkeit vom Scheitel bis zur Sohle. Alle hatten nur e i n e n Wunsch: bald an den Feind zu kommen. Schon wurden massenhaft die Namen lieber Freunde und Bekannten genannt, welche bereits den Tod auf dem Felde der Ehre gefunden hatten — die Stimmung ward von Stunde zu Stunde ernster.

Gegen Abend ward das Wetter freundlicher. Ich stieg mit Lieutenant Karuth hinauf zur Burg des Sickingers. Oben angelangt betrachteten wir die ehemalige in Trümmern liegende Wohnung des gewaltigen Mannes, der einst den Franzosen seinen Arm und seine Strenge schwer empfinden ließ, als er auf dem Zuge mit dem Grafen von Nassau die Picardie verwüstete. Die Säle und Zimmer liegen in Ruinen. Die ungeheuren Mauern sind gestürzt durch die Geschosse der Trierschen und Nassauer, die mit Sickingen in Fehde lagen. Erhalten ist der kellerartige Raum, wo Franz von Sickingen durch einen Balken, der ihm die Leber zerquetschte, seinen starken Geist aushauchte. Von drüben herüber schimmerte der Heidenfelsen, eine mächtige Steingruppe, deren Stirn einst die Geschütze trug, die ihre Kugeln in die Burg Neustall schleuderten. Ballen von $1\frac{1}{2}$ Fuß Durchmesser liegen noch in den Ruinen und stecken hie und da in den Löchern. Der jetzige Besitzer — Herr von Stumme — hat das schöne historische Schloß sehr sorgfältig zu erhalten gesucht und am Rande eines Bastions eine Statue Sickingens aufstellen lassen. — Welche Gedanken überkamen uns in diesem Augenblicke! wiederum war es ein Kampf der Deutschen gegen den gefährlichen Gegner, der heut die Massen über die Grenzen führte; aber wie anders stand es heute gegen die Vergangenheit, wo Sickingen, Berlichingen und die Tapfersten ihre guten Schwerter gegen Frankreich schwangen! Hier in der nun in Trümmern liegenden Feste hatte der große Deutsche Ulrich von Hutten bei seinem Freunde Sickingen geweilt — hier waren gewiß die besten Pläne zur Hebung des Vaterlandes gedacht und besprochen worden. So nahe den Stätten des heutigen Kampfes hatten die edelsten Männer geweilt und gedacht. Von hier aus schrieb Hutten seine Briefe an die Stadt Worms und sonstige feurige Aufrufe.

Als wir droben im großen verfallenen Erker standen, ruhte der

milde Schein der Abendsonne auf der weiten, prächtigen Landschaft und schwebte auf dem Donnersberge — im leichten Nebel des Abends schwammen die Berge drüben im Elsaß — die Berge im Gebiete Frankreichs!! — Von unten herauf tönte dumpfes Getümmel. So weit das Auge reichte, ließ sich Bewegung und reges Leben erschauen. Die Windungen der Landstraßen, welche sich nach Landstuhl hinein schlängelten, waren belebt; wie ungeheure Schlangen, deren Rücken von blitzenden Schuppen bedeckt schienen, kroch es von allen Seiten heran. Trommelwirbel rollte durch die Luft und erweckte das Echo der deutschen, belaubten Berge. Es waren neue Zuzüge preußischer Truppen, die von verschiedenen Orten herbeizogen, jene Schuppen sind die Bajonnette und Gewehrläufe der Massen kampfbegieriger Streiter für Deutschlands Ruhe und Sicherheit — in den schwarzen Futteralen ruhen die Fahnen, welche bald gegen den Feind entfaltet, hoch im Winde flattern sollen. Ein Hurrah schallt hinauf zur alten Burg — man gewahrt von unten her die Gestalten der preußischen Soldaten oben im G:mäuer, und die Kameraden werden mit Gegengrüßen bedacht. Wir konnten deutlich sehen, wie Stadt und Umgegend sich füllte, wie die Massen dichter und enger sich aufeinanderschlossen — wie die Wagen der Lazarethe und Proviantcolonnen sich zur Ordnung aus einem anscheinenden Chaos entwickelten und wie auf der Bahn ein unabsehbarer Zug von Munitionswagen, Geschützen und Pferden gegen die Grenze nach Frankreich rollte.

Wenn irgend eine neubelebende Kraft in die sterblichen Reste entschlafener Helden dringen könnte, so müßte die Asche des Sickingers, der in der Kirche zu Landstuhl ruht, sich geregt und gezuckt haben — bei all diesem deutschen, gewaltigen Leben, welches sich hier wider den gefährlichen Feind regte. Die Landwehr marschirte in immer größeren Massen herein, und nur kurze Rast war den vom Marsche arg mitgenommenen Leuten vergönnt. Sie erquickten sich in aller Eile und zogen dann weiter — gegen Homburg in der Pfalz zu. Das erste Quartier sollte Neunkirchen sein — ein Ort, den viele von ihnen Weinkirchen tauften, in der festen Voraussicht lebend, daß daselbst ein Kanaan von allerlei Genüssen sei.

Auch unsere Batterie ward zunächst nach Neunkirchen dirigirt. Lieutenant Brennicke und der Feldwebel ritten voraus, um Quartier zu machen. Für mich war der Moment der Trennung von den liebenswerthen Leuten gekommen, die mich mit Freundlichkeiten aller Art überhäuft hatten. Wir nahmen in der frühen Morgenstunde Abschied von einander, als durch die Gassen der noch stillen Stadt bereits die Trompeten zum Aufbruch schmetterten. Einige Stunden später rollten die Geschütze auf die Straße nach Homburg hinaus. Werde ich diejenigen alle wiedersehen, die mir in so kurzer Zeit lieb und werth geworden?

Dem abscheulichen Wetter war ein sonnenheller Tag gefolgt. Drunten an dem Bahnhofsgebäude angekommen, präsentirte ich meine Karte, und da fast jede Stunde leere oder volle Wagen den Weg nach Homburg machten, brauchte ich nicht lange zu harren. Ich erhielt in einem der zurückgehenden Waggons ein Coupé zweiter Classe, welches ich natürlich ganz allein inne hatte. Sonst waren auf dem Zuge, wie ich bemerken konnte, nur drei Personen als Passagiere: ein Heilgehilfe aus Hochspeyer und ein Ehepaar aus Ludwigshafen. Letztere suchten ihren verwundeten Sohn, der in bairischen Diensten stand und — wie es hieß — nach Zweibrücken ins Lazareth gekommen war. Ich hatte Muße, die Wirkungen des Krieges auch an den kleinen Dingen zu betrachten. Die Coupés sahen furchtbar aus. An den Polstern und Lehnen derselben konnte man genau sehen, wie viel Mann in dem Coupé gesessen hatten. An allen Stationen erblickte ich die bekannten Gewehrpyramiden meiner tapferen Landsleute und dicht dabei den Posten mit geschulterter Zündnadel. Ueberall militärische Organisation des Eisenbahndienstes.

Bei Neunkirchen kamen uns dicht hintereinander Züge mit Leicht- und Schwerverwundeten entgegen. Sie gingen nach Kaiserslautern. Einige der weniger stark Verletzten stiegen aus. Diese braven, von den feindlichen Hieben oder Schüssen bedrohten Leute sahen ganz prächtig in ihren bereits verschossenen Kleidern aus. Fast komisch wirkte der Anblick eines braun gebrannten Gesichtes mit langem starken Kinnbarte, welches von einem nachtmützenartigen Verbande, der über den Kopf ging, eingerahmt wurde. Der Mann hatte einen Hieb über den Schädel erhalten, und zu besserer Befestigung des Verbandes war diese Haubenbandage angebracht. Er rauchte bei alledem seine Cigarre und schaute sehr trotzig drein. Ein anderer war Gegenstand der größten Aufmerksamkeit des an der Bahn postirten Publikums. Er hatte leichte Verwundungen an den Beinen davongetragen, und seine Füße waren deshalb mit gestickten Schuhen — wahrscheinlich eine Liebesgabe an eines der vielen Lazarethe — bekleidet, was zur Uniform seltsam läßt. Dabei aber stützte er sich auf einen französischen Kürassierpallasch von ausgezeichneter Arbeit, den er einem von ihm erlegten Kürassier jenes unglücklichen, fast ganz aufgeriebenen Regimentes (Bonnemain), das bei Wörth voll Verzweiflung eine Attacke versuchte, abgenommen. „So kamen se ran," sagte der Mann, indem er den Pallasch in Stoßparade auslegte, „aber wir waren schon ganz ruhig — un nu uf achtzig Schritt Feuer."

In Homburg herrschte noch ein sehr reges Treiben. Die Masse der vorhandenen Uniformen war ganz ungeheuer. Das königliche Hauptquartier hatte die Stadt schon verlassen. Im Bezirksamte, welches an der ziemlich steil aufsteigenden Seitenstraße liegt, war das Quartier unseres Königs. Ganz unabsehbare Reihen von Proviantwagen bildeten auch hier die Staffage der Landschaft, und lange Züge von Truppen wanden sich durch die Gassen. Der furchtbar starke Regen hatte die Leute übel zugerichtet, aber sie ertrugen alles mit einem bewunderungswürdigen Gleichmuth; die Truppen des 46. Landwehrregiments (Bataillon Sagan) waren in der Kirche untergebracht worden, welche König Ludwig von Baiern erbaut hat, denn die Straßen waren kaum zu passiren, so stark rannten die Regenbäche hinab. Die Menschenmassen wurden zuweilen durch große Abtheilungen von Schlachtvieh auseinandergedrängt, welches von Kaiserslautern herbeigetrieben wurde.

Ich mußte einige Zeit auf dem Perron verweilen, ehe es mir möglich war, weiter zu kommen. Im ganzen hatte ich viel Glück, denn ziemlich schnell gelangte ich nach Saarbrücken. Je näher ich dem Orte kam, an welchem die ersten Zuckungen des furchtbaren Kampfes stattgefunden hatten, desto aufmerksamer wurde ich. Zunächst erwartete ich die von den Franzosen gerühmte und in vielen unserer Berichte dargestellte Zerstörung zu erblicken. Diese traurige Erwartung wurde jedoch glücklicherweise keineswegs erfüllt.

Obwohl die Ruhe ziemlich wieder eingekehrt, herrschte dennoch ein gewisses erregtes Wogen aller in Saarbrücken befindlichen Personen. Die Verwundeten erforderten die ganze Aufmerksamkeit. Neugierige und Touristen waren zahlreich vertreten. Ich bemerkte auch die unvermeidlichen Engländer: „Gentlemen of the Press", welche Notizen machten und begierig nach den Spuren des Kampfes ausschauten. Es ruht auf allen Gegenden, die Zeuge eines erbitterten Gefechtes waren, eine Art von gespenstischem Hauche — es scheint, als ob die Tannen und Buchen, die Hecken und Wege sich nicht recht emporheben und glätten können, als beugten sie sich noch unter dem Gewichte des Schrecklichen, welches zwischen und auf ihnen sich entwickelte. Da liegt im Sonnenschein die ganze Gegend, und die Speicherberge steigen empor — wo der furchtbare Kampf tobte — so still und friedlich und doch ernst hinaufblickend in den Himmel. An der „goldenen Bremm" standen viele Leute. Sie hatten allerlei Dinge gesammelt: Kugeln, Fetzen von Uniformen und sonstige traurige Ueberreste.

Auf den zum Theil nackten Vorsprüngen und Abhängen sieht man deutlich, wie hart der Angriff, der Widerstand und das Ringen gewesen. Bäume von den eingeschlagenen Kugeln zerfetzt, die Büsche niedergedrückt wie von einer Last gepreßt, die Waldwege zertreten. Rechts in dem Walde, den der rechte feindliche Flügel besetzt hielt, leisteten die Vierziger Unglaubliches. Der Feind entwickelte hier ein ganz rasendes Schnellfeuer und vermochte stets neue Verstärkungen — von Forbach her — an sich zu ziehen. Wie einst bei Chlum und Lipa war es auch hier eine große Schlucht, durch welche die Neununddreißiger, Vierziger und Vierundsiebziger sich drängen mußten. Diese Schlucht zieht sich bis über die französische Grenze hinaus, westlich in die Gegend hinein. Deutlich, als wäre es erst vor einigen Stunden gewesen, ließen sich die Spuren des erbitterten Kampfes erschauen. Hier gewahrte man noch die Furchen, welche die Geschosse rissen und von allen Seiten her in die Preußen einschlugen.

„Hier sind unsere Leute gefallen," sagte mir ein Vierziger, „noch ehe wir die Feinde sehen konnten." Der Weg war mit Gefallenen bedeckt, und erst eine bedeutende Strecke mußte zurückgelegt werden, bis die erste Deckung, ein schroffer, vorspringender Felsen, dahinter ein Hohlweg, erreicht ward. Kaum aber war man hier angelangt, als droben auch schon die Franzosen erschienen und herab-

feuerten. Nach meiner Schätzung erheben diese Partieen sich etwa 300 Fuß über dem Wasser der Saar. Sie steigen ziemlich schroff auf — aber es galt nicht lange zu feiern, und unter donnerndem „Hurrah" drangen die Preußen hinan — mit kraftvollem Vorstoße ward die Höhe genommen. Wenn man jetzt ruhigen Schrittes hinansteigt, staunt der Wanderer bei dem Gedanken, daß diese Höhen unter dem Feuer des Feindes genommen werden konnten, denn gleich hinter der Waldlisière, welche die erste Etage krönt, taucht ein kleiner Höhenrücken auf. Diesen hatten die Franzosen mit Geschützen, Mitrailleusen und Jägern besetzt. Sämmtliche Feuerwaffen — groß und klein — spieen Tod und Verderben auf die Andringenden. Man kann an den Felsstücken noch den brenstigen Hauch sehen, welchen die Geschütze ausstießen, und die Fetzen von Patronen, Uniformen, Lederstücken zc. liegen wild umher.

Unsere gefallenen Helden. I.



General von François.



Generalmajor von Doering.



Generalmajor von Wedell.



Generalmajor von Craushaar.

Saarbrücken selbst ist nur unbedeutend von dem Bombardement betroffen. In St. Johann ward der Bahnhof vollständig zerstört. Daß naheliegende Gebäude in der Bahnhofstraße dadurch in Brand geriethen, ist erklärlich. Ebenso ward das sogenannte Deutschherrenhaus, ein altes Gebäude in der Stadt, in Brand geschossen. Starke Granatschüsse zeigen sich im Innern des Bergwerksdirectionsgebäudes

und ebenso im Landgerichte. In St. Johann gerieth das vierte Stockwerk eines Hauses der Bahnhofsstraße sofort in Brand — Arbeiter löschten hier und in dem nebenliegenden Hause das Feuer.

Im allgemeinen klagen die Leute durchaus nicht über das Betragen der Franzosen. Sie haben sich höflich benommen, sollen aber stark ausgehungert gewesen sein. Sie requirirten freilich überall — aber doch ziemlich manierlich. Frossard hatte sich oben im „Hahnen" einquartiert und scheint ebenfalls einigen außerordentlichen Appetit verspürt zu haben. Er machte aber seine Requisition in aller Form und ließ den Bürgermeister zu einer Art von „Picknick" einladen. Bekanntlich bringt bei solchen „Picknicks" jeder der Geladenen seinen Mundvorrath mit; so auch hier. Der General ließ dem Bürgermeister melden, daß im französischen Lager kein Ueberfluß an Speisen sei, und deshalb möge der Vater der Stadt das Frühstück mitbringen; Wein und die Ehre mit den Franzosen zu speisen, werde von Seiten des Generals geliefert. Der Bürgermeister entschuldigte seine Abwesenheit mit dem Drange der Geschäfte — ließ aber ein gutes Dejeuner zum Herrn General hinauftragen.

Noch vor Sonnenuntergang verließ ich Saarbrücken mit einem Wagenzuge, d. h. mit einem Zuge, der aus leeren Wagen bestand und nach Saargemünd dirigirt wurde. Trotz des sehr unbequemen Lagers machte die Müdigkeit doch ihre Rechte geltend, und ich schlummerte recht sanft. Wie lange wir gefahren sind, weiß ich nicht, aber es muß eine für die geringe Entfernung unverhältnißmäßig lange Zeit darüber hingegangen sein, denn ich erwachte auf den Ruf des freundlichen Schaffners beim hellen Sonnenlichte in Saargemünd. Saargemünd ist eine ganz wunderhübsche Stadt. Wohin man blickt, gewahrt man elegante, fast prächtige Wohnhäuser. Alles macht den Eindruck des Behäbigen. Wie überall in den Städten, wimmelte es auch hier von Soldaten der deutschen Armee. Die Einwohner verhielten sich ruhig und durchaus zuvorkommend gegen die Preußen. Man konnte hier dieselbe Wahrnehmung, wie im Jahre 1866 in Böhmen, machen. Es war zweifelsohne den Einwohnern sehr viel von der „preußischen Menschenfresserei" vorgefabelt worden, und deshalb hatten jene sich scheu in ihre Wohnungen zurückgezogen. Als sie aber sahen, daß die schlesischen gelben Dragoner, welche die Eisenbahn und den Telegraphen besetzten, doch keine Teufel — sondern ganz anständige Menschen waren, die obenein noch ganz gutes Geld aus ihren Portemonnaies langten und damit die Bedürfnisse baar bezahlten — was später einrückende Truppen ebenso machten — da kamen die Saargemünder nach und nach hervor und wurden sehr schnell freundlicher. Die Stadt hat Schanzen. Einige Schwadronen feindlicher Chasseurs waren mit braunschweigischen Husaren vor den Wällen zusammengestoßen, und beide Theile feuerten aufeinander. Der zur Recognoscirung ausgesendete Lieutenant der Braunschweiger ließ jedoch den Bürgermeister — ich glaube sein Name ist Geyger — bitten: er möge der Stadt keine Unannehmlichkeiten zuziehen, sondern die getreuesten Rapporte geben: ob und wie viel französisches Militär in Saargemünd sei? Die Stadt würde als eine feste angesehen und behandelt werden, wenn irgend welche Angriffe auf die Deutschen erfolgten. Da inzwischen die Chasseurs abgezogen waren, konnte der Bürgermeister sein Wort geben, daß keine Franzosen in der Stadt seien, und so rückten 4 Mann Husaren nebst besagtem Lieutenant in das feindliche Gebiet, wo eine große Menschenmenge sie neugierig umringte.

Es war noch alles „frisch nach dem Gefechte". — Das will sagen: eine Masse Verwundeter wurde fortwährend eingebracht. Meist Franzosen, die jämmerlich zugerichtet waren. Auch einige Waggons mit preußischen Blessirten rollten in den Bahnhof. Man brachte die Leidenden dicht an uns vorüber. Zunächst in die Caserne, welche dicht bei dem Bahnhofe liegt. Von einer besonderen Sichtung dieser Armen konnte bei der Eile und bei der Schnelligkeit, mit welcher die Schläge aufeinander folgten, keine Rede sein. Es wurden daher die Leicht- und Schwerverwundeten zusammen in die schnellbereiteten Ambulancen geschafft. Ganz absonderlich schauerlichen Eindruck machten auf mich schwerverwundete Turcos, deren schwarzbraune Gesicher und krause, glattgeschorene, dunkle Haare mit Blut überströmt waren. Sie ächzten und stöhnten ganz fürchterlich. Die Krankenträger hatten Mühe, die Leute abzuwehren, welche die ihnen von Seiner allerchristlichsten Majestät gesendeten Vertheidiger des Elsasses noch garnicht so nahe bei gesehen hatten. Ein schwerverwundeter Mann, den die Träger ganz verdeckt hielten, wurde ebenfalls aus dem Wagen gehoben. Ich erfuhr nicht, wer er sei. Inmitten dieses Jammers und Wehklagens, dieser Commandos: „Aufheben", „Absetzen" 2c. dröhnten von außen her die Trommeln und Pfeifen der immer zahlreicher heranziehenden Preußen. Sie wurden auf dem Platze vor der Mairie aufgestellt. Was nicht schleunigst weiter marschirte, wurde hier einquartiert. Im Casernenhofe standen noch viele Wagen mit Beute beladen, welche die Garnison bei ihrem schleunigen Rückzuge preis gab. Ebenso hielten auf der Bahn viele Waggons, die mit Zucker, Reis, Chocolade und selbst Bonbons gefüllt waren. Letztere habe ich allerdings nicht gesehen, allein es ward hier erzählt. Man will den Werth der gefundenen Vorräthe auf mehrere hunderttausend Thaler schätzen. Gewiß ist die Beschlagnahme eine bedeutend werthvolle gewesen. So sah ich zwei Wagen ganz mit Käppis gefüllt: diese flott aussehenden Kopfbedeckungen waren nagelneu — keines derselben hatte bisher das Haupt eines Soldaten berührt. An der Thür des Wagens Nr. 521 stand ein Zettel: „Dep .... pour Sarrguemines". Ein sehr großer Wagenzug nebst fünf Locomotiven war ebenfalls in preußischen Besitz gekommen. Recht appetitlich sahen die schnell aufgeführten Backöfen aus, die nach bekannten französischen Mustern errichtet worden und mit Teig gefüllt waren. Sie dienten unseren eingerückten Truppen ganz ausgezeichnet gut mit ihrem Inhalte.

Da ich nicht lange hier bleiben konnte, begab ich mich in die Stadt. Ich mußte mich durch die Truppen drängen und eilte, auf die Mairie zu kommen, wo mir meine Karte schnell Zutritt verschaffte, auch war ich mehreren der Herren Officiere persönlich bekannt, und erhielt bald die Versicherung, daß ich nachmittags mit einem Zuge bis Niederbronn kommen werde. Im großen Saale der Mairie wurden die Quartierbillets ausgegeben. Unsere guten, mit dem Staube und Koth der Landstraße bedeckten Soldaten standen in dichten Haufen bei Lärmen und Geschrei umher, und es war eigenthümlich zu sehen, wie auf diese kampfbegierigen Feinde, auf die „Barbaren" die Porträts Napoleons und der Kaiserin Eugenie, welche im Sitzungssaale prangen, herabblickten.*)

*) Der Schluß dieses Abschnitts in nächster Nummer wird auch das heutige Bild unseres Specialartisten, F. Kaiser, mit berücksichtigen.

Ein Siegesgruß aus den bairischen Bergen.

Gott ist mit uns! Auch die Schlacht von Metz ist gewonnen! Eine furchtbare Ergriffenheit ging durch Deutschland an jenem Tage, da die Kunde kam; wir zitterten vor Jubel, wir waren stare vor all dem Herzeleid, 90,000 Mann deckten die Wahlstatt.

Wie ein Gewitter über das Weltmeer geht und die Wogen aus der Tiefe an den Himmel wirft, so ging die Kunde durch das große, weltbeherrschende Deutschland. Das erste Gefühl war fromm — es war fast beklommen von Demuth und Dank, daß wir wieder begnadigt sind, daß der Segen so sichtbar auf unserer Sache lag. Dann aber brach die Freude mit allen Stimmen los, nicht die dithyrambische Freude, mit welcher Frankreich einst seine Siege feierte, sondern jenes Herzensglück, das in der deutschen Seele so tiefe Wurzel hat.

Bis zum fernsten Ende, wo die Nordsee brandet, drang die glückliche Botschaft; die Kanonen riefen sie weit hinaus übers Meer; in der Hütte und im Palast, im Herzen des Greises und im Herzen der Kinder stand derselbe Gedanke.

Wie großartig waren diese Stunden nun gar in den gewaltigen Städten, wo das reiche Leben in tausend Sprachen spricht, wo alle Kirchen ihr Geläute und alle Thürme ihre Flaggen zur Feier senden.

Zahllose Menschenmassen drängen sich durch die Straßen, ohne Unterlaß schafft die Presse und der elektrische Draht; jeder freut sich seiner Arbeit, aber niemand schämt sich der Rührung.

In Kiel donnern die Kanonen, in Berlin tönen die Glocken, in Frankfurt hallt durch alle Gassen das Lied vom Rhein. Und jedes Städtlein, so weit die deutsche Zunge reicht, trägt seine deutsche Fahne. Das ganze Vaterland ist geeinigt in dieser Freude, ein Fieber hämmert in allen Nerven, wir fühlen es, daß wir stark sind.

Ferne — in blauer, unermeßlicher Ferne — liegen die Alpen, der heilige Wall, mit welchem Deutschland beschirmt ist.

Wie stille ist es hier, wie einsam und friedvoll! In den Wäldern rauscht der Nachtwind, am Felsenhang sprossen die Cyklamen, aber niemand kommt und bricht die feinen Blüten; all die Fremden, die sonst so fröhlich im Grünen waren, sind fort. Sie sind im Kriege oder daheim, am eigenen Herd, denn der Ernst der Pflicht und die Größe der Zeit hat sie abberufen.

Im Kriege? Wer möcht' es hier ahnen, daß Krieg ist. Noch nie stand die Alpenhalde so schön und die Blumen so dicht; die Glocken der Herden tönen so friedvoll, wenn sie abends zur Hütte kommen. Goldübergossen sinkt die Sonne hinab über den einsamen Bergen, wer möchte es ahnen, daß Krieg ist!

Und dennoch tönt kein Jodler hinaus in den schweigenden Abend, dennoch wissen es auch die Berge.

Vor wenigen Wochen, als die Vollmondnacht über den weiten Wäldern lag, da klopfte es leis ans Fenster der Sennerin, da kam der Jägerbursch zu seinem Schatz und sagte ihr, daß es morgen früh „ins Feld" geht. Kein Zug der Trauer lag über dem kühnen Gesicht, frisch und freudig ging es hinaus, es machte ihn so stolz „daß wir alle beisammenstehen."

Ja fürwahr, auch der schlichte Bauer hat die *Vernunft* der deutschen Einheit begriffen, auch das Herz von Süddeutschland (nicht bloß die Waffen) sind mit in den Kampf gezogen.

Wie mag es wohl gehen draußen im Kampfe?

Es ist wieder Abend, die Sennerin sitzt vor der Hütte und denkt an ihren Liebsten, bis die Sonne versinkt, bis die Sterne am Himmel blinken. Wie mag es wohl gehen?

Da hallt mit einemmal ein Juchschrei herüber, wo der Weg über den steilen Grat emporführt.

Zwei alte Männer mit grauem Schnurrbart, mit Rucksack und Axt bewaffnet, kommen gegangen, denn die jungen sind alle fort. Was mag es sein, daß sie noch so spät in die Berge kommen, daß sie so flink und rüstig den mühsamen Weg emporklettern? Eine schlimme Botschaft ist's ja kaum, denn für die hat niemand einen Jodler übrig. Da widerhallt es von neuem — Hurrah, die beiden kommen zum Freudenfeuer!

Auch in das stille Land der Alpen war der Siegesruf der Deutschen gekommen, es wußten manche nicht, wo Frankreich liegt, aber das wußten alle bald, daß die Deutschen Frankreich überwunden hatten.

Auf dem kleinen Bahnhof der Station war die Nachricht von der Schlacht bei Metz an die Mauer geheftet; der Bote, der über Land ging, nahm sie mit, und wo er ins Haus trat, schwenkte er schon den Hut von weitem. Der Postillon, der die kleine Kariole fährt, griff heute zum schönsten Federbusch und blies auf der langen Straße ein Lied ums andere.

So kam die Siegesbotschaft ins Gebirge, die Zeitungsblätter kamen, und der Jubel hatte kein Ende! Es war nirgend ein Befehl von oben erschienen, und doch, als es Abend wurde, brannten auf allen Höhen die Freudenfeuer. Das ganze Innthal entlang, und vom Inn bis zu den Quellen der Isar, im Chiemgau und in den Bergen des Königssees, überall schlug die Freude in lichten Flammen empor.

Da stand der Wendelstein, die alte Warte der Bergesfreiheit und des Berggesangs, und grüßte leuchtend hinüber ins Leizachthal; da stand die Kampenwand und winkte herab auf die weiten Gefilde zu ihren Füßen. Wie ein Freudestrahl leuchtete der Feuerschein um die alten, steinernen Züge des Karwendelgebirges; der Watzmann, ein König im Osten, trug sein brennendes Diadem, und nun gar der Untersberg, dem durfte seine Krone nicht fehlen! Im Untersberg sitzt ja der alte Kaiser und harrt auf die deutsche Einheit und auf die Wiedererstehung der deutschen Macht. Es ist ein weiter Weg von der trotzigen Veste im Elsaß bis zu seiner Gruft, aber mich däucht, er hat den Schlag gehört und die Freudenthränen flossen ihm in den weißen Bart.

O, wer in solcher Stunde auf den Bergen stand! Es war eine Sternennacht, so klar und glühend, als hätte der Himmel sich geschmückt, als hätte er seinen prächtigsten Mantel angethan zu unserem Feste. Hier auf den steinernen Wällen brannten die Wachtfeuer der deutschen Treue, und drunten lag unermeßlich das schöne, heilige Deutschland. Es waren dieselben Sterne, die über dem Schlachtfelde glänzten und über den Wogen der Nordsee! Wir waren einig und sind es; wie ein Freudenschauer ergreift es uns — die Uebermacht dieses Gedankens.

In den Wäldern rauschte der Wind; auch die Wälder sind deutsch. Mit einer Art von Frömmigkeit hängt der Deutsche an seinem Wald, kein Volk hat ihn so tief verstanden und so treu gepflegt wie wir. Er hat das Gemüth der Jugend erzogen wie das der Ahnen; und wenn das Gemüth unser Kleinod vor *allen* Nationen ist, dann ist der Wald sein Tempel; wenn das deutsche Gemüth uns den Sieg gegeben, dann war es recht, daß mitten im Kranz der deutschen Wälder die Siegesfeuer brannten! Horch, wie es rauscht! Rings liegt die tiefe, schweigende Einsamkeit, und doch welche furchtbare Macht der Sprache wohnt in dieser Stille; wie wächst die Ergriffenheit an solchem Schweigen!

Drunten liegt das deutsche Land, das Land, das mehr *gethan* für die Erlösung des Geistes als irgend ein anderes, und dennoch mehr *gelitten* als irgend ein anderes. Seine Geschichte ist eine Messstave in der Weltgeschichte.

Elend und Schmach ist über uns ergangen, 30 Jahre hat der Krieg in unseren Gauen gewüthet, der Druck der Fürsten und die Gier der Eroberer haben das deutsche Volk, das edelste unter den Völkern, gebeugt. Und dennoch schritt es in stiller Arbeit weiter, dennoch konnten sie ihm eines nicht rauben, das war die Treue und die Kraft seines Herzens.

Mit dem Herzen hat es heute die große That der Befreiung vollbracht, und an dieser That hat der *ärmste* Mann, hat jedes *Kind* sein Theil, das die Hände zum Himmel erhob und für Deutschland gebetet hat.

Das ist der wahre Boden unserer Einigkeit; im Herzen liegt unsere Kraft. O Vaterland, wie schön bist du, wie blühend liegst du zu unseren Füßen, so reich an Schmerzen und so reich an Ruhm! Hell lodern die Freudenfeuer auf allen Alpen. Und wenn sie noch so ferne sind, aus ihren Flammen schlägt doch ein Stück vom deutschen Geiste zum Himmel, und der Himmel wird ihn beschirmen.

Karl Stieler.

Eine Malerfahrt auf das Weißenburger Schlachtfeld.

Aus den Briefen unsers Specialartisten **E. Hünten.**

Nieder-Herbach ist ein echtes Pfälzer Dorf an der Straße zwischen Landau und Bergzabern. Hier hatte ich mit vieler Mühe ein einspänniges Bauernfuhrwerk aufgetrieben, das mich nach dem Weißenburger Schlachtfelde und weiter in das Hauptquartier des Kronprinzen bringen sollte, welches mittlerweile nach Sulz unterm Walde, dem ersten elsassischen Städtchen hinter Weißenburg verlegt worden war. Am Tage vorher war die Straße noch dicht mit Truppen bedeckt und ich stundenlang zwischen bairischen Artilleriecolonnen eingepfercht gewesen, aus denen ich nicht herauskommen konnte. Heute dagegen war der Weg stundenlang leer. Schnell ging es durch Bergzabern hindurch; ich warf einen verliebten Blick nach den wundervollen alten Architekturen dieses Städtchens, einen traurigen nach den zahlreichen Lazarethen, denn in der That war hier jedes größere Haus in ein Spital für Verwundete umgewandelt worden; die Scheunen standen voll verwundeter Pferde.

Je näher wir nun hinter Bergzabern nach der Grenze zu kamen, desto lebhafter wurde es wieder auf der Straße, und zwar zeigten sich diesmal außerordentlich „fragwürdige Gestalten". Ganze Haufen Bauern und nichtsnutzig aussehende Civilisten mit hinterlistigen Gesichtern, die in der schlechtesten Absicht sich umhertrieben und wohl auf Leichenraub ausgingen, zeigten sich auf der Chaussee; zurückkehrende Bummler stopften sich bunte Fetzen von Turcosschärpen in die schmierigen Bündel, um sie als Andenken mitzunehmen — kurzum, ich befand mich unter den lieblichsten Fingerabschneidern und bedauerte nur meinen Revolver vergessen zu haben.

Hinter dem letzten Pfälzer Dorfe Schweigen beginnt das

Schlachtfeld, wo tags zuvor (4. August) der große Kampf gewüthet. Drei übereinandergestürzte Pferdekadaver eröffneten den Prospekt; rechts und links vom Wege lagen gefallene Baiern, dann aber traf mein Auge auf ein Bild, das ich nimmer vergessen werde. Ein unwillkürliches Ha! entrang sich meinen Lippen.

Rechts von der Straße vor dem Eingange steht ein kleines Douanenhäuschen, dessen Wände die deutlichen Spuren des wilden Kampfes aufweisen, der hier getobt, und davor lagen mit grimmig verzerrten Gesichtern fünf erschossene Turcos. Zunächst ein riesiger Sergeant, ein schöner großer Mohr, dann weiterhin auf den glatten Fließen, die den Boden vor dem Häuschen deckten, noch vier Turcos, alle in großen Blutlachen. Sie hatten die Besatzung des Häuschens ausgemacht und einen Officier des heranstürmenden fünften baierschen Jägerbataillons niedergeschossen. Dadurch aber war die Wuth der braven Baiern aufs äußerste gereizt; unter den Salven der Turcos, unter den Schüssen, die aus Weißenburg auf sie abgefeuert worden, stürmen sie vor an



Gefangene Elsässer Bauern, von denen der eine einem Verwundeten den Kopf zerspalten, der andere auf einen schwarzen Husaren geschossen.

Während des Verhörs aufgenommen von unserm Specialartisten Emil Hünten.



Die ersten im Douanenhäuschen bei Weißenburg von baierischen Jägern erschossenen Turcos. An Ort und Stelle aufgenommen von unserm Specialartisten Emil Hünten.



Eroberung der ersten französischen Kanone durch drei preußische Jäger vom fünften Jägerbataillon am 4. August.

Von unserm Specialartisten Emil Hünten.

die Fenster des Douanenhäuschens und schießen die fünf Afrikaner zusammen. Schnell dringen sie dann ein und werfen die Leichen hinaus.

So lagen sie noch, als ich hier anlangte, und das erste Actionsbild für Sie war damit fertig. Mein Bauer zitterte am ganzen Leibe, als er das hier angerichtete Blutbad sah; er bat flehentlich, daß ich ihn doch entlassen möchte, da er fürchtete, daß er zu weiteren Fuhren requirirt werden könnte. Ich ließ ihn laufen und bescheinigte ihm noch mit Bleistift, daß er das Gepäck eines dem Hauptquartier folgenden Correspondenten nach Nieder-Horbach zurückzufahren habe.

Dann begann ich das eigentliche Schlachtfeld zu besichtigen. Mein Reisegefährte und ich hatten die vor dem Bahnhofe und am Fuß des Geisberges befindliche Gegend abgesucht, um dort die nöthigen Studien zu machen. Wir traten dann durch das Stacket über den tiefen Graben in die Räume des Weißenburger Bahnhofes, wo sofort ein Gardepionierunterofficier mit dem E (Eisenbahnabtheilung) auf den Achselklappen sich höflich forschend mit der Frage an uns wandte: „Wen habe ich die Ehre zu sprechen?"

Wir waren auf alle Fälle vorbereitet; ich zog meinen vom General von Blumenthal ausgestellten Passirschein hervor, der auf der Stelle natürlich respektirt wurde. Ein Zug, der nach Sulz, dem eben schon erwähnten Städtchen des Elsasses, ging, wurde uns sogleich bereitwillig zur Verfügung gestellt, aber wir dankten vor der Hand, da wir auf dem Schlachtfelde noch viel zu studiren hatten. Zunächst traten wir nun in das Bahnhofsgebäude, das einen grauenvollen Anblick darbot; alle Fenster waren beim Sturme eingeschlagen, und die Aktenstöße in dem hier befindlichen „Commissariat de police" waren alle wirr durcheinandergeworfen, wie denn überhaupt hier eine gräuliche Verheerung herrschte, die man mit eigenen Augen gesehen haben muß, um sich einen Begriff davon machen zu können.

In diesem Gebäude nun war ich Zeuge eines Verhörs, das mir den Krieg von seiner schrecklichsten Seite enthüllte. Es ist bekannt, wie sehr Frankreich demoralisirend auf das Elsaffer Landvolk gewirkt hat, wie es dessen Nationalität zu rauben trachtete und vor Ausbruch des Krieges die Bauern fanatisirte, indem die unglaublichsten und lügenhaftesten Berichte über die Grausamkeit der Deutschen ausgestreut wurden. Die Früchte dieser Aufhetzereien sind leider zu Tage getreten, und auch General von Beyer hat in seiner Proclamation an die Bewohner des Elsasses hierauf Bezug genommen, indem er sagt: „Wir halten strenge Mannszucht. Dafür aber müssen wir erwarten — und ich fordere es hiermit strengstens — daß die Einwohner dieses Landes sich jeder offenen und geheimen Feindseligkeit enthalten. Zu unserm tiefsten Schmerze haben Aufreizungen, Grausamkeiten und Rohheiten uns genöthigt, strenge Sühne eintreten zu lassen."

Welcher Art diese Grausamkeiten und Rohheiten waren, davon gab das Verhör Kunde, dem ich beiwohnte. Es fand in dem Raume statt, wo in Friedenszeiten die Mauthabfertigung der aus der Pfalz nach dem Elsaß übertretenden Reisenden vor sich geht. Dort saßen auf einer Bank zwei Bauern: ein alter Ortsvorsteher mit raffinirtem Gesicht und grauem Haar aus der Umgebung Weißenburgs, welcher in dem Moment abgefaßt worden war, als er mit einer Sichel einem armen, verwundeten bairischen Jäger den Schädel gespalten hatte, und ein wüstwilder jüngerer Bursche, der auf einen unserer schwarzen Husaren geschossen, ihn aber gefehlt hatte. Zeuge dieser Scheußlichkeiten war eine schwarzgekleidete Dame, die, mit der Genfer Binde des internationalen Vereins am Arme, auf dem Schlachtfelde mit der Pflege der Verwundeten beschäftigt war, als jene beiden ihre Schandthaten begingen. Sie hatte die nächsten Truppen herbeigerufen, um jene Schändlichen zu fangen, was auch gelang, und machte nun dem die Verhandlung leitenden bairischen Officier die bündigsten und gravirendsten Aussagen. Auch waren bei dem alten Ortsvorsteher, als man ihn durchsuchte, 30 Franken in baarem Gelde gefunden worden, was den Verdacht nahe legte, daß er auch Leichenräuberei getrieben habe.

Beim Verhör benahmen die beiden Angeschuldigten sich ungemein verschieden. Der Alte antwortete wenig; er schien als Fanatiker gehandelt zu haben, der vom Rechte seiner That überzeugt war und mit der Welt abgeschlossen hatte. Ganz anders der junge Bursche mit dem wilden Gesichte, der zäh sich an das Leben klammerte, das ihm doch nur noch für wenige Stunden gehörte. Er war furchtbar aufgeregt und versuchte zu toben; aber die soliden Stricke, mit denen seine Arme auf dem Rücken geknebelt waren, hinderten ihn loszubrechen. Wirr stierte er mit blutunterlaufenen Augen um sich.

Das Verhör war beendigt und das Urtheil lautete, wie nicht anders zu erwarten stand, auf Tod durch Erschießen. Noch an demselben Tage wurden die Verbrecher füsiliert.

Und diese Menschen, die alles Recht, alles Gefühl beiseite setzend, an unglücklichen Verwundeten sich vergriffen, wagte ein Prinz des Hauses Orléans, der **Prinz von Joinville**, in einem vom Gaulois veröffentlichten Schreiben als „braves gens" zu bezeichnen: „Ich habe gelesen, daß die Bürger von Weißenburg während des Gefechtes auf den Feind geschossen haben. Die tapferen Leute!" — so schreibt jener Prinz. Er ist nicht besser, wie die anderen Franzosen, steht auf derselben niedrigen Civilisationsstufe wie jene!

Unter dem Donner der Straßburger Geschütze. I.

Wir liegen in einem kleinen Dörflein der Ortenau. Grünes Weinlaub greift durch die Fenster herein; vor dem Hause steht der uralte Nußbaum, und die Kinder, die darunter spielen, tanzen wie sonst ihren lachenden Reigen. Alles sieht aus, als ob tiefer Friede wäre im Lande. Noch stiller ist es drinnen in der Stube, wo der eichene Tisch in der Ecke steht, wo die Arbeit des Hauses lautlos ihren Gang geht. Das junge Ehepaar ist noch nicht lange vermählt, aus dem Glasschrank blicken die bunten Gaben, die sie zur Hochzeit erhalten, von den Wänden schaut das Bild des großen Luther und das des Landesherrn hernieder. Ein schlichtes Zeitungsblatt, „der Ortenauer Bote", liegt auf dem Tisch; die Kuckucksuhr schickt ihren munteren Gruß, und wenn der Wirth seinem Weib ein paar Worte durch die Thüre ruft, so thut er es in einem Dialekt, der uns anheimelt, obwohl wir ihn kaum verstehen. Wir sind mitten drinnen in Hebels allemannischen Gedichten.

Lange dauert die Ruhe, da dröhnt auf einmal ein dumpfer Laut, daß die Fenster erbeben. Der Bullenbeißer, der hinter dem Ofen liegt, richtet sich empor, das kleine Büblein drängt sich in den Schoß der Mutter, die Männer aber eilen hinaus ins Freie.

Das Bombardement, das seit mehreren Stunden schwieg, beginnt aufs neue, denn der Abend ist nicht mehr fern.

Als es völlig dunkel geworden war, nahmen wir einen Wagen und fuhren hinaus an die Batterie. Die Nacht war kalt, das Steingeröll der zerrissenen Straße knirschte unter den Hufen der Pferde. Dann und wann bäumten sie sich auf, wenn eine Salve zu ungestüm verhallte, dann und wann kamen wir durch kleine Dörfer, wo die Leute am Dachfenster standen und lauschten. Zwischen Feldern und Wald ging es dahin, einzelne dunkle Gestalten kamen vorüber; doch immer heller und breiter ward der Feuerschein über dem Rhein. In Straßburg brennt es, Straßburg war unsere Fackel auf dem dunklen Weg. Als das Feuer noch heftiger ward, weigerte sich der Kutscher weiter zu fahren; wir stiegen ab und gingen zu Fuße den Feldweg entlang, bis uns ein weites Gebäude den Weg vertrat. Es war eine Ziegelei mit ausgebreitetem Gehöfte, von da bis nach Straßburg hinüber waren in gerader Linie kaum mehr als $^3/_4$ Stunden.

Im unteren Stockwerk war ein kleiner Ofen geheizt, um den sich zahlreiche Gäste drängten. Ein Lämpchen brannte daneben; Thüre und Fenster waren ängstlich verschlossen, ja nicht einmal ein Streichholz durfte entzündet werden, denn unser Standquartier lag dicht in der Schußlinie; dicht vor uns stand die deutsche Batterie, auf welche die Festung Feuer gab.

Wie wunderbar ward uns zu Muthe, als wir nun mitten drinnen im vollen wilden Feuer standen! Schon den ganzen Tag war die Kanonade heftig gewesen, nun ward sie beinahe wüthend. Nicht blos die Kraft, sondern der Ingrimm der Feinde blitzte in jedem Schuß empor, ein wilder Hader brach aus den donnernden Tönen hervor, wir fühlten die Leidenschaft, die mit dem Krieg entfesselt wird. Wenn man es recht bedenkt, was ist der Krieg dann anders, als eine riesenhafte tödtliche Krankheit der Völker, die einen

großen staatlichen Organismus zur Erstarkung oder zum Untergange führt? Wir standen da mit dem Sekundenzeiger in der Hand und zählten die Schüsse, die in den Minuten fielen, sie waren gleichsam der riesige fürchterliche Pulsschlag des Krieges. Immer dringender ward das Feuer; wie das Fieber des Kranken sich gegen Abend mehrt, so ward der Pulsschlag des Krieges immer wilder, je tiefer es in die Nacht hineinging. Es war ein grausames fürchterliches Bild; wir hielten den Athem an und horchten. Eine Kugel um die andere sauste gegen die Festung, eine um die andere kam herab auf die deutschen Batterieen. Man konnte ihren Weg in der Luft verfolgen, den stundenlangen Weg, den sie in wenigen Sekunden zurücklegten, weithin hörte man das zornige Zischen in der lautlosen hochgewölbten Sternennacht. Aus jeder Stimme kann man die Seele lesen, und auch die Geschütze haben ihre Stimme; die deutschen Kugeln jauchzten, die wälschen aber stöhnten; die Kraft, die sie beflügelte, war die Verzweiflung. Allein die Verzweiflung verfehlte ihr Ziel, nur selten schlug eine der Granaten dicht vor die Batterieen, die anderen verirrten sich weit umher und gruben sich zornig in die deutsche Erde.

Es liegt uns ferne, dem geschlagenen Feind auch den Trost der Tapferkeit zu bestreiten: selbst die deutschen Soldaten anerkennen den Muth und die Pflichttreue des französischen Kommandanten, allein wer mit dem Erfolg zu Rathe geht (der im Kriege doch stets das letzte Wort hat), der wird gestehen, daß auch hier die Franzosen hinter aller Erwartung zurückbleiben. Mehr als 4000 Schüsse sind bis jetzt aus der Festung ergangen und trotzdem haben die Deutschen kaum 5 oder 6 Verwundete.

Eine kurze Pause trat ein — wir horchten angestrengt, doch bald stellt sich heraus, daß die Festung ihr Feuer eingestellt hat.

Um so heftiger donnern die deutschen Batterieen. Sie entsenden nun ihre Brandkugeln, in furchtbarem Bogen sausen die glühenden Geschosse durch die Nacht. Man sieht, wie sie emporsteigen und sinken, man hört, wie sie mit dumpfem Krach in die Citadelle schlagen. Von allen Seiten springen die Flammen empor, die Stimme versagt uns fast vor diesem Bilde. An sieben Stellen brennt es zugleich, der Horizont wird hell und heller, bald sieht es aus, als ob ganz Straßburg in Flammen stünde. Zwischen drinnen ragt das Münster, wie ein Felsen im feurigen Meer. Aber die Kugeln kennen kein Erbarmen, endlos unerbittlich stürmen sie hinüber, alle Mauern zerreißend, alles Leben verwüstend. Es ist ein Bachanal des Krieges, bei dem das Herz nicht jubelt, sondern blutet, aber wir dürfen nicht innehalten, wir sagen Frankreich mit seinen eigenen Worten: „Du hast's gewollt."

Horch — diesmal dröhnt es stärker als sonst. Eine dichte Rauchwolke umhüllt die Feuersäulen; wie es scheint, ist ein Pulverthurm oder ein Magazin in die Luft geflogen. Trümmer über Trümmer bedecken die Stadt und immer neue unermeßliche Geschosse. In den Sekunden, wo der Donner der Geschütze schweigt, tönt ein wüster Lärm an unser Ohr; man weiß nicht, ob es das Geheul der entsetzten Bewohner ist, oder das Gebrüll der erschreckten Thiere, die in der brennenden Stadt gefangen sind, aber das alles währt nur einen Augenblick, dann wird jeder Laut von den Geschützen verschlungen. Wieder tritt eine kleine Pause ein, doch gilt sie keineswegs der Ruhe. Statt der Kanonenschläge ertönt ein wildes Geknatter, manchmal volle Salven auf einmal, dann das rasche Rottenfeuer der Chassepots und Zündnadeln. Es ist ein Ausfall, der aus der Stadt versucht ward.

Man kann die Bewegungen des Feindes am Blitz der Gewehre erkennen, Jedermann schweigt — alle horchen auf den Verlauf des Gefechtes. Tausende von Kugeln werden in diesem Augenblick gewechselt, zahllose Bajonette funkeln, zahllose Wunden verbluten. Immer näher drängt sich das Kleinfeuer an die Festung heran; ehe eine Stunde vergeht, ist der Ausfall zurückgeworfen. Geschlagen und wieder geschlagen rücken die Franzosen in wilder Jagd durch das Austerlitzthor. Die Riegel knarren — sie sind geborgen, denn an Stelle der Niederlage tritt wieder die Gefangenschaft. Von neuem dröhnen die Kanonen, unbarmherziger als zuvor, bis in den hellen Morgen dauert das mörderische Feuer. Wenn man das Fernrohr anlegt, sieht man in den durchbrochenen Lücken des Münsters Soldaten auf- und niedersteigen; die Woche auf dem höchsten Punkt hält General Uhrich, der Commandant. Trotzdem ist allen Truppen aufs strengste verboten, das Münster zu beschießen, aber auch die Schüsse, die in die wehelosen Häuser schlagen, üben ihren Rückschlag auf das deutsche Herz. Mit banger Sorge frägt man sich, ob es wohl doch nicht zum Sturm kommt; mit peinlicher Bewunderung vernimmt man die Worte des Commandanten, daß von Straßburg den Deutschen nichts bleiben soll als der Schutt. Wir werden furchtbare Stunden erleben, ehe dies Wort zur Wahrheit wird; aber wie gesagt, wir haben keine andere Antwort für Frankreich als sein eigenes Wort: „Du hast's gewollt."

Karl Stieler.

Am Familientische.

Zur Erinnerung an unsre gefallenen Generäle. I.

(Mit vier Porträts auf S. 793.)

General von François.

Der erste Preußengeneral
In diesem Krieg gefallen
Von François war's, ein guter Stahl,
Schon kühn bewährt wie Wetterstrahl,
Ihm soll mein Lied erschallen.

Den Spicherenberg stürmt er hinan
Im siegesfrohen Hoffen:
„Mir nach, Ihr Braven, Mann an Mann!"
Und von fünf Kugeln sank er dann
Bis in den Tod getroffen.

Napoleon sprach: „In Preußenblut
Will ich die Glieder stählen" —
Ha, hoch aufspritzt die rothe Flut,
Denn rechts und links mit Todesmuth
Befiehlt man Gott die Seelen.

Doch weh dem Frevler, den es hat
Nach solcher That gelüstet!
Zu segnen gründlich ihm das Bad,
Von Land zu Land, von Stadt zu Stadt
All-Deutschland steht gerüstet.

Es steht und kämpft gleichwie e i n Mann
Und rauscht auf Adlers Flügel
Von Sieg zu Sieg; — mein Lied, halt an
Am stillen Kirchhof Sanct Johann,
Sieh Hügel hier an Hügel!

Und rings die Flur frisch umgepflügt
Zum großen Todtenfelde!
Ein Kreuzchen, roh aus Holz gefügt,
Steht prunklos, wo ein Führer liegt,
Daß es die Stätte melde.

Da ruhn sie, die zu unserm Nutz
Den edlen Geist verhauchten,
Als sie, dem Vaterland zum Schutz,
Dem bösen Feind zu bitterm Trutz
Das deutsche Hausrecht brauchten.

Auch Du, mein tapfrer General,
Mein François, bist darunter,
Ziehst nimmermehr den blanken Stahl,
Läßt blitzen ihn im Sonnenstrahl
Nie mehr so kühn und munter.

Bei Metz und Weißenburg und Wörth
Da liegen auch viel Brave
Nach heißem Kampf nun ungestört —
Doch wie, Ihr deutschen Helden hört
Ihr's rauschen nicht im Schlafe?

Da über Euch in hoher Flut
Hinbraust die Weltgeschichte,
Ruhmvoll gefärbt mit Eurem Blut,
Geb's Gott, dem fremden Uebermuth
Zum ewigen Gerichte.

Clotilde v. Schwartzkoppen.

Dem poetischen Nachruf der Schwester des ruhmvoll am 6. August gefallenen Helden seien einige biographische Notizen hinzugefügt. — Bruno von François, ein Mann französischen Namens, aber echt deutschen Herzens, am 29. Juni 1818 geboren, war der Sohn des 1855 zu Potsdam verstorbenen Generallieutenants Carl von François, dessen bewegtes, wechselvolles, an kühnen Thaten reiches Jugendleben in die Zeit der Befreiungskriege fiel und einst viel von sich reden machte. Als kaum siebzehnjähriger Jüngling trat Bruno in das 37. Infanterieregiment, welches damals sein Vater commandirte, ward nach wenigen Monaten Officier und stieg rasch von einer militärischen Stufe zur anderen. 1866 befehligte er als Oberst in der Avantgarde des Steinmetzschen Corps das 3. Posensche Infanterieregiment Nr. 58, dessen tapferer und wirksamer Antheil an den Gefechten vor Nachod und Skalitz bekannt ist. In Anerkennung seiner Leistungen erhielt er den

Orden pour le mérite. Beim Ausbruch des jetzigen Krieges ward er zum Commandeur der 27. Infanteriebrigade, und bald darauf zum General ernannt. In freudig gehobener Stimmung folgte er dem Rufe seines Königs. Aber weniger glücklich als sein Vater, dem es vergönnt war, nach vielen, wunderbar überstandenen Gefahren zweimal mit den siegreichen Truppen in Paris einzuziehen, sollte er schon im Beginn dieses dritten rächenden Feldzuges gegen Frankreich fallen. Bei dem Sturm auf den Speichernberg, als er an der Spitze der Colonne mit hochgeschwungenem Säbel zum Angriffe vorging, ward er von fünf feindlichen Kugeln tödtlich getroffen. Sein Adjutant eilte herbei, um ihm die letzten Liebesdienste zu erweisen. Ruhig und mit vollkommenem Bewußtsein sah er seinem nahen Ende entgegen, und seine letzten Worte, indem er dem Adjutanten die Hand drückte, waren: „Es ist doch ein herrlicher Tod, der auf dem Schlachtfelde! Ich sterbe gern, da ich sehe, daß das Gefecht vorwärts geht."

Generalmajor von Doering.

Unter den zahlreichen Heldennamen der Tage von Saarbrücken leuchtet der des Generalmajors von Doering hell hervor. Dort hatte er seine aus dem Leibgrenadierregiment (1. brandenburgisches) Nr. 8, dem 5. brandenburgischen Infanterieregiment Nr. 48 und dem brandenburgischen Jägerbataillon Nr. 3 bestehende 9. Infanteriebrigade als Avantgarde vorgeführt, wobei ihm das Pferd unter dem Leibe erschossen wurde. Aber ohne zu wanken, hatte er seine Truppen weiter geführt und den ihm an der Aufgabe des Tages zufallenden Theil ruhmvoll erledigt. In der Schlacht bei Mars-la-Tour rückte er wieder mit seiner Brigade vor, um das Gros gegen einen plötzlichen Ueberfall des Feindes zu sichern — da wurde er aber bereits zwischen 10 und 11 Uhr vormittags durch einen Schuß im Unterleib so schwer verletzt, daß er eine Viertelstunde danach verschied. Die Armee verlor in ihm einen ihrer bedeutendsten Officiere.

Im Jahre 1836 aus dem Kadettencorps als Secondelieutenant in das Kaiser Alexander-Grenadierregiment getreten, hatte er als solcher die Berliner Kriegsschule besucht, später den Feldzug in Schleswig mitgemacht und war seitdem rasch avancirt. Als Oberstlieutenant und Commandeur des 1. Bataillons des 5. westfälischen Infanterieregiments Nr. 53 machte er den Feldzug von 1864 mit, und erwarb für den Sturm auf Düppel den Orden pour le mérite und das Mecklenburger Verdienstkreuz. Noch in demselben Jahre wurde er in den großen Generalstab als Abtheilungschef versetzt. Als Oberst begegnen wir ihm 1866, wo er sich als eine große Stütze des Generals von Moltke hervorthat und den Kronenorden II. Classe mit Schwertern erhielt. Nach dem Kriege wurde er Commandeur des 3. Garde-Grenadier-Regiments Königin Elisabeth in Breslau, von wo er beim Beginn des gegenwärtigen Krieges am 14. Juli 1870 das Commando der 9. Infanteriebrigade erhielt, die er so herrlich geführt, bis ihn die tödtliche Kugel des Feindes erreichte.

Generalmajor von Wedell,

aus einer altberühmten preußischen Soldatenfamilie stammend, war ebenfalls Kadett gewesen und 1837 aus dem Kadettencorps als Secondelieutenant zur Garde-Artillerie-Brigade getreten. Elf Jahre später avancirte er zum Premierlieutenant, nachdem er zuvor den dreijährigen wissenschaftlichen Cursus der Berliner Kriegsschule absolvirt hatte. 1850—1852 wurde er in die VI. Artilleriebrigade versetzt und zugleich zum Hauptmann befördert; 1853—1855 wirkte er als Lehrer im Kadettencorps. Im Januar 1858 wurde er in den Generalstab versetzt und sofort dem großen Generalstab überwiesen, und avancirte im Juli desselben Jahres zum Major. 1863 wurde er Oberstlieutenant und bald darauf Bataillonscommandeur im 26. Infanterieregiment, 1865 Commandeur des 4. westfälischen Infanterieregiments und Oberst. Am 3. April 1866 trat er als Abtheilungschef ins Kriegsministerium, machte dann als Commandeur des 1. thüringischen Infanterieregiments den Feldzug mit, in dem er den Orden pour le mérite erwarb, und ward als Generalmajor am 14. Juli d. J. zum Commandeur der 38. Infanteriebrigade ernannt, zu der die Regimenter Nr. 16 und Nr. 57 gehören. Bei Mars-la-Tour erlitt er als solcher den Heldentod.

Generalmajor von Craushaar.

An dem letzten der drei Tage von Metz, am 18. August, sind auch die Sachsen an den Feind gekommen und haben ihren alten Schlachtenruhm aufs neue glänzend bewährt; ja, sie haben zur siegreichen Entscheidung dieses Tages durch den gemeinsam mit der preußischen Garde auf das hartnäckig vertheidigte Dorf St. Privat la Montagne ausgeführten Sturm wesentlich beigetragen. Das durch das Feuer der sächsischen Artillerie schon mehrfach in Brand geschossene Dorf wurde von ihnen mit todesverachtender Bravour genommen und dadurch der Schlacht eine entscheidende Wendung gegeben.

Unter den vielen Tapferen, die bei diesem Sturm das Leben lassen mußten, war auch der Generalmajor von Craushaar, der an der Spitze seiner Brigade fiel. Man erzählt, daß ihm gleich bei Beginn des Kampfes das Pferd unter dem Leibe erschossen worden sei; da habe er die Fahne des ersten Grenadierbataillons ergriffen und sei seinen Truppen voran dem Feinde entgegengestürmt, nur zu bald habe ihn die feindliche Kugel niedergestreckt. Neben ihm ward sein Schwiegersohn, Hauptmann von Pape, schwerverwundet aus dem Gefecht getragen und starb kurze Zeit darauf im Lazareth.

Ernst Adolf von Craushaar war ein, wegen seiner Liebenswürdigkeit und Herzensgüte, die sich auf seinen Gesichtszügen deutlich ausprägt, allgemein beliebter, wie wegen seiner militärischen Tüchtigkeit hochgeachteter Officier. Im Jahre 1815 zu Hohenbuckau bei Senftenberg geboren, war er mit elf Jahren in die Armeeliste eingetragen worden, ward 1831 Portepéefähnrich, ein Jahr später Secondelieutenant, 1841 Oberlieutenant, 1849 Hauptmann, 1855 Major, 1863 Oberstlieutenant, im Kriege von 1866 Oberst und das Jahr darauf Generalmajor und Commandeur der 1. Infanteriebrigade Nr. 45. — Generalmajor von Craushaar war mit seinem Schwiegersohn auf dem Gottesacker von St. Marie bestattet worden; seine Leiche soll aber dem französischen Grabe entnommen und nach Dresden geführt werden, um in deutscher Erde zu ruhen. Ehre seinem Andenken!

Das fünfte Jägerbataillon bei Weißenburg.

(Zu dem Bilde auf S. 797.)

Das fünfte Jägerbataillon! Welche Erinnerungen werden nicht in uns wach, wenn wir an diese tapferen Schlesier denken, welche ruhmreiche Geschichte liegt nicht hinter dieser Truppe! Im Jahre 1809 als schlesisches Schützenbataillon aus den besten Leuten der in Schlesien zusammengezogenen leichten Infanterie gebildet, trat es kräftig in den Befreiungskrieg ein, kämpfte es mit gleichem Muthe bei Groß-Görschen, Bautzen, Dresden, Culm und Leipzig. Ueberall waren die schlesischen Jäger voran, und als dann 1814 Deutschlands Heerschaaren nach Frankreich hineinfluteten, da standen wiederum diese Schützen an der Spitze. Sie thaten sich hervor bei Laon und Paris, nicht minder im folgenden Jahre unter Marschall Vorwärts bei Ligny und Waterloo. Es war, als ob keine große Schlacht vergehen sollte, ohne daß dieses Bataillon dabei war. Nachdem 1848 die polnischen Insurgenten bei Xions und Miloslaw die Kugeln der Jäger zu schmecken bekommen, der Feldzug in Baden 1849 von ihnen mitgemacht war, gab das Jahr 1866 ihnen Gelegenheit, sich in Böhmen hervorzuthun. Das Bataillon schrieb die siegtönenden Namen: Nachod, Skalitz, Schweinschädel und Königgrätz auf seine Fahne.

Und auch jetzt wieder, als es gegen den Erbfeind ging, da war das Bataillon, geführt vom Major Graf von Waldersee, eines der ersten, das sich mit den Franzosen messen durfte. In der Armee des Kronprinzen von Preußen zur Vorhut gehörig, war es am 4. August der erste preußische Infanteriekörper, der die französische Grenze mit Hurrah überschritt und bald südlich von Weißenburg mit französischer Infanterie und einer Batterie sich zu messen hatte. Und hier nun sollte es der ersten Compagnie des Bataillons glücken, die erste feindliche Kanone in diesem ruhmvollen Kriege zu erobern. Die feindliche Artillerie wurde zum Abziehen gezwungen, und da die sicher zielenden Jäger ihr die Pferde weggeschossen hatten, so mußte ein Geschütz stehen bleiben, das der Deckung durch Infanterie übergeben war. Sofort ließ nun Feldwebel Meyer, der ehemals in der hannöverschen Armee gedient, die Hirschfänger aufpflanzen und trotz der noch immer zum Schutze dastehenden französischen Infanterie auf das Geschütz losstürmen. Die Franzosen wurden unter lautem Hurrah niedergemacht, und die Kanone war erobert. Das geschah mittags halb 12 Uhr. Außer Feldwebel Meyer waren noch der Oberjäger Hausknecht und der Jäger Leuschner die ersten an dem Geschütz, und diese drei Braven werden sich nun in den dafür ausgesetzten Lohn theilen können, denn ihnen fallen folgende Prämien zu: 500 Thaler von der Kölnischen Zeitung, 20 Thlr. aus Berlin, 60 Thlr. von Kaufmann R. Alexander in Breslau und 100 Thlr. vom Regierungsrath Schuck in Posen. Zusammen 680 Thlr., die sie wohl verdient haben.

Briefkasten.

Wir sind für die Briefe von Mitkämpfern aus dem Felde noch immer sehr dankbar und benützen sie gern; besonders lieb würde es uns aber sein, wenn Angehörige von solchen uns ihre empfangenen Briefe abschriftlich zusenden, da gerade das Unabsichtliche dieser Mittheilungen denselben einen besonderen Reiz verleiht.

E. D. in D. Die Ausmerzung der Fremdworte aus unserer Sprache könnte leicht eine Schädigung ihres Reichthums herbeiführen. Oder würde Ihnen ernstlich folgende Uebersetzung gefallen, die an einer Wirthstafel, an der mehrere Mitglieder des Daheim speisen, scherzhaft eingeführt wurde, und nach welcher es jetzt statt „ragout fin en coquille" heißt: Mischmasch in Muscheln? — H. v. W. — Zur Ergänzung unserer Lebensskizze des Generals von Kirchbach die Notiz, daß derselbe zu Neumarkt in Schlesien geboren ist. — Dr. M. in M. Einen Aufsatz über die römischen Frauen oder über Cervantes können wir jetzt nicht gebrauchen. — Professorin E. G. in W. — Ihre „Francomarke innerhalb" hat nicht verhindert, daß wir für Ihren unfrankirten Brief das doppelte Porto bezahlen mußten. Die Napoleonaise für uns ungeeignet. — H. in München. Die Biographieen französischer Generäle, welche neuerdings wieder durch die Blätter, namentlich süddeutsche laufen, stammen sämmtlich aus dem Daheim, und zwar aus dem III. Jahrgang, wo sie damals schon viel Aufsehen machten. — Bürger von Halle. Wir wollen gern Ihrer Notiz hier weiter geben, daß die Waschanstalt auf Ihrem Bahnhof für die durchziehenden Truppen dem Herrn Fabrikbesitzer C. Riebeck, und nicht der Stadt Halle ihren Ursprung verdankt. — — Des täglichen Zuströmens von patriotischen Poesieen und Melodieen aus Nord- und Süddeutschland freuen wir uns als eines Zeichens des durch ganz Deutschland begeistert brausenden Lebens; wir können aber nur wenige drucken und schicken die nicht acceptirten nur zurück, wenn die erforderlichen Freimarken beigefügt sind.

So eben geht uns aus Pirmasens die telegraphische Nachricht zu, daß unser Berichterstatter, Max von Schlägel, von dem wir seit dem 11. August keine Nachricht erhalten, seit dem 13. von den Franzosen in Bitsch gefangen gehalten wird. Ausführlicheres hierüber in nächster Nummer.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Daheim



VI. Jahrgang.] [1870. № 51.

Der Befehlshaber der vierten Armee.

Alle deutschen Stämme haben jetzt mit ihrem Blute ihr Zusammenhalten wider den Erbfeind besiegelt. Zuletzt die Sachsen in drei gewaltigen, entscheidenden Schlachten. Am 18. August standen sie auf dem linken Flügel der deutschen Armee. Die preußische Garde litt bei St. Marie-aux-Chênes und St. Privat außerordentlich von dem fürchterlichen Feuer der Franzosen. Da kam Sachsens Kronprinz herbei und befahl sofort der Avantgarde seines Corps, des XII. Bundes-Armeecorps, dessen XXIII. Division sein Bruder Prinz Georg führte, vorzugehen, um die Garde zu unterstützen. Das Freiberger Jägerbataillon stürmt vor: „Gewehr zur Attaque rechts!“ Sie gelangen in das mörderische Feuer der Chassepots, aber — ohne selbst einen Schuß zu thun — dringen sie im Sturmlauf vorwärts, und bald befindet sich die Position der Franzosen in ihren Händen. Dies einer der Heldenzüge, deren sich die Sachsen unter der Führung ihres tapferen Kronprinzen zu rühmen haben. Seitdem ist derselbe zum Befehlshaber der neugebildeten vierten Armee ernannt, und bei Beaumont, wie bei Sedan hat er die Corps (Garde-, IV., und XII.), aus denen dieselbe besteht, mit fester Hand zum Siege geführt. — Kronprinz Albert, der älteste Sohn des Königs Johann von Sachsen, steht noch in der vollen Kraft seines Mannesalters, denn er ist am 23. April dieses Jahres erst 42 Jahre alt geworden. Als hochgebildeter und tapferer Militär, der unter allen Soldaten der Armee außerordentlich beliebt ist, hat er sich längst bewährt — schon an dem ersten schlesw.-holsteinischen Kriege von 1848 nahm er einen rühmlichen Antheil, 1849 erstürmte er gemeinsam mit den Baiern die Düppler Schanzen und zeichnete sich im Kriege 1866 durch strategischen Blick, Energie und Heldenmüthigkeit, die inmitten der damaligen schwierigen Verhältnisse doppelt bewundernswerth waren, aus. Der amtliche Kriegsbericht des preußischen Generalstabs hob die taktische Gewandtheit und die Präcision, mit welcher er mehrere Mal, besonders auch in der Schlacht bei Königgrätz, in das Gefecht eingegriffen, rühmend hervor. Ruhmvoller aber noch wird sein Name hervorleuchten in den Annalen des großen Krieges von 1870. Mit Recht war er einer der ersten, die des greisen Bundesfeldherrn Hand mit dem erneuerten Ehrenzeichen des eisernen Kreuzes geschmückt hat.



Albert, Kronprinz von Sachsen.

Der Marsch nach Hause.

Eine Soldatengeschichte aus alter Zeit von Wilhelm Raabe.

(Fortsetzung.)

XI.

Der Nebel lag noch dicht und schwer auf Fluß und Land, der Morgen zögerte noch immer; man sah kaum zehn Schritte weit hinaus auf die Landstraße, die nach dem Dorf Böhne und weiter nach Genthin, und über Parchen nach der Elbe und der Stadt Magdeburg zu führte.

„Wacht heraus!“ schrie der Korporal Rolf, aufspringend und zugleich den Nächsten seiner süß schlafenden Dragoner an der Schulter rüttelnd. Wie ein grauer Schatten trabte ein Reiter durch den Dunst an, zwei andere folgten, dann ein Haufen, und man vernahm das Stampfen einer größern Cavallerieabtheilung im raschen Anmarsch.

Das kleine Häuflein der Schweden hatte sich rasch auf der Brücke in Linie gestellt; die beiden Korporale mit dem Posten in der Front. Aber schon parirte der Vorderste der schattenhaften Reiter seinen Gaul dicht vor den Karabinermündungen und rief:

„Versprengte vom Regiment Bülow! Haben die Brandenburger dicht auf den Fersen! Gebt Raum, die Pferde sind abgehetzt, wir halten die Straßen nicht länger und müssen in die Stadt!“

Es war eine alte heisere Stimme, eine Stimme wie die der beiden alten Korporale Sven und Rolf, welche das hervorstieß, und der Mann auf dem wirklich schweißtriefenden, abgehetzten, schnaubenden Gaule war auch alt und grau und verwettert. Er trug einen dunkelblauen Rock über dem Brustküraß, einen breiten, an der Seite aufgeklappten Dragonerfilz, doch ohne Feder und Cocarde. Er trug mächtige Stulphandschuhe und Reiterstiefeln, doch keine Feldbinde, und wie seine nun allgemach auch heranreitenden Begleiter trug er das Schwert in der Scheide.

„Schnell, schnell, Kamerad von Wangelin! Wir hängen seit dreien Tagen in den Sätteln und halten uns kaum mehr. Es pressirt — laßt uns durch.“

Die beiden Korporale sahen sich zögernd an.

„Gebt die Parole, Herr!“

„Wir sind drei Tage von der Armee. Sahen die Brandenburger bei Burg auf dem Marsche. Wie können wir Euch die Parol' vom gestrigen Abend geben? Macht Platz, ich sag' Euch, Wachtcommandant, der Oberst Wangelin ist mein guter Freund. Er liegt zum Wahrzeichen mit Euch drüben in Rathenow, und ich bin Lieutenant im Regiment Bülow. Jetzt haltet uns nicht länger auf!“

„Was sagt Ihr dazu, Korporal Knäckabröd?“ fragte der Korporal Kok.

„So arg wird's doch nicht pressiren!“ sagte der Korporal Sven; in demselben Augenblick aber richtete sich der alte Blaurock im Sattel auf und schrie krächzend:

„Wer ist denn hier eigentlich zu Hause? Ihr oder wir?“

Ein Faustschlag krachte nieder auf die unglückselige Nase des weiland Kriegsgefangenen der Frau Fortunata Madlener, Wirthin zur Taube zu Alberschwende im Bregenzerwalde, daß er besinnungslos zu Boden stürzte. In dem nämlichen Moment stießen sämmtliche Reiter ihren Pferden die Sporen in die Flanken; zur Rechten und zur Linken flog die schwedische Wache an der ersten Havelbrücke vor Rathenow zur Seite, oder wurde niedergeritten.

„Der Derfflinger! der Derfflinger!“ rief einer der drei Leute, welche sich mit dem Korporal Rolf Rolfson Kok im eiligen Laufe der zweiten Brücke und der Stadt zu retteten, und ihre Büchsen im Lauf hinter sich abschossen.

„Der Derfflinger! der Derfflinger!“ murmelte der Korporal Kok, zu Lindau im See das Gockele genannt, betäubt, fortgerissen, unfähig sich zu besinnen, unfähig selbst, einen Augenblick an das Schicksal seines guten alten Kriegskameraden zu denken. Und es war wirklich der Generalfeldmarschall Derfflinger, der vom Rhein her als der Erste an der Havel anlangte, das Hausrecht gebrauchte, die erste Brücke vor Rathenow auf die eben beschriebene Weise nahm und nun vor der zweiten Brücke, welche er natürlich aufgezogen fand, seine Dragoner absitzen ließ und in Hast und Ungeduld über der trübe unter seinen Füßen dahinschießenden Flut fast vergehen wollte.

Es hätte des Faustschlags des greisen Generalfeldmarschalls gar nicht bedurft, um den armen Korporal Sven zu überzeugen, daß die Welt im Begriff sei, unterzugehen. Nah und fern klangen die Trompeten, oder wie der Korporal, mühsam und zwischen die Pfeiler der Zugbrücke gedrückt, sich aufrappelnd meinte, die Posaunen des jüngsten Gerichts. Immer mächtiger wogte und dröhnte es durch den Morgennebel heran, und Zug an Zug rasselte es über die erste Brücke und ergoß sich über den Werder zwischen den beiden Armen des Flusses, allwo der Derfflinger, den Degen in der Faust, Schwadron über Schwadron durch die Furten trieb, während von den Mauern der Stadt schon das Gewehrfeuer blitzte und krachte, und Generalmajor Götze und Oberstlieutenant Kanne bereits den Fuß in die erstaunten Gassen setzten.

„O heiliger Olaf!“ stöhnte Sven Knudson Knäckabröd, sich das strömende Blut von der Nase wischend und sich aus seiner geschützten Lage dicht an der Brüstung der Brücke mit Vorsicht aufrichtend. „Träume ich das, so habe ich auch so noch niemalen geträumt! Aber mit einer solchen Nase träume da einer! Wetter, mir wächst ein Kürbis im Gesicht, — also das war der Derfflinger!? O Rolf, Rolf, Rolf, das ist wieder eine Geschichte, wie sie nur uns beiden passiren kann; — o Korporal Kok, wenn es nur dem großen Marschall Wrangel nicht eben so ergehet wie uns Zweien!“

Es hatte allen Anschein, daß das wohl der Fall sein könne. Um diese Zeit nämlich war an dem Havelübergang, von Genthin her, ein Reiter mit großem Gefolge von, wie es sich anließ, hohen Officieren, die alle ihre Pistolen auf den Sattelknopf gestützt hatten, — mit einem mächtigen Gefolge von Wachen, Trompeten und Standarten erschienen, und hielt, nach der Stadt hinüberhorchend. Dort hörte das Feuer allmählich auf, und einzelne Reiter sprengten von ihr wieder zurück: die zweite Zugbrücke mußte demnach auch genommen sein. Und einer dieser Cavaliere näherte sich dem hohen Befehlshaber, riß den Hut ab und neigte sich bis auf die Mähne seines Gauls:

„Kurfürstliche Durchlaucht, wir haben Rathenow, wir haben den Wangelin und den Weg zum Rhin!“

„Der Brandenburger! der Brandenburger auch!“ ächzte der schwedische Mann an der Brüstung zwischen dem Pfahlwerk der Brücke, und ohne die Antwort kurfürstlicher Durchlaucht abzuwarten, kroch er über den Rand, rutschte die Böschung hinab, glitt in das Weidengebüsch der Havelinsel und fand daselbst trotz Nebel, Betäubung, Aufregung und Blutverlust noch zwei von den Dragonerpferden der Wachtabtheilung des Korporals Gockele, angstvoll an ihren Strängen zerrend. Im nächsten Moment schon saß der brave Alte im Sattel und jagte über den Werder hin, links ab. Da die Passage auf Rathenow von dem Generalfeldmarschall Derfflinger jetzt vollständig frei gemacht war, so ging der Marsch der sechstausend, vom Rhein her zu Hause anlangenden Brandenburgischen Reiter über die Brücken. Der Werder, über welchen die Obersten Kanne und Kanowsky zuerst an die Stadt gelangten, war wieder leer; der Nebel hatte sich allmählich in einen feinen Regendunst verwandelt, und der sumpfige Boden dröhnte nur wieder von dem Stampfen einiger verwundeten Pferde, die wie Geistererscheinungen durch den grauen Dunst taumelten, strauchelten und schossen.

Die Furt, welche die Dragoner des Derfflingers erst mit einiger Mühe gefunden hatten, kannte der Korporal Sven, von mehreren Recognoscirungen aus, gut genug. Er befand sich mitten im Strom und erreichte den Steindamm am linken Ufer, ohne sich umzusehen.

„Es ist aus, Rolf Kok! Sie haben dich mit dem Obristen todt oder lebendig!“ rief er jammernd und jagte weiter. Unschlüssig, ob er sich gegen Havelberg zum Feldmarschall Karl Gustav, oder gegen Pritzerbe zu dessen Stiefbruder, dem Grafen Waldemar, wenden sollte, jagte er fürs erste grad aus in die lieblichen Sümpfe und Haiden der wackern Mark Brandenburg hinein, im Sinn und Ohr verfolgt von einem ganz andern Klingen, als dem melodischen Läuten der Kuhglocken im Lande vor dem Arlberg und dem ermuthigenden Wort der Taubenwirthin zu Alberschwende: „He, Korporal, sing!“

Das waren eilige Tage und nimmer ist in der Welt so scharf

geritten worden, als in diesem Juni des Jahres 1675 in der Mark; sowohl vom Kurhut Brandenburg wie auch von der Krone Schweden!

Neun Tage schon hatte die kurfürstliche Kavalerie nicht abgesattelt, und nun sprangen auf die Kunde von der Einnahme von Rathenow, im jähen Schreck und aller Verstörung, auch die schwedischen Herren in die Sättel. Von Havelberg brach eilends der Feldmarschall Wrangel auf; von Brandenburg und Pritzerbe sein Stiefbruder. In aller Hast ging der Marsch der beiden so unvorsichtig getheilten Heeresflügel, ein spitzwinkelich Dreieck durch Bruch, Moor, Haide und Kiefernwald ziehend, auf den Kremmerdamm, um eine Vereinigung daselbst herzustellen und, was noch zu retten war, vor dem zornigen Hausherrn zu retten, ehe Kurfürstliche Durchlaucht, die in der Mitte der beiden Schenkel dieses Dreiecks grad aus ebenfalls einen Strich auf Fehrbellin zogen, den ungebetenen Gästen auch da an der Thür aufwarteten.

Drei Tage ritten sie noch, da trafen sie zusammen und geschah die wundervolle Schlacht, die wir leider hier nicht zu beschreiben haben: unsere Aufgabe ist es, uns nach dem tapfern Korporal Rolf Rolffson Kok umzuthun und zu erkunden, wie es ihm zu Hause weiter erging.

Wir haben gesehen, wie auch er sich eilends aufmachte, als er die Ankunft der Brandenburger in Erfahrung gebracht hatte. Obgleich ihn mehr als sechszigjährige Beine trugen, so beflügelte die Vorstellung, daß der Generalfeldmarschall Derfflinger mit seinen neunundsechszig Jahren hinter ihm sei, seine Schritte auf den Havelbrücken nicht wenig, und er kam richtig noch vor dem alten Herrn in der Stadt Rathenow an.

„Alarm! Alarm! Feindio! Feindio!“

Ach, der Korporal Rolf Rolffson Kok hatte leider bei seinem Ruf zu den Waffen nicht auf den Herrn Landrath von Briest gerechnet. Der hatte nämlich in Erwartung der Dinge, welche von Südwesten her kommen sollten, seinen schwedischen Gästen eine große Bewillkommnungsfestivität zurecht gemacht, den Officieren selber und mit Beihilfe eines löblichen Magistrates zugetrunken und auch der gemeinen Soldateska durch gemeine Bürgerschaft auf seine Kosten wacker zutrinken lassen. Die Folge davon war, daß die Brandenburger, als sie unter dem Derfflinger und dem Prinzen mit dem silbernen Bein, dem Prinzen von Homburg, eindrangen, die meisten der Helden aus Mitternacht im tiefsten Rausch und süßesten Schlummer vorfanden und sie somit ohne viele Mühe todtschlagen konnten. Die, welche in etwas bei Besinnung waren, wehrten sich freilich tapfer genug in den Gassen und auf und an den alten morschen mittelalterlichen Mauern und Thoren; allein auch sie wurden mit verhältnißmäßig geringer Mühe niedergemacht oder gefangen. Von den sechs Compagnieen, welche mit dem Obristen von Wangelin in Rathenow eingerückt waren, retteten höchstens ein Dutzend Leute das Leben und die Freiheit, und unter diesen von Glück Begünstigten befand sich Gottlob auch unser guter Freund, der Korporal Rolf. Wie der Korporal Sven an der Böschung des Haveldammes, so glitt er an Wall und Mauer der Stadt Rathenow hinunter, fiel, von Fortuna noch einmal in Schutz genommen, auf ein ledig Reiterpferd des Herrn Obristlieutenants Kanne, und galoppirte nunmehr gleichfalls, und ebenso betäubt und schwindelnd wie der Kamerad in den Morgen und in die Mark Brandenburg hinein.

XII.

Am 17. Juni alten und 27. neuen Stils, nachdem am Tage vorher der Schwed' im Zug auf Nauen gesehen worden war, regnete es schlimm; obgleich es am folgenden glorreichen Tage, so lange die Schlacht dauerte, noch viel schlimmer regnete. Was aber die Sümpfe zwischen der Havel und dem Rhin bei anhaltendem Regen zu bedeuten haben, das erprobe ein jeglicher, der Lust dazu hat, selber und lobe nachher seine Erfahrungen, wann er wieder im Trockenen sitzt!

Und von der Havel bis zum Rhin ritten bereits seit dem 16. die Streifparteien der beiden schwedischen Heerestheile und der vorwärts dringenden Brandenburger gegen einander und um einander herum; während überall das aufgeregte wüthende Landvolk mit allerhand Gewehr und Gewaffen der Noth auf den Beinen war: kurz, es war ein schwer Durchkommen selbst für zwei alte Korporale des Königs Gustav Adolf, die dem Ueberfall von Rathenow entwischten und nun die Ihrigen suchten, ein jeglicher bis jetzt noch für sich allein.

„Wenn mir heute einer sagte, daß ich einmal Hafenvogt zu Lindau im Bodensee gewesen sei, so schlüge ich ihn in die Zähne, so wenig glaube ich dran,“ brummte der Korporal Rolf Rolffson Kok, indem er am 17. Juni am Spätnachmittag zum drittenmal seit der letzten Viertelstunde vor einem neuen Sumpfe vom Gaul stieg, um das Terrain als vorsichtiger Mann zu untersuchen, bevor er sich ihm mit seinem würdigen Gaul anvertraute, nachdem er wieder einmal mit Mühe einer nachsetzenden Patrouille des Herrn Generalmajors Lüdecke entgangen war. Ritterlich hatte er einen seiner Verfolger erlegt und dadurch den Jagdeifer der übrigen ungemein erhöht; allein einen einzelnen Mann zu jagen, lohnte sich heute eigentlich unter keinen Umständen, und so hatten die kurfürstlichen Kürassiere zuletzt doch in einem Kieferngehölze die Verfolgung aufgegeben, und der Korporal Rolf stak naß, triefend, hungrig und durstig zwischen Sumpf und Moor und suchte vorsichtig, wie wir gesagt haben, einen Uebergang gen Nordost. Das war keine geringe Aufgabe, und mit steigendem Verdruß tastete und platschte er und rettete sich von neuem auf festeren Grund, bis er endlich eine Art von Fußpfad durch das tröpfelnde Gebüsch fand und ihn behutsam beschritt, seinen abgehetzten Gaul am Zügel hinter sich drein ziehend. Immerfort mit sich selber redend, oder vielmehr in den Bart brummend tappte er zu; aber schon nach zehn Minuten hielt er horchend von neuem an; denn plötzlich vernahm er vor sich, aus dem Dickicht ein Schnauben und Stampfen, vermischt mit lauten und halblauten Schimpfworten und Verwünschungen, die sämmtlich nicht auf dem märkischen Boden gewachsen waren. Der Korporal Rolf stand und horchte athemlos! Derjenige, welcher dort hinter den Rüstern, wie es schien, gleichfalls im Sumpfe feststeckte, verwünschte sein Schicksal in schwedischer Zunge, und nachdem der vormalige Hafenwärtel der freien Reichsstadt Lindau nochmals die Hand hinter das Ohr gehalten hatte, schrie er:

„Vivat Schweden! Ich komme, Kamerad!“ und drang muthvoll tiefer in das Moor ein, den kläglichen und verdrießlichen Kundgebungen nach.

Aus dem Gebüsche hatte ihm ein Gegenruf geantwortet und der erboste Wunsch: wenn der Kamerad wirklich ein gutes schwedisches Herz habe, so möge er eiligst kommen, es sei Noth vorhanden. Der Korporal Rolf hatte geantwortet: „Hier auch!“ war aber doch drauf los marschirt, und wieder nach einigem beschwerlichen Durchwinden drang er aus dem Gebüsch hervor, und hatte das Schauspiel, das er erwartete, vor sich, wie er es sich vorgestellt hatte.

Ein großes Gestampf und Geplatsch in Moor und Röhricht, — zerstampfte Binsen und Gesträuche, — ein halb versunken Roß, und darauf ein rothrockiger schwedischer Reitersmann, mohrenfarbig vom Sumpfwasser, — triefend wie alles umher von Regen, — und dem gänzlichen Versinken in die schlammige Tiefe nahe!

„Wenn es mein leiblicher Vater wär', so würde ich ihn nicht in dem Kerl erkennen!“ murrte der Korporal Rolf; dagegen erkannte der Mensch im Röhricht den Korporal sofort und schrie:

„Alle guten und bösen Geister — bist Du es, Rolf Rolffson Kok? O du himmlische Güte, kommen wir wirklich noch einmal zusammen auf dieser niederträchtigen Welt? Ich bin es, Wachtcommandant! Kennt Ihr mich nicht? Ja Herzbruder, meine eigene Mutter möcht' mich wohl nach einem solchen Ritt und in solcher Farb' und Zerzausung erkennen!“

„Sven Knäckabröd?! Sven, Sven?“ schrie der andere. „Hat Dich der Derfflinger nicht ganz und vollständig geholt? Das ist freilich bei allem Elend das beste Abenteuer, was mir noch zu Theil werden konnte. So schickt sich alles, und darum bin ich vorgestern von der Rathenower Stadtmauer auf einen brandenburgischen Profoßengaul gefallen, um Dir heute hier aus dem Malheur helfen zu können! Halt gut, noch einen Augenblick halt den Kopf über dem Wasser, Sven! gleich hab' ich Dich auf dem Trockenen, soweit es bei diesem Regen von oben und diesem Morast von unten zu machen ist.“

Er hatte sofert nach dem Bündel Hausstricke, welcher von dem Sattelknopfe seines Vorgängers in eben diesem Sattel herabhing, und für die Hälse der Marodeurs, Spione und sonstigen soldatischen Uebelthäter beider Heere bestimmt war, gegriffen, ihn herunter gerissen und auseinander gewickelt. Mit vielem Geschick verknüpfte

er die einzelnen Stricke mit einander und hatte bereits im nächsten Augenblick dem armen Korporal Sven Knudson Knäckabröd ein tüchtig und haltbar Seil zugeworfen; — nicht um ihn dadurch in die Ewigkeit hineinzubefördern, sondern um ihn so sanft als möglich aus dem Sumpfe der Mark Brandenburg hervorzuziehen. Nach einem ängstlichen und schweißtriefenden Abzappeln von einer Viertelstunde waren beide gerettet — der Korporal Sven, wie sein Roß — und standen beide keuchend und schnaufend am Rande des verrätherischen, grün überwachsenen Schlammes. Selbst der Frau Fortunata Madlener hatte Sven Knudson Knäckabröd, als er nach der Schlacht am rothen Egg unter ihrer Pflege erwachte, nicht so zärtlich die Hand geschüttelt, als er sie jetzt dem guten Kameraden aus der Krone zu Lindau schüttelte.

„Und nun, Bruder Sven, wie ist Dir außerdem, daß Du aussiehst wie ein Mohrenpauker bei einer Leibtrabantengarde?“ fragte der Korporal Rolf.

„Danke für die Nachfrage! Dumm! leer im Magen und jammerhaft im Sinn, Rolf Kok. Ach Rolf Rolfson Kok, schauderhaft verbiestert!“

„In Lindau in der Krone haben sie eine Art Würste, an welche ich jetzt schon anderthalb Tage lang habe denken müssen. Und was den Wein vom vorigen Herbst betreffen möchte —“ der Korporal Sven ließ ein dumpfes Geheul vernehmen, gleich einem angeketteten Hofhund, welchem man ein Stück Schinken von Ferne zeigt; glücklicherweise gerieth der Korporal Rolf schnell auf etwas anderes.

„Und Rathenow haben sie; und wer weiß, was sie noch alles haben. Zu hunderten liegen die Unsrigen vom Regiment Wangelin in den Gassen und in den Häusern. O Sven, ich gäb' heut' noch mehr darum, als damals auf der Bastion zu Lindau, wenn ich den Weg zum Wrangel fände. Bei solchem Hunger und Durst, solche Wehmüthigkeit und solchen Grimm erdulden zu müssen, das hält nicht einmal ein Mensch aus, der mit dem großen Gustavus Adolfus auf Usedom landete und nachher alles mit durchmachte.“

„Das nächste Mal reiß' ich nicht wieder aus, wenn die Brandenburger mich zu Gesicht kriegen; — ich halte Stand und lasse dem Trübsal ein Ende machen,“ ächzte Sven.

„Das Beste ist's; ich bin mit von der Partie, Bender,“ sprach Rolf eben so verzweifelt-grimmig. Im nächsten Moment horchte er wieder und rief sodann:

„Sieh, da ist die angenehme Gelegenheit schon. Horch, da sind sie wieder an einander! Zu Pferde, zu Pferde und darauf los! Die Mähren brauchen eben doch nicht länger bei Athem zu bleiben, als wir. Heraus mit den Plempen, und: Vivat ein ehrlicher schwedischer Reitertod! Was aber das übrige anbetrifft, so wär es mir allmählich einerlei, wer den Weltball hinnähme, ob die Kron' Schweden, oder dieser Kurfürst von Brandenburg mit seiner verwetterten Kavalerie!“

Sie stiegen mühselig von neuem auf ihre Gäule, die auch wieder und zwar fast menschlich seufzeten. Um den verrätherischen Sumpf herum ritten sie abermals in den Kiefern- und Rüsteenwald hinein, dem vernommenen Schall des fernen Kanonendonners und der nahen Büchsenschüsse, Trompetenstöße und Menschenstimmen nach.

„Das ist Nauen, um welches die Konstabler spielen; und jetzo weiß man wenigstens wieder, nach welcher Richtung man die Nase zu drehen hat. Das ist auch ein Trost; aber der andere Lärm beweist mir, daß Schweden noch immer auf dem Rückzuge ist. Vorwärts, Bruderherz; einmal müssen wir unsere Löffel noch in den Brei tunken.“

„Sprich mir nicht von Brei, Rolf Rolfson Kok!“ bat Sven Knäckabröd kläglich. „Du könntest ebenso gut von einem gebratenen Ochsen reden. Das Herz wendet sich mir jedesmal, wenn ich Dich von Löffel, Messer und Gabel discuriren hör', im Leibe um. Ja vorwärts, Kamerad, und wollt', es würde endlich einmal wieder licht vor uns; was wir auch auf der Landstraße finden möchten!“

Der Wunsch, welchen der Korporal Godele vollkommen theilte, sollte ihnen noch vor Sonnenuntergang, — wenn man an einem solchen Regentage von Sonnenuntergang reden konnte — gewährt werden. Nachdem sie noch manche Fährlichkeit des Weges überwunden hatten, kamen sie endlich wirklich aus dem Walde heraus, und zwar mit immer heftiger pochenden Herzen, und das war wahrhaftig kein Wunder.

Es war ein Brausen, Schwirren, Brüllen, Rufen und Kreischen in den Lüften, als ob sich auf der Erde tausende und aber tausende auf einem engen Pfade in höchster Noth drängten — ein Brausen und Geschrei wie von tausenden auf dem Marsche, und zwar auf einem Rückzugsmarsche! Das hallte von Ferne unter den schweren, grauen Regenwolken her, als ob der Himmel nicht hören wolle und das Gewölk wie eine Wand zwischen sich und den irdischen Jammer gelegt habe.

Näher und näher erscholl's, je weiter die beiden Korporale vorwärts drangen, und als sie endlich den Wald sich lichten sahen, da erblickten sie schon zwischen den letzten Kieferstämmen den Grund des Getöses, und als sie hervorritten aus der Dämmerung des Gehölzes, da spielte das große aber schreckliche Schauspiel auf Entfernung von einigen hundert Schritten vor ihren Augen sich ab!

In der graufahlen Beleuchtung des abendlichen Regenhimmels dehnten sich die großen Sümpfe, das Havelland-Luch — und durch das Luch zog sich der schmale Damm, und auf demselben, so weit das Auge reichte, von einem Horizont zum andern, wälzte sich der schwedische Rückzug. Reiterei und Fußvolk, Geschütz, Bagage, Weiber und Schlachtvieh durcheinander, im wirren grausigen Getümmel vorüber; fern im Süd aber klang und donnerte das Gefecht der Nachhut. Die Brandenburger thaten dort ihr Möglichstes, den Schrecken und die Verwirrung in den Gliedern des Feindes zu erhalten und den Kehraus nach besten Kräften vorzunehmen.

Wie zwei Bildsäulen saßen die zwei alten Kriegsgenossen des großen Königs Gustav Adolf auf ihren Pferden und starrten auf das erstaunliche Spectakel. Hunger, Durst und Ermüdung waren vollständig vergessen. Für sich und an sich selber fühlten sie nichts mehr. Sie starrten — starrten — und dann nickten sie beide zu gleicher Zeit mit den Köpfen, und dann — rollten wirklich ihnen die Thränen hell aus den Augen und verloren sich mit den ihnen ins Gesicht schlagenden Regentropfen in den weißen Bärten. — —

„O Sven,“ stöhnte endlich Rolf Kok, „sind wir darum so weit hergekommen? sind wir darum aus dem Schlaf auferwecket, um das zu erleben? O Sven, o Sven, es ist aus mit uns, und ich wollte, der Herrgott hätte uns in unserer Versprengung belassen und uns nicht das Herz erregt durcheinander und durch den wälschen Signor Tito Titinio Raffa, oder wie er hieß, der Ruffian!“

„Ich wollte es auch, Rolf,“ seufzte der Korporal Sven Knudson Knäkabröd. „Auf mich und Dich kommt es wohl nicht an, und was wir darüber denken, ist auch gleichgültig; aber daß dieses dem Karl Gustav, dem gewaltigen Connetable Wrangel passiren muß, das ist das Elend! Sieh und da sind die Kürassiers von Wachtmeisters Regiment. Da sieh nur, wie die Schufte in den Sätteln hängen und wie reitende Feldhasen über die Schulteen gucken. Und das trägt Harnisch und Schwert! Da, da — sieh — da drängen sie sich gar gegenseitig von der Straße, um nur ja die eigene Schande ohnversehrt in Sicherheit zu bringen! Ach Schweden, Schweden, an manchem Sommerabende hab' ich dich über die Berge und den See weg gesehen, sitzend wie eine Königin in Purpur. Da hab ich mein Heimweh stillen müssen, und nun sehe ich Dich als ein Bettelweib, wie mit dem Knittel aus einem fremden Hause gejagt! Was sagst Du, Bruder? ich sage, wir reiten nun eben mit bis zum Ende.“

„Wir reiten mit bis zum Ende!“ rief der Korporal Rolf Kok, und blind trieben die beiden tapfern Graaköpfe unter den letzten Bäumen und aus dem letzten Gestrüpp des Waldes ihre Rosse mit wilden Sporenstößen hervor und hinab in den Sumpf, der sie von dem berühmten Damme trennte. Ihr Fatum aber schien sie wirklich bis zum Schlusse der Tragödia mitspielen lassen zu wollen. Der Sumpf verschlang sie nicht, sie erreichten den betrüblichen Strom von Menschen und Vieh, der in dem dunkelnden Abend durch die verregnete Mark heranwogte, und so wurden sie fortgerissen und fortgewirbelt — zwei Tropfen in der kläglichen Flut der schwedischen Retraite, — fortgewirbelt, dem Rhin entgegen.

XIII.

Der Herbst des Jahres 1675 war gekommen; lachend wie ein rechter Bruder des Frühlings. Im weichverschleierten Sonnenlicht lag die Rheinthalebene zwischen den Bergen des Bregenzerwaldes und den Bergen von St. Gallen und Appenzell. Lachend tanzte der junge Fluß dem Bodensee zu, als ob er nie Felsentrümmer und Hochwaldsbäume vor sich hergeschleudert, als ob er nie die Felder und

Wiesen schwerarbeitender Menschen mit haushohem Schlamm und wüstem Steingeröll bedeckt habe; oder als ob er doch wenigstens die Absicht habe, von jetzt an es nicht wieder zu thun.

Es war ein Sonntag in den letzten Tagen des Septembers. In jeder Schenke am Wege klang die Fiedel. Von der Höhe des Stensberges glänzten hell und weiß die Thürme von Maria-Bildstein herab; es war auch ein Wallfahrtstag zu Maria-Bildstein, und alle Wege weit umher waren mit den bunten Gruppen der frommen Christen und Christinnen bedeckt, die entweder noch zum Gebet auf der Höhe emporstiegen, oder bereits wieder herunter und hinab in das irdische Jubelgetümmel.

Zu Schwarzach im Löwen herrschte vor allem ein lustiges Leben; aber da das muntere Treiben, hier wie in jeder anderen Schenke, sich

Den ganzen Morgen hindurch hatte unter den Kastanienbäumen vor dem Wirthshause zum Engel an der Achbrücke bei Oberrieden ein Mann gesessen, der ein wenig schon einen gewaltigen Durst zu löschen hatte, und der jetzo langsamen und müden Schrittes durch das Dorf Schwarzach zog und, dem Anschein nach, auch auf dem Wege am liebsten niemandem ins Gesicht gesehen haben würde.

Es war ein alter, weißköpfiger, gebückter Mensch, der schwerfällig auftrat und seinen Stab nicht als eine überflüssige Zierde trug und handhabte. Er war bekleidet mit einem abgeblichenen, rothen Tuchkoller, über dem ein rostig-gelblicher Schimmer lag, als ob sich lange Zeit ein Eisenküraß dran gerieben habe. Er trug ein gelbledern Wehrgehäng, doch fehlte das Schwert; er trug desolate, hohe Reiterstiefeln, an welchen die Sporen fehlten, und er trug einen



Hyänen des Schlachtfeldes.
Originalzeichnung von W. Simmler.

wenig von dem zu Anfang dieser ziemlich historischen Geschichte beim Geburtstagsfeste des heiligen Gebhards geschilderten unterschied, so haben wir nicht nöthig, uns an dieser Stelle auf eine abermalige Beschreibung einzulassen. Wir haben Sonderbareres zu berichten, und gehen sofort ans Werk.

breitkrämpigen, an der Seite aufgeschlagenen Filzhut, welchem jedoch Feder und Cocarde ermangelten, der dafür aber mit einigen Rissen und Schrammen, die nur von naher Berührung mit blanken Waffen herrühren konnten, geziert war.

(Schluß folgt.)

Unter dem Donner der Straßburger Geschütze.

Von Dr. Karl Stieler.

II. Auf den Trümmern von Kehl.

„Der Zutritt in Dorf und Stadt Kehl sowie in die Ortschaften der nächsten Umgebung ist von Seite der Militärbehörden aufs strengste untersagt. Wir bringen dies mit dem Bemerken zur Kenntniß, daß Zuwiderhandelnde Zurückweisung und nöthigenfalls Zwangsmaßregeln zu gewärtigen haben.“ So lautet die von Amtswegen ergangene Ausschreibung, und niemand wird behaupten, daß dieselbe gerade sehr einladend klingt. Gleichwohl erscheint sie durch die Verhältnisse geboten; denn täglich fallen zahlreiche Granaten in das verwüstete Kehl, so daß die Besucher nicht wenig gefährdet sind.

Selbst die umliegenden Ortschaften, wie Auenheim, Sundheim und Neumühl liegen noch im Bereich der Schußweite, und was man in Kehl wirklich erlebt, muß man dort jeden Augenblick befürchten.

Mit den vorzüglichen Papieren, die uns indes zu Gebote standen, wagten wir wenigstens den Versuch und wählten zunächst den Feldweg über Kork. Hinter uns lagen in langen, blauen Linien die Berge des Schwarzwaldes, vor uns breitete die Niederung des Rheins ihre fruchtbaren Fluren aus. Leichte Rauchwolken hingen über der feindlichen Stadt, die Batterieen schwiegen, und nur dann und wann flog ein einzelner Schuß hinüber, daß die Leute, die auf dem Felde standen, aufmerksam emporsahen.

Als wir Kork (das aber nicht in Irland liegt) erreicht hatten, ward uns eröffnet, daß über die Grenzen der Stadt hinaus niemand mehr Zutritt habe. Um die Wache, die uns nach wenigen Schritten den Weg vertrat, zu überwinden, fiel mir die Frage ein, wo der Herr Oberst wohne, mit dem ich zu sprechen hätte. Wir erfuhren, er liege in Neumühl, und damit war wenigstens der Weg zur nächsten Ortschaft gewonnen. Da die Wache nicht lesen konnte, so imponirte ihr das „Geschriebene", das wir bei uns trugen, natürlich doppelt, und ungestört verfolgten wir unseren Weg in das kleine Hauptquartier.

Allein trotz aller Empfehlungen, trotz des „soliden Eindrucks", den man unseren bescheidenen Personen zugestand, ward unser Gesuch, nach Kehl zu gehen, doch auf das bestimmteste verweigert. Niemand, mit Ausnahme weniger Einwohner, dürfe die Stadt betreten, die Gefahr sei sehr bedeutend, da jede Minute ein Granatenhagel auf die vor Kehl postirte Batterie zu erwarten stünde, und die Militärbehörde könne sich demnach nicht begnügen, uns die Verantwortung allein zu überlassen.

Doch die Extreme berühren sich, wie unsere Nachbarn, die Franzosen, sagen: was mit Hilfe des Ministers nicht gelang, das gelingt vielleicht durch die Hilfe des Bauers. Wir schlossen uns einem solchen in blauer Blouse an, der eine Hacke über der Schulter trug und eben von den Schanzarbeiten kam. Hacke und Schaufel ist hier ein Passepartout und besser als jeder diplomatische Paß, zudem kannte der Mann alle Wege und Stege und schien nicht zum ersten Mal „hinten herumzugehen". Auch eine preußische Compagnie, die in derselben Gegend ihre Erdarbeiten macht und der alles daran liegt, unbemerkt von den Franzosen an Ort und Stelle zu gelangen, hatte uns gestern erzählt, welchen Weg sie ginge und welche Deckung sie dabei suchte.

Vorsichtig zogen wir uns am Ufer der Kinzig hin, dessen Unebenheiten uns vortrefflich maskirten. Da jedoch Dorf und Stadt auf der anderen Seite liegen und die Brücke vom Posten bewacht war, so war es keine leichte Aufgabe den Fluß zu überschreiten.

An einer Stelle desselben lagen zahlreiche Balken, die man stromabwärts schaffen wollte, vor Anker; natürlich in Zwischenräumen von 3—4 Fuß und ebenso weit vom steilen Ufer entfernt. Nicht Jedermann ist ein Tell und doch war eine Summe von verwegenen Sprüngen die einzige Rettung. Das Wagstück gelang; wir kamen nicht nur mit geraden, sondern auch mit trockenen Beinen an, und eh eine Viertelstunde verstrich, war das äußerste Haus von Dorf Kehl erreicht.

Schon hier begannen die Spuren der Verwüstung.

In die Scheuer, unter der wir standen, hatten zwei Kugeln eingeschlagen, eine Ladung Bretter, die sich darin befand, war in Splitter gerissen. Noch gräulicher waren die Aecker anzusehen, wo die Kugeln das Erdreich durchbrochen und Gräber von 6—8 Quadratfuß aufgewühlt hatten. Die Erde war wie geborsten, und die Form der einzelnen Klumpen zeigte, daß die Kugeln sich schraubenförmig eingebohrt hatten.

Allein das alles war ein Spiel gegen die Stadt, die wir bald auf langen, einsamen Dorfgassen erreichten. Die Abendsonne fiel herein und warf ihr Gold auf den trauernden Schutt, in eine namenlose Einsamkeit. Es war mehr als die Einsamkeit, es war eine Einöde. Kein Mensch begegnete uns, kein Laut ertönte. Ganze Häuserquadrate sind niedergeworfen und zu Schutt zerdröckelt, auf den Trümmern liegt die Einrichtung verkohlt und zerrissen. Wo die Decke noch stehen blieb, hängt die Tapete vom Plafond in langen Fetzen, von manchen Zimmern erhielten sich die bunten, tapezierten Wände, und man schaut offen hinein in das Trümmerwerk, das sie umrahmen.

Dort führt eine steinerne Treppe empor, aber das Haus, dem sie diente, ist verschwunden; wir steigen über die zierlichen Stufen mitten in die Asche hinein. Alles ist verschüttet, nur ein kleiner, reizender Ofen von weißem Porzellan blieb übrig und steht unversehrt in den Ruinen unter freiem Himmel. Zahllose Ziegel bedecken den Weg, wie Kartenblätter, die der Wind durcheinander wirft; das Gebälke der Dächer, wo es solche noch gibt, ist bloßgelegt und stellenweise zerschmettert. Thüren und Fensterläden, die von den Kugeln ergriffen wurden, liegen zerstreut auf den Straßen; dazwischen tausende und abertausende von Glassplittern. Kaum eine der 10,000 Scheiben, die man in Kehl zählt, ist noch ganz.

Wir gehen weiter und kommen an einen freien Platz, wo alte Kastanienbäume stehen. Das Laub derselben ist versengt, mehrere der fußbreiten Stämme sind förmlich zerfleischt von den Granaten. Noch liegen die mörderischen Splitter derselben umher; man hebt sie auf und wirft sie wieder bei Seite, als hätten sie die Missethat gethan. Mitten in einem Geviert, das gänzlich zerschossen ist, steht ein kleiner Garten, in dem goldene Pflaumen und reife Pfirsiche winken; den Zaun, der ihn beschützte, haben die Kugeln weggefegt und einen Wall von Steinen an dessen Stelle gesetzt. Nur die Eingangsmauer des Gartens ist noch erhalten; auf derselben steht mit goldenen Buchstaben: A mon idée. So wandeln wir die Marktstraße entlang; dann die Haupt- und die Rheinstraße.

Wenn wir westwärts gehen, finden wir ein Magazin, in dessen Asche eine Menge von Waffen, von Pfeifenköpfen und Porzellan umherliegt; auch an der Stätte, wo die erstgetroffenen Häuser standen, kommen wir vorüber. Hier das Wirthshaus zum Salmen, dort das Mauthhaus und das Speditionsgeschäft von Hummel — sie sehen sich jetzt so gleich, wie ein Steinhaufen dem anderen. Selbst die Kirche mit dem zierlichen, rothen Thurm hat manche schwere Wunde; aus dem Schulhaus sind die Bänke hinweggeräumt und stehen in regelrechten Reihen auf der Straße, wo die Schwalben, die zwitschernd durch die Luft schwirren, sich darauf niederlassen.

So war es Abend geworden über dieser traurigen Wanderung. Mit der Dämmerzeit stieg die Gefahr, weil sich des Nachts das Bombardement verdoppelt, und so beschleunigten wir denn die Runde durch das moderne Pompeji.

Ein leises, klägliches Geschrei machte uns aufmerksam — es waren zwei junge Kätzlein, die uns entgegensprangen und jammernd auf dem Fuße folgten.

Als wir um die Ecke bogen, hörten wir menschliche Tritte; mehrere Einwohner der Stadt waren gekommen, um den Rest ihrer Habe zu sammeln und fortzuschaffen.

In ihrem Gefolge gingen wir weiter und ließen uns den Bericht der schlimmen Tage geben. Die Mehrzahl der Bewohner war natürlich geflohen, andere hielten aus und überwanden mit localer Treue die weltgeschichtliche Gefahr. Vor allem war es einer, ein alter, biederer Tischlermeister, der nicht von der Stelle gewichen war. Mitten im größten Kugelregen brachte er den Hühnern ihr Futter, als die gewöhnliche Mahlzeit derselben kam; mit orientalischem Fatalismus saß er auch jetzt auf seiner Schwelle. Ein munteres, kleines Mädchen, das ihm nicht von der Seite ging, bot uns Brot und Wein aus einem zerbrochenen Kruge, selbst unter den Trümmern wahrte der Mann noch das Gastrecht seiner Vaterstadt. Wir ließen uns nieder auf den steinernen Staffeln und sprachen von der furchtbaren Verheerung. Mehrere von denen, die bei uns standen, hatten ihr Haus vollständig verloren; man begriff nicht recht, warum sie in die Stadt und in die Gefahr zurückkehrten. „Ach," sprach einer von ihnen, „das thut das Heimweh. Haus und Hof werden wieder bezahlt, der Schaden wird gutgemacht, aber das kann uns niemand ersetzen — das Heimweh!"

„Mußt nicht so klagen," sprach der Alte, der vor dem Hause saß. „In allen Orten sind wir ja mit offenen Armen aufgenommen, in Kork und in Neumühl, in Sundheim und Auenheim, wir hätten garnicht gedacht, daß die Leute so lieb sind. Und wenn auch Haus und Hof verbrennen, wenn wir auch unseren Kindern nichts hinterlassen, so hinterlassen wir ihnen doch ein großes einiges Vaterland, und das ist besser, als die schönste Erbschaft." So sprach ein Mann im blauen Kittel, ein Handwerker, ein Mann, der vor den Trümmern seiner Habe stand.

Mir gingen die Augen über, und ich schäme mich dessen nicht. Stumm drückt' ich dem Alten die schwielige Hand, eine tiefe Pause

trat ein; getheilt zwischen Reichthum und Armuth, zwischen Hochgefühl und Heimweh!

Doch zum Besinnen war kurze Zeit. Ueber uns zischt es ferne, dann immer stärker und stärker, eine Granate fliegt nach Kehl.

„Ducke Sie sich, Bigott," schreit einer der Männer; wir drängen uns an die Wand des Hauses, und dröhnend verhallt der furchtbare Schlag, mit dem das Geschoß in eine nahe Mauer fiel.

Zu den zahlreichen Stätten, wo es noch glimmte und rauchte, trat eine neue, bald zeigte der brandige Geruch uns die Unglücksstätte an. Es war das Haus eines Metzgers hinter der Rheinstraße gelegen; unmittelbar darauf schlug eine zweite Kugel in den Bahnhof.

Das war ein energisches Signal zum Ausbruch, besonders da die Dunkelheit es unmöglich machte, die Kugeln schon von ferne zu gewahren. Noch drei Geschosse flogen über uns hinweg, ehe wir das Ende der Stadt erreichten, die solchen Gruß allabendlich empfängt. Von da ging der Weg über Feld und Flur, noch eine Viertelstunde lang im Bereich der feindlichen Kanonen, deren Donner bald von den unsrigen übertönt ward.

Trat eine Pause ein, ein kurzes Athemholen der Batterieen, dann lag der Sternenhimmel mit unermeßlichem Frieden über uns. Niemand kam des Weges, nur in der Ferne sah man dann und wann eine Dragonerpatrouille reiten, oder hörte ein Fuhrwerk mit vereinzelten Soldaten.

Mir aber ging der Gedanke an Kehl nicht mehr aus dem Sinne. Wir stellen uns die Städte so gerne menschlich dar, und wenn man das that, dann war Kehl eine Leiche; nicht blos die Leiche eines Gestorbenen, sondern die eines Gemordeten; es ist eine von jenen Städten, die den Märtyrertod für die deutsche Sache starben.

Langsam knarrte die Thüre unseres kleinen Hauses; mir war zu Muthe, als käme ich von einem Kirchhof heim.

III. Die letzten Tage vor Straßburg.

Wir waren von Rauenheim an den Rhein hinabgegangen, wo der Strom zwischen breiten Dämmen langsam dahinrauscht. Dichtes Weidengebüsch verdeckt die Ufer, allerwärts sind Verhaue angebracht und die Soldaten ruhen in ihrem Schutz am Lagerfeuer, bis die Wache herankommt und die Parole tönt.

Wir stehen bei den äußersten Vorposten, die am Rheinufer gegen Frankreich gerichtet sind.

Drüben liegt Straßburg, die alte freie Stadt, die einst im Kranze der deutschen Städte prangte, jetzt ist sie verwaist und verloren und zittert in ihren Fesseln. Aus der klaren Nacht schaut das Münster empor, ich sah hinüber und unwillkürlich fielen mir die prachtvollen Zeilen ein:

Du standest im Wittwenschleier
Betrübt und ungeehrt —
Nun kommt ein alter Freier
Und wirbt um Dich mit dem Schwert.

Wie herrlich sind diese Worte; so ganz im alten mächtigen Stil, wo das Schwert noch in die Leier klingt, wo der Sinn wie Erz und die Form wie Gold ist!

Eine tiefe Ergriffenheit, jenes kräftige Schmerzgefühl, das eigentlich nur die Männer kennen, faßt uns an, wenn wir auf Straßburg hinüberschauen. Es ist das Bild eines Menschen, der mit dem Tode ringt und der alle Gnade von sich weist, der noch in letzter Stunde ein Nein auf die Lippen nimmt. Mit fliegender Hast flieht das Leben aus den gebrochenen Gliedern, aber die Stadt will es nicht glauben, daß sie erliegen muß. Im Innern haust die wildeste Verzweiflung.

85,000 Bewohner und 10,000 Soldaten liegen auf dem engen Raum beisammen; zwischen ihnen liegen die Leichen derer, die die Noth hinweggemäht. Man schlägt die Zahl derselben fast auf 6000 an; allein vergeblich bemüht man sich, sie alle zu beerdigen; denn unerbittlich schlagen die Kugeln ein; selbst die Todten werden noch verfolgt auf dem Weg zur letzten Ruhestatt. Um dieselben einigermaßen bei Seite zu schaffen, ward neulich ein Waffenstillstand begehrt, und in der That schwiegen die Geschütze für einen halben Tag. Allein wohin soll man die Leichen schaffen, wenn man eingemauert ist auf so engen Raum, wenn vor den Wällen das Wasser und über dem Wasser der Feind steht!

Die Gefahr einer Seuche ist dadurch in nahe Aussicht gerückt und hinter der Seuche steht der Hunger mit geballter Faust und droht: Sterben oder Ergeben!

Die Proviantvorräthe der Stadt sind zwar als ungeheure bezeichnet worden, allein trotzdem fehlt es wenigstens an den ergiebigsten und gesündesten Nahrungsmitteln.

Es ist Thatsache, daß man schon jetzt die Pferde schlachtet, um Fleisch zu gewinnen, eine große Menge von Mehl und Früchten aber ist durch das Bombardement zum Theil verschüttet, zum Theil verbrannt worden.

So ist die Lage der Bewohner, und nun denke man sich die Bedrängung, der sie vom Feinde ausgesetzt sind. Tag und Nacht währt der Kanonendonner, unerbittlich und unermüdlich; tausende von Granaten stürmen gegen die zerschmetterten Wälle, immer enger zieht sich der eiserne Gürtel um die todtgeweihte Stadt. Zwischen unseren Tagen liegt die Nacht mit dem Segen der Ruhe; hier aber ist Tag und Nacht in eins verflossen, in die gleiche fürchterliche Noth.

Wohin, wohin, um sich zu retten? Hier wüthet das Feuer, dort wüthen die Geschütze; die Eltern sind ohne Obdach, die Freunde sind nicht mehr am Leben. Bis an den Rhein herunter ertönt das Jammergeschrei der verzweifelten Bewohner, und ich gestehe, daß ich an allen Gliedern bebte, als ich's zum ersten Mal vernahm. Nicht nur die Stadt, auch die Citadelle ist fast gänzlich verwüstet. Nur die bombenfesten Räume stehen noch aufrecht, alle anderen Gebäude, die sich im Bereich derselben befinden, liegen in Asche.

Wie das Werk der Zerstörung innerhalb der Mauern vorschreitet, so schreitet außerhalb die Arbeit der Belagerer der Vollendung entgegen. Mehr als 400 Geschütze umzingeln die Stadt, besonders mächtig sind die Nord- und die Südbatterie, die zu beiden Seiten der Stadt von Kehl postirt sind. Laufgräben und Parallelen wachsen mit jeder Stunde, sie sind bis auf 300 Schritt vor Straßburg vorgeschoben. Ohne Unterlaß langen Extrazüge mit Faschinen und Schanzkörben an — die Boten des Sturmes, mehren sich, und der Sturm ist hier nicht im bildlichen Sinne zu verstehen! Daß derselbe entsetzlich blutig sein wird, wenn es ja dazu kommen sollte, liegt auf der Hand, denn man greift einen verwundeten Tiger an. Unter den Officieren macht man sich hierüber kein Illusion. Ich saß im Wirthshaus neben zweien, die mit einander auf das Wohl von Deutschland tranken — „es wird wohl das letzte Mal sein in diesem Leben," setzten sie ernst hinzu.

Wer dabei an die Ausfälle denkt, die bisweilen zur Nacht versucht und blutig erwidert werden, der kann die Gefahren eines Sturmes daraus abnehmen. Mit dem Ingrimm hungriger Wölfe stürzen die Franzosen aus der Festung, man hört das furchtbare Feuer des Kleingewehrs in weiter Runde. Die Finsterniß, die über dem Blutbad liegt, macht die Scene noch gräßlicher. Bangen Sinnes horchen wir zu, bangen Sinnes harren die Einwohner, bis die geschlagenen Truppen durch die Thore zurückstürmen. Sie bringen nichts mit, als neue Wunden und neuen Jammer. Die Bewohner flehen um Gnade beim General.

Aber der Commandant ist hart, hart wie das Eisen, das man zum Kriege braucht. Nicht wenige der Bürger sind schon dem Standrecht verfallen, und jeder neue Tag bringt neue Opfer. Wer nur das Wort: Uebergabe auf die Lippen nimmt, wer auf dem Dach eines Hauses sich blicken läßt, wird als Verräther erschossen. Ein furchtbarer Terrorismus hält die gequälte Bürgerschaft im Zaum; dazu kommt die Folter der abenteuerlichsten Gerüchte. Man hat dem Commandanten mitgetheilt, daß die französischen Armeen geschlagen sind, man hat ihn eingeladen, Officiere zu senden, um sich von der hoffnungslosen Lage der Festung zu überzeugen. Aber das alles war umsonst; der Commandant schüttelte das blasse Haupt und erwiderte: „C'est incroyable!"

Ich habe eine Frau gesprochen, die vor wenigen Tagen Straßburg verlassen hat und die mir versicherte, daß an allen Straßenecken der Stadt (soweit es noch solche gibt) die Siege der französischen Waffen angeschlagen stehen. Die kühnsten Versionen treten dabei zu Tage, von der Tödtung des Kronprinzen und der Verwundung des Königs; der Refrain aber ist immer, daß Mac Mahon mit seinem Ersatzheer unterwegs sei. Das sind die stärksten und letzten Mittel, doch wie grausam sind auch sie durch die jüngsten Nachrichten vernichtet worden! Auf die Belagerung und auf das Bombardement übten dieselben zunächst keinen Einfluß, aber natürlich wuchs die Stimmung der Truppen dadurch unendlich. In der Nordbatterie, bei

der ich an jenem Abend stand, war der Jubel ohne Grenzen, es ward beschlossen, noch mehr Leuchtkugeln hinüberzuschicken, um wenigstens auf diese Weise eine Festbeleuchtung zu improvisiren.

Wenn diese Zeilen vor den Augen der Leser liegen, sind die Würfel über Straßburg vielleicht schon gefallen; allein auch dann noch haben die letzten Tage der alten deutschen Stadt wohl ein Interesse für das deutsche Volk.

„Es ist eine Jungfer," sagen die Leute in der hiesigen Gegend; „und darum will sie sich nicht ergeben." Man gibt den Festungen, die noch niemals eingenommen wurden, diesen Ehrennamen, und seltsam genug ist es immerhin, daß der französische General zum Ritter der deutschen Jungfrau beschieden war. Uns anderen aber, die wir bewegten Herzens hinüberblicken, macht solches Ritterspiel den Eindruck, als stünden wir vor einem Todeskampf.

Ich muß dieses Wort des Eingangs wiederholen, wie das Bild sich stündlich vor meinen Blicken wiederholt. Es gibt Dinge, die sich nicht abstumpfen lassen, auch wenn sie lange dauern, und zu diesen gehört für gebildete Menschen der Krieg. In der Stube, wo ich schreibe, zittern die Fenster ununterbrochen; ihr Klirren sagt mir, was man in Straßburg leidet, wenn ich es einen Augenblick vergessen könnte.

Lange Zeit war die Besorgniß der Einwohner groß, daß der Commandant im letzten Augenblick die ganze Stadt in die Luft sprengt. Wenn man das Pulver, das in den Festungsräumen liegt, auch nur auf 1000 Centner anschlägt (und sicher ist es mehr), so würde das dennoch ausreichen, um sämmtliche Ortschaften der Umgegend in Trümmer zu schlagen. Diese Erwägung, die man übrigens gern verbannt, trägt gerade nicht dazu bei, die Behaglichkeit meines baufälligen Quartiers zu vermehren.

So steht denn Straßburg am Ende seiner Tage. Es muß ein fürchterlicher Anblick sein, wenn man schon bei lebendigem Leibe in das aufgeworfene Grab blickt, und so schaut die Festung aus ihrer Agonie herunter in die zertrümmerte Stadt.

Der eine Wunsch, der jetzt in allen lebt, ist nur noch ein schnelles Ende. Dann wird die Stadt aus dem Grabe auferstehen und eingehen in eine bessere Zukunft, unter Deutschlands friedlichem Himmel!

Vergeßt der Wittwen und der Waisen nicht!

Die Banner Deutschlands wehn auf Frankreichs Fluren,
Der Feind erlag; nun danket alle Gott!
Sechs Riesenschlachten zogen blutige Spuren
Von Weißenburg bis Metz und Gravelotte.
Doch hört Ihr von den großen Siegen melden,
Gedenkt der Opfer auch in treuer Pflicht;
Für Eure Freiheit starben unsere Hel[illegible]
Vergeßt der Wittwen und der Waise[illegible]

Nie sah die Welt solch ungeheures [illegible]
Seit Kains Tagen, wie in diesem Krieg,
Wo Frankreich selbst der Wüste schwarze Horden
Auf uns gehetzt — doch unser blieb der Sieg.
Der Boden Frankreichs dampft von deutschem Blute,
Hört, was des Kriegers brechend Auge spricht:
Mein Licht verlöscht, mein Tod kommt Euch zu Gute,
Verlaßt mein Weib und meine Kinder nicht!

Die eh'rnen Reihen wanden sich zum Knäuel
Wie Riesenschlangen im Verzweiflungskampf;
Feind rang mit Feind und Gräuel rang mit Gräuel,
Die Erde dröhnt von Krachen und Gestampf;
Vorstürmend sanken ganze Bataillone —
Die Mitrailleusenkugeln hageln dicht;
Der Helden Tod wird Euch zum Siegeslohne —
[illegible] Wittwen und der Waisen nicht!

[illegible] Ruhm und Ehre
[illegible] Paris;
Es war un[illegible]
Daran sich Frankreichs Ruhm die Stirn zers[illegible]
Doch ehrt die Todten auch, die bis [illegible]
Den Weg gebahnt in schwerer Kriegerpflicht!
Um sie fließt manchen Weibs und Kindes Thräne —
Vergeßt der Wittwen und der Waisen nicht!

26. August 1870.

Friedrich Bodenstedt.

Die Feldherren des Feindes.

III.*)

In den wenigen Wochen, seitdem wir diese Rundschau über Frankreichs hervorragendste Heerführer eröffneten, sind die meisten von ihnen bereits gefallen, schwerverwundet oder doch in ihren Bewegungen gehemmt und in Festungen eingeschlossen. Und es waren sicherlich keine zu verachtenden Gegner, es waren tapfere, kriegsgeübte und in vielen Kämpfen bewährte Männer, und die Truppen, welche sie ins Feld führten, haben sich tapfer geschlagen. „Welch eine Wendung durch Gottes Führung!" kann man mit Preußens König bei Erwägung dieser Thatsache ausrufen.

In der drei Tage um Sedan tobenden Schlacht, deren siegreiches Ende mit jenem königlichen Schlußwort nach Berlin telegraphirt ward, fiel auch einer der berühmtesten Feldherren des Kaiserreiches,

General de Failly,

nachdem er bereits in mehreren Schlachten dieses Krieges der Wucht der deutschen Heere erlegen war.

Charles Achilles de Failly, 1808 geboren, hatte ganz denselben Bildungs- und Lebensgang durchgemacht, wie die übrigen Heerführer Louis Bonapartes. In seinem zwanzigsten Lebensjahre geht er aus St. Cyr als Souslieutenant hervor — seit der Einnahme von Algier macht er seine praktische Militärhochschule in Afrika durch; als Brigadegeneral geht er 1854 in den Krimkrieg, als Divisionsgeneral kehrt er von Sebastopol zurück. Noch heute sprechen die französischen Soldaten von seinen Thaten in den Schlachten an der Alma und bei Inkerman. Später zeichnet er sich unter Marschall Niel in Italien aus bei Magenta und namentlich bei Solferino, wo seine Division die schwierigste und gefährlichste Stellung einnahm, und wo zwei Oberste und vier Bataillonscommandeure seiner Regimenter unter seinen Augen fielen.

Der Name des Generals de Failly ist indes besonders bekannt aus dem Jahre 1867, wo er als Commandeur des Expeditionscorps zur Vertheidigung des Kirchenstaates gegen die Garibaldianer nach Rom geschickt wurde. Damals wurde bei Mentana zum ersten Mal unter seinem Commando das Chassepotgewehr versucht, und es „that Wunder", wie er prahlerisch nach Paris telegraphirte. Gegenüber den noch wunderbareren preußischen Zündnadeln mag er wohl oft dieses Wortes sich erinnert haben! 1868 wurde er zum Senator ernannt, ein Jahr darauf zum Commandeur des III. Armeecorps.

Man erzählt, daß Mac Mahon sofort nach den ersten Niederlagen die Absetzung des in Rom ganz entarteten und erschlafften de Failly und die Uebertragung seines Commando auf General Wimpffen, der unter ihm in Algier gedient, verlangt habe, ohne bei dem Kaiser durchdringen zu können. Erst nachdem de Failly sich am 30. August beim Kochen der Suppe hatte überraschen lassen und wieder geschlagen war, erhielt Wimpffen die Ernennung, aber es war nun zu spät. Für den schlechten Ruf seines Corps zeugt das anfangs verbreitete Gerücht, daß General de Failly durch seine eigenen Soldaten getödtet sei; er ist indes durch einen preußischen Kanonenschuß niedergestreckt, also jedenfalls einen ehrlichen Soldatentod gestorben.

Der Herzog von Magenta ist schwerverwundet, Bazaine hoffnungslos in Metz eingeschlossen, und Palikao hat das Kaiserthum widerstandslos im Stiche gelassen. Zum vierten Male seit achtzig

*) Vgl. I. Nr. 46. — II. Nr. 47.

Jahren nennt sich Frankreich wieder eine Republik, und an die Stelle Montaubans ist ein General getreten, der namentlich als Theoretiker bisher eines großen Ruhmes genoß.

Der neue Ministerpräsident der französischen Republik, zugleich Vorsitzender der Commission für die Nationalvertheidigung, ist

General Trochu.

Auch Louis Jules Trochu, 1815 in Morbihan geboren, hatte die Schule von St. Cyr und die Kriegsübung von Algier — letztere unter Marschall Bugeaud — durchgemacht. Guizot erwähnt den Capitän Trochu mit den ehrenvollsten Ausdrücken in seinen Memciren. Als Oberstlieutenant und Adjutant des Marschall St. Arnaud war er in den Krimkrieg, zu dem er selbst vorher im Keiegsministerium den Feldzugsplan entworfen hatte, gezogen, und hatte, nach St. Arnauds Tode zum Brigadegeneral befördert, den von ihm vorgeschlagenen Sturm auf Sebastopol mitbefehligt. Mit Auszeichnung focht er auch in Italien als Divisionsgeneral, fiel aber bald danach bei Hofe in Ungnade — man erwähnt, neben anderen Gründen, weil er das ihm angebotene Commando der mexikanischen Expedition abgelehnt habe — was indes nicht verhinderte, daß er zu Ende 1866 den Auftrag zu militärischen Studien betreffs winnen. In seinen Proclamationen spielte er sich ganz als Dictator auf und that, als hätte er sein Mandat von dem souveränen Volke empfangen. Auch stimmte er ganz in den Ton der lügnerischen Siegesbülletins ein, obgleich niemand besser als er wissen mußte, daß eine Armee, die er selbst noch kurz vor Beginn des Krieges als untüchtig und **nicht** kriegsbereit erklärt, sich unmöglich in so kurzer Zeit reorganisiren lasse, um einen übermächtigen, siegreichen Feind zurückzuschlagen.

General Trochu ist im Privatleben ein edler Mann. Als einfacher Officier bewarb er sich um die Hand einer jungen Dame aus Lyon, erhielt dieselbe aber erst, als er zum Oberstlieutenant avancirt war. Die Ehe blieb kinderlos. Da — als vor ein paar Jahren des Generals ältester Bruder starb und ihm die Sorge füe seine Wittwe und elf Kinder als einziges Erbe hinterließ, verkaufte er sofort seine Equipage und seine Luxuspferde, um sein bescheidenes Vermögen ganz seiner neuen Familie widmen zu können.

Auch als öffentlicher Charakter hatte Trochu bisher einen unbefleckten Ruf. Seine noch im Dienste des Kaisers erlassenen Proclamationen haben denselben zuerst angetastet; dazu ist sein rascher Abfall vom Kaiser, nach dessen Gefangennehmung, gekommen. Was wird seine Zukunft sein? Wird sich das Prahlen der Pariser Blätter:



De Failly.



Trochu.

der Reorganisation der Armee empfing. Eine Frucht seiner Studien war das 1867 erschienene, dem Andenken Bugeauds gewidmete Werk: l'Armée française, das ein berechtigtes Aufsehen machte und in einem Jahre zehn Auflagen erlebte, ihn aber aufs neue in Ungnade fallen ließ. Seine Reformideen drangen nicht durch, und auch im gegenwärtigen Kriege wurde er erst beachtet, als Leboeuf mit seiner Kriegsleitung zu Schanden geworden war.

Die Ernennung des Generals Trochu zum Gouverneur von Paris wurde von der Hauptstadt mit großem Jubel begrüßt, und er verstand es, von Anfang an, die Gunst der großen Menge zu ge- „Paris fürchtet nichts mehr, seitdem Trochu an seiner Spitze steht! Wenn das Boulogner Wäldchen niedergehauen ist, wird man es mit den Linden von Berlin wieder bepflanzen!" erfüllen, oder wird auch Paris — trotz seiner Befestigungen und trotz seines neuen Ministerpräsidenten — seine Thore unseren siegreichen Truppen öffnen müssen? — Wir hoffen zu Gott, daß auch Paris fallen, und mit ihm **der letzte der Generäle Frankreichs** unterliegen wird. Denn nur dadurch wird ein **wahrer und dauerhafter Frieden** möglich.

A. M.

Skizzen vom Kriegsschauplatz.

Von unserm Berichterstatter Georg Hiltl.

III. Verwundete von Weißenburg in Sulz.

Ich irrte zwischen den Massen umher, und gerieth endlich in eine Art von Restauration, die so voll Militär gepfropft war, daß nur mühsam eine kleine Stätte erobert werden konnte, um an derselben ein Cotelett zu ergattern, das ganz für die Zähne der Turcos geschaffen zu sein schien. Zu mir hatte sich ein junger Mann gesellt, der stets behauptete, ein Maler zu sein. Er besaß auch eine Art von Skizzenbuch, in welches er jedoch niemand hineinschauen ließ.

Mir war die etwas mystische Persönlichkeit verdächtig. Aber da keine Anforderung seinerseits an mich gestellt wurde, konnte ich ihn mitlaufen lassen. Ich suchte jedoch die erste Gelegenheit, um mich von ihm loszumachen, und eilte an die Bahn, wo schon der Zug nach **Niederbronn** bereitstand. Ein Herr Ober-

wiesen — ich glaube, so war sein Name — brachte Erfrischungen nach Niederbronn. Er war so gefällig, mir einen Platz in dem Pferdewagen anzuweisen, und ich stieg eben in den geräumigen Behälter, als, wie in Hoffmanns „Doppelgänger", von der andern Seite der angebliche Maler in den Wagen kletterte. Mit den Worten „Ah — das ist schön, daß ich Sie wieder finde", war er auch gleich niederlassungsfähig, das heißt: er schob sich einen Tränkeimer herbei, auf welchem er Platz nahm und seine Cigarre anzündete.

Ich war allerdings betroffen — um so mehr, als der Mann mir ganz naiv sagte: „Nöthigenfalls werde ich mich auf Sie berufen" — das war mir denn doch über den Spaß, und ich wiederholte sehr trocken: „Nein — das werden Sie bleiben lassen."

„So?" lachte er. „Na — ich habe ja meine Paßkarte."

Ich hielt es für angemessen, jede weitere Unterhaltung abzubrechen und nahm Gelegenheit, bei der ersten Wasserstation den Wagen zu verlassen. Ich habe das seltsame Individuum nicht wieder gesehen. —

Schrecklicher als je traten die Zeichen der gelieferten mörderischen Treffen an mich heran, als wir Sulz erreichten. Die kleine Stadt war in so großer Aufregung, daß niemand sich um irgend einen Menschen kümmerte, der noch auf zwei Beinen daherging. Von dem Getümmel und wilden Durcheinander ist es schwer, sich Begriffe zu machen. Alles hatte nur Sinn für die armen, unglücklichen Blessirten. Man trieb sich selbst zur Eile und Hilfe an. Blutige Decken — Binden, Waschschüsseln und Schwämme, die rothen, weithin leuchtenden Kreuze der Samariter des Kriegsschauplatzes tauchten überall auf, — wimmernde Menschen und solche, welche die Schmerzen lindern wollten, waren ringsum zu erblicken.

Zwischen den Massen kamen Züge von Gefangenen an. Es hieß, daß über 6000 in dem Orte seien. Einige Civilisten waren ebenfalls eingebracht. Sie sollten von verschiedenen Stellen aus auf deutsche Soldaten geschossen haben. Insbesondere ward der Thurm zu Wörth als ein Ort bezeichnet, der diesen Leuten als Standpunkt gedient habe. Mitarbeiter der berüchtigten französischen Blätter „Figaro" und „Gaulois" sollten sich darunter befinden. Auch ein Herr Seltenmeyer, Notar in Wörth, gehörte zu den Inhaftirten. Sie hatten im ganzen keine Ursache, sich über schlimme Behandlung zu beklagen, denn man hielt sie eben nur im Gewahrsam. Es ist dies eine Vorsicht, welche vollkommen gerechtfertigt erscheint in Zeiten, wo ein unbedeutendes Wort große Fatalitäten herbeiführen kann. Auf dem Kirchhofe campirten viele französische Gefangene.

Diese Gruppen erinnerten mich lebhaft an die, welche ich am Morgen nach der Schlacht von Königgrätz auf dem Horsitzer Kirchhofe sah, nur waren die französischen Gruppen bunter und pittoresker, als die damaligen österreichischen. Hier ein Dutzend Zuaven mit den stolzen, bitterlächelnden Gesichtern, dort der Liniensoldat, der seine Wunde in der Pfütze kühlte, hier wieder einige zwanzig Turcos, die sich aneinander kauerten und zuweilen wirklich den Anblick einer Abtheilung von Menageriebewohnern gewährten. Die unheimlich blitzenden Augen, das Fletschen der weißen Zähne, dabei eine gewisse Abgemessenheit der Bewegungen — das alles gab den mit bunten Uniformen — bunt, trotz der vom Gefechte stark mitgenommenen Kleidung — ein ganz seltsames und grauenhaftes Aussehen.

Sie hatten, wie die meisten Gefangenen, ihre Haupterquickung im Rauchen gefunden. Einige spielten mit ihren Amulets, andere ließen gedankenlos Sand zwischen die Finger durchlaufen. Was ich hier freilich viel häufiger, als bei den österreichischen Gefangenen bemerkte, war die Sucht zu schreiben. „Papior! papier!" Diesen Ruf hörte man oft. Es wurd ihnen von Seiten der Officiere unserer Armee auch meistentheils gewährt, und sie begannen sofort ihren Angehörigen Nachricht zu geben. Einige schrieben auf der Erde liegend, andere drückten das Papier gegen die Mauer oder brauchten ein altes Kochgeschirr als Unterlage.

Zuweilen wurde man in sehr artiger Weise mit halblauter Stimme um eine Cigarre gebeten. Dies war die beste Gelegenheit, mit einem der Leute in Unterhaltung zu treten, und fast jedesmal bezeugten sie ihr Erstaunen darüber, daß hier so viele Deutsche französisch verständen.

Ein sehr martialisch aussehender Sergeant saß auf dem Mauerrande und blickte wehmüthig über dieses Gewoge von Truppen der mit großen Erwartungen ausgerückten Armee des Imperators. Er streckte mechanisch die Hand nach einer Cigarre aus, und als ich ihm eine solche reichte, legte er dankend die Finger an sein Käppi. Der Mann ließ sich bald genug in ein Gespräch verwickeln, und dergleichen Unterhaltungen sind gerade die interessantesten. Noch vibrirt bei solchen Leuten alles in Folge des Kampfes, und sie geben die merkwürdigsten Dinge an. So erzählte mir der Sergeant, daß er und seine Kameraden nur „auf vier Tage Ration mitgenommen hätten — weil am fünften „Diner à Francfort" sein sollte!!"

Mit der Führung waren sie alle sehr unzufrieden und Mac Mahon ward arg kritisirt. Er soll, als die Schlacht bereits schwankte, die Truppen aufs Gerathewohl in das Feuer geworfen haben. Viele der Leute behaupteten, der Kaiser sei während des Treffens unter seinen Truppen gewesen.

Nicht genug Worte kann man finden, um die gute Haltung unserer bairischen Waffenbrüder zu loben. Selbst die Verwundeten hatten so viel Stolz und Beherrschung, daß es eine Freude war. Ich erinnerte mich lebhaft einiger mir wohlbekannter Leute aus dem schönen Kreuth. Sie waren, als ich kurz vor dem Ausbruche des Krieges noch in den stillen, herrlichen Thälern weilte, ausgehoben und auf den Kriegsschauplatz geführt worden — Söhne der schönen Berge, junge Männer, die noch nie aus der friedlichen Heimat gezogen. Lagen auch sie unter den Blutenden und Zerschossenen? Hörten sie in den Phantasieen des Wundfiebers die harmonischen Klänge des Glockengeläutes und das sanfte Lied der Zitherspieler? — Gewiß lag mancher dort in der Halle, zuckend im Schmerz, der kraftvoll mit nerviger Faust die unheimlichen Schwarzen in den Weingärten von Weißenburg niedergemacht hatte.*)

Das Corps der Baiern, welches unter Bothmer die Avantgarde bildete, hat seine Helden des blutigen Tages aufzuweisen. Weißenburg — vom Feinde hartnäckig vertheidigt — mit allen Mitteln zur Abwehr eines Angriffes ausgerüstet — bot Gelegenheit genug, den Muth der deutschen Truppen auf die Probe zu stellen.

Abgesehen von der Verschanzung, der Verbarrikadirung der Stadt selbst, auf die ich noch ausführlicher kommen werde, waren es die rechts und links liegenden Weingärten, welche dem Feinde durch ihre Mauern und Gänge treffliche Stellung boten. Die Baiern stürmten mit wahrem Löwenmuthe an, und während ein Theil die Stadt angriff, begann der andere in den gefahrbringenden Gärten aufzuräumen. Hier zeigen sich den wackern Deutschen zuerst jene abenteuerlichen Figuren der Wüstensöhne. Aus dem Gestrüpp tauchen die dunklen Gestalten auf — Erheben und Schuß sind Eins — mit dem gellenden Geschrei: „Vive l'Empereur!" rücken die Zuaven heran, und das Geheul der Turcos mischt sich in diese französischen Rufe.

Die verderbliche Waffe: das Chassepotgewehr und das Knattern der Mitrailleusen — die grimmen Gestalten der Schwarzen — das sind Effecte, welche auch den Muthigen einigermaßen zum „Halt" auffordern können. Aber unsere Baiern haben gezeigt, daß sie für dergleichen Schreckmittel keine Empfindung besitzen. Im Sturmschritt vor und die Mauern hinauf — geübte Kletterer sind darunter — „Feuer" und dann in die Rebengeländer hinein, wo ein ganz furchtbares Handgemenge beginnt. Gesicht an Gesicht mit den schwarzen Teufeln — das Schießen wird matter — man arbeitet mit dem Bajonnet und dem Faschinenmesser.

Deutscher Stahl klirrt gegen den Yatagan und den breiten Handschar des Kabylen. Geschrei und Flüche — gräßliche Laute des Schmerzes aus den zum Kreischen verzogenen Mäulern der Turcos.

Schon fliehen die ersten Haufen der afrikanischen Tirailleurs, das Hurrah der Baiern wird immer lebhafter. Wohl sinkt mancher Brave nieder zwischen den grünen Laubgewinden, aber schon sind die Kameraden oben und ihre Messer tauchen sich in die Brust des schwarzen Gesellen, der auf deutscher Erde sein Ende findet, und mit dem Schlachtrufe, hervorgewirbelt aus kraftvoller echt bairisch breiter Brust, dringen die Blauen in die Berge, im wilden Gemetzel alles vor sich hinjagend. —

Ich hätte mir eigentlich solche Episoden bis zur Schilderung des Schlachtfeldes von Weißenburg aufsparen sollen, allein der Gegenstand reißt plötzlich hin, und ich habe noch mancherlei von dem harten Kampfe zu berichten. Als die blutige Arbeit vorüber war, holte man genug der Wackern aus den Weinbergen und sonst wo hervor. Viele lagen stumm für immer da — die Schwarzen hatten sich mit der Wuth der Hyänen gewehrt, aber die starken Deutschen konnten sie

*) Vgl. das Bild Simmlers in Nr. 49. S. 776.

nicht bewältigen, ihren Angriffen vermochten sie nicht zu stehen — und dann war es ja nicht nur ein Kampf mit den Turcos und Zuaven — es war ein Wetteifern mit den Waffengenossen, mit jenen heldenmüthigen preußischen Scharen, die zue selben Zeit den furchtbar verschanzten und besetzten **Geisberg**, die Stütze des rechten französischen Flügels, angriffen.*)

Das Feuer des Feindes war, nach Aussage aller beim Angriff betheiligt Gewesenen, über jede Beschreibung furchtbar. Mit einem Schauer von Kugeln wurden die anstürmenden Preußen begrüßt und die ersten waren sofort dem Tode geweiht. Tambour battant ging es vorwärts. Der feste Tritt dieser heroischen Bataillone wird keine Secunde unsicher.

Das Königsgrenadierregiment (Nr. 7) kennt kein Zagen, kein Weichen — es kennt wohl die Gefahr, und darum geht es ihe so ruhig entgegen und so ernst. Die Gesichter dieser Männer spiegeln den Gedanken wieder, der alle beseelt: Es ist vielleicht die letzte Stunde für uns da — aber wir müssen sie nützen. „Fort and fort — höher und höher," kein Hinderniß schreckt sie — die platzende Granate erschüttert diese Reihen ebenso wenig, als das Geprassel der mörderischen Mitrailleusenkugeln. Der fallende Kamerad wird mit einem wehmüthigen Blicke abgefunden, aber vorwärts nach oben richten sich die Augen — nach oben, von woher der Tod kommt.

Dieser Auf- oder Empormarsch ist eine der heldenmüthigsten Thaten — freilich haben wir ja schon die Kletterer von Gitschin in unsern Kriegsbüchern verzeichnet, aber hier ist die Gewalt des Feindes noch schrecklicher, hier prasselt der Tod in schnellem Tempo tausendfach hernieder — schon sucht man vergeblich die ersten der Officiere — sie decken alle in ihrem Blute die Erde — endlich sind die Königsgrenadiere oben — die preußische Salve knattert — der Kampf beginnt jetzt erst, bis dahin war es ja nue ein grausiger Spaziergang in den Tod hinein.

Um fechten zu können, mußten erst so viele hunderte fallen, damit die Ueberlebenden den Feind bewältigen. Nach wüthendem Ringen ist der muthige Feind geworfen. Von den Bergen donnert das „Hurrah" in den Lärm der Schlacht hinein.

Da liegen auch drunten in dem kleinen **Sulz** viele von den Kletterern, von den braven preußischen Jungen. Preußisch und Bairischblau nebeneinander.

Gegen Abend kamen Wagen voll Mitglieder der Sanitätscommission aus München. Sie holten bairische Verwundete in die Heimat ab. Solcher Züge sah ich später noch viele. Man leerte so schnell als möglich die Lazarethe. Viele Blessirten wurden nach Mannheim gebracht.

*) Vgl. die Skizze unseres militärischen Specialartisten Nr. 49. S. 776.

Im Feuer von St. Privat.

Aus dem Briefe eines blessirten Officiers.

Kaiserslautern, 22. August 1870.

— Bei Hanonville war die ganze 1. Gardedivision am 18. Aug. concentrirt. Morgens 3 Uhr wurde Reveille geschlagen, und alles machte sich zum Aufbruch bereit. So lagen wie bis $^1/_2$7 Uhr, ärgerlich über diesen langen Aufenthalt und die Hoffnung aufgebend, daß es heute noch zum Kampfe kommen würde, da, wie es hieß, die Franzosen sich, wie bisher, überall eiligst zurückzögen. Da — es wae $^3/_4$7 Uhe — erschien der Divisionsprediger, um einen kurzen Feldgottesdienst abzuhalten. Es war ein herrlicher Morgen; die Schönheit der Natue rings umher erhöhte die Feierlichkeit des Moments; manches Auge wurde bei den kräftigen, kernigen Worten des Predigers naß; für viele sollte es ja der letzte Morgen ihres Lebens sein! Nach Beendigung des Gottesdienstes brachte der General ein Hoch auf unseren König aus, und hierauf spielte die Musik „Heil Dir im Siegerkranz", das die ganze Brigade mitsang.

Bis $^3/_4$8 Uhr mußten wir nun noch warten, da das sächsische (12.) Armeecorps an uns vorbei marschirte, dann hieß es auch für uns: „An die Gewehre!" Unser Marsch ging über Mars-la-Tour, wo zwei Tage vorher ein blutiges Gefecht stattgefunden hatte. Ueberall sah man noch die Spuren des heißen Kampfes; todte Pferde, Tornister, Gewehre, Helme und viele Leichen, Franzosen wie Preußen bedeckten das Feld.

Um 12 Uhr wurde Rendez-vous gemacht, um Wasser zu holen, da wir bei der großen Hitze und dem langen Marsche brennenden Durst hatten. Zu essen hatten wir nur ein Stückchen Zwieback; Fleisch gab es seit dem vergangenen Abend nicht, da die Proviantcolonnen nicht heran konnten. Die von den Regimentern zum Wasserholen geschickten Leute waren nicht aus dem Dorfe zurück, als von der Avantgarde die Meldung eintraf, daß die Franzosen kaum eine Stunde weit Stellung nähmen. Sofort wurde aufgebrochen, und die Bataillone gingen in der Colonne nach der Mitte nach der Ordre de bataille vor. Es dauerte nicht eine Viertelstunde, als die Artillerie, die im Galopp bei uns vorbeigesaust war, ihr Feuer begann. Der Donner der Geschütze wurde allmählich immer stärker, and bereits sah man in der Ferne das Platzen der französischen Granaten. Wir setzten unseren Marsch über Kartoffeln und abgemähte Getreidefelder weiter fort; die Hitze war sehr groß; die Leute hatten seit morgens keinen Tropfen Wasser getrunken. Glücklicherweise habe ich es mir angewöhnt, während des Marsches nicht aus meiner Feldflasche zu trinken, daher hatte ich dieselbe jetzt noch gefüllt, doch war dies eigentlich nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Bald schlugen die Granaten nun näher und häufiger ein; auf einer Höhe angelangt, sahen wir vor uns das Terrain offen liegen und in der Ferne feindliche Infanteriemassen sich bewegen. Ungefähe 2000 Schritt eechts vor uns waren bereits mehrere Bataillone im heftigen Kampf am ein Gehölz begriffen, und wir hörten deutlich das Knattern des Kleingewehrfeuers. Bald sahen wir auch die Unsern in dichten Tirailleurschwärmen vorgehen, und die Franzosen wurden aus einer Position in die andere zurückgedrängt. Hinter einer Terrainwelle machten wie Halt; ich sah mich um, und zählte hinter und neben uns 10—12 Bataillone. Wir standen jetzt im heftigsten Granatfeuer; rechts und links sahen wir die Geschosse einschlagen, doch kamen nur einige leichte Verwundangen voe. Der Oberst, sowie der Bataillonscommandeur hielten etwa 40 Schritt vor dem Bataillon; da knatterte es dicht neben ihnen; eine Wolke von Staub und Erde erhob sich, doch aiemand war beschädigt; ein lautes Hurrah erfolgte. Die ersten Verwundeten wurden von vorne bei uns vorbeigetragen, unter anderen ein schwerverwundeter Artillerieofficier. Nach etwa fünfzehn Minuten — es wae $^1/_2$2 Uhr — gingen wir unter den Klängen des Preußenliedes weiter voe; sobald eine Granate über unsere Köpfe hinwegflog, machte fast das halbe Bataillon den bekannten Diener; ich hatte mir vorgenommen, es nicht zu thun, und habe es auch durchgeführt.

Nach und nach wurde das Geschützfeuer schwächer; vor uns kämpften Gardefüsiliere und Gardeschützen um den Besitz des Dorfes St. Marie aux Chênes. Wir wurden nun in eine bedeutende Vertiefung hinter ein Gehölz geführt, wohin noch weitere fünf Bataillone vom 3. und 4. Garderegiment kamen, um, wie es hieß, zu warten, bis das sächsische Corps in die Flanke des Feindes gefallen wäre. Die Gewehre wurden zusammengesetzt. Die Sonne brannte vom Himmel herunter; es gab nicht ein bischen Schatten, und dazu hatten wir nichts, um unseren Durst zu stillen. Da entdeckte plötzlich irgend jemand ein kleines Quellchen, und mit wahrer Gier stürzte alles dorthin; nach wenigen Secunden war an Stelle der Quelle nur ein schmutziger Schlamm; dessenungeachtet warfen sich die Leute hin und sogen aus dem Erdboden die elende Feuchtigkeit.

Nach einer Stunde ging es weiter übers Feld, wo die Gardefüsiliere gekämpft, bis zu dem von ihnen erstürmten Dorfe St. Marie. Alle zehn Schritt sah man einen todten oder verwundeten Füsilier liegen; die Franzosen hatten an der Lisière des Dorfes hinter festen, mit Schießscharten versehenen Mauern gestanden, und daher die Füsiliere bei dem Sturm große Verluste erlitten.

Am Eingange des Dorfes blieb unsere Brigade halten; ab und zu pfiffen einige Mitrailleusenkugeln vorbei; doch schien im allgemeinen hier das Gefecht zu ruhen. Im Dorfe wurde sofort ein Lazareth eingerichtet, das sich rasch füllte; mehrere schwerblessirte Officiere wurden an mir vorbeigetragen, auch der Commandeur eines sächsischen Infanterieregimentes kam mit zerschossenem Arme an.

Hier erfuhren wir, daß der Oberst v. Erckert, sowie der Divisionsadjutant v. Damm I von unserem Regiment gefallen seien.

Glücklicherweise fand sich etwa 100 Schritt weiter in einem Garten ein großer Teich; von den Gewehren durfte sich jedoch niemand entfernen, da wir jeden Augenblick alert sein mußten; daher wurden von einigen Officieren und Mannschaften Eimer und Kochgeschirre mit Wasser herangeschleppt, so daß im Laufe einer halben Stunde fast das ganze Bataillon einige Schluck Wasser getrunken hatte.



Die neuen Bahnwärter in Frankreich.
Nach dem Leben gezeichnet von unserem Specialartisten Emil Hünten.

Innerlich war ich recht ärgerlich, daß wir nun doch nicht in ein rechtes Gefecht gekommen waren; wir hielten nämlich alle den Kampf für beendet, da wir schon eine Stunde hier lagen. Es sollte anders kommen!

Nach 4 Uhr wurde der Kanonendonner stärker; unsere Brigade erhielt den Befehl, vorzugehen. Der Feind hatte sich auf das etwa tausend Schritt entfernte Dorf St. Privat de la Montagne zurückgezogen, und stand theils vor, theils in demselben. Das Terrain zwischen beiden Dörfern ist ganz eben und steigt allmählich nach dem letztgenannten Dorfe zu an, so daß die Franzosen in einer äußerst günstigen Position standen.

An der Tete der Sturmcolonnen waren die beiden ersten Bataillone unseres Regiments; wir gingen in Bataillonscolonnen um das Dorf St. Marie herum vor, aber kaum waren wir auf das freie Feld gelangt, als wieder das eigenthümliche Knattern der Granaten und Shrapnels vor unseren Ohren ertönte, und unzählige Sprengstücke uns um die Köpfe flogen, manche Lücke in das Bataillon reißend. Gleich darauf wurde letzteres in Compagniecolonnen auseinandergezogen, und acht Compagnieen rückten nun zum Sturme vor. Hinter uns kam das Füsilierbataillon und, ich glaube, das 3. Garderegiment. Jetzt begann das Mitrailleusen- und Kleingewehrfeuer, aber in furchtbarer Weise.

Die Kugeln pfiffen uns unaufhörlich an den Ohren vorbei, dazwischen platzten die Granaten und Shrapnels. Ich befahl meine Seele dem allmächtigen Gott und sagte Euch im Geiste Adieu. Dann faßte ich meinen Säbel fester und rief meinem Zuge ein lautes, ermunterndes „Vorwärts" zu. Obwohl mancher von unseren Grenadieren in den Tod getroffen hinsank, stutzte doch die Compagnie auch nicht einen Moment. Ohne einen Schuß zu thun, gingen wir, festgeschlossen, vorwärts. Ich sah mich öfters nach meinem Zuge um; auf keinem Gesichte sah ich eine Spur von Zagen. Mein Flügelmann sagte lachend zu mir: „Herr Lieutenant, so toll war es bei Königgrätz doch nicht."

Plötzlich war es mir, als ob mir jemand einen Kolbenschlag auf mein linkes Bein gäbe; eine Kugel hatte meinen linken Rockschoß durchlöchert, doch war ihre Kraft durch das in demselben befindliche Verbindezeug gebrochen, so daß ich nur eine leichte Contusion davontrug. Da wurde einen Augenblick Halt gemacht, die Leute mußten niederknieen, wir Officiere blieben stehen. In diesem Moment empfand ich einen stechenden Schmerz in meinem rechten Bein und fühlte, wie mir das Blut herabfloß. Mir wurde eine Secunde lang schwarz vor den Augen; ich ließ mir jedoch nichts merken, und da wir gleich



König Wilhelm bei Rezonville.



Das erste württembergische Reiterregiment unter Oberstlieutenant von Aufin erobert bei Reichshofen vier französische Geschütze.

Für das Daheim gezeichnet von O. Faber du Faur.

wieder avancirten, versuchte ich auch mitzugehen. Indessen konnte ich auf dem rechten Fuße nicht recht auftreten; ich faßte daher meinen rechten Flügelunterofficier unter den Arm und hinkte nun noch etwa 40—50 Schritt mit. Mit meinem lahmen Bein konnte ich aber mit der Compagnie nicht mitkommen, ich war bereits zehn Schritt zurückgeblieben und fühlte beim Gehen einen heftigen Schmerz; ich rief daher dem ältesten Unterofficier, Sergeant Freise, zu, den Zug zu übernehmen. Auf Befehl des Compagnieführers schwärmte der Tetenzug aus, aber schon nach wenigen Augenblicken war kaum noch die Hälfte da. Der Feldwebel, der mich hinterher hinken sah, rief einem Grenadier zu, er solle mich zum Verbandplatze führen, und da ich sah, daß es so doch nicht ginge, schleppte ich mich, auf den Grenadier und auf meinen Säbel gestützt, zurück. Ich war außer mir, als unser Füsilierbataillon, und dann noch zwei Bataillone an mir vorüberschritten, daß ich nun so elend zurückmußte. Die Officiere salutirten vor mir — ich hatte es ja früher auch vor den Verwundeten gethan. Noch einmal wollte ich versuchen, umzukehren; ich zog mir daher die Hosen herunter, um nach meiner Wunde zu sehen: das Geschoß war dicht über dem Knie hinein- und zwei Zoll weiter wieder hinausgegangen; sie blutete so stark, daß es allerdings nöthig war, mich verbinden zu lassen. Bis zum Dorfe St. Marie hatte ich noch ca. 400 Schritt; wo ich hinsah, war das Feld mit Todten und Verwundeten bedeckt.

Am Eingange des Dorfes entließ ich den Grenadier und ließ mich von einem sächsischen Krankenträger in ein Lazareth führen. Das hierzu eingerichtete große, zweistöckige Haus, sowie der Garten war bereits voller Verwundeten. Auf einem Rasenplatze wurde ich durch einen sächsischen Arzt — das Lazareth war ein sächsisches — verbunden. Da mir das Gehen mittlerweile immer schwerer geworden war, so blieb ich denn hier liegen und deckte mich mit meinem Mantel zu. Die sächsischen Lazarethgehilfen waren von einer Freundlichkeit und Gefälligkeit, die wirklich erhebend war, nicht nur gegen mich, sondern überhaupt gegen alle Verwundeten.

Unterdessen tobte der Kampf draußen weiter; das Feuer hörte man bald näher, bald entfernter. Es war mir ein peinlicher Gedanke, hier so hilflos zu liegen, und, falls die Unsrigen zurückgedrängt würden, womöglich in Gefangenschaft zu gerathen. Zudem schlugen einzelne Granaten dicht neben unserem Garten ein; vorher, als ich noch auf den Beinen war, ließen die Dinger mich ziemlich kalt, aber jetzt, wo man sich kaum rühren konnte, wäre es mir doch ziemlich unangenehm gewesen, wenn solche Bestie mitten zwischen uns heruntergekommen wäre. Von den ferner eintreffenden Verwundeten hörte ich denn zu meiner großen Freude, daß der Feind überall geschlagen, und daß das Dorf St. Privat gestürmt sei. Die Feuersäule, die am Himmel emporstieg, bewies, daß es wahr sei; unsere Artillerie hatte das Dorf in Brand geschossen. Die Nachricht von unserem Siege belebte alle, und ich bemerkte deutlich, selbst bei Schwerverwundeten, einen Strahl der Freude auf ihren Gesichtern. Um 9 Uhr hörte der Kanonendonner auf; neun Stunden hatte die Schlacht gedauert.

Die Nacht über blieb ich unter freiem Himmel liegen; ein Lazarethgehilfe brachte mir ein wenig Stroh, sowie einen Mantel, und ich legte mir meinen Helm nebst einem Kochgeschirr als Kopfkissen unter. Das Gestöhne und Gewimmer der Verwundeten war schrecklich mit anzuhören; viele lagen schon mehrere Stunden da, ohne verbunden zu sein; andere riefen in ihrem Durst nach Wasser. Doch die Ermüdung ließ mich bald einschlafen, und im Traume traten die Bilder des vergangenen Tages wieder vor meine Seele.

Gegen Morgen wachte ich vor Kälte auf; ein Lazarethgehilfe brachte mir etwas Kaffee und ein Stückchen Brot, was mich sehr erquickte, da ich seit mittags nichts gegessen hatte.

Gegen 8 Uhr kam der Albert zu mir; er weinte, als er mich sah, und küßte mich. Wir schrieben nun beide an Euch; dann ging er fort, um mir etwas Suppe zu besorgen. Unterdes kamen bereits Leute meiner Compagnie — das Regiment bivouakirte dicht hinter dem Dorf — und brachten mir Hühnersuppe mit Fleisch; sie hatten gehört, daß ich dort lag, und beeilten sich nun, für mich zu sorgen. Ich werde das den Betreffenden nie vergessen! Ich theilte mein Mahl mit dem Sergeant Freise; wohl nie hat mir eine Suppe so herrlich geschmeckt, wie an diesem Morgen. Dann ging ich — natürlich hinkend — ins Bivouak; was war vom Regiment übrig geblieben! Von meiner Compagnie waren 70 Mann da; sie wurden von einem jungen Unterofficier commandirt. Der Fähnrich von Krosigk commandirte das Bataillon; sämmtliche Officiere desselben waren todt oder verwundet. Im ganzen hat das Regiment 13 Officiere todt und 26 verwundet.

Ich will nun das Ende der Schlacht erzählen, wie es mir von Albert mitgetheilt ist:

Bataillon auf Bataillon rückte in Compagniecolonnen zum Sturme heran. Die Franzosen standen hinter festen Steinmauern und schossen, ohne zu zielen oder sich überhaupt zu zeigen, ihre Gewehre in die Luft ab, daher wir namentlich auf den weiteren Distancen große Verluste hatten, während auf 200 Schritt dies nur in sehr geringem Maße der Fall war. Den meisten Schaden thaten uns die Mitrailleusen auf 700—900 Schritt, auch meine Verwundung ist durch ein Mitrailleusengeschoß herbeigeführt.

Trotz dieses Kugelhagels kamen unsere tapferen Truppen an die Lisière heran, einzelne Compagnieen, ohne einen Schuß zu thun, wo nun der Kampf mit Bajonnet und Kolben begann. Nachdem die Mauern erklettert, warfen die Unsrigen von oben mit großen Mauersteinen auf die Köpfe der Vertheidiger. Die Franzosen wurden einzeln niedergemacht, da eine Flucht in dem Dorfe sehr schwierig war; es focht Mann gegen Mann. Dazu beschoß unsere Artillerie das bereits erstürmte Dorf mit Granaten und steckte es in Brand. Was hinter dem Dorfe von Franzosen stand, löste sich in wilde Flucht auf; es war mit Gottes Hilfe einer der glänzendsten Siege errungen!

Im Laufe des Tages wurden unsere gefallenen Kameraden zur ewigen Ruhe gebettet, ein Geistlicher segnete sie ein, und die Regimentsmusik spielte: „Jesus, meine Zuversicht". Da liegen dreizehn in einer großen Grube, um auch im fremden Lande Zeugniß abzulegen von preußischem Heldenmuth!

Die Leichtverwundeten sollten so rasch wie möglich zurücktransportirt werden; ich bestieg daher mit dem Oberlieutenant v. Wilffrodt vom 4. Garderegiment, der dieselbe Blessur hatte wie ich, einen Bauerwagen, um nach der nächsten deutschen Stadt zu eilen und dort unsere Heilung abzuwarten. — — —

Am Familientische.

Die Hyänen des Schlachtfeldes.

(Zu dem Bilde auf S. 805.)

Das blutige Ringen des Tages ist beendet. Der Donner der Geschütze ist verstummt. Die Stille der Nacht bedeckt das weite Schlachtfeld, nur hie und da unterbrochen von dem Stöhnen und Aechzen eines übersehenen Verwundeten. Da schleichen unheimliche Gestalten inmitten der Leichen umher sorgfältig ausspähend, ob niemand sie beobachtet — sie nahen den im kalten Tode Daliegenden, sie schneiden ihnen die Kleider vom Leibe, die Ringe von den Fingern, die Stiefel von den Füßen, ja — es ist gräßlich zu sagen, aber wahr! — sie verstümmeln die Leichen, sie geben den noch Athmenden den letzten Todesstoß. Es sind — Leichenräuber, die Hyänen des Schlachtfeldes, wie man sie nur zu treffend bezeichnet hat.

Man schaudert bei dem Gedanken an solche Gräuel, wie sie unser Bild mit erschreckender Anschaulichkeit darstellt, man fragt: Ist denn das nicht zu verhindern? Geschieht denn nichts dagegen? Ganz zu verhindern ist es nicht, namentlich bei Schlachten, wie den letztgeschlagenen in Frankreich, die sich über mehrere Meilen Terrain ausdehnten; aber es geschieht, was nur möglich ist. Auch im Kriege gibt es eine Polizei, — es ist die Feldgendarmerie, und sie ist im preußischen Heere namentlich vortrefflich organisirt. Jedes Armeecorps hat eine Abtheilung davon, die aus 1 Rittmeister, 2 Wachtmeistern, 15 Obergendarmen, 15 Unterofficieren und 30 Gefreiten besteht; alles auserlesene kräftige, umsichtige, als zuverlässig erprobte, vorzüglich berittene Leute. Sie sorgen für Ordnung im Heere und beschützen die Landesbewohner; sie sorgen im Rücken der Armee dafür, daß die rückwärts gelegenen Straßen für die Trains und Bagage freigehalten werden. Vor allem aber ist es ihre Aufgabe: nach einem siegreichen Gefechte das Schlachtfeld nach allen Richtungen abzupatrouilliren und den Leichenräubern ihr entsetzliches Handwerk zu legen. Mit drakonischer Strenge verhindern sie das Ausplündern der Gefallenen. Mehrere Mal sind auch schon nach Deutschland von ihnen aufgefangene französische Bauern transportirt, die als Leichenräuber angetroffen oder auf Verwundete geschossen hatten. Aber soviel Unheil diese braven Männer — meist mit Gefahr ihres eigenen Lebens — auch verhüten, ganz reinigen können sie die Schlachtfelder nicht von ihrer schlimmsten Plage, von den entmenschten Leichenräubern, die in Frankreich schlimmer und zahlreicher zu sein scheinen, als in irgend einem andern europäischen Lande.

Allerhand Erlebnisse auf dem Kriegsschauplatze.

(Zu den Bildern auf S. 812 und 813.)

Die Rolle, welche die Eisenbahnen in diesem Kriege spielen, wird sicher einst von sachmännischer Seite eingehend gewürdigt werden. Zum

[illegible] in großartigster Weise zu militärischen [illegible] ragender [illegible], nicht aber [illegible] der zwölf [illegible] Vaterlandes [illegible] 1890 [illegible] innerhalb [illegible] d. h. inner[illegible]halb [illegible] ssen! Für [illegible] Concentration unserer Truppen war [illegible] Wichtigkeit und [illegible] für den glänzenden Beginn des Feldzuges [illegible] Dank der [illegible] mit Ausnahme [illegible] — überall gleich [illegible] en Bahnen [illegible] unsere Bahnzüge, nachdem die Franzosen aus dem Nordwesten [illegible] fort auf die [illegible] Grenze übergegeben [illegible] von den [illegible] Innere [illegible] verschwunden. [illegible] unsere [illegible] Truppen [illegible] französischen Bahnen [illegible] wurden nun schleunigst deutsche Locomotiven, deutsche [illegible] über die Grenze [illegible] und unter den Soldaten das nöthige [illegible] ausgewählt. Die erste wieder in Betrieb gesetzte Strecke war [illegible] Weißenburg und Hagenau im Unterelsaß, und die Soldaten, die eben noch bei der [illegible] Stadt mit vor dem Feinde gestanden, lieferten [illegible] So sehr denn der deutsche Krieger, der Tornister [illegible] jetzt mitten in [illegible] ein [illegible] des Friedens pflegend. Noch prangt an der Stationstafel die Inschrift: Soultz sous forêt, bald aber wird sie der alten berechtigten deutschen Inschrift: „Sulz unterm Forst“ wieder weichen müssen.

In diesem selben Sulz hatte auch Kronprinz Friedrich Wilhelm sein Hauptquartier, als er die denkwürdige Schlacht von Wörth geschlagen. Dorthin wurden die Beutestücke, die Mitrailleusen, Kanonen und Adler geschafft, die der fliehenden Armee Mac Mahons abgenommen waren. Schon sank der Abend auf das Schlachtfeld hernieder, da langt auf schweißbedecktem Rappen ein Adjutant des Generals von Obernitz, des Führers der Württemberger, bei dem Kronprinzen an. Freudig erregt überbringt er gute Kunde von der wohl durchgeführten Verfolgung des Feindes und dem glänzenden Reiterangriff der Württemberger. Hei! Das setzte Schwabenstreiche bei Reichshofen. In wilder, ungeordneter Flucht ergießen sich die Feinde auf der von Reichshofen nach Niederbronn führenden Straße, ganz zuletzt eine Batterie, der viele Pferde schon weggeschossen sind. Da ertönt das Siegesgeschrei der Deutschen und zwingt sie noch einmal zu verzweifelten Anstrengungen. Herandonnert an der Spitze zweier württembergischer Schwadronen der jugendliche Obristlieutenant v. Auffin; er erhält einen Schuß in die linke Schulter, an seiner Seite fällt Oberlieutenant v. Speth, aber vorwärts geht es unter Hurrah in die französische Batterie hinein, und vier Geschütze, darunter eine Mitrailleuse, werden den wackeren Reitern zum Preis. Diese Scene ist es, die unser Künstler nach den Mittheilungen v. Auffins auf dem großen Bilde verewigt hat.

Und noch ein drittes Bild, zu dem die Skizze uns von dem blutgetränkten Schlachtfelde bei Gravelotte zuging, theilen wir heute unsern Lesern mit. Unser war nach schwerem Ringen der Sieg am 18. August. Der königliche Feldherr, tiefgerührt durch die großen Verluste, die unser tapferes Heer erlitten und doch wieder freudig bewegt ob der herrlichen Thaten desselben, ritt über das Schlachtfeld, jubelnd begrüßt von den Truppen. Es ist bekannt, wie er trotz seines hohen Alters die Beschwerden des Feldzugs in nicht gewöhnlichem Maaße mit erträgt. Er hatte im Granatfeuer gestanden und an dem ganzen langen, bangen Nachmittage nichts genossen. Nicht ein armseliger Marketenderwagen war zugegen, als er, von Gravelotte auf Rezonville zureitend, gegen sein Gefolge aussprach, ihn hungere. „Nun unsere Leute haben wenigstens noch Brot!“ bemerkte in demselben Momente ein höherer Offizier aus des Königs Gefolge, als er sah, wie einige in der Nähe stehende Soldaten trockenes Commißbrot aus ihren Beuteln hervorlangten. Der König ritt heran und nahm aus der Hand eines Gemeinen ein Stück Commißbrot entgegen, das er mit dem Ausrufe: „Seit neun Stunden der erste Bissen!“ verzehrte. Solche Scenen, wie sie mehrfach schon in diesem Feldzuge sich ereignet, tragen nicht wenig dazu bei, die Beliebtheit und Verehrung, die im ganzen Heere für den König herrscht, womöglich noch zu steigern.

Berliner Restaurationsleben in Kriegszeiten.

Die Berliner führen jetzt ein lustiges Leben. Die Geschäfte gehen, wie gewöhnlich in Kriegszeiten, schlecht; es ist also nicht viel zu thun. Statt dessen sitzt Alt und Jung vom Morgen an bis in die späte Nacht in den Bierhäusern, um — neue Depeschen abzuwarten. Mit einer Depesche ist der richtige Berliner nicht mehr zufrieden, es müssen wenigstens zwei sein, wenn die zweite auch nur die Uebergabe einer kleinen Festung melden sollte. So sitzt alles bis spät in die Nacht zusammen; vielfach sind nach Münchner Manier, was sonst in Berlin verpönt, die gewöhnlich durchaus nicht anmuthigen Höfe in das Bereich des Ausschanks gezogen, weil die Zimmer und Miniaturgärten mit den landschaft-bemalten Hinterwänden nicht ausreichen.

In Folge des großen Verbrauchs ist das Bier immer frisch; Eis ist genug am Platze, die Wirthe und Brauereien machen ein glänzendes Geschäft, trotzdem daß 43,000 durstige Kehlen — diese enorme Anzahl hat die Stadt Berlin zum Heere gestellt — heraus sind. Strategen und Taktiker schießen wie die Pilze aus der Erde in den Kneipen empor. Jener Herr mit dem wohlgepflegten Backenbart, der sich im Sturme der Begeisterung über die neueste Siegesdepesche schon das vierte Seidel hat geben lassen, lenkt jetzt die Bataillone nach der detaillirten Karte, die er vollständig im Kopfe hat, daß es eine wahre Freude ist, so daß der mit offenem Munde zuhörende Laie in der That durchaus nicht begreift, wie dieses Genie den scharfen Augen Moltkes entgangen und warum der Herr nicht wenigstens Regimentscommandeur ist.

Da kommt ein neuer Gast, der sogleich mit großem Jubel als „der Franzose“ begrüßt wird. Er hat ein bedeutendes Confectionsgeschäft, und die Schneider sind bekanntlich von jeher große Strategen gewesen; seine Gesellen sind ihm größtentheils eingezogen, in „Militär“ macht er nicht, und Civilanzüge braucht ja jetzt eigentlich niemand. Ueber den Stillstand seines Geschäftes scheint er aber gar nicht sehr böse zu sein; freundlich glänzen seine kleinen Augen aus dem runden, fetten Gesichte hervor, während er dem Nachbar seine silberne Tabaksdose mit kunstvollem Schlage offerirt; er ist sich bewußt, daß er hier eine bedeutende Rolle spielt; er ist in seinen jüngeren Jahren von Deutschland durch Frankreich nach Paris gewandert, und seine mit großer Sicherheit gethane Behauptung, daß er Metz wie seine Westentasche kenne, und daß er sich das Lager von Chalons sogar ganz genau angesehen habe, hat daher selbst in den Augen seiner sonst sehr skeptischen Zuhörer einige Wahrscheinlichkeit. Der backenbärtige Herr sieht seinen Ruhmesstern sehr schnell erbleichen. Er trinkt deshalb aus und behauptet, noch einmal auf dem Comptoir zusehen zu müssen, ob etwa doch noch Briefe angekommen sind. Und nun setzt der Kleine seiner andächtig lauschenden Gesellschaft ganz genau auseinander, wie eigentlich die Lage von Bellecroix und La Moselle und St. Quentin ist und wie es in Metz jetzt aussehen muß. Dann verräth er auch mit gedämpfter Stimme und einem schlauen Augenblinzeln, daß er ganz genau wisse, was sonst keiner weiß, nämlich wo sich der Kronprinz augenblicklich befindet; schließlich bietet er jedem eine Wette von 25 Flaschen Champagner gegen eine — die natürlich niemand anzunehmen wagt — daß der Kronprinz an der südwestlichen Ecke des Lagers bei Chalons demnächst erscheinen werde; denn hier ist nach seiner bestimmten Versicherung der schwächste Punkt.

„Nu müßten wir man bloß noch eenen kleenen Seesieg haben,“ meinte mein Nachbar, als ich höchlichst ergötzt die Gesellschaft verließ, „damit die Engländer Angst kriegen und uns nich dreinreden wollen, nur eenen janz kleenen, denn wären wir froh!“ B.

Ein Feldpostbrief.

Wir erhalten so eben, in demselben Augenblicke, wo uns die Nachricht vom Tode unseres Buchhalters (gefallen als Vicefeldwebel im k. sächs. Grenadierregiment Nr. 101 bei Sedan am 1. September) zugeht, von einem anderen Mitarbeiter der Verlagshandlung unseres Blattes, (Unterofficier im westfälischen Infanterieregiment Nr. 15) einen Feldpostbrief, der auch in weiteren Kreisen interessiren dürfte, weshalb wir denselben hier mittheilen. D. R.

Courcelles-Chaussy, 31. August 1870.

— — — Da ich in der Nacht vom 13. auf den 14. nur äußerst wenig hatte schlafen können, legte ich mich nach unserm magern Frühstück etwas zur Ruhe und schlief bald so fest, daß ich erst nach Mittag erwachte, als wir alarmirt wurden. So mußte ich nüchtern, wie ich war, mit fort ins Feuer hinein. Von Furcht oder Kanonenfieber verspürte ich auch nicht das Geringste. Kaum hatten wir ½ Stunde marschirt, so mußte unser Bataillon eine ziemlich steile Anhöhe erklimmen; fast 10 Minuten waren wir bei dieser Gelegenheit ohne alle Deckung dem heftigsten Kugelregen ausgesetzt, so daß so ziemlich ein Drittel des Bataillons fiel. Erst oben auf der Höhe angelangt, fanden wir hinter einem Steinhaufen Deckung, bemerkten aber zugleich, daß wir ohne alle Officiere und zu weit vorgegangen waren, indem der Feind auf den beiden Flügeln sich gehalten hatte. Da der Fahnenträger hier von einer Kugel getroffen wurde, griff ich zur Fahne, und diese gefährliche Position behaupteten wir ¼ Stunde, bis auch der Feind auf den Flügeln zu weichen begann. Da forderte ich die Kameraden auf, jetzt auch wieder voran zu stürmen, halte die Fahne hoch, und im nämlichen Augenblick wird mein rechter Arm von einer Granatkugel getroffen, so daß ich im Augenblick die Besinnung verlor und erst nach einigen Minuten bemerkte, daß mein rechter Arm vollständig zerschmettert war. Weil das Gefecht augenblicklich stand, war es unmöglich fortzukommen, und die Stunde, welche ich hier aushalten mußte, ist die schrecklichste meines Lebens. Ungefähr 30 Verwundete lagen wir hier bei einander und wurden buchstäblich von allen Seiten beschossen; vor uns und zu beiden Seiten hatten wir den Feind, und unsere eigene Artillerie schoß mit Granaten auf diesen Steinhaufen, bis wir durch Winken mit den Helmen ihr zu verstehen gegeben hatten, etwas höher zu halten. Mehrmals hatte ich diejenigen von den Verwundeten, welche noch gehen konnten, aufgefordert, diesen gefährlichen Punkt zu verlassen, aber da niemand mir folgen wollte, eilte ich allein, obgleich das Feuer noch nicht eingestellt war, den Berg hinunter und kam nach 10 Minuten zu einem einsamen Häuschen, in welchem schon ca. 40 Verwundete sich eingefunden hatten. Welche Schmerzen, welchen Durst ich auf diesem Wege erduldete, kann ich nicht beschreiben; mit meinem linken Arm mußte ich den rechten tragen und mich fortschleppen, so gut es ging. In diesem Häuschen nun hielten wir uns für sicher, sahen uns aber leider bald getäuscht, da der Feind ein so heftiges Granatenfeuer auf uns eröffnete, daß nicht nur an beiden [illegible]

[illegible] schreckliche Nacht! Gegen [illegible] durch sein Stoßen [illegible] verursachte [illegible] etwa 1½—2 [illegible] entfernt war. [illegible] für unsere Armee [illegible] [illegible] nach Metz [illegible] großen [illegible] habe ich Gott zu Dank [illegible] Zeit nach Vollendung der Amputation [illegible] vollständig zur Besinnung

Die ersten vier Tage nun wurde mein Arm beständig mit Eis gekühlt, und die Schmerzen waren nicht bedeutend; am 5. Tage wurden die Fäden ausgezogen, und von da an begannen mit der eintretenden Heilung auch die Schmerzen, und zwar nicht in dem kurzen Stück des Armes, das mir noch geblieben, sondern in dem verlorenen. Die Heilung aber macht gute Fortschritte und ich habe alle Hoffnung, nach etwa 14 Tagen die Reise in die Heimat antreten zu können, um dort die vollständige Genesung abzuwarten. Von dem Lazaretleben kann ich Ihnen nicht viel Gutes berichten; daß es recht langweilig ist, den ganzen Tag und die ganze Nacht ruhig liegen zu müssen, ohne sich kaum rühren zu dürfen, können Sie denken, und in anderer Beziehung wird man auch nicht verwöhnt. Morgens haben wir schwarzen Kaffee ohne Zucker und Milch; um 10 Uhr eine Tasse Bouillon, mittags getrocknetes Obst in Wasser gekocht oder Reis und Graupen u. s. w. Nachmittags wieder schwarzen Kaffee und abends eine schlechte Mehlsuppe ohne Salz. Butter, Kartoffeln u. s. w. haben wir hier noch nicht gesehen, so daß wir unser Brot trocken oder mit etwas Syrup nehmen müssen. Allerdings gibt es zuweilen Eier, aber gestern z. B., als für unseren Saal 30 Eier gebracht worden, fand sich, daß nur 28 davon faul waren, also ganze 2 Eier für 15 Personen blieben. Wein erhielten wir anfangs viel, jetzt täglich zweimal $^1/_8$ Gläschen. Cigarren haben wir täglich 2, Tabak erhielten wir 15 zusammen in diesen vierzehn Tagen nur $^1/_8$ Pfund. Der Hauptgrund für diese weniger gute Verpflegung liegt wohl darin, daß Courcelles-Chaussy von der nächsten Eisenbahnstation über zwei Stunden entfernt ist, und wir so nur sparsam an den reichen Liebesgaben participiren können, welche für die Verwundeten bestimmt sind. Im Orte selbst, einem zwar großen, aber nicht besonders reichen Dorf, ist nichts zu haben, und namentlich in den ersten Tagen, wo alle Bewohner sich geflüchtet hatten, war nichts aufzutreiben. Jetzt sind die Bewohner, wenigstens die Armen, meist zurückgekehrt, aber alle Läden noch geschlossen, und mit Geld kann man hier nichts beginnen. — — —

Verlustliste des Daheim.

Unser Berichterstatter, Max von Schlägel, ist — nach einer brieflichen Mittheilung aus Pirmasens, die das in Nr. 50 erwähnte Telegramm in dankenswerther Weise ergänzt — in Gemeinschaft des Herrn Oscar Marschall von Bieberstein, Berichterstatter für den Berliner „Börsencourier", am 13. v. M. auf dem Wege nach dem Kriegsschauplatze von Eppenbrunn, einem bairischen Dorfe $2^1/_2$ Stunden von der französischen Festung Bitsch, über die Grenze gegangen. Durch das damals umlaufende Gerücht, Bitsch habe capitulirt, verleitet, wollten die beiden Herren, deren nächstes Reiseziel Lemberg bei Bitsch (gewöhnlich Bitscher Lemberg genannt), war, wo damals das bairische 5. Chevauxlegers-Regiment stand, vorerst [illegible] zwei Stunden [illegible] Unrichtigkeit [illegible] bemerkt und [illegible] hat, während [illegible] Beispiel der [illegible] liebenswürdig [illegible] Journalisten [illegible] Bei dem rasche[illegible] Händen sein, [illegible] der Gefangens[illegible]

Auch unse[illegible] unter den Ver[illegible] ebenfalls keine [illegible] bisher nicht er[illegible] können.

Zur Erla[illegible] Blum ausgezei[illegible] wohl schon vor [illegible]

Berichtigung.

Wir freuen [illegible] Wedell, dessen Tod von seiner Familie selbst angezeigt war, [illegible] Vollendung unserer letzten Nummer geschehenen Berichtigung derselben nicht gestorben ist.

Beginn des neuen (zweiten Kriegs-) Quartals betreffend.

Mit der nächsten Nummer schließt das laufende Quartal und mit ihm der VI. Jahrgang des Daheim.

Wir ersuchen unsere Abonnenten, besonders die der Post, die Bestellungen auf das neue Quartal baldigst erneuern zu wollen, damit keine Unterbrechung in der Zusendung entsteht.

Das nun beginnende I. Quartal des VII. Jahrganges wird in derselben ausgiebigen Weise wie das verflossene Quartal das reiche Material des glorreichen Krieges seinen Lesern vorführen, sich nach wie vor durch die interessantesten Originalschilderungen und durch reichen künstlerischen Illustrationsschmuck von unsern Berichterstattern und Specialartisten auf dem Kriegsschauplatze auszeichnen und also ein weiteres (II.) Kriegsquartal bilden. Außerdem wird jede Nummer der Novelle und den Bedürfnissen des Herzens und Gemüths einen bescheidenen Theil reserviren, bis der Frieden wieder vollständig in sein Recht tritt.

Zugleich machen wir die Mittheilung, daß wir, wie im vorigen Jahre, zu demselben Preise von 14 Sgr. eine elegante, dauerhafte

Einbanddecke

mit Golddruck und Pressung hergestellt haben, welche sofort zu Diensten steht. Auch sind wir gern bereit, verloren gegangene Nummern und Hefte, sowie einzelne Quartale und für Abonnenten der „Fliegenden Kriegshefte" die Nummern 40—43, enthaltend den Anfang der interessanten Novelle von Hans Tharau: „Leidenschaft und Liebe", soweit unser Vorrath reicht, nachzuliefern, und bitten, sich zu Bestellungen des dieser Nummer beiliegenden Zettels zu bedienen.

Leipzig, September 1870.

Redaction und Expedition des Daheim.

[illegible] Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



General v. Hartmann. Herzog Ernst II. von Koburg. General von Blumenthal. Kronprinz Friedrich Wilhelm. Prinz Otto von Baiern.

Deutsche Fürsten auf dem Weißenburger Schlachtfelde. Von unserm Specialartisten F. Kaiser.

siegreichen Vordringen des Berichterstatters „H...
zwar durch das Donnerwort: Es gehen vorläufig ..
weil die Bahn ganz gestopft, d. h. besetzt mit endlosen Reihen v..
Transportwagen, Verwundeten und Proviantwagen ist.

Es war eine Möglichkeit vorhanden, etwa gegen Morgen des nächsten Tages noch mitzukommen — aber auch nur eine Möglichkeit! Was beginnen? An flüchtig gemachten Bekanntschaften fehlte es nicht — die Zeit konnte hingebracht werden — allein einmal hatte ich nicht viel von diesem kostbaren Material zu verschwenden, dann aber ward der Aufenthalt in Sulz immer beängstigender. Obwohl ich von 1866 her mich zu den „Abgehärteten" zählen kann, überkam mich doch ein unsägliches Grauen angesichts der Masse elender, unglücklicher Blessirter, die ohne Unterbrechung herbeigeschafft wurden, und — es mag das in der Einbildung liegen — an einem solchen, mit Blessirten gefüllten Orte sieht alles blutig aus, alles scheint Blutgeruch auszuhauchen, und man meint überall Gewimmer zu hören. Außerdem ist eine so grenzenlose Erregung fast niederschmetternd und betäubt vollständig.

Ich weiß nicht, woher mir plötzlich der Gedanke kam, mich nach einem Fuhrwerke umzuthun. Wäre die Bahn frei gewesen, so konnte ich mittels derselben bis nach Weißenburg gelangen, aber ich mußte dann gar zu lange in dem von Jammer erfüllten Sulz ausharren. Nachdem ich ein ganz wunderliches Mittagsmahl — Bohnen und Rindfleisch von zweifelhaftem Aussehen — zu mir genommen hatte, zog ich Erkundigungen ein, ob nicht ein Wagen bis Wörth zu erhalten sei? Die Frau Wirthin, welche mir das seltsame Essen servirt hatte, war trotz ihres elsässischen Deutschhasses noch ziemlich freundlich, zu welcher Stimmung wohl der blanke preußische Thaler beitragen mochte — denn es ist eine ganz entschieden ausgemachte Sache und ein unumstößliches Factum, daß unsere Feinde das preußische Geld nie verabscheuen, sondern beim Anblicke desselben stets milder werden — genug, die Frau Wirthin machte ein ziemlich freundliches Gesicht und versprach mir, mit dem Schmied sprechen zu wollen, der einen Wagen für dergleichen Besucher oder Reisende öfters herzuleihen pflege, natürlich gegen anständige Vergütung.

Die Kneipe oder das Wirthshaus war ungefähr von derselben Beschaffenheit, wie das in Kaiserslautern, und wurde auch ebenso zahlreich besucht. Soldaten aller Waffengattungen gingen ein und aus, Krankenträger und Heilgehilfen aus Baiern. Einer derselben erzählte viel von den Leichenräubereien auf dem Schlachtfelde. Er hatte mindestens einige Dutzend Todte gefunden, denen die Futter der Taschen umgekehrt waren, und wie in Böhmen machten sich auch hier die Bauern besonders einen schrecklichen Namen bei diesem fluchwürdigen Gewerbe. In dem Trubel, der die Gaststube fortwährend erfüllte, saß ich, auf Bescheid wartend — es dunkelte bereits, und ich war in ein sehr lebhaftes Gespräch mit pfälzischen Marketendern verwickelt, von denen zwei die Leiche eines französischen Officiers von Weißenburg nach Stürzelbrunn geschafft hatten, von wo aus die traurige Fracht in die Festung Bitsch abgeliefert werden sollte. Französische Gefangene hatten dringend um diese Vergünstigung für den erschossenen Officier ersucht. Aus einigen Reden der Leute schien mir hervorzugehen, daß hier eine freimaurerische Pflicht erfüllt worden sei, von welcher die Marketender freilich keine Ahnung hatten. Leider konnte ich das interessante kleine Mysterium nicht weiter verfolgen, denn die Wirthin kam mit der Nachricht zurück: daß ich einen Wagen erhalten, respective mit dem Knechte des Schmieds bis Wörth fahren könne, woselbst besagter Rosselenker vier große Räder abholen solle. Der Preis dieser Fahrt ward auf „neun preußische Thaler" exclusive der Beköstigung des Führers festgestellt. Die Entfernung von Sulz nach Wörth beträgt kaum zwei Stunden, es war also ein anständiger Fuhrlohn — aber der Krieg macht eben alles anders. Nachdem ich von der Wirthin einen Führer geborgt hatte, verließ ich die Kneipe.

Hier wie überall begegneten mir Träger, welche Verwundete schleppten, auch Leichtblessirte kamen in einzelnen Trupps. Sie sangen trotz ihrer Schmerzen die „Wacht am Rhein" und einige von ihnen — ich glaube 37er — hatten ihre, wahrscheinlich verloren gegangenen Feldmützen durch Zuavenfeze ersetzt, was ganz originell und phantastisch aussah. Der wagenspendende Schmied war äußerst aufgeräumt. Er hatte gute Arbeit durch die Preußen, und seine Pferdebeschläge wurden ihm sehr prompt bezahlt.

Das Fuhrwerk war ein Korbwagen mit breiter Schoßkelle. Es

sitz, und das Fuhrwe.. ..
füllten Stadt hinaus. Ich konnte wed.. ..
Straße noch von dem draußen liegenden Terrain viel erkennen, ... es war bereits vollständig dunkel, nur leuchteten links von der Stadt auf dem Felde mehrere Wachtfeuer. Auf meine Frage: welche Truppen dort bivouakirten? entgegnete der Fuhrmann sehr lakonisch — ohne sich nach mir umzuwenden: „Baiern oder sonst wahs." Ich merkte sofort, daß von einer lebhaften Unterhaltung nicht die Rede sein werde, und kauerte mich auf meinem Strohsack nieder, die Reisedecke fest um mich wickelnd, denn die heraufziehende Nacht versprach sehr kalt werden zu wollen.

So fuhren wir ziemlich langsam dahin. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß die Strecke bis Wörth ja nur eine unbedeutende sei, und daß ich der Unterhaltung leicht entbehren könne. Die Landstraße war ziemlich belebt — öfters wurde „Hoh" und „Heh" geschrieen; die Gefahr gegen eines der vielen Fuhrwerke anzufahren, lag wohl ein Dutzend Mal nahe, und mein Kutscher saß in einer gebückten Stellung, sehr nachlässig, seine Pfeife rauchend, auf dem schmalen Brette — aber ich mußte gute Miene dazu machen. Nach meiner Schätzung waren wir kaum eine halbe Meile von Sulz entfernt, und doch war es bereits 11 Uhr nachts — wir hatten inmitten vieler Wagen wohl einige zehn Mal, und zwar immer ziemlich lange, angehalten. Auf meine Bitte, schneller vorwärts zu treiben, erfolgte ein dumpfes Brummen des Kutschers — ich wurde sehr schnell inne, daß der abscheuliche Betturin aus Sulz keineswegs freundliche Gesinnungen gegen preußische Landeskinder hege, und da ich obenein gehört und gesehen hatte, daß er mit mehreren der ihm entgegenkommenden Fuhrleute kurze Unterhaltungen führte, also Bekanntschaften auf der Landstraße hatte — ward ich einigermaßen unruhig. Ich war dem Schmied durch die Wirthin als Preuße bekannt, meine Bereitwilligkeit, die geforderte Summe ohne weiteres in guten, blanken König Wilhelmsthalern zu zahlen, mochte den Leuten wohl die Ueberzeugung beigebracht haben, daß ich sehr bemittelt sei; ohne Zweifel hatte der mich fahrende Knecht von seinem Herrn darüber Mittheilung erhalten, und mit diesem Burschen, der sehr stämmig aussah, befand ich mich in der dunklen Nacht allein, auf der von allerlei Individuen wimmelnden Landstraße.

Mir fielen die Geschichten ein, welche schon von Landstuhl aus cursirten, nach welchen die Elsasser toller und fanatischer sein sollten, als die Franzosen selbst — von den niederträchtigen Bauern, die bei Weißenburg sogar Verwundete — nota bene: Freunde und Feinde nicht geschont hatten, und es überkam mich ein äußerst unbehagliches Gefühl, welches noch bedeutend durch die von feuchter Nachtluft erzeugte Kälte gesteigert ward. Ich machte unter meiner Decke meinen Revolver locker. Eine ähnliche, unsichere Fahrt hatte ich im Jahre 1866 von Nikolsburg nach Brünn gemacht, nur mit dem Unterschiede, daß ich damals in Begleitung eines preußischen Unterofficiers fuhr. Die Nacht war stockfinster. Nur zuweilen ließ das zerrissene Gewölk am sammetschwarzen Himmel einige Lichtblicke durchschimmern.

Der Fuhrmann hielt jetzt seltener an — er fuhr durch zwei oder drei Ortschaften, in denen preußische und bairische Soldaten sichtbar waren. Endlich hielt er vor einem Kruge — ich glaube, es war in dem Orte Hölschloch — und deutete mir an, daß er hier etwas genießen wolle. Meine Uhr zeigte auf Eins. Ich mußte natürlich auf sein Verlangen eingehen und kletterte von dem Wagen unter Mitnahme meines Handkoffers herab. Das Schenkzimmer war vor Qualm nicht zu übersehen. Wahrhafte Räubergestalten saßen an den Tischen und labten sich an dem sauren Weine, ein betäubender Spektakel schwirrte und sauste, doch war die Anwesenheit deutscher Soldaten, wie mir schien Württemberger, sehr beruhigend. Draußen wimmelte es von Fuhrwerken aller Art, dazwischen hielten auf einige Minuten rothbekreuzte Wagen mit Schwerverwundeten; ein Leiterwagen, auf welchem barmherzige Schwestern saßen, zwei Mönche in braunen Kutten, einige fünfzig Krankenpfleger, Karren mit Betten und schreienden Kindern, Hunde, die von Zeit zu Zeit ein heiseres Geheul ausstießen, und Weiber, welche offenbar aus den zerstörten Ortschaften flüchteten — dieser Mischmasch wirbelte in der abscheulichen Kneipe und rings um dieselbe her durcheinander.

Ich war gefaßt darauf, daß mein Patron sich aus dem Staube machen werde. Für diesen Fall hatte ich mein Gepäck bei der Hand

und war entschlossen, bis zum Morgen hier auszuharren. Wie lange der Kerl verweilte, weiß ich nicht mehr, aber plötzlich entstand in dem Knäuel von Menschen ein furchtbarer Zank, es wurde auf die Tische geschlagen, einige Gläser fielen klirrend zu Boden, die rauhen Stimmen stießen Flüche in verschiedenen Sprachen und Dialekten aus — andere wollten besänftigen, viele drängten sich hinzu. Jetzt erschien aus der Wolke von Tabaksdampf mein Wagenlenker, und theilte mir mit: daß wir weiterfahren würden, und daß er drei Francs verausgabt habe!!! — wie das möglich gewesen, bleibt mir ein Räthsel, aber ich gab ihm einen Thaler, natürlich vergaß er vorläufig das Herausgeben, wozu ich ihn auch nicht weiter aufforderte.

Hastig verließen wir die Stube und stiegen wieder auf. Jetzt peitschte er ein wenig auf die Pferde, und bald gelangte das Fuhrwerk auf die Chaussee. Obwohl sich am Horizonte ein schwacher Streifen Morgenlicht zeigte, blieb es in der Nähe des Wagens doch finster, und selbst später ließ das Zwielicht die Gegenstände nur noch ungewisser erscheinen. Die Landstraße wurde jetzt wieder lebhafter — wir fuhren langsamer. Verschiedene Male hielten wir wieder an — der Weg war ganz vollgestopft — schreckliche Lasten führten alle jene Wagen theils nach Sulz, theils nach Wörth, theils nach Riedselz. Alles voll Verwundeter, die von den blutgetränkten Feldern aufgelesen waren, dazwischen kroch im Halbdunkel langsam eine Proviantcolonne hin.

Jetzt fuhren wir zwischen einen Wagentrupp, der sich mühsam zu entwirren begann; wir mußten wieder halten. Nun schlugen herzzerreißende Töne an mein Ohr: Jammern, Wimmern und das rauhe Aechzen, welches der Schmerz auspreßt. Rechts und links von dem kleinen Wagen hielten verdeckte Fuhrwerke, aus denen diese Jammertöne hervordrangen, und ich mußte gezwungener Weise das Schreckliche mit anhören, diese Klagen und Verwünschungen vernehmen, wie sie schon im böhmischen Kriege, am Tage nach der großen Königgrätzer Schlacht, so oft mein Haar sträuben gemacht hatten.

Einer schrie laut: „Lieber Gott, hilf noch einmal!“ — „Wasser,“ wimmerte es auf der andern Seite. — „Dieu de Dieu!“ sagte ein Sergeant, der den Arm in hellleuchtend weißer Binde trug. „Quel malheur.“ — „Gehen Sie nach vorne, mein Alter,“ rief eine Stimme. — „Quoi donc?“ — „Avancez — vite — vite,“ lautete ein anderer Bescheid, der in deutsch-französischem Jargon gegeben wurde. Der Alte verschwand, und plötzlich tönte ein gellender Schrei aus dem neben mir haltenden Wagen — gerade jetzt fuhren wir weiter. Vielleicht ist mit diesem gellenden Wehrufe ein armes Menschenkind verschieden.

Allmählich weiter rasselnd gelangte ich an die Proviantcolonne, welche sich aus diesem Gewirre als ein langer, beweglicher Faden hervorgearbeitet hatte. „Colonne halt!“ tönte es. Deutsche! — Gott sei Dank — ich gab nun dem schweigsamen Kutscher Befehl, sich an die Colonne zu halten. Einer der militärischen Führer ritt an den Wagen heran und musterte mich. Ich gab ihm die nöthige Auskunft über meine Person, und er blieb neben dem Wagen, sich in ein sehr lebhaftes Gespräch mit mir einlassend.

„Sie haben,“ sagte er halblaut, „eine sehr große Unvorsichtigkeit begangen.“

„Wie so denn?“

„Wie können Sie des Nachts unter diesem Gesindel allein über die Landstraße fahren? Wenn Ihnen ein Unfall mit dem klapperigen Wagen passirte, der Sie zwang, an dem oder jenem Orte zu bleiben, so konnten Sie mit bester Manier todtgeschlagen werden.“

Er erzählte mir, daß gestern noch einige Marodeurs eingebracht worden seien, welche Versprengte und Verwundete in den Hopfengärten umgebracht hatten. Nach seiner Versicherung befanden sich dicht an Wörth und in Surburg Häuser, deren Keller wahrscheinlich Höhlen seien, in denen die Hausbewohner ihren Raub von den Schlachtfeldern bargen.

„Die Turcos sind noch nicht die allerschlimmsten,“ sagte er. „Wir haben auch weiße Bestien.“

Bald lag nun Wörth im Morgenschimmer vor uns. Je näher wir der Stadt kamen, um so zahlreicher wurden die Transporte von Verwundeten. Viele der requirirten Bauernwagen waren offen, man hatte — wie ich das schon 1866 oft gesehen — Bretter quer aufgebunden, darüber Stroh gelegt und darauf die Verwundeten gebettet. Schlimme Nothwendigkeit! Einige wackelten im Fahren mit den matten, blutigen Köpfen, wie die zum Markte geführten Kälber — die armen, bleichen Gesichter veränderten den Ausdruck nur dann, wenn der Schmerz in die blassen Züge trat.

In langer, langer Reihe zogen die Wagen heran; truppweise schritten die leichten Verwundeten nebenher — mancher ward von einem kräftigen Freunde gestützt und schleppte sich mühsam weiter. Meine guten, wackern Preußen! Wie oft ich nun auch schon solche traurige Züge gesehen hatte, immer wieder überlief mich das Fröstein des Entsetzens und Mitleidens, aber hier vor Wörth wollte die Reihe der Verwundeten und Jammernden auch kein Ende nehmen.

Auf dem Seitenbrette eines größeren Wagens saßen etwa fünf verwundete Turcos und Zuaven. Einer der letzteren hatte die linke Brust voll Medaillen, er lehnte mit dem Kopfe gegen die geflochtene Rohrwand des Wagens und biß die Zähne zusammen. Dabei schaukelten diese elenden Leute von rechts nach links auf dem in Stricken hängenden Brette und stießen sich gegeneinander. Aus dem Leinwandverdecke eines Wagens schauten zwei sehr intelligente Köpfe französischer Unterofficiere hervor. Dicht neben dem Wagen, unter ihnen marschirte ein junger Liniensoldat, der am linken Arm verwundet worden war. Hinter und neben ihm schritten Preußen und Württemberger.

Einer der Unterofficiere reichte dem Franzosen eine Flasche heraus. „Cherche donc Anatole!“ sagte er — worauf der Soldat mit der Flasche nach einem an der Spitze befindlichen Wagen ging — unbelästigt oder aufgehalten von den Preußen und den commandirenden Officieren, die ihn ruhig gewähren ließen. Das Unglück nähert alle diese Leute, und warum mußten sie sich überhaupt bekämpfen? — Einer unserer Soldaten, der vielfach zum Transport Schwerverwundeter commandirt worden war, machte den Vorschlag: „Napoleon müßte mal zur Strafe eine Woche lang nur Schwerverwundete transportiren — aber wohlverstanden Tag und Nacht — so daß er alles mit anhören könnte, was dort gewimmert und geschrieen, gebetet und gezetert wird — da würde er wohl begreifen lernen, was er eigentlich angerichtet hat.“

Wörth lag jetzt ganz klar vor unsern Blicken. Eine reizende Stadt mit ebenso wunderhübscher Umgegend. Wörth dehnt sich in einem Thalkessel aus, den ringsum schön bewaldete Berge, zum Theil auch schroffere Höhenzüge umgeben. Zwischen diese Laub- und Buschgruppen sind die Häuser hineingestreut, und Hopfen- und Weingelände ziehen sich ringsumher. Wie bei allen Stätten, welche einen Punkt in großen Kämpfen bilden, kündete sich auch schon eine ganze Strecke vor Wörth der hier stattgehabte blutige Streit durch die Massen von Gegenständen an, welche sich gar nicht entwirren und erklären lassen. Die traurigen und schrecklichen, ekelhaften und chaotisch verstreuten Vorboten der Nähe eines Schlachtfeldes sind nur durch ihre Farben und Formen verschieden — je nach der Nation der Kämpfenden — ihre ursprünglichen Bestimmungen sind stets dieselben.

Jeder Berichterstatter wird hier in seinen Schilderungen ganz dasselbe schildern, was andere vor und nach ihm berichteten — Neues an sich gibt es nicht. Ich meine nämlich: die verstreuten Tornister, Gewehre, Patrontaschen, Helme oder Käppis, Flaschen, Uniformen, Fetzen und sonstige tausende von zerrissenen, zerstörten, auseinandergequetschten, zertrampelten, formlosen Dingen. Ebenso sind die Stellen der erst kürzlich verlassenen Bivouaks zu beiden Seiten der Landstraße, das in den Boden gestampfte Getreide und jene Zweighütten, unter welchen die müden Kämpfer vor und nach den heißen Treffen ruhten, von dem Gemälde unzertrennlich. Genau so war es auch vor Wörth.

An der Chaussee lagen nicht weit von der Stadt Abtheilungen bairischer Soldaten im Bivouak. Ein Theil derselben war bereits vorwärts gerückt, und auch die noch hier Weilenden sollten heute im Laufe des Vormittages abziehen. Gerade als ich mich der Stadt näherte, kam ein Trupp französischer Gefangener heraus — alles durcheinander — Linie, Zuaven, Turcos und Cavalleristen. Sie sahen sämmtlich sehr verbissen drein und machten rechts vor der Stadt auf einige Zeit Halt, weil ihnen Brot ausgetheilt wurde, welches sie mit vielem Behagen sogleich zu verspeisen begannen.

Unmittelbar neben dem Eingange der Stadt hielt mein Fuhrwerk, und nachdem ich den Kutscher glücklich losgeworden, schob ich mich, meinen Koffer tragend, durch das Gewimmel, welches mir entgegenquoll, bis zum Markte.

Nachdem ich mein unbedeutendes Gepäck einem biedern Trainsoldaten zur Aufbewahrung übergeben, begann ich meine Wanderung

durch die Stadt nach dem Schlachtfelde hinaus. Wörth selbst ist hart mitgenommen. Hier sieht es anders aus als in Saarbrücken, von dessen totaler Vernichtung fälschlich berichtet wurde. Deutlich kann man die Flugbahnen der Kugeln verfolgen, die oft schreckliche Spuren an den Häusern hinterlassen haben. In vielen Fluren der Gebäude war eine grauenvolle Verwüstung zu erblicken, Granaten waren hineingeschlagen, die Läden hingen in Splitter zerschossen noch in den Angeln, die Fenster lagen in vielen Scherben auf dem Pflaster, die Kreuze waren ausgeschlagen, und an einem Eckhause ließen sich die Anschläge von mindestens 50 Kugeln sehen. Darunter und theilweise an der Wand des Hauses sah man starke Blutspuren. Besonders stark verwüstet waren die Häuser, aus denen die Bürger auf die Deutschen gefeuert hatten. Um die verborgenen Feinde aufzustöbern, waren die Soldaten hineingedrungen und hatten in der Hitze des Kampfes alles zerschlagen, hinter welchem sie Gegner vermutheten. Das ist nun leider nicht anders zu verlangen. Die Trautenauer büßten ebenfalls für die an sich ganz hirnlose Handlungsweise einzelner — den Soldaten erbittert nichts mehr, als der Schuß aus dem Hinterhalte.

Das preußische Gros hatte die Stadt angegriffen und nach heftigem Kampfe warf man die Franzosen zweimal hinaus — zweimal gewannen sie die Stadt wieder — erst nach dem dritten Sturme setzten unsere Leute sich fest. An der Brücke, welche über den Sauerfluß führt, waren die Zeugen eines ganz außerordentlich erbitterten Gefechtes in den Zerstörungen und zurückgebliebenen massenhaften Fetzen aller Art zu finden. In den gegen Fröschweiler und Reichshofen laufenden Straßen ließ sich wohl kein Haus ausfindig machen, das nicht mehr oder minder beschädigt gewesen wäre. Aus der Stadt kommend betrat ich den am Ausgange liegenden Hopfengarten, woselbst bereits viele Gräber gefüllt und hergerichtet waren, dann schloß ich mich einigen Bürgern an, die in sehr ernster Stimmung gegen das Schlachtfeld schritten — bald mischten sich Soldaten, Baiern und Preußen, unter uns, und es genügten nur einige Minuten, um zu bemerken, wie der Haß und die Erregung einer zwar ernsten, aber doch wohlthuenden Freundlichkeit gewichen waren.

Auf dem, immer dichter von Trümmern und ausgetretenen Stellen bedeckten Wege zum Schlachtfelde rollten Wagen mit Verwundeten und einigen Marketendercolonnen. Einer unserer Soldaten brachte mich zum fahrenden Kneipier, woselbst ich mir Brot und Speck kaufte, um während der Wanderung etwas bei mir zu haben. Obwohl schon möglichst viel für die Beerdigung der Gefallenen geschehen war, so genügten doch alle die Helfer nicht, um diese Massen dem Schoße der Erde zu übergeben. Die scheußlichsten Stellen waren die, an welchen große Blutlachen sich zeigten, in deren Mitte der Verwundete lag, starren Auges, die Hände krampfhaft hoch erhoben, wie Fragezeichen gebogen — ja wohl, eine schreckliche Frage an den, der diesen Krieg heraufbeschworen. Warum? Warum?

Bei den Stellen, von welchen aus man Blicke über das Schlachtfeld hinweg thun konnte, machte die Geschäftigkeit der Begrabenden einen ganz furchtbaren Eindruck. Die Todten lagen noch haufenweis umher — die rothen Beinkleider der gefallenen Franzosen, dem Auge weithin sichtbar, ragten in verschiedenen Formen und Stellungen aus den dunkeln, schweigenden Gruppen hervor. Ein Mal schienen es kleine Dreiecke zu sein, dann war im Todeskampfe ein Bein hoch ausgestreckt und so in der Luft erstarrt, als der letzte Athemzug des Gefallenen entwich. Die Todten wurden immer zahlreicher, je mehr wir uns den Hügeln näherten.

Wie bei Königgrätz, so auch hier — oft hatten die Leichen Stellungen angenommen, deren schauerlich-groteske Formation an die Gestalten jener Höllenbilder erinnerte, welche die verbrannte Phantasie der Maler à la Breughel erfand. Zwei Leichen lagen dicht bei einander, einer der Gefallenen hatte seine Hand unter die Weste des neben ihm Hingestreckten geschoben und, dessen Hemde krampfhaft erpackend, um seine jetzt schon blauen Finger gewickelt.

Einige Franzosen lagen mit den Gesichtern auf der Erde, sie hatten sich wohl drei oder vier Mal gewälzt, ehe sie den Tod gefunden — bei vielen konnte man die Hände tief in den Boden gewühlt erblicken. Gegen die Berge zu lagen auf den Abhängen die Gefallenen und ließen sich aus weiter Ferne deutlich erkennen — insbesondere ihre blassen Gesichter. Je näher ich an die Weinberge kam, desto auffälliger wurde mir der abscheuliche Geruch — es war nicht jenes Miasma, welches die schnell verwesenden Körper erzeugen, sondern es war ein widerlicher, süßlicher Blutgeruch, dazu roch es auf dem ganzen Felde obenein nach Schwefel und Pulver, ungefähr so, wie ein eben abgefeuerter Lauf riecht. Ich habe das sonst auf keinem Schlachtfelde wahrgenommen. Ganze Berge von Waffen und sonstigem Rüstzeug lagen an den Wegen, in den Büschen und mitten im Felde aufgespeichert — die Kugeln, Projectile aller Art, aber bildeten stellenweis förmlich eine Art von Pflasterung.

Wahrhaft furchtbar war der Ausgang zu den Weinbergen. Hier war es, wo die vernichtenden Geschosse der französischen Vierpfünder und Mitrailleusen ihre Geschosse in die Reihen der Preußen spieen. Ganz scharf lassen sich in den Waldstrecken die Bahnen der Kugeln erkennen, welche hier hineinfuhren. Ihren Weg bezeichnen zerschmetterte Baumäste und zerfetzte Stämme, die Erde ist lange Strecken hinab aufgewühlt, und gewöhnlich liegen rechts und links Trümmer von Waffen, Montirungsstücke, Helme oder Käppis — Beweise, daß der tödtliche Ballen seine Opfer gefunden, ehe er matt niederfiel. In den Rebenspalieren hatten sich die französischen Schützen eingenistet, man konnte deutlich die Fußtapfen noch gewahren, die Vorkehrungen erkennen, welche getroffen waren. An vielen Stellen hatten sie z. B. zwei Hopfenstangen abgebrochen, sie kreuzweis übereinander gelegt, in die Erde gesteckt und auf die Kreuzung ihre Gewehre gestützt — eine ganz sichere Auflage. Mehrere der Weinpfähle waren mit Käppis behängt, einige Seitengewehre steckten im Erdboden — Leichen lagen hier noch viele umher — meistentheils natürlich Franzosen.

Wie im Jahre 1866 zu Problus, sah ich auch hier einige Todte, hoch aufgerichtet zwischen den Pfählen. Einer von ihnen hatte die Hand aufs Herz gedrückt, und sein Gewehr in der Linken haltend, war er halb zusammengesunken.

Wahrhaft gräßlich sahen die gefallenen Turcos aus. Von dieser abscheulichen Verzerrung der Gesichter, von dem wahrhaft bestialischen Ausdrucke dieser weitgeöffneten Augen, deren weiße Aepfel wie Phosphor leuchteten, von dem gefletschten Gebisse — kann sich niemand ein vollständiges Bild entwerfen, der nicht diese stummgemachten Wüstenkinder gesehen hat.

Wie schon auf den Schlachtfeldern Böhmens, vermißte ich auch hier an den Fingern der Gefallenen die Trauringe — wohl aber ließen sich die Spuren der Eindrücke solcher Kleinodien deutlich erkennen. Das Raubgeschäft scheint also auch hier in voller Blüte gestanden zu haben. Das mörderische Gefecht in den Weinbergen hat bis gegen 3 Uhr gewüthet. Welche Stunden!

Von Sedan nach Wilhelmshöhe.

Vier Tage aus dem Leben eines Kaisers.

Mit neun Illustrationen nach dem Leben.

An der Nordgrenze Frankreichs liegt die altberühmte Festung Sedan an der Maas. Sie ist reich an kriegerischen Erinnerungen. Turenne, Frankreichs größter Stratege bis auf Napoleon, ist dort 1611 geboren, seine Bronzestatue ist eine Hauptzierde der Stadt. Zu wiederholten Malen im Laufe der Jahrhunderte ward sie blutig umworben, zuletzt 1815 von den Hessen. Aber seitdem ist sie eine ganz friedliche Stadt geworden, die in der Welt der Industrie sich durch ein vorzügliches Tuch auszeichnet, dessen Fabrikation 6000 Arbeiter beschäftigt.

Der Augustmonat des Jahres 1870 hatte die alten Kriegserinnerungen der guten Stadt Sedan aufs neue wachgerufen. Die großen Thaten der „Rheinarmee“ wurden auch dort bekannt, und wenn auch hie und da ein Gerücht von der anrückenden Uebermacht der „Prussiens“ sich in diese ferne Gegend verirrte, wurde es doch nicht geglaubt. Endlich hieß es, die Armee des großen Mac Mahon ziehe herbei, ja, der Kaiser selbst gedenke in den Mauern seiner getreuen Festung einige Zeit zu residiren. Man fing an zu ahnen, daß dies einen Rückzug bedeute, auch hatten die erleuchtetsten Politiker des

Städtchens über Belgien wohl genauere Kunde von dem Stand der Dinge erhalten. Dennoch fühlte man sich geehrt durch den hohen Besuch.

In großen Scharen strömten Frankreichs „Elitetruppen“ in die Stadt. An ihrer Spitze hielt der Herzog von Magenta seinen Einzug, und zuletzt mit großem Gefolge und Carossen- und Pferdepomp kam der Kaiser. Von den Behörden ehrerbietig empfangen, ließ er sich nach dem Hause des Souspräfecten geleiten, wo er sein Hauptquartier aufschlug.

Bald danach tobte die große Schlacht rings um die Stadt. Fortwährend wurden Verwundete hineingebracht. Alle Häuser waren mit Soldaten überfüllt, die ihren civilisatorischen Beruf des Plünderns in weinbegeistertem Elan an den entsetzten Bürgern ausübten. Draußen die Feinde, die immer näher und näher heranrückten und die Stadt zu bombardiren drohten, drinnen die Freunde, die schlimmer hausten, als es der ärgste Feind hätte thun können.



Das Weltgericht in Sedan.

Noch vor dem Tagesgrauen des 1. September begann die gräßliche Kanonade auf die Stadt, die vierzehn Stunden — mit kurzer Unterbrechung — fortdauern sollte. Achthundert Geschütze waren von den die Stadt umgebenden Höhen auf sie gerichtet. Der Kaiser ging erregt und heftige Züge aus seiner dampfenden Cigarre stoßend, in seinem Gemache auf und ab. Eben war ihm die Nachricht gebracht, daß wenig Aussicht sei, dem fürchterlichen Artilleriefeuer der Preußen auf die Länge zu widerstehen. Was sollte er thun? Nach Belgien fliehen? Sich gefangen geben?

Der Donner der Geschütze wurde immer stärker; es war, als dränge er den unglücklichen Fürsten, einen Entschluß zu fassen. Plötzlich war es, als käme ein Funke des Geistes seines Oheims über ihn, sein mattes Auge machte einen Versuch, aufzublitzen, die Schnurrbart-

spitzen bewegten sich kühner, als seit lange, und über die Lippen fuhr das geflügelte Wort: „La garde meurt, mais elle ne se rend pas!“ Entschlossen warf er das Cigarrenende fort und griff nach dem Degen. „Ich will auch sterben und mich nicht ergeben!“ rief er aus, indem er ungestüm auf den Knopf einer Glocke drückte, die auf dem Tische stand und dem eintretenden Kammerdiener befahl, seinen Adjutanten herbeizurufen.

„Wo tobt der Kampf am heftigsten?“ fragte er ihn.

„Um die Vorstadt Balan, Sire!“

„Eilen wir dorthin.“

Durch die aufgeregten Straßen bahnt der Adjutant dem Kaiser einen Weg. Man beachtet die beiden kaum in der Angst und Verwirrung, die sich aller Gemüther bemächtigt hat. Da werden ihre Schritte gehemmt — eine Krankenbahre wird langsam dahergetragen, darauf ruht der einst so ruhmgekrönte, seit vier Wochen unaufhörlich geschlagene, und jetzt durch einen Granatsplitter am linken Schenkel schwerverwundete tapfere Herzog von Magenta.

Halb erstaunt, halb vorwurfsvoll ruht der Blick des gefallenen Helden auf dem trotz seiner Corpulenz schnell daherkommenden Kaiser, der ihm die Hand entgegenstreckt und theilnehmend nach seiner Verwundung fragt.

„Beruhigen Sie sich, Sire,“ entgegnet Mac Mahon mit fast spöttischem Tone, „das Commando ist in guten Händen, General von Wimpffen ist an meine Stelle getreten.“

Der Kaiser eilt der Vorstadt Balan zu, welche von den Baiern hart bedrängt war. Mit gezogenem Degen schließt er sich einer kühnen Schar an, die mit dem Feinde ringt. Stundenlang wogt der Kampf hin und her. Aber das Feuer der Artillerie wird immer stärker. Shrapnels, Granatstücke, Kugeln fliegen um den Kaiser, hunderte fallen zu seiner Seite. Sein Adjutant beschwört ihn, sich zurückzuziehen. Endlich gibt er nach, und gleich darauf besetzen die Baiern das Glacis.

Durch die massenhaft sich anstauenden und doch unthätigen Soldaten, die offen über ihre Offiziere schimpfen und ihnen den Gehorsam aufkündigen, durch den Kugelregen, über Brandstätten hinweg eilt Napoleon zurück in die Stadt. Innerlich wie äußerlich gebrochen langt er in seinem Quartier an.

Stunde um Stunde verrinnt. In einem Fauteuil sitzt der Mann des 2. December, über einer Karte brütend, die vor ihm auf dem Tische ausgebreitet liegt. Sinnt er noch auf Flucht? Zu seinen Füßen liegt der Degen, den er bei seiner Rückkehr von dem Orte des Kampfes verzweifelt niedergeworfen. Zuweilen schreckt er auf, wenn der nimmer ermüdende Kanonendonner stärker anschwillt oder das Jammergeschrei von der Straße lauter zu ihm empordringt. Eine lange stürmische Unterredung mit General von Wimpffen, dem er die erbetene Entlassung verweigert, gibt ihm die trostlose Gewißheit, daß keine Hoffnung mehr vorhanden, die Festung zu halten; es fehlt an Proviant, wie an Munition — eine Meuterei der Soldaten droht jeden Augenblick auszubrechen. Es muß capitulirt werden!

Fürchterliche Gedanken bestürmen den elenden Mann. Es ist ihm, als ob jeder Kanonenschuß die Mordthaten des 2. Decembers heraufbeschwört, als ob tausend Stimmen ihm wüthend, fluchend zurufen: „Meineidiger, jetzt ist deine Stunde gekommen!“ Die Gerichte des lebendigen Gottes, der sich nicht spotten läßt, sind über ihn hereingebrochen. Er schauert unter ihnen zusammen. Eine wahre Höllenangst packt ihn. Scheu blickt er um sich — sein trübumflortes Auge läßt ihn zwei Gestalten hinter sich erblicken; sind es Preußen, die bereits so weit vorgedrungen, sind es Häscher, die gekommen, ihn gefangen zu nehmen? Welch furchtbares Schicksal wartet seiner!

Er wendet sich um. Da steht Oberstlieutenant von Bronsart nebst einem Begleiter, die vom König Wilhelm als Parlamentäre gesandt und — auf ihre Frage nach dem General-en-chef — sofort zu dem Kaiser geführt worden waren. Er fragt den Oberstlieutenant nach seinen Aufträgen. Bronsart erwidert, er komme, um ihn zur Uebergabe der Festung aufzufordern. „Wenden Sie sich an General de Wimpffen!“ lautet der kurze Bescheid des Kaisers.

Er ist wieder allein; allein mit seinem Elend, mit seinen Gewissensbissen, mit seiner Angst. Nichts ist jetzt da, als das warnende Auge seines Oheims, das aus dem Rahmen eines Bildes hinter seinem Rücken auf ihn blickt. Er fühlt diesen Blick instinktiv, er wendet sich darnach um, er richtet sich daran fast auf.

„So schlimm wie ihm, wird es mir nicht ergehen! Unser Feind ist edel. Es wird Wimpffen gelingen, ehrenhafte Capitulationsbedingungen zu erreichen.“

Wieder versinkt er in sein dumpfes Brüten. Allein er ist ruhiger geworden. Er träumt noch einmal von einer glücklicheren Wendung der Dinge. Der Donner der Geschütze hat für kurze Zeit aufgehört. Da fängt er aufs neue an zu brüllen — und gleich danach läßt General von Wimpffen melden, daß der Feind von keinen Bedingungen etwas wissen wolle, er verlange vielmehr eine Uebergabe der Festung und ihrer Besatzung auf Gnade und Ungnade. „Es bleibe auch wohl nichts anderes übrig!“ läßt der unglückliche, an dieser Schmach so ganz unschuldige General ihm sagen.

Der Kaiser gibt seine Einwilligung zu erneuten Verhandlungen. Er ist wiederum allein, doch gefaßter, als zuvor. Er ist aus seinem langen Brüten erwacht, er ist zu einem Resultat seines Nachsinnens gekommen. „Ich will an des alten Königs Großmuth appelliren,“ murmelt er vor sich hin, und — noch leiser, als belausche ihn jemand — fügt er hinzu: „So bahne ich mir vielleicht noch den Weg zum Thron zurück!“ Damit steht er auf, geht zu einem Schreibtisch und schickt sich an, einen Brief an den Sieger zu entwerfen.

„N'ayant pas pu mourir à la tête de mes troupes, je dépose mon épée à Votre Majesté — —“ spricht er halblaut vor sich hin, und bald ist das kurze, mit fester Hand entworfene Schreiben vollendet. „Wenn er schweigt, so conspirirt er; wenn er spricht, so lügt er!“ soll seine eigene Mutter einst von ihm gesagt haben. Und doch war dieses Mal mehr Wahrheit in seinen Worten, als je in seinen früheren Reden. Es ist unzweifelhaft, daß er den Tod im Schlachtgewühl gesucht!

Kurze Zeit danach überreichte General Reille das denkwürdige Schreiben dem König Wilhelm, der mit seinem Stabe oberhalb Wadelincourt hielt, indem er hinzufügte, daß er sonst keine Aufträge habe. Ehe der König den Brief öffnete, sagte er zu dem Ueberbringer: „Aber ich verlange als erste Bedingung, daß die Armee die Waffen niederlege.“ General Reille verneigte sich zustimmend.

Der König las nun den Brief und beantwortete ihn kurz dahin, daß er die Art der Begegnung mit dem Kaiser beklage und um die Sendung eines Bevollmächtigten ersuche, mit dem die Capitulation abgeschlossen werden könne. Danach wurde General Reille, der dem Könige von der Pariser Ausstellung her gut bekannt war, huldvoll entlassen. General von Moltke und Graf Bismarck sollten in seinem Namen die weiteren Verhandlungen leiten.

Die Nacht senkte sich schnell herab über diesem denkwürdigen Tage. In beiden Heeres- und Fürstenlagern ist in ihr wohl wenig geschlafen worden. Aber während der greise Königsheld überall von dem Jubel seiner Truppen begrüßt ward, während er sein redliches Bemühen um Deutschlands Ehre und Größe von Gott mit reichem Erfolge gekrönt sah, wogte es aufs neue auf und ab in der von Wuth und angstvoller Ungewißheit gequälten Seele seines Gegners. Noch wußte er ja nicht, welches der Ausgang der Verhandlungen sein würde, noch war die Capitulation nicht unterzeichnet, noch sein eigenes Schicksal von des Königs Willen nicht bestimmt.

Unruhig wälzte er sich auf seinem Lager hin und her. Der Schlaf floh seine müden Augen, und als er endlich über ihn kam, hatte er in seinem Geleite düstere Träume. Die tausende, die der von ihm muthwillig angestiftete Krieg hingemordet, die tausende, die ihm ein lebenslanges Siechthum verdankten, stürmten wie ein riesenhafter Alp auf seine Brust und ließen ihn zu keinem erquickenden Schlummer kommen. Dazwischen drangen wilde Stimmen von der Straße zu ihm empor.

Endlich sprang er auf. Vierundzwanzig Stunden waren vergangen, seitdem die für ihn so verhängnißvolle Belagerung der Stadt begonnen. Es duldete ihn nicht länger an der Unglücksstätte. Er mochte sich unter seinen Soldaten auch nicht mehr sicher fühlen. Eine Stunde danach, gegen 5 Uhr, brach er auf in der Richtung nach Donchery, wo er König Wilhelm vermuthete. Er fuhr in einem offenen zweispännigen Brougham, von drei höheren Officieren begleitet. Zu seiner Seite ritten die Generale Reille, Castelnau, Vaubert und Moskwa.

Graf Bismarck hatte sich mit General Moltke noch abends vorher nach Donchery begeben, um dort die Verhandlungen über die Capitulation mit den Bevollmächtigten des Kaisers zu leiten; erst um 1 Uhr nachts waren dieselben durch die Bewilligung einer Bedenkzeit unterbrochen, die General v. Wimpffen erbeten, und er schlief

noch, als gleich nach 6 Uhr sein Adjutant ihn mit der Nachricht überraschte, General Reille sei gekommen und habe gemeldet, der Kaiser wünsche ihn zu sprechen. In aller Eile kleidet sich der Graf an, steigt zu Pferde und reitet dem frühen Gaste entgegen.

Die Begrüßung war eine gemessene und höfliche. Der Kaiser und seine Officiere lüfteten die Mützen, Bismarck, der vom Pferde gestiegen und an den Wagenschlag getreten war, that dasselbe mit seiner weißen Feldmütze, indem er nach den Befehlen des Kaisers fragte. Dieser erwiderte, er wünsche den König zu sprechen. Bismarck bedauerte, daß dies nicht sogleich möglich sei, da der König in das Hauptquartier nach Vendresse zurückgekehrt sei. Zugleich bot er ihm sein eigenes Quartier in Donchery an, da der Kaiser ziemlich deutlich zu verstehen gab, daß er keine Lust habe, nach Sedan zurückzukehren.

Dorthin ging nunmehr die Fahrt. Man näherte sich dem kleinen Städtchen. Einige hundert Schritt von der in die Stadt führenden Maasbrücke steht links über der dahin führenden Straße eine ärmlich aussehende Hütte, die einem Weber gehört. Der Kaiser äußerte den Wunsch, dort abzusteigen. Mit Bismarck tritt er ein, während das Gefolge zurückbleibt. In einer kleinen einfenstrigen Stube, die nur einen fichtenen Tisch und zwei Binsenstühle enthielt, nehmen sie Platz, um ungestört mit einander zu sprechen.

Eine Stunde lang dauerte die Unterredung zwischen dem gefallenen Kaiser und dem deutschen Bundeskanzler. Das Gespräch drehte sich um die Capitulationsbedingungen und um die Friedensverhandlungen. Es hielt sich streng in den Grenzen eines geschäftlichen Meinungsaustausches, blieb aber — wie vorauszusehen — resultatlos. Bismarck konnte keine günstigeren Capitulationsbedingungen bewilligen: es sei das eine rein militärische Frage, zwischen Moltke und Wimpffen zu verhandeln; der Kaiser konnte als Gefangener in keine Friedensunterhandlungen sich einlassen: das müsse dem Gouvernement in Paris überlassen bleiben.

Vor der Thüre des Hauses wurde die Unterredung fortgesetzt. Der Kaiser legte noch einmal eine Fürbitte für seine Armee ein; er fragte, ob dieselbe nicht über die belgische Grenze gehen, und dort entwaffnet und internirt werden könne. Als er auch hierauf eine abschlägliche Antwort erhielt, kam das Gespräch auf den Krieg. Der Kaiser sprach sich unverhohlen darüber aus. „Ich beklage das Unglück des Krieges," sagte er; „ich habe ihn wirklich nicht gewollt, aber ich bin durch den Druck der öffentlichen Meinung dazu genöthigt worden."

Die beiden Männer erhoben sich, und als der eiserne Graf nun um eines Hauptes Länge über dem Parvenükaiser emporragte, mochte auch der letztere wohl fühlen, daß diese deutsche Reckengestalt einen Geist berge, der ihm noch unendlich mehr überlegen war.

Sie fuhren nun nach dem Schlößchen Bellevue bei Fresnois, das inzwischen Officiere vom Generalstabe als sehr geeignet für den Aufenthalt des Kaisers ausfindig gemacht hatten. Eine Ehrenescorte des Leibkürassierregiments König Wilhelms ritt voraus. Dort angekommen, zog sich der Kaiser sogleich zurück, während Graf Bismarck der fortgesetzten Capitulationsverhandlung des schon vorher eingetroffenen Generals von Wimpffen mit den preußischen Bevollmächtigten theilweise beiwohnte. Nachdem Moltke mit dem vom König genehmigten Texte der Capitulation der Armee eingetroffen war, wurde dieselbe von beiden Seiten unterzeichnet, und etwa eine Stunde danach von Bismarck und Moltke dem Könige überreicht, der nun nicht länger anstand, den Kaiser zu sehen.

Um 1 Uhr setzte sich König Wilhelm mit dem Kronprinzen in Bewegung, von der Cavaleriestabswache begleitet. Gegen 2 Uhr langten sie auf Schloß Bellevue an. Durch dichte Gartenanlagen von der Landstraße getrennt, hat dasselbe eine herrliche Aussicht über Sedan und das Maasthal. Der Kaiser kam die breite, steinerne Treppe, die zum Eingang des Schlosses führt, hinunter, um den königlichen Sieger entblößten Hauptes zu begrüßen.

Es war eine weltgeschichtliche Begegnung, und beide Männer waren sich, tiefbewegten Herzens, der Bedeutung des Momentes bewußt. Ein Blick auf die denkwürdige Scene genügt, um die Tragweite des Vorganges zu würdigen. Hier die ehrwürdig hohe, durch das Alter ungebeugte Heldengestalt des deutschen Königs — dort die unbedeutende, durch Krankheit gebrochene Erscheinung des um zwölf Jahre jüngeren gefangenen Kaisers. Hier ein Mann, der in seiner edlen Großherzigkeit alle Schmach vergaß, die einst seinem Vater und seiner Mutter bei ähnlicher Begegnung von dem Onkel, die ihm selbst erst vor vier Wochen von den Ministern seines Gefangenen widerfahren; dort ein Abenteurer, der sich nur demüthig beugte, weil ihm nichts anderes übrig blieb. Hier ein geborener Herrscher von Gottes Gnaden, dort ein gefallener Emporkömmling von des ihm ganz ebenbürtigen Volkes Gnaden! Wer konnte zweifeln, daß hier nach Jahrhunderte langem Ringen Frankreich selbst von seiner unverdienten Höhe herabstieg und Deutschland zu dem ihm gebührenden Range sich endlich erhob!

„Der Besuch währte eine Viertelstunde," schreibt König Wilhelm in seiner edel einfachen Weise an seine Gemahlin; „wir waren beide sehr bewegt über dieses Wiedersehen. Was ich alles empfand, nachdem ich noch vor drei Jahren Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht gesehen hatte, kann ich nicht beschreiben."

Die Unterredung war zu Ende. Der greise König stieg wieder zu Pferde und machte den bekannten fünfstündigen Ritt um Sedan.

Am folgenden Tage (3. Sept.) verließ der Kaiser in seiner glänzenden Equipage mit einem fürstlichen Gefolge, in dem sich preußischerseits General von Boyen befand, das Schloß Bellevue. Achtzehn kaiserliche Wagen, von stattlichen Pferden gezogen und mit französischen Officieren besetzt, folgten. Andere Officiere und gegen 80 Grooms; die Sattel- und Vorspannpferde ritten, endlich eine Schwadron schwarzer Husaren schlossen den merkwürdigen Zug. Der Kaiser sah ernst und verschlossen aus — die so eben erfahrene Großmuth seines Gegners, wie die auf Schritt und Tritt ihm begegnenden Spuren des so leichtsinnig von ihm angefangenen Krieges, die rauchenden Dörfer, durch die er fuhr, die Verwundeten, an denen er vorbeikam, mochten ihn wohl nachdenklich gemacht haben.

An der belgischen Grenze empfing den Kaiser, im Namen und im Auftrage seines Souveräns, der belgische Generallieutenant, Baron Chazal, an der Spitze einer Abtheilung Chasseurs zu Pferde, um ihm bis zur preußischen Grenze das Ehrengeleite zu geben.

Um 5 Uhr nachmittags traf der kaiserliche Zug in Bouillon ein, wo Napoleon im Hotel des Postes abstieg, dinirte und die Nacht zubrachte.

Sonntag, den 4. September, wurde die Fahrt nach der nächsten Eisenbahnstation, nach Libramont, fortgesetzt, wo der Extrazug, der den Kaiser aufnehmen sollte, jedoch noch nicht bereit stand. Eine Stunde verging, aber er zeigte keine Ungeduld, sondern verweilte theils im Wartesaal, theils auf dem Perron, indem er unbefangen mit verschiedenen Personen plauderte und eine Cigarre nach der andern rauchte.

Eine Depesche des Gouverneurs seines Sohnes, welcher um seine Befehle bat, weckte ihn aus seiner sorglosen Haltung. Ein Schimmer von schmerzlich erregtem väterlichen Gefühl flog über die blasirten, ausdruckslosen Züge. Aber es war nur ein Augenblick, dann hatte sein Gesicht den früheren stereotyp unbekümmerten Ausdruck wieder angenommen. Um dieselbe Zeit trug man in Paris das Kaiserthum klang- und sanglos zu Grabe; dann ertönte das lärmende Zertrümmern verschiedener Kaiserstatuen als Polterabend der Wiedervermählung des Republikanismus mit der französischen Nation. Die Kaiserin rüstete sich zur Flucht. Ob es ihr Gemahl ahnte? Ob es ihn auch gleichgültig gelassen hätte? Unzweifelhaft. Niemand hat, wie er, die Menschen und das Volk verachtet — wie konnte ihr verächtlich undankbares Benehmen ihn überraschen?

Endlich war der Zug fertig, der Kaiser bestieg den für ihn bestimmten Salonwagen mit seinen Begleitern, und fort ging es über Marloye nach Lüttich. Bei den meisten Stationen sauste der Zug mit Sturmesschnelle vorüber, so daß den tausenden von Neugierigen, die die Perrons belagerten, das ärgerliche Nachsehen blieb.

In Jemelle eine kurze Begrüßung mit Prinz Pierre Bonaparte, aus der einige Zeitungen eine Rührscene gemacht haben, gegen die sich der Prinz sehr überflüssig nachher vertheidigen zu müssen glaubte. Wer würde wohl im Ernste diesem Ehrenmann solche Thränen zutrauen?

Noch ein Aufenthalt in Lüttich, dann nach Verviers, wo der Kaiser in einer gewöhnlichen Droschke ins Hotel fuhr und sein Nachtquartier aufschlug. Am nächsten Morgen gab ihm Baron Chazal zum letzten Male das Ehrengeleite, das des weitern aus 8 Gensdarmen zu Fuß und 16 zu Pferde unter Anführung eines Officiers bestand.

Die Reise durch Belgien ist vollendet. Die letzten Sympathieen,

die ſich in dem franzoſenfreundlichen Lande hie und da noch in Vivatrufen auf den Kaiſer und Frankreich geäußert, ſind verſtummt. Mit dem Ueberſchreiten der deutſchen Grenze beginnt der volle Ernſt der



Begegnung mit dem verwundeten Mac Mahon.



Unterredung mit Bismarck.

Situation für den hohen Gefangenen des Königs von Preußen. — Doch die moderne Beförderungsweiſe der Kriegsgefangenen iſt mild und voller Schonung. Unaufhaltſam geht der Dampfzug mit ſeiner glänzenden Siegestrophäe vorwärts, nur hinter den verſchloſſenen Bahnhöfen ballen ſich die Fäuſte der Männer, deren Söhne ihre Wunden, ihre Verſtümmlung, ihren Tod dem Vorübereilenden verdanken, und ihre Verwünſchungen dringen nicht an ſein Ohr.



Die Fahrt ins königliche Hauptquartier

In den ſchwellenden Kiſſen des Fauteuils ſitzt der Gefallene, meiſt ſtarr vor ſich hinſehend und den Dampf ſeiner Cigarre von ſich blaſend. Er iſt in voller Generalsuniform, nur ohne Degen; die Bruſt iſt mit zahlreichen Orden geſchmückt, auf dem Kopf ſitzt etwas nachläſſig das rothe, goldgeſtickte Käppi der franzöſiſchen Soldaten. Da hält der Zug. Unwillkürlich ſchweifen ſeine Blicke durch das Fenſter. Sie fallen auf ein Schauſpiel, das ſelbſt ſeine Blaſirtheit ſtört. Gerade gegenüber ſtehen Waggons mit franzöſiſchen Soldaten — meiſt unverwundet — von preußiſchen Soldaten, deren Helme mit Eichenblättern geſchmückt ſind, bewacht. Es iſt zu ſpät, die Gardine herunterzulaſſen — raſch ſchnellt er aus ſeinem Sitze auf und tritt hinter ſeinen Lehnſeſſel, um nicht von den Gefangenen geſehen zu werden. Schweigend ſteht hinter ihm des Königs Generaladjutant, General von Boyen, und beobachtet — augenſcheinlich beluſtigt — den kleinen Vorgang. Es pfeift, die Locomotive zieht an, und der Zug mit dem hohen Gefangenen, der ſchweigend wieder ſeinen Platz eingenommen, brauſt ſtolz an dem niederen Gefangenenvolk vorüber: eine intereſſante Illuſtration der alten Wahrheit, daß man noch immer die großen Diebe beſſer behandelt, als die kleinen!



Begegnung mit König Wilhelm vor dem Schloſſe Bellevue.

So geht es ſtill und ſtumm durch das deutſche Land, durch welches vier Wochen vorher des Kaiſers Phantaſie einen Triumphzug ſeines ſiegreichen Heeres erträumt hatte, in raſchem Fluge dem von des Preußenkönigs Großmuth beſtimmten Ziele zu. Köln, Düſſeldorf, Gießen werden nur minutenweiſe berührt — von Marburg aus wird der Thee durch Drahtordre für den Kaiſer beſtellt, endlich taucht aus den dunklen Umriſſen der Abendbeleuchtung ein Schloß auf waldiger Höhe hervor. Wilhelmshöhe iſt erreicht.

Es war gegen 10 Uhr abends am 5. September, als der Zug dort anlangte. Von den oberſten Civil- und Militärbehörden und einer Compagnie Infanterie der Ehrenwache wurde er, ſeinem bisherigen Range gemäß, auf der Station empfangen. Die Soldaten präſentiren das Gewehr, Trommler und Pfeifer führen einen Marſch aus; die Behörden werden vorgeſtellt. Dann beſteigt der Kaiſer eine bereit gehaltene zweiſpännige verdeckte Chaiſe, und hinauf geht es zu ſeinem glänzend erleuchteten Gefängniß. Der Wagen fährt durch den großen gewölbten Bogen zwiſchen dem Hauptgebäude und dem linken Flügel des Schloſſes nach der Rampe unter der Colonnade. Dort ſteigt der Kaiſer aus, während die Füſilierabtheilung unter klingendem Spiel das Gewehr präſentirt.

So zog Louis Bonaparte als Gefangener ein in daſſelbe deutſche Schloß, das 1787 von dem damaligen Landgrafen und nachherigen Kurfürſten Wilhelm erbaut, einſt ſeinem Oheim Jérome ſieben Jahre lang als Sommerreſidenz — damals Napoleonshöhe genannt — gedient hatte. Alles erinnert ihn dort an jene „luſtige" aber traurig berüchtigte Zeit. Eine Reihe Krönungsgemälde, die Jérome

einst hatte malen lassen, schmücken die Gemächer, die jetzt der Neffe bewohnt, darunter das des französischen Historienmalers Baron Gros, welches Jérome als römischen Imperator mit dem kurzen breiten Schwert, der Toga und dem Lorbeer in den Haaren darstellt.

In diesem anmuthig gelegenen Schlosse König Wilhelms weilt der jetzt ganz zum Schattenkaiser herabgesunkene Herrscher der Franzosen. Aller Comfort und Luxus, an den er seit zwei Jahrzehnten gewöhnt, umgibt ihn: alle fürstichen Ehren werden ihm erwiesen. Daß er ein Gefangener, daß sein Thron gefallen, wie der des Mannes, der zuletzt hier vor ihm residirt, scheint er kaum zu fühlen. Alle Tage kann man ihn mit seinen Generalen oder hohen Gästen aus Kassel in den prächtigen Parkanlagen promeniren und harmlos plaudern sehen; oft redet er auf seinen Spaziergängen Schulkinder, namentlich gerne kleine Mädchen an, die er nach ihrem Alter, nach den Unterrichtsgegenständen u. a. m. fragt.



Im Salonwagen auf der Reise.



Ankunft in Wilhelmshöhe.



Spaziergang in Wilhelmshöhe.



Unterhaltung mit Schulkindern.

Doch der Anblick, den er in solchen Augenblicken gewährt, täuscht, wie der seines kleinen Scheinstaates. Näher ins Auge gefaßt, namentlich wenn er schweigend dasteht oder sitzt, erscheint er in seiner ganzen Gebrochenheit und Hinfälligkeit. Spärlich und matt hängt ihm das graue Haar um das welke, ausdruckslose Gesicht, in dem selbst der sonst so sorgfältig gepflegte Schnurrbart vernachlässigt erscheint. Ein scharfer Blick genügt, um die gebrochene Größe zu erkennen, wenn man so nennen darf, was niemals wahrhaft groß gewesen. Und wer sein Loos zu günstig, seine Strafe zu leicht, sein Gefängniß zu prächtig findet, der bedenke, was Redwitz am Tage seiner Ankunft auf Wilhelms Höhe gesungen:

Kein anderer Gefängnißort,
Demüthigend wie jener dort.
Auf Wilhelms Höhe — welch ein Lohn! —
Erniedrigt sitzt Napoleon.

Im Packwagen zwischen Nancy und Pont-à-Mousson.

Von unserem Berichterstatter **Dr. Hans Blum.**

Geehrte Redaction!

Sie wollen keine Reiseberichte, aber gewiß ein Lebenszeichen. Bis ich im großen Hauptquartier anlange, das sich vorgestern in Rethel befand, werden noch einige Tage vergehen. Und die Geduld wird in diesen raschlebenden Tagen durch die Hemmung allen Verkehrs nach dem Schauplatz der Thaten auf die härteste Probe gestellt.

Diese Zeilen sollen also dazu dienen, Ihnen wenigstens etwas die Zeit des Wartens zu verkürzen.

Ich bin Freitag den 2. September mit dem Nachtschnellzug von Berlin abgereist ununterbrochen bis Landau, wo ich erst bei sinkender Nacht Sonnabend Abend (d. 3.) anlangte. Hier begannen die Stockungen. Es war unmöglich, am Sonntag Morgen auch nur bis Weißenburg zu gelangen. Ich ließ also Vormittag 9 Uhr einen Wagen requiriren und — kam endlich nachmittags ½ 4 Uhr zur Abfahrt, abends 8 Uhr nach Weißenburg. Vor 6 Uhr morgens am Montag war ich wieder auf dem Bahnhofe, und traf glücklicherweise einen Militärzug mit Baiern, schloß sofort einen innigen auf gegenseitige Hochachtung, Berliner Cervelatwurst und alten Cognac gegründeten Freundschaftsbund mit dem Zugführer und vier Bremsern, und fuhr nun mit diesem Zugpersonal im Packwagen bis zu dieser Stunde, freilich in sehr meilenarmen und sehr stundenlangen Tagereisen und unter Uebernachtungs- und Beköstigungsverhältnissen, die ich nicht einmal meinem bittersten Feinde, dem Führer Ihres Redactionsrothstiftes, wünschen möchte; nämlich am Montag blos bis Zabern, gestern (Dienstag) bis Nancy.

Hier Ablieferung eines Theils des Transports, den ich führe, und dann quer durch Frankreich zu Wagen möglichst fern von den Argonnen; denn das Gesindel schießt täglich auf Wagen, so oft es einen Gummimantel oder rothen Kragen sieht. Gestern haben sie einen preußischen Officier, der schwerverwundet von Pont-a-Mousson nach Nanzig gefahren wurde, gefährlich angeschossen aus einem Walde, und man hat nur eine der Bestien geschlossen eingebracht. Vorgestern den 5. war in Nanzig ein bedenklicher Aufruhr gegen die Hauptwacht. Als die Aufforderungen zum Auseinandergehen nicht frommte, gab es flache Hiebe und auch ganz hübsche Schmisse. Zwei junge Liévländer, die hier ihre deutsche Gesinnung dadurch bekunden, daß sie aus ihrer fernen Heimat hierher als Aerzte eilten, haben mir die Anzahl der Nadeln genau genannt. Doch von der Stimmung der Lothringer später. Lassen Sie mich zuerst des Elsasses und seiner Bewohner gedenken.

Ich denke, es ist ein gutes Omen, und fast eine Prophetie, daß an der pfälzisch-französischen Grenze, wenn man von Bergzabern gegen Weißenburg kommt, ein Brunnen steht, der aus einer Röhre sein Wasser nach Deutschland sendet, aus der andern nach Frankreich. Er soll in Zukunft nur Deutsche tränken. Der erste Todte des Tages von Weißenburg, dessen Herzblut hier rann und der unsern davon ruht, soll für ewige Zeiten in deutscher Erde gebettet sein. Noch freilich reden hunderte gebrochener Steine, das eingeschossene deutsche Thor, und die gesplitterte Rinde der Nußbäume längs des Wegs und das zertretene Gefild ringsum von dem heißen Kampfe, der über diese Landschaft brauste vor einem Monat. Und wenn diese Spuren längst getilgt sind, so wird der Geisteskampf fortgeschlagen werden wider die wälsche Gesinnung und Gesittung der fanatisch französischen Stadt: Schule und Haus, und deutsche Sprache, Gesittung, Wirthschaftspolitik, Gesetzgebung und die nationale Kraft deutscher Wehrpflicht werden auch diese halbverlornen Söhne unseres Volkes wieder verdeutschen, so sicher als dieselben geistigen Waffen das wilde Land der Polen, Kaschuben und Wenden deutscher Cultur gewonnen und aus den Söhnen jener Landstriche die Sieger von Wörth und Metz gemacht haben. Ich halte das Leid um die verlorene französische Sache bei den meisten Elsässern auch nicht auf sehr edle Triebfedern gegründet, und leicht zu überwinden. „Wenn nur einmal wieder der Commers geht" — das ist der Kern aller Klagen von Weißenburg bis Zabern, bei Voenehm und Gering.

Die Geißel des Krieges hat das Volk in der That hart getroffen. Die Gegend ist überall ausgesogen, kein Pferd, kein Ochse, kein Kalb sicher vor Requisitionen, die Kartoffeln mißrathen, das Korn garnicht gerathen, der Verkehr mit dem Innern von Frankreich gehemmt, der nach Deutschland unbedeutend. Dazu das Bewußtsein des grenzenlosen Falls aus der schwindelhaften Höhe ihrer Selbstvergötterung. Dann die harte Hand der strammen rücksichtslosen deutschen Verwaltung, die sich in allen Zweigen dauerhaft eingerichtet hat, an Stelle des behaglichen französischen Regime. Post, Telegraph, Eisenbahn, Regierung, Münze, Steuereinnahme, alles von deutschen Beamten besorgt — und wie! „Sie kennen alles besser, wie wir selbst" hat mir manch ein ehemaliger kaiserlicher Beamter mit bekümmerter Miene versichert. Nichts läßt sich verheimlichen, nichts hinterrücks für Frankreich ausnutzen.

Dabei ist nirgends ein Interregnum nöthig gewesen. Der Sieg war den französischen Adlern so sicher verheißen, der Rückzug ging so grauenvoll rasch, und in solcher Betäubung von Statten, daß man nirgends Zeit zur Zerstörung hatte, oder zur Absperrung des Feindes durch Verwüstung, wie Herr Thiers in bedenklicher Reminiscenz an die Kriege unter Franz I und Karl V vorschlug. Ein paar Telegraphendrähte war alles, was sie zerstörten, während hunderte wundervoller Eisenbahnbrücken unversehrt gelassen wurden. Nur von Weißenburg bis in die Gegend von Wörth haben sie die Möglichkeit eines feindlichen Vorstoßes bei Zeiten ins Auge gefaßt. Ueberall an den Höhenzügen, welche den Bahnkörper berühren, befinden sich auf dieser Strecke tiefe Einbohrungen in der Erde, die mit Pulver gefüllt und als verdeckte Mienen benutzt werden sollten beim Herannahen des Feindes. Aber „es ging zu rasch," sagt der Kammerdiener Karl Buttervogel in Immermanns Münchhausen. Und nun ist's geschehen, wir haben die Verwaltung nach deutschem Schnitt in Händen, und werden sie behalten. Ich bin nur sehr begierig, wie die veränderte Gestaltung der Regierung und Verwaltung und der Wirthschaft auf das Volk wirken wird. Mit dem schwindelhaften Raubsystem dieser Aera von Emporkömmlingen ist es vorbei. Manche Größe des zweiten Kaiserreichs, die sich hier an diesen reichen Ländern mästete, wird stürzen über Nacht. Der Bankerott des kaiserlichen Frankreich wird auch den seiner Emporkömmlinge nach sich ziehen. Damit ist den Deutschen die Arbeit wesentlich erleichtert. Denn die vermögens- und machtlose Unzufriedenheit hat wenig Widerstandskraft, und die Reinheit und Unermüdlichkeit des deutschen Beamtenthums wird auch französischen Fanatikern auf die Dauer imponiren. Nach wenigen Jahrzehnten wird die Bevölkerung des Elsaß ganz gewonnen sein, in Lothringen ein starker Bruchtheil des Volkes.

In Lothringen freilich wird die Arbeit viel härter sein, als im Elsaß. So lange man die Vogesen vor sich hat, gemahnt das ganze Gepräge des Landes an die Landschaft unserer deutschen Heimat, am meisten an die Fahrt im badischen Land, dem Schwarzwald entlang. Nur fährt man im Elsaß tiefer ins Gebirge, und häufiger krönen alte Ruinen die Berghäupter. Auch in den von Französelei und ohnmächtigem Zorn verzerrten Zügen der Bevölkerung bildet der alte deutsche Typus noch immer die Grundlage. Wenn Eisenbahnzüge mit französischen Gefangenen vorbeikommen und man die Gesichter der Zuaven, des Süd-West- und Nordfranzosen neben denjenigen der herbeigeströmten Elsässer sieht, gewahrt man erst den vollen Unterschied beider Typen. In Lothringen sieht man die Gefangenen von Sedan und die Einwohner so nahe bei einander, als die Wachtposten und der Eisenbahnzaun zu lassen, und Typus, Geberden, Sprache beider sind sich zum Verwechseln gleich. Namentlich haben die Mädchen und Frauen Lothringens schon ganz die leichtfüßige Grazie und in ihrem Putz den erlesenen Geschmack französischer Weiber. Auch die Gegend diesseits der Vogesen, von Saarburg bis hierher nach Nanzig, gleicht wohl in ihren rauheren Theilen unserer Mark, in ihren Niederungen gewissen Gegenden von Sachsen, und namentlich hat Nancy in seiner Ausdehnung, seiner reichen Behäbigkeit und den baumreichen Vorstädten und den zahlreichen Bauten städtischen Gemeinsinns, viel von Leipzig. Aber fremdartig berührt uns überall die südliche Bauart der Häuser, die Dachung mit canellirten Ziegeln, die üppige Rolle, die der Nußbaum und die zahmen Kastanien, der Wein und die Akazie in der Bewaldung des Landes spielen. Alles ist auf größere Gunst des Klimas eingerichtet, und solches Obst wie hier habe ich erst am Genfersee gesehen.

Das Volk zeigt bei jeder Gelegenheit seine französische Mißlaune, wo ihm die theatralische Demonstration keine Gefahr bringt. Der Elsässer ist weit gefaßter, als der Lothringer. Seitdem die Armee Mac Mahons die Waffen gestreckt und der Kaiser sich ergeben hat, ist vollends das Landvolk hier herum außer Rand und Band, schießt auf die Züge, sobald es dunkelt, sammelt sich an den Bahnkörpern des Tages, um den französischen Gefangenen womöglich einige Sous zuzustecken und die deutschen Truppen zu verhöhnen. „Nach Paris!" steht auf allen deutschen Waggons mit Kreide geschrieben. „Oh oui, à Paris, à Paris," schreien die Lothringer von den Bahnbarrièren zurück, und machen die Geberde des Halsabschneidens. Die Weiber sind darin die schlimmsten. „Sie treiben mit Entsetzen Spott," und ihre wüsten Bewegungen, auch mit den Füßen, haben dabei die verzweifelte Aehnlichkeit mit dem Cancan von Mabille. Danken wir

Gott, daß wenige unserer Verwundeten diesem Gesindel Preis gegeben sind.

Der gebildete Theil der Bevölkerung hält sich mehr zurück. Aber auch bei ihm dringt der Glaube an die volle Wahrheit des Erlebten nur allmählich durch. Denken Sie sich, daß eine Stadt wie Nancy von 50,000 Einwohner bis zur Ankunft des Generals v. Bonin, die erst in den jüngsten Tagen erfolgte, gar keine politische Nachrichten hatte, so werden Sie ermessen können, wie viel der Landmann vom Krieg erfährt. Bonin läßt aber nun alle Depeschen in beiden Sprachen anschlagen. In Nancy fängt man daher an, zu glauben, und diese Einsicht führt den Pöbel zu solchen Tumulten wie den vorgestrigen. Einem andern Volk würde in solcher Lage der stille gefaßte Heldenmuth wachsen, diesem die Frechheit. Da man den Feind nicht mit dem Schwert vertilgen kann, versucht man's mit Nadelstichen. — Auch die Geschichte, warum die Nanziger und die Bewohner des ganzen Strichs seit dem Einmarsch der Preußen keine Nachrichten haben, ist bezeichnend. Ich habe sie von einem „Mitarbeiter" (einem höhern Setzer) des Journal de la Meurthe, mit dem ich von Luneville bis zu einem Kanonierzug fuhr, der ihn mitnahm. Der Mann gestand mir ganz naiv, daß das deutsche Commando sofort nach der Besetzung der Stadt Nanzig den Redacteuren der 3 bis 4 dort erscheinenden Zeitungen erklärt habe, ihnen volle Preßfreiheit lassen und selbst alle dem Commando bekannten Nachrichten unentgeltlich zugehen lassen za wollen, nur müsse der Satz zuvor dem Commando eingereicht werden. Man hatte unter dem zweiten Kaiserreich wahrlich unter schlimmerer Censur gestanden. Durch die Vorschrift, daß jeder Artikel mit dem Namen des Verfassers gezeichnet werden müsse, hatte das herrschende Regiment im Verein mit dem servilen Richterstand dafür gesorgt, daß die persönliche Freiheit und die öconomische Existenz jedes Schriftstellers bei passender Gelegenheit ruinirt werden konnte. Man hätte also für die deutsche Censur, zumal im Kriege, wohl einige Nachgiebigkeit erwarten dürfen. Das Weitererscheinen der Zeitungen war ja auch das beste Mittel, um in reifem politischen Sinne auf das Volk zu wirken, es zu beruhigen über das, was geschehen, es auf die Hoffnung der Zukunft zu verweisen. Man bedenke, was wir unter der französischen Herrschaft mit der Erlaubniß, Zeitungen herauszugeben, anzufangen gewußt hätten! Aber die Redacteure in Nanzig stellten sofort ihre Zeitungen ein. Die Wahrheit sagen wollten sie nicht, — obwohl das fortwährende Eintreffen neuer deutscher Truppen und die unabsehbaren Züge französischer Gefangener ihnen die Wahrheit der preußischen Zeitungen offenbaren mußten — und unter preußischer Censur erscheinen durften sie nicht, ohne sofor beim Publikum alle Leser und allen Credit zu verlieren.

Pont-à-Mousson, 5. September.

Inzwischen bin ich, nachdem wir von 7 bis 11 Uhr vormittags im Nanziger Bahnhof gehalten und von 11 bis 2 Uhr hierher gefahren sind, in Pont-à-Mousson angekommen, einer einfachen Landstadt von circa 14 bis 16,000 Einwohnern, sehr viel Cafés um den hübschen Markt, aber sammt der Landschaft in eine einzige Regenwolke gehüllt, die uns mit ihren Güssen an jedem Umblick hindert. Dafür bei Tisch, und den schauerlichen Preisen (2 Stückchen Braten und getaufter Wein 20 Groschen, 2 Eier roh 2 Groschen ꝛc.) die liebenswürdigste Gesellschaft. Ein preußischer Referendar aus Greifswald, Vicefeldwebel bei den Sechzigern, der mir sofort sein Quartier überläßt, und mir dadurch das Vergnügen verschafft, in seinem Burschen Beckmann aus Berlin ein Seitenstück zu der Originalität Ihres Leibdichters, des Füsiliers Kutschke, zu entdecken, während er selbst draußen auf freiem Feld in der nassen Nacht bivouakirt, um die beaux restes der Armee Mac Mahons zu bewachen, von denen 6000 gestern bei strömendem Regen, und seit sieben Tagen unterwegs, hier eingetroffen sind.

Was für ein Gesindel! Wirklich nicht eine Gestalt darunter, die einem das mitleidende Gefühl der Achtung vor gefallener Größe abnöthigte. Der Fall ist eben blos so eingebildet, wie die Größe. Leute aller Waffengattungen auf französischer, zufällig aller deutscher Stämme auf unserer Seite, waren vertreten. Aber alle unsere Soldaten, die Preußen von der Weichsel bis zur Mosel, die Sachsen, die Baiern, Württemberger und Badener schauten in ihrem letzten Trainsoldaten intelligenter und bewußter drein, als diese Söhne der grande nation.

Noch während ihres Marsches konnte man sie versichern hören, daß nur schlechte Führung ihre heroische Tapferkeit zu Schanden gemacht habe — sie waren sämmtlich unverwundet. Und später gaben sich selbst die Officiere, die in allen Graden bis zum General in den Coupés gehalten wurden, zu ähnlichen Flunkereien her. Daneben wurde natürlich den in dichten Scharen herbeigeströmten Bewohnern auch das andere Märchen zum Besten gegeben, daß es „ihnen schlecht, aber den andern gut gehe". Auf meine Frage, wen er damit meine, erwiderte der Soldat: „die Armee von Metz." So sind sie unterrichtet. Daß der Kaiser gefangen ist, glaubt niemand, oder will's wenigstens nicht.

Beckmann, der mit seinem Vicefeldwebel und mir „schon so feste zusammenjewachsen" ist, und ein Geheimmittel gegen Epilepsie kennt, ich glaube den Schweiß des Elennthiers, wird vermuthlich heute den Schmerz der Trennung mit mir zu theilen haben. Er begleitet Gefangene, ich suche vergeblich meinen Koffer, und werde, da das Wetter den Marsch auf Rheims (im Anschluß an eine Transportcolonne) unmöglich macht, wahrscheinlich heute den Mont St. Blaise zu Wagen zu erreichen, um einen Ausguck auf Metz zu erlangen, und dann hierher zurückzukehren, um meinen Koffer zu finden, der mir in Wendenheim vom Wagen geladen wurde.

Für heute genug! Bald ein weiteres.

Am Familientische.

Deutsche Fürsten im Kampfe.

(Zu dem Bilde auf S. 817.)

Jeder thut seine Pflicht; kein Stand ist zurückgeblieben, und unsere Fürsten, die an eigenes Schalten und Walten gewöhnten Herren, haben sich bereitwillig dem Einen leitenden Willen zum Wohle des großen Ganzen unterworfen. Sehen wir ab von den Welfen, so ist in diesem großen Kampfe fast jedes deutsche Fürstenhaus vertreten, voran Preußen, das alle waffenfähigen Prinzen zur Fahne entsandte. Aus dem königlichen Hause Sachsen finden wir die beiden Prinzen Albert und Georg; aus der ernestinischen Linie Sachsen sind nicht weniger als vier Mitglieder im deutschen Heere vertreten, und zwar der Großherzog von Weimar, die Herzöge von Koburg und Altenburg und der Erbprinz von Meiningen, welcher als Ordonnanzofficier dem Stabe des 95. Regiments beigegeben ist. Mecklenburg-Schwerin sandte seinen Großherzog Friedrich Franz, Anhalt seinen Erbprinzen, Oldenburg seinen Großherzog nebst Erbprinzen; von den thüringischen Fürsten sehen wir den regierenden Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt, mehrere Prinzen Reuß und den Prinz Günther von Schwarzburg bei der Armee. Lippe ist durch den Prinzen Hermann von Schaumburg, Hessen durch den Prinzen Ludwig, Nassau durch den Erbprinzen und den Prinzen Nikolaus, Schleswig-Holstein durch Herzog Friedrich vertreten. So der Norden. Aber nicht minder haben die Fürstenhäuser des Südens ihre Söhne ins Feld gestellt, Baiern voran mit fünf Prinzen, darunter Prinz Otto, der Bruder, und Prinz Luitpold, der Ohm des Königs. Von Württemberg zogen aus Prinz August, der Führer der preußischen Garden, und Prinz Wilhelm; von Hohenzollern mehrere Prinzen, darunter der einstige spanische Thronkandidat, der als Ursache des blutigen Kampfes gelten mußte, und aus Baden eilte der Großherzog selbst herbei, um an Straßburgs Belagerung Theil zu nehmen. Wie ganz anders und wie viel erhebender ist das Bild, welches die Gesammtheit der deutschen Fürsten heute uns bietet, als zur Zeit des ersten Napoleon! Nicht ein schwacher Schimmer von Rheinbundgedanken konnte aufkommen, sie alle fühlten gleichmäßig sich mit der Ehre der Nation verwachsen und gehorchten, das eigene Ich unterordnend, dem gemeinsamen Kriegsherrn. Es ist ein Bild solchen gemeinsamen Wirkens deutscher Fürsten, das F. Kaiser auf dem Weißenburger Schlachtfelde uns gezeichnet hat. Preußens Kronprinz, der Sieger vom 4. August, bereitet die erkämpfte Wahlstatt, und zwei deutsche Fürsten, die redlich ihm zur Seite gestanden, begleiten ihn auf dem schönen Ritt, der zugleich den Jammer und das Elend des Krieges den hohen Herren vor Augen führt. Zur Linken des Kronprinzen trabt der jugendliche Prinz Otto von Baiern, zur rechten Herzog Ernst II von Koburg. Und in ihrem Gefolge erblicken wir die Männer, die so wesentlich an dem großen Tage Theil hatten: den Chef des Stabes der III. Armee, General von Blumenthal, und den tapferen Führer des zweiten bairischen Armeecorps, General von Hartmann.

Aus allerhand Briefen.

I. Die Pflege der Verwundeten in Speyer.

Wir Speyerer haben die Ehre gehabt, außer vielen kranken und maroden Soldaten etliche Bahnzüge voll Verwundeter hier aufzunehmen, wovon im Augenblick noch etwa 60 hier sind; sobald die anderen transportabel geworden,

wurden sie theils nach Hause, theils ins jenseitige Baiern geschafft. Viele sind mit Dankesthränen im Auge für die Pflege, die ihnen zu Theil wurde, geschieden. Und sie sind auch gut verpflegt worden. Denken Sie, ein hiesiger Kunstgärtner hat so viele Blumen ins Lazareth geschickt, daß jedem Verwundeten ein Blumenstock entweder an die Seite oder Fußende des Bettes gestellt werden, damit das zarte Grün, die lieblichen Blumen den Aufwachenden erfreuen mögen, wenn seine Phantasie ihm wilde, traurige Scenen aus dem Erlebten der letzten Tage vormalte.

Ohne Ausnahme trugen sie auch stille ihre Schmerzen. „Wir wollen ja gerne unsere Wunden tragen," sagten sie, „wenn nur die deutsche Sache den Sieg behält." Ein Jäger vom 10. Bataillon, wenn ich nicht irre, erzählte einmal: „Ich war einer der ersten, die vor Weißenburg gefallen sind, und war mir nur leid, daß ich nicht mehr mitkämpfen konnte." Andere riefen voll Begeisterung: „Sobald ich nur wieder einigermaßen fort kann, gehe ich zu meinem Regiment; ich habe meine Pflicht noch nicht ganz gethan." In der That ist auch gestern ein Lieutenant schon wieder zur Südarmee abgereist, obgleich seine Wunde — er hatte einen Schuß in der obern Brust — noch nicht ganz geheilt ist; er hatte keine Ruhe mehr.

Einer unter ihnen hat eine schwere Schußwunde am Fuß; daß er viel leidet, sagen seine matten, schmerzbewegten Züge; auch starke Dosen Morphium geben ihm keine Ruhe und Schlaf. Aber er klagt nicht; nur wenn ihm die Aerzte Knochensplitter aus der Wunde nehmen, wimmert und stöhnt er zum Herzbrechen. „Ich bin am 4. verwundet worden," sagte er einmal, „und darauf in einen Graben tief in den Schlamm gefallen. Dort lag ich von morgens 9 Uhr bis abends 5 Uhr mit Sack und Pack und konnte mir nicht helfen. Oben vom Wall riefen die Franzosen anfänglich herunter: „Seid Ihr bald todt, Ihr Hunde?" bis die Unsern sie hinunterschossen." Gern hätte ich noch mehr gehört, aber müde schloß er die Augen. Einmal winkte er seiner Pflegerin und bat sie an seinem Bett zu bleiben, er fühle sich so einsam und verlassen. „Wenn ich nur bei meiner Mutter im Himmel wäre," schluchzte er, „ich habe ja sonst niemand mehr auf der Welt, und werde gewiß zum Krüppel." Das Wundfieber durchschüttelte eben den armen Menschen.

Dieselbe Pflegerin eilte an ein anderes Bett, worin sich ein Verwundeter stöhnend suchte, aufzurichten. Auch ihn schüttelte das Wundfieber, und er zitterte vor Schmerz und Unruhe. „Ist's Ihnen nicht gut?" frug sie herzlich theilnehmend; alles vergessend nahm sie den Kopf des armen Menschen in einen Arm, während sie mit der andern Hand die dicken Schweißtropfen wegwischte, die ihm auf der Stirn perlten; und unter ihren Trostsprüchen schlief er endlich ein wie ein müdes Kind.

Einem anderen, der allzeit getrosten Muthes war, hatte eine Kugel drei Finger zerrissen, die Wunden heilten ganz schön. Einmal sagte er, daß er seinen Geldbeutel sammt Inhalt verloren hätte, wahrscheinlich in der Nähe Weißenburgs. Wenige Tage darauf trat eine Dame ins Lazareth, ging auf den Mann zu; während sie ihm etwas in die Hand drückte, sagte sie freundlich: „Ich habe gehört, Sie hätten Ihren Beutel verloren; da will ich Ihnen einen anderen dafür geben; halb ist er gefüllt, die andere Hälfte kommt noch nach." Der Mann wußte nicht, wie ihm geschah; bald sah er die Dame an, bald den Beutel. Endlich fand er Worte; während ihm die Thränen der tiefsten Bewegung über das gebräunte Gesicht rollten, sagte er: „O, das ist ja mehr als ich verloren! Dank, Dank!" K. R.

II. Feldpostbrief eines Gefreiten bei der I. Compagnie des Kaiser Franz Garde-Grenadierregiments Nr. 2.

Lieber Bruder! Kassel, 6. September 1870.

Am 18. August nachmittags um 2 Uhr kamen wir ins Feuer — Habonville und Gravelotte — es begrüßte uns aber gleich ein heftiger Kugelregen, und sahen keine Franzosen, die Bande hatte sich alle verschanzt, Dörfer hatten sie besetzt. Nach einem dreistündlichen Kampf, da rückten sie aber mit Glanz aus und retirirten in das Dorf Namens St. Jerusalem, da gab's aber feste von hinten; bis an das so genannte Dorf kam ich glücklich mit, nahmen mehrere Offiziere und eine ganze Anzahl von den Gemeinen gefangen; dabei wurde ich durch beide Oberschenkel geschossen, eine Hand breit über den Knieen durchs Fleisch, Knochen- und Sehnenverletzung keine, es war in der siebenten Stunde; das Dorf war in Brand geschossen, es brannte ganz nieder.

Was sollte ich nun machen, die Noth und Angst war groß, da bin ich in den Chausseegraben gekrochen. Was war ich froh im Graben, wie ich sah, wie die Artillerie da durch die Todten und Verwundeten durchsauste! Ein schönes Granatfeuer mußte ich aber noch ausstehen, links und rechts schlugen sie neben mir ein, so daß die Stücken von der Erde an den Kopf flogen. Vor einem zweiten Treffer hat mich der liebe Gott beschützt. Da habe ich also gelegen in dem Chausseegraben vom Abend bis zum andern Mittag; da kam der Krankenwagen, nahm mich mit auf und brachte mich nach dem Verbandplatz, dort wurde ich zum ersten Male verbunden; ich hatte mich rein ausgeblutet, war so schwach, daß ich kein Glied bewegen konnte; man trug mich in einen Kuhstall, der schon ganz voll Verwundeter lag; dort habe ich gelegen bis zum 22. August morgens; dann wurden unserer 12 Mann auf einen Leiterwagen geladen, fuhren bis zum 23. morgens, ohne vom Wagen zu steigen, bis zu der Bahnstation Courzelles, da war ich schon halb todt, wir wurden auf die Bahn verladen und haben bis zum 25. gefahren, wo wir in Kassel anlangten und ins Lazareth in der Kriegsschule aufgenommen sind.*) —— J. K.

*) Der Einsender obigen Briefes bemerkt dazu: „Zur Zeit befinden sich vier meiner Brüder unter der Fahne gegen die Franzosen, auch der jüngste Bruder hat in der 10. Compagnie vom Grenadierregiment Nr. 2 die Schlacht bei Gravelotte mitgemacht, er ist gesund geblieben."

III. Kutschke und Napolium.

Durch das poetische Citat eines unserer Correspondenten in Nr. 46 des Daheim (S. 725):

„Was kriecht denn da im Busch herum,
Ich glaub', es ist Napolium."

wurde ein Gedicht veranlaßt, das den Füsilieren des 40. Regiments in einer größeren Anzahl Exemplaren zugesandt worden ist und aus dem wir als Probe einige Strophen hier wiedergeben. Es geht nach der Melodie: „Crambambuli, das ist der Titel ꝛc.

Wir bauten ruhig Kraut und Rüben
Und saßen fest im Webstuhl drin.
Den Franzmann auch sah'n wir drei drüben
Anscheinend still Oliven ziehn.
Doch Kutschke glaubte nicht daran
Und hat auch gar sehr wohlgethan,
Ja sehr, sehre wohlgethan,
Ja wohlgethan!

Dieweil die Trauben pflegt der Pfälzer,
Die kühle Blonde schlürft Berlin,
In Baiern speculirt der Mälzer,
Der Bismarck ausruht in Varzin:
Was kraucht denn da im Busch herum,
Ich glaub', es ist Napolium!
Napo — popo — napolium!
Napolium!

Herrn Wilhelm ward's nicht weiter schwüle
Ob diesem Räuber Jaromir,
Doch sprach er wie im Vorgefühle:
„Hör Kutschke, ich vertraue Dir.
Such Du emal im Busch herum,
Ob's wirklich ist Napolium!
Napo — popo — napolium:
Napolium!"

Flugs wählt sich Kutschke ein Geleite
Vom Hohenzollern-Regiment
Und ruckt mit Pesteln aus zum Streite
Nach Saarbrück an des Reiches End'
Und spürte dort im Busch herum,
Ob krauche dein Napolium,
Napo — popo — napolium,
Napolium! ꝛc. ꝛc.

Frankenberg, am 22. August 1870. K. M.

Zu unserer Verlustliste.

Von unserm Specialartisten W. Friedrich gehen so eben ausführliche Nachrichten aus Floing bei Sedan ein. Er hat alle großen Schlachten von Metz bis Sedan mitgemacht und sendet uns eine Reihe interessanter und werthvoller Skizzen, die wir in einer der ersten Nummern des neuen Jahrganges unseren Lesern bringen werden.

Zur gefälligen Beachtung.

Mit der nächsten Nummer beginnt der VII. Jahrgang des Daheim. Wir ersuchen unsere Abonnenten, besonders die der Post, die Bestellungen auf denselben baldigst erneuern zu wollen, damit keine Unterbrechung in der Zusendung entsteht.

Expedition des Daheim.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig

Von besonderem Interesse für die Gegenwart sind folgende

Illustrirte zeitgeschichtliche Prachtwerke.

Sämmtlich in eleganten Prachtbänden mit reichvergoldeter Titelprägung in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes vorräthig.

Der

Böhmische Krieg.

Nach den besten Quellen,

persönlichen Mittheilungen und eigenen Erlebnissen geschildert

von

Georg Hiltl.

Dritte, unveränderte Auflage.

Illustrirt von O. Fikentscher, C. v. Grimm, Fr. Kaiser u. A.

Mit einer Uebersichtskarte des Kriegsschauplatzes und Specialkarten der Schlachten von Trautenau, Nachod, Skalitz, Schweinschädel und Königgrätz.

Elegant broschirt 3 Thlr.

In Prachtband mit Original-Goldstempeln 3 Thlr. 20 Sgr.

Der Feldzug

der

Preußischen Main-Armee

im Sommer 1866.

Vom Berichterstatter des Daheim bei derselben.

Dritte, unveränderte Auflage.

Illustrirt von E. Hünten, O. Fikentscher u. A.

Mit einer Uebersichtskarte des Kriegsschauplatzes und Specialkarten der Schlacht von Langensalza, der Gefechte an der Saale, an der Tauber und bei Würzburg.

Elegant broschirt 2 Thlr. 15 Sgr.

In rothem Prachtband mit reich vergoldeter Titelprägung 3 Thlr.

Diese beiden Werke über den Krieg von 1866 sind noch heute die interessantesten und besten über jene Epoche, welche den ersten Schritt zur glorreichen Entwickelung Deutschlands bildet.

Das Buch

vom

Grafen Bismarck

von

George Hesekiel.

Mit über 100 Illustrationen hervorragender Künstler.

Preis broschirt 3 Thlr.

In eleg. rothem Prachtband mit Goldprägung 3 Thlr. 10 Sgr.

Dieses erschöpfende, durchaus zuverlässige, überaus anziehende Lebensbild unseres großen Staatsmannes hat angesichts der neuen Ereignisse ein erhöhtes Interesse.

Das Buch

von der

Norddeutschen Flotte

von

R. Werner, Kapitän zur See,

Kommandant Sr. Maj. Panzer „Kronprinz".

Illustrirt von Wilhelm Diez.

Mit Abbildungen von Max Bischoff und Schiffsporträts von H. Penner.

gr. 8. Complet broschirt 3 Thlr.

Eleg. geb. in grünem Calico mit Original-Goldstempeln 3 Thlr. 20 Sgr.

Für Jeden der sich über unsre junge, kühn aufstrebende Marine unterrichten will, unentbehrlich.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.